



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Zweiter Band.

Kreis — Bibelersklärung.

**Solzschnitte aus der Lylographischen Anstalt,
Karten aus der Geographisch - artistischen Anstalt
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Brockhaus' **Conversations-Lexikon.**

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Preisgeehrte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Zweiter Band.

Aras — Bibelklärung.

Leipzig:

J. A. Brockhaus.

1882.

B. 1. 1. 2.

207. d. 30. 7.

A.

Arras (*Nemetocenna* oder *Nemetacum* im Lande der *Atrebatens*, später *Atrebat* oder *Atrebatiae*), Hauptstadt des franz. Depart. *Pas-de-Calais* und der ehemaligen Grafschaft *Artois*, liegt an der Mündung des *Erinchon* in die hier schiffbare *Scarpe* und an der Nordbahn, die sich hier nach *Calais* und *Douai* gabelt, ist Festung und Sitz eines Bischofs. *A.* hat eine 1787 gegründete Gelehrte Gesellschaft, ein Collège, ein Laubstummelinstitut, ein theol. Seminar, eine Ingenieur-, Zeichen- und mediz. Schule, eine Economische Gesellschaft, eine Bibliothek von 40000 Bänden und 1100 Manuscripten, ein Naturalienkabinett und Museum und einen botan. Garten, betreibt neben vielen Spinn-, Web-, El- und Rübenzuckerfabriken fast alle Zweige einer großartigen Industrie und einen wichtigen Handel, namentlich von Getreide, Wein, Öl und Steinkohlen, und zählt (1876) 26764 E. Die Citadelle sowie die übrigen Befestigungen sind von *Banban* verbessert oder ganz neu angelegt. Die *Cité* (Altstadt) ist von der Neustadt (*la Ville*) durch Wall und Graben getrennt. Unter den Gebäuden zeichnen sich besonders aus: die 1765–1833 in einem Barockstile aufgeführte Kathedrale; die alte Abtei von *St. Waast*, jetzt teils Seminar, teils Museum und Bibliothek; das gegen 1510 im got. Stile erbaute *Hôtel-de-Ville*, eins der schönsten im nördl. Frankreich, und dabei der 1554 aufgeführte *Belfort*, ein 75 m hoher, vierediger Turm, an der Spitze mit einer herzogl. Krone, auf welcher ein *Lothaller* Thron steht. Zu *Cäsars* Zeit, der hier Winterquartier hielt, war *A.* schon bedeutend; *Attila* zerstörte es 451, die *Normannen* 880. Mit der Grafschaft *Artois* gelangte *A.* an die Herzöge von *Burgund*, die hier einen glänzenden Hof hielten, wurde zwar 1482 mit *Artois* von den niederländ. Ständen an *Edwig XI.* von Frankreich abgetreten, kam jedoch schon 1493 durch Vermittelung an *Maximilian* von Österreich zurück. *A.* blieb nun dem Hause *Habsburg*, bis es *Edwig XIII.* 1640 nach langer Belagerung einnahm; der Versuch, den die *Spanier* unter *Condé* 1654 machten, es zu erobern, wurde durch den Sieg *Turennes* 24. Aug. vereitelt. Im *Pyrenäischen* Frieden von 1659 blieb *A.* bei Frankreich. Die berühmten *Pinien* von *A.* nach *Bouchain* an der *Schelde* überstieg *Marlborough* am 5. Aug. 1711. *A.* ist der Geburtsort der beiden *Kobespierre*.

Arratel (in der Mehrzahl *Arrateis*) oder *Libra* hieß bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (Ende Sept. 1868) die Einheit des portug. Gewichtsystems, das portug. Pfund, welches auch in *Brasilien* bis Ende 1873 in Anwendung war, von welcher Zeit ab auch dort die metrischen Größen definitiv in Anwendung kamen. Das *A.* betrug

in Halbe (*Meios*) und Viertel (*Quartos*); das Viertel wiederum in 4 Unzen (*Oncas*), je zu 8 *Achteln* (*Oitavas*). Noch weiter teilte sich das *Achtel* in 8 *Strupel* (*Scrâpulos*) zu je 24 *Gran* (*Grãos*). Es hatte das *A.* somit 9216 *Gran*; 82 *Arrateis* bildeten eine *Arroba* (s. d.), 4 *Arrobas* den *Quintal* oder *Centner*. Das *A.* wog 459 g, und es entsprachen daher 100 *Arrateis* 45,900 kg.

Arrazzi, eine Art gewebter Tapeten, s. *Tapeten* und *Teppiche*.

Arrebo (*Anders*), dän. Dichter, wurde 2. Jan. 1587 auf der Insel *Arde* geboren. Schon im 30. Jahre ward er Bischof in *Drontheim*, 1621 aber seines Amtes auf Grund seines anstößigen Lebens entsetzt. Er überlebte die *Palmen* (1623) und erhielt später wieder eine Anstellung als Prediger in *Bordingborg*, wo er 7. März 1637 starb. Sein berühmtestes Werk ist „*Hexameron*“, die Nachahmung eines Gedichts des Franzosen *Du Bartas* über die Erschaffung der Welt; das erste Buch ist in gereimten *Hexametern*, die andern in *Alexandrinern* geschrieben, und der *Einfluß* *Opis* nicht zu verkennen. *Vol. Rördbam*, „*A. S. Levet og Strifter*“ (2 Bde., Kopenhagen. 1857).

Arrende, *Arende*, ein von dem mittellat. Wort *renda*, *renta* (aus lat. *reddita*), *frz. rente* abzuleitendes Wort, welches Hingabe gegen Rente, Pacht bedeutet. Sodann wurde unter *A.* auch verstanden der Reinertrag, welcher dem Landwirte nach Abrechnung der Ausfaat und des zum Wirtschaftsbetriebe erforderlichen Aufwands von dem erbauten Getreide zum Verkauf oder für anderweitige Benutzung übrig bleibt. Nach dieser dem neuern Landwirtschaftsbetrieb fremd gewordenen Berechnungsart betrug die *A.* gewöhnlich etwas weniger als die Hälfte des Gesamtertrags.

Arrest (im Civilprozeßverfahren) dient zur Sicherung für eine Geldforderung; für einen andern vermögensrechtlichen, dinglichen oder persönlichen Anspruch insofern, als er in eine Interessforderung, also Geldforderung übergehen kann. Er besteht in der Beschlagnahme von Sachen (Pfändung beweglicher Sachen) des Schuldners (dinglicher *A.*) oder einer Beschränkung seiner persönlichen Freiheit (persönlicher *A.*). Er findet statt, sofern ohne ihn die Realisierung des zu sichernden Anspruchs vereitelt oder wesentlich erschwert werden würde, und zwar der persönliche nur dann, wenn der dingliche nicht ausreicht; als *Arrestgrund* (*causa arresti*) ist es immer anzusehen, wenn die Zwangsvollstreckung im Ausland geschehen müßte. Er wird, auf schriftliche oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers erklärtes Gesuch des Gläubigers (*Arrestimpetranten*), durch sofort vollstreckbaren richterlichen *Arrestbefehl* gegen den Schuldner

(Arrestimpetraten) verhängt, wenn seine Voraussetzungen glaubhaft gemacht sind; an Stelle der Glaubhaftmachung kann aber das Gericht auch eine nach seinem Ermessen zu bestimmende Sicherheitsleistung zulassen wegen alles Schadens, der dem Arrestgegner aus der unrechtmäßigen Vollziehung des A. erwachsen könnte, auch von einer solchen Sicherheitsleistung neben der Glaubhaftmachung die Anordnung des A. abhängig machen. Die Entscheidung über das Gesuch erfolgt entweder durch Endurteil, nach vorgängiger mündlicher Verhandlung, oder, ohne solche, durch Beschluß, der vom Arrestgegner durch Widerspruch angefochten werden kann. Durch Hinterlegung einer im Arrestbefehl bestimmten Geldsumme wird die Vollziehung des A. gehemmt und der Gegner berechtigt, die Aufhebung des vollzogenen A. zu verlangen; der A. kann ferner auf Antrag des Gegners aufgehoben werden gegen eine anderweitige vom Gericht zu bestimmende Sicherheit und dann, wenn eine Veränderung in den Arrestvoraussetzungen nachträglich eingetreten ist. Wenn die Hauptsache, d. h. der zu sichernde Anspruch, noch nicht anhängig ist, so muß auf Antrag des Gegners das Gericht dem Arrestsucher eine Frist zur Erhebung der Hauptklage bestimmen mit der Wirkung, daß, wenn innerhalb derselben die Hauptklage nicht erhoben wird, die Aufhebung des A. vom Gegner verlangt werden kann. (Vgl. Civilprozeßordnung §. 796—822; Gerichtsverfassungsgesetz §. 202, 2.)

Arrest (als Militärstrafe) heißt die gegen Militärpersonen zu erkennende, eine sechswochenentliche Dauer nicht überschreitende Freiheitsstrafe, welche entweder (für kürzere Zeiten) disciplinarisch von den Vorgesetzten formell verhängt werden darf oder nach einem geordneten militärgerichtlichen Verfahren wegen gesetzlich strafbarer Handlungen aufzuerlegen ist. Sie zerfällt in verschiedene Grade: Stubenarrest (gegen Offiziere), gelinden A. (gegen Unteroffiziere und Gemeine), mittleren A. (gegen Unteroffiziere ohne Portepee und Gemeine), strengen A. (nur gegen Gemeine). Die nähere Bestimmungen über die Unterscheidung der verschiedenen Arten der A. enthält teils das Deutsche Militärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872, teils eine große Anzahl von Militärverwaltungsinstruktionen.

Arrest in polizeilicher, strafprozessualer und strafrechtlicher Hinsicht ist gleichbedeutend mit Haft (s. d.).

Arrest (Heinz. Lubw. d'), ausgezeichnete deutscher Astronom, geb. 13. Aug. 1822 zu Berlin, besuchte daselbst das franz. Gymnasium und studierte seit 1839 unter Endes Leitung Astronomie. Bereits 1844 entdeckte er einen Kometen, weitere Entdeckungen dieser Art folgten 1845, 1851, 1857. Im J. 1846 wurde A. zweiter Assistent an der berliner Sternwarte und 1848 Observator in Leipzig, wo er sich 1851 auf Grund seiner Schrift »Über das System der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter« (Lpz. 1851) habilitierte. Im J. 1852 wurde er außerord. Professor. Von nun an wandte er sich vorzugsweise der Beobachtung von Nebelflecken und Sternhaufen zu und veröffentlichte in »Resultate aus Beobachtungen der Nebelflecke und Sternhaufen, 1. Reihe« (Lpz. 1856) eine Sammlung sehr genauer Ortsbestimmungen von über 200 Objekten. Im Herbst 1857 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Astronomie nach Kopenhagen, wo unter seiner Leitung 1860—61 die neue, mit vorzüglichen Instrumenten (darunter ein 16-

fäßiger Refraktor) ausgerüstete Universitätssternwarte erbaut wurde. Hier unternahm er eine sehr umfassende Beobachtungsreihe von Nebelflecken zur Herstellung eines neuen, den Herschelschen Katalogen ähnlichen Verzeichnisses. Nach sechsjähriger Thätigkeit veröffentlichte er »Siderum nebulosorum observationes Hafnienses« (Kopenh. 1867), welches 4800 einzelne Positionen von 1942 Nebelflecken enthält, worunter sich an 400 von ihm neu entdeckte Objekte befinden. Von großem Interesse ist seine Entdeckung, daß ein früher mit Sicherheit beobachteter Nebelfleck verschwunden sei, daß es also Nebel von veränderlicher Helligkeit gäbe. Später wandte sich A. spektralanalytischen Untersuchungen zu. Er unternahm eine vollständige Durchbeobachtung aller für das Spektroskop zugänglichen Nebelflecke und Sternhaufen, deren Resultate in einem in dän. Sprache erschienenen Universitätsprogramm: »Untersuchungen über die nebulösen Sterne in Bezug auf ihre spektralanalytischen Eigenschaften« (Kopenh. 1872), niedergelegt sind. Hieran reihte sich dann eine Durchmusterung der Fixsterne in spektroskopischer Beziehung. Die meisten seiner Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten der Astronomie finden sich in den »Astron. Nachrichten«, den »Berichten« der königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und den »Mitteilungen« der kopenhagener Societät. Im J. 1862 entdeckte er auch den kleinen Planeten Freia. A. starb plötzlich an einem Herzleiden 14. Juni 1875 zu Kopenhagen.

Arrestant, ein in persönlichem Arrest oder Haft (s. d.) Befindlicher; auch gleichbedeutend mit Arrestimpetrant (s. Arrêt im Civilprozeßverfahren).

Arresto (Christlieb Georg Heinz.), eigentlich Burghard i, 1768 zu Schwerin geboren, beliebter Schauspieler im Fache der Liebhaber und Bonvivants, war zu Anfang des 19. Jahrh. am hamburger Theater angestellt, später wurde er Direktor des deutschen Theaters zu Petersburg und zuletzt herzogl. medlenb. Schauspieldirektor. Er starb 22. Juli 1817 in Doberan. Von seinen Stücken hat sich »Die Soldaten« am längsten auf dem Repertoire erhalten.

Arrest of judgment (Urteilszhinderung) heißt in England das Verfahren, wonach im Civil- wie im Strafprozeß die Vollziehung des gesprochenen Urteils verhindert werden kann, indem der Beklagte nachweist, daß in Erhebung des Thatbestandes, beim Verfahren u. s. w. wesentliche Formfehler begangen worden sind, welche den Ausspruch der Geschworenen als falsch erscheinen lassen. Die Einleitung eines neuen Verfahrens ist damit nicht ausgeschlossen.

Arrêt (wie das deutsche Arrest von dem der lat. Rechtsprache angehörigen arrestare) heißt in Frankreich überhaupt ein amtlicher Bescheid oder ein Haftbefehl. Im engeren Sinne ist A. das Erkenntnis eines Gerichtshofs letzter Instanz im Gegenfalle von jugement, dem appellablen Erkenntnis eines Untergerichts. — A. de règlement hieß ehemals die Entscheidung eines Parlaments oder Conseil supérieur über eine Rechtsfrage, die in seinem Ressort Gesetzeskraft hatte, aber auch vom betreffenden Parlament oder Conseil abgeändert und aufgehoben werden konnte. Diese A. wurden im Namen (au bon plaisir) des Königs erlassen, der sie auch, als einziger Gesetzgeber, allerdings in gewissen Formen, selbst zu annullieren vermochte.

Arrêts heißen in der Sprache der franz. Verwaltung einestheils die Beschlüsse (décisions) der Raires, Präfekten und Minister zur Ausführung der Gesetze und Verordnungen, andernteils die Entscheidungen (jugements) der Präfekturräte. In Belgien werden auch die Beschlüsse des Königs *A. genezt*.

Arretinische Gefäße nennt man die überall, wo röm. Niederlassungen gewesen sind, vorkommende Töpferware aus mehr oder weniger rotem Thon mit glänzendem, äußerst dünnem, korallenartigem Firnis. In England und Frankreich werden dieselben irrthümlich noch heute «arretinische Gefäße» genannt, in Deutschland sind sie unter dem Namen von «Terra sigillata-Gefäßen» bekannt. Von Arretium ging die Fabrikation dieses Zweigs der Keramik bald auf andere Stätten Italiens, später auf das ganze Römische Reich über und scheint sich bis spät in die Kaiserzeit erhalten zu haben. Doch zeichnen sich die echten arretinischen Gefäße vor den übrigen Nachbildungen durch Feinheit des Thons und unübertreffliche Güte und Schönheit der roten Glasur aus. In Arretium scheint die Fabrikation der roten Ware zu der Zeit in Aufschwung gekommen zu sein, als die Herstellung der schwarz gefirnissten campan. Thongebilde in Versfall geraten war, etwa um die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. Die arretinischen Gefäße sind nicht selten mit schönen Reliefverzierungen geschmückt: Blatt- und Arabeskenmuster herrschen vor, doch fehlt auch das Figurenornament nicht. Der Töpfername ist gewöhnlich an der Innenseite des Gefäßgrundes aufgestempelt; der Fabrikant und vielleicht auch der Künstler sehen indes ihre Firma mitunter auch auf kleine erhabene Streifen zwischen die Reliefverzierung. Vgl. Fabroni, «Storia degli antichi vasi arretini» (Arezzo 1841); Keller, «Die röm. Töpferware mit besonderer Rücksicht auf ihre Glasur» (Heidelberg 1876).

Arretium, eine der wichtigsten der Zwölfsstädte in Etrurien (s. d.); jetzt Arezzo (s. d.).

Arrha (grch. ἀρραβών), Angel, Aufgeld, Daranfrage, Handgeld, Toppfandschilling ist alles, was gegeben wird, um die Ernstlichkeit eines vollendeten Vertragschlusses zu versinnlichen (arrha confirmatoria) oder um die spätere Eingehung eines Vertrags sicherzustellen (arrha contractu imperfecto data). Im erstern Falle ist die *A.* bei Erfüllung des Vertrags entweder herauszugeben oder auf die Gegenleistung angurechnen, letzteres insbesondere, wenn sie in einem Teile der zu gewährenden Leistung besteht, z. B. einer Abschlagszahlung auf das Kauf- oder Mietgeld, jedoch kann es auch beabsichtigt werden, daß die *A.* trotz der Erfüllung behalten werden soll (z. B. ortsbändig beim Dingthaler für Diensthoten). Die andere *A.* verliert derjenige, welcher sich weigert, den beabsichtigten Vertrag einzugehen. In der Regel kann derjenige, welcher die *A.* gegeben hat, durch Verzicht auf dieselbe, oder der Empfänger durch deren Zurückgabe das Geschäft nicht einseitig auflösen, es müßte dies denn ausdrücklich vorbehalten sein, wesfalls die *A.* zum Reugelde (arrha poenitentialis) wird und, dafern der Empfänger zurücktritt, doppelt zu restituieren ist. Entsprechende Vorschriften hat auch das Handelsgesetzbuch Art. 286 und die Partikulargesetzgebung. Den fremden Namen hat das franz. Recht beibehalten, indem es hierbei der *A.* im Falle des Versprechens zu verlaufen den Charakter eines Reugeldes (dédit) beilegt.

Arrhenathërum, eine von Balisseau de Beauvois aufgestellte Gattung aus der Familie der Gräser. Es gehört zu dieser Gattung das sog. Französische Naggras oder der hohe Wiesens- oder Glatthäfer, *A. elatius* Mert. et Koch, eins der vorzüglichsten Wiesen- und Futtergräser, welches in ganz Deutschland und einem großen Teile Europas auf trockenen und frischen Wiesen häufig vorkommt und ein Obergras erster Güte ist. Es treibt aus seiner ausdauernden Wurzel dichte Blätterbüschel und schlante, 0,15—1,25 m hohe Halme, welche eine nur während des Blühens ausgebreitete, sonst zusammengezogene Rispe tragen. Die Pflanze ist unbehaart, die Rispe gelblich, glänzend. Das Gras gedeiht besonders üppig auf trockenen Wiesen, welche der Verrieselung unterworfen werden, und liefert auf solchen einen reichen Ertrag.

Arria hieß die heldenmütige Gattin des Römers Cécina Pätus, der wegen Teilnahme an einem Aufstande gegen den Kaiser Claudius 42 n. Chr. zum Tode verurteilt ward. Als ihrem Gatten nur der Tod durch die eigene Hand übrigblieb, ergriff *A.*, die ihrem jügernden Gemahl gefolgt war, den Döck, rief sich denselben in die Brust und reichte ihm dann denselben mit den Worten: «Pater, non dolet!» (d. i. Pätus, es schmerzt nicht!) Irrthümlich ist eine der schönsten Gruppen des Altertums, die sich in der Villa Ludovisi zu Rom befindet, auf die Geschichte jenes Römerpaares gedeutet worden. Die Gruppe ist ihrem Stil nach ein Werk der Pergamenischen Kunstschule und gehörte zu jenen großen Schlachtendarstellungen, welche die Könige von Pergamum zur Verherrlichung der von ihnen über die Gallier erfochtenen Siege ausführen ließen. Sie stellt demnach einen Kelt dar, der sich und sein Weib durch freiwilligen Tod vor Gefangenschaft rettet. Von neuern Malern wurde *A.* in dem Momente, wo sie den Döck aus der Wunde zieht, öfter dargestellt.

Arrianus (Flavius *A.*), geb. zu Nikomedia in Bithynien, war einer der bedeutendsten griech. Schriftsteller der röm. Kaiserzeit. Er gelangte unter Hadrian zum Konsulat und war etwa von 130—138 Statthalter von Kappadocien, zog sich aber nachher ins Privatleben in seine Vaterstadt zurück, wo er noch unter *M. Aurel* lebte. *A.* verfaßte, indem er sich Xenophon zum Muster nahm, eine Reihe von Schriften aus dem Gebiete der Philosophie sowie der Geschichte, der Geographie und der Taktik. Als Schüler und Anhänger des Epiktet schrieb *A.* «Epiktets Lehrvorträge» in acht Büchern, von denen aber nur die ersten vier erhalten sind, und faßte dessen Lehren in einem «Handbuch» zusammen. Beide Werke sind herausgegeben von Schweighäuser (in «Epictetæ philosoph. monumenta», 3 Bde., Tpz. 1799), von Koraïs (Par. 1827) und von Dübner (zugleich mit «Theophrasti characteres» u. a., Par. 1842), von Schweighäuser und Dübner zusammen mit dem im 6. Jahrh. verfaßten «Kommentar des Simplicius»; übersezt ist das erstere Werk neuerdings wieder von Enl (Wien 1866), das letztere von E. Conz (Stuttg. 1869). Von *A.* histor. Werken ist die «Geschichte der Feldzüge Alexanders d. Gr.», «Anabasis» genannt, erhalten, welche aus den zuverlässigsten, jetzt verlorenen Quellen mit großer Einsicht und Wahrheitsliebe geschöpft ist. Nach frühern Herausgebern, wie Blanchard und Gronov, wurde die «Anabasis» neuerdings bearbeitet

von Schmieder (Lpz. 1798), Ellenbt (2 Bde., Königsb. 1832), Krüger (2 Bde., Berl. 1835, 1848; Text mit kritischen Noten 1851; mit erklärenden Anmerkungen 1851), Geier (Lpz. 1851), Sintenis (mit Anmerkungen, 2. Aufl., Berl. 1860; Text 1867), A.icht (2 Bde., Lpz. 1871—75; Text allein 1876) u. a. In engem Zusammenhange mit diesem Werke steht A.' Schrift über Indien, welche im Anschluß an Stratosthenes' Nachrichten über dieses Land und seine Einwohner aus Megasthenes' vier Büchern über Indien und einen Auszug aus Nearchs Bericht über seine Fahrt enthält (herausg. von Schmieder, Halle 1798, und in den «Geographi Graeci minores» von C. Müller, Bd. 1, Par. 1855). Eine Art Fortsetzung der Geschichte Alexanders bildete die Geschichte der ersten Jahre nach Alexanders Tode. Erhalten ist davon wenigstens noch ein Auszug; nur Fragmente dagegen sind von seiner bithyn. Geschichte und den 17 Büchern über die Parthierkriege (gesammelt in den «Historici Graeci» von C. Müller, Bd. 3, Par. 1849) übrig. Aus der Geschichte seines Kriegs gegen die Alanen ist ein größeres Bruchstück über die Schlachtordnung gegen die Alanen erhalten. Die früher unter A. Namen veröffentlichte «Taktik» gehört nach Köchly dem Alian und nur der in den Handschriften sich daran anschließende Traktat über die Übungen der röm. Reiterei A. Für die alte Geographie von Bedeutung ist A.' Bericht an Hadrian über seine Umschiffung (Periplus) der Küsten des Pontus Eurinus (des Schwarzen Meers). Dagegen rührt die ihm gleichfalls beigelegte «Umschiffung des Roten Meers» so wenig von ihm her wie ein ihm ebenfalls zugeschriebener zweiter Periplus des Schwarzen Meers (alle drei herausg. in «Geographi Graeci minores» von C. Müller). Außerdem trägt A. Namen ein Schriftchen über die Jagd (Κυνήγιον), das zuerst von Holsten (Par. 1644), seitdem, außer in den Gesamtausgaben A., auch in denen Zenophons wiederholt herausgegeben worden ist. Die histor. Werke A. sind vereinigt herausgegeben von C. Müller (Par. 1846), die «Scripta minora» von Hercher (Lpz. 1854); überseht sind die histor. Schriften A. von Dörner (Stuttg. 1829 fg.) und Oles (Stuttg. 1862 fg.).

Arriaza y Superviela (Don Juan Bautista de), span. Dichter, wurde 1770 in Madrid geboren, besuchte die Militärschule zu Segovia und trat dann in die königl. Marine ein, die er, durch Krankheit veranlaßt, 1798 verließ, um sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen. Er ward Legationssekretär der Gesandtschaft erst in London, dann in Paris. Nach Spanien 1807 zurückgekehrt, erklärte er sich als strenger Royalist gegen die Arafacas, die er in den Revolutionen von 1812 und 1820 mit den Waffen des Ernests und der Satire erbittert belämpfte. Dafür ernannte ihn Ferdinand VII. zu seinem Rat und Kabinettssekretär, dann zum oficial segundo jubilado im Ministerio des Auswärtigen und zum Kammerherrn. A. starb 1837 in Madrid. Seine Dieder sind mit der Leichtigkeit von Improvisationen hingeworfen, wiewohl ohne tiefen Gehalt. A. gab 1796 ein größeres Gedicht auf den Tod des letzten Herzogs von Alba heraus, 1797 die erste Auswahl seiner Jugendgedichte: «Las primicias ó coleccion de los primeros frutos poéticos de D. J. B.» (6. Aufl., 2 Bde., Madr. 1829—32.) Ein weniger gelungenes didaktisches Gedicht «Emilia», zu welchem eine Kunstfreundin

dieses Namens, welche arme talentvolle Waisen zu Künstlern erziehen ließ, ihn begeistert hatte, vollendete er 1803. A. ermunterte 1810 seine Landsleute zum Kampfe für ihre nationale Selbständigkeit durch seine «Poesias patrióticas» (Lond. 1810; 3. Aufl., Madr. 1815). Eine Auswahl aus seinen Gedichten, «Poesias liricas» (6. Aufl., 2 Bde., Madr. 1829—32), nebst biographisch-kritischen Notizen enthält F. Wolfs «Foresta de rimas modernas castellanas» (Bd. 2, Par. 1837).

Arrièregarde, Nachtrab, Nachhut, nennt man diesejenige Truppenabteilung, welche bestimmt ist, den Rücken einer größern Abteilung gegen feindliche Angriffe zu decken. Bei einer Abteilung, welche vorwärts marschiert, bleibt die A., falls man nicht gerade vom Feinde umgangen wird, ohne große Bedeutung; sie hat dann mehr polizeiliche Funktionen und hält die Ordnung im Rücken der Marschkolonne aufrecht. Auf Rückzügen dagegen, besonders nach einem verlorenen Gefecht, ist sie von höchster Wichtigkeit; sie soll den nachdrängenden Feind von heftiger Verfolgung abhalten und seine Versuche zu Umgehungen und Seitenangriffen zeitig entdecken. Die A. wird in diesem Falle bei größern Truppenmassen aus allen Waffen zusammengesetzt, deren Verhältnis zueinander von dem Terrain abhängig ist, welches man zu durchschreiten hat. In Ebenen macht man die A. vorzüglich stark an Reiterei und reitender Artillerie, in coupiertem Terrain und wo Positionen festgehalten werden können, herrscht Infanterie und Feldartillerie vor. Immer verwendet man zur A. die zuverlässigsten und die Truppen, welche am wenigsten gelitten haben. Ihre Stärke hängt ganz von den Verhältnissen ab, sie kann wenige Schwabronen, aber auch ganze Divisionen betragen. Wichtig ist die Bestimmung der Entfernung vom Gros. Ist diese zu groß, so wird die A. leicht umfaßt; ist sie zu klein, so wird das Gros in einen feindlichen Angriff mit verflochten. In coupiertem Terrain und Defilees kann die Entfernung größer sein; in Ebenen, zahlreicher Kavallerie gegenüber, zieht man sich oft ganz an das Gros heran. Gewöhnlich handelt es sich bei Arrièregardengefechten um die Behauptung der Straßen, auf denen das Gros zurückgeht. Der Kampf wird sich daher hauptsächlich um einzelne Zugänge, Dörfer, Waldstreden und sonstige Defilees drehen. Die Artillerie verteidigt die Straßen und das Terrain zu beiden Seiten derselben; Infanterie und Kavallerie dienen zur Unterstützung und zur Hinhaltung des Gefechts. Der Zweck eines Arrièregardengefechts bleibt immer: Zeit zu gewinnen; doch darf das Gefecht nur in der Nähe engagiert werden, daß ein Abbrechen zu jeder Zeit noch möglich bleibt. Der Abzug geschieht dann successiv. Am besten erreicht eine A. ihren Zweck wenn sie den Feind bei Tage festhält und die Nacht zum raschen Rückzuge benützt. Einige Stunden voreintretender Dunkelheit ist deshalb die beste Zeit zur Einleitung des Gefechts.

Arrighi di Casanova (Jean Toussaint), Herzog von Padua, geb. 8. März 1778 zu Corte a Corsica, ein Verwandter der Bonaparteschen Familie, trat sehr jung in die franz. Armee und begleitete 1797 Joseph Bonaparte als Gesandtschaftssekretär der Republik nach Rom. Sodann wahr er der Expedition nach Ägypten bei, stieg zum Kapitän auf und wurde bei St.-Jean-d'Acres schwer verwundet. Nach der Schlacht bei Marengo wur

er Stabschef und nach der bei Austerlitz Oberst der Gardebataillon. Auf dem Schlachtfelde von Friedland ernannte ihn Napoleon zum General, und 1806 erhob er ihn zum Herzog von Padua. Als Divisionsgeneral folgte er 1809 bei Eplingen und Bagram. Während des Feldzugs nach Russland übernahm A. den Befehl über die aus Nationalen organisierten Korps, welche die Franzosen gegen die Engländer verteidigen sollten. Im Frühjahr 1813 hatte er als Kommandeur des 3. Kavalleriekorps der großen Armee Leipzig zu bedenken und das linke Elbufer von feindlichen Streifpartien zu säubern; A. ließ durch Journeir das kaiserliche Kavalleriekorps bei Rügen verrätherisch überfallen. Während der Schlacht bei Leipzig verteidigte er zuletzt die Vorstädte. In Frankreich zeichnete sich A. 1814 bei Rogent und Laon aus. Nach seiner Rückkehr von Giza schickte ihn Napoleon als außerordentlichen Kommissar nach Corfica. A. war einer der entschiedensten Anhänger Napoleons und vollzog die Befehle desselben ohne irgendwelche Rücksicht. Er wurde 24. Juli 1815 aus Frankreich verbannt und begab sich nach Triest. Später lebte er in der Lombardie und lehrte 1848 nach Frankreich zurück. In Corfica als Abgeordneter in die Gesetzgebende Versammlung 1849 gewählt, vertrat er daselbst eifrig das bonapartistische Interesse und wurde im November desselben Jahres zum Generaldirektor der Posten, nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 zum Mitgliede der sog. Konstitutivkommission sowie 1862 zum Senator und Gouverneur des Invalidenhauses ernannt. Als solcher starb er 22. März 1863 zu Paris. Vgl. Ducaffe, *«Le général A. de Casanova»* (2 Bde., Par. 1866). — Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Grafen Montesquieu hinterließ er den Sohn Ernest Louis Henri Hyacinthe A. de Casanova, geb. 26. Sept. 1814, der den Titel eines Herzogs von Padua erbt. Derselbe war anfangs Artillerieoffizier, nahm aber aus Abneigung gegen die Bourbonnen das Abchied. Ludwig Napoleon ernannte ihn 1849 zum Präfekten von Versailles, 1852 zum Requiemmeister im Staatsrat und 23. Juni 1853 zum Senator. Im Mai 1859 übernahm er das Ministerium des Innern, mußte jedoch dieses Amt schon 1. Nov. desselben Jahres an Villault überlassen. Später ward A. Mitglied des Generalrats für das Depart. Seine-et-Oise. Durch seine bonapartistischen Agitationen der Regierung verdächtig, wurde A. seiner Stelle als Maire von Courson l'Aulnay 1874 entsetzt. Seit 1876 ist A. Mitglied der Deputiertenkammer, wo er zur Partei der Bonapartisten gehört. Da A. überführt worden war, bei den Wahlen im Okt. 1877 in zwei Wahlkreisen seine Stimme abgegeben zu haben, hatte die Kammer bereits im Juni 1880 dem Antrag auf gerichtliche Verfolgung A.s zugestimmt, als die Amnestie vom Juli 1880 den Beschluß aufhob.

Arrimage (frz.), die Stauung, gleichmäßige Verteilung der geladenen Güter im Schiffsraume; arrimieren, zweckmäßig verpacken, i. Stauen.

Arrivabene (Terbinando), ital. Dichter und Litterarhistoriker, geb. zu Mantua 1770, studierte zu Pavia die Rechte und wurde dann Beamter der kaiserlichen Republik. Während der österr. Herrschaft wurde er 1800 aus polit. Gründen nach dem Gefängnis zu Sebenico in Dalmatien gebracht. Von hier aus protestierte A. gegen seine Gefangennahme durch eine Canzone: *«La tomba di Sebe-*

nico», die großes Aufsehen erregte. A. wurde 1804 Rat am Appellhofe zu Lyon und dann Präsident des Gerichtshofs für Staatsverbrechen zu Brescia. Nachdem A. 1816 von der österr. Regierung an das Tribunal zu Bergamo versetzt worden war, zog er sich 1821 nach Mantua zurück, um sich ganz der litterarischen Thätigkeit zu widmen. Er schrieb: *«Il secolo di Dante»* (Udine 1827) und *«Degli amori di Dante»* (Mantua 1823); ferner das von der Akademie zu Brescia 1817 gekrönte rechtsphilos. Werk: *«Sulla filantropia del giudice»*. A. starb zu Mantua 29. Juni 1834, begraben in der Ausarbeitung eines größeren Werks: *«Iconografia d'Italia»* (im Verein mit Foscolo, Niccolini u. a.).

Arrivabene (Giovanni), ital. Nationalökonom, geb. zu Mantua 24. Juni 1787, wurde 1820 wegen Teilnahme an der Carbonaria verhaftet und in das Staatsgefängnis von Murano bei Venedig gebracht. Nach mehrmonatlicher Haft wegen Mangel an Beweisen entlassen, ging A. über die Schweiz nach Frankreich und von hier nach England. Inbessen wurde er von der österr. Regierung 1824 in contumaciam zum Tode verurteilt, nachdem vorher seine Güter sequestriert worden waren. In London lag er vollkammerlichen Studien ob, als deren Frucht das Werk *«Benificenza della città di Londra»* (2 Bde., Lond. u. Lugano 1828—32) erschien. A. siedelte dann nach Belgien über, wo er bis 1859 verblieb. Er gehörte zu den Veranlassern des 1846 in Brüssel stattfindenden Volkswirtschaftlichen Kongresses und zu den Gründern der Belgischen ökonomischen Gesellschaft, deren Präsident er dann wurde. Im J. 1860 nach Italien zurückgekehrt, wurde A. zum Senator ernannt; auch trat er an die Spitze der ital. Nationalökonomischen Gesellschaft in Florenz, in welcher Stellung er für die wirtschaftliche Reform Italiens segensreich wirkte. Später zog er sich nach seiner Vaterstadt Mantua zurück. Eine Auswahl seiner *«Scritti morali ed economici»* (Mor. 1870) wurde von Carina herausgegeben. Stuart Mills berühmtes Werk: *«Principles of political economy»*, hat A. ins Italienische übersetzt, wie er auch Memoiren seines vielbewegten Lebens (Tur. 1860, deutsch von Burkhart, Gotha 1861) erscheinen ließ. Er starb in Mantua 11. Jan. 1881.

Arröba, ein bis zur Einführung des französischen Systems in Spanien, Portugal, Brasilien und den ehemaligen span. und portug. Kolonien gebräuchliches Handelsgewicht. In Spanien begriff (bis Ende 1848) die A. 25 castil. Libras oder Pfund und entsprach somit 11,5023 kg. Vier solche Arroben machten den gesetzlichen span. Quintal oder Centner von 100 Pfd. aus. Außerdem hieß A. in Spanien auch ein Flüssigkeitsmaß. Die castilische größere A. oder Wein-A. (A. mayor, A. de vino) oder Cantara für Wein und Brantwein war = 16,133 l. Olmaß Castiliens war die kleine A. (A. menor) oder Al-A. (A. de aceite), ursprünglich ein Gewicht von 25 span. Pfd. und im Inhalte von 12,502 l. Die portugiesische und brasilianische A. begriff 32 Arrateis oder portug. Pfund und war = 14,068 kg. Auch in Portugal und Brasilien waren 4 Arroben ein Quintal oder Centner, der somit aber dort 128 Arrateis oder Pfund hatte.

Arrde, besser Arröde, bän. Insel, 15 km östlich von Ålsen und 11 km südlich von Jäms, gehört zum Amte Svendborg und zählt auf 84 1/2 qkm (1880) 11900 dänisch redende J. Die Insel ist hoch,

hügelig, außerordentlich fruchtbar und jetzt gänzlich von ihren frühern Waldungen entblößt. Ein jetzt meist ausgetrodnetes Fjord, Gravensteen Rör genannt, schneidet tief von N. her ein und teilt die Insel in zwei Teile, die nur durch eine sehr schmale Nebrung zusammenhängen. Die Küsten sind in N. und O. wegen der Untiefen unzugänglich, im S. und W. hoch, steil und, weil die schmale Uferlante mit großen Steinen bedeckt ist, ohne Landungsstelle. Nur an der Nordwestspitze Skjodnäs, wo das Kirchdorf Söby liegt, ist das Meer nicht nur tief, wie im S. und W., sondern auch die Anfahrt ohne Hindernisse. Bedeutender als die Stadt Ardsjöbäck ober Ardsjöbäck mit 1578 Q. ist der Flecken Karstäl, mit einem Winterhafen und 2746 Q., welche harte Frachtfahrt, Reederei und Fischerei treiben. Im J. 1749 wurde die Insel an König Friedrich V. von Dänemark verkauft, gehörte dann zu Schleswig, wurde aber durch den Wiener Frieden von 1864 an Dänemark abgetreten. Nicht zu verwechseln ist A. mit der bei Schleswig verbliebenen Insel Karde (s. d.) im Kleinen Belt.

Arrogation, s. unter Adoption.

Arrom (Cecilia de), span. Schriftstellerin, s. Caballero.

Arroubierung (Zurückung, Verkopplung, Feldbereinigung, Konsolidation). Mancherlei Umstände, namentlich die durch unbeschränkte Teilbarkeit der Grundstücke hervorgerufenen Zerstückelungen haben es im Laufe der Zeit dahin gebracht, daß in verschiedenen Ländern der landwirtschaftliche Grundbesitz häufig aus vielen zerstreuten, weit voneinander entlegenen, oft sehr kleinen Stücken besteht, die nur mit Mühe und großem Aufwande an Zeit und Kosten genutzt werden können und deshalb von verhältnismäßig geringern Werten sind. Eine solche Lage im Gemengemacht oft die Beseitigung des Flurzwanges (s. d.)

in Wirtschafts-
sch. Dabei em-
ung der Grund-
inen Parzellen
Grundbesitzes
er einer so zer-
ine so nützliche
h einzelner Be-

figer verhindert werden könne, haben viele Staaten gesetzlich bestimmt, daß eine gewisse Majorität der Beteiligten (z. B. zwei Drittel der Besitzer, die mindestens auch zwei Drittel der Fläche repräsentieren) berechtigt sei, die A. zu verlangen (zu provozieren). Die vollständigste A. geht bis zu der Bildung isolierter geschlossener Höfe (in Bayern Bereindung genannt). Abgesehen von besondern örtlichen Bedingungen, hat das dorfweise Zusammenwohnen seine Vorzüge in Hinsicht auf Sicherheit, erleichterte Arbeitsteilung, Kirchen- und Schulbesuch. Das Hofsystem dagegen zeichnet sich dadurch aus, daß es durch Wegfall von Entfernungen an Bewirtschaftungskosten, durch Wegfall von Flurwegen und Grenzen an Boden spart und daß es keinen Flurzwang, überhaupt keine Hinderung im Anbau der Grundstücke durch Nachbarn kennt (Be- und Entwässerungen, Vertilgung von schädlichen Tieren und Unkräutern).

Wie die Abrundung des Privatbesitzes, so ist auch die A. des Staatsgebietes von großer Wichtigkeit. Hier kann oft eine kleine Erwerbung, die den natürlichen Zusammenhang herstellt, Unbequem-

lichkeiten beseitigt, die militärische Verteidigung, die Grenzbewachung, das Handelssystem begünstigt, von außerordentlichem Nutzen sein.

Arroudissement ist in Frankreich der Name für die Unterabteilungen der Departements; die Verwaltungsbehörde des A. ist die Unterpräfektur. In Paris werden die 20 Stadtbezirke als A. bezeichnet.

Arrosement (frz.) oder **Arrosierung**, d. i. Befechtung, Anstrichung, bezeichnet metaphorisch eine nachträgliche Zahlung, um den Nutzen einer frühern Zahlung zu sichern, z. B. wenn die Teilhaber an einer Aktienunternehmung bei Unzulänglichkeit des veranschlagten Kapitals noch etwas auf jede Aktie nachzahlen müssen. Für eine solche Arrosierung (Arrosierungsanleihen) gab sich unter andern die 1806 und 1809 in Oesterreich vorgenommene Finanzoperation aus, wonach die Inhaber von Staatsschuldenscheinen, um nicht ihr Forderungsrecht und den Zinsanspruch zu verlieren, einen verhältnismäßigen Nachschuß machen mußten, der aber mit verzinst wurde. In der neuern Zeit kommt der Ausdruck namentlich im bayr. Staatsschuldenwesen vor: 1848 wurde in Bayern eine sog. Arrosierungsanleihe, eine freiwillige 4prozentige, die auf ein Drittel der Summe der bayerischen Staatsanleihe von 1848 betrug, ausgeben. Der Betrag in bis dahin 3 1/2 Prozenten geleistet werden konnte, die dann mit 4 Prozenten verzinst wurden. Die bayr. Arrosierungsanleihe ist in der Art fortgesetzt, daß für je 100 Thaler der Anleihe 40 Thaler der Arrosierungsanleihe zu 4 Proz. dem Darleiher gleichgesetzt werden. Der Betrag desselben in von ihm eingeleisteten 3 1/2prozentigen Staatsobligationen in 4prozentige umgetauscht ward; von 1853—66 erfolgten weitere Fortsetzungen der Arrosierungsanleihe für den Eisenbahnbau.

Arrowroot (spr. Arrowrüt), auch **Bestindischer Salep**, Pfeilwurzelmehl, ein feines Stärkemehl, in den knolligen und fast weißen Wurzelstöcken einiger zur Gattung *Maranta* gehörenden Pflanzen, namentlich *M. arundinacea*, *M. indica*, *M. nobilis*, enthalten. Es kommt gegenwärtig nicht bloß von Bestindien, sondern von den verschiedensten Punkten der Erde in den Handel. Auch das *Rassawa* mehl von *Manihot utilissima* verkauft man zuweilen unter diesem Namen. Die häufigen Verfälschungen des A. durch anderes Stärkemehl erkennt man, indem man die Masse in Wasser auflöst. Ist eine Mischung vorgegangen, so schwindet der eigentümliche Geruch des A., und beim Erkalten erscheint die Substanz nicht gallertartig, sondern meist fleischartig. In Betreff seiner Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit hat das A., das man entweder zur Herstellung seiner Speisen und Backwerke benutzt oder medizinisch verwendet, nichts vor der Reis- und Weizenstärke voraus.

Arrowsmith (Naron), verdienter engl. Kartograph, geb. 14. Juli 1750 zu Winston in der Grafschaft Durham, kam 1770 nach London und gründete dort einen Kartenvorlag, der unter seiner Aufsicht zu hoher Blüte gelangte. Es gingen aus demselben über 130 Atlanten und größere Karten hervor, die sich durch eine bis dahin unerreichte Genauigkeit und Deutlichkeit des Stiches auszeichneten und namentlich für die Hydrographie bedeutenden Wert haben. Besondere Erwähnung verdient die Weltkarte nach Mercators Projektion (1790 und 1794), die er mit Erläuterungen begleitete, die große Karte von Schottland (1807) und der „General Atlas“ (1817). Nach seinem Tode erschien

von ihm eine Schrift „Geometrical projection of maps“ (Lond. 1825), in welcher er die Resultate seiner langjährigen Erfahrung niederlegte. Er starb in London 23. April 1823. — John A., Kette des vorigen, geb. 23. April 1790 zu Winton, trat 1810 in das landwirthschaftliche Institut seines Oheims, das er nach dessen Tode übernahm. A. hat sich gleichfalls als Kartograph einen Namen erworben, unter anderem durch den „London Atlas of universal geography“ (1834—37) und durch die Karten zu seinen Reiseväerten, wie zu Leichardts Expedition nach dem Innern Australiens (1841), Livingston's Untersuchungen im südl. Afrika (1857) u. a. A. starb 2. Mai 1873.

Arroyo de China, Stadt in der Argentinischen Republik, s. Concepcion del Uruguay.

Ars-Jnseln, Inselgruppe des Indischen Archipels, s. Ars-Jnseln.

Ars (lat.), die Kunst; A. angelica oder spirituum, soviel wie Magie.

Ars an der Mosel (Ars-sur-Moselle), Stadt im Saarbrücken-Gebirge des reichslandischen Bezirks Lothringen, liegt an der Mündung der Moselle in die Mosel und an der Eisenbahn Metz-Bagay, 9 km südwestlich der Stadt Metz und 6 km südwestlich des Forts Brionn. Friedrich Karl, ist Sitz eines Amtsgerichts, enthält mehrere bedeutende Eisenwerke, Maschinen- und Papierfabriken und zählt (1875) 5708 fast ausschließlich lat. G. Südlich von A., nach Jussy-aux-Bois hin, finden sich Überreste einer unter Trajan erbauten röm. Wasserleitung, von der jetzt noch 18 Pfeiler mit Bögen vorhanden sind. In der Nähe von A., im Thale der Mosel und nördlich der Stadt an dem Abhänge des Bois de Baur, sind reiche Eisengruben, für welche von A. aus eine Betriebsbahn und eine zur Mosel führende Zugbahn angelegt wurden. Während der Einschließung der Festung Metz im J. 1870 bildete A. einen wichtigen Stützpunkt für die Vorpfeilerlinie des deutschen Heers. In den Schlachten von Mars-la-Tour (16. Aug. 1870) und Gravelotte (18. Aug. 1870) bildete das nördlich von A. belegene Bois de Baur die Anlehnung des rechten Flügels der Deutschen, speziell der Ersten Armee. **Ars**, ein von den Kirgisen und Baskiren aus gegorener Stutenmilch bereiteter und rektifizierter Branntwein, s. Rumik.

Arsaciden ist der Name der Könige des Parthischen Reichs, das 256 v. Chr. durch Arsaces I. begründet ward, indem derselbe die Landschaft Parthien (s. d.) von der Herrschaft der Seleuciden befreite und das günstig gelegene Helatompylos oberhalb zur Hauptstadt seines Reichs erhob. Er vererbte letzteres 253 v. Chr. auf seinen Bruder Arsaces II. Tiribates, welcher ihn bei seiner Empörung unterstützte hatte. Dieser, der eigentliche Gründer der parth. Macht, besiegte sie gegen Syrien 238 durch seine Siege über Seleucos Kallinikos und starb 216. Ihm folgten Arsaces III. Artabanus I. (gest. 196), Arsaces IV. Phriapatius (gest. 181) und Arsaces V. Phraates I. (gest. 144), worauf des letztern thronkräftiger Bruder Arsaces VI. Artabates I. zur Regierung gelangte, welcher alle Länder zwischen Indus und Euphrat seiner Herrschaft unterwarf, das Parthische Reich zu einem Weltreiche erhob und als der bedeutendste unter allen A. 136 starb. Sein Sohn Arsaces VII. Phraates II. (gest. 127) nahm Babylon (133) ein und besetzte durch seinen Sieg über Antiochos Ei-

detes (131) das Parthische Reich auf immer von den Angriffen der syr. Könige. Dagegen begannen um diese Zeit die Kriege mit den Romabevollern des Innern Asiens, welche erst durch wiederholte Siege Arsaces IX. Mithridates II. (gest. 87), mit dem Beinamen des Großen, beendet wurden. Letzterer erhielt jedoch im Westen einen neuen mächtigen Rivalen an Tigranes I., König von Armenien; auch kam er 92 zum erstenmal mit den Römern in Berührung. Nach dem Untergange des Reichs von Pontus (69), während der Regierung des Arsaces XII. Phraates III., wurden die Parther und Römern Grenzernachbarn, was nun zu wiederholten Kämpfen zwischen beiden Nationen Veranlassung bot. Der erste röm.-parth. Krieg wurde 53 v. Chr. von Arsaces XIV. Orodes I. (gest. 37 v. Chr.) gegen Crassus geführt, welcher bei Carrhae Schlacht und Leben verlor; bald folgte diesem ein zweiter zwischen Arsaces XV. Phraates IV. (gest. 4 n. Chr.) und Antonius. Unter den spätern A. hatte Arsaces XXIII. Vologeses I. (gest. 90) 66—64 n. Chr. wegen Armenien einen mißlichen Krieg mit den Römern zu führen. Arsaces XXV. Chosroes I. (gest. 121) verlor infolge unglücklicher Kämpfe gegen Kaiser Trajan (115 und 116) Mesopotamien und Nisibis, welche Länder er jedoch bereits 117 unter Hadrian wiedererlangte. Arsaces XXVI. Vologeses II. (gest. 192) und Arsaces XXVIII. Vologeses III. (208—9) führten ebenfalls unglückliche Kriege mit den Römern, ersterer mit L. Verus, letzterer mit Severus. Der letzte A., Arsaces XXIX. Artabanus IV., wurde durch Artaberges (Ardeschir), den Stammvater der Sassaniden, 226 n. Chr. vom Throne gestürzt und das Parthische Reich, an dessen Stelle nun das zweite Sasanidenreich trat, damit vernichtet. Es existieren wenig Quellen über die Geschichte der A., vieles ist dunkel, selbst die Chronologie. Mit diesen A. sind nicht zu verwechseln die minder bekannten A. Armeniens, die von den parthischen abstammen. Vgl. Bailant, „Arsacidarum imperium“ (2 Bde., Par. 1725); Longperier, „Sur les monnaies des rois Arsacides“ (Par. 1854); Schneidewitz, „Die Parther oder das Neupers. Reich unter den A.“ (Weilgenst. 1874).

Arsamas, Kreisstadt und bedeutender Handelsort im russ. Gouvernment Nishnij-Novgorod, 110 km im S. von Nishnij-Novgorod, am rechten Ufer der Tjescha, hat 34 steinerne Kirchen, 4 Klöster, ansehnliche Webereien, Seifensiedereien, Leinwandfabriken, Wachsbleichen, Ziegelbütten und beträchtlichen Handel mit Leder, Leinwand und Schafellen und zählt 11887 G. Das Alexejewski-Kloster, vom Jaren Michael Feodorowitsch gestiftet, bildet eine kleine Stadt für sich mit drei Kirchen. Die Nonnen dieses Klosters sind berühmt wegen ihrer Gold- und Silberfiedereien für geistliche Gewänder, die bis Konstantinopel, Jerusalem und China ausgeführt werden. Die Kathedrale von A. ist 1812—41 für 800 000 Silberrubel nach dem Muster der Isaakirche von Kiewleuten der Stadt erbaut, die Gemälde der Bilderwand im altruss. Stil, die Fresken nach weiseurop. Vorbildern von einheimischen Leibeigenen ausgeführt. Bemerkenswert ist ferner die vom Akademiker Stupin 1840 gestiftete Malerschule, die fast ganz Ausland mit Heiligenbildern versorgt. In der Nähe der Stadt liegt das dem Fürsten Soltsilow gehörige Dorf Witsenä, welches berühmte Schubabrilation hat und dessen reiche Bauern großartige Handelsgeschäfte

treiben. Auch liegen im Kreise A. die Dörfer Krass. naja, Selo und Mostresensk, in erstem werden Filzhüte und Filzdecken in grober Menge verfertigt, in letztem befindet sich eine Glashütte und eine Papierfabrik.

.. Kreslin, die russ. Gl., eingestellt in 18 Wer-

U. 1 U.
bis zum
Anmach.
Aleppo),
1/2 engl.
Ferner
ih (Qu.)
= 1,100 m

er belg.
er Offen-
arg und
ih über.
Q., die
ten. A.
188 von

Karl V. zum Herzogtum erhoben und an die Gra-
fen von Croÿ verliehen wurde. Nach dem Ausster-
ben derselben 1612 kam A. an die Reichsfürsten
(später Herzoge) von Arenberg (s. d.).

Arsen, Arsenik, Fliegenstein, Schar-
benkobaal, Cobaltum (chem. Zeichen = As;
Atomgewicht = 75); ein zu den Metalloiden gezählter
einfacher Körper, welcher der Reihe Stickstoff, Phos-
phor, A., Antimon angehört und einerseits viele
Eigenschaften des Phosphors teilt, andererseits aber
dem Antimon sehr ähnlich ist. Es kommt in der Na-
tur gebiegen vor, namentlich auf Gängen im kristal-
linischen Schiefer- und Übergangsgebirge, häufiger
aber in Verbindung mit Schwefel oder Sauerstoff
und andern Körpern. Die wichtigsten Arsenika-
lien sind Arsenkies, Mispidel, Sissit, Arsen-
schwefeleisen $FeAsS$ und Arsenit-
kies, Arsenkies von der Zusammensetzung
 $FeAs_2$ und Fe_2As_3 . Außerdem ist es Bestandteil
einer großen Anzahl von Mineralien, die jedoch für
die Arsenindustrie von keinem Belang sind, und findet
sich endlich, allerdings in nur unmerklich kleinen
Mengen, allgemein verbreitet, viel mehr als man
dies früher angenommen hat. So hat man es in
sehr vielen natürlichen Mineralwässern und den
sich daraus abscheidenden Niederschlägen, in der
Adertrume, im Flußschlamm, in Steinkohlen, ja
selbst in manchen Pflanzen nachgewiesen, fast alle
Schwefelkiese enthalten A., aus diesen geht es in
die daraus dargestellte Schwefelsäure über und
durch letztere, wenn sie nicht durch ein umständliches
Verfahren gereinigt wurde, in alle direkt oder in-
direkt daraus dargestellten Fabrikate; da Arsenik-
säure sehr vielfach (wiewohl nicht immer) zur Färbung
der Anilinfarben (s. d.) gebraucht wird, so ist bei
deren Verwendung zum Färben von Nahrungs-
mitteln Vorsicht geboten. Das A. des Handels ist
entweder gebiegen oder aus Arsenkies und Ar-
senitkies durch starke Erhitzung abgetrennt, wo-
bei ersterer Einfach-Schwefeleisen, letzterer Einfach-
Arsenikies zurückläßt. Bei der vorzugsweise in
Reichenstein in Schlesien ausgeführten Fabrikation
wird das Erz in thönernen, 60–70 cm langen,
12–18 cm weiten, am hintern Ende geschlossenen
Röhren, die zu 20–25 Stück horizontal in einen
Ofen gelagert sind und durch ein gemeinschaftliches
Feuer erhitzt werden, stark gegläht; in den vordern,

aus der Ofenwandung hervorragenden Teil d.
Röhre wird ein spirallig gebogenes Stab Eisenblech
geschoben und dann eine thönerner Vorlage ang-
legt, deren Stoßfuge mit Lehm verstreicht wird.
Nach zehnstündigem Feuer ist die Zerlegung be-
endet, das A. findet sich dann teils als bläulich weiß
kristallinische Masse an der Oberfläche des Eisen-
blechs verdichtet und wird durch Aufrollen und W-
ipochen losgelöst, zum Teil als grauschwarzes Pul-
ver an der kaltern Wandung der Röhre oder in der
Vorlage; nur das kristallinische A. wird in den
Handel gebracht, das Pulver wird der nächsten Ver-
schickung beigegeben. Die 26 Röhren eines Ofen
lassen etwa 250 kg Erz und liefern durchschnittlich
50 kg A. Das reine A. tritt in verschiedenen Me-
tallisationen auf. Bei der Sublimation erhält man
dasselbe, wenn die Dämpfe nicht weit unter der
Dampfbildungstemperatur verdichtet werden, als
bläulich weiße, kristallinische oder rhomboedrische
kristallisierte Masse von 5,70 spezifischem Gewicht
läßt man A. in einem Strom eines indifferenten
Gases, wie Wasserstoff, in einem Rohre verdam-
pfen, so scheidet sich an der erhitzten Stelle zunächst
etwas kristallisiertes A. ab, in etwas weiterer Ent-
fernung lagert sich glasglänzendes, schwarzes, amor-
phes A. als kompakte Schicht von 4,71 spezifischen
Gewicht ab, in dem kältesten Teil der Rohre findet
sich dann noch A. in Form eines grauen Pulvers
von 4,71 spezifischem Gewicht, welches mikroskopisch
als aus kleinen, reifenförmig zusammenhängenden
Körperchen bestehend erscheint, es ist wohl wahr-
scheinlich, daß das graue Pulver und das schwarz-
amorphe A. identisch sind, beide gehen, wenn A.
auf eine Temperatur von 360° C. erhitzt werden
plötzlich unter starker Wärmeerzeugung in gewöhn-
liches kristallinisches A. über. Der Arsendampf
hat gelbe Farbe, eigentümlich knoblauchartigen Ge-
ruch (charakteristisches Erkennungsmittel) und 10,
spezifisches Gewicht. Unter gewöhnlichem Druck
verdampft es, ohne zu schmelzen, unter starken
Druck wird es in hoher Temperatur flüssig. In
feuchter Luft oxydiert sich A., das kristallinisch-
reine als das schwarze amorphe, und überzieht
sich dabei mit einer grauen Schicht von sog. Arsen-
suboxyd, in trockener Luft kann es auf 80–90° C.
erwärmt werden, ohne sich zu verändern, in höherer
Temperatur verbrennt es zu arseniger Säure, die
sich in Form eines weißen, kristallinischen, leicht
flüchtigen Beschlages an kältern Stellen ablagert
in Sauerstoff verbrennt es unter lebhafter Licht-
erscheinung. Im gepulverten Zustande in Chlorgas
eingetragen entzündet es sich, ohne erwärmt wor-
den zu sein, und verbrennt zu Chlorarsen. Salpe-
tersäure oxydiert es zu arseniger und Arsenik-
säure, Schwefelsäure bildet bei hoher Temperatur arsenig-
säure und schweflige Säure, von schmelzenden Al-
kalihydraten wird es unter Wasserstoffentwicklung
zu arsenigsaurem Alkali oxydiert, mit schmelzenden
Salpeter verpufft es; Gemenge von A. und chlor-
saurem Kali betonieren durch Stoch. Es löst sich in
fetten Ölen beim Erwärmen, ist in Alkohol und Äther
unlöslich. Da das Atomgewicht des A. 75, sein
Molekulargewicht aber 300 ist, so enthält ein Mo-
lekül demnach 4 Atome A., A. ist fünfwerdig.

Bezüglich der Arsen-Verbindungen ist zu
nächst zu bemerken, daß A. in den meisten seiner
Verbindungen dem Antimon äußerst ähnlich ist
wie dieses bildet es zwei Reihen von Verbindun-
gen, bis eine, in der alle fünf Affinitäten des A.

gesättigt sind, die andere, in der nur drei Ben-
wendigkeitsheiten gesättigt sind.

Arjenige Säure, weisser Arsenit, Rat-
teugist, $\text{Ardum arsenicosum As}_2\text{O}_3$, das
Nahdrub der für sich nicht darstellbaren Säure
 $\text{As}(\text{OH})_3$, wird gewonnen durch Rosten von Arsen-
kiesen und andern A. enthaltenen Kiesen und man-
cherlei Sulfidprodukten unter Aufstuftritt, wobei
das A. zu der bei 185° flüchtigen arjenigen Säure
verbrennt, die Dämpfe werden in Kondensations-
räume, Gistkämme, geleitet, in denen sich zunächst
arjenige Arjenigsäure als graues Gistmehl verbi-
ndet, welches durch Sublimation gereinigt wird und
dann zum Teil Arjenios, zum Teil weisses Arsen-
mehl liefert. Die Abdröhung von Arsenkiesen er-
folgt in Kupfelföfen oder Flammföfen, die an vielen
Orten durch direkte Feuerung, an andern durch
Gasfeuerung geheizt werden; dieselben sind durch
einen Kanal mit den Kondensationsräumen ver-
bunden. Letztere bestehen aus mehreren gemauerten
Kammern, von denen die erste mit dem Röstofen,
die letzte mit dem Schornstein kommuniziert. Je
häufiger der Zug hier ist, um so rascher wird der
Dampf verdrängt, da damit einer Erwärmung der
Kammern vorgebeugt wird; zugleich wird das Ar-
jenmehl feiner, bei hoher Temperatur der Kam-
mern können Kristalle gebildet werden. Um einem
Entweichen von Dämpfen vorzubeugen, sollte zwi-
schen der letzten Kammer und dem Schornstein stets
ein wasser Kondensator eingeschaltet werden, was
aber wegen der daraus erwachsenden höhern Be-
triebskosten selten geschieht. Die Sublimation er-
folgt in der Regel in einem vom Feuer befallten
angesehnen Kessel von 75 cm Tiefe und 60 cm
Weite, welcher 225 kg Gistmehl faßt; auf diesen
Kessel sind, außerhalb des Bereichs der Feuerung,
drei zylindrische eiserne Ringe von 70 cm Höhe ge-
stellt, und von diesen kommuniziert der oberste mit-
tels eines trichterförmigen Fortsatzes mit einem
Kondensationskammerstern, in dessen erste Kam-
mer die Ableitungen einer Anzahl von Sublima-
tionsgefäßen münden. Die Sublimation dauert
etwa 12 Stunden. Nach Ablauf derselben läßt
man die Kessel erkalten und nimmt die zylindri-
schen Ringe ab, deren innere Wandung dann mit
einer biden Schicht von glasartig durchsichtiger,
amorpher arjeniger Säure bedeckt ist, während sich
in den Kondensationsräumen der Rest in Form
eines weissen, aus mikroskopischen Oktäedern und
Tetraedern bestehenden Mehls findet; bei richtig
geleiteter Operation, bei der es darauf ankommt,
eine zu starke Erhitzung der Aufzugringe zu ver-
hüten, erhält man durchschnittlich etwa 90 Proz.
Arjeniosglas und 10 Proz. Mehl. Die kristallisierte
arjenige Säure ist dimorph, sie tritt in den For-
men des regulären Systems, Oktäeder, Tetraeder,
außerdem aber auch in rhombischen Prismen auf.
Das amorphe Glas erhält sich, wenn es unter Was-
ser oder Spiritus aufbewahrt wird, lange Zeit un-
verändert, an der Luft verliert es zuerst an der
Außenfläche, allmählich nach innen fortschreitend
seine durchsichtige Beschaffenheit und wird porzellan-
weiß, indem es aus dem amorphen in den kristalli-
sierten Zustand übergeht; mit dieser Umwandlung
geht eine Veränderung mehrerer Eigenschaften Hand
in Hand. Das spezifische Gewicht der amorphen
Säure ist 3,700, das der kristallisierten 3,800, die
amorphe Säure ist in 25 Teilen kaltem Wasser
löslich, die kristallisierte erfordert 80 Teile Wasser

zur Lösung. Die amorphe Säure geht in Lösungen
sehr leicht in den kristallisierten Zustand über, so
z. B. beim bloßen Kochen; stellt man eine heisse
wässrige Lösung unter Zusatz von etwas Salzsäure
her und läßt sie in einem dunkeln Raume erkalten,
so bemerkt man bei dem Anfschießen der Kristalle
fortdauernde Lichtentwidelung. Die wässrige Lö-
sung reagiert deutlich sauer und hat einen süßlichen
Geschmack.

In verdünnten Säuren ist die arjenige Säure
leichter löslich als in Wasser; beim Kochen mit
Salpetersäure wird sie in Arsenfäure verwandelt.
Erhitzt man arjenige Säure mit Epanalium oder
leitet man ihren Dampf in einem Glasrohr über
ein Stüchchen glühender Kohle, so wird sie rebuyert,
und es scheidet sich schwarzes glänzendes A. als
Belag an der Wandung ab (Arjenungsmittel).
Ebenfalls wird ihr beim Erhitzen mit Schwefel,
Phosphor, Natrium, Zink sowie durch Wasserstoff
und Kohlenoxyd der Sauerstoff entzogen. Schwefel-
wasserstoff bringt in der sauren wässrigen Lösung
einen citronengelben Niederschlag hervor, der in
Schwefelammonium löslich ist; metallisches Zink
scheidet aus der sauren Lösung A. ab, während sich
zugleich Arsenwasserstoff entwidelt, durch dessen
Verhalten die geringsten Spuren nachgewiesen wer-
den können.

In der Medizin wird arjenige Säure bisweilen
angewendet, entweder in Form von Pillen, Pulvern
oder als Lösung ihres Kalisalzes, Liqueur Kali ar-
senicosol, Fowler'sche Tropfen; letztere werden
bereitet, indem man 1 Teil arjenige Säure mit
1 Teil kohlen-saurem Kali mischt und nach Zusatz
von 1 Teil Wasser löst, bis eine vollständige Lö-
sung erfolgt. Nach dem Erkalten wird noch so viel
Wasser zugesetzt, daß das Gesamtgewicht der
Flüssigkeit die 20fache Menge der angewendeten ar-
jenigen Säure beträgt. Bei der Verwendung der
arjenigen Säure ist mit größter Vorsicht zu verfahren,
da sie zu den stärksten Giften gehört. Unter
Umständen bewirken schon Dosen von 0,000 g den
Tod, eine Gabe von 0,00—0,01 g ist fast immer töd-
lich; die höchste Gesamtdosis, welche vom Arzt
verordnet werden darf, beträgt 0,010 g in 24 Stun-
den. Es kann jedoch der Organismus sich an dieses
Gift in höherm Maße als an irgendein anderes ge-
wöhnen, wenn dasselbe in kleinen Mengen anfan-
gend dauernd gebraucht wird; so sollen manche der
gewöhnheitsmäßigen Arseniteffer (s. d.), deren es
namentlich unter Gebirgsbewohnern manche gibt,
täglich bis zu 0,01 g arjenige Säure konsumieren.
Tieren erteilt eine geringe Menge arjenige Säure
ein glattes Haar und belebten Blick, weshalb sie
von Rostäusern häufig gebraucht wird; auch soll
sie die Mastungsfähigkeit der Tiere befördern, und
es ist empfohlen worden, den Masttieren täglich
arjenige Säure zu reichen, doch ist ein solches Vor-
gehen im höchsten Grade verwerflich, da man nicht
weiß, wie viel von dem Gifte im Organismus zu-
rückgehalten wird und inwieweit das Fleisch solcher
Tiere gesundheitsgefährlich ist. Es liegt in dieser
Richtung nur eine Beobachtung von Sonnenschein
vor, welcher das Fleisch einer Kuh untersuchte, die
in sechs Monaten angeblich 506 g arjenige Säure
gefressen hatte; das Fleisch dieser Kuh enthielt so
wenig arjenige Säure, daß eine Gefahr beim Ge-
nusse desselben allerdings nicht zu befürchten stand;
doch hielt dieser vorsichtige Beobachter damit den
Gegenstand durchaus nicht für eriebigt, sondern

hügelig, außerordentlich fruchtbar und jetzt gänzlich von ihren früheren Wäldungen entblößt. Ein jetzt meist ausgetrockneter Fjord, Gravensteen Fjord genannt, schneidet tief von N. her ein und teilt die Insel in zwei Teile, die nur durch eine sehr schmale Nehrung zusammenhängen. Die Küsten sind in N. und O. wegen der Untiefen unzugänglich, im S. und W. hoch, steil und, weil die schmale Meerlände mit großen Steinen bedeckt ist, ohne Landungsstelle. Nur an der Nordwestspitze Skjoldnäs, wo das Kirchdorf Söby liegt, ist das Meer nicht nur tief, wie im S. und W., sondern auch die Anfahrt ohne Hindernisse. Bedeutender als die Stadt Rødsbyöbing oder Rørdesbyöbing mit 1578 Q. ist der Fleden Marstal, mit einem Winterhafen und 2746 Q., welche starke Frachtfahrt, Korberei und Fischerei treiben. Im J. 1749 wurde die Insel an König Friedrich V. von Dänemark verkauft, gehörte dann zu Schleswig, wurde aber durch den Wiener Frieden von 1864 an Dänemark abgetreten. Nicht zu verwechseln ist A. mit der bei Schleswig verbliebenen Insel Harde (s. d.) im Kleinen Belt.

Arrogation, s. unter Adoption.

Arrom (Cecilia de), span. Schriftstellerin, f. Caballero.

Arrundierung (Abrundung, Verkopplung, Feldbereinigung, Konsolidation). Mancherlei Umstände, namentlich die durch unbeschränkte Teilbarkeit der Grundstücke hervorgerufenen Zerstückelungen haben es im Laufe der Zeit dahin gebracht, daß in verschiedenen Ländern der landwirtschaftliche Grundbesitz häufig aus vielen zerstreuten, weit voneinander entlegenen, oft sehr kleinen Stücken besteht, die nur mit Mühe und großem Aufwande an Zeit und Kosten genutzt werden können und deshalb von verhältnismäßig geringer Lage im Gemenge. Flurzwanges (s. d.) ionellen Wirtschaftsmöglichkeit. Daher ein Austausch der Grundstücke in einzelnen Parzellen in des Grundbesitzes entläßt einer so gerader aber eine so nützliche Ansprache einzelner Besitz. haben viele Staaten gewisse Majorität der der Besitzer, die min. Fläche repräsentieren)

berechtigt sei, die A. zu verlangen (zu provozieren). Die vollständigste A. geht bis zu der Bildung isolierter geschlossener Höfe (in Bayern Vereinödung genannt). Abgesehen von besondern örtlichen Bedingungen, hat das dorfweise Zusammenwohnen seine Vorzüge in Hinsicht auf Sicherheit, erleichterte Arbeitsteilung, Kirchen- und Schulbesuch. Das Hofsystem dagegen zeichnet sich dadurch aus, daß es durch Wegfall von Entfernungen an Bewirtschaftungskosten, durch Wegfall von Flurwegen und Grenzen an Boden spart und daß es keinen Flurzwang, überhaupt keine Hinderung im Anbau der Grundstücke durch Nachbarn kennt (Be- und Entwässerungen, Vertilgung von schädlichen Tieren und Unkrautern).

Wie die Abrundung des Privatbesitzes, so ist auch die A. des Staatsgebietes von großer Wichtigkeit. Hier kann oft eine kleine Erweiterung, die den natürlichen Zusammenhang herstellt, Unbequem-

lichkeiten beseitigt, die militärische Verteidigung, die Grenzbewachung, das Handelssystem begünstigt, von außerordentlichem Nutzen sein.

Arroudissement ist in Frankreich der Name für die Unterabteilungen der Departements; die Verwaltungsbehörde des A. ist die Unterpräfektur. In Paris werden die 20 Stadtbezirke als A. bezeichnet.

Arrosement (fr.) oder Arrosierung, d. i. Befechtung, Anstreichung, bezeichnet metaphorisch eine nachträgliche Zahlung, um den Nutzen einer früheren Zahlung zu sichern, z. B. wenn die Teilhaber an einer Aktienunternehmung bei Unzulänglichkeit des veranschlagten Kapitals noch etwas auf jede Aktie nachzahlen müssen. Für eine solche Arrosierung (Arrosierungsanleihen) gab sich unter andern die 1806 und 1808 in Österreich vorgenommene Finanzoperation aus, wonach die Inhaber von Staatsschuldenscheinen, um nicht ihr Forderungsbrecht und den Zinsanspruch zu verlieren, einen verhältnismäßigen Nachschuß machen mußten, der aber mit verzinst wurde. In der neuern Zeit kommt der Ausdruck namentlich im bayr. Staatsschuldwesen vor: 1848 wurde in Bayern eine sog. Arrosierungsanleihe aufgenommen, eine freiwillige 4prozentige Anleihe, bei welcher ein der Summe der baren Einzahlung gleicher Betrag in bis dahin 3%, prozentigen Obligationen geleistet werden konnte, die dann auf 4 Proz. erhöht wurden. Die bayr. Arrosierungsanleihe wurde 1850 in der Art fortgesetzt, daß für jedes bare Darlehn zu 4 Proz. dem Darlehn gleichzeitig der doppelte Betrag desselben in von ihm eingereichten ältern 3%, prozentigen Staatsobligationen in 4prozentige umgetauscht ward; von 1853—66 erfolgten weitere Fortsetzungen der Arrosierungsanleihe für den Eisenbahnbau.

Arrowroot (spr. Arrowrüt), auch Westindischer Salep, Pfeilwurzelmehl, ein feines Stärkemehl, in den knolligen und fast weißen Wurzelstöcken einiger zur Gattung *Maranta* gehörenden Pflanzen, namentlich *M. arundinacea*, *M. indica*, *M. nobilis*, enthalten. Es kommt gegenwärtig nicht bloß von Westindien, sondern von den verschiedensten Punkten der Erde in den Handel. Auch das Kaffawamehl von *Manihot utilisima* verkauft man zuweilen unter diesem Namen. Die häufigen Verfälschungen des A. durch anderes Stärkemehl erkennt man, indem man die Masse in Wasser auflöst. Ist eine Mischung vorgegangen, so schwindet der eigentümliche Geruch des A., und beim Erhitzen erscheint die Substanz nicht gallertartig, sondern meist fleisterig. In Betreff seiner Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit hat das A., das man entweder zur Herstellung seiner Speisen und Backwerke benutzt oder medizinisch verwendet, nichts vor der Reis- und Weizenstärke voraus.

Arrowsmith (Arton), verdienter engl. Kartograph, geb. 14. Juli 1750 zu Winton in der Grafschaft Durham, kam 1770 nach London und gründete dort einen Kartoverlag, der unter seiner Aufsicht zu hoher Blüte gelangte. Es gingen aus demselben über 130 Atlanten und größere Karten hervor, die sich durch eine bis dahin unerreichte Genauigkeit und Deutlichkeit des Stiches auszeichneten und namentlich für die Hydrographie bedeutenden Wert haben. Besondere Erwähnung verdient die Weltkarte nach Mercators Projektion (1790 und 1794), die er mit Erläuterungen begleitete; die große Karte von Schottland (1807) und der „General Atlas“ (1817). Nach seinem Tode erschien

von ihm eine Schrift *«Geometrical projection of maps»* (Lond. 1825), in welcher er die Resultate seiner langjährigen Erfahrung niederlegte. Er starb in London 23. April 1823. — John A. Reffe des vorigen, geb. 23. April 1790 zu Winston, trat 1810 in das kartographische Institut seines Oheims, das er nach dessen Tode übernahm. A. hat sich gleichfalls als Kartograph einen Namen erworben, unter anderem durch den *«London Atlas of universal geography»* (1834—37) und durch die Karten zu *«Zurichs Reisen»*, wie zu Leichardts *«Expedition nach dem Innern Australiens»* (1841), *«Vininghams Untersuchungen im südl. Afrika»* (1857) u. a. A. starb 2. Mai 1873.

Arroyo de China, Stadt in der Argentinischen Republik, s. Concepcion del Uruguay.

Ars-Inseln, Inselgruppe des Indischen Archipels, s. Aru-Inseln.

Ars (lat.), die Kunst; A. angelica oder spirituum, soviel wie Magie.

Ars an der Mosel (Ars-sur-Moselle), Stadt im Landkreis Gorze des reichsländischen Bezirkes Lothringen, liegt an der Mündung der Rance in die Mosel und an der Eisenbahn Metz-Bagny, 9 km südwestlich der Stadt Metz und 6 km südwestlich des Forts Brion. Friedrich Karl, ist Sitz eines Amtsgerichts, enthält mehrere bedeutende Eisenwerke, Maschinen- und Papierfabriken und zählt (1875) 5708 fast ausschließlich lath. G. Südlich von A., nach Jouy-aux-Arches hin, finden sich Überreste einer unter Trajan erbauten röm. Wasserleitung, von der jetzt noch 18 Pfeiler mit Bogen vorhanden sind. In der Nähe von A., im Thale der Rance und nördlich der Stadt an dem Abhänge des Bois de Baug, sind reiche Eisengruben, für welche von A. aus eine Betriebsbahn und eine zur Mosel führende Zugbahn angelegt wurden. Während der Einschließung der Festung Metz im J. 1870 bildete A. einen wichtigen Stützpunkt für die Vorpостenlinie des deutschen Heers. In den Schlachten von Mars-la-Tour (16. Aug. 1870) und Gravelotte (18. Aug. 1870) bildete das nördlich von A. belegene Bois de Baug die Anlehnung des rechten Flügels der Deutschen, speziell der Ersten Armee.

Arsa, ein von den Kirgisen und Dschitren aus gegorener Stutenmilch bereiteter und reifigierter Brantwein, s. Kumik.

Arsaciden ist der Name der Könige des Parthischen Reichs, das 256 v. Chr. durch Arsaces I. begründet ward, indem derselbe die Landschaft Parthien (s. d.) von der Herrschaft der Seleuciden befreite und das günstig gelegene Helatompylos oberhalb der Hauptstadt seines Reichs erhob. Er vererbte letzteres 253 v. Chr. auf seinen Bruder Arsaces II. Tiridates, welcher ihn bei seiner Empörung unterstützt hatte. Dieser, der eigentlich Gründer der parth. Macht, besiegte sie gegen Syrien 238 durch seine Siege über Seleukos Kallinikos und starb 216. Ihm folgten Arsaces III. Artabanus I. (gest. 196), Arsaces IV. Phriapatius (gest. 181) und Arsaces V. Phraates I. (gest. 144), worauf des letzters thronträtiger Bruder Arsaces VI. Mithridates I. zur Regierung gelangte, welcher alle Länder zwischen Indus und Euphrat seiner Herrschaft unterwarf, das Parthische Reich zu einem Weltreiche erhob und als der bedeutendste unter allen A. 126 starb. Sein Sohn Arsaces VII. Phraates II. (gest. 127) nahm Babylon (133) ein und befreite durch seinen Sieg über Antiochos Si-

detes (131) das Parthische Reich auf immer von den Angriffen der par. Monie. Dagegen beinhalten um diese Zeit die Kriege mit den Romabenvollern des Innern Asiens, welche erst durch wiederholte Siege Arsaces IX. Mithridates II. (gest. 87), mit dem Beinamen des Großen, beendet wurden. Letzterer erhielt jedoch im Westen einen neuen mächtigen Rivalen an Tigranes I., König von Armenien; auch kam er 92 zum erstenmal mit den Römern in Berührung. Nach dem Untergange des Reichs von Pontus (69), während der Regierung des Arsaces XII. Phraates III., wurden die Parther und Römern Grenzernachbarn, was nun zu wiederholten Kämpfen zwischen beiden Nationen Veranlassung bot. Der erste röm.-parth. Krieg wurde 53 v. Chr. von Arsaces XIV. Crodes I. (gest. 37 v. Chr.) gegen Crassus geführt, welcher bei Carrhae Schlacht und Leben verlor; bald folgte diesem ein zweiter zwischen Arsaces XV. Phraates IV. (gest. 4 n. Chr.) und Antonius. Unter den spätern A. hatte Arsaces XXIII. Vologeses I. (gest. 90) 66—64 n. Chr. wegen Armenien einen misslichen Krieg mit den Römern zu führen. Arsaces XXV. Chosroes I. (gest. 121) verlor insofern unglücklicher Kämpfe gegen Kaiser Trajan (115 und 116) Mesopotamien und Nisibis, welche Länder er jedoch bereits 117 unter Hadrian wiedererlangte. Arsaces XXVI. Vologeses II. (gest. 192) und Arsaces XXVIII. Vologeses III. (206—9) führten ebenfalls unglückliche Kriege mit den Römern, ersterer mit V. Verus, letzterer mit Severus. Der letzte A., Arsaces XXIX. Artabanus IV., wurde durch Artabanes (Ardeschir), den Stammvater der Sassaniden, 226 n. Chr. vom Throne gestürzt und das Parthische Reich, an dessen Stelle nun das zweite Alperische trat, damit vernichtet. Es existieren wenig Quellen über die Geschichte der A., vieles ist dunkel, selbst die Chronologie. Mit diesen A. sind nicht zu verwechseln die minder bekannten A. Armeniens, die von den parthischen abstammen. Bal. Bailant, *«Arsacidarum imperium»* (2 Bde., Par. 1725); Longpérier, *«Sur les monnaies des rois Arsacides»* (Par. 1854); Schneidewirth, *«Die Parther oder das Neupers. Reich unter den A.»* (Heiligenit. 1874).

Arsamas, Kreisstadt und bedeutender Handelsort im russ. Gouvernement Nischni-Novgorod, 110 km im S. von Nischni-Novgorod, am rechten Ufer der Tetscha, hat 84 steinerne Kirchen, 4 Klöster, ansehnliche Gerbereien, Seifensiedereien, Leinwandfabriken, Wachsbleichen, Ziegelhütten und beträchtlichen Handel mit Leder, Leinwand und Schafseiden und zählt 11847 E. Das Alexejewski. Kloster, vom Jaren Michael Feodorowitsch gestiftet, bildet eine kleine Stadt für sich mit drei Kirchen. Die Nonnen dieses Klosters sind berühmt wegen ihrer Gold- und Silbersiedereien für geistliche Gewänder, die bis Konstantinopel, Jerusalem und China ausgeführt werden. Die Kathedrale von A. ist 1812—41 für 800 000 Silberrubel nach dem Muster der Isaakirche von Kasan aus der Stadt erbaut, die Gemälde der Bilderwand im altruss. Stil, die Fresken nach westeurop. Vorbildern von einheimischen Leibeigenen ausgeführt. Bemerkenswert ist ferner die vom Adameniler Stupin 1800 gestiftete Malerschule, die fast ganz Rußland mit Heiligenbildern versorgt. In der Nähe der Stadt liegt das dem Fürsten Soltikow gehörige Dorf Wisenä, welches berühmte Schubfabrikation hat und dessen reiche Bauern großartige Handelsgeschäfte

treiben. Auch liegen im Kreise A. die Dörfer Stradnoje, Selo und Mostresensk, in ersterm werden Filzhüte und Filzdecken in großer Menge verfertigt, in letzterm befindet sich eine Glashütte und eine Papierfabrik.

Arschin, die russ. Aile, eingetheilt in 16 Wertschot, ein Maß von 28 russ. oder engl. Zoll. 1 A. = 0,713 m. — A. wurde auch das frühere bis zum 1. (18.) März 1874 gesetzlich gültige russ. Ellenmaß, der Dalseb oder Vit Dalseb (d. h. Vit von Aleppo), genannt, welcher = 27 engl. Zoll oder $\frac{3}{4}$ engl. Yards = 0,686 m = 0,686 russische A. Ferner heißt A. auch das pers. Ellenmaß (weist Goh [Guz] oder Vers genannt), welches 42 engl. Zoll = 1,06 m

abt in der belg. und an der Eisenach Zilburg und Kirche und Ober. Ist 4400 Q., die unterhalten. A. e, die 1533 von und an die Gra. nach dem Muster.

den derselben 1612 kam A. an die Reichsfürsten (später Herzoge) von Krenberg (s. d.).

Arsen, Arsenit, Fliegenstein, Scherbenkobalt, Cobaltum (chem. Zeichen = As; Atomgewicht = 75), ein zu den Metalliden gezählter einfacher Körper, welcher der Reihe Stickstoff, Phosphor, A., Antimon angehört und einerseits viele Eigenschaften des Phosphors theilt, andererseits aber dem Antimon sehr ähnlich ist. Es kommt in der Natur gediegen vor, namentlich auf Gängen im kristallinischen Schiefer- und Übergangsgebirge, häufiger aber in Verbindung mit Schwefel oder Sauerstoff und andern Körpern. Die wichtigsten Arsenikalien sind Arseniessig, Mispickel, Gieslerit, Arsenischwefeleisen FeAsS und Arsenikalit, Arsenkies, Arsenkies von der Zusammensetzung FeAs_2 und Fe_2As_3 . Außerdem ist es Bestandteil einer großen Anzahl von Mineralien, die jedoch für die Arsenindustrie von keinem Belang sind, und findet sich endlich, allerdings in nur unmerklich kleinen Mengen, ungemein verbreitet, viel mehr als man dies früher angenommen hat. So hat man es in sehr vielen natürlichen Mineralwässern und den sich daraus abscheidenden Niederschlägen, in der Alderkrume, im Flussschlamm, in Steinkohlen, ja selbst in manchen Pflanzen nachgewiesen, fast alle Schwefelkiese enthalten A., aus diesen geht es in die daraus dargestellte Schwefelsäure über und durch letztere, wenn sie nicht durch ein umständliches Verfahren getrennt wurde, in alle direct oder indirect daraus dargestellten Fabrikate; da Arsenikessig sehr vielfach (wiewohl nicht immer) zur Färbung der Anilinfarben (s. d.) gebraucht wird, so ist bei deren Verwendung zum Färben von Nahrungsmitteln Vorsicht geboten. Das A. des Handels ist entweder gediegen oder aus Arseniessig und Arsenikalit durch starke Erhitzung abgetrieben, wobei ersterer Einfach-Schwefeleisen, letzterer Einfach-Arsenikies zurückbleibt. Bei der vorzugsweise in Reichenstein in Schlesien ausgeführten Fabrication wird das Erz in thönernen, 60–70 cm langen, 13–18 cm weiten, am hintern Ende geschlossenen Röhren, die zu 20–26 Stück horizontal in einen Ofen gelagert sind und durch ein gemeinschaftliches Feuer erhitzt werden, stark gegläht; in den vordern,

aus der Ofenwandung hervorragenden Teil der Röhre wird ein spiralig gebogenes Stück Eisenblech geschoben und dann eine thönerne Vorlage angelegt, deren Stosstuge mit Lehm verschmiert wird. Nach jeheständigem Feuer ist die Zerlegung beendet, das A. findet sich dann theils als bläulich weiß kristallinische Masse an der Oberfläche des Eisenblechs verdichtet und wird durch Aufrollen und Abpochen losgelöst, zum Theil als grauschwarzes Pulver an der kältern Wandung der Röhre oder in der Vorlage; nur das kristallinische A. wird in der Handel gebracht, das Pulver wird der nächsten Vertheilung beigelegt. Die 26 Röhren eines Ofens fassen etwa 250 kg Erz und liefern durchschnittlich 50 kg A. Das reine A. tritt in verschiedenen Modifikationen auf. Bei der Sublimation erhält man dasselbe, wenn die Dämpfe nicht weit unter der Dampfbildungstemperatur verdichtet werden, als bläulich weiße, kristallinische oder rhomboedrische kristallisierte Masse von 5,75 spezifischem Gewicht. Löst man A. in einem Strom eines indifferenten Gases, wie Wasserstoff, in einem Rohre verdampfen, so scheidet sich an der erhitzten Stelle zunächst etwas kristallisiertes A. ab, in etwas weiterer Entfernung lagert sich glasglänzendes, schwarzes, amorphes A. als kompakte Schicht von 4,71 spezifischem Gewicht ab, in dem kältesten Teil der Röhre findet sich dann noch A. in Form eines grauen Pulvers von 4,71 spezifischem Gewicht, welches mikroskopisch als aus kleinen, reihenförmig zusammenhängende Körperchen bestehend erscheint, es ist wohl wahr scheinlich, daß das graue Pulver und das schwarze amorphe A. identisch sind, beide gehen, wenn sie auf eine Temperatur von 360° C. erhitzt werden, plötzlich unter starker Wärmerntwicklung in gewöhnliches kristallinisches A. über. Der Arsendampf hat gelbe Farbe, eigentümlich knoblauchartigen Geruch (charakteristisches Erkennungsmittel) und 10 spezifisches Gewicht. Unter gewöhnlichem Druck verdampft es, ohne zu schmelzen, unter starker Druck wird es in hoher Temperatur flüssig. In feuchter Luft oxydirt sich A., das kristallinische rascher als das schwarze amorphe, und überzieht sich dabei mit einer grauen Schicht von sog. Arsen suboxyd, in trockener Luft kann es auf 80–90° erwärmt werden, ohne sich zu verändern, in höherer Temperatur verbrennt es zu arseniger Säure, es sich in Form eines weißen, kristallinischen, leuchtigen Beschlages an kältern Stellen ablagert in Sauerstoff verbrennt es unter lebhafter Lichterscheinung. Im gepulverten Zustande in Chloroxyd eingetragen entzündet es sich, ohne erwärmt werden zu sein, und verbrennt zu Chlorarsen. Salpetersäure oxydirt es zu arseniger und Arsenik-Schwefelsäure bildet bei hoher Temperatur arsenik-Säure und schweflige Säure, von schmelzenden Metalhydraten wird es unter Wasserstoffentwicklung zu arsenigsaurem Alkali oxydirt, mit schmelzendem Salpeter verpufft es; Gemenge von A. und chlorsaurem Kali detonieren durch Stoß. Es löst sich fetten Ölen beim Erwärmen, ist in Alkohol und Äther unlöslich. Da das Atomgewicht des A. 75, das Molekulargewicht aber 300 ist, so enthält ein Molekül demnach 4 Atome A.; A. ist fünfwerthig.

Bezüglich der Arsen-Verbindungen ist nächst zu bemerken, daß A. in den meisten seiner Verbindungen dem Antimon äußerst ähnlich wie dieses bildet es zwei Reihen von Verbindungen, die eine, in der alle fünf Affinitäten des

gesättigt sind, die andere, in der nur drei Verwandtschaftseinheiten gesättigt sind.

Arsenige Säure, weißer Arsenit, Rat-
tengift, Aeldum arsenicosum As_2O_3 , das
Anhydrid der für sich nicht darstellbaren Säure
 $As(OH)_3$, wird gewonnen durch Rösten von Arsen-
felsen und andern A. enthaltenden Riesen und man-
cherlei Fäulnisprodukten unter Zutritt, wobei
das A. zu der bei 186° flüchtigen arsenigen Säure
verbrennt, die Dämpfe werden in Kondensations-
räume, Giftkammer, geleitet, in denen sich zunächst
reine Arsenigsäure als graues Giftmehl ver-
dichtet, welches durch Sublimation gereinigt wird und
dann zum Teil Arsenias, zum Teil weißes Arsen-
mehl liefert. Die Abführung von Arsenitalien er-
folgt in Röstlöfen oder Flammöfen, die an vielen
Orten durch direkte Feuerung, an andern durch
Gasfeuerung geheizt werden; dieselben sind durch
einen Kanal mit den Kondensationsräumen ver-
bunden. Letztere bestehen aus mehreren gemauerten
Kammern, von denen die erste mit dem Röstofen,
die letzte mit dem Schornstein kommuniziert. Je
stärker der Zug hier ist, um so rascher wird der
Dampf verdichtet, da damit einer Erwärmung der
Kammern vorgebeugt wird; zugleich wird das Ar-
senmehl feiner, bei hoher Temperatur der Kam-
mern können Kristalle gebildet werden. Um einem
Entweichen von Dämpfen vorzubeugen, sollte zwi-
schen der letzten Kammer und dem Schornstein stets
ein wasser Kondensator eingeschaltet werden, was
aber wegen der daraus erwachsenden höhern Be-
triebskosten selten geschieht. Die Sublimation er-
folgt in der Regel in einem vom Feuer bepalten
außen einen Kessel von 75 cm Tiefe und 60 cm
Weite, welcher 225 kg Giftmehl faßt; auf diesen
Kessel sind, außerhalb des Bereichs der Feuerung,
drei cylindrische eiserne Ringe von 70 cm Höhe ge-
stellt, und von diesen kommuniziert der oberste mit
eines trichterförmigen Fortsatzes mit einem
Kondensationskammer-system, in dessen erste Kam-
mer die Ableitungen einer Anzahl von Sublima-
tionskesseln münden. Die Sublimation dauert
etwa 12 Stunden. Nach Ablauf derselben läßt
man die Kessel erkalten und nimmt die cylindri-
schen Ringe ab, deren innere Wandung dann mit
einer dicken Schicht von glasartig durchsichtiger,
amorpher arseniger Säure bedeckt ist, während sich
in den Kondensationsräumen der Rest in Form
eines weichen, aus mikroskopischen Oktaedern und
Tetraedern bestehenden Mehls findet; bei richtig
geleiteter Operation, bei der es darauf ankommt,
eine so starke Erhitzung der Auffangringe zu ver-
hüten, erhält man durchschnittlich etwa 90 Proz.
Arseniasglas und 10 Proz. Mehl. Die kristallisierte
arsenige Säure ist dimorph, sie tritt in den For-
men des regulären Systems, Oktaeder, Tetraeder,
außerdem aber auch in rhombischen Prismen auf.
Das amorphe Glas erhält sich, wenn es unter Was-
ser oder Spiritus aufbewahrt wird, lange Zeit un-
verändert, an der Luft verliert es zuerst an der
Außenfläche, allmählich nach innen fortschreitend
seine durchsichtige Beschaffenheit und wird porzellan-
weiß, indem es aus dem amorphen in den kristalli-
sierten Zustand übergeht; mit dieser Umwandlung
geht eine Veränderung mehrerer Eigenschaften Hand
in Hand. Das spezifische Gewicht der amorphen
Säure ist 3,700, das der kristallisierten 3,800, die
amorphe Säure ist in 25 Teilen kaltem Wasser
löslich, die kristallisierte erfordert 80 Teile Wasser

Zur Lösung. Die amorphe Säure geht in Lösungen sehr leicht in den kristallisierten Zustand über, so z. B. beim bloßen Kochen; stellt man eine feine wässrige Lösung unter Zusatz von etwas Salzsäure her und läßt sie in einem dunklen Raume erstarren, so bemerkt man bei dem Aufbrechen der Kristalle fortdauernde Lichtentwicklung. Die wässrige Lösung reagiert deutlich sauer und hat einen süßlichen Geschmack.

In verdünnten Säuren ist die arsenige Säure leichter löslich als in Wasser; beim Kochen mit Salpetersäure wird sie in Arsenäure verwandelt. Erhitzt man arsenige Säure mit Oxantialium oder leitet man ihren Dampf in einem Glasrohr über ein Stückchen glühender Kohle, so wird sie reduziert, und es scheidet sich schwarzes glänzendes A. als Belag an der Wandung ab (Erkennungsmittel). Ebenfalls wird ihr beim Erhitzen mit Schwefel, Phosphor, Natrium, Zink sowie durch Wasserstoff und Kohlenoxyd der Sauerstoff entzogen. Schwefelwasserstoff bringt in der sauren wässrigen Lösung einen citrongelben Niederschlag hervor, der in Schwefelammonium löslich ist; metallisches Zink scheidet aus der sauren Lösung A. ab, während sich zugleich Arsenwasserstoff entwickelt, durch dessen Verbalten die geringsten Spuren nachgewiesen werden können.

In der Medizin wird arsenige Säure bisweilen angewendet, entweder in Form von Pillen, Pulvern oder als Lösung ihres Kalisalzes, Liqueur Kali arsenicosi, Fowler'sche Tropfen; letztere werden bereitet, indem man 1 Teil arsenige Säure mit 1 Teil kohlensaurem Kali mischt und nach Zusatz von 1 Teil Wasser kocht, bis eine vollständige Lösung erfolgt. Nach dem Erkalten wird noch so viel Wasser zugefügt, daß das Gesamtgewicht der Flüssigkeit die Fische Menge der angewendeten arsenigen Säure beträgt. Bei der Verwendung der arsenigen Säure ist mit größter Vorsicht zu verfahren, da sie zu den stärksten Giften gehört. Unter Umständen bewirken schon Dosen von 0,005 g den Tod, eine Gabe von 0,20—0,25 g ist fast immer tödlich; die höchste Gesamtdosis, welche vom Arzt verordnet werden darf, beträgt 0,010 g in 24 Stunden. Es kann jedoch der Organismus sich an dieses Gift in höherem Maße als an irgendein anderes gewöhnen, wenn dasselbe in kleinen Mengen anfangs sehr dauern gebraucht wird; so sollen manche der gewohnheitsmäßigen Arsenikesser (s. d.), deren es namentlich unter Gebirgsbewohnern manche gibt, täglich bis zu 0,25 g arsenige Säure konsumieren. Tieren erteilt eine geringe Menge arsenige Säure ein glattes Haar und lebtenes Wld, weshalb sie von Hoptäuchern häufig gebraucht wird; auch soll sie die Mastungsfähigkeit der Tiere befördern, und es ist empfohlen worden, den Masttieren täglich arsenige Säure zu reichen, doch ist ein solches Vorgehen im höchsten Grade verwerflich, da man nicht weiß, wie viel von dem Gifte im Organismus zurückgehalten wird und inwieweit das Fleisch solcher Tiere gesundheitsgefährlich ist. Es liegt in dieser Richtung nur eine Beobachtung von Sonnenchein vor, welcher das Fleisch einer Kuh untersuchte, die in sechs Monaten angeblich 506 g arsenige Säure gefressen hatte; das Fleisch dieser Kuh enthielt so wenig arsenige Säure, daß eine Gefahr beim Genuß desselben allerdings nicht zu befürchten stand; doch hielt dieser vorrichtige Beobachter damit den Gegenstand durchaus nicht für erledigt, sondern

«eingehender sanitätlicher Erwägung bedürftig und Wiederholung für wünschenswert». Die Verabreichung von arseniger Säure an Masttiere sollte daher durchaus nicht gebuldet, die an Milchtiere aber mit schweren Strafen belegt werden, da der Übergang des Giftes in die Milch im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Bei eingetretener Arsenikvergiftung ist ein Gemisch von Eisenoxydhydrat und gebrannter Magnesia das wirksamste Gegenmittel. (S. Arsenikvergiftung.)

Die Salze der arsenigen Säure leiten sich teils von dem Hydrat $\text{As}(\text{OH})_3$, teils von Hydraten $\text{AsO}(\text{OH})$ und $\text{As}_2\text{O}(\text{OH})_2$ ab. Die Natrium- und Ammoniumsalze sind löslich und kristallisierbar, die meisten übrigen alle werden durch verdünnte Säuren, die sogar durch Kohlensäure leicht zersetzt; wärmen mit saurem weinsäurem Kali zu kristallisierbaren, dem Brechweinstein der Antimonreihe entsprechende Verbindung.

Arsensäure $\text{AsO}(\text{OH})_3$ entsteht beim Kochen von arseniger Säure mit Salpetersäure und verbleibt beim Verdampfen als sirupöse Flüssigkeit, die bei starker Kälte zu in Wasser äußerst löslichen, zerfließlichen Kristallen erstarrt. Wird Arsensäure auf 140° erwärmt, so treten aus 2 Molekülen die Elemente von 1 Molekül Wasser aus, und es entsteht Pyroarsensäure $\text{As}_2\text{O}_5(\text{OH})_4$; wird diese auf 200° erwärmt, so geht sie in Metaarsensäure $\text{AsO}_2(\text{OH})$ über; endlich bei Rotglut findet weitere Anhydridbildung statt, es bleibt Arsensäure-Anhydrid As_2O_5 zurück. In ihrem allgemeinen Verhalten sind

arsenigen Säure
Schwefelwasserst
arsenige Säure
Einleiten von S
Schwefelarsen g
starke Säure, f
Salze, sondern
Säuren aus. I
gen viele Analog

Arsenchlori
verformiges A. t

wirkt, unter Feuererscheinung; zur Darstellung leitet man in eine mit grobstüdigem A. gefüllte tubulierte Retorte Chlorgas, wodurch ersteres in flüssig-

wird be-
um die
zu er-
von 2,3
sich mit
ut Was-
Chlor-
entpre-

iel sind:
Darach,
Arsenrubin, Rauschrot, rotes Arsen glas.
Diese prachtvoll rote glasige Verbindung wird meist dargestellt durch Erhitzen von Arsenkies mit Schwefelkies in thönernen Röhren von gleicher Beschaffenheit wie die zur Gewinnung des reinen A. üblichen, wobei der Realgar sich in den Vorlagen sammelt. Nach dem Erkalten erwärmt man die Vorlagen bis zum Schmelzen des Realgars, gießt die Gesamtmenge desselben, um ein homogenes Produkt zu erhalten, in einen erwärmten eisernen Refektor und fügt je nach der beabsichtigten Farbennuance

entweder Schwefel oder gebiegenes A. zu. (S. Realgar.) Das Arsentrisulfid As_2S_3 , Rauschgelb, Opermert, Auripigment, gelbes Arsen glas kommt als Mineral (s. Auripigment) vor und entsteht bei der Zersetzung von arseniger Säure durch Schwefelwasserstoff als gelber Niederschlag. Das technisch dargestellte Produkt ist wesentlich eine durch Dreifach-Schwefelarsen gelb gefärbte arsenige Säure und wird erhalten, indem man beim Raffinieren der arsenigen Säure 2–5 Prozent Schwefel zusetzt. Arsentrisulfid verhält sich Schwefelsalzen gegenüber wie eine Säure und bildet Salze, Sulfarsenite, die sich von den für sich nicht darstellbaren Säuren $\text{As}(\text{SH})_3$ und $\text{As}_2\text{S}(\text{SH})_4$ ableiten lassen. Arsenpersulfid As_2S_5 entsteht als gelbe glasige Masse beim Zusammenschmelzen von Trisulfid mit Schwefel in geeigneten Verhältnissen, ist unzerseht sublimierbar und gibt Sulfosäuren, die den verschiedenen Arsen Säuren entsprechen, in denen der Sauerstoff durch Schwefel ersetzt ist. Die Salze dieser Säuren werden Sulfarseniate genannt.

Arsenwasserstoff AsH_3 , farbloses Gas, welches bei -40° flüssig wird, wird in reinem Zustand durch Zersetzung von Arsenzink (erhalten durch Zusammenschmelzen gleicher Teile Zink und A.) in verdünnter Schwefelsäure dargestellt. Es wirkt beim Einatmen im höchsten Grade giftig. Im reinen Wasserstoff verdünnten Zustande erhält man, wenn irgendeine lösliche Arsenverbindung zu einem Wasserstoff entwickelnden Gemisch von Zink und verdünnter Schwefelsäure gebracht wird. Leitet man Wasserstoffgas, dem nur die geringsten Mengen von Arsenwasserstoff beigemengt sind, durch an einer Stelle zum Glühen erhitztes Glasrohr, bildet sich hinter der glühenden Stelle ein schwarzer spiegelglänzender Belag von metallischem A.; bei Entzünden brennt das Gas mit bläulich-weißer Flamme. In die Flamme gebrachte kalte Gegenstände, am besten weiße Porzellanschälchen, bedecken sich an der Berührungsstelle mit schwarzen glänzenden Flecken; das Gas, in eine Lösung von salpetersaurem Silber geleitet, bringt einen Niederschlag von metallischem Silber hervor, während arsenige Säure in Lösung bleibt. Im wesentlichen dasselbe Verhalten zeigt Antimonwasserstoff (s. unter Antimonverbindungen); doch lassen sich beide leicht und sicher durch folgende Hauptreaktionen voneinander unterscheiden:

Man erhitzt den im Glasrohr gebildeten Spiegel mit einer kleinen Flamme; bestand derselbe aus A., so ist ein Knoblauchgeruch deutlich wahrnehmbar, während sich in der Röhre ein weißer Niederschlag bildet, der bei der Betrachtung mit der Lupe namentlich im Sonnenlicht, glänzende Kristallflächen erkennen läßt; ein Antimonspiegel gibt gegen keinen Geruch und bildet bei vorsichtigem Erhitzen, ohne sich zu verflüchtigen, kleine metallische Kügelchen. Arsenflecke lösen sich sofort in ungesättigtem Natron (das aber kein freies Sauerstoffgas enthalten darf); Antimonflecke bleiben davon unverändert. Bedeckt man einen im Porzellanschälchen gewonnenen Spiegel mit einem Tropfen konzentrierter Salpetersäure und läßt denselben bei ganz gelinder Wärme zur Trockne verdampfen, so verbleibt ein weißer Rückstand; auf diesen bläut man mit einem Glasstabe ein Tröpfchen einer Lösung von salpetersaurem Silber und hält denselben dann eine Zeitlang über die Öffnung

mit konzentriertem Ammoniak gefüllten Flasche; bei Gegenwart von A. tritt entweder gelbe oder meist rotbraune Färbung ein; besteht dagegen der Niedersatz aus Antimon, so färbt sich die Stelle schwarz. Hat man das Gas durch eine Lösung von salpetersaurem Silber geleitet und einen dunkeln Niederschlag erhalten, so ist alles Antimon als Antimon-silber gefällt; arsenige Säure bleibt dagegen in der Lösung. Um letztere nachzuweisen, teilt man die Flüssigkeit in zwei Hälften, die eine Hälfte versetzt man mit Ammoniak, wodurch ein gelber Niederschlag von arsenigsaurem Silber entsteht, die andere Hälfte versetzt man mit Kochsalzlösung, bis alles Silber als weißes Chlor Silber gefällt ist, und leitet Schwefelwasserstoff ein, wodurch ein gelber Niederschlag von Schwefelarsen entsteht, der in Ammoniak, löslichem Ammoniak und Schwefelammonium leicht löslich ist. Das Verhalten des Arsenwasserstoffs dient zur Ermittlung und Nachweisung des A. in Bergfahngsfällen (das sog. Marsh'sche Verfahren); die Bildung des Metallspiegels und sein Verhalten gegen Reagentien ist der entscheidende Beweis für die Anwesenheit des A., und die Reaktion ist so empfindlich, daß sie nach Otto noch eintritt, wenn nur $\frac{1}{100000}$ eines Gramms arseniger Säure zugegen ist.

Die technischen Anwendungen des A. und seiner Verbindungen sind sehr mannigfaltig. Ein wenig A. verleiht den Kupferzinnlegierungen hohen Glanz und starke Politurfähigkeit. Man hat es daher dem Spiegelmetall, wie es zu Teleskopspiegeln u. s. w. gebraucht wird, zugelegt. Bei der Schwefelablation wird A. dem Blei zugelegt, weil diese Legierung dann leichter völlig runde Körner gibt. Von den Schwefelverbindungen des A. wendet man das Arsensulfür (Realgar) zur Vereitung eines mit intensiv weißem Lichte brennenden Feuerwerkes und als rote Malerfarbe an. Das Auripigment ist in einer gelben Malerfarbe enthalten. Die arsenige Säure findet Anwendung bei der Fabrikation des Email, welches durch Zusammenschmelzen eines bleiorydhaltigen Glases mit Zinnoryd, Antimonoryd oder arseniger Säure erhalten und zum Überzuge mancher Gegenstände, z. B. der kupfernen Zifferblätter der Uhren, benutzt wird. Beim Glasblasen setzt man arsenige Säure zu, um tohige Substanzen zu verbrennen und das Glas zu klären. Ferner wird die arsenige Säure als Mittel gegen die Fäulnis animalischer und vegetabilischer Stoffe gebraucht, z. B. zur Konservierung der Tierbälge in zoologischen Sammlungen und zur Imprägnierung von Bauholz. Auch dient sie als Gift gegen schädliche Tiere und als Heilmittel. Außerdem liefern einige Arsenverbindungen sehr prächtige und dauerhafte Farben, die zudem sehr wohlfeil herzustellen, aber leider äußerst giftig sind. Zu den gebräuchlichsten Farben dieser Art gehören: Scheele'sches Grün (arsenigsaures Kupferoryd), Schweinfurter Grün (eine Verbindung von arsenigsaurem mit essigsaurem Kupferoryd) und die schon erwähnten Schwefelverbindungen Auripigment und Realgar. Insbesondere werden die beiden ersten häufig zum Anstreichen und Malen der Wohnzimmer sowie zur Tapetenfabrikation verwendet und finden sich überhaupt in den meisten grünen Farben, die man im Handel führt, so im Schwedisch, Wiener, Mineral- und Berggrün.

Auf die außerordentliche Gefährlichkeit nicht allein der Fabrikation solcher arsenhaltiger farbiger

Stoffe, sondern auch des Aufenthalts in Räumen, die mit dergleichen Farben ausgemalt oder tapeziert sind, ist wiederholt, doch mit nur geringem Erfolg aufmerksam gemacht worden. Man hat gegen die Warnung eingewendet, daß die Arsenifarben, wären sie nur auf der Wand oder den Tapeten gehörig befestigt, die Atmosphäre der Zimmer nicht vergiften könnten. Indes wurden zahlreiche und unzweifelhafte Arsenilvergiftungen infolge der Anwendung jener Farben in Zimmern nachgewiesen, und die Chemiker haben die Anwesenheit von giftigen Arsenverbindungen, namentlich Arsenwasserstoff, in der Luft also desorieter Zimmer unumstößlich konstatiert. Schon in geringsten Mengen des Zimmertaubes, bei dessen Ansammlung man sorgfältig vermied, die Wände selbst zu berühren, ist die Gegenwart des Arsenilgiftes nachgewiesen worden. Doch nicht bloß in grünen Farben findet sich Arsenil, sondern auch in manchen andern, besonders in grauen Farben, die durch Mischung mit arsenikhaltigem Grün hergestellt werden. Noch gefährlicher aber ist die Verwendung der Arsenifarben zu manchen andern Zwecken, z. B. zum Bemalen von Kinderpielzeug, zum Färben und Drucken der Kleiderstoffe, besonders der zu Ballkleidern gebrauchten Tarlatane. Auf einem Stüd dieses Zeug, welches etwa 1 g wiegt, kann man 20—25 cg Arsenilfarbe finden, die nur sehr lose darauf befestigt ist, sodaß schon Reiben oder Aufweichen in kaltem Wasser die Farbe gänzlich ablöst. Ähnlich ist es bei den schönen grünen Blättern der künstlichen Blumen. Auch bei der Herstellung grüner Wachskerzen verwendet man Arsenilfarbe. Damp fand in 90 Teilen grünen Wachs's 1 Teil arsenige Säure, die also bei der Verbrennung sich im Zimmer verbreiten muß. Sogar bei der Herstellung gefärbter Fuderwaren hat man sich gewissenlos der Arsenifarben bedient. (S. Arsenilvergiftung.)

Arsenal, Zeughaus, ist ein Gebäude, in welchem die Vorräte an Kriegsmaterial, namentlich Geschütze, Handwaffen, Fuhrwerke und sämtliche Ausrüstungsgegenstände aufbewahrt werden. Man unterscheidet Land- und Seearsenale, je nachdem sie für die Armee oder die Flotte bestimmt sind. Meist werden die großen Werstätten, Geschützgießereien u. s. w. mit dem A. vereinigt, die für die Marine mit ihren Etablissements (Werften, Kesselschlagereien u. s. w.) in Kriegsbäfen angelegt.

Arsenchlorid, f. unter Arsen (Verbindungen).

Arsenclorid, f. unter Arsen.

Arsenglas, f. unter Arsen (Verbindungen).

Arsenige Säure und arsenigsaure Salze, f. unter Arsen (Verbindungen).

Arsenil, f. Arsen; weißer A. wird die arsenige Säure genannt, f. unter Arsen (Verbindungen).

Arsenikalken, f. unter Arsen.

Arsenikalkes, f. unter Arsen.

Arsenikesser. Obwohl das Arsen in fast allen seinen chem. Verbindungen ein sehr heftiges Gift ist, können doch kräftige Personen selbst den oft wiederholten Genuß desselben ertragen, wenn es in sehr kleinen Mengen eingeführt wird, und in Steiermark, Salzburg und Tirol ist sogar die Unsitte, Arsenil zu essen, ziemlich verbreitet. Die A. nehmen den weißen Arsenil (Vedri, Hidri, Hüttenrauch) einigemal wöchentlich nüchtern in sehr kleinen Mengen und steigern dann allmählich die Gabe, wenn das Gift in der gewohnten Dosis nicht mehr wirkt.

So kommen einige bis zu Gaben von 0,3 g und darüber. Der Zweck ist dabei, ein gesundes, frisches Aussehen, Wohlbeleibtheit, größere Ausdauer bei Anstrengungen, insbesondere beim Bergsteigen, zu erlangen, und wirklich scheint es, als ob dies wenigstens teilweise erreicht würde. Hat man sich einmal an den Gistgenuss gewöhnt, so macht jedes Aussetzen des Gistgebrauchs hinfällig und krank, sodass diese Menschen immer von neuem zu dem Giste greifen müssen. Kräftige und unverwundliche Naturen, wie man sie unter den Alpinern findet, ertragen solche Gewohnheit oft sehr lange, ausnahmsweise bis ins hohe Alter, sofern sie darin Maß zu halten wissen; andere verfallen früher oder später dem Siechtum einer chronischen Arsenikvergiftung. Auch sind akute Vergiftungsfälle aus unvorsichtigem Gebrauche gar nicht selten in jenen Gegenden. Auch Pferden und selbst dem Schlachtvieh wird dort vielfach Arsenik gereicht, um ihnen ein besseres Aussehen und mehr Fülle zu geben, und diese Tiere vertragen verhältnismäßig große Gaben. Doch nehmen sie nur an äußerer Fülle, nicht aber entsprechend an Fleisch und Fett zu und erkranken, sobald ihnen das Arsenik nicht mehr gereicht wird.

Arsenikvergiftung. Alle Arsenverbindungen wirken in hohem Grade giftig auf den Organismus, trotz ihrer im übrigen so verschiedenen Eigenschaften. Nur die Schwefelverbindungen des Arsens (Realgar und Auripigment) scheinen im chemisch reinen Zustande keine Vergiftung zu veranlassen, wahrscheinlich wegen ihrer Unlöslichkeit im Magen- und Darmsaft. Da sie aber im Handel fast immer mit arseniger Säure verunreinigt vorkommen, so dürfen sie ebenfalls als Gifte gelten. Reines metallisches Arsen, arsenige und Arsensäure nebst ihren Salzen, insbesondere arsenicaures Natrium und arsenicaures Kupferoxyd (Scheele'sches Grün), Arsenwasserstoff und Kalodiploxyd sind sämtlich heftige Gifte und wirken alle in gleicher, nur dem Grade und der Zeit nach etwas verschiedener Weise. Im ganzen sind die A., wenigstens die absichtlichen, jetzt seltener als früher, da man in den narkotischen Mitteln ebenso sichere und dabei weniger schmerzhaft wirkende Gifte gefunden hat. Zufällige Vergiftungen kommen indes noch häufig genug vor, namentlich mit der arsenigen Säure, dem sog. weißen Arsenik, und mit den arsenikhaltigen Far-

Entzündung und Blasenbildung hervor. In Haut der schützenden Oberhaut (Epidermis) raubt, oder wird das Gift auf eine Geschwulst gebracht, so ist die Wirkung noch heftiger, und Entzündung steigert sich schnell zum Brand. Man benutzt daher die arsenige Säure als Heilmittel, i krankhaft entartete Hautstellen, bösartige Geschwülste u. s. w. gründlich zu zerstören. Im Mund verrät sich die arsenige Säure nur durch ein schwach säbliches Geschm. Gelangen sehr kleine Mengen arseniger Säure (3—5 mg) in den Magen, so stellt sich meist ein leichtes brennendes Gefühl der Magenregion ein, welches zu reichlicherem Gistveranlassung, daher man früher sehr irrig die arsenige Säure für ein magenstärkendes Mittel (Tonicum) gehalten hat. Wiederholt sich die Einführung einer Menge des Gists sehr oft, so tritt endlich eine dauernde Störung der Verdauung, Appetitlosigkeit, Druck und Schmerz in der Magenregion ein. Die Mund- und Rachenschleimhaut wird trocken, zeigt sich ein Gefühl von Trockenheit und Brennen im Halse, Heiserkeit, bisweilen Speichelfluss o Geschwulstbildung im Munde. Die Appetitlosigkeit steigert sich allmählich zum Ubel. Erbrechen, Leibschmerz, Diarrhöe treten hinzu, und infolge dadurch bedingten mangelhaften Ernährungs allmählich der ganze Organismus in Mitleidenschaft gezogen. Schon vorher tritt oft ein trockenes Husten, bisweilen mit blutigem Auswurf, u Atemnot hinzu. Der Puls wird frequent, die Hitze und trocken, der Schlaf unruhig, mit ähnlichen Träumen, kurz alle Zeichen einer schwer konstitutionellen Krankheit entwickeln sich. Unfortschreitender Abmagerung bilden sich wasserstichtige Anschwellungen, Hautausschläge oder Geschwüre mit Brand, Haare und Nägel fallen teilweise aus. Schon früher oder erst jetzt stellen Gliedererschmerzen, Zittern, Zuckungen oder Krämpfe ein, das Gedächtnis und alle Geisteskräfte nehmen ab, und endlich tritt, bisweilen infolge zunehmender Lungentuberkulose, der Tod ein. Bei der Einführung des Gists noch zeitig genug auf kann mehr oder minder vollständige Heilung eintreten; häufig bleiben jedoch unheilbare Folgen zurück. Die Behandlung hat sich, neben der strengen Verhütung abermaliger Gistwirkung des Giftes lediglich nach den eben bestehenden Krankheitserscheinungen zu richten. Das Hauptgewicht ist auf die Hebung des Kräftezustandes durch eine reichliche, eiweiß- und fettreiche Nahrung zu legen. Auf dem kann man, wie bei chronischen Metallvergiftungen, warme Bäder in Anwendung bringen.

Die beschriebene Form der A. unterscheidet sich als chronische von der akuten A., welche infolge von einmaliger oder rasch wiederholter Einführung einer größeren Quantität arseniger Säure entsteht. Je nachdem das Gift gelöst oder ungelöst eingenommen wird, tritt nach einigen Minuten oder erst nach längerer Zeit heftiges Erbrechen zunächst von nassen Speisen, weiterhin von galliger oder sehr blutiger Flüssigkeit ein. Gleichzeitig stellt sich Gefühl von großer Trockenheit, Brennen und sammenschnüren im Schlunde nebst Schlingbeschwerden und heftiger Schmerz in der Magenregion ein. Der letztere verbreitet sich bald über den ganzen Leib, welcher aufgetrieben erscheint, heftige Diarrhöe, zum Teil von blutiger Flüssigkeit, gefolgt hinzu. Dabei wird die Haut kalt und fleckig, Puls unregelmäßig, klein und frequent, das At-

Hauch von den Lungen aus erfolgen.

Auf die äußere Haut gebracht, ruft die arsenige Säure, sobald sie sich zu lösen vermag, eine heftige

rsenik
t, der
n ver-
beson-
d Ber-
emisch
s das
B. in
eit zu-
nähren.
t. Es
präpa-
rations-
überge-
istigen
Gists
n und
at aus
Arsen-

rasch und mühsam. Bisweilen zeigen sich Harnbeschwerden und Blutharnen, kurz das ganze Krankheitsbild hat große Ähnlichkeit mit der Cholera und ist auch bereits mit dieser verwechselt worden. Früher oder später treten Zittern, Krämpfe, Ohnmachten hinzu. In andern Fällen treten die Erscheinungen vom Magen und Darm zurück hinter den mehr nervösen Symptomen, d. h. heftigem Kopfschmerz, Delirien, Ohnmachten, Muskelzucke, Krämpfe, Lähmung, Unempfindlichkeit, und der Tod erfolgt weit rascher, bisweilen schon nach einigen Stunden. Meist jedoch endet die Vergiftung erst nach zwei bis drei Tagen mit dem Tode, besonders infolge der Magen- und Darmentzündung. Nur sehr rasche Hilfe kann bisweilen noch retten, und es ist dann vollständige Genesung möglich; bisweilen jedoch bleiben einzelne Leiden, z. B. Lähmungen, zurück. Nicht immer ist der Krankheitsverlauf der A. ein so charakteristischer, daß derselbe nicht mit andern Krankheiten verwechselt werden könnte, und es gehört daher stets der bestimmte Nachweis des Gifts im Erbrochenen oder in der Leiche dazu, um mit Sicherheit eine Vergiftung behaupten zu können. Dieser Nachweis des Arsenits im Mageninhalt gelingt in der Regel leicht, wenn es in hinreichender Menge eingeführt wurde. Die kleinen, griebelichen, weißen Körnchen sind geradezu charakteristisch. In allen Fällen wird man sich jedoch nach des von Marsh angegebenen Verfahrens (s. unter Arsen) bedienen, um das Vorhandensein von Arsenit absolut festzustellen. Mittels desselben kann das Arsen in längst begrabenen Leichen mit Sicherheit noch nachgewiesen werden.

Die Behandlung der akuten A. hat zunächst die schnellste Wiederentfernung des Gifts aus dem Organismus und, soweit dies nicht möglich, seine Neutralisierung durch Gegengifte, (sobald die Heilung der trotz alledem eingetretenen Krankheitserscheinungen zu bezwecken. Sobald Arsenit genommen worden ist oder wenigstens bringender Verdacht der Vergiftung besteht, suche man vor allem Erbrechen herbeizuführen durch Reizeln des Schlundes und reichliches Trinken von lauem Wasser, lauer Milch, Eiweißlösung, Olivenöl oder irgendwelchem schleimigen Getränk. Zugleich reiche man Brechmittel (schwefelsaures Zinkoxyd, Ipecacuanha), oder man bediene sich, wo dies gerade möglich ist, der Magenpumpe. Wenn das Gift angelöst genommen worden, wie dies z. B. bei der schwerlöslichen arsenigen Säure meist der Fall ist, so kann auf diese Weise oft der größte Teil desselben wieder entfernt werden. Um die arsenige Säure, die am häufigsten bei der akuten Vergiftung in Betracht kommt, im Magen und Darm unschädlich zu machen, gibt man Eisenorydhydrat mit heißem Wasser gemischt in möglichst großen, oft wiederholten Gaben, oder in derselben Weise das durch Anrühren der gebrannten Magnesia mit Wasser gewonnene Magnesiahydrat so lange, bis das heftige freiwillige Erbrechen nachläßt oder man sonstwie annehmen darf, daß das Gift genügend neutralisiert sei. Bei Vergiftungen mit Arsensäure verfährt man ebenso. Das Gegengift der arsenigen Säure (Antidotum arsenici) der deutschen Pharmakopoe wird dargestellt, indem 60 Teile Liquor ferri sulfurici oxydati mit 120 Teilen Wasser verdünnt, andererseits 7 Teile gebrannte Magnesia mit 120 Teilen Wasser innig verrieben und beide Flüssigkeiten gemischt werden; es wird nur zum augenblick-

lichen Gebrauch bereitet. Dagegen ist bei Vergiftungen mit arsenigsauren Salzen das Ferrum hydro-aceticum in aqua, eine Mischung von zwei Teilen Eisenorydhydrat und einem Teil essigsaurer Eisenlösung, vorzuziehen, und zwar wird daselbe eßlöffelweise gereicht. Die Hauptvorschrift für den Laien ist bei diesen wie bei allen raschen Vergiftungen folgende: Man schide sofort gleichzeitig zum Apotheker und zum Arzte und überende, wenn noch ein Teil des angewandten Gifts vorhanden ist, daselbe dem Apotheker, oder wenn man von dem genommenen Gifte sonstwie Kenntnis hat, welche man wenigstens dies, damit sogleich das Gegengift herbeigeschafft werden kann und der Arzt daselbe bereits zur Anwendung vorfindet. Bis der Arzt kommt, befördere man das Brechen auf alle Weise und reiche, wenn die Ankunft des Arztes sich verzögert, das Gegengift selbst.

Arsenius, genannt **Autorianus**, griech. Titularpatriarch von Konstantinopel, berühmt durch die Festigkeit, mit der er die Kirchendisziplin gegen den Kaiser aufrecht hielt, war früher Mönch zu Nicäa, dann Einsiedler auf dem Berge Athos, wurde aber 1254 von Kaiser Theodor II. Laslari zum Titularpatriarchen von Konstantinopel erhoben. Er zerfiel bald mit dem Hofe, da man sich seiner als Werkzeug zu polit. Zwecken bedienen wollte. Als Laslari's Nachfolger, Kaiser Michael VIII. Paläologus, 1261 den 11jährigen Sohn seines Vorgängers, den legitimen Erben des Reiches, blinden ließ, erlommunizierte ihn A. Da eine Ausöhnung mit dem Kaiser unmöglich war, wurde A. auf eine Insel in der Propontis verbannt, wo er 1267 starb.

Arsenit, s. unter Arsen.

Arsenradikale, organische. Arsen bildet, ebenso wie Antimon (s. d.), eine große Anzahl von organischen Verbindungen. Zu diesen Verbindungen gehört unter andern das Astarin (s. d.).

Arsenrubin, s. unter Arsen (Verbindungen) und Realgar.

Arsensäure und arsensaure Salze, s. unter Arsen (Verbindungen).

Arsensulfid und **Arsensulfür**, s. unter Arsen (Verbindungen).

Arsenverbindungen, s. unter Arsen.

Arsenwasserstoff, s. unter Arsen (Verbindungen).

Arsinot hieß die Hauptstadt der ägypt. Provinz Fayum, welche jetzt Medinet-el-Fayum genannt wird, d. h. «die Stadt des Fayum». Vor der ptolemäischen Zeit führte die Stadt den Namen Krotobopolis, von den heiligen Krotobilen, die daselbst erhalten wurden. Sie lag am jenseitigen Ufer des berühmten Sees Möris, zu welchem man zunächst beim Eintritt in diese westlich sich abweigende Daje vom Nilstale her gelangte. Die künstliche Herstellung des Sees in der 12. Manethonischen Dynastie (etwa 2800 v. Chr.) fällt ohne Zweifel zusammen mit der Gründung der Stadt. Aus dieser Zeit hat sich noch ein merkwürdiges obeliskartiges Monument mit den Namenschildern des Königs Usurtesen I. in der Nähe des heutigen Dorfs Begig erhalten. Nach A. wurde in griech. Zeit der arsinotische Nomos benannt, der später in zwei Nomoi, einen vorbern und einen hinten, geteilt ward. Stephanus Byzantinus führt elf Städte des Namens A. auf, von denen mehrere am Ufer des Roten Meeres lagen und hier für die Schifffahrt von Bedeutung waren.

Arfis und Thesis (griech.), Hebung und Senkung. Die rhythmische Bewegung der Rede, und speziell des Verses, hängt ab von der Arfis und Thesis, d. h. von dem Wechsel in der Erhebung und Senkung der Stimme. Man nennt die Silbe selbst, bei deren Aussprache die Stimme sich hebt oder senkt, die Arfis oder Thesis, sagt auch, eine Silbe stehe in der Arfis oder Thesis. Das Zeichen der Arfis ist der Accent (´), die Thesis laßt man unbenannt. Eine Verbindung von Silben, in denen sich Hebung und Senkung unterscheiden läßt, nennt man einen Fuß. Wenn Hebung und Senkung in gleicher Silbenzahl wechselt, erhält man die einfachste Art rhythmischer Bewegung, d. h. Iambus (schöner Obiterale) (trochäischer Rhythmus). • Ein frommer Knecht war Aristoteles • (iambischer Rhythmus). Während im Griechischen und Lateinischen die rhythmische Bewegung des Verses durch die Quantität der Silben geregelt wird, ist für sie in andern Sprachen, wie z. B. in der deutschen, der Accent der gewöhnlichen Prosarede maßgebend (Unterschied von quantifizierender und accentuierender Poesie) (S. Rhythmus).

Arx longa, vita brevis, die lat. Form des griech. Axioma der • Aphorismen • des Hippokrates, deutsch: die Kunst ist lang, das Leben kurz.

Art (Spezies). Der Begriff • Art • wurde von den Naturforschern im Laufe der Zeiten in sehr verschiedenem Sinne gefaßt. Während bei den ältern Biologen seit Aristoteles das Wort *Art* nur eine logisch formale Bedeutung hatte, um Gleiches zusammenzufassen und von Verschiedenem zu trennen, wurde dasselbe von John Ray zum erstenmal zum Rang eines genetischen Begriffs erhoben, indem er als Kriterium spezifischer Abgrenzung • den Ursprung aus dem Samen spezifisch identischer Pflanzen • aufstellte. • Welche Formen der Species nach verschieden sind, behalten diese ihre spezifische Natur beibehaltend, und es entsteht die eine nicht aus dem Samen der andern und umgekehrt. • Doch erwähnte bereits Ray, daß dieses Zeichen der spezifischen Abgrenzung, obgleich ziemlich konstant, doch nicht ausnahmslos sei, denn es komme, wenn auch selten, vor, daß einige Samen degenerieren und Pflanzen erzeugen, die von der mütterlichen Form verschieden sind — daß es also eine • Transmutatio specierum • gebe. Zu diesem Begriffe der *Art* fügte Linné, der Schöpfer der heutigen systematischen Naturgeschichte, die Bestimmung hinzu: • Es gibt so viele *Art*, als deren ursprünglich erschaffen worden sind. •

Linné bezeichnete diejenigen Individuen, welche einem gleichen Typus angehören und ihren abweichenden Charakteren nach als von gemeinschaftlichen Eltern erzeugt angesehen werden konnten, als *Art* oder Species, während er zugleich die verschiedenen, aber doch einander näher stehenden *Art*, die er meist durch ein Adjektiv bezeichnete, in eine gemeinschaftliche Gattung (Genus) zusammenfaßte. So sind die Hauskatze, der Löwe und der Tiger verschiedene *Art*, die sich leicht charakterisieren lassen, die aber zu einer gemeinschaftlichen Gattung, dem Genus Felis, gehören. Sollte dem ursprünglichen Linnéschen Begriffe nach die *Art* ein bestimmter Schöpfungstypus sein, welcher von Anfang an vorhanden habe und mit denselben Charakteren in die fernste Zukunft hinein sich fortpflanze, so gab doch Linné zu, daß jede *Art* einem bestimmten Veränderungsfreud besitze, und daß innerhalb der

Grenzen derselben Abarten (s. d.) oder Varietäten vorkommen könnten, welche durch verschiedene Charaktere sich unterscheiden ließen. Die Abarten nahmen der Forschungen in der Natur bald auch sehr verschiedene und Begrenzungen der Begriffe *Art*. Varietät ein, und die Definitionen würden in außerordentlich abweichend gestellt, je nachdem man entweder auf Abstammung von gleichartigen Eltern oder auf Vorhandensein gemeinschaftlicher unterstehender Charaktere das hauptsächlichste Gewicht legte. Die Schwankende in der Begriffsbestimmung wurde noch vermehrt durch die Einführung einer bestimmten Bezeichnung, der *Rasse*, welche man anfangs hauptsächlich nur bei denjenigen Tieren anwandte, auf deren Ausbildung der Mensch selbst einen Einfluß gehabt hatte, dann aber auch auf den Menschen und die übrigen, in wildem Zustande lebenden Tiere ausdehnte. Mehr durch die Praxis als durch abstrakte Überlegung als durch ausdrückliche Terminologie, welche überhaupt bei so schwankend Begriffen nicht wohl möglich ist, kam man endlich dahin überein, mit *Rasse*, Spielart oder Variante mehr zufällige Veränderungen zu bezeichnen, man bald äußern Einflüssen, bald unbekannten, der Zeugung und Entwicklung wirkenden Ursachen zuschrieb. Wenn z. B. innerhalb einer Herde bornierten Rindviehs ein oder einige Stiere oder Kühe hielten, wenn Individuen einer großen Zahl heller Panther mit gelblichen Flecken einige Exemplare vorkamen von so dunkler Färbung, daß man auf dem schlichwarzen Felle die samtschwarzen Flecke kaum zu unterscheiden vermochte, so nannte man dies eine Varietät oder Spielart und bezeichnete also damit Individuen, die zwar derselben Generation angehören, die sich aber von den übrigen Repräsentanten der *Art* durch einen oder mehrere Ausnahmestrukturen unterscheiden. Wiederholten sich diese Ausnahmestrukturen in der Generationenfolge nicht, lehrten die Abstammungen dem ursprünglichen Typus losgerissen oder nach und nach zurück, so blieb die Abweichung eben bei der Spielart stehen; pflanzten sich aber die Ausnahmestrukturen durch die Generationenfolge in längerer Dauer weiter, so nannte man die auf diese Weise fixierte Varietät eine *Rasse*. *Art* aber nannte man diejenigen Komplex von Individuen, die so gemeinsame Charaktere hatten, daß sie von denselben Eltern abstammen könnten, und welche diese Charaktere auf ihre Nachkommen in unabänderlicher Generationenfolge vererbten. Der Unterschied zwischen *Rasse* und *Art* bestand also einzig und allein darin, daß man bei der *Rasse* die direkte Abstammung aus einem abweichend gestalteten Typus kennen glaubte, während der Ursprung der *Art* sich in die Nacht der Zeiten verlor.

In neuerer Zeit haben die Forschungen Darwin (s. d.) alle diese Bestimmungen mehr oder minder in Frage und gewissermaßen auf den Kopf gestellt. Während man mehr oder minder bewußt davon ausgegangen war, daß die *Art* einen feststehenden Typus darstelle, der zwar durch äußere Einflüsse innerhalb gewisser, jedoch nur sehr enger Grenzen modifiziert werden könne, suchte Darwin im Gegenteil nachzuweisen, daß durch diese äußeren Einflüsse durch den Kampf um das Dasein, wie er sich aus der Natur endlich durch Vervollkommen der Gattungsmöglichkeiten die *Art* selbst im Laufe der Zeit

verändert werden könne, daß sie also durchaus kein leichgefertigter Typus sei, sondern nur für eine gewisse Zeit Bestimmtheit besitze. So stehen sich denn auch jetzt noch die Ansichten scharf einander gegenüber, und während die extremsten Gegner Darwins für eine jede Art einen besondern Schöpfungsakt annehmen, der sie ins Leben rief, sucht Darwin nachzuweisen, daß die ganze reiche Entfaltung der verschiedenen Stangen- und Tierarten im Laufe langer Zeiträume sich nach und nach vielleicht nur aus einem einzigen ursprünglichen Organismus entwickelt habe. Viele Naturforscher nehmen eine vermittelnde Stellung ein, indem sie annehmen, daß mehr oder minder nahe verbundene Gruppen von Art und Gattungen einem gemeinschaftlichen Urstamme angehören und aus demselben sich allmählich hervorgebildet haben.

Von besonderer Wichtigkeit in dieser Frage erscheint die Betrachtung der Generationsfolge. Man glaubte den Satz: «Die Tiere einer Art sind die Nachkommen eines ursprünglichen Paares», durch die Annahme stützen zu können, daß Tiere verschiedener Spezies keine fortpflanzungsfähigen Nachkommen erzeugten, ein Satz, der konsequent zu dem weiteren Satze führen müßte: Tiere, die fortpflanzungsfähige Junge erzeugen, gehören einer und derselben Spezies an. Hier aber stößt man auf unlösliche Widersprüche. Oftmals bleibt die Begattung bei einander sehr nahestehenden Art ohne Erfolg, in andern Fällen muß man zugeben, daß Tiere von sehr verschiedenen Charakteren fruchtbare Abkömmlinge erzeugen. Als verbürgt wird angegeben, daß zahlreiche Pflanzen- und Fischarten, ferner Ziegenbock und Schaf, Hund und Wolf fruchtbare Abkömmlinge erzeugen, insbesondere daß Feldhase und Kaninchen fruchtbare Nachkommen (Leporiden) hervorbringen, ohne daß zur «Anpaarung» (zur Paarung des Bastards mit einem reinblütigen Tiere) zurückgegriffen werden müßte.

Den jetzigen Kenntnissen am entsprechendsten läßt sich die Frage nach «Art», «Spielart», «Rasse» dahin aufstellen, daß man annimmt, eine jede Spielart oder Varietät könne unter dem Einfluß begünstigender Umstände, unter fixierender Zeit allmählich zur Rasse und zur Art werden und diese wieder im Laufe der Zeiten weitere Sprossen und Abzweigungen treiben. Außer Darwin haben diese Fragen besonders ausführlich besprochen Isidore Geoffroy Saint-Hilaire, Quatrefages und R. Vogt («Vorlesungen über den Menschen», 2 Bde., Gies. 1863).

Arta oder Kardha, das alte Ambratia, Stadt im alten Epirus, seit 1881 die Hauptstadt der aus bisher türk. Teilen von Epirus neugebildeten griech. Romarchie Athamania, 76 km südlich von Jannina, am linken Ufer des vom Pehovogebirge (Zakmon) herabkommenden reißenden Artaflusses (Arétho oder Arachthos), 12 km oberhalb seiner Mündung in den Golf von A. (Sinus Ambracicus) des Jonischen Meers. Der Ort ist Sitz eines griech. Bischofs, zählt etwa 6000 E., hat blühenden Handel und ringsum in der fruchtbaren Ebene guten Ackerbau, Wein- und Orangenzüchtungen, leidet aber an der Malaria. Eine pittoreske venet. Brücke führt über den Bergstrom, und ein 1367 von Nikephorus gestiftetes Fort in Ruinen liegt auf der Stelle der alten Citadelle. Das alte Ambratia in Epirus wurde in einer anfangs von Dryopern bewohnten, dann hellenisierten Landschaft um 640 v. Chr. durch die Korinther unter Führung des Korgos, eines Sohnes

des Tyrannen Kypselos, am Nordfuße des langgestreckten, steilen Hügels Perranthos gegründet, später aber, nach Vertreibung der Herrscher aus dem Stamme der Kypseliden, in eine demokratische Republik verwandelt. Diefelbe wurde bald mächtig und behauptete ihre Selbständigkeit, ungeachtet sie im Bunde mit den Peloponnesiern 426 durch die Athener und Alarnanier eine schwere Niederlage erlitt, bis Philipp von Makedonien sie durch Intrigue in seine Gewalt brachte. Nachdem sie Alexander, der Sohn des Kassander, an den Kassen Porthus von Epirus abgetreten, machte sie dieser zu seiner Hauptstadt und Residenzstadt und schmückte sie mit Prachtbauten sowie mit Kunstwerken aller Art, welche sämtlich bei der Eroberung durch die Römer unter M. Fulvius Nobilior 189 v. Chr. geraubt und nach Rom geschleppt wurden. Mit dieser Eroberung begann der Verfall der Stadt, der besonders, nach der Schlacht bei Actium, durch die Gründung von Nikopolis, zu welcher sie einen Teil ihrer Einwohner hergeben mußte, vollendet warb. Zur Zeit ihrer Eroberung hatten ihre Mauern, von welchen noch Reste vorhanden sind, einen Umfang von 4,5 km. Von der Seeferse war die Stadt, außer einem durch Dämme geschützten und durch Ketten verschließbaren Hafen, noch durch das mitten in den Sümpfen nahe dem Strande gelegene starke Kastell Ambratos gedeckt, das dem heutigen, auf hellenischen Grundblagen ruhenden Phidolastron (Schlangenschloß) entspricht, welches westlich von der alten Mündung des Arachthos auf einer kleinen Insel in der Lagune Logari liegt. In der spätern Kaiserzeit hob sich der Ort wieder und war unter den Byzantinern eine wichtige Festung, die schon im 12. Jahrh. unter dem Namen A. oder Kartta vorkommt. Sie wurde 1068 von dem Normannen Bohemund von Tarent erobert, der den Kaiser Alexius in einer blutigen Schlacht zurückschlug. Die Venetianer entrißten sie 1688 unter Morosini den Türken, 1797 besetzten sie die Franzosen, und 1798 eroberte sie Ali Pascha von Jannina. Am 24. Nov. 1821 wurde die Stadt von Abangos und den beliden Hisslos bis auf die Citadelle eingenommen, im Dezember aber von den Türken zurückerobert. Bei dem Dorfe Kombotti, im Süden der Stadt, erlitten 24. Juni 1822 die Türken eine Niederlage, siegten aber unter Reschid Pascha über die Hellenen und Philhellenen unter Maurocordato und Normann 16. Juli bei Beta, einem nahen Dorfe im Nordosten der Stadt. Am 28. Jan. 1864 proklamierten die Griechen des Distrikts von A. ihre Unabhängigkeit von der Pforte, nahmen 8. Febr. die Stadt und belagerten das Fort, aber schon 1. April wurden die Aufständischen bei Beta und 6. April bei Mehovo auseinandergeprengt. Infolge der den Griechen im Berliner Vertrag von 1878 zugesprochenen Grenzerweiterung wurde A. 1881 an Griechenland abgetreten und 6. Juli 1881 von General Soupos besetzt. Seitdem ist A. die Hauptstadt des griech. Romos Athamania.

Der Golf von A., ein Bassin von 664 qkm, für den Handel günstig zwischen Griechenland und der Türkei gelegen, im Altertum viel besucht und durch die Häfen von Ambratia, Argos Amphilochicum und Anaktorion belebt, bildet eine Wasserfläche, die, wenn einmal die Barre an dem nur 640 m breiten Eingange bei der durch Augustus' Seesieg berühmten flachen Landzunge Actium (jetzt La Punta; griech.) und der Siegestadt Nikopolis bei

Breveta (s. d.; türk.) passiert ist, für die größten Seeschiffe fahrbar bleibt. Die Küste rings um den Golf zeigt Spuren ihrer frühern Bedeutung, noch mehr aber ihrer jetzigen Verwahrlosung. Auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung muß einst besser gewesen sein. Jetzt ist dagegen die ganze Golfgegend in den Sommermonaten sehr ungesund, indem intermittierende Fieber von bössartigem Charakter in den Niederungen gewöhnlich sind. (s. d.)

Artabages, König von Armenien, s. Artab.

Artabagus (altperl., d. i. Hartarmig), der Name mehrerer vornehmer Perser aus der Zeit der Achämeniden (s. d.) — Ein Feldherr A. führte, als Letzter gegen Griechenland zog (480 v. Chr.), die Perser und Chorasmier an. Er vereinigte sich später mit dem pers. Feldherrn Mardonius, dem er vergebens abriet, die Schlacht bei Plataea anzunehmen. Beim ersten Anzeichen der Niederlage (479) floh A. mit seinen Truppen (gegen 40000 Mann) und gelangte mit diesen, abgelenkt durch Strapazen und Angriffe der Thraker geschwächt, durch Thessalien, Macedonien und Thracien nach Byzanz, von wo er nach Asien überliefte. Später diente A. als Unter-

ausians und dem A. war Feldherr Mnemon gegen den Perser, Datis, Datis III. Datis v. Chr., von griech. wurde nach mehreren genommen, durch er aber, von denen und Memnon sich

unter dem Vorwand der Unterwerfung unter Nectanebus um den König Artagerzes große Verdienste erworben hatten, erhielt er Verzeihung. Später erscheint er als treuer Anhänger des letzten pers. Königs Darius Kodomannus, den er nach der unglücklichen Schlacht bei Arbela (331) auf der Flucht begleitete. Alexander ehrte diese Treue und ernannte ihn zum Satrapen von Baktrien. A. hatte 11 Söhne und 10 Töchter, von diesen wurde bei den Festen Alexanders in Babylon (324) Artabanes an Ptolemäus, Artanis an Camenes vermählt.

Artak oder **Artak** (Artake), eine Stadt an der kleinasiat. Küste des Marmarameers, im türk. Vilajet Chubavendigar, am westl. Ufer der blutartig gegen Norden in das Meer vorspringenden und nur durch einen sehr schmalen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängenden Halbinsel des Kapudagh (Mons Dindymus), an dem größten der von hierem herabströmenden Bäche gelegen, 5,5 km westlich vor den Ruinen der einst mächtigen Seestadt Egeus (s. d.). Der Ort brannte 1864 gänzlich ab, wurde aber wieder aufgebaut und gilt jetzt als Hauptort der Halbinsel — Die alte Hafenstadt Artake in Mysien war von den Milesiern gegründet. In dem Aufstande der kleinasiat. Griechen gegen die Perser wurde sie von Letztern verbrannt und, später wieder aufgebaut, von den Epiroten unterworfen, zu deren Vorstadt sie herabfiel. Sie hatte als besondere Merkwürdigkeiten einen Tempel der Aphrodite, die nach ihr benannt wurde, und die Quelle, in welcher die Argonauten den Acheron der Argo niedergelegt haben sollten.

Artak, **Artak** (Artak) oder **Artak** ist der Name des marokkan. Hundgewichts. Er wird in 14 Unzen oder Unzen geteilt und ist in den nördl. Häfen des Sultanats (Mabul, Al-Arsh, Tanger, Tetuan) —

1, in engl. Handelspfund oder 308 g, in den Häfen (Mogador, Safi, Salablanca, Mazaga 537—540 g. In den Letztern repräsentiert Schwere von 20 alten span. Silberpiastern. kommen auch A. von anderer Schwere vor, Rohls in Tafel für die europ. Waren ein A. von 500 g, für die einheimischen ein „Lanchlicher“ von ungefähr 1500 g, nach von S. in Mogador für Lebensmittel ein „Mart-A.“ 1 1/2, Handels-A., 30 span. Piaster schwer — A.

Artanoma, eine von Ton benannte Pflanzengattung aus der Familie der Scrophulariaceen, deren wenige Arten der südasiat. und austral. angehören. Eine in Australien wachsende Art, *amburatum*, eine ausdauernde Staude, wird als Zierpflanze in Gewächshäusern kultiviert. Der Stängel von 0,30—1,40 m Höhe, an den Knoten scharf, mit gegenständigen, gelben, eiförmigen Blättern besetzt und der Spitze lange Trauben großer Blumen, fünfteiligem Kelch und langer, zweilappiger, unter Blumenkrone tragen. Die Lappen der Blumenkrone sind tief gefranst, diejenigen Kelchblätter; zwischen den Blüten stehen A.blätter. Diese schöne Pflanze blüht im Gewächshause vom Juni an bis tief in den Winter hin. Sie wird durch Samen vermehrt, welche im Frühlung ausgesät werden müssen.

Artaschat, s. Artaxata.

Artabag (Artabades, Artabages), König von Armenien, ein Sohn des Königs Tigranes war seit 55 v. Chr. Mitregent seines Vaters, regierte aber nach dessen Tode (36 v. Chr.) allein unter Tigranes. A. bezieht auch noch andere Könige von Armenien und Medien.

Artaxata (armen. Artaschat) hieß die von Hannibals Plan erbaute und besetzte, ganz mit Wasser umgebene neue Residenz im mittlern Armenien, die um 180 v. Chr. nach Herstellung des Reichs durch Artaxias an die Stelle der ältesten in der Araxesebene gelegenen Hauptstadt Artim mit trat. Nach der Zerstörung von A. durch den Feldherrn Corbulo, 58 n. Chr., wurde in Nähe die neue Residenz Balaschat oder Balarischat erbaut, die bis ins 6. Jahrh. bestand. Die Ruinen heißen noch jetzt Artaschat, die Stadt von Artim suchte man 7 km östlich vom jetzigen Surmeli. Der jetzige volkreiche und verkehrreiche Bazarischat, im russ. Gouvernement Samara, wurde 524 neben dem armen. Patriarchat Kloster Etschmiadzin, in 895 m Höhe, gegründet.

Artagerzes (altperl. Artakhsathra, der Vermächtige) ist der Name dreier pers. Könige. A. (465—424), mit dem Beinamen Langhand, bestieg den Thron nach der Ermordung seines Vaters Artaban und mehrere Mitverschworene. Sogleich nach seiner Thronbesteigung fiel Ägypten ab (466) sein Feldherr Artamenes wurde von den Ägyptern und Äthienern geschlagen (463). Auch Syrien war abgefallen, dem Megabyrus gelang jedoch, dieses zu unterwerfen, worauf er auch Ägypten wieder unter pers. Vormahlgelt brachte. Der Satrap empörte sich gegen den König und zwang Letztern zu einem Kompromiß. Ein Krieg auf Cypern geführter Krieg (459) endete mit einem Vertrag, der den griech. asiatischen Städten die Autonomie sicherte, welche jedoch A. 452 wieder nahm. Ein neuer unglücklicher Krieg mit

Brevela (f. d.; ital.) zeichne sich durch die feine, weiche, aber ihrer jetzigen Verunreinigungsart der Gesundheit sehr schädlich sein. Sie ist in den Sommermonaten in der Gegend der Niederungen gewöhnlich.

Artabages, Röm.

Artabages (altpers. d. i. Kartagin), der Name mehrerer vornehmer Völker aus der Zeit der Achämeniden (f. d.). — Ein Feldherr A. führte, als König gegen Griechenland 390 (480 v. Chr.), die Perser und Choresmianer an. Er vertrat sich später mit dem pers. Feldherrn Mardonius, dem er vergebens abriet, die Schlacht bei Plataea anzunehmen. Beim ersten Angriffen der Niederlage (479) floh A. mit seinen Truppen (gegen 40000 Mann) und gelangte mit diesen, obgleich durch Strapazen und Angriffe der Thracier geschwächt, durch Thessalien, Macedonien und Thracien nach Byzanz, von wo er nach Athen überlief. Später diente A. als Unterhändler bei dem Spartaner Pausanias und dem Könige Artaxerxes. — Ein anderer A. war Feldherr des pers. Königs Artaxerxes II. Memon gegen den abtrünnigen Satrapen Rappadociens, Datames (362). Gegen den König Artaxerxes III. Ochus aber empörte er sich selbst 356 v. Chr., von griech. Hilfstruppen unterstützt. A. wurde nach mehreren Siegen selbst besiegt und gefangen genommen, durch die Verwendung seiner Schwäger aber, von denen namentlich die Rhodier Mentor und Memnon sich durch die Befiegung des ägypt. Aufstandes unter Nectanebus um den König Artaxerxes große Verdienste erworben hatten, erhielt er Verzeihung. Später erscheint er als treuer Anhänger des letzten pers. Königs Darius Codomanus, den er nach der unglücklichen Schlacht bei Arbela (331) auf der Flucht begleitete. Alexander ehrte diese Treue und ernannte ihn zum Satrapen von Baktrien. A. hatte 11 Söhne und 10 Töchter, von diesen wurde bei den Festen Alexanders in Babylon (324) Artabama an Ptolemaeus, Artomis an Cumenus vermählt.

Artak oder **Artak** (Artak), eine Stadt an der Kleinasien Küste des Marmarameers, im ital. Vilajet Chubavendigiar, am westl. Ufer der blaudarigen gegen Norden in das Meer vorspringenden und nur durch einen sehr schmalen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängenden Halbinsel des Kapudagh (Mons Dindymus), an dem größten der von diesem herabströmenden Bäche gelegen, 5,5 km westlich von den Ruinen der einst mächtigen Seestadt Cypus (f. d.). Der Ort brannte 1854 gänzlich ab, wurde aber wieder aufgebaut und gilt jetzt als Hauptort der Halbinsel. — Die alte Hafenstadt Artak in Asien war von den Persern gegründet. In dem Aufstande der Kleinasien Griechen gegen die Perser wurde sie von letztern verbrannt und, später wieder aufgebaut, von den Cyrenen unterworfen, zu deren Vorstadt sie herabsank. Sie hatte als besondere Vertwärtigungsarten einen Tempel der Aphrodite, die nach ihr benannt wurde, und die Caelie, in welcher die Argonauten den Unterstein der Argo niedergelegt haben sollten.

Artak, **Artak** (Artak) oder **Artak** ist der Name des maroniten Wandgewichts. Er wird in 14 Arten oder Uagen geteilt und ist in den nördl. Häfen des Sultanats (Stabat, El-Arich, Longar, Ictuan) —

1,2 engl. Handelspfund oder 600 g, in den Häfen (Mogador, Safi, Calablanca, Mazaga) 537—540 g. In den letztern repräsentiert Schwere von 20 alten span. Silbermarken. Kommen auch A. von anderer Schwere vor. Nobles in Asien für die europ. Waren ein f. von 500 g. für die einheimischen ein. Land Silber. von ungefähr 1500 g., nach von 60 in Mogador für Lebensmittel ein. Mark A. 1 1/2 Handels-M., 30 span. Mark Silber = 1

Artanoma, eine von Ton benannte Pflanzengattung aus der Familie der Erythrali deren wenige Arten der indisch und austral. angehören. Eine in Australien wachsende Art *Andriatum*, eine ausdauernde Staude wird als Zierpflanze in Gewächshäusern kultiviert. selbe treibt Stengel von 0,30—1 m hoch, an den Ranten scharf, mit gegenständigen, 8 ten, eilanzettförmigen Blättern besetzt hat u. der Spitze lange Trauben großer Blumen, hantel förmig und langer, zweifach u. der Blumenkrone tragen. Die Kelchblätter der Krone sind perlich gefranst, diejenige Kelchblätter blattartig, zwischen den Blättern stehen blattig. Die kleine Pflanze blüht im Sommer vom Juni an bis tief in den Winter. Sie wird durch Samen vermehrt, welche im 1. lang ausgeleitet werden müssen.

Artanoma, f. Artanoma.

Artabages (Artabages, Artabages), Röm. Armenien, ein Sohn des Königs Tigranes war seit 66 v. Chr. Mitregent seines Vaters, regierte aber nach dessen Tode (36 v. Chr.) unter Tigranes. A. brühen auch nach a. Könige von Armenien und Medien.

Artagata (armen. Artakhat) hieß die Hannibals Plan erbaute und besetzte, ganz Wasser umgebene neue Residenz im mittlern Armenien, die um 180 v. Chr. nach Herkulan Reich durch Artagata an die Stelle der alt in der Kronebene gelegenen Hauptstadt A. war trat. Nach der Zerstörung von A. durch röm. Feldherrn Corbulo, 58 v. Chr., wurde die neue Residenz Balaschapat oder Artakhat erbaut, die bis ins 5. Jahrh. v. Die Ruinen hießen noch jetzt Artakhat, die von Artanoma lüft man 7 km östlich vom j. Surmah. Der jetzige völk. und verkehrsreich Waghartapat, im russ. Gouvernement van, wurde 524 neben dem armen. Patriarchen Schismidyn, in 395 m Höhe, gegründet.

Artageres (altpers. Artakhsathra, der Mächtige) ist der Name mehrerer pers. Könige. 465—424, mit dem Beinamen Xanthus, den Thron nach der Ermordung seines V. Artaxerxes I. und seines ältern Bruders Darius Artaban und mehrere Mitverschworene. S. nach seiner Thronbesteigung hat Ägypten ab sein Feldherr Artabanus wurde von den röm. und Römern geschlagen (463). Aud röm. war abgefallen, dem Megabates gel. jedoch, dieses zu unterwerfen, worauf er an Ägypten wieder unter pers. Vormacht. ist b. Der Satrap empörte sich gegen den König zwang letztern zu einem Kompromiß. G. Athen auf Cypern geführt Krieg (459) mit einem Vertrag, der den griech. östl. E. die Autonomie sicherte, welche jedoch A. 4. der nahm. Ein neuer unglücklicher Krieg v.

Athenern unter Cimon endete 449 mit einem künftigen Frieden. Ihm folgte nach den kurzen Regierungen seiner Söhne Kerres II. und Septymias sein unehelicher Sohn Dämus, unter dem Namen Darius II. — A. II., früher Dares, Sohn Darius' II. und der Barystis, wegen seines guten Gedächtnisses Mnemon (altperf. Abistatka) genannt (406—359). Sein Bruder Cyrus machte ihm den Thron streitig; er besiegte diesen 400 in der Schlacht bei Cunaxa. Nach diesem Bruderhige begann der innere Verfall des Reichs; die Europäer betriegen sich unter sich, und A. war ermüdet, gegen die Lacdämonier die Hilfe des Atheners Konon anzufragen. Endlich schloß A. den vorteilhaften Frieden des Antalkidas mit Sparta, welches die griech. -asiat. Städte und Cyprus an Persien anverleierte; doch war A. 376 getötet, diesen Staaten die Freiheit zu geben, um einen demnach unglücklichen Krieg gegen Kleanebus von Ägypten führen zu können. Innere Zwistigkeiten und grauenvolle Palastrevolutionen verbitterten sein Alter. Sein Leben hat Plutarch beschrieben. — A. III. Dämus (altperf. Vahakha), des letzten Sohn und Nachfolger (359—336), unterwarf wiederum Ägypten, welches 68 Jahre (413—350) unabhängig gewesen war, durch die Schlacht bei Pelusium. Dann brachte er Phönizien zum Gehorsam, vertrieb aber in beiden Ländern uneheliche Grausamkeiten. Auch ließ er den Ägypten schlachten und zum Mahle zubereiten. Sein Feldherr Dageas vergiftete ihn (336); sein Leichnam wurde den Ragen vorgeworfen, und aus seinen Gebeinen fertigte man Säbelgriffe. Ihm folgte sein Sohn Artes (336—336). — Die neuerz. Geschichtlegenden hat die drei A. in eine Person zusammengeworfen, welche sie Arteschir-Derapest (Langhand) nennt. Der Stifter der Dynastie der Sassaniden (s. d.), von den Römern A. genannt, hieß ebenfalls Arteschir, mit dem Beinamen Babegan.

Krtefakt (lat.), Kunstzeugnis, Kunstprodukt, im Gegensatz zum Naturprodukt.

Krtel oder Krtjel (nach einigen von dem deutschen «Kreuz» abgeleitet) ist eine in Rußland weit verbreitete und diesem Lande von Alters her (ursprünglich unter dem Namen «Bataga») eigentümliche Art von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften mit teilweise sehr primitiven Formen und mit gewissen sozialistischen Zügen, wie sie bei der Masse der russ. Bevölkerung beliebt sind. Die Genossen setzen prinzipiell auf dem Fuße völliger Gleichheit, wenn sie auch einem Vertrauensmann die leitenden Geschäfte übertragen. Es gibt Handwerker-Krtels, deren Mitglieder außer ihrer Arbeit auch Kapitaleinlagen leisten, ferner A. für den Betrieb von Fischeri, Jagd, landwirtschaftlichen Arbeiten, endlich auch eigentliche Arbeiter-Krtels, die auch wohl wandernde Vereinigungen bilden (s. B. für Straßenpflasterungen, Erbarbeiten u. s. w.). In den eigentlichen Arbeiter-A. findet man eine im westl. Europa nicht vorkommende Gesellschaftsform, die nur aus Einlagen von Arbeit begründet ist. Im allgemeinen wird sich ein solches Arbeiter-A. in ein Vertragsverhältnis zu einem Kapitalbesitzenden Unternehmern stellen müssen. Eine besonders angesehenen Stellung haben sich die sog. Fürsten-Krtels, die Genossenschaften der petersburger Hafenarbeiter, erworben. Ein Mitglied eines A. heißt Krtelschik. Vgl. Grünwaldt, Genossenschafts-System. 12. Aufl. II.

«Das Krtelwesen und die Hausindustrie in Rußland» (Petersb. 1877).

Artemidäros (grch. Artemidäros) von Ephesus, Dalidianus, von Daldis in Lydien, der Geburtsstadt seiner Mutter, so genannt, lebte gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr., bereiste die Küsten Afriens, Griechenland und Italien und verfaßte eine Schrift über Traumdeutung («Oniropneuma»), die in einer gewandten Darstellung sowohl über Sitten und Gebräuche des Altertums als über die Kunst der symbolischen Deutung mannigfache Belehrung gewährt. Seine Schriften wurden von Rhagallius (Par. 1608), Reiff (Epp. 1806) und Hercher (Epp. 1864) herausgegeben. Eine Übersetzung lieferte Kraus (Wien 1881). — A. von Ephesus, der Geograph, um 100 v. Chr., ist besonders berühmt durch seine Reisen im Mittelmeere, dem Roten Meere und dem Atlantischen Ocean. Aus seinem «Periplus» in 11 Büchern machte 500 Jahre später Martianos von Heraklea einen Auszug; der teilweise erhaltene Auszug aber, der in früheren Sammlungen der «Geographi Graeci minores» diesen Titel führt, wird jetzt richtiger als Martianos' Auszug aus «Periplus» «Periplus» bezeichnet. **Artemis**, griech. Göttin, s. Diana. — A. heißt auch der 106. Asteroid. (S. Planeten.)

Artemisia, Fürstin von Halikarnass, begleitete den Kerres auf dessen Zuge gegen Griechenland und zeichnete sich in der Schlacht bei Salamis, 480 v. Chr., durch Mut und Entschlossenheit, im Kriege durch Klugheit aus. — Eine andere A., anscheinend aus demselben Dynastengeschlecht, Königin von Karien, regierte von 352—360 v. Chr. Sie war die Schwester und Gemahlin des Mausolos, dem sie in der Regierung folgte. Ihrem schwärmerisch geliebten Gatten zu Ehren erbaute sie in ihrer Hauptstadt Halikarnass das sog. Mausoleum (s. d.).

Artemisia (Weis) nannte Linne eine Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abtheilung der Korymbiferen, deren zahlreiche Arten, teils ausdauernde Kräuter, teils Halbsträucher, aber die ganze nördl. Hemisphäre verbreitet, vorzüglich aber in der gemäßigten Zone Europas und Afriens zu Hause sind. Sie haben sämtlich kleine, mit einem fleischigen hüllförmigen Hüllförmigen Blütenkörbchen voll kleiner Röhrenblüten, von denen die randständigen, fadenförmig gestalteten gewöhnlich weiblich, die übrigen Zwitterblüten, aber oft unfruchtbar sind, und glatte, kahle Ähren. Die Blütenkörbchen sind meist ähren-, trauben- oder rispenförmig angeordnet, die Blätter am häufigsten hand- oder fiederförmig zerteilt, oft füllig oder silbergrau, die Stengel sehr gewöhnlich rutenförmig. Die Artemisien zerfallen in vier Gruppen: 1) Dracaculus, mit nadtem Fruchtboden und unfruchtbaren Scheibenblüten; 2) Seriphidium, mit nadtem Fruchtboden und lauter fruchtbaren Zwitterblüten; 3) Abrotanum, mit nadtem Fruchtboden und fruchtbaren Scheibenblüten; 4) Absinthium, mit behaartem Fruchtboden und lauter fruchtbaren Blüten. Über die Arten der letzten Gruppe, zu denen unter andern auch die von den Alpenbewohnern sehr geschätzte und gesuchte Edelraute, A. Mutellina Vill. (s. Tafel: Alpenpflanzen, Fig. 9) gehört, s. unter Absinth.

Zur ersten Abtheilung gehören A. campestris L., der Feldbeifuß, ein auf sandigem und trockenem Boden, an felsigen Orten und wässern Plätzen häufig vorkommendes Kraut mit meist niedergestreckten,

blühen, harten Stengeln, zwei- bis dreifach fieder-
spaltigen, seidengrauen Blättern und eiförmigen,
glatten Korbhüllen, dessen Blütenkörbchen unter dem
Namen Samen *A. rubra* officinell waren, und *A.*
Dracunculus L., der Dragon oder Estragon,
eine sibir. Pflanze mit holzigen, aufrechten Sten-
geln und ungetheilten, lineal-lanzettförmigen, sah-
len Blättern, welche als Küchengewürz und auch in
der Heilkunst benutzt werden, weshalb diese Art sich
häufig in Küchengärten angebaut findet. Zur zwei-
ten Abteilung gehören die asiat. Arten, welche den
als Barmittel berühmten Zittwerksamen oder
Burmiamen (*Semina Cinae* oder *Santonici*) lie-
fern. (S. Zittwerksamen.) Zur dritten Abtei-
lung gehören der gemeine Weifuß, *A. vulgaris*
L., welcher überall in Deutschland und einem gro-
ßen Teile Europas an Mauern, Hecken, in Stein-
brüchen und andern Orten wächst und bis mann-
shöhe, aufrechte, elastische Stengel mit fieder-
spaltigen, oberseits grünen, unterseits graufilzi-
gen Blättern treibt, die lange Rispen bräunlicher Blüten-
körbchen tragen; ferner der römische Weifuß, *A.*
pontica L., im mittlern und südl. Europa wach-
send, in allen Teilen kleiner, mit doppelt-fiederteil-
gen Blättern und gelben Blüten; endlich die Ober-
raute, *A. Abrotanum* L., aus Südeuropa, ein
Strauch mit aufrechten rispigen Stengeln, doppelt-
fieder-spaltigen, schmal-linealen Blättern und klei-
nen, kugelförmigen Blütenkörbchen. Die Blätter der
letzten genannten Art (*Herba Abrotani*), die Stengel-
spitzen der beiden andern (*Summitates Absinthii*
pontici und *Artaminiae*) und der Wurzelstock des
gemeinen Weifüßes (*Radix Artaminiae*) sind offi-
zinell.

Die mit
von A.
wurde na-
ucht. Sie
zu Arten,
stoffe und
ntica und
wache, ge-
Umschlä-
ngen an-
hört auch
zur Bierbe-
tter kultu-
molifolia

Vill. aus Südeuropa, welche zahlreiche, bis 1 m
hohe, dichtbeblätterte Stengel treibt, feingerteilte,
ein- bis dreifach fiederschnittige Blätter besitzt und
bei uns selten blüht. Aus den Stengeln einiger
chines. und japanes. Arten, die ebenfalls zur Abtei-
lung *Abrotanum* gehören, besonders aus den fei-
nen, baumwollähnlichen Fasern der *A. chinensis*
L. und *A. Moxa* Bess. werden die sog. Moxen
oder Brennpflaster, die bei Gicht und Rheuma-
tismus in Anwendung kommen, verfertigt. (S.
unter *Moxa*.)

Artenay, Hauptort eines Kantons im Arron-
dissement Orléans des Depart. Loiret, in der Land-
schaft Beauce an der Straße und der Eisenbahn
von Paris nach Orléans, 19 km nördlich von Or-
léans, mit 1041 E. Hier stieß General von der
Tann 10. Okt. 1870 bei seinem Vorrück nach
der Loire mit der 1. bayr. Division, der Korpsar-
tillerie und der 2. und 4. preuß. Kavalleriedivision
auf die Vorhut der franz. Loire-Armee (eine Divi-
sion des 15. Korps unter General Reyau) und

schlug dieselbe vollständig. Trotz ihrer Minderzahl
an Artillerie hielten die Franzosen von 10 bis 3 U
nachmittags nördlich von A. wacker stand, wurden
aber von der preuß. Kavallerie auf beiden Flügel
umgangen und, nachdem A. um 3 Uhr von d
Bayern erstürmt, gegen 5 Uhr in den Balz v
Orléans zurückgeworfen. Auch in den späte-
ren Kämpfen der Deutschen mit der franz. Loire-Armee
(1. bis 4. Dez.) wird A. öfter genannt.

Arteriosklerose, s. Aneurysma.

Arterien, Pulsadern, nennt man in t
Anatomie diejenigen Blutgefäße, welche das Bl
aus dem Herzen wegführen und in den versch
benen Körperteilen verteilen. Bei denjenigen Ar-
terien, bei welchen kein Herz als bewegendes Centru-
organ, sondern nur kontraktile Gefäße existieren (z.
die meisten Würmer), oder bei welchen die Richtung
der Zusammenziehung des Herzens von Zeit zu Z
sich ändert (bei Ascidien und Salpen), kann natü-
rlich von einer Unterscheidung zwischen centrifugal
Gefäßen (Arterien) und centripetalen (Venen) ni-
die Rede sein. Bei den höhern Tieren dagegen, i
ein centralisiertes Herz existiert, das rhythmisch
Zusammenziehungen ausführt, pflanzt sich die bei
die Zusammenziehung des Herzens hervorgerad
Welle in den größern Stämmen der A. fort u
wird so als Pulsschlag gefühlt, z. B. an der ob-
halb des Daumens am Vorderarme hinlaufend
Radialarterie (wo die Ärzte den Puls zu befühl
pflegen), an den Pulsadern des Halses und t
Schläfe u. s. w. Die A. zerfallen bei den höh
Wirbeltieren und dem Menschen in zwei Hau-
klassen. Die eine führt das durch das Atmen u
Sauerstoff gesättigte, seiner Kohlensäure teilwe
beraubte, gerötete und zur Gewebebildung ger-
nete sog. arterielle Blut nach allen Körperteile
ihr Hauptstamm heißt die Aorta (s. d.) und lä-
uft aus der linken Herzkammer in der Mittellinie t
Körpers erst vorn nach oben, dann hinten her-
vor der Wirbelsäule her. Die andere Klasse best-
aus den Lungenarterien, welche das dunkle, schwä-
liche, mit Kohlensäure beladene sog. venöse B
aus der rechten Herzhälfte nach den Lungen führ
wo es wieder in rotes, arterielles umgewand
werden soll. Die A. müssen einen starken Druck i
vom Herzen her in sie hineingepreßten Blutma-
aushalten und sind daher mit festen und elastisch
Häuten versehen, von denen namentlich die m-
lere oder Ringfaserhaut sehr fest und dehnbar,
innerste sehr glatt und zart ist. Alle A. enthal-
in ihrem Gewebe, außer den elastischen Faser-
deutliche sog. glatte Muskelfasern, durch deren v
Nervensystem abhängige Thätigkeit die A. vere-
und wieder erweitert werden können, sobald
Schnelligkeit und die Größe des Blutstroms in
einzelnen Körperteilen durch die Nerven beeinfl
und reguliert wird. (Vgl. Artikel: Kreisla-
des Blutes, und Tafel: Blutgefäße t
Menschen.)

Von den Arterienkrankheiten ist die h
figste eine chronische Entzündung ihrer innern H-
welche zu fettiger Entartung oder Verköcher-
der Arterienwände und dadurch zu Aneurys-
(s. d.) oder Apoplexie (s. d.) führt. Verlesun-
einer A. sind immer von mehr oder minder
trächtlichen, bisweilen lebensgefährlichen Blut-
gen begleitet und erheischen den künstlichen Z-
schluß des durchschnittenen Gefäßes mittels ei-
umgelegten und fest zugeschnürten Fadens.

Unterbindung.) Krankhafte Verstopfung und Verödung einzelner A. verursachen bisweilen die schwersten Kreislaufstörungen. (S. Thrombose und Embolie.)

Arteriotomie, s. unter Aderlaß.

Artern, Stadt im Kreise Sangerhausen des preuss. Regierungsbezirks Merseburg, liegt 12 km südlich von Sangerhausen, in der Goldenen Aue an der Unstrut, die hier die Elbe aufnimmt, und an der Sangerhäuser-Grüfener Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1890) 4582 Q., deren vorzüglichste Erwerbsquelle Aderbau ist. Außer einer Zuderfabrik, einer bedeutenden Altien-Bierbrauerei und Salzfabrik und einer mit Dampfkraft betriebenen Ziegelei hat A. noch eine königl. Saline. Bedeutende Braunkohlewerte befinden sich in der Nähe beim Dorfe Ebersleben. A. kommt urtümlich um 760 vor, ging 1452 durch Kauf an die Grafen von Mansfeld über, kam 1780 an Kursachsen und 1815 an Preußen. Vom Schlosse sind nur wenige Ruinen noch vorhanden.

Artes Hiberiales, s. Freie Ränke.

Artesische Brunnen (nach der franz. Proving Artois, wo sie seit längerer Zeit üblich sind) oder Bohrbrunnen (nach der Art ihrer Herstellung) werden nach dem neuern Sprachgebrauche alle tiefen, gebohrten Brunnen genannt, unabhängig von dem Umstande, ob dieselben Wasser geben oder dasselbe verschlucken. Die die Erdrinde bildenden Schichten sind zum Teil solche, die Wasser in sich aufnehmen und weiterzuführen vermögen (Sand, lockere Gesteinsmassen u. s. w.), oder solche, die aus wasserundurchlässigem Material (Thon, Mergel u. s. w.) bestehen. Da die Erdschichten nicht horizontal übereinander lagern, sondern sich nach den verschiedensten Richtungen hin in die Tiefe erstrecken, so liegt die Möglichkeit offen, mittels eines Bohrlochs, das man an geeigneter Stelle in die Erde treibt, zwischen zwei wasserundurchlässigen Schichten (b b auf beiliegender Figur) auf eine wasserführende (a) zu

Das Resultat der Bohrungen, das sich auf Grund sorgfältigen Studiums der Schichten vorausberechnen ließ, lieferte die glänzendsten Erfolge. Der Brunnen von Ornelle beim Invalidenbause zu Paris, an welchem durch volle sieben Jahre (1833—41) gearbeitet wurde, ist 647 m tief und liefert täglich 8 Mill. Lit. vollkommen reines, klares Wasser von 27,7° C., während die mittlere Temperatur von Paris nur 10° C. beträgt. Die Stadt St.-Louis in den Vereinigten Staaten von Amerika hatte seit 1854 den tiefsten bestehenden artesischen Brunnen. Er lieferte jedoch Wasser, das wegen seines Schwefelgehalts sich nicht als entsprechend für den Genuß erwies. Die Ortsbehörde beschloß daher 1865 einen andern bohren zu lassen, und so gelangte man auf die Tiefe von 1200 m. Er steht nun in der Urformation des Granit, und die Stadt besitzt wohl den tiefsten, aber freilich wasserlosen artesischen Bau der Welt. In geognost. Beziehung sind ferner namentlich die drei erbohrten salzigen Thermalquellen zu Nauheim in Hessen berühmt. In ihnen wird der Wasserstrahl nicht durch den hydrostatischen Druck, sondern durch die im Innern stattfindende lebhafter Kohlensäure-Entwicklung emporgetrieben. In neuester Zeit sind insbesondere die größtenteils durch W. Sigmondi geschaffenen artesischen Brunnen Ungarns berühmt geworden. Auf der Marasaretsinsel zu Budapest befindet sich ein solcher von 970 m Tiefe, welcher 1,8 Mill. Lit. Thermalwasser täglich liefert und an Tiefe von keiner bestehenden wirksamen Anlage dieser Art übertroffen wird. Zu Runk in Ungarn liefert ein artesischer Brunnen aus einer Tiefe von 402 m täglich 5,8 Mill. Lit. Wasser für Badegewende, der Wasserstrahl springt 19,8 m hoch empor. Zu Hartlang ebendasselbe beugt das erbohrte Wasser eine Temperatur von 51° C.

Die Herstellung der artesischen Brunnen erfolgt mit Hilfe des Erdbohrs (s. d.). Um dem Bohrloche seine Haltbarkeit zu sichern, welche nur im festen Gestein ohne weitere Hilfsmittel vorhanden ist, wird dasselbe nach Maßgabe seiner fortzuschreitenden Tiefe durch Einrammen hölzerner, schmiedeeiserner oder gusseiserner Rohre ausgefüllt, welche zugleich das unreine, von den Seiten kommende Laawasser abhalten. In den obersten Schichten wird meist ein gewöhnlicher Schacht ausgehoben, den man auskimmert oder durch Mauern verkleidet. Von diesem Schachte aus, der später zugleich als Behälter für das sich ansammelnde Wasser dient, wird das Bohren begonnen. Die Tiefe des Bohrlochs beträgt dabei meist nur wenige Centimeter, die Tiefe oft Hunderte von Metern.

Die erste Anwendung der artesischen Brunnen fällt in ferne Zeiten. Von gebohrten Brunnen in Ägypten spricht bereits Olympiodor und sagt, daß sie eine Tiefe von 2—300, zu 1000 Ellen hätten und das Wasser über der Erdoberfläche ausließen, woselbst man es zur Verrieselung der Äcker verwende. Die großen Däen von Theben und Dache sind fast niebartig mit artesischen Brunnen durchlochert; doch sind die meisten derselben verschüttet. Erst im 19. Jahrh. wurden sie zum Teil eröffnet. Einer dieser Brunnen zeigte nach der Aufräumung und Reinigung eine eigentümliche Erscheinung, die auch bei Elbeuf unsern Augen sich wiederholte. Aus einer Tiefe von etwa 107 m stiegen mit dem Wasser zugleich Frösche empor. Auch in China kommen artesische Brunnen in solcher Anzahl vor, daß beispielsweise unsern des Gledens U. Lung. Rhiao



stößen, welche an höher gelegenen Orten zu Tage tritt und daselbst von den atmosphärischen Niederschlägen (Regen, Tau, Schnee u. s. w.) gespeist wird. Infolge des Drucks, den die darüberliegende Wassersicht auf das Wasser im Bohrloche ausübt, steigt dieses in der Öffnung empor, tritt wohl auch über dieselbe hinaus oder springt gar fontänenartig in die Höhe (c). Infolge der Reibungsverlunte wird die Höhe des springenden Strahls c das in der Figur eingezeichnete Niveau — des Wassereintrittes natürlich nie vollständig erreichen können. Von Vorteil für die Anlage artesischer Brunnen erweisen sich leistungsfähige Abalmulden, die von lodern, zwischen Thonschichten ruhenden Gesteinsmassen erfüllt sind. Besonders günstig zeichnen sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse von London und Paris. Beide Weltstädte liegen in dem Becken eines einstigen weiten Meeres. Aus großer Entfernung neigen sich mächtige Schichtengitteme älterer Formationen allmählich unter diese Orte und erfüllen eine Mulde, deren Ränder einen großen Teil Englands und Nordfrankreichs umfassen.

ihnen Maasse von 1000 qhm deren mehr als 10 000 existieren. Die Chines. Brunnen besitzen eine Tiefe 1 Meile M angewende Brunnen 1 wurde. 3 Modena u reich schon Füllers soll richtet wor im Fort 11 Wasser bis führte. 5 Schreibunge meine Kust jedoch erk

einen Preis von 1000 Frs. auf die beste Anweisung zur Erbohrung stehender Quellen auslegte. Er wurde von dem Bergbau Ingenieur Garnier in Arras gewonnen. Von gleicher Wichtigkeit war eine Arbeit von Héricart de Thury, welche namentlich die prognost. Bedingungen des Gelingens auseinandersetzt. Seitdem sind artesishe Brunnen in Frankreich, Deutschland und Nordamerika vielfach ausgeführt worden und haben sich als ein mächtiges Förderungsmittel des Wohlstandes bewährt, von besonderer Wichtigkeit für die Bodenkultur sind sie namentlich in Algerien geworden.

Hinsichtlich der Anwendung von artesischen Brunnen ist als wichtiger Zweck die Beschaffung reinen, klaren Wassers für den häuslichen Gebrauch und den Bedarf verschiedener industrieller Establishments hervorzuheben. In ersterer Richtung tritt ihr größter Wert besonders in jenen Gegenden hervor, in denen gewöhnliche Brunnen gar kein oder schlechtes Wasser liefern. Brauchbare Resultate wurden nach manchen vergeblichen Versuchen in der auf weite Strecken von niedrigen Karsthöhlen umschlossenen Gegend des deutschen Kriegsbogens an der Ademäung erzielt. Im J. 1867 fertig gestellten artesischen Brunnen von 200 und 280 m Tiefe lieferten etwa 0.1 Mill. Lit. täglich. Seit 1878 ist eine andere Wasserversorgungsanlage in Betrieb gesetzt worden. Von geringerer Bedeutung ist die Anwendung des emporsteigenden Strahls zum Betriebe von Mühlen und andern kleinern Maschinenanlagen. Von größerem Interesse erweist sich der Umstand, daß man durch passende Zulassung des aus artesischen Brunnen oft warm entströmenden Wassers Mühlenrädern und Radstuden im Winter leichter erhalten kann, wie dies in einer Arbeit Heilbrunn's geschieht. Dergleichen haben sie zur Erwärmung von Gewächshäusern, Treibhäusern u. s. w. Verwendung gefunden. Um aus Steinsalzlagern reichere Sole in großer Tiefe zu erschließen, hat man gleichfalls artesishe Brunnen vielfach benutzt, so in Rheine untern Rhoden, ferner in Conhauen, woselbst zugleich Kohlen-säure entströmt, die zu Badezwecken in eigenen Gasometern aufgefangen wird, weiter in Gottesgabe bei Rheine, wo das zu gleicher Zeit emporsteigende Kohlenwasserstoffgas zur Beleuchtung und Heizung verwendet wird u. s. w. Zu Badezwecken benutzt man sie auch in Ungarn. Trifft man beim Bohren des artesischen Brunnens Schichten, die wohl Wasser leiten, jedoch von solchem nicht gespeist werden und am untern Ende geschlossen sind, so kann das Bohrloch Wasser aufnehmen, und der artesishe Brunnen wird ein negativer artesischer Brunnen oder ein absor-

bierender Brunnen genannt. In Frankreich hat man solche mehrfach mit großem Nutzen an gelegt, ja in St. Denis hat man einen Brunnen erbaut, der aus drei ineinander gesteckten Röhren besteht. In der innersten steigt aus einer Tiefe von über 600 m klares Trinkwasser empor, aus der Röhre zwischen der engsten und mittlern Röhre quillt minder reines Spülwasser, und die dritte führt den Ueberschuß der von beiden Quellen gelieferten Flüssigkeit ab. Jede der Röhren endet in einer Bodenschicht, die dem betreffenden Zwecke entspricht.

Litteratur. Speiser, „Anleitung zur Anlage artesischer Brunnen“ (Leipzig 1832); Héricart de Thury, „Geologische und physikalische Betrachtungen über das Entstehen von Springquellen durch gebohrte Brunnen“ (übersetzt von Frommann, Kob. 1833); Paulucci, „Das technische Verfahren in Bohrung artesischer Brunnen“ (Wien 1838); Debes, „Erdbohrkunde“ (Brag 1868); Hagen, „Handbuch der Bohrtechnik“ (3. Aufl., Bd. 1, „Die Quellen Brunnen u. s. w.“, Berl. 1870).

Artevelde (Joh. van), berühmter fland. Volksheld, war der Sohn des reichen und in vornehme Familienvorbindungen stehenden Tuchhändlers Joh. van A. in Gent. Als Graf Ludwig II. von Flandern, der mit dem Adel des Landes zu Frankreich, auch nach der Schlacht bei Cassel (23. Aug. 1328) fortfuhr, wider die Interessen des Volks, namentlich der mächtigen und reichen, von den Lehn- sympathien für England erfüllten fland. Stande, hielt sich A., der durch seine und sein bedeutendes Rednertalent in seinem Einfluss in Gent gelangt war, an der Volkspartei und sprach lahm sein

ig über die Haltung des Grafen und die Er gelangte zu solchem Ansehen, dass er es wagen durfte, ohne Zusage des Grafen mit den Engländern ein Bündnis, zunächst im Interesse des Handels und Verkehrs, zu schließen. Die Landung der Engländer auf Calais und ein Vorteil, den dieselben 10. Nov. 1336 über die Anhänger des Grafen erlangten, gab der Volkspartei neues Leben, und sie benutzte diese Umstände, um auch Brügge und Yper für seine Politik zu gewinnen und sich selbst zu faktischen Leiter und Gebieter (Rumwart) in Flandern aufzuwerfen. Das Bündnis mit England wurde bestätigt, die vom Grafen eingesetzten Richter und Beamten beseitigt und der Graf selbst zu Verlassen des Landes genötigt. A. bot alles an, einerseits um den Sieg der Sache Eduards III. gegenüber Frankreich zu fördern, andererseits um eine Aufhebung des Grafen mit seinen bisherig Unterthanen unmöglich zu machen. Die zu weitgehende Begünstigung Englands erregte jedoch innerhalb der Volkspartei Mißbilligungen, und man sagte, daß A. beabsichtige, dem Prinzen v. Wales die Nachfolge in Flandern zu verschaffen. Wurde er bei einem Volksaufstande 24. Juli 1339 getötet. Wegen 500 seiner Anhänger hatten dassel Schicksal. Im J. 1363 wurde A. in Gent ein Standbild errichtet. — Sein Sohn, Philipp v. A., geb. 1340, ward 1381 bei einem Aufstande in Gent gegen den Grafen Ludwig III. von Flandern, zu welchem Brügge hielt, als „Rumwart“ die Spitze seiner Mißthäter und Flanderns beruf. Nachdem er 12 der noch lebenden Hauptankl. der Ermordung seines Vaters hatte hinrichten lassen

schlug er 3. Mai 1883 bei Beverhout den Grafen, nahm jedoch Bräute ein, von wo er unermessliche Beute nach Gent führte, und wurde hierauf von ganz Flandern, mit Ausnahme von Dudenarbe, als Regent anerkannt. Der vertriebene Graf Ludwig fand jedoch Hilfe bei Karl VI. von Frankreich, der unter Führung von Oliver de Clisson eine ansehnliche Streitmacht nach den Niederlanden sandte. A. wachte 27. Nov. 1383 die Schlacht bei Rosbete, in der jedoch die Flamen eine vollständige Niederlage erlitten und A. selbst den Tod fand. Die Geschichte der beiden A. ist mehrfach poetisch bearbeitet worden.

Arth, Gleden im Schweiz. Kanton Schwyz, 420 m über dem Meer, 13 km westnordwestlich von Schwyz am Süden des Jurerjess zwischen Rigi und Nohberg in fruchtbarer Thalebene anmutig gelegen, zählt (1880) 3050 meist kath. E., deren Haupterwerbsquelle neben Viehzucht, Obst- und Ackerbau die Seidenweberei ist, besitzt eine kirchliche, 1677 erbaute Pfarrkirche, ein Kapuzinerkloster und eine Sekundärschule, ist mit Rühnath, Zug und Schwyz durch Poststraßen verbunden und hat als Ausgangspunkt der Bergbahn A.-Rigistulm und als Station der Dampferlinie des Jurerjess und der St. Gotthardbahn einen sehr lebhaften Touristen- und Transitverkehr.

Arth ... und **Arth** ... (vom grch. ἀρθρον, Gelenk, Glied), Gelenk ..., Glied ...

Arthralgie, Gelenkschmerz, Gliederreissen.

Arthritis heißt eigentlich Glieder- oder Gelenkentzündung, in welcher Bedeutung es auch von franz. Artyen gebraucht worden ist, während die deutschen dafür Arthrocace oder Arthrophlogosis sagen. In der gewöhnlichen mediz. Sprache bezeichnet dies Wort die Gicht (s. d.), und arthritisch heißt gichtisch.

Arth ..., f. Arthr ...

Arthroplastik (grch., Glied-, Gelenkbildung), die Bildung eines künstlichen Gelenks, wenn das ursprünglich vorhandene Gelenk durch entzündliche Prozesse oder feste Verwachsungen verloren gegangen ist, besteht in der Ausfüllung eines leistungsfähigen Knochenstücks (s. Resektion) und der Ausführung passiver Bewegungen während der Heilung der Wunde, um die Verwachsung der beiden Knochenenden zu verhüten.

Arthrophysio, Gelenkvereiterung.

Arthrosynovitis, Gliedschwamm.

Arthrosynovitis, Gelenkschwind.

Arthrosynovitis, f. Gliedertiere.

Arthur, Fürst der Siluren, s. Artus.

Arthur, Prinz von Großbritannien, Herzog von Connaught, dritter Sohn der Königin Victoria (s. d.); er ist vermählt seit 13. März 1879 mit Prinzessin Louise Margarete (geb. 25. Juli 1860), der dritten Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Aus dieser Ehe entsproß eine am 15. Jan. 1882 geborene Tochter.

Arthur (Chester A.), der 21. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, wurde als Sohn eines aus Irland eingewanderten baptistischen Geistlichen 5. Nov. 1830 zu Albany in der Grafschaft Franklin im Staate Vermont geboren, widmete sich, auf dem Union College zu Schenectady im Staate Newyork vorgebildet, der Advokatur und ließ sich 1851 in der Stadt Newyork nieder, wo er bald als Politiker, wenn auch in untergeordneter Stellung, eine Rolle spielte und 1856 die republi-

kanische Partei mitbegründete half. Während des Bürgerkriegs war er unter dem Titel als erster General-Inspeltor und später als General-Quartiermeister von Newyork tätig, die Truppen dieses Staates auszurüsten und auf den Kriegsschauplatz zu befördern. Vom Präsidenten Grant 1872 zur Belohnung seiner der Partei geleisteten Dienste zum Oberpostdirektor (Collector of Customs) des Hafens von Newyork ernannt, bekleidete er dieses wichtige und einträgliche Amt bis zum 20. Juli 1878, wo ihn Präsident Hayes wegen seiner Opposition gegen die Civildienstreform absetzte. Diese große Aufsehen erregende Maßregel erregte eine tiefgehende Spaltung in der republikanischen Partei und trieb A. auf die Seite derjenigen, welche unter Führung des Senators Conlling den Hayeschen Reformbestrebungen den erbittertsten Widerstand leisteten. Bei dem republikanischen Parteikonvent, welcher im Juni 1880 in Chicago den General James A. Garfield zum Präsidentschaftskandidaten ernannte, erhielt A. die Nomination zum Vizepräsidenten, um die Conllingische Minorität zu versöhnen und eine einheitliche Aktion der Partei herbeizuführen. Die Wahl A.s erfolgte zugleich mit der von Garfield 2. Nov. 1880. Von 9204428 abgegebenen Stimmen erhielten Garfield und A. 4442950, während auf die Kandidaten der demokratischen Partei, Hancock und Engliß, 4442135 Stimmen fielen. Nachdem Garfield (s. d.) 19. Sept. 1881 infolge eines Attentats gestorben war, trat A. die Präsidentschaft an und leistete 22. Sept. 1881 den Eid auf die Verfassung. A. gestaltete bis Ende 1881 das von seinem Vorgänger übernommene Kabinett in seinen Hauptträgern um. Die neuernannten Minister gehörten dem rechten, sog. Conllingischen Flügel der republikanischen Partei an und waren namentlich unbedingte Anhänger des General Grant und eifrige Befürworter von dessen abermaliger Wiederwahlung zum Präsidenten. (S. Vereinigte Staaten von Amerika.) Gleich ihm sind früher die Vizepräsidenten J. Tyler (1841), Willard Willmore (1850) und Andrew Johnson (1865) die Amtsnachfolger der plötzlich gestorbenen Präsidenten Harrison, Taylor und Lincoln geworden.

Arthur vom Nordern, Wiederruf für Rottis und Rändendorf (Wittlob Adolfs Ernt von).

Arthur's St (Arthur's Seat) heißt ein Berg bei Edinburgh, von welchem Artus (s. d.) nach der Sage das Land überhaut haben soll, ehe er die Sachsen in der Nähe schlug. Von dem 220 m hohen Gipfel eröffnet sich eine herrliche Aussicht.

Articulata, f. Gliedertiere.

Artifiziell (lat.), künstlich, durch Kunst erzeugt, kunstmäßig; artifizios, kunstreich, kunstvoll; auf Kunstgriffe bedacht, schlaun.

Artikel (vom lat. articulus, Gelenk, Glied) bezeichnet überhaupt soviel wie Stück, Teil eines gegliederten Ganzen; so z. B. die A. einer Schrift, eines Dokuments, des christl. Glaubens u. s. w.

In der Rechtssprache heißen A. kurze, in eine gewisse Folgenreihe gebrachte Sätze, welche thatsächliche Behauptungen oder auf solche gerichtete Fragen enthalten, z. B. Beweisartikel im Civilprozeß, Inquisitionsartikel im Kriminalprozeß.

In der Grammatik heißen A. die in vielen Sprachen das Substantiv begleitenden kleinen pronominalen Worte, die den Begriff desselben auf ein Individuum beziehen, entweder ein bestimmtes und bekanntes (bestimmter A., der) oder ein unbestimmtes,

unbekanntes (unbestimmter A., ein). Der bestimmte A. geht aus einem in Bedeutung und Nachdruck abgeschwächten Demonstrativpronomen hervor, wie im Deutschen «der» auch jetzt noch im Sinne von «dieser» gebraucht wird; der A. der roman. Sprachen, ital. il, frz. le, ist aus dem lat. ille (jener) entstanden. Der unbestimmte A. ist das Zahlwort für die Einszahl und in den Sprachen später aufgekommener als der bestimmte, das Griechische z. B. hat ihn nicht. Die Stellung des A., ob vor oder nach dem Substantiv, ist selbst in nahe verwandten Sprachen verschieden, z. B. Deutsch und Englisch haben ihn vor demselben, die nordgerman. Dialekte führen ihn am Ende an, z. B. dänisch kong-en «der König», hus-et «das Haus»; während alle übrigen roman. Sprachen ihn voranstellen, hat das Rumänische (Walachische) ihn am Ende, daher z. B. le moniteur, rum. monitoru-l. Von den beiden klassischen Sprachen hat nur das Griechische den A. und auch nur den bestimmten, das Latein kennt keinen A.; von den bekanntern europ. Sprachen haben die slaw. Dialekte mit Ausnahme des Bulgarischen regelmäßig weder bestimmten noch unbestimmten A. Der Ausdruck «Geschlechtswort» für A. erklärt sich aus dem Mißverständnis, als sei der A. Zeichen des grammatischen Geschlechts, während dieses schon dem Substantiv inhärent und der A. sich im Geschlechte nur nach dem letztern richtet.

Artikelbriefe hießen Patente deutscher, schweiz., niederländ., bän. oder schwed. Kriegsherrn, durch welche ein Feldoberst ermächtigt wurde, ein Regiment Reiter oder Landknechte aufzurichten. Dieselben enthielten auch die Verfassung sowie eine Sammlung maßgebender Dienstvorschriften und Rechtsgebräuche, welche von den geworbenen Knechten beschworen werden mußten. Zuerst traf 1165 Kaiser Friedrich I. bei dem Zuge nach Italien derartige Festsetzungen; von kais. A. sind ferner merkwürdig die Friedrichs III., 1486 als «des Heil. Röm. Reichs Heers-Ordnung wider die Türken bei gemeiner Reichs-Versammlung beliebt», Maximilians I. A. von 1508, Karls V. «A. und Freiheiten der löblichen Artillerie», Maximilians II. «Reuter-Bestallung, item von Bestallung des Felds, erneuert Reuter-Recht und der Teutschen Knechte Articul» 1570, Ferdinands III. A. von 1647 über die Wiederherstellung der Mannszucht, Ferdinands III. A. von 1642, von Leopold I. 1665 erneuert, der A. vor die Reichsvöller vom J. 1672, der A. von 1682 für die Reichsarmee, Karls VI. «Kriegs-Articul». Die A. wiederholen die gültigen Landfriedens- und Polizeigesetze und schärfern wichtige militärische Bestimmungen. Die von Gustav II. Adolf von Schweden 1621 erlassenen A. sind von höherer sittlicher Bedeutung und haben für die Kriegsartikel des brandenb.-preuß. Heeres als Vorbild gebient. Aus den A. sind allmählich die Kriegsartikel der jetzt bestehenden Heere hervorgegangen, unter denen namentlich zu erwähnen sind «König Friedrich Wilhelms in Preußen neu approbierte Kriegsartikel vor die Unteroffizier und gemeine Soldaten do anno 1713».

Artiklaren (lat.), gliedern, jeden einzelnen Teil (z. B. die Silben der Wörter in der Aussprache) deutlich hervortreten lassen.

Artikulierte Töne nennt man in der Physiologie die Töne, welche der Mensch mit seinen Sprachwerkzeugen hervorbringt, indem er Konsonanten und

Vokale miteinander zu einzelnen Silben und diese zu Worten verbindet.

Artikulierte Verhör, s. Spezialinquisition. **Artillerie** (frz.; ital. artiglieria; mittellateinisch Artolaren) hat verschiedene Herleitungen, so vom lat. arcus und telum oder von ars tollendi, gebräuchlicher aber vom ital. arte und tirare, und bezeichnet schon vor der Erfindung des Schießpulvers das gesamte Kriegsmaschinenwesen. Der Name A. wurde demnächst auf das Geschützwesen übertragen. Gegenwärtig bedeutet A. die mit Geschützen ausgerüstete und zum Gebrauch derselben bestimmte dritte und jüngste Hauptwaffengattung, welche im Verein mit den beiden andern, der Infanterie und der Kavallerie, den sechenden Teil der Heere bildet. Artilleristen heißen die dieser Waffengattung angehörigen Personen. Der Name A. bezeichnet häufig auch lediglich das Personal der Artilleriewaffe und wird auf der andern Seite wieder für das gesamte Geschützmaterial gebraucht.

Das Personal der A. erfüllte bis in die neuere Zeit nicht bloß einen taktischen Zweck, sondern ihm lag auch die Erzeugung und Verwaltung des gesamten Waffensmaterials ob, welcher Zweig mit dem Namen der technischen A. belegt wird und neuerdings scharfer von der sechenden A. getrennt worden ist. Mit Unrecht hört man daher häufig die gesamte A. als technische Truppe bezeichnen. Die sechende A., für sich betrachtet, hat vermöge der Verschiedenheiten der Gefechtschaulage, auf denen sie aufzutreten hat, so vielseitige einander widerstrebende Aufgaben zu erfüllen, daß eine weitere Trennung derselben in verschiedene Zweige nicht umgangen werden konnte. Zunächst ergibt sich eine Trennung in Land- und See- oder Schiffsartillerie, wobei indes zu bemerken ist, daß die Funktion als Schiffsartillerie in der Regel der Bemannung der Flotten anheimfällt, indem die Schiffsgeschütze von Matrosen bedient und von Seeoffizieren kommandiert werden. Die Landartillerie zerfällt in Manövrier- und in Positionsartillerie, je nachdem sie die Bestimmung hat, im engen Anschluß an die übrigen Truppen und somit aus häufig wechselnden Stellungen oder aus mehr stabilen Positionen zu sechten.

Die Manövrierartillerie hat ihre hauptsächlichste Bedeutung für den Feldkrieg und wird daher meist als Feldartillerie bezeichnet. Sie führt leichte Geschütze, deren Lafetteneinrichtung die größte Beweglichkeit in sich schließt und ein rasches Placieren in der Feuerposition zuläßt. Die Geschütze der Feldartillerie haben eine militärisch geschulte Bespannung; die Zugkraft ist so reichlich bemessen, daß eine Bewegung in jedem Terrain und in den stärksten Gangarten noch möglich ist, selbst wenn durch Entbehrungen die Qualität des Pferdmaterials eine Reduktion erfahren hat. Die Bedienungsmannschaften der Feldartillerie müssen in Stand gesetzt werden, die Geschütze bei ihren raschen Bewegungen zu begleiten, zu welchem Zwecke man verschiedene Arten des Transports derselben hat. Das kostspieligste, aber dem Zwecke rascher Bewegungen am meisten entsprechende Mittel ist das Berittenmachen der Bedienungsmannschaften, wodurch die reitende A. entsteht. Dem gegenüber steht der Transport derselben auf Fahrzeugen, woraus die fahrende A. entspringt. Eine Feldartillerie, bei der vermöge ihrer Organisation und Einrichtung kein besonderer Wert auf andauernde rasche Transporte der

Bedienungsmannschaften gelegt ist, wird Fußartillerie genannt, wobei indes kurze Transporte mit Benutzung der Handpferde der Geschützbespannung sowie der Prokaten nicht ausgeschlossen sind. Wird ein Teil der Bedienungsmannschaften beritten gemacht, der Rest aber gefahren, so spricht man von halbberittener oder gemischter A. Die in Österreich-Ungarn vorkommende Bezeichnung Kavallerie-A. bezieht sich auf eine stärker bespannte fahrende A., durch welche die Aufgaben der reitenden A. erfüllt werden sollen.

Die Feldartillerie ist ähnlich wie die Infanterie und Kavallerie in festgeschlossene taktische Körper formiert. Die Gliederung beruht auf der Batterie als Einheit, d. h. als dem geringsten Körper von taktischer und administrativer Selbstständigkeit. Die Zahl der Geschütze in einer Batterie beträgt sechs oder acht, in seltenen Fällen auch vier. Außer den Geschützen führt eine Batterie Munitions-, Vorrat- oder Batteriewagen, Feldschmieden, Packwagen u. s. w. mit sich. Eine Batterie zählt auf jedes Geschütz 1–2 Munitionswagen und von den übrigen Fahrzeugen im ganzen etwa 4, so daß der gesamte Körper bei 6 Geschützen 16–22 Fahrzeuge umfaßt. Geschütze wie Fahrzeuge haben in der Regel spezielle Einrichtungen zum Transport der Bedienungsmannschaften. Jedes Fahrzeug ist mit 4–6, seltener schon mit 8 Pferden bespannt, und pro Geschütz werden 1 Unteroffizier und 6–8 Mann an Bedienung, außerdem für die ganze Batterie eine angemessene Reserve an Mannschaften und Pferden gerechnet. Je nach der Art des Transports der Bedienungsmannschaften spricht man von reitenden, fahrenden, Fuß-, gemischten, Kavalleriebatterien, im allgemeinen aber von Feldbatterien (hierzu sei bemerkt, daß in der deutschen A. die fahrenden Batterien jetzt den Namen „Feldbatterien“ führen, was hier somit den Gegensatz zu den reitenden Batterien bildet). Die Batterie wird durch einen Hauptmann oder einen Stabsoffizier kommandiert und zerfällt in Züge zu 2 Geschützen, deren jeder durch einen Lieutenant geführt wird. Ein besonderer Offizier (Hauptmann oder Lieutenant) führt die übrigen Fahrzeuge. Drei bis vier gleichartige Batterien bilden eine Abteilung, deren zwei bis drei wieder zu einem Regiment zusammenfassen, während zwei Regimenter eine Brigade bilden. Regimenter und Abteilungen werden durch Stabsoffiziere, Brigaden durch Generale befehligt. Was die Einfügung der Feldartillerie in den Organismus des Heers betrifft (s. Armeekorps), so werden den vorherrschend aus Infanterie bestehenden taktischen Körpern in der Regel fahrende, den aus Kavallerie gebildeten reitende (oder Kavallerie-) Batterien zugeteilt; letztere sind dem entsprechend in geringerem Prozentsatz (etwa 16–20 Proz. der gesamten Feldartillerie) vorhanden. Die nur aus A. bestehenden Körper vereinigen beide Gattungen von Batterien in sich. Keine Fußbatterien kommen fast nirgends mehr vor; die gemischten Batterien dienen entweder zum Ersatz der reitenden, oder sie bilden die ausschließliche Formation der Feldartillerie und werden dem entsprechend verwendet. Einer Abschaffung der reitenden A. und ihrem Ersatz durch fahrende ist schon vielfach das Wort geredet worden, doch werden die Nachteile der ersten (Rostspieligkeit, schwierigere Ausbildung, lompakteres Ziel gegenüber dem feindlichen Feuer) durch den Vorteil der andauernden raschen Bewegungen, welche die fah-

rende A. mit ihren schwerer beladenen Geschützen und Fahrzeugen nicht in gleichem Grade zu leisten vermag, hinreichend ausgeglichen, um die Beibehaltung der reitenden A. zu rechtfertigen. Ein Armeekorps zählt jetzt in der Regel eine Brigade Feldartillerie, welche in zwei Regimenter zerfällt; von diesen wird das eine auf die beiden Infanteriedivisionen des Korps verteilt, das andere gibt die nötige Zahl reitender Batterien an die Kavalleriedivisionen ab und bildet mit seinem Rest als geschlossener Körper die Korpsartillerie. Abgesehen von den gemeinsamen Verbänden mit den andern Waffen steht die Feldartillerie häufig noch unter besonderem artilleristischen Centralbehörden (Generalinspektion, Inspektionen), deren Einfluß sich auf Ausbildung und Material bezieht und namentlich im Friebe von Wichtigkeit ist.

Die Feldartillerie ist jetzt entweder ausschließlich mit gezogenen Kanonen ausgerüstet oder führt außerdem zu geringem Prozentsatz Mitrailleusen (s. d.). Meist gehen zwei verschiedene Kanonentaliber nebeneinander. Das leichtere ist gewöhnlich das 8-Centimeterkanon oder der Vierpfänder mit einem Geschos von 8–9 Pfd. Gewicht, das schwerere das 9–10-Centimeterkanon, sechs- oder acht-, auch Neunpfänder genannt, mit 14–20 Pfd. Geschosgewicht. In derselben Batterie ist immer nur eine Geschützgattung vertreten, und zwar derart, daß die reitende A. stets das leichte Feldgeschütz führt, die fahrende dagegen entweder nur mit dem schweren oder zum Teil mit dem einen, zum Teil mit dem andern Geschütz ausgerüstet ist und danach leichte oder schwere Batterien bildet. Die Mitrailleusenbatterien, wo sie vorkommen, haben meist ein mit dem Infanteriegewehr der betreffenden Armee übereinstimmendes Laufkaliber und führen die gleiche Munition wie dieses.

In Bezug auf die Geschützsysteme der Feldartillerie waltete längere Zeit hindurch die Ansicht vor, als stehe der gezogene Hinterlader wegen seiner größeren Kompliziertheit als Feldgeschütz dem Vorderlader nach. Von Anfang an war es hauptsächlich nur die preussische und englische A., welche sich dem Hinterlader zuwandten, während man in Frankreich und Österreich entschieden für den Vorderlader sich aussprach. Gegenwärtig betrachtet man den Vorderlader als überwundenen Standpunkt, mit fast alleiniger Ausnahme von England, welches gänzlich vom Hinterlader zurückgekommen ist und auch seiner Feldartillerie neuerdings den Vorderlader gegeben hat. Das Deutsche Reich, Rußland, Belgien, die Schweiz haben ein auf den Hinterlader basiertes vollständig durchgeführtes Geschützsystem; Frankreich, Italien, die Niederlande u. a. sind in der Einführung des Hinterladers begriffen; Österreich-Ungarn hat sich neuerdings der Frage des Übergangs zum Hinterlader als Feldgeschütz auf das lebhafteste zugewandt. Mitrailleusen sind zur Zeit hauptsächlich in Rußland, England, Frankreich, sowie für die ungar. Honved-Armee angenommen. Die Rohre der Feldgeschütze sind aus Bronze oder aus Gußstahl, die Lafetten aus Holz oder Schmiedeeisen gefertigt. Als Munition kommen Granaten, Schrapnels und zu geringerem Prozentsatz Brandgranaten sowie Kartätschen vor. Von den Mannschaften führen die Berittenen und Führer der Kavalleriesäbel und die Pistole oder den Revolver, die Unberittenen ein Seitengewehr und oft auch ein kurzes Feuergewehr.

Die mit gezogenen Geschützen ausgerüstete Feldartillerie vermag ihr Feuer gegen Truppen auf Entfernungen bis zu 2500 m zu eröffnen und ist dadurch im Stande, die Gefechte einzuleiten und die Thätigkeit der andern Waffen vorzubereiten. Ausgebreitete Ziele, wie Lager, Ortschaften u. s. w., kann sie auf Entfernungen bis zu 4000 m unter Feuer nehmen. Vermöge der großen Zerstörungskraft ihrer Geschosse vermag die Feldartillerie widerstandsfähigere Ziele, wie Mauern, Batteriemauern u. s. w., einzuschleßen, dies gibt ihr einen besondern Wert, wenn es sich um Angriffe auf Ortschaften und besetzte Stellungen handelt, wobei sie der Infanterie den Weg zum Sturm bahnt. Auch ist sie im Stande, den Grund mit ihrem Feuer in verdeckten Stellungen zu erreichen. Vermöge ihrer großen Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit folgt die Feldartillerie dem Gefecht der andern Truppen und leiht ihnen in jedem Moment die Unterstützung ihrer großen Feuerkraft, die durch die Fortbildung des Sprenggeschos- und Schrapnellwurfs eine hohe Stufe erreicht hat. Wenn ihr auch die Eigenschaften fehlen, ein Gefecht selbständig durchzuführen, so ist ihr doch die Fähigkeit nicht genommen, durch massenhaftes Auftreten selbst eine Entscheidung zu bewirken. Das weittragende Feuer gibt ihr die Möglichkeit, in den letzten Stadien des Gefechts die Verfolgung zu unterstützen, während die eigentliche Ausbeutung der Erfolge den andern Waffen anheimfällt. Eine besondere Aufgabe der Feldartillerie ist noch die Versorgung aller Waffen mit Munition.

Als ein Zweig der Feldartillerie ist die Gebirgsartillerie zu erwähnen, deren Aufgabe es ist, den Kampf im Hochgebirge zu unterstützen, wo es an fahrbaren Kommunikationen mangelt. Sie führt die leichtesten Geschütze und hat ein Material, welches zerlegt und in seinen Teilen durch Saumtiere transportiert werden kann. Besonders vorteilhaft für die Gebirgsartillerie ist der Gebrauch der Raketen (s. d.), welche bis in die neueste Zeit von einzelnen Mächten auch in der eigentlichen Feldartillerie geführt wurden. Man formierte zu diesem Zwecke Raketenbatterien. Gebirgsartillerie haben zur Zeit Oesterreich, Ungarn, Frankreich, Rußland, Italien, England, die Schweiz u. s. w. Sie führt kurze gezogene Kanonen von 6–8 cm Kaliber, die in Batterien, gewöhnlich zu 4 Geschützen, zusammengestellt sind. In einzelnen Armeen, wie z. B. in der französischen und italienischen, bildet das Pontonnierwesen einen Zweig der Feldartillerie.

Die Positionsartillerie findet da Verwendung, wo der Kampf einen weniger wechselnden Charakter trägt, weil entweder die Ziele feststehend oder die Stellungen andauernd gegeben sind. Diese Fälle kommen namentlich beim Angriff und bei der Verteidigung der Festungen und bei der Verteidigung der Asten vor. Den Geschützen der Positionsartillerie sind durch die Natur der Sache weniger enge Gewichtsgrenzen gesetzt als denjenigen der Feldartillerie, auf der andern Seite werden an die Wirkung der ersten häufig sehr hochgehende Anforderungen gestellt, denen nur Geschütze großen Kalibers und Gewichts zu entsprechen vermögen. Ein Wechsel der Stellung läßt sich bei den Positionsgeschützen, wo es notwendig wird, ohne eine fest organisierte Belpannung ausführen. Nach den oben erwähnten Zwecken teilt man die Positionsartillerie in drei Zweige: Belagerungs-, Festungs- und

Küstenartillerie (letzte auch Seartillerie genannt). Belagerungs- und Festungsartillerie unterliegen keiner dauernden personellen Trennung und greifen auch in materieller Hinsicht vielfach ineinander über. Die Küstenartillerie kann an sich nur als ein Zweig der Festungsartillerie betrachtet werden, indessen bedingt die Spezialaufgabe der ersten (Belämpfung von Kriegsschiffen) so wesentliche materielle Besonderheiten, daß doch bis zu einem gewissen Grade eine personelle Trennung bei der geboten erscheint.

Die Besetzung der Belagerungs- wie der Festungsgeschütze geschieht durch eine ähnlich der Infanterie gegliederte Truppe, welche den Namen Festungsartillerie, im Deutschen Reich jetzt Fußartillerie, führt. Sie ist gewöhnlich in Regimenter formiert, die wieder in Bataillone und diese in Kompanien zerfallen. Als höhere Instanzen dienen Centralbehörden, wie Brigaden und Inspektionen. Zu ihrer Selbstverteidigung sind die Mannschaften der Festungsartillerie entweder nur mit Seitengewehren oder auch mit Feuergewehren bewaffnet. Die einzelnen Truppenteile der Festungsartillerie werden ohne Rücksicht auf ihre Gliederung bald zu Belagerungen herangezogen, bald zu Festungsbesatzung benutzt und besetzen bald diese, bald jene Geschützgattung. Sie stehen, im Gegensatz zur Feldartillerie, zu den Geschützen weder der Art noch Zahl derselben nach in einem andauernden Verhältnis. Es ist indes nicht ausgeschlossen, daß in den Einzelfällen der Verwendung auf die Gliederung als Truppe die thünlichste Rücksicht genommen wird,

batterien durch Kompanien werden, die Zuteilung zu den nach Werken und Kompanien zuartillerie ist als Truppe te ähnlich formiert, untersteht den Marinebehörden. Da, wo nicht, wird ihr Dienst durch die rischen. Festungs- wie Küsten- ausgedehntem Maße zu artilleristischen Arbeiten herangezogen. Die personelle Trennung der verschiedenen Zweige der A. ist am strengsten im Deutschen Reich durchgeführt, wo Feld- und Festungsartillerie nur noch durch eine gemeinsame Centralbehörde zusammenhängen. In andern Armeen findet ein steter Wechsel der Offiziere zwischen Feld- und Festungsartillerie statt; in Frankreich steht letztere sogar mit ersterer im gemeinsamen Regimentverbande.

Die Geschütze der Belagerungsartillerie haben die Aufgabe, die Verteidigungsartillerie zum Schwachen zu bringen, die Kommunikation und den Aufenthalt auf den Festungswerken zu erschweren, die Unterkunftsräume der Besatzung und ihre Magazine zu zerstören, Ausfällen entgegenzutreten und endlich die künftige Umfassung der Festung durch Freischlegen zu öffnen. Die Verschiedenheit der Aufgaben erfordert verschiedene Klassen von Geschützen, und zwar sowohl Kanonen als Mörser, von ersteren nur gezogene, aber der verschiedenen Widerstandsfähigkeit der Ziele halber verschiedene Kaliber derselben, an Mörsern werden neben gezogenen zur Zeit auch glatte beibehalten. Die Belagerungskanonen sind dem Kaliber nach meistens 12 und 15 cm, in geringerer Zahl auch vom Kaliber der Feldgeschütze, die gezogenen Mörser in der Regel von 21 cm, die glatten von 15 und 28 cm Kaliber. Die Befestigung ist derart eingerichtet,

daß der Anforderung der Fahrbarkeit auf gebahnten Straßen genügt ist und die Geschütze hinter einer mannshohen Deckung aufgestellt werden können, ohne einer tief eingeschnittenen Scharte in derselben zu bedürfen. Der Transport aus dem Belagerungspark in die Feuerposition erfordert häufig die Überwindung schwieriger Terrainverhältnisse, weshalb im allgemeinen das Totalgewicht des Geschützes (mit Lafette) 100 Ctr. nicht überschreiten darf. So eine Erleichterung aus Gründen der Wirkung sich nicht ungehen läßt, ist man in der Wahl der Positionen wesentlich an die Nähe gebahnter Straßen gebunden. Bei sehr großen Gewichten der Geschütze pflegt man die Rohre von den Lafetten getrennt auf besonderen Fahrzeugen zu transportieren. Die Geschütze der Belagerungsgeschütze sind Granaten, Brandgranaten und Schrapnells; bei leichten Geschützen kommen auch Kartätschen, bei den schwersten Bollgeschosse vor. Das Personal der Belagerungsartillerie hat eine sehr vielseitige Thätigkeit; hierzu gehört zunächst das Mobilmachen des Belagerungstrains und Verladen des gesamten Materials und der Munition, die Überführung vor die belagerte Festung, wozu thunlichst Bahnlinsen benutzt werden, das Arrangieren des Belagerungsparks, Anfertigen des Materials zu dem Bau der Angriffsbatterien, die Reconnosierung der Festung, die Anlage der Batterien, Armieren derselben, Besetzung und Bedienung der Geschütze.

Die Geschütze der Festungsartillerie haben die Aufgabe, durch ihr Feuer der Gröfsmann und dem Fortschreiten des Angriffs entgegenzutreten. Sie richten ihre Wirkung zunächst gegen die vor der Festung erscheinenden Angriffstruppen, erschweren ihnen das Festsetzen im Vorterrain, beschleßen die Establishments des Belagerers, hindern ihn in der Anlage seiner Batterien und Laufgräben, belästigen die aufgestellten Geschütze und treten allen Offensivunternehmungen des Angreifers entgegen. Wenn die Festungsgeschütze auch im allgemeinen keine so widerstandsfähigen Ziele zu bekämpfen haben, wie es den Belagerungsgeschützen zur Aufgabe fällt, so wird von ihnen doch eine sehr vielseitige Wirkung verlangt; es finden sich daher nicht bloß die Geschützarten und Kaliber der Belagerungsartillerie wieder, sondern es treten unter anderem glatte Kanonen zur Bestreichung der Festungsgräben hinzu. Die Beweglichkeit der Geschütze braucht das für die Belagerungsartillerie gestellte Maß nicht zu überschreiten; die Lafettierung unterliegt im übrigen ähnlichen Bedingungen wie hier; nur bedarf man für die in Rasematten und Panzerständen aufgestellten Geschütze einer besonders Lafetteneinrichtung, welche den beschränkten Raumverhältnissen Rechnung trägt. Die Munition ist derjenigen der Belagerungsgeschütze gleich. Die Thätigkeit des Personals im Kriege beginnt mit der artilleristischen Armierung der Festung, die anfänglich nur die Sicherung gegen überraschende und gewaltsame Angriffe zum Zweck hat, sobald aber eine förmliche Belagerung sich wahrscheinlich zeigt, angemessen verstärkt wird. Die Geschütze, deren Aufbewahrung im Frieden in Zeughäusern geschieht, werden zusammengestellt, ausgerüstet und auf ihre inzwischen vorbereiteten Aufstellungspunkte gebracht und mit Munition versehen. Während der Belagerung sind die Mannschaften der Festungsartillerie teils an den Geschützen thätig, teils mit den Arbeiten beschäftigt, welche die dauernde Unterhaltung der Feuerthätig-

keit derselben notwendig macht. Sie begleiten die Ausfalltruppen, um die genommenen feindlichen Geschütze unbrauchbar zu machen und die Bauten zu beschädigen. Die durch den Fortgang der Belagerung bedingten Veränderungen in der Placierung der Geschütze sowie Aufstellung neuer behufs Verstärkung des Feuers fallen nicht minder in den Wirkungsbereich der Festungsartillerie.

Die Küstenartillerie, welche zur Besetzung der Küstenbatterien und Seefestungen dient, wirkt mit ihren Geschützen gegen feindliche Kriegsschiffe sowie gegen Landungstruppen. Mit Rücksicht auf die bedeutende Stärke der Schiffspanzer herrschen schwere gezogene Kanonen von 21, 24, 28, 30 cm Kaliber vor. Die Schwere der Rohre und die Notwendigkeit, den raschen Bewegungen der Schiffe mit dem Feuer zu folgen, bedingen eine sehr komplizierte Lafettierung, bei welcher von allen Hilfsmitteln der Technik Gebrauch gemacht ist, um eine leichte und rasche Bedienung zu ermöglichen. Das komplizierte System und die besondere Routine, welche der Kampf gegen Schiffe erfordert, erscheinen zwar die personelle Aussonderung aus der Festungsartillerie, doch hat im übrigen die Thätigkeit der Küsten- und der Festungsartillerie viel Verwandtes. Das Material der Schiffsartillerie umfaßt hauptsächlich mittlere und schwere gezogene Kanonen, doch sind auch leichte Kaliber am Platze, wie die Bootkanonen zum Armieren der Landungsboote und die Landungsgeschütze, welche die Schiffsmannschaft mit an Land nimmt. (S. Schiffsgeschütze.) Die Lafettierung muß auf die beschränkten Stellungsräume, welche die Schiffe bieten, berechnet sein und ähnlich wie bei der Küstenartillerie die Bedienung auf das möglichste erleichtern. Ausschließlich zu artilleristischen Funktionen sind vom Schiffspersonal die zu den Deskoffizieren zählenden Feuerwerker (Konstabler) bestimmt, welche, von den im Range der Unteroffiziere stehenden Feuerwertmatten unterstützt, das gesamte Artilleriematerial zu verwalten und in gutem Zustande zu erhalten sowie für die Anfertigung und im Gefecht für die Ausgabe der Munition Sorge zu tragen haben.

Die technische A., auch Handwerks-, oder Zeugartillerie genannt, umfaßt militärisch organisierte Abteilungen, welche eine nothdürftige Ausbildung mit der Waffe erhalten, deren Hauptthätigkeit aber der Erzeugung des Artilleriematerials und der Munitionsgegenstände gewidmet ist. Sie bildet Handwerk-, Duvrier-, auch Feuerwerkkompagnien, die ganz außer dem Zusammenhange mit den feststehenden Truppen stehen und höherer Verbände entbehren. In einzelnen Staaten, wie z. B. im Deutschen Reich, hat man von technischen Artillerietruppen fast ganz Abstand genommen; die militärisch-technischen Institute stehen hier überhaupt nur noch unter militärischer Leitung, während das ausführende Personal aus Civiltechnikern und Civilhandwerkern gebildet ist. Die technische A. und die ganze Waffenerzeugungsbranche umfaßt daher an militärischem Personal nur noch Offiziere, welche ein in sich geschlossenes Korps bilden. Zu den technischen Instituten der A. gehören die Geschütz- und Geschossgießereien, die Artilleriewerkstätten, in welchen das gesamte Material an Lafetten und Fahrzeugen nebst allem Zubehör gefertigt wird, die Pulverfabriken und die Feuerwerkslaboratorien. Im weiteren Sinne ist zur technischen die sog. Verwaltungsartillerie gehörig, welche

Arme, insofern Truppen ist, zu ist. Die Aufbe-
 is in Artilleries-
 lungenpersonalis
 e Artilleriewerke-
 is artilleristische
 versen und bei
 stige beratende
 n Offizieren der
 suchenden A. entnommen und haben ein aus Offi-
 zieren und Unteroffizieren bestehendes reines Ver-
 waltungspersonal (Leuzpersonal) zur Seite, wäh-
 rend die Arbeitskräfte teils den Truppen entnom-
 men, teils gebunden werden.

Historisches Herkunft und Gebrauch der
 Geschütze lagen von Anfang an einer Kunst ob,
 welche von den Büchsenmeistern oder Konstablern
 mit ihren Gehilfen gebildet wurde. Fürsten und
 Städte nahmen diese auf Zeit in Dienst und be-
 willigten ihnen ausgedehnte Vorrechte. Die Ar-
 tilleristen waren also nicht weniger als Soldaten
 und der Einfluß des Kriegsherrn auf dieselben nur
 ein sehr bedingter. Die Kunst umgab sich mit dem
 Schleier des Geheimnisses, durch den herrschenden
 Aberglauben der Zeit aufs beste unterstützt, und
 arbeitete nur mit ihren hässlichen Geheimnissen. Solche
 Verhältnisse konnten der Verwendung der neuen
 Kriegsmittel nur in hohem Grade hinderlich sein.
 Auch die volle Herrschaft bestrebten sich daher die A.
 aus den Händen der Kunst zu befreien und die neue
 Waffe selbst in die Hand zu nehmen. So haben schon die
 Artillerie-schulen, wie sie von den Venezianern
 (1506) und demnachst von Karl V. (1533 in Burgos)
 errichtet wurden, hierzu einen Anstoß, so geschah
 doch ein viel entscheidenderer Schritt durch Gustav
 Adolf von Schweden. Dieser teilte der Infanterie
 direkt Geschütze zu, welche von Musketieren bedient
 wurden und so wesentlich erleichtert waren, daß sie
 den Bewegungen der Truppen zu folgen vermochten.
 Die schwed. Regimentsgeschütze, welche bald auch in
 andern Armeen Eingang fanden, legten gewisser-
 maßen den Grund zu einer von den Anfängen der
 Infanterie getrennten wirklichen Artilleriewaffe und
 zu einer manövrierfähigen Feldartillerie. Das Auf-
 kommen der stehenden Heere förderte den militäri-
 schen Charakter der A. wesentlich, es entstehen in der
 zweiten Hälfte des 17. Jahrh. bereits Artillerieregi-
 menter, zuerst in Frankreich, wo Ludwig XIV. schon
 1671 ein königliches Regiment der A. errichtete.
 Weitere Fortschritte brachte das 18. Jahrh. Aus
 dem Fortschritt des Materials entwickelten sich Ar-
 tillerietheorien, durch welche die Zahl der Konstruk-
 tionen und Kaliber in rationellerer Weise als bisher
 begrenzt wurde, zugleich eine Aussonderung der
 schwerern Geschütze aus der Feldartillerie vor sich
 ging. Auch eine gewisse Trennung des Personals
 trat ein, indem man die weniger brauchbaren Ele-
 mente als Garnisonartillerie zur Besetzung der festen
 Plätze heranzog. Als ein besonderer Fortschritt ist
 die Errichtung stehender A. zu betrachten, deren erste
 Anfänge von 1730 datieren und von Friedrich d. Gr.
 ausgegangen sind. So entstand eine wirklich be-
 wegliche Feldartillerie, um deren weitere Fortbil-
 dung sich besonders Napoleon I. verdient gemacht
 hat. Dieser schuf einen schon im Frieden bestehen-
 den Artillerietraum, wodurch die Feldartillerie in
 den Besitz einer militärisch geschulten Bespannung
 kam, während man bis dahin das Transportpersonal

in der Regel erst beim Ausbruch des Krieges an-
 zuheben pflegte. Napoleon I. gab die Regimenter
 artillerie ganz auf und ließ seine Feldartillerie
 in Batterien vereinigt auftreten, was derselben ein
 einheitlichere Verwendung sicherte und ihr erst den
 Charakter einer selbständigen Waffe verlieh.

Die lange Friedensperiode, welche den Artilleries-
 krieg folgte, schloß die wesentlichen Fortschritte
 in der Organisation und im Material der A. ein.
 Man arbeitete namentlich auf eine erhöhte Bewe-
 glichkeit der Feldartillerie hin, indem man das Ma-
 terial erleichterte und rationeller konstruierte, f.
 die Aufstellung der Batterien zum Fortschaffen der
 Bedienungsmannschaften schuf, die Bespannung
 aufs sorgfältigste ausbildete und aufs engste an
 der Bedienung verknüpfte. Das System der A.
 lagerte sich, und Artillerieschulen erhielten aus-
 gebaute Verbesserungen und eine wesentliche Verei-
 fachung. In einer härteren Trennung im per-
 sonellen Teil der Waffe vermochte man indes an-
 nicht sich zu entschließen, das Personal wurde
 allen Zweigen des komplizierten Artilleriewesens
 ausgebildet, und die technische A. blieb mit der so-
 tischen in engem Verbands. Erst 1852 schritt man
 in Preußen dazu, das Unterpersonal nur noch
 einem der beiden Hauptzweige, Feld- oder Festungs-
 artillerie auszubilden, jedoch Feldbatterie und Fe-
 stungsabteilungen, wenn auch in gleichem Re-
 gimentsverbande verbleibend, nicht mehr unter-
 ander in ihren Funktionen wechselten. Das Offi-
 zierskorps ward aber weiterhin in allen Zweigen glei-
 chmäßig verwendet. In Frankreich trennte man 18
 bestehende, fahrende und Festungsartillerie nach 9
 Regimentern (seit 1867 wieder aufgegeben), währ-
 Preußen erst mit 1864 die Formation von Fe-
 und Festungs-Artillerieregimentern vornahm. In
 ganz besondere Steigerung in ihrem Werte er-
 hielt die A. durch die 1860 anhebende Bewaffnung in
 gezogenen Geschützen. Mit der Vervollkommen-
 der Waffe trugen aber auch die Anforderungen
 die Leistungen des Personals und damit war
 das Verlangen der Teilung der Arbeit auch auf die-
 sem Gebiete näher und näher gelegt. Die deutsche
 war die erste, welche 1872 nach vielen Kämpfen
 den Entschluß zur gänzlichen Trennung der Fe-
 und Festungsartillerie (das Erbe des Rame-
 suchte man durch die Bezeichnung „Aufartillerie-
 beilegen) zur Reife brachte. Das Streben in
 Verbesserung des Materials und Erhöhung der Be-
 wegung haben in der hochausgebildeten Technik
 neuesten Zeit seine beste Nahrung und hat sehr
 Abbruch noch nicht gefunden.

Die Kompliziertheit des Materials und die Be-
 weglichkeit der Hauptzweige sind Ursachen, daß in
 an das Personal und namentlich die Offiziere
 A. höhere wissenschaftliche Anforderungen stellt,
 dies bei den andern Waffen im allgemeinen
 Fall ist, jedoch die A. bis heute noch als eine
 gering des wissenschaftlichen Elements in den
 meen gilt. Das gesamte artilleristische Wissen
 man unter dem Namen „Artilleriewiss-
 schaft“ zusammen, welche aber nicht als Wis-
 schaft im wahren Sinne des Wortes, sondern
 ein Konglomerat verschiedener Wissenszweige zu
 betrachten ist. Die Artilleriewissenschaft zerfällt
 hauptsächlich nach in drei Teile: die Artillerietheorie
 oder Kenntnis des Artilleriematerials, die Artillerie-
 schikunst oder Doktrin der Geschütze und die
 Artilleriepraxis oder die Verwendung der A., als Bi-

wissenschaften sind insbesondere die Mathematik, die Naturwissenschaften, namentlich Physik und Chemie, sowie die Technologie zu betrachten; außerdem steht die Artilleriewissenschaft in engem Zusammenhange mit den übrigen Militärwissenschaften, namentlich der allgemeinen Taktik und der Befähigungstaktik. Zur speziellen Ausbildung der Artillerieoffiziere dienen Artillerieerschulungsschulen, welche entweder eine mehr theoretische oder eine mehr praktische Richtung haben. Die erstgenannte Seite vertreten die Artillerieschulen oder Artillerieakademien, welche sehr häufig mit den Ingenieurschulen vereinigt sind und in denen die Artillerieoffiziere entweder ihre gesamte militärische und Fachbildung oder nur die letztere empfangen. Das Deutsche Reich hat eine (aus der 1791 errichteten preuß. Artillerieakademie herkommende) vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin, Österreich-Ungarn die Technische Militärakademie sowie den höhern Artillerielehrgang zu Wien, Frankreich die Applikationsschule für A. und Genie zu Fontainebleau (1808 in Reg. errichtet, seit 1871 verlegt), England die Militärschule zu Woolwich, Rußland die Artillerietriebsschule und die Artillerieakademie zu Petersburg. Die Pflege der Artilleriewissenschaft geschieht auf den der neuesten Zeit ihre Entstehung verdankenden Artillerieerschulungsschulen. Die Fortbildung des materiellen Teils der A. geschieht durch Kommissionen, welche aus besonders ausgewählten Offizieren bestehen und Artillerie-Prüfungskommissionen, Artilleriekomitees heißen. Im Deutschen Reich hat das Artilleriekomitee nur über wichtige organisatorische und taktische Fragen sowie über die Maßnahmen zur Landesverteidigung Gutachten zu erteilen. (S. weiter die Artikel: Geschütz, Kanone, Kasette.)

Aus der reichen Literatur über A. sind hier besonders folgende mehr das Allgemeine behandelnde Werke zu nennen. A. Ältere Werke: Scharnhorst, «Handbuch der A.» (3 Bde., Hannov. 1804—14); Gassendi, «Aide-memoire à l'usage des officiers d'artillerie de France attachés au service de terre» (5. Aufl., Par. 1819); de Morla, «Lehrbuch der A.» (aus dem Spanischen von Hoyer, 3 Bde., Ept. 1821—26); Roworog, «Vorlesungen über die A.» (2. Aufl., 3 Bde., Dresd. 1821—25); Smola, «Handbuch für österr. Artillerieoffiziere» (2. Aufl., 2 Bde., Wien 1839); Zimmerhans, «Essai d'un traité d'artillerie» (3 Bde., Pütt. 1839—46); Scherzer, «Grundzüge der allgemeinen Artilleriewissenschaft» (Bd. 1, Berl. 1846); Ludwig Napoleon (Napoleon III.), «Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie» (Par. 1848); endlich die Schriften Deders (j. d.). B. Neuere Werke: von Schirrmann, «Versuch zu einem System der Artilleriewissenschaft» (Bd. 1, Berl. 1860); «Handbuch für die Offiziere der königl. preuß. A.» (2. Aufl., Berl. 1877); Bastien, «Artillerieschule. Lehrbuch der gesamten Artilleriewissenschaft» (Prag 1865—66); «Handbuch für schwed. Artillerieoffiziere» (Maastr. 1868—72); «Hand- und Taschenbuch für Offiziere der preuß. Feldartillerie» (2. Aufl., Berl. 1869); «Handbuch für die k. k. österreichische A.» (Wien 1871 fg.); Witte, «Artillerielehre» (3 Bde., Berl. 1872—73; Bd. 1, 2. Aufl., 1875); Müller, «Die Entwicklung der Feldartillerie von 1815—70» (Berl. 1878); derselbe, «Die Entwicklung der preuß. Festungs- und Belagerungsartillerie von 1815—75» (Berl. 1876); derselbe, «Die Entwicklung der preuß. Küsten- und

Schiffartillerie von 1800—78» (Berl. 1879); «Aide-memoire à l'usage des officiers d'artillerie» (4. Aufl., Par. 1880). Von artilleristischen Zeitschriften seien hervorgehoben: «Archiv für die Offiziere der königl. preuß. Artillerie- und Ingenieurtruppen» (Berlin), «Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens» (Wien), «Revue d'artillerie» (Paris), «Zeitschrift für die schweizerische A.» (Frauenfeld).

Artilleriebedeckung, Partikularbedeckung, die der Artillerie, namentlich im Felde, zu ihrer speziellen Sicherung beigegebene Abteilung anderer Waffen (Infanterie oder Kavallerie). Die Artillerie bedarf des Schutzes der letztern, da sie in der Bewegung geschwächt ist und selbst, wenn im Feuer stehend, sehr leicht im Flanke und Rücken bedroht sowie durch kleinere feindliche Abteilungen belästigt werden kann, ohne zu entsprechender Gegenwehr befähigt zu sein, auch den Sicherheitsdienst nur in sehr untergeordneter Weise ausüben vermag. Steht die Artillerie nicht in unmittelbarer Verbindung mit andern Waffen, so wird ihr aus den genannten Gründen eine A. beigegeben, welche für fahrende Batterien in der Regel aus Infanterie, für reitende aus Kavallerie besteht.

Artilleriepart heißt jede zu einem bestimmten Zweck erfolgende Zusammenstellung von Artilleriematerial, insbesondere von Geschützen und Fahrzeugen. A., auch Munitionsparts, heißen z. B. die zur Versorgung der Truppen mit Munition bestimmten, aus Munitionsfahrzeugen gebildeten Abteilungen; im Gegensatz zum Ingenieurpart ist A. der Teil des allgemeinen Belagerungsparts, welcher die artilleristischen Belagerungsbedürfnisse enthält. (S. Part.)

Artillerieschule und Artilleriewerkstätte, s. unter Artillerie.

Artijphode (Cynara Scolymus L.), eine im südl. Europa wildwachsende, aber wahrscheinlich aus Asien stammende Pflanze aus der Familie der Kompositen. Sie ist ein perennierendes, distelähnliches Kraut mit bis mannshoch werdendem Stengel (wenn man ihn wachsen läßt), teils gestielten, teils ungeteilten, ziemlich fächerigen, unterseits weißfilzigen Blättern, von denen die grundständigen bis 0,5 m lang werden und eine große Rosette bilden, und endständigen, eiförmigen, bis 7,5 cm breiten, von eiförmigen, abgerundeten, am Grunde fleischigen Hüllschuppen umgebenen Blütenkörbchen voll purpurvioletter Köhrenblüten. Man unterscheidet drei Spielarten: die große englische, die fächerige und die glatte A., welche alle, vornehmlich aber die letztere, in Gärten als ein gesundes und wohlschmeckendes Gemüse gezogen werden. Der eigentlich essbare Teil ist der dicke, fleischige Fruchtboden oder sog. «Käse». Auch ist man den untern verbildeten Teil der Hüllschuppen. Die Blütenkörbchen werden zu diesem Behufe, bevor sie sich öffnen, abgetrennt und, in Wasser oder Fleischbrühe gelocht oder mit Butter geröstet, als Gemüse verkostet, wohl auch mit Essig und Öl als Salat; in Italien werden meistens nur die fleischigen Fruchtböden gegessen, und zwar nicht in Fleischbrühe oder Wasser, sondern in Öl gelocht. Die Kultur der A. erfordert große Sorgfalt und kann nur in Gegenden von mildem Klima mit Erfolg betrieben werden. Man findet sie daher vorzüglich in Frankreich und Südeuropa verbreitet, in Deutschland namentlich in den Rheingegenden, auch in Österreich. Man stecht die Pflanz-

linge in 0,5 m voneinander entfernten Reihen, jede

gebaut, die sog. Carbonen oder spanische *U.* (*C. Cardunculus* L.), eine sehr dornige Staude, von welcher nicht die Blütenköpfe, die bei ihr viel kleiner sind, sondern die fleischigen Stiele der großen grundständigen Blätter als Gemüse benutzt werden.

Kunst (frz.), Künstler, bes. Maler oder Bildhauer; *Artiste vétérinaire*, Tierarzt; *artificiel*, künstlich, auf Kunst bezüglich, zur Kunst gehörig. [Magister.

Artium liberalium magister, s. unter

herese von), deutsche Dichterin, Generalmajors von U., wurde im Dorfe Schintan im ungar. Nach dem Tode ihres Vaters wandte sich später infolge des ögens zu ihrer Freundin Marie über in Agram, wo sie 25. Nov. mit Marianne von Tull heim auf Ungarns Fluren gesammelt (2 Bde., Jena 1800, 2. Aufl. n lethern Namen «Neuere Germanische» (Best 1818); ferner *Die Größe»* und «Regenda und 1824), sowie das Trauerspiel „Best 1820) als ersten Teil zu Nach ihrem Tode erschienen Briefe über Kroatien an Karo- st. 1830).

artocarpeen (*artocarpeae*), eine Unterfamilie der *Urticaceae* (s. d.).

Artocarpus (Brotfruchtbaum), von Linne benannte Baumgattung aus der Familie der *Urticarpeen*. Die Brotfruchtbäume haben einhäufige Blüten, von denen die männlichen in Ähren gestellt sind, die weiblichen dagegen an einem aus einer zweiflappigen Scheide hervorkommenden Kolben sich befinden. Durch gegenseitige Verwachsung der nach dem Verblühen fleischig werdenden Hüllen der weiblichen Blüten entsteht aus dem ganzen Kolben ein gemeinsamer Fruchtkörper (eine Scheinfrucht) von fleischig-mehligter Beschaffenheit im Innern und von kugeligem Gestalt, welcher an der Außenfläche höckerig, inwendig bei manchen seit uralten Zeiten kultivierten Varietäten samenlos ist. Die Blätter des Brotfruchtbaums sind fiederspaltig, handförmig oder buchtig eingeschnitten, selten ganz. Für die Südeinsulaner bildet der Baum die vorzüglichste Nahrungspflanze und ist den Kartoffeln oder dem Getreide unserer Länder vergleichbar.

Die vor der Reife abgenommene, ein weißes, mehliges Mark enthaltende Frucht wird, geschält und in Blätter eingewickelt, zwischen heißen Steinen geboden und liefert eine angenehme, jedoch hinsichtlich des Geschmacks dem Weizenbrots ganz unähnliche, mehr den Bananen (Pisang) sich nähernde Speise. Die reife Frucht schmeckt faulig. Die öligen

der Bast liefert Zeuge wie der im; das weiche, leichte Holz dient der Milchsaft der Rinde zu Bo- aus diesem Milchsaft Nautischul ung A. umfaßt etwa 30 Arten, nengegebenen angehören. Zwei

und A. *integrifolia* L., werden schon seit langer Zeit auf den Südeinseln kultiviert. A. *lucida* hat eingeschnittene Blätter, einen etwa 12–16 m hohen schlanken Baum, dessen Frucht 3–4 Pfd. schwer wird; A. *integrifolia* hingegen bringt Früchte von 25–30 Pfd. hervor. Da diese Bäume sehr reichlich Früchte tragen und die letztern den Eingeborenen in sehr verschiedenartigen Zubereitungen während des ganzen Jahres als Speise dienen, so ist es erklärlich, daß der Besitz von 8 oder 10 Brotfruchtbäumen einer ganzen Familie den nötigen Lebensunterhalt gewährt.

Artois war ehemals unter dem Titel einer Grafschaft eine der nördlichsten Provinzen Frankreichs, von Flandern und der Picardie begrenzt, zum größten Teile dem jetzigen Depart. Pas de Calais entsprechend. Die nur von sanften Terrainwällen und niedern Hügeln unterbrochene Ebene ist eine der an Gewässern reichsten Gegenden Frankreichs, von denen die Authie und Schelde der Westabhang, Ma, Oise, Scarpe und viele kleinere Flüsse der Nord- und Nordostströmung folgen. Der südl. Teil liegt höher und hat ergiebigen Boden nur in den Ebenen und Thälern, der Norden gehört zu einer der fettesten Markgegenden. Sowohl das Bedürfnis der Schifffahrt wie das der Entwässerung hat besonders im Nordwesten die Anlage vieler Kanäle herbeigeführt. A. gehört zu den Kornländern Frankreichs. Flach- und Hafer unterstehen die Manufakturthätigkeit; ansehnliche Rübsamen- und Hopfenkultur wird betrieben. Schöne Wiesen begünstigen die Rindviehzucht, reiche Hutungen die Schafzucht, der Waldbestand ist aber gering; doch besitzt A. ausgedehnte Forstlager und im Osten von den Ardennen ausgehende Steinkohlenlager. Die Hauptstadt des Landes ist Arras. Ludwig IX. erhob A. 1239 zur Grafschaft, die er seinem Bruder Robert verließ. Als dieser bei Mansura in Ägypten (8. Febr. 1250) gefallen war, folgte ihm sein Sohn, Robert II. Posthumus, welcher mit Ludwig IX. nach Tunis zog, während der Gefangenschaft Karls II. Regent von Sicilien war und 11. Juli 1302 in der Schlacht von Courtray blieb. Später kam A. an Flandern und Burgund, durch den Brendischen und den Nimwogenen Frieden aber (1659 und 1678) wieder an Frankreich. Der nachmalige König Karl X. führte als Prinz den Titel eines Grafen von A.

Artolatrie (grch.), Anbetung des Brotes (u. h. der Hostie).

Artst (Marguerite Joséphine Thérèse Montagny, genannt), ausgezeichnete Sängerin, geb. 21. Juli 1835 zu Paris als Tochter eines Professors am brüsseler Konservatorium und Nichte des berühmten belgischen Violinisten Joseph A. (geb. 25. Jan. 1815, gest. 20. Juli 1845), erhielt ihre gesangliche Ausbildung auf den Konservatorien von

Brünnel und Paris und dann durch Pauline Viardot-Garcia. In die Öffentlichkeit trat sie zuerst 1857 in London und Paris; ihr Aufst. datiert aus dem J. 1859, wo sie in Berlin als Mitglied der Lorinischen Operngesellschaft sang. Später lehrte sie noch öfter nach Berlin zu Gastspielen an der königl. Oper zurück, und erntete hier wie auch auf andern Bühnen Deutschlands, Belgiens, Hollands, Englands und Russlands, meist unter Mitwirkung der Pollinischen Operngesellschaft, in ital. Opern reichen Beifall. Im J. 1869 vermählte sie sich mit dem Baritonisten Rabilla. Die Stimme der A. (Meyosopran) war nie von besonderer Schönheit; aber ihre Gesangs-technik ist nach allen Seiten hin eine hochentwickelte, und mit der ausnehmenden Vortragsmanner verbindet sich bei ihr ein großes theatrales Talent. Vorzügliches leistet sie in Koloraturpartien in den höhern Soubrettenrollen der ital. und franz. komischen Opera, wie Rosine im «Barbier», die Regimentsdokter, Adalgisa im «Norma», Annina in der «Sonnenbühne», Adina im «Liebestraße», Margarete in «Gounods» «Faust» u. a.

Artus oder **Arthur**, Fürst der Siluren oder Tammorier, der die in den Westen Englands zurüdgehängten brit. Stämme um sich versammelte und tapfer gegen die unter Gerdie erobernd vordringenden heidnischen Angelsachsen die Freiheit und den Glauben seines Volks verteidigt. Er soll 542 an einer schweren Wunde, welche er in einem Gefechte mit seinem aufständischen Neffen Mordred empfang, auf der Insel Avalon gestorben sein. Seine Gebeine will man unter König Heinrich II. aufgefunden haben. Der geschichtliche A., welcher zum letztenmale das Rationalbewußtsein der Kelten vor ihrer völligen Unterdrückung erweckte, ist der Ausgangspunkt vieler Heldensagen geworden, welche von Wales und der Bretagne aus sich über die ganze romann. und german. Welt verbreiteten und Jahrhunderte hindurch dichterische Bearbeitungen fanden. Bereits in den walisischen Bardensiedern des 6. und 7. Jahrh., in der «Myvyrian archæology of Wales» (3 Bde., Lond. 1801), wird der Nationalheld A. mit seinen tapfern Zeitgenossen besungen. In den Chroniken des 9. Jahrh., wie bei Remyus, zeigt sich der erste vollstän- dige Ansat zu dem Sagenstamme des Artuskreises, mit dem die Sage vom Zauberer Merlin in Verbindung tritt. Nach einheimischen Berichten verliebte sich A.' Vater, Uther, in Igerna, die Gemahlin des Gorias, Herzogs von Cornwall, in deren Besitz Uther gelangte, nachdem ihm Merlin die Gestalt des Gorias verliehen hatte. Igerna gebar ihm den A. Dieser wurde, nach Uthers Tode, 516, Herrfürst der Briten, besiegte in vielen großen Schlachten die Sachsen und zog siegreich nach Schottland und Irland, nach Dänemark und Norwegen, ja selbst nach Frankreich, wo er bei Paris ein großes röm. Heer besiegte. Während seiner Abwesenheit empörte sich sein Neffe Mordred und verführte seine Gemahlin Ginevra. A. kehrte zurück und lieferte seinem Neffen eine Schlacht, in welcher er seinen Tod fand. Doch nach dem Volks- glauben ist A. nicht gestorben; seine Seele ist in einen Regen übergegangen, und er wird einst wiederkehren. Er residierte zu Caerleon am Utl in Wales mit seiner schönen Gemahlin Ginevra (Gwenhwyvar), umgeben von einem glänzenden Hofstaate und vielen hundert Rittern und schönen Frauen, welche in Bezug auf Tapferkeit und höfische

Sitte aller Welt zum musterghstigen Vorbilde dienten. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildeten 12 Ritter, welche als die Tapfersten und Geistes- der König um eine runde Tafel zu versammeln pflegte, und die des A. Tafelrunde bildeten. Von A.' Hofe aus zogen die Ritter in alle Länder nach Abenteuer aus; Beschützung der Frauen, Demütigung anmaßender Helden, Befreiung Verzauberter, Bändigung der Riesen und Zwerge war ihr ritterlicher Beruf. Die Beschreibung dieser unzähligen Abenteuer, deren Schauplatz häufig in den noch jetzt so genannten Wald Brezilian (breton. Broch allean) in der Bretagne verlegt wird, bildet den Inhalt zahlreicher Dichtungen dieses Sagenkreises in allen abendländ. Sprachen. Die brit. Sagen, die in den «Märchen des roten Buchs von Herge» oder «The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest» (7 Bde., Lond. 1838—49) aus dem 14. Jahrh. durch franz. Bearbeitungen bereits beeinflusst sind, fanden zuerst in Frankreich Eingang, wo die Ritter der Tafelrunde zu Idealen des glänzenden und seinen Hoflebens und Rittertums, wie es sich hier im 12. Jahrh. zur höchsten Blüte ausgebildet hatte, umgeschaffen wurden. Hauptsächlich bürgerliche Christen de Troies (s. d.) brachten diese Stoffe in Frankreich ein. Schon am Ende des 12. Jahrh. kamen die franz. Kunstepen nach Deutschland und erfuhren in dem «Parzival» Wolframs von Eschenbach, «Tristan und Isolde» Gottfrieds von Strassburg, dem «Grec» und «Iwein» Hartmanns von der Aue, dem «Wigalois» Werners von Grafenberg Umwandlung und Vertiefung. Die gefeiertsten Helden des Artuskreises sind, außer A. selbst, namentlich Parzival oder, wie er in der brit. Sage heißt, Percival, ferner Tristan, Iwein, Grec, Gawein, Wigalois, Wigamur und Lancelot. In mehreren Dichtungen, wie in «Parzival» und «Liturel», ist die Artursage mit der vom heiligen Gral (s. d.) verwebt. Aus Frankreich verlanzte sich die Artursage auch nach den Niederlanden, England und dem skandinav. Norden, sowie zu den Provenzalen, Spaniern und Italienern. Von Deutschland aus kamen sie gegen Ausgang des Mittelalters nach den slav. Ländern. Ryl. Gracise, «Die großen Sagenkreise des Mittelalters» (Tresb. u. Lpz. 1842); San-Marte (A. Schulz), «Die Artursage» (Queblinb. 1842); derselbe, «Beiträge zur breton. und kelt.-german. Heldensage» (Queblinb. 1847); Billemarque, «Contes populaires des anciens Bretons» (2 Bde., Par. 1842); derselbe, «Poèmes des bardes bretons du 6^e siècle» (Par. 1850); Holzmänn, «Artus» (in Pfeiffers «Germania», 12. Jahrg., Wien 1867); Fontan, «Arthur, ou le roi-chasseur» (Par. 1874).

Artushöfe oder **Junkerhöfe** nannte man im Mittelalter Gebäude, wo sich die Patriier, nach Art von Arthurs Tafelrunde, zu fröhlichen Gelagen zu versammeln pflegten. In Danzig ist noch ein solches Festgebäude erhalten.

Artwin, Bezirksstadt im russ. Armenien (Klein- asien), an dem linken Ufer des Flusses Tichoroch und 60 km südlich von Batum, hat drei Vorstädte, eine armen.-gregorianische Kirche, drei armen.-kath. Kirchen, sechs Moscheen, vier Lederfabriken und sechs Zieglereien und zählt 6100 E. Der Handel ist unbedeutend infolge der Auswanderung der Bewohner der benachbarten Bezirke nach der Türkei. Auf einem hohen Hügel der Stadt liegen die Ruinen einer Festung.

Aruba, westind. Insel, s. Curaçao.

Aru- oder **Arri-Inseln**, südöstlichste Inselgruppe des Indischen Archipels und der niederländ. Besitzungen (Residentenschaft Amboina) in demselben, südlich vom westl. Teile Neuguineas gelegen, liegt zwischen 5° und 7° südl. Br. und 134° bis 135° östl. L. (von Greenwich), besteht aus einer großen, etwa 125 km langen und 82 km breiten Insel von ovaler Gestalt und etwa 80 kleinern, zusammen von etwa 6883 qkm Flächeninhalt. Die erstere, von den Malaien Lanna-Mesjar, d. h. großes Land, genannt, wird in der Richtung von N. gegen W. durch zwei flussartige Meeresskanäle in die drei Teile Wokan, Mailar und Robhor geteilt. Robhor aber wird wieder durch zwei Kanäle in fünf einzelne Städte geteilt. Fast überall ist trodener, wellenförmiger Boden, hin und wieder von Schluchten durchschnitten und mit steilen, jedoch kaum 65 m hohen Hügeln besetzt. Das in den Schluchten zu Tage tretende Gestein ist teils weicher, teils festerer Korallenkalk. Alle sind mit dichter, hochstämmiger Waldung bedeckt. Die rings um die A. unter 180 m tiefe See ist voll Korallenbildungen und reich an Perlmuscheln, dem Haupthandelsartikel der Inseln. Die eigentümliche Gestaltung des kleinen Archipels und die Übereinstimmung seiner Tierwelt mit derjenigen von Neuguinea verleiht der Ansicht von Wallace einige Wahrscheinlichkeit, daß die Inseln ursprünglich ein Teil von Neuguinea, und zwar das Mündungsland der jetzt an dessen gegenüberliegenden Küste mündenden Flüsse Utanata und Wakan gewesen, durch Niedersinken des Zwischenlandes aber getrennt worden seien. Von den sämtlichen Inseln sind nur 19 bewohnt; die eingeborene Bevölkerung, hauptsächlich Papuas, beläuft sich auf etwa 20000 Köpfe. Die Gegenstände der Ausfuhr sind Tripang, Schildpatt, Perlen und Perlmutter, Schwalbennester und Paradiesvögel; die der Einfuhr Krat, Reis, Opium, Woll- und Baumwollzeuge, Eisen-, Stahl- und Kupferwaren, Gewehre, Pulver u. s. w. Den lebhaften Handel haben, in Dobbö, dem Hauptorte auf der kleinen, westlich von Woto gelegenen Insel Wamma konzentriert, Chinesen, Bugies und Malassaren in Händen, von denen diese Inseln alljährlich besucht werden.

Arüler, german. Vögel, s. Heruler.

Arum L., Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, deren Arten in Deutschland im allgemeinen Aronsstab genannt zu werden pflegen. Es sind lauter ausdauernde Kräuter mit meist knolligem Wurzelstock, grundständigen, langgestielten, großen, ganzen oder gelappten, saftvollen Blättern und einem kurzen, blattlosen Stengel oder Schaft, welcher einen von einem großen, bauchigen Scheidenblatt ganz oder teilweise umschlossenen Kolben von verschiedener Gestalt, jedoch stets mit nackter Spitze trägt, an dessen unterm Teile sehr unvollkommen gebildete weibliche und darüber männliche Blüten (oft nur Fruchtknoten und Staubbeutel) sitzen, oft noch getrennt durch spitzige, fleischige Warzen. Aus den Fruchtknoten entwickeln sich ein- bis vierfächige Beeren. Die meisten Arten dieser Gattung wachsen in den Tropenländern, und viele von diesen sind schöne Dekorationspflanzen der Warmhäuser geworden. In Europa kommen nur wenige Arten, in Deutschland eine einzige vor, nämlich *A. maculatum L.*, der gefleckte A. (wegen

der schwarzgeflochtenen Blätter, welche die Pflanze manchen Ländern besitzt; in Deutschland sind fast immer ungefleckt) oder gemeine, auch Aroonwurzel und Fehrwurz genannt. Diese Pflanze, welche in schattigen Laubgebüsch und Wäldern auf feuchtem, humosem Boden wächst, hat ein weißlichen Knollen, pfieflförmige Blätter und im halb der außen bleichgrünlichen, innen blass weißlichen Kolbenscheibe einen nach der Spitze hin kegelförmig verdickten, violetten oder rotbraunen Kolben, an dessen Basis sich später scharlachrote Beeren befinden. Die Pflanze blüht im Mai und Juni und enthält in allen Teilen einen brennend-scharfen Saft, besonders in den Knollen, welche unter dem Namen Rhizoma oder Tubera Ari und Dracontii mino officinell gewesen sind. Sie enthalten eine ziemlich Menge Stärkemehl (Aronsstärke), weshalb in getrocknetem Zustande in manchen Gegenden gegessen werden, obwohl die Pflanze gewöhnlich wegen ihres scharfen Saftes als giftig angesehen wird. Während der Blütezeit entwickelt sich infolge der bedeutenden Erzeugung von Kohlensäure durch Staubbeutel eine fühlbare Wärme innerhalb der Kolbenscheibe, welche um 11–12° R. höher ist als die Temperatur der Luft.

Arundel, alte Municipalsstadt und Parhamborough in der engl. Grafschaft Suffex, 16 km Osten von Chichester, am schiffbaren Arun, durch einen Kanal mit der Themse verbunden und 7 km unterhalb der Stadt, bei Little-Hampt in das Meer mündet. Der Ort liegt am Abhange eines Hügels, auf dessen Gipfel ein grobartiges Schloss des Herzogs von Norfolk steht, ehemals starkes Fort, und zählt (1881) 2748 E. Fahrten von 150 Tons gehen bis zur Stadt, welche sich im Testamente Alfreds d. Gr. genannt wird. Der 1375 erbauten Kirche sind sehenswerte Monumente; dem jetzmaligen Besitzer des Schlosses erteilt die Stadt den Rang und Titel eines Grafen von A. Das normann. Schloss seit lange Eigentum der Familie Howard, Herzog von Norfolk, und in neuerer Zeit glänzend eingerichtet. Besonders schön ist das gemalte Fenster in der Baronenhalle, das die Unterzeichnung Magna-Charta durch König Johann darstellt.

Über den nach seinem ersten Besitzer genannten Arundelischen Marmor (Marmora Arundiana) s. Marmorchronik.

Arundel, Graf von, s. Norfolk (Herzöge von Norfolk).

Arundelgesellschaft (Arundel-Society promoting the knowledge of Art) ist der Name einer Verbindung von engl. Kunstfreunden in London, benannt nach Thomas Graf von Arundel, Surrey, einem Kunstliebhaber und Altertumsforscher des 17. Jahrh. Die Gesellschaft, welche außerhalb Englands Mitglieder hat, veranstaltet seit 1849 zahlreiche Reproduktionen der berühmtesten Malerwerke der Vorzeit in vorzüglichsten Bindungen und anderer Form. Mit besondrer Sorgfalt erscheint dabei das Quattrocento Italiens, dessen Meisterwerke, wie jene der Baccicciapelle, San-Marco in Florenz, die Gemälde Peruginos, Giovanni Santis, Sandro Botticelli u. a., in Chromolithographien vorliegen. E. R. A. L. Gruner und Marianucci sind die vorzüglichsten Künstler dieser prächtigen Blätter, denen sich Reproduktionen der zwei größten nordischen Meisterwerke, des genter Altars der Brüder van und des kölner Dombildes, sowie die kolorierte

Photographien der Lapissierie de Bayeux würdig zur Seite stellt. Außerdem publiziert die A. auch Gipsreproduktionen nach Eisenbeschreibungen und Eisenbeschreibungen aus der Antike und der Zeit des Mittelalters über die Thätigkeit der Gesellschaft berichtet Raymond, der Sekretär derselben, in: „Twenty years of the Arundel Society“ (Lond. 1869) und „Descriptive notice of the drawings and publications of the Arundel Society“ (Lond. 1870).

Arundo (Rohr), eine von Linne aufgestellte Pflanzengattung, unter welcher er eine Anzahl vorzugsweise europ. Gräser mit rispig gruppierten, ein- bis mehrblütigen Ähren zusammenfasste, welche in Deutschland die Namen Rohr, Schilf, Sandrohr, Landrohr u. s. w. führen. Es waren dies sehr verschiedenartige Gräser, weshalb man sich bei einer genaueren Untersuchung der Gräser genötigt gesehen hat, die alte Linne'sche Gattung in mehrere Gattungen einzuteilen. So entstanden die Gattungen Phragmites, Schilf, Ammophila oder Pampa, Sandrohr, Calamagrostis, Rohrgras, Bambusa, Bambusrohr u. a. m. Bei A. lies man nur diejenigen Rohrarten, bei welchen alle Blätter des Ährens zweifach und fruchtbar und von langen Haaren umgeben sind und die äußere Kronenpelze jeder Blüte an der Spitze dreipalzig und mit einer Granne auf dem mittlern Zahne versehen ist. Es sind dies lauter stiellose Gräser mit hohem, stiellosem, festem, holzigem Halme, welche der Mehrzahl nach auf den osth. Inseln und in den Umgebungen des Mitteländischen Meeres wachsen. In Europa finden sich zwei Arten, A. Donax L. und A. mauritanica Desf., letztere nur hier und da im südlichsten Europa. Dagegen kommt A. Donax L., das eigentliche Spanische Rohr, nicht allein in ganz Südeuropa, sondern auch in Südtirol und Ungarn vor. Die fingerförmigen Halme dieses schönen Grases erreichen in Spanien, wo es besonders häufig wild wächst und auch angebaut wird, eine Höhe von 4—5 m und werden dort und anderwärts in Südeuropa allgemein zu Flechtzäunen und andern Einfriedigungen, zum Dachbeden und zur Erbauung leichter Hütten (u. B. Fischerhütten), zu Angelruten benützt. Das Spanische Rohr hat bläulichgrüne, steife und harte, lineal-lanzettförmige, bis 5 cm breite Blätter, und seine Ähren bilden eine dichte, doch meist gelappte Kuppe bis zu 1 m Länge. Mit diesem größten europ. Grase darf nicht dasjenige Spanische Rohr verwechselt werden, woraus man Stöcke verfertigt; dies kommt von der ostind. Rohrpalme. (S. Calamus.)

Arund, etrusk. Name, welcher von den jüngern Söhnen der Etrusker geführt worden zu sein scheint, während der älteste Lar oder Lars hieß; bekannt sind: A., der Mörder der Camilla, der Königin der Volser; nachmals in den etrusk. Familien Roms, besonders der Tarquinier: A., ein Bruder des Tarquinius Priscus und ein Sohn des Tarquinius Superbus, sowie später noch in Etrurien, ein jüngerer Sohn Porrenas, welcher 508 v. Chr. bei der Belagerung von Aricia fiel.

Arva, Komitat im nördl. Ungarn, im NW. N. und O. von Galizien, im S. vom Komitat Uptau, im SW. von den Komitaten Trentin und Thurocz begrenzt, enthält 2077 qkm. Das Komitat ist von den Karpaten erfüllt, so daß es keine größere Ebene besitzt; die Thäler gleichen mehr Gebirgsschluchten. Die höchsten Gebirgsgipfel erheben sich an der Grenze des Komitats. So an der westlichen: die Kleine

Játtra 1656, die Rastuga 1585, der Bisklo 1547 m; im N.: Babiagura 1711, Poliza 1360 m; im O.: Bolovey 2052, Bobrovec 1934 m; im S.: Ubock 1599, Syova 1766 m hoch. Unter den vielen kleinen Flüssen ist die reißende A., ein Nebenfluß der Waag, am bedeutendsten. Das Klima ist rau, doch gesund; die Weintraube reift hier nicht mehr. Der harte Boden liefert nur Hafer, Kartoffeln, Klee, Hanf und namentlich Holz in Fülle, mit welchem bedeutender Handel getrieben wird. Die fetten Triften der Berge begünstigen die bedeutende Rindvieh- und Schafzucht. Die Bevölkerung, größtenteils Slowaken, zählt (1860) 81643 Seelen, darunter 87 Proz. Katholiken, 10 Proz. Protestanten, 3 Proz. Juden. Außer Käsebereitung ist die Verfertigung von Leinwand das Hauptgeschäft der betrieblamen Slowaken. Auch treten sie häufig als Häutler mit Käse, Schwämmen, Maulesellen, einfachen Glas- und Thonwaren u. s. w. weite Wanderungen an. Hauptort und Sitz des Komitats ist Abod-Rubin.

Arvalische Brüder, lat. fratres Arvales, bei den alten Römern ein Kollegium von 12 Priestern, welche an dem Abzeichen eines Ährenkranzes mit weißer Binde zu erkennen waren und für eins der ältesten und heiligsten Institute in ihrer Art galten. Der Sage nach hatte Numa Pompilius (s. d.), die Gattin des Faustulus und die Pflegemutter des Romulus, 12 Söhne. Als einer dieser Söhne gestorben, trat an die Stelle desselben Romulus ein, welcher hierauf mit seinen Adoptivbrüdern das Kollegium der fratres Arvales stiftete. Schon das Symbol des Ährenkranzes bezeichnet deutlich genug die Bestimmung derselben für den Kult einer Frucht- und Adergöttin, welche Dea Dia genannt wurde. Diese identifizieren einige mit der Ceres, wahrscheinlich aber fällt sie mit Ops, der Göttin des Saturnus, zusammen und wurde wohl zunächst als Schutzgöttin der röm. Stadtnur verehrt. Der Hain der Göttin lag unweit der Stadt Rom in der Nähe des Tiber, an dem Orte, der jetzt Affoga l'Alfina heißt. In demselben wurden auch die wichtigsten Akte des jährlichen Gottesdienstes vorgenommen. Höchst wahrscheinlich hat Augustus auch dieses Priestertum restauriert. Das Kollegium, an dessen Spitze ein auf ein Jahr gewählter Magister stand, ergänzte sich durch Kooption, und es scheint, daß nur Patrizier wählbar gewesen sind. Die priesterliche Würde war eine lebenslängliche und konnte selbst durch Verbannung nicht verloren gehen. Der Gottesdienst, welcher im Mai abgehalten wurde und drei Tage wahrte, bestand der Hauptsache nach in Darbringung von Opfern, in gemeinsamen Festessen, sowie in einem Lame um den Altar, währenddessen ein altertümliches Lied abgesungen wurde. Dieses Lied, ein interessantes Denkmal der ältesten lat. Sprache, ist, wenn auch in einer wenig korrekten Wiedergabe aus dem Anfange des 8. Jahrh. n. Chr. erhalten. Dasselbe wird in der Sakristei der Peterskirche aufbewahrt und findet sich in Mitschls „Priscas latinatis monumenta epigraphica“ fascimiliert. Erhalten sind auch zahlreiche Bruchstücke der jährlichen Protokolle dieser Priesterschaft, die seit Augustus auf Steintafeln eingegraben wurden und seit 1573 in der Nähe der Stelle, wo das Heiligtum der Dea Dia stand, ausgegraben und von Marini („Gli atti e monumenti de' fratelli Arvali“, 2 Bde., Rom 1795; dazu „Appendice“ von Melchiorri, Rom 1855) und nach neuern Ausgra-

lungen (1867—69) von Henzen *«Acta fratrum Arvalium»* (Berl. 1874) herausgegeben und erläutert, zuletzt im letzten Bande des *«Corpus inscriptionum latinarum»* (Berl. 1876) zusammengestellt worden sind. Das alte *«Carmin fratrum Arvalium»* wurde von Mausen (Dona 1836), Corssen (*«Origines poeae Romanae»*, Berl. 1846), Bergl (*«Zeitschrift für Altertumswissenschaft»*, Jahrg. 1856), Jordan (*«Kritische Beiträge zur Geschichte der lat. Sprache»*, Berl. 1879) u. a. behandelt.

Arve oder Zirbelkieser, s. unter Kiefer.

Arve, linker Nebenfluß des Rhône im franz. Depart. Hochsavoyen, entspringt an der Grenze des schweiz. Kantons Valais auf dem Col de Balme 2204 m, fließt erst gegen E W durch das 23 km lange weltberühmte Thal von Chamouni, bis zu dem Torte Les Bouches, wendet sich dann in mehreren Krümmungen nach NW und mündet nach einem Laufe von 30 km, 1,5 km unterhalb Genf, in einer Höhe von 372 m über dem Meere in den Rhône, dessen Nares Wasser sie durch ihr graues, kaltes Gletscherwasser weithin trübt. Die A. ist ein sehr reichender Alpenfluß, der häufig seine Ufer durch Ueberschwemmungen weite Strecken des Thals verlandet und verschlammt. In ihrem Unterlaufe bildet sie von Cluses bis Contamine eine Menge von Inseln. Unter zahlreichen Gletscherbächen aus der Montblancgruppe nimmt die A. rechts die Doya und den Giffre, links den Arvegron (s. d.), den Bon-Nant und die Vornet auf. Ihr Thal bietet auch unterhalb Chamouni, obwohl es sich bei der Mündung des Bon-Nant erweitert und nur bei Magland, 6 km oberhalb Cluses, und weiter unten bei Moriez am Fuße der Salève wieder enger, herrliche Gebirgsbiscenerien dar. Besonders merkwürdige Punkte sind Servoz, 800 m über dem Meere, auf dem rechten Ufer gelegen, mit Schieferbrücken, Bleiminen und der sehenswerten Niamm der Doya, der reizende Badeort St. Germain, 810 m, mit Schwefelbädern von 40—44° C in dem Seitenthale Val Montjoie am Bon-Nant, das Städtchen Sallanches, 846 m über dem Meere, mit prächtiger Aussicht auf den Montblanc auf der linken Thalseite, der dem Staubbach des Lauterbrunnenthals ähnliche, 200 m hohe Fall des Nant d'Arpeuz und das Städtchen Cluses, 420 m, am Ausgang der Felsenenge, welche die mittlere Thalküste von der untern scheidet, halbwegs zwischen Genf und Chamouni, auf der rechten Thalseite, Bonneville (s. d.), das große Dorf Contamine mit den Ruinen des Bergschlosses Jaucourt und schon auf jenem Gebiet das Städtchen Sarongt (s. d.). Durch das Thal der A. zieht sich die große, 84 km lange Poststraße von Genf nach Chamouni über Annemasse, Bonneville, Cluses, Sallanches und durch den Tunnel von Châtillard. Eine Eisenbahn ist projektiert.

Arvenet, s. unter Ruvergne.

Arvegron, Arvegron, linker Nebenfluß der Arve im franz. Depart. Hochsavoyen, der Abfluß des berühmten Mer de Glace von Chamouni (s. d.), dessen unterer Teil als *«Glacier des Bois»* bezeichnet wird. Im Mer de Glace vereinigen sich die Gletscher du Tacul, de Breband und du Tacfre. Der A. entspringt als wilder Gletscherbach durch ein Gäßchen dem Glacier des Bois und mündet nach kurzem Laufe oberhalb Chamouni.

Arvidsson (Abel Joar), schwed. Dichter, geb. 7 Aug. 1791 zu Bodö in Lappland in Finnland, wo sein Vater Prediger war, studierte in Åbo und trat daselbst 1817 als Dozent der Geschichte auf, begründete auch 1821 das *«Åbo-Morgenblad»*, in demselben Jahre von der russ. Regierung wurde wegen eines Zeitungsartikels von der Universität verwiesen, es folgte eine Anstellung bei der königl. Bibliothek in Åbo, deren Chef er 1843 wurde. Auf einer Reise nach Stockholm starb er zu Wiborg 21 Juni 1844. Von vielen kleinen Arbeiten in Zeitschriften und verschiedenen Übersetzungen veröffentlichte A. Gedichte unter dem Titel *«Längdoms Runor»* (Åbo 1822) ferner aus der Sammlung des Kammerjunkers Adal eine vorzügliche Sammlung altschwed. Volkslieder (*«Svenska Fornskåder»*, 2 Bde., Stockholm 1834—42), die sich bei von Helms und Weyer herausgegebenen anschließen. *«Svenska Konungar och deras Tidahvarf»* (mit Porträts, Stockholm 1830—43, neue Aufl. 1856 ff.), *«Stockholm 1700 och nu»* (Stockholm 1837—40). Auch überlegte er die *«Frishtollnaga»* (2. Aufl., Stockholm 1841) aus dem Isländischen.

Arzberg, Marktleden im bayer. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Bamberg, an der zur Ober gehenden Alsbach und an der Linie Riedwitz-Eichending der bayerischen Staatsbahn, zählt über 2000 Q., welche ansehnliche Gruben beherbergen und Stein- und Braunkohlen, Kobalt, Alaun gewinnen, auch Bleibetten und Kalkstein versorgen, sowie Spinnereien und Porzellanfabriken unterhalten.

Arzew, Stadt in Algerien, s. Oran.

Arzneikunde, s. Medizin.

Arzneimittel (*modicamenta*) heißen diejenigen meist chemisch wirkenden Stoffe, welche zum Zwecke der Heilung von Krankheiten innerlich oder äußerlich angewendet werden. Die A. bilden somit eine Klasse der Heilmittel, unter welchen letztern man überhaupt alles versteht, was benutzt wird, um eine Krankheit zu heilen, also auch gewisse Nahrungsmittel, Bandagen, Instrumente, Wärme, Elektrizität, Massage, Gymnastik u. s. w. Die A. sind teils anorganische, teils pflanzliche oder tierische Stoffe und machen keineswegs eine natürlich abgegrenzte oder an gemeinsamen Eigenschaften erkennbare Gruppe aus, vielmehr kann nur die Erfahrung, der physiol. Versuch, die physik. und chem. Untersuchung darüber belehren, ob ein Stoff als A. brauchbar ist oder nicht. Die naive Naturanschauung früherer Zeiten meinte wohl, die A. hätten in der Welt keinen andern Zweck als den der Heilung, und es müsse für jede Krankheit ein bestimmtes A. in der Natur vorhanden oder ein bestimmtes Kraut gewachsen sein. Nach den späteren Erfahrungen hat man diese Ansicht von der speziellen Wirkung der A. fast vollständig aufgeben müssen, nur dem Chinin gesteht man auch heutzutage noch eine spezielle Wirkung gegen das Fieber zu, obgleich dasselbe gegen verschiedene Krankheiten sich gleichfalls wirksam zeigt. Der Naturforscher der Gegenwart sieht in den A. nichts weiter als Stoffe, die neben allen ihren sonstigen Eigenschaften auch solche haben, welche zur Bekämpfung einer Krankheit benutzt werden können, Eigenschaften, die lediglich physikalische oder chemische sind und deren Wirkungen durchaus nach den überall gültigen Naturgesetzen erfolgen.

Die Kenntnis der physik. und chem. Eigenschaften der Arzneien und die Durchführung ihrer therapeutischen Wirkungen auf bekannte Naturkräfte, sowie ihre Einwirkung in bekannte Naturgesetze ist die eine notwendige Bedingung einer wirklich exacten und wissenschaftlichen Arzneimittellehre oder Pharmacologie. Die andere Bedingung aber ist eine genaue Untersuchung des Baues und der physik. und chem. Beschaffenheit des Organismus in allen seinen Teilen und gesunden oder krankhaften Zuständen; denn die Arzneiwirkungen sind nichts weiter als Veränderungen jener physik. und chem. Beschaffenheit und weiterhin auch des inneren Baues der verschiedenen Organe. Daher ist eine genaue Kenntnis der Anatomie, Physiologie und Pathologie einerseits, der Physik und Chemie andererseits nötig, um die Wirkungen eines A. zu verstehen, sie im gegebenen Falle berechnen und demnach zweckmäßig anwenden zu können. Freilich sind bis jetzt die Arzneiwirkungen zum größten Teile noch unbekannt und nur eine kleine Zahl derselben vollständig aufgeklärt, und die Arzneimittellehre ist bis jetzt nur zum kleinsten Teile, was sie sein soll, d. h. eine auf den kranken Organismus angewandte Physik und Chemie. Bei einzelnen chem. Mitteln ist auch die Wirkung im Organismus klar, sie ist eben dieselbe, wie sie auch außerhalb des tierischen Körpers zu technischen Zwecken verwendet wird. So werden z. B. Alkalien bei verschiedenen Magenkrankheiten verordnet, um die in abnormer Menge gebildeten Säuren zu neutralisieren oder um Secrete und Excrete, die unter normalen Verhältnissen sauer reagieren, wie z. B. der Urin, zu alkalisieren. Andere Mittel wirken einfach dadurch, daß sie dem Blute und den Geweben einen Teil ihrer flüssigen Bestandteile entziehen; hieraus erklärt sich z. B. die abführende Wirkung gewisser Mittelsalze. Bei vielen A. ist der Vorgang ihrer Wirkung vollständig unbekannt; bei andern kennt man zwar die Endpunkte ihrer Veränderungen, die chem. Vorgänge in den Verdauungsorganen, im Blute und in den Geweben aber nicht. So findet man z. B. das Jod, in welcher Verbindung es auch genommen sein mag, gewöhnlich nach kurzer Zeit als Jodnatrium im Harn wieder; so tritt nach dem Gebrauche des Terpentins als im Urin ein angenehmer Beisengeschmack auf (Terpensäure). Sehr wenige A. erleiden auf ihrem Wege durch den Körper gar keine Veränderungen. Bei den meisten A. muß man sich freilich an die Erfahrung halten, welche zeigt, daß dies oder das in der oder jener Krankheit heilsam ist. Aber diese Erfahrung ist schwer zu erwerben. Die Krankheiten sind nicht selbständige Wesen, die den Körper befallen und wieder verlassen, sie sind auch nicht Zustände, die sich immer in derselben Weise wiederholen und bei jedem Kranken in der nämlichen Weise ablaufen: sie sind vielmehr nichts weiter als über das richtige Maß hinausgehende oder hinter diesem Maße zurückbleibende Lebensvorgänge, die sich von den normalen nur durch den zu hohen oder zu niedern Grad ihrer Entwicklung unterscheiden, und sie gestalten sich, wenngleich sie des Verständnisses wegen einen und denselben Namen tragen, doch tausendfältig verschieden und spotten daher oft jeder Berechnung. Je größer nun die Summe der Kenntnisse ist, die man vor der Anwendung eines A. von dessen Eigenschaften einerseits und von der Natur der Krankheit andererseits hat, desto sicherer wird

man auch beurteilen können, ob die nach dem Gebrauche des A. eintretenden Änderungen des Krankheitsverlaufs auf das A. zurückzuführen sind oder nicht, um so leichter und schneller wird man also auch sichere Erfahrungen über die Arzneiwirkung sammeln können, während der ohne jene Vorkenntnis probierende Arzt, d. h. der bloße Empiriker, viel schwieriger und erst nach einer unverhältnismäßig großen Zahl von Beobachtungen ein sicheres Ergebnis erhalten kann.

Die Einwirkung der A. selbst geschieht in der Regel vom Magen aus; bei reinen örtlichen Leiden erfolgt natürlich die Applikation je nach dem Bedürfnis an den verschiedenen Stellen. Die Form der Darreichung ist eine sehr mannigfaltige und richtet sich nach dem individuellen Bedürfnis und nach den Eigenschaften des Mittels. Zum innern Gebrauche werden sowohl flüssige Formen, Lösungen, Mixturen, Emulsionen, Tropfen u. s. w., oder trockene, z. B. Pulver, Pillen u. s. w., gewählt, zum äußerlichen Gebrauche Salben, Pflaster, Lösungen, Aëstifte u. dgl. Erweist sich die Einführung der A. in den Magen unmöglich, oder wird eine recht schnelle allgemeine Wirkung derselben beabsichtigt, so bedient man sich mit großem Vortheile der subcutanen Injektion (s. d.), wobei die unter die Haut eingespritzten Stoffe sehr rasch in das Blut aufgenommen werden. Da die Wirkung einer Arznei stets von zwei Bedingungen abhängt, erstens von den Eigenschaften der Arznei und zweitens von der Beschaffenheit desjenigen Körperteils, mit dem sie in Berührung kommt, so versteht sich von selbst, daß eine Arznei sehr verschieden wirken muß, je nachdem sie auf diesen oder jenen Körperteil, bei dem oder jenem Zustande desselben Teils angewendet wird. Viele Gifte z. B. wirken nicht, wenn sie verschluckt werden, weil die Verdauungssäfte sie in unschädliche Verbindungen überführen, während sie, ins Blut gebracht, sofort töten können. Ebenso wirkt manche Arznei, wenn sie auf die unverletzte Haut gebracht wird, gar nicht, während sie die ihrer Oberhaut beraubte Haut zu heftiger Entzündung reizt, oder, wenn sie durch die Blutgefäße der Haut ins Blut gelangt, starke Wirkungen auf das Nervensystem u. s. w. ausüben kann. Ein Spanischfliegen-Pflaster z. B. reizt die unverletzte Haut zu einer oberflächlichen Entzündung mit Blasenbildung; auf die der Epidermis beraubte Haut gelegt, kann es eine Nierenentzündung hervorrufen, weil seine reizenden Bestandteile ins Blut und mit demselben in die Nieren gelangen, welche für dieselben vorzugsweise empfindlich sind. Dies Beispiel zeigt zugleich, wie eine Arznei nähere und entferntere Wirkungen haben kann: die Entzündung der Haut ist hier die nähere Wirkung, die Nierenaffektion die entferntere. Der örtlichen Wirkung steht die allgemeine oder indirekte Wirkung der A. gegenüber. Die allgemeinen Wirkungen treten natürlich erst ein, wenn die Arzneistoffe in das Blut übergetreten und durch dieses den verschiedenen Drüsen, dem Nervensystem und den übrigen Geweben zugeführt worden sind. Die Einteilung der A. läßt sich in sehr verschiedener Weise machen: als die richtigste erscheint zunächst die, welche dieselben nach der Ähnlichkeit ihrer Wirkungen gruppiert. Da aber die letztern zu unvollständig bekannt sind, so ist diese Art der Einteilung noch nicht durchzuführen. Ein anderes Prinzip der Einteilung ist das der chem. Ähnlichkeit

der *A.*; aber auch dieses hat seine Ungültigkeit, jedoch am gebräuch-
 lichen *A.* nach ihrer Ver-
 wie Abführmittel,
 reizende, magenschwä-
 chernde Mittel,
 Prüfung der *A.* mit
 top Pharmacopöe-
 Grundzüge der *A.*
 (1879), Rothnagel
 u. Arzneimittellehre.

Arzneipflanzen, 1. Virginielle Pflanzen.

Arzt und ärztlicher Stand. Einen beson-
 dern ärztlichen Stand gibt es bei Völkern, die sich
 noch in ihrer ersten Bildungsperiode befinden,
 nicht. Wo die vom Vater auf den Sohn vererb-
 ten Heilmittel sich als unwirksam erwiesen, wandte
 man sich zunächst hilfselehrend an die Gottheit und
 ihre Priester auf Erden, die Priester. So wurden
 die Priester veranlaßt, der Heilkunst ihre Aufmerk-
 samkeit zuzuwenden, sie begannen zuerst Er-
 fahrungen über Krankheiten und Heilungen zu sammeln.
 Die Heilung war kein Tausch, der des Lohnes we-
 gen geschah, der Geheilte erwarb sich jedoch Erkennt-
 lich durch ein Widriges. Nur sehr allmählich
 ging mit der fortschreitenden Kultur die Heilkunst
 in die Hände eines besondern, durch Wissen und
 Übung dazu befähigten Standes, des ärztlichen
 Standes, über. Nun war die Heilung nicht mehr
 eine Hilfe der Gottheit, sondern ein Beweis men-
 schlicher Geschicklichkeit. Die Übernahme der Heilung
 blieb aber anfangs nur ein freiwilliger, persönli-
 cher Vertrag, den jeder eingehen konnte, der sich
 dazu befähigt glaubte. Solange die Ärzte noch
 Priester waren, die ihre Kunst nicht allein des Er-
 werbs wegen übten, konnte der Staat auch keine
 Veranlassung haben, sie unter seine Aufsicht zu
 nehmen, und selbst als sich Priester und Ärzte
 trennten, bildeten letztere, wenigstens in Griechen-
 land, noch immer als Glieder des Ordens der Py-
 thagoräer und Kollyriaden eine geheiligte Korpo-
 ration und waren nur von selbstgegebenen Gesetzen
 abhängig. Mit dem gänzlichen Freiwerden der
 Kunst verfielen die Ärzte zwar den Gesetzen des
 Staats, aber weder in Griechenland noch in Rom
 beanspruchte dieser einen besondern Einfluß auf
 jeden einzelnen Arzt als solchen. Die ärztliche
 Praxis blieb frei, wie die Klage des Plinius zeigt.
 Nur wer in Athen Gehalt und Anstellung als
 Staatsarzt suchte, mußte in einer öffentlichen Rede
 erklären, wo und wie er seine Kunst erlernt und
 wer sein Lehrmeister gewesen.

In Rom war man auf fremde Ärzte angewiesen,
 die meist griech. Sklaven waren. Es blieb nur
 übrig, diese Fremdlinge, besonders aber diejenigen,
 welche die Medizinen zu lehren im Stande waren,
 geradezu als freie Bürger in sich aufzunehmen,
 um so den Abfall zu vermeiden, das Leben
 eines Freien der Hand eines Sklaven übergeben
 zu müssen. Diese Einrichtung, von Julius Cäsar
 ins Leben gerufen, sicherte Rom vor dem Mangel
 an Ärzten. Als aber Augustus noch die Abgaben-
 freiheit sowie die Freiheit von öffentlichen Lasten
 hinzusetzte, wuchs die Zahl der Ärzte in den
 Städten bald so sehr, daß Antoninus Pius (138–
 161 n. Chr.) sich gezwungen sah, dieselbe in den
 Städten festzusetzen, was für Rom selbst jedoch
 erst der Kaiser Valentinian 368 anordnete. Außer

der Abgabefreiheit erhielten die Armen- und
 ärzte (*Arciatrī populares* und *sacri palatii*)
 tens der Kommunen oder des Hofes in der
 auch Beförderung. Somit waren nicht nur
 eigentlichen Kommunalärzte ins Leben geru-
 sondern ein Teil der Ärzte auch wirkliche Sta-
 diener geworden, für welche der Staat nun
 bestimmte Gesetze geben mußte. Eine wei-
 Folge war, daß die bisher bestandene freie
 der Ärzte von Seiten der Kommunen aufhörte,
 eine Plebyschalbehörde den Eintritt in den Sta-
 dienst von einer wissenschaftlichen Prüfung abh-
 ängig machte. Die vorhandenen *Arciatrī* (vom
arcia, aus welchem Worte das deutsche *Arzt*
 hervorgegangen ist) mußten nämlich zu einem
forum zusammenzutreten, welches das Recht erhi-
 eld nach vorausgegangener Prüfung der Kandi-
 daten durch freie Wahl zu ergänzen, nur für Rom
 hielt sich der Kaiser die Bestätigung vor, damit,
 ausdrücklich bemerkt wird, kein Unwürdiger
 durch Protektion einzuschleichen vermöchte. Al-
 le diese Einrichtungen galten nur für die in
 Staatsdienst tretenden Ärzte, die nichtangestell-
 waren keiner Art von Kontrolle unterworfen, im-
 nicht Klagen wegen des Honorars u. s. w. vor
 bürgerlichen Richtern gebracht wurden.

Mit dem Verfall des röm. Staates sank a-
 die ärztliche Kunst. Sie flüchtete sich in die Hö-
 der Mönche und fand nur unter Juden und A-
 bern wahre Jünger. Erst gegen Ausgang d.
 Mittelalters bildete sich wieder ein besonderer
 licher Stand, die freien Meister der Physik u.
Physici. Diese traten, als ihre Zahl mit
 Ansehen zunahm, nach der Sitte der Zeit als
 Korporation auf, begünstigt von den weltlich
 Machthabern, und bildeten gewissermaßen eine
 publik, deren Häupter die alten Meister und
 rer, deren Mittelpunkt und Forum die ärztlich
 Schulen und Universitäten waren. Die Ar-
 wurden mit der Promotion Mitglieder der Fak-
 ultät, der sie Treue schworen und für ihr ganzes
 Leben, wenigstens in geistiger Beziehung, angehö-
 ren und von welcher sie die *facultas artem docendi*
exerceendi mit dem später in das Doktordipl.
 umgewandelten Meisterbrief erhielten. Häufig
 einzelne Städte und Gemeinden wandten sich
 die Fakultäten und erbaten sich dort ihre Ar-
 die in dasselbe Verhältnis zu jenen traten wie
 früher in Rom stattfand, da mit der allgem.
 Annahme des röm. Rechts auch röm. Gerichts-
 gen wieder ins Leben gerufen wurden. Als den
 die Universitäten sich mehrten und die Reform-
 tion das Band zwischen Wissenschaft und Kir-
 löste, da gingen die Ärzte völlig im bürgerlich
 Leben auf. Doch wurde der Aufschwung, der der
 ärztlichen Stande dadurch ermöglicht war, sehr
 beeinträchtigt durch den Umstand, daß die Fak-
 ultäten und somit die Lizenz zur Praxis käuflich
 wurde. Erst der moderne Staat setzte diesem Zu-
 den Schranken, indem er den Fakultäten die Be-
 zulegen bestränkte und sich mittels Staat-
 prüfungen von der Tüchtigkeit derer, welche
 ärztliche Praxis ausüben wollten, zu überzeugen
 suchte. So ward nun vollständig aus dem ein-
 freien Meister der Kunst ein gewerbtreibender
 Künstler, welcher nach gesetzlichen Tagen lizen-
 zu Preußen mußten sich die Ärzte sogar eine Je-
 hindurch Gewerbebescheinigung lösen. Der Mangel an
 allseitig gebildeten wissenschaftlichen Ärzten bewog

nach auch die Entziehung besonderer, einseitig gebildeter Klassen vom Arzte, der Wundärzte, Landärzte, Medicinos practici, Militärärzte u. s. w. mit sich, eine Umstellung und Abtönung, welche dem innern Leben der ärztlichen Wissenschaft ganz zuwider ist, da sich dieselbe durchaus nicht bruchstückweise und noch weniger ohne vollständige Vorbereitung durch klassische und naturwissenschaftliche Studien aneignen läßt.

Wahrscheinlich bleibt es eine schwierige Aufgabe, vollständig durchgebildete Ärzte in hinreichender Zahl, auch für die ärmeren Gegenden, sowie für das Militär u. s. w. zu gewinnen und denselben ein genügendes Auskommen zu sichern. Auch steht zu fürchten, daß, wenn alle Ärzte vom Staate angestellt und besoldet werden, ein erschauerndes Band der Bureaukratie das freie wissenschaftliche Element im ärztlichen Stande lähmen würde. Der ärztliche Stand schwankt demnach zwischen zwei Extremen: dem gänzlichen Aufgehen in die Staatsbureaucratie und dem Prinzip der völlig freien Praxis, wie es in den Vereinigten Staaten obwaltet. Diese Verhältnisse sind es, welche in Deutschland zu einer Medicinalreform drängten, wie sie durch das Gewerbegesetz vom 21. Juni 1869 eine bestimmte Fassung erhalten hat. Die ärztliche Praxis ist hiernach vollständig freigegeben, die Gesetze gegen die Kurfürserei sind aufgehoben, es kann sich ein jeder behandeln lassen, von wem er will. Der Staat verlangt von dem jetzigen Arzte eine gründliche Kenntnis der medic. Wissenschaften, welche im Tentamen physicum öffentlich geprüft wird, und am Schlusse seiner Studien einen Ausweis von seinen Kenntnissen in allen Zweigen der Heilkunst in einem Staatsexamen; besteht der Kandidat dies Examen, so wird er vom Staate approbiert, und der Staat schützt ihn, indem er die unerlaubte Annahme dieses Titels verfolgt. Überdies werden ärztliche Staats- und Gemeinbedürftige nur solchen vom Staate approbierten Ärzten abtragen. Während so erreicht wird, daß alle Ärzte im wesentlichen einen und denselben Bildungsgang durchgemacht und eine und dieselbe Prüfung bestanden haben müssen, daß es also nicht ferner sog. Ärzte zweiter Klasse und besondern Wundärzte gibt, spaltet sich andererseits die ärztliche Thätigkeit wissenschaftlich und praktisch immer mehr in einzelne Zweige, und es treten unter den Ärzten zahlreiche sog. Spezialisten auf, welche sich vorzugsweise nur mit einer besondern Klasse von Krankheiten befassen. Eine solche Beschränkung des ärztlichen Fortschens und Handels wäre, wenn sie schon dem Studierenden der Medizin gestattet wäre, zur Einseitigkeit führen, während sie, wenn jeder zuvor die gesamte Heilkunde studiert und eingeübt haben mußte, als ein großer Fortschritt für die Wissenschaft und eine für die Leidenden sehr wohlthätige Einrichtung anzusehen ist. So gibt es gegenwärtig, außer den Ärzten im allgemeinen, besondere Chirurgen, Geburtshelfer, Augenärzte, Ohrenärzte, Sprachärzte u. s. w. Auch die Zahnheilkunde erhebt sich immer mehr zu einer streng wissenschaftlichen Disciplin. In der Schweiz, Frankreich, in Amerika und an einzelnen deutschen Universitäten haben sich in neuerer Zeit auch Frauen dem Studium der Medizin gewidmet und auf schwed., franz. und amerik. Universitäten selbst den Doktorgrad erreicht. Die Nachteile, welche dem ärztlichen Stande aus

der Freigabe der ärztlichen Praxis erwachsen, haben die deutschen Ärzte zur Gründung ärztlicher Bezirksvereine veranlaßt, welche die ärztlichen Standesinteressen im vollen Umfange vertreten sollen und zu diesem Zwecke regelmäßig eine gewisse Anzahl von Delegierten zu den Sitzungen der obersten Landesmedicinalbehörde wie zu dem alljährlich sich versammelnden Ärztetage absenden. Über ihre Thätigkeit berichtet eingehend ein eigenes Organ, das »Ärztliche Vereinsblatt für Deutschland« (Erg. 1872 fg.).

Aus der Litteratur sind besonders hervorzuheben: Boly, »Der ärztliche Beruf« (Berl. 1870); Haas, »Grundriß der Geschichte der Medizin und des heilenden Standes« (Stuttg. 1876); Marx, »Ärztlicher Kathedismus. Über die Anforderungen an die Ärzte« (Stuttg. 1876).

As, Abkürzung (chem. Zeichen) für Arsen.

As (ital. la demollo; fr. la démol; engl. a flat) in der Musik der nächste unterhalb a liegende halbe Ton; er wird durch a und ein vorgezeichnetes b bezeichnet.

As war der Name der ältesten röm. Kupfermünze, die angeblich in Rom zuerst unter dem Könige Servius Tullius, in Wahrheit jedoch erst nach dem Beginn der Republik geprägt wurde und ursprünglich das Gewicht eines Pfundes hatte, doch so, daß sie nur etwa $\frac{1}{4}$ der gewöhnlichen Libra entsprach. Im Laufe der Zeit aber wurde sie immer mehr reduziert, so daß sie in der spätern Kaiserzeit nur noch $\frac{1}{16}$ ihres ursprünglichen Gewichts wog. Alle Kupfermünzen des alten Italien waren entweder eine Mehrheit oder ein Bruchteil des As. Aber nicht bloß bei der Teilung der Rängen, sondern auch bei Rassen, Gewichten, Erbchaften und Finessen wurde das Ganze durch As bezeichnet und dies nach dem Duodezimalsysteme in 12 Teile, uncia, d. h. Einzeil, geteilt, deren jeder einen besondern Namen hatte, z. B. uncia = $\frac{1}{12}$, sextans = $\frac{1}{24}$, quadrans = $\frac{1}{48}$ u. s. w. Die Kupfermünzen unterschieden sich voneinander durch ein bestimmtes traditionelles Gepräge. So hatten die eigentlichen röm. Kupfermünzen auf dem Avers irgendeinen Götterkopf, z. B. den des Jupiter, beim gangen As den des Janus u. s. w., und auf dem Revers den Schiffsnabel nebst der Wertbezeichnung durch 1, 2, 3 u. s. w., Ägelnchen für die Zahl der Unzen auf den Bruchteilen des As, röm. Ziffern für das As und die Mehrheiten desselben. Vgl. Budius, »De anno et partibus ejus« (Bened. 1522 u. öfter); Mommsen, »Über das röm. Münzwesen« (Erg. 1860) und »Geschichte des röm. Münzwesens« (Berl. 1860); Hultsch, »Griech. und röm. Metrologie« (Berl. 1869).

As, ein früheres kleines Gewicht in Deutschland und Holland, eine der kleinsten Unterabteilungen des Pfundes und der Mark, ehemals namentlich für Bestimmung der Schwere der Rängen und der andern Gewichte üblich. Es ist in neuerer Zeit außer Gebrauch gekommen, weil man sich dafür des franz. Grammengewichts und der Decimalteile des Pfundes bedient. Die alte kölnische Mark wurde in 4020 kölnische As eingeteilt und wog 4864,00 holländ. As. Die alte holländ. Troy-Mark hatte 5120, das doppelt so schwere holländ. Troy-Pfund 10240 holländ. As (Asen). Von den vorzugsweise zum Wägen der Goldstücke auch in Deutschland gebräuchlich gewesenem holländ. As sind 20,0000 oder etwas reichlich 20% = 1 g,

oder es ist 1 holländ. As = 0,00005 g. In Preußen war durch eine Artikelverfügung des Handelsministers vom 18. Jan. 1854 bestimmt worden, daß für das Goldmünzgewicht fortan das Grah (deren die preuß. oder Holländ. Münz-Mark 200 hatte) in 16 preuß. As geteilt werden sollte, so daß die As vom der p ausgegebenen G seit 1831 diese L jener Verfügung teile. Nach d 1857 aber, wo deutsche) von G gewicht einführt Tausendteile zu und weiter in dechmale Bruchteile; dieses neue preuß. As war demnach = $\frac{1}{10000}$ deutsches Pfund oder $\frac{1}{100000}$ g und demnach = 1,00000 oder fast genau 1 $\frac{1}{100000}$ holländ. As. Das sog. Dukatengras war ein Gewicht, von welchem 4000 eine kölnische Mark betrug, und demnach das nämliche wie das erwähnte kölnische As. In Österreich nennt man daselbe Dukatengras, der Dukaten als Goldgewicht hat 60 solche Dukatengras.

As (spr. Ohs, Plural Asen) ist die schwedische, in die allgemeine geol. Terminologie übergegangene Bezeichnung für bis 60 m hohe, wallartige Geröll- und Sandanhäufungen, welche sich mehrere Kilometer lang und in einer gewissen Parallelität zueinander durch Schweden ziehen, wobei sie Meereshöhen von über 160 m erreichen können. An ihren Fuß pflegen sich marine, molasseführende Schichten anzulagern. Daß sie Gebilde der Glacialzeit sind, steht fest, doch ist ihre Entstehungsweise noch nicht aufgeklärt.

Asa dulcis, s. Benzol.

Asa foetida, auch Stinkasant oder Teufelsdred genannt, stammt zum größten Teile von der zu der Familie der Umbelliferen gehörenden *Asafoetida foetida* (*Ferula Asa foetida* L.). Diese Pflanze findet sich zwischen dem Krassie und dem Persischen Meerbusen. Am häufigsten kommt sie bei Chima, Abrosian und Herat vor, weshalb die etwa 2 m hohe Pflanze demeliche Wäldchen bildet. Auch Narthex *Asa foetida* liefert *Asa foetida*. Obgleich das Harz an der Wurzel der Stammpflanze in ganzen Stücken haftet, wird dennoch beiderseitiger Gewinnung die Pflanze angeschnitten. Es tritt ein weißer Milchsaft hervor, der an der Luft sich nach und nach braun färbt. Ältere Stücke sind hart und spröde. Die beste Handelsorte von *Asa foetida* besteht aus ziemlich homogenen, 1–3 cm im Durchmesser haltenden Stücken, welche je nach ihrem Alter weißlich bis braun gefärbt sind; diese wird im Drogenhandel als *Asa foetida* in lacryma bezeichnet, eine andere Sorte, *Asa foetida* in massa amygdaloides bildet formlose Klumpen von dunkler, etwas schmieriger Grundmasse, in welche weiße oder rötlich violett gefärbte, mandelartige Massen eingebettet sind. Beide Sorten sind für den pharmaceutischen Gebrauch zulässig, dagegen ist *Asa foetida petraea* ein sehr unreines, vielfach verfälschtes Produkt, welches nicht einmal in der Veterinärpraxis verwendet werden sollte. Der Geruch der *Asa foetida* ist unangenehm knoblauchartig, der Geschmack bitter, scharf und lange anhaltend. Die *Asa foetida* enthält (abgesehen von abführenden Beimengungen) Harz (30 Proz., s. Ferulasäure),

Gummi (30 Proz.) und ätherisches Öl, welches letzteres schwefelhaltig ist. Die *Asa foetida* dient im Orient zum Würzen der Speisen, bei uns wird sie medizinisch als kräftiges Reizmittel für das Nervensystem, als kramphüllendes Mittel bei Hysterie, Hypochondrie, Asthma und nervöser Kolik sowie als Wurmmittel, innerlich in Form von Pillen, Emulsion oder Tinktur, als Klistier, Pflaster, Plument u. s. w. verwendet. Die deutsche Dermatologie führt außer der *Asa foetida* selbst noch eine Tinktur *Asa foetida*, bestehend aus 1 Teil *Asa foetida* und 3 Teilen Alkohol.

Asafy (Georg), rumän. Schriftsteller, geb. 2. März 1798, wurde in Deutschland und Italien erzogen und widmete sich dann in Wien dem Studium der Mathematik und Astronomie. In seine Heimat zurückgekehrt und zum Ministerialrat ernannt, verfasste er rumän. Schulbücher und Grammatiken, errichtete die erste Druckerie in Rumänien und gründete ein rumän. Journal, das er selbst 30 Jahre hindurch redigierte. Als Chef des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht gründete er seit 1856 zahlreiche Elementarschulen, Gymnasien, Kunst- und Gewerbeschulen, sowie eine Akademie. V. Starb zu Asafy 24 Nov. 1889. Seine Gedichte (2 Aufl., Asafy 1854) sind jetzt veröffentlicht. Auch schrieb er eine „Geschichte Rumänlands“.

Asaf, Salzsee im nördl. Ostafrika, s. Asafel.

Asanen oder **Asanen**, ein im östl. Kreise Kasanowatz an den Ufern des Jenissei lebender, sich zum Christentum bekennender, tatar. Volksstamm, welcher bis Ende des 18. Jahrh. noch stammweise zusammenwohnte, jetzt aber kaum noch hundert zerstreute Familien umfaßt.

Asant (Stinkasant), s. *Asa foetida*.

Asaria, s. Ufia.

Asarum (Asafelwurz), eine von Tournefort aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Krikkolochaceen, von welcher bis jetzt nur wenige Arten bekannt geworden sind. In Europa kommt nur eine, auch in Deutschland häufige Art vor, das *A. europaeum*. Diese gewürzhaft duftende Pflanze, welche auf humoser, fruchtiger Lauberde in schattigen Wäldern, Gebüsch und Heiden wächst, hat einen unterirdischen, kriechenden, gabelteiligen, gegliederten, unregelmäßig verteilten, graubraunen Wurzelstock, welcher langgestielte, nierenförmige Blätter und am Ende der Äste zwischen je zwei gegenständigen Blättern stehende Blüten treibt. Letztere sind sehr kurz gestielt, braunviolett und bestehen aus einem unterständigen Fruchtknoten und einem darauf eingesetzten dreiteiligen Perigon mit an der Spitze einwärtsgebogenen Zipfeln. Der Wurzelstock dieser Pflanze war unter dem Namen *Rhizoma Asari officinale*. Er ward in Pulverform als Reizmittel, ferner als Delikt zur Förderung der Harnabscheidung und der Hantausscheidung gebraucht, früher auch als Brech- und Purgiermittel. Er riecht balsamartig, schmeckt scharf und widerlich bitter und enthält zwei eigentümliche Stoffe *Asarin*, einen braunen, Brechen erregenden, ekelhaft bitteren, in Wasser und Alkohol löslichen Stoff, und *Asarumöl*, gelb, dick, von scharfem, brennendem Geruch und balsamartigem Geschmack.

Asafel wird in den mosaischen Vorschriften über die Gebräuche am großen Versöhnungstage (s. d.) der Israeliten erwähnt (3 Mos. 16). Zwei Ziegenböcke wurden an diesem Tage zum Sündopfer vor den Brandopferaltar gestellt und durch

bei den eine für Julem, der andere für den H. bestimmt, jener als Schmelzer geschloffen und sein Blut ins Ueberfließen gebracht, dieser, nachdem auf sein Haupt durch Handauflegung des Hohenpriesters alle Schuld des Volks übertragen worden, in die Wüste getrieben zu H. • Was unter diesen H. zu verstehen ist, darüber sind die Meinungen geteilt; die meiste Wahrscheinlichkeit dürfte der Ansicht für sich haben, welche in H. einen Hohenpriester sieht, denn ursprünglich in seiner Person eine Wandergotttheit ausgesprochen habe. Denn der betreffende Teil des Festtagsrituals scheint den Festen von außen her, und zwar von einem Volke herabzugehen. Ursprünglich, angenommen zu sein. Diese Voraussetzung gründet sich auf die That- sache, daß auch bei einem Feste der alten Griechen (Hellenen) die gleichen Gebräuche vorkamen: der Hohenpriester führte einen Stab in die Mitte, legte seine Hände auf ihn, rief alle Götter an, und die Priester bekannten dann öffentlich ihre Sünden.

Waben, Dasein, f. H. •

Waben nennt man verschiedene farbige Mineralien, die besonders mit Horn aber auch mit Elfenbein und Glimmer versehen. Der eigentliche W. von dem Beschaffenheit mit der abstrahiert und kann als eine in der Natur oder eisenartige Wabe betrachtet werden. Er ist durch glänzend, glasig oder spröde, färbt sich leicht an und hat eine weißliche, leuchtende, ins Gelbliche oder Braun übergehende Farbe. Wenn die einzelnen Waben sich verschmelzen, so entsteht der sog. Bergkristall (Bergkristall, Bergkristall), der sich namentlich auf Erzergängen und in den Hochalpen vorfindet. Werden dieselben infolge von Verwitterung zerfallen und kommen trümmelartige Stücke wie Wabe darin vor, wie am Schneeberge im Ries in Tirol, so nennt man das Mineral Bergkristall. Eine endlich die Waben außerordentlich hart, mit einem selbstartigen Schmelz, gehen sie im Wasser leicht auseinander und zeigen sie sich so zerfallen, daß sie der schönsten weißen Seide gleichen, so färbt es den Namen Waben oder Bergkristall, dessen Hauptlager namentlich der Ries in Tirol in den Hochalpen bildet. Der Waben ist gleich blau oder grauen Menschenhaaren. Der Serpentinabbeil oder Chrysothall ist eine körnige, gelblich-grüne Abänderung des Serpentin mit gelbem Schmelz und besteht aus massenhaften kristallinen Magnesia. Er bildet Schmelz im Serpentin und findet sich namentlich in der Gegend von Schmelz und in der Gegend von Schmelz (Schmelz). Die glasigen Abänderungen des H. und Waben bilden zur Verfertigung unverbrennlicher Schmelz und Gläser. Sie werden zu diesem Zwecke in Wasser eingeweicht, ausgewaschen, getrocknet und, mit Glasstücken vermengt, mittels der Spindel in Fäden gesponnen, wobei man die Fäden mit Öl befeuchtet. Das Waben geschieht auf die gewöhnliche Art. Im Feuer brennt dann bloß der Schmelz, das Gewebe wird nicht zerstört. Der Waben selbst ist, nach Plinius, derselben in Aussehen gleich, wie das Waben, um beim Verbrennen die Hitze der Fäden von der des Holzes zu sondern. Die Gewänder waren aber so kostbar als Perlen. Kaiser Karl V. hatte ein Kleid aus W., das er zur Belustigung seiner Gäste nach abgenommenen Majestät ins Feuer werfen

ließ. Kleider von W. hat man für Feuerfest- mannschaften in Vorschlag gebracht. Der Waben hat man auch zu unverbrennlichen Lampenböden und, mit Papiermasse vermengt, zu plastischen Arbeiten benutzt, bei den letzteren dem Feuerzungen blante er zur Aufnahme der Schmelzmasse.

Wabenpackung (fr. garniture d'asbeste, engl. asbestos packing) f. unter Tapisserie (H. •).

Waberschen (Peter Krusen), namhafter norweg. Schriftsteller, geb. 15 Jan. 1812 zu Christiania, bezog 1833 die Universität daselbst, übernahm aber bald darauf eine Stelle als Hauslehrer, welche ihm hinreichend Ruhe ließ, sich mit botan. und geol. Studien, sowie mit dem Zusammenstellen von Volksliedern und Volksmärchen zu beschäftigen, und lehrte erst 1857 nach Christiania zurück, wo er einige Jahre Medizin und Naturwissenschaften studierte. Seit 1866 unternahm er auf Kosten der Regierung mehrere Reisen, teils längs der norweg. Küsten, um die Fauna der Küstengewässer zu untersuchen, teils durch das Innere des Landes, um seine Sammlungen von Sagen und Volksmärchen zu vervollständigen. Auch begleitete er 1849 — 50 die Kriegskolonie Adler auf ihrer Expedition nach dem Mittelmeere. Einige Jahre darauf wandte er sich dem Fortwirken zu und studierte 1854 — 55 auf der Forstakademie zu Tharand in Sachsen. Nach seiner Rückkehr nach Norwegen erhielt er im Ministerium des Innern eine Anstellung als Forstmeister. Außer einer großen Anzahl naturwissenschaftlicher, besonders geol. Arbeiten, wie: Das wilde Norwegen und die Norwegische Jagd in den norweg. Alpen (1852), Das Gletser und die Gletserjagd (1853), Die Eislandschaft des Christiansfjord (1853) u. s. w. hat W. mehrere geschätzte populäre naturwissenschaftliche Bücher veranfaßt, wie die: Naturhistorie der Ungdommen (6 Theile, Christ. 1839 — 49) und Fortsatte Naturhistorie (Christ. 1841). Sein Hauptwerk jedoch ist die Sammlung der: Norske Folke-Eventyr (herausg. mit J. Moe, Christ. 1842 — 43, 4. Aufl. 1865; neue Sammlung, Christ. 1871). Demselben gehören auch: Norske Folke-Eventyr og Folke- sagn (Sammlung 1 u. 2, Christ. 1845 — 48; 3. Aufl. 1870) an. Viele Mitteilungen aus dem Leben des norweg. Volks enthalten auch mehrere von ihm herausgegebene Sammelwerke, wie: Juletraet (1850 — 52 u. 1866), Jule- (1851), Juletraet og Bændringen (1847) u. s. w.

Wacariden, der Sage nach Sohn des Aeneas (f. d.) und der Andromache, verließ das brennende Troja an der Hand seines Vaters und kam mit diesem nach Italien, wo Aeneas mit Lavinia, der Tochter des Königs Latinus, sich vermählte und Urbe von dessen Reiche ward. Nach Aeneas übernahm W. die Regierung, ließ Lavinia, die aus Furcht vor W. in die Wälder floh und dort von einem Sohne entbunden ward, zurückführen und erbaute Albalonga, wo nach seinem Tode der Sohn der Lavinia, (Aeneas) Silvius, König ward, während W. eigener Sohn, Julius, der angebliche Ahnherr des Geschlechtes der Julier, mit einem erblichen Priestertume abgefunden wurde. Nach andern ward W. selbst der Name Julius beilegt.

Wacariden oder Spulwürmer gehören zu denjenigen Klasse der Würmer, welche ihres wal- fenförmigen Körpers wegen Hundwürmer genannt worden sind. Die Familie der Spulwürmer unterscheidet sich von andern Eingeweidewürmern

ähnlicher Gestalt durch die Ausbildung von drei Lippen am Munde. Der Körper dieser Würmer ist drehrund, die Haut fest, elastisch, die Eingeweide darin wie in einer Röhre aufgehängt. Die Geschlechter sind stets getrennt, die Männchen meist kleiner als die Weibchen. Die Menge von Individuen, und vielfach Nahrung in Jungen in den Eiern. Die Spulwürmer

finden sich im Darm des Menschen, hin und wieder aber auch im Pferde, Hund und Schweine vorkommt, äußerlich einem Regenwurme gleicht, spannenlang wird und die Wurmkrantheit der Kinder veranlaßt. Die von den Spulwürmern verursachten Zustände sind selten so heftig, wie die vom Bandwurme hervorgebrachten, auch gehen diese Parasiten entspedet von selbst ab, oder sind wenigstens durch eine angemessene ärztliche Behandlung sehr leicht zu entfernen. Man bedient sich zu ihrer Vertreibung namentlich des Zuckermarmeladen und des Santonins. Eine zweite Art aus derselben Familie ist der Friesen (Schwanz) oder Spig. (Schwanz) (*Oxyuris vermicularis*), der höchstens 2 mm lang wird, einen kurzen Schwanz hat und zu Tausenden im After und Mastdarm der Kinder vorkommt, wo er ein höchst lästiges Jucken verursacht und able Gewohnheiten herbeiführen kann. Waschungen und Abreiben mit kaltem Wasser oder verdünntem Essig töten den Schmaroder sofort. Die die Würmer dieser Familie in den Menschen gelangen, ob direkt durch die mikroskopischen Eier oder durch Vermittel eines Zwischenwirtes, ist noch nicht festgestellt.

Ascendenten, s. unter Descendenten.

Ascension oder Himmelfahrtinsel, eine zum brit. Gouvernement der Goldküste gehörige isolierte Insel vulkanischen Ursprungs im Atlantischen Ocean, unter 7° 58' nördl. Br. und 3° 10' östl. L. (von Ferro), ungefähr 1500 km nordwestlich von St. Helena und 1500 km südwestlich vom nächsten Punkte des afrik. Kontinents, dem Kap Palmas, gelegen, ist 88 qkm groß und erhielt ihren Namen, weil sie von dem im Dienste Portugals stehenden Spanier Juan de Nova 1501 am Himmelfahrtstage entdeckt wurde. Die Insel, welche mit ihrem nackten Felsrücken und ihren von Lava, Sand und vulkanischer Asche bedeckten Ebenen im Green Mountain bis zu 861 m über das Meer emporgehoben ist, hat zwar ein sehr gesundes und gemäßigtes Klima, aber nur spärliches Wasser. In 600 m Höhe ist ein Sanatorium für die brit. Soldaten an der Guineaküste erbaut, von wo ein Wasserlauf zur Küstenebene geht. Außer Zerkultern und einigen Ortschaften, welche zahlreichen Ziegenherden zur Weide dienen, ist die Insel

men entblößt. Von Säugetieren Ziegen, Ratten und Katzen an Seeschildkröten, riesigen Schildkröten, kommen vor, und ist überflutet. Es wurde 1815 besetzt und als Wachposten der Besetzung Napoleons auf St. de Wohnungen und Verpflegung Garnison befinden sich auf der Insel, welche in neuester

Zeit als Schiffsstation und als Proviant-établissement für die Ostindienfahrer wie für die mit der Unterdrückung des Sklavenhandels beschäftigten Schiffe mehr Bedeutung erhalten hat.

Ascension (astron.), s. Aufsteigung.

Mäse (Mäse) und **Mäeten** stammt vom griech. *μαρμα*, das die Einübung einer Sache bezeichnet und besonders von der Lebensart und den Übungen der Wettkämpfer oder Athleten gebraucht wurde, welche nicht nur ihren Körper abhärten, sondern sich auch harter Getränke und aller erschöpfenden Genüsse enthalten mußten. In den Schulen der Philosophen, besonders der Stoiker, hieß Mäse die Einübung dessen, was zur Beherrschung der Begierden und Leidenschaften gehört. In belierter Sinne ging das Wort aber in den Sprachgebrauch der ersten Christen, wozu schon die paulinischen Briefe Malak gaben, indem sie die Christen mit Wettkämpfern verglichen, welche mit Satan, der Welt und ihrem eigenen Fleische zu kämpfen haben. Die Ursprünge der christl. Mäse liegen in der dualistischen Weltanschauung des Judentums, welches Gott und Materie, Geistiges und Sinnliches als unverträgliche Gegensätze betrachtete und daher die möglichste Abstinenz des Leibes für das höchste Mittel hielt, den Geist von den Banden der Materie zu befreien. Die eigentliche Heimat der Mäse ist der alte Orient, und ihre abenteuerlichsten Formen finden sich außerhalb des Christentums, bei Indern, Persern, Babyloniern und Syrern. Die entsetzlichen Selbstaufopferungen und Selbstverstümmelungen gehen namentlich in den ind. und pers. Kasten Band in Hand mit bacchantischem Lärm und kühner Sonnenlust. Tagegen sind die Ungeheuerlichkeiten des ind. Vahertums aus jener Weltverachtung hervorgegangen, welche in der ganzen Sonnenwelt nur eine Welt des Schreies sah und im Buddhismus schließlich die Auflösung alles individuellen Daseins in das Nirwana, d. h. in das Nichts, als die einzig wahre Erlösung von allem Elende des Lebens betrachtete. Mildere Formen nahm die Mäse bei den Persern und Ägyptern an. Bei den letztern beschränkt sie sich auf strenge Keuschheit und Enthaltung von gewissen, als verunreinigend betrachteten Genüssen (z. B. von Schweinefleisch) und auf stete Vergewärtigung des bevorstehenden Todes.

Die ind. Reinigungsvorrichtungen und Speiseverbote, die die Beschreibung, die gesetzlichen Fassen u. a. m. sind wahrscheinlich von den Ägyptern herübergenommen, werden aber bei den alten Hebräern dem religiösen Gebrauche dienlich gemacht, daß Israel als das Eigentumsvolk Gottes sich von allem Unreinen, welches das Bundesverhältnis mit Gott töten kann, fernhalten muß. Besonders strenge Enthaltensregeln von allem, was für verunreinigend galt, war namentlich den Bräutigamen und Bräutern für die Zeit, in der sie Tempeldienst hatten, auferlegt. Daneben erschienen freiwillige Gelübde, sich gewisser gesetzlich erlaubter Genüsse zu enthalten, als Zeichen besonderer Frommigkeit (z. B. bei den Nachbarn und Nachkommen), und ebenso galt Abstinenz Fassen und Enthaltung von betäubenden Getränken bei Propheten und Gottesknechten als notwendige Vorbereitung zum Empfang besonderer göttlicher Offenbarungen. Aber erst im spätern Judentum machten unter fremden Einflüssen teilweise auch dualistische

Anschauungen von der Unreinheit der Materie sich geltend, so namentlich bei den ägypt. Therapeuten (s. d.) und wie es scheint auch bei den Essäern Palästinas. Um die Zeit von Christi Geburt finden sich ähnliche Anschauungen auch in der griech. Welt, besonders da, wo Griechen und Orientalen in näherer Berührung traten verbreitet. Der Neuplatonismus und der spätere Neuplatonismus sind die bedeutendsten Erscheinungen dieser auf den scharfen Gegensatz von Geist und Materie gegründeten Ethik, deren Forderungen namentlich die Enthaltung von Fleischgenuss und vom geschlechtlichen Umgange, als Hauptbedingung der Vereinigung mit Gott, sind.

Das Christentum hat diese Lebensanschauung als eine weitverbreitete Zeitrichtung bereits vorgefunden. In dem Evangelium Jesu findet sich allerdings davon nichts. Aber die Erwartung des baldigen Anbruchs der messianischen Zeit lenkte von Anfang an den Blick der Gläubigen von der Gegenwart auf die Zukunft hinweg, und die Vorstellung von der gegenwärtigen Weltperiode, als einer vom Satan beherrschten, führte notwendig zu jener Weltflucht, welche zumal inmitten einer ungläubigen Welt und unter dem harten Druck der Verfolgungszeiten, die Signatur der ältesten Christengemeinde geworden ist. Auch der aus dem Judentume herübergenommene Gegensatz von Fleisch und Geist oder der irdisch-materiellen, der Vergänglichkeit geweihten Leibesubstanz und dem überirdischen und überhimmlischen, allein eine unvergängliche Dauer verbürgenden Lebensprinzip, das den Gläubigen vom oben her mitgeteilt sei, mußte einer dualistischen Äscese die Wege bereiten, die denn auch bald, besonders unter ephäischen und heidnisch-orient. Einflüssen, in der ältesten Kirche Eingang fand. Dennoch hat diese dualistische Lebensanschauung nur die von der Kirche frühzeitig abgetrennten Kreise der Gnostiker (s. d.) und auch diese nur teilweise, beherrscht, während schon das lat. Christentum des 2. Jahrh. durch die Unterschätzung einer höhern und einer niedern Sittlichkeit mit der Welt ein Abkommen traf und die äscetische Zeitrichtung in eine geordnete Bahn lenkte. Die Ehen vor dem heidnischen Staate und der heidnischen Gesellschaft, die Fernhaltung von Staats- und Kriegsdiensten, von öffentlichen Lustbarkeiten, Kampfspielen und Schauspielen, welche den Christen der drei ersten Jahrhunderte gemein ist, erklärt sich zur Gänze aus der allgemeinen Lage der Christengemeinden inmitten einer heidnischen Welt, in welcher die Besetzung mit Sögen grenzend ohne Weltflucht fast unvermeidlich war, hat aber ihren Grund keineswegs in einer eigentl. äscetischen Weltanschauung. Wirkliche Äscetiz tritt dagegen in der namentlich bei den Montanisten (s. d.) gesteigerten Fastenstrenge und in noch höhern Grade in der früh verbreiteten Ansicht von der besondern Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens hervor. Dennoch galt namentlich die ewige Jungfräulichkeit als eine freiwillige Enthaltensamkeit besonders Begnadigter, keineswegs als Vorschrift für alle. Während die zweite Ehe in montanistischen Kreisen überhaupt von der herrschenden Meinung wenigstens den Geistlichen untersagt wurde, blieb in der lat. Kirche die einmalige Ehe den Priestern jahrhundertlang allgemein gestattet, und das später im Abendlande eingeführte Eölibat (s. d.) erwuchs erst aus einer allmählich gesteigerten hierar-

chischen Vorstellung von der höhern Heiligkeit des geistlichen Standes. Dagegen gehen die Anfänge des Anachoretentums und Mönchswesens schon bis ins Ende des 3. Jahrh. zurück, und die seit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion zunehmende Verweltlichung der Kirche trieb bald Unzählige in die Wälder oder hinter Klostermauern, um hier ein äscetisches Leben zu führen. Die Kirche kam einer weitverbreiteten Zeitrichtung entgegen, indem sie unbeschadet ihrer immer glänzender sich entwickelnden Machtposition in der Welt, die klösterliche Weltflucht zu einer geordneten, in feste Schranken eingeschlossenen Institution erhob und mit dem Ruhme höherer Heiligkeit auszeichnete. Die Folge war früh schon eine Veräußerlichung der mönchischen Äscese, gegen deren vermeintliche Verdienstlichkeit einzelne erleuchtete Geister, wie Vigilantius und Jovinianus, vergeblich ankämpften. Im Mittelalter wiederholte sich innerhalb der abendländ. Christenheit noch einmal der scharfe Gegensatz selbstqualerischer Äscese und roher, ungebündelter Sinnlichkeit. Das Klosterleben erreichte damals den Höhepunkt seiner Entwicklung; gleichzeitig kamen als Übungen kirchlicher Zucht allerlei Kasteiungen des Leibes auch in bürgerlichen Kreisen auf und wurden von der Kirche als ein Mittel, ihre Herrschaft zu befestigen, eifrig empfohlen. Je mehr aber die Meinung überhandnahm, daß solch äußere Äscese als solche Gott wohlgefällig sei, desto stärker zeigte sich einer derartigen Veräußerlichung der Sittlichkeit gegenüber die Opposition, bald im Namen einer wirklichen, aber ernst gemeinten äscetischen Lebensansicht, wie schon seit dem 11. Jahrh. bei den Katharern, Waldensern u. a., bald im Namen einer innerlichen und geläuterten Frömmigkeit, wie bei den Vorläufern der Reformation, bald endlich im Namen einer aufklärten Weltbildung, wie bei den ital. und deutschen Humanisten seit dem 14. und 15. Jahrh. Der Protestantismus hat die höhere Verdienstlichkeit all dieser äscetischen Übungen bestritten. Zudem er in ihnen eine Verdunkelung, ja Verleugnung des Grundartikels im Evangelium, der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein aus der Gnade durch den Glauben erblickte, machte er dem Mönchtume und allen äußern kirchlich gebotenen Werken innerhalb seines Reichs mit Einem Schlage ein Ende. Dennoch sind auch den prot. Kirchengemeinschaften äscetische Anschauungen nicht völlig fremd geblieben. Im Gegensatz zu der luth. Orthodoxie, welche das Hauptgewicht auf die »reine Lehre« legte, forderte namentlich der Pietismus wieder »ein heiliges Leben« und verstand diese Heiligkeit im Sinne wieder einer weltflüchtigen Moral, welche auf gewisse äußere Merkmale der Wiedergeburt und auf allerlei äußere Entsagungen, wie von Tanz, Spiel, Schauspielsbesuch und jeder Art Luxus, ein entscheidendes Gewicht legte. Eine ähnliche Richtung zeigen die Methodisten (s. d.) und andere engl. und amerik. Sekten, zum Teil bis zur Karitatur, wie die amerik. Schakers. (S. Baptisten.) Vgl. Hödler, »Kritische Geschichte der Äscese« (Frankf. 1863).

Asch, Stadt im Bezirke A. des Königreichs Böhmen, unweit der sächs. und bayr. Grenzen, am Fuße des Hainbergs, an der Eisenbahn von Hof nach Gaer, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und einer evang. Superintendentur sowie eines Hauptzollamts, zählt (1880)

13300 Q. (darunter 9004 Protestanten) und hat eine große evang. Kirche, in welche auch 14 Dörfer, darunter 6 bayrische, eingepfarrt sind, eine neue luth. Kirche, zwei Bürger- und eine Web- und Werkschule. Der Ort mit seiner Umgebung ist Sitz einer bedeutenden Industrie, die halbleidene, halb- und ganz wollene Kleiderstoffe (auf 6—7000 Webstühlen mit 11000 Arbeitern) und Strumpfwaren sowie andere baumwollene und wollene Wirkwaren (2300 Arbeiter) liefert. Daneben bestehen mehrere mechan. Webereien, Färbereien und Bleichereien — Die Bezirkshauptmannschaft II (154 qkm, 1880 mit 92230 Q., wovon 23220 Protestanten) umfaßt die nordwestlichste Gde Böhmens und bildete früher die Herrschaft II., die, ursprünglich reichsunmittelbares Gebiet, von ihrem Besitzer Albert von Regensburg 1331 der Krone Böhmen zu Lehn aufgetragen ward, wofür König Johann der Luxemburger die Stadt für immer von Steuern befreite. Die wirkliche Eingliederung des Gebiets erfolgte nach mehrjährigen Streitigkeiten erst 1770 und 1771. Die Reformation fand in II. zu derselben Zeit Eingang wie in Sachsen, und es galt dort auch sächs. Kirchenrecht, bis im März 1775 ein eigenes evang. Konsistorium für das Gebiet begründet ward, das bisher unter dem Konsistorium zu Dresden gestanden hatte.

Missionsburg, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, liegt in reizender und gesunder Gegend rechts am Main, in welchen nördlich der Stadt die Aisch einmündet, sowie an der Bayerischen Staatsbahn (Linien Nürnberg-II. und II.-Kronach) und der Hessischen Ludwigsbahn (Linien Darmstadt-II. und Frankfurt-II.). Die Stadt ist Sitz eines Landgerichts, eines Amtsgerichts und mehrerer Verwaltungsbehörden und zählt (1880) 12175 Q. Unter den öffentlichen Gebäuden ist vor allem das Schloß Johannisburg zu erwähnen, welches 1605—14 vom Kurfürsten Johann Schweißard von Mainz aus roten Sandsteinquadern aufgeführt wurde, ein Viereck (jede Seite 96 m lang) mit vier 38 m hohen Thürmen bildet und jahrhundertlang die Sommerresidenz der Kurfürsten von Mainz war. Es enthält eine Bibliothek mit Inkunabeln und einigen wegen ihrer trefflichen Miniaturen wertvollen Evangelienbüchern, eine Kupferstichsammlung von 20000 Blättern und 382 Gemälde, darunter mehrere gute altdeutsche und niederländische. Die Stiftskirche, 1280 begründet, ist im roman. Stil erbaut, doch mit späteren An- und Umbauten, und umschließt mehrere interessante Denkmäler (die heil. Margareta, Albrecht von Brandenburg als Kurfürst von Mainz, Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Orthal). Außer der Militärkaserne und dem städtischen Krankenhaus ist noch das Pompejanische Haus (Pompejanum) zu erwähnen, welches König Ludwig I. von Bayern 1842—49 dem Hause des Rastor und Pollax zu Pompeji treu nachbilden und mit in antikem Geschmack gearbeiteten Gerätschaften versehen ließ. Auf dem Kirchhofe vor dem Fernbacher Thore befindet sich das Grab von Clemens Brentano (gest. 1842), sowie das von Heine, dem Dichter des „Ardinghelli“. Über den Main führt eine 1430 erbaute, 250 m lange steinerne Brücke. Außer der Fortbildungsinstitut für ganz Bayern befinden sich zu II. ein Gymnasium, eine Lateinische Schule, eine Realschule, ein Kapuzinerkloster, ein Knabenseminar, ein Englisches Fräuleinstit mit Erziehungsanstalt, sowie eine kgl. höhere weibliche Bildungsanstalt mit

Lehrerinnenseminar u. s. w., wozu noch viele Wohlthätigkeitsanstalten und milde Stiftungen kommen. Die Haupterwerbsquellen der Bewohner sind neben der Landwirtschaft die gewöhnlichen städtischen Gewerbe sowie Handel mit Holz und Bausteinen. Unter den Fabriken nehmen die für Buntpapier dem ersten Rang ein, ferner eine große Weißpapierfabrik, schöne Anlagen, wie das Schöndal, die Jasanerie, der Schön Busch (am linken Mainufer, mit königl. Lustschloß und Orangerie), umgeben die Stadt.

Geschichtliches II. (Aschburgum, Aschaburg) ist sehr alt, es bestand schon, als die Römer nach Deutschland kamen. Diese benutzten die günstige Lage eines Kastells. Später wurde es als Documentum der Landschaft ein Teil erregt. Otto I., Herzog von Bayern, gründete 974 zu II. ein viel zum Aufblühen der Stadt. Der Tod kam sie an das Erzstift bei demselben bis zur Auflösung. Auf dem hier 1447 abgehalten wurden die Konfessionen deutscher, welche später zu Wien abgetheilt wurden und deshalb Missionsburger oder Wiener Konfessionen heißen. Durch den Reichsdeputationshauptschluss von 1803 wurden alle geistlichen Staaten aufgehoben, nur der Kurfürst. Reichserzherzog Karl von Dalberg, behielt die Regierung in beschränktem Gebiete, wozu auch das II. gehörte. Als 1810 Dalberg zum Fürst von Frankfurt erhoben ward, bildete die Hauptstadt des gleichnamigen Departements. Als 1815 das Fürstentum II. an Österreich, wurde aber durch den Vertrag vom 24. Juni 1814 an Bayern abgetreten. Im Deutschen Kriege von 1866 kam es bei II. am 14. Juli zu einem Gefecht, in welchem eine österr. Division von den Preußen geschlagen wurde. Als die Mainarmee unter Vogel von Falckenstein nach den Ortschaften an der Frankischen Saale über den Speckart gegen II. vorging, entsandete Prinz Alexander von Hessen, Befehlshaber des 8. Bundeskorps, die Division Reipertz zur Verteidigung dieses wichtigen Mainübergangs. Die Division stellte sich vor der Stadt, den Fluß mit einer einzigen Brücke im Rücken, auf und wurde nach hartnäckigem Waldgefecht um die Jasanerie durch das Vordringen der Preußen längs des Eisenbahndammes auf II. zurückgeworfen, welches die Preußen hierauf erstickten.

Mchango, ein Regenvolk im westl. äquatorialen Afrika nördlich von Loango, 370 km von der Küste des Atlantischen Ozeans entfernt. Ihr Land bildet eine 375 m hohe Hochebene, auf der sich Höhen zu 580 und 760 m Höhe erheben, ist ganz mit Wald bedeckt, zeigt aber geringe animalische Pflanzung. Die Gewässer fließen östwärts einem Nebenflusse des Congo zu. Die II. unterscheiden sich nicht wesentlich von den westlich von ihnen wohnenden Tchogob, obwohl sie eine andere Sprache sprechen. Sie sind Jäger, halten Sklaven und verfallen in zahlreiche Unterstämme. Zwischen ihnen in den Wäldern wohnen die zu den Zwergvölkern des inneren Afrika gehörenden (Schmutzgelben, äußerst scheuen Opongo (Opongo); diese sind 1,2 m groß, wohnen in engen, niedrigen Laubbäumen und wechseln ihren Aufenthalt sehr häufig. Vgl. Du Chaillu, „A journey to Ashango-Land“ (Lond. 1867).

Ashanti (engl. Ashantee), richtiger **Akanti**, ein tieferes **Akanvöl** im **Guinea**, im **N.** der **Golddüste**. Nach **D.** hin reicht ihr gleichnamiges Gebiet über den **Sahel** bis an **Dahome**, an der **Küste** mit dem der **Senegal** bis nahe an **Wolff**, nach **W.** bis zum **Wini**, also bis zur **Sahelküste**; der Flächeninhalt wird zu 27500 qkm angegeben. In der Mitte durchfließt es vom **N.** nach **S.** der **Burum**-**Fluß** oder **Heilige Fluß**, in welchen von **W.** der **Ofin** mündet. Hinter dem sandigen flachen Küstenstrich, welchen eine gewaltige Brandung begleitet, erhebt sich eine etwa 10 m hohe, rote Stufe. Das Land ist meist bergig, aber ohne bedeutende Erhebungen; nur nördlicher als 8° nördl. Br. sieht von **W.** nach **O.** die **Kong**, d. h. Gebirge, genannte höhere Kette. Das Klima ist sehr ungesund, besonders für Europäer schädlich. Das Innere des Landes ist bis zu 7½° nördl. Br. dicht bewaldet, aber vergleichsweise gesund. Der Boden ist größtenteils thonig und reich an schwarzer Erde, bei der Fülle von Wasser daher überaus fruchtbar. In der Nähe des Küstenstrichs wachsen der gigantische **Baobab**, die **Mangrove** (*Rhizophora Mangle*), der ameril. **Kaktus**, **Palmen** und eine Unzahl dornigen Gebüsches. Ungefähr 20—25 km von der Küste, bei dem ersten 300—600 m hohen Höhenzuge, verschwindet der **Baobab**, und neben der **Olpalme** und der **Weinpflanze** erscheint eine andere fremde Vegetation. In etwa 8° nördl. Br. wird das Land offener; dort wächst das **Jodendorn** wild; man baut **Jams**, **Durra**, **Weiz**, **Hirse**, **Weiz**, **Tabak** in äußerster Fülle und gewinnt zahllose tropische Früchte. Ebenso groß ist der Reichtum an Pflanzen, welche **Gummi** und **Krausen**, **Farbe** und **Zurusholz** liefern, und die **Blumenpflanze** (**Luberosen**, **Lilien**, **Amaranten**, **Balsampflanzen**) versehen ganzen Landstrichen den Charakter von Gärten. Auch die Fauna ist ausreichte vertreten: **Elefanten**, **Kashörner**, **Giraffen**, **Häsel**, **Antilopen**, **Äfften**, **Zibellagen**, **Stachel**, **schweine** sowie **Löwen**, **Tiger**, **Leoparden**, **Schakals**, **Ober**, **hippopotamus** und **Alligatoren**; eigenständig scheinen eine **Riesennatter** und der aasfressende **Kraupe**. **Pferde** sind selten. **Schlangen** aller Art, auch die **Boa**, **Skorpionen** und **Tausendfüße**, die mannigfaltigen **Gibbchen**, zahllose verschiedene **Vögel** mit prächtigem Gefieder, sowie **Bienen** und **Lermiten** sind zu erwähnen. **Meer** und **Flüsse** sind reich an **Fischen**.

Die Zahl der **Bewohner** wird auf 1 Mill. geschätzt. Die eigentlichen **A.** sind ein gut gebautes, kräftiges Volk, an welchem die körperlichen Eigentümlichkeiten der **Neger**rasse gemäßig auftreten. Die Kleidung der besseren Klassen ist ein großer Mantel aus **Seidenstoff**, im Kriege ein anliegendes Gewand, mit **Metallgeräten** und **Amuletten** in maurischer Sprache besetzt, weiten **Baumwollhosen** und roten **Lederhosen**. Der **König** und die **Prinzen** führen ein **Schwert** mit goldenem Griff. Die **Hauptlinge** tragen **goldene Brustplatten**, und jeder behängt sich mit möglichst vielen **Goldgeräten**. Die niederen Klassen schlagen nur ein **Zuch** um die **Lenden**. Durch den Handel wohlhabend gewordene **Skaven** oder **Kriege** bilden die niedere **Schicht**. Die **Bernehmen**, aus denen die **Häupter** der **Ortschaften**, von den **Vortugiesen** **Cabosirs** genannt, genommen werden, bilden den **Adel**, aus welchem der **König** seine **Beamten**, **Generale** und seinen **Hofstaat** nimmt. **Polsamie**, wenn auch nicht herrschend, ist gestattet. Die **Kunst** der **Schmiede** und **Goldarbeiter** ist sehr

groß; letztere fertigen **Ringe**, **Ketten**, **Kabeln** und **Lierbilder**. Die gewebten Stoffe sind vorzüglich: **Färber**, **Löpfer**, **Gerber** und **Zimmerleute** leisten nicht Unbedeutendes. Die **A.**, nach ihrer Aussage vom **Bolle** der **Opi** im **Land** **Jinta** stammend, sind **schlaue** und **erfahrene** **Handelsleute**. Der **Hauptausfuhrartikel** ist **Gold**, außerdem wird auch **Essen**, **Farbstoff** und **Holz** verhandelt und **Skaven**, soweit es möglich ist. **Eingeführt** werden **Schisch**, **Waffen** und **Pulver**, **Metalle**, **Spiritiosen**, **Tabak** und gewebte **Waren**; der Handel nach **Norden** in das **Innere** ist sehr bedeutend. Aus dem weiterbreiteten **Golddande** wird viel **Wassergold** gewonnen; **Körner** und **Klumpen** aber gehören stets dem **Könige**, der auch alles **Gold** der **Untertanen** erbt. Im **Kleinhandel** zählt man auch mit **Kaurimuscheln**. Die **Hauptstadt** des **Reichs** ist **Kumassi** mit 20000 **E.**, etwa 180 km von der **Küste** entfernt.

In dem 110 km breiten **Küstenlande** gibt es 31 verschiedene **Stämme** und 7 **Sprachen**. Von 4° 40' bis jenseit 6° nördl. Br. reicht die gegenwärtige brit. **Kolonie** **Golddüste** an, an deren **Küste** die engl. **Fortis** liegen; sie erstreckt sich durch 4½° Längengrade, von 14° 30' bis 18° 50' östl. L. (von **Ferro**), enthält 38850 qkm und zählt (1871) etwa 400000 **E.** (mit **Lagos** 89089 qkm und 460000 **E.**). Die **Fortis** an der 400 km langen **Golddüste** sind britisch; die **Dänen** traten 1850 die übrigen für 10000 **Pfd. St.** ab; 1867 trat **England** alle seine **Fortis** und **Anrechte** westlich vom **Schwachwasserflusse** an **Holland** gegen die **holländ. Fortis** und **Anrechte** östlich von demselben **Flusse** ab, und 1872 übertrug **Holland** wieder seine sämtlichen **Fortis** und **Anrechte** auf der **Golddüste** an **England**. Diese **Fortis** von **D.** nach **W.** sind folgende: **Quittab** oder **Keta**, ehemals **dänisch**; **Abba**, ebenso; **Ringo**, **Fort** **Tredensborg**, ebenso; **Brampram**, **Fort** **Bernon**; **Lassy**, **Fort** **Augustenborg**, ehemals **dänisch**; **Altra-Christiansborg**, ehemals **dänisch**; **Credecocour** bis 1867 **holländisch**; **Fort** **James**, **Winneba**; **Apam**, bis 1867 **holländisch**; **Cormantin** und **Mori**, **Fort** **Nassau**, bis 1867 **holländisch**; **Animaboe**, **Cape**, **Coast**, **Castle**; **St. George d'Alina**, früher **Residenz** des **holländ. Gouverneurs**, bis 1872 **holländisch**; **Commenda**, 1867—72 **holländisch**; **Chama**, bis 1872 **holländisch**; **Secundi** und **Fort Orange** (ein brit. und ein **holländ. Dorf**), **Lacoraby**, **Boutry**, ebenso; **Dixcove**, 1867—72 **holländisch**; **Ughowa**, **Fort** **Dorothea**, bis 1872 **holländisch**; **Aquidab**, ebenso; **Fort** **Brandenburg**; **Krim**, **Fort** **St. Anthony**, ebenso; **Apollonia**, 1867—72 **holländisch**; **Affini**, **Fort** **Nemours**, **Groß** und **Klein-Bassam**, bis 1872 **französisch**. Weder **Dänen** noch **Engländer** beanspruchten **Territorium** außerhalb der **Fortis**; nur bei **Krim** besaßen die **Holländer** einen **ansehnlichen**, vom **Antobra** durchflossenen **Landstrich** von der **Große** **Samprahires**, umgeben von den **Reichen** **Apollonia**, **Denlera** und **Westwas**, deren **Herrscher** brit. **Schutz** beanspruchten und bis 1867 auch genossen. Auf einen **Landstrich** bei **Altra** hatten die **Holländer** 1867 **resigniert**. Seit 1872 ist sonach die brit. **Kolonie** das Gebiet zwischen dem **Volta** bis in 6° 20' nördl. Br. im **O.**, der **Land** bis etwa 6° 10' nördl. Br. im **W.**, und dem **Ashantireich** im **N.** Mit dieser **Nordgrenze** fällt zusammen die **Nordgrenze** der ehemaligen **Reiche** **Denlera**, **Affin**, **Alim** und **Aluamu**. Der **Brach** halbiert dieses Gebiet. Östlich vom **Brach** gehören zur **Kolonie**: der 24. Nov. 1871 von 31 **Hauptlingen** unterzeichnete **Janti-Bund**, der durch die

Westafrikanischen Missionare civilisirteste Teil der Kolonie, die Reiche Akwapim mit der Hauptstadt Akropong, dem Hauptquartier der Baseler Mission und der Gesundheitsstation der Goldküste; dann östlich Abangme am Voltaflusse, Anglo, nördlich Krepe, Akwamu, Akim und Assin.

Geschichtliches. Um 1700 war Be kwa, 100 km südlich von Kumassi, der Hauptort von A. Der damalige Herrscher Osai Tutu, mit etwa 60 000 Kriegern, machte sich die andern Staaten tributär; nur Dentera blieb unabhängig und wurde freundschaftlich behandelt, bis infolge einer Beleidigung ein zweijähriger Krieg entstand. Die Holländer und Akim unterstützten 1720 Dentera, das aber nach einem Verluste von 180 000 Mann besiegt ward. Die folgenden Herrscher vergrößerten und verstärkten das Reich, aber 1752 siegte der angegriffene König von Dahome mit seinen Amazonen über A. Mit dem 1799 zur Regierung kommenden Osai Tutu Ouamina beginnen die Beziehungen zu Großbritannien; ihm folgte 1824 sein Bruder Osai Odoto, diesem 1838 Osai Quaco Duah und diesem 1868 Koffi Kallalli, der Enkel von Osai Tutu Ouamina. Die Europäer haben sich schon früh an der Goldküste festgesetzt. Der Portugiese Diego d'Albuquerque landete 1481 mit 700 Mann bei El-Mina und baute dort das Fort St. Georg unter dem Widerstande der Eingeborenen. Die Holländer setzten sich in Muri und andernwärts fest und vertrieben 1637 die Portugiesen aus El-Mina. Engl. Abenteurer siedelten sich ebenfalls an; aber ihre Forts, außer Cape-Coast-Castle, wurden ihnen 1667 von den Holländern genommen. Darauf bildete sich 1672 die königlich Afrikanische Kompagnie von England und baute oder verstärkte Dycove, Secundi, Commennda, Animaboe, Winneba, Akra und Cape-Coast-Castle, ganz nahe bei den holländ. Forts und den seitdem errichteten dänischen. Die Streitigkeiten dauerten fort; 1752 bildete sich die neue Afrikanische Kompagnie von Kaufleuten; 1782 nahmen die Briten alle holländ. Forts, außer El-Mina, gaben dieselben aber 1785 zurück. Währenddessen erstarkten die Fanti und nahmen das Land des Herrschers von Fetu, auf dessen Grunde Cape-Coast-Castle stand; so wurden sie Nachbarn und Verbündete der Briten; die Holländer dagegen, Nebenbuhler und Feinde der Briten, wurden Verbündete der A. Briten und Holländer, auch die Dänen, bezahlten den Herrschern einen Grundzins, die Holländer für El-Mina an Dentera, und als A. dies besiegte, an A. Von den wiederholt besiegten Fanti hatte der Aschantiherrscher die Zinsverpflichtung der Engländer in Händen und verlangte Grundzins, wie er ihn von El-Mina empfängt. Im Sept. 1817 einigte man sich; die Fantis blieben den A. tributär, standen aber unter brit. Schutze, und die Afrikanische Kompagnie sendete Gesandte an den König von A., welche unter andern auch Bombich begleitete. Darauf wurde 1821 die Afrikanische Kompagnie durch Parlamentsbeschluß aufgehoben und die Goldküste eine Dependenz von Sierra Leone unter dem Gouverneur Charles MacCarthy; dieser unterstützte die Fanti und wünschte sie von dem Aschantijoch zu befreien. Aber er unterschätzte die Macht der A., wurde von den Negertuppen im Stiche gelassen und fiel 21. Jan. 1824 bei Assama. Sein Nachfolger, Oberst Bourdon, schlug 26. Aug. 1826 die Aschantiarmee gänzlich bei Dabowah, doch kam es nicht zum Frieden. Erst 1831 schloß Gou-

verneur Maclean einen Vertrag mit den A., wonach 12 der kleinen Reiche als unabhängige betrachtet und unter brit. Schutz gestellt wurden, ebenso wie Dentera. Danach währte der Frieden lange Jahre. Erst 1867 erfolgte der Austausch brit. und holländ. Forts; fast 200 000 Menschen, bisher britisch, sollten ungefragt holländisch werden, was sie verweigerten, wie z. B. die Einwohner von Commennda; dafür bombardierten es die Holländer 1869.

Unter dessen hatte 1868 Koffi Kallalli als König von A. den Thron bestiegen. Die Engländer hatten aus Sparsamkeitsrücksichten die Garnison auf der Goldküste vermindert, so daß 1873 zur Verteidigung ihres Gebietes nur 160 Soldaten vorhanden waren. Die holländisch gesinnten Eingeborenen von El-Mina u. s. w. verlangten von den A. Hilfe, weil sie von den Briten nichts wissen wollten, und der König von A. hielt den Augenblick für gekommen, die Macht seines Reichs wiederherzustellen. Im Febr. 1873 überschritten drei Aschantiarmeen den Brach und der El-Mina-König schloß sich den A. an. Im Juni 1873 riefen die A. die Fantiarmee auf und griffen Commennda an. Gegen 12 000 Feinde hatten die Briten nur eine kleine Macht aufzustellen. England sendete 2. Okt. 1873 als Generalgouverneur Sir Garnet Wolseley, welcher mit 117 brit. Offizieren und 550 Soldaten eine Armee von Eingeborenen organisieren sollte. Dies mißlang gänzlich, und der Krieg mußte mit nur wenigen Truppen geführt werden, die selbst, als im Dezember Verstärkungen ankamen, nur bis zu einigen Regimentern stieg. Das kleine Heer beschränkte sich zunächst auf die Verteidigung von Cape-Coast-Castle und El-Mina, dann, sobald durch den Urwald unter unsäglichem Schwie rigkeiten in nördl. Richtung bis zum Brach vor, lieferte glückliche Gefechte bei Essaman, Abakraampa, Amoafu, Be kwa, Orbaflu, und 4. Febr. 1874 zogen die Briten in Kumassi ein, das der König und die meisten Bewohner verlassen hatten. Die Stadt wurde niedergebrannt, worauf das brit. Heer, dessen Vorräte gänzlich erschöpft waren, 6. Febr. den Rückzug nach Agimamu antreten mußte. Doch sandte der Aschantikönig dem Heere 9. Febr. einen Boten nach und erbot sich, beunruhigt durch das Vordringen eines aus Negertuppen unter Kapitän Glom bestehenden Heeres, welches den Brach weiter oberhalb überschritten hatte, zur Zahlung von 5000 Unzen Gold und zum Verzicht auf die Lehnspflicht der Könige von Dentera, Assin, Akim und andern Bundesgenossen der Engländer, sowie auf alle Ansprüche der Oberhoheit über El-Mina und andere Stämme, die früher mit der niederländ. Regierung in Verbindung standen. Er verpflichtete sich fern zur Herstellung einer 4 m breiten Straße von Kumassi bis zum Brach, zur Einstellung der Menschenopfer und zum Schutze des Handels, zahlte auch bereits 13. Febr. 1000 Unzen Gold zu Fomana den brit. Oberbefehlshaber. Die seit 1869 gefang gehaltenen Missionare waren schon im Januar freigelassen worden. Die bisher den A. anhängenden Stämme der Eingeborenen wendeten sich dann sämtlich den Briten zu. Bereits 1875 hoben Briten das Protektorat auf, verpflichteten die eingeborenen Herrscher zum Gehorsam und schloß das ganze Gebiet, einschließlich Lagos, zur Goldküste. Im Febr. 1881 entstanden abermals kriegerische Verwickelungen zwischen den A. und brit. Kolonie.

Litteratur. **Bombich**, *Mission from Cape Coast Castle to Ashantee* (Lond. 1819; deutsch, *Beim. 1820*); **Dupuis**, *Journal of a residence in Ashantee* (Lond. 1824); **Benham**, *Account of Ashantee and the Gold Coast* (Lond. 1843); **Eruid. Hunt**, *Eighteen years on the Gold Coast of Africa* (Lond. 1853; deutsch, *Epp. 1855*); **Horton**, *Physical and medical climate and meteorology of the West Coast of Africa* (Lond. 1867); **W. Reube**, *African sketchbook* (Lond. 1873); **Hay**, *Ashantee and the Gold Coast* (Lond. 1874; deutsch, *Berl. 1874*); **Reube**, *The story of the Ashantee Campaign* (Lond. 1874); **Henry**, *The march to Coomassie* (Lond. 1874); **Boyle**, *Through Fantoland to Coomassie* (Lond. 1874); **Stanley**, *Coomassie and Magdala* (Lond. 1874); **Bradenbury**, *The Ashantee War* (2 Bde., Lond. 1874); **Rogers**, *Campaigning in Western Africa and the Ashantee invasion* (Lond. 1874); *Die A. und der Ashantienkrieg* in *Unsere Zeit* (Epp. 1874).

Wijsbach (Jof.), deutscher Historiker, geb. 29. April 1801 zu Hörsing, studierte seit 1819 zu Heidelberg Geschichte, wurde 1823 zu Frankfurt a. M. Lehrer der alten Sprachen und der Geschichte, 1842 Professor der Geschichte an der Universität Bonn und 1853 Professor der allgemeinen Geschichte an der Hochschule zu Wien. Von seinen Werken sind zu nennen: *Geschichte der Westgoten* (Frankf. 1827), *Geschichte der Omajjiden in Spanien* (2 Bde., Frankf. 1829—30), *Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Almoraviden und Almohaden* (2 Bde., Frankf. 1833—37), *Geschichte der römischen und byzantinischen Kaiser* (in *Schloßers und Bercht's Archiv für Geschichte und Litteratur*, Bd. 6), *Geschichte Kaiser Sigismunds* (4 Bde., Hamb. 1838—45) und *Altchristliche Geschichte der Grafen von Wertheim* (2 Bde., Frankf. 1842). Für das von ihm herausgegebene *Allgemeine Kirchenlexikon* (4 Bde., Frankf. u. Mainz 1846—50) hat er den größten Teil der kirchenhistor. Artikel verfaßt. In Wien hat sich A. vorzugsweise Studien über die röm. Geschichte, namentlich der Kaiserzeit, sowie der darauf bezüglichen Denkmalen gewidmet und die Ergebnisse dieser Forschungen meist in den *Sitzungsberichten und Denkschriften* der wiener Akademie der Wissenschaften, der er seit 1855 angehört, niedergelegt. Von diesen Arbeiten sind hervorzuheben: *Die röm. Regionen prima und secunda adjutrix* (1856), *Die Konsulate der röm. Kaiser Augustus und Liberius* (1861), *Die Konsulate der röm. Kaiser von Caligula bis Hadrian* (1861), *Die röm. Kaiserinschriften* (1857), *Über Trajans kleinere Donaubrüden* (1858) sowie *Über die röm. Militärfunktionen in Ufer-Romum* (1860), *Die Kaiserin Livia, Gemahlin des Kaisers Augustus* (1863), *Die Kaiserin und die röm. Dichterin Propertius* (1870), *Die lat. Inschriften mit dem Namen röm. Schiffe von den beiden prätorischen Flotten zu Misenum und Ravenna* (Wien 1875). Bei Gelegenheit der 500jährigen Jubiläumfeier der wiener Hochschule 1865 verfaßte A. als Festschrift eine *Geschichte der wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens von 1365—1465* (Wien 1865). Ein zweiter Band der *Geschichte der wiener Universität*, auch unter dem Titel *Die wiener Universität und ihre Humanisten im Zeitalter Kaiser Maximilians I.* erschien 1877. Außerdem sind zu erwähnen die Abhandlungen *Roswitha und Konrad Celtes* (Wien 1867; 2. Aufl. 1868) und *Die frühern Wanderjahre des Konrad*

Celtes und die Anfänge der von ihm errichteten gelehrten Societäten (Wien 1868). In der ersten Schrift wurde die Behauptung aufgestellt, daß die der Nonne Roswitha zugeschriebenen Werke fälschlich ihr beigelegt werden und sie in Wahrheit als dichterische Produktionen ihres ersten Herausgebers R. Celtes und einiger seiner humanistischen Freunde anzusehen seien.

Wijsche nennt man die von einem durch Verbrennung zerstörten organischen Körper übrigbleibenden anorganischen unverbrennlichen Bestandteile. Daher ist es nicht richtig, wenn man bei eigentlichen Mineralien von A. spricht. So ist z. B. Kieselsäure keine A., sondern ein Oxyd des Silicium, da das Metall durch die Hitze nicht zerstört, sondern durch Hinzutritt des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft in einen zusammengesetzten Körper, in ein Oxyd, verwandelt worden ist, das nur zufällig das Aussehen von A. hat. Ebenso ist auch die sog. vulkanische A. nur ein feineres bimssteinartiges Produkt eines Schmelzungsprozesses, gleichsam ein fest gewordener Schaum der heißflüssigen Lava. Die A. der durch Verbrennung zerstörten organischen Körper, wohin auch die Braunkohle und Steinkohle gehören, besteht aus den anorganischen Salzen derselben. Die Pflanzen nehmen während ihres Wachstums verschiedene mineralische Substanzen auf, welche Bestandteile des Erdbodens waren und von der Zersetzung der die Erdoberfläche bildenden Mineralkörper, Granit, Porphyr, Basalt, Apatit und Phosphorit u. s. w. oder von Düngebestandteilen herrühren. Wenn nun die Pflanzen verbrannt werden, so bleiben diese unorganischen Bestandteile zurück und bilden die A., welche aus löslichen und unlöslichen Verbindungen besteht. Die Elemente derselben sind Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, Eisen, Phosphor, Schwefel, Silicium und Chlor. Man darf aber nicht glauben, daß die durch die Gruppierung dieser Elemente entstehenden Salze, die Silicate, Phosphate, Carbonate und Sulfate, schon in dieser Form vor der Verbrennung in der Pflanze vorhanden waren; die Basen der in der A. nachweisbaren löslichen Salze waren in der lebenden Pflanze hauptsächlich an Pflanzen Säuren, wie Apfelsäure, Weinsäure, Oxalsäure und andere, gebunden, welche bei der Verbrennung zerstört und in Kohlensäure verwandelt wurden. Dann wird auch durch die Hitze ein Teil der Kohlensäure aus einigen Salzen, wie dem Kalisalz, ausgetrieben, denn die Kohlensäure in der A. reicht nicht hin, um die Basen vollkommen zu sättigen. Ebenso wenig entspricht der Gehalt der A. an schwefelsauren Salzen den in der lebenden Pflanze enthaltenen Mengen, da im Verbrennungsprozeß Schwefelsäure aus dem im Pflanzeneiweiß enthaltenen Schwefel gebildet wird. Landpflanzen enthalten in ihrer A. mehr lösliches Kali, Meerespflanzen dagegen mehr lösliches Natron. Durch Auslaugen läßt sich aus erstem Pottasche (s. d.), aus letztem Soda (s. d.) absondern. In der A. aller Sackpflanzen, namentlich aber in der mehrerer Arten von Algen, ist mehr oder weniger Brom und Jod enthalten. Die Torfsäure enthält wenig Kali, dagegen viel Erden, besonders Kalk; dasselbe gilt auch von der A. der Braunkohle und Steinkohle, welche oft auch sehr reich an Silicaten, Eisen- und Thonerdeverbindungen sind. Die A. dieser Brennmaterialien unterscheiden sich ganz wesentlich von der der Pflanzen, welche zu ihrer

die Thronen («Königsleutenanten»), Richard Weis («Dir wie mir»), Boly («Journalisten»), Adolf Zumburg («Schmuck») u. s. w.

Nischera, altgriech. Νίσση, f. Karte. — N. ist auch der Name des 214. Mercuriden. (S. unter Planeten.)

Nischermittwoch oder Nischertag (Feria cinerum) heißt der Mittwoch nach dem Sonntag Oshnits, der achte Tag der 40tägigen oder großen Fasten, welche nach beendeten Karneval die röm. Kirche vor sich hält. Der Name findet seine Erklärung darin, daß die in der röm.-kath. Kirche übliche Sitte, an diesen Tage das Haupt mit Asche zu bestreuen, was an die Buße in Staub und Asche erinnern soll. Der griech. Kirche blieb diese Sitte unbekannt; wann sie im Abendlande angekommen ist, ist ungewiß, doch ersichtlich schon eine Synode zu Venedig (1030). Im Laufe des 12. und 13. Jahrh. fand sie allgemeine Verbreitung. Die vor der Messe auf den Altar getragene, unter Gebet und Antiphonen mit Weihwasser besprengte und mit dem Kauschaf gedüngte Asche wird schweigend auf die Stirn des wehenden Priesters, dann unter den Worten: *Memento, quod cinis es et in cinerem reverteris* (Gedenke, daß du Asche bist und zur Asche zurückkehren wirst) von diesem auf die Häupter der versammelten Zeiten gestreut. Die Asche selbst wird von Öl- und Palmsonntagen gewonnen, welche im Jahre vorher am Palmsonntag geweiht worden. In der prot. Kirche pflegen vielfach die Fastenpredigten am N. zu beginnen; eine kirchliche Feier des Tages hat aber nur die anglikan. Kirche beibehalten.

Nischersleben, Stadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuss. Provinz Sachsen, liegt 23 km südwestlich von Magdeburg und 42 km nordwestlich von Halle an der Elbe, welche 2 km nördlich der Stadt in die Wipper fließt, und an der Elbe-Halle-Bienenburg der Preussischen Staatseisenbahnen, die hier nach Rötten abseigt, zählt (1880) 19600 E. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt, der Kernstadt und drei Vorstädten, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei evang.-luth., eine reform. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine Realschule erster Ordnung, ein Armen-, ein Krankenhaus und zwei Hospitäler. N. treibt hervorragenden Land- und Gartenbau (Kunstgärtnerei), Industriesation (Flanell und Dedden), Weberei und Färberei, Fabrikation von Leder (eine Fabrik), Knochenmehl, Papierwaren, Maschinen (sechs Fabriken), Schwanen, Schwarzblech und Blechwaren, Ziegelbrennerei, Brauerei u. s. w. Alle diese industriellen Unternehmungen werden durch zwei ergiebige Braunkohlenbergwerke wesentlich gefördert. In neuester Zeit sind bei N. große Steinsalzlager entdeckt worden, die im Besitz einer engl.-deutschen Aktiengesellschaft sind. Sehr bedeutend ist auch der Ausfuhrhandel mit Getreide und Kartoffeln. Der Eisenfluß treibt eine Moll- und vier Mahlmöhlen. N. war früher Hauptort der Grafschaft Altmarken, kam 1382 an das Stift Halberstadt und 1648 an Ansbach-Bayreuth. Ungefähr 2 km unterhalb der Stadt liegt das 1881 angelegte Salzbad Wilhelmsb. a. d., ein wenig oberhalb derselben die sog. «Alte Burg», eine sehr alte Wallburg mit Zurrurine, jetzt ein beliebter Vergnügungsort, die fälschlich für den Überrest der alten Burg Altmarken (f. d.) gehalten worden ist, welche jedoch dicht an der wehl. Seite der Stadt gelegen hat. — Der Kreis N. (dessen Amtssitz aber Quedlinburg ist) umfaßt

450 qkm mit (1880) 69 726 E. Vol. «Statist. Darstellung des Kreises N.» (Quedlinb. 1884).

Nischerson (Paul Friedr. Aug.), Botaniker, geb. 4. Juni 1834 zu Berlin, studierte daselbst 1850—55 Medizin und Naturwissenschaften, praktizierte dann einige Zeit als Arzt, war 1860—76 Assistent am Botanischen Garten zu Berlin, wurde 1866 gleichzeitig erster Assistent, 1871 weiterer Rufos am königl. Herbarium und 1873 außerord. Professor der Botanik an der Berliner Universität, an welcher er schon vorher als Privatdocent Vorlesungen gehalten hatte. Im Winter 1873—74 begleitete er Kohlfs auf der Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste und erforschte 1876 allein die sog. Kleine Oase. N. beschäftigt sich vorzugsweise mit der europ. und der afrikl. Flora. Außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften veröffentlichte er eine «Flora der Provinz Brandenburg» (3 Abteil. Berl. 1869—64), war Mitarbeiter an Schweinfurths «Beitrag zur Flora Äthiopiens» (Abteil. 1. Berl. 1867) und bearbeitete für Kohlfs' Werk «Reise von Tripolis nach der Oase Kufra» (Lpz. 1881) die aus dem mittlern Nordafrika bisher bekannt gewordenen Pflanzen.

Nischines (grch. Νισίνης), der Philosoph, zum Unterschied von N. dem Redner, der Sokratiler genannt, geb. um 429, war ein Athener und des Sokrates Schüler, nach dessen Tode er bis 356 zu Syrakus am Hofe des Dionysius lebte. Später begab er sich wieder nach Athen, wo er Unterricht erteilte und gerichtliche Nebenamt fertigte. Sieben seiner Dialoge über philos. Gegenstände, die das Altertum erwähnt, sind verloren gegangen; drei noch vorhandene, die man ihm zuschrieb: «Über die Lehrbarkeit der Tugend», «Vom Reichthum» und «Vom Lobe», hat die neuere Kritik für unecht erklärt. Ausgaben besorgten Fischer (Lpz. 1763, zuletzt Reisk. 1784) und Böckh (Heidelberg. 1810); eine deutsche Übersetzung Pfaff (Stuttgart. 1827). — Ein anderer N., der Akademiker genannt, von Neapolis, Schüler des Karneades und Lehrer an der neuen Akademie zu Athen, lebte zu Ende des 2. Jahrh. v. Chr.

Nischines (grch. Νισίνης), der Redner, geb. zu Athen 390 v. Chr., Sohn eines geringen Mannes, der eine Schule hielt, verbrachte seine Jugend in Lohnbüßten. Später Schreiber, zuletzt bei den einflussreichen Staatsmännern Aristophon und Anubulos als vertrauter Agent angestellt, nachdem er eine Zeitlang auch tragischer Schauspieler gewesen war, erlangte er solche Kenntnis der öffentlichen Geschäfte und solche Übung in der Beredsamkeit, daß er, nachdem er wiederholt zum Amte eines Staatschreibers gelangt war, auch als Staatsredner auftreten konnte. Seine öffentliche Thätigkeit drehte sich, wie es die Zeitlage mit sich brachte, wesentlich um Athens Stellung zu Philipp von Makedonien. Er war mit Demosthenes bei der Gesandtschaft, die wegen einer friedlichen Ausgleichung im Febr. 346 nach längern Kämpfen der Athener gegen Philipp an diesen geschickt wurde, der ihn in Pella für sich zu gewinnen suchte. Bei der zweiten Botschaft im Sommer 346 an den König, dem der Eid auf den abgeschlossenen Frieden abgenommen werden sollte, reiste N. mit seinen Kollegen trotz allem Drängen von Seiten des Demosthenes so langsam, daß jener die kriegerischen Unternehmungen, die man hätte verhindern sollen, vor dem förmlichen Friedensabschluß vollenden konnte. Entschiedener Parteigänger Philipps in Athen, hörte er seitdem nicht auf, dem Demosthenes

entgegen für Philipp zu wirken, gab namentlich in Delphi 336 den Anlaß zum letzten Heiligen Kriege, bis die Schlacht von Chäroneia 338 Athen und Theben den Macedoniern unterwarf. Als trotzdem der attische Patriotismus 336 dem Demosthenes einen goldenen Kranz (auf Richphons Antrag) für seine Verdienste um das Vaterland zuerkennen wollte, erhob A. deshalb Klage gegen letztern. Der Prozeß kam aber erst 330 zur Verhandlung, in der nach einem weltberühmten Redekampfe A. unterlag, und da nicht der kleinste Teil der Stimmen für ihn war, zu der gesetzlichen Geldbuße verurteilt wurde. Morally verurteilt verließ er Athen, um nach Syrakus zu gehen. Nach Alexanders Tode begab er sich nach Rhodus, wo er eine Rednerschule errichtet haben soll, später nach Samos, wo er 314 starb. Außer andern Nachbildungen des A. ist eine treffliche Statue desselben erhalten. Drei Meden von A. sind noch vorhanden. Sie stehen in den Ausgaben der attischen Redner von Mele (Vd 3 u 4), Veller (Vd 3), Boetius und Sauppe (Jhr 1842) und G. Müller (Vd 2, Var 1850). Besonders wurden sie herausgegeben von Bruns (3 Bde, Jhr 1823–24), der auch eine deutsche Übersetzung geliefert hat (3 Bde, Stuttg. 1826), Franke (Erg. 1851 u 1856), Weiseler (mit deutscher Übersetzung, 3 Bde, Pp. 1865–66), Schütz (Erg. 1863) und Weidner (Berl. 1872). Zwölf Priete, die des A. Namen tragen, hat die Kritik als unecht verworfen. Sein Leben bearbeitete Stechow (Berl. 1841). Vgl. Schäfer, „Demosthenes und seine Zeit“ (3 Bde, Pp. 1866–68), Gallet, „Eschios l'orateur“ (Var 1873).

Aschmunein, El-Aschmunein, kopt. Schmun, Medien in Mittelägypten, zwischen dem Nil und dem Jolephölanal, 90 km unterhalb Siut, zählt 7–8000 Q. Hier stand im Altertum Hermopolis Magna, dessen Kastei und Zellen die Südgrenze von Mittelägypten oder der Heptanomis bildete und welches die Hauptstadt desselben blieb, bis Kaiser Hadrian Antinopolis (jetzt nordöstlich gegenüber, am rechten Nilufer) dazu erhob. In der Nähe dieses Ortes und der Wüste wurde König Amalrich von Jerusalem 18 März 1167 von Schirak besiegt bei dem Engpaß Babain, Beben oder Abuon. Die Schlacht heißt auch die von Roma oder Ramonia, nach der 27 km nördlich liegenden Stadt Minich.

Aschraf, Aschraf oder Aschraf, Stadt in der pers. Provinz Maidanetan, 10 km von der Endlände des Kaspien Meers, 90 km westlich von Asarabad, 25 km vom westl. Ende des Kollis von A. oder des Passes von Asarabad (s. d.) gelegen, war einst der glanzvolle Krieger-fig des Schahs Abbas d. Gr (1596–1629). Die Stadt zählte damals 2000 Familien; jetzt ist sie zu einem Dorf abgefallen.

Aschraf, Aschraf oder Aschraf, Stadt in der pers. Provinz Maidanetan, 10 km von der Endlände des Kaspien Meers, 90 km westlich von Asarabad, 25 km vom westl. Ende des Kollis von A. oder des Passes von Asarabad (s. d.) gelegen, war einst der glanzvolle Krieger-fig des Schahs Abbas d. Gr (1596–1629). Die Stadt zählte damals 2000 Familien; jetzt ist sie zu einem Dorf abgefallen.

Umgangung gelaute Baumwolle sowie die Seiden- sucht wirkt großen Gewinn ab. Eine empfindliche Landplage ist hier wie in Asarabad die große Un- sicherheit vor den Turkmanen. Die Dörfer schließen mit diesen Räubern förmliche Konventionen ab und

geben die zu 200 und 300 Toman jährlichen Zins, um sich gegen Plünderung und Menschenraub zu schützen. Am 3 Okt. 1727 wurde zu A. Frieden zwischen Turken und Persern geschlossen.

Aschraf-ade oder Aschraf, kleine Insel im östl. Winkel des Kaspien Meers vor der Asarabadischen Bucht, 13 km vom pers. Ufer, seit 1844 angelegte russ. Militärstation. Die Insel, nur 1 m hoch über dem Meeresspiegel, liegt, ist 1 1/2 km lang und 1/2 km breit, sandig, mit ungenügender Vegetation. Von A. oder Klein-A. liegt die kumpfige, un- wohnte Insel Groß-A., ein Zufluchtsort der in manchen Seeräuber.

Aschylus (grch Aschylus), der Vater des griech. Trauerspiels, ward aus edelm. Stamme 625 v. Chr. in Aitida geboren. Über seine Lebensumstände gibt es nur mangelhafte und unsichere Nachrichten. Er lebte in den Schlachten von Marathon, Salamis und Plataea und ward begeistert von den Gefühlen der getriebenen Freiheit. In dieser Begeisterung dichtete er seine Tragödien, in welchen er in den unerschütterlichen Anfängen des Hellenismus (s. d.) zuerst die tragische Kunst zu einer würdigen Gestalt erhob, jedoch er als der wahre Schöpfer derselben zu betrachten ist. Durch ihn ward die Handlung in dem Hauptgegenstande der Tragödie genau und mit dem allmählich mehr zurücktretenden Mythos in eine innere Verbindung gesetzt. Nachdem er zuerst wie seine Vorgänger nur einzelne Episoden zur Aufführung gebracht hatte, verband er später drei zu einer Trilogie oder mit dem hinzutretenden Satyrdrama zu einer Tetralogie. Auch ließ er in des Hellenen in der Hauptsache mehr nur episch-schönwunders, mit welchem Hellenen, Praxinos Choriolos und Phrynichos sich begnügt hatten, zu später (nach dem Vorgange des Sophokles) zu drei aufzutreten, und begründete so den dramatischen Dialog. Ebenso vervollkommnete und verfeinerte er die Darstellung durch äußere Ausstattung der Scene und durch Verkleidung mit schönen Masken, Kostümen und langen Gewändern. Die Charaktere entwarf er mit wenigen Zügen und kräftigen Zügen. Seine Pläne sind ebenfalls äußerst einfach, aber großartig, Peripetien und Auflösungen hat er nicht. Alle seine Dichtungen offenbaren ein hoch und reines Gemüt. Nicht die launere Fiktion der Schrecken herrscht bei ihm. Das Schicksal von ihm äußerst hervorgehoben in seiner ganz Fiktionlichkeit schwebt es über den Sterblichen. So Hellenen hat gleichsam ein ehernes Gewicht, laud riefenhatte Gestalten schreien darauf einher. Götter läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, in ältern Göttern, welche die dunkeln Kräfte der Natur bedeuten und vorlängst in den Tartarus und die heiter geordnete Welt hinabgestoßen sind. In dem Maße seiner Personen läßt er die Sprache sich die sie führen, riefenmäßig entwickeln. Dann entstehen schroffe Zusammenstöße, Überleben mit Beiworten, im Vorhinein oft Verhöhnungen der Wortfügungen und große Dunkelheit. In der Kühnheit und Großartigkeit seiner Bilder und Reden gleicht er Dante und Shakespeare. Von seinen Tragödien, deren Gesamtzahl auf 72, von denen auf 90 angegeben wird, sind nur noch sieben erhalten, aber unter diesen, nach dem Zeugnisse der Antike, einige seiner vorzüglichsten Werke, sie sind: „Der gefesselte Prometheus“, „Die sieben Helden“, „Der Agamemnon“, „Die Perser“, „Agamemnon“, „Die

Chosphoren, „Die Gumeniden“ und „Die Schupphoren“. Kühnengnügt, geringere Städte denselben vorgezogen zu sehen, und namentlich über den Sieg des jungen Cypselus, nach andern aber wahrscheinlicher, weil man ihn anlagte, die Mythen auf die Bühne gebracht zu haben, verließ er wiederholt sein Vaterland und begab sich nach Sicilien, wo ihn der König Hiero sehr ehrenvoll aufnahm. Er starb hier 456 v. Chr. A. wurde bei Gela begraben und erhielt von den Gumnern der Stadt ein Denkmal. Die wichtigsten Ausgaben des A. sind folgende: von Stanley (Lond. 1663), mit Porsons Verbesserungen (Glasg. 1736 u. Lond. 1806), Schütz (2. Aufl., Halle 1799–1807; 3. Aufl., 5 Bde., 1809–22), Wellauer (2 Bde., Epp. 1823–30), Dindorf (in „Poetae aevi graeci“, Epp. 1830; 5. Aufl. 1869; auch besonders, Epp. 1857; 5. Aufl. 1869), von Ahrens (Ber. 1846), Paley (mit lat. Kommentar, 2 Bde., Camb. 1846–51, auch mit engl. Anmerkungen Lond., 4. Aufl. 1879), Weil (Gießen 1867), Merkel (Drf. 1871) und Kirchhoff (Berl. 1880); die kritische Hauptausgabe hat G. Hermann (2 Bde., Epp. 1862; 2. Aufl., Berl. 1869) geliefert. Unter den Herausgebern einzelner Stücke sind G. Hermann, Blomfeld, O. Müller, Schömann, Ritschl, Meineke, Harnung, Engel, Karben, Weil, Red, Klausen, Kruse, van Heide, Zenker, L. Schmidt, Mecklen zu nennen. Übersetzt sind sämtliche Tragödien von Fähe (Epp. 1809), Böck (Heidelb. 1826), Drapen (Berl. 1832; 3. Aufl. 1868), Windisch (7 Bden., Stuttg. 1845; 1868), Donner (2 Bde., Stuttg. 1864), Odenberg (Epp. 1869) und von Holzogen (Epp. 3. J.); einzelne Stücke vorzüglich gut von Sävren („Sieben gegen Theben“, Halle 1797), B. von Humboldt („Agamemnon“, Epp. 1816; 2. Aufl. 1857) und O. Müller („Gumeniden“, Gött. 1833). Eine deutsche Nachbildung und Erklärung des „Agamemnon“, der „Chosphoren“ und der „Gumeniden“ verfasste Ritschl in der „Dressler des A.“ (Epp. 1878).

Aeschynanthus Jack, Pflanzengattung aus der Familie der Gesneraceen, Halbsträucher oder Sträucher mit gegenständigen, fleischigen oder ledrigen Blättern und schönen, meist scharlachroten oder gelben, in den Blattadern oder an der Spitze der Zweige gebüschtelten Blüten mit röhrenförmiger, etwas kürzerer oder nach oben erweiterter, meist gekrümmter Blumentrone mit fast zweilappigem Saume, vier Staubgefäßen, ringförmigem, meist bidem Pistill im Grunde der Blüte und langlinealischer, zweilappiger Kapsel, deren längliche oder linealische Samen an beiden Enden je ein langes (seltener mehrere), weißlich-glasiges Fortsahhaar tragen. Von den 40 im tropischen Asien heimischen Arten sind einige namentlich A. pulcher mit hängenden Zweigen und scharlachroten, fast 7 cm langen Blüten) beliebte Zierpflanzen der Glashäuser.

Aeschynomene L. (s. h. die Schamhafte, weil die ruhenden Blätter bei Berührung die Fiedern wie die Mimosen zusammenlegen). Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler, Abtheilung der Hülsenleeren (Papilionaceen): Kräuter, Halbsträucher oder Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, mit zahlreichen kleinen Fiedelblättern, weißen, gelben oder roten, gewöhnlich blattwinkelständige Trauben bildenden Blüten und gestielten Hülzen, deren quadratische oder halbkugelförmige glatte oder fackelig-rauhe Hülser meist nicht aufspringen. Die meisten der 30 bekannten

Arten sind Amerikaner. Von der ostind. A. spinulosa Roxb. werden die Bastfasern wie Hanf benutzt.

Asced oder Schlauchjellen, s. Ascus. — **Ascidäran**, schlauchjellenföhrben.

Assiano, wohlgebaute Stadt in der ital. Provinz Siena, auf einem Traverthinfügel, links am Ombrone, an der Eisenbahn Florenz-Rom, welche durch die hier abgrenzende Linie nach Grosseto mit der Bahn Livorno-Civitavecchia-Rom in Verbindung steht, hat mehrere schöne Kirchen, unter denen namentlich Sta. Agatha bemerkenswert ist, ein Waisenhaus, ein Theater, Mineralquelle und Badeanstalt und zählt (1880) 2224 (Gemeinde 7668) E. Auf der waldigen Höhe des südlich von A. gelegenen Berges Ucona liegt das Kloster Monte Oliveto, mit bedeutenden Fresken, Darstellungen aus dem Leben des heil. Benedikt, meist von Sodoma.

Ascidien oder Seescheiden heißen eigentümliche Meerestiere, die zu den Manteltiere (Tunicata) gehören. Der Körper wird von einem meist lederartigen oder knorpeligen, aus Cellulose bestehenden Mantel umhüllt, mit welchem die Seescheide fest sitzt, und der nur zwei nahe beieinander liegende, oft röhrenförmig ausgezogene Öffnungen hat, eine Einnahmesöffnung für Nahrung und Atemwasser, eine Ausgangsöffnung für alle Probutte. Der größte Teil des innern Körpers wird von einem dünnhäutigen gefäßreichen Kiemenfad gebildet, der sehr zahlreiche, mit Wimpern besetzte Spalten hat. Das Wasser tritt durch die vordere, meist wie die hintere mit sternartig gestellten Franzen besetzte Öffnung ein, erfüllt den Kiemenfad und fließt durch die Spaltöffnungen in einen besondern Raum, die Kloake, der mit der zweiten, der Ausführungsöffnung, kommuniziert. Die Eingangsöffnung des Darms findet sich am Grunde des Kiemenfades; der Darm ist gewunden und öffnet sich zuletzt in die Kloake. Die Tiere haben im Grunde des Körpers hinter dem Darms ein Herz, das von Zeit zu Zeit die Richtung ändert, nach welcher hin es das Blut austreibt, einen Nervenknotten, zuweilen Augen, große Leber und sind Zwitter. Die Eier, welche durch die Kloake ausgeworfen werden, laufen merkwürdige Metamorphosen durch. Nach der Entdeckung Kowalewsky's zeigt die Entwicklung, namentlich in Beziehung auf die Anlagen des Nervensystems und des Skeletts, große Ähnlichkeiten mit derjenigen des niedersten Wirbeltiers (Amphioxus) und somit der Wirbeltiere überhaupt. Die Larven haben meist einen großen Ruderschwanz zum Umlerschwimmen, werfen abrigens beim Festsetzen alle den Wirbeltieren ähnliche Charaktere durchaus ab. Die Analogie dieser Charaktere ist indessen vielfach und nicht ohne Glück bestritten worden. Es gibt einfache und gefüllte Seescheiden (Synascidia). Letztere, oft in den lebhaftesten Farben prangend, sehen sich häufig auf Tangblättern an, wo sie sternförmige Figuren bilden. Bei der Berührung ziehen sich die Tiere lebhaft zusammen und spritzen aus beiden Öffnungen das Wasser im Strahle aus.

Asell oder Schattenlose nennt man die Bewohner der heißen Zone, weil sie zu gewissen Zeiten, wenn die Sonne im Zenith steht, keinen Schatten werfen. Bei denen, welche unter den Wendekreisen wohnen, findet dies im Jahre einmal, bei denen, die zwischen den Wendekreisen wohnen, hingegen zweimal statt. Letztere heißen auch Amphiscil oder Zweischattige, weil sie ihren Schatten zu den übrigen Zeiten des Jahres nach zwei Seiten hin

werfen. Solange sich nämlich die Sonne auf der nördl. Seite des Äquators befindet, fällt der Schatten der Bewohner der ganzen südl. Hälfte der Tropenzone und desjenigen Teils der nördl. Hälfte, dessen Abstand kleiner ist als die Abweichung der Sonne, um Mittag gegen S. Solange sich dagegen

groß, daß es nicht gelingt, die Faser für sich zu ver-spinnen. Auch mit Baumwolle gemengt lassen sich diese Haare nicht zu Gespinnsten verwenden, da sie beim ersten Gebrauche oder beim Waschen des Gewebes herausfallen. Die von *A. curassavica* L. einer südamerik. Art, gewonnene vegetabilische Seide eignet sich etwas besser zum Ver-spinnen, doch wird auch diese Art wegen der Brüchigkeit des Materials keine dauernde Verwendung finden; dagegen lassen sich immerhin die Samenhaare der Asclepiasarten zum Herstellen von Polstern, Kissen u. s. w. verwenden. Der weiße Milchsaft von *A. syriaca* L. enthält einen kristallisierbaren, in Äther löslichen Körper, das Asclepion, welches in geringen Mengen in der Medizin Verwendung findet.

Ascoli (*A. Piceno*, *Asculum Picenum*), Hauptstadt und alter Bischofssitz der gleichnamigen ital. Provinz (1876 auf 2096 qkm 206731 E.), liegt 85 km im S. von Ancona auf einem Berge, dessen Fuß der Tronto bespült, 143 m über dem Meere hat eine Citadelle, mehrere Brücken, ein altes römisches Thor, eine Menge Klöster, 11 Kirchen mit alter Gemälden und zählt (1880) 11857 (als Gemeinde 22956) E., die ansehnlichen Handel treiben und Fabriken in Majolika, Glaswaren, Wachs, rohen Seide, Leder, Hüten, Tuch, Rosoglio, Konfitüren und blanken Eisenwaren unterhalten. Der 30 km entfernte Hafen an der Mündung des Tronto bei Civita-Trontina ist nur für ganz kleine Fahrzeuge der Barre wegen zugänglich und hat seit der Eröffnung der Bahn Bologna-Brindisi seine Bedeutung verloren. A. war die feste Hauptstadt der Picentiner, später ein röm. Municipium und galt durch Ermordung des Prätors D. Servilius und anderer Römer 90 v. Chr. das Signal zum Ausbruche des Bundesgenossenkriegs, in welchem die Stadt zerstört wurde. Doch kam sie später wieder in Aufnahme. Im Okt. 1878 stürzte infolge heftiger Erdbebens das dortige Haupttheater ein, wobei mehrere Menschen umlamen.

Ascoli (*A. Satriano*, *Asculum* oder *Ausculum Apulum*), Stadt und Bischofssitz in der ital. Provinz Foggia (Capitanata), am Ostabhange der Apenninen, 65 km im N. von Benevent und 83 km im S. von Foggia, mit welchem es durch eine Zweigbahn verbunden ist, zählt 5575 (Gemeinde 6275) E. und hat den Titel eines Herzogtums. In der Nähe dieser apul. Stadt siegte 279 v. Chr. Pyrrhus mit großem Verluste über die röm. Konsuln P. Sulpicius und P. Decius in einer zweitägigen Schlacht. Auch brachte hier Marin von Ebulo Feldherr des Kaisers Friedrich II., 31. März 1241 den aufständischen Apuliern unter Kardinal Raine eine vernichtende Niederlage bei.

Ascoli (Cecco de), eigentlich Francesco Stabili, Professor der Astronomie in Bologna, geb. in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. in A. Boi-
de in der Ketzerei angeklagt, wurde e-
14 seiner Ämter entsetzt, worauf er sich
ni begab und dort in den Dienst de-
5 von Calabrien trat. Aber auch hierhe-
vi die Inquisition, sodaß er verdammt
ui t. 1327 lebendig verbrannt wurde.
A. ihm einen astrol. Kommentar über
die Sphäre des Sacrobosco und ein didaktische
Gedicht «L'Acerba» (Vened. 1510 u. öfter).

Ascoli (Graziadio Isaia), ital. Sprachforscher geb. 16. Juli 1829 von israel. Eltern, war anfangs für den Kaufmannstand bestimmt, wendete sich

sind fünf Staubblätter und zwei oft mit gelappter Narbe versehene Stempel vorhanden. Die Früchte zeigen sehr verschiedenartige Ausbildung. Die Samen sind oft mit einem langen weißen Haarschopf versehen.

Asclepias L., Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Asclepiadeen. Dieselbe umfaßt gegen 60 Arten, deren größter Teil in Nordamerika und Mexiko heimisch ist, nur wenige gehören der südamerik. Flora an. Sie sind sämtlich aufrecht stehende krautartige Pflanzen. Die Blüten stehen meist in vielstrahligen end- oder seitenständigen Dolben, sie haben einen fünfteiligen Kelch, eine fünfteilige regelmäßige Blumenkrone, deren Zipfel oft etwas eingerollt sind, außerdem noch eine sog. Nebenkronen, die aus fünf getrennten fleischig entwickelten lappenförmigen Organen besteht, und fünf in dieser Nebenkronen versteckte Staubblätter. Die Früchte enthalten eine große Anzahl mit langen seidenglänzenden Haaren versehene Samen. Mehrere Arten werden wegen ihrer schön gefärbten Blüten als Zierpflanzen kultiviert. Die *A. syriaca* L. und ebenso einige andere nordamerik. Arten gedeihen im freien Lande ohne besondere Pflege und lassen sich leicht durch Verpflanzung der Wurzelsprossen vermehren. Die meisten übrigen Arten können nur in Gewächshäusern gezogen werden.

Man hat früher auf die Verwendbarkeit der seidenglänzenden Samenhaare große Hoffnungen gesetzt und deshalb mehrere Arten dieser Gattung, vorzugsweise *A. syriaca* L., zur Kultur empfohlen; doch hat sich bei genauern Untersuchungen herausgestellt, daß diese Hoffnungen gänzlich unberechtigt sind. Die gewöhnlich mit dem Namen «vegetabilische Seide» belegten Haare besitzen eine viel zu geringe Festigkeit und außerdem ist die Brüchigkeit so

jedoch selbst
gleichsam in
beobachtet zu
Verwandtschaft
sich zeigen
die Verwandtschaft
weil von
im Strahl
Stelle als
schon an der
er later in
critisch in
Rang, L.

(Bd. 1: „Fonologia comparata del manoscritto, del greco e del latino“, Tur. u. Flor. 1870, deutsch von Boppert und Schwabe-Eidler, Halle 1872) und ein Werk über die Pigeonier. Auch redigiert H. ein „Archivio glottologico italiano“. H. gilt als der Begründer und Hauptvertreter der arischen Sprachtheorie in Italien und zählt fast alle lebenden ital. Forscher dieses Gebietes zu seinen Schülern (J. B. Gaspari Dall'Ona, Giuseppe Ratti, Carlo Bazzani u. a.).

Mecolite (*Glycyrrhiza asclepiadea*), eine Lösung von kohlensäurehaltiger Essenz in Glycerin, als Heilmittel gegen Diphtheritis empfohlen, auch zu Bluthymenomen.

Mecospodien, eine Gruppe der Pilze, welche eine große Anzahl Arten umfasst und in mehrere Familien zerfällt. Die M. sind von den übrigen Pilzgruppen besonders dadurch unterschieden, daß sie aus Art ihrer Sporen durch sog. freie Zellbildung innerhalb schlauchförmiger Zellen (*asci*) entstehen. Es geschieht dabei der Protoplasteninhalt dieser Schlauche in mehreren Portionen, die sich mit einer Hülle umgeben und schließlich als reife Sporen (*ascosporen*) aus dem Ascus entlassen werden. Nach dem Aussporen besitzen die M. in vielen Fällen noch Conidien, die h. Myceliden, i. Conidien abgeben, h. geschlossen, in denen Sporen größer sind als die Conidien, und können das Mycelium des Pilzes wieder erzeugen. Diese Mannigfaltigkeit der Sporenbildung ist jedoch nicht bei allen M. vorhanden, in vielen Fällen sind weder Myceliden noch Conidien, sondern nur diejenigen Fruchtkörper bekannt, in denen die Ascii gebildet werden. Die Form der letzteren und deren Anordnung bieten daher die wichtigsten Merkmale zur Unterscheidung der einzelnen Familien der M.

Gemeinhlich unterscheidet man vier Familien: 1) *Tetracompeten* (Schlauchpilze), bei denen die Ascii auf scheibigen oder becherartigen Fruchtkörpern angeordnet sind. Hierher gehören unter anderem manche schiere Pilze, wie die Rostpilze (f. d.), ferner viele auf Kulturpflanzen lebende schädliche Parasiten, wie z. B. derjenige Pilz, der die Ursache des sog. Rostkrankheits, einer verheerenden Krankheit der Kirschenbäume, ist. 2) *Syncompeten* (Körbchenpilze), bei denen die Ascii in kugelförmigen oder schalenförmigen Schimmeln (*Perithezien*) eingeschlossen sind, welche einzeln dem Mycelium aufsitzen oder zu mehreren auf einem meist fleischig entwickelten Substrat, dem sog. Strom, angeordnet sind. Auch zu den Syncompeten gehören viele als schädliche Parasiten auftretende Pilze, so unter anderem die

in den von
am 16. De
t über die
ein frucht
ben: „Sta
den Koch
Elemente
1860 die
nachweisen
Präsident
„Stadtl
rhorst und
Jettologia

me
un
Si
ab
Si
H

in den von
am 16. De
t über die
ein frucht
ben: „Sta
den Koch
Elemente
1860 die
nachweisen
Präsident
„Stadtl
rhorst und
Jettologia

in den von
am 16. De
t über die
ein frucht
ben: „Sta
den Koch
Elemente
1860 die
nachweisen
Präsident
„Stadtl
rhorst und
Jettologia

Weltanpilze (f. d.), zu denen auch der die gefährliche Traubenkrankheit (f. d.) hervorrufoende Pilz zu rechnen ist; ebenso die unter dem Namen Rosten (f. d.) bekannten krankhaften Erscheinungen; ferner gehört hierher die Krankheit mancher Getreidearten, namentlich des Roggens, die man mit dem Namen Mutterkorn (f. d.) bezeichnet. 3) *Umbellaceen*, bei denen die Ascii in meist unregelmäßigen, knollenartigen, oft sehr großen Fruchtkörpern eingeschlossen sind. Hierher gehört die Trüffel (f. d.). Nach neueren Untersuchungen ist ebenfalls hierher zu rechnen der häufigste aller Schimmelpilze, *Penicillium glaucum* (S. Schimmelpilze, *Aspergillus* und *Penicillium*). 4) *Eicheneen* oder Flechten (f. d.).

Sexualität vorhanden ist, kann angegeben werden. Conidien umfassen ungeschlechtlich erzeugte; dagegen lassen manche Geschlechter, daß die Bildung der in die Ascii entlassen, bei vielen zu neuen Mycelen führt.

aus Bedienung), röm. Schriftsteller, verfaßte im 1. Jahrh. n. Chr. eine Lebensbeschreibung des Cato, eine Schrift gegen die Verleumdungen (obstructiones) des Virgil und treffliche Kommentare zu Ciceros Reden, in denen er namentlich das Sachliche, die Zeit- und Rechtsverhältnisse u. s. w. erläuterte. Davon sind die zu fünf Reden erhalten; die Kommentare zu den Verrienen tragen mit Unrecht H. Namen, während in den sog. Scholia Bobiensia Reste von seinen Kommentaren enthalten sein mögen. Alle diese Kommentare sind von Drelli in dessen Ausgabe des Cicero (Bd. 6, Jähr. 1833) veröffentlicht, die fünf erhaltenen Kommentare allein nach einer bessern Handschrift in neuer Recension von Riebling und Schöll (Berl. 1876). Vgl. Dübner, „De Q. Asconio Pediano“ (Rome 1838).

Mecot, eine Straße in der engl. Grafschaft Berks, 9,5 km südwestlich von Windsor, mit einer großartigen Rennbahn. Die hier alljährlich um Vanguen stattfindenden Wettrennen gehören neben denen von Ascot, Newmarket und Doncaster zu den berühmtesten Englands und werden nicht allein von der hohen Aristokratie, sondern auch wegen der Nähe der Residenz oft von der königl. Familie besucht.

Mecolite, f. Mecolite.
Mecolite, Pflanzenordnung aus der Klasse der Dicotyledonen, mit meist vier- oder fünfzähligen Blütenhöfen, getrenntblättriger Blumentrone, doppelt so vielen, gewöhnlich acht hypogynen Staubgefäßen als Kronblättern und in der Regel zwei- bis vierfächerigem Fruchtknoten. Wo ein sog. Diskus in der Blüte vorhanden ist, befindet sich derselbe außerhalb (wie, wie bei den nächstverwandten Erechtaceen, innerhalb) der Staubgefäße. Die wichtigsten hierher gehörenden Pflanzenfamilien sind die der Sapindaceen (wobei auch die Rhamnaceen), Rhamnaceen, Polygalaceen, Malvaceen und Euphorbiaceen. (Vgl. die betreffenden Artikel.)

Mecolite und **Mecolite**, f. Rhamnaceen.
Mecolite (im Sinne der Ascii; Sporenknoten, Schlauchpille), eine erweiterte, oft auch verlängerte Zelle, welche bei den Flechten und Pilzen die Sporen einschließt.

Mecolite, d. h. die Freistadt, eine der fünf Freistädte der Philistiner, mit einem Hafenplatz am 8 km entfernten Meer, was infolge der Wichtigkeit

ihrer Lage als Schlüssel Ägyptens sehr stark befestigt, wurde aber gleichwohl vom Assyriertönig Sargon im 8. Jahrh. v. Chr. erobert und etwa 100 Jahre später von dem ägypt. Herrscher Psammetich I. den Assyriern, jedoch erst nach 29jähriger Belagerung, wieder weggenommen. Von den Makkabäern wurde die Stadt mit ihrem alten Dagonstempel in Asche gelegt (147 v. Chr.), übrigens bald wiederhergestellt und von Pompejus zu Syrien geschlagen. Vom 4. bis 6. Jahrh. werden christl. Bischöfe von A. erwähnt. A. heißt jetzt Sadub, ein Dorf mit ungefähr 250 ärmlichen Hütten.

As-dur (ital. la bemolle maggiore; frz. la bemol majeur; engl. a flat major), die Dur-Tonart, in welcher as zum Grundton angenommen ist und außer a noch h, d und e um einen halben Ton erniedrigt werden, also 4 ♭ vorgezeichnet sind; die parallele Moll-Tonart ist f-moll; f. unter Ton und Tonarten.

Asega, f. Abchasen.

Aseität (Aseitas) ist nach der Terminologie der Scholastik das Sein von und aus sich selbst (esse a se) im Gegensatz zu einem Sein, welches seinen Ursprung von einem andern hat. Weil nun alles endliche und zeitliche Wesen als ein vergängliches sein Sein von dem hat, woraus es entspringt und in das es zurückkehrt, so ist die A. ein ausschließliches Attribut des Unendlichen und Ewigen. Es liegt ebenso sehr im Begriffe des Unendlichen und Ewigen, daß es schlechthin ist, als im Begriffe des Endlichen und Zeitlichen, daß es nur bedingungsweise ist. Den Beweis, daß es im Begriffe der Gottheit (als des unendlichen und ewigen Wesens) liege, zu existieren, nannten die Scholastiker den Weg der A. (via aseitatis). Er bildete den überzeugendsten unter den ontolog. Beweisen für das göttliche Dasein. (S. Ontologie.) Jedoch war ihre Auffassung des Zusammenhangs unter jenen Begriffen keineswegs eine korrekte, und es ist ein Hauptverdienst Kants, teils schon in seiner Schrift »Der einzig mögliche Beweisgrund für das Dasein Gottes« (1763), teils besonders in seiner »Kritik der reinen Vernunft«, unter dem Titel einer Kritik des Ideals der Vernunft diesen Fehler in der scholastischen Beweisführung aufgedeckt und die Vorstellung der Gottheit als eines unbedingten Realgrundes aller Erscheinungen für eine im Wesen der Vernunft a priori begründete, aber durch die Mittel der Verstandeserkenntnis weder beweisbare noch widerlegbare Idee erklärt zu haben.

Asen heißen die Götter des nordischen Heidentums. Erst nach einem Kampf und Friedensschluß mit einem andern Göttergeschlecht, den Wanen, von denen sie einige unter sich aufnahmen, gelangen sie zu unbestrittener Macht. Hierin scheint eine histor. Erinnerung daran zu liegen, daß das nordische Göttersystem sich allmählich aus den einzelnen Kulturen mehrerer Stämme hervorgebildet hat. Aus der ältern Trilogie der Brüder Odin, Wili, Ve entwickelt sich die Zwölfzahl als maßgebend; doch werden nicht immer dieselben Namen genannt, gewöhnlich kommen vor neben Odin: Thor, Hjörd, Frey, Balbur, Tyr, Heimdal, Bragi, Forseti, Höd, Vidar, Váli, Ill. Loki steht ihnen als Feind gegenüber; Hermod und Skirnir sind untergeordnet. Neben ihnen bestehen auch als weibliche Gottheiten A sinnen, unter denen Friga, Freyja, Idun, Saga, Ranna, Uf die bekanntesten. Asgard heißt die himmlische Wohnung der A. (S. Nordische Mythologie.)

Unter Aseneinwanderung versteht man die Bevölkerung des Standinar. Nordens durch ein A. der A., das unter Odin, als seinem Anführer, 1 A. aus durch »Sachsen« (Deutschland) nach Dänemark, Schweden und Norwegen gezogen sei und in diesen Ländern niedergelassen habe. Dem Od. und seinen Söhnen habe man nach ihrem Tode göttliche Verehrung erwiesen, und von ihnen stammten die Königsge schlechter des Standinar. Nordens. (A. erzählen nordische Geschichtschreiber des 13. Jahrh. die in euhemeristischer Weise sich bemühen, den Mythos von Odin und den übrigen Göttern historisch zu begründen. Daher auch die durchaus irrige Ableitung des Wortes A. von A. von Asien. Das Wort ist altnordisch asir, Plur. von ass, entspricht vielmehr dem got. anzeis, Plur. von ans, dem althochdeutschen ensi, Plur. von ans, dem sächs. es, Plur. von os, und findet sich noch jetzt in vielen zusammengefügten Namen: Asgar (nordisch Asgeir, d. i. E. tar), Osvald u. a. Indem das Wort ans zunächst einen Vallen bedeutet, hat man die A. als Stützen des Weltgebäudes und der sittlichen Weltordnung erklärt.

Aseptin, Handelsname für ein von Hahn Upsala auf den Markt gebrachtes Konservierungsmittel, welches namentlich das Sauerwerden der Milch verhindern soll. Man verwendet davon 1 auf 1 l Milch. Es besteht aus Porsäure.

Aserbeidschân, Aderbeidschân (d. h. Land des Feuers; im Behoi Arupattân, armen. Aderbadesân), Persisch-Armenien, nordwestlichste Provinz und reichstes Handels- und Manufakturgebiet Persiens, grenzt im S. an das pers. Kurbistân (Provinz Arbilan) und Irak Abchmi (Medien), im W. an Türkisch-Kurbistân und Türkisch-Armenien, im N. an Russisch-Armenien (das südl. Transkaukasien), von welchem es durch den Aras geschieden ist, und im O. an die russ. Landschaft Kasch. und die pers. Provinz Schilan am Kaspischen Meer. Es ist eine hohe Alpenlandschaft von 104 840 qkm ungefähr 2 1/2 mal so groß als die Schweiz, zwischen Iran und Armenien vermittelndes Hochland von 12—1500 m Höhe, erfüllt von zusammenstoßenden Gebirgsverzweigungen des Nord- und Westrandes von Iran, in der Nähe der tiefen Einsenke des Kaspisees emporgetrieben und auf das pittoreskeste zerklüftet durch noch fortwirkende vulkanische Gewalten. Größere Ausweitungen zwischen den zahlreichen Gebirgsketten sind selten; die bedeutendste ist die des Urmiassees (s. d.) bei Täbris. Im O. desselben erhebt sich im N. von Maragha die Gebirgsmasse des Gebirgs 3545 m hoch, weiter im NO. das höchste Gebirge des Landes, der 4813 m hohe Savalan-Dagh, von welchem nach W. ein Kette läuft, und an der Nordwestecke steigt der noch höhere Ararat (s. d.) empor. Die Gesteinmassen der Gebirge sind verschiedener Art, der Boden der Eben zum Teil salzig. An Erzen und Mineralquellen auch Naphthaquellen und Gasausströmungen ist kein Mangel. Aufablagerungen bilden sich wohl noch fortwährend, besonders bei Schiramin, nahe der mittlern Mäuer des Urmiassees, wo etwa 37 warmen Quellen von 17° C. am Fuße hoher vulkanischer Ausläufer hervorsprudeln. Das von ihnen an deren nördl. Fuße gebildete, als Täbris-Marmor (Balghami de Orientalen) bekannte, prächtige Gestein, das in ähnlicher Weise auch nordwestlicher in der Landschaft Salamas vorkommt, wird, in große, bis zu 30 cm dicke Platten geschnitten, zu Tafelungen und Graf

keinen oder, in dünne Schichten gespalten (durchscheinend, ohne durchsichtig zu sein), zu Fenstern, besonders in Häusern benutzt. Man gewinnt Silber, Kupfer und Eisen; auch Kohlen sind gefunden. Unter den Flüssen haben nur der Aras (Araxes) und der Kyklis (Kura), der nach seiner Vereinigung mit dem Schahrud den Namen Sefidrud annimmt, Bedeutung. Letzterer ist der Hauptfluß des Landes. Das Stromgebiet des salzreichen Urmiases ist auf kleinere Flüsse beschränkt, die ihm von N., E. und S. zufließen, darunter der bedeutendste der Abdi-Ischai von N. über Tabris kommend und der Jaghatu von S. Den Gegenätzen der Bodensformen entsprechen die klimatischen Verhältnisse, bezeichnet durch langen Winter auf den hohen, rigenden Frühlings an den Abhängen und sehr heiße Sommer in den Thälern.

Die Produkte verraten die Nähe Europas durch Vorherrschen von dessen Getreidearten, blühlichen Früchten und ausgezeichnetem Wein; doch findet man hier auch noch Reisbau, Baumwollpflanzungen und ähnliche Kulturgewächse. Übrigens zeigt die Flora eine ziemlich Mannigfaltigkeit von Salzpflanzen. Dagegen fehlt es an Waldbäumen, und eigentliche Wälder sind nirgends vorhanden. Die Ebenen sind wegen vorherrschender Trockenheit pflanzenarm. Die Abhänge der Gebirge tragen das Gepräge der subalpinen Flora, und zwischen 2270—2900 m kommen bereits viele echte Alpenpflanzen vor. Die Tierwelt weist viele niedere Arten auf, wie sie nur in trockenen Ebenen, auf salzgeschwängertem Boden und in der Nähe sandiger Meeresküsten oder Salzseen vorkommen. Das Land ist reich an Rindern und vorzügliches Pferde-, und Viehzucht wird besonders in den türkischen Bergen getrieben. Der Fasan Aussehen erscheint schon in A. Wölfe, Eber, Fische und Fische hausen in den rauen Gebirgen, aber auch Antilopen und Raubtiere des Südens kommen vor. Die Bewohner A., vielleicht 1 Mill., sind im W. des Sees Kurden, im übrigen Lande türk. Abstammung. Auch die herrschende Sprache ist die türkische, durch welche das Persische auf die Städte beschränkt worden ist. Im NW. spricht man armenisch. Die Bevölkerung gilt als viel kräftiger und mannhafter als die der südl. Provinzen Persiens, leidet aber an denselben Krankheiten. Herumstreifende Hirten- und Räuberhorden finden sich neben ausgebildeter Städteanbebauung.

Geschichtliches. Im Altertum war A. der nordwestliche Teil Mediens. Seit Alexander d. Gr. wurde es als Atropatene vom südöstl. Großmedien getrennt. Unter den sassanidischen Königen Groparmanens gehörte A. teilweise zur Provinz Baxtragan (149 v. Chr. bis 428), worauf es mit Armenien an die Sassaniden kam. Im 7. Jahrh. fiel es an die Araber. Nach Schwächung des Kalifats durch die Seltschulen kam es an den Araber Idris und seine Nachkommen, die Behmaniden (1150—1226), welche nach dem Abzuge der Mongolen Dschingis Chans (1221) der Khwarezmier Dschelal-uddin Rumschani stürzte. Darauf kam es 1256 durch Hulaku an das Mongolenreich von Iran. In den J. 1366—1406 gehörte es Timur, darauf den Turkmanen vom Schwarzen und seit 1468 denen vom Weißen Schahs unter Uzun Hassan, bis es durch Schah Safi aus Ardebil (1506—8) befreit wurde. Im 16. und 17. Jahrh. hatte es viel von den Osmanen zu leiden. Als Grenzprovinz sowie

als Statthaltertschaft des pers. Thronfolgers, s. D. des Abbas Mirza, war A. stets von Wichtigkeit, sah sich aber beständig in die Unruhen Persiens verwickelt und in die Kriege mit den Türken und Russen hineingezogen. Durch das Heranrücken der russ. Grenze bis an den Aras hat es neuerdings als vermittelndes Pasaageland zwischen der iran. und europ. Welt noch größere Bedeutung gewonnen. Hauptstadt von A. ist Tabris.

Magard, die himmlische Wohnung der Asen (s. d. und Nordische Mythologie).

Misherton, Stadt der engl. Grafschaft Devon, mit mittelalterlichen Bauwerken, 28 km im SW. von Exeter an der Grenze des Dartmoor. Waldes gelegen, mit (1881) 5797 E., die Kupfer- und Zinnbergwerke bearbeiten; die ehemals wichtige Erzgefäbrilation ist in Verfall geraten. Ein zahlreiche Mühlen treibender Bach fließt durch die Stadt und ergießt sich in den 15 km entfernten Dart.

Misherton, alte Stadt in der engl. Grafschaft Leicester, in dem in den Trent gehenden Gilwistham und an der Midland-Eisenbahn, 27 km im NW. von Leicester, mit (1881) 4536 E., welche etwas Industrie und ansehnlichen Salzhandel treiben. In der Nähe liegen außer reichen Weiden auch Steinlohlenbergwerke. Unfern ist das große Glasbläsement der warmen Salzquellen von Bath. Im S. liegen die Ruinen des Schlosses A., in welchem Maria Stuart gefangen saß.

Msher (Adolf), deutscher Buchhändler, geb. 23. Aug. 1800 zu Cammin in Pommern von jüd. Eltern, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, hielt sich mehrere Jahre in England auf und trieb dann in Petersburg anfangs Diamantenhandel, später Buchhandel. Infolge des Ullas, der seinen Glaubensgenossen den Aufenthalt in Petersburg untersagte, begab er sich 1830 nach Berlin, wo er eine Buchhandlung, anfänglich mit Kommantiten in London und Petersburg, begründete und namentlich den Verkehr mit dem Auslande zu fördern suchte. A. erhob sein Geschäft zu einer der geachtetsten Sortiment- und Antiquariatshandlungen Europas. Er starb 1. Sept. 1853 in Venedig. Seine Firma ging an A. Cohn und D. Collin über, welche 1864 eine Filiale in London gründeten. Nach des letztern Austritt führte A. Cohn von 1871 bis 1874 das Geschäft allein; seitdem sind die beiden Firmen Msher u. Comp. in Berlin und London im Besitz von L. Simion und A. Behrend, während A. Cohn das Antiquariat unter eigenem Namen abzwigte. A. war ein tüchtiger Bibliograph und zugleich ein gründlicher Kenner der neuhebr. Sprache und Litteratur. Er verfaßte u. a. bibliogr. Arbeiten über L. Gullius und die »Scriptores rerum germanicarum« (Berl. 1839) und gab »Itinerary of R. Benjamin of Tudela« (2 Bde., Berl. 1840) heraus.

Mishford, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, auf einem Hügel in der Nähe der Vereinigung der obern Quellflüsse des Stour, 85 km südöstlich von London, Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Reigate, Canterbury, Dover und Hastings, hat eine bemerkenswerte got. Kirche mit hohem, wohlproportioniertem Turm und alten Denkmälern und zählt (1881) 9693 E. In der Nähe von A. befinden sich großartige Werkstätten der South-Eastern-Eisenbahngesellschaft, welche mit den Arbeiterwohnungen eine eigene Ortschaft, Süd-A. bilden.

Mishley (Lorb), s. Schaftsburg.

Ashton-under-Lyne, Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Lancaster, 10 km östlich von Manchester, an der Eisenbahn von Manchester nach Leeds, ein blühender Fabrikort am rechten Ufer der Tame, hat ein neues Stadt-

eröffnete und die 11. April 1824 ihre Statuten bestätigt erhielt. An die Stelle der von ihr anfänglich herausgegebenen «Transactions» (3 Bde., Lond. 1824—24) ist seit 1833 das «Journal of the Royal Asiatic Society» getreten. Eine «Deutsche Morgenländische Gesellschaft» wurde zufolge des 8. Okt. 1844 zu Dresden gefaßten Beschlusses der dortigen Orientalistenversammlung auf der Versammlung zu Darmstadt 2. Okt. 1845 begründet. Dieselbe hält alljährlich in Gemeinschaft mit den Philologen im Herbst Generalversammlungen ab und gibt seit 1845 eine «Zeitschrift» heraus, zu welcher seit 1857 noch «Abhandlungen zur Kunde des Morgenlandes» gekommen sind. Mittelpunkte ihrer Geschäftsführung sind Halle, wo sich die Bibliothek befindet, und Leipzig, welches der Sitz der Redaktion der Veröffentlichungen der Gesellschaft ist. Nächst diesen drei bedeutendsten Gesellschaften dieser Art in Europa sind noch zu nennen: die Société Orientale de France zu Paris, welche seit 1842 die «Revue de l'Orient» herausgibt, die Syro-Egyptian Society in London, die 1850 die Herausgabe von «Original Papers» begonnen hat, und das Koninklijke Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Neederlandsch Indië zu Amsterdam, das seit 1853 «Bijdragen» veröffentlicht. Um den orient. Studien auch in Amerika Bahn zu brechen und ein gemeinschaftliches Organ für dieselben zu gewinnen, trat 1842 zu Boston die American Oriental Society zusammen, welche ein «Journal» (Boston 1843 fg.) erscheinen läßt. Von den im Orient selbst bestehenden Gesellschaften dieser Art wurde die Asiatic Society of Bengal

bereits 1784 von Sir William Jones zu Kalkutta begründet und veröffentlichte die «Asiatic researches» (17 Bde., Kalkutta 1788—1832), die teilweise ins Französische und Deutsche übersetzt wurden. An die Stelle derselben ist das «Journal of the Asiatic Society of Bengal» getreten, das seit 1832 in monatlichen Hefen erscheint. Unter Aufsicht dieser Gesellschaft, aber auf Kosten der angl. ind. Regierung, erscheint seit 1846 die «Bibliotheca Indica», eine Sammlung orient. Werke in Text und Übersetzung, von welcher bis Anfang 1880 bereits über 500 Lieferungen erschienen waren. Daneben bestehen zu Bombay, Madras, Ceylon, Malakka und Hongkong Asiatische Gesellschaften, die sich selbst als «Branches» der Asiatischen Gesellschaft zu London bezeichnen und ihre Arbeiten ebenfalls in periodischen Schriften veröffentlichen. Über andere gelehrte Gesellschaften im Orient, welche allgemeinere Zwecke verfolgen, s. Akademien und Gelehrte Gesellschaften.

Asien, das größte Festland der Alten Welt, ein Drittel alles Landes der Erde, die Wiege des Menschengeschlechts und der Boden der ältesten historischen Erinnerungen, liegt mit seiner kontinentalen Masse ganz auf der nördl. Halbkugel der Osthemisphäre, nur mit seiner südöstl. Inselwelt den Äquator schneidend und mit unbedeutenden Gliedern an die Westhälfte übergreifend, auf drei Seiten vom Ocean umspült und im W. teilweise mit Europa und Afrika zusammenhängend. Der Flächenraum des asiat. Kontinents wird auf 41 441 000 qkm, derjenige der zu A. gerechneten Inseln auf 3 131 25 qkm geschätzt, so daß sich der Gesamtflächenraum auf 44 572 250 berechnen würde.

Horizontale Konfiguration. Schon bei Auseinanderstellung der äußersten Punkte, des Kap Tscheljuskin (77° 30' nördl. Br.) und Buru (1° 2' nördl. Br.) sowie des Kap Baba an der Westküste von Kleinasien (43° 44' östl. L. von Ferro) und des Ostkaps an der Nordspitze von Sibirien (207° 5' östl. L. von Ferro), deutet auf großartige Dimensionen; ihnen schließt sich eine reiche Gliederung an, so daß A. bei 82 300 km Küstenumfang auch die längsten Landesgrenzen aller Kontinente besitzt. Von dieser Küstlänge kommen 15 900 km an das Nördliche Eismeer, 27 300 km auf den Stillen Ocean, 33 600 auf den Indischen Ocean, 6500 an das Mitteländische und das Schwarze Meer, dabei bei dem zu 41 441 000 qkm berechneten Flächenraum des asiat. Kontinents auf ungefähr 603 qkm 1 km Küstlänge. Das Nördliche Eismeer, der Stille und Indische Ocean umgrenzen den asiatischen Kontinent im N., O. und S. Im W. aber bildet das Mitteländische Meer nur teilweise die Grenze, denn im N. des Roten Meeres besteht durch die 145 km breite Landenge von Suez eine Verbindung mit Afrika, und auf der 2700 km langen Erstreckung zwischen dem Arabischen Golf und Kaspien Meer legt sich Europa an, gleichsam wie ein westlich hingestreckte zersplitterte Halbinsel des uralen asiat. Stammes, welcher von Amerika abgeschieden ist und eine reiche Inselbrücke zu Australiens Festland besitzt. Dem großen, in Trapezform sich schmiegenden Massenkörper A.s gesellt sich eine großartige Gliederung bei, welche 9 966 400 qkm also mehr als die Größe Australiens, bedeckt und aus folgenden größern Halbinseln besteht: Im W. als Übergang zu Europa und von demselben durch

KARTE VON ASIEN.

die Straßen von Konstantinopel und die Darbanelen getrennt, Kleinasien oder Anatolien, zwischen dem Schwarzen und Levantischen Meer, mit der zahlreichen Inselgruppe der Sporaden im W. und der Insel Cypern unfern der Südküste; im S., wie in Europa, eine dreifach gruppierte Gliederung zwischen den Buchten des belebtesten Meeres, hier des Japanschen, dort des Mitteländischen. Was in Europa Hispanien in einfacher Küstenform, das ist in A. Arabien zwischen dem Roten und Persischen Meer; wie dort Italien mit dem benachbarten Sizilien, so liegen hier Vorderindien und die Insel Ceylon zwischen dem Persischen und Bengalischen Meere in der Mitte; und während in Europa die zerfissene griech. Halbinsel südöstlich durch einen viel tieferen Archipel zu A. übergeht, so weist hier die zerplitterte hinterind. Halbinsel zwischen dem Bengalischen und Chinesischen Meer durch den Chinesischen Archipel nach Australiens Festland hinüber. Diese, auch Australasien benannte Weltteil zerfällt in die Hauptgruppen der Philippinen, Molukken, der Großen und der Kleinen Sunda-Inseln mit Timor. Eigentümlich sind die Küsten A.s dadurch charakterisiert, daß der Große Ocean in weiten Bufen in die Küsten des Festlandes einfällt, bogenförmig umgrenzt durch säbwards getredte Halbinseln und lange Inselreihen. So buchten in Richtung von S. nach N. ein das Süd- und Nordchinesische, Japanische, Ochozische und Kamtschatka-Meer, umflamert von den Halbinseln Korea und Kamtschatka und den Inselreihen der chines. Inseln mit Formosa, der japanischen mit Jesso, Kipon und Kjusiu, Sachalin und den Kurilen, während Japan im Golfe von Tong-king dem Festlande benachbart liegt. Im N. sind die sibir. Küsten zwar ebenfalls zerplittert, doch mehr durch die erweiterten Ründungen mächtiger Ströme als durch Meereshuchten, wie denn auch, außer Neusibirien, ferneer Baigatsch und Rowaja-Semlja auf der europ. Scheide der arktischen Wassermasse, der Inselreichtum sich auf die Simane oder seichten Flussmündungen beschränkt.

Vertikale Konfiguration. Wie in allem großartig, so ist es A. auch in Ausprägung seiner Bodenplastik: es hat das größte Tiefland, das ausgedehnteste Hochland, die höchsten Gebirgsketten und höchsten Gipfel der Erde. Die Tiefebene nehmen wenig über ein Drittel, die Erhebungen fast zwei Drittel des Weltteils ein, und zwar erfüllt dessen Mitte ein zusammenhängendes Hochland, dem nördlich ein großes Tiefland, südlich eine reiche Gebirgsgliederung anliegen. Der innere Hochgürtel wird durch das Eingreifen des Tieflandes von Turan und Hindostan unter 72° östl. L. (von Ferro) in zwei Hauptmassen, das Hochland Ost- oder Hinterasiens und das West- oder Vorderasiens gegliedert, jedoch durch einen wilden, schneebedeckten Gebirgskamm, den Hindu-Kusch, zusammengehalten. Das Hochland Ost- oder Hinterasiens, das Areal ganz Europas um zwei Drittel überragend, erfüllt den Hauptteil des Kontinentalkörpers und zeigt sich in seinen Grenzen verschieden charakterisiert. In Rand- und Kettengebirgsform fassen die heilen Abfälle des Südrandes zu der sumpt. und waldreichen Hagelzone (von den Einheimischen die Laxai oder Laxai, d. i. feuchte Ebene, heißen) des hindostan. Tieflandes. Es sind dies die Abfälle des 2450 km langen Himalajagebirgs, dessen mittlere Kammhöhen um 5220, dessen Gipfel um 6600—

8470 m das Meer überragen, ja dessen höchste Bits alle Gipfel der Erde an Höhe übertreffen. Parallel mit dem Himalaja von W. nach O. verläuft nördlicher als Fortsetzung des Hindu-Kusch die Karakoramkette mit einer mittlern Pashöhe von 5480 m und riesigen Gipfeln, unter denen der zweithöchste Berg der Erde, der 8619 m hohe Dapfang. Sehr hoch scheint auch im O. des Himalaja der wild zerklüftete, von reißenden Strömen durchbrochene Siue-Schan zu sein; doch ist er noch nicht genug bekannt, um über seine Naturverhältnisse entscheiden zu können. Die östl. Grenzwälle, der Jün-Ling und Xing-an-Ola, legen sich als Randgebirge an die hohe Scheitelfläche und gehen südlich zu dem wild verzweigten chines. Alpenlande über, in welchem die Gebirge Ran-Ling und Pe-Ling hervortragen, und nördlich zu dem mandshur. Alpenlande, dessen östl. Kette, das Sichota-Alin, dem Meere 240 m hohe Felswände entgegenstellt. Weniger hoch, aber auf breiter Basis ruhen die Berglandschaften des Nordrandes in allmählichen Übergängen zu dem anliegenden Tiefland und durch die Beden des Baital- und Saisanfees in drei Gruppen gegliedert. Diese können mit dem allgemeinen Namen des baur. Alpenlandes, des Systems des Altai und des Dsongar. Berglandes belegt werden, welches letztere säbwards durch das Pamirgebirge mit dem Karakoram, dem Tustagh und dem Hindu-Kusch in Verbindung tritt. Das Pamirgebirge bildet den Westrand der Hochfläche und vereinigt seine nordwestl. Abfälle mit den Erhebungen des turkestan. Alpenlandes. Auf solche Weise wird die innere Fläche von allen Seiten umschlossen, im S. durch den Kuen-Lün mit einer Pashöhe von 5200 m und bis 6660 m hohen Gipfeln, und im N. durch den Thian-Schan (d. i. Himmelgebirge) mit dem 7800 m hohen Khan-Tengri. Die dadurch entstehende centrale Tiefe wird im S. durch die 8260—4870 m hohen Thäler Tibet begrenzt und bildet im Tarimgebiet die hohe Latzel, im N. durch die Dsongarei begrenzt, und östlicher die Mongolei, eine 1900—1900 m hohe Platte, welche die nur 600—900 m hohe, von N. nach S. 666 km breite Wüste Schamo oder Gobi umschließt.

Auf kleinerer Basis und niedriger an Höhe schließt sich das Hochland Vorderasiens an die östl. Hochmassen, und zwar in den drei Abteilungen des Plateau von Iran, des med.-armen. Alpenlandes und des Hochlandes von Anatolien. Die Scheittelebene des Plateau von Iran ist im O. noch 1500 m, im W. 1200 m hoch, in der Mitte aber, in Rubikan, vielfach bedensförmig bis auf 800 und 660 m eingesenkt. Salz-, Kies- und Sandwästen bedecken unabherrbare Räume, und hohe Gebirgswälle umfassen sie von allen Seiten. Es sind im O. die Reilen und hohen Ketten des Suliman- und Brahuigebirgs mit dem 3910 m hohen sog. Luftli-Suliman im N., südlich die wilden Terrassenlandschaften von Balutschistan und Farsistan, im N. der jäh zum Rastpisee abstürzende Elburz mit dem 5669 m hohen Bullan des Demawend; und weiter östlich das von zugänglichen, breiten Einsenkungen unterbrochene Bergland von Khorasän, welches durch die Höhen des Paropamisus zu dem turkestan. Alpenlande und dem Hindu-Kusch übergeht. Zusammengesetzter ist die Bodengestaltung in der med.-armen. Alpenlandschaft. Hier erscheinen in Fortsetzung des Südrandes von Iran die turk. Alpenterrassen als eine wilde und vielfältig zerfaltene Südbegrenzung

der Hochebenen um den Urmia- und Wänsee, während dieselben nördlich in Fortsetzung des Elburz bis zu den tiefen Thalspalten des Araxes und der Kura von dem Alpenlande Aserbeidschan und dem armen. Berglande eingefaßt werden, wo neben Hochebenen, wie die 1848 m hohe von Kars, steile Gipfel in die Wolken ragen, wie der 4912 m hohe Ararat, und vulkanische Gewalten den Boden zerklüftet haben. Aus diesen Felsabgrünthen lösen sich mit vorherrschender Westrichtung die Randgebirge ab, welche die kleinasiat. Halbinsel im N. und S. begleiten und ihre innern Abfälle zu einem mannigfaltig gestalteten und zerrissenen Plateau vereinen, das hohe, zum Teil vulkanische Gipfel trägt, wie den 2900 m hohen Hassan-Dagh und den 4008 m hohen Erdschijas (Argäos). Das Randgebirge der Südküste führt den allgemeinen Namen des Taurus und beginnt östlich mit der absoluten Höhe von 3250—3570 m.

Die übrigen Gebirgsausfüllungen A.s sind als von dem innern Hochlande getrennte Gebirgsglieder zu betrachten, die alle, bis auf den Kaukasus und teilweise auch die ostsibir. Grenzketten, in Meridianrichtung liegen und, die hinterind. Ketten ausgenommen, durch Tiefebene vom kontinentalen Gebirgskörper getrennt sind. Auf der längsten europ.-asiat. Landgrenze erhebt sich der Ural mit Gipfeln bis zu 1600 m Höhe, aber ohne Verbindung mit dem asiat. Hochlande. Auf dem Isthmus zwischen dem Kaspiischen und Schwarzen Meere erreichen die Alpenketten des Kaukasus eine Höhe von 3250—3570 m zwischen tiefen Thalspalten und riesigen Berggipfeln, wie dem 5652 m hohen Elborus, dem 5225 m hohen Roschtan-Tau, dem 5160 m hohen Dsch-Tau und dem 5043 m hohen Kasbek. Allmählich erheben sich die Hochebenen des syr. Gebirgslandes aus der benachbarten Wüste zu den bis 3066 m aufsteigenden Ketten des Antilibanon und Libanon, welcher steil und terrassenförmig zum schmalen Küstenstriche Phöniziens und Palästinas abfällt und südwärts in Hochebenen übergeht, welche die tiefste Senkung der Erdoberfläche, das 392 m unter dem Spiegel des Oceans gelegene Tote Meer mit dem Jordantal umfassen, während südöstlich die vulkanischen Gebirge und Plateaus des Hauran zu dem arab. Hochlande hinüberführen. Dieses trägt echt afrit. Charakter in seinem einförmigen Scheitel, von kahlen Felsketten, Sandwüsten und fruchtbaren Landschaften durchzogen, und in seinen terrassenartigen Rändern, deren trennende Gebirgsketten an der Westküste bis zu 2600 m aufsteigen sollen. In der vorderind. Halbinsel erhebt sich das Plateau von Dehkan, in einer Steigung von W. nach O. und einer mittlern Höhe von 450—980 m, westlich durch die höhern Randgebirge der Westghat von der schmalen Küstenebene Malabar, östlich durch die gruppenförmigen niedrigen Ostghat von der breiten ebenen Küste Koromandel geschieden. Während die innere, keineswegs einförmige Hochfläche nördlich durch die Ketten des Vindhya-Gebirgs und die Malwa-Vorberge vom hindostan. Tieflande gesondert ist, vereinigen sich die Ghat südlich, in der Quellgegend des Raveri, zu der höchsten Gebirgslandschaft der Halbinsel, dem Nila-Giri, d. i. Blaues Gebirge, mit 2680 m hohem Gipfel. Dieses sinkt steil zur schmalen Tiefebene Gap herab, erhebt sich wiederum als Anamalligebirge zu 2693 m und taucht mit dem Kap Komorin in das Meer. Gegenüber auf der Insel Ceylon erhebt sich die Gruppe des

Adams-Bit mit dem 2541 m hohen Pedrotallagalla. Als südl. Ausläufer des Siue-Schan sind die hinterind. oder malatischen Bergketten zu betrachten, deren eine die Südspitze A.s erreicht, auf den Sunda-Inseln mit vulkanischer Thätigkeit wieder auftauchend, die viel besser bekannt sind als ihr nördl. Stamm. Wenn das Jünnan-Alpenland, der Pe-Ling, Nan-Ling und die Ketten von Korea weniger als getrennte, sondern als hervorragende Glieder des chines. und mandschur. Alpenlandes erscheinen, so treten dagegen die aus dem baur Alpenlande abzuweigenden ostsibir. Grenzketten, der Alban-, Jablonoi- und Stanowoi-Gebirge, selbständiger auf. Sie fallen allmählich zum Tieflande steil zum nahen Meere ab, erstrecken sich bis zum Ostkap und stehen in Verbindung mit den Vulkanketten Kamtschatkas, die sich über die ostasiat. Inseln reihen nach S. zu ausdehnen.

Schaut man von den Erhebungen des asiat. Bodens in seine Tiefen, so findet man dem Nordraum des ostasiat. Hochlandes die sibir. Flächen vorgelagert, an Größe Europa übertreffend und in eine zum großen Teil winterlich verödeten Natur. In offenem Zusammenhange steht Sibirien südwestlich mit dem Tieflande Turan, den einzelnen Sand Salz- und Kieseppen, die den Kaspi- und Arals umlagern und im erstern eine Depression von 25 m unter dem Spiegel des Schwarzen Meers darbieten. Während dem Südrande des kontinentalen Gebirgskörpers westlich das weidreiche Mesopotamien und die heiße syr.-arab. Sandwüste vorliegt bildet Hindostan sowohl in seinem sandigen, sterilen Charakter der westl. Sindebene wie in den reich bewässerten Gegenden der östl. Sindebene oder Pegalens einen scharfen Kontrast zu den nahen Schneegipfeln des Himalaja. Die breiten Längentäler und schmalen Thalsohlen der hinterind. Tiefen sind durch hohe Bergketten voneinander geschieden während im Osten A.s die fruchtbaren, wohlbebauten Ebenen des chines. Tieflandes sich ausbreiten.

Hydrographisches. Sehr verschieden ist auch der Charakter der hydrogr. Verhältnisse. Die Charaktere des Wüstengürtels der Alten Welt zieht auch in hydrogr. Rücksicht in die asiat. Tief- und Hochsteppen ein, und zwar in größerm Maße als irgendwo. Die tiefe Steppensente Turans enthält die größten Steppenseen der Erde, den Kaspi- und Aralsee, den erstern mit einer Oberfläche von 439418, letztern von 66998 qkm., dieser durch die Syr-Darja (Zarates) und Amu-Darja (Oxus) jener durch Emba, Ural, Wolga, Terrek und R. gespeist. Nur ein Steppensee von Bedeutung, Hamun mit dem Hilmenb, bewässert die Scheitelfläche des hohen Iran, dagegen finden sich zahlreiche Gruppierungen im West- und Südostren des hohen Hinterasiens. Der Balkaschsee mit dem Jil, der Jysyl-Kul, der Ala-Kul und der Lob-Kul mit dem Karim sind im W., der Kuku-Nor mit der Tengri-Nor im S.O. am wichtigsten. Charakteristisch für A. ist der Besitz großer Doppelströme oder mehrerer mächtiger Flüsse, welche eine Gegend und eine Mündungsgegend haben, solchen Verhältnisse ihres Laufs entwickeln. Auf solchen Geistesströmen stehen oben an: Ganges und Indus, Brahmaputra, die Jangtsekiang und Hoang-He, der Irtysh und seine Nebenflüsse, welche das sog. Wendisch-Flussgebiet bilden. Ein und dasselbe System gehören an: die sibir. Ströme D.

TELASIEN.



Greenwich

130

130

130

130

Install Leipzig

En Artikel Asia.

Trysch, Lobel und Hschin, Jenissei mit oberer und unterer Tunguska und dem Daulassee, Lena, Inbigirta und Kolyma; die hinterind. Gewässer Mekong oder Kambojasschiff, Menam, Saliken und Trawadi; in der Randschurei der Amur mit Schilla, Argun, Sumgari und Ussuri; die vorderind. Flüsse Mahanadi, Godaweri, Kistna (Krischna), Kaveri und Kerkubba, die Alpenseen Armeniens, Urmia und Wansee, die syz.-kleinasiat. Flußläufe des Dromes, Ränder und Rißil-Yrmal, denen benachbart mehrere Fluß- und Seegebiete ohne Abfluß zum Meere sich anreihen, wie in Palästina das Tote Meer mit dem Jordan. (Hierzu 6 Karten: Physische Übersichtskarte. Politische Übersichtskarte. Nordasien. Westasien I. Westasien II.)

Klima und Produkte. Eine spezielle Betrachtung des überwiegend kontinentalen Klimas Asiens erfordert bei dem Umfange dieses Erdteils auch naturgemäße Sonderungen. A. greift mit seinen Nordspitzen weit in die Polarregion ein, dagegen erreicht das kontinentale Süden fast den Äquator. Es besitzt also auch den reichsten Wechsel der Klimagürtel, von den eiskalten, toten fibr. Küsten bis zu den Palmen- und Bannanengegenden der Tropenzone Indiens. Der kontinentale Einfluß äußert sich im Vergleich mit Amerika in größern Extremen, insofern die Klimagürtel in A. eine noch 4—7,5° niedrigere Winter- und 2,5—4° höhere Sommertemperatur aufweisen; es erscheinen mithin größere Temperaturdifferenzen in sich für diesen Erdteil charakteristisch. In A. ist der eigentliche tropische Klimagürtel, die Region des Regens, der Palme und Banane, nur auf die südlichsten Küstengegenden und Tiefländer beschränkt; denn die umfangreichen bedeutenden Erhebungen ziehen einen großen Teil der Tropenzone schon in das kühlere Klima der Gemäßigten und immergrünen Bäume und lassen schon in sehr früh. Breiten den Niederschlag in veränderlicher Form auftreten. Wenn diese Klimazone als sehr bezeichnend durchschnittlich schon mit 30° nördl. Br. beginnt, also mit dem Parallel von Nordafrika, Texas und Florida, so dehnt sie sich aber auch fast bis zu den Nordgegenden des Polarmeers aus, da, wenn auch auf kurze Zeit, die Sommertemperaturen verhältnismäßig hoch sind. Im Norden Asiens nimmt der kontinentale Charakter von W. nach O. zu, im S. dagegen in derselben Richtung ab; denn Arabien ist noch kontinental, der Indische Archipel aber ozeanisch. Der klimatische Charakter Asiens ist daher nicht mit einem einzigen Ausdruck zu bezeichnen, sondern in getrennten Erdsegmenten zu betrachten, die sich auf die vier Abteilungen des nördl., des mittlern hohen, des südl. am südböhl. und des westl. A. beschränken lassen.

1) Das hohe Hinterasien. Wie in Afrika nehmen hier spärlich bewässerte Ebenen und Steppen ungeheurer Räume ein, unter gleichem Einfluß einer kontinentalen Dürre und Trockenheit der Atmosphäre. Während aber dort mächtig hohe Lage unter glühendem Himmelsstrich diese Verhältnisse begleitet, so ist es hier bedeutende Erhebung, höhere Breite, Umwallung von schneebedeckten, allen ozeanischen Einfluß abweisenden Gebirgen, welche neben das tropische Bild Afrikas das eilige des Nordens stellen. Anders als auf der breiten, ebenen Scheitelfläche gestalten sich die Verhältnisse an den Grenzen, in den wohlbewässerten Thälern der Randgebirgslandschaften Chinas, der Randschurei, Tau-

riens u. s. w. Hier befinden hochstämmige Waldungen, dauernde Rasenflächen, auf den Schuttlächen der Kultur im Überfluß vorhandene Nahrungspflanzen, eine mannigfaltige und zahlreiche Tierwelt günstigere Naturverhältnisse, die sogar mittels hoher Sommertemperatur unter 40. bis 42° nördl. Br. bei 1000 m Höhe noch die Kultur von Wein und Baumwolle und die Pflege der Seidenraupe unterstützen. In den höher, aber südlicher gelegenen Thalebenen von Tibet schlürfen schwammige Moosarten die Feuchtigkeit des fünf bis sieben Monate liegenden Schnees, um den Mangel reicher Bewässerung und schattiger Waldungen zu ersetzen zur Zeit des in schnellem Kontraste folgenden heißen Sommers, dessen Hitze noch bei 2600 m Wein, bei 2860 m Äpfel, Rüsse und Aprikosen, bei 4000—4600 m noch Roggen und Gerste gedeihen läßt. Solche Verhältnisse sind einzig auf der Erde und nur an eine solche kontinentale Erlichkeit geknüpft; sie üben auf das einheimische Leben der Tiere und Menschen mächtigen Einfluß. Eigentümliche Kinder- und Schweinearten, Pferde und große Hunde, Schafe und Ziegen zeichnen Tibet aus, fast alle mit dem feinsten Haar, im Erlettern der steilen Höhen und Lasttragen geschickt.

2) In Süd- und Südostasien unterscheidet sich das Klima der Tiefebene und Küstenstriche von dem der innern Berggegenden, da diese den Einfluß des nahen Ozeans nur auf jene beschränken. Noch an den schneebedeckten Himalajasetten und den trockenen, heitern Hochgebirgen schießt aus dem feuchten, von tropischer Sonne erwärmten Boden des bengal. Tieflandes, des Hügellandes Tarai und der Gestade des Ostindischen Archipels eine üppige Vegetation zu ameril. Riesenhaftigkeit. Denn unter der Schwüle eines nebelbedeckten Himmels erreichen Bäume die Höhe von mehr als 82 m, Farnträuer die Größe europ. Waldbäume, Gräser wie das Bambusrohr eine Dide, daß deren Halme, hohlen Baumstämmen gleich, zu Häusern und Simern benutzt werden. Die tropischen Waldungen enthalten Sandel-, Eben-, Lil- und Acajouholz, Trachendäume, Schirm-, Kohl- und Sagopalmen, welchen beiden leplern sich die Kolospalme, auch Banane und Brotfrucht als allgemein verbreitete Nahrungspflanzen anschließen, während in Ostindien und Australasien neben der Saftfülle ameril. Vegetation sich auch das Aroma afrik. Pflanzenwelt zeigt in den oft ganz ungepflegt wuchernden Gewürzbaumstämmen, wie den Muskat- und Gewürznelkenbäumen, dem Zimtstrauch, dem Ingwer, Pfeffer und noch vielen andern Gewürzpflanzen. Auch die Tierwelt entspricht der großartigen Natur. Sie übertragt die amerikanische an Größe und wetteifert mit der afrikanischen an Kraft. Die ausgedehnten Reistfluren Bengalens, die Sumpfwaldungen der Sundabunds, des Tarai, der arakan., australasiat. und vorderind. Küstenebenen sind eine wilde Heimat des Elefanten, des Königstigers, Löwen, Panthers und Nashorns und ungeheurer Eber, oder Schlupfwinkel der lauernden Riesenschlange, des Krokodils und noch vieler gefährdeter Amphibien. Neben den tropischen Kulturpflanzen, wie Baumwolle und Zuderrohr, gedeihen europ. Pflanzen aller Art, wiewohl der Reis Hauptnahrungsmittel bleibt. Neben dem Waffel und Kamel dienen die in Europa verbreiteten Haustiere dem Menschen, in beschränktem Grade jedoch nur das vielleicht erst spät hier eingeführte Pferd. Beim Ansteigen aus

den Tiefebene auf die Plateaus und Gebirge bleibt die tropische Schwüle mit ihren begleitenden Erscheinungen zurück, die Luft wird kühler und trockener, die Gewürzpflanzen verschwinden, die Kolospalme steigt höchstens bis 160 m, die Banane bis 975 m auf. Dagegen beschatten hoch- und dickstämmiger, meist in die Gebirgsabhänge, und über ebenen lagert ein fast ewiger Milde noch der Kaffeebaum, die Obelfrüchte und feines Obst aller Südasien Jahreszeiten und die bisch herrschenden Winde, die Pfund, besonders wichtig. Dieselben bringen, aus der einen Richtung wehend, tropische Regengüsse, aus der andern kommend, Trockenheit und nicht

reichen aber nicht der alle Länder und, dessen Bereich ein verschiedenen Luft, en bilden die hohen wie die Cordilleren die Westküsten und alle Jahreszeit zu- en, so fällt sie auf

den Ostküsten vom Oktober zum Januar, und so bestehen ähnliche Unregelmäßigkeiten in Australien, in Hinterindien und an den chines. Ostküsten, wo die besonders heftigen Orkane unter dem Namen Taitun (bei den Engländern Typhoons) gefürchtet werden. Die chines. Tiefebene werden durch die Nachbarschaft der Schneegebirge in nördlicherer Breite dem tropischen Klima, durch den nahen Ocean aber auch dem kontinentalen Charakter mehr und mehr entrückt. Ihre Niederungen scheinen von der Natur zu den großartigsten Feldern der Kultur geschaffen zu sein, wo Reisfluren mit europ. Gemüsen und Getreidearten wechseln, Obelfrüchte, die wichtigen Maulbeerbäume, Baumwollbäume, Farbstoffpflanzen u. dgl. gezogen werden, wilde Pflanzen ebenso selten sind wie wilde Tiere und unter den Haustieren das Schwein am verbreitetsten ist. Die Wäldungen der Gebirgsabhänge haben noch in den untern Regionen durch baumartige Bambus, Palmenarten und zahlreiche Saftpflanzen äußeres tropisches Gepräge und enthalten, neben herrlichen Magnolien, Cypressenarten und andern immergrünen Bäumen, mehrere für Chinas Kultur und Handel wichtige Gewächse, wie den Talg-, Erlen-, Wach- und Kampferbaum. Noch auf den kahlen Höhen oberhalb der Waldregion gedeiht der Rhabarber, auf den Boralpen der Elterich, in den Thallandschaften der Berg- genden der Thierstrauch. Auf den chines. Boralpen

seine Gefilde den rauhen Nordwinden, während schneebedeckte Gebirgswälle als Grenzen des grünen Hochlandes der Erde es vor dem milden Einfluß des Südens verschließen. Die Winter sind lang, die Sommer kurz, der Boden ist beständig froren, an riesenmächtigen Strömen ist Überfluth und in der Nähe des Poles gestattet die Raumweite einer unabsehbaren Ebene ungehinderte Verbreitung des kontinentalen Charakters, und es ist ebenso viel Gründe für eine Steigerung der Kälte wie in Amerika zum Teil entgegengegriffen für die Milderung. Trotzdem ist der kurze Sommer im Grunde, nur die äußersten Nordgegenden in Zone des ewigen Schnees, den größten Teil aber der Zone des veränderlichen Niederschlags zu verlassen und zu bewirken, daß Holzwuchs und Ackerbau noch einige Grad weiter nördlich vorkommen als in Amerika. Im 6. einer Linie über der Betschotanaquelle zum 56° nördl. Br. der M. küste Kamtschatka breitet sich der Gürtel der nördl. Nadelbäume und des europ. Getreides bis über den Nordrand des hohen Hinterasiens und zu den Ufern des Kasp. und Kasp. Meeres aus. Doch erreichen aus periodisch absterbenden Laubbäumen und Föhrenholz zusammengelegten Wäldern und die große Grasflächen nicht die Kraft des gleichen warmen Gürtels, und neben dem Weizen in den geschützten Gebirgsthälern gedeiht nicht wie dort europ. Weizen oder gar Weizen. Ja sogar die nördl. Zone in Moose und Beeren ist nicht so reich ausgestattet und wechselt oft mit den eisigen Polarwäldern in Tundra. Die untere Grenze des ewigen Schnees trifft man auf den südl. Grenzgebirgen Sibiriens bei 2175 m, im südl. Kamtschatka bei 1625 m Höhe an, wogegen sie die 1900 m hohen Gipfel der Kaukasus und des Ural noch nicht erreicht. Die langen, strengen, von den heftigen eisigen Winden (Burran) begleiteten Winter folgt schon ein dröhnend heißer Sommer, dessen Sonne und Früchte schnell entwickelt und die Wärme den schattenarmen Gegenden so unerträglich ist, daß die meisten Geschäfte des Nachts und Abend abgemacht werden. Doch wird der Winter nur auf der Oberfläche erreicht, der tiefe Untergrund bleibt ewig gefroren, so man hat ihn zuletzt noch bei 200 m Tiefe in eisiger Erstarrung gefunden. Wie das Klima und die Vegetation vielfach mannigfaltig vom nordischen Amerika weichen, so auch die Tierwelt. Sie weist nicht große Menge der Herbivoren auf, nur das Reiter ist wild und gezähmt überall verbreitet. Gegen weiterrückt es mit ihm in Zahl der Vögel und besitzt noch mehr Raubtiere, da neben dem russischen Wolf, Fuchs und Fuchs auch in den heißen Sommern Tiger und Panther herübergeleitet werden. An Haustieren ist Nordasien reicher als Amerika. Das Kammer, in Amerika im allgemeinen nicht gezähmt, ist in A. neben dem Hund das schätzbarste Zugtier, wogegen Schaf und Pferd SW. allgemein verbreitet sind und in der Nachbarschaft der Wälder das Kamel nicht fehlt.

4) Westasien verrät in den meisten seiner Terrabschnitte afrikan. Benachbarung in mehrfacher Beziehung, besonders aber in klimatischer. Am meisten mit Afrika verwandt erscheint Arabien und der nachbarliche Teil Syriens. Hier ist Dürre und Witterungsarmut aber hoch- und Tiefebene verbreitet und die Dattelpalme fast der einzige Werkpflanzliche Lebens, während in den bewässerten

Tiefen und andern ihres Winter

utan. andes größtenteils welche denen. Cha- h von i den drien

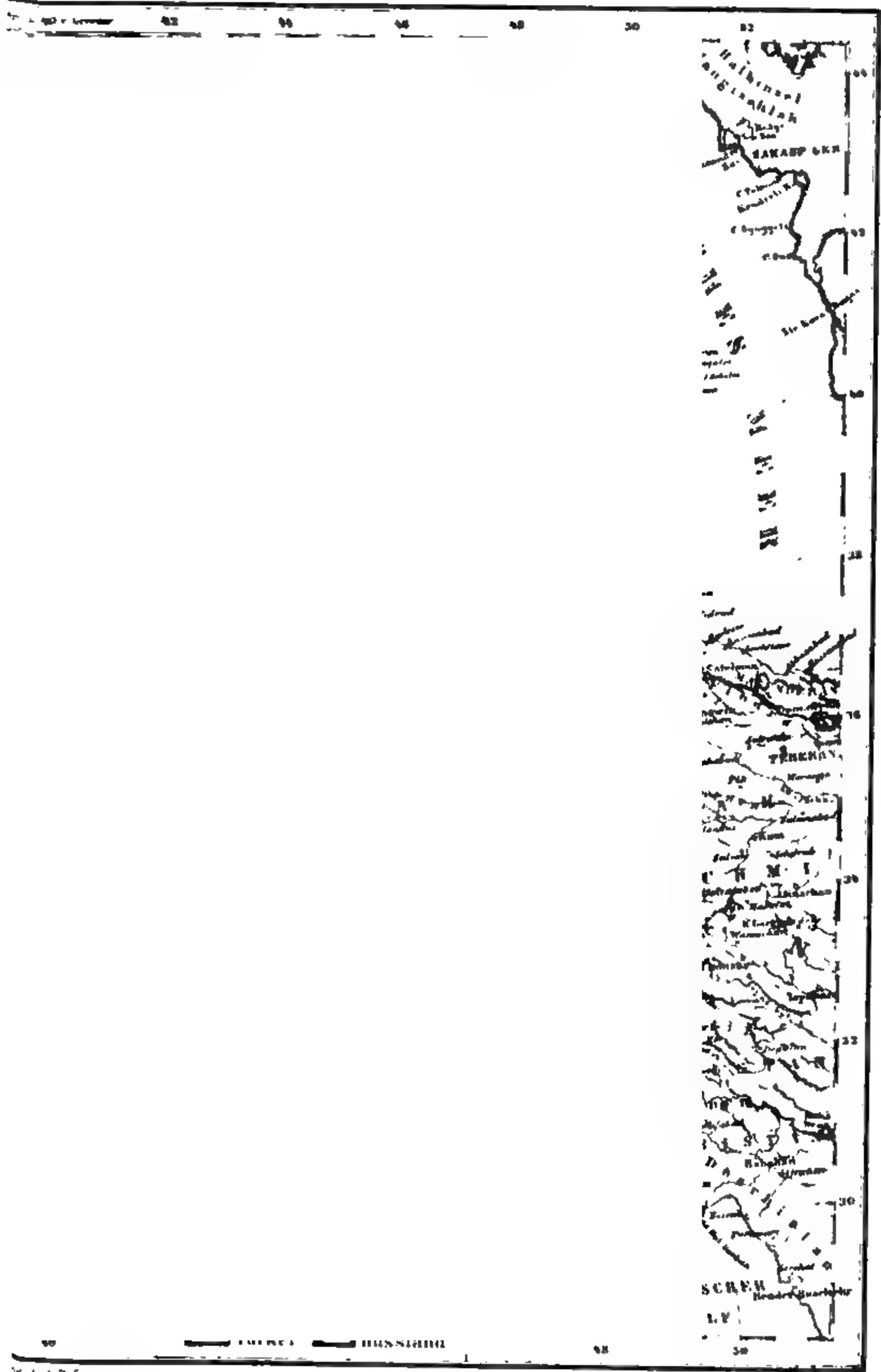
2

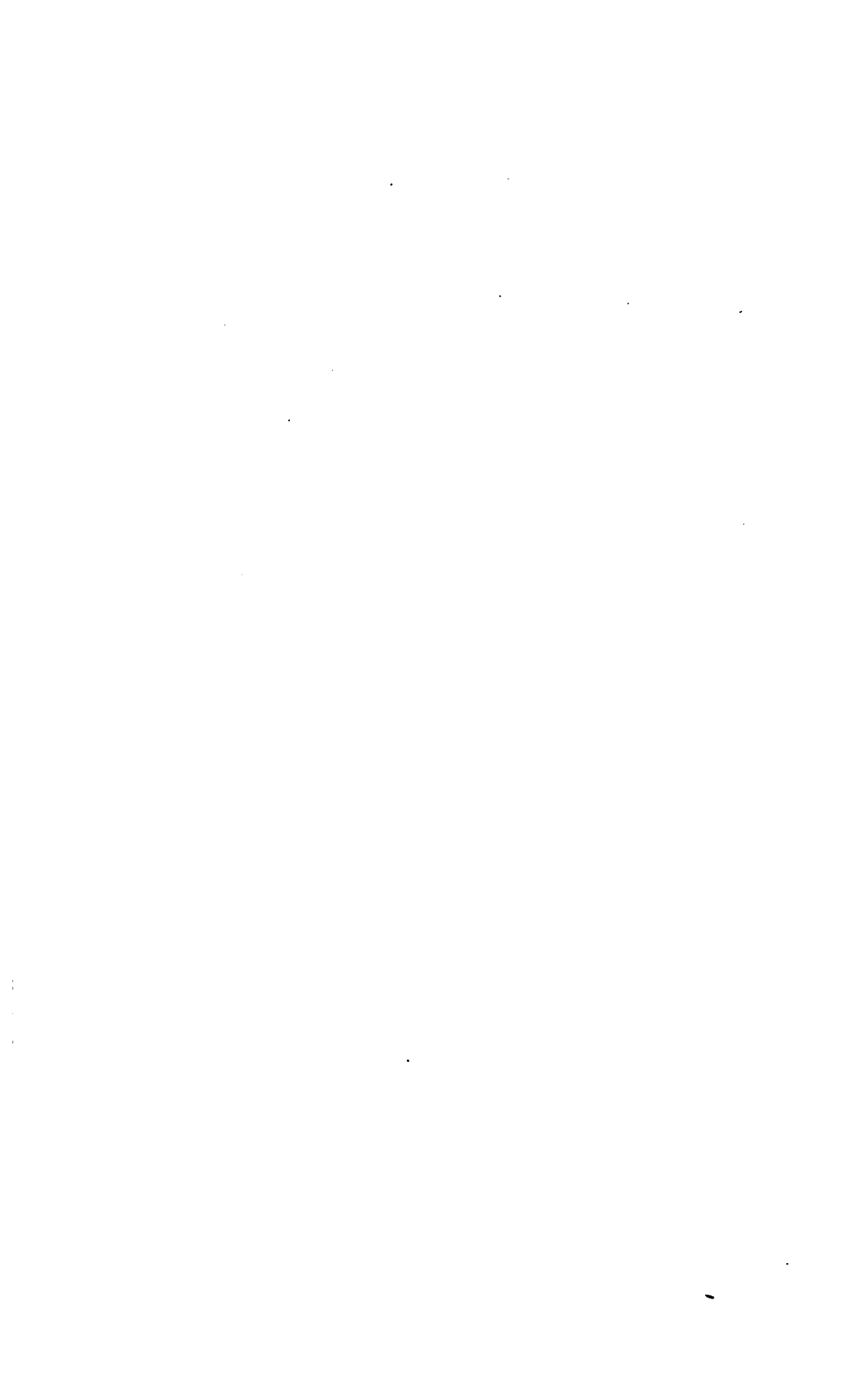
3

4



SIEN I.





I E N II.

und oceanisch gelegenen Terrassenlandschaften neben Palmen und Edelfrüchten der Kaffeebaum, Hirsearten, Speereien und gewürzige Pflanzen gedeihen. Auch die Tierwelt Afrikas ist heimisch auf arab. Boden, so Gazellen und Strauße, der Löwe, Hyäne und Schakal; das Kamel ist auch hier an die Wüsten natur gewöhnt, und an die heppenartigen, peribisch mit trockenen aromatischen Kräutern bedeckten Angern wird die edelste Pferderasse gezogen. In Mesopotamien und den reichbewässerten Terrassen- und Thallandschaften des nördl. Syrien und angrenzenden Anatolien verschwindet mit dem tropischen Klima auch dessen einformige Wüsten natur. Es setzen immergrüne und blattabwerfende Bäume gemeinsam große Wälder zusammen. Wein, Kammolle, Kaffee, Raubbeerbäume, Edelfrüchte, El- und Feigenbäume und feinere Obstsorten gedeihen vortreflich, Weizen, Reis und Reis werden gebaut. Noch äppigere Verhältnisse entfalten sich in den Terrassen der iran. Randgebirge, wo noch in 1300 m der Weizen, bei 975 m Höhe die Orange reift, wo ganze Wälder europ. Obstsorten und Arten mit Weingärten, Rosengehölzen und hochstämmigen Edelfrüchten wecheln. Das Tiefland des Kaspi- und Aralsees trägt noch echt asiat. Charakter in seinen Wüsten und mageren Weideländen, die nur das Kamel, Schaf und Pferd ernähren und regelmäßig von harten Wintern getroffen werden. Einen Übergang zu Europa bilden die kauk. armen. und anatol. Hochländer, wo schon Weintrauben, Nahrungsplanzen und Bodenfrucht Europas vorherrschen und seine Haustiere in mehr Menge und Art erscheinen.

In Mineralien schließt der asiat. Boden in sich: die Diamanten Indiens und des Ural, das Gold Japans, Chinas, Hinterindiens und der verschiedenen Inselgruppen des östl. Archipelagus, des Alti, der vom Golde seinen Namen führt, und Ural, den Silber- und Kupferreichtum des russischen und türkischen A., Eisenminen in fast allen Himalayischen und einen allgemein verbreiteten Reichtum der verschiedensten Mineralien, wie das harte Jasp auf Sunda.

Ethnographie. Die Zahl der Bewohner A. beträgt nach den neuesten Schätzungen 885 Mill., also mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung der Erde (1456 Mill.) und nicht ganz 2 $\frac{1}{2}$ mal so viel als die Bevölkerung Europas (316 Mill.). Von den Asien herrschen zwei vor, nämlich die mittelasiatische und die hochasiatische (mongolische), die erster im W. und S., die letztere im N. und O. A. Am weitesten schließt sich zunächst die Draviden und Malaien im S.O. an. Im einzelnen stellt sich die Übersicht der asiat. Bevölkerung nach Rasse und Volkstum, als dessen Hauptrepräsentant die Sprache zu betrachten ist, folgendermaßen dar:

A. Hyperboreer oder Artiller. Dahin gehören die Stämme des äußersten Nordostens: die Japagiren mit den Eschwanen, die Eschutschen und die Korjalen mit den Kamtschadalen und die Kim oder Karilier mit den Siljalen; ferner sind die sog. Jenseits-Ostjalen und Rotten am mittlern Jenseits herber zu rechnen.

B. Hochasiaten oder Mongolen. Diese zerfallen in zwei große Gruppen, je nachdem die von ihnen gesprochenen Sprachen mehrsilbig oder ein silbig sind. In der ersten Gruppe, den Völkern mit mehrsilbigen Sprachen, gehören: a) die Samojeden; b) die Uralaltaier, welche wieder in

Uralier, die indessen größtenteils Europa angehören, und Altaier zerfallen. Die Altaier gliedern sich in Tungusen, Mongolen und Tärten. Die Tungusen umfassen die nördlichen im engeren Sinne genannten Tungusen und die südlichen oder Mandtschu. Die Mongolen zerfallen in Örtungolen (eigentliche Mongolen), Westmongolen (Kalmäden) und Burjäten. Die Mandtschu besitzen eine unter chinesischem, die Mongolen und Kalmäden eine unter buddhistischem (indischem) Einflusse entstandene Literatur. Unter den Tärten befaßt man eine Reihe von Völkern, welche sich in vier Gruppen zusammenfassen lassen. Zur ersten Gruppe gehören die Jakuten im N. Sibiriens im Gebiete der Lena, mit dem Centrum Jakutsk. Die zweite Gruppe bilden die sog. Osttärten in Tschukotka, Chima, Bialy, Kowaresutien, welche in der nigrischen und bischagaischen Sprache eine erst in der neuesten Zeit erschlossene Literatur besitzen. Die dritte Gruppe bilden die sog. Tataren in den uralischen Ländern um Kasan und Astrachan sowie die mit ihnen verwandten Stämme im N. des Kaspas; die vierte Gruppe endlich die von den Uralländern vorzugsweise sog. Tärten oder Osmanen. Letztere haben zwar eine reiche Literatur, allein sie besteht, wie die aller übrigen Völker der tär. Familie, aus Nachbildungen pers. und arab. Muster. Mit Ausnahme der Jakuten, welche sich Heiden, teils orthodoxe Griechen (Russen) sind, sind die tär. Stämme alle Mohammedaner, bedienen sich in der Regel der arab. Schrift (bloß die nigrische Schrift ist syrischen, speziell nestorianischen Ursprungs) und haben viele arab. Wörter in ihre Sprachen aufgenommen.

c) Die Koreaner; d) die Japaner.

In der zweiten Gruppe, den Völkern mit ein silbigen Sprachen, gehören: a) die Tibeter mit den zahlreichen Himalajastämmen; b) die Birmanen mit den wilden Stämmen im W. und N. Birmas; c) die Siamesen mit ihren Verwandten; d) die Annamiten; e) die Chinesen. Dazu kommt eine Menge kleiner Stämme, welche weder mit den vorhergehenden, noch unter sich verwandt sind und wahrscheinlich die Überreste der dortigen Urbevölkerung repräsentieren. Während in Tibet und bei den westl. Indochinesen (in Birma und Siam) der Einfluß ind. Kultur vorwiegend, stehen die östl. Völker, die Tungkingchinesen, Cochinchinesen und Kambojochaner, ganz unter chines. Einfluß, sodas fast überall das Chinesische als die Schrift- und Gelehrtensprache gelten kann.

C. Dravida. Die Dravidarasse, ehemals die ausschließliche Bewohnerin Indiens, ist gegenwärtig bloß auf die gebirgigen Teile des Innern der Halbinsel und den Süden, das sog. Dehan, beschränkt. Sie zerfällt in: a) die sog. Hindhya- oder Kolli-Stämme, welche sämtlich kulturlos sind; b) die Dravida im engeren Sinne, zu denen die Tamulen, Telingas, Kanarenen und andere kleinere Stämme, wie die Todas in den Nilagiris, zu zählen sind. Sie sind alle im Besitze einer reichen Literatur, welche aber unter dem Einflusse der arischen Indier, zum Teil auch selbst des Christentums, erwachsen ist; c) die Singhalesen, deren Sprache (Siu) als ganz isoliert betrachtet werden muß.

D. Malaien. Die Malaien zerfallen in drei Abteilungen, nämlich Malaien im engeren Sinne, Polynesier und Melanesier (Mischlinge aus malaischem und papuanischem Blut), wovon indes bloß die erstere Abteilung zu A. zu rechnen ist. Die

Malaien bewohnen nebst der Halbinsel Malakka sämtliche Inseln des ind. Archipels und gehen über die Philippinen bis nach Formosa hinaus. Auf Malakka und einigen Inseln, namentlich den Philippinen findet sich im Innern noch die schwarze, kraushaarige, mit den Papuas verwandte Urvölkerung, welche vor der Ausbreitung der dem asiat. Festlande angehörenden Malaien diese Gegenden bewohnte. Die bedeutendsten malaisischen Stämme sind: die Tagalas und Bisayas auf den Philippinen, mit denen die Küstenbewohner Formosas verwandt sind, die Batta auf Sumatra, die Dayak auf Borneo, die Bugi und Macassaren auf Celebes, die Javanen und die Sundanesen auf der Insel Java, die Malaien im engsten Sinne auf der Halbinsel Malakka und den Küstensäumen beinahe aller Inseln. Kurz vor dem Beginn unserer Zeitrechnung unter indischem, seit dem 12. Jahrh. unter moslemischem, seit dem 16. Jahrh. unter europ. christl. Einflüsse, haben die malaisischen Völker auf Java, Sumatra, Celebes, der Halbinsel Malakka, den Philippinen eine selbstständige Litteratur entwickelt oder wenigstens die Anfänge dazu gemacht.

E. Die mittelländische Rasse. Die mittelländische Rasse ist in A. durch drei Volksstämme, den kaukasischen, den semitischen und den indogermanischen, vertreten. a) Der kaukas. Volksstamm, welcher die nördl. und südl. Abhänge und daran sich schließenden Gebiete des Kaukasus mit Ausnahme der von den iran. Osteten und den türk. Asianen occupierten Gegenden innehat, zerfällt in zwei Abteilungen, eine nördliche und eine südliche. Zur erstern, nördl. Abteilung gehören die Lesghier oder Daghestaner im N., die Tcherkessen im W. und die Tschetschengen oder Kisten in der Mitte; die südl. Abteilung umfaßt die Georgier oder Gruzier, die Suaneten, die Mingrelzer und die Lazen. Alle kaukas. Stämme stehen unter russ. Herrschaft. Unter ihnen besitzen bloß die Georgier eine nach pers. Mustern unter christl. Einflüsse gebildete Litteratur. b) Der semit. Volksstamm hat in seinem Hauptrepräsentanten, den Arabern, die Halbinsel Arabien und die ehemals von den zum gleichen Stamme gehörenden Assyriern, Babylonern, Syrern, Juden, Phöniziern bewohnten Gegenden inne. c) Der indogerman. Volksstamm. Von ihm gehören bloß zwei Zweige, der indische und der iranische, A. an. Dem erstern fallen die zahlreichen, durch eigene Sprachen abgeforderten Völker des nördl. Indiens (des Landes des Ganges und seiner Nebenflüsse) zu, nebst den im ind. Kaukasus sitzenden unkultivierten Stämmen der Sindhjapösch-Kafir und der Darbu; zum zweiten, dem iran. Zweige, gehören die Afghanen, die Balutschen, die Ladschil oder Perser, die Kurden mit den Luren, die Osteten im Kaukasus und die Armenier. Fast alle diese Völker sind im Besitze feingebildeter Sprachen, die sich teilweise auf nicht mehr vom Volke gebrauchte, nur noch in der Litteratur oder als Religions- und Gelehrtensprachen fortlebende Idiome, wie das Sanskrit, Pali, Pends, gründen. Das großartige Gemisch dieser verschiedenen Völkergruppen wird noch vermehrt durch die herrschenden Europäer und ihre Mischlinge, vorzugsweise durch Russen im N. und Engländer und Holländer im S.

Sehr mannigfach ist auch die Religion der Asiaten, deren Geist im rauhen Norden wenig über die Roheit tierischer Natur sich erhebt, dagegen unter der Schwüle des ind. Himmels die phantastischsten

und bizarren Blüten treibt. Die polytheistischen Religionen, der Brahmanismus und der Buddhismus mit seinen verschiedenen, von der einheimischen Kultur bedingten Formen, die nüchterne staatsphilos. Morallehre des Confucius und die mythische Doctrin des Laotse nehmen den größten Teil A.s im O., S. und in der Mitte ein. Der Islam herrscht im W. und zum Teil auch im S. Im N. findet man noch rohes Heidentum (Schamanismus); nur spärlich hat sich das Christentum in seiner alten Heimat behauptet. Die einst weit verbreitete Lehre Zoroasters zählt jetzt im westl. Indien und in Persien eine geringe Zahl Anhänger (Parzen); dagegen greift in den dem russ. Scepter unterworfenen Gegenden die orthodox-griech. Kirche mächtig um sich. (Hierzu Tafel: Asiatische Menschengestalten.)

Civilisation. Bezüglich der Kulturverhältnisse A.s sind die gesitteten Völker den wilden und nomadischen an Zahl überlegen, wenn man auch an die asiat. Civilisation durchaus nicht den europ. Maßstab legen darf. Das Prinzip des Beharrens, das Gemüthsleben und die Sinnlichkeit wiegen in der asiat. Bildung im allgemeinen vor. Die gesitteten Völker A.s stehen darum auch, bei aller innern Verschiedenheit, auf einer ziemlich gleichen Entwicklungsstufe. Ihre Gesetze für Staat und Familie, Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft haben sie seit Jahrhunderten starr bewahrt, und diese Gesetze sind wesentlich religiös. Weniger ist dieser rein religiöse Charakter freilich bei den Chinesen vorhanden als bei den Indiern Arabern, Persern und Türken. Man pflegt die Araber, Perser und Türken unter dem Namen Orientalen zusammenzufassen und den Indiern und Chinesen gegenüberzustellen. In der That unterscheiden sich diese drei großen civilisierten Völkergruppen A.s sehr scharf in den mannigfachen Punkten. So haben z. B. die Orientalen das Sklaventum, während die Indier in Kasten zerfallen; die Chinesen aber bürgerliche und polit. Gleiches bewahren. Der Orientale ist Fatalist, der Glau an ein unabänderliches Schicksal verläßt ihn nicht; der Indier meint dagegen seinen Göttern weit mehr Verantwortlichkeit für sein Handeln schuldig zu sein; der Chineser besitzt wenig Anlage für eine übersinnliche Welt und begnügt sich im Leben mit einer überlieferten, bis ins kleinste ausgebildeten Sittengesetz. Die Gewerthätigkeit ist natürlich nur unter den gesitteten Völkern verbreitet, und auch da n bei den Chinesen und Japanern, Indiern, Persern, Bucharen und Osmanen; denn Araber, Indochinesen und Tibetaner besitzen verhältnismäßig nur geringe Industrie, und der Armenier treibt Hand. Die Industrie der asiat. Völker steht im allgemeinen in keinem Verhältnis zur Fülle und Mannigfaltigkeit des rohen Materials; die Gegenstände ab auf welche sie sich beschränkt, können sich mit Reiner großer Vollkommenheit rühmen, wie das Fabrication der Seiden-, Baumwoll- und Wollzeuge, des Lebers, der Waffen und die Bereitung der Farben beweist. Ind. Wollseide, pers. wie ti und ind. Schams und Teppiche, damascenerer Woll und türk. Saffiane behaupten noch jetzt ihren W auf den europ. Märkten und die Nachfrage nach Porzellan- und Papierfabrikaten, den Lackwa und Eisenarbeiten der Chinesen und Japan steigt sich von Jahr zu Jahr. Der Handel asiat. Völker ist immer noch, obgleich ihm die wohner des Westens so viel Eintrag thun,



9. Toda-Mädchen.

10. Annamitin.

18. Mingreler

19. Gulgake

20. 21. Tai

ISCHENSTÄMME.



15. Babel

6. 7. Jakuten

16. Samojede,

15. 16. Kinnu.

16. Japanischer Kuz

17. Lappe

22. 23. Türkin (Kiptschaken)

Zu Artikel Asien

ausgebreiteter. Derselbe ist vorherrschend Landhandel, zieht noch heute dieselben Straßen wie vor alters und erhält den Glanz der von ihm berührten Städte, selbst wenn sie von den Ruinen verfallener Mächte umgeben sind. Große Karawanen führen die Waren aus Kamelen durch die Wüsten und vereinigen oder begegnen sich in bestimmten Städten, so in Bostara, Herat, Bagdad, Aleppo, Damascus, Kabul u. s. w. China treibt durch die Ost-Gobi mit Rußland großen Handel. Indien sendet seine Waren über die iran. Hochflächen nach Syrien, Armenien und Kleinasien oder über Bostara nach Orenburg und dem europ. Rußland. Der Landhandel ist größtenteils in den Händen der Bucharen und Armenier, auch in denen der Juden, Bannianen und Europäer. Der Seehandel wird nur sehr beschränkt von Arabern, Bannianen, Malaien, Bugi und Chinesen zu den nächstgelegenen Ländern, im großen aber von den Europäern, besonders den Engländern, betrieben. Zu den wichtigsten Seehäfen gehören Suesza, Maskat, Basra, Muschehr, Bombay, Madras, Rattat, Singapur, Batavia, Amang-tung, Shanghai, Nagasaki und Yokohama bei Tokio. Diesen schließen sich die am Yangtse-kiang gelegenen, erst seit neuerer Zeit dem europ. Handel erschlossenen Städte an, namentlich das bedeutende Hankow, während die von den Russen in Besitz genommene Mandchurie zwar viele gute Häfen, aber wegen geringer Bevölkerung wenig Handel hat.

Die politischen Zustände A.s bieten scharfe Gegensätze dar. Während die wilden Völker keine Oberhäupter kennen und in vereinzelten Familien leben, während die Nomadenvölker unter ihren Stamm- und Hordenhäuptlingen noch patriarchalische Regierungsform bewahren, zum Teil aber gleichsam als Lehnstaaten mächtiger Reiche unterthänig sind: finden sich die gesitteten Völker A.s in Staaten mit monarchischen und despotischen Regierungsformen vereint. A. ist neben Ägypten der älteste Schauplatz der Weltgeschichte; seine Kraft formte sich aus in die Nachbarcontinente (Äthiopier im Ägäischen Meer und in Nordafrika, Perser in Ägypten und auf der Halbinsel). Zwar hatte die erste große europ. Invasion in A. seit Alexander d. Gr. die oberflächliche Hellenisierung Kleasiens und Syriens und vereinzelte griech.-macedon. Kolonien bis zum Indus und Jaxartes im Gefolge, doch begann mit den Arsaciden und Sassaniden eine nachhaltige Rückstufung orient. Wesens in Religion, Staatswesen und Sprache, wodurch die abendländ. Kultur auf die röm. Provinzen Vorderasiens bisseit des Euphrat beschränkt, durch den aufstrebenden Islam aber auch hier allmählich bis zu den Riffen des Archipelagus zurückgedrängt wurde. Durch das Völkertor im Norden des Kaspiischen Meers brachen am Wendepunkt des Altertums asiat. Horden, die Hunnen ergossen sich über Europa; im spätern Mittelalter überschwenkten Dschingis-Chan und Timur's Reiterheeren die islam. Welten, während Araber Karavane in drei Weltteilen gegründet hatten und in den Kreuzzügen der zweiten europ. Invasion) das Blut der «Franzosen» wiederholt, wenn auch schließlich ohne bleibendes polit. Resultat, asiat. Gefilde trankte. Der Scheitern des osman. Reichs kam vor der Schwärze des osman. Schwerts, und noch gegenwärtig beherrscht der Türke einen durch die neuesten Ereignisse seit 1877 allerdings sehr verkleinerten Teil

Europas, in welchem aberdies seine Herrschaft erschüttert ist. Doch mit dem Erstarken des modernen Staates in Europa, mit dem Erstarken seiner geistigen Kraft wurde nicht bloß das asiat. Außenstreben gehemmt, sondern auch der abendländ. Einfluß auf die ruhenden Massen des Orients immer entchiedener. Als ruhende Massen kann man mit Recht die großen Nationen A.s bezeichnen; denn wenn auch Empörungen und Kriege in ihrer neuern Geschichte aufgezeichnet sind, so war doch das Resultat derselben für sie nie ein kulturgeschichtlicher Gewinn. Seitdem der Seeweg nach Ostindien europ. Schiffen geöffnet, pflanzten Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Dänen und Engländer ihre Banner in den nördl. Gefabeländern des Indischen Ozeans auf. Die Engländer breiteten besonders schnell ihren Einfluß in Indien aus, brachten, außer mehreren einzelnen für Handel und Seeherrschaft äußerst vorteilhaft gelegenen Punkten, fast die ganze vorderind. Halbinsel in ihren Besitz und beschränkten allmählich die Kolonien der übrigen Europäer. Portugiesisch blieben nur Macao, Diu, Damao und Goa; spanisch die Philippinen; französisch Chandernagor, Pannaon, Pondichery, Karikal und Mahe; doch haben sich die Franzosen neuerdings in Cochinchina und Kambojsa festgesetzt. Dagegen beherrschen die Niederländer als zweite Kolonialmacht fast ganz Australasien (Teile von Borneo, Sumatra, Java, Celebes, die Molukken und die Kleinen Sunda-Inseln). Während der Süden solchergegestalt vom europ. Leben ergriffen worden war, erweiterte Rußland seine Macht über Sibirien, die Kaulasuländer und die turan. Chanate, dort die Schlüssel zu China, hier die Pforten zu Persien beherrschend.

A. zeigt jetzt folgende polit. Gruppen: A. Westgruppe: 1) das Osmanische Reich; 2) Arabien (Mahabitenreich, Sultanat Oman) und seine Nomaden; 3) Persien, Afghanistan und Balutschistan; 4) die Chanate China und Bostara in Turan mit ihren Nomaden. B. Ostgruppe: 1) Japan und 2) China mit seinen Schutz- und Vasallenländern. C. Südgruppe: 1) in Vorderindien neben dem unmittelbaren brit. Besitz, dem großen Angloindischen Kaiserreiche, die mehr oder weniger abhängigen Staaten Nepal, Bhutan, Hyderabad u. s. w.; 2) in Hinterindien, ebenfalls neben dem unmittelbaren Besitz der Engländer und Franzosen, die unabhängigen Staaten Birma, Siam, Annam und die Malaienstaaten der Halbinsel Malakka; 3) die erwähnten Besitzungen der andern europ. Völker. D. Nordgruppe: das asiat. Rußland.

Ältere Forschungen. Lange waren die Nachrichten des Herodot, Xenophon, Dionys von Halikarnas und Arrian die einzigen gewesen, die man von A. hatte, bis sich um Erweiterung der Kenntnisse vorzüglich Araber und dann auch Europäer, unter ihnen namentlich Marco Polo, verdient machten. Eine neue Epoche für die Erforschung A.s begann mit Vasco de Gamas Umsegelung des Kaps der Guten Hoffnung und der Landung an der Küste Malabar. Entdeckungen folgten auf Entdeckungen, und mit der Ausdehnung der polit. Macht der Europäer und der genauern Bekanntschaft mit den verschiednen einheimischen Literaturen am Schluß des 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. hielt die Erweiterung der Kenntnisse von A. gleichen Schritt. Da glänzten die Namen Smelin, Pallas, Lütke, Wrangel, Hansteen, Erman und Castrén für Nordasien; Capell, Brooke, Decehen

stades, Riepert, Tschikatshew, Barth, Rottsch, Langlois, Perrot.

Neuere Forschungen. Die Ausbreitung der russ. Macht in Centralasien, die vertragsmäßige Eröffnung Chinas für europ. Reisende sowie die vordene Neigung für Reisen und geograph. haben die Kenntnis von A. seit den des 19. Jahrh. ganz ungemein. Eine Übersicht der wichtigsten Reisen mit den Hochgebirgen im Centralasien.

Auf seiner Reise zu den Kirgisen am Issyk-Kul machte Peter von Semenov 1854 den Anfang zur Erforschung des Thian-schan (Himmelsgebirge). Schon 1858 begann Golubew eine Vermessung der Umgegend des Issyk-Kul, während Balichanow eine Handelskarawane über den östl. Thian-schan nach Kaschggar führte. Die fernern Annahmen am Issyk-Kul sowie in den Flußthälern des Tschu und Kotschggar leitete Benjulinow, und 1861 dehnte Prozenko dieselben über den Gebirgssee Issyk-Kul bis zum Naryn aus. Im Sommer 1867 folgte eine militärische Rekognoszierung unter General Poltarazki, an welcher Fr. von Osten-Sacken teilnahm. Dieselbe gelangte südlich vom Tschatyr-Kul 30. Juli auf den Südbhang des Thian-schan, das Quellgebiet des Kaschggarflusses. Im Oktober desselben Jahres stieg der Naturforscher Semerzow von Kopal den Tsonggar. Alatau hinan, betrat den Alatau transilensis und drang bis zu den Hochebenen am obern Naryn vor. Noch 1867 unternahm Kapitän Reinthal eine Reise nach Kaschggar und Poltarazki eine Rekognoszierung zum Musartpaß im östl. Thian-schan. Endlich führte 1869—72 Baron Kaulbars zahlreiche Aufnahmen im Thian-schan an. Den Issyk-Kul umkreiste A. Regel 1877 vollständig.

Das Pamirhochland beobachtete zuerst Haxwa auf seiner Reise von Indien nach Kaschggar, das 5. März 1869 erreichte. Auf seiner Reise von Kaschggar nach Pamir wurde er im August 1870 ermordet. Unter den neuern Reisenden in Pamir sind Semerzow 1877—78, Korostowzew 1877 und Muschletow 1877 zu erwähnen. Von besonderer Bedeutung wurden A. Fedtschenkos Reise 1871 durch Kholas ferner Struves Positionsbestimmungen daselbst und die vom Generalmajor Abramow 1870 ausgeführte Expedition nach den Quellen des Seraffchan. Forsyth versuchte 1873 von Indien über den Darpaß im Hindu-Kusch nach Wachen zu gehen, mußte aber umkehren; Schupler durchreiste Kholand; Forsyth besuchte 1873 mit Bibbulph Ostturkestan und schloß zu Kaschggar einen Vertrag mit Jakub Khan. Bibbulph und andere durchzogen auf der Rückreise die kleine Pamir. Zu derselben Zeit wie Haxwa besuchte der ind. Theehändler Shaw Ostturkestan und infolge davon ging 1870 eine kommerzielle Expedition unter Forsyth von Indien dorthin. Großen Erfolg hatten die Reisen einiger Pundits oder gelehrter Indier in Tibet. Einem derselben, Rain Sing, gelang es 10. Jan. 1866 L'Assa zu erreichen. Im Juli 1867 trat derselbe eine neue Reise an, die ihn vom Gangesstale über die Himalaya-Kette in die Nähe von Gartok führte, wo er Hauptquellarm des Indus, den Singi-tschu, entdeckte; auf einer dritten Reise ging er 1871 nach Labak aus über Rudok nach dem Tengri-Nor. Ein anderer Pundit führte 1868 eine Routenaufnahme von 1900 km Länge hinter dem Everest, dem höchsten Berge der Erde, auf tibetan. Boden aus; ein dritter ging von Spiti durch Labak nach

glieder der österr. Kovara-Expedition für die Nilotis: Morier, H. Franke, Sutherland, Lemm, L. Indien, von Maltby, Burton, Schubert, Thurchill, ley, Weyler, Dubois, Abich, Siewers, I. Brant, tridland, Cohen, i neuern General:

POLITISCHE ÜBERSICHT

4

4

2

4

4

NO Data & Fees

340

90

100

ISKARTE VON ASIEN.

unvollst. Tibet. Im 18. J. Tibet setzte Abbe Déodat bis 1870 seine Forschungen fort. Über das westl. Tibet und Kaschmir hat der Orientalist Leitner in Lahore sowie der Geolog Fr. Drew (1862—72) viele Resultate gesammelt. Labal wurde durch Semard botan. Touren 1868 und des Missionars A. E. Heyde Reise (1860—70) genauer bekannt. Im J. 1868 ging der Perser Mirza Subja von Kand über den Hindu-Kusch nach Badachshan und dem über die kleine Pamir, wo er einen zweiten Ocker des Orus fand, nach Kaschgar, kam im Aug. 1869 über den Karakorumpaß nach Leh zurück, wurde aber 1872 auf einer Reise durch Afghanistan nach Herat ermordet. Ferner besuchten Badachshan 1870 der Sapperut Davidar und der Indier Sir Duff. Ibrahim Khan, der Bafjan und die kleine Pamir erforschte, war von Forsyth ausgemerkt, welcher 1870 von Leh nach Jarkend reiste. Im letztem machte Shaw 1872 eine zweite Reise nach Jarkend und Kaschgar.

In russ. Turkestan haben die militärischen Aufnahmen, gestützt auf Stravos Positionsbestimmungen von 1865 und 1866, spezielle und genaue Karten zu entwerfen erlaubt. Daneben sind besonders bedeutend wertvoller Gewerkschaften naturhistor. Arbeiten, namentlich ethnographische, Samizis archäologische, Masschejews statist. Untersuchungen sowie die Einrichtung meteorolog. Beobachtungsstationen. Bei Gelegenheit des Feldzugs der Russen gegen China 1873 geschah für eine nähere Kenntnis der benachbarten Gebiete Bedeutendes durch A. N. Kunin in Begleitung des Zoologen Bogdanow und des Botanikers S. J. Kraske; durch Globesew (im Ust-Urt und in der Turkmanensteppe), durch Kaulbars (Amdulla und altes Orusbett), Stebnitzky und Siemew; ferner durch Balzer und Kühne-Gill in dem Gebiete zwischen Sefkan und dem Kaspijschen Meere, Goldschmid, Pollad, Mansford und Bellow in den Grenzgebieten Persiens und Badachshans. Für das russ. Turkestan sind noch wichtig die Reisen Ussalovs (1877). In den noch unabhängigen Teilen von Turkestan, wie Bokhara, Chiva, Turkmanensteppe, war S. Bambergs Reise 1863 die bedeutendste unter den neuern. Die Ostseite des Kaspijschen Meers und ein Teil des Turkmanenlandes wurden 1870 von Rabbe und Siemew sowie durch den Geologen Roschul und durch russ. Geodäten naturhistorisch untersucht und geodätisch aufgenommen; meteorolog. Stationen wurden eingerichtet. Die sog. Samara-Expedition zur Bestimmung der projektirten centralasiat. Eisenbahn durchzog 1879 das russ. wie das unabhängige Turkestan.

Über Persien hat Bambergs Vereisung 1862 manches Neue geliefert, ebenso die Reisen des Geologen Tiege 1873—75, des Kapitän Rapier 1874, des Obersten Mac Gregors 1875. In den Kaukasusländern und Hocharmenien sind namentlich Rabbe und Siemew's geogr. naturhistor. Forschungen seit 1864, die vieljährigen geolog. Arbeiten Michs und die mit Vereisung der höchsten Gipfel verbundenen Reisen der Engländer Freshfield, Moore und Luder 1865, der Geologe G. Favre 1871, neben den Kartenarbeiten des Generalstabes zu nennen. Die Kenntnis von Palästina wurde gefördert durch die systematischen Aufnahmen und Ausgrabungen des Palestine Exploration Fund seit 1865 unter Wilson, Robertson, Warren, G. S. Palmer und Tyrwhitt Drake, welche 1872—74 ganz Palästina topographisch aufgenommen haben, wie auch durch die Ex-

pedition des Duc de Luynes 1864—66, welche durch Bignes und Lartet's Teilnahme für Kartographie und Geologie wichtig geworden sind; endlich seit 1873 durch die amerik. Palestine Exploration Society, bei der Landesaufnahme mit theiligt, deren Arbeiten Lieutenant Stever leitet. Galiläa und Samaria erforschten 1870 die Franzosen B. Guérin und die Kapitäne Mieulet und Derrien. Für andere Gegenden Palästinas und Syriens sind Garovaglio, Bigoni, S. Riepert, Tyrwhitt Drake, Ginsburg, Tristram, A. Burton, Sepp, Bruch, Jago (1874) u. a. zu nennen; von Scherzers »Smyrna« (Wien 1873; 2. Aufl., 1880) und von Södenhorsts »Syrien und seine Bedeutung für den Weltverkehr« sind wertvolle Beiträge für die Kenntnis des westlichen A. Ganz besonders wichtig aber sind die vom Ingenieur Cernil geleiteten Vorarbeiten zu den Eisenbahnen in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien, welche seit 1872 die Bodenbildung zwischen Konstantinopel und Armenien, Alexandrette und Aleppo und im Thale des Tigris aufgeschlossen haben. B. Schröder bereiste 1870 und 1873 Ägypten. Ferner sind zu nennen die Arbeiten von Holland 1867, Wilson und Palmer 1868 und 1869, welche zum erstenmal ein befriedigendes Kartenbild von der Halbinsel des Sinai ermöglicht haben. Burton bereiste 1877 und 1878 das alte Midian. Die Kenntnis der metallischen und archäolog. Schätze Kleasiens wurde 1870 durch Balgrave und die preuss. Expedition nach Troja u. s. w., durch Wood in Ephesus gefördert. Arabien, das durch Balgraves Reise 1862 und 1863 in manchen Teilen neu erschlossen worden war, wurde 1870 durch Brenner, Runginger, von Ralhan und J. Halcyon weiter erforscht, und namentlich durch letztern Jemen archäologisch untersucht. Das letztere wurde 1873 von Willingen, 1877 von Manzoni besucht.

Für China trat eine neue Periode der geogr. Forschung ein durch die Erschließung des Reichs für Fremde im Vertrage von Peking (Juni 1860). Zunächst sind zu nennen die Aufnahmen des Peiho 1868 durch Osborn und Bloir; des Huanghe bis San-tzu 1868 durch Ward und des Ping-tschan 1861 durch Sarel und Blakiston, 1869 durch Michs; des Sikiang und Kuangtungflusses 1869 durch engl. Marineoffiziere. Den Unterlauf des Hoang-ho erforschte 1868 Mas, der 1875 die Provinz Yunnan bereiste. Bumpelly nahm zuerst umfassende geolog. Untersuchungen in China vor, welche in gründlicherer und vollständigerer Weise 1868—72 von F. von Richthofen fortgesetzt wurden. Die Reisen des Abbe A. David 1862—74 waren wegen der reichen zool. Ausbeute von Wichtigkeit. Ferner bereisten China Michs 1861, Bidmore 1866, die Missionare Wylie und John 1868, Labaster 1868, Drenham 1868, Marham 1869, Rochedouart mit Prof. Lepiffier 1869, Dupuis 1868—70 und besonders Sosnowsky 1875. China nebst seinen Nebenländern bereiste Brichewalst 1870—73; Mar-gary zog 1875 quer durch Kuetschu und Yunnan.

Die Mongolei wurde mehrfach von Russen bereist. Helmersen besuchte 1863 den Rossogolsee, 1864 Schischmarew die Quellen des Onon, 1868 derselbe die Festung Wassutai in der westl. Mongolei. Die kaiserlich russische Geographische Gesellschaft schickte 1870 eine Expedition unter Pawlown in diesen westl. Teil der Mongolei, 1871 eine andere unter Brichewalst nach der südl. Mongolei, welche 1872 den Kuku-Nor besuchte, endlich 1876 eine dritte unter

Botanin nach der nordwestl. Mongolei. Den Lob-
Nor erreichte Brischewski 1877. Für die Mandtschu-
rei waren, außer der Befahrung des Sungaristroms
in den J. 1864, 1866 und 1868 durch die Russen,
die Reisen des Missionars A. Williamson seit 1864
von Bedeutung, sowie 1870—71 die russ. Expedi-
tion unter dem Archimandrit Palladius. Im J.
1872 bereiste Barabask die Mongolei, und russ.
Dampfer befuhren den Sungari. Den Handelsweg an
der Ostseite der Mongolei untersuchte 1870 der Kauf-
mann Loffow, den obern Jenissei 1871 Butilow und
Matussowski. Die wesentlich neuen Resultate in
Betreff dieser Gegend enthält das Werk von Wen-
julow: «Die russ.-asiat. Grenzlande» (deutsch von
Krahmer, Lpz. 1874). Den wertvollsten Beitrag
zur Kenntnis der Gobi gab 1872 Rey Elias. Um
die Kenntnis des Gebiets von Kulbicha an der
chines.-russ. Grenze ist Regel (seit 1877) verdient.

Das Bestreben der Engländer, einen Landweg
für den Handel zwischen Indien und China aufzu-
finden, hat zu mehreren Forschungsreisen an den
Südwestgrenzen Chinas und auf der hinterind. Halb-
insel Veranlassung gegeben, unter denen hervorzu-
heben sind die von Williams und Suard 1867, von
Gladen 1868 und Cooper 1868 und 1870. Das
bedeutendste Unternehmen in diesen Teilen von A.
war die franz. Expedition zur Erforschung des
Mekhong, welche unter de Lagrée und nach dessen
Tode (12. März 1868) unter Garnier 1866—68
von Cochinchina den Mekhong aufwärts bis nahe
an die chines. Grenze verfolgte, dann durch Yunnan
zum Yang-tse-kiang ging und diesen hinab 1872
zurückkehrte. Garnier wurde 21. Dez. 1873 bei
Untersuchung des Longkingflusses ermordet. Eine
engl. Expedition unter Horace Brown fuhr den
Tramadi hinaus, wurde aber am 21. Febr. 1875
an der chines. Grenze zum Rückzuge genötigt. Har-
mand besuchte 1875 Rambodicha, 1876—77 die
Laosländer.

Für den Indischen Archipel sind neben den fortge-
setzten Arbeiten der Holländer als wahrhaft epoche-
machend die naturhist. Forschungen von Wallace
zu erwähnen, während der ital. Botaniker Veccari
1865—68 das Gebiet des Rajja von Saranap auf
Borneo bereiste und der amerik. Geolog Bidmore
1865 vor seiner Reise durch China die Molukken,
Buru und Sumatra besuchte. Gelebes erforschten
1870 Kiebel und Meyer, die Philippinen Wallis.
Formosa wurde seit 1866 in seinen Küstenstrichen
untersucht von Collingwood, Guérin und Bernard,
Kopch, Schetelig, Brooker, Hughes, J. Thomson,
Maxwell, Campbell, Kraus, Corner und Steere.

Die Kenntnis von Japan nahm zu durch die
Reisen von Lawrence, Mac Clatchie, Enskte, Troup
und durch die Studien der in den Handelshäfen sich
aufhaltenden zahlreichen Europäer. Von geogr. Be-
deutung waren außerdem die engl. Vermessungen
an den Küsten, besonders in dem japan. Mittel-
meere, und die Aufnahme des Flusses von Ota
aufwärts bis Mialo oder Kioto im März 1868
unter Kapitän Du Petit Thouars. Der Engländer
Adams durchreiste 1869 und 1870 Nipon, das auch
Troup 1870 und von Hübnér 1871 im Innern be-
suchten. Besonders wichtig sind die Forschungen
Reins (1873—75), der Nipon viermal von Ost nach
West durchzog, ferner die Reisen Woelkows 1876.
Blafkison wählte die Insel Jesso zum Ziel seiner
Forschung, die auch von einer amerik. Expedition
unter General S. Capron u. f. w. durchreist wurde

und deren Küsten 1871 unter Saint-John aufge-
nommen wurden.

Einen Beitrag zur Geographie der noch immer
verschlossenen Halbinsel Korea brachte der franz.
Kriegszug unter Admiral Roze im Sept. 1866 durch
die Aufnahme des Flusses Han-kiang und der
Küstenstreden und Inseln bei seiner Mündung.
Ernst Oppert kam 1866—69 dreimal nach Korea.
Auf der Insel Sachalin vervollständigte 1868 Lo-
patin, 1869 General Stollow, 1866—70 Brorabo-
witsch durch ausgedehnte Reisen an den Küsten und
im Innern die schmidtischen Forschungen von 1860.

Im dem gegenüberliegenden russ. Gebiete zwischen
dem Japanischen Meere und dem Ussuri war Brischew-
ski 1867—68 mit naturhist. und ethnograph.
Studien beschäftigt. Das Tschuktschenland erforscht
1868—70 eine Expedition unter Baron Maibel.
An den Ufern des untern Jenissei waren 1866 Lo-
patin und Schmidt thätig. Das Wiluigebiet durch-
forschte 1870 Pawlowski naturhistorisch. Das Ge-
biet des Witim wurde 1865 von Lopatin und 1866
von Fürst Skrapottin bereist, dessen Begleiter Pa-
ladow 1867 die Uferländer des Baikal durchstreifte.
Im Gouvernement Irkutsk sind die Forschungen
Buzilos, Tschekanowski (1869), Dymowski, Sob-
lenski und Orlovsk zu nennen, während in West-
sibirien B. von Gotsak Reise 1868 neue Aufschlüsse
über den Altai gebracht und die 1869 abgeschlosse-
nen Arbeiten der Russisch-Chinesischen Grenzkom-
mission unter Wablow die Grundlage zu einer spe-
ziellen Kenntnis des Grenzstreifens vom Saisan-
se bis zur Grenze des Gouvernements Jenisseisk ge-
legt haben. Die Gegend des Schwarzen Irtyss
und weiter erforschten 1872 Morozow, 1872 Ma-
tussow und Miroshnitschanko. Tschekanowski voll-
führte 1873 eine große und wichtige Untersuchung
des Gebiets der Untertungusta und setzte dieselbe
1874 und 1875 fort. Tschekanowski gelangte 187-
zum Olenek. Von großem Werte sind namentlich
Scharnhorst und Rühlbergs 1873 begonnene
Längenbestimmungen durch ganz Sibirien. Das
Bedeutendste aber für die Erforschung Nord Sibiriens
leistete Nordenfjöld, der 15. Aug. 1875 die Mün-
dung des Jenissei aus dem Seewege erreichte und
1878—79 die ganze Nordküste A.s befuhr.

Zu den wichtigsten Quellen der Kenntnis A.s ge-
hören, außer den selbständigen Werken der genann-
ten Forscher, die zahlreichen polit. und literarischen
Journale, die «Calcutta Reviews», das «Journal of
the Eastern Archipelago», das «Chinese Repository»,
die niederländ.-ind. Zeitschriften u. a., dann
die Journale und Denkschriften der Asiatischen Ge-
sellschaften (s. d.), welche ihre Zweige bis nach
Shanghai ausgedehnt haben, und die Memoiren
der russ. Geographischen Gesellschaft mit ihren
Zweigvereinen in Tiflis und Irkutsk. In Kar-
litters «Erdkunde von A.» (17 Tle., Berl. 1822
—59) besitzt die Literatur eine großartige, muster-
hafte Verarbeitung des gesamten, zur Zeit der Ab-
fassung dieses Werks vorhandenen geogr. Material
über A. Dagegen fehlt es noch an einer umfassen-
den Geschichte der Völker A.s in religiöser, literari-
scher, staatlicher und bürgerlicher Beziehung.

Asien, kleiner Küstenfluß im Südosten der
Insel Sicilien, jetzt Fiume di Noto oder Fal-
conare (in der Provinz Siracusa), bei Noto mün-
dend, berühmt durch die vernichtete Niederlage
welche hier 413 v. Chr. das athen. Heer unter Nicias
durch die Syrakusaner unter Gylippus erlitt. Zu

Erinnerung an diesen Sieg wird noch jetzt in Si-
racusa alljährlich das Volksfest Afinaria gefeiert.

Afinus, Römer, s. Pollio.

Afir, Afir, Afir, eine von tatsächlich fast
unabhängigen Stämmen bewohnte Gebirgsland-
schaft Arabiens, zwischen Hidschaz im N., Yemen
im S. und Kedsch im O., ist erst durch die Kämpfe,
in welche es wegen der Teilnahme an dem Waba-
bi-Kriege gegen Reschmed-Alli von Ägypten ver-
wickelt wurde, einigermaßen bekannt geworden und
bildet heute das gleichnamige türk. Sandschal im
Bilad: Yemen. Das etwa 8800 qkm große Land
ist reichlich mit Quellen, Flüssen und andern Be-
wässerungen versehen, voll fruchtbarer Thäler, dar-
unter das malerische Wabi-Scharan mit reichen
Dattelpalmen, Weinplantagen, Randel- und
Fischbäumen. Die Bewohner, fanatische Waba-
bi, gehören zu den kräftigsten in Arabien. Ihre
Zahl wird auf 82 000 geschätzt, die aber zur Zeit
der Wababienkämpfe, wo das Gebirgsland ein
Theil aller Unzufriedenen war, bis auf 400 000 an-
wuchs. Menadir, Hauptort des Landes, mit
einem reichgeschmückten Beduinenzapfste, ist von
einem Gebirgsstrange umgeben, an dessen Westab-
hänge die Festungswerke von Keda liegen.

Affisi oder **Affisi** (Asisium), Stadt und Bi-
schofsitz in der ital. Provinz Perugia (Comparti-
mento Umbria), 22 km südöstlich von Perugia an
der Bahn von Perugia nach Rom, am südl. Ab-
hänge des Monte Subasio über dem Tiberzuffasse
Umbria hoch und malerisch gelegen, zählt (1880 als
Gemeinde) 15 963 E. Die Stadt ist Geburtsort des
röm. Dichters Propertius, vorzüglich aber berühmt als
der des heil. Francisus, der hier 1209 das erste
Kloster seines Ordens stiftete, welches seitdem unter
dem Namen Convento sacro den ersten Rang unter
den Klöstern der Franziskaner einnahm. Seit län-
gerer Zeit besand es sich im Besitz der Minoriten
und ist jetzt aufgehoben. Die im got. Stile unter
Leitung eines deutschen Baumeisters, Jacobus, aus-
geführte Klosterkirche (1228 begonnen, 1263 einge-
weicht) ist eine der sehenswerthesten in Italien, ruht
auf ungeheurn Substruktionen, ist dreifach über-
einander gebaut; in der Krypta befindet sich der
Erdboden des Heiligen. Treffliche Gemälde, zumal
älterer Zeit, darunter von Cimabue und Giotto,
schmücken die Kirche und Kreuzgänge des Klosters.
Die dreischiffige, reich geschmückte Ruppellsche Sta-
tua Maria degli Angeli (3 km von der Stadt, dicht am
Seehof) ist ein Werk Bignolas von 1569; in
derselben befindet sich ein Fresko von F. Over-
beck; die alte Kapelle Porzuncula in der Mitte
dieser Kirche erhielt ihren Namen von dem kleinen
Erbe, das der heil. Francisus seinen Anhängern
hinterließ. Im J. 1832 stürzte ein bedeutender
Teil von Santa-Maria bei einem Erdbeben ein,
wurde aber in ursprünglicher Form wiederherge-
stellt. Scharen von Wallfahrern finden sich hier zu
Anfang August ein, wo gleichzeitig große Messe
gehalten wird. Von Altertümern finden sich zu A.
noch der herrliche Portikus eines Minervatem-
pels sowie Reste eines Aquadukts und der etruski-
schen Stadtmauern.

Affisi (Franz von), s. Franz von Affisi.

Aslan (hebr. Aschelon, arab. Aslan), in
Palästina, eine der fünf Fürstentümer der Philister,
zwischen Gaza und Asdod am Mittelmeer gelegen,
in einer an Wein, Öl, Rassen, Granaten reichen
Gegend, wird im Alten Testament häufig genannt.

Jonathan der Kallabäer eroberte die Stadt zwei-
mal, Herodes verschönerte dieselbe durch Bäder,
Paläste und Brunnen. A. war der Hauptsitz des
Kultus der Dertelo, der Aphrodit Urania der
Syrier und Palästinenjer, welche hier einen Tempel
und einen Leich mit geweihten Fischen besaß. Die
Asaloniten bewiesen sich von jeher gegen die Juden
feindselig und übertrugen ihren Haß auch auf die
Christen, welche hier vom 4. bis 6. Jahrh. einen
Bischofsitz hatten. Unter dem Kalifen Omar wurde
A., eine der festesten Städte Palästinas, von den
Moslems erobert (638) und blieb in deren Händen,
bis sie 19. Aug. 1153 von Balduin III., König von
Jerusalem, eingenommen ward. Schon vorher,
12. Aug. 1099, gewannen bei A. die Kreuzfahrer
unter Gottfried von Bouillon einen entscheidenden
Sieg über das weit überlegene Heer des Sultans
von Ägypten. Nach der Schlacht bei Hittin 1187
nahmen die Sarazenen A. wieder. Die Stadt kam
1191 in die Gewalt von Richard Löwenherz und
wurde 1192 zufolge einer Friedensbedingung von
Christen und Muselmanen gemeinschaftlich zerstört;
1240—47 stand A. nochmals unter christlicher Herr-
schaft. Jetzt ist der Ort unbewohnt und nur wegen
der Ruinen von Tempeln, Theater und Kloster be-
sucht. Die Ruinen wurden 1866 von Baurat Schid
in Jerusalem aufgenommen. Von A. haben die
früher in der Umgegend häufig angepflanzten Scha-
lotten (Ascalonites, Echallottes) ihren Namen.

Asanien, auch **Ascharen** oder **Aschanien**,
eine ehemalige deutsche Grafschaft und eine der äl-
testen Besitzungen der Anhaltiner, vielleicht deren
Stammland. Die Grafschaft führte ihren Namen
von der Burg A., welche nach der Sage schon im
6. Jahrh. zur Zeit der Sachsen gegründet sein soll
und im Westen der Stadt Aschersleben lag. Die
Burg wurde nebst Aschersleben 1140 unter Albrecht
dem Bären durch Anhänger des Welfengeschlechts
zerstört, vom Grafen Otto dem Reichen von Ballen-
stedt gegen Ende des 12. Jahrh. neu erbaut. Hein-
rich I., Enkel Albrechts des Bären, nannte sich Fürst
von Anhalt und Graf von Ascharen. Bei der um 1252
erfolgten Teilung der anhalt. Besitzungen erhielt
Heinrich II. Aschersleben, Begeleben und Bernrode
und führte den Titel »Fürst von Anhalt und Graf
von Ascharen« fort, ebenso sein Sohn und Enkel
Otto I. und Otto II. Sein Haus erlosch 1815. Die
Grafschaft kam hierauf mit der Landeshoheit über
die Stadt Aschersleben an das Bistum Halberstadt,
welches dieselbe auch trotz Fehden und wiederholter
Reichstagsbeschlüsse zu Gunsten der anhalt. Grafen
nicht wieder herausgab. Der Fürst von Anhalt-
Bernburg aber nahm zugleich den Titel eines »Gra-
fen von A.« an und vermehrte wegen seiner An-
sprüche auf die Grafschaft A. die Embleme des an-
halt. Wappens durch den Bären, wozu später noch
das zwölfmal geschnittene Feld hinzukam, das auch
die Stadt Aschersleben im Wappen führt. Die
Burg A., die bereits der letzte Graf von A. dem
Kloster Michaelstein vermachte hatte, verlor,
nachdem die Stadt Aschersleben sich 1822 mit Grä-
ben, Mauern und Thürmen umgeben hatte, ihren
Wert als Bollwerk, geriet deshalb unter der Herr-
schaft der Bischöfe von Halberstadt in Verfall und
wurde endlich 1444 an die Stadt Aschersleben ver-
kauft. Letztere ließ die Burg ganz abbrechen und
einen Teil des von ihr eingenommenen Raums von
der Stadtmauer umschließen. Mit der Säkulari-
sation des Bistums nach dem Westfälischen Frieden

lam A. an Brandenburg, ohne daß das Haus Anhalt eine Entschädigung dafür erlangen konnte.

Ascariden (Spulwürmer), s. Ascariden.

Astellöf (Joh. Christopher), schwed. Journalist, geb. 18. Febr. 1787, studierte zu Lund, wo er 1805 Doktor der Philosophie wurde, und erhielt hierauf zu Stockholm eine Anstellung in der königl. Kanzlei. Seine publizistische Laufbahn eröffnete er mit der Herausgabe des Wochenblattes «Polysem» (1809—12), welches besonders gegen die schwed. Akademie und den klassischen, d. h. franz. Geschmack gerichtet war. In einer Civilanstellung folgte er, 1813—14, dem Hauptquartier des Kronprinzen. Nach Beendigung des Kriegs besorgte er, unter Leitung des Präsidenten von Willberg, die Liquidation in den Ländern, in welchen das schwed. Heer sich aufgehalten hatte, und später, seit 1819, ward ihm die Regulierung der pommerischen Donationen übertragen. In derselben Zeit gab er das Journal «Lifvet och Döden» (1815—16) und mit dem Grafen von Schwerin und dem Generaldirektor Björn die staatswissenschaftliche Zeitschrift «Läsning till utbredande af medborgerliga Kunskaper» (1816—17) heraus. Im J. 1829 trat A. mit dem Wochenblatt «Den objudne Gästen» auf, welches von 1880 unter dem Titel «Svenska Minerva» bis zu seinem Tode fortgesetzt wurde. Dasselbe hatte zur Aufgabe, die von dem «Aftonbladet» vertretene liberale Bewegung zu bekämpfen. Seit 1840, wo ein liberales Ministerium zur Regierung gelangte, trat er auf die Seite der Opposition. A. starb 12. Juli 1848. Wiß, Ironie, polemische Schärfe und ein korrekter Stil sind die charakteristischen Eigenschaften seiner Schriften.

Askenas wird in der bibl. Völkertafel (1 Mos. 10, 3) als ein armenischer oder den Armeniern benachbartes Volk aufgeführt, in dessen Namen man schon die Rassenmelter Homers, styrische Nomaden im kimmerischen Norden, wiederfinden wollte. Die Deutung der neuern Juden, A. sei Deutschland, entbehrt jedes geschichtlichen Grundes.

Ascese und Asketen, s. Ascese und Asketen.

Asklepiaden hießen die Mitglieder der Familien, welche den Asklepios oder Askulap (s. d.) als ihren Stammvater betrachteten und in Heiligtümern des Gottes als seine Priester den Dienst desselben und die damit verbundene Behandlung der in jenen Heilung suchenden Kranken erblich ausübten. Diese Behandlung bestand zwar zunächst in religiösen und abergläubischen Gebräuchen, wie der Infubation (dem Schlafen im Heiligtum), wodurch die Kranken von dem Gotte selbst im Traume die Heilmittel erfahren sollten, daneben aber, indem ja auch die Auslegung der Träume der Kranken den Priestern zukam, in zugleich ärztlichen oder auch in rein ärztlichen Mitteln, und so pflanzten sich in diesen Familien gleichzeitig immer mehr sich erweiternde ärztliche Kenntnisse fort, zumal da die Sitte verbreitet war, daß die Genesenen Tafeln, auf denen ihre Krankheit und die Art der Heilung derselben verzeichnet war, zurückschicken. Auch im Heiligtum des Askulap auf der Tiberinsel zu Rom war dies der Fall. Die berühmtesten A. waren die von Kos, Knidos, Epidauros und Trifla. Zu erstern gehörte Hippokrates (s. d.). Die A. selbst ließen früh schon auch andere an ihrem Wissen teilnehmen, die sich zu ihnen wandten, so jedoch, daß sie dieselben eidlich verpflichteten, die Kunst nur den dazu Berechtigten und unter den herkömmlichen Bedingungen

zu lehren und nicht zu mißbrauchen. Unter den Schriften, die unter dem Namen des Hippokrates überliefert sind, findet sich ein solcher Eid, der unter dem Titel Jurjurandum Hippocratis bekannt ist. Mit der Zeit wurde der Name A. immer allgemeiner und auch für Ärzte überhaupt gebraucht.

Asklepiades (grch. Asklepiades), aus Samos, Sohn des Sikelos, daher oft Sikelidas genannt, griech. Dichter, dessen Namen 39 meist erotische Epigramme in der «Anthologie» tragen, die aber zum Teil andern gleichnamigen Dichtern angehören mögen, war Freund und älterer Zeitgenosse des Theokrit. Die unter seinem Namen erhaltenen Gedichte sind außer in den Ausgaben der «Anthologie» herausgegeben und übersezt von Hartung in «Die griech. Elegiker» (Bd. 2). Nach einem Dichter dieses Namens sind die Asklepiadeischen Verse genannt, die, mit einem Spondeus beginnend und logadisch (s. d.) schließend, im übrigen Choriambisch sind:

— — — — — Maecenas atavis edite regibus oder

Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborum.
Jenen nennt man den kleinern, diesen den größern Asklepiadeischen Vers. Horaz braucht beide Verse allein oder er verbindet sie zuweilen auch mit andern Versen zu einer Strophe, nämlich mit dem Pherekrateischen — — — — — und dem Glykoneischen — — — — — Verse. Die eine Asklepiadeische Strophe besteht aus zwei kleinen Asklepiadeischen Versen, einem Pherekrateischen und einem Glykoneischen Verse.

Asklepiades (grch. Asklepiades), der berühmteste unter den vielen Ärzten dieses Namens im Altertum, geb. zu Prusa in Bithynien, bildete sich anfänglich zum Redner, wandte sich dann aber mehr zu Studien zu und übte in mehreren griech. Städten, später in Rom die Heilkunde mit großem Erfolg. König Mithridates suchte ihn vergeblich durch glänzende Anerbietungen an seinen Hof zu ziehen. In der Geschichte der alten Medizin ist er als der eigentliche Stifter der methodischen Schul zu betrachten. Als allgemein notwendige Eigenschaften einer jeden Kur verlangte er Geschwindigkeit, Sicherheit und Annehmlichkeit. Den Gebrauch angreifender Arzneien verwarf er, vielmehr sucht er durch diätet. Mittel, Veränderung der Lebensweise u. dgl. zu wirken. Seine Pathologie war auf das atomist. System begründet. Von seinen Schriften sind nur Fragmente übrig, welche Gumpert (Weim. 1794) gesammelt hat. Vgl. Ragnaud, «D. Asclepiade medico ac philosopho» (Par. 1862). Ein kleines Gedicht: «Υγιεινά παραγγέλματα» («Gesundheitsregeln», herausg. von Welz, Würzb. 1841) das unter seinem Namen aus gekommen, gehört wahrscheinlich in das 7. Jahrh. n. Chr.

Asklepios, der griech. Name für Askulap (s. d.). **Askulap**, bei den Griechen Asklepios, erscheint bei Homer als trefflicher Arzt sterblichen Geschlechts, dagegen in den Homerischen Hymnen als Gott der Heilkunde. A., der anfangs vielleicht von einer einzelnen Völkerschaft verehrt worden, sank in den Sagen anderer Stämme zunächst gegenüb dem großen heilverleihenden Gott Apollo zum Sros, ja zum Sterblichen herab, wurde aber dann als Apollon Sohn aufgefaßt und schließlich allgemein zu göttlichen Ehren erhoben. Die Sagen nennen ihn so einen Sohn des Apollo und d

Asclepias, der Tochter des thessal. Fürsten Phlegyas, oder auch des Apollon und der Artemis, Tochter des Antippos in Messenien. A. vermochte nicht nur den Sterblichen das Leben zu retten, sondern rief selbst Todesküme ins Leben zurück. Zeus aber, durch Atlas Klagen bewogen, erschlug mit einem Hitz der Wölkenträger der Menschen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwiesen. Insbesondere ward A. zu Epidaurus an der Küste von Argolis, dem Stammsitze des Gottes, der dort heimischen Sage, verehrt, wo ihm ein Tempel nebst einem Heine (Asklepeion oder Asklepeion genannt) geweiht war, in welchem wie in den Heiligtümern des Asklepios (den Asklepien, Asklepien) überhaupt die Priester die zu ihnen eilenden Kranken unter Anwendung religiöser und abergläubischer Mittel, welche die Kranken vornehmen und denen sie sich unterziehen mußten (Opfer, Fasten, Abkochen (s. d.), Besprechungen u. dgl.), aber auch mit ärztlichen Mitteln behandelten. Andere Hauptstige ionalen Kultus waren Kos und Pergamon, auch Athen. Zu der Zeit verbreitete sich der Asklepiendienst über ganz Griechenland und Kleinasien und kam endlich auch nach Rom, wohn A. 291 v. Chr. während einer Pest in Gestalt einer Schlange aus Epidaurus geholt wurde. A. hatte nach Homer zwei Söhne, Machon und Podaleirios, welche die Ärzte des griech. Heerts vor Troja waren und von denen nach spätern die Asklepiaden (s. d.) stammen. Als Lichter des Gottes werden angeführt: Hygieia, Teles, Panacea und Aigle, von denen mehrere als Götter der Gesundheit verehrt ward. Seine Tempel standen gewöhnlich außerhalb der Städte in gehobener Lage, in heiligen Hainen, in der Nähe von Quellen und Heilswässern und auf Anhöhen. An den Hauptorten seiner Verehrung wurden ihm zu Ehren auch Feste gefeiert, unter denen das berühmteste zu Epidaurus alle vier Jahre stattfand. Seine Bildwerke zu Epidaurus, welche aus Elfenbein und Gold bestand, hatte Thrasymedes verfertigt. A. sah auf einem Throne mit dem Stabe in der einen Hand; die andere Hand war über den Kopf einer Schlange vorgestreckt, wie denn die Schlange überhaupt als sein beständiges Symbol erscheint, und zu seinen Füßen befand sich, als Symbol der Rachsucht, ein Hund. Die ausgezeichnetsten Künstler, wie Kalamis, Kallamenes, Glippos, Praxiteles und andere, verfertigten seine Statuen. Er ward sowohl barmherzig als unbarmherzig gebildet. Mit der Zeit aber überwog ein Idealtypus, in dem er dem Zeus ähnlich, nur weniger erhaben und milder als dieser, dargestellt wurde. Die meisten erhaltenen Statuen zeigen ihn stehend. Der Oberleib ist nackt; das Unterleib bedeckt ein von den Schaltern herabhängendes, faltenreicher Mantel; sein Gesichtsausdruck ist voll Ruhe und Klugheit. Gewöhnlich trägt er um sein Haupt eine Dinde, die häufig wulstartig gewunden ist, und hält einen großen biden Stab, um den sich eine Schlange ringelt.

Kotlapfchlange, s. unter Rattern.

Kotlapfslang, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Kotmanis (aus dem ind. a-maan Donnerzeit) ist eine merkwürdige, dem rhomb. System angehörige Form der Kieselsäure, welche bis jetzt nur in einem außerirdischen Vorkommnis, dem Meteoriten von Breitenbach, gefunden wurde; er bildet abgerundete farblose Körner, an welchen selten einzelne glänzende Kristallflächen wahrzunehmen sind.

Durch seine Entdeckung 1873 ist für die Kieselsäure die Fähigkeit nachgewiesen, drei kristallographisch verschiedene Formen zu bilden; der A. ist spezifisch leichter als die beiden andern Kieselsäuren, Quarz und Tridymit.

Kotmannshausen, s. Ahmannshausen.

Kotmuth, eigentlich Kschmedat, d. i. der Versucher, ein böser, wollüstiger Dämon, welcher in den spätern jüd. Schriften erwähnt wird, ursprünglich aber der pers. Mythologie angehört. Im Buche Tobias tödtet A. aus Eifersucht hinter einander die sieben Ghemänner der Sara, im Talmud heißt er der Fürst der Dämonen, gilt also für den Satan selbst und soll den König Salomo aus seinem Reiche vertrieben haben.

Kotmoll (ital. la bemolle minore; frz. la bemolle mineur; engl. a flat minor), die Moll-Tonart, bei welcher jeder Ton um einen halben Ton erniedrigt wird, also 7 vorgezeichnet sind. An Stelle derselben bedient man sich meist der gleichlautenden Tonart Gis-moll, weil diese bequemer (nur mit 5 ♭ zu bezeichnen ist. Die parallele Dur-Tonart ist eol-dur. (S. unter Ton und Tonarten.)

Kotmus, Pseudonym von Matthias Claudius (s. d.).

Kotmüders (spr. Annidhr), Dorf im Arrondissement St. Denis des franz. Depart. Seine, liegt am linken Ufer der Seine, 2 km nordwestlich von der Ringmauer von Paris, ist der Vereinigungspunkt der Eisenbahnen von Versailles, St. Germain und Rouen nach Paris und der wichtigste Platz für die pariser Wasser- und Wettfahrten (Regatten), hat zahlreiche Vergnügungsorte für die Pariser und zählt (1876) 6692, als Gemeinde 8278 Q. In neuester Zeit hat sich der Zubrang nach A. etwas vermindert, weil unweit davon die große Kloale mündet, welche die Unreinlichkeiten von Paris in die Seine schwemmt und hier daher nicht nur das Wasser des Flusses, sondern auch die Ufer desselben verpestet. Im 18. Jahrh. residierten hier zuweilen die franz. Könige.

Kotmühl (Adam), poln. Dichter, geb. 11. Sept. 1838 in Kalisch, studierte 1857–61 in Warschau und Breslau Rechtsw., beteiligte sich 1863 an dem poln. Aufstande und begab sich darauf nach Heidelberg, wo er 1866 den Doktorgrad erlangte. Nachdem er sich in Lemberg niedergelassen, veröffentlichte er unter dem Pseudonym G... die humoristische Erzählung »Panna Lookadya« (Lemb. 1868), das Lustspiel »Galanka heliotropus« (»Ein Heliotropenzweig«, 1868), das Trauerspiel »Cola Riensi« (1869) und »Pożayo« (2 Bde., Krak. 1872; neue Aufl. 1876). Im J. 1872 siedelte A. nach Krakau über. Aufsehen erregte durch lebensvolle Charakteristik sein Trauerspiel »Kiejstat« (1878; deutsch von von Neben, Posen 1880), dessen Stoff aus der litauischen Geschichte entnommen ist und worin der patriotische Verrat verherrlicht wird. Darauf folgte 1879 das Lustspiel »Przyjaciele Hłoba« (»Hlobs Freunde«).

Kotmühl (grch.), mit Stel oder Angst verbunden.

Kotma mit dem Beinamen Pija dāsi (der Diebevolle), berühmter Herrscher aus der Maurja-Dynastie, dessen Regierungszeit in das 8. Jahrh. v. Chr. fällt. Seine Residenz war Pataliputra am Ganges im Lande der Magadha, doch erstreckte sich seine Herrschaft über den größten Teil von Hindustan. Er ist besonders wichtig wegen seiner Beziehungen zum Buddhismus, den er in seinen

Staaten verbreitete und durch seinen Sohn Mahendra nach Ceylon verpflanzen ließ, welches von der Mitte des 8. Jahrh. an einen Hauptstamm dieser Religion bildete; sodann aber auch, weil von ihm eine Anzahl von Inschriften aus verschiedenen Gegenden Indiens herrühren, die für die früheste Entwicklung der Volksdialekte die wichtigste Quelle sind. Diese Inschriften sind vielfach bearbeitet worden; vgl. besonders A. Cunningham, «Corpus inscriptionum indicarum» (Bd. 1, Kalkutta 1877).

Asoka, ein Baum von außerordentlicher Blumenpracht (Jonesia Asoka Roxb., zum Systeme der Leguminosen gehörig), der bei ind. Dichtern eine große Rolle spielt und nach der Sage bei Beirührung eines Mädchens Fußes blüht.

Asolo (im Altertum Acelum), alte Stadt in der ital. Provinz Treviso, 30 km nordwestlich von der Stadt Treviso, malerisch auf einem Hügel gelegen, ist mit Mauern und Türmen umgeben, hat eine Pfarrkirche mit guten Gemälden, Ruinen antiker Bäder und Wasserleitungen und zählt (1880) als Gemeinde 5845 E. Auf dem Stadthause befinden sich die beiden ersten Statuen von Canova (Orpheus und Eurypide). In der Nähe liegt Barco, wo Caterina Cornaro, Königin von Cypern, einen Palast hatte, in welchem sie von 1489 bis zu ihrem Tode (1510) einen glänzenden Hof hielt; jetzt dient derselbe als Meierei.

A son also (frz.), nach seiner Bequemlichkeit, Behaglichkeit.

A son goät (frz.), nach seinem Geschmade.

Asopus (grch. Ἀσώπος) ist der Name mehrerer Flüsse des alten Griechenland und zugleich auch eines Flügels, welcher in den Sagen und Genealogien von Silyon, Agina und Theben als Stammvater erscheint. Er soll zwei Söhne und viele Töchter gehabt haben, deren Namen sich größtenteils als mit griech. Gewässern, Inseln und Städten identisch erweisen. Unter diesen Töchtern ist am bekanntesten Agina, welche Zeus entführte. Als A. sie überall vergebens suchte, teilte endlich Sisyphos in Korinth ihm das Geschehene mit. Er verfolgte Zeus daher und wollte den Olymp mit seinen Wogen erstürmen; doch Zeus erschlug ihn mit seinem Bliße, seit welcher Zeit der Fluß Kohlen in seinem Bette führt.

Asopos (grch. Ἀσώπος) war den Griechen der Vertreter der Dichtung von Fabeln (s. d.) überhaupt und gilt noch heute vielfach für den, welcher die Fabeldichtung als eigene Gattung zuerst ausgebildet habe. Nach Herodot, Plutarch u. a. lebte A. etwa im 6. Jahrh. v. Chr. als Zeitgenosse der Sieben Weisen. Er stammte nach den meisten aus Phrygien, diente auf Samos als Slave, ward aber freigelassen und genoß angeblich zuletzt das Vertrauen des Königs Krösos von Lydien, der ihn als Gesandten nach Griechenland schickte, wo er jedoch von den Delphiern, die er beleidigt hatte, von einem Felsen herabgestürzt ward. Mit solchen und andern Erdichtungen, wie der, daß er ein budeliger Krüppel gewesen sei, ward A. Leben immer mehr ausge schmückt. Es ist aber überhaupt zweifelhaft, ob er wirklich gelebt hat. Jedenfalls wird anzunehmen sein, daß die ihm beigelegten Fabeln nicht von ihm selbst aufgeschrieben, sondern nur durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt worden sind. Nach Platon im «Phädon» brachte Sokrates im Gefängnisse Asopische Fabeln in Verse, und Aristophanes bringt A. und Fabeln von ihm

wiederholt in seinen Komödien an. Die Redn bedienten sich derselben oft für ihre Zwecke. War die älteste schriftliche Sammlung der Asopischen Fabeln entstanden ist, weiß man nicht. Gewiß ist daß Demetrios Phalereus eine Sammlung der selben veranstaltete, die jedoch verloren gegangen ist. Babrius (s. d.) brachte die Asopischen Fabeln in Choliamben, vermochte aber dadurch prosaisch abgefaßten Sammlungen nicht ein Ende zu machen; vielmehr wurden in zahlreichen spätern Bearbeitungen seine eigenen Verse wieder in Prosa aufgelöst. Man benutzte die Fabeln auch vielfach als Unterlage für die rhetorischen Übungen. Auf der Gegenwart sind verschiedene Sammlungen Asopischer Fabeln gekommen. Zuerst erschien im Druck die dem Marimus Planudes beigelegte, die sich in zwei Rezensionen erhalten hat, von denen die eine zuerst von Buonaccorso (Bonus Accursius) zu Mailand (um 1479), die andere von Rob. Stephani (Par. 1546) herausgegeben wurde. Hierzu kam die Sammlung aus heidelberger Handschriften (Herausg. von Nevelet, Frankfurt, 1610), dann von Hubson (Oxf. 1718) und Hauptmann (Lpz. 1741) zusammen mit der Planudischen. Eine neue Epoche für die Kritik dieser Fabelsammlungen tritt mit der Veröffentlichung der Fabeln einer florentinen und einer vatikanischen Handschrift durch Furlan (2 Bde., Flor. 1809) ein, welche 199 Fabeln lieferten, von Schneider (Lpz. 1810) verbessert herausgegeben und von Korais in dessen Ausgabe (Par. 1810) aller bis dahin bekannten Asopischen Fabeln aufgenommen wurden. Hierzu kam noch die Sammlung einer augsburger Handschrift, 23 Fabeln enthaltend, von welcher Schneider (Bresl. 1812) eine Ausgabe veranstaltete. Eine kritische Ausgabe aller bis jetzt bekannten Asopischen Fabeln hat Palm (Lpz. 1852) geliefert. Über die Asopische Fabel bei den Römern s. Phädrus. Während des Mittelalters sind die Fabeln des A. Gemeingut aller abendländ. Literaturen geworden. In Deutschland wurden sie nach der Mitte des 15. Jahrh. von Heinrich Steinhöwel in deutscher Prosa bearbeitet und mit den lat. Texten seit 1476 sehr oft gedruckt. Eine freie deutsche Bearbeitung in Versen lieferte Bartsch Waldb. Luther hat ebenfalls mehrere (16) Asopische Fabeln (1530) deutsch bearbeitet (neue Ausg., Lzb. 1817). Überhaupt sind die Fabeln des A. vielfach übersezt in Prosa wie in Versen, zuletzt von Binder (Stutt. 1866), wozu in neuerer Zeit noch zahlreiche Übertragungen mit und ohne Bilder für die Jugend gekommen sind. Vgl. Grauert, «De Aesopio fabulis Aesopis» (Bonn 1825); Keller, «Untersuchungen über die Geschichte der griech. Fabeln» in den «Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik» (Supplement, Bd. 4, Lpz. 1862). Die auf A. bezügliche und zur Fabeldichtung gehörige byzantinische Literatur wird von Eberhard in «Fabulae Romanenses Graece conscriptae» (Bd. 1, Lpz. 1877) neu herausgegeben.

Asow, Asow, türk. Asaf, Asaf, ehemals wichtige Hafenstadt und Festung, jetzt Heden (Bosfa) im südruss. Gouvernement Zekaterinoflaw, am südlichsten Arme des Don, 11 km von der Mündung in das Asowische Meer gelegen, hat 16791 E., d. hauptsächlich Fischfang und Kleinhandel treibe da der Hafen jetzt verlandet und nur für Boote zugänglich ist. Der Ort entspricht ungefähr der Stätte des alten Tanais, einer Kolonie d.

bei persan. Griechen am Flusse Landis (Don), welches eine blühende und mächtige Handelsstadt war, die nach Strabo = das gemeinsame Emporium aller europ. und asiat. Barbaren = nennt und die, als sie sich der Herrschaft der byzantin. Könige entzog, von König Polemo, dem Zeitgenossen des Augustus und Liberius, zerstört wurde und unter gleichem Namen seit dem 2. Jahrh. n. Chr. am nördlichen Arme wiedererstand, wo Überreste davon bei Redwigowka, etwas über 7 km vom Meer, an dem sog. Toten Don (Wertwoi Dones), aufgefunden worden sind. Im Mittelalter existierte in derselben Deltagegend ein anderer wichtiger Handelsplatz, welcher die Hauptstation auf dem Wege der ind. Waren vom Kaspisee her bildete, das Sarkel der Chazaren (836 erbaut), bei Kassen und Polowozern vom 10.—13. Jahrh. Bjelaweskie, das Tana oder Alatena der ital. Handelswelt, von 1204 bis 1261 während der Dauer des lateinischen Kaiserthums eine Besitzung der Venetianer, 1261—1471 den Genuesen anhängig. Dies Tana lag an der Stelle des jetzigen A. Unter dem Namen Ajal kommt der Ort als Hauptstadt der Chans der Goldenen Horde seit 1260 vor. A. wurde 1295 von den Horden Timur's gestaubt und verheert, 1471 von den osman. Türken, 1572 und 1637 aber von den Donischen Kosaken erobert. Dann hielt es 1641 eine dreimonatliche Belagerung durch die Türken aus, bis es 1642 von diesen eingenommen ward. Nachdem Peter d. Gr. 1695 den Platz 96 Tage lang mit einem Verluste von 20—30000 Mann belagert und seit dem 30. Mai 1696 in Wasser unter dem Kommando Leforts, zu Lande unter dem Obersten und Scheins eingeschlossen und beschossen hatte, kapitulirte der Kommandant Hassan Pascha 18. Juli unter der Bedingung freien Abzugs für alle Türken samt ihren Familien und ihrer Habe. Der Zar that vieles zur Befestigung und Hebung des Ortes, mußte ihn aber im Frieden am Pruth 1711 an die Türken zurückgeben. Die Russen nahmen ihn 1736 unter Laszky aufs neue und befestigten ihn im Frieden von 1739, jedoch mit der Bedingung, alle Festungswerke zu schleifen. Schon 1771 stellten indes die Russen A. wieder her und erhielten es 1774 im Frieden von Kutschuk-Kainardski für immer samt der freien Schifffahrt auf dem Asowschen und Schwarzen Meere.

Asowsches Meer, nordöstliches Seitenbassin des Schwarzen Meeres, mit dem es durch die Rammage von Kertsch und Jenikale in Verbindung steht. Im Alterthum hieß es bei den Griechen *Measos*, bei den Römern *Palus Maeotis*, bei den Engländern *Kargalak*, bei den Mäoten *Temerinda* (s. i. Mutter des Meeres), dann bei den Arabern *Nimzsch* oder *Bahr al-Asof*, bei den Türken *Barjal-Assak* oder *Bachr-Assak* (dunkelblaues Meer; bei den Genuesen und Venetianern *Mare delle Zabacche* (Mare Tane). Seine größte Länge beträgt 362 km, die größte Breite 176 km. Es bedeckt einen Flächenraum von 36822 qkm und verengt sich im nordöstl. Winkel zu dem Golf von Zaganrog. Seine Küsten sind im allgemeinen flach und sandig, nur auf der Südküste finden sich Felsen vulkanischer Bildung, die stellenweise in kleine Vorgebirge auslaufen. Die Westküste wird von der sandigen Arabatischen Kossa (Landsunge) gebildet, die eine Länge von 96 km hat. Der Salzgehalt des Wassers ist sehr gering; auf der Küste von Zaganrog wird das Wasser sogar zum

Trinken benutzt. Der viele Schlamm, der im NO. vom Don, im NW. von den Flüssen Ussjula, Wolotschnaja, Werbjanla, Mokraja, Kalmius und Nijs, im O. von dem Mokra Ragalnik in das Meer geführt wird, macht dasselbe leicht und für die Schifffahrt gefährlich; doch hat sich in neuerer Zeit der Handel am Asowschen Meere gehoben, seit Zaganrog durch zwei Eisenbahnen (nach Charlow und Boroneß) mit dem russ. Binnenlande verbunden und durch die Eisenbahn von Kalatsch nach Zarizyn eine direkte Verbindung zwischen Don und Wolga hergestellt ist. Die einzigen Häfen sind außer dem oberhalb des Dondeltas gelegenen Koston, Zaganrog, Mariupol und Werbjanla. Die größte Tiefe des Meeres beträgt etwa 14 m, die mittlere 6,5—18 m, die geringste im Meridian von Zaganrog nur 8,5 m. Die Strömungen im Meere hängen von den hier in großer Heftigkeit auftretenden Nordost- und Südwestwinden ab und verändern demgemäß beständig ihre Richtung. Infolge des großen Süßwassergehaltes belegt sich das Meer leicht mit Eis und ist daher in der Regel von Dezember bis Mitte April für die Schifffahrt geschlossen. Im Frühjahrre nimmt die Höhe des Wasserbestandes bedeutend zu und erleichtert selbst größern Schiffen die Schifffahrt auf dem Meere. Das Asowsche Meer ist für Russland von großer Wichtigkeit, einerseits durch seinen großen Reichtum an Fischen, andererseits durch den stets zunehmenden Handelsverkehr. Von 1866—71 belief sich die mittlere jährliche Zahl der Schiffe, welche die Häfen des Asowschen Meeres besuchten, auf 2662 mit 362951 t; mehr als die Hälfte kam davon auf Zaganrog, 558 auf Werbjanla, 298 auf Kertsch und 268 auf Mariupol. Küstenfahrer liefen ein 6807 und gingen ab 6882. Die russ. Handelsflotte des Asowschen Meeres bestand Anfang 1870 aus 1210 Schiffen mit 40658 Tonnengehalt.

Ein ganz eigenartliches Gebilde ist das Seitenbassin *Siwasch* ober die *Faule See*, russ. *Onuloje More*, ein stehendes, von Untiefen und Sandbänken durchschnitten, durchaus salziges und für Schifffahrt unbrauchbares Wasser. Die von den Russen zum Gouvernement Taurien (Krim) geschlagene, 2632 qkm umfassende See- und Sumpfsfläche wird durch die fast 110 km lange, schmale und ganz niedrige Landzunge von Arabat (s. d.) vom Asowschen Meere abgeschlossen. Nur durch die enge, 40 km lange Straße von Genitschesl steht der Siwasch mit dem Meere in Verbindung, und an seinem Nordwestende wird er durch den 9 km breiten Isthmus von Berelof von dem Teile des Schwarzen Meeres getrennt, welcher das Tote Meer, russ. Wertwoje More, heißt. Der südlichste Teil des Bedens, etwa 75 km lang, in der Mitte höchstens 1,5 m tief, wird auf beiden Ufern immer flacher und endet an ihnen als ein vollständiger Sumpf. Gegen Arabat hin wird er ganz flach, und auch an der schmalsten Stelle vor dem Räumungsdelta des Karasu oder Salghir, des Hauptflusses der Krim, breitet sich eine Untiefe aus, über welche kein Fahrwasser hinüberfährt. Sobald die Flüsse der Krim verstopft sind und die schnelle Verbundung den Wasservorrat des Siwasch vermindert hat, bildet sich an seinen Ufern eine große Menge von Salzkrystallen.

Aspalathus L., eine artenreiche Gattung Sträucher vom Vorgebirge der Guten Hoffnung, aus der Familie der Schmetterlingsblütler, mit

einfachen oder dreizähligen, gebüschelten Blättern, meist gelben, teils einzeln in den Blattwinkeln stehenden, teils in Köpfchen vereinigten Blüten und einsamigen, länglichen, oft schiefen Früchten. Verschiedene Arten, z. B. *A. ciliaris* L., *pedunculata* Herit., *ericifolia* L., *argentea* L. u. a., werden ziemlich häufig in Gewächshäusern zur Zierde kultiviert. Sie gehören in das Drangeriehaus, verlangen Feuchte und werden durch Samen und Stecklinge vermehrt.

Unter dem Namen *Aspalathol* kommt das Adlerholz (s. unter *Aquilaria*), außerdem aber auch das sog. grüne Ebenholz vor. Letzteres, olivengrün oder grünlichbraun, mit hellern und dunklern Längsstreifen, äußerst dicht und hart, stammt von dem westind. Baume *Brya Ebenus* DC., der ebenfalls der Familie der Schmetterlingsblütler angehört. Das *Aspalathol* nimmt eine schöne Politur an und wird von Tischlern zu eingelegter Arbeit u. s. w., auch von Drechslern benutzt.

Aspanada, s. *Isapan*.

Asparagin, Spargelstoff, Althain, ein 1805 von Bauquelin und Robiquet in den Spargelsprossen entdeckter kristallisierbarer Körper, dessen Vorkommen sich aber nicht auf diese Pflanze beschränkt, sondern ein ziemlich verbreitetes ist, vielleicht ist A. sogar ein konstanter Bestandteil aller Pflanzen, ein Umwandlungsprodukt des Pflanzeneiweißes. Es ist nachgewiesen namentlich in den keimenden Samen, und es scheint das Pflanzeneiweiß in diese Verbindung übergeführt zu werden, wenn es aus Reservestoffgehalten zu Verbrauchsstätten wandert. Seine Zusammensetzung entspricht der Formel $C_4H_8N_2O_2$, es ist das Amid der Asparaginsäure, und diese ist Amidobbernsteinsäure, die rationelle Formel des A. ist daher

$C_4H_8(NH_2) \begin{matrix} CONH \\ COOH \end{matrix}$. A. ist isomer dem Diamid der Apfelsäure oder dem Malamid. Man erhält es am leichtesten aus Keimpflanzen von Lupinen, Widen, Erbsen, die man bis zur Höhe von 60–70 cm heranwachsen läßt und nach dem Zerleinern mit Wasser auskocht. Der abgepresste Saft wird im Dampfbade zum dünnen Sirup verdunstet, worauf nach einigen Tagen A. in kleinen Kristallen anschießt; letztere werden von der Mutterlauge getrennt und aus heißem Wasser unter Zusatz von Knochenkohle umkristallisiert. Das A. bildet schöne, farblose, durchsichtige, rhombische Kristalle, welche 1 Molekül Kristallwasser enthalten. In heißem Wasser ist es leicht löslich, es erfordert 50 Teile kaltes Wasser zur Lösung, ist fast unlöslich in Alkohol, unlöslich in Äther und flüchtigen Ölen. Seine Lösungen bewirken Ablenkung des polarisierten Lichts. Beim Erwärmen auf 100° gibt es sein Kristallwasser ab. Bei anhaltendem Kochen mit Wasser, leichter noch mit verdünnten Säuren und am leichtesten beim Kochen mit Alkalien geht es unter Abgabe von Ammoniak in Asparaginsäure $C_4H_7NO_4$ über. Durch Batterien-Wirkung wird es dagegen in bernsteinsaures Ammoniak verwandelt: $C_4H_8N_2O_2 + H_2O + 2H = C_4H_7O_4(NH_2)_2$. Es verbindet sich sowohl mit Säuren wie auch mit Basen zu zum Teil schon kristallisierbaren Körpern.

Asparagus L., Spargel, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Ihre Arten sind teils ausdauernde Kräuter mit kriechendem Wurzelsod, teils aufrechte oder kletternde Halbsträucher und Sträucher, manche mit starken Stacheln be-

waffnet. Ihre zuerst sich entwickelnden Blätter sind stets trodenhäutige Schuppen, die spätern line oder fadenförmig, weich oder steif, selbst stechen immer in Büschel gestellt. Die Blüten stehen einzeln oder gebüschelt an den Seiten der Zweige, zwittrig oder durch Verästelung des einen oder beider Geschlechtsorgane zweihäusig, und haben glodenförmiges Perigon. Aus dem dreifächerigen oberständigen Fruchtknoten entsteht eine kugelige sechsfrüchtige Beere. Die Spargelarten kommen zerstreut auf der Erdoberfläche vor, die meisten wachsen in Asien. Zu den krautartigen gehört die in den Küstengegenden Südeuropas und selbst in Englands wild wachsende und auch in Deutschland an Flüssen (z. B. am Elbufer) verwildert vorkommende gemeine oder Gartenpargel, *A. officinalis* L., welcher allenthalben als Gemüsepflanzen angebaut wird. (*S. Spargel*.) Unter den stacheligen Arten kommen im südl. Europa am häufigsten vor: *A. acutifolius* L., mit kletternden Stämmen und Ästen und steifen, nadelförmigen Blättern *A. albus* L., mit weißen, stacheligen Zweigen Eine sehr merkwürdige Pflanze ist der in Spanien und Griechenland wachsende *A. horridus* L., eine von Dornen starrender Strauch ohne Blätter, dessen junge krautige und saftige Sprossen in Spanien und auf den Balearen gleich unserm Spargel benutzt und gegessen werden. In allen Spargelarten namentlich aber in den saftigen Schößlingen des angebauten Spargels, findet sich ein eigentümlich (übrigens auch in vielen andern Pflanzen vorkommend) Stoff, das *Asparagin* (s. d.).

Asparn und Ehlingen, zwei Dörfer bei Wiesbaden.

Aspasia, eine der berühmtesten und gebildetsten Frauen des griech. Altertums, geb. um 470 v. Chr. zu Milet, eine Tochter des Ariochos, suchte in Athen, wohin ihr Vater übersiedelte, den Umgang der großen Geister, an welchen diese Stadt in dem vorerwähnten Zeitalter so reich war, und suchte sie durch die bezaubernde Verbindung eines reichen und feinen, hochgebildeten Geistes mit hinreißender weiblicher Anmut zu fesseln. Ihr Haus war der Sammelplatz der angesehensten und geistvollsten Männer Athens, die sogar, was in jener Zeit etwas außerordentliches war, ihre Frauen zu ihr führten. Sokrates besuchte sie oft; ja er will in einem Platonischen Dialoge sogar die Leichenrede, die er de Menekenos vorträgt, von ihr gehört haben. De gewaltigen Perikles suchte sie dauernde Liebe zu lösen. Er trennte sich von seiner ersten Gemahlin und heiratete A. 445 v. Chr. Die Komiker nannten sie freilich als bißige Gegnerin des Perikles in komischer Weise die Herrin dieses olympischen Zeus und daneben die Omphale und Desanthe des neuen Herakles. Noch schlimmere Dinge warf die Bosheit der polit. Gegner des Perikles vor. Nicht bloß der Krieg der Athener mit den Samiern sollte ihr Wert gewesen sein; Aristophanes beklagt A. auch, daß der Peloponnesische Krieg infolge des Raubes einiger ihr gehörenden Mädchen durch die Megarer veranlaßt sei. Thucydides nennt A. nicht. Als aus der Mitte der dem Perikles feindlichen Partei, den letztere noch nicht selbst angestrichen wagte, gegen A. durch den Komiker Hermippus 432 die hochgefährliche Anklage wegen Verachtung der Götter erhoben wurde, trat Perikles als ihr Verteidiger auf und entwarf sie die Richter. Als des Perikles Tode heiratete sie den Volksherrn.

Stilles, der großes Ansehen erlangte, aber bald nach. Als letzte Schicksale sind unbekannt. Aber sie blieb so berühmte, daß nochmals der pers. Statthalter, der junge Fürst Kyrus in Sardes, seine schöne und lange griech. Favorite Ptilo aus Phokien nach ihr benannte. Vgl. Jacobs, «Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts», in dessen «Bemerkten Schriften» (Bd. 4, Pp. 1840); Jilicul, «Histoire du siècle de Périclès» (2 Bde., Par. 1873); M. Schmidt, «Perikles und sein Zeitalter», in dessen «Epochen und Katastrophen» (Berl. 1874); derselbe, «Das Periklische Zeitalter» (2 Bde., Jena 1877—79).

Käse oder **Käse**, f. Populus.

Käse (Balle d'H.), ein stark bevölkertes und durch Naturschönheit berühmtes, an Mineralquellen reiches, auf der Nordseite der Pyrenäen im franz. Depart. Niderpyrenäen gelegenes Thal, welches sich vom Pic d'H. (2500 m) nördlich zwischen 1800—2800 m hohen Bergen bis in die Nähe von Oloron erstreckt, 54 km lang, bis zu 18 km breit ist und von der Gave d'H. durchflossen wird. Eine alte Römerstraße führt aus dem Thale, am Pic d'H. vorbei, über den Col de Somport (1649 m) in das Thal des Aragon nach Spanien hinüber. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf ungefähr 12000, meist Hirten. Die Hauptorte des Thaies sind: Arros, Barbe, Olcot, Sarrance, Behous, Arcous (Hauptort des das Thal A. umfassenden gleichnamigen Kantons), Ercaut, Urbos mit einer am Felsen hängenden Festung. Im Dorfe Ose besteht eine prot. Gemeinde von etwa 150 Seelen, welche nach Aufhebung des Edikts von Nantes die einzige war, welche in Frankreich bestehen blieb. Das Thal A. bildete im Mittelalter eine kleine Republik unter dem Protektorat der Fürsten von Béarn, welche auch nach ihrer Vereinigung mit Frankreich manche Privilegien beibehielt.

Käse, Villa von (1877) 7476 E. in der span. Provinz Alicante, am Rio-Tarafa, ungefähr 80 km westlich von der Stadt Alicante, in der Nähe des durch seine Marmorbrüche berühmten Berges Rollo gelegen, mit prächtvollen Weingärten, Eisenfiebern, Brauereien, Zementfabriken und Olmühlen.

Käse heißen in der Sternkunde die merkwürdigsten unter den verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gegeneinander, wie sie uns nämlich, von der Erde aus gesehen, erscheinen. Man benennt gegenwärtig nur noch fünf A. Diese sind die Konjunktion oder Zusammenkunft, die Opposition oder der Gegenstand, der Gebrüder oder Trigonalstein, der Gebrüder oder Quadratschein, auch Quadratur genannt, und der Gebrüder oder Septilschein. Die Konjunktion, in den Kalendern mit dem Zeichen \odot angedeutet, ergibt sich, wenn zwei Gestirne einerlei Länge haben. In diesem Falle sind ihre Orte am Himmel nur um die Differenz oder Summe ihrer Breiten, je nachdem sie nämlich auf einer Seite oder auf entgegengesetzten Seiten der Ekliptik liegen, verschieden, und also, da die Breite der Sonne stets Null, die des Mondes und der meisten Planeten aber, die kleinsten zuletzt entsetzt angenommen, nie beträchtlich ist, in der Regel wenig voneinander entfernt. Haben sie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breiten, so bedecken sie einander oder es geht der eine Körper vor dem andern vorüber. Die Konjunktion des Mondes mit der Sonne verursacht den Neumond; fällt

aber ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Sonnenfinsternis. Die Opposition, im Kalender \odot , ereignet sich, wenn die Länge zweier Gestirne um 180 Grad verschieden ist, sobald das eine aufgeht, wenn das andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenstand, so haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Mondfinsternis. Für die Chronologie sind die Konjunktionen und Oppositionen, die in früherer Zeit größere wissenschaftliche Wichtigkeit hatten, nur noch von Bedeutung zur Bestimmung der Bahnen der Planeten, für die mathem. Geographie aber zur Bestimmung der geogr. Länge. Von besonderer Wichtigkeit in der Chronologie ist auch noch der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe, weil daraus die Entfernung der Sonne von der Erde bestimmt werden kann. Konjunktion und Opposition heißen wohl auch die beiden Syngien (f. d.); indes wird dieses Wort gegenwärtig gewöhnlich nur beim Monde gebraucht. Der Trigonalstein Δ findet statt, wenn sich die Längen zweier Planeten um den dritten, die Quadratur \square , wenn sie sich um den vierten, der Gebrüder \ast , wenn sie sich um den sechsten Teil von 360 Graden unterscheiden. Für die Wissenschaft sind die drei letzten A. von keinem Werte; die Chronologen schrieben ihnen einen großen Einfluss auf die Schicksale der Menschen und Staaten zu. Dieser Aberglaube war auch Ursache, daß die A. in die Kalender aufgenommen wurden, in denen sie vielfach noch jetzt, in der Regel aber mit Weglassung des Gebrüdersteins und Gebrüdersteins, bemerkt sind.

Käse oder **Ätze**, d. h. Weißpfennig, die kleinste tähr. Rechnungsmünze, die niedrigste Unterabteilung des tähr. Pfasters, welcher letztere in 40 Para zu 8 A. eingeteilt wird. Demnach betragen 120 A. einen Pfaster; doch wird der Pfaster in neuerer Zeit bisweilen auch in 100 Teile geteilt, welche gleichfalls A. (oder Minas) heißen. In Ägypten hat der Pfaster 100 gute oder 120 Courant-A., in Kairo jedoch 80 Courant-A. Als 120. Teil des tähr. Pfasters hat der A. einen Wert von $\frac{1}{10}$ Pfennigen deutscher Reichswährung (in der im kleinen innern Verkehr der europ. Länder herrschenden Courantwährung nur etwa $\frac{1}{10}$ Pfennig). In Rumänien, wo 1868 der franz. Silberscheidemünzfuß als Landesmünzfuß eingetreten ist, beobachtete man vorher die tähr. Rechnungsweise, hatte aber etwas bessere Baluten; in der Walachei war der A. = etwa $\frac{1}{10}$ Pfennig, in der Moldau = etwa $\frac{1}{10}$ Pfennig (in Galaz jedoch = etwa $\frac{1}{10}$ Pfennig). In Serbien, wo man 1873 zwar ebenfalls den franz. Silberscheidemünzfuß als Landesmünzfuß angenommen hat, rechnet man im Verkehr aber noch häufig wie in der Türkei, und der A. hat dort ziemlich den gleichen Wert, nämlich von $\frac{1}{10}$ Pfennig.

Käse oder **Ätze**, Stadt im württemb. Redartreise, Oberamt Ludwigsburg, an der Eisenbahn Bruchsal-Stuttgart, zählt (1880) 2671 E.; dabei der Hofenasparg (f. d.).

Aspergillus, eine von Micheli aufgestellte Pilzgattung aus der Familie der Ascomyeten. Einige Arten derselben gehören mit zu den gewöhnlichsten Schimmelpilzen; hauptsächlich A. glaucus und A. niger, welche beide auf Brot oder auf Früchten sehr häufig auftreten. Sie haben ein stark

verzweigtes Mycel und bilden auf bestimmten, an der Spitze köpfchenartig erweiterten Mycelfäden zahlreiche Conidien. Auch ist bei einigen Arten dieser Gattung noch eine andere Fruchtform bekannt, sog. Perithezien, kleine stachelkopfartige Kugeln, die aus dicht verflochtenen Mycelfäden bestehen und in deren Innern die Ascosporen (s. unter Ascomyceten) sich entwickeln. Diese Perithezien werden wahrscheinlich infolge eines sexuellen Aktes gebildet, denn man hat beobachtet, daß vor der Entstehung derselben eine korkzieherartig gewundene Hyphæ auftritt, aus deren unterm Teile mehrere Mycelfäden hervorsprossen und sich an den gewundenen obern Teil dicht anlegen. Dieser Vorgang ist stets der Anfang der Perithezienbildung und viele Botaniker sehen darin eine Befruchtung zwischen männlichen und weiblichen Hyphen.

Aspern und Epling (seit neuester Zeit Aspern und Eplingen geschrieben), zwei Dörfer,

Masséna besetzten Aspern, jene des Marschalls Lannes Epling. Der Erzherzog ließ seine Armee 103 Bataillone, 148 Escadrons, 75 000 Mann und 288 Geschütze, in fünf Kolonnen um 12 Uhr am 21. Mai gegen das franz. Heer, von dem bisher 50 000 Mann übergegangen waren, vordringen. Auf der schmalen Ebene zwischen Aspern und Epling begann die mörderische Schlacht 21. Mai, Sonntag, mit der Beschließung der franz. Kavallerie durch die Batterien des bis Breitenlee vorgedrungenen 2. Armeekorps (Prinz Hohenzollern) um 3 U. Dort standen drei franz. Reiterdivisionen, hinter denen die Grenadiere, die Garde-Infanterie und Divisionen des 2. und 3. Korps allmählich aufmarschierten. Alles hing von dem Besitze der beiden Dörfer ab. Aspern wurde gleich anfangs vom 1. österr. Korps (Hiller und Graf Bellegard) erstürmt und, obgleich es ihnen dreimal wieder entrissen ward, von 6 Uhr ab dauernd behauptet. In Epling aber vermochten sie nicht zu halten. Wiederholt machte Napoleon den Versuch, die Widerstandskräfte der Österreicher durch einen Massenangriff seiner Kavallerie (eine Art rasierter und zwei leichte Divisionen zusammen 44 Schwadronen) zu sprengen, allein die Standhaftigkeit der österr. Infanterie, welche hier zum erstenmale volle Viereckformierte, ließ auch diese Angriffe scheitern.

Am 22. Mai erneuerte Napoleon nach dem das Gefecht schon bei Tagesanbruch wieder begonnen, den Versuch, die Mitte zu durchbrechen; dazu wurden drei Divisionen und der größte Teil der Kavallerie bestimmt; eine vierte Division folgte zur Unterstützung. Massenseuer aus 400 franz. Geschützen leitete den Angriff ein, und der Sieg schien für die Franzosen zu entscheiden. Da zog Erzherzog Karl seine noch frische Grenadierreserve (16 Bataillone) heran und ging man selbst in Angriffe über. Die Fahne des Infanterieregiments Zach in der Spitze führte er seine Infanterie allmählich vor und drängte die Franzosen, welche sich bereits einen Teil der Dörfer bemächtigt hatten, auf allen Punkten in ihre alte Aufstellung zurück, auf deren Rückzug nun das österr. Geschütz sein verheerendes Feuer richtete. Napoleon ordnete abends den Rückzug auf die Insel Lobau an, welche

auf dem linken Donau-Ufer Wien östlich gegenüber gelegen, etwa 2 km voneinander entfernt, bekannt durch die am 21. und 22. Mai 1809 zwischen Napoleon I. und den Österreichern unter Erzherzog Karl gelieferte Schlacht (s. vorstehenden Plan).

Nach der Kapitulation von Wien 13. Mai ließ Napoleon von der Insel Lobau Schiffbrücken über die Donau schlagen und begann am 21. zwischen den genannten Dörfern, welche so gleich besetzt wurden, den Übergang auf das linke Ufer, wo Erzherzog Karl zwischen dem Bisamberge und Rußdorf Stellung genommen hatte. Die Truppen

die Infanterie in Epling mit großer Hingebung bis zum andern Morgen deckte. Napoleon übergab den Befehl an Masséna und ritt auf die Insel Lobau hinüber; um Mitternacht schiffte er mit Berthier und Savary nach Ebersdorf über. Der Sieg von Aspern hatte für Österreich keine günstigen Folgen, und nach sechs Wochen die Schlacht von Wagram den Kriege einen unglücklichen Abschluß gab. Die Österreicher verloren in der Schlacht bei Aspern nach eigener Angabe 23 340 Tote und Verwundete, darunter 12 Generale, die Franzosen einschließlich der Gefangenen 44 378 Mann oder nahezu die Hälfte

eder auf dem Marschfelde im Gefecht gewesen
 Ranzsch's Banner, der wenige Tage nachher starb.
 Ranzsch's Gemälde der Schlacht bei Aspern, gestochen
 von Rahl (1825), befindet sich im Javalidenhause zu
 Wien. Dem Sieger von Aspern ist 1860 in Wien
 auf dem äußern Burgplate ein Standbild (Reiter-
 statue), von Jenzeln gefertigt, gesetzt worden.

Asperfion (lat.), die Beipregung (mit Weis-
 wasser in der luth. Kirche).

Asperforium (lat.), Weibkessel, Weibbeden.

Asperula L., Pflanzengattung aus der Fa-
 milie der Rubiaceen, welche sich von der ihr zu-
 nächststehenden Gattung Galium durch die trichter-
 förmige, mit deutlicher Röhre versehene Blumen-
 krone unterscheidet, übrigens einen unbedeutlichen
 Unterschied mit einem unterständigen Fruchtknoten besitzt,
 woraus sich eine zweifelhafte, trodene Spaltfrucht
 mit einseitigen Fruchtklappen entwickelt. Die Blü-
 then sind meist weiß und stehen in oft rispig grup-
 pirten Trauben, die Blätter quirlförmig ange-
 ordnet. Zu dieser Gattung, deren Arten meist per-
 ennirende, selten einjährige Kräuter oder Halb-
 sträucher, und der Rehrzahl nach in Europa zu
 Hause sind, gehört der bekannte Waldmeister, *A.*
odorata L., dessen aromatisches Kraut die Haupt-
 zutheile bei der Bereitung des Raitrankes spielt. Die
 in schattigen Laubwäldern (besonders Buchenwäl-
 dern) auf feinem, mit Humus vermengtem Bo-
 den wachsende Pflanze ist ein hartes Kraut mit sa-
 denförmigem, kriechendem Wurzelstock, aufrechten,
 weichen Stengeln, zu acht gestellten, länglich-
 lanzettförmigen Blättern und weißen, angenehm
 duftenden Blüten in endständiger, breitreisiger Trau-
 be. Die Früchte sind mit Halsbürtchen besetzt.
 Das eigentümliche und angenehme Aroma dieser
 Pflanze rührt von dem darin enthaltenen Eumarin
 (s. b.) her. Der Waldmeister wird häufig mit dem
 Bald-Zablrant (*Galium silvaticum*) verwech-
 selt. Dieses ist leicht an seinen runden Stengeln
 und häufig beduften Blättern zu erkennen. Alle
 übrigen Arten von *A.* sind meist unscheinbare Ge-
 wächse ohne Bedeutung für praktische Zwecke.

Asphalt, Erdharz, Erpex oder Juden-
 pech, ist ein schwarzes oder schwarzbraunes, stark
 glänzendes, bei 100° C. schmelzendes, in Terpen-
 tinöl, Petroleum und Benzol auflösbares minera-
 lisches Harz von 1,16 spezifischem Gewicht und
 schwachem bituminösen Geruch, welches, in Ter-
 pentinöl gelöst, als Asphaltkernis, zu schwarzen
 Lackierungen, zum Ab- und Deckgrund der Kupfer-
 bleche, zu einem schwarzen Anstrich auf Eisenwerk,
 auch als dunkelbraune Lasurfarbe in der Malerei
 angewendet wird. Es scheint durch Abdunstung
 und Oxydation des Erd- oder Bergteers entstanden
 zu sein, welchen man mit dem *A.* unter dem ge-
 meinschaftlichen Namen Bitumen zusammenzu-
 fassen pflegt. Hauptfundorte des *A.* sind die Insel
 Zindbad und der Asphaltsee in Judäa (das sog.
 Lote Meer). Auf jener befindet sich ein fast runder
 See von beinahe 2 km Durchmesser und uner-
 forschter Tiefe, dessen ganze glatte Oberfläche aus
A. gebildet ist. Gewöhnlich kann man über diese
 Asphaltfläche gehen, doch wird dieselbe bei heißem
 Sonnenschein wohl auf 3 cm Tiefe flüssig. Am
 Lote Meer fließt Bergteer nebst Wasser aus meh-
 rern benachbarten Quellen hervor, kommt damit
 in den See, erhärtet darin allmählich und erhält
 sich auf dem stark salzigen, daher spezifisch schwerern

Wasser schwimmend. Durch trodene Destillation
 des *A.* erhält man ein braunschwarzes, flüchtiges
 Öl, das Asphaltöl.

Mit dem Namen Asphalt, welcher ursprüng-
 lich nur für das ebenbeschriebene reine Erdharz
 galt, wird auch eine von jenem wesentlich ver-
 schiedene Masse bezeichnet, welche durch ihre Anwen-
 dung zur Straßenpflasterung, zu Fußböden über-
 haupt, zu Dächern und zur Abhaltung der Feuchtig-
 keit vom Mauerwerk eine große Bedeutung erlangt
 hat. Diese besteht in einem mit Erdharz und mehr
 oder weniger Bergteer durchdrungenen kalcigen Ge-
 steine oder einem durch dieselben Substanzen fest
 zusammengebadenen feinen Kalksande. In solchem
 natürlichen Zustande führt das Material gewöhn-
 lich den Namen Asphaltstein; derselbe kommt zu
 Seyssel im Depart. Ain, Lobsann im Elsass, Ba-
 siennes im Depart. Landes, Bal de Travers im
 Kanton Neuchâtel, bei Seefeld in Tirol, in Deutsch-
 land zu Limmer bei Hannover, bei Heide in Dith-
 marschen u. s. w. vor. Um Straßentrottoirs, Fuß-
 böden, Dachflächen u. s. w. damit zu bekleiden, wird
 der Asphaltstein zu Pulver zerleinert, in eisernen
 Kesseln über Feuer mit etwas Bergteer zusammen-
 geschmolzen, mit feinstörnigem Kies innig vermen-
 get und schließlich die Masse auf die bestimmte Fläche
 ausgegossen. Um das Ausfließen der Erdfuchtig-
 keit in Mauern zu verhindern, bringt man nahe über
 der Grundmauerung eine oder ein paar Schichten
 derselben Masse zwischen die Ziegel statt des Mört-
 tels. Ohne Kieszusatz wird dieselbe als Asphalt-
 kitt oder Mastix statt Mörtels bei Wasserbauten,
 zum Auskleiden von Wasserbehältern, Abtrittsgru-
 ben u. s. w. benutzt. Zur Herstellung des Straßen-
 pflasters wird der zerleinerte Asphaltstein nur so
 weit erwärmt, bis die bituminöse Masse zu erwei-
 chen beginnt, worauf dieselbe auf der sorgfältigst
 hergerichteten Unterlage ausgebreitet und durch
 schwere eiserne Walzen geegnet wird; beim Erkalten
 vertritt das erstarrte Bitumen die mineralischen
 Gemengtheile zu einer starren, aber in gewissem Grade
 elastischen Masse. Für alle diese Zwecke hat man
 künstliches *A.* anzuwenden versucht, d. h. das
 durch Einlösen des Steinohlenteers gewonnenen
 schwarzen Steinohlenteer, dem im geschmolzenen Zu-
 stande Kalkstammehl und Kies zugesetzt wurde; doch
 ist diese Mischung ihrer Sprödigkeit wegen nicht zu
 empfehlen. Vgl. Jepp, «Der *A.* und seine Anwendung
 in der Technik» (Weim. 1867); Meyn, «Der *A.* und
 seine Bedeutung für den Straßenbau» (Halle 1872);
 Schubarth, «Über Asphaltstraßen» (Berl. 1881).

Asphaltsee, frühere Bezeichnung für Lote
 Meer (s. b.).

Asphodelus L., Affodill, Pflanzengattung
 aus der Familie der Alliaceen. Ihre vorzüglich in den
 um das Mitteländische Meer herum gelegenen Län-
 dern wachsenden Arten sind fast alle ausdauernde,
 meist stiellose Kräuter mit büscheligem, oft aus
 länglichen Knollen zusammengefügtem Wurzelstock,
 grundständigen, linealen oder rinnigen Blättern
 und einfachem oder ästigem, blattlosem Stengel,
 welcher große, weiße, oft purpurn gestreifte, selten
 gelbe Blumen in Trauben oder Ähren trägt. Jede
 Blüte besteht aus einem tief sechsteiligen Perigon
 und sechs Staubgefäßen, die mit ihren verbreiterten
 Basen den Fruchtknoten umhüllen. Durch letztern
 Umstand unterscheidet sich diese Gattung von der
 sonst ihr sehr ähnlichen Gattung Anthericum. Die
 in Südeuropa am häufigsten vorkommenden, auch

bei uns als Topfpflanze kultivierten Arten sind *A. albus* W., mit einfachem, und *A. ramosus* L., mit ästigem Stengel. Beide besitzen äußerlich schwarze, innen weiß, fleischig-saftige Knollen, welche viel Stärkemehl und Zucker enthalten. Deshalb hat man in Frankreich diese Knollen zur Spiritusfabrikation benutzt. In Languedoc (im Depart. Hérault) bestehen Brennereien, welche sich die Wurzelknollen der dort massenhaft vorkommenden *A. albus* zu Nutze machen; 100 l des durch Auspressen gewonnenen Safts geben nach der Gärung bei der Destillation 8 l Spiritus von 86 Grad. Dieser Affobillsprit ist klar, ohne Spur von Fuselöl, bewahrt dagegen das angenehme Aroma der Pflanze. In Spanien und Griechenland findet man die beiden genannten Arten auf sumpfigen Wiesen und Krüften oft in ungeheurer Menge, so daß solche Wiesen zur Blütezeit von fern wie beschnitten aussehen. Die alten Griechen nahmen auch in der Unterwelt »Asphodeloswiesen« an, auf welchen die Schatten der Toten umherwandeln.

Asphygie (grch., d. h. eigentlich Pulslosigkeit), nennt man in der Medizin den höchsten Grad von Ohnmacht, den Scheintod (s. d.), und Scheintote heißen daher auch Asphyktische. Asphyktisch Gestorbene sind diejenigen, deren Tod durch Stillstand des Blutlaufs verursacht wurde (Ertrunkene, Erstidte, vom Blitze Erschlagene u. s. w.). Asphygierende Gase sind die erstickenen (irrespirabeln) Gase.

Aspidium, Schildfarn, eine von Swartz aufgestellte Farnkrautgattung aus der Familie der Polypodiaceen. Die Arten derselben besitzen einen runden schildförmigen, nur im Mittelpunkt der untern Fläche angehefteten, den Sorus bedeckenden Schleier (indusium). (S. unter Farnkräuter.) Dazu gehören von deutschen Farnkräutern *A. Lonchitis* Sw. mit lanzettförmigen fiederteiligen Wedeln, dessen Fiedern sichelförmige Gestalt besitzen, gesägt und gewimpert sind; ferner *A. aculeatum* Koch. mit doppelt fiederteiligen Wedeln und bornig gezähnten Zipfeln. Beide wachsen in den Alpen und andern Hochgebirgen. Andere Arten, die einen nierenförmigen, mit einer vom Centrum nach der Peripherie laufenden Falte angehefteten Schleier haben, rechnet man zu der von Desvaur aufgestellten UnterGattung *Nephrodium*. Hierher gehören *A. Filix mas* Sw., der männliche Lüscher oder Wurmfarn, *A. Oreopteris* Sw., *A. spinulosum* Sw. u. a. m., lauter große Farnkräuter mit schöngeformten, doppelt fiederteiligen Wedeln. Die zuerst genannte Art ist die häufigste und auch die wichtigste, weil ihr dicker, schiefer im Boden liegender Wurzelstock, oder richtiger unterirdischer Stamm, einen sehr kräftigen wurmwidrigen Stoff enthält, welcher früher allgemein und auch jetzt noch oft gegen den Wandwurm angewendet wird. Der äußerlich mit den dachziegelförmig übereinander liegenden, schwarzbraunen Basen der abgestorbenen Wedel, sowie mit zahllosen braunen Schuppen bedeckte, innerlich grasgrüne Wurzelstock (*Rhizoma Filicis maris*), hat einen widerlichen Geruch und Geschmack. — Zu der Gattung *A.* gehören auch viele Farnkräuter der Tropen, die in Gewächshäusern als Dekorationspflanzen kultiviert werden.

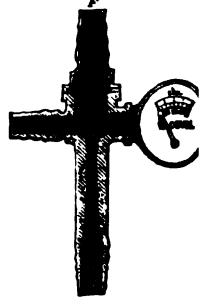
Aspil (frz. aspic), kalte Fleisch- oder Fischspeise mit gallertartigem Überzuge.

Aspinwall, Stadt im mittelamerik. Staate Panama, s. Colon.

Aspirator, s. unter Laut.

Aspirations-system, s. Ventilation.

Aspirator wird ein in chem. Laboratorien vielfach benutzter Apparat genannt, der entweder dient, einen Luftstrom mit willkürlich zu regelnder Geschwindigkeit durch ein mit demselben verbundenen Gefäß zu saugen oder in einem andern Apparat einen luftverdünnten Raum herzustellen. In seiner einfachsten Form besteht der A. aus einem geräumigen Blechcylinder, in dessen luftdicht schließenden Deckel eine Tubulatur angebracht ist, während sich am Boden ein Abflusshahn befindet. Wird der Cylinder mit Wasser gefüllt und die obere Tubulatur durch Schlauch- oder Röhrenverbindung mit dem Apparat, durch welchen man einen Luftstrom saugen will, in Kommunikation gesetzt und der Abflusshahn geöffnet, so wird die Größe des eintretenden Luftvolumens und die Geschwindigkeit des Stroms durch die Menge des ausfließenden Wassers reguliert. Ist das Wasser abgelassen, so ist der A. von neuem zu füllen. Um dieser Unbequemlichkeit abzuheben zu sein, ist von Abtend ein aus zwei untereinander verbundenen Gefäßen bestehender Doppelaspirator konstruiert, bei dem das eine saugende Gefäß seinen Inhalt in das zweite ergießt; bei Entleerung des ersten wird der um seine horizontale Achse drehbare Apparat um einen Winkel von 180° gedreht und somit das volle Gefäß wieder zum saugenden gemacht; durch zweckentsprechend angebrachte Hähne ist für Regelung des Luft- und Wasserstroms gesorgt. Wenn auch diese Apparat für die Erzeugung eines mehr oder weniger konstanten Luftstroms sehr geeignet sind, so sind sie doch zur Erzielung einer nennenswerten Luftverdünnung nicht brauchbar. Zu letztem Zwecke bedient man sich der sog. Wasserluftpumpe von Bunsen bei der das Gewicht eines fallenden Wassertrahls auf den Inhalt des zu evakuierenden Gefäßes wirkt; die Wirkung des Apparats ist der Länge des Fallrohrs proportional; bei einer Länge von 10,3 m würde man absolute Leere erreichen, wenn die Leistung des sich bildenden Wasserdampfes dem nicht entgegenwirkte. Sehr handlich und kräftig wirken sind die von Gebrüder Körting in Hannover konstruierten A. (wie sie die



nebenstehende Abbildung zeigt), bei welchen ein aus enger Röhre F ausfließender Wasserstrom die aus dem Gefäß zu entfernende Luft mit sich fortreißt; diese A. sind namentlich aus dem Grunde bequem, weil sie kein langes Fallrohr erfordern und sich an jedem Wasserhahn durch einfache Summivereinigung anbringen lassen. Die nützlichste Verwendung finden letztere A. zur Beschleunigung der Filtration, indem man das zur Aufnahme des Filtrats bestimmte Gefäß mit dem A. in Verbindung setzt und durch die darin erzeugte Luftverdünnung einen entsprechenden Druck auf die im Filter zu haltene Flüssigkeit ausübt.

Asplenium, Streifenfarn, von Linnaeus benannte Farnkrautgattung aus der Familie der Polypodiaceen, welche sich dadurch auszeichnet, daß ihre Fruchthäuser (s. unter Farnkräuter

auf der Höhe der Weibel gerade, abgedroffene Strichen führen und von seitwärts durch den seiner ganzen Länge nach an die Blattoberfläche angehefteten Schleier, dessen oberer Rand frei ist, bedeckt werden. Die Form der Weibel ist in dieser Gattung leicht verschieden, indem es Arten mit ganzen, lanzettförmigen oder länglichen, und andern mit in der verschiedenartigsten Weise verteilten Weibeln, ferner Arten mit sehr kleinen und solche mit sehr großen Weibeln gibt. Die bei weitem meisten Arten dieser über die ganze Erde verbreiteten Gattung wachsen in den Tropengegenden, und viele derselben sind Hierden der Gewächshäuser geworden. In Deutschland kommen neun Arten vor, unter denen sich *A. Filix femina* Bur., *Trichomanes* L. und *Ruta muraria* L. am häufigsten finden. Erkanntes Farnkraut, der weibliche *Epistefiaria*, vielleicht das allerdüpfste in Deutschland, hat große, dreifach fiederförmige Weibel und wurde wegen seiner kleinen Fruchtschäfte früher als *Aspidium* gerechnet. Es wächst überall an feuchten, feuchten Orten mit humosem Boden, besonders üppig an Waldbächen. *A. Trichomanes*, Frauenhaar und Wiberthron genannt, ist ein überaus zierliches, dichte Büschel oder fächer bildendes Farnkraut mit höchstens 21 cm langen, einfach gefiederten Weibeln, welche einen stängeln schwarzbraunen Stiel und runde geätzte Fiederchen besitzen. Die Weibel dieses überall an feuchten Stellen wachsenden und deshalb auch zur Dekoration künstlicher Felspartien sehr geeigneten Farns waren als *Herba Adiantum rubri* officinell. *A. Ruta muraria*, die Mauerraute, ist ebenfalls ein zierliches, kleines, büschelbildendes, meist in Epallen alten Gemäuers wachsendes Farnkraut, dessen im März dreieckig-eiförmige Weibel doppelt gefiedert sind und verkehrt eiförmige, längliche oder lanzettförmige, eingeschnittene Fiederchen haben; auch sie waren als *Folia Adiantum albi* officinell.

Asprea, Flecken mit 1400 C. in der ital. Provinz Perugia, 20 km westlich-südlich von Rieti, in reizender Lage im Sabinergebirge.

Aspre (Konstant, Baron v.), österr. Feldzeugmeister, Sohn des Feldmarschall-Lieutenants Konstantin Ghislin Karl von Hoobred, Baron v. A., dem in der Schlacht bei Wagram von einer Kanonenkugel ein Arm fortgerissen wurde, so daß er auf dem Transporte nach Brünn 7. Juli 1809 starb, wurde 18. Dez. 1789 zu Brüssel geboren, trat 1806 als Fähnrich in die österr. Armee und nahm an den meisten Feldzügen gegen Frankreich teil. Im J. 1815 wohnte er an der Seite Nugent's dem Feldzuge gegen Murat bei und öffnete hierbei durch einen glücklichen Überfall des Lagers bei Aquano den Weg nach Neapel. Dort belagerte er auch 1820 die Insurrektion und führte, nachdem er 1826 zum Obersten ernannt worden, 1830 ein Regiment gegen die Insurgenten in der Romagna. Im J. 1833 wurde er als General nach Böhmen versetzt, 1835 nach Tirol, 1840 als Feldmarschall-Lieutenant und Divisionsführer nach Italien, wo im Aug. 1846 seine Ernennung zum Kommandanten des 2. Armeekorps zu Padua erfolgte. Bei dem Aufstande Oberitaliens im März 1848 suchte sich A. mit Radetzky zu vereinigen und rückte 28. Mai in Mantua ein. Nach der Erstürmung von Vicenza 10. Juni bildete A. mit dem 2. Armeekorps den rechten Flügel der in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni um Verona konzentrierten Armee,

an deren siegreichen Kämpfen bei Sona, Sommacampagna, Custoga und Solta er hervorragenden Anteil nahm. Nachdem Mailand besetzt worden war, öffnete ihm 18. Aug. Brescia die Thore. A. wurde 18. März 1849 zum Feldzeugmeister ernannt und erwarb sich in dem zweiten Feldzuge gegen Savdien durch die Erstürmung von Noratara (21. März) sowie in der Schlacht bei Novara (28. März), wo er sich fünf Stunden lang gegen große Übermacht hielt, neue Verdienste. Er wurde in Radetzky's Siegesbericht als der erste unter den Auszuzeichnenden genannt. Später übernahm er das Militärkommando in Parma, rückte dann mit den zur Intervention in Toscana bestimmten Truppen über den Po, erreichte ohne Kampf Lucca und vereinigte sich 10. Mai 1849 mit andern österr. Truppen vor Livorno, welches Widerstand leistete und 11. Mai mit Sturm genommen wurde. Im Okt. 1849 erhielt A. das 6. Armeekorps, in dessen Hauptquartier zu Padua er 24. Mai 1860 starb.

Aspremont-Staden, ein adeliges in Belgien ansässiges Geschlecht, welches seinen Namen von dem gleichnamigen Städtchen in der belg. Provinz Limburg führt und ein Zweig des Hauses Ofte zu sein behauptet. Dasselbe teilte sich früh in die beiden Linien von Aspremont und von Linden. Die erstere stiftete Gobert III., dessen Onkel Gobert V. durch Ludwig den Heiligen zum Herzog erhoben wurde; seine Nachkommen nannten sich Fürsten und Grafen von A., Ambisse und Dun. Seit dem 14. Jahrh. waren ihre Besitzungen im heutigen Belgien und Holland sehr umfangreich. Theodorich (Thierry) VI., Graf von A., Vicomte von Dormalle, welcher im 16. Jahrh. lebte, hatte von seiner Gemahlin, Marie von Glabern, zwei Söhne, Robert und Hermann, die abermals Stifter zweier Linien, einer ältern und einer jüngern, wurden. Die letztere, deren Glieder sich seit 1628 Grafen von Redheim, seit 1676 von A. nannten, erlosch 19. Sept. 1819 mit dem Tode des Grafen Johann Gobert im Mannesstamme; die ältere, die 1610 in den Reichsfürstentum und 16. März 1676 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, blüht noch jetzt unter dem Namen A.

Ferdinand Gobert, Graf A., geb. 1648 zu Redheim in Westfalen, trat erst in kurbayrische, dann in kais. Dienste und kommandierte als kais. Feldmarschall-Lieutenant 1686 bei dem Sturme auf Ofen. Zum Kommandanten von Ofen 1687 ernannt, blockierte er 1689 Großwardein und führte in und um Belgrad, als Prinz Ludwig von Baden nach Siebenbürgen ging, den Oberbefehl. Als 1690 Belgrad von Rußkasa Adrilli belagert wurde, mußte er 8. Okt. 1690 die Stadt übergeben. Infolge dessen wurde er zu Wien einige Zeit gefangen gesetzt. A. starb auf seinem Gute Redheim 1. Febr. 1708. — Ferdinand Karl, Graf A. und Linden, geb. 17. Sept. 1689, trat in österr. Kriegsdienste, zeichnete sich 1734 und 1735 in der Rheinarmee, seit 1743 in Italien vielfach aus und war auch, 1754 zum Feldzeugmeister befördert, im Siebenjährigen Kriege thätig. Er starb 14. Aug. 1772 zu Wien als kais. Feldmarschall. — François de la Motte Villebert, Vicomte d'A., trat 1650 zu gleicher Zeit mit Bauban in franz. Kriegsdienste und widmete sich vorzüglich dem Belagerungskriege und dem Ingenieurwesen. Er nahm 1653 Bourdeaux, Bourg und Libourne; 1656 belagerte er

Stenai, Landrecy, Condt, St. Guillaime, entsetzte Arras und wurde vor Condt, Valenciennes und Gravelines verwundet. Unter Turenne kämpfte er 1658 als Rasthal-de-Camp gegen die Spanier und leitete dann 1673 die Angriffe auf Orléans, Rheinbergen, Rummegen und eroberte die Schanze auf dem Bommelewaerd. Auch entschied er 1677 in Spanien den Sieg bei Espouilles in Catalonien. Durch seine Befestigungswerke, namentlich zu Toulon, wo ihn 27. Juni 1678 der Tod überraschte, hat A. sich neben Vauban in der Geschichte der Kriegsbaukunst einen Namen erworben.

Aspromonte, ein rauhes Waldgebirge in der äußersten Südwestspitze der Apenninhalbinsel, welches das südlichste Glied des Calabrischen Gebirgs bildet. Das Gebirge erhebt sich unmittelbar hinter Reggio von der Küste aus steil und steigt zu seinem höchsten Gipfel, dem Monte-Alto, bis 1964 m auf. Bekannt wurde in neuerer Zeit der sonst kaum genannte, von keiner Straße überschrittene A. durch die daselbst 29. Aug. 1862 von dem ital. Obersten Pallavicini bewirkte Gefangennehmung

n Gesechte bereits
dessen Einfall in
ist wurde.

h. f. A. Helldus.

Sanctorum (f. d.).

eine sich 21 km weit

unter 12° 30' bis

ste gelegene Bai im

südlichsten Teile des Roten Meeres, 66,4 km von der Straße Bab-el-Mandeb entfernt. Die Società Rubattino in Genua, deren Dampferlinie nach Alexandria gerichtet ist, läuft nach Vollendung des Suezkanals im Nov. 1869 von den dort die Küste bewohnenden Dana'il einen etwa 4 km langen, gegen 3 km breiten Küstenstrich, der zwischen zwei Küstenvorstellungen liegt: einer der Insel Scenabiat gegenüber, der andere unweit der Insel Darmasieh. Das Ufer ist meist nicht über 5 oder 6 m hoch. Die Tiefe der Bai an dem Ankerplatze von Buia ist 15—18 m, in den übrigen Teilen der Bai aber ungenügend. Östlich von der Bai liegen niedrige Korallen- oder Sandinseln. Das Terrain hat nur zwei Brunnen mit kaum trinkbarem, brackischem Wasser. Längs der Küste erheben sich zahlreiche Gruppen von Dattelpalmen und Ärenen einer niedrigen Dattelpalme, und etwas entfernt treten Wälder von stachelichten Akazien auf. Das von dem Geschäftshaus R. Rubattino angekaufte Gebiet nahm 9. Jan. 1881 die ital. Regierung in Besitz; es umfaßt mit Einschluß der vorliegenden Inselchen Om el-Bachar und Nad et-Nami etwa 16 qkm mit 1000 Q. Bgl. Sapeto, „Amab o i suoi critici“ (Genua 1879).

Asagöl oder **Asagai** (vom span. Asagaya, der Wurfpfeil), die Hauptwaffe aller Kaffernstämme sowie zahlreicher anderer Volksstämme Afrikas, des Ostindischen Archipels und Polynesiens. Der A. ist eine Wurfwaffe und hält die Mitte zwischen einem eigentlichen schweren Wurfpfeil und einem leichten Wurfpfeil. Der Schaft ist glatt, von hartem schweren Holze und 1,5—2 m lang, die Spitze von Eisen, 16—48 cm lang, am Schaft 3—6 cm breit, zweischneidig wie eine Degenklinge, nach vorn spitz zulauend und meist durch Pflanzenstoffe vergiftet. Die Waffe dient vorzugsweise zum Wurf, seltener zum Stoß; sie wird im Kampfe mit großer Kraft und außerordentlicher Sicherheit in

Entfernungen von 30—40 m weit geworfen und richtet große Verwundungen an. Die Klinge diente zugleich als Dolch und Messer und werden auch vielfach als Tauschmittel verwendet.

Adagio (ital., sehr, genug, hinreichend) dient als Bezeichnung zur Verstärkung einer musikalischen Ortsbezeichnung, z. B. Adagio assai, sehr langsam, Presto assai, sehr rasch.

Adal oder **Ujal**, Salzsee im Lande Adal (f. d.) im nördl. Ostafrika, 14 km von der Küste des Ozeans von Labshurra entfernt, ist ursprünglich ein Krater von 19 km Länge und gegen 6,4 km Breite und regelmäßig ovaler Gestalt. Sein bester Spiegel liegt 174 m unter dem Niveau des Roten Meeres, in seiner Mitte erhebt sich, aber nur zu Zeit des niedrigsten Wasserstandes sichtbar, ein kleiner, schwarzer, jodiger Crustallager. Er hat weder Zu- noch Abfluß.

Asam, zur Präsidentschaft Bengalen gehörendes Hauptkommissionariat (Chief-Commissionariat) des indobrit. Reichs von 117327 qkm Flächeninhalt, nördlich von Bhutan und dem östlichen Teile des Himalaja, nordöstlich von dem Duan-gebirge, östlich von Birma und Manipur, südlich und westlich von der Lieutenantgouverneurship der untern Provinzen begrenzt. Im N. des Brahmaputra reichen die Südhänge des Himalaja in A. hinein, im S. von ihm erheben sich tiefer in Ketten der Garo- und Khasia-Berge, während im auch von der östl. Grenzlinie gegen Birma, Raga-Patko, Ausläufer in das Tiefland hineinreichendes A. umfaßt das Thal des Brahmaputra, vom Eintritt dieses Flusses in Indien an bis dahin, wo er sich seiner Vereinigung mit dem Ganges zuwendet. Er nimmt, während er A. durchfließt, 61 Nebenflüsse auf. Die letztern sind sehr reißend und verursachen oft Überschwemmungen, die u. Mal gewöhnlich ihren höchsten Stand erreichen und schon in frühester Zeit die Anlage von verfallener großer Dämme oder Wegebämme anlockten. Das Thal des Brahmaputra besteht größtenteils aus einem dem Pflanzenwuchs außer günstigen Alluvialboden, während seine jählichen Inseln mehr sandiger Art sind. In beiden Seiten dieses breiten Alluvialgebiets liegt sich ein höher liegendes, nur selten von den jährlichen Überschwemmungen mit betroffenes, allmählich hauptsächlich aus Granit und Gneis bestehendes Bergketten aufsteigendes Land hin. Das Klima ist gemäßigter als in Bengalen. Die Wärme beträgt in den vier heißesten Monaten 26—27° C in den kühleren 13—14° C. Die Regenzeit reicht vom März bis Mitte Oktober. Während der kalten Jahreszeit herrschen, namentlich in den südlichen Strichen, dicke, ungesunde Nebel. Erbeben sind sehr häufig. A. hat ausgedehnte Steinkohlenlager, daneben Steinquellen, auch Salzquellen, Thonerdestein und in den Flüssen Goldsand. Der meist schwere und schwarze Boden ist überaus fruchtbar. Weiße Strecken sind mit Weiden und Fischgräten bedeckt. Die Flora von A. bringt viele Ruz- und Farbehölzer, eine Menge von Textilpflanzen und andere nützliche Gewächse hervor. Verschiedene Juncus-Arten liefern Reis und eine Terbinthineen-Art vorzüglich Lard. Vorzugsweise sind von Bodenerzeugnissen zu erwähnen Juckbohnen, Labak, Betelnüsse, Opium, Pfeffer, Ingwer, Reis, Weizen, Gerste, Baumwolle und Thee. Letzterer ist hier einheimisch

und in neuerer Zeit ein sehr wichtiger Gegenstand der Kultur geworden. Die Assamtheekompagnie läßt das Produkt durch Chinesen in großen Aufpflanzungen im Gebiete der Mattad oder Namraja in Oberassam kultivieren. Diese Kultur ist in raschem Zunehmen; 1861 waren 4860, 1872 bereits 12677 ha mit Thee bepflanzt. Die Mangeln und Wälder wimmeln von wilden Elefanten; außerdem gibt es wilde Büffel, Wildschwein, Rhinocerosse, Tiger, Leoparden, Bären und nicht andere Raub- und Jagdwild. Neben genannten Elefanten und Büffeln hält man Ochsen, Schafe, Ziegen und Pferde.

Von den Einwohner, deren Zahl (1872) 4162019 beträgt, sind 65 Proz. Hindu, 27 Proz. Rajamandhar, die übrigen wilde Stämme des Berglandes, wie die Garo und Khasi in den südlichen Gebirgen, ferner die Khasi und die Singho in den nordöstlichen tibetan. Grenzgebirgen. Die Khasen sind kleiner und stämmiger, weniger anmutig als die eigentlichen Hindu und zeichnen sich durch hervortretenden Vadenknochen und flachem Gesicht ein an die Chinesen einigermaßen erinnerndes Gepräge. Die Sprache ist der bengalischen nahe verwandt, der Brahmanismus die verbreitete Religion. Die Industrie hat nur Bedeutung hinsichtlich der Seidenzucht und der Verarbeitung der Seide. Auch der Handel ist nicht ausgebreitet und meist in den Händen der Reichs, ursprünglich Einwohner aus Karmar. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Stangenlad (Erzeugnis eines kleinen Insekts, *Coccus lacis*, welches die Zweige der *Ficus religiosa* und anderer Bäume damit überzieht), Baumwolle, Seiffamen, Seide, Eisen, Gold und Thee; die Einfuhr vor allem aus Salz, Kupfer, Eisenwaren, Glas, Baumwoll- und Wollewaren. Der Handelsverkehr mit dem westl. Festlande erscheint nicht ganz unbedeutend. A. besteht aus 13 bis jetzt noch nicht zu Divisionen verbundenen Distrikten und hat vorwiegend zerstreute Dörfer und nur einige wenige stadtähnliche Wohnstätten, von denen Gauhati, der ehemalige Hauptort von ganz A., am Brahmaputra, mit 11492 E., und Silhat im Süden, mit 16846 E. die größten sind. Die Geschichte von A. ist wenig bekannt. Die Bevölkerung war kriegerisch und unabhängig geblieben, so daß selbst das Reich von Delhi, zur Zeit seiner größten Macht, A. nicht zu unterwerfen vermochte. Der Verfall der Selbständigkeit von A. datiert seit 1770, wo die Engländer zuerst mit demselben in Verbindung kamen. Zu Anfang des 19. Jahrh. gingen bereits einige Distrikte von der Britisch-Ostindischen Kompagnie, andere von den Birmanen ab. Die Eroberung des Landes durch die Birmanen 1823 gab Veranlassung zu dem Kriege zwischen beiden Mächten. Die Briten nahmen das Land 1826 und machten es zu einer Provinz ihres Reichs; im Frieden zu Yandabu von 1826 wurde es von den Birmanen förmlich abgetreten. Die nördlichsten Regionen des Landes, das Lachai, auch Lachha Thara genannt, entzogen die Briten 1866 dem Reich von Sikkim. Vgl. Herg., Kulturgeschichtliche Bilder aus A. (Berl. 1878); Hunter, „A statistical account of A.“ (Ed. 1, Lond. 1880).

Assamar oder Assabitter nannte A. von Helander die braune Substanz, die sich beim Erhitzen vegetabilischer und animalischer Substanzen bildet und der Kruste des Brotes, der äußern Fläche des

Brotes die braune Farbe und den eigentümlich gewürzigen Geschmack erteilt. Es ist ein Gemenge der verschiedensten Zersetzungsprodukte und sollte füglich aus der Kruste der chemisch charakterisierten Verbindungen gestrichen werden.

Assaph, ein Musikmeister levitischer Geschlechts, welcher angeführt unter König David den gottesdienstlichen Gesang an der Stiftshütte leitete, während seine vier Söhne Vorkörer von vier Sängerklassen gewesen sein sollen. Ob die dem A. zugeschriebenen Psalmen (60, 73—88) von Oliebener der von A. abstammenden Sängerklassen herrühren, ist mehr als zweifelhaft.

Assassin (frz.; arab. Ursprungs), Mordmörder; Assassinat, Mordmord; Assassination, Töten eines Mordmörders, Anstiften eines solchen; assassiner, morden, töten.

Assassinen (Assassini und Assassini) heißen in mittelalterlichen Chroniken die zur schiitischen Sekte gehörenden späteren Ismaeliden Persiens und Syriens, welche wahrscheinlich zuerst verschiedene beräufende Kräuter, im Arabischen Haschisch genannt, zubereiteten. Bei morgenländ. Schriftstellern werden sie sehr selten Haschisch (Kräutereff) genannt, hier und da Fehawi (die sich Opfernden), meistens aber Ismaili (Ismaeliden). Letztern Namen führt diese Sekte nach Ismail, einem Urenkel Alis im siebenten Einie, welchen der größere Teil der Schiiten, d. h. der Beförderer der Rechte Alis und seiner Nachkommen auf die geistliche und weltliche Oberherrschaft, als den rechtmäßigen Erben derselben anerkannte. Diese Sekte wurde in der ersten Zeit der Abbasidenherrschaft von Persern gestiftet, denen die islam. Orthodoxie und die Abbasiden gleich verhaßt waren, und suchte besonders durch wohlorganisierte Missionsanstalten ihren Anhang zu vermehren. Schon zur Zeit, als die Omajjaden die Völker des Islam beherrschten, warben im stillen Freunde der Nachkommen Alis für einen Kalifen und Imam aus dem Hause des Propheten. Schon damals wurde gelehrt, Ali werde einst wiedergeboren, um der Wahrheit und Gerechtigkeit den Sieg zu verschaffen; bis dahin seien aber die Imams aus seinem Geschlechte als seine Stellvertreter anzusehen, denen hohe Verehrung und unbedingte Hingebung gebühre. Der Imam galt auch als der bestbefähigte Ausleger der göttlichen Offenbarung. Der Koran war nur noch die äußere Hülle der Religion, ihr Geist und ihr Wesen bestanden in einer allegorischen Interpretation desselben, zu welcher der Imam die Schlüssel hatte. Als die Omajjaden gestürzt wurden, aber die Abbasiden, nicht die Aliden, ihre Stelle einnahmen, wurde von letztern die Lehre aufgestellt, sieben Imame, d. h. Ali und seine Enkel bis auf Ismail, seien berufen gewesen, öffentlich als Religionslehrer aufzutreten, nach denselben aber, bis zum Wiedereerscheinen des von Gott Geleiteten (Mahdi), sollten die Imame verborgen bleiben und an ihrer Stelle ihre Missionäre thätig sein. Durch diese neue Theorie konnten die Missionäre, je nach Zeit und Umständen, ohne sich zu compromittieren, einen ihnen genehmen Aliden als den wahren Mahdi erklären, und bis dahin selbst die Geister beherrschen. Missionäre der Ismaeliden waren es, welche unter dem Namen Karmaten sich im 9. und 10. Jahrh. gegen die Abbasiden auflehnten, ihnen mehrere Niederlagen auf offenem Felde beibrachten, die Hauptstadt

von Südarabien, die Städte Rusa und Basrah, einige Zeit sogar die heilige Stadt Mekka besetzt hielten. Einer ihrer Missionare war es auch, der einem Ulliden die Stadt Kairawan, die damalige Hauptstadt der Berberei, in der Nähe des jetzigen Tunis, überlieferte, und hier wurde das Reich der Fatimiden, d. h. der Nachkommen Alis und seiner Gattin Fatimeh, der Tochter Mohammeds, gegründet, welches sich bald auch über Sicilien, Aegypten und einen Teil von Syrien erstreckte. Kahirah, wohin der Fatimide Almuizzilidin Allah seine Residenz verlegte (973), wurde jetzt auch Mittelpunkt der alidischen Missionen, und der herrschende Kalif war der wahre Mahdi, der, besonders als Alhakim den Thron bestieg, wie ein Gott verehrt ward. Bald kam es auch unter den Fatimiden und deren Anhängern zu Erbstreitigkeiten.

Der Kalif Almustansir-billah hatte zuerst seinen ältesten Sohn Nizar und später seinen zweiten Sohn Ahmed, den nachherigen Kalifen Almusta'illah, zum Nachfolger bestimmt. Viele Schiiten behaupteten aber, der einmal designierte Mahdi könne diese Würde nie mehr verlieren; sie huldigten Nizar und erkannten auch nach seinem Tode nur seine Nachkommen als die wahren Färrne an. Letztere Ansicht theilte auch Hasan Ibn-Sabbah, der eigentliche Stifter des Assassinenordens, der deshalb aus Aegypten verbannt wurde. Er kehrte nach Persien, seinem Geburtslande, zurück, wo er schon früher Stellvertreter eines Missionshauptlings war, mußte aber, von den Selbstschulen verfolgt, mehrere Jahre umherirren, bis es ihm endlich 1090 gelang, die feste Burg Alamut, in der Nähe von Kaswin, zu erobern. Hier bildete er die kräftigsten Jünglinge zu Werkzeugen seines Willens heran und nahm, um dies zu ermöglichen, zu allerlei Täuschungen seine Zuflucht. Er machte von betäubenden Opianen Gebrauch, welche die Jünger bald in einen Zustand innerer Behaglichkeit versetzten, so daß sie im Paradiese zu weilen glaubten, bald in gewaltige Aufregung, bei welcher sie vor den gefährlichsten Unternehmungen nicht zurückschreckten. Hasan trotzte der Übermacht der Selbstschulen und schloßerte durch Mordmord, zu welchem seine Jünger stets bereit waren, die mächtigsten Fürsten, Feldherren und Staatsmänner seiner Zeit ein, so daß später das Wort Assassin gleichbedeutend mit Mordmörder wurde. Auch dauerte es nicht lange, so fielen noch andere Burgen in verschiedenen Provinzen Persiens und Syriens in die Gewalt seiner Anhänger, die er seinen Kreaturen anvertraute. Vor seinem Tode (1124) ernannte Hasan den Buzurg-Ulmid, seinen Statthalter von Lemsir, zu seinem Nachfolger. Zwei eigene Söhne soll er selbst zum Tode verurteilt haben, den einen, weil er als der Mörder eines angesehenen Missionshauptlings von Kuchistan galt, welchen vielleicht Hasan zu seinem Nachfolger designiert hatte; den andern, weil er die Vorschriften des Koran verletzte, während Hasan selbst durch sein streng religiöses Leben Vertrauen und Ehrfurcht erweckte. Buzurg-Ulmid folgte in allem dem Beispiele Hasans und ernannte vor seinem Tode (1138) seinen Sohn Mohammed zu seinem Nachfolger, welcher gleichfalls die Macht und das Ansehen des Ordens vermehrte. Dessen Sohn und Nachfolger Hasan II. (1162—66) frönte seinen Gelüsten, beehrte die allegorische Deutung des Koran auch auf dessen gesekliche Vorschriften aus und gab sich

zuletzt sogar nicht mehr für den Stellvertreter des Imam, sondern für den Imam selbst aus. Hasan wurde von seinem Schwager ermordet. Sein Sohn Mohammed II., der gleiche Tendenzen hatte, behauptete sich bis 1210 und wurde, nach einigen Berichten, vergiftet. Hasan III. kehrte wieder zu den Regeln des Stifters des Ordens zurück und starb 1221. Ihm folgte sein Sohn Mohammed III., der weder die Klugheit noch die Enthaltensamkeit seines Vaters besaß; auch er wurde ermordet (1256). Rotnebbin-Churischah, der letzte Assassinenhauptling in Persien, war zu schwach, um den wiederholten Angriffen Hulagus zu widerstehen; er unterwarf sich ihm nach einer längern Belagerung von Alamut, wurde aber doch auf Befehl Mengu-Chans hingerichtet (1256).

Schon unter Hasan I. wurden Missionare nach Syrien geschickt, welche zu Anfang des 12. Jahrhunderts in Haleb niederließen und den Fürsten Ribbman für sich gewannen. Sie überrumpelten 1107 Apamea, aber Lancelot entriß ihnen diese Stadt wieder. Später wurden sie vom Bezier des Fürsten Buri von Damask begünstigt, der ihnen die feste Burg Banias überlieferte. Mordmord war auch hier an der Tagesordnung, wie in Persien. Die Fürsten von Damask, Hims, Mosul und Meraga, ein Bezier der Fatimiden, ja sogar der Kalif Namir selbst, den sie als einen Usurpator ansahen, fielen nacheinander, von A. ermordet. Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts erwarben die A. mehrere feste Burgen im Libanongebirge, von welchen die bedeutendsten Radmus, Massaf und Aleila waren. Letztere wurde die Residenz ihres Hauptlings, Scheich-al-Dschebl (Gebiet der Berge), genannt, aus welchem die Abendländer den «Alten vom Berge» gemacht haben. Von hier aus bekriegten sie die Kreuzfahrer und ermordeten Raimund I., Grafen von Tripoli. Dieser Mordmord bewog die Templer, gegen sie ins Feld zu ziehen und ihre Burgen so lange zu belagern, bis sie ihnen einen jährlichen Tribut von einigen tausend Denaren bewilligten. Oberhaupt der A. war um diese Zeit ein gewisser Sinan, welcher, wie Hasan II. in Persien, auch in Syrien seine Anhänger von der Befolgung der Vorschriften des Koran befreite. Sinan schrieb sogar dem Könige Amalrich I., er sei bereit, mit den Seinigen zum Christentume überzutreten, wenn er die Templer bewegen wollte, ihnen den Tribut zu erlassen. Amalrich ging auf das Anerbieten ein; die Gesandten der A. wurden aber von den Templern ermordet, und da bald nachher Amalrich starb, war von ihrer Befehrung keine Rede mehr. Saladin wurde zu wiederholten malen von A. überfallen, schloß aber später Frieden mit ihnen und benutzte sie sogar zu seinen Zwecken, denn er wird als der Anstifter des Nordes genannt, welchen einige A. in Mönchsleibung an dem Markgrafen Konrad von Tyrus begingen.

Auch nach dem Tode Sinans (1198) waren die A. in Syrien noch allgemein gefürchtet, so daß sie wagen konnten, 1214 Raimund, den Sohn des Fürsten von Antiochien, zu ermorden und 1250 den heil. Ludwig, bei seiner Landung in Acca (Acre), aufzufordern, ihnen, wie andere Fürsten, gleichsam um sein Leben zu versichern, Geschenke zu machen. Ihr Verfall hing mit dem ihrer Glaubensgenossen in Persien zusammen, denn auch sie mußten einen Teil ihrer Burgen den Mongolen

überliefern, welche Syrien besetzten, und nicht lange nach der Vertreibung derselben wurden sie von dem mächtigen Sultan Beibars von Aegypten betriegt, der 1272 ihre letzte Burg eroberte. Beibars ließ sie jedoch als Sette fortbestehen und bezieht sich ihrer auch als widerlicher Werkzeuge sowohl gegen den Fürsten Bartholomäus von Marasch als gegen den Prinzen Eduard von England, der damals im Palästina Krieg führte. Gleiche Politik befolgten die nachherigen Sultane von Aegypten. So sanken die A. nach und nach zu gewöhnlichen Mördern herab, die für Geld jede That begingen (daher seit dem 12. Jahrh. frz. assassin [i. d.], ital. assassino das gewöhnliche Wort für Mordelmörder). Als religiöse Sette bestehen sie noch heutzutage im Libanongebirge fort, zählen aber nur noch einige hundert Familien, während die Rossairi und die Drusen, deren Nähe mit der übrigen große Verwandtschaft hat, noch immer in Syrien eine ansehnliche Macht bilden. Göttliche Verehrung Alis, Glauben an Immortalität der Gottheit, Seelenwanderung und allegorische Interpretation des Koran haben alle drei miteinander gemein; sie unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß die A. an die Wiedergeburt Ismaels, des siebenten Imams, glauben, die Rossairi an die des zwölften, Mohammed Ibn-Hasan, während die Drusen den fatimidischen Kalifen Alhassim als einziger wiederkehrenden Gottmenschen anbeten. Vgl. Hammer, «Geschichte der A.» (Stuttg. u. Lpz. 1818); Weil, «Die A.» (in Ebdels «Hiftor. Zeitschrift», Jahrg. 1863); Gupard, «Fragments relatifs à la doctrine des Ismaélis» (Par. 1874).

Assa voce (lat.), in der Musik die Bezeichnung, daß die Singstimme ohne Instrumentalbegleitung eintritt.

Aßburg, ein adeliges, jetzt in Preußen und Anhalt begütertes Geschlecht, welches seinen Namen von dem Stammsitze A. in Braunschweig führt. Diese Burg, deren Trümmer noch jetzt auf einem Berge der Aße, eines langen, im Fortbestehen sich bis 235 m erhebenden und durch die Höhen vom Elm getrennten waldigen Bergzugs sichtbar sind, wurde in den Kriegen unter Kaiser Heinrich IV. zerstört, aber von Gungelin, kaiserl. Rathsch., und dessen Sohne Burhard von Wolfenbüttel zu Anfang des 13. Jahrh. wiederhergestellt. Jener Burhard, welcher 1215—61 lebte und sich nach 1224 von der A. nannte, ist Stammvater des noch blühenden Geschlechts. Die Freiherrnwürde erhielt 29. Juli 1747 Karl Leop. Sigismund von der A. In den preuß. Grafenstand wurde 2. Juli 1816 Maximilian von der A. erhoben. Derselbe war 1785 geboren und vermählte sich 1814 mit der Gräfin Friederike von Blücher-Buffault. Die Ehe blieb indes kinderlos, so daß diese gräfliche Linie mit dem Tode ihres Begründers (gest. 17. Aug. 1851) wiederum erlosch. Außerdem ward auch dieses erste Grafenbruder, Ludwig August von der A., geb. 11. Jan. 1796, gest. 24. Okt. 1869 auf Schloß Meisdorf bei Grimschen, Herr der Mindergrafschaft Hallenstein, preuß. Kammerherr und drittl. Geheimrat, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, 15. Okt. 1840 mit der preuß. Grafenwürde belehnen und dieselbe 4. Febr. 1864 auf seine beiden ältern Söhne, Ludwig und Bernhard, 10. Jan. 1881 auch auf den dritten Sohn, Ebert, übertragen. Das gegenwärtige Haupt der gräflichen Familie ist Graf Ludwig

von der A., geb. 6. Juni 1829, preuß. Hofjägermeister und erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Den Besitz des Hauses bildet die Mindergrafschaft Hallenstein im Ransfelder Gebirgsstrasse, sowie die Herrschaft Reubed in Böhmen. Die Besigungen der erloschenen Westfälischen Hauptlinie des Geschlechts, welcher unter andern der Bischof Wilhelm Anton von Paderborn (1763—82) angehörte, gingen durch Heirat an eine Linie der Familie von Hocholz über, welche seit 1798 den Namen von Hocholz-A. und das vereinigte Wappen führt. Vgl. «Hessburger Urkundenbuch» (Bd. 1, bis 1900, herausg. von von Hocholz-A., Hannov. 1876).

Affekuranz (vom lat. securus, sorglos, sicher), frz. assurance, engl. insurance, ital. assicuranza, deutsch Versicherung, ist ein geschäftlicher Vertrag, in welchem sich der eine Teil verbindlich macht, eine gewisse Gefahr, die vielleicht gar nicht droht, die aber doch mindestens im Bereiche der Möglichkeit liegt, andererseits (abgesehen von der Lebensversicherung und dem Rentenvertrag) auch wieder nicht bestimmt zu erwarten ist, für einen andern Teil gegen Entrichtung eines bestimmten Betrags (Prämie, primo, premium, premio) zu übernehmen, zu tragen. Der darüber aufgenommene Betrag, für welchen in der Regel schriftliche Form (bei der Feuerversicherung unbedingt gesetzlich) vorgeschrieben ist, heißt Affekuranz- oder Versicherungsbrief, Versicherungsschein, Police (police, policy, polizza). Der, welcher die Gefahr (Risiko) übernimmt, heißt Affekurant, Affekurateur, Affurateur, Versicherer (assureur, underwriter, assicuratore); derjenige, welcher den Versicherungsvertrag abschließt, heißt Versicherer (assuré, insured, assicurato), diese beiden letztern sind rechtlich keineswegs identisch, wenn sie es auch häufig faktisch sind. Versichern (assurer, insure, assicurare) heißt also, sich vertragsmäßig verpflichten, in einem vorher bestimmten Falle eine Entschädigung für materiellen Verlust innerhalb einer vorher verabredeten Grenze zu gewähren. Versicherer ist gewöhnlich eine Gesellschaft, Versicherungs-Gesellschaft (Institut, Bank, Anstalt, Verein; Compagnie oder Caisse d'assurances, Insurance-Company, Society oder Corporation, Compagnia, Società di assicurazioni). (S. die Artikel Feuer-, Hagel-, Lebens-, Transport-, Unfall- und Viehverversicherung sowie Versicherungsweisen.)

Affeline (Louis), franz. Schriftsteller und Journalist, geb. 1829 zu Versailles, seit 1851 in Voolet, begründete 1866 eine die Lehren des Materialismus verfechtende Wochenchrift «La libre pensée», dann «La pensée nouvelle», veröffentlichte 1866 die Studie «Diderot et le dix-neuvième siècle» und wurde 1868 einer der Hauptmitarbeiter an der «Encyclopédie générale» (1869—71). Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 zum Maire des 14. Arrondissements (Montrouge) ernannt, reichte er 20. Febr. 1871 seine Entlassung ein, wurde aber später Mitglied des Gemeinderats. Auch war A. Mitarbeiter des «Rappel» und schrieb für die Provinzialpresse eine autographierte «Correspondance républicaine». Außerdem führt von ihm her eine ziemlich geschätzte «Histoire d'Autriche depuis la mort de Marie-Thérèse» (1877). A. starb 6. April 1878 in Paris.

Affelineau (Charles), franz. Litterarhistoriker, geb. im März 1820 zu Paris, seit 1859 Bibliothekar an der Magarinschen Bibliothek daselbst, schrieb zahlreiche literar- und kunstgeschichtliche Schriften, unter denen hervorzuheben sind: «J. de Schelandre» (1854), «André Bouille, ébéniste de Louis XIV» (1854), «Les albums et les autographes» (1855), «Histoire du sonnet pour servir à l'histoire de la poésie française» (1855), «L'enfer du bibliophile» (1860), «Le Paradis des gens de lettres» (1862), «Charles Baudelaire» (1869), «Bibliographie romantique» (1872), «Les Sept péchés capitaux de la littérature» (1872). Er starb 25. Juli 1874 zu Chatelguyon (Puy-de-Dôme).

Affeln, eine Unterabteilung der krebstartigen Tiere, die jedoch nie Scheren an den Füßen besitzen und darum Gleichfüßler (Isopoda) genannt werden. Alle A. haben sitzende, zusammengehäufte Augen, einen vom geringelten Brustschilde getrennten Kopf, sieben Paar Brustfüße, die häufig Brutorgane in Gestalt von Blättern oder Blasen tragen, und blattförmige Kiemensfüße am sechsgliedrigen Hinterleibe, die häufig unter Klappen verborgen sind. Die meisten A. leben im Wasser als Schmarotzer an Fischen (Cymothoidea) oder an andern Krebstieren (Bopyrina); andere, die Landaffeln, an dunkeln, feuchten Orten. Am bekanntesten sind die gemeine Maueraffel (Oniscus asper) und die Kelleraffel (Porcellio scaber). Hierzu gehört auch die Roll- oder Panzeraffel (Armadillo officinarum), welche sich zusammenrollt und dann einem Kugeln gleichet. Bei sämtlichen Landaffeln findet eine Art von Luftatmung statt, indem am Riemenbedeckel sich Spalten befinden, die in verzweigte, Luft führende Räume führen.

Affelsyn (Jan), genannt Krabbetje (kleine Krabbe) wegen seiner verdrehten Finger, niederländ. Maler, soll um 1610 in Antwerpen (oder in Diepenheim) geboren sein. Frühzeitig in Italien lernend, bekam er dann, nachdem anfänglich schon Gaias van der Welde, Jan Wld u. a. ihn unterrichtet hatten, durch das Beispiel Pieters van Laar den Hauptanstoß für seine Richtung zur Schlachtens-, Landschafts- und Genremalerei. Indessen eignete er sich später auch in seinen röm. Landschaften den Charakter des Claude Lorrain an, ohne übrigens den niederländ. Geist zu verleugnen. Er lehrte 1645 zurück, zog 1652 nach Amsterdam, wo er 1660 starb. In seinen Reitergefechten ahmte er Wouwerman nach, seine Landschaften staffierte oft Bergheim mit Figuren.

Affemani (Jof. Simon), berühmter Orientalist, geb. 1687 zu Tripoli in Syrien, stammte aus einer maronitischen, d. h. syr.-christl. Familie am Libanon. Auf seinen Reisen im Orient, besonders in Ägypten und Syrien (1735–38) sammelte er viele orient. Handschriften für die päpstl. Bibliothek, als deren Rustos er 14. Jan. 1768 starb. Seine bedeutendsten Werke sind: «Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana» (4 Bde., Rom 1719–28), enthaltend die syr. Handschriften der vatikanischen Bibliothek, die Ausgabe der «Opera Ephraemi Syri» (6 Bde., Rom 1732–46), «Kalendaria ecclesiae universae» (6 Bde., Rom 1755–57) und «Bibliotheca juris orientalis canonici et civilis» (4 Bde., Rom 1762–64, deutsch im Auszug, 2 Bde., Erl. 1776). Von seinem handschriftlichen Nachlasse hat Mai einiges herausgegeben. — Der Sohn seiner Schwester, Stephan Esobius A., geb. 1707 zu

Tripoli, seit 1768 ebenfalls Rustos der orient. Handschriften der vatikanischen Bibliothek und Erzbischof von Apamea, gest. 24. Nov. 1782, hat sich gleichfalls um die Kunde des christl. Orients verdient gemacht. Seine Hauptwerke sind die «Bibliotheca Mediceo-Laurentinae et Palatinae codices manuscripti orientales» (2 Bde., Flor. 1742) und die «Acta sanctorum martyrum orientalium et occidentarium» (2 Bde., Rom 1748). Auch beabsichtigte er, einen vollständigen Katalog der Manuscripte der vatikanischen Bibliothek herauszugeben; es erschien aber nur der erste Band (Rom 1757), da später alle seine Papiere verbrannten. — Der Bruder des letztgenannten, Joseph Mopsius A., geb. um 1710 zu Tripoli, Professor an der Sapientia in Rom, gest. daselbst 9. Febr. 1782, gab unter anderm den «Codex liturgicus ecclesiae universalis» (13 Bde., Rom 1749–66) und «De catholicis et patriarchis Chaldaeorum et Nestorianorum» (Rom 1775) heraus. — Ein Verwandter der vorigen, Simon A., geb. 20. Febr. 1752 zu Tripoli, wurde zu Rom erzogen, besuchte hierauf den Orient und erhielt 1785 die Professur der orient. Sprachen zu Padua, wo er 8. April 1821 starb. Er hat sich namentlich durch das «Museo caefico Naniano illustrato» (2 Bde., Padua 1787–88) um die ältere orient. Münzkunde Verdienste erworben. Von seinen übrigen Werken ist zu nennen: «Saggio sull' origine degli Arabi» (Padua 1787).

Assemblée bedeutet im Französischen jede Versammlung, auch die Volks- und Ständeverfassungen. Je nach dem Prinzip, welches für die Zusammensetzung der letztern maßgebend ist, unterscheidet man Assemblées provinciales, zur Vertretung der Sonderinteressen von bevorzugten Ständen und Provinzen, wie dergleichen vor der Revolution in Frankreich bestanden, und Assemblées représentatives, die constitutionellen Kammern, welche den Nationalwillen ausdrücken sollen. Gesehentlich bedenklich ist besonders die 1787 von Calonne berufene Notabelnversammlung und ihre Nachfolgerin seit 1789, die Assemblée constituante, zur Feststellung der neuen Verfassung Frankreichs. Periodische Versammlungen der Volksvertreter, die nach einer schon in Kraft gesetzten constitutionellen Verfassung bei der Gesetzgebung mitwirken, heißen Assemblées législatives, gesetzgebende Versammlungen. In der gegenwärtigen franz. Republik führen die vereinigten beiden Kammern (Senat und Deputiertenkammer) den Namen Assemblée nationale oder Nationalversammlung.

Affen, Hauptstadt der Provinz Drenthe im Königreich der Niederlande, 23 km südlich von Groningen an der Eisenbahn Meppel-Groningen gelegen und durch den 1770–80 erbauten Drentsche-Hoofd-(Haupt-)Kanal mit der Zuydersee verbunden, zählt (1876) 7472 E., treibt Handel und Tischlerei und hat einen Stadtwald von 93,4 ha. In der Nachbarschaft finden sich berühmte, schon von Tacitus erwähnte Hüengraber (Hunebedden), gewaltige Steinblöcke, über welche als Bedachung ebenso schwere Steine quer gelegt sind; auch fand man daselbst Affenkrüge, Keile, Streitärm u. dgl. Zu A. erbauten die Drenthener ein Kloster an der Stelle, wo der bei Roerorden im J. 1226 gefangene Bischof Otto II. von Utrecht ermordet worden war.

Affen (Jan Walter van), holländ. Maler, f. Cornelisz (Rafab).

Assens, alte Stadt mit (1880) 3196 E. an der mittlern Westküste der dän. Insel Fünen, am Kleinen Belt, der Überfahrtsort nach dem 14 km entfernten Nordhanser Fährhof in Schleswig. (S. Art.). Nach der blutigen Schlacht, in welcher König Christian III. über die Albeder unter Christoph von Ödenburg im Juni 1536 am Ornebjerg (4 km im N.) siegte, wurde A. von Johan Ranzau erobert, der Mauern beraubt und geplündert, 1638 aber wieder befestigt, wovon sich noch Spuren finden. Zwischen A. und Riddelsfart im Norden ging Karl X. von Schweden 1658 über den kleinen Belt nach Fünen.

Assensieren (lat.), eigentlich beipflichten, zustimmen, Beifall geben, Johann jemand für einen bestimmten Zweck tauglich erklären, z. B. für den Ritterschick, daher auch «ansheben». In diesem Sinne ist das Wort namentlich in der österr. Militärprache im Gebrauch.

Asser (hebr. Ascher, d. h. der Gläuliche, Felix), 22. hebr. Tribulation ein Sohn des Jakob und der Lea und Stammvater des nach ihm benannten israelit. Stammes, dessen Gebiet sich im Norden von Palästina längs der Meeresküste erstreckte.

Asserieren (lat.), behaupten, versichern. **Asserition**, Behauptung, Versicherung; insbesondere im vollen Recht die Behauptung, daß jemand ein Sklave oder ein freier Mann sei.

Assermentieren (frz.), vereidigen, durch Eid im Amt und Pflicht nehmen.

Assertion (lat.), s. unter **Asserieren**.

Assertorisch (vom neulat. assertorius), d. h. behauptend, versichernd, ist ein Kunstausdruck der formalen Logik und gilt von einem Urteil, welches einfach auslegt, daß etwas sich so oder anders verhalte. Es macht dann ohne Angabe formal logischer Gründe Anspruch auf die wirkliche Geltung des Ausgesagten. Dadurch unterscheidet es sich nach der üblichen Urtheilseinteilung einerseits von dem problematischen Urteil, welches die Möglichkeit übrig läßt, daß es sich auch anders verhalten könne, andererseits von dem apodiktischen, welches die Möglichkeit des Gegenteils ausschließt. Problematisches, assertorisches und apodiktisches Urteil verhalten sich alle zur Behauptung der bloßen Möglichkeit, der Möglichkeit und der Notwendigkeit.

Asservieren (lat.), aufbewahren. **Asservation**, die Aufbewahrung. **Asservat**, das Aufbewahrte.

Assessor (lat.), der Beisitzer eines Beamtenkollegiums, bald mit vollem Stimmrecht, bald mit bloß beratender Stimme. Der Name stammt aus der röm. Kaiserzeit, wo er den rechtskundigen Gehilfen eines Magistrats mit Staatsgerichtsbarkeit bezeichnet. In Preußen ist A. die offizielle Bezeichnung für denjenigen, welcher durch Staatsprüfung die Befähigung zum Richteramt oder zu einem Verwaltungsamte erworben hat, aber noch nicht fest angestellt ist. Nach der Verschiedenheit der Ämter unterscheidet man z. B. Gerichtsassessoren, Regierungsassessoren, Bergassessoren.

Asservieren (lat.), ernstlich versichern, betheuern. **Asservation**, ernstliche Versicherung oder Betheuerung.

Assézat (Zules), franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 21. Jan. 1833, war ein Mitarbeiter des Journal des Débats und der von Duranty, Thulié und ihm selbst begründeten Zeitschrift «Le Républicain» (1856), gab die «Lucina sine concubitu»

von Abraham Johnston und «L'Homme-Machine» von La Mettrie heraus und verfaßte diese Werke mit gründlichen Einleitungen, erläuterte die «Oeuvres factieuses» von Noël du Fail (1874) und veranstaltete eine Ausgabe der «Oeuvres complètes» von Diderot (30 Bde., 1875—77, von M. Journeux vollendet). Er starb 26. Juni 1876.

Assi (Abolphe Alphonse), franz. Kommunist, geb. um 1840, führte in seiner Jugend ein abenteuerliches Leben und schloß sich frühzeitig der Internationalen an. Er veranlaßte 1868 in Le Creusot, wo er als Mechaniker arbeitete, einen Strike, wobei die bewaffnete Macht zu wiederholten Malen einschreiten mußte. Im Vorspiel der Commune hatte er die Hauptrolle übernommen: 18. März 1871 war er Präsident des Comité central, brach die von den Raires der Hauptstadt und von Admiral Saissiet angeknüpften Unterhandlungen ab und wurde 26. März zum Mitglied der pariser Commune gewählt. Für seine Partei noch zu gemäßiget und deshalb von radikalsten Kollegen verdächtigt, wurde er eingekerkert, nach einem feierlichen Verhör allerdings wieder in Freiheit gesetzt, aber in untergeordnete Stellen verwiesen. Nach dem Einzug der Versailler Armee gefangen, wurde er 1872 nach Neu-Caledonien geschickt, wober er erst infolge der Amnestie von 1880 nach Frankreich zurückkehrte.

Assibilation (lat.) heißt in der Grammatik die Verwandlung eines Lautes, meist eines R oder L-Lautes, in einen Stich, d. h. wartigen Laut oder die Hinzufügung eines solchen, z. B. lat. natio, jetzt ausgesprochen wie nazio, hochdeutsch setzen, entsprechend got. satjan, kannst, got. kant. Bewirkt wird diese Umwandlung meist durch ein nachfolgendes i oder j.

Assiento (span., eigentlich Sitz, dann Festsetzung, Vertrag) hieß vorzugsweise der Vertrag der span. Regierung mit fremden Staaten, durch den diesen gegen eine Abgabe der Alleinhandel mit afrikl. Negerklaven nach den span.-amerik. Kolonien zugestanden wurde. Die Spanier selbst betrieben diesen Handel nicht. Schon Karl V. schenkte dem Niederländer La Brea das Privilegium zur Einfuhr von jährlich 4000 Negern, welches die Niederländer bis 1552 behielten. Im J. 1580 gab Philipp II. das Monopol an die Genuesen, die es durch eine brit. Handelsgesellschaft ausbeuten ließen. Philipp V. erteilte bei seiner Thronbesteigung der franz. Guinealompagnie auf 10 Jahre das Recht, jährlich 4800 Neger in das span. Amerika einzuführen. Die Engländer bewirkten jedoch im Präliminarfrieden von 1711, daß ihnen das Monopol auf 80 Jahre überlassen wurde, und dieses Zugeständnis fand von seiten Spaniens 1718 im Frieden von Utrecht feierliche Bestätigung. Seitdem betrieb die engl. Südseelompagnie die Negereinfuhr, die für die Engländer dadurch sehr einträglich sich gestaltete, daß sie nebenbei auf dem Wege des Schleichhandels fast die ganze Gütereinfuhr in das span. Amerika an sich brachten. Die span. Regierung ergriff dagegen verschiedene Maßregeln und beanspruchte namentlich das Recht, die brit. Handelsschiffe auf offenem Meere durchzusuchen, wodurch 1739 hauptsächlich mit der Krieg zwischen beiden Staaten herbeigeführt ward. Im Aachener Frieden von 1748 erhielt die engl. Südseelompagnie von Spanien noch auf vier Jahre den A. zugestanden; doch kam schon 5. Okt. 1750 zu Madrid ein neuer Vertrag zu Stande, wonach Engländer gegen eine span.

Entschädigung an die Süsseelcompagnie von 100 000 Pfd. St. in die Aufhebung des A. willigte.

Affiette (frz.), die Lage einer Sache, Stellung, Haltung, Festigkeit, Sitz, besonders zu Pferde; Falschung, Gemüthsstimmung; kleine Schüssel, Zeller.

Assignaten (frz. assignats, d. h. Anweisungen), die Bezeichnung eines Papiergeldes, zu dessen Ausgabe die Französische Revolution von 1789 griff, um ihre Geldbedürfnisse zu befriedigen. Nach dem Dekret der Konstituierenden Versammlung vom 19. Dez. 1789 wurden zunächst 400 Mill. Livres in Anweisungen auf die geistlichen Güter in Umlauf gesetzt. Dieses Papiergeld sollte bei dem Verkauf jener Güter an Zahlungsstatt angenommen und, wie man hoffte, auch im freien Verkehr als bares Geld angesehen werden. Kurz darauf gab man aber A. mit Zwangskurs aus, und die anscheinende Leichtigkeit, mit der sich auf diesem Wege den außerordentlichen Bedürfnissen der Revolutionskriege genügen ließ, führte zu einer so häufigen Wiederanwendung des nämlichen Verfahrens, daß sich 1796 der Gesamtbetrag aller Emissionen auf die ungeheure Summe von 45578 Mill. Livres belief. Hierzu kamen noch viele falsche A., die von England aus eingeschmuggelt wurden. Die A. waren von ihrem Ursprunge an nichts weiter als Anweisungen auf erhoffte, bestenfalls erst in längern Fristen eingehende Kaufgelder. Konnte schon deshalb ihr Zeitwert nicht dem Nennwerte entsprechen, so mußte überdies die Unsicherheit der einstigen Einlösung mit jeder Million steigen, um welche der angenommene Preis der Nationalgüter bei der Assignatenausgabe überschritten ward. Bringt man noch dabei die damalige Unsicherheit der öffentlichen Zustände in Rechnung, so erklärt es sich, daß die A., die schon bei der ersten Herausgabe im Preise verloren, zu Anfang 1791 mit 90 Proz., gegen Ende 1792 mit 63 Proz., gegen Ende 1793 mit 45 Proz., um das Ende 1794 mit 22 Proz., bald darauf mit 17 Proz. ihres Nennwertes angenommen wurden, endlich aber nur $\frac{1}{100}$ des Nennwertes in Metallgeld wirklich galten, so daß alle Waren einen enorm hohen Preis erreichten (ein Paar Stiefel z. B. wurde mit 20 000 Livres in A. in Ansat gebracht) und Beamte und Kapitalisten dem Hunger preisgegeben waren.

Eine Zeitlang wollte man der Erhöhung der Preise gegenüber der Entwertung des Papiergeldes durch Bestimmung eines Maximum (s. d.) der Preise aller Waren begegnen, aber niemand vermochte die Produzenten und Händler zu zwingen, mit Schaben zu produzieren und zu verkaufen. Das Direktorium empfing 1792 für 20 000 Mill. neu ausgegebene A. kaum 100 Mill. Frs. in realen Werten. Die Folge war eine allgemeine Zerrüttung aller wirtschaftlichen Verhältnisse. Viele Tausende hatten ungeheure Verluste erlitten, kein Mensch wollte sich mit dem Staate in Geschäfte einlassen, und nur wenige, welche rechtzeitig mit den wohlfeilen A. Nationalgüter erkaufte, bereicherten sich auf Kosten des Ganzen. Endlich wurden die A. mittels Beschlusses vom 30. Pluviose des Jahres IV (19. Febr. 1796) außer Kurs gesetzt und zu einem Dreißigstel ihres Nennwertes gegen sog. Territorialmandate umgetauscht. Diese Mandate wurden anfangs in das Verhältnis von 1 zu 30 gesetzt; später setzte man die A. auf $\frac{1}{100}$ der Mandate herab, zu welchem Preise man sie gegen Mandate umtauschen wollte, was aber nicht geschah, da die Inhaber sie lieber zu dem Spottpreise des Tages

ausgaben. Auch den Mandaten wurde Zwangsumlauf gegeben, und es wurden sogleich für 240 Mill. Livres derselben emittiert. Sie wurden anfänglich zu 91, dann zu 60 Proz. ihres Nennwertes angenommen, sanken aber schnell im Preise und schwankten später zwischen 2 und 3 Proz. ihres Nennwertes. Schon 1796 mochte man sie im Handel nicht mehr annehmen, und als im Febr. 1797 der Zwangskurs aufgehoben wurde, die öffentlichen Kassen aber sie zum Tagespreise annahmen, wurden oft für 100 Livres Mandate nur 2 Livres oder $\frac{1}{50}$ Sou ($\frac{1}{100}$ Livre) Münze bezahlt, so daß sie auf $\frac{1}{1000}$ ihres Nennwertes gefallen waren.

Assignation (lat.), s. Anweisung.

Assimilation (lat., d. h. Ähnlichung) nennt man in der Tierphysiologie denjenigen Akt der Ernährung, vermöge dessen die von den Tieren sei es durch die Verdauungsorgane, sei es auf irgend eine andere Weise der Außenwelt entnommenen Substanzen den Stoffen des lebenden tierischen Körpers immer ähnlicher gemacht und in lebendigen Tierstoff umgewandelt (animalisiert) werden. (S. Ernährung.)

In der Pflanzenphysiologie nennt man A. im weitern Sinne alle diejenigen Umwandlungen der von den Pflanzen aufgenommenen Stoffe in Körpern, die für die Lebensfähigkeit des vegetabilischen Organismus erforderlich sind. Im engeren Sinne dagegen versteht man in der Botanik unter A. vorzugsweise die Kohlenstoffassimilation, d. h. die Desoxydierung oder die Zersetzung der aus der umgebenden Luft aufgenommenen Kohlenäure in Kohlenstoff und Sauerstoff und die Nahrungsmittel des erstern für das Leben der Pflanze. Da der Kohlenstoff den Hauptbestandteil der Wandungen sämtlicher Zellen, aus denen die Pflanze besteht, bildet und außerdem noch stets an der Zusammensetzung des Zellinhalts in hervorragender Weise Anteil nimmt, so ist selbstverständlich die Kohlenstoffassimilation der wichtigste Faktor bei der Ernährung der Pflanzen. Trotzdem der Bedarf an Kohlenstoff ein so bedeutender ist, so wird doch derselbe ausschließlich aus den sehr geringen Quantitäten (gewöhnlich nur 0,04—0,06 Proz.) Kohlenäure in der atmosphärischen Luft gedeckt. Die Pflanzen besitzen eben die Fähigkeit, der Luft die in ihr vorhandene Kohlenäure energisch zu entziehen.

Die Kohlenstoffassimilation, also die Bildung organischer Substanz aus anorganischen Verbindungen, kommt jedoch nicht allen Pflanzen zu, sondern nur denjenigen, die Chlorophyll führen. Es ist sich nachgewiesen, daß bei nicht grünen Pflanzen, also bei sämtlichen Pilzen, ferner bei vielen als Schmarotzer lebenden höhern Pflanzen, eine derartige Verarbeitung anorganischer Stoffe zu organischen nicht stat findet, daß sie vielmehr darauf angewiesen sind, ihre Nährstoffe bereits in Form organischer Verbindungen aufzunehmen, indem sie entweder saprophytisch d. h. auf Fäulnisprodukten sowohl tierischen als pflanzlichen Ursprungs leben oder als Parasiten auf lebenden Organismen wachsen. Es ist ferner durch zahlreiche Untersuchungen festgestellt, daß die Kohlenstoffassimilation in den grünen Pflanzen nur bei Beleuchtung stattfindet und zwar sind es vorzugsweise die gelben Strahlen des Spektrums, unter deren Einwirkung diese Stoffumwandlung am energischsten vor sich geht. Bei der A. wird eine bedeutende Menge Sauerstoff von den Pflanzen abgeschieden, wovon man sich leicht überzeugen

kannt, wenn man eine Anzahl grüner Blätter unter Wasser legt und einer intensiven Beleuchtung aussetzt; es entwickeln sich dabei fortwährend Gasbläschen, die sich bei näherer Untersuchung als ziemlich reines Sauerstoffgas erweisen. Es werden deshalb auch schon seit langer Zeit die Pflanzen und vorzugsweise solche mit stark entwickelten Blättern (denn die Blätter bilden den hauptsächlichsten Affimilationsort) zur Verbesserung der durch Atmen von Luft verdorbenen Luft empfohlen, indem sie derselben die Kohlensäure entziehen und dafür Sauerstoff abgeben. (Vgl. Atmung.) Über die Zeitdauer, welche bei der A. dem Chlorophyll zukommt, s. unter Chlorophyll.

Affimilation heisst in der Grammatik eine Veränderung, nach welcher zwei aufeinanderfolgende verschiedenen Laute eines Wortes durch eine Modifikation der Aussprache eines oder beider einander ersetzbar werden. Die A. ist entweder rückwärts: wörtlich, wenn der zweite Laut sich den ersten ähnlich macht, z. B. lat. rec-tus (gerade) von regere (leiten), w. d. Tennis t die Media g ebenfalls von Tennis c (= k) gemacht hat, oder vorwärts: wörtlich im umgekehrten Falle, z. B. mittelhochdeutsch kumben, jetzt „kämmen“. Die A. ist ferner entweder unvollständig, wenn die Laute zwar verändert werden, aber noch geschieden bleiben, wie in rectus, oder vollständig, wenn aus den ursprünglich verschiedenen Lauten zwei gleiche, also ein Doppellaut entsteht, z. B. ital. detto, dito aus lat. dictus.

Affing (Admilla), deutsche Schriftstellerin, eine Nichte von R. A. Barnhagen von Ense (s. d.), geb. 22. Febr. 1821 in Hamburg als Tochter des auch als lyrischer Dichter bekannten Arztes Dr. D. A. Affing (geb. 12. Dez. 1787, gest. 25. April 1842) aus Lingsberg. Nach dem Tode ihrer Eltern zog sie zu ihrem Oheim Barnhagen nach Berlin. Durch ihn machte sie die Bekanntschaft Alexander von Humboldts, des Fürsten von Büdler-Muslau und vieler anderer ausgezeichneten Männer. Ihre ersten Arbeiten waren die Biographien „Gräfin Elise von Miesebitz“ (Berl. 1867) und „Sophie von Karode, die Freundin Wielands“ (Berl. 1869). Im Besitz des literarischen Nachlasses ihres Oheims und von ihm mit der Herausgabe desselben beauftragt, veröffentlichte sie nach dessen Tode zunächst den 4. und 5. Band von dessen „Denkwürdigkeiten“ (Lpz. 1869), welchen sie „Briefe Alexander von Humboldts an Barnhagen von Ense aus den J. 1827—58“ (1. bis 5. Aufl., Lpz. 1860) folgen ließ. Schon dieses Werk, welches großes Aufsehen erregt hatte, zog ihr heftige Anfeindungen zu. Noch mehr geschah dies infolge der Veröffentlichung der „Tagebücher von R. A. Barnhagen von Ense“ (Bd. 1—6, Lpz. 1861—62; Bd. 1—4, 2. Aufl. 1863). Ende Mai 1863 wurde gegen sie in Berlin bezüglich des 3. und 4. Bandes jenes Werks ein Proceß wegen Verleumdung der Gerechtigkeit gegen den König, Verleumdung der Königin u. s. w. eingeleitet, der 1863 ihre Verurteilung zu achtmönatlicher Gefängnisstrafe zur Folge hatte. Eine wiederholte Anklage wegen einer Reihe ähnlicher Vergehen in Bezug auf den 5. und 6. Band des Werks zog ihr 22. Febr. 1864 eine neue Verurteilung zu zweijähriger Gefängnisstrafe zu. Doch hatte sich A. den drohenden Strafen dadurch entzogen, daß sie im Herbst 1861 nach Italien reiste und dauernden Aufenthalt in Florenz nahm. Hier verheiratete sie sich 13. Dez. 1874 mit dem ital. Generalmajor Cino Grimelli; doch wurde die

Ehe bald getrennt. Grimelli erschoss sich im Sept. 1878 zu Modena, Ludmilla A. ward Anfang 1880 geisteskrank und in die Irrenanstalt (Manicomio S. Bonifazio) zu Florenz gebracht, wo sie 25. März 1880 starb.

In Italien veröffentlichte sie zunächst eine Übersetzung zweier Schriften von Piero Cironi aus dem Italienischen: „Die nationale Presse in Italien von 1828—60“ und „Die Kunst der Rebellen“ (Lpz. 1863); ferner: „Tagebücher von R. A. Barnhagen von Ense“ (7. und 8. Bd., Jhr. 1865; 9. bis 14. Bd., Hamb. 1868—70); „Briefwechsel zwischen Barnhagen und Delsner“ (8 Bde., Stuttg. 1865); „Briefe von Etzgemann, Metternich u. s. w.“ (Lpz. 1865); „Vita di Piero Cironi“ (Brato 1865); „La posizione sociale della donna“ (Mail. 1866); „Briefe von Chamisso, Gneisenau u. s. w.“ (2 Bde., Lpz. 1867); „Piero Cironi, ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien“ (Lpz. 1867); „Giuseppe Mazzini's Schriften. Aus dem Italienischen“ (2 Bde., Hamb. 1868); „Blätter aus der preuss. Geschichte“ (5 Bde., Lpz. 1868—69); „In memoria di Giovanni Grilenzoni“ (Genua 1868); „Biographische Porträts“ (Lpz. 1871); „Ausgewählte Schriften von Barnhagen von Ense“ (19 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1871—76). Der Fürst von Büdler-Muslau hinterließ ihr seinen ganzen schriftlichen Nachlaß zur Ordnung und Herausgabe; sie veröffentlichte infolge dessen: „Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten von Büdler-Muslau“ (1. u. 2. Bd., Hamb. 1873; 3. bis 6. Bd., Berl. 1874); auf seinen Wunsch schrieb sie auch dessen Leben in: „Fürst Hermann von Büdler-Muslau. Eine Biographie“ (erste Hälfte, Hamb. 1873; zweite Hälfte, Berl. 1874). Ferner gab sie aus dem Nachlasse Barnhagens noch heraus: „Tagebücher von F. von Geng“ (4 Bde., Lpz. 1873—74); „Briefe von der Universität in die Heimat“ (Lpz. 1874); „Briefwechsel zwischen Barnhagen und Habel“ (6 Bde., Lpz. 1874—75) und „Aus Habels Hergensleben“ (Lpz. 1877). Barnhagens litterar. Nachlaß vermachte sie in ihrem Testament der königl. Bibliothek zu Berlin.

Ihre Mutter Roja Maria A. war die Schwester von Barnhagen von Ense und 28. Mai 1783 zu Düsseldorf geboren. Der Ausbruch der französischen Revolution trieb die Familie nach Strassburg, der Heimat der Mutter. Im J. 1796 begab sich die Familie nach Hamburg, wo Roja Maria A. freundschaftliche Verbindungen mit den Jugendgenossen ihres Bruders, namentlich mit Chamisso, Neumann und Justinus Kerner, anknüpfte und sich 1816 mit dem praktischen Arzt David Assur Affing vermählte, der sich ihrerwegen in Hamburg niederließ. Sie starb 22. Jan. 1840. Nach ihrem Tode veröffentlichte ihr Gatte: „Rosa Maria's poetischer Nachlaß“ (Altona 1841).

Affiniboin, Fluß in Britisch-Nordamerika, entspringt in 51° 40' nördl. Br. und 105° westl. L. (von Greenwich) und fällt nach einem Laufe von ungefähr 700 km bei dem Fort Garry im Gebiete Manitoba in den Red-River des Nordens, welcher in den Winnipegsee mündet. Die Affiniboin-Indianer gehören zu der Familie der Alutas und finden sich sowohl im Territorium Montana in den Vereinigten Staaten als in Manitoba in Britisch-Nordamerika. Sie bildeten ursprünglich einen Teil der Yankton-Sioux, trennten sich aber schon zu Anfang des 17. Jahrh. vom Hauptstamme und sind seitdem dessen erbitterte Feinde. Die franz.

Missionare berichteten schon 1640 von ihnen. Es gibt luth. und methodistische Missionen unter ihnen an den Seen St. Anna und Pigeon. In den brit. Besitzungen werden sie in die Assiniboins der Prärien und die Assiniboins der Wälder geteilt; jene sind groß, kräftig und diebisch, diese kleiner und äußerst arm; ihre Gesamtzahl beträgt etwa 5000. Die Assiniboins der Vereinigten Staaten zerfallen in die roten Stein-Assiniboins und in die obern Assiniboins, insgesamt nicht ganz 5000 Seelen.

Assiniboin, offizieller Name des gewöhnlich Red-River-Territory genannten Gebietes in British-Nordamerika, wurde von der Hudsonsbai-Kompagnie, in deren Besitz es bis dahin gewesen war, 1869 an die Regierung der Dominion of Canaba verkauft. Die Bewohner, 15—20000, erkannten diesen Verkauf als ohne ihre Zustimmung bewirkt nicht an, empörten sich und bitteten eine provisorische Regierung unter John Bruce und erklärten sogar im Dez. 1869 ihre völlige Unabhängigkeit, wurden aber von dem engl. Gouverneur McDougal in den folgenden Jahren geschlagen und zur Anerkennung der engl. Oberhoheit gezwungen.

Assir, Landschaft in Westarabien, s. **Assir**.

Assirgarrh, Felsenfeste bei Burhanpur (s. d.).

Assisen, soviel als Versammlung, Gerichts-sitzung. In England hieß namentlich seit dem 12. Jahrh. assisa oder assisia ein Gericht, wo nicht, wie es seit der normännischen Eroberung selbst im Civilprozeß möglich war, durch Zweikampf, sondern nach gewissenhafter Ermittlung der Wahrheit entschieden wurde. Es hatten hier, besonders bei Streitigkeiten um Grundbesitz, 12 mit der Sache bekannte, vereidete Nachbarn, als Zeugen und Richter zugleich, ihren Wahrspruch abzugeben. Seit dem 13. Jahrh. wurden auch im Strafprozeß die Gottesurteile durch den Wahrspruch einer Versammlung von Volksrichtern ersetzt, und es hat sich seitdem der Name **A.** für Geschworenengerichte und ihr Verfahren nicht nur in England erhalten, sondern ist auch von da aus nach Frankreich und denjenigen Ländern übergegangen, welche ihre Gerichts-verfassung der französischen nachgebildet haben. Nähere geschichtliche Nachrichten über die **A.** als über eine der mannigfaltigen frühern Erscheinungen unsers heutigen Geschworenengerichts sind enthalten in Wiener, «Das engl. Geschworenengericht» (3 Bde., Lpz. 1852—55) und Brunner, «Die Entstehung der Schwurgerichte» (Berl. 1872). Über die heutige Organisation der **A.** überhaupt s. Schwurgericht.

Assise bedeutete zuweilen auch die für das Gericht erlassene oder in demselben entwickelte Rechtsbestimmung. So nennt sich das 1099 für den Kreuzfahrerstaat entworfene und nachträglich mehrfach erweiterte franz. Rechtsbuch Assises de Jérusalem. Eine ital. Übersetzung desselben galt noch zur Zeit der venet. Herrschaft als Landrecht auf Cypern. Herausgegeben haben jenes Rechtsbuch Kaufler (Stuttg. 1839) und Beugnot (2 Bde., Par. 1841—43). Ferner werden erwähnt Assises de Normandie, namentlich aber in England die Assize of Clarendon von 1164, of Northampton von 1176, of measures u. s. w. Der Ausdruck assisa geht wahrscheinlich auf das angelsächs. asetniss zurück. Vgl. Stubbs, «The constitutional history of England in its origin and development» (Bd. 1, Oxf. 1880), Gundermann, «Engl. Privatrecht» (Zl. 1: «Die Common law», Tüb. 1864); Digby, «An in-

troduction to the history of the law of real property» (Oxf. 1875).

Assisi, ital. Stadt, s. **Assisi**.

Assisi (Franz von), s. **Franz von Assisi**.

Assistieren (lat.), beistehen, unterstützen. Assistent, Gehilfe, Beistand jeder Art, besonders in Administration und Justiz, auch bei gottesdienstlichen Handlungen, Geistlichen, Ärzten, in Hospitern u. s. w. Assistenz, Beistand, Aushilfe, Wirkung, besonders in einem Amte oder bei einer Amtshandlung. Passive Assistenz heißt in röm.-lath. Kirche die nur zeugungsmäßige Gegenwart eines Priesters bei der Erklärung einer Ehe-scheidung, welcher die Kirche den Segen vorenthält, ob bei einer durch einen nichtlath. Geistlichen vorgenommenen Trauung.

Assut, Stadt in Ägypten, s. **Siut**.

Ähmansshausen, Dorf im Rheingautraie b. preuss. Regierungsbezirk Wiesbaden, am rechten Ufer des Rheins, am nordwestl. Fuße des Niebwalbes und an der Staatsbahn Frankfurt-Ob-lahnstein, mit 772 E., verbandt den Ruf sein Namens dem Weine, der in dessen Nähe auf blauem Schiefergebirge wächst. Es gibt sowohl roten als weißen Ähmansshäuser Wein; doch ist ersterer bei weitem den Vorzug. Derselbe, das Zeugnis einer kleinen Burgunderrebe, hat eigentümliche hochrote Farbe und besitzt, auf einem seltenen gewürzhaften Geschmack, viel Säure und Feuer. Er hält sich aber nur drei bis vier Jahre auf seiner Höhe; dann geht er von Jahr zu Jahr zurück, indem sein Aetherstoff sich nieder-schlägt. Unterhalb des Dorfs ist eine warme Quelle, s. 1876 mit einem Badehaus versehen.

Association (neulat., d. i. Bergesellschaft) bezeichnet im allgemeinen die Vereinigung mehrerer Personen zum Zusammenwirken für einen gemeinschaftlichen Zweck, insbesondere aber solche Vereinigungen, die auf dem freien Willen der Beteiligten beruhen, nicht aber, wie der Staat, die Gemeinde, die Kastei, die Zunft, auf Grund einer öffentlich-rechtlichen Zwangsverpflichtung. Diejenigen **A.**, welche politische, gemeinnützige, kirchliche, wohltätige, gesellige Zwecke verfolgen oder auch die allgemeinen Interessen besonderer Gesellschaftskreise zu vertreten bestimmt sind, pflegt man vorzugsweise Vereine zu nennen, und man versteht daher unter **Associationsrecht** häufig speziell das Recht der Bürger, unbehindert, wenn auch unter Beobachtung gewisser gesetzlicher Vorschriften, Vereine bilden zu dürfen. Eine zweite Klasse bilden die privatwirtschaftlichen **A.** Dieselben haben ihre rechtliche Grundlage entweder in einem civilrechtlichen Gesellschaftsvertrag (societas) oder in der besonderen Gesetzgebung über Handelsgesellschaften (offene und stille Handelsgesellschaft, Aktiengesellschaft, Kommanditgesellschaft) und Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften (s. unter **Genossenschaften**). Die Bezeichnung **Associés** ist speziell für die Mitglieder einer offenen Handelsgesellschaft gebräuchlich. Die Genossenschaften führen aber in dem sozialökonomischen Begriff der **A.**, der hauptsächlich die sozialistischen Theoretiker beschäftigt und nur in gewissen kooperativen Genossenschaften einige praktische Bedeutung erlangt hat. Die sozialistische Associationsidee beruht auf dem Postulat, daß die wirtschaftliche Produktion und Verteilung weder durch Zwang, wie bei der Sklavenwirtschaft, noch durch das Kaufsystem mit anarchischen

sonderung und überwiegender Kapitalherrschaft, sondern durch Gesellschaftsverträge geregelt werden soll, vermöge welcher die einzelnen Beteiligten auf den Fuß der Gleichheit Einlagen von Kapital und Arbeit machen und den Ertrag der gemeinschaftlichen Produktion unter sich verteilen. Es gäbe dann weder Herren und Sklaven, noch bloße Kapitalisten und Lohnarbeiter, sondern nur sich gleichschickende «Associés». Ist die gemeinschaftliche Produktion auch mit gemeinschaftlichem Leben verbunden und erfolgt die Verteilung des Ertrags einfach nach dem Bedürfnisse, also ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Arbeitsleistungen und der Kapitaleinlagen, so ist die A. eine kommunistische. Mit solchen klosterartigen Gesellschaften hat man auch noch in unserer Zeit in Amerika hier und da Experimente gemacht. Eine besondere Art von sozialistischer A., deren Grundriss sich übrigens schon bei Schriftstellern des 18. Jahrhunderts findet, ist das «Phalanstère» Fouriers (s. d.), in welchem zwar gemeinschaftliche Arbeit und gemeinschaftliches Leben besteht, jedoch sowohl die Bedürfnisse des Lebens als auch der Kapitalgewinn erhalten bleibt. Auch diese Einrichtung ist in Frankreich und Amerika mehrfach versucht worden, jedoch mit schlechtem Erfolg. Von den sozialistisch angelegten Produktions-Associationen ist das zum Kommunismus neigende System Louis Blancs und das von Buchez (i. u. Arbeiterbewegung) zu nennen. Das Schulz-Deitschke'sche Genossenschaftswesen und die russischen ländlichen Darlehensgenossenschaften stehen durchaus auf dem Boden der hauswirtschaftlichen Gesellschaftsordnung, räumen aber der A. als sozialem Prinzip durch die Anerkennung der Solidarität ihrer Mitglieder einen bedeutenden Einfluß ein. Als eine Form der A. zwischen Kapital und Arbeit ist auch die Gewinnbeteiligung (s. d.) der Arbeiter anzusehen.

Association als Lebensstufe heißt diejenige Stufe des Inneren, auf welcher die einzelnen neugewonnenen Vorstellungen mit den schon vorher im Bewußtsein vorhandenen und unter sich verbunden werden.

Association der Ideen, s. Ideenassociation.

Associé (fr.), Kompagnon, Gesellschafter, ist das Mitglied einer kommerziellen Gesellschaft und also entweder offener Handelsgesellschafter, Kommanditist oder stiller Gesellschafter; das Mitglied einer Stillegesellschaft wird nicht A., sondern Aktionär, das Mitglied einer Gewerks- und Wirtschaftsgenossenschaft wird Genossenschaftler genannt. Der Kommanditist und der stille Gesellschafter sind immer mit Vermögensbeinlagen an der Gesellschaft beteiligt, während der offene Handelsgesellschafter möglicherweise nur Arbeitsleistungen zu machen verpflichtet ist. Den Gläubigern der Firma gegenüber haftet der offene Handelsgesellschafter direkt und solidarisch, d. h. auf die gesamte Schuld und unbeschränkt, d. h. mit seinem ganzen Vermögen, der Kommanditist zwar auch direkt und solidarisch, aber nur bis zur Höhe der geleisteten oder versprochenen Einlage, der stille Gesellschafter dagegen haftet den Gläubigern gar nicht, sondern partizipiert nur an dem etwaigen Verluste, nämlich für den Fall, daß die Firma schlechte Geschäfte gemacht hat. (S. unter Handelsgesellschaft.)

Association (Jean Baptiste Alfred), franz. Novellist, geb. 20. März 1827 zu Aubusson im Depart. Creuse, Zögling der höhern Normalsschule zu Paris,

war anfangs Lehrer und versuchte dann sein Glück in Nordamerika, lehrte aber bald nach Paris zurück und veröffentlichte in der «Revue des deux Mondes» zwei durch ihren gefälligen Stil und ihre frappante Lokalfarbe Aufmerksamkeit erregende Romane: «Les Butterfly» und «Acacia», die, mit einer dritten: «Une fantaisie américaine», vereinigt, unter dem Titel: «Scènes de la vie des Etats-Unis» (1869) erschienen. Dazu kamen später eine große Zahl anderer Romane, wie «Deux amis en 1792», «Branca», «Marmont», «Aventures de Karl Brunner», «Une ville de garnison», «Gabrielle de Chénover», «Histoire du célèbre Pierrot», «Aventures du capitaine Corcoran», «Rachel», «Le plus hardi des gaeux», «Nini», «Le Tigre», «Le vieux juif», «Hyacinthe» (1860–79).

Affsonang (lat., Anklang) nennt man in der Poesie eine Art unvollständigen Reims, bei welchem nur die Vokale, nicht aber die Konsonanten sich bedecken. Die A. wird namentlich in der span. und portug. Poesie häufig angewandt, im Deutschen in Übersetzungen und Nachahmungen derselben, nur vereinzelt in Originalwerken, z. B. in Fr. Schlegels «Martos».

Affso, Stadt in Asien, s. Assus.

Affuan oder Assuan, Stadt in Ägypten, mit 4000 E., das alte Syene, liegt an der Nordseite der ersten Katarakte, am östl. Ufer des Nils, und bildete daher schon im Altertum zugleich mit der gegenüberliegenden Insel Elephantine die Südgrenze des eigentlichen Ägypten, jenseit welcher einst Neger saßen, aus denen später das heutige Nubien hervorging. Das vom arab. Gebirge sich abzwweigende Urgestein, welches hier in der Breite von ungefähr 6 km den Nil durchsetzt und die Katarakte bildet, besteht größtenteils aus Granit, dessen vorzügliche Qualität von der Stadt den Namen Syenit erhielt und seit den ältesten Zeiten in ungeheuren Massen hier gebrochen und durch das ganze Land verschifft wurde. Nach der jetzigen geol. Bezeichnung muß zu den granitischen Elementen noch die Hornblende hinzukommen, um Syenit zu heißen, obgleich der Granit von A. größtenteils diese Zuthat nicht besitzt. Man glaubte im Altertum, daß Syene unter dem Wendekreis liege, der in Wahrheit aber etwas südlicher liegt. Die Stadt war jederzeit als Grenzort gegen den Sudan von einer gewissen Bedeutung.

Affuan, Provinz von Peru, s. Auzay.

Affungui, die bedeutendste Kolonie der brasil. Provinz Parana (s. d.).

Affus (grch. Affos), Stadt in Asien am Meerbusen von Adramytti (jetzt Ebremit) auf einem hohen schwer zugänglichen Felsen. Sie war nach einigen eine Kolonie der Methymniden, nach andern der Mytileniden, jedenfalls aber äolischen Ursprungs, kam im 7. Jahrh. v. Chr. unter die Herrschaft der Iydischen Könige, im 6. Jahrh. unter die der pers. Großkönige, war im 4. Jahrh. der Sitz des Tyrannen Hermias von Karneus, an dessen Hofe Aristoteles eine Zeitlang lebte, und kam nach den Kämpfen der Diadochen an das Bergamemische Reich. A. war der Geburtsort des Stoikers Kleantes. Auf der Stelle des alten A. steht jetzt das Dorf Veitram (oder Behram Kaleffi) mit großartigen Ruinen. A. war in neuerer Zeit das Ziel zahlreicher engl., franz. und deutscher Reisender. Seit Herbst 1881 läßt das Archäologische Institut von Amerika unter Leitung des Architekten Jos. Clarke die verschütteten liegenden Denkmäler von A. ausgraben.

Assyrien Pascha, türk. Staatsmann, geb. um 1840 zu Adrianopel als Sohn des damaligen Untergouverneurs Khurschid Pascha, war zuerst bei der Verwaltung des Vilajet Adrianopel angestellt, wurde dann Sekretär der türk. Botschaften in London und Paris, später Untergouverneur in Adrianopel und um 1875 Generalgouverneur daselbst. Nach dem russ.-türk. Krieg von 1877—78 wurde A. zum Präsidenten der internationalen Kommission ernannt, welche das organische Statut für Ostrumelien ausarbeitete, später Vorsitzender der Kommission zur Feststellung des Reglements für die Verwaltung der europ.-türk. Provinzen. Am 18. Sept. 1880 wurde er an Abbedyn Paschas Stelle Minister des Auswärtigen.

Assyrien bei Griechen und Römern, **Assur** im Assyrischen, **Aschur** bei den Hebräern, **Athura** bei den alten Persern, hieß eigentlich die etwa 165 000 qkm umfassende Landschaft, deren Norden zum Teil das heutige südl. Kurdistan entspricht. Es ist die obere Abteilung der mesopotam. Ebene und von dem südlich anliegenden Babylonien durch keine natürliche Grenze geschieden. Um so charakteristischere Grenzen bilden im N. das armen. Taurusgebirge, im D. der meh. Zagros und Choachros; im W. bildet der Tigris keine Grenze, da das eigentliche A. einen Teil Nordmesopotamiens umfaßt. Durch diese benachbarten Gebirge wird dem Lande eine Reihe von Flüssen zugewiesen, welche, dasselbe gleichmäßig bewässernd, sämtlich in den Tigris fließen. Die wichtigsten davon sind der Große und der Kleine Zab, der östl. Khabor oder Kurnib und der aus dem Zusammenfluß des Schirwan und des Holwan entstehende Dihaleh (Gyndes). Ein für das Klima wichtiger Umstand ist, daß fast die ganze Bodengestalt von der wellenförmigen Absenkung der med. und armen. Grenzgebirge abhängig ist; denn je nach dem Grade der Höhererhebung stellen sich große Verschiedenheiten der Temperatur und der Produktion nebeneinander dar. Obgleich schon den Alten der Mangel an Baumwuchs und die geringe Masse des fallenden Regens bekannt war, so wird doch noch häufiger die Fruchtbarkeit des Landes erwähnt, von welcher die Denkmäler mit ihren wohlgenährten Menschen- und Tiergestalten und üppigen landschaftlichen Zügen ebenfalls Zeugnis ablegen. Palmen, Öl- und Nuphbaume, verschiedene andere obstragende Arten gedeihen auf den Abhängen, Getreide in den reichlich bewässerten Thälern. Die Tierwelt war nach den Reliefdarstellungen ebendam reich als jetzt: es finden sich Löwen, wilde Esel, Gazellen, Hasen, Rebhühner, Strauße u. s. w. Das Mineralreich lieferte treffliche Bausteine, von den härtesten Basaltstücken des Nisibischen Bergs bis zu den zartesten Alabastrarten am linken Tigrisufer. Eisen, Kupfer und Blei waren in Fülle vorhanden; doch scheint man verhältnismäßig wenig nach edeln Metallen gesucht zu haben. Großen Ruf hatten der Asphalt und die Naphthaquellen, die jedoch größtenteils Babylonien angehören.

Das Land lag in einem Knotenpunkte der vorderasiat. Geschichte. Hier berührte sich die östliche iranische und die westliche semit. Völkergruppe mit einer Abzweigung der nordischen altasischen Turan. Das erste Kulturvolk, welches den Boden A.s bewohnte, war turan.-uralischer Abstammung. Dieses Volk, welches die Keilschrift erfunden hat,

nannte sich Sumer; zu ihm gesellten sich in früh Zeit die südlich wohnenden semit. Akkad, und nach die letzten Könige von Babylon nannten sich Könige der Sumer und der Akkad. Die Sprachen dieser Sumerianer sich bedienten, heißt die Sumerische (fälschlich «akkadisch» genannt). Die Assyrer nennen Sumer die «heilige Sprache», deren sie sich noch in spätester Zeit bedienten und von der sie der Nachwelt Hunderte von Texten in der assyr. Übersetzung überliefert haben. Die alte Landesname A.s war Sumer, und erst nach der semit. Invasion, von der die Bibel (1 Mos. 10) spricht, verschwand der Name Sumer, in dem vielleicht unrichtig den Namen Sennaar gesetzt hat. Eine Spur dieser turan. Völker findet sich in dem Thorgal (sumer. turgal, großer Mann) in griech. Übersetzung der Genesis (Kap. 14, 1. 9.).

Die Inschriften liefern eine Fülle von uralen Zeugnissen, wie sie keine der alten Völker außer Ägypten, aufzuweisen hat. Doch gehen die A. speziell betreffenden Zeugnisse nicht über 200 v. Chr. hinaus. Eins der ältesten Dokumente sind die in der Stadt Assur (Kalach-Scherghat) gefundenen Dokumente Samasbina, Sohn Isamdagana (um 1900 v. Chr.). Die Herrscher führten den arischen Titel Patis mit sonst semit. Sprache. Sie waren unabhängige Fürsten, doch noch ob großen Einfluß. Viele Namen dieser ersten Könige A.s sind überliefert, schon damals bestand eine (assyr. Ninua), Calach und Resen (assyr. Ri Ana), des Semiten Assur Gründung. Nach Sogons Bericht hatten 350 Könige vor ihm in A. geherrscht; er rechnet wahrscheinlich alle gleichzeitig regierenden Könige zusammen. Die älteste Geschichte haben seit dem Altertum Irrtümer der biblischen Auslegung verbündet. Nach der Deutung des Berichts der Genesis soll Nimrod von Sennaar nach A. gegangen sein, um dort Ninua Calach und Resen zu gründen. Die nicht minder alte und richtige Deutung des Verses (10, 11) der Genesis läßt nicht Nimrod, sondern Assur nachziehen und dort die genannten Städte gründen. Nimrod ist übrigens keine Individualität, sondern wie alle 74 Namen der Völkertafel, ein ethnog. geogr. Begriff, der das untere Euphratthal nehm. Gern bedeutet. Nimrod war eine erobernde Generation und hat mit Ninus, Bel und anderen Individualitäten gar nichts zu schaffen.

Nach den aus mesopotam. Quellen stammenden Berichten des Ktesias war der Gründer der assyr. Macht Ninus und seine Gattin Semiramis (s. d. die Erobererin Asiens und Erbauerin Babylon von Legenden umgeben. Ihr folgte ihr energieloser Sohn Ninpas, und nach der Sage sollen an ihn 30 bedeutungslose Fürsten gefolgt sein, der letzte, Sardanapal, sich mit seinem Schloß verbrannte, um nicht in die Hände der ihn bedrückenden Fürsten Arbaces von Medien und Belus von Babylon zu fallen (788). Dieses Reich 1360 Jahre bestanden haben. Neben dieser lagen hatten mesopotam. Auffassung bestand die richtige Herodots und Berossus', daß das assyr. Reich 5 (526) Jahre die Suprematie in Asien ausübte, die Meder abhielen. Diese Oberherrschaft begann mit der Vereinigung Babylon mit A. (1314), u. von diesem Momente datiert die eigentliche assyr. Herrschaft. Vor den 45 Königen, welche der Peri von 526 Jahren angehören (1314—788), herrschte

Semiramis von Babylon aus über A. Durch sie mag ein in einer Inschrift erwähntes Siegel eines alten Königs Teglat-Šamnan, Sohn Salmanaſſar, von Ninive nach Babylon gekommen sein, woher es Sanherib 600 Jahre später wieder holte. Der erste König dieser Dynastie ist nur sehr lückenhaft bekannt. Überliefert sind einige Namen der Vorfahren des Königs Teglat-Šhalassar I. (gegen 1100 v. Chr.), von dem die Inschrift eines in Kalah Scherghat in mehreren Exemplaren aufgefundenen großen Thonprismas berichtet. In dieser Inschrift ist die Rede von Eroberungen, die der König im Norden von Kleinasien, Armenien und Glam machte. Auf diesen König folgt eine Reihe von 150 Jahren; doch von hier ab bis zum Ende des assyr. Reichs ist die Reihenfolge der Regenten fast ununterbrochen erhalten. Der 20jährige Regierung Dinnirars III. (966—968) folgt sein trugartiger Sohn Teglat-Šamnan (968—960), der nach Norden hin Eroberungen machte. Die Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Assur-Šabal (Sardanapal III., 960—966) ist eine der bekanntesten der assyr. Geschichte. Er erbaute den Nordwestpalast von Nimrud, und zahlreiche Texte geben über seine Jäge nach Armenien, Kleinasien, Syrien und Phönizien Auskunft. Dieser Herrscher erhob namentlich Kalah (das heutige Nimrud) zur Hauptresidenz seines Reichs; die- jenem Umstande ist die Erhaltung der Geschichts- dokumente zu verdanken. Aus den Texten dieses Regenten, wie aus denen seiner Nachfolger, geht hervor, daß sie auch in Ninive residierten; doch be- zinnen die in letzterer Stadt erhaltenen Inschriften nicht vor der Zeit Sanheribs. Auf Assur folgte sein Sohn Salmanaſſar IV. Die zahlreichen Kriegejahre während seiner 30jährigen Herrschaft (966—870) sind durch viele Texte aus Nimrud, Kalah-Scherghat und einer Stele bei den Quellen des Tigris, bekannt. Die bekannteste der von ihm herrührenden Inschriften ist die des berühmten schwarzen Obelisken von Nimrud, der sich in den Trümmern des von Salmanaſſar erbauten Centralpalastes vorfand. Der kurze Abriss seiner ersten 31 Regierungsjahre des Königs ist durch Basreliefs erläutert, welche die dem Könige dar- gebrachten Tribute darstellen; man sieht Elefan- ten, Kamele, Affen, Rhinocerosse u. s. w. Sal- manaſſar führte Krieg gegen die östl. Länder, Ar- menien, Babylon, Kleinasien; er kam namentlich durch seine Jäge nach Syrien mit Benhadad und Hazai von Damaskus und mit Ahas und Jechu von Israel in Verbindung; letzterer sandte ihm bei seiner Thronbesteigung Tribut. Nach dem Tode Salmanaſſars verheerte Bruderkrieg zwischen seinen Söhnen Assur-bannia-šabal (Sar- danapal IV.) und Samas-Vin das Reich; letzterer trug den Sieg davon und regierte 13 Jahre (870—857). Samas-Vins Sohn Dinnirar IV. (857—828) zog nach Medien und dem heutigen Afghanistan, nachdem er zuerst Damaskus besiegt hatte. Seine Gattin hieß Sammuramat, die man mit Unrecht mit der herodotischen Semiramis in Ver- bindung gebracht hat. Salmanaſſar IV. (828—818) zog gegen Armenien und Syrien. Sein Nach- folger Assur-šil-lai II. (818—800) hatte während mehrerer Jahre Aufstandsbebewegungen in A. selbst zu bekämpfen. Sein Nachfolger Assurritar war ein untätiger Fürst; er ist der korrumpierte Ninas- colus der Riesenischen Affen. Naber und Ba-

bylonier verbündeten sich und nahmen Ninive ein (788). Der Babylonier Belesys (Balasu) und dann der Chaldäer Bhal beherrschten A. Dieser zog gegen Syrien und Palästina, zwang Menachem zu einem Tribut und führte Israeliten nach Mesopotamien.

Die assyr. Macht erhob sich von neuem durch Teglat-Šhalassar, der sich 745 des Throns be- mächtigte. Er war ein thatkräftiger Despot, der auch in A. selbst sich durch Bauten verewigte. Nach seinen vergeblichen Versuchen, das seit 40 Jahren unabhängige Babylon dauernd unter assyr. Bot- mäßigkeit zu bringen, wandte sich Teglat-Šhalassar gegen Westen, um sich namentlich in die Hände zwischen Belas von Israel und Ahas von Juda zu mischen. Er besiegte Belas, den Bundesgenossen des syrischen Königs, den er tötete, und entsetzte ihn des Throns von Samaria; er besiegte auch den jüd. Gegner des Ahas, Asria (Zabael's Sohn), den die verbündeten Israeliten und Syrer als Gegen- könig aufgestellt hatten. Teglat-Šhalassar führte die Bewohner von Naphtali und Gilead nach A. Nach 18jähriger Herrschaft ließ Teglat-Šhalassar den Thron seinem Nachfolger Salmanaſſar V. (727—722), der Hofen von Israel besiegte und Samaria belagerte. Salmanaſſar starb während dieser Belagerung; nach einem Interregnum von einigen Monaten erhob sich als König ein schon be- jahrteter Abkömmling des alten Könighauses, Sar- gon (721), der der Stifter der letzten assyr. Dy- nastie wurde. Sargon hat sich durch seine Bauten von Chorsabad, die er mit vielen Inschriften schmücken ließ, verewigt. Man kennt seine glori- reiche Regierung nur durch diese Inschriften; selbst seines Namens wird nur einmal, bei Jesaja (20, 1), Erwähnung gethan. Seinem ersten Feldzuge gegen Glam folgte die Eroberung von Samaria. Zehn Jahre hindurch besiegte er Medien, Armenien, Kleinasien, Iberien, Phönizien; 712 nahm er As- dob ein und besiegte dann während zweier Jahre Merodachbaladan von Babylon. Nach längerer Gegenwehr wurde Babylon genommen, Merodach- baladan nach dem Süden gedrängt und durch die Einnahme seiner letzten Feste, Bel-Isin in Unter- chaldäa, besiegt; Babylon kam, nach 80jähriger Unabhängigkeit, freilich nur für vier Jahre, unter assyr. Botmäßigkeit. Später zog er nach Cypern und ließ zum Andenken an seinen Feldzug eine jetzt verstümmelte, in Berlin befindliche Stele anfertigen. Nach einem Feldzuge nach Medien starb er, wahrscheinlich gewaltsamen Todes, 704.

Ihm folgte sein berühmter Sohn Sanherib (Sin- ahe-rib, 704—680). Nachdem er Merodachbaladan, welcher sich Babylons wieder bemächtigt hatte, ver- jagt und an seine Stelle in Babylon einen Schatten- könig Belibus eingesetzt hatte, zog er 700 gegen Syrien und Palästina. Sanherib hat über den Feldzug gegen Siskia von Juda und die Belage- rung von Jerusalem einen Bericht hinterlassen, der in einigen Einzelheiten mit dem biblischen nicht in Einklang steht. Nach letztem hatte Siskia den Tribut verweigert; Sanherib fiel infolge dessen mit einer großen Heeresmacht in Palästina ein. Er nahm das ihm jetzt von Siskia angebotene Gold an, beschloß aber dennoch von seinem Plane, Juda zu vernichten, nicht abzugeben, da er einen Feldzug gegen Ägypten beabsichtigte. Jerusalem wurde belagert, doch der Engel des Herrn erschlug in einer Nacht 185000 Mann, worauf Sanherib sich nach Ninive zurückzog. Nach Sanheribs eigener

Darstellung bestrafte der Assyrier den unbotmäßigen Hiskia durch Hinwegführung von 200 150 Personen und unzähligen Herden, zündete alle seine Städte an und schloß ihn selbst in Jerusalem wie in einen Käfig ein. Doch hob Sanherib die Belagerung auf, und Hiskia sandte ihm nach Ninive als Zeichen seiner Unterwerfung kolossale Leistungen an Gold und Kostbarkeiten. Nach dem Feldzuge gegen Juda betriegte Sanherib namentlich das immer von neuem aufrührerische Babylon, welches im Besitz der Könige Elams war. Nach 24jähriger Herrschaft wurde Sanherib von seinen Söhnen Abramelech und Sarefer ermordet und hinterließ seinem vierten Sohne Assarhaddon den Thron. Sanherib hat sehr viel für die Macht und den Ruhm A.s gethan. Sein Hauptwerk jedoch war der Wiederaufbau des zerstörten Palastes von Ninive, über den er in vielen Texten berichtet; ferner erbaute er die noch heute vorhandene Ringmauer der Königsstadt. Assarhaddon (680—667) nahm Babylon wieder ein, residierte daselbst und nahm dort großartige Bauten vor. Er hinterließ seinem Nachfolger die Herrschaft Chaldäa; auch unterwarf er Aegypten, bemächtigte den Äthiopier Tarhata und schleppte Manasse von Juda nach Babel. Von ihm berichtet die noch vorhandene Inschrift am Naqr-el-tel in Syrien bei Beirut. Assarhaddon, krank und alt, dankte 667 ab und hinterließ seinem Sohne Assurbanahabal (Sardanapal VI.) A. und seinem andern Sohne Samulmasabudin (Saosbuchin) Babylon. Letzterer verband sich jedoch mit den Feinden A.s, sein Bruder überzog ihn mit Krieg, und Saosbuchin verbrannte sich 647 in Babylon mit seinem Palaste, worauf Sardanapal noch 22 Jahre und zum letztenmale Ninive und Babylon unter Einem Scepter vereinigte. Er ist der korrumpierte Chinalabal des Ptolemäischen Herrscheranons. Sardanapal VI. (von Verosus so genannt) ist unter allen assyr. Fürsten derjenige, dem die Wissenschaft der Neuzeit den größten Dankschuldig ist. Er gründete ein reichhaltiges, in Fragmenten erhaltenes Archiv in Ninive, das zum großen Teil Abschriften alter Texte enthielt. Sardanapal unterwarf Aegypten, zerstörte Theben (665), schloß mit Gyges von Lydien ein Bündnis und drang bis weit in die Mitte des eigentlichen Arabien vor. Die immerwährenden Thronstreitigkeiten in Elam endete Sardanapal 648 mit der Einnahme von Susa; auch gegen Armenien führte er Krieg. Den Meder Phraortes (635) besiegte er vor Ninive selbst. Von seinem Sohne Assuridili wissen wir nichts. Der letzte Sargonide scheint Assurkitristin geheissen zu haben, von dem noch eine verstümmelte Inschrift auf einem Thongefäß übrig ist; er ist der Sarakus der Schriftsteller. Von dem sagenhaften medopers. Sardanapal scheint er historisch geschieden werden zu müssen; möglich ist, daß auch er, wie Saosbuchin, im Brande seines Palastes umkam, als Nabopalassar von Babylon und Cyzarus der Meder Ninive angriffen und zerstörten und dem assyr. Reiche für immer ein Ende machten (606). Ninive blieb lange in Ruinen; zu Xenophons Zeiten war der Name selbst vergessen. Die Parther scheinen eine Stadt dort erbaut zu haben, und die Römer kolonisierten Ninive, wie Mäuzen aus der Kaiserzeit besagen. Die Atabek scheinen es besetzt zu haben; später erhob sich der Königsstadt gegenüber, auf dem rechten Ufer des Tigris, Mossul, noch heute

blühend; Ninive blieb ein Schutthaufen, bis es die Forschungen des 19. Jahrh. wieder aufgedeckten.

Erst James Rich stellte von Mossul aus 1820 erfolgreiche Untersuchungen an. Richards Funde benutzend, begann der franz. Konjul Botta in Mossul Ende 1842 besonders in Chorsabad, dem nordöstlich von Ninive gelegenen Dur-Sartin, erfolgreiche Nachgrabungen. Seit 1851 setzte Place die Untersuchungen in Chorsabad und an einigen Nebenkanten fort. Außerdem erwarb sich der Engländer Layard große Verdienste, welcher 1845—49 in Nimrud, dem alten Calach, und in Rojoundschil, dem eigentlichen Ninive, die erfolgreichsten Ausgrabungen veranstaltete. Seit seiner Abreise ist sein Wert von dem engl. Bizekonsul Rassam und von Loftus auch in Rojoundschil fortgesetzt worden. Der Gewinn dieser Ausgrabungen ging, soweit er nicht bei der Fahrt im Tigris verunglückte, an das Britische Museum über, und in fruchtbarer Weise ergänzten sich die franz. und engl. Arbeiten. Es sind besonders sieben Paläste untersucht oder bloßgelegt worden: 1) der älteste, der von Kalah Schergahat, welchen Teglath-Phalassar I. bewohnte; 2) der Nordostpalast von Nimrud, erbaut von Sardanapal III.; 3) der Centralpalast von Nimrud, erbaut von Salmanassar III.; 4) die Palastanlagen von Chorsabad, von Sargon; 5) der erste Palast von Rojoundschil, von Sanherib; 6) der Südwestpalast von Nimrud, von Assarhaddon; 7) der zweite Palast von Rojoundschil, von Sardanapal V.

Diese assyrischen Altertümer, welche in den Sammlungen des Louvre und des Britischen Museums aufgestellt sind, geben ein authentisches Bild des gesamten assyr. Kulturlebens. Den Mittelpunkt aller Darstellungen bildet der König und sein Gefolge, Hofbeamte, Priester oder Soldaten. Er ist kenntlich an der Tiare, einer langen, treffenreichen Tunita, einem doppelten, reichgewebten oder gestickten Überwurf, der an der rechten und linken Seite sich öffnet, um das Untergewand zu zeigen, an einem Scepter in der rechten Hand und einem kostbaren Schwerte, welches die Linke stets in horizontaler Lage hält. Selten fehlen die feinsten, bartlosen, hochangesehenen, selbst zu priesterlichen Ämtern befähigten Eunuchen, von denen in der Regel einer das Königshaupt mit einem Sonnenschirm oder Fliegenwedel schützt, der andere Kriegsgerät trägt. Der besonders in Haupthaar und Bart schmutz sehr sorgfältig ausgearbeitete Kopf des Königs zeigt immer denselben Ausdruck despotischer Strenge, ohne Unterschied, ob ein Kampf, eine Jagd oder ein Opfer dargestellt ist.

Das Königtum A.s ist aufs engste mit Mythologie und Kultur verflochten. Von den Göttern hat der König seinen Namen; er wie seine Diener opfert ihnen; er weist sich durch ihre Anrufung zu allen Handlungen, die er in ihrem Namen oder unter ihrem besondern Schutze vollbringt. Das vielgegliederte Religionsystem ist mit dem babylonischen fast identisch. In dem assyr. Inschriften erscheinen namentlich 7, später 12 Hauptgötter, die von Assur, dem assyr. Nationalgott, präsidirt sind. Diese 13 Götter sind: Assur, Anu, der Gott der Erde, Bel-el, der Demiurg und Göttervater, der Meeresherr, ferner Bin, Sohn Anu, der Regengott, Merodach, Nebo, der Aufseher der himmlischen Heerscharen, später als Merkuredeutet, Ninip-Samban-Herkules, Nergal, der Kriegsgott, Samas, die Sonne, Sin, der Mond, Tsoat, die

Göttermutter, Ishtar, die Kriegs- und Liebesgöttin. Innerhalb der Ishtar hat sich in viele andere Götinnen gespalten. Die Planeten sind auch als Götter empfunden, ebenso viele Naturkräfte. Die heiligen Tiere und die geschnittenen Löwen sind Darstellungen niederer Göttheiten. In Assur, dem Kultusort, scheint ein jordanischer Eindringling (Aramäer) unverkennbar; unbekannt in Babylon ist der Gott Gott. Ihm ist keiner der 12 Monate geweiht, nur der 12., als Schaltmonat, blieb für ihn übrig. Der Kultus war, entsprechend dem ganzen assyr. Wesen, prächtig. Die Priester trugen in reichen Gewändern, durch das wohlgepflegte Haar geht ein reichgeschmücktes Band. In der Rechten tragen sie gewöhnlich eine Pflanze mit drei Zweigen und drei Blumen, die zur Gattung des Korns zu gehören scheinen. Zu den gewöhnlichen Asten gehört die Verehrung des symbolischen Funderbanns, der in ganz konventioneller Weise konzentriert ist.

Nebst als die Darstellungen von Kultusverhältnissen sind die des Kriegs. Die Kriegskunst ist in Assyrien ausgebildet. Der König beteiligt sich immer selbst. Seine Truppenmassen zeigen verschiedene Trachten; unter andern begegnet man Krieger mit Schuppenpanzern. Eigentliche Schlachtdarstellungen sind noch unbekannt. Die Haupttätigkeit liegt in der trefflichen Reiterei und in den Streifzügen. Belagerungen, welche in ziemlich großer Zahl auf den Monumenten vorkommen, werden mit Sturmleitern, Sturmböden, Türmen u. s. w. ausgeführt. Fluszübergänge finden auf Rachen oder verbundenen Schläuchen statt. Das Schicksal der Besiegten ist traurig. Ein Teil verfallt dem Pfählen, Schinden, Zungenansreißen u. s. w.; die andere Masse wird deportiert, und hier fehlt es nicht an rührenden Zügen auf den Monumenten. Der siegreiche König zieht mit Pomp und Jubel heim. In den Jagdszenen werden namentlich Löwen und Büffeljagden dargestellt. Daneben kommen auch Jagden auf Hirsche, Hasen und Rebhühner vor. Auf der Jagd, in deren Darstellung man gleichfalls die Macht des Königs, zuweilen in einer uns komisch erscheinenden Weise, zu veranschaulichen bemüht war (z. B. sieht man ihn einen Löwen bei den Ohren oder beim Schwanz halten), bediente man sich zur Erlegung der Tiere nach ihrer Größe der Speere oder der Pfeile.

Indem alle diese Darstellungen lebendig der Verherrlichung des Königtums dienen, werfen sie auf das Privatleben nur ganz beiläufig Licht. Alles deutet auf Pracht und Zierlichkeit in Tracht, Gewändern, Möbeln und sonstigen Gerätschaften. Eudereien scheinen sehr kunstvoll ausgeführt worden zu sein; Ohrgehänge, Armbänder u. dgl. zeugen von einer feinen sauberen Technik. Bilder gewerblicher Tätigkeit kommen aber nicht vor; nur prächtige Darstellungen von Trinkgelagen, Festschmück, Reiten der Frauen auf Maultieren, Schwimmen auf Schläuchen (wie noch jetzt), Fäutern von Rindern, Schlachten von Schafen führen in das nichtoffizielle Leben ein. Von der Vollenbung der Weberei, welche auch Ezechiel 27, 22. 24 bezeugt, liefern die Darstellungen Sardanapals I. im Nordwestpalast von Nimrud merkwürdige Raster. Auch die Upferei leistet in Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit der Formen Außerordentliches.

Auf dem Gebiete des rein Geistigen ist weniger Günstiges zu sagen. Aus der Menge der In-

schriften auf dem Fußboden, an den Wänden und an den Skulpturen läßt sich ein Schluß auf die allgemeine Bildung nicht ziehen. Denn diese Schrift, welche zu den schwierigsten Arten der Keilschrift (s. d.) gehört, erwirkte bedeutend ihre allgemeine Anwendung, und ihre mehr als 300 Zeichen veranlaßten schon zur Zeit der assyr. Könige selbst offizielle grammatische Arbeiten. Es mag neben dieser teils ideographischen, teils syllabarischen Schrift noch eine Kursivechrift bestanden haben. Höchst lehrreich sind die histor. Texte und die Fragmente der Legenden; die unzähligen Inschriften privaten Inhalts geben die reichhaltigsten Aufschlüsse über das Leben des Volks. Freilich sind die meisten dieser Dokumente kommerziellen und jurist. Inhalts, doch enthalten sie wertvolle Andeutungen über die Rechtsbegriffe der Assyrer, namentlich was Personalrecht, Eigentumsübertragung und Beweisführung angeht. Andere Inschriften sind astrolog. und teratolog. Inhalts, und auch die Medizin ist in den Texten vertreten. Was das streng philos. moralische Gebiet anbelangt, so sind die Dokumente wenig zahlreich. Die Archive Sardanapals VI. enthalten Vorschriften für den König dem Volke gegenüber; außerdem sind eine Menge Wittichritten erhalten, in denen die Schreiber sich über Übergriffe der hohen Beamten beschwerten. Unter den philos. Ideen ist die Idee von der Vergänglichkeit des Menschen nach dem Tode hervorzuheben. Der Aufenthalt der Seele ist das Grab selbst.

Eigentümlich steht die durchaus originale Entwicklung der assyrischen Kunst da. Stammen auch die Ursprünge dieser Kunstentwicklung aus Chaldäa, so läßt sich dennoch eine durchaus selbständige Entwicklung von einer ersten Stufe großartiger Konzeption zu einer späteren der Sauberkeit und Genauigkeit in der Ausführung nachweisen. Diese Kunst trägt im allgemeinen den orient. Charakter, der die einzelnen Gattungen noch nicht zu unterscheiden weiß. Sie ist Architektur, mit welcher eine überreiche Skulptur ornamental verknüpft ist. Die erstere hatte nur sehr einfaches Material an Palmen, Pappeln, Cedern, Fichten und vielleicht Eichen, besonders aber an den Steinbrüchen der nördl. Gebirge. Daher tragen die Bauanlagen einen durchaus einfachen Charakter. Man errichtete zunächst terrassenförmige Unterbauten bis zu 13 m Höhe, wie solche Pläne in Chorhabad bloßgelegt hat. Auf diesen wurden die ziemlich hohen Mauern aus Lehmziegeln oder gestampfter Erde aufgeschichtet. Die Dede war entweder gewölbt, wie sich große Bögen über den Thoren von Chorhabad finden, aus Erde (pisé) oder flach durch Gebälk gehalten; auch waren manche Räume Hypäthren. Die Säle waren, wenn sie mit einer gewölbten Dede versehen waren, zwar lang, aber verhältnismäßig nur schmal. Man findet Längen von 34—52 m bei Breiten von 10 bis höchstens 20 m. Da man keine Fenster anwendete, wie wenigstens die bisherigen Funde beweisen, so ließ man in der Dede eine Öffnung; vielleicht brachte man aber auch, wie ein Reliefbild aus Kojundschil zeigt, unmittelbar unter der aus Holz konstruierten Dede offene Galerien an. Solcher Säle wurden nach einem wenig wechselnden Plane in größerer Zahl aneinander gereiht; so finden sich deren 28 im Nordwestpalast von Nimrud. Säulen scheinen wenig angewandt worden zu sein.

Der architektonische Effekt würde ein überaus geringer gewesen sein, wenn nicht eine sehr lebensvolle Skulptur hinzugetreten wäre. Im wesentlichen sich auf das hohe Relief beschränkend, belebte und belebt sie mit ihren Darstellungen in Alabaster die einförmigen Säle. Wie die ägypt. Kunst stellt auch die assyrische volle Figuren dar; aber sie begnügt sich nicht mit den Contouren, sondern strebt eine lebensvolle Ausarbeitung der Muskulatur an, in welcher sie sich zuweilen der freien Bewegung der griech. Kunst nähert. Zwar geht bei der großen Vorliebe der assyr. Kunst für das Gebrungene das Ideale verloren, wie ihnen auch das Feierliche der ägypt. Kunst abgeht; aber Interesse für Leben und Charakteristil verleugnet sich nie ganz. Nicht selten scheint man die Basreliefs bemalt zu haben. Wo sehr viele Figuren zusammengebrängt werden, wird die Darstellung in der Regel verworren, wie wohl die verschiedenen Persönlichkeiten und Stämme immer hinreichend charakterisiert erscheinen. Am bedeutendsten erscheint die assyr. Skulptur im engern Rahmen, wie z. B. bei Jagddarstellungen, in denen fast immer der Löwe musterhaft gelungen ist; so auf dem Relief im Nordwestpalast von Nimrud. Selbständige Bilder werden eigentlich nur mit symbolischen oder dämonischen Gestalten versucht; doch sind einige Königsstatuen erhalten. Die alte Kunst Chaldäas, wie dies namentlich die neuern franz. Ausgrabungen ergeben, leistete in der Darstellung von Personen in dem härtesten Material (Diorit) allerdings den assyr. Erzeugnissen sehr überlegene Werke (s. Babylonien und Chaldäa). Von besonderer Wirkung sind die kolossalen geflügelten Stiere oder Löwen, welche gewöhnlich einen mit eigentümlicher Tiara geschmückten Mannertopf tragen. Sie hüten die Eingänge der Paläste und Säle und machen den Eindrud großartigster Energie. An der Grenze der reinen Technik bringt die Skulptur zahlreiche herrliche Leistungen, namentlich in Elfenbein- und Glasarbeiten, für das Leben hervor. Hier erfuhr die assyr. Kunst ägypt. Einwirkungen, wie aus Elfenbein- und Glasarbeiten zu sehen ist. Von Versuchen in Malerei haben sich einige Überreste auf Wänden erhalten, welche nach dem gewöhnlichen Gebrauch Reliefs erhalten sollten; sie zeigen ein ziemlich sicheres Gefühl für die Contouren. Eine große Fertigkeit hatten die Assyrer im Schneiden von harten Steinen; unzählige Cylindrer, Amulette und Gemmen bezeugen dies noch heute. Einen unverkennbaren Einfluß hat die assyr. Kunst auf die Persiens ausgeübt; in Kleinasien gibt es noch heute eine Menge Spuren der gewaltigen Einwirkung Ninives. Auf die griech. Kunst scheint namentlich die Ornamentik der assyr. Kultur einen großen Einfluß gehabt zu haben. Die Erinnerung an A. verlор sich bald, aber die vorwaltenden Gedanken, die den Staat leiteten, sind auf Persien und von dort auf den Orient und nach Griechenland und Byzanz übergegangen. A. bietet neben Ägypten das älteste Bild eines vollständig geregelten Hofstaats und einer gegliederten Administration. Unter den 40 Hofchargen, noch aus turan. Zeit her, ist eine, die der Söhne Guman (tur Guman), der Dolmetscher, bis auf die neueste Zeit mit dem alten Namen lebendig erhalten (drogman u. s. w.). Die Assyrer haben auch zuerst, wie später die Athener und Römer, die Jahre nach gewissen Beamten bezeichnet, die sich nach

einem Turnus folgten. Eine lange Liste dieser Sponymen ist erhalten geblieben, und eine in denselben erwähnte Sonnenfinsternis, die sich als diejenige vom 13. Juni 809 v. Chr. ausgewiesen hat, gibt der Chronologie eine große Präzision. Den Assyrern und Babylonern verbandt man auch das älteste Maß- und Gewichtssystem, welches in seinen Grundzügen die Basis des hellenischen wurde (Hierzu eine Tafel: Assyrische Altertümer). Aus der Literatur über A. sind hervorzuheben zur Geschichte der Entdeckungen: Weissenbock, «Ninive und sein Gebiet» (Erfurt 1851—56) und die Fundamentalwerke: Botta und Planbin, «Monument de Ninive» (5 Bde., Par. 1846—50) Layard, «Nineveh and its remains» (2 Bde., Lond. 1849; deutsch von Meißner, 2 Bde., Lpz. 1855) desselben «Discoveries in the ruins of Nineveh and Babylon» (Lond. 1853; deutsch von Zehn, Lpz. 1856), und dazu «Monuments of Nineveh» (2 Bde., Lond. 1849 fg.); Loftus, «Chaldaea and Susiana» (Lond. 1856); Oppert, «Expédition en Mésopotamie» (2 Bde., Par. 1858—63). 3. allgemeinen Geschichte gehören: Rawlinson, «The early history of Babylonia» (Lond. 1851); Botta, «Nineveh and Persepolis» (Lond. 1850 u. öfter); G. Rawlinson, «The five great monarchies of the ancient world» (Bd. 1, Lond. 1862); Oppert, «Les inscriptions assyriennes des Sargones» (Paris 1863); derselbe, «Histoire des Empires de Chaldée et d'Assyrie» (Par. 1865); derselbe mit Ménant, «Les fastes de Sargon» (Par. 1862); Jugsboll, «Juda und die assyr. Nacht 7—711» (Leid. 1863); Oppert, «Grundzüge der assyr. Kunst» (Bas. 1872); Ménant, «Annal des rois d'Assyrie» (Par. 1874); Smith, «Assyrian discoveries» (Lond. 1875); zur Beschreibung außer den Quellwerten und Baur noch beiden populären Schriften von Bonomi, «Nineveh and its palaces» (Lond. 1852), und Feer, «Les ruines de Ninive» (Par. 1864). Für exegetische Zwecke: Schrader, «Die Keilschriften und das A. Testament» (Gieß. 1872). Für präzise Metrologie: Oppert, «L'étalon des mesures assyriennes» (Par. 1875).

Aste ist in der Botanik nicht sowohl die Bezeichnung für einen bestimmten Begriff, sondern man braucht das Wort in sehr verschiedenartiger Bedeutung. Im gewöhnlichen Leben dagegen bezieht man als A. meist jede Auszweigung des Stammes oder Stengels der Pflanzen. Da diese Auszweigungen aus Knospen hervorgehen, die in vielen Fällen sehr regelmäßig gestellt sind, so ist auch die spätere Anordnung der Aste eine regelmäßige und für verschiedene Pflanzen eine charakteristische. Bei Bäumen und Sträuchern nennt man Aste nur stärkeren Zerteilungen des Stammes, die schwächeren Zweige. Junge, noch nicht ein Jahr alte, nennt man Reis, Trieb oder Sproß. Bei krautartigen Pflanzen liegen die Aste oft niederstreichend, treiben Wurzeln in die Erde; solche nennt man Ranken oder Ausläufer. Die aus einem unirdischen Stamme oder Wurzelstock oder (bei Laubbölzern) aus oberflächlich verlaufenden Wurzeln hervorstehenden Aste werden Wurzelstümpfen, Wurzelbut und (nur bei Holzgewächsen) Wurzelhaken genannt. Aste oder Sproß, welche aus Adventivknospen (s. Knospen) an den Seiten der Baumstämme unterhalb der Krone hervorgehen, heißen Wasserreiser, Stammsproß

und Stammsloßden; solche, welche aus dem Stode eines abgebanenen Baumstammes (infolge der Bildung von Adventivknospen) sich entwickeln, Stodloßden. Kurze, oberirdische, auf dem Boden liegende, aber nicht wurzelschlagende Äste, welche, von der Pflanze abgetrennt, sich bewurzeln und zu selbständigen Pflanzungen werden, heißen Abieger und Abseker. Pflanzen, die dergleichen treiben, lassen sich durch Abtrennen solcher Abieger am leichtesten und sichersten vermehren.

Alt (Georg Ant. Friedr.), verdienter Philolog und Philosoph, geb. 20. Dez. 1778 zu Gotha, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte seit 1796 in Jena zunächst Theologie, bald jedoch vorzugsweise Philosophie und Philosophie. Nachdem er im 1802 in Jena als Dozent der Philosophie und der Philosophie habilitiert, erhielt er 1806 einen Ruf als Professor der klassischen Literatur nach Jena, von wo er in gleicher Eigenschaft 1826 nach Rastatt übertriedelte. Er starb daselbst 31. Okt. 1841. Als philos. Hand- und Lehrbücher waren von ihm sehr geschätzt. Dahin gehören: »System der Geschichte der Ästhetik« (Erg. 1806), »Wissenschaftliche Darstellung der Grammatik, Hermeneutik und Kritik« (Erg. 1808), »Grundlinien der Philosophie« (2. Aufl., Erg. 1809), in denen er sich den Ansichten Schellings nähert; »Grundriß der Geschichte der Philosophie« (Erg. 1807; 2. Aufl. 1825), »Hauptmomente der Geschichte der Philosophie« (Erg. 1829) und »Entwurf der Universalgeschichte« (Erg. 1810). In späterer Zeit beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Erklärung der platonischen Werke. Außer einer Einleitung in das Studium derselben, »Platos Leben und Schriften« (Erg. 1816), die zu den besten derartigen Untersuchungen gehört, und der Bearbeitung mehrerer einzelner Schriften des Plato, namentlich des »Phaedrus« (Erg. 1810) und der »Politia« (2 Bde., Erg. 1814), veröffentlichte er eine kritische Ausgabe sämtlicher Werke Platos mit lat. Übersetzung und reichhaltigen Kommentaren (11 Bde., Erg. 1819–32), welcher er ein umfassendes »Lexicon Platonium« (3 Bde., Erg. 1835–39) hinzufügte.

Astara oder Asta Regia, röm. Kolonie in Hispania baetica, s. Xeres de la Frontera.

Astara, Astara oder Astara, pers. Provinz von 14591 qkm mit etwa 80000 E. — Die Hauptstadt A. liegt 30 km von der Südküste des kaspischen Meers, in ausgedehnter Ebene am Fuß eines hohen, dichtbewaldeten Ausläufers des Elbursgebirges und im Hintergrunde des Golfs von A. oder von Asraf, eines Hafens, das 65 km lang, gegen 15 km breit ist und von einer schmalen, sandigen, der Küste parallel gegen Osten auslaufenden Lehmung, der Halbinsel Nigyan-Alekh (Bostan bei den Russen) begrenzt wird. Die Stadt ist vollständig im Bieder gebaut und von einer hohen mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben. Die Straßen sind nicht eng, gut gepflastert und mit sorgfältig erhaltenen Wasserabzügen versehen. Die aus Lehm erbauten, mit spitzen Ziegeldächern gedeckten Häuser sind nach den Straßen hin meist von langen Gartenmauern eingefasst. Die Menge persischer Gebäude, unter denen die Zimmer des von Schah Abbas erbauten Prachtsschlusses, geben der Stadt ein böses Ansehen, das nur durch den großen Bazar, die Karawanserais und viele offene Moscheen einigermaßen gemildert wird. Das stattlichste Gebäude ist das russ. Konsulat mit prächtigen

gem Garten. A. zählt 10000, nach andern nur 5000 E. und zeichnet sich durch sein eigentümliches Gewerbe aus; nur Sesamöl wird im großen gewonnen. Die Umgegend ist ein zerstücktes Terrain, unregelmäßig urbar gemacht, an vielen Stellen sumpfig, daher ungesund, aber überaus fruchtbar, reich an Wald, an Orangen und Zitronen, aber auch an Tigern, Pantheren, Leoparden, Hyänen und Schakalen. Aga Mohammed verpflanzte den Stamm der Radscharen hierher, der durch das ihm angehörende Fürstenhaus zum herrschenden im Persischen Reich geworden ist. Nur spärliche Reste der Radscharen leben noch hier, und zwar in größter Dürftigkeit. A. ist ein Asyl für die von den Schiiten verfolgten Sunniten, denn es ist das »Haus der wahren Gläubigen« (Dar-el-Muminin). Die sehr alte Stadt A. wurde 1384 von Timur erobert; Mißtrauen gegen die Einwohner veranlaßte Schah Radsch, das feste Schloß zu schleifen, und seitdem geriet sie mehr und mehr in Verfall. Erst seit neuerer Zeit hat sich ihr Handel wieder gehoben, da sie viel von Russen besucht wird, welche die nahe Insel Aschur-ade (s. d.) besetzen und nordöstlich von dieser, unweit von der Küste, ein Fort anlegten, wie auch weiter östlich am Gorgen-Rud das Fort Knyl-Alan. Außer Baumwolle, Reis, Seide, Rohrzucker, den Hauptstapelprodukten der Provinz, sowie Teppichen, Pferdebeden, Gerste, Naphtha, Salz, Seife aus Sesamöl bringen die Russen auch Hausenblase, gefärbte Hausen und eine große Menge Kaviar zur Ausfuhr. Der ansehnliche Handel hat jährlich einen Wert von 160000 Rbl. St. Die Ein- und Ausfuhr von A. vermittelt der Ort Ges, westlich von A., mit etwa 1200 E.

Astarte, bei den Hebräern Astoret, assyr. Jstar, ist der Name der weiblichen Hauptgöttin der altbabylonischen Semiten, nämlich der Himmari-ten, Syrer, Assyrer, Araber, Phönizier und Hebräer, der als männliche Gestalt der Baal, insbesondere der Baal-Hamman (der Moloch der Hebräer), zur Seite steht und welcher als Symbol zwei Hörner, bei den alten Semiten das Sinnbild der Stärke, beigegeben werden. Haupttempel der Göttin befanden sich in Phönizien zu Tyrus und Sidon. Bei den Hebräern war ihr Kult in den Hintergrund getreten, bis derselbe durch Salomo nach dem Vorbilde des phönizischen wiederum eingeführt ward. Die A. wurde auch unter dem Namen der Mastat-Baschamaim (d. i. Königin des Himmels) verehrt. Bei den Phöniziern führte die Göttin auch den Namen Nabbat (d. i. Herrin, Gebieterin), weshalb neuere Forscher den griech. Nyctus von der Europa auf sie zurückführen. Im alten Arabien erscheint auch ein männlicher Astor. Bei den Assyrern war Jstar die Tochter des Mondgottes, Göttin der Ehe, der Begattung aller Geschöpfe. Sie vertrat auch den Planeten Venus. Ihr Sohn und Geliebter war ein mit dem Thammuz und Adonis identischer Gott. In dem spätern Gebrauch waren, wie in Phönizien, alle Göttinnen Jstarat, Jstars, wie alle Götter Baals. Nicht zu verwechseln mit der A. ist eine andere altsemit. Göttin, die Aschera, welche den Baal als Symbol hat und unter ägyptischen, grünen Bäumen verehrt wurde. Ihr wurde eine besondere Vorliebe für den Ziegenbock zugeschrieben. Man opferte ihr durch Eingabe der Jungfrau Aschera. Als männliches Wesen steht ihr ebenfallig ein Baal zur Seite. Vgl. Müller, »A., ein Beitrag zur Mythologie des orient. Altertums« (Wien 1861).

Astafie (grch.), Unst theit, Unruhe (besonders bei Kranken); astatisch, unst t, unruhig, leicht beweglich.

Astatische Nadel heißt eine Magnetenadel, bei welcher, mittels Gegenwirkung einer zweiten Magnetenadel, die richtende magnetische Kraft der Erde weggeschafft worden ist. Die astatische Nadel besteht in ihrer gewöhnlichsten Form aus zwei Magnetenadeln, welche so verbunden sind, daß sie in einem kleinen Abstand parallel übereinander liegen, und zwar jeder Pol über dem ungleichnamigen der andern. Dadurch ist der Einfluß des Erdmagnetismus, welcher auf je einen dieser Doppelpole in entgegengesetzter Weise und in gleicher Stärke wirkt, aufgehoben; die Nadelverbindung bleibt folglich bei beliebiger Lage in Ruhe, solange keine andere magnetische Kraft als jene der Erde vorhanden ist. Sobald jedoch irgend eine magnetisierende, wenn auch geringe Kraft darauf wirkt, erfolgt eine Drehung der astatischen Nadel. Dieselbe wird daher angewendet, um das Dasein schwacher, auf Magnete wirkender Kräfte anzuzeigen. (S. Galvano-met.)

Astelsinn (grch., dem lat. Urbanität entsprechend), feines, städtisches Benehmen, wigige Rede; Sp tteri; in der Rhetorik: der Kunstgriff, etwas scheinbar zu verschweigen, was man doch erwähnt (s. Paralipsis).

Aster, *Sternblume*, sehr artenreiche Gattung s hnbl nder Gew che der 19. Klasse 2. Ordnung des Linn schen Systems und der Familie der Kompositen (Unterabteilung der Asteroideae), charakterisirt durch die dachziegelige H lle des Bl tenkopfs, zungenförmige, in der Färbung von den r hrigen Blüten der Scheibe abweichende einreihige Randbl ten, wie durch die sitzende, gleichförmige Haarkrone der Fr uchte. Die Blütenköpfchen sind meistens zu Dolbentrauben oder zu Rispen gesammelt. Von den hierher gehörigen perennierenden einheimischen Arten findet sich die Virgilkaster (*A. Amellus*) im Spätsommer in den Wäldern, *A. alpinus* in den Alpen und *A. Tripolium* mit lilafarbiger Blume auf Salzhoben und an den Seegestaden. Viele andere Arten, welche in Nordamerika einheimisch sind, haben in unsern Gärten Heimatsrecht gewonnen und zieren in stattlichen B schen als Herbstst rner die Rabatten. Zu den gr digsten und elegantesten Arten derselben zählen *A. bicolor*, *floribundus*, *formosissimus* nebst ihren Varietäten, *grandiflorus*, *multiflorus*, *Novae-Angliae*, *Novi-Belgii*, *grandiflorus*. Sind diese Stauden angepflanzt, so hat man nur die St cke alle 2—3 Jahre zu verjüngen, d. h. zu teilen und in frisches Erdreich zu pflanzen, um stets eines reichen Herbstflors versichert zu sein. Die für diese Operation geeignetste Zeit ist das Ende des September und der März.

Eine weit größere blumistische Bedeutung hat die einjährige *A. chinensis*, besser (nach Cassini) *Callistephus chinensis*, der chines. Sch nkrantz, von den Herbstastern botanisch nur durch den aus sp rrig abstehenden, blattartigen, zungenförmigen Schuppen gebildeten H llkel unterchieden. Gegen Ende des Jahrs wurde diese *A.* durch den Jesuitenpater Incarville aus China in Frankreich eingeführt, wo sie zuerst im Jardin des plantes in Paris blühte. Das Blütenköpfchen bestand aus einer gelben Scheibe, umgeben von einem einreihigen Strahl lilafarbiger Blüten. Seitdem hat diese *A.* sich mannigfaltig

entwickelt, in der Färbung, welche fast alle zwisch dem reinsten Weiß und dem lebhaftesten Karmin fast Scharlachrot einerseits und dem dunkelsten Violett liegenden Nuancen andererseits darstellt, in der Bildung der Blütenköpfchen, in denen das Fruchtsamenelement (die Blüten der Scheibe) in verschiedener Weise ausgebildet ist, bald als lang vorragende geschlossene oder k tenf rmig geöffnete Röhren, bald als schmalere oder breitere blumenbl tartige Gebilde, in dem bald spiz., bald stummwintelligen Ansat der Aste, durch welchen in der Hauptsache der Habitus der Pflanze bestimmt wird in der Größe der Blumen, welche je nach den Rassen zwischen 3 und 12 cm schwankt, in der Höhe der B sche, welche bei den Zwergastern 10 cm, 1 andern Formen fast 60 cm erreicht, in der bei der Modellierung der Blumen, in der Art, in welcher sie sich zur Gesamtwirkung vereinigen u. s. In den Samenbau treibenden Städten, wie Straßburg, D bblinburg u. s. w., werden mehr als 400 Sorten gezogen. Das gesamte Astersortiment bietet für eingehende morphologische Studien ein so reiches Material dar, wie kaum eine andere Pflanzengattung. Die blumistisch entwickeltesten Hauptformen derselben sind: R hraster, Kugelaster, Truffauts P domaster, Chrysanthemumaster, Victoria-Aster, Radaster, Kranzaster, Pomponaster, Bouquetaster, Zwergaster, Riesenkaiseraster. Die *A.* liebt ein lockern, nahrhaften Boden. Man s et sie im April in das Mistbeet oder in Töpfe und pflanzt sie im Mai in das Land, wo sie ohne Unterbrechung von Juli bis in den Herbst hinein bl ht.

Aster (Ernst Lubw. von), ausgezeichnete deutscher Ingenieuroffizier, preuss. General der Infanterie und Chef des preuss. Ingenieurkorps, am 5. Okt. 1778 zu Dresden, wo sein Vater, Friedr. Lubw. A., als Generalmajor und Kommandeur des sächs. Ingenieurkorps 1. Dez. 1804 verstarb, wurde im väterlichen Hause erzogen, trat 1794 in das sächs. Ingenieurkorps, wurde 1800 Offizier u. wohnte 1806 dem Feldzuge gegen Frankreich bei. Er wurde 1809 als Kapitän in den Generalstab versetzt. Im Generalstabe 1811 zum Major befördert, machte A. im folgenden Jahre den Feldzug gegen Rußland mit und wurde 1813 zum Oberlieutenant und Chef des Generalstabes bei Thiemann in Lützow ernannt. Im Feldzuge von 1813 nahm er an den Schlachten von Baugun und Leipzig teil. Bei der Reorganisation der sächs. Truppen ward er Oberquartiermeister, später Chef des Generalstabes beim 3. deutschen Armeekorps u. 1814 Oberst. Er trat 1815 als Oberst in das preuss. Ingenieurkorps über, diente in dem Feldzuge des Jahres als Chef des Generalstabes beim 2. preuss. Armeekorps und war in den Schlachten bei Wagram und Waterloo sowie bei den Belagerungen der Festungen Mauberge, Landrecy, Philippeville, Froy und Givet wirksam. Noch in demselben Jahre ward er zum Generalmajor befördert und zum Generalinspektor der preuss. Festungen ernannt. A. der von ihm geschaffenen neupreuss. Befestigungswerke der Festungen von Koblenz und Ehrenbreitstein erbaut und später die übrigen Festungen Preussens verstarbt. Charakteristisch für seine Anlagen ist das geschickte Anpassen des Polygonsystems an die Bodenverhältnisse. Er pflegte neben den militärischen Geist und die technische Ausbildung im Ingenieurkorps, sorgte auch für die Vorbildung der Infanterie und Artillerie für

lohten Reste in den Schieferthonen der Steinkohlenformation, wie sie die umstehende Abbildung zeigt.

Astfäule, s. Rotfäule.

Astflechte, s. Cladonia.

Asthénie (grch., d. i. Kraftlosigkeit) bezeichnet in der Medizin fowiel als Schwäche, Erschöpfung, Abspannung, und asthenisch heißt ein durch Schwäche des Körpers, des Gefäßsystems u. s. w. bedingter Zustand. Das Wort kam durch das Brown'sche System in Gebrauch, indem Brown (s. d.) die gesamten Krankheiten in sthenische und asthenische einteilte, die A. selbst aber in eine direkte und eine durch Überreizung entstandene indirekte unterschied.

Asthénopie (grch., lat. Hebetudo visus) heißt diejenige Störung der Sehfunktionen, bei welcher trotz normaler Sehschärfe und trotz des Mangels entzündlicher, den Gebrauch derselben behindernder Zustände letzterer doch ein derartig beschränkter ist, daß Beschäftigungen, welche ein aufmerksames Sehen in die Nähe erfordern (Lesen, Schreiben, Nähen u. s. w.), nur auf kurze Zeit möglich sind. Es ist dieser Zustand nur selten, und dann meistens bei hysterischen nervösen Personen, durch eine in der sensuellen Sphäre des Sehens eintretende Erschlaffung, d. h. durch Ermüdung der Netzhaut selbst bedingt (retinale A.), bei weitem häufiger durch eine insuffiziente Leistung gewisser, bei dem Vorgange des Sehens zur Thätigkeit gerufener muskulärer Funktionen. Mit Hinblick auf dieses pathogenetische Moment unterscheidet man hauptsächlich zwei verschiedene Formen der A., die muskuläre und die accommodative.

Die muskuläre Asthenopie entsteht, wenn die binokulär fixierende Stellung der Augen, deren Realisierung hauptsächlich Aufgabe der innern geraden Augenmuskeln beider Augen ist, wegen relativer Schwäche der letztern nur zwangsweise zu Stande kommen und daher nicht lange festgehalten werden kann. Mit eintretender Muskelermüdung beginnt das eine Auge dann von der fixierenden Richtung (nach der Schläfenseite zu) abzuweichen: gleichzeitig stellt sich hiermit ein verwirrendes, die Fortsetzung der Arbeit unmöglich machendes Doppelsehen ein, oder der Leidende schließt, um demselben zu entgehen, instinktiv das abweichende Auge zu, um monokulär weiter zu arbeiten. Vorzugsweise unterliegen Kurzsichtige dieser Form der A., und zwar in Folge der durch ihre kurze Sehweite gebotenen Annäherung der Gesichtsobjekte, mit welcher eine zu starke Beanspruchung der innern Augenmuskeln Hand in Hand geht. Eine Beseitigung dieser Störung ist entweder dadurch zu erlangen, daß man die Konvergenzforderung beim Sehen in die Nähe verringert, oder das Zustandekommen der Konvergenz selbst erleichtert, oder beide Momente miteinander verbindet. Erstern Zwecke dienen die Kontakgläser (durch Abkrümmung der Sehweite) und die Prismenbrillen (die brechenden Winkel den Schläfenseiten zu gerichtet), dem zweiten die geeignet zu dosierende operative Schwächung der geraden äußern Augenmuskeln.

Die accommodative Asthenopie beruht auf einer Ermüdung des deutlichen Sehens in der Nähe erwerbenden Accommodationsmuskels. Vorzugsweise disponiert hierzu derjenige anomale Refraktionszustand, der als Hyperopie bezeichnet wird, und zwar darum, weil das hier vorhandene pathol. Refraktionsminus eine ungewöhnlich starke Accommodationsanstrengung fordert. Es trägt mithin

jene Refraktionsanomalie die Bedingungen zur Ermüdung des der Accommodation dienenden Musapparats in sich. Die asthenopischen Beschwerden manifestieren sich hier in der Art, daß die Sehobjekte nach mehr oder weniger kurzer Arbeitszeit undeutlich (durch Hervortreten von Zerstreuungskreisen) und verwischt erscheinen und ineinander laufen. Die Fähigkeit, weiter zu arbeiten, ist hiermit temporär aufgehoben. Abhilfe gegen accommodative A. erlangt man auf optischem Wege durch Einstellung der Accommodationsarbeit, d. h. vor allem durch die die Hyperopie korrigierenden Konvexgläser. Muskuläre und accommodative A. können auch verbunden vorkommen, wenn hyperopische Refraktion mit Schwäche der innern Augenmuskeln zusammentrifft.

Asthetik (vom grch. αἰσθάνεσθαι empfanden fühlen) nennt man die Wissenschaft vom Schönen, besonders von der Kunst als der vollkommensten Erscheinung des Schönen. Als selbständige Wissenschaft ist sie noch sehr jungen Ursprungs. Sie philosophiert schon Plato (hauptsächlich in seiner Symposion) über das Schöne; aber er sondet noch nirgends das Schöne vom Guten; Schönheit und Kunst werden bei ihm überall nur in ihr Verhältnis zu den höchsten Zwecken der Sittlichkeit und der staatlichen Gesellschaft betrachtet. (Vgl. Ruge, „Die Platonische A.“, Halle 1832; Stahl „Die Idee des Schönen bei Plato“, Bonn 1866.) Aristoteles dagegen gibt allerdings aus der unmeßlichen Fülle seiner Kunstanschauungen die wichtigsten Regeln und Gesetze, allein diese Regeln und Gesetze bleiben auch bei ihm stets nur vereinzelt Bestimmungen, feinsinnig der Erfahrung abgelaufte Beobachtungen; nirgends wird von der Kunst selbst und jodann dieses Wesen der Kunst wieder aus der Natur des Menschen mit innerer Notwendigkeit abzuleiten. (Vgl. Eb. Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten, 2 Bde. Bresl. 1834.) Die Neuplatoniker vollends trübten trotz feinsinniger Einzelbeobachtungen das von Aristoteles bereits Gewonnene wieder mit fremdartigsten theol. Beimischungen; ein Standpunkt, welcher durch das gesamte Mittelalter behauptet wurde. Auch die künstlerisch so hochgabte und so lebhaft bewegte Zeit der Renaissance gelangte nicht zu einer Theorie des Schönen, ebenso wenig reichten dafür die kunstkritischen Ermüdungen aus, welche später in der franz. Literatur durch Dubos und Batteux, in der englischen durch Shaftesbury, Hutcheson, H. Home und Burke, in der deutschen durch Hagedorn, Lessing, Sulzer und verwandte Geister eine bereichernde und anregende Wirkung ausübten. Hier ist es in der That geschichtlich vollkommen gegründet, wenn man gewöhnlich erst A. G. Baumgarten, einen Schüler Wolffs, als den Begründer der A. zu bezeichnen pflegt. Wolff hatte, ebenfalls, zwischen einem niederen und höherem Erkenntnisvermögen, zwischen dunkeln und deutlichen Vorstellungen der menschlichen Seele unterschied in seiner Erkenntnislehre aber hatte er ausdrücklich das höhere Erkenntnisvermögen, Verstand, Vernunft, berücksichtigt, und das niedere Erkenntnisvermögen, die Empfindungs- und Sinnbildkraft, als wissenschaftlicher Betrachtung unzulänglich zurückgewiesen. Baumgarten suchte die Lücke des Wolffschen Systems auszufüllen; er ent

eine Folge des untern Erkenntnisvermögens, eine Eigenschaft des sinnlichen Erkenntnis, und nannte dieselbe alsdann von der Empfindung «Ästhetik». Seit 1810 hat Baumgarten Vorlesungen über diese Wissenschaft. Mit Baumgartens Genehmigung erschienen 1748 auf Grundlage dieser Vorlesungen von Georg Friedr. Meier die «Anfangsgründe der schönen Wissenschaften» (3 Bde., Halle). Später wurden die Vorlesungen Baumgartens selbst als «Aesthetica» (2 Bde., Frankfurt 1780—81) veröffentlicht, und dieser Name ist fortan der neuen Wissenschaft geblieben.

Diese Kunst war nun freilich ein sehr kümmerliches und im Gegenstande des neuen Wissenschafts kaum mangelhafter, und wenn schon noch wenig gekniet die Ä. nicht nur zu lebendiger Entwicklung gelangte, sondern auch ihre bloße Grundlage fand, so war dies zwei Umständen zu verdanken: einerseits der hohen Bedeutung, welche die Ä. als Schlüsselpunkt des kantischen Systems der Philosophie gewann, andererseits der neuen Anschauung, welche in sie einströmte, seitdem sie durch Windelmann und Lessing der Welt für die wahre Schönheit frei geworden war, weil sie die Forderung der deutschen Poesie ihre Wollen war in die Sphäre der Wissenschaft trieb. An Lessings fruchtbarer Kritik schlossen sich später die Romantiker, vor allem die beiden Schlegel (s. d.) an, und bei ihnen verknüpfte sich dies kunsthistorische Element mit dem philosophischen, welches bei Kant nach einer Lösung der Probleme der Ä. an die höchsten Stufen des menschlichen Wissens und Denkens geführt hatte. Kant gab seine Theorie des Schönen in der Kritik der Urteilskräfte (zuerst Berl. 1790 u. 1791). Er geht von dem Satz aus, daß das Schöne alle in gleicher Weise erzeuge und beziehe; es sei daher die Zweckmäßigkeit der Form, aber wahrgenommen ohne Vorstellung eines Zwecks, Zweckmäßigkeit ohne Zweck, die nicht wie das Angenehme und Gute eigensüchtiges Interesse erzeuge, sondern in freiem, uninteressiertem Wohlgefallen bestehe. Dabei vermag Kant freilich nicht zu beantworten, warum nur gewisse Gegenstände dieses Gefühl des uninteressierten Wohlgefallens in uns hervorrufen, andere aber nicht; denn er fragt sich zunächst nach der Beschaffenheit der Kunst und des Schönen selbst, nach den objektiven Eigenschaften der solche Eindrücke hervorrufenden Werke, sondern immer nur nach den subjektiven Einwirkungen auf Gefühl und Sinne. Dieser Fortgang war mit der Urgenossenschaft der neuern deutschen Philosophie. Den Weg hierzu bahnt Schiller, welcher in seinen ästhetischen Abhandlungen zwar noch wesentlich auf kantischer Grundlage steht, aber doch ebenfalls schon diese Schranken durchbricht und auf die Erforschung der in der Natur des Schönen selbst liegenden Eigenschaften ausgeht. Die Anregungen Schillers fanden die genialste Fortbildung in Schelling's Über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur, Berl. 1807, und die nachgelassenen Vorlesungen über die Philosophie der Kunst, Bd. 5 der «Gesammelten Werke», Stuttgart. u. Augsburg. 1859). Nicht mehr bloß der psychol. Einfluß, sondern das tatsächliche Wesen der Schönen wird fortan Gegenstand der philol. Betrachtung. Zudem die Schelling'sche Philosophie Natur und Geist, das Ideale und Reale als identisch, d. h. als innerlich einheitlich und gleich erkannte, ersahte sie das Schöne als dasjenige, dessen sinnliche Wirk-

lichkeit, dessen Realität durchweg der Idee, dem Ideale entspricht, als innigste Einheit und Durchdringung des Idealen und Realen. Die Kunst ist die Spitze des Schönen, denn sie allein ist diese vollkommene und absolute Ineinbildung des Idealen und Realen, in welcher Seele und Leib, Inhalt und Form schlechtthin ineinander ausgehen. Schelling hat diese folgenreiche Grundanschauung, welche prinzipiell schon bei Goethe und Schiller obwaltet, zwar zuerst formuliert, aber litterarisch sind die daraus sich ergebenden Folgerungen zuerst durch seinen Schüler Solger, der deshalb als der Ästhetiker der Romantik zu gelten pflegt, bekannt gemacht worden («Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst», 2 Bde., Berl. 1815, und die von Hegel herausg. «Vorlesungen über die Ä.», Berl. 1829). Vollendet und in alle Einzelheiten durchgebildet erscheint dieses Prinzip jedoch erst in Hegel; er und seine Schule haben für die wissenschaftliche Kunstbetrachtung wahrhaft epochenmachend gewirkt. Die wichtigsten Schriften dieser Richtung sind: «Hegels Ä.» (herausg. von Hotho, 3 Bde., Berl. 1835—38; 2. Aufl. 1842—43); Weiße, «System der Ä.» (2 Bde., Lpz. 1830, und mit Zusätzen herausg. von Seydel, Lpz. 1872); Vischer, «Über das Erhabene und Romische» (Stuttg. 1837); Ruge, «Neue Vorlesung der Ä.» (Halle 1837); Vischer, «Ä. oder Wissenschaft des Schönen» (8 Bde., Neutlingen 1846—57); Carrière, «Ästhetik» (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1878). Auch die Hegel'sche Ä. geht wesentlich vom Begriff des Schönen aus; ihre Grundlage ist die sog. Metaphysik des Schönen. Das Schöne ist, wie bei Schelling, die Idee in der Form begrenzter Erscheinung. Die erste Daseinsform ist also das Naturschöne, das Schöne in der Natur und, wie Vischer mit Recht hinzusetzt, in der Geschichte. Das Naturschöne aber ist noch mit tiefen Mängeln behaftet; es ist selten, zufällig, flüchtig, untermischt mit Unschönem. Diese Mängel haben ihren Grund darin, weil das Naturschöne unbewußt ist. Bewußt aber ist das Schöne im sinnlichen Geiste, in der Phantasie. Aber die Phantasie ist bloß innerlich; sie muß sich daher verkörpern, sie muß ihre Gebilde verwirklichen. Diese Verwirklichung des Phantasiebildes ist die Kunst. Das Kunstwerk hat eigenes, selbständiges Dasein, losgelöst von seinem Urheber, unbefangen und absichtslos wie ein Werk der Natur; aber es stammt aus dem Geiste, es ist nur die objektive Verkörperung des Ideals, jeder Rest roher Natur ist von ihm abgestreift, es ist idealisierte Natur. Die einzelnen Künste erscheinen folglich als das stufenweise Sichherausarbeiten des Geistes aus der Materie. Die bildenden Künste (Architektur, Plastik, Malerei) sind stumme, massenhafte, noch selbst in sinnlichem Material arbeitende Künste; die Musik bewegt sich schon in der idealgesetzten Materialität des Tons, die Poesie dagegen auf rein geistigem Gebiet. Die Poesie ist der Übergang des Geistes aus der Welt der sinnlichen Empfindung und Vorstellung zum reinen Denken. So ist die Ä. auf diesem Standpunkte in Wahrheit eine Wissenschaft des Schönen. Sie durchwandert das ganze Reich desselben. Die Kunst ist in diesem Reiche nur eine Proving, wenn auch die reichste und herrlichste. Einen von Hegel abweichenden, aber durchaus selbständigen Standpunkt in der philol. Auffassung des Schönen und der Kunst nehmen ein: Jean Paul, «Vorlesung der Ä.» (1804); Fries, «Handbuch der Ä.» (Heidelb. 1832); Krause, «Abriß

der A.» (herausg. von Leutbecher, Göttingen 1837); Schleiermacher, »Vorlesungen über A.« (herausg. von Lommash, Berlin 1842).

Wie sich in neuester Zeit überhaupt ein realistischer Widerstand gegen die sog. spekulative Philosophie energisch geltend gemacht hat, so rührte sich dieser auch in der A. um so lebhafter, je weniger sich die vielgestaltige Welt des künstlerischen Empfindens und Darstellens in abstrakte Begriffsallgemeinheit fangen lassen will. Der Widerstand ist zunächst von der Herbart'schen und Schopenhauer'schen Schule ausgegangen; zu der erstern gehört Zimmermann (»Allgemeine A. als Formwissenschaft«, Wien 1865). Doch auch innerhalb der Hegel'schen Schule regte sich der Trieb selbständiger Fortbildung. Reising's »Ästhetische Forschungen« (Frankf. 1855), Köstlin's »Ästhetik« (Tübingen 1863—69), Gerdts »Vorlesung der A.« (2. Abtheil., Karlsruhe 1865) und Lemke's »Populäre A.« (4. Aufl., Leipzig 1873) stehen auf durchaus verschiedenen, einander sogar scharf widersprechenden Standpunkten; aber nichtsdestoweniger haben sie das Gemeinsame, daß sie aus den Höfen der Metaphysik des Schönen mehr in das individuelle, geschichtliche Kunstleben selbst einzutreten bestrebt sind. Man kann mit keiner dieser Fortbildungen völlig einverstanden sein, und man wird doch mit Bestimmtheit behaupten müssen, daß die Hegel'sche A. trotz aller ihrer tiefen und oft überraschend feinsinnigen Einsichten in das Wesen der Kunst, der einzelnen Kunstarbeiten und der geschichtlich gegebenen Kunstwerke auf einer Grundanschauung ruht, die das Wesen der Kunst nicht völlig trifft und daher die Eigenartigkeit der schöpferischen Kunstbedingungen theils nicht in ihrem vollen Umfange, theils nicht in ihrer innern Notwendigkeit und Begründung erkennen kann.

Die Kunst ist nicht in ihrem eignen Wesen und Ursprung zu erkennen, wenn man diese Erkenntnis von vornherein nur einer allgemeinen Wissenschaft des Schönen anreicht und unterordnet. Die Kunst ist durchaus nicht eine solche Steigerung oder gar Überbietung der Natur Schönheit; auch der größte Künstler vermag die schöne Natur nicht zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen, und er hat auch gar nicht diese Aufgabe. Die Kunst entspringt auch zunächst gar nicht aus dem Drange nach einem solchen schönen idealisirten Gegenstande; der Ursprung der Kunst ist wesentlich ein monumentaler, ist das Verlangen, den Gedanken an eine feste Stätte zu knüpfen und diesem Denkmal eine Form zu geben, welche der Ausdruck des Gedankens sei. Dies gilt nicht bloß von den bildenden Künsten, sondern ebenso sehr von der Musik und Poesie. Daher sind alle ältesten Kunstzeiten symbolisch; die Sache, der Gedanke überwiegt noch die Form des Ausdrucks. Erst allmählich erstarrt auch die Form und wird dem Gedanken angemessen. Es ist ein Kernwort Goethe's, wenn er sagt: »Nicht die schönen Formen waren der Hauptzweck der griech. Kunst, sondern diese entwickelten sich umgekehrt nur aus dem Geiste derselben, als notwendige Mittel zum Ausdruck schöner Gedanken.« Sind aber die schönen Formen nicht Zweck der Kunst, sondern nur Mittel; ist die Sprache der Kunst nur deshalb eine Sprache in sinnlich natürlichen Formen, eine Sprache in Linien, Körpergestalten, Farben, Tönen und Charakteren, weil der Inhalt, den sie ausdrückt, aus der sinnlichen Anschauung und Empfindung des Menschen kommt, so folgt,

daß das Wesen und der Ursprung der Kunst nicht aus einer Metaphysik des Schönen, sondern lediglich aus der psych. Natur des Menschen selbst geleitet werden muß. Nicht der Begriff des Schönen, sondern das Wesen der Phantasie ist bei der naturgemäße und notwendige Ausgangspunkt. Dies ist die erste Aufgabe der A., die Psychologie oder die Physiologie der Phantasie als eines eigentümlichen Prozesses der Auffassung der Außenwelt und der äußern Darstellung, des Vorstellens halt. (Vgl. Siebel, »Das Wesen der ästhetischen Anschauung«, Berlin 1875.) Auf diesem Grunde erst hat die A. das Kunstwerk selbst zu betrachten, wie es die schöpferische That der Phantasie ist. Das Kunstwerk ist aber wesentlich nach zwei Seiten bedingt und abhängig. Erst ist es das Werk einer ganz bestimmten Kunstart, ist ein Bauwerk, ein Bildwerk, ein Gemälde, Musikstück, ein Gedicht. Die Wissenschaft hat nicht nur diese einzelnen Kunstarten abgelehnt, sondern auch die Gesetze und Grenzen darzustellen, die einer jeden Kunstart durch ihr Darstellungsmaterial naturnotwendig gegeben sind. Die Wissenschaft der A. ist in diesem Sinne Formeltheorie des architektonischen, plastischen, malerischen, musikalischen, poetischen Stils. Hier liegt die wichtigste und für den ausübenden Künstler die fruchtbarste Aufgabe der A. Reising's »Laocoön« aus der Verschiedenheit des Darstellungsmaterials die Stilunterschiede und Grenzen der bildenden Kunst und der Poesie ableitend, ist für Untersuchungen dieser Art ein ewig maßgebendes Muster. In neuerer Zeit ist Gottfr. Semper in seinem trefflichen Werke: »Der Stil in den technischen und tonischen Künsten, oder praktische A.« (Wien 1860—63), wieder sehr erfreulich in diesem Wege eingelenkt. Zweitens aber ist das Kunstwerk auch einer ganz bestimmten Zeit und Nationalität angehörig; es ist innerster und individuellster Ausdruck derselben; es ist, wie man es treffend genannt hat, das in Formen verkörperte Empfindungsleben einer bestimmten Zeit und Nationalität. Nach dieser Seite erweitert sich folgerichtig die wesentlich zur Kunstgeschichte. Soll die A. die volle und ganze Erkenntnis der Kunst sein, so muß sie Theorie und Geschichte der Kunst zugleich sein; es bleibt ein unvergänglicher Ruhm Windelman's des ersten Begründers der wissenschaftlichen Kunstgeschichte, daß er, diese innere und untrennbare Zusammengehörigkeit von A. und Kunstgeschichte erkennend, die ästhetisch-theoretische Seite der Kunstbetrachtung in einem Umfange in seinen Denkwürdigkeiten, wie kein anderer Kunsthistoriker nach ihm, die A. ist demnach wesentlich Encyclopädie der Kunstwissenschaft, und ihre Methode und ihr Ziel ist nur vergleichende Kunstforschung im Sinne der vergleichenden Religions- und Sprachforschung (Vgl. Zimmermann, »Geschichte der A. als philologische Wissenschaft« (Wien 1868); Lohse, »Geschichte der A. in Deutschland« (München 1868); Schasler, »Ästhetische Geschichte der A. von Plato bis auf neueste Zeit« (Berlin 1872).

Asthma (grch., d. i. Beklemmung), Brustbeklemmung, Brustkrampf, wurde von älteren Ärzten und wird von Laien vielfach als eine besondere selbständige Krankheit angesehen, läßt sich aber nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft nur als eine Krankheitserscheinung, als ein Symptom zahlreicher, ihr

Beiden nach sehr verschiedener Krankheiten auffassend. Von der continuirlich andauernden Schwer- oder Athmlosigkeit (Dyspnoe), die sich bei vielen chronischen Lungenerkrankungen findet, unterscheidet sich das A. durch, daß periodisch in längern oder kürzern Zwischenräumen, meist ganz plötzlich (schwere Athmenot) mit heftigen krampfhaften Athembewegungen, fernstehen, mit hörbarem Atmen, mit heftigem Erstickungsgefühl, Husten und Auswurf sich einstellt. **Acute asthmatische Anfälle** entwickeln sich im allgemeinen dann, wenn plötzlich, durch irgendwelche **Ursache**, die Ausscheidung der Kohlenhydrate aus dem Blute und die Aufnahme von Sauerstoff in daselbe, wie solche in den Lungenbläschen normalerweise vor sich gehen, in dem Grade gehindert werden, daß das mit Kohlenensäure überludene Blut plötzlich einen sehr intensiven Reiz auf die Reizcentren im verlängerten Mark ausübt und dadurch floride (krampfhaft zuckende) **Respirationskrämpfe** in den Athmungsmuskeln hervorruft. Im solcher Zustand kann durch die verschiedenen Krankheiten hervorgerufen werden: bald hat es seinen Ursprung in der Lunge, bald in der Brusthöhle durch Unterleibskrankheiten, bald Entzündungen der Lungen (am häufigsten bei chronischen Lungenerweiterung [s. Emphysem], Lungenentzündung, Brustfellentzündung, Anomalie von Flüssigkeit in den Brusthöhlen, Lungenödem, Katarrh der Lufttrichter), bald Krankheiten des Herzens und seiner Klappen, bald Stenose des Herzens und des Herzens, bald endlich Störungen im Nervensystem, welche **asthmatische Anfälle** zur Folge haben (nervöse A., Bronchialasthma). Indem nämlich die feinen Kanäle der mittleren und der feinsten Lufttrichter, infolge einer krankhaften Reizung der zu ihnen führenden Nervenfasern, in einen mehr oder weniger heftigen Krampf geraten, wird die **Einatmung** ihrer feinen Röhren so stark verengt, beziehentlich verschlossen, daß die eingeatmete Luft nicht mehr in die Lungenbläschen gelangen kann, und so jene hochgradige Überladung des Blutes mit Kohlenensäure eintreten muß, welche die Ursache jedes **asthmatischen Anfalls** ist.

Die Behandlung des A. richtet sich streng nach der Ursache, die durch eine genaue physik. Untersuchung zu ermitteln ist. Während des Anfalls selbst sind alle beeinträchtigenden Kleidungsstücke zu lösen, kalte oder warme Anwendungen, wie Ansprünge mit kaltem Wasser, warme Hand- und Fußbäder, Niesmittel u. s. w. sowie Ableitungen auf den Darm durch Abführmittel zu versuchen, wie auch nicht selten Einatmen von frischer Luft, Chloroform, Salpeterdämpfen (durch Verbrennen von Salpeterpapier) im Anfall selbst wesentliche Erleichterung zu verschaffen im Stande sind. Auch die Einatmungen kohlensäurehaltiger Luft (s. d.) leisten gegen asthmatische Anfälle vortreffliche Dienste. Bei dem A. der Kinder, welches zumeist auf einem krampfhaften Verschlus der Stimmritze beruht (Stimmritzenkrampf), ist das Hauptgewicht der Behandlung auf eine möglichst zweckmäßige Ernährung des Kindes zu legen. (S. Auffütterung.)

Asti (Asta Pompeja), Stadt in der ital. Provinz Alessandria, liegt 40 km südöstlich von Turin, an der Mündung des Vorbores in den Tanaro und an der Eisenbahn Turin-Alessandria-Genova, die

hier nach Casale und Castagnole abzweigt, ist Sitz eines Bischofs, hat ein altes Schloß, eine gotische Kathedrale, mehrere Paläste, Seidenmanufakturen, zwei besuchte Messen und ansehnlichen Handel mit wollenen Waren, Leber, Hüten und Trüffeln und zählt (1880) als Gemeinde 34 208 E. In der Umgegend baut man in Piemont sehr geschätzte Weine, besonders den Asti spumante, einen moussierenden Muskatwein. A. ist der Geburtsort des Dichters Alfieri, welchem hier 1862 ein Denkmal errichtet worden ist. Im Mittelalter war es eine der mächtigsten Republiken Oberitaliens und lange beröhmt durch seine 100 Türme, von denen noch 80 übrig sind. Die Stadt wurde 1155 von Kaiser Friedrich I. eingeäschert, 1348 fiel sie in die Gewalt der Visconti, kam dann an Frankreich und nach dem Frieden zu Cambrai 1529 an Karl V., der sie seiner Lante Beatrice von Savoyen schenkte. Im Okt. 1746 wurde A. von den Franzosen erstickt. Das benachbarte Thal von A. d. n. a. ist reich an fossilen Resten.

Astigmatismus (abzuleiten von *στυμα*, Punkt) ist seiner Wortbedeutung nach der Zustand, in welchem Strahlen, die von einem Punkte ausgehen, sich nicht wieder in einem Punkte vereinigen können. Wenn infolge asymmetrischer Wölbung der brechenden Flächen des Auges die Refraktion in den verschiedenen Meridianen eines und desselben Auges nicht dieselbe ist, dabei aber doch für jede einzelne Meridianrichtung durch Zuhilfenahme sphärischer Linsen eine punktuelle Vereinigung der Strahlen auf der Stäbchenschicht der Retina erzielt werden kann, so entspricht dieser Zustand der Begriffsbestimmung des regelmässigen A. Ist indessen die Aberration der Strahlen in einem und demselben Meridian eine so komplizierte, daß durch sphärische Gläser eine punktuelle Vereinigung derselben auf der Retina nicht bewirkt werden kann, so ist unregelmässiger A. vorhanden. Ein gewisser Grad von regelmässigem A. beeinträchtigt den Grad der Sehschärfe, den man als Norm anzusehen hat, ebenso wenig wie ein geringer Grad von unregelmässigem A.; Andeutungen dieser beiden Formen finden sich auch bei dem normalen Auge. Sind diese optischen Ungleichartigkeiten indessen in höherem Grade entwickelt, so entsteht eine derselben proportionale Beeinträchtigung der Sehschärfe. Die Ursachen des A. können sowohl in der Hornhaut als der Linse, gleichzeitig auch in beiden liegen, und es kann in letztem Falle geschehen, daß der von der ersten abhängige A. den durch letztere bedingten entweder steigert oder (teilweise) kompensiert. Der regelmässige A. allein kann optisch korrigiert werden. Die Meridiane des Brechungsminimums und Brechungsmaximums eines und desselben Auges stellt man als Hauptmeridiane einander gegenüber, die Brechungsdivergenz beider gibt den Grad des A. an. Ist die Brechung in einem Hauptmeridian normal, in dem andern zu stark oder zu schwach, so ist der A. ein einfach myopischer oder hyperopischer. Wenn jedoch in allen Meridianen ein myopischer, resp. hyperopischer Refraktionszustand herrscht, der nur dem Grade nach verschieden ist, so ist zusammengesetzter myopischer, resp. hyperopischer A. vorhanden. Es ist endlich der A. ein gemischter, wenn Myopie in dem einen, Hyperopie in dem andern Hauptmeridian nachweisbar ist. Korrekturen des regelmässigen A. und damit der von demselben abhängigen Sehschärfe werden durch Glaslinsen erreicht, welche Abschnitte eines Cylinders, die man sich parallel der

Cylinderachse geführt denkt, bilden. Fallen Lichtstrahlen auf eine Fläche mit positiver oder negativer cylindrischer Krümmung, so weichen dieselben in Ebenen, welche durch die Cylinderachse gelegt werden, nicht von ihrer Richtung ab, wohl aber in solchen, welche senkrecht auf der Achse des Cylinders stehen. Diese Eigenschaft der Cylinderlinsen gewährt die Möglichkeit einer einseitigen Brechungskorrektion in nur einem der beiden Hauptmeridiane, d. h. des A. und der von ihm abhängigen Sehstörungen selber. Begründer der Lehre vom A. sind Thomas Young und der Astronom Airy; gefördert wurde sie namentlich durch Fischer, Brewster, Stodex, Goode, Hamilton, Hays, Donders.

Astmoos, f. Hypnum.

Aston-Mauor, großer Fabrikort in der engl. Grafschaft Warwick, dicht nördlich von Birmingham, hat Maschinen-, Waffen-, Spielzeug-, Stahlfeder-, Werkzeugfabriken u. s. w. und zählt (1881) 53 844 E.

Astor, arab. Gottheit, f. unter Astarte.

Astor (Joh. Jak.), einer der unternehmendsten und reichsten Männer der neuern Zeit, geb. 17. Juli 1763 zu Walldorf bei Heidelberg von unbemittelten Eltern, ging, 16 J. alt, zu einem ältern Bruder nach England, bei welchem er musikalische Instrumente verfertigen lernte, und von da 1783 nach Amerika; hier ließ er sich in Newyork nieder und trieb direkten Handel mit den Indianern und Grenzern in den Pelzgebieten des Staates Newyork und Canadas. Schon 1800 besaß er ein Vermögen von $\frac{1}{2}$ Mill. Doll., das er durch umsichtige Anlagen in Grundeigentum in dem nächsten Jahrzehnt vervierfachte. Darauf suchte er 1811 den nordwestl. Teil von Nordamerika in den Bereich seines Geschäfts zu ziehen; er wollte von da aus den Pelzhandel und durch direkte Verbindungen mit China den Thee und Seidenimport monopolisieren. Dieser Plan, der in Oregon an der Mündung des Columbiaflusses, in Astoria (s. d.), eine teilweise Verwirklichung fand, scheiterte aber an den kriegerischen Verwickelungen mit England und der Untreue seiner eigenen Beamten. Fortan beschränkte A. seine Operationen auf die Vereinigten Staaten und Newyork. Sein Hauptvermögen erwarb er durch glückliche Spekulationen in Grundeigentum in den neu eröffneten nordwestlichen, durch die Einwanderung rasch emporblühenden Staaten und in der Stadt Newyork. Infolge des ungeheuern Wachstums dieser Stadt stieg sein Vermögen so sehr im Werte, daß es bei seinem Tode, welcher 29. März 1848 erfolgte, auf 20 Mill. Doll. geschätzt wurde. Im J. 1863 bezahlten seine Erben $\frac{1}{2}$ Mill. Doll. Steuern und besaßen zusammen ein Vermögen von 50—60 Mill. Die von A. auf Anregung seiner litterarischen Freunde, wie Washington Irving, gegründete Astor-Bibliothek in Newyork, für welche A. 400 000 Doll. aussetzte und sein Sohn später noch 200 000 Doll. zuflüßerte, steht unter der Aufsicht von 12 Verwaltungsräten, unter denen sich zuerst Washington Irving, Fitz-Greene Haller, Cogswell u. s. w. befanden. Die Bibliothek ist in einem schönen, im byzant. Stile erbauten Hause am Lafayette-Place aufgestellt, wurde 9. Jan. 1854 eröffnet und prachtvoll und bequem eingerichtet; sie zählt gegenwärtig gegen 150 000 Bände. Einzelne Fächer, wie z. B. Technologie, orient. Litteratur, sind sehr gut vertreten, andere dagegen, wie amerik. Geschichte, sehr vernachlässigt. Das Astor-Haus ist eine von

A. mit 50 000 Doll. in seinem Geburtsort Astorga gestiftete Erziehungsanstalt für arme Kinder verbunden mit einer Versorgungsanstalt für arbeitsbedürftige Personen, und wurde 1854 eröffnet.

Astorga (Asturica Augusta), Stadt (Cibid. von 1877) 4483 E. in der span. Provinz Leon, eines Bischofs, liegt malerisch auf einem Hügel am Rio-Tuerto an der galic. Heerstraße und an der Nordwestbahn (Valencia-Coruña) 895 m über d. Meere, hat eine 1471 von Herrera erbaute prächtige got. Kathedrale, ist von dicken, zinnengekrönten teilweise noch aus der Römerzeit stammenden Mauern umgeben und betreibt Leinweberei u. Spinnerei. Im nahen Gebirge wohnen die in Spanien als Maultierreiber bekannten eigenartigen Maragatos. Asturica Augusta, Hauptstadt der Astures, von Plinius eine urbs magnifica genannt, wo 446 ein Konzil tagte, war im Mittelalter eine sehr volkreiche Stadt, währte sie jetzt im Verhältnis zum Umfange verödet. Am 22. April 1810 wurde die fast nur von b. Einwohnern verteidigte Stadt von den Franzosen unter Junot erst nach langer Belagerung erobert. Die Engländer besetzten A. 9. Aug. 1812.

Astorga (Emanuele Baron v.), ein durch romantische Schicksale wie durch musikalische Kompositionen bekannter Edelmann, Abkömmling der a. gelesenen neapolit. Familie der Grafen und Fürsten Capece, die Anhänger Oesterreichs und mit mehreren der böhm. Adelsfamilien verschwägert waren, angeblich 11. Dez. 1681 geboren. Als seine Geburtsstadt ist Neapel und als sein Vater der kaiserl. Oberst Girolamo Capece anzusehen, eines der Häupter der österr. Partei in dem Aufstande gegen den neuen König Philipp V. von Spanien, infolgedessen Girolamo 3. Okt. 1701 in Neapel hingerichtet wurde. Sein Sohn wurde wahrscheinlich 1708 als Philipp V. das Königreich beider Sicilien besuchte, von diesem mit nach Spanien genommen und in das in der Provinz Leon gelegene Kloster Astorga gebracht; seither führte er statt des geleiteten Namens Capece den dieses Klosters. Sein großes musikalisches Talent, in Neapel durch b. Brüder Scarlatti gebildet, machte ihn bald bekannt. Vermutlich blieb A. in jenem Kloster, b. Erzherzog Karl als Gegenkönig nach Spanien kam für dessen Hof in Barcelona er 1709 die Op. »Dasen« komponierte; 1712 war er in Wien, wo er auch wahrscheinlich 1711, als Karl nach dem Tode Josephs I. den Kaiserthron bestieg, mit ihm zusammen Spanien. Bei seinen spätern Wanderungen, auf welchen er auch England berührte, kam er immer wieder nach Oesterreich zurück, wo er jetzt als seine Heimat betrachtete, und wo im Kreise der Verwandten auf dem böhm. Schloß Naumburg an der Elbe am 21. Aug. 1736 starb. Von seinen Kompositionen ist ein »Stabat mater« in B-dur deshalb so bekannt und berühmt geworden, weil man es in Verbindung brachte mit b. Seelenqualen, die er und seine angeblich auf b. Richtplätze unter Krämpfen verschiedene Mütter erduldeten, als sie der Enthauptung seines Vaters beizuwohnen mußten; doch sind die Erzählungen über nirgendso beglaubigt. A. komponierte mehr Kirchenstücke ähnlicher Art, eine Messe in G-moll u. f. w. In besonderm Ansehen stand er unter seinen Zeitgenossen wegen seiner ital. Solofantastiken, die noch in ziemlicher Anzahl existieren und ihn als echten Schüler A. Scarlattis kennzeichnen.

Astoria, ein im County Clatsop des Staats Oregon gelegenes Städtchen von (1880) 2808 G., in fast unbewohnter Gegend am säd. Ufer des Columbia, etwa 15 km von dessen Mündung in den Stillen Ocean, wurde 1811 auf Veranstaltung des Deutschen J. Astor (s. d.) von der amer. Westindienkompanie zur Konkurrenz mit Fort Vancouver der engl. Hudsonsbai-Kompagnie gegründet. Wie der amer. Pelzhandel in Oregon selbst, war auch A. als dessen Emporium nur vorübergehend von Bedeutung. Die schwierige Einfahrt in den Columbia trat seiner Entwicklung hindernd in den Weg. Schon 1813 wurde A. von den Engländern besetzt und Fort George genannt, aber 1818 wieder abgegeben. Die ersten Anfänge A.s sah man in Washington Irving in seinem «Astoria» beschreiben.

Astoria ist ein Name der Dile, der Göttin der Fruchtbarkeit, der Tochter des Zeus und der Thea, und Mutter des Asklepios. Sie verließ nach Asklepios im ägypt. nach Ovid im eisernen Zeitalter die Erde, auf der sie bis dahin gewohnt. Seitdem trägt sie unter dem Namen der Jungfrau als Artemis im Liebes. — A. ist auch der Name des 1. Planeten. (S. unter Planeten.)

Astrabad, Stadt in Persien, s. Astrabad.

Astrachan, ehemals ein tatar. Chanat, gegenwärtig Name eines russ. Gouvernements, eines Kreises und der Hauptstadt desselben. Das Chanat A., ursprünglich eine Provinz des Kaspijschen oder des Reichs der Goldenen Horde, erhielt 1480 seine Selbstständigkeit, wurde aber 1554 von Iwan Wassiljewitsch II. unter russ. Herrschaft gebracht und bildet seitdem das Partum A., welches die jetzigen Gouvernements A., Orenburg, Samara, Saratow und Stawropol oder Kaulastien umfasst. — Das Gouvernement A., eins der südlichsten des russischen Reichs in Europa, zu beiden Seiten der unteren Wolga am Kaspijschen Meere sich erstreckend, umfasst (seit 1851) einschließlich des Gebietes der Astrachanischen Kalmdenen und der Astrachanischen Kirgisenhorde ein Areal von insges. 224 471 km² mit (1870) 601 514 G. Die Krone liegt in dem Bereiche der öden Salzsteppen des Kaspijschen Meers, ist der nordwestliche Teil ein großer, einst vom Meere bedeckter aralo-kaspijscher Erbküsten und steht unter dem Einflusse eines kontinentalen asiat. Klimas mit extremer Sommerhitze und Winterkälte, mit Regenmangel, Schneefälle, heuschreckendeckende u. s. w. Das Gouvernement zerfällt in fünf Kreise: A., Astrachan, Jermakow, Ischerynjar und Jarow (Jarjew).

Die Astrachanische Steppe ist eine baumlose, kleeformig gestaltete Fläche, die sich mit einem reichlichen Horizonte an das blaue, oft ganz aralo-kaspijsche Himmelsgewölbe angeschlossen scheint und durch die Wolga in zwei Hälften, die östliche, die Pischikland, und die westliche, das Bergland, geteilt wird. Neben den leichten Höhenzügen ist besonders der gegen 180 m über den Spiegel des Kaspijschen Meers ansteigende Berg Bogdow, der aus grauem Sandstein, im Gipfel die verwitterungsreichen Muschelschalen besteht und an der Ostseite Schluchten und Wassertiefe hat.

Die Sandhügel gewähren Schutz gegen die Stürme oder Burans, und nicht selten findet man ihnen zugleich ausreichender Wasservorrat. In man an vielen Stellen durch Ausmauerungen erhalten weiß. Die Steppe ist reich an

Pflanzen, die zu Viehfutter taugen, sowie an Schilf, welches als Brenn- und sogar als Baumaterial zu Zäunen, Hürden, Häuten benutzt wird. Besonders trägt die Steppe viel Salzkräuter, wie die graugrünen Kaliarten auf den höheren, trockenen Stellen, die meist dunkelroten Salicornien mit fleischigen, saftigen Blättern an niedrigen, feuchten Stellen. Vorzugsweise charakterisiert indes die Steppe der Reichtum an größeren und kleineren Salzseen. Es sind deren schon mehr als 700 bekannt, und ihre Zahl nimmt fortwährend zu durch Auslaugung des durchgehends salzhaltigen Bodens und durch Abschiebung des fließenden Wassers. Die Seen zerfallen in die ursprünglicher und in die neuerer Bildung. Die erstern haben ihren unerschlüsslichen Reichtum des besten Kochsalzes größtenteils aus dem in tiefen, oft unergründlichen, kesselförmigen Becken, Thälern und Schluchten zurückgebliebenen Meerwasser durch Verdunstung des süßen Wassers erhalten. Besonders berühmt sind der 8 m unter dem Meeresspiegel liegende 1619 km große Elton und der 1249 km große Kaspijschatskische See, von denen der erstere früher jährlich 10—13 Mill., in neuerer Zeit 4—5 Mill. Pud Salz oder ein Sechstel des ganzen Salzbedarfs des europ. Russland lieferte. Der letztere ergab von 1771—1806 gegen 5 Mill. Pud, lag seit 1808 unbenutzt, ist aber seit 1861 wieder in Betrieb gesetzt. Die Salzseen jüngerer Bildung sind kleiner und liegen in der Nähe des Wolgabels und der Küste des Kaspijschen Meers in seichten, buchtensförmigen Vertiefungen, die durch Erd- und Sandanhebungen vom Meere abgedämmt sind. Außerdem gewinnt man aus dem seit 1861 in Angriff genommenen Steinsalzager in den Sandhügeln Ischapschatskische das vorzüglichste und chemisch reinste Salz, das man bis jetzt gefunden hat. Im J. 1872 gewann man aus den Salzseen des Gouvernements 12 113 079 und aus den Steinsalzlagern 1 551 578 Pud Salz. Dagegen gibt es wirkliche Solquellen, aus Salzlagern entstehende Salzquellen nirgends, ebenso wenig eigentliche Salzstümpfe, sondern nur Salzpflanzen und Salzlagern, überhaupt keine Stümpfe, außer in dem nicht salzigen Köhricht der Rimane.

Durch diesen ehemaligen Meeresboden der Steppe hat sich die bereits mehrarmig, also in Deltaform in das Gouvernement (unterhalb Jarjyn) eintretende Wolga ihren südöstl. Lauf erst bohren oder vielmehr hindurchwaschen müssen. Unterhalb der Stadt A. nimmt das Flussdelta eine Breite von 160 km ein. Es erweitert sich keilförmig in das Meer und dehnt sich auch westwärts beständig weiter aus, während es nach O. durch Anschwellung verflacht und erhöht wird. Das ganze Wolga-Aktuba-Delta, von Jarjyn bis zum Meere, ist jüngerer, vom Flusse abgesetztes Land, ohne Salzteil, daher auch auf seinen zahlreichen Inseln mit üppigem Graswuchs und vielen starken Bäumen bestanden. In und an ihm liegen die Städte, Flecken und wichtigsten Ansiedelungen nebst den Stanizen oder Dörfern der Wolgaischen oder Astrachanischen Kosaken, die auf dem ganzen westl. Ufer und dann an der Küstenstraße bis an die Ruma sich fortziehen. Nur die Russen haben feste Ansiedelungen; die übrige Steppenbevölkerung besteht hauptsächlich aus Nomaden. Die Wolga teilt das ganze Steppenland in die Uralische oder Kirgisensteppen im O. und die Kalmdenensteppen im W. Die erstere, mit den größten und

bedeutendsten Salzseen, wird von den Kirgisenuflüssen der Innern Horde benützt, die unter der Jurisdiktion des Generalgouverneurs von Orenburg stehen; dagegen war bisher alles Land westlich hinter den Wolgaansiedelungen nur zur Benützung der verschiedenen Flüsse der buddhistischen Kalmüden bestimmt. Seit 1863 indessen ist die Besiedelung der Kalmüdensteppe in Meiereien (Chutor) von je 15—20 Höfen durch Reichsbauern aus den innern Gouvernements wie aus dem Gebiete von A. angeordnet, und zwar erstrecken sich dieselben zunächst auf 15 bestimmte Punkte in dem Sommeraufenthalte der Kalmüdenstämme, von der Stadt A. bis an die Grenze der Donischen Kosaken. Die Kirgisien und Kalmüden treiben Herdenzucht und Viehhandel; daneben Fischerei, auch wohl Matrosendienst und Arbeit an den Salzseen. Die Hauptnahrung der Nomaden besteht in Stuten-, Kuh- und Schafmilch, selten in Fleisch, und außerdem in wildwachsenden Körnern und Wurzelpflanzen. Ackerbau findet nur in den Kreisen Jarem und Krasnojarsk statt. Von großer Bedeutung ist dagegen die Fischerei in der Wolga, deren reichster Teil dem Gouvernemente angehört, und auf dem Kaspischen Meere, die großartigste der Erde nach der von Neufundland, verbunden mit Kaviarbereitung und Thranfischerei. Jährlich werden 6 Mill. Pud Fische im Werte von 8 Mill. Rub. gewonnen. Besonders hervorzuheben ist der Astrachanische Hering (*Clupea pontica et caspica*), der vom Meere bis Jarigyn aufsteigt und früher nur zu Thran versotten wurde, seit 1855 aber eingesalzen wird.

Die Hauptstadt A., eine Kulturoase in der Steppe, auf der hügeligen Wolgainfel Sajaz oder dem Kremlhügel, 22 km von der nächsten, 60 km von der fernsten Mündung des hier 1420 m breiten Stroms gelegen, besteht aus der Festung oder dem Kreml, der ihn umgebenden Weißen Stadt (Belogorod) mit steinernen, und 16 Vorstädten oder Sloboden mit hölzernen Häusern, und hat unregelmäßige, bei hohem Wasser zum Teil überschwemmte Straßen. Vor den Thoren lagern Kalmüden und Kirgisien in ihren Ribitten. Die Stadt hat einen Umfang von 8 km und ist Sitz des griech. Erzbischofs von A. und Jenotajewsk, eines armen.-gregorianischen Erzbischofs und einer lamaitischen geistlichen Vorsteherchaft, ferner eines Civil- und eines Militärgouverneurs, der Admiralität der kaspischen Flotte, des kaiserl. Fischkomptoirs, der Salzdirektion, eines Domänenhofs, einer Medizinalverwaltung u. s. w. Sie hat eine 1646 gegründete Kathedrale mit fünf Kuppeln, 19 andere griech. Kirchen, 3 Klöster, 2 römisch-katholische, 5 armenische, 1 lutherische, 7 Moscheen, 1 lamaitische Hagode, und besitzt 1 Priesterseminar, 1 Gymnasium und andere Schulen sowie 1 botan. Garten. Die Bevölkerung, 57 704 Seelen, ist sehr gemischt, doch ihrem Grundstamm nach russisch. Die Armenier sind hier Krämer, die Tataren Viehhändler und Händler. Der Verschiedenartigkeit der Bevölkerung entsprechen die Kontraste im äußern Ansehen der Stadt. A. ist der bedeutendste See- und Handelshafen am Kaspischen Meere und hat in neuerer Zeit, wo dieser See der Hebel der russ. Macht in Transkaukasien, Persien und ganz Centralasien geworden, noch größere Wichtigkeit erlangt, als es früher bereits besaß. Auch der Verkehr auf der Wolga, der bisher durch die Seichtigkeit der Mündungsarme unterbunden war, hat seit der 1856 begonnenen Aus-

baggerung und Vertiefung derselben gewonnen. Großartige Werkstätten für den Bau von Dampfschiffen und andern Schiffen sind in Thätigkeit. Für Betrieb der Reederei bestehen zwei Gesellschaften. A. vermittelt fast den ganzen Handel mit Persien und Transkaukasien, und große Messen versammeln viele Tausende von Menschen. Die Zahl der jährlich ankommenden Schiffe beläuft sich auf etwa mit 23000 t Gehalt. Der Handel mit dem Lande hat einen jährlichen Umsatz von 1½ Mill. Rubel. Die Haupteinfuhrartikel sind Weizen, Getreide, Wolle, Spiritus, Eisen, Zinn, Drogen, Früchte, Goldfabrikate, rohe Seide, Baumwolle, Baumwollgarn und Baumwollfabrikate. Die regelmäßige Dampfschiffverbindung findet mit den wichtigsten Punkten des Kaspischen Meers bis Astrachan in Persien statt, und auf der Wolga die Dampfschiffahrt aufwärts bis Rybinsk. A. hat eine bedeutende Schiffbau- und Handelsverkeftr hat A. eine ansehnliche Industrie. Man fabriziert Saffian, Seidenzeug, Baumwoll- und Seidenzeuge, betreibt Färbereien, Zugschmelzereien, Fischthranfischereien, Seifen- und andere Fabriken. Von noch größerer Bedeutung ist der Fischfang, welcher von dem kaiserl. Fischkomptoir, das, wie die Werften und die spische Flotte, unter der Admiralität steht, vertet wird und Millionen von Rubeln abwirft. Die nächste Umgebung der Stadt ist mit Weinbergen und Gärten bedeckt. Der seit 1613 angepflanzte Weinstock liefert vorzügliche Trauben, die ganz Rußland versendet werden. Man baut gute Melonen, Wassermelonen, Rüben verschiedner Art, Pastinaten, Kohl, Kürbisse, Gurken, Erbsen, Zwiebeln, Meerrettich, Erbsen, Bohnen und Kaffeebohnen. Eigentlicher Ackerbau kann bei dem Mangel an Regen nicht gedeihen, und auch das Vieh liefert aus Mangel an gutem Futter schlechtes Fleisch, während das Hammelfleisch vortreflich und neben Hausgeflügel, Wildbret und Fischen Hauptnahrungsmittel bildet.

Geschichtlich. Die Stadt A. war schon im 14. Jahrh. ein großer Ort, lag aber damals oberhalb und am westl. Wolgaufer. Die o. Schriftsteller nannten es Torgi-Chan, die lat. Chabshi-Tarchan, die Grusiner Chosar, die Tataren und andere Reisende Citracano. Im 17. Jahrh. wurde A. von Timur zerstört, später an seiner Stelle wieder aufgebaut. Josaphat Barfand hier 1436 einen kleinen Flecken, dagegen broffio Contarini 1473 schon ein wichtiges, auch Russen besuchtes Emporium, ausgebreitet. A. del mit Reis, Seide, Seidenzeugen und andern Produkten, die über das Kaspische Meer la. Seit 1480 war A. der Sitz eines eigenen Khanats, und 1554 wurde es von Iwan Wassiljow II. erobert. Die Stadt hatte seitdem viel durch innere Unruhen und Angriffe der Tataren sowie durch Seuchen und Feuerabfälle zu leiden und 1564 streiften die Osmanen Selim mit den krimischen Tataren bis vor A., mußten indes mit Verlust zurückziehen. Sodann wurde 1667 von den Donischen Kosaken unter S. Radzin erobert. Feldmarschall Tschernomirskij eroberte hier 1705 einen Aufstand der Tataren. Peter d. Gr. nahm A. zur Basis seiner Operationen gegen Persien. Es erhielt hi eine polit. Bedeutung, die mit der Größe und Reichtume der Stadt zunahm, namentlich seit Alexander I. die russ. Herrschaft auf dem Kasp-

Nach einer sehrern Begründung erhielt. Auch unter Niklaus und Alexander II. geschah viel zur Hebung der Schifffahrt und des Wohls der Stadt.

Astrachan, auch **Baranjen** und **Baranten**, die von einem Belgeword gebunden sein- und trauwollenigen Stammerfelle von weißer, grauer oder schwarzer Farbe, die aus dem sibir. Rußland, der Tatar und Persien, auch aus Polen, kommen.

Astragal (grök.) nennt man in dem Baustile der Araber und der Renaissance (schmale, in halbrundem Bogen vertretende horizontale Glieder stabähnlicher Form, durch welche in der Höhenentwicklung aufeinanderfolgende Teile voneinander gesondert werden. Häufig ist dieser Rundstab (besonders beim ion. Stile) als Verleischnur ausgebildet.

Astragalus DC., artenreiche Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler. Die Arten derselben sind teils Kräuter, teils Halbsträucher und Sträucher, haben unpaarig gefiederte Blätter und gefüllte, meist achselständige Trauben, Ähren oder Köpfchen, einen röhrenförmigen oder glockenförmigen, fünfteiligen, weilsippigen Kelch und zweilobigen Saubergelbe. Sie sind zwar über die ganze mittel. Halbtagel verbreitet, doch vorzugsweise in Ären, namentlich im Orient zu Hause. Schon in Asien wachsen sehr viele Arten, besonders in den dortigen Grassteppen. Man hat diese große Gattung in viele Gruppen eingeteilt. Davon ist die interessanteste *Tragacantha*; dieselbe besteht aus lauter Halbsträuchern und Sträuchern, deren Blätter nach dem Abfall der Blättchen stehen bleiben, verholten und eine steckende Spitze bekommen. Die dazu gehörigen Arten wachsen alle in den Umgebungen des Mitteländischen Meers und im Orient. *Trag. A. cretica Lamk.* auf Kreta und in Spanien, *A. gummifer Labill.* im Orient und *A. verus Oliv.* vom Libanon, liefern das berühmte *Tragacanthum* aus. (*S. Tragacanth*). Unter den traubenigen Arten verdienen der in fast ganz Europa, namentlich auch in Deutschland unter Gebüsch und in Laubwäldern auf humosem Boden wachsende säbblättrige *Tragacanth A. glycyphyllos L.*, auch deutliches Säßholz, genannt, und der in Südpolen heimische *A. balticus L.*, *Rassetragacanth*, *Stragellasse*, eine besondere Erwähnung. Erstgenannte Art ist eine perennierende Pflanze mit oft sehr langen, kriechenden und kletternden saftvollen Stengeln und gelblichgrünen oder schmutzig violettgrünen Blüten. Stengel und Blätter enthalten ziemlich viel Zucker, weshalb sie süß, dem Säßholz ähnlich, schmecken. Kraut und Samen waren sonst unter dem Namen *Herba und Semen Glycyrrhizae sylvestris officinell.* Der *Rassetragacanth*, eine einjährige Pflanze mit niederliegenden, dreieckigen Stengeln, gelblichen Blüten und dreieckig-prismatischen Hälften wird bisweilen in Gärten kultiviert, weil seine erbsenformigen Samen geröstet als Kaffeesurrogat benutzt werden können. Diese Pflanze erlangte Verühmtheit während der Napoleonischen Kontinentalperre, wo man sie in Europa, auch in Deutschland viel kultivierte.

Astragalus, ein aus den Astrachanischen Seen gewonnenes Salz, welches wesentlich aus Glaubersalz (schwefelsaurem Natron) und Bittersalz (schwefelsaurem Magnesia) besteht.

Astral oder **Astralisch** (lat., vom griech. *αστρον*, ein Stern), auf die Sterne bezüglich, von den Sternen herrührend; auch sternförmig. **Astralische Welt**, der Sternenhimmel, das Universum.

Astralgeister, in dem Stern- und Feuerdienst der altorient. Religionen die Geister der besetzten Himmelskörper. Diese Lehre ging auch in die religiös-kosmischen Anschauungen der Griechen, der Juden, ja selbst der christl. Welt über. Die Geisterlehre oder Dämonologie des christl. Mittelalters sah in den A. bald gefallene Engel, bald Seelen von Abgeschiedenen, bald aus Feuer entstandene Geister, die zwischen Himmel, Erde und Hölle schweben und keinem dieser drei Reiche angehören. Als im 15. Jahrh. der Geister- und Hergenglaube seine Höhe erreichte, systematisierten ihn die sog. Dämonologen wie Paracelsus, und unter den bösen und dämonischen Geistern nehmen nun die A. die erste Stelle ein.

Astralisch, *s. Astral*.

Astrallit nannte Pettenkofer eine von ihm dargestellte, dem Hämatinon (*s. d.*) nahesteheende, zu Schmudgegenständen zu verarbeitende Glasart, welche erhalten wird, indem 80 Teile Sand, 120 Teile Bleiglätte, 72 Teile Soda, 24 Teile Kupferhammerschlag, 18 Teile wasserfreier Borax und 1 Teil Eisenhammerschlag zusammen geschmolzen werden. Nach dem Schmelzen erscheint das Glas fast schwarz, mit bläulich schimmernden Kristallen durchsetzt, bei darauffolgendem Sonnenlicht deutlich rot. Der bläulich dichroitische Schimmer auf tief dunklem Grunde erinnert an den Glanz von Sternen auf nächtlichem Himmel; hiernach hat dasselbe seinen Namen erhalten.

Astrallampen pflegte man die nach Argands Erfindung mit hohlem Dochte und dabei mit einem ring- oder trichterförmigen Ölbehälter versehenen Lampen zu nennen. Der Name sollte ursprünglich das besonders helle Licht dieser Art Lampen andeuten, hat aber längst aufgehört, bezeichnend zu sein, da es jetzt weit heller leuchtende Lampen gibt.

Astrallicht, *Astral* sein heißt der Lichtschimmer, welchen man zwischen den Sternen der Milchstraße und, wenn auch weit schwächer, über den ganzen übrigen Himmel in sternhellen Nächten wahrnimmt. In der Nähe des Südpols findet man übrigens zwei durch das Sternbild der Kleinen Wasserschlange getrennte Stellen, eine größere und eine kleinere, an denen das A. ganz zu mangeln scheint. Sie heißen die *Magellanswolken* oder die *Kohlensäde*. Seinen Grund hat das A. wahrscheinlich in dem Schimmer unzähliger Fixsterne, die aber zu weit entfernt sind, als daß man sie einzeln wahrnehmen könnte.

Astrantia, Sternbolbe, von Linne benannte Gattung perennierender Kräuter Europas und Asiens aus der Familie der Doldengewächse, welche sich durch die großen, sternförmigen, vielblättrigen Hüllchen der vielblättrigen Dölbchen, durch die der Quere nach saltig geträuselten Rippen der Früchte und dadurch auszeichnet, daß die Dölbchen nicht in Dölsen, sondern in Trugdölsen gestellt sind. Alle Arten haben einen schwärzlichen Wurzelstock, langgestielte, handförmig gelappte Wurzelblätter, sitzende, zerteilte Stengelblätter und weiße oder rötliche Blüten. Sie wachsen an Wäldern, auf schattigen Grasplätzen und feuchten Tristen in Gebirgsgegenden und auf hohen Gebirgen. Die in Deutschland häufigste Art ist *A. major L.*, die Große Sternbolbe, auch *Thalstern* und *Schwarze Meisterwurz* genannt. Man findet dieselbe auch als Zierpflanze in Gärten. Ihr senkrechter, walziger, dichtgeringelter, ringsherum mit dünnen schwarzen Fasern besetzter

Wurzelstod war sonst unter dem Namen *Radix Imperatoriae nigrae officinell*.

Astrapaea, von Lindley aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Bittneriaceen, ist bis jetzt nur durch wenige Arten repräsentiert, welche in Ostindien, auf Madagaskar und der Insel Bourbon wachsen. Es sind Bäume mit einfachen Blättern und schönen, prachtvoll gefärbten Blumen, welche in von einer Blatthülle umgebenen Dolben stehen und eine fänsblättrige Blumentrone besitzen. Die bekannteste Art ist *A. Wallichii* aus Ostindien, mit breiten, herzförmigen, gezähnten Blättern, großen Nebenblättern und glänzend scharlachroten Blumen, eine der größten Zierden der Warmhäuser, welche sich durch Ableger leicht vermehren läßt.

Astratie (grch.), Befreiung vom Kriegsdienste.

Astraios (grch. *Astraios*), in der griech. Sage der Sohn des Titanen Krios und der Eurybia, zeugte nach Hesiod mit Eos (Aurora) die Winde Zephyros, Boreas, Notos sowie den Hesperos und die übrigen Sterne, daher bei Ovid die Winde *Frates Astraei* genannt werden. — *A.* hieß auch ein kleiner Fluß in Macebonien.

Astrich, s. *Estrich*.

Astrilds, s. unter *Prachtfinken*.

Astronomie (grch., d. i. Sternkenntnis) nennt man die Vertrautheit mit den Konstellationen, welche die Fixsterne am Firmament bilden, sowie mit den Namen und Bezeichnungen der Sterne und Sternbilder. Durch sie kann man unter allen Umständen, so oft der Sternenhimmel sich unverhüllt zeigt, sowohl annähernd die Zeit als auch die Richtung (Himmelsgegen) bestimmen. Daher findet man astronomische Kenntnisse unter irgendetweiger Form bei fast allen, selbst den noch rohen Völkern, sowie bei Hirten und Feldarbeitern, die häufig nachts im Freien bleiben. Da man übrigens nur am Äquator das ganze Firmament, an allen übrigen Punkten der Erde nur einen größeren oder geringern Teil desselben zu Gesicht bekommt, so hat jede Zone ihre eigene *A.* Hilfsmittel zum Studium derselben sind Himmelsgloben und Sternkarten. Da nun aber nicht alle an einem Orte überhaupt sichtbaren Sterne auch gleichzeitig sichtbar sind und jede Jahreszeit wie jede Nachtstunde andere Sterne zeigt, so ist es wichtig, zu wissen, welche Gegenden des Himmels zu einer gegebenen Zeit sichtbar sein werden, was man am besten durch einen orientierten Globus erfährt.

Dieses Orientieren geschieht folgenderweise: 1) Man dreht den Globus samt seinem Gestelle so, daß der Meridian (der messingene Kreis, welcher durch die beiden Pole geht) in die Richtung von Süd nach Nord zu liegen kommt, wozu man sich entweder einer Magnetnadel bedient, oder auch, da hier keine große Genauigkeit gefordert wird, nach der wenigstens ungefähr bekannten Lage des Nord- und Südpunktes richtet. 2) Man stellt den Globus auf die Polhöhe seines Ortes, d. h. man dreht die Kugel in ihrem Gestelle mit dem Pole auf- oder abwärts, bis der sichtbare Pol, also in Europa der Nordpol, ebenso hoch über dem Horizonte, dem horizontalen Ringe des Gestells, steht, als die geogr. Breite des Ortes beträgt, z. B. für Leipzig auf 51° 20'. 3) Man bringt den Ort der Sonne in der Ekliptik, wo sie sich an dem Tage, für welchen der Globus orientiert wird, gerade befindet, unter den Meridian und stellt den Zeiger der Stundenscheibe auf 12 Uhr. Diesen Ort der Sonne findet man für

jeden Monatsstag auf dem Horizonte des Gestirns bemerkt, so z. B. für den 17. Dez. den 25. Grad des Schützen, die Länge der Sonne gleich 8 Zeit 25 Grad. Man sucht daher auf dem Globus in der Linie der Ekliptik das Zeichen des Schützen und diesem den 25. Grad und bringt diesen Punkt unter den messingenen Meridian, während man den Zeiger der Stundenscheibe auf 12 Uhr stellt.

Auf diese Weise ist nun der Globus orientiert, d. h. er stellt die Lage des Himmels und aller seiner Sternbilder genau so dar, wie er an demselben Tage zu Mittag an dem Beobachtungsorte im Thale erscheint oder erscheinen würde, wenn man um Mittag die Gestirne sehen könnte. Will man daher auf dem Globus die Lage des Himmels irgendeiner nächtlichen Stunde dieses Tages haben, z. B. für 10 Uhr abends, so dreht man die Kugel um ihre Achse so lange von Ost gegen West, bis der Zeiger der Stundenscheibe, der erst auf 12 Uhr stand, 10 Stunden durchlaufen hat und mithin auf 10 Uhr steht. In dieser Lage wird der Globus ein getreues Bild des Himmels anzuzeigen stellen. Freilich muß man sich bei dem Gebrauch einer solchen Himmelskugel immer erst daran gewöhnen, das auf der Oberfläche derselben Dargestellte demgemäß am Himmel aufzufinden. Wollte man nicht im Mittelpunkt denken, so würde man großen Irrthümern ausgesetzt sein, weil der Natur Sache nach am Himmel dasjenige rechts erscheint, was auf der Oberfläche des Globus, von außen betrachtet, links zu sehen ist, und umgekehrt. Will man erst einige Fixsterne kennt, ist es leicht, mit Sternkarten sich am Himmel zu orientieren und das Kenntniss der Sternbilder und wichtigsten Sterne zu erlangen. Kleinere Karten befinden sich in geographischen Atlanten; besonders zu empfehlen sind Argelander's und Heis' Uranometrie. Eine für den Unterricht in der *A.* sehr zweckmäßige Methode ist die der Alignedments, bei welcher die Sterne in danken durch gerade Linien verbunden und durch diese ihre Verlängerungen die Orte anderer Sterne bestimmt werden. Beschränkt man sich bloß auf die größten Sterne, so kann man in wenigen Stunden einer hellen Nacht den ganzen sichtbaren Teil des Himmels kennen lernen. Außerdem suche man vor allem die Sternbilder des Tierkreises einprägen, weil dieselben in der Astronomie und physikalischen Geographie fortwährende Anwendung finden. Vgl. Bode, „Anleitung zur Kenntniss des gestirnten Himmels“ (11. Aufl. von Bremker, Berl. 1844) Möllinger, „Lehrbuch der *A.*“ (Zür. 1878).

Astrograph (grch.), ein Fernrohr, welches einer von Steinheil erfundenen Vorrichtung nachgemacht. Zeichnen von Sternkarten versehen. Das Rohr wird durch ein Uhrwerk so bewegt, es der täglichen Bewegung der Fixsterne folgt, es bleiben also die im Felde des Fernrohrs stehenden Sterne fast an ihrer Stelle in demselben Brennpunkte findet sich ein farbiger, z. B. ein künstlicher Stern, der durch eine Schraube an dem Okular so bewegt werden kann, daß er nach und nach alle im Felde erscheinenden natürlichen Sterne bedeckt. Mit der Schraube bewegt sich der Zeichenstift, der mittels eines leisen Fingerdrucks auf einer festen Papiertafel den Ort des Sterns markiert. Da ferner der Glanz des künstlichen Sterns nach Belieben vergrößert und vermindert werden kann, so ist man im Stande, auch

für eine bestimmte Zeit, z. B. für den Augenblick der Geburt eines Menschen, nannte man Thema (Nativität). Die A. ist nicht nur für die Geschichte der Errörungen des menschlichen Geistes von erheblichem Interesse, sondern hat auch in der ältesten Zeit die Auffindung der ersten eigentlichen Kenntnisse der Astronomie und die Erhaltung der astron. Schriften der Alten mit veranlaßt. Vgl. Maury, «La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen-âge» (3. Aufl., Lond. 1863); Mensinger, «über ältere und neuere A.» (Berl. 1872).

Astrometeorologie (grch.), die vermeintliche Kunst, aus der Stellung der Sterne, besonders der Planeten, die Witterung vorherzusagen.

Astroni, Aussichtspunkt bei Neapel, s. unter Agnano.

Astronomie, Sternkunde oder Himmelskunde, hat die Kenntniss der Weltkörper und insbesondere ihrer Bahnen und Bewegungen zum Gegenstand. Nach ihrem gegenwärtigen Bestande ist sie eine der umfangreichsten Wissenschaften.

Meist werden die folgenden Theile unterschieden: 1) Die sphärische A., in welcher es hauptsächlich auf die Richtungen ankommt, nach denen man die Sterne an der supponierten Himmelskugel erblickt. Die Kreise und Punkte, welche zur Normierung dieser Richtungen dienen, die von diesen Punkten aus und an diesen Kreisen bestimmten Lagen (scheinbaren Orter) der Gestirne, die Veränderungen, welche sie zur Präcession, Nutation, Aberration und Parallaxe sowie durch die durch unsere Atmosphäre bewirkte Refraktion erfahren u. s. w., gehören in ihren Bereich. 2) Die theoretische A. (von θεωρεῖν, untersuchen, erwägen), welche lehrt, wie man von den bloß scheinbaren Verhältnissen aus zu den wahren überzugehen hat. An die Stelle der Himmelskugel setzt sie den Weltraum, beachtet außer den Richtungen auch die Entfernungen der Weltkörper, insbesondere von Sonne und Erde, entwickelt die Gesetze, nach denen die Bahnen beschrieben werden, und lehrt, aus den beobachteten Ortern die Bahnen und umgekehrt aus diesen die Orter zu berechnen, resp. vorauszubestimmen. Diese astron. Prognose (Vorbestimmung der Erscheinungen) ist eine der wichtigsten Aufgaben der theoretischen A. 3) Die physikalische A. Sie umfaßt das Problem in seiner ganzen Allgemeinheit, sie forscht nach den Kräften, welche die Bewegungen regeln, und untersucht ihre Wirkungen nicht bloß in Beziehung auf die sog. Haupt- oder Centralkörper, sondern in Beziehung auf alle andern, die hier in Betracht kommen können. Dabei muß sie allerdings Hauptwirkungen und Nebenwirkungen (etwas unpassend Störungen genannt) unterscheiden, da es ihr bis jetzt noch nicht gelungen ist, das Problem der drei Körper in seiner Allgemeinheit zu lösen (s. u. Perturbationen).

Man kann diese drei Theile der A. so unterscheiden, daß man sagt: der erstere habe es mit der Erscheinung, der zweite mit der Sache, der dritte endlich mit der Ursache zu thun. Alle drei aber sind theoretische, denen gegenüber die praktische A. als eigentliche Beobachtungskunst steht. Sie umfaßt die Kenntniss und richtige Behandlung der Instrumente, die verschiedenen Beobachtungsmethoden, ihre zweckmäßige Auswahl und Anordnung, die anzubringenden Korrekturen u. s. w. Einer der wichtigsten Theile dieser praktischen A. ist die Zeitbestimmung, ohne welche keine Beobachtung, sei sie im

übrigen auch noch so genau, einen Wert beanspruchen kann. In Beziehung auf die speziellen Zweige, die der Astronom im Auge haben kann, unterscheidet man noch die nautische A. als die dem Seefahrer unentbehrliche zur Bestimmung der Länge und Breite des Ortes, wo er sich findet; die dieser verwandte geographische A., für welche eigenständigen Büreaus errichtet und besondere Instrumente erfunden worden sind; die astron. Chronologie u. s. w. Daguerres' denkwürdige Erfindung hat auch einem neuen Zweige der praktischen Himmelskunde, der photographischen A., die Entstehung gegeben; namentlich haben Warren de La Rue, Secchi, Rutherford u. s. w. Bedeutendes geleistet. Ferner hat sich in neuester Zeit durch die Entdeckung Kirchhoffs und Bunsens in Bezug auf das Sonnenspektrum ein weiterer Theil der A. unter dem Namen der Astrophysik herausgebildet, welcher bis in die jüngste Zeit in England, Frankreich und Amerika mehr als in Deutschland gepflegt wurde. Indem wird sich eine strenge und scharf begrenzende Sonderung aller dieser Theile wohl nie durchzuführen lassen, sowie auch der gesamten A. viele Aufgabengruppen mit der Mathematik, allgemeinen Erdbeschreibung und Physik gemein sind und in Zukunft voraussichtlich in noch höherem Grade sein werden.

Die älteste Geschichte der A. ist in Dunkel gehüllt. Ihre ersten Spuren finden sich in China. Hi soll um 3000 v. Chr. zuhi zuerst «die Sterne untersuchen», um 2650 Hoang-ti einen dem Metonschen ähnlichen Cylus eingerichtet haben. Die ältesten uns erhaltenen Beobachtungen datieren angeblich 2500 v. Chr. Die große, gleichzeitige Konjunktion des Jupiter, Saturn, Mars und Merkur mit der Monde ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht 24 v. Chr. beobachtet, sondern weit später durch Rückwärtsrechnung gefunden worden. Eins scheint sich, daß unter dem hochgepriesenen Nao, dessen Regierung 2317 v. Chr. begann, die A. in China bereikultiviert wurde. Sie war schon damals wichtiger Staatsangelegenheit (freilich wohl nur in astronomischem Sinne) und wurde von einem eigenen Regierungskollegium besorgt. Bis auf die neuesten Zeiten hat dieses «astron. Tribunal» sich erhalten. Im 2296 v. Chr. soll in China ein großer Komet erschienen sein; es ist das Geburtsjahr La-pus, spästeren Kaisers der Dynastie Hia. Unter Kaiser Schün, Naos Nachfolger, sollen viele neuerfundene Sterne, einer so stark wie der Mond, gegläntzt haben. Die Sonnenfinsternis, deren verfehlte Vorhersage den Astronomen Hi und Ho das Leben kostete, ist rückwärts berechnet worden; sie fand statt 21 v. Chr. am 13. Okt. und war ringförmig in 1 Meile der Stadt Tschang-kien in 34° nördl. L. und 141° östl. L. Sicher ist eine wichtige Beobachtung des Kaisers Tschou-long (1106—1098 v. Chr.) der am Schatten eines Gnomon im Sommer- und Winter-solstitium sowohl die Polhöhe der Stadt Tschang (heut Ho-nan-fu) als auch die Schiefe der Ekliptik (bis auf 3 Min. übereinstimmend) bestimmt sowie die von Kong-fu-tse überlieferten 86 Finsternisse aus den J. 720—495 v. Chr. Ein holländischer Astronom hat unzweifelhaft die Himmelskunde auch in Indien. Man hat aus einer jedenfalls sehr ungenauen Angabe der mittlern jährlichen Bewegung Jupiters und Saturns (ersterer jährlich 30° 20' 42", letzterer jährlich 12° 18' 14") auf das J. 3012 v. Chr. schließen wollen, in dem diese Bewegung stattfand. Da aber die Periode, von der diese gegenfeitig

Geschwindigkeiten abhängen, 390 Jahre beträgt, so wurde die Angabe auch auf 2082 oder 1152 v. Chr. zu beziehen. Die Indier hatten in früher Zeit genaue Sonnen-, Planeten- und Mondtafeln und verstanden Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen, jedoch nach einer überaus weisläufigen Methode. Den Himmel theilten sie nicht nach den 12 Himmelszeichen, die sie erst später, wahrscheinlich aus den Griechen kennen lernten, sondern in 27 Mondhäuser, die eigene Namen führten, und in dem jedem der Mond durchschnittlich 24 Stunden (genauer $24^h 7^m$) blieb. Das Mondshaus Nagh begann den Cyclus.

Die Chaldäer (Babylonier) erzählten Alexander den Maceonier, daß sie schon seit 1900 Jahren Beobachtungen anstellten. Die Behauptung erhält eine Wahrscheinlichkeit dadurch, daß sie die Zahl der in ihrer Zeit beobachteten Sonnen- und Mondfinsternisse zu angeben, wie sie nach der jetzt ermittelten Theorie ungefähr, in Babylonien sichtbar sein müßten. Indes scheint doch alles auf eine möglichst genaue Bestimmung der Cyklen hinzuzuführen. Von allem, was die Chaldäer geleistet haben mögen, sind zu uns nur gelangt zwei Mondfinsternisbeobachtungen, 720 und 719 v. Chr., und der Name des Ptolemaios, der etwa zu Solons Zeit Griechenland besuchte. Die alten Ägypter, deren Priesterthum, ganz ebenso wie die der Babylonier, ihr Wissen geheimhielt und darin ein Mittel zur Sicherung ihrer Herrschaft sah, galten eine gewisse Zeit hindurch für die weisesten aller Nationen. Doch auch bei ihnen läuft alles, was einem Chamaem, Ptolemaios, Brugsch u. a. zu entziffern gelang, auf eine Kalenderwissenschaft, eine Bestimmung der Cyklen, hinaus, und auch in dieser Beziehung trifft man oft auf die größten Widersprüche. Die Hundsternperiode (1460 Jahre) ist so ziemlich das Einzige, was ihnen mit einiger Sicherheit zugeschrieben werden kann. Auch das Sonnenjahr von 12 Monaten und 365 Tagen haben sie gekannt; üblich war im alten Ägypten, wie im jetzigen Alterthum, nur das Mondjahr.

Erst bei den Griechen scheint die A. einen mehr wissenschaftlichen Charakter angenommen zu haben; doch gehen ihre frühesten Anfänge nicht über das Ende des 7. Jahrh. v. Chr. hinaus. Thales von Milet (geb. 629) soll zuerst eine Sonnenfinsternis vorhergesagt haben; seine Studien hatte er in Ägypten gemacht. Sein Schüler Anaximander nahm zuerst die Schiefe der Ekliptik wahr und versuchte eine Bestimmung derselben. Dem Anaximenes soll nach der ersten Karten sowie die Sonnenruhren verfaßt (6. Jahrh. v. Chr.). Auch die Pythagoräische Schule machte sich um die Himmelskunde verdient. Zu ihnen des Empedokles über das Weltgebäude, die Anaxagoras eines Archytas und Philolaos, die erste Annahme einer Bewegung der Erde bei Niketas, Heraclides u. a., die sinnreiche Kalendereinrichtung Metons, Cullimenes und Kalippos' und anderes. Die Beweise eines Strebens, welches seine schönsten Blüten entfaltete, als Ptolemaios Lagi den Wissenschaften in Alexandria einen festen Mittelpunkt, ein gesichertes Asyl und reichliche Mittel gewährte. Nun erst wurden Fixsternörter consequent beobachtet, so von Aristyll und Timocharis, welche die ersten gewesen zu sein scheinen, die die bloßen Berechnungen der Ägypter und anderer durch wirkliche Beobachtungen ersetzen; auch entstanden die besten Hilfsmittel zur Beobachtung der

Armillarsphären. Aristarch bestimmte die Entfernung der Sonne und des Mondes, sowie die Größe dieser Himmelskörper. Eratosthenes gab eine für jene Zeit sehr genaue Schiefe der Ekliptik und bestimmte nach richtigen Principien die Größe der Erde. Hipparch, wohl der größte Astronom des Alterthums (im 2. Jahrh. v. Chr.), ermittelte zuerst die wahren Grundlagen der A., gab Sonnentafeln, deren Einrichtung noch heute zum Muster dient, erkannte und bestimmte die Ungleichheiten des Mondlaufs, bestimmte über 1000 Fixsternörter nach Länge und Breite u. s. w. Um 60 v. Chr. lebte Poseidonios, dem man eine neue, aber noch nicht genauere Bestimmung der Größe der Erde, der Höhe des Luftmeers, der Entfernung des Mondes und der Sonne verdankt. Fast drei Jahrhunderte nach Hipparch trat Ptolemaios auf, der ein sinnreiches System, allerdings auf falscher Grundlage, erbaute, und dessen größtes Verdienst darin besteht, in seinem „Almagest“ fast alles überliefert zu haben, was von Beobachtungen der Alten erhalten.

Von den Römern ist wenig zu sagen; die Zeitrechnung derselben war bis auf Julius Cäsar in der größten Verwirrung, und auch später können sie nur als Schüler der Griechen einige Bedeutung beanspruchen. Die wichtige Kalenderverbesserung Julius Cäsars ist ein Werk des dazu berufenen Alexandrineres Sosigenes. Aber gerade diese Verbesserung zeigt, wie wenig eine Kenntnis der Sache in Rom Wurzel gefaßt hatte, denn Cäsars Schalttagseinrichtung wandte man anfangs ganz falsch an, und erst gegen Ende von Augustus' Regierung merkte man den Fehler. Als die Antonine vom Schauplatz abgetreten waren, begann der Verfall der Wissenschaften, anfangs langsam, dann immer rascher und unaufhaltsamer. Die Regulierung des Osterfestes auf dem Concil zu Nicäa (325) und die christl. Ära des Dionysius Exiguus sind nur Beispiele des Unglücks, mit dem man solche Aufgaben behandelte. Die Erdkugel ward wieder zur Fläche (um 700), die Lehre von den Antipoden kirchlich verpönt (750 unter Pappi Zacharias).

Robammed und die Araber seiner Zeit kannten die Wissenschaft noch nicht. Erst bei den Nachfolgern des Propheten fanden seit dem 8. Jahrh. die Naturwissenschaften und speziell die A. eine Zuchtstätte, besonders bei den Kalifen Almansor, Harun-al-Raschid und Almamun. Viele Werke der Alten haben sie in arab. Übersetzungen gerettet. Das 9. und 10. Jahrh. zeigt die arabische A. in ihrer Blüte. Al-Batani (Albategnius) machte höchst wichtige Entdeckungen; so z. B. die Bestimmung der Präcession und der Eccentricität der Erdbahn; die Länge des Erdjahrs ($365^d 5^h 46^m 24^s$) nur 2 Min. zu wenig (Hipparch hatte noch 7 Min. Fehler); das Vorrücken des Periheliums. Aber auch Thebit, Alfragamus, Azdchel, Ibn-Tunis, Avicenna und viele andere verdienen rühmlicher Erwähnung. Keist arbeiteten sie nicht isoliert, sondern in ganzen Collegien. So ist z. B. die Bestimmung des Äquinotialpunktes 988 unter dem Kalifen Schari-eb-Daulah in amtlicher Verhandlung von 10 Astronomen unterzeichnet. Die erste Gradmessung durch wirkliche Messung führten Chalib ben-Abdumelid und Ali ben-Isa 865 in Sinear aus. Astron. Tafeln wurden ediert, Fixsternataloge geprüft und verbessert, sodaß es durchaus falsch ist, wenn man die Behauptung aufstellt, die Araber hätten die Wissenschaft nur erhalten, nicht aber

erweitert. Das von Arabien ausstrahlende Licht drang in den folgenden Jahrhunderten auch zu den Persern, Mongolen und usbekischen Tataren, bei denen sich wenigstens beharrliche Versuche zeigen, den Arabern nachzueifern. Schingais-Chan schon hatte sich vergebens bemüht, einen Astronomen an seinen Hof zu ziehen. Erst Hulagu gelang dies, und Nasireddin hat unter ihm die Fixsternörter beobachtet, doch mit geringerem Erfolge als später der Tatarenherrscher Ulugh-Beigh, der letzte orient. Astronom. Der Perser Omar-Chajam schlug eine Kalenderverbesserung vor: 8 Schaltjahre in 33 Sonnenjahren; sie ist genauer als selbst die Gregorianische.

Was zu jener Zeit in Europa einzelne hervorragende Geister etwa hätten leisten können, das erbrachte und ertöte damals der kirchliche Fanatismus. Eine lange Reihe wissenschaftlicher Märtyrer zieht sich von Hypatia bis Galilei durch die Jahrhunderte hinurch. Roger Bacon, ein ausgezeichnete Geist des 13. Jahrh., suchte vergebens unter dem Mönchsgewande sich Ruhe und Sicherheit für seine astron. und optischen Arbeiten zu erlangen. König Alfons von Castilien, der unterrichtete Fürst desselben Jahrhunderts, der beharrlich bestrebt war, mit Hilfe aller Gelehrten seiner Zeit die Ptolemäischen Tafeln zu verbessern, verlor die Krone und starb in Dürftigkeit. Im 14. Jahrh. sängen, hauptsächlich durch Griechen, die vor dem Schwerte der Türken flüchteten, die mathem. und philol. Wissenschaften sich in Italien wieder an zu verbreiten; Toscanellis und des Kardinals Cusa Arbeiten begannen. In Deutschland wurden Nürnberg und Wien die ersten Centralpunkte des neuerwachenden wissenschaftlichen Strebens. Bursach ist der erste, Regiomontanus der größte Astronom im 15. Jahrh. Walther, Fracastor, Dominicus Maria setzten fort, was jene begonnen. Das 16. Jahrh. sah den großen Kopernikus entstehen, der den wahren Grund zur theurischen A. legte, indem er durch sein neues Weltssystem die scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper auf die einfachste Art erklärte. Viele erkannten schon damals die Richtigkeit, ja Notwendigkeit seiner Reform: Schomberg, Rhäticus, Wilhelm IV. von Hessen, Rothmann, Vrgius, etwas später auch Apianus und Maestlin, die anfangs noch gezögert hatten. Freilich traten auch viele Gegner auf, unter ihnen auch einige Astronomen. Wenn man jedoch behauptet hat, sein Hauptgegner sei Tycho de Brahe gewesen, so ist jetzt nachgewiesen, daß niemand Kopernikus höher achtete als Tycho. Letzterer selbst hat während seiner fast 30jährigen astron. Wirksamkeit über sein eigenes System nichts veröffentlicht. Nur in einem Briefe an Rothmann gibt er Andeutungen davon und äußert einige Bedenken gegen Kopernikus' System. Endlich, drei Jahre nach Tychos Tode, erschien dessen eigenes System, jedoch nicht, ohne daß Ursus Ansprüche auf die Urheberschaft erhob, die Longomontanus nicht ganz widerlegt hat. Wie Kopernikus als Vater der theurischen A. gilt, so muß Tycho als gründlicher Regenerator der praktischen betrachtet werden. Die Genauigkeit seiner Beobachtungen übertraf alles, was vor Erfindung des Fernrohrs je geleistet worden; sie übertrafen bei weitem die Kopernikanischen wie die Kasseler Beobachtungen und andere, die ihm nachzueiferten. Namentlich sind sie für Begründung der drei Keplerschen Gesetze von größter Wichtigkeit gewesen. Denn durch Hilfe der mehr als 20 Jahre umfassenden genauen Beobachtung

der Planetenörter gelang es Kepler, die Ellipticität der Planetenbahnen zu erkennen, während noch Pernikus geglaubt hatte, mit dem excentrisch Kreise auszureichen.

Die Erfindung des Fernrohrs bewirkte ein abermaliges und noch bei weitem folgereicheres Umschwenk in der Beobachtungskunst. Nunmehr war man im Stande, nicht bloß die Orte selbst genau als früher zu bestimmen, sondern auch die Beschaffenheit der Weltkörper uners. Sonnensystems zu untersuchen. Rasch folgte jetzt Entdeckung auf Entdeckung. Galilei, Marius, Scheiner, Fabricius, Hevel, Grimaldi, Cassini, Huggens, Cassendi u. erforschten die Geheimnisse, die sich nur dem leistungsfähigen Auge erschließen. Dörfler that den ersten wichtigen Schritt zu einer richtigen Theorie der Weltkörper uners. Systems wenige Jahre vor dem großen, alles, was bis dahin geleistet worden, überstrahlenden Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Isaac Newton. Doch fand diese Entdeckung keineswegs sofort die allgemeine Anerkennung und erst nach längerer Zeit verschwanden die Männer der Wissenschaft auch die letzten Zweifel und Einwände.

Jetzt endlich hatte die A. einen festen Boden gewonnen, und in der seitdem sich entwickelnden physischen A. kann kein Fortschritt gedacht werden, der nicht auf diesem Boden fußt. Clairaut und Euler wagten die ersten weitem Schritte auf demselben Anwendungs der Gravitationstheorie hatten schon außer dem Urheber selbst, Halley bei seinen Kometenberechnungen, Bernoulli u. a. gemacht, noch bevor die Überzeugung von der innern Notwendigkeit der Newtonschen Sätze eine allgemeine geworden war. Noch weiter gingen Lagrange, Laplace, Gauss, Hansen, Leverrier, Delaunay und andere Korporationen der neuern Zeit. Gleichzeitig schritten an dem Gebiete der praktischen A. die Arbeiten zu Entdeckungen rüstig und mit stetig vermehrten Kräften fort. L. Mayer, W. Herschel, Biaggi, C. Herschel und viele andere bereicherten die Wissenschaft in einem halben Jahrhundert bedeutender, als die Vorzeit in vielen Jahrhunderten vermocht hat. Nicht minder vervollkommneten sich die Instrumente, so daß der Apparat der Sternwarten um 1800 ein total verschiedenes Ansehen, verglichen mit 1750, darbot. So noch weit höherm Grade als dies vom 19. Jahrh., wo nicht allein alles, was sich frühere Forscher beschäftigten, umfassender, tiefer, gründlicher als bisher weiter erforscht war, sondern auch ganz neue Aufgaben entstanden, die entweder wie die Planetoiden, erst jetzt der Forschung sich darboten, oder die früher weniger beachtet, weniger oder noch gar nicht gewürdigt waren. Die Erfindungen der Neuzeit, besonders die Photographie, welche zur Photographie führte, ferner die Telegraphie und die Spectralanalyse haben nach verschiedenen Richtungen neue Gebiete aufgeschlossen. Die beharrlich fortgesetzten Messungen der Doppelsterne, anfangs von de la Rue und selbst von Valande mit Zweifel angenommen, haben eine Bahnberechnung für die Sterne ermöglicht und bewiesen, daß das Newtonsche Attraktionsgesetz auch für die Fixsterne Gültigkeit habe, so daß es sich je länger desto mehr als allgemeines Weltgesetz manifestiert. Dem Fleiß und Eifer des Beobachters kamen die großen Vervollkommnungen der Instrumente durch Reichenbach, Fraunhofer, Merz (Vater und Sohn), Encke

Die Photographie ist zur Herstellung getreuer Abbildungen der Mondoberfläche gelangt, die jetzt für alle Phasen des Mondes vorhanden sind und auch stereoskopisch vorliegen. Man hat auch versucht, Planeten und Doppelsterne, Sternhaufen, ja sogar Nebelflecke zu photographieren, um nachher auf der Platte zu jeder beliebigen Zeit die Distanzen der einzelnen Glieder der Systeme zu messen und die Formen genau vergleichen zu können. Die Photographie wurde ferner auch auf die Sonne angewandt, und man hat eigene photoheliographische Fernrohre konstruiert, womit man zu jeder Zeit Bilder der Sonne aufnehmen kann, auf welchen die Flecken, Fackeln u. s. w. sich zeigen. Besonders ist aber die Photographie bei den totalen Sonnenfinsternissen der neuesten Zeit von großer Wichtigkeit gewesen: sie hat nicht nur gezeigt, daß die Protuberanzen der Sonne angehören, sondern auch getreue Aufschlüsse über Höhe und Ausdehnung dieser merkwürdigen Gebilde gegeben.

Noch viel mehr als die Photographie hat aber die physische Beschaffenheit der Himmelskörper die Spektralanalyse (s. b.) Aufklärung verschafft. Ihre Anwendung auf die Fixsterne läßt in diesen Sternen drei oder vier Hauptformen erkennen, wovon die eine Ähnlichkeit hat mit dem Spektrum unserer Sonne, eine andere dagegen sich durch eine sehr große Menge von dunkeln Linien auszeichnet und merkwürdigerweise hauptsächlich den farbigen und veränderlichen Sternen angehört. Das schon früher bekannte Sonnenpektrum untersucht man in neuerer Zeit in seinen einzelnen Linien sehr genau. Hiernach haben sich Unterschiede im Spektrum gezeigt, je nachdem das Spektroskop auf die fleckenfreie Oberfläche der Sonne, auf die Flecken oder auf die Fackeln gerichtet war. Man ist dadurch zu der Hypothese gelangt, daß die Sonne selbst in glühendflüssigem Zustande sich befinde und von mehreren besondern Atmosphären umgeben sei. Ganz besonders hat aber bei der totalen Sonnenfinsternis 1868 das Spektroskop dahin geführt, die sich durch helle Linien im Instrumente auszeichnenden Protuberanzen zu jeder Zeit am Sonnenrande zu finden, und etwas später ist es Huggins, Lockyer und Jöhlner gelungen, mit dem Spektroskop die Protuberanzen in ihrer ganzen Ausdehnung zu sehen und die merkwürdig raschen Änderungen derselben in Form, Gestalt und Intensität wahrzunehmen. Das Spektroskop, auf die Planeten angewandt, hat ergeben, daß deren Spektrum teilweise mit dem der Sonne identisch ist, während das der Kometen die gasförmige Natur dieser Himmelskörper anzeigt. Bei mehreren derselben hat man diejenigen hellen Linien gefunden, welche dem Kohlenstoffgase eigen sind. Bei der Anwendung des Spektroskops auf die Nebelflecke hat man lichte Linien gefunden, welche ebenfalls auf einen gasförmigen Aggregatzustand derselben hindeuten, wodurch die frühere Hypothese, daß sämtliche Nebel in genügend starken Fernrohren sich in Fixsterne auflösen lassen würden, an Wahrscheinlichkeit verloren hat.

Unter den populären Werken über A. sind hervorzuheben die Werke von Nirx, Arago, Vessel, Biot, Bruhns, Delaunay, Herschel, Klein, Vittrow, Mädler, Valentiner u. a.; unter den Stern- und Himmelskarten: Heis, »Neuer Himmels-Atlas« (Köln 1872); Argelander, »Neue Uranometrie« (Berl. 1873); als Mondkarten: die »Generalkarte der Mondoberfläche« (Berl. 1837); Lohrmann's

Mondkarte, die von Schmidt herausgegeben wurde (Lpz. 1879) und die große Mondkarte von Schmidt von neuern Werken über die Geschichte der A. f. zu nennen: Grant, »History of physical astronomy« (Lond. 1852); Mädler, »Geschichte der Himmelskunde« (2 Bde., Braunschw. 1872—73); Hölzl, »Histoire de l'astronomie« (Par. 1873); W. »Geschichte der A.« (Münch. 1877). Vgl. noch Secchi »Die Sterne. Grundzüge der A. der Fixsterne« (Ab. 34 der »Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek«, Lpz. 1878); Newcomb, »Populäre Astronomie« (deutsch verm. Ausg., bearb. durch R. Engelmann Lpz. 1881).

Astronomisches Jahr. Dem allgemeinen Grundbegriffe nach sind die astron. Zeitmaße von den gleichnamigen bürgerlichen nicht verschieden und waren dies auch früher nicht. Während man sich aber in letzterer Beziehung mit solchen Zeitgrößen behilft, die in ganzen Einheiten ausgedrückt werden, wie z. B. 365 oder 366 Tage (nicht $365\frac{1}{4}$ u. s. w.), woraus notwendige Ungleichheiten der einzelnen Jahres- und Monatslängen entstehen strebt die astron. Praxis dahin, mittlere Werte, die der Natur entsprechenden Zeiträume zu bestimmen, mögen dieselben in ganzen oder selbst nur in rationalen Zahlen auszudrücken sein oder nicht. Ist das astron. Jahr der Erde siderisch (auf ein ruhendes Fixstern bezogen) 365 Tage 6 Stunden 9 Min. 10,37 Sec. und unveränderlich; das tropische Jahr (auf die Äquinoktialpunkte bezogen) 365 Tage 5 Stunden 48 Min. 46,04 Sec. u. um einige Sekunden veränderlich. Das siderische Jahr bildet zugleich die wahre Umlaufzeit der Erde um die Sonne, und der Sternzeit ihre wahre Rotationsperiode. Da beide ganz unveränderlich sind, so bilden sie auch die wahren Normalzeiten des Astronomen, und alle andern müssen auf bezogen werden.

Der astronomische Monat ist genau $\frac{1}{12}$ dieses Zeitraums; man gebraucht ind. dieses Zeitmaß wenig.

Der astronomische Tag ist auf verschiedene Art aufzufassen: 1) der mittlere Sonnentag genau gleich dem 24ständigen bürgerlichen; 2) der wahre Sonnentag, ein ungleiches Zeitmaß, die Zwischenzeit zwischen zwei Meridiandurchgängen der Sonne, die um etwa 1 Min. verschieden sein können. Der kürzeste Sonnentag ist Mitte September, etwa gleich 23 Stunden 59 Min. 39 Sec. der längste Ende Dezember, 24 Stunden 0 Min. 30 Sec.; doch zeigen die einzelnen Jahre hierin eine kleine Verschiedenheit. Beide Tage werden übrige von Mittag an gezählt, so daß der bürgerliche Mittag noch zum vorhergehenden Tage gehört (S. b.) der Sternzeit, der gleich 23 Stunden 56 Min. 4,09 Sec. mittlerer Zeit. Es ist dies der Unterschied zwischen zwei Meridiandurchgängen eines ruhenden Fixsterns. Dieser Sternzeit wird in 24 Sternstunden und diese in 60 Sternminuten à 60 Sternsekunden geteilt. Eine Uhr, deren Gang auf diese Zeit reguliert ist, gibt jahraus jahrein die Kulminationen der Fixsterne und nahezu auch die übrigen Sterne unmittelbar an.

Astronomischer Monat und Astronomischer Tag, s. unter Astronomisches Jahr.

Astronomische Tafeln oder Tabellen sind von sehr verschiedener Art sein. Die wichtigsten sind: 1) Planeten- und Mondtafeln, aus denen man für irgend eine gegebene Zeit den Ort eines Planeten

der des Randes finden kann; 2) Sonnentafeln, welche dieselbe für die Sonne leisten; 3) Tafeln über die mittlere Rectascension und Declination der beständigen Fixsterne zu einer bestimmten Zeit (vgl. Einleitung); 4) Tafeln der Refraction; 5) Tafeln über die Acceleration der Fixsterne; 6) Tafeln der Precession und Rotation; 7) Tafeln zur Berechnung der Bogen in Zeit und umgekehrt; 8) Hilfssätze für geogr. Ortsbestimmungen. Jedes dieser Jahrbücher sowie fast jedes Lehrbuch der Astronomie enthält astron. Tafeln von größerer oder geringerer Ausdehnung. Unter den vielen hierher gehörigen Werken sind hervorzuheben die Besselschen „*Fundamenta astronomiae*“ (Königsb. 1818) und „*Tabulae Regiomontanae*“ (Königsb. 1880), die pariserischen Mondtafeln, die von Hansen und Olufsen berechneten Sonnentafeln, die Leverrierschen Sonnen- und Planetentafeln, die Tafeln der kleinen Planeten von Leffer, Brünnow, Beder u. a.

Astronomische Uhren. Die zum Gebrauche der Astronomie dienenden Uhren unterscheiden sich von der Einrichtung noch dem Zwecke nach wesentlich von den gewöhnlichen, nur wird von ihnen ein ganz gleichmäßiger Gang gefordert, und um dieser Forderung möglichst nahe zu kommen, werden Einrichtungen angebracht, die eine Uhr gewöhnlicher Art zu unvollständig machen würden. Der Hauptsache nach kommt es darauf an, die Temperaturveränderungen für den Gang der Uhr unschädlich zu machen. Jede gewöhnliche Uhr, sei sie Taschenuhr oder Pendeluhr, wird durch Kälte in ihrem Gange beschleunigt, durch Wärme verzögert. Das sog. Kompenzationspendel hebt diesen Unterschied auf für Pendeluhren, das Schappement für astron. Taschenuhren oder Chronometer. Unter astron. Uhren versteht man indes auch solche Werkzeuge, welche nicht die einfache Zeit allein, sondern auch den Lauf der Planeten und des Mondes, ingleichen Ebbe und Flut, bewegliche Feste, Stimmelsbegebenheiten, namentlich Mond- und Sonnenfinsternisse, die durch Schwerkraft bewirkten Ungleichheiten und Ähnliches durch mechanisch regulirte Bewegungen darstellen. Eine solche Uhr ist ein außerordentlich complicirtes Werk, welches nur den größten mechan. Genies, geleitet vom gründlichen astron. Kenntniss, gelingen kann. Das berühmteste Kunstwerk dieser Art ist die Uhr des Straßburger Münsters, aus dem 15. Jahrh. stammend. Schwilgus in Straßburg hat sie um 1840 erneuert oder vielmehr eine neue und gegen die frühere sehr verbesserte Uhr hergerichtet, die noch im Gange ist. Eine andere, etwas einfachere Uhr dieser Art befindet sich in Mainz; auch Anecht in Berlin hatte eine solche gebaut. Indes steht der praktische Nutzen solcher Uhren nicht im Verhältnis zu den großen Kosten, die sie beanspruchen. Der Astronom wird seine Ephemeriden viel leichter und bequemer consultiren als eine solche Uhr, und das große Publikum legt weit mehr Wert auf die unwerthvollen Beiwerte, wie den stündlich strahlenden Stern und den feierlichen Marsch der Zwölf Apostel bei jedem Stundenwechsel, als auf die wesentlichen und weit schwieriger darzustellenden Theile.

Astronomische Zeichen. Die in der Astronomie gebräuchlichen Zeichen sind zunächst allgemeinere: so für Grad das Zeichen $^{\circ}$ für Minute (des Grades) $'$ für Sekunde $''$; ebenso für Tag $^{\text{d}}$ Stunde $^{\text{h}}$ für Zeiminute $^{\text{m}}$ für Zeitssekunde $^{\text{s}}$. Dieselben werden rechts oben der Zahl hinzugefügt, z. B. 23° $29'$ $14''$ 8^{h} 22^{m} . Hierher gehören auch alle

sonst in der Mathematik gewöhnlichen Zeichen, wie das der Gleichheit $=$ und andere. Bei ihrem Gebrauche ist zu bemerken, daß man eine ausfallende Zwischenstufe nicht wegläßt, und etwa $7^{\circ} 11'$ (seit, sondern $7^{\circ} 0' 11''$. Ferner gehören zu den astron. Zeichen die alten Zeichen für Sonne, Mond und Planeten, die gleichzeitig auch die Metalle und die Wochentage bezeichnen, nämlich: \odot Sonne, Sonntag, Gold; ♂ Mond, Montag, Silber; ♂ Mars, Dienstag, Eisen; ♂ Merkur, Mittwoch, Quecksilber; ♂ Jupiter, Donnerstag, Zinn; ♂ Venus, Freitag, Kupfer; ♂ Saturn, Sonnabend, Blei. Die Erde ♁ und Uranus ♅ sowie Neptun ♆ sind ohne eine solche weitere Bezeichnung geblieben; auch Ceres ♁ , Pallas ♁ , Juno ♁ und Vesta ♁ . Die hier angeführten Zeichen für die großen Planeten hat man beibehalten, die für die vier ebengenannten und die später entdeckten Planetoiden anfangs gewählten, wie ♁ für Hebe, aber wieder aufgegeben, und diese nach der Zeitfolge der Entdeckung einfach durch ♁ Flora, ♁ Victoria, ♁ Diana u. s. w. bezeichnet. (Vgl. Planeten.) Über die Zeichen des Tierkreises s. unter Tierkreis; über die der sog. Aspetten s. unter Aspetten.

Astrophotographie (grch.), die Anwendung der Photographie, um Sonnenflecke, Sonnenfinsternisse (Protuberanzen), die Mondscheibe, Sterne und Sternbilder aufzunehmen.

Astrophotometrie (grch.) ist die Helligkeitsmessung der Gestirne, und besonders erst in neuerer Zeit durch die Einführung neuer Instrumente kultiviert. Die Messungen der Helligkeiten der Gestirne werden nach drei verschiedenen Principien ausgeführt: man hat Fernrohre, bei welchen man durch Verkleinerung des Objectglas oder durch Einschaltung von Nicolischen Prismen und Drehung derselben die eingestellten Gestirne zum Verschwinden bringen kann, oder man macht aus den Sternen Lichtscheiben, die miteinander verglichen werden können, indem die hellere durch Vorrichtungen abgeschwächt wird, oder endlich man bringt zwei Sterne nebeneinander in das Feld eines Fernrohrs und hat für den hellern Stern Abschwächungsvorrichtungen, so daß man beide Sterne gleich hell machen kann. Das erste Princip ist besonders von Arago angewandt und weniger zuverlässig als die beiden andern, das zweite findet sich bei einem Photometer (Lichtstärkemeßer) von Steinheil, das dritte bei Photometern von Schweb, Steinheil und Böllner. Das Böllnersche Photometer zeigt neben dem natürlichen Stern einen künstlichen Stern, der durch Polarisation abgeschwächt wird. Das dieses Photometer außerdem die Helligkeit des Himmelsgrundes eliminiert, ferner sehr handlich und leicht transportabel ist, so wird es in neuerer Zeit vielfach angewandt und Böllner selbst hat mit diesem Instrumente das Verhältnis der Helligkeiten von Sonne und Mond, von Planeten und hellen Fixsternen zueinander bestimmt.

Ein solches Photometer nach Böllner zeigt umstehende Figur. Auf einem Stativ ist eine drehbare Achse i, auf welcher eine horizontale Achse steht, die in a ein Gefäß für Petroleum trägt. Dieses steht durch eine kommunizierende Röhre mit einer Lampe l in Verbindung, zu der durch die Röhren g Luft zugeführt wird. b ist ein durch das Gegengewicht h balancirtes Fernrohr, welches auf jeden beliebigen Stern gerichtet werden kann. Durch eine senkrecht zum Fernrohr stehende Röhre, in welchem eine Linse sitzt,

und durch einen unbelegten Glaspiegel im Fernrohr erzeugt man von der Flamme im Fernrohr den künstlichen Stern. In der Röhre befinden sich zwei Nicol'sche Prismen, welche das Licht von der

ba sowohl die Konstruktion des Fernrohrs modifiziert werden muß, als auch die Nebeneinrichtungen andern Bedingungen zu genügen haben, indem die A. physik. chem. Laboratorien, Dunkelkammern u. dgl. fordert, dagegen Meridianbauten entbehren kann. Die vollständigste Sternwarte für A. ist jetzt das astronom. Observatorium in Potsdam. Mehr als in Deutschland, wo die A. durch Kirchhoff, Bunsen, Röllner begründet ist, wird sie in England, Italien, Amerika kultiviert. Außer den bereits genannten Gelehrten sind als die bedeutendsten Vertreter der A. hervorzuheben: Vogel, Spiller, Lohse, Huggins, Lockyer, Bredichin, Haffelberg, Secchi, Tacchini, Janssen, Draper, Young, Viding u. a. (S. Spektralanalyse.)

Astrolabe (grch.), ein Sternfernrohr. Astrologie, Sternbeschaauung, Sternbeobachtung.

Astuarium nannten schon die alten Römer irgend ein Wasserbecken, welches mit Ebbe und Fluß in Beziehung stand. Die neuern Geographen bezeichnen mit diesem Worte, im Gegensatz zu den Deltabildungen, die breiten, offenen, meerbusenartigen Mündungen der Ströme, in denen sich Ebbe und Flut geltend machen. Während die Delta, welche sich an den Mündungen vieler Ströme teils in den Ocean, teils in größere Binnenmeere gebildet haben, durch allmähliche Ablagerung von Sedimenten, die das Stromwasser aus dem Binnenlande herabführt, entstanden sind, bleiben die Ästuarien von jeder Art von Sedimenten frei, indem die etwa an der Strommündung abgesetzten Materialien durch das zurückweichende Flutwasser mit großer Gewalt fortgerissen werden. Die Sedimente gelangen auf diese Weise ins Meer hinaus und bilden in der Gegend der Strommündungen auf dem Grunde desselben Ablagerungen feinen Schlammes. Meeresströmungen führen diesen Schlamm auch wohl weiter und lagern ihn längs der benachbarten Küsten ab. So geschieht dies namentlich vor dem A. des Amazonasstroms, dessen Schlamm sich nördlich an den Küsten absetzt und damit zur Versumpfung derselben Veranlassung gegeben hat. Andere Beispiele solcher Ästuarien liefern der Lorenzstrom, der Ob, Jenissei, die Elbe, Weser, Themse, Severn, Tejo u. s. w.

Astura, kleiner, von den Alten bald A., bald Stura benannter Fluß in der ital. Provinz Rom entspringt auf den Höhen bei Belletri, tritt nach kurzem Lauf in die Niederung, durchfließt den nördlichsten Teil des pontinischen Sumpflandes in südwestl. Richtung und mündet südlich von Nettuno das Tyrrhenische Meer. In seinem untern Lauf führt er den Namen Conca. Unweit seiner Mündung, auf der Spitze des Vorgebirgs A., das die Golf von Nettuno südlich begrenzt, stehen neben antiken Ruinen die Reste eines mittelalterlichen Kastells mit einem in das Meer hineingebauten Turm (Torre d'A.); in demselben suchte Konradin von Schwaben nach der unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo 1268 Schutz bei Jacopo Frangipani, bei welchen er dann an Karl von Anjou ausgeliefert ward. Viele vornehme Römer (z. B. Cicero) hatten im Altertum hier ihre Landhäuser. Einige jenseits des Kastells liegende Trümmer sind wahrscheinlich die Reste der ehemaligen kleinen Ortschaft A., nach Angabe der Alten auf einer durch die doppelte Mündung des gleichnamigen Flusses gebildeten Insel lag und einen bequemen Landungsplatz gewährte.

Photometer.

Flamme polarisieren; die Nicol's lassen sich durch den Hebelarm d gegeneinander drehen, so daß das polarisierte Licht des künstlichen Sterns geschwächt werden kann. Wenn man nun den künstlichen Stern mit einem im Fernrohr direkt gesehenen zu gleicher Helligkeit bringt und dasselbe Verfahren mit einem andern Stern am Himmel anstellt, läßt sich aus der Größe der Drehung der Nicol's, welche an dem Teilkreis c abgelesen wird, nach einem physik. Satz die Lichtmenge der beiden Sterne am Himmel zueinander berechnen. Mit Rücksicht darauf, daß die Sterne am Himmel oft verschiedenfarbig sind, ist in der Röhre noch ein senkrecht auf die Achse geschliffener Bergkristall angebracht, durch dessen Drehung es möglich ist, das Licht des künstlichen Sterns gleichfarbig mit dem natürlichen Stern zu machen. Das Maß dieser Drehung wird am Kreis e abgelesen. Vgl. Röllner, »Grundzüge einer allgemeinen Photometrie des Himmels« (Berl. 1861); derselbe, »Photometrische Untersuchungen« (Lpz. 1865).

Astronomie heißt der Zweig der Astronomie, welcher vorzugsweise auf Grund physik. Methoden Resultate über die Beschaffenheit und Bewegung der Himmelskörper abzuleiten sucht. Irrtümlich wird dieser Teil manchmal mit der physikalischen Astronomie verwechselt, welche die Bewegungen der Himmelskörper im Dreikörperproblem behandelt. Der Name wurde zuerst von Röllner um 1865 vorgeschlagen. Die A. umfaßt namentlich die Anwendung der Spektralanalyse der Photographie, der Photometrie auf die Astronomie; auch die auf Grund vergleichender Abbildungen der Himmelskörper gemachten Entdeckungen über die Beschaffenheit derselben rechnet man in ihr Gebiet. Die Ausrüstung einer der A. dienenden Sternwarte unterscheidet sich von der einer gewöhnlichen Sternwarte,

Ästurien, (span. Asturias), unter dem Titel des Fürstentums eine abtr. Provinz Spaniens, im 12. 1888 offiziell dem Namen Oviedo führt von C von Akastilien, im S von Leon, im N von Galicien, im W vom Biscayischen Meere begrenzt, im O mit dem Ray Pechos am Ende amptl. Ä. umfasst 10500 qkm mit 157.12333 Ä. und ist als ein Teil des antiken Königreichs eine wilde Randgebirgslandschaft geblieben. Die Hauptstelle des antiken Seilwegs ist fast überall der Südgrenze Ä. s. Sie ist auch nach N. wie nach S zahlreiche Oasen, so in Ä. weit unpopulärer erscheinen als in Galicien, weil sie im Ä. mit Höhen von 700–1200 m nahe an die Küste heranrücken. Im Nordwesten ist im O. etwa 30 km vom Meere entfernt welcher Abstand nach W. allmählich die Höhe gewinnt, und trägt an der Südgrenze an Ä. keine seiner unpopulärsten Oasen, wie in C. im Süden der Gata, von denen die Torre de Lema bei 2570 m aufliegt, und die Pico de Anca bei 2822 m. Eine ganze Reihe von andern Bergen übersteigt 2000 m oder erreicht nahezu die Höhe. Das Hauptgebirge von Leon nach der Seite Oviedo übersteigt das Gebirge im N. bei Anca (1870 m). Große und flache Thäler prägen den Nordabfall, und zwischen ihnen schmale Vauclusestellen auf, die herrliche Täler abgeben und von den Flüssen in wilden Schlingen durchbrochen werden. Nur kurze Ästereile kennzeichnen die tiefen Thälern, so die Riera de Ralón mit der Riera und die Sella. Die im N. und S. mit Schnee bedeckten Gebirgszüge sind die und nach, die Seitendünen sind zu Muncion, die Thälern mit Büschen besetzt. Es ist tief, wo die Thälern sich erheben, ist von Regenwald und Büschen, und erst 20 km vom Hauptgebirge trifft man Wald- und Regenwald, Kastanien, Buch- und Mandelbäume, Farnwälder, an geschützten Stellen kommen auch Farn-, Oliven- und Orangenbäume und Schmetterlinge. In den niedrigen Gegenden der Küste der Gata der See große Fruchtbarkeit, in den hohen, engen Thälern, die selbst im Sommer durch einige Nächte und kalte Morgen leiden, & haben und Ertrag spärlich. Hier wird die Buche, besonders die des Rindviehs und eine herrliche, gewandte und harte Pferde- und Jagdwild, an der Küste lohnt die Fischerei mäßig. Ei und Salz fehlen der Provinz. Unter den verschiedenen Mineralien findet man vorzugsweise Kupfer, Eisen, Blei, Kobalt, Zinn, Zink, Zinn, Marmor, Spiegeleisen und Eisenstein. Auch findet sich in den Niederungen Torf und Bernstein. Die Ästereile sind steil und klippig und bieten wenige Häfen, darunter hauptsächlich erweiterte Fingerringen (Rias), wie die Ría de Oviedo, die Mündung des Ralón.

Ä. & die Wege der kastil. Provinz der Ralón haben schon in Zeiten aber gewährte das Land im schützenden Fingerring. In Ä. 718 zum König ausgerufen, & gegen die im Angewandten König 10. Jahre König von Leon nannte sich haben sich bisher für ihre Freie & Freie bewahrt, ungemischt mit den gebildeten in Leon. Sie sind einfach in Sitten, kühler als die Biscayen, aber weniger arbeit-

sam als die Galicier, weniger gefällig als die Biscayen. Ihren Dialekt, die Muttersprache des jetzigen Spanischen, nennen sie *lengua habla*. Viele Ästereile, die sich nicht im Lande ernähren können, wandern in das übrige Spanien, um als (wegen ihrer Christenheit sehr gesuchte) Krieger und Bediente ihr Brot zu suchen und den Rest ihrer Tage wieder in der Heimat vom ererbten Lohn zu verleben. Eine merkwürdige Rasse unter den Ästereilen bilden die *baqueros*, die sich bloß untereinander verheiraten, im Winter an der See Küste, im Sommer auf den Bergen von Erythraeos wohnen und, der Herdenhute ergeben, an Nomadenleben führen. Überhaupt lebt die Bevölkerung größtenteils in zerstreuten Gehöften, Häusergruppen und Dörfern. Der Handel Ä. ist nicht unbedeutend, betrifft aber, da wenig Industrie vorhanden, fast nur Rohstoffe. Schon seit 1388, wo Ä. zum Fürstentum erhoben wurde, führte der Thronerbe in Spanien den Titel eines Prinzen von Ä. Die Hauptstadt der Provinz ist Oviedo, nach welcher Gijón als erster und Naves als zweiter Platz als die bedeutendsten Städte gelten. Aber auch diese Häfen sind weder groß noch sicher, so reich die Küste im übrigen an Anker- und Landungsplätzen ist. Von dem Haupthafen Gijón aus führt eine Eisenbahn südlich bis Eumo de Langreo, eine andere aber Oviedo nach Pola de Lena, die Fortführung der letzteren aber den Puerto de Valcarlos nach Leon ist projektiert.

Ästerges (auch Ästerges), der Sohn des Ästerges, war der letzte König von Medien, der 558 v. Chr. durch Cyrus vom Thron gestürzt wurde, womit das Reich der Meder ein Ende hatte und die Herrschaft der Perser an dessen Stelle trat. Nach Herodot war er der mächtigste Großvater des Cyrus, Schatz des Kambyses und der Darius, nach Strabo gar nicht mit jenem verwandt.

Ästernag, in der griech. Sagenwelt ein Sohn des Hector und der Andromache, die eigentlich Stummbild und war, als Troja belagert wurde, noch ein Kind. Durch den Spruch „Ich richt' wer, den Vater tödend, die Kinder am Leben läßt“, bewog Odysseus die Griechen, seinen Tod zu beschließen, und so wurde er nach der Eroberung von den Meern Troja beiseitegeführt. Nach anderen hat dies Neoptolemos, der Sohn des Hektor, und eigentl. Hektor.

Ästernon, portug. Estremoz, eigentl. Ruckers Schloss de la Muncion, Hauptstadt des südamerik. Freistaates Paraguay, am linken Ufer des Paraguay, älteste Stadt im La-Plata-Gebiet, wurde 1580 von Juan de Rojas angelegt und war bis 1630 Hauptstadt aller span. Länder am La-Plata. Sie wurde teilweise vom Diktator Juan de Rosas demoliert und nach einem neuen Bauplan regelmäßig wieder aufgebaut. Die Stadt zählte vor dem Kriege von 1864–70 etwa 48.000, 1876 nur noch 19.463 Ä. und gewährt durch ihre breiten, geraden Straßen, sowie durch ihre schöne Lage auf den Uferböden des Stroms, im Schutze einer reichen tropischen Vegetation, einen herrlichen Anblick, doch gibt es sonst auch viele verfallene Häuser und schmutzige Gassen. Hervorragende Gebäude sind die Kathedrale, 1849–60 gebaut, die Kirchen San Roque und Encarnacion, der Regierungspalast, die Kaiserin San Francisco, das Militärhospital, das Bahnhofgebäude, das Theater u. s. w. Ä. ist Sitz der Regierung, des

Kongresses, der im Cabildo seine Sitzungen hält, des Landesbischofs und Haupthandelsplatz des ganzen Staats, von welchem eine Eisenbahn nach der 72 km im Südosten gelegenen Stadt Paraguarí führt. Der Hafen von A. vermittelt einen lebhaften Binnenverkehr mit dem Paraguaythee (Yerba Maté), dessen Hauptstapelplatz die Stadt Villarica ist, mit Häuten, Tabak, Orangen, Maniot, Melasse und Rum, betreibt aber auch zugleich den ganzen auswärtigen Handel des Staats. Infolge des 18. Febr. 1858 zu A. zwischen Paraguay und Brasilien abgeschlossenen Vertrags, wonach die Schifffahrt auf dem Rio Paraguay den Flaggen aller befreundeten Nationen vollständig freigegeben ist, hat der Verkehr A.s namhaft gewonnen. Doch litt durch den 1865–70 währenden Kampf gegen die vereinigten Heere von Brasilien, Argentina und Uruguay die Stadt, namentlich in Bezug auf ihren Handel sehr schwer.

A. (Ciudad de la A.) ist auch der Name der Hauptstadt des Staates Nueva Esparta in der südamerik. Republik Venezuela.

A. ober Assonson nennt man eine der nördl. Ladronen mit einem noch thätigen, 870 m hohen Vulkan.

Asuren heißen in der ältesten Sanskritliteratur die Götter, in der spätern die den Göttern (welche dann Suren genannt werden) feindlichen Dämonen, die Daitjas, Dānavas u. s. w.

Asvin (ind., d. h. Rosselenter) ist der Name eines göttlichen Zwillingspaars, der ind. Dioskuren, welche der Morgenröthe in einem goldenen, von den Ribhus, den himmlischen Künstlern, gefertigten Wagen voraneilen und den Menschen das erste Licht bringen. Sie werden in den religiösen Gefängen der Inder wegen ihrer hilfreichen Freundlichkeit gegen ihre Verehrer und wegen ihrer mannigfachen Wunderthaten gepriesen und gelten den Dichtern zugleich als die Ideale jugendlicher Manneskraft und Schönheit.

Aswan, Stadt in Agypten, s. Assuan.

Asyl (grch. ἄσυλον, d. i. ein unverletzlicher, in Götterschutz stehender Ort) oder Freistätte heißt der Ort, an welchem Verfolgte, selbst Verbrecher Sicherheit finden. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre u. s. w. eine solche Zuflucht, und es galt für Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt hinwegzureißen oder, was freilich wiederholt, besonders in Zeiten heftiger polit. Erregung geschehen ist, durch indirekte Zwangsmittel, wie Hunger oder Feuer, zum Verlassen seines Zufluchtsortes zu nötigen. Allmählich bildeten sich bei den Griechen festere Normen aus, indem das ursprünglich jedem Heiligtume zukommende Asylrecht auf bestimmte theils besonders heilig geachtete, theils als durch ihre Lage vorzüglich dazu geeignet erscheinende Tempelstätten beschränkt und diesen durch ausdrückliche Verträge garantiert wurde. Diese Verechtigungen wurden auch von den Römern anerkannt, bis der Kaiser Liberius 22 n. Chr., um vielfach eingerissenen Mißbräuchen zu steuern, eine Revision der von den einzelnen griech. Städten geltend gemachten Ansprüche auf Asylrechte durch den röm. Senat anordnete, deren Resultat die Beschränkung der Verechtigung auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Heiligtümern war. Dieser heidnische Gebrauch, zu dem sich im jüd. Alterthume Analogien finden, ging auch in das Christenthum über.

Schon unter Konstantin d. Gr. wurden die christl. Kirchen solche Freistätten, und Theodosius dehnte dieses Vorrecht 431 auf alle Höfe, Gärten und Häuser aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten. Es war hiermit ein Mittel gegeben, nicht bloß Verfolgte, namentlich fliehende Sklaven vor der Strenge ihrer Herren zu schützen, sondern auch die Strenge des Schuldrechts zu mildern. Die kirchliche Gesetzgebung erweiterte n. dieses Recht, wie denn z. B. die Synode zu Toledo 681 den Raum der Freistätte auf 30 Schritte u. jeder Kirche ausdehnte. Offenbare Mißbräuche führten jedoch allmählich zu einer Begrenzung des kirchlichen Asylrechts. Mit der weiteren Entwicklung der Rechtspflege traten mehr und mehr andere Beschränkungen seitens der bürgerlich Gesetzgebung ein, und heutzutage kann, in Deutschland wenigstens, das Asylrecht nirgends mehr praktisch betrachtet werden. In einzelnen Staaten ist es durch ausdrückliche Gesetze aufgehoben. In hier verlangte man häufig, daß auch die Wohnungen der Gesandten wegen der den letztern voll rechtlich zustehenden Territorialität Freistätte sein sollten, was aber ebenfalls in civilisirten Staaten nirgends mehr aufgefunden wird. A. letzte Anwendung des ehemaligen A. könnte in Sach gelten, wonach flüchtige Sklaven, die das Gebiet eines freien Staates betreten, dort gegen je Verfolgung der Sklavenhalter geschützt sind.

Eine besondere Art von A., in das Gebiet d. Völkerrechts gehörig, ist der Schutz, den ein Staat in einem andern Staate Verfolgten und wegen solcher Verfolgung Flüchtigen gewährt. Natürlicherweise kommen hier vorzugsweise polit. und religiöse Verfolgungen in Betracht. Solche Zufluchtsstätten fanden z. B. die aus Böhmen flüchtigen Hussiten in Sachsen, die durch Philipp II. Grauland aus den Niederlanden vertriebenen Reformirten in England und Deutschland, die franz. Huguenoten, welche, um ihr Leben oder ihren Glauben v. Ludwig XIV. Dragonaden zu retten, ihr Vaterland verließen, in Preußen und andern glaubenverwandten deutschen Staaten. In diesen u. ähnlichen Fällen, wo der Geflüchtete kein Interesse und keine Neigung hatte, in seine alte Heimat zurückzukehren, fand eine Ansetzung des den Vertriebenen gewährten Asylrechts in der Regel nicht statt. Anders gestaltete sich die Sache, sobald in den Flüchtigen im fremden Lande gewährte Aufenthalt und Schutz von diesen letztern benutzt wurde oder doch leicht benutzt werden konnte, um gegen ihre Verfolger etwas zu unternehmen, insbesondere um der Parteilichkeit wegen, deren sie hatten flüchten müssen, von ihrem Zufluchtsorte aus unmittelbar oder mittelbar Vorschub zu leisten. Dies war z. B. der Fall, als während der franz. Revolution von 1789 der emigrierte Adel, die Prinzen u. Geblät an der Spitze, in den benachbarten deutschen Ländern Aufnahme fand und von da aus den Kampf gegen die neue Ordnung der Dinge Frankreich organisierte. In neuester Zeit ist die Frage des sog. Asylrechts, d. h. die Frage, inwieweit ein Staat berechtigt sei, den wegen gewisser polit. Handlungen in einem andern Staate verfolgten Schutz und Aufenthalt zu gewähren, wiewohl er nicht die Pflicht habe, solche entweder anzuliefern oder auszuweisen, oder doch unschädlich zur Betreibung polit. Pläne gegen jenen Staat unfähig zu machen, mehrfach praktisch geworden.

Areal, zählt aber (1878) nur 73 405 E. und ist die volkreärmste des Staates. Dabei aber bildet sie dessen wichtigstes Bergwerksgebiet. Die Bewohner sind in den zwei weidreichen Thälern der Flüsse Copiapó und Huasco, sowie in der Nähe der Bergwerke konzentriert. Zwischen den zwei ebenfalls bewohnbaren Zonen, deren östliche den Bergwerksort Tres-Puntas, die westliche die Küstendörfer Paposo, Flamenco und Chañaral de las Animas (1875: 3084 E.) enthält, breitet sich die 1600 m hohe, von fünf Thalspalten zerrissene Plateauwüste aus. Der mehr kiesige als sandige Boden verrät überall vulkanische Produkte, Kiesel mit Metallschmelzen und, obwohl seltener, Granit und Glimmer. Vorherrschend scheinen Thonarten, Syenit, Porphyr und lavaartige Massen zu sein. Unter den Produkten der Provinz sind besonders die reichen Kupferlager der Küstentette wichtig, die schon in alter Zeit abgebaut worden sind, namentlich auch die von Checo und im O. von Mantoco. Guagacan hat das größte Kupferschmelzwerk der Welt; es liefert jährlich 8—10 000 Tons, die fast gänzlich auf den engl. Markt kommen. Gold findet sich im NW. von Tres-Puntas, einer Bergstadt von 2—3000 E., welche die reichsten Silberminen hat, neben Chañarillo und Copiapó. Silber findet sich außerdem noch an vielen andern Orten, die sämtlich in einer schmalen Zone, in der westl. Thalsenkung der Andes, liegen. Die Zahl der Silberminen ist 509, die der Kupferminen 116, die der Goldminen 17. Sie beschäftigen insgesamt nur 6869 Arbeiter. Viele Gruben aber sind erschöpft und verlassen. Ferner ist vorhanden silberführendes Blei, Nidel, Kobalt und Eisen. Ausgezeichnetes Kochsalz liefern die beiden erwähnten Salzlagen; die Cordilleraschluchten des Checo enthalten bedeutende Glaubersalzlager. Der Reichtum an Chilisalpeter ist beispiellos. Die Küstentette bietet Gips, das Gesteine Guano, der von Mejillones und vom Eiland Blanca ausgeführt wird. Die Hauptstadt ist Copiapó (s. d.). Die beiden Hauptausfuhrorte für Mineralprodukte sind Huasco und Caldera (1875: 8082 E.). Von letztem Orte führt seit 1875 eine 82 km lange Eisenbahn nach Copiapó, und von da zunächst im Flusstale weiter nach Babellon und dann nach dem Minenorte Chañarillo, in 1150 m Höhe, 100 km von Copiapó. Vgl. Philippi, „Reise durch die Wüste A.“ (Halle 1860).

Die bolivianische Provinz A. oder Cobija (früher Depart. Litoral), die südlichste, ärmste, volkreichste des Staates, ist, obgleich vorherrschend Wüste, demselben doch von großer Wichtigkeit, weil er nur durch sie mit dem Ocean in Verbindung steht. Sie ist 181 760 qkm groß und zählt (1865) 7948 E. Der Mangel an Wasser ist in dieser Provinz so groß, daß man es oft auf 130 km weit nicht findet. Die ganze fruchtbare Oberfläche und das Grasland schätzt Eschubt auf höchstens 4—500 qkm. Nur einige Querspalten sind fruchtbar und begünstigen den Weinbau; das höher gelegene Innere scheint für die Landwirtschaft etwas günstiger zu sein, ermangelt aber noch zu sehr der Bevölkerung; man gewinnt im Innern sehr gute Vicuñamolle. In der neuesten Zeit hat man der Küste erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, namentlich der Anlage von Häfen und Verbindungswegen nach dem Innern. Die Bucht von Mejillones wird mit Hafenanlagen versehen und eine 40 Meilen

lange Eisenbahn von diesem Orte nach Caracal (2740 m hoch) gebaut, wo sich sehr reiche Silberminen finden. Silber, Gold und namentlich Kupfer sind die Hauptschatze von A., die aber zu wenig ausgebeutet werden. Als Häfen sind bereits Aufnahme gekommen Antofagasta (s. d.), Cob (s. d.) und die Algodonalesbai (s. d.). Die reich Mineralische dieser Provinz wurden durch Chilenen ausgebeutet, die durch Verträge mit der bolivian. Regierung dazu berechtigt waren. Der Bruch dieser Verträge seitens Boliviens veranlaßte 18 den Krieg zwischen Chile und Bolivia, mit dem Peru verbündet hatte, infolge dessen Chile alle Inseln der Provinz besetzte.

Atacamit oder Salzkupfererz, ein in rhombischen, meist prismatischen Formen krystallisierende, smaragdgrünes Mineral, welches aus Kupferchlorid und Kupferoxydhydrat ($\text{Cu Cl}_2 + \text{Cu}_2\text{H}_2\text{O}$) besteht und sich gangartig in Chile, Bolivia (Algodonalesbai), Australien, auch als Anflug auf Lavas des Vesuv und Etna findet.

Atair, der Hauptstern im Bilbe des Adlers, ein schöner weißer Stern erster Größe. Mit zwei andern, ziemlich hellen Sternen in seiner Nähe steht er so, daß er fast genau die Mitte einer von ihm gebildeten geraden Linie hält. In den Sommernächten bildet A. mit Vega und dem Hauptstern des Schwans ein rechtwinkliges Dreieck. Er hat eine starke Eigenbewegung von jährlich $\frac{1}{2}$ Sekunden; über seine Entfernung weiß man noch nichts.

Ataki, Völkern im Sorokischen Kreise des europäischen Gouvernements Bessarabien am rechten Ufer des Dniestr mit 5980 E., meist Juden, einer Brauereibrennerei, zahlreichen Lederfabriken und zw. Jahrmärkten. A. ist Überfahrtspunkt über den Dniestr von Bodozien (Moldawien) aus.

Atalante, nach griech. Sage Tochter des Jaso und der Rhymene, eine Arkadierin, berühmt als bogentkundige Jägerin, ward von ihrem Vater, der sich einen Sohn gewünscht, auf dem Berge Parthion ausgesetzt, von einer Wärrin gesäugt, von Jägern gefunden und erzogen und später ihren Eltern zurückgegeben. Mit ihren Pfeilen erlegte sie die Centauren Rhoitos und Hylaios, die sie nachstellten. Sie nahm nach einigen Teil an Argonautenzuge und nach der allgemeinen Überlieferung an der Jagd des Kalydonischen Ebers, den sie den ersten Wurf beibrachte, weshalb Meleager ihr den Preis des Kampfes, den Kopf und die Haut des Ebers, darreichte. Lange der Liebe zugänglich, ward sie endlich von der ausdauernden Liebe des Melanion besiegt, dem sie den Parthenaios gebar. — A., eine Bötlerin, die Tochter des Sphoeris, war berühmt durch ihre Schönheit und Schnelligkeit. Sie machte jedem ihrer Jäger zur Bedingung, einen Wettlauf mit ihr zu bestreiten, wobei derselbe unbewaffnet voranlaufen mußte, während sie mit einem Speere folgte. Sollte ihn nicht ein, so war sie die Seirige; im Gegenteile war der Tod sein Los. Viele hatten so den Tod gefunden, als Hippomenes, des Megareus oder des Ares Sohn, sie durch Hilfe der Aphrodite überlistete. Die Göttin hatte ihm einige goldene Äpfel gegeben, die er während des Laufs, einen nach dem andern, ihr in den Weg warf. A. blieb zurück, sie aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel. Hippomenes vergaß aber der Aphrodite zu danken; zur Strafe dafür reizte diese ihn zu heißer Liebe, daß er seine Braut im Heiligthume

Zus. aber der Lybele unmarante. Darüber erzählt, verzeichnet Lybele beide im Löwen. Beide M. werden oft verwechselt, und wahrscheinlich gehen die Figuren von beiden ursprünglich auf ein und dasselbe sich mit Artemis nahe berührende Wesen. — A. ist auch der Name des 36. Hieroben. (S. unter Plaritia.)

Szepi (d. i. Verteidiger des Glaubens), **Witman** (poln. Hetman) ist der Titel des Oberhauptes oder Feldherrn der Kosalen. Der König Sigismund I. von Polen, der die unter poln. Charakter lebenden Sapotoger 1509 besser organisierte, wies ihnen feste Wohnsitze bei Kiew und an andern Orten an, König Stephan Bathori erteilte dem A. als Zeichen seiner Würde einen Kommandobrief mit ein Siegel, dem Herr eine Fahne. Als die Kosalen 1654 sich den Russen unterwarfen, wurde ihnen ihre frühere Verfassung gelassen. Bischof des 17., 18. und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts für jedes größere, ins Feld gestellte Heer ein A. gewählt, und zwar durch die gesamte Armee und durch Zuzust. Der A. führte sein Amt bei der Anführung des Heeres ins Kosalenland und zur vollständig diktatorisch mit dem Rechte über Leben und Tod. Als aber der A. Magespa (i. d. 1708 die Partei Karls XII. ergriff, um sich unabhängig zu machen, schränkte Peter I. die Rechte des A. erheblich ein. Lange Zeit blieb die Stelle eines A. unbesetzt, und als 1750 der Graf Kasimirus zum A. gewählt wurde, erhielt er statt der ehemaligen Kommanden und Vollgewalt 50000 Rubel jährliche Besoldung. Kaiserin Katharina II. hob die Würde eines A. des Ukraineheeres auf und setzte dafür eine Regierung von acht Mitgliedern ein. Das höchste Heer befehligte ein A., doch ist dieser auf die Person eines Generalgouverneurs beschränkt. Seit 1835 befehligte der Großfürst-Thronfolger die Würde eines A. aller Kosalen. Unter diesem Heer für jedes Woisko ein besonderer Stellvertreter (Nakamny Ataman), welcher im benachbarten Lande erweiterte Nachbesetzung besitzt und dort den Ehrentitel Woiskowoi Ataman (Heeresheerführer) führt. (S. Kosalen.)

In Polen war Hetman der Titel der Heerführer. **Großhetman** (Hetman wielki) hieß seit 1561, zu Janowski in dieser Würde erhoben wurde, der Oberhaupt des ganzen poln. Heeres. Ihm zur Seite stand und ihn vertrat der Feldhetman (Hetman polny), der ursprünglich nur die Grenzen des Reichs gegen die Tataren zu hüten hatte. Es gab einen Großhetman und einen Feldhetman ebenso wohl für die Krone Polen wie für das Herzogtum Litauen; doch waren die ersten angesehenere. Der Großhetman wurde vom Könige ernannt, und seine Macht über das Heer war unbeschränkt, hörte aber auf, wenn der König selbst das Heer befehligte. Ihm allein schwur das Heer Treue, ihm gehörten alle Befehle und das Lösegeld für dieselben; doch durfte er die Volksberatungen nicht beeinflussen und den Königswahlen nicht beizuwohnen. Der Reichstag von 1702 hob die Hetmanwürde auf.

Mazga (grch.), Gemütsruhe, unerschütterliche Gelassenheit, von den alten Stenikern als der Zweck ihrer Lehre angesehen.

Mutismus (vom lat. atavus, Urvater). Nicht anders beobachtet man bei Tieren, daß Junge eines Vaters durch, von einem andern Vater erzeugt, in einigen Kennzeichen Merkmale des ersten Vaters aufweisen, welcher mit der Mutter Junge erzeugte.

Constitutional - Begl. 12. Kap. II.

Es ist bald die Färbung, bald die Form der Zeile, durch welche dieser Rückschlag sich kundgibt. Die Ziergärtner wissen, daß ein Nuttier, das mit einem Rassen unedler Rasse gekreuzt wurde, später zum Erzeugen ganz reiner Rasse unfähig ist. Es scheint, als ob der mütterliche Organismus durch die erste Züchtung einen gewissen Charakter angeeignet erhalte, der sich später nicht mehr verwischt. Aber dies geht noch weiter. Gabel wiederholen zuweilen in überraschender Weise die Eigenschaften der Großeltern; ein prägnantes Beispiel des A. ist das von Großeltern zu Enkeln häufig vorkommende Vorkommen von Mißbildungen, z. B. Haisenscharten, übermäßigen Fingern u. s. w. Selbst in langen Generationsfolgen geschieht es nicht selten, besonders bei gekreuzten Rassen, daß ein oder das andere Individuum in den einseitigen Typus eines der Stammeitern zurückfällt, und es geschieht dies um so häufiger, je näher die gekreuzte Rasse ihrem Ursprunge steht. Die Ziergärtner müssen solche Individuen, welche in die eine Stammrasse zurückfallen, sorgfältig ausscheiden, wollen sie ihre gekreuzte Rasse rein erhalten. Je länger diese letztere besteht, desto mehr hat sie sich befestigt, und desto seltener kommen solche Rückschläge vor. Ganz aber scheinen sie kaum zu verschwinden, und man hat sogar das seltene Auftreten gewisser Charaktere an wohl unterschiedenen Arten als Argument benutzt, um daraus ihre Ableitung aus andern Arten wahrscheinlich zu machen. So findet Darwin in dem ausnahmsweisen Vorkommen von gefärbten Querringeln an den Füßen edler Pferde eine Hinweisung auf die Abstammung des Pferdes von einer dem Zebra ähnlich gefärbten Art. Bekannt ist ferner die Ansicht Bogts, den sog. Mikrotaphalen oder Mikrotentypus beim Menschen als eine atavistische Erscheinung zu erweisen, welche die Abstammung des Menschen von einem affenähnlichen Tiere bezeuge. Alle diese Erscheinungen, wo bei Nachkommen Charaktere mehr oder minder entfernter Ahnen auftreten, welche bei der Zeugung selbst direkt nicht mitwirkten, hat man unter der Bezeichnung A. zusammengefaßt, ohne damit das Rätselhafte dieser Erscheinungen erklärt zu haben.

Mazga (grch., Unordnung, Unregelmäßigkeit) nannte Hippokrates jede Krankheit, Galen die Unregelmäßigkeit im Puls, Sydenham die Nervenerkrankheiten, ältere franz. Ärzte raschen Wechsel der Symptome einer Krankheit; neuere franz. Ärzte bezeichnen dagegen die Rückenmarksschwindsucht (s. d.) als Ataxia locomotrica progressiva.

Mibara (Astabara), der nördlichste und letzte unter den Nebenflüssen des Nils, welcher in 17° 50' nördl. Br., oberhalb Berber, mündet. Er entspringt an der Nordwestseite des abessin. Hochlandes, 40 km westlich von Gondar, nördlich vom Tzana-See, fließt nach NW. und wendet sich, wo er das Gebirgsland verläßt, nach N. Nachdem er eine unbewohnte Wüste durchströmt, nimmt er nördlicher rechts den Bahr-es-Salam, dann den großen Talla (im untern Laufe Bahr-Setti) auf, welcher, wenn die Entfernung der Quelle als entscheidend gilt, als oberer Lauf des A. gelten müßte, obwohl er nach Bartyns in Betreff seiner Wassermenge dem A. nachsteht. Der vereinigte Strom fließt nun an dem Ostrand einer weiten Ebene (ägypt. Sudan) hin, deren Einschnügeligkeit durch keinen Baum und erst in größerer Entfernung durch

vereinzelte Felsketten unterbrochen wird. In dieser unbebauten, aber nicht unfruchtbaren Lata-Ebene hat der A. eine schmale Einfassung von Bäumen und Unterholz, fließt gewunden zwischen niedrigen, grasreichen Hügeln und nimmt rechts unter 15° nördl. Br. den ebenfalls von den nordwestl. Randgebirgen Abessinens herabkommenden Chor-el-Gasch (im obren Laufe Mareb) auf. Auf einem Unterboden von Rieß ziehen sich nach W. hin endlos scheinende Grasebenen mit dornigen Mimosen, reich an Gazellen und Hyänen. In der Regenzeit schießt ein rohrartiges Gras mannshoch auf, und wird nach dem Abtrocknen fortgebrannt, um hier und da der oft 8 m Höhe erreichenden Durtha Platz zu machen. Im O., im Lande der Habdenboa, erheben sich Berge zu 1000 m. An der nördl. Grenze der tropischen Region mündet der A. unter dem Namen el-Mokren (d. h. Verbindung) ober el-Molabab, auch wohl el-Asmab, d. i. der Schwarze. Erst vom 10. Mai an, in der Regenzeit, hat sein gegen 300 m breites Thal hier so viel Wasser, daß dasselbe in den Nil abfließt, während dasselbe vier bis fünf Monate lang fast stillsteht und nicht trinkbar ist. In keiner Jahreszeit ist er schiffbar. Sein klares, grünes Wasser vereinigt sich nicht sofort mit dem dunkler gefärbten des Nils.

Atchin, Sultanat auf Sumatra, s. Atschin.

Atchison, Stadt im amerik. Staate Kansas, Hauptstadt des County Atchison und genannt nach David A. Atchison (einem amerik. Senator und erbitterten Agitator für die Ausdehnung der Sklaverei auf bisher freies Gebiet), liegt auf dem rechten Ufer des Missouri, 40 km nördlich von Leavenworth. A. ist Knotenpunkt von vier wichtigen Eisenbahnen (dem Centralzweige der Union-Pacific, der Missouri-Pacific, der Kansas-City, St.-Joseph und Council-Bluffs, welche es mit der Hannibal-St.-Josephbahn verbindet, und endlich der Atchison-Topela und Santa-Fé), hat nicht unbedeutende Mähl- und Sägemühlen und zählte 1870 erst 7054, 1880 aber schon 15106 E. Durch die Eröffnung der Pacific- und anderer nach dem Westen führenden Eisenbahnen hatte A. zwar eine Zeitlang als Ausgangs- und Ausrüstungspunkt für die nach den westl. Ebenen und in die Felsengebirge abgehenden Karavanen sehr an Bedeutung verloren, fängt aber seit der 1880 in ihrer vollen Länge eröffneten Atchison-Topela- und Santa-Fé-Eisenbahn, welche sich unmittelbar an die Southern-Pacific-Bahn anschließt und in direkter Verbindung mit San-Diego, Los-Angeles und San-Francisco steht, wieder an, sich mächtig zu heben und den übrigen Ausgangspunkten der Pacificbahnen, wie Omaha und Kansas-City, erfolgreiche Konkurrenz zu machen.

Atte ist bei Homer eine Tochter des Zeus (nach Hesiod der Eris und stete Begleiterin der Dysnomia, der Ungefestigkeit) und eine verderbenbringende Göttin, welche, Geist und Gemüt bethörend, den Menschen innerlich und durch die Folgen seines verblendeten Thuns auch äußerlich ins Unheil stürzt. Bei des Herakles Geburt hatte sie selbst den Zeus bethört, jedoch ersterer durch Zeus' überreichten Schwur dem Eurystheus unterthan ward. Dafür schleuderte Zeus die A. im Zorne aus dem Olymp auf die Erde und schwur, daß sie nie in den Olymp zurückkehren solle. Seitdem durchheilt A. die Erde in ungemessener Schnelle und waltet verderblich über den Häuptern der Menschen. Aber ihr folgen andere Töchter des Zeus, die Vitai (neue-

volle Gebete), lahm, runzelig, die Augen scheu festwärts gewendet, langsamen Fußes, die dem, welcher sie ehrt, nahen und viel Gutes erweisen, und den heilen, welchen die schnellfüßige A. verumwundet hat, über denjenigen aber, der sie verflucht, die verderbliche Göttin von neuem herabrufen. Bei der Tragikern erscheint A. auch als Rächerin, nicht bloß als Anstifterin des Unrechts und Unheils, freilich eben auch dadurch, daß sie den, der bereit gefehlt hat, immer tiefer in Schuld und damit in Verderben stürzt, und tritt demnach der Nemesis und der Adrastea zur Seite.

Atte ist der Name des 111. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Atelier (frz.), Künstlerwerkstätte, vorzüglich des Malers und Bildhauers.

Atellanus, auch Stelloz, nannten die byzantin. Schriftsteller die letzte Heimat der Maggaren von deren Einwanderung und Niederlassung an der Donau und Theiß. Nach den neuesten Forschungen erstreckte sich A. im südl. Rußland von Komenez entlang dem Dnjepr bis an den Roschui von wo die Grenze mit diesem Flusse unterhalb Kiew den Dniepr erreichte, umfaßte also die südöstl. Teile von Podolien, das südwestl. Gebiet von Kiew, ferner die niedrigen Gegenden der Poloda östlich vom Sereth, Bessarabien und Oberon. Den Namen A. erklärt der ungar. Geschichtschreiber Pauler als «Land am Dnjepr» (Atel, es wurde der Dnjepr noch im 14. Jahrh. genannt). Aus A. wurden die Maggaren 895 durch die mit den Bulgaren verbündeten Petschenegen vertrieben und wanderten dann in ihr jetziges Vaterland.

Atella, Stadt, s. Aversa.

Atellanen (Atellanae fabulae), auch Osci Schauspiele (Osci ludi), waren eine Art volkstümlicher Lustspiele, die von der oscischen Stadt Atella in Campanien den Namen erhielten, weil in dieselbe als eine Art Krähwinkel der Schauspieler der Handlung verlegt zu werden pflegte. Im Mommsen geschah dies, als Atella gleich Cambr 210 v. Chr. seiner Stadtrechte beraubt und so in der Polizei dem Spotte preisgegeben war; im Alter war ein derartiges Spiel mit Masken in Latium und Rom schon lange, ehe es diesen Namen erhielt, heimisch. Nach der Überlieferung und der gewöhnlichen Annahme sind die A. aus Campanien nach Rom gekommen. Immerhin ist die Atella in der Pulcinellomödie noch heute besonders Campanien zu Hause. (S. Pulcinella.) Die A. wurden nicht von Schauspielern, sondern von jungen Römern selbst aufgeführt, und zwar immer in Masken. Es traten darin stehende Figuren an namentlich der dumme und lusterne Mummer Maccus, der geschwätzige und gefräßige Bucco, der verblendete, gutmütige Alte Pappus (der Pappone, s. d.), der pfiffige Dossennus (der Dottor) Der Gang der Stücke ward höchstens im allgemeinen verabredet, das meiste ward improvisiert, und die Gesticulation waren derb und oft schmutzig die Sprache die des gemeinen Lebens. Um den Beginn des 1. Jahrh. v. Chr. wurden die A. zu einer Art kunstmäßigen Lustspiels. Sie wurden nun von Dichtern verfaßt und auch von Schauspielern aufgeführt, und zwar regelmäßig als Nachspiel zu ernstern Stücken, als Schlußstück (exodium), um Gemüther wieder zu erheitern. Sie erhielten so eine ähnliche Stellung und Aufgabe, wie das griech. Satyrspiel, von dem sie im übrigen aber weichen

verfassen sah. Ihr Inhalt wurde damit natürlich auch mehr, es scheint, daß vorzugsweise einzelne Sätze und Situationen in diesen wohl gewöhnlich einseitigen Jagen in derblumiger Weise geschildert wurden. Das finden sich auch Tractaten von Tragödien unter ihnen. Immer blieben die *A.* volkstümlicher auf als die auf ital. Boden spielenden Komödien. Erst wurden solche *A.* von L. Pomponius, dann, noch in der Kaiserzeit von Plautin. Nichts ist nicht eine einzige Atellan, wohl aber viele Titel von solchen und äußerst spärlich handschriftl. zusammengestellt nach Bothe und Paul von Kibler, in «*Scenicae poeas Romanorum fragmenta*» (2. Aufl., Bd. 2, S. 1878). Vgl. Scher., «über die Atellanischen Schauspiele der Römer» (S. 1825); Klenze, «Philol. Abhandlungen» (Bd. 1839); Meyer, «über die *A.* der Römer» (Bd. 1836); Runt, «De fabulis Atellanis» (Bd. 1840); Keller, «De lingua et exodiis Atellanarum» (Bonn 1850).

tem, f. Klimung.

Tempora melen, f. unter Tempora.

A tempo (Ital.), zu gleicher Zeit; auch zur rechten Zeit; in der Kunst die Bezeichnung des Wiederkehrens der vorgeschriebenen Taktart; a tempo giusto (fr. *à l'exact*), in passender Bewegung; a tempo primo, im frühern Rhythmus (f. *Tempo*).

Aten, ehemals feste Stadt, Königs- und Bischofsitz in Georgien, jetzt Stadt im Kreise Gori bei russ.-kauk. Gouvernements Tiflis, liegt unweit südlich von der Kreisstadt Gori im Thale des Iana. Der Ort, vom georg. Könige Narikhan 184 gestiftet, war Lieblingsitz des Königs David II. (1265–94), wurde 1689 von den Persern zerstört und hiebt bis 1806 als Hauptfluchtort der armenischen Bischöfe. Die umfangreiche Citadelle stand auf einem hohen Felsen. Unter der russ. Herrschaft ist *A.* seit 1831 wieder bevölkert worden. Es hat bedeutende Ruinen, neun nach orthodoxen Kirchen, unter denen sich besonders die von Könige Bagrat II. im 10. Jahrh. erbaute Kapelle des großen Klosters Sion auszeichnet. Hinter dieser Kirche liegen die Ruinen der Häuser, in denen bis zum 17. Jahrh. der Chorbischof lebte. Bei *A.* baut man trefflichen Wein.

Atermoement (fr.), Verlangung, Aufschub der Zahlungssfrist; atermoieren, die Zahlungsfrist verlängern, aufschieben; sich atermoieren, sich mit keinen Gläubigern auf gewisse Termine bereinigen.

Atessa, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Orist, auf einem 18 km vom Abriatischen Meer gelegenen erloschenen Vulkan, zählt (1880) als Gemeinde 10067 E., welche Wollmanufaktur und Handel mit eingefasenen Fischen treiben.

Ats, Stadt und früher Festung in der belg. Provinz Hennegau, an der schiffbaren Dender, 2 km nordwestlich von Mons, ist Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Brüssel, Mons, Tournai und Gent, besitzt bedeutende Leinwandmanufakturen, Katmandereien, Färbereien, Spitzen-, Handweb-, Seiden- und ansehnliche Messerschablen, Klebmöbel u. s. w., unterhält auch einen sehr lebhaften Handel und zählt 9000 E. Das älteste Kennzeichen der Stadt ist ein Turm, La Tour du Bourc, aus dem J. 1150. Außerdem sind zu erwähnen das Rathaus vom J. 1600, die 1398 gegründete, 1817 niedergebrannte, seitdem wieder erbaute St. Justuskirche mit hohem Turme

und das Denkmal des hier geborenen belg. Staatsmannes Desacq. Die frühern Festungswerke wurden 1781 geschleift, 1815 wiederhergestellt, aber nach 1830 völlig abgetragen. *A.* ward mehrmals belagert und erobert, namentlich 1697 von Gatinat und Bauban, der hier die Parallelen zuerst systematisch in Anwendung brachte, ebenso 1706 von den Alliierten unter dem holländ. General Overkerke und 28. Sept. eingenommen. Die Franzosen eroberten *A.* 8. Okt. 1746 nach kurzer Belagerung, und besetzten es 8. Nov. 1792 abermals.

Athabasca, f. Athapasca.

Athalia, die Schwester Abas, Königs von Israel, und Gemahlin Jerams, Königs von Juda, bahnte sich nach dem Tode ihres Sohnes Abasja, durch die Ermordung sämtlicher Prinzen, den Weg zum Throne. Nur des Abasja junger Sohn, Joas, ward durch Joseba, die Schwester Abasjas und die Gattin des Hohenpriesters Jojada, gerettet und heimlich im Tempel aufgezogen. Ihn setzte, nachdem *A.* sechs Jahre regiert hatte, Jojada 874 v. Chr. wieder auf den Thron seiner Väter. Herbeigezogen durch den Arm des Bolts, das Hingestürzte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat auch *A.* mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor sich ging. Jojada ließ sie sogleich aus dem Bezirke des Tempels führen, mit dem Befehl, alle niederzuhauen, die sie verteidigen würden; an der Thüre des Palastes aber ward sie umgebracht. Die Altäre des Baal, die sie hatte aufrichten lassen, wurden umgestürzt, und das Wandnis mit Jahu, welches die Abgöttische zerissen, wieder erneuert. Racine bearbeitete diesen Stoff in einem berühmt gewordenen Trauerspiels. Die Chöre desselben wurden nach Cramers Uebersetzung von Felix Mendelssohn-Bartholdy componiert.

Aethallium, f. Schleimpilz.

Athamania, eine der neuen Romarchien Oriehtlands, welche aus den infolge des Berliner Vertrags von 1878 von der Türkei an Griechenland abgetretenen Teilen von Cyprus gebildet wurden. Die Romarchie wurde 6. Juli 1881 von General Soupos für den König Georgios in Besitz genommen und dem Königreiche Griechenland einverleibt. Die Hauptstadt ist Arta. (S. Griechenland, Geographie und Statistik.)

Athamanta Koch, Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse, besteht aus Gebirgs- und Alpenpflanzen mit mehrstämmigen Wurzelstock, aufrechten, runden Stengeln, feingerteilten Blättern, vielstrahligen und reichblättrigen Dolben. Die wenigen Arten wachsen in Europa, Afrika und dem Orient. In den Alpen kommen zwei Arten vor, von denen die eine, *A. cretensis* L., vom Volle Augenwurz genannt wird, weil ihr Wurzelstock für ein Mittel gegen verschiedene Augenkrankheiten gilt. Die Wurzel der in den Alpen von Krain und Steiermark heimischen *A. Matthioli* Wula. ist essbar. Auch von einer in Griechenland und Nordafrika heimischen Art, *A. macedonica* Spr., werden die möhrenartigen Wurzeln als Salat gegessen. Die Samen von *A. Matthioli* und *A. cretensis* fanden in alter Zeit als reigendes, magenstärkendes und harntreibendes Mittel in hohem Ansehen und bildeten einen Bestandteil des Theriaks.

Athamas, Sohn des Aiolos (f. Aiolos) und der Enarete, König der Minier in der nach ihm benannten Ebene bei der Stadt Alos oder Palos in Thessalien oder in Böotien am Kopaissee oder

in Orkomenos, zeugte mit der Nephelē den Phriros und die Helle, und mit Ino, der Tochter des Rabmos, den Learchos und Melikertes. Ino verfolgte die Kinder der Nephelē und bewirkte durch List und Trug, daß Phriros (und Helle) dem Zeus geopfert werden sollten; Nephelē, die Wollengöttin, entrückte jedoch ihre Kinder auf einem Widder mit goldenem Bliesē. A. und Ino wurden von Hera verfolgt, weil sie den ihnen vom Hermes übergebenen Dionysos auferzogen; A. wurde in Kaserei verfest, sodas er seinen Sohn Learchos tötete und Ino verfolgte, welche sich mit dem Melikertes ins Meer stürzte. Mit Blutschuld beladen und deshalb aus Boiotien flüchtig, begab sich A. nach Phthiotis in Thessalien, wo er sich mit Themisto, der Tochter des Opypeus, vermählte. Auch die Kinder dieser Frau und ihre Mutter nahmen nach Euripides ein schreckliches Ende. Nach einer andern Sage sollte A., König zu Alos oder Halos, dem Zeus selbst geopfert werden, und ward nur (nach Herodot) durch die Ankunft eines Sohnes des Phriros oder (nach Sophokles) durch die des Herakles gerettet. Noch in histor. Zeit bestand ein Brauch in Alos, der nur aus Menschenopfern sich erklären läßt, welche der Zeus Laphystios forderte, und von denen in diesen Mythen ein Nachklang sich erhalten hat. Der jedesmalige Älteste aus dem Hause der Athamantiden war dem Zeus Laphystios als Opfer bestimmt. Doch gelang es manchem, sich durch die Flucht zu retten; an seine Stelle trat dann ein Widder, wie ein Widder auch den Phriros gerettet hatte. Die Mythen von A. sind besonders durch die tragischen Dichter vielfach erweitert und verändert worden.

Athanarich, Fürst der Westgoten, s. Goten.

Athanasianisches Symbolum (oder nach dem Anfangsworte Symbolum quicunque), heißt das dritte der drei ökumenischen Symbole, weil es dem Athanasius (s. d.) zugeschrieben wurde. Dasselbe enthält eine Zusammenfassung der auf den vier ersten allgemeinen Kirchenversammlungen festgesetzten Lehren über die Dreieinigkeit und die Menschwerdung Gottes, indem es im ersten Teile die Dreieit der göttlichen Personen, welche doch nur ein einziger Gott, im zweiten die Zweieit der Naturen in Christus, welche doch nur eine einzige Person sind, bekennet. Alle Abweichungen werden verdammt und die Seligkeit bereits von der Annahme eines formulierten Glaubensbekenntnisses abhängig gemacht. Die Abfassung durch Athanasius ist zuerst (1642) von Gerhard Joh. Voss bestritten und jetzt allgemein aufgegeben, doch herrscht über den wirklichen Verfasser noch Unsicherheit. Das Symbol findet sich zuerst benutzt bei Casarius von Arles (503—543), weshalb manche vermuten, es sei gegen Ende des 5. Jahrh. in Südgalien oder Burgund entstanden und beim Übertritt von Arianern zum Katholizismus angewandt. Von Gallien aus gewann es seit dem 6. Jahrh. in der abendländ. Kirche allgemeine Verbreitung und Anerkennung, während die griech. Kirche es erst seit dem J. 1000 kennt und nie angenommen hat. Andere vermuten (schon Quésnel), es stamme aus Nordafrika und sei von Vigilius von Thapsus (um 484) verfaßt. Als »Athanasianisch« ist es erst seit 772 bezeugt. Unter allen ökumenischen Symbolen ist das Athanasianische das dogmatisch schroffste, aber wegen seines hohen Ansehens auch von den Protestanten, mit Ausnahme der Socinianer, angenommen worden.

Athanasie (grch.), Unsterblichkeit.

Athanasius, Bischof von Alexandria, u. Arianischen Streite (s. d.) unermüdblicher Kämpfer der vollen Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater, daher auch »Vater der Orthodoxie« genannt. A. wurde 298 als Sohn Christi geboren, empfing die gelehrte Bildung seiner Zeit und wandte sich früh strenger Askese zu, ward 311 durch Bischof Alexander zum Diakon geweiht, gewann durch Eifer und Vereblichkeit zu Nicäa 325 großen Einfluß auf die Entscheidung der Synode und folgte 9. Juni 328 nach Alexanders Tode diesem in der Bischofswürde. Von seinen Arianischen Gegnern mit den grundlosten Beschuldigungen überschüttet, ward A. von der Synode zu Tyrn 335 abgesetzt und vom Kaiser, dem man eingereicht hatte, A. wolle die jährliche Getreideausfuhr von Alexandria nach Konstantinopel hindern, 336 nach Arien verbannt. Nach dem Tode Konstantins I. kehrte A. im Herbst 338 zurück, aber sein energisches Einschreiten gegen die Arianer erregte den Haß so sehr, daß im Frühjahr 340 ein Ariane Gregor durch den kaiserl. Statthalter mit Waffengewalt als Bischof von Alexandria eingesetzt ward. A. floh nach Rom zum Bischof Julius I., unter dessen Einflusse eine Synode zu Rom 341, sowie die abendländ. Synode zu Sardica 343 ihn für unschuldig und seine Lehre für richtig erklärt. Auch Konstantin, Kaiser des Abendlandes, war A. günstig gesinnt und bewirkte bei seiner Bruder Konstantius, daß derselbe nach Gregor Tode Okt. 346 nach Alexandria zurückkehren durfte. Nachdem aber Konstantius als Alleinherrscher der Arianismus 355 zum Siege verholfen hatte, mußte auch A. wieder weichen. Der Kappadocier Gregor ward als Bischof eingesetzt, und als 9. Febr. 356 nachts plötzlich Soldaten in die Kirche des heil. Thomas eindrangen, wo A. inmitten der Gemeindevigilien eines Festes feierte, floh dieser in d. ägypt. Wüste. Durch sein persönliches Ansehen und eine Reihe von Schriften übte er auch von hier aus großen Einfluß. Nach dem Regierungsstürze des Julianus Apostata ward Gregor in einem Volksaufstande getötet, und A. durfte Febr. 3 zurückkehren, aber seine eifrige Wirksamkeit für d. Frieden der Kirche erregte des Kaisers Unwillen und schon 25. Okt. 362 mußte er zum vierten mal ins Exil wandern, diesmal in die Thebaische Wüste. Nach Julians Falle kehrte A. Febr. 364 zurück unter Kaiser Valens, mußte er noch einmal von Okt. 365 bis Febr. 366 die Stadt verlassen, seitdem blieb er unbehelligt bis an seinen T. 3. Mai 373. A. war 45 Jahre Bischof und be unter fast 20 Jahre in der Verbannung. 2 Charakter des A. ist schon zu seinen Lebzeiten verschieden beurteilt worden. Von seinen Gegnern bis in den Tod gehaßt, von den Seinigen als Heiliger verehrt, hat er durch Schrift, Wort und That unter den wechselndsten Schicksalen sich für einen einzigen großen Gedanken gekämpft, mit dessen Anerkennung nach seiner Zeugung die christl. Kirche stand und fiel. Die mäßige Härte, welche seine Feinde ihm vorwarfen, haben sie ihm doch, so oft sie die Macht dazu hatten, reichlich vergolten. Ein Kirchenfürst nach strengsten Idealen seiner Zeit, hat er trotz seiner unscheinbaren Außere den Geistern in seine Lehren zu zwingen verstanden und seine Lehre der ganzen Kirche als Erbeil hinterlassen. In fe

lateinischen dogmatischen und polemischen Schriften zeigt sich neben glühendem Eifer für kirchliche Orthodoxie eine hohe speculative Begabung, durch welche er seinen Gegnern weit überlegen war, und mit der Mann keiner persönlicher Überzeugung vertrieben ist. Seine Ansicht und Bestimmtheit der Kirchens. Seine Geschichte der Arianer für die Kirche, eine wesentliche Parteischrift, aber für die Zukunft der großen Kämpfe jener Zeit ein unerschütterliches Denkmal. Kinder bedeutend sind seine geschichtlichen und moralischen Schriften. Die beste Ausgabe besorgte Montfaucon (3 Bde., Par. 1694). Als eine Ergänzung derselben ist der zweite Band von Montfaucon's « Bibliotheca patrum » (Par. 1704) zu betrachten. Thilo gibt im ersten Bande seiner « Bibliotheca patrum graecorum dogmatica » (Erg. 1858) nur die dogmatischen Handschriften. Wichtig, namentlich für die Zeitrechnung, sind die in seiner Sprache aufgefundenen *Schritte des A.* (deutsch von Lefort, Erg. 1853). Darstellungen seiner Lehre haben Ritter, Baur, Baum und Kott geben. Vgl. Möller, « A. der Kirche und die Kirche seiner Zeit » (2 Bde., Mainz 1857); Wiegner, « Kirchengeschichte in Biographien » (Bd. 1, Jhr. 1849); derselbe, « A. und Arius oder der erste große Kampf der Orthodoxie und Heterodoxie » (Erlang. 1874).

Athanasianus (grch.), Berewigung; Glaube an Trinität. Athanasologie, Unsterblichkeit.

Athapaska (Athapaska), indian. Name eines der bekanntesten Stämme im brit. Nordamerika, welcher früher von den Franzosen Riviere la Pêche, von den Engländern St. River genannt ward und eigentlich aus der Mündung des Madenjestroms, des bedeutendsten Flusses in amerik. Norden, ist. Der A. entspringt aus einem Gebirgssee (Bunch Bowl) in einem der höchsten Teile der Rocky Mountains, in der Nähe des Mount Hooper (4778 m) und Mount Brown (4000 m), unter 65° 10' nördl. Br., nimmt links den Abfluss des Kleinen Slavensees auf und mündet nach einem im allgemeinen nach NW. gerichteten Laufe von 1040 km in den über 7700 qkm großen Athapascasee. Letzterer erstreckt sich, etwa 30 km von N. nach S. breit und an 380 km lang, unter 59° nördl. Br. und 108—112° westl. L. (von Greenwich) von O. nach W. und empfängt an seinem östl. Ende den Lutanman, welcher in Verbindung mit dem Manito- oder Mollaksonsee, dem Deer- und dem Indianersee und dem die beiden letztern durchfließenden Churchill die Hudsonsbai, in welche sich der letztere ergießt, mit dem Madenzie verbindet. In der Nordhälfte des Athapascasees liegen die Forts Chipewyan und Fond-du-Lac. Der A. nimmt nach seinem Austritte aus dem Athapascasee den Namen Strong-River an, vereinigt sich bald wieder mit dem aus W. kommenden Unichiga oder Friedensfluß (Peace-River) und führt nun seine Wässer als Großer Slavenfluß in den Großen Slavensee, von welchem aus er dann weiter als Madenzie (s. d.) in den Arktischen Ocean geht.

Unweit der Quelle des A. fließt die in einer Höhe von über 2000 m gelegene Athapaska Portage, ein von Gletschern umgebener, namentlich von den amerik. Bergbühlern viel benutzter Paß zwischen dem Mount Hooper und Mount Brown westlich des Thal des in den Stillen Ocean sich ergießenden Columbia, mit hin aus den Hudsonsbai-Ländern nach British-Columbia hinüber.

Athapasische Völker ist die Gesamtbezeichnung, unter der neuere Ethnologen und Linguisten mehrere Indianerstämme zusammengefaßt haben, welche die weiten Gebiete der Westhälfte des brit. Nordamerika zwischen Churchill und oberem Saskatchewan im S., der Hudsonsbai im O., dem Felsengebirge im W. und dem von Gaskins bewohnten Küstensaum des Arktischen Oceans im N. als Fischer und Jäger durchschweiften und in Bezug auf physische Beschaffenheit, Sitte und Sprache eine große Ähnlichkeit bekamen. Die wichtigste unter diesen Völkern (welche sich selbst *Tinnah*, d. i. Menschen, nennen) sind die Chipewyans. Dieselben betrachten die Gegenden zwischen dem Großen Slavensee, dem Athapascasee und dem Rississippi (Churchill) als ihre ursprünglichen Jagdbreviere und stehen als Jäger (Jäger) der Hudsonsbai-Rompagnie namentlich mit deren Forts am Großen Slavensee und Athapascasee in Verkehr. Die Chipewyans bilden den zahlreichsten Stamm der ganzen athapasischen Familie. Zu letzterer gehören ferner die Dogribs oder Handschuppenindianer, auch Slaven (Slaves) genannt, im O. des Madenzie und im N. des Großen Slavensees, nach dem Martinsee und dem Kupferminenfluß zu; die Hosenindianer (Haro Indians) im N. des Slavensees am Madenzie abwärts; die Kupferindianer (auch Birkenrindenmänner) im O. des Slavensees zwischen Kupferminen- und Grosem Fischfluß; die Neb-Amives oder Gelbmesserindianer im O. der Dogribs und im NW. des Großen Slavensees. Während diese Stämme in Bezug auf Sitte, Lebensweise und Sprache nur geringe Unterschiede zeigen, haben die Dogribs oder Loucheux am Unterlauf des Madenzie bis an das Eismeer manches Abweichende und zeigen Ähnlichkeit mit den benachbarten Gaskins. Etwas ferner stehen die unter sich nahe verwandten Biberindianer (Beaver Indians) und die Bergindianer oder Strongbaws (wohl identisch mit den Sicani oder Scannies), von denen erstere unter 66—69° nördl. Br. am Friedensfluß (Peace-River), letztere südlich davon am Felsengebirge wohnen. Endlich zählen noch zu den Athapasischen Völkern die Sarlees oder Susses, die zwischen den Quellen der Flüsse Athapaska und Saskatchewan jagen; die Tahlali (Taculies) oder Carriers, die im W. des Felsengebirgs bis zum Küstengebirge unter 62½—66° streifen und somit die einheimische Bevölkerung eines Teils von British-Columbia bilden, und die Kutschi, die in den Gebieten westlich des untern Madenzie zwischen 130 und 160° westl. L. (von Greenwich) bis zum 65° nördl. Br. haufen. Nach den in neuester Zeit von Buschmann angestellten Forschungen bilden alle diese Völker zusammen nur den einen Ast eines räumlich ungemein verbreiteten, jedoch in sich teilweise sehr zerstreuten Völkern und Sprachenstammes, welcher unter der Bezeichnung des Athapasischen Völkern und Sprachenstammes in die moderne Ethnographie und Linguistik eingeführt worden ist. Derselbe gliedert sich in drei Abteilungen, von denen die erste die genannten Athapasischen Völker im engern Sinne umfaßt, während eine zweite durch die unter fremden Stämmen eingeprengten Völkerreste in Qualbioqua, Tlatlanai, Umpqua und Hupah im Staate Oregon und in dem Territorium Washington gebildet wird; die dritte Abteilung umfaßt die Apachen (s. d.) mit den Navajos (Apaches de navajo) in den südlichsten Teilen der Vereinigten

Staaten und den angrenzenden Gebieten Mexikos. In einem entferntern Verwandtschaftsverhältnisse zu den Athapasken stehen die Kinai-Völker im äußersten Nordwesten Amerikas. Vgl. Buschmann, «Der Athapaskische Sprachstamm» (Berl. 1866), und «Die Verwandtschaftsverhältnisse der athapaskischen Sprachen» (Berl. 1863); Walz, «Die Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 3 u. 4, Lpz. 1862—64), und «Die Indianer Nordamerikas» (Lpz. 1865); Friedr. Müller, «Allgemeine Ethnographie» (2. Aufl., Wien 1879).

Atharvaveda, eine der vier Sammlungen der Veda, s. unter Sanskrit.

Atheismus (gebildet aus dem griech. *θεος*, d. i. ohne Gott oder gottlos) bezeichnet Unglauben an das Dasein Gottes, oder die Meinung, daß die Personsidee von Gott, mag er nun als Persönlichkeit oder als moralische Weltordnung gefaßt werden, keine Realität oder Wirklichkeit habe. Zeugnet man bloß die Möglichkeit eines hinlänglichen Beweises für das Sein Gottes, so heißt dieses skeptischer A.; glaubt man aber das Nichtsein Gottes durch bestimmte Beweise erhärten zu können, so heißt dieses dogmatischer A., Gottesleugnung. Man unterscheidet theoretischen und praktischen A. Jener verwirft bloß die objektive Realität der Gottesidee, betrachtet aber das Sittengesetz als das Regulativ unsers Strebens und Thuns, als das für uns verpflichtende Ideal; dieser hingegen wird bei der innigen Verflechtung, in welche die Geschichte des menschlichen Geistes das Sittengesetz mit der Gottesvorstellung gebracht hat, überall denen vorgeworfen, welche das Sittengesetz nicht als eine in der Vernunft notwendig liegende Idee, sondern als eine zufällig durch Erziehung und bürgerliche Verhältnisse entstandene Vorstellung betrachten. Da nun in der Vorstellung der Menschen der Glaube an Gottes Dasein das Sittengesetz heiligt, die Sittenlosigkeit daher notwendig auf Abschwächung des Glaubens an Gott hinwirkt, so ist zur Zeit eines tiefen sittlichen Verfalls immer auch der A. hervorgetreten, wie unter den Griechen nach dem Zeitalter des Perikles, unter den Römern nach des Augustus Zeit, im Mittelalter bei dem sittlichen Verfall des Klerus und der Laien, und in der sittenlosen Periode in Frankreich vor der Revolution. Aber andererseits muß auch die Unabhängigkeit der Sittlichkeit von der bloßen Idee Gottes betont werden, da, wie Kant treffend beweist, die sittliche Würde des Menschen von ganz andern, die transcendente Natur des Geistes verbürgenden Prinzipien abhängt und unser sittliches Thun und Lassen um so höher steht, je weniger die Motive desselben Furcht vor göttlicher Strafe oder Hoffnung auf göttliche Belohnung sind. Da aber der Begriff der Gottheit zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Menschen ein sehr verschiedener, so ist man zu allen Zeiten mit dem Vorwurfe des A. zu freigebig gewesen, indem man dabei zu sehr von subjektiven Standpunkten ausging. So beschuldigten die alten Griechen einige ihrer Philosophen, z. B. Anaxagoras und Sokrates, welche nicht die Realität der Gottesidee, sondern die Vielheit der Volksgötter verwarfen, Atheisten zu sein. So wurden in der christl. Kirche, nach Feststellung des Dogmas von der Dreieinigkeit, diejenigen als Atheisten betrachtet und bestraft, welche die Dreipersonlichkeit Gottes oder die Gottheit Christi leugneten. In der neuesten Zeit ging man von der christl.-theistischen

Vorstellung von Gott als einer außerweltlichen Person aus, wenn man die Idealisten und Pantheisten (Spinoza, Fichte, Schelling und Hegel) des A. schuldigte, da sie doch nicht das Sein Gottes leugneten, sondern nur sein Sein als das einer von der Welt abgetrennten Einzelperson in Abrede stellten (S. Pantheismus.) Ebenso unzulässig ist den neuern Atomismus und Materialismus, er sich angeblich als das philos. Ergebnis der empirischen Naturforschung herausgestellt hat, A. zu bezeichnen, denn die Vertreter dieses nennen «Monismus» (Bogt, Büchner, Moleschott) leugnen die Idee des göttlichen Seins, welche mit der Materie identifizieren, ebenso wenig die Pantheisten. (S. Materialismus.) theoretischen A. als ein Verbrechen ansehen zu wollen, ist ungerecht, da wissenschaftliche Überzeugungen nur unter der Bedingung vollkommener Denkfreiheit zu gesunder Entwicklung gelangen können. Ebenso kann auch der praktische A. nur insoweit, als er in widergesetzlichen Thatsachen fundirt, einer Bestrafung von seiten der bürgerlichen Gesellschaft unterliegen.

Athen, s. A. 1. Abt.

Athen (griech. *Ἀθῆναι*; lat. *Athenae*), die Stadt, welche im Altertum, wenn auch nur vorübergehend, in politischer, so doch stets in kulturgeschichtlicher Hinsicht der Haupt- und Mittelpunkt des hellenischen Lebens, oder, wie alte Dichter sagen, «das A. von Hellas», «Hellas von Hellas» gewesen, in neuern Zeit die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Griechenland geworden ist. Die Stadt liegt um und auf einer Reihe von felsigen Höhen in der geräumigten Ebene der Landschaft Attika (s. d.), zwischen den Flüssen Ilissos und Kephissos, in gerader Entfernung etwa 5 km vom Meere, 7 km von ihrem spätern Hafenplatze, dem Peiräen. Ihre ersten Anfänge verlieren sich, wie die alte Geschichte der ganzen Landschaft, in sagenhafte Dunkel. Die Überlieferung schrieb dem alten Könige Erechtheus die Gründung zu. Die älteste Stadt, beschränkte sich auf die obere Fläche eines steilen, n von Westen aus zugänglichen Felsbügels, welcher später während des ganzen Altertums als die Burg (Akropolis) den polit. und religiösen Mittelpunkt, den Kern der ganzen Stadt bildete. Die Fläche wurde nach der Sage durch Pelasger künlich geebnet, mit Mauern umgeben und an der Westseite ein starkes Auenwerk mit neun Thoren hietereinander (daher Enneapylon, «das Neunthor» oder auch Pelasgion, «das Pelasgerwerk» genannt zur Verteidigung des Aufgangs errichtet. Innerhalb der Burg wohnten die alten Landesbewohner des Teils von Attika mit ihren Genossen; hier erhob sich auch der älteste Tempel der Gottheit, unter deren besonderm Schutze die Stadt stand, der «Marschützenden» Athene (Athene Polias), mit welcher zugleich die Erde erschütternde Meerergott (Poseidon-Erechtheus, daher dieser Tempel gewöhnlich auch das Erechtheion hieß) verehrt wurde. (Hier eine Tafel: Akropolis zu Athen, rekonstruiert von Architekt R. Weigardt.)

Ein Teil der den Herren der Burg unterworfenen Bevölkerung siedelte sich im Laufe der Zeit am Fuße dieses Hügel, hauptsächlich an der Südseite und Südostseite desselben (daher noch später hier mehrere der ältesten Heiligtümer der Stadt, wie die des olympischen Zeus, des Apollon des Dionysos u. a., sich befanden) an. An d

AKROPOLIS ZU ATHEN.

Äußere Ansicht der Akropolis. (Rekonstruktion.)

Innere Ansicht der Akropolis. (Rekonstruktion.)

Näheren der westlich davon sich hingiehenden Hänge entsand eine zweite Ansiedelung; die Fundamente der primitiven Wohnungen sind zum Teil noch heute auf jenen Hügeln in den Felsboden eingestampft sichtbar. Die Unterstadt erhielt eine Erweiterung, seitdem infolge der Vereinigung der verschiedenen Teile, in welche Attika in den ältesten Zeiten zerfiel, zu einem staatlichen Ganzen (was die Einführung des Thebens, hauptsächlich der Dynastie der Theseiden zuschreibt), A. zur polit. Hauptstadt dieses Bundesstaats erhoben wurde. Die Stadt dehnte sich allmählich im Laufe der spätern Jahrhunderte auch auf den Raum am nördl. Fuße des Burgfels aus; es waren besonders Handwerker, namentlich die Mitglieder der in A. angesehenen und zahlreichen Kriegerfamilie, die sich hier niederließen, hier ein bedeutender Stadtheil nordwestlich von der Burg den Namen Kerameikos (Kriegerstadt) erhielt. In der Folgezeit machten sich besonders Perikles und seine Söhne durch vielfache Kriege und Bruchbanten um die Verschönerung der Stadt verdient. Von ihnen rührt die Errichtung des Altars der Zwölfgötter auf dem südlichen Ende der am nordwestl. Fuße der Akropolis gelegenen Agora (dem Markte) her, von welchem aus die Entfernungen nach den verschiedenen, durch Straßen mit der Hauptstadt verbundenen Ortschaften bestimmt wurden. Sie begannen in großartigem Maße den Bau eines Tempels des olympischen Zeus (Olympieion) südlich von der Burg, der aber nach dem Sturze der Tyrannen Herrschaft ins Stocken gerieth, und wahrscheinlich auch den Bau eines neuen großen Tempels der jungfräulichen Athene (des Helatempels) auf dem höchsten Punkte der obern Burgfläche, der nach vor oder bald nach seiner Vollendung durch die Perser wieder zerstört wurde. Perikles erstreckte seine Sorge auch auf das außerhalb der Stadtmauer gelegene Terrain, indem er die hart an der östl. Stadtmauer am rechten Ufer des klärenden Ilissos entspringende Quelle Kallistros, welche den Bewohnern der Stadt das beste Trinkwasser lieferte, in einen neunröhbrigen Brunnen (bayer. Kannelarion genannt) fassen ließ und nordöstlich davon einen ausgedehnten Bezirk (Dionysion) dem Apollon als Heiligtum weihte, das später durch Perikles noch erweitert und verschönert, durch den Staatsmann Eukargos zu einem Gymnasium umgewandelt wurde.

Eine neue, für die Zukunft wichtige Anlage erhielt die Stadt um das J. 500 v. Chr., indem damals in dem heiligen Bezirk des Dionysos am südöstl. Fuße der Burg, dem Lenäon, das zu dem Tempel (der Brühl) genannten Stadtheile gehörte, ein feinerer Bau für die Zuschauer der dramatischen Vorstellungen, die sich bis dahin mit jedesmal neu aufgeschlagenen Brettergeräthen hatten begeben müssen, also das Theatron, begonnen wurde. Vollendet wurde dasselbe erst zur Zeit Alexanders d. Gr. durch Eukargos. Eine sehr schwere Katastrophe traf A. im Perserkriege (480 v. Chr.), als auf Rat des Themistokles sämtliche Bewohner sie verlassen hatten, und die verlassenen Mauern, Theater, Tempel und Burg von dem pers. Heere des Xerxes verwüstet wurden. Allein, kaum war durch den Sieg bei Plataea die Vertreibung der Perser entschieden, als die Athener auf die Trümmerstätte zurückkehrten und sich zunächst, nach nothdürftiger Herstellung der Wohnungen, an den Bau einer neuen, erweiterten Stadtmauer machten, die auf

Antrieb des Themistokles in großer Hast ausgeführt und trotz der Einsprache der Spartaner, die A. gern als unbefestigte Ortschaft gesehen hätten, in kurzer Zeit vollendet wurde (479—477). Noch jetzt läßt sich der Gang dieser mit gegen 100 Türmen versehenen Stadtmauer an vielen Stellen, besonders an der Westseite, wo sie sich auf dem Rücken der hier das Terrain der Stadt begrenzenden Felsbühel, des Museion und des sog. Nymphenbühels, hinstreckt, und an der Süd- und Südostseite, wo sie sich durchaus auf dem rechten Ufer des Ilissos hielt, deutlich erkennen. Ihr Umfang betrug mit Einrechnung aller Einbiegungen und Vorsprünge, etwa 8 km. Sehn bis zwölf Thore vermittelten den Verkehr, von denen noch das Reliatische oder Peiräische an der Westseite, das Thriakische oder Doppelthor (Dipylon), als Ausgangspunkt der Prozession von A. nach Eleusis auch das „heilige“ genannt, auf der Nordwestseite, und das Akarnische an der Nordseite, das Diomeische auf der Nordostseite, das des Diokares an der Ostseite, endlich das Itonische an der Südseite nachgewiesen werden können.

Im Zusammenhang mit der Wiederherstellung der städtischen Befestigung ging Themistokles an die Befestigung der neuen Hafenstadt (des Peiräeus), deren Anlage er schon vor dem Perserkriege begonnen hatte. Während die Athener bis dahin die nur etwa 6 km von der Stadt entfernte, den Schiffen keinen recht sichern Ankergrund bietende Bucht Phaleron als Hafen benutzt hatten, veranlaßte sie Themistokles, eine neue Hafenstadt auf der 7 km südwestlich von A. gelegenen felsigen Halbinsel des Peiräeus zu errichten, welche drei schon von Natur ausgezeichnet sichere Häfen darbot: den Haupthafen, Peiräeus im engeren Sinne, dessen enger Eingang durch Ketten geschlossen werden konnte und der in zwei Abtheilungen, den Kriegshafen (Rantharos) und den Handelshafen (Emporion), zerfiel, und die beiden an der östl. Seite der Halbinsel befindlichen, Sea und Munichia. Eine hohe und starke Ringmauer diente dieser Anlage zum Schutz. Im J. 457 wurde dann unter der Staatsverwaltung des Perikles die befestigte Hafenstadt durch eine etwa 7 km lange Mauer mit der Stadt A. verbunden und zugleich eine ähnliche, nur etwas kürzere Mauer von der Stadt nach der Bucht Phaleron gezogen, so daß nun A. durch ein gemeinsames Fortifikationssystem mit seinen Häfen verbunden und so gegen jeden Angriff trefflich geschützt war. Zur weiteren Verstärkung dieser ganzen Fortifikation wurde dann 444 v. Chr. noch eine dritte Mauer, in der Mitte zwischen jenen beiden, der westlichen, von A. nach dem Peiräeus führenden parallel, errichtet. In der Stadt selbst hatte Kimon eine neue Befestigungsmauer an der Südseite des Burgplateaus gebaut, welche im Westen, gerade über dem Aufgange zu der obern Burgfläche, durch eine turmähnliche Bastion (Pyrgos), die diesen Ausgang beherrschte, abgeschlossen wurde. Sie trug den wahrscheinlich erst nach Kimon errichteten aberaus zierlichen Tempel der Nile Apteros. Dieser wurde 1687 von den Türken behufs Anlage einer Schanze abgebrochen, bei Begräbnung derselben 1835 jedoch fast vollständig wieder aufgefunden und durch die Archäologen Ludwig Ross wiederhergestellt. Außerdem hatte Kimon in der Stadt nordwestlich über der Agora einen stattlichen Tempel in dorischem Stile zu Ehren

des Theseus erbaut, das sog. Theseion, das, in der frühl. Zeit in eine Kirche des heil. Georgios verwandelt und dadurch vor Zerstörung geschützt, noch heutzutage als eine der besterhaltenen Ruinen des alten A. mit seinem Skulpturgeschmuck aufrecht steht. (Mehrere neuere Forscher haben freilich die Identität dieses Tempels mit dem Theseion bezweifelt und darin vielmehr den Tempel des Herakles im Stadtviertel Melite erkennen wollen.) Ferner sorgte Kimon für die Bequemlichkeit der Spaziergänger durch Anpflanzung von Bäumen auf dem südl. Teile des Marktes sowie in dem Akademia genannten, in der nordwestl. Vorstadt A.s, dem sog. äußern Kerameios, gelegenen Gymnasion. Auch ein Verwandler des Kimon, Namens Peisianar, machte sich um die Verschönerung der Stadt verdient durch Errichtung einer statlichen, für Spaziergänge und gesellschaftliche Unterhaltung bestimmten Halle an der Nordwestseite des Marktes, die, durch Polygnotos und einige seiner Kunstgenossen mit histor. Wandmalereien geziert, die Bunte Halle (Στάδ ποικίλον) genannt wurde.

Weit bedeutender noch als die des Kimon waren die Leistungen des Perikles für die Verschönerung der Stadt durch monumentale Bauwerke. Das früheste derselben war das in der Nähe des Theaters im heil. Bezirk des Dionysos errichtete Odeion (schon vor 444 vollendet), ein für musikalische Aufführungen bestimmtes Gebäude, dessen zeltförmiges Dach zahlreiche Säulen trugen. Dann verwendete er aber alle seine Aufmerksamkeit und einen Teil der reichen Mittel, welche A. außer andern auch durch die Tribute seiner Bundesgenossen damals zu Gebote standen, auf die Ausbildung der Akropolis, die jetzt nicht sowohl als Burg in fortifikatorischem Sinne, sondern vielmehr als Mittelpunkt des Staats in religiöser Hinsicht betrachtet wurde. Zunächst ließ er durch den Architekten Ktimos an der Stelle des alten, bei der Erstürmung der Stadt durch die Perser zerstörten Selatempel einen neuen, weit prächtvollern und größern Tempel errichten, den Parthenon, der noch jetzt in seinen Trümmern das vollendetste Muster des dor.-attischen Baustils darbietet. Die architektonische Wirkung wurde noch bedeutend gehoben durch die zahlreichen und meisterrhaften Skulpturwerke, mit welchen, unter der Leitung des Pheidias, der Tempel im Innern wie Außern geschmückt wurde. Sogleich nach Vollendung des als Schatzkammer der Götter dienenden und namentlich bei der Feier der Panathenäen benutzte Parthenon (s. d.), 438 v. Chr., ließ Perikles durch den Architekten Mnesikles mit großem Kostenaufwande (angeblich über 9 Mill. Mark) einen neuen prächtvollen Eingang zur Akropolis errichten, die sog. Propyläen (437—432), die noch jetzt in ihren Hauptteilen erhalten sind. Ein aus gefurchten Marmorplatten angelegter Weg führte in mehrfachen Windungen an der Westseite des Burghügels empor zu einer von sechs dor. Säulen, deren Zwischenräume nach beiden Seiten hin symmetrisch abnahmen, gebildeten Vordhalle, an welche sich zur Ausfüllung der ganzen Breite der Westseite des Hügels zwei Seitengemäcker von verschiedener Größe, das nördliche zur Aufstellung von Gemälden, das südliche vielleicht zum Nachlotal bestimmt, angeschlossen. Hinter der Vordhalle lag eine Mittelhalle, deren mit Malerei und Vergoldung gezierter Decke sechs ion. Säulen trugen und die im Osten durch eine, von fünf an Höhe und Breite nach den

Seiten zu symmetrisch abnehmenden Thoren durchbrochene Wand abgeschlossen wurde, vor der sich wieder eine, der westlichen gleiche Vordhalle erhob.

Durch den Ausbruch des Peloponnesischen Kriegs (431 v. Chr.), der die Kräfte des attischen Staats von Anfang an bedeutend in Anspruch nahm, wurde die bauliche Thätigkeit in A. zwar bedeutend eingeschränkt, aber doch nicht ganz unterbrochen. Man ging nun daran, den ältesten und heiligsten unter den Tempeln der Akropolis, das sog. Grechtheon neu herzustellen, wobei man den ursprünglichen Grundplan, die Vereinigung der beiden Heiligtümer der Athene Polias und des Poseidon-Grechtheus unter Einem Dache, festhielt. Das ganze Gebäude, dessen Vollendung, durch die Drangsale des Kriegs verzögert, erst nach dem J. 409 und nach einer starken Beschädigung durch einen Brand 40 erst wieder seit 395—394 v. Chr. erfolgte, erhielt ein äußerst statliches Ansehen durch Anlage einer vorpeltten Vordhalle, einer östlichen mit sechs und ein nördlichen mit vier ion. Säulen Fronte (letztere hatte außerdem noch zwei Säulen zwischen den Säulen und der Wand), durch Anfügung eines Bauwerks, dessen Dach von sechs lebensgroßen Karyatiden athen. Jungfrauen (Koren) getragen wird, an der Südseite, und durch die Einrichtung von drei, von Halbsäulen eingerahmten Fenstern an der Westwand. Noch jetzt ist das Gebäude, in mehrfacher Umgestaltung und Beschädigungen, in seinem trümmerhaften Zustande das Muster der ion.-attischen Bauweise in ihrer schönsten Ausführung. Der für A. unheilvolle Ausgang des Peloponnesischen Kriegs (404 v. Chr.) führte die Zerstörung eines der bedeutendsten Werke herbei: Athener wurden durch die siegreichen Spartaner genötigt, die Befestigung des Peiräeus sowie die langen Mauern, welche diese mit der Stadt verbanden, zu schleifen. Allein schon 393 zur Zeit des böot.-korinthischen Kriegs gegen Sparta wurden durch den Seehelden Konon mit pers. Subsidien die für A. Sicherheit so notwendigen Befestigungswerke wieder hergestellt. Ein neuer schwerer Schlag traf A. wie das ganze Griechenland, durch die Schlacht bei Chäroneia (338). Aber durch die einsichtsvolle Verwaltung des Lykurgos (338—326) war es möglich, daß auch wieder bedeutende Bauten auf Staatskosten ausgeführt werden konnten. Es wurde das Theater 330 endlich vollendet, in der seit des Klistos gelegenen Vorstadt Akra ein Stadion zur Abhaltung der gymnastischen Wettkämpfe am Feste der Panathenäen eingerichtet, und der Peiräeus durch den Architekten Philon ein gewartiges Seezeughaus errichtet. Auch wohlhabende Privatleute thaten das Ihrige zu Verschönerung der Stadt. Beweis davon gibt das noch erhaltene 335 errichtete choragische Monument des Eukleides (im Volksmunde jetzt die Laterne des Demosthenes genannt) östlich der Akropolis, ein rundes Markttempelchen mit korinthischen Säulen, deren Zwischenräume durch konvergente Marmorplatten geschlossen und einem kuppelförmigen Dache mit kandelaberähnlichem Aufsatz, auf dem ein eherner Dreistand; ferner das jetzt zerstörte, 320 vor einer Statue im Burgfelsen oberhalb des Theaters aufgestellte choragische Monument des Theasippos, ein von Pfeilern gestützter Oberbau, auf dem eine Marktstatue des Dionysos, einen Dreifuß im Schoße, als nach dem Tode Alexanders d. Gr. der Versuch der Griechen, ihre Selbständigkeit zu

in Makedonien zu wehren, durch den
unruhigen Ausgang des Samnischen Kriegs (322
n. Chr.) gestört war, und nun auch H. macedon.
Beispielen nachsahen und sich durch macedon. Kom-
mandanten lehren lassen mußte, hörte die Aus-
führung von Bauwerken durch den Staat sowohl
als durch Privaterne fast ganz auf. Allein der
alte Glaube, daß noch immer die tief gesunkene Stadt
unmöglich, unzulänglich war, answärtige «helleni-
sche» Städte zur Errichtung von Bauwerken,
besonders die in Athen ihrer Stifter ver-
dächtig. So ließ der König Ptolemäos II. Philadel-
phos von Ägypten nordwestlich vom Markte eine
Gymnasion errichten, in welchem sich auch eine
Bibliothek befand, König Euergetes II. (197—159)
von Syrien eine Säulenhalle hinter der Bühne
des Theaters teils für die Vorbereitungen der drama-
tischen Künste, teils zur Unterkunft für die Zuschauer
bei plötzlich eintretendem Regenwetter, dessen Nach-
folger Antiochos II. (159—138) eine ausgedehnte Halle
(Stoa), einen Bazar, nahe dem nördl. Ende der
Akropolis, von deren Grund, von welcher noch bedeu-
tende Reste erhalten sind. König Antiochos IV.
Epiphanes (175—164) von Syrien unternahm die
Vertheidigung der Stadt gegen die Verdrängung der Perser-
truppen nach dem Tode des Antiochos, ein
Unternehmen, das jedoch infolge des Todes des
Königs nicht zu Ende geführt wurde. Auch die röm.
Zerstörung hatte Anfangs für A. nichts Bedeuten-
des. Nur einmal mußte es einen schweren polit. Fehler
hervorlocken. Als sie im Kriege der Römer gegen
den König Mithridates d. Gr. von Pontos die
Hülfe des letztern ergreifen hatte, wurde die Stadt
von Sulla mit Sturm erobert (86 v. Chr.). Die
Verheerungen des Peiräeus, das große Seengebiet
und die Nähe der langen Mauern wurden von dem
Sieger geplündert und seitdem nicht wiederhergestellt.
A. konnte vielfach gänzlich, und der Peiräeus
samt zu einer unbedeutenden, auf wenige Häuser zu-
rückgefallen. Die beschränkte Ortschaft herab. Aus
A. selbst wucherte Sulla, außer einigen Weih-
geboten, eine Anzahl Säulen von dem unvollende-
ten Olympion fort. Das von Perikles erbaute
Theater war während der Belagerung von den Ver-
theidigern der Burg, welche sich hielten, das Holzwerk
bestehen konnte von den Feinden zu Belagerungs-
zwecken benutzt worden, abgetragen worden, wurde
aber bald darauf durch den König Ariobarbanes II.
von Kappadokien (gest. 52 v. Chr.) wiederherge-
stellt. In dieselbe Zeit errichtete ein Privatmann,
Kallikrates aus der Stadt Kyrrhos in Syrien
(Kyrrhos), auf einem freien Platz östlich von der
Akropolis ein noch jetzt erhaltenes und vom Volke
der Lärme der Dämonen genanntes Bauwerk. (S.
Akropolis.)

Nach der Zerstörung der röm. Monarchie, Julius
Cäsar und Augustus, erwiesen sich, trotz mancher
pol. Fehler der Athener, freundlich gegen diesel-
ben. Aus den von ihnen gespendeten Gaben errich-
teten die Athener nordöstlich von der Agora ein
heiliges Heiligtum der Athena Archegetis (ein an
ihren Seiten von Mauern umschlossener kleiner Tem-
pel mit vier dor. Säulen an der Vorderseite), das
von mehreren Mitgliedern der kaiserl. Fa-
milie geschmückt war und zugleich als Eingangshalle
zu einem von Mauern umschlossenen, für den Ol-
ympion bestimmten Platz diente. Ferner erbaute
Agrippa, der große Minister des Augustus, ein
Theater im Akropolis, das Agrippion, wofür

ihn die Athener durch Errichtung einer Statue eh-
rten, welche am Ausgang der Akropolis, vor dem
nördl. Flügel der Propyläen, ihren Platz fand.
Das gegen 8 m hohe, ziemlich plumpe Diebstahl
dieser Bildsäule ist noch jetzt vorhanden. Noch bei
Lebzeiten des Augustus wurde auf der Akropolis
östlich vom Parthenon ein der Göttin Roma und
dem Augustus geweihter Rundtempel erbaut. Der
größte Wohlthäter A. aber war der Kaiser Ha-
drian, unter dessen Regierung die Stadt einen neuen
Aufschwung nahm und in reichem Maße als je
vorher durch viele mit Pracht ausgeführte Neu-
bauten verherrlicht wurde. Zunächst vollendete Ha-
drian den Tempel des olympischen Zeus bis 132
n. Chr. in großartiger Weise. Die sehr umfang-
reiche Cella, in welcher eine Kolossalstatue des Got-
tes aus Gold und Eisen aufgestellt wurde, war
an den Langseiten von zwei, an den Schmalseiten
von drei Reihen mächtiger, gegen 20 m hoher, io-
nisch. Säulen umgürtet, von denen 15 noch jetzt
aufrecht stehen, während eine 16., durch einen he-
ftigen Sturm umgestürzt, am Boden liegt. Den
Säulenwald selbst umgab ein sehr ausgedehnter,
mit einer Mauer umschlossener heiliger Bezirk (Pe-
ribolos), von 668 m Umfang, in welchem zahlreiche
Weihgeschenke, namentlich auch Statuen des Kaisers
standen, welche von A. und vielen andern griech.
Städten gestiftet waren. In der Umgebung des
Tempels entstand ein ganz neues Stadtviertel, dem
Kaiser zu Ehren «Hadrianopolis» genannt. Mit der
Akropolis verband diesen Stadtteil ein noch jetzt
stehender Thorbogen, der auf der einen Fronte die
Inschrift trägt: «Das ist Athen, die ehemalige Stadt
des Theseus», auf der andern: «Das ist des Ha-
drian und nicht des Theseus Stadt.» Ferner baute
Hadrian einen Tempel des panhellen. Zeus und
der Hera, ein Pantheon, ein reichverziertes, von
Säulenhallen aus kostbarem phryg. Marmor um-
schlossenes Bibliotheksgebäude und ein umfangrei-
ches, mit 100 Säulen aus afrikl. Marmor geschmück-
tes Gymnasion. Unter dem Nachfolger Hadrians,
Antoninus Pius, entstand (140 n. Chr.) eine Wasser-
leitung, die der Stadt mehrere Meilen weit von
Norden her Wasser zuführte. Außerdem aber hatte
die Stadt der Freigebigkeit eines abermals reichen
Privatmanns, des Lehrers der Rhetorik Herodes
Attikos, neue Verschönerungen zu danken. Letzterer
ließ nicht nur die Steintritte des Stabion am Ilissos
mit Platten pentelischen Marmors überkleiden, son-
dern erbaute auch zum Andenken an seine verstor-
bene Gattin Regilla am südwestl. Fuße der Akro-
polis seit 161 n. Chr. ein für etwa 8000 Zuschauer
berechnetes Odeon oder Theater, das 81 Reihen
von mit Marmor bekleideten Sitzstufen, eine Or-
chestra für die Chöre und eine Bühne mit einer
hohen, von Vogenfenstern durchbrochenen Rückwand
enthielt und mit einem kunstreich konstruierten Dache
aus Cedernholz bedeckt war. Mit Ausnahme dieses
Dachs ist das Bauwerk noch in allen seinen wesent-
lichen Teilen erhalten. In dieser Zeit seiner Nach-
blüte unter den Antoninen wurde A. von dem Rei-
senden Pausanias besucht, der im ersten Buche
seiner «Beschreibung» eine genaue Beschreibung der
Stadt und ihrer wichtigsten Bau- und Kunstdenk-
mäler hinterlassen hat.

Nach geraumer Zeit nach dem Besuche des Pau-
sanias, bis in die byzant. Zeit, erfreute sich A. eines
verhältnismäßig blühenden Zustandes. Es blieb,
trotz der zahlreichen, besonders von Theodosius I.

und dessen Nachfolgern erlassenen Gbte gegen das Heidentum, der Mittelpunkt der antiken Bildung, wurde von den Kaisern, abgesehen von der Wegführung einiger Kunstwerke zum Schmuck der neuen Reichshauptstadt Byzanz, freundlich behandelt, und auch bei den verschiedenen Einfällen barbarischer Völker, wie der Goten (aus Furcht vor denen schon unter dem Kaiser Valerianus die Befestigungswerke ausgebaut wurden) und der Heraler (267 n. Chr.) kam die Stadt immer sehr glimpflich weg. Erst im 6. Jahrh. n. Chr., als Kaiser Justinian I. die Schulen, in welchen bis dahin Rhetorik und heidnische Philosophie gelehrt worden war, definitiv schließen ließ, sank A., dessen Tempel nun entweder zerstört oder in christl. Kirchen umgewandelt wurden, zu einer byzantin. Provinzialstadt herab, obwohl es unter seinen Bischöfen und (seit 857) Erzbischöfen mehrere gelehrte und bei ihren Zeitgenossen hoch angesehene Männer zählte. Unter der Herrschaft der Franken in Griechenland (seit 1205) wurde A. die Hauptstadt eines gleichnamigen Herzogtums, welches, außer den Landschaften Attika und Boiotien, einige Striche von Phokis und des südl. Thessalien umfasste und zunächst im Besitze der burgund. Familie de la Roche war, von der es durch Erbschaft 1308 an den Stiefbruder des letzten Herzogs, an Walter von Brienne überging. Wie noch erhaltene Reste von Ringmauern aus dieser Zeit, die jedoch vielleicht schon der Zeit und den militärischen Schöpfungen Justinians I. in Griechenland angehört, beweisen, war der Umfang A.s damals beträchtlich vermindert und im wesentlichen auf die Gegend um den nördl. und östl. Fuß des Burghügels beschränkt. Hierauf gerieten Stadt und Herzogtum in die Hände catalan. Söldner, welche den Walter in der Schlacht am Kephissos 1311 erschlagen hatten. Von diesen wurde das Herzogtum einige Zeit später unter die Oberherrlichkeit der aragon. Könige von Sicilien gestellt, die es durch in A. residierende Statthalter regierten. Es war dann der Florentiner Nerio Acciajuoli (Mainerio I.), der 1385 von Korinth aus das Herzogtum eroberte, dessen Familie sich im Besitze des letztern behauptete bis 1458, wo Mohammed II. A. für die Türkei annektierte. Der Parthenon, der seit der Zeit Justinians I. als prachtvoller Mariendom das christliche A. geschmückt hatte, wurde 1460 in eine Moschee verwandelt. Das in der fränk. Zeit an die Propyläen gebaute Ritterschloß wurde türk. Kaserne. Der letzte Rest desselben, der kolossale burgund. Donjon auf dem südl. Flügel, wurde erst in neuester Zeit abgebrochen.

Die Zeit der türk. Herrschaft, während welcher A. zu dem Paschalik von Negroponte (Gubba) gehörte und durch türk. Wojwoden unter dem Befehle jenes Paschas regiert wurde, war eine Zeit tiefen Verfalls für die Stadt. A. bildete jetzt ein kleines Landstädtchen von 6—8000 E., welche, abgesehen von den Türken, in deren Händen fast alles Grundeigentum lag, teils griechischer, teils albanes. Herkunft waren. Weitläufig, mit engen und krummen Gassen, ohne Mauern (erst 1778 wurde eine, 1835 wieder abgebrochene, Ringmauer mit vorspringenden Türmen, hauptsächlich aus Materialien antiker Baumerke, um die Stadt aufgeführt), bot es ein getreues Bild der Verkommenheit der ganzen griech. Nation dar. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Altertums, von den Türken mit roher Verachtung, von den Griechen, resp. Albanesen, mit stumpfer Gleichgültigkeit betrachtet, gerieten mehr und mehr

in Verfall, ja wurden zum Teil gewaltsam zerstört. So ward der zierliche Tempel der Athene Nike von den Türken zur Anlage einer Bastion vor den Propyläen (1687) abgebrochen. Der Parthenon erlitt bei der Belagerung A.s durch die Venetianer unter Morosini 1687 durch eine Bombe erhebliche Beschädigungen und wurde am Anfange des 19. Jahrh. durch den brit. Gesandten bei der Pforte, Lord Elgin, eines großen Teils seines Skulpturgeschmucks beraubt (1801—3). Das choragische Denkmal des Thrasyllos und ein kleiner, in ion. Stile erbauter später in eine Kirche verwandelter Tempel am Ilissos wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. von den Griechen selbst abgebrochen. Glücklich war bereits vor dem Eintritt dieser Zerstörungen im westl. Europa wieder ein regeres Interesse für die Altertümer A.s erwacht, das mehrere Gelehrte und Künstler veranlaßte, die noch erhaltenen Reste jener Denkmäler selbst aufzusuchen und durch Beschreibungen und Zeichnungen weiterem Nutzen zugänglich zu machen. So hatte der Marquis de Noimel, franz. Gesandter bei der hohen Pforte 1674 durch einen in seiner Begleitung befindlich Maler, Jacques Carrey, eine Anzahl der interessantesten Denkmäler A.s, namentlich die Skulpturwerke des Parthenon, zeichnen lassen. Das Ja darauf kamen die Reisenden Jacques Spon u. George Wheler nach A., welche später in ihren Reisebeschreibungen Berichte über die dortigen Denkmäler des Altertums veröffentlichten. Namentlich aber erwarben sich die engl. Architekten Stuart u. Revett ein großes Verdienst, indem sie 1751—sorgfältige Messungen und Zeichnungen aller Denkmäler noch in A. vorhandenen antiken Mommente ausführten und diese in dem Werke „Antiquities of Athens“ (4 Bde., Lond. 1762—1816; deutsch Wagner, Darmst. 1830—33) veröffentlichten.

Der griech. Freiheitskampf war zunächst in der Periode der Zerstörung und Verwüstung für Stadt A. Nachdem die Burg nach längerer Belagerung 21. Juni 1822 in die Hände der Griechen gefallen, wurde 15. Aug. 1826 die Stadt von den Türken wiedererobert. In der Akropolis lebte eine tapfere Schar noch beinahe ein Jahr lang, verstand, die aber, nach mehreren vergeblichen Versuchen sie zu entsetzen, 5. Juni 1827 auch die letzte Bollwerk der griech. Freiheit dem Feinde übergeben mußte. Ein großer Teil der griech. Bevölkerung hatte damals die fast ganz in einen Schutthaufen verwandelte Stadt verlassen, und erst der Einstellung der Feindseligkeiten (1829), bedingt aber nachdem durch die londoner Konv. (8. Febr. 1830) Attila dem neugeschaffenen griech. Staate einverleibt worden war, kehrten die meisten der Ausgewanderten zurück und errichteten Holz- oder Lehmhütten zwischen den Schutthaufen. Bald fanden sich auch einige Ansiedler aus anderen Teilen Griechenlands, sowie Fremde aus verschiedenen Ländern des westl. Europa ein. Aber nach der Thronbesteigung König Ottos (1833) A. im wesentlichen ein großer Trümmerhaufen, es infolge seiner Erhebung zur Hauptstadt und Residenzstadt des Königreichs Griechenland und Verlegung der Regierung dahin (25. Dez. 1834) binnen wenigen Jahren eine überraschende Neugestaltung erfuhr.

Dieses neue Athen, von den Neu-Athena genannt, liegt nördlich und östlich der Akropolisbühl und zieht sich nach dem Lykettos, nach Patissia und der alten Akademie hin



Die Kathedrale St. Marien 100,5 Meter.

Die eingetragenen Höhen sind die Höhen der Orte in Meter.

Der alte Turm der Stadt ist ein Rest des Römischen & Thronsaal der Aachener Kaiser.



E - at Motor. 3 Halfway Stadium 684 1 Meter.

ಈ ಸಂಸ್ಥೆಯು ಸರ್ವೋಚ್ಚ ನ್ಯಾಯಾಲಯದ ಅಧೀನದಲ್ಲಿರುತ್ತದೆ.

Be technisches Team der Firma: 1. Stop des Bedarfs an Fließkraft der Arbeitskräfte
Ursache

For Further Study

Mehrzahl der Straßen sind gerade gezogen und von ansehnlicher Breite. Unter denselben sind hervorzuheben: die Peiräusstraße, die in den Platz Omonia mündet, und die Hermestraße, die in direkter Linie von B. nach O. von dem Bahnhof bis zum Konstitutionsplatz führt und als Grenzlinie für die ältere und neuere Stadt betrachtet werden kann. Der nördlich von dieser Straße liegende Teil der Stadt ist jetzt der größere und schönere. Die Stadt hat sich in neuester Zeit mit der frühern, am westl. Fuße des Pnykettos liegenden Neapolis vereinigt. Das Boulevard, 30 m breit, geht vom Omonia-Platz nach dem Universitäts- und Schlossplatz, um die Akropolis und vereinigt sich dann mit der Peiräusstraße, als deren Fortsetzung die schöne, mit Bäumen besetzte Stationstraße vom Omonia-Platz nach dem Konstitutionsplatz führt. Die Kolossstraße führt vom Herologion (dem sog. Turm der Winde) 1,5 km lang nördlich nach Pnykettia. Mit ihr parallel läuft die Eisenstraße. Das bedeutendste Bauwerk der Stadt ist das an der Ostseite derselben gelegene, von Friedrich von Gärtner errichtete, sehr geräumige königl. Palais, das mit seiner Fassade aus pentelischem Marmor einen stattlichen, wenn auch durch die allzu große Zahl der Fenster etwas beeinträchtigten Eindruck macht. Außer diesem ist noch das Universitätsgebäude (zu dem 14. Juli 1839 der Grundstein gelegt wurde und welches zugleich die Universitäts- und Nationalbibliothek mit 35 000 Bänden und das Räumlabneth enthält) im nordöstlichen Teile der Stadt, das Parlamentshaus an der Stationstraße, mit einer Bibliothek von 35 000 Bänden, die auf dem sog. Nymphenberge westlich von der Stadt gelegene Sternwarte, die Akademie, ein prächtiger Bau aus pentelischem Marmor nach dem Plane des Architekten Hansen, beides Stiftungen des Baron Sina in Wien, und zwei große Waisenhäuser zu erwähnen. Die Stadt zeigt sich, mit Ausnahme des großen und schönen Gartens hinter dem königl. Palais, dessen Stiftung und Pflege hauptsächlich der Königin Amalie zu verdanken ist, ziemlich arm an Gärten und Baumwuchs. Von Anstalten zur Pflege der Wissenschaften und Künste besitzt A., abgesehen von den niedern und Mittelschulen, unter denen das nach seinem Gründer Arsalion genannte Lektorsinstitut hervorzuheben, eine im Mai 1836 eröffnete Universität, welche (1880) 60 Professoren und 33 Dozenten hat und von 1936 Studenten besucht wird und zu welcher ein physiographisches und zoolog. Museum sowie ein botan. Garten (an der Landstraße nach Eleusis) gehört, ein Polytechnikum, ferner vier Gymnasien, eine durchaus auf dem Standpunkte des Gymnasiums stehende Vorbereitungsschule für künftige Theologen (die sog. Rhizari-Schule), ein Schullehrerseminar, eine archäol. Gesellschaft, welche mehrere Ausgrabungen unternommen hat, ein Stadtmuseum, eine Augenkrankenheilanstalt, eine von der franz. Regierung gegründete und unterhaltene Anstalt, durch welche jungen franz. Gelehrten Gelegenheit zu archäol. und topogr. Forschungen in Griechenland gegeben wird (die sog. Ecole française), das 1874 zu demselben Zwecke gegründete kais. deutsche archäol. Institut, ein archäol. Museum, ein Winter- und drei Sommertheater. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten A.s sind besonders zwei Waisenhäuser, ein Findelhäus und ein Armenasyl hervorzuheben. In administrativer Hinsicht ist A. der Hauptort des Kreises (No-

mos) Attika und Böotien und als solcher der Sitz eines Kreisdirectors (Nomarchen), ferner der Hauptort des Bezirks (Eparchia) Attika und eine selbständige Gemeinde (Demos), an deren Spitze ein Bürgermeister (Dimarchos) und ein Gemeinderat stehen. Als Handelsplatz hat sich A. in der neuesten Zeit sehr gehoben, wenn es auch in dieser Beziehung hinter manchen andern griech. Städten, wie namentlich hinter Patras und Syra (Hermupolis), zurücksteht; die Gewerthätigkeit ist unbedeutend. Die Einwohnerzahl der Stadt, welche 1834, als A. zur Residenz erhoben wurde, sich auf etwa 4000 belief, betrug nach dem Census von 1879 bereits 68 677, worunter 3460 Militärs. Mit der Hafenstadt Peiräus (21 618 Q.) ist A. seit 1869 durch eine 12 km lange Eisenbahn (die einzige in Griechenland) verbunden. (Siehe ein Plan von Athen.)

Litteratur. Zeals, *Topographie von A.* (2. Aufl., überst. von Heiter und Sautpe, Jähr. 1844); Korschhammer, *Topographie von A.* (Miel 1841); Rochette, *Sur la topographie d'Athènes* (Par. 1852); Graf de Laborde, *Athènes au 15^e, 16^e et 17^e siècles* (2 Bde., Par. 1854); Burnouf, *Geographie von Griechenland* (Bd. 1, 2. Aufl. 1862); Bréton, *Athènes décrite et dessinée* (2. Aufl., Par. 1868); Dyer, *Ancient Athens, its history, topography and remains* (Lond. 1873); Wachsmuth, *Die Stadt A. im Altertum* (Bd. 1, 2. Aufl. 1874); Burnouf, *La ville et l'acropole d'Athènes, aux diverses époques* (Par. 1877); Gregorovius, *A. in den dunkeln Jahrhunderten* (in *Unsere Zeit*, 1881, I); *Atlas von A. Im Auftrage des kais. deutschen archäol. Instituts herausg. von G. Curtius und J. H. Raupert* (Berl. 1878, 12 Bl. mit erläuterndem Text); *Karten von Attika. Auf Veranlassung des kais. deutschen archäol. Instituts mit erläuterndem Text herausg. von G. Curtius und J. H. Raupert. Heft 1: Athen und Peiräus* (4 Bl. u. 1 Heft Text, Berl. 1881).

Athenagoras, einer der sog. Apologeten, d. h. der philos. Verteidiger des Christentums aus dem 2. Jahrh. n. Chr., ist der Verfasser einer im J. 177 an den Kaiser Marc Aurel und dessen Sohn Commodus gerichteten *Wittschrift für die Christen* (Προσφύλασις καὶ παρακλήσις) und eines Traktats *Über die Auferstehung der Toten*. Über seine Lebensverhältnisse ist gar nichts weiter bekannt, als was sich aus der Überschrift und dem Inhalte seiner Apologie ergibt. Hiernach war er ein Athener, der seine philosophische, speziell platon. Bildung in den Dienst des Christentums stellte. Seine Verteidigung wendet sich vornehmlich gegen die unter den Heiden umlaufenden Beschuldigungen des Atheismus, der Blutschande und des Gens geschlagener Kinder. Die Sprache ist edel und fein, die Beweisführung bündig und klar, doch fehlt es den Gedanken an individualischem Charakter. Die spezifisch christl. Lehre tritt nur wenig hervor. Noch weniger bewegt sich die streng philosophisch gehaltene Schrift über die Auferstehung der Toten in eigentümlich christl. Ideen. Die wichtigsten Ausgaben sind von Dehair (Orf. 1706), Prudentius Maranus (Par. 1749) und Otto im *Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundii* (Bd. 7, Jena 1857). Vgl. Märkel, *De Athenagoras libro apologetico* (Königsb. 1857); Reim, *Rom und das Christentum* (Berl. 1881).

Athenais, eine heidnische Athenerin von großer Schönheit und wissenschaftlicher Bildung, geb. um 400 n. Chr., erhielt von ihrem Vater, dem Lehrer

der Rhetorik Leontios, eine vortreffliche Erziehung. Um nach dessen Tode die kaiserl. Rechtshilfe im Erbstreit mit ihren Brüdern anzurufen, begab sie sich um 420 nach Konstantinopel. Die Augusta Pulcheria, Schwester des Kaisers Theodosius II. und Regentin, wurde durch die Schönheit und Genialität der A. so sehr angezogen, daß sie dieselbe zu ihrer Hofdame ernannte und zur Gemahlin ihres Bruders bestimmte. A. ließ sich taufen und nahm die Namen Alia Eudokia (lat. Eudocia) an. Nachdem sie, seit 421 mit dem Kaiser vermählt, diesem eine Tochter Eudokia geboren hatte, unternahm sie (438) eine Wallfahrt nach Jerusalem. Später, zwischen 441 und 444, wurde sie das Opfer ihrer Neider und der Eifersucht des Kaisers, welcher ihren Freund, den Minister des kaiserl. Hauses Paulinus, hinrichten ließ. A. hat noch auf ihrem Sterbebette ihre Unschuld beteuert. Sie zog sich, freiwillig oder verbannt, nach Jerusalem zurück. Hier trat sie nach dem Tode des Theodosius (450) als Anhängerin der monophysitischen Häresie auf, nahm aber dann das lath. Glaubensbekenntnis an. Sie schmückte Jerusalem mit Bauten. Hier starb sie 460. Ihre Tochter Eudokia war die Gemahlin des röm. Kaisers Valentinian III., mit welchem das Haus der Theodosianer tragisch erlosch. A. glänzte auch als Dichterin. Ihr episches Gedicht zum Ruhm der Siege Theodosius' II. über die Perser ist verloren gegangen, wie ihre Metaphrasen des Odeatuch; nur von ihrer heroischen Dichtung «Euphrosyne und Justina», einer metrischen Übertragung der berühmten Legende, hat sich ein großes Bruchstück erhalten, welches Vandini in Florenz entdeckte und herausgab («Graecae Ecclesiae Vet. Fragm.», I). Man schreibt ihr auch die «Ομηροειδεια» zu, eine aus ganzen und halben Homerischen Versen (2344 Hexametern) bestehende Darstellung der Heiligen Geschichte, insbesondere der Lebensgeschichte Jesu; von andern wird Pelagius Patricius, der im 5. Jahrh. n. Chr. lebte, für den Verfasser gehalten. Vgl. Ausgabe der «Homerocentones» von Teucher (Lpz. 1793); Gregorovius, «Athenais. Geschichte einer byzant. Kaiserin» (1. u. 2. Aufl., Lpz. 1882), worin auch der zweite Gesang des Epos «Euphrosyne und Justina» zum erstenmal deutsch überseht ist.

Athenäum (grch. Ἀθηναιον, ital. Ateneo) nannte der Kaiser Hadrian eine Anstalt, welche er zu Rom um 135 n. Chr. errichtete und worin teils Unterricht in den Fächern der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, den sog. artes liberales, von dazu bestellten Lehrern erteilt wurde, teils Schriftsteller ihre Produkte öffentlich vorlasen, wie dies schon seit Augustus Sitte war. In neuerer Zeit hat man das Wort als Name für verschiedene höhere Unterrichtsanstalten und wissenschaftliche Vereine (besonders in Italien), sowie auch als Kollektivtitel für Zeitschriften gebraucht. Namentlich führt eine in London erscheinende Zeitschrift für Litteratur, Wissenschaft und Kunst den Titel «The Athenaeum».

Athenaios (grch. Ἀθηναίος), griech. Rhetor und Grammatiker, aus Naukratis in Ägypten, lebte zu Ende des 2. und zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., anfangs in Alexandria, später in Rom. Er schrieb ein Werk, «Gastmahl der Gelehrten» («Δειπνοσοφισταί»), in 15 Büchern (von denen aber das erste und zweite und der Anfang des dritten nur noch im Auszuge vorhanden sind), in welchem in Gesprächsform eine Menge Gegenstände der alten griech. Sitte und des häuslichen, weniger des öffent-

lichen Lebens, der Kunst und der Wissenschaft, freilich größtenteils unter kleinlichen Gesichtspunkten, vorkommen. Der Verlust einer Menge von Dichtern und andern Schriftstellern ist durch diese Sammlung wenigstens zum Teil ersetzt. Von der wichtigen Ausgabe des Casaubonus erschienen zuerst Text und die Übersetzung (Genf 1597), dann der Kommentar (Lyon 1600) und endlich alles zusammen (Lyon 1612 und zuletzt 1664); dann der Kommentar ohne Übersetzung (Lpz. 1796—1843) sowie solche fremde und eigene Anmerkungen; eine lat. Übersetzung und einen auf neue handschriftliche Vergleichen begründeten Text enthält die Ausgabe von Schweighäuser (14 Bde., Straßb. 1801—7). Gute Handausgaben haben Dindorf (3 Bde., Lpz. 1827) und Meineke (3 Bde., Lpz. 1859; Bb. 4, «Analecta critica» enthaltend, Lpz. 1867) geliefert.

Äthene, griech. Göttin, s. Minerva.

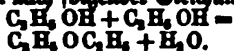
Äthenoboros (grch. Αἰθηνόβορος), aus Larso gebürtig, ein Anhänger der stoischen Philosophie, der um die Zeit der Geburt Christi in Rom lebte. Er war Lehrer des Kaisers Augustus gewesen und lehrte nach längerem Aufenthalt in Rom wieder in seine Vaterstadt zurück, von wo er, um die Ordnung wiederherzustellen, den Führer der unter Antonius in der Stadt herrschenden Faktion und seinen Anhang vertrieb. Verschieden von diesem ist ein älterer A. mit dem Beinamen Korbyllion, der ebenfalls aus Larso gebürtig und Vorsteher der pergamenischen Bibliothek sowie Lehrer des Cato von Utica war.

Äther ist nach den Ansichten der heutigen Physiker und Chemiker eine äußerst feine, imponderable und höchst elastische Materie, welche nicht nur im ganzen Weltraume verbreitet ist, sondern auch die Zwischenräume ausfüllt, durch welche die ponderablen Atome der Körper voneinander getrennt sind. Nach der atomistischen Theorie der heutigen Naturforscher bestehen nämlich alle sinnlich wahrnehmbaren Körper aus Atomen, d. h. aus unteilbaren und unveränderlichen Urteilen, welche so klein sind, daß sie sich einzeln der sinnlichen Wahrnehmung entziehen. Diese Atome ziehen sich gegenseitig nicht nur in nächster Nähe, sondern auch auf die größten Entfernungen hin mit einer Kraft an, welche dem Quadrat der Entfernung umgekehrt proportional ist. Daraus beruht die allgemeine Schwerkraft. Vermöge dieser allgemeinen Anziehung der Atome würden sie ein einziges unteilbares Ganzes bilden, wenn nicht andere Kräfte vorhanden wären, welche der Anziehung der Atome entgegenwirkten und je nach der verschiedenen Größe ihrer Einwirkung die verschiedenen Aggregatzustände der Körper bedingten.

Die Kraft, welche die verschiedenen Körperatome auseinanderhält, schreibt man nun dem Ä. zu, in dem man annimmt, daß jedes ponderable Atom von einer Ätherhülle umgeben ist. Diese Ätheratmosphäre besteht wieder aus diskreten Ätheratomen, welche ungleich kleiner sind als die wägbaren Körperatome, welche sich aber gegenseitig abstoßen, was denn auch eine gegenseitige Abstoßung der Ätheratmosphären bedingt. Zwischen Körperatomen und Ätheratomen findet, wenigstens auf kleinere Entfernungen hin, eine Anziehung statt, infolge deren der Ä. in den Zwischenräumen, welche die wägbaren Atome trennen, dichter ist als der Ä. in den Himmelsräumen. Nach den in neuester Zeit zu allgemeiner Geltung gelangten Ansichten besteht die fühlbare Wärme der Körper in einer oszillato-

ihren Bewegung ihrer ponderablen Atome; der Äther wird leuchtend, sobald die Schwingungsbreite dieser Bewegung gewisse Grenzen überschreitet. Die Auslenkungs- oder Wellenbewegung der möglichen Atome ruft aber ein Wellenbewegung im umgebenden Ä. hervor, nicht, mit enormer Geschwindigkeit sich vertheilend, so und Wärmestrahlen erzeugt. So dient dem in Hypothese von der Existenz des Ä. in obigen Sinn nicht allein, um die Konstitution der Äther, indem auch um das Wesen der Licht- und Wärmestrahlen zu erklären und auf mechan. Prinzipien zurückzuführen. (S. Licht und Wärme.) Da die Antriebskräfte auf das innigste zusammenhängen (i. Kraft), so hat man auch gesucht, die elektrischen und magnetischen Erscheinungen aus Ätherphänomenen zu erklären; es ist jedoch bisher keine der letztern zur allgemeinen Geltung gelangt. Die moderne Naturforschung hat das Wort Ä. der alchemist. Philosophie entlehnt, wo der Ä. das ewig lebende und Wärmeprinzip bedeutete. In der physik. Äthertheorie galt der Ä. als eine der Grundsubstanzen des Kosmos und auch als Weltseele.

Äther ist in der chem. Terminologie ein Sammelname für eine große Klasse von organischen Verbindungen, in welcher zwei Hauptgruppen zu unterscheiden sind, einfache und zusammengesetzte Ä. Die einfachen Ä. sind Anhydride der Alkohole (s. h.), die zusammengesetzten Ä. oder Ester sind Säuren, in denen Wasserstoffatome der Hydroxylgruppen durch Alkoholradikale vertreten sind, oder was dasselbe Ä. Alkohole, in deren Hydroxylgruppen Sauerstoff an Stelle von Wasserstoffatomen getreten sind. Aus den einfachen oder einwertigen Alkoholen gehen die einfachen Ä. hervor, indem 2 Moleküle Alkohol die Elemente von 1 Molekül Wasser abzugeben werden. Aus dem einen Alkoholmolekül tritt dabei eine Hydroxylgruppe, aus dem andern ein Wasserstoffatom aus. Das zu letztem gebundene Sauerstoffatom verbindet dann die beiden angehörenden Alkoholradikale zu einem Äthermolekül. So entsteht der Äthyläther aus dem Äthylalkohol nach folgender Gleichung:

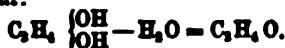


Alle einwertigen Alkohole bilden die ihnen entsprechenden Ä. Das erste Glied dieser Reihe ist der gefärbte, erst weit unter dem Gefrierpunkt zu einer Flüssigkeit verdichtbare Methyläther C_2H_5O , auf welchen folgt der bei 35° siedende Äthyläther C_2H_5O u. s. f. In der aromatischen Reihe bildet der Phenyläther $C_6H_5OC_2H_5$ den Ausgangspunkt einer wenn auch beschränkten Anzahl von Homologen. In allen diesen Verbindungen sind zwei gleiche Alkoholradikale enthalten, es existieren jedoch auch solche, in denen zwei verschiedene Alkoholradikale durch ein Sauerstoffatom aneinander gebunden sind, so z. B. der Methyl-Äthyläther $C_2H_5OC_2H_5$, der Äthyl-Phenyläther $C_6H_5OC_2H_5$. Man bezeichnet letztere als gemischte Ä. Sie werden erhalten, indem man auf die Alkali-Alkoholate die Jodverbindung eines andern Alkoholradikals wirken läßt; so entsteht der Methyl-Äthyläther aus Jodmethyl und Natrium-Äthylalkohol nach folgender Gleichung:

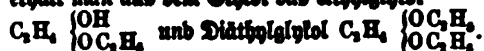


Die Ä. der zweifürigen Alkohole lassen sich von 1 Molekül des Alkohols durch Austritt einer Hydroxylgruppe und eines Wasserstoffatoms ableiten, wobei dann das verbleibende Sauerstoffatom durch

zwei Affinitäten an das zweiwertige Alkoholradikal gebunden wird, wie aus der Beziehung des Äthylenglykols oder Glykol zum Äthylenglykolläther oder Glykolläther erhellt:



Von den zweifürigen Alkoholen leiten sich ferner gemischte Ä. ab, welche entstehen, indem entweder ein Wasserstoffatom einer Hydroxylgruppe oder beide Wasserstoffatome der beiden Hydroxylgruppen durch Alkoholradikale vertreten werden, so erhält man aus dem Glykol das Äthylglykol



Die zusammengesetzten Ä. können als Anhydride von Alkohol- und Säuremolekülen aufgefaßt werden, die hervorgehen aus einwertigen Alkoholen und einbasischen Säuren, aus mehrwertigen Alkoholen und einwertigen Säuren oder aus mehrwertigen Alkoholen und mehrwertigen Säuren. Als Beispiele für die Ätherbildung aus einwertigen Alkohol und einwertiger Säure dienen folgende: Aus Methylalkohol CH_3OH und Jodwasserstoffsäure HJ entsteht Jodmethyl CH_3J und Wasser H_2O ; aus Äthylalkohol C_2H_5OH und Essigsäure $C_2H_3O_2H$ entsteht Essigsäure-Äthyläther $C_2H_5OOC_2H_3$ und Wasser H_2O . Aus einem zweifürigen Alkohol und einer einbasischen Säure entstehen durch Anhydridbildung zwei Ä.; so entstehen aus oben erwähntem Glykol $C_2H_4 \begin{matrix} OH \\ | \\ OH \end{matrix}$ und Essigsäure $C_2H_3O_2H$ der Essigsäure-Glykolläther $C_2H_4 \begin{matrix} OC_2H_3O_2 \\ | \\ OH \end{matrix}$ und der Diessigsäureglykolläther $C_2H_4 \begin{matrix} OC_2H_3O_2 \\ | \\ OC_2H_3O_2 \end{matrix}$.

Aus zweibasischen Säuren und einwertigen Alkoholen entstehen auf gleiche Weise zwei Verbindungen, so z. B. aus Bernsteinsäure $C_4H_4O_4$ und Äthylalkohol C_2H_5OH geht durch erste Anhydridbildung hervor die Äthylbernsteinsäure $C_4H_4O_4 \begin{matrix} OH \\ | \\ OH \end{matrix}$ und durch eine zweite Anhydridbildung der Diäthylbernsteinsäureäther $C_4H_4O_4 \begin{matrix} OC_2H_5 \\ | \\ OC_2H_5 \end{matrix}$.

Der Reihe dieser Beispiele schließen sich noch andere hierhergehörige, in der Natur ungemein verbreitete Körper an. Die gewöhnlichen Fette sind zusammengesetzte Ä. oder Anhydride des dreifürigen Alkohols Glycerin und einbasischer

Säuren. Das Glycerin ist $C_3H_7 \begin{matrix} OH \\ | \\ OH \end{matrix}$, aus diesem

und der Stearinsäure $C_{17}H_{35}O_2H$ gehen durch Anhydridbildung drei verschiedene Verbindungen

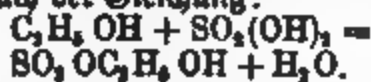
hervor: das Monostearin $C_{17}H_{35}O \begin{matrix} OH \\ | \\ OH \end{matrix}$ das

Distearin $C_{17}H_{35}O \begin{matrix} OC_{17}H_{35}O \\ | \\ OH \end{matrix}$ und das Tristearin $C_{17}H_{35}O \begin{matrix} OC_{17}H_{35}O \\ | \\ OC_{17}H_{35}O \end{matrix}$.

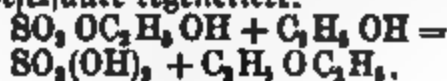
Das letztere entspricht dem

Stearin des Talges, die sämtlichen Fette sind Gemenge von Tristearin, Tripalmitin, Triolein und analog zusammengesetzten Glycerinäthern anderer Säuren. Wie die zusammengesetzten Ä. durch

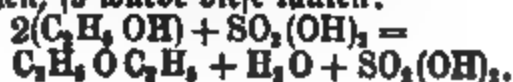
bei einer Temperatur von 130—140° C. auf starken Äthylalkohol wirkt. Der bei der Ätherbildung stattfindende Vorgang zerfällt in zwei Phasen. Schon bei gewöhnlicher Temperatur und noch energischer bei höhern Wärmegraden findet Anhydridbildung statt; aus 1 Molekül Alkohol und 1 Molekül Schwefelsäure treten die Elemente von 1 Molekül Wasser aus, es entsteht der saure Äthyläther der Schwefelsäure, Ätherschwefelsäure oder Äthylschwefelsäure nach der Gleichung:



Wirkt dann auf die Ätherschwefelsäure ein zweites Molekül Alkohol, so entsteht nicht Diäthylschwefelsäure, sondern die in der Ätherschwefelsäure enthaltene Atomgruppe OC_2H_5 tritt aus und vereint sich mit dem Äthyl C_2H_5 des Alkohols zu Ä., während die OH-Gruppe des Alkohols an die Stelle der ausgetretenen OC_2H_5 -Gruppe tritt und somit die Schwefelsäure regeneriert:



Fasst man beide Zerlegungsstadien in eine Gleichung zusammen, so würde diese lauten:



Es aber, daß ein und dieselbe Menge Säure im Stande sein muß, unendliche Mengen von Alkohol in Ä. zu verwandeln, daß als Reaktionsprodukte nur Ä. gebildet werden. Bei der Ausführung aber der Prozedur etwas abweichend, ist ein Teil des Wassers durch die große Schwefelsäure bei dieser zurückgehalten, schließlich ein Verdünnungsgrad erreicht, in welchem Säure und Alkohol nur noch aufeinander reagieren; versucht man Erhöhung der Temperatur die Schwefelsäure dem aufgenommenen Wasser zu befreien, so tritt der Übelstand ein, daß die Säure bei der hohen Temperatur zerstörend unter Einwirkung von Kohle auf den Alkohol wirkt, wo die Kohle wieder Zersetzung der Schwefelsäure herbeiführt.

Die Vorrichtung des Ä. im großen dient bei der in der Figur dargestellte Apparat: A ist eine kegelförmige Destillierblase von etwa 0,7 m und 0,8 m Höhe, in dieselbe bringt man Alkohol von 90° Tr. und führt unter kräftigem Umrühren langsam 9 Teile konzentrierte Schwefelsäure von 66° B. hinzu; das Gemisch darf in der Blase höchstens zu Dreiviertel erhitzt werden. Die Vorrichtung B ist so eingerichtet, daß die Blase durch eine massive Mauer von dem Feuer getrennt ist; letzterer sollte bei Nacht durch ein Licht angebracht, nur von außen zu sehen beleuchtet werden; jedes Betreten der Vorrichtung mit offenem Lichte ist unbedingt zu vermeiden, um die Gefahr auszuschließen. Die Blase ist mit einem Helm D mit dem in einem geraden Rohr E liegenden bleiernen Schlangentrichter F verbunden, das Ablaufende des letzteren ist luftdicht in das Faß G gefügt, aus welchem das gebogene Glasrohr g Luft und nicht verdichtbare Gase in eine kleine mit Wasser gefüllte Flasche leitet. Die Ätherbildung beginnt, wenn das in den Innern der Blase tauchende Thermo-

meter 125° C. zeigt, man steigert dann die Wärme noch bis zu 135° und sorgt durch vorsichtige Regulierung des Feuers dafür, daß die Flüssigkeit nie heißer als höchstens 140° werde und daß ihre Wärme nie unter 130° sinke, weil Erfahrungsgemäß erwiesen ist, daß der Ätherbildungsprozeß innerhalb dieser Temperaturgrenzen am günstigsten verläuft. Sobald die Flüssigkeit eine Wärme von 135° C. erreicht hat, läßt man durch das bleierne Trichterrohr a aus dem auf einem Gerüst ruhenden Faß C Alkohol von 90° Tr. zuströmen und reguliert den Zulauf des Alkohols so, daß beständig eine dem übergehenden Destillat gleiche Menge von Alkohol in die Blase fließt. Das Vorlegesäß G füllt sich nach und nach mit Destillat, erkennbar an dem daran angebrachten Flüssigkeitsstandzeiger h; sobald dies erfolgt, wird die Flüssigkeit durch den Hahn i in große starkwandige Glasflaschen abgezapft. Beim jedesmaligen Entleeren der Vorlage fließt zuerst eine wässrige Flüssigkeit, welche man für sich auffängt, und auf diese folgt eine viel dünnere, leichtere Schicht, der rohe Ä.; die Mengen beider Flüssigkeiten stehen bei richtig geleitetem Prozesse annähernd im Verhältnis von 1 Volumen zu 4 Volumen. Gegen Ende, bei abnehmender Wirkungsfähigkeit der Säure, nähern sich diese

Verhältnissen mehr und mehr und endlich bildet das Destillat eine gleichmäßige Flüssigkeit, in welcher Wasser und Ä. durch den ununterbrochen übergehenden Alkohol gelöst sind. Damit ist die Beendigung der sonst Tag und Nacht ununterbrochen fortzugehenden Operation angezeigt. Der rothe Ä. enthält noch Wasser und Alkohol gelöst und ist meist durch schweflige Säure verunreinigt. Um ihn hiervon zu befreien, versetzt man ihn zunächst in geräumigen Rachen Flaschen mit seinem gleichen Volumen Wasser, dem etwas Kalkmilch zugesetzt ist, und schüttelt häufig um, wobei das Wasser den Alkohol aufnimmt und der Kalk die schweflige Säure bindet. Den auf dem Wasser schwimmenden Ä. zieht man mittels eines Hebers ab und rectificirt ihn durch Destillation über Chlorcalcium. Letztere Operation ist wegen ihrer Feuergefährlichkeit mit äußerster Vorsicht auszuführen. Die Erwärmung des Destillationsapparats ist nur durch warmes Wasser zu bewirken, durch den Kondensator ist ein starker Strom von möglichst kaltem Wasser zu führen. Der so gewonnene Ä. ist für alle pharmaceutischen Verwendungen genügend rein, obgleich er noch Spuren von Wasser und Alkohol enthält. Will man ihm diese entziehen, wie es für einzelne Chem. Zwecke erforderlich ist, so bringt man den Ä. mit zu feinen Scheibchen zerhacktem Natriummetalle zusammen; letzteres wird dabei durch das Wasser zu Natriumhydrat, durch den Alkohol zu Natriumalkoholat verwandelt, beides unter Freiwerden von Wasserstoff. Die Behälterentwidelung dauert meist tagelang, nach ihrer Beendigung destillirt man den Ä. in gläsernen Apparaten. In dem bei der ersten Destillation erhaltenen Bager sowie im Wachsasser des rothen Ä. ist noch viel Ä. gelöst. Um diesen zu gewinnen, unterwirft man die gesammelten Wasser einer Destillation, wobei zu Anfang reiner Ä., dann alkoholhaltiger Ä. und endlich wässriger Alkohol übergeht, die für sich zu gute gemacht werden.

Der Ä. ist eine farblose, neutral reagierende Flüssigkeit von eigentümlich erfrischendem und belebendem Geruch, deren Dampf beim Einatmen Bewusstlosigkeit hervorruft; er siedet bei 34,5° C., verdunstet rasch an der Luft ohne Rückstand, spezifisches Gewicht bei 6,5° C. = 0,720; der Ä. der deutschen Pharmakopöe soll ein 0,720 nicht übersteigendes spezifisches Gewicht bei 15° C. haben und auf reinem Zinn rasch verdampfen, ohne einen Geruch zu hinterlassen; sein Dampf ist ungemein leicht entzündlich, mit Luft gemischt explosiviert er gewaltsam, alle Manipulationen mit Ä. müssen daher mit größter Vorsicht und in beträchtlicher Entfernung von jeder Flamme ausgeführt werden. Ä. löst sich in 14 Teilen Wasser und nimmt selbst $\frac{1}{10}$ seines Gewichts Wasser auf; in mit Alkohol, Holzgeist, Aceton, Chloroform in jedem Verhältnis mischbar; ist alle fetts, Öle, Harze, ätherischen Öle, viele Alkaloide, Jod, Brom, Phosphor, wenig Schwefel, ferner gewisse Metallsalze, namentlich die Chloride, Bromide, Jodide von Quecksilber, Gold, Kupfer, Eisen, Aluminium, Silicium, mit denen er zum Teil Chem. Verbindungen eingeht. Der Ä. findet Verwendung in der Technik, namentlich als Lösungsmittel für Alkaloide; in Ä. gelöstes Schiefenwolle ist das Colloidum, pharmaceutisch wird sowohl der reine Ä. wie die Mischung desselben mit 8 Teilen Alkohol (Spiritus aethereus, Hoffmann's Tropfen) sowie der Essigäther, Saksenäther verwendet, in der Spirituosenfabrikation benutzt man verschiedene Ätherarten als

Arrakessenz, Rumessenz, in der Suderbäderei finden die Ananas-, Apfel-, Birn-, Erdbeer- und andere Essenzen Verwendung.

Ätherische Öle oder Essenzen nennt man die riechenden Bestandteile der Pflanzen. Dieselben sind nach ihrer Abscheidung aus den Pflanzen meist flüchtig, aber meist sehr beweglich, wodurch sie sich von den dickflüssigen fetten Ölen unterscheiden. Manche sind fest, letztere bezeichnet man als Kampherarten, manche sondern bei größerer Kälte einen festen Teil, oft krystallinisch, ab (Stearopten), während der Rest flüchtig bleibt (Elaopten). Sie kommen in den Pflanzen entweder isoliert oder mit Harzen gemengt vor (Balsame) und finden sich entweder im Zellsaft verteilt oder in eigenen Behältern, Drüsen, Oslängen, aufgespeichert. Während bei vielen Pflanzen die Blüte der riechende Teil ist, so ist bei andern das ätherische Öl in den Fruchtschalen, in Blättern, im Holze, in den Samen, in den Wurzeln enthalten, einzelne führen verhältnismäßig große Massen, in andern, häufig sehr stark riechenden, kommt das Öl in so geringen Mengen vor, daß es bisher noch nicht möglich gewesen ist, es in Substanz daraus abzuscheiden. Wieder in andern Pflanzen trifft man statt des ätherischen Öls bestimmte Chem. Verbindungen, die erst durch weitere Umsehung ätherische Öle liefern. Hierher gehört das Bittermandelöl, Senföl u. a. In Chem. Beziehung sind die einzelnen ätherischen Öle weit voneinander verschieden, viele haben zwar gleiche Zusammensetzung, sie sind Terpene, Kohlenwasserstoffe von der Formel $C_{10}H_{16}$, aber trotz ihrer gleichen Zusammensetzung sind sie in ihren Eigenschaften doch weit voneinander abweichend. Andere bestehen entweder ganz oder zum Teil aus Alkoholen, Aldehyden, Säuren, Äthern, Acetonen, die wieder den verschiedensten Chem. Reihen angehören; außerdem werden noch manche aus Schwefel und Stickstoff enthaltenen Verbindungen gebildet. Von einem gleichartigen Chem. oder physik. Verhalten kann daher keine Rede sein, von ihren nähern Eigenschaften wird aus diesem Grunde bei den einzelnen Ölen in besondern Artikeln gehandelt werden. Die Darstellung der Öle geschieht entweder aus frischen, sehr vielfach aber auch aus getrockneten Pflanzen. Im erstern Falle ist sie an den Ort des Wachstums der Pflanzen gebunden, wo dann häufig zu diesem Zweck Massenkulturen dieser Pflanzen ausgeführt werden, wenn sie nicht durch klimatische Verhältnisse in reichlicher Menge wild wachsen; im andern Falle wird die Abscheidung der Öle in eigenen Fabriken vorgenommen, in denen die aus allen Ländern und allen Weltteilen zusammengebrachten Pflanzenteile verarbeitet werden. In den großartigsten und am musterhaftesten eingerichteten Fabriken dieser Art gehört die von Schimmel u. Comp. in Leipzig. Bei der Fabrication kommen folgende Methoden in Betracht:

- 1) Auspressen der frischen Pflanzenteile. In den äußern Schichten der Schalen der Orangen, Citronen und anderer Früchte findet sich das Öl in großen Drüsen; diese Früchte werden auf einer Art Reibeisen abgeraspelt, aus der so erhaltenen Masse fließt nach dem Pressen das Öl mit dem Saft ab und wird von letztem auf mechanischem Wege getrennt.
- 2) Destillation der frischen Pflanzenteile, angewandt z. B. bei der Gewinnung des Rosenöls. Die frischen Blüten oder sonstigen Pflanzenteile werden mit Wasser so lange destilliert, als das übergehende noch riecht. Je nach dem Gehalt der Pflanzen scheidet

sich aus dem Destillat mehr oder weniger Öl ab, oder es bleibt auch alles gelöst; nach Abcheidung des Öls unterwirft man das wohlriechende Wasser einer zweiten Destillation, wobei das darin noch enthaltene Öl mit den ersten Anteilen der Wasserdämpfe übergeht. Man erhält so wieder einen Anteil Öl nebst wohlriechendem Wasser, letzteres wird wieder der gleichen Behandlung unterworfen. 3) Destillation trodener Pflanzenteile. Die auf diese Weise zu verarbeitenden Substanzen, Samen, Kräuter, Holz, Wurzeln, werden zunächst durch Zerquetschen, Zerschneiden, Raspeln, Mahlen auf geeignete Weise vorbereitet und dann entweder unter Zusatz von Wasser oder ohne Wasser in Destillationsapparaten durch direkt einströmenden Dampf erhitzt, wobei die Öle mit den Wasserdämpfen sich verflüchtigen und mit diesen gemeinsam verdichtet werden. Nachdem das Öl vom Wasser getrennt ist, wird das noch mit Öl gesättigte Wasser entweder sofort in den Destillationsapparat zurückgeleitet oder in einem besondern Apparat der Retifikation, wie bei der Destillation frischer Pflanzenteile, unterworfen. 4) Extraktion. Die trodnen Pflanzenteile werden in geeigneten Apparaten mit flüchtigen Lösungsmitteln wie Äther, Petroleumäther, Schwefelkohlenstoff ausgezogen, das Extrakt in Destillierapparaten gelinde erwärmt, wobei das Lösungsmittel verdunstet, während das ätherische Öl, gemengt mit Fett, Harz u. dgl. zurückbleibt und durch Destillation mit Wasser gereinigt wird.

Manche Pflanzendäfte sind so subtiler Beschaffenheit, daß sie sich nur fixieren lassen, indem man sie auf einen andern Körper, der sie festzuhalten vermag, überträgt. Hierzu eignet sich nichts so gut wie vollkommen frisches, gut geläutertes Fett, welches man schmilzt und bei möglichst niedriger Temperatur mit den Pflanzenteilen maceriert. Das so mit Wohlgeruch beladene Fett dient entweder zur Darstellung von Pomaden, oder es wird mit feinem Alkohol geschüttelt, an welchen es das Riechende abgibt. Einzelne Nieschstoffe widerstehen aber auch dieser Behandlung; sie lassen sich aber auf kaltes Fett übertragen, indem man die Blüten zwischen mit weichem Fett bestrichene Glas tafeln legt, wobei der Geruch vom Fett aufgenommen wird.

Die ätherischen Öle finden vorzugsweise Verwendung in der Parfümerie zur Darstellung wohlriechender Seifen, Öle, Pomaden, Spirits, Wasser u. dgl., ferner in der Liqueurfabrikation zur Bereitung von Rummel, Anis, Wachholder, Pfefferminz u. a. und in verhältnismäßig geringer Menge in der Pharmacie. Infolge ihres hohen Preises sind die ätherischen Öle vielen Verfälschungen ausgesetzt, und wohl auf keinem Gebiete der chem. Industrie wird diese Fälschung so offenkundig, so systematisch betrieben wie auf diesem, da die chem. Analyse nur sehr unvollkommene Mittel zur Untersuchung und Erkennung der echten ätherischen Öle darbietet. Gewisse Zusätze, wie fette Öle, Alkohol, Chloroform, sind allerdings leicht nachzuweisen, allein diese bilden die Ausnahme; die Regel ist die Fälschung mit andern wohlriechenden ätherischen Ölen (Zerpeninöl, Citronenöl, Eucalyptusöl), die sich oft weder durch Reaktionen, noch durch ihre Zusammensetzung von dem der Verfälschung unterworfenen ätherischen Öle unterscheiden und bei denen man einzig und allein auf den Geruch angewiesen ist, der sich zwar durch Routine sehr schulen läßt, aber dennoch zu Täuschungen Veranlassung geben kann.

Ätherificiren, Äther als anästhetisches Mittel anwenden, s. unter Anästhesieren. **Ätherismus** und **Äthernarose**, s. ebenda.

Äthermäne Körper (grch.) sind solche, welche die Wärme (Wärmestrahlen) nicht hindurchlassen, im Gegensatz zu den diathermanen (s. d.).

Ätherom (grch.) oder **Gräßbreigewulst** nennt man haiselnuss- bis hühnereigroße gutartige Geschwülste im Unterhautzellgewebe, die durch Ansammlung des Talgdrüsensekrets nach vorausgegangenem Verstopfung des Ausführungsgangs entstehen und einen breiigen, hauptsächlich aus Fetttropfen, Fettkrüallen und Epidermiszellen bestehenden Inhalt besitzen. Das A. findet sich vereinzelt oder zahlreich am Kopfe, besonders dem behaarten Teile desselben, im Gesicht und Nacken, seltener am Stamme, macht nur dann Beschwerden, wenn es sich entzündet, und wird am zweckmäßigsten mit dem Messer exstirpiert. — **Ätheromatöse** Prozess oder **ätheromatöse Entzündung** der Arterien (Arteritis chronica deformans) zeigt eine chronische, vorzugsweise das höhere Mannes- und Greisenalter befallende Erkrankung der Arterien, bei welcher die Gefäßwänden stellenweise fettig entarten und erweichen, dadurch ihre Festigkeit und Elastizität verlieren und dem Blutdruck nicht mehr den erforderlichen Widerstand entgegen setzen können. Ätheromatöse Arterien zerreißen sehr leicht und führen zu Blutungen, insbesondere Gehirnblutungen oder Schlagflüssen, zur Bildung von Aneurysmen (s. d.), zu Altersbrand (s. Brand) sowie zu Thrombose und Embolie (s. d.).

Ätherischschwefelsäure (Äthylschwefelsäure), s. unter Äther (gewöhnlicher).

Aethia, der röm. Name der Ethik (s. d.).

Äthicus, richtiger Ethicus, ist der Name eines gewöhnlich in das 5. Jahrh. n. Chr. gesetzten lat. Schriftstellers, welchem ohne hinlängliche Berechtigung zwei kleine Kosmographien zugeschrieben werden, die zuerst Simler (Bas. 1575), dann am besten Gronov im Anhange zu seinem «Pomponius Mela» (Leid. 1722) herausgegeben hat. Die erste derselben enthält fast nur Nomenclatur und scheint den Text zu einer Landkarte darzustellen, während die zweite eine zusammenhängende Beschreibung der drei Weltteile gibt. Nichts gemein mit diesen Schriften hat eine andere Kosmographie, die in mehreren alten Handschriften enthalten ist und von Avezac in den «Mémoires» der Akademie der Inschriften (Bd. 19, Par. 1852) sowie dann nach einer leipziger Handschrift mit kritischer Einleitung von Buttle (2. Ausg., Lpz. 1854) herausgegeben worden ist. Vgl. Berg, «De cosmographia Aethici» (Berl. 1853).

Äthiopien (grch. Αἰθιοπία, in der Bibel **Rufch** genannt) ist eine alte geogr. Bezeichnung, unter welcher man in weiterm, gänzlich unbestimmtem Sinne alles dasjenige Südländ verstand, welches man von dem Volke der Äthiopier (s. d.) bewohnt dachte, im engerm Sinne (Aethiopia supra Aegyptum) aber das südlich von Phöä am Nil aufwärts gelegene, im D. vom Arabischen Meerbusen begrenzte, im S. bis zu den Küsten des Arabischen Meeres reichende Land, also ungefähr das jetzige Kuthien, Abessinien, Adäl und Somali.

Äthiopien war auch der Name des ersten historisch bekannt gewordenen Reichs, welches sich in A. im engerm Sinne bildete und nach der Hauptstadt Arum (s. d.) auch Arumitisches Reich genannt wurde. Die Entstehung und älteste

Gedächtnis desselben ist in Dunkel gehüllt. Die europäischen Nachrichten können keinen Anspruch auf Geschlossenheit machen. Dieselben knüpfen an Stammbaum des arumit. Königsgeeschlechts an den israel. König Salomo an, indem sie die arumit. Königin Raleda (als Königin von Saba, 1. K. 10) zu Salomo reisen und diesen einen Sohn, Sona Satim (auch Menilehel genannt), den Ahnherrn der arumit. Könige, gebären lassen. Ein erst im späten Mittelalter geschriebenes Geeschichtsbuch «Kobra-Nagast» hat diese Dichtung zu einer ausführlichen romanhaften Erzählung ausgearbeitet. Eine Liste von etlichen und 20 Königen führt von da an das Geschlecht herunter bis auf König Bagen, unter dem Christus geboren worden sein soll; eine weitere Liste von bald 31, bald 10, bald 14 Namen führt bis auf die Bräuerkönige Ala-Abreha und Abreha, unter denen Abis-Saltana (Jumentius) das Christentum gebracht haben soll, und die nach einigen Arum gebirt haben sollen. Für die Zeit von Abreha und Abis an sind wieder verschiedene, nur in einzelnen Namen zusammenstimmende lange Listen von Königen in Umlauf, welche bis auf die Zaguel-Dynastie, etwa im 10. Jahrh., reichen. Viele Namen dieser Listen sind aus dem Geesch nicht erklärbar. Alle diese älteren Listen erweisen sich als künstlich zusammengemacht und darum unglaublich durch die (meist) spärlichen auswärtigen Nachrichten, sowie durch die Inschriften und Münzen, die man in Abessinien gefunden hat und die durchaus andere Königsnamen tragen. Kleine Könige saßen in Arum schon vor Christi Geburt. Als der eigentliche Gründer des Arumitischen Reichs muß derjenige angesehen werden, welcher in der (um ihren Anfang verhältnismäßig) griech. Inschrift von Abule (s. d.) seine Thaten wezeichnet. Nach innern Gründen ist er in die erste Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. zu setzen. Zu dem Zweck, dem ostafrikl. Handel Verkehrswege zu sichern und ihn möglichst in seine Hand zu bekommen, dehnte er von Arum aus seine Eroberungen im A. bis gegen die ägypt. Grenze, im S. nach den Somali-Ländern hin aus, will sogar die Bewohner der arab. Küste, nördlich von Sabda, gezüchtigt haben. Er war Heide und Griechenfreund. Um das Jahr 70 n. Chr. war nach dem «Periplus maris Erythraei» der König des Arumitischen Reichs Boaleles nach Abule der Haupthafen desselben. Das Reich fand damals und in den folgenden Jahrhunderten unter den Einflüssen der griech. Kultur, wie auch die ältesten Landesmünzen griech. Legenden haben. Im 4. Jahrh. hatten die Könige bereits auch in Südarien festen Fuß gefaßt. Der König Neizanes, Zeitgenosse des Kaisers Konstantius, von welchem man eine in Arum gefundene griech. Inschrift hat, gibt sich auf dieser den Titel: König der Könige, König der Arumiten und Homeriten und Sabäer u. s. w. Diese Oberherrschaft über Südwestarien wurde, mehr oder weniger bestritten, bis um die Mitte des 6. Jahrh. aufrecht erhalten. Auch der Gebrauch des himjarischen Schriftcharakters für das Geesch schreibt sich von damals her.

Das Christentum fand seit Mitte des 4. Jahrh. im Reiche Eingang, größere Fortschritte machte es aber erst in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. Das nächste histor. Document sind die zuerst von Ruppell bekannt gemachten zwei äthiop. Inschriften des Lajala, Sohnes des Ala-Amida, «Königs von Arum, himjar, Raiban, Saba, Salhen, Lijamo,

Bega, Kasu»: in den Königslisten ist er der Vorgänger von König Kaleb und würde demnach gegen 500 n. Chr. zu setzen sein. Unter Ala-Amida sollen nach den einheimischen Nachrichten eingewanderte ägypt. Könige den monophysitischen Glauben im Lande verbreitet haben. Jedenfalls waren von etwa 500 n. Chr. an das Königshaus und der Hauptteil des Reichs christlich. Mit dem Namen Kaleb nennen die späteren Abessinier den König Glesbaas, welcher 525 den berühmten Krieg gegen den jüd. König Dhu-Nuwäs von Himjar führte. Bald darauf scheint sich die Abhängigkeit Südarabiens gelodert und allmählich aufgehört zu haben. Im übrigen ist über diese lange Periode des Arumitischen Reichs, in welche die erste Blüte des christl. Lebens und Schrifttums in Abessinien fällt, fast nichts überliefert. Als letzter König dieser Reihe wird in den Listen Delnaob genannt. Ihm sei das Reich von dem nichtsalomonischen Hause Zaguel geraubt und die bisherige Dynastie bis auf einen Bringen, der in Schoa Zuflucht fand, ausgerottet worden; dieser habe das Geschlecht fortgeführt und von ihm stamme im achten Geschlecht der spätere König Jesund-Amilal ab. Die Dauer der Regierung derer von Zaguel (nach den meisten Berichten 11 Könige) wird zwischen 380 und 376 Jahre angegeben. Aus diesem Haus entstanden mehrere durch ihren Eifer für das Christentum ausgezeichnete Herrscher, wie Zenurehana-Christos, Kalibala, Naakued-Saab; besonders der heil. Kalibala ist durch die vielen kunstvollen, schönen Kirchen, die er durch ägypt. Wertmeister ganz in Felsen lebendigen Gesteins habe ausbauen lassen, berühmt geworden.

Im J. 1270 kam in Jesund-Amilal die alte Dynastie wieder auf den Thron und blieb nun in ununterbrochenem Besitz. Nach der Überlieferung war es der Abuna Talla-Saimand, der berühmteste Mönchsbeilige u. s., durch dessen Eifer und Beistand die Wiedereinsetzung der alten Dynastie ermöglicht wurde. Von Jesund-Amilal an werden die Nachrichten sicherer und zusammenhängender, obgleich auch die Chroniken seiner nächsten Nachfolger (mit Ausnahme des Amba-Sion) verloren sind, und erst mit dem bedeutenden Herrscher Zar'a-Jacob (1434—68) die ausführlichen Annalen beginnen. Die dritthalb Jahrhunderte von Jesund-Amilal bis auf Zar'a-Jacobs Sohn Baeda-Marjam, 1468—78, und Enkel Alexander, 1478—94, bilden die zweite Blütezeit des Reichs. Die Könige wußten in diesem Zeitraume ihr Ansehen und die christl. Herrschaft zu wahren, blieben in ihren Kämpfen mit den umliegenden kleinern Reichen und Stämmen, namentlich auch mit dem moslem. Adal, siegreich und machten manche derselben sich jindbar. Im Innern ließen sie sich die Befestigung und Ordnung der Kirche sowohl als der Verwaltung anlegen sein; Zar'a-Jacob namentlich, der auch Gesandte auf die Kirchenversammlung in Florenz schickte, verdient in dieser Beziehung mit Auszeichnung genannt zu werden. Auch aus der damals neuauftretenden literarischen Thätigkeit des Volks kann man auf eine glückliche Lage des Reichs zurückschließen. Im übrigen bewegen sich die polit. Ereignisse meist nur um die Verhältnisse des Hofes und der höchsten Beamten, Dämpfung von Unruhen und Ausübung der königl. Autorität in den einzelnen Provinzen, haben daher für die allgemeine Geschichte keine Bedeutung.

Von König David (Lebna-Dengel, 1508—40) an beginnt das Reich zu sinken. Zu diesem Verfall

wirkten der Reihe nach die Moslems, die heidnischen Galla-völker und die portug.-röm. Belehrungsversuche zusammen. Die alten Feinde der Abessinier, die Moslems von Adal, belagerten durch die Hilfe der Türken und deren bessere Schießmassen in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. das Übergewicht über die Abessinier. Namentlich war es Ahmed, genannt Granje, Sultan von Adal, der unter Lebna-Dengel die abessin. Provinzen der Reihe nach eroberte, Kirchen, Klöster und Dörfer, besonders in Tigre, verwüstete, Schätze raubte, so daß der König nur noch in unzugänglichen Schlupfwinkeln Zuflucht fand. Auch der Untergang vieler älterer abessin. Schriftwerke und anderer Monumente war eine Folge dieser Mißgeschicke. Gegen diesen Feind schickte auf die Bitte Davids der König von Portugal Christoph de Gama mit 450 Musketieren und einigen Geschützen zu Hilfe. Sie trafen unter Davids Nachfolger Claudius (Agnaf-Sagab, 1540–59) ein, und mit ihrer Hilfe gelang es nach und nach, sich des Vordringens der Moslems und des Sultans Granje zu erwehren (1543). Doch alle Provinzen konnten auf die Dauer nicht geschützt werden, und einige Punkte der östl. Grenze, namentlich Häfen, gingen bald ganz an die Türken verloren. Noch mehr aber als diese Kriege trugen zur Schwächung des Reichs bei die räuberischen Einfälle der wilden, aber tapfern Nomaden vom Galla-volk aus dem Süden her. Während der Kriege mit den Moslems waren sie schon gefährlich geworden; ihre Einfälle begannen in bedeutendem Maßstabe in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., besonders von König Sarja-Dengel (Malaf-Sagab 1563–97) an. Dem Andrang dieser Galla-stämme war der Süden des Reichs bis tief in das Innere hinein nun über ein Jahrhundert lang ausgelegt, und wie ein Stamm von ihnen das Reich Adal zu Grunde richtete, so überschwemmten andere allmählich die schönsten und reichsten Provinzen Abessiniens und nahmen sie in Besitz. Erst am Anfang des 18. Jahrh. wurde ihre Kraft, auch durch verheerende Krankheiten, gebrochen, so daß Gallas in abessin. Provinzen zum Teil wieder dem Könige jähbar wurden, teilweise sich mit der christl. Bevölkerung vermischten. Endlich kamen dazu noch die innern kirchlichen Streitigkeiten und Bürgerkriege, welche die wiederholten Belehrungsversuche der röm. Kurie in das Reich brachten. Schon unter Lebna-Dengel, der die Portugiesen zu Hilfe rief, nahm die röm. Kirche Anlaß, ihre Missionare dorthin zu schicken. Zwar die erste größere jesuitische Mission, mit Romanus Barretus und Andreas Oviedus an der Spitze, die 1556 dorthin abging, konnte unter den Königen Claudius, Minas (1559–63) und Sarja-Dengel (1563–97) keinen rechten Boden gewinnen und war am Ende des 16. Jahrh. ganz fehlgeschlagen; aber viele Streitigkeiten waren dadurch in das Reich geworfen und manche geheime Liebhaber der röm. Kirche blieben zurück. Erst unter König Susneus (1607–32) gelang es den Jesuiten, festen Fuß zu fassen. Susneus unterwarf sich dem röm. Stuhle, nahm Alfons Menbez als röm. Patriarchen von Abessinien bei sich auf und suchte mit Gewalt die einheimische Religion zu unterdrücken und das röm. Bekenntnis einzuführen. Doch sah selbst er durch den offenen Aufstand seines Volks sich schließlich genötigt, die Religionsübung wenigstens freizugeben, und unter seinem Nachfolger Jasiladas (1632–67) wurden die Jesuiten mit ihrem Anhang aus dem

Land geschafft und der röm. Kirche dort ein gemacht. Vereinzelte Reaktionsversuche der Abessinier im Anfang des 18. Jahrh. waren erfolglos. Ein guter Teil der Kraft des Volks wurde in diesen innern Kämpfen vergeudet.

Die Geschichte der Könige des folgenden Jahrhunderts: Johannes (1667–82), Jasus I. (1682–1706), Talla-Haimand I. (1706–8), Theodor (1708–11), Justus (1711–16), David III. (1716–21), Balasa (1721–30), Jasus II. (1730–40) bietet wenig Bemerkenswertes. Am Ende des 17. Jahrhunderts, unter Joas (1755–69), waren bloß schon einzelne Provinzen ganz abgerissen, denn auch die Macht des Königs über die übrigen Provinzen war ganz gesunken, und ein Ras Michael (ursprünglich Statthalter von Tigre) hatte thatsächlich die politische Königsmacht an sich gerissen, die er auch in dem folgenden Könige Johannes II. (1769–82) eine Zeit lang unter Talla-Haimand II. (1782–77) behauptete. Die Könige waren nur noch mentonige und Spielbälle in der Hand der (Hauptlinge), die sich um die Oberherrschaft Bevormundung des Königs stritten. Die Provinzen wurden meist selbständig und unabhängig voneinander, und die Geschichte des Reichs verfiel in eine Reihe von fortwährenden blutigen Kriegen, bis es 1854 dem Häuptling Rassa-Raiser Theodor II. (s. d.) gelang, die Provinzen sich zu unterwerfen. Über das weitere Abessinien.

Die Könige A.s führten den Titel Negäs (oder Nagäst) oder Negüsa-Nagast (Oberkönig, Kaiser). Außer ihren Eigennamen hatten sie noch einen oder mehrere Reichsnamen, die sie sich bei ihrer Thronbesteigung beilegte. Ihre Residenz war in ältester Zeit in Arum, von Jesund-Amfat an eine Zeit lang in Tegulet in Schoa, später in Gondar in Dembea, obwohl Arum noch lange die Krönungsstadt blieb. Doch residierten die Könige wenigstens in den wichtigsten bekanntesten Zeiten fast nie in Städten, sondern in mobilen Lagern, unter Zelten, und wechselten den Ort je nach Bedürfnis. Die Einkünfte des Königs bestanden in Naturalien, wie Go-Ferde, Maultiere, Rinder, Herdenvieh, Getreide, Häute, Zeug und andere Fabrikate, so daß jede Provinz jährlich ein bestimmtes Quantum dazu zu liefern hatte; nur wurde die Gegend, wo gerade das Hoflager war, besonders in Anspruch genommen. Die Einkünfte der Zölle und Weggelder gegen waren meist an die Beamten der einzelnen Provinzen und Distrikte abgegeben. Im Grundsatz aber war der König der Herr und Eigentümer des ganzen Landes: er konnte nach Belieben jedem Manne seinen Grund und Boden nehmen und in einem andern schenken, und von dieser Macht halfen die Könige auch fortwährend Gebrauch zu machen. Nur Kirchen und Klöster haben gewisse liegende Güter als ewige Schenkungen zum Eigentum, und einzelne Familien einzelne Distrikte zum erblichen Besitz innerhalb der Familie. Die Macht des Königs war durchaus uneingeschränkt; nur aber wurde, durch jahrhundertelange Sitte geheiligte Fundamentalordnungen wagte auch er sich nicht zu zusehen. Auch in der Kirche war er wie Schöpfer der höchsten Herr. Einen Adel gab es nicht. Ein königl. Geschlecht und einzelne alte Familien hatten gewisse Privilegien und Beamtenstellen erblich, aber dem König gegenüber waren sie alle Knechte. Der Hofämter waren nicht viele und

Gefichte frem. Eigentliche Ministerien gab es nicht, wohl aber verschiedene höhere und niedrigere Beamte, Beamte, Kriegsanzführer. Die Statthalter in einzelnen Provinzen und Distrikte schienen zwar verhältnismäßig sehr selbständig gehandelt zu sein (obgleich jederzeit durch den König abberufen), und Beispiele, daß sie sich empörten, muß in Geschichte in Menge auf. Das Gericht war in der Verwaltung nicht geschieden. Bei Streit war die Anzahl gelehrter Männer (Wondar oder Waj) als solcher, die zusammen eine Art Gerichtshof bildeten, und mit deren Hilfe schwierige Fälle entschieden wurden. Appellation von den Statthaltern an Statthalter oder Provinzialrichter an das Gericht oder den König war gestattet. Seit dem 12. oder 14. Jahrh. hatten sie auch ein geschriebenes Gesetzbuch (Zetcha Nagast), weltliches und kanonisches Recht umfassend, in Ägypten verfaßt, zum Teil aus griech. und röm. Rechtsquellen geschöpft, in Abessinien im Laufe der Zeit mannigfach interpoliert und verändert: aus ihm pflegten sich die Richter Rat zu erholen. Mörder wurden den Verwandten der Gemordeten zur Sühne ausgehändigt. Im Kriege waren die Abessinier immer sehr tapfer: die Männer mußten in den Krieg ohne Sold und lebten von den an Ort und Stelle sich vorfindenden Mitteln. Für besonders gute Dienste wurden sie vom König mit Ländereien und andern Entschädigungen belohnt. Zu einer eigentlichen Kriegskunst haben sie es nie gebracht.

Über die ältere und neuere Geschichte A. s. vgl., außer Dübisch, die Reisewerte von Bruce und Rüppell, sowie Wilmann in der »Zeitschrift der Deutschen morgenländ. Gesellschaft« (Bd. 7, Lpz. 1852) und in den »Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften« (1878 u. 1880).

Äthiopier (grch. und lat. Aethiopes, von αἰθρᾶ, verbräunen, und ἴσος, Gesicht, also die mit sonnenverbräuntem Gesicht) hießen nach den ältesten geogr. Vorstellungen der Griechen alle Völker, die den südl. Rand der bekannten Erde bewohnten. Schon Homer schildert dieselben in seinen Dichtungen und unterscheidet zwischen den A. des Ostens und Westens. Denselben Unterschied kennen auch Herodot und die spätern Geographen der Griechen und Römer. Äthiopien galt ihnen für alles Land südlich von Syrien und Ägypten. Nach Plinius wurde das ästl. Äthiopien durch den Nil vom westlichen geschieden. Das ästl. Äthiopien, welches auch in der alten Geographie vorzugsweise Äthiopien genannt wird, umfaßte den alten Kulturstaat Nubien, dessen Mittelpunkt sich im heutigen Nubien befindet. Man pflegt daher jetzt, wo die Gegenden am mittlern Nil Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sind, die dort vorgefundenen Reste alter Kultur, Denkmäler u. s. w. äthiopische zu nennen. Herodot heißt die 26. Dynastie der Ägypter die äthiop. Dynastie, weil sie von Sewel oder Sabalos, einem aus Nubien einbrechenden Eroberer, begründet wurde. Als später im heutigen Abessinien ein christl. Reich entstanden war, wurde der Name Äthiopien (s. d.) auch auf dieses übertragen, weshalb man noch jetzt von Äthiop. Christen einer äthiop. Kirche u. s. w. spricht, und auch die Schriftsprache der christl. Abessinier, das Geez, äthiop. Sprache zu nennen pflegt. Für das Land selbst ist der Name Äthiopien kaum noch im Gebrauch, sondern durch Abessinien (s. d.) verdrängt worden. Dasselbe Schicksal hat der Name Äthiopisches

Meer gehabt, mit welchem nur noch selten, auf Seearten gar nicht mehr, der südl. Teil des Atlantischen Oceans belegt wird. Da schon bei den Alten die dunkle oder schwarze Farbe als die hervorstechendste Eigenschaft der A. galt, so hat auch Blumenbach in seiner Einteilung der Menscherrassen die Negervölker Afrikas unter der Benennung Äthiopische Rasse (s. d.) zusammengefaßt.

Äthiopische Kirche, ein eigentümlicher Zweig der christl. Kirche. Die Meinung, daß das Christentum schon im 1. Jahrh. durch den Kammerer der Königin Kandake (Avostelg. 8, 27) nach Abessinien gebracht wurde, beruht auf Namensverwechselungen und ist grundlos. Auch daß in Abessinien vor seiner Belehrung zum Christentum das Judentum geherrscht habe, ist eine ungeschichtliche Annahme; das Judentum scheint erst etwas später von Südarabien aus Eingang und Verbreitung gefunden zu haben. Nach den sichern Nachrichten der griech. Kirchenschriftsteller sahnte das Christentum in Abessinien zuerst Jush durch die Thätigkeit des Trumentius und Abesius, der Sohn eines an der Küste verunglückten tyrischen Reisenden Metopius, welche als Sklaven an den Hof von Arum kamen, und von denen später, etwa 350 n. Chr., Trumentius vom heil. Athanasius, Bischof von Alexandria, zum ersten Bischof von Arum geweiht wurde. Die spätern einheimischen Berichte verlegen diesen Vorgang unter die Brüderkönige Ela-Abreha und Akbeba, und nennen den ersten Bischof Abba Salama. Größere Fortschritte machte das Christentum im Lande erst im 5. Jahrh., besonders durch die aus Ägypten eingewanderten monophysitischen Mönche. Auch die Könige scheinen erst gegen Ende des 5. Jahrh. übergetreten zu sein; im 6. Jahrh. war das Reich in der Hauptsache christlich. Damals, wenn nicht schon früher, müssen auch die Weldbücher überseht und der Kultus einigermaßen organisiert gewesen sein. Aber noch tief im Mittelalter, nachdem viele christlich gestimmte Könige regiert hatten, waren nicht bloß zahlreiche Juden, sondern auch manche heidnische Stämme im Reiche. Im Leben des großen heiligen Zalka-Saimanot im 13. Jahrh. werden sehr glaubwürdige Nachrichten von seiner Belehrung ganzer heidnischer Distrikte (in Damot, Dawaro) gegeben, und noch König Jar'a-Jacob (im 15. Jahrh.) arbeitete an der Ausrottung des Heidentums aus seinem Reiche.

Die äthiop. Kirche ist eine Tochter der ägyptischen, mit welcher sie immer in enger Verbindung blieb. Wie die Hauptmasse der ägypt. Christen, so schlossen sich auch die abessinischen einfach und, wie es scheint, ohne alle Verhandlungen und Streitigkeiten dem monophysitischen Bekenntnis an und blieben fortan dem monophysitischen oder Jakobitischen Patriarchen von Alexandria unterthan. Das Kirchengesetz, nach welchem nur dieser den Metropolit von Abessinien weihen durfte, wurde streng eingehalten; alle ihre wichtigsten dogmatischen und kirchenpolit. Schriften haben die Äthiopien von den ägypt. Jakobiten bezogen. Zusammenhängende Nachrichten über die Entwicklung der äthiop. Kirche im Mittelalter fehlen; das Verzeichnis ihrer Metropolit (95 an Zahl von Trumentius bis zum J. 1613), welches in Umlauf ist, ist wenigstens in seiner ersten Hälfte unzuverlässig. Einzelne Notizen über die äthiop. Kirche dieser Zeit finden sich bei arab. Schriftstellern über die kopt. Kirche. Die Kirche war und blieb durch das Mittelalter

hindurch die Trägerin der Kultur und litterarischen Thätigkeit. Diese letztere bestand in der ersten Zeit überwiegend, aber auch später noch größtenteils in Übersetzung der Bibel und der wichtigsten christl. Schriften der ägypt. Kirche, anfangs, als in Ägypten noch die griech. Sprache herrschte, aus dem Griechischen, später auch aus dem Koptischen, in den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters namentlich aus dem Arabischen. Zu den eigenen Produktionen der ältern äthiop. Kirche gehören vielleicht, wenigstens zum Teil, die Hymnenbücher und Antiphonarien, deren Abfassung insgesamt dem heil. Jared unter König Gabra-Masqal zugeschrieben wird. Vom 13. bis ins 15. Jahrh., wo auch in der kopt. Kirche das wissenschaftliche Leben wieder erwachte, war in Abessinien ein reges litterarisches Leben: die meisten ihrer selbständigen Schriften sind in dieser Zeit geschrieben und die wiederholte Revision der Bibelübersetzung gibt Zeugnis von dem Streben nach genauern Erkenntnissen. Aber das immer tiefere Sinken der kopt. Mutterkirche, der polit. Verfall des Reichs vom 16. Jahrh. an, die in den Kriegen zunehmende Verwilderung des Volks, die Verwüstung seiner alten Heiligtümer und Litteratur, das Absterben der Geesprache (in der alle heiligen und kirchlichen Schriften abgefaßt sind), das Eindringen der moslemischen und heidnischen Völker brachten auch der äthiop. Kirche den Untergang. Die Fähigkeit seines monophysitischen Glaubens zwar, welche das Volk den röm. Befehlungsversuchen im 16. und 17. Jahrh. entgegensetzte, hat sich dort noch immer erhalten, aber der Geist des Christentums und das christl. Leben ist längst daraus geschwunden. Nur die leeren Formen sind geblieben. In grober Unwissenheit und wästem Aberglauben wetteifern die Christen des Landes jetzt mit den Moslems, und in Sittenlosigkeit übertreffen sie diese vielleicht noch. Das Feld, welches diese so gänzlich verfallene Kirche für die Missionsthätigkeit der europ. Kirchen darbietet, ist im 19. Jahrh. abwechselnd von deutsch-engl. und röm.-kath. Sendboten angebaut worden, aber ohne nennenswerte Erfolge.

In der Glaubenslehre schließen sich die Abessinier an die alte Gesamtkirche bis auf die chalcedonische Synode und von da an die monophysitische Kirche an. Sie erkennen den von den drei ersten ökumenischen Synoden festgestellten Glauben an und gebrauchen das nicänische Symbol als Glaubensformel, verdammen zwar auch den Eutyches, nicht aber den Dioskur, und verwerfen die Festsetzungen der vierten ökumenischen Synode über die zwei Naturen. Ihr dogmatisches Hauptwerk «Haimanóta Abau» (der Glaube der Väter), eine sehr weitschichtige Sammlung von Zeugnissen und Glaubensbekenntnissen der kirchlichen Autoritäten, in Ägypten verfaßt, bewegt sich hauptsächlich um das monophysitische Dogma. Glaubensquellen sind ihnen die Schrift, die apostolischen Kanones und die Festsetzungen der Konzilien und anerkannter Lehrer ihrer Kirche. Das Alte und Neue Testament haben sie vollständig (in verschiedenen, revidierten Übersetzungen), daneben noch die Apokryphen (mit Ausnahme der Maktabäerbücher, welche erst spät unter dem Einfluß der kath. Missionare aus der Vulgata übersetzt wurden) und verschiedene Pseudepigraphen, ohne über deren kanonische Dignität zu fest geltenden Normen gekommen zu sein. Nach dem hat für sie die nächste Autorität der «Synodos», eine Sammlung der apo-

stolischen, synodalen und kirchenväterlichen Kanones aber schon in monophysitischer Bearbeitung. Von dem monophysitischen Dogma nicht berührte Glaubenslehren zeigen sie von der alten Kirche kaum eine Abweichung, außer daß sie den Heiligen Geist nur vom Vater ausgehen lassen. Auch in ihren Gebräuchen haben sie noch viel aus der allerältesten christl. Kirche, ja sogar aus dem Alten Testament beibehalten. Die Taufe der Erwachsenen (belehrt der Heiden oder Moslems), die bei ihnen nicht selten ist, wird fast ganz nach urchristl. Ritus vollzogen. Die Taufe der Kinder ist bei Knaben am 40., bei Mädchen am 80. Tage nach der Geburt. Mit der Taufe verbunden ist Salbung und Kommunion; Kindern wird ein Tropfen Wein aus dem Kelche, in welchen das Brot getaucht war, eingebläst. Auch Milch und Honig bekommt der Täufling nach altchristl. Sitte. Auch die Beschneidung haben sie am 8. Tage nach der Geburt, zugleich mit der Namensgebung. Für die Kommunion haben sie eine der griech.-kath. und der Messe sehr ähnliche Feier, wie auch ihre liturgischen Formulare dafür sich meist an die ältern Formulare der allgemeinen Kirche anschließen. Die Beichte geschieht nur im allgemeinen, und die Absolution geschieht durch einen gelinden Schlag mit einem Ölweige. Das System der kirchlichen Pönitenzen ist sehr ausgebildet. Außer dem Sonntag feiern sie den Sabbat nach altchristl. Sitte, aber nicht durch jüd. Ruhe, sondern durch Kommunion, Gottesdienst, Enthaltung von der Feldarbeit, und jedenfalls ihn hinter den Sonntag zurückstellend. Sie halten die altkirchlichen Feste: Maria Empfängnis, Weihnachten, Beschneidung, Tauffest, Passionswoche, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, auch Mesopentecoste (Rales) genannt, an welchem nach alter Regel die Synoden gehalten werden sollen; sonst feiern sie noch (abweichend von der alten Sitte) monatliche Gedächtnistage Christi, der Maria und des Erzengels Michael, auch ein Takla-Haimanöstfest, ein Fest der Kreuzerfindung und viele Heiligtage. Die beweglichen Feste werden etwas anders berechnet als bei uns. Ihre Fasten sind sehr streng und häufig, und gelten bei ihnen als ein Hauptstück des Christentums; schon die Kinder werden von frühester Jugend an daran gewöhnt. Im gewöhnlichen Gottesdienst haben sie nur Gebet, Psalmenvortrag und Lektionen aus der Bibel (die durch Lektionarien in altkirchlicher Weise geregelt sind), Predigt nicht, obgleich bei besondern Festlichkeiten Heden und Hymnen von berühmten Vätern abgelesen werden. An Festen und Heiligtagen werden auch die Hymnen und Antiphonien mit Musikbegleitung und zum Teil wilden mimischen Gestikulationen gesungen; dazu kommt der Kommuniondienst.

Die Ehe wird vor Zeugen geschlossen; die kirchliche Einsegnung ist dagegen nicht notwendig. Monogamie gilt zwar als Regel, und kein Polygam soll zur Kommunion zugelassen werden, ehe er die überzähligen Weiber entlassen hat; aber dem König und den Magnaten wird diese Vorchrift nachgesehen. Vor dem Gesetz dagegen ist die Polygamie gebildet und auch die Scheidung durch den bürgerlichen Richter sehr leicht zu erlangen. Kleriker, die ihr Weib entlassen oder nach dem Tode der ersten Frau eine zweite heiraten, müssen ihr Amt niederlegen. Die Begräbnisse finden statt unter kirchlicher Feier, mit Gebeten, Psalmensingen, Bibellektionen, Veräucherung und Besprengung mit Weihwasser.

Der Beerdigungsplatz ist geweiht, und der Abgestorbene hält viel darauf, in geweihtem Boden begraben zu werden. Kirchen hatten und haben sie sehr viele; die älteren waren besser gebaut, die jetzigen sind sehr unansehnlich, hölzern, meist aus Flechtwerk und Lehm gemacht, außen weiß getüncht, oben kegelförmig, mit Rohr und Stroh gedeckt, darauf ein ausladendes Kreuz, gewöhnlich an einem Wasser angelegt, mit Bäumen umpflanzt. An eigentümlichen Gebräuchen haben sie, außer den erwähnten, auch noch die Haltung gewisser alttestamentlicher Reminiscenzen und die Enthaltung von einigen im Alten Testament oder Apostelg. 15, 20, 16, 4 verbotenen Speisen. Die Bekehrung ist herrschende Religion. Als christl. Abzeichen tragen die Äthiopen eine kleine Schärpe um den Hals, Raites genannt. Der Glaube an Zauberei, Amulette u. s. w. war wohl nie ganz ausgerottet, hat aber seit dem 16. Jahrh. sehr überhandgenommen. Fasten, Almosen, Spenden an Bettler, Pilger, Priester, Klöster und Klöster gelten als gute Werke, ebenso Pilgerfahrten nach Jerusalem.

Schäfer und Oberhaupt der Kirche ist der König, der den Metropolit von Patriarchen erbittet, Symbole zusammenzutragen kann und die richterliche Gewalt gegen Geistliche und Mönche ausübt. Das geistliche Oberhaupt der Kirche ist der Metropolit, Kaeos oder Abuna genannt, in Glaubenssachen die höchste Autorität, als Schiedsrichter auch in Streitigkeiten dann und wann angerufen. Er wurde vom alexandrinischen Patriarchen geschickt und sollte zu späterer Praxis kein geborener Äthiopen sein. Unter den Metropolitanden einigt die Kirche. Mehr als sieben sollten nach einer älteren Kirchenregel nicht in Äthiopien sein; aber schon zu Ludwigs Zeit gab es gar keine Bischöfe mehr in Äthiopien, sondern nur Omdoms, Priester und Diakonen. Seit die kopt. Kirche in Ägypten unter den Arabern ganz in Verfall gekommen war, und die Patriarchen selbst oft nur nothdürftig lesen konnten, emanirten natürlich auch die von ihnen nach Äthiopien geschickten Metropolitanden meist jeder Befähigung zu ihrem Amte. Der Metropolit hatte seinen Sitz meist in Arum, in neuerer Zeit in Gondar. Die größten Kirchen haben außer ihren Diakonen und Priestern noch einen besondern Vorsteher, Omdom genannt, welcher, an Rang über dem Priester, die weltlichen Angelegenheiten der Kirche verwaltet, auch Streitigkeiten unter den Mönchen schlichtet. Die Geistlichen tragen als ihr Abzeichen das Kreuz in der Hand. Das Mönchtum scheint von Ägypten aus sich ziemlich früh in Äthiopien verbreitet zu haben. Der gefeierte Mönch und Abuna Tella-Haimanöt im 13. Jahrh. gab den Mönchen eine bestimmte Regel, unterwarf sie einem Ordensvorsitz, Jischege genannt, mit dem Sitz auf dem Hauptstosse des Ordens, Dabra-Eibanos in Schoa. Dieser Jischege genießt in Äthiopien großes Ansehen und ist die zweite geistliche Person des Reichs. Die Klöster seines Ordens sind die verbreitetsten. In jedem Kloster stehen unter dem Abt verschiedene Ämter, worunter der Alala oder Güterverwalter. Ein anderer Ordner des Mönchslebens war Abba Sathanis, dessen Nachfolger aber kein gemeinschaftliches Oberhaupt haben, nicht in Klöstern, sondern in Häusern, meist in der Nähe der Kirchen, leben, ihr Feld bauen, bürgerliche Gewerbe treiben, sonst nur durch das Kreuz und das Mönchskleid, das sie tragen, durch den Celibat und durch die

frommen Übungen, die sie wenigstens treiben sollen, sich von Laien unterscheiden. Die Zahl der Mönche in Äthiopien ist sehr groß.

Äthiopische Rasse (Varietas Aethiopia) nannte Blumenbach den Menschenstamm, welcher das mittlere und südl. Afrika bewohnt. Gegenwärtig hält nur noch H. Hartmann an dieser Bestimmung fest, indem er den Ausdruck Nigritier auf alle Bewohner Afrikas, mit Ausschluß der in histor. Zeit eingewanderten Araber, ausdehnt, während andere die äthiop. Rasse in zwei (Buschmänner, Hottentotten und Neger: Bantu, Zulah) oder vier (Buschmänner, Hottentotten, Bantu, Neger, Zulah) Typen zerlegen. (S. Mensch, naturgeschichtlich.)

Äthiopische Sprache, Schrift und Litteratur. Die seit Anfang oder Mitte des 16. Jahrh. gewöhnlich Äthiopisch, von den Eingeborenen aber Geez genannte Sprache gehört dem semit. Sprachstamme an. Sie war ursprünglich nur die Sprache eines der aus Südarabien eingewanderten, später in Tigre und seiner Hauptstadt Arum (s. d.) angefahrenen Stämme, erlangte aber dann mit der Ausbildung des Arumitischen Reichs die Herrschaft als Reichs- und Kirchensprache, neben welcher die Dialekte anderer Stämme nur als Volkssprachen fortlebten. Erst im 14. Jahrh. scheint sie infolge einer Regierungsveränderung durch die Amharische Sprache (s. d.) aus dieser Stellung verdrängt worden zu sein, während zugleich in ihrem Stammlande Tigre und weiter nordwärts im Munde des Volks zwei Tochterdialekte derselben fortlebten. Aber obwohl seit Jahrhunderten ausgestorben, blieb sie noch lange heilige und Büchersprache, wurde von den Gelehrten in den Schulen gelehrt, auch zur Abfassung wichtigerer Werke benutzt. Erst in neuerer Zeit aber Äthiopen bereinigtebrochene Verwilderung hat der einheimischen, wenigstens genaueren Kenntnis dieser Sprache fast ein Ende gemacht, obgleich dort die in ihr geschriebenen Bücher noch immer fortgepflanzt werden. In grammatischer und lexikalischer Hinsicht schließt sie sich vielfach an die arab. Sprachen an, geht jedoch oft auch mit dem Aramäischen oder Hebräischen, selbst mit dem Assyrischen zusammen, und hat sogar einiges recht Aeltertümliche vor den andern Gliedern der Sprachfamilie voraus. An Reichtum der Formen und des Wortvorrats steht sie hinter dem Schriftarabischen zurück, obgleich sie einzelne Formen noch folgerichtiger als dieses entwickelt hat; die seine und strenge syntaktische Regelung des Arabischen hat sie nie gehabt, erfreut sich dagegen größerer Freiheit des Satzbaues. Eine für ihre Zeit vortreffliche Bearbeitung der äthiop. Sprache gab Job Ludolf in der Grammatik (Frankf. 1702) und im Lexikon (Frankf. 1699); neuerdings wurde sie, der heutigen Sprachwissenschaft entsprechend, dargestellt von Vilmann in der Grammatik (Lpz. 1857) und im Lexikon (Lpz. 1862—65). Von den beiden noch lebenden Tochter Sprachen des Geez kommt ihm die eine, nämlich das nordwärts vom Quellland des Anseba und Mareb von halbnomadischen Stämmen gesprochene Tigre, noch sehr nahe, wogegen die andere, das in der alten Provinz Tigre und den angrenzenden Distrikten gesprochene Tigrina, stärker entartet und mit Amharischem mehr gemischt ist. Grammatisch bearbeitet hat diese Pratorius in seiner «Grammatik der Tigrina Sprache» (Halle 1872).

Das Geez hat eine eigentümliche Schrift, fortgebildet aus der himjarischen Schrift, mit der sie

ursprünglich identisch war, und wie diese zuletzt mit der altägypt. (phönizischen) Schrift zusammenhängend. Sie wird von links nach rechts geschrieben und hat, obgleich ursprünglich reine Konsonantenschrift, sich doch ziemlich früh dahin vervollkommenet, daß die Vokale mit Ausnahme des kurzen a regelmäßig, und zwar durch kleine dem Konsonanten angefügte oder damit verschmolzene Zeichen, mit geschrieben werden. Als Trennungszeichen der einzelnen Wörter sind noch immer die altertümlichen zwei Punkte gebräuchlich.

Zu den ältesten äthiop. Schriftentmalen gehören einige von Salt und Rüppell mitgeteilte Inschriften, auch Münzen. Die Litteratur beginnt erst nach der Einführung des Christentums in Abessinien und ist vorwiegend kirchlich. Den Grund derselben bildet die Übersetzung der Bibel, welche aus dem Griechischen gemacht ist und, mit Ausnahme der Massabäerbücher, sämtliche biblische Bücher des Alten und Neuen Testaments, auch die apokryphischen, umfaßt, und an welche sich noch andere spätere, oder altchristl. Schriften anschließen, wie das Buch der Jubiläen (herausg. von Dillmann, Kiel 1859), das Buch Henoch (s. d.), das vierte Buch Esra, die Ascensio Jesaiä, der „Hirte“ des Hermas (s. d.) u. a. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß die Übersetzung der eigentlichen biblischen Bücher mehrmals revidiert wurde, teils aus dem Griechischen, teils aus dem Hebräischen, so daß man bei denselben mindestens bald zwei, bald drei Rezensionen unterscheiden muß. Vom Alten Testament waren früher außer den von Ludolf (1701) herausgegebenen Psalmen mit dem Hohenliede nur einige kleine Stücke gedruckt; seit 1853 ist eine Gesamtausgabe des Alten Testaments von Dillmann begonnen. Das Neue Testament ist 1548 zu Rom nach einem guten Text, aber sehr fehlerhaft und dann in der londoner Polyglotte noch fehlerhafter gedruckt; eine neue Ausgabe, nach einem gemischten Text, hat Platt besorgt (Lond. 1826). An diese biblischen Schriften, die Grundlage der ganzen äthiop. Litteratur, reihen sich Übersetzungen von andern wichtigen kirchlichen und geschichtlichen Werken, zum Teil in der ältern Zeit aus dem Griechischen, zum Teil gegen das Ende des Mittelalters aus dem Arabischen, zum Teil auch aus dem Kopthischen gemacht, z. B. Werke der Kirchenväter, Liturgien, Sammlungen der Kanones, Kirchenrecht, Homilien, jüd. und arab. Chroniken, Heiligengeschichten. Die Werke von einheimischen Schriftstellern sind ebenfalls meist christl. kirchlichen Inhalts; zu den wichtigsten gehören die großen Kirchengesangbücher (mit Gesangnoten versehen), die Werke über die einheimische Königsgeschichte (übrigens meist im Larisch, d. h. in einer aus Geez und Amharisch gemischten Sprache geschrieben) und eine Menge von Heiligengeschichten. Die Poesie ist ganz in den Dienst der Kirche getreten; ihre Erzeugnisse bestehen, abgesehen von der edlern Hymnenpoesie der Gesangbücher, fast ganz in gereimten Gebeten oder Lobpreisungen von Heiligen. Sammlungen äthiop. Handschriften finden sich zu Rom, Paris, Tübingen, im Britischen Museum, zu Oxford, Frankfurt a. M., Berlin, München und Wien; die größte hatte früher Abbadiä (s. d.); seit dem Erwerb der Nagdala-Sammlung von 348 Nummern steht das Britische Museum an Reichhaltigkeit obenan.

Athlet (grch. ἀθλητής) hieß im allgemeinen im Altertum ein Wettkämpfer, der sich an den gymni-

schen Spielen beteiligte und in denselben als Wettläufer, Ringer oder sonstiger Kämpfer öffentlich auftritt. Das Wort **A.** bezeichnete somit diejenigen Agonisten oder Teilnehmer an den Kampfspielen (s. Agon), die, geträgt durch Gymnastik, im Bewußtsein ihrer körperlichen Tüchtigkeit und Gewandtheit den Siegerkranz als Zeichen persönlichen und nationaler Ehre erstrebten. Als jedoch etwa seit dem 5. Jahrh. v. Chr. die Sitte um sich griff, daß kampfrüstige junge Männer häufig von geringerer Herkunft, gelockt durch den Ruhm des Sieges und durch den Wert der ausgelegten Preise, ihre Kraft gänzlich der agonistischen Kunst widmeten, wurde das Kampfspiel mehr und mehr ein Erwerbszweig und die Athletik eine Kunstfertigkeit, deren Erlernung und Ausübung eine eigentümliche Lebensweise erforderte und an besondere Regeln gebunden war. Die Bezeichnung **A.** erhielt nun eine engere Bedeutung, indem man unter **A.** jetzt vorzugsweise diejenigen Wettkämpfer verstand, welche die Übung der athletischen Kunst zum Lebensberuf machten. War nun die Ausbildung des Athletentums schon durch die vielen, allmählich zu bloßen Schaustellungen herabsinkenden Kampfspiele in den zahlreichen kleinern Staaten und Städten des hellenischen Europa und Asien begünstigt, so machte sich das Handwerksmäßige der Athletik noch viel bestimmter geltend, als das hellenische Leben sich mit dem römischen zu befreundeten und zu vermischen begann. In Rom traten die ersten **A.** 186 v. Chr. auf, die zu diesem Zwecke in Griechenland gebunden worden waren. Dasselbe wiederholte sich bei den Triumphen Sulla's und Cäsars sowie bei andern Anlässen. Völlig junstmäßig ausgebildet erscheint dann das Athletenwesen in der röm. Kaiserzeit, wo es Athletengenossenschaften fast in allen größern Städten des Reichs gab. In Italien und Rom wurden die Athletenkämpfe seit dem Beginn der Kaiserzeit immer häufiger und beliebter. Geschenke und Ehrenzeichen wurden den Siegern in reichem Maße gesendet. Da bei den Wettkämpfen in den Zeiten des Verfalls der hellenischen Gymnastik das Körpergewicht des Kämpfers von großem Vorteile war, so wandten sich dem Athletengewerbe vorzugsweise große, starkmüßige, muskulöse Männer zu. Deshalb verband man später mit dem Begriff **A.** auch die Vorstellung einer großen kräftigen Mannesgestalt. In neuerer Zeit nennen sich gern solche Schaukünstler **A.**, die hervorragende Leistungen in Körperkraft, sei es im Heben, Tragen, Stemmen, sich zu eigen gemacht haben. Vgl. J. H. Krause, „Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen“ (2 Bde., Lpz. 1841); Friedländer, „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms“ (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1874).

Athlone, Stadt und Parlamentsborough in der Grafschaft Westmeath in der irländ. Provinz Leinster, an der Eisenbahn von Dublin nach Galway, die hier nach Westport und Ballina nordwestlich abzweigt, und an beiden Ufern des Shannon gelegen, der hier den Lough (See) See verläßt und dessen Stromschnellen durch einen Kanal umgangen werden. Die Stadt teilt sich in die schmutzige Frishtown (auf dem Gebiete der Grafschaft Roscommon in Connaught) am rechten und die schöne Neustadt am linken Ufer des Flusses, hat Brennereien, Brauereien, Gerbereien und lebhaften Verkehr und zählt 6665 E. Das feste Schloß liegt auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Shannon und ist ein Hauptdepot für militärische Vorräte. Nach der Schlacht

an der Tages belagerte **Edithelm III. A.** vergebens, das er 30. Juni 1691 General Einzell nahm; letzterer wurde deshalb zum Grafen von A. ernannt.

Äthyen, Äthyung, s. Äthyung.

Ät home (zu Haus) ist die engl. Form für eine gemischte Einbildung, die Empfangsabende oder «Reception» einer Dame zu bezeichnen. Diese kündigt ihr Empfangskunden durch Einladungsarten und briefl. Skizzen an. — Früher bezeichnete man damit vorwiegend dramatische Vorstellungen satirischen Inhalts, welche zuerst vom Schauspieler Samuel Jones aufgebracht, seit 1834 vom Komiker Charles James Mathews und seinem Schüler Yates gegeben wurden.

Äthos der Äthyr. Ägypt. Götting, s. Hathor. Äthos, ist gewöhnlich neugriech. Hagion Oros (heil. Berge Äthinos), d. i. heiliger Berg, bei den Indianern Montefanto genannt, eine 37 km lange und bis 11 km breite Gebirgsmasse, welche halbseitig von der östlichen macedon. Küste aus jenseits dem Strymonischen und Stigirischen Meer in das Ägäische Meer vorspringt und durch einen schmalen, nur 1,5 km breiten Isthmus, welchen gegen 480 v. Chr. der Perserkönig Xerxes durchziehen ließ, mit dem Festlande zusammenhängt. Die höchste Spitze der an schönen Punkten reichen, gebirgigen, zum Teil prächtig bewaldeten Halbinsel erhebt sich im Südosten bis zu einer Höhe von 1965 m über dem Meere. Im Altertum lagen fünf Städte: Dion, Diophoros, Äthos, Kleonä und Äthos, auf derselben. Seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. wo die ersten Spuren monastischer Lebensweise erscheinen, wurde sie allmählich mit Klöstern besetzt (Zographu wird schon 919 urkundlich erwähnt), von denen jetzt, außer vielen Klaustr, Kapellen u. s. w., noch 20 bestehen. Die größten sind die Klöster Ziwiron (der Jberer, entstand gegen 980) und Hagia-Laura (entstand gegen 963), bei welche Batopadi (entstand um 980). In ihnen wohnen im ganzen 4—6000 Mönche aller Rationen, meistens Griechen, aber auch zahlreiche Slawen, welche eine Art monastischer Republik unter Schutz der Türken bilden, denen sie jährlich einen Tribut von etwa 70000 Mark entrichten müssen. Die Regierung besorgt das Protaton, zu welchem jedes Kloster einen Epistaten oder Igumen (Hegumenos, d. i. Äbt) mit Vollmacht auf vier Jahre als Repräsentanten sendet; aus ihnen wird jährlich der Vorstand zur Verwaltung der Einkünfte und Hofhaltung gewählt. Der Sitz des Protaton ist zu Karpat, dem Hauptfleden der Halbinsel, mit 1000 d. Dasselbst residiert auch ein Aga als Vertreter der türk. Regierung. Die Mönche folgen der im Orient allgemein gültigen Regel des heil. Basilios und leben in strengster Askese, genießen nur Gemüse, Früchte und Fische, beschäftigen sich mit Ackerbau, Gartenbau und Dienerschaft, und setzen ihr den Bedarf und zum Verkauf Amulette, Gerbstücken, Heiligenbilder, Kruststeine u. dgl. aus Elfen und Holz, auch kunstvolle Stickerien u. s. w. Aufwändige Bilder von Heiligen, Ansichten der Klöster u. dgl. werden auch zu Karpat in einer Art von Druckerei gedruckt. Nur Männern ist der Zutritt zu den in Karpat abgehaltenen Märkten gestattet, bei alle Frauen (und alle weiblichen Tiere) von der Halbinsel verbannt sind. Die bedeutenden Bibliotheken sind Hauptquelle der Einkünfte.

Während gegenwärtig die Mönche auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stehen und Ackerbau und

Verkehr in Verfall geraten sind, war der Berg A. im spätern Mittelalter Hauptst. der griech. Wissenschaft und der christl. byzant. Malerei. Die Bibliotheken, von denen fast jedes Kloster eine besitzt, liegen jetzt unbenutzt und verlassen. Außer Druckachen finden sich in denselben noch viele griech. Handschriften, von denen manche in neuester Zeit von Minas Rinosidis und andern untersucht und nach dem Abendebracht worden sind. Für die klassische Literatur gewähren sie nur wenig Ausbeute, mehr für Bibel und Kirchenväter; von Wichtigkeit sind die Handschriften in georg. (zu Ziwiron) und namentlich in altslaw. (bulgar.) Sprache (z. B. zu Docheiru). Auch findet sich hier ein Schatz interessanter Urkunden. Die Klöster selbst, stets von einer hohen Mauer mit einem einzigen Thore umgeben, sind im Stile der Markuskirche in Venedig aufgeführt worden und bergen fast sämtlich treffliche Schnitzereien und Goldschmiedearbeiten. Auch finden sich überall Malereien im byzant.-christl. Stil; namentlich verdienen die Malereien zu Hagia-Laura und Batopadi Beachtung, die von sehr hohem Alter sind und dem Michael Panselinos beigelegt werden. Seit Febr. 1889 sind die Klöster auf dem A. telegraphisch mit Salonichi verbunden.

Vgl. außer den Reisewerten von Zacharia, Fallmerayer und Grisebach: Pischon, «Die Mönchsrepublik des Berges A.» im «Hist. Taschenbuch» (4. Folge, 1. Jahrg., Spz. 1860); W. Gab., «Zur Geschichte der Äthosklöster» (Gieß. 1865); Langlois, «Le mont A.» (Par. 1866).

Äthra, der Name des 182. Asteroiden, s. Plut. **Äthusa**, s. Okeise und Schierling.

Äthys, Stadt in der irischen Provinz Leinster, Hauptort der Grafschaft Kildare, Station der Großen Süd- und Westbahn, liegt am schiffbaren Barrow, 66 km südwestlich von Dublin, mit dem es außerdem durch einen Kanal verbunden ist, zählt 4510 Q. und hat bedeutenden Getreidehandel und Futtermittel. In der Nähe liegt das Schloss Woodstock, aus dem 15. Jahrh.

Äthyl. Mit diesem Namen bezeichnet man in der Chemie, nach Berzelius' Vorgange, zunächst die einwertig wirkende Atomgruppe C_2H_5 , oder das Radikal, dessen Vorhandensein in allen Äthylverbindungen angenommen werden muß, obgleich diese Atomgruppe für sich nicht abspaltbar ist, ferner belegt man mit demselben Namen die Verbindung C_2H_4 , C_2H_2 , oder C_2H_6 . Die Beziehungen der Atomgruppe C_2H_5 zu der leicht darstellbaren Verbindung C_2H_4 , C_2H_2 , welche auch Diäthyl genannt wird, sind dieselben wie die des Atoms Wasserstoff H zum Molekül Wasserstoff H_2 . Das Atom Wasserstoff existiert nur in Verbindungen, wie z. B. HCl Chlorwasserstoff, diesem entspricht die Verbindung C_2H_4 , Cl_2 Chloräthyl; wird aber Wasserstoff aus seinen Verbindungen abgeschieden, so vereinigen sich sofort zwei Atome zu einem Molekül Wasserstoff, z. B. $2HCl + Zn = ZnCl_2 + H_2$, weil das Wasserstoffatom nicht in freiem Zustande existieren kann. Ebenso verhält sich das Ä.; läßt man z. B. auf 2 Moleküle Jodäthyl Quecksilber einwirken, so tritt aus jedem Molekül Jodäthyl die Atomgruppe C_2H_5 aus, und beide vereinigen sich sofort zu einem Molekül Ä.: $2(C_2H_5J) + Hg = C_2H_4 + C_2H_6 + Hg_2$. Setzt man diese Beziehungen ins Auge, so ist die Bezeichnung Diäthyl unnötig, im freien Zustande kann nur das Molekül C_2H_4 , C_2H_2 , in Verbindungen nur die

Atomgruppe C_2H_5 existieren. Das freie A. hat dieselbe Zusammensetzung wie der Butylwasserstoff, das Butan C_4H_{10} , das Verhalten beider ist so ähnlich, daß sie meist für identisch gehalten werden. Man erhält es, indem man Jodäthyl mit Quecksilber in zugeschmolzenen Röhren dem Licht aussetzt, oder indem man Jodäthyl mit Zink, ebenfalls in zugeschmolzenen Röhren, auf $150^\circ C$. erwärmt. Die Röhren werden darauf in einer Kältemischung möglichst weit abgekühlt und vorsichtig geöffnet, dabei entweichen zuerst Zersetzungserzeugnisse, Äthan C_2H_6 , und Äthylen C_2H_4 , und darauf A., welches als Gas über Wasser gesammelt werden kann. Es ist ein farbloses Gas, welches durch starken Druck zu einer bei $1^\circ C$. siedenden Flüssigkeit verdichtet werden kann, riecht schwach ätherartig, spezifisches Gewicht 2,0. A. ist im rohen Petroleum gelöst, bei der Rectifikation desselben entweicht es gasförmig, sein Vorkommen ist eine der Ursachen der hohen Entzündlichkeit des rohen Petroleums; außerdem findet es sich in dem aus Vogeleandkoble dargestellten Leuchtgas.

Die Zahl der Verbindungen des A. ist eine außerordentlich große. A. verbindet sich mit Haloiden zu Chlor-, Brom-, Jod-, Fluor-, Cyan-, Nitroäthyl. Diese zeichnen sich sämtlich durch große Beständigkeit aus, werden z. B. durch Alkalihydrate nicht zersetzt. Es verbindet sich ferner mit der Hydroxylgruppe OH zu Äthylalkohol, dessen Anhydrit der Äther ist; die Verbindung mit der Atomgruppe SH ist das Mercaptan; es tritt Wasserstoff substituierend in die Säuren ein und bildet die zusammengesetzten Äther; durch Substitution von Wasserstoff im Ammoniak entstehen die Äthylamine; ferner geht es Verbindungen ein mit Metallen, wie Zink u. a.

Äthylalkohol, s. Alkohol.

Äthyläther (Äthylglyd), s. unter Äther (gewöhnlicher).

Äthylen, ölbildendes Gas, C_2H_4 , eine gasförmige Verbindung, die sich vom Äthylalkohol dadurch ableitet, daß demselben die Elemente von 1 Molekül Wasser entzogen werden. Es wird am leichtesten erhalten, indem man 1 Volumen starken Alkohol mit 3 Volumen konzentrierter Schwefelsäure mischt und auf $150^\circ C$. erhitzt, nachdem man die Oberfläche der Flüssigkeit mit einer Schicht von Bimssteinschicht bedeckt hat; durch Anwendung der Bimssteinschicht wird sonst lästig werdende Schaumbildung vermieden. Gewöhnlich bildet sich gleichzeitig durch Einwirkung von abgesehen werdender Kohle auf Schwefelsäure etwas schweflige Säure und Kohlenäure, die durch Waschen des Gases zu entfernen sind. Das A. ist ein farbloses Gas von ätherartigem Geruch, von 0,974 spezifischem Gewicht, brennt mit hellleuchtender Flamme, ist in Wasser, Alkohol, Äther fast unlöslich. Außer durch Zersetzung des Äthylalkohols wird es auch bei der trockenen Destillation fast aller organischen Substanzen gebildet, so bei der des Holzes, der Steinkohlen, der Fette und ist daher ein Bestandteil des Leuchtgases, dessen Leuchtkraft es erhöht. Es ist als ein zweiwertiges organisches Radikal zu betrachten, es verbindet sich mit zwei Hydroxylgruppen zu dem zweifäurigen Äthylalkohol oder Glykol $C_2H_4(OH)_2$, von dem sich zusammengesetzte Äther ableiten (s. Äther), an die Stelle der zwei Hydroxylgruppen können zwei Chloratome treten, wodurch das Äthylendichlorid $C_2H_4Cl_2$ gebildet wird, die Verbindung des A. mit einer Hydroxylgruppe und einem Chloratom $C_2H_4(OH)Cl$ ist als Äthylenchlor-

hydrin bezeichnet. Das Äthylendichlorid ist unter dem Namen Aethylenum chloratum in die deutsche Pharmacopöe aufgenommen, früher wurde es als Öl der holländischen Chemiker bezeichnet, es ist eine nach Chloroform riechende, farblose, neutral reagierende Flüssigkeit von 1,27 spezifischem Gewicht, die in Wasser unlöslich, mit Alkohol u. Äther mischbar ist; es wird sehr vereinzelt als Anästhetikum benutzt, kann aber das Chloroform als Betäubungsmittel nicht ersetzen.

Äthylschwefelsäure (Ätherschwefelsäure), unter Äther (gewöhnlicher).

Äthymie (grch. ἀθυμία), Muthlosigkeit, Niergeschlagenheit.

Ätymie (grch. ἀτυμία) hieß bei den Athenern der vollständige oder teilweise Verlust der bürgerlichen Rechte, welcher teils als Strafe für gewisse Verbrechen oder Vergehen von einem Gerichtshof erkannt wurde, teils durch Nichterfüllung gewisser Pflichten gegen den Staat ohne weiteres Verfaß eintrat. Der härteste Grad der Ä. war lebenslängliche Verbannung aus der Vaterstadt, die immer mit Einziehung des Vermögens verbunden war; in andern Fällen durfte der in Ä. Versessene zwar in seiner Vaterstadt wohnen, war aber an der Ausübung seiner bürgerlichen Rechte entweder alle oder nur bestimmter, z. B. des Rechtes, gewisse Klagen vor Gericht anstellen zu können, gehindert. Eine Wiedereinsetzung in den früheren Stand kam nur durch geheime Abstimmung in einer Volksversammlung, an welcher mindestens 6000 Bürger teilnahmen, erlangt werden.

Ätiologie (grch.) heißt die Lehre von den Krankheitsursachen, eins der wichtigsten, aber auch noch dunkelsten Gebiete der Medizin. Die Ä. ist die Grundlage der übrigen Teile der Therapie, wie der Hygiene, der Diätetik und der Prophylaxis. (S. Krankheit und Medizin.)

Atitlan (Santiago de), Indianerort in der Republik Guatemala in Centralamerika, Depart. Solola, am Südrande des Sees und am Fuße des noch thätigen Vulkans A., in 1568 m Höhe, ist die alte Residenz der Zutugil-Könige, hat Baumwollweberei und Mineralquellen und zählt 9000 U. Der 39 km lange und 16 km breite See A. ist von steilen Abhängen umschlossen, hat in der Mitte mehr als 600 m Tiefe, kleine Zuflüsse, indessen keinen sichtbaren Abfluß. Am Südrande erhebt sich der 3817 m hohe Vulkan A., im SW. der 2300 m hohe erloschene Vulkan San-Pedro. Die auf der Südsseite des Sees gelegenen Dörfer A., San Pedro, Sta.-Catarina Trilahuacan sind von fleißigen Indianern bewohnt.

Atkarsk, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Saratow, an beiden Ufern der Atkara, unweit ihrer Mündung in die Medwega, Eisenbahnstation der Linie Roslow-Saratow, hat ihren Namen vom dem tatar. Dorfe Atkara oder Atlara, welches im 14. Jahrh. lag. A. hat drei Kirchen, ein Talgschmelzerei, zwei Pottaschfabriken, drei Bleichereien und 15199 U., die sich vornehmlich im Ackerbau beschäftigen. Der Getreidehandel ist bedeutend. In der Nähe der Stadt liegen viele Gräbhel (kurgany), in denen sich Überreste alter heidnischer Waffen und Gerätschaften befinden.

Atkinson (Thomas Witsam), engl. Reisender, Maler und Architekt, wurde 6. März 1799 in York geboren, verlor frühzeitig seine Eltern, bildete sich dann zum Architekten aus und baute eine Kirche

in Amerika. Im J. 1844 unternahm er eine Reise über den Ural nach dem Altai, 1845 durch die Kaspische bis an den Fuß des Altan und 1849 — 52 über Robbo und Uliassutai auf bisher noch von keinem Europäer betretenen Wegen bis in das Innere der Mongolei zum Kal des Sultans. Er berichtete über diese Reisen in seinen mit illustrierten Werken *«Oriental and Western Series»* (Lond. 1858) und *«Travels in the regions of the Upper and Lower Amoor»* (Lond. 1860). A. starb am 18. Aug. 1861 zu Lower Water in Kent.

Attyns (Sir Robert), berühmter engl. Rechtsgelehrter, geb. 1621, stammte aus einer alten und berühmten Familie von Gloucestershire. Die sein Vater, Sir Edward A., der 1669 als Baron des Schatzkammergerichts starb, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft und erlangte bald als Schlichter großes Ansehen. Bei der Krönung Karls II. 1661 wurde er unter die Ritter des Bathons aufgenommen und bald darauf für den Hain-Seat-Bee ins Parlament gewählt. Nachdem er seit 1661 das Amt eines Recorder der Stadt Bristol, einige Zeit auch das eines Solicitor-General der Königin vermalte, wurde er 1672 Richter am Court of Common Pleas. Aus Mißvergütungen über das Betreiben des Hofes, die Unabhängigkeit des Richteramtes auf jede Weise zu untergraben, verlegte A. 1680 auf seinen Sitz im Gerichtshof und nahm seine frühere Wirksamkeit in Bristol wieder auf. Nachdem er 1682 in einen Aufruhrprozeß verwickelt worden, zog er sich auf seine Besitzungen in Gloucestershire zurück. Als 1683 der Prozeß gegen Lord William Russell (s. d.) verhandelt wurde, verlegte A. auf Veranlassung einiger Freunde desselben zwei Rechtsgutachten, in denen er mit glänzender Beredsamkeit die Grundlosigkeit der Anklage nachzuweisen suchte. Nach der Thronbesteigung Wilhelms III. wurde A. 1689 Präsident des Schatzkammergerichts, und in demselben Jahre erhielt er den Vorzug im Oberhause, welche Stelle er bis 1692 bekleidete. Er legte 1694 seine Ämter nieder und zog sich auf seine Besitzung Sapperton Hill in Gloucestershire zurück, wo er 1709 starb. Seine *«Parliamentary and political tracts»* (Lond. 1724) sind wichtige Beiträge zur Zeitgeschichte. — Sein Sohn, Sir Robert A., geb. 1647, gest. 1711, als Anhänger der Stuarts ein polit. Gegner seines Vaters, aber wie dieser seines ehrenvollen Charakters wegen allgemein geachtet, schrieb eine *«Geschichte von Gloucestershire»* (Lond. 1712).

Atlant (nach dem die Welt auf seinen Schultern tragenden Atlas), eine kräftige, männliche Figur, die an Stelle der Säule bestimmt ist, eine Last aufzunehmen. Beispiele solcher Atlanten bieten unter anderem das Theater von Athen und die Wäber von Pompeji. Bei den Römern nannte man sie auch mit einem ebenfalls dem Griechischen entlehnten Worte *Telamones*. Die Baukunst der Griechen und Römer sowie der Renaissancezeit zeigt die Atlanten in einfachster Behandlung, während die Neuzeit sie gern überhäuft und unter ihrer Last sich krummend darstellt. Die weibliche, geballte Figur heißt *Karyatide* (s. d.).

Atlanta, seit 1868 Hauptstadt des nordamerik. Staates Georgia und des County Fulton mit (1890) 27 421 E., ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, hier die Bahnen von Nashville und Knox-

ville mit den nach Pensacola, Savannah und Charleston laufenden zusammenstoßen. Sie bildet den Hauptshapelplatz für Getreide und Baumwollseide im nordwestl. Teile von Georgia und treibt einen blühenden Handel, dessen jährlicher Umsatz sich auf etwa 85 Mill. Doll. beläuft. Sie hat mehrere Depositions- und Sparbanken, 20 Kirchen, 3 tägliche und 2 wöchentliche Zeitungen. Erst 1845 begründet und 1847 als Stadt inkorporiert, hatte der Ort 1860 bereits 2672 und 1870 schon 21789 E. Während des Bürgerkriegs war A. als Hauptshapelplatz zwischen den westlichen, den Golf- und atlantischen Staaten, als bedeutende Fabrikstadt und Arsenal des Südens von großer Wichtigkeit. Im Frühjahr 1864 suchte General Sherman es von Chattanooga aus zu nehmen; die Einnahme gelang ihm aber erst 1. Sept. 1864, nachdem der sich zurückziehende südstaatliche General Hood alle Vorräte und Regierungswertpapiere verbrannt hatte.

Atlantiden oder **Atlantiden** (Atlantides), die Töchter des Atlas, soviel wie Plejaden.

Atlantis war einem Mythos nach, den nach Plato im *«Timaios»* und *«Kritias»* ein ägypt. Priester dem Solon erzählt haben soll, der Name einer ungeheuern Insel im Atlantischen Ocean, die angeblich größer als Asien und Libyen zusammen war, infolge eines Erdbebens aber dann versunken sein soll. Möglich, daß Plato durch eine Sage wie die von den Inseln der Seligen zu seinem Mythos von der A. sich hat anregen lassen. Manche wollten in der Canarischen Insel Überreste der versunkenen A. wiederfinden; andere, wie Hubbard in seiner *«Atlantica»*, verstehen darunter gar die Skandinavische Halbinsel. Diefachen Anklang hat in neuerer Zeit immer wieder die von Virgilio in einer Abhandlung *«De orbe novo non novo»* (Altdorf 1686) ausgeführte Vermutung gefunden: daß vielleicht phöniz. oder karthag. Handelschiffe, durch Stürme und Strömungen von ihrem Wege abgetrieben, an die amerik. Küste verschlagen worden und von dort später glücklich nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt sein könnten. Auf ihren Erzählungen beruhe die Sage von jener Insel, und unter der A. des Plato sowie unter der Insel, von welcher Diodorus und Plinius sprechen, sei das heutige Amerika zu verstehen. Aber wenn auch zu Plato irgendwelche Schiffernachrichten, etwa von den Canarischen Inseln, gelangt sein mögen, so bemerkt doch schon Strabo, der Philosoph habe die A. entstehen und wieder untergehen lassen, wie der Dichter die Mauer der Griechen vor Troja. Vgl. Martin, *«Études sur le Timée de Platon»* (Ed. 1. Par. 1841) und Eusebius in den *«Jahrbüchern für Philologie»* (Ed. 71).

Atlantischer Ocean oder **Atlantisches Meer** heißt derjenige Teil des Weltmeers, welcher die Alte Welt auf ihrer Westseite von der Neuen Welt trennt und seine Hauptausdehnung von N. nach S. hat. Dieses wahrscheinlich nach der fabelhaften Insel Atlantis (s. d.) benannte Meer trennt oder verbindet in seiner nördl. Hälfte die bevölkerten und gewässertesten Teile der Erde, und ist daher, obwohl das stürmischste aller Meere, doch das am meisten befahrene. Nach A. von Humboldts Ausdrücke gleicht dieses Meer in der Parallelität seiner Küsten fast einer mächtigen Strombahn, indem, den vorspringenden Teilen der Kontinente entsprechend, gegenüber ein Zurückweichen der Küsten stattfindet. Der nördl. Teil gliedert die Küsten

Nordamerikas durch das Eingreifen des Lorenzbusens, des Merikanischen und Karaischen Golfs fast ebenso wie Europa durch die Ost- und Nordsee, das Aquitanische, das Mitteländische und das Schwarze Meer, während der südl. Teil des Atlantischen Oceans die Südamerika und die afrik. Küsten nur wenig zersplittert. Der Einbiegung des Golfs von Guinea in Afrika entspricht die Ausbiegung Brasiliens, ebenso der Hervorragung Senegambiens und Sudans die Einspülung des Antillenmeers. Die Inselbildung des Atlantischen Oceans ist nur reichhaltig in der Nähe von Nordamerika und Europas Küsten. Im freien Ocean steht die Inselbildung der des Stillen Meers bei weitem nach. Als Stationen erscheinen wichtig: Island und die Färder zwischen Europa und dem polaren Amerika; die Azoren und die Bermudagruppe zwischen Europa und dem mittlern und südl. Nordamerika; Ascension, St. Helena, Trinidad und Tristão da Cunha zwischen Afrika und Südamerika; endlich die Färländinseln, Südgeorgien und Sandwichsland zwischen Südamerika und den antarktischen Gesteinen.

Die vom dem Atlantischen Ocean bedeckte Fläche umfaßt allein 79 721 274 qkm, mit den Nebenmeeren (Mitteländisches Meer, Ostsee, Nordsee, Kanal, Irisch-Schottische See, Lorenzogolf, Golf von Mexiko und Karaisches Meer) aber 88 634 133 qkm. Die Länge von N. nach S. beträgt 13 335 km, seine größte Breite 9000 km zwischen Senegambien und dem Busen von Mexiko; die geringste 1445 km zwischen Norwegen und Grönland (7225 km zwischen Georgien und Afrika, 7225 km zwischen Kap Horn und Kap der Guten Hoffnung, 5550 km zwischen Brest und Newport, 5605 km zwischen Liverpool und Newport, 3100 km zwischen Kap San-Roque und Sierra Leone). Kein anderer Ocean zeichnet sich durch eine so reiche Küstenentwicklung aus, wie der Atlantische Ocean; denn die Gesamtlänge seiner Küsten übertrifft die aller übrigen Meere zusammengekommen. Vom nördl. Eismeer ist er zwar nur durch eine imaginäre Linie, den nördl. Polarkreis, getrennt, doch findet diese Linie mehrfach Unterstützung durch Ländermassen und Inseln, während die Grenze gegen das südl. Polarmeer, der südl. Polarkreis, nirgends auf die Kontinente trifft; südlich von Kap Horn und Madagaskar fließen die Gewässer des Atlantischen Oceans mit denen des Stillen und Indischen Oceans ungehindert ineinander, und man ist genöthigt, auch hier gedachte Grenzlinien zu ziehen, als welche sich die Meridiane der genannten Südspitzen der Kontinente am meisten empfehlen, falls man nicht als sechsten Ocean ein besonderes Australmeer südlich vom 40. Paralleltreffe annehmen will.

Das Beden des Atlantischen Oceans ist erst in neuerer Zeit einigermaßen erforscht worden, alle früher angestellten Tiefenmessungen im Atlantischen Ocean ließen die Tiefe weit größer erscheinen, als sie wirklich ist. Nachdem Maury zuerst die Aufmerksamkeit der feschahrenden Völker auf die Untersuchungen der Meeres-tiefe gelenkt hatte, war es das Bedürfnis telegr. Verbindung der Alten mit der Neuen Welt, welches diesen Untersuchungen eine große praktische Wichtigkeit verlieh und dadurch zur Perfection der Methoden außerordentlich beitrug. (S. Tiefenmessung.) Das Beden des Atlantischen Oceans stellt sich dar als aus zwei im allgemeinen von N. nach S. laufenden

Parallelthälern bestehend, die in 1660—1830 Tiefe durch einen breiten, plateauartigen Rücken, welcher fast nur vulkanische Inseln trägt, geschieden werden. Derselbe ist ziemlich vollständig erkannt und verfolgt worden. Der Scheiderücken schmiegt sich im allgemeinen der Parallellform beiderseitigen Küstenlinien an; er beginnt bei Island und zieht in südwestlicher Richtung bis etwa zum 50. Breitengrade, allmählich in die Tiefe sinkend. Da wo er von den nordatlantischen Kabelkreuzen wird (etwa 52° nördl. Br., 20° westl. L. von Ferro), beträgt seine Tiefe 2834 m (1550 Faden). Weiter südlich, von hier bis zum Wendekreis des Krebses Dolphin-Rücken genannt, senkt er sich noch etwas und wendet sich südsüdöstlich, allmählich wieder ansteigend, bis er zwischen 40 und 35° nördl. Br. in der Gruppe der Azoren über den Meerespiegel emporragt. Doch steigt diese Inselgruppe noch ziemlich steil aus dem Meere empor, da der weniger als 1828 m (1000 Faden) tiefe Leber umgebenden Meers an Fläche kleiner zu sein scheint als Portugal. Von hier aus läuft der Scheiderücken wieder südwestlich und kreuzt den 20. Parallel etwa in 28° westl. L. (von Ferro) in einer Tiefe von 3474 m (1950 Faden). Nun läuft er südlich, schließt sich in etwa 7° n. Br. mit 3500 m Tiefe an die Guianaküste und trennt somit die westl. Mulde in eine nördliche und südliche. Von hier wendet er sich ostwärts als Verbindungs-rücken in der Richtung auf die Insel St.-Paul, und unter dem Äquator wendet er sich in 5° östl. L. als Challenger-Rücken nach S., wo er bis in 40° südl. Br. verfolgt ist, in 1400—1800 m Tiefe. Von den beiden Mulden, die er trennt, ist die westliche nach den bisherigen Beobachtungen die tiefere und reicht auch in zwei Armen nördlich bis an die Grenze des Atlantischen Oceans, indem in der Dänemarkstraße zwischen Island und Grönland Tiefen bis zu 2900 m und zwischen Grönland und Labrador bis zu 4500 m gemessen worden sind. Weiter südlich nimmt diese Mulde an Tiefe zu; östlich von Newport fand man bis 6770 m (3700 Faden) und unmittelbar am Rande der Antillengruppe, nur 1° nördlich von Anegada wurden durch die Challenger-Expedition 7086 m (3875 Faden) gemessen. Überhaupt zeichnet sich der Strand der kleinen Antillengruppe durch den steilen Abfall zu großen Tiefen aus, und auch die Kanäle zwischen denselben besitzen mehrfach außerordentliche Tiefen, z. B. zwischen St.-Thomas und St.-Cruz 4720 m (2580 Faden); viele derselben gehen unter 2000 m hinab. Weiter südlich finden sich auf dieser Seite des Atlantischen Oceans meist Tiefen von 4000—4500 m. Zu den tiefsten bekannten Stellen in der südl. Westmulde gehören neben den Martin-Baz-Inseln die Tiefen von 4900 und 6000 m.

Die östl. Mulde scheint nicht über die durch die Färder bezeichnete Grenze hinauszureichen; denn die größte zwischen diesen und Island gemessene Tiefe erreichte nur an einer Stelle 1170 m, blieb aber sonst überall unter 700 m. Auch ihre Tiefe nimmt nach S. allmählich zu; in der Breite des Kanals beträgt sie bis 4500 m, nordwestlich von Madeira etwa ebenso viel, und wächst unter dem nördl. Wendekreis bis auf 5760 m. Im südl. Atlantischen Ocean scheint sich das Verhältnis umzukehren, so daß die größten, mit Sicherheit gemessenen Tiefen auf der östl. Seite liegen. Die tiefsten Stellen fanden sich etwa 10° westlich von den Kap-

ATLANTISCHER OCEAN.



F.A. Beckhaus map of the West African Coast

Zur Aufnahme der Karte

vorliegenden Inseln mit 6000 m; ferner etwa 10° nördlich von der Mündung des Oranje mit 5300 m und 10° nördlich von Benguela mit 5500 m. In den Rillen tritt der Atlantische Ocean im allgemeinen mit ziemlich identischen Tiefen heran, namentlich zeigen sich bei beiden von über 8700 m in den Buchen von Salapa und in die Nähe der Straße von Gibraltar. Dagegen erstrecken sich mehrfach große Vertiefungen mit weniger als 300 m Wasser, sowie die verhältnismäßig geringen Tiefen, welche die canarische und liparische Inselgruppe mit dem afrikanischen Festland verbinden, mit weniger als 2000 m, nach der afrikan. Küste hin immer mehr abnehmend. Die 100 faden tiefe (180 m) läuft aus dem Biscayischen Meer in einem Bogen um die brit. Inseln herum bis in die Nähe der norwegischen Küsten. Vertiefungen in der Mitte des Atlantischen Oceans sind selten; die tiefste bekannten sind für die Schifffahrt nicht gefährlich. Im allgemeinen ist der Boden des Meeres außerordentlich eben, steilere Abhänge haben sich bisher fast nur in der Nähe der Küsten nachweisen lassen. Die herausgehobenen Stellen des Grundes zeigen in der Nähe der Küsten meist Sand und Lehm, selten Felsboden; in größeren Tiefen ist der Boden fast ausschließlich bedeckt mit Thierresten, namentlich den kieseligen und kalkigen Schalen kleiner Diatomeen und Foraminiferen, eingebettet in eine Schicht organischer Materie, welche *Sargassum-Bathypyus* genannt hat. Unter derselben tritt stellenweise roter und grauer Thon hervor.

Das Wasser des Atlantischen Oceans hat ein spezifisches Gewicht von 1,027 und die aufgelösten Salze betragen ungefähr 3,2 Proz. Drei Viertel davon macht das Chlornatrium aus; außerdem finden sich noch Chlormagnesium, Chlorkalium, Strontium, schwefelsaurer Kalk und schwefelsaure Magnesia. In der heißen Zone, namentlich in der Nähe der Sahara, steigert sich der Salzgehalt bis auf 3,7 Proz., während er in der Davisstraße durch Beimengung des Schmelzwassers von Grönland und Eisfeldern auf 3,2 Proz. sinkt.

Unter den Strömungen des Atlantischen Oceans sind zu unterscheiden konstante und Driftströmungen. Die letzteren sind ganz flache Oberflächenströmungen und entstehen überall da, wo ein nicht zu schwacher Wind anhaltend weht; dieselben sind also meist sehr veränderlich, doch ist die durch die Passate von beiden Seiten des Äquators erzeugte Drift ziemlich gleichmäßig und erreicht eine Geschwindigkeit von 15–18 km im Tage. Aber auch die konstanten Strömungen werden namentlich, wenn sie schwächer sind, in Richtung und Stärke durch anhaltende Winde bedeutend beeinflusst. Unter den konstanten Strömungen zeichnet sich vor allen der Äquatorialstrom aus, welcher den Atlantischen Ocean in seiner ganzen Breite von O. nach W. durchströmt. Er beginnt etwa bei den Canariens-Inseln und hat anfänglich eine Breite von 300–350 km zwischen 1° nördl. Br. und 2–2½° nördl. Br. Nach W. zu breitet er sich allmählich aus, indem er im Meridian von Kap Palmas bereits von über 2° nördl. Br. bis 5° südl. Br. sich ausdehnt, und in etwa 10° westl. L. eine Breite von 2–3° (800–900 km) erreicht. Wenig westlich vom Meridian von Ferro sendet er einen ziemlich bedeutenden Arm in nordwestl. Richtung aus, der sich bis 20, zuweilen bis 30° nördl. Br. verfolgen

läßt. Der Äquatorialstrom selbst spaltet sich in der Nähe der brasil. Küste vor Kap San-Roque in den Guianastrom (nördlich) und den brasil. Küstenstrom (südlich). Seine Geschwindigkeit beträgt anfänglich 40–50 km täglich, steigert sich aber südwestlich von Kap Palmas im Sommer zuweilen auf 80–120 km, und noch mehr westlich, etwa bei 10° westl. Br., beträgt sie im Mittel wieder 50 km, kann aber bis 110 steigen. Die Temperatur des Äquatorialstroms ist fast überall einige Grad tiefer als in den angrenzenden Meeres teilen, und deutet so darauf hin, daß ihm seine Gewässer durch polare Strömungen zugeführt werden. Die Untersuchungen der Challenger-Expedition haben gezeigt, daß sich auch der Äquatorialstrom nur auf verhältnismäßig geringe Tiefen erstreckt; man fand nämlich in einer Tiefe von 100 m nur noch halb so große Geschwindigkeit wie an der Oberfläche, und in 150 m Tiefe war fast keine Bewegung mehr zu spüren. Sein südl. Arm, der Brasilstrom, läuft in einer durchschnittlichen Entfernung von 400 km von der Küste, mit einer täglichen Geschwindigkeit von 35 km, bis zur Höhe der La-Plata-Mündung, sich allmählich verbreitend. Hier teilt er sich; der schwächere Arm läuft weiter südlich bis in die Nähe des Kap Horn, während der Hauptteil östlich umbiegt und mit einem aus dem Stillen Meere um die Südspitze Amerikas heruntommenden Stromarme zusammen die große südatlantische Strömung bildet. Diese häuft ihre Wasser an dem südl. Teile der afrikan. Westküste auf und gestattet dem um die Südspitze des Kontinents herumkommenden Agulhasstrom nur bei südl. Winde, mit seinem wärmern Wasser nördlich vorzubringen, während derselbe bei westl. oder nördl. Winden sich vollständig herumbiegt nach O. An den Küsten von Niedergrünea herrscht eine nördl. Strömung, welche die angesammelten Wassermassen wieder dem Äquatorialstrom zuführt. Der nördl. Arm desselben, der Guianastrom, folgt in einer Entfernung von etwa 20 km der Küste von Südamerika, verstärkt einerseits durch die nördl. Passatdrift, andererseits durch den Amazonas, dessen Strömung sich nach N. und nach NW. umbiegt. Die Geschwindigkeit des Guianastroms wechselt von 36–160 km täglich. Zwischen Trinidad und Martinique hindurch tritt er in das Karaisische Meer, welches er in einem großen, der Küste ziemlich parallelen Bogen, allmählich langsamer werdend, durchfließt, bis er durch die Yulatanstraße in den Mexikanischen Busen eintritt. Hier teilt er sich in zwei Arme; der schwächere geht an der Nordseite der Insel Cuba entlang direkt zur Floridastraße, während der Hauptarm parallel mit der Küste einen großen Bogen beschreibt, bis er an der Südspitze von Florida sich mit dem andern Arm vereinigt. Seine Geschwindigkeit nimmt allmählich zu bis auf 50–100 km täglich. Durch die Floridastraße (Engen von Fernini) tritt die Strömung wieder in den offenen Ocean unter dem Namen Golfstrom, der als Beherrscher des Nordatlantischen Oceans seinen Einfluß weit über die Grenzen desselben ausdehnt und für die ganze Entwicklung des Weltklima's von tiefenreichender Bedeutung geworden ist. (S. Golfstrom.) Indem er in etwa 40° nördl. Br. den Atlantischen Ocean durchquert, teilt er sich in verschiedene Arme; einer derselben geht zwischen Island und den Färöer hin, durch nordöstlich; ein zweiter läuft östlich, tritt bei

Rap Ortegual in den Biscayischen Busen und biegt dann durch N. nach NW. unter dem Namen Rennelstrom um, mit einem kleinen Seitenarm zur Frischen See, während der Hauptarm westlich in den Ocean zurückfließt. Dieser Rennelstrom wird der Schifffahrt gefährlich, indem er solche Fahrzeuge, welche in den Kanal wollen, auf die Klippen der Scilly-Inseln verschlägt.

Von hervorragender Bedeutung für Schifffahrt und Klima sind noch die beiden Strömungen, welche aus dem nördl. Eismeere herabfließen. Die eine (ostgrönländische) fließt an der Ostküste von Grönland südwärts, und behält in ihrer Hauptmasse diese Richtung bis 50° nördl. Br., während sie einen Arm um Kap Farewell herum in die Davisstraße sendet. Die zweite Strömung, vielfach mit Unrecht Hudsonsbai-Strömung genannt, kommt aus der Baffinsbai durch die Davisstraße, und vereinigt sich bei Neufundland mit der ostgrönländischen. Hier durch den Golfstrom an der Fortsetzung ihres Wegs gehindert, wendet sie sich westlich, später südwestlich und folgt der Küste der Vereinigten Staaten bis Kap Hatteras, ist sogar bis nach Florida hin zu spüren. Einen Teil seines Wassers scheint er unter dem Golfstrom hindurchzuschiden. Da er meist etwa 10° C., zuweilen bis 17° kälter ist als der Golfstrom, so übt er einen stark abkühlenden Einfluß aus auf das Klima der amerik. Ostküste. Für die Schifffahrt ist er besonders wichtig durch die Eismassen, welche er aus den arktischen Regionen bringt. Dieselben besitzen teils die Form von Eisbergen, deren Ursprung den grönländ. Gletschern zuschreiben ist, teils die von Eiselbern, die sich von dem Padeise des Eismeers abgelöst haben. In der Region der nordatlantischen Schiffsstürze erscheinen sie im März und bedrohen die Schifffahrt bis in den August hinein. Das Gebiet, auf welchem größere Massen erscheinen, erstreckt sich östlich und südöstlich von Neufundland auf 600—700 km; doch finden sich im Mai und Juni treibende Eisberge bis zu 20° westl. L. und 39° nördl. Br. und erscheinen von seiten der Seefahrer bei nebligem Wetter oder bei Nacht die größte Vor sicht. Im Südatlantischen Ocean dringen die Eis massen des Antarktischen Meers etwa ebenso weit gegen den Äquator vor, kreuzen aber nicht in gleichem Maße die Kurse der Schiffe. Die äußerste Grenze, bis zu welcher man bis jetzt im Atlantischen Ocean Treibeis gefunden hat, ist im N. 36° 10', im S. 34° Breite. Doch läuft die Grenze des Treibeises in Durchschnittsjahren etwa von Kap Horn nach Kristão da Cunha und von da östlich, allmählich nach S. zurückweichend. Die Monate, in denen das Treibeis hier am weitesten nach N. vorbringt, sind Januar bis März; es zeigt auf der südl. Halbkugel seltener die abenteuerlich zerrissenen Formen wie auf der nördlichen, sondern bildet meist Plateaus von riesenhafter Ausdehnung. Außer diesen Oberflächenströmungen hat man in neuester Zeit auch Strömungen in tiefern Regionen nachgewiesen. Die Untersuchungen der Challenger-Expedition haben gezeigt, daß die Unterströmung in der Richtung um 120° von der an der Oberfläche herrschenden abweichen kann; man fand sie in einer Tiefe von 200—500 Faden (350—900 m). Weiter unten zeigte sich eine schwache Strömung von derselben Richtung wie an der Oberfläche, während in einer Tiefe von mehr als 600 Faden (1100 m) sich keine Bewegung mehr

nachweisen ließ. Durchweg hat sich gezeigt, daß bisher bekannten Strömungen in verhältnismäßig geringe Tiefen hinabreichen; eine Bestätigung dieses Resultats lieferten namentlich die Beobachtungen über die Temperatur des Meerwassers in verschiedenen Tiefen, wie sie die Challenger-Expedition zum erstenmal mit solcher Vollständigkeit geliefert hat. Dieselben haben gezeigt, daß sich der Einfluß des Klimas in viel geringere Tiefen erstreckt, als man bisher geglaubt hatte. Interessante Ergebnisse sind noch die großen Langwiesen, welche zu beiden Seiten des Äquators in dem Te des Atlantischen Oceans finden, welcher innerho des großen Kreislaufs der Strömungen unbeweglich bleibt. (S. Sargassomeer.)

In Bezug auf die herrschende Windrichtung zerfällt der Atlantische Ocean in drei Teile: die Region der Passate in der heißen Zone und zu beiden Seiten derselben die Regionen der veränderlichen Winde, die bis zu den nördl. und südl. Grenz reicht. Die Region der regelmäßigen Passate dehnt sich zu beiden Seiten des Äquators ungefähr bis zum 30. Breitengrade aus, doch ist die Grenze derselben von der Jahreszeit abhängig und ist auch im O. enger als im W. Der Nordostpassat weicht von dem Südostpassat getrennt durch einen Gürt von veränderlicher Breite (3—10°), in welchem Windstillen herrschen, fast jeden Nachmittag unterbrochen durch plötzliche heftige Gewitterstürme (Zornados), die nur bis anderthalb Stunden dauern worauf die Atmosphäre in die frühere Ruhe zurück sinkt. Diese Kalmregion liegt gewöhnlich an der nördl. Halbkugel und reicht nur zur Zeit der Winter Sonnenwende bis höchstens 2 1/2° südl. Br. während sie im Juli bis September schon bei 4—5° nördl. Br. ihre Südgrenze findet. In dieser letzten Zeit liegt die Nordgrenze der Kalmregion oft bei 14—15°, sodaß sie eine Breite von 10° einlangt, dagegen weicht die Nordgrenze im Winter oft bis zum 2° nördl. Br. zurück und die Breite des Kalmgürtels beträgt dann nur noch 3—4°. Nördlich und südlich von diesem Gürtel findet sich ein immerwährender Nordost-, resp. Südostwind (Passat, vent alizé, trade-wind), der nur äußerst selten von andern Zufallsströmungen unterbrochen wird, und auch dies fast nur in der Nähe der wenigen Inseln, die in diesem Gürtel liegen. Im allgemeinen zeigt der Passat an den Gestaden der Alten Welt eine mehr meridionale Richtung; in der Nähe der afrikanischen Küste wird der Südostpassat fast südlich, in der Nähe der Neuen Welt dagegen nähert sich die Windrichtung in beiden Hemisphären der Ostrichtung. An den Ostküsten des Atlantischen Oceans, nördlich vom Äquator und an der südlich vom Kap Roque gelegenen Westküste wird die Passatregion von der Küste selbst durch einen bis zu 300 km breiten Zwischenraum geschieden; dagegen greift der Passat nördlich vom Kap Roque bedeutend auf das Festland herüber und begünstigt dadurch die Schifffahrt auf dem Amazonas und dem Orinoco. An der Küste von Niederguinea wird derselbe von der Küstenform etwas beeinflusst, und weht im allgemeinen aus dem S., mit geringen Abweichungen nach beiden Seiten. An den Küsten von Oberguinea bis herum zu den Canarischen Inseln weht ein monsunartiger Wind, der in der heißen Jahreszeit landeinwärts gerichtet ist und in dem großen Auflockerungsgebiete der Sahara seine Erklärung findet. Zwischen dem Kap San Roque und b

Wendung des Sa-Plata liegt an der brasil. Küste ebenfalls ein Monungebiet, welches sich bis auf 60 km von derselben erstreckt. Im nördl. Atlantischen Ocean findet sich vom 30. bis 60. Breitengrade die Region der veränderlichen Winde, doch herrschen die westlichen entschieden vor. Ihre Häufigkeit wechelt sich zu der der östlichen fast wie 2:1; namentlich sind die südwestl. Winde häufig im Sommer, wegen im Winter mehr nordwestliche wehen. Eine entsprechende Region vorherrschender Westwinde zeigt sich im südl. Atlantischen Ocean. Etwa finden sich in allen Theilen des Atlantischen Oceans, am meisten in der Passatregion. Besonders gefährlich sind die Ränder des Golfstroms, der Puren von Biscaya, und die Gegenden östlich vom Kap Horn; am furchtbarsten sind aber die westind. Wirbelstürme (Lorrazos), deren Region bis über Kap Farnes hinausreicht.

In dem engsten Zusammenhange mit der Verteilung der Winde stehen die Bahnen, welche die Schifffahrt, namentlich das Segelschiff, auf dem Atlantischen Ocean innehält. Für die Ermittlung derselben hat sich namentlich Maury sehr große Verdienste erworben; größtenteils durch seine Bemühungen ist es gelungen, die Reisedauer der Segelschiffe durchschnittlich um die Hälfte zu verkürzen. Die wichtigsten Kurse sind die folgenden. Von Europa nach Nordamerika gibt es zwei Hauptlinien. Auf der nördlichen, welche namentlich für Dampfer und gute Segler empfehlenswert ist, hält man sich im Anfang des Jahres in 46—50° nördl. Br. bis zum 17.° westl. L. (von Ferro); dann steuert man südwestlich zum 43.° nördl. Br. und steuert auf diesem Parallel zwischen der Newfoundland und dem Golfstrom hindurch, bis man in die südwestl. Küstenströmung und mit ihr zum Bestimmungsort gelangt. In der zweiten Hälfte des Jahres steuert man noch nördlicher bis zum 55.° nördl. Br. und geht dann vom 8.° westl. L. erst weiter nach Süden. Unter allen Umständen muß man sich südlich von Sable-Insel halten, da nördlich dieser Insel dicke Nebel, Wänte und Risse Gefahr drohen. Segelschiffe brauchen vom Kanal bis Newport etwa 40 Tage; doch sind unter besonders günstigen Umständen 15—25 Tage genügen gewesen. Die schnellsten Dampfschiffreisen wurden in 9½ Tagen zurückgelegt, gewöhnliche in 12—15 Tagen. Die zweite südl. Route ist namentlich schwächeren Seglern zu empfehlen; diese suchen möglichst schnell die Passatregion zu erreichen, indem sie westlich von Madeira steuern; in diesem Ortel halten sie sich auf dem 22. bis 28. Parallel, bis etwa 43° westl. L., und steuern dann südlich an den Azoren vorüber nach dem gewünschten Hafen. Bei der Rückfahrt nach Europa sucht man möglichst schnell den Küstenstrom zu kreuzen und dann den Golfstrom nördlich zu verlassen; die Benutzung desselben ist wegen des häufigen stürmischen Wetters nicht zu empfehlen. Im allgemeinen geht diese Fahrt wegen der vorherrschenden Westwinde sehr schnell, im Mittel 23 Tage; sie ist aber schon von Newport nach Liverpool in 15 Tagen zurückgelegt. Von Europa nach den brasil. Häfen steuert man entweder zwischen den Azoren und Madeira hindurch oder zwischen dieser Insel und den Canaren, je nachdem der Ausgangshafen nördlich oder südlich vom 40. Breitengrade liegt. Weiter sucht man dann den Äquator unter 5—10° westl. L. zu schneiden, weil hier die Zone der Windstillen schmaler

ist als weiter östlich; zuweilen gelangt man fast ohne Kalmen zum Südostpassat. Die Besorgnis, durch die gemeinsame Gewalt des Windes und der Strömung gegen Kap Roque getrieben zu werden, ist für gute Segler und Schiffe, die mit Hilfsdampfmaschinen ausgerüstet sind, nicht vorhanden. Schwächere Schiffe müssen sich weiter östlich halten, besonders im März bis Oktober, wo der Wind südlicher weht. Auf der weitem Fahrt um Kap Horn steuert man in der Region der vorherrschenden Westwinde ziemlich nahe an der patagon. Küste, etwa in einer Entfernung von 200 km, weil weiter außen durch den fast immer westlichen, zuweilen zum Sturm anschwellenden Wind ein sehr schwerer Seegang herrscht; man sucht deshalb westlich der Falklandsinseln zu passieren. Auf der Rückreise dagegen, wo Wind und Strom beifällig sind, steuert man östlich von dieser Gruppe, sucht dann den Wendekreis des Steinbods in der Nähe des Meridians von Ferro zu schneiden, um dann mit den Passaten nordnordwestlich zu steuern, sobald sie den 30.° nördl. Br. im 25.° westl. L. schneiden, und dann in der Region der vorherrschenden Westwinde wieder nach Osten steuern. Von den brasil. Häfen steuert man zunächst fernwärts und sucht dann den Äquator zwischen 7 und 13° westl. L. zu kreuzen, je nachdem man europ. oder nordamerik. Häfen erreichen will. Von Europa nach dem Busen von Guinea hält man sich etwa am Meridian von Ferro bis südlich vom Kap Verde, und von da weiter immer in nicht allzu großer Entfernung von der Küste, da hier die Fahrt durch den Südwestmonsun wesentlich begünstigt wird. In größerer Entfernung von der Küste von Oberguinea würde man in die Äquatorialströmung und in den Südostpassat gelangen, was für die Fahrt rückwärts sehr günstig ist; man fährt dann im Mai bis Dezember unmittelbar nördlich vom Äquator, in der übrigen Zeit des Jahres in etwa 1½—2° südl. Br. bis zum 10. bis 15.° westl. L. je nach dem Bestimmungsorte. Von Europa nach dem Kap der Guten Hoffnung oder nach Niederguinea muß man auf der nördl. Halbtugel denselben Weg einschlagen, als wollte man nach den brasil. Häfen. Erst nachdem die Passatregion südlich verlassen ist, wendet man sich östlich. Auch für St. Helena ist dieser Weg der jederzeit mögliche; doch kann man für beide Bestimmungen auch zunächst den Busen von Guinea zu erreichen suchen, um von da immer in der Nähe der Küste südlich zu steuern mit Hilfe der Südwestwinde, die vom Januar bis September hier wehen. Schwache Segler ziehen die westl. Fahrt vor. Für Schiffe, die den Indischen Ocean erreichen wollen, ist die westl. Route ausschließlich zu empfehlen, ein Anlegen in Kapstadt ist womöglich zu vermeiden; man steuert auf dem 40.° südl. Br., vom Dezember bis Februar noch südlicher, von Wind und Strom begünstigt. Vom Indischen Ocean her geht man nahe an die Küste des Kaplandes heran, um den Agulhasstrom zu benutzen; nur zur Zeit der Cyclone in diesem Gebiete (Juni bis September) hält man sich jenseit des 45.° südl. Br., wo man günstigere Winde findet. Ist man erst im Atlantischen Ocean, so geht der Kurs an St. Helena und Ascension vorbei zum Äquator, den man zwischen 7—15° westl. L. schneidet, um dann in der früher angegebenen Weise zum Bestimmungsorte zu gelangen. Von der Kapstadt aus ist der Kurs derselbe. Die Zeiten, welche in neuester Zeit von Segelschiffen,

auf den verschiedenen Fahrten gebraucht wurden, sind folgende: Vom Kanal nach Neuport 25—40 Tage, zurück 15—23; vom Kanal nach Westindien 27—30, vom Kanal bis zum Äquator 27—33 Tage; von Neuport zum Äquator 20—22, im Sommer 25—31 Tage; vom Kanal nach Bahia 40, nach Rio 45, zum Kap Horn 66, nach Kapstadt 60, in den Bufen von Guinea 51 Tage. Die Fahrzeiten sind natürlich je nach der Günst der Witterung sehr verschieden; Genauerer findet man in den vom Board of trade in London publizierten Passage tables. Weniger vom Wetter beeinflusst sind die Dampfschiffe, namentlich die mit allen Verbesserungen der Neuzeit ausgerüsteten Postdampfer, welche den Atlantischen Ocean jetzt nach allen Richtungen durchschiffen. Die erste regelmäßige transatlantische Postdampferlinie, die Cunardlinie, wurde 1840 zwischen Liverpool und Neuport eröffnet; jetzt beträgt die Anzahl der Dampfer mehr als fünfzig. (S. Dampfschiffahrt.)

Der Atlantische Ocean nimmt somit in Bezug auf den Handel und Verkehr noch immer die erste Stelle ein, und daher kommt es auch, daß die Telegraphie auf diesem Schauplatz sehr bedeutende Anstrengungen machte, um ihr die Länder Europas und Nordamerikas umspannendes Netz über die Flächen der Ozeane hinwegzuziehen. Nachdem man zum erstenmal 1850 versucht hatte, ein unterseeisches Kabel von Dover nach Kap Griznez zu legen, welcher Versuch erst im folgenden Jahre dauern gelang, ermutigten die Erfolge der nächsten Jahre zu immer ausgebehnteren Kabellegerungen. Kurz nacheinander verband man Seeland mit Jüden, Dover mit Ostende, Holyhead mit Dublin, Port Patrick (Schottland) mit Donaghadee (Irland); bald wagte man sich an längere Linien, wie die fast 200 km lange von Corsica nach Italien, und die von England nach dem Haag. So durfte man nach den glücklichen Erfolgen dieser Versuche dem Gedanken näher treten, Europa mit Nordamerika in gleicher Weise zu verbinden. Zunächst wurde 1856 Neufundland mit Kap Breton verbunden; und man vervollständigte gleichzeitig die Kenntnisse, welche man zur Zeit von dem Boden des Atlantischen Ozeans in der Linie von Neufundland nach Irland hatte. Am 5. Aug. 1857 begann von Valentia (Irland) aus die Legung des ersten transatlantischen Kabels. Nach mehrfachen mißglückten Unternehmungen gelang endlich 27. Aug. 1866 die Kabellegerung zwischen der irischen Küste und Neufundland. Die gesammte Länge dieses ersten atlantischen Kabels beträgt 1852 Seemeilen oder 3386,9 km, sein Gewicht per Seemeile 1750 kg. Seitdem sind noch vier transatlantische Kabel gelegt worden: von Brest über die Insel St.-Pierre nach Duxbury in Massachusetts, 6095 km lang (1869), und drei englische, eins 1873 von Irland nach Neufundland, eins 1875 von Irland nach Neuschottland und eins 1879 von den Scillyinseln nach der Insel St.-Pierre und New-Hampshire. (S. unter Kabel und Telegraphie.) (Hierzu eine Karte: Atlantischer Ocean.)

Litteratur. Kennel, «An investigation of the currents of the Atlantic Ocean» (Lond. 1832); Finlay, «North- and South-Atlantic Ocean» (2 Bde., Lond. 1855); Dayman, «Deep Sea soundings in the North-Atlantic Ocean» (Lond. 1858); Maury, «Physical geography of the sea» (Neuport 1866; neue Ausg. 1873; deutsch von Böttger,

2. Aufl., Lpz. 1859); Reiheliet, «Considération générales sur l'Océan Atlantique» (4. Aufl., Pa. 1860); Wallisch, «The North-Atlantic seaboard» (Lond. 1864); Delesse, «Lithologie du fond de la mer» (Par. 1872); Thompson, «The depths of the sea» (Lond. 1873); Girard, «Explorations océaniques» (Par. 1874); Hoffmeyer, «Étude sur les tempêtes de l'Atlantique septentrional» (Roper 1880).

Atlas (anatomisch), der oberste Halswirbel, genannt, weil er den Kopf trägt, s. Hals.

Atlas, ein Gebirge in Nordwestafrika, in d. heutigen Berberei, deren eigentümlichen physik. u. geogr. Charakter es hauptsächlich bestimmt, bildet mit seinen Höhenzügen die Scheidewand zwischen dem westl. Teile des Mitteländischen Meers u. dem Boden der Sahara. Das Gebirge, welches sich den Alten unter demselben Namen bekannt war, gegenwärtig noch sehr mangelhaft erforscht. Es zieht sich etwa 2300 km lang von WSW. n. O. durch Marokko, Algerien und Tunis bis in seinen mittleren Teil, in Algerien, zerfällt in d. Gebirge des Tell zwischen dem Mitteländisch. Meere und dem Steppenplateau der Schotts, u. in das Gebirge der Sahara zwischen dem genannten Plateau und der Großen Wüste. Das Gebirge des Tell besteht aus einzelnen, durch große Thäler oder weite Ebenen oft sehr bestimmt voneinander getrennten Gruppen, deren man von W. nach O. 11 zählt: das Ubbah- und Hadabagebirge zwischen den Flüssen Muluja und Tafna mit Dschebl-Zun (1400 m); das Tassalagebirge (1022 m) zwischen d. Flüssen Tafna und Sig; das Gebirge von Tlesen, südlich von den beiden vorigen, zwischen marokk. Grenze und dem obern Sig, der Darmons der Alten, mit dem Zumsait (1894 m); d. Saïdagebirge zwischen den Flüssen Sig und Nir; die Gruppe des Dschebl-Wanischerich (2000 m) zwischen der Mina und dem Schelliff; das Gebirge v. Algier zwischen dem Schelliff und der Küste, östl. bis zum Flusse Mser, mit dem Tagella (1731 m) und der fruchtbaren Ebene Metidja, 1000—1644 hoch; der Dscherbichera (2317 m) zwischen dem J. und dem Ueb.-Sahel; das Dirah-Mannugagebirge südlich von Dscherbichera, mit dem Dirah (1810 m) das Settigebirge zwischen Ueb.-Sahel und dem N. von Konstantine, mit dem Babor (1995 m); d. Numidische Gebirge zwischen dem Fluß von Konstantine und dem Ueb.-Sebus, südlich bis zur G. der Sbaa, mit dem Dschebl Bu-Ghareb (1316 m) das Afrikanische Gebirge mit dem Serbschel-A. (1370 m), sich zwischen der Medschera und der Küste nach Tunis hinein erstreckend. Südlich diesen Küstengebirgen zieht ihnen fast parallel d. Kap Bon nach SW. und W. eine Reihe and. Gebirge bis in 13° 20' östl. L., und setzt sich d. auf der Südseite des Süsthales fort.

Den Raum zwischen beiden Zügen erfüllt durchschnittlich etwa 1000 m hohe Hochebene vielen Schotts oder Salzpfümpfe, welche mehr 900 km weit hintereinander gereiht liegen und eine ehemalige Verbindung mit dem Meere (nach hin) deuten, wie ihre südlich liegende Mitholung, die großen Schotts im W. des Golfs Gabes oder der Kleinen Syrte. Diese mit Artem. Halfa und Thymian bedeckte Hochebene enthält Weiden für zahllose Schafe und Kamele, ein maddenreich, in welchem sich in Oasen die ober. Dörfer der Bewohner finden. Das Gebirge

der Sahara hat mehr Zusammenhang; es bildet eine im Durchschnitt 150 km breite Zone schmaler, unter sich paralleler Ketten. Im mittlern und östl. Teile nehmen einzelne Partien zu bedeutender Entzerrung und haben besondere Namen erhalten, so der Dschebl-Kaur mit seiner höchsten Spitze, dem Gebel A. 1571 m hoch, der 1937 m (800 m rel.) hohe Gbel, mit niedrigem Gipfel, zwei Stunden von Gergula, und der Dschebl-Kurts, der Amraius mons der Alten, mit dem Scheliba (2928 m) und dem Kammel (2906 m), 1300 m rel., dem vier Punkte mit Schnee bedeckten Ausmündungspunkte Algeriens. Die östl. Ausläufer des A. in Tunis sind hauptsächlich an der Nordküste das genannte Küstengebirge, südlicher die an den Kurts sich anschließenden Dschebl Uu-Debben, Dschebl-Samir und Dschebl-Reschila (1445 m) und eine von der Küste südwestlich verlaufende Kette mit Dschebl-Bata und Dschebl-Sail. Außerdem durchziehen viele kleine abgetrennte Höhen Tunisien.

Die Kartho bildet der A. ein zusammenhängendes Kettengebirge, am häufigsten Jdrâr-Aberen, Jdrâr-Jraffen oder auch Dschebl-Draan (Gebirg Tyrin) genannt, dessen ziemlich gleichmäßig Annäherung nach Hooger etwa 3960 m beträgt, und teilt hier das Land viel bestimmter in ein nördlich und ein südlich abfallendes, da sich die Höhe der Schotts nicht weit nach Kartho auszuweiten forstet. Darin fand Robb's einen Paß zwischen dem Dase Tafilet (2085 m) und Ball den Paß von Tagherat (3400 m), unsern des 3500 m hohen Dschebl-Lezagh und des 3476 m hohen Bâna. Der höchste Punkt der von Kap Ghir über den Meeresspiegel streichenden Hauptkette scheint der 4000 m hohe Dschebl-Kiaschin zu sein. Durch das große Längental des Sus vom A. getrennt, geht parallel mit ihm vom Dschebl-Kautus aus die bis zum Kap Nun sich verlaufende Doppelkette des Anti-Atlas, bei Jageber 1157 m hoch. Zu beiden Seiten dieser Ketten breiten sich große, vielfach unterbrochene Ebenen aus, jenseit deren abgegrenzte Gebirgsgruppen sich erheben, wie im A. der Mî (Girif, d. i. Rüstengebirge) mit dem Dschebl-Kana (2900 m), im S. die unbedeutendern Gebirge der marokk. Sahara. Krystallines Gebirge tritt nicht als Gebirgsland, wohl aber an der Süd- und Nordseite des A., an zahlreichen Abhängen des Mittelmeers und in einzelnen elliptischen Massen des Innern auf. Silurisches und devonisches Übergangsgebirge, ihrem Alter nach untergeordnete Dolomite, die Glieder des Jura und die ganze Folge der Kreideformation, Nummulitengebirge und die jüngern Abteilungen des Tertiärs gehen die Atlasländer zusammen. Die weitaus aufgeschlossenen Mineralprodukte sind hauptsächlich Kupfer, Eisen und Blei, Steinsalz, Kalk, Marmor. Auf den höchsten Gipfeln des Gebirgs liegt der Schnee einen großen Teil des Jahres hartnäckig liegen; aber auf dem Wüsten schmilzt er gewöhnlich nur in einem Jahre unter 20 Jahren. Regen und Gletscherbildung fehlt vollständig. Der Schneeeis ist im Winter oft wochenlang ganz mit Schnee bedeckt.

Die ursprünglichen Bewohner des Gebirgs, wahrscheinlich bereits vor aller Einwanderung der Araber und Araber schon im Besitze des Landes, sind die Berbern, welches Volk auch die westl. Sahara bewohnt. Im westlichen A. nennen sie sich Gharab, wohnen in Häusern, bebauen die

fruchtbaren Thäler und treiben mit Erfolg Handwerke; im östlichen nennen sie sich Masighs, und diese wohnen in Zelten und Höhlen und sind hauptsächlich Viehzüchter. Ihre Sprachen sind mehr als dialektisch voneinander verschieden. (Vgl. Karte: Algerien und Tunisien.)

Atlas, der Sohn des Titanen Japetus und der Clymene und Bruder des Menotius, Prometheus und Epimetheus, Gemahl der Pleione, Tochter des Oceanos, die ihm auf dem Kyllenegebirge in Arabien die Plejaden (s. d.) gebar; nach einigen war er auch Vater der Hyaden und nach Diodorus durch Hesperis Vater der Hesperiden. Ursprünglich dachte man sich A., wie es scheint, als Meeresriesen, der Erde und Himmel trägt, später gewöhnlich als auf der Erde den Himmel tragend, wobei die Vorstellung von gen Himmel ragenden Bergen zu Grunde lag. Früher glaubte man ihn im äußersten Westen, mit der Zeit wurde er in verschiedener Weise mit dem Berge A. (dem Atlasgebirge) zusammengebracht. Auch erzählte die Mythologie, daß Zeus, als A. mit den übrigen Titanen den Himmel stürzen wollte, ihn zur Strafe dafür verurteilte, das Himmelsgewölbe zu tragen. Nach der die Mythen rationalistisch umdeutenden Erzählung späterer Schriftsteller war A. ein König, welcher große Kenntnisse der Astronomie hatte. Es sind noch einige alte Darstellungen des den Himmel tragenden A. erhalten, darunter namentlich eine Statue in Neapel.

Atlas (Mehrz. Atlanten) ist jetzt nach Mercators Vorgange (im 16. Jahrh.) die Bezeichnung für Sammlungen von Land- und Himmelkarten, auf deren Titel der Titan A. als Träger der Himmelstafel abgebildet zu sein pflegte. (S. Landkarten.) Später trug man den Namen A. auch auf Sammlungen von Abbildungen anderer Art über.

Atlas (frz. und engl. satin), ein löperartiges Gewebe, bei welchem die aus feinem Material (Seide) bestehende Kette größtenteils oben auf liegt, indem die durch mehrere Einschlagsfäden getrennten Bindungen derselben von den sich ausbreitenden Kettenfäden so vollständig gedeckt sind, daß eine vollkommen gleichmäßige erscheinende glatte und glänzende Fläche gebildet wird. So übergreift bei dem achtschäftigen, dem gewöhnlichen Seidenatlas, jeder Kettenfaden sieben Einschlagsfäden, um erst unter dem achten Einschlagsfaden weggeführt zu werden; zwischen den Bindungen zweier Kettenfäden liegen hier je zwei Einschlagsfäden. Nächst diesem findet man am häufigsten den fünfschäftigen, auch für wollene und leinene Gewebe, angewendet. Der feinste ist der 16schäftige, doch ist die Herstellung desselben durch die Qualität des Materials bedingt. Bei dem schönsten A. liegt die Bindung jedes Kettenfadens möglichst genau in der Mitte zwischen den Bindungen der nächstliegenden Fäden; bei dem vier- und sechschäftigen, dem sog. unechten A., sind nicht alle Bindungen getrennt. Da bei allen atlasartigen Geweben ausschließlich die rechte Seite von Bedeutung ist, auf welcher nur die Kettenfäden sichtbar sind, wird häufig mit seidener Kette ein Einschlagn aus geringerem Material, meist Baumwolle, verarbeitet. So besteht eine Art einseitigen A. aus seidener Kette mit leinenem Einschlagn, während beim Bräutigams A. der letztere aus Wolle hergestellt ist.

Atlasholz oder **Satinholz**, auch **Seiden-** oder **Jeroleholz**, ein zu feinem Tischlerarbeiten verwendetes, nach dem Schleifen seidenglänzendes,

geadertes Holz von gelber, roter und brauner Farbe, wird von West- und Ostindien importiert. Es ist das Stammholz verschiedener Pflanzen, als Chloroxylon Swietenia, Maba guianensis, Ferialia guianensis u. a.

Atlaspat oder **Atlasstein** nennt man wegen seines seidenschimmernden Glanzes im Handel eine saferige, aus sehr feinen langnadelartigen Kristallen bestehende Abänderung des kohlensauren Kalks. Er ist meist nur an den Ranten durchscheinend, schnee- und rötlich-weiß, oder durch verschiedene Metallorbye bläulich oder grünlich gefärbt, und nimmt trotz seiner geringen Härte eine schöne Politur an, weswegen er namentlich in England zu verschiedenen Luxusgegenständen, wie z. B. zu Ohrgehängen, Halsbändern u. s. w. verarbeitet wird.

Atmen, s. Atmung.

Atmiatrie (grch.), Atmungs- oder Luftheilkunde, derjenige Teil der Hygiene, welcher sich mit der diätetischen und therapeutischen Pflege des Atmungsorgans beschäftigt. Sie zerfällt in die physiologische A., die Lehre von dem äußeren und inneren Mechanismus der Atmung (s. d.), in die technische A., welche von der Verunreinigung der Luft und ihrer Verhütung durch Ventilation und Desinfektion handelt, in die klimatische A. oder Klimatologie (s. d.), die Lehre von der Einwirkung der verschiedenen Klimate auf den menschlichen Körper, und in die therapeutische A., welche die praktische Verwertung bestimmter Klimate zu diätetischen und therapeutischen Zwecken (sog. Klimatotherapie, s. d.) und die Anwendung methodisch eingeatmeter Heilmittel (s. Inhalation) lehrt. Vgl. P. Niemeyer, «Atmiatrie» (Stralangen 1872).

Atmidometer (grch.), s. Atmometer.

Atmologie (grch.), Lehre von der Verdunstung.

Atmometer (grch.), auch Atmidometer, Evaporimeter, Verdunstungsmesser, nennt man in der Meteorologie eine Vorrichtung, um die Größe der Verdunstung einer Flüssigkeit, besonders des Wassers, zu messen. Am einfachsten dient dazu ein flaches, mit Flüssigkeit gefülltes Gefäß, in welchem man die Größe der Verdunstung entweder direkt mißt oder, indem man das Ganze auf eine Waage setzt, durch Wägung bestimmt. Solche Vorrichtungen wurden zuerst gebraucht von Muschenbroek (1731) und Richmann (1751). Saussure machte (1783) darauf aufmerksam, daß man, um die wahre Größe der Verdunstung der Gewässer zu finden, das zum A. bestimmte Gefäß mitten auf das Wasser setzen müsse. Dann ist aber auch noch ein Regenmesser dabei anzubringen, um die Menge des auf das Gefäß gefallenen Regens bestimmen und abziehen zu können. Später haben sich Leslie (1823), Schöbler (1831), Ramsy (1836), Reumann (1852), Währp (1861), Vivonot (1863), Prestel (1863) u. a. m. mit dem A. beschäftigt und auch neue Arten von A. konstruiert.

Atmosphäre (von dem griech. ἀτμός, Dampf, und σφαῖρα, Kugel), d. i. Dunstkuugel, Dunstkreis, Luftkreis, bezeichnet zunächst die unsere Erde umgebende, mit dieser täglich sich umbrehende und sie auf ihrer Bahn um die Sonne begleitende Luftmasse. Analog nennt man alle Gas- oder Dunsthüllen, welche um einzelne Körper verbreitet angenommen werden, A. und spricht z. B. von einer A. der Sonne und anderer Himmelskörper, von einer Gasatmosphäre irdischer Gegenstände (s. A.:sorption), von einer die Atome umgebenden des Äthers (s. d.). Willkürlich nennt man elektrifizierte A. den sphärischen Raum um einen elektrifizierten Körper, innerhalb dessen letzterer elektrische Fluß (s. Elektricität) bewirkt; elektrische A. also gleichbedeutend mit elektrischer Wirkungssphäre. Die Höhe der die Erde umgebenden Luftschicht ist im Vergleich zum Durchmesser der Erde jedenfalls sehr gering, sie läßt sich jedoch nicht genau angeben.

Wenn man sich durch Besteigen von Bergen oder mit Hilfe des Luftballons über die Erdoberfläche erhebt, so kann man durch Beobachtung des Barometers wahrnehmen, daß dessen Stand mit größern Höhe sinkt, woraus sich schließen läßt, daß die Luft in der Höhe immer dünner wird. Es läßt sich seinen Grund darin, daß die Luft als expandierende Flüssigkeit nach dem Mariotteschen Gesetze (s. Mariotte) sich um so mehr auszudehnen sucht, geringer der Druck ist, der auf ihr lastet. Da nun aber zugleich auch, wie alle andern Stoffe, Schwere unterworfen ist, so haben die der Erdoberfläche nachfolgenden Luftschichten den Druck aller darüberliegenden zu tragen, sind also am meisten zusammengedrückt, die darüberliegenden um so weniger, je höher sie liegen. Daraus folgert man, daß zwar die Verdünnung immer größer werden mußte mit der Entfernung von der Erde, die A. aber nie absolut aufhöre, sondern sich ohne Grenze in den Weltraum hinausverbreite. Man hat indessen genügen Grund, mit G. Schmidt (1822) anzunehmen, daß die A. begrenzt ist, denn die bei Kräfte, durch welche jedes Luftteilchen der A. Gleichgewicht gehalten wird, die Expansionskraft der Luft und ihre Schwere, nehmen zwar mit Entfernung von der Erdoberfläche an Stärke die erstere Kraft aber schneller als die zweite, so daß es eine Höhe geben muß, in welcher beide gleich stark sind, und diese Höhe muß offenbar die Grenze der A. sein. Die Höhe dieser Grenze läßt sich genau ermitteln, solange man nicht das Gesetz der Temperaturabnahme in den verschiedenen Schichten der A. kennt, denn die Expansionskraft eines Gases hängt stets von seiner Temperatur ab.

Nach Zugrundelegung verschiedener Hypothesen über diese Temperaturabnahme hat man für die Höhe der A. Werte berechnet, welche zwischen 7000 und 2000 km schwanken. Einen ungefährenhalt für Bestimmung der Höhe der A. bietet die Erscheinung der Dämmerung. Vor Aufgange nach Untergang der Sonne erscheint noch ein breiter Bogen der Sonnenstrahlen erleuchtet. Grenze des erleuchteten Teils des Himmels den unerleuchteten nennt man den Dämmerungsbogen, und aus der Höhe dieses Dämmerungsbogens kann man ungefähr auf die Höhe der A. schließen, denn je weiter hinauf sich Luft vorfindet, desto weniger ist sie durch die Sonnenstrahlen erleuchtet, desto weniger ist sie durch die Dämmerungsbogen liegen. Der Dämmerungsbogen aber keine scharfbegrenzte Linie ist, die auf seine Lage gegründeten Rechnungen nur annähernd: sie geben eine Höhe der A. zwischen 75 und 150 km. Berechnet man nach den Gesetzen, welche sich aus der Abnahme des Luftdrucks mit der Höhe ergeben, die Stärke des Luftdrucks in noch größern Höhen, so findet man, daß dieser Druck in einer Höhe von 60 km nur 1/1000 von dem an der Meeresoberfläche betragt.

einer Höhe von 75–90 km aber schon so unmerklich geworden sein muß, daß er auch mit dem empfindlichsten Barometer nicht mehr wahrgenommen werden kann. Vermöge ihrer Schwere und Expansivkraft übt die A. einen Druck auf alle Gegenstände aus, mit welchen sie in Berührung steht. Im Niveau des Meers hält bei 0° C. der mittlere Druck der A. nur Wassersäule von 10,4 m oder einer Quecksilbersäule von 760 mm Höhe das Gleichgewicht, woraus folgt, daß sie im Durchschnitt einen Druck von etwas mehr als 1 kg auf jeden Quadratcentimeter Oberfläche ausübt. Die Brüder Weber haben (1836) durch Versuche gezeigt, daß die Arme und Beine, wenn man sie frei herabhängen läßt, nicht durch die Mastele getragenen werden, sondern es wird in den Hüften- und Hüftgelenken die Regel nur durch den Luftdruck in der Blanne zurückgehalten. Selbst erstorbenen auch in großen Höhen, wo der Luftdruck bedeutend geringer ist, alle Bewegungen eine bedeutende Muskelanstrengung. Auch in letzterer Hinsicht ist der Luftdruck sehr wichtig, denn mit seinem Vorhandensein beruht die Wirkung vieler Einrichtungen, z. B. der Pumpen, der Saug- und Kammern u. s. w. Ferner hängt auch die Temperatur des Siedens von Flüssigkeiten von der Größe des Luftdrucks ab und ist um so niedriger, je geringer der Luftdruck ist, sobald z. B. das Wasser bei der kleinen Antifona in Südamerika in der Höhe von etwa 4000 m über dem Meere nicht mehr bei 100° C., sondern schon bei 86° C. siedet.

Die atmosphärische Luft ist nicht ein einfacher Stoff, ein Element, wie man ehemals annahm, sondern vielmehr ein Gemenge aus mehreren einfachen Stoffen, und zwar besteht sie wesentlich aus Sauerstoff und Stickstoff, was zuerst (1774) von Priestley und Scheele erkannt worden ist. Man darf in der A. alle diejenigen Stoffe voraussetzen, welche bei der gewöhnlichen Temperatur in den luftförmigen Aggregatzustand übergehen, sowie alle die, welche als gasförmige Produkte der in der Natur überall vor sich gehenden chem. Zersetzungen auftreten. Die gewöhnlichen Bestimmungen mit Hilfe des Eudiometers oder Eudiometermessers, besonders die von Berzelius und Alex. von Humboldt (1804) angestellten, haben gelehrt, daß sich Sauerstoff und Stickstoff überall und auch in den höchsten, durch die Luftballons erreichten Höhen der A. genau in demselben Verhältnis gemischt vorfinden, und daß 100 Raumteile Luft aus 21 Teilen Sauerstoff und 79 Teilen Stickstoff bestehen. Beide Gase sind aber durchaus nicht chemisch verbunden, sondern nur mechanisch miteinander gemengt. Zwei andere, nur auch nur in geringen Mengen, aber doch bereits in der A. vorhandene Stoffe sind die Kohlenäure und der Wasserdampf. Die Kohlenäure beträgt in 10000 Raumteilen freier atmosphärischer Luft 2–6 Teile. In Räumen dagegen, welche in der A. zerfallen, wie in Hospitälern, Klöstern, Konzertsälen, Schulstuben, hat man sie oft in 100 Teilen Luft 1 Teil Kohlenäure gefunden. Der Gehalt der A. an Wasserdampf ist gegen noch weit veränderlicher und hängt vornehmlich von der Temperatur der Luft ab. Die Kohlenäure wird an der Erdoberfläche erzeugt durch die Zersetzungsprozesse, in denen auch das Atmen der Menschen und Tiere gehört, durch das Verrotten totenstoffhaltiger, besonders vegetabilischer Substanzen, durch verschiedene Gärungen, auch vulkanische Aushauchungen. Die in der Luft

vorhandenen Wasserdämpfe haben zum Teil ähnlichen Ursprung, zum größeren Teil entstehen sie aber durch Verdampfung von den großen auf der Erde verbreiteten Wasserflächen. In früheren Perioden, als die äußere Rinde der Erde noch nicht unter den Siedepunkt des Wassers abgekühlt war, muß die A. weit wasserdampfreicher gewesen sein; denn alles Wasser, was jetzt in Meeren, Flüssen, Seen und sonstwie auf der Erde sich findet, muß damals als Dampf in der A. sich befunden haben. Erst später, als die Erdoberfläche unter 100° C. sich abkühlte, vermochte sich ein Teil des Dampfes als tropfbares Wasser niederzuschlagen und in den Niederungen anzusammeln.

Außer der Kohlenäure und dem Wasserdampf sind der atmosphärischen Luft noch einige andere Stoffe in äußerst geringen Mengen fortwährend beigemengt, nämlich Ammoniak und Salpetersäure, zwei Verbindungen des Stickstoffs mit dem Wasserstoff und dem Sauerstoff. Das Ammoniak (s. d.) entsteht ohne Zweifel zum Teil durch die Zersetzung der stickstoffhaltigen organischen Körper, der Pflanzen sowohl als der Tiere, sowie auch bei manchen Verbrennungen. Dem größten Teile nach wird es aber wohl ebenso wie die Salpetersäure beim Durchschlagen des Blizes durch die feuchte Luft erzeugt, wie schon Cavendish durch Versuche im Kleinen mit der Elektrisiermaschine nachgewiesen hat. Bei der großen Säugigkeit der Gewitter unter den Tropen und der beständigen Mischung der A. durch Winde ist es daher nicht zu verwundern, wenn man überall Spuren von Ammoniak und Salpetersäure nachweisen kann. Freilich nur Spuren, denn Horsford fand in 1 Mill. Gewichtsteilen Luft nur 47,6 Teile Ammoniak als Maximum. Andere, noch häufigere und lokalere Beimischungen der A. sind z. B. das Schwefelwasserstoffgas in der Nähe von vielen chem. Fabriken, von Schwefelquellen und Vulkanen. Ein Gleiches gilt von der schwefeligen Säure, der Schwefelsäure und dem Wasserstoffgas. In der Nähe von Sämpfen zeigt sich Kohlenwasserstoffgas. Mit dem Schäume, den die sich an den Ufern brechenden Wogen des Meers in die Luft schleudern, gelangen feinverteilte Stäubchen von Meerwasser in die A. und mit diesen die im Wasser aufgelösten Salze, sobald sich nicht nur im Regenwasser an den Küsten, sondern auch im Binnenlande das im Seesalze (Chlornatrium) enthaltene Chlor nachweisen läßt. Auch in der Nähe von Grabsteinen werden seine Salzteilechen mechanisch in der Luft mit fortgerissen. Außer den genannten Stoffen befinden sich endlich noch an manchen Orten gewisse, der menschlichen Gesundheit schädliche Substanzen in der A., die sog. Miasmen (s. d.), welche, nach neuern Forschungen, meist lebende, mikroskopische Organismen (Gärungserreger) sein dürften.

Die A. ist indes nichts weniger als eine die Erde ruhig umgebende Lufthülle, sondern es gehen in ihr fortwährend Veränderungen vor sich. Die Hauptquelle dieser Veränderungen ist die ungleiche Erwärmung der A. durch die Sonnenstrahlen. Diese ist in der Nähe des Äquators am stärksten und nimmt nach den beiden Polen zu ab. Infolge dessen bildet sich am Äquator ein aufsteigender Luftstrom, welcher oben nach den Polen zu überfließt (Äquatorialwind), während unten kältere Luft von den Polen nach dem Äquator zufließt (Polarwinde). Durch gegenseitige Einwirkung dieser beiden Strömungen (Winde), der Passate, deren Richtung durch

die Achsenbrechung der Erde und lokale Einflüsse geändert wird, bilden sich die atmosphärischen Niederschläge, Nebel, Wolken, Regen, Schnee u. s. w., die, von starken elektrischen Entladungen begleitet, Gewitter genannt werden. Alle diese Veränderungen in der A. sowie auch die Veränderungen der Druck- und Temperaturverhältnisse derselben und die verschiedenen optischen Erscheinungen, wie Regenbogen, Neben Sonnen, Morgen- und Abendröthe u. s. w. nennt man Atmosphärien; dieselben sind Gegenstände der Meteorologie (s. b.).

Atmosphärendruck ist der Druck von 1 kg auf den Quadratzentimeter, s. unter Aerostatik.

Atmosphäriten nennt man die Bestandteile der atmosphärischen Luft, namentlich die beim Atmungs-, Verbrennungsprozeß und der Vegetation in Betracht kommenden, wie Sauerstoff, Ozon, Kohlensäure, Ammoniak, Salpetersäure und salpetrige Säure, außerdem der Wasserdampf.

Atmosphärische Eisenbahnen ist die Bezeichnung für eine eigentümliche Art von Eisenbahnen, bei denen die Bewegung der Wagen durch Verdünnung oder Verdichtung der Luft bewirkt wird. Wenn in einer Röhre, in welcher sich ein luftdicht schließender Kolben befindet, auf einer Seite die Luft durch Auspumpen verdünnt wird, so bewegt sich der Kolben infolge des auf der andern Seite auftretenden Luftdrucks nach der minder dichten Stelle. Dasselbe geschieht, wenn man komprimierte Luft in die Röhre preßt; sie bewirkt durch ihren Druck gleichfalls eine Vorwärtsbewegung des Kolbens. Besitzt die Röhre einen so großen Durchmesser, daß der zu bewegende Körper gänzlich von ihr umschlossen wird, dieser also gewissermaßen selbst die Rolle des Kolbens übernimmt, so pflegt man derartige Förderungswege als Pneumatische Bahnen zu bezeichnen. Liegt hingegen zwischen gewöhnlichen Eisenbahnschienen eine Röhre, in welcher sich ein Kolben bewegt, der vermöge eines Arms mit dem oberhalb befindlichen Wagen in Verbindung steht, so führen diese Einrichtungen den Namen Atmosphärische Bahnen. Um die ungehinderte Bewegung des Arms im letztern Falle zu ermöglichen, wird die Röhre mit einem Schlitze versehen, den eine Reihe hintereinander gestellter Federkappen oder eine andere Vorrichtung möglichst luftdicht bedeckt. Während der Bewegung schiebt der Arm die Klappen beiseite, die sich hinter demselben vermöge ihrer Elasticität wieder schließen. Das Auspumpen der Luft erfolgt durch große, in den Stationen aufgestellte Dampfmaschinen.

Die erste Idee einer Atmosphärischen Eisenbahn scheint bereits 1810 von dem bän. Ingenieur Mæbhurst ausgegangen zu sein; der engl. Ingenieur Wallace trat später mit demselben Gedanken hervor, welcher in dem engl. Patente 4905 vom J. 1824 näher entwickelt wurde. Beiden Konstruktionen lag das Prinzip der Pneumatischen Eisenbahnen zu Grunde. Später trennte Mæbhurst die Trieb- röhre von dem Zuge, versah dieselbe mit einem Schlitze und gab hierdurch den Atmosphärischen Eisenbahnen diejenige prinzipielle Anordnung, welche ihnen auch fernerhin eigentümlich blieb. Alle weiteren Verbesserungen und Vorschläge betrafen nun fast ausschließlich die Durchführung des luftdichten Verschlusses für den Schlitz, wie namentlich bei der patentierten Konstruktion des Amerikaners Pinkus 1834, welche jedoch nicht die gewünschten Erfolge mit sich führte. Elegg und Samuda, zwei

engl. Ingenieure, nahmen die Versuche wiederum auf, welche ihnen auch gelangen. Nach ihrem System wurde die erste Atmosphärische Eisenbahn in Ringstown nach Dalkey in Irland erbaut und 1825 eröffnet. Bald nachher machten eine Zeit lang die Atmosphärischen Eisenbahnen den Lokomotiven einen ernstlichen Rang streitig. Viele namhafte Ingenieure beschäftigten sich mit ihrer Verwirklichung und bedeutende Kapitalien wurden ihrem Bau herangezogen. Zu erwähnen sind die Atmosphärischen Eisenbahnen von London zu Croydon und Epsom, von Exeter nach Plymouth von Nanterre nach St.-Germain. Um 1848 waren jedoch die großen Nachteile des ganzen Systems allmählich klar. Die Schwierigkeit eines vollkommen luftdichten Röhrenverschlusses, die bedeutende Reibungswiderstände des Kolbens brachten große Kräfteverluste mit sich. Die fast unüberwindlichen Hindernisse, welche sich einer rationellen Zuganordnung in den Stationen entgegenstellten, die große Anlage-, Erhaltungs- und Betriebskosten der die Luftverdünnung nötigen stabilen Maschinen endlich die geringe Zugkraft, die nur wenige Wagen zu fördern vermochte: alles dies brachte über dem System den Stab, noch ehe es sich zur vollen Entwicklung hatte. Jetzt besteht keine Atmosphärische Eisenbahn mehr; alle früher erbauten wurden den Lokomotivbetrieb umgestaltet.

Im J. 1879 tauchte indes eine Idee auf, welch das System Atmosphärischer Eisenbahnen neuerdings wiederum von Bedeutung erscheinen ließe. Es ist dies L. Gonin's «Ascenseur à l'air comprimé», bestehend aus einem in der Achse eines wöhnlichen Eisenbahngleises gelegten äußeren Rohr, wie dies die Abbildung (Fig. 1) zeigt.



Fig. 1.

in dem Rohre sich bewegende Kolben ist mit ein Teile in Verbindung, welcher durch den Längsschlitz des Rohres heraustritt und mit einem kleinen Ring verbunden ist, der mittels Buffer den Zug sich herschiebt. Der Schlitz wird durch ein festes Ventil, welches im Zustande der Ruhe frei herab-

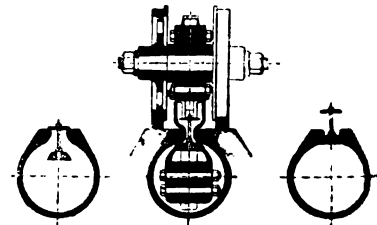


Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

(s. Fig. 2), beim Durchgange des dem Kolben vorgehenden Teils sich etwas hebt (s. Fig. 3) um den Luftdruck des Kolbens sich luftdicht an die Seitenwände des Schlitzes legt (s. Fig. 4). Hinter dem Kolben verdichtete Luft eingelassen schiebt diese den Kolben vorwärts und drückt Ventil auf die ganze Länge hinter dem Kolben an der Längsspalte des Rohres luftdicht an.

komprimierte Luft entzündet einem Reservoir, in das sie durch die herabgehenden Röhre wieder gelangt. Für zu Thal fahrende Wagen wirkt also der Luftdruck gleich als Bremsse. Versuche zu Gens haben gleiche Resultate ergeben.

Inzwischen hat sich das Prinzip der Pneumatik sehr erweitert. Die Robtoph-Anlagen (Lampfen, Lampen, Ventilatoren) beruhen auf demselben. Für Personenbeförderung, bei welcher der Luftdruck die Rolle des Rollbogens spielt, wurde der erste Versuch 1864 auf einer kurzen Versuchsbahn durch den Ingenieur Harnisch in der Nähe des Krynitzschke zu Emdenham bei London unternommen. Die Bahn ist 547 m lang, gemauert, enthält ein Geleis und kann die auf der Great Western Bahn laufenden größten Personenwagen aufnehmen. Auf diesen Versuchen wurden größere Unternehmungen vorbereitet, das System auszubehnen; in London limitierten sich Gesellschaften und in Amerika wurden ebenfalls Projekte auf. Inzwischen hat auch das System, welches bei den großen Alpenbahnen (Simplon, St. Gotthard) neuerdings in Vorschlag gekommen, eine größere Bedeutung nicht erlangt. Vgl. *Zeitschrift für Naturgeschichte* (Bd. 1, S. 1877).

Atmosphärische Niederschläge, s. Nieder-
Atmosphärographie (grch.), die Beschreibung der Atmosphäre und ihrer Einflüsse auf die Erde, deren Vegetation, Klima u. s. w.

Atmosphärologie (grch.), die Lehre von der Atmosphäre und deren Einflüssen auf die Witterung; sie bildet einen Teil der Meteorologie.

Atmung oder **Respiration** nennt man die chemische Veränderung der organischen Körper, welche in einer abwechselnden Aufnahme und Auscheidung luftförmiger Stoffe besteht. Bei den Pflanzen und den niedrigsten Tieren sowie bei den Eiern der Tiere scheint dieselbe an kein besonderes Organ gebunden zu sein, sondern an der ganzen Körperoberfläche vor sich zu gehen. Bei der großen Mehrzahl der Tiere ist aber zur Vermittelung der Respiration ein eigentlicher Apparat vorhanden, dessen Bau und Einrichtung in den verschiedenen Tierklassen verschieden ist. (S. Zunge, Riemer, Tracheen.) Für durchgängig ist die Thätigkeit dieses Apparats mit gewissen, äußerlich mehr oder weniger sichtbaren Bewegungen bestimmter Körpergegenden (Atembewegungen) verbunden. Am deutlichsten sind diese bei denjenigen Geschöpfen, welche Lungen besitzen, also bei dem Menschen, den Säugetieren, den Vögeln, Reptilien und Amphibien. Doch sieht man auch sehr lebhafteste Atembewegungen bei vielen ohne Riemer atmenden Tieren, z. B. den Fischen und Cephalopoden (Tintenfischen). Beim Menschen geschieht die Aufnahme von Luft in die Lungen oder das Einatmen (Inspiration) dadurch, daß die Brusthöhle erweitert wird, indem durch die Thätigkeit verschiedener Muskeln (Atemmuskeln) einerseits der Boden dieser Höhle, das nach oben gewölbte Zwerchfell sich abflacht und nach der Bauchhöhle zu hinabsinkt, andererseits die von den Rippen und den sie verbindenden Weichteilen gebildeten Seitenwände der Brusthöhle sich heben und dadurch stärker ausdehnen. Die Brustwandungen sind auf ihrer Innenseite von einer sog. feuchten Haut, dem Brustfell (Pleura), ausgekleidet, welche zugleich auf die Außenseite der Lunge sich fortsetzt, und auf diese Weise einen überall hermetisch geschlossenen Sack bildet, dessen Höhle, die Pleurahöhle, etwas

schlupfrige Feuchtigkeit enthält und so das Gleiten der einander zugewandten Flächen begünstigt. Von der Kontinuität des Brustfells und dem hermetischen Verschluss der Pleurahöhle hängt die A. in mechan. Hinsicht ab. Denn da die elastischen Lungen mit ihrer Oberfläche der Innenfläche der Brustwandungen überall luftdicht anliegen, so müssen sie notwendig den Bewegungen der letztern folgen und sich bei der Erweiterung der Brusthöhle selbst mit erweitern, was eine stärkere Ausdehnung der unzähligen kleinen Bläschen (Alveolen) bewirkt, aus denen das Lungengewebe besteht. Der durch die Verästelung der Luftröhren (Bronchien) und die Lungenbläschen hergestellte Hohlraum der Lungen steht aber durch die Luftröhre, den Kehlkopf und die Mund- und Nasenhöhle mit der äußern Luft in direkter Kommunikation; sobald also dieser Hohlraum vergrößert wird, strömt die Luft von außen herein und füllt den Raum aus. Das Maß der eingeatmeten Luft entspricht also genau der Vergrößerung, welche der Brustkasten erleidet. Indem nach einer sehr kurzen Dauer die Thätigkeit der Atemmuskeln wieder aufhört, erfolgt durch das Heraufsteigen des Zwerchfells und das Zurücksinken der seitlichen Brustwände wieder eine Verengerung der Brusthöhle, und in demselben Maße werden auch die Lungen auf ein geringeres Volumen zusammengebrückt. Infolge dieser Kompression muß eine der Verengerung der Brusthöhle entsprechende Menge von Luft wieder aus den Lungen austreten. Diesen Austritt der Luft nennt man das Ausatmen (Expiration). Die Lungen, mit den sie umschließenden Wandungen der Brusthöhle, verhalten sich also beim Ein- und Ausatmen gerade wie ein elastischer Sack, dessen äußere Hülle abwechselnd auseinandergezogen und zusammengebrückt wird. Die Brusthöhle dehnt sich übrigens beim Einatmen gewöhnlich nicht in allen ihren Teilen in gleichem Grade aus, sondern es herrschen in dieser Hinsicht gewisse, durch Alter und Geschlecht bedingte Verschiedenheiten. In der Kindheit erweitert sie sich besonders durch Herabsteigen des Zwerchfells, wobei der Bauch vorgewölbt wird (sog. Bauchatmen), bei dem Manne mehr durch Ausdehnung des untern, bei dem Weibe mehr durch Ausdehnung des obern Teils der Rippenwandung (sog. Brustatmen). In die Luftröhre gelangt die Luft beim Einatmen aus der Nasenhöhle und kehrt durch dieselbe beim Ausatmen auch wieder zurück. Nur in Fällen, wo sich die Lungen so stark ausdehnen, daß zur Füllung derselben die durch die Nase eintretende Luft nicht ausreicht, oder wo der Luft der Durchgang durch die Nase sehr erschwert oder ganz verschlossen ist (wie in manchen Krankheiten der Nase und des hinteren Rachenraums), oder endlich infolge schlechter Gewohnheit, wird die Luft auch durch den Mund ein- und ausgeführt. Dies bewirkt, wenn es längere Zeit hindurch geschieht, Trockenheit und einen weißlichen Beleg der von ihr berührten Teile der Mundhöhle, vorzüglich der Zunge. Aus der Betrachtung der Atembewegungen ergibt sich von selbst, daß alles, was die Erweiterung der Brusthöhle behindert, auch die A. beeinträchtigen muß, also nicht bloß Kleidungsstücke, durch welche Brust- und Oberbauchgegend zusammengepreßt werden, sondern auch übermäßige Anfüllung des Bauchs mit Speisen oder Ausleerungsschöpfen.

Für gewöhnlich gehen die Atembewegungen ohne unsern Willen vor sich. Dieser hat aber auf sie

insofern einen Einfluß, als wir die Thätigkeit der Muskeln, durch welche sie bewirkt werden, nach Belieben verstärken (tiefer einatmen) oder wenigstens auf Augenblicke hemmen (den Atem anhalten), sowie auch in gewissem Grade beschleunigen oder verlangsamen und häufiger oder seltener sich wiederholen lassen können. Außerdem aber richtet sich die Stärke und Häufigkeit der Atembewegungen nach dem Atemungsbedürfnis des Organismus, d. h. nach dem Maße, in welchem der bei der Respiration in den Lungen stattfindende Gasaustausch für den Lebensprozeß gerade erforderlich ist. Denn die A. gehört zu den Lebensbedingungen der organischen Körper; je höher diese organisiert sind, desto weniger können sie dasselbe auch nur auf kurze Zeit entbehren. Ein Mensch kann nicht leicht über eine Minute unter Wasser bleiben. In manchen krankhaften Zuständen, z. B. in der Ohnmacht, ist dagegen die A. oft viel länger aufgehoben, weil in ihnen das Atemungsbedürfnis und das Leben überhaupt auf Null gesunken ist; während solche Krankheiten, die zunächst nur eine Beeinträchtigung des Verkehrs zwischen Luft und Blut in den Lungen herbeiführen, bei längerer Dauer auch eine Störung in den meisten übrigen Verrichtungen des Körpers zur Folge haben. Wenn das Atemungsbedürfnis nicht auf genügende Weise befriedigt wird, entsteht das Gefühl der Beklemmung und Beängstigung.

Der chem. Prozeß, welcher bei allen Tieren in der Atemung maßgebend ist, besteht in dem Austausch von Kohlenäure und Wasserdampf, welche im Körper gebildet und den Atemorganen zugeführt werden, gegen Sauerstoff, welcher aus der atmosphärischen Luft bezogen wird. Der Stickstoff der Luft spielt bei der A. keine Rolle. Da die Luft aber selten mit Wasserdampf vollständig gesättigt und selten auch so warm ist, als sie in der Lunge wird, so ist die notwendige Folge, daß beim A. dem Körper Wasser entzogen wird.

Für Erhaltung der Gesundheit ist es notwendig, daß die einzuatmende Luft die gehörige Beschaffenheit habe, d. h. reine atmosphärische Luft sei. Die Veranreinigung der Luft durch gewisse sog. irrespirable Gasarten, wie Kohlenoxydgas, Kohlenwasserstoffgas, Schwefelwasserstoffgas u. s. w. wirkt wenigstens auf die höher organisierten Körper geradezu vergiftend. Aber auch ganz reine atmosphärische Luft wird in einem geschlossenen Raume, wo keine Erneuerung derselben stattfindet, schon durch die A. selbst allmählich untauglich zur Unterhaltung des Respirationsprozesses, indem sich ihr Sauerstoff immer mehr vermindert, dagegen ihr Gehalt an Kohlenäure immer mehr zunimmt. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, in den Wohnzimmern nicht nur der Gesunden, sondern auch der Kranken stets für gehörige Lüftung zu sorgen. (S. Ventilation.) Was die Zahl der abwechselnden Ein- und Ausatmungen, die in einer bestimmten Zeit gemacht werden (die Häufigkeit der Atemzüge oder die Respirationsfrequenz) anbelangt, so variiert dieselbe bei verschiedenen Personen selbst im gesunden Zustande und unter sonst gleichen äußern Bedingungen, namentlich aber durch äußere Einflüsse in hohem Grade. Erwachsene Menschen atmen in einer Minute durchschnittlich 12—16mal, Kinder öfter. Seht man die A. im Liegen als Einheit, so vermehrt Fahren im Wagen oder auf Eisenbahnen die Frequenz um die Hälfte; Spazierengehen und

Reiten im Schritt verdoppelt; Reiten im Trab schnelles Fußgehen vervierfacht sie. In Krankheiten kann sie sehr bedeutende Abweichungen erleiden. Die Quantität der jedesmal ein- und ausgeatmeten Luft läßt sich messen. Die Lunge enthält auch nach dem tiefsten Ausatmen noch eine bedeutende Quantität, 12—1600 ccm, Luft (Residualluft); die Größe der Atemzüge beträgt bei erwachsenen Menschen von mittlerer Größe in vollkommen ruhigen Zustände ungefähr 500 ccm, während die Lunge solcher Menschen, im Zustande der größten Ausdehnung (bei möglichst tiefem Einatmen), ungefähr 4000 ccm Luft, also zu der Residualluft noch 24—2800 ccm Luft, aufzunehmen vermögen. Diejenige Luftmenge, welche nach einer möglichst tiefen Einatmung ausgeatmet werden kann, bezeichnet man als die vitale Kapazität der Lungen. Zur Bestimmung der eingeatmeten Luftmengen (sog. Spirometrie) bedient man sich eines von Huchins konstruierten gasometerartigen Apparates, des Spirometers. Die Zahl sowohl als die Größe der Atemzüge sind beide während des Schlafes verringert. In den nächsten 2—3 Stunden nach dem Essen (also während der Verdauung) sind sie größer als in den übrigen Tageszeiten. Durch Körperbewegung werden sie gesteigert, durch Erhöhung der Luftwärme vermindert. Nach dem Genuße spirituöser Getränke, des Kaffees und Thees nimmt wenigstens die Größe der Atemzüge merklich ab.

Die ausgeatmete Luft, der sog. Atem od. Odem, ist wärmer als die eingeatmete, reicher an Kohlenäure und Wasserdampf, ärmer an Sauerstoff. Außerdem sind derselben oft gewisse Gase beigemengt, welche im ganz normalen A. nicht vorkommen, sondern die Folge örtlicher Störungen oder Krankheiten des Mundes, der Nasen oder der Lungen, in seltenen Fällen auch durch den Genuß richender Substanzen und deren Aufnahme ins Blut verursacht sind, wie z. B. nach dem Genuße von Spirituosen. Überhaupt ist die Aufnahme wie Abgabe von gasförmigen Stoffen durch die Lunge eine überraschend schnelle und vollständige. Deshalb riecht z. B. der Urin sofort nach Weichen, sobald man nur einige Minuten in einem frisch geheizten Zimmer geatmet und flüchtige Dämpfe von Terpentinöl auf diese Weise aufgenommen hat.

Ist die äußere Luft erheblich kälter als der Atem, so schlägt sich der reichliche Wasserdampf des letzteren in Form kleiner Bläschen nieder, d. h. er billt Dunst; auch das Anhauchen eines Spiegels zeigt den reichen Wassergehalt des Atems. Der Mensch atmet auf diese Weise täglich mehr als 250 g Wasser aus. Unendlich wichtiger ist jedoch der Unterschied der ein- und ausgeatmeten Luft in Betreff des Kohlenäure- und Sauerstoffgehalts. Die atmosphärische Luft enthält im Mittel nur $\frac{1}{100000}$ Kohlenäure, der Atem $\frac{1}{100}$, also hundertmal mehr. Wenn man den Atem durch ein Röhrchen in ein mit kaltem Kaltwasser gefülltes Glas, so trübt sich das Wasser allmählich, weil die Kohlenäure sich mit dem gelösten Kalk zu unlöslichem kohlensauren Kalk verbindet. Im Mittel scheidet ein 24—28 J. alter Mann (zu dieser Zeit ist die A. am stärksten) 44 l. Kohlenäure in einer Stunde aus; er verbraucht also in 24 Stunden 291,6 g Kohlenstoff, etwas mehr als ein halbes Pfund, das ihm in der Nahrung zugeführt werden muß. Die Menge des verbrauchten Kohlenstoffes hängt aber ungemein von der Rich-

ab; bei Hunger schied derselbe Mann, der bei über- reichlicher Nahrung 925,5 g Kohlenäure (= 522,5 g Kohlenstoff) verbrauchte, nur 662,5 g Kohlenäure (= 180,5 g Kohlenstoff) aus. Fast ebenso viel als der Atem an Kohlenäure reicher als die äußere Luft, A. er an Sauerstoff ärmer, d. h. die atmosphärische Luft verliert bei ihrem Aufenthalte in den Lungen genau ebenso viel Sauerstoff, als sie Kohlenäure gewinnt, und zwar dem Volumen nach, denn an Gewicht übertrifft die Kohlenäure den Sauerstoff. Die Kohlenäure des Atems kommt zunächst aus dem Blute, und ebendasselbe nimmt den Sauerstoff aus der eingeatmeten Luft auf. Die größte Menge der Lungenbläschen, welche, wie die Form einer Traube, dichtgedrängt an den letzten Ästen der vielfach verzweigten Lufttröhren hängen und deren stannende Fläche fast zu 3000 Quadratmetern (nagelgr. 196 qm) berechnet, werden umgeben von einem dichten Reze feinsten Blutgefäßen, durch deren feste Wand hindurch die Kohlenäure in die Luft der Lungenbläschen, und umgekehrt der Sauerstoff der letztern ins Blut gelangt. Betrachtet man das in die Lungen fließende Blut mit dem aus ihnen abfließenden, so findet sich dem ersteren, daß ersteres mehr Kohlenäure, letzteres mehr Sauerstoff enthält. Zugleich bemerkt man, daß ersteres dunkelrot (venös), letzteres hellrot (arteriell) erscheint, eine Folge der Einwirkung des Sauerstoffs auf den Farbstoff der Blutkörperchen. Zu bemerken ist, daß schon das in die Lungen fließende Blut reichliche Kohlenäure enthält, beweis, daß letztere nicht erst in der Lunge gebildet wird, daß also zwar die Lunge der Ort der Ausscheidung, nicht aber der alleinige Entstehungsort der Kohlenäure ist. Nicht unmöglich erscheint es, daß sich auch in der Lunge eine geringe Menge Kohlenäure bildet; bei weitem der größte Teil aber entsteht nachgewiesenermaßen teils im Blute überhaupt, teils, und zwar ganz vorzugsweise, in den Geweben der verschiedenen Organe. Jede Thätigkeit der Organe ist geknüpft an einen Stoffwechsel zu ihnen, bei welchem Sauerstoff verbraucht, Kohlenäure gebildet und zugleich Wärme frei wird. Die in den Geweben vor sich gehende Verbindung des Sauerstoffs mit Kohlenstoff zu Kohlenäure, beziehentlich mit Wasserstoff zu Wasser, also die bezügliche Verbrennung der organischen Substanzen, der das letzte Glied in der Kette chem. Vorgänge, welche man als Stoffwechsel des Organismus zu bezeichnen pflegt, und Leben und Wachstum ist vorzugsweise mit bedingt durch diese als Oxydation bezeichneten chem. Vorgänge. Da die Gewebe des tierischen Körpers, mit Ausnahme des Fettes, alle Stickstoff enthalten, so muß bei der Verbrennung ihre Kohlen- und Wasserstoff zu Kohlenäure und Wasser zugleich der Stickstoff eine Umwandlung erfahren und ausgeschieden werden. Dies geschieht durch die Nieren in Form von zwei stickstoffhaltigen Substanzen, Harnstoff und Harnsäure, die sich stets im Urin finden. Das Gleiche gilt für den Phosphor und den Schwefel, die sich in manchen Geweben finden. Die Urinausscheidung steht deshalb in genauem Verhältnis zur Atmung und man hat nicht mit Unrecht das ganze Verhältnis in der Weise darzustellen gesucht, daß bei der Verbrennung der tierischen Substanzen im Körper die Atemorgane den Ausgang darstellen, durch welchen die flüchtigen Stoffe entweichen, während die Harnorgane die feste nach außen führen.

Daß jede Störung eines in das Leben so tief eingreifenden Processes die wichtigsten Folgen für die Gesundheit haben muß, ist einleuchtend. Eine gesunde, reine Luft ist für das Gedeihen des Körpers noch weit wichtiger, wie eine gesunde, nahrhafte Kost. Gleichwohl legt man auf letztere ein viel größeres Gewicht als auf erstere. Namentlich an Orten, wo Menschen in geschlossenen Räumen stundenlang atmen müssen, in Sälen, Theatern, vor allen Dingen aber in Schulzimmern und Schlafstuben ist die Sorge für reine Luft erste Bedingung. Die Gewohnheit hat hier die schädlichsten Dinge eingewurzelt. Der Mensch bringt etwa ein Drittel seines Lebens im Schlafzimmer zu (8 Stunden von 24) und nichtbedenklicher wählt man dazu die engsten, dunkelsten Räume der Wohnung und verwehrt noch obenein der Luft durch dichte Vorhänge den Zutritt. Zahllose Krankheiten stammen aus der Vernachlässigung der A. Jeder also, insbesondere der Kranke und Genesende, suche sich reine Luft zu verschaffen, Sorge aber auch dafür, daß er sie gehörig atme. Alles, was die kräftige Entwicklung des Brustkastens hemmt, was die Ausdehnung desselben beim Einatmen hindert, muß möglichst beseitigt werden. Enge Kleidungsstücke um Brust und Bauch, Gurte, Schnürleiber, feste Hosenträger u. s. w. sind durchaus zu vermeiden. Männern ist eine enge Taille noch viel schädlicher als Frauen, weil Männer mehr mit den untern Teilen des Brustkastens atmen und überhaupt ein stärkeres Atmungsbedürfnis haben als Frauen. Dauernbes Stehen und Sitzen mit gekrümmtem Rücken ist immer und besonders in der Jugend schädlich. Manche gewöhnen sich dabei eine so oberflächliche, ungenügende A. an, daß bald der ganze Körper darunter leidet. Wer sich bei seiner Beschäftigung nicht genügende Bewegung machen kann, unterbreche dieselbe also wenigstens von Zeit zu Zeit durch einige Atemzüge bei stehendem Körper, damit er das inzwischen Veräumte einigermaßen nachhole.

In der Botanik versteht man unter A. denjenigen Stoffwechsel im vegetabilischen Organismus, bei welchem Sauerstoff aufgenommen und Kohlenäure infolge Oxydation oder Verbrennung des Kohlenstoffs abgeschieden wird. Zahlreiche Untersuchungen haben sicher festgestellt, daß alle lebenden Pflanzen und Pflanzenteile atmen und daß diese A. eine Notwendigkeit für die Lebensfähigkeit der Pflanzen ist. Die A. ist nicht wie die Assimilation (s. d.) abhängig vom Chlorophyll (denn alle, auch die nicht grünen Pflanzen atmen), sondern sie findet höchst wahrscheinlich ausschließlich im lebenden Protoplasma statt, und diejenigen Stoffe, die vorzugsweise bei der A. verbrannt werden, sind vor allem die Kohlenstoffverbindungen, die bei der Assimilation in grünen Pflanzen gewonnen werden oder bei nicht chlorophyllführenden bereits als organische Körper aus Zuckernprodukten und lebenden Organismen aufgenommen wurden. Während bei der Assimilation Kohlenäure aufgenommen und Sauerstoff abgegeben wird, findet bei der A. das Umgekehrte statt; es ist deshalb nicht richtig, allgemein zu sagen, daß die Pflanzen Kohlenäure der Luft entziehen und Sauerstoff an dieselbe abgeben. Bei nicht grünen Pflanzen ist nur A. vorhanden; es kann also von einer Sauerstoffabgabe hier nicht die Rede sein. Bei chlorophyllführenden Pflanzen halten sich Assimilation und A. ziemlich das Gleichgewicht; während des Tages überwiegt die

Assimilation, denn diese ist vom Lichte abhängig, während der Nacht dagegen findet nur A. statt.

In der Pflanzenphysiologie unterscheidet man noch eine «intramolekulare Atmung», bei welcher die Pflanze nicht den Sauerstoff der Luft zur Verbrennung benutzt, sondern denjenigen, welcher sich in gewissen organischen Verbindungen in dem vegetabilischen Organismus selbst befindet. Dieser Atmungsprozeß findet statt, wenn Pflanzen unter Abschluß von Sauerstoff kultiviert werden; als wesentliches Produkt derselben ist ebenfalls Kohlen säure zu nennen. Als Verbrennungsmaterial dienen bei diesem Atmungsprozeß gleichfalls gewisse Kohlenstoffverbindungen, vorzugsweise die Kohlehydrate (s. d.), wie Stärkemehl und Zucker. Formen der intramolekularen A. sind höchst wahrscheinlich die verschiedenen Arten der Gärung (s. d.).

Atna (Mongibello, aus dem ital. monte und dem arab. dachebel, d. h. Berg), der höchste der

plateau, der Piano del Lago von etwa 3 km Durchmesser, über dem der eigentliche Ke gel noch 300 emporsteigt. An der Südseite des Piano del Lago steht die für Besteigungen des A. unentbehrlich Casa inglese (2942 m über dem Meere), 1811 von Engländern angelegt. Daneben ist jetzt ein astronomisches Observatorium errichtet, welches auch Gelegenheit zur Unterkunft für Reisende bietet. An der Ostseite des Plateau findet sich eine tiefe Einsenkung, welche nach dem Meere geöffnet ist, das Val del Bove wahrscheinlich (nach Drell) in früheren Zeiten einmal der Hauptkrater des A. Dieses tief eingerissene Thal, welches von der Serra del Solfizio und der Serra delle Concazze eingeschlossen wird, ist für das Studium der Struktur des A. von großer Bedeutung. Unmittelbar über dem Rande des Val del Bove steht der sog. Philosophenturm, welcher dem Sage nach dem Empedokles zur Wohnung gedient hat. Die Besteigung des A. findet meist in

Nicolosi (698 m hoch) aus statt.

Man teilt den Berg in drei botan. Regionen: die erste (regione piemontese o coltivata), die angebaut, ist mit Städten, Dörfern und Villen angefüllt, wird von kleinen Lavabergen gebildet und erzeugt alle Produkte der ital. Ackerbaues, namentlich Wein bis zur Höhe von 1100 m. Die zweite (regione boscosa), die die ober Waldgegend, enthält von 650—1300 m verschiedene Eichen und Kiefern, dann Rothbuchen, Birken, an der Nordseite sind größere Nadelwälder, besonders von Laricio. Doch sind die Wälder durch Menschenhände und Laströme stark verwüstet worden. Die dritte

Der Atna und seine Umgebung.

feuerispeibenden Berge Europas, erhebt sich im nordöstl. Teile Siciliens terrassenförmig aus der Ebene von Catania bis zu einer Höhe von 3310 m. Seine Basis hat einen Umfang von etwa 130 km und auf seinen Abhängen stehen 65 Ortschaften mit etwa 300000 E. Er ist ringsherum durch tiefe Einsenkungen von dem umgebenden Kalk- und Thongebiet getrennt, namentlich durch die Flüsse Cantara im N. und Simeto im W. und S. Seine Unterlage, die namentlich an den östl. Steilkanten mehrfach aufgeschlossen ist, scheint durchweg aus denselben Schichten zu bestehen, wie die übrige Insel. Über dieser Basis steigt sein mächtiger Ke gel empor, besetzt mit mehr als 200 kleinen Kraterbergen, bis zur Höhe von etwa 3000 m. Hier findet sich ein Gipfel:

gion (regione deserta), über 2100 m Höhe, nur kümmerliche Spuren vegetabilischen Lebens, keine eigentliche Alpenflora, weil Wasser mangelt, aber bis 2500 m subalpine Sträucher, lebt nur noch fünf Phanerogamen, von denen drei dem A. eigentümlich sind. Gerade diese dritte Region ist aber, da sie auch im Sommer in Schluchten Eis und Schnee enthält, sehr wertvoll. Sie versorgt nicht nur einen großen Teil Siciliens sondern auch Malta mit dem den Einwohnern kühlenden Getränken unentbehrlichen Schnee, es soll der Schneehandel, welcher für alleinige Nutzung des Bischofs von Catania betrieben wird, einen jährlichen Gewinn von 15—18000 Mark abwerfen. Der besonders im N. und O. steil aufsteigende

den auf den andern Seiten wild zerklüftete Bergkette durch seine verschiedenen Lavaumflüsse in eine zweifache Epoche seiner Entwicklung eingetheilt, denn einige Lavafschichten weichen mit jüngern Kalkgebilden. Vor Christi Geburt kam man elf Ausbrüche desselben, unter denen die von 477 und 121 am merkwürdigsten; nach Christi Geburt sind es die von 1160, 1169, 1339, 1536, 1537, 1669, 1698, 1763, 1787, 1792, 1802, 1805, 1809, 1811—12, 1819, 1839, 1838, 1842, 1853 und in neuester Zeit 1865 (1. Febr.), 1874 (25. und 30. Aug.) und 1879 (26. Mai bis 6. Juni). Die Lavaergüsse verhalten sich in Menge und Mächtigkeit zu denen des Vesuv wie gewaltige Stürme zu unbedeutenden Flüssen, und haben schon oft mächtige Verheerungen angerichtet, deren Opfer nicht nur das nahe Catania und, wie 1681, die Gegend um Syrakus war. Sie kommen nur in seltenen Fällen aus dem Haupttrichter, der dann jedesmal bedeutende Umformungen erleidet; meistens sind bei den Ausbrüchen besondere Krater gebildet worden, von denen Lavaströme ausgingen, wie die Rima-Rossa, die bei der furchtbaren Eruption von 1669 entstanden sind. Bei dem Ausbruch von 1874, welcher an der Nordseite des Gipfelsplateau stattfand, spaltete sich der A. bis in die Nähe des Rima-Rosa. Die Lage des A. und seine Umgebung zeigt folgende Karte.

Um die Topographie und Naturgeschichte des A. machten sich besonders verdient: Gemellaro durch seine Beschreibungen, Ferrara durch die «Descrizione dell'Etna» (Palermo 1818) sowie die zu Catania 1824 von ihm gegründete Gioenische Akademie, welche zu Ehren des Ritters Gioeni, des Verfassers einer «Litologia vesuviana», so genannt wurde, und Smyth durch sein «Mémorial descriptive of the resources, inhabitants and hydrography of Sicily» (Lond. 1824). Das wichtigste Werk aber hat Sartorius von Waltershausen («Atlas des A.», Gött. u. Weim. 1848—59) geliefert. Aus dem Nachlaß desselben erschien: «Der A., nach den Manuscripten des Verfassers herausgegeben und vollendet von A. von Lasaulx» (2 Bde., Lpz. 1880). Hervorzuheben sind noch: Grassi, «Relazione storica ed osservazioni sulla eruzione etnea del 1865» (Catania 1865); Silvestri, «I fenomeni vulcanici presentati dall'Etna nel 1865—66» (Catania 1867); Strobl, «Der A. und seine Vegetation» (Würzb. 1880).

Ätolien (lat. Aetolia, grch. Αἰτωλία) nannten die Alten eine Landschaft im westl. Mittelgriechenland, welche im NO., N. und NW. an die Gebiete der Cärier, Arrianen, Dolopen und Amphiloher gränzte, im W. durch den Ächelous von Alarnanien abgegrenzt, im S. vom Korinthischen Golfe bespült und im O. vom Lokris begrenzt wurde. Ursprünglich jenseit diese Landschaft in zwei Theile: das eigentliche oder alte A., welches im N. bis zum Gebirgszug Panatolion (jetzt Bolapari) im O. bis zum Mäle des Cuenos, des bedeutendsten Flusses der Landschaft, reichte und in der altgriech. Heldensage und Sagen Geschichte viel genannt wird, und das transjordanische A. (Aetolia Epiktotos), das von 5 Hellenen bewohnt und von hohen, unwirtlichen Gebirgen (darunter der Korax im O. und der ungreifliche im N.) erfüllt war. Während dieser ganze Teil des gesamten Landes weniger für den Ackerbau, als für Viehzucht und Jagd geeignet war, bestand das Alätolien aus zwei ausgebeugten, von dem vom Ächelous zum Cuenos reichenden

Gebirgszug des Kratynthos (jetzt Sygros genannt) geschiedene fruchtbare Ebenen, die zwar zu einem nicht geringen Theile durch Wasserbeden eingenommen werden, aber doch für den Betrieb von Ackerbau hinreichend Raum ließen. Blühend war hier auch die Pferdeucht: Weinbau wurde auf den unteren Abhängen des Kratynthos, besonders im Gebiete von Kalypbon getrieben. Den östl. Teil der nördlichen Ebene, welche die Fortsetzung zu der des mittlern Alarnanien bildet, beherrschte die Hauptstadt der ganzen Landschaft und der Sitz der Bundesversammlungen, Thermon. Benannt war Alätolien von den Ätolern, welche ihren Namen und Stamm auf einen mythischen Atalos, den Sohn des Andymion, zurückführten, und wie ihre Nachbarn, die Alarnanen, dem leleg. Stamme angehörten und die Hauptgöttheit desselben, die Artemis (theils als Laphria, theils als Atale), verehrten. In der Aetolia Epiktotos wohnten die Eurytanen, die Akreanten, die Agrier, die Ophionen und die Apodoten. Die Überlieferungen der Alten über Sitten und Charakter der Bewohner des A. sind ungenügend. Sie werden als wild und roh geschildert, der Schwelgerei und Uppigkeit sowie der Vandalensucht im Kriege, der Treulosigkeit im Frieden ergeben. Wichtig ist jedenfalls, daß die Ätolier, deren Geschichte und Charakterbild nur durch ihre Gegner überliefert worden ist, die Bewohner von Subätolien ausgenommen, bis in das Zeitalter der Diadochen hinein die altgriech. wilden Zustände nur sehr teilweise abgestreift hatten, und namentlich stets Raubzüge zu Wasser und zu Lande liebten. Denn sie standen in den Jahrhunderten der Blüte Griechenlands in der Regel außer allem Zusammenhang mit der großen hellenischen Politik. Jedem mit ihren Grenzernachbarn, besonders mit den Alarnanen, nahmen meist ihre Kräfte in Anspruch.

Schon frühzeitig bestand unter ihnen eine Art von Bund der einzelnen Gause oder Völkerschaften; über die Organisation desselben ist aber nichts Näheres bekannt. Erst mit der Zeit Alexanders d. Gr. beginnen die Ätolier wirksam in die griech. Verhältnisse einzugreifen. Nachdem sie 323—322 v. Chr. lebhaft zu Gunsten der Unabhängigkeit Griechenlands am Samischen Kriege teilgenommen, und darauf von Antipater und Krateros hart bedrängt worden, schlossen die einzelnen Stämme ihren alten Verein, den Ätolischen Bund, enger. Seitdem standen die Ätolier, indem sie je nach ihrem Interesse mit den verschiedenen Nachbarn der Diadochenzeit Bündnisse eingingen, in dauernder Fehde, bald mit Antipater und Polyperchon, bald mit Kassander, bald mit Demetrius Poliorketes, bald mit den Spartanern. Bei der Abwehr des Einfalls der Kelten in Griechenland (278) leisteten sie Bedeutendes. In dieser Feldzeit der Ätolier breitete sich der Ätolische Bund über einen großen Teil des mittlern und nördl. Griechenlands aus: die Lokrer, Phoker, Däier, zahlreiche thessal. Städte traten ihnen bei; auch einige peloponnes. Staaten, wie Elis, Messenien und mehrere arlab. Städte, endlich die Inseln Kephalenia, und selbst einige Städte in Kleinasien schlossen sich ihnen an. So wurden sie eine neue Hauptmacht in Griechenland. Aber für sie und für Griechenland höchst schädlich wurde, neben ihrer Neigung zu Privatfehden, die oft das Volk in schwere Kriege verwickelten, ihre Eifersucht auf die Mäcker. Aus dieser entsprang endlich, als dieselben in den macedon.-griech. Bund des

Antigonos Daskon getreten waren, der für alle Teile verderbliche Bundesgenossenkrieg (220—217), dem 211 die Allianz der Italiener mit den Römern gegen Philipp V von Makedonien folgte. Aber schon nach der Schlacht bei Synopephala (197 v. Chr.) kam es zwischen Italiern und Römern zum Bruch. Die Italiener zogen zur Vertreibung des röm. Einflusses aus Griechenland 192 v. Chr. den Seleukiden Antiochos III nach Syrien, unterlagen dann aber in dem neu ausbrechenden Kriege mit Rom so vollständig, daß 189 v. Chr. ihre polit. Bedeutung für immer gebrochen und vernichtet wurde. (S. Griechenland.) Während des letzten Jahrhunderts ihres polit. Wirkens betrieben die Italiener eine ziemlich ausgebildete Bundesverfassung. Die Entscheidung über Krieg und Frieden, überhaupt aber die Bundesangelegenheiten hing von der Bundesversammlung ab, welche in der Regel jährlich zu Anfang des Herbstes, gewöhnlich (sobwohl nicht ausschließlich) in Thermo gehalten und Panathenäon genannt wurde, nicht dabei betheiligt waren die nur Schutzwächtern, die tributären und die unterthänigen Glieder, sonst aber war zur Teilnahme an der Bundesversammlung jeder Bürger einer zum Bunde gehörigen Stadt berechtigt. In den Geschäften dieser Versammlungen gehörte die Wahl der Bundesbeamten, deren oberster der Strateg war, nach welchem der Hipparch und der Staatschreiber den nächsten Rang einnahmen, denselben stand ein ständiger Ausschuss, die sog. Apolloten, zur Seite. Vgl. Brandstädter, „Die Geschichten des ital. Bundes, Volks und Bundes“ (Berl. 1844).

Im neuen Königreich Griechenland III. n. mit Makedonien zu einer Monarchie Makedonien und Italiener vereinigt (s. Makedonien).

Stolischer Bund, (Italien).

Stolle heißen die ringförmigen, ganz flachen Inseln, die im Stillen Ocean durch den allmählichen Aufbau von Korallen während einer eben so langen Senkung des Meeresbodens entstanden sind. Sie bestehen daher ganz aus Korallenriffen, welche anfangs eine kleine Insel umgaben und dann, während diese unterlief, immer wieder bis zum Meerespiegel heraufwuchsen. (S. Korallen.)

Atome (vom griech. *atomos*, unteilbar), die letzten Bestandteile der physik. Körper. Die Bildung des Begriffs der A. macht in der Entwicklung der Philosophie des Altertums einen wichtigen Wendepunkt aus, indem durch das Zurückgehen auf die unveränderlichen Bestandteile der Körper zuerst die Möglichkeit einer exakten Physik angebahnt wurde. Ehe das Denken bis zu dieser Abstraktion gelangte, wurde das Wesen der Materie einerseits von der Pythagoräischen Schule mit den geometr. Größen und Figuren, andererseits von den von Philosophen mit den das Leben im Weltall erzeugenden Kräften zusammengeworfen und verwechselt. Erst im Anschluß an die metaphysischen Untersuchungen der Eleatischen Schule (s. d.) über die Unveränderlichkeit des Seins und durch die Reflexion auf das, was in allem Wechsel der materiellen Zustände innerhalb ihrer selbst als unveränderlich beharrt, wurden Leucipus (um 500 v. Chr.) und, ihm folgend, Demokrit (470—407) zu der Hypothese getrieben, daß dieses Beharrende aus gewissen kleinsten Teilen bestehen müsse, welche keine andern Eigenschaften besitzen dürften als Ausdehnung, Gestalt, Bewegung, Härte und Schwere, weil alle übrigen Eigenschaften an der Materie ebenso rasch wieder

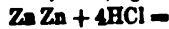
in Können, als sie daran erscheinen, in Farbe, nach Ton, nach Geruch, in dem ersten Bestandteilen des Körpers entstehen können. Dem Demokrit, welcher diese zuerst an einem Reichtum empfand als Naturforscher verwertete, mag wohl bequem, daß sie alles weitere Nach den metaphys. Gründen von Raum, Bewegung abhingen, und dadurch die an sich sinnlichen Wahrnehmung von all übrigen Eigenschaften abschloß und vollerte. Aber der Vorteil von der einen Seite verheißt zugleich von der andern die weiter lebenden Philosophen, sich auf dieses Aufheben der Fortschritte niederzulassen, und so haben unter den späteren Schulen einzig die Epikureer die Hypothese des Demokrit weiter entwickelt, welches damit zusammenhängt, daß sie zugleich unter allen Philosophen des spätern Altertums die einzigen waren, welche keine Metaphysik, sondern allein eine physik. Wissenschaft wollten. Daher fiel auch im Altertum die atomistische Weltanschauung immer mit einem eckigen Materialismus zusammen.

In der Neuzeit hat sich dieses Verhältnis geändert, indem zwar durch Galilei, Descartes, Newton, Boerhaave, Lavoisier u. a. sich die Demokritische Atomlehre der Deutlichkeit halber der dem Kosmos der, ganz allgemein in die Physik der Bürger, jedoch unbeschadet der Ideenfreiheit, welche daneben ungehindert ihre eigentümlichen Bahnen lief. Um beide Seiten der Fortschritte in engerer Verbindung miteinander zu setzen und Leiden den Versuch, die A. mit Descartes anzuheften und für geistige Substanzen oder Wesen zu erklären, welche, auf unendlich verschiedenen Stufen innerer Entwicklung stehend, eine aufsteigende Kette bilden, vom Elementarترین bis zum absolut vollkommenen Geist als d. sich entwickelnden Urmonade aufwärts. Der erste, der sich in der Neuzeit entschieden gegen die Atomlehre auflehnte, war Kant. Seine Theorie der Anschauungen a priori schließt ein Verbot der A. aus kleinsten Teilen darum aus, weil ihr zufolge die Materie überhaupt nicht aus ihren Teilen zusammengesetzt ist, sondern den kontinuierlich Raum, welchen sie einnimmt, allein durch die von Punkt zu Punkt wirkenden anziehenden u. abstoßenden Kräfte erfüllt. Daher ist nach Kant alle Materie ins Unendliche teilbar, obgleich unvertrennbar. Der Kantische Dynamismus übt seinen Einfluß auf die Naturwissenschaft darin, daß der fast allgemein überhandgenommene Jrrtum als seien die A. Gegenstände der Erfahrung, beseitigt wurde, und man in der Physik aufhört, an der Stelle der A. gewöhnlich herbei den Begriff kleiner Massenteile (Corpuscula oder Moleculen) substituirt, bei denen man es unbestimmt ließ, ob sie wirklich oder nur annäherungsweise kleinsten seien. Andererseits wurde der Kantische Dynamismus in den verschiedenen Richtungen u. Systemen der Naturphilosophie konsequent durchgeführt, vervollständigt und auf allen Gebieten der Naturforschung gegen die mechanische Weltanschauung der Atomiker verteidigt. Auch Hegel und die Hegel'sche Philosophie, indem sie reinet. Logik den atomistischen Standpunkt als ein wichtiges Stadium der Fortschritte auf dem Wege der hist. Begriffsentwicklung, haben doch als einen schließlich zu überwindenden Jrrtum

bewährt. Remerhings sind durch Herbart und
deja Schule, wie auch durch Lese und Drobach,
emanu. Behauptungen eingetreten, die physikal.
schen A. durch eine Umgestaltung derselben zu gei-
stigen Annahmen vor den kantischen Einwürfen zu
retten, und dadurch den kantischen Standpunkt des
Philosophens auf den Leibnizischen zurückzufüh-
ren. Viel. Verderblicher der Atomlehre im Sinne
des Demokritischen und Epikurischen Materialis-
mus, wie sie das 18. Jahrh. hatte (Lametrie,
Volbach, Robinet), sind seit Kant nicht wieder auf-
getreten, indem es das Bestreben der neuen Mate-
rialisten vielmehr in der Regel gewesen, in die ur-
sprünglichen Körpertheile außer ihren physik. Eigen-
schaften auch noch Anlagen zu idealen oder inneren
Thätigkeiten (des Vorstellens, Empfindens u. s. w.)
zu setzen, und sich dadurch bis auf einen gewissen
Grad des monadologischen Standpunkte zu be-
reichen. Am meisten hat sich dem echten Demo-
kritischen Systeme wieder genähert Gölze in seiner
„Neuen Darstellung des Sensualismus“ (Lpz.
1866). Ein scharfsinniger Ausgleichungsversuch
zwischen der kantischen Dynamik und der Atomlehre
der Physik ist gemacht worden von Fechner in der
Schrift: „Über die physik. und philol. Atomlehre“
(2. Aufl., Lpz. 1864). Fechners A. sind zwar starr
und von typikalischer Gestalt, gleich den Demo-
kritischen, unterscheiden jedoch dabei aus der kantischen
Dynamik den wesentlichen Umstand, daß sie ihre
Räume nicht durch ihre bloße Existenz erfüllen, son-
dern allen durch ein perpetuierliches Ausströmen
ihrer Kraftquellen von gewissen, in unveränderliche
geomet. Lagen zueinander gestellten Kraftpunkten
aus. Zwischen ist die Atomlehre für die empiri-
sche Naturforschung zu einer unentbehrlichen und
allgemein anerkannten Hypothese geworden, indem
sowohl die Physik als auch die Chemie derselben
zur Erklärung der wahrnehmbaren Erscheinungen
bedürfen. Doch ist im letzten Grunde der Begriff
des A. nur ein Ausfluß der Notwendigkeit, mit
welcher die Kategorie der Substanz (s. d.) sich im
empirischen Denken des Menschen geltend macht
und, da sie innerhalb des Erfahrungsmaterials
nicht rein aufrecht zu erhalten ist, in ihrer objekti-
ven Geltung jenseit der Erfahrung verlegt wird.
Vgl. Wiesner, „Das Atom“ (Lpz. 1876).

Atome nennt man in der Chemie die kleinsten,
weder auf mechan. noch chem. Wege weiter zerleg-
baren Theilchen der Materie, während man mit
Atomgewicht die kleinste relative Menge bezeich-
net, mit welcher A. in Verbindungen eintreten.
Die A. ziehen sich gegenseitig an, und zwar sowohl
gleichartige wie ungleichartige, und vereinen sich
durch Ausgleichung dieser Anziehungskraft zu Ver-
bindungen, die man Moleküle (s. d.) nennt. In-
folge dessen können A. auch nicht im freien Zu-
stande existieren; werden sie aus ihren Verbindun-
gen abgetrennt, so gehen sie entweder sofort mit
andern fremdbartigen A. neue Verbindungen ein,
oder es vereinen sich mindestens zwei gleichartige
A. zu einem Molekül. Reagiert z. B. 1 Molekül
Natrium, welches aus 2 Zinkatomen Zn besteht, auf
4 Moleküle Chlornasserstoff, von denen jedes 1 A.
Chlor und 1 A. Wasserstoff enthält, so werden dabei
die 2 Zinkatome durch die größere Affinität, welche
die Chloratome ausüben, auseinandergerissen, jedes
Zinkatom vereint sich dabei mit 2 Chloratomen zu
1 Molekül Chlorzink, während die 4 Wasserstoff-
atome des Chlornasserstoffs sich zu 2 Wasserstoff-

molekülen verbinden, wie folgende Gleichung aus-
drückt:



Nach obiger Definition kann ein Atom immer nur
das denkbar kleinste Theilchen eines einfachen Kör-
pers oder Elements (s. d.) sein. Manche Chemiker
bezeichnen aber auch gewisse Atomverbindungen,
welche bei chem. Reaktionen auf gleiche Weise wie
A. funktionieren, als A.; so spricht man von einem
Atom Methyl und versteht darunter die Verbin-
dung von 1 Kohlenstoffatom mit 3 Wasserstoff-
atomen. Diese Ausdrucksweise ist jedoch nicht zweck-
mäßig, da sie gegen den Begriff des Atoms ver-
stößt. Über das Weitere s. unter Chemie.

Atomgewicht, s. unter Atome und Chemie.

Atomwärme, s. unter Wärme.

Atonie (grch.) oder Erschlaffung bezeichnet
den Zustand, in welchem der Tonus, d. h. die
Spannkraft oder Elasticität der tierischen Gewebe
verloren gegangen ist. Doch gebrauchen die Ärzte
dieses Wort auch häufig gleichbedeutend mit Atrophie
(s. d.). Der atonische Zustand kann bedingt sein
von einer mangelhaften Einwirkung der Nerven
auf die kontraktile Fasern eines Organes, z. B.
A. der Gefäßmuskeln von Lähmung der vaso-
motorischen Nerven, aber auch von Erweichung,
Auflöserung und Schwund des betreffenden Ge-
webes. Reist geht beides Hand in Hand. Die
Behandlung atonistischer Zustände muß vor allem
eine allgemeine Kräftigung des Körpers erzielen
und bedient sich außer einer zweckmäßigen Ernäh-
rung und methodischen Abhärtung theils der zu-
sammensetzenden, theils der stärkenden und reiz-
enden Heilmittel, namentlich des galvanischen Stro-
mes. Auch gebraucht man A. oft ganz in dem
Sinne von Abspannung (s. d.).

Atout (frz.), beim Kartenspiele der Trumpf,
die Farbe; daher Atoutspiel, ein Spiel, bei
welchem ein Spieler viele Trümpe in der Hand
hat, oder bei welchem fast alle Stiche durch
Trumpf gemacht werden.

A tout hazard (frz.), auf alle Gefahr hin,
auf jeden Fall.

A tout prix (frz.), um jeden Preis.

Attractio, s. unter Attra.

Atragino, Alpenrebe, Pinneische Pflanzen-
gattung aus der Familie der Ranunculaceen, ist
sehr nahe verwandt mit Clematis (s. d.), aber mit
gefärbtem Kelch und einer aus vielen kleinen, schma-
len Blättchen zusammengesetzten Blumenkrone um-
schlossen. Es gibt nur wenige, in Europa, Asien
und Nordamerika wachsende Arten. Die einzige in
Deutschland, und zwar nur in den Alpen vorkom-
mende Art, A. alpina L., ist ein kletternder Strauch
mit bis 2 m langen, oft von Felsen herabhängenden
Stämmchen oder Ästen, gegenständigen, langgestiel-
ten, doppelt-dreieckigen Blättern und einzeln in
den Blattachseln stehenden, langgestielten Blüten,
deren kreisförmig ausgebreiteter, bis 3 cm breiter
Kelch eine violette Farbe besitzt. Dieser schon blühende
Strauch wird oft zu Verleibungen künstlicher Felsen-
partien benutzt.

Atramentstein, ein in Rammelsberg bei Gos-
lar vorkommendes Verwitterungsprodukt, aus
einem Gemenge von Eisen- und Kupfervitriol.

Atramentum, lat. Bezeichnung für Tinte.
A. candidum, veralteter Name für Sulfvitriol, A.
sutorium für Eisenvitriol.

Atrato, Rio-Atrato, ein in der Frage der interoceanischen Kanalverbindung viel besprochener und genauer untersuchter Fluß im nordwestl. Teile von Columbia in Südamerika, im Staate Cauca. Der A. wird durch die Westcordillere von dem Cauca, dem linken Nebenflusse des Magdalenenstroms, getrennt und entspringt in 3216 m Höhe in den Sitarábergen dieser Cordillere, in 5° 12' nördl. Br. Er läuft in einem gegen N. gerichteten niedrigen Längenthale und mündet auf der Westseite des Golfs von Uraba (Darien del Norte) des Antillenmeeres in einem sumpfigen Delta mit 5 Haupt- und 11 kleinen Armen, von welch erstern die Boca-Arena (8° 15' nördl. Br.) die nördlichste, die Boca de las Pajas (7° 15' nördl. Br.) die tiefste ist. Die Länge seines Laufs beträgt 456 km, mit den kleinen Krümmungen 665 km, sein Flußgebiet 35 700 qkm; 150 Flüsse und 300 größere Bäche führen ihm ihr Wasser zu. Er ist durchschnittlich 290 m breit, an der breitesten Stelle sogar 530 m, und 4—20 m tief. Sein Bett ist sehr schwach geneigt und behält durch den das ganze Jahr hindurch fallenden Regen eine fast immer gleiche Wasserfälle. Das Thal des A. wird von der Sübfestküste nur durch einen mehrfach sich senkenden, selbst an den höchsten Punkten kaum 320 m über das Meer ansteigenden Höhenzug getrennt. Schon A. von Humboldt hatte auf die Möglichkeit einer Kanalverbindung beider Océane, des Stillen Océans mit dem Atlantischen Ocean durch den A. hingewiesen; aber erst 1852 veranlaßte Kelley aus Newyork genauere Untersuchungen des Atratothals, welche, nachdem der Kongreß der Vereinigten Staaten 3. März 1857 eine Summe von 25 000 Doll. zur endgültigen Aufnahme des A. bewilligt hatte, mit Eifer fortgesetzt wurden. Eine nordamerik. Expedition unter Kapitän Selfridge (1870—71) berechnete die Kosten eines Kanals zwischen dem Napipi, einem linken Zuflusse des A., und der Cupicabai an der Südfsee, zu dem ein Tunnel von 6,4 km nötig wäre, auf 130 Mill. Doll. Auf einer zweiten Expedition (1873) fand Selfridge die Linie von der Chirí-chirí-Bai, 16 km südlich von der Cupicabai, nach dem Doguabo, einem Nebenflusse des Napipi, günstiger für die Ausführung eines Kanals, dessen Kosten er auf 56 1/2 Mill. Doll. schätzte. Dieser Ansicht schloß sich eine peruan. Expedition an, die 1873 den Isthmus zwischen der Cupicabai und dem A. vermaß. Jedoch hat ein internationaler Kongreß zu Paris 29. Mai 1879, nach Prüfung aller Projekte zur Durchstechung der Darischen Landenge, dem Kanale von der Limonbai nach Panama den Vorzug gegeben.

Atrag, im Altertume eine Stadt in der thessal. Landschaft Histiäotis zwischen dem Flusse Litareios und dem obern Peneus; atracius (atracisch) brauchte man poetisch für thessalisch; daher ars atracia, die Schwarze oder Zauberkunst (Magie), da die Thessalier diese Kunst stark trieben.

Atrebaten waren ein kelt. Volk im belg. Gallien, und zwar im heutigen Artois, namentlich in der Umgegend von Arras, ihrer Hauptstadt, die im Altertum Nemetocenna oder Nemetacum hieß. Ein Zweig der A. hatte sich nach Britannien gezogen, wohnte dort als südössl. Nachbarn der Dobuner zu beiden Seiten der Themse und hatte Calleva (Silchester) zur Hauptstadt.

Atref (Atref), Grenzfluß zwischen dem russ. Turkmenenlande (transkaspisches Gebiet) und Persien,

entspringt in 37° 10' nördl. Br. und etwa östl. L. (von Ferro) in den Ketten von Khoran an der Nordostgrenze Persiens, im NO. von Istan in 1225 m Höhe an dem bis 2300 m ansteigenden Gulistangebirge, fließt nach W. und mündet nach einem Laufe von ungefähr 400 km in der Alstrababai in der südössl. Ecke des Kaspischen Meeres in die Hassan-Kuli-Bai. In mittlerem Drittel seines Laufes sinkt sein Gefälle: 300 auf 40 m Meereshöhe. Das Thal des A. nur von nomadischen Turkmenen bewohnt, w. 10. Febr. 1873 von den Russen eine empfindliche Niederlage erlitten.

Atremograph (grch.), ein Federhalter, der Konstruktion den Schreibekrampf verhindern soll. **Atrekie** (grch.) bezeichnet in der Medizin 1. Zustand des Verschloffenseins der natürlichen Öffnungen und Kanäle des tierischen Körpers, so 2. Alters, der Scheide, der Gebärmutter, der Harnröhre, der Augenlider, des Mundes u. s. w. der Mehrzahl der Fälle ist die A. angeboren infolge eines Bildungsfehlers; doch wird sie auch hervorgebracht durch späteres Verwachsen der Kanäle Folge von Wunden, Geschwüren u. s. w. 3. Folgezustände sind meist sehr schwere, zum Teil lebensgefährliche, ihre Beseitigung nur operativem Wege durch Spaltung oder Durchstechung der verschließenden Membranen möglich. Die angeborene A. des Alters kommt nicht selten vor und führt infolge der Undurchgängigkeit des Darms schon in den ersten Lebensstagen sicher zum Tode, wenn nicht rechtzeitig operative Hilfe gebracht wird. Die A. der Scheide sowie des Mundes führen beim Eintritt der Menstruation unter heftigen, in vierwöchentlichen Pausen wiederkehrenden kolikartigen Schmerzen zu einer sehr beträchtlichen Ansammlung des Blutes in der Gebärmutter, die dadurch allmählich eine Ausdehnung wie in den letzten Schwangerschaftsmonaten erreichen kann. Auch hier ist nur von rein chirurgischer Behandlung Hilfe zu erwarten, ohne welche die Kranken leicht an Zerreißung der Gebärmutter an Bauchfellentzündung u. s. w. zu Grunde gehen.

Atreus, in der griech. Helden Sage Sohn des Pelops, Königs von Elis, und der Hippodamia, einer Tochter des Dinomaos, Enkel des Lantak und Bruder des Thyestes und Gemahl der Aero, ermordete mit seinem Bruder Thyestes auf Anweisung der Hippodamia den Chrysopeus, den Halbbruder von der Argioche war, flüchtete dessen nach Mytenä zu Eurystheus und erhielt, als letzter im Kampfe gegen die Herakliden gefallen, Herrschaft über Mytenä. Hier verführte Thyestes seinen Bruders Gemahlin. Sie entwandte ihm das Lamm mit dem goldenen Vlies, an dessen Besitz der des Throns geknüpft sein sollte, und gab es dem Thyestes. Aber Zeus schritt nun in der gewöhnlichen Erzählung zu Gunsten des mit einem Wunder ein; er lehrte den Lauf der Sonne und Gestirnen um, und Thyestes mußte aus dem Lande. Nach einer Darstellung aus dem Altertum, um sich zu rächen, den eigenen Sohn des A., Pelopides, welchen er bei sich erzogen ab, um ihn zu töten; jedoch es trat der entgegengesetzte Fall ein, und A. tötete, ohne es zu wissen, seinen eigenen Sohn. Nach der gewöhnlichen Darstellung lehrte Thyestes, ohne daß ein solcher Ratplan von ihm erzählt wird, demütig und bittend zurück, A. aber, der sich verjöhnt stellte, tödtete

Esse befehlen, sehr ihr Fleisch dem Vater als Speise vor und ließ während der Mahlzeit Atri und Ene der gebildeten Söhne hereinbringen. Wegen dieses Grundes lehrte dann nach einigen der Sonnenzeit seinen Lauf um. Als wegen des graufigen Atrides das Land des A. von Unfruchtbarkeit heimgesucht ward, und das Orakel dem A. befohl, seinen vertriebenen Bruder Theseus zurückzurufen, machte er sich auf, den Theseus zu suchen, und kam auf der Reise auch zum Könige Theseus, wo er Theseus, die Tochter des Theseus, ohne ihre Herkunft zu wissen, heiratete. Aber diese war schon von ihrem eigenen Vater schwanger und gebar ihm den Atrides (s. d.), der später den A. tötete, als dieser ihn besessen hatte, seinen Vater Theseus zu erschlagen. Seine Söhne von der Atride (genannt die Atriden, die Söhne des A., genannt) sind Agamemnon und Menelaos. Überhaupt ist die Atri von den Atriden, die bei Homer weit einfacher und frei von den erwähnten Greueln ist, erst abhängig mit diesen Schreden erfüllt und dann namentlich von den Tragikern mannigfach erweitert und umschichtet worden.

Atri (Adria, Atria, Hadria), Stadt in der ital. Provinz Teramo (Abbruzzo ulteriore I), 7 km von Diatichs Meere entfernt, auf steilem Berg, 1000 ft., hat eine schöne got. Kathedrale, Seifen- und Seifenfabrikation und zählt (1890) als Gemeinde 10487 E. In ihrer Nähe befinden sich merkwürdige Höhlenhöhlungen, welche eine Reihe von Kammern bilden, die sehr regelmäßig angelegt sind und entweder als Wohnungen oder als Magazin dienen haben. Sie ähneln den Katakomben bei Syrakus und den Grotten des Servius Tullius zu Rom. A. ist namentlich durch Ursprung, Heimat des Geschichts des Kaisers Hadrian und Endpunkt der von Rom aus geführten antiken Via Valeria.

Atriden, s. unter Atri u. s.

Atriplex, Melde, von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodiaceen. Ihre vorzüglich auf Schutt, fettem oder salzhaltigen Boden, am Meeresstrande, in Steppen und an rauen Plätzen, an Mauern und Felsen wachsenden Arten sind der Mehrzahl nach einjährige Kräuter, einige auch Halbsträucher und Sträucher, mit ungetriebenen, in ährenförmig, traubig oder rispig angeordnete, in Ähren gestellten Blüten von grünlicher, rötlicher oder rötlicher Farbe, welche einen vertheilten Bau besitzen, je nachdem sie beiderlei Geschlechtsorgane, oder nur Staubgefäße, oder nur Stempel enthalten. Die Samen sind linsenförmig, länglich und enthalten einen von dem gekrümmten Kern ringförmig umgebenen Eiweißkörper. Die meisten Arten finden sich in Europa und Asien. Eine anat. Art, die Gartenmelde, *A. hortensis* L., wird nicht selten als Gemüsepflanze in Küchengärten kultiviert, da ihre Blätter wie Spinat benutzt werden können. Die in Deutschland gewöhnlichsten Arten, welche als Unkräuter auftreten, sind *A. patula* L. und *angustifolia* L.

Atrium ist der wesentliche Teil des röm. Hauses. So hieß das altröm. Wohnhaus selbst **Atrium**, da in dieser Zeit ein einziger großer Raum das gemeinsame Wohnstätte der Familie war: in diesem A. war der Brunnen, der Feuerherd; dort stand der Thyr gegenüber das Gebett und neben demselben die Bebestände der Sklavinnen, mit denen die Hausfrau gemeinschaftlich arbeitete. Es

diente als Versammlungsort für die Hausgenossen und Fremden, in der Folge zugleich auch für die Klienten bei der Aufwartung derselben. Die in Schranken aufbewahrte Sammlung von Wästen der Vorfahren bildete bei den alten Römern die Hauptzierde des A. Später, als das Haus geräumiger wurde und besondere Zimmer sich dem A. angeschlossen, blieb dieses doch noch immer der wichtigste Raum des Hauses. Es gab fünf verschiedene Arten von Atrien, deren Verschiedenheit durch die Konstruktion des Daches bedingt war. Beim **Atrium testudinatum** ist der Raum vollständig durch das Dach bedeckt. Es ist dies wahrscheinlich die älteste Form. Beim **Atrium Tuscanicum** ruht das Dach auf zwei Querbalken. Das Dach selber war vierteilig und nach innen geneigt, d. h. es hatte den Abfluss nach dem Kompluvium (Dachöffnung) und dem Impluvium (dem im Fußboden zur Aufnahme des Regenwassers befindlichen Bassin). Beim **Atrium tetrastylum** wurde das Kompluvium von vier Säulen getragen. Das **Atrium Corinthium** hatte beliebig viele Säulen, auf welchen die von der Wand auslaufenden Dachbalken sich stützten. Beim **Atrium displaviatum** endlich neigte sich das Dach nicht dem Kompluvium zu, sondern hatte seinen Abfluss nach den Wänden des Hauses. In Rom gab es eine Anzahl von Gebäuden alter Konstruktion, die den Namen A. führten: so das **Atrium Vestae**, in welchem die Vestalinnen wohnten, das **Atrium Libertatis** u. a. m. Als sich gegen Ende der Republik, infolge der Eroberungen des Lucullus, Sulla, Pompejus und anderer Feldherren, die Luxusfrage der Kunstgegenstände in Rom verbreitete, schmückte man das A. mit kostbaren Marmorsäulen und dazwischen aufgestellten Statuen. Vorzüglich waren die Atrien des Scavrus, Verres und Crassus durch solche Dekorationspracht berühmt. Mit der Zeit und mit dem wachsenden Reichtume der Kaiserperiode wurde das A. auch bei Staatsgebäuden, sogar bei Tempeln gebräuchlich. Auch in der christl. Architektur bildete das A. einen wesentlichen Teil der Basiliken und bestand meist aus einem von Kolonnaden umgebenen Raume mit einem Brunnen in der Mitte.

Atrium bezeichnet in der Anatomie die Vorderkammer oder den Vorhof des Herzens, die zu oberst liegende Abteilung jeder Herzhälfte (s. Herz); in der Pathologie heißen **atria mortis** von alters her diejenigen Organe, welche den übrigen die wichtigsten Lebensreize zuführen und deren Verletzung plötzlichen Tod verursacht; es sind das Herz, die Lungen und das Gehirn.

Atropa, eine von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, welche nur durch wenige in Europa und Asien vorkommende Arten repräsentiert ist. Die einzige in Deutschland wachsende und in einem großen Teil Europas sich findende, zugleich auch die wichtigste Art ist die als Tollkirsche, Wolfskirsche und Belladonna bekannte Giftpflanze, *A. Belladonna* L. Der Name «Belladonna», d. h. schöne Frau, rührt von der Anwendung her, welche man früher in Italien von den Beeren machte; man benutzte dieselben nämlich zu einem Schönheitswasser, das angeblich der Haut einen blendendweißen Teint geben sollte. Diese, auf kräftigem, humosem Waldboden in schattiger und sonniger Lage, besonders in Gebirgsgegenden wachsende Pflanze treibt aus ihrem dicken, fleischigen, auswendig blaßbraunen,

innenwärtig schmutzigweiß, am Stängel reichlich Wurzelstock bis fingerdick, 0,5—1,0 m hohe, stielige Stängel, welche zuletzt stark verholzen und dann der Pflanze ein strauchartiges Aussehen verleihen. Die Blätter sind mit eiförmig länglichen, ganzrandigen, zugespitzten, kurzgestielten, paarweise gestellten Blättern besetzt, von denen das eine immer viel kleiner ist als das andere. Neben den Blattpaaren, desgleichen in den Achseln stehen einzeln auf kurzen Stielen die hängenden Blüten, welche einen einseitigen, grünen Kelch und eine glockenförmige, braunviolette Blumentröbe besitzen. Aus dem Fruchtstempel entwickelt sich eine glänzend-schwarze, innenwärtig rote, sehr saftige und säuerlich-süß schmeckende Beere von der Größe einer Kirche, die am Grunde von dem Stiel gebildet und noch vergrößerten Kelch umschlossen erscheint. Die Pflanze blüht vom Juni bis August, ist vom August an mit reifen Früchten beladen und, da diese sehr appetitlich aussehend, eine für Unkundige und namentlich für Kinder höchst gefährliche Pflanze.

Der Genuß der Beeren führt nämlich höchst bedenkliche Krankheitserscheinungen herbei, welche, wenn nicht schnell Hilfe geschafft wird, sehr leicht mit dem Tode des Kranken endigen können. Wenige Minuten nach dem Genuß stellt sich ein heftigster Schwindel ein, oft mit wirklicher Entzündung des Schlandes verbundenes Schlingern, starke Erweiterung der Pupille des Auges, Dunkelsehen, welches mehr und mehr in Erblindung übergeht, ein. Die durch Halsentzündung und Aufhören der Speichelsekretion entstandene Trockenheit im Halse und Rachen erzeugt brennenden Durst, der durch Wassertrinken wenig gemindert wird, auch tritt oft Brechreiz und wirkliches Erbrechen ein. Besser wird dann der Zustand nicht, und tritt kein Schweiß ein, so ist der Kranke als verloren zu betrachten. Bald erkrankt derselbe gänzlich und verfällt in die tödlichste Koma. Die Augen zeigen sich weit geöffnet, mit fixem Blick und stark geröteter Bindehaut, die Zunge ist gelblich. Endlich sammelt sich vor dem Munde bläulicher Schaum, und unter heftiger Entzündung und heftigen Krämpfen erfolgt der Tod. So giftig nun auch die Beeren sind, so enthalten sie doch weit weniger Gift als die Blätter und namentlich der Wurzelstock, doch treten Vergiftungen mit diesen Teilen natürlich nur sehr selten ein. Der Träger des Giftes ist ein namentlich in der Wurzel enthaltenes Alkaloid, das Atropin (d). Wenn eine Belladonnavergiftung eingetreten ist, muß sogleich ein Arzt herbeigeholt werden. Aus diesem kommt, ist auf irgendeine Weise, wenn nicht anders, durch mechan. Reizen des Vagus mit einer Zeder, Brechen zu erregen, außer dem Mund Ei und Essig zu geben. Gleichzeitig lasse man heiße Fußbäder, womöglich mit Essig und Senf, machen, um eine Ableitung von dem Gehirn

durch bedingte Formveränderung zur Folge. Bemerkt man den Vorgang einer Degeneration oder Entartung, auch qualitativ, erstensfalls, d. h. wenn lediglich Abnahme der Größe und der Zahl der Elemente vorliegt, eine einfache oder quantitative A. In den meisten Fällen aber kombinirt sich die krankhafte mit einer Entartung. Solange der Körper im Wachsthum ist, wird die mangelhafte Ernährung eines Teils vielleicht nur die Folge eines im Allgemeinen zum Gesamtkörper verminderten Wachstums haben, und der Teil wird dann nur hinter dem übrigen Körper zurückbleiben. Dies ist im eigentlichen ein Schwund, wird aber auch als A. bezeichnet, und zwar als relative A.

Als normale A. kann man in der Entwicklungsgeschichte die Rückbildung und das gänzliche oder teilweise Schwinden solcher Organe bezeichnen, welche im Embryonal- und Larvenleben eine Funktion besitzen, die später nicht mehr geübt oder durch eine andere ersetzt wird (z. B. das Schwinden des Nierens und des Schwanzes bei den Larven der Fische, den Kaulquappen), oder auch solcher Organe, welche als Vorbildung angelegt, aber nicht weiter entwickelt, sondern später rückgebildet und selbst ganz aufgelöst werden, wie z. B. die Zähne in den Keimern der Walstischembryonen. (S. auch Rudimentäre Organe.)

Die Ursachen der krankhaften A. sind hauptsächlich Mangel an Nahrung, Störungen der regelmäßigen Verdauung oder der Aufsaugung der Speise, ferner überhaupt alle Ursachen einer mangelhaften Blutbildung können im allgemeinen eine Veranlassung, ebenso erschöpfende Schweißverluste die Störungen u. s. w., übermäßige Anstrengung, anhaltendes Fieber. Teilweise A. sind zum Beispiel Folge von Entzündungen, von Störungen der Circulation des Blutes in dem betreffenden Teile, besonders von gehemmtem Blutfluss (z. B. bei anhaltendem Druck von Nerven der zur Nahrung des Stoffwechsels nötigen Reize (z. B. dauernde Unthätigkeit eines Muskels, Kernen u. s. w.), oder übermäßiger Thätigkeit des Organs endlich von Ständen gewisser Kernen, insbesondere derjenigen, welche man als trophische oder Ernährungskerne zu bezeichnen pflegt. Zellen und aus Zellen bestehende Fasern sind die Elemente, aus welchen wesentlich alle Organe bestehen. An ihnen wird sich auch die A. im einzelnen nachweisen lassen, wenn ein Organ im ganzen atrophiert ist. Der Zellen zeigt sich als ein ganz gewöhnlicher normaler Vorgang an der Oberhaut und hat stetige Abkappung (d). Derselben zur Folge. Die Zellen der Oberhaut sind zuerst runde, dann saftige Bläschen, schrumpfen aber und trocknen allmählich ein, je weiter sie nach oben rücken, je höher also von den Blutgefäßen der Haut, den Cilien ihrer Ernährung entfernt. Endlich stellen trockene, harte Plättchen dar, die sich als abgestorbene Teile des Organismus abstoßen. Eine andere, sehr häufige Zellentrophie ist die Atrophie (d), d. h. der Schwund des Zellkerns. Dieselbe ist als ein körniges Ei in den Zellen des Fettgewebes enthalten, die unter Umständen mit einem großen Fetttropfen prall angefüllt sind. Atrophieren diese Zellen, so schwindet der Fetttropfen immer mehr, löst sich in mehrere auf, und das Zellplasma verliert seine pralle Fülle, schrumpft ein und schwindet zuletzt gänzlich.

1. Hierbeizellen.
2. der Medulla der durch
erkrankte Schwund
3. Organe oder Organ-
teil eines Organs aus-
er gehört, daß die zu-

geführten Stoffe die abgeführten nicht vollständig ersetzen können, so hat dies entweder eine bloße Abnahme des betreffenden Teils an Größe oder Zahl seiner Elemente, oder aber eine gleichzeitige Veränderung seiner chem. Mischung und eine hier-

Atrophie eine Drüse, z. B. die Leber, die Milchdrüse, so auch dies ebenfalls gemeist auf dem Schwinden der Epithelzellen und hat, da diese Zellen meist die wichtigsten Stätten der Absorption sind, eine Abnahme dieser Absorptionen zur Folge. Nicht minder können die aus dem Bindegewebe hervorgehenden Substanzen atrophieren, so die des Knorpels und des Knorpels. Leicht atrophieren auch die Nerven; bei schlechter Ernährung, dauernder Unterernährung, Lähmung werden sie schlaff und welken. Die mikroskopische Untersuchung zeigt dann, daß ihre Fasern an Umfang abgenommen haben. Die Hauptorgane der atrophischen Teile schrumpfen häufig zusammen und werden un durchgängig. Im allgemeinen vermischt sich die A. eines Organs dadurch, daß es kleiner, trockener, blutärmer, fester und minder leitend ist. Die A. ist indes keineswegs auf die normalen Teile des Organismus beschränkt, sondern kommt auch sehr oft bei den krankhaften Veränderungen vor.

Atropin, Atropium oder Daturin, eine organische Base $C_{17}H_{21}NO$, die sich in allen Theilen der Tollkirsche (*Atropa Belladonna*) und des Stechapfels (*Datura Stramonium*) sowie in den Blättern und der Wurzel des Nachtschattens (*Solanum nigrum*) findet. Man stellt das A. meist aus dem in Reue der Blüthezeit abgeschnittenen Kraute der *Belladonna* her, indem man einen wässrigen Auszug derselben nach dem Verdampfen mit Natronlauge bis zur deutlich alkalischen Reaktion versetzt und mit Äther schüttelt; der Äther entzieht dabei der Flüssigkeit das im Wasser fast unlösliche A. und hinterläßt es beim Verdunsten im unreinen Zustande. Der Rückstand wird mit Wasser übergossen und mit verdünnter Schwefelsäure bis zur erfolgten Lösung versetzt, worauf diese durch Thierkohle entfärbt und das A. daraus durch Ammoniak gefällt wird. Nach dem Trocknen wird dasselbe aus Alkohol umkrystallisiert. Es krystallisiert in seinen weichen Prismen, die bei $90^{\circ} C.$ schmelzen, unangenehm bitter und scharf schmecken, sich wenig in kaltem Wasser, leicht aber in Alkohol lösen. Beim Erhitzen mit Salzsäure oder mit Barytwasser spaltet sich das A. in eine neue Base, das Tropin $C_{17}H_{21}NO$, und eine Säure, die Tropasäure H_2O_2 .

Das A. ist höchst giftig. In der Augenheilkunde wird dasselbe vielfach verwendet; es bewirkt, in der geringsten Menge auf die Bindehaut gebracht, Erweiterung der Pupille sowie Lähmung des Accommodationsapparats.

Atropos, eine der drei Parzen, s. Parzen.

Atschin, richtiger Atscheh im Englischen Atchin, bis 1873 selbständiger Malaienstaat, jetzt die Provinz des niederländ. Ostindien, nimmt mit etwa 50000 qkm den nördlichsten Teil der indischen Insel Sumatra ein und reicht von dem nördlichsten Vorgebirge derselben, der Atschepitze (vgl. Acheen head), im N. bis zu $2^{\circ} 58'$, im O. aber nur bis $4^{\circ} 25'$ nördl. Br. A. wird von dem nördlichen Sumatra in eine westliche und eine östl. Hälfte durch den Barisan oder Kettengebirge durchzogen, welchem sich hier unter $4^{\circ} 17'$ nördl. Br. der Berg Abong, wahrscheinlich ein Vulkan, bis zu 1000 m erhebt. Außer dem gebirgigen Teile enthält A. bedeutende Strecken mehr wellenförmigen, selbst ganz flachen, niedrig gelegenen, für Ackerbau und Baumzucht sowie namentlich für den Reisbau geeigneten Landes. Obgleich die

Zahl der Küstenflüsse eine beträchtliche ist, so sind dieselben doch nur schmal, untief und nur mit leichten Prahmen auf kurze Strecken befahrbar. Die Erzeugnisse aus dem Pflanzen- und Tierreiche sind dieselben wie die von Sumatra (s. d.) überhaupt; erwähnenswert ist das häufige Vorkommen der Pfefferpflanze. Die Bevölkerung der Provinz wird auf 6—700000 Seelen geschätzt. Die Hauptstadt A., am Flusse A., 7 km vom Meere, ist fast ganz neu und schön aufgebaut; seit der niederländ. Besetzung blüht der Handel wieder auf.

Geschichtliches. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß die Bevölkerung ursprünglich mit dem malaiischen Volksstamme der Batta (s. d.) homogen war, wie denn auch noch bis zu Anfang des 17. Jahrh. der ganze nördlich von dem Flusse Singel unter $2^{\circ} 17'$ nördl. Br. gelegene Teil von Sumatra, mit Einschluss von A., Lanna Batta, d. h. Land der Batta genannt wurde. Aus dem Batta aber in dem nördlichsten Teile dieses Landstrichs entwickelte sich zu Anfang des 13. Jahrh. durch ihre Vermengung mit fremden Volksstämmen, durch den Handel und Verkehr mit andern Asiaten, namentlich auch Arabern, durch die Einführung des Islam und andere aus die ursprüngliche Lebensweise und den Volkscharakter verändernd einwirkende Verhältnisse die Bevölkerung des Reiches A., welches von seiner Gründung 1205 bis in die neueste Zeit seine Unabhängigkeit zu bewahren gewußt hat. Die gleichnamige Hauptstadt wurde eine der reichsten und blühensten, von den Schiffen aller ostasiat. Handelsvölker viel besuchte Handelsstadt. Seit die Portugiesen unter Alvaro Laleffo 1506 zuerst nach Sumatra kamen und 1509 dabeist an der Nordostküste Niederlassungen gründeten, war der Beherrscher von A., Rascha Ibrahim, ihr erbittertester Feind, der sie 1523 auch von Sumatra vertrieb. Der Krieg gegen die Portugiesen dauerte fast ununterbrochen fort, bis die Holländer 1642 Malakka eroberten. Während dieser Zeit war A. der größte und berühmteste Handelsort Hinterindiens; aber mit der Ausbreitung der Holländer im ind. Archipel sank die Macht und Bedeutung des Reiches A., welches jedoch bis 1873 seine polit. Selbständigkeit behielt. Durch den 1824 zwischen Holland und England geschlossenen Vertrag war Holland verpflichtet, auf Sumatra, nördlich von der Parallele von Singapore ($1^{\circ} 17'$ nördl. Br.) keine neuen Besitzungen zu gründen. Allein ein neuer Vertrag vom 24. Mai 1872 hob den früheren von 1824 auf, und die Niederländer erhielten völlige Freiheit, sich nach Belieben auch nördlich von der erwähnten Demarkationslinie auf Sumatra auszubreiten. Seeräubereien und Kränkungen der niederländ. Souveränität auf Sumatra durch A. gaben sehr bald der Regierung zu Batavia Veranlassung, gegen A. vorzugehen. Am 26. März 1873 erklärte sie den Krieg, und 8. April landete eine Expedition bei der Stadt A., die jedoch tapfer verteidigt wurde, so daß sich die Holländer nach großen Verlusten 28. April zurückziehen mußten. Eine zweite, stärkere Expedition unter General van Swieten landete 11. Dez. 1873, welche unter fast ununterbrochenen blutigen Kämpfen bis zum Kraton, der besetzten Residenz des Sultans von A., vordrang und denselben 24. Jan. 1874 nahm. Doch blieb das ganze Innere des Reichs und viele Punkte an der Küste noch im Besitze des Sultans,

und erst nach vielen Expeditionen, bei denen sich die Nischenen mit größter Tapferkeit verteidigten, wie bei der Erstürmung von Lohong 30. April 1875, konnte der niederländ. Kolonialminister Ende 1879 in der Zweiten Kammer die Erklärung abgeben, daß der Krieg jetzt als beendet zu betrachten sei und mit der Organisation der Civilverwaltung des Landes begonnen werden konnte. Jetzt bildet N. eine unter einem Militär-gouverneur stehende niederländ. Provinz unter dem Namen „Nijeh und Zubeher“ mit vier Distrikten. Vgl. Beth, „Atchin en zijne betrekkingen tot Nederland“ (Bat. 1873); Verloof, „Atjeh en de“ (Leid. 1873).

Mischinsel im ostind. Gouvern. im rechten Wer des Tschulym und Nischin und Tschirka, 160 km, an der großen Straße von Omsk, ist lebhaften Transitverkehr mit 570 Q., drei Kirchen, eine Schule und ein Stappenlazareth. — Der Kreis N. umfaßt 58740 qkm mit 70810 Q., worunter etwa 10000 Tataren.

Attacco (der Imperatio vom ital. attaccare, d. i. verbinden, anschließen), eine Bezeichnung, die in größern Tonwerken am Schlusse eines Satzes angewendet wird und bedeutet, daß diesem Satze der darauffolgende sich ohne Unterbrechung anschließen soll. Meist wird der Name des Satzes, der sich anschließen soll, zugesagt, z. B. am Schlusse des Madrigal: *attacca finale*, *attacca Prologo*, oft steht aber auch nur *attacca*.

Attache (frz.), soviel als Beigeordneter, Gehilfe, nennt man junge, sich der diplomatischen Laufbahn widmende Männer, welche den größern Gesandtschaften beigegeben werden, theils um allmählich in die Geschäftspraxis einzutreten, theils auch, um den Glanz der Gesandtschaft zu erhöhen.

Attache (frz. *attaque*) ist eine gegen den Feind gerichtete, mit wachsender Geschwindigkeit ausgeführte Bewegung einer Infanterie oder Kavallerieabtheilung mit dem Endzweck, die taktische Ordnung des Gegners durch den beim Einbrechen in denselben ausgeübten Stoß aufzuheben und seine Vernichtung durch den Kampf mit der blanken Waffe herbeizuführen. Die N. der Infanterie erfolgt meist in Kolonnenformation und endet, indem die attachierende Abtheilung in beschleunigtem Tempo und mit geräuschtem Harnisch (in der preuß. Armee mit Hurrah) in den Gegner einbricht. Dem wirklichen Zusammenstoß entgeht sich nach den Erfahrungen der neuern Kriege der bereits erschütterte Gegner meistens durch den vorher angetretenen Auszug, ist eine wirklich bis zu Ende geführte N. der Infanterie seltener vorkommt.

Die N. bildet die Hauptgefechtsthatigkeit der Kavallerie. Sie wird hier vorherrschend in Linie ausgeführt. Das Anreiten erfolgt etwa 1500 Schritt vom Feinde zunächst im Schritt, dann im Trabe, 700 Schritt von demselben entfernt fällt die attachierende Kavallerie in den Galopp, die letzten 100 Schritt werden in schnellster Wangart zurückgelegt. Die somit auf höchste gesteigerte Geschwindigkeit, verbunden mit festem Geschloßenstehen, in der N. ergebende die denkbar größte Wucht des Stoßes oder Schlags beim Anreiten in den Gegenstand und Niederreiten desselben, woran sich gleichartig, wie in dem folgenden Handgemenge, der Gebrauch der blanken Waffe knüpft. Ein

Gegner von geringerer Widerstandskraft (z. B. feindliche Tirailleurs), oder ein solcher, welcher die N. ausweicht, kann auch in aufgelöster Ordnung (im Schwarm) attachiert werden, welche schon an sich als Folge jeder N., im Handgemenge oder in der Verfolgung, entsteht. Werden einzelne Abtheilungen, und zwar in aufgelöster Ordnung auf den Gegner losgelassen, so spricht man von einer N. mit Ausfällen. Während die N. gegen geschlossene und kräftigen Widerstand der sähige Kavallerie die ganze Kavallerieabtheilung (Regiment u. s. w.) gleichzeitig attachiert und eine Reserve zur Plankebedeckung aussondert, wird die N. größerer Truppenkörper (Regiment u. s. w.) gegen Infanterie nach heutigen Grundsätzen meistens in Staffeln oder Schelons ausgeführt. Die Staffeln (ein bis zwei Escadrons) folgen sich in größeren Abständen (bis 200 Schritt) und attachieren nacheinander, wobei die hintern Staffeln vorzugsweise diejenigen Objecte wählen, welche von den vordern nicht haben überwältigt werden können.

Attalea, eine von Humboldt und Bonpland aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Palmen. Die Vertreter derselben gehören zum größten Theile den Tropenländern Amerikas an. Es sind theils baumartige, theils niedrige Gewächse mit meist dickem Stamme und großen gefiederten Blättern. Die wichtigste Art dieser Gattung ist die hauptsächlich in Brasilien wachsende *A. liliifera Mart.* Die jahan Javara aus den Blättern derselben kommen unter dem Namen *Bassava*, *Bassabe* oder *Monkey grass* in den Handel, sie werden vorzugsweise zur Verfertigung von Flechtarbeiten, ferner zur Herstellung sehr feiner und haltbarer Körben, auch zu Tauern und Matten verwendet. Die *Bassavafasern* sind erst in neuer Zeit in Europa bekannt geworden, in Brasilien dagegen werden sie schon längst zur Herstellung von Tauern u. dgl. benutzt. Auch die Frucht der Palme kommt in den Handel und zwar unter dem Namen *Kissaboner* oder *kleine Kokosnuß*, weil sie mit der letztern große Ähnlichkeit hat. Im Innern der Frucht ist wie bei der Kokosnuß eine sehr harte Steinhaute vorhanden, die das Fruchtfleisch umgibt, dieselbe wird ebenso wie die Kokosnuß zu verschiedenartigen Trechlarbeiten benutzt.

Attalia, Stadt in Kleinasien, s. *Adalia*.

Attalea, s. *Oleum*.

Attalus I., Herrscher von Pergamum, lebte 211 v. Chr. seinem Vetter Eumenes I. in der Regierung und nahm nach einem bedeutenden Siege über die damals in Asien übermächtigen Seleukiden, die Galater, zwischen 239 und 220 v. Chr. als der erste seines Geschlechts den königl. Thron an. Sein und seines Hauses Macht konnte aber nur auf Kosten der Seleukiden emporkommen; die benachbarte jüdische des N. Politik. Er erlangte (228 und 227 v. Chr.) mehrere glänzende Siege über Antiochus Hierax, den jüngeren Sohn Antiochus II. von Syrien, der im Kriege gegen seinen Bruder Seleucus sich in einem Theile Kleasiens behauptet hatte. N. dehnte dadurch seine Herrschaft weit über die alten Grenzen seines Reiches aus, wurde aber seit 222 durch Antiochus III., der sich später auch mit Philopon von Macebonien verbündete, schwer bedrängt, suchte endlich 211 unter diesen unglücklichen Umständen die Allianz mit den Römern. Mit welcher dem Glücke kämpfte er von nun an in dem bei

Leben Kriege und später wieder seit 201 v. Chr. auf Seite der Römer gegen Philipp; während dieses 198 v. Chr. durch eine Gefandtschaft bei ihm einen Waffenstillstand wurde, die feindseligkeiten gegen A. einzustellen. Aber noch vor der eintreffenden Schlacht bei Ainoskephala (197 v. Chr.), in welcher der Consul Flamininus den König Philipp gänzlich schlug, in Theben vom Krieg gestossen, starb A. bald darauf in dem Alter von 72 J. — A. II. Philadelphus, Sohn des vorigen, unterstützte zuerst seinen ältern Bruder Antiochus II., den Nachfolger seines Vaters, in der Regierung, und übernahm nach dessen Tode (192 v. Chr.) die Herrschaft. Er hielt unter dem Vorwand fest an dem Bündnisse mit dem König Seleukus des macedon. Reiches gegen die Perser, was ihm endlich unfreundlich auftretenden Römern und nur in alle Kriege verwickelt, welche damals in Kleasien und Griechenland geführt wurden. Er starb 188 v. Chr., 82 J. alt. — Ihm folgte sein Sohn, A. III. Philometor, Antiochus' II. Sohn. Kaum war dieser zur Regierung gelangt, so wie ein Wahnsinniger gegen Freunde und Feinde zu wüthen begann. Darauf fiel er in Verwundung, zog sich von aller Gesellschaft zurück und beschäftigte sich ausschließlich mit Gärtnerei und Musik. Er starb 183 v. Chr., nachdem er in seinem Testament die Römer zu Erben seines Reichs eingesetzt hatte. Alle drei A. hatten viel Sinn für Kunst und Wissenschaft. Vgl. Manso, »Über die Antiken« (Bresl. 1817); »Pergament und Reich« von M. H. E. Meier, in Erich und Gruber's »Allgemeiner Encyclopädie« (Sect. III, 30. Bd.); Egeuer, »De aula Attalica literarum artiumque laudatice« (Kopenh. 1836).

Attlar, eigentlich Mohammed Ibn-Abraham Ferid-eddin A., berühmter pers. Dichter, geb. 1113/513 der Hebschra) in Kerten bei Nischapur als der Sohn eines reichen Spezereihändlers (Attlar). Übernahm nach dessen Tode das Geschäft, welches aber, durch einen Derwisch zum Sufismus (Mystik) bekehrt, auf und wurde Derwisch. Er lebte 29 Jahre in Nischapur, die übrige Zeit seines Lebens in Schabach gelebt haben und wurde 1229 (627 der Hebschra) von einem mongol. Soldaten ermordet. Sein wichtigstes Werk in Prosa ist »Tehziret al Ewlia« (= Biographien der Heiligen); von seinen Gedichten, welche oft, unter dem Namen von Ferid-Adheddin aus Amol, kommentiert wurden, sind die berühmtesten das Lehrgeheim der Gegenstände der Moral (= Pind-Namen) (= Buch des Rats), herausg. von Hindley, Lond. 1809, und E. de Sacy, Par. 1819) und das »Mantik al-Bair« (= Vogelgespräche), verfaßt 1184—87, bemerkt, und überfetzt von Garcin de Tassy, Par. 1830; fobann das »Dschewahir-Namen« (= Buch der Edelsteine). In den Werken A.'s vereinigt die Eleganz der Form mit großem Reichtum tiefer und fruchtbarer Gedanken, namentlich das populäre gefachte »Pind-Namen« ist im Orient sehr verbreitet. Vgl. E. de Sacy's Einleitung zum »Pind-Namen«; Holud, »Blütenausammlung aus der mor. und phil. Mystik« (Berl. 1825); Dufesley, »Biographical notices of Persian poets« (Lond. 1846).

Attlar, f. Rosenöl.
Attelage (frz., d. h. Anspannung), im militärischen Sinne, umfaßt die zur Fortschaffung der Fahrzeuge, einschließlich der bespannten Geschüge, zugehörigen Zugtiere mit ihrer Bespannung. Als

Zugtiere wählt man in den meisten Ländern Pferde, in südlischen, zugleich gebirgigen Gegenden (z. B. Spanien) auch Maultiere. Rassen die Fahrzeuge in schnellerer Gangart und außerhalb der Straßen bewegt werden, so rechnet man pro Pferd 250—300 kg, andernfalls bis 500 kg Last. Hieraus ergibt sich für ein gegebenes Gewicht des Fahrzeuges die Stärke der Bespannung. Randvortragsfähige Fahrzeuge dürfen mit höchstens acht Pferden bespannt sein, man geht selbst nicht gern über die Zahl sechs hinaus (Feldartillerie). Danach richtet sich dann das zulässige Maximum der Last; zwei Pferde spannt man gewöhnlich nebeneinander, vier und mehr Pferde werden paarweise voreinander gespannt. In den großen Tiefebene des nordöstl. Europa spannt man wohl auch eine größere Zahl als zwei Pferde nebeneinander. In neuerer Zeit gibt man dem Rumpfschirr, welches den Pferden gestattet, mit der Schulter zu ziehen, den Vortzug vor dem mehr die Brust in Anspruch nehmenden Sielengschirr. Die Last der vordern Pferdepaares werden entweder bis zum Vorderwagen durchgeführt oder mit einer am vordern Ende der Deichsel angebrachten Vorderbrade verbunden. Zweispännige Fahrzeuge werden vom Bode aus, vier- und mehrspännige vom Sattel gefahren.

Attemperieren (lat.), mähigen, lindern, langsam erwärmen. Attemperator (Wärmer), Vorrichtung zur Erwärmung der Mische durch Dampf.

Attemperieren (lat.), sich nach den Umständen richten, in die Zeit schicken.

Attemperier (David und Andreas), zwei ausgezeichnete Goldschmiede und Emailleure zu Augsburg, welche daselbst zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh. thätig waren. Über ihre Lebensgeschichte ist wenig bekannt. Der hervorragendere scheint David gewesen zu sein, welcher um 1600 für den kunstliebenden Kaiser Rudolf II. in Prag beschäftigt war. Man nimmt mit guten Gründen an, daß die sog. Hauskrone der habsburgischen Dynastie (in der kaiserl. Schatzkammer in Wien), eines der unvergleichlichsten Werke deutscher Goldschmiedekunst, welches von genanntem Kaiser 1602 herstellen befohlen wurde, Davids Werk sei. Auch das Excepter und mehrere Prachtuhren derselben Sammlung haben vollen Anspruch auf die Urheberschaft des vortrefflichen Künstlers, welcher endlich auch die Reliefs an dem von Adrian de Fries gegossenen Herculesbrunnen in Augsburg gefertigt haben soll. Sein Email ist eine Spezialität von Farbenpracht und Feinheit, indem er tiefdunkelblauen durchsichtigen Fond (email translucide) oder milchweißen, opalen Grund mit reizenden Bildchen von Käfern, Libellen, Blumen und Früchten in gleichfalls durchscheinenden Farben zu schmücken liebt. Seine Grabchrift rühmt mit Recht, daß er in der Behandlung der Edelmetalle keinem nachgestanden habe. Vgl. »Die hervorragenden Kunstwerke der Schatzkammer des österr. Kaiserhauses«, herausg. von Leitner (Wien 1873).

Attendorn, Stadt im Regierungsbezirk Arnberg der preuß. Provinz Westfalen, Kreis Olpe, an der Bigge und der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Bergmeisterei, hat ein Gymnasium und zählt (1880) 2243 E., welche Gerbereien und Messingwarenfabriken unterhalten. A. war im Mittelalter eine wichtige Hansestadt, welche aber nach der Reformation durch Glaubensstreitigkeiten ihre Bedeutung verlor.

Attentat (lat.) bedeutet eine strafbare Unternehmung, besonders gegen die Persönlichkeit. In einem weitern Sinne spricht man z. B. von Theorien, Ansichten u. s. w., welche ein A. auf die Grundlagen des Staats und der Gesellschaft, wie auf das Privateigentum, die Ehe u. s. w., enthalten. Die ältern kriminalistischen Schriftsteller pfl egten mit A. die erste Stufe des verbrecherischen Versuchs zu bezeichnen, den sog. *conatus remotus*. Auch im franz. wie im engl. Rechte kommt dieses Wort vor, jedoch in der Bedeutung von commencement d'exécution, wo es also die schon weiter vorgeschrittene verbrecherische Handlung anzeigt. In neuern Zeiten hat man den Ausdruck A. ganz besonders auf Versuche der Ermordung einer polit. Persönlichkeit, insbesondere eines Regenten angewendet, wozu namentlich die zahlreichen Mordversuche auf Ludwig Philipp Veranlassung gaben. Von A. solcher Art sind besonders bedenklich: die von Tsches (26. Juli 1844) und Sefeloge (22. Mai 1850) auf den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, das des Priesters Marino (2. Febr. 1852) auf die Königin Isabella II. von Spanien, des ungar. Schneidergesellen Libenpi (18. Febr. 1853) auf den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, des Italieners Orsini (14. Jan. 1858) auf Napoleon III., von Oskar Beder (14. Juli 1861) in Baden-Baden auf König Wilhelm von Preußen, das des Böttchergesellen Kullmann (13. Juli 1874 in Rissingen) auf den Reichskanzler Fürsten von Bismarck, des Klempnergesellen Hödel (11. Mai 1878) und des Dr. Nobiling (2. Juni 1878) auf Kaiser Wilhelm, des Kochs Passanante (17. Nov. 1878) auf König Humbert von Italien, des Böttchergesellen Monasti (25. Okt. 1878) und des galic. Arbeiters Otero (30. Dez. 1879) auf König Alfons XII. von Spanien, und eine Reihe von A. der nihilistischen Verschwörer in den J. 1878, 1879 und 1880 auf höhere russ. Beamte, wie den General Trepow, 5. Febr. 1878, den General Drentelen, 25. März 1879, und den General Loris-Melikow, 3. März 1880, auf den Kaiser Alexander II. von Rußland, 14. April 1879 von Solowjow, 1. Dez. 1879 der von Hartmann und Genossen unternommene Versuch, den kaiserl. Zug mittels Dynamit in der Nähe von Moskau in die Luft zu sprengen, 17. Febr. 1880 die Dynamitexplosion im Winterpalais zu Petersburg, das eines Advokaten franz. Abkunft Namens Charles Guiteau (2. Juli 1881) auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Garfield, welcher nach längern Leiden infolge davon 19. Sept. 1881 starb, und das von Robert MacLean (2. März 1882) auf die Königin Victoria von England.

Atterbom (Peter Daniel Amadeus), schwed. Dichter und Philosoph, geb. 19. Jan. 1790 im Kirchsprenkel Åsbo in Ostgotland, Sohn eines Landgeistlichen, besuchte das Gymnasium von Emdköping und kam 1805 auf die Universität Upsala. Frühzeitig hatte er sich mit der deutschen Litteratur bekannt gemacht, die wichtigen Einfluß auf seine litterarische Laufbahn übte. Mit mehreren Freunden stiftete er 1807 eine poetisch-kritische Gesellschaft, Musis Amici, die 1808 den Namen Aurora-Förbundet (Bund der Aurora) annahm und die vaterländische Litteratur aus den Banden atademischer Stetigkeit und franz. Ziererei zu befreien suchte. Aus mannigfachen Arbeiten der Mitglieder des Bundes entstand 1810 in Upsala die Zeit-

schrift «Phosphoros», die bis 1813 bestand. den J. 1812—22 gab A. den «Poetisk kalend» heraus; 1817—19 unternahm er eine Reise in Deutschland nach Italien und wurde nach sei Rückkehr Lehrer des Kronprinzen Oskar in deutschen Sprache und Litteratur. Von Ups begleitete er denselben 1819 nach Stockholm, wu hier 1821 zum Docenten der Geschichte ernannt 1824 zum Abjunkten der Philosophie in Ups 1828 zum Professor der Logik und Metaphysik fördert, vertauschte aber 1835 diese Professur: der der Ästhetik. Durch seine Aufnahme in Akademie (1839) war der Streit zwischen Phosphoristen und der Akademie vollends beigt. A. starb 21. Juli 1855.

Von den Schriften seines reifern Alters f besonders hervorzuheben: «Lycksalighetens» (2 Bde., Ups. 1824—27; 3. Aufl., Örebro 18 deutsch «Die Insel der Glückseligkeit», 2 B Op., 1831—33); «Samlade dikter» (2 B Ups. 1837—38), durchgehends lyrischen Inhal «Svenska siare och skalders eller grunddrag af svenska vitterhetens häfder intill och m Gustaf III. tidshvarf» (6 Bde., Stockh. 1841 55; 2. Aufl. 1862—63; Supplement 1864), litterar-histor. Werk von großem Werte. Ei Gesamtausgabe seiner Werke («Samlade dikter» Bb. 1—6, und «Samlade skrifter i obunden sti Bb. 1—4) erschien 1854—64 zu Örebro. 2 zweite Teil der Gesamtausgabe enthält das gei volle Werk «Poesiens historia» (4 Bde., Öreb 1861—62). Als Dichter ist A. tief, sinnig u reflektierend; seine Sprache und Verse sind u hohem Wohlklang; als Philosoph neigt er sich zu the sophischen Ansichten hin und sucht die Philosophie mit dem Christentume in Einklang zu bringen.

Attersee oder Kammerssee, der größte deutst österr. See, im Alttergau des ehemaligen Hausru kreises (Oesterreich ob der Enß), 7,5 km im S von der Bezirksstadt Bödlsbruck an der Elsbach bahn, ist von N. nach S. 18 km lang, von E nach O. 2—4 km breit, bis 171 m tief und lie 466 m über dem Meere. Der See wird im durch das Ledene- und Höllengebirge (höchster Pu Höllkogel, 1863 m, am Ostrand; der vielbesuch Kranabitzattel oder Feuerkogel, 1592 m), dann dur einen niedrigen Sattel vom Traunsee, im W. du niedrigere Berggruppen (höchster Gipfel Hollerber 1134 m) vom Mond- und Zeller- oder Jerser, i SW. durch die Masse des Schaffbergs vom W. oder St. Wolfgangsee geschieden. Das ganze Me ufer des fischreichen A. umlagern rundliche, ob bewaldete, unten angebaute und bevölkerte Beberge. Auch sein östl. Ufer ist auf dem größt Teil seiner Länge von Vorbergen umgeben. 2 südl. Rand erhebt sich scharf als eine höhere Stw die Steinwand, der westlichste Flügel des Led gebirges. Im S. und SW. des Sees bauen f hinter steilen, felsigen Stufen höhere Gebirg massen auf: der Leonzinken, 1743 m, der Sch berg, 1780 m. An der Südweste nimmt der S die Ache oder Seenade aus dem Mondsee auf, u seinem Nordende entfließt bei Kammer die A welche, mit der Bödla vereinigt, bei Lambach die Traun fällt. Die mittlere Sommertemperatur des A. ist an der Oberfläche 17—20° C., a Grunde 4—4,5° C. In neuester Zeit hat die Ja der Sommerfrischen rings um den See bedeute zugenommen; er wird jetzt auch mit Dampfschiff

behalten. Im unteren Teile des Sees wie auch bei benachbarten Roubice wurden Reste von Fischweiden aufgefunden.

Attici, Attici Attikation (lat.), schriftliche Zeugnis, Bezeichnung einer Thatsache. Attizieren, ein Zeugnis ausstellen, bezeugen. **Atticus** (Sambucus Ebulus), f. Flieder.

Atticus, f. Attizismus.

Atticus (Aterius Claudius A. Herodes), mit dem Hauptnamen A., im Unterschied von seinem gleichnamigen berühmten Sohne mit dem Hauptnamen Herodes (f. d.), ein vornehmer Athener, der unter Iulius und Hadrian zu den höchsten Ehren in Römischer Reich, zum zweimaligen Konsulat und zur Statthalterchaft der Provinz Aften gelangte. Er ist insbesondere bekannt durch den Fund eines großen Schatzes in einem seiner Häuser in Athen, der ein um so größerer Glücksfall war, weil der Vermögen seines Vaters, wie es heißt, wegen Streits nach der Tyrannis, konfiskiert worden war. Dadurch wurde der Grund zu dem großen Reichtum gelegt, von dem er und noch mehr sein und anderer Sohn mit großartiger Freigebigkeit Gebrauch machten. Vgl. Dittenberger, „Die Familie des Herodes A.“ im „Hermes“ (Jah. 13, 1878).

Atticus (Aterius Claudius A. Herodes), Sohn des vorigen, f. Herodes.

Atticus (Attus Pomponius), röm. Schriftsteller, geb. 108 v. Chr. Der Name A. war ursprünglich ein Beinamen, den er wegen eines mehr als 20jährigen Aufenthalts in Athen erhielt, wohin er sich, um nicht in die Verwicklungen der Bürgerkriege hineingezogen zu werden, 86 v. Chr. begeben hatte. Während seines Aufenthalts in dieser Stadt erwand er sich durch Gäterlauf, Landwirtschaft, Seehandel (auch Buchhandel) ein großes Vermögen und gleichzeitig durch eine kluge Freigebigkeit große Popularität. Von dort lehrte er 65 v. Chr. nach Rom wieder zurück, wo ihn (68 v. Chr.) ein trüger Oheim in seinem Testament adoptierte und somit außer dem größten Teile seines Vermögens auch seinen Namen Cäcilius auf ihn vererbte, jedoch er foran mit vollem Namen C. Cäcilius Pomponianus Atticus hieß. Er lebte auch hier nach wie vor neben der Verwaltung seines Vermögens von der Politik zurückgezogen nur den Wissenschaften und seinen Freunden, unter denen Cicero den ersten Platz behauptete, und starb 32 v. Chr., allgemein geachtet und beliebt. Obgleich A. zur Annahme eines öffentlichen Amtes sich nie bestimmten ließ, unterhielt er dennoch mit den angesehensten Staatsmännern und den Häuptern der verschiedenen Parteien seiner Zeit fortwährend einen freundschaftlichen Verkehr. Fast wunderbar ist die Kunst, mit der er es verstand, sich die warme und treue Freundschaft von polit. Parteiführern, wie Brutus und in gewissem Sinne auch Cicero es war, zu erhalten und dabei sich die Gunst ihrer weit. Lobseime, wie des Antonius und später auch die des Octavian, zu bewahren. A.' Tochter Cäcilia Attica war die erste Gemahlin des Marcus Vipsianus Agrippa. Von seinen Schriften, unter denen der „Annalis“ von den Alten mit vielem Lob erwähnt wird, ist keine auf uns gekommen. Unter Ciceros „Epistolae ad Atticum“ in 16 Bänden ist von Cornelius Nepos eine panegyrische Biographie desselben vorhanden. Vgl. Sullman, „Distrib. in T. P. A.“ mit den Fragmenten des

A. (Ultr. 1838), und Boissier in „Cicéron et ses amis“ (Par. 1865; deutsch von Döhler, Lpz. 1870).

Attigny, Kantonshauptort im franz. Depart. Ardennen, am linken Ufer der Aisne an deren Vereinigungspunkte mit dem zur Maas führenden Ardennenkanal, Station der Französischen Ostbahn, zählt 1743 E., welche Bollen- und Flachspinnerei, Biscuit-, Zuder-, Eichorien- und Leberfabrikation betreiben. Die Stadt ist das Attiniacus des Mittelalters und war unter den Merovingern seit Chlodwig II. und unter den Karolingern königl. Residenz; hier ließ sich der Sachsenherzog Wittekind 786 in Gegenwart Karls d. Gr. taufen, und auf der Synode des J. 822 mußte sich hier Ludwig der Fromme öffentlicher Kirchenbuße unterwerfen. Die schöne Kirche aus dem 12. Jahrh., mit roman. Turme, hat ein beachtenswertes Seitenportal. Von dem alten fränk. Königspalaste sind jedoch kaum noch Spuren vorhanden.

Attika (grch. Ἀττικὴ, welcher Name Attienland zu bedeuten scheint), die südöstliche Landchaft des mittlern Griechenlands, das Verbindungsglied zwischen dem Balkanlande und dem Archipelagus, ist eine Halbinsel von etwa 2900 qkm Flächeninhalt, welche im N. an Böotien, im W. an Megaris angrenzt, an den übrigen Seiten vom Meere bespült wird. Der größte Teil derselben wird von Gebirgen eingenommen, die fast ausschließlich aus Kalkstein und Marmor bestehen und heutzutage zum größten Teile kahl sind; nur die höhern Partien des Atharons und des Parnes sowie die nordwestl. Abhänge des Pentelikon sind mit Kiefern- und Tannenwald bedeckt. Die Basis des ganzen Gebirgssystems bildet der Atharon (jetzt Gitea, das Tannengebirge, genannt, in seinem höchsten Punkte 1411 m über dem Meere), welcher durch seinen Hauptzug die Landchaft A. von Böotien, durch eine Bergzweigung gegen S., die nach zwei aufsteigenden Spizen Kerata (die Hörner) genannt wird, von Megaris scheidet. Mit den südöstl. Ausläufern des Atharons hängt der bis zur Höhe von 1418 m sich erhebbende Parnes (jetzt Ozeia) zusammen, dessen nordöstl. Bergzweigungen, die jetzt mit verschiedenen Einzelnamen benannt werden (Seleki, Armeni, Navrovoon, Rafiani, Stavroforaki, Kotroni), sich bis an die Osthänge der Landchaft erstrecken und diesen Teil derselben zu einem echten Berglande (Dialtria oder Epatria bei den Alten genannt) machen. Eine südl. Fortsetzung des Parnes ist der weit niedrigere Agaleos, in seinem südlichen Teile, wo er der Insel Salamis gegenüber ins Meer vortritt, auch Korydallos (jetzt Saramanga), in der Mitte, wo ein die Ebenen von Athen und Eleusis verbindender Engpaß durch ihn hindurchführt, auch Pötilon (jetzt nach dem die Stelle eines alten Apollotempels einnehmenden Kloster Daphni Daphno-vuno) genannt. Im W. wird die Ebene von Athen durch den Priletos oder, wie er nach einer an seinem südl. Abhänge gelegenen Ortschaft gewöhnlicher genannt wurde, das Pentelikon (noch jetzt Penteli) begrenzt, eine 1110 m hohe Bergpyramide mit ausgedehnten, noch jetzt mit Erfolg betriebenen Marmorbrüchen, welche einen nicht nur zu Bauten, sondern auch zu statuarischen Werken vorzüglichen weißen Marmor von sehr feinem Korn und gelblichem Stich liefern. Ein ungefähr 4 km breites Thal trennt den südl. Fuß des Pentelikon von einem langen, fast ganz aus bläulichgrauem Marmor, der im Altertum vielfach, besonders zu architektonischen Zwecken, benutz

worden ist, bestehenden Gebirgszuge, dem 1027 m hohen Hymettus (jetzt Irelouvo), der von Baumwuchs fast ganz entblößt, dafür aber mit zahlreichen duftigen Kräutern bewachsen und daher reich an wilden Bienen ist, die einen trefflichen, sehr gewürzigen Honig liefern. Die Ostküste der Landschaft (bei den Alten Paralia genannt) wird von niedrigen Hügelreihen durchzogen, die sich süßlich vom Hymettus, wo die Halbinsel immer schmaler wird, zu einem zusammenhängenden Gebirgszuge, dem Lauriongebirge, vereinigen, das in einem steil gegen das Meer abfallenden Vorgebirge, dem Kap Sunium, endet, auf welchem noch jetzt ansehnliche Ruinen eines Tempels der Athene sich erheben, von dessen Säulen das Vorgebirge jetzt von den Schiffen Kap Kolonnas genannt wird. Das Lauriongebirge war im Altertum durch seinen Silberreichtum für A. von hoher Bedeutung; doch wurden die anfangs sehr ergiebigen Gruben so eifrig ausgebeutet, daß man schon bald nach Christi Geburt den Betrieb derselben einstellen mußte. Erst in der neuesten Zeit hat man nicht ohne Erfolg versucht, die von dem alten Betriebe noch vorhandenen Schutt- und Schlackenhausen nochmals zu verwerten.

Diese Gebirge treten teils unmittelbar bis an das Meer heran, teils hat sich an ihrem Fuße angeschwemmtes Land in größerer oder geringerer Breite angelegt, welches Strandebenen bildet, in denen im Altertum zahlreiche Ortschaften lagen. Die bedeutendste unter denselben ist die Ebene von Marathon an der Nordostküste, eine ungefähr 9 km lange und 2—4 km breite Niederung mit einem ausgebehten Sumpfe im N., welche 490 v. Chr. der Schauplatz der Niederlage des Perserheers war. Größere Ebenen, die sich entweder von der Küste aus weit ins Innere der Landschaft hineinziehen oder ganz vom Meere abgesondert sind, hat die Landschaft nur drei: 1) die Ebene von Athen, oft auch nur «die Ebene» (Pebion) genannt; 2) die kleinere, durch das Agaleosgebirge von der athenischen getrennte Thriassische Ebene (so benannt nach einer alten Ortschaft Thria); 3) die Ebene zwischen dem Hymettus und den niedrigeren Bergzügen der Ostküste, die mit der athen. Ebene durch das Pentelikon und Hymettus scheidende Thal zusammenhängt.

Die Bewässerung der Landschaft ist eine sehr spärliche. Die bedeutendsten Bäche sind noch die beiden der athen. Ebene: der am südwestl. Fuße des Pentelikon bei der baumreichen Ortschaft Kephissia entspringende, durch verschiedene Zuflüsse vom Parneß her genährte Kephissus, der die Ebene in südwestl. Richtung durchfließt und westlich von der Stadt in zahlreiche Kanäle zur Bewässerung der Gärten und Baumpflanzungen abgeleitet wird, und der Ilissus, der, vom nördl. Fuße des Hymettus herkommend, an der Ost- und Südseite der Stadt vorbeifließt und sich südwestlich von derselben im dürren Boden verliert. Außer diesen sind noch der gleichfalls Kephissus genannte Bach der Ebene von Eleusis, der die Ebene von Marathon durchschneidende Stiebach von Onoe (so benannt nach einer nördlich von Marathon gelegenen alten Ortschaft) und der weiter südlich an der Ostküste, bei der alten Ortschaft Araphen (jetzt Raphina) vorbeifließende Erasinos zu erwähnen.

Der Boden des Landes ist fast durchgängig ein leichter, ziemlich dürre und steiniger Kalkboden, der wenig für Weizenbau, besser für Gersten- und Weinbau, besonders aber für den Ölbaum und Feigen-

baum geeignet ist, daher Öl und Feigen im A. tum und noch heututage die Hauptprodukte Landes und Gegenstände der Ausfuhr waren sind. Auch die Viehzucht ist noch jetzt bedeutend und im Altertum genoss die attische Wolle ein vorzügliches Ruß. Die Gebirge liefern, abgesehen von den jetzt erschöpften Silberadern des Laurion, trefflichen Marmor, der Erdboden an mehreren Stellen, besonders auf der südöstlich vom Hafen räum und der Bucht von Phaleron sich hinzieht, im Vorgebirge Kolias (jetzt Sagios Kosm endenden Küstenstrecke, sehr guten Töpferthon, her die Töpferei ein blühender Industriezweig alten Athen und ihre Produkte die Gegenstände eines sehr ausgedehnten Handels waren.

Die Bewohner der Landschaft gehörten im Altertum, abgesehen von einigen pelag. Elementen grauen Vorseit und den zahlreichen, später in Athen sich dauernd aufhaltenden Fremden, dem i. Stamme an, und zwar rühmten sie sich, Autthones, d. h. eine urreinheimische Bevölkerung sein, deren Urväter unmittelbar aus dem Boden Landes entsprossen, weil sie seit den frühesten Zeiten in ununterbrochenem Besitze desselben geblieben waren. Wie alle ion. Völker, zerfielen sie ursprünglich in vier Stämme oder Klassen (Phylen): Geleontes (die Vornehmen oder Adligen), Hopletes (die Kriegerkaste), die Agioren (Ziehhirten und Hirten überhaupt) und die Ergades (Ackerbauer). Nach der Überlieferung bestanden der ältesten Zeit 12 selbständige Städte oder Gemeindev Verbände nebeneinander im Lande, teils einzeln, noch später fortbestehende Ortschaften, a. Cecropia (das spätere Athen), Eleusis, Deleli und Aphidna (diese beiden im Norden des Landes Brauron (in der Mitte der Ostküste), Thorikos (i. südlichsten Teile der Ostküste), Rhytheros (von unbekannter Lage), Epheitos und Kephissia, teils Vereinigungen mehrerer Ortschaften, wie die Epark (das nördl. Bergland), eine «Tetrapolis» (Vereinigung von vier Städten) in der Ebene von Marathon und eine «Tetralomia» (Vereinigung von vier Dörfern) im südlichsten Teile der athen. Ebene. Diese 12 Gemeinden sollen durch Theseus zu einer polit. Ganzen, dessen Hauptstadt Athen wurde, vereinigt worden sein. Die Gliederung des Volks nach den vier Phylen blieb sowohl unter den Königen als auch unter den Archonten (s. d.). Auch der Gesetzgeber Solon (s. d.) hob diese Gliederung nicht auf, sondern stellte nur neben sie, teils um den Einfluß der alten Adelsgeschlechter zu mindern, teils um eine gerechtere Verteilung der Staatslasten zu beizuführen, eine Einteilung der gesamten Landschaft in vier Vermögensklassen. Erst Kleisthenes hob die altion. Stammeseinteilung in A. auf und setzte an die Stelle derselben eine neue Gliederung des Volks in 10 Phylen, welche nach altatt. Heroe (Eponymen) benannt wurden. Jede dieser Phyle erhielt eine bestimmte Anzahl Gemeinden (Deme) zugeteilt, die in verschiedenen Teilen der Landschaft lagen. In der Regel bildete jede nicht ganz unbedeutende Ortschaft einen besondern Demos, größer wie die Stadt Athen und die Stadt Brauron an der Ostküste, waren in mehrere Deme geteilt. Die Zahl der Deme war zu verschiedenen Zeiten verschieden: um den Beginn der christl. Zeitrechnung soll sie 174 betragen haben; durch Schriftsteller und Inschriften sind die Namen von etwa 180 derselben überliefert, aber von vielen freilich ist die Lage nicht

nicht zu bestimmen. Bezeichnungen derselben geben: Zank, Die Dämonen von A. (übersetzt von Westermann, Braunschweig. 1840); Kos, Die Dämonen von A. und ihre Verteilung unter die Phyleen (herausg. von Meier, Halle 1846); H. Geiser im Anhang zu G. Hermanns Lehrbuch der griech. Staatsaltertümer (5. Aufl., Heidelberg. 1875).

Die Gesamtzahl der bürgerlichen Bevölkerung hat nach Schätzung in der Blütezeit des Staats, um das vierspännische Krieg zwischen 80—100 000 Köpfe, in der Schwermächten (Reitern) gegen 40 000 Köpfe betragen. Daneben aber stand eine Elendenbevölkerung von etwa 400 000 Köpfen, so daß die Gesamtzahl der freien und unfreien Einwohnerzahl des Landes sich bis auf mehr als 500 000 Köpfe erhob. Eine Vermehrung der 10 Phylen um 2 neue fand 307 v. Chr. statt. Die selben wurden aus Schmeichelei für Demetrius Poliorketes nach ihm und seinem Vater Antigonus König und Demetrius benannt. Doch wandelte man den Namen der erstern um 265 v. Chr. zu Ehren des ägypt. Königs Ptolemäus II. Philadelphus in Ptolemais, den der letztern um 200 zu Ehren des Königs Attalus I. von Pergamum in Attalis um. Endlich wurde unter dem Kaiser Hadrian auch eine 12. Phyle hinzugefügt und diese nach diesem großen Wohlthäter der Stadt Athen Hadrianus benannt.

In politischer Hinsicht war A. im Altertum die am meisten lagerrichte Landschaft von ganz Griechenland. Die Hauptstadt war nicht nur der Sitz der Regierungsbürokratie, sondern auch der Gerichte und der Volksversammlungen, in deren Händen seit den demokratischen Reformen, die von Kleisthenes begonnen, im 5. Jhr. vollendet worden, die souveräne Entscheidung über alle Staatsangelegenheiten lag. Die so hervorragende und für die Gesamtheit der griech. Verhältnisse bestimmende Rolle, welche Athen und mit ihm das attische Land und Volk in der polit. und Kulturgeschichte Griechenlands spielt, kann nur im Zusammenhang der Geschichte Griechenlands überhaupt ihre richtige Würdigung finden. (S. Griechenland.)

Hol. Burban, »Geographie von Griechenland« (Th. 1, 2. Aufl. 1863); G. Curtius, »Gründer der Zeit der 7 Karten zur Topographie von Athen« (Göttingen 1868); G. Curtius und J. A. Raupert, »Karten von Attika« (Heft 2, Berl. 1881).

Im jetzigen Königreich Griechenland bildet A. im Verein mit Megaris, Böotien und den Inseln Salamis (jetzt vom Volke nach ihrer Gestalt »die Drey, Kulari, genannt) und Aegina die Nomarchie Attika und Böotien. Dieselbe umfaßt in den fünf Eparchien A., Aegina, Theben, Lebadia und Megaris 6436 qkm mit (1879) 185 864 E.; die Bevölkerung der Eparchie A. allein (mit Einschluß der Insel Salamis) belief sich auf 116 268 E. Die landliche Bevölkerung beschäftigt sich hauptsächlich mit Ackerbau, Weinbau und Viehzucht. In der Ebene von Athen sind noch jetzt ausgedehnte Olsbaumplantagen; außerdem sind der Tabak- und der Seidenbau nicht unbedeutend.

Attika heist in der neuern Architektur ein über den Hauptgesimsen sich erhebender Aufsatz, weist eine Reihe kurzer Wandpfeiler, die man auf das Gesicht einer Säulenreihe stellt. Dem System des nach Säulenbauwies widersprechend, findet er nur im System des röm. Bogenbauwies Anwendung, besonders aber gewölbten Thoren und Triumphbögen,

wo er zum festen Abschluß der Masse und zur Aufnahme von Inschriften dient.

Attika, Sohn des Mundjul, eines Hunnen von königl. Abkunft, folgte 438 n. Chr. mit seinem Bruder Bleba seinem Oheim Rugilas (Ruas) in der Herrschaft über die hunn. Scharen in den Ebenen Pannoniens. Die Brüder begannen ihre Laufbahn damit, daß sie dem schwachen oström. Kaiser Theodosius II. neben andern Vorteilen die Erhöhung des bisherigen Jahrgeldes von 350 Pfd. Goldes auf das Doppelte abtrugten. Nachdem A. 444 den mildern Bleba durch Mord beseitigt, vereinigte er allmählich die meisten hunn. Stämme, welche früher unter eigenen Häuptlingen gestanden hatten, zu einer einzigen großen Heeresmasse. Der Haub der seiner gewaltigen Persönlichkeit war so groß, daß sich der Glaube an seine höhere Verfassung und Unüberwindlichkeit verbreitete, den er durch das Vorgeben, das Schwert des Kriegsgottes gefunden zu haben, schlag zu nähren wußte. Durch Waffengewalt oder den Schrecken seines Namens vereinigte er die styth. und german. Völkerschaften von der Wolga bis tief nach Deutschland hinein zu einem riesigen Völkerbunde, dessen Glieder, so verschieden nach Gesehen und Sitten, Abstammung und Sprache sie auch waren, ihn als ihren Herrn ehrten und ihm Steuer- und Herrspflicht leisteten: Ogothen, Gepiden, Rugier, Heruler, Longobarden, Thüringer, Burgunder, ferner viele slav. Stämme und die zwischen Wolga und Don schafften Avarier (Chazaren), ein Volk türk. Abkunft. Selbst die Perser soll er durch einen siegreichen Feldzug gedemütigt haben, doch vermochte er seine Herrschaft unter ihnen wenigstens nicht dauernd zu begründen. Im Besitze einer so ungeheuern Heeresmacht schien das oströmische Reich eine leichte Beute. Kaiser Theodosius II. suchte die Macht A.s zunächst dadurch zu brechen, daß er die Chazaren zur Empörung reizte. Aber A. unterdrückte schnell den Aufstand und stellte nun an Theodosius die härtesten Forderungen. Als diese zurückgewiesen wurden, überschwenkte er mit seinen Scharen die illyr. thrak. Halbinsel, drang bis in die Nähe von Konstantinopel vor, zerstörte 70 Städte und führte unzählige Beute und eine große Menge Gefangene über die Donau weg. Theodosius mußte endlich, nachdem er drei Schlachten verloren, in einen Vertrag willigen, worin er an A. das südl. Uferland der Donau von Singidunum bis Raissus überließ und ihm einen jährlichen Tribut von 2100 Pfd. Goldes bewilligte.

Seit der frächtige Marcan Herr des östl. Reichs geworden war und eine entschlossener Sprache gegen A. zu führen begann, nahm dieser seine Richtung gegen Westen. Geisrich, der König der Vandalen, der den mit Rom verbündeten König der Westgothen, Theodorich, schwer beleidigt hatte und dessen Rache fürchtete, soll A. zu einem Feldzuge nach dem Rhein aufgereizt haben. Auch soll Honorius, die Schwester des weström. Kaisers Valentinian III., welche wider ihre Neigung von ihrer Mutter zur Theilnahme bestimmt war, dem A. heimlich ihre Hand angetragen, der röm. Hof aber dessen Werbung und seine Ansprüche auf einen Teil des Reichs als Nitigst abgewiesen haben. A. brach 451 an der Spitze des gesamten Heerbannes der Hunnen und der ihnen unterworfenen Völker aus seinem Hauptstiz in der Gegend des heutigen Tolay auf und zog durch Noricum, Bindeleien und Alemannien, die Streitkräfte dieser Völker zum

Anschluß zwingend. Dann überschritten die Hunnen den Rhein und erfüllten das Land bis zur Loire mit Raub, Mord und Verwüstung. Schon lagerte A. vor den Mauern von Orléans, als der weström. Feldherr Aëtius (s. d.), dem es gelungen war, die Westgothen, Franken, Sachsen, Alanen und andere Völkerstämme zu vereinigen, mit seinem buntgefarbten Heere heranrückte. Auf die Kunde davon hob A. die Belagerung von Orléans auf und zog sich über die Seine zurück. In der Catalaunischen Ebene, wahrscheinlich bei Châlons an der Marne, trafen die Heere aufeinander. Schnell durchbrachen die Hunnen die Mitte des röm. Heers, wo die unzuverlässigen Alanen standen, und drängten dann, sich zur Linken wendend, auch die Westgothen zurück, deren König Theodorich selbst im Kampfe fiel. Schon schien der Sieg dem A. gewiß, als Thorismond, Theodorichs Sohn, sich mit solchem Ungestüm auf das vorausgeschrittene und entblößte Mittelreffen der Hunnen warf, daß sich diese bei einbrechender Nacht in ihre Wagenburg zurückziehen mußten. A. hielt seine Lage für so gefährlich, daß er aus Sätteln und kostbaren Decken einen Scheiterhaufen aufstürmen ließ, um äußerstenfalls in den Flammen zu sterben. Aber seine Gegner begnügten sich mit dem Resultat der Schlacht und ließen ihn ungehindert über den Rhein zurückgehen.

Die erlittene Niederlage hatte die Macht A.s keineswegs gebrochen. Auf's neue warb er um die Hand der Honoria und brach, als sie ihm abermals verweigert wurde, schon im nächsten Frühjahr (452) durch die Alpenpässe in Oberitalien ein. Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und andere Städte gingen in Flammen auf, und bald war ganz Oberitalien in seiner Gewalt. Schon erwartete Rom das feindliche Heer vor seinen Thoren, als A. plötzlich Italien verließ. Dieser unerwartete Entschluß war, wie die Legende berichtet, der von einer Erscheinung des Petrus und Paulus unterstützten Verksamkeit des röm. Bischofs Leo, welcher mit einer Gesandtschaft in A.s Lager erschien, zu danken; doch mögen Mangel an Lebensmitteln, ausgebrochene Seuchen und die Bedrohung der Heimat durch Truppen des Ostreichs A. vorher schon zur Umkehr geneigt gemacht haben. Bald nach der Rückkehr starb A. in seinem pannon. Standlager, nachdem er eben zu seinen zahlreichen Weibern noch die schöne Ildico geheiratet (454). Als am Morgen nach der Hochzeit die Hofleute und die Krieger, durch das Nichterscheinen ihres Herrn beunruhigt, in sein Zelt drangen, fanden sie Ildico verschleiert bei dem Leichnam A.s sitzen. Im Schlafe soll ihm nach überreichem Weingenuß eine Ader gebohrten sein; daß Ildico ihn ermordet habe, scheint eine unbegründete Sage zu sein. Sein Leichnam wurde in drei Särge, von Gold, Silber und Eisen, eingeschlossen; die Gefangenen, die das Grab gemacht hatten, wurden getötet. Einer in Ungarn weitverbreiteten Sage nach soll der Sarg in dem Boden der aus ihrem Bett geleiteten und dann wieder in dasselbe zurückgeführten Theis begraben worden sein.

A.s äußere Erscheinung und ganzes Wesen zeigten entschieden das Gepräge des mongol. Volksstammes, dem er angehörte. Er wird geschildert als ein Mann von kurzem, unförmlichem Wuchse und breiten Schultern, auf denen ein bider Kopf mit flacher Nase und tiefliegenden kleinen Augen saß; der Blick seiner Augen aber war durchdringend und schwer zu ertragen. Sein Gang war stolz, seine

Stimme stark und wohlklingend. Das Reich, weld er gegründet, zerfiel ebenso schnell, als es entfiel, denn war, aber in Sagen und Liedern lebte die Erinnerung an den gewaltigen Eroberer, bei 1 german. Völkerstämme Cygel (s. d.), auch die Gott geißel genannt, noch lange fort.

Vgl. Joh. von Müller, «A., der Held des 5. Jahr» (Wien 1806); Klemm, «A. nach der Geschichte, S. und Legende» (Lpz. 1827); Saage, «Geschichte A. (Celle 1862); Thierry, «Histoire d'A. et des si cosseurs» (4. Aufl., Par. 1874; deutsch von W. hardt, 4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1874).

Attila heißt zunächst ein kurzer, mit Schnur befehter Rod, wie er in Ungarn ziemlich allgemein getragen wird; dann auch der demselben ähnlich Schnurenrod der Hufaren.

Attinghausen, Pfarrdorf mit (1880) 4 kat. C., im Schweiz. Kanton Uri, liegt 451 m ü. dem Meere, 2,5 km südwestlich von Altorf a dem linken Ufer der Reuß, der Mündung b Schächenbachs gegenüber in freundlichem, frud barem Gelände. Mit Altorf ist es durch ein Fahrweg verbunden, an welchen sich hier der rau Saumweg über den Surenerpaß, 2305 m, na Engelberg anschließt. Geschichtlich merkwürd ist A. als der Sitz des einzigen freiherrlichen G schlechts der Waldbüste, der Freien von A. u Schweinsberg, die im 13. und 14. Jahrh. in d Geschichte der Waldbüste eine bedeutende Rol spielten und im 15. Jahrh. ausstarben. Diese Geschlechte, das vom Reiche den Boll zu Hile und das Geleite auf der St. Gotthardstraße; Lehen trug und dem Lande Uri mehrere Landn männer gab, gehörte auch der Freiherr Werne v. A. des Schiller'schen «Wilhelm Tell» an, b 1291 unter den Bürgen des Bundes zwischen Z rich, Uri und Schwyz urkundlich erwähnt wu und von 1294—1321 Landammann von Uri wu Die Ruinen der freiherrlichen Burg erheben sic auf einer kleinen Anhöhe des Reußufers etwa oberhalb des Dorfs; unweit von denselben lieg der Unterbau der Dienstmannenburg Schweins berg, der jetzt ein Bauernhaus trägt. Das alt turmartige Haus zwischen beiden Ruinen gil als das Wohnhaus Walter Fürst's, eines der Eidgenossen, die der Sage nach 1307 den Bund in Nütli (s. d.) schlossen. Vgl. Liebenau, «Geschicht der Freiherren von A.» (Aarau 1865).

Attis (auch Atis, Atys oder Atys) war ei in Phrygien einheimisches, dem Adonis (s. d.) v wandtes göttliches Wesen. Nach einer bei spätern Autoren aufbewahrten Sage ist A. vom Himmels gott und der Erdmutter durch wunderbare Mittel glieder, ein Mannweib, dann einen Mandelbaum, von dem ihn die Tochter des Flusses gebor, ent sprossen. Gewöhnlich wird nur erzählt, daß di Göttermutter (Cybele [s. d.], Dindymene, Agdistis) ihn geliebt und aus Eifersucht plötzlichen Wahnsinn über ihn verhängt habe, worauf er sich selbst ent mannt, oder auch, daß er ein Verehrer oder Geliebter der Cybele gewesen und von andern ent mannt und getötet worden sei. Nach Arnobius und Servius geschah dies unter einer Fichte, in die nach Ovid sein Geist entweicht, während nach dem er genannten aus seinem Blute Weiden entsprossen. In Festen, welche sich von Kleinasien über die Alie Welt verbreiteten, wurde zuerst der Tod des A. in orgiastischen Bräuchen beklagt und dann sein Wiederaufleben ebenso gefeiert. Als Symbol diente

haben die Fichte, umkränzt von Weiden, dem Feind der menschlichen Natur.

In Epden hieß A. der Sohn des Manes, Vater des Lynceus und Eubos, und galt als Stammvater der attischen Iphigen Könige, welche nach ihm Atiden genannt werden.

Attisch, auf Attika und besonders dessen Hauptstadt Athen (als dem Sitz des geistreichen, feingebildeten Lebens) bezüglich, der attischen Feinheiten nachgehend, schön, elegant, wichtig.

Attische Dialekt heißt die in Attika übliche Form des ion. Dialekts, im Gegensatz zur ion. Dialekt derselben Sprache.

Attischer Dialekt, s. unter Griechische Sprache. Attische Philosophie wird besonders die seit Sokrates in Athen blühende Philosophie genannt. Allgemein versteht man darunter die Philosophie des Sokrates und der Sokratischen Schulen, weil die Lehrer und Häupter derselben fast alle in Athen, dem damaligen Mittelpunkte der geistigen Kultur, lebten und lehrten. Zu ihnen gehören Sokrates, Plato, Aristoteles, Antisthenes, Aristippos, Zeno u. a. (s. Griechische Philosophie.)

Attisches Salz, Witz, geistreicher, feiner Scherz. Attische (vom mittellat. aptitudo, aus dem altlat. aptus, geschieht, passend), ein franz. Kunstausdruck, der eine charakteristische und zur Hervorbringung eines künstlerischen Eindrucks geeignete Stellung oder Lage lebender Figuren bezeichnet. Zu diesem Zwecke müssen die Figuren nicht nur die Formen der Körper und die sie umhüllenden Gewänder in einem wirklichen, das Auge erfreuenden Bilde zeigen, sondern auch einen lebhaften Gemütszustand oder einen bedeutungsvollen Moment darstellen. Durch die Kunst der A. und Pantomime (s. d.), die sich wie Ruhe und Bewegung zueinander verhalten, läßt sich das Gemälde sowohl wie die Natur plastisch wiedergeben. Zu einer für sich bestehenden Kunst wurde die A. zuerst gegen Ende des 18. Jahrh. durch Lady Hamilton (s. d.) erhoben. Höher noch gestaltete die deutsche Schauspielerin Fänel-Schall (s. d.) diese Kunst. Der letzte Versuch in dieser Art waren die pantomimischen Darstellungen der Sophie Schärer, welche diese auf ihren Gastreisen gab und worin sie die Gewandtheit und das sonstige Nebenwerk unterordnete, um durch den mimischen Ausdruck der verschiedensten Affekte in ihrer höchsten Steigerung allein zu wirken. Als männlicher Darsteller von A. ist der in Amerika verstorbene Sedenhorst (Patril Seale) zu nennen, welcher seine Darstellungen mit Vorlesungen begleitete und in seinen Vorlesungen über Deklamation und Mimik (s. d., Braunschw. 1816) der A. eine bedeutende Stelle einräumte. Zu den A. gehören die sog. lebenden Bilder (tableaux vivants, living statues), welche im Theater und in Privatfesten häufig dargestellt werden. — Im Ballett werden alle Stellungen auf einem Fuße, ohne Rücksicht auf die Bedeutung der Stellung, Attituden genannt.

Attius (Lucius), röm. Dichter, s. Accius.

Attisch-maced. die im reinen attischen Dialekt gehaltene Schreibweise. Unter allen griech. Dialekten war der attische Dialekt der am meisten ausgebildete und gewann, von den großen Schriftstellern Athens in den verschiedensten Gebieten der Poesie und Wissenschaft angewendet, die weiteste Verbreitung in Griechenland. Als sich durch die macedon. Herrschaft das Griechische über den groß-

ten Teil der damals bekannten gebildeten Welt als Sprache der Literatur und Diplomatie verbreitete, bildete der attische Dialekt die Grundlage dieser allgemeinen griech. Sprache; aber durch mancherlei fremde Einflüsse wurde sie bald vielfach in ihrer Reinheit getrübt. Wegen dieses Verderbnis eifernde Grammatiker, die oft mit Angstlichkeit und Übertreibung durch Abhandlungen und Wörterfassungen die Schriftsteller wieder zu dem echten attischen Dialekt zurückzuführen suchten, und Schriftsteller, die sich bemühten, in echt altattischer Form zu sprechen und zu schreiben, nannten die Alten Attizisten, wie ihre Schreibweise A. hieß.

Attol, Atal (b. h. Schranke), Stadt und Fort im Distrikt Whilam der Division Rawalpindi der brit.-ind. Viceregentengouverneurshaft Pendschab, liegt auf dem linken Ufer des Indus, gegenüber der Einmündung des Rabul, dessen Thal die Hauptpassage zwischen Afghanistan und Hindostan bildet. Nur durch seine Lage ist dieser auf schwarzen Schieferfelsen dicht am Strome, etwa 298 m über dem Meere erbaute, nur 3000 E. zählende Ort von Bedeutung. Das neue Fort am Flusse wird von einem nahen Hügel beherrscht. Gegenüber liegt bei einem kleinen Dorfe ein von Rabir Schah erbautes Fort, mit schönem Aquadukt. Der Indus ist hier 188 m breit, bei niedrigem Wasserstande 9, bei hohem gegen 18 m tief und strömt durch eine scharf eingeschnittene Felsenrinne, deren schroffe Wände er marmorglatt gewaschen hat. Oberhalb A. fließt er mehrarmig und seicht in einer Ebene und hat fünf Furten, die zur Winterzeit, aber auch dann, wegen der starken Strömung und der Kälte des Wassers, nicht ohne Gefahr zu passieren sind. Unterhalb A. tritt der Fluß in einen noch engeren, tieferen Felsenkanal und strömt so reißend, daß er 16 km in einer Stunde zurücklegt. A. ist der Schlüßel Hindostans von Westen her und wurde 1581 von Akbar d. Gr. erbaut oder doch erneut. Seit den ältesten Zeiten war an dieser Stelle der Stromübergang, der jetzt durch eine Schiffsbrücke vermittelt wird. Alle Groberer Indiens, alle, auch die neuesten Kriegsexpeditionen aus Hindostan gegen Afghanistan haben ihren Weg durch das Rabulthal und über A. genommen, so Alexander d. Gr. 326 v. Chr., Dschelaleddin Mansfheri 1221, Timur 1397, Babur 1519, Schah Rabir 1788 u. s. w.

Attorney, in der engl. Rechtsprache im allgemeinen sowohl als Anwalt. In der engl. Rechtsverfassung werden zwei Klassen von Rechtsbeiständen unterschieden: die Barristers (Advokaten), welche den höhern Rang einnehmen und das Plaidoyer vor Gericht führen, und die Attorneys at law, welche unmittelbar mit dem Klienten verhandeln, welche allein das Recht haben, Vorstellungen und andere Schriften bei dem Gerichtshofe einzureichen, und welche in der Regel dem Barrister schriftliche oder mündliche Instruktionen erteilen. Die Parteien treten immer nur durch Vermittelung eines A. mit dem rechtsgelehrten Barrister in Verbindung. Die Attorneys bilden seit der Acte Edwards I. von 1285, wodurch es Parteien gestattet wurde, sich von Rechtskundigen vor Gericht vertreten zu lassen, eine geschlossene, oft durch Gesetze reformierte, mit großen Privilegien ausgestattete Körperschaft, deren heutige Verfassung 1843 durch Konsolidierung und Überarbeitung aller sie betreffenden Gesetzesbestimmungen festgestellt wurde.

Hiernach wird niemand in die Körperschaft (profession) aufgenommen, der nicht entweder auf einer Universität einen akademischen Grad erhalten und drei Jahre als Clerik (Schreiber) bei einem praktizierenden Anwalt gearbeitet, oder fünf Jahre als Clerik gedient und ein Examen bei der für die Anwälte gebildeten Prüfungskommission bestanden hat. Wer diese Vorbedingungen erfüllt, kann ein Fähigkeitszeugnis als Attorney at law entnehmen, um sich auf Grund desselben bei einem der großen Gerichtshöfe vereidigen zu lassen. Er hat dann seinen Namen in das Register der Incorporated Law Society einzutragen, deren Aufsicht der ganze Stand der Attorneys unterworfen ist. In gewissen Beziehungen gelten sie als Unterbeamte des Gerichtshofs, bei welchem sie ihre Praxis üben. Zu ihren Vorrechten gehören die Befreiung von städtischen und Provinzialämtern, vom Eintritt in die Jury u. s. w. Die Attorneys beim Kanzleigerichtshof werden Solicitors genannt. Das engl. Publikum hat sich gewöhnt, in allen Lebensbeziehungen sich des geschäftlichen Rats dieser Anwälte zu bedienen. Daher die sehr große Zahl derselben, welche sich auf mehr als 12000 beläuft, darunter fast ein Drittel allein in London ansässig. Die Mißbräuche des Standes bilden häufig den Gegenstand von Klagen im Publikum, ähnlich den Klagen über die Avoués in Frankreich und über die deutschen Advokaten älterer Zeit.

Attorney general (Kronanwalt) heißt der aus den Barristers ernannte Beamte, der in Civilprozessen die Krone vertritt und auch in gewissen Fällen namens derselben Anklage erhebt. Seine Stellung ist von der der Staatsanwälte des franz. Rechts wesentlich verschieden und überwiegend die eines Rechtskonsulenten des zeitigen Ministerrats.

Attractiva, anziehende Mittel, auch ableitung (mediz.).

ge, der Fall, wo ein zur Gegenstand, Stein, einer Attrappe.

und) heißt jede Sache beige-versteht man wodurch ein

Gegenstand oder ein Begriff verdeutlicht wird, z. B. der Dreifuß des Neptun, die Gule der Minerva, die Schlüssel des Petrus, das Schwert des Paulus u. s. w.

Attrition (lat.) heißt im röm.-kath. Lehrsystem, im Unterschiede von der Kontrition, die mangelhafte Reue, die an sich zur Absolution nicht genügt, aber im Sakrament durch die Kirche aus ihrem Gnadenschatz ergänzt werden kann. Der Begriff derselben wird dogmatisch durch die Erwägung gerechtfertigt, daß selten ein Mensch so wie er soll bereue, diese unvollkommene Reue aber immerhin der Anfang der Liebe zu Gott sei. Thatsächlich wird aber dieser Begriff auch schon auf jede, wenn auch nicht aus wahrhaft religiös-sittlichen Beweggründen, sondern lediglich aus Furcht vor der Strafe hervorgegangene Betrübniß über die Sünden ausgedehnt. Die Reformation hat diese Lehre verworfen.

Atures, Stadt in Venezuela, mit großartigen Wasserfällen des Orinoco (s. d.).

Atypie (grch.), Unregelmäßigkeit, besonders Verlauf einer Krankheit; atypisch, ohne Vorbild, regellos, unregelmäßig, atypische Krankheiten, solche, die nicht den gewöhnlichen Verlauf durch mehrere Stadien haben, wie z. B. Wechselfieber; atypische Sprache, fehlerhafte, besonders klotternde Aussprache.

Atys oder **Atys**, s. **Atys**.

Ammoniakflüssigkeit (Liquor ammoniacus), s. **Ammoniak** (wässeriges).

Barbary, **Barumoryhydrat**, s. und **Barum** (Verbindungen 2).

Ägel, **Vogel**, s. **Äger**.

Äthen (frz. gravure chimique, engl. etching) heißt in der Technik das Verfahren, bei welchem auf einer Metall-, Glas- oder Steinfläche bestimmte Teile durch ein Auflösungsmittel weggenommen werden, um entweder vermöge der so entstandenen Vertiefungen oder (seltener) vermöge der zwischen ihnen stehenden Erhöhungen eine Schrift oder Zeichnung zu bilden. Zu diesem Zwecke läßt man gewöhnlich die ganze Fläche mit einem dünnen Lage Ätzgrund (Komposition von Naphthalin, Wachs und Weich), ritzt oder schabt (radirt) diese überall weg, wo der Stoff angegriffen werden soll, und gießt endlich die auflösend wirkende Flüssigkeit das Ätzwasser, darauf. Die Befestigung des Ätzgrundes in den zu vertiefenden Linien geschieht mittels einer feinen Stahlspitze (der Radiradel), während zum Wegschaben desselben in breiteren Stellen eine kleine, spitze Messertlinge dient. Um die Ätzflüssigkeit (fast ausnahmslos eine verdünnte Salzsäure) auf die entblößten Stellen wirken zu lassen, wird zuvor die Fläche mit einem aus Wachs gebildeten Rand umgeben. Sollen in der Zeichnung verschiedene Abstufungen oder Töne erreicht und deshalb einzelne Linien mehr oder weniger vertieft werden, so wird auf die zu schärfenden Teile mittels eines Pinsels eine Lösung des Ätzgrundes in Terpentinöl aufgetragen und hiernach das Ä. fortgesetzt. Mit einer gleichen Lösung werden öfter bei feinen Stahlwaren die Linien selbst auf die polierte Fläche aufgetragen, um eine Schrift oder Zeichnung glänzend auf mattem, einem vertieften Grund zu erscheinen — ein Verfahren, welches man als damaszierte Arbeit bezeichnet — worauf das Arbeitsstück den durch Salzsäure entwickelten Dämpfen ausgesetzt wird. In der Kupferstecherkunst wird das Ä. als ein wichtiges Mittel großer Ausdehnung angewendet, weshalb ein gewisser Zweig derselben vorzugsweise den Namen Äthung führt. Das Ätzwasser ist hier im wesentlichen Kupferchlorid, welches man für diesen Zweck darstellt, indem man Kupfer in Salpetersäure löst und der Flüssigkeit eine Auflösung von Salmiakflüßig zusetzt; doch sind auch andere Mischungen gebräuchlich. Zum Ä. in Stahl eignet sich eine mäßige Auflösung des Quecksilbersublimats mit wenig Weinsäure und Salpetersäure, oder bei noch eine Lösung von Jod in Jodkalium. Auf Glas wird Fluorwasserstoffsäure als Ätzwasser gebraucht, auf lithographischem Kalkstein verdünnte Salpetersäure. Silber und Messing werden, gleichfalls auch Marmor und Berlmutter, durch Salpetersäure, Gold nur durch Königswasser angegriffen, auf kieselhaltigen Steinen (Vergilstein, Jaspis, Achat) kann mit Fluorwasserstoffsäure, auf Bohlenstein mit Schwefelsäure geätzt werden, während für Alabaster destilliertes Wasser genügt, da

hinnen solche Abzungen, die nicht zum Abdruck, sondern zur Verjierung, namentlich um dem Grabhild zuarbeiten, angewendet werden, im allgemeinen sehr vor. Wo man die ganze Fläche der ebenen Richtung unterzieht, da ist durch das ungleich beschaffen der einzelnen Schichten der Masse den Aufzugsmittel gegenüber ein Schluß auf die Einheit des Materials gefattet. Diese Brückenscheide wird insbesondere zur Unterfuchung von Eisen und Stahl benutzt. Das A. in Kupfer und Zinnblech, oder die Galsanolaufst, ist eine leicht ganz zu entbehrende Methode, deren vorzüglichster Erfolg sogar bestritten wird.

In der Medizin nennt man A. das künstliche Ziehen sogenannter Gewebe durch chem. Mittel oder sehr feinegrade. Je nach der Festigkeit der Ziehung des A. g. mittels erfolgt diese Zerstörung entweder unmittelbar oder infolge einer durch das Mittel unmittelbar heftigen Entzündung, welche bewirkt bei fortwährender Einwirkung den brandigen Zustand des Gewebes herbeiführt. Stets tritt hierbei in der Umgebung des zerstörten und meist einen Schorf bildenden Gewebes eine Entzündung ein, durch welche der Schorf abgehoben und die Heilung der wunden Fläche herbeigeführt wird. Das A. wird in der Medizin zu sehr verschiedenen Zwecken angewendet: um krankhaft entartete Haut, Schleimhäute oder Mundflächen zu zerstören; krankhafte Neubildungen (Krebse, Polypen u. s. w.) zu entfernen; das Gift in vergifteten Wunden zu vernichten; ferner zur Eröffnung von Abscessen u. s. w., sofern bei Anwendung des Messers aus irgendwelchem Grunde nicht statthaft ist; zur Erregung einer heftigen Entzündung, beziehentlich einer Eiterung, welche abklingend auf andere kranke Teile wirken soll; um einen heftigen Reiz auf das Nervensystem auszuüben; endlich um durch Herstellung eines Schorfs schwer zu heilende Wunden zu unterbrechen. Je nach dem Zwecke ist die Wahl, die Art und Stärke der Anwendung des Agmittels zu treffen. Die chem. Agmittel werden entweder als feste Masse mit dem angestrichenen Gewebe in Berührung gebracht, oder als Pulver aufgestreut, oder in Lösung aufgeschüttet, oder in Form eines Teigs aufgelegt. Alle diese Mittel können auch, wenn sie sehr verdünnt oder sehr häufig angewendet werden, als bloße Reizmittel dienen und rufen dann nur eine Rötung oder leichte Eiterung und nachfolgende mäßige Entzündung hervor. Die Hitze wird als Agmittel mittels des Glühens oder mittels der Morsa (s. d.) oder mit Hilfe eines durch den galvanischen Strom glühend gemachten Platintrahs oder mittels des Thermometers (s. d.) angewendet. Die hauptsächlichsten chem. Agmittel sind Höllenstein, weißes Arsen, Sublimat, Chlorpint, Antimonbutter, Zinnblech, schwefelsaures Kupfer, Magnatron, Natrium, Ammonium, Agall, Schwefelsäure, Salpetersäure u. s. w. (Bindungen).

Agall ist Kalihydrat, s. unter Kalium (Verbindungen).

Agall, s. unter Kali.

Agall ist Lösung von Kali oder Natronhydrat, s. unter Kalium und Natrium (Verbindungen).

Agall ist Natronhydrat, s. unter Natrium (Verbindungen).

Agall ist geschmolzenes und in Stangen geformtes Kalihydrat, s. unter Kalium (Verbindungen).

Agall ist Quecksilberchlorid, s. unter Quecksilber (Verbindungen).

Agall, s. Agall.

A. U., Abfärung für Anno urbis (conditae) im Jahre (nach Erbauung oder Gründung) der Stadt (Rom).

Au, chem. Zeichen (Abfärung von Aurum) für Aubagne, Stadt im franz. Depart. Bouches-du-Rhône, 17 km östlich von Marseille, rechts am Flusse Furonne und an der Eisenbahn Marseille-Nizza gelegen, zählt (1876) 5087 (Gemeinde 8027) E., welche Baumwollweberei, Tuch- und Shawlfabrikation, Löfferei, Weinbau und Obstzucht treiben. Der hier wachsende rote feurige Aubagnewein, eine Art Mosteller, und die hiesigen Reinettenäpfel sind berühmt. A. ist Geburtsort des Abbe Barthélemy (des Verfassers des „Anacharsis“), dem 1828 hier ein Denkmal errichtet wurde.

Albanus (Droit), Jus albanum, von albanus, d. i. fremd, sowie als Fremdenrecht, hieß besonders in Frankreich das Recht des Staates auf den Nachlaß eines kinderlosen Fremden. Durch Gesetz vom 14. Juli 1819 wurde dasselbe aufgehoben. Auf der german. Anschauung von der beschränkten Rechtsfähigkeit der Fremden beruhend, bestand es auch in Deutschland, wurde hier aber schon früh durch Staatsverträge zwischen einzelnen Territorien beseitigt; allgemein aufgehoben wurde es mit andern Benachteiligungen der Fremden durch Art. 18 der Deutschen Bundesakte. (Vgl. auch Ab. (Hof) und Abzugsgeld.)

Kube, rechter Nebenfluß der Seine, entspringt bei Bradlay auf dem Plateau von Langres im Depart. Haute-Marne, fließt gegen NW. über Rouvres, wo er flößbar, aber La Ferte, Bar und Arcis, wo er schiffbar wird, und mündet bei Pont-sur-Seine, nach einem Laufe von 226 km, wovon 48 km schiffbar sind. Die Zuflüsse der Kube sind Auxon, Lambion, Voire, Amance und Auxon. Die Hauptartikel des Wassertransports auf der Kube sind Kohlen, Brenn- und Bauholz und Getreide.

Das franz. Departement Kube liegt zwischen den Depart. Marne, Obermarne, Côte-d'Or, Yonne und Seine-Marne. Es besteht aus der Südpenninische und einem kleinen Teil von Burgund, hat zur Hauptstadt Troyes (s. d.), zerfällt in die fünf Arrondissements Troyes, Arcis-sur-A., Bar-sur-A., Bar-sur-Seine und Nogent-sur-Seine und zählt auf 6001,20 qkm (1876) 255 217 E. (gegen 255 687 im J. 1872, Abnahme 0,18 Proz.). Der östl. Teil gehört zum Bassin der Kube selbst, der westliche zur Seine, die hier noch viele Flüßchen aufnimmt. Das Klima ist mild, feucht und veränderlich, aber nicht ungesund. Zwei Drittel der Grundfläche bestehen aus Ackerboden; aber dieser ist sehr ungleich verteilt. Der Norden, zu der wegen der Unfruchtbarkeit und Obere ihrer eisförmigen baumlosen Ebenen verrufenen Champagne-pouilleuse gehörig, wird meistens nur zu Viehzucht benutzt. Der Süden hat desto ergiebigeren Ackerboden, gute Wiesen und Waldung und ist reich an Kartoffeln, Getreide, Hauf, Raps, Heu, Holz und selbst an Weizen (unter welchen die von Ricey, Vitrey, Balnot-sur-Saône, Vagney-la-Fosse, dann von Bac, Bouilly und Laines-aux-Bois die geschätztesten sind), sowie an Rindvieh, Pferden, Schweinen, Schafen und Geflügel. Das Mineralreich bietet nur Kreide, Thonarten zu Fayence, Lössen und Schmelztiegeln, Ziegelerde, lithographische Steine u. dgl. Die Industrie beschäftigt sich hauptsächlich mit Woll-, Baumwoll- und Leinweberei und Spinnerei;

auch mit Wamb. und Strumpfwirkeri, mit Jär. beut, Leder, Pergament, Papier, Glas, und Darmstattenfabrikation. Auch Eisenhammer und Messerschmieden gibt es. Die Wurst und der Speck des Departements haben einen gewissen Ruf erlangt. Handel wird mit Manufakturwaren, Getreide, Wein, Sen, Holz und Kohlen getrieben. Die Ostbahn und die Orleans-Epinalsbahn durchschneiden das Departement.

Rubelbruck, ein von Rubel in Linderhöhe bei Köln erfundenes heliographisches Verfahren zur Reproduktion von Kupferstichen und Blättern in andern Manieren, vergrößert oder verkleinert auf Zink, und zwar sowohl für Hochdruck mittels der Buchdruckpresse oder Maschine wie für Tiefdruck mittels der Stein- und Kupferdruckpresse.

Rubens, Handelsstadt im franz. Depart. Ardèche, 29 km im SW von Viviers, am rechten Ufer der Ardèche auf einem 308 m hohen Hügel, welcher den Fluß um 210 m überragt, und am Fuße der Cevennen, in einem überaus fruchtbaren, von erloschenen Vulkanen umgebenen Thale gelegen. Station einer Zweigbahn der Mittelmeerbahn, ist Mittelpunkt von Eisenbergwerken, eines Kohlenbeckens sowie des Wein- und Getreidehandels des Departements, hat berühmte Messen für Seide, liefert Seiden-, Woll- und Baumwollwaren, hat ein Handelsgericht und zählt 6089 (Gemeinde 7781) E.

Ruber (Daniel François Euphrasie), berühmter franz. Operalkomponist, geb. 29 Jan. 1782 während einer Reise seiner Eltern zu Caen in der Normandie. Sein Vater, ein ziemlich wohlhabender Kunsthändler in Paris, ließ ihm, da sich gute Anlagen kundgaben, durch Ladurner Klavierunterricht erteilen, hatte ihn aber zum Kaufmann bestimmt und schickte ihn auch, nachdem er herangewachsen, nach London in ein Handelshaus. Der junge R. lehrte indes bald wieder nach Paris zurück, wo er sich fortan vorwiegend mit Musik beschäftigte. Sein Kompositionstalent bewies besonders die Konzerte, welche er für den Violoncellisten Lamore schrieb und die unter dessen Namen im Druck erschienen, sowie ein Violoncelloconcert für Mayos. Inzwischen machte er auch die ersten Versuche in dramatischer Komposition, welche ihm die Mängel seiner Kunstbildung zum Bewußtsein brachten, infolge dessen begab er sich unter die Leitung Cherubinis und machte Studien in der höhern Komposition. Eine Frucht davon war unter anderm eine Messe, aus welcher er später eine Nummer (das Gebet) in seine „Stimme von Vortier“ übernahm. Er trat endlich 1813 mit „Le voyage militaire“, einer komischen Oper in einem Aufzuge, an die Öffentlichkeit, die aber fast gar nicht gelang. Diese Niederlage, der Tod seines Vaters und materielle Sorgen hemmten seine Produktivität längere Zeit, und erst 1819 trat er wieder mit einer einaktigen komischen Oper, „Le testament et les billets doux“, hervor, die noch weniger Beifall fand als die vorige. Dagegen errang 1820 die Oper „La bergère chétive“ einen vollständigen Erfolg. Ihr folgte 1821 die Oper „Emma ou la promesse imprudente“, die ebenfalls Glück machte. R. trat 1822 mit Scribe in Verbindung, der ihm nun die meist äußerlich geschickt angelegten Libretti für seine Kompositionen lieferte, und seitdem machte er auch von Jahr zu Jahr Fortschritte in der Kunst des Publikums. Der ersten aus vieler Verbindung hervorgegangenen Oper „L'otoconore“ (1823), folgten gegen dreißig an-

dere, von denen sich ein Teil, wie „Le magasin“ (1824), „La muette de Portici“ (1828), „Fra Diavolo“ (1830), „Gustave“ (1835), „Le domino noir“ (1836), „Le lac des fées“ (1839), „Les diamants d'oursanne“ (1841), „Carlo Bronchi ou la part du diable“ (1843) u. s. w., auch außerhalb Frankreichs noch immer auf der Bühne erhalten hat. Die Oper „Le scribe des libretto“ geliefert, „L'histoire du roi de Garbo“, wurde im Frühjahr 1844 in Paris aufgeführt, und seine letzten Op. „Le premier jour de bonheur d'amour“ (1869) nach dem Libretto des pariser Konser und unter Ludwig Villon III. das Amt eines E. 1., auch seit einer lang-

Reihe von Jahren der pariser Akademie der schönen Künste als Mitglied angehört hatte, starb am 20 Lebensjahre zu Paris 12. Mai 1871 während der Herrschaft der Commune. Seine Leiche wurde erst provisorisch in der Trinitätskirche Paris, dann in ein Wirtshaus auf dem Montmartre, endlich 29 Jan. 1877 beigesetzt auf den Père-Lachaise gebracht, wo ihm auch ein Denkmal gesetzt wurde. Das Gebiet, auf welches R. mit bestem Erfolg bewirkt, und das er auch mit Vorliebe kultiviert hat, ist die komische Oper. Hier entfaltet er frei und voll die hervorragenden Eigenschaften seines Talents: pikante und lebensvolle Melodien, glänzende und immer angemessene Instrumentierung durch die Instrumentation, treffliche Charakterisierung der Situationen und Individuen und überhaupt sehr feinen komischen Sinn. In seinen großen Opern finden sich diese Eigenschaften nur vereinzelt und weniger ungezwungen wieder. Nur in „La muette de Portici“ ist es ihm gelungen, sich mit vollem Erfolge auf dem Felde der großen Oper zu bewähren. Hier herrschen Regelmäßigkeit und Disziplin, die R. sonst eigentlich abgibt.

Ruberlen (Karl August), prot. Theolog, geb. 19 Nov. 1824 zu Zellbach bei Canastadt, am Oberrhein. Pädagogium zu Sigmaringen und dem Seminar p. Biberach vorgebildet, studierte 1841–46 in Tübingen Theologie, wo besonders Joh. Lud. Moser auf ihn Einfluß gewann, während J. Chr. Müller ihn durch seine Hegel'sche Philosophie wie durch seine Kritik des Neuen Testaments gleich sehr zu rücken. Zeugnis dessen war sein Erstlingswerk „Die Theologie Friedrich Christoph Otingers und ihren Grundrissen“ (Tüb. 1847). Nach einigen Jahren praktischer Thätigkeit, unterbrochen (1855–57) durch eine wissenschaftliche Reise, ward R. 1849 Repetent in Tübingen, 1851 Professor der Theologie in Basel, wo er bis zu seinem Tode 2. Mai 1864, als Lehrer, Schriftsteller und Prediger eine reichslegnante Thätigkeit ausübte. Den Grundgedanken seiner Theologie nämlich die Hauptzüge seiner biblischen Geschichtsphilosophie rufft die Schrift „Der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannis“ (Bas. 1854) nicht ein Kommen zu beiden Apokalypsen, sondern eine vergewisserte Betrachtung ihrer symbolischen Hauptgehalt. In der Verteidigung des christl. Offenbarungsglaubens dient das letzte, unvollendet gebliebene Werk „Die göttliche Offenbarung. Ein apologetischer Versuch“ (Tüb. 1. Aufl. 1861). Außerdem schrieb er „Schmerzwecker. Ein Charakterbild“ (Bas. 1859) und „Die beiden Brüder Bauh an die Theologie“ (2. Aufl., Basel, 1867).

Hubertin (Charles), franz. Schriftsteller, geb. 24. Dez. 1825 zu St. Nizier, besuchte die pariser Normalschule, war dann Lehrer an verschiedenen Schulen und Inspektoren und wurde 1874 Rektor der Akademie von Poitiers. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: *«Étude critique sur les rapports supposés entre Sénèque et Saint-Paul»* (1857); *«L'opéra public au XVIII^e siècle»* (1872); *«Les origines de la langue et de la poésie française»* (1873); *«Histoire de la langue et de la littérature françaises au moyen-âge»* (2 Bde., 1876—78).

Hubertiniers (oder Notre-Dame des Vertus, nach Les Vertus), Dorf im franz. Seine-Departement, 8 km nördlich von Paris, 4 km im S. von St. Denis, in der Ebene von St. Denis, mit 12769 14340 E., hat Fabriken von chem. Produkten, Leinwand, Papier, gefärbtem Leder, Porzellan, Glas, sowie Brauereien und Gießereien. In der Nähe liegt eins der bestärksten Forts von Paris. Dieser alte Wallfahrtsort der Notre-Dame des Vertus war Hauptquartier Heinrichs IV. während er Paris belagerte.

Hubigant (Theod. Agrippa d'), latinisiert Albinaeus, franz. Gelehrter und Dichter, geb. 8. Febr. 1550 auf dem Schlosse St. Maurice unweit Pons in Saintonge, emigrierte früh ein ausgezeichnetes Sprachtalent und Anlage zum Dichten, namentlich in lat. Sprache, widmete sich aber, da ihm der Vater nichts nützlich, dem Militärdienste. Er kämpfte 1567 in dem Heere der Protestanten mit vieler Auszeichnung und erwarb sich dadurch die Gunst Heinrichs IV., der ihn zum Statthalter der Provinz Orléans, später zum Viceadmiral von Guienne und Bretagne ernannte. Als Härte und Unbeugsamkeit machte seine mehrmalige Verweisung vom Hofe. Nach Heinrichs IV. Tode wendete er sich nach Genéve, wo er 29. April 1630 starb. Berühmt ist seine *«Mémoires universels 1550—1601»* (3 Bde., Amsterdam. 1616—20), die in Frankreich vom Senfer verbannt wurde, sowie die *«Histoire secrète, écrite par lui-même»*, als Selbstbiographie (3 Bde., Paris 1729—31; Amsterdam. 1731; von Lalanne herausg. Par. 1854; deutsch von Huber, Ldb. 1780). Ferner wurde durch Reab herausgegeben: *«Le printemps, poème de ses amours, stances et odes»* (Par. 1874). Eine Gesamtausgabe seiner Werke mit Noten und Glossar haben Réaume und de Goussier in 5 Bänden veranstaltet (Par. 1873 fg.).

A. war durch Geist und Charakter gleich ausgezeichnet, dabei aber überaus heftig und unbulbsam, auch lebhaft satirisch, wie dies seine *«Tragiques»* (neue Ausg. von Reab, Par. 1872) und die *«Aventures du baron de Faeneste»* (neue Ausg. von Réaume, Par. 1855) beweisen. Vgl. Feugère, *«Caractères du XVI^e siècle»* (Par. 1759); Fontanès, *«A. et ses œuvres et son parti»* (Par. 1855). — Sein Sohn, Konstant d' A., war der Vater der Marquise de Maintenon (s. d.).

Hubigant, Herzog von, s. Richmon (Familie). **Hubin**, Stadt im Arrondissement Billefranche des franz. Departements Aveyron, an der Zweigbahn Capdenac-Rodez der Orleansbahn, ist der Mittelpunkt eines ergiebigen Kohlengebiets, welches jährlich über 250 Mill. kg vorzüglicher Steinohlen liefert. Außerdem werden in der Umgebung noch Eisen (Hochöfen von Guia), Schwefel und Alaun, ferner Karmor, Krysall, Kalkstein und andere Mineralien gewonnen. Die Stadt besitzt eine Kirche aus dem 12. Jahrh., die Ruinen eines alten

Schlusses und zählt (1876) 2474 (Gemeinde 9864) E. Die in der Umgegend gezüchteten Schafe kommen als Schafe von Cransac in den Handel und sind sehr gesucht. In 5 km Entfernung liegt der benennende Berg von Fontanès (le Pouch qu'ard).

Hubrac, eine zum System der Cevennen gehörige, durch prächtige Basaltfäulen ausgezeichnete Gebirgskette vulkanischen Ursprungs, zwischen dem Lot und dessen Zuflüssen Colagne und Trupère, teils im franz. Depart. Lotère, größtenteils aber im Depart. Aveyron, mit kleinen Seen, tiefen Schluchten, ausgedehnten Wäldern (6000 h) und Wiesen, auf welchen letzteren die Hubrac-Rinder gezüchtet werden. Der Ausläuferpunkt dieser Gruppe ist der Railhebau (1471 m).

Das Dorf Hubrac, ein sehr besuchter Lustort und Milchort mit 200 E., liegt 20 km östlich von Espalion, am Fuße des Signal Rouffign (1406 m), im Depart. Aveyron; hier befinden sich die Ruinen (Kirche und ein Turm) des 1120 erbauten Hospizes der berühmten Abtei oder Domerie der Hospitaliterbrüder von A., einer durch den laud. Grafen Adelhard 1081 gestifteten Kongregation.

Hubry (Claude Charles Comte d'), franz. General, geb. zu Bourg 26. Okt. 1773, diente 1793 als Artillerielieutenant in der franz. Nord- und Rhein-, dann in der Armee von Italien, wurde 1801 Stabs-offizier und Artilleriedirektor in S. Domingo und stieg 1804 zum Obersten auf. Am Feldzug 1809 nahm er unter Masséna als Stabschef des Artilleriekommandeurs teil. In der Schlacht von Aspern wurde er, inzwischen zum Brigadegeneral befördert, schwer verwundet und, wiederhergestellt, zunächst in Illyrien, dann als Artilleriedirektor in Alessandria verwendet. A. nahm am Feldzuge gegen Rußland 1812 teil, kämpfte bei Smolensk und Borodino und fand namentlich in der Schlacht an der Beresina Gelegenheit, sich hervorzutun. Seinem Geschick verdankte man vorzugsweise die rasche Herkennung der Brücken, über welche Kaiser Napoleon I. und die Trümmer der Großen Armee ihren Rückzug bewerkstelligen konnten. In Anerkennung der hierbei entfalteten Thätigkeit wurde A. zum Divisionsgeneral befördert und in den Grafenstand erhoben. Er nahm 1813 an den Schlachten von Lützen, Bautzen und Leipzig teil und starb 19. Okt. 1813 infolge einer in letztgenannter Schlacht empfungenen Verwundung.

Hubry de Montdidier, ein franz. Ritter zur Zeit König Karls V., wurde, wie die Sage erzählt, 1371 von Richard de Macaire meuchlings gemordet. Dieses Verbrechen dadurch verdächtig, daß der Hund des Erschlagenen gegen ihn stets die größte Feindseligkeit zeigte, mußte Macaire auf Befehl des Königs mit seinem Anführer, dem Hunde, zur Herbeiführung eines Gottesurteils kämpfen, wobei er durch die Bisse des Hundes getötet wurde. Zu einem Drama verarbeitet, kam diese Sage unter dem Titel *«Der Hund des A. oder der Wald bei Bondy»* zunächst in Frankreich auf die Bühne. In Deutschland wurde das Stück zuerst auf den Vorstadttheatern Wiens aufgeführt, dann im Sept. 1816 auf der königl. Bühne zu Berlin. Als es auch in Weimar zur Aufführung bestimmt war, leute Goethe, noch ehe es geschah, die Leitung der Bühne nieder.

Hubry-Secomte (Hyacinthe Louis Victor Jean Baptiste), ausgezeichneter franz. Lithograph, geb. 31. Okt. 1797 in Nizza, studierte unter dem Maler Girodet-Trioson in Paris die Zeichnung und

bildete sich zum Lithographen aus. Ganz besonders glücklich war A. in Nachbildungen von Werken Proudhons, wie die Stüde: der Raub der Psyche (1824), der Goldburst (1845), die Weinlese, die kleinen Spinner, die kleinen Garnspüler (1849), der Triumph der Venus (1853), beweisen. Verschiedene Blätter nach Rafael, als die Vierge au linge (1827) und die Heilige Familie (1838), nebst dem Porträt der Mona Lisa nach Leonardo da Vinci, Amor und Psyche nach Gérard, gehören ebenfalls unter die besten Werke des Meisters. A. starb 2. Mai 1858 zu Paris und vermachte an das Kupferstichkabinett der kaiserl. Bibliothek einen vollständigen Brud seiner Werke, 308 Blätter in lauter ausgewählten Exemplaren.

Auburn, Hauptstadt und der Gerichtssitz des County Cayuga im nordamerik. Freistaate Newyork, am nördl. Ende des Onwasecossee und an einem Seitenarme der Newyork-Central- sowie an der Southern-Central-Eisenbahn gelegen, mit (1880) 21924 E. Die Stadt ist hauptsächlich bekannt durch das große 1816 gegründete Staatsgefängnis, in welchem ursprünglich ein vollständiges Isolierungssystem eingeführt war. Eine gänzliche Reorganisation desselben wurde 1823 vorgenommen und das sog. Schweigsystem, auch Auburn'sches System genannt, an die Stelle gesetzt. Das Wesentlichste, wodurch sich dasselbe von dem Pennsylvanischen Gefängnisystem unterscheidet, besteht in der Einrichtung, daß die Gefangenen während der Nacht einzeln in isolierten Zellen verwahrt werden, während des Tags aber in gemeinschaftlichen Arbeitszälen beschäftigt sind, wobei ein vollständiges Stillschweigen mit der größten Strenge aufrecht erhalten wird. (S. unter Gefängniswesen.)

Aubusson, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Creuse, an der Creuse und in der Granitschlucht eines Wildbachs gelegen, durch Zweigbahn nach Mulsau mit der Orleansbahn verbunden, hat ein Kommunalcollege, zahlreiche Leptischfabriken (seit dem 15. Jahrh.) von europ. Ruf, Färberei, Wollspinnerei, Fabriken in Tuch, Dedern, Moquettes (Sammet), Baumwollzeugen, sowie Brauerei, Lohgerberei und Handel mit Getreide, Wein und Salz und zählt (1876) 6424 (Gemeinde 6847) E. Auf der Spitze eines eine weite Rundficht gestattenden Hügel sind die Ruinen eines im 11. Jahrh. erbauten, 1632 zerstörten Schlosses. Im J. 1260 kam die Stadt an die Grafen der Marche, die den Titel Vicomte von A. führten. A. ist die Heimat des Johanniter-Großmeisters Pierre d'A. (s. d.).

Aubusson (Pierre d'), Großmeister des Johanniterordens, aus altem franz. Adel, wurde 1423 geboren, nahm, nachdem er bereits, den allerdings unzuverlässigen und miteinander kollidierenden Nachrichten seiner Biographen zufolge, unter König Albrecht II. den Kriegszug gegen die Türken in Ungarn mitgemacht und Johann im engl.-franz. Kriege unter dem Dauphin mit Auszeichnung gebient hatte, an dem Zug der Armagnaten gegen die Schweizer teil. Seine histor. Stellung aber errang er in dem Johanniterorden. Als Komtur von Senlis wußte er nach dem Falle Konstantinopels (1453) Karl VII. von Frankreich zu der Erhebung eines Zehnten von allen Kirchengütern für den Türkentrieg zu bewegen; auch erhielt er vom Könige eine namhafte Summe (16000 Goldthaler) für den Johanniterorden. Solcher und anderer Verdienste wegen wurde er 1467 in den engern Ausschuss seines Ordens zur

Verwaltung des Schatzes aufgenommen, erhielt Aufsicht über den Festungsbau in Rhodus, wozu zum Großprior von Auvergne und 1476 zum Großmeister seines Ordens ernannt. In dieser Stellung zeichnete er sich bei der Vertreibung von Rhodus gegen Mohammed II. im Mai 1480 aus. Die Vertreibung hat A. selbst in einem Bericht Kaiser Friedrich III. dargestellt: «De servata v. praesidioque suo, et insigni contra Turcas victoria» (Frankf. 1602). A. wurde 1489 zum Kardinal ernannt und starb 13. Juli 1503. Vgl. Bohours, «Histoire de Pierre d'A.» (Haag 167 neue Aufl. 1806).

A. u. o., Abfürzung für Anno urbis conditae (s. A. U.), auch für ab urbe condita.

Auch (spr. Ohsch, Eliberrum, Eliberris, spät Augusta Auscorum), Hauptstadt des franz. Depart. Gers, am Gers, welcher sie in die Ober- und Unterstadt teilt, Knotenpunkt der Südbahn zwischen Agen, Toulouse und Tarbes, ist Sitz eines Erzbischofs und bis 1789 Primas von Novempopulania hi und zu dessen Diöcese das Depart. Gers und 1 Bistümer von Aire, Tarbes und Bayonne gehörte. Die Stadt ist amphitheatralisch an einen Hügel hinaufgebaut, hat enge, abschüssige, kaum fahrbare Straßen (eine mit 200 Stufen), aber regelmäßige Plätze, unter denen der oberste mit einer schön Promenade Ausflucht auf die Pyrenäen gewährt. Die schöne Kathedrale hat außerordentlich hohe Gewölbe (26,7 m), vortreffliche Glasmalereien von 1513 und schöne Schnitzwerke. Langhaus und Chor (1489—1584) sind im spätgotischen, die Türme italienischen, das Portal (17. Jahrh.) im griech. Stil ausgeführt (vgl. Sancerre, «Stalles du chœur de la cathédrale d'A.», Epz. 1860). Außerdem sind zu erwähnen der Turm des César oder St. Julien (15. Jahrh.), welcher für den Rest eines Kapitels gehalten wird; eine Bibliothek von 22000 Bänden in der Karmeliterkapelle; der neue Justizpalast; das Hôtel-de-Ville, worin Theater und Museum, Malerei und Geologie; ein großes Hospital; ein Gymnasium; ein Priesterseminar; eine ökonomische Gesellschaft und ein physik. Kabinett. A. zählt (1871) 12145 (Gemeinde 13785) E.; die Bevölkerung unterhält Manufacturen in Leinwand und Baumwolle, Gerbereien und Brennerien von Gaudernac, guten Obstbau und bedeutenden Handel mit Wein, Brantwein, sowie mit Vieh, Geflügel, Holz, Mehl, Getreide u. s. w. Zu Cäsars Zeit war A. die Hauptstadt der Ausci, dann von Novempopulanten, später der Grafschaft Armagnac (1140—1484) und von ganz Gasconne, welchen Rang sie jedoch Lectour streitig machte. Schon im 4. Jahrh. hatte sie einen Bischofsitz, den Chlodwig nach seiner siegreichen Westgoten (507) reichlich dotierte; A. wurde sie von den Wandalen, 792 von den Arabern, 843 von den Normannen verheert, 879 zum Erzbistum erhoben. Später galt sie als eine wichtige Festung, die 1473 die Truppen Ludwigs XI. 1587 die Katholiken im Kampf gegen die Calvinisten eroberten. Seine zum ersten mal 1801 beschlossene Municipalverfassung war bis zur Revolution von 1789 in kontinuierlicher Entwicklung geblieben. Nachdem die Festungswerke im 18. Jahrh. beseitigt worden, hob sich der Ort mehr und mehr. **Ausland** oder Bishop-Ausland, ein Flecken in der engl. Grafschaft Durham am Weir mit (1881) 10087 E. und einem alten Palast. Die Bischöfe von Durham, welcher eine wertvolle

Gemählung enthält und von einem großen Teil umgeben ist.

Auland, Lords- und Grafentitel in der Familie des Sir Robert Eden, aus West-Ä. in der Grafschaft Durham, der 1720 nach, hatte zuerst 1672 in Folge eines Baronet erhalten. Sein Enkel, Sir Robert, hatte vier Söhne, von denen der zweite, Robert, 1766 gleichfalls zum Baronet ernannt wurde. — Der dritte Sohn des letztern, William Eden Lord A., berühmter Diplomat, wurde 1745 geboren, besuchte die Schule zu Eton und die Universität Oxford und betrat 1769 die jurist. Laufbahn als Anwalt des Middle-Temple in London. Er war 1771 und 1773 Unterstaatssekretär für das Nordamerika, 1774—98 Parlamentsmitglied für Woodstock und 1778 Mitglied einer nach Nordamerika geschickten Kommission, um mit den Kolonien wegen ihrer Unterwerfung zu unterhandeln. Die Verhandlungen führten jedoch 1779 unverrichteter Sache zurück. Im folgenden Jahre wurde Carlisle zum Erzbischof von Irland ernannt und nahm A. als Unterstaatssekretär mit. Er blieb in dieser Stellung bis April 1782, als das Ministerium Lord North verließ und Carlisle infolge dessen heimberufen wurde. A. ging 1785 als Gesandter nach Paris und unterhandelte den für England vorteilhaften Handelsvertrag, welcher im folgenden Jahr abgeschlossen wurde, sowie eine Konvention über die Begrenzung von Streitigkeiten zwischen engl. und franz. Niederlanden in Ostindien. Sodann begab er sich 1788 als Gesandter nach Madrid und 1789 nach Holland, wo er 10. Dez. 1790 die Konvention zwischen Kaiser Leopold II. und England, Preußen und Holland zu Stande brachte und 1796 dem Kaiser von Antwerpen beizuwohnen. Im Sommer desselben Jahres legte er sein Amt nieder und kehrte nach England zurück. Er bekleidete 1798—1801 das Amt des Generalpostmeisters und starb 28. Mai 1814. Schon 1789 zum Baron A. in der irischen Peerage ernannt, wurde er 1798 mit gleichem Titel auch in die englische aufgenommen. Unter seinen zahlreichen Schriften, die sich weit auf die polit. Verhältnisse seiner Zeit beziehen, sind die „Principles of penal law“ (Lond. 1771) und „On the population of England“ (Lond. 1786) die bedeutendsten. — Sein zweiter Sohn, George Eden Lord A., geb. 25. Aug. 1784, war 1805 Parlamentsmitglied für Woodstock und dann im Überflusse eines der Häupter der Whigpartei. Unter dem Ministerium Grey wurde er 1807 Präsident des Handelsamts und 1808 Generalgouverneur von Ostindien, in welcher Stellung das Verhältnis mit Pandit-Singh schloß und ein unglücklicher Krieg mit den Afghanen führte. Er ward 1839 zum Grafen von A. ernannt, bekleidete in London seit 1846 die Ämter eines ersten Lord der Admiralität sowie eines Auditors und zugleich des Direktors des Greenwich-Hospitals, und nach, unverheiratet, den 1. Jan. 1849. — Ihm folgte die Grafenwürde. — Im Titel als Baron A. folgte ihm sein jüngerer Bruder, Robert John, geb. 10. Juli 1799, ein Geistlicher der Anglikanischen Kirche, der 1847 zum Bischof von Exeter und Man, 1864 zum Bischof von Bath und Wells ernannt wurde. Aus den Papieren des Vaters gab es das „Journal and correspondence“ (4 Bde., Lond. 1860—63) desselben heraus, welche schätzbare Beiträge zur Geschichte seiner Zeit enthalten. Nachdem er 1869 sein Amt nieder-

gelegt hatte, starb er 25. April 1870. Ihm folgte in der Pairswürde sein ältester Sohn, William George Eden, geb. 19. Jan. 1829. Derselbe war seit 1847 im diplomatischen Dienst, als Attaché in Stockholm, Washington und Brüssel, als Legationssekretär in Stuttgart und als Geschäftsträger in Karlsruhe beschäftigt, zog sich aber 1861 ins Privatleben zurück.

Auland, bis 1876 Hauptstadt der Provinz A. (68 795 qkm mit 86 000 E.), seitdem des County Eden auf der Insel Aulamaui, der Nordinsel von Neuseeland, an der vielbuchtigen Battenmatalstraße, welche den Hafen der Stadt bildet, und am Fuße des erloschenen Vulkan Mount Eden, ist Sitz eines engl. und eines röm.-kath. Bischofs, hat gute Schulen und eine 1861 gegründete Gelehrte Gesellschaft und zählt (1879) 13 781, mit den Vorstädten 24 900 E., die meist von Handel und Schifffahrt leben. A. wurde 1840 gegründet und war bis 1864 Sitz des Gouverneurs von Neuseeland.

Aulandinseln, eine austral. Inselgruppe, unter 50° 30' südl. Br., 880 km südwestlich von Neuseeland gelegen, wesentlich vulkanischen Ursprungs, besteht aus der größern gleichnamigen Insel (440 qkm) und mehreren kleinern Inseln, Adams, Gendry, Disappointment u. s. w. (zusammen 610 qkm), welche sämtlich bergig und gut bewaldet sind. Das Klima ist zwar feucht und stürmisch, doch geüßert hier merkwürdigerweise einer subtropischen sowie einer alpinen Zone angehörige Blumen und Pflanzen. Die Inseln sind sehr reich an Seevögeln, Fögeln, Fischen und Muscheln. Die A. wurden 1806 von Brissow, Kapitän des Walfischfängers Ocean, entdeckt und 1849, wegen ihrer Wichtigkeit als Hauptstation für den Walfischfang in der Südsee, von den Engländern besetzt; sie gehören zum Gouvernement Neuseeland, zählen aber keine ansässigen Bewohner. Die A. waren eine der 360 Stationen, auf denen 1874 der Vorübergang der Venus wissenschaftlich beobachtet wurde.

Auktion, f. Auktion.

Auctor, f. Autor.

Auctorität, f. Autorität.

Auruba, Pflanzengattung, f. Aulube.

Aud., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Audubon.

Audacter calumnians, f. unter Audax.

Audax, Audius oder (nach seinem vaterländischen (yr. Namen) Udo, ein strenger Asket in Mesopotamien. Obgleich Laie, trat er als Prediger auf und geißelte die Sittenlosigkeit der Geistlichen. Deswegen bedrängt, verließ er mit seinen Anhängern die Kirche und ließ sich ordnungswidrig zum Bischof weihen. Nach Ägypten verbannt (um 340), wirkte er für Ausbreitung des Christentums und starb um 370. Seine Anhänger, die Audianer, lebten in klösterlichen Gemeinden, beobachteten die jüdischere Osterfeier und bachteten sich unter Berufung auf das Alte Testament Gott in menschlicher Gestalt. Anfangs verfolgt, verschwanden sie bereits im 5. Jahrh.

Audax (lat.), wagenb. kühn, herbst. Audacem (audentes) fortuna (adjuvat). Stelle aus Virgils Aeneide, X, 284, zum Sprichwort geworden (wörtlich: dem Räubern hilft das Glück), unserm „Früh gewagt, halb gewonnen“ entsprechend. Audacter calumnians (auch Calumnians audacter), semper aliquid haeret, eine bei Tacitus von Verulam vorkommende, sprichwörtlich

gewordene Stelle: nur led verleumbet; etwas bleibt immer hängen!

Aude (Atax, Narbo, Attagus), Fluß in Südfrankreich, entspringt in den Ostpyrenäen, 8 km nordwestlich von Mont-Louis am Roc d'Aude in 2877 m Höhe, fließt erst gegen N. durch die 500 m tiefen Schlünde von Carcanières, dann durch das Défilé von Pierre-Pis mit steilen Felsenwänden, über Quillan, wo er flößbar wird, und Limour, wo er in die Ebene tritt, nach Carcassonne und dann, auf dem linken Ufer vom Süblanal begleitet, ostwärts durch den Strandsee Vendres in das Mittelmeer, 18 km jenseit Narbonne, nach einem Laufe von 208 km. Von Puillan an ist die A. auf 143 km schiffbar.

Das franz. Département Aude ist begrenzt im O. vom Mitteländischen Meer, dann von den Depart. Hérault, Aarn, Obergaronne, Ariège und Ostpyrenäen. Es umfaßt die ehemals zu Languedoc gehörigen Grafschaften Lauragais, Carcasses und Razès nebst der Diocese von Narbonne und dem Pays de Sault. Es hat zur Hauptstadt Carcassonne, zerfällt in die vier Arrondissements Carcassonne, Castelnaudary, Limour und Narbonne, und zählt auf 6813,4 qkm (1876) 300 065 E. (gegen 285 927 im J. 1872, Zunahme 4,9 Proz.). Den südl. Teil erfüllen die Vorgebirge zu beiden Seiten der oberen A. Die östl. Zweige, Les Corbières, steigen im Puy-de-Bugarat 1231 m hoch auf und treten, wie die westlichen, bis an die Bodensenkung des untern Audehals und des Canal-du-Ribi, dessen größere Hälfte diesem Département zugehört. Jenseit dieser Thalfurche, an der Nordgrenze, erheben sich die Schwarzen Berge, die südlichsten Ausläufer der Cevennen im Pic de Nore 1210 m hoch. Die Küste ist flach, hat keine Buchten und Rheden, aber mehrere Strandsees, z. B. den von Bages und Sigean, der den Robinetanal (den alten Hauptfluß Robine) von Narbonne aufnimmt und den Hafen La Nouvelle bildet. Das Klima ist warm, aber sehr veränderlich durch den kalten Nordwestwind oder Cers und den oft orkanartigen Seewind Mistral, dessen erstickende Hitze im Sommer an den Sirocco erinnert. Der Boden der Ebene ist vorherrschend kalkartig und, außer an der Küste, wo man Seefalz und Soda gewinnt, sehr fruchtbar. Das Département hat einen großen Reichtum an Eisen und Steinkohlen; Mineralquellen finden sich in Alet, Campagne u. s. w. In der Ebene baut man alle Cerealien, Obst, Oliven, mittelmäßige Rotweine, aber geschätzte Weißweine (Blanquette de Limour); 43 Proz. sind aderbarer Boden, 30 Proz. unfruchtbar, fast 13 Proz. Wein, 8 Proz. Gehölz. Sehr ansehnlich ist die Schafzucht, die Gänsefästung und der Gewinn von Honig (von Narbonne). Lebhafteste Industrie zeigen die Tuch- und Seidenfabriken, Branntweinbrennereien, die zahlreichen Hühnerhöfen und andern Eisenwerke und Sägemühlen. Der Handel mit Getreide, Wein, Branntwein, Badobst, Salz, Eisen ist von Bedeutung. Das Département wird von der Südbahn durchschnitten. Vgl. Joanne, «Géographie du département de l'Aude» (Par. 1879).

Audeb., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Audebert.

Audebert (Jean Baptiste), franz. Kupferstecher, geb. zu Rochefort 1759, gest. zu Paris im Dez. 1800, hatte sich in Paris zu einem geschickten Miniaturmaler ausgebildet, als Vigot d'Arcy, ein

reicher Privatmann, ihn 1789 die seltensten seiner naturhist. Sammlungen malen ließ in der Folge nach England und Holland, von wo er eine Menge derartiger Zeichnungen zurückschickte. Diese Beschäftigungen veranlaßten ihn zur Herausgabe einiger naturhist. Prachtwerke mit Kupferstichen, von denen er aber nur die *toire naturelle des insectes, des makis et des léopithèques* (Par. 1800, mit 63 Tafeln in folio) selbst vollenden konnte; die *Histoire naturelle des colibris, oiseaux mouches, jacamar, promerops* (Par. 1802, mit 85 Tafeln) und *Histoire naturelle des grimpeurs et des oiseaux de paradis* (Par. 1803, mit 104 Tafeln) w nach A. S. Tode von DeGray beendet. Den letzten beiden Werken hatte Vieillot geliefert.

Audenarde, s. Dubenaarde.

Audh, Provinz des Indobritischen Reichs.

Audianer und **Audius**, s. unter Audä. **Audiat** (Louis), franz. Schriftsteller, ge Moulins-sur-Allier 1833, Oberbibliothekar in Saintes, schrieb unter anderm: «La Réforme Fronde en Bourbonnais» (Moulins 1867); von der franz. Akademie preisgekrönte Studie das Leben und die Werke von Bernard P. (1868); «Les États provinciaux de Saint-Nicolas» (Niort 1870).

Audiatur et altera pars (lat.): auf andere Partei werde gehört (d. h. man höre den Beschuldigten an, ehe man urteile), ein Rechtspruch, der erst aus Senecas *Tragödie dea* hergeleitet ist und verdeutscht in *In sich vorkommt*, im Römer zu Frankfurt a. M., «Eins manns rede eine halbe rede, man soll die tege verhören bed» und im großen Saale Rathauses zu Nürnberg, als: «Eins manns rede eine halbe rede, man soll die tege verhören bed».

Audienz (lat.), Gehör, Vorlassung, bei Hof und hohen Staatsbeamten. Bei manchen Trüben führen die Verhöre, Vorbescheide und mündl Verhandlungen ebenfalls diesen Namen. In nien ist der Ausdruck auf mehrere Behörden gegangen. Öffentliche A., wie sie früher in luten Staaten üblich waren (z. B. unter Josef auf dem sog. Kontrologange), bei denen jeder zu dem Regenten Zutritt hatte und ihm sein such vorbringen konnte, sind in konstitution Staaten, wo der Regent auf solche Gesuche selbst und allein resolvidieren kann, vielmehr in Regel die Sache wieder an die Behörden vermuht, außer Gebrauch gekommen.

Audierne, kleine Hafenstadt mit (1876) (Gemeinde 2145) E. im franz. Depart. Finistère östlich von der Pointe du Raz, auf der den von Douarnenez südlich begrenzenden Hals an der Mündung des Gouen, mit einer hydrophischen Schule und Seebädern. Dabei liegen Ruinen der Schlösser Kernabon und Petit- und an der äußersten Spitze der Pointe de Raz ein Leuchtfeuer. Jenseit des Gouen und des hinne beginnt die breite Bai von A., deren geliche Gewässer und wilde und öde Ufer sich im bogen bis zu den Felsen von Penmarc hing Die Umgegend bietet zahlreiche kelt. Monum Die Bewohner dieser gefährlichen Küsten, an das furchtbar brandende Meer zahlreiche brüche veranlaßt, sind alle Fischer, die sich fächlich durch den Handel mit Seegras ernäh

Kubiffredi (Giovanni Battista, eigentlich Giulio Sciari), ital. Gelehrter, geb. 2. Febr. 1714 zu Sango bei Nizza, trat sehr jung in den Dominikanerorden, wurde Abt des Klosters Alla Pineroa in Rom und erhielt die Aufsicht über die Bibliothek dieses Klosters, die nach ihrem Stifter die Casanatiana genannt wird. Er starb 8. Juli 1794 zu Rom. A. hat sich besonders als Bibliograph sowie als Krieger einen geschätzten Namen erworben. In seinem Spätesten sind vor allem der musterhafte Katalog der Casanatiana Bibliothek (4 Bde., Rom 1761–89) und die vorzüglichen Verzeichnisse der röm. Arm. (Rom 1788) und der ital. Ausgaben des 15. Jhdts (Rom 1794) zu nennen. In seinen älteren Schriften berichtet er über von ihm beobachtete Kometenübergänge, Verfassungen, den Sonnensturm von 1769 u. s. w.

Kubiffredi (Edme Armand Gaston, Herzog von), franz. Staatsmann, geb. zu Paris 20. Okt. 1823 als Sohn eines Grafen Kubiffredi, wurde von seinem Onkel, dem Herzog von Bassano (s. d.) adoptiert, studierte die Rechte, wurde 1845 Advokat im Staatsrat, zog sich 1848 vom öffentlichen Leben zurück und gehörte unter dem Namen des orléanistischen Opposition. A. wurde 1871 im Senat. Ohne zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, wo er sich dem rechten Centrum angeschlossen und als heftiger Gegner des Bonapartismus hervorgetreten. An den Unterhandlungen, welche eine Fusion der royalistischen und orléanistischen Parteien bewirkte, war A. in hervorragender Weise betheiligt. Am 2. Dez. 1874 wurde er zum Vizepräsidenten, 15. März 1875 zum Präsidenten der Nationalversammlung, 13. März 1876 zum Präsidenten des Senats gewählt. Im Senat war er der Führer der gemäßigten Republikaner und trat als solcher bei der Verfassungskrise im Nov. 1877 des Kaiserthums Vrogie zum Rücktritt. Als er am 5. Jan. 1879 eine entschieden republikanische Majorität in den Senat brachten, erstattete A. bei der Präsidentenwahl nur 81 Stimmen von 158, welche auf den Führer des linken Centrum, Carnot, fielen.

Kubiffredi (Charles Louis Alexandre Henri d'), Journalist, geb. zu Paris 24. Dez. 1828, lang der pariser Normalsschule, war Mitarbeiter mehrerer Tagesblätter, besonders an der „Patrie“, und starb 2. Aug. 1872 zu Bourg-Saint-Maur. Er schrieb „La vie de garçon“ (1859); „Voyage d'outre-tombe“ (1861); „Histoire de Pierre mail, chevalier de Bayard“ (1869).

Kubiffredi (fr.) ist die Benennung der Militärkammer, die die hand- und kriegsgerichtlichen Unterzungen zu führen und bei den Stand- und gerichtlichen die jurist. Auffassung zu vertreten, dient als jurist. Beirat der Militärbehörden in rangieren haben. Je nach den Kommandos, denen sie beigegeben sind, heißen sie Garde, Gouvernements-, Divisions-, Korpsauditor, während ein Generalauditeur die höchste in der Militärjustiz eines Staates bekleidet. Auditor (lat., wörtlich: Zuhörer) hieß in der lateinischen des Mittelalters besonders das Mitglied eines Gerichts, dem die Vernehmung der Parteien übertragen war. In Italien Spanien aber wurden so (Uditori, Oydores) Mitglieder der höhern Gerichtshöfe genannt, Auditor des Rotas Romanas, des berühmten d. Gerichtshofs. In einigen deutschen Staaten

werden auch mit diesem Namen die jüngern Beisitzer höherr Gerichte- und Verwaltungsbehörden bezeichnet, die, ohne Stimmrecht oder amtliche Theilnahme, den Verhandlungen derselben zu ihrer Abung beizuwohnen.

Kubiffredi (Jean Victor), franz. Zoolog, geb. 27. April 1797 zu Paris, studierte Medizin und Naturwissenschaften, wurde 1833 Professor der Entomologie am Museum und starb 9. Nov. 1841. Unter seinen Arbeiten, die er teilweise in Gemeinschaft mit Milne-Edwards und Blanchard veröffentlicht, sind, außer zahlreichen Beiträgen zu den von ihm mit begründeten „Annales d'histoire naturelle“ und andern periodischen Schriften, besonders hervorzuheben das mit statist. und topogr. Karten versehene Werk: „Recherches pour servir à l'histoire naturelle du littoral de la France“ (2 Bde., Par. 1830) und „Histoire des insectes nuisibles à la vigne“ (Par. 1842).

Kubiffredi (Gérard), berühmter Kupferstecher, geb. zu Lyon 2. Aug. 1640. Aus einer Familie herkommend, die in dem Fache des Kupferstichs vielfach ausgezeichnet ist und von seinem Vater, Claude A. (geb. 1597, gest. 18. Nov. 1677), früh darin angeleitet, verbannte er seine höhere Ausbildung einem dreijährigen Aufenthalt in Rom, wo er unter Carlo Maratti studierte und sich durch ein Bildnis Papst Clements IX. berühmt machte. Sein Ruf bewog den Minister Colbert, ihn nach Paris kommen zu lassen, wo er zum königl. Kupferstecher ernannt wurde. Hier nach er die vorzüglichsten Werke des Lebrun, mit dem er in enger Verbindung lebte, und verherrlichte dessen Ruhm hauptsächlich durch die meisterhaften Stiche der Alexanderschlachten. Er verfaßte auch ein Werk über die Proportionen des menschlichen Körpers. A. starb zu Paris 26. Juli 1708. — Sein Bruder, Claude A. (geb. 27. März 1639, gest. 4. Jan. 1684), war ein ziemlich bedeutender Historienmaler. — Seine Neffen, Benoît A. (geb. zu Lyon 8. Nov. 1661, gest. auf seinem Landgut bei Montargis 2. Okt. 1721) und Jean Louis A. (geb. zu Lyon 28. April 1667, gest. zu Paris 17. Juni 1756), bildeten sich in seiner Schule zu vorzüglichen Kupferstechern.

Kubischla oder Ubschila (Angula), eine Oase in der Libyschen Wüste Nordafrikas, seit den ältesten Zeiten unter demselben Namen bekannt, unter 29° bis 29° 30' nördl. Br. und 89° 2' bis 40° östl. L. (von Ferro), auf der großen Karawanenstraße zwischen Kairo und Murzuk, etwa 10 Tagereisen westlich von der Oase Siwah (Ammonium) und 18 Tagereisen im SSO. von Bengasi an der Küste von Baria gelegen, ist eine kleine, von Sandwüsten umschlossene Gruppe ebener, grüner Fede, durch gute Bewässerung reich an Palmen, mit deren in außerordentlicher Menge gewonnenen und durch ihr Aroma höchst ausgezeichneten Datteln ein bedeutender Handel nach allen Gegenden getrieben wird, wie schon zu Herodots Zeit die Kasamonen denselben betrieben haben. Die Oase ist dem Paschalit Tripolis tributär. Ihre 11–12000 E. gehören teilweise noch dem Berberstamm an und sprechen ein mit arab. Wörtern sehr verunreinigtes Berber. Sie sind thätige und unerschöpfende Reisende, die den Handel zwischen Ägypten und Murzuk sowie den zwischen Bengasi und Wadal vermitteln. Das Ganze besteht aus drei Oasen: im N. das halbmondbartige, 22 km lange und 2 km breite, 35,20 m unter dem Meeresspiegel gelegene, von rötlichen

Sanddünen umgebene M., mit dem an der Schos-
felle gelegenen Hauptort A und 17 aus Palm-
hütten bestehenden Ortshäusern, deren keine mehr
als 20 Familien zählt; darauf folgt östlich die
höhere Oule Sterns aus Kies und darauf die 3-för-
mige Oule Tisha's, 16 m unter dem Meeresspiegel,
mit viel kalkhaltigerem Boden als die erstere, daher
mit kaum trinkbarem Wasser, mit den beiden Haupt-
flüssen Sebba und I'Ureg, dicht beisammen gelegen,
und 23 kleinen Dörfern, und dem nördlich von der
ien Eschlerree, weiter östlich
nach C gedrückten Vogen Uadi
ch zur Oule Patosi, im S E C
zum Vartenboden und ausge-
et. Die Bewohner gehören
die Uadichin in A und in
e Mesthabra in I'Ureg. Hier
ist, die Suiga in Eschlerree

sind Kraber und haben ein mohammedsches Kloster mit
einer Schule. Der die Oule regierende Madi hält
sich gewöhnlich in Bengali auf. Die Zahl der Pal-
men mag sich auf 200000 belaufen, welche etwa
42000 Markt Steuern ergeben. Gemüthsruhe wird
sorgsam betrieben. Vgl. Koblitz, «Von Tripolis
nach Alexandrien» (Wien 1871).

Audub., der naturwissenschaftlichen Bezeich-
nungen Abkürzung für Audubon.

Audubon (John James), amer. Ornitholog,
geb. 4 Mai 1780 auf einer Pflanzung bei New-
York, zeichnete schon als Knabe mit Vorliebe Vögel
und Blumen, ging kaum 16jährig nach Paris, um
sich unter David zum Maler auszubilden, ließ sich
aber nach seiner Rückkehr als Farmer am Schuylkill
in Pennsylvania nieder und wandte sich hier na-
türlichst, namentlich ornithologischen Studien zu.
Nach 10jährigem Aufenthalt dorthat zog A 1810
nach Henderson in Kentucky, wo er vorübergehend
Handelsgehilfe trieb, nach deren Zerschlagung er
mit verdoppeltem Eifer seine wissenschaftlichen Ar-
beiten wieder aufnahm. Zu diesem Zweck schiffte
er zunächst den Ohio hinab und durchstrebte viele
Jahre hindurch mit dem schott. Ornithologen Alex.
Wilson die Gebirge und Wälder, besuchte die Flüsse
des Westens und ging 1826 nach Europa, wo er
die Veröffentlichung seines Prognose, der «Birds
of America» (4 Bde., Lond. 1826—39) begann.
Dasselbe umfasst 425 Tafeln mit 1005 Abbildun-
gen von Vögeln, die vortreflich koloriert und meist
von den Kupferstechern Eizars und A. Bonell dem
Jüngern ausgeführt sind. Nachdem A 1829 nach
Paris zurückgekehrt war, schilderte er in der «Or-
nithological biography» (3 Bde., Philad. 1831—
33) die nordamerik. Vögel. Nachdem er 1833—35
nochmals Europa besuchte, ließ er sich auf der Man-
hattaninsel oberhalb der Stadt New York am Hudson
nieder, am jetzigen Audubon Park, wo er zunächst
eine zweite Ausgabe seiner «Birds of America»
(7 Bde., New York 1839—44, mit 500 Tafeln in gr. 8
neue Aufl., 6 Bde., New York 1868) veranstaltete,
dann aber mit John Bachmann, einem 1873 in
Charleston (Südkarolina) verstorbenen deutsch-
amer. Maler und bedeutenden Naturforscher,
«The Quadrupeds of North America» (3 Bde.,
Wash. 1843—50, in Fol.; neue Aufl. 1868) und
«Biography of American quadrupeds» (Philad.
1846—50) herausgab. A starb 27 Jan. 1831 in
New York. Obgleich nicht ganz frei von den Fehlern
eines Autobiographen, erscheint A. überall als gründ-
licher Forscher, unterscheidet mit Rechtigkeit das

Junge, was dem Naturhistoriker wissenschaftlich ist
entwirft als vollendeter Künstler ein Bild
mit lebensvollen Farben. Vgl. Saint-John,
«the naturalist in the New World» (Lond.
und «The life of John James A., the naturalist
edited by his widow» (New York u. Lond. 1886).

Mue oder **Mu**, entsprechend dem oberdeu-
tisch (f. d.) und dem niederländ. und niederdeu-
tisch (f. d.), ist in Hannover, Oldenburg und G-
wig-Holstein teils einzeln, teils in Zusammen-
mit andern Wörtern, Name vieler Flüsse. Sie
gehören unter denselben ist die A., welche in
geringem Maße Minden entspringt, den westl.
der Landeshauptstadt Hannover durchfließt und
einem 97 km langen Laufe oberhalb Münden
die Meier mündet. — Eine andere A., in der
brosen Stadt, trägt aufwärts bis Otterndorf
nere Gerichte und mündet 2 km unterhalb
Stadt in das Mue der Elbe. — In Holstei-
es zahlreiche A. Zur Elbe gehen z. B. die De-
au, die Dinnau, die Rüdau, zur Oder die
au, Luhnau, Holtau und Gieslau. Die
au mündet bei Meddorf in die Nordsee, die Sch-
au in die Ostsee. — In Schleswig ist besonders
in die Nordsee mündende A. d. i. g. e. s. e. bekannt.
Grenzfluß zwischen Schleswig und Jütland.

Mue heißt ein durch sanfte Anhöhen eingese-
ner Acker und Weidengrund an Weinern und
lern Flüssen im Innern eines Landes, durch
schonente Ablagerungen gebildet, meist ein
red Seeboden aus der Alluvialzeit. Man findet
den A. den fruchtbarsten Boden (Mueboden),
die Goldene Aue (f. d.) in Thüringen.

Mue, Fabrikstadt in der k. k. Schl. A.
hauptmannschaft Zwettau, Amtshauptmann
Schwarzberg, an der Mue, in 348 m
Knotenpunkt der Staatsbahn Zwettau-Schwar-
berg und der Chemnitz-Adorf-Bahn, mit
Schneidmühlwerken, Maschinenweberei, Ge-
koppel, Fabrikation von Argentan, Eisen
und Holzwerkstoffen und zählt (1880) 315
Unweit davon liegt der Kurehammer, ein A-
tanzwerk. Die nahegelegene Andmühl
welche früher das Kautin für die meiste
Lautfabrik lieferte, ist jetzt erschöpft.

Mue, Hartmann von, (Hartmann
Muer, Alois, Ritter von Deladach), lang-
ger Direktor der Hof- und Staatsdruckerei in
geb. 11 Mai 1813 zu Wels, bildete sich in
dortigen Druckerei zum Setzer, Korrektor und
Schäftführer, beschäftigte sich aber in seinen
Stunden mit Sprachstudien, besonders mit
neuern Sprachen, und zwar mit solchem E-
dass er sich 1835 und 1836 an der Universität
Wien einer Lehramtsprüfung unterziehen
hierauf war er ein Jahr lang als Privatlehrer
seiner Vaterstadt tätig und wurde 1837 Leh-
ratal Sprache am k. k. böhmischen Kollegium
Lyceum in Linz. Nachdem er 1839 Deutsch-
die Schweiz, Frankreich und England bereist
um die typographischen und diesen verwandten
Künste des Auslandes kennen zu lernen, und
im März 1841 zum Direktor der k. k. Hof-
Staatsdruckerei berufen. Dasselbe Institut
unter A. s. energischer und hochtätiger Leitung
eines der großartigsten Establishments der
auch die Überleitung der Kautinpapierfabrik
gelmüßig bei Wlogging und der k. k. Hof-
fabrik führte A. mehrere Jahre. Im J. 1860

er in den erbliden Ritterstand erhoben, 1864 trat er von der Leitung der Staatsbruderei zurück und starb 10. Juli 1869 zu Wien. Von seinen Schriften find zu nennen: »Sprachsalze oder das Vaterunser in 68 Sprachen« (Wien 1844), mit lat. Typen; »Vaterunser in 206 Sprachen« (Wien 1847), mit bei nationalen Schriftzeichen, und die »Typographie des gesamten Ordens« (Wien 1845); ferner »Grammatischer Atlas oder theoretiſch-tabellarische Darstellung aller nach Stämmen geordneten Sprachen des Adels« (Wien 1854), »Geſchichte der L. L. f. u. Staatsbruderei« (Wien 1851), »Der typographiſche Apparat der L. L. Hof- und Staatsbruderei« (Wien 1853), »Die Entdeckung des Naturſchreibens« (Wien 1856). Außerdem hat H. nicht bloß das Gebiet der graphiſchen Künſte, ſondern auch bei der typographiſchen Induſtrie mit mehreren neuen Erfindungen bereichert. Dahin gehören der Naturſchreibapparat, die ſelbſtthätige typographiſche Schreibmaſchine, die ſelbſtthätige embloſe Kupferdruckmaſchine, das Verfahren, die Faſern der Mais-Blätter zu Spinnen und Weben, deren Abfälle aber in Papier zu verwenden; dann die Darſtellung einer Karte, welche nach Belieben als ſelbſtthätige Schreib- und Wiederdruckpreſſe oder doppelte Schönſchreiber verwendet werden kann. Vgl. »Beiträge zur Geſchichte der Kunſt« (2. Aufl., Wien 1862).

Kier (Zepoll), gedächter Violonspieler, geb. zu Seiprin in Ungarn 8. Juni 1845, Sohn eines berühmten Zimmermalers, zeigte früh musikalisches Talent, konnte daher schon 1849 während der Revolution als Bierschlichter den einziehenden Truppen mit der Trommel voran schreiten und dadurch patriotischen Enthusiasmus erregen. Er besuchte das Conservatorium in Pest und machte darauf Reisen als Violonvirtuos. Von 1864—66 war A. Kapellmeister in Düsseldorf, 1866—68 in Hameln unter Stockhausen, und wurde dann an das Conservatorium zu Petersburg als die Stelle von Jean Bismont besetzen und zum Hoffolanten des kais. Hofes ernannt. Einige Violonkompositionen von ihm sind publiziert.

Karlsruhe, Stadt im Königl. sächs. Regierungs-
bezirk Dresden, an der Elbfisch und den Elben
in der Elbmündung und Heringsgrün Fallenstein der
sächsischen Staatsbahn, ist Sitz einer Amtshaupt-
mannschaft und eines Amtsgerichts, hat zwei Kir-
chen, einen alten Wasserturm, ein Lehrerseminar
für Knaben, eine Handelsschule, eine land-
wirthschaftliche Winterschule, Fabrication von Weis-
sen, Erben, Stidereien, Papier, Pelzwaren,
Leinwand, f. w., chem. Bleichereien, Spinnerei
für Zwirnereien und zählt (1880) 6268 G.
In der Nähe sind Zorffische, Bleichereien und
Bleichen.

Krebs (Vertholt), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 28. Febr. 1812 zu Nordstetten im württemb. Schwarzwaldkreise, von jüd. Abstammung, erhielt seine Schulbildung in Hechingen und Karlsruhe, wo er auch das Gymnasium besuchte. Den Gymnasialkursus vollendete er in Stuttgart und studierte 1832—35 in Tübingen, Göttingen und Heidelberg und zwar anfangs Jurisprudenz, später Philosophie und Geschichte. Infolge der Untersuchungen, betreffend die bürgerlichen Verfassungen, sah er 1836 einige Monate in Haft auf der Festung Hohensasperg. In diesen Jahren ergriff seine erste Schrift: „Das bürgerliche und die neueste Literatur“ (Stuttg.

1836), der eine Reihe von Romanen aus der Geschichte des Judentums unter dem Gesamttitel «Das Oheito» folgten; es erschienen davon auch besonders «Spinosa» (Mannh. 1837: 6. Aufl., Stuttg. 1871) und «Dichter und Kaufmann» (Mannh. 1839; 7. Aufl., Stuttg. 1871). Hieran schloß sich die mit einer kritischen Lebensbeschreibung begleitete Uebersetzung von «Spinosa's sämtlichen Werken» (5 Bde., Stuttg. 1841; 2., neu bearbeitete Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1871). Eine neue Richtung, in deren Verfolgung er seine gelungensten Arbeiten lieferte, schlug A. ein mit der Schrift «Der gebildete Bürger, Buch für den denkenden Mittelstand» (Karlsr. 1842). Dieser folgten die «Schwarzwälder Dorfgeschichten» (2 Bde., Mannh. 1843, neue Folge, 3. u. 4. Bde., 1853—54; 10. Aufl. 1866; Volksausgabe, 8 Bde., Stuttg. 1871), die raschen und verdienten Beifall erhielten und in fast alle europ. Sprachen überetzt wurden. A. gibt in diesen originell und fesselnd geschriebenen und humorsvollen Erzählungen Bilder von Land und Leuten seiner Heimat und erweist sich namentlich als Meister in der Schilderung von Gemütszuständen und psychologisch interessanten Charakteren. Zu den Dorfgeschichten gehört auch die Novelle «Die Frau Professorin», die zuerst in dem Taschenbuch «Urania» (Jahrg. 1847) erschien und von Charlotte Birch-Pfeiffer gegen des Dichters Willen zu einem Drama («Dorf und Stadt») benutzt wurde. Dieser Richtung schließt sich auch der unter dem Titel «Der Gewattersmann» von A. herausgegebene Volkskalender an (Karlsr. 1845 u. 1846; Braunschw. 1847 u. 1848), gesammelt und mit neuen Volkserzählungen vermehrt unter dem Titel: «Schlafliken des Gewattersmannes» (6. Aufl., Stuttg. 1875). Diese Schriften entstanden meist in Frankfurt a. M., Mainz und der Rheingegenb. Seit Frühjahr 1845 lebte A. abwechselnd in Weimar, Leipzig, Breslau, Wien, Dresden, Berlin und Stuttgart, seit 1859 aber wesentlich in Berlin. Von den Werken A. seit 1845 sind besonders hervorzuheben: «Schrift und Volk. Grundzüge der volkstümlichen Litteratur, angeschlossen an eine Charakteristik J. B. Hebel's» (Epp. 1846), die Erzählungen «Deutsche Abende» (Mannh. 1850; 4. Aufl., Stuttg. 1856, Neue Folge 1867), das Drama aus dem Volksleben, «Der Wahrpruch» (Epp. 1856), die Lehrgeschichte «Neues Leben» (3 Bde., Mannh. 1851; 4. Aufl., Stuttg. 1872), die Erzählungen «Parfütele» (Stuttg. 1856; 16. Aufl., Stuttg. 1873; illustriert von Baurier 1872), «Joseph im Schnee» (Stuttg. 1860; 3. Aufl. 1871, illustriert von Rindler 1867), «Gelweiß» (7. Aufl., Stuttg. 1874), und der geistvolle Roman «Auf der Höhe» (Stuttg. 1871; 10. Aufl., 4 Bde., 1872; vgl. Dalton, «A. s. Roman Auf der Höhe. Vortrag» [2. Aufl., Petersb. 1870]). Eine interessante kritische Schrift war «Goethe und die Erzählungskunst» (Stuttg. 1861). In den Jahren 1858—59 gab A. einen Volkskalender heraus, dessen Hauptinhalt unter dem Titel: «Zur guten Stunde, gesammelte Volkserzählungen» (2 Bde. mit 324 Bildern, Stuttg. 1872; 2. Aufl. 1874—75) erschien. Seine gesammelten Schriften wurden erst in 20 Bänden (Stuttg. 1857—59), dann in 22 Bänden (Stuttg. 1863—64; 2. Aufl. 1871) veröffentlicht. Auch in den spätern Jahren entwickelte A. noch eine lebhaft schriftstellerische Thätigkeit. Zeugnis davon legen ab: «Das Landhaus am Rhein» (6 Bde., Stuttg.

1869; 4. Aufl., Stuttg. 1874); •Waldfried, eine unterländische Familiengeschichte• (3 Bde., Stuttg. 1874, 2. Aufl. 1875); •Drei einzige Töchter No-
wellen• (Stuttg. 1875, 4. Aufl. 1879); •Tausend Gedanken des Kollaborators• (Berl. 1875); •Nach dreihundert Jahren. Neue Dorfgeschichten• (3 Bde., Stuttg. 1876); •Landolin von Neuterröfen• (Berl. 1879); •Unterwegs. Kleine Geschichten und Lust-
spiele• (Berl. 1879); •Der Forstmeister• (2 Bde., Berl. 1879; 2. Aufl. 1880); •Brigitte• (Stuttg. 1880, 2. Aufl. 1881). K. starb 2. Febr. 1882 in Gannet. Die Leiche wurde nach seinem Heimatort Nordkitten gebracht und dort 15. Febr.

Kuerbachs Ketter, ein durch sel-
tenen Hauslage berühmter Weinkeller in
Hof zu Leipzig. Letzterer, in der
Straße, unweit des Marktplatzes ge-
hört, ein Komplex von Gebäuden, in denen K.
das Neueste und Schönste aufgeführt
hat. Die Ketter aufzuweisen hatten. Aus Kuer-
bachs Ketter läßt die Sage den Doktor Faust, zum
Erschauen der Gäste, auf einem gefüllten Fasse
herausreiten, daß die sog. Weiskittel vergebens
herauszukommen sich bemüht hatten. Goethe hat in
seinem •Faust• diese Sage benutzt. Noch jetzt dient
dieser Ketter als Weinkeller und besitzt zwei auf
Holz gemalte Bilder mit der Jahreszahl 1825,
welche an die Sage erinnern.

Kuerberg, eine stark bewaldete Porphyrykuppe
des Unterharzes nordöstlich von Stolberg am preuß.
Regierungsbezirk Merseburg, auf dem Gipfel, ge-
wöhnlich Josephhöhe genannt (602 m), be-
findet sich ein Goldhaus zum Überwachen und ein
in Form eines Doppelkreuzes erbautes, 38 m hoher
Ballenturm (1833 nach Schinkels Entwurf vom
Großen Joseph von Stolberg errichtet) mit schöner
Aussicht über den Unterharz und nach Süden bis
zur Goldenen Aue. Auf der Ostseite des K. wer-
den die sog. Stolberger Diamanten (schö-
nartige Bergkristalle) gefunden.

Kuerbachs, auch **Urbach** (Totras Urogallus
L.; franz. Coq de bruyère, engl. Wood-grouse),
das größte der europ. Waldhühner, gehört zur Fa-
milie der Waldhühner, der Ordnung der Hühner
(Gallinae). Es erreicht eine Länge von 1 m bei
einer Flügelweite von 1,10–1,20 m und einem Durch-
schnittsgewichte von 5½–6 kg. Sein Gefieder ist
auf dem Rücken schwarzgrau, hellgrau gewässert,
unten schwarz und weiß gefleckt, die Brust schön
stahlgrün, aber jedem Auge verlaufen fahle, war-
zige, rote Flecken, die jede kräftigen Jähre sind bis
an die mit stumpfen Nägeln versehenen Zehen be-
stehen. Die Henne ist bedeutend kleiner und ähnelt
in der Farbe des Gefieders der Waldschnepfe. Das
Kuerbachs ist im nördl. Europa und Asien, so
wie in den Gebirgsgegenden Mitteleuropas he-
imisch. Es nährt sich von jungen Sprossen der Na-
delbäume und Buchen, von Wachholder, Heidel-
beeren und Himbeeren, Beeren, Nüssen, Wald-
widern u. dgl. Der K. lebt meist einzeln nur wäh-
rend der Paarungszeit in Gesellschaft mehrerer
Hennen, diese fällt in die frühesten Morgenstunden
der ersten Frühlingsmonate, wobei der Hahn ge-
wöhnlich von einem einzelstehenden Baume mit
einem höchst eigentümlichen Laute, dem sog. Fal-
gen, die Hennen zur Paarung lockt. Das Weib-
chen legt in eine ziemlich tiefe, bloß mit etwas
dürrem Reisig umgebene Erdgrube 6–16 gelb-
lichweiße, mit rotgelben Flecken besetzte Eier, die es

in 28–30 Tagen ausbrütet. Das Blühen
jungen Kuerbachs ist wohlbedeutend, das
alten K. kann nur durch langes Liegen oder
graben in die Erde gemächlich gemacht werden.
K. wird zur hohen Jagd gezüchtet.

Kuerbachs (von Crus bei Linne, Mann o
paus der heutigen Naturforscher), der Mi-
der alten Deutschen, im Polnischen Zuh, ist
Körpergröße weit über dem jähren Kind, aber
nicht so groß als in der Vorzeit. Er
wärtig gibt es keine Individuen, die über 1
hoch, 3,5 m lang und 800 kg schwer wären.
Nur ist je nach der Jahreszeit veränderlich,
Ochsen gewöhnlich etwa 20 cm lang, am Vorder-
füß, schwarzlich braun, im Sommer heller,
Winter weiß, Nacken, Hals und Brust sind
Stier mit einer Mähne, das Bein mit einem
der Schwanz mit einer Endquaste geziert. Die
ner sind im Verhältnis zur Größe des Tieres an-
nehmen, dreieckig und halbkreisförmig nach
gegen die Mittellinie gebogen, die Stimme ist
ganz, nicht brüllend. Das Fleisch, frei von dem
Schwefelgeruch des Fettes, am Geruch nach
dem des Fettes und jähren Ochsen in der
stehend, wurde auf den Tafeln der poln. Könige
Delikatesse aufgetragen. Ihr Lebensalter bet-
etwa 30 Jahre, da aber viele Kühe unfrucht-
bar sind, so vermehren sich die K. nur langsam.
leben meist an Flüssen, zumal in schattigen
ten, welche sie nicht freiwillig verlassen, und in
den von 20–40 Stück. Ihre Nahrung besteht
Gräsern, Laubmoosen und Baumrinden, bevor-
ziehen sie die Rinde der jungen Eichen, um
suchen sie vertrocknete Kräuter unter dem
und werden nur durch Hunger zum Genuß
angestrichenen Heues gebracht. Sie sind sehr
und, selbst jung eingefangen, schwer zu zah-
verraten unverwundlichen Gäh gegen jähren
vieh und haben wegen ihrer großen Stärke
von Bären noch Wölfen etwas zu fürchten.
Menschen vermeiden sie gewöhnlich, stürzen sich
auf ihn bei plötzlichem Zusammentreffen und
zur Zeit der Vermien, gegen Ende August,
wenn sie Junge haben, gefährlich. Obgleich
sie über ganz Deutschland und die Schweiz ver-
breitet und werden überall, auch schon im Nibelungen-
als Jagdtiere erwähnt, aber schon im 17. J.
auf einen Rest der Lüste beschränkt, wo man
heute und schätze. Doch unterlagen sie den
dieben, und 1775 soll der letzte einem solchen
Hände gefallen sein. Jetzt kommen K. nur an
dem großen kumpfen Forst von Bialowia
tauen vor und sollen sich auf höchstens 1000
belaufen. Sie sind dort mehr durch die Kasse
die sonst sehr strengen Gesetze geschützt. König
gust III. von Polen ließ dort am 27. Sept.
bei einer großen Jagd 42 Stück schießen, die
große Jagd wurde 1860 gehalten. Ihre Jagd
ist um so strenger verboten, da das Kuerbachs
Art überhaupt bevorzugen scheint. Infolge
Nachrichten kommen sie im Kaukasus an den
des Kuben noch in Rudeln vor. In Zoolog.
Gärten, wo sie sich gut vermehren, haben
sie jetzt ziemlich häufig, und zwar stammen diese
plante meist von einem Boar, welches Kaiser
laus von Rußland dem Kaiserbrunnen
schenkte. Die Annahme, daß der K. der En-
warter unser jähren Kind, ist durch
aus widerlegt worden. Seine Knochen finden

häufig in den Diluvialablagerungen Europas, bis nach Italien und Frankreich hinein, mit dem Namen, welches im Südhessen und andern ausgestorbenen Litteratur vorkommen, sowie mit einem andern Namen (dem Ur, Bos primigenius), der unzweifelhaft die Stammart der heutigen fries. Rasse bildet.

Auerberg, einer der höchsten Gipfel des sächs. Erzgebirgs, 7 km südlich von Eibenstock, 1022 m hoch, mit einem oft besuchten Aussichtsturm.

Auerberger Grün, Berggrün, Kupfergrün, eine nur noch wenig gebrauchte grüne Farbe, welche erhalten wird, indem man ein lösliches Kupfersalz, Kupfervitriol in kalter wässriger Lösung mit Soda oder Pottasche fällt und den Niederschlag mit Wasser wäscht. Das nach dem Erhitzen bläulich-grüne Pulver nimmt nach dem Erhitzen mit einem grünen Farbton an.

Auerberg, ein altes und vielverzweigtes Geschlecht in Österreich, das vom Schlosse Auerberg (Ursitz) in Schwaben seinen Namen führen, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. nach Krain ausgemacht sein und dieselbe die Stammburg A. erobert haben soll. Diese Stammburg liegt bei dem (etwa 2 km von Laibach entfernten) Marktsiedel A., bei dem 1000 J. zählt. Als Stammvater des Hauses wird Adolf von A. (erwähnt 1067) genannt, durch dessen Bruder Othrich in Friaul eine besondere Linie gestiftet wurde, deren Glieder später als Herzoge von Carantia genannt werden und von da weiter ital. Familien ihren Ursprung herleiten. Euphard von A. (gest. 1466) wurde 5. Jan. 1463 von Kaiser Friedrich III. zum Erblandmarschall und Statthalter in Krain und der Windischen Mark ernannt, welche Würde der jedesmalige Älteste des Geschlechts mit dem Seniorat verwalte. Durch die beiden Söhne des letztern, Pantraz (gest. 1496) und Volrad (gest. 1496) teilte sich das Haus in die noch bestehenden zwei Hauptlinien.

Die (ältere) Pantrazische Linie erwarb 1581 durch den kais. Rat Erjan von A. (gest. 1540) die reichsfürstliche und 1680 durch Joh. Andreas von A. (gest. 1664) die reichsgräfl. Würde. Herbert, der Vater des letztgenannten (gest. 1618), und sein Bruder Dietrich, beide Söhne Christophs, des Enkels von Pantraz, wurden die Begründer der ältern und der jüngern Pantrazischen Linie. Die jüngere Pantrazische Linie zerfiel in fünf Äste, nämlich: 1) A.: Auerberg, gestiftet von Wolfgang Engelbert (gest. 1696), und noch bestehend mit dem Grafen Joseph Maria von A., Freiherr auf Schönberg und Seisenberg, Herrn der Stamm- und Raasdorfgrafschaft Auerberg u. s. w., geb. 14. März 1812; 2) A. zu Kirchberg am Wald, bestehend mit Graf Julius von A., geb. 5. Jan. 1862, Herr zu Kirchberg am Wald in Steiermark; 3) A.-Roth, am 23. Jan. 1880 erloschen mit Graf Eustach Niko. Franz Victor von A., geb. 7. Juli 1815, Herr der Herrschaften Roth und Tschadelsch in Krain; 4) A.-Schönberg, erloschen mit dem Grafen Karl Joseph, gest. 1841; 5) A. zu Thurn-am-Hart, bestehend mit Graf Alfons, geb. 16. April 1842, einem Verwandten des als Dichter unter dem Namen Anagnin Grün bekannten Grafen Anton Alexander v. A.). Die jüngere Pantrazische Linie wurde von Ulrich von A. begründet, welcher 16. Sept. 1630 die Krongrafenwürde erhielt. Sein Enkel war Johann Weikart von A., geb. 11. März 1616, er wurde und Minister Ferdinands III., welcher am 17. Sept. 1668 mit der Grafschaft Wels in der Erbfolge. 12. März 17.

besetzte und zum Reichsfürsten nach dem Rechte der Erstgeburt erhob. Am 28. Febr. 1654 erhielt er die Stimm im reichsfürstl. Kollegium; 30. Juli desselben Jahres überkam er die Herzogtümer Ränherberg und Frankenstein in Schlesien zu Lehn. Außerdem erkaufte er 1664 die gefürstete Grafschaft Ebenhagen in Schwaben. Als ihm Kaiser Leopold I., den er als Prinz vernachlässigt, ein Gesuch um Beihilfe zur Erlangung der Cardinalswürde abschlägig beantwortet hatte, wendete er sich mit demselben an Ludwig XIV. von Frankreich. Der Papst verriet dies dem Kaiser. A. wurde deshalb zum Tode verurteilt, jedoch begnadigt und auf seine Güter verwiesen, woselbst er 13. Nov. 1677 starb. Der Fürst Karl Joseph (gest. 1800) verkaufte 1791 Ränherberg und Frankenstein; indessen wurde (11. Nov. 1791) die herzogl. Würde auf die Grafschaft Gotschee, und 21. Dez. 1791 der Fürstentum auf alle Nachkommen dieses Zweigs übertragen. Die Grafschaft Ebenhagen wurde 1806 zu Gunsten Badens mediatisiert und 1811 vom Fürsten Wilhelm (geb. 1782, gest. 1827) an Baden verkauft. Das gegenwärtige Haupt der jüngern Pantrazischen Linie ist Fürst Karl Wilhelm von A. (f. b.). Außer vielen kleinern Herrschaften bilden dessen Besitz: das Herzogtum Gotschee in Krain mit 770 qkm, die Herrschaft Eymahora in Mähren mit einer Stadt und 19 Dörfern, die Allobialherrschaft Maschin in Böhmen mit 165 qkm und 42 Ortschaften, die Grafschaft Wels, die Herrschaft Gschwend in Oberösterreich u. s. w. Auch die Besitzungen der übrigen fürstl. Agnaten sind bedeutend. Ein Bruder des Fürsten Wilhelm war der österr. Feldmarschalllieutenant Prinz Karl von A. (geb. 17. Aug. 1784, gest. 18. Dez. 1847), ein anderer Bruder Prinz Vincenz von A. (gest. 16. Febr. 1812). Der Sohn des letztgenannten, Prinz Vincenz von A., geb. 16. Juli 1812, Besitzer der Allobialherrschaften Rasseberg, Sled und Lupahl, Oberstämmerer und Oberst-Erblandmarschall in Tirol, f. l. Wirtl. Geheimrat, widmete sich dem Staatsdienste, kämpfte 1848 als Freiwilliger mit den tiroler Schützen gegen die Piemontesen. Er wurde 1860 als außerordentliches Mitglied in den verstärkten Reichsrat und 1861 als erbliches Mitglied in das Herrenhaus berufen. Nach dem Tode des Grafen Lanckoronski (1868) zum Oberstämmerer erhoben, erhielt er auch die oberste Leitung der kais. Hofbühnen. Auch als Schriftsteller hat sich A. versucht und gilt als Verfasser der Broschüre »Zwischen Stamm und Rinde« (Wien 1863). Er starb zu Hiebing bei Wien 7. Juli 1867.

Die (jüngere) Bollradische Linie des Geschlechts, welche 15. Juli 1673 in den Grafenstand erhoben wurde, zerfiel in sechs Äste, und zwar: 1) vormalig zu Altschloß-Burgstall, bestehend mit Graf Gottfried von A., geb. 19. Dez. 1818, f. l. Geheimrat, Feldzeugmeister a. D. und Inhaber des 40. Infanterieregiments; 2) zu Altschloß-Burgstall, welcher Äst mit dem Grafen Ludwig von A. (geb. 29. März 1797, gest. 17. Nov. 1863), dem Bruder des bereits 1857 verstorbenen Grafen Joseph von A., erloschen ist; 3) zu Wolfpässing, erloschen mit Graf Maximilian von A., geb. 21. Jan. 1771, welcher sich als Militär in den Feldzügen gegen die Franzosen und nachher als Kommandant in Galizien, Oberösterreich, dem Banat und als Generalkommandant (seit 1842) in der vereinigten Banal-Basaradiner-Karlsstädter Grenze

vielfache Verdienste erwarb, und, seit 1848 nach 62jähriger Dienstzeit in den Ruhestand versetzt, zu Wien 30. Mai 1850 starb; 4) zu Alt- und Neuschloß-Burgstall, welcher Alt mit dem Grafen Karl von A., geb. 20. Aug. 1783, gest. als österr. Feldmarschalllieutenant 19. Juni 1859, ebenfalls im Mannstamm erloschen ist; 5) der Alt zu Weinern, dessen letzter Vertreter Graf Alois von A. (geb. 15. Sept. 1780, gest. 26. März 1858) war; 6) der Alt vormalig zu Wasen, der mit dem Grafen Franz Xaver von A. (geb. 20. Febr. 1784, gest. 1868) ebenfalls erloschen ist, sodaß von der ganzen jüngern Hauptlinie nur der erste Alt noch fortbesteht.

Außer den Genannten zählt das Geschlecht der A. noch eine ganze Reihe von Männern, die sich in dem öffentlichen Leben hervorgethan haben. Namentlich waren es in den verflossenen Jahrhunderten die Türkenkriege, in denen sich mehrere Glieder auszeichneten. So Herbard VIII., Freiherr von A., geb. 11. März 1528, welcher als General in den troat. Grenzen 22. Sept. 1575 in einem hitzigen Gefechte gegen die Türken bei Budatsky fiel, sowie Andreas, Freiherr von A., Sohn Wolfgang Engelberts von A., geb. 1557, der sich besonders durch seinen glänzenden Sieg über die Türken unter Hassan, Pascha von Bosnien, 22. Juni 1593 an der Kulpa Ruhm erworben und 1594 starb. Vgl. Radics, «Herbard VIII., Freiherr zu A.» (Wien 1862).

— Franz Karl, Fürst von A., geb. 22. Nov. 1660, zeichnete sich ebenfalls in den Türkenkriegen aus, wurde 1701 Feldzeugmeister, 1707 in den Fürstenstand erhoben und starb 6. Nov. 1713 zu Oshwend. — Am bekanntesten wurde Karl, Fürst von A., geb. 21. Okt. 1740. Er trat frühzeitig in das Heer, war 1790 bereits Generalmajor und wurde 1793 von den Franzosen in den Niederlanden gefangen genommen, 1795 aber ausgewechselt. Noch daselbe Jahr zum Feldmarschalllieutenant ernannt, befehligte er im Kriegsjahre 1805 zu Wien und, als die Österreicher weichen mußten, die Nachhut des sich zurückziehenden Heers. Marschall Lannes benutzte (25. Nov.) das allgemein verbreitete Gerücht von einem Waffenstillstande, um A. zu überreden, die Donaubrücke nicht abzubringen. Die Franzosen marschirten hierauf im Sturmschritt hinüber und nahmen jenseits feste Stellung, wobei ihnen noch ein österr. Artilleriepart in die Hände fiel. A. wurde deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, zur Kassation und Festungsstrafe verurtheilt, später aber begnadigt. Er starb 26. Dec. 1822.

Auersperg (Ant. Alexander, Graf von), unter dem Schriftstellernamen Anastasius Grün als der hervorragendste neuere Dichter Deutsch-Österreichs bekannt, wurde 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren. Er erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause, größtenteils auf dem Schlosse Thurn-am-Hart in Untertrain, und kam 1813 in das Theresianum zu Wien, von wo er in die Ingenieurakademie übertrat. Da ihm jedoch 1818 mit dem Tode seines Vaters als einzigem männlichen Erben die Güter Gursfeld und Thurn-am-Hart zufielen, ward er dem von Klintowström'schen Privaterziehungsinstitut übergeben, um sich zur Universität vorzubereiten. Nachdem er hierauf zu Graz und Wien sich einige Jahre philol. und jurist. Studien gewidmet, übernahm er 1831 die Verwaltung seiner Güter und lebte seitdem, ohne ein öffentliches Amt anzunehmen, mit geringen Unterbrechungen meist zu Graz oder Thurn-am-Hart.

Am 10. Juli 1839 vermählte er sich mit Mar Reichsgräfin von Altema. Rängst als ein Feind der liberalen Partei in seinem Vaterlande geehrt wurde A. im April 1848 zu dem Deutschen Reichsparlament entsandt, dann von dem Kreise Laibach zur Nationalversammlung gewählt, aus der er doch bereits 26. Sept. desselben Jahres wieder austrat. Er folgte 1859 einer Berufung in die Kommission von Vertrauensmännern zur Beratung eines Gemeindegesetzes für Krain sowie 18 der Berufung in den verstärkten Reichsrat. Di trat er mit Energie für die Reichseinheit und gegen das sogenannte histor. Recht der Feudalen ein. Nachdem die Reichsverfassung ins Leben getreten wurde er durch kais. Ernennung als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen. Seine erste Adresse des Oberhauses floß aus seiner Feder ebenso diejenige, welche die Sistirung der Verfassungsurtheile, endlich auch der Bericht über die Zemberversammlung. Zehn Jahre hindurch erneuert er alljährlich seinen Angriff auf das Konordat, den kirchenpolit. Debatten von 1868 und 18 glänzte er als der erste Kämpfer der Reformregung. Wiederholt gehörte A. der krainischen und steirischen Landesvertretung an und kämpfte in den ersten unerfroden für Deutschthum und Freie gegen die vereinigten Parteien der Slowenen und Klerikalen. A. starb 12. Sept. 1876 zu Graz; sein einziger Sohn, Graf Theodor Ignaz von A. geb. 28. Febr. 1859, starb 4. Mai 1881 zu Graz an den Folgen eines Sturzes vom Pferde.

Seine dichterische Thätigkeit begann A. unter dem Pseudonym Anastasius Grün mit den «Blüthen der Liebe» (Stuttg. 1830) und «Der letzte Ritter» (Stuttg. 1830; neue Ausg., Berl. 1877), eine Romangencyklus im Nibelungen-Vermaß, in welchem er das Leben des Kaisers Maximilian I. behandelte. Von der Julirevolution beeinflusst, wand A. zum polit. Dichter, als welcher er mit kühner Freiheit gegen die Metternichsche Politik kämpfte. Großes Aufsehen erregten die anonym erschienenen, durch Freisinn und Humor und Ironie vollendend ausgezeichneten «Spaziergänge eines wiener Poeten» (Hamb. 1831; 7. Aufl., Berl. 1874). Diefen folgten «Schutt» (Lpz. 1835; 13. Aufl., Berl. 1877), worin er das Anbrechen einer neuen Kunst ankündigte, und «Gebichte» (Lpz. 1837; 1. Aufl., Berl. 1877). A. zeigt als Dichter Liebe für Bilder und Gleichnisse, ohne jedoch in die Schwülstigkeit zu verfallen; alle seine Gebichte sind edler Form gehalten und von dichterischer Begabung besetzt. Zwei epische Versuche, mit denen später auftrat, die «Nibelungen im Frod» (Stuttg. 1843; 2. Aufl. 1853) und der «Pfaff vom Rabenberg» (Lpz. 1850; 3. Aufl., Berl. 1877) (vgl. Mann, «Anastasius Grün und sein Pfaff vom Rabenberg», Lpz. 1877)), sprachen weniger an. D gegen enthalten die von ihm verbeutlichten «Vollieder aus Krain» (Lpz. 1850) große Schönheit. Nach der Veröffentlichung des Nachlasses seines Freundes Nikolaus Lenau (Stuttg. 1851) und der Herausgabe von dessen «Sämtlichen Werken» (Stuttg. 1855; 2. Aufl., 1874), welcher A. meisterhaft gearbeitete Biographie und Charakteristik Lenaus beigab, trat A. erst wieder als «Robin Hood» (Stuttg. 1864) hervor, einem Epos, in welchem er die engl. Volksgeschichte über jenen Nationalhelden einer trefflichen Bearbeitung unterworfen hat. Nach seinem Tode erschien

„In der Besende. Eine dichterische Nachlese“ (Berl. 1876) und seine „Gesammelten Werke“, herausg. von L. A. Jannet (5 Bde., Berl. 1877), dazu ein Nachwort von P. von Rabich: „Knaflastius Grün. Lebenslauf und Vergilbtes aus dessen Leben und Dichten“ (Erg. 1879); vgl. dessen: „Knaflastius Grün und seine Heimat. Festschrift zum 70jährigen Jubiläum des Dichters“ (Stuttg. 1876); Schönmayer, Anton Graf von A. Sein Leben und Dichten, Vortrag (2. Aufl., Frankfurt. 1879).

Auerberg (Karl Wilh., Fürst), österr. Staatsmann, geb. 1. Mai 1814, wurde noch vor vollendetem 13. Jahre durch den Tod seines Vaters das Jüngste der fünf Söhne des Hauses A. Ausschließlich mit literarischen und ästhetischen Studien beschäftigt, hielt er sich von allen öffentlichen Angelegenheiten fern, bis die Februarverfassung von 1861 in Oesterreich die konstitutionelle Ära eröffnete. Als aktives Mitglied und Präsident des Herrenhauses zeigte sich A. gegenüber der reaktionären und absolutistischen Partei als ein energischer und gewandter Fortkämpfer der liberalen Verfassungsprinzipien wie der österr. Staatseinheit. Namentlich traten seit 1861 in ihm seine feudalen Standesvorurtheile aus dem böhm. Großgrundbesitzer auf dem prager Landtage einen gefährdeten Gegner. Als der Erthalterleiter von Böhmen, Graf Lamberg, im Einverständnisse mit dem Ministerium der Reichs die Rechtsbefähigung des Reichsrats in Ähren stellte, legte A. nebst seinen liberalen Kollegen sein Votum für den böhm. Landtag nieder, und nahm seine Thätigkeit in letztem erst nach der Entlassung des Ministeriums Belcredi (7. Febr. 1867) wieder auf. Als Präsident des Herrenhauses unterstützte er die Ausgleichspolitik des Grafen Beust und trat Anfang 1868 als Präsident an die Spitze des sog. Bürgerministeriums (Berger, Bretschneider, Gieseler u. s. m.). In dieser Stellung betonte er die föderalistischen Tendenzen Beusts, und als letzter auf eigene Hand mit den Führern der Gegenseite unterhandeln begann, zog sich A. aus dem Götterthron und nahm im Sept. 1868 seine Entlassung, ohne jedoch aufzuhören, seinen Einfluss im verfassungstreuen Sinne geltend zu machen. Den Bemühungen des Ministeriums Bock, die verfassungstreue Partei auf dem böhm. Landtage durch Wahlmänner zu reduzieren, trat A. mit dem ganzen Gewicht seiner Überzeugungen, seines Gefühls entgegen. Seit dem Sturze des Ministeriums Hohenwart-Schaffke (30. Okt. 1871), welches in A. gleichfalls einen prinzipiellen Gegner hatte, fand die in volkswirtschaftlicher und bürgerlicher Beziehung reformatorische Politik des Kabinetts (Wolff) Auerberg in ihm seine ständige Unterstützung. Von 1871—79 fungierte er wieder als Präsident des Herrenhauses. In der ersten von 1879—80 beteiligte sich A. lebhaft an den Debatten im Herrenhause und bekämpfte die Politik des Grafen Taaffe, die durch Zugeständnisse an die Nationalitäten zu gewinnen suchte, als die Unselbstständigkeit lösend. A. beileidet noch das Amt des Oberlandmarschalls von Böhmen und Vorredners des böhm. Landesausschusses.

Auerberg (Adolf Wilh. Daniel, Fürst), österr. Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 21. Juli 21. Juni 1817, studierte anfangs die Rechte, trat aber 1841 in die kaiserl. Armee, welche er 1860 als Dragonerregiment verließ. Vom verfassungstreuen Großgrundbesitzer in den böhm. Landtag gewählt, wurde

A. bald darauf zum Oberlandmarschall von Böhmen, 1868 zum kaiserl. Geheimrath und lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt. Drei Jahre lang leitete er als Präsident die Beratungen des böhm. Landtags und die Geschäfte des Landesausschusses. Während der Ausgleichsepoche hielt er fest zur Verfassungspartei und gab dieser Bestimmung in Prag wie auch als Landespräsident von Salzburg (vom 15. März 1870 bis zum 25. Nov. 1871) energischen Ausdruck. Nach dem Sturze des Ministeriums Hohenwart (30. Okt. 1871) und nach kurzer Dauer des provisorischen Ministeriums Holzgethan wurde A. mit der Bildung eines verfassungstreuen Ministeriums beauftragt. Am 25. Nov. 1871 trat A. an die Spitze des cisleithanischen Ministeriums, als dessen eigentliche Seele Baron Laffer galt. Nachdem die Verfassung reaktiviert war, berief das Ministerium Auerberg den Reichsrath und führte die lange ersehnte Wahlreform durch, auf deren Grundlage zum ersten Male ein direkt gewähltes österr. Parlament im Dez. 1878 zusammentrat, welches an die Stelle des aufgehobenen Kontratskonfessionelle Reformgesetz beschloß. Außerdem wurden bedeutende Justizreformen eingeführt (Verwaltungsgerichtshof) und die widerstrebenden reichseindlichen Parteien, mit Ausnahme der Czechen in Böhmen, zum Eintritt in das Centralparlament vermocht. Am 6. Okt. 1878 erhielt A. die mehrfach erbetene Dimission als Ministerpräsident, führte jedoch provisorisch die Geschäfte weiter, bis 16. Febr. 1879 Stremayr sein Nachfolger und A. zum Präsidenten des obersten Rechnungshofs ernannt wurde.

Auerstädt, auch Auerstedt, Dorf bei Gärtsberga im preuss. Regierungsbezirk Merseburg, geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht vom 14. Okt. 1806, welche gleichzeitig mit der von Jena geschlagen wurde. Man spricht daher oft von der Doppelschlacht von Jena und A., obgleich beide nur strategisch, nicht unmittelbar taktisch in Verbindung standen. Als der Oberfeldherr der sächs.-preuss. Armee, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, nicht mehr daran zweifeln konnte, daß Napoleon I. längs der Saale den linken Flügel seiner gegen den Thüringerwald genommenen Aufstellung umgangen hatte, beschloß er, links abzumarschieren, die Saale weiter abwärts zu überschreiten und jenseits dem Feinde entgegenzugehen. Fürst Hohenlohe sollte diesen Flankenmarsch in seiner Stellung bei Jena beden. Dieser wurde aber 14. Okt. von Napoleon selbst angegriffen und geschlagen (s. Jena), während die Hauptarmee, die versäumt hatte, rechtzeitig den Paß von Kösen an der Saale zu besetzen, im Vormarsch von A. schon die Zeit des Flusses bei Hassenhausen im Nebel auf das Davoustsche Korps stieß, von welchem eine Division schon übergegangen war. Die Schlacht begann mit einer unglücklichen Attade der preuss. Kavallerie; dann folgte ein hartnäckiger Kampf bei Hassenhausen. Da aber die drei preuss. Divisionen hintereinander marschierten und nur sehr allmählich in das Gefecht kamen, so erhielten die Franzosen Zeit, sich zu verstärken, und der mörderische Kampf kam zum Stehen. Da fiel der Herzog, durch beide Augen geschossen, und nun hörte alle Leitung auf. Der König griff zwar persönlich ein, aber die Kavallerie hatte sich, trotz einzelner glänzender Attaden, persplittert und fehlte im entscheidenden Moment, der linke Flügel war mit Umgehung bedroht, gegen den rechten wendete sich eine frische franz. Division. Noch hätte die Schlacht

durch die unberührte stärkere Reserve gewonnen werden können; doch entschied man sich für den Rückzug, um am folgenden Tage in Verbindung mit Hohenlohe den Kampf zu erneuern. Die Niederlage des letztern zog aber auch die bei A. geschlagene Armee in das allgemeine Verderben hinein.

Auerstädt, Herzog von, s. Davoust.

Auerwald (Hans Jaf. von), Landhofmeister des Königreichs Preußen, geb. in Ostpreußen 25. Juli 1757, trat 1770 in die Armee, beteiligte sich an dem Bayrischen Erbfolgekriege, nahm 1783 den Abschied und wurde, nachdem er eine Zeitlang als landrätlicher Assistent fungiert hatte, zur westpreuß. Landschaft berufen und nachher zum Landschaftsdirektor des marienwerderischen Departements ernannt. Durch seine Gewissenhaftigkeit und rastlose Thätigkeit insbesondere auf dem Gebiete der Organisation des landchaftlichen Kreditystems, mit welcher er 1788 als Geheimrat beauftragt worden war, stieg er fortwährend im Vertrauen des Königs, wurde 1797 zum Präsidenten der westpreuß. Kammer befördert und 1802 als Präsident der ostpreuß. und litauischen Kammer nach Königsberg versetzt; 1806 erfolgte seine Ernennung zum Wirkl. Geh. Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrat und Kurator der Universität Königsberg, 1808 zum General-Landschaftspräsidenten und zum Geh. Staatsrat und Oberpräsidenten von Ostpreußen, Westpreußen und Litauen. Bei der Aufhebung der Oberpräsidentenstellen 1810 wurde A. das Präsidium der ostpreuß. Regierung wieder übertragen, wozu er 1811 die Würde eines Landhofmeisters des Königreichs Preußen erhielt. Treue und Anhänglichkeit an den Thron, reine Vaterlandsliebe und rastlose Thätigkeit für das Gemeinwohl des Landes zeichneten ihn in seiner ganzen Wirkksamkeit aus. Um die Universität Königsberg hat sich A. während seiner Amtsführung als Kurator derselben (1806—18) durch Vermehrung des Lehrpersonals, Gründung mehrerer Institute u. s. w. große Verdienste erworben. Nachdem er wegen geschwächter Gesundheit 1824 die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste erhalten hatte, zog er sich auf sein Gut Faulen zurück, wo er 3. April 1833 starb. Vgl. Voigt, »Beiträge zur Geschichte der Familie von A.« (Königsb. 1824).

Auerwald (Hans Adolf Erdmann von), preuß. Generalmajor, ältester Sohn des vorigen, wurde 19. Okt. 1792 auf dem Gute Faulen bei Rosenberg in Preußen geboren und studierte seit 1810 die Staatswissenschaften zu Königsberg. Beim Marsche des Yorkschen Korps durch Königsberg schloß er sich diesem im Jan. 1813 an, trat in das 2. westpreuß. Dragonerregiment und kämpfte bereits als Offizier in den Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig sowie in dem Feldzuge in Holland unter Bülow. Nach der Schlacht von Waterloo wurde er zum Adjutanten Bülow's ernannt und trat 1817 in den Generalstab, wo er bis 1840 verblieb. A. wurde 1841 zum Obersten des litauischen Dragonerregiments, 1846 zum Brigadefeldkommandeur in Reisse ernannt und 1848 nach Breslau versetzt. Bei den Wahlen zum Deutschen Parlament 1848 wurde er in Litauen und in Westpreußen zum Abgeordneten, in Reisse zum Stellvertreter gewählt. In der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt, wo er zur Rechte gehörte, galt seine Hauptthätigkeit den militärischen Angelegenheiten. Von ihm stammte der Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung, welcher den Beratungen des Par-

lamentes zu Grunde gelegt warb. Als 18. S. 1848, infolge der Annahme des Malmöer Waffenstillstandes durch die Nationalversammlung, fuhr er den Schauplatz eines Straßenkampfes vor ritt A. in Begleitung des Abgeordneten Jhr. Felix Rognowski (s. d.) nach dem vor der Stadt gelegenen Landhause des Reichsverweisers. Auf Wege begegneten sie einer Schar Aufständischer, welche Rognowski, der wegen seines Verhaltens Abgeordneter unbeliebt war, erkannten, und wie auch seinen Begleiter verfolgten. A. stieß in ein Haus, wurde aber von den Wütenden bedeckt, herausgeschleppt und unter Mißhandlung erschossen. A. hatte kurz zuvor seine Frau, eine borene von Bardeleben, durch den Tod verloren, hinterließ vier Söhne und eine Tochter.

Auerwald (Hud. von), preuß. Staatsminister Bruder des vorigen, geb. 1. Sept. 1795, von 1807—10 mit dem Prinzen Wilhelm, nachmalig Deutschen Kaiser erzogen, und bezog 1811 die Universität Königsberg, trat jedoch ein Jahr später den Militärdienst bei dem 1. schwarzen Infanterieregiment. Mit diesem wohnte er 1812 im Yorkschen Korps dem Feldzuge nach Rußland bei. Zum Offizier befördert, zog er 1813 mit dem Regimente den Krieg gegen Frankreich, an welchem er bis zum Pariser Frieden teilnahm. Nachdem er 1816 zum 6. Ulanenregiment, später als Brigadeadjutant zu Münster versetzt worden, erhielt er 1820 den Charakter des Rittmeisters. Im demselben Jahre verließ er den Militärdienst, zog sich auf seine Güter in Ostpreußen zurück und wurde von dem Kreise Heiligenbeil zum Landrat, später zum General-Landschaftsrat in Ostpreußen gewählt. Während des poln. Revolutionärkriegs von 1831 kommissarisch zur Verwaltung des Grenzfreies Nemel entsendet, wußte er bei Übertritt des Gielgudischen Korps mit Humanität und doch zugleich mit Wahrung der preuß. Interessen zu leiten. Die Stadt Königsberg wählte ihn sodann zum Oberbürgermeister, nachdem er sein Amt als Landrat niedergelegt hatte. Seit 1838 wohnte er den Landtagen der Provinz Preußen als Abgeordneter und Stellvertreter des Landtagsmischalls bei und 1842 wurde er zum Mitgliede der Vereinigten ständischen Ausschüsse in Berlin gewählt. Im demselben Jahre erhielt er seine Ernennung zum Regierungspräsidenten in Trier, in welcher Stellung er bis zur Märzrevolution von 1848 verblieb. Ende März erfolgte seine Beförderung als Oberpräsident der Provinz Preußen, und am 2. Juni 1848, nach Camphausen's Abgang, trat er die Spitze des neugebildeten Ministeriums (Hannemann-Rühlwetter-Schredensstein), in welchem er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Gleichzeitig ward er in Frankfurt a. O. zum Abgeordneten in die Preussische Nationalversammlung gewählt. Infolge der Annahme des Schlesischen Antrags wegen eines Erlasses an die Armee dimissionierte er mit den übrigen Mitgliedern des Kabinetts im September, erhielt jedoch seinen Platz in der Versammlung bei, wo er mit der Rechten stimmte. Nach Auflösung der Nationalversammlung kehrte er zur Verwaltung des Oberpräsidiums nach Königsberg zurück. Im J. 1849 zum Mitgliede der Ersten preuß. Kammer gewählt, leitete er in der Session von 1849 und 1850 deren Verhandlungen als Präsident, ebenso im Frühjahr 1850 die Verhandlungen des Staatenhauses in Erfurt. Im Juni 1850 wurde ihm das Oberpräsidium

Ministerium übertragen, doch mußte er schon im Juli 1861 von Alth-Rehov weichen. Er lebte darauf ohne amtliche Stellung, bis er 6. Nov. 1866 durch den Prinz-Regenten zum Minister ohne Portefeuille in Ministerium der « neuen Ära » ernannt wurde. Die Durchführung der Armeeorganisation, welche A., ohne der Zustimmung des Abgeordnetenhauses versichert zu sein, mit übernommen hatte, Mißlingen. Die Neuwahlen des J. 1861 brachten der Fortschrittspartei die Majorität im Abgeordnetenhaus und die Annahme des Sagens (Entzug auf größere Spezialisierung des Militärs) hatte im März 1862 den Rücktritt des liberalen Ministeriums Schwerin-Auerwald zur Folge. A. wurde zum Oberburggrafen von Marienburg ernannt, blieb aber ohne weitem polit. Einfluß. Er starb 15. Jan. 1866 in Berlin.

Auerwald (Hfr. von), preuß. Staatsminister, geb. 18. Dez. 1797 zu Marienwerder, jüngster Bruder des vorigen, lebte seit 1808 in Königsberg und begab im Frühjahr 1815 die dortige Universität, verließ jedoch schon wenige Tage später, um infolge des wieder ausgebrochenen Kriegs als Freiwilliger in ein preuß. Dragonerregiment einzutreten. Nach Beendigung des Kriegs setzte er seine Studien in Königsberg fort und wirkte bei Begründung der Burschenschaft mit. A. trat 1819 in den Staatsdienst, verließ denselben aber 1824, um sich der Verwaltung seiner Güter zu widmen, und war 1830–44 Direktor des Kreises Rosenberg. Polit. Thätigkeit begann er erst auf der Preussischen Provinzial-Ständerversammlung zu entwickeln, der er seit 1837 angehörte, und wo er 1840 den Antrag auf Censurierung der seit 1815 versprochenen Reichskirche stellte; 1842 wurde er zum Mitgliede der nach Berlin berufenen provincialständischen Ausschüsse, sowie 1846 zum Mitgliede der evang. General-synode gewählt. In letzterer trat er entschieden gegen die Annäherung der Bekenntniskristen bei Ordination der Geistlichen auf und verlangte eine organische Vertretung der Kirche. A. wurde 1847 zum Direktor der Generallandschaft von Ostpreußen ernannt. Bedeutend wirkte er auf dem Vereinigten Landtage von 1847 in konstitutionellem Sinne. Die Märzrevolution von 1848 brachte den gewaltigen Systemwechsel, ging aber weiter, als A. und seine Freunde, aus deren Reihen der König die neuen Minister wählte, es wünschten. A. trat in das am 29. März von Camphausen gebildete Kabinet, zog sich aber gleichzeitig mit Camphausen, Arnim und Schwerin infolge verschiedener, dem Ministerium feindseliger Abstimmungen der Nationalversammlung 14. Juni 1848 zurück und nahm von nun an keinen Platz als Mitglied der Versammlung im rechten Centrum. Er stimmte beharrlich gegen die demokratische Majorität und verließ 9. Nov. mit den übrigen Mitgliedern der Rechten den Sitzungssaal, als, trotz der königl. Vertagungs-ordre, die Majorität die Sitzungen nicht unterbrechen wollte. Seit 1849 gehörte A. der Zweiten vord. Kammer als Abgeordneter an, in welcher er in der Session von 1849 zum ersten Vizepräsidenten gewählt wurde. In der auf Grund des verabschiedeten Wahlgesetzes im Aug. 1849 zusammengetretenen Zweiten Kammer, wo das demokratische Element gänzlich fehlte, stimmte A. mit der konstitutionellen Exalen und unterstützte die von Adolphi geleitete Unionspolitik. Nach dem Rücktritte des Staatsmanns bekämpfte er entschieden die Po-

litik Ranteuffels. Auch später wurde A. noch mehrmals in das Abgeordnetenhaus gewählt, ohne jedoch wieder eine einflußreiche Rolle zu spielen. Er starb 3. Juli 1870 in Berlin.

Aufbäumen heißt eine Manipulation in den Feuerungen der Dampfschiffstiesel, durch welche die Feuer in einen Zustand versetzt werden, daß sich nur sehr geringer Dampf entwickelt. Man bläht die Feuer auf, um Kohlen zu sparen, wenn man die Maschine augenblicklich nicht gebraucht, aber sie in kurzer Zeit fertig haben will. Durch Aufschütten von Kohlen wird dann so schnell Dampf erzeugt, daß das Schiff in 10–15 Minuten vorwärts gehen kann.

Aufbau nennt man im allgemeinen die Anordnung und Ausführung des über dem Grunde sich erhebenden Teils eines Gebäudes, dem sodann der Ausbau (des Innern) folgt. Im besondern versteht man unter Aufbauten einzelne höher geführte, namentlich aber das Hauptgefäße sich erhebende Gebäudeteile, die in das Hauptdach einschneiden oder daselbe überragen.

Aufbäumen (frz. plier, enrouler, engl. beam-ting, taking-up), in der Weberei das Aufwickeln der gescherten und geschlichteten Rette auf den Kettenbaum des Webstuhls, welche Arbeit in manchen Fällen mit Hilfe einer besondern Vorrichtung (Aufbaumemaschine) ausgeführt wird; bei der Appretur der leinenen Gewebe das Aufrollen des in halber Breite zusammengelegten Gewebes auf die Walzen der Range, um eine stärkere Roirierung hervorzubringen. (Vgl. Appretur und Weberei.)

Aufbereitung heißt die Vorarbeit, welche mit bergmännisch gewonnenen Erzen vorgenommen wird, die nicht so rein (derb, gebiegen, wie z. B. Eisenerze) gefunden werden, daß sie direkt verhüttet werden könnten, und deren Nebenbestandteile vor der Zugutemachung, als dieselbe hindernd, so vollständig als möglich beseitigt werden müssen. Diese auf mechan. Wege ausgeführte Trennung der wertvollen Erzteile von den nutzlosen Nebenbestandteilen (Gangarten) ist somit eine Konzentrationsarbeit, welche entweder ohne oder mit Zuhilfenahme von Wasser vorgenommen wird, daher trockene oder nasse A. Die trockene A. beginnt bereits in der Grube, wo zunächst die ganz tauben Massen, Berge, von den haltigen, erzhaltigen Massen geschieden und letztere wieder, soweit dies bei mangelhafter Beleuchtung möglich ist, sortiert werden in Derb-, Mittelerze, Pochgänge, je nachdem die einzelnen Stüde (Stufen, Wände) das Erz grob-, mittel- oder fein eingesprenkt enthalten. Über Tage wird die Trennung durch Aufschlagen und Scheiden weiter fortgeführt, indem Arbeiter mit mehr oder weniger schweren Hämmern (Aus-schlag-, Scheidestäuseln) die großen Wände soweit als nötig zerschlagen und die einzelnen Stüde auf das sorgfältigste in die oben erwähnten drei Erz-klassen sortieren, nebenbei auch verwertbare Gangarten für sich halten. Die beim Aufschlagen und Scheiden gewonnenen derben Erze, deren Reinheit eine weitere A. unnötig macht, werden dem Hüttenmann entweder in Stüden (Stufen) oder in gepulvertem Zustande übergeben. Das Zerkleinern der Derberze wird auf Walz-, Quersch- oder Troden-pochwerken (s. Tafel: Metallurgie I. Fig. 2) vorgenommen.

Mittel- und Derberze kommen zur nassen A., bei welcher mittels Maschinen und Wasser eine

Sonderung des Erzes von der Gangart vollzogen wird. Die betreffenden Erze werden zunächst zerkleinert, entweder auf Walz- oder Quetsch- oder in Rasppochwerken. Verb eingesprenzte Erze werden gewalzt oder zerquetscht; das zerkleinerte Gut wird sodann auf Plan- oder Trommelsieben nach der Korngröße sortiert, die Gröbe durch Handarbeit (Klauben) möglichst rein in Laubes und Haltiges geschieden, das feine aber auf Sehsieben (Taf. I, Fig. 3) gewaschen. Letztere sind Siebe, die durch Maschinen oder Menschenkraft in Wasser auf- und niederbewegt werden, wobei durch den Stoß des Wassers das auf dem Siebe liegende Gemenge von Gangart und Erz gehoben wird und die einzelnen Teile sich nach dem spezifischen Gewicht sondern. Das spezifisch schwerere Erz setzt sich auf den Boden, die spezifisch leichtere Gangart oben auf, sodaß sie abgehoben und so vom Erz getrennt werden kann. Fein eingesprenzte Erze, ferner alle die Produkte von der Sieb- und Separarbeit, welche durch diese nicht weiter verarbeitet werden können, werden in Rasppochwerken gepocht. Rasppochwerke, den Krodenpochwerken sehr ähnlich konstruiert, unterscheiden sich von diesen dadurch, daß der Pochtrog, worin die Pochstempel aufschlagen, voll Wasser steht und durch fortwährenden Zufluß von reinem Wasser das klargepochte Erz fortgeführt wird. Das Wasser mit den feingepochten Erzteilen (Pochtrübe) fließt in die sog. Mehlführung, die entweder aus langen, durch Scheidewände abgetheilten Gräben oder nebeneinander liegenden trichterförmigen Kästen (Spitzkastenapparate) besteht, in welchen sich nach der Schwere und Korngröße Erz- und Gangarteile absetzen und zwar am Anfang bei schnelllaufendem Wasser die schwersten und größten und schließlich bei fast ruhig stehendem Wasser die leichtesten und feinsten. Das Verwaschen der Schlämme aus der Mehlführung, d. h. das Sondern der Erzteile von der fortzuschaffenden Gangart, erfolgt auf Herden, die entweder beweglich oder feststehend sein können. Zu diesem Zwecke werden die Schlämme aus der Mehlführung genommen und mit Wasser zusammengeführt in Kästen oberhalb der Herde gebracht. Unter Zufluß von frischem Wasser läuft dieses mit dem Schlamm über die Herdfläche, indem eine besondere Vorrichtung, Zeiltafel, oben am Herde für gleiche Ausbreitung von Wasser und Trübe sorgt. Die schweren Erzteile legen sich oben an (Stirn des Herdes), die leichtern teils weiter unten, teils werden sie ganz mit fortgewaschen. Die Ablagerung der Erzteile wird bei den beweglichen Herden teils durch Drehung (Drehherd), teils durch Stoß, Stoßherd (Taf. I, Fig. 1) unterstützt, auf welcher letztem man namentlich grobkörnige «röiche» Schlämme verwäscht. Bei festliegenden Herden, auf denen besonders feine Schlämme konzentriert werden, wird oft durch Nehren mit Rutenbesen ein reineres Waschen der Erzschlämme erzielt. Das Verwaschen wird so oft wiederholt, bis die nötige Konzentration erreicht worden ist, und so lange als nicht der bei der nassen A. unvermeidlich hohe Verlust an Erz eine weitere Reinigung unmöglich macht. Durch genaues Studium der A., namentlich Verbesserung der Hilfsmaschinen, hat man in neuerer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht, sodaß man auch sehr arme Erze noch mit Gewinn aufbereiten und somit schmelzwürdig machen kann. Vgl. Rittinger, «Lehrbuch der Aufbereitungskunde» (Berl. 1867, Nachträge 1871 u. 1873); derselbe, «Taschen-

buch der Aufbereitungskunde» (Berl. 1867, 1. Aufl. 1870); Gassmann, «Die Aufbereitung» (2 Bde., Lpz. 1860—72). Über A. von Steinlof s. Steinlof.

Aufbewahren der Nahrungsmittel, s. A. servierung der Nahrungsmittel.

Aufbringen der Stangen und Raaen (s. heist, sie vom Deck eines Schiffs an die St. der Bemastung bringen und sie dort befestigen, hin sie gehören. Handelsschiffe werden aufgebracht wenn ein Kriegsschiff sie fortnimmt.

Aufbeziehung oder Dänung, s. Hohle E. **Aufenthaltsarten** hießen Bescheinigung, welche früher die Polizeibehörden in Deutschland an dem betreffenden Orte vorübergehend aufhaltenden Fremden zum Nachweise der denselben erteilten Aufenthaltserlaubnis ausstellten. Letz wurde gewöhnlich nur auf eine bestimmte Zeit gegen Innebehaltung der Legitimationspapiere (Heimatscheine, Pässe, Führungszeugnisse u. s. d.) des betreffenden Fremden gegeben. Durch §. 10. Gesetzes über das Patwesen vom 12. Okt. 1867 das Institut der A., das auch sonst nur noch einzeln in Europa existiert, ausdrücklich für ganz Deutschland aufgehoben worden; an Stelle der werden seitdem zur Kontrolle über die gehörig, folgte Anmeldung des Fremden nur Anmeltscheine (s. d.) ausgestellt.

Auferstehung (der Toten, des Leibes oder des Fleisches) bezeichnet die Wiederbelebung der toten Menschenleiber und (nach der Vorstellung von Leib und Seele als zwei verschiedener Substanzen) die Wiedervereinigung der unsterblichen Seele mit ihm. Im heidnischen Altertum in der Auferstehungsglaube nur sehr vereinzelt. Die griech. Volksreligion wußte nur von einem freudlosen, traumartigen Aufenthalte der abgewandten Seelen im Schattenreiche, aus welchem nur Halbgötter und Heroen in die Oberwelt zurückkehrten. Doch war nach der Volksvorstellung das Schicksal der Toten von ihrem Leben auf der Erde bebingt, und mit dem Glauben an ein irdisches Totengericht verknüpfte sich die Erwartung, daß die Bösen im Tartaros ewige Qual erdulden würden, während den ausgewählten Helden der Götter in den elgäischen Gefilden immernähendes seliges Dasein bevorstehe. Die Hoffnung auf Unsterblichkeit der Seele wurde von Philosophen wie Plato auf ihre überfinnlich und Einfachheit gegründet, in den sog. Mythen symbolisch dargestellt. Bei den Ägyptern und Indern findet sich der Glaube an eine Seelenwanderung, eine ausgebildete Auferstehungslehre dagegen nur im Parthismus, nach welchem bei der Erscheinung des Sotiosos alle Gestorbenen der Dornuzs Nacht wieder auferstehen. Die zerstückten Körperteile werden zurückgegeben von den Elementen, die Gebeine von der Erde, das Blut vom Wasser, das Haar von der Pflanze, das Fleisch vom Feuer. Das Weltgericht und die Belohnung wird unmittelbar folgen. Dem alten Judentum ist der Glaube an die A. der Toten noch fremd. In den vor dem Erle geschriebenen Schriften des Alten Testaments herrscht vielmehr die dem griech. Volksglauben nahe verwandte Vorstellung vom Scheol, dem freudlosen Totenreich aus welchem keiner zurückkehrt. Eine Anzahl Psalmstellen, die man für die gegenteilige Meinung angeführt hat (Ps. 16, 10; 17, 15; 49, 1

68, 2; 71, 2), sind ebenso wenig wie Hiob 19, 26–27 auf die Auferstehung zu beziehen. Die Belebung der Leutengemeine findet sich zuerst nach dem Untergange des jüd. Staats als ein Sinnbild der Neubildung des messianischen Volks. So namentlich bei Ezechiel Kap. 37; vgl. Jes. 26, 8; 26, 19. Es ist möglich, daß hieraus allmählich sich die Vorstellung entwickelte, daß auch die abgechiedenen Frommen im Leben zurückkehren sollten, um Antheil zu nehmen an der neuen Herrlichkeit ihres Volks; und scheint es, als ob die Auferstehungslehre erst unter pers. Einflüssen auch im Judenthume ihren Wurzeln gefaßt hat. Jedenfalls ist im Buch Daniel (12, 2, 13) die Hoffnung auf Wiederkehr der Frommen und der Gottlosen in der zukünftigen Zeit ausgesprochen; doch scheint sie auch in der Folgezeit nicht zur herrschenden Volksmeinung geworden zu sein. Auch Stellen wie Matth. 14, 2; 16, 14 beweisen nur den Glauben des Volks in die Möglichkeit einer wunderbaren (und nichtswirklichen) Wiederbelebung einzelner. Das mit Buch der Makkabäer, in welchem der Auferstehungsglaube sehr entschieden auftritt (Kap. 7) geht der jüdischen Partei an, deren spätere Abkömmlinge, die Phariseer, diesen Glauben zur Lehre ausbildeten, wogegen die Sadduceer auch in diesem Stücke die ältere Volksmeinung, welche diese Hoffnung nicht kannte, gegen die pharisäischen Neuerungen aufrecht erhielten.

Zum allgemeinen Volksglauben ist die Hoffnung auf A. der Toten erst im Christenthume geworden. Jesus selbst verbandigte mit der Lehre vom Himelreich nicht nur ein ewiges Leben aller zur Teilnahme an diesem Reiche Berufenen, sondern weigerte sich der Darstellung unserer Evangelien ausdrücklich auch eine A. der Toten, in Verbindung mit seiner eigenen herrlichen Wiederkunft, und ein gewisses Belagrecht über die Hellen, bei welchem die Götter der Seligkeit des messianischen Reichs eingehen würden, während den Bösen das ewige Feuer bevorstehe. Die symbolischen Bilder seiner Verkündigungen wurden von den ältesten Christen durchdringend verstanden und zum Theil noch mannigfaltig ausgemalt. Für die älteste Christengemeinde blieb die A. Jesu die göttliche Legitimation seiner Mission und die sicherste Bürgschaft der verheißenen Auferweckung aller entschlafenen Gläubigen von den Toten. Als Zeitpunkt der A. der Gläubigen galt die Wiederkunft Christi zur Begründung seines Reichs auf Erden, welche Paulus (1 Kor. 15, 20 ff.) und namentlich die Offenbarung des Johannes noch von der sog. zweiten A. beim Eschaton, die sich auf alle Menschen erstrecken soll, unterscheidet. Doch scheint Paulus anderwärts wieder nur eine A. der Gläubigen zu lehren, wenigstens ist dies die Konsequenz seiner Annahme, daß die Gläubigen im Kraße des irdischen Fleischesleibes der lebendigen göttlichen Geistes (des Pneuma) geistige (pneumatische) Leiber erhalten sollen, während Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht erben können. Er stellt sich daher den Auferstehungsleib als einen himmlischen Leichnam vor, welcher bei den Überlebenden auf dem Wege einer wunderbaren Verewandlung des irdischen Fleischesleibes hergeleitet, bei den bereits Verstorbenen aber aus dem Grabe des ins Grab gelegten Leibes gebildet werden soll (1 Kor. 15, 20 ff.; 2 Kor. 5, 1 ff.). Abriß: Die ältesten Christen die Wiederkunft Christi in solcher Nähe, daß sie dieselbe noch selbst

zu erleben hofften. Die A. der Toten wird im Neuen Testament nirgends auf « Vernunftgründe » gestützt, sondern einfach als eine Folge des Glaubens an Christum und der dadurch begründeten unauflösblichen Lebensgemeinschaft mit ihm, dem Fürsten des Lebens, betrachtet.

Schon in der Apostelzeit stieß diese Lehre in griechisch gebildeten Kreisen auf Widerspruch; daher ließen es sich nach den Andeutungen, welche schon Paulus gegeben, die Kirchenlehrer angelegen sein, dieselbe durch eine Reihe von Beweisen zu stützen. Nächste der A. Jesu selbst werden die von ihm und den Aposteln vollbrachten Totenerweckungen wie auch entsprechende Vorgänge im Leben der Natur, die notwendige Zusammengehörigkeit des Leibes mit der Seele, endlich die Gerechtigkeit, Güte und Allmacht Gottes als Beweismittel benutzt. In der Folgezeit lassen sich eine idealistische und eine realistische Ansicht unterscheiden. Während die Gnostiker die Körperauferstehung vermöge ihrer Geringschätzung alles Materiellen leugnen mußten und nur eine Unsterblichkeit der « pneumatischen » Seelen lehrten, vertraten die meisten Kirchenlehrer des Alterthums die mehr oder minder sinnlich ausgestattete Vorstellung, daß der Auferstehungsleib derselbe sein werde wie der ins Grab gesenkte. Dagegen neigte sich die Alexandrinische Schule zu einer geistigern Auffassung, und namentlich Origenes lehrte im Anschlusse an Paulus sowohl wie an Ideen der Platonischen Schule, daß in der A. der nach dem Sündenfalle mit dem gröbsten materiellen überlebende « pneumatische » Leib, von seiner verewlichen Hülle befreit, zur vollkommenen Entfaltung komme. Indessen wurde diese « Origenistische » Ansicht im 6. Jahrh. als ketzerisch verdammt, und trotz des durchs ganze Mittelalter sich hindurchziehenden Widerspruchs spiritualisierender Seiten und pantheistischer Mystiker hielt die Kirche zäh an der Vorstellung fest, daß die verewigten Gliedmaßen am Auferstehungstage bis auf Haut, Haare und Nägel sich wieder zusammenfinden würden.

Erst in neuerer Zeit ist der auch von der Reformation unerschütterlich aufrecht erhaltene Auferstehungsglaube von der theol. Wissenschaft ernstlich angefochten worden. Der Rationalismus, welcher vermöge des ihm eigenen Dualismus zwischen Geist und Leib, die « Unsterblichkeit der Seele » als einen Hauptartikel seines Katechismus festhielt, hat doch die leibliche A. verworfen und bald für bloße Accommodation an jüd. Vorstellungen, bald für eine symbolische Darstellung der Unsterblichkeit erklärt. Indessen wurde der ältere dualistische Standpunkt, welchem die Seele als eine vom Körper spezifisch verschiedene Substanz galt, deren Einfachheit ihre Unzerstörbarkeit in sich schloß, von der neuern philos. Speculation immer stärker bedroht und bald auch von der Naturforschung immer entschiedener für unhaltbar erklärt. Daher hat die neuere spekulative Philosophie (Schleiermacher und die konsequenten Anhänger der Hegelschen Schule) mit der A. der Leiber zugleich auch die persönliche Fortdauer der Individuen überhaupt aufgegeben, und Strauß bezeichnet sogar den Glauben an ein Jenseits als den letzten Feind, den die Wissenschaft zu überwinden habe. Andererseits hat es auch in neuerer und neuester Zeit nicht an Versuchen gefehlt, die individuelle Fortdauer zwar nicht als fertigen und angeborenen Besitz, sondern als ein durch sittliche Entwicklung

der Persönlichkeit anzueignendes Gut zu betrachten, daher man im Anschlusse an die Andeutungen des Paulus und die Origenistische Lehre, von einer pneumatischen Leiblichkeit sprach, welche, allmählich durch die fortschreitende Ausbildung des geistigen Lebens aus dem grobmateriellen Körper ausgeschieden, der «Seele» bleibend als Organ ihrer Empfänglichkeit und Thätigkeit diene, und auch nach der Zerstörung des sichtbaren Leibes ein persönliches Leben und geistige Gemeinschaft ermögliche (so J. S. Fichte, Weiße, Richard Rothe u. a.). Der moderne Pietismus hat sich mit Vorliebe auf die «Lehre von den lebten Dingen» und «von der himmlischen Leiblichkeit» geworfen. Daß der Materialismus die individuelle Fortdauer bestreiten muß, liegt auf der Hand. Umgekehrt wird sich jedoch der fromme Glaube der Christen, auch wenn er auf die A. der Leiber verzichtet, doch schwer mit einer Lehre befreundet, welche mit der persönlichen Fortwirklichkeit Christi auch den Glauben an eine unauf löbliche Lebensgemeinschaft des Erlösers mit den Seinigen ausbeut, und auch schon dem religiösen Gottesglauben überhaupt liegt es nahe, in der Lebensgemeinschaft des Frommen mit Gott ein Gut von unbedingtem und eben darum unzerstörbarem Werte zu sehen. Dennoch wird eine unbefangene Betrachtung mit Schleiermacher zugeben müssen, daß, wie es eine unfrome Weise gibt, an die Fortdauer nach dem Tode zu glauben, es auch eine fromme Weise geben kann, auf sie zu verzichten, und jedenfalls ist der geistige Gehalt des Glaubens an ein «ewiges Leben» durch die bloße Erwartung einer endlosen persönlichen Fortexistenz durchaus nicht erschöpft. Auf rein philol. Wege wird sich die Streitfrage schwerlich jemals ausmachen lassen; wenigstens schlagen die philol. Gründe gegen die persönliche Fortdauer ebenso wenig durch, als die normals mit Vorliebe gepflegten «Beweise» für sie. Daß zur persönlichen Fortdauer die Identität des persönlichen Selbstbewußtseins gehört, diese aber mit der Aufhebung der organischen Bedingungen des menschlichen Geisteslebens für unser Denken unvollziehbar ist, wird zuzugestehen sein, ohne daß jedoch damit schon die ganze Frage erledigt wäre.

Die Auferstehung Jesu ist eine Frage, welche für den christl. Glauben mit der Frage nach unserer persönlichen Fortdauer unzertrennlich zusammenhängt. Die älteste Gemeinde verstand darunter unzweifelhaft die Wiederbelebung seines am Kreuze gestorbenen Leibes und dessen Hervorgehen aus dem Grabe als die Haupt- und Grundthatfache des ganzen christl. Glaubens. Ebenso fest steht die Thatfache wiederholter Erscheinungen des Gekreuzigten vor seinen Jüngern, bald vor einzelnen, bald vor mehreren, bald vor einer größeren Menge von Gläubigen zugleich. Die Erklärung dieser Thatfache, auf der das ganze Dasein der christl. Kirche beruht, fällt der histor. Kritik anheim. Der älteste auf uns gekommene Bericht ist das Zeugnis des Paulus, welcher die ihm auf dem Wege nach Damaskus gewordene Christusvision auf völlig gleiche Linie mit den übrigen Erscheinungen des Auferstandenen stellt (1 Kor. 15, 4—8). Die Auferstehungsberichte der Evangelien, welche ein leibliches Hervorgehen aus dem Grabe bezeugen, sind zwar ein vollgültiges Zeugnis für den Sinn, in welchem schon die apostolische Zeit das Auferstehungswunder verstanden hat, stimmen aber untereinander wenig über-

ein, und während das echte Markus-Evangelium über die Erscheinungen des Auferstandenen keine nähere Auskunft gibt (der jehige Schluß von 2 16, 9—20 ist unecht); so scheint in den übrigen lichten die fromme Sage in immer gesteigert Maße geschäftig zu sein, namentlich auch in dem nach Johannes benannten Evangelium. In uns erhaltenen evangelischen Berichten kann man eine ältere (galiläische) und eine jüngere (jüdische) Tradition unterscheiden. Jene weiß nichts von der Erscheinung Jesu vor den Frauen am Grabe (sondern in der ältern Form des Matthäusevangeliums nur von einem den Frauen gewordenen Engelbefehl an die Jünger in Galiläa, der Erscheinung des Auferstandenen zu warten, und von dem Elfen, der Engelverheißung gemäß, auf «den Bergen» zuteil gewordenen Christophanie. Wahrscheinlich war diese Erscheinung, der noch mehr andere nach dem Berichte des Paulus voranging und nachfolgten (eine vor Petrus, eine vor 5 Brüdern auf einmal, eine vor Jakobus und 11 eine vor allen Aposteln), ähnlich wie die dem Paulus gewordene Vision ein Sichtbarwerden der himmlischen Verkörperungsglänze umglossenen Heil Christi in den Wolken. Das Anschauungsbild, also wesentlich dasselbe wie bei der «Himmelfahrt» von welcher Lukas berichtet (Luk. 24, 30 ff. Apostelgesch. 1, 9 fg.), und dieses trägt wieder die selben Züge wie das Bild, welches sich die untrübb. Hoffnung von der bereinstigen sichtbaren Wiederkunft Jesu, im himmlischen Lichtleib, «aus den Himmels Wolken» entworfen hat. Nach dem Allen wird die Kritik die Erscheinungen des Auferstandenen als Visionen der Jünger erklären müsse zu denen die Vorstellung von seinem Kommen aus den Himmels Wolken, welche durch das Buch Daniel an die Hand gegeben war, Form und Inhalt liefert. Die Schwierigkeiten, welche dieser Auffassung des Auferstehungswunders im Wege stehen, sind wenigstens nicht größer als bei der von dem Rationalismus und selbst von Schleiermacher gepfoblenen, aber jetzt mit Recht aufgegebenen Annahme, Christus sei scheinot gewesen, welche Vorstellung obendrein für das sittlich-religiöse Bewußtsein immer etwas Anstößiges behalten wird; von dem leeren Grabe entlehten Bedenken last sich auf histor.-kritischem Wege, andererseits Gwände durch psychol. Erklärung des Wunders ledigen. (S. Unsterblichkeit.)

Auferstehungsfest Jesu, s. Ostern.

Auferstehungsmänner (Resurrection-men) nannte man in England diejenigen, welche Leich ausgruben, um sie an die Anatomie zu verkaufen. Die in England herrschende Abneigung der Anhörigen gegen die Sektion der Leichen und die durch erwachsenden Schwierigkeiten, Leichen anatom. Arbeiten zu erhalten, erhoben diesen Handel zu einem förmlichen Erwerbszweige; ja meistelten leisteten die Lotengraber dabei Beihilfe. Der Preis der Leichname stieg mit dem Bedürfnis anatom. Institute von 2—16 Pf. St. und Leichenräuberei nahm immer mehr zu. Besondere plünderten die A. die Gräber der in den Armhäusern Verstorbenen, weil diese weniger tief waren und keine Aussicht hatten. Ein eigenes Gesetz legte endlich eine 6—12monatliche Gefängnisstrafe auf den Leichenraub. Wirkamer wurde letztere unterdrückt durch eine Parlamentsakte von 1841, welche die Ablieferung der in den Armenhäusern

mit blühenden Verflorenen an die anatom.
Einmal, falls die Frühen nicht von den Ber-
namen abhürert werden.

Stoff, auf Kupf, Guleart, soviel wie Uhu.

Salzpfad (Rampe, Appareille) heißt in der Bergbaukunst ein senkt ansteigender Weg zur Beförderung verschiedener hoch liegender Gesteine. In Steigung der A. beträgt gewöhnlich 10 Grad, ist die H. 2,5—3 m. in Setzungen aus das Gestein, sind die A. von Seilschlingen, Fahrenzeugen und ~~einigen~~ Trappenkörpern benutzt werden können. I führen weiter andern auf die Wallgänge der Bergwerke, aus den Gräben in die Außenwelt und in den gebietten Weg, aus dem Hofe einer Fährstraße auf die Seilschlingbahn. Die Treppen sind sehr selten haben häufig nur Treppen als Kommunikation, und man bedient sich zum hinunter der Seilschlinge alsdann der in Holz konstruirten kreisförmigen Rampen.

Aufhebung der Lebenserfahrungen durch die
 Sinn in Bewegung, welcher mehrere wohl zu
 unempfindliche Akte zu erkennen gibt, unter denen
 steht in Apprehension, Apperception und Recognition
 zusammen. Apprehension oder einfache
 Perception ist jede Ergreifung eines neuen Em-
 pfindungsinhalts durch das geöffnete Sinnesorgan,
 während Apperception (s. d.) die Bearbeitung
 dieses Inhalts zu Begriffen bezeichnet, welche nicht
 schon mit der Perception als solcher gegeben ist,
 sondern von der Thätigkeit eines besondern Agens,
 der Vernunft erzeugenden Aufmerksamkeit, ab-
 hängt. Daher ist die einfache Perception (Appre-
 hension) aus neuen Empfindungsinhalts, aus
 wohl oder Bewußtsein möglich, wie z. B. beim ge-
 lingen ist nur die Zusammenstellung der Wör-
 ter, nicht aber die (vielleicht mißratene) Form jedes
 einzelnen Ausdrucks zum Bewußtsein gelangt.
 Dagegen ist die Recognition, als die Wieder-
 erkennen eines bereits früher wahrgenommenen
 Gegenstandes in dem neu von ihm gewonnenen
 Wahrnehmungsbilde, ebenfalls Bewußtsein und
 Aufmerksamkeit voraus. Daher hebt auch erst mit
 dem Aufkommen ein Gedächtnis an, so daß an den
 Grad des Gedächtnisses die Grade des Aufmer-
 kens und der Apperception gemessen werden können.
 Nur mit bloßen Perceptionen oder sinnlichen A.
 ohne Aufmerksamkeit können daher nur Wesen ohne
 alles Gedächtnis und folglich auch ohne alles Be-
 wußtsein, obgleich mit Sinnesempfindungen ver-
 sehen, bestehen. Der künftige Gesamtschmerz
 ist als Begriffe bei der A. neuer Empfindungs-
 bilder ist Wahrnehmung.

Kraßberg (Joh., Freiherr von), dramatischer Dichter, geb. 25. Aug. 1798 zu Freiburg i. N., hinterließ abt. seit 1813 die Rechte, nahm 1815 Militärdienste, machte den Feldzug von 1815 als Leutnant mit und trat 1817 in den Rang. Weitergabe ein, widmete sich aber bald ganz der dramatischen Dichtung. Nachdem er mit seinen Erplingswerken »Pizarro« und »Die Perlmutter« einigen Erfolg erzielt hatte, schrieb er eine Reihe anderer Stüde, von denen besonders »Lobing XI. in Veronne«, »Das böse Haus« und »Der Wurm von Arabistan« Weisfall fanden. Sein Lustspiel »Karlan« (Fugatschew als Pseudonym III.) wurde 1880 von Karl Pfeiffer als Oper transformiert. Von Karlsruhe aus unternahm er 1882 eine Reise nach Spanien. Hier wurde er bei Solencia von Räubern angefallen und schwer ver-

wundet in das Kloster des Eib zu Valencia aufgenommen, wo er, sorgsam gepflegt, allmählich genas. Eine Beschreibung seiner Reise gab er in der „*Hy-moristischen Pilgersfahrt nach Granada und Cordoba*“ (Ept. u. Stuttg. 1886). A. starb als bab.-hofmarschall 26. Dez. 1867 zu Freiburg. In seinem Testament setzte er das Kloster des Eib zum Erben seiner Hinterlassenschaft ein. In seinen Dramen zeigt sich A. als Romantiker, der in der Wahl der Stoffe meist glücklich ist, sie aber mehr rhetorisch als dramatisch behandelt. Besonders hervorzubeben ist sein großes episch-dramatisches Gedicht „*Alhambra*“ (8 Bde., Karlsr. 1829—30). In seiner spätern Lebenszeit veranstaltete er die Herausgabe seiner „*Sämtlichen Werke*“ (20 Bde., Siegen u. Wiesb. 1843—44, Supplement 1844 [„*Sclanderbeg*“]; 2. Aufl., 21 Bde., 1846; 3. Aufl., 22 Bde., 1855), sowie auch eine Auswahl seiner Schriften (7 Bde., Wiesb. 1850—51).

Aufforderung (zu einem Verbrechen). Der durch die Novelle vom 3. 1876 dem Deutschen Strafsenbuch eingefügte §. 49 a erläßt für strafbar die A. zur Begehung eines Verbrechens oder zur Theilnahme an einem solchen, sowie die Annahme einer solchen A., auch das Sicherbieten hierzu und Annahme des Erbieten. Das leiblich mündlich ausgebräute Auffordern oder Erbieten, sowie die Annahme derselben ist jedoch nur dann strafbar, wenn die A. oder das Erbieten an die Gewährung von Vorteilen irgendwelcher Art geknüpft worden ist. Nach einem Erkenntnis des Reichsgerichts, II. Strafsenats, vom 12. Nov. 1880 bleibt indes die mündliche A. zur Begehung eines Verbrechens, welche nicht an Gewährung von Vorteilen irgendwelcher Art geknüpft ist, auch dann straflos, wenn die A. mit andern die A. bestrafenden Handlungen, insbesondere mit der Verabreichung der Mittel zur Ausführung des Verbrechens verbunden gewesen ist.

Das Strafgesetzbuch kennt noch andere strafbare M.: zu einem hochverräterischen Unternehmen (§. 86), zum Ungehorsam (§. 110), zu einer strafbaren Handlung (§. 111), sofern dieselben öffentlich erfolgen. Das Preßgesetz vom 7. Mai 1874 bedroht die öffentliche M. mittels der Presse zur Aufbringung der wegen einer strafbaren Handlung erkannten Geldstrafen und Kosten, sowie die öffentliche Bescheinigung mittels der Presse über den Empfang zu solchem Zwecke gezahlter Beiträge (Art. 16 u. 18).

Auffütterung der Kinder, die Ernährung der Keugeborenen ohne Mutter- oder Ammenmilch. Am zweckmäßigsten geschieht die Auffütterung mit guter, abgelochter Kuhmilch, die jedoch zuvor wegen ihres Reichthums an gerinnbarem, dann klumpig und schwerverdaulich werdendem Käsestoff mit abgelochem Wasser, unter Umständen mit Fenchelthee, Haiserschleim oder Arrowroot-Abkochung zu verdünnen, sowie wegen ihres Rindergehalts an Zucker durch Rildsuder (etwa eine Messerspitze auf jede Mahlzeit) zu versäßen ist. Die Verdünnung der Milch richtet sich nach dem Alter des Kindes: in den ersten Wochen reicht man 1 Theil Milch und 3 Theile Wasser, bis Ende des dritten Monats 1 Theil Milch und 2 Theile Wasser, von da ab gleiche Theile; vom fünften bis sechsten Monat an gibt man die Milch unverdünnt. Um der Säuerung vorzubeugen, ist, namentlich im Sommer, der Zusatz von doppeltkohlensaurem Natron sehr zweckmäßig; ganz besonders aber ist in dieser Beziehung die sorgfältige

Reinigung aller mit der Milch in Berührung kommenden Gefäße und Gegenstände unumgänglich erforderlich. Die Menge der nötigen Milch läßt sich nicht leicht bestimmen; anfangs genügt eine Tasse auf die Mahlzeit, später rechnet man auf den ganzen Tag etwa 1 l. Endlich reicht man die Flasche nicht öfter als alle zwei bis drei Stunden, weil nach häufigerm Tränken leicht Verdaungsstörungen, selbst Magenlatairhe eintreten. Kann man, wie dies in den größern Städten nur zu häufig der Fall ist, gute und unverfälschte Milch nicht erhalten, so ist man genötigt, die verschiedensten Ersatzmittel zu versuchen. Gute Dienste leistet vielfach die kondensierte Milch, d. i. mit Rohrzucker zur Konservierung versetzte, durch Dampfheizung im luftverdünnten Raume eingeädichte Kuhmilch, die vor dem Gebrauche mit 6—10 Teilen Wasser vermischt wird. Freilich ruft sie durch ihren reichlichen Gehalt an Zucker, der im Darmkanal in Milchsäure übergeht, bei manchen Kindern leicht Verdaungsstörungen hervor, sodaß man in diesem Falle zur Verdünnung Hafer- oder Gerstenschleim benutzen und auch absorbierende Mittel, wie präparierte Austerschalen u. s. w., hinzusehen muß. Auch das wiederliche Rahmgemenge ($\frac{1}{2}$ l süßen Rahm mit $\frac{1}{2}$ l Wasser und 15 g Milchrücker versetzt) erweist sich öfters nützlich.

Liebig versuchte in seiner Kindersuppe (vgl. Liebig, «Suppe für Säuglinge», 3. Aufl., Braunschw. 1877) die in der Milch enthaltenen plastischen und respiratorischen, d. h. Blut und Wärme bildenden Stoffe durch Weizenmehl zu ersetzen, welches durch Zusatz von Gerstenmehl in höherer Temperatur in Dextrin und Zucker übergeführt ist, wodurch dem Säugling eine Arbeit erspart wird, die er, streng genommen, noch gar nicht leisten kann, da der Mundspeichel erst mit dem Hervorbrechen der Schneidezähne das Vermögen erhält, Stärkemehl in Zucker zu verwandeln. Im allgemeinen wird die Liebig'sche Suppe von den meisten, einige Monate alten Säuglingen gut ertragen, während sie bei Neugeborenen nicht selten Darmatairhe erzeugt. Dasselbe gilt von der sog. Löflundschen und Liebig'schen Kinderernährung, die im wesentlichen Liebig'sche Suppe in der Form des Extrakts darstellen. Ein vortreffliches Surrogat endlich ist das Nestlé'sche Kindermehl (vgl. Nestlé, «Über die Ernährung der Kinder», Beyer 1869), in welchem Weizenstärke durch überhitzten Wasserdampf bei hohem Atmosphärendruck in Dextrin und Zucker übergeführt und darauf mit einer genügenden Menge von Nährsalzen und Milch versetzt ist. Es stellt ein feines, gelbliches Pulver von süßem, zwiebadahnlichem Geschmade dar, welches man vor dem Gebrauche mit 8—10 Teilen Wasser auflöst; nur selten erregt es Verdaungsstörungen, wird von den meisten Kindern gern genommen und verdient für ältere Säuglinge nächst der Kuhmilch am meisten Empfehlung. Nach ähnlichen Prinzipien wie das Nestlé'sche Präparat sind die Kindermele von Faust und Schüller, Frerichs, Gerber u. a. zusammengesetzt. Im allgemeinen ist die Auffütterung der Kinder mit vielen Schwierigkeiten verknüpft und erfordert in jedem einzelnen Falle außer der größten Sorgfalt ein feines Individualisieren, da man nur zu häufig genötigt ist, mit den verschiedenen Ersatzmitteln der Frauenmilch zu wechseln; unterstützt muß sie werden durch die größte Reinlichkeit, durch tägliches Baden,

frische und reine Luft und die gewissenhafte Befolgung aller jener hygieinischen Grundsätze, welche für die gedeihliche Entwicklung des Kindes in Betracht kommen. (S. Kind.) Durch die Erfahrung ist zwar hinreichend erwiesen, daß auch künstlich aufgezogene Kinder sich ebenso kräftig entwickeln können wie an der Brust gestillte, allein wo es dem nötigen Verständnis der erforderlichen Sorgfalt und Mähe gebricht, kommt es leicht zu Erkrankungen des Darms, zu Blutarmut, Engländerkrankheit, Skrofulose u. s. w., sodaß in dieser für das ganze Leben des Kindes so hochwichtigen Frage die Einholung ärztlichen Rates nie versäumt werden sollte.

Vgl. Fürst, «Die künstliche Ernährung des Kindes» (Lpz. 1870); Ammon, «Die ersten Nahrungspflichten und die erste Kindespflege» (24. Aufl. Lpz. 1881); Wiedert, «Die Kinderernährung im Säuglingsalter» (Stuttg. 1881).

Aufgabe oder **Problem** heißt in der Mathematik eine Frage, wie irgendetwas Unbekanntes aus gegebenen Größen oder Bestimmungen gefunden werden kann: z. B. wie durch drei gegebenen Punkte ein Kreis beschrieben werden kann. Die gesuchte Größe nennt man die **Auflösung** des **A.** Eine **A.**, deren Auflösung möglich ist, kann bestimmt oder unbestimmt sein. Bestimmte heißt sie, wenn sie nur eine oder mehrere der Anzahl nach bestimmte Auflösungen zuläßt. Unbestimmt heißt eine **A.**, wenn sie unzählige Auflösungen von beliebig kleinen Abweichungen zuläßt; dies ist dann der Fall, wenn die zur Auflösung nötigen Bestimmungen in ungenügender Anzahl vorhanden sind. In der Algebra ist eine **A.** bestimmt, wenn ebenfalls viele voneinander unabhängige Gleichungen als unbekannte Größen vorhanden sind. Sind weniger solche Gleichungen vorhanden, so ist die **A.** unbestimmt; sind aber mehr Gleichungen vorhanden, so ist sie überbestimmt und ihre Auflösung unmöglich. Auch in der Geometrie kann der letztere Fall vorkommen: z. B. wenn verlangt wird durch vier gegebene Punkte einen Kreis zu beschreiben, was nur dann möglich ist, wenn auf der durch drei der gegebenen Punkte gebenden Kreis der vierte Punkt liegt. Daher gehört zur Entscheidung einer **A.** ihre *Determination*, welche angibt, ob und bei welchen Beziehungen zwischen den gegebenen Größen die **A.** einfach oder mehrfach bestimmt, oder unbestimmt oder unlösbar ist.

Aufgang der Sterne heißt das Hervortreten derselben über den Horizont oder in die uns sichtbare Hälfte des Himmels, was an der Ost- oder Morgenfseite des Horizonts stattfindet. Infolge der Kugelgestalt der Erde ist dieser Aufgang an verschiedenen Orten sehr verschieden. Unter dem Äquator gehen alle Sterne, und zwar senkrecht gegen den Horizont, auf und unter. Zwischen dem Äquator und den Polen gehen die Sterne in einer schiefen Lage gegen den Horizont auf und unter; aber ein Teil derselben, und zwar ein desto größerer, je mehr man sich dem einen oder dem andern Pole nähert, geht gar nicht mehr auf, obgleich immer unter dem Horizonte, während ein anderer Teil immer über dem Horizonte bleibt. Für Bewohner der Pole endlich geht kein Stern mehr auf und unter, sondern sie beschreiben ab dem Horizont (in welchen für die Polbewohner der Himmelsäquator fällt) parallele Kreise; aber in jedem Pole ist eben deshalb nur die eine Hälfte

des Himmels (am Nordpol die nördliche, am Südpol die südliche) sichtbar. Ist die Polhöhe eines Sterns (sichtbare Entfernung des Sterns von dem Pol des Horizonts) gleich der geogr. Breite des Orts, so geht der Stern nicht mehr auf und unter, sondern bleibt immerfort sichtbar oder über dem Horizont und berührt denselben nur in seiner unteren Annäherung. Ist die Polhöhe kleiner als die geogr. Breite, so erreicht der Stern den Horizont nicht und ist daher immer über demselben oder immer sichtbar, wie dies bei uns für die im Nordpol nahen Sterne stattfindet. Ist die Polhöhe des Sterns größer als die geogr. Breite, aber doch kleiner als die Ergänzung derselben zu 180 Grad, so geht der Stern auf und unter, bleibt aber desto längere Zeit sichtbar, je näher er dem Nordpol oder, für die südl. Halbkugel, dem Südpole steht. Ein Stern, dessen Entfernung vom unsichtbaren Pole (auf der nördl. Halbkugel also vom Südpole) der geogr. Breite gleich ist, kreist dem Horizont, ohne je über ihn emporzukommen. Alle dem unsichtbaren Pole noch näher befindenen Sterne gehen gar nicht mehr auf, sondern sind für diese Breiten immer unsichtbar, wie dies auf der nördl. Halbkugel für die dem Südpole nahestehenden Sterne der Fall ist. Zur Bestimmung des Auf- und Untergangs aller Sterne hat man eigene Tafeln. Vgl. Littrow, «Calendario-graphie» (Wien 1828).

Da den alten Schriftstellern kommt das Wort Aufgang von den Gestirnen (Sternen) oft in einer ganz andern Bedeutung vor, und da diese Aufgänge namentlich bei Dichtern (Hesiod, Virgil u. s. w.) erwähnt werden, so nennt man sie die poetischen Aufgänge der Gestirne. Diese Aufgänge sowie die ihnen entsprechenden Untergänge betreffen drei verschiedene Erscheinungen und werden daher durch folgende Benennungen unterschieden. 1) Der heliastische Aufgang findet statt, wenn ein Stern zuerst wieder aus den Sonnenstrahlen hervortritt, d. h. zuerst lange genug vor der Sonne aufgeht, um in der Morgenröthe noch sichtbar zu werden. Ebenso bezeichnet der heliastische Untergang den Zeitpunkt, wo ein Stern in den Sonnenstrahlen verschwindet, d. h. so kurze Zeit nach der Sonne untergeht, daß er der Dämmerung wegen gar nicht mehr gesehen werden kann. Der erstere Fall tritt immer einige Zeit später als der letztere ein, und in der Zwischenzeit ist der Stern ganz unsichtbar, weil er nur am Tage, also zu einer Zeit, wo er des Glanzes der Sonne wegen nicht gesehen werden kann, am Himmel steht. 2) Der kosmische Aufgang (Untergang) findet statt, wenn ein Stern zu derselben Zeit aufgeht (untergeht), zu welcher die Sonne aufgeht. 3) Der akronyktische Aufgang (Untergang) tritt ein, wenn ein Stern aufgeht (untergeht), sobald die Sonne untergeht. Die Tage der beiden letzten Auf- und Untergänge können sehr leicht, wenigstens ungefähr, für einen gegebenen Ort und Stern mittels eines Himmelsglobus gefunden werden. Die so erhaltenen Benennungen sind aber mit den Angaben der Alten, wegen der in der Lage der Himmelspole unter den Sternen eingetretenen Veränderung, nicht mehr ganz übereinstimmend. Für Leipzig findet z. B. der kosmische Auf- und Untergang des Sirius ungefähr 8. Aug. und 17. Nov., der heliastische Auf- und Untergang 23. Aug. und 27. April,

der akronyktische Auf- und Untergang 8. Febr. und 17. Mai statt.

Aufgebot, bürgerliches, ist die der Schließung der Civilehe (s. d.) vorhergehende öffentliche Verkundigung der Verlobten, ähnlich wie dies vor der kirchlichen Trauung zu geschehen hat. (S. Aufgebot, kirchliches.) Im Deutschen Reiche ist zur Anordnung des A. nach §. 44 des Gesetzes über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Febr. 1875 jeder Standesbeamte zuständig, vor welchem nach §. 42.1 die Ehe geschlossen werden kann. Vor Anordnung des A. haben die Verlobten ihre Geburtsurkunden und die zustimmende Erklärung derjenigen, deren Einwilligung nach dem Gesetz erforderlich ist, dem Standesbeamten in beglaubigter Form beizubringen, event. vor demselben die eidesstattliche Versicherung über die Richtigkeit der Thatsachen abzugeben, welche ihm durch die vorliegenden Urkunden oder sonst beigebrachten Beweismittel nicht als hinreichend festgestellt erscheinen (§. 45). Das A. ist in der Gemeinde oder in den Gemeinden, wo die Verlobten ihren Wohnsitz haben, resp. in der Gemeinde des zeitweiligen Aufenthalts derselben bekannt zu machen. Die Bekanntmachung hat die Vor- und Familiennamen, den Stand oder das Gewerbe und den Wohnort der Verlobten und ihrer Eltern zu enthalten; sie ist während zweier Wochen an dem Rath- oder Gemeindehaufe oder an einer sonstigen, zu Bekanntmachungen der Gemeindebehörden bestimmten Stelle auszuhängen (§. 46). Ist einer der in §. 46 bezeichneten Orte im Auslande gelegen, so ist die Bekanntmachung auf Kosten des Antragstellers in ein Blatt einzurufen, welches an dem ausländischen Orte erscheint oder verbreitet ist. Dieser Einrufung bedarf es nicht, wenn eine Vereinigung der betreffenden ausländischen Ortsbehörde beigebracht wird, daß ihr von dem Bestehen eines Ehehindernisses nichts bekannt sei (§. 47). Die Befugnis zur Dispensation von dem A. steht nur dem Staate zu (§. 50). Das A. verliert seine Kraft, wenn seit dessen Vollziehung sechs Monate verstrichen sind, ohne daß die Ehe geschlossen worden ist (§. 51).

Aufgebot, gerichtliches, s. u. Aufgebotsverfahren.

Aufgebot, kirchliches, ist die öffentliche Verkundigung der Brautleute. Der Ursprung dieses Instituts kann in die ältesten Zeiten nicht zurückgeführt werden. Denn wenn es auch schon im 8. Jahrh. üblich war, die Absicht der Eheschließung dem Priester mitzutheilen, so geschah das doch lediglich um zu erkunden, ob die Verbindung nach den von den Vorfürsten des geltenden röm. Rechts abweichenden der christl. Moral zulässig sei; der Gemeinde wurde von diesen sog. professiones keine Mitteilung gemacht. Die A. sind vielmehr erst im Fränkischen Reiche zur Entstehung gekommen und auch durch die Gesetzgebung Karls d. Gr. direkt angeordnet worden. Aber abgesehen davon, daß nur ein Gesetz vom J. 802 die A. vorschreibt (die andern dafür angeführten sind gefälscht), so erhielt sich auch nur in einzelnen fränk. Diöcesen die öffentliche Proclamation der Brautleute. Allgemein wurde sie aber durch die Kirche vorgeschrieben auf dem vierten Lateranischen Concil (1215), und zwar so, daß die Namen der Brautleute an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen der Gemeinde verkundigt werden, bestimmte Folgen bei

der Unterlassung eintreten, die Gültigkeit der Ehe aber nicht davon abhängen sollte. Indessen auch in der Folgezeit sind die A. nicht überall verkündet worden, wie denn ja auch eine kirchliche Eheschließung nicht absolut erforderlich war. Erst als die letztere im Concilium Tridentinum vorgeschrieben wurde, ist auch die frühere Vorschrift über A. wieder eingeführt worden, und sind diese in allgemeine Aufnahme gekommen. Danach soll in der Regel jeder Trauung eine dreimalige Proclamation an drei aufeinanderfolgenden Sonn- oder Festtagen durch den Pfarrer beider Brautleute während des Gottesdienstes vorhergehen. Kommen durch Einsprachen Ehehindernisse zu Tage, so wird die Proclamation aufgeschoben, bis die Hindernisse beseitigt sind. Dauert die Unterbrechung längere Zeit, oder liegt zwischen A. und Trauung ein längerer (von den Gesetzbuchungen verschieden bestimmter) Zwischenraum, so muß das A. wiederholt werden. Statt des dreimaligen A. kann in gewissen Fällen auf dem Wege des Dispenses ein für allemal aufgeboden werden, und unter ganz besondern Umständen wird sogar das A. ganz nachgesehen, z. B. bei Trauungen auf dem Totenbette. Die Unterlassung des A. macht die Ehe nicht ungültig, sondern bewirkt nur die Bestrafung des Geistlichen und der Eheleute. In der evang. Kirche gelten im wesentlichen dieselben Bestimmungen über die Notwendigkeit und Wirkungen des A. Die Regel ist auch hier, daß dieselbe in der oder den Pfarren der Verlobten geschehen soll und daß, falls dieselben ihren Wohnort erst vor kurzem gewechselt haben sollten, auch an den bisherigen die Verkündigung zu erfolgen habe, in welcher Beziehung die Partikularrechte sehr voneinander abweichende Bestimmungen geben. Die Unterlassung des A. bewirkt auch nach evang. Kirchenrechte keine Ungültigkeit der Ehe, und darum ist auch Dispensation vom A. zulässig, die zuweilen, falls alle drei A. erlassen werden sollen, nur durch den Landesherren erfolgen kann. In diesem Falle müssen die Verlobten die Abwesenheit aller Ehehindernisse durch einen Eid (juramentum integritatis) bestätigen, und dies ist auch da erforderlich, wo die Gesetzbuchungen einzelne Personenklassen, wie z. B. den Adel, ganz und gar von dem A. befreit haben. Das A. hat in der evang. Kirche keinen rein kirchlichen Charakter. Denn wenn auch mit demselben eine Fürbitte für die Kuppulanten verbunden zu sein pflegt, so verkündet die Kirche die Proclamation doch auch wesentlich zu dem Zwecke, um zu erkunden, ob der beabsichtigten Ehe nicht ein staatlich festgestelltes Ehehindernis entgegenstehe. Sie handelt also namens und im Auftrage des Staats, wie ihrer Trauung ja auch nur durch Delegation des Staats eine ehewirkende Kraft beizubohnt. Das kirchliche A. hat indessen einen rechtlichen Charakter nur in Staaten, in denen die Civilehe nicht besteht. Wo dagegen, wie seit 1875 im Deutschen Reiche, der Staat die Ehe-schließung sich reserviert hat und infolge dessen auch das A., durch Anschlag am Gemeindepause u. s. m., verkündet läßt (s. unter Aufgebot, bürgerliches), da erhält das kirchliche A. einen rein kirchlichen Charakter, wie es dann ja nur den Charakter einer Fürbitte tragen und als Bedingung der rechtlich indifferent gewordenen kirchlichen Trauung auftritt. Das griech. Kirchenrecht verlangt nicht positiv die Verkündigung von A. Wo das A. jedoch

von der staatlichen Obrigkeit, wie in Griechenland, Rußland, Serbien, Österreich, vorgeschrieben wird, es auch von griech. Geistlichen proklamiert und analog wie in der röm.-kath. Kirche behandelt. Vgl. Friedberg, «Das Recht der Ehe-schließung seiner geschichtlichen Entwicklung» (Lpz. 1866), u. die Lehrbücher des Kirchenrechts von Richter, Me-schulte, Walter, Friedberg und des Ehe-rechts Ruffschler, Schulte, Zhisman.

Aufgebot in militärischer Beziehung das Aufrufen der ganzen Wehrkraft eines Landes zum Schutze des bedrohten Vaterlandes. Schon den ältesten Zeiten findet man Beispiele von der Erhebung ganzer Völker zum Angriffe gegen ein anderes Volk oder zur Verteidigung der durch andere Völker bedrohten Freiheit. Bei den orient. Völkern, bei den Germanen und Slaven bestand das allgemeine A., auch bei den Kelten und den nordischen Stämmen. Im Mittelalter, wo das Kriegswesen ganz in den Händen der Fürsten und Könige lag und die Kriege meist mittels der Lehnsfolge und geworbener Soldtruppen geführt wurden, kommen A. seltener vor, und nur die Kriege der Lombarden gegen die deutschen Kaiser, die Hussitenkriege der Schweizer gegen Österreich u. Burgund, der Dittmarier gegen die Dänen sowie die Hussitenkriege führten solche herbei. Mit der Einführung der stehenden Heere verschwanden das A. der Volksmassen zunächst. In der französischen Revolution trat diese Erscheinung zum ersten Male wieder auf, indem der franz. Nationalkonvent 1793 das ganze Volk zur Rettung des von allen Seiten bedrohten Landes unter die Waffen rief. Der Ausbruch «A. in Masse» (levée en masse) ward bei dieser Gelegenheit in die Sprache aufgenommen. In Österreich wurde 1809 ein A. versucht; die Erhebung der Tiroler gegen die Bapen und Franzosen, die der Spanier in ihrem Kampfe gegen Napoleon können als solche gelten. Erst seit 1813 in Preußen das Volk zum Aufrufe des Königs zum Befreiungskampfe gegen die Fremdherrschaft; doch kam der Volkssturm fast nirgendwo zur Verwendung. Mit dem Landwehrsystem, welches Preußen nach der Wiederherstellung des Friedens annahm, wurde für künftige Ereignisse die Wehrkraft des Landes ausgebildet und für die verschiedenen Wechselfälle der Bedürfnisse in verschiedene A. (erstes, zweites, drittes A. der Landwehr und Volkssturm) eingeteilt. (Landwehr und Volkssturm.) Während der zweiten Periode des Deutsch-Französischen Krieges von 1870—71 dekretierte die nach dem Sturze des Kaiserreichs in Paris gebildete provisorische Regierung, den Traditionen des Nationalkonvents folgend, die «levée en masse».

Aufgebotsverfahren. Gerichtliches Aufgebot ist eine öffentliche gerichtliche Aufforderung unbekannten Interessenten zur Anmeldung von Ansprüchen oder Rechten mit der Wirkung, daß die Unterlassung der Anmeldung einen Rechtsnachteil (in der Regel den Ausschluß künftiger Geltendmachung dieser Ansprüche oder Rechte) zur Folge hat; ein Aufgebot kann nur in den durch Recht oder durch Landesgesetz bestimmten Fällen stattfinden. (Civilprozeßordnung, §. 823.) Das Aufgebot ist durch das neunte Buch der Deutschen Civilprozeßordnung geregelt worden. Dasselbe gehört zur Kompetenz der Amtsgerichte; die örtliche Kompetenz bestimmt sich nach den bestehenden

Oben Das Aufgebot, welches auf schriftlich oder mündlich des Gerichtsschreibers gestellten Antrag nicht und mündliche Verhandlung nicht vorantritt, hat zu enthalten die Bezeichnung des Antrags, die Aufforderung, die Ansprüche und Rechte spätestens im Aufgebotstermin anzumelden, die Bestimmung dieses Terms, die Bezeichnung der Instanzstelle der Rechtsanmeldung; dasselbe wird öffentlich bekannt gemacht (Civilprozeßordnung, §. 825—827). Wenn vor oder in dem Aufgebotstermin keine Anmeldung erfolgt, so wird aus Antrag Ausspruchsurteil erlassen; erfolgt eine Anmeldung, durch welche das vom Antragsteller zur Begründung des Antrags behauptete Recht bestätigt wird, so wird nach Beschaffenheit des Falls auch bis zur Entscheidung über das angemeldete Recht das A. ausgesetzt oder im Ausnahmefall das angemeldete Recht vorbehalten. (E. Civilprozeßordnung, §§. 828—833.) Das Aufgebot kann nur mittels Klage gegen den Antragsteller angefochten werden aus den durch die Civilprozeßordnung (§. 834) bestimmten Gründen, insbesondere wenn die Voraussetzungen des A. nicht vorliegen oder öffentliche Aufforderung nicht erfolgt oder ein angemeldeter Anspruch rechtsmäßig unberührt geblieben ist.

Oben Bestimmungen trifft die Deutsche Civilprozeßordnung für die Amortisation von Wechseln, von kaufmännischen Anweisungen und Verpflichtungen über die Zahlung einer bestimmten Summe oder die Leistung einer bestimmten Sache anderer vertretbarer Sachen oder Renten, von Konnossementen der Seeschiffe, über den Frachtfahrer, Auslieferungsgüter über Waren oder andere bewegliche Sachen, Poltreibnisse und Seeschiffespolitiken (Handelsgericht, Art. 301, 302); für sonstige Urkunden gelten diese Bestimmungen nur insoweit, als nicht besondere Gesetze abweichende Bestimmungen treffen. Antragsberechtigt ist danach derjenige, welcher das Recht aus der Urkunde geltend machen kann, also bei Inhaberpapieren der letzte Inhaber. Zuständig ist das Amtsgericht des Erfüllungsortes; wenn ein solcher in der Urkunde nicht bestimmt ist, dasjenige, bei welchem der Aussteller seinen allgemeinen Gerichtsstand hat, oder, in Ermangelung eines solchen, zur Zeit der Ausstellung gehabt hat; zur Begründung des Antrags hat der Antragsteller Abschrift der Urkunde beizubringen oder deren wesentlichen Inhalt anzugeben, den Inhalt derselben und die seine Berechtigung zum Antrag begründenden Thatsachen glaubhaft zu machen und sich zur eidlichen Versicherung der Wahrheit zu erboten. Im Ausspruchsurteil ist die Urkunde für kraftlos zu erklären und dieser Rechtsnachteil im Aufgebot anzudeuten. Derjenige, welcher das Ausspruchsurteil erwirkt hat, wird durch dasselbe dem durch die Urkunde Verpflichteten gegenüber berechtigt, die Rechte aus der Urkunde geltend zu machen. (Über das Nähere s. Civilprozeßordnung, §§. 837—850.)

Aufgebot, bei Käufen, Mieten u. s. w., s. Arrha. Aufgefangen und Abgesang sind technische Ausdrücke des Reizergesangs zur Bezeichnung der irrischen Wiederholung. Die altdeutsche Strophe zerfällt in der Regel in drei Teile, von denen die beiden ersten, einander gleichen, die beiden Stollen, oder zusammengefaßt der A., der dritte der Abgesang genannt wird. Jene müssen im Rhythmus

und der begleitenden Melodie einander vollkommen entsprechen; der Abgesang steht gewöhnlich in einem musikalischen und rhythmischen Verwandtschaftsverhältnis zum A.; in der Regel ist er länger als jeder der beiden Stollen, aber kürzer als beide Stollen zusammen.

Aufgetriebenheit des Leibes kann die Folge von Geschwülsten oder von Ansammlung fester, flüssiger oder luftförmiger Stoffe in den natürlichen Höhlen des Bauches sein. Insbesondere kommt hier die übermäßige Anhäufung von Gasen (Tympanitis) in Betracht, welche entweder in der Bauchhöhle selbst (nach Zerreißung der Darmwand u. s. w.) oder, wie gewöhnlich, im Magen oder Darms (Meteorismus) eintritt. Gestörte Verdauung, der Genuß schwerverdaulicher, blähender Speisen, träger Stuhl und überhaupt alles, was die regelmäßige Fortbewegung des Speisebreies im Magen und Darm oder des Roths in den untern Darmportionen hemmt, führt leicht zur Gärung oder Gähmung des Darminhalts und dadurch zu einer starken Entzündung von Gasen, welche sich um so mehr anhäufen, je schlaffer und kraftloser die Muskulatur der Darmwand oder je schwerer das Hindernis zu überwinden ist, welches der Fortbewegung des Darminhalts entgegensteht. Daher sind Entzündungen der Därme und des Bauchfells sowie krankhafte Verengerungen oder Verschließungen des Magens oder Darms meist von einem starken Meteorismus begleitet. Besonders diese mechanischen Hindernisse des Darmlaufs bebingen die hochgradigsten und gefährlichsten Formen der akuten oder chronischen Magen- oder Darmaufstreibung. Außer dem schmerzhaften Gefühl von Druck und Spannung im Leibe kann der Meteorismus noch durch die Beeinträchtigung des Atmens sehr lästig werden; nur in seltenen Fällen ist er an sich, meist nur durch das zu Grunde liegende Leiden, gefährlich. Seine Heilung ist vorzugsweise durch Beseitigung der Ursachen zu erstreben. Außerdem leisten die Carminativa (Kamillen, Fenchel, Pfefferminze) meist gute, aber nur vorübergehende Dienste, besonders dann, wenn die Ursache des Meteorismus in einer gestörten Innervation der Darmmuskulatur seinen Grund hat, wie dies bei hysterischen und hypochondrischen häufig der Fall ist. (S. Blähungen.)

Aufguss (Infusum), s. Infusion.

Ausgussstierchen oder Infusionsstierchen, s. Infusorien.

Ausholungsprozeß, s. unter Abmeierung.

Auflauf (fr. accaparement) heißt die massenhafte läufige Erwerbung einer Ware in großen Kreisen der sie erzeugenden Gegenden seitens einzelner Speculanten. Ein solches Vereinen des Besitzes in wenigen Händen bewirkt eine Steigerung der Preise infolge der bleibenden oder vermehrten Nachfrage. Um diese Preissteigerung fernzuhalten, war früher in vielen Staaten und Orten der A. solcher Artikel, welche zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gehören, namentlich des Getreides, streng verboten. Man ging dabei von dem Gesichtspunkte aus, der Preis dieser Ware verfälle mit dem A. der vollen Willkür der Speculanten und müsse ein wucherhafter werden. Noch heute hört man von manchem diese Ansicht äußern, daß die Aufläufer die wahren und einzigen Ursachen aller Teuerungen seien, die sich auf Kosten des ganzen Volks, und besonders der ärmern Klassen,

bereichern. Eine besonnene Beobachtung der That-
sachen und eine klare volkswirtschaftliche Erkennt-
nis haben indessen solche Schreckbilder im ganzen
verschmückt und zur Einsicht geführt, daß der A. der
wichtigern Lebensbedürfnisse nur auf niedern Ent-
wickelungsstufen des Verkehrs in einem wirklich
Besorgnis erregenden Grade stattfinden kann, wäh-
rend bei hinlänglich ausgebildeter und freier Ver-
kehrsbewegung gesteigerte Preise die Konkurrenz
entfernter Gegenden herbeirufen. Man machte
andererseits die Erfahrung, daß man mit jenen
Verböten den wichtigsten Nern des Verkehrs, das
Kapital, unterband, und gerade den Verkehr, den
man frei erhalten wollte, systematisch lähmte. Zu-
weilen gelingt es allerdings einer Koalition von
Spekulanten, die Preise längere Zeit hindurch un-
gewöhnlich hoch emporzutreiben. So bei Getreide,
z. B. 1879 in Amerika mit Rücksicht auf die Aus-
fuhr nach Europa. Der Erfolg aber war schließ-
lich, daß amerik. Weizen in Antwerpen erheblich
billiger zu haben war als in Amerika. So wird
überhaupt auch bei sehr bedeutender Kapitalkraft
der Verkäufer (Accapareurs) ein Rückschlag
nicht ausbleiben. Mit dem A. verwandt ist der
Vorkauf (s. d.) von Lebensmitteln.

Aufklärung ist im allgemeinen derjenige Bil-
dungsstand, in welchem Klarheit, Sicherheit und
Unbefangenheit der Überzeugungen den Aberglau-
ben und die Verwirrung der Begriffe fern halten.
Der Ausdruck bezieht sich jedoch vorzugsweise auf
religiöse Bildung, da sich auf dem Gebiete der
Religion zu allen Zeiten Aberglauben und Ver-
wirrung teils vornehmlich geltend machten, teils
besonders empfunden wurden. Insofern die Frei-
heit von Vorurteilen und die Klarheit der Begriffs-
fassung an sich etwas unleugbar Gutes ist, muß
auch A. sowohl für den Einzelnen als für die Ge-
samtheit eines Volks wünschenswert, ja selbst not-
wendig erscheinen. Deshalb, und weil zugleich die
Wissenschaft nach einer gewissen Reife ihrer im en-
geren Kreise zusammengehaltenen Thätigkeit die
Resultate und wesentlichen Ideen in das Volksle-
ben übergehen läßt, gibt es im strengsten Sinne
des Wortes keine höhere Aufgabe für Staat und
Kirche, als durch Aufwenden aller Mittel, durch
Herbeiziehung der Männer der Wissenschaft und der
aufgeklärten Praxis an Universitäten, Schulen und
verwandten Institutionen, für die Hebung der
Volksbildung und A. zu sorgen. Dennoch ist nicht
zu leugnen, daß hier auch mit Vorsicht zu Werke
gegangen werden muß. Schon die öffentliche Mei-
nung war gegen diejenige A. mit großer Bestimm-
theit eingenommen, welche als sog. Vulgärrationalis-
mus von den engl. Freidenkern angeregt und
durch die franz. Encyclopädisten (s. d.) zu einer
allgemeinen Macht in der europ. Litteratur erho-
ben, besonders seit der Mitte des 18. bis in das
erste Viertel des 19. Jahrh. das Volksbewußtsein
zu beherrschen suchte. Diese Richtung war aus dem
Grunde eine verfehlt, weil sie ausschließlich die
Verstandeskultur beförderte, die übrigen, nicht min-
der berechtigten geistigen Funktionen im Menschen
aber, Gemüt und Phantasie, ungebührlich vernach-
lässigte. Die Philosophie selbst hat sich gegen diese
Art der A. ohne Gehalt und Lebenskern erklärt,
obgleich die Philosophie als Wissenschaft die vollste
Freiheit der Überzeugung prinzipiell für sich in An-
spruch nehmen muß. Andererseits hat sich auch in
den Besten und Verständigsten gleichzeitig die liber-

zeugung geltend gemacht, daß, so verderblich e-
seitige Ausbildung des logischen Denkvermöge-
nis ist, ebenso auch blinde Hingabe an ungeprüfte u-
nerlaubte Autorität, mythische Verworrenheit u-
hochmütig-ekklusiv Glaubenstyreannie zum Ver-
derben gereicht. Es ist vielmehr dahin zu wirken,
daß der ganze Umfang menschlicher Geisteskraft, a-
nicht bloß ausschließlich der Verstand oder einsei-
das zur Schwärmerei und zur Willkür genei-
Gemüt, ausgebildet werde. Bei dieser Rücksicht
auf den ganzen Menschen nur kann wahre A.
reich und segensreich werden. Vgl. Kant, «Was
ist A.» im 4. Bande seiner Werke (herausg. v.
Hartenstein, Lpz. 1867), und Ledz, «Geschichte d.
Ursprungs und Einflusses der A. in Europa» (2 Bb-
deutsch von Jolomicz, Lpz. 1867—68; 2. Aufl. 1874
und von Ritter, Berl. 1874). (Eclaircissement)

Aufklärungsdienst (Eclaircissement), s. unten.

Aufkündigung, s. Rändigung.
Auflage nennt man die von der öffentlichen O-
walt ausgehende Anordnung zur Entrichtung g-
wisser Leistungen an den Staat oder die Gemeinde
in Rücksicht auf diese Form der Forderung werde
besonders die Steuern als A. bezeichnet.

Auflage ist im Buchhandel die Bezeichnung für
die von einer Druckschrift mit demselben Typen-
satz gemachten Abdrücke, resp. die Gesamtzahl
derselben. Diese Zahl wird in der Regel durch den
Kontrakt bestimmt, welchen der Verfasser mit dem
Verleger abschließt. Von der richtigen Beurteilung
der Höhe der A. nach dem Bedarf des Publikums
hängt zum Teil das Gelingen einer buchhändleri-
schen Unternehmung, auch der für die Schrift zu
stellende Preis ab. In jurist. Hinsicht ist die Frage
besonders wichtig, inwieweit dem Verleger das
Recht zustehe, eine neue A. des bei ihm erschienenen
Buchs zu veranstalten. Die Lehrer des gemeinen
Rechts machen zum größeren Teil dieses Recht von
der Einwilligung des Verfassers abhängig, wogegen
sie wiederum den Verfasser für verpflichtet halten,
vor dem Vergreifen des ersten A. keine neue A.
bei einem andern Verleger zu veranstalten. In
gleichem Sinne spricht sich das «Gesetz, betreffend
das Urheberrecht an Schriftwerken u. s. w.» vom
11. Juni 1870 aus. (S. Urheberrecht.) Eine all-
gemein anerkannte Unterscheidung zwischen A. und
Ausgabe s. s. steht nicht fest; das Allgemeine Pre-
ussische Landrecht bezeichnet als eine «neue Auflage»
den unveränderten Abdruck einer Schrift in dem-
selben Format, dagegen als «neue Ausgabe» den
Neudruck in verändertem Format oder mit Be-
änderungen im Inhalt. Grimm definiert in
«Deutsches Wörterbuch» beide Begriffe so: «A-
lage bezieht sich nur auf den Verleger und Drucker,
der das Werk zur Welt auslegt, den Käufern vor-
legt; Ausgabe kann auf Verleger und Verfasser
gehen. Neue Auflage und Ausgabe unterscheiden
sich so, daß jene unverändert sein und vom Verleger
veranstaltet werden mag, diese aber Zuthaten u-
Verbesserungen des Verfassers zu enthalten pflegt.
Dem gegenüber hat sich eine andere Unterscheidung
ziemlich allgemeine Geltung verschafft, wonach bei
neuen Auflagen das Werk neu gedruckt wird, be-
gegen bei weiteren Ausgaben bloß ein neuer Zu-
satz mit veränderter Jahreszahl vorgelegt wird, um be-
treffende Werk von neuem auf den literarischen
Markt zu bringen. Vgl. O. Wächter, «Das Aut-
recht nach dem gemeinen deutschen Recht system-
atisch dargestellt» (Stuttg. 1876).

Auflassung ist im ältern deutschen Recht die feierlich vor Gericht abgegebene und durch Symbole bestätigte Erklärung jemandes, daß er sein Grundeigenthum aufgeben und einem andern übertragen. Dassel erfolgte die gerichtliche Bestätigung dieses Aktes. Dieser wurde in Urkunden, später in Gerichtsbüchern oder Stadtbüchern verzeichnet. Daraus entstand die deutsche Rechtsauflassung, daß das Eigentum an Immobilien nur durch Eintragung in öffentliche Bücher übergehe. Dies wurde auch auf andere dingliche Rechte, besonders Pfandrechte ausgedehnt. Gegenüber dem röm. Recht, welches als Grund des Eigentumsübergangs die Abgabe (Tradition) ansieht, haben viele deutsche Lande, z. B. die sächsischen, die deutschrechtliche Übertragung festgehalten und die neuere Gesetzgebung ist durchgängig zu ihr zurückgekehrt. Nach dem preuss. Gesetz vom 5. Mai 1872 hat man unter A. nämlich und gleichzeitig vor dem zuständigen Grundbuchamt abzugebenden Erklärungen des amptungenen Eigentümers und des neuen Grundbesizers über die Eintragung dieses letztern als Eigentümers zu verstehen, der Grundbuchrichter hat die Genehmigung zur A. und deren Rechtsgültigkeit, während das derselben zu Grunde liegende Geschäft zu prüfen. Die sich daran anschließende Eintragung überträgt das Eigentum, Übergabe des Grundstücks ohne A. und Eintragung macht den Erwerber nur zum gutgläubigen Besitzer, nicht zum Eigentümer. Die A. unterliegt der Anfechtung nach den allgemeinen Regeln über Anfechtung von Verträgen.

Auflaffung A nach Strafgesetzbuch §. 116 das rechtswidrige Verweilen einer auf öffentlichen Wegen, Straßen oder Plätzen versammelten Menge, welche von dem zuständigen Beamten oder Befehlshaber der bewaffneten Macht dreimal aufgefordert wurde, sich zu entfernen, und wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft. Wird mit vereinten Kräften thätlicher Widerstand geleistet, so treten die Strafen des Auftrags (s. d.) ein.

Auflegung der Hände, bei den spätern Juden Semicha genannt, eine alte, weitverbreitete religiöse Sitte, als Symbol göttlicher Beiste, da der Hand das dem Menschen gewöhnlichste Organ zur Mittheilung, und ihre gewöhnliche Bewegung von oben nach unten, vom Himmel zur Erde herab auf den zu Segnenden, eine sehr natürliche und bezeichnende für den Segensprechenden ist. Durch Auflegen der Hände bestellten die Griechen ihre Beamten, erklärten die Römer ihre Sklaven für frei, erteilten die Päpste ihren Kindern den Segen, weihen Moses den Josua zu seinem Nachfolger und die spätere jüd. Sitte die öffentlich bestellten Lehrer des Volks. Auch die Opfertiere pflegten sowohl bei den Juden wie bei den Heiden durch Handauflegung, unter Gebet und andern Formeln der Anrufung, je nach dem Zwecke des Opfers, geweiht werden. Nach diesen Vorrichtungen ist die Handauflegung auch im Christentum zur Anwendung gekommen. Christus segnete (s. d.) die Kinder und übte unter Auflegung der Hand, und die Apostel dienten sich zur Weihe und Heilung derselben dem. So wird die Auflegung der Hand auch in der prot. Kirche bei der Sperrung des Segens und der Predigt, bei der Absolution, bei der Konfirmation der Kinder, bei der Ordination der Geistlichen und bei Einsegnung der Sterbenden zur An-

wendung gebracht. Namentlich hat sie in der kath. Kirche im Sakrament der Firmung (s. d.) unter dem Namen der impositio manuum (d. h. Auflegung der Hände) eine besondere höhere Bedeutung.

Aufklagen oder Durchklagen (Decubitus) nennt man das Entzünden, Wunden und Geschwürigwerden solcher Hautstellen, welche bei anhaltender Bettlägerigkeit fortwährend einem Druck der Matratze oder Unterbetten u. s. w. ausgesetzt sind. Diese Stellen sind besonders das Kreuzbein, die Hüftknochen, dann die Schulterblätter, die Ferse und einzelne Wirbel. Ursache des A. ist die Behinderung des Blutzuflusses und Abflusses infolge lokaler Druckeinwirkung, zumal bei solchen Kranken, bei denen die Herzthätigkeit abgeschwächt ist, wie z. B. im Typhus; befördert wird es einestheils durch große Hinfälligkeit, Unbehilflichkeit, auch Betäubung des Kranken, andernteils durch Verunreinigung seines Lagers (durch Urin, Kot, Schweiß, Jauche u. s. w.), durch im Betttuch sich ansammelnde Krümchen und Körner, durch Falten und Risse desselben u. dgl. m. Man verhindert das A., indem man für ein gutes Lager, am zweckmäßigsten für eine gutgepolsterte Kissenmatratze sorgt, die Matratzen und Betttücher fleißig wechselt, unter dem kalten ausgetretenen Betttuch ein gutes Wachtuch oder Lein- oder Gensensfell ausbreitet, besonders aufmerksam die Harn- und Stuhlentleerung überwacht, fleißig am Rücken und Kreuz des Patienten nachsieht und die bedrohten oder schon geröteten Stellen mit kaltem Wasser, Franzbranntwein, Essigwasser oder frischem Citronensaft abwäscht u. s. w. Bei höherm Grade des Übels sorge man dafür, daß die gebrühte Stelle in einem gepolsterten Kissen oder durchlöcherter Luftkissen (von Kautschuk) völlig frei liege und wundärztlich verbunden werde. Neuerdings empfiehlt man zur Verhütung des A. die Hooperschen Wasserbetten (aus Kautschuk), die Arnottschen Wasserbetten und die Lufschschen Kautschukbetten, deren Gurte durch Kautschukringe an den Rahmen befestigt sind.

Auflösende Mittel oder Resolventia nennt man in der Medicin solche Heilmittel, welche bewirken, daß krankhaft abgelagerte Stoffe oder auch unbrauchbar gewordene Gewebe des Körpers in flüssigen Zustand und so wieder ins Blut übergehen, um dann den Ausscheidungsorganen zugeführt zu werden. Zu diesem Zweck dienen unter andern die Wärme (besonders die feuchte in der Form von Bädern und lauwarmen Umschlägen), das Wasser in seinen verschiedenen Gestalten (als kaltes und warmes, als chemisch-reines, Quell- oder Mineralwasser) und der elektrische Strom, von Arzneimitteln die Alkalien, viele Salze derselben, manche Säuren (besonders Essigsäure), einige Metalle (Quecksilber, Jod, Brom und Spiesglas mitteil), eine große Anzahl Pflanzenmittel u. s. w. Durch schmale Diät und geeignete (gymnastische) Körperbewegungen, insbesondere Massage (s. d.), wird die auflösende Behandlung sehr gefördert.

Auflösung oder Solution ist ein Vorgang, durch welchen irgendein Körper, sei er fest, flüssig oder gasförmig, sich mit einer Flüssigkeit in der Art verbindet, daß ein gleichartiges Gemisch gebildet wird. Wird ein fester Körper, z. B. Zucker, Kochsalz, Glaubersalz, Alaun u. s. w., in Wasser aufgelöst, so verliert sich die Kohäsion seiner kleinsten Theilchen, er geht in den flüssigen Zustand über. Die A. ist also gewissermaßen ein Schmelzen auf nassem

Wege; und wie bei schmelzenden Körpern Wärme gebunden wird, welche sich dem Gefühl entzieht und keine Wirkung mehr auf das Thermometer äußert, so ist es auch hier der Fall. Löst man ein leichtlösliches Salz, welches nicht eine chem. Verbindung mit Wasser eingeht, in möglichst fein zerriebenem Zustande rasch in Wasser auf, so sinkt die Temperatur der Flüssigkeit bedeutend, weil das Salz, um aus dem festen in den flüssigen Zustand überzugehen, eine große Quantität Wärme bindet (s. Latente Wärme) und diese der Flüssigkeit entzieht. Auf solche Weise kann man eine sehr niedrige Temperatur erzeugen, die oft unter den Gefrierpunkt sinkt, wie bei der A. des salpetersauren Ammoniaks. Man könnte daher dies Salz zur künstlichen Eisbereitung gebrauchen. Löst man dagegen ein Gas in Wasser, so wird es auch flüssig, und da die Gase mehr Wärme gebunden enthalten als die Flüssigkeiten, so muß bei dem Vorgange Wärme frei werden. In der That erhitzt sich Wasser, welches Salzsäuregas absorbiert, außerordentlich. Ebenso wird auch bei der A. der sog. wasserfreien Salze nicht Wärme gebunden, sondern es tritt durch freierwerdende Wärme eine oft bedeutende Erhöhung der Flüssigkeit ein, da hier chem. Affinität sich in Wärme umsetzt. Die Auflöslichkeit, d. h. die Fähigkeit sich aufzulösen, ist bei verschiedenartigen Körpern sehr verschieden, und ein und derselbe Körper löst sich oft in verschiedenen Flüssigkeiten in sehr verschiedenen Mengen. Im allgemeinen löst sich ein Körper um so mehr, je höher die Temperatur des Lösungsmittels ist. So lösen sich in 100 Teilen Wasser beim Gefrierpunkte etwa 13 Teile Salpeter, beim Siedepunkte aber über 200 Teile. Hat eine Flüssigkeit so viel von einer Substanz aufgelöst, als sie bei der herrschenden Temperatur überhaupt aufzulösen vermag, so nennt man sie gesättigt. Erstaltet eine heiß gesättigte Flüssigkeit allmählich, so muß sich mit sinkender Temperatur eine entsprechende Menge des gelösten Körpers ausscheiden, und dies geschieht, wenn die Substanz überhaupt dazu befähigt ist, unter Bildung von Kristallen. Das Kochsalz löst sich bei allen Temperaturen fast in derselben Menge Wasser auf. Zu den vorzüglichsten Lösungsmitteln (Menstruen) gehört das Wasser, der Alkohol, der Äther, das Benzin und der Petroleumäther; letztere lösen manche Stoffe, welche in Wasser unlöslich sind; viele in Äther u. s. w. lösliche Stoffe lassen sich ihrer wässrigen Lösung durch Schütteln mit diesem Lösungsmittel entziehen. Das Wasser, das in der Natur verbreitetste Lösungsmittel, löst die meisten Verwitterungsprodukte des Mineralreichs, welche in dieser Lösung den Pflanzen oder den Flüssen und Meeren zugeführt werden. Die Lösung in diesem Sinne ist ein physik. Vorgang und wird dadurch bewirkt, daß die Moleküle des Lösungsmittels auf die Moleküle des gelösten Körpers genügend große Anziehungskräfte ausüben, um dadurch die Kraft, durch welche die Moleküle in den festen Zustand verfest werden, überwinden zu können. Hier von zu unterscheiden ist die chem. Lösung, welche eintritt, wenn ein unlöslicher Körper durch Einwirkung einer dritten Substanz Gemisch so verändert wird, daß die neu entstehende Verbindung ein löslicher Körper ist. So löst sich Eisen nicht im Wasser; durch Zusatz von Schwefelsäure wird es aber unter Entwidlung von Wasserstoffgas in schwefelsaures Eisenoxydul übergeführt, welches sich leicht auflöst. Die eingehendsten Studien über die

beim Lösen erfolgenden Wärmeerscheinungen sind von Thomson gemacht; die Resultate derselben finden sich in zahlreichen Abhandlungen im „Journal für praktische Chemie“ (Neue Folge).

Auflösung heißt in der Musik das Fortschreiten der Intervalle eines Akkords von der Dissonanz zur Konsonanz, und zwar geschieht dieses entweder, je nach Art der dissonierenden Intervalle eine Stufe auf- oder abwärts. Die reguläre A. diejenige, wo die Dissonanz, im schlechten Takte vorbereitet, auch im schlechten Takte wieder aufgelöst wird, und die irreguläre, wo die im Vorgang gebrauchte Dissonanz auf der guten Zeit ihre A. findet. In der älteren Musik und a Capella-Stil ist dies die allein herrschende Weise. Die neuern Komponisten erklären vielfach die Vorbereitung der Dissonanzen überhaupt für unnötig, was aber in gewissem Maße nur bei der Instrumentalmusik der Fall ist. Der Gesang verliert seinen Halt, wenn er sich nicht an die altbewährte Gesetze der A. hält. (S. Dissonanz.) Fern bezeichnet man auch als A., wenn eine durch f erhöhte oder durch v erniedrigte Note vermittels d wieder in ihren ursprünglichen Ton verkehrt wird. Deshalb nennt man das d auch *Auflösungszeichen*. — In der Poesie, besonders im Roman und noch mehr im Drama, nennt man A. die Katastrophe oder vielmehr den mit der Katastrophe eintretenden letzten Teil der Handlung, ihre Entwidlung, zu welcher alles Vorhergegangene nur die notwendige Vorbereitung gewesen ist. Die A. muß, soll sie ästhetisch und psychologisch gerechtfertigt werden können, notwendig und naturgemäß sein, ohne sich genau vorhersehen zu lassen; sie muß auf die folgerichtigste Weise aus den früheren Handlungen und Charakteren resultieren, ohne daß der Leser oder Hörer durch peinliche Vorbereitungen müdet wird. Wo solches nicht der Fall ist, entsteht unmotivierte, gegen Psychologie und Ästhetik stoßende Effekte und coups de théâtre, welche die urteilslöse Menge befriedigen. Die franz. Zeichnung d'enouement, d. h. Knotenlösung, ist es in der deutschen Theatersprache gebräuchlich. — In der Mathematik heißt A. die gehörige Bezeichnung eines mathem. Problems. Die A. einer Gleichung besteht z. B. in der Bestimmung der Werte, welche die in dieser Gleichung enthaltenen unbekannten Größen (gewöhnlich mit x bezeichnet) dieser Gleichung gemäß, haben kann.

Aufmarsch ist eine Evolution, mittels der eine in geöffneter Kolonne (s. d.) befindliche Truppe in eine Formation von breiterer Front, sei es in derum Kolonne oder Linie, übergeht. Das Wort zur Ausführung ist der schräge Vormarsch der betreffenden Unterabteilungen in das neue Alignment. Im weiteren Sinne wird jede Entwidlung in die Front- oder in die Schlachtlinie A. und in die taktische A. genannt, im Gegensatz zum taktischen A., welcher das Versammeln der Streitkräfte aus den Friedensgarnisonen in bestimmte Aufstellungslinien begreift, in der Absicht, von da aus die Operationen zu beginnen. Eine Truppe, welche vor dem taktischen A. oder während desselben vom Gegner überrascht wird, befindet sich A. im Nachteil, da sie nur einen Teil ihrer Kräfte mittelbar verwenden kann. Man sichert den daher durch vorgeschobene gefechtsbereite Abteilungen. (S. Avantgarde.) Noch weit nachteiliger gestaltet sich eine Überraschung vor Vollendung!

knappsten A.; man sieht dieselbe deshalb entweder in weiter Entfernung vom Gegner oder hinter einer topographischen Barriere (z. B. einer besetzten Stellung) auf. Im Sommer 1870 hatte es z. B. in Frankreich, als ob es notwendig werden würde, die deutschen Armeen hinter der Rheinlinie zu konzentrieren; nachdem sich indes herausgestellt, daß die Franzosen weder die Fähigkeit noch den Willen hatten, die Initiative zu ergreifen, war man deutschseits im Stande, den strategischen A. nach vornwärts zu verlegen. Die Erste Armee sammelte sich daher südlich von Trier, die Zweite zwischen Metz und Reims, die Dritte zwischen Landau und Straßburg, wodurch der Weg für die beginnenden Operationen wesentlich verkürzt wurde.

Aufnehmen (in geodätischem Sinne) heißt, einen kleinen oder größeren Teil der Erdoberfläche nach einem verjüngten Maßstabe so auf einer Ebene zu verzeichnen, daß das Bild dem Original möglichst ähnlich sei. Eine vollkommene Ähnlichkeit ist wegen der Krümmung der Erdoberfläche, wenigstens bei größeren Maßstäben, nicht möglich. Die Aufnahme jeder Fläche beruht stets auf der Entfernung bestimmter Punkte; diese Entfernungen werden aber aus der Oberfläche, also in einer krummen Linie, gemessen, man bestimmt die sog. geodätische Entfernung, während die geradlinige Entfernung, auch Horizontalweite genannt, die Kugelhöhe zwischen beiden Punkten wäre. Bei kleineren Flächen vermindert dieser Unterschied zwischen der geodätischen und geradlinigen Entfernung, da letztere um so näher mit der krummen Oberfläche zusammenfällt, je kleiner der Maßstabe die Karte ausgeführt wird. Um einen ganzen Länder möglichst naturgetreu wiedergeben zu erhalten, dienen die Kartenprojektionen (s. Projektion.) über das Verfahren bei geodätischen Aufnahmen s. Feldmesskunst.

Aufnehmen (in taktischem Sinne), eine fechtend zurückgehende Truppenabteilung in einer rückwärtigen Stellung derartig verstärken, daß dieselbe aus neuen Standhalten vermag. Die betreffende rückwärtige Stellung wird dann als **Aufnahmestellung** bezeichnet.

Aufprogen und Abprogen, in der Militärkunde die behufs Transportes erforderliche Verbindung, beziehungsweise die behufs des Schießens notwendige Trennung der Lafette und Proje (Rohrungen) eines Geschüzes. Während die leichte Aufschaffung des Geschüzes ein vierwädriges Fahrzeug bedingt, zwingt die Rücksicht auf den Rücklauf der Pulverkraft, beim Schießen hiervon abzugehen und das Geschütz als zweirädriges Fahrzeug, dessen hinteres Ende gleichzeitig auf dem Boden gleitet, einzurichten. Geschieht das Abprogen zu Fackelgängen, so genügt für die schonbereitete Stellung des Geschüzes ein einfaches Vorfahren; er Proge um das Maß des Rücklaufs. Beim Abtragen im Vorgehen muß die Lafette umgedreht werden, damit die Mündung des Geschüzes sich zum Ziele wendet, während die Proje leicht machen und auf entsprechende Entfernung hinter das Geschütz fahren muß, damit der Gebrauch des letzteren ungestört erfolgen kann. Zum Aufprogen findet ein umgekehrtes Verfahren statt.

Aufrecht (Theod.), deutscher Sprachforscher, geb. am 12. April 1821 zu Lechnitz im Regierungsbezirk Oppeln, besuchte das Gymnasium zu Oppeln und wandte sich seit 1843 in Berlin dem Studium des Sanskrit und der Sprachvergleichung. Nachdem

er sich 1850 als Privatdocent in Berlin habilitiert hatte, ging er 1852 nach England, um sich mit den dortigen Sanskritforschern bekannt zu machen. In Oxford erhielt er den Auftrag, den Katalog der dortigen Sanskritsammlungen anzufertigen, nach dessen Beendigung er 1862 zu der neubegründeten Professur für Sanskrit und vergleichende Sprachforschung an die Universität nach Edinburgh berufen wurde. Im J. 1875 folgte er einem Rufe als Professor der vergleichenden Sprachkunde nach Bonn. Mit den Sprachen des Nordens machte er sich durch Reisen in Norwegen, Schweden und Dänemark vertraut. Außer wertvollen Beiträgen zu der von A. und Ruhn gegründeten »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«, zur »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft« und zum »Philological Journal« sind unter den Schriften A.s hervorzuheben: »De accentu compositorum Sanscritorum« (Bonn 1847), »Die umbrischen Sprachdenkmäler« (herausg. mit Kirchhoff, 2 Bde., Bonn 1850—51), »Ujjvaladatta's commentary on the Unādiśātra« (Bonn 1859), »Catalogus codicum manuscriptorum sanscritorum postvedicorum quotquot in bibliotheca Bodleiana asservantur« (2 Bde., Oxford 1859—64), »Halayudha's Abhidhānaśāstramāla« (Lond. 1861), »Die Hymnen des Rigveda« (2 Bde., Berl. 1861—63; 2. Aufl., mit Beigaben, Bonn 1877), »A catalogue of Sanskrit manuscripts in the library of Trinity College, Cambridge« (Cambr. 1869), »Über die Paddhati von Śārngadhara« (Lpz. 1872), »Blüten aus Hindostan« (Bonn 1873), »The ancient languages of Italy« (Oxford 1875), »Das Aitareya-Brāhmaṇa« (Bonn 1879).

Aufreiß nennt man in der Projektionslehre die Darstellung eines Gegenstandes in der Vertikalebene; er bezieht sich aber lediglich auf die orthographische Projektion, bei welcher man von jedem Punkte des darzustellenden Gegenstandes Senkrechte auf die Bildebene fällt. Solche Darstellungen sind besonders anwendbar bei Wertzeichnungen, nach denen gearbeitet, der darzustellende Gegenstand angefertigt werden soll. Dann muß man aber zwei A. machen, sodaß die Bildebenen zwar beide vertikal, aber gegeneinander rechtwinklig gedacht werden. In Verbindung mit dem Grundriß (s. d.) sind solche Zeichnungen das sicherste Mittel, die Lage aller Teile, z. B. eines Instruments, Maschinenteils u. s. w., sowie die Größen der Teile und des Ganzen daraus zu entnehmen, mag die Zeichnung in natürlicher Größe oder nach verjüngtem Maßstabe entworfen sein. — In der Baukunst heißt A. die Zeichnung der Fronte oder Fassade eines Gebäudes in senkrechter Projektion und verjüngtem Maßstabe.

Aufrollen heißt in taktischer Hinsicht mittels eines gegen die Flanke des Gegners gerichteten und in der Frontausdehnung seiner Aufstellung fortschreitenden Angriffs eine Abteilung desselben nach der andern schlagen. Ein solcher Angriff ist um so gefährlicher, als vermöge der Richtung desselben jede geschlagene Abteilung auf die nächste intakte gedrängt wird und diese daher in ihre eigene Niederlage zu verwickeln droht. Das A. verspricht um so weniger Erfolg, in je größerer Tiefe der angegriffene Teil aufgestellt ist, eine je größere Front er also dem Flankenangriff entgegenstellen kann, und hat namentlich Bedeutung, wenn es sich um Flankenangriffe gegen dünne Linien handelt.

In strategischem Sinne bedeutet A. soviel als die auf einem Kriegstheater nebeneinander entwickelten selbständigen Korps oder Armeen des Gegners von einer Flanke her nach und nach angreifen und einzeln schlagen.

Aufruhr ist im weitesten Sinne jede Zusammenrottung mehrerer Personen, bei welcher gegen die legale Thätigkeit der Träger der öffentlichen Gewalt Selbsthilfe geübt wird. In diesem Sinne fällt nicht nur der eigentliche A. oder die seditio, sondern auch der gegen die öffentliche Autorität gerichtete Auflauf oder Tumult, die Meuterei oder Emute, die Revolte und die Empörung oder Rebellion unter den Begriff des A., der also auch einen hoch- und landesverrätherischen Charakter haben und mit einer Störung des Land- und Hausfriedens zusammenhängen kann. Nicht nur die allgemeinen und besonders Strafgeseze, sondern auch die neuern Versammlungs- und Vereinsgesetze suchen den Gefahren aufrührerischer Bewegungen zuvorzukommen und entgegenzutreten. Nach dem Strafgesezbuch für das Deutsche Reich §. 115 gilt als A. jede Zusammenrottung, bei welcher mit vereinten Kräften Beamten, die zur Vollstreckung von Gesetzen, von Befehlen und Anordnungen der Verwaltungsbehörden oder von Urteilen und Verfügungen der Gerichte berufen sind, in der rechtmäßigen Ausübung ihres Amtes durch Gewalt oder Drohung mit Gewalt Widerstand geleistet oder solche Beamte während der rechtmäßigen Ausübung ihres Amtes thätlich angegriffen werden; ferner Zusammenrottungen gleicher Art gegen Personen, welche zur Unterstützung der Beamten zugezogen waren, oder gegen Mannschaften der bewaffneten Macht oder einer Gemeinde, Schutz- oder Bürgerwehr in Ausübung des Dienstes; endlich Zusammenrottungen, um durch Gewalt oder Drohung eine Behörde oder einen Beamten zur Vornahme oder Unterlassung einer Amtshandlung zu nötigen. Von militärischem A. und Aufwiegelung handelt das Deutsche Militär-Strafgesezbuch vom 20. Juni 1872, §§. 100 und 106 fg. Die Strafe ist durchschnittlich höhere oder geringere Freiheitsstrafe (Gefängnis, Zuchthaus, Festungsstrafe), eine schwere besonders für die Häufelsführer, Anführer und Anstifter. In gewissen Fällen, namentlich auch der militärischen Meuterei, tritt Todesstrafe ein. Bei Drohung der öffentlichen Sicherheit in dem Bundesgebiete kann der Kaiser jeden Theil desselben in den Kriegszustand erklären, wiewenfalls (abgesehen von der Bestimmung des Militär-Strafgesezbuchs, §. 9 fg., §. 155 fg.) das betreffende preuß. Gesetz vom 4. Juni 1851 maßgebend ist (Verfassung des Deutschen Reichs, Art. 68). Für die bei Gelegenheit eines A. angerichteten Vermögensbeschädigungen haben, nach dem von den meisten neuern Gesetzen angenommenen engl. Prinzip, subsidiär die Gemeinden aufzukommen. Man nennt solche Gesetze **Zumultgesetze**. Vgl. Hiller, „Die Rechtmäßigkeit der Amtsausübung im Begriffe der Widersechlichkeit“ (Würzb. 1873).

Auffag (militärisch), Instrument zum Richten des Geschüzes, wird in Verbindung mit dem am Geschützrohr befestigten Korn gebraucht. Der A. hat einen verschiebbaren Richtpunkt von der Form eines Einschnittes oder einer Durchbohrung, Visier genannt. Letzteres und das Korn bilden die Visierlinie des Geschützrohrs. Dieselbe hat eine bestimmte, der Veränderung unterworfenen Lage zur

Seelenachse und bildet das Mittel, letzterer die Treffens des Ziels günstigste Stellung zu geben. Infolge der Abweichung der Geschosse nach untermöge der Schwerkraft, muß der A. eine Erhöhung des Visiers gestatten. Der A. hat die Gestalt einer Leiter oder einer Stange und wird entweder auf eine bestimmte Fläche an dem hintere Rohrende aufgesetzt oder in eine Öffnung des Rohrs metallisch eingelassen. Im erstern Falle liegt das Visier in einem Schieber, welcher sich auf dem auf- und niederbewegt, im letztern Falle ist es oben Ende des A. angebracht und der ganze hat eine Vertikalbewegung. Die eingelassenen lassen sich in eine sichere Verbindung mit dem Rohre bringen und werden in neuerer Zeit vorherrschend angewendet. Sie sind zugleich Stangenauflage aus Metall. Zum Einstellen des Visiers nach jedesmaligen Entfernung des Ziels ist der A. einer Stala versehen, die häufig direkt die Entfernungselber angibt. Haben die Geschosse eine konstante Seitenabweichung, wie bei den gezogenen Geschüssen, so muß der A. auch eine solche Verschiebung des Visiers gestatten. (S. 101 Richtung, Visier.)

Auffaugung, in physik. und physiol. Hinsicht Absorption.

Auffschlagwasser (fr. eau motrice, engl. moving-water), s. unter Wassermotoren.

Aufschließen ist eine Operation der analytischen Chemie, welche man häufig vornimmt, um unlösliche Mineralsubstanzen in eine Form zu verwandeln, in welcher sie durch chem. Agentien angreifbar werden. So werden unlösliche Silicate zu Schmelzen mit kohlensaurem Natronkali demerzet, daß sie nach dieser Behandlung in einer leicht löslich werden, oder sie werden mit Fluorwasserstoffsäure behandelt, wobei die Basen in lösliche Fluoride übergeführt werden; an Stoffe schmilzt man mit lauem schwefelsaurematron, wobei lösliche schwefelsaure Salze entstehen, wobei andere, z. B. Chromeisenstein, sind in Schmelzen mit Salpeter aufzuschließen, daß durch Glühen in einem Strome von Chlorgas. Wahl des Aufschließungsmittels muß nach der Natur des aufzuschließenden Körpers und nach der bestimmenden Substanz getroffen werden. man z. B. in einem Silicate die Menge der Al bestimmen, so muß man mit Fluorwasserstoff aufschließen, während für die Bestimmung Kieselsäure die Aufschließung durch Schmelzen kohlensaurem Natronkali zu erfolgen hat. Der Weg man auch einschlägt, so sind die aufzuschließenden Substanzen immer vorher auf das sorgfältigste zu zerkleinern, was bei harten diesen nur durch höchst mühsames und geduldriches Zerreiben im Mörser erfolgen kann. wendet man hierauf nicht den erforderlichen so ist meist Mühe und Arbeit vergeblich gewes denn keine vollständige Aufschließung erfolgt.

Aufschrift (grch. ἐνγραφὴ, ἐκγραφμῆ inscription) bezeichnet im allgemeinen jede S welche auf der Außenseite eines Gegenstandes auf einem Briefe, Buche, Gebäude, Geräthe u angebracht ist. Befindet sich die Schrift auf Bauwerke, einem Denkmale oder andern, so ist der Ausbruch Inschrift gelicher. Wegen der Bedeutung, welche die Inschriften als authentische Urkunden für Ges Altertum und Sprache der alten Völker hab

die Inschriftenkunde oder Epigraphik (s. d.) zu einem eigenen Zweig der Altertumswissenschaft gemacht. — Die Numismatiker machen einen Ausnahmefall, indem sie mit Aufschrift auf einer Münze, die um das Bild herumlaufenden Worte, mit Aufschrift aber das bezeichnen, was im Innern zum der Medaille steht.

In der Diplomatie werden Aufschreiben (s. d.) die Bezeichnungen der Personen, in denen Namen die Urkunde ausgefertigt, und derjenigen, an die sie eine besonders gerichtet sind, mit den dabei stehenden Formeln, genannt.

Aufschub der Strafvollstreckung. Voraussetzung für die Vollstreckung einer Strafe ist das rechtskräftig gewordene Urteil, also dasjenige Urteil eines Gerichtes, das mit ordentlichen Rechtsmitteln nicht angefochten werden kann. Alle ordentlichen Rechtsmittel des Strafprozesses bedingen wegen der ihnen imwohnenden Suspensivkraft einen Aufschub der Strafvollstreckung. Durch den Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens wird, weil dabei ein rechtskräftiges Erkenntnis vorausgesetzt ist, die Vollstreckung von Rechts wegen nicht gehindert, doch kann das Gericht einen Aufschub anordnen, was vornehmlich dann notwendig sein wird, wenn vor der unmittelbar bevorstehenden Hinrichtung ein Beurtheiler Umstände anführt, welche eine Wiederaufnahme des Verfahrens rechtfertigen könnten. Die Festung solcher Angaben kann selbst dann nicht von dem Gericht gewiesen werden, wenn die Beurtheilung zweifelt, daß es dem Delinquenten darum zu thun ist, in Hinrichtung zu verzögern. Ohnehin erleidet der Antrag jedes rechtskräftigen Todesurteils keinen Aufschub, daß eine vorgängige Erklärung der höchsten Staatsgewalt über den Gebrauch der Richtschraube des ihr zustehenden Begnadigungsrechts abgewartet werden muß. Im übrigen gilt allgemein die Regel, daß rechtskräftig gewordene Strafurtheile alsbald ohne Säumnis zur Vollstreckung gebracht werden müssen. Nur ausnahmsweise und aus besonderen Gründen ist ein Aufschub zulässig. Solche Gründe liegen theils in dem Vorhandensein von Hindernissen, die den Gang der Strafanstaltsverwaltung hemmen, z. B. zeitweilige herrschende Überfüllung der Strafanstalten oder der Ausbruch gefährlicher Gefängnisepidemien, theils in Rücksichten der Billigkeit, denen sich der Richter und die Staatsanwaltschaft nicht entziehen können. So kann ein Aufschub bis zu einem Zeitraum von vier Monaten auf Antrag des Beurtheilten zugesprochen werden, wenn ihm oder seiner Familie erhebliche, außerhalb des Strafzwecks liegende Nachteile durch sofortige Vollstreckung erwachsen würden, was unter Umständen auch bei der rücksichtsvollen Einziehung einer Geldstrafe der Fall sein könnte. Zugewiesen muß die Strafvollstreckung angesetzt werden. So darf aus Rechtsgründen an schwachen oder geistkranken Personen ein Todesurteil nicht vollstreckt werden, was so zu verstehen ist, daß die Vollstreckung eines Aufschubs nicht etwa der Vermeidung der Schwangerschaft oder Geisteskrankheit getrieben sein muß, sondern schon die Ungewißheit, daß die Vollstreckung in Beziehung auf das Vorhandensein in solchen Zuständen als Hindernis erscheint. Die Freiheitsstrafen bewirkt Geisteskrankheit ebenfalls einen Aufschub. Dasselbe gilt von andern Krankheiten des Beurtheilten, von denen eine nahe Lebensgefahr im Falle der Vollstreckung zu besorgen ist. Ist dagegen der Berur-

theilte mit einer zwar nicht lebensgefährlichen, aber doch ansehnlichen Krankheit befallen, so kann von der Vollstreckung der Freiheitsstrafe nur im Interesse der Strafanstaltsverwaltung abgesehen werden. Durch die Einreichung eines Begnadigungsgesuchs wird der Vollzug von Rechts wegen ebenso wenig gehindert, wie durch die Beschwerde gegen eine den Antrag auf Aufschub zurückweisende Verfügung der Staatsanwaltschaft. Doch kann das die Beschwerde präsende Gericht auch in solchen Fällen einen Aufschub verordnen. Die Vorschriften über Aufschub finden sich in dem von der Strafvollstreckung handelnden Abschnitt der Deutschen Reichs-Strafprozessordnung (§§. 481—495) verzeichnet.

Auffsehm (Hans Phil. Werner Christian Gottlob Franz, Reichsfreiherr von und zu), Begründer des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, geb. 7. Sept. 1801 zu Aufsehm, dem Stammschloß seiner Familie im bayer. Regierungsbezirk Oberfranken, bezog im Herbst 1817 die Universität Erlangen, wo er sich jurist. Studien widmete. Nachdem er zwei Jahre an den Landgerichten Bayreuth und Gräfenberg gearbeitet, übernahm er die Verwaltung der Familiengüter und wandte sich besonders histor. und rechtsgeschichtlichen Studien zu; 1832 siedelte er nach Nürnberg über. Hier brachte er es durch Stiftung einer Gesellschaft für Erhaltung der Litteratur, Kunst- und Altertumsdenkmäler Deutschlands dahin, daß ein großer Teil der zu Nürnberg befindlichen antiquarischen Schätze in einem eigenen Lokale vereinigt und ausgestellt wurde. Daneben gab A. seit Herbst 1832 den „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ heraus, dessen Fortsetzung er 1835, wo er nach seinem Stammgut zurückkehrte, an seinen Mitarbeiter Mone in Karlsruhe überließ. Als 1846 die erste Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. tagte, legte er derselben den Plan eines german. Nationalmuseums in Verbindung mit einer Gesamtvereinigung der deutschen histor. Vereine vor. Doch wurde die Ausführung durch die polit. Bewegungen von 1848 verzögert; erst 1852 konnte A. auf der Altertumsforscherversammlung zu Dresden die Angelegenheit unter günstigen Verhältnissen nochmals anregen. Sein Plan fand Annahme, und er sah denselben endlich seit 1853 im Germanischen Nationalmuseum (s. d.) zu Nürnberg verwirklicht. A. selbst übernahm als erwählter erster Vorstand die Organisation des Instituts und brachte auch sonst bedeutende Opfer zu dessen allseitiger Förderung. Im Aug. 1862 legte er indes das Amt des Vorstehers nieder. Er starb auf der Rückreise von den Feiertlichkeiten der Gröfßnung der fränkischen Universität in der Nacht vom 6. zum 7. Mai 1872 zu Münsterlingen bei Konstanz im 71. Lebensjahre. Unter seinen zahlreichen histor. und jurist. Schriften sind hervorzuheben: „Das Lehnswesen in Beziehung auf die Anforderungen des Rechts und der Zeit“ (Nürnberg. 1828), „Über das Lehnswesen in Bayern“ (München. 1831), „Über den einzig wahren Eheheirathungsgrund in der christl. Kirche“ (Bayreuth 1838). Seit 1853 gab er mit von Gye und Frommann wiederum den „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ als Organ des Germanischen Museums heraus, bis 1863 Michelsen für ihn eintrat.

Auffsehmachine oder Aufsehmachine (fr. machine à brosser, engl. brushing machine), eine Vorrichtung, um bei Tuchen und tüchtartigen Stoffen die hervorragenden Fasern aufzurichten, damit sie von der Schermaschine leichter gefasst werden können.

Auf Sicht, s. unter Sicht.

Aufsichtsrat, auch Verwaltungsrat, heißt eine aus der Zahl der Aktionäre erwählte Behörde, welche bei der Aktiengesellschaft und der Kommanditgesellschaft auf Aktien deren Geschäftsführung kontrolliert und besonders eingreifende Beschlüsse der Direktion mitberät. Bei der letzteren Klasse der Handelsgesellschaften muß nach deutschem Recht ein solcher bestellt sein. Das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch enthält die einschlägigen Bestimmungen in den Artikeln 225, 226, 231, 175, 177, 185—187, 191—195 und 204. (S. Aktie und Aktiengesellschaft.)

Aufspringen der Haut ist eine Folge von großer Trockenheit oder von örtlicher Erkrankung derselben (durch Erfrorensein, Flechten, Schälungsprozesse u. s. w.). Man wendet in der Regel geschmeidigmachende fette Mittel dagegen an, z. B. Glycerin, Lippenpomaden, Coldcream, Vaseline, Öl oder Speckeinreibung u. dgl. Seltener sind innere Mittel nötig, z. B. bei den syphilitischen Hautschunden (Rhagades).

Aufstand, s. Aufruhr und Insurrektion.

Auffechen, Operationsmethode, s. Punction.

Auffestrahmen (frz. râtelier, engl. creel), in den Feinspinnmaschinen für Baumwolle derjenige Teil des Gestells, in welchem die mit dem Vorspinn gefüllten Spulen aufgereiht sind.

Aufsteigung (Ascensio). In der Sternkunde versteht man unter gerader A. (ascensio recta) eines Gestirns denjenigen Bogen des Äquators, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem Abweichungskreise dieses Gestirns enthalten ist. Der Name rührt daher, weil der die gerade A. eines Gestirns begrenzende Punkt des himmlischen Äquators an jedem Orte des Äquators der Erde mit jenem Gestirn zugleich aufgeht oder mit ihm gerade aufsteigt, wie unter dem Äquator alle Sterne gerade, d. h. senkrecht gegen den Horizont, aufsteigen. Die gerade A. wird vom Frühlingspunkte an in der Richtung von W. nach O. bis 360 Grad fortgezählt. Durch die gerade A. und Abweichung wird der Stand der Gestirne am Himmel ebenso bestimmt wie die Lage der Orte auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter schiefer A. (ascensio obliqua) versteht man denjenigen Bogen des Himmelsäquators, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem mit einem Gestirne zugleich aufgehenden Punkte des Äquators enthalten ist. Der Unterschied zwischen der geraden und schiefer A. eines Gestirns heißt seine Ascensionaldifferenz. Dieselbe ist natürlich für die verschiedenen Breiten sehr verschieden, während die gerade A. für alle Orte der Erde gleichzeitig dieselbe ist.

Aufstellung ist diejenige Ordnung, welche einer Truppe zum Ausgangspunkt für die Bewegung oder für das Gefecht dient; die A. kann in Linie oder in Kolonne, geschlossen oder geöffnet sein und folgt den Lehren der formellen Taktik. Für größere Truppenmassen nennt man A. das Zusammenziehen auf einem engern Raume, in der Absicht, die Operationen zu beginnen. A. mit Benutzung des Terrains, um sich unter dem Schutze des letztern zu schlagen, führt zu dem Begriff »Stellung« (s. d.). — A. von Truppenkörpern wird auch eine Neuformation derselben genannt.

Aufstoßen (Ructus, Eructatio) bezeichnet ein plötzliches Aufsteigen von Luft aus dem Magen durch die Speiseröhre in den Mund. Oft ist damit

die dem Schlucken eigentümliche schallende Krambewegung des Zwerchfells verbunden. Die aufstoßende Luft ist bald geschmacklos, bald führt gasförmige oder festere Stoffe aus dem Magen empor, welche Geschmack oder Geruch haben. A. dem Genuß gasreicher Dinge (z. B. des Selterswassers) oder im Magen viel Gas entwickelnde Speisen (z. B. des Sauerkrauts) ist das A. ein Natürliches. Häufiges A. findet sich beim Magkatarrh sowie bei langsamer und geschwächter Verdauung. Die Behandlung, die sich natürlich gegen das Grundleiden richten muß, erfordert sorgfältige Regelung der Diät sowie die Darreichung von brannter Magnesia, Kreidepulver, Bismutpaste und ähnlichen, die überschüssige Kohlenensäure ausaugenden Mitteln. Auch der Gebrauch der Essigsäure (5—8 Tropfen in einem Weinglas Wasser unmittelbar nach der Mahlzeit genommen) erwies sich in vielen Fällen nützlich.

Aufstakt, Aufschlag oder Aufstrich heißt Anfang eines Musikstücks, wenn er nicht mit einem vollen Takte, sondern nur mit dem letzten und letzten Takteile (Achtel, Viertel u. s. w.) geschieht. Bei einem Wiederholungssatz muß dem letzten Takte so viel an Zeitwert fehlen, als der A. beträgt, damit die Reprise genau wieder in den Anfang hineinfließt.

Austreibschere (frz. ciseaux à étendre, engl. procellos), ein in der Form der Schere ähnliches, mit schmalen, zugespitzten, nicht scharfen Blättern versehenes Werkzeug der Glasmacher, welches zusammengedrückt in die Öffnung des zur Fäßform auszubildenden, rotierenden Glasbrenn eingeführt wird, um durch das allmähliche Auseinandergehen der Blätter die Höhlung desselben zu erweitern; außerdem dienen die inneren Ranten A. dazu, an dem zwischen ihnen gehaltenen Ge durch den Druck gegen die weiche Glasmasse Einschnürung zu bewirken. Dasselbe Werk statt der eisernen Blätter mit cylindrischen Stahlbögen versehen, wird dazu benutzt, die Wand des Gefäßes beliebig zu krümmen oder auszuweichen.

Auftritt (in der Bühnensprache) ist ein Aufbruch, mit welchem die aus dem Erscheinen Personen auf der Bühne oder aus der Entfernung solcher von derselben sich ergebenden Abschnitte Dramas bezeichnet werden. Der A. bezeichnet nach jedesmal einen Wechsel der Situation in dramatischen Handlung. In Deutschland nennt man die Auftritte nach franz. Beispiel auch Szenen während die Engländer nur diejenigen dramatischen Abteilungen als Szenen bezeichnen, welche einer Reihe von Auftritten bestehend, bis zur letzten Ortsveränderung (Szenenwechsel) reichen.

Aufwerthammer (frz. marteau à soulever, engl. lift-hammer), ein meist zur Eisenbearbeitung dienender Hammer von 150—600 kg Gewicht, welchem die Daumenwelle parallel zum Hammerstiel und der Angriffspunkt der Hebebaumen (s. Hammerkopf und Hülse) liegt.

Aufzug (frz. éleveur, chaine, engl. hoist) heißt in der Mechanik im allgemeinen zum Emporheben und Herablassen von Lasten dienende Maschine, im besondern eine Vorrichtung die in Fabriken, Warenlagern, Hotels, Wohnhäusern u. s. w. benutzt wird, um Güter oder Personen in vertikaler Richtung zu befördern (s. Hebebrücke). Während zum Betrieb kleiner Aufzüge

bewegen. Außerdem gehören zum A. noch gewisse Schutz- und Hilfsorgane, die Augenlider und der Thränenapparat.

Die Augenlider schließen, gleich zwei beweglichen Dedeln, unser Gesichtsorgan und schützen es vor äußern, zu heftigen und nachteiligen Einwirkungen. Die querlaufende Spalte, die Augenlidspalte, welche sie zwischen sich lassen, kann je nach dem Bedürfnisse durch den Augenlidmuskul, der unter der Haut ringförmig um die Augenlidspalte herumläuft, mehr oder weniger verengt oder ganz geschlossen, und wieder durch einen andern Muskel, den Aufheber des obern Augenlides, geöffnet werden. Menschen, deren Augen sich nicht wohl allen Entfernungen anpassen vermögen, kneifen, wenn sie einen Gegenstand deutlich sehen wollen, die Augenlider so weit zusammen, daß nur eine sehr enge Spalte zurückbleibt, um die peripherischen Lichtstrahlen, welche unter solchen Verhältnissen die Deutlichkeit des Bildes im A. beeinträchtigen, abzuschneiden. Übri gens haben die Augenlider einen sehr komplizierten Bau, von dem auch der kleinste Teil seinen ganz bestimmten Zweck erfüllt, und können einer großen Reihe von Krankheiten verfallen, von denen eine jede ihre besondere Diagnose und Behandlung erfordert. Von großer Wichtigkeit sind auch die Augenwimpern, die kleinen Härchen, welche auf dem vordern Saume der freien Augenlidränder in einer Reihe sehr nahe nebeneinander und zu zweien bis dreien hintereinander stehen. Sie dienen zum Schutze gegen Staub, gegen zu helles Licht u. s. w. Die Beschattung durch die Wimpern, welche der Wirkung eines vor dem A. ausgebreiteten schwarzen Flosses gleicht, ist dem A. wohlthuend als das bloße peripherische Abschneiden der Strahlenbündel, welches durch das Zusammenkneifen der Augenlider erzielt wird. Fehlen die Wimpern, so leidet nicht bloß die Schönheit, sondern das A. ist auch lichtschau und zu Entzündungen geneigter. Die Wurzeln der Wimpern sind sehr oft der Sitz einer Entzündung, die bei Vernachlässigung das Absterben und Ausfallen der Härchen zur Folge hat.

Die innere Seite der Augenlider, wie auch die Oberfläche des Augapfels selbst, mit Auschluss der Hornhaut, ist von einem zarten durchscheinenden Häutchen überzogen (Bindehaut), das von den Thränen fortwährend benetzt und feucht erhalten wird. Dieses sondert etwas Schleim ab, der in Verbindung mit einem von den Meibom'schen Drüsen (s. d.) der Lider gelieferten fettigen Sekret (der sog. Augenbutter) dazu dient, die Bewegungen des Auges zu erleichtern und dasselbe vor der äußern Luft, Staub u. s. w. zu schützen. Die Thränen bilden eine wässrige, salzige Flüssigkeit und werden unauffällig in kleiner Quantität von der Thränen-drüse, welche in der Augenhöhle nach außen und oben über dem Augapfel liegt, abgefordert. Sie bespülen die Vorderfläche des Augapfels und erhalten die Hornhaut stets glatt und blank. Die überschüssigen Thränen fließen am innern Augenwinkel durch zwei kleine Röhren, die Thränenkanälchen, in den Thränenfaden, und von diesem durch den Thränengang nach der Nase ab (s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 5). Die Thränenabsonderung steht unter dem Einflusse eines besondern Nerven. Ist sie vermehrt, wie dies teils bei Gemüthsaffekten, beim Weinen, teils durch Reizung der Empfindungsnerven des A., bei Entzündungen des-

selben oder bei eingeflogenen fremden Körpern geschieht, so können die Thränen nicht schnell genug aufgesogen werden und fließen über die Wange her.

Ganz zweckmäßig vergleicht man den Augapfel mit der Erdoberfläche, nennt den am stärksten vorragenden Punkt der Hornhaut den vordern Augenpol (V auf der beistehenden Fig. 2), den am nächsten nach hinten vorspringenden Punkt den hintern Augenpol (H), die beide Punkte verbindende, durch den Mittelpunkt des A. gehende gerade Linie (aa) die Augenachse, den senkrecht auf der letztern stehenden größten Kreis den Äquator des Augapfels (GG). Da, wo die Augenachse die Netzhaut schneidet, findet sich in der letztern eine gelbe Stelle (gelber Fleck), dessen Mitte (fovea centralis) etwas vertieft ist und infolge der Anordnung der nervösen Elemente eine bedeutend höhere Empfindlichkeit für Lichteindrücke besitzt als alle übrigen Punkte der Netzhaut (s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 2). Etwa 4 mm nafenwärts von dieser Grube liegt die Eintrittsstelle des Sehnerven (s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 2). Dieselbe nicht den zur Lichtperception geeigneten Endapparate nicht versehen und deshalb für Lichteindrücke völlig unempfindlich. Ihr entspricht daher im Gesichtselbe eines jeden A. ein sog. blinder Fleck.

Die A. der übrigen Geschöpfe weichen in ihrer Bauart von dem Auge des Menschen zum Teil wesentlich ab (s. unter Sehen).

Im menschlichen A. stellt sich der Gang der Lichtstrahlen bei der Formierung eines Bildes von einem körperlichen Gegenstande in folgender Gestalt dar:

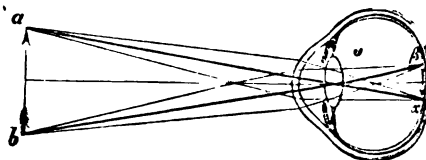


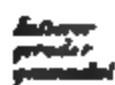
Fig. 3.

a b der beistehenden Fig. 3 sei ein Gegenstand, der in der Mitte des von a ausgehenden Lichtkegels liegende Richtungslinie a a mit der Richtungslinie des Lichtkegels b b und der aller übrigen Lichtkegel, welche durch die Pupille dringen, Augenachse an dem Punkte o (dem Kreuzungspunkt der Richtungslinien) schneiden und sich hinter dem Punkte o in gerader Linie bis zur Netzhaut pflanzen. Die zu demselben Lichtkegel gehörigen Strahlen werden dabei so gebrochen, daß sie, richtiger Anpassung des A. für die Entfernung des Gegenstandes, die Richtungslinie (Sehlinie, Projektionslinie) gerade auf der Netzhaut schneiden und dort ein Bild des entsprechenden Punktes des Gegenstandes in umgekehrter Ordnung werfen. So ist z. B. a das Bild von a und b Bild von b. Das Netzhautbild steht also verkehrt und ist aus einer sehr großen Zahl einzelner leuchtender Punkte zusammengesetzt. Erfahrungsmäßig beweist für die obige Auseinandersetzung die uns die Experimente mit einfachen Glaslinien, dem von Huete erfundenen Ophthalmotrop, toten Menschengenügen, von denen man hinter

DAS AUGE DES MENSCHEN.



3. Vertikaler Durchschnitt der Augenhöhle.



4. Muskeln des Auges



6. Kreuzung der Schatränge.

unabhängigen Gänge abpräpariert hat, mit aus dem Auge genommenen, hinten durchscheinenden A. einer Kaninchen und junger Hunde. Den vollständigen Beweis liefert aber der Augenspiegel (s. d.), mit dem man einem jeden leicht das umgekehrte Bild im lebendigen Menschenauge zeigen kann. Auch dieses umgekehrte Bild auf der Netzhaut wird der Gesichtsempfindung vermittelt. Aber der Seheindruck ist als solcher noch keine Empfindung, sondern er wird es erst durch die Fortpflanzung der durch ihn bewirkten Erregung zum Gehirn in der Bahn des Sehnervens. Im Gehirn wird erst die selbstbewusste Empfindung (Gesichtsvorstellung) geschaffen und vom Geiste auf den äußern Gegenstand bezogen (nach außen verlegt, projiziert). Die Projektion der Gesichtsvorstellung nach außen geschieht in der Richtung der Richtungslinie (Projektionslinie), d. h. in der Linie, welche durch den Anregungspunkt o gehend, den affizierten Netzhautpunkt, z. B. a mit dem entsprechenden Punkt a, oder den Punkt β mit b verbindet.

Zu dieser Projektion nach außen liegt in der Seele eine Tätigkeit, die sich nicht weiter erklären läßt. Die ursprüngliche Natur unseres Geistes treibt dazu, unsere Empfindungselemente in räumlichen Lagen zu ordnen, und eine spätere Reflexion auf die unendliche Zahl solcher Anordnungen, die wir unbewußt vorgenommen haben, bringt uns auch die mehr oder minder lebhafteste Anschauung des allumfassenden unendlichen Raums zum Bewußtsein. Es ist dazu ein besonderer Zug in der Natur der Seele nötig, um sie zu dieser unveränderlichen Form der Auffassung zu befähigen. Die Schwierigkeiten in der Erklärung der Thatfache, daß wir die Gegenstände in der Lage sehen, wie sie wirklich außer uns im Raume gestellt sind, nämlich das Obere oben, das Untere unten u. i. w., obgleich die Bilder von ihnen auf unserer Netzhaut gerade die umgekehrte Lage haben, fallen gänzlich weg, wenn man neben der Lehre von den Richtungs- oder Projektionslinien noch berücksichtigt: 1) daß das Bild auf der Netzhaut des A. aus sehr vielen gemeinsamen leuchtenden Punkten, die sich wie eine Kaskade aneinander reihen, zusammengesetzt ist; 2) daß die Seele das auf der Netzhaut sich entwerfende Bild nicht als ein objectives (auf der Netzhaut liegendes) anschaut, sondern daß sie nur die zu ihr fortgeleiteten physiol. Erregungen wahrnimmt, welche in den kleinsten Zeilen der Netzhaut durch die auf ihr sich vereinigenen Lichtstrahlen der einzelnen Lichtkegel hervorgerufen werden. Diese Erregungen stellen sich unter der Form von Lichtindrücken dem Bewußtsein dar, die in der Richtung der Projektionslinien nach außen verlegt und auf den äußern leuchtenden Gegenstand bezogen werden.

Beachtet man die bisherigen Erörterungen auf das Sehen an, so wird man leicht begreifen, warum wir die Gegenstände in derselben Lage und Richtung wahrnehmen, in welcher sie sich außer uns befinden, obgleich ihr Gesamtbild auf unserer Netzhaut sich in umgekehrter Lage abbildet. Das Objekt a bewirkt sein Bild a β auf der Netzhaut in umgekehrter Ordnung. Jeder einzelne Punkt des Bildes wird von dem Schnittpunkte eines Lichtkegels gebildet, der einem leuchtenden Punkte des Gegenstandes in umgekehrter Ordnung entspricht. Zu jedem Punkte des Bildes auf der Netzhaut treten Lichtstrahlen in verschiedener Richtung zusammen, und doch sehen wir den leuchtenden Punkt nur in

einer Richtung, und zwar in der des Achsenstrahls des Lichtkegels, z. B. a a und b β , weil dieser Strahl mit der Projektionslinie zusammenfällt, in welcher der von der Spitze des Lichtkegels getroffene Punkt der Netzhaut die von ihm zum Bewußtsein geleitete Empfindung nach außen verlegt. Der Punkt a des Gegenstandes muß also in der Richtung a—a, und der Punkt b in der Richtung β —b, also in der Lage, wie er sich außer uns befindet, erscheinen. Einen anatom. Grund hat das Aufrechtstehen der auf der Netzhaut verkehrt stehenden Bilder nicht, sondern nur einen psychischen.

Um mit gleicher Schärfe in der Nähe wie in der Ferne sehen zu können, besitzt das A. die Fähigkeit, sich für die verschiedene Entfernung der Objekte zu accommodieren (s. Accommodation).

Vermöge ihrer halbkugelförmigen Form ist die Netzhaut im Stande, auch von weit seitlich liegenden Punkten Lichtstrahlen zu empfangen. Das unbewegte A. übersehen also gleichzeitig einen großen Teil des vor ihm liegenden Raums (Gesichtsfeld des betreffenden A.). Indessen ist das gesunde A. insofern der bevorzugten Empfindlichkeit des gelben Flecks stets bestrebt, das Bild eines zu sehenden Punktes mit diesem gelben Fleck aufzufangen und richtet deshalb stets die Augenachse, die man deshalb auch Blicklinie nennt, auf den zu fixierenden Punkt. Zu diesem Zwecke besitzt das A. eine große Beweglichkeit, und zwar sind seine Bewegungen sämtlich Rollungen, die um einen Punkt (den Drehpunkt) vor sich gehen, der ziemlich mit dem Mittelpunkt des Augapfels zusammenfällt und selbst bei den Bewegungen seinen Ort nicht ändert. Sechs Muskeln bewirken diese Bewegungen (s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 4), vier gerade, die von der Spitze der Augenhöhle nach vorn laufen und sich in der Nähe der Hornhaut an den Augapfel ansetzen, je einer oben, unten, innen und außen, und zwei schräge. Der obere schräge verläuft mit dem vier geraden, seine Sehne schlingt sich um eine an der obern innern Ecke der Augenhöhlöffnung gelegene Rolle, um nach hinten und außen laufend hinter dem Äquator des Augapfels mit demselben zu verwaehen. Dieselbe Richtung nimmt unterhalb des Augapfels der von der untern innern Ecke der Augenhöhlöffnung entspringende untere schräge. Je zwei dieser Muskeln, nämlich die zwei schrägen, der obere und untere gerade und der innere und äußere gerade sind Antagonisten, wirken sich entgegen und rollen den Augapfel um eine gemeinsame Drehungsachse, die zur Zuebene der Muskeln im Drehpunkte errichtete Normale. Die meisten Augenbewegungen werden nicht durch eine Aktion nur eines Muskels ermöglicht, sondern durch eine kombinierte Aktion von zwei oder auch drei Muskeln. Den Raum, den ein A. bei unbewegtem Kopfe mit seiner Blicklinie bestreichen kann, nennt man sein Blickfeld.

Das bisher Gesagte bezieht sich auf das einzelne A. ohne Rücksicht auf das Zusammenwirken beider A. Von diesem Zusammenwirken, welches ganz besonders beim stereoskopischen Sehen von Wichtigkeit ist, gilt dagegen das Folgende: Die beiden A. des Menschen sind in Beziehung auf ihre Wirksamkeit als die Auseinanderlegung eines einzigen A. zu betrachten; wenigstens gilt dieses vollständig von beiden Netzhäuten. Diese sind gleichsam zwei Zweige mit einer Wurzel und jedes Teilchen der einfachen Wurzel ist gleichsam in zwei Zweige für beide A. gespalten

(s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 6). Man kann sich gewissermaßen die Flächen beider Netzhäute aufeinandergelegt denken, so daß die rechte Seite der Netzhaut des rechten A. auf die rechte Seite des linken A. zu liegen kommt. Die sich dann bedeckenden Teile sind, was ihre Wirkung anbetrifft, eins und daselbe und stellen, zugleich angeregt, der Seele nur ein einfaches Bild vor. Daher ist denn auch die Bewegung des einen A. unmöglich ohne eine entsprechende Bewegung des andern; die Muskeln streben stets, beiden Sehachsen dieselbe horizontale und perpendikuläre Neigung, welche der Entfernung der zu betrachtenden Gegenstände angemessen ist, zu geben. Denn würden die beiden A. nicht symmetrisch gestellt, so würden wir einen Gegenstand nicht einfach, sondern doppelt sehen. (Über das sog. Halbsehen s. Hemioptie.)

Das Einfachsehen der beiden A. findet nur dann statt, wenn gleichnamige Stellen beider Netzhäute erregt werden, während sogleich Doppelsehen eintritt, wenn andere Stellen der Netzhaut beider A. von den Lichtstrahlen getroffen werden. Nur solche Stellen beider Netzhäute haben die Eigenschaft, zugleich erregt, ein einfaches Bild der Seele vorzuhalten, welche gleichnamig (identisch) sind. Identisch sind sowohl die Mittelpunktste der Netzhäute (der gelbe Fleck) als die Stellen beider Netzhäute, die gleichweit nach rechts, links, oben oder unten vom gelben Fleck entfernt liegen. Alle übrigen Stellen beider Netzhäute sind gegeneinander verschieden (different). Sind sie erregt, so ist es gerade so gut, als ob verschiedene Stellen in einem einzigen A. erregt wären; sie sehen die Gegenstände nicht einfach, sondern doppelt. Wir richten daher unter allen Umständen die Sehachsen beider A. auf den scharf zu sehenden Punkt, so daß sie sich in diesem Punkte schneiden und in beiden A. das Bild auf den gelben Fleck fällt. Fixieren wir nun z. B. einen vor uns liegenden Punkt a (s. Fig. 4), so erscheint ein fernerer

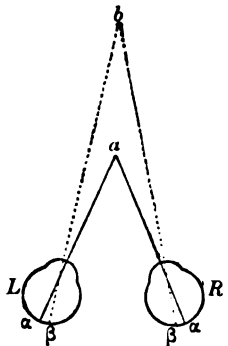


Fig. 4.

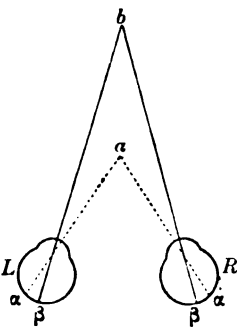


Fig. 5.

Punkt b doppelt, weil er sich in beiden Augen auf den nicht identischen Stellen β abbildet. Ebenso muß beim Fixieren eines fernen Punktes b (s. Fig. 5) der nähere Punkt a, dessen Bild in beiden A. auf die nicht identischen Stellen α fällt, doppelt gesehen werden. Bei einer gegebenen Stellung der Sehachsen ist es nur eine bestimmte Reihe von Punkten, die sich auf identischen Stellen abbildet, und daher einfach erscheint. Den geometr. Ort, wo diese Punkte liegen, und der je nach der verschiedenen Stellung der A. ein Kreis, eine ebene Fläche u. s. w. sein kann, nennt man Horopter,

Sehkreis. Alle außerhalb des Horopters liegenden Punkte müßten streng genommen immer doppelt gesehen werden. Es geschieht dies jedoch, wöhnlich nicht, sondern nur bei besonders hierher gerichteter Aufmerksamkeit, weil der Eindruck, den der gelbe Fleck auf beiden A. erhält, ein so entschiedenes Übergewicht über die Eindrücke der peripherisch liegenden Netzhautstellen hat, daß letztern Eindrücke zu wenig beachtet werden. Selbst die Bilder, welche unsere beiden A. von einem und demselben körperlichen, d. h. nach Höhe, Breite und Tiefe ausgedehnten Gegenstande erhalten, sind verschieden und decken sich nicht vollkommen. Die Inkongruenz wird gleichfalls nicht als Doppelsehen empfunden, sondern bringt dem geübten A. die Dimension der Tiefe, das Körperliche des Objekts scheinbar unmittelbar zur Anschauung.

Wenn dagegen bei fehlerhafter Stellung der A. wie bei Lähmungen der Augenmuskeln und manchen Formen des Schielens, nur die eine Sehachse auf den zu sehenden Punkt gerichtet ist, die andere bei demselben vorbeigeht, somit nur im ersten A. der gelbe Fleck, im zweiten eine daneben liegende Stelle der Netzhaut von dem Bilde getroffen wird, so tritt immer ein störendes Doppelsehen (binoculare Diplopie) ein. Von dem Punkte A in Fig. 6 erhält das fixierende linke A. ein Bild auf dem gelben Fleck g, das nicht fixierende rechte A. auf einer nasenwärts von g gelegenen Stelle f. Das linke A. sieht nun A an seinem richtigen Orte, das rechte A. dagegen den Punkt A noch einmal, und zwar in A 1, also dort, wo bei richtiger Einstellung des rechten A. der Punkt A stehen müßte, um sein Bild in f zu entwerfen. Ob die Fähigkeit,

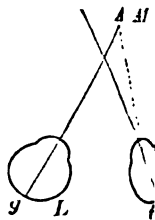


Fig. 6.

die Gegenstände mit den identischen Stellen beider Netzhäute einfach zu sehen, auf einer angeborenen anatom. Organisation beruhe, welche sich in abzwingender und unlösbarer Weise geltend macht, neuerlich vielfach angezweifelt worden, und die Anschauung gewinnt immer mehr Anhänger, daß der Vorgang des Einfachsehens mit zwei A., ob anatomisch begünstigt, doch nur auf empirischen Wege jene lebendige Gestaltung erringt, in welcher sich im Leben manifestiert. Die Identität bildet mithin gegenwärtig einen Streitpunkt zwischen Nativismus und Empirismus.

Aber die Begriffe über Anordnung, Größe, statt, Entfernung der Gegenstände, d. h. die Dimension des Raums, der Durchmesser der Erde, der Entfernung werden nicht unmittelbar durch das Sehorgan gegeben, sondern beruhen auch auf Urteilen und Schlüssen, welche die Grundlage anderer Sinne zur Grundlage haben. Das Sehorgan ist es ganz besonders, welches von frühster Kindheit an die Gesichtseindrücke vervollständig korrigiert, so daß die Eindrücke beider, uns unbekannten, einander übergeben und wir mit jedem Geiste zugleich ein Urteil über Größe, Entfernung und Beschaffenheit verbinden. Die durch anhaltende Verbindung mit wirklichen Messungen, Erfahrungen und Sicherheit des Urteils nennt man Augenmaß (s. d.), welches sonach bei einigen Menschen feiner und sicherer sein muß als bei anderen. Auf der Netzhaut bilden sich die Gegenstände

nach der Durchmesser ab, nach der Höhe und Breite. Die Durchmesser werden also unmittelbar wahrgenommen, während der dritte Durchmesser, bei der Tiefe oder der Entfernung, nur durch Schätzungen und vom Geiste in die Anschauung der Höhe und Breite übertragen wird. Das Urtheil über Größe und Entfernung fällt demnach bei einzelnen Individuen sehr verschiedenen aus. Daher greift bei dem Kind so gut nach dem Monde als nach einem nah vor ihm befindlichen Lichte. Blindgeborene, die später mit Glück operiert werden, sehen alle Gegenstände mehr flächenartig gelagert und lernen erst nach allmählicher Übung, daß einige Gegenstände näher, andere ferner liegen. Hat man einmal, wenigstens mit Hilfe des Tactsinnes, die dritte Dimension, den Durchmesser der Tiefe (Entfernung), die Erhebungen und Vertiefungen der Körper kennen gelernt, so merkt man sich die Eigentümlichkeiten, nach welcher sich die Körper von drei Dimensionen (Höhe, Breite, Tiefe), oder die dritte Dimension des Raums, die Entfernung, vor solchen Körpern, die nur zwei Dimensionen haben, also nur hoch und breit sind, oder in einer Fläche nebeneinander liegen, auszeichnen, und dann erkennt man den Durchmesser der Tiefe (das Relief der Körper) am sicher und bestimmter, je gesünder beide A. sind und je mehr Übung sie bereits erlangt haben.

Die Farbe der A. hängt ab von der Farbe der Regenbogenhaut (Iris), und die letztere von ihrem Gehalte an einem besondern Pigment oder Farbstoff (dem Melanin) von bräunlicher Farbe, der in kleinerer Menge in kleinen Zellen, bei blauen A. in geringerer Quantität auf der hintern Fläche der Regenbogenhaut, ebenso wie in der Oberhaut, in bräunlichen A. sowohl auf der Hinterfläche als in der Substanz in größerer Quantität, bei sehr dunkeln, braunschwarzen A. in sehr großer Quantität vorhanden ist. Das gefleckte Aussehen mancher A. hängt davon ab, daß der Farbstoff an einzelnen Stellen in geringern, an andern in größern Quantitäten angehäuft ist. Die Frage, warum viele eine helle Farbe haben, ungeachtet der Farbe, die in allen Fällen bräunlich ist, kann nur mit der Civil beantwortet werden. Bei den blauen A. bei denen der braune Farbstoff nur auf der Fläche der Regenbogenhaut liegt, befindet sich in der dunkeln Lage ein dünnes, fast farbloses Häutchen, welches, wenn das Licht darauf fällt, nur die blauen Strahlen zurückwirft, während alle übrigen Lichtstrahlen absorbiert. Die A. der Katerlaten, d. h. der weißgeborenen Menschen und Tiere, erscheinen deshalb rot, weil sie kein Pigment im A. besitzen, das unter solchen Verhältnissen rote Hintergründe des A. durch die Pupille und auch durch die Regenbogenhaut durchscheint. Wird das A. der Katerlaten mit Ausschluß seines Pupillars bedeckt, so wird dadurch das durch die entloften Augenhäute einfallende Licht, welches die Fundierung des Leuchten des Augeninneren bedingt, abgeschnitten, und man sieht nun die Pupille des Albino ebenfalls schwarz.

Die Farbe der A. geht in der Regel Hand in Hand mit der Farbe der Haare und der Haut. Ist letztere weiß, so pflegen die A., wenigstens bei reiner Hautfarbe, bräunlich oder braunschwarzlich zu sein, bei der Farbe der Haare blond, so ist die der Augen meist blaugrünlich. Hat ein Mensch bei

einer sehr dunkeln Farbe der Haut oder Haare blaue A., oder umgekehrt dunkle A. bei heller Farbe der Haut und Haare, so ist die Kasse eine gemischte. Bei der kaukas. Kasse ist die Regenbogenhaut verschiedenartig, der Hautfarbe in der Regel entsprechend; dabei sind die A. groß, rundlich geschliffen und stehen weder sehr nahe noch weit auseinander. Die Augenbrauen sind mächtig gebogen und selten sehr buschig. Unter den kaukas. Völkern erscheinen bei den Germanen die A. groß, meist blau, oft aber auch grünlich und grau, nur bei unreiner Kasse braunschwarz. Die Mongolen haben kleine, weit auseinanderstehende A. mit biden, nach oben und außen gerichteten, enggeschliffenen Augenlidern, dabei bräunliche Regenbogenhaut und wenig gebogene, schwach entwickelte Augenbrauen. Die Chinesen scheinen die Repräsentanten dieser Augenbildung zu sein. Die amerik. Kasse hat mächtig auseinanderstehende, länglich erscheinende, oft große, ziemlich weitgeschliffene A., deren Schliß meist nach außen hin schwach emporsteigt. Die Regenbogenhaut ist in der Regel dunkelbraun, feurig, blühend. Bei der äthiop. Kasse findet man die A. in der Regel ziemlich groß, mächtig weit auseinanderstehend; die Augenlider breit, aber nicht sehr hoch geöffnet; die Regenbogenhaut dunkelbraun, die durchsichtige Hornhaut oft etwas gelb gefärbt, die Augenbrauen mächtig gebogen und meistens nicht sehr stark entwickelt. Abgesehen werden alle Kinder (und dies wußte schon Hippokrates) mit blauer Farbe der Regenbogenhaut geboren, und erst später oder später nach der Geburt, mit der weiteren Entwicklung des Pigments, ändert sich die Färbung.

Die Farbe des A. bezeichnet man auch vielfach als die Ursache des geistigen Ausdrucks der A.; dies ist aber zum wenigsten eine sehr einseitige Annahme. Das A., das nervenreichste Organ, welches gewissermaßen als ein Fortsatz des Gehirns, des Seelenorgans zu betrachten ist, besitzt in der That eine hohe physiognomische Bedeutung, was schon durch die allgemein anerkannte und verständliche Terminologie, die sich in Beziehung auf den seelischen Ausdruck des A. gebildet hat, bewiesen wird. Allgemein weiß und versteht man, was man mit dem Ausdrücken: ein seelenvolles, sanftes, verliebtes, schwärmerisches, neidisches, strafendes A. sagen will; aber nur wenige verstehen es, sich klar zu machen, was dem A. gerade das verleiht, wodurch es den bezeichneten eigentümlichen Ausdruck im Blick erhält. Die Bedeutung und Macht des Blicks liegt nicht bloß in der Farbe und Beleuchtung, in dem Glanze, der Größe, dem Abstände beider A. voneinander, nicht bloß in der Form und Stellung der Augenlider, sondern vorzugsweise in der Art der Bewegung der A. selbst, in der Stellung und dem Fortrücken des Konvergenzpunktes der beiden Schachsen. Weiteres über diesen Gegenstand vgl. J. Müller, „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtsinnes“ (Lpz. 1826); Ruete, „Lehrbuch der Ophthalmologie“ (2. Aufl., Bd. 1, Braunsch. 1863); Schmidt-Kimpler, „Der Ausdruck im A. und Blick“ (Marb. 1876), und Herfing, „Der Ausdruck des A.“ (Stuttg. 1880). Die Eigentümlichkeit des kindlichen Blicks z. B. liegt einestheils in dem fast konstanten Parallelismus der Schachsen und der größern Weite der Pupille, andernteils darin, daß beide A., ohne in der Regel ein Objekt zu fixieren, stets gleiche Abschnitte eines unendlich weiten Sehkreises beschreiben, wodurch der A. der Ausdruck

der Gedankenlosigkeit erteilt wird; erst mit zunehmendem Verstande gehen die A. aus dem Paralytismus in eine fixierende Stellung über. Der Kreis dagegen verliert mit dem Triebe für die nächste Umgebung das Sehen in der Nähe; ihm ist ein relativ deutliches Gesicht, wenn er in der Jugend normale A. hatte, nur für die Ferne gesichert. Der Kreis, dessen Sehweite und Neigung seiner Sehachsen für die Ferne gestellt sind, geht also dahin zurück, von wo das Kind begann, nur mit dem Unterschiede, daß das Kind aus dem fernern Sehkreise durch eigene Erziehung des Gesichtsinnes in einen nähern übergeht, während der Kreis aus einem nähern Gesichtskreise in einen fernern über-

geht der ethische
Das A. steht im
ein Spiegel der
im Lebens, eine
, der Vater der
im Ausstriche
, auch der ganze

Körper verhalte. Die krankhaften Affektionen in den Systemen des Körpers wirken daher auf mannigfache Weise auf die A., und diese erkranken wiederum nicht, ohne daß sich der Reflex davon auf jene verbreitet und Störungen in denselben veranlaßt. Die Semiotik (Zeichenlehre) der A. hat, wie die Geschichte der Heilkunst nachweist, von jeher in der Beurteilung der Krankheiten eine große Rolle gespielt, aber man hat ihren Wert auch vielfach überschätzt, obgleich Hippokrates schon hervorgehoben, daß man sie nur nach dem Inhalte der ganzen Zeichenlehre beurteilen und stets alle übrigen Zeichen mit zu Hilfe nehmen solle. Das Streben der Ärzte ging meistens dahin, für jede besondere Krankheit ein derselben eigenthümlich zukommendes und ihre Gegenwart verrathendes Kennzeichen an den A. aufzufinden. Es erging demnach der Semiotik der A. auf gleiche Weise wie der Lehre vom Pulse und vielen andern Hülfsmitteln der Diagnose, von denen wir anerkennen müssen, daß sie bei richtiger Handhabung viel zu Erkennung und Vorhersage beizutragen vermögen, ohne daß sie, für sich allein genommen, ausreichende Zeichen für bestimmte Krankheiten liefern. Vgl. Helmholtz, «Handbuch der physiol. Optik» in «Allgemeine Encyclopädie der Physik» (Bd. 9, Lpz. 1866). Vgl. ferner die Artikel Augenheilkunde, Augenkrankheiten, Augenpflege.

Auge, künstliches, besteht aus einer aus Email gefertigten Schale, welche die Gestalt der äußern Oberfläche des vordern Drittels des menschlichen A. besitzt, und auf deren Mitte die Regenbogenhaut in entsprechender Farbe und die Hornhaut mit der dem menschlichen A. zukommenden Wölbung angebracht sind. Das künstliche A. soll, so weit möglich, ein verloren gegangenes natürliches A. ersetzen, und hat nicht bloß einen kosmetischen, sondern auch einen der Heilkunde dienenden Zweck. Zunächst dient das künstliche A., um dem entstellten und für viele Menschen schmerzhaften Anblick der Gindaugigkeit abzuwehren, als dem mit Verlust eines A. Betroffenen das Wiedereintreten in alle gesellschaftlichen Beziehungen möglich zu machen. Ein genau angepaßtes und sonst gutgewähltes künstliches A. leistet in dieser Hinsicht so Vollkommenes, daß nicht nur Laien, sondern selbst Ärzte das Kunstprodukt nicht zu erkennen vermögen. Es macht die

innerhalb gewisser Grenzen vom gesunden A. ausgeführten Bewegungen mit und wird beim Schließen der Augenlider von diesen so vollkommen wie das gesunde A. bedeckt. Auch bewirkt ein gut angepaßtes künstliches A. dem Träger keineswegs das Gefühl des Truds durch einen fremden Körper. Der Augenarzt wendet das künstliche A. aber an, um das durch Entzündung verloren gegangene und zum Stumpf zusammengekrümmte A. vor äußern Schädlichkeiten (Rauch, Staub) sowie vor der reizenden Einwirkung der Augenwimpern (den Einwärtsrollen der Augenlider) zu schützen, um kein anderes Mittel leistet hierin bessere Dienste. Das künstliche A. kann überdies von dem Träger selbst bei nur einiger Übung leicht in die Augenhöhle eingesetzt und aus derselben wieder entfernt werden. Letzteres geschieht natürlich stets für die Nacht, wenn man sich zur Ruhe begibt. Vgl. Ritterich, «Das künstliche A.» (Lpz. 1852). Die Zerstörung der Glasaugen, die namentlich bei jüngern Kindern ihren Gebrauch bedenklich macht, hat in neuerer Zeit Anlaß gegeben, künstliche A. von Celluloid und Vulkanit anzufertigen.

Ein anderes künstliches A. ist das für Demonstrationen, d. h. für Lehrzwecke bestimmte sog. Ophthalmopantom. Dieses besteht aus einem Modell, aus Holz, Eisenblech oder einem andern Material verfertigt, welches den anatom. Bau des natürlichen A. in seinen wesentlichen Theilen, sowie die optische Wirkbarkeit desselben veranschaulicht. Dasselbe besitzt annähernd, wie das natürliche, die Gestalt einer Kugel, welcher vorn ein Segment fehlt, an dessen Stelle die stärker gewölbte, uhrglasförmige Hornhaut aufgesetzt ist. In verschiedenen Häuten des natürlichen A., die Lederhaut (sclerotica), die nach vorn in die Hornhaut (cornea) übergeht, die Netzhaut (chorioides), die nach vorn in die Regenbogenhaut (iris) mit dem Centralloch (pupilla) übergeht und die Reizhaut (retina) werden am Modell durch ebenso viele concentrisch ineinander geschachtelte Bögen vorge stellt. Bei vollständigen Modellen müssen außerdem auf der die Oberhaut vorstellenden Bogen die querschnittsähnlichen Gefäße mit ihrem charakteristischen Verlaufe, auf der Lage der Reizhaut die Centralstelle des Sehnerven mit den daraus entspringenden Centralgefäßen sowie die Stelle des deutlichen Sehens, der sog. gelbe Fleck (macula lutea), verzeichnet sein. Hinter dem die Regenbogenhaut darstellenden, in der Mitte durchbrochenen Diaphragma folgt eine Glaslinse, welche der natürlichen Kristalllinse entspricht und wie diese an ihrer Hinterfläche stark gewölbt ist als an ihrer Vorderfläche. Am hintern Pole des Modells ist in einen kreisförmigen Einschnitt eine verschiebbare Röhre eingepaßt, in welcher ein mattgeschliffenes Glasstückchen steht. Durch diese Vorrichtung können im künstlichen A., wie in einer Camera obscura, umgekehrte kleine Bilder von Objecten auf der Glasstafel erzeugt und so die im natürlichen A. in ganz gleicher Weise bestehenden optischen Verhältnisse zur Anschauung gebracht werden. Die Accommodation im menschlichen A. wird dabei durch Verschiebbarkeit der Röhre ersetzt. Ein solches Modell, welches den Bau des A. in allen seinen Theilen auf das vollkommenste veranschaulicht, wurde von Huete angegeben. Von demselben Forscher wurde auch ein anderes Instrument construirt, welches hauptsächlich die Funktionen des menschlichen Auges erläutern soll, und von ihm deshalb Ophthalmotrope genannt. Vgl. Huete, «Ein neues

Diphtherotrop (Zyg. 1857). Ähnliche dem gleichen Zweck dienende Apparate sind in verrothetommeteter Weise später auch von andern (Wundt, Knapp, Emmet u. s. w.) konstruirt worden.

Auge (der Pflanzen), f. unter **Knospe**.

Augenschale, f. unter **Auge**, S. 198.

Augenbitter, f. unter **Auge**, S. 198.

Augenbitter Schiefpolver, weißes Pulver, eine Mischung von 50 Theilen chlorsaurem Kali, 25 Theilen Natrongenussalz und 25 Theilen Zuder, unterscheidet sich von gewöhnlichem Pulver durch höheren Feinheitsgrad, niedrigere Flammentemperatur, geringeren Rückstand beim Verbrennen, geringere hygroskopische Eigenschaften; andererseits soll aber die Wirkung desselben mit noch größeren Gefahren verbunden sein als die des gewöhnlichen Pulvers. Dies und der höhere Preis ist wohl Ursache der bisher noch nicht erfolgten technischen Verwertung desselben. Vgl. Kerl u. Stohmann (Dresden), «Encyclopädi. Handbuch der technischen Chemie» 2. Aufl., Bd. 5, Braunschweig. 1877.

Augenentzündung (grch. Ophthalmie). Gewöhnlich unterscheidet man die innere A., die in den inneren Sinnen und Geweben des Auges abläuft, von der äußeren (speziell Ophthalmien genannt), welche die äußerlich sichtbaren Teile des Auges (Lider, Bindehaut, Hornhaut) betreffen. Von allgemeiner Interesse sind besonders die Krankheiten der Bindehaut. An derselben unterscheidet man eine **phlyktanöse** Entzündung (Ausstreuen kleiner Pusteln auf der Augapfelbindehaut), die **katarrhalische** (Verwundung der Schleimsekretion), die **blennorrhöische** (starke Schwellung der Lider, Rötterung der Lidbindehaut, massenhafte Eitersekretion), zu welcher auch die Augenentzündung der Neugeborenen (Ophthalmia neonatorum) gehört, die **kruppöse** (Anlagerung kruppösen Erythems auf die Oberfläche der Bindehaut), die **diphtheritische** (Einlagerung diphtheritischen Erythems in das Gewebe der Bindehaut), die **granulöse** (Entwicklung fleischwucherähnlicher Granulationen), die **follikuläre** (Trachoma, Ausstreuen von froschlach-artigen Körnern). Mit Ausnahme der phlyktanösen sind alle Entzündungsarten der Bindehaut infektiös, und zwar haften das Kontagium zunächst an den von dem Entzündungsprozeß gelieferten Sekreten. Der Grad der Kontagiosität ist bei akuten Entzündungsformen, außerdem bei denen, die mit stark eitriger Sekretion oder mit Follikel- und Granulationenbildung einhergehen, ein besonders hoher. Von sämtlichen Augenerkrankungen sind es daher vorzugsweise die Entzündungen der Bindehaut, welche epidemisch (z. B. in Ägypten) und epidemisch vorkommen. Die Geschichte solcher Epidemien lehrt mit Gewiss, daß bei Verbreitung der Erkrankung außer der direkten Übertragung des Krankheitsstoffes von Individuum zu Individuum auch noch eine allgemeine, zu gleichen oder ähnlichen Erkrankungsformen führende Disposition, vielleicht auch ein Luftkontagium thätig ist. (S. Ägyptische Augenentzündung.) Die Epidemien konstituieren sich nicht immer aus derselben Entzündungsform, sondern zeigen innerhalb ihrer Ausbreitung die verschiedensten Entzündungsformen und Grade und können bald ziemlich spurlos, bald sehr verheerend verlaufen, je nachdem vorwiegend die leichteren (katarrhalischen) oder schwereren (trachomatösen, granulösen, blennorrhöischen, kruppösen, diphtheritischen) Entzündungsformen in ihnen vertreten sind. Auch

die Übertragung krankhafter Sekrete von andern Schleimhäuten des Körpers (am häufigsten von der Urethral- und Vaginalschleimhaut bei Tripper und weissem Fluß) auf die des Auges kann die schwersten (sog. gonorrhöischen) Entzündungen der Bindehaut hervorrufen. So wird auch die unter dem Namen der Blennorrhöe der Neugeborenen bekannte, oft sehr zerstörend wirkende Augenerkrankung lediglich durch den Kontakt des kindlichen Auges mit den Sekreten der mütterlichen Geburtswege ins Leben gerufen. Die sehr große Bedeutung der Bindehautentzündungen liegt zunächst in der durch dieselben bedingten Bedrohung (Verschwärung) der Hornhaut. Keine Erkrankungsform des Auges liefert zu Schwachsichtigkeit (durch zurückbleibende Hornhautnarben) und Erblindung (durch totale Zerstörung der Hornhaut) ein so großes Kontingent als die schwereren Formen der Bindehautentzündungen. Völlig unheilbare Erkrankungsstadien entstehen nicht selten auch durch die infolge derselben entstandenen Schrumpfsprozesse der Bindehaut (so namentlich nach Trachoma). Prophylaktischen Schutz gegen die Bindehautentzündungen gewähren im allgemeinen: Sorge für reine Luft, daher gute Ventilation in stark gefüllten Räumen, Vermeidung solcher Orte, deren Atmosphäre mit irritierenden Stoffen verunreinigt ist, sorgfältige Fernhaltung aller infektiös einwirkenden Materien, besonders der Sekrete der Bindehaut anderer Augenkranker oder kranker Schleimhäute überhaupt, die durch Schwämme, Waschwasser, Handtücher u. s. w. leicht übertragen werden können.

Augenglas, f. **Ocular**.

Augengneis, ein Gestein der alpidischen Schichtreihe des Erzgebirges, des bayr.-böhm. Grenzgebirges, Stadinaviens und anderer Länder, welches sich von dem normalen Gneis dadurch unterscheidet, daß in ihm zahlreiche große Orthoklas-ausscheidungen von aufgebläht-linsenförmiger Gestalt auftreten, deren Umrisßen sich Glimmerlamellen anschliefen, wodurch auf dem Querbruche augenartige Zeichnungen entstehen.

Augenheilkunde (Ophthalmologie, Ophthalmiatrie) wurde schon vor Celsus' Zeit in Alexandria von einer eigenen Klasse von Ärzten, Ophthalmologen oder Ophthalmiatristen genannt, kultiviert. Während des Mittelalters war dieser Zweig der Wissenschaft gänzlich vernachlässigt, und wie traurig es mit derselben noch gegen Ende des 16. Jahrh. stand, beweist die aus jener Zeit erhaltene, den damaligen wissenschaftlichen Zustand der Ophthalmologie charakterisierende Bearbeitung der Augenkrankheiten von Bartisch von Königsbrunn, in welcher Zaubererei und böse Geister noch eine große Rolle spielen. Welche unklare Vorstellungen zu dieser Zeit über die Begründung der Sehstörungen noch herrschen mußten, dürfte unter anderm schon daraus hervorgehen, daß Scheiner erst Anfang des 17. Jahrh. in der Netzhaut das Licht percipierende Organ, für welches man bis dahin die Kristalllinse gehalten hatte, erkannte, während fast zu gleicher Zeit Kepler die dioptrische Bedeutung der letztern nachwies. Gegen Ende des genannten und im Laufe des 18. Jahrh. beginnt sich bei engl., franz. und deutschen Ärzten ein neues Interesse für Ophthalmologie zu regen, und namentlich war es der operative Teil derselben, der während dieses Zeitraums eine fruchtbare Begründung erfuhr. In der Gegenwart hat sich die A., begünstigt durch die

weittragenden Forschungen der Physiologen, vor allem eines Helmholtz, und unter der Pflege genialer Ärzte und Chirurgen, die Stellung einer erstatten Wissenschaft zu erobern gemußt. Entleidet von dem geistlosen Empirismus früherer Zeiten zählt sie zu ihren Hilfswissenschaften jetzt Mathematik, Physik, allgemeine Pathologie und pathol. Anatomie. Raum dürfte in einem andern Fache der ausübenden Medizin die physiol. Erkenntnis die praktische Leistungsfähigkeit so unmittelbar bestimmt haben, als es hier der Fall ist. Die zunehmende Anhäufung des wissenschaftlichen Inhalts der Ophthalmologie, die besondere Methode der Forschung, welche sie verlangt, begründete die Notwendigkeit einer besondern Vertretung derselben an den Universitäten, und wenn anfangs von einigen Seiten befürchtet wurde, daß diese Spezialisierung die Beziehungen der A. zu dem großen mediz. Mutterkörper in bedenklicher Weise lockern könnten, so beweisen vielmehr die Thatfachen, daß seit jener Zeit eine bei weitem fördernde Wechselwirkung zwischen beiden stattfindet, als es je früher der Fall war. So hat beispielsweise die Untersuchung der Augen bei Krankheiten des Herzens, der Nieren, der nervösen Centralorgane in diagnost. und prognost. Beziehung eine ungemein wichtige Bedeutung erhalten.

Die feinere Entzündungs- und Gewebsveränderungslehre hat ferner am Auge durch das Mikroskop eine ganz wesentliche vervollkommnung erfahren und der ophthalmolog. Lehrstuhl ist durch die Darlegung dieser Veränderungen am lebenden Menschenauge zu einem mächtigen Assistenten der innern Medizin wie der Chirurgie im Fache der Entzündungslehre geworden. Die vordem vollkommen verworrenen und irrigen Ansichten über Brillengebrauch sind mit mathem. Klarheit gelichtet, die optischen Hilfsmittel gegen allerlei Gebrechen der Augen, welche die Träger derselben nicht selten zur Unthätigkeit verurteilten, wesentlich vermehrt. Dabei ist die gegen eine große Anzahl von Augenerkrankungen zur Verwendung kommende operative Kunst eine immer feinere und leistungsfähigere geworden. Die früher unheilbar zu unheilbarer Erblindung führenden glaucomatösen Erkrankungen sind durch einen von Albr. von Gräfe gelehrten operativen Eingriff, falls derselbe rechtzeitig vorgenommen wird, gegenwärtig heilbar.

In Deutschland besitzen, nachdem Berlin, Göttingen, Leipzig, München mit der Errichtung ophthalmolog. Lehrstühle vorausgegangen, jetzt sämtliche Universitäten Professoren der A., an deren Namen: Beder, Coccius, Förster, Alfr. Gräfe, von Hippel, Jacobson, Kuhnt, Laqueur, Leber, Manz, Michel, Nagel, Rothmund, Sämisch, Sattler, Schirmer, Schmidt-Kimpler, Schweigger, Völkers, Zehender, sich wesentliche Fortschritte der Wissenschaft knüpfen. Außer den genannten sind die fruchtbarsten Förderer der A. seit dem Anfange des 19. Jahrh. gewesen: Beer, Simly, von Gräfe der Ältere, von Walther, Langenbed, Strohmeyer, Dieffenbach, Jüngken, Kojas, von Jäger der Ältere, Fischer, Ritterich, von Ammon, Kuete, Sichel und Desmarres (in Frankreich), Madenjie, Bowman, Critchett (in England), Donbers (in Holland), von Weder, Böhm, Arlt, von Jäger der Jüngere, Hasner, Stellwag von Carion, Knapp, Berlin, Mooren, Ad. Weber, Liebreich, Kagenitchev u. a., vor allen aber Albrecht von Gräfe. Eine vollständige Geschichte der A. von A. Sämisch ist in dem von Alfr.

Gräfe und Sämisch herausgegebenen «Handbuch d. gesamten A.» (7 Bde., Lpz. 1874—80) erschiene über die weitere Litteratur s. unter Augenkrankheiten.

Augenhöhle, s. unter Auge, S. 197.

Augenkrankheiten. Das Auge ist nicht bloß wie Hippokrates sagt, ein Spiegel der Seele, sondern auch des Körpers, indem alle wichtigsten Elementargebilde des Organismus in seiner Zusammenfassung wiederkehren. Daher ist auch das Auge sehr zahlreicher Krankheiten, ganz abgesehen davon, daß es durch seine Lage und seine Funktionen mehr als andere Organe den äußern Schädlichkeiten ausgesetzt ist, und daher sehr häufig mehr oder weniger eingreifende Verletzungen erleidet. Die mannigfachen Störungen, welche die A. zu sich bringen: Trübung des Gesichtes bis zur Blindheit, Schmerzen, Thränenfließen, vielfach an die Entstellung des Antlitzes bei manchen A., fügen die Patienten frühzeitig zum Arzt und erklären die auffällig große Zahl der zur Beobachtung kommenden Augenkranken, die infolge der von unserer ganzen Lebens- und Erwerbsweise an die Augen gestellten hohen Anforderungen scheinbar immer zu steigen begriffen ist. Mit Erfolg hat man neuerdings besondere Anstalten zur Heilung Augenkrankheiten und auf Universitäten besondere Kliniken für diesen Fach eingerichtet. Sehr mannigfach sind die Fehler und Erkrankungen des Auges: Bildungsfehler (z. B. Enghäutige, gespaltene Iris); Entzündungen der verschiedenen Augengebilde (z. B. der Augenhäute der Augenbindehaut, der Hornhaut, der Lederhaut, der Gefäßhaut, der innern Augenhäute u. s. w.) und deren Folgen (Eiterungen, Geschwüre, Ablagerungen, Trübungen, Verwachsungen u. s. w.), Entartungen (z. B. Augentrebs, Schwamm), Lageränderungen (z. B. Umstülpung des Augensid. Heraustreten des Augapfels, Schielen); dann Neuentkrankungen des Auges (wie Lichtscheu, Augenschmerz, Feuer- und Fledersehen, schwarzer Staar, grauer Star u. s. w.).

Die Litteratur über die A. ist sehr groß und rei an tüchtigen Werken. Vgl. Bed., «Handbuch d. Augenheilkunde» (Heidelberg 1832); Kojas, «Handbuch der theoretischen und praktischen Augenheilkunde» (3 Bde., Wien 1830); Stöber, «Manuel pratique d'ophtalmologie» (Par. u. Straßb. 1834); Jüngken, «Lehre von der Augenheilkunde» (3. Aufl. Berl. 1842); Andrea, «Grundriß der gesamten Augenheilkunde» (2 Bde., Magdeb. 1837—38); Kuete, «Lehrbuch der Ophthalmologie» (2. Aufl. 2 Bde., Braunsch. 1854—55); Arlt, «Die Krankheiten des Auges, für praktische Ärzte» (3 Bde. Prag 1859); Wils, «Lehrbuch der Augenheilkunde» (Prag 1859); Deval, «Traité théorique et pratique des maladies des yeux» (Par. 1861); Madenjie, «Traité pratique des maladies de l'oeil» (4. Aufl. des Englischen, 4. Aufl., Brüssel 1862); Se., «Handbuch der gesamten Augenheilkunde», fortgesetzt von Zehender (Erlangen 1862); Stellwag v. Carion, «Augenheilkunde» (Wien 1864); Wied., «Traité des maladies des yeux» (Par. 1866); Schweigger, «Handbuch der speziellen Augenheilkunde» (3. Aufl., Berl. 1875). Das umfassendste Werk über normale und pathol. Zustände des Auges ist das «Handbuch der gesamten Augenheilkunde» (redigiert von Alfr. Gräfe und Sämisch, 7 Bde. Lpz. 1874—80). Eine reformierende Rolle spi

des von Hrn. von Gräfe, Kriß und Donders 1854 begründeten „Archiv für Ophthalmologie“. Außerdem erscheinen in Deutschland noch folgende period. Fachzeitschriften: „Zeitschr.“, „Klinische Monatsblätter für Augenheilkunde“; „Knapp und Schmeigger, „Klinische Augenheilkunde“; „Ragel, „Jahresbericht über die Fortschritte und Fortschritte im Gebiete der Ophthalmologie (herausg. von Rischel); „Hirschberg, „Lehrbuch für praktische Augenheilkunde“.

Augenlider, s. unter Auge, S. 198.

Augenmaß nennt man die Fähigkeit, die Größe einer Ausdehnung, eines Winkels, einer Menge, eines Raums oder Körpers, oder auch das Gewicht einer Last durch den bloßen Anblick, ohne Beihilfe bestimmter Meßinstrumente, zu bestimmen. Das A. ist desto richtiger und schärfer, je näher das gewonnene Resultat mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Auch unbedeutende und zweckmäßige Übung kann man ein sehr tüchtiges A. erlangen, was nicht bloß im praktischen Leben von entschiedenem Nutzen, sondern ist nie, besonders für Zeichner, Maler, Bildhauer, Architekten sowie für einzelne Handwerker, z. B. in Feinwerk, bei denen die richtige Abschätzung des Grades eines Stücks Schlachtvieh fast überall eines Theils des Meisterstücks ausmacht, in den meisten Fällen unerlässlich ist. Ganz unentbehrlich aber auch es für den Feldmesser, Ingenieur und Militär zur schnellen Entwerfung von Plänen und Karten, bei der Anordnung von Truppenmassen, bei der Aufstellung der feindlichen Heeresabteilungen, zur Ermittlung der Abstände zu beschießenden Punkten u. s. w. Man fährt die bei den Bestimmungen durch A. zu beobachtenden Umstände auf gewisse Regeln zurück, welche nach der Verschiedenheit der zu messenden Objekte natürlich verschieden sind. Der Feldmann, welcher die Höhe und den Holzgehalt eines Baums durch das bloße A. finden will, hat andere Erleuchtungsgrade zu beobachten als der Militär, welcher die Stärke einer Truppenabteilung u. s. w. ermitteln soll. Jene Fähigkeit, Größen und Entfernungen richtig zu schätzen, ist zum großen Teil eine Funktion des binokulären Sehens. Abgesehen davon liegen sie in viel geringerem Grade.

Augenmuscheln, s. unter Auge, S. 197.

Augenmuschel (Nihilum album) ist die vollständige Bezeichnung für Zintblüten (Zintorpb), als Augenmittel angewandt.

Augenpflege oder Diätetik des Auges. Obwohl das Auge einen hohen Grad von Selbstständigkeit besitzt, bleibt es doch als Teil des Organismus von diesem abhängig. Der Zustand der Augen ist daher vom Zustande der Ernährung im allgemeinen, vom Nerven- und Blutsysteme abhängig. Mehrere Beziehungen, welche auf die Gesundheit des Auges Einfluss haben, finden noch mit dem Gehirn, den Verdauungswerkzeugen, den Zehngliedern, den Nieren, der Haut und der Nasenschleimhaut statt. Jede körperliche Schwäche, besonders wenn sie mit Aufregung des Nervensystems verbunden, bedingt erhöhte Empfindlichkeit der Augen gegen Reizung, gegen helles Licht und gegen helle Farben. Man vermeide deshalb nach starken Blutverlusten und in der Menstruation nach schweren Krankheiten anhaltendes Lesen, Schreiben, Nähen u. s. w., und Sorge für gemäßigtes Licht und sanfte Farben in den Zimmern. Nervenschwäche, hysterische, Hypochondrie müssen besondere Aufmerksamkeit auf die Schonung ihrer Augen verwenden, weil bei ihnen insolge allgemein erhöhter Nervenreizbarkeit

leit auch die des Auges gesteigert ist und sie nicht selten an anbauenden Blendungsbildern und andern krankhaften Gesichtsercheinungen zu leiden haben. Erhaltung eines regelmäßigen Blutumlaufs im Körper trägt sehr viel zur Gesundheit der Augen bei. Man vermeide darum alles, was Blutanhäufung im Kopfe hervorrufen könnte, also enge Kleidungsstücke, besonders zu enge Halsbinden. Man halte auf leichtverdauliche Kost, auf regelmäßige Leibesöffnung, unterlasse den unmäßigen Genuß geistiger Getränke und des Tabaks, verbinde mit der Sorge für warme Füße die hinreichende Bewegung im Freien und beobachte aufrechte Haltung beim Arbeiten. Ruffische oder Dampfbäder sind bei solchen, welche zu Blutcongestion nach den Augen geneigt sind, zu vermeiden. Die Abhängigkeit der Augen vom Gehirn verbietet geistige Anstrengungen, wenn die Augen schwach sind. Zu langer Schlaf schadet den Augen, noch mehr aber zu kurzer. Übermäßiger oder unzeitiger Geschlechtsgegnuß schwächt selbst das gesündeste Auge, und muß dies selbstverständlich in noch viel höherem Grade bei schwachen Augen thun. Erhaltung und Störung der Hautthätigkeit ist als eine der allgemeinsten Schädlichkeiten für das Auge zu betrachten. Kaltes Wajchen bei schwindendem oder ausdünstendem Gesicht, wie des Morgens unmittelbar nach dem Erwachen, ist deshalb zu vermeiden; auch trage man dafür Sorge, daß zur Gewohnheit gewordene Fußschweife nicht plötzlich durch Erhaltung der Füße unterbrochen werden. Ein notwendiges Erfordernis zur Erhaltung gesunder Augen ist es ferner, dieselben von Schmutz und getrocknetem Schleim rein zu erhalten. Leute, welche viel im Rauch oder unreiner Luft, z. B. in Pferdeställen, Gerbereien u. s. w., zubringen, sollen sich die Augen öfters mit reinem Wasser auswaschen. Man vermeide das Trocknen von Wäichen in Wohnzimmern, das Stehenlassen von Nachtgeschirren, indem sich dabei ammoniakalische Dünste entwiceln, welche Augen und Lunge benachteiligen. Ist ein fremder Körper ins Auge eingeflogen, so reiße man das Auge nicht zu lange durch Selbstversuche, denselben zu entfernen, sondern lasse dies sobald als möglich von einem Arzte bewerkstelligen. Am dringendsten erheischt das Einfliegen von ährenden Substanzen, wie Kalk, ferner von Glas- oder Eisensplittern, ärztliche Hilfe. Kinder bewahre man sorgfältig vor Spielen mit explodierenden Stoffen (Zündhütchen, Knallbonbons, Pulver u. s. w.). Beim Angünden eines Streichhölchens gewöhne man sich an, die Augen zuzukneifen, beim Entzünden von Seiletwasser- und Champagnerflaschen u. s. w. richte man letztere so, daß der Pfropf nicht ins Gesicht geschleudert werden kann. Die Führung schneidender Instrumente sei, wenn dieselben größere Widerstände zu überwinden haben, stets derart, daß die Schneide im Fall eines Abgleitens nicht die Gesichtsläche verletzen kann.

Von der größten Wichtigkeit ist die Regelung der Lichteinwirkung aufs Auge, indem das Licht sowohl bei zu starker und zu schwacher als auch bei ungleicher Verteilung nachteilig einwirken kann; ebenso zeigt sich der schnelle Wechsel zwischen starkem und schwachem Lichte nachteilig. Zu starkes Licht überreizt, schwächt, ja kann selbst die Sehkraft lähmen. Man arbeite deshalb nie im freien Sonnenlicht. Die schädliche Einwirkung des Anschauens der Sonne ist bekannt und ebenso, daß dadurch schon plötzliche Blindheit entstanden ist. Frauen schätzen sich deshalb

zweckmäßig im Freien gegen zu starkes Sonnenlicht durch Sonnenschirme von leichtem grauen, blauen oder braunen Zeuge, durch Hüte mit großen Schirmen, welche inwendig mit glanzlosem Zeuge von brauner, grauer oder blauer Farbe ausgeschlagen sind, oder durch ähnlich gefärbte Schleier; letztere dürfen weder geblümt noch gemustert sein und müssen weit genug vom Gesichte abstehen. Gegen Licht sehr empfindliche Augen können sich außerdem sowohl im Freien als auch im Zimmer der schwach grauw- oder blaugefärbten Planbrillen bedienen. Während des Schlafes ist vollständige Dunkelheit den Augen am wohlthätigsten, doch muß man darauf sehen, daß die Dunkelheit nicht plötzlich, sondern allmählich in die Tageshelle übergehe. Das Schlafzimmer soll deshalb nicht gegen Morgen liegen; auf jeden Fall aber muß das Bett so stehen, daß das Gesicht der dem Fenster gegenüberliegenden Wand zugekehrt ist. Muß ein Nachtlicht gebrannt werden, so stelle man es so, daß dessen Strahlen das Auge nicht direkt treffen können. Ein starkes Licht wirkt auf die Augen um so nachtheiliger, von je geringerem Umfange und in je dunklerer Umgebung es ist. Es ist auch als eine schädliche Angewohnheit zu betrachten, wenn manche beim Nachdenken absichtslos in eine Lichtflamme starren. Die außerordentlich nachtheilige Einwirkung des schnellen Wechsels von hellem Licht und Dunkelheit zeigt sich am deutlichsten beim Blik. Man vermeide, in den Blik zu schauen, besonders des Nachts, zünde vielmehr bei einem nächtlichen Gewitter Licht an. Ebenso soll sich ein empfindliches Auge des Abends, wenn Licht angebrannt wird, einige Zeit beschatten oder vom Licht abwenden, bis es sich nach und nach an die größere Helligkeit gewöhnt hat. Nicht gleichgültig ist es, von welcher Seite das Auge sein Licht erhält. Am wohlthätigsten ist das von oben kommende, lästiger das horizontal einfallende, am nachtheiligsten das von unten kommende Licht, besonders wenn es von hellfarbigen Körpern reflektiert wird. Ist daher das Wohn- oder Arbeitszimmer durch Sonnenlicht oder durch reflektiertes Licht erleuchtet, so verdunkle man die untere Hälfte des Fensters durch graue oder grüne Behänge.

Eine wichtige Frage ist die, auf welche Art künstliche Beleuchtung für das Auge am zweckmäßigsten einzurichten sei. Als allgemein gültige Grundsätze lassen sich folgende aufstellen: Die Lichtquelle muß den zu erleuchtenden Raum möglichst gleichmäßig und intensiv erhellen, und es darf deshalb die Lichtflamme nie durch blecherne, für das Licht undurchdringliche Schirme überdeckt sein, weil durch diese für das Auge nachtheilige starke Kontraste zwischen hellerleuchteten und ganz verbunkelten Stellen hervorgerufen werden. Intensiv leuchtende Flammen, wie die des Gaslichts, müssen womöglich, des ruhigen Brennens wegen, mit Glaszylindern und, um ihren blendenden Anblick zu vermeiden, mit Gloden oder Gylindern von bläulichem Milchglas überdeckt sein. Blendende Lampen gestelle von Messing sind zweckmäßig durch dunkel lackierte, bronzene oder solche von Gußeisen zu ersetzen. Bei aller Art der Beleuchtung, besonders der durch Gas, Sorge man dafür, daß der Kopf des Arbeitenden nicht von der strahlenden Wärme des Beleuchtungskörpers getroffen wird. Für größere Räume, wie öffentliche Lokale, Comptoirs und größere Wohnzimmer, ist jedenfalls die Erleuchtung durch Gaslicht, das dem Sonnenlichte seinen physik. Eigenschaften nach a...

nächsten steht, am zweckmäßigsten. Nur muß man wegen der stark blendenden Eigenschaft der Gasflamme, besonders wenn dieselbe nicht hoch genug angebracht werden kann, darauf sehen, daß das direkte Licht der Flamme nicht das Auge treffe, sondern daß dasselbe durch Schirme von bläulichem Milchglas gemildert sei. Nach dem Gas verdienen das Photogen, Solaröl, Petroleum und ähnliche Öle als Beleuchtungsmaterial den Vorzug, wiewohl die Helligkeit ihrer Flamme dem Gas am nächsten steht. Da die bisweilen angewandten kugelförmigen Schirme von weißem, mattem Glase für die Augen ungemein blendend wirken, so sind sie jebe falls noch durch einen Schirm von grauem oder blauem Papier zu überdecken. Bei der Verwendung des elektrischen Lichts müssen die außerordentlich intensiv leuchtenden Brenner natürlich ebenfalls durch Milchglasgloden abgeblendet werden. Kerzenlicht steht dem Lichte einer gutbrennenden Lampe nach, indem ersteres viel geringere Leuchtkraft besitzt, unruhig brennt und dabei nicht die gleiche Höhe gehalten werden kann. Werden Kerzen angewandt, so verdienen die am ruhigsten brennenden, am hellsten leuchtenden und des Putzes nicht bedürftenden Wach- und Paraffinkerzen den Vorzug. Zweckmäßig ist es, zwei Kerzen, nicht weit voneinander, vor sich oder, beim Schreiben etwas links zu stellen. Nachtheilig für das Sehvermögen ist das Lesen im Gehen und Fahren sowie in der Dämmerung und beim Mondschein. Auch vermeide man bei Auswahl der Bücher möglich jene mit kleinem scharfen Druck auf blendendweißes Papier, weil hier das Auge leicht ermüdet und dadurch Schmerzen anfängt. In Bezug auf weibliche Arbeiten ist bekannt, daß alle diejenigen, welche unverwandtes Blicken auf die Arbeit erfordern, das Auge mehr anstrengen, als die mehr mechanischen. Sehr anstrengend sind feine Stepparbeiten, Haar- und Perlstidereien, andere feine Sticken sowie Nähen in dunkeln Stoffen und auf Maschinen. Solche Arbeiten sollten nur bei der günstigsten Beleuchtung, d. h. bei Tageslicht, vuzogen, nie zu lange hintereinander, am allerwenigsten aber, wie dies oft geschieht, bei künstlicher Beleuchtung bis in die späten Nachstunden fortgesetzt werden. Überhaupt mache man es sich zur Regel anstrengende Arbeiten möglichst bei Tageslicht betreiben, und dabei, wenn es angeht, mit wenig anstrengenden abzuwechseln.

Für die Pflege des Auges von großer Wichtigkeit ist auch die rechtzeitige und zweckmäßige Anwendung der Brillen. Als Brillenbedürftige sind Weit- und Kurz- und Übersichtige und Astigmatiker zu bezeichnen. Für gesunde und fehlerfreie Augen ist der Gebrauch jeder Brille verwerflich und die Meinung, daß durch den Gebrauch einer solchen das Auge länger konserviert werden könne, eine irrige. Für den Bedürftigen dagegen kann man eine passgenähmte Brille in Wahrheit als Konservationsbrille bezeichnen, denn sie bewahrt sein Auge. Überanstrengung und erhält es dadurch gesund. Der Weit- und Übersichtige soll sich dann einer Brille bedienen, wenn er bemerkt, daß er am Tage Drucks nicht mehr so bequem und in derselben Entfernung vom Auge wie sonst zu lesen vermag, und daß Druck zeitweise zu verschwimmen scheint. Gewöhnlich treten diese Zeichen noch früher abends bei künstlicher Beleuchtung ein, weil letztere, weit schwächer als das Tageslicht, eine größere Annäherung

Druckkraft an das Auge als am Tage erfordert. Brillen müssen deshalb wohl auch, um die Belastung möglichst intensiv zu machen, das Licht zweifach durch ein Buch, nahe an letzteres, zu führen. Ist dieser Zustand eingetreten, so säume man nicht, sich eine passende Konvergenzbrille zu verschaffen, in man sonst Gefahr läuft, das Auge wirklich zu lähmen. Die Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregel aus Nachlässigkeit oder Eitelkeit ist um so schädlicher, als in vielen Fällen ein früherer Zustand von Erscheinungen durchaus nicht mit dem Befund des Organismus überhaupt Hand in Hand geht, sondern in einem ursprünglich flacheren Bau des Auges begründet sein kann. Kurzsichtige haben sich, um bei schädlichen, zu Konzeptionen Veranlassung gebende Vorbeugen des Kopfes zu umgehen, einer selbst gewählten Konvergenzbrille beim Lesen und Schreiben zu bedienen, wenn sie das Buch dem Auge näher als 30 cm bringen müssen, um deutlich zu sehen, und gewöhnlich noch einer zweiten stärkeren zum weiteren Sehen in die Ferne. Schwach Kurzsichtige, welche in etwa 30 cm Entfernung und weiter gewöhnlichen Druck noch lesen, doch auf Studenlänge nicht mehr deutlich sehen können, bedürfen bei einer Brille für die Ferne. Überflüssigkeit ist ein angeborener Fehler, den der Arzt zu erkennen und zu beurteilen hat. Dieselbe kann indes an Kindern dann vermutet werden, wenn deren Augen, bei äußerlich gesundem Aussehen, Druckschrift nur nahe am Auge, aber dennoch nur mühsam und unter mühsamer Ermüdung zu lesen vermögen, oder wenn sie unter der Herrschaft schärferer Sehstörungen (myopisch) nach innen zu schielen beginnen. Beiden Einlagen kann durch Verordnung geeigneter Augengläser begegnet werden, deren richtige Auswahl aber dem Augenmarzte überlassen bleiben muß, da von ihrer Anwendung die ganze künftige Sehfähigkeit des Auges abhängt. In keinem Falle mehr als in diesem verdient eine Brille den Namen einer Konvergenzbrille. (S. Brille.)

Von dem Gebrauch irgend eines der zahlreichen, mit allen Kräften der Heilkunde als Universalmittel angegebenen Augenwasser kann nicht genug gesagt werden. Oft versäumen die Kranken im Vertrauen auf die Heilkraft derselben die Zeit, in welcher ärztliche Hilfe sie noch retten könnte.

Vgl. Kitzsch, «Anweisung zur Erhaltung des Sehvermögens» (Erg. 1852); Arit, «Die Pflege der Augen» (Strag 1865); Heymann-Schröder, «Das Auge und seine Pflege» (2. Aufl., Erg. 1879).

Augenpigment, s. unter Auge, S. 201.

Augenpol, s. unter Auge, S. 198.

Augenpunkt oder Hauptpunkt heißt in der Perspektive derjenige Punkt der Zeichnungstafel, in welchem dieselbe durch eine senkrechte Linie getroffen wird, die man sich aus dem Orte des Auges auf dieselbe gefällt denkt. Zuweilen nennt man auch jenen Punkt den Distanzpunkt und versteht dann unter dem A. den Ort, wo das Auge gedacht wird. Das letztere wird bei der perspektivischen Projektion in größerer oder kleinerer Entfernung von der Tafel, bei der orthographischen (Bogelperspektive) dagegen in unendlich großer Entfernung angenommen.

Augenschein heißt jede antilige Sinneswahrnehmung des Richters. Von der Deutschen Zivilprozessordnung, §. 386, wird er unter die Beweismittel eingeordnet, während man sonst jetzt nur das Augenglaubensobjekt als Beweismittel ansieht. Das

Gericht kann von Amts wegen A. einnehmen, wenn ihm nach seiner Meinung das richtige Verständnis unbefristeter oder bewiesener Thatfachen ohne solche Einnahme mangelt. Er erstreckt sich übrigens auf alle Wahrnehmungen der fünf äußeren Sinne. Die Antretung des Beweises durch A. erfolgt durch Bezeichnung des Gegenstandes und Angabe der zu beweisenden Thatfachen. Zuziehung von Sachverständigen kann erforderlich sein. Sind mit der Einnahme des A. bare Auslagen verbunden, so muß der Beweisführer bei der Stellung des Antrages einen hinreichenden Vorschlag zahlen (Gerichtsverfassungsgesetz vom 18. Juni 1878, §. 84). Über die Verpflichtung Dritter zur Verrichtung der Einnahme des A. gelten die Vorschriften des bürgerlichen Rechts. Vgl. von Wevelb, «Zur Lehre vom gerichtlichen A. im Zivilprozeß» (Münch. 1877). Noch wichtiger ist der A. im Strafverfahren. So kann im Falle eigener Wahrnehmung des erkennenden Richters der Thatbestand einer in der Sitzung des Gerichts begangenen strafbaren Handlung zu Protokoll festgestellt werden (Gerichtsverfassungsgesetz, §. 186). Ferner kann A. genommen werden bei gefälschten Münzen und Urkunden sowie bezüglich der Verbrechen verwandten Wertzeuge und der mehr oder minder dauernden Spuren der Straftat. Vielfach wird nur das von amtlichen Personen aufgenommene Protokoll (z. B. bei Brandstiftung, Leichenschau, Wundschau) vorgelegt oder vorgelesen; seltener tritt eine Augenscheineinnahme seitens des erkennenden Gerichts oder etwa auch der Geschworenen (wie z. B. bei dem Morde auf dem Stilscher Joch im J. 1876) ein. Der Staatsanwaltschaft, dem Angeklagten, beziehentlich seinem Verteidiger und den von ihm benannten Sachverständigen, dem Privat- und Nebenkläger ist es gestattet, der Einnahme eines richterlichen A. beizuwohnen (Strafprozeßordnung, §§. 86–93, 191, 223, 224). Vgl. Geper in Holtenborffs «Handbuch des deutschen Strafprozeßrechts» (Bd. 1, Berl. 1879) und Geper, «Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafprozeßrechts» (Erg. 1880).

Augenspiegel (Ophthalmoskop, grch.) nennt man einen Apparat, vermittlest dessen man die innern Teile eines Auges, namentlich dessen hinterste Wand (Sehnerven, Retina und Aderhaut), den das Auge ausfüllenden Glaskörper und die Krystalllinse so zu erleuchten vermag, daß die von diesen Teilen zurückblehenden und durch die Pupille austretenden Strahlen vom Auge eines Beobachters aufgefangen und wieder zu einem deutlichen Bilde vereinigt werden können. Der Erfinder des A. ist Helmholtz (s. d.), der zuerst eine richtige Erklärung des Umstandes gab, warum wir unter gewöhnlichen Verhältnissen die Pupille eines andern schwarz sehen und nichts von den aus dessen Auge austretenden Lichtstrahlen wahrnehmen können. Die Erfindung des für die gesamte Augenheilkunde so wichtigen Instruments, dem man fast allein den Aufschwung zu verdanken hat, welchen diese Disziplin in neuerer Zeit genommen, fällt in das J. 1851.

Der A. besteht im wesentlichen aus einem Gaze kleiner, sehr dünner Glasplatten, den man dicht vor das zu untersuchende Auge hält und zwar so, daß die Strahlen einer dicht an der Seite des Auges angebrachten hellen Flamme von der Vorderfläche der Glasplatten in die Pupille des Auges reflektiert werden. Das hinter den Glasplatten befindliche Auge des Beobachters empfängt einen Teil der aus

dem beleuchteten Auge zurückkehrenden Strahlen und sieht dabei, falls nicht Erübungen der brechenden Medien vorhanden sind, den Augengrund (s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 2) mit allen seinen Einzelheiten im virtuellen aufrechten vergrößerten Bilde (Untersuchung im aufrechten Bilde, s. beistehende Fig. 1), vorausgesetzt, daß

Fig. 1.

der Beobachter und der Untersuchte emmetropisch (normal-sichtig) sind. Ist nur der erstere emmetropisch oder in Bezug auf einen Refraktionsfehler neutralisiert, der Untersuchte aber nicht, so muß dicht vor oder hinter dem Spiegel dasjenige Konver- oder Konkavglas eingeschaltet werden, welches die vorhandene Ametropie korrigiert. Durch die Auswahl dieses Korrektionsglases ist der Augenarzt im Stande, völlig objektiv und ohne Zuthun des Untersuchten den Grad der vorhandenen Ametropie zu bestimmen. Zum raschen Vornehmen solcher Bestimmungen dienen sog. Refraktions-Ophthalmoskope, welche später von Loring u. a. konstruiert wurden, und an welchen die Gläser so angeordnet sind, daß sie möglichst rasch gewechselt werden können. Eine bessere Beleuchtung als der sehr lichtschwache Helmholtz'sche A. geben Planspiegel von belegtem Glase oder Stahl mit centraler Durchbohrung (von Coccius, Meyerstein, Eplens-Donders), an denen man auch zu einer eventuellen weiteren Steigerung der Helligkeit eine Konverglinse mittels eines Scharniers befestigen kann.

Fig. 2.

Im J. 1852 lehrte Ruete die Untersuchung im umgekehrten Bilde (s. beistehende Fig. 2). Setzt man dicht vor das beleuchtete Auge eine Konverglinse von kurzer Brennweite (5–8 cm), so entwerfen die aus dem Auge kommenden Strahlen ein umgekehrtes reelles Bild des Augengrundes im

Hauptbrennpunkte der Linse, welches der Beobachter deutlich sieht, wenn er sich mit seinem Spiegel so weit entfernt, daß dieses Bild in seinen Nahpunkt fällt. Wegen des größeren Abstandes vom untersuchten Auge ist hierbei der Planspiegel zu lichtschwach und Ruete benutzte daher einen durchbohrten Hohlspiegel, der seitdem eine Menge Nachbildungen erfahren hat. Auch Konvergspiegel (Zehender), rechtwinkelige Glasprismen sowie folierte Konverglinsen hat man als Beleuchtungsmittel angewandt. Am meisten in Gebrauch von den größten, auf festen Stand berechneten A. sind der von Ruete, Liebreich und Eplens-Donders. Von den kleineren portativen Instrumenten, welche indes in der Hand des geschickten Augenarztes daselbe wie die erstern leisten, haben die Instrumente von Coccius, Liebreich, Jäger und Hasner die allgemeinste Verbreitung. Binokuläre A., bei denen beide Augen des Beobachters in Thätigkeit kommen, haben Giraud-Leulon und Coccius konstruiert, ein Autophthalmoskop, in welchem das Auge seinen eigenen Hintergrund sieht, Coccius; andere, bei welchen das eine Auge des Beobachters den Augengrund seines andern Auges sieht, Hermann und Giraud-Leulon.

Vgl. Coccius, „Über die Anwendung des A.“ (Lpz. 1853); Zander, „Der A. Seine Formen und sein Gebrauch“ (2. Aufl., Lpz. 1862); Schweigger, „Vorlesungen über den Gebrauch des A.“ (Berl. 1864); Mauthner, „Lehrbuch der Ophthalmoskopie“ (Wien 1868); Liebreich, „Atlas der Ophthalmoskopie“ (2. Aufl., Berl. 1870); Magnus, „Ophthalmoskopischer Atlas“ (Lpz. 1872).

Augentäuschungen, s. Gesichtstäuschungen.
Augentrost, der Volksname der Linnäen'schen Gattung *Euphrasia*, welche in die Familie der Skrofularineen gehört. Die Euphrasien sind kleine einjährige, selten perennierende Kräuter, bei der Mehrzahl nach in Europa auf Wiesen, Grasplätzen und Bergtriften wachsen, aufrechte, schwächliche Stengel, gegenständige Blätter und ährenförmig angeordnete Blüten mit zweilippiger, weißer, gelb- und violettgefleckter Blumentrone besetzt. Die verbreitetste Art ist *Euphrasia officinalis* L., die in vielen Varietäten auf trockenen Wiesen u. s. w. wachsende und im August und September blühende Pflanze. Ihre schwachbalsamisch riechenden Blüten waren sonst unter dem Namen *Herba Euphrasiae* officinell und galten für ein die Sehkraft des Auges stärkendes Mittel.

Augenwimpern, s. unter Auge, S. 198.

Augenzähne, s. unter Zähne.

Augenzauber, s. Böser Blick.

Augenzittern (*Nystagmus*, grch.) besteht dann, wenn die beiden Augen nicht im Stande sind einen Punkt zu fixieren, sondern in fortwährender pendelnder oder rotierender Bewegung begriffen sind. A. findet sich hauptsächlich bei Individuen, die in ihrer ersten Kindheit hochgradig schwach-sichtig oder erblindet sind, seltener bei solchen, die erst in spätern Lebensjahren blind wurden. Vergleute Kohlenbergwerken bekommen ziemlich häufig ein eigentümliches A., bei sonst völlig intaktem Sehvermögen, das sie namentlich in dunkeln Räumen fällt und so störend ist, daß die Betroffenen ihren Beruf aufgeben müssen.

Auger (Athanasie), franz. Gelehrter, Mitglied der Akademie, geb. zu Paris 12. Dez. 1734, widmete sich dem geistlichen Stande, beschäftigte

der Kinder mit dem Studium der klassischen Literatur. Nachdem er 14 Jahre zu Rouen den Lehramt der Rhetorik innegehabt, wurde er General der Bischöfe von Vescar, lebte aber mehr in Paris, wo er 7. Febr. 1792 starb. Er lie- ferde Uebersetzungen des Demosthenes und Ciceros (3 Bde., 1777—94, und 10 Bde., 1819), Jotrades (3 Bde., 1781), Ephras (1788), Cicero (3 Bde., 1787) und der Homilien des Eusebius (4 Bde., 1788). Uebersetzung verdient auch die Arbeit *«De la constitution des Romains»*, welche in den ersten drei Bänden seiner *«Oeuvres posthumes»* (10 Bde., 1792—96) enthalten ist. Als sämtliche Schriften erschienen in Paris in 29 Bänden.

Kugereau (Pierre François Charles), Herzog von Castiglione, Marschall und Pair von Frank- reich, geb. in Paris 11. Nov. 1757 als Sohn eines Marquis, wurde zunächst als Karabinier in der franz. Armee, dann, nachdem er aus dieser befer- tiert, als Soldat in Oesterreich, Spanien, Portugal und Rußland, und ließ sich endlich 1787 in Neapel als Feldwacht nieder. Als er mit seinen Lands- leuten in Neapel hier angewiesen ward, trat er als Freiwilliger bei der franz. Armee in Italien ein und ließ sich empor. Schon 1794 wurde er bei der Rheinarmee Brigadier, und 1796 Divi- sionsgeneral bei der Armee von Italien unter Bo- naparte. Er kämpfte bei Millesimo, bei Gona, bei Novi, wo er an der Spitze seiner Division die Brücke eroberte, bei Castiglione und in den folgenden Schlachten. (S. Arcole.) Von Bonaparte dem Directorium empfohlen, wurde er 1797 zum Be- fehlshaber der 17. Militärdivision in Paris er- nannt, wofür die Gemaltheit vom 18. Fructidor des J. V (4 Sept. 1797) und ward von dem be- zimmten schwebenden Körper als der Retter des Vaterlandes bezeugt. Im Sept. 1797 erhielt er das Kommando der Rheinarmee, wurde aber bald als Kommandant der 10. Militärdivision nach Per- pignan versetzt. Im J. 1799 zum Deputirten im Räte der Hundert erwählt, gab er sein Kom- mando auf. Beim Sturze des Directoriums am 18. Brumaire stellte er sich, wenn auch widerwillig, zur Verfügung Bonapartes und erhielt darauf 1800 den Oberbefehl der Armee in Holland. A. führte das franz.-dutch. Heer nach dem Niederrhein, um Bonapartes Operationen in Süddeutschland zu unter- stützen, schickte aber Frankfurt nach Würzburg und liess mehrere bedeutungslose Gefechte. Im Okt. 1801 durch den General Victor in Holland abge- löst, blieb er ohne Anstellung bis 1803, wo er den Befehl über die gegen Portugal bestimmte Armee erhielt. Da dieser Zug unterblieb, ging er nach Paris, wo ihn der Kaiser 1804 zum Marschall, 1806 zum Großoffizier der Ehrenlegion und bald darauf zum Herzog von Castiglione ernannte.

Im Kriege von 1806 befehligte A. ein Korps, aus den äußersten rechten Flügel bildete; er drang in Bessarabien ein und zwang am 14. Nov. ein russ. Korps zur Kapitulation. Nach dem Frieden ließ er in Deutschland zur Besetzung von Darm- stadt, Weimar u. s. w., teil der Krieg gegen Preußen ausbrechen, und nahm teil an den Schlachten bei Jena und Eylau. Hier wurde sein Korps fast vernichtet; er selbst an einem heftigen Fieber erkrankt, ließ sich in Sattel festbinden und verließ die Schlacht nicht, wiewohl er schwer verwundet wurde. Hierauf sen- dete ihn der Kaiser zur Wiederherstellung seiner Ge- sundheit nach Frankreich. Im J. 1809 focht er

als Oberbefehlshaber der franz. Truppen glücklich in Catalonien, mußte jedoch später nach Barcelona zurückgehen und wurde deshalb 1810 durch Mac- donald abgelöst. Der Kaiser schätzte ihn zwar wegen seiner Ehrlichkeit und der strengen Ordnung und Mannszucht, die er unter seinen Truppen hielt, hatte aber keine hohe Meinung von seinem Feld- herrntalent. Er vertraute ihm daher für den Krieg mit Rußland kein Armeekorps an, sondern ließ ihn mit dem 11. Korps als Gouverneur in Berlin, wo er blieb, bis die Russen 20. Febr. 1813 einen Hand- streich auf die Stadt versuchten; dann wurde er als Gouverneur nach Frankfurt a. M. geschickt, um hier ein Reservekorps zu sammeln, mit welchem er an der Schlacht von Leipzig teilnahm. Im Feldzuge von 1814 war ihm die Organisation der Verteidi- gung von Südfrankreich übertragen; er mußte aber Lyon räumen und sich nach Valence zurückziehen. Ludwig XVIII., dem er nach Napoleons Abban- tung sich unterwarf, ernannte ihn zum Pair von Frank- reich und übertrug ihm ein Kommando in der Nor- mandie. Hier erklärte er sich 1815 bei Napoleons Rückkehr zwar in einer Proclamation wieder für ihn, wurde aber weder vom Kaiser noch später von König Ludwig XVIII. wieder angestellt; nur der Sig in der Pairskammer blieb ihm. Als Mitglied des Kriegsgerichts über Marschall Ney erklärte er sich für inkompetent und zog sich bald nachher auf sein Landgut La Houfflaie bei Melun zurück, wo er 11. Juni 1816 starb.

Kuglerin, s. Aggrin.

Kugler (grch. Kugelias) oder Kugelias, der Strahlende (mit strahlenden Augen), Sohn des Helios und der Hymene, König in Elis, war be- rühmt durch den Reichtum an Herben. Nach der Sage hatte sich der Dämon derselben seit vielen Jahren aufgehäuft, und so erhielt Hercules von Eurystheus als eine der von ihm zu leistenden Ar- beiten den Auftrag, den Stall des A. in einem Lage zu reinigen. Hercules bedingte sich dafür von A. den zehnten Teil der Kinder aus, und voll- brachte die Arbeit, indem er den Meniosbach ober den Peneus oder Alpheus durch den Stall leitete. A. aber verweigerte dem Hercules den Lohn, und so überzog dieser den erstern mit Krieg, der erst nach hartem Kampfe durch den Tod des A. be- endigt wurde. Hercules setzte dessen Sohn Phy- leus in die Herrschaft ein. A. ist ursprünglich selbst eine Sonnengottheit, der Unrat im Stalle bedeutet Nebel und Wollen, welche einem Frühlingsstage weichen müssen.

Kugler (Emile), franz. Bühnenbildner, geb. zu Valence 17. Sept. 1820, wurde von seinem Vater für den Advokatenstand bestimmt, aber das Beispiel seines Großvaters, des Romanbildners Bigault- Lebrun, und eigener Antrieb bewogen ihn, sich der Schriftstellerei zu widmen. Schon mit seinem ersten Lustspiel in zwei Akten und in Versen: *«La ciguë»*, das 1844 im Odeontheater zur Aufführung kam, feierte der junge Dichter einen glänzenden Triumph; voll Frische, Anmut und heiterer Laune, von anti- tem Geist durchweht, ist es eins der vollendetsten Werke des Dichters. Er erregte damit die größten Erwartungen, welchen jedoch die beiden nächstfolgen- den, im Théâtre français aufgeführten Lustspiele in Versen: *«Un homme de bien»* (1845) und *«L'aven- turier»* (1848, umgearbeitet 1860) nicht ganz ent- sprachen. Mit erneutem Beifall wurde aber 1849 auf derselben Bühne *«Gabrielle»* aufgeführt, eine

fünfsätzliche Comédie in Versen, welche die Poesie des Familienlebens feierte und von der Akademie den halben Montignonschen Preis erhielt. Nach dem mißlungenen Drama «Diane» (1852) wandte sich A. wieder zum Lustspiel und erschien 1853 mit einem großen Stück in fünf Akten und in Prosa: «Le pierre de touche», an welchem Jules Sandeau mitgearbeitet hatte. Dieses zugleich sentimentale und burleske Lustspiel, das nur wenig Anklang fand, wurde für A. der Ausgangspunkt einer neuen Richtung, indem er nun an Stelle der Charakterkomödie sich dem Intriguenlustspiel zuwandte. Er gab 1855 im Vaudevilletheater «Le mariage d'Olympe», ein frisch aus dem Leben herausgegriffenes und kräftig gezeichnetes Sittengemälde, sodann im Gymnase 1856 mit Jules Sandeau zusammen: «Le gendre de M. Poirier», ein viertaktiges Lustspiel in Prosa, und die Lächer- unter der Juli- seiner geblieben- 8 «Les lionnes l in Prosa, ge- et, aber dessen ische Auffassung

Die Theaterzensoren vermähren erschrecken, daß erst ein Einschreiten des Prinzen Jérôme Napoleon nötig war, um die treffende Satire auf die Bühne zu bringen. Auch drei andere erfolgreiche Prosalustspiele des Dichters: «Les effrontés» (1861), «Le fils de Giboyer» (1862) und «Maitre Guérin» (1864), wären ohne dieselbe einflussreiche Vermittelung schwerlich auf dem Théâtre français zur Auf- führung gekommen. In seinen spätern Stücken, wie in «La Contagion» (1868), «Paul Forestier» (1868), «Lions et Renards» (1871), ist eine Ab- nahme seiner Kraft zu bemerken. Jedoch haben seine letzten Lustspiele: «Joua de Thommeray» (1873), «Madame Cavarlet» (1876), wo er der Ehecheidung das Wort redet, und besonders «Les Fourchambault» (1878) wieder bedeutenden Erfolg gehabt. A. ist seit 1858 Mitglied der Akademie. Gesammelt erschienen seine Dramen in 6 Bänden, 1856—57. Auch veröffentlichte A. Gedichte elegischen und sa- tirischen Charakters («Poésies complètes», 1856).

Augita, Gase in der Eibyschen Wüste, s. Aud- schila.

Augit, ein sehr verbreitetes, dem monoklinen System angehör- im wesentlichen Eisenoxydul be- hält. Die häu- nation des Pri-



l, welches als Bisilikat lure, Kalk, Magnesia, etwas Thonerde ent- lgestalt ist eine Kombi- der beiden vertikalen der Hemipyramide (wie zur); die mehr oder we- Spaltbarkeit folgt den Prismenflächen. Das Mineral ist ge- wöhnlich von schwarzer oder grünlicher Farbe, durchscheinend oder undurch- sichtig, von Glas- oder Fettglanz, und von 3,5 spezifischem Gewicht. Es be- weist sich ziemlich hart und wird von

Säuren sehr wenig angegriffen. Einen wesentlichen Gemengtheil bildet der A. in mehreren verbreiteten, meist kieseläurarmen Gesteinsarten, wie im Basalt, Dolerit, Diabas, Melaphyr und in vielen Laven und vulkanischen Tuffen, in denen er oft in schönen Kry- stallen ausgesondert vorkommt, wie z. B. am Karser- stuhl im Breisgau, in Böhmen, am Vesuv, Ätna und in der Auvergne. Häufig findet er sich im Kalk-

stein eingemachsen, mit anscheinend gekümmelter Oberfläche und in körnigen Massen (Kalkstein, welche, wie zu Arendal in Norwegen, Magnetit- steinlager begleiten. Aus der Verwitterung A. tendender Gesteine geht ein guter eisenreicher Ton hervor. Eine schöne grüne und durchsichtige, krySTALLisierte Varietät des A., Diopsid genannt, welche sich auf der Russa-Alpe in Piemont und der Alpe Schmarzenstein im Zillerthale in Tirol findet, wird namentlich in Turin und Chamon als Schmuckstein verfertigt. Andere Varietäten des A. sind Salit, Malakolith, Jassait. Ein oft- brauchtes Synonym für A. ist Pyroxen. In der Gruppe des A. oder Pyroxens begreift man außer dem eigentlichen A. auch die rhombischen Mineralien Enstatit, Bronzit, Hyperithen, die monoklinen Diabas, Almit und Agirin, die triklinen Rhodonit, Babingtonit und Sjerboit, welche bei analoger chemischer Zusammensetzung ab Prismenwinkel von etwa 87° aufweisen.

Augitporphyr, ein Gestein, dessen dunkelgrün bis schwarze, dichte Grundmasse wohlgebildete Krystalle von Augit und oft auch gestreiften Nephelin enthält. Dasselbe gehört nach seinen geologischen Verhältnissen jedenfalls zu den eruptiven Gesteinen, welche aus dem Erdbinnen entspringen worden sind. Gewöhnlich hat man es als ein Gestein betrachtet, das in neuerer Zeit scharf davon zu trennen ist. Ganz außerordentlich verbreitet ist dasselbe in der Gegend des Jassathales in Südtirol, wo es Kalkstein und Dolomite der Trias- und Juraperiode durchsetzt hat und von ausgedehnten Tuffbildungen begleitet wird. Im Jassathale sowie in Noron kommt auch noch eine Varietät desselben vor, welche Uralkal statt Augit enthält; diese hatte man früher am Ural aufgefunden und dort Uralporphyr genannt. Sehr leicht kann A. mit Nephelin verwechselt werden, von dem er sich aber durch den Mangel an deutlich hervortretendem Nephelin unterscheidet, der im echten Basalt fast nie fehlt.

Augment (lat. Vermehrung, Zuwachs) heißt der Grammatik der indogerman. Sprachen das Element, welches, dem Verbum vorgesetzt, zur Bezeichnung der präteritalen Tempora (Imperfect, Imperfectum, Plusquamperfect) dient. Erhalten dasselbe nur im Sanskrit, Zend und Griechisch. Das A. bestand ursprünglich aus kurzen Vokalen. z. B. Sanskrit dharami, «ich trage», Imperfect a-dharam; im Griechischen ἔλεον (ich trage), Perfectum ἔλεον.

Augsburg, die Hauptstadt des bayr. Regierungsbezirks Schwaben und Neuburg, an der Mündung der Wertach in den Lech, wichtiger Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen München, Regensburg (Regensburg), Donaueschingen (München), Würzburg, Ulm (Stuttgart) und Remagen (Bonn), ist Sitz der Kreisregierung, eines Oberlandes, eines Land- und eines Amtsgerichts, anderer Behörden sowie eines kath. Bischofs, dem Domkapitel und Zuhörern, und zählt (1. 1. 1880) 61408 E., darunter 19238 Protestanten. Die Vororte Lechhausen, Oberhausen, Pfersdorf, Göggingen haben zusammen etwa 20000 E. Die Stadt zerfällt in drei Teile, die obere Stadt, untere Stadt und die Jolober Vorstadt, und ist, obgleich altstädtlich und unregelmäßig gebaut, doch einige schöne Straßen, mehrere mit Springbrunnen gesierte öffentliche Plätze

viele ihm ober nachdrückliche Gedächtnis. Besonders ausgezeichnet sind: die große und breite Marienmilchstraße mit dem Herculesbrunnen (von Adrian de Bias auf Grundbesitz 1602 errichtet) und dem Herculesbrunnen (von demselben Meister 1609); der Schmelzplatz mit dem (1694 von Hubert Gerhard errichteten) Augustusbrunnen; der ehemals Alter Brunnen, jetzt Philippine-Welser-Straße genannte Platz mit der 1867 von König Ludwig der Stadt gestifteten Statue Joh. Jak. Fuggers. Auf dem Fuggers steht ein Siegesdenkmal zur Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870–71 (1877 von Kaiser Jambusch). Von den öffentlichen Gebäuden A. verdienen besondere Erwähnung: das prächtige, von Elias Holl 1616–20 im Renaissancestil erbaute, 51 m hohe Rathhaus, in welchem sich der berühmte 86 m lange, 19 m breite, 17 m hohe, reichverzierte Goldene Saal befindet; ferner die am Fuggers gelegene, ehemals fürstliche, jetzt kgl. Residenz, in der (in einer jetzt veränderten Abteilung) 26. Juni 1690 die prot. Fürstin Anna Karl V. die „Augsburgische Konfession“ unterschrieb; sodann das städtische fürstl. Fuggersche Palais, welches in einem seiner Hofräume eine prächtige, vorzügliche Fresken von Al. Tucher, im Saale des Kunstvereins im Hinterhause der Fresken von Antonio Bonzano enthält, und dessen Fassade 1860–63 durch fünf große Gemälde von Ferdinand Wagner geschmückt worden ist; endlich das 1871 erbaute prächtige Theater. Die bedeutendste unter den 11 kath. Kirchen der Stadt ist die Domkirche, welche 106 begonnen, 1006 geweiht, 1821–1829 zu einer stattlichen Kirche mit niedrigem Spitzdach umgebaut wurde, an den süd. Fenstern des Mittelschiffs sehr alte Glasgemälde enthält und am süd. Eingange alte Bronzeportale (von 1070) mit allerlei Ausdarstellungen besitzt. Vgl. Braun, „Beschreibung der augsburger Domkirche“ (Augsb. 1829); Schaefer, „Die ältesten Glasgemälde im Dome zu A.“ (Augsb. 1860); Alliot, „Die Bronzeportale des Doms zu A.“ (Augsb. 1863). Am süd. Ende der Maximiliansstraße steht die von Burk. Engelberger 1477–1507 in schönen Verhältnissen im Spitzbogenstil aufgeführte St. Ulrichskirche mit dem an Denkmälern altdeutscher Plastik sehr reichen, jetzt als Kaiserin benutzten Ulrichskloster. Vgl. Braun, „Geschichte der Kirche und des Stifts des heil. Ulrich und Astra in A.“ (Augsb. 1817). Unter den fünf prot. Gotteshäusern besitzt die St. Annakirche gute Bilder von Lukas Kranach, Am. Meier, Burgkmaier, die Bartholomäuskirche verschiedene überaus wertvolle Meister des 17. und 18. Jahrh. Die kath. St. Stephanskirche gehört zu dem angebauten Leichenhauskloster, welchem 1835 das kath. Gymnasium mit Speise-, das astron. Observatorium, das Erziehungsinstitut für Söhne höherer Stände und das Knabenseminar von St. Joseph übergeben wurde. Neben der Annakirche stehen das prot. Gymnasium, das 1580 gegründete Kollegium von St. Anna, das Erziehungs- und Ausstattungsinstitut für Töchter, gestiftet von Barbara von Stetten und die Kreis- und Stadtbibliothek mit 125000 Bänden, vielen Johannabeln und Handschriften. Auch besitzt A. an höhern Unterrichtsanstalten noch ein Realgymnasium, eine Industrie- und eine Handelsschule, eine Kunst- und Zeichenschule, eine höhere Handelsschule und eine Brauerschule, und ein Erziehungsinstitut der Englischen Fräulein. Die Gemäldesammlung im ehemaligen St. Katharinen-

kloster ist für die Geschichte der altdeutschen Kunst von großer Bedeutung; namentlich sind die schwäb. Meister, der ältere Holbein, Hans Burgkmaier, Zeitbloom, Altorfer u. a. in vorzüglichen Bildern und theilweise vollständiger als sonst irgendwo vertreten; aber auch von ital. und niederländ. Meistern sind vorzügliche Gemälde da. Reichhaltig ist das Maximiliansmuseum mit den Sammlungen röm., mittelalterlicher und späterer Denkmäler des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Von dem sprichwörtlich gewordenen Wohlthätigkeitskassen der Augsburg geben zahlreiche, zum Teil sehr reich dotierte Wohlthätigkeitsanstalten Zeugnis. Zu diesen gehört auch die Fuggerei, welche aus 106, von Joh. Jak. Fugger 1519 für ärmere kath. Bürger erbauten Wohnungen mit Kirche, Straßen und Thoren besteht.

Die Industrie der Stadt war seit Beginn des 16. Jahrh. sehr gesunken, hat sich jedoch in neuerer Zeit wieder gehoben. Am bedeutendsten ist die Baumwollindustrie (7 Spinnereien und 6 große Webereien), dann die Dollindustrie und Rammgarne, Spinnerei, Rattwandruderei, Färberei, Wachsdruck, Maschinen-, Messing-, Zuckfabrikation u. s. w. Der frühere blühende Betrieb der Kupferhütte ist völlig erloschen. Dagegen haben in neuerer Zeit Buchdruckerei, Lithographie und Buchhandel einen neuen Aufschwung genommen. Die „Allgemeine Zeitung“ wird zu A. redigiert und ausgegeben. A. ist ein Stapelplatz für süddeutsche und ital. Waren; auch betreibt es bedeutende Expeditionsgeschäfte und ist noch immer einer der Hauptumschlagplätze für den Süden. Die Stadt ist außerhalb der nur noch theilweise bestehenden alterthümlichen Befestigungen von schönen Alleen und freundlichen Spaziergängen umgeben. Gegen W. und S. sind neue Stadtteile entstanden.

Als Grundlage des heutigen A. muß die Kolonie betrachtet werden, welche der Kaiser Augustus um das J. 15 v. Chr. nach Befiegung der Bindeleier unter dem Namen Augusta Vindelicorum, wahrscheinlich an der Stelle eines alten Wohnplatzes der letztern, anlegte und die rasch zur Blüte gelangte, sobald schon Tacitus A. als die glänzendste Stadt Rhätiens bezeichnen konnte. Die zahlreichen röm. Denkmäler, die bei A. aufgefunden wurden, bestätigen diese Ansicht. Nach mancherlei Verdrängungen und Verwüstungen, welche die Kolonie während der Zeit der Völkerwanderung erfuhr, wurde sie 506 durch Theodorich dem Ostgotischen Reiche einverleibt, doch kam sie schon 80 Jahre darauf unter die Vormachtigkeit der fränk. Könige. Nach der Teilung des Fränkischen Reichs fiel die Stadt den Herzögen von Schwaben zu; 1084 und 1088 wurde sie von Herzog Welf IV. eingenommen und zerstört, blühte jedoch allmählich wieder auf und erscheint im alten Stadtrecht von 1276 (herausgeg. von Chr. Meier, Augsb. 1872) als freie Reichsstadt. Von dieser Zeit an stieg A. zu immer größerer Bedeutung und erreichte den höchsten Gipfel seiner Blüte, als 1368 das aristokratische Stadtrecht dem demokratischen weichen mußte. Bis zum Schmalkaldischen Kriege glänzte es durch seinen Handel, Gewerbe und Kunst. Der Schwäbische Bund, dem A. von 1488–1534 angehörte, und dessen Gericht hier seinen Sitz hatte, erhöhte den Glanz und die polit. Bedeutung der Stadt. Ihr Verfall aber wurde noch mehr durch die Lähmung ihrer Bürger in Wissenschaft und

Kunst, in Handel und Gewerbe begründet. Neben Nürnberg war A. Hauptstapelplatz für den Handel des nördl. Europa mit dem Süden, bis mit Ende des 16. Jahrh. die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen dem Welthandel eine neue Richtung gaben. Ausgebreitete Geschäfte trieben die Fugger (s. b.) und Welser (s. b.), die ihre Schiffe nach allen damals bekannten Meeren sendeten. Zugleich war A. der Mittelpunkt der deutschen Kunst, welche durch die beiden Holbein, Burgkmair, Altorfer, Amberger, Schaufelin, Hagenauer, Deneder u. a. vertreten wurde. Seit dem Schmalkaldischen Kriege, wo die patrizischen Geschlechter mit Unterstützung Karls V. wieder die Oberhand gewannen, sank A. von seiner Höhe und seinem Wohlstande herab. Viele Reichstage wurden hier gehalten, 1530 der, auf welchem 25. Juni die Augsburger Konfession übergeben wurde; 26. Sept. 1555 ward der nach der Stadt benannte Religionsfriede (s. b.) geschlossen. Der Dreißigjährige Krieg brachte neue Drangsale über die Stadt. Das Restitutionsedikt wurde 1629 zuerst in A. vollzogen; 1632 hielt Gustav Adolf, 1635 das kaiserl. Heer nach einjähriger Belagerung seinen Einzug. Während A. 1612 noch gegen 45 000 G. zählte, war diese Zahl 1635 auf 16 422 herabgesunken. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde 1703 die Stadt vom bayr.-franz. Heere abermals beschossen und nach der Einnahme hart gebrandschatzt. Durch den Preßburger Frieden 1805 verlor sie ihre Reichsfreiheit, worauf sie 4. März 1806 von Bayern in Besitz genommen ward. Die Geschichte A.s haben geschrieben: Welser (Veneb. 1594), von Stetten der Ältere (2 Bde., Augsb. 1743—58), Gullmann (6 Bde., Augsb. 1818—20), Wagenfeil (4 Bde., Augsb. 1819—22), von Seiba (2 Bde., Augsb. 1826), Jäger (Darmst. 1837) und Schöndchen (Münch. 1863). Vgl. auch von Stetten der Jüngere: «Geschichte der adeligen Geschlechter in A.» (Augsb. 1763); derselbe, «Kunst, Gewerbs- und Handwerker-Geschichte A.s» (2 Bde., Augsb. 1779—88); «Chroniken der deutschen Städte» (Bd. 4 u. 5, Ppz. 1865—67); «Urkundenbuch der Stadt A.» (2 Bde., Augsb. 1874—78); Berner, «Verfassungsgeschichte der Stadt A.» (Bresl. 1879); Roth, «Augsburger Reformationsgeschichte» (Münch. 1881).

Das sonst ebenfalls reichsummittelbare Bistum Augsburg soll schon im 6. Jahrh. gestiftet worden sein. Der Bischof residierte seit dem 15. Jahrh. in Dillingen. Sein Bistum umfaßte 220 qkm, wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 säkularisiert, und der bischöfl. Länderbesitz gelangte ebenfalls an Bayern. Vgl. Braun, «Geschichte der Bischöfe von A.» (4 Bde., Augsb. 1829); Steichele, «Beiträge zur Geschichte des Bistums A.» (Augsb. 1850 fg.); derselbe, «Das Bistum A. historisch und statistisch beschrieben» (Augsb. 1861 fg.).

Augsburger Interim, s. unter Interim.
Augsburger Religionsfriede, s. unter Religionsfriede.

Augsburgische Konfession, Confessio Augustana, die wichtigste Bekenntnisschrift der luth. Kirche. Nachdem Kaiser Karl V., als Schutvogt und Schirmherr der Kirche, zur gütlichen Beilegung der seit 1517 in Deutschland entstandenen Kirchenspaltung auf den 8. April 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausgesprochen und verordnet hatte, daß beide Parteien, Katholiken und Protestanten, ihre Meinung über die eingetretene Spaltung in deutscher und lat. Sprache schriftlich vorlegen soll-

ten, forberte der Kurfürst Johann von Sachsen wittenberger Theologen Luther, Jonas, W. Hagen und Melanchthon 14. März auf, ihm zum 20. März in Lorgau ein Verzeichniß der tigen Punkte vorzulegen, beides, im Glauben in äußern Kirchengebräuchen. Dem ersten Teil den Glauben wurden die sog. 15 Marburger 17 Schwabacher Artikel zu Grunde gelegt dem Religionsgespräch zu Marburg (1. bis 8. 1529) zwischen Zwingli und Skolampadius an einen, Luther und Melanchthon auf der a. Seite war in 15 Artikeln zusammengefaßt, in den Lehren Reformierte und Lutheraner m. ander übereinstimmten und worin sie betreff. Abendmahls voneinander abwichen. Diese Luther für den Konvent zu Schwabach (16. 1529) umgearbeitet zu den 17 Schwabacher titeln. Während nämlich dort das Gemein hervorgehoben wurde, lehrt Luther hier in streitigen Punkten seine eigentümliche Lehra. sung hervor, in der Absicht, dadurch das B. der luth. Fürsten mit den oberdeutschen Städte hintertreiben. Das Schriftstück bildet die Gr. lage für den ersten Teil der Konfession. Für zweiten, die Gebräuche betreffenden Teil ma. die genannten Theologen einen gemeinsam s. stellten neuen Entwurf, Lorgauer Artikel nannt, weil er zu Lorgau dem Kurfürsten über. warb. Auf Grund dieser Vorarbeiten wurde Melanchthon mit Ausarbeitung der verlangten Sch. beauftragt. Er begann damit schon auf der A. und fuhr mit Verbesserungen und Umarbeitun. zu Augsburg fort, zumal das längere Ausblei. des Kaisers (bis 20. Juni) ihm Zeit und Joh. durch seine Veröffentlichung von 404 Punkten d. den Schriften derer, «welche den Frieden der Ki. stören», ihm Veranlassung dazu gab. Dazu k. daß die Schrift, welche ursprünglich nur im Lat. und Auftrage des Kurfürsten verfaßt ward, Wunsch der übrigen Stände als gemeinsames B. kenntnis überreicht werden sollte. Seitdem w. sie nicht mehr «Apologie», «Sächsischer Vorfall», «Sächsischer Unterricht» oder «Sächsischer Ratssch. sonbern allgemein «Konfession» genannt. Jetzt teiligten sich an der letzten Festsitzung des Leg. auch die andern evang. Stände, wie z. B. der melle Eingang und Schluß vom Ransler Brüd. rührt. Dann wurde der Text an Luther, der we. der Reichssacht in Koburg zurückgeblieben war, g. schickt. Der Text wurde zugleich deutsh. und teinisch ausgearbeitet; an dem lateinischen bes. Melanchthon ununterbrochen bis zum Tage Übergabe an den Kaiser. Den damaligen Vert. nissen wie dem ausdrücklichen Verlangen des K. fürsten gemäß ist die Konfession nicht das S. ond symbol einer bereits getrennten Kirchengemeinsch. oder theol. Ausdrud der bereits zur vollende. Thatfache gewordenen Trennung, sondern ein St. densvorschl. an die Gegner, die evangelisierte dargebotene Grundlage freundlicher Verständigun. Daher wird das Gemeinname mit den Gegnern h. hervorgehoben, die Differenz namentlich in der Zel. soweit als möglich zurückgestellt, jedenfalls auf. Stände beschränkt, worin man absolut nicht n. geben konnte, und auch hier mit größter Schon. und Milde ausgesprochen. Der erste Teil der Sch. enthält daher folgende 21 Artikel des Glaubens u. der Lehre: 1) von Gott, 2) von der Erbsünde, 3) v. Sohne Gottes, 4) von der Rechtfertigung, 5) v.

Beichtzettel, 6) vom neuen Gehorsam, 7) von der Kirche, 8) was die Kirche sei? 9) von der Taufe, 10) vom Abendmahl, 11) von der Beichte, 12) von der Taufe, 13) vom Gebrauche der Sacramente, 14) vom Kirchenregiment, 15) von der Kirchenordnung, 16) von Polizei und weltlichem Regiment, 17) vom Christi Wiederhelfen zum Gericht, 18) vom freien Willen, 19) von der Ursache der Sünde, 20) vom Glauben und guten Werken, 21) von dem Dienste der heiligen. Während diese Abschnitte (mit Ausnahme der beiden letzten, welche zu den *Schwabacher Artikeln* neu hinzugekommen waren) mit *kurzer* Sprache behandelt sind, ist der zweite, mehr praktische Teil ausführlicher bearbeitet. Derselbe enthält sieben Artikel, von welchen Zwiespalt ist, da erfüllt werden die Wünschungen, so geändert ist, nämlich: 22) von der Gestalt des Sacraments, 23) vom Bestande der Priester, 24) von der Reife, 25) von der Beichte, 26) vom Unterschiede der Epen, 27) von Klostergelebbden, 28) von der Witten Gewalt.

Dieses Bekenntnis wurde unterschrieben von Johann, Kurfürst zu Sachsen, Georg, Markgraf zu Brandenburg, Ernst, Herzog zu Ansburg, Philipp, Landgraf zu Hessen, Wolfgang, Fürst zu Anhalt, von den Kurfürsten Nürnberg und Meiningen, wahrscheinlich auch von Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, und Franz, Herzog von Ansburg. Sonnabend, 25. Juni 1530, nachmittags 4 Uhr, wurde nach einer einleitenden lat. Rede des sächs. Ranzlers das deutsche Exemplar der Konfession von den sächs. Ranzler Bayer verlesen, und zwar mit so deutlicher und lauter Stimme, daß auch die in sehr stehende Menge es verstand. Entgegen seiner früheren Verordnungen erließ der Kaiser den Rathschälern, da sie ja treu beim Allen geblieben seien, die Vorlegung eines ähnlichen Bekenntnisses, ließ sich von den Evangelischen beide Exemplare der Konfession übergeben und versprach, nach reiflicher Erwägung ihren seinen Entschluß mitteilen zu wollen. Des kaiserl. Verbots ungeachtet und ohne Vorwissen der evang. Stände erschien noch während des Reichstags die Augsburger Konfession gedruckt, und noch 1530 folgten sich sieben Ausgaben (sechs deutsche und eine lateinische). Um Fälschungen und Ungeheuerlichkeiten entgegenzutreten, nahm Melancthon selbst die Ausgabe selbst in die Hand, und schon im J. 1530 erschien von ihm in Wittenberg die sog. *editio princeps* in deutscher und lat. Redaction (welche nicht Original und Übersetzung sind, sondern zwei selbständige Bearbeitungen). In den folgenden Jahren erschien eine Ausgabe nach der andern, und in jeder brachte Melancthon Veränderungen an; die bedeutendste enthält die lat. Ausgabe von 1540 (*confessio variata*), besonders in Art. 4, 5, 6, 18, 20, 21, vor allem aber im Art. 10 vom Abendmahl, wo er im Interesse der Versöhnung eine die Luthersche und Calvinsche Ansicht vereinigende Formel aufstellte. Diese „erklärte, in etwas gemachte“ Konfession ist von Luther stillschweigend gebilligt, von den evang. Theologen und Reichstagen aber als authentische Auslegung der Konfession vom J. 1530, obgleich Joh. Sch. schon auf dem Religionsgespräch zu Worms 1541 auf den Unterschied hinarbeitete, zu wiederholten malen, auf dem Colloquium zu Regensburg 1546, zu Worms 1557, auf dem Fürstentage zu Rammberg 1561, ausdrücklich stierlich anerkannt und mit kirchlichem Ansehen bekräftigt worden. Erst seit dem Religions-

gespräch zu Weimar, 1560, wo der poltische Flactus die Veränderungen als ebenso viel Verschärfungen der reinen luth. Lehre brandmarkte, begann sich ein Kampf der luth. Orthodoxie gegen die „veränderte“ Augsburger Konfession (*Variata*) zu entwickeln, der zum Teil unter den maßlosesten Schmähungen gegen Melancthon bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. fortgeführt wurde. Die wörtliche Feststellung des ursprünglichen Textes ist überhaupt nicht mehr möglich, da beide zu Augsburg übergebene Originale der Augsburger Konfession, sowohl das lateinische wie das deutsche, verloren gegangen sind. Das lat. Exemplar behielt der Kaiser anfangs selbst, dann kam es ins kaiserl. Archiv zu Brüssel, wo es 1568 noch vorhanden war. Seitdem fehlt jede sichere Nachricht; man vermutet, daß es durch Alba nach Spanien gebracht ist. Das deutsche Exemplar kam ins Reichsarchiv zu Mainz und ist entweder zum Koncil nach Trient geschickt und darüber verloren gegangen oder schon früher verschwunden. Von den in die Sammlungen der symbolischen Bücher aufgenommenen Texten steht der lateinische der Urgehalt verhältnismäßig nahe; hinsichtlich des deutschen gilt der von Litzmann (Dresd. 1830) nach den Originalausgaben Melancthons herausgegebene Text als der vergleichungsweise authentische.

Seit den Zeiten der Konkordienformel hat sich die luth. Kirche stets zu der „unveränderten“ Augsburger Konfession gehalten und ist auch, auf Grund dieser Bekenntnisschrift, doch ohne daß die Auslegung der Konfession von 1530 „nach dem Sinne ihres Verfassers“ d. h. nach der Ausgabe von 1540, dadurch ausgeschlossen wurde, durch den zu Augsburg 1555 mit den Augsburgischen Konfessionsverwandten abgeschlossenen Religionsfrieden zur staatsrechtlichen Anerkennung gelangt. Dagegen blieb das Verhältnis der Reformierten zur Augsburger Konfession von jeher streitig. Die Reformierten selbst haben sich meist unbedenklich, obgleich nicht ausschließlich, zur Augsburger Konfession bekannt, sogar zur „ungeänderten“, wie bei Abschluß der Wittenberger Konkordie (1538), auch in der Schweiz anerkannt (1538). Calvin unterschrieb die „erklärte“ Augsburger Konfession 1541 auf dem Religionsgespräch zu Regensburg; 1557 thaten dies Farel und Beza auf dem Colloquium zu Worms. Der zur reform. Kirche übergetretene Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz unterschrieb 1561 die unveränderte Augsburger Konfession, wurde auch, obgleich Reformierter, von den evang. Ständen, dem Kaiser Maximilian II. gegenüber, als Augsburgischer Konfessionsverwandter auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 verteidigt. Als 1614 Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, zur reform. Kirche übertrat, erklärte sich derselbe ausdrücklich für die Augsburger Konfession, und ebenso 1645 die Reformierten in Polen auf dem Religionsgespräch zu Thorn, unter ausdrücklicher Nichtigkeitserklärung eines Unterschieds zwischen einer veränderten und unveränderten Augsburger Konfession. Auf Grund dieser Vorgänge setzte es der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm im Westfälischen Frieden, 1648, allen Gegenmachinationen zum Trost, durch, daß die Reformierten ausdrücklich und offiziell als zu den Augsburgischen Konfessionsverwandten gehörig anerkannt wurden. Dagegen haben die orthodoxen luth. Theologen meist hartnäckig die Wahrheit dieser Verwandtschaft abgestritten, besonders wegen der Differenzen zwischen den Lutheranern und

Reformierten in Betreff 1) der Abendmahlslehre, 2) der Lehre von der Erbsünde, 3) der Gnadenwirkungen der Sacramente, 4) der communicatio idiomatum, 5) der Prädestination. Von ihnen ist auch im 19. Jahrh. eine erneuerte Fassung der « unveränderten » Augsburger Konfession (*invariata*) als allein gültigen Ausdrucks des luth. Glaubens ausgegangen. Dagegen hat die Halborthodoxie wiederholt versucht, die Augsburger Konfession zu einem Unionsymbol für alle Evangelische zu erheben (so namentlich auf dem Berliner Kirchentage 1863), was aber immer wieder an dem Proteste der strengen Lutheraner scheiterte. Richtig ist, daß die Konfession mehr als irgendeine andere symbolische Schrift zu einem « Bekenntniß » sich eignet. Das spezifisch Theologische tritt hinter dem großen religiösen Grundgebanen der Reformation zurück, wenn sich auch der dogmatische Vorstellungskreis des 16. Jahrh. nirgends verleugnet. Vgl. Weber, « Historie der Augsburger Konfession » (2 Bde., Frankf. 1783); Förstemann, « Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstags zu Augsberg » (Bd. 1, Halle 1833); Blitt, « Einleitung in die Augustana » (2 Bde., Erlangen 1867 u. 1868); Jödl, « Die Augsburger Konfession als symbolische Sehgrundlage der deutschen Reformation » (Frankf. 1870); Schirrmacher, « Briefe und Akten zu der Geschichte des Religionsgesprächs zu Marburg 1529 und des Reichstags zu Augsberg 1530 » (Gotha 1876).

Augurien oder **Auspizien**, s. unter **Augurn**. **Augurieren**, voraussagen, aus Anzeichen schließen oder vermuthen; **augurisch**, vorbezeichnend.

Augurn hießen bei den Römern die Mitglieder eines bis in späte Zeiten hochangesehenen Priesterkollegiums, in welchem die Lehre überliefert wurde, mittels der Augurien oder Auspizien, d. h. der Beobachtung des Flugs und Geschreis der Vögel, womit ihr Name zusammenhängt, des Willens und anderer sog. Vorzeichen, den Willen der Götter, ob diese nämlich einem menschlichen Vorhaben zustimmen oder nicht, und nur insofern das Gelingen oder Mißlingen desselben, also das Zukünftige, zu erforschen.

Die Auspizien zerfielen in solche, welche ausdrücklich in bestimmten Formen und Formeln von den Göttern erbeten wurden, und in solche, durch welche diese ungefragt ihren Willen zu erkennen gaben. Bei letztern war der Einfluß der A. als sachmäßiger Kenner der tiefgreifendste und weittragendste. Namentlich konnten sie die Vertagung jeder Volksversammlung mit ihrer Ankündigung, daß ein ungünstiges Zeichen stattgefunden habe, bewirken. Aber es stand auch bei dem Kollegium der A., in Betreff irgendwelcher offiziellen Handlung durch einen Beschluß zu erklären, daß störende Auspizien vorgekommen seien, daß dieselbe demnach nach den Regeln ihrer Wissenschaft mit einem Fehler, « vitium », behaftet, also rückgängig zu machen sei.

Im einzelnen zerfielen die Auspizien in fünf Klassen: 1) Himmelserscheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entstehens des Blitzstrahls. Zur Linken, für den nach Süden gefehrten Beobachter auf der Seite, wo die Sonne aufgeht, erschienen die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2) Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vögel waren glück- oder unglückverkünndend, entweder ihrer Art nach oder mit Rücksicht auf den Ort und die Umstände

überhaupt, unter denen sie sich flogen oder hörten. Es zerfielen nämlich die Vögel in solche, die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in solche, deren Gesang oder Stimme etwas verkündete. Durch ihr Geschrei gaben ein Anzeichen der Kräfte die Krähe, die Nachttaube und andere; durch ihr Flug z. B. eine Falkenart, der Adler, der Gei. Die Krähe verhielt zur Linken Glück, der Rabe Rechten. 3) Das Fressen oder Nichtfressen der Hühner. Jenes bedeutete Glück, dieses Unglück. R. bediente sich der Hühner vornehmlich im Kriege, daher dem Heere immer ein Pullarius mit ihm. Hühnerkisten folgen mußte. Außer diesen drei gab es noch 4) Auspizien von vierfüßigen Thieren, wozu endlich 5) die aus ungewöhnlichen Vorfällen und Unglück bringenden Ereignissen (dirae) benommenen Anzeichen kamen. Sie konnten bei der Einholung der Auspizien störend dazwischen treten oder aber selbständig auftreten. So mußte z. B. je Volksversammlung sofort aufgelöst werden, wenn jemand von der fallenden Sucht befallen wurde.

In Kriegs- und Friedenszeiten wurde nicht Wichtiges unternommen, ohne daß vorher die Auspizien eingeholt worden waren. Auch im Zeitalter des Cicero, in welchem der Glaube an die alten Götter namentlich in den Kreisen der Beamten sehr geschwunden war, und die Magistraten solche Verrichtungen oblagen, sie vielfach noch als lästige Formlichkeiten betrachteten, waren die Auspizien immer noch wenigstens ein wichtiges Mittel, um polit. Zwecke damit zu erreichen, um das Kollegium der A., das die « Wissenschaft » von den Auspizien unter seinen Mitgliedern zu bewahren hatte, behielt deshalb großes Ansehen.

Auspizien von Staats wegen anstellen, hatte nicht die A., sondern nur die Magistrats das Recht, während jene dabei nur als Sachverständige fungieren konnten. Ihre Mitwirkung bei denselben stand in erster Linie darin, daß sie für die Beobachtung der Zeichen « das Atrium » abzugrenzen hatten, d. h. einen engern Raum, von wo aus, in einem weitem, innerhalb dessen die Götterzeichen beobachtet werden sollten. Der Augur zog dabei mit seinem Stabe (lituus) zunächst zwei Linien (eine von Süd nach Nord, den *cardo*, und eine die treuende von Ost nach West, den *decumanus*). Gedanken über das zu begrenzende Beobachtungsfeld bis zu bestimmten Endpunkten hin und zurück schließlich durch vier Linien, welche durch die Endpunkte gezogen wurden, das ganze Feld rechtwinklig ab. Erst wenn dies geschehen war, konnte der Magistrat, indem er mit bedecktem Haupt gegen Osten oder Süden gefehrt innerhalb des engern Atriums saß, sobald er Norden oder Osten zur Linken hatte, in rechter Weise die Auspizien anstellen. In Rom waren für die meisten Auspizien, welche regelmäßig stattfanden, in bestimmter Weise solche Atria abgegrenzt. Namentlich befand sich ein solcher Beobachtungsort an dem Kapitöl, ferner auf dem Forum und im Marsfeld für Komitien. Die Abhaltung von Senatssitzungen, welche im geschlossenen Raume stattfanden, geschah regelmäßig in Gebäuden, welche für Auspizien eingerichtet waren, und ebenso waren die meisten Göttertempel auf solchen « atriis » errichtet, in denen deshalb dann auch Senatssitzungen gehalten werden konnten. Vgl. Nissen, « Das Atrium » (Berl. 1869); Mommsen, « Das röm. Staatsrecht » (Bd. 1, Lpz. 1871).

August, der achte Monat im alten röm. Jahre, weicht bis zu Julius Kalenderreform mit dem März überein, daher ursprünglich Sextilis genannt, bis dieser Augustus von Augusten mehrerer glücklicher Siege, die ihm in diesem Monat widerfahren waren, denselben seinen eigenen Namen vom Senat belegen ließ. Diese Art der Schmeichelei des Senats begann bereits mit Julius Cäsar, dem zu Ehren der Monat Quintilis Julius genannt wurde. Der Sextilis hatte im alten röm. Kalender nur 29 Tage gehabt, Julius Cäsar ihn aber, wie den Januar und December, um 2 Tage vergrößert, so daß er jetzt 31 Tage zählt. Während der ersten zwei Drittel des A. steht die Sonne im Zeichen des Löwen, während des letzten Drittels in dem der Jungfrau. Im Deutschen wird A. als Erntemonat bezeichnet. Die landwirtschaftlichen Verrichtungen und Gartenarbeiten in demselben sind: Auskult, Pflanzen von Karben und Safran, Einpflanzen, Anbauung, Ernte des Winterweizens, Sommerweizens, Sommerroggens, teilweiser der Gerste, des Hafers, der Hirse, des Fenchels, Leins, Rohrs u. s. w. Dann die Ernte, Nachschnitt, Sommererpfen, Saat in Korn und Getreide, Acker, Petersilie, Wirsing, Kump, Winterkopsalat u. s. w. Ferner: Samenten von Gewürzen und Blumen; Umlagen der Gemüsepflanzen, Versetzen perennirender Einjährige u. s. w. Die Vienen tragen noch ein, so wie die Weiden und das Heidekraut blühen. In Friesland reifen Karawinen und Karpfen.

August der Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, geb. 10. April 1579 zu Dannenberg als fünftes und jüngstes Kind des Herzogs Heinrich von Braunschweig, erhielt eine sorgfältige Erziehung, lebte 1594—99 in Klostern und Ländchen und ließ sich dann nach einigen Reisen in England nieder, wo er 30 Jahre hindurch seinen gelehrten Neigungen lebte. Unter dem Namen Gustavus Selenus schrieb er hier das lange Zeit berühmte Werk „De Schach oder Königspiel“ (Lpz. 1616) und „Cryptonymica et Cryptographica libri IX“ (Paderb. 1634). Nachdem 1634 das mittlere Haus Braunschweig-Wolfenbüttel erloschen war, erhielt A. das Fürstentum Wolfenbüttel, mußte jedoch in der Eile zu Braunschweig residieren, bis Wolfenbüttel 1643 von den Kaiserlichen geräumt wurde. Als Regent erwies er sich große Verdienste um die Wiederherstellung der Ordnung in seinem durch den Dreißigjährigen Krieg sehr heruntergekommenen Lande. Er ließ 1651 eine ausgezeichnete Schulordnung, 1657 eine Kirchenordnung, sorgte für Regulierung des Rechtswesens und der Steuerverhältnisse. Seine in Hildesheim begründete Bibliothek vermehrte er in Wolfenbüttel bis auf 180.000 Bände; auch trieb er seine Studien fort und gab 1640 eine „Geschichte des Herrn Jesu“ und 1644 eine „Gebrauch Kirchenharmonie“. Er starb 17. Sept. 1666. Vgl. Weismann, „Herzog A. der Jüngere“ (Wolfenb. 1853).

August, Kurfürst von Sachsen 1553—86, Sohn Herzog Heinrich des Frommen aus der Ehe mit Katharina von Meissen, wurde 31. Juli 1526 zu Freiberg geboren, wo sein Vater, bis ihm 1539 die Regierung des Albertinischen Stammlandes zuziel, weil hielt. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts, hielt sich dann einige Zeit am Hofe König Ferdinands zu Prag auf, wo er mit dessen Sohn Maximilian, dem nachherigen Kaiser, Freundschaft schloß,

und bezog hierauf die Universität Leipzig. Im J. 1541 empfing er zugleich mit seinem Bruder Moritz (s. d.), nachdem dieser die Regierung der väterlichen Erblande übernommen hatte, die Huldigung. Seitdem lebte er, wenn er nicht seinen Bruder in der Regierung vertreten mußte, meist in Weissenfels. Er vermählte sich 1548 mit Anna (s. d.), der Tochter Christians III. von Dänemark, die sich als strenge Lutheranerin und sparsame Hausfrau allgemeine Achtung erwarb. Nach seines Bruders Tode 1553 zur Regierung und zur Kurwürde berufen, hatte er die polit. Verwicklungen zu lösen, die aus des Bruders Feinden und aus dem Zwiespalt mit den Ernestinischen Bettern hervorgegangen waren, und zugleich die Wunden zu heilen, die der Krieg dem Lande geschlagen. Hatte Moritz sein Erbe mit dem Schwerte vergrößert, so wußte A. durch kluge Benutzung der Ereignisse und durch des Kaisers Gunst seine landesherrlichen Rechte auszuweihen und Gebietserwerbungen zu machen. Doch gerade in diesen Bestrebungen zog er sich Vorwürfe zu, die nicht unberechtigt erschienen. Daß die drei geistlichen Stifter Merseburg, Naumburg und Meißen in entschiedener Abhängigkeit von der landesherrl. Gewalt kamen, war eine Folge der Reformen. Viel weniger zu rechtfertigen aber war der Gebietszuwachs, den er 1567 durch die Achtsvollziehung gegen den von dem meißnerischen Wilhelm von Ormbach (s. d.) verleiteten Herzog Johann Friedrich (s. d.) von Gotha gewann, der zu ewigem Gefängnis verurteilt wurde. Auch läßt es sich kaum verteidigen, daß er, die jubelnd übernommene Vormundschaft über seine Bettern, die Söhne Johann Wilhelms von Weimar, benutzend, zum Nachteile seiner Ränkel durch diplomatische Künste die Hälfte der hennebergischen Erbschaft sich zuignete. Durch seine Hoftheologen für die calvinistische Ansicht in der Abendmahlslehre geneigt gemacht, mußten die Geistlichen nicht nur im eigenen Lande, sondern auch im Gebiete seiner weimar. Bettern diese Ansicht lehren, wenn sie nicht abgesetzt und vertrieben werden wollten, bis A. wieder umlenkte und den heimlichen Calvinismus noch strenger verfolgte als früher das strenge Luthertum. Im J. 1580 brachte A. die Kontordienformel zu Stande, welche die prot. Lehre in starre Formen bandte.

Dagegen ist nicht zu übersehen, daß er als Befehlshaber, als sorgfamer Pfleger jeder Anstalt, als gewissenhafter und sparsamer Ordner des Staatshaushalts sein Land auf eine hohe Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung hob. Von klugen Räten unterstützt, mit seinen Landständen oft sich beratend, legte er einen guten Grund der Staatsverwaltung, der freilich durch die Mißgriffe seiner Nachfolger und durch äußere Stürme wieder erschüttert wurde. In der Finanzwirtschaft wurden die Steuern von den Kammerrenten getrennt und jene der ständischen Verwaltung überlassen. Die Rechtspflege wurde durch eine verbesserte Gerichtsorganisation und durch neue Gesetze gehoben, welche unter dem Namen der Konstitutionen (21. April 1572) ein gleichförmiges, die alten deutschen Rechtsgewohnheiten durch röm. Normen einheitlicher gestaltendes Landrecht einführten. Die glänzendste Seite seiner Regierungstätigkeit aber war seine Sorgfalt für die Belebung von Ackerbau, Gewerbefleiß und Handel. A. bereiste sein Land nach allen Richtungen, ließ 1566 durch Hüb Nagdeburg eine Karte von Sachsen entwerfen, ermunterte zum Anbau wüsten

Landes, zur Obstkultur und zur Theilung großer Gemeindegüter; speziell den Ackerbau beförderte er durch das Beispiel der musterhaften Bewirtschaftung der fürstl. Domänen. Nicht minder sorgte er für bessere Betreibung der Forstwirtschaft und des Bergbaues. Den Gewerbefleiß erhöhte er durch Aufnahme der ihres Glaubens wegen vertriebenen Niederländer, welche die Tuchmanufaktur hoben und die Anfänge der Baumwollmanufaktur nach Sachsen brachten, so daß sich damals 30 000 Tuchmacher und 60 000 Zeug- und Leinweber in Sachsen befanden. Den Handel förderete er durch Begünstigung der leipziger Messen, durch Verbesserung der Hauptstraßen und durch finanzielle Operationen. Während er in den Untern bedeutende Kapitalien niederlegte, um unverschuldet Verarmte durch Darlehen gegen Wucher zu schützen, wurden nicht minder ansehnliche Summen zu großen Bauten in Dresden und andern Städten verwendet, wie er unter anderm den Königstein befestigte und die Schloßer Augustsburg und Annaburg baute. Auch die geistige Bildung des Volks fand Förderung. Die innern Einrichtungen der Schulen wurden geordnet, auf beiden Universitäten neue Lehrstühle errichtet, botan. Gärten angelegt und die Studienpläne bis ins einzelne vorgezeichnet. Die Bibliothek zu Dresden verankt ihm ihre Grundlage, auch die meisten andern Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, namentlich das Grüne Gewölbe, stammen aus seiner Zeit. Seine Lieblingsbeschäftigung war neben dem Drechseln die Alchimie. Die Kurfürstin Anna theilte letztere Neigung; als sie 1. Okt. 1585 gestorben war, vermählte sich A. 3. Jan. 1586 wieder mit Hedwig, der 13jährigen Tochter des Fürsten Joachim von Anhalt. Doch schon 12. Febr. 1586 starb er zu Dresden und wurde im Dome zu Freiberg begraben. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Christian I. Seine junge Witwe vermählte sich wieder mit dem Herzoge Johann von Holstein. Vgl. Falke, «Die Geschichte des Kurfürsten A. von Sachsen in volkswirtschaftlicher Beziehung» (Epx. 1868).

August II. (Friedrich), «der Starke», Kurfürst von Sachsen 1694—1733 und seit 1697 auch König von Polen, der zweite Sohn Johann Georgs III., Kurfürsten von Sachsen, und der dän. Prinzessin Anna Sophia, ward 12. Mai 1670 zu Dresden geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, welche durch Übung in allen ritterlichen Künsten seine außerordentliche Körperstärke entwickelte. Von 1687—89 bereiste er Deutschland, Frankreich, Holland, England, Spanien, Portugal, Italien und Ungarn. Während auf dieser Reise die üppige Pracht, die er an den Höfen von London und Versailles fand, ihn blendete, ward zugleich durch die Huldigungen, die seine persönlichen Vorzüge empfingen, sein Ehrgeiz genährt. Als sein Vater 1691 gestorben war, ging er nach Wien, wo er mit dem röm. König Joseph I. eine Freundschaft schloß, die seine Politik wesentlich beeinflusste. Nachdem er sich 1693 mit Christine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach vermählt hatte, gelangte er durch seines Bruders Johann Georg IV. Tod 27. April 1694 zur Kurwürde und übernahm den Oberbefehl über das österr.-sächs. Heer gegen die Türken in Ungarn, den er aber nach der Schlacht bei Blasch, 27. Aug. 1696, wieder niederlegte. Er lehrte nach Wien zurück, wo er den Plan faßte, um den durch den Tod Johann Sobieskis erledigten poln. Thron sich zu bewerben. Nachdem sein Bevollmächtigter, Feldmarschall Flemming, den franz.

Gesandten in Warschau, Abbé von Polignac, den Prinzen von Conti auf den poln. Thron bringen suchte, beseitigt und von den feilen Grob die Krone für 10 Mill. poln. Gulden erworben hat, entfernte A. das letzte Hindernis seiner Wahl, indem er 2. Juni 1697 zu Baden bei Wien zur kath. Kirche überging; doch gewährleistete er seinen Unterthanen geschmälerten Fortbestand der prot. Kirche Landes. Um die Kaufsumme aufzubringen, verlor A. und versandete er mehrere Teile seines Erblandes ja sogar an Brandenburg die letzten Ueberreste Besitzungen des Stammhauses Wettin. Am 27. Jan. ward A. von dem poln. Reichstage zum Könige gewählt. Da indes eine Partei sich für Prinz曹 erklärte, rühte er mit 10 000 Sachsen in Polen ein und während 15. Sept. seine Krönung in Krakau stattfand, mußte Conti nach Frankreich zurückkehren. Bald folgte jedoch der Kurstaat Sachsen die A. der neuen Krone seines Fürsten. Bei seiner Thronbesteigung hatte A. versprochen, die an Schweden abgetretenen poln. Provinzen wieder mit Polen vereinigen. Dessenungeachtet waren die poln. Sachsen dem Kampfe abgeneigt, und der König mußte ihn nun meist mit sächs. Truppen auf Kosten seines Erblandes führen. (S. Nordischer Krieg.)

A. verband sich mit Dänemark und dem Z. Peter. Doch Karl XII. von Schweden nötigte Dänemark zum Frieden von Travendal (18. Aug. 1700), und die Russen besiegte er bei Narwa. Nach dem Karl (19. Juli 1702) bei Klissow auch die Sachsen völlig besiegt und 1. Mai 1703 die Reste des sächs. Heeres bei Pultusk vollends geschlagen hatte, erklärte durch Schwedens Einfluß der poln. Reichsrat A. 14. Febr. 1704 der poln. Krone verlustig, worauf 12. Juli 1704 Stanislaus Leszcynski, Woiwode von Posen, zum König erwählt wurde. D. Vorbringen Karls XII. nach Sachsen, in Folge des Sieges bei Fraustadt (13. Febr. 1706) über den Feldmarschall Graf Schulenburg, nötigte A. zum Frieden von Altranstädt (s. d.). Am 18. Dez. 1706 besuchte A. im Lager zu Altranstädt den König Karl XII., der ihn demütigend zwang, dem neuen Könige von Polen mit einem Glückwünschungsbriefe die Juwelen und die Archive der poln. Krone übersenden. Unter fremdem Namen wohnte A. 1707 unter dem Prinzen Eugen dem Selbstzuge gegen die Franzosen bei und ließ zu Eugens Heere in den Niederlanden 9000 Sachsen stoßen. Er rüstete einem neuen Zuge nach Polen, als er die Nachricht von Karls XII. Niederlage bei Pultawa erhielt, worauf er in einer Bekanntmachung vom 8. Aug. 1709 sich vom dem Vertrag von Altranstädt lossagte. Mit einem glänzend gerüsteten Heere ging er nach Polen und verband sich aufs neue mit dem Z. Peter. Es begann wieder der Krieg mit Schweden, der nach Karls XII. Niederlage aus der Türkei mit größter Erbitterung entbrannte, bis ihm der Tod des letztern bei Friedrichshall (1718) eine entscheidende Wendung gab. Die nächste Folge war der Waffenstillstand mit Schweden Dez. 1719, der aber erst 1732 in einen Frieden verwandelt wurde. A. wurde darin als König von Polen anerkannt. In Polen hatte sich jedoch gegen die sächs. Truppen ein Konföderation gebildet, an deren Spitze Stanislaus Leszcynski, nachmaliger Palatin von Polhynien stand. Auf allen Punkten wurden die Sachsen durch die Konföderierten angegriffen und mußten sich ergeben. Endlich kam es unter russ. Vermittelung 1717 zwischen A. und der Republik Polen zu dem so-

Wälfamer Verträge, infolge dessen die schiff. Kräfte von bel. Königreich verließen. So sah sich A. genöthigt, den Schweden, die poln. Nation mit Gewalt unterwerfen zu machen, aufzugeben, und suchte nun durch and. Mittel seinen Zweck zu erreichen. In der That gelang es ihm, die Polen durch den Reiz eines glänzenden und ärgsten Hofes zu gewinnen. So schenkte er ihnen infolge dessen schwere Opfer zu bringen, und ließ geriet der Staatshaushalt des ohnedies schon verarmten Landes vollends in Zerrüttung. Bekannte, schöne Frauen, natürliche Kinder und weibliche Schulmacher, welche Lebensstufen zu betreten schienen, verschlangen ungeheure Summen. In der That schmückte A. die Hauptstadt seines Reiches, in welche der Glanz des Hofes zahlreiche Fremde lockte; aber während 1719 bei der Vermählung eines Sohnes in Dresden 4 Mill. vergeudet wurden, war Leuerung im Lande und Hungersnot im Ueberhande. Die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung wenig zu erfreuen und die Kunst meist nur, insofern sie seiner Prachtliebe diente. An den Verbesserungen in der Gesetzgebung und Rechtspflege, die man während seiner Regierung versuchte, hatte er persönlich wenig Anteil. Auf eine Reise nach Warschau zum Reichstage farb er in der poln. Hauptstadt 1. Febr. 1733 und ward in Krakau begraben. Seine Gemahlin, die lutherisch geblieben und getrennt von ihm lebte, war schon 5. Sept. 1727 gestorben. Sie hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich August III. (s. d.), der dem Vater in der Regierung folgte. Die Gräfin von Königsmarck hatte A. den berühmten Moritz Graf von Sachsen, die Gräfinn Cöfel den Grafen Antonski geboren. Bgl. Jaroschowski, „Geschichte der Regierung des Königs A. II.“ (Pos. 1871).

König III. (Friedrich), Kurfürst von Sachsen 1733—63 und König von Polen, Sohn und Nachfolger des vorigen, ward 7. (17.) Okt. 1696 geboren und unter den Augen seiner Mutter und dem Einflusse seiner Großmutter Anna Sophia im prot. Glauben erzogen. Im J. 1711 unternahm er eine Reise nach Deutschland, Frankreich und Italien. Die ihm Marie, die auf den Abtritt des Albertinischen Hauses große Hoffnungen baute, bot alles auf, den Prinzen zum Glaubenswechsel zu veranlassen, der denn auch 27. Nov. 1712 sein Glaubensbekenntnis in die Hände des Cardinals Eufani zu Bologna heimlich ablegte, was aber erst 1717 in Sachsen öffentlich bekannt gemacht wurde. Die Krone auf die poln. Krone und auf eine Verbindung mit der öherr. Prinzessin Maria Josephe, welche 1719 Rattland, mögen zu dem Entschlusse des Prinzen beigetragen haben. Als Kurprinz lebte er gewöhnlich auf dem Schlosse zu Hubertusburg, wo er leidenschaftlich der Jagd oblag. Nachdem er 1733 dem Vater in den Erblanden gefolgt, wurde a 5. Okt. desselben Jahres, obgleich Ludwig XV. von Frankreich Stanislaus Leszcynski wieder auf den poln. Thron zu bringen suchte, von einem Leide des poln. Adels als König gewählt, jedoch erst 1736 auf dem Warschauer Friedenstongresse allgemein als König anerkannt. Ohne seines Vaters Geistesgaben, hatte er dessen Prachtliebe geerbt und folgte in Veranstaltung glänzender Feste und einer kostspieligen Hofhaltung ganz dessen Beispiele. Auf Gemälde und auf Unterhaltung seiner Kapelle verwendete er bedeutende Summen, und seinem Kunstsinn verbandt Dresden treffliche Erwerbungen. Die Regierung überließ er seinem

ersten Rintter und Gänßlinge, dem Grafen von Brühl (f. d.). A. lebte lieber in Dresden als in Warschau, und so blieb Polen fast ohne Regierung. Nach dem Tode Kaiser Karls VI. (1740) übernahm A. das Reichsvikariat. Er verband sich im folgenden Jahre mit Frankreich, Spanien und Bayern gegen Maria Theresia, und vereinigte im Febr. 1742 in Böhren seine Truppen mit den preuß. Streitkräften. Doch durch Friedrichs II. Kriegsglück beunruhigt, schloß er schon 20. Dec. 1742 ein Bündniß mit Maria Theresia und verpflichtete sich in einem geheimen Traktate zu Leipzig (18. Mai 1745), für die Hülfsgelder, welche England und Holland zu zahlen versprochen, 80000 Mann Hülfs-truppen zu stellen. Diese Truppen rückten in der That auch in Schlesien ein, vereinigten sich mit dem österr. Heere, erlitten aber bei Hohenfriedberg 4. Juni 1745 eine gänzliche Niederlage. Sofort griff Friedrich II. Sachsen selbst an. Der Fürst Leopold von Dessau schlug bei Kesselsdorf unter den Mauern von Dresden das sächs. Heer aber-mals 15. Dec. 1745. Die Preußen nahmen Sach-sen in Beschlagn, aber durch den Frieden zu Dres-den 25. Dec. 1745 erhielt A. sein Land zurück. Doch schon 1756 sah er sich infolge seiner geheimen Verbindung mit Oesterreich auch neue in den Krieg mit Preußen verwickelt. Da A.'s Neutralitätsvor-schläge von Friedrich II. abgelehnt wurden, verließ er Dresden 10. Sept. und begab sich ins Lager bei Pirna, wo 17000 Mann sächs. Truppen versam-melt waren. Friedrich II. aber schloß diese hier ein, so daß sie sich 16. Okt. als Gefangene ergeben mus-ten. A. selbst flüchtete auf den Königstein und spä-ter nach Polen. Erst nach dem Hubertusburger Frieden kehrte er nach Dresden zurück, wo er 5. Okt. 1763 starb. Sein Sohn Friedrich Christian folgte ihm als Kurfürst von Sachsen und Stanislaus Poniatowski (f. d.) als König von Polen. Friedrich Christian starb schon 17. Dec. 1763; unter Vor-mundtschaft des Prinzen Xaver folgte sein unmün-diger Sohn Friedrich August I. (f. d.).

August (Emil Leop.), Herzog zu Sachsen-Gotha und Alenburg, Sohn Herzog Ernst II. und der Prinzessin Charlotte Amalie von Sachsen-Meiningen, geb. 28. Nov. 1772, studierte seit 1788 nebst seinem jüngern Bruder Friedrich in Gief. Nach dem Ableben seines Vaters trat er 20. April 1804 die Regierung an. Sein Land nahm unter seiner Regierung eine geistliche Entwicklung. Namentlich interessierte sich A. für die Vernehrung der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen; unter andern wurde von ihm das Chinesische Kabinett zu Gotha begründet. A. starb 17. Mai 1822 und wurde neben seinem Vater auf einer Insel in dem von diesem angelegten Park zu Gotha begraben. Von seinen schriftstellerischen Erzeugnissen ist nur »Kyllenien oder Auch ich war in Arabien« (1806), eine Reihe mit Liebern vermischter Pöbeln, im Druck erschienen; andere sind Manuscript geblieben. Vgl. Eichstädt, »Memoria Augusti ducis Saxoniae principis Gothanorum« (2. Aufl., Gotha 1823). Ihm folgte sein Bruder, Friedrich IV., mit welchem 11. Febr. 1825 die Linie Sachsen-Gotha erlosch.

August (Paul Friedr.), Großherzog von Oldenburg, der älteste Sohn des Herzogs Peter Friedrich Ludwig und der Prinzessin Elisabeth von Württemberg, wurde 18. Juli 1788 auf dem Schlosse Rastade geboren. Nach der Besetzung Oldenburgs durch die Franzosen begab er sich 1811 mit seinem

Kunst, in Handel und Gewerbe begründet. Neben Nürnberg war A. Hauptstapelplatz für den Handel des nördl. Europa mit dem Süden, bis mit Ende des 15. Jahrh. die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen dem Welthandel eine neue Richtung gaben. Ausgebreitete Geschäfte trieben die Fugger (s. d.) und Welfer (s. d.), die ihre Schiffe nach allen damals bekannten Meeren sendeten. Zugleich war A. der Mittelpunkt der deutschen Kunst, welche durch die beiden Holbein, Burgkmair, Altorfer, Amberger, Schäufelin, Hagenaue, Dieneder u. a. vertreten wurde. Seit dem Schmalkaldischen Kriege, wo die patrizischen Geschlechter mit Unterstützung Karls V. wieder die Oberhand gewannen, sank A. von seiner Höhe und seinem Wohlstande herab. Viele Reichstage wurden hier gehalten, 1590 der, auf welchem 25. Juni die Augsburgerische Konfession übergeben wurde; 26. Sept. 1555 ward der nach der Stadt benannte Religionsfriede (s. d.) geschlossen. Der Dreißigjährige Krieg brachte neue Drangsale über die Stadt. Das Restitutionsedikt wurde 1629 zuerst in A. vollzogen; 1632 hielt Gustav Adolf, 1635 das kaiserl. Heer nach einjähriger Belagerung seinen Einzug. Während A. 1612 noch gegen 45 000 E. zählte, war diese Zahl 1635 auf 16 422 herabgesunken. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde 1703 die Stadt vom bayr.-franz. Heere abermals beschossen und nach der Einnahme hart gebrandschatzt. Durch den Preßburger Frieden 1805 verlor sie ihre Reichsfreiheit, worauf sie 4. März 1806 von Bayern in Besitz genommen ward. Die Geschichte A.s haben geschrieben: Welfer (Vened. 1594), von Stetten der Ältere (2 Bde., Augsb. 1743—58), Gullmann (6 Bde., Augsb. 1818—20), Wagenfeld (4 Bde., Augsb. 1819—22), von Seida (2 Bde., Augsb. 1826), Jäger (Darmst. 1837) und Schöndgen (Münch. 1863). Vgl. auch von Stetten der Jüngere: «Geschichte der adeligen Geschlechter in A.» (Augsb. 1763); derselbe, «Kunst-, Gewerbe- und Handwerks-Geschichte A.s» (2 Bde., Augsb. 1779—88); «Chroniken der deutschen Städte» (Bd. 4 u. 5, Lpz. 1865—67); «Urkundenbuch der Stadt A.» (2 Bde., Augsb. 1874—78); Berner, «Verfassungsgeschichte der Stadt A.» (Bräsl. 1879); Roth, «Augsburger Reformationsgeschichte» (Münch. 1881).

Das sonst ebenfalls reichsunmittelbare Bistum Augsburg soll schon im 6. Jahrh. gestiftet worden sein. Der Bischof residirte seit dem 15. Jahrh. in Dillingen. Sein Bistum umfaßte 220 qkm, wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 säkularisiert, und der bischöfl. Länderbesitz gelangte ebenfalls an Bayern. Vgl. Braun, «Geschichte der Bischöfe von A.» (4 Bde., Augsb. 1829); Steichele, «Beiträge zur Geschichte des Bistums A.» (Augsb. 1850 fg.); derselbe, «Das Bistum A. historisch und statistisch beschrieben» (Augsb. 1861 fg.).

Augsburger Interim, s. unter Interim.

Augsburger Religionsfriede, s. unter Religionsfriede.

Augsburgerische Konfession, Confessio Augustana, die wichtigste Bekenntnisschrift der luth. Kirche. Nachdem Kaiser Karl V., als Schutzherr und Schirmherr der Kirche, zur gütlichen Beilegung der seit 1517 in Deutschland entstandenen Kirchenspaltung auf den 8. April 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschieden und verordnet hatte, daß beide Parteien, Katholiken und Protestanten, ihre Meinung über die eingetretene Spaltung in deutscher und lat. Sprache schriftlich vorlegen soll-

ten, forderte der Kurfürst Johann von Sachsen leipziger Theologen Luther, Jonas, Bugenhagen und Melanchthon 14. März auf, ihm zum 20. März in Torgau ein Verzeichnis der wichtigsten Punkte vorzulegen, beides, im Glauben u. in äußern Kirchengebräuchen. Dem ersten Teil d. den Glauben wurden die sog. 15 Marburger u. 17 Schwabacher Artikel zu Grunde gelegt. Dem Religionsgespräch zu Marburg (1. bis 3. L. 1529) zwischen Zwingli und Olampabrus auf einen, Luther und Melanchthon auf der and. Seite war in 15 Artikeln zusammengefaßt, in welchen Lehren Reformierte und Lutheraner miteinander übereinstimmten und worin sie betrefsende Abendmahl's voneinander abwichen. Diese hat Luther für den Konvent zu Schwabach (16. L. 1529) umgearbeitet zu den 17 Schwabacher Artikeln. Während nämlich dort das Gemeinliche hervorgehoben wurde, lehrte Luther hier in all streitigen Punkten seine eigentümliche Lehraussage hervor, in der Absicht, dadurch das Bündnis luth. Fürsten mit den oberdeutschen Städten hinterreiben. Das Schriftstück bildet die Grundlage für den ersten Teil der Konfession. Für d. zweiten, die Gebräuche betreffenden Teil macht die genannten Theologen einen gemeinsam festgestellten neuen Entwurf, Torgauer Artikel genannt, weil er zu Torgau dem Kurfürsten überreicht ward. Auf Grund dieser Vorarbeiten wurde Melanchthon mit Ausarbeitung der verlangten Schrift beauftragt. Er begann damit schon auf der Reise und fuhr mit Verbesserungen und Umarbeitungen zu Augsburg fort, zumal das längere Ausbleiben des Kaisers (bis 20. Juni) ihm Zeit und Joh. C. durch seine Veröffentlichung von 404 Punkten an den Schriften derer, «welche den Frieden der Kirchen stören», ihm Veranlassung dazu gab. Dazu kam, daß die Schrift, welche ursprünglich nur im Namen und Auftrage des Kurfürsten verfaßt war, ein Wunsch der übrigen Stände als gemeinsames Bekenntnis überreicht werden sollte. Seitdem war sie nicht mehr «Apologie», «Sächsischer Voranschlag», «Sächsischer Unterricht» oder «Sächsischer Rathschlag», sondern allgemein «Konfession» genannt. Jetzt teiligten sich an der letzten Feststellung des Texts auch die andern evang. Stände, wie z. B. der hess. meißn. Eingang und Schluß vom Rangler Bräuer rührt. Dann wurde der Text an Luther, der wegen der Reichssacht in Koburg zurückgeblieben war, geschickt. Der Text wurde zugleich deutsch und lateinisch ausgearbeitet; an dem lateinischen Besseren Melanchthon ununterbrochen bis zum Tage d. Übergabe an den Kaiser. Den damaligen Verhandlungen wie dem ausdrücklichen Verlangen des Kaisers gemäß ist die Konfession nicht das Symbol einer bereits getrennten Kirchengemeinschaft oder theol. Ausdruck der bereits zur vollenden Thatfache gewordenen Trennung, sondern ein Friedensvorschlag an die Gegner, die evangelische dargebotene Grundlage freundlicher Verständigung. Daher wird das Gemeinsame mit den Gegnern hervorgehoben, die Differenz namentlich in der Weise, soweit als möglich zurückgestellt, jedenfalls auf Städte beschränkt, worin man absolut nicht nachgeben konnte, und auch hier mit größter Schonung und Milde ausgesprochen. Der erste Teil der Schrift enthält daher folgende 21 Artikel des Glaubens: 1) von Gott, 2) von der Erbsünde, 3) von Sohne Gottes, 4) von der Rechtfertigung, 5) von

Bredigamt, 6) vom neuen Gehorsam, 7) von der Kirche, 8) was die Kirche sei? 9) von der Taufe, 10) vom Abendmahl, 11) von der Beichte, 12) von der Buße, 13) vom Gebrauche der Sacramente, 14) vom Kirchenregiment, 15) von der Kirchenordnung, 16) von Polizei und weltlichem Regiment, 17) von Christi Wiederkunft zum Gericht, 18) vom freien Willen, 19) von der Ursache der Sünde, 20) vom Glauben und guten Werken, 21) von dem Dienste der heiligen. Während diese Abschnitte (mit Ausnahme der beiden letzten, welche zu den Schwabacher Artikeln neu hinzugekommen waren) mit möglichster Kürze behandelt sind, ist der zweite, mehr zeitliche Teil ausführlicher bearbeitet. Derselbe enthält sieben Artikel, von welchen Zwiespalt ist, da erfüllt werden die Mißbräuche, so geändert werden, nämlich: 22) von beider Gestalt des Sacraments, 23) vom Gehalte der Priester, 24) von der Reife, 25) von der Beichte, 26) vom Unterschiede der Episkope, 27) von Klostergelehrten, 28) von der Bischofs Gewalt.

Dieses Bekenntnis wurde unterschrieben von Johann, Kurfürst zu Sachsen, Georg, Markgraf zu Brandenburg, Ernst, Herzog zu Saxeburg, Philipp, Landgraf zu Hessen, Wolfgang, Fürst zu Anhalt, von den Reichsstädten Nürnberg und Meiningen, wahrscheinlich auch von Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, zu Brandenburg, Herzog zu Saxeburg. Sonntag, 25. Juni 1530, nachmittags 4 Uhr, wurde nach einer einleitenden lat. Rede des sächs. Kanzlers Erbd. das deutsche Exemplar der Konfession vom dem sächs. Kanzler vorgelesen, und zwar mit so deutlicher und lauter Stimme, daß auch die im Hofe stehende Menge es verstand. Entgegen seiner früheren Verordnung erließ der Kaiser den Katholiken, da sie ja treu beim Alten geblieben seien, die Vorlegung eines ähnlichen Bekenntnisses, lies sich von den Evangelischen beide Exemplare der Konfession übergeben und versprach, nach reiflicher Erwägung ihnen seinen Entschluß mitteilen zu wollen. Des kaiserl. Verbots ungeachtet und ohne Vorwissen der evang. Stände erschien noch während des Reichstags die Augsburgische Konfession gedruckt, und noch 1530 folgten sich sieben Ausgaben (sechs deutsche und eine lateinische). Um Fälschungen und Ungenauigkeiten entgegenzutreten, nahm Melanchthon jetzt die Ausgabe selbst in die Hand, und schon im J. 1530 erschien von ihm in Wittenberg die sog. editio princeps in deutscher und lat. Redaction (welche nicht Original und Uebersetzung sind, sondern zwei selbstständige Bearbeitungen). In den folgenden Jahren erschien eine Ausgabe nach der andern, und in jeder brachte Melanchthon Änderungen an; die bedeutendste enthält die lat. Ausgabe von 1540 (consecratio variata), besonders in Art. 4, 5, 6, 18, 30, 21, vor allem aber im Art. 10 vom Abendmahl, wo er im Interesse der Versöhnung eine die Lutherische und Calvinische Ansicht vereinbare Formel aufstellte. Diese erklärte, in etwas gemehrte Konfession ist von Luther stillschweigend gebilligt, von den evang. Theologen und Reichsständen aber als authentische Auslegung der Konfession vom J. 1530, obgleich Joh. Ed. schon auf dem Religionsgespräch zu Worms 1541 auf den Unterschied hinwies, so wiederholten malen, auf dem Colloquium zu Regensburg 1546, zu Worms 1557, auf dem Fürstentage zu Rannburg 1561, ausdrücklich feierlich anerkannt und mit kirchlichem Ansehen beehrt worden. Erst seit dem Religions-

gespräch zu Weimar, 1560, wo der jeholische Flacius die Veränderungen als ebenso viel Verfälschungen der reinen luth. Lehre brandmarkte, begann sich ein Kampf der luth. Orthodorie gegen die veränderte Augsburgische Konfession (Variata) zu entwickeln, der zum Teil unter den maßlosesten Schmähungen gegen Melanchthon bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. fortgeführt wurde. Die wörtliche Feststellung des ursprünglichen Textes ist überhaupt nicht mehr möglich, da beide zu Augsburg übergebene Originale der Augsburgischen Konfession, sowohl das lateinische wie das deutsche, verloren gegangen sind. Das lat. Exemplar behielt der Kaiser anfangs selbst, dann kam es ins kaiserl. Archiv zu Brüssel, wo es 1568 noch vorhanden war. Seitdem fehlt jede sichere Nachricht; man vermutet, daß es durch Alba nach Spanien gebracht ist. Das deutsche Exemplar kam ins Reichsarchiv zu Mainz und ist entweder zum Konzil nach Trient geschickt und darüber verloren gegangen oder schon früher verschwunden. Von den in die Sammlungen der symbolischen Bücher aufgenommenen Texten steht der lateinische der Ur-gestalt verhältnismäßig nahe; hinsichtlich des deutschen gilt der von Littmann (Dressd. 1890) nach den Originalausgaben Melanchthons herausgegebene Text als der vergleichungsweise authentische.

Seit den Zeiten der Konfessionsformel hat sich die luth. Kirche stets zu der »unveränderten« Augsburgischen Konfession gehalten und ist auch, auf Grund dieser Bekenntnisschrift, doch ohne daß die Auslegung der Konfession von 1530 »nach dem Sinne ihres Verfassers«, d. h. nach der Ausgabe von 1540, dadurch ausgeschlossen wurde, durch den zu Augsburg 1555 mit den Augsburgischen Konfessionsverwandten abgeschlossenen Religionsfrieden zur staatsrechtlichen Anerkennung gelangt. Dagegen blieb das Verhältnis der Reformierten zur Augsburgischen Konfession von jeher freitig. Die Reformierten selbst haben sich meist unbedenklich, obgleich nicht ausschließlich, zur Augsburgischen Konfession bekannt, sogar zur »ungeänderten«, wie bei Abschluß der Wittenburger Konfession (1536, auch in der Schweiz anerkannt 1538). Calvin unterschrieb die »erklärte« Augsburgische Konfession 1541 auf dem Religionsgespräch zu Regensburg; 1557 thaten dies Farel und Beza auf dem Colloquium zu Worms. Der zur reform. Kirche übergetretene Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz unterschrieb 1561 die unveränderte Augsburgische Konfession, wurde auch, obgleich Reformierter, von den evang. Ständen, dem Kaiser Maximilian II. gegenüber, als Augsburgischer Konfessionsverwandter auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 verteidigt. Als 1614 Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, zur reform. Kirche übertrat, erklärte sich derselbe ausdrücklich für die Augsburgische Konfession, und ebenso 1645 die Reformierten in Polen auf dem Religionsgespräch zu Thorn, unter ausdrücklicher Richtigkeitsklärung eines Unterschieds zwischen einer veränderten und unveränderten Augsburgischen Konfession. Auf Grund dieser Vorgänge setzte es der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm im Westfälischen Frieden, 1648, allen Gegenmachinationen zum Trost, durch, daß die Reformierten ausdrücklich und offiziell als zu den Augsburgischen Konfessionsverwandten gehörig anerkannt wurden. Dagegen haben die orthodoxen luth. Theologen meist hartnäckig die Wahrheit dieser Verwandtschaft abgestritten, besonders wegen der Differenzen zwischen den Lutheranern und

Reformierten in Betreff 1) der Abendmahlslehre, 2) der Lehre von der Erbsünde, 3) der Gnadenwirkungen der Sacramente, 4) der *communicatio idiomatum*, 5) der Prädestination. Von ihnen ist auch im 19. Jahrh. eine erneuerte Betonung der « unveränderten » Augsburger Konfession (*invariata*) als allein gültigen Ausdrucks des luth. Glaubens ausgegangen. Dagegen hat die Halborthodoxie wiederholt versucht, die Augsburger Konfession zu einem Unionsymbol für alle Evangelische zu erheben (so namentlich auf dem Berliner Kirchentage 1853), was aber immer wieder an dem Proteste der strengen Lutheraner scheiterte. Wichtig ist, daß die Konfession mehr als irgendeine andere symbolische Schrift zu einem « Bekenntnisse » sich eignet. Das spezifisch Theologische tritt hinter dem großen religiösen Grundgedanken der Reformation zurück, wenn sich auch der dogmatische Vorstellungskreis des 16. Jahrh. nirgends verleugnet. Vgl. Weber, « Historie der Augsburger Konfession » (2 Bde., Frankf. 1783); Förstemann, « Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstags zu Augsburg » (Bd. 1, Halle 1833); Plitt, « Einleitung in die Augustana » (2 Bde., Erlangen 1867 u. 1868); Zöller, « Die Augsburger Konfession als symbolische Lehrgrundlage der deutschen Reformation » (Frankf. 1870); Schirrmacher, « Briefe und Akten zu der Geschichte des Religionsgesprächs zu Marburg 1529 und des Reichstags zu Augsburg 1530 » (Gotha 1876).

Augurien oder **Auspizien**, s. unter **Augurn**.

Augurieren, weißagen, aus Anzeichen schließen oder vermuten; *augurios*, vorbedeutend.

Augurn hießen bei den Römern die Mitglieder eines bis in späte Zeiten hochangesehenen Priesterkollegiums, in welchem die Lehre überliefert wurde, mittels der Augurien oder Auspizien, d. h. der Beobachtung des Flugs und Geschreis der Vögel, womit ihr Name zusammenhängt, des Willens und anderer sog. Vorzeichen, den Willen der Götter, ob diese nämlich einem menschlichen Vorhaben zustimmten oder nicht, und nur insofern das Gelingen oder Mißlingen desselben, also das Zukünftige, zu erforschen.

Die Auspizien zerfielen in solche, welche ausdrücklich in bestimmten Formen und Formeln von den Göttern erbeten wurden, und in solche, durch welche diese ungefragt ihren Willen zu erkennen gaben. Bei letztern war der Einfluß der A. als sachmäßiger Kenner der tiefgreifendste und weittragendste. Namentlich konnten sie die Vertagung jeder Volksversammlung mit ihrer Ankündigung, daß ein ungünstiges Zeichen stattgefunden habe, bewirken. Aber es stand auch bei dem Kollegium der A., in Betreff irgendwelcher offiziellen Handlung durch einen Beschluß zu erklären, daß störende Auspizien vorgekommen seien, daß dieselbe demnach nach den Regeln ihrer Wissenschaft mit einem Fehler, « vitium », behaftet, also rückgängig zu machen sei.

Im einzelnen zerfielen die Auspizien in fünf Klassen: 1) Himmelserscheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entstehens des Blitzstrahls. Zur Linken, für den nach Süden gekehrten Beobachter auf der Seite, wo die Sonne aufgeht, erschienen die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2) Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vögel waren glück- oder unglückverleugend, entweder ihrer Art nach oder mit Rücksicht auf den Ort und die Umstände

überhaupt, unter denen sie sich zeigten oder liefen. Es zerfielen nämlich die Vögel in 1) die durch ihren Flug etwas anzeigenden, und in 2) deren Gesang oder Stimme etwas verkündend. Ihr Geschrei gaben ein Anzeichen der 1) die Krähe, die Nachttaube und andere; durch 2) Flug z. B. eine Falkenart, der Adler, der Eule. Die Krähe verließ zur Linken Glück, der Falken Rechten. 3) Das Fressen oder Nichtfressen der Nahrung. Fressen bedeutete Glück, dieses Unglück. 4) bediente sich der Vögel vornehmlich im Krieg, daher dem Heere immer ein Pullarius mit seinen Führern folgen mußte. Außer diesen gab es noch 4) Auspizien von vierfüßigen Thieren endlich 5) die aus ungewöhnlichen Vorfällen und Unglück bringenden Ereignissen (*dirae*) benommenen Anzeichen kamen. Sie konnten bei Einholung der Auspizien störend dazwischen treten oder aber selbständig auftreten. So mußte z. B. Volksversammlung sofort aufgelöst werden, wenn jemand von der fallenden Sucht befallen wurde.

In Kriegs- und Friedenszeiten wurde ein Wichtiges unternommen, ohne daß vorher Auspizien eingeholt worden waren. Auch im Alter des Cicero, in welchem der Glaube an alten Götter namentlich in den Kreisen der Reichen sehr geschwunden war, und die Magistraten solche Verrichtungen oblagen, sie vielfach noch als lästige Förmlichkeiten betrachteten, war die Auspizien immer noch wenigstens ein wichtiges Mittel, um polit. Zwecke damit zu erreichen, und das Kollegium der A., das die « Wissenschaft » den Auspizien unter seinen Mitgliedern zu bewahren hatte, behielt deshalb großes Ansehen.

Auspizien von Staats wegen anzustellen, that nicht die A., sondern nur die Magistrate das. Während jene dabei nur als Sachverständige hingenommen konnten. Ihre Mitwirkung bei denselben stand in erster Linie darin, daß sie für die Beobachtung der Zeichen « das Templum » abgrenzen hatten, d. h. einen engern Raum, von wo aus, und einen weitem, innerhalb dessen die Götter beobachtet werden sollten. Der Augur zog da mit seinem Stabe (*lituus*) zunächst zwei Linien (eine von Süd nach Nord, den *cardo*, und eine kreuzende von Ost nach West, den *decumanus*) Gedanken über das zu begrenzende Beobachtungsfeld bis zu bestimmten Endpunkten hin und grenzte schließlich durch vier Linien, welche durch die Endpunkte gezogen wurden, das ganze Feld rechteckig ab. Erst wenn dies geschehen war, konnte der Magistrat, indem er mit bedecktem Haupt gegen Osten oder Süden gekehrt innerhalb des engern Templums saß, sobald er Norden oder Osten zur Linken hatte, in rechter Weise die Auspizien anstellen. In Rom waren für die meisten Auspizien, welche regelmäßig stattfanden, in bestimmter Weise solche Tempel abgegrenzt. Namentlich befand sich ein solcher Beobachtungsort auf dem Kapitol, ferner auf dem Forum und im Marsfeld für Komitien. Die Abhaltung von Senatsversammlungen, welche im geschlossenen Raume stattfanden, geschah regelmäßig in Gebäuden, welche für Auspizien eingerichtet waren, und ebenso waren die meisten Göttertempel auf solchen « templis » errichtet, in denen deshalb dann auch Senatsversammlungen gehalten werden konnten. Vgl. Rissen, « Das röm. Staatsrecht » (Berl. 1869); Mommsen, « Das röm. Staatsrecht » (Bd. 1, Lpz. 1871).

August, der achte Monat im alten röm. Jahre, welcher bis zu Julius Kalenderreform mit dem *Augustus* endete, daher ursprünglich *Sexstilis* genannt, bis August Augustus zum Kaiser und mehrerer glücklicher Siege, die ihm in diesem Monat widerfahren waren, denselben seinen eigenen Namen vom *Sexstis* ablegen ließ. Diese Art der Schmeichelei des Senats begann bereits mit Julius Cäsar, dem zu Ehren der *Roma* *Quintilis* Julius genannt wurde. In *Sexstilis* hatte im alten röm. Kalender nur 29 Tage geholt, Julius Cäsar ihn aber, wie den *Januar* und *Dezember*, um 2 Tage vergrößert, sodass der *August* gewöhnlich 31 Tage zählt. Während der ersten zwei Drittel des *August* steht die Sonne im Zeichen des Löwen, während des letzten Drittels in dem der Jungfrau. Im Deutschen wird *August* als Erntemonat bezeichnet. Die landwirtschaftlichen Verrichtungen und Gartenarbeiten in demselben sind: Ausheben, Pflanzen von Karben und Safran, Schnittarbeiten, Anbauung, Ernte des Winterweizens, Sommerweizens, Sommerroggens, teilweise auch der Gerste, des Hafers, der Hirse, des Traubenschnitts, des Rohrs u. s. w. Dann die Ernte des Kornes, Sommererbsen, Saat im Garten von Spinat, Korb- und Petersilie, Wirsing, Kumpel, Winteropfsalat u. s. w. Ferner: Sommerernte von Gemüse und Blumen; Umliegen der Gemüsepflanzen, Bepflanzen perennierender Staudenpflanzen u. s. w. Die Vienen tragen noch ein, wo in *Dezember* und das Heidekraut blühen.

In *August* finden Karawassen und Karpfen. **August der Jüngere**, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, geb. 10. April 1579 zu Dannenberg als sechstes und jüngstes Kind des Herzogs Heinrich von Braunschweig, erhielt eine sorgfältige Erziehung, schickte 1594—99 in Kost und Labinen und ließ sich dann nach einigen Reisen in *Schweden* nieder, wo er 30 Jahre hindurch seinen gelehrten Reizen lebte. Unter dem Namen *Cassianus Selami* schrieb er hier das lange Zeit berühmte *Welt- und Schach- oder Königs-Spiel* (Lpz. 1616) und *Cryptomanticae et Cryptographiae libri IX* (Erlang. 1634). Nachdem 1634 das mittlere Haus Braunschweig-Wolfenbüttel erloschen war, erhielt *August* das Fürstentum Wolfenbüttel, musste jedoch in der Zeit zu Braunschweig residieren, bis Wolfenbüttel 1645 von den Kaiserlichen geräumt wurde. Als Regent erwarb er sich große Verdienste um die Wiederherstellung der Ordnung in seinem durch den Dreißigjährigen Krieg sehr heruntergelassenen Lande. Er erließ 1651 eine ausgezeichnete Schulordnung, 1657 eine Kirchenordnung, sorgte für Regulierung des Rechtswesens und der Steuerverhältnisse. Seine in *Schweden* begründete Bibliothek vermehrte er in Wolfenbüttel bis auf 180 000 Bände; auch ließ er seine Studien fort und gab 1640 eine *„Geschichte des Herrn Jesu“* und 1644 eine *„Gebrauch Kirchenharmonie“*. Er starb 17. Sept. 1666. Vgl. *Beckmann*, *„Herzog August der Jüngere“* (Wolfenb. 1863).

August, Kurfürst von Sachsen 1568—86, Sohn Herzog Heinrich des Frommen aus der Ehe mit Katharina von Meissen, wurde 31. Juli 1526 in *Freiberg* geboren, wo sein Vater, bis ihm 1589 die Regierung des Albertinischen Stammlandes zufiel, Hof hielt. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts, blieb sich dann einige Zeit am Hofe König Ferdinands in *Wien* auf, wo er mit dessen Sohn Maximilian, dem nachherigen Kaiser, Freundschaft schloß,

und bezog hierauf die Universität *Leipzig*. Im J. 1541 empfing er zugleich mit seinem Bruder Moritz (s. d.), nachdem dieser die Regierung der väterlichen Erblande übernommen hatte, die Fuldigung. Seitdem lebte er, wenn er nicht seinen Bruder in der Regierung vertreten mußte, meist in *Weissenfels*. Er vermählte sich 1548 mit *Anna* (s. d.), der Tochter *Christians III.* von *Dänemark*, die sich als strenge Lutheranerin und sparsame Hausfrau allgemeine Achtung erwarb. Nach seines Bruders Tode 1568 zur Regierung und zur Kurwürde berufen, hatte er die polit. Verwickelungen zu lösen, die aus des Bruders Fehlen und aus dem Zwiespalt mit den Ernestinischen Bettern hervorgegangen waren, und zugleich die Künste zu heilen, die der Krieg dem Lande geschlagen. Hatte Moritz sein Erbe mit dem Schwerte vergrößert, so wußte *August* durch kluge Benützung der Ereignisse und durch des Kaisers Gunst seine landesherrlichen Rechte auszuweiten und Gebietsverwundungen zu machen. Doch gerade in diesen Bestrebungen lag er sich Vorwürfe zu, die nicht unberechtigt erscheinen. Daß die drei geistlichen Stifter *Merseburg*, *Raumburg* und *Reichen* in entschiedener Abhängigkeit von der landesherrl. Gewalt kamen, war eine Folge der Reformation. Viel weniger zu rechtfertigen aber war der Gebietszuwachs, den er 1567 durch die Nichtvollziehung gegen den von dem meuterischen *Wilhelm* von *Grumbach* (s. d.) verleiteten Herzog *Johann Friedrich* (s. d.) von *Gotha* gewann, der zu ewigem Gefängnis verurteilt wurde. Auch läßt es sich kaum verteidigen, daß er, die jubringlich übernommene Vormundschaft über seine Bettern, die Söhne *Johann Wilhelm* von *Weimar*, benutzend, zum Nachteil seiner Ränkel durch diplomatische Künste die Hälfte der hennebergischen Erbschaft sich zueignete. Durch seine Hoftheologen für die calvinistische Ansicht in der Abendmahlslehre geneigt gemacht, mußten die Geistlichen nicht nur im eigenen Lande, sondern auch im Gebiete seiner weimar. Bettern diese Ansicht lehren, wenn sie nicht abgesetzt und vertrieben werden wollten, bis *August* umlenkte und den heimlichen Calvinismus noch strenger verfolgte als früher das strenge Luthertum. Im J. 1580 brachte *August* die Konfessionsformel zu Stande, welche die prot. Lehre in starre Formen bannte.

Dagegen ist nicht zu übersehen, daß er als Gesetzgeber, als sorgfamer Pfleger jeder Kulturanstalt, als gewissenhafter und sparsamer Ordner des Staatshaushalts sein Land auf eine hohe Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung hob. Von klugen Räten unterstützt, mit seinen Landständen oft sich beratend, legte er einen guten Grund der Staatsverwaltung, der freilich durch die Mißgriffe seiner Nachfolger und durch äußere Stürme wieder erschüttert wurde. In der Finanzwirtschaft wurden die Steuern von den Kammereinkünften geschieden und jene der ständischen Verwaltung überlassen. Die Rechtspflege wurde durch eine verbesserte Gerichtsorganisation und durch neue Gesetze gehoben, welche unter dem Namen der Konstitutionen (21. April 1572) ein gleichförmiges, die alten deutschen Rechtsgewohnheiten durch röm. Normen einheitlicher gestaltendes Landrecht einführten. Die glänzendste Seite seiner Regierungstätigkeit aber war seine Sorgfalt für die Belebung von Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel. *August* bereifte sein Land nach allen Richtungen, ließ 1566 durch *Hilb Nagelburg* eine Karte von *Sachsen* entwerfen, ermunterte zum Anbau wäßen

Landes, zur Obstkultur und zur Teilung großer Gemeindegüter; speziell den Ackerbau beförderte er durch das Beispiel der musterhaften Bewirtschaftung der sächs. Domänen. Nicht minder sorgte er für bessere Betreibung der Forstwirtschaft und des Bergbaues. Den Gewerbefleiß erhöhte er durch Aufnahme der ihres Glaubens wegen vertriebenen Niederländer, welche die Tuchmanufaktur hoben und die Anfänge der Baumwollmanufaktur nach Sachsen brachten, so daß sich damals 30 000 Tuchmacher und 60 000 Zeug- und Leinweber in Sachsen befanden. Den Handel förderte er durch Begünstigung der leipziger Messen, durch Verbesserung der Hauptstraßen und durch finanzielle Operationen. Während er in den Ämtern bedeutende Kapitalien niederlegte, um unverschuldet Verarmte durch Darlehen gegen Wucher zu schützen, wurden nicht minder ansehnliche Summen zu großen Bauten in Dresden und andern Städten verwendet, wie er unter anderm den Königstein befestigte und die Schlösser Augustusburg und Annaburg baute. Auch die geistige Bildung des Volks fand Förderung. Die innern Einrichtungen der Schulen wurden geordnet, auf beiden Universitäten neue Lehrstühle errichtet, botan. Gärten angelegt und die Studienpläne bis ins einzelne vorgezeichnet. Die Bibliothek zu Dresden verbandt ihm ihre Grundlage, auch die meisten andern Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, namentlich das Grüne Gewölbe, stammen aus seiner Zeit. Seine Lieblingsbeschäftigung war neben dem Drechseln die Alchimie. Die Kurfürstin Anna teilte lebtere Neigung; als sie 1. Okt. 1585 gestorben war, vermählte sich A. 3. Jan. 1586 wieder mit Hebwig, der 13jährigen Tochter des Fürsten Joachim von Anhalt. Doch schon 12. Febr. 1586 starb er zu Dresden und wurde im Dome zu Freiberg begraben. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Christian I. Seine junge Witwe vermählte sich wieder mit dem Herzoge Johann von Holstein. Vgl. Falle, »Die Geschichte des Kurfürsten A. von Sachsen in volkswirtschaftlicher Beziehung« (Lpz. 1868).

August II. (Friedrich), »der Starke«, Kurfürst von Sachsen 1694–1733 und seit 1697 auch König von Polen, der zweite Sohn Johann Georgs III., Kurfürsten von Sachsen, und der bän. Prinzessin Anna Sophia, ward 12. Mai 1670 zu Dresden geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, welche durch Übung in allen ritterlichen Künsten seine außerordentliche Körperstärke entwickelte. Von 1687–89 bereiste er Deutschland, Frankreich, Holland, England, Spanien, Portugal, Italien und Ungarn. Während auf dieser Reise die üppige Pracht, die er an den Höfen von London und Versailles fand, ihn blendete, ward zugleich durch die Huldigungen, die seine persönlichen Vorzüge empfingen, sein Ehrgeiz genährt. Als sein Vater 1691 gestorben war, ging er nach Wien, wo er mit dem röm. König Joseph I. eine Freundschaft schloß, die seine Politik wesentlich beeinflusste. Nachdem er sich 1693 mit Christine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach vermählt hatte, gelangte er durch seines Bruders Johann Georg IV. Tod 27. April 1694 zur Kurwürde und übernahm den Oberbefehl über das österr.-sächs. Heer gegen die Türken in Ungarn, den er aber nach der Schlacht bei Blasz, 27. Aug. 1696, wieder niederlegte. Er kehrte nach Wien zurück, wo er den Plan faßte, um den durch den Tod Johann Sobieskis erledigten poln. Thron sich zu bewerben. Nachdem sein Bevollmächtigter, Feldmarschall Flemming, den franz.

Gesandten in Warschau, Abbé von Bollnag, und den Prinzen von Conti auf den poln. Thron bringen suchte, besiegte und von den feilen Götz die Krone für 10 Mill. poln. Gulden erworben hatte, entfernte A. das letzte Hindernis seiner Wahl, indem er 2. Juni 1697 zu Baden bei Wien zur lat. Kirche überging; doch gewährleistete er seinen Unterthanen ungeschmälerten Fortbestand der prot. Kirche im Lande. Um die Rauffumme aufzubringen, verlor A. und versandete er mehrere Teile seines Erblandes ja sogar an Brandenburg die letzten Ueberreste d. Besitzungen des Stammhauses Wettin. Am 27. Ju ward A. von dem poln. Reichstage zum Könige erwählt. Da indes eine Partei sich für Prinz Con erklärte, rückte er mit 10 000 Sachsen in Polen ein und während 15. Sept. seine Krönung in Krak stattfand, mußte Conti nach Frankreich zurückkehren. Bald fühlte jedoch der Kurfürst Sachsen die Last der neuen Krone seines Fürsten. Bei seiner Thronbesteigung hatte A. versprochen, die an Schweden abgetretenen poln. Provinzen wieder mit Polen vereinigen. Dessenungeachtet waren die poln. Erben dem Kampfe abgeneigt, und der König mußte ihn nun meist mit sächs. Truppen auf Kosten sein Erblandes führen. (S. Nordischer Krieg.)

A. verband sich mit Dänemark und dem J. Peter. Doch Karl XII. von Schweden nötigte Dänemark zum Frieden von Travendal (18. Au 1700), und die Russen besiegte er bei Narva. Nachdem Karl (19. Juli 1702) bei Klissow auch die Sachsen völlig besiegt und 1. Mai 1703 die Reste d. sächs. Heeres bei Pultusk vollends geschlagen hatte, erklärte durch Schwedens Einfluß der poln. Reichsrat A. 14. Febr. 1704 der poln. Krone verlustig, worauf 12. Juli 1704 Stanislaus Leszczyński, Herzog von Posen, zum König erwählt wurde. Die Vorbringen Karls XII. nach Sachsen, infolge d. Sieges bei Fraustadt (13. Febr. 1706) über d. Feldmarschall Graf Schulenburg, nötigte A. zu Frieden von Altranstädt (s. d.). Am 18. Dez. 1707 besuchte A. im Lager zu Altranstädt den Kaiser Karl XII., der ihn demütigen zwang, dem neuen Könige von Polen mit einem Glückwünschungsbrief die Juwelen und die Archive der poln. Krone zu übergeben. Unter fremdem Namen wohnte A. 1707 unter dem Prinzen Eugen dem Feldzuge gegen d. Franzosen bei und ließ zu Eugens Heere in d. Niederlanden 9000 Sachsen stoßen. Er rüstete einem neuen Zuge nach Polen, als er die Nachricht von Karls XII. Niederlage bei Pultawa erhielt, worauf er in einer Bekanntmachung vom 8. Au 1709 sich von dem Vertrag von Altranstädt lossagte. Mit einem glänzend gerüsteten Heere ging er nach Polen und verband sich aufs neue mit dem J. Peter. Es begann wieder der Krieg mit Schweden der nach Karls XII. Rückkehr aus der Türkei in größter Erbitterung entbrannte, bis ihm der Tod des letztern bei Friedriehshall (1718) eine entscheidende Wendung gab. Die nächste Folge war d. Waffenstillstand mit Schweden Dez. 1719, der erst 1732 in einen Frieden verwanbelt wurde. Er wurde darin als König von Polen anerkannt. Polen hatte sich jedoch gegen die sächs. Truppen in Konföderation gebildet, an deren Spitze Stanislaus Leszczyński, nachmaliger Palatin von Polhynien stand. Auf allen Punkten wurden die Sachsen von die Konföderierten angegriffen und mußten sich ergeben. Endlich kam es unter russ. Vermittelung 1717 zwischen A. und der Republik Polen zu dem so

Reichthum brachte, infolge dessen die sächs. Truppen nach Ungarn vertrieben. So sah sich A. genöthigt, den Schweden, die poln. Nation mit Gewalt unterwerfen zu machen, aufzugeben, und suchte nun durch einen Mittel seinen Zweck zu erreichen. In der That gelang es ihm, die Polen durch den Reiz eines glänzenden und kühnen Hofes zu gewinnen. Sachsen aber hatte infolge dessen schwere Opfer zu bringen, und sah geriet der Staatshaushalt des ohnedies schon marrenden Landes vollends in Fäulnis. Sittenlos, ohne Frauen, natürliche Kinder und nichtendend bedauernd, welche Lebensinstanzen zu bereiten vermochten, verschlangen ungeheure Summen. Jahr verschönernte A. die Hauptstadt seines Reichthums, in welche der Glanz des Hofes zahlreiche Fremde lockte; aber während 1719 bei der Vermählung seines Sohnes in Dresden 4 Mill. vergebend wurden, war Leinwand im Lande und Hungersnot im Lande. Die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung wenig zu erfreuen und die Kunst meist nur, insofern sie seiner Prachtliebe diente. An den Verbesserungen in der Gesetzgebung und Rechtspflege, die man während seiner Regierung versuchte, hatte er persönlich wenig Anteil. Auf einer Reise nach Warschau zum Reichstage starb er in der poln. Hauptstadt 1. Febr. 1733 und ward in Krakau begraben. Seine Gemahlin, die lutherisch geblieben und getrennt von ihm lebte, war schon 3. Sept. 1727 gestorben. Sie hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich August III. (s. d.), der dem Vater in der Regierung folgte. Die Gräfin von Königsmarck hatte A. den berühmten Moritz Graf von Sassen, die Gräfin Cosel den Grafen Antonovskij geboren. Vgl. Jaroschowski, »Geschichte der Regierung des Königs A. II.« (Pos. 1871).

August III. (Friedrich), Kurfürst von Sachsen 1733–63 und König von Polen, Sohn und Nachfolger des vorigen, ward 7. (17.) Okt. 1696 geboren und unter den Augen seiner Mutter und dem Einflusse seiner Großmutter Anna Sophia im prot. Glauben erzogen. Im J. 1711 unternahm er eine Reise nach Deutschland, Frankreich und Italien. Die ihm. Karriere, die auf den Abtritt des Albertinischen Heeres große Hoffnungen baute, bot alles auf, den Prinzen zum Glaubenswechsel zu veranlassen, der denn auch 27. Nov. 1712 sein Glaubensbekenntnis in die Hände des Kardinals Eusebius zu Bologna heimlich ablegte, was aber erst 1717 in Sachsen öffentlich bekannt gemacht wurde. Die Krone auf die poln. Krone und auf eine Verbindung mit der kaiserl. Prinzessin Maria Josephe, welche 1719 stattfand, mögen zu dem Entschlusse des Prinzen beigetragen haben. Als Kurprinz lebte er gewöhnlich auf dem Schlosse zu Hubertsburg, wo er leidenschaftlich der Jagd oblag. Nachdem er 1733 dem Vater in den Erblande gefolgt, wurde er 5. Okt. desselben Jahres, obgleich Ludwig XIV. von Frankreich Stanislaus Leszcynski wieder auf den poln. Thron zu bringen suchte, von einem Teile des poln. Adels als König gewählt, jedoch erst 1736 auf dem Warschauer Friedenskonferenzen allgemein als König anerkannt. Ohne seines Landes Geistesgaben, hatte er dessen Prachtliebe geerbt und folgte in Veranstaltung glänzender Feste und einer kostspieligen Hofhaltung ganz dessen Weisheit. Auf Gemälde und auf Unterhaltung seiner Kapelle verwendete er bedeutende Summen, und seinem Kunstsinne verbannt Dresden treffliche Erwerbungen. Die Regierung überließ er seinem

ersten Minister und Günstlinge, dem Grafen von Brühl (s. d.). A. lebte lieber in Dresden als in Warschau, und so blieb Polen fast ohne Regierung. Nach dem Tode Kaiser Karls VI. (1740) übernahm A. das Reichsvikariat. Er verband sich im folgenden Jahre mit Frankreich, Spanien und Bayern gegen Maria Theresia, und vereinigte im Febr. 1742 in Mähren seine Truppen mit den preuss. Streitkräften. Doch durch Friedrichs II. Kriegsglück beunruhigt, schloß er schon 20. Dec. 1742 ein Bündnis mit Maria Theresia und verpflichtete sich in einem geheimen Traktate zu Leipzig (18. Mai 1745), für die Hilfsgeelder, welche England und Holland zu zahlen versprochen, 30 000 Mann Hilfskräften zu stellen. Diese Truppen rückten in der That auch in Schlesiens ein, vereinigten sich mit dem kaiserl. Heere, erlitten aber bei Hohenfriedberg 4. Juni 1745 eine gänzliche Niederlage. Sofort griff Friedrich II. Sachsen selbst an. Der Fürst Leopold von Dessau schloß bei Kesselsdorf unter den Mauern von Dresden das sächs. Heer ab. Am 15. Dec. 1745. Die Preußen nahmen Sachsen in Beschlag, aber durch den Frieden zu Dresden 25. Dec. 1745 erhielt A. sein Land zurück. Doch schon 1756 sah er sich infolge seiner geheimen Verbindung mit Österreich aufs neue in den Krieg mit Preußen verwickelt. Da A.s Neutralitätsvorschläge von Friedrich II. abgelehnt wurden, verließ er Dresden 10. Sept. und begab sich ins Lager bei Pirna, wo 17 000 Mann sächs. Truppen versammelt waren. Friedrich II. aber schloß diese hier ein, so daß sie sich 16. Okt. als Gefangene ergeben mußten. A. selbst flüchtete auf den Königstein und später nach Polen. Erst nach dem Hubertusburger Frieden kehrte er nach Dresden zurück, wo er 6. Okt. 1763 starb. Sein Sohn Friedrich Christian folgte ihm als Kurfürst von Sachsen und Stanislaus Poniatowski (s. d.) als König von Polen. Friedrich Christian starb schon 17. Dec. 1768; unter Vormundschaft des Prinzen Laver folgte sein unmündiger Sohn Friedrich August I. (s. d.).

August (Emil Leop.), Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Sohn Herzog Ernsts II. und der Prinzessin Charlotte Amalie von Sachsen-Meiningen, geb. 28. Nov. 1779, studierte seit 1798 nebst seinem jüngeren Bruder Friedrich in Genua. Nach dem Ableben seines Vaters trat er 20. April 1804 die Regierung an. Sein Land nahm unter seiner Regierung eine geistliche Entwicklung. Ramentlich interessierte sich A. für die Vermehrung der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen; unter anderem wurde von ihm das Chinesische Kabinett zu Gotha begründet. A. starb 17. Mai 1829 und wurde neben seinem Vater auf einer Insel in dem von diesem angelegten Park zu Gotha begraben. Von seinen schriftstellerischen Erzeugnissen ist nur »Kyklopädie oder Auch ich war in Arabien« (1806), eine Reihe mit Liebern vermishter Dystellen, im Druck erschienen; andere sind Manuscript geblieben. Vgl. Eichstädt, »Memoria Augusti ducis Saxoniae, principis Gothanorum« (2. Aufl., Gotha 1828). Ihm folgte sein Bruder Friedrich IV., mit welchem 11. Febr. 1825 die Linie Sachsen-Gotha erlosch.

August (Paul Friedr.), Großherzog von Oldenburg, der älteste Sohn des Herzogs Peter Friedrich Ludwig und der Prinzessin Elisabeth von Württemberg, wurde 18. Juli 1788 auf dem Schlosse Ratzeburg geboren. Nach der Besetzung Oldenburgs durch die Franzosen begab er sich 1811 mit seinem

Vater nach Rußland, wo sein jüngerer Bruder, Georg (gest. 1812), mit der Großfürstin Katharina, nachheriger Königin von Württemberg, vermählt, Gouverneur von Nowgorod, Iwer und Jaroslaw war. Gleich diesem nahm er thätigen Anteil an dem Befreiungskriege. Im J. 1816 nach Oldenburg zurückgekehrt, vermählte er sich 1817 mit der Prinzessin Adelheid von Anhalt-Bernburg-Schaumburg (gest. 1820), 1825 zum zweiten mal mit Ida (gest. 1828), der Schwester seiner ersten Gemahlin, und 1831 zum dritten mal mit Lucilie, der jüngsten Tochter des ehemaligen Königs von Schweden, Gustavs IV. Adolf, welche 1844 starb. Aus erster Ehe stammen die Prinzessinnen Amalie (seit 1836 vermählt mit dem König Otto von Griechenland, seit 1867 Witwe, gest. 20. Mai 1875 in Bamberg) und Friederike (seit 1855 mit Maximilian Freiherrn von Washington vermählt); aus der zweiten der Großherzog Nikolaus Friedrich Peter; aus der dritten Ehe der Prinz Anton Günther Friedrich Elmar (geb. 23. Jan. 1844), Offizier in russ. Diensten. Schon als Erbprinz unterzog sich A. seit 1821 mit lebhaftem Eifer den Regierungsgeschäften. Bei seinem Regierungsantritt 21. Mai 1829 nahm er den Großherzogt. Titel an, der den oldenb. Regenten durch den Wiener Kongreß zugestanden, von des Großherzogs Vater aber nicht geführt worden war. Zu gleicher Zeit wurde durch ein Familiengesetz den nachgeborenen Söhnen des Großherzogs der herzogl. Titel gesichert. A. sorgte durch Abschluß von Verträgen für die Verkehrsentwicklung des Landes, begründete (1831) neue Gemeindeordnungen für Stadt und Land und ordnete das Gewerwesen und die kirchlichen Verhältnisse. Infolge der Ereignisse von 1848 kam ein mit dem Landtage vereinbartes Staatsgrundgesetz zu Stande, das er 18. Febr. 1849 vollzog. Er starb 27. Febr. 1853. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn zweiter Ehe, der Großherzog Peter (s. d.).

August (Friedr. Wilh. Heinr.), Prinz von Preußen, General der Infanterie, Generalinspektor und Chef der Artillerie, geb. 19. Sept. 1779 zu Friedrichsfelde, war der jüngste Sohn des 3. Mai 1813 gestorbenen Prinzen August Ferdinand, des Bruders Friedrichs d. Gr., und der Markgräfin Anna Elisabeth Luise von Brandenburg-Schwedt. Er war beim Ausbruch des Kriegs 1806 Chef eines Grenadierbataillons, mit dem er an der Schlacht bei Jena teilnahm und dann nach Prenzlau sich zurückzog. Hier wurde er nach der verzweifeltsten Gegenwehr von den Franzosen gefangen und dann nach Frankreich gebracht. Nach 18monatlicher Gefangenschaft freigegeben, machte er eine Reise durch die Schweiz und Oberitalien und ging dann nach Petersburg. Von dort kehrte er März 1808 nach Königsberg i. Pr. zurück und wurde 8. Aug. zum Generalmajor und Chef der Artillerie ernannt. Nach dem Waffenstillstande von 1813 übernahm er als Generalleutnant das Kommando der 12. Brigade beim 2. (Kleist'schen) Armeekorps. In dieser Stellung focht er in den Schlachten von Dresden, Kulm, Leipzig, Montmirail, Laon und Paris. Mehrmals trug er mit seiner Brigade zur Entscheidung des Sieges bei, so namentlich 16. Okt. 1813 bei Markleeberg und 18. Okt. bei Proßheide. Noch bedeutender ward sein Wirken, als er 1815 das Kommando über das 2. norddeutsche Armeekorps erhielt, welches zur Belagerung der Festungen an der Nordgrenze Frankreichs bestimmt war. In kurzer Zeit

bewirkte er die Übergabe von Maubeuge, Philipville, Landrecy, Longwy, Rocroy, Givet, Monbey, Sedan und Mézières. Nach dem Krieg übernahm er wieder das Kommando der Artillerie welche unter seiner Leitung gänzlich umgekehrt wurde und sich zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit entwickelte. A. starb zu Bromberg 19. J. 1843. Durch die Erbschaften von seinem Vater u. seinem bei Saalfeld 1806 geliebten Bruder Lorenz Ferdinand war er der reichste Grundbesitzer preuß. Staate. Der größte Teil seines Vermögens fiel nach dem Hausgesetze an die Krone zurück, er nicht standesgemäß vermählt war, ein kleiner Teil fiel an die fürstl. Radziwiłł'sche Familie, i. welcher der Prinz durch seine vor ihm verstorbene Schwester verschwägert gewesen war.

August (Friedr. Eberhard), Prinz von Württemberg, preuß. Generaloberst von der Kavallerie u. Kommandirender General des Gardekorps, zwei Sohn des Prinzen Paul von Württemberg (s. 19. Jan. 1785, gest. 16. April 1852) und der Prinzessin Charlotte von Sachsen-Altenburg, wu. 24. Jan. 1813 zu Stuttgart geboren. Er trat 18 in württemb., 1831 in preuß. Dienste, wo er i. Mittmeister im Regiment der Garde-du-Corps i. gestellt wurde. Nachdem er 1838 zum Obersten i. gestiegen, erhielt er 1840 das Kommando des Gar. Kürassierregiments, darauf als General 1844 i. Brigaden, 1854 ein Divisionskommando, 1856 d. Kommando der Gardebavallerie, 1857 als kommandierender General das 3. Armeekorps und wu. 1858 kommandierender General des Gardekorps i. im folgenden Jahre General der Kavallerie. i. Deutschen Kriege von 1866 nahm A. an den i. sechsten von Gernsahora, Soor und Königin teil und trug dann zu der siegreichen Wendung i. Entscheidung der Schlacht von Königgrätz (s. d.) durch seinen Angriff in der rechten Flanke des Fe des und die Erstürmung von Eblum bei. Im Deut. Französischen Kriege war das Gardekorps bis 6. Aug. 1870 der Zweiten deutschen Armee (s. d.) Friedrich Karl von Preußen), dann der Vierten i. Maasarmee (Kronprinz von Sachsen) zugeteilt i. kam zuerst in der Schlacht bei Gravelotte 18. A. zum Gesetzt, wo es besonders bei St.-Privat tul voll, wenn auch mit schweren Verlusten kämpf. Ebenso zeichnete es sich bei Sedan 1. Sept. a. Dann rückte es mit vor Paris, wo es in der i. nierungsarmee einen Teil der Nordostfront beh und namentlich 28., 29. und 30. Okt. und 21. i. bei Le Bourget seinen alten Ruhm bewährte. i. übernahm von Juli bis Sept. 1872 neben sei Stellung als kommandierender General die i. schäfte des Gouverneurs von Berlin und wu. 2. Sept. 1873 zum Generaloberst von der Kavall mit dem Range eines Generalfeldmarschalls nannt, auch gleichzeitig einem Fort von Metz i. Name beigelegt; 13. Juni 1878 wurde er i. den Altentaten auf den Kaiser mit Wahrnehm der Geschäfte als Oberbefehlshaber der Trup in den Marken betraut.

Augusta (Marie Luise Katharina), Deut. Kaiserin und Königin von Preußen, Tochter Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Weim und der Großfürstin Maria Paulowna, wu. 30. Sept. 1811 zu Weimar geboren und er eine ausgezeichnete Erziehung. Am 11. Juni 1 wurde sie mit dem Prinzen Wilhelm von Preuß spätern König von Preußen und Deutschen Ka

Wilhelm I., seinem Sohn **Friedrich Wilhelm III.**, vermählt; ihre ältere Schwester **Marie** war schon seit 1800 die Gemahlin des Prinzen **Karl**, dritten Sohnes des Königs. Durch ihre geistigen Vorträge, durch ihren Kunstsin und ihre Wohlthätigkeit gewann die Prinzessin A. bald eine gefeierte Stellung an sich, wie die Liebe des Volks. Die Erziehung ihrer beiden Kinder, des nachmaligen Kronprinzen **Friedrich Wilhelm** und der Prinzessin **Luise**, später Königin von **Baden**, überwachte die Prinzessin selbst sorgfältigste. Infolge der Ereignisse des J. 1848 nahm der Prinz als Statthalter der Provinz einen längern Aufenthalt zu **Stolberg**; seit dieser Zeit datiert die Vorliebe der Kaiserin für **Stolberg**, woselbst sie in jedem Sommer längere Zeit zu residieren pflegt. Eine ungemein thätige und segensreiche Thätigkeit für Joch und Pflugscharr und der Pflege verwundeter und verwundeter Krieger entwickelte die Kaiserin namentlich seit dem Regierungsantritt ihres Gemahls und seit dem Dänischen Kriege. A. wurde der Mittelpunkt der zahlreichen, aber ganz Deutschland durchdringenden Vereine, welche für die Truppen in Joch und für die Verwundeten sorgten. Sie hat mehrere Märche komponiert, darunter den als **Kronenmarsch Nr. 102** im Druck erschienenen.

Augusta ist der Name zahlreicher von röm. Kaisern oder Kaiserinnen angelegter, neubevölkert oder nach ihnen benannter Städte und Kolonien. Die bedeutendsten waren: A. **Ausciorum**, Stadt der **Ascii** in **Aquitania**, Hauptstadt der Provinz **Aquempulana**, jetzt **Auch** im franz. Depart. **Sav.**; A. **Bracara**, Stadt der **Callaici** in **Gallaecia**, jetzt **Braga** in der portug. Provinz **Entre-Minho-e-Douro**; A. **Emerita**, Stadt in **Hispanien**, jetzt **Merida** in der span. Provinz **Badajoz**; A. **Suessionum**, Stadt der **Eboraci** in **Gallia Belgica**, jetzt **Soissons**; A. **Taurinorum**, Stadt der **Taurini** im **cisalpinischen Gallien**, jetzt **Turin**; A. **Trevirorum**, Stadt der **Treviri** in **Gallia Belgica**, jetzt **Trier**; A. **Triobantum** (häufiger **Londinium**), Stadt in **Britannien**, jetzt **London**; A. **Veromandorum**, Stadt der **Veromandui** in **Gallia Belgica**, jetzt **St.-Quentin**; A. **Vindelicorum**, Stadt der **Vindeli** in **Bavolien**, jetzt **Augusta**.

Augusta, Hauptstadt des nordamerik. Staates **Maine** und des County **Kennebec**, zu beiden Seiten des **Kennebec** und 67 km vom Ocean gelegen, wurde 1771 gegründet und 1797 zur Stadt erhoben. Der Ort ist regelmäßig gebaut, an beiden Ufern des Flusses, den eine 150 m lange, schöne Brücke überbrückt, aufsteigend und hat ein schönes, von einem Park umgebenes Stadthaus, ein großes Irrenhaus, ein Arsenal der Union, acht Kirchen, zwei höhere Bildungsinstitutionen, drei Banken und zwei Eisenbahnen. Er zählt (1880) 8666 E., welche einige Manufakturen unterhalten. Nahe der Stadt ist der **Kennebec** durch einen mit Schleißen versehenen Damm zur Gewinnung von Wasserkraft zu einem 800 Acres einnehmenden See aufgestaut.

Augusta, City und Hauptstadt des County **Way** im nordamerik. Staate **Georgia**, an dem Kreuzungspunkte mehrerer Eisenbahnen und an dem hier noch schiffbaren **Savannah**, also sehr vortheilhaft für den Handelsverkehr gelegen. Die Stadt ist das Handelsdepot für einen weiten District und zählt (1880) 28023 E., die fasten Handel mit Baumwolle, Tabak, Bauholz und andern Produk-

ten treiben. Der regelmäßig angelegte Ort hat das Straßenschaftshaus, eine Stadthalle, 21 Kirchen, ein Arsenal, sechs Banken und die 1830 gegründete meebig. Schule des Staats.

Augustador hieß früher die königl. sächs. Biskope zu 5 Thlr. Gold, im Gehalt und Wert dem preuss. **Friedrichsdor** gleich. Es gab einfache, doppelte und halbe A. Während des Siebenjährigen Kriegs ließ **Friedrich d. Gr.** in **Leipzig A.** mit dem sächs. Stempel von 1758 ausprägen, die jedoch bedeutend weniger Goldwert besaßen als die gewöhnlichen.

Augustenburger, Schloß im mittlern Teile der Insel **Alsen** (s. d.), an einem Meerarme, dem **Augustenburger Fjord**, sonst **Residenz** der Herzoge von **Holstein-Sonderburg-A.** Einer derselben, **Ernst Günther**, kaufte 1651 von **König Friedrich III.** von **Dänemark** das Amt **Stavensböl**, welches einen Teil des alten Bistums **Schleswig** und des Amtes **Schwabstedt** ausmachte, und erbaute an der Stelle des Dorfes **Stavensböl** ein nach seiner Gemahlin **Auguste** benanntes Schloß, von dem er selbst den Namen annahm. Neben dem Schlosse bildete sich allmählich der gleichnamige **Fleden**. Herzog **Friedrich Christian** ließ das Schloß abtragen und 1770 — 76 durch den jetzigen ansehnlichen Bau ersetzen. Gegenwärtig befindet sich das gesamte, an 110 qkm große herzogl. Gebiet, zu dem der mittlere Teil der Insel **Alsen** und noch fünf Güter auf dem Festlande gehörten, im Besitze der königl. preuss. Regierung, nachdem die dän. Regierung 1862 unter engl. und russ. Guthbeisung den Herzog **Christian August** zu einem Verlaufe gezwungen hatte. Das Schloß und sein berühmter Park mit einem zweiten kleineren Palais sind verfallen, und die Stadt A. (im Kreis **Sonderburg**) zählt (1880) nur noch 626 E.

Augustenburger Linie, ein Zweig des dän. Königs- und des ebenb. Gesamt Hauses. Graf **Christian VIII.** von **Dänemark** war nach dem Aussterben des Könighauses der **Schlusungen** 1448 auf Empfehlung seines Nittersbruders, des Herzogs **Adolf VIII.** von **Holstein**, als **Christian I.** von den **Dänen** und 1460, nach dem Ableben **Adolfs**, von den **schlesw.-holstein. Ständen** zum Herrn gewählt worden, nachdem er das Versprechen gegeben, die Herzogtümer nicht mit **Dänemark** zu vereinigen. **Christians I.** zweiter Sohn, Herzog **Friedrich** von **Holstein**, erwarb nach der Entsetzung seines Neffen **Christian II.** abermals durch Vererbung der Stände die dän. Königskrone. Von dessen Söhnen, welche in den Herzogtümern **Holstein** und **Schleswig** eine Art Realteilung vollzogen, stiftete **König Christian III.** die Gluckstädtsche, **Adolf** die Gottorpsche Linie. **Christians III.** Sohn und Nachfolger **Friedrich II.** teilte 1564 wieder mit seinem Bruder **Johann** dem Jüngern, und die Gluckstädtsche Linie spaltete sich dadurch in die **Wigl. Haupt-** und die **Holstein-Sonderburgische Nebenlinie**. Jene ist seit 1663 durch den Tod des Königs **Friedrich VII.** ohne männliche Vertreter. Die **Sonderburgische Linie**, welche in ihren Besitzungen schon nicht mehr zur Ausübung der Souveränitätsrechte gelangen konnte, sondern von den dän. Bettern fortgesetzt als apanagiert betrachtet wurde, zerfiel 1622, nach dem Tode des Stifters, wieder in die Linien **Sonderburg**, **Korborg**, **Glücksburg** und **Blön**, von denen nur noch **Sonderburg** blüht. Der Ahn dieser neuern **Sonderburger Linie**, Herzog **Alexander**, zweiter Sohn **Johanns des Jüngern**, hinterließ bei seinem Tode (1637) fünf Söhne, welche abermals

Speziallinien bildeten, von denen aber gegenwärtig bloß noch die Linien Sonderburg-Augustenburg (gegründet von Ernst Günther, geb. 1609, gest. 1689) und Sonderburg-Beck ober, wie sie seit 1825 heißt, Sonderburg-Gladburg (von August Philipp, geb. 1612, gest. 1675) bestehen. Die ältere oder Augustenburger Linie wurde durch den jüngsten Sohn Ernst Günthers, Friedrich Wilhelm (geb. 1668, gest. 1714) fortgesetzt. Dessen Sohn Christian August (geb. 1696, gest. 1754) huldigte 1721, nach Vereinigung des gottorpischen Theils von Schleswig mit dem königlichen, gleich den andern Prinzen des Glücksstädtischen Hauses mittels des vielbesprochenen Eides: «nach Maßgabe des Königsgeſetzes». Sein Nachfolger Friedrich Christian der Ältere (geb. 1721, gest. 1794), der Erbauer des jetzigen augustenburger Schlosses, hinterließ mehrere Söhne, von denen der dritte nach der Absetzung Gustavs IV. Adolf durch den kinderlosen Karl XIII. 24. Jan. 1810 mit Zustimmung des Reichstags als Kronprinz von Schweden adoptiert ward, aber wenige Monate nachher starb. Der Erstgeborene, Friedrich Christian der Jüngere, geb. 1765, folgte seinem Vater Christian dem Ältern, ward 1786 Minister und durch die Vermählung mit der Prinzessin Luise Auguste von Dänemark Schwager des Königs Friedrich VI., geriet aber mit dem auf die Nebenlinie eifersüchtigen Könige, der auch seine Erwählung zum schwed. Kronprinzen nach des vorgenannten Karl Augusts Tode hintertrieb, in Zerwürfniſſe. Er starb 1814, nachdem er mittels Testaments seine Nachkommen verpflichtet hatte, unter keinen Umständen auf die Rechte ihres Hauses an Schleswig-Holstein zu verzichten. Der zweite Sohn Friedrich Christians des Ältern, Friedrich Karl Emil, geb. 1767, hatte sich durch seine Ehe mit Sophie von Scheel die herzogl. Familie entfremdet und lebte bis an seinen 1841 erfolgten Tod in Leipzig.

Von der Descendenz des Herzogs Friedrich Christian des Jüngeren wurde dessen Tochter Karoline Amalie (geb. 1796, gest. 1881) durch ihre Vermählung mit Christian VIII. (gest. 1848) Königin von Dänemark. Ihr zweiter Bruder, Prinz Friedrich Emil August, geb. 23. Aug. 1800, wurde von Christian VIII. mit der Statthalterſchaft von Schleswig-Holstein und andern nur scheinbar einflussreichen Ehrenposten betraut, entweichte sich aber mit seinem königl. Schwager, als dieser den Offenen Brief vom 8. Juli 1846 erließ, und schloß sich auch der Bewegung des J. 1848 an, weshalb er 1851, als Dänemark in den Herzogthümern wieder zur Macht gelangte, des Landes verwiesen wurde. Der Kaiser von Oesterreich ernannte ihn durch Patent vom 6. Okt. 1864 zum Fürsten von Noer; er starb 2. Juli 1865 zu Beirut in Syrien. Sein Sohn, Prinz Friedrich, geb. 16. Nov. 1830, gest. 25. Dez. 1881, erhielt 1870 vom König von Preußen für sich und seine Descendenz den Titel Graf von Noer. Der älteste Sohn und Nachfolger Friedrichs des Jüngeren, Herzog Christian Karl Friedrich August (s. d.), verteidigte, in Vertretung der augustenburgischen Anwartschaften, mit Entschiedenheit die Rechte der Herzogthümer, wurde aber genötigt, mittels Cessionsurkunde vom 30. Dez. 1852, seine Güter an die dän. Krone abzutreten und lebte seitdem, mit seiner Familie des Landes verwiesen, auf dem Schlosse Primmtenau in Schlesien. Den bei jener Cession auch für «seine Familie» ausgesprochenen,

nach dem Privatfürstenrecht ungültigen Verzicht auf alle Ansprüche (gegen welchen sein jüngerer Bruder sofort Verwahrung eingelegt hatte) nahm er nach dem 1863 erfolgten Tode König Friedrichs VII. von Dänemark zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des Herzogs Friedrich (s. d.), und letzterer beanspruchte nun, auf Grund des den Herzogthümern durch Gesetze und Verträge bestätigten Rechts der Vererbung nach der Erstgeburt im Mannsstamme, die Nachfolge in Schleswig-Holstein. In der That war dieser seit dem Tode seines Vaters Primogenitus der Augustenburger Linie, diese aber, als die ältere, vor der Glücksstädtischen zur Ausschließung der die Glücksstädtischen Hauptlinie allein noch vertretenden Agnaten berechtigt. Abweichend hiervon ſetzt das von Friedrich III. von Dänemark eigenmächtig erlassene «Königsgeſetz» vom 14. Nov. 1865 «für Dänemark fest, daß die Regierung in Ermangelung männlicher Nachkommen an die nächste Agnatin des letzten Regenten oder deren Linie (also im vorliegenden Falle die der Prinzessin Charlotte, geb. 1789, gest. 1864 Tochter des 1805 verstorbenen Erbprinzen Friedrich von Dänemark und somit Schwester Königs Christian VIII., Gemahlin des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, Mutter des Prinzen Friedrich von Hessen und der Prinzessin Luise, der Gemahlin des sog. Protokollkönigs Christian IX.) fallen soll. Mit Ausschließung dieser weiblichen Verwandin von der Erbfolge in den Herzogthümern mußte letztere von der dän. Königskrone getrennt werden und es widersprachen deshalb dem Rechte der Augustenburger nicht bloß die Vertreter der königl. Linien und die Inselndänen, sondern auch England und Rußland aus dem Grunde, weil das zur Selbständigkeit gelangte Schleswig-Holstein seinen Schwerpunkt notwendig in Deutschland zu suchen hat. Rußlands Selbstherrſcher, der seit 1762, wo Peter III. von Holstein-Gottorp als Enkel Peter d. Gr. den Kaiserthron bestieg, dem oldenb. Gesamthause angehört, bestimmte dabei noch dynastische Interesse, durch Verdrängung der Augustenburger und Bevorzugung der Sonderburg-Linie die Zahl der Zwischenpersonen zu vermindern, welche dem Erbrechte der früher abgetrennten Gottorper Linie im Wege standen. Die Abſicht bloß nach der polit. Konvenienz über die Succession in den Herzogthümern wie in Dänemark zu entscheiden, fand ihren Ausbruch in dem Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, in welchem die Großmächte mit Ausnahme des Deutschen Bundes, nach dem Prinz Friedrich von Hessen auf seine Erbansprüche in Dänemark Verzicht geleistet, dem Prinzen Christian von Glücksburg, wegen seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise von Dänemark, die Markarchie der dän. Könige nach ihrem bisherigen Gesamtbefande zusprachen. Der Wiener Friede v. 1864 und die Ereignisse von 1866, welche die Verleihung Schleswig-Holsteins in die preuß. Markarchie zur Folge hatten, brachten die Frage endlich zu einer faktischen Entscheidung. (S. Oldenburg der Haus und Schleswig-Holstein.) Nachdem Tode des Herzogs Friedrich 14. Jan. 1864 wurde dessen Sohn Ernst Günther, geb. 11. Aug. 1863, Haupt der Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg-A.; die Schwester desselben, Auguste Viktoria, geb. 22. Okt. 1858, ist seit 27. Febr. 1881 vermählt mit Prinz Wilhelm, dem ältesten Sohn des deutschen Kronprinzen.

Augusti (Joh. Christian Bittl.), prot. Theolog, geb. 27. Dec. 1771 zu Gschwendberg im Gotha'schen, habilitirte in Jena Theologie und habilitirte sich daselbst 1798. Im J. 1800 zum außerord. Professor der Philosophie, 1808 zum ord. Professor der orient. Sprachen ernannt, folgte er 1812 einem Ruf als ord. Professor der Theologie nach Breslau und 1819 nach Bonn, wo er 1828, jedoch mit Beibehaltung seiner Professur, auch zum Obergerichtsrath in Koblenz und später zum Konsistorialrath ernannt ward. A. starb 28. April 1841 in Bonn. Von seinen Schriften waren ihrerzeit der *Handb. einer histor.-kritischen Einleitung in das N. Testament* (Erg. 1806; 2. Aufl. 1827), das *System der christl. Dogmatik* (Erg. 1809; 2. Aufl. 1825) und das *Lehrbuch der christl. Dogmatik* (Erg. 1805; 4. Aufl. 1836) geschätzt. Sein lebendiges Werk haben die »Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie« (Erg. 1817–21), die er auch in einem Auszuge unter dem Titel »Handbuch der christl. Archäologie« (3 Bde., Erg. 1836–37) erscheinen ließ. Aus seinem Nachlass wurde von Ritsch herausgegeben: *Lehrbuch zur christl. Kirchengeschichte und Liturgik* (3 Bde., Erg. 1841–46).

Augustin L. Kaiser von Mexiko, s. Iturbide. **Augustine** (Saint-), Hafenstadt im nord-amerik. Staate Florida, an der atlantischen Küste, an der Spitze einer Landzunge am Matanzasfluß, ist die Hauptstadt des County St. Johns und zählt (1880) 2200 E. Der Ort besitzet einen sichern und geräumigen Hafen, der aber auf der Barre am Eingange bei niedrigem Stande nur 3 m Wasser hat und daher für den überseeischen Handel ohne Bedeutung blieb. Die Stadt ist die älteste, 1566 von den Spaniern angelegte Ansiedelung in dem Gebiet der Union und hat ihren alterthümlichen Charakter noch ziemlich bewahrt. Sie ist weitläufig und unregelmäßig gebaut, hat die häßliche, an den End stehende Plaza de la constitucion, an welcher das Gerichtshaus, die schöne luth. Kathedrale und die in got. Stile gebaute Episkopal-kirche stehen. In der Nähe liegen ausgebeulte Klöster und das den Hafen verteidigende bombenbesetzte Fort Marion, ein altes span. Kastell. A. hat ein sehr mildes Klima und wird namentlich von Bräutlingen aus den nördl. Staaten während des Winters viel besucht, weshalb es auch das amerik. Nizza genannt wird. Die Umgebung ist landw. trägt aber Getreide, Orangen und Citronen. Der Ort ward 1586 von Francis Drake verbrannt, 1702 und 1744 vergeblich von den Engländern angegriffen und 1785 abermals von letztern unter Davis verbrannt. Am 22. Febr. 1831 ward hier der Vertrag über die Abtretung Floridas an die Unionsstaaten unterzeichnet.

Augustiner, der letzte große Bettelorden der luth. Kirche, führt seinen Ursprung auf den heil. Augustinus (s. d.) zurück. Nach seiner Taufe verzogte sich dieser in der Gegend von Tagaste mit Gleichgesinnten zu einem geistlichen Leben (388). Das wachsende Ansehen des Stifters führte auch das Aufblühen dieser Genossenschaft. Als Regel diente anfangs nur das Evangelium, später einige Anweisungen, welche Augustin in zwei Büchern »De moribus clericorum« und in zwei Briefen an die Nonnen zu Hippo (423) gegeben hatte. Ähnliche Gemeinschaften bildeten sich später in Italien, s. B. die Johannanoniten, die Gre-

miten von Toscana, die Brittanianer u. a. Diese verband Innocenz IV. zu einer Genossenschaft, gab ihnen den Namen A. und 17. Jan. 1244 die sog. Regel des heil. Augustinus, deren Ursprung unbekannt ist. Unter Alexander IV. ward 1256 ein Generalprior gewählt und vier Provinziale für Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland, der Orden ward von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit befreit und erhielt das Privilegium, daß der Sakristan der päpstl. Kapelle stets aus seinen Angehörigen genommen werde. Im J. 1580 ward ihre Regel erweitert; an der Spitze steht ein Generalprior zu Rom, ihm zur Seite sehr einflußreiche Definitoren (Generalräthe), alle sechs Jahre tritt ein allgemeines Capitulum zusammen, mit dem Rechte, den Generalprior abzuwählen und neu zu wählen. Die Regel ist abetisch milde, doch treten zu den allgemeinen Fasten noch besondere hinzu, die Tracht besteht aus weißen wollenen Unterkleibern nebst Clapulier, darüber schwarze Kutten mit langen weiten Ärmeln, Kapuzen nebst einem ledernen Gürtel. Papst Pius V. setzte die A. 1567 unter die vier Bettelorden (Dominikaner, Franziskaner, Carmeliter, A.). Als im 14. Jahrh. die ursprüngliche Strenge nachließ, bildeten sich zahlreiche neue Kongregationen, unter ihnen diejenige von Sachsen (1493), der Staupitz (s. d.) und Luther angehörten. Thomas von Jesus in Portugal (gest. 1582) begründete die Augustiner-Barfüßer mit strengen Fasten und Übungen, denen Gregor XV. 1622 eine besondere Verfassung gab und die sich besonders nach Japan, den Philippinen, Peru u. s. w. verbreiteten. Augustinerinnen sammelten sich schon in Hippo unter Augustins Schwester Perpetua. Alexander III. gründete 1177 ein Kloster derselben in Venedig, dessen erste Äbtissin die Tochter Kaiser Friedrichs I., Julie, ward. Auch barfüßige Augustinerinnen wurden gestiftet und 1608 durch Mariana Manjanebo von St. Joseph Schwestern von der Rekolektion mit noch strengerer Regel. Seit dem 15. Jahrh. haben die A. auch Tertiärer, und zwar für Männer wie für Frauen. Während seiner Blüthezeit im Anfang des 16. Jahrh. zählte der Orden, mehr durch praktische Seelsorge als durch wissenschaftliche Studien oder kirchliche Thaten ausgezeichnet, gegen 2000 Mönchs- und 800 Nonnenklöster. Der Reformation schlossen sich in Deutschland viele A. an, doch bestanden im 18. Jahrh. noch 42 Provinzen außer den Kongregationen und den Bilarieen in Indien und Nahrain. Seit der Französischen Revolution ist der Orden in Frankreich, Spanien, Portugal und Deutschland teilweise aufgehoben, in Oesterreich-Ungarn und Italien wenigstens stark beschränkt.

Augustinus (Aurelius), einer der berühmtesten und vielleicht der einflußreichste unter den Lehrern der christl. Kirche, war zu Tagaste in Africa 18. Nov. 354 geboren. Den ersten Unterricht erhielt er durch seine Mutter Monica, eine edle, verständige und christlich fromme Frau, deren Einwirkung auf den Sohn jedoch durch den heidnischen Vater Patricius gelähmt wurde. Zur Vollendung seiner klassischen Studien nach Madaura und Carthago geschickt, ergab sich der lebenslustige Jüngling den Freuden der Welt. Die Sehnucht nach Höherm erwachte erst in ihm, als des Cicero »Hortensius« ihn auf das Studium der Philosophie leitete. Doch diese konnte ihn, den Gefühlsmenschen, nicht lange

seßeln; er trat seit etwa 374 zur Sekte der Manichäer und blieb dieser gegen zehn Jahre lang zugewandt. Als er aber auch bei ihr nicht wahre Befriedigung fand, glaubte er an der Wahrheit verweisen zu müssen, bis ihm die in lat. Übersetzungen ihm zugänglich gewordene platonische und neuplatonische Philosophie neue Anregung gewährte. Er wandte sich 383 von Afrika nach Rom und von da 384 nach Mailand, um hier als Lehrer der Vereinsamkeit aufzutreten. Durch den dortigen Bischof Ambrosius lernte er das Christentum näher kennen, und das fleißige Lesen der Briefe des Paulus brachte eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor, welcher Begegnung die kath. Kirche ein eigenes Fest (3. Mai) gewidmet hat. Er begab sich hierauf einige Zeit in die Einsamkeit, schrieb dort mehrere Bücher und bereitete sich auf die Taufe vor, die er in der Osternacht 387 mit seinem Sohne Abendot durch Ambrosius empfing. Hierauf lehrte er nach Afrika zurück. Doch zuvor verkaufte er seine Güter, schenkte den Erlös den Armen und befehlt für sich nur so viel, um mäßig leben zu können. Er lebte nun als Haupt eines asketischen Vereins in strenger Abgeschlossenheit, bis er 391 in den geistlichen Stand trat und, zum Presbyter geweiht, dem Bischof Valerius von Hippo (jetzt Bona) beigegeben wurde. A. predigte mit großem Erfolg und ward 395 Mitbischof zu Hippo.

Obwohl der Reihe nach nicht der erste Bischof Afrikas, hat A. dennoch dessen kirchliche und dogmatische Geschichte mit fast beispiellosem Einflusse geleitet und den Geist der afrik. Kirche, ja des Occident überhaupt auf viele Jahrhunderte hin bestimmt. Seine Polemik gegen die Arianer, Priscillianisten, besonders aber gegen die Donatisten, Pelagianer und Semipelagianer bezeugen diese Stellung auch äußerlich vollkommen. Sein Scharfsinn, die Tiefe seines Gemüths und die Energie seiner Spekulation, die dämonische Kraft seines in einem vielbewegten Leben gewonnenen Glaubens, sowie seine feurige Phantasie spiegeln sich in seinen zahlreichen Schriften wieder, welche unermesslichen Einfluß ausgeübt, und die anthropol. Seite der Lehre, auch im Protestantismus (Luther und Calvin), bestimmt haben. Wichtiger noch als die Weiterbildung der Trinitätslehre sind A.'s Untersuchungen über das Verhältnis des Menschen zur göttlichen Heilswirkung oder der Freiheit zur Gnade. A.'s Hauptverdienst aber liegt überhaupt nicht so sehr in der Fortbildung einzelner Dogmen, als in der genialen Erfassung der Idee der Religion. Als der Kern der christl. Frömmigkeit erscheint ihm schlechthin die Empfänglichkeit des Menschen gegenüber der allwirksamen göttlichen Liebe. Von hier aus erhält auch seine Auffassung der einzelnen Dogmen erst das rechte Licht. Seinem Eifer für das Mönchsleben setzte er durch die Gründung einiger Klöster in Afrika ein freilich durch die Vandalen bald zerstörtes Denkmal. Er starb 28. Aug. 430, während der ersten Belagerung Hippos durch die Vandalen.

Die Gebeine des A. wurden bald darauf durch seine Anhänger, um sie den arianischen Vandalen zu entreißen, nach Sardinien gebracht und, als zu Anfang des 8. Jahrh. diese Insel in die Hände der Sarazenen fiel, durch Eutropand, den König der Longobarden, mit schwerem Gelde eingelöst. Seitdem in der Peterskirche zu Rom aufbewahrt, lieferte man sie mit Genehmigung des Papstes im Jtt.

1842 nach Algier aus, wo sie neben dem auf d. Ruinen von Hippo durch die franz. Bischöfe errichteten Denkmale des A. niedergelegt wurden.

Die teils autobiographischen, teils polemisch, teils homiletisch-ergetischen Schriften des A. erschienen zu Paris (11 Tle. in 8 Bdn., 1689 1700), zu Antwerpen (12 Tle. in 9 Bdn., 1700—) und von neuem durch die Benediktiner (11 Bde. Par. 1835—40). Unter denselben zeichnen sich besonders aus: das Werk «De civitate Dei li. XXII», welches von Strange (2 Bde., Köln 18—51) und Dombart (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 187 herausgegeben, von Silbert (2 Bde., Wien 182 übersezt wurde, und die «Confessiones», ei Selbstbiographie, die in neuerer Zeit an Neand (Berl. 1823), Bruder (Lpz. 1837 u. 1869) u. Karl von Haumer (2. Aufl., Göttersloh 1876) h. ausgeber und an Gröninger (4. Aufl., Münst. 1859), Silbert (5. Aufl., Wien 1860) und Na (7. Aufl., Gotha 1878) Übersetzer gefunden h. Sont sind noch zu nennen die «Meditationes» u. «Soliloquia» (zusammen herausg. von Westh. Münst. 1854) und das «Enchiridion» oder «Manuale» (herausg. von Krabinger, Tüb. 1861). Ei. Übersetzung «Ausgewählter Schriften» des A. scheint in der «Bibliothek der Kirchenväter» (B. 1—8, Rempten 1869 fg.). Neuerdings fand man der Bibliothek zu Greifswald zwei bis jetzt no nicht herausgegebene kleinere Schriften A. («Tratatus de persecutione malorum in bonos viros sanctos» und «Tractatus de omnibus virtutibus»). Literatur: Cloth, «Der heil. Kirchenlehrer A.» (2 Bde., Nachen 1840); Bindemann, «Der heilige A.» (Berl. 1844); Poujoulat, «Vie de Saint Augustin» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1852; deutsch von Hurter, 2 Bde., Schaffh. 1847); Dörner, «Sein theol. System und seine religionsphilos. A. schauung» (Berl. 1873).

Augustinus, der Apostel der Engländer, e Benediktiner, wurde, als Ethelbert, König v. Kent, sich mit einer fränk. Fürstin Bertha vermählt von Papst Gregor I. mit 40 Genossen nach Engla. gesandt, um dort das Evangelium und die Ob. heit des Papstes zu verkünden. Der Kö. wurde getauft, A. 597 zum Erzbischof von Cant. burg eingesetzt, die heidnischen Angelsachsen mitte starker Anbequemung an alte Gebräuche allmähli gewonnen. A. starb 26. Mai 607.

Augustodunum, die Hauptstadt der Abuer Lugdunensischen Gallien, jetzt Autun (s. b.). Und den Herrschern des ältern Königreichs Burgun (407—584) und bis in die Zeit der Karolinger hi die umliegende Landschaft Augustodunensis pagu A. wurde lange Zeit irrthümlich für identisch m Vibracte gehalten; doch lag letzteres etwa 12 k weiter westlich (s. Deuvray und Vibracte).

Augustowo (Augustowo), Kreisstadt im pol. russ. Gouvernement Suwalki, am Njasschen Kei und am fischreichen See Bjełoi in niedriger Sum. gegen, zählt 9932 E. (von denen 4500 Jude. und hat berühmte Viehmärkte. Sie ist 1560 v. König Sigismund August gegründet, dem zu Chre sie den Namen trägt. Die Handelsbeutung A. beruht auf seiner Lage am Augustowokanal der hier beginnt, die Weichsel mit dem Njemen verbindet und die Beförderung der örtlichen Produkt nach den Häfen der Ostsee ermöglicht.

Augustowokanal, Kanalverbindung zwisch. Weichsel und Njemen (s. b.) und Augustow.

Augustus, f. Johannistrieb.

Augustuschnitt hat in der Pomologie den Zweck, einen Teil der Knospen zu kräftigen, und besteht darin, daß man die während des Sommers gebildeten Triebe bis zur Hälfte zurückschneidet. Es ist hierbei notwendig, den richtigen Zeitpunkt genau wahrzunehmen, weil, wenn der Schnitt zu früh geschieht, die sich entwickelnden Augen wieder austreten und dem Baume dadurch Kräfte entziehen, während bei zu spätem Schnitt die Augen sich nicht mehr in gehöriger Weise ausbilden. Im allgemeinen schneidet man zuerst das Steinobst und zwar erst die Äpfel, dann die Pflaumen, nachher das Kernobst (erst die Birnen, dann die Äpfel). Der A. wird, mit Ausnahme des Pfirsichbaums, bei den meisten Früchten und Spalierbäumen aller Obstsorten angewandt.

Augustus, f. Romulus Augustulus.

Augustus (Gaius Julius Cäsar Octavianus), der erste röm. Kaiser, ursprünglich Gaius Octavianus, der Sohn des Gaius Octavius und der Atia, einer Tochter der Julia, der jüngeren Schwester des Julius Cäsar, der also sein Großvater war, wurde d. 23. Oct. 63 v. Chr. geboren. Die Familie der Octavianer kam aus dem volscischen Beliturnum. Der Jungling, zu welchem der nachmalige A. gehörte, war reich und angesehen. Sein Vater war, nachdem er die Republik verfallen, als Statthalter nach Macedonien gegangen, wo er sich in Krieg und Frieden rühmlich auszeichnete. Nach dem frühen Tode desselben wurde der erst vierjährige Sohn durch seine Mutter und Lucius Marcius Philippus, mit dem sich die in zweiter Ehe vermählt hatte, sehr sorgfältig erzogen. Seine Talente erwarben ihm die Gunst des Julius Cäsar, der ihn im J. 46 in seinem Testament zum Haupterben einsetzte und an Kindesstatt annahm. A. befand sich, als Cäsar ermordet wurde (15. März 44), zu Apollonia in Epirus, wo er seine Studien fortsetzte und auf den zum parthischen Krieg abziehenden Cäsar, der ihn mitnehmen wollte, warten sollte. Als er Cäsars Tod erfuhr, ging er nach Italien. Bei Brundisium erfuhr er im April 44 den Inhalt des Testaments und entschloß sich, die Erbschaft anzutreten und Cäsars Namen anzunehmen, sowie, wenn sich ihm die Gelegenheit darbiete, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchen die Adoption, in Folge deren er sich Julius Cäsar Octavianus nannte, ihn berechtigte, wenn er auch letzteres noch nicht öffentlich ausgesprochen. Ende April der Kaiser Matrias Octavian in Rom ein. Hier gab es zwei Parteien: die Republikaner, die Cäsar gedachten, und die Partei des Antonius (f. d.) und Lepidus (f. d.), die unter dem Vorwande, jenen zu schützen, ihre eigene Macht zu begründen strebten. Die letztere Partei hatte gesagt und der Consul Antonius hatte eine fast unbeschränkte Gewalt. Von einem forderte Octavian die Auskunft von hiesiger Nachschick. Die Streitigkeiten, die auf des Antonius Weigerung zwischen beiden entstanden, wurden jedoch nach dem Wunsche der Veteranen, einigenscheinbar, ausgeglichen, und Antonius, zu den jungen Octavian anfangs übermäßig bewacht, mußte bald sehen, wie dieser das Volk zu sich zu gewinnen wußte. Als Antonius, der im Sept. 44 mit A. offen brach, Rom verlassen hatte, um die von seinem Bruder nach Brundisium gehaltenen Legionen dort zu übernehmen, so mit ihnen das cisalpinische Gallien dem Decimus Brutus abzunehmen, begann Octavian sich ein

Heer zu bilden und bewährte hierbei schon die schlaue Politik, durch die er später sich zum Herrn des röm. Staats machte. Er warb in Campanien 10000 Veteranen an, erreichte, daß ein Teil der für Antonius bestimmten Legionen sich ihm anschloß, gewann Senat und Volk durch Cicero, der für die Republik zu wirken und Octavian zu benutzen meinte, während er in der That für diesen wirkte. Octavian war dann seit Anfang 43 an der Leitung der militärischen Operationen in dem von dem Senat gegen Antonius geführten sog. Mutinensischen Kriege beteiligt, nach dessen Beendigung er bald seine wahre Gesinnung offenbarte und den Republikanern feindlich entgegentrat. Er schloß sich mit Antonius an, als dieser mit Lepidus aus Gallien nach Italien zurückkehrte, und errichtete in Gemeinschaft mit beiden bei Bologna (Ende Okt. 43) ein Triumvirat, worauf sie zusammen, nach den schrecklichsten Blutschenen in Rom und Italien, das republikanische Heer unter Brutus und Cassius in Macedonien belegten.

Nach seiner Rückkehr nach Italien erregte 41 v. Chr. Fulvia, des Antonius Gemahlin, in Gemeinschaft mit dessen Bruder Lucius Antonius einen Krieg (den Perusinischen) gegen Octavian. Dieser hatte unter die Veteranen Ländereien zu verteilen und deren bisherige Inhaber mit Geldern zu entschädigen, welche M. Antonius liefern sollte, aber nicht schickte, so daß Octavian jenen wie diesen gegenüber in eine äußerst schwierige Lage geriet. Dies benutzte Lucius Antonius. Aber Agrippa, der Feldherr des Octavian, zwang den anfangs erfolglosen Lucius Antonius, sich nach Perusia zu werfen. Dort wurde er von Agrippa und Calpurnius Rufus sowie von Octavian selbst belagert. Lucius Antonius mußte sich (im Frühjahr 40) ergeben, Perusia ging in Flammen auf und eine größere Anzahl Ritter und Senatoren wurden hingerichtet. Fulvia entwich nach Griechenland. Schon drohte der Krieg zwischen Antonius, der nach Italien zurückkehrte, und Octavian auszubrechen, als der Tod der Fulvia eine Ausöhnung erleichterte. Durch den Brundisianischen Vergleich im J. 40, der durch die Verheiratung des Antonius mit Octavia, des Octavian tugendhafter Schwester, befestigt ward, erhielt der letztere den Westen des Reichs, jetzt von Dalmatien an, namentlich nunmehr auch Gallien. Er vermählte sich, nachdem er (39) seine Gemahlin Scribonia verstoßen, mit der berühmten Livia Drusilla, der Gemahlin des Claudius Nero (28 v. Chr.), den er nötigte, sich von ihr scheiden zu lassen. Mit Servius Pompeius, dem er die im Vertrage von Misenum 89 v. Chr. gemachten Zusagen nicht hielt, kam es in diesem Jahre zu einem Kriege, den sein Feldherr Agrippa, nachdem neue Mißbilligkeiten zwischen Antonius und Octavian im J. 37 beigelegt und das Triumvirat auf weitere fünf Jahre erneuert worden war, im J. 36 durch die Siege bei Myla und Nauclaus glücklich für ihn beendete. Lepidus, der Sicilien in Anspruch nahm, verlor, da ihn seine Truppen verließen, jetzt auch Africa, das ihm 40 übergeben worden. Derselbe mußte sich an A. ergeben und lebte fortan, mit der Würde eines Pontifex Maximus beleidet, ohne weitem Anteil an den polit. Ereignissen. So war nun Gewalt und Reich nur noch unter zwei Männern geteilt. Doch während Antonius im Orient allen Genüssen der Liebe und des Luxus sich hingab, verfolgte Octavian unausgesetzt

seinen Plan, sich zum alleinigen Herrscher zu machen. Vor allem strebte er, sich die Liebe des Volks zu erwerben. Er zeigte Milde und Großmut, ohne den Schein zu haben, als strebe er nach der höchsten Gewalt; vielmehr erklärte er sich bereit, die Herrschaft niederzulegen, sobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt sein würde, natürlich vorausgesetzt, daß sich Antonius bereden lasse, das Gleiche zu thun. Je mehr er sich dem Volke näherte, um so offener erklärte er sich indessen gegen Antonius. Als dieser durch den unglücklichen Partherkrieg, durch offenen Bruch mit der edeln Octavia und durch Preisgebung aller röm. Interessen an die Kleopatra, in Rom alles Ansehen verloren hatte, ließ Octavian 32 v. Chr. durch den Senat der Königin von Aegypten den Krieg erklären und führte eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande nach dem Ambracischen Meerbusen, wo sein Feldherr Agrippa die Schlacht bei Actium (s. d.) gewann, die ihn endlich 31 v. Chr. zum alleinigen Beherrscher des Reichs machte. Octavian verfolgte seinen Nebenbuhler nach Aegypten und endigte hier den Krieg. Antonius und Kleopatra gaben sich selbst den Tod. Octavian verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Aegyptens, Griechenlands, Syriens und Kleinasiens zu ordnen. Bei seiner Rückkehr nach Rom im Aug. 29 v. Chr. hielt er einen dreitägigen Triumph, und die Schließung des Janustempels bezeichnete die Herstellung eines dauernden Friedens, ein Akt, den er nach immer wieder nötig gewordenen Kriegen noch zweimal während seiner Regierung wiederholt hat.

Befreit von seinen Nebenbuhlern und unbefristeter Herr des Römischen Reichs, legte Octavian 18. Jan. 27 v. Chr. die von ihm bisher geführte außerordentliche Gewalt nieder und erklärte, hinfür eine solche nicht mehr bekleiden zu wollen. Zum Dank dafür verlieh ihm der Senat die Auszeichnung, daß er Augustus heißen solle, ein Name, den er fortan führte und der mit der Zeit zu einem der kaiserl. Majestät bezeichnenden Titel wurde. Natürlich konnte es nicht die Absicht des A. sein, die alten verrotteten Zustände wiederherzustellen; er wollte vielmehr, indem er in seiner Hand die damals in Wahrheit bedeutungsvollsten ordentlichen Amtsgewalten vereinigte, wodurch er in seiner Person in der Eigenschaft eines «Principis», des Ersten im Staat, eine höchst bedeutende Machtfälle konzentrierte, die Monarchie in der Art gründen, daß der Apparat der Verfassung mit dem Senat an der Spitze daneben formell fortbestand und fortarbeitete. Natürlich aber war dies unmöglich, ohne daß A., wenn auch wieder auf gesetzlichem Wege, von den Schranken entbunden wurde, welche einzelne Gesetze jener Konzentration von Machtfälle in einer Hand in den Weg stellten. Er übernahm sofort wieder mit einer die gewöhnlichen Grenzen weit überschreitenden, aber an sich nicht außerordentlichen, protonkularischen Gewalt die Regierung über die Provinzen, in welchen Heere standen, und damit zugleich den Oberbefehl über die gesamte Militärgewalt des Reichs. Außerdem besaß er, nachdem er die Rechte der Tribunen schon seit 36 v. Chr. gehabt, seit 23 v. Chr. in der von allen Schranken befreiten «tribunischen Gewalt» (s. Tribun) eine Machtvollkommenheit, welche ihrer Natur nach geeignet war, die Rechte des der Verfassung nach souveränen Volks in sich aufzusaugen. Überdies er-

hielten nach einer Angabe Dios, welche anwärts ihre authentische Bestätigung zu erhalten scheint, seine Verordnungen die Kraft von Gesetz. Endlich ward er, nach dem Tode des Lepidus 12 v. Chr. als «Pontifex Maximus», nachdem schon lange vorher alle politisch wichtigen Beamten in sich vereinigt, vollends Oberhaupt aller religiösen Angelegenheiten. So wurde durch diejenige Form der röm. Monarchie festgestellt, im ganzen bis auf Diocletian bestand. Zu jenen Vorrechten fügte man den Titel eines Kaisers des Vaterlandes.

A. führte mehrere Kriege in Afrika, Asien, Europa; in Spanien währte der Kampf seit v. Chr. mehrere Jahre, bis A. nach großen Anstrengungen über die Cantabrer und Asturer 19 v. Chr. Herr ward. Seine Waffen unterwarfen unter Verius, dem ältern Sohne der Livia, Pannon und Dalmatien, unter Drusus, seinem jüngsten Stiefsohne, der bis an die Elbe drang, 12 v. Chr. die westl. Germanen. Von den Parthern erreichte er, daß diese Armenien in Abhängigkeit von Rom zurückkehren ließen und die dem Graecus und Antonius genommenen Ueberjücker am Fuße der Alpen errichtete er Denkmäler sei Triumph über die Bergvölker, von denen er noch zu Susa und Nisus stolze Überreste sieht. Der schwersten Mißerfolg erlitt A. durch die Niederlage des Varus, der 9 n. Chr. drei Legionen gegen Germanen unter Arminius verlor. Doch wurde die Deutschen am Rhein durch Tiberius in Schranken gehalten. Während des Friedens erließ A. nützliche Verordnungen und ordnete die Verwaltung. Er säuberte den Senat von den in ihm gedungenen unwürdigen Elementen, beschäftigte sich mit der Verbesserung der Sitten, besond. durch Begünstigung der Ehen (die Lex Julia: Papia Poppaea), war dabei auch bemüht, die Religion wiederherzustellen und zu beleben, stellte die Kriegszucht bei den Heeren und die Ordnung in Rom wieder her. Zudem verschönerte Rom: er durfte sich rühmen, daß er die Stadt, er aus Ziegelsteinen erbaut gefunden, aus Marmor erbaut hinterließ. Auch machte er Reisen, allenthalben die Segnungen der neuen Ordnung zu verbreiten. Er besuchte Sicilien und Griechenland, Kleinasien, Syrien und Gallien. In röm. Gegenden gründete er Städte und Kolonien. Die durch Krieg und Parteiwirren erschöpften Völker errichteten ihm für dieses wohlthätige Vortreten, regelmäßig zusammen mit der Göttin Roma Altäre und Tempel, und durch ein Dekret des Senats ward dem Monate Sextilis der Name Augustus gegeben. Die Verschwörungen, die A. Leben drohten, scheiterten sämtlich. Lepidus, der S. des Triumvir, Cäpio, Murena, Cnatus, mußten dafür mit dem Tode büßen, dem Cäsar verzieh A. großmütig.

Großen Kummer verursachten A. die Ausfahrungen seiner Tochter (von der Scribonia) J. (s. d.). In Livia (s. d.) hatte A. eine Gemahlin gefunden, wie er sie für seine Person und Augustus nicht passender hätte finden können; aber sie lastet auf ihr die Verschuldigung, die nicht zu weichen, aber auch nicht zu widerlegen ist, daß um statt A.' leiblicher Nachkommenschaft ihrem ersten Sohne die Nachfolge zuzuwenden, auch schlimmen Mitteln nicht zurückgekehrt sei. A. ließ keine Söhne und verlor auch durch den

Schellenberg, ein bei Radeberg im sächs. Regierungsbezirk Dresden in einem freundlichen Thal (das Thal) im Walde gelegenes Städtchen (das älteste ist das Thal), dessen Quellen sehr reich an Eisengehalt sind. Dieselben werden zu Bädern aller Art benutzt; auch auch eine Quelle durch Imprägnierung mit Eisen- und Manganverbindungen gemacht und zur Trinkkur benutzt. Das Bad hat schöne Anlagen und Einrichtungen und genießt einen besondern Ruf gegen Rheumatismen, Rheumatismen, chronische Rheumatis. Vgl. «Das A. bei Radeberg» (Dresd. 1880).

Schellenburg, sächsisches Schloß und Sitz eines Landgerichts und Forstrentamts in der königl. Kreisbauernschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Flöha, wurde 1568—72 unter Kurfürst Moritz von Sachsen, Zottler im Renaissancestil an Stelle des alten 1547 abgebrannten Schlosses Schellenberg erbaut, liegt auf dem 515 m hohen Schellenberge und hat eine schöne Kirche mit Gewölben von Knaack dem Jüngern und einen 170 m hohen Thurm. Am Fuße des Bergs liegt das Städtchen Schellenberg an der Flöha, mit (1880) 1000 E. Vgl. Harnisch, «Die Schlösser A. und S. im Schellenwalde» (Schellenb. 1863); Freyer, «Schloß Schellenberg» (Schellenb. 1882).

15

versändigen, wodurch diese in den Augen des Publikums zwar einen Vorzug, aber kein Vorrecht erhalten.

Im großen Handel sind die A. ein vollständig normaler Weg des Verkaufs und als solcher nicht mit der gewöhnlichen Versteigerung zu vergleichen. Sie lehren hier zum Teil periodisch wieder, indem sie insbesondere das regelmäßige Mittel zum Verkauf der ansehnlichen Einfuhren der großen (öffentlichen) Handelskompagnien sind, andererseits aber bedienen sich auch die einzelnen Handelshäuser ihrer mit Nutzen. Die zur A. kommenden großen Warenposten der öffentlichen Handelsgesellschaften werden dabei in einzelne, immer noch beträchtliche Portionen (Röse, holländ. Kavelinge) getheilt. Die Versteigerung hat in diesen Fällen sowohl für den Verkäufer wie für den Käufer ihre großen Vorteile. Der erstere legt die größten Massen schleunig ab, ohne Kredit gewähren zu müssen und ohne in viel fache, sich oft langsam abwickelnde Geschäftsverhältnisse zu treten; der letztere kann sich aus erster Hand nach Maßgabe seines Bedarfs oder der darüber hinausgehenden

Preisen versorgen. Die Versteigerung durch die Auktionen sind rücksichtlich nächster geschäftlicher Interessen v. B. die A. der Gesellschaft (vor allem) oft ein Gewinn u. s. w. Amsterdam, in neuerer Zeit auch in Batavia und Padang, die großen periodischen A. von australischer und Kapwolle und von Rauchwaren in London, von Wolle in Havre, Antwerpen, Berlin u. s. w. Auch Spezialitäten einheimischer Produktion sind wohl der Gegenstand von A., so finden im März und April Lohversteigerungen in der Gegend um Triest statt. Abgesehen von den häufigen Versteigerungen konfigurerter europ. Manufakturwaren, werden in Newyork sehr oft Wertpapiere (Obligationen und Aktien) in A. verkauft. Die sog. „holländische A.“, die namentlich bei Fischverkäufen vorkommt, besteht darin, daß der Ausbietende von einem höhern Preisfuge rasch immer weiter herabgeht, bis ein Käufer auftritt. Eigentümlich ist auch der alte holländ. Gebrauch der Kerpe im Beginne des Aukgebots wird ein Stüchchen Licht angezündet, und es werden Gebote so lange angenommen, als dasselbe brennt, das unmittelbar vor dem Erlöschen abgegebene letzte Gebot ist das gültige, die Sache erwerbende, sobald das Erlöschen der Kerpe dem sonstigen Zuschlage entspricht. In einer japanesischen A. schreibt jeder Bietende seinen Namen und sein Gebot auf ein Stüd Papier, welches er in eine Wäsche steckt; wenn das von allen betreffenden Seiten geschehen, wird die Wäsche geöffnet, das Resultat ermittelt, der Preisbietende wird Eigentümer der Ware. Der absolute Wert des versteigerten Gegenstandes kann nicht als Rechtsmittel zu Ansprüchen wegen außerordentlicher Verletzung dienen, weder für den Käufer noch für den Verkäufer, dieser letztere übernimmt keine Bürgschaft hinsichtlich der besondern Beschaffenheit der Ware (die der Käufer vorab sehen und prüfen kann) und ihres Werts, wie der erstere keine Verpflichtung hat, eine besondere Vergütung zu leisten, wenn der Wert des erstandenen Dinges weit über den Auktionenpreis hinausgehen sollte. Alle Pfandrechte, welche auf der versteigerten Sache (insbesondere also als Hypotheken auf subhastierten Immobilien) ruhen, er

löschen mit der Versteigerung, wenn ihre Fortdauer nicht ausdrücklich vorbehalten worden ist.

Auktor (lat.) bezeichnet denjenigen, von welchem eine That oder ein Zustand ausgegangen ist, der Urheber. So spricht man bei Verbrechen von dem Auktor delicti (i. d. Urheber) und im Privatn von dem A. eines Rechtsverwerbes. In dem letzteren Falle besteht häufig eine Verantwortlichkeit des A. für die Sicherheit des Rechtsverwerbes, wo dies nicht liegt, hat nach der Deutschen Civilprozessordnung, §. 69, der in Prozeß geratende Rechtsfolger das Recht, seinem A. den Streit zu verfallen, und wer im Namen eines andern beist, z. B. als Vachter, kann sich gleichfalls durch Einstandung an seinen A. aus dem Prozeß ziehen (Civilprozessordnung, §. 73), wenn er wegen des Rechtsverwerbes mit einer Realklage belangt wird. Die Unterlassung der Streitverhandlung verliert der Rechtsnachfolger event. seinen Anspruch gegen den A. oder macht sich nach demselben verantwortlich. Auktorität, i. d. Autorität.

Aucuba (Aucuba), Pflanzengattung aus der Familie der Hartriegelgewächse (Korneen). In der bekannten Art, A. japonica Thunb. und Himalaica Hook., sind immergrüne Sträucher mit leberartigen Blättern und kleinen braunen, ziemlich große Rispe bildenden Blüten, welche aus vierjährigen Ästen und vier Blumenblättern bestehen und zwar sind die Blüten zweifach, die männlichen mit vier Staubgefäßen versehen. Die Art ist eine Beere. A. japonica ist ein in Ost und Südamerika sehr verbreiteter Zierstrauch, welcher aus Japan und China nach Europa gebracht wurde. In den genannten Ländern wird die große, glänzende, elliptische oder länglich-lanzettförmige Blätter tragende, 2–2,5 m hohe Strauch seit Jahrhunderten in einer großen Anzahl von Gärten kultiviert, von denen auch schon viele in Europa gekommen sind. Die zweite Art, die Himalaja, ist erst in neuester Zeit in die Gärten eingeführt worden und soll viel mehr die japanische sein; diese hat korallenrote, orangefarbene Beeren. (Dorf, Dorf)

Auk, bei den Völkern des Kaukasus jenseits des Kaspischen Meeres, der offene, von Wohnhäusern oder bei größeren und prächtigeren Anlagen von Säulenhallen umgebene Hof, welcher, wie der dem röm. Atrium mit dem Impluvium entsprechende, den Mittelpunkt des griech. Wohnhauses bildet. Bei den Römern wurde seit der Kaiserzeit das Wort Auk für die Paläste der Kaiserin sowie die Hofhaltung derselben gebraucht. In dem hiesigen Sprachgebrauch fand das Wort Auk Eingang als Bezeichnung für den Vorhof der Auk und später wurde sowohl das Schiff der Auk als die ganze Kirche auch A. genannt. Endlich der Name A. auf die großen, zu öffentlichen Versammlungen, Feiern, Disputationen, Akten, Prüfungen u. dgl. bestimmten Säle in öffentlichen Gebäuden, Lehrerschulen u. s. w.

Auklich (Ludw.), ungar. Revolutionär, geb. 1795 zu Breßburg, war 1848 Oberstleutnant im österr. Infanterieregimente Kaiser Maximilian, da zu jener Zeit in Ungarn lag und nach St. Pétersburg gegen die Serben geschickt wurde. A. nahm sich hierbei wiederholt aus und stieg zum Oberst und Kommandanten des genannten Regiments auf. In den letzten Monaten von 1848 wurde er in dem linken Donau-Ufer entsendet, um mit

beet kriegstüchtigen Truppen gegen die vereinigte Schwabengemeinschaftsarmee zu operieren, that sich ebenfalls durch Umsicht und Geschick hervor und wurde 1. März 1849 zum General ernannt; er führte fortan das 2. Armeekorps und trug besonders bei zu den Siegen, welche die ungar. Armee im März und April über Windischgrätz erfocht. Anfang Mai ging A. mit seinem Armeekorps auf das rechte Donaulfer hinüber, und nahm an der Belagerung Oden Anteil. Im Juli wurde er mit Gump und Kis nach Komorn zu Görgei geschickt, um diesen zum Gehorsam gegen die ungar. Regierung zu bewegen, hatte jedoch keinen Erfolg. Als Görgei später das Portenauville niederlegte, um den Weg für sein Heer fortzuführen zu können, schickte A. bei Kriegsmünisterium, stimmte dann, durch Gump's Jüngen gebildet, in Arab für die Unternehmung mit den Russen, wurde aber nach der Revolution noch 12 andern Generalen 6. Okt. 1849 zu Fuß einget.

Amul-Lä-u, Berg im Kotschetawischen Kreise des russ. Gouvern. Amulinsk in Centralasien, nicht weit von Irtysch, einem linken Nebenflusse des Irtysh. Der Berg besteht aus Kalkstein und enthält viele Lagerstätten von Kupfer und Malachit, die sich von SW. nach NO. erstrecken.

Amul, altpers. Landschaft an der Ostküste der Persische Meer, auf einer kleinen felsigen Halbinsel zwischen zwei Kanälen gelegen, deren südlicher einen im persischen Hafen (von den Alten Perser Amul, der Lige Hafen, genannt) bildete; in diesen Kanäle sah nach der Sage die Flotte der Griechen zur Führung des Agamemnon zum Meer zu gehen. Amul wurde aber infolge des Jorns der Götter durch widrige Winde am Auslaufen verhindert, bis Agamemnon den Horn der Göttin durch die Opferung seiner Tochter Iphigenia (s. d.) beschwichtigte. In späterer Zeit war A. ein zum Behr der Stadt Lanagra gehöriges Dorf, in welchem man noch den angeblich von Agamemnon gegründeten Tempel der Artemis mit verschiedenen Reliquien aus jener sagenhaften Zeit zeigte. **Amul**, Baron de l., s. Lurgot.

Amul oder **Amul** (Marie Catherine Juwelle de Bernville, Gräfin von), franz. Schriftstellerin, geb. 1650, gest. 1706, gehörte einem altadeligen Geschlechte der Normandie an und war die Nichte der am Hofe Ludwigs XIII. lebenden geistreichen Gräfin Desloges, die sie mit den ausgezeichneten Persönlichkeiten ihrer Zeit bekannt machte. Ihren literarischen Ruf begründete sie durch die *Contes des fées* (4 Bde., Par. 1710; deutsch, 4 Tle., Weim. 1790—96) und die *Contes nouveaux ou les fées à la mode* (4 Bde., Par. 1715), die viele Auflagen erlebt haben und noch jetzt gelesen werden. In einer Reihe von Romanen ahmte sie Madame de La Fayette nach, ohne ihr Vorbild zu erreichen. Der beste unter denselben ist *L'histoire d'Hippolyte, comte de Douglas* (2 Bde., Par. 1690). Von den übrigen haben nur *Le comte de Warwick*, die *Nouvelles espagnoles* und die *Relation d'un voyage en Espagne* literarischen Verdienst, während die *Mémoires historiques*, die *Mémoires de la cour d'Espagne* die *Histoire de Jean de Bourbon* u. v. höchstens als Spiegelbilder des galanten Lebens jener Zeit von Interesse sind.

Amule (im Mittelalter Abamarla, engl. Abemarle), Stadt im franz. Depart. Nieder-

seine, Arrondissement Neufchâtel, an der Bresle und an der Nordbahn, mit (1878) 2062 (Gemeinde 2281) E., welche Fabrikation von Fayence, Blonden, groben Luchern und Serge betreiben, berühmt durch seine Stahlbäder (les Molières), war früher eine Grafschaft, die 1547 zum Herzogtum erhoben wurde, und nach welcher sich mehrere Abkömmlinge des lothring. Fürstenhauses nannten. Im J. 1675 an Ludwig August von Bourbon, Herzog von Maine, verkauft, gelangte es durch Heirat 1769 an das Haus Orléans und bildete während der Juli-monarchie die Apanage des vierten Sohnes Ludwig Philipps, der auch davon den Titel führt. Bei A. erlitt im Jan. 1692 König Heinrich IV. durch die Spanier eine Niederlage. Vgl. Semichon, *Histoire de la ville d'A.* (2 Bde., Par. 1862). — **Glaube l. de Lorraine**, Herzog von A., fünfter Sohn Herzog René's II. von Lothringen, von Franz I. zur Belohnung für seine zahlreichen Kriegsdienste zum Herzog von Guise ernannt, war das Haupt des berühmten Geschlechts der Guise (s. d.). Er starb 12. April 1550 zu Joinville. — **Glaube l. de Lorraine**, Herzog von A., der dritte Sohn des vorigen, geb. 1528, Lieblingskönig Heinrich's II., erbte die Grafschaft A., welche Heinrich II. zu einem Herzogtum erhob, erhielt von dem König die Statthaltertschaft von Burgund verliehen, verteidigte das von Kaiser Karl V. belagerte Metz, zeichnete sich in den Schlachten von Dreux, St. Denis und Montmorency aus, war einer der Hauptanführer der Bartholomäusnacht und fiel bei der Belagerung von La Rochelle 14. März 1573. — **Charles de Lorraine**, Herzog von A., Sohn und Erbe des vorigen, einer der Hauptanführer der Ligue, geb. 1556, Gouverneur von Paris, wurde bei Sens von dem Herzog von Longueville geschlagen, verlor mit dem Herzog von Mayenne die Schlachten bei Arques und Jory und zwang Heinrich IV., die Belagerung von Paris aufzuheben. Nach dem Eintritt dieses Fürsten zum Katholizismus wurde A. wegen Auslieferung mehrerer Festungen an die Spanier als Landesverräter zum Tode verurteilt und schütete sich nach Brüssel, wo er 1631 als der letzte seines Zweigs starb.

Ammale (Henri Eugène Louis d'Orléans, Herzog von), vierter Sohn des Königs Ludwig Philipp, geb. zu Paris 16. Jan. 1822, empfing wie seine Brüder seine Schulbildung im Collège Henri IV. und trat 1839 mit Hauptmannsrang in die Armee. In den beiden folgenden Jahren nahm er in Algerien an der Expedition gegen Nedeah und den Jügen Bugeauds teil und stieg bis zum Obersten auf. Im Okt. 1842 zum Brigadegeneral befördert und mit dem Oberkommando im Distrikt Nedeah in Algerien betraut, zeigte er auf diesem Posten große Thätigkeit, Umsicht und Unerschrockenheit. Eine seiner glänzenden Waffenthaten war die überrumpelung der Smalah Abd-el-Kader's 16. Mai 1843, wobei 3600 Gefangene, 4 Jähren sowie die Korrespondenz und der Schatz des Emirs in die Hände der Franzosen fielen, und für welche er zum Generalleutnant ernannt wurde, damals 22 J. alt. A. übernahm den Befehl in der Provinz Konstantine, leitete die Expeditionen nach Bistara und Jiban und nahm 1847 den Emir Abd-el-Kader gefangen. Er war seit 27. Sept. 1847 Generalgouverneur von Algerien, als 1848 die Februarrevolution ausbrach. A. übergab sein Amt an den General Cavaignac, und schiffte sich, nachdem

er in einer würdigen Ansprache von der Armees Abschied genommen hatte, 3. März nach England ein, wo er seitdem zurückgezogen meist in Claremont oder Twickenham lebte und sich hauptsächlich mit litterarischen und histor. Studien beschäftigte. Er schrieb: zwei in der *«Revue des Deux Mondes»* erschienene, mit Sachkenntnis abgefaßte militärische Abhandlungen, *«Les Zouaves»* und *«Les Chasseurs à pied»* (Separatausgabe, Par. 1860), *«Lettres sur l'histoire de France»* (1861), eine scharfe Erwiderung auf eine von dem Prinzen Napoleon (s. d.) im Senat gehaltene und für die Orleanische Familie ehrenwürdige Rede; *«Les institutions»* (Brüss. 1867), *«Condé»* (2 Bde., ein Denkmal zu es, dessen letzter en seiner reichen In der *«Froile»* einige kritische eicht unter dem

Namen *«Vorax»* erschienen. Nach dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs machte der Herzog sowohl der kaiserl. als der provisorischen Regierung mehrfach das Antrieten, ins Heer einzutreten, wurde jedoch von beiden Seiten abgewiesen. Ob schon ein ministerielles Rundschreiben die Orleans am Eintritt in die versaillet Nationalversammlung hindern sollte, wurde K. doch im Depart. Oise gewählt und trat 19. Dez. 1871 nebst dem Prinzen von Joinville ein. Am 30. Dez. 1871 wurde K. als Mitglied der Französischen Akademie aufgenommen und im Juli 1873 zum Präsidenten des ober den Marschall Bazaine (s. d.) eingesezten Kriegsgerichts ernannt, leitete dann im Herbst die Verhandlungen dieses Gerichts in Versailles und übernahm nach Beendigung des Prozesses (10. Dez. 1873) das Generalcommando des 7. Armeekorps (Besançon); 1878 wurde er Armeespecteur; seit 1880 ist er ohne aktives Kommando. Der Herzog von K. hat Gattin und Kinder überlebt. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Prinzen Leopold von Salerno (26. Nov. 1844) gingen zwei Söhne hervor: der Prinz von Condé, geb. 1846 zu Paris, gest. 1888 auf einer Reise, zu Evdun, und der Herzog von Guise, geb. zu Twickenham 1864, gest. in Paris 1872. Die Herzogin starb 6. Dez. 1869 zu Twickenham und wurde zu Weybridge bei London in der Familiengruft der Orleans beigesetzt.

Mumerie, Grafen und Herzoge von, s. Albe-marle.

Mumouler (frz.), s. Almosenier.

Mumont, eine alte franz. Familie, welche bereits um die Mitte des 12. Jahrh. erwähnt wird. Jean I. von K. begleitete Ludwig den Heiligen auf dem Kreuzzuge nach Palästina; Jean III., Sire d'K., nahm 1328 an der Schlacht von Cassel, und unter Philipp von Valois an allen wichtigen Unternehmungen teil. Philipp II., genannt Butin, trug 40 Jahre hindurch die Waffen und starb als Reichsbannerträger von Frankreich. Bedeutendern Einfluß erlangte das Geschlecht im 16. Jahrh. — Jean d'K., geb. 1522, diente als Jüngling unter Marschall Brissac in Italien, wurde 1567 in der Schlacht bei St. Quentin verwundet und gefangen, kämpfte 1568 gegen die Hugonotten in den Schlachten von Dreux, St. Denis und Moncontour, und wohnte 1573 der Belagerung von La Rochelle bei. Im J. 1579 ernannte ihn Heinrich III. zum Mar-

schatz von Frankreich. Nach der Ermordung des Königs war K. einer der ersten, welche Heinrich IV. anerkannten, der ihn deshalb zum Gouverneur der Champagne und nach den Schlachten von Argen und Jory zum Gouverneur der Bretagne ernannte in welcher Stellung er den Signisten verschiedn Pläge nahm, jedoch an einer bei der Belagerung von Camper erhaltenen Schusswunde 18. Aug. 1596 starb. — Der Urenkel desselben, Louis Marie Victor de Nohebacon, Herzog von K., geb. 9. Dez. 1682, gest. 19. März 1704, Herzog und Pair seit 1665, trat frühzeitig in Militärdienst, begleitete als Brigadier Ludwig XIV. nach Albern, wo er Armentières, Bergues, Furnes und Courtray nahm, und wurde darauf Gouverneur von Boulogne und dem Boulonnais, auch Mitglied der Akademie der Inschriften. — Des vorigen Urenkel, Louis Marie Alexandre, Herzog von K., geb. 14. Aug. 1736, erhielt 1750 den Titel eines Herzogs von Villequier und wurde 1777 zum Gouverneur des Boulonnais und 1784 zum Generalleutnant ernannt. Von dem Ubel des Generalleutnants von Boulogne zu den Generalstaaten 1789 gewählt, nahm er 1790 seine Entlassung. Er lebte aber in den Umgebungen des Königs und begleitete in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 die Flucht desselben. Zur Auswanderung gezwungen wandte er sich nach Brüssel und Münster, sah Ludwig XVIII. Nach dessen Rückkehr nach Frankreich wurde er 1814 zum Pair ernannt, lehnte aber jede öffentliche Stellung ab, und starb zu Villeneuve le 26. Aug. 1814. — Dessehn Sohn, Louis Marie Celeste, Herzog von K., bekannter unter dem Namen des Herzogs von Biennes, wofür er zu Lebzeiten seines Vaters führte, geb. 1771 wurde 28. Febr. 1791 bei der Verteidigung in Tulerien verwundet und diente seit 1792 in Deutschland, Spanien und Schweden. Nach der Restauration nahm er wieder seine Hofämter ein und wurde zum Generalleutnant befördert. Er lebte namentlich in der Normandie die Autorität des Königs herzustellen. Am 17. Aug. 1815 zum Pair und ersten Kammerherrn ernannt, übernahm er dann die Oberintendantur des Theaters der Akademischen Oper in Paris, und starb 12. Juli 1831. Sein Sohn, Adolphe Henri Emmer, geb. 1786, gest. 1849, war Vater des jetzigen Hauptes der Familie, Louis Marie Joseph, Herzog von K. und Villequier, geb. 19. Okt. 1800.

Mune, der franz. Name für die Elle im allgemeinen. Die in Frankreich früher übliche M war nicht an allen Orten und nicht für alle Stoffe von gleich Größe. Die wichtigste war die pariser von 1684 alten par. Linien oder 1,100 m. Nach Einführung des Metersystems wurde eine dieser sehr noch lebende Elle von 1,2 m vorläufig gebildet und annelle genannt, mit Ende 1839 aber außer Geltung gesetzt. Seitdem ist das Meter (s. d.) das alleinige gesetzliche Maaß Frankreichs. Die pariser M. kam, abgesehen von den ältern franz. Lomen, durch den Handel mit Frankreich auch in der Schweiz (Genf, Waadt, Neuenburg, Valais) und in einigen deutschen Plätzen (besonders Frankfurt a. M.) in Anwendung, und erhielt hier teilweise eine geringe Aenderung ihrer Länge. In Deutschland und der deutschen Schweiz gab man ihr gewöhnlich den Namen Stab. In der Schweiz führte die Einheit des seit 1857 gesetzlichern gemeinfamen Maaßes den Namen Stab oder L.

und hieselbst 2 (neue) Ellen oder Braches ober 4 (neue) = 1,5 m., jedoch sie der franz. anno unvorbereitet war; in 12 Kantonen hatte sie durch deren Vertheilung seit 1840 diese Größe, in Zugern schon seit 1838, in Valais seit 1836, in Waadt seit 1833. Das ist auch in der Schweiz seit dem 1. Jan. 1871 das metrische System obligatorisch in Kraft getreten.

Kunel (Kunel), f. Harb (François).

Kunel (Albion oder Alunensis tractus), die kleinste der schweizer Provinzen Frankreichs, zwischen dem Atlantischen Ocean im W., Saintonge im O., der Gironde im S. und der Geste-Mortaise im N. gelegen, zu jeder, fruchtbarer Landstrich, mit der Gironde in der Nähe (f. d.). Dazu gehörten die Inseln A., Urem und Mir. Jetzt bildet A. den nördl. Teil des Depart. Nieder-Lotharingen.

Kunel, f. Kunen.

Kunel, Kurbach der Elbe in Böhmen, entspringt an demselben des Riesengebirgs, auf der Ostseite der Berge. Diese, bildet einen vielbesetzten Hügel im Riesengrunde, tritt, durch mehrere Hügel verläuft, bei Trautmann ins Schiefer und ergießt sich bei Jaromer (Jaromer) in die Elbe. Das Gasthaus „Pestreschen“ oder „Kurbach“ im Kupathal ist ein beliebter Stützpunkt für Kurbach ins Riesengebirge. Unter der Ostseite im Thale sind Grob- und Klein-A., Kurbach und insbesondere das freundlich gelegene und weitläufige Johannisthal zu nennen. Im obersten Ende des Thals, im Riesengrunde, befindet sich ein Eisen- und Kupferwerk.

An port (fr.), auf dem Pflaster, auf der Straße; **apavé** gesetzt, aus dem Hause getrieben, **broché** gemacht.

An porteur, ein in Deutschland eingebürgerter franz. Kaufmann, welchem unter „an den Inhaber“ entspricht. Man braucht denselben hauptsächlich von Wertpapieren. Das Eigentum an solchen wird nämlich entweder durch die darin enthaltene namentliche Bezeichnung des rechtmäßigen Eigentümers dargelegt (in welchem Falle sie „auf den Namen“ lauten, „Namenpapiere“ sind) oder durch den bloßen Besitz, und im letztern Falle eben auch die Papiere „an porteur“ gestellt, sind „Inhaberpapiere“. Sofern das Document an porteur ein Staat-, Kommunal-, Rändlicher oder ähnlicher Schuldchein oder eine Aktie ist, hat mithin der Inhaber das volle Recht auf die Rückerhebung bei der Heimkehr, auf den Zins- oder Dividendengenuß sowie auf den Verkauf, über welchen kein schriftlicher Vermerk (Cession, Indossament) auf dem Papiere erfolgt, während dies bei Namenpapieren allerdings geschieht. Bezugs der Zins- und Dividendenerhebung sind den Papieren an porteur gewöhnlich besondere Zins- und Dividendenlisten, sog. Coupons (f. d.), beigegeben, welche gleichfalls an den Inhaber zahlbar sind. In selteneren Fällen erfolgt die Beglaubigung über Zins- und Dividendenerhebungen durch Abstempelung des Originaldocuments seitens der zahlenden Behörde. Einem rechtmäßigen Inhaber eines Papiers an porteur würde man den förmlichen Beweis des unechtmäßigen Besitzes führen müssen, was immer schwierig ist; man kann sich aber desshalb nicht an die spätern Inhaber halten, welche das Document auf rechtmäßigem Wege erworben haben. Die Papiere an porteur gewähren demnach zwar große Vermittelbarkeit hinsichtlich der Eigentumsübertra-

gung durch bloße Übergabe (und der Hinterhebung mittelst Coupons) und sind deshalb jetzt fast allgemein bei öffentlichen Anleihen und Aktienunternehmungen üblich, erfordern aber auch sorgfältige Aufbewahrung, da Verlorengehen oder Entwendung das durch sie verbriefte Eigentum in sehr vielen Fällen geradezu aufhebt. Ein Gelddocument, welches sachgemäß immer auf den Inhaber lautet, ist das eigentliche Papiergeld, zu welchem auch die Banknoten gehören, die im Grunde eigene Wechsel auf Sicht sind, doch ohne die Verfallungsfrist dieser letztern. Wechsel an porteur sind namentlich in England und Dänemark erlaubt, in Frankreich wenigstens sog. eigene Wechsel an porteur (billetts an porteur). Die Allgemeine deutsche Wechselordnung erkennt derartige Papiere nicht als Wechsel an; doch kann man auch in Deutschland durch Ausstellung des Wechsels an eigene Ordre und offen bleibendes Blancoindossament (f. Indossament) einen gleichartig wirkenden Wechsel schaffen. Auch Connossements (f. d.) werden an porteur gestellt, jedoch nur sehr selten.

Kurati, f. Kurel.

Kuranti, ein von Gnehm entdeckter, von der berliner Aktiengesellschaft für Anilinfarbenfabrikation technisch dargestellter Farbstoff, welcher Seide und Wolle prachtvoll orange färbt. Die Verwendbarkeit dieses Farbstoffs ist jedoch gering, da er höchst nachtheilige Wirkung auf die Haut ausübt.

Kurantiaceen (Aurantiaceae), f. Rutaceen.

Kuratisch (vom lat. aurum, das Gold), das Gold betreffend; auratil, goldfarben; Kuratur, die Vergoldung.

Kuray (breton. Alrac), kleine Seehafenstadt im franz. Depart. Morbihan (Bretagne), auf einem Plateau am Flusse Loz, der die Stadt in zwei Teile, St.-Gildas (rechts) und St.-Goustan (links), teilt, hier den Namen A. annimmt, bei Hochwasser auch für größere Seefahrzeuge von 300 t schiffbar wird, für die hier ein äußerst sicherer Hafen ist, und 18 km weiter abwärts mit einem großen Estuarium in den Meerbusen Morbihan mündet. A. ist Station der Orléansbahn auf deren Linie Nantes-Brest und zählt (1876) 4335 (Gemeinde 4633) E., welche Küstenschiffahrt, Bootbau, Lederfabrikation und Seefischerei (Sardellenfang) sowie Handel mit Getreide, Vieh, Leder, Butter und Honig betreiben und als kampflustige, starrköpfige und höchst energische Leute bekannt sind. Der Ort hat enge, steile, gewundene Straßen und interessante Bauwerke, von denen zwei Kirchen ins 18. Jahrh. zurückreichen. Bis Mitte des 17. Jahrh. hatte A. einen blühenden Handelsverkehr, bis Lorien mit seiner ind. Kompagnie denselben großen Abbruch that; doch wirkten die Bahn und die Dampfschiffverbindung mit Belle-Ile-en-Mer wieder günstig. Im J. 1864 brachte hier der Sieg des Grafen Johann von Montfort über Karl von Blois, der im Gefechte fiel, die 20jährige Fehde um die Bretagne zum Abschluß. St.-Anne, ein von Bretonen stark besuchter Wallfahrtsort, liegt 4 km nordöstlich von A.

Kurbacher (Kubw.), deutscher Schriftsteller, geb. 26. Aug. 1784 in Lärtheim im bayr. Schwaben, kam 1801 als Novize in das Benediktinerkloster Ottobeuren und später in das Stift Wiblingen, verließ dasselbe aber wieder, wurde Hauslehrer und 1809 Professor des deutschen Stils und der Ethik beim Kadettenkorps in München. Seit 1834 in Ruhestand versetzt, starb er 25. Mai 1847. A. hat,

die Kavallerie hingen Friedrich Karl und die Truppen des Großmoguls von Mecklenburg-Schwerin und 4. Bn. der Armee von Orléans. Die jungen Truppen liefen sich nach diesen Schlägen großenteils auf und 1. und 6. Reg. des Oberkommandos wurden ernannt und zum Kommandanten von Ehrenburg ernannt, der letzte er die Übernahme dieser Stellung so und begab sich nach der Schweiz. Nach Abbruch des Besatzungsstandes vom 28. Jan. 1871 in der nach dem Vertrag von Paris ernannte ihn im März 1871 in der Nationalgarde des Seine-Departements und führte ihn bald darauf die 14. Territorial-Brigade (Schwaben); 1873 wurde ihm das 18. Korps unterstellt, im Febr. 1874 trat er in den Ruhestand. Seit 1866 war A. lebenslängliches Mitglied des Senats; 1. März 17. Dez. 1877 zu Versailles. A. verfaßte ein Geschichtswerk der Kämpfe an der Loire: *«Campagne de 1870—71; la première armée de la Loire»* (Par. 1872; deutsch von La Pierre, Braunschweig 1874).

Murengabad oder **Murungabad**, d. h. Stadt des Urmas, eine ehemalige Provinz in Vorderindien im nordwestl. Delan, früher Ahmednagar und Indurabad genannt, bildete seit 1690 eine der fünf Suben oder Vizienreiche des Großmoguls von Delhi. Sie erhielt das Küstengebiet Konkan (in dem Bombay liegt), einen Teil der westl. Küste und das obere Gebiet des Godavery und dehnte sich südwärts bis zum Bhima, und bot der Küste (s. d.), die hier ihre Heimat haben, viele gute Punkte und Schlupfwinkel dar. Das Land kam 1818 teils mittelbar, teils unmittelbar unter die Herrschaft der Engländer. Dieser letztere Teil bildet gegenwärtig hauptsächlich die Kollektorate Ahmednagar, Pune, Solapur, Belgaum, Dharmar, Canara oder Honawar, Kaladji und Katnagiri der südl. Division der Präsidentschaft Bombay. — Die Stadt A., in Hyderabad, dem Basallenstaate des Nizam, hieß früher **Gurika** und erhielt den heutigen Namen erst zur Zeit, wo Mureng-Jeph Statthalter vom Delan war und nach Ahmednagar A. zur Residenz erhob. Sie liegt am Knotenpunkte vieler Heerstraßen und an dem zum Godavery südl. abfließenden Bergstrom Dabna, der sie von der Vorstadt Begumra trennt, in einem wasserreichen Bassin. Die Bevölkerung, früher 100 000 E., ist bis auf 60 000 gesunken, welche vortreffliche Seidenstoffe, Gold- und Silberbedeute fertigen und Gemalgärtner treiben. Prachtvoll ist das Grabgebäude für Mureng-Jeph's Gemahlin Robia Durani, nach dem Muster des Tadsch-Mahal bei Agra erbaut. Ungefähr 20 km nordwestlich von A., jenseit der Fehung Daulatabad (s. d.), des prächtigen Grabmals Mureng-Jeph's und des Grottenbaues von Flora (s. d.), liegt auf einer romantischen Felsklippe das Dorf Rosa, ausgezeichnet durch sein gemähtes Klima und deshalb vielfach von Fremden, oft aus weiter Ferne, besucht.

Mureng-Jeph (richtiger Mureng-Eib, d. i. Fierde des Throns), Großmogul 1658—1707, geb. 20. Okt. 1619, ein Sohn des Großmoguls Schah-

Dschihan, war neun Jahre alt, als sein schwacher und unglücklicher Vater zur Regierung gelangte. Früh schon von Herrschsucht entbrannt, suchte er seine weitgehenden Pläne durch die Pflege religiöser Übungen und durch anscheinende Zurückhaltung zu verbergen. Im 20. Jahre zeichnete er sich im Kriege seines Vaters gegen die Fürsten von Bistapur und Gollonda durch Mut und strategische Einsicht aus und erhielt 1638 die Statthaltertschaft vom Delan. Einen Aufstand der Basallen dieses Reichs schlug A. 1656 energisch nieder. Nachdem er seine Brüder Dara, Subhan und Murad besiegt und den Vater gefangen genommen hatte, bestieg er 2. Juli 1658 den Thron zu Delhi und nahm den Namen Alam-Ghir, d. i. Überwinder der Welten, an. Obgleich A. seine Brüder ermordet und seinen Vater bis zu dessen Tode in Agra gefangen halten ließ, regierte er doch mit Weisheit und Gerechtigkeit. Einen seiner Söhne, die versucht hatten, sich eine Partei im Staate zu machen, ließ er 1666 vergiften, während der zweite nach Persien floh. Er führte viele glückliche Kriege im Delan (1668), mit den Bergvölkern von Kabul und Kandahar (1669, 1673) und den Radschputen (1678) und erweiterte 1683—87 durch völlige Einverleibung der Basallenstaaten Bistapur und Gollonda sein Reich sehr bedeutend. A. war ein großer Freund der Europäer und liebte Pracht und Luxus, wie einfach und mäßig er in seinen eigenen Bedürfnissen auch war, besaß eine umfassende Bildung, begünstigte die Künste, gründete Bibliotheken und Schulen und zog viele Gelehrte an seinen Hof, blieb jedoch bis zu seinem Tode ein fanatischer Anhänger des Islams. A. starb 21. Febr. 1707 zu Ahmednagar; ihm folgte in der Regierung sein Sohn Schah-Alam, unter dem das Reich sehr bald in Verfall geriet.

Muredele, s. Heiligenstein.

Aureus, eine altröm. Goldmünze, welche zuerst 207 v. Chr. und zwar mit demselben Stempel wie der röm. Denar (s. d.) geprägt wurde, weshalb sie auch die Bezeichnung *denarius aureus* trägt. Die ersten derartigen Münzen waren von ganz reinem Golde, 2 Drachmen oder $\frac{1}{2}$ Unze schwer und galten 25 Silberdenar oder 100 Sesterzen. Unter der Republik wurde der A. nur sehr selten ausgeprägt, um so mehr aber in der Kaiserzeit, wo er jedoch nach und nach immer mehr an Gewicht verlor; daher sind die kaiserl. Aurei im Werte sehr verschiedenen. In den spätern Zeiten wurde der A. als *Solidus* (s. d.) bezeichnet. [(s. d.).]

Aureus mons, röm. Name von Semendria **Murich**, Hauptstadt des ehemaligen Fürstentums Ostfriesland und des gleichnamigen Landdrosteibezirks in der preuß. Provinz Hannover, liegt in der Mitte der Landdrostei, 96 km nordwestlich von Bremen und 21 km ostnordöstlich von Emden, mit welcher Stadt sowie mit dem 40 km östlich gelegenen Wilhelmshafen es durch den Ems-Jade-Kanal, welcher den ganzen Frachtverkehr vermittelt, verbunden ist. Die Stadt ist Sitz der Landdrostei, eines Landgerichts, Amtsgerichts, Konsistoriums, Staatsarchivs, auch der ostfries. Landtschaft und zählt (1880) 5382 E. Unter den Gebäuden des freundlich gelegenen Städtchens sind hervorzuheben: das 1852 umgebaute alte gräf. und fürstl. Schloß, ein stattlicher Bau, groß genug, den sämtlichen Behörden Raum zu gewähren; die luth. Lambertikirche mit einem geschmigten Altarbilde des

15. Jahrh. aus dem nahen Cistercienserkloster Zblow, die reform. Kirche, die Synagoge, das Landchaftliche Haus mit den Porträts sämtlicher Regenten von Ostfriesland, das Gymnasium, das neue städtische Schullehrerseminar, das Sethe-Stift und das Kaufseum einiger ostfriesl. Fürsten. Die Industrie ist ohne Bedeutung, wichtig dagegen der Pferde-, Rindvieh- und Butterhandel. Ungefähr 3 km südwestlich der Stadt ist ein ehrwürdiges Denkmal friesl. Rechtsgeschichte, ein Hügel, der Hstallshom (Obergerichtshaus), wo sich bis ins 14. Jahrh. hinein die Abgeordneten der sieben friesl. Seelande jährlich zu beraten pflegten.

Der jetzige Landdrosteibezirk Aurich begreift, historisch genommen, das Fürstentum Ostfriesland und das Harlingerland und hat 3108,78 qkm mit (1880) 211 652 E. (gegen 201 053 im J. 1875, Zunahme 5,1 Proz.) und zerfällt in drei Kreise: A. (1370,8 qkm mit 81 680 E.), Embden und Leer.

Aurichaloum, früher gebräuchliche Bezeichnung für Messing. Plinius gebraucht die Worte A. und Aes als gleichbedeutend.

Auricular (vom lat. auris, das Ohr), auf das Ohr bezügl., das Ohr betreffend. Auricular: Konfession, die Ohrenbeichte.

Aurifaber, latinisiert aus Goldschmied, ist der Name mehrerer Theologen der Reformationszeit. Johann A., 1519 in der Grafschaft Mansfeld geboren, studierte 1537–40 zu Wittenberg Theologie, war 1540–44 Erzieher der jungen Grafen von Mansfeld, lehrte 1545 nach Wittenberg zurück, erfreute sich des nähern Umgangs mit Luther als dessen Tischgenosse und Famulus, begleitete ihn auf der letzten Reise nach Eisleben und war bei seinem Tode zugegen. Im Schmalkaldischen Krieg kurfürstl. Feldprediger, ward A. 1551 Hofprediger in Weimar, aber infolge der Flacianischen Streitigkeiten 1561 seines Amtes entsetzt. Er fand bei den Grafen von Mansfeld in Eisleben eine Zuflucht und ward 1566 Pfarrer zu Erfurt, wo er 18. Nov. 1575 starb. Das größte Verdienst hat sich A. erworben um die Schriften Luthers, indem er die große jenaer Ausgabe von Luthers Werken (1555–58) mit leitete, 1564 und 1565 zwei Folioebände bisher ungedruckter deutscher Schriften Luthers, 1556 und 1565 zwei Bände Briefe und 1566 die „Tischreden“ herausgab. — Ein zweiter Johann A., geb. 30. Jan. 1517 zu Breslau, studierte seit 1534 in Wittenberg und trat hier 1538 als Dozent in die philos. Fakultät ein. Auf Melancthon's Empfehlung ward A. 1550 als Pfarrer und Professor der Theologie nach Rostock berufen und wirkte hier höchst segensreich durch eine fruchtbringende Kirchenleitung. Weniger erfolgreich war seine Thätigkeit in Königsberg, wohin A. 1554 zur Beilegung der Osiandristischen Streitigkeiten berufen ward. Im Mai 1567 siedelte A. nach Breslau über als Pfarrer an St. Elisabeth und Inspektor der Kirchen und Schulen, doch starb er bereits 19. Okt. 1568.

Auriflamma, f. Driflamme.

Aurignac, Rantonshauptort im franz. Depart. Ober-Garonne, auf einem Plateau (430 m), 2 km von der in die Garonne gehenden Louge, 21 km im NO. von St.-Gaudens, zählt 1480 E., welche mit Vieh und mit Leber handeln. In der Nähe befindet sich eine Höhle mit 17 menschlichen Skeletten, die 1852 entdeckt und von G. Dartet 1860 für einen Begräbnisplatz aus der Steinzeit erklärt wurde.

Aurigny, franz. Name von Alberney (s. d.).

Aurikel (*Primula Auricula* L.), beliebte pflanzenartige Gartenblume. Ihre Grundspezies findet sich auf den deutschen Boralpen und über die ganze südl. Europa bis zum Orient wild und an ihren kurzen, etwas dicken, bestäubten, spaltförmigen, graulichen Blättern zu erkennen, wiewohl denen der Schaft mit einem Bouquet aus 6–12 kurz gestielten, gelben, angenehm duftenden Blumen sich erhebt. Ob die zahlreichen Gartenvarietäten nur von dieser Art oder noch von andern abstammen, ist ungewiß. Am frühesten wurden in England kultiviert; im 17. Jahrh. kam die Kultur nach Holland hinüber, von wo später Engländer die Enkel ihrer eigenen Zöglinge zurückkauften.

Man unterscheidet vier Klassen von A.: 1) wöhnliche Blumen mit nur einer Farbe und ein mattweißen Auge; 2) schattierte oder Luster (Lichter) Blumen mit einem gelben, olivengrün oder auch wohl weißen Auge und zwei verschieden Farben oder einer Farbe, welche aber nach dem Auge hin dunkler, nach dem Rande der Blumkrone hin heller sein muß; 3) englische oder gebaute, charakterisiert durch den weißlichen Saum der die Blasse, selbst die Blumenkrone bedeckt; 4) Blumen haben ein unregelmäßiges, oft fänsförmiges Auge und düstere Farben, sind gewöhnlich gefüllt, selten schattiert, öfter mit einem grünen Barumsaum; 5) gefüllte A., wenig geschägt, gewöhnlich aus wenigstens zwei ineinander stehenden Blumentronen. Die geschäftigsten Farben der ersten Abteilung sind Blau, Schwarzbraun und Feuerrot, die der zweiten samtiges Dunkelbraun, Olivbraun, Purpur, samtiges Feuerrot, Orange, Chamöis, Amarant, Blau; die der dritten Chamöis, Purpurbraun und Olivengrün. Bei den gefüllten A. liebt man vorzugsweise Gelb, Ruborée, Purpurbraun und Schwarz. Der Schaft einer kulturwürdigen A. soll gerade, kräftig, von guter Haltung, nicht über 20 cm hoch sein und reiches Bouquet tragen. Die Blumen sollen ziemlich kurz gestielt sein und sich so halten, daß sie vorn gesehen werden können. Der Saum der Blumentrone muß verhältnismäßig groß, vollkommen flach, möglichst rund und der Schlund durch Staubbeutel ausgefüllt, das Auge groß, regelmäßig, mehr rund als eckig sein. Im allgemeinen aber nimmt man es mit diesen Anforderungen weniger genau als früher, besonders wenn es sich nicht sowohl um eine Kollektion, als um die Ausstattung eines Blumenbeetes handelt.

Die A. blüht im April und Mai, oft auch im Herbst zum zweiten male. Die Kultur ist ziemlich einfach; am besten gedeiht die A. in einem etwas konsistenten, dabei durchlassenden frischen, nährstoffreichen Boden in halbschattiger, doch luftiger und von oben freier Lage, in der sie gegen heiße Sonne geschützt ist und nur etwa 3–4 Stunden Morgensonne hat. Der Boden darf keinen tierischen Dünger enthalten, sondern wird besser mit guter Laub- oder sonstigen gut zersetzten pflanzlichen Resten gemischt. Gegen Frost ist die A. fast gar nicht empfindlich, desto mehr gegen häufigen Wechsel von Frost und Thauwetter, heiße, trockene Luft, oder dauern Regen im Frühjahr. Es ist dies aus der Grund, warum Aurikelfreunde ihre besten Pflanzen, ganz besonders die englischen und die geputzten, in Töpfen kultivieren, so daß sie gegen die Witterung der Witterung weit leichter geschützt werden können.

Wenn es im freien Sande. Man vermehrt die A. durch Lähmung der Erde und abgelagerte junge Triebe des Hauptstamms im Herbst nach der Samenreife, oder im Samen, doch werden die aus diesen erzeugten Pflanzen selten vor dem 3. oder 4. Jahre blühen. Uebhaupt erfordert die Anzucht aus Samen, wo die zur Liebhaberei gewordene Auriculatur viel Schuß und Sorgfalt.

Aurillac, Hauptstadt des franz. Depart. Cantal, in der Auvergne, am Fuße des Cantal, auf dem rechten Ufer der Jordanne und an der Zweigbahn Clermont-Artois der Orleansbahn, hat unregelmäßige, aber breite und von Bächen durchflossene Straßen und zählt (1876) 10 839 (Gemeinde: 1121) E. Der Ort besitzt ein Handelsgericht, ein Handelskolleg, eine Normalsschule, ein Lehrerseminar, ein mineralog. Museum, eine Bibliothek von 8000 Bänden, eine von David d'Anges (1811) gegossene Bronzestatue des hier gebornen Königs Louis-Philippe II. (Geburt) auf der Place Royale, eine Rennbahn, wo alljährlich in der ersten Hälfte des Mai berühmte Pferde rennen wurden, sowie eine Arbeitergesellschaft und ein Theater. Besonders bemerkenswert sind die Kirchen: St.-Gervais, ein Neubau des 15. Jahrh., von welchem jedoch der Turm und ein großer Teil des Schiffs modern sind; ferner Notre-Dame-de-la-Roche, ehemals Kirche des hiesigen Klosters der Ursulinen, aus dem 13. oder 14. Jahrh., mit modernem Glockenturm im Renaissancestil. Außerdem befinden sich hier noch mehrere beachtenswerte Gebäude aus der Zeit vom 13. bis 16. Jahrh. Endlich sind zwei eisenhaltige Mineralquellen vorhanden. Die sehr gewerthätige Bevölkerung betreibt hauptsächlich Gem. Produktion, Leim-, Eholaden, Azur-, Papler-, Tapeten-, Leber-, Haarsch-, Eisen- und Maschinenfabrikation und lebhaften Handel mit Weiden, Mauleseln, Rindvieh, Käse und Kunstseide. A. macht einst die Stadt St.-Flour den Rang der Hauptstadt von Ober-Auvergne freizugehen, hatte den Titel einer Grafschaft und stand unter dem Abt der vom heil. Gervais 884 gegründeten Benediktinerabtei Aurillac (oder St.-Gervais). Von dem 1868 völlig ausgebrannten Schloss St.-Etienne auf dem Felsen Castranet, welches früher die Stadt beherrschte, ist nur noch die Ruine eines aus dem 11. Jahrh. stammenden Turms vorhanden.

Auril, f. Rosolsäure.

Aurillac, Stadt im franz. Depart. Rhodanien, in dem südlichen Juraebene, an der Linie Aubagne-Bordeaux der Mittelmeerbahn, zählt (1876) 2438 (Gemeinde 4692) E., hat Fabrikation von Soda, Strichplatten, Papier und Chemikalien, auch eine Baumwollspinnerei. Ein die Stadt beherrschendes Schloss aus dem 11. Jahrh. liegt in Trümmern. A. ist außerdem Fundort von v. Aluminen.

Auripigment, Ocker, Kupfergelb, in Mineral, das aus 61 Proz. Arsen und 39 Proz. Schwefel besteht (Arsentrisulfid = As_2S_3) und nur selten in wohl ausgebildeten rhombischen Krystallen, gewöhnlich in krystallinischen Körnern und Blättchen, nach einer Richtung sehr vollkommen spaltbar. Es ist durchscheinend, fettig bis bernsteinfarben und citronengelb, mit einem Stich ins Grüne. Sein spezifisches Gewicht ist = 5,4 und seine Härte geringer als die des Gipses.

Es kommt vorzüglich in Ungarn vor (Zajewa, Neusohl), in der Balasch, zu Andreasberg im Harz. Es kann auch leicht künstlich, sowohl auf nassem als trockenem Wege, dargestellt werden. (S. unter Arsen.) Man gebraucht es als gelbe Malerfarbe (Königs-gelb) und als ein Desoxydationsmittel des Jodigs beim Blaufärben. In hohem Grade giftig ist es nur dann, wenn es eingemengte arsenige Säure enthält, was mit dem künstlich bereiteten oft der Fall ist.

Aurongo, aus neun Ortschaften bestehende Gemeinde der ital. Provinz Belluno, Hauptort eines Kreises und der von der Piave durchflossenen Valle d'Aurigo in den Gadorischen (Dolomiten) Alpen, zählt 8942 E. (meist Bergarbeiter), wovon 2862 auf den Wohnplatz Billagrande kommen. In der Umgebung sind Blei- und Galmeigruben, sowie der große Fichtenwald San-Marco, welcher namentlich für die Handelsmarine von Venedig vorzügliches Schiffbauholz liefert und Stämme von 50 m Höhe und 1,4 m Durchmesser besitzt. In der Nähe wurden 14. Aug. 1866 die Truppen Garibaldi beim Überschreiten der Demarkationslinie von kaiserlichen Alpenjägern unter großem Verluste zurückgeworfen.

Aurora, bei den Griechen Eos genannt, die Göttin des Morgenroths, war eine Tochter des Hyperion und der Theia, Schwester des Helios und der Selene und die Gemahlin des Titanen Asträus (f. d.), dem sie den Kepheos, Boreas und Kotos, sowie den Hesperos und die übrigen Gestirne gebor. Die Göttin mit den Rosenkranzen, wie sie Homer nennt, erhebt sich des Morgens von ihrem Lager, fährt mit den göttlichen Rossen Lampos und Phloxion aus der Tiefe des Meers heraus, und bringt das Licht. Schon bei Homer erscheint sie als Tagesgöttin und wird, auch besonders von den Tragikern, mit der Héméra (dem Tage) identifiziert. Von den Sterblichen, welche sie liebte und entführte, erwähnen die Dichter den Orion, Kleitos, Lithon, dem sie den Nemion und Eratichon gebor, und den Gemahl der Prokris, Kephalos. Dargestellt wurde sie meist geflügelt, oft auf einem Wagen mit geflügelten oder ungeflügelten Rossen fahrend, in rosigelbem Gewande, manchmal mit der Sonnenscheibe über dem Haupte, ferner mit Nimbus oder Strahlentranz um daselbe, auch mit einer Fadel in der Rechten, oder mit Gefäßen (mit Thau) in den Händen. — A. ist auch der Name des 94. Asteroiden. (S. Planeten.)

Aurora, drei Städte in den Vereinigten Staaten: A. im County Kane des Staats Illinois, am Fox-River und an der Chicago-Burlington-Quincy-Eisenbahn, liegt 64 km südwestlich von Chicago und zählt (1880) 11 825 E., die lebhaften Handel mit Getreide, Wolle und Schweinen treiben. Die Werkstätten der genannten Eisenbahn beschäftigen hier 700 Arbeiter. Fast ein Drittel der Bevölkerung ist deutsch. — A. im County Dearborn des Staats Indiana, am Ohio, 42 km unterhalb Cincinnati, besitzt Stuhl- und Wagen-, Thü- und Fensterrahmenfabriken, Schlachthäuser und Dampfmaschinen und zählt (1870) 8804 E. — A. im County Esmeralda des Staats Nevada, etwa 160 km südlich von Carson City, liegt 2270 m über dem Meeresspiegel und mitten in reichen Silberminen. Außerdem führen in den Vereinigten Staaten zehn Dörfer und Postämter den Namen A.

Aurora borealis, f. Nordlicht.

Aurora musis amica, lat. Sprichwort: «die Morgenröte ist den Musen hold», entspricht unserm «Morgenstunde hat Gold im Munde».

Aurorabl. Petrolin, Safety-oil, Liquid gas, Danforth's oil, American safety gas sind Bezeichnungen für die flüchtigsten Teile des Petroleums, die bei der Rectifikation des Petroleums als erster Anteil des Destillats erhalten werden. Dieselben sind im höchsten Grade feuergefährlich, ihr bei gewöhnlicher Temperatur sich bildender Dampf explodiert, mit Luft gemischt, gewaltfam; man hat sie zur Carburierung des Leuchtgases benutzt.

Aurum (lat.), das Gold; A. fulminans, Knallgold; A. musivum, Musiugold; A. potabile, s. unter Alchimie. Auri sacra fames, fluchwürdige Gold- oder Geldgier. [engabab.]

Aurangabad, Stadt in Vorderindien, s. A. u. s., Abkürzung für Actum ut supra (s. b.).

Ausarten, **Ausartung**, s. unter Abarten.

Ausbau, s. Abbau (landwirtschaftlich).

Ausbeute ist gleichbedeutend mit «Ertrag» an unmittelbaren Erzeugnissen einer Stoffproduktion und bezeichnet bei bergmännischen Unternehmungen den nach Abzug der Betriebs- und Generalkosten von einem Grubenbetriebe verbleibenden Gewinn, der unter die Teilhaber des Unternehmens (hier die Besitzer von Aktien oder Aktienanteilen einer Gewerkschaft) zur Verteilung gebracht wird.

Ausbeutemünzen nennt man eine Art von Schäumünzen, welche in Gold- und Silbergruben geprägt worden sind, namentlich dann, wenn diese eine starke Ausbeute oder auch wenn sie die allererste Ausbeute gaben. Man hat je nach der Erziebigkeit der Gruben Ausbeutegroschen, Ausbeutegulden, Ausbeutethaler, in Gold Ausbeutebulaten geprägt. Von preussischen A. sind besonders die Thaler mit der Bezeichnung: «Segen des Mansfelder Bergbaues» hervorzubeden.

Ausblasen des Dampfkessels (frz. purger, englisch blowing off), dasjenige Verfahren, mittels dessen durch Öffnen eines an der tiefsten Stelle des Dampfkessels befindlichen Hahns ein Teil des Kesselwassers entfernt wird, um den durch das Speisewasser abgesetzten Schlamm und lodern Kesselstein, sowie (bei Schiffskesseln) den durch die Seedampfung konzentrierten Salzgehalt desselben zu beseitigen, wobei durch die unter noch vorhandenem Dampfdruck entstehenden lebhaften Strömungen die Ablagerungen mit fortgerissen werden; auch das vollständige Entleeren des Kessels zum Zweck einer gründlichen Reinigung, welches entweder gleichfalls durch Hähne oder Ventile oder durch an leicht zugänglichen Stellen eingetriebene Zapfen geschieht. Endlich nennt man zuweilen Ausblasen, gewöhnlicher jedoch Abblasen, das bei übermäßigem Dampfdruck erfolgende Öffnen der Sicherheitsventile.

Ausblühen, s. Auswintern.

Ausbreitmaschine (frz. élargisseur, engl. spreading-machine), eine häufig mit dem Kalander (s. unter Appretur) in Verbindung stehende Vorrichtung, welche den Zweck hat, die infolge der verschiedenen Appreturarbeiten mehr oder weniger verzogenen Gewebe der Breite nach auszudehnen. Dieselbe besteht meist in einem System von Stäben, welche in der Breitenrichtung des Stoffs liegen und von der Mitte nach beiden Rändern desselben zu in ihrer Längsrichtung eine derartige schiebende Bewegung erhalten; daß sie sowohl alle Falten aus-

streichen, als auch eine hinreichende Spannung der Querrichtung bewirken.

Ausbruch heißen in Ungarn, vornehmlich Zolap, Szeres u. s. w., diejenigen Weine, we aus den Trockenbeeren der Trauben, die man besonders ausgebrochen hat, gefestert werden. In Österreich werden hier und da Ausbruchwein reitet, sie heißen «gerebelte», von «rebeln», eine Beeren ausbrechen. Über dem A. steht die Esse welche aus den abgewellten, rosinenartigen Beeren vor der Kelter abläuft. Werden die Tre welche Essenz gegeben haben, mit Most von art frischen, guten Trauben begossen und gelind gertert, so heißt auch diese Sorte oft A. Es geht viel Betrug sowohl mit dem A. als auch mit Essenz vor, und selten bekommt man diese Sorten rein und echt. Auch am Rhein geschieht weilen das Ausbrechen der reifsten Weinbeeren, besonders edle Weine zu erzielen; doch dient die Bezeichnung A. öfter nur für einen hochfein Wein bester Lage, gewöhnlich Auslese (s. b.).

Ausbürger, s. unter Bürger.

Auscha (böhm. Uschtiek), alte, schon im Jahr urkundlich erwähnte Stadt in der Hauptmannschaft Leitmeritz in Böhmen, ist eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2415 deutscher Zunge. Nach der Schlacht am Wei Berge (1620) kam das konfiskierte Gut mit Stadt als Geschenk in Besitz der Jesuiten, die Schloß sowie die Pfarrkirche neu herstellen lie Nach Aufhebung des Ordens wurde es von Religionsfonds-Verwaltung veräußert.

Aufschwitz, poln. Osowiec, Stadt im Bezirk Biala, 3 km von der preuss.-schl. Gr an der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, an w sich hier die Oberschlesische Bahn nach Wab schlief, auf dem rechten Ufer der mehr nördl die Weichsel fließenden Sola gelegen, zählt (18 4754 E. Nur 15 km im Osten, am linken Uf hier ebenfalls in die Weichsel fallenden El liegt im Bezirk Radowice die Stadt Zator 1218 E. und altertümlichem Schlosse auf h Anhöhe. Den ganzen weisl. Grenzstrich Galiz ostwärts etwas über die Slawa hinaus, bilden ehemaligen poln. Herzogtümer Aufschwitz Zator, mit einem Areal von 2478 qkm 200 000 E. Die Stadt A. gehörte im frühern telalter zum Ratibor Gebiete, bis 1179 der p Herzog Kasimir II. dieselbe seinem Neffen M law, Herzog von Ratibor, gab. Ein Nachk des selben, Johann, nannte sich nach seinem teile Herzog von Osowiec, bekannte sich aber l wie die meisten polnisch-schl. Fürsten, für d Vasallen des Königs Johann von Böhmen. I seinem ohne Erben erfolgten Tode kam A. w an die Herzoge von Teschen und Großlogau, hatte aus diesem Hause eigene Herzoge, bis Ja 1457 das Herzogtum A. und 1494 das Herzog Zator an Polen verlor. König Sigism August verband 1654 beide Herzogtümer zu G Körper und zugleich näher mit Polen. Be ersten Teilung Polens kamen sie 1773 mit übrigen Galizien a Österreich und wurden diesem, weil sie lange Zeit Bestandteile von S sien gewesen, 1818 für Teile des deutschen Bui gebiets erklärt. Am 27. Juni 1866 wurde Stadt von den Preußen angegriffen, die aber u gemiesen wurden. Vgl. Biermann, «Zur Gsch der Herzogtümer Zator und A.» (Wien 1863).

Muscul..., f. Muscul...

Muscul... (botan.), f. Perennirend.

Ausdehnung ist die Eigenschaft der Körper, einen leeren Raum einzunehmen; die Größe dieses Raums heißt der Rauminhalt (Rubininhalt) oder das Volumen des betreffenden Körpers. Das Verhältnis zwischen der Ausdehnung in den verschiedenen Richtungen oder Dimensionen ergibt die Gestalt des Körpers. Da man drei Haupt- oder Grundrichtungen unterscheidet, die zueinander rechtwinklig sind, nämlich Länge, Breite und Dicke oder Höhe, so schreibt man der mathem. Linie nur eine λ , der Fläche zwei und dem Körper drei λ oder Dimensionen zu.

In der Physik wird die λ zu den wesentlichen allgemeinen Eigenschaften der Körper gezählt, weil ein Körper für die menschlichen Sinne eben nur dadurch wahrnehmbar ist, daß er einen Raum einnimmt, und folglich ein Körper ohne dreifache λ nicht gedacht werden kann. Die räumliche Größe der Körper unterliegt Veränderungen durch Kräfte; eine Verminderung der Größe wird ebenfalls λ , eine Vermehrung dagegen Zusammenbrückung genannt; die Eigenschaft der Körper, solche Volumenveränderungen, bei gleichbleibender Menge ihrer Materie, d. i. bei derselben Masse, zuzulassen, wird in dem ersten Falle ihre Ausdehnbarkeit oder Expansibilität, im letztern Falle ihre Zusammenbrückbarkeit oder Kompressibilität genannt. Alle Körper werden in der Regel (die Ausnahmen sind entweder nur scheinbar oder höchst selten) durch die Wärme ausgedehnt und ziehen sich beim Erkalten wieder zusammen. Wenn feste Körper sich durch Erwärmung ausdehnen, so kann man entweder nur die λ ihrer Länge (lineare λ), oder die Vermehrung ihres räumlichen Inhalts (λ des Volumens) in Betracht ziehen. Die λ der festen Körper ist bei derselben Temperaturerhöhung geringer als die der tropfbar flüssigen, die λ der letztern, unter sonst gleichen Umständen, geringer als die der gasförmigen Körper. Um bei der Erwärmung die lineare λ der festen Körper ersichtlich und meßbar zu machen, dient das Hebelpyrometer (Fig. 1). Der zu erwärmende Stab t stößt mit



Fig. 1.

den einen Ende gegen einen festen Widerstand v , mit seinem andern Ende gegen den kürzern Arm eines Winkelhebels, dessen längerer Arm l auf einer Skala s die λ des Stabes t in vergrößertem Maßstabe zeigt. Je mehr sich der Stab t ausdehnt, desto mehr erhebt sich der Hebelarm l . Aus der auf der Skala s abgelesenen Zahl für die Größenzugung von l kann man die λ des Stabes für die bestimmte Temperaturerhöhung berechnen. Einige messende Versuche haben gelehrt: 1 m. Stahl verlängert sich, wenn seine Temperatur zwischen 0° und 100° C. um 1° C. steigt, um $0,0000124$ m. Man nennt die Zahl, welche angibt, um den wievielten Teil ihrer Länge sich die Längeneinheit des Körpers bei der Temperaturerhöhung von 1° C. (zwischen 0° und 100° C.) ausdehnt, den Ausdehnungskoeffizienten des betreffenden

Körpers. Diese Zahl hat man mit α zu multiplizieren, wenn man die λ für die Temperaturerhöhung von n° C. berechnen soll. Der Ausdehnungskoeffizient für 1° C. beträgt bei Messing $0,0000120$, Kupfer $0,0000171$, Eisen $0,0000120$, Platin $0,000005$ und Glas $0,000007$. In der Regel erfolgt die λ der festen amorphen Körper und der herabdrückenden Krystalle nach allen Richtungen hin gleichmäßig; bei den andern Krystallen findet dies jedoch nicht statt. Die Zahl, welche angibt, um den wievielten Teil ihres Volumens sich die Volumeneinheit eines Körpers bei der Temperaturerhöhung von 1° C. (zwischen 0° und 100° C.) ausdehnt, heißt kubischer Ausdehnungskoeffizient; er beträgt (wie in Fig. 2 durch den Zuwachs angedeutet ist) das Dreifache des linearen Ausdehnungskoeffizienten. Ein Glasgefäß, welches um 1° C. erwärmt wird, erhöht also sein Volumen um 3 mal $0,000007$ des ursprünglichen Volumens. Die λ der festen Körper muß im praktischen Leben, z. B. beim Legen der Eisenbahnschienen, welche für die λ zwischenräume erhalten müssen, berücksichtigt werden. Die Angaben von Präzisionsmaßstäben müssen nach den Temperaturen korrigiert werden; ihre Normaltemperatur muß angegeben sein.



Fig. 2.

Die λ der tropfbaren Flüssigkeiten wird dadurch ersichtlich, daß sie sich stärker ausdehnen als ihre Gefäße; man erhält also zunächst nur ihre scheinbare Volumenausdehnung, aus welcher die wahre berechnet wird, indem man zur ersten die λ der Gefäße abbitt. Um die λ der Flüssigkeiten zu messen, bedient man sich entweder thermometerartiger Gefäße oder man bestimmt das Gewicht der zu untersuchenden Flüssigkeit, welche ein kleines Glasgefäß bei verschiedenen Temperaturen (z. B. 0° und 100° C.) enthält. Solche Gefäße (Fig. 3 und 4) füllt man bei 0° C. mit der Flüssigkeit (Fig. 4 bis zur Marke a) und bestimmt dann das Gewicht der letztern bei 0° C. Erhöht man hierauf die Temperatur auf 100° C., so tritt ein Teil der Flüssigkeit (Fig. 3) aus dem Gefäß oder (Fig. 4) über die Marke, von wo sie bis zur letztern entfernt wird. Wenn jetzt bei 100° C. wieder das Gewicht der zurückgebliebenen Flüssigkeit bestimmt wird, so läßt sich aus den beiden Wägungen die scheinbare λ der Flüssigkeit für die Temperaturdistanz von 0° bis 100° C. berechnen. Da sich wegen des Widerstandes der Gefäßwände die Flüssigkeiten nur nach Einer Richtung, d. i. nach der offenen Seite des Gefäßes hin, ausdehnen können, so leuchtet ein, daß bei flüssigen, und ebenso bei gasförmigen Körpern stets der kubische und nicht der lineare Ausdehnungskoeffizient erhalten wird. Schon zwischen 0° und 100° C. wo sich die festen Körper meist proportional der Temperaturerhöhung ausdehnen, erfolgt meist die λ der Flüssigkeiten nicht proportional der Temperatur; besonders unregelmäßig ist die λ des Wassers und Alkohols. Das Quecksilber jedoch dehnt sich zwischen 0° und 100° C. proportional



Fig. 3.



Fig. 4.

der Temperaturerhöhung aus und dessen kubischer Ausdehnungskoeffizient für 1°C. beträgt $0,0001010 = \frac{1}{9990}$. Wegen der regelmäßigen und verhältnismäßig starken α des Quecksilbers wird dasselbe häufiger als andere Körper zu Thermometern (s. d.) angewendet; letztere beruhen überhaupt auf der α der Körper durch die Wärme. Beim Erstarren flüssiger Körper findet meist eine Zusammenziehung, nur bei wenigen, wie z. B. beim Wasser, findet eine α und zwar um $\frac{1}{10}$ seines Volumens statt, so daß die Dichte des Eises nur 0,9 von jener des Wassers beträgt, daher das Eis auf dem Wasser schwimmt. Die Kraft, mit der sich das



Fig. 2.

Wasser beim Gefrieren ausdehnt, ist so mächtig, daß es die stärksten Gefäße und selbst eiserne Bomben (Fig. 2 und 3), in welche man es eingeschlossen hat

Fig. 3.

(Williams in Quebec 1785 und Hagenbach 1879), sprengen kann.

Die Gase und Dünste dehnen sich noch bei weitem stärker aus, als die tropfbaren Flüssigkeiten und zwar alle, sie mögen materiell noch so ver-

stärkt. Ihre α beträgt Erhöhung $0,0001010 = \frac{1}{9990}$ das Gas zu Anfang seiner Exp. Die α oder Zusammenziehung proportional mit der Temp. der Temperatur (Gay-Lussac). Sind die Gase allseitig erregt, so wächst ihre Spannung die Wände proportional an. Die höchst regel-

mäßige α der Gase wird zu wissenschaftlichen Zwecken bei Luft- und Gas-Thermometern verwendet. (S. unter Thermometer.)

Ausdruck im allgemeineren Sinne bedeutet jedes sichtbare, hörbare oder fühlbare Zeichen einer Vorstellung oder Empfindung. So ist das Wort, als ein sichtbares und hörbares Zeichen, α einer Vorstellung; so sind selbst bloße Laute doch Ausdrücke von Empfindungen; so wird ein Händedruck zum α der Freundschaft. In engerer Bedeutung nennt man α ein natürliches und wesentliches Zeichen für Vorstellungen und Empfindungen, durch welches sich das Innere im Äußeren veranschaulicht, das Geistige im Körperlichen kräftig und lebendig hervortritt. So sagt man von einem menschlichen Antlitz, daß es α habe oder ausdrucksvoll sei, wenn sich in ihm nicht bloß die allgemeine Form des menschlichen Gesichts überhaupt ausgeprägt findet, sondern die ganze geistige Individualität, die ganze inwohnende Seele in den Zügen des Gesichts ankündigt. Ebenso hat ein Kunstwerk α , wenn es den Gegenstand, den der Künstler darstellen wollte, in kräftiger Lebendigkeit gleichsam befeht zur Anschauung bringt. Das Wesen und der Zweck des α ist natürlich bei allen schönen Künsten ein und derselbe und nur nach den verschiedenen Darstellungsmitteln verschieden. Während der Musiker durch Tone, der Tänzer durch Bewegung und Stellung, der Schauspieler durch Mimik und Teklamation, der Maler durch Gestalt und Form die in künstlerischer Imagination aufgeführten Vorstellungen und Empfindungen zum α zu bringen sucht, so dient bei den poetischen und pro-

saischen Kunstschöpfungen die Sprache, die richtige Wahl der Worte und Bilder, zur ausdrucksvoll und belebten Mitteilung der Vorstellungen und Empfindungen. In etwas weiterem Sinne faßt man α in der Rhetorik und Stilistik als die wörtliche Darstellung überhaupt, weshalb sogar ein jedes Wort und eine jede Redensart ein α genannt wird.

In der Mathematik versteht man unter arithmetischem und analytischem α die Bezeichnung eines Anzahlbegriffs durch eine Verbindung von Zahlzeichen. So ist $\frac{12-9}{3} + 10$ ein α für 19.

Ausdehnung nennt man in der Physik und Medizin die unsichtbare Ausdehnung von Wasser und andern flüchtigen oder gasförmigen Stoffen durch Haut und Lungen. Haut und Lunge gleichen sich darin, daß beide bedeutende Mengen Wasser in Form von Dampf und außerdem Kohlensäure an die Luft abgeben. Die Menge dieses sichtbar ausgechiedenen Wassers beläuft sich in Stunden auf reichlich 1 kg, wovon man etwa $\frac{2}{3}$ auf die Haut und ein Drittel auf die Lunge rechnen kann. Dagegen überwiegt die Abgabe von Kohlensäure in der Lunge beträchtlich über die auf der Haut und ist etwa 25–50 mal reichlicher als letztere. Außer dieser unsichtbaren Ausdehnung erfolgt auf der Haut bekanntlich auch eine sichtbare, d. i. der Schweiß (s. d.) und der Hauttalg. Sie enthalten flüchtige Stoffe (Fettsäuren) oder leicht flüchtige, ammoniakalische Zerlegungsprodukte, die sich der unsichtbaren Hautausdehnung bemisch und derselben einen eigentümlichen Geruch geben können. Dasselbe gilt von flüchtigen Stoffen, die vom Magen aus ins Blut gelangt sind und sich im α beimischen können, wie z. B. der Alkohol, der zum Teil in den Lungen wieder ausgechieden wird und der α derselben, d. h. dem Atem, seinen Geruch mitteilt. Ist die Ausdehnung in den Schweißdrüsen so gering, daß von den Schweißporen nur ebenso viel abdunstet, als in den Schweißdrüsen ausgeschieden wird, so kann es nicht zur Bildung sichtbaren Schweißes kommen; das Wasser und die sonstigen flüchtigen Bestandteile des Schweißes werden dann vollständig in der unsichtbaren α enthalten während die festen Schweißbestandteile (Salze u. s.) auf der Haut zurückbleiben. Alles, was die Ausdehnung im allgemeinen begünstigt, wird auch die Hautausdehnung befördern, also geringer Wassergehalt der Luft, hohe Temperatur und Bewegung der Luft an der Oberfläche des Körpers. Anderseits wirken auch innere Zustände des Organismus begünstigend, nämlich Blutüberfüllung der Haut, rascherer Blutumlauf (infolge von Körperbewegungen, Erregung u. s. w.), sowie reichlicher Genuß von Getränken, welche das Blut wässriger machen.

Auseinanderlaufen (mathem.), s. Divergenz.
Auserwählte (electi) heißen in der kirchlichen Sprache die von Gott zum Heile Auserwählten, Gegenläge zu den «Verworfenen» (reprobati), d. h. vom messianischen Heile oder von der ewigen Seligkeit Ausgeschlossenen. Im Alten Testament nannten sich die Juden als Bevorzugte Gottes α ; die altchristliche Gemeinde betrachtete sich selbst als die α der Gläubigen, zugleich als Gemeinde der α dagegen sah man sich später genötigt, innerhalb der äußeren Kirche selbst wieder zwischen α und Verworfenen zu unterscheiden. — α oder Vollkommen (perfecti) nennen sich in mehreren christlichen

Schließen die in die Wehrmündungen eingeworfenen und in die krumme Mauer eingetretenen, s. B. bei den Bomben (s. d.).

Ausfall (fr. sortie) heißt jede Offenstrebewegung aus einer Vertheidigungsstellung heraus. Besonders kommen Ausfälle seitens der Besatzung einer belagerten Festung zur Anwendung, in der Absicht, die Belagerung fern zu halten, beziehungsweise zu beschleunigen, den Belagerer in seinen Arbeiten zu hindern und aufzuhalten, seine Anlagen und sein Material zu beschädigen und zu vernichten, Hilfsmittel anzuheben und die Verbindungen offen zu halten, wenn Punkte des Forterrains oder Festungspunkte sich zu gewinnen, den Gegner abzuwehren und den Muth der Besatzung zu heben, und endlich auch, um einer Entlassung aus der Festung zu weichen. Kräftige Ausfälle sind das wirkliche Mittel, um den Gang der Belagerung zu ändern und selbst die Aufhebung derselben herbeizuführen. Man unterscheidet große und kleine Ausfälle: erstere werden durch größere Abtheilungen, aus vielen Bataillonen bestehend, ausgeführt, letztere nur aus den ersten Stadien der Belagerung hervorgehend und führen oft zu unersesslichen Verlusten, selbst Feldschlachten, wie 1854/55 bei Essling, 1870/71 bei Paris, während die kleinen Ausfälle Aufgabe schwächerer Abtheilungen, aus Jägern und technischen Truppen bestehend, sind, und in die letzten Perioden der Belagerung fallen und zum hauptsächlichsten Erfolg versprechen, wenn sie mit Huth und Unerwartet stattfinden. In der Ausführung der Festungen wird auf die Errichtung der Ausfälle Bedacht genommen, und zahlreiche Ueberbauten und Überbrückungen des Grabens, geschützte Sammelplätze im gebirgigen Wege (Batterien) und vorgehobene Werke bilden das Mittel dazu. Die Bauart der gegenwärtigen großen Festungen mit ihren weit vorgehobenen besetzten Forts begünstigt Ausfälle in großem Maßstabe außerordentlich. (S. Festungsrieg.)

In der Festungslehre heißt **A.** das rasche, mit einem Angriff verbundene Vorstößen des vorbersten Fußes, hauptsächlich beim Stos, um dadurch dem Gegner näher zu kommen und das Gewicht des Körpers mit der Kraft des Stosches zu verbinden. Beim Stöße kommt der **A.** weniger vor.

Ausfallbatterien, die zu den Festungsbesatzungen gehörigen besetzten Batterien, deren Zweck es hauptsächlich ist, die äußeren Unternehmungen der Besatzung zu begleiten und zu unterstützen.

Ausfallen bei der Kavallerie, s. **A. d. e.**

Ausfallwerke nennt man solche Ausgänge in der Umfriedung der Festung, welche lediglich als Kommunikationen für Truppen dienen und somit hauptsächlich für Ausfälle in Betracht kommen.

Ausfluß heißt die fortschreitende Bewegung einer tropfbaren oder gasförmigen Flüssigkeit durch eine Öffnung ihres Behälters. Die hierbei geltenden Gesetze bilden einen Teil der Hydrodynamik (s. d.) oder Aerodynamik (s. d.), je nachdem sie sich auf die tropfbaren oder ausdehnbaren Flüssigkeiten beziehen. Die Geschwindigkeit, mit welcher eine Flüssigkeit aus der Öffnung ihres Behälters tritt, nennt man ihre **Ausflußgeschwindigkeit**. Diese ist für eine tropfbare Flüssigkeit, welche durch eine Hohen- oder Seitenwandöffnung austritt, gerade so groß wie die Geschwindigkeit, welche die Flüssigkeit erworben hätte, wenn sie vom Flüssigkeitsspiegel bis zur Ausflußöffnung frei her-

abgefallen wäre, vorausgesetzt, daß die Höhe des Flüssigkeitsspiegels, durch irgend ein Mittel konstant erhalten wird. Dieses von Torricelli zuerst (1644) gefundene hydrodynamische Gesetz ist als das **Torricelli'sche Theorem** bekannt. Bei einem Flüssigkeitsspiegel, der 4-, 9- oder 16mal höher als ein anderer liegt, ist die Ausflußgeschwindigkeit 2-, 3- oder 4mal größer; die Ausflußgeschwindigkeiten verhalten sich also wie die Quadratwurzeln aus den Druckhöhen. Der experimentale Nachweis für das obige Gesetz kann in verschiedener Weise erfolgen. Zunächst dadurch, daß ein Lotrecht aufwärts steigender Wasserstrahl bis zur Höhe des Wasserstands steigt. Ferner läßt sich die aus der in einer bestimmten Asternmenge, bei gegebener Menge, berechnen und mit dem aus der Theorie berechneten Ausfluß vergleichen (s. Figur).

Dieselbe besitzt in dem Seitenrohr **a** die Ausflußöffnung **b**. Oben ist das Gefäß luftdicht verschlossen bis auf die an beiden Enden offene Röhre **b a**. Die Wassersäule im Gefäße oberhalb **a** und die darüber befindliche Luft hält während des Ausfließens stets dem äußeren Luftdruck das Gleichgewicht. Der **A.** erfolgt also unter der konstanten Druckhöhe der Wassersäule **a o**. Steht das Ende **a** der Röhre **a b** 1, 2, 3, 4 Decimeter über **o**, so erfolgt der **A.** unter der Druckhöhe von 1, 2, 3, 4 Decimeter. Berechnet man hiernach die Ausflußgeschwindigkeit, so läßt sich die Ausflußparabel im voraus konstruieren und mit der wirklichen vergleichen. Die Ausflußgeschwindigkeiten aus tafelförmigen Ausflußröhren weichen von jenen aus runden Röhren ab, indem sie sich bei letzteren wie die Quadratwurzeln aus den Druckhöhen, bei erstern dagegen einfach wie die Druckhöhen verhalten. Die **A.** flussmenge in einer bestimmten Zeit ist, bei gleichbleibender Ausflußöffnung und konstanter Druckhöhe, proportional der Ausflußgeschwindigkeit. Bei

Verengung (Kontraktion) des Ausflusses in der Regel die wirklich ausgetretene Menge kleiner als die theoretisch berechnete letztere mit einem Kontraktionskoeffizienten kleiner als 1 (s. d. O.), multipliziert. Wenn das Ausflußrohr ein nach unten gebogenes ist, so hat der Kontraktionskoeffizient einen Wert größer als 1. In diesem Falle ist das erweiterte Ausfließen viel größer, als durch das Rohr selbst hindurchfließen würde; es würden daher luftleere Stellen entstehen, wenn nicht der auf den Flüssigkeitsspiegel wirkende Luftdruck ein schnelleres Nachfließen bewirken würde (Saugwirkung). Die Konstitution des ausfließenden Wasserstrahls ist anfangs zusammenhängend und kontrahiert, später persplittet. Durch die Schwingungen des Öffnungsrandes gerät auch der Ausflußstrahl in Schwingung, infolge

dessen er Anschwellungen (Schwingungsbäume) und Einschnürungen (Schwingungsknoten) besitzt. Die ausströmenden Gase befolgen ebenfalls das Torricellische Theorem. (S. Aerodynamik.)

Ausfuhr oder **Export** ist die eine Seite des internationalen Handels, der die Teilung und Vereinigung der Arbeit in der Weltwirtschaft vermittelt. Ein Volk führt Waren aus, entweder weil es sie unter günstigeren Bedingungen und insolge dessen billiger herstellen kann als andere, oder weil es gewisse fremdländische Produkte notwendig bedarf und für diese einen Gegenwert liefern muß. Im letztern Falle kann es vorkommen, daß die Produktionskosten der Ausfuhrartikel im Inlande erheblich höher sind, als die der aus dem Auslande bezogenen Gegenstände, ja es könnten für letztere möglicherweise sogar Monopolpreise zu zahlen sein. Ein solcher Ausfuhrhandel würde auch wirtschaftlich für das exportierende Land im ganzen ungünstig sein, wenn es auch mit Bezug auf seine konkreten Verhältnisse durch denselben mehr an Gebrauchswert empfinde, als es hingäbe. Im allgemeinen jedoch werden die Fälle der ersterwähnten Art überwiegen, die einzelnen Länder also diejenigen Warengattungen miteinander austauschen, die sie unter besonders vorteilhaften Umständen produzieren können, wobei sich die relativen Begünstigungen auf beiden Seiten mehr oder weniger ausgleichen und beide auf die reichlichste und billigste Weise mit nützlichen Gütern versorgt werden. Als besonders naturgemäß und für beide Teile vorteilhaft erscheint die A. von tropischen Naturerzeugnissen aus der warmen Zone nach den durch Kohlen- und Eisenreichtum und die klimatischen Verhältnisse vorzugsweise für die industrielle Produktion ausgerüsteten Ländern der gemäßigten Zone, die ihrerseits Fabrikate als Gegenwert ausführen. Je mehr eine Nation im Stande ist, die A. ihrer industriellen Produkte auszudehnen, um so unabhängiger wird sie hinsichtlich ihres Nahrungsbedarfs von ihrem eigenen Territorium und um so höher kann ihre Kopfszahl und die Dichtigkeit ihres Zusammenwohnens steigen. Aber andererseits kann die Notwendigkeit, einen bedeutenden Bruchteil der unentbehrlichen Lebensmittel statt durch eigene Produktion, durch den auswärtigen Handel zu beziehen, auch schlimme Folgen haben, namentlich in Kriegszeiten. Für England ist schon seit längerer Zeit der Ausfuhrhandel in dieser Art ein wesentlicher Existenzfaktor geworden; dabei kommt diesem Staate neben seiner großartigen Seemacht auch besonders die Thatsache zu statten, daß er in seinem ungeheuern Kolonialbesitz stets eine relativ gesicherte Rundschaft findet. Jedenfalls erscheint eine einseitige künstliche Begünstigung der A., wie sie namentlich früher durch die Vertreter des Merkantilsystems (s. d.) empfohlen wurde, durchaus unzumutbar. Die Merkantilisten hatten hauptsächlich die Vermehrung des Edelmetallvorrates des Landes im Auge, und sie suchten zu diesem Zwecke besonders die A. von Fabrikaten zu fördern, weil diese in der kleinsten Masse den größten Wert repräsentierten und keine bedeutenden Transportkosten bedingen. Indes kann die A. von rohen Massenprodukten (z. B. Kohlen und Roheisen) ebenso gewinnbringend für ein Land sein, wie die von Manufakturwaren, namentlich wenn es selbst die Verfertigung derselben besorgt.

Da im auswärtigen Handel der Hauptsache nach Produkte mit Produkten bezahlt werden (s. Ab-

satz), so wird durch künstliche Beschränkung der Einfuhr auch die A. erschwert; daher findet man auch in dem Protektionssystem der neuern Zeit, daß sich von der merkantilistischen Rücksicht auf die Geldzufuhr ziemlich emanzipiert hat, mancherlei Bemühungen zur Erleichterung der A. In manchen stark geschützten Zweigen der Großindustrie wird es den Produzenten durch eine förmliche oder stillschweigende Koalition möglich, ihre Preise im Inlande bedeutend höher zu halten, als die, welche sie für ihre ausgeführten Erzeugnisse verlangen. Die den letztern können sich die Fabrikanten mit einem minimalen Gewinne begnügen, unter Umständen sogar auf unmittelbaren Gewinn verzichten, indem diese Produktion hauptsächlich nur den Zweck hat, den Großbetrieb in der zweckmäßigsten Ausdehnung zu erhalten, während gleichzeitig auf dem inneren Markt die Konkurrenz den erhöhten Preisen entgegenstehend beschränkt bleiben soll. In dem letzten Schutzollsystem wendet man jedoch auch direkte Mittel zur Förderung der A. von Industrieerzeugnissen an. (S. Ausfuhrprämien, Ausfuhrverbot, Ausfuhrzölle.) Von diesen sind die Bemühungen zu unterscheiden, durch freie, privatwirtschaftliche Initiative, durch Association, durch Veranstaltung handelsgeogr. Expeditionen u. s. w. die A. zu heben. Solche Bestrebungen sind in neuester Zeit in Deutschland namentlich in Verbindung mit der Kolonisationsfrage hervorgetreten. In Berlin hat sich 1879 ein «Centralverein für Handelsgeographie und Förderung der deutschen Interessen im Auslande» gebildet, als dessen Organ ein Wochenblatt mit dem Titel «Export» erscheint. Im Jan. 1881 wurde in Düsseldorf auch ein «Westdeutscher Verein für Kolonisation und Export» gegründet. Auch von amtlicher Seite wird auf die Hebung der deutschen A. in zweckmäßiger Weise hingewirkt, indem in Konstantinopel und anderswo (s. d.) die deutschen Handelsattachés veröffentlicht die Exporteuren nützliche Winke geben und vorkommende Unbequemlichkeiten gerügt werden.

Ausfuhrhandel, s. unter Handel.

Ausfuhrprämien (primes d'exportation, bounties) im engeren Sinne sind Gratifikationen, welche der Staat, sei es aus merkantilistischen Absichten, sei es um gewisse Produktionszweige zu fördern, für die Ausfuhr gewisser Landeserzeugnisse gewährt. In den meisten Fällen erscheinen jedoch auch diese gratifikatorischen Prämien wenigstens teilweise als Ausgleichung anderweitiger Lasten, welche das bestehende Zoll- oder Steuersystem die Produzenten mit sich bringt. So fand der für Weizen, die im 18. Jahrh. in England bey wurde, wenn der Preis unter eine gewisse Gränze gesunken war, oberhalb dieser Gränze ein Ausfuhrverbot gegenüber. Da indes die inländischen Grundbesitzer auch noch durch Eingangszölle auf Weizen geschützt waren, so brachte ihnen die A. denfalls einen positiven Vorteil ein. Im Reich bestehen solche gratifikatorische A. noch für die von franz. Fischen gefangenen Stöckfische sowohl wenn sie direkt von Neufundland, auch wenn sie aus franz. Spezialentrepôts ausgeführt werden. Im J. 1866 wurden (außer Ausfuhrprämien) noch 2 098 000 Frs., 1 dagegen nur 1 246 000 Frs. an solchen A. bezogen. Häufiger sind noch in der neuern Zeit solche zu finden, welche angeblich nur Rückvergütungen von Rohstoffzöllen oder Steuern (Ausfuhrbonifikationen)

Rohstoffe (s. d.), **Draumbads** darstellen sollen, in **Wäldern** aber mehr gewachsen und somit ein **grüßliches Element** enthalten. Besonders **ausgezeichnet** war dieses **System** bis 1861 in **Frankreich**. **Nur**, daß das **Verhältnis** des im **Fabricat** enthaltenen **Rohstoffs** zu **gänzlich** für den **Export** geeignet wurde, sondern es wurden auch in **vielen** Fällen **N. bezahlt**, ohne daß eine **Verrechnung** von **verpöstem Rohstoff** nachzuweisen war. Es **erhielten** f. B. die **Luchswaren** die **N.**, auch wenn sie aus **inländischer Wolle** hergestellt waren, und vor **Einführung** der **innern Rübenzuckersteuer** erhielt die **ausgeführte Raffinade**, auch wenn sie von **Rübenzucker** herkam, eine nach dem **Salz** bei **Kohlensäure** sehr reichlich **bedeckte** **Salz**. Später allerdings wurde bei **Zucker** und **andern Exportwaren** die **Ermäßigung** der **N.** von der **Einlegung** einer **Zollquittung** über ein **entsprechendes Quantum** von **eingeführtem Rohmaterial** **abhängig**, jedoch ohne daß im **übrigen** die **Identität** zwischen dem **verarbeiteten Material** und demjenigen, für welches die **Quittung** ausgestellt war, **abhängig** zu werden brauchte. Es **entstand** daher ein **Handel** mit **Zollquittungen**, der **dem** mit **Acquis-cantion** (s. d.) zu **vergleichen** war, welcher **letzte** je **ebenfalls** eine **Art indirekter N. ergab**. Seit 1864 ist das **System** der **zeitweiligen** und **freier** **Einlegung** in **Frankreich** auch auf **Rohstoffe** **ausgedehnt** worden. Die **(aus inländischen Rübenzucker** **gewonnene) Raffinade** **lang** aber auch **jetzt** noch wegen der **den Raffinade** zu **günstigen Annahme** über die **Ausbeute** an **Salz** (**rendement**) **aus** dem **(künstlich** **gefärbten) Kohlensäure** **eine N.**, die von **seiten** der **engl. Zuckerindustrie** schon **mehrfach** **energische** **Kalamitäten** **herausgerufen** hat. Auch **Belgien**, **Österreich** und **andere** **Länder** **haben** **mehr** oder **weniger** die **Nachvergütungen** bei der **Ausfuhr** von **raffinierten Zucker** zu **hoch** **berechnet** und **denselben** **dadurch** **teilweise** den **Charakter** von **N. verschafft**.

Ausfuhrverbot. Das **Merkantilsystem** (s. d.) **suchte** die **Ausfuhr** von **Fabricaten** **dadurch** zu **fördern**, daß die **Ausfuhr** der **entsprechenden Rohstoffe** **verboten** wurde. So war in **England** bis **jum J. 1824** die **Ausfuhr** von **Wolle**, **früher** sogar **unter Androhung** von **Todesstrafe**, **untersagt**. Das **Verbot** der **Ausfuhr** von **Gold-** und **Silbermünzen**, auch **wohl** von **Edelmetall** in **Barren**, war **schon** vor der **Einführung** der **konsequenten** **merkantilsystemischen** **Handelspolitik** eine **sehr** **gewöhnliche** **Maßregel** und **im 18. Jahrh.** noch **fast** **allgemein** **üblich**. In **Frankreich** wurde **noch 1726** die **Ausfuhr** von **gemünztem** und **ungemünztem Edelmetall** **ohne** **besondere** **Erlaubnis** mit **Todesstrafe** **bedroht**. Auch die **notwendigsten** **Nahrungsmittel**, **namentlich** **Getreide**, waren **vielfach**, **teils** aus **merkantilsystemischen**, **teils** aus **sozialen** **Gründen** von der **Ausfuhr** **ausgeschlossen**, wenigstens **sobald** die **inländischen** **Bereite** eine **bestimmte** **Höhe** **überschritten** **hatten**. **Jetzt** **kommen** **N.** **fast** **nur** **als** **Ausnahmemaßregeln** in **Kriegszeiten** oder bei **Kriegsgefahr** vor und **erkennen** **jetzt** **dann** von **seiten** der **bedrohten** oder **kriegführenden** **Länder** **besonders** auf **Pferde**, **Waffen**, **Artillerie** und **andere** **Kriegsmaterial**.

Ausfuhrzölle wurden im **Mittelalter**, wie die **Einmünzgebühren** **lediglich** im **königlichen** **Interesse** **erhoben**; man **glaubte**, daß **dieselben** **hauptsächlich** vom **Auslande** **getragen** würden. Mit dem **Entstehen** der **merkantilsystemischen** **Prinzipien** trat

immer mehr die **Tendenz** hervor, **nur Rohstoffe** und **Lebensmittel**, **soweit** deren **Ausfuhr** **nicht** **verboten** war, mit **N.** zu **belegen**, die **Fabricate** dagegen **freizulassen**. In diesem **Sinne** ging **namentlich** **Colbert** bei der **Aufstellung** des **Tariffs** von **1664** vor, aber aus **finanziellen** **Gründen** war er **nicht** im **Stande**, die **N.** auf **Fabricate** **gänzlich** **abzuschaffen**. In der **ersten** **Hälfte** des **19. Jahrh.** waren **N.** auf **Rohstoffe** in den **Tarifen** der **meisten** **Staaten** (auch in dem des **Zollvereins**) noch **ziemlich** **zahlreich** zu **finden**. Erst durch die an den **franz.-engl. Handelsvertrag** **anknüpfende** **Reform** wurden sie **fast** **gänzlich** **beseitigt**. Der **Zollverein** **erhob** seit **1866** **nur** noch **einen** **kleinen N.** von **Lumpen** und **andern** **Abfällen** zur **Papierfabrikation** und **dieser** **letzte** **Nest** ist **seit 1. Okt. 1873** **ebenfalls** **weggefallen**. In den **weniger** **entwickelten** oder **halbentwickelten** **Staaten**, **namentlich** **solchen**, die **überwiegend** **Passivhandel** (s. Aktivhandel) **treiben** oder für **gewisse** **Produkte** (wie **China** für **Thee**, **Peru** für **Guano**, **Brasilien** für **Brasilholz** u. s. w.) eine **Art** von **natürlichem** **Monopol** **haben**, spielen die **N.** als **Finanzquelle** noch **jetzt** eine **bedeutende** **Rolle**.

Ausgabe nennt man in **literarischer** und **buchhändlerischer** **Beziehung** eine **behuft** der **Vielfältigung** **gedruckte** **Handschrift**. Wird ein **Werk** **wiederholt** in **denselben** **Formate** und **ohne** **Textveränderungen** **abgedruckt**, so **unterscheidet** man **erste**, **zweite**, **dritte** **Ausgabe** u. s. w. **Aber** da in **neuerer** **Zeit** oft auch **gänzlich** **unveränderte** **Abdrücke** einer **früheren** **N.** als „**Auslage**“ **bezeichnet** wurden, so ist der **Sprachgebrauch**, **welcher** **diese** von **jener** zu **unterscheiden** **suchte**, **schwankend** **geworden**. (S. **Auslage**.) Die **Verjünglichkeit** der **N.** ist **besonders** bei **alten** **Klassikern** und bei **denjenigen** **Werken**, bei **welchen** auf die **Lesarten** und den **Buchstaben** **etwas** **ankommt**, von **hoher** **Wichtigkeit**. **Besonders** **geschätzt** sind die **N.** aus der **frühesten** **Zeit** der **Erfindung** der **Buchdruckerkunst**, die **Intunabeln** (s. d.), und die **ersten** **Drucke** eines **Klassikers** (editiones principes) wegen der **Seltenheit**, die **N.** **mancher** **Druckereien**, wie die der **Albus**, **Giunti** und **Stephanus** wegen der **Korrektheit**, die der **Ulgere** wegen der **Reinheit** und des **sauberen** **Drucks**, endlich die **N.** von **Basler**, **Didot**, **Bodoni** u. a. wegen der **Pracht** ihrer **Ausstattung**.

Ausgehung, s. **Auszug**.

Ausgehendes von **Schichten** oder **Schichtengruppen** heißen diejenigen **Stellen**, wo **dieselben** zu **Tage** **treten**, also von der **Erdoberfläche** **geschnitten** werden. **Stehen** die **Schichten** **senkrecht** („auf dem **Kopfe**“) so **nennt** man ihr **N.** „**Schichtenlöcher**“.

Ausgezeichnetes **Verbrechen** oder **qualifiziertes** **Verbrechen**, s. **Verbrechen**.

Ausgießung des **Heiligen** **Geistes** wird **namentlich** in **Beziehung** auf **Apostelg. 2, 1** **fg.** die **Mitteilung** des **Heiligen** **Geistes** an die **Jünger** **Christi** am **ersten** **Pfingstfeste** **genannt**. (S. **Heiliger** **Geist**.)

Ausgleich, **österreichisch-ungarischer**, wird **der** am **26. Sept. 1867** zwischen **Österreich** und **Ungarn** auf **10 Jahre** **abgeschlossene** **Staatsvertrag** **genannt**, **welcher** **21. Dec.** die **kais. Sanction** **erhielt**: er **betrifft** das **finanzielle** **Verhältnis** der **beiden** **Reichshälften** zu **einander**, und **war** die **Frage** über die **beiderseitigen** **Quoten** zu den **gemeinsamen** **Ausgaben**, die **Beteiligung** der **Staatsschuld** und das **Zoll-** und **Handelsabnähm**. (S. **Österreich-Ungarische** **Monarchie** und **Ungarn**.)

Ausglühen heißt einen Körper der Temperatur der Glühbirne aussetzen, um gewisse Bestandteile desselben zu zerstören oder zu verflüchtigen, oder um seine Eigenschaften zu verändern. In letzterer Beziehung ist z. B. wichtig, daß Metalle und Legierungen, welche durch Hämmern, Walzen u. s. w. hart, steif und spröde geworden sind, durch das A. wieder Weichheit und Geschmeidigkeit erlangen und erneuerte mechan. Bearbeitung wieder gestatten.

Ausgrabungen von Werken der Kunst und überhaupt von Resten der Kultur vergangener Zeiten wurden seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, besonders aber seit dem Beginn der klassischen Studien vereinzelt teils von Reisenden versucht, teils von kunstliebenden Fürsten veranstaltet. Ganz natürlich war es, daß dieselben auf dem klassischen Boden Italiens ihren Anfang nahmen. Die erste bedeutendere Ausgrabung röm. Altertümer erfolgte 1515 auf Papsi Leos X. Befehl unter der Leitung von Rafael Santi zu Rom. Doch wurden dieselben weder hier noch überhaupt in den nachfolgenden Jahrhunderten nachhaltig und planmäßig genug betrieben, sodaß selbst Entdeckungen wie die von Herculaneum 1689, trotz der ausgefundenen herrlichen Reste, wieder vergessen werden konnten. Fast alle bis zur Mitte des 18. Jahrh. gemachten Entdeckungen von Altertümern sind meist zufällige Funde, deren Bedeutung nur von wenigen gewürdigt ward. Erst als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. durch Windelmann, dessen Zeitgenossen und Schüler die Wissenschaft der Archäologie und Kunstgeschichte geschaffen, und durch die deutschen Philologen eine vielseitigere und tiefere Altertumsforschung ermöglicht worden, stellte sich das Bedürfnis zur Auffindung und systematischen Ausgrabung alter Denkmäler als notwendig heraus. Namentlich waren es die Franzosen, welche während der wenigen Jahre ihrer Herrschaft in Ägypten, Italien und anderwärts dieselben im großartigen Maßstabe unternahmen. Seitdem auch Griechenland und die ehemals griech. Länder Europas und Asiens, dann der gesamte Orient den Europäern zugänglich geworden, und die Europäer auch das Altertum der Ägypter, Indier, Vorderasiaten, Perser sowie der Germanen und slav. Völker in den Bereich ihrer Studien gezogen und zum Inhalte besonderer histor. Disciplinen erhoben haben, unternahmen allenthalben nicht bloß einzelne reiche Privaten A. in größerem Maßstabe, sondern es sind auch in allen europäischen und vielen außereuropäischen Ländern zahlreiche sog. historische oder antiquarische Vereine und Gesellschaften zusammengetreten, welche sich teils die systematische Durchforschung ihrer Bezirke, teils die Aufsammlung des Gefundenen in Museen zur Aufgabe stellen. Am ergebnisreichsten waren die A. auf dem klassischen Boden von Italien und Griechenland, sowie in Ägypten und Syrien. Ferner wurden interessante und lehrreiche Materialien für die Geschichte der ältesten Germanen, Kelten, Iberer, Illyrer u. s. w. an das Licht gebracht. Nicht minder bedeutend sind die Funde von Altertümern der Litauer, Slaven, Finnen und anderer skand. Völker, welche einst das östl. Europa und die benachbarten Teile Asiens bewohnten. Durch viele, jedoch meist zufällige A. älterer arabischer, persischer u. s. w. Männen ist auch die Kenntnis der Geschichte dieser Völker wesentlich gefördert worden. Außer den in Italien und Griechenland auf Kosten der Regierungen fast ununterbrochen fortgeführten A. sind

noch hervorzuheben die Entdeckungen von Lepsius, Brugich und Mariette in Ägypten und Nubien, die Untersuchungen der Franzosen in Algier, die A. Fellows in Egypten, Newtons in Hallikarnas, Botta, Lagarbes, Places, Costus' und Opperts in Assyrien und Babylonien, Renans in Phönizien, Rawlinsons und anderer in Persien, die neuern Funde in südl. Rußland und den Ostseeprovinzen, die der Engländer in Ostindien und dem südl. Arabien, endlich die auf der Stätte des alten Zion und in Palästina durch Schliemann, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten, u. s. w. Auch in Amerika haben einzelne und ganze Gesellschaften, wie die Ethnological Society, die Smithsonian Institution, Davis, Squier u. a. ihre Aufmerksamkeit den Resten einer alten Civilisation ihres Weltteils zugewendet.

Mit dem Beginn des 19. Jahrh. brach namentlich für die Erforschung und Ausgrabung der antiken Monumente Griechenlands eine thätige Periode an. Entdeckungen, zufällige Funde und A. charakterisieren diese Zeit: 1811 wurden auf der Insel Agina unter den Trümmern von Tempeln und andern Ruinen bedeutende Funde gemacht, 1812 war in Phigalia ein Tempel mit reichen Fries- und Skulpturenentdeckt, 1820 wurde die berühmte Venus von Milo gefunden; die Franzosen veranstalteten 1829 A. in Olympia, welche außer mehreren Bauresten an Skulpturen lieferten. Die günstigen Ergebnisse Griechenlands überhaupt und die begründete Hoffnung, zumal auf dem alten Boden Olympias reichliche Kunstschätze zu finden, veranlaßten 1853 Ludwig Ross in Halle, eine Selbstsammlung unter den Freunden des Altertums anzustellen; allein die Gaben floßen so spärlich, daß die Absicht einer Ausgrabung Olympias aufgegeben werden mußte; die kleine Summe diente dazu, einige Ausgrabungsversuche in Argos zu veranstalten. Der Gedanke, in Olympia nachzugraben, blieb indeß in Preußen leben und Friedrich Wilhelm IV. hoffte denselben verwirklichen zu können, als der Krimkrieg die wissenschaftliche Expedition vereitelte. In neuester Zeit hat das Deutsche Reich das Unternehmern mit Eifer genommen und durch Vermittelung von Ernst Curtius 13./25. April 1874 einen Ausgrabungsvertrag mit der griech. Regierung abgeschlossen. Inzwischen hat die deutsche Reichsregierung vom 4. I. 1875 bis zum 3. 1880 an den wichtigsten Stätten Olympias mit großem Erfolge nachgraben und gefundenen Monumente abformen lassen. A. die wertvollsten Funde daselbst gehört die Herkules (s. Tafel: Bildnerei II, 10) des Praxiteles. Über diese A. «Die A. zu Olympia, herausg. von E. Curtius, F. Adler, G. Hirschfeld und Frey» (Berl. 1876 fg.).

In Griechenland hat vor allen Ludwig Ross (s. die systematische Forschung im Leben gerufen: A. auf der Akropolis von Athen, die Aufdeckung von einigen tausend Gräbern in Attika sowie erste Kunde über die Altertümer der griech. A. 1840 gehören zu den wichtigsten Arbeiten auf dem Felde der Archäologie. Neue Entdeckungen alter Gräber folgten 1838 in Aegina und Kleinasien. Rüste, später in Lycien; 1857 gründete Alexander Newton das berühmte Mausoleum in Halikarnass aus. In Athen wurde das Theater südöstl. Fuße der Akropolis im Frühjahr 1862 den Architekten Prof. Strack aus Berlin, welcher von der preuß. Regierung unter der Leitung von E. Curtius und R. Bötticher nach

geordneten wissenschaftlichen Expeditionen angeschlossen hatte, zunächst auf eigene Kosten ausgegraben und diese A. dann durch die Archäologische Gesellschaft in Athen weiter geführt. Dieselbe Gesellschaft hat auch in nächstfolgenden Jahren auf dem öffentlichen Begräbnisplatze im äußern Kerameikos vor dem sog. Heiligen der Iphigeneia Thore (in der Nähe der jetzigen Kirche der Hagia Triada) A. angestellt, bei welchen viele Grabmonumente, darunter manche von hohem histor. und künstlerischem Werte, zum Vorschein gekommen sind. Unter vielen andern wissenschaftlichen Expeditionen, welche in neuerer Zeit hoch Beachtung von Altertümern gemacht wurden, ist besonders die auf Conges Anregung durch die ital. Regierung zweimal unternommene Expedition nach der Insel Samothrace zu erwähnen, deren Resultate vorliegen in Conges »Archäol. Untersuchungen auf Samothrace«, herausg. unter Mitwirkung von Heber, Nemann und Beandorf (Wien 1875 u. 1880). In neuester Zeit haben endlich die reichen Funde auf der Akropolis des alten Pergamon, nach Karl Humann und Conze angeregt und gefördert, große Aufmerksamkeit erregt. Vgl. Conge, »Die Tempel der A. zu Pergamon« (Berl. 1880).

Die in Italien sind besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. mit Eifer betrieben worden. Besonders haben sich die Gräber auf dem alten Hohen Forum und Großgriechenlands, als unergründliche Fundgruben für bemalte Thongefäße, Gold- und Silbergeschmud, Waffen, Spiegel und anderes Kunst- und Toilettengeräth erwiesen. In Vulci wurden 1828 über 3000 bemalte Vasen nebst interessanten Wandgemälden und einer Fülle von Bronze-, Gold- und Silbergegenständen ausgegraben. Ebenso lieferten und liefern noch immer die A. in den Gräbern von Tarquinii, Chiusi und anderer einst Metropolen (auch Bologna) reiches Material. Nicht minder ergiebig sind die Gräberuntersuchungen in Unteritalien, wo zumal in Capua, Canosa, Ruvo bemalte und nicht bemalte Terracotten sowie kostbarer Gräberschmud zu Tage kommen. In Rom sind besonders die auf Kosten der ital. Regierung betriebenen A. auf dem röm. Forum zu erwähnen, welche in der Umgebung der Phocaeabäude, der Basilica Julia und des Tempels des Castor und Pollux zu mancherlei wichtigen topogr. Resultaten geführt haben. Seit Febr. 1874 hat man auch begonnen, die Arena des flavischen Amphitheaters (Colosseum) auszugraben. Die A. auf dem Palatinischen Hügel, der Stätte der alten Kaiserpaläste, welche früher theils auf der nördl. Seite des Hügelgels auf Seiten Napoleons III. unter Leitung des Architekten Pietro Rosa, theils auf der südl. Seite durch die papstl. Regierung ausgeführt wurden (vgl. Ostfeld, »Römische A. im letzten Decennium«, Silberrückh. 1870), werden in größerem Maßstabe von der ital. Regierung fortgesetzt. Auf dem Plage des alten Emporiums, d. h. des Landungsplatzes der Schiffe am nordwestl. Fuße des Aventins ließ die papstl. Regierung planmäßig nachgraben, wo die großen Resten der kostbarsten Marmorarten, die im Altertum hier ausgeladen wurden und aufgestellt lagen, zum Vorschein kamen. Seit neuester Zeit ist ein großer Teil der ausgegrabenen Uferreste durch die Flussschiffswenemungen wieder verschüttet. Seit 1870 haben auch auf dem Esquilin umfangreiche A. stattgefunden, welche außer vielen und wertvollen Altertümern aus der Kaiserzeit eine sehr interessante Reihe von Gegenständen aus älterer

röm. Zeit zu Tage gefördert haben. In der Umgebung Roms sind in dem Haine der Arvalischen Brüder (s. d.) A. auf Kosten des Königs und der Königin von Preußen unter Leitung des Römischen Instituts für archäol. Korrespondenz vorgenommen worden, welche zur Entdeckung umfangreicher und historisch wichtiger Stätte der Alten jener religiösen Genossenschaft geführt haben. In Pompeji werden die A. regelmäßig fortgesetzt und die Resultate derselben durch die Mitglieder der von Fiorelli, dem früheren vortrefflichen Leiter der pompejanischen A. begründeten Archäologischen Schule in dem »Giornale degli scavi di Pompeji« (neue Serie, Neap. 1869 fg.) veröffentlicht. Auch die Aufdeckung des lange vernachlässigten Herculaneum ist, ebenfalls unter Fiorellis Leitung, neuerdings wieder in Angriff genommen worden. Über die A. und archäol. Funde in Italien geben regelmäßigen Bericht die seit 1876 zu Rom in Monatsheften erscheinenden »Notizie degli scavi di antichità comunicate alla R. Accademia dei Lincei«; speziell für Rom gibt das seit 1872 erscheinende »Bullettino della commissione archeologica municipale« (jetzt comunale) Bericht.

In Rußland finden regelmäßige A. auf Kosten der Regierung unter Leitung der kaiserl. archäol. Kommission besonders in der Gegend von Kertsch, auf der Halbinsel Taman und an den Ufern des Dnjepr statt, worüber die »Compte-rendus de la commission impériale archéologique« (Petersb. 1859 fg.) regelmäßige Berichte erstatten.

Sehr bedeuten war in der neuern Zeit in dem Bereiche der verschiedenen Länder des Gebiets der antiken Kultur die Zahl der zufälligen A., d. h. solcher, welche in Veranlassung der zufälligen Entdeckung eines antiken Gegenstandes auf dem Fundorte desselben angesetzt wurden. Hauptsächlich wurden dabei Gräber aufgedeckt, welche mehr oder weniger reiche Ausbeute an Gefäßen, Schmuckgegenständen, Waffen, Inschriften u. dgl. m. lieferten. Das meiste Aufsehen unter allen diesen Funden hat der sog. Hildesheimer Silberfund gemacht, d. h. die 7. Okt. 1868 durch preuß. Soldaten am Galgenberge bei Hildesheim gemachte Entdeckung einer großen Anzahl (69) Stück zum Teil von bedeutenden Dimensionen) antiker röm. Silbergefäße von hohem Kunstwert, im berliner Museum aufgestellt. (Vgl. Bielefeld, »Der Hildesheimer Silberfund«, Abteil. 1, Bonn 1869.) Regelmäßige Berichte über alle im archäol. Hinsicht bedeutungsvollen A. liefern das vom Archäologischen Institut (s. d.) in Rom herausgegebene »Bullettino«, die von Gerhard begründete berliner »Archäol. Zeitung«, sowie die pariser »Revue archéologique«. Über einzelne wichtigere Denkmale sowie über die Altertümer der verschiedenen Nationen welche durch die A. an das Licht gestellt worden sind, s. die Artikel Römische Altertümer, Griechische Altertümer, Amerikanische Altertümer, Mykenä, Olympia, Orchomenos, Pergamon, Pompeji, Samothrace, Theben, Troja u. s. w.

Ausgebogen sind die ersten gedruckten Bogen eines Werks, weil sie von dem Drucker besonders ausgehängt, d. h. auf eine Schnur zum Trocknen beiseite gehängt und nicht mit in die Auflage gehängt werden. Sie sind dazu bestimmt, noch während des Drucks dem Verfasser, Verleger, Korrektor u. s. w. zum Nachsehen zu dienen. Die ältern Drucker benutzten die A. auch zum öffentlichen Aus-

Aushebung (frz. *recrutement*) heißt aus den der Militärpflicht unterworfenen jungen Leuten nach vorhergegangener Musterung, d. h. Untersuchung und Rangierung, die zum Valuarbienst Bestimmten in der zur Deckung des Kriegesbedarfs notwendigen Anzahl auswählen. Vorausgesetzt wird, daß in dem betreffenden Staate die allgemeine oder beschränkte landesangehörigen Krieg ist. Die gleichmäßigen Verhältnissen schließt Territorien aus. Während die in Österreich Ungarn die Stelle der Musterung bezieht, fällt der in Preußen die Ober- in Österreich Ungarn die Ober- das eigentliche Geschäft der A. zu. In Preußen ist die A. durch die „Deutsches vom 20. Sept. 1875 geregelt werden 1) die bestimmte An-

brauchbaren, 2) die mit geringeren körperlichen Fehlern behafteten und die wegen häuslicher Verhältnisse Unabkömmlichen, sowie 3) was an brauchbarer Mannschaft über die Kriegsanforderungen hinaus sich befindet (durch das Los zu bestimmen). Für die Kategorien 2 und 3 bleibt eine beschränkte Dienstverpflichtung (in der Regel nur für den Kriegsfall) bestehen. Beim freiwilligen Eintritt Angeworbener entgehen der A. Vorübergehend Unbrauchbare und Überzählige können auch zu einem späteren Aushebungstermin zurückgestellt werden. In einzelnen Staaten gestattet das Wehrgesetz noch immer den Kollaus oder die Stellvertretung der Ausgehobenen (s. Konflikt, vgl. ferner Krieg und Wehrpflicht).

Ausstellen oder **Ausspitzen** nennt man im Bergbau das Aufstehen einer Lagerstätte, Webergelände u. s. w. in der Weise, daß deren parallele Begrenzungsflächen (hängendes und liegendes oder Dach und Sohle) sich der Streich- oder Fallrichtung der Lagerstätte nacheinander nähern und endlich zusammenfallen und sich schließen.

Ausfließen, eine Operation der metallurgischen Technik, durch welche Erze von dem unedigen Gestein getrennt werden. Es geschieht meist mittels des Schlägels durch Handarbeit.

Auskultation (lat.), d. h. kunstgemäßes Hören, nennt man diejenige ärztliche Untersuchungsmethode, bei welcher der Arzt die im Körper des Kranken entstehenden Töne und Geräusche wahrnimmt und unterscheidet, um daraus auf den normalen oder krankhaften Zustand der inneren Teile zu schließen. Die A. bildet mit der Perkussion (s. d.) zusammen sowohl einen Hauptfortschritt wie Hauptunterschied des neuern Medizin von der alten, obgleich diese auch schon einzelne wichtige Zeichen (z. B. Röcheln in den Luftröhren, pfeifendes Atmen und bellendes Husten beim Krupp) von weitem durch Gehör unterschied. Laennec erfindet zuerst (1816) die Kunst, durch Anlegen des Ohrs an den Körper oder durch ein zwischen beide angebrachtes Horrohr (Stethoskop, s. d.) Geräusche und Töne im Innern des Körpers zu unterscheiden. Erstere nennt man die unmittelbare A., letztere die mittelbare oder die Stethoskopie. Man unterscheidet auf diese Weise 1) Töne und Geräusche im Herzen und den großen Gefäßen, 2) Töne und Geräusche in den Atmungsorganen, 3) das Stöhnen oder Reiben fester Körper aneinander, 4) das Knistern gebrochener Knochenenden, das Klappen der an einen Blasenstein anschlagenden Steinsonde, das

Ritzen saurer Stellen im Herdentel der Niere u. s. w. Die vernommenen Töne sind entweder normale (dem gesunden Körper eigene) oder krankhafte. In vielen Fällen ist letztere so bezeichnend, daß sie allerdings an sich schon eine Diagnose vorhandener Krankheiten begründen können. In andern Fällen, und zwar in den meisten, ist aber eine genaue Beobachtung der Bewegung beider Massen (der normalen wie der krankhaften), sowie außerdem aller andern Zeichen und eine Zurückführung derselben auf die Basis der pathologischen Anatomie nötig, welche letztere Wissenschaft überhaupt die unentbehrliche Grundlage für eine sichere Anwendung der A. bildet. In gehört zu dieser Kunst ein feines Ohr, eine scharfe Auskultation und keine Übung. Die A. wurde erst in Frankreich allgemein, späterhin ist sie aber auf die wiener und prager Schule, besonders auf Stoda und dessen Schüler sehr vervollkommen. In den deutschen Ärzten zugänglich geworden. In beiden klassischen Werke darüber sind Laennec „Von den Krankheiten der Lunge und des Herzens und der mittelbaren A.“ (deutsch, 2te Aufl. 1827) und Stoda, „Über Perkussion und A.“ (6. Aufl. 1854). Die neuere Ergebnisse der A. behandelt ausführlich V. Niemeyer im „Handbuch der physikalischen und klinischen Perkussion und A.“ (Erlangen 1868–71) und „Grundriss der Perkussion und A.“ (Erlangen 1871).

Auskultator (lat.) oder auch **Auditor** (lat.) Zuhörer, Titel derjenigen Mitglieder eines Senatskollegiums, die den Verhandlungen des Kollegiums zur Ausbildung zwar beiwohnen, aber nicht mitstimmen können. In Preußen ist dies zum Krieg vom 6. Mai 1869 den Räten d.jenigen, welche nach abgelegtem ersten Examen richterliche Laufbahn bei irgend einem Justizkollegium antraten. Seitdem gibt es in Preußen 12 A. mehr, vielmehr werden diejenigen, welche d. jurisdiktorischem dreijährigen Rechtsstudium auf d. Universität die erste Prüfung bestanden haben, Referendarien (s. d.) ernannt.

Auskultieren, s. Auskultation.

Ausland bedeutet im Gegensatz zu dem Lande das fremde Staatsgebiet. Der frühere Gebrauch in Deutschland nannte Inländer die Staatsangehörigen des eigenen Landes. Nach diesem hielt sich ein Preuze, der in Bayern war oder ein Württemberger, der in Sachsen war im Auslande auf. Seit der Gründung des deutschen Reichs hat der Sprachgebrauch eine Aenderung erfahren indem das Gebiet des Reichs für alle ist. Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg u. s. w. Inland ist. A. heißt daher für die deutschen auch im Sinne des Straßengesetzes (s. d.) das nicht zum Deutschen Reich gehörige Gebiet.

Die im A. begangenen Verbrechen werden neuerer Zeit in den Kulturstaaten in immer weiserem Umfange bestraft, jedenfalls dann, wenn sie d. landliche Rechtsgüterwelt gefährden oder verletzen nicht ein unparteiisches, dem Inlande gleich erscheinendes Strafverfahren im A. statt. Vor allem hat der Staat die Aufgabe, seine Ehre und Ordnung gegen vom A. kommende Anfechtung nicht minder die Integrität des Mannesverlechts eine der wichtigsten internationalen Rechtsgüter zu schützen, er hat auch das Recht, Verbrechen im A. amtierenden Beamten und solche, die damit dieselben nicht straflos bleiben, zu be-

Die in der Theorie die verschiedensten, teils sehr weitgehenden Systeme aufgestellt worden sind, die sich meistens an vorhanden noch vielfach maßgebende Auslieferungsbegrenzungen (z. B. hinsichtlich der Inländer und sog. politischen Verbrecher) anlehnen, beziehen sich in den einzelnen Gesetzgebungen und die weitestgehenden Verschiedenheiten. Grundsätzlich können nur in wenigen Fällen Bestrafung der im A. von Inländern begangenen Verbrechen (so England und Nordamerika); andere lassen den Inländer, wo immer er ein Verbrechen begangen hat, den inländischen Strafgesetzen unterliegen; andere schätzen nur heimische Rechtsgüter und den Angehörigen auch im A.; wenige (wie Österreich) gehen noch weiter, indem sie das Prinzip der Auslieferungspflicht billigen.

Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch scheidet zwischen den im A. begangenen Verbrechen und Vergehen der Inländer und der Ausländer. Der Inländer soll verfolgt werden können (§. 4): a) wegen einer landesverräterischen Handlung gegen das Reich oder eines Bundesstaats, wegen Münzverbrechen, wegen einer in der Stellung als Beamter des Reichs oder eines Bundesstaats begangenen Handlung, die nach den Gesetzen des Deutschen Reichs als Verbrechen oder Vergehen im Amte anzusehen ist; b) wegen einer landesverräterischen Handlung gegen das Deutsche Reich oder einen Bundesstaat oder wegen Verletzung gegen einen Bundesfürsten; c) sonst nur, wenn in Handlung nach Reichsgesetzen als Verbrechen oder Vergehen anzusehen und durch die Gesetze des Landes, in welchem sie begangen wurde, mit

Eizule bestraft ist; ferner (§. 5) wenn die Handlung nicht im A. zu einer Freisprechung geführt hat oder im Fall der Beurteilung durch völlige Verjährung gescheitert, oder nach den Gesetzen des Auslands wegen Verjährung oder sonst strafflos geworden ist, endlich wenn der etwa nach dortigen Gesetzen ersuchende Antrag gestellt würde. Über die Frage, ob der Thäter In- oder Ausländer ist, entscheidet in der Regel der Augenblick der Begehung der That. Ist jedoch jemand erst nach Begehung der That Inländer geworden, so kann in Folge eines Antrags der zuständigen Behörde des betreffenden Landes Verfolgung eintreten, wobei das inländische Strafgesetz, soweit dieses milder, anzuwenden ist. Dagegen kann ein Ausländer nur in den unter a genannten Fällen zur Rechtskraft gezogen werden, wobei zu bemerken ist, daß einem in den Kreis des Deutschen Reichs oder eines Bundesstaats eintretenden Ausländer durch besondern Vorbehalt seine Eigenschaft als Ausländer gewahrt werden kann (§. 9 des Gesetzes über den Erwerb der bürgerl. und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870). Nach dem Militärstrafgesetzbuch (§§. 7, 155) strafbare Handlungen, welche von Militärpersonen oder sonst in irgend einem Dienst- oder Verhältniß bei dem kriegsführenden Heere sich findenden, ihm folgenden Personen im A. begangen werden, ebenso zu bestrafen, als wenn dieselben im Bundesgebiete begangen wären. Ferner ist (§. 160) jeder Ausländer oder Deutsche, welcher während eines gegen das Deutsche Reich ausgebrochenen Krieges auf dem Kriegsschauplatz sich einer der im Militärstrafgesetzbuch §§. 57—59 und 184 vorgesehenen Handlungen schuldig macht, zu bestrafen, nicht anders (§. 161) jeder Ausländer oder Deutsche, welcher in einem von deutschen Truppen besetzten ausländischen Gebiete gegen jene oder Angehörige der-

selben, oder gegen eine auf Anordnung des Kaisers eingesetzte Behörde eine nach den Reichsgesetzen strafbare Handlung begeht. Weitere Bestimmungen finden sich in den auf den Seeverkehr bezüglichen Gesetzen (z. B. Seemannsordnung vom 27. Dec. 1872, §§. 81—100) und in dem Nachdruckgesetz vom 11. Juni 1870 sowie in den Urheberrechtsgesetzen vom 9., 10., 11. Jan. 1876. Im A. begangene Übertretungen sind nur dann strafbar, wenn dies durch besondere Gesetze oder durch Verträge angeordnet ist. Eine im A. vollzogene Strafe ist, wenn wegen derselben Handlung im Inlande abermals eine Verurteilung erfolgt, auf die zu erteilende Strafe in Anrechnung zu bringen. Ist ein Deutscher im A. wegen eines Verbrechens oder Vergehens bestraft worden, welches nach den Reichsgesetzen den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte überhaupt oder einzelner Ehrenrechte zur Folge hat oder haben kann, so ist (Strafgesetzbuch, §. 57) ein neues Strafverfahren zulässig, um auf jene Folge gegen den in diesem Verfahren für schuldig Erklärten zu erkennen.

Für Frankreich enthält bezügliche Bestimmungen das Gesetz vom 27. Juni 1866; für Belgien die Strafprozessordnung vom 17. April 1878; für Österreich das Strafgesetzbuch vom 27. Mai 1852, §§. 36—41; für Ungarn das Strafgesetzbuch von 1878, §§. 7—16.

Vgl. Berner, «Wirkungskreis des Strafgesetzes nach Zeit, Raum und Personen» (Berl. 1858); Bar, «Das internationale Privat- und Strafrecht» (Hann. 1862); von Koblant, «Das internationale Strafrecht» (Abteil. 1, 2. Aufl. 1877); Fiore, «Traité du droit pénal international et de l'extradition» (von Char. les Antoine, Par. 1880); «Bulletin de la Société de législation comparée» (Juni 1880); Goddyn und Nafels, «Le droit criminel belge au point de vue international» (Brüss. u. Par. 1880); Gook, «Den danske Strafferet» (Köpenh. 1875).

Ausländer, von Pflanzen, s. unter A. A.

Auslangen heißt aus einem Gemenge von Körpern einen bestimmten Gemengtheil durch ein Auflösungsmittel (gewöhnlich Wasser) wegnehmen, wobei die entstehende Auflösung (Lauge) das gewünschte Produkt ist und das übrigbleibende (der Rückstand) meist als wertloser Abfall gilt. So wird die Holzasche ausgelangt, um die darin enthaltene Pottasche zu gewinnen; in den Alaun- und Bitriolfabriken werden die gerösteten und verwitterten Erze, in der Sodafabrikation die Kalkschmelzen ausgelangt u. s. w. Als Hauptaufgabe beim A. ist zu betrachten: den Rückstand von allem Löslichen vollständig zu erschöpfen und dabei so wenig, wie irgend möglich später zu verdampfendes Lösungsmittel anzuwenden. Beides erreicht man durch systematisches A., bei welchem die entstehenden verdünnten Lauge mit reichhaltigerm Material nach und nach zusammengebracht und schließlich durch frisches materialisiert werden, während man reines Wasser nur zur letzten Behandlung des fast vollständig erschöpften Rückstandes verwendet. Ein Apparat, welcher sich vorzüglich zum A. eignet, ist von Schant konstruiert (s. u. Soda). Manche gebrauchen den Ausdruck A. als gleichbedeutend mit Auswaschen. Wenn gleich ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Operationen nicht besteht, so sollte man den Ausdruck A. doch nur da gebrauchen, wo das Produkt eine Lauge ist. Unter den Gestein zerstörenden Prozessen ist derjenige der Auslangen eine der wirkungsvollsten. Er beruht auf der auflösenden, zerlegenden und wegführenden Kraft des atmosphärischen,

Kohlensäure und Sauerstoff haltenden Wassers. Dieses bringt auf Rissen, Kissen und Haarspalten in das Innere der Gesteine, von denen keins bekannt ist, welches im Stande wäre, den eindringenden Gewässern einen absoluten Widerstand entgegenzusetzen. Auf seinem Wege löst es eine Anzahl der Gesteinsbestandteile direkt auf (Salz, Gips, Kalk, Dolomit), während es andere mit Hilfe seines Sauerstoffgehalts erst in lösliche Oxide (so die Schwefelmetalle in schwefelsaure Metallsalze) umwandelt, noch andere, so gewisse Silikate, mittels seiner Kohlensäure zerlegt und teilweise in Carbonate umgestaltet, welche es dann fortführt. Auf diese Weise werden den Gesteinen enorme Mengen von Mineralsubstanz entzogen und durch die Quellen an die Erdoberfläche geschafft. Enthalten diese doppeltkohlensauren Kalk, so nennt man sie hart, enthalten sie Kochsalz, so sind es Solquellen, führen sie endlich Carbonate oder Sulfate von Magnesia, Natron, Kalk oder Eisen sowie Jod oder Brom, so sind es unsere zu Heilzwecken benutzten natürlichen Mineralwässer. Infolge dieser Auswaschungen können unter der Erdoberfläche Hohlräume von größern oder geringern Dimensionen gebildet werden, die, sobald ihre Wandungen dem Druck der auf ihnen lastenden Schichten nicht mehr zu widerstehen vermögen, durch ihren Zusammenbruch Veranlassung zur Entstehung von oft trichterförmigen, sich mit Wasser füllenden Vertiefungen werden. Manche wollen auch gewisse Formen des Erdbebens auf solche Zusammenbrüche zurückführen.

Ausleerung (Evacuatio, Excretio) nennt man die Entfernung von abgeforderten oder in den Körper gelangten Stoffen durch die natürlichen Öffnungen des Körpers, im engeren Sinne die Stuhlentleerung. Das Aussehen und die physikal.-chem. Beschaffenheit der ausgeleerten Stoffe ist für die diagnostische Beurteilung der meisten Krankheiten von der größten Bedeutung.

Ausleerende Mittel oder Evacuantia werden die zur A. benutzten Heilmittel genannt, also besonders Brech- und Abführmittel, harn- und schweißtreibende und auswurfbefördernde Mittel. Dieselben wirken theils dadurch, daß sie die den Ausleerungsacten vorstehenden Muskelpartien (z. B. die des Darmkanals zum Zweck der Stuhlentleerung) in Thätigkeit versetzen, theils dadurch, daß sie die betreffenden Absonderungen vermehren und flüssiger machen, theils dadurch, daß sie die Kanäle und Mündungen schlüpfriger, geschmeidiger und schlaffer machen und so den Widerstand derselben verringern.

Die ausleerende Heilmethode (Evacuatio), welche in der ältern Medizin in Folge der herrschenden humoral-pathologischen Anschauungen eine sehr ausgedehnte und oft mißbräuchliche Anwendung fand, wird von der modernen Medizin nur noch in einzelnen Fällen benutzt.

Auslegung, s. Exegese und Interpretation. **Auslese** heißt der Wein, der aus den schönsten und reifsten Trauben, welche besonders gelesen und sortiert werden, gekeltert wird. Für Ausleseweine läßt man gewöhnlich die beginnende Edelfäule der Beeren eintreten. (S. auch Ausbruch.)

Auslieferung im staats- und völkerrechtlichen Sinne ist die Überlieferung eines Individuums von Seiten des Aufenthaltsstaats an den verfolgenden Staat zu strafgerichtlicher Beurteilung und Behandlung. Die Frage über Auslieferungspflicht und Asylrecht war früher in der Theorie und in der

Praxis der Gesetzgebung sehr verschieden betraut und entschieden worden. In neuerer Zeit hat sich aber die Ansichten bedeutend genähert. Das absolute Asylrecht ist im Widerspruch mit dem gemeinen Interesse aller Völker, daß schwere Verbrechen gestraft werden, und mit der wechselseitigen Verpflichtung aller Staaten, einander in der Einhaltung der Gerechtigkeit beifällig zu sein. Das absolute Auslieferungszuspruch ist aber ebenso wenig ausführbar und empfehlenswert, solange die Einhaltung der Justiz in den verschiedenen Staaten noch sehr verschieden und die Garantien für eine gute Rechtspflege noch ungleich und unvollkommen sind. Das Institut für Völkerrecht hat in seiner Sitzung zu Oxford 1880 sich meist einstimmig folgende Hauptgrundsätze ausgesprochen, welche auch der heute geübten Staatenpraxis größtentheils entsprechen: Die A. wegen gemeingefährlicher Verbrechen, die in beiden Staaten mit schwerer Strafe bedroht sind, ist auch ohne besondere Staatsverträge völkerrechtliche Pflicht; mit dem Vorbehalt selbstständiger Prüfung des Falls durch den ausliefernden Staat und in der Voraussetzung einer geordneten und unparteiischen Justiz in dem Staat, welcher die A. begehrt. Die in vielen Fällen vorgeschriebene Nichtauslieferung der Inländer ist keinen genügenden Grund und darf nicht als Strafflosigkeit schwerer Verbrechen mißbraucht werden. Ausnahmsweise findet wegen polit. Betheiligten keine Pflicht zur A. statt, weil die Verfassungen der Staaten verschieden sind und es Sache jedes Staats ist, selber für sein öffentliches Recht zu sorgen, weil die Garantien für eine unparteiische Rechtspflege während polit. Parteikämpfe geringer sind als bei der gewöhnlichen Strafrechtspflege. Sind also polit. mit gemeinen Verbrechen verbunden, so ist die Weigerung der A. nicht schon durch die Verbindung gerechtfertigt; wohl aber ist dieselbe bedingungsweise und mit Vorsicht zuzugestehen. A. ist sehr oft durch besondere Staatsverträge geregelt, nicht ohne mancherlei Widersprüche, ein allgemein gutgeheißener Normalvertrag mündlich vorhanden. Das Deutsche Reich hat Auslieferungsverträge mit den Vereinigten Staaten von Amerika (22. Febr. 1868), Italien (1871), Großbritannien (14. Mai 1872), Spanien (24. Jan. 1874), Belgien (24. Dez. 1874), Preußen (9. März 1876), Brasilien (17. Sept. 1876), Schweden und Norwegen (19. Jan. 1878), Dänemark (2. Mai 1878). Vgl. Heffter, „Das Völkerrecht“ (7. Ausg., bearb. von Geffken 1881). Über A. der Deserteurs s. Kartell.

Auslobung ist die öffentliche Bekanntmachung, die demjenigen, welcher eine bestimmte Leistung machen werde, eine Gegenleistung gegeben wird, z. B. Ausschreibung einer Prämie, Aussetzung eines Fieberlohns, eine Auslobung für Entdeckung von Verbrechen, Aussetzung einer Prämie öffentlich auftretenden Räubern an den Sieger für ihre eigene Verhaftung. Das Recht auf die Auslobung wird nur durch eine mit Beziehung auf die A. geschlossene, den festgesetzten Erfordernissen entsprechende Leistung erworben. Der Staat, welcher die Auslobung aussetzt, ist verpflichtet, die A. zu erfüllen und verpflichtet zur Auslieferung für schon geschlossene Schritte vorzuzugreifen.

Ausnahme, falls nicht der Widerruf innerhalb bestimmter Frist von vornherein vorbehalten oder, wie nach preuss. Rechte, gesetzlich gestattet ist. Grundsatz der Leistung seitens mehrerer, so ist die zugehörige Summe der Regel nach nur an den zuerst Verurtheilten zu bezahlen. Aber A. im Sinne der Abjuration i. Abjuration.

Ausnahmegesetze sind zunächst solche in dem allgemein anerkannten Rechte enthaltene Bestimmungen, die eine Ausnahme von sonst gültigen Regeln, an jenen singularen, vorbehalten, z. B. das Verbot, in Widerspruch mit dem Satz „was gesetzlich ist, ist gehandelt“, gegen lästige Veräußerungen Sicherung in den vorigen Stand zu erlangen. Man versteht unter A. aber auch Verfügungen der höchsten Regierungsgewalt, durch welche aus der Befugnis eines wirklichen oder vorgeblichen Reichstages verfassungsmäßige Rechte suspendiert werden. Hieraus kam schon im alten Rom hinaus die Ernennung eines Dictators, ingleichen der Gracianische Senatusconsultum extraordinarium, durch das bei Konjunktur eine ganz diskretionäre Gewalt eingesetzt wurde. Aus den neuern Zeiten sind als Ausnahmegesetze zunächst die zahlreichen Verordnungen einer offenen oder verdeckten Kabinettsregierung aufzuführen, durch welche Angehörige den persönlichen Gerichten entzogen und entweder ohne alle Urteil auf bloße Lettres de cachet (s. d.) eingesperrt oder vor ein Ausnahmegericht von eifrigen Abhängern der bestehenden Gewalt gestellt und immenshaft abgeurteilt wurden. Solche Ausnahmegesetze waren unter den Stuart die Sternkammer (s. d.), in Frankreich die Chambres ardentes (s. d.), unter Napoleon I. die verhassten Verordnungen (s. d.) zur Unterdrückung des Schleichhandels und aller Emeuten. In England begründet die Suspension der Habeas corpus Acte ebenso ein Ausnahmegericht. Andere Ausnahmegesetze betreffen entweder einzelne Körperkassen oder Parteien, wie z. B. das Gesetz des Reichstags, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu, vom 4. Juli 1873, das Reichsgesetz vom 18. April 1874, betreffend die unbefugte Ausübung der Kirchenämtern (s. Ausweisung), und das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 22. Okt. 1878; oder sie betreffen den gesamten öffentlichen Zustand, so die Verordnungen gewährleisteter Freiheiten, wie z. B. Gesetz über die deutschen Bundesverhältnisse durch Reichstagsbeschlüsse von 1819, ferner die Verordnungen des Martialgesetzes mit der Wirkung des Kriegsrechts oder Kriegszustandes (über den Kriegszustand nach deutschem Reichsrecht vgl. Art. 68 der Verfassung des Deutschen Reichs vom 16. April 1871, §. 30 des Reichspressgesetzes vom 7. Mai 1874), die Verordnungen des Standrechts, die Suspension selbst Aufhebung von rechtlich bestehenden, die verfassungsmäßige Organisation von neuen Verfassungen. Alle derartigen Maßregeln sind immer bedenklich und gefährlich, weil sie die Ohnmacht der allgemeinen Rechtsordnung voraussetzen und leicht zu missbrauchen und zur Tyrannei mißbraucht werden können; aber sie sind in Notfällen ebenso unentbehrlich wie ungewöhnliche Beschränkungen, welche bei der Freiheit eines Fieberkranken auferlegt werden müssen, durch das Gesetz selber die Ausnahmestellung vorsehen und für außerordentliche Notfälle durch ein Zusammenwirken der verfassungsmäßigen Organe zu sorgen, unter ernster

Verantwortlichkeit derer, welche die Ausnahme gewalt ausüben.

Ausoner (Ausoni) war der Name einer Völkerschaft, welche ein Zweig des latin. Stammes der alten Italiker war und im südwestl. Italien und namentlich im nachmaligen Campanien ihre Wohnsitze hatte. Andere halten die A. für einen von der calabrischen Seestadt Ugentum benannten Volksstamm des südl. und mittlern Italien, der sich lange gegen den nachdrängenden latin. Stamm in Campanien hielt und zuletzt als Aurrunter den röm. Waffen unterlag.

Ausonia ist zunächst der Name für das Land der Ausoner (s. d.), wird von Dichtern (Virgil, Ovid) aber auch für die ganze Halbinsel Italien gebraucht. — A. ist ferner der Name des 63. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Ausonius (Decimus Magnus), der berühmteste röm. Dichter des 4. Jahrh. n. Chr., geb. zu Burdigala (Bordeaux) um 309, ein Sohn des nachmaligen Leibarztes des Kaisers Valentinian I., Julius A., war zuerst Sachwalter in seiner Vaterstadt, später Lehrer der Grammatik und der Berechnung daselbst. Valentinian übertrug ihm die Erziehung seines Sohnes Gratian und ernannte ihn zum Comes und Quästor sacri Palatii. Als nach Valerians Tod (375) Gratian der regierende Kaiser des Occidentis geworden war, erhielt A. von seinem einstigen Schüler die Präsektur und (379) das Konsulat. Wohl seit dem Tode Gratians lebte A. auf einem Landgute bei Burdigala seinen Freunden, den Wissenschaften und ländlichen Freuden, und starb um 392. Einige haben behauptet, daß er Heide gewesen sei; dies läßt sich jedoch mit seiner Stellung zu den Kaisern Valentinian und Gratian nicht vereinigen. Freilich ist sein Christentum ein sehr oberflächliches. Man hat von ihm außer andern Dichtungen namentlich Epigramme, Parentalia (auf gestorbene Verwandte); dann eine Reihe Gedichte auf „professores Burdigalenses“, 20 sog. „Idyllia“, d. h. kleine Gedichte, unter denen die „Mosella“, eine in mancher Hinsicht anziehende und lehrreiche Beschreibung und Verherrlichung des Thals der Mosel, das berühmteste, der „Cento nuptialis“ der Schlußfristigkeit halber das berühmteste ist, das „Eclogiarum“, allerlei in Verse gebrachte Kapitel vorzugsweise astron. und kalendariischen Inhalts, endlich Briefe in Versen; außerdem einen in Prosa verfaßten, schwülftigen und mit Schmeicheleien angefüllten „Panegyricus“ auf den Kaiser Gratian. Seine Gedichte tragen die Kennzeichen des gesunkenen Geschmacks jener Zeit, und nur selten tritt ein Zug höherer dichterischer Begabung hervor. Doch verraten sie große formelle Gewandtheit und sind dabei stofflich höchst interessant, da sie ein reiches Bild seiner Zeit gewähren. Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Scaliger (Lyon 1575), Tollins (Amsterd. 1669 u. 1671) und Souhay (Par. 1780). Die „Mosella“ gaben besonders, mit deutscher Übersetzung, Troß (Hann 1821 u. 1824) und Böding (Berl. 1828; Bonn 1845) heraus.

Auspe (lat., Blur. auspices), der Vogelshauer, soviel wie Augur (s. d.).

Auspfänden, s. Pfändung.

Auspitz, Stadt im südl. Mähren, Sitz einer Bezirkshauptstadt, liegt unweit der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, 80 km südlich von Brünn, und zählt (1880) 3302 größtenteils deutsche E., die Landwirtschaft und Handel mit landwirtschaftlichen Produkten

treiben. Der Wein aus der Umgebung, schon im 14. Jahrh. geschätzt, geht größtenteils nach Böhmen und Schlesien. Die Viehmärkte in A., früher die bedeutendsten in Mähren, sind jetzt in Abnahme gekommen. — Der Bezirk A. umfaßt 747,30 qkm mit 69 710 E.

Auspizien (lat. *auspicia*) nannten die Römer die Ausschau nach den Anzeichen des Willens der Götter, sowie auch diese selbst, sofern dieselben namentlich aus der Beobachtung der Vögel entnommen wurden; s. unter *Augurn*. Im allgemeinen bezeichnet man auch mit A. die Ausfichten auf den Erfolg einer Sache überhaupt, mögen dieselben gut oder schlimm sein. *Auspizieren*, *wahrsagen*; *auspizios*, *vorbedeutend*.

Ausrüstung, s. unter *Abfindung*.

Ausrüstung hat in der militärischen Sprache eine mehrfache Bedeutung. Zur A. des einzelnen Mannes rechnet man entweder die sämtlichen materiellen Gegenstände, mit welchen derselbe ausgestattet ist, oder man trennt Bewaffnung, Bekleidung und A.; letztere umfaßt dann die Kopfbedeckung (als Helm, Käppi, Capta), Schutzwaffen (Kürass, Spauletten), Säbelgehirt, Tornister, Brotbeutel, Patronentasche, Rochgeschirt, Felsflasche, Schanzzeug, Signallinstrumente, beim Reiter Mantelsack, Pack-, Fufseintaschen u. s. w. Die A. des Pferdes besteht aus dem Zaumzeug, Sattelzeug und eventuell der Beschirrmung; auch trägt dasselbe einen Teil der A. des Reiters. Die A. einer Truppenabteilung umfaßt das Personal, die Pferde, die A. des Mannes und Pferdes, die Fahrzeuge mit ihrer Beladung, bei der Artillerie die Geschütze, bei den Pontonieren das Brückenmaterial u. s. w.; oft wird aber nur das tote Material als A. bezeichnet. Zur A. einer Armee oder größern Armeedivision gehören die Vorkehrungen zur Fortschaffung der Reservemunition, der Vorräte an Lebensmitteln und Fournage, die Mittel zur Ausübung der Krankenpflege u. s. w. — Die A. eines Schiffes umfaßt alle diejenigen Gegenstände, welche es nötig hat, in See zu gehen und eine längere Reise zu machen; dazu gehören Segel, Tauwerk, Anker, Instrumente, Proviant und alles Inventar und Material, dessen ein Schiff, wenn es im Hafen still liegt, nicht bedarf. — Die A. einer Festung wird gewöhnlich als *Armierung* derselben bezeichnet. (S. *Armieren*.) A. ist auch der Akt des Ausrüstens selbst.

Ausfaat nennt man die Verbreitung der Pflanzen durch Samen, Sporen und andere zur Fortpflanzung bestimmte Zellen; dieselbe geschieht in sehr verschiedener Art. Eine gewöhnlich als natürliche A. bezeichnete Verbreitung findet bei denjenigen Pflanzen statt, die sich selbst überlassen bleiben, also bei den sog. wildbewachsenden, entweder durch zweckmäßige Verbreitungseinrichtungen von der Pflanze selbst oder durch mannigfache Einwirkung der Außenwelt. Bei der großen Mehrzahl der Pflanzen werden die Samen, Sporen u. s. w. nur auf verhältnismäßig geringe Entfernungen hin ausgestreut, indem die Verbreitung durch die Mutterpflanze selbst vollzogen wird. Der einfachste hierher gehörende Fall der natürlichen A. ist das Herabfallen der Früchte, Samen u. s. w. auf den Boden, nachdem durch die Reife ein Ablösen derselben von der Mutterpflanze eingetreten ist; so ist es z. B. bei sehr vielen Gräsern, bei den Buchen, Eichen u. s. w. Hierbei kommen natürlich die Samen direkt unter die Pflanze zu liegen, vorausgesetzt, daß sie nicht

durch die Einwirkung äußerer Kräfte, wie durch starke Winde hinweggeführt werden. Jedoch kann die Pflanze durch zweckmäßige Einrichtungen ihr Samen auch außerhalb ihrer allernächsten Umgebung ausstreuen, indem sie dieselben bei der Reife oft bedeutender Kraft von sich schleubert. Es existieren hierzu die mannigfaltigsten Einrichtungen, so werden z. B. bei verschiedenen Hülse- und Schotenfrüchten die Samen bei der Reife durch plötzlich eintretendes uhrfederartig oder schraubenförmiges Zusammenziehen der Hüllen, beziehungsweise Seiten herausgeschleubert; ähnliches findet statt bei den Früchten des Nährmichnichten (*Impatiens Nolitangere*). Auch bei vielen Sauerfleckenarten (*Oxalis*) bestehen ziemlich komplizierte Einrichtungen, vermöge deren die Samen bei der leisesten Berührung der Früchte mit großer Kraft fortgeschleudert werden. Bei der Spriggurke (*Echium Elatium*) findet während der Ablösung der Frucht von der Mutterpflanze ein plötzliches Herauspringen der darin enthaltenen Samen statt. Auch bei einigen Pilzen wird die Verbreitung der Sporen durch Wegschleudern bewirkt, so z. B. bei dem sehr häufigen Schimmelpilze *Mucor* (s. d.).

Aber nicht bloß das Ausstreuen der Samen befördert die Verbreitung, sondern auch das Eindringen derselben in die Erde, und auch in dieser Beziehung sind bei einigen Pflanzen sehr zweckmäßige Einrichtungen vorhanden; so besitzen z. B. die Samen vieler *Erodium*-Arten (s. *Erodium*) eine korkzieherartige gewundene Granne, die infolge ihrer Hygrostopizität (Eigenschaft, Wasserbampf auf der Luft anzuziehen) bei Witterungswechsel sich auf- und einrollen kann und so ein Einbohren der Samen in den Boden bewirkt; ganz ähnliche Verhältnisse finden sich bei einer Anzahl Gräser, z. B. bei verschiedenen Haferarten, bei dem Federgras (*Stipa*) u. s. w.

Bei der Verbreitung der Samen und Sporen durch das Eingreifen der Außenwelt kommen hauptsächlich die Windströmungen in Betracht. An den Samen und Früchten sehr vieler höherer Pflanzen sind die verschiedenartigsten Einrichtungen getroffen, um das Wegführen derselben durch den Wind möglich zu machen. Man nennt derartige Einrichtungen gewöhnlich „Flugorgane“. Die bekanntesten derselben sind die Haar- und Federkronen vieler Kompositen, die Haarschöpfe an den Samen der Weiden, Pappeln, Anemonen, Waldbrechen (*Olemtis*), ferner die flügelartigen Anfüge an den Früchten der Ulmen, Eschen, Ahorne und an den Samen der meisten Nadelhölzer. Sehr kleine Samen, wie die der Orchideen, ebenso die große Mehrzahl der Sporen von Pilzen und höhern Kryptogamen sind meist von so geringem Gewichte, daß sie auch ohne derartige „Flugorgane“ mit Leichtigkeit vom Winde sehr weit hinweggeführt werden können.

Die Sporen fast sämtlicher Algen, ebenso die Samen und Früchte vieler Wasserpflanzen werden ausschließlich durch Wasserströmungen verbreitet; auch können die Samen mancher Landpflanzen auf den Bächen, Flüssen sowie durch die Meeresströmungen auf weite Strecken fortgeführt werden. Einen nicht minder wichtigen Faktor bei der natürlichen A. bilden die Tiere und zwar vorzugsweise die Vögel. Samen, die durch Tiere verbreitet werden, sind gewöhnlich mit Haken, Borsten u. dgl. versehen. So sind die Früchte vieler Doldenpflanzen (z. B. der Möhren), Rubiaceen (z. B. *Galium*

Aparine), ferner mancher Boraginaceen (z. B. *Cynoglossum officinale*) mit gekrümmten oder an der Spitze überhaugigen Vorſten verſehen, ſodaß ſie in den Haan oder Federleide der Liere hängen bleiben. Die Verbreitung der Mißel (*Viscum album*), die als Schmarogel auf vielen Bäumen lebt, wird vergrößert von den Vögeln beſorgt, indem die weichen ſüßen Beeren von denſelben geſtiehen und ſo in die Beeren enthaltenen Samen nach einer Wanderung durch den Darmkanal der Vögel auf andere Bäume übergeführt werden. Auf ähnliche Weiſe werden auch viele andere Samen, die mit fleißigen Hüllen verſehen ſind und deshalb von Tieren geſtiehen werden, verbreitet.

Als künſtliche A. bezeichnet man die auf rein mechaniſche Weiſe durch die Thätigkeit des Menſchen geſchehnde Verbreitung der Pflanzen. Dieſe wird namentlich bei ſolchen Gewächſen angewandt, an deren Kultur der Menſch ein beſonderes Intereſſe hat. (S. Säen.)

Ausſag (erſt ſeit dem 14. Jahrh., vorher Mißelſucht), auch **Malalzei** oder **Lopra** genannt, bezeichnet bei den ältern Ärzten eine Menge von langwierigen, entzündenden und mit abſtößenden Hautausſchlägen oder Geſchwüren verbundenen Krankheiten, welche man für anſtedend hielt, ſodaß man die davon Beſallenen von der bürgerlichen Geſellſchaft ausſchloß, aus den Städten verjagte, alſo amſetzte, daher der Name **Ausſägige** oder **Sonderſieche** (**Seprosen**). Als im Mittelalter die Zahl ſolcher Kranken zunahm, gründete man für ſie beſondere Ausſagshäuser (**Leprosarien**), d. h. Hoſpizien, in welchen dieſe Kranken verwahrt und gepflegt wurden. Vieles, was man ehemals zum A. gerechnet hat, mag wohl jezt zu den ſyphilitiſchen oder ſtrofulöſen Krankheitsformen gerechnet werden. Aber auch jezt bleiben noch Krankheiten übrig, welche man unter den obigen Namen als leproſe Krankheitsformen begreift. Sie kommen hauptſächlich in Küſtenländern unter der ärmeren und elendern Volksklaſſe einheimiſch (endemisch) vor. Dahin gehören beſonders die tropiſchen Ausſagkrankheiten (in Oſt- und Weſtindien, Braſilien, Surinam u. ſ. w.), ferner die Ausſagformen in der Levante und Arabien, in SüdEuropa, z. B. die Artnische Krankheit, die Zova in Griechenland, die Falcabine in Dalmatien, die Aſturische Roſe, der Galiciſche Ausſag in Norbſpanien u. ſ. w. In NorbEuropa ſind hierher zu rechnen: das norweg. Spedallſie Sigdom, die Littraa in Island, vielleicht auch die Rabefſge Scanbinaviens und die Dänemarkſche Krankheit Hoſteins. Zweifelhafter bleibt, ob das Elefantenein (*Elephantiasis*), das Knollenlein von Barbadoes, das Mal-rouge von Cayenne, das Pellagra Italiens u. ſ. w., und der von den franz. Ärzten *Lepros vulgaris* genannte Schuppenausſchlag hierher gehören. Die echten Ausſagformen unterſcheidet man früher weniger gut in orientaliſche und occidentaliſche. Jezt unterſcheidet man beſonders den Knollenausſag oder knötigen A. (*Lepros nodosa*), bei welchem ſich große, anfangs harte Knoten unter der Haut und den Schleimhäuten bilden, die ſpäter allmählich erweichen und in zerſtörende Geſchwüre übergehen, und den glatten oder verſtümmeleuden A. (*Lepros anæsthetica* u. *mutilans*), wo erſt einzelne Hautſtellen mißfarbig und empfindungslos werden, dann aber ein Glied nach dem andern abſtirbt und ſich aus dem Gelenke ablöst. Als Vorzeichen (Ausſagmä-

ler, Morphaen) gelten, ſeit alten Zeiten bis jezt, die ſich bei ſolchen Kranken anfangs einſtellenden mißfarbigen, harten, meiß ſchuppigen, auch wohl unempfindlichen Flecke auf der Haut. Die mittlere Dauer des knötigen A. beträgt etwa 9—10, die des glatten oder anæſtheſiſchen A. 18 Jahre. Bisweilen finden ſich beide Formen des A. an einem und demſelben Kranken gleichzeitig vor. Aber die Urſache dieſer verſtümmeleuden Krankheit ſind die Kenntniſſe der Ärzte trotz den ausgezechneten Unterſuchungen der norweg. Forſcher Daniellſen und Boed, ſowie von Hebra, Birchow u. a. noch ſehr mangelhaft. Ebenſo wenig kennt man biſjezt ein ſpezifisches Heilverfahren, ſondern muß ſich auf eine rein ſymptomatiſche Behandlung, auf Besserung der Ernährung, Binderung der Schmerzen, örtliche Behandlung und Ausſchneidung der Knoten und Geſchwüre u. ſ. w. beſchränken. Jezt immer ſähet der A. zu langwierigem, oft Jahrzehnte dauerndem Siechtum und zu erheblichen Entſtellungen, bis endlich der Tod durch Entkräftung oder durch hinzukommende Entzündung innerer lebenswichtiger Organe erfolgt. Vgl. Daniellſen und Boed, *Traité de la Spedallshed ou Elephantiasis des Grocs* (mit Atlas, Par. 1847); *Jur Geſchichte des A. und der Spitaler* in Birchows *Archiv für pathol. Anatomie* (Bd. 18—22, Berl. 1860—62); Birchow, *Krankhafte Geſchwülſte* (Bd. 2, Berl. 1866, auch unter dem Titel: *Vorleſungen über Pathologie*, Bd. 3); Häſer, *Lehrbuch der Geſchichte der Medizin und der epidemiſchen Krankheiten* (Bd. 2, 8. Aufl., Jena 1881).

Ausſchlag oder **Exanthem** nennt man diejenigen Hauterkrankungen, bei welchen ſich mehr oder minder zahlreiche, umſchriebene ſog. Hautbläsken oder Effloreszenzen (Flecken, Knötchen, Knoten, Quaddeln, Bläschen oder Puſteln) auf der Haut bilden. Sofern der Ausbruch derſelben von einem Fieber begleitet iſt, heißen ſie hitzige Ausſchläge; das Fieber ſelbſt bezeichnet man als exanthematiſches Fieber, z. B. Maſern, Scharlach, Roden, gewiſſe Typhusformen u. ſ. w. Die Hauptheilmittel gegen A. bilden Bäder und Waſchungen, Seifen, Leberpräparate, Bleiſalben und Ätzmittel. (S. Hautkrankheiten.)

Ausſchließung der Gerichtsperſonen. Ein Richter oder Gerichtſchreiber wird durch gewiſſe Thatſachen von der Ausübung ſeines Amtes im einzelnen Falle kraft Geſetzes, auch ohne den Ablehnungswillen eines Beteiligten, ausgeſchloſſen. Ausſchließungsgründe rechtfertigen die Ablehnung (ſ. d.), ſind aber vom Gericht ſchon von Amtes wegen zu beachten. Die Ausſchließungsgründe ſind für den Civilprozeß in der Deutſchen Civilprozeßordnung §. 41, für den Strafprozeß in der Deutſchen Strafprozeßordnung §. 22 feſtgeſetzt. Ausſchließungsgrund iſt namentlich, daß der Richter ſelbſt unmittelbar als Partei, als Verleſter, oder mittelbar z. B. als Regreſſpflichtiger an dem Rechtsſtreite beteiligt iſt, oder zu einer Partei in beſtimmtem nahen Verwandtschaftsverhältnis ſteht oder als Vertreter oder Beſtand einer Partei in dem Rechtsſtreite aufgetreten iſt. Etwas weiter gegriffen ſind die Ausſchließungsgründe des öſterr. Rechts. Vgl. hinfichtlich der Ausſchließung des Gerichts vollziehers das Deutſche Gerichtsverfaſſungsgeſetz, §. 166.

Ausſchneidekunſt oder **Paligraphie**, eine Technik, welche im Manuellen mit der Silberſtichel (ſ. d.) vollkommen identisch iſt, ſich indes nicht auf

die Profildarstellung des Kopfes beschränkt, sondern auch Landschaften, Architekturen und anderes in ihren Bereich zieht. Vor dem 18. Jahrh. kommen derartige Leistungen bisweilen schon in der Eisenarbeit vor. Seit dem Aufblühen der genannten Porträt-darstellung bedient man sich vorzugsweise schwarzen Papiers. Einen künstlerischen Wert besitzen namentlich die psaligraphischen Arbeiten des Malers D. Ph. Runge (s. d.). Man besitzt in Hamburg große Sammlungen von ihm, deren Stüde fast alle Blumen und Tiere mit großer Naturtreue wiedergeben. Doris Vätjens unternahm die Herausgabe einer Auswahl Arbeiten Runges; doch erschien nur ein Heft (Hamb. 1843). Andere Künstler, die diese Fertigkeit nebenbei übten, besonders anbauen und sich darin bekannt machen, sind Fröhlich und Konewla (gest. 1871). Jener lieferte eine Anzahl von Kinderbüchern, zu denen er selbst den versifizierten Text schrieb, dieser Bilder zu deutschen Volksliedern, zu Goethes »Faust«, zu Shakespeares »Sommernachts Traum«, Blätter zu »Falschaff und seine Gefellen« von H. Runge, sowie »Verstreute Blätter«.

Auschnitt oder **Sektor** heißt in der Geometrie ein solcher Teil einer krummlinigen Figur, welcher zwischen zwei aus einem Punkte im Innern derselben an den Umfang gezogenen geraden Linien und dem von ihnen abgeschnittenen Bogen des Umfangs enthalten ist. Wenn Kreise ist der A. ein zwischen zwei Halbmessern und einem Bogen liegendes Stück desselben. A. eines geometr. Körpers ist ein solcher Teil des Körpers, welcher von einem Teile seiner Oberfläche und denjenigen geraden Linien begrenzt wird, die von jedem Punkte des Umfangs dieses Teils der Oberfläche nach einem bestimmten Punkte des Innern des Körpers gehen. Ein Kugelausschnitt ist ein kegelförmiges Stück der Kugel, dessen Spitze im Mittelpunkt der Kugel liegt und dessen Grundfläche ein durch einen Kreis begrenztes Stück der Kugeloberfläche bildet.

Ausschuß, ein aus einer größern Vereinigung von Personen (einer Korporation, Versammlung oder Gesellschaft) gewählter und mit besondern Funktionen betrauter engerer Kreis von Mitgliedern. Besonders führen häufig die Deputationen (s. d.), Kommissionen (s. d.) und Komitees (s. d.) in den parlamentarischen Versammlungen den Namen Ausschüsse. Eine eigentümliche Bedeutung hatten die Ausschüsse in dem frühern deutschen Ständewesen; hier waren dieselben nicht bloß vorübergehende Deputationen, die den Ständen vorarbeiteten, sondern sie vertraten geradezu die Gesamtstände und übten eigene Rechte aus.

Ausschwärmen heißt bei der Infanterie der Übergang aus einer geschlossenen Formation in eine Schützenlinie; die letztere bildenden Abteilungen müssen suchen, möglichst schnell die gesamte Front der geschlossen bleibenden Teile zu bedecken.

Ausschweifung bezeichnet in der Moral das schädliche Übermaß im Handeln oder Genießen, besonders in sinnlichen Genüssen. In der Rhetorik ist A. gleichbedeutend mit Abschweifung, s. Digression.

Ausschwitzung oder **Erythra** nennt man die krankhafte Absonderung flüssiger Bestandteile aus dem in seinen Gefäßen eingeschlossenen Blute, weiterhin auch die so abgeforderte Masse selbst oder das **Erythra**. Die krankhafte A. schließt sich

in unmerklichen Übergängen an die in normaler Weise erfolgende A. von Blutbestandteilen in die Gewebe an, vermittlest welcher die Gewebe ernährt werden. Erstere unterscheidet sich von letzterer lediglich durch die Menge und die etwas abweichende Zusammensetzung des Ausgeschwittenen. Dieses ist entweder wässrig, dem sog. Blutserum ähnlich, und heißt dann **serös**, oder es ist dem sog. Blutplasma ähnlich, und heißt dann **fibrinös** oder **faserstoffig**, oder es besteht vorwiegend aus ausgewanderten farblosen Blutkörperchen und heißt dann **eiterig** oder **purulent**. (S. Eiter.) Das fibrinöse Erythra scheidet sich gewöhnlich bald in einen gerinnenden festen und einen wässrigen bleibenden serösen Teil. Weitere Abarten des Erythrads sind das hämorrhagische oder blutige Erythra, bei welchem, meist infolge schwerer Ernährungsstörungen der Blutgefäße, massenhafte rote Blutkörperchen aus den letztern in die Gewebe austreten, ferner das schleimige Erythra, welches am häufigsten auf Schleimhäuten vorkommt und den sog. Schleimfluß oder Katarrh (s. d.) verursacht, sowie das kruppöse und das diphtheritische Erythra, welches auf den Schleimhäuten feste, grauweiße, faserstoffähnliche Auflagerungen bildet und zu mehr oder minder schweren Zerkörungen der betroffenen Gewebe führt. (S. Krupp und Diphtheritis.) Ergießt sich das Erythra auf eine freie Fläche oder in die natürlichen Höhlen des Körpers, so heißt es ein freies, ergießt es sich zwischen die feinen Einzelteile der Gewebe, so heißt es ein interstitielles oder infiltriertes, wird es in die Elemente der Gewebe, d. h. in die Zellen und Fasern selbst aufgenommen, so daß diese aufquellen und sich vergrößern, so nennt man es **parenchymatös**. Über die Entstehung, Bedeutung, den weiteren Verlauf und die Folgen der Erythra in ihren sehr mannigfachen Verschiedenheiten s. Entzündung und Wasserfucht.

Assée, Marktflecken mit 1369 E. in der steir. Bezirkshauptmannschaft Gröbming an der Vereinigung der Quellbäche der Traun (die Altauffers, Grundelseer-, Obenseer-Traun), 668 m über dem Meere, einer der Centralpunkte des österr. Salzlammereguts, der jetzt durch die Salzlammeregutbahn mit Fisch, Seitzthal und Rottenmann verbunden ist. Der nahegelegene Salzberg, schon seit dem frühesten Mittelalter befahren, liefert täglich an 600 Etr. Salz in die Siebehäuser. Wegen seiner geschützten Lage in einem von Bergen umschlossenen Hochthale und wegen der reizenden Umgebungen ist A. ein beliebter Kurort. Vgl. Schreiber, »Solbad A. als klimatischer Kurort« (Wien 1870); Böhl, »Der Kurort A.« (Wien 1871); derselbe, »Die Solheilprodukte der Saline zu A.« (Wien 1874).

Ausssegnung, s. unter Segen.

Außenkelch, s. Hüllkelch.

Außenwerke nennt man diejenigen Werke einer Festung, welche vor dem Hauptwall, aber noch innerhalb des gebedeten Wegs der Hauptumfassung liegen. Ihr Zweck ist es, das Feuer des Hauptwalls zu verstärken, sein Mauerwerk nach außen zu bedecken und die Verteidigung in die Länge zu ziehen. Sie dürfen der Feuerwirkung der dahinterliegenden Werke nicht hinderlich werden; der Hauptwall muß daher über die A. hinweg in das Vorterrain wirken können, und beherrscht diese gleichzeitig. Zu den A. rechnet man die Grabenscheren, das Ravelin, die Kontregarden,

Gewürzen und Edelsteinen; auch wird der gebede des selbst mit dazu gezählt. Diegen Werke jenseit des gebeten Wegs, aber so nahe, daß ihre Geiden noch mit dem Hauptgraben kommunizieren, so werden sie äußere Werke genannt. Die selben sind zum Festhalten nahegelegener wichtiger Punkte, wie z. B. der Fortsätze, Bahnhöfe, bestimmten als Brückenhäuser; gebräuchliche Formen der äußeren Werke sind die Lemaillen (Zangen), die Horn- und die Kronenwerke. Während nun die Stärke einer Festung früherhin in der Anlage zahlreicher A. und äußerer Werke suchte, legt die neuen Verteidigung den Hauptaccent auf weitverbreitete selbständige Werke; von A. dagegen, welche den heutigen Befestigungen gegenüber ihren Zweck nicht mehr in hinreichendem Maße zu erfüllen vermögen, wird nur noch ein beschränkter Gebrauch gemacht.

Aussonderung, s. unter Appenzell.

Aussetzung der Kinder war und ist bei vielen derwärtigen Völkern durch das Gesetz oder doch durch die Sitte gestattet. Der Grund davon ist vornehmlich in der Furcht vor Überdöllerung zu suchen. Unter den Völkern des Altertums sind es die Juden, die Ägypter, die Thebaner und die Germanen, bei welchen das Aussetzen der Kinder verboten oder nicht Sitte war; dagegen findet sich die Aussetzung seit den ältesten Zeiten bei den Chinesen, Japanern, Hindus, Griechen, Römern und andern Völkern. Bei den Spartanern wurden die Neugeborenen von abgerichteten Personen untersucht und nur die als lebenskräftig anerkannten in die Liste der Bürger eingetragen; die schwächlichen und klappehaften dagegen mußten in einen Abgrund bei dem Berge Taygetos geworfen werden. Gleich Sitte, wie in Sparta, fand sich auch bei den Aethiopen auf Aethiopia. Seltener war in der Zeit nach Solon das Aussetzen in Athen. Da nach den strengen röm. Rechte der Vater über die in seiner Gewalt befindlichen Kinder ein Recht über Tod und Leben (jus vitae et mortis) hatte, so lag darin auch die Befugnis zur Aussetzung. Wie bei den Aethiopen, so wurde auch bei den Römern das neugeborene Kind vor dem Vater niedergelegt. Nahm dieser es auf, so erkannte er es dadurch als sein Kind an und verpflichtete sich zur Erziehung desselben; nahm er es aber nicht auf, so wurde es ausgelegt, häufig auf dem Gemüßmarkte in der ersten Region der Stadt, auch wohl vor der Thüre finsterster Hütte, oft auch an abgelegenen Orten. Doch wurde diese Befugnis durch die Zwölftafel-Gesetzgebung dahin beschränkt, daß nur monströse und gebrechliche Kinder ausgelegt werden sollten. Selbst Philosophen wie Plato und Aristoteles halten die Aussetzung für erlaubt. Das Christentum trat dieser barbarischen Sitte kräftig entgegen und beeinflusste die spätere röm. Kaisergesetzgebung. Die Kirchenväter eifern nachdrücklich dagegen und sehen das Aussetzen für ebenso strafbar an als den Mord der Kinder. Da aber das Aussetzen bei den Heiden nicht sogleich verhindert werden konnte, so wurde hier und da verordnet, die Kinder wenigstens vor den Kirchengebäuden auszusetzen, und zu diesem Zwecke war gewöhnlich vor den Kirchthüren ein weites Becken angebracht. Das erste ausdrückliche Verbot des Aussetzens scheint in die Regierung der Kaiser Valentinian, Valens und Gratian (374 n. Chr.) zu fallen, obgleich schon Konstantin d. Gr. dem Aussetzen entgegengegewirkt hatte. Die

mittelalterliche Kirche dehnte das Verbot der Aussetzung weiter aus, in der Vorschrift, daß auch hilflose überhaupt nicht ausgelegt oder verlassen werden sollten. Dieser veränderte Begriff der Aussetzung ist auch in die neuere Gesetzgebung übergegangen. Aussetzung wird durch das Deutsche Strafgesetzbuch (§. 221) zu dem Verbrechen gegen das Leben gerechnet und kann nicht nur gegen Kinder, sondern überhaupt gegen Personen, die wegen jugendlichen Alters, Gebrechlichkeit oder Krankheit hilflos sind, begangen werden. Je nachdem die Aussetzung ohne Nachteile bleibt oder Körperverletzungen und Tod des Ausgesetzten nach sich zieht, hat das Gesetz die Strafe abgestuft, deren Mindestbetrag sechs Monate Gefängnis ist, wenn die Eltern selber es sind, welche die A. begingen, und drei Monate für andere Personen.

Kassig, Hauptstadt einer böhm. Bezirkshauptmannschaft an der Mündung der Biela in die Elbe (linkes Ufer) und an der Prag-Bodenbacher Eisenbahn, von welcher sich hier die Bahn nach Teplitz abzweigt und in welche vom rechten Elbeufer mittels einer Fahr- und Gebrüde die Nordwestbahn einmündet, liegt 15 km von der sächs. Grenze in einer romantischen, fruchtbaren und gewerblustigen Gegend, zählt (1880) 16506 E. und ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksamts, eines Gerichts sowie eines Steuer-, Zoll-, Post- und Telegraphenamts. Die Stadtkirche, angeblich schon 826 gegründet, enthält ein schönes Madonnenbild von Carlo Dolce, ein Gemälde des Ismael Mengs, dem hier 1728 sein Sohn Rafael geboren ward. Die Stadt ist in raschem Aufblühen begriffen. Unter den industriellen Stablissements sind die großen Wollwarenmanufakturen, eine Maschinenfabrik, eine Lein- und Thierallfabrik, die große Chemikalienfabrik des österr. Vereins für chem. und metallurgische Produktion (mit 800 Arbeitern), eine Glashütte, eine Paraffin- und Wagensfabrik, eine Fabrik ätherischer Öle, eine Dachpappefabrik und zwei Lacksfabriken hervorzuheben. Sehr bedeutend ist der Schiffbau, der jährlich an 600 Zillen liefert, welche samt Bedung zumeist in Berlin, Magdeburg und Hamburg verkauft werden. Die vorzüglichste Erwerbsquelle der Bewohner A.s bildet jedoch der Handel mit Obst, das in der ganzen Umgegend unter besonders günstigen Umständen gebaut wird, dann mit Getreide, Mineralwässern, Holz und den Braunkohlen der Umgegend (jährlich an 40 Mill. Str.), die meist auf dem Strome und der Eisenbahn ausgeführt werden. A. war einst stark befestigt. Es wurde 1426 von den Hussiten zerstört, die auch 18. Jan. desselben Jahres die Weiskner bei dem nahen Dorfe Preßitz und 15. Juni desselben auf der 4 km entfernten Wietan schlugen. A. brannte 1583 ab; 1639 ward es von den Schweden unter Baner erobert. Ungefähr 5 km entfernt liegt das Schlachtfeld von Kulm. Ein Vergnügungsort ist die Ferdinandshöhe mit reizender Fernsicht; viel besucht werden auch die Ruine Schredenstein und die sog. Wostrai. — Die Bezirkshauptmannschaft A. zählt auf 355,88 qkm 62552 E.

Aussonderung (im Konkurs) ist, nach der Deutschen und österr. Konkursordnung, die Herausgabe eines dem Gemeinschuldner nicht gehörigen Gegenstandes aus der Konkursmasse; der Anspruch auf A. kann sich auf ein dingliches oder persönliches Recht gründen und bestimmt sich nach den

allgemeinen, außerhalb des Konkurses geltenden Rechtsfagen; die Deutsche Konkursordnung statuiert aber selber ein Recht des Verkäufers oder Einkaufskommissionärs, von einem andern Orte an den Gemeinschuldner übersandte und von diesem noch nicht vollständig bezahlte Waren zurückzufordern, sofern sie zur Zeit der Konkursöffnung noch auf dem Transport befindlich, oder, wenn schon angekommen, noch nicht in den Gewahrsam des Gemeinschuldners selbst oder einer andern Person für ihn gelangt sind (right of stoppage in transitu, droit de suite). An Stelle der veräußerten Gegenstände kann, nach der Deutschen Konkursordnung, der Aussonderungsberechtigte die Abtretung des Rechts auf die ausstehende Gegenleistung, und die nach der Konkursöffnung eingezogene Gegenleistung aus der Masse beanspruchen; nach der österr. Konkursordnung kann er die ausstehende Gegenleistung unmittelbar, ohne Abtretung des Rechts auf dieselbe, beanspruchen. (Deutsche Konkursordnung, §§. 36—38; österr. Konkursordnung, §§. 26, 27).

Auspielgeschäft heißt die Veräußerung einer Sache an denjenigen, welchen das Los aus einer Mehrheit von Einsätzen bestimmen oder welcher bei einem gemeinschaftlichen Glück- oder Geschicklichkeitsspiele den Preis davontragen wird. Man bedient sich dieses Geschäfts z. B., um für schwerveräußliche Wertgegenstände, wie mühsame Meisterstücke von Handwerkern, einen angemessenen Preis zu erlangen, indem man die Möglichkeit der Erwerbung um eine ganz geringfügige Summe eröffnet. Es werden dadurch aber auch Grundstücke, Kostbarkeiten, Waren u. s. w. mit Vorteil abgesetzt; meist übernimmt dann ein Bankier gegen Provision oder auch eine Behörde oder ein Ausschuss von Beteiligten die Garantie, daß nicht mehr als die planmäßige Anzahl Lose ausgegeben und der Spielgegenstand dem endlichen Gewinner ausgeliefert werden solle. Über die rechtliche Natur des A. sind die Meinungen geteilt. Einige betrachten dasselbe als eine Art Hoffungskauf, welcher erst durch das Zusammenbringen der erforderlichen Einsätze und den Sieg eines Teilnehmers bei dem endlichen Auspielen zur Vollenbung gelange, dagegen aber, wenn das Auspielen aus irgend einem Grunde, z. B. wegen Untergangs der Sache, unterbleibe, in sich selbst zusammenfalle, so daß die Einsätze, als ohne Grund gezahlt, zurückverlangt werden können. Andere sehen darin eine Verbindung von Kauf und Spiel, oder es sollen in dem A. zwei Verträge vorliegen, nämlich ein vorbereitendes Geschäft zur Bildung einer Gemeinschaft von Teilnehmern und ein nachfolgender Verkauf der Sache an diese Gemeinschaft, unter der Verpflichtung des auspielenden Verkäufers, die Sache dem Gewinner zu überantworten. Hiernach würde die Spielergemeinschaft, wenn nichts anderes bedungen ist, schon vom Augenblicke jenes Verkaufs die Einsätze dem Verkäufer preisgeben und die Gefahr übernehmen. Unbestritten ist jedoch, daß der nach der Ziehung eintretende Untergang der Sache den Gewinnenden trifft. Das A. kann leicht zu Betrügereien gemißbraucht werden, da die Menge in der Hoffnung auf ein großes Glück und bei der Geringfügigkeit der einzelnen Einsätze sich nicht weiter darum zu bekümmern pflegt, ob der in dem Gesamterlös der Lose bestehende Verkaufspreis kein übertriebener sei und ob der Auspielende den

Gegenstand auch gewähren werde, und da es vielfach nur der Gewinnsucht der Unternehmer diene, die auf die kurzfristige Leidenschaft spekulieren, so ist es in den meisten Staaten entweder sehr beschränkt oder ganz verboten. In Frankreich ist es unterlagt, in Preußen, Bayern, Württemberg, Baden von einer besondern Erlaubnis der betreffenden Verwaltungsbehörde oder des Ministeriums abhängig; im Königreich Sachsen ist nur in gewissen Fällen das Auspielen beweglicher Sachen unter Genehmigung der Ortspolizeibehörde gestattet, nämlich wenn es erwiesenermaßen einem milden Zwecke diene, oder wenn es nur Objekte von geringem Werte zum Gegenstande hat, wenn die Auspielwaren von den Teilnehmern selbst angeschafft sind u. s. w. Das Reichsstrafgesetzbuch bestraft in §. 286 die ohne obrigkeitliche Erlaubnis öffentlich veranstalteten Auspielen beweglicher oder unbeweglicher Sachen mit Gefängnis bis zu 2 Jahren oder mit Geldstrafe bis 3000 Mark.

Auspielen (im Vergnügen), s. Ausfeilen.

Aussprache heißt die besondere Art und Weise, wie die Laute und ihre Verbindungen beim Sprechen hervorgebracht werden. In der Sprachwissenschaft beschäftigt sich mit der Fixierung derselben die Lautphysiologie im allgemeinen, die Lautlehre für jede Sprache oder jeden Dialekt im besonderen. Im gewöhnlichen Leben wird eine gehörte Aussprache z. B. eines Dialekts oder einer fremden Sprache in der Regel kurz charakterisiert als «hart, weich, singend, voll» u. dgl., Bezeichnungen, die ganz wertlos sind, da man keinen bestimmten Begriff damit verbindet und dieselben zu relativ sind: was dem einen hart, erscheint dem andern weich. Für Schule und Leben kommt am meisten der Gegensatz zwischen sog. «reiner» und « unreiner» (oder «richtiger» und «falscher») A. in Betracht. Als «reine», normale A. des Deutschen (und ähnlich in andern Ländern) gilt die auf der Bühne im Trauerspiel und Schauspiel übliche, der die Umgangssprache der Gebildeten nachzustreben hat. Unreine, verkehrte A. ist, wo nicht etwa ein individueller Fehler vorliegt, in der Regel nicht weiter als die an sich völlig berechtigte, nur in den Kreisen der Gebildeten vermiene Aussprache eines Volks oder Lokaldialekts. In den meisten Ländern gilt die A. einer besondern Gegend oder eines einzelnen Ortes als die richtige und die feinste, so in Frankreich die pariser, in Rußland die moskauer u. a., in Bezug auf Deutschland kann man nur im allgemeinen sagen, daß die korrekteste A. des Schriftdeutsch in den gebildeten Kreisen Norddeutschlands herrscht.

Austand, Arbeitseinstellung seitens der Arbeiter, s. Strike.

Ausstattung, s. Aussteuer.

Ausstellung des Sacraments wird in der kath. Kirche die feierliche Ausstellung der geweihten Hostie (s. d.) genannt. Das Sacrament pflegt von mindestens 12 Lichtern umgeben und an manchen Orten unter Bedeckung der Bilder des Altars auf dem Hochaltare aufgestellt zu werden. Der Ursprung dieser kath. Sitte erklärt sich aus der Lehre der Transsubstantiation (s. d.). Als offizieller Bestandteil des kath. Kultus ist sie erst mit der Anordnung des Fronleichnamfestes gegen Ende des 13. Jahrh. ins Leben getreten; sie war anfänglich sogar nur auf wenige Tage im Jahre beschränkt.

Ausstellung, öffentliche, als Strafe, s. unter Branger.

Ausstellungen sind eine aus dem modernen Kulturleben, insbesondere aus der industriellen Umwandlung der Völker hervorgegangene Institution, von Ausbildung und Pflege sich als eine charakteristische Erscheinung des 19. Jahrh. darstellt, obwohl die Anfänge derselben bis in die Mitte des 18. Jahrh. zurückreichen. In materiellem Sinne angesehen, beruht das Ausstellungswesen auf demselben Prinzip wie das in der Neuzeit zu enormem Umfang erweiterte Inseratenwesen und die fast zum Ausschlag ausgebildete Dekoration der Schaufenster; von dealem Gesichtspunkt sollen die A. als Triebmittel der Kunst, des Gewerfleibes, der sachmännlichen wie der allgemeinen Bildung dienen. In den Maße, als im staatlichen Leben der Völker die wirtschaftlichen Interessen in den Vordergrund getreten und infolge des durch den Ausbau der Eisenbahne herbeigeführten Umschwungs in den Besitzverhältnissen die alten Märkte und Messen erheblich geworden sind (speziell in Deutschland seit dem Zusammentritt des Zollvereins), ist die dem Ausstellungsweisen zu Grunde liegende Idee in das nationale Leben eingebracht. Durch den frischen Zeitgeist der Gegenwart sind die A. in ein förmliches System gebracht worden. Mit Rücksicht auf soziale, zeitliche und örtliche Ausdehnung unterscheidet man Privat- und Kollektiv-, Spezial- und allgemeine, Kunst-, Industrie- und landwirtschaftliche, periodische und permanente, lokale, nationale und internationale A. Die Privatausstellung kennzeichnet sich dadurch, daß die eingestellten Gegenstände das Eigentum einzelner oder auch mehrerer solidarisch verpflichteten Personen (Firmen, Gesellschaften u. s. w.) sind, wohingegen die Objekte der Kollektivausstellung einer Vereinigung von Personen, die nicht solidarisch verpflichtet zu sein brauchen, angehören. Während die allgemeine A. das Gesamtgebiet der produktiven Thätigkeit begreift, ist die Spezial- oder Fachausstellung einer bestimmten Branche gewidmet. Die Kampfausstellungen umfassen außer den Werken der bildenden und graphischen Künste häufig auch Erzeugnisse des Kunstgewerbes, namentlich Gold- und Silberarbeiten, Medaillen, Gefäße u. s. w.; durch die Industriesausstellungen werden alle Zweige der gewerblichen Thätigkeit von ihrer künstlerischen wie von ihrer technischen Seite zur Anschauung gebracht; auf den landwirtschaftlichen A. sind die direkten und indirekten Produkte, Geräte und Maschinen des Acker- und Gartenbaues vertreten. Während die periodischen A. in mehr oder minder regelmäßigen Zwischenräumen an dem gleichen Ort oder an verschiedenen Orten wiederkehren, haben die permanenten A. beinahe den Charakter von Sammlungen oder Museen, von denen sie sich im wesentlichen dadurch unterscheiden, daß ihre Gegenstände von Zeit zu Zeit durch andere ersetzt werden. Aus den das lokale Gepräge am deutlichsten zeigenden A. der Städte haben sich die der Bezirke und Provinzen, aus den letztern die Landesausstellungen gebildet. Durch das Zusammenwirken mehrerer Länder sind die internationalen, durch die Gemeinschaft aller Kulturvölker die weitestte Ausdehnung des Begriffs repräsentierenden Weltausstellungen entstanden. Gegenwärtig haben die A. fast in der ganzen civilisierten Welt die Kunde gemacht; selbst das

afrikl. Kapland und die Hauptstädte Australiens sind mit in die Schranken getreten. Die fortschreitende, wenngleich durch politische, kommerzielle und finanzielle Verhältnisse beeinflusste Entwicklung des Ausstellungswezens geht am deutlichsten hervor aus einer vergleichenden Übersicht der Fissern, welche die sieben größten A. aufweisen.

Die erste Weltausstellung in London im J. 1851 wurde von 12988 Ausstellern besucht und von 6089195 Personen besucht; in Paris erschienen 1855 21779 Aussteller und 5162330 Besucher, in London 1862 28663 Aussteller und 6211108 Besucher, in Paris 1867 42217 Aussteller und 8806991 Besucher, in Wien 1873 39500 Aussteller und 7254687 Besucher, in Philadelphia 1876 26986 Aussteller und 9857625 Besucher, in Paris 1878 über 50000 Aussteller und 12624100 Besucher. Die Weltausstellungen sind es namentlich, durch welche der Charakter der verschiedenen Epochen aufs klarste zum Ausdruck gebracht wird. Während früher auf den A. die Maschinen nebensächlich figurirten, treten sie in neuester Zeit geradezu dominierend auf, und zugleich ist diejenige Form gefunden worden, durch welche die Betrachtung derselben für den Laien eigentlich erst nutzbar gemacht wird. Man begnügt sich nicht mehr damit, einzelne kleine Maschinen vor den Augen der Menge funktionieren zu lassen, man setzt vielmehr ganze Fabriken in Betrieb, in denen das Publikum irgend ein Hochprodukt den Prozeß bis zum vollendeten Fabrikat durchmachen sieht. Einige Branchen des Maschinenwesens, die früher kaum für ausstellungsfähig gehalten wurden, wie der Lokomotiv- und Dampfschiffbau, sind jetzt in einer Weise vertreten, daß sie ein allseitiges Interesse und vielfach Bewunderung erregen. Im allgemeinen hat man gelernt, mehr Sorgfalt auf die äußerliche Einteilung und das gefällige Arrangement der auszustellenden Gegenstände zu verwenden, und wenn man auch heute noch nicht berechtigt ist, von einer vollständig entwickelten Theorie des Ausstellungswezens zu sprechen, so haben sich doch aus den gewonnenen Erfahrungen eine Anzahl wichtiger Gesichtspunkte ergeben, die bei der Inszenierung künftiger A. maßgebend sein werden. Die Weltausstellung von 1867 war die erste, welche in ihrer Anordnung das retrospektive Prinzip zur vollen Geltung brachte und damit ein für die Kulturgeschichte höchwichtiges Moment in das System des Ausstellungswezens einführte. Durch die A. seit 1870 sind die kunstgewerbliche Regeneration, der naturwissenschaftliche Fortschritt, die Errungenschaften der Erziehungs- und Gesundheitslehre aufs glänzendste illustriert worden. An jede größere A. knüpft sich das Auftreten irgendeiner epochemachenden Erscheinung, die entweder zur Zeit vollständig neu war, oder durch wesentliche Verbesserungen den Charakter der Neuheit erhielt. Es gehören hierher die Kunstarbeiten Indiens, die zahlreichen Gegenstände in Glas und Thon, an denen die Umbrudtechnik so Großes geleistet hat, die Glas- und Sgraffitomalerien, die Clouffonnet-mails, das als pâte-sur-pâte bezeichnete Dekorationsverfahren, die Erzeugnisse des berliner Kunstgusses, die engl. Werkzeugmaschinen u. s. w.

Wiederholt ist die Frage aufgeworfen worden, ob und inwieweit die durch die A. gebotenen Vorteile die Nachteile derselben überwiegen. Sie verursachen einen erheblichen Aufwand an Zeit, Mühe

und Kosten, stören den ruhigen Gang des Geschäftslebens, unterstützen gewissermaßen den Gang zu einer herumziehenden Lebensweise und nähren den falschen Ehrgeiz durch Prämiiierungen, die nicht immer auf gerechten Urteilen basieren. Dagegen sind die A. die Weisenseiger des Fortschritts, die Gradmesser für die Höhe der Produktionsfähigkeit genannt worden. Sie spornen den Wettseifer an, in der Schönheit oder Zweckmäßigkeit der Arbeit das Höchste zu erreichen; sie lehren den Markt kennen, bilden den Geschmack und das Urteil, indem sie instruktive Vergleiche gestatten, und orientieren über die herrschende Zeitrichtung; sie vermitteln auf allen Gebieten des Könnens einen kosmopolitischen Austausch; sie stellen den Wert der Arbeit in imponierender Weise dar und erzielen dadurch einen dreifachen Gewinn: innerhalb der künstlerischen und gewerblichen Kreise ein erhöhtes Selbstvertrauen, außerhalb derselben einen lehrreichen Einblick in alle Sphären des Schaffens, auf beiden Seiten Überwindung der Vorurteile für oder gegen die vaterländische Industrie. Wenn in Bezug auf die A. gesagt worden ist, daß sie wenig Neues bieten, so trifft dies nur für diejenigen Besucher zu, denen ihr Beruf Gelegenheit gibt, sich durch Fachjournale, Patentchriften u. s. w. über jede Neuheit sofort nach dem Austausch derselben zu instruieren; allein selbst für diese ist es von nicht geringer Wichtigkeit, auf den A. in natura zu sehen, was ihnen bisher nur durch Beschreibung und Abbildung bekannt war. Mancher Fachmann erhält hier ganz unerwartete Fingerzeige für seinen Beruf, indem er die Verfahrensarten anderer Industriezweige kennen lernt, und mancher Erfinder wird davor bewahrt, Zeit und Geld an die Ausführung einer Idee zu wenden, die er hier bereits verfochten sieht.

Die technische Entwicklung der Gewerbe verbannt den A. ihre rasche Förderung; viele Zweige derselben sind durch sie entweder ins Leben gerufen oder weitem Kreisen zugänglich gemacht worden. Durch die A. werden Einblide in die wirtschaftlichen Verhältnisse aller Industriestaaten eröffnet, wie sie durch das eifrigste Studium der Ein- und Ausfuhrtabellen, der konsularischen Berichte u. s. w. nicht gewonnen werden, und zur Beratung mancher wirtschaftlichen Fragen haben die A. Anlaß gegeben. Endlich sind dieselben auch von polit. und humanitärer Bedeutung, indem die civilisierten Nationen der Welt einander näher geführt werden und sich in ihren speziellen wie in ihren gemeinsamen Interessen verstehen und würdigen lernen; sie dienen somit der großen Kulturaufgabe, den Menschen zum Weltbürger zu erziehen und die Völker durch das Band des Friedens zu verbinden. Damit die A. ihrer vielseitigen Bestimmung entsprechen, dürfen sie jedoch nicht in ein bloßes Schaugepränge ausarten; sie müssen die Produktion zeigen, wie sie wirklich ist. Mit Recht ist auch die Forderung aufgetreten, insbesondere die Weltausstellungen nicht so schnell aufeinander folgen zu lassen, wie dies in neuester Zeit geschah, einestheils des bedeutenden Kostenaufwands wegen, andernteils damit man auf allen Seiten Zeit gewinnt, aus den Ergebnissen Nutzen zu ziehen.

Die Resultate der A. werden in offiziellen Berichten zusammengefaßt, die mit den in Büchern und Zeitschriften erscheinenden einschlägigen Arbeiten einen ausgebreiteten Spezialzweig der Litteratur bilden. Hervorzuheben sind besonders: »Bericht über die Weltausstellung zu Paris im J. 1867, herausg.

durch das k. k. Österreichische Centralcomité« (4 Bde. mit Atlas, Wien 1869); »Offizieller Weltausstellungsbericht« (95 Hefte, Wien 1873—78); »Amtlicher Bericht über die Wiener Weltausstellung« (3 Bde., Braunschw. 1874—77); die »Berichte über die Weltausstellungen in Philadelphia 1876 und in Paris 1878« (26 u. 9 Hefte, Wien 1877—79); ferner die »Ausgirkten Kataloge« der Weltausstellungen in London 1862, in Paris 1867 und 1878 (Epj. 1863—64, 1867, 1880); Gruer, »Die Aussteller und die A.« (2. Aufl., Weim. 1873); derselbe, »Die neuesten Fortschritte im Ausstellungswesen« (Weim. 1868). Durch die Strenge und Offenheit, mit der sich Reuleaux (f. d.) in seinen für die »Nationalzeitung« geschriebenen Berichten (gesammelt als »Briefe aus Philadelphia«, Braunschw. 1877) über die Mängel der deutschen Industrie auf der Weltausstellung in Philadelphia ausgesprochen, wurde eine umfassende Erörterung des Ausstellungswesens sowohl in der periodischen Presse wie in zahlreichen Broschüren hervorggerufen.

Aussteuer oder **Ausstattung** heißt im allgemeinen dasjenige, was die Töchter bei ihrer Verheiratung aus dem elterlichen Vermögen erhalten. Die rechtliche Beurteilung dieses Vermögens richtet sich nach dem Güterrechtssystem, welches für die betreffende Ehe gilt oder durch den Ehevertrag eingeführt ist. Nach deutschen Partikularrechten versteht man aber im besondern unter A. die von der Frau zu ihrem eigenen Bedarf oder zur Führung des Hauswesens eingebrachten Gegenstände. Solche sind dann ein von dem Brautshatz und der Mitgift verschiedener Vermögensheil, über welchen gewöhnlich der Frau die Verfügung zusteht. (Sgl. auch Lebensversicherung.)

Aussteuerkassen sind in der Regel Anstalten für mit den Lebensversicherungen (f. d.) verbundene Einrichtungen, deren Teilnehmer beim Eintritt eines bestimmten Jahres, bei ihrer Rentenmitte oder bei ihrer Verheiratung oder Stabilisierung ein gewisses Kapital erhalten. Zum Eintritt zu dergleichen Kassen werden in der Regel nur Kinder zugelassen, vorzugsweise solche, welche die ersten Lebensjahre noch nicht zurückgelegt. Die Beiträge sind entweder einmalige oder jährliche. Die letztern müssen bis zur Fälligkeit der Aussteuer, beziehentlich bis zum Todestage des Beigetretenen, fortgezahlt werden. Zuweilen ist ein Kapital von bestimmter Höhe nicht zugesichert, und es bilden alle Beigetretenen, welche in einem und demselben Jahre geboren, eine Jahresgesellschaft, welcher die eigenen und die Beiträge der Absterbenden oder mindestens die Zinsen der letztern zufallen. In diesem Falle wird, sobald der Zahlungstermin der Aussteuer eingetreten, das vorhandene Kapital nebst Zinsen, abzüglich der Verwaltungskosten, auf die Teilhaber verteilt.

Aussteuerversicherung, f. Versicherung.

Ausstopfen der Tiere, f. Taxidermie.

Aussuchen, f. Auswaschen.

Austen (Jane), engl. Romanschriftstellerin, geb. 16. Dez. 1775 zu Steventon in Hampshire, wo ihr Vater Geistlicher war. Nach dessen Tode zog sie die Witwe mit ihren Töchtern nach Southampton und später nach dem nahen Dorfe Chawton, jenseits hier schrieb Jane A. ihre Romane »Northanger Abbey«, »Sense and sensibility«, »Pride and prejudice«, »Mansfield Park« und »Emma« über der Ausarbeitung ihres letzten Roman

«Persuasion», überraschte sie 24. Juli 1817 zu Winchester der Tod. Ihre Romane zeichnen sich durch Einfachheit des Stils und treffliche Schilderungen der sozialen Verhältnisse des engl. Mittelalters aus. Eine Gesamtausgabe ihrer Werke erschien London 1870. Ihr Neffe J. C. Austen veröffentlichte ihre Biographie: «A memoir of Jane A.» (Oxford, 1871).

Auster (*Ostrea*), eine Gattung der Weichtiere oder Mollusken, welche in die Klasse der Blattkriemer oder Muscheln (*Lamellibranchia*) gehört und den Lappas einer eigenen Familie in der Gruppe der mit einem Schließmuskel versehenen muschelförmigen Muscheln bildet. Die zweifelhafte Schale, welche den daran festgewachsenen Weichtieren des Lieres schließt, ist entweder einseitig oder an doppelseitig gewölbt, der Bau blättrig. Der weiche Leib ist gewöhnlich von weißer oder leuchtender Färbung, welche jedoch viele Arten bis zum völligen Schwarz durchgeht. Der Schließmuskel ist stets etwas dunkler gefärbt. Ein brauner Ring, der Bart, umgibt den Körper. Dieser Bart besteht aus den vier Riemenblättern, deren Aufgabe Wimpern die Aufnahme von Nahrungsmitteln zugleich mit dem Wasser vermitteln. Die A. ist doppelgeschlechtlich, befruchtet sich aber nicht selbst, da die verschiedenen Zeugungstoffe sich zu verschiedener Zeit entwickeln. Die junge, mikroskopische Brut sammelt sich vom April an bis August in den Riemenblättern, welche dadurch milchig werden. Ihre Fortpflanzung ist eine unermeßliche; man hat gegen 1 Mill. Junge in einer größern A. berechnet. Die aus den Riemen entlassene junge Brut schwimmt in dem Meere umher, bis sie ein geeignetes Objekt zum Anheften findet. Größere Lieras wachen von den A. ungern bewohnt. Sie verlangen einen Salzgehalt des Wassers von mindestens 1,5 Promille, kommen daher in Binnenmeeren, wie die Meer, nicht fort. Sonst finden sie sich unter allen Himmelsstrichen. Ihre Nahrung besteht nur aus mikroskopischen, pflanzlichen und tierischen Organismen. Erstere sind es auch, welche in gewissen Lagern ihrem Körper eine von Feinschmelzen gefärbte grüne Färbung verleihen. Die A. hat viele Feinde, besonders unter den Vorderschneden. Die Familie der A. zählt, außer der gewöhnlichen (*Ostrea edulis*), noch viele Arten, so: *Ostrea cristata* (Korallenlammauster) im Mittelmeere; *Ostrea parasitica* (Baumuster) in Ostindien; *Ostrea solium* (Blaumuster) in Afrika; *Ostrea virginiana*, *canadensis* und *borealis* in Nordamerika. Außer dem unterscheidet man zahlreiche Varietäten je nach Größe, Geschmack, Form und Fundort. In der Vorzeit gab es zahlreiche Untergattungen (*Gryphaea*, *Exogyra*) und Arten, die namentlich im Jura und in der Kreide oft als Leitmuscheln für bestimmte Schichtengruppen gelten. Die A. hebeln sich gewöhnlich auf festem Meeresgrunde an und bilden dabei die sog. Austerbänke, welche oft von Williarden besetzt sind. In Europa sind besonders reich daran die franz. Küste, dann die brit. Küsten; auch Schleswig, Holland, Norwegen, Spanien und Portugal, Italien und Dalmatien besitzen mehr oder minder reiche Austerbänke. Die im Handel geschätztesten und verbreitetsten Sorten sind: die engl. *Natives*, *Carlingford*, *Whitstable*, *Colchester*; die französischen vom Rucher du Cancale bei St. Malo, aus der Bucht von Arcachon und *Barremes*; die großen holländer (eigentlich schles-

wigsche) aus Hufum. Die reichsten Austerbänke besitzt Nordamerika in der Chesapeakebay, an den Küsten von Massachusetts und Virginia.

Der Fang der A. geschieht mit besondern Austerrechen oder in größern Tiefen mit Scharnnetzen, wird aber so rücksichtslos betrieben, daß schon seit längerer Zeit eine bedeutende Abnahme in der Ausbeute bemerkbar war. Um diesem Ausfall einer wertvollen Produktion zu begegnen, hat man die künstliche Austerzucht einzuführen versucht. Thatsächlich bestand dieselbe schon im Altertum mit Erfolg, so namentlich im Fusarosee bei Neapel. Es gilt dabei nur, die jungen, von den Riemenblättern freigelassene Brut, von welcher im freien Meere begreiflich Milliarden zu Grunde gehen, hinreichend zu schützen, indem man ihr Gelegenheit bietet, sich möglichst rasch anzuhängen, alle störenden oder schädlichen Einwirkungen fern hält und für ein nahrungsreiches, aber reines Wasser sorgt. Zu diesem Endzweck begann man in Frankreich, namentlich auf Antrieb des Akademikers Cotte, vom J. 1858 an künstliche Austerzucht *parcs* (*Parcs producteurs*) anzulegen. Die Regierung unterstützte die Sache großartig. An allen Küsten ahmte man alsbald die Versuche nach, namentlich in England und in Österreich. Die Ergebnisse fielen jedoch keineswegs günstig aus. Die österr. Regierung sandte daher 1869 den Prof. Schmarba nach Frankreich zu genauer Untersuchung des Thatsachens. Sein Bericht ergab, daß von den 2000 Austerzucht *parcs*, welche sich 1867 längs der franz. Westküste befanden haben sollten, 1869 keine 10 mehr existierten. Das gleiche Resultat brachte ein etwas später von der preuß. Regierung zu gleichem Zweck entsandter Experte (Prof. Möbius) zurück und infolgedessen wurden auch an den norddeutschen Küsten geplante Versuche wieder aufgegeben. Indessen ist damit keineswegs über die künstliche Aufzucht der A. der Stab gebrochen; im Gegenteil ist dieselbe sehr wohl möglich und durchführbar, nur gehören besonders geeignete Lagen und Gewässer dazu, sowie man auch die Erwartungen nicht allzu hoch spannen darf. Von den Zucht *parcs* sind sehr zu unterscheiden die eigentlichen Auster *parcs* (*Clairens*), die bloß zur Heranziehung und Reifung der A. dienen, welche aus andern, minder günstigen Gebieten verlegt, daselbst gepflegt, gereinigt u. s. w. werden. Für solche *parcs* eignen sich besonders die Buchten in der Nähe der Flußmündungen, welche stete Zufuhr an reichlicher Nahrung verbürgen. Die bekanntesten, schon seit alter Zeit eingerichteten Auster *parcs* befinden sich bei Ostende, Risford-Harbour, Harwich u. s. w. Von den franz. Auster *parcs* sind jetzt die ergiebigsten die von Auray und Arcachon. Die deutsche Austerfischerei beschränkt sich auf die im Wattenmeer der Westküste von Schleswig-Holstein bei Sylt, Föhr und Amrum gelegenen 47 Bänke, welche seit 1879 an ein hamburger Haus für 163 000 Mark verpachtet sind. Die ital. Austerfischerei konzentriert sich, seit die Austerzucht des Fusaro sees aufgehört hat, hauptsächlich im Golf von Tarent.

Die Produktion der A. hat um deswillen einen ansehnlichen volkswirtschaftlichen Wert, weil dieselben ein treffliches, leicht verdauliches Nahrungsmittel abgeben. Das Fleisch der A. enthält die Stoffe der Muscheln, außerdem Osmazom und Fett. Besonders vorteilhaft aber erscheint ihr Reichthum an Salzen, namentlich an Phosphorsäure. Man

genießt die A. roh sowie in verschiedenen kulinarischen Zusammensetzungen. Versendet werden die A. in eigenen Körben (bourriches). Ihre Schalen werden häufig zur Herstellung von Kalk verwendet. Der Austernhandel weist ungeheure Ziffern auf. Die Stadt Paris verzehrt jährlich 75—132 Mill. Stüd., wovon die meisten aus den Claires stammen. Auf den londoner Markt kommen jährlich 500 Mill. Stüd. Nach Deutschland werden jährlich für etwa 7500000 Mark A. eingeführt. Am großartigsten ist die Austernkonsumtion und der Austernhandel in den Vereinigten Staaten von Amerika entwickelt. Der Hauptstich dieses Handels sind die Städte Richmond, Baltimore, Philadelphia, Newport, Fairhaven und Providence, zusammen mit einem jährlichen Umsatz von 20 Mill. Bushel oder einem Konsum von 4 Milliarden Stüd. A. Die Stadt Newport allein verbraucht täglich das volle Jahr hindurch 3800000 Stüd. In Fairhaven befinden sich Austernparks und künstliche Zuchtanstalten, die beide zusammen einer jährlichen Ausfaat von 250000 Bushel bedürfen. Sehr bedeutend ist auch der ameril. Handel mit Austernfleisch, d. i. Austern ohne Schalen. Baltimore beschäftigt 500 Austernboote mit 2—3000 Personen Bemannung für den Fang, 3000 Arbeiter für den Austernhandel, darunter 300 Klempner für die Anfertigung der Risten aus Weißblech und Zink, in welchen die A. in Amerika versendet zu werden pflegen. Parks befinden sich ferner an der Küste von Connecticut, Newjersey, Staten-Inland, in der Prince-Bai, am Quinnipiac u. s. w. Die A. ist in Nordamerika ein wirkliches Volksnahrungsmittel.

Die A. werden häufig von Krankheiten heimgesucht, die ihr Aussehen verderben und den Genuß schädlich machen. Die Erscheinungen werden von Pilzen verursacht, welche in dem Fleische der Tiere wuchern. Nur in frischem Zustande sind die A. essbar; wenige Stunden nach ihrem Tode, in welchem der Schließmuskel erschlafft und die Schalen sich öffnen, gehen sie in Fäulnis über. Gut verpackt vertragen sie aber ziemlich lange Transporte, und zwar ohne Meerwasser, wie man gewöhnlich annimmt; es genügt eine Quantität davon im Verschluß der Schalen selbst. Schon die alten Römer verstanden es, die A. lange Zeit vollkommen frisch zu erhalten. Der bekannte Gourmand Apicius fandte sie aus Rom nach Persien an den Kaiser Trajan. Überhaupt waren die A. den Völkern des Altertums als geschätztes Nahrungsmittel wohlbekannt. Der Prokonsul Sergius Orata legte die ersten Austernparks an im Golf von Bajä. Plinius beschreibt die Mästung der A. in den Lucrinischen Teichen; Horaz und Ausonius besingen diejenige der Bucht von Cumä und der Südwestküste Galliens, wo heute noch die vorzüglichsten gewonnen werden. Als besonders schmackhafte A. galten ferner die von Brundisium, Tarent, Cyzicus und die des vulkanischen Sees Achéron, des heutigen Fusaro. Die künstliche Austernzucht der Amwohner des Bosporus erwähnt Petrus Gyllius, indem er erzählt, daß sie A. säeten wie Getreide.

Die Litteratur über die A. und die Meereskultur derselben ist ziemlich umfangreich; außer den Schriften von Coste, Broca, Fraiche u. a. sind hervorzuheben: Erco, «Notizen über Austernkultur» (Triest 1869); Schmarba, «Die maritime Production der österr. Küstenländer» (Wien 1865); derselbe, «Die Kultur des Meers in Frankreich. Be-

richt an das k. k. Aderbauministerium» (Wien 1868); Blanchère, «Culture des plages maritimes» (Par. 1866); Rämmerer, «Des raches taillées et de la culture des hultres sous le rapport commercial» (St.-Martin 1867); Lobb, «Successful oyster culture» (Lond. 1867); Busch, «Der gerechte und vollkommene Austernesser (2. Aufl., Hannov. 1878); Beta, «Die Bewirtschaftung des Wassers und die Ernten daraus» (Opz. 1868); Moulz, «Les Hultres» (4. Aufl., Par. 1868); «Statistique des pêches maritimes» (Par. 1868); Möbius, «Über Austern- und Miesmuschelsucht und die Hebung derselben an den norddeutschen Küsten» (Berl. 1870); derselbe, «Die A. und die Austernwirtschaft» (Berl. 1877); Tölle, «Die Austernzucht und Seefischerei in Frankreich und England» (Berl. 1871).

Austerlitz, Stadt in Mähren, in der Bezirks-hauptmannschaft Wischau, an der Pittawa und an der Kaiser-Ferdinands-Norrbahn, 18 km östlich von Brünn gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts, zählt (1880) 3530 E. und besitzt eine schöne Pfarrkirche und ein Schloß des Fürsten Kaunitz-Rietberg, in welchem sich eine Gemäldesammlung befindet und wo 1866 der kommandierende General des preuß. 6. Armeekorps von Mutius starb.

Geschichtlich bekannt wurde der Ort durch die Dreikaiserlschlacht (s. nebenstehenden Plan) vom 2. Dez. 1805 und den darauf folgenden Waffenstillstand vom 6. Dez. Nachdem die Franzosen 13. Nov. Wien besetzt und sich der Donaubrücke ohne Kampf bemächtigt hatten, schloß sich das österr. Korps des Fürsten Liechtenstein den Russen auf deren Rückzuge nach Mähren an. Napoleon I. ließ das 2. Korps und die Reservelavallerie folgen und brach selbst mit den Garden von Wien nach Brünn auf. Kutusow, zu welchem außer dem Korps des Fürsten Liechtenstein eine zweite russ. Armee unter Buxhöwden gestoßen war, hatte bei Olmütz 22. Nov. halt gemacht, wo am 24. der Großfürst Konstantin mit einem Teile der Garden eintraf. Kaiser Alexander war schon seit dem 18. Nov. im Hauptquartier, ebenso Kaiser Franz. Gegen Kutusow und Schwarzenbergs Rat wurde beschlossen, Napoleon anzugreifen, ohne die Ankunft der Erzherzoge Johann und Karl abzuwarten. Das österr.-russ. Heer war 85000 Mann und 16000 Pferde stark. Der Vormarsch der Verbündeten geschah in fünf Kolonnen, mit einer Vorhut auf jedem Flügel und einer Reserve (Garden), aber äußerst langsam; man legte vom 27. bis 29. Nov. nur 60 km zurück. Napoleon rief noch rechtzeitig sein 1. Korps Bernadotte, von Jglau, sein 3., Davoust, von Wien, jedes zwei Divisionen stark, herbei und zog seine Truppen aus den Kantonierungen bei Brünn in eine Stellung hinter dem Goldbach zusammen. Am 1. Dez. beobachtete er die Bewegungen der feindlichen Kolonnen. Der rechte Flügel, 4. Korps (Soult), besetzte mit einer Division die Übergangspunkte des Baches, Teile Sotolnik, Kobelnitz, zwei Divisionen Wandamme und Saint-Hilaire standen in Angriffsmassen (bis zum erstenmal formiert) zu einem Offensivstoß. Puntowitz vereint; den linken Flügel, aber der Bache vorgeschoben, bildete das 5. Korps (Lamotte) auf den Höhen südlich von Mollatitz, rechts neben die Reservelavallerie unter Murat und das 1. Korps (Bernadotte); die Garden und die nots Grenadierdivision blieben hinter Schlagen in Reserve.

Am 2. Dez. (morgens 7 Uhr) setzten sich Ruffenig vom linken Flügel die Kolonnen der Verbündeten in Bewegung. Jeder war ein bestimmtes Defilee zum Angriff zugewiesen: der Borhut unter Kienmayer (Österreicher) und der ersten Kolonne (Russen unter Doctorow) Telnitz, der zweiten (Russen unter Sangeron) das Dorf und der dritten (Russen unter Brzobizewski) das Schloß Solotnik, der vierten (Österreicher und Russen unter Kolowrat) Jankowitz; bei dieser Kolonne befand sich Kutusow, der Oberfeldherr. Nach Fortnahme der Defileen sollten die Kolonnen aufeinander warten, dann sich jenseit des Bachs entwickeln und durch eine Schlingenkriegsführung mit umfassendem Angriff den Feind aufröhlen und von seiner Rückzugslinie nach in den Rücken abdrängen. Der rechte Flügel, die fünfte Kolonne (Bagration), die Reservelavallerie (Fürst Schtschurow) und die russ. Borhut sollten

Reihe von Zeichen vor der Front, nahm und diese gegen die drei Kolonnen des linken Flügels der Verbündeten behauptete, sodas kein Aufrollen möglich war. Unterdessen rief die eben aus Pragen vorrückende vierte Kolonne unter Kolowrat auf den Feind. Es kam hier zu einem langen, heftigen Kampfe, der um 11 Uhr mit der Niederlage der Verbündeten und ihrer vollständigen Auflösung endigte. An der Brunn-Olmützer Straße hatte der Kampf zwischen Lannes, welcher den linken Flügel befehligte, und Bagration mit großer Heftigkeit begonnen. Die Kavallerie der Verbündeten machte zwar einige glückliche Attaden, namentlich ritt das russ. Regiment Garde zu Pferd vier Quartrees unter den Augen Napoleons nieder und warf fünf Schwadronen seiner Garde; aber die Franzosen gewannen auch hier das Übergewicht und zwangen Bagration zum Rückzuge. Napoleon hatte

den Gegner anfangs nur beschäftigen und erst, wenn der rechte Flügel jenseit des Bachs vorbränge, angreifen: die Garben (Großfürst Konstantin) blieben hinter den Höhen von Blasowitz in Reserve. Beide Heere waren gleich stark, und dichter Nebel bedeckte die Gegend; gegen 8 Uhr brach «die Sonne von A.» hindurch, und die «Dreikaiserschlacht» begann. Am Goldbach wurden die Defileen von Telnitz und Solotnik von der Borhut und den drei russ. Kolonnen nach einigen Wechselfällen genommen, Kutusow aber hielt die vierte Kolonne noch zurück und ließ sie erst auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers antreten. Diese Zögerung verschuldeten sie Verlust der Schlacht; denn sie brachte die Kolonnen außer Verbindung und gab Napoleon Zeit, die Angriffsmassen seines Centrums (unter Soult) im Durchbrechen der feindlichen Schlachtordnung gegen Pragen vorgehen zu lassen; während Davoust mit seinen frisch ankommenden Truppen und der von den Defileen zurückweichenden Division des französischen Korps eine Flankenstellung auf den Höhen zwischen Mettauern und Kobelnitz, eine

während dieses Kampfes seine Reserve, die Garben und Dubnows Grenadiere nach den Höhen von Pragen vorgeführt und ließ nun die Truppen, welche dieselben erstürmt hatten, dem noch jenseit des Goldbachs gegen Davoust und bei Schloß Solotnik kämpfenden Feinde in den Rücken gehen, während Davoust in der Front angriff. Die dritte Kolonne der Verbündeten wurde fast ganz vernichtet, die andern retteten sich teilweise. Dem Siege von Austerlitz, der eine neue Epoche in der Taktik bezeichnet, folgte unmittelbar der Friede.

Noch am Abend des 2. Dez. trug Fürst Liechtenstein als Unterhändler der Verbündeten auf Waffenstillstand an, der nach einer Unterredung der Kaiser Franz und Napoleon, welche am 4. stattfand, am 6. abgeschlossen wurde, worauf 26. Dez. zwischen Frankreich und Oesterreich, unter neuen schweren Opfern für letzteres, der Friede von Presburg zu Stande kam. Rußland machte keinen Frieden und trat im folgenden Jahre, mit Preußen verbündet, wieder gegen Napoleon auf.

Außerbände, s. unter Auster.

Austernfischer (*Haematopus ostralegus*) oder Austerndieb nennt man einen schönen Strandvogel von der Größe einer Hausstaube, der unten weiß, am Rücken und den Flügeln schwarz ist, eine weiße Binde über den Flügeln, roten Schnabel und Beine trägt und überall an den Gestaden der Nord- und Ostsee bis nach Sibirien hin, sowie auf den dem Meere benachbarten Binnenseen häufig zu finden ist. Der Schnabel ist etwa kopflang, ziemlich bid und scharf, die Beine kurz und kräftig. Er läuft am Wasser umher, sucht Würmer, Schnecken, Muscheln, dreht Steine um, unter denen er Meertiere sucht, schwimmt und fliegt gut und schnell, und ist scheuer als andere Strandvögel. Stets findet man ihn paarweise, oft zu Hunderten in Gesellschaft. Das Weibchen legt drei vortrefflich schmedende, große Eier in ein kunstloses Nest und brütet abwechselnd mit dem Männchen. Das Fleisch ist schlecht, thranig, zähe.

Austerngras, Ablagerungen von Muscheln an den Küsten des südl. Norwegen, Schottlands, bei Venedig sowie an der nordamerikan. und chilen. Küste. Die Muscheln sind teils gut erhalten, teils zertrümmert, oft durch Sand und Kalk verbunden.

Austernschwamm (*Duchonpila*, *Drechling*, *Agaricus ostreatus Jacq.*), ein Pilz aus der Familie der Hymenomyceten, mit saftigem, weichfleischigem Hut, der oft muschel- oder trichterförmig ist und eine graue oder braune Farbe besitzt. Er kommt in größeren Muscheln vor und zwar meistens am Grunde alter Bäume, wird in manchen Gegenden gegessen, ist aber nicht sonderlich schmackhaft.

Austernzucht, s. unter *Auster*.

Austin, Hauptstadt des nordamerikan. Staates Texas, benannt nach Stephen Austin (s. d.), liegt im County Travis am Colorado, 330 km nord-nordwestlich von Galveston, in sehr malerischer Gegend, ist durch die Houston- und Texas-Central-Eisenbahn mit der Seeküste verbunden, hat ein Taubstummen- und Blinden-Institut und ein Irrenhaus und zählt (1880) 10960 E. (1870 erst 4428). A. wurde 1839 gegründet und ist seit 1844 Hauptstadt von Texas.

Austin (Alfred), engl. Journalist und Dichter, geb. 30. Mai 1835 in Devonshire, erhielt seine Erziehung teils in einer kathol. Schule in Westengland, teils auf dem Festlande. Nach seiner Rückkehr in die Heimat widmete er sich der Journalistik und war längere Zeit Mitarbeiter an der londoner Zeitung „Standard“. Allgemeiner bekannt wurde er zuerst durch die Satire in Versen „The season“ (Lond. 1861), die neben großer Versgewandtheit ein an Pope erinnerndes epigrammatisches Talent zeigte und bedeutendes Aufsehen erregte, aber auch dem Autor manche Angriffe zuzog. Auf diese erwiderte er in einem zweiten Gedicht „My satire and its censors“ (1861). Auch seine spätern Leistungen hielten sich meist auf dem satirischen Gebiet, ohne indes seinen Ruf wesentlich zu vermehren. Es gehören dazu: „The human tragedy, a poem“ (1862), „The poetry of the period“ (1870), „The golden age, a satire“ (1871), „Interludes“ (1872), „Rome or death, a poem“ (1873) und „Madonna's child“ (1873). Seine letzte Dichtung „Leszko the bastard, or a tale of Polish grief“ (1877) wurde durch A.s. Russenhaß inspiriert.

Austin (Sarah), engl. Schriftstellerin, gehört der Familie Taylor zu Norwich an und wurde daselbst 1793 geboren, erwarb sich eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprache und Litteratur

und begann, seit 1820 mit John A., einem geachteten Rechtsgelehrten in London, vermählt, ihre schriftstellerische Laufbahn mit „The travels of a German Prince“ (Lond. 1832), einer Übersetzung der „Briefe eines Verstorbenen“ des Fürsten Rüdler-Mustau. Unter ihrem eigenen Namen trat sie zuerst mit „Characteristics of Goethe“ (3 Bde., Lond. 1833) auf, welches Werk wesentlich zur Bekundigung des großen Dichters in England beitrug. Sodann folgte eine Übersetzung von Kant's „Mém. Pâpste“, die „Collection of fragments from the German prose writers“ und die „Sketches of Germany from 1760 to 1814“ (Lond. 1854). Von ihren übrigen Schriften sind besonders die „Considerations on national education“ geschätzt. Mrs. A. hat sich viel in Deutschland aufgehalten, namentlich in Dresden und in Weimar, wo sie, wie später in England, der nachherigen Herzogin von Orleans nahestand, deren von der Gräfin d'Harcourt 1859 herausgegebene Biographie sie ins Englische übertrug. Sie starb 8. Aug. 1867 zu Wegbridge, nachdem sie die Herausgabe der „Lectures on jurisprudence“ ihres einige Jahre vorher verstorbenen Gatten begonnen hatte. — Ihre Tochter Lucie, vermählte Lady Duff-Gordon, führte gleichfalls zahlreiche Werke durch Übersetzungen in die engl. Literatur ein, darunter Niebuhrs „Griech. Geschichte“ (Lond. 1844), Kant's „Preuß. Geschichte“, Meinholds „Bernsteinhege“, Molit's „Luttenberg“ von 1828—29 (Lond. 1854) u. a. m.

Austin (Stephen F.), aus Durham im nordamerik. Staate Connecticut, Begründer der ersten angloamerik. Niederlassungen in Texas, erhielt 14. April 1823 das seinem Vater Moses A. von der mexik. Regierung 17. Jan. 1821 erteilte Privilegium zur Einführung von 300 amerik. Familien in das damals zum Staate Coahuila gehörende Territorium Texas bestätigt und hatte hierbei so guten Erfolg, daß schon nach 10 Jahren die von ihm herbeigezogenen Amerikaner sich stark genug fühlten, einen besondern Staat zu konstituieren. Die mexik. Regierung sah darin Landesverrat, ließ A. als Anstifter verhaften und gefangen setzen. Nachdem er 1835 die Freiheit zurückerhalten, begab er sich wieder nach Texas, schloß sich der hier inzwischen gebildeten Revolutionspartei an und übernahm den Befehl über das kleine Heer der Aufständischen. Doch trat er das Kommando bald an Houston ab und begab sich als Kommissar von Texas nach den Vereinigten Staaten, wo er durch gewandtes und verständiges Auftreten die öffentliche Meinung für die Anerkennung des jungen Staats günstig stimmte. Nach seiner Rückkehr nach Texas starb er daselbst 27. Dez. 1836.

Austrägalgericht. Der Mangel einer festen und kraftvollen Gerichtsverfassung in Deutschland, welcher seinen vornehmsten Grund in der Schwäche der kaiserl. Macht, besonders nach dem Falle des hohenstaufen hatte, nötigte die Fürsten, Prälaten, Städte und Ritter vorzüglich im südl. Deutschland zu ihrer Sicherheit vielfache Verbindungen zu schließen, deren wesentliches Geschäft es war, für Streitigkeiten untereinander Schiedsrichter aufstellen, durch welche eine gütliche Beilegung oder eine rechtliche Entscheidung eingeleitet werden konnte. Man nannte diese Austräge. Sie wurden z. B. 1424 durch die Kurfürsten unterfestgesetzt. Als endlich durch die Anerkennung des ewigen Landfriedens 1495 den Fehden und

höher, weissen Höhe, in von ent. er. flächen. the des der Za. Bruce. Auf ten im Kontinente gelegenen Central-Mount-Stuart. Kurze Ketten treten überall auf, wo Reisende das Innere untersucht haben, und zwischen denselben dehnen sich Ebenen von den verschiedensten Dimensionen hin, bald von gänztiger Beschaffenheit, mit ausbarem Graswuchs bedeckt und von Creeks oder kleinen Gewässern durchzogen, bald aus Sandboden bestehend, den überall in ganz A das harte, stehende Gras Triodia irritans (von den Ansiedlern Spinifex genannt) in der traurigsten Einöde umgibt. Oder diese Ebenen sind auch aus wasserleeren, reinigen Schichten gebildet, welche der nicht minder einödrige Scrub bedeckt, d. i. ein undurchdringliches, dorniges Strauchwerk, meist bestehend aus Zweig-Eucalypten (*Eucalyptus dumosa*), von den Eingeborenen Mallee genannt, oder *Acacia pendula*, die ein Laub von rot-blaugrüner Farbe tragen. Einen Wechsel dieser einödrigen Bodenbildungen mit dazwischen sich erhebenden Höhenreihen bildet das ganze Innere.

Der östl. Teil des Kontinents ist ein Gebirgsland, das sich nach Westen hin allmählich senkt. Das südlichste und bedeutendste Glied dieses Gebirgslandes sind die Australischen Alpen oder das Warragonggebirge, in denen sich der Mount-Robert 2190, westlich davon der Mount-Hotham 2350 m erhebt. Der erste gewährt eine der prachtvollsten Ausichten auf der Welt. Nach der Westseite fällt sein Gipfel steil fast 1000 m herab in den tiefen Schlunde, in welchem der Murrumbidgee entspringt, dessen Thal nur mit einem der schwer. Hochthäler verglichen werden kann. Die Kette zieht sich in demselben ruhigen Charakter, aber an Höhe abnehmend, nach Südwesten und bildet ein fast unübersteigliches, dichtbewachsenes Gebirge. Vom Mount-Hobson auf seinem Rande blickt man in das schöne, von hohen Gebirgen umgebene, fruchtbare Gypsland am Fuße der Alpen hinab und bis in das Meer hinaus. Vom Westende dieser Kette bis nach Ray-Wilson im S und nach W bis zum Glenelg reihen sich mehrere andere Gebirgsmassen aneinander, wie die Pyrenäen und die Grampians, in welchen sich Gipfel von 1700 und 1900 m Höhe finden.

Nördlicher liegt, im W von Sydney, das Gebirge der Blauen Berge (Blue Mountains), 750—1270 m hoch, durchzogen von zähen Schichten, tiefen, gewundenen Schluchten und schredlichen Abgründen zwischen riesigen Sandsteinwänden, überall nur mit Lebensgefahr zu durchklettern und fast la. lgrünlich. Die nach SW ausgehenden Syenit. icken und granitischen Massen leiten zu den Honey-suckle Ketten, deren Grünschiefelkamm im Mittel 1270 m Höhe hat, weiterhin aber noch höher wird und dort seinen Charakter ändert. Statt der reichbewachsenen Grünschiefelkuppen treten da, phantastische Ziegenzäpfel auf. Weiter nach SW werden die Formen wieder runder und t. waldet, ändern sich

aber beim Westgange, wo ein weisse. Serpentin. in Porphyrausläufer die Äuflasse des Murrumbidgee von denen des Lachlan trennt. Nördlich des Lachlanflusses zieht ein anderer Ausläufer nach N über Camden und Cumberland, der die malerischsten und wildsten Scenen bietet. Im N. d. Blauen Berge erheben sich zwischen dem oberen Macquarie und Lachlan die fast 1400 m hohen Gasbolandberge. Nördlich vom Hunter River liegt das Gebirge die Liverpoolkette, ein Granit- und Gypsgebirge, auf welchem sich Grünschiefelkuppen, wie der Mount-Oxley und Mount-Arthur, erheben. Im W von Port-Macquarie liegende Mount-Ziem hat an 1240 m Höhe. Ein anderes Gebirgsland säumt Queensland im O, tritt bis auf 600 oder 500 km ins Innere westlich hinein bis an die Grenzen des Victoria oder Barcoo und zieht längs der Küste bis in die Port-Jacksonhalbinsel. Zu demselben gehören der 1700 m hohe Mount-Lindsay im SW von Brisbane und mehr als 12 und 1700 m hohe Gipfel an der Ostseite der Port-Jacksonhalbinsel. Auf der Südseite des Kontinents, wo sich von der Mündung des Murrumbidgee, ziehen sich Gebirge nach N zur Region der Seen, meist aus einzelnen Gipfeln, wie im Mount-Arthur am Nordende des Spencergebiets, 1740 m hoch. So diesem nach NW zieht das mehr als 300 km lange Hindersgebirge hin, in dessen Mitte sich der 300 m hohe Mount-Earle erhebt. Auch an der Südseite hat man von der schmalen Küstenebene einen kaum 700 m hohen Bergkamm, die Darling-Herchel- und Victorialette, zur inneren Hochebene hin zu übersteigen. Als höchster Berg in dieser Region gilt der 1000 m hohe Mount-Bruce.

Klima. Das austral. Klima ist heiss, in den l. onisierten Strichen jedoch nicht erschöpfend, es gleicht in seiner Trockenheit wohl am meisten dem von Spanien. Das nördl. Drittel hat trop. Klima, die südl. zwei Drittel dagegen haben ein m. d. ates, jedoch das Klima der Kolonien im S. etwa dem des südl. Europa gleichkommt. Das N. den hat keine Regen im Sommer, vom Nov. bis April, der Süden im Winter, vom März bis September. Der tropische Regen erstreckt sich nicht bis zum Wendekreise, sondern, wie es ist, nur bis zu 10° südl. Br. Zwischen beiden Äqu. findet sich eine Übergangszone, in welcher die schläge zu allen Zeiten und nur in sehr geringe Maße erfolgen. Offenbar gibt es auch Streden, in denen jahrelang kein Tropfen fällt. Während der Regenzeit ergiebt sich im S. in den Kolonien der Regen in Strömen. In denselben schwellen die Gewässer mächtig an, anlassen Zerstörungen und hemmen die Kom. lation. Doch vergehen auch Monate ohne Regen, so daß A in der That ein trockenes Land ist, wobei eintretende Dürren sind für die Kolonien, welche davon etwa alle 10—12 Jahre betroffen werden, die schwersten Plagen, Ernten und Vieh werden in solchen Zeiten zu Grunde gehen. Victoria und Südaustralien von beiden nicht heimgesucht. Neuseelandes genügt. Monate im Jahre ein höchst angenehmes. Nur die Sommerhitze ist hier drückend, da die Schatten bis 37° C steigt, zuweilen sogar bis 40°, namentlich wenn der heisse Wind von Westen dem Innern weht, der jedoch nur 22—26 Grad anhält. Bei diesem Winde ist die ganze Luft, dem feinsten Sandstaube erfüllt, der in A

Wollen heranzieht, alle Vegetation zu Grunde richtet und auf die Weiden eine Wirkung äußert ähnlich der des Surocc oder des heißen Wüstenwindes. Die Sommerwärme von Sydney kommt etwa der von Kapsel oder Algier gleich, die Winterwärme hier der von Sicilien. Auch Sydneys Jahreswärme ist gleich der von Sicilien. Oft ändert sich der Stand des Thermometers binnen einer halben Stunde um 16–22° C., namentlich im Sommer. Statt heißt, daß er auf seiner Reise im Innern im Schatten 56° und in der Sonne 68° C. beobachtet hat. Insofern ist das Klima entschieden gesund. Lungenschmerzen treten nicht auf, höchst selten Epidemien. Dagegen sind Diarrhöe und Ruhr sehr gewöhnlich. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Sydney 13, in Brisbane 20, in Melbourne 14, in Adelaide und in Perth 18° C.

Gewässer. Infolge der Trockenheit des Klimas ist A. flüßig bemessen. Seine Flüsse bestehen während eines großen Teils des Jahres nur aus Reichen von Wasserläufen und Schlammen. Der größte Teil des Wassers verdunstet in der Sommerhitze, und es bleiben nur Schlamm und Krüner zurück. Die kleinen Flüsse oder Creeks lösen sich allodann zu Archen von Wasserläufen auf, und ihr Lauf bleibt nur an dem Grunde und an den Ufern einsinken: den Summibäumen erkennbar. So mancher von einem Gebirge in anscheinlicher Größe herabfließende Fluß verliert einige Kilometer weiterhin in einer sandigen Ebene. Ohne diesen Uebelstand wäre ein großer Teil A.s herrliches Weideland. Ein wirklich eingeschnittenes Netz scheint vielen der Flüsse ganz zu fehlen. Das bedeutendste unter den bekannten Stromsystemen ist das des 1300 km langen Murray oder Goulba, welcher in den Alexanderflüssen mündet. Da derselbe durch die Schneemaßen der Alpen genährt wird, so ist er ein permanenter Strom, ebenso wie die rechts in ihn einmündenden vereinigten Murrumbidgee und Lachlan. Dagegen ist der ein weit größeres Gebiet umfassende und ebenfalls rechts in den Murray mündende Darling oder Calamatta ein zeitweise versiegender Strom. Zu ihm fließen Barrogo, Condamine, Peel, Macintyre, Bogan. Nächstdem verdient der östl. Victoria oder Barroo Erwähnung, der, mit dem Jamson vereinigt, den Cooper bildet. Dieser löst sich in einer Wüste fast auf, und von ihm endet ein abenteuerlicher Arm, der Cooper- oder Strzelecti-act, in dem Salzsee Gregory. Unter den kürzeren Nebenflüssen sind an der Ostseite zu nennen: der östlich von Sydney mündende, 67 km lange Hawkesbury, der 150 km lange Hunter, der 290 km lange Clarence, der 146 km lange Brisbane, der es Dawson und Macenzie gebildete Fitzroy, der in Schiffsahrt entbehrte und von Dalrymple 1859 zuerst untersuchte Burdekin mit dem Belyando in Australien. Im Süden, an der Küste von Victoria, mündet der Glenelg, der 120 km lange Hopkins, der ebenso lange Parra-garra, Latrobe, Wynne; an der Westseite der Gladwood, der Jamesonflus, der Murchison, Gascoyne, der Ashburton und Fortescue; an der Nordseite der Victoria, Knap, Koper, Albert, Finckers, Mitchell u. s. w. Von A.s Zahl und Ausdehnung nicht unbedeutend sind A.s sind einen großen Teil des Jahres im Sommer. Im Norden des Spencergeflüß (mit dem nicht im Zusammenhang steht) zieht sich fast 1 km der von kalten Sandbänken umgebene Torrens hin. Weiter nördlich liegt in 27 m Meeres-

höhe der, wie es scheint, noch größere Eyressee, in dessen Osten sich der vielleicht in Etüde geteilte Gregorysee hinzieht. Im Westen des Torrenssees liegt auf der Hochebene, in 115 m Höhe, der große Gairdnersee. Diese und unzählige kleinere Seen in derselben Region sind überaus salzig und bilden ein Gebiet, das noch nicht lange vom Meereswasser verlassen zu sein scheint. Überhaupt sind deutliche Kennzeichen vorhanden, daß die Südküste des Kontinents noch jetzt in langsame Erhebung aus dem Meere begriffen ist. (Hierzu eine Karte: Australien und Neuseeland.)

Pflanzenwelt. Die austral. Flora ist, gemäß den klimatischen Verhältnissen, im nördl. Teile eine tropische, im gemäßigtem südl. Teile eine subtropische. Im allgemeinen erscheint sie als eine seltsame, von der aller übrigen Erdteile sehr abweichende. Der Charakter der Einförmigkeit und Barre zeigt sich auch in der Vegetation. Nur innerhalb der gebirgigen Küstenlandschaften ist es anders, und es treten hier auch großartige Wälder auf, während solche im Innern durchweg fehlen. Die bekannt gewordenen 7000 Pflanzenarten gehören etwa 120 natürlichen Familien an, aber mehr als die Hälfte aller Arten nur 11 dieser Familien. Die größte Familie ist die der Summibäume oder Eucalypten, von denen man etwa 100 verschiedene Arten kennt. Der im südl. Tasmanien gewöhnliche Eucalyptus globulus erreicht dort oft eine Höhe von 50 und am Fuße einen Umfang von 8–13 m. Von der Melaleuca finden sich 80 Arten, von denen 28 auf den Kontinent A.s beschränkt sind. Die Stackhousia gehört A. allein an. Von den 400 bekannten Proteaceenarten sind diesem Kontinente mehr als die Hälfte eigen, und namentlich ist darunter die Banksia eine der merkwürdigsten Pflanzen. Ebenso sind die 13 Kasuarinenarten höchst charakteristisch. Die ausgebreitetste Pflanzenfamilie bilden die ftiellofen Akazien (Wattliebäume), von denen man mehr als 100 Arten kennt. Diese und die Eucalypten machen nach R. Brown wohl die Hälfte der ganzen Vegetationsmasse A.s aus. Beide Familien haben das Eigentümliche, daß die Blätter nicht ihre Flächen gegen den Himmel und die Erde lehren, sondern die Ränder derselben. Die Eucalypten werfen außerdem nicht die Blätter ab, sondern die Rinde. Die wegen ihrer starken Summiabsonderung als »Summibäume« bezeichneten Eucalypten kommen gewöhnlich in drei Arten vor, weiße, blaue und rote Gums. In Betreff der eigentlichen Waldbreigionen lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Die erste bilden die lichten Wälder aus meist stößen Stämmen mit kleiner Krone (gewöhnlich aus den Eucalyptusarten Melaleuca, Metrosideron, Callistemon, Tristania u. s. w. gebildet), die in der Regel kein Gefträuch zwischen sich haben. Diese Bäume der trockenen Wälder eignen sich schlecht zur Feuerung. Die zweite Gruppe, die Strauchwälder, finden sich ebenfalls auf dürrem Boden, der aber ganz mit Gefträuch bedeckt ist. Die Bäume haben einen kurzen, verkrüppelten Wuchs, da die Waldbrände alle vier bis fünf Jahre den größten Teil der untern Vegetation versengen. In ihnen finden sich, außer den genannten Arten, die Kasuarinen und Banksien, die Hakea, Monotoca, Ceratopetalum u. s. w. Die dritte Gruppe sind die Nadelwälder, die an der Ostseite eine schmale Zone am Meere bilden und meist die Thalabhängige bedecken und den Flußläufen folgen. Zwischen ihnen

findet sich eine reiche Abwechslung von Bäumen mit glänzendgrünem, dichtschattendem Laubwerk, zwischen welches sich Schlingengewächse, Moose und Orchideen mischen. Ganz tropischen Charakter erhalten diese Wälder durch vier große Baumfarnarten und die schönen Palmen *Corypha australis* und *Livistona inermis*. Vorzügliches Holz liefern die *Cedrela australis*, *Podocarpus spinulosus* und sehr wirksame Gerberinde die *Acacia dealbata*. Unter den Nadelhölzern befinden sich auch *Uraucarien* und die *Kaurisichte*. Auch die Zahl der Arten von Laubhölzern ist groß, und manche von ihnen, wie die in der Berührung schon giftige *Urtica gigas* und *Ficus macrophylla*, gehören zu den Riesen der Pflanzenwelt. Zu den merkwürdigen Pflanzenarten gehören ferner der Grasbaum (*Xanthorrhoea*), die *Nepenthes distillatoria*, die Riesensilie (*Doryantheum*), die Stinkpflanze (*Hydrocotyle densiflora*).

Die gewöhnlichsten im Innern A.s vorkommenden Grasarten sind das Rängurugras (*Anthistria australis*), welches Roß und Reiter überragt, und das alle unfruchtbare Sandstreden überdeckende Stachelschwingengras oder Spinifer der Kolonisten (*Triodia irritans*). Einheimische Früchte und eßbare Wurzeln gibt es nur sehr wenige, dagegen eignet sich A. für die Einführung fast aller europ. Früchte und Gemüse. An der Moretonbai und an der Nordküste sind die Dattelpalmen, die japanes. Loquat, Baumwolle, Zucker, Kaffee und Tabak naturalisiert, und Bananen, Orangen und Limonen führt man von der Ostküste aus. In Neusüdwales, Victoria und Südaustralien gedeihen alle Getreidearten und Gartenprodukte in Vollkommenheit. Die Menge und Beschaffenheit der gewonnenen Mandeln, Feigen, Aprikosen, Trauben, Quitten, Äpfel, Birnen, Pfäumen u. s. w. lassen nichts zu wünschen übrig.

Tierwelt. Nicht weniger eigentümlich als die Flora ist die Fauna A.s. Das einzige gefährlichere Raubtier ist der in seiner Größe zwischen Fuchs und Wolf stehende Dingo (s. d.), fast der einzige Feind der Schafherden. Die Wiederläuer und Dickhäuter fehlen A. An den Küsten Queenslands von Moretonbai bis Kap York, und nur dort, lebt der 3—5 m lange Dugong oder die Seekuh (*Halicore australis*), die sich vom Seetang nährt und deren Fleisch eine Delikatesse ist. Besonders eigentümlich aber sind diesem Erdteile die Marsupialien oder Beuteltiere, von denen man auf dem Kontinent und auf Tasmanien mehr als 100 bestimmte Arten kennt. Das größte derselben ist das Ränguru (s. d.), das beliebteste Jagdtier, dessen Fleisch wohl-schmeckend und gesund und dessen Schwanz als Delikatesse gilt. Das Wallaby ist das kleine Ränguru der Ebene. Dann ist zu nennen das Opossum (s. d.) oder die Beuteltasche, die auf Bäumen lebt und sich in der Weise der Affen von Zweig zu Zweig schwingt. Der *Petaurus* ist ein fliegendes Opossum und der *Dasyurus* ein fleischfressendes Beuteltier. Der *Thylacynus* ist ein nächtliches Raubtier von der Größe eines Hundes und der Gestalt eines Wiesel. Es gibt ferner fünf Rager, ähnlich den Ratten und Mäusen, von denen einer, der *Hydromys*, einigermaßen dem Wiber ähnelt. Die sonderbarsten aller Tiere sind das Schnabeltier (s. d.) und die *Scindna*, ein Ameisenfresser (s. d.). Zahlreicher sind die Falten, Adler und Eulen, die in manchen Teilen alle kleinern Vögel vertilgen und auch dem jungen Vieh

viel Schaden thun. Brächtige Papageienarten und zahllose Katadus sind überall häufig, Taubenarten zahlreich. Wilde Enten, Gänse und Schwäne beleben in unermesslichen Schwärmen die Sümpfe des Innern und die Seeufer. Auch die Wachteln sind häufig, dagegen fehlen alle Vögel des Hühnerge-schlechts. Zu den merkwürdigen Vögeln gehört der strauchartige große Emu, der Pelikan, der Fobis, der Paradiesvogel u. s. w. Die Reptilien sind zwar zahlreich, aber nur wenige schädlich. Der Biß der Diamant-, der Reitschne- und der schwarzen Schlange zeigt sich giftig. Von den Insekten sind eine große Spinne, die sog. Tarantel, und eine rote offenbar giftig, sowie die Skorpione und Tausendfüße. Die Ameisen, über centimetergroß, zeichnen sich durch Stärke und Bösartigkeit aus. Fliegen sind eine Landplage.

Mineralien. Von höchster Bedeutung ist der Mineralreichtum A.s, durch den das Land schnell zu hoher Wichtigkeit aufgestiegen. Namentlich hat das Auffinden der Goldlager alle Verhältnisse plötzlich umgestaltet und die Entwicklung des Ganzen reißend beschleunigt. Der Wert des von 1851—80 gefundenen Goldes erreicht die Höhe von 50 Mill. Pfd. St. Vor Auffindung des Goldes hatte sich schon ein bedeutender Kupfervorrat, namentlich bei Burra-Burra (Kuringa) in Südaustralien, gesammelt, später bei Kapunda. Nach der 1861 erfolgten Entdeckung der Wallaroo-Minen gehört Südaustralien zu den an Kupfer reichsten Ländern der Erde. Steinkohle findet sich an der Ostküste A.s im Sandstein, im ganzen Gebiete des Hunter-River. An der Mündung dieses Flusses bei Newcastle ziehen sich 11 flachgelagerte Flöze 45 km weit an der Küste hin, 1—10 m mächtig und bis auf 150 km ins Innere. In der Kolonie Victoria sind die Warabool-Hills bei Geelong reich an Kohlen, die man in der neuesten Zeit abzubauen begonnen hat.

Bevölkerungs- und Kolonialverhältnisse. Die im ganzen ungewöhnlich schwache Bevölkerung A.s zerfällt in eine ureinheimische (s. Australier) und eine erst jüngst eingewanderte europäische. Je weiter die Europäer von den Küsten aus nach dem Innern vordringen und das Land einer regelmäßigen Kultur unterwerfen, desto mehr werden die Urbewohner auf die Wüsteneien beschränkt und ihrem völligen Untergange entgegengeführt. In den besiedelten Teilen A.s verschwinden sie, wie zum Teil auch die Pflanzen- und Tierwelt, allmählich vor der europ. Kultur. Bei der Ankunft der Europäer mochten in den jetzt kolonisierten Teilen von Neusüdwales, Victoria und Südaustralien etwa 50 000 Australier herumstreifen. Man zählte 1851 in Neusüdwales 1750, in Victoria 2500, in Südaustralien 3730 Eingeborene; 1872 lebten in Südaustralien noch 3369, in Victoria nur noch 1330 Australier, während ihre Zahl in Neusüdwales auf 983 zusammengekommen war; 1881 zählte man in Südaustralien 6346, in Victoria 770 Eingeborene. Die Gesamtzahl derselben für den ganzen Kontinent läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Die neuesten Schätzungen haben ergeben, daß ihre Zahl nicht mehr als 20 000 beträgt, von denen die meisten in Queensland leben. Die einheimische Bevölkerung Tasmaniens ist jetzt ganz ausgerottet.

Mit Einschluß von Tasmanien und Neuseeland, welche offiziell zu den austral. Kolonien gerechnet werden, gibt es deren jetzt folgende sieben (nach der

Zählung vom 3. April 1881): Neusüdwales 799 189 qkm mit 750 800 E.; Victoria 229 078 qkm mit 862 346 E.; Queensland 1 730 721 qkm mit 218 159 E.; Südastralien (mit dem dazu gehörigen nördlichen Territorium) 2 341 611 qkm mit 266 211 E.; Westaustralien 2 527 283 qkm mit 31 000 E.; Tasmanien 67 894 qkm mit 115 705 E. und Neuseeland 271 680 qkm mit 584 250 E., zusammen 7 967 406 qkm mit 2 798 471 E., wovon 7 627 832 qkm mit 2 148 516 E. (ohne die Eingeborenen) auf das Festland kommen. Auf letztem leben demnach nur 0,3 Menschen auf 1 qkm. Größere Städte sind in Victoria: Melbourne 280 886, Ballarat 34 219, Sandhurst 33 497; in Neusüdwales: Sydney 222 138; in Südastralien: Adelaide 37 892 (mit Vorstädten 60 000); in Queensland: Brisbane 30 956 E. Wie sich die Bevölkerung in diesen Kolonien durch Zuwanderung angemeinert hat, erhellt daraus, daß Neusüdwales 1821 erst 29 783, Victoria 1826 224, Südastralien 1838 6 000, Queensland 1848 2257, Westaustralien 1854 11 743 E. zählte.

Die Hauptbeschäftigung der Kolonisten ist auf die Viehzucht und den Landbau gerichtet. Der Hauptzweig ist gegenwärtig die Schafzucht, welche England seit dem ganzen auswärtigen Bedarf an Wolle befrägt. Im Innern der Kolonien ist das Land als Farnis ausgeteilt, an den Grenzen dagegen leben die Kolonisten auf sog. Stationen, welche isolierte Hirtenplätze sind. Am Schlusse des J. 1880 waren auf dem Kontinent (Australien excl. Tasmanien und Neuseeland) 22 111 73 ha unter Kultur, wovon 1 215 457 mit Weizen bebaut waren; der Viehstand belief sich auf 1 043 065 Pferde, 7 899 169 Stück Rindvieh und 57 386 394 Schafe. Nachdem ist die Gewinnung der genannten Metalle und der Steintohle von hoher Wichtigkeit und die Fischerei nennenswert, namentlich der Walfischfang.

Jede Kolonie hat ihren eigenen Gouverneur, dem ein Ministerium (Exekutive) und ein Ober- und Unterhaus (Legislative) zur Seite stehen. Das Parlament, in welches die Regierung ein Drittel der Abgeordneten, die Einwohner zwei Drittel wählen, hat das Recht, Gesetze zu geben, soweit sie den englischen nicht widersprechen, und über die Einkünfte der Kolonie zu bestimmen, soweit diese nicht aus den Kronländern fließen. Alle von dem Parlament angenommenen Gesetzesvorschläge hat der Gouverneur, namens der engl. Regierung, zu bestätigen. Alles Land gehört gesetzlich der Krone, welche es in öffentlicher Auktion an die Meistbietenden veräußert. Außerdem wird zur Beförderung der Viehzucht unveräußertes Kronland zu einem geringen Preise verpachtet. Da die engl. Regierung seit neuester Zeit kein Militär mehr in den Kolonien unterhält, so haben sich in denselben Freiwilligenkorps gebildet, in einer Gesamthöhe von etwas über 15 000 Mann. Zur Küstenverteidigung unterhält die engl. Regierung in A. ein Geschwader von 12 Fahrzeugen und 1100 Mann. Die Kolonialregierung von Victoria hat das Panzerturnschiff Cerberus von 2107 t mit 4 Kanonen bauen lassen.

Finanzen und Handel. Die Einnahmen betrugen 1880 in den fünf Kolonien des Festlandes 12 345 839 Pfd. St., wovon 4 248 798 durch Steuern einkamen; die Ausgaben betrugen 14 394 228, die Schulden 59 383 318 Pfd. St. Der Wert der Einfuhr (meist Industrieartikel aller Art) belief sich 1880 auf 37 529 431, der der Ausfuhr auf 41 001 545

Pfd. St. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind edle Metalle (1879 für 4 506 000 Pfd. St.) und Wolle (294 829 000 engl. Pfd.). In die Häfen der Kolonien liefen 1880 ein 13 921 Schiffe mit 6 840 268 t.

An Eisenbahnen besaßen Ende 1880 die austral. Kolonien 4851 km. Davon kamen auf Neusüdwales 1150 km, auf Victoria 1492 km, auf Queensland 970 km, auf Südastralien 996 km, auf Westaustralien 344 km. Der Verkehr, der sich auf diesen Bahnen bewegt, ist im täglichen Wachsen. An Ausbau und Verlängerung der Linien wird fortwährend gearbeitet, und schon sind die Kolonien Queensland, Neusüdwales und Victoria durch Schienenstrang miteinander verbunden. Energisch im Werke ist eine quer durch den Kontinent zu legende Bahn, an welcher namentlich Queensland und Südastralien arbeiten lassen. Seit 21. Okt. 1872 ist A. durch eine Telegraphenleitung mit Europa verbunden. Die Kolonie Südastralien hat die Leitung von Port-Augusta am Spencergolf mitten durch den Kontinent nach Port-Darwin, an der Küste von Nordaustralien, gelegt, während die engl. Regierung das Kabel von Java nach Port-Darwin hergestellt hat. Die Entfernung dieser Weltverkehrsline von Adelaide bis Falmouth beträgt 20 000 km, wovon 14 700 auf unterseeische Leitungen kommen. Die wichtigsten Orte in den Kolonien und die Kolonien selbst sind untereinander durch Telegraphenleitungen verbunden. Ende 1879 hatten die sieben Kolonien 43 411 km Telegraphenlinien in Betrieb, wovon 36 219 auf den Kontinent kommen. Seit Jan. 1874 hat A. auch bereits drei verschiedene Postverbindungen mit Europa, und zwar die ältere Linie über Point-de-Galle und Suez (von den Kolonien Victoria, Südastralien, Westaustralien und Tasmanien übernommen), die zweite über San-Francisco und Newport (von den Kolonien Neusüdwales und Neuseeland übernommen), die dritte durch die Torresstraße über Singapore und Suez (von der Kolonie Queensland übernommen).

Entdeckungsgeschichte. Die Westküste des Festlandes findet sich bereits 1542 auf einer Karte als Grohiana verzeichnet, als ein Teil des großen Australandes, das man sich den ganzen Südpol der Erde umgebend dachte. Diese Andeutungen verdankte man den Entdeckungen portug. Seefahrer. Im 17. Jahrh. wurden jedoch die weiteren Entdeckungen hauptsächlich durch die Holländer ausgeführt, welche bis 1620 auf den Banda-Inseln den Mittelpunkt ihrer Handelsaktoren hatten. Die erste dieser Reisen machte das Schiff Duyfken (Täubchen), das 1603 Europa verließ, 1606 von den Banda-Inseln zur Erforschung der Küsten Neuguineas abging und die Rei- und Aru-Inseln sowie die Torresstraße entdeckte. An der Mündung des Flusses Carpentier scheint das Schiff 1606 zuerst das Festland von A. berührt zu haben. Bald nachher gelangte der Spanier de Torres von Osten her in diese Küstengegenden. Jan Carstensz geriet 1623 mit den Schiffen Pera und Arnhem von Amboina aus an die Südküste von Neuguinea und schließlich in eine große Bucht, deren Ufer er, um Trinkwasser zu finden, untersuchte. Von dem einen dieser Schiffe rührt der Name Arnhemsländ her. Pool und Wieritz erweiterten 1636 die Entdeckungen an der Nordküste um etwas. An der Westküste landete zuerst 1616 zwischen 28 und 27° südl. Br. das Schiff Cendracht unter dem Kapitän Dirk Hartog, und

1619 kamen die Kaufleute Jakob d'Elbel und Frederick de Houtman an den bis $32\frac{1}{2}^{\circ}$ reichenden Küstenstrich, wonach sich auch hier die Namen Genbrachtsland und Oeßsland finden. Nach einem 1622 die Küste berührenden Schiffe heißt ein anderer Küstenstrich Leeuwinland und das Südwestkap Leeuwin. Darauf folgte 1627 das Schiff De gulde Zeepaard, auf welchem sich Peter Nuyts befand, welcher der Küste östlich von jenem Kap den Namen Nuytsland verlieh. Eins der sieben Schiffe, welche der Generallstatthalter Carpentier bei seiner Abreise aus Indien nach Europa führte, die Diana, scheiterte in 21° südl. Br., und vielleicht nach dem Kapitän desselben heißt dieser Küstenstrich De Wittsland. Abel Tasman, der unternehmendste Seemann seines Jahrhunderts, wurde 1642 durch den Generallstatthalter von Niemen ausgesendet, um zu untersuchen, ob das große Land, dessen Küsten man kennen gelernt, eine Insel sei. Er berührte 24. Nov. 1642 die Westküste der Insel Tasmania (früher Bandiemiensland genannt), fuhr an der Ostküste hin und berührte die Salomonsinseln und Neuseeland. Nachdem er 1644 zum zweiten mal ausgesendet worden, fuhr er an der Südküste Neuguineas hin, untersuchte den Golf von Carpentaria (der nun erst diesen Namen erhielt) und den Bandiemiensgolf und folgte der Nordwestküste des Festlandes, bis er De Wittsland und das Kap North-west erreichte. Sodann kehrte er nach Java zurück. Ob Neuguinea mit A. zusammenhänge, ward nicht entschieden. Die entdeckten Küstenstreden reizten nicht zu weiteren Untersuchungen, und die Holländer hatten überdies auf ihren Inseln genügend zu thun. So blieb die Kenntniss von den Küsten 125 Jahre lang dieselbe, obwohl einige Versuche innerhalb dieser Zeit unternommen wurden. Namentlich entdeckte 1696 de Blaming den von ihm benannten Schwanenfluß, und 1699 erforschte William Dampier die Westküste und gab dem Haiensunde seinen Namen, hielt aber die Küste weiter im Norden, der er fern blieb, für einen Archipel. Auch van Delft machte 1705 am Bandiemienslande, Gonzal und Aschens 1756 an Carpentaria bemerkenswerthe Entdeckungen.

Von der brit. Admiralität wurde 1769 der königl. Societät der Wissenschaften das Barkschiff Endeavour zur Verfügung gestellt, und diese sendete zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne den Kapitän Cook aus, welcher die Expedition führen und auf Tahiti (von Cook mißverständlicherweise Otaheiti genannt) in Gemeinschaft mit Green die astron. Beobachtung vornehmen sollte. Cook umsegelte im Jan. 1769 das Kap Horn, kam 13. April nach Tahiti, berührte im Oktober die Ostseite von Neuseeland und kam 1770 an die noch unbekannte Ostseite des austral. Festlandes (Neuholland, wie es seit Dampier bis in die neuere Zeit genannt wurde), in der Nähe des Kap Howe. Von da nördlich segelnd, kam er 1. Mai in die Botanpbai, 12. Mai nach Moretonbai und erreichte Ende August das Nordende des Kontinents. Cook gab dem ganzen östl. Küstenstriche den Namen New South Wales. Zwischen Kap York und Neuguinea hindurchsegelnd, berührte er Batavia und kam im Juli 1771 wieder in England an. In England wurde 1786 beschloffen, das von Cook entdeckte Küstenland zu kolonisieren und zunächst Verbrecher dahin zu deportieren. Unter Führung des Kapitän Arthur Phillip, der zum Gouverneur und Ober-

befehlshaber von Neusüdwales ernannt worden, langte 18. Jan. 1788 ein Geschwader mit 778 Verbrechern an der Küste des austral. Kontinents an, welche bei der jetzigen Stadt Sydney angeliebert wurden. Am 7. Febr. wurde eine geordnete Regierung für die Kolonie vom Kap York bis zum Sydney und nach dem Innern bis zu 131° östl. L., einschließlich der anliegenden Inseln, eingesetzt. Sodann ging 14. Febr. Lieutenant Phillip Sydney Ring ab, um die Insel Norfolk zu kolonisieren, welche wiederum Deportationsort für solche Verbrecher aus Neusüdwales werden sollte, die man dort nicht behalten konnte.

Im Aug. 1794 drang eine Expedition in die westl. Berge ein; im Okt. 1798 umschifften der Wundarzt Bak und Lieutenant Flinders Tasmania und durchstreiften zugleich auch Teile vom Innern der Insel. Nachdem Kapitän Murray die an der Südküste gelegene Port-Phillip-Bai gefunden, entdeckte Flinders im Nov. 1799 King-Georges-Sund, Port-Edmond, die Kanguru-Insel und den Spencer-Golf. Im Juli 1802 wandte er sich nach Norden, wies die fahrbare Straße zwischen dem Kontinent und Neuguinea nach und nahm den Golf von Carpentaria auf. Im Juni 1803 ging die erste Ansiedlerschar von Sydney nach den Ufern des Derwent in Tasmania ab. Auch die Kolonie für die schlimmsten Verbrecher, die man auf Norfolk gegründet, mußte 1804 nach Tasmania verlegt werden. Die nächste wichtige Expedition wurde im Mai 1813 unternommen, wo Wentworth, Blaxland und Lawson über die im Westen gelegenen Blauen Berge bis zur Quelle des Cox-River vordrangen. Schon im November desselben Jahres trat der Landvermesser Evans mit fünf Begleitern die weitere Erkundung des Landes an, indem er abermals die Blauen Berge überschritt und, vorgehend den Macquarie-River untersuchte. Binnen sechs Monaten wurde eine Straße über das Gebirge hergestellt, und der Gouverneur selbst unternahm eine Reise ins Innere und legte dort den Grund zu der Stadt Bathurst. Eine weitere Expedition Evans' 1815 führte zu der Entdeckung des Flusses Lachlan. Am 4. Juni 1819 ging der Landvermesser Oxley mit Harris und dem Botaniker Frazer von Sydney ab, um den Macquarie bis zu seiner Mündung zu erforschen. Die Reise endete 8. Okt. 1819 an einem Hafen der Küste, den sie Port-Macquarie nannten. Im Okt. 1824 sandte man Hamilton Hume und Hovell aus, die von dem durch Home 1817 entdeckten Georgsee einen Weg nach Western-Port an der Bahnstraße suchen sollten. Sie trafen in 39° südl. Br. an dem Georgsee ein, gelangten an den Murrumbidgee, entdeckten noch mehrere Flüsse und erreichten an Port-Phillip das Meer. Der Botaniker Allen Cunningham ging 1825 das Thal des Hunter aufwärts und entdeckte den Pandorapaß in der Liverpoolkette, sowie 1827 das herrliche Tafelland der Riverpoolebenen und nördlicher die grünenden Wiesenlandschaften der Darling-Downs. Er ging 1829 nach der Moretonbai und zu den Quellen des Brisbane.

Im Jan. 1830 unternahm Kapitän Sturt mit G. Macleay eine Reise, um den Murrumbidgee bis zu seiner Mündung zu erforschen. Sie kamen an den Murray und an den Darling, endlich im Februar an den Küstensee Alexandrina, wo der Murrumbidgee mündet. Danach unternahm im Nov. 1831 der Landvermesser Sir Thomas Mitchell eine Expedition

nach Norden, gelangte an den Hunter, den Peel, den Ramoi, den Gwyder und am 28. Jan. 1832 an einen Strom, der größer war als die früheren und den die Eingeborenen Karaala nannten. Hier aber sah er sich genöthigt umzukehren. Derselbe Mitchell reiste im März 1835 abermals von Paramatta ab und gelangte im Mai an den Darling, dessen Lauf er folgte. Wegen feindlicher Haltung der Eingeborenen sah man sich indes 10. Juli zur Umkehr genöthigt. Zur Vervollständigung der letzten Expedition unternahm Mitchell im März 1836 eine Reise nach den Canobollabergen, kam im Mai an dem Murrumbidgee an und sah die Vereinigung des Darling und Murrumbidgee. Von hier trat Mitchell die Rückreise an, folgte dem linken Ufer des Murrumbidgee, erforschte die Grampians und entdeckte den schönen Glenelg mit seiner üppigen, malerischen Ufervegetation. Im Oktober erreichte die Expedition den Murrumbidgee.

Kapitän Stiles machte 1837 und Kapitän Stokes 1839 ausgedehnte Aufnahmen an der Westküste des Kontinents und beide entdeckten dort die Mündungen mehrerer bedeutender Ströme. Der Geolog Graf Strzelecki unternahm sodann 1840 eine erfolgreiche Fußreise vom Murrumbidgee südlich durch die austral. Alpen und durch Gippsland nach Alberton im Cornerbusen. Im demselben Jahre sendete die neue Kolonie Südastralien Edward John Eyre von Adelaide aus zu Lande durch Westaustralien nach dem König-Georgs-Bunde. Bei Round-bay sah er sich genöthigt, die nördl. Richtung aufzugeben, und wendete sich nach Westen. Unter den unfähigsten Beschwerden durchmachte er über 2200 km weit eine der schrecklichsten Regionen der Erde, längs des Randes einer ungeheuren, tafelförmigen Hochebene, und langte nach 12monatlicher Abwesenheit im Juli 1841 wieder in Adelaide an.

Im J. 1844 wurde nach dem noch ganz unbekannten Nordosten eine Expedition unternommen durch einen unternehmenden Deutschen, Dr. Leichhardt. Derselbe verließ mit 10 Mann und Provianten am 1. Juni 1844 Sydney und 1. Okt. die äußerste Station. Sie richteten ihren Weg direkt nach dem Carpentariagolfe im Norden des Kontinents und zogen bis an den Unterlauf des in der Northalbinsel fließenden Mitchell, verfolgten dann das ganze Küstenland des Carpentariagolfs, durchzogen die Mitte der Halbinsel Arnhemland und langten 17. Dez. 1845 in Victoria am Port-Phillip an der Nordküste an. Einen Tag nach Leichhardts Abreise, 14. Aug., reiste Stuart von Adelaide aus nach Norden ins Innere ab, begleitet von John MacDonall Stuart. Nach Durchbreitung einer schrecklichen Steinwüste drang Stuart bis 26° 28' südl. Br. vor, sah sich aber dort genöthigt, die Rückkehr anzutreten. Noch ehe diese Wüstenreise beendet, reiste 17. Nov. 1845 abermals Mitchell, wohl ausgerüstet auf ein Jahr und in zahlreicher Begleitung ab, um einen Weg durch das Innere nach dem Carpentariagolfe anzufinden, entdeckte den Victoria oder Barcoo, kehrte 24. Sept. um und traf 20. Jan. 1847 wieder in Sydney ein. Kennedy, einer seiner Begleiter, wurde nun 13. März 1847 ausgesandt, um Mitchells neue Entdeckung weiter zu verfolgen, und folgte dem Victoria bis in eine der traurigsten Wüsten hinein. Am 9. Sept. trat er die Rückkehr an und langte Ende Jan. 1848 in Sydney an. Jetzt wurde Kennedy zu dem

Zweide, einen Landweg zum Carpentariagolfe zu finden, nach der Northalbinsel ausgesandt. Doch auf dieser Unternehmung ging der verdiente Mann spurlos zu Grunde. Im April 1848 verließ auch Leichhardt zum zweiten mal Sydney und drang direkt nach Westen ins Innere vor, um womöglich den Kontinent zu durchkreuzen. Aber auch von ihm, so wenig als von seinen Gefährten, hat man je wieder etwas Bestimmtes gehört, so oft auch Spuren seiner Expedition aufgefunden worden sein sollen. Endlich wurden noch 1848 in Westaustralien Entdeckungsexpeditionen nach dem Innern unternommen und durch dieselben das Weidgebiet der Kolonie am Schwanfluße ansehnlich nach Osten erweitert. Es waren dies namentlich die Reisen von Ron vom 14. Sept. 1848 bis zum 2. Febr. 1849 und die von A. C. Gregory nach dem in die Haifische (Charls.) Bai mündenden Gascoyne vom 2. Sept. bis 17. Nov. 1848.

Nachdem infolge des abelen Ausganges der Reisen Kennedys und Leichhardts auf mehrere Jahre die Forschung gestodt, ging A. C. Gregory 18. Juli 1855 mit zwei Schiffen und einer reichen Ausrüstung nach der Treacherybai an der Nordküste, westlich von Arnhemland, um den dort mündenden Victoriafluß zu erforschen, den Kapitän Stokes 1839 entdeckt hatte. Gregory folgte dem Ströme, wendete sich dann nach Südwesten und kehrte im März 1856 in fast 21° südl. Br. vor einer unburchdringlichen Sandwüste wieder um. Vom Unterlauf des Victoria wendete er sich dann nach Osten, überschritt die Mitte von Arnhemland und durchzog nun dieselben Regionen, welche Leichhardt auf seiner ersten Reise erkundet hatte. Am 26. Dez. langte er wieder in Sydney an. Bald darauf unternahm Gregory eine neue Reise nach Westen, um womöglich die Spuren Leichhardts aufzufinden. Er brach im März 1857 auf und erreichte den Barcoo (Victoria), folgte dem Bette des Thomson, dem Cooper- und Strzelecki-Creeks, traf im Juli in Adelaide ein, ohne sein Ziel erreicht zu haben. In derselben Zeit nahm man den Plan auf, das im Norden des Spencergolfs gelegene Gebiet der Salzseen näher auszukundschaften. Die Männer, die sich um die Erforschung dieser Region Verdienste erworben, waren insbesondere 1857: Stephan Had, Harris, Miller, Dullon, Warburton, G. W. Gogher, Freeling, Swinden, Campbell; 1858: Herschel Dabage, Schoyn, Barry u. s. w. J. L. Gregory führte 1858 eine neue Expedition auf der Westseite des Kontinents in die Gegend des Gascoyne aus. Zugleich aber unternahm 1858 und 1859 der genannte MacDonall Stuart drei Reisen im Gebiete jener Seen, auf deren letzter er bis an den in 27° südl. Br. fließenden Keale gelangte.

Durch diese Reisen bereitete sich Stuart in angemessenster Weise auf seinen großen Plan einer Durchkreuzung des ganzen Kontinents von Süden nach Norden vor. Er brach 2. März 1860 auf und drang durch traurige und grasreiche Länderstrecken nordwärts, so daß er 22. April in der Mitte des Kontinents die brit. Flagge auf dem mehr als 1000 m hohen Central-Mount-Stuart aufpflanzen konnte. Im Juni wurde Stuart am Bishop-Creek durch die feindliche Haltung der Eingeborenen genöthigt, seinen Plan aufzugeben. Er traf im September in Adelaide ein. Trotz der großen Beschwerden dieser Reise trat Stuart dieselbe 1. Jan. 1861 zum zweiten mal an. Er gelangte diesmal 1 1/2°

weiter als das erste mal, mußte aber im Juli wieder, ohne den Zweck erreicht zu haben, umkehren. Obwohl leidend und geschwächt, brach Stuart doch im Nov. 1861 zum dritten mal auf, um wieder dieselbe Straße zu ziehen. Diesmal gelang es in der That. Stuart pflanzte 24. Juli 1862 an der Nordküste von Arnhemland die brit. Flagge auf und ging dann zum Carpentariagolf hinüber. Nach einer außerordentlich schwierigen Rückreise gelangte er, fast sterbend, nach 44wöchentlicher Abwesenheit wieder bei seinen Landsleuten an.

Kurz vor Stuarts Rückkehr von seiner ersten Reise brach von Melbourne aus im Aug. 1860 eine Expedition aus unter Robert O'Hara Burke, in Begleitung des Astronomen Willis, des Arztes Wedder, des Naturforschers Wedder u. f. w., gegen 30 Personen, welche 25 Kamele, 25 Pferde u. f. w. mit sich führten. Die Gesellschaft teilte sich in drei Partien, deren jede sich auf die andere stützen sollte, wenn sie im Rücken Zuflucht zu suchen genötigt würde. Burke, Willis, King und Grey aber brachen im Dez. 1860 vom Cooper nach Norden auf und waren im Febr. 1861 an der jumpfigen Küste des Carpentariagolfs, ohne jedoch das Meer selbst erreichen zu können. Am 21. April langten sie im Lager der zweiten Abteilung wieder an, fanden aber dasselbe verlassen. Am Tage zuvor waren die dort Zurückgelassenen zur ersten Abteilung aufgebrochen, weil sie die Hoffnung aufgegeben, daß Burke wieder zurückkehren könne. So kamen Burke und seine Genossen in Elend und Hunger um, mit Ausnahme des King, der von einer unter Howitts Kommando im Juli 1861 von Melbourne ausgesendeten Hilfs-Expedition 15. Sept. in einem Lager der Eingeborenen zum Skelett abgezehrt vorgefunden wurde. Die Kolonien Victoria und Queensland sandten nun gemeinschaftlich ein Schiff von der Moretonbai aus nach der Küste des Carpentariagolfs, um Burkes Spuren aufzufinden. Von hier ging Landsborough im Febr. 1862 nach Süden den Flinders-River aufwärts, dann längs des Thomson, Warrego, Darling u. f. w., und traf im Juni 1862 wieder in der Heimat ein, nachdem er somit als zweiter nächst Burke den ganzen Erdteil durchkreuzt. Außerdem hatte die Kolonie Südaustralien MacKinlay nach dem Cooper-Creek zur Auffindung Burkes gesendet, und dieser fand östlich von Burkes Route ebenfalls den Weg durch den ganzen Kontinent bis zum Carpentariagolf. F. E. Gregory untersuchte vom Mai 1861 an innerhalb fünf Monaten an der Nordwestküste ein Terrassen- und granitisches Plateauland mit Gipfeln von über 1300 m Höhe, und einige unternehmende junge Kolonisten Westaustraliens, Dempster, Clarkson und Harper, machten 1861 vom Schwanenfluß aus einen ansehnlichen Ausflug nach Osten in wenig erfreuliche Regionen.

Major Warburton fand 1866 das Nordende des Eyresee's, des größten und westlichsten der zur Torrens-Niederung gehörenden Seebecken, und verfolgte ein in dasselbe fallendes Flußbett weit nach Osten, das er für einen Mündungsarm des Barcoo erklärte. Der Strzelecti-Creek, ein südl. Arm des Barcoo, mündet in den Gregorysee, wie Gregory 1858 entdeckte. Einen nördl. Arm verfolgten MacKinlay und Howitt 1862 bis in den Lipsonsee, und 1867 entdeckten die Herrnhuternmissionare Walder, Kramer und Meißel einen südwestl. Arm, der dem Eyresee sich zuwendet und einen Zweig zum Hopesee ab-

gibt. Landsborough fand 1861, unter 20° südl. B. und 138° östl. L. die Wasserscheide des Carpentariagolfs überschreitend, einen gegen Süden fließenden Flußlauf (Herbert-Creek).

Auf Veranlassung des melbournen Botanika Dr. Ferd. Müller brachte 1865 ein Damenomni in der Kolonie Victoria die Geldmittel zu einer Reiseunternehmung auf, dessen nächster Zweck die Aufklärung des Schicksals der 1848 im heutigen Queensland verschollenen Leichhardt'schen Expedition war. Duncan McIntyre, der 1864 am oberen Flindersfluß Spuren dieser Expedition aufgefunden, übernahm die Führung, zog im Juli 1865 in der Kolonie ab, verließ 31. Aug. den Darling am Parru hinauf und dann nordwestlich zu Barcoo; es herrschte aber überall im Innern eine so fürchterliche Dürre, daß die Hälfte der Mannschaft nach der Kolonie zurückgeschickt werden mußte. Mit den übrigen Leuten setzte McIntyre Mitte Dezember die Reise am Barcoo aufwärts fort und im 1866 in den Quellgebieten des Burke- und Dalrympleflusses nordwärts nach der MacKinlay-Lette und des Flindersfluß. McIntyre erlag bald (4. Juni 1866) einem bössartigen Fieber; auch sein Begleiter Elman überlebte ihn nicht lange. Sein Nachfolger im Kommando, W. F. Barnett, kehrte im Juni 1867 nach Sydney zurück, ohne weitere Aufklärung über Leichhardt erzielt zu haben.

Ebenso erfolglos waren die Nachforschungen nach Leichhardt und seinen Gefährten, die wiederum von Dr. Ferd. Müllers Betrieb von der Kolonie Victoria aus angestellt wurden. Als nämlich Hunt 1866 von York aus auf einer Melodramatischen Expedition die Hamptonebenen (31° südl. B. und 122° östl. L. von Greenwich) erreicht hatte, u. seine Begleiter Rowe und Monger von dort 80 km weit gegen Norden gegangen waren, erfuhren sie von Eingeborenen, daß 13 Tagereisen weiter westlich ein trodenes Seebett sich befände, an welchem vor einer Reihe von Jahren zwei weiße Männer und drei Pferde, aus dem Innern kommen ermordet worden seien. Dasselbe Gerücht kam den Gebrüdern Monger zu Ohren, als sie im Sept. 1868, nach Weibebaid suchend, einen bis dahin unbekannten Landstrich zwischen 28° 30' und 28° 4' südl. Br. und unter 117° 45' östl. L. von Greenwich, ungefähr 320 km östlich von der Champneybai, bereisten. Daher wurde im April 1869 eine Expedition unter John Forrest nach dem bezeichneten Seebett ausgesandt, welche zwar ihren Hauptzweck nicht erfüllte, denn das Gerücht bezog sich auf eine Anzahl Pferde, die Austin während seiner Reise im J. 1854 verlor, aber weiter in das Innere vordrang als alle andern Expeditionen von Westen her. Dasselbe hat die Gewissheit gebracht, daß sich das flache, unfruchtbare, von Salzlumpen durchzogene und mit Scrub bewachsene Land, das Gregory 1846 in der Gegend des Mooresee's, April 1854 dort sowie weiter nördlich von dem Seebecken, das seinen Namen trägt, Lefroy 1863 und Hunt 1864 unter dem 31. Breitengrad östlich bis 122° östl. L. gefunden haben, auch unter dem 29. Parallel mindestens bis gegen den 123. Meridian fortzieht. Schon seit 1824 hat die brit. Regierung verschiedene Versuche gemacht, die Nordküste von A. zu besetzen. Dieselbe unterhielt 4 1/2 Jahre einen Militärposten (Fort Dundas) in der Apallegro an der Westküste der Melville-Insel, 2 Jahre einen andern (Fort Wellington) in der MacFlissbay auf I.

schloss sich 1838—49 die Garnison Victoria in Port-Georgetown. Da aber der erwartete Nutzen in Bezug auf die Handelsverbindungen zwischen A. und Ozean nicht eintrat, wurden diese Besuche aufgegeben. Auf Antrieb der Londoner Geographischen Gesellschaft ließ zwar die brit. Regierung 1855 und 1856 die Gegenden am Victoria-See durch eine Expedition unter Gregory untersuchen, aber es blieb dies ohne praktische Folgen. Erst nachdem Stuart 1862 von Südaustralien aus über Land die Nordküste von Arnhemland erreicht hatte und das Northern Territory unter Verwaltung der Kolonie Südaustralien gestellt war, nahm diese die Siedlungsangelegenheit in die Hand. Um eine zur Anlage der neuen Kolonie geeignete Gegend ausfinden, ging 16. April 1864 eine Expedition von Geometern unter Colonel Finnis von Port-Adelaide zu Schiff nach Norden ab und schlug ihr Hauptquartier auf den Escape-Cliffs an der Mündung des Adelaideflusses auf. Man rekonnozierte die umliegenden einschließlich der Rüste, welche dort ganz vorzügliche Häfen, wie namentlich den Port-Darwin, besitzt, und Finnis entdeckte auch 1865 den beträchtlichen Dalyfluß, der in die Ansonsbai mündet. Zu Vermessungsarbeiten kam es aber nicht. Als sich mehr und mehr Stimmen gegen die Wahl des Adelaideflusses erhoben, wurde Finnis abberufen und an seiner Stelle MacKinlay nach dem Norden abgeschiedt. Dieser rückte 15. Jan. 1866 von Escape-Cliffs zur Erforschung des Arnhemlandes aus, geriet aber durch die Regenzeit und ihre Überschwemmungen in die allergrößte Not, so daß er nur bis an den Ost-Alligatorfluß gelangte. Am 26. Sept. 1866 traf er wieder in Adelaide ein. Darauf sandte die südaustral. Regierung im Febr. 1867 den Kapitän Cabell nach der Nordküste ab. Dieser entdeckte den anscheinlichen Plytheßfluß und fand weiter gegen Osten eine Wasserstraße, die ihn durch ein Inselarchipel in die Arnhemsbai führte. Nachdem er noch an der Westküste des Carpentariagolfs einige Zuflüsse zu diesem sowie einen schönen Hafen (12° 23' südl. Br.) entdeckt hatte, kehrte er im Jan. 1868 nach der Ostküste von Queensland zurück. Endlich sandte die Regierung 27. Dez. 1868 den Chef der Südaustralischen Landesvermessung, Cooper, mit der erforderlichen Mannschafft nach Norden ab, der in der Umgebung des Port-Darwin ungefähr 2700 qkm vermaß und 15. Nov. 1869 bereits in Adelaide wieder eintraf.

Einen bessern Verlauf nahm die Ausbreitung der Ansiedlungen im nördl. Queensland, besonders nach dem Carpentariagolf hin, indem das Bedürfnis der Viehzucht nach neuen Weideländereien zu Privatunternehmungen anregte. Als 1841 Kapitän Stokes das südl. Uferland des Carpentariagolfs die Ebenen der Verheißung, die Selobenen Ebenen nannte, war vom ganzen heutigen Queensland nur der südlichste Winkel, die Umgegend der Koroetobai, schwach besiedelt. Seitdem haben die Ansiedlungen in ihrem Fortschreiten nach Norden den Carpentariagolf erreicht. Landseverung untersuchte 1867 den Morning-Inlet, der zwischen dem Leichhardt- und dem Finnisfluß mündet, und den Bynoe, den er als einen Hauptmündungsarm des Finnis erkannte. Ferner besuchte 1866 J. G. MacDonal den untern Leichhardtfluß und stellte fest, daß er zwischen dem Disaster und dem Albert selbständig mündet. Den Normanfluß, dessen Mündung unter 17° 26' südl. Br. und

140° 54' östl. L. von Greenwich liegt, untersuchte 1868 Kapitän Hay, und zugleich besuchte Landborough einen Nebenfluß des Norman, den Willis. Auch die Anlage einer Station Somerset an der Nordspitze der Halbinsel Port und die Landreise der Brüder Jardine haben zur Kenntnis des nordöstlichsten Teils von A. beigetragen.

Seitdem 21. Okt. 1872 die Telegraphenlinie dem Verkehr übergeben worden ist, welche sich von Adelaide im Süden bis nach Port-Darwin im Norden zieht und welche A. zunächst mit Asien und dadurch mit allen andern Ländern der Erde in Verbindung setzt, hat die Erforschung des Innern einen mächtigen Aufschwung genommen. Schon während des Fortschreitens der Arbeit bildeten sich an der Linie kleine Niederlassungen an günstig gelegenen Stellen, und von diesen aus haben spätere Erforschungsreisen zumeist ihre Expeditionen unternommen. So verließ zunächst Ernst Giles 23. Aug. 1872 die Telegraphenstation Chambers Pillar (eine 72 m hohe Sandsteinsäule unter 24° 51' südl. Br. und 133° 51' östl. L.) und verfolgte den Finisfluß bis zum Quellgebiet hinauf, woselbst er eine äußerst fruchtbare und liebliche Gegend, das Glen of Palms, aufsand. Der entfernteste Punkt, welchen Giles erreichte, war 24° 32' südl. Br. und 129° 28' östl. L.; er kam also nur in geringe Entfernung von der Grenze der Kolonie Westaustralien. Nach großen Beschwerden erreichte der Reisende 16. Nov. den Finisfluß. Von Alice-Springs, einer Telegraphenstation, 80 km südlich von Central-Mount-Stuart, brach 21. April 1873 der Geometer W. C. Gosse auf und entdeckte unter 25° 21' südl. Br. und 131° 14' östl. L. den gegen 370 m hohen Monolithen Ayres-Rock. Der westlichste Punkt, den Gosse erreichte, war 26° 32' südl. Br. und 126° 59' östl. L. Am 20. Dez. 1873 kam er auf die Telegraphenstation Charlotte-Waters zurück. Auf einer zweiten Expedition, welche fast ein volles Jahr dauerte, durchsuchte Giles 1873 die von ihm im Vorjahre entdeckten Gegenden und bestätigte das Vorhandensein der großen Wüste im Innern Westaustraliens. Der Hauptpunkt des J. 1873 war der Zug Warburtons, dem es gelang, die austral. Westhälfte zu durchschneiden. Er verließ im Dez. 1872 Adelaide und im April 1873 Alice-Springs, überschritt die MacDonnellberge und erreichte nach unendlichen Mühseligkeiten und Gefahren im Nov. 1874 Perth in Westaustralien. Am 20. März 1874 zog John Rob von der Telegraphenstation Peal aus, drang unter großen Beschwerden bis 30° 25' südl. Br. und 131° 16' östl. L. vor, ward aber wegen Wassermangel zur Umkehr genötigt und traf Ende April wiederum an der Telegraphenlinie ein. John Forrest brach 1. April 1874 von der Championbai auf, hielt sich anfangs östlich, dann südöstlich und erreichte die Wasserscheide des Murchison unter 25° 50' südl. Br. und 120° 40' östl. L. Von dort zieht sich bis 25° 55' südl. Br. und 126° 30' östl. L. eine trostlose, mit Spinifex bedeckte Wüste hin, die Forrest über 900 km durchzog. Am 30. Sept. erreichte er die Telegraphenstation Peal.

Im den J. 1875—78 unternahm Giles drei weitere Reisen in die unfruchtbaren Wüsten im Innern A.s. Im Auftrag der Regierung zog 1876 Hodgkinsons Expedition von Queensland nach dem Innern und verfolgte den Diamantina-Creek bis zu seinem Einfluß in den Eyressee. S. Vere Barclay reiste im Aug. 1877 im Auftrage der Kolonie

Südaustralien nach Alice-Springs, um alles zwischen dem Überlandtelegraphen und der westl. Grenze von Queensland nach W. zu liegende Land zu erforschen. Namentlich der Lauf des Herbert-River ward von ihm genauer festgestellt, auch trigonometrische Messungen vorgenommen. Ebenso wurde von Thornborough aus, an der Mündung von Queensland eine Expedition über völlig unbekannte Gegenden nach der Meeresküste zu unternommen. Auf derselben ward der große Fluß Mowbray entdeckt, der in drei Katarakten von über 150 m Höhe herabstürzt. Sergison, der im Nov. 1877 von einer Erforschungsreise nach Port-Darwin zurückkehrte, hat in der Nähe des Victoriaflusses sowie an dem Fitz-Maurice und dem Daly, wo letzterer sich mit dem Katherine vereinigt, vorzügliches Ackerland entdeckt.

John Forrest beendet im Sept. 1879 eine zu Anfang desselben Jahres unternommene Reise nach dem völlig unbekannten Nordosten der Kolonie Westaustralien, und fand an den Ufern des Fitzroy herrliche Alluvialebenen. Die spätere Reise erwies sich bis zum Schluß als eine schwierige; immerhin aber sind auf westaustral. Gebiete 20 Mill. und auf südaustral. Gebiete gegen 5 Mill. Acres gutes Gras- und wohlbewässertes Ackerland aufgefunden worden, von dem ein guter Teil sich für Zuckerröhre und Reis eignen wird. — Gressley Lufin, der Besitzer und Redacteur des in Brisbane erscheinenden „Queenslander“, entsendete vom Barcoo am 25. Juli 1878 auf seine Kosten unter Führung von Ernest Favence eine Expedition, um jene unbekannten Gegenden vom Ausgangspunkte in der Richtung nach Port-Darwin zu erforschen, ob sich dort eine transkontinentale Eisenbahn, von dem Orte Bladall ausgehend und in Port-Darwin endend, ohne besondere Terrainschwierigkeiten werde anlegen lassen. Die Gegend, welche man passierte, bot keine Schwierigkeiten für den Bau einer Eisenbahn. Die Gesellschaft traf 13. Jan. 1879 auf der Überlandtelegraphenstation Powell's-Creek, von den ausgestandenen Strapazen erschöpft, ein. Gleiche Zwecke verfolgten und Gleiches berichten MacDonald und Harding, welche am 16. Okt. 1878, von den Flüssen Mulligan und Herbert ausgehend, bei der Telegraphenstation Charlotte Waters eintrafen. John Forrest hat im Auftrage der westaustral. Regierung eine trigonometrische Vermessung zwischen den Flüssen Ashburton und De Grey (mündet in 20° 15' südl. Br.) vorgenommen und berichtet über die Geeignetheit des dortigen Bodens zu Ansiedelungen sehr günstig.

Litteratur. Von den neuern Schriften über A. sind hervorzuheben: Trollope, „Australia and New-Zealand“ (2 Bde., Lond. 1873); Ranken, „The dominion of Australia“ (Lond. 1873); Beauvois, „Australies“ (Par. 1874); Wallace, „Australasia“ (in Stanfords „Compendium of geography and travel“, Lond. 1879); Hayter, „Australasian statistics for the year 1879“ (Melbourne 1880); „The Australian handbook and almanac“ (Lond., jährlich). Ein populäres Werk ist: Oberländer, „Australien. Geschichte der Entdeckung und Kolonisation“ (2. Aufl., Lpz. 1880).

Australier, die Urbewohner des austral. Festlandes, welche nach den neuern Untersuchungen eine eigene, von den Bewohnern der umliegenden Inseln verschiedene Rasse bilden. Die A. haben schlichtes, feibenartiges, leicht zur Verfüzung ge-

neigtes Haar, während das Haar der umliegenden Inselbewohner kraus ist und, wenn gekämmt und sorgfältig gepflegt, zu einer aus Büscheln bestehenden großen Perücke sich gestaltet. Die Hautfarbe der A. ist dunkelbraun; die Stirn ist hoch und schmal; die Augen klein, schwarz; das Weib der selben hat einen gelblichen Anflug. Die Nase ist groß, an der Glabella tief eingedrückt, dagegen unten breit, mit großen Löchern. Der Mund ist groß, plump und mit starken weißen Zähnen versehen. Das Gesicht des Mannes bedeckt ein schwarzer, dichter Bart; auch der Körper zeichnet sich in der Regel durch eine reich entwickelte Behaarung aus. Die Schädelform ist dolichocephal, prognath (Britten-Index 71.49 nach Broca). Das Knochengerüst ist fein und zierlich, die Gliedmaßen mager, dagegen der Bauch, hauptsächlich infolge der ungleich vertheilten schlechten Nahrung von großem Umfange. Gleichwie bei den Negern Afrikas ist auch hier der Mangel der Waden hervorzuheben. Die A. sind im ganzen freundlich und gutmüthig, dabei heiter und fröhlich, obschon bei der ersten Berührung mit den Europäern sehr scheu und misstrauisch; auch sind sie treu und ehlich. Bei allen diesen guten Eigenschaften aber zeigen sie eine große Roheit. Fast ganz nackt, höchstens mit einem Lärzfell bedeckt, ziehen sie in Familien oder höchstens in kleinen Horden ohne feste Wohnsitze umher, wenn sie auch hier und da elende Hütten aus Zweigen bauen. Ihre Fahrzeuge sind floßartige Rähne, ihre Waffen Speer, Keule, Schild und Bumerang. Sie kennen den Ackerbau nicht, und ihre Nahrung sind Fische, Muscheln, Wurzeln, einige Samen wildwachsender Getreidearten sowie die Ertragnisse der Jagd. Von Kunstfertigkeit hat man am Murray das Flechten von Kistenkörben gefunden sowie einzelne erkennbare Zeichnungen an Felsen, wenn diese nicht maulistischem Einflusse zugeschrieben werden müssen. Ihre Religionsbegriffe sind höchst einfach und roh. Eine staatliche Verbindung ist ihnen unbekannt. Die Zersplitterung in einzelne Familien erklärt die bei einem in jeder Hinsicht so gleichartigen Volksstamme auffallende Verschiedenheit unter den Dialecten ihrer Sprache, welche durch einen großen Reichtum der Flexionsformen ausgezeichnet ist. (Vgl. J. Müller, „Grundriß der Sprachwissenschaft“, Bd. 2, Wien 1879.) Alle europäischerseits gemachten Versuche, die A. zu unterrichten sowie sie zu einem seßhaften Leben zu gewöhnen, sind fehlgeschlagen. Man hat sie als Hirten und Schäfer verwendet, als welche sie sich sehr brauchbar erweisen, selbst als nützliche Sicherheitswache für entfernte Weideplätze. Sie ziehen sich vor den europ. Ansiedlern zurück und gehen raschen Schritts ihrem völligen Untergange entgegen. Daß die intellektuellen Fähigkeiten der A., die man infolge ihrer Roheit und Unbildsamkeit sehr zu unterschätzen pflegt, keine ganz geringen sind, beweist die außerordentliche Schlaueit im Erhaschen ihrer Beute, vor allem die Bildung ihrer Sprache, sowie nicht unerhebliche Spuren von Poesie und einzelne schönmytholog. Anschauungen. (Hierzu eine Tafel Australische Rasse und Kultur.)

Litteratur: Waig, „Anthropologie der Naturvölker“ (Bd. 6, Lpz. 1871); J. Müller, „Allgemeine Ethnographie“ (2. Aufl., Wien 1879); „Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde in den J. 1857, 1858, 1859“, Anthropol. Zl. 3. Abteil.: „Ethnographische“, bearbeitet von J. Müller (Wien 1869).

AUSTRALISCHE RASSE UND KULTUR.

1. Australier von Queensland

2. Australierin von Queensland.

3. Australier von Port-Lincoln.



4. Felsenmalerei aus
Nordwest-Australien.



5. Felsenmalerei aus
Nordwest-Australien.

6. Tasmanier.



7. Korb aus Netzgeflecht.



8. Speerspitze, 9. Schmuck aus
Kanguruzähnen.



10. Lärminstrument. 11a. Hölzernes
Kriegsmesser, b. Bumerang.



12. Speer.

13. Nordaustralisches Dorf.



14. Keule

Austral-Jafeln, f. Zubuai-Jafeln.

Auftrifffche Alpen, f. unter Australien.

Auftrifffche, auch **Regritos** und (bei Pri-
hard) **Kelanoefier**, nannte man früher alle
jenern fchwarzen oder dunkelfarbigen Völ-
kerftämme, welche das Feftland Australien und die
benachbarten Eilandgruppen sowie das
Innere der Jafeln im Südoften Afrens bewohnen.
Man hat fie bis in den Anfang des 19. Jahrh. für
Verwandte der Völker Afrikas gehalten, von denen
fie jedoch wefentlich abweichen. Auch haben die
Forfchungen der neuern Zeit gelehrt, daß die A.
untereinander felbft wiederum wefentliche Verfchie-
denheiten zeigen und zwei ganz ver-
fchiedenen Raffen-
typen angehören, von denen der eine durch die Be-
wohner des auftral. Feftlandes, der andere durch
die der Jafeln vertreten wird. Man pflegt daher
gegenwärtig den Namen A. oder richtiger Auftra-
lier (f. d.) auf die Feftlandsbewohner zu befehrän-
ken, während man die dunkelfarbigen Bewohner
der Jafeln, welche Sprachen reden, die zum malai-
opolynef. Stamme gehören, unter dem Namen der
Melanefier (f. d.) zufammengefaßt und die eben-
falls dunkelfarbigen Bewohner der Raffenftämme
von Neuguinea mit ihren Verwandten im Innern
der afiat. Jafeln als Papuas (f. d.) bezeichnet.

Auftrifffche, f. S. 365.

Auftrifffche, d. i. Ofreich, nannte man unter
den Neuwörtern den Teil des fränk. Reichs öf-
lich von Ardennen und Moas, deffen wichtigfte
Stadt damals Metz war. Gegenüber dem über-
wiegenden roman. Neuftrien hatten diefe Landfchaften
fehr auffchließend rein german. Bevölkerung.
Sie bildeten fehr häufig ein Teilfürnreich, zuletzt
unter Dagobert II. (gef. 691); auch Karl Martell
teilte das Reich noch unter feine Söhne als Haus-
marc von A. und Neuftrien. Da es aber fpäter
nicht wieder gefchied, verfchwand auch der Name A.
Eyl. Huguenot, «Histoire du royaume Mérovin-
gion d'Anstrasia» (Par. 1862); Digot, «Histoire
du royaume d'Anstrasia» (4 Bde., Nancy 1868);
Girard, «Histoire des Francs d'Anstrasia» (Briff.
1864); Bonnell, «Die Anfänge des karolingifchen
Reiches» (Bp. 1866).

Auftrifffche des Tenfels, f. Gorgismus.

Auftrifffche, die lat. Bezeichnung für Ofreich;
auch Name des 136. Merowiden, f. Planeten.

Auftrifffche nennt man die in Deutschland
einfelt ungetränkten Ausbrüche und Wortbil-
dungen, welche den Deutfch-Ofreichern eigen-
tümlich find.

Auftrifffche der Gefirne, f. Bededung.

Auftrifffche Mittel oder **Exsiccantia**
nennt man in der Medizin diejenigen Mittel, welche
an Flächen und Geweben des lebenden Körpers
die Feuchtigkeit entziehen. Sie dienen verfchiedenen
nützlichen Heilzwecken. Besonders wendet man fie
n, um Krankheitsprodukte zum Verfchurfen oder
Verfchurfen zu bringen, was oft der natürlichfte
Beg zur Heilung ift; ferner um Blutflüsse und an-
dere Ausflüsse zu ftilen; um die Vernarbung ober-
flächlicher Wunden zu fördern u. f. w. Hauptmittel der
trodenen Luft find: Verfegung des Getränks (Dufte-
ur), Aufenthalt in trodener Luft (z. B. in Ägypten,
im wifch-ödm. Bad), Umfalten des Körpers
der des trodenen Gliedes mit ausgetrodneten, pul-
verigen oder faferigen Stoffen, z. B. mit Watte,
Bolle, Krattwurzeln, Afche, Sand, Kleie, Mehl,
hydratirtem Salz u. f. w., oder Beftreuen der

näffenden Stellen mit Eifenpulver aus Barlapp-
famen, Stärkemehl, Gummi, Rohls, Ralf u. f. w.
Zum Teil dienen auch chemifch-faugulierende (ge-
rinnenmachende) Mittel als Exsiccantia, z. B.
Zink, Blei, Eifenrinde, Alaun und andere zufam-
menziehende Stoffe.

Auftrifffche heißt der an eine kurze Zeit ge-
bundene freihändige Verkauf der Reife eines Waren-
lagers, wie er namentlich bei der freiwilligen oder
notgedrungenen Auflösung einer Kleinhandlung,
insbefondere eines Manufakturwarengeschäfts oft
vorkommt. Bei gerichtlicher Auftrifffche einer
Konkursmafse tritt gerichtlicher A. ein. Vielfach
zeigen einzelne Manufakturwarenhandlungen einen
freiwilligen A. zur Räumung ihres Lagers oder
unmodern gewordener Teile eines solchen oder zur
Abfehung nicht fortzuführender Artikel an, während
fie lediglich rafchen Abfaß erzielen wollen und eine
befonders günstige Kaufgelegenheit, wie fie wohl
fonft beim A. eintritt, nicht bieten. In manchen
großen Städten find gewiffe Handlungen jener Klasse
jahrelang in einem solchen sogenannten A. begrif-
fen, während fie inzwischen immerfort Artikel der
betreffenden Art neu anfertigen laffen; es ift dabei
häufig nur auf eine Läufung und Ausbentung
des leichtgläubigen Publikums abgesehen.

Auftrifffche des Getreides nennt man die
Erfeimung, wenn bei anhaltendem Regenwetter
zur Erntezeit die Körner in den Ähren der in Ge-
lege gebreiteten oder schon aufgemandelten Feld-
früchte zu keimen beginnen. Eine warme Tempe-
ratur begünstigt diefen Vorgang, welcher nicht
allein den Ertrag fchmälert und den Ausbruch er-
fchwert, fondern auch infolge innerer Umbildungen
ein Produkt liefert, deffen Mehl der Gefundheit
fchädlich fein kann. Es ift daher rafam, ausge-
wachfenenes Getreide vor dem Vermahlen im Mör-
fen oder in Mägen gründlich zu dörren, das Mehl
nicht rein, fondern fets bis zur Hälfte mit ge-
trocknetem Mehl (auch von Hülfenfrüchten) zu vermifchen,
und bei der Gärung dem Zeige etwas Brannt-
wein zuzufegen.

Auswanderung wird die Aufgebung des
Vaterlandes zum Zwecke des dauernden Aufent-
halts in einem andern Lande genannt. Von einer
längeren Zeit dauernden Reife unterfcheidet fich die
A. hauptfächlich dadurch, daß der Auswandernde in
der Heimat weder einen Wohnfig noch eine eigene
Wirtfchaft behält. Freilich verliert diefes Merkmal
bei einer befiplofen, auch im Inlande nomadifiren-
den Arbeiterbevölkerung feinen Dienft. Im Rechts-
finne wird die A., fofern fie nicht nach Kolonien des
Mutterlandes gerichtet ift, erft vollendet, wenn der
Auswanderer feine bisherige Staatsangehörigkeit
verliert. Diefer Verlust tritt aber nicht nur durch
förmliche Entlaffung aus dem Staatsverbande,
fondern nach den verfchiedenen Gefezgebungen auch
noch unter andern Bedingungen ein, z. B. durch
einen über eine gewiffe Grenze hinaus fortgefetzten
ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande. Da
die Erwirkung einer förmlichen Entlaffung gegen-
wärtig, abgesehen von den Militärpflichtigen, in
den meiften Fällen nur als Formalität betrachtet
wird, fo gibt es im Auslande immer viele Per-
fonen, die ihre alte Staatsangehörigkeit noch be-
sitzen, aber doch faktifch als Auswanderer anzufehen
find, fogar wenn fie für die Zukunft ihre Rückkehr
in die Heimat in Ausficht nehmen. Denn als das
praktifch entfcheidende Moment ift anzufehen, daß

der Auswanderer seine Wohnung und den Schwerpunkt seiner wirtschaftlichen Existenz im Auslande hat. Der Statistil ist es freilich immer sehr schwer, Auswanderer und Reisende scharf voneinander zu trennen. Soweit es sich um die überseeische A. handelt, gibt die Zahl der durch Auswandererschiffe beförderten Personen der Statistil eine gute Grundlage. Weitere Anhaltspunkte bieten dann die Entlassungsurkunden, die Auslandspässe und besondere Ermittlungen der lokalen Behörden. Zu den letztern gehört auch die Feststellung der ungesetzlichen A., die namentlich zu dem Zweck der Umgehung der Militärpflicht erfolgt. Das Gegenstück der A. bildet die Einwanderung, die im engern Sinne von der Erwerbung der Staatsangehörigkeit abhängt, im weitern Sinne dagegen mit dauernder Niederlassung im Inlande zusammenfällt.

In den ältesten Zeiten erscheint die Massenauswanderung teils in der Gestalt von Eroberungszügen ganzer Völkerschaften, teils als staatliche Kolonisation, wie sie z. B. von den phöniz. und griech. Städten aus in ausgedehnter Weise unternommen wurde. Im Orient kam es auch nicht selten vor, daß überwundene Völkstämme von dem besiegten Sieger zwangsweise nach neuen Wohnsitzen verlegt wurden. Das bekannteste Beispiel dieser Art bietet das Geschick der Bewohner der Königreiche Israel und Juda dar. Auch die große Völkerwanderung am Anfang des Mittelalters bestand teilweise aus einer Reihe von erzwungenen A., indem eine Völkerwelle die andere von Osten nach Westen drängte. Im Beginne der neuern Zeit stellt die Vertreibung der Mauren aus Spanien eine Zwangsauswanderung in großem Maßstabe dar. Im 19. Jahrh. sind Beispiele dieser Kategorie die Vertreibung der Seminolen aus Florida und die der Tschiriktis aus Georgien. Auch die Verbrechertolonien (wie z. B. früher Botanybay) kann man auf eine Art von Zwangsauswanderungen zurückführen.

Mit der erzwungenen hängt sehr nahe diejenige A. zusammen, welche durch polit. oder religiöse Bedrückung oder Verfolgung oder überhaupt durch polit. oder religiöse Motive veranlaßt wird. Als Emigration im engern Sinne pflegt man die in neutralen Zufluchtsstätten lebenden Gruppen von polit. Flüchtlingen oder Unzufriedenen zu bezeichnen, wie zur Zeit der Französischen Revolution die royalistischen Emigrés in Deutschland und England, später die poln., ital. und ungar. Flüchtlinge in Paris und London, u. s. w. Beispiele von Massenauswanderung aus polit. Gründen aus der neuern Zeit liefern die Wanderungen (das „Treffen“) der südafrik. Boers, sowie die A. der Tschertessen. Auch die mit A. verbundenen „Optionen“ einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Elsaß-Lothringern beruhten auf polit. Motiven. Jedoch läßt sich keineswegs ohne weiteres das Gleiche sagen in Betreff derjenigen, welche auswandern, um sich dem Militärdienst zu entziehen, da in diesen Fällen häufig nur die Rücksicht auf wirtschaftliche Nachteile und andere Unbequemlichkeiten entscheidend ist.

Sehr häufig wurde seit der Reformation die A. durch religiöse Motive herbeigeführt. Beispiele sind die Ansiedelung der engl. Independenten und Puritaner in den Neuengland-Staaten, die A. der franz. Protestanten infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes und deren Aufnahme in Deutschland, namentlich in Brandenburg, die A.

der von dem Erzbischof Firmian verfolgten salburger Protestanten (1731—32); in der neuern Zeit sind die Mennoniten wegen der Aufhebung ihrer Freiheit vom Militärdienst zahlreich in Preußen nach Rußland ausgewandert, durch die neue russ. Militärgesetz aber sind sie auch wieder dort vertrieben worden und haben sich nun meistens nach Amerika gewandt. Der Auszug der Mennoniten aus Kauwoos nach Utah kann wohl fast noch mit zu der Kategorie der A. aus religiösen Gründen gerechnet werden.

Im allgemeinen richtet sich der Strom der A. aus den Ländern mit hochentwickelter alter Kultur nach den Gebieten mit reichen, aber noch unerforschten natürlichen Hülfsquellen und dünner Bevölkerung, und die wirksamste Ursache der A. ist gewärtig in den wirtschaftlichen Verhältnissen der alten Kulturländer zu suchen. Hauptsächlich ist der durch relative Übervölkerung erzeugte Mangel an Arbeitsplätzen, welcher größere Scharen, und zwar vorzugsweise die noch nicht ganz verarmten, energiegelassen Elemente über den Ocean treibt; außerdem hat sich in manchen Gegenden ein traditioneller, unternehmungslustiger Wandersinn ausgebildet, der viele, in der Hoffnung „ihre Glück zu machen“, gehen, ohne daß sie in der Heimat gerade von Verarmung bedroht wären. Die hier in Betracht kommenden Übervölkerung steht jedoch keineswegs in einem direkten Verhältnis zu der Dichtigkeit der Bevölkerung. Eher könnte man sagen, daß, in Deutschland wenigstens, die Größe der A. sich umgekehrt verhält zur Volksdichtigkeit der einzelnen Landteile. So hat z. B. in Preußen die am dünnsten bevölkerte Provinz Pommern regelmäßig die meist stärkste A. Es kommen hier nach der Zählung von 1880 nur 51 Seelen auf 1 qkm, während die Provinz der Auswanderer über Hamburg, Bremen, Ost- und Antwerpen im J. 1879 auf 1000 E. 134 trug. Westpreußen (55 E. auf 1 qkm) lieferte demselben Jahre 1,33 und Polen (59 E. auf 1 qkm) 1,64 Auswanderer auf 1000 E. Dagegen kam der am dichtesten bevölkerten Rheinprovinz (141 E. auf 1 qkm) nur 0,36, in Schlesien (99 E. auf 1 qkm) nur 0,32, und in Westfalen (101 E. auf 1 qkm) 0,54 Auswanderer auf 1000 E. Eine im Gegensatz zu Westpreußen besonders auffallende Auswanderung macht die Provinz Ostpreußen, die bei einer geringen Volksdichtigkeit (52) sich verhältnismäßig sehr wenig an der A. beteiligt (1879 nur 0,1 auf 1000 E.). Im Königreiche Sachsen, in Preußen und Baden betrug bei einer Volksdichtigkeit von resp. 198, 101 und 104 in dem ersten Jahre die Ziffer der A. 0,81, 1,06 und 1,07 auf 1000 E., während Bayern mit nur 70 E. auf 1 qkm auch nur die geringe Auswanderungszahl 0,54 aufweist.

Aus den angegebenen Zahlen ist zugleich erkennbar, was auch die unmittelbaren statistischen Erhebungen beweisen, daß in Preußen die A. in der Bevölkerung sich stärker an der A. beteiligt, als in den städtischen und industriellen. Die starke A. von Preußen hängt ohne Zweifel mit den dortigen ungünstigen agrarischen Verhältnissen, insbesondere mit der Überwiegung des großen Grundbesitzes zusammen. Überhaupt hat sich in Preußen das Maximum der A. allmählich von Westen nach Osten bewegt. Vor 1855 lieferten die beiden Provinzen fast immer eine bedeutend größere Zahl von Auswanderern, als die sechs östl. Pro-

zusammengewonnen, während seitdem das Kon-
tingent der Letztern das der Ersteren mehr und
mehr übertraffen hat. Offenbar hängt dieses mit
der Entwicklung der rhein.-westfäl. Industrie zu-
ammen, welche vielen, die unter den früheren Ver-
hältnissen angewandert sein würden, eine aus-
reichende Erwerbsgelegenheit geboten hat. Auch
früher schon gab der am dichtesten besiedelte und
gleichzeitig industriereichste Regierungsbezirk Düssel-
dorf die geringste Zahl von Auswanderern ab, wäh-
rend die gedrängten, überwiegend landwirtschaft-
lichen Bezirke Trier und Koblenz am stärksten bei
der A. betheiligt waren. Die neuen preuß. Pro-
vinzen hatten in den ersten Jahren nach 1866 eine
sehr hohe A. aufzuweisen und auch jetzt steht der
relative Anteil von Hannover und Schleswig-Hol-
stein noch erheblich über dem für den ganzen Staat
geltenden Durchschnitt. Doch dürfte auch diese Er-
scheinung ihre letzten Gründe in wirtschaftlichen
und nicht in eigentlichen polit. Motiven haben. Auch
in den übrigen Provinzen zeigte sich 1867 eine An-
schwellung der A., und dasselbe beobachtete man
1872 in noch höherem Grade im ganzen Deutschen
Reich. Für viele Schwankende gibt eben die Furcht
an den wirtschaftlichen Folgen weiterer polit. Er-
weiterungen und Kriege den Ausschlag. Was die
oben eben erwähnten deutschen Staaten betrifft,
so zeigt sich in Sachsen wieder die Fähigkeit einer
am weitesten Industrie, in einer außerordentlich
dichten Bevölkerung die A. verhältnismäßig gering
erhalten; andererseits aber lehrt das Beispiel
Sachsens, daß ein mehr oderbaureichendes Land
günstigen bäuerlichen Besitzverhältnissen eben-
falls im Stande ist, seine Bevölkerung zusammen-
zuhalten. Die hohe A. von Württemberg und Ba-
den dürfte mehr auf Traktion und Unterneh-
mergeist, als auf schwere drückende Verhältnisse zu-
zuführen sein. Das merkwürdigste Beispiel einer
aus wirtschaftlicher Not unterhaltenen Massenaus-
wanderung bietet jedenfalls Irland dar, dessen Be-
völkerung von 8295 000 Seelen im J. 1845 theils
auf große Sterblichkeit, hauptsächlich aber durch
die A. auf 5 160 000 im J. 1881 zurückging.
Die hohe Betheiligung der ländlichen Bevölke-
rung nicht nur der kleinen Besitzer, sondern auch
der harten Arbeit gewöhnlichen Tagelöhner und
Arbeiter, sowie der ländlichen Handwerker an
der A. ist durchaus begründet und natürlich, nicht
zu verleugnen. Die Leute dieser Klassen zu der wirtschaftlichen
Entwicklung der für den Ackerbau geeigneten Länder
beizutragen vermögen, sondern auch weil
dieses Land aus das eifrige Streben nach Grund-
besitz sich ergab, das sie in der Heimat gar nicht
in der düstern Weise befriedigen können,
sondern jenseit des Ozeans das Land noch ganz
zu unentgeltlich zu haben ist (in den Vereinig-
ten Staaten z. B. auf Grund des Heimstättenge-
setzes), die gewöhnliche Landarbeit dagegen gut be-
lohnt wird und daher auch dem Mittellosen die
Möglichkeit geboten ist, das nötige kleine Kapital
zu dem eigenen Betrieb zusammenzubringen.
Aber auch, welche den industriellen, kommer-
ziellen und wissenschaftlichen Berufswegen ange-
hören, haben in noch nicht voll entwickelten Län-
dern weniger günstige Aussichten, als in den
Ländern der alten Kultur. Wenn in den letztern
die Arbeitslage leidlich günstig ist, so werden die
Arbeiter der großen Industrie schwerlich an A.
in schlimmen Zeiten bleibt ihnen wenig-

stens die Hoffnung auf eine baldige Änderung zum
Bessern, während eine ländliche Bevölkerung in
einem Lande mit Besitzverhältnissen, wie sie sich
z. B. in Irland finden, auch von der Zukunft nichts
zu erwarten hat.

Die A. aus einem relativ überbevölkerten Lande
wird die Beteiligten selbst oft zu einem bessern
Los führen; weit weniger aber ist darauf zu rech-
nen, daß die Uebel der Überbevölkerung einfach durch
Verminderung der Volkszahl mittels A. gemildert
werden können. In einem dünn besiedelten, auf
Landwirtschaft angewiesenen Gebiete wird die Ver-
minderung der Arbeitskräfte möglicherweise sehr
nachtheilig wirken, indem die Lage der mittlern und
größern Landwirthe erschwert wird, während von
den Kleinern viele in das ländliche Proletariat ver-
sinken. Auch in anderer Beziehung ist eine starke
A. für das Mutterland eine nichts weniger als er-
freuliche Erscheinung. Die Auswanderer gehören
vorzugsweise zu den energischen und kräftigern
Bestandtheilen der wirtschaftlich bedrängten Bevöl-
kerung, während die schwächlichen und verfallenen
Elemente zurückbleiben. Unter der ungewöhn-
lich großen Zahl von deutschen Auswanderern
(125 650), die 1872 über Hamburg, Bremen und
Antwerpen abreisten, waren z. B. 56,3 Proz. männ-
liche und 43,7 weibliche Individuen, 5,7 Proz. Kin-
der beiderlei Geschlechts unter 1 Jahr, 16,3 Proz.
Kinder von 1—10 Jahren, 44,3 Proz. männliche
und 32,9 Proz. weibliche Personen über 10 Jahre.
Die Zahl der ledigen Männer übertrifft die der ledi-
gen weiblichen Erwachsenen in noch weit stärkerem
Verhältnisse; in England beträgt sie etwa das Dop-
pelte der letztern. Durch die A. der jüngern Kräfte
geht also gewissermaßen das in denselben angelegte
Erziehungskapital dem Mutterlande verloren.
Außerdem aber sind die meisten Auswanderer nicht
gänzlich mittellos, es sind ja meistens entweder
solche, die zwar den Ruin herannahen sehen, aber
vor dem vollen Ausbruche desselben sich zur A.
aufgerafft haben, oder auch solche, die durch längere
Sparen (z. B. als Diensthofen) ein kleines Ka-
pital zusammengebracht haben. Wenn nun jeder
Auswanderer auch nur einige hundert Mark mit sich
führt, so macht das auf die Gesamtheit derselben
jährlich schon eine sehr große Summe. Indes darf
die wirkliche Bedeutung dieser Verluste doch nicht
überschätzt werden. Wenn die betreffenden Per-
sonen nicht ausgewandert wären, sondern ihr klei-
nes Vermögen wegen mangelnder Erwerbsgelegen-
heit unproduktiv im Lande verzehrt hätten, so wäre
der Verlust an Nationalvermögen ebenso groß ge-
wesen; dasselbe gilt für den Fall, daß sie zwar
selbst Verwendung für ihre Arbeitskraft gefunden,
aber durch ihre Konkurrenz andere zu unproduktiver
Verzehrung, z. B. zur Beanspruchung von Armen-
unterstützung genötigt hätten. Daß in diesen letz-
tern Fällen «das Geld im Lande geblieben wäre»,
ist vollwirtschaftlich von keinem Belange; überdies
werden die Auswanderer den größten Teil ihres
Vermögens nicht in klingender Münze, namentlich
nicht in einheimischer, sondern in Wechseln, frem-
den Banknoten u. s. w. mitnehmen. Kurz, die A.
ist häufig das Symptom eines wirtschaftlichen
Uebels im Mutterlande, aber weder ein Heilmittel
desselben, noch auch an sich ein Uebel, da bei tief
wurzelnden, z. B. durch die Besitzverteilung beding-
ten Mischständen durch das Unterbleiben der A.
ebenfalls nichts verbessert würde, während dieselbe

der Auswanderer seine Wohnung und den Schwerpunkt seiner wirtschaftlichen Existenz im Auslande hat. Der Statist ist es freilich immer sehr schwer, Auswanderer und Reisende scharf voneinander zu trennen. Soweit es sich um die überseeische A. handelt, gibt die Zahl der durch Auswandererschiffe beförderten Personen der Statistik eine gute Grundlage. Weitere Anhaltspunkte bieten dann die Entlassungsurkunden, die Auslandspässe und besondere Ermittlungen der lokalen Behörden. Zu den letztern gehört auch die Feststellung der ungesetzlichen A., die namentlich zu dem Zweck der Umgehung der Militärpflicht erfolgt. Das Gegenstück der A. bildet die Einwanderung, die im engern Sinne von der Erwerbung der Staatsangehörigkeit abhängt, im weitern Sinne dagegen mit dauernder Niederlassung im Inlande zusammenfällt.

In den ältesten Zeiten erscheint die Massenauswanderung teils in der Gestalt von Eroberungszügen ganzer Völkerstämme, teils als staatliche Kolonisation, wie sie z. B. von den phöniz. und griech. Städten aus in ausgedehnter Weise unternommen wurde. Im Orient kam es auch nicht selten vor, daß überwindene Völkstämme von dem despotischen Sieger zwangsweise nach neuen Wohnsitzen verlegt wurden. Das bekannteste Beispiel dieser Art bietet das Geschick der Bewohner der Königreiche Israel und Juda dar. Auch die große Völkerwanderung am Anfang des Mittelalters bestand teilweise aus einer Reihe von erzwungenen A., indem eine Völkerwelle die andere von Osten nach Westen drängte. Im Beginne der neuern Zeit stellt die Vertreibung der Mauren aus Spanien eine Zwangsauswanderung in großem Maßstabe dar. Im 19. Jahrh. sind Beispiele dieser Kategorie die Vertreibung der Seminolen aus Florida und die der Tschirokis aus Georgien. Auch die Verbrecherkolonien (wie z. B. früher Botany Bay) kann man auf eine Art von Zwangsauswanderungen zurückführen.

Mit der erzwungenen hängt sehr nahe diejenige A. zusammen, welche durch polit. oder religiöse Verdrängung oder Verfolgung oder überhaupt durch polit. oder religiöse Motive veranlaßt wird. Als Emigration im engern Sinne pflegt man die in neutralen Zufluchtsstätten lebenden Gruppen von polit. Flüchtlingen oder Unzufriedenen zu bezeichnen, wie zur Zeit der Französischen Revolution die royalistischen Emigrés in Deutschland und England, später die polit., ital. und ungar. Flüchtlinge in Paris und London, u. s. w. Beispiele von Massenauswanderung aus polit. Gründen aus der neuern Zeit liefern die Wanderungen (das «Treffen») der südafrik. Boers, sowie die A. der Tschertessen. Auch die mit A. verbundenen «Optionen» einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Elsaß-Lothringern beruhten auf polit. Motiven. Jedoch läßt sich keineswegs ohne weiteres das Gleiche sagen in Betreff derjenigen, welche auswandern, um sich dem Militärdienst zu entziehen, da in diesen Fällen häufig nur die Rücksicht auf wirtschaftliche Nachteile und andere Unbequemlichkeiten entscheidend ist.

Sehr häufig wurde seit der Reformation die A. durch religiöse Motive herbeigeführt. Beispiele sind die Ansiedelung der engl. Independenten und Puritaner in den Neuengland-Staaten, die A. der franz. Protestanten infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes und deren Aufnahme in Deutschland, namentlich in Brandenburg, die A.

der von dem Erzbischof Firmian verfolgten salsburger Protestanten (1731—32); in der neuesten Zeit sind die Mennoniten wegen der Aufhebung ihrer Freiheit vom Militärdienst zahlreich aus Preußen nach Rußland ausgewandert, durch das neue russ. Militärgesetz aber sind sie auch wieder von dort vertrieben worden und haben sich nun meistens nach Amerika gewandt. Der Auszug der Mormonen aus Nauvoo nach Utah kann wohl kaum noch mit zu der Kategorie der A. aus religiösen Gründen gerechnet werden.

Im allgemeinen richtet sich der Strom der A. aus den Ländern mit hochentwickelter alter Kultur nach den Gebieten mit reichen, aber noch unerschlossenen natürlichen Hilfsquellen und dünner Bevölkerung, und die wirksamste Ursache der A. ist gegenwärtig in den wirtschaftlichen Verhältnissen jener alten Kulturländer zu suchen. Hauptächlich ist es der durch relative Übervölkerung erzeugte Notstand, welcher größere Scharen, und zwar vorzugsweise die noch nicht ganz verarmten, energischen Elemente über den Ocean treibt; außerdem aber hat sich in manchen Gegenden ein traditioneller unternehmungslustiger Wanderinn ausgebildet, dem viele, in der Hoffnung «ihr Glück zu machen», folgen, ohne daß sie in der Heimat gerade von Not bedroht wären. Die hier in Betracht kommende Übervölkerung steht jedoch keineswegs in einem direkten Verhältnis zu der Dichtigkeit der Bevölkerung. Eher könnte man sagen, daß, in Deutschland wenigstens, die Größe der A. sich umgekehrt verhalte wie die Volldichtigkeit der einzelnen Landesteile. So hat z. B. in Preußen die am dünnsten bevölkerte Provinz Pommern regelmäßig die weitest stärkste A. Es kommen hier nach der Zählung von 1880 nur 51 Seelen auf 1 qkm, während die Zahl der Auswanderer über Hamburg, Bremen, Stettin und Antwerpen im J. 1879 auf 1000 E. 2,3 betrug. Westpreußen (55 E. auf 1 qkm) lieferte in demselben Jahre 1,88 und Posen (59 E. auf 1 qkm) 1,64 Auswanderer auf 1000 E. Dagegen kamen in der am dichtesten bevölkerten Rheinprovinz (151 E. auf 1 qkm) nur 0,36, in Schlesien (99 E. auf 1 qkm) nur 0,32, und in Westfalen (101 E. auf 1 qkm) 0,54 Auswanderer auf 1000 E. Eine im Gegenjah zu Westpreußen besonders auffallende Ausnahme macht die Provinz Ostpreußen, die bei einer geringen Volldichtigkeit (52) sich verhältnismäßig sehr wenig an der A. beteiligt (1879 nur mit 0,25 auf 1000 E.). Im Königreiche Sachsen, in Württemberg und Baden betrug bei einer Volldichtigkeit von resp. 198, 101 und 104 in dem angeführten Jahre die Ziffer der A. 0,61, 1,06 und 1,07 auf 1000 E., während Bayern mit nur 70 E. auf 1 qkm auch nur die geringe Auswanderungsverhältniszahl 0,54 aufweist.

Aus den angegebenen Zahlen ist zugleich schon erkennbar, was auch die unmittelbaren statistischen Erhebungen beweisen, daß in Preußen die ländliche Bevölkerung sich stärker an der A. beteiligt als die städtische und industrielle. Die starke A. Pommerns hängt ohne Zweifel mit den dortigen ungünstigen agrarischen Verhältnissen, insbesondere mit dem Überwiegen des großen Grundbesitzes zusammen. Übrigens hat sich in Preußen das Maximum der Intensität der A. allmählich von Westen nach Osten bewegt. Vor 1855 lieferten die beiden westl. Provinzen fast immer eine bedeutend größere absolute Zahl von Auswanderern, als die sechs östl. Provinzen

zusammengenommen, während seitdem das Kontingent der letztern das der erstern mehr und mehr übertroffen hat. Offenbar hängt dieses mit der Entwicklung der rhein.-westfäl. Industrie zusammen, welche vielen, die unter den früheren Verhältnissen ausgewandert sein würden, eine ausreichende Erwerbsgelegenheit geboten hat. Auch früher schon gab der am dichtesten bevölkerte und zugleich industriereichste Regierungsbezirk Düsseldorf die geringste Zahl von Auswanderern ab, während die gebergigen, überwiegend landwirtschaftlichen Bezirke Erier und Koblenz am stärksten bei der A. betheiligt waren. Die neuen preuß. Provinzen hatten in den ersten Jahren nach 1866 eine sehr starke A. aufzuweisen und auch jetzt steht der relative Antheil von Hannover und Schleswig-Holstein noch erheblich über dem für den ganzen Staat geltenden Durchschnitt. Doch dürfte auch diese Ercheinung ihre letzten Gründe in wirtschaftlichen und nicht in eigentlich polit. Motiven haben. Auch in den übrigen Provinzen zeigte sich 1867 eine Anschwellung der A., und dasselbe beobachtete man 1872 in noch höherm Grade im ganzen Deutschen Reich. Für viele Schwankenende gibt eben die Furcht vor den wirtschaftlichen Folgen weiterer polit. Erschütterungen und Kriege den Ausschlag. Was die übrigen eben erwähnten deutschen Staaten betrifft, so zeigt sich in Sachsen wieder die Fähigkeit einer hochentwickelten Industrie, in einer außerordentlich dichten Bevölkerung die A. verhältnismäßig gering zu erhalten; andererseits aber lehrt das Beispiel Bayerns, daß ein mehr aderbautreibendes Land bei günstigen bäuerlichen Besitzverhältnissen ebenfalls im Stande ist, seine Bevölkerung zusammenzuhalten. Die starke A. von Württemberg und Baden dürfte mehr auf Tradition und Unternehmungslust, als auf schwere drückende Nothstände zurückzuführen sein. Das merkwürdigste Beispiel einer durch wirtschaftliche Noth unterhaltenen Massenauswanderung bietet jedenfalls Irland dar, dessen Bevölkerung von 8295000 Seelen im J. 1845 theils durch große Sterblichkeit, hauptsächlich aber durch A. bis auf 5160000 im J. 1881 zurückging.

Die starke Betheiligung der ländlichen Bevölkerung, nicht nur der kleinen Besitzer, sondern auch der an rauhe Arbeit gewöhnten Tagelöhner und Dienstboten, sowie der ländlichen Handwerker an der A. ist durchaus begreiflich und natürlich, nicht nur weil Leute dieser Klassen zu der wirtschaftlichen Eroberung der für den Aderbau geeigneten Länder das meiste beizutragen vermögen, sondern auch weil sie von haus aus das eifrige Streben nach Grundbesitz in sich tragen, das sie in der Heimat gar nicht oder nur in dürftigster Weise befriedigen können, während jenseit des Oceans das Land noch ganz oder fast unentgeltlich zu haben ist (in den Vereinigten Staaten z. B. auf Grund des Heimstättegesetzes), die gewöhnliche Landarbeit dagegen gut bezahlt wird und daher auch dem Mittellosen die Möglichkeit geboten ist, das nötige kleine Kapital für einen eigenen Betrieb zusammenzubringen. Denjenigen aber, welche den industriellen, kommerziellen und wissenschaftlichen Berufsweisen angehören, haben in noch nicht voll entwickelten Ländern oft weniger günstige Aussichten, als in den Gebieten der alten Kultur. Wenn in den letztern die Geschäftslage leidlich günstig ist, so werden die Arbeiter der großen Industrie schwerlich an A. denken; in schlimmen Zeiten bleibt ihnen wenig

stens die Hoffnung auf eine baldige Aenderung zum Bessern, während eine ländliche Bevölkerung in einem Lande mit Besitzverhältnissen, wie sie sich z. B. in Irland finden, auch von der Zukunft nichts zu erwarten hat.

Die A. aus einem relativ überdölkerten Lande wird die Beteiligten selbst oft zu einem bessern Lose führen; weit weniger aber ist darauf zu rechnen, daß die Uebel der Überdölkung einfach durch Verminderung der Volkszahl mittels A. gemildert werden können. In einem dünn bevölkerten, auf Landwirtschaft angewiesenen Gebiete wird die Verminderung der Arbeitskräfte möglicherweise sehr nachtheilig wirken, indem die Lage der mittlern und größern Landwirthe erschwert wird, während von den kleinern viele in das ländliche Proletariat versinken. Auch in anderer Beziehung ist eine starke A. für das Mutterland eine nichts weniger als erfreuliche Erscheinung. Die Auswanderer gehören vorzugsweise zu den energischen und kräftigern Bestandtheilen der wirtschaftlich bebrängten Bevölkerung, während die schwächlichen und vertommenen Elemente zurückbleiben. Unter der ungewöhnlich großen Zahl von deutschen Auswanderern (125650), die 1872 über Hamburg, Bremen und Antwerpen abreisten, waren z. B. 56,3 Proz. männliche und 43,7 weibliche Individuen, 5,7 Proz. Kinder beiderlei Geschlechts unter 1 Jahr, 16,8 Proz. Kinder von 1—10 Jahren, 44,8 Proz. männliche und 32,9 Proz. weibliche Personen über 10 Jahre. Die Zahl der lebigen Männer übertrifft die der lebigen weiblichen Erwachsenen in noch weit stärkerm Verhältnisse; in England beträgt sie etwa das Doppelte der letztern. Durch die A. der jüngern Kräfte geht also gewissermaßen das in denselben angelegte Erziehungskapital dem Mutterlande verloren. Außerdem aber sind die meisten Auswanderer nicht gänzlich mittellos, es sind ja meistens entweder solche, die zwar den Ruin herannahen sahen, aber vor dem vollen Ausbruche desselben sich zur A. ausgerüstet haben, oder auch solche, die durch längeres Sparen (z. B. als Dienstboten) ein kleines Kapital zusammengebracht haben. Wenn nun jeder Auswanderer auch nur einige hundert Mark mit sich führt, so macht das auf die Gesamtsumme derselben jährlich schon eine sehr große Summe. Indes darf die wirkliche Bedeutung dieser Verluste doch nicht überschätzt werden. Wenn die betreffenden Personen nicht ausgewandert wären, sondern ihr kleines Vermögen wegen mangelnder Erwerbsgelegenheit unproduktiv im Lande verzehrt hätten, so wäre der Verlust an Nationalvermögen ebenso groß gewesen; dasselbe gilt für den Fall, daß sie zwar selbst Verwendung für ihre Arbeitskraft gefunden, aber durch ihre Konkurrenz andere zu unproduktiver Verzeehrung, z. B. zur Beanspruchung von Armenunterstützung genöthigt hätten. Daß in diesen letztern Fällen « das Geld im Lande geblieben wäre », ist volkswirtschaftlich von keinem Belange; überdies werden die Auswanderer den größten Theil ihres Vermögens nicht in klingender Münze, namentlich nicht in einheimischer, sondern in Wechseln, fremden Banknoten u. s. w. mitnehmen. Kurz, die A. ist häufig das Symptom eines wirtschaftlichen Übels im Mutterlande, aber weder ein Heilmittel desselben, noch auch an sich ein Ubel, da bei tief wurzelnden, z. B. durch die Besitzverteilung bedingten Mischständen durch das Unterbleiben der A. ebenfalls nichts verbessert würde, während dieselbe

wenigstens den Auswanderern selbst die Möglichkeit einer bessern Zukunft eröffnet.

Aber auch wenn die Nachteile der A. größer wären, als sie sind, wäre der auf den Prinzipien der bürgerlichen Freiheit bestehende Staat nicht berechtigt, die A. seiner Angehörigen zu verbieten oder wesentlich zu beschränken. Die frühern Restriktionen dieser Art hingen entweder (wie das Destraktrecht, die Nachsteuer) mit der Hörigkeit zusammen, oder waren Ausflüsse der Willkür des absoluten Polizeistaats. Ein drakonisches Verbot der A. wurde z. B. für das Deutsche Reich (am 7. Juli 1768) von Joseph II. erlassen: «Wer sich heimlich fortzumachen unternehme», solle auf Betreten angehalten und dieses Frevels halber nach Befund mit gemessenen Strafen belegt werden; Anwerber und Unterhändler aber sollten «dem Befinden nach mit Leibs- und allenfallsiger Lebensstrafe» getroffen werden. In der neuern Zeit ist das Prinzip der Freiheit der A. in den Kulturstaaten zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Nach dem Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 über die Reichs- (Bundes-) und Staatsangehörigkeit darf die Entlassung aus dem Staatsverbande zur A. in Friedenszeiten nicht verweigert werden, sofern nicht die Bestimmungen des §. 15 zur Anwendung kommen, nach welchen Angehörigen der aktiven Armee und zum aktiven Dienst eingezogenen Reservisten und Landwehrmännern vor der Auflösung dieses Verhältnisses die Entlassung zu versagen ist, ebenso denjenigen, welche in dem Alter von 17 bis vollen 25 Jahren stehen, sofern sie nicht ein Zeugnis der Kreisersagkommission darüber beibringen, daß sie die Entlassung nicht bloß in der Absicht nachsuchen, sich dem Militärdienst zu entziehen. Die Militärpflichtigen, die unbefugterweise auswandern, werden durch das Reichsstrafgesetzbuch mit einer Geldstrafe von 150—3000 Mark oder mit Gefängnis von einem Monat bis zu einem Jahr bedroht, während beurlaubte Reservisten und Landwehrmänner bei unerlaubter A. zu einer Geldstrafe bis zu 150 Mark oder zu Haft verurteilt werden. Militärpflichtige, die ohne Erlaubnis ausgewandert, aber in den Vereinigten Staaten naturalisiert sind und sich fünf Jahre ununterbrochen dort aufgehalten haben, sind nach dem deutsch-amerik. Vertrage vom 22. Febr. 1868 straf-frei. Jedoch verliert ein naturalisierter Deutsch-Amerikaner durch mehr als zweijährigen Aufenthalt in Deutschland wieder sein amerik. Bürgerrecht. Die ursprünglich vereinbarte Dauer dieses Vertrags ist übrigens 1878 abgelaufen und es scheinen Modifikationen dieser Bestimmungen in Aussicht zu stehen. Wer von allen militärischen Verpflichtungen frei ist, kann ohne Paß oder Entlassungsbefund frei außer Landes gehen; seine deutsche Staatsangehörigkeit verliert er dann durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande, falls er sich nicht bei einem Konsulat hat immatriculieren lassen. Die Mehrzahl der Auswanderer verläßt die Heimat ohne Entlassungsbefund. In dieser Lage befanden sich z. B. 1872 (soweit der Nachweis möglich ist) von den preuß. Auswanderern 42107 (mit Einschluß von 10690 vermählten Militärpflichtigen), während nur 22404 eine förmliche Entlassung erhalten hatten.

Die Auswanderungsagenten sind noch besondern gesetzlichen Bestimmungen unterworfen, jedoch gegenwärtig vorwiegend nur im Interesse der Auswanderer, nicht mehr wie früher, um die A. zu beschränken. Nach der Gewerbeordnung bleibt diese

Materie den Landesgesetzen vorbehalten, und in Preußen ist daher in Betreff der Konfessionen dieser Unternehmer und Agenten noch das Gesetz vom 7. Mai 1853 maßgebend. Jedoch bedroht das Reichsstrafgesetz allgemein diejenigen mit Gefängnis von einem Monat bis zu zwei Jahren, welche es zum Geschäft machen, Deutsche unter Vorspiegelung falscher Thatsachen oder wesentlich mit unbegründeten Angaben zur A. zu verleiten. Die beteiligten Partikularstaaten haben auch in Betreff der Einrichtung der Auswandererschiffe, der Herbergenden Häfen u. s. w. eingehende polizeiliche Vorschriften zum Schutze der Auswanderer erlassen. Seit 1869 ist außerdem ein Bundes-, jetzt Reichsministerium mit der Beaufsichtigung des Auswanderungswesens in den deutschen Seep lägen beauftragt. So gibt der Staat den Ausziehenden ein vor sorgliches Geleit bis in ihre neue Heimat in den Auskunfts häfen aber finden sie vielfach Abweisung und Beihilfe durch die gemeinnützige Vereinthätigkeit deutscher Landeute. In Neup von den Landungshäfen der meisten Auswanderer, steht zum Schutze derselben eine Einwanderungskommission, die aus sechs vom Gouverneur des Staats ernannten Mitgliedern, dem Mayor und den Vorständen der Deutschen und der Irlands Gesellschaft zusammenge setzt ist.

Daß sich unter den obwaltenden Verhältnissen die deutsche A. durch wirtschafts- oder sozialpolit. Maßregeln des Staats wirksam zurückhalten lassen ist wenig wahrscheinlich. Das einzig wirksame Mittel zur Bekämpfung derselben ist der Aufschwung der Industrie und der Landwirtschaft; diesen kann der Staat wohl durch Begrü nung von Fabriken und positio in Nebensachen fördern, al die eigentlich treibenden Kräfte sowie die entlic den Konjunkturen vermag er nicht zu schaffen. Auch die Veruche, eine bessere Verteilung des Grundbesitzes herbeizuführen und namentlich die Zahl bäuerlichen Stellen zu vermehren, werden nicht zuviel zur Verminderung der A. vermögen. Da da das bestehende Privateigentum nicht angetastet werden kann und eine Verschönerung von Domänen ebenfalls nicht angeht, so werden die neuen Hebler durch Pacht- und Amortisationsquoten schwer belastet, daß ihre Lage eine sehr gedrückt bleibt, während sie mit denselben Opfern in ein neues Lande mit noch geringfügigem Bodennweit günstigere Erfolge hätten erzielen können. Wenn man aber der A. ihren Lauf lassen muß, erhebt sich die Frage, ob dieselbe denn nicht wenigstens so geleitet werden könnte, daß die Abzieher in einem nähern Zusammenhange mit ihr Vaterlande blieben und daß ihr Gedeihen auch günstige Rückwirkung auf das letztere ausüben. Neun Zehntel der deutschen Auswanderer wohnen sich nach den Vereinigten Staaten, und hier schon die zweite Generation nahezu und die drit vollständig in die fremde Nationalität auf. U dem erwähnten Gesichtspunkt hängt demnach die Auswanderungsfrage zunächst mit der Frage der Kolonisation (s. d.) zusammen. Bemerkenswert ist, daß die brit. Unterthanen trotz des Aufstiehs Australiens und Neuseelands noch immer vorwiegend nach den Vereinigten Staaten auswandern. Im J. 1879 z. B. wandten sich von 164274 weniger als 91806 diesem Lande zu. Neben der Gründung von politischen, mit dem Reiche verbundenen Kolonien könnte aber auch die Ansiedlung

größeren Vereinigungen von deutschen Auswanderern in überseeischen Staaten in Betracht kommen, dergestalt, daß dieselben ihre deutsche Nationalität bewahren und mit dem Mutterlande fruchtbar wirtschaftliche Beziehungen unterhalten könnten. Mit Recht betrachtet man die La-Plata-Länder und namentlich das fahd. Brasilien als besonders geeignet zu solchen Versuchen mit Massenansiedelungen, die natürlich nur in gemäßigten oder höchstens subtropischen Klimaten Erfolg haben könnten. In Südbrasilien lebt jetzt schon eine ansehnliche deutsche Bevölkerung, zum Teil in gesonderten Kolonien, und das deutsche Element erweist sich hier als das wirtschaftlich fruchtigere, während es in Nordamerika den Verlust gegenüber im Nachteile ist. Seit Okt. 1880 ist in Brasilien auch die Gleichberechtigung der Konfessionen sowie die Gleichstellung der Naturalisirten und der Eingeborenen gewährleistet und dadurch ein wesentliches Bedenken weggeräumt worden, das früher (neben den Parierverträgen) gegen die A. nach Brasilien geltend gemacht wurde. Eine 1849 in Hamburg gegründete Kolonisationsgesellschaft hat gute Erfolge erzielt und schon 14 000 Auswanderer in Südbrasilien ansässig gemacht. Es ist dies die einzige Gesellschaft, die unter mehreren Versuchen ähnlicher Art Bestand gewonnen hat. Das Wüßlingen der übrigen (meistens ebenfalls aus den vierziger Jahren stammend) sollte indes von neuen Unternehmungen nicht zurückhalten. Die Angelegenheit ist denn auch in der jüngsten Zeit wieder auf die Tagesordnung gebracht und ein erster weiterer Schritt durch die Gründung des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export (1881 in Düsseldorf) gethan worden. Eine direkte Unterstützung solcher Unternehmungen durch die Regierung ist nicht zu empfehlen, damit nicht das Mißtrauen der Staaten, in deren Gebiet die Ansiedelungen erfolgen sollen, wachgerufen werde. Indirekt doch würde von Staats wegen immerhin manches zur Förderung der hier besprochenen Pläne geschehen können, auch ohne daß ein besonderes Auswanderungs- und Kolonisationsamt geschaffen würde, wie die preuß. Regierung 1850 in Erfurt vorschlug. Eine Auswanderungsgesellschaft dürfte nicht den Charakter einer Wohltätigkeitsgesellschaft tragen, weil dadurch gerade die besten Elemente der Auswanderer von ihr fern gehalten würden; doch dürfte es auch nicht das Land für sich behalten wollen, so auf die künftige Steigerung der Grundrente spekulieren, denn auch dann würden die thätigern und nicht ganz mittellosen Auswanderer nichts von ihr wissen wollen. Das Wünschenswerthe wäre vielmehr, daß die Gesellschaft einen mäßigen Gewinn erpelte, die Ansiedler aber möglichst bald zu selbständigen Grundbesitzern machte. Der Verein hätte so das Land im Großen anzukaufen und im Kleinen zu verkaufen, nötigenfalls gegen jährliche Ratenzahlungen. Eine weitere Kreditgewährung an Auswanderer ist nicht zu empfehlen. Die neue Wirt; unter dem Druck einer Schuldenlast zu betreiben, ist für den Auswanderer ein lähmendes und keines Gefühl, wenn auch die Mißbräuche der ihm Zeit, als die Auswanderer zur Abarbeitung der Passagievorschüsse in eine Art von Leibeigenen treten mußten, unter der Voraussetzung einer solchen Organisation der A. nicht mehr zu betonen wären. Wohl aber würde es oft zweckmäßig sein, zur A. tauglichen Personen, die in ihrer Zeit der Armenpflege zur Last fallen oder zu

fallen drohen, die Möglichkeit einer überseeischen Ansiedelung zu verschaffen, indem die Gemeinden oder Wohltätigkeitsvereine mit einer die nötigen Garantien bietenden Auswanderungsgesellschaft Verträge in Betreff der Beförderung und der Unterbringung in einer deutschen, wenn auch nicht dem Deutschen Reich gehörenden Kolonie abschließen.

Die Statistik der A. läßt sich zwar für kein Land mit genügender Vollständigkeit und Zuverlässigkeit aufstellen, da die Unterscheidung zwischen Auswanderern und Reisenden nie ganz scharf durchgeführt werden kann; indes reichen die vorliegenden Daten immerhin aus, um ein Urtheil über die numerische Bedeutung der A. möglich zu machen. Da die Vereinigten Staaten den größten Theil der europäischen A. aufnehmen, so erhält man schon ein ungefähres Bild der letztern aus der Statistik der Einwanderung in die Union. Die Zahl der dort angekommenen «fremden Passagiere» von 1789 bis 1820 wird im ganzen nur auf 250 000 geschätzt; 1820—30 betrug die Zahl der fremden Ankömmlinge aus Europa allein schon 106 507; 1831—40: 495 688, 1841—50: 1 597 502, 1851—60: 2 452 660, 1861—70: 2 180 407, im ganzen also 1820—70: 6 832 764; die Zahl der sämtlichen fremden Passagiere mit Einschluß der aus Amerika und andern Welttheilen angekommenen, belief sich auf 7 583 865. In jenem halben Jahrhundert kamen aus Großbritannien und Irland allein 8 857 860 Personen; Deutschland mit Preußen und Oesterreich (letzteres nur wenig beteiligt) stand in zweiter Linie mit 2 377 881 Angekommenen, dann folgten Frankreich mit nur 245 812 und Schweden und Norwegen mit der verhältnismäßig hohen Ziffer 153 928. Übrigens besanden sich unter jenen fremden Passagieren auch solche, die nicht in den Vereinigten Staaten zu bleiben gedachten. Die Zahl derselben wird zu 60 829 angegeben. Die Ergebnisse des Censns von 1870 in Betreff des Geburtslandes der damals gezählten Bevölkerung (unter welcher sich auch Fremde befanden, die wieder in ihr Vaterland zurückzukehren gedachten) stimmt mit dieser Einwanderungsschätzung in den allgemeinsten Umrissen überein; mit Rücksicht auf die mutmaßliche Sterblichkeit der Einwanderer möchte man nach jenen Zahlungsergebnissen die ursprüngliche Zahl derselben wohl noch höher schätzen, als sie sich nach der obigen Statistik ergibt. Im ganzen betrug die Anzahl der im Auslande Geborenen 5 567 229; von diesen kamen aus Europa 4 386 618 und zwar 2 626 241 auf Großbritannien, 1 690 533 auf Deutschland und 619 844 auf die der übrigen europ. Länder. Im Jahrzehnt 1870—80 sind die offiziellen Zahlen der Einwanderer (immigrants, mit Ausschluß der bloßen Reisenden) insgesammt (I) und unterschieden nach der Herkunft aus Europa (II), aus Großbritannien und Irland (III) und aus Deutschland (IV):

Jahr	(I)	(II)	(III)	(IV)
1871	346 988	296 756	143 937	107 201
1872	437 750	381 460	157 905	156 595
1873	422 545	369 487	159 855	133 141
1874	260 814	208 059	100 422	56 927
1875	191 281	144 179	66 179	36 565
1876	157 440	114 549	42 243	31 828
1877	130 526	94 795	35 556	27 419
1878	153 207	111 883	40 706	31 968
1879	250 565	184 211	78 424	43 581.

In dem am 30. Juni 1880 endenden Fiskaljahre 1879/80 stieg die Gesamtzahl der Einwanderer

mieder auf 457 257, von denen 347 747 aus Europa kamen, und im Fiskalsjahre 1880/81 finden wir sogar die früher noch nie erreichte Ziffer von 669 431 eigentlichen Einwanderern. Von diesen kamen aus Europa 527 441, aus Großbritannien und Irland 153 718, aus Deutschland 210 485, aus Schweden 49 760, aus Norwegen 22 705, aus Österreich 21 109, aus Italien 15 387. Bei der Einwanderung aus außereurop. Ländern in die Union steht die aus dem brit. Nordamerika obenan: sie erreichte in dem Fiskalsjahre 1880/81 die Ziffer 125 391. Aus China wanderten 11 890, aus Asien überhaupt nur 11 982 Personen ein. Nach dem Censüs von 1880 waren bei einer Gesamtbevölkerung von 50 438 960 Seelen 6 677 360 Personen im Auslande geboren. Die absolut größte Zahl von Deutschen findet man im Staate Newyork (1870: 316 882), das Hauptziel der deutschen Einwanderer bilden jedoch die Centralstaaten Illinois, Ohio, Wisconsin, Missouri, Indiana, Iowa, Michigan, Minnesota.

Die Auswanderungsstatistik der europ. Länder kann natürlich auch im besten Falle nur annähernd mit den amerik. Angaben über die Einwanderung übereinstimmen. Was Deutschland betrifft, so können die offiziellen Veröffentlichungen über die Zahl der förmlichen Entlassungen keinen Anhalt für die Größe der A. bieten, und auch die sonstigen Ermittlungen der binnenländischen Behörden über die A. bleiben notwendigerweise unvollständig und ungenau. Die besten statist. Grundlagen, wenigstens für die überseeische A., gewähren die Erhebungen in den deutschen Einschiffungshäfen, namentlich in Bremen und Hamburg, neben denen Stettin nur in untergeordneter Weise in Betracht kommt. Auch aus Antwerpen hat man seit einer Reihe von Jahren Nachrichten über die deutsche A. eingezogen. Bis zum J. 1850 gingen 80—90 Proz. der Auswanderer über Bremen, und erst in den folgenden Jahrzehnten kam Hamburg allmählich in dieser Beziehung der Schwesterstadt gleich. Die durchschnittliche jährliche Zahl der Auswanderer über die beiden Hansestädte betrug 1836—39: 14 692, 1840—44: 14 615, 1845—49: 36 706, 1850—54: 77 165, 1855—59: 54 433, 1860—64: 41 665, 1865—69: 107 672, 1870: 79 337. Für die neueste Zeit sind die offiziellen Ziffern der über Hamburg, Bremen, Stettin und Antwerpen beförderten deutschen Auswanderer folgende: 1871: 75 912, 1872: 125 650, 1873: 103 638, 1874: 45 112, 1875: 30 773, 1876: 28 368, 1877: 21 964, 1878: 24 217, 1879: 33 327, 1880: 106 191. Auch diese Zahlen sind nicht vollständig; es fehlt namentlich die A. über Havre, wo sich z. B. im J. 1872: 2593, 1873 sogar 6776 und in den J. 1874—76 im ganzen 5258 deutsche Auswanderer einschifften. Auch Rotterdam nimmt einigen Anteil an der Beförderung.

Die über die Landgrenzen, namentlich nach Rußland gehende A. ist natürlich ebenfalls unberücksichtigt geblieben. Die Zahl der mit Entlassungsurkunden versehenen Auswanderer aus Preußen nach außerdeutschen europ. Staaten betrug beispielsweise 1862—71 im ganzen 21 939, von denen 7144 nach Rußland gingen. Was die Richtung der deutschen A. über die obengenannten Seeplätze betrifft, so wandten sich in dem Zeitraume von 1871 bis 1878 im ganzen nach den Vereinigten Staaten 422 219, nach Brasilien 17 155, nach den Argentinischen Staaten 1137, nach Britisch-Amerika 1035, nach den übrigen Ländern Amerikas 4280, nach

Afrika 1228, nach Asien 214, nach Australien 946. Die Nordamerikanische Union hat also 92,7 Proz. der Gesamtzahl an sich gezogen. Im J. 1879 hatten von 33 327 deutschen Auswanderern 30 808 die Vereinigten Staaten, 1630 Brasilien, 216 die Argentinischen Staaten und 274 Australien als Ziel.

Die A. aus den brit. Inseln ist nicht nur numerisch die stärkste von allen Ländern, sondern sie ist auch die am wenigsten einseitige, indem sie wenigstens nicht so durchaus überwiegend, wie die deutsche, nach den Vereinigten Staaten gerichtet ist, sondern einen immerhin beträchtlichen Bruchteil nach den verschiedenen brit. Besitzungen entsendet. Die Gesamtzahl der auswandernden brit. Unterthanen betrug 1870: 202 511, 1871: 192 751, 1872: 210 494, 1873: 228 345, 1874: 197 272, 1875: 140 675, 1876: 109 469, 1877: 95 195, 1878: 112 902, 1879: 164 274, 1880: 226 542. Von den Auswanderern des J. 1880 waren 111 845 Engländer, 22 056 Schotten und 93 641 Irländer. Das Bestimmungsland war für 166 570 die Nordamerikanische Union, für 24 184 Australien und Neuseeland, für 20 902 das brit. Nordamerika, während 15 886 nach andern Ländern gingen. Der Anteil der Vereinigten Staaten an der britischen A. betrug also in diesem Jahre 74 Proz., noch etwas mehr als 1873, während er in den wirtschaftlich ungünstigen Jahren 1876—78 etwas unter 50 Proz. gesunken war und auch 1879 nur 56 Proz. erreichte. Die Gesamtziffer der A. aus Großbritannien in dem Zeitraume von 1815—80 belief sich auf 9 242 033, mit Einschluß der Fremden, die etwa ein Sechstel dieser Zahl ausmachten.

Bedeutend ist auch die A. aus Italien, namentlich wenn man die von der ital. Statistik unterchiedene «temporäre» A. hinzurechnet. Zu letzterer werden diejenigen gerechnet, welche bei der Entnahme eines Passes erklären, daß sie vor Ablauf eines Jahres zurückzukehren gedenken. Es gehören hierher namentlich die Arbeiter, die nach andern europ. Ländern wandern, um bei Eisenbahnbauten, Straßenanlagen u. s. w. Beschäftigung zu finden. Bis 1876 wurde auch noch die «geheime A.» als besondere Kategorie angeführt; seitdem ist aber diese Klasse auf die beiden übrigen verteilt worden. Das Maximum der A. fällt auch in Italien in das J. 1873: die Gesamtziffer stellte sich damals auf 151 781, von denen 11 921 heimlich ausgewandert waren. Die neueren Angaben sind folgende: 1876: permanente A. 19 756, temporäre A. 89 015; 1877: perm. A. 21 087, temp. A. 78 126; 1878: perm. A. 18 535, temp. A. 77 733; 1879: perm. A. 40 824, temp. A. 79 007. Die Zahlen für die permanente und die temporäre A. fallen ziemlich genau zusammen mit der Unterzählung der A. nach außereurop. und nach europ. Ländern. Was die erstere betrifft, so ist bemerkenswert, daß die Vereinigten Staaten auf die Italiener nur eine geringe Anziehungskraft ausüben, daß viel mehr der Hauptstrom der ital. überseeischen A. nach Südamerika fließt. So verteilt sich z. B. im J. 1879 die A. so: Vereinigte Staaten 3208, La Plata-Staaten 14 166, Brasilien 7999, andere Staaten Südamerikas 6945, Mexico und Centralamerika 4757, Nordafrika 2523.

Auch die Scandinavische Halbinsel stellt ein verhältnismäßig großes Kontingent von Auswanderern, das fast ausschließlich für Nordamerika bestimmt ist. Die durchschnittliche jährliche Ziffer bei schwedischen A. betrug 1866—60 nur 831, 1866—65 schon 3963, in der Periode 1866—70 ab

hing sie auf 20526 (mit 39 064 im J. 1869 als Maximum); 1871 belief sie sich auf 17 450 und 1872 auf 15 915. In den Vereinigten Staaten kamen von 1871—78 im ganzen 64 388 schwed. Einwanderer an. In Norwegen betrug die jährliche Durchschnittszahl von 1856—60 3500, von 1861—65 5200, von 1866—70 aber 15 575 (Maximum 18 762 im J. 1869). In den folgenden Jahren stellte sich die Abreise der A. nach den norweg. Quellen: 1871 auf 12 276, 1872 auf 13 865, 1873 auf 10 352, 1874 auf 4601, 1875 auf 3944, 1876 auf 4355, 1877 auf 3223, 1878 auf etwa 5000. Die nordamerik. Quellen geben die Gesamtzahl der von 1871—78 eingewanderten Norweger auf 66 388 an. Die statistisch nachzuweisen A. aus der Schweiz war in den letzten Jahren folgende: 1875: 1772, 1876: 1741, 1877: 1691, 1878: 2608 Personen. Diese Zahlen sind jedoch nicht ganz vollständig. Eine merkwürdig geringe Verringerung an der überseeischen A. weist *Frankreich* auf; die Ziffer derselben belief sich z. B. 1875 nur auf 418, 1876 auf 8173, 1877 auf 8936.

Befähigt der Auswanderungsbewegung aus aufstrebend. Ländern verdient besonders die der Chinesen Erwähnung, die früher schon in ziemlich großer Zahl in dem ostind. Archipel zu finden waren und in neuerer Zeit sich immer mehr über Australien und Californien verbreitet haben. In dem letztern Lande hat diese Einwanderung, die durch chines. Gesellschaften unterhalten wird, bereits zu beachtlichen wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten geführt, indem die weiße Arbeiterbevölkerung sich dagegen auflehnt, daß ihre Lebenshaltung durch die Konkurrenz eines halbbarbarischen, den Bedürfnissen der europ. Civilisation fremden Stammes auf das Niveau des letztern herabgedrückt werde. Abgesehen suchen die Chinesen meistens (sofern sie möglich mit einem ersparten Kapital in ihr Vaterland zurückzukehren. Nach dem Census von 1880 lebten in den Vereinigten Staaten 105 679 Chinesen. Die Einwanderung aus Asien, die fast nur aus Chinesen besteht, wird für die J. 1871—79 auf 112 582 Personen angegeben, jedoch hat sie, wie es scheint, im J. 1875 ihren Höhepunkt (19 067) erreicht und ist seitdem in Abnahme begriffen. In Australien ergab der Census von 1871 eine chines. Bevölkerung von 81 086 Seelen.

Litteratur. Wappaus, «Deutsche A. und Kolonisation» (Epp. 1846, mit Nachtrag über Südamerika 1848); Roscher, «Kolonien, Kolonialpolitik und A.» (2. Aufl., Epp. u. Heidelberg. 1856); «Berichte über die Wirksamkeit der Deputation für Auswanderungswesen» (Hamb. 1856 fg.); Fröbel, «Die deutsche A. und ihre kulturhistor. Bedeutung» (Epp. 1858); A. Legoyt, «L'émigration européenne, son importance, ses causes, ses effets» (Par. 1861); Eury, «Die Aris der deutschen A. und ihre Bedeutung für jetzt und immer» (Berl. 1862); J. Faval, «Histoire de l'émigration européenne, asiatique et africaine au XIX^e siècle» (Par. 1862); H. Schulz, «Studien über agrarische und physik. Verhältnisse in Südbrasilien in Hinblick auf die Kolonisation und die freie Einwanderung» (Epp. 1865); derselbe, «Natur- und Kulturstudien über Südamerika und seine Bewohner, mit besonderer Berücksichtigung der Kolonisationsfrage» (Dressd. 1868); Lamp, «Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika» (Hb. 1, Epp. 1868); Zammers, «Die deutsche A. unter Bundeschutz» (Berl. 1869); G. Hering, «Special report on immigration; accom-

panying information for immigrants etc.» (Washington. 1871; deutsch ebenda 1872); Ruffball, «Rio Grande do Sul and its German colonies» (Lond. 1873); Böbker, «Die A. und die Einwanderung des preuß. Staates» («Zeitschrift des preuß. Statist. Bureau», Berl. 1873); derselbe, «Die preussische A. und Einwanderung seit dem J. 1844» (Düsseldorf. 1879); Kappel, «Die chinesische A.» (Bresl. 1876); Fabri, «Bedarf Deutschland der Kolonien?» (Gotha 1879); E. von Weber, «Die Erweiterung des deutschen Wirtschaftsgebietes und die Grundlegung zu überseeischen deutschen Staaten» (Epp. 1879).

Auswaschen heißt in der Chemie und chem. Fabrikindustrie aus einem pulverförmigen Körper (besonders den in Flüssigkeiten gebildeten Niederschlägen) die zwischen dessen Teilchen befindlichen auflösliehen fremden Teile durch Waschen mit Wasser (geeignetenfalls auch wohl mit Alkohol, Äther u. s. w.) wegschaffen. Es wird auf verschiedenste Weise ausgeführt, z. B. durch Dekantation, wobei man den Niederschlag absetzen läßt und die klare Flüssigkeit abgießt oder mit dem Heber abgießt, worauf man reines Wasser zusetzt, von neuem absetzen läßt und dies so oft wiederholt, bis der Niederschlag völlig ausgewaschen ist. Diese Methode wird technisch nur befolgt, wenn die Flüssigkeit ohne Wert ist oder verloren gegeben werden muß. Ein anderes Verfahren besteht darin, daß man den auszuwaschenden Körper auf einem Filter sammelt, die Flüssigkeit abfließen läßt und das Filter, nach jedesmaligem Abtropfen, von neuem mit Wasser füllt, bis alles Lösliche entfernt ist; zweckmäßig befestigt man den Trichter luftdicht auf einem Gefäß, in welchem man die Luft durch eine entsprechende Vorrichtung verdrängt (s. Aspirator), um durch den Druck der auf dem Filter lastenden Atmosphäre die Filtration zu beschleunigen. Statt des gewöhnlichen Filters bedient man sich beim technischen Betriebe zweckmäßig der Filterpresse (s. d.), in welcher die zu filtrierende Masse unter stärkerem Druck in ein Filter von großer Oberfläche getrieben und dann durch nachgedrücktes Wasser gewaschen wird. Krystallinische oder überhaupt nicht zu feindörnige Körper lassen sich in der siebförmigen Trommel einer Centrifugalmaschine vorteilhaft waschen. (S. Auslaugen.) Als gleichbedeutend mit A. werden von manchen die wenig passenden Ausbrüche Ausfällen oder Abfällen gebraucht.

Auswechslung der Gefangenen, s. unter Kriegsgefangene.

Ausweichung (in der Musik). Das Fortschreiten der Harmonie von einem Accord zum andern überhaupt nennt man im weitern Sinne Modulation. Überschreitet dieselbe die Grenzen der Grundtonart, so wird sie zur A., Modulation im engern Sinne; zum Übergange aber, wenn sie in einer andern Tonart schließt, als von der sie ausging. Drei Hauptwege namentlich stehen für die A. offen, die jedoch der Willkür den freiesten Spielraum lassen zu zahllosen Modifikationen. Der erste führt durch den Quinten- oder Quartencircel. So bequem als sicher, ist er überall ausreichend, wo es bloß gilt, eine Pause auszufüllen, und hat somit seinen praktischen Wert, z. B. für Organisten. Einen andern Weg bahnt der Umstand, daß jeder Accord in mehr als einer Tonart leiterigen (s. d.) sein kann, mit deren übrigen Accorden er sich leicht verbindet. So kann der D-moll-Accord der Vermittler zwischen dem F-dur- und E-dur-Accord und deren Tonarten-

werden, da er mit dem letztern in A-moll, mit dem erstern in mehr als einer Tonart leiterreigen ist. Bei der dritten Gattung der A. endlich ist es immer auf eine Übertragung oder Täuschung des Gehörs abgesehen, und die Vieldeutigkeit gewisser abgeleiteter Accorde ist dabei ein Haupthebel. Die bedeutendste Rolle spielen namentlich hier die Accorde der verminderten Septime und der übermäßigen Sexte.

Ausweisung ist die seitens der höhern Landespolizeibehörde verhängte Begeweisung von Ausländern oder des Staatsrechts Verlustigen aus dem Staats- (Bundes- oder Reichs-) Gebiete oder von Inländern aus bestimmten Orten, Bezirken, Reichsteilen. In gewissen Fällen kann das Recht der A. oder der Aufenthaltsverweigerung auch den Gemeinden für ihre Markung zustehen. Abgesehen von letztem Falle, ist die A. entweder eine rein polizeiliche Maßregel für die innere und äußere Sicherheit des Staats, oder sie erfolgt, besonders bei Inländern, auf Grund ausdrücklicher, allgemeiner oder besonderer strafgesetzlicher Bestimmung, namentlich als Wirkung der Stellung eines wegen Verbrechen oder Vergehens Bestraften unter Polizeiaufsicht. Die unbefugte Rückkehr eines Ausgewiesenen wird bestraft (Deutsches Strafgesetzbuch, §§. 39 und 361, Nr. 2; Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867, §§. 4, 5 und 6; Gesetz über den Unterhaltungswohnort vom 6. Juni 1870, §§. 55 fg.). Die A. gegen Fremde kann auch in Masse (A. der Deutschen aus Frankreich 1870) oder nach bestimmten Kategorien (Jesuiten) stattfinden; das den Gemeinden zustehende Recht der A. aber muß immer gesetzlich normiert sein und kann nie gegen solche gehen, welche in ihnen das Recht der Armenversorgung (Heimatsrecht, Unterhaltungswohnort) besitzen. Im Deutschen Reich, dem namentlich auch die gesamte Fremdenpolizei in Deutschland zusteht (Reichsverfassung Art. 4, Nr. 1), gibt es seit neuerer Zeit drei besondere gesetzliche Gründe der A., und zwar 1) das Gesetz über den Orden der Gesellschaft Jesu vom 4. Juli 1872. Nach demselben ist dieser Orden samt den ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen vom Gebiete des Deutschen Reichs ausgeschlossen und können die Angehörigen derselben, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiete ausgewiesen werden. Wenn sie Inländer, so kann ihnen der Aufenthalt in bestimmten Orten versagt oder angewiesen werden. 2) Das Gesetz über Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, vom 4. Mai 1874. Ihm zufolge kann einem Geistlichen oder andern Religionsdiener, welcher durch gerichtliches Urteil aus seinem Amte entlassen worden ist und hierauf eine Handlung vornimmt, aus welcher hervorgeht, daß er die Fortdauer des ihm entzogenen Amtes beansprucht, durch Verfügung der Landespolizeibehörde der Aufenthalt in bestimmten Orten oder Bezirken versagt oder angewiesen werden. Besteht die Handlung desselben in der ausdrücklichen Annahme des Amtes oder in der thatsächlichen Ausübung desselben, oder handelt er der gegen ihn ergangenen Verfügung der Landespolizeibehörde zuwider, so kann er seiner Staatsangehörigkeit durch Verfügung der Centralbehörde seines Heimatsstaats verlustig erklärt und aus dem Bundesgebiete ausgewiesen werden. Beides gilt auch von denjenigen Personen, welche wegen Vornahme von Amtshandlungen in einem Kirchenamte, das den Vorschriften der Staatsgesetze zuwider ihnen übertragen oder von ihnen übernommen ist, rechts-

kräftig zur Strafe verurteilt sind. Im Jan. 1882 hat jedoch der Reichstag einen Antrag Windthorst auf Aufhebung dieses Gesetzes angenommen. Dasselbe ist überhaupt nur sehr selten zur Anwendung gekommen, und wenn auch regierungsseitig eine ausdrückliche Zustimmung zu dem Antrage Windthorst nicht erfolgt ist, so kann doch das Gesetz thatsächlich als erloschen gelten. 3) Das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie, vom 21. Okt. 1878. Nach demselben kann gegen Personen, welche sich die Agitation für sozialdemokratische Zwecke zum Geschäft machen, im Falle einer Verurteilung neben der Freiheitsstrafe auf die Zulässigkeit der Einschränkung ihres Aufenthalts erkannt werden. Außerdem kann Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung zu befürchten ist, der Aufenthalt in den Bezirken oder Ortschaften, über welche der sog. kleine Belagerungszustand verhängt ist, versagt werden.

Auswintern nennt man die Zerstörung von Tieren und Pflanzen durch den Winterfroht. Es wirkt oft nützlich gegen das Ungeziefer; so würde z. B. der Landwirt der Feldmäuse nicht Herr werden, wenn strenge Winterfröste nicht dieselben vernichteten. Von Nutzpflanzen sind in Mitteleuropa dem A. am meisten der Raps und der Weizen unterworfen, weil sie gewöhnlich in schwerem Boden gebaut werden. Die Pflanzen werden dabei nicht durch den Frost selbst, sondern vielmehr durch dessen mittelbare Wirkung zerstört. Die in die Spalten der Adertrume gedrungene Feuchtigkeit zerprengt, zu Eis werdend, den Boden in viele Risse, lodert somit den Stand der Pflanzen, legt deren Wurzeln bloß und zerreißt dieselben, so daß sie zu Grunde gehen müssen. Man kann diesem Übel rechtigkeitsmäßig bei guter Witterung einigermaßen dadurch abhelfen, daß man die Saaten mit einer schweren Walze überfährt und so die Erde wieder an die Wurzeln andrückt. Als Schutz gegen das A. ist die Dramierung des Bodens, sowie in ebenen, dem Nordwind ausgesetzten Gegenden die Bestellung in scholligem Land zu empfehlen.

Auswintern, Ausblähen, Effloreszieren ist eine Erscheinung, die sich durch Krystallbildung auf Erde, Steinen, Mauern, in Höhlen u. dgl. bei wasserhaltigen Salzlösungen in denselben durch Kapillarität in die Höhe steigen. So wittert Soda in den Bergen Ungarns aus, Salpeter in Indien, auf Geysern in Ungarn u. s. w. Der sog. Mauer- oder Salpetertrag gehört gleichfalls hierher. Das Emporgehen von Krystallen aus den Lösungen gewisser Salze an den Wänden der Gefäße (Schalen, Becken, Gläser) wird auch Effloreszieren genannt.

Auswüchse oder **Extrazengen** sind abnorme Hervorragungen an lebenden Geschöpfen, welche aus deren Geweben hervorentwickeln. Sie kommen an Pflanzen und Tieren vor. Näher unterteilt sind sie nach ihrem Bau und Wesen sehr verschiedener Art, z. B. bald nur Vergrößerungen von Organen, deren normale Abnutzung fehlt (wie z. B. die Schneidezähne der Nager unformlich auswachsen, wenn man sie nur mit weichen Stoffen füttert bald Verdickungen der Oberhäute (wie bei den Wurzeln der menschlichen Haut und den warzigen Warzenrindenauswüchsen), bald Wucherungen der Epithel (wie die sog. Blutmäler), bald Aufstreibungen des Zellgewebes oder der Knochen (die sog. Erythrome bald bösartige Neubildungen (z. B. Krebs, Leukämie).

(schimm), bald schmarotzende Pflanzen, Tiere oder deren Produkte (z. B. die durch die Brut der Gallwespen hervorgerufenen Galläpfel). Immer beruhen die A. auf einer Veränderung der organischen Substanz, die durch einen Reiz hervorgerufen ist, der entweder von außen herzukommt oder mit einer inneren Krankheitsursache zusammenhängt. Bei den gutartigen A. sind die Gewebe selbst nur vermehrt und qualitativ verändert, wie z. B. bei den Oberhautwucherungen, die man auch als Hörner und Warzen bezeichnet; bei den bösartigen dagegen finden sich Neubildungen, wie z. B. Krebszellen. Nur uneigentlich kann man Veränderungen der Teile als A. bezeichnen, wie z. B. bei Knochenfraß in den Wirbels, wo durch Schmelzen einiger Wirbel die andern eine schiefe Stellung erhalten und zuweilen einen Buckel erzeugen.

Auswurf (Sputum) nennt man die aus den Luftröhren entlassenen festen oder flüssigen Stoffe. Der Akt dieser Entlassung heißt Auswerfen oder Expiration. Derselbe kommt mittels eigenenthümlicher Muskelbewegungen, des Hustens und Niesens, zu Stande; doch wirken auch die unwillkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen der Bronchialmuskulatur und der Wimperzellen der Luftröhrenschleimhäute mit zur Herausbeförderung der Auswurfstoffe. Im gesunden Zustande hat der Mensch keinen A. Inzwischen findet sich in unserm Klima, namentlich in den staubreichen großen Städten, durch Feuchtigkeith, Rauch u. s. w., oder durch gewisse Gase (Hier, Biqueur, fette Speisen, Gewürze u. s. w.) veranlaßt, bei vielen Menschen eine habituelle Schleimabsonderung des Gaumens und der oberen Luftwege ohne eigentliches Kranksein, welche indessen durch ihre Hartnäckigkeit oft eine Quelle tiefer hypochondrischer Verstimmung wird. Bei diesen chronischen Nasenkatarrhen besteht der A. hauptsächlich aus Schleim, der von den Schleimdrüsen der oberen Luftwege abstammt und oft Speichel, Speisereste, eingeathmete Staubtheilchen, Kohlepartikeln und andere anorganische Beimischungen, sowie einzelne Epithelzellen der Mundhöhle einschließt. Noch viel mannigfaltiger ist die Zusammensetzung des A. bei den krankhaften Zuständen der Luftröhren und der Lunge selbst, deren genaue Kenntnis und Untersuchung für den Arzt hinsichtlich der diagnostischen Beurteilung von der größten Wichtigkeit ist; es finden sich da im A. mehr oder wenig reichlich Eiter, Fett, bisweilen Blut, häutige oder röhrenförmige Faserstoffgerinnsel sowie zu Eiter zerfallene Auswurfungsprodukte (z. B. nach Lungenentzündungen, Tuberkeln u. dgl.), Reste zerstörten Lungengewebes (elastische Fasern, Pigment) sowie Krystalle von Cholestearin, Hämatoidin u. s. w. Endlich enthält der A. unter gewissen Umständen tierische und pflanzliche Parasiten; so werden z. B. bisweilen Teile von Schistosomococcusblafen ausgehustet; beim Lungenbrand sieht man in dem zeretzten, ansehnlich riechenden A. regelmäßig reiche Mengen von Bacterien (s. d.) und andern Pilzbildungen. Die dem A. nicht selten beigemischten trümeligen, lässigen und überfließenden Eitröpfchen, welche vielen hypochondrischen Eaten die größte Besorgnis und Angst einflößen, sind nicht, wie oft irrtümlich geglaubt wird, ausgehustete Tuberkeln, sondern nur das eingedickte, durch Zurückhaltung in den Buchten und den Taschen der Mandeln und infolge der feuchten Wärme der Mundhöhle zeretzte Sekret dieser Drüsen, das ohne alle Bedeutung ist und fast stets bei chronischen Nasenentzündungen vorkommt.

Die auswurfbefördernden Mittel oder Expectorantia sind sehr verschiedener Art. Zum Teil reizen sie zu Husten und Räuspern, auch wohl zum Würgen und Erbrechen, welches letztere das kräftigste auswurfbefördernde Mittel ist; zum Teil kräftigen sie die zum Auswerfen nötigen Muskelfasern, oder sie fördern die Schleimabsonderung auf den Schleimhäuten der Luftröhre und Schlingwege; zum Teil endlich machen sie letztere nur schlüpfrig und lindern deren Reizungszustand sowie den heftigen Hustentzel und den dadurch bedingten Krampf in den Luftröhren. Zu den Expectorantien gehören: Brechweinstein, Goldschwefel, Ipekakuanha, Senega, Arnika, balsamische Mittel, Fenchel, Anis, Salmiak, ätherisches und kohlensaures Ammoniak, Gummiessen, Schleime, Sirupe und andere Säfteleiten, warme Milch, heiße Getränke, Einatmung feuchter Dämpfe, kohlensaure Wasser.

Auswurfstoffe sind Produkte vulkanischer Thätigkeit, welche durch Verschäbung der Lavamasse entstanden, sobald diese bei ihrem Emporbringen in dem Eruptionskanal mit Wasser in Berührung kam. Hierher gehören Lavabälle, Bomben, Lapillis, vulkanischer Sand und Asche. Häufen sich diese rings um die Mündung ihres Eruptionskanals an, so bildet sich ein Aufschüttungskegel, z. B. der eigentliche Vesuvius und die Vulkanen der Larder Gegend.

Ausgehrung (Phthisis) bezeichnet diejenige Art der Konsumtion oder Schwindsucht (s. d.), bei welcher der Körper durch zu große Ausgaben, durch abnorme Abgänge, Eiterungen, Schleimflüsse u. s. w. verzehrt wird, trotzdem vielleicht die Nahrungszufuhr noch normal blieb, im Gegensatz zur Abzehrung oder Darrsucht (Tabes, Marasmus), bei welcher sich der Körper infolge zu geringer Einnahme und verminderter Ernährung gewissermaßen selbst verzehrt. Von den Laien wird der Ausbruch A. oft irrtümlich für Lungen- und Schwindsucht (s. d.) gebraucht, während er nur ein Symptom bezeichnet, welches den verschiedensten Krankheiten zukommen kann.

Auszug, Auszuge, Aitensteil, Großvaterrecht, Leibzucht, Verpfändung (reservatum rusticum) ist der Vorbehalt, durch welchen der Besitzer eines Bauernguts bei dessen Abtretung an den Sohn oder bei anderweiter Veräußerung sich oder auch dritten Personen eine Wohnung in dem abgetretenen Hause und gewöhnlich noch bestimmte Leistungen für den Unterhalt ausbedingungt. Es wird dadurch ein höchst persönlicher, mit dem Tode des Auszugsberechtigten erlöschender, durch keine Unfälle (wie Risikowach) zu schmälender Anspruch gegen den Erwerber des Grundstücks und seine Erben, ingleichen, wenn das Landesgesetz dem A. die Eigenschaft einer in die Grund- und Hypothekenbücher einzutragenden Realkast beilegt, auch gegen die Singularsuccessoren des ersten Auszugsberechtigten begründet, welche nicht einmal durch Zwangsversteigerung des Guts erlöscht. Zur Gültigkeit des Geschäftes wird dessen Abschluß vor Gericht erfordert. Über das dem Auszügler Gebührende entscheidet der Vertrag oder, bei Unbestimmtheit des darin gebrauchten Ausdrucks, z. B. wenn ganz allgemein der Unterhalt bedungen ist, die Rücksicht auf die Kräfte des Guts sowie auf die Persönlichkeit und die Lebensart des Berechtigten. Wenn ihm nicht bloß die Mitbenutzung der Wohnung des Eigentümers, sondern der Besitz getrennter Räume zugesichert ist, so kann der Auszügler solche Veränderungen treffen, welche das Bedürfnis

des Gebrauchs erheischt, auch sich wieder verheiraten und die neue Frau samt den mit ihr erzeugten Kindern in die Wohnung aufnehmen. Zu Diensten gegen den Gutseigentümer ist der Auszügler nicht verpflichtet, wohl aber zur Unterlassung solcher Handlungen, welche den Besitz des Pflichtigen stören oder gefährden. Sind mehrere zugleich auszugsberechtigt, z. B. der Vorbesitzer und seine Ehefrau, so wächst nach Wegfall der einen Person deren Gebühr dem Überlebenden keineswegs zu, sondern der Verpflichtete wird, dafern nicht ausdrücklich ein Anderes bedungen ist, zu diesem Teile frei.

Auszug oder **Bundesauszug** (frz. *Élite*) heißt in der Schweiz die im Alter von 20 bis 32 Jahren stehende wehrfähige Mannschaft des Bundesheeres, aus welcher die Feldtruppen ausschließlich zusammengelest sind. Die Truppen des A. bilden 8 Divisionen und bestanden am 1. Jan. 1880 aus 119678 Mann, nämlich 87253 Infanterie (98 Bataillone), 7360 Schützen (8 Bataillone), 2438 Dragonern (24 Schwadronen), 468 berittenen Guiden (12 Kompagnien Stabsordonnanzen), 9308 Feldartillerie (48 Batterien), 405 Gebirgsartillerie (2 Batterien), 1426 Positionsartillerie (10 Kompagnien), 2700 Artillerietrain (16 Parkkolonnen), 2090 Armeetrain (8 Bataillone), 317 Feuerwertern (2 Kompagnien), 2287 Genietruppen (8 Bataillone à 293 Mann in 1 Sappeur-, 1 Pontonier- und 1 Pioniertompagnie), 1442 Medizinalpersonen (8 Feldlazarette), 578 Verwaltungstruppen (8 Kompagnien) und 611 vom Personal der Divisions-, Brigade- und Regimentsstäbe. Alle im A. ausgeübten Mannschaften sind bis zur Vollenbung des 44. Lebensjahres in der Landwehr dienstpflchtig. Die Fußtruppen des A. sind durchweg mit Repetiergewehren bewaffnet, die Artillerie führt gezogene Hinterlabungs-Stahlgeschütze. Die Mobilmachung des A. kann infolge verschiedener, seit dem J. 1874 eingeführter Verbesserungen binnen wenigen Tagen bewirkt werden.

Aut — **aut** (lat.), entweder — oder.

Aut Caesar aut nihil (lat., d. h. entweder Cäsar oder nichts) lautete die unter einem Kopfe Julius Cäsars angebrachte Devise Cäsare Borgias; jekt Sprichwort für: «Entweder alles oder nichts.»

Autenrieth (Joh. Heinr. Ferd. von), mediz. Schriftsteller, geb. 20. Okt. 1772 zu Stuttgart, widmete sich mediz. und naturwissenschaftlichen Studien und ließ sich 1794 als Arzt in Stuttgart nieder. Im J. 1797 wurde er Professor der Arzneikunde zu Tübingen, 1819 Vizelanzler und 1822 Kanzler der Universität, auf deren Organisation er bedeutend eingewirkt hat. Er starb 2. Mai 1835. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Supplementa ad historiam embryonis humani» (Tüb. 1797) und das «Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie» (3 Bde., Tüb. 1801—2). Auch war A. Mitherausgeber von Reils «Archiv für Physiologie».

Auteroche (Jean C.), f. *Chappe d'Auteroche*.

Auteuil, früher ein schönes Dorf im Arrondissement St.-Denis des franz. Depart. Seine am rechten Ufer der Seine und am Eingange des Boulogner Holzes, jekt ein Teil des 16. Arrondissements von Paris; Station der pariser Gürtelbahn und von alters her beliebter Sommeraufenthalt der Pariser. Schon Voileau und Molière hatten Landhäuser in A., wo sich ihre Freunde Racine, Lafontaine, Chapelle u. a. versammelten. Der Salon der Madame Helvétius war der Sammelplatz der philos. Gesellschaft von Schriftstellern und Gelehrten, deren in

den franz. Memoiren des 18. Jahrh. oft Erwähnung geschieht unter dem Namen «Société d'Auteuil». Später war A. der Lieblingsaufenthaltsort Talleyrands, Thiers', des Malers Gérard, Ludw. Börnes und des Zeichners Gavarni. In der Kirche sind die Grabmäler von Aguessau und Helvétius; ferner befindet sich zu A. eine Mineralquelle und eine Wasserheilanstalt. A. litt ungemein beim Kampfe der verfallenen Regierungstruppen mit der pariser Commune von 1871.

Authenticität, Authentie, f. Authentisch.

Authenticen (Authenticae, d. h. die echten, nämlich leges, Gesetze) sind kurze Auszüge aus denjenigen Stellen der Novellen (f. d.), welche Abänderungen einzelner im Coder Justinians sich findenden Bestimmungen enthalten. Um diese Abänderungen bei den betreffenden Stellen leichter zu übersehen, verfaßten die Glossatoren solche Auszüge, die sie mit ex authentica bezeichneten, weil sie die Novellen selbst Authenticae nannten. Diese A. sind zwar mit dem Corpus juris aufgenommen, haben aber als bloße Privatarbeit keine Gesetzeskraft. Andere A. sind die dem Justinianischen Coder einverleibten Authenticae Fridericianae, d. h. 13 Verordnungen, welche die deutschen Kaiser Friedrich I. und Friedrich II. in Italien erließen und als die Juristen in Bologna mit dem Befehle schickten, sie gleich den obengenannten A. an passenden Orten in den Justinianischen Coder einzuschalten. Diese haben Gesetzeskraft. Nicht zu verwechseln mit A. endlich ist das Authenticum (Liber authenticarum), eine Sammlung von 134 Novellen, die lateinischen im Original, die griechischen in lat. Übersetzung enthaltend, welche bei den Glossatoren in Gebrauch war.

Authentisch (grch., d. h. verbürgt, zuverlässig) heißt speziell in der Litteratur eine Schrift oder Urkunde, insofern sie unter dem Volke und unter den Umständen geschrieben ist, wie der Verfasser oder die Überlieferung dies behauptet. Sie besigt dann Authentie oder Authenticität, d. h. Echtheit im Gegensatz zu untergeschobenen Schriften oder Urkunden. Die Feststellung der Authentie gehört der höhern Kritik an und erfolgt durch die Prüfung von Inhalt und Form (der innern Kriterien) sowie der Zeugnisse anderer (äußerer Kriterien).

Authentische Interpretation heißt eine Gesetzeserklärung, wenn sie von dem Gesetzgeber selbst gegeben wird, daher z. B. in konstitutionellen Staaten eine solche nur unter Mitwirkung der Volksvertretung erfolgen kann.

Authamp, Titel mehrerer Mitglieder der alten franz. Adelsfamilie Beaumont. — Jean Thérèse Louis de Beaumont, Marquis d'A., geb. 1738 zu Angers, war im Siebenjährigen Kriege Adjutant des Marschalls Broglie und stieg 1779 zum Marschal-de-Camp. Beim Ausbruch der Revolution stand er auf royalistischer Seite, emigrierte mit Conde, besetzte 1792 ein Reitercorps im Dienste der Emigration und trat 1797 in russ. Dienste; 1799 sollte er Sumorow ein russ. Reservecorps von 30000 Mann in die Schweiz zuführen, wurde aber durch Masséna an der Vereinigung mit dem russ. Feldherrn gehindert. Er blieb in russ. Diensten bis 1815. Nach der Restauration erhob ihn Ludwig XVIII. in den Grafenstand und machte ihn zum Gouverneur des Louvre, als welcher er 12. Jan. 1831 starb. — Sein Stiefbruder, Antoine Joseph Eulalie de Beaumont, Marquis d'A., geb. zu Angers 10. Dez. 1744, gleichfalls Adjutant Broglie-,

Kämpfe 1769 tapfer in Corfica, begleitete Lafayette nach Amerika, erhielt 1782 als Marschal-de-Camp das Kommando auf S. Domingo, von wo er 1788 nach Frankreich zurückkehrte, um sich bald darauf der Emigration anzuschließen, in deren Reihen er kämpfte. Doch ließ er sich 1799 aus den Emigrantenlisten streichen und privatisierte in Frankreich, bis er 1815 zum Gouverneur von St.-Germain ernannt wurde, in welcher Stellung er 10. April 1822 starb. — Der Sohn des vorigen, Charles de Beaumont, Graf d'A., geb. 8. Aug. 1770 zu Anjou, Capitän in der Garde, gehörte von 1792—99 zu den eifrigsten Führern der Vendée, unterwarf sich aber zuletzt und trat in die Dienste Napoleons. Doch war er nach der ersten Restauration Generalleutnant und Pair und suchte während der Hundert Tage einen royalistischen Aufstand in Anjou zu erregen. Er befehligte 1823 die erste Division der franz. Interventionsarmee in Spanien. Nach der Julirevolution wollte er die Vendée zum Aufstand erregen, wurde 1823 dafür in contumaciam zum Tode verurteilt, erhielt jedoch Amnestie und zog sich in das Privatleben zurück. Er starb 6. Okt. 1869.

Auto (span., vom lat. actus), der Akt, die Handlung, f. Autos.

Auto... (vom grch. Pronomen αὐτός, d. i. selbst) wird in vielen zusammengesetzten Wörtern angewandt, welche der wissenschaftlichen Sprache angehören und aus dem Griechischen entlehnt, zum Teil übrigens in einer neuen Bedeutung verwendet oder auch erst in neuerer Zeit aus dem Griechischen geliehen sind. In vielen Fällen lassen sich die griech. Worte auch im Deutschen durch Komposita mit dem Pronomen „selbst“ wiedergeben, welches dann teils das Subjekt bezeichnend, wie in Autokrat (Selbstherrscher), Automat, Autonomie, Autopsie, Autobiografie; teils das Object, wie in Autokritik, Autotherapie, Autopsie; teils einen bloßen Bezug auf das Subjekt selbst, wie in Autodidakt. Dieser verschiedene grammatische Wert des A. ist die Ursache, daß in einzelnen Fällen ein und dasselbe Kompositum in verschiedener Bedeutung vorkommt oder auch nur im Deutschen wenigstens historisch so verwendet wird. So gebraucht man Autograph auch für eine Handschrift, die von selbst schreibt, nicht bloß für eine Schrift, die jemand selbst geschrieben hat.

Autobiographie (grch.), d. i. Selbstbiographie, f. unter Biographie.

Autodidakt (grch.), d. i. in dem Lande selbst Geborene, heißen bei den Griechen diejenigen Volksstämme, die nicht als Ansiedler aus der Fremde gekommen, sondern von jeher im Lande einheimisch gewesen sein sollten. Das entsprechende lat. Wort dafür ist Aboriginer (f. d.).

Autoklav, f. Autoklav.

Auto de Fé (span., Plural: Autos de Fé; portug. Auto da Fé; lat. Actus fidei) hieß die in Spanien und Portugal mit den von der Inquisition (f. d.) zum Tode verurteilten Regern vorgenommene Prozeßion. Gewöhnlich ward dieselbe an einem Sonntage zwischen Pfingsten und Advent, sehr oft am Tage Allerheiligen veranstaltet. Bei Tagesanbruch ertönte der dumpfe Schall der großen Glöde der Hauptkirche als Zeichen zum Beginn des schrecklichen Schaupiels, und das Volk drängte sich in Scharen heran, da man schon im bloßen Zuschauen ein gutes Werk zu verrichten meinte. Die vornehmsten Männer rechneten es sich zum Verdienst, bei diesen Prozeßionen dem

heiligen Gerichte sich gefällig zu erweisen. Den Zug eröffneten die Dominikaner mit der Fahne der Inquisition. Zunächst folgten die Reuigen, denen nur Buße auferlegt war, hinter ihnen, durch ein großes Kreuz, welches vorgetragen ward, getrennt, barfuß, mit dem Sanbenito, d. h. einem mit Teufeln und Flammen bemalten Gewande, angethan und mit einer spitzen Nadel auf dem Kopfe, die zum Tode Verurteilten, dann die Bildnisse der Entflohenen und endlich die Gebeine verstorbenen Angeklagter in schwarzen, mit Flammen und höllischen Sinnbildern bemalten Särgen. Den Zug schloß das Heer der Priester und Mönche. Durch die Hauptstraßen ging es zur Kirche, wo nach der Glaubenspredigt das Urteil verkündet wurde. Inzwischen hielten die Angeklagten mit ausgedrückter Kerze in der Hand vor einem Kreuzst. Nachdem das Urteil ihnen vorgelesen worden, gab ein Inquisitionsbeamter jedem der Verurteilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß sie von der Inquisition dem weltlichen Gericht überantwortet wären, worauf ein weltlicher Beamter die Verurteilten übernahm, fesseln und nach dem Gefängnis bringen ließ. Wenige Stunden darauf wurden sie zum Richtplatz geführt. Bekannten sie sich schließlich noch zum laß. Glanzen, so wurden sie erst erdrosselt und dann verbrannt, andernfalls aber lebendig verbrannt und mit ihnen auch die Bildnisse und Gebeine der entflohenen oder verstorbenen Angeklagten. Der König wohnte in der Regel nebst seinem ganzen Hof der Feierlichkeit bei. Das glänzendste Auto de Fé fand 1680 unter Karl II. zu Madrid statt; die letzten wurden gegen Ende des 18. Jahrh. abgehalten. Doch ward noch 1826 zu Valencia ein Schullehrer Ripoll wegen Deismus unter den Formen eines Auto de Fé hingerichtet. Vgl. Florent, «Kritische Geschichte der span. Inquisition» (übersetzt von Höp, 4 Bde., Gmünd 1820—22).

Autodidakt (grch.), d. h. wörtlich Selbstgelehrte, werden diejenigen genannt, welche entweder ihr ganzes Wissen oder doch den größten Teil desselben ohne Vermittelung von Lehrern, bloß durch Selbstunterricht erworben haben.

Autographen (grch.) heißen wörtlich im allerbüchlichsten Sinne Schriftstücke, welche von ihren Verfassern mit eigener Hand niedergeschrieben worden sind. Als Urschriften oder Originalhandschriften, im Gegenfatz zu den Abschriften oder Kopien, haben dieselben für den Philologen und Diplomatiker die vollständigste urkundliche Beweiskraft. Die Originalhandschriften oder A. bedeutender Gelehrter, Schriftsteller und Dichter zählen daher zu den eigentlichen Gemälden oder Kleinodien der Bibliotheken. Etwa seit Mitte des 18. Jahrh. gebraucht man jedoch den Namen A. in etwas anderm Sinne für Handschriften, welche von historisch berühmten Persönlichkeiten, ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern, durch außerordentliche Geistesgaben oder ungewöhnliche Schicksale namhaft gewordenen Männern und Frauen herrühren, und bei denen für den Sammler die Frage nach der Wichtigkeit des Inhalts erst in zweiter, die nach der Echtheit der Handschrift in erster Linie steht. Schon im Altertum sammelte man A. berühmter Personen; zur Liebhaberei wurden die Autographensammlungen seit Ende des 16. Jahrh. zunächst in Frankreich. Die erste größere Sammlung dieser Art legte Coménte de Brienne (gest. 1688), der Staatssekretär Heinrichs IV., an. Andere veranstalteten die Historiker Pierre und Jacques Dupuy

(gest. 1651 und 1656), Hippolyt Graf von Bethune (gest. 1665), De Gaignières (gest. 1715), Baluze (gest. 1718), De Meimes (gest. 1723), Colbert, Puet u. a. Diese Autographensammlungen umfaßten namentlich histor. Altensätze, Memoiren, Gesandtschaftsberichte, Urkunden und Briefe berühmter Männer, und waren noch vorzugsweise im wissenschaftlichen Interesse angelegt. Als reiche Schätze histor. Materials wurden sie meist von der öffentlichen Bibliothek in Paris erworben, die überhaupt das großartigste autographische Material besitzt. Von den Franzosen gelangte die Liebhaberei, A. zu sammeln, zunächst nach England. Von da ging sie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auch nach Deutschland über, wo sie besonders während der letzten Jahrzehnte in Aufnahme kam. An die Stelle des anfänglich überwiegenden wissenschaftlichen Interesses trat mehr und mehr das psychol. Interesse, welches sich an die Handschrift jeder ausgezeichneten Individualität knüpft.

Mit dem Wachsen des Sammeleifers wurden die A. auch Gegenstand des geschäftlichen Verkehrs; der Autographenhandel ist in der Regel mit dem Antiquar- oder Kunsthandel verbunden. Der erste Versuch, eine Autographensammlung öffentlich zu verkaufen, wurde 1801 zu Paris mit einer von Richelieu herrührenden gemacht. Seit 1820 folgten dasselbst die Auktionen immer rascher. Die erste Autographenversteigerung in Deutschland fand 1838 in Wien statt. Der erste Autographenkatalog (die Sammlung von Pirérecourt) erschien 1822 zu Paris. Der Preis der A. wird durch das Interesse an der schreibenden Person, die Seltenheit der von ihr herrührenden A. sowie durch Inhalt und Umfang der Handschrift bestimmt und kann für A. einer und derselben Persönlichkeit sehr variieren. Die große Nachfrage nach A. hat häufig zu Fälschungen geführt, wie unter andern der Prozeß gegen den Architekten von Gerstenberg (zu Weimar 27. und 28. Febr. 1856) darthut, welcher in großer Anzahl A. von Schiller gefertigt und verkauft hatte. Zur Vergleichung zweifelhafter oder ihm noch unbekannter Handschriften dienen dem Sammler die Faksimiles, die teils Porträts und biographischen Werken beigegeben, teils in einer Reihe von Werken in Lithographie, Kupferstich und Holzschnitt zusammengestellt worden sind. Dahin gehören für England die Werke von Smith (Lond. 1829), für die Niederlande von Nathan (Utr. 1837), für Frankreich von Delpach (2 Bde., Par. 1832), sowie die allgemeinen von Dorow (Berl. 1836—38) und «Isographie des hommes célèbres» (4 Bde., Par. 1843), über 700 Faksimiles enthaltend. In Paris wird von Charavay seit 1862 eine Zeitschrift unter dem Titel «L'amateur d'autographes» herausgegeben. Anweisungen für Sammler enthalten Fontaines «Manuel de l'amateur d'autographes» (Par. 1836) und Günthers und Schuls' «Handbuch für Autographensammler» (Lpz. 1856), welche letzteres auch Preise der gesuchten A., wie dieselben in deutschen, franz. und engl. Auktionen gezahlt sind, angibt.

Autographie (grch.), ein wohlfeiles und doch vorzügliches mechanisches Vervielfältigungsverfahren, welches für Cirkulare, Preiscurante u. a. vielfach angewendet und auch für skizzenhafte Illustrationen benutzt wird, bei denen es sich um schnelle, billige und getreue Wiedergabe handelt. Die Schrift oder Zeichnung wird mit besonders präparierter Tusche oder Tinte vermittelst der Schreibfeder auf Papier ge-

tragen, welches durch Umbrud auf lithographischen Stein oder auf polierte Zinkplatten gebracht und dann auf dem Wege des Steinbruchs oder Zinkbruchs vervielfältigt wird. Auch kann man einen solchen Umbrud zu einer Druckplatte für die Buchdruckpresse umgestalten. (S. Autotypographie.) Neuere Methoden der A. basieren auf Benutzung einer in Tafeln geformten Gelatinemasse, ähnlich der, welche zu Buchdruckwalzen verwendet wird. Das mit einer Anilintinte auf gewöhnliches Papier Geschriebene wird durch Überstreichen der Rückseite des auf die Tafel gelegten Papiers auf dieselbe übertragen und dann jede weitere Kopie auf gleiche Weise von diesem Überbrud abgezogen.

Der beliebteste derartige Apparat führt den Namen Heliograph. Da aber derartige Kopien anfangs seitens der Post nicht als Drude zu dem niedern Portosatz befördert wurden, so vervollkommnete man dieses Verfahren so weit, daß das mit einer Mischung von Galläpfeltinte und Lamin geschriebene Original zwar in oben beschriebener Weise übertragen, dann aber für jeden Abbrud mit einer Federfarbe eingeschwärzt und abgezogen werden kann. Bei andern Methoden kommt eine den Schriftzügen entsprechende durchlöchernte Matrice oder das Original selbst zur Verwendung. Die letztern Methoden sind die Erfindungen Juccato's. Seit neuerer Zeit befördert die Post heliographische Kopien, wenn mindestens 20 vollkommen gleichlautende Exemplare an den Postämtern eingeliefert werden, zu ermäßigtem (log. Streifband-) Porto.

Autoklav nennt man ein luft- und dampficht verschließbares, sturwandiges Gefäß, welches dazu bestimmt ist, Substanzen einer höhern Temperatur und stärkerem Druck, als dem normalen Siedepunkt der gleichzeitig anwesenden Flüssigkeit entspricht, auszusetzen. Ein A. einfachster Form ist eine nach dem Füllen beiderseitig zugeschmolzene, sturwandige Glasröhre, in welcher man, behufs Einleitung chem. Reaktionen, Flüssigkeiten auf sehr hohe Temperaturen erhitzt. In der Kochkunst verwendet man zu Vorteil als A. einen Kessel mit abgedrehtem Rande, auf welchen dicht schließend ein mit Sicherheitsventil versehener Dedel paßt und mittels Bügelverschluß festgehalten wird. Das Sicherheitsventil ist der Wandfläche entsprechend belastet, es darf sich durch Niederbrücken oder Beschwerung des Gewicht in seiner Funktion behindert werden, da sonst durch die Spannung des Dampfes lebensgefährliche Explosionen eintreten könnten. In der Technik findet A. vielfach Verwendung, so z. B. bei der Bereitung des Knochenleims, der Stearinsäure, namentlich aber bei der Darstellung des Holzstoffs oder d. Cellulose für die Papierfabrikation.

Autokratie (grch.), Selbst- oder Alleinherrschaft, nennt man die Staatsform, vermöge welcher das Oberhaupt des Staats die gesetzgebende und die vollziehende Staatsgewalt in sich vereint also unbeschränkt regiert. Ein solches Oberhaupt heißt darum auch Autokrat oder Autokrat. Diese Art der Staatsform haben fast alle morgenländ. Staaten. Unter den europ. Regenten führen den Titel Selbstherrscher (Samoderbec) nur russ. Kaiser. — Von Kant wird in der Philosophie durch A. die Herrschaft der Vernunft über die widerstrebenden Neigungen bezeichnet.

Autokritik (grch.), Selbstbeurteilung, besond. Besprechungen von Schriften durch deren Verfasser.

Autologie (grch.), die eigentliche Rebe, im Gegensatz zur bildlichen; auch soviel wie Autonomie (s. d.) im philos. Sinne. Autologisch, selbstredend, an und für sich selbst.

Autolochus (grch. Autolochos) ist in der griech. Mythologie ein Sohn des Hermes (Mercur) und eine Art Doppelgänger desselben als des Urbildes und Gottes der Diebe. Nach den homerischen Gedichten, welche seine Abstammung von Hermes nicht erwähnen, war er der schlaueste und gewandteste Dieb und Räuber und durch seine Tochter Antikleia Großvater des Odysseus (s. d.).

Autolochus, griech. Astronom und Mathematiker aus Pitane in Aolien, um 880 v. Chr., schrieb über die sich bewegende Sphäre und über Auf- und Untergang der Fixsterne. Beide Schriften, die in Desjardins' „Propositiones doctrinae sphaericae“ (Straßb. 1572) abgedruckt sind und von Hodge (Hamb. 1877) herausgegeben wurden, enthalten die ersten Grundzüge der sphärischen Astronomie über die Fixsterne. Die Debutitionen des A. sind rein geometrisch, jedoch er die sphärische Trigonometrie noch nicht gekannt zu haben scheint.

Automat (vom grch. αὐτματός, d. i. Selbstbewegend) ist wörtlich jede mechan. Vorrichtung, welche die zu ihrem Zwecke erforderlichen Bewegungen allein durch den in ihr verborgenen Mechanismus verrichtet. Dahin gehören z. B. Uhren, Planetarien und eine Menge industrieller Maschinen. Im engeren und gewöhnlicheren Sinne werden aber A. die Ausbildungen von Menschen und Tieren genannt, welche vermöge des in ihrem Innern angebrachten Triebwerks die Bewegungen und Functionen lebender Wesen verrichten. Schon im Altertum hat es nicht an Bemühungen gefehlt, dergleichen Kunstwerke herzustellen, wie die freilich sagenhaften wandernden Statuen des Dädalus aus Athen, die fliegende äthiopische Taube des Archytas von Tarent, die kriechende Schnecke des Demetrios Phalerensis u. a. beweisen. Nicht minder sagenhaft ist das, was von A. des Mittelalters, namentlich des Albertus Magnus (1193—1280) und Roger Bacon (1214—94) geschildert, von Regiomontanus' (1436—76) eigener Flüge, von dem künstlichen Adler, welcher dem Kaiser Maximilian I. in Nürnberg entgegengeführt sein soll, und dergleichen mehr erzählt wird. Die Ausbildung des Uhrenbaues hat vielfach Gelegenheit gegeben, bewegliche Figuren mit den Uhren selbst in Verbindung zu bringen, wie z. B. die (1547—80 verfertigte, 1868—48 wiederhergestellte) Uhr des Straßburger Münsters mit ihren zwölf Figuren und dem frühenden Hahne, ferner ähnliche Uhren zu Eßbed, Nürnberg, Prag, Olmütz u. s. w. bis herab zu dem Ruckstuck an schwarzwälder Wanduhren beweisen. Große Bekanntheit erlangten im 18. Jahrh. die A. von Vaucanson aus Grenoble, welche derselbe zuerst 1738 in Paris zeigte (ein Flötenspieler, ein Clarinettebläser und eine fressende Ente), und die um 1790 von Drog Vater und Sohn aus Lauchau: be: fonsd aufgestellten (ein schreibender Knabe, ein Harfenspieler und ein schreibender Knabe), ein Harfenspieler (seit 1769) von Rempeken, ein A., welcher auch in neuester Zeit unter dem Namen Knoch wieder nachgebildet worden ist und Aufsehen erregt hat, ist nicht unter die A. zu rech-

nen, da dieser durch einen verstellten Menschen regiert wurde. Einfachere A. sind die laufenden Mäuse, laufenden und tanzenden Puppen, welche in Nürnberg, die singenden und flügel-schlagenden goldenen Vögelchen in Dosen und auf Bäumen u. s. w., welche in Genf und Neuchâtel verfertigt werden.

Automat heißt in der Maschinentechnik eine Vorrichtung, durch welche aus Dampfleitungen u. s. w. das Kondensationswasser selbstthätig und ohne Dampfverlust entfernt wird. (S. Dampfparapparat.)

Automatisch (grch.) nennt man in der Physiologie diejenigen unwillkürlichen Bewegungen, welche anscheinend ohne Einwirkung eines äußern Reizes lediglich durch eine in den Nervenzellen des Gehirns und Rückenmarks selbst entstandene Erregung erfolgen. Worin diese Erregung besteht, ist noch vielfach dunkel; man muß annehmen, daß infolge des normalen Stoffwechsels in gewissen Nervenzellen beständig Kräfte frei werden, welche in der Form eines Reizes auf die abgehenden Nervenfasern einwirken und dieselben in einen thätigen Zustand zu setzen vermögen. Es gehören hierher die Bewegungen des Herzens, des Magens und Darms, der Gebärmutter, der Parablaste, die Atembewegungen u. s. w. Mit den sog. Reflexbewegungen (s. d.) haben die automatischen Bewegungen das gemein, daß sie beide ohne Zutun des Willens erfolgen; dagegen unterscheiden sich die Reflexbewegungen dadurch, daß sie nachweisbar durch Erregung eines Empfindungsnerven entstehen, welche sich zum Gehirn oder Rückenmark fortpflanzt und hier auf einen Bewegungsnerven übertragen wird. Im gewöhnlichen Leben nennt man öfters auch solche Bewegungen automatisch, welche jemand ohne eigentliche klare Überlegung, mehr instinktiv und gewohnheitsmäßig ausführt, ferner auch die Bewegungen der Schlafenden, Träumenden oder sonstwie mehr oder minder Bewußtlosen. (S. Bewegung.)

Autonomie (grch.), d. i. Selbstgesetzgebung, individuelle Handlungsfreiheit, heißt im philosophischen Sinne das Bestimmwerden lediglich durch Vernunft und Gewissen (Kant), im rechtlichen die befugte Selbstbestimmung einzelner Familien, Stände, Körperschaften in Befestigung besonderer Rechtsvorschriften innerhalb eines bestimmten Bereichs. Das Mittelalter hat die freieste und mannigfaltigste A. zugehoben, bis zur Auflösung der Staatseinheit und der Herstellung des allgemeinen Gesetzesrechts. Der moderne Staat ist mit Recht mißtrauisch gegen eine A., welche die Rechtsgleichheit aufhebt. Aber auch jetzt noch, freilich innerhalb der gesetzlichen Schranken, erkennt er eine A. der Gemeinden, Körperschaften, Genossenschaften für ihre besondern Verhältnisse als berechtigt an. Eine solche A. schützt die freie Bewegung und Anordnung dieser Verbände und wirkt wohlthätig, indem sie die Kräfte der Mitglieder entfaltet und wirken läßt. Außerdem gesteht der Staat auch noch die überlieferte A. der dynastischen Geschlechter und des Grundadels, aber nur innerhalb der bestehenden Verfassung und mit Bezug auf bestimmte Institute des Familien- und Erbrechts zu (Hausgesetz, Fideikommiß, Abfindung der Töchter u. s. w.). Zuweilen versteht man unter A. auch die Selbstverwaltung im Unterschiede von der Selbstgesetzgebung. Vgl. Oneist, „Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung u. s. w.“ (Berl. 1869).

Autonommünzen nennt man in der alten Numismatik diejenigen außerrömischen Münzen, welche die Städte eigenmächtig, d. h. nach ihrer eigenen Willkür prägen ließen, ohne durch Bilder oder Umschriften ihre Abhängigkeit von Kaisern oder Königen zu erkennen zu geben.

Autoplastik, s. Plastische Chirurgie.

Autopsie (grch.), d. i. Augenschein, heißt die eigene Wahrnehmung irgendeines Gegenstandes durch den Gesichtssinn im Gegensatz zu der durch Berichte anderer erlangten Kenntnis von demselben. In der mediz. Sprache heißt A. eine Art der Krankenuntersuchung, wobei bloß durch Besichtigung des Kranken, ohne daß derselbe befragt oder angehört wird, das vorhandene Übel erkannt werden muß.

Autor (lat.), im engeren Sinne der Urheber einer Schrift, fowie als Schriftsteller, daher man z. B. von klassischen Autoren spricht. In weiterer Bedeutung heißt A. der Urheber jedes litterarischen, musikalischen oder durch das Mittel der bildenden Kunst versinnlichten Geistesprodukts, dessen eigenmächtigeervielfältigung und Verbreitung dritten Personen unterzogen ist. Das Recht des A. (Autorrecht) bezeichnete man früher nicht zureichend als geistiges Eigentum; durch das Reichsgezet vom 11. Juni 1870 ist der Ausdruck Urheberrecht eingebürgert. (S. Geistiges Eigentum und Urheberrecht.)

Autorität (lat.), im weitesten Sinne Ansehen und auf Ansehen begründete oder mit Ansehen verbundene Macht; spezieller der Ehrfurcht erweckende geistige Einfluß, den der Besitz überlegener und berechtigter Macht oder anerkannt hervorragender Weisheit, Kenntnisse, Tugend gibt. Die Römer nannten die berechtigte Gewalt ihrer Magistrate *auctoritas*. In der Wissenschaft nennt man solche Männer Autoritäten, deren Ruf in ihrem Fache so begründet ist, daß man schon darin einen Beweis für die Wahrheit und Sicherheit ihrer Angabe findet, wenn sie von ihnen herrührt. Deshalb spricht man auch von Autoritätsglauben, der eben auf dem Vertrauen beruht, das man in das Urteil oder die Wissenschaft eines andern setzt.

Autos, d. h. Alte, hießen in Spanien ursprünglich sowohl gerichtliche Handlungen als auch öffentliche Darstellungen, später auch alle Gattungen dramatischer Vorstellungen, besonders geistliche Schauspiele, und noch später, gegen die Zeit des Lope de Vega, ausschließlich jene geistlichen Dramen, die zur Verherrlichung bestimmter religiöser Feste öffentlich, meist mit Prozessionen verbunden, aufgeführt wurden und in der Regel in allegorischen oder mystisch-symbolischen Darstellungen von geringerm Umfange als die Comedias bestanden. Durch diesen symbolischen oder allegorischen Charakter, mit bestimmter Beziehung auf ein Mysterium des Glaubens, unterschieden sich die A. im engeren Sinne von den Comedias divinas; und wie diese aus den kirchlichen Mysterien und Mirakelspielen, so sind die A. aus den Moralitäten hervorgegangen. In dieser charakteristischen Gestalt erscheinen die A. schon seit der ersten Hälfte des 16. Jahrh.; ihren höchsten Glanz erhielten sie zur Zeit des Lope de Vega und vorzüglich durch ihn, der allein gegen 400 geschrieben haben soll. In dieser ausgebildeten Gestalt gingen auch der Aufführung der A. wie der der Comedias ein Vorspiel (Loa) und ein Zwischenpiel (Entremes) voraus, die meist possenartig waren. Dann folgte die eigentliche religiös-allegorische Handlung (auto), der es aber oft ebenfalls an to-

mischen Elementen nicht fehlte, ja die nicht selten nur geistliche Parodien (*lo divino*) bekannter weltlicher Stoffe waren.

Die Hauptarten der A. sind erstens die Autos sacramentales, zur Verherrlichung des Fronleichnamsfestes (Fiesta del corpus). Dieselben wurden nicht in Alte oder Jornadas abgeteilt und ihre Länge überstieg selten die einer Jornada der Comedias. Ihre Aufführung fand auf den Straßen und öffentlichen Plätzen auf eigens zu diesem Zwecke erbauten Gerüsten statt, bei welchen die mit großem Pomp abgehaltenen Fronleichnamsprozessionen Stationen machten. Diese Art der A. hat vorzüglich Calderon (s. d.) zur höchsten Vollendung gebracht, der während eines Zeitraums von 37 Jahren sie für die Feier des Fronleichnamsfestes in Madrid und eine Zeitlang auch für Toledo, Sevilla und Granada verfaßte und gerade in dieser Gattung des Dramas seine größte Meisterhaft bewährte. Calderon's A. sind in einer besondern Sammlung (2. Aufl., 6 Bde., Madr. 1759—60) erschienen. Eine Sammlung von 50 andern A. veröffentlichte Gonzalez Pedroso im 58. Bande der «Biblioteca de autores españoles». Eine zweite Art waren die Autos al nacimiento, zur Feier der Geburt Christi und zur Darstellung am Weihnachtstage bestimmt. Ihr Ursprung ist in den uralten Christnachtspielen (*ludi natales*) der Kirche zu suchen, und mit ihnen begannen in den Weihnachtssellogen des Encina und Gil Vicente die ersten kunstmäßigen Versuche des Dramas überhaupt in Spanien und Portugal. Sie haben die Andeutung der Hirten, die Flucht nach Ägypten oder sonst ein Moment dieses Festzyklus zum Gegenstand; daher in ihnen die Mutter Gottes und der heil. Joseph gewöhnlich die Hauptpersonen sind, und die allegorischen Personen eine weniger wesentliche Rolle spielen als in den Autos sacramentales. Die dritte Art bilden die A. für verschiedene spezielle Feste, wie z. B. das des Landespatrons, des heil. Jakob. Ja selbst zu polit. Festen wurden manchmal eigens A. verfaßt, wie zur Feier der Vermählung Philipps III. mit der Erzherzogin Margaretha, zur Verherrlichung eines Friedensschlusses zwischen Spanien und Frankreich u. s. w. Die metrische Bildung der A. überhaupt ist jener der Comedias ganz analog. Seit der Mitte des 18. Jahrh. sind die A. außer Gebrauch gekommen.

Über die als Autos de Fé bekannten Prozessionen mit den von der Inquisition zum Tode verurteilten Rehern s. Auto de Fé.

Autos epha (grch. αὐτὸς ἔφα, er selbst [d. h. Pythagoras] hat es gesagt), eine Formel, mit welcher bei den Pythagoräern jeder Streit über eine Meinung niedergeschlagen wurde. Rein zur Schule Gehöriger durfte widersprechen, sobald das Hauptete als der Ausdruck des Pythagoras selbst nachgewiesen werden konnte. Sprichwörtlich wird Autos epha, gleich dem lat. «Ipse dixit», welches Cicero («De natura deorum», I, 5. 16) als das Wort aufbewahrt hat, womit die Schüler des Meisters Ausspruch priesen, noch oft, sowohl ironisch als nicht ironisch, gebraucht, um irgendetwas als den unumstößlichen Ausspruch eines überlegenen Geistes zu bezeichnen.

Autotypographie (grch.), ein Verfahren zur Übertragung von Autographen auf Zink und Hochzink derselben für Buchdruck auf dem gewöhnlichen Wege der Zinkographie. Die Übertragung selbst

erfolgt durch einfachen Umbruch des mit autographischer Tinte geschriebenen Originals.

Autran (Joseph), franz. Dichter, geb. zu Marseille 20. Juni 1813, trat zuerst 1832 als 19jähriger Jüngling mit einer Ode an Camartine («*Le départ pour l'Orient*») als Dichter auf. Später gab er zwei Bändchen Gedichte heraus: «*La mer*» (1835) und «*Ladibria ventis*» (1838), in denen er sich noch als Nachahmer klassischer Vorbilder zeigt. Es folgte die Broschüre «*L'Italie et la Semaine Sainte à Rome*» (Marseille 1841) und ein Soldatenepos «*Miliana*» (Marseille 1842), welches auf dem Boden von Alger spielt. Im März 1848 ließ er auf dem pariser Odeontheater eine Tragödie: «*La fille d'Eschyle*», aufführen, die beim Publikum nicht durchging, aber in der Akademie Anerkennung fand und den großen Monthyon'schen Preis mit Eugène Gabrielle theilte. Man hat von A. noch mehrere Gedichtsammlungen, als: «*Les Poèmes de la mer*» (1852), «*Laboureurs et soldats*» (1854), «*La vie rurale*» (1856), «*Épîtres rustiques*» (1861), «*Le Poème des beaux jours*» (1862) u. s. w. A.'s Gedichte zeichnen sich durch warme Empfindung, reinen Stil und lebendiges Naturgefühl aus; 1869 wurde er in die französische Akademie aufgenommen. Er starb 6. März 1877 in Marseille. Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke erschien in acht Bänden (1874–78); der letzte Band enthält die Druckgüsse einer Selbstbiographie.

Autan (das alte Augustodunum), Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Saône und Loire, in der burgund. Landschaft Autunois, am Ufer des Ternin in den Arroux am linken Ufer des letztern, an der Paris-Lyoner Eisenbahn und am Abhange des 600 m hohen Mont-Jeu, mit (1876) 11 368 (Gemeinde 12 889) E. Die Stadt ist seit dem 4. Jahrh. Sitz eines dem Erzbischof von Lyon unterstellenden Bischofs und hat eine schöne Kathedrale aus dem 11. und 12. Jahrh., ein Handelsgericht, ein Kommunal-College, zwei theol. Seminare (das eine mit Sammlung von Manuskripten vom 8. bis 18. Jahrh. und wertvollen Antiquitäten), ein physikalisches, ein Naturalien- und Antiquitätenkabinett, ein Museum für röm., gall.-röm. und mittelalterliche Bildhauerwerke, eine Bibliothek und die berühmte Sociétés Eduenne. Überhaupt herrscht hier viel wissenschaftliches Leben. Der Ort unterhält Sattlereiwaren- und Holzschnitzfabriken, Gerberei, Gießerei, Löperei, Hütten für bituminösen Brandschiefer, Steinbrüche und treibt Handel mit Getreide, Hanf, Holz, Weiden und Kleindvieh. A. galt längere Zeit irrthümlich für das alte Bibracte (s. d.), ist jedoch das zur Römerzeit durch seine Rhetorenschule berühmte Augustodunum. Dieses wurde 270 nach siebenmonatlicher Belagerung von Tetricus, dem Usurpator des laur. Titels für Gallien und Britannien unter Kaiser Gallienus, völlig zerstört, im 4. Jahrh. von Konstantin d. Gr. wieder erbaut, 356 von Julianus gegen die Alemannen entsetzt, 725 von den Arabern geplündert und 888 von den Normannen verwüstet. Noch finden sich zu A. mancherlei Ruinen von röm. Tempeln, Thoren (namentlich die mit vier Durchgängen versehene, 19 m breite und 17 m hohe Porte d'Arroux, und die mit einem noch erhaltenen Seitenturm gezierte Porte St.-André) und andere Altertümer, wie Ruinen eines Theaters («*les caves Juliot*»), ein großer vierediger Turm, ein Mauerstück vom Apolloturm, Reste von 11 röm. Heerstraßen

und von noch gut erhaltenen röm. Stadtmauern. Zu A. wurden 670, 1055, 1077 und 1094 Konzile abgehalten, durch das letzte wurde der franz. König Philipp I. ercommuniziert wegen Verstoßung seiner Gemahlin Bertha. Auch war A. der Bischofssitz Talleyrands. Ungefähr 1 km entfernt, im Dorfe Couhard, an dem einen Ende des Urnenfeldes, liegt der Couhardstein, eine 24 m hohe, an der Basis 20 und 18 m messende Steinspyramide galloroman. Ursprungs, das einzige noch erhaltene Grabdenkmal dieser Art in Frankreich. Vgl. Thomas, «*Histoire de l'ancienne cité d'A.*» (1846).

Auvergne, eine südl. Centrallandschaft Frankreichs, zwischen Bourbonnais, Marche, Limousin, Gascogne, Languedoc und Poitou, führte früher den Titel einer Grafschaft und war vor der Revolution ein besonderes Gouvernement, aus welchem dann die beiden Depart. Cantal (s. d.) und Puy-de-Dôme (s. d.) und das Arrondissement Brioude im Depart. Oberloire gebildet wurden, die jetzt zusammen 14 000 qkm mit (1876) 880 900 E. umfassen. Zwischen dem Allier und dem obern Lauf der Dordogne und des Lot erhebt sich die A. als ein Hochland, zu dem man über die Vorterrassen von Bourbonnais, Limousin und Rouergue aus den westl. Tiefen aufsteigt, während es im Osten an die Cevennen und die Centrallandschaft des südl. Hochfrankreich gelagert ist. Nicht allein der plateauartige Charakter der lahlen Oberfläche und die regel- und domförmige Gestaltung der Gipfel verrät die vulkanische Bildung, sondern auch die mächtigen, aus einer Granit- und Gneisplatte hervorbrechenden Basalt- und Trachytmassen, wie andere Schlacken- und Gesteine lassen hier einen Hauptherd der plutonischen Hebungen suchen. Unter den Gipfeln, die früher Vulkanen waren, sind am bedeutendsten der Plomb du Cantal (1856 m), der Puy-de-Sauze der Gruppe Mont-Dore (1886 m) und der Puy-de-Dôme (1465 m). Nach einer natürlichen Einteilung zerfällt die A. in die südl. Ober-Auvergne (Haute-Auvergne) und die nördl. Nieder-Auvergne (Basse-Auvergne), in welcher letztern am linken Ufer des Allier die Thallandschaft Limagne durch besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist, während das erstere, von vulkanischen Felsmassen bedeckt und von tiefen Schluchten durchzogen, eine grobhartige, aber unfruchtbare Landschaft darbietet. Mit der fast das ganze gleichnamige Departement erfüllenden Basaltmasse des Cantal beginnt im Süden die höchste und rauheste Landschaft des innern Frankreich mit mehr als 600 erloschenen Vulkanen. Das Klima ist in den Berggegenden kälter, als man für die südl. Lage bei geringerer Höhe erwarten darf, und wüthende Sturmwinde sowie heftige Gewittererscheinungen sind häufig; in den tiefern Thälern aber macht sich der Sommer oft durch drückende Hitze geltend. Die mit vulkanischem Gestein bedeckten Plateaus sind öde, in den Hängen und Thälern aber ist der aus verwittertem vulkanischen Gestein bestehende Boden sehr fruchtbar und bringt viel Getreide, Gartenfrüchte, schönes Obst, Wein, im Süden die Kastanie und nördlich die Walnuss im Überflus hervor, wie auch ausgedehnte, kräftige Wäldungen neben den Hanf- und Flachsfeldern und Weidestücken der ärmern Gegenden. Der Ackerbau ist teilweise vernachlässigt, die Viehzucht dagegen gut und besonders die Maultierzucht ausgezeichnet. Außer den gewöhnlichen Haustieren ist die A. reich an Wild, Geflügel,

Fischen und Bienen. Neben reichlichen und guten Bau- und Mühlsteinen finden sich auch nützliche Metalle, wie Eisen, Blei, Kupfer, Spieglanz u. s. w., ebenso ergiebige Steinobstlager und eine Menge kräftiger Mineralwässer.

Die Auvergnaten, ein Rest der alten gallischen Bevölkerung, sind roh in ihren Sitten, arm und unwissend, aber rechtschaffen und fleißig. Sie leben als Hirten und Ackerbauer und wandern nach Paris als Arbeiter aus. Der heimische Fabrikfleiß bleibt daher nur auf die Erzeugnisse der Weberei, Gerberei und Papierfabrikation beschränkt. Die beiden Hauptstädte der A. sind südl. Aurillac (s. d.), nördl. Clermont (s. d.). Das Land hat den Namen von den alten Arverni, die ihre Gebirgsfeste unter Vercingetorix lange gegen Cäsar verteidigten, wie später gegen die Goten, Burgunden und Franken, mit welchen sie sich endlich vermischten. Unter den Karolingern hatte die A. Grafen, die 928 erloschen. Die Grafschaft ward später ein Asterlehn von Guynne, von dessen Herzog sich die Nachkommen des Grafen Raymond unabhängig machten. Eine Zeitlang spaltete sich die Familie in Dauphins und Grafen von A., die sich in das Land teilten, bis 1128 Ludwig von Montpensier beide Anteile durch Heirat vereinigte. Guido II. verlor das Lehn 1209 an König Philipp August, der es den Dampierres verließ, von denen es 1225 auch wieder an die Krone fiel. Wilhelm von Poitou, zweiter Sohn Ludwigs VIII., erhielt die A. als Apanage, und Ludwig XI. gab Wilhelm de la Tour die Anwartschaft darauf. Bei dem Tode Alfreds von Poitou fiel aber nur ein kleiner Teil der A. an die La Tour, die sich seitdem De la Tour d'A. nannten. Wiederholt war dann noch die Grafschaft A. Apanage oder Mitgift von Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses, bis sie endlich, nach dem Übertritt des Connétable von Bourbon zu Kaiser Karl V. 1532 für immer an die Krone kam. Der kleine Anteil der La Tour ging durch Erbschaft an Katharina von Medici über und ward von ihrer Tochter, Margarete von Valois, der Krone abgetreten. Vgl. Wieland, «Histoire de la comté d'A.» (Clerm. 1868); Imberdis, «Histoire générale de l'A.» (Clerm. 1868); Vouillet, «Histoire des communautés, des arts et métiers de l'A.» (Clerm. 1857); Scrope, «Geology of Central France» (Lond. 1868); Rivière, «Histoire des institutions de l'A.» (Par. 1874); Joanne, «Itinéraire général de la France: Auvergne» (Par. 1874); Mathieu, «L'A. anté-historique» (Par. 1876).

Auvvers (Arthur), hervorragender Astronom, geb. zu Göttingen 12. Sept. 1838, war 1859–62 Assistent an der königsberger Sternwarte, dann auf der Sternwarte zu Gotha thätig und wurde 1866 als Mitglied und Astronom der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen. Seit 1878 ist er beständiger Sekretär der physik.-mathem. Klasse der Akademie. A. begann bereits 1853 astron. Beobachtungen und vollendete 1857 seine Bearbeitung der Nebelbeobachtungen Wilhelm Herschels. In Königsberg führte er die von Bessel mit dem Heliometer begonnenen, die Stellarastronomie betreffenden Untersuchungen weiter. Unter seinen späteren Arbeiten sind die «Untersuchungen über veränderliche Eigenbewegungen der Fixsterne» (Opz. 1868) und die neue Bearbeitung der greenwicher Fixsternebeobachtungen von 1750–62, vermittelt durch Bessel die «Fundamenta astronomiae»

herstellte, hervorzuheben. Außerdem war A. bei der internationalen Durchbeobachtung aller Sterne der ersten neun Größenklassen am nördl. Himmel auf Grundlage der Argelander'schen Durchmusterung thätig, ferner bei der Organisation der deutschen Beobachtungen des Venusdurchganges von 1874, den er selbst in Lufkor beobachtete, und bei der Errichtung, dann (1876–81) in der Direction des Astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam.

Auxerre, Hauptstadt des franz. Depart. Yonne in Burgund, in weinreicher Gegend, an der Paris-lyoner Eisenbahn und am linken Ufer der Yonne, die hier einen sehr besuchten Flußhafen bildet, zählt (1876) 15656 (Gemeinde 16289) E. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, besitzt eine der schönsten got. Kathedralen Frankreichs, St.-Etienne, 1036 begründet, 1216 begonnen und im Laufe des 16. Jahrh. vollendet, eine Bibliothek von 30000 Bänden und ein Museum, einen alten bischöf. Palast (jetzt Präfectur), das 1730 gebaute Hôtel-de-Ville, den Justizpalast (Civil- und Handelsgericht) in griech. Stil, die Getreidehalle mit einer Statue des hier geborenen Fourier, eine Kommunal-College, ein Lehrerseminar, eine Normalschule, eine Ackerbaugesellschaft und einen öffentlichen Garten. In den beiden Krypten der Kirche St.-Germain sind die Gräber der Bischöfe von Auxerre. Die alten Mäule sind in Promenaden verwandelt. Auf der Esplanade du Temple steht die Statue von Davoust. Die Bevölkerung betreibt Woll-, Fajence-, Darmseidenfabrikation, Gerberei, Strumpfwirkerie, Böttgerei, Baumwollspinnerei, Kerzen- und Chemikalienfabrikation und lebhaften Handel mit Stabholz, Fäßen, Kohlen, Woll und den geschätzten Weinen des Landes (der Chourette und der Migraine gehören mit zu den besten Burgunderweinen). Von dem alten Autissiodorum, einer Stadt der Senonen, finden sich noch Ruinen und andere Altertümer aus der Römerzeit vor. Schon im 8. Jahrh. ist A. Sitz eines dem Erzstift Sens untergebenen Bischofs, 461 ward es durch die Hunnen zerstört, 486 den Römern durch König Chlodwig entrissen. Die Grafschaft Auxerrois ward im Beginn des 11. Jahrh. erblich und ging bei den Bischöfen von A. zu Lehn. Sie gelangte nacheinander an die Häuser Reven, Courtenay, Donzy, Chatillon, Bourbon, Auxois und Chalon, 1370 käuflich an die Krone, 1455 durch den Vertrag zu Arras an Herzog Philipp den Guten von Burgund, aber nach Karls des Kühnen Tod 1477 definitiv an die Krone. Zwar mußte sie im Frieden von Madrid (1526) an Kaiser Karl V. abgetreten werden, kam jedoch in den Frieden von Cambrai (1529) und Cressy (1544) wieder an Frankreich zurück. In den J. 584, 109 und 1147 fanden zu A. Konzile statt; 1188 hat die Stadt einen Freibrief erhalten, der ihr 1223 bestätigt und erweitert wurde.

Auxiliaroffiziere heißen nach Art. 36 und 1 des franz. Heeres-Organisationsgesetzes vom 2. Juli 1873 und mehreren Stellen des Kadregesetzes vom 13. März 1875 in der franz. Armee diejenigen Offiziere des Beurlaubtenstandes, d. h. der Reserve, welche dazu bestimmt sind, im Falle einer Rekrutierung in Truppenteile des stehenden Heeres eingereicht zu werden. A. sind also eine bestimmte Gruppe der Reserveoffiziere.

Auxois, Landschaft (Grafschaft) im alten fränk. Herzogtum Burgund, unter den Karolingern Pal. Alsensis (später Alesiensis; nach der alten seit 1

9. J. J. verdrängt Mandublerstadt Alesia, (s. d., so bekannt), zwischen den Landschaften Autunois, Dijonais, Montagne, Tonnerre, Auxerrois und Nevers, mit der Hauptstadt Sensur, bildet jetzt das Arrondissement Avallon im Depart. Yonne und das Arrondissement Sensur im Depart. Côte-d'Or. A. war im 9. J. J. Grafschaft und fiel nach dem Aussterben seiner eigenen Dynastie 1062 an Burgund und mit diesem 1477 an die frang. Krone.

Augometer (grö.), unrichtig auch als Augometer bezeichnet, nannte ein londoner Mechaniker und Optiker Adams ein von ihm (1788) erfundenes Instrumenten, mit welchem sich die Vergrößerung der Fernrohre messen läßt. Das Prinzip, welches diesen und ähnlichen Instrumenten zu Grunde liegt, geht von dem Maße der Vergrößerung aus, welches durch den Quotienten aus der Brennweite des Okulars durch jene des Objektivs gegeben ist. Da jedoch dieses Verhältnis proportional zu jenem ist, welches durch den Quotienten ausgedrückt wird, wenn man den Öffnungsdurchmesser des Objektivs dividirt durch den Durchmesser des in der Okularöffnung erscheinenden Bildes der Objektöffnung, so kann auch die Bewertung dieses letzten Verhältnisses zur Ermittlung der Vergrößerungszahl des Fernrohrs führen. Zu diesem Behufe wird das Fernrohr auf seinen Brennpunkt eingestellt, d. h. so, daß das Bild eines sehr entfernten Gegenstandes am schärfsten erscheint. Wenn dann das Fernrohr nach dem Tageslichte gerichtet wird, so fällt in die Okularöffnung das Bildchen der Objektöffnung. Ist man nun mittels eines mitrometrischen Maßstabes (s. Mitrometer) den Durchmesser dieses Bildchens und dividirt man in demselben Maße die Länge des Durchmesser der Objektöffnung aus, dividirt hierauf das Maß der letztern durch jenes des erstern, so gibt die erhaltene Zahl den Wert für die lineare Vergrößerung des Fernrohrs.

Es kommt nun vorzüglich darauf an, den kleinen Durchmesser jenes Bildchens im Okular genau zu messen, und zu diesem Zwecke hat man verschiedene Instrumenten erdacht, welche je nach den Umständen andere Namen erhalten haben. Adams nannte sein Instrumenten Augometer. Ramsden, ebenfalls ein londoner Mechaniker und Optiker, und zwar der ausgezeichnete seiner Zeit, hat um dieselbe Zeit wie jener ein auf denselben Grundsätzen beruhendes, jedoch vorzüglicheres Instrument konstruirt, welches er Dynamometer (optisches) nannte. Die Ramsdenschen Dynamometer (optische Kraftmesser, bildlich) gehören noch heute zu den besten Meßinstrumenten dieser Art, und auch der Ausbruch (optisches) Dynamometer hat noch, besonders in England, die ihm von Ramsden erteilte Bedeutung. Dagegen sind die A. Adams' nicht mehr in Gebrauch und wurden gleich anfangs von den Dynamometern Ramsdens in Schatten gestellt. Das Wesentlichste beiderlei Instrumenten bestand aus einem okularähnlichen, dreifachen, regulirbaren, mit Linse versehenen Röhrchen, in welchem ein mitrometrischer Maßstab angebracht war. Sobald auf diesen durch Verschiebung des obersten Leinwandchens scharf eingestellt war, wurde das Instrumenten an das Okular des auf die Brennweite, oder auf einen sehr weiten Gegenstand eingestellten Fernrohrs gebracht und die unterste Hälfte des Instrumentchens so lange eingeschoben, bis der Mitrometermaßstab mit dem scharfen Bilde der Objektöffnung oder jenes Gegenstandes zusammenfiel.

Sobald dies der Fall war, wurden die vorhin besprochenen Messungen vorgenommen und der Quotient gebildet, welcher die lineare Vergrößerung ausdrukt. Beim A. Adams' war der Mitrometermaßstab auf einer möglichst durchsichtigen Hornlamelle, beim Dynamometer Ramsdens auf jarten Glasseiben geritzt. Dieses letztere Verfahren hat sich bis heute erhalten. Auch noch andere mitrometrische Methoden lassen sich auf die Messung der linearen Vergrößerung anwenden.

Angoume, Stadt und Festung dritter Klasse im frang. Depart. Côte-d'Or, am linken Ufer der Saône, ist Anstempunkt der Paris-Bourges Eisenbahn zwischen Dijon, Besancon und Gray und zählt (1876) 4964 (Gemeinde 6632) E. Die Stadt hat eine schöne Kathedrale aus der ersten Hälfte des 14. J. J., während Thürme und Portal aus 1516 und das rechte Seitenschiff aus dem 10. oder 11. J. J. stammen, eine schöne Brücke, ein von Ludwig XII. und Franz I. erbautes Schloß aus dem 16. J. J. (in Renaissance), ein Collège, Handelsgericht, Bildergalerie, Bibliothek (7000 Bände), eine Artillerieschule, eine Städtgießerei, Kasernen, eine eiserne Statue Napoleons I. von Joffroy, 1867 gefertigt, und große Proviant- und Pulvermagazine. Sie unterhält Tuch-, Serge- und Musselinfabriken, Kugelschmieden, Oelfabrikation und Branntwein- und treibt Handel mit Getreide, Mehl, Wein und Branntwein, Melonen, Holz und Kohlen sowie mit Marmor, der in der Nähe gebrochen wird. Ganz bedeutend ist die Gemüthausfuhr. — A., an der Grenze des Herzogtums und der Freigravität Burgund, kam 1237 durch Tausch an Herzog Hugo IV. von Burgund, der Auxonnais in dessen nicht unmittelbar mit seinem Herzogtum verband, und gelangte 1477 an Frankreich, doch nicht ohne tapfern Widerstand gegen Ludwig XI. Die Stadt wurde 1596 von Lannoi für Karl V. und später im Hugonottentriege vom Herzog von Guise belagert, erhielt seit 1678 verstärkte Werke durch Rauban und widerstand unter General Andreossy 1815 den Österreichern, an die es erst 28. Aug. kapitulierte, wobei diesen ein ungeheures Kriegsmaterial in die Hände fiel.

Augometer, s. Augometer.

Awa oder Awa, große Krämerstadt im hinterind. Reiche Birma, welche, wie schon 1364 und 1761, so auch 1822—27 Haupt- und Residenzstadt war, liegt im Westen der spätern Hauptstadt Amarapura (s. d.) in einer reichbewässerten, sehr fruchtbaren Kulturbene am Südostufer des daselbst ungefähr 1200 m breiten Irawaddistroms, der hier zwei durch einen Kanal verbundene Zuflüsse aufnimmt, von denen der Mjit-La (der andere heißt Mjit-Age) den Stadthafen bildet und Schiffe von 60—60 t trägt, somit die Umschiffung der ganzen Stadt ermöglicht. Der Name A. ist eine Verästelung von Angwa oder An-ua, d. h. Fischreich (nach den sieben, jetzt noch fünf großen Fischeen), und im Lande selbst nicht gebräuchlich, wo die Stadt offiziell Ratnapura, d. i. Juwelenstadt, genannt wird. Sie ist durch Erdbeben größtenteils zerstört, die prächtigen Pagoden sind zusammengefallen, aber einige Klöster noch bewohnt. Oben war A. im Umfange von 10—12 km, von einer 5 m hohen und 3 m hohen Mauer, einem innern Wall und äußern Graben umgeben und hatte 21 Thore. Die Mauern sind noch vorhanden, und ein umfangreicher, weißer Tempel, umgeben von einem weitläufigen Kloster mit vielen marmornen

Buddhabildern, ragt aus dem Grün hervor; aber die meisten andern Gebäude, auch die der Palast- oder Königsstadt (Nandau), sind in Trümmer verfallen. A. gegenüber liegt Saging (s. d.).

Ava, Dichterin am Anfang des 12. Jahrh., die als Reclusa in der Nähe des österr. Klosters Göttweig lebte und 8. Febr. 1127 starb. Sie verfasste eine poetische Bearbeitung der Evangelien, an welche sich die Erzählung vom Antichrist und die Darstellung des jüngsten Gerichts anschließt. Wie sie selbst sagt, gaben ihr ihre zwei Söhne «den Sinn an», d. h. sie verstand kein Latein und ließ sich den Stoff, den sie bearbeitete, von ihren des Lateins kundigen Söhnen, die also wohl Geistliche waren, vermitteln. Das Gedicht ist in der Vorauer Handschrift erhalten und in Niemers «Gedichte des 11. und 12. Jahrh.» (Wien 1849) herausgegeben. Vgl. Langguth, «Untersuchungen über die Gedichte der A.» (Budapest 1880).

Avagos, alter Name der Abchasen (s. d.).

Aval, der in Deutschland eingebürgerte franz. Name für Wechselbürgschaft. Diese Bürgschaft kann sowohl für den Aussteller eines eigenen Wechsels wie für den Aussteller, den Acceptanten oder Indossanten einer Tratte statthaben. Der Bürge tritt durch seine Gewährleistung vollkommen in die Verpflichtung dessen, für den er sich verbürgt, und muß für diesen aufkommen, falls derselbe seiner Verbindlichkeit nicht pünktlich nachkommt. Wer die Wechselbürgschaft leistet, schreibt seinen Namen zu dem Namen des eigentlichen Schuldners, allenfalls unter dem Zusatz «als Bürge» (per aval): nur dann oder auch, wenn der Bürge in einem besondern Sage sagt, daß er sich «nach Wechselrecht» verpflichtet, ist die Bürgschaft eine wechselmäßige.

Avallon, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Yonne, am rechten Ufer des Cousin auf einem die Umgebung beherrschenden Granitfelsen, an der Paris-lyoner Eisenbahn und am Ausgange eines malerischen, von weinreichen Hügeln begrenzten Thals, besitzt eine 1106 geweihte roman. Stiftskirche St. Lazare (St. Lazare), welche eine sehr reiche Fassade und übrigens in der Ornamentik den speziell burgund. Stil des 12. Jahrh. aufweist, ein Museum, eine Bibliothek, ein Kommunal-College und ein 1873 enthülltes Denkmal des Marschalls Dauban, ferner ein Civil- und ein Handelsgericht, liefert geschähte Wollherarbeiten, hat Leder-, Strumpfwaren- und Hutfabriken und Seilerbahnen, treibt Handel mit Wein, Getreide, Wolle, Holz und Vieh und zählt (1876) 5337 (Gemeinde 5930) E. In der Nähe der Stadt befinden sich bemerkenswerte Tropfsteinhöhlen. Der Avalloner Wein, ein guter roter Burgunder, wird in vorzüglicher Qualität auf der Anhöhe von Annay gewonnen. A. ist das alte gallische Avallo im Lande der Abuer und war als Avalo unter den Karolingern Hauptort des Pagus Avalensis in Burgund.

Avalon, die südöstl. Halbinsel der brit.-nordamerik. Insel Neufundland in Amerila. Dieselbe hängt mit der Insel nur durch einen ganz schmalen Isthmus zwischen der Blacenticabai im S. und der Trinitybai im N. zusammen, zerteilt sich aber selbst wieder in drei kleinere Halbinseln und hat eine Menge vortrefflicher Baien, Buchten und Häfen, unter welchen die St. Mary- und die Conceptionsbai sowie der Hafen von St. Johns, der Hauptstadt der Insel, die wichtigsten sind. In der Conceptionsbai befinden sich der Brigushafen und die kleine Bai

de Grase; auf dem Landvorsprung zwischen beiden wurde im Sept. 1880 goldhaltiger Quarz gefunden. Auf A. wurde, der großen Bant von Neufundland gegenüber, 1621 die erste engl. Kolonie gegründet, deren Stockfischfang sich rasch entwickelte. An der Südostspitze der Halbinsel, dem Cape Race (s. d.), wurde im Sommer 1858 nach dem Valentiahafen in Irland das erste submarine Kabel gelegt, das indessen seine Thätigkeit bald wieder einstellte.

Avance (frz.), Vorsprung, Vorteil, Gewinn, dann im Handelsverehr der Geldvorschuß. In A. oder (ital.) Avanzio stehen, ist demnach gleichbedeutend mit: in Vorschuß stehen, an einen Geschäftsfreund, mit welchem man in gegenseitiger Abrechnung steht, noch zu fordern haben. Einen Betrag avancieren heißt, ihn im voraus bezahlen, die man den Gegenwert (die Ware) bezogen hat. Eine Ware mit A. verkaufen, bedeutet: sie mit Gewinn verkaufen, und in diesem Sinne ist z. B. von einem A. von 12 Proz. die Rede. A. heißt auch der Preis oder Kurs, welchen eine Wechsel- oder Bausorte über Bari hat; das Wort ist dann gleichbedeutend mit Gewinn oder Agio. Der Kurs wird nämlich bisweilen in Prozenten Gewinn oder Verlust gegen das Bari notiert und die Bezeichnung der Prozente oder des Prozentbruchs Gewinn häufig (wie in Frankreich und Belgien) durch den Zusatz A. (oder auch Prime, Prämie, Aufgeld) erklärt.

Avancement (frz.) bezeichnet das Aufsteigen in eine höhere Stellung, die Beförderung, namentlich bei Militärs. Das A. erfolgt nach der Anciennetät (s. d.), A. in der Tour genannt, oder im Wege freier Auswahl, wobei Befähigung und Würdigkeit die Entscheidungsgründe bilden sollen, und heißt dann A. außer der Tour. Für die Auswahl letzterm sind die persönlichen Urteile der speziellen Vorgesetzten maßgebend. Trotz der damit verbundenen Umstände ist das A. außer der Tour ab notwendig, um den höhern Stellen jüngere Kräfte zuzuführen und den Eifer zur Fortbildung in der Offizierskorps rege zu erhalten. In der engl. Armee waren bis 1871 die höhern Stellen durch Kauf gänglich. Das A. in den niedern Offizierschargen erfolgt in der Regel innerhalb der Truppendivisionen (Regimenter), in den höhern innerhalb einer ganzen Waffengattung und in den höchsten durch die ganze Armee. — Avancierte nennt man einigen Armeen alle zwischen dem Gemeinen und dem Offizier liegenden Chargen. — Avancier heißt auch soviel wie in Schlachordnung gegen den Feind vorrücken.

Avantage (frz.), Vorteil (besonders beim Spiel und Zweikampf); avantagieren, sich selbst einen andern in Vorteil bringen.

Avantageur (frz.) nennt man in der deutschen Armee, im Gegensatz zu den auf Kadettenhäuser vorgebildeten Offiziersaspiranten, junge Männer welche entweder im Besitz eines Abiturientenzeugnisses eines Gymnasiums, resp. einer Realschule erster Ordnung, oder nach zurückgelegter Vortrübungsprüfung als Gemeine in die Armee eintreten, um hier nach sechsmonatlicher Dienstzeit dann, nach einem Kursus auf einer Kriegsschule nach absolvierter Offiziersprüfung, zum Offizier fördert zu werden. Junge Männer, welche Grund eines Abiturientenzeugnisses mindestens ein Jahr auf einer deutschen Universität studiert haben können dagegen nach sechsmonatlicher Dienstzeit ohne Besuch einer Kriegsschule und ohne

Monate als Vorpostenfürhich gebient zu haben, zur Officiersprüfung zugelassen werden.

Avantgarde (Vorhut, Vortrab) heißt die vortretende Abtheilung, welche eine gegen den Feind marschierende Truppe auf eine gewisse Entfernung vorzieht, um sich gegen die Erstürmung durch den Gegner und seine überraschenden Angriffe zu sichern, sich selbst aber Nachrichten über denselben zu verschaffen. Die Stärke und Zusammensetzung einer A. muß derjenigen der marschierenden Truppe und den Terrainverhältnissen entsprechen. Infanterie bildet in der Regel den Hauptbestandtheil, Feldartillerie wird nur härteren A. beigegeben; Kavallerie ist unentbehrlich und gewinnt um so höhere Bedeutung, je freier das Terrain ist. Die Stärke der A. ist etwa ein Viertel des Ganzen; ihre Entfernung von der zu sichernden Abtheilung (dem Gros) wächst mit der Stärke des letztern. Die A. sichert sich ihrerseits durch vorwärts und seitwärts vorgetriebene kleinere Abtheilungen (Vor-, Seitentrupps), welche selber wieder einzelne Leute als Spitze vor sich oder als Seitenkürer neben sich haben, sowie durch Patrouillen. Wo es erforderlich ist, hat die A. für das Aufnehmen der Straßen Sorge zu tragen. In der Schlachtordnung (ordre de bataille) heißt A. diejenige, in der Regel aus allen drei Waffen gebildete Vortruppsabtheilung, deren Aufgabe es ist, das Geheiß anzuleiten und die Entwicklung der Hauptmacht (des Gros) zum Kampfe zu deuten. Sie stellt gleichzeitig die zur Ausübung des Sicherheitsdienstes notwendigen Kräfte. Im defensiven Verhältnis bezieht man statt A. in diesem Sinne lieber die Bezeichnung Vortreffen. Die A. einer Division besteht in der Regel aus einem Infanterieregiment, diejenige eines Armeekorps aus einer Infanteriebrigade, in beiden Fällen mit beigegebener Kavallerie und Feldartillerie; für eine Armee bestimmt man eine Division und mehr als A. Der Führer der A. vermag auf dem Gang der Ereignisse einen entscheidenden Einfluß zu üben, da durch seine Initiative Engagemente (Avantgarbengefechte) entstehen, in welche mit seinen übrigen Kräften einzugreifen der Höchstkommandierende häufig nicht vermeiden kann, selbst wenn der Kampf gegen seine Absichten eingegangen worden ist. Deshalb ist die Wahl auf solche Führer zu richten, welche durch klaren Blick, Umsicht und Kaltblütigkeit ausgezeichnet sind. Im Falle des Rücksugs wird die A. zur Arrièregarde (s. d.).

Avant la lettre, s. unter Abdruck und Kupferstich.

Avantmain (frz.), die Vorhand (bei Karten-
[spielen]).

Avanturin, s. Aventurin.

Avanzo (Jacopo), ital. Maler in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., wahrscheinlich nach seinem Geburtsort Veronese genannt, ist der jüngere und hervorragendere unter den beiden bedeutenden Künstlern, welchen die malerische Dekoration der San-Jelice- und Giorgiolapelle in Padua, Grundriß der altital. Historienmalerei, zugeschrieben werden. Sein Genosse war Albighiero de Perio (s. d.). Der Fortschritt A.s gegenüber seinem Mitarbeiter sowie der Schule Giotto's überhaupt betrubet sich in den deutlichen Symptomen eines kräftig erwachenden realistischen Sinnes, der den bevorstehenden Umschwung in der Kunst des 15. Jahrh. vorverkündigt. Genauere Beachtung des Details, größere Lebendigkeit, genrehafte Motive treten als erste Spuren dieses Übergangs auf. Die Gemälde,

in welchen man A.s Pinsel vorzugsweise erkennen will, sind an den genannten Orten die Darstellungen aus der Jakobslegende, der Jugendgeschichte Christi, der Legenden des heil. Georg, der heil. Katharina u. s. w. Vgl. Förster, «Die Wandgemälde der St. Georgenkapelle zu Padua» (Berl. 1841).

Awaren, eine den Hunnen verwandte Völkerschaft ural-altaischen Stammes, welche nach dem Sturze der hunn. Macht in den Gegenden um den Don und das Kaspiische Meer nördlich vom Kaukasus erschien, um 555 an die Donau vordrang und sich in Dacien niederließ. Hier dienten sie in Justinians Heeren; nach dessen Tod mit Justin II. entzweit, halfen sie den Longobarden das Reich der Gepiden zerstören und bestanden nach dem Abzuge der Longobarden (568) Pannonien. Später bemächtigten sie sich Dalmatiens (630), brangen in verbesserten Zügen in Deutschland bis Thüringen und ebenso in Italien ein, wo sie die Franken und Longobarden bekriegten, und erstreckten nach der andern Seite ihre Raubzüge bis nach Konstantinopel. Die Westgrenze ihres Reichs ward die Enns. Das Vordringen der Chrowaten und Serben und der Abfall der Bulgaren scheinen ihre Herrschaft auf das heutige Ungarn beschränkt zu haben; Kärnten entzog sich im 7. Jahrh. ihrer Herrschaft. Tassilo rief sie 787 gegen Karl d. Gr. zu Hülfe. Erst 796 wurden sie durch den Grafen Erich von Friaul und Karls Sohn Pipin übermächtig, und ihre jenseit der Theiß gelegene Hauptfeste, der «Ring», genommen. Hierdurch geschwächt, erlagen sie nach und nach den vordringenden Mähren, werden nur noch als jüdisch-tigige Hörige genannt und verschwinden nach dem Einbruch der Ungarn völlig. Bisweilen ist ihr Name irrthümlich auf die frühern Hunnen und die spätern Ungarn übertragen worden. Vgl. Hunfalvy, «Ethnographie von Ungarn» (überf. von Schwider, Budapest 1877). — In keinem Zusammenhange mit diesen A. stehen die Awaren am Kaukasus, eine Völkerschaft lesgbischen Stammes, welche im Gebirge von Daghestan ein Gebiet (Awarien) von ungefähr 820 qkm bewohnt. Ihre Zahl wird auf 155 000 angegeben. Sie standen bis 1863 unter einem eigenen Chan. Hauptort ist das feste Dorf Chumsag. Die A. sprechen einen Dialekt der lesgbischen Sprache, welcher von Schiefner in «Versuch über das Awarische» (Petersb. 1862) und «Ausführlicher Bericht über P. von Uslars awarische Studien» in den «Mémoires de l'Académie» (Petersb. 1872) sowie «Awarische Texte» (Petersb. 1873) bearbeitet worden ist.

Awarie, s. Hawerei.

Awafaga, Kawafalsa oder Afwa-Saga, Berg, 172 m hoch, s. unter Lorned.

Awatara (sanst.), die Herabkunft, das Herabsteigen, besonders nach der religiösen Anschauung der Wischnuiten das Herabsteigen der Götter (namentlich Wischnus) vom Himmel, ihre Verkörperung oder körperliche Erscheinung in der Welt (s. unter Indische Religion).

Awö oder Have (lat., d. i. Gesegnet seist du, lebe wohl) war der gewöhnliche Gruß der alten Römer sowohl beim Begegnen wie beim Abschied. Have pia anima (d. i. lebe wohl, fromme Seele) ist noch jetzt eine häufige Inschrift auf Gräbern. Über das lat. Gebet Ave s. Ave Maria.

Areburg, Aburg, kleines Dorf von 725 G. bei Marlborough in der engl. Grafschaft Wiltshire, bekannt durch die gigantischen Reste eines sog.

druidischen megalithischen Steinbentmals, ähnlich dem von Stonehenge (s. d.). Der mit einem Erdwall umgebene Kreis, dessen Durchmesser etwa 455 m beträgt, enthielt in seiner Vollständigkeit wohl 100 Steine von etwa 5,5 m Höhe und 800—1000 Str. Schwere; unter Karl II. waren noch 63, 1802 nur noch 17 vorhanden, und ihre Zahl hat sich seitdem noch vermindert. Innerhalb dieses großen Kreises befanden sich zwei kleinere, jeder aus zwei konzentrischen Steinreihen bestehend; in der Mitte des einen stand ein einzelner Stein, in der Mitte des andern eine Gruppe von drei Steinen. Einige der Steine (Grünsandstein) der kleinern Kreise waren von ungeheurer Größe. Von dem Kreise aus liefen zwei Alleen von Doppeltreihen riesiger, aufrechtstehender Steine, jede über 1 1/2 km lang, die eine in südöstl. Richtung nach Overton, wo sie mit einer kleinen elliptischen Aufstellung ähnlicher Steine endigte; die andere lief nach Westen und endigte mit einem einzelnen Steine. Das Dorf A., welches innerhalb des großen Kreises liegt, ist zum Teil aus den zertrümmerten Steinen dieser Kreise gebaut. Nur 1 km südlich von dem großen Kreise erhebt sich der sog. Silberhügel, eine künstliche Erderhöhung; dieselbe mißt an der Basis im Umfang 650 m, ist 54 m hoch, hat eine Scheitelfläche von 89 m Durchmesser und bedeckt über 2 ha. Vielleicht gehört dieser künstliche Berg zu den Steintreifen; doch ist seine Bestimmung, wie die der Steintreise selbst, noch nicht enträthelt. [Kupferstich.]

Avec lettre grise, s. unter Abdrud und **Aveiro**, der nordwestlichste Distrikt der portug. Provinz Beira, zählt auf 2925 qkm (1874) 255 126 E., ist fast ganz eben, waldbreich, vom Douga durchflossen, nur zum Teil bevölkert und angebaut, und zerfällt in 59 Concelhos (Rantone).

Die Hauptstadt Aveiro (Talabriga in Lusitania), Bischofssitz von (1878) 7167 E., an der Eisenbahn Oporto-Coimbra, ist ein wichtiger Hafen- und Handelsplatz an der Mündung der Douga, welche einen großen, von sumpfigen Inseln und Bänken erfüllten Strandsee bildet, in dessen Nordrsten ungeheure Massen Seesalz gewonnen werden. Die Stadt besitzt vier Pfarrkirchen, ein großes Armenhaus mit einer schönen Kirche und ein Hospital. Der Exporthandel des Platzes mit Salz, Öl, Wein und Orangen ist lebhaft. An der Küste befinden sich sechs große Etablissements für den hier stark betriebenen Sardinenfang. Die Umgegend erzeugt vortreffliche starke Weine, Getreide, Öl und Gartenfrüchte im Ueberschuß.

A. wurde nebst der Umgegend von dem König Johann III. im 16. Jahrh. zu einem Herzogtum erhoben, das bis 1720 dem Hause Lancaster, zuletzt dem Dom José Mascarenhas, Herzog von A. (geb. 1708), gehörte. Derselbe war unter Johann V. Oberhofmeister des königl. Hauses und sehr einflußreich bei Hofe gewesen, unter König Joseph Emanuel aber durch Pombal zurückgebrängt worden. A. galt nun für einen Führer Mißvergnügter, und die gleichfalls unzufriedenen Jesuiten schlossen sich an ihn an. In der Nacht vom 3. zum 4. Sept. 1758 wurde auf den von seiner Maitresse zurückkehrenden König geschossen und derselbe, jedoch nicht gefährlich, verwundet. Ein niedergelegtes Aufnahmegericht erklärte den Herzog von A., den Marquis von Tavora und einige andere Personen, meistens Glieder dieser Familien, für schuldig, die Jesuiten aber für die Anstifter des Mordats. Meh-

tere, darunter auch A. nebst seinen Söhnen und seinem Schwiegersohne, wurden 13. Jan. 1759 qualvoll hingerichtet, ihre Güter eingezogen, ihre Frauen in Klöster gesteckt, die Jesuiten verbannt. Der Prozeß ist, nach der gründlichen Untersuchung von Cifers («Über den Mordversuch gegen den König Joseph von Portugal», Berl. 1839), äußerst ungemäßig geführt worden und der größere Teil der Verurtheilten höchst wahrscheinlich vollkommen unschuldig gewesen. Unter der Regierung Marias I. hat eine Revision des Prozesses stattgefunden, und ein Erkenntnis vom 23. Mai 1781 das frühere Urteil in Bezug auf sechs Personen widerrufen und deren Rehabilitierung verfügt. Dieser Rechtspruch hat aber wahrscheinlich die königl. Bestätigung nicht erlangt und ist nicht in Ausführung gebracht worden; es hat keine Rehabilitation stattgefunden, und ein Abkömmling der damaligen Opfer, der eine solche nachsuchte, wurde mit einer Pension abgefunden.

Abé-Lallemand (Friedr. Christian Benedikt), ein um das Polizeiwesen verdienter Schriftsteller, geb. 23. Mai 1809 zu Lübeck, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte 1830–34 zu Jena Jurisprudenz. Nach Lübeck zurückgekehrt, wurde A. Advokat und 1843 zum Obergerichtspräsidenten ernannt. Die Herausgabe einer Polizeiordnung für den Freistaat Lübeck hatte 1861 seine Berufung an das neuerrichtete Polizeiamt zur Folge, an welchem er dann lange mit Erfolg wirkte. Als Ergebnis seiner kriminalistischen, kulturhistor. und linguistischen Studien sowie seiner reichen praktischen Erfahrungen veröffentlichte er ein Werk: «Das deutsche Gaunertum» (4 Theile, Lpz. 1858–62), dessen beide erste Theile eine Darstellung des Gaunertums nach seiner allmählichen Entwicklung und seinen gegenwärtigen Zuständen gewähren, während die beiden andern einer eingehenden linguistischen Untersuchung der Gaunersprache gewidmet sind. Als ergänzende Beiträge dazu erschienen: «Die Merseburger Bodreiter des 18. und 19. Jahrh.» (Lpz. 1880) und «Der Magnetismus mit seinen mystischen Verirrungen» (Lpz. 1881). Von seinen sonstigen literarischen Arbeiten sind noch die kleinen Schriften: «Die Krisis der deutschen Polizei» (Lpz. 1861), «2 Reform der Polizei in Hamburg» (Hamb. 1866) und «Die norddeutsche Bundespolizei» (Berl. 1866) hervorzuheben, in welchem letztern Werke er den Gedanken einer einheitlichen deutschen Polizei vertritt ohne welche ihm eine erprießliche Strafrechtsreform nicht möglich erscheint. Wegen eines Augenleidens trat A. 1868 aus dem Staatsdienst und veröffentlichte seitdem eine Reihe von Polizeiromanen, von denen «Die Negulle-Deut» (2 Bde., Lpz. 1862, Aufl. 1870), «Der Erb- und Gerichtsherr» (3 Bde., Hannov. 1870), «Herz und Geld» (3 Bde., Hannov. 1871), «Jada» (3 Bde., Dresd. 1878) besonders hervorzuheben sind; auch verfasste er eine «Abologie der deutschen Polizei» (Lpz. 1882). Im 1880 erhielt er vom Großherzog von Sachsen-Weimar das Prädikat eines Hofrats; 1882 siedelte er nach Berlin über.

Abé-Lallemand (Robert Christian Berthold), Bruder des vorigen, geb. 25. Juli 1812, studierte 1833–37 zu Berlin, Heidelberg und Paris Med. und ging darauf nach Rio-Janeiro, wo er sich Arzt niederließ. Obgleich später zum Mitgliede obersten Gesundheitsrats für Brasilien ernannt, kehrte er doch 1855 nach Deutschland zurück. Humboldts Empfehlung wurde A. Mitglied

Herr. *Novara-Expedition*, von welcher er sich jedoch in Rio wiederum trennte. Nachdem er hierauf 1858 und 1859 Reisen durch ganz Brasilien gemacht, ließ er sich in Lissabon nieder. Außer einer Anzahl medic. Schriften (s. B. über das Gelbe Fieber) und belletrischer Arbeiten veröffentlichte A. *Reise durch Südbrasilien* (2 H., Lpz. 1859) und *Reise durch Nordbrasilien* (2 H., Lpz. 1860). Auch lieferte er zu der von L. Brühns herausgegebenen Biographie Alexander von Humboldts (Lpz. 1872) den dritten Abschnitt: *Humboldts Aufenthalt in Paris* (1808—26). Von seinen weiteren Schriften sind zu nennen: *Wanderungen durch Paris aus alter und neuer Zeit* (Bonn 1877), *Luiz de Camoens, Portugals größter Dichter* (Lpz. 1879) und *Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen* (Bresl. 1880).

— *Rud. Thuerd A.* (geb. 1808, gest. 17. Mai 1867 in Wien), einem Vetter der vorigen, der sich der Botanik widmete und lange Zeit am Botanischen Garten in Petersburg angestellt war, ist die Pflanzengattung *Avellanedia* benannt worden.

Avellaneda (Doña Gertrudis Gomez de), span. Dichterin, geb. 1816 zu Puerto-Principe auf Cuba, kam 1836 nach Europa, lebte seit 1840 in Madrid und wirkte bei der Aufführung ihres Dramas *Leoncia* den ersten öffentlichen Triumph; darauf erschienen ihre *Poesias liricas*, die Novellen *«Sab»* (1841), *«Espatolina»*, *«La baronesa de Joux»* (1842), *«Guatimocin»* und *«Dolores»* (1843) und die Tragödien *«Alfonso Munio»* und *«El principe de Viana»* (1844). Als das madrilener Liceo artistico y literario 1845 ein poetisches Turnier eröffnete und zwei Preise für zwei Gedichte aussetzte, welche die Hülfe der Königin Isabella, die einen polit. Vertreter beagnabte hatte, das eine in martiger, das andere in zarter Weise besingen sollten, erhielt A. den Preis für die zinnigste Ode. Der Preis für das zweite Gedicht wurde einem pseudonymen Dichter, Don Felipe Escalado, zuerkannt, welcher sich später ebenfalls als A. ergab. Unter großem Enthusiasmus von ganz Madrid wurde die Dichterin in Gegenwart der Königin mit einem goldenen Lorbeer gekrönt. Beide Gedichte erschienen unter dem Titel: *«Composiciones poeticas en elogio de la augusta clemencia de nuestra reina doña Isabel II.»* (Madr. 1845). A. vermählte sich 1846 mit Don Pedro Sabater, Jefe-Politico von Madrid; dieser kam noch in demselben Jahre im Exil nach Paris, worauf A. nach Madrid zurückkehrte. Ihre spätern Werke tragen ein schmerzliches kühleres Gepräge, ohne jedoch den frühern an Reinheit der Sprache und an Ideenfülle nachzusehen. Außer der Novelle *«Ondina del lago azul»* veröffentlichte sie noch die Dramen: *«Saul»* und *«Baltasar»* (1849), *«Errores del corazon»*, *«La hija de las flores»*, *«Los tres amores»*, *«La hija del Rey Rene»*, *«Simpatia y antipatia»*, *«Oraculos de Talia»*, *«Recaredo»* (1851), *«La verdad vence apariencias»*, *«El donativo del diablo»* (1852), *«La somnambula»*, *«La aventurera»* (1853). Einige neue Blüten lyrischer Poesie fügte sie einer zweiten Ausgabe ihrer *«Poesias liricas»* (1859) ein. Nachdem sie sich 1854 zum zweiten male mit dem Oberst und Deputierten Don Domingo Verburgu Masieu vermählt hatte und auch dieser 1860 gestorben war, lebte sie bis zu ihrem 1. Febr. 1873 erfolgten Tode in Sevilla. Ihr letztes dichterisches Produkt war das im Exil verfaßte *«Devocionario»* (Madr. 1867) und eine Übersetzung des Du-

masschen *«Catilina»*. Ihre Werke füllen zwei Bände mit Poesien und acht mit Prosawerken; dazu kommen 16 Dramen, von denen der größere Teil sich auf der Bühne erhalten hat.

Avellaneda (Nicolas), Staatsmann der Argentinischen Konföderation, geb. 1. Okt. 1836, studierte in Cordova und Buenos-Ayres die Rechte, leitete dann mehrere Jahre hindurch die Redaction des *«Nacional»* und erhielt 1861 die Professur der Staatswirtschaft an der Universität zu Buenos-Ayres. Bereits seit 1860 mehrmals in die Legislatur gewählt, übernahm er bei dem Regierungsantritt des Präsidenten Sarmiento 1868 das Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts. Unter seiner Leitung nahm das ganze Unterrichtswesen einen außerordentlichen Aufschwung. Als die Präsidentschaft Sarmientos ihrem Ende nahte und sein Vorgänger, der Unitarier Mitre, die Gewalt wieder an sich zu reißen suchte, stellten die Föderalisten im Frühjahr 1874 A. als Präsidentschaftslandidaten für die Amtsperiode 1874—78 auf. Er erhielt auch bei der Wahl die Majorität und wurde 6. Aug. 1874 vom Kongreß zum Präsidenten proklamirt, am 12. Okt. sein Amt anzutreten. Trotz eines bald nach der Wahl ausbrechenden Militäraufstandes erfolgte 12. Okt. A.s Inauguration als Präsident, welches Amt er bis zum 12. Okt. 1880 bekleidete. (S. Argentinische Konföderation.)

Avellino (ehemals Principato ulteriore), Provinz des Königreichs Italien, im Osten der Campagna-felice gelegen und Teile vom alten Samnium, Lucanien und Campanien umfassend, zählt (1876) 883 662 E. auf 3649 qkm und zerfällt in die Distrikte A., Ariano di Puglia und San-Angelo de' Lombardi. Die Provinz ist durchaus gebirgiges Apenninenland, aber der Boden überall sehr fruchtbar, das Klima gesund, die Bodenproduktion reichlich und vorzüglich. Der Hauptfluß ist der Calore mit dem Ufita, an der Ostgrenze der Ofanto. Die Hauptprodukte sind Rohlen und Vieh, Salami- und Cervelatwürste. Man fabriziert Filz, Leinen und Leder, und die Gold- und Silberschläger in Solofra sind weit berühmt.

Die Hauptstadt Avellino (das Abellinum der Alten) liegt 48 km östlich von Neapel, 857 m über dem Meere, am Fuße des 1309 m hohen Monte-Bergine in der Quellgegend des Sabbato in anmuthiger Umgebung und ist durch eine Eisenbahn über Cancelli mit Neapel verbunden. Die Stadt, 887 gegründet, zeitweilige Residenz Kaiser Friedrichs II., Bischofsitz und dem Fürsten Carracioli gehörig, hat ein Exceum, ein Theater, zählt als Gemeinde (1880) 21 782 E., ist schlecht gebaut und hat durch die Erdbeben von 1694, 1731 und 1806 sehr viel gelitten. Den Marktplatz ziert ein schöner Obelisk. Die Bevölkerung betreibt Färberei und fabriziert Hüte, Luch und Stühle, unterhält auch einen starken Zwischenhandel. Berühmt ist A. wegen der in der Umgegend wachsenden guten Kastanien und großen Haselnüsse (*Nucos abellinae*), die dem Landmann oft das Brot ersetzen. Früher betrug der Umsatz in frischen und gerösteten Nüssen jährlich 60 000 Ducati. Nahe westlich von A. liegt die als Wallfahrtsort berühmte Abtei di Monte-Bergine. Das alte Avellinum, eine Stadt der Hirpiner in Samnium, lag etwas weiter unterhalb bei der Ortschaft Arripalda, wurde aber von den Longobarden zerstört.

Avellino (Francesco Maria), namhafter ital. Archäolog, geb. zu Neapel 14. Aug. 1788, studierte die Rechte zu Neapel, dann in Rom Archäologie. Nach Neapel zurückgekehrt, übernahm er den Lehrstuhl der griech. Literatur an der Universität und leitete 1809–15 die Erziehung der Kinder Murats. Nach des letztern Sturze wirkte er als Advokat, ohne sein Lehramt aufzugeben, und erhielt 1820 den Lehrstuhl der polit. Ökonomie, später den der Institutionen und der Pandekten. Im J. 1820 wurde er mit der Katalogisierung der ungemein reichen Sammlung des «Museo Borbonico» beauftragt. Außer den Beiträgen zu dem 1824 begonnenen Prachtwerke «Real Museo Borbonico» lieferte er für die «Accademia Ercolanese», deren beständiger Sekretär er 1832 geworden war, sowie für die «Accademia delle scienze» und seit 1815 für die «Società Pontaniana» zahlreiche Abhandlungen; 1839 wurde er nach Arditis Tode Direktor des Bourbonischen Museums und erhielt zugleich die Oberaufsicht über die Ausgrabungen. A. starb 9. Jan. 1850. Mehreres von seinen vielen Schriften sammelte er selbst in den «Opuscoli diversi» (3 Tle., Neap. 1831–36). Er begründete 1808 eine numismatische Zeitschrift, welche jedoch bald wieder erlosch. Ebenso wurde das von ihm geleitete «Bullettino archeologico napoletano» (6 Bde., Neap. 1843–48) durch die Ereignisse von 1848 unterbrochen.

Ave Maria (lat.), oder Englischer Gruß, angelica salutatio, d. h. Gruß des Engels Gabriel an Maria (nach Luk. 1, 28), wird von den Katholiken ein Gebet zur Jungfrau Maria genannt nach den (lat.) Anfangsworten: «Gegrüßt seist du, Maria (Ave Maria) voll der Gnade; der Herr ist mit dir; du bist gesegnet unter den Weibern, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes.» In dieser Weise wurde das Gebet nach einer Verordnung Gregors I. (590–604) zunächst von den Priestern am vierten Adventsonntage unter der Messe als Offertorium gesprochen. Als dem Vaterunser ebenbürtiges Laiengebet erscheint das Ave Maria mit dem erweiterten Kultus der Maria seit dem 11. Jahrh., und wird als solches durch Odo, Bischof von Paris, 1196 empfohlen. Urban IV. setzte daher nicht allein (1261) die abschließenden Worte: «Jesus Christus, Amen», zu dem Obigen, sondern seit der ersten Hälfte des 16. Jahrh. fand das Gebet durch die Franziskaner immer allgemeiner den die heutige Form bildenden Abschluß als Zusatz zu der ältern Formel: «Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unsers Todes, Amen.» Unter Anschlägen der Gloden, welches auch in prot. Ländern als Mahnung zum Morgen-, Mittags- und Abendgebet teilweise beibehalten ist und ebenfalls Ave Maria genannt wird, soll, einer Verordnung Johannis XXI. von 1326 gemäß, jeder Katholik diesen Engelsgruß morgens, mittags und abends jedesmal dreimal beten. Es geschieht dies nach den kleinen Regeln des Rosenkranzes, die deshalb gleichfalls Ave Maria heißen, während die Großen Regeln dem Vaterunser gewidmet sind. 150 Ave Maria bilden (nach den 150 Psalmen) ein Psalterium Mariae und haben nach dem gläubigen Gefeühle der Katholiken hohe Gebetskraft.

Avona, f. Saser.

Avenara, f. Aven-Céra.

Aventin, deutsch Wifflisburg, lat. Aventicum, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im schweiz. Kanton Waadt, liegt 463 m über dem

Meere, 7,5 km südwestlich von Murten, auf einer Anhöhe über der sumpfigen Niederung, welche die Broie vor ihrer Mündung in den Murtensee bildet, an der Eisenbahn Nys-Payerne-Lausanne, besitzt ein altes Schloß, eine aus röm. Quadern erbaute Kirche und ein Museum mit zahlreichen röm. Antiquitäten und zählt (1880) 1783 E., wovon etwa 5 Proz. katholischer, 14 Proz. mosaischer Confession sind. A. ist eine der ältesten Städte der Schweiz. Das alte Aventicum, von dem das heutige A. nur die südwestlichste Ecke, etwa den 10. Teil des Ganzen, ausmacht, war schon vor Cäsar Hauptstadt Helvetiens und stand unter Vespasian und Titus, die es zur röm. Kolonie erhoben, in seiner höchsten Blüte. Von seiner banaligen Ausdehnung und Bedeutung zeugen die Überreste der alten Ringmauer, von deren zahlreichen Wachtürmen sich noch einer an der Ostseite erhalten hat, das jetzt noch erkennbare regelmäßig angelegte Straßennetz, die Wasserleitung, die Substruktionen eines Theaters und eines Amphitheaters, das Forum, von dessen Halle noch ein Mauerpfeiler, genannt le Cigognier, steht, sowie zahlreiche Inschriften, Mosaikböden und Altartümer aller Art, die zum Teil in dem Museum der Stadt, zum Teil in den Sammlungen von Bern und Lausanne aufbewahrt werden. Die Blüte Aventicums wurde durch die Alamannen vernichtet, die 264 auf dem Wege von Gallien nach Italien die Stadt eroberten und verheerten. Zwei Jahrhunderte später wurde dieselbe von den Hunnen nochmals zerstört. Seitdem erhob sich Aventicum nie mehr zur frühern Größe und Bedeutung, und als im 6. Jahrh. der Bischofssitz von A. nach Lausanne verlegt wurde, sank die alte Hauptstadt Helvetiens zum Landstädtchen herab.

Avenel (Denis Louis Martial), franz. Schriftsteller, geb. zu Orbec 28. Mai 1782, gest. zu Paris 19. Aug. 1875, fungierte als Bibliothekar an der Bibliothek Sainte-Geneviève und gab in der «Collection des documents inédits sur l'histoire de France» eine Sammlung der «Lettres, papiers d'état et instructions diplomatiques du Cardinal de Richelieu» (4 Bde., 1863) heraus. — **Georges A.**, geb. zu Beaumont (Oise) 31. Dec. 1828, gest. zu Bougival 1. Juli 1876, veröffentlichte «Anacharsis Clootz, l'orateur du genre humain» (2 Bde., 1865) und die «Lundis révolutionnaires», eine Sammlung von historischen, in der «République française» erschienenen Artikeln (1875). — **Paul A.**, Bruder des vorigen, franz. Schriftsteller, geb. zu Chaumont (Oise) 9. Okt. 1823, verfaßte viele Lustspiele, Romane und Lieder; letztere erschienen als «Chants et chansons politiques» (1869).

Aventin, derjenige unter den sieben Hügeln Roms, dessen topographische Bestimmungen noch vielfach in Dunkel gehüllt liegen. Südwestlich vom Palatin, durch die Thalvertiefung des Circus Maximus von diesem getrennt, erhebt sich längs des Tiberflusses die eigentliche Höhe des A., an welcher sich gegenwärtig neben antiken und mittelalterlichen Bauresten die Kirchen und Klöster Sta. Sabina, San-Alessio, Sta. Maria-Aventina, obel Priorato, Sta. Prisca und einige Weingärten befinden. Früher wurde, doch mit Unrecht, das Name A. auch auf einen zweiten Hügel mit 4 Kirchen Sta. Valbina und San-Saba ausgedehnt, welcher sich südöstlich davon, durch eine schmale Thalsenkung geschieden, erhebt. Über den Ursprung des Namens Aventinus, welcher früher Murel

gehören haben soll, war man bereits im Altertum verschiedener Ansicht: unter den mancherlei Ableitungen war diejenige die verbreitetste, daß der Hägel seinen Namen von einem auf demselben besitzten Albanerfürsten erhalten habe. Anfanglich unbewohnt, erscheint der A. in der Folgezeit als Stätte latinischer Ansiedelung, und bis zu Ende der Republik wohnte auf ihm der Stand der röm. Plebejer. Servius Tullius erbaute auf demselben den Tempel der Diana, der als latinisches Bundesheiligtum weithin berühmt war. Auch sonst war der A. reich an Tempeln: dort errichtete Sempronius Gracchus den Tempel der Freiheit, dort war der Tempel der Dea Bona, einer der ältesten und heiligsten des Roms, und derjenige der Juno regina, den Camillus nach der Eroberung von Veji widmete; nicht minder reich war der A. an mythischen Sitten, deren eine die Höhle des Cacus am nördl. Fuße des Hägels war, und die Remuria oder die Stelle, wo Remus die Entscheidung des Populings erwartete. Auf dem A. wohnte einst der Dichter Ennius, auch einige der bedeutendsten plebejischen Geschlechter, wie die Gracchen, hatten dort ihre Wohnungen.

Aventinus (Johannes), bayr. Geschichtschreiber, s. Thurmayer.

Aventure, **Aventure** (in der mittelhochdeutschen Poesie), s. unter Abenteuer.

Aventuriers, s. unter Abenteuer.

Aventuriers (fr.), wörtlich Abenteuerer) oder **Aventurierkaufleute** hießen seit dem 16. Jahrh. Kaufleute, welche, ohne eigene Mittel zu besitzen, mit erborgten Kapitalien Waren einkauften, die an fernem Orten geschafft und dort mit reichem Gewinn verwertet wurden. (S. Großaventurierkontrakt.)

Erster führten seit Anfang des 8. Jahrhunderts des 18. Jahrh. den Namen A. auch die Helden einer langen Reihe von Werken, welche die meist erdichteten Abenteuer und Erlebnisse weitgereister Personen in fernem Ländern schilderten. Das älteste Buch, welches jenen Titel führt, ist: „Des seltsamen Aventuriers sonderbare Begebenheiten, oder Corn. Paulsons Lebensgeschichte“ (Epp. 1724). Die meisten erschienen um die Mitte des 18. Jahrh. Ein Verzeichniß gibt Gräffe im „Trésor de livres etc.“ (Bd. 1, Druck. 1858).

Aventurin oder **Aventurin** heißt in der Mineralogie eine rötlich-braune Varietät des Quarzes, welche entweder durch zarte, mit Eisenoxider erfüllte Sprünge oder eingesprengte kleine Glimmerstäubchen, wodurch die Lichtstrahlen mannigfaltig gebrochen werden, einen Goldschimmer erhält. Solchen Namen hat er von der Ähnlichkeit mit gewissen schillernden Glasstücken erhalten, welche durch Zufall (par aventure) dargestellt wurden. Man findet ihn am Ural, in Steiermark, in der Gegend von Madrid u. s. w., und er wird zu Ringsteinen, Ohrgehängen, Dosen u. dgl. verarbeitet. Der **Aventurin** selbst ist oder Sonnenstein, welcher von Krugeln und Geulen stammt, auch in der Nähe des Todtsees und von besonderer Schönheit bei Loebsch am Christianiafjord gefunden wird, ist eine Varietät des Diloglases (einer Art trilineen Feldspat), die kleine gelblich-rote Lätzchen von Orangefarb eingeschlossen enthält und deshalb goldglänzendes Licht reflektiert.

Aventurin, eine dem Aventurin an Ansehen ähnliche Art Steingut, bei deren Fabrication unter die Thonmasse etwas Goldglimmer gemischt wird.

Aventuringlas (bisweilen Goldfluß genannt) ist der Name einer Glasorte, welche auf dem Bruche und auf geschliffenen Flächen an unzähligen Punkten einen starken und eigentümlichen Lichteffekt zeigt, wie es bei dem natürlichen Aventurin (s. d.) der Fall ist. Die kleinen, das Licht reflektierenden Flitterchen liegen in einer anscheinend hellbraunen Glasmasse, die nach einer Untersuchung von B. Gsell eine Lösung von metallischem Kupfer in Glas ist, aus welcher sich beim Abkühlen kristallinische Abscheidungen von Kupfer gebildet haben. Das A. wurde früher nur in den Glasfabriken der Insel Murano bei Venedig dargestellt und zu Schmudobjekten der verschiedensten Art verarbeitet. In neuerer Zeit wird es in England, Frankreich und Deutschland fabriziert und ist als Pier- und Dekorationsgegenstand wieder in verdiente Aufnahme gekommen, nachdem Bettenlofer die Darstellungsmethode beschrieb hat. Diese besteht im wesentlichen darin, daß man eine Hämatinmasse (s. Hämatinon) mit Eisenfeile verfest und nach dem Schmelzen möglichst langsam erkalten läßt. Ein dem A. ähnliches Glas ist das von Bettenlofer dargestellte Akrallit (s. d.). Vgl. die „Handbücher der chem. Technologie“ von R. Wagner (Epp. 1875), F. Knapp (Braunschw. 1874); Kertl u. Stohmann (Musp. 1875), „Encyclopädie. Handbuch der technischen Chemie“ (3. Aufl., Bd. 3, Braunschw. 1875).

Averno (grch. Aornos, d. i. der Bogellose), ital. See in der Nähe von Cumä, Puteoli und Baiä (jetzt Lago d'Averno), ist bis 56 m tief und fast ganz von steilen und waldigen Höhen eingeschlossen. Seine mephitischen Dünste töteten angeblich die darüberfliegenden Vögel. Hierher verlegte man Homers Eingang in die Unterwelt. Hier waren der Hain der Selate und die Grotte der berühmten cumaischen Sibylle, welchen Namen auch jetzt eine der Grotten am südl. Ufer des Sees führt. Agrippa ließ zur Zeit des Augustus die dichten Wälder lichten und durch Cocceus einen Tunnel nach Cumä führen, welcher die Verbindung mit dem Lucrinersee und dem Meere herstellte, aber durch die Entstehung eines Vulkan in der Nähe, des Monte nuovo, fast völlig verschüttet wurde.

Aversholz L., Pflanzengattung aus der Familie der Orsibeiden. Man kennt nur zwei Arten, welche beide in Ostindien und China wachsen und nicht selten in den Warmhäusern ihrer merkwürdigen Früchte halber gezogen werden: A. Bilimbi L. und A. Carambola L. Beide sind Sträucher mit gefiederten Blättern und in Trauben gestellten purpurnen Blüten, welche aus einem kleinen, fünfblätterigen Kelche und einer fünfblätterigen Blumentrone bestehen. Aus dem fünfzähligen Fruchtknoten entwickelt sich eine eiförmige, tiefgefurchte, fünfächerige Beere, deren Fächer zwei Samen enthalten und mit einem sauren Saft erfüllt sind. Die Früchte der kultivierten A. Carambola werden eingemacht und gegessen; sie haben einen weinsäuerlichen Geschmack; die Früchte des wild wachsenden Baums sind so sauer, daß man sich in Ostindien derselben zum Einspülen des Fleisches bedient.

Aversholz oder **Aversholz**, eigentlich Ibn-Roschd (Abul-Walid Rohammed Ibn-Ahmed Ibn-Rohammed Ibn-Roschd), der berühmteste Philosoph der Araber, wurde 1126 (520 b. H.) zu Cordoba in Spanien geboren, wo sein Vater das Amt eines Oberrichters und Rosts bekleidete. Er genoss den Unterricht der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner

Zeit und stand in vertrautem Verkehr mit dem Philosophen Ibn-el-Arabi und den berühmten Gelehrten Ibn-Tosail (Abubaces) und Ibn-Bohr (Ibn-Zohar). Wegen seiner Talente und Kenntnisse erhielt er unter dem almohabidischen Sultan Jussuf (1163—84) die höchsten Ehrenämter und wirkte bald in Marokko, bald in Sevilla oder Cordova. Auch bei dessen Nachfolger Almanjur-Billah stand A. anfangs in hoher Gunst, doch wurde er von seinen Rivalen der Abweichung von den Lehren des Koran beschuldigt. A. fiel deshalb bei Almanjur in Ungnade, wurde seiner Ämter entsetzt und lebte verbannt zu Elisena oder Lucena bei Cordova. Nach einigen Jahren, als der Sultan selbst an den philos. Studien Interesse gefunden, ward er wieder an den Hof nach Marokko berufen und mit Gunstbezeugungen überhäuft; allein er starb bald darauf 12. Dez. 1198 zu Marokko. A. übersehte (aus dem Syrischen) und erläuterte die Schriften des Aristoteles mit tiefer Einsicht; doch läßt sich in seinen Arbeiten, wie bei den meisten der arab. Philosophen, der Einfluß der alexandrinischen Ansichten, wie sie in den Kommentaren des Ammonius, Theophrastus u. a. niedergelegt sind, nicht verkennen. Wegen der arab. Orthodogen, besonders gegen Magazali, trat er als rationalistischer Verteidiger der Philosophie auf. Die meisten seiner Schriften (Vened. 1489) sind nur in lat. Übersetzungen erhalten. Seine Kommentarien zum Aristoteles erschienen lateinisch in einer Ausgabe des Aristoteles (11 Bde., Vened. 1560). Auch schrieb er eine Art mediz. Systems, welches unter dem Namen «Collegit» (eine Verstümmelung des arab. Titels «Kulligat», d. i. das Ganze, System) in das Lateinische überseht und öfters gedruckt wurde (Vened. 1482 und 1514). Viele seiner Schriften sind auch ins Hebräische überseht worden. In der christl. Kirche erlangte die Philosophie des A. bereits im 13. Jahrh. Bedeutung, wiewohl namentlich seine pantheistische Lehre von der Einheit des wirklichen Prinzips im Universum von den Scholastikern oft als Irrtum verworfen, auch die Astrologie als Averoismismus bezeichnet wurde. Außerdem hat sich A. auch durch astron. Beobachtungen, wie z. B. über Sonnenflecke, verdient gemacht. Vgl. Renan, «A. et l'Averroisme» (Par. 1852; 2. Aufl. 1861); H. Ritter, «Geschichte der Philosophie» (2. Aufl., Bd. 8, Hamb. 1845); Lascio, «Studi sopra Averro» (Flor. 1875). Die wesentlichsten Verdienste um die genauere Kenntnis der philos. Schriften des A. hat sich M. J. Müller erworben, welcher die Publikation des arab. Textes der «Philosophie und Theologie von A.» (Münch. 1859) unternahm, deren treffliche Übersetzung (Münch. 1875) nach Müllers Tode von der Bayerischen Akademie veröffentlicht wurde.

Avers (frz. effigie, engl. obverse) heißt die Vorder- oder Hauptseite einer Münze. Gleichbedeutend sind die Bezeichnungen Kopf- und Bildseite, weil die Anwesenheit des Bildes des Regenten, resp. des Namenszugs desselben, oder ein allegorisches Bild (z. B. der Freiheit) das Charakteristische ist. Die Rück- oder Rehrseite der Münze heißt **Revers**.

Avers, ein Hochthal im Bezirk Hinterrhein des schweiz. Kantons Graubünden, liegt nördlich vom Bergell, westlich vom Oberhalbstein und öffnet sich mit seiner untern Stufe, dem Ferrerathal, unterhalb der Felsenge Rosna gegen das von der Splügenstraße durchzogene Schamsenthal. Rings von

teilweise vergletscherten, über 3000 m hohen Bergmauern (Piz-Blatta 3386 m, Gletscherhorn 3106 m, Vleschhorn 3043 m) umgeben, mit den benachbarten Thälern nur durch rauhe Bergpfade (Passo della Duana 2800 m, Forcellina 2673 m, Stallerberg 2584 m) verbunden, ist das A. ein stilles, wenig besuchtes Wiesenthal, ziemlich einförmig, im obern Teile baumlos, ohne Feldbau, aber mit üppigem Graswuchs, reich an Genssen, Murmeltieren, Schnee- und Steinhühnern, hier und da auch von Wären heimgesucht. Der Thalbach, der Averserbach oder der Aonerrhein, ein wildes Bergwasser, entspringt mit zwei Quellen im Fußer- und im Bregalgathale, durchfließt in tiefer Rinne zwischen den steilen Grasschalen der Thalflanken das A., empfängt links den Madriserrhein und an der Grenze von A. und Ferrera den Leibach aus dem ital. Val di Lei, durchbricht dann die Felsklüfte des Ferrerathals, in welchen er eine Reihe prächtiger Stromschnellen und Wasserfälle bildet, und mündet nach 30 km langem Laufe 2,5 km oberhalb Andeer in den Hinterrhein. Der Weg, welcher hier von der Splügenstraße in südöstl. Richtung gegen das A. abzweigt, ist anfangs ein leidliches Fahrsträßchen, verwandelt sich aber bald in einen beschwerlichen steinigten Fußpfad, der, mehrmals das Ufer wechselnd, bald hoch über dem Flusse, bald dicht an demselben hin, an Wasserfällen, verlassenen Hüttenwerken und verfallenen Höfen vorbei, durch die waldige und felsige Schlucht des Ferrerathals über Äußer-Ferrera 1321 m und Canicul 1480 m hinanstiegt, um die offenere und jähmere Oberstufe des A. zu gewinnen. Mit seinem Seitenthale Madris zählt das A. in mehreren Dörfern, Weilern und einzelnen Höfen 259 E. deutscher Zunge und reform. Konfession, deren einzige Erwerbsquelle die Alpwirtschaft ist. Der Hauptort Cresta mit der Thal- kirche liegt 1949 m über dem Meere auf der rechten Thalseite am Fuße des Weißbergs, 2933 m, und ist das höchste Pfarrdorf der Alpen, wie der 6,5 km südöstlich von Cresta gelegene Weiler Jul, 2133 m, das höchste Winterdorf Europas ist. Im S. von den Italienern des Bergell, im O. von den Italienern und Romanen des Oberhalbsteins, im N. von den Romanen des Ferrerathals und im W. von den Italienern des Val di Lei umgeben, bilden die Averser oder Aoner eine deutsche Sprachinsel, deren Ursprung von den einen auf Einwanderung freier Walser, von den andern auf eine hohentausche Kolonie zum Schutz der Pässe zurückgeführt wird.

Aversa, im Altertum Atella, Stadt in der ital. Provinz Caserta (ehemals Terra di Lavoro) 15 km nördlich von Neapel, an der Eisenbahn nach Caserta (Foggia), in einer orangen- und weinreichen, mit schönen Willen bedeckten Gegend, ist gebaut, Sitz eines Bischofs, hat als Gemeind (1880) 20 832 E., eine Kathedrale mit Ruppel- normann. Stil, neun Pfarrkirchen und viele Klöster, eine treffliche Irrenanstalt (Morotrofo) und ein ausgezeichnetes Waisen- und Findelhaus (Sa Lorenzo). Die Stadt ist berühmt durch ihren herrlichen Weißwein (Aprino), ihre vortrefflichen Früchte, Melonen und Mandelbuchen, auch Obst- und Seidenzucht. Das alte Atella, früher von Etern, dann von Campanern bewohnt, mußte sein Abfall zu Hannibal schwer büßen, indem an i Stelle der nach Calatia verwiesenen Bewohr

Neubürger aus Nuceria kamen. Später wurde es vom Municipium. Der an sich unbedeutende Ort verdankte seine Berühmtheit den Atellanen (s. d.). Die Barbaren der Völkerwanderung zerstörten die Stadt. An ihrer Stelle wurde das jetzige A. 1027 von den Normannen auf einem ihnen vom Herzog Sergius III. von Neapel geschenkten Gebiet erbaut; Kaiser Konrad II. bestätigte ihrem Führer Rainulf, der ihn als Lehnsherrn anerkannte, 1038 den Titel eines Grafen von A. Die Grafschaft wurde 1061 mit dem beim Papste zu Lehn gebenden Fürstentum Capua vereinigt. Im J. 1345 wurde zu A. Andreas von Ungarn, Gemahl der Königin Johanna I. von Neapel, ermordet.

Avesen der Zollauschlüsse (s. d.) heißen die Beiträge, welche die außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze liegenden Gebiete des Deutschen Reichs an Stelle der Zölle und Verbrauchssteuern nach Art. 38 der Reichsverfassung zu den Ausgaben des Reichs zu leisten haben. Die Berechnung der A. erfolgt nach dem Verhältnisse der ortsanwesenden Bevölkerung zu den Nettoeinnahmen des Reichs an Zöllen und Verbrauchssteuern, jedoch dergestalt, daß zur Ausgleichung der höhern Verbrauchsfähigkeit der städtischen Bevölkerung der Zollauschlüsse für diese noch ein Zuschlag in Ansatz kommt, welcher z. B. in Bremen und Hamburg 5 Mark, in Altona, Wandsbeck, Bremerhagen, Geestemünde und Brake 3 Mark für den Kopf beträgt. An dem in den Reichshaushalts-Gesetz unter den Einnahmen einzustellenden Ertragnisse der A. haben, insofern dieselben die Steuern von Branntwein und Bier ersetzen sollen, Bayern, Württemberg und Baden, insofern sie zum Ertrage der Steuer von Bier dienen, Elsaß-Lothringen keinen Teil, weil diese Staaten in Bezug auf die genannten Objekte sich nicht in der Steuergemeinschaft befinden.

Aversion (lat.), das Sichabwenden von etwas; Abneigung, Widerwille, Ekel; auch eine rhetorische Figur (Art der Apostrophe), wodurch man den Angeredeten vom vorliegenden Gegenstand ablenkt.

Aversionalkaution nennt man eine als Inhalt einer Gegenleistung bei Verträgen gebachte Selbinnahme, welche ohne nach den einzelnen Bestandteilen des dafür zu Empfangenden gemessen zu werden (per aversionem = abgewandten Gehalts), in Kauf und Bogen, in runder Summe bewilligt wird. Besonders wichtig ist der Kauf in Kauf und Bogen, da für diesen hinsichtlich der Gewährleistung des Verkäufers besondere Grundsätze gelten, während im übrigen noch die Partikularrechte den Aversionalkauf nicht anders als den gewöhnlichen Kauf, behandeln.

Avertieren (frz.), benachrichtigen, aufmerksam machen, einen Wink geben.

Avertissement (frz.), Benachrichtigung, Ankündigung, bildet bei den militärischen Kommandos denjenigen in der Regel gehöhrten Teil, welcher dem eigentlichen Ausführungskommando, meist einem kurzen Worte oder einer Silbe, vorausgeht und auf dieses vorbereitet. Beim Kommandieren wird zwischen dem A. und dem Ausführungskommando eine kurze Pause gemacht, z. B. «Bataillon — Halb. — Mit Sägen rechts schwenkt — Marsch». Höhere Befehlshaber, wie Brigade- und Regimentsskommandeure, geben nur Avertissementskommandos, welche von den Führern der taktischen Einheiten, wie Bataillone, Eskadronskommandeuren, ausgeführt werden. A. können auch durch Sig-

nale gegeben werden. — Über das A. in der franz. Preßpolizei s. Presse und Preßgesetzgebung.

Avertissementsposten sind die im Sicherheits- und Rundschäftsdiens vorgeschobenen Posten; sie stehen ohne Rücksicht auf die eigentliche Postenlette auf Punkten, von denen aus eine besonders gute Beobachtung möglich ist (wie hohe Berge, Türme u. s. w.), sind mit Fernröhren ausgerüstet und verfügen behufs rascher Mitteilung ihrer Nachrichten an den Kommandierenden über berittene Ordnonnanz, ein Signalsystem oder eine Telegraphenlinie. Im kleinern Maßstabe heißen A. diejenigen Posten, welche die Feldwachen in weniger übersichtlichen Terrain aussetzen, um einen Überblick über die eigentliche Postenlette zu erhalten und über deren Vorhaben rasch informiert zu werden. In Belagerungsbatterien und Festungswerten stellt man A. auf, um das Einschlagen feindlicher Geschosse rechtzeitig zu erfahren.

Avesnes, bis 1867 besetzte Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Nord, an der Selppe und der Nordbahn, zählt (1876) 4636 E. und besitzt eine im 16. Jahrh. restaurierte, mit einem 60 m hohen, vieredigen, krenelierten Turm und achteckiger Kuppel versehene Kirche, ein Museum, eine Bibliothek, ein Kommunal-College, eine Archäologische und eine Aderbaugesellschaft. Die Bevölkerung unterhält Fabriken für Öl, Seife, Met, Nägel, Quincaillerie, Salgraffinerie, dergleichen Brauerei und Lohgerberei, und betreibt Handel mit Holz, Marmor, Schiefer, Kalk, Leinen, Hopfen, Leder, Steinkohlen, Wein und Branntwein. Der Ort ist im 11. Jahrh. entstanden, bildete früher eine eigene Herrschaft im Hennegau, wechselte aber mehrfach den Herrn und kam 1432 an Burgund. Nach Karls des Kühnen Tode wurde A. 1477 von Ludwig XI. erobert und zerstört, gelangte jedoch an das Haus Habsburg; 1559 nahmen es die Spanier, 1580 die Holländer ein. Im Pyrenäischen Frieden wurde es 1659 an Frankreich abgetreten und dann von Bauban neu besetzt. Am 21. Juni 1815 von den Preußen beschossen, mußte es sich infolge der Explosion des Hauptpulvermagazins und der Zerstörung der Mauern an demselben Tage ergeben.

Avesta (die heiligen Schriften der Parsen), s. Zend-Avesta.

Avesta, Kirchspiel und bedeutendes Eisenwerk im südböhl. Teil der schwed. Landschaft Dalarna (Gän Kopparberg), an dem Dalälv; öfters als Fleden genannt. Nach A. ward seit alter Zeit das Kupfer von Falun geführt, um hier gereinigt zu werden; 1644—1831 wurden zu A. sämtliche Kupfermünzen Schwedens geprägt.

Aveyron, Fluß im südl. Frankreich, entspringt am Fuße des Rallbergs Tour de Sermeillets, im SO. von Séverac, durchfließt in vorherrschend westl. Richtung das nach ihm benannte Departement und fällt unterhalb Montauban im Depart. Tarn-Garonne, nachdem er durch den Biaur verstärkt und 45 km vor der Mündung bei Regrepesse schiffbar geworden, nach einem 215 km langen Laufe, auf welchem er Rodez, Villefranche, St. Antonin und Monticour berührt, in den Tarn und mit diesem in die Garonne.

Das Departement Aveyron, von den Depart. Hérault, Gard, Lozère, Cantal, Lot, Tarn-Garonne und Tarn umgrenzt, umfaßt die alte Landschaft Rouergue mit 8743,33 qkm Areal und

(1876) 413826 G. (gegen 402474 im J. 1872, Zunahme 2,8 Proz.) und bildet einen der gebirgigsten Teile Frankreichs. Zwischen dem Hochlande der Auvergne und den Cevennen gelegen, neigt sich die Vorterrasse der Rouergue nach SW. zur Garonne hin, deren Stromgebiet das Departement zugehört. Zwischen den von D. nach W. strömenden Flüssen Lot mit Trugère und Dourdou, A. mit Baur, und Larn mit Jonte, Dourbie, Cernon, Dourdou und Rance sehen vielarmige Verzweigungen des Cevennensystems quer durch das Land, von denen im N. des Lot das Aubracgebirge bis 1451 m hoch ist, zwischen Baur und Larn das wildzeriffene Plateau Lévezou 1100 m erreicht. Wertwärdige pyramidale Felsbildungen zeigen sich zwischen Larn, Jonte und Dourbie im SO. des Departements, während im S. die Hochebene durch zahlreiche Grotten, z. B. bei Rochefort, charakterisiert wird. Den typischen Charakter des Landes bilden die Causses (s. d.), die ausgedehnten hohen Kalkplateaus, ohne Wald, ohne Wasser und ohne Menschen, nur reich an aromatischen Kräutern, die vorzügliches Schaffutter sind. 21 Proz. des Bodens sind unfruchtbar, 40 Proz. aderbar, 15 Proz. Weizen. Das Klima ist zwar gesund, doch, namentlich im O. und N., kalt und rauh. Nur im mildern W. liefert der Weinstock einen mittelmäßigen Wein, während nördlich des Lot nur Roggen und Hafer, in den übrigen Thälern auch andere Cerealien, Obst, Kastanien, Kartoffeln und Trüffeln gedeihen. Zwei Dritteile des Bodens sind unbebaut; dennoch reicht die Ernte aus, und das unbebaute Land bietet Weiden für die zahlreichen Herden von Rindern, Ziegen und Schafen, welche nebst der Schweinezucht die Hauptnahrungsquelle der Gebirgsbewohner ausmachen. Die Schafe liefern jährlich nicht nur an 2 Mill. kg Wolle zur Ausfuhr, sondern auch Milch zur Bereitung von Käse, welche als Käse von Roquefort in den Handel kommen und einen jährlichen Umsatz von 1 Mill. Frs. erzielen. Bedeutend ist der Reichtum des Landes an Mineralien und Mineralquellen; doch ist die Ausbeutung von Metallen jetzt geringer als in früheren Zeiten. Neben Steinkohlenlagern, welche 1873 über 7 Mill. Ctr. lieferten, und großen Kalkflözen findet sich vornehmlich Eisen und Maunsgieser, sowie auch Blei, Kupfer, Zink, Vitriol, Antimon. Ein beträchtlicher Teil der Einwohner ist mit dem Bergwerks- und Hüttenbetrieb beschäftigt. Außerdem finden sich vorzüglich Papiermühlen, Seiden- und Baumwollspinnereien, Gerbereien, Wollzeug- und Teppichwebereien u. s. w. In dem Departement, welches in die fünf Arrondissements Rodez, Milhau, Villefranche, Ste.-Affrique und Espalion zerfällt, verzweigen sich die Orléansbahn und die Südbahn. Sie der Departementalbehörden sowie eines Bischofs ist Rodez.

Avezzano, Stadt in der ital. Provinz Aquila (ehemals Abruzzo ulteriore II), Bezirkshauptort, 85 km von Aquila, am Nordende des fast ausgetrockneten Fucinersees, zählt (1880) als Gemeinde 6556 E. Zwischen A. und dem südlicher gelegenen Luco liegt der Emissar des Kaisers Claudius, der 6 km lange, 3 m breite, bis 3,9 m hohe unterirdische Kanal, der mit einem 19,5 m hohen Thor gegen das 13 m tiefer gelegene Flussbett des Liri mündet; seit 1862 ist derselbe geräumt und der Boden des Sees der Kultur übergeben.

Aviānus, richtiger als Avienus, lat. Fabeldichter, lebte wahrscheinlich zu Ende des 4. Jahrh. n. Chr. Es wird ihm eine Sammlung von 42 Äsopischen Fabeln in lat. Sprache und elegischem Versmaße beigelegt, die aber der ältern, unter dem Namen des Phädrus (s. d.) bekannten Sammlung sowohl in Hinsicht der Sprache als der Darstellung weit nachsteht. Herausgegeben wurde diese Sammlung von Revelet in der *«Mythologia Aesopica»* (Heidelb. 1610), Cannegieter (Amsterd. 1731), Lachmann (Berl. 1845) und Fröhner (Lpz. 1862). Vgl. L. Müller, *«De Phaedri et Aviani fabulis»* (Lpz. 1875).

Avicenna, eigentlich Abu Ali al-Husain Ibn-Abd-Allah Ibn-Sina, berühmter arab. Philosoph und Arzt, wurde zu Asschemā, einem Flecken in der Nähe der zu Bosthara gehörenden Stadt Charmatia, 980 geboren und studierte zu Bosthara Mathematik, Astronomie, Philosophie und Medizin. Er war Leibarzt bei mehreren Herrschern der samanidischen und dailemitischen Dynastien, auch eine Zeit lang Bezier in Hamadan, zog sich aber dann nach Isfahan zurück und starb auf einem Zuge des Emir Ala-ed-Daula gegen Hamadan 1037. A. hinterließ eine Menge Schriften, unter denen sein im wesentlichen an Galen sich anschließendes System der Medizin *«Kanun fi'l Tibb»* den größten Ruf erlangte. Dasselbe zeichnet sich weniger durch Originalität aus als durch die zweckmäßige Anordnung und Auswahl aus den Schriften der griech. Ärzte zu einer Zeit, wo die Kenntnis des Griechischen noch wenig verbreitet war. Auch dem A. waren die griech. Ärzte nur durch arab. Übersetzungen zugänglich. Der arab. Text jenes *«Kanun»* ist vollständig nur einmal (4 Bde., Rom 1593) im Druck erschienen. Sehr zahlreich sind aber die lat. Übersetzungen. Die älteste derselben ist die von Gerardus Cremonensis, welche mehrfach (mit Verbesserungen von Alpagus, 2 Bde., Vened. 1595) gedruckt wurde. Für die sorgfältigste gilt die von Plempius (Löwen 1658). Außerdem sind noch einige andere seiner mediz. Schriften sowie auch mehrere philosophische in lat. Übersetzungen (unter andern von Alpagus) erschienen. Ein *«Poema de Logica»* hat Schmölbers in den *«Documenta philosophica Arabum»* (Bonn 1836) herausgegeben. Besonders hat A.s Schrift über Metaphysik (eigentlich ein Kommentar zur Metaphysik des Aristoteles) die Aufmerksamkeit der Scholastiker auf sich gezogen. A. erweist sich in derselben als ein durch selbständiger Denker. Von denselben Grundsätzen über die ursprünglichen Begriffe des menschlichen Verstandes ausgehend, die schon sein Vorgänger El-Farabi angenommen, setzt er den Begriff der Möglichkeit als einen angeborenen Begriff voraus und fordert ein Subjekt für dieselbe, weil nicht als Substanz gedacht werden könne; das Subjekt der Möglichkeit ist aber die Materie. Weil solches Subjekt für die Möglichkeit ohne Form nicht sein kann, so folgt daraus die Ewigkeit der W. A. gibt also im Gegensatz gegen seinen Vorgänger die Lehre von der Emanation der Materie a Gott auf und sieht in der Hervorbringung sinnlichen Welt nur eine Gestaltang des ursprünglichen Stoffs. Vgl. Häser, *«Lehrbuch der Geschichte der Medizin»* (3. Aufl., Bb. 1, Jena 1875).

Avicenna, von Linné zu Ehren des berühmten arab. Arztes Avicenna benannte Pflanzengattung aus der Familie der Verbenaceen, besteht

immergrünen Bäumen der Tropengegend mit gesenkten, verwachsenen, ganzen, unterseits weissen Blättern, gestielten, achsel- und endständigen Blüten, welche einen tief fünfspaltigen Kelch und eine kleine, glockenförmig-zweilappige Blumenkrone besitzen. Die lederartigen, zusammengebrachten, einsamigen Früchtchen sind vom Kelche und den Deckblättern umgeben. Einige Arten, namentlich *A. nitida* Jacq. und *officinalis* L., beide mit glänzenden Blättern und rosenroten Blüten, sind Ziergewächse in Warmhäusern. Die Rinde der erstern Art wird in Brasilien als Gerdemittel benutzt.

Avienus (Aulus Persius), röm. Dichter und Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. aus Volturnum in Strurien, verfasste außer einigen andern jetzt größtenteils verlorenen Dichtungen und den Paraphrasen der «*Pandora*» des Kratus, welche z. B. in den Ausgaben des Kratus (i. d.) von Buhle und Matthia mit abgedruckt sind, zwei geogr. Gedichte, von denen die «*Descriptio orbis terrarum*» in einer Paraphrase des geogr. Gedichts des Dionysius Periegetes in lat. Hexametern besteht, die «*Ora maritima*» in Jamben nur zum Teil auf uns gekommen ist. Sie enthält wertvolles, aus alten Quellen stammendes, aber mehrfach durch spätere Zuthaten entstelltes Material. Vgl. Christ in den «*Abhandlungen der Bayerischen Akademie*» (Bd. 11). Sämtliche Dichtungen sind von Ramirez de Prado (Madr. 1634) herausgegeben und finden sich, mit Ausnahme der Paraphrasen des Kratus, auch in Bernsdorfs Sammlung der «*Poetae Latini minores*» (Bd. 5). Von den beiden geogr. Dichtungen wurde die erstere von Friesemann (Kupferst. 1786), sowie von Bernharbi und von Müller in den «*Geographi Graeci minores*» (2 Bde., Bor. 1855–61) herausgegeben.

Avigliana, Flecken bei Susa (s. d.).

Avignon, Stadt in der ital. Provinz Potenza (Compartimento Basilicata), auf einem Hügel an dem in den See gehenden Bianco, 16 km nordwestlich von Potenza, ist von Tannenwäldern umgeben und zählt (1880) als Gemeinde 17 248 E., die Viehhandel treiben und Marmorbrüche bearbeiten.

Avignon (lat. Avenio), Hauptstadt des franz. Depart. Vaucluse in der Provence, am linken Ufer des Rhône, über welchen eine Kettenbrücke führt, und welcher hier die Sorgues aufnimmt, an einem Kanal der Durance und an der sich hier mehrfach verzweigenden Eisenbahn nach Lyon und Marseille, im herrlicher Ebene, ist durch ihre anmutige Lage sowie durch ihre histor. Erinnerungen eine der interessantesten Städte Frankreichs. Durch die Festigkeit des hohen Alpenwindes ist der Ort berüchtigt. A. hat gewaltige, 1349–68 aufgeführte, meist 3.12 m hohe Mauern mit zackigen Zinnen, 89 mächtigen Türmen und schönen Thoren und ist von prächtigen Baumgängen umgeben. Eine Platanenallee führt zu den Rats des Rhône. Wiewohl die Häuser gut gebaut, ist doch das Innere der Stadt unregelmäßig, winkelig, düster und schmugig. Von den öffentlichen Gebäuden sind das Stadthaus mit got. Turm aus dem 14. Jahrh., das Hôtel Grillon in got. Stile, der erzbischöfliche Palast, das Hospital, das Theater (1846) bemerkenswert, ferner das Standbild Grillons, eines Feldherrn Heinrichs IV., und eine 1874 errichtete Statue Petrarca's. Außer einer Menge von Kirchen hatte A. früher 20 Mönchs- und 15 Nonnenklöster, sobald es von Nabelais wegen des häufigen Glodengläus-

tes «*la ville sonnante*» genannt wurde. Noch 1762 zählte es 900 Geistliche. In der Revolutionszeit wurden viele der geistlichen Gebäude teils andern Zwecken zugewendet, teils zerstört, wie z. B. 1791 die Franziskanerkirche mit dem Grabe der vielbesungenen Geliebten Petrarca's, Laura de Sade, die hier 1348 an der Pest starb. Die schöne Synagoge brannte 1845 ab. Die Cistercienserkirche enthält das Grabmal des Papstes Clemens VII. und des heil. Venzet, des Erbauers der großartigen Steinbrücke, welche das gegenüber im Depart. Gard liegende Städtchen Villeneuve-lès-Avignon mit (1876) 2652 (Gemeinde 2910) E. (gekrönt durch die von betramten Mauern umgebene Abtei St. Andre), zu einer Vorstadt A.s macht. Die Brücke ward 1188 vollendet, aber 1669 durch den Rhône bis auf 4 ihrer 19 Bögen und eine Kapelle des Heiligen zerstört. Jetzt fährt eine Hängebrücke hinüber. Den Glanzpunkt der Stadt bilden die großartigen Bauten auf dem Roc-des-Doms, einem 68 m über den Rhône aufsteigenden Kalkfelsen, der sich gegen S. und O. allmählich zur Stadt hinabneigt, während auf der steilen Nordseite die Batertreppe von 100 Stufen hinaufführt. Den Felsen krönt die große, aber unregelmäßig gebaute got. Kathedrale Notre-Dame-des-Doms, ein wahres Bollwerk von mächtigen Türmen, dessen Portal für den Rest eines Herculestempels gilt, mit dem merkwürdigen byzant. päpstlichen Stuhle aus weißem Marmor, Fresken und zahlreichen Gemälden, den Mausoleen der Päpste Benedikt XII. und Johann XXII., und dem Grabe Grillons. Etwas tiefer, am Südbahange, steht das alte, kolossale päpstl. Residenzschloß, 1339–64 aufgeführt, eine Festung von Steinblöcken, mit starken fenestrierten Mauern, Türmen, Schießscharten, weiten got. Hallen, ohne Symmetrie; sie war später Sitz des päpstl. Vizelegaten, dient seit 1815 als Gefängnis und Kaserne, und hat in zwei Ecken schöne Fresken aus dem 14. Jahrh. Die Plattform des Felsen gewährt einen großartigen Rundblick, der die Ebenen der Provence mit den dunkeln, scharfgeadeten Gebirgsausläufern, den rötlichen Gipfeln des Mont-Ventoux u. f. w., den Betten der Flüsse Durance, Sorgues und Garbon bis an die Cevennenkette umfaßt, am Rhône abwärts bis an die öde Camargue reicht. Die Stadt hatte im 14. Jahrh. 100 000, nach den Stürmen der Revolution 17 000 E., 1876 wieder 33 189 (Gemeinde 38 008) E. Sie ist Sitz der Departementsbehörden, eines Erzbischofs (bis 1476 eines Bischofs), dessen Diocese das Depart. Vaucluse umfaßt, und unter dem die Bischöfe von Nîmes, Viviers, Balence und Montpellier stehen. A. hat ein Lyceum, ein großes und ein kleines theol. Seminar, eine Gewerbe-, eine Zeichen- und eine Musikschule, die Académie de Vaucluse, einen botan. Garten, ein Museum, nach seinem Stifter, dem Arzte Calvoet benannt, mit einer Gemäldegalerie, einer archäol. Sammlung, einer Galerie von Skulpturen und Architekturfragden des Altertums, Mittelalters und der neuen Zeit; ferner eine Porträtgalerie, ein Münz- und Naturalienkabinett, eine öffentliche Bibliothek von 85 000 Bänden und 2500 Manuskripten; das naturhist. Museum «*Requin*» mit großer Bibliothek, eine Alder- und Gartenbaugesellschaft und einen Verein für Kunstfreunde. Die 1808 gestiftete Universität wurde 1794 aufgehoben. Seit 1867 besitzt die Stadt ein prot. Bethaus und eine prot. Schule.

Die Bevölkerung unterhält Seiden- und Baumwollspinnereien, Samt-, Florence-, Taffet-, Indiennes- und andere Fabriken, bedeutende Färbereien und Gerbereien, Krappmühlen, Kanonen- und Eisengießereien, Maschinenbauanstalten, Buchdruckereien u. s. w., liefert Papier, Adergeräte, Blech-, Kupfer- und andere Metallwaren, geschätzte Herren- und Damenhüte, Posamentierwaren u. s. w., und treibt starken Garten-, Agrum-, Krapp-, Obst-, Wein- und Seidenbau sowie Viehzucht und sehr lebhaften Handel mit Seide, Wein, Branntwein, Olivenöl, Getreide und Mehl. Die Seidenindustrie beschäftigt 12–14 000 Arbeiter und liefert jährlich Waren im Wert von 1 ½ Mill. Frs. Für Getreide ist A. das Entrepôt für die Provence, Nieder- Dauphiné und Languedoc; auch werden daselbst die Labungen der zur Ausfuhr kommenden Weine des Departements gemacht. Von großer Wichtigkeit für die Färbereien der Stadt ist die Kultur der Gelbbeeren oder Avignonkörner (Graines d'Avignon), und insbesondere des Krapp (Garance), den man teils in den Handel bringt, teils zur Färbung der roten Hofenstoffe der franz. Armee verwendet. Dieses wichtige Produkt, das dem Departement jährlich über 15 Mill. Frs. einbringt, verdankt A. einem landesflüchtigen Perser, Jean Althen, dessen Vater Gesandter des Schahs Thamas Kuli-Chan war, und der 1765 in Armut starb; sein Standbild steht in den Gartenanlagen beim Dom. Die Anmut und Schönheit der Frauen von A. wird allgemein gerühmt.

A. war die Hauptstadt der gallischen Cavares und bietet nebst der Umgegend noch viele Überreste aus der Römerzeit dar. Im Mittelalter war es mit seinem Gebiete eine Grafschaft, welche die Päpste, die bereits die Grafschaft Venaissin 1273 von König Philipp III. zum Geschenk erhalten hatten, von Johanna, Königin von Neapel und Gräfin von Provence, 1348 ankauften. Beide Länder regierte der Papst durch einen Vizelegaten und besaß sie bis 1790, wo nach mehreren stürmischen und blutigen Auftritten (zuletzt 16. Okt. 1791) die Stadt mit ihrem Gebiete sich an Frankreich angeschlossen. Im Frieden von Tolentino (19. Febr. 1797) leistete dann der Papst auf A. und Venaissin förmlich Verzicht. Merkwürdig ist A. in der Kirchengeschichte, indem auf Anordnung König Philipps IV. von Frankreich Papst Clemens V. und dessen sechs Nachfolger bis Gregor XI. von 1305–78 ihren Sitz daselbst nehmen mußten. Später residierten bis 1409 in A. noch mehrere nichtanerkannte Päpste. Auch wurden zu A. zwei Kirchenversammlungen, 1326 und 1337, gehalten. Am 2. Aug. 1815 wurde in Avignon der Marschall Brune ermordet. Vgl. Benjon, „A., la ville et le palais des papes“ (Besançon 1878).

Avignonbeere, s. Gelbbeere.

Avila, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz, welche die südlichste Gde Kastiliens umfaßt und auf 7722 qkm (1877) 180 457 E. zählt. Die Stadt, eine Ciudad von (1877) 9199 E., Sitz eines Bischofs, liegt zwischen den Ketten des Scherbegebirgs, am Fuße der Sierra de A. und an der Abaja 1144 m über dem Meere, und ist mit Madrid durch die Nordbahn verbunden, welche von hier aus die Sierra Guadarrama ersteigt. A. ist von alten wohlgehaltenen, 13 m hohen, 4 m hohen Mauern mit 86 Thürmen und 10 Thoren umgeben, hat gepflasterte, aber frumme Straßen und, wegen der

schwarzen Farbe des Gesteins, aus dem die statlichen Häuser erbaut, ein düsteres Ansehen. Der Ort besitzt ein Instituto, ein Seminar, ein Spital und eine sehenswerte Kathedrale mit einer unterirdischen Kapelle und viele andere Kirchen. Es besteht hier eine königl. Wollspinnerei; im übrigen ist die Industrie ohne Bedeutung. Merkwürdigkeiten sind ein Quemadero oder Verbrennungsort der Inquisition und große, von Menschenhand in Form von Tiergestalten bearbeitete Granitblöcke. Der gleichen seltsame Denkmäler uralter Bildhauerkunst finden sich auch im SW. der Provinz, in der Nähe der Sierra de Gredos. Die berühmtesten sind die Stiere bei Guisando, einem Städtchen von 852 E. mit malerisch gelegenen Kloster. A. kommt seit dem 4. Jahrh. unter dem Namen Abela oder Abula (Abyla) als Bistum des Erzbischofs Emerita (Merida) vor. Priscillianus war daselbst Bischof. Hier wurde 1465 die Versammlung des castil. Adels zur Entthronung Heinrichs IV. und zur Wahl seines Bruders Alfonso und 29. Juli 1520 die Junta des Heiligen Bundes unter Leitung von Juan Padilla gehalten. Die 1482 gestiftete und 1638 erweiterte Universität im Collegio des heil. Thomas ist 1807 eingegangen.

Avila (Gil Gonzales de), span. Geschichtschreiber, geb. um 1577 in Alcastilien, war Jesuit und Kanonikus zu Salamanca, auch königl. Chronograph in Castilien und Indien und starb 25. April 1658. A. hat sich als Verfasser mehrerer histor. Werke einen Namen erworben, unter denen die «Historia de la vida y hechos del rey Don Henrique III. de Castilla» (Madrid. 1638) sowie die «Historia de la vida y hechos del monarca D. Felipe III.» (in Mendozas «Monarquia de España», Bd. 3, Madrid. 1770), die «Historia de Salamanca» (Salam. 1606) und das «Teatro eclesiastico de la primitiva iglesia de las Indias Occidentales» (2 Bde., Madrid. 1649–56) viele schätzbare Nachrichten enthalten.

Avila (Juan de), span. Kanzelredner, geb. 1500 zu Almodovar-del-Campo, predigte über 40 Jahre in Andalusien, weshalb er den Beinamen des Apostels von Andalusien erhielt, und starb 10. Mai 1569. Unter seinen Schriften sind vorzüglich das «Epistolario espirital» (Madrid. 1578 u. öfter, auch in Bd. 13 der «Biblioteca de autores españoles» sowie die Abhandlungen über Selbsterkenntnis über das Gebet und andere religiöse Gegenstände voll Verehrtheit und in reiner Prosa geschrieben. Seine «Obras» wurden von Diaz (2 Bde., Madrid. 1595 u. öfter) gesammelt und von Schermer in Deutsche übertragen (Bd. 1–5, Regensb. 1856 fg.).

Avila y Zuñiga (Don Luis de), span. Diplomat, General und Geschichtschreiber, geb. zu Placeres um 1490, genoß das Vertrauen Karls V., der ihn mit Gesandtschaften an die Päpste Paul IV. und Pius IV. betraute und zum Großmeister des cantaraordens ernannte. Er begleitete den Kaiser auf seinen Kriegszügen nach Afrika und gegen die Schmalkaldischen Bund, und befehligte 1552 die Kavallerie bei der Belagerung von Meh. Sein Werk als Historiker gründet sich auf seine Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs, den er zwar nicht unmittelbar, aber geistreich und bündig in einfacher, kräftiger und lebendiger Sprache beschrieb. Das Werk wurde unter dem Titel «Commentarios de guerra de Alemania, hecha por Carlos V. en 1556 y 1547» zuerst 1547 in Spanien, dann sehr

(Amsterd. 1550 u. f. w.) in span. Sprache gedruckt, vom Verfasser selbst auch italienisch bearbeitet (Vened. 1548 u. öfter) und mehrfach in das Lateinische, Französische und andere Sprachen überfetzt, ins Deutsche vom Herzog Philipp Magnus von Braunschweig (Wolfenb. 1552) und neuerdings von einem Ungeannten (Berl. 1853).

Avilés, Küstenstadt in der span. Provinz Oviedo (Asturien), 28 km im Norden von Oviedo, nächst Gijón der bedeutendste Hafenplatz der Provinz, liegt malerisch in einem Hügelgelände im Hintergrunde und am westl. Ufer der Ría (Mucht) von A. über welche eine lange, prächtige Steinbrücke führt. Die Stadt zählt (1877) 8979 E., hat zwei Pfarrkirchen, drei Klöster, ein Spital, ein Kasino, eine mathem.-nautische Schule, mehrere schöne Gebäude und Gärten. Die Industrie besteht in Weberei, Töpferei und Kupferschmiedearbeiten. Im Stadtgebiet, bei Villalegre, liegt eine große Kupferhütte. Im 9. Jahrh. wird hier das Kloster Abelia genannt, in dem König Alfons II. gefangen saß.

Avís (frz.), **Avvis**, Bericht, bezeichnet im Handel die Berichte über Waren und Selbstbungen an den Besogenen, über Ausstellungen von Anweisungen und Kreditbriefen an den zur Zahlung Aufgeforderten. Über die meisten und alle irgend beträchtlichen Wechsel gibt man im allseitigen Interesse der Beteiligten dem Besogenen sogleich nach der Ausstellung einen brieflichen Bericht oder A. auf dem Postwege, damit jener sofort im Stande ist, bei der vielleicht schnell erfolgenden Vorlegung des Wechsels zur Einholung der Acceptation sich entscheidend erklären zu können, zugleich auch rechtzeitig die für die Zahlung nötigen Geldmittel herbeizuschaffen. Es ist allgemein Brauch, im Wechsel selbst des Berichts oder A. zu gedenken, was mit den Worten «laut Bericht» geschieht und von einigen Wechselgesetzen (dem niederländischen und portugiesischen, aber nicht von der Allgemeinen deutschen Wechselordnung und ebenso wenig von der französischen und englischen) ausdrücklich gefordert wird. Bei kleineren Summen behält man sich bisweilen zur Zeit der Ausstellung eine Entscheidung über den A. oder dessen Unterlassung noch vor und erteilt ihn dann etwa im nächsten, ohnehin erforderlichen Briefe an den Besogenen, also gelegentlich. In diesem Falle sagt man im Wechsel: «laut oder ohne Bericht». Nur bei ganz kleinen Beträgen unterläßt man häufig den A. und schreibt dann im Wechsel: «ohne Bericht». Es geschieht dies sehr oft bei Anweisungen. Wenn der Wechsel «laut Bericht» gezogen ist, so muß der A. unbedingt und möglichst schnell erfolgen, da sonst der Aussteller Gefahr läuft, daß seine Forderung vom Besogenen zurückgewiesen werde. Der A. über Sendung von Waren, Geld oder Wertpapieren und über Ausstellung von Wechseln u. f. w. muß die betreffenden Objekte hinlänglich genau bezeichnen, und ebenso je nach Umständen die besondere Bestimmung, bei Waren die Art und die Bedingungen des Transports u. f. w. Das Schreiben, welches den A. enthält, heißt **Avisbrief**.

Avissation (neulat.), die Verwarnung; insbesondere **Avissatio** (oder **Admonitio**) de perjurio vitando, die Verwarnung vor Meineid, welche der Richter dem Schwurpflichtigen vor der Leistung eines Eides zu erteilen hat, entsprechend der Hinweisung von Seiten des Richters auf die

Bedeutung des Eides, wie solche jetzt §. 442 der Deutschen Civilprozeßordnung vorschreibt.

Avissio, Fluß im Fassathal, s. Fassa.

Avisso, Aviso, Aviso, ist ein leichtes Kriegsfahrzeug, welches besondere Schnelligkeit besitzt und dazu verwandt wird, Nachrichten oder Befehle von einem Hafen oder einem Schiffe zum andern zu bringen. Die A. waren früher meistens kleinere Raddampfer; in der neuesten Zeit ist es jedoch gelungen, die Schraubenmaschine so zu verbessern, daß sie den Schiffen auch auf kürzern Strecken, wo bis dahin die Räder die Oberhand hatten, unbedingt größere Schnelligkeit geben als letztere. Man baut deshalb nur noch Schraubenavisse, denen man jetzt eine Schnelligkeit von 18–20 Knoten, d. h. 32–37 km in der Stunde, zu geben vermocht hat. Die A. werden nur mit einem oder zwei Geschützen armiert, da sie für den eigentlichen Kampf zu leicht gebaut sind.

A vista (ital., bei Sicht) entspricht auf ital. Wechseln dem deutschen «auf Sicht», s. unter Sicht. — In der Russl ist es gleichbedeutend mit **A prima vista** (s. d.).

Avitaillement, **Avitailierung** (frz.), Versorgung mit Lebensmitteln, Zufuhr, besonders von Schlachtvieh; **avitailieren**, damit versorgen.

Avivieren, s. unter Färberei.

Avlona oder **Avlona**, ital. Valona oder Balona, albanes. Vljonës, Seestadt im türk. Vilajet Jannina, Sandschal Berat, an dem zum Adriatischen Meere gehörigen Golf von A., welchen im S. und SW. die mit dem grotesken Kap Olossa oder Linguetta (türk. Karaburnu) weithin vorspringende Halbinsel des Işkilagebirgs, die Atrakeaunische Halbinsel der Alten, begrenzt. Die Stadt ist Sitz eines türk. Sandschaks und eines griech. Metropolitens, hat eine sichere Reede und einen geräumigen, aber nicht ganz sichern Hafen, der von den im Eingange zum Adriatischen Meere von Winterstürmen überraschten Schiffen als Zufluchtsstätte benutzt wird. A. liegt in einem schmalen Thale voller Obstbäume, hat sieben zum Teil verfallene Moscheen, eine Straße im ital. Charakter und bietet das Bild trauriger Verkommenheit. Infolge der sumpfigen Umgegend grassieren hier im Sommer arge Fieber. A. zählt 6000 E., welche Waffen fabrizieren, Fischerei und Salzschlemmerei, Bech- und Leerschmelerei treiben. Der Handelsverkehr umfaßt Öl, Wolle, Lammfelle, Salz, Bech und Leer, Getreide, Bohnen und Schildkröten, deren oft 40000 Stüd zum Verkauf kommen. Gegenüber liegt die Insel Sason (Sason der Alten), im N. dehnt sich gegen die Mündung der Bojuka (Mooß) ein größerer Strandsee aus, und 16 km im S. liegt die fast unabhängige Albansenstadt Dula. des A. ist das alte Aulon in Griechisch-Ägypten. Dasselbe spielte im Mittelalter eine Rolle in den normannisch-byzant. Kriegen, war stark besetzt, wurde 1464 von den Osmanen und 1690 von den Venetianern erobert, 1691 aber an jene zurückgegeben, nachdem die Citadelle gesprengt worden.

Avocat (frz.), s. unter Rechtsanwalt.

Avocate, Baum des tropischen Amerikas, s. Aguacate.

Avocatorien, s. Avolatorien.

Avogadro's Gesetz, ein wichtiger Fundamentalsatz der Chemie, welcher lautet: «Gleiche Volumina verschiedener Gase oder Dämpfe enthalten eine gleiche Zahl von Molekülen.» Dieser

bereits 1811 (von Amadeo Avogadro, geb. 1776, gest. 1856 als Professor der Physik in Turin) formulierte Satz ist für die Entwidlung der Chemie von größter Bedeutung geworden, insofern er gestattet, das Molekulargewicht sämtlicher in Gas oder Dampf zu verwandelnder Körper festzustellen. Es sei das Molekulargewicht eines Körpers m , sein spezifisches Gewicht in Dampfform d , so muß der Quotient $\frac{m}{d}$ eine für alle Körper konstante Zahl

sein. Die Beobachtung hat nun ergeben, daß bei allen wohlbelannten und unzersetzt flüchtigen Körpern diese Konstante = 28,9 ist, wenn man bei der Bestimmung des Molekulargewichts vom Wasserstoff als Einheit und bei der des spezifischen Gewichts von der atmosphärischen Luft als Einheit ausgeht, während die Konstante = 2 wird, wenn man das spezifische Gewicht vom Wasserstoff als Einheit ableitet. Bezeichnet man die Konstante oder das allen Dämpfen gemeinsame Molekularvolum mit c , so ist andererseits $m = d \cdot c$. Da nun das spezifische Gewicht des Dampfes mit Leichtigkeit zu ermitteln ist, so ergibt sich aus diesem auch das unbekannte Molekulargewicht eines Körpers. Die Analyse hat z. B. für das Äthyl ergeben, daß dasselbe besteht aus Kohlenstoff und Wasserstoff, und zwar in dem Verhältnis, daß auf 2 Kohlenstoffatome 5 Wasserstoffatome kommen, demnach kann das Molekulargewicht durch die Formel C_2H_6 , aber auch durch C_4H_{10} , C_6H_{14} , $C_{2n}H_{4n+2}$ ausdrückbar sein. Welches dieser Molekulargewichte das richtige sei, ergibt sich nach dem Avogadro'schen Gesetz sofort, wenn man das spezifische Gewicht des Dampfes kennt. Dieses ist für das Äthyl von Frankreich zu 2,04 (Luft als Einheit) ermittelt. Es ist demnach auch $2,04 \times 28,9 = 58,956$. Der Formel C_2H_6 entspricht das Molekulargewicht 29, der Formel C_4H_{10} das Molekulargewicht 58, der Formel C_6H_{14} das Molekulargewicht 87. Die Formel C_4H_{10} stimmt daher so nahe mit der beobachteten Größe überein, daß diese das wahre Molekulargewicht repräsentieren muß.

Avoirdupois ist der Beiname des engl. Handelsgewichts. Das Pfund (Pound) desselben wird in 16 Unzen (Ounces) zu 16 Drachmen (Drams) eingeteilt und zerfällt in 7680 Avoirdupoisgrän. Es hat eine Schwere von 7000 engl. Troygrän oder 453,5965 Gramm = 0,9072 deutsche Pfund. Der Stein (Stone) hat 14 solche Pfund, der Quarter 28, der Centner (Hundredweight) 112, das Ton 2240 Pfd. Das A. ist auch das Handelsgewicht der Vereinigten Staaten von Amerika, wo aber in vielen Plätzen (z. B. Newyork) der Centner nur 100 Pfd., das Ton 2000 Pfd. hat. Neben diesem Handelsgewichte bedient man sich für die Wägung der Edelmetalle, Gold- und Silbermünzen und Edelsteine, sowie als Meßinalgewichts und für wissenschaftliche Zwecke des Troygewichts (s. d.). Der Ursprung des Namens A. ist nicht aufgeklärt: Averdupois oder Averdupois (letzte Schreibart kommt noch in neuerer Zeit vor) scheint ehemals gleichbedeutend gewesen zu sein mit «average poise» und das «gemeinhin übliche», das «gewöhnliche» Gewicht bezeichnet zu haben; Avoirdupoiswaren heißen die gewöhnlichen, gemeinen, gröbern Waren. Diese Ableitung erscheint als die ungezwungenste.

Avotatorien (décrets de rappel), auch Dehortatorien, sind öffentliche Proklamationen, durch welche eine Staatsregierung ihre Angehörigen

oder gewisse Klassen derselben aus einem fremden Staate oder Lande zurückerufen. Die Gründe dafür sind ein feindliches Verhältnis oder beginnender Krieg mit diesem Staate, auch, weil man fürchtet, diese Angehörigen könnten in dem fremden Staate gewissen polit. Verführungen unterliegen. Aus letztem Grunde rief Rußland seine Unterthanen nach der Julirevolution aus Frankreich, Preußen seine sämtlichen Studierenden von den ausländischen Universitäten zurück, geboten die deutschen Regierungen den ihnen angehörigen Handwerksgehilfen das Verlassen der Schweiz. Gewöhnlich sind Rückberufungen dieser Art mit schweren Strafanordnungen verbunden gewesen. Eine besondere Art der A. kennt das Gesetz über Erwerb und Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 (§. 20) und das Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 20. Juni 1872 (§. 68).

Avola, Hafenstadt in der sicilian. Provinz Siracusa, hat Manbel- und Judderrohrbau, Juckeraffinerie, Strohmattefabrikation und zählt (1880) als Gemeinde 12 830 E.

Avold (Saint-), Kantonshauptort im Kreise Forbach, reichsländlicher Bezirk Lothringen, an der Eisenbahn Saarbrücken-Metz, 43 km östlich von Metz gelegen, zählt (1880) einschließlich der Kavalleriegarnison 3110 meist kathol. E., und ist Sitz eines Amtsgerichts. Die Stadt ist sehr gewerbereich, hat eine Eisengießerei, eine Porzellanfabrik und eine Ziegelbrennerei. In der Nähe befinden sich Silber-, Kupfer- und Bleimineralien.

Avon (spr. Avönn) oder Afon (keltisch = Fluß) ist der Name von sechs Flüssen in Großbritannien, von denen drei wichtig sind. Der Upper-A., auch Stratford-A., der einzige schiffbare Fluß in der Grafschaft Warwick, entspringt bei Naseby in Northampton, fließt gegen SW. über Warwick und Stratford, wo er schiffbar wird, dann über Evesham in die Grafschaft Worcester, und mündet nach einem Laufe von 155 km bei Tewkesbury in der Grafschaft Gloucester in den Severn. Nach ihm wird Shalfpeare, der in Stratford geboren und daselbst seine letzten Jahre verlebte, oft «der Schwan vom A.» genannt. — Der Lower-A. entspringt bei Malmesbury und Wootton-Basset in Wiltshire, fließt durch die Grafschaft Wilts gegen S. über Chippenham und Brabford, dann gegen NW. über Bath in die Grafschaft Somerset und über Bristol, bis wohin die größten Seeschiffe gelangen, in die Grafschaft Gloucester, und mündet 12 km unterhalb Bristol nach einem Laufe von 110 km in das Ästuarium des Severn oder den Bristolkanal. Er ist durch den Kennet- und Avontanal, von Newbury nach Bath, mit der Themse verbunden. — Der A. von Hampshire oder Salisbury-A. entspringt mitten in der Grafschaft Wilts bei Devizes, auf der Nordseite der Salisbury-Ebene und fließt gegen S., erst in dieser Grafschaft über Amesbury, Salisbury und Dorchester, dann durch die Grafschaft Wilt über Ringwood, und mündet nach einem Laufe von ungefähr 80 km in die versandete Bucht von Christchurch. Von Trafalgarhouse aus ist der Fluß an 37 km weit schiffbar; bei Salisbury nimmt er den Wilk und Bourne auf.

Avont (Pieter van den), niederländ. Landschaftsmaler, geb. 1600 zu Mecheln, gest. 1. Nov. 1652 zu Deurne bei Antwerpen. Seine Landschaften sind geschmackvoll behandelt und mit hübschen Staffagen

angeordnet, häufig mit Figuren aus der Heiligen-
geschichte. Eine solche Landschaft mit der Madonna,
Christus und dem kleinen Johannes, eine andere
mit der von Engeln umgebenen heil. Familie, sowie
eine Flora mit Genien besetzt das Velvedere in Wien,
ähnliches die Nischensteine der Galerie daselbst. A.
werden auch einige sehr geistvoll rabirierte Blätter zu-
geschrieben. Denselb.ollar soll nach ihm gestochen
haben. A. lebte zu Antwerpen und Brüssel.

Aboué (fr.), Schirmvogt, Schirmherr über
Kirchengüter; dann Sachwalter, Anwalt in Civil-
sachen, f. unter Rechtsanwält.

Abouieren (fr.), bekennen, zugestehen, aner-
kennen; das Gegenteil ist Desavouieren (f. d.).

Aboyer (fr.), in der Französischen Schweiz
früher der Titel des Stadtschultheißen.

Abresch, Hauptstadt eines Arrondissements
im franz. Depart. Manche und der alten Landschaft
Normandie in der Normandie, liegt auf einem
Bergkette über der See (auf deren linkem Ufer),
welche nördlich in die nahe Meeresbucht von Mont
St. Michel mündet. Der Ort zählt (1876) 7754 (Ge-
meinde 8157) E., die Kerzen-, Spitzen-, Rattun- und
Kesselfabrikation, Weberei und Spinnerei betreiben,
und Handel mit Silber, Getreide, Salz, Butter und
Fisch treiben, hat ein Kommunal-College im alten
bischof. Palast (aus dem 14. und 15. Jahrh.), ein
Museum und im Garten desselben eine Statue des
zu A. geborenen und bei Austerlitz gefallenen Gene-
rals Kallhubert, einen botan. Garten und eine öffent-
liche Bibliothek von 12000 Bänden mit wichtigen
Handschriften. Von der 1121 geweihten Kathedrale
ist nur noch spärliche Trümmer vorhanden.

A. ist das Ingens der Abrincatur, das Abrinca-
tur der spätröm. Kaiserzeit (im Mittelalter Abrinca
oder Abrinca), und war seit dem 5. Jahrh. bis
1791 ein Bischofsitz, seit Karl d. Gr. eine wichtige
Festung. Die Stadt kam 933 an Herzog Wilhelm
Langfänger von der Normandie und ward bald
darauf Eigener Grafen, von denen Hugo der
Bos als Lehnsmann und Mittlänger Wilhelms
des Eroberers nach Eroberung Englands (1066)
die engl. Grafschaft Chester erhielt. Unter diesem
erhielt A. durch den berühmten Scholastiker Ranfranc
1040 eine wichtige Schule und hatte unter seinen
Bischöfen mehrere Beförderer gelehrter Studien
aufzuweisen. Später wurde A. mit der Grafschaft
Norman vereinigt und gehörte dem Hause Navarra.
Der Sohn Karls des Bösen von Navarra trat 1404
die Stadt und seine übrigen Besitzungen in der
Normandie für das Herzogtum Nemours an Karl VI.
ab. In den engl.-franz. Kriegen mehrfach belagert
und erobert, nahm es endlich Ludwig XI. In den
Hugenottenkriegen wurde es wiederholt von beiden
Parteien erobert, und erst 1594 unterwarf es sich
Heinrich IV. nach längerem Widerstande; 1639 brach
hier der Aufstand der normann. Bauern (der Bar-
füßer) aus, der mit der Eroberung der Stadt durch
die „Blüte des Adels“ blutig bestraft wurde. Im
J. 1793 fiel A. zweimal in die Hände der aufstän-
dischen Royalisten der Bretagne.

Abouktion (Lat.) nennt man, im Gegensatz zu der
unmittelbaren Landanpflanzung: Alluvion (f. d.), die
Thatsache, daß an Ufergrundstücke Ställe eines
fremden Ufergrundstücks durch Wassergewalt an-
getrieben werden. Juristisch ist diese Thatsache in-
sofern von Bedeutung, als das angeschwemmte
Stück (Abouktion) nach gewisser Zeit (sobald es
nämlich mit dem fremden Ufer verwachsen ist) in das

Eigentum desjenigen Grundbesizers übergeht, an
dessen Grundstück die A. stattgefunden hat. (S.
Accession.) [Lafus].

Awaren und **Awarien**, f. Awaren (am Kau-
kasus).
Awatscha, Bai an der Ostküste Kamtschatkas
unter dem 52. nördl. Br., in welche das Flüsschen
A. fällt und an welcher die früher wichtige, 1865
aber aufgegebenen Festung A. oder Peter-Pauls-
hafen (f. Petropawlowsk), der Hauptort von
Kamtschatka, liegt. Im Norden derselben erhebt
sich der 2716 m hohe Bullan A. oder Awatschins-
kaja Sopka, auch Goralaja Sopka genannt.
Derselbe raucht unausgesetzt und ist einer der thä-
tigsten und der bekannteste Vulkan des Landes. Bei
dem furchtbaren Ausbruch von 1737 bedeckte er die
Umgegend mit Asche bis zu 0,5 m Höhe; ein an-
derer Ausbruch wird 1779 erwähnt. Bestiegen wurde
der Vulkan zuerst 1787 auf der Expedition von Za-
pérouse durch Rongez und Bernizet, dann 1824 bei
der Kopebueischen Weltumsegelung durch den Geo-
logen Ernst Hofmann, 1828 bei der Expedition des
Admirals Lütke durch Pottels und Lem, und 1839
durch Erman. In neuerer Zeit hatte der A. einen
schwachen Ausbruch 1828, einen furchtbaren 1837,
einen ziemlich starken 1866. Der große Erhebungs-
krater, aus dem sich der dampfende Eruptionen- oder
Aschenkegel erhebt, ist dem Jesus mit der Somma
sehr ähnlich. Die engl. Seefahrer nennen gewöhn-
lich A. den nahe im A. gelegenen Vulkan Ko-
jatskaja- oder Strjelschnaja Sopka, der
3417 m hoch und reich an Obsidian ist.

Awel, Aweel, Awöl, Brassica Napus L.,
eine dem Raps und Rübsen zunächst verwandte
Olspflanze, welche mit dem Raps die blaustüftigen
Blätter, mit dem Rübsen die in eine Ebene gestell-
ten Blumen gemein hat. Die untersten Blätter sind
mit einzelnen steifen Haaren besetzt; die Samen bal-
ten hinsichtlich der Größe die Mitte zwischen dem
Raps- und Rübsensamen. Der A. wird ebenso hoch
wie der Rübsen und blüht gleich diesem goldgelb.
Sein Anbau als Winter- wie als Sommerfrucht
hat sich seit etwa 1845 von Sachsen aus über Nord-
deutschland verbreitet, da er sich durch größere Un-
empfindlichkeit gegen das Klima vor dem Raps,
durch höhern Ertrag vor dem Rübsen auszeichnet.
Sein Öl ist von derselben Güte wie das der bei-
den genannten Pflanzen.

Ag., Acqs, Städtchen und Badeort im franz.
Depart. Ariège, mit 1700 E., 42 km im Südosten
von Foix, liegt am Fuße der Pyrenäen 716 m hoch,
am rechten Ufer des Ariège und an der Vereini-
gung von drei malerischen Thälern, welche die
Waldtäler Ascou, Orgeix und Ulerens durchfließen.
Der Ort hat 61 zum Teil sehr stark strömende Schwefel-
quellen von 27—77° C., die gegen chronische
Hautkrankheiten und Rheumatismen, latarrhale
und nervöse Leiden u. s. w. empfohlen werden; sie
sind in die Stabiflements Leich-St.-Roch, Breilh
und Couloubret verteilt. Die Kanonenquelle ist die
heißeste. Schon König Philipp II. August ließ hier
1200 eine noch bestehende Heilanstalt für Aussätzige
errichten; aber erst seit 1780 ist A. als Badeort in
Aufnahme gekommen.

Agel, f. Ache.

Agel oder richtiger Absalon, Erzbischof in Lund
und Bischof in Roskilde, zugleich Minister und
Feldherr des dän. Königs Waldemar I., geb. 1128,
gest. zu Sorde 21. März 1201, studierte zu Paris
und gewann das Vertrauen und die Freundschaft

des Königs Waldemar; diese Freundschaft dauerte bis zum Tode des Königs und ging auf dessen Sohn, König Knud VI., über. A. zeichnete sich durch Weisheit und Rechtlichkeit im Frieden sowie durch Mut und Klugheit im Kriege aus. Die wendischen Seeräuber wurden nicht nur von den Küsten Dänemarks entfernt, sondern in ihrer Heimat bekriegt und überwunden; ferner schlug er den pommerischen Fürsten Bogislaw und machte ihn Dänemark lehnspflichtig. An den weissen Gesehen Waldemars und seines Sohnes hatte er vielen Anteil. Auch förderte A. gelehrte Studien, und seiner Aufmunterung verdankt man die erste im Zusammenhang geschriebene Geschichte Dänemarks von Svend Aagesen, sowie die des Saxo Grammaticus. Durch den Bau eines befestigten Schlosses (Arlhus) zur Verteidigung gegen die Seeräuber legte er (1167) den Grund zur künftigen Gröze Kopenhagens, das damals ein Fischerdorf war und welches zu Ehren A.s zuweilen Arelstad genannt wurde. In der Kirche zu Sorde, dessen Mönchskloster er stiftete, liegt A. begraben. Die Biographie A.s schrieb Estrup (deutsch von Mohnke in Jürgens «Zeitschrift für histor. Theologie», Bb. 2, Lpz. 1832).

Arenberg oder **Aren**, ein 1022 m hoher Bergvorsprung der Kaiserstod-Rette in den Schwyzalpen, im Schweiz. Kanton Uri, am östl. Ufer des Urnersees, des südl. Arms des Vierwaldstättersees. Der A. besteht aus Kalkstein der mittlern Jura- und der untern Kreideformation; sein Abbruch gegen den See ist schroff und felsig und zeigt merkwürdige Umbiegung der Schichten. Über den A. führte früher von Brunnen im Kanton Schwyz nach Flüelen im Kanton Uri ein rauber, gefährlicher Fußweg, den im Herbst 1799 der franz. General Decourbe mit seinen Truppen bei der Verfolgung Sumorows nachts bei Fädelschein zurücklegte. Jetzt führt von Brunnen nach Flüelen die 1863—64 erbaute Arenstraße, eine der schönsten und interessantesten Militärstraßen der Schweiz, 12 km lang, und dieser folgt, dicht dem See nach, meist durch Tunnel geführt, die Strecke Flüelen-Brunnen der Gotthardbahn. Unter derselben, hart am Seeufer, erhebt sich auf einem Felsvorsprunge des A., der Tellplatte, die Tellskapelle, 1880 neu hergestellt, an der Stelle, wo, der Sage nach, Tell sich durch einen Sprung aus dem Schiffe aus der Gewalt des Landvogts Gessler rettete. Oberhalb der Straße liegen unweit Brunnen (s. b.) auf ausichtsreicher Bergterrasse die Sturzhäuser Arenstein (750 m) und Arenfels (654 m).

Agenie (grch.), Ungastlichkeit, Unwirtlichkeit, Mangel an Gastfreundschaft; agēnisch, ungastlich, unwirtlich, daher Pontos axēnos, d. i. ungastliches Meer, der früheste Name des Schwarzen Meeres (s. b.).

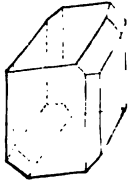
Axillär (lat.) heißt in der Anatomie das, was sich auf die Achsel (axilla) bezieht; daher arteria axillaris, die Achselpulsader, vena axillaris, die Achselblutader. — In der Botanik bezeichnet man dagegen damit das, was sich auf den Stwintkel (ebenfalls Achsel, axilla, genannt) bezieht, also soviel wie achselständig; daher folium axilläre, ein achselständiges Blatt.

Agin, Ort im Negerland Ahanta (s. b.).

Agin, s. Age.

Agnit, Thumerstein, nennt man ein im trillinen System mit sehr scharfen Kanten in einer

durch nachstehende Figur dargestellten Form krystallisierendes Mineral, welches aber auch verb in solchen und breitstrahligen Aggregaten vorkommt. Er ist ziemlich so hart wie Quarz, hat ein spezifisches Gewicht = 3,0 bis 3,3 und eine nelfenbraune bis rauchgraue und pflaumenblaue Farbe. Seiner chem. Zusammensetzung nach besteht er aus Kieselsäure, Thonerde, Kalk, Magnesia mit Eisen, Manganoxyd und Borsaure. Man findet ihn namentlich in den Alpen, wo die schönsten zu Dijons im Dauphiné und zu Scopi am Lukmanier brechen, ferner zu Rhum in Sachsen, im Harz, zu Botallad in Cornwall u. s. w. Da der A. in reinen, durchsichtigen Stücken oft sehr schöne Färbung hat und auch eine gute Politur annimmt, so wird er zu Ring- und Nadelsteinen und andern kleinen Bijouteriegegenständen verarbeitet.



Axiom (grch.) heißt im engern und wissenschaftlichen Sinne ein allgemeiner Satz, den der Verstand als richtig erkennen muß, sobald er nur den Sinn und die Worte desselben versteht, der also unmittelbar gewiß und aus keinem andern abzuleiten ist. Jede Vernunftwissenschaft verlangt solche Grundsätze, aus welchen alles, was zu ihr gehört, abgeleitet wird; wie z. B. die ganze Geometrie auf verhältnismäßig sehr wenig A. beruht. Ob es ein einziges, für die gesamte menschliche Erkenntnis absolutes erstes A. gebe, aus welchem alles übrige Wissen abgeleitet werden könne, ist noch eine durch die Philosophie zu lösende Frage. In formeller Beziehung müssen die logischen Grundsätze, der Satz des Widerspruchs, der Identität, des ausgeschlossenen Dritten für solche A. erklärt werden, welche nicht bloß für das menschliche, sondern für jedes Denken, welches fähig ist, sich nach dem Inhalte des Gedankens zu richten, gültig sind. Die kritische Philosophie nimmt das Wort A. in einer beschränkten Bedeutung und versteht darunter ihre sog. synthetischen Sätze a priori von unmittelbarer, d. i. anschaulicher Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die thematisch dergleichen habe, und nennt die A. I. Philosophie nur discursive Grundsätze, deren Gültigkeit für und durch die Form unserer Anschauung bedingt sei, wie z. B. den Satz: Jede sinnliche Empfindung hat einen gewissen Grad. Die II. thematischer nennen ihre theoretisch unmittelbar wissenden Sätze A., z. B. den Satz: Jede Größe sich selbst gleich.

Axminster Teppich (frz. moquette velou engl. Axminster carpet), eine Art Samtteeppich mit langem, aufgeschnittenem Flor.

Axlotl, s. Molche.

[Ital]

Axonometrie, Messung der Achse von I. **Art**, ein Werkzeug, welches beim Fällen Bäume, zum Holzspalten und von den Zimmerleuten zum Behauen des Holzes gebraucht wird. Die erstern beiden Zwecke eignet sich ganz beson die amerikanische A., deren breite Flächen so gebildet sind, sodaß das Werkzeug sich nicht sehr in dem Holze einleimen kann. Die Zimmermannsarten sind dreierlei: die Zimmer- oder W. art zum Behauen großer, freiliegender Holzstäbe die Quer- oder Zwerchart, welche zu beiden Seiten über den Stiel hinausragt, also mit diesen Form eines T darstellt und an jedem Ende eine Schneide hat, zum Ausbauen schmaler Verti

gen; die stiellose Stroh- oder Stichtart zum Nachspugen der im Holze gebildeten Zapfenlöcher und Zapfen.

Agt (Moriz Karl August), Philolog, geb. 7. Nov. 1801 zu Nabernau bei Wittenberg, studierte 1821–25 in Halle Philologie, wurde dann Oberlehrer in Kleve, 1834 Professor und 1841 Direktor in Reglar, 1842 Direktor in Kreuznach, wo er 20. Juli 1863 starb. Unter den Programmen, die A. veröffentlicht, verdient Erwähnung: «Die Heilige Schrift, das Buch der Bücher auch in kulturhistorischer allgemein wissenschaftlicher Hinsicht» (Kreuznach 1862).

Agyum, einst die Hauptstadt des Äthiopischen Reichs, liegt in der abessin. Landschaft Tigre, 16 km westlich von deren gegenwärtiger Hauptstadt Adowa, auf einer Hochebene inmitten einer von vulkanischen Höhen umkränzten Fläche, ist aber, seitdem sie aufgehört hat königl. Residenz zu sein, und noch mehr seit ihrer Verwüstung (1535) durch Granje, den König von Abal, völlig in Verfall geraten. Die neue Stadt, die übrigens von fern her einen schönen Anblick gewährt, hat jetzt nur etwa 20 Häuser, aber doch eine ziemliche Ausdehnung, da die Wohnungen, Geschäfte und Gärten nicht selten durch Felder und Trümmerschutten unterbrochen sind. Nur alle christl. Abessinier ist A. noch immer eine heilige Stadt, wo alle Fehden ruhen müssen. Innerhalb des ummauerten Raums, welcher das A. bildet, befindet sich die Hauptkirche der Stadt, welche nach der Zerstörung durch Granje unter portug. Einfluß neu aufgebaut worden ist. Die Reste von Alt-A. finden sich in noch stehenden oder umgemauerten größeren oder kleineren Obelisken, steinernen Stufen, Trümmern von steinernen Säulen, Katalomben, steinernen Gefäßen, Stein tafeln mit Inschriften u. s. w. Unter den letztern befindet sich auch eine griechische, die unter König Azyanes in der Mitte des 4. Jahrh. abgefaßt wurde. Auch Münzen abessin. Könige hat man dort gefunden und Nachgrabungen dürften noch weitere Denkmale zu Tage fördern. Von A. hat das Äthiopische Reich seinen frühern Namen Agyumitisches Reich erhalten. (S. Äthiopien.)

Aj oder Aï, altes Städtchen im franz. Depart. Marne, in der Champagne, nahe nördlich der Marne und an der Linie Epervan-Lyon der Franz. Eisenb., 3 km nordöstlich von Epervan, hat 4007 E. und liefert wie der 4 km östlich gelegene Flecken Mareuil Champagner erster Klasse. Die beste Weinlage umfaßt einen 2,70 ha großen Landstrich.

Aja, s. Ajo.

Ayacucho, Hauptstadt des gleichnamigen Departamento des Staates Peru in Südamerika, zählt (1876) 9387 E. Die Stadt liegt 2560 m über dem Meere im Südosten von Lima und Huancavelica, ist regelmäßig gebaut, besitzt eine Kathedrale und 23 andere Kirchen, eine Universität, gegründet 1677, und ein Hospital und ist Sitz eines Bischofs, dessen Sprengel auch das Departamento Huancavelica umfaßt. Die Stadt wurde 1539 von Francisco Pizarro unter dem Namen San-Juan de la Victoria de Huamanga gegründet und empfing ihren jetzigen Namen 1825 zur Erinnerung an die große Schlacht in der Ebene von A., in welcher 9. Dez. 1824 Bolívar durch seinen General Le Sucre einen entscheidenden Sieg über den span. Vizekönig La Serna und mit diesem die Unabhängigkeit Perus erröcht. Diese Reffelebene mit dem gleichnamigen Seiler (Alben) liegt etwa 20 km im Osten von

der Stadt am Fuße des schroffen Jochs von Condorcanqui, und ihr Name bedeutet in der Indianersprache Todtenschlucht.

Seit jener Zeit führten die damals in Amerika thätigen span. Generale (Mabil, Maroto, Espartero u. s. w.) den Namen Ayacucho, welcher auch auf die von diesen geleitete polit. Faktion überging. Während der Regentschaft Esparteros bezeichnete man die Mitglieder der von England aus unterstützten Militärpartei des letztern als Ayacucho oder Anglo-Ayacucho.

Das Departamento Ayacucho, vom Huamanga und andern Zuflüssen des Apurimac bewässert, zählt (1876) auf 38692 qkm 142206 E., gehört gänzlich zum Gebiete des Amazonas und ist trotz seiner hohen Lage in seinen meisten Gegenden vorzüglich für Ackerbau und Viehzucht geeignet und unterhält in Erzeugnissen dieser Gattung einen ziemlich lebhaften Handel nach Lima.

Ayala (Pedro Lopez de), span. Staatsmann und Historiker, zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne el Viejo genannt, geb. 1332 zu Murcia, stammte aus einem der ersten Häuser des castil. Adels, stand in hohem Ansehen bei mehreren Königen von Castilien und bellebte unter Heinrich II., Johann I. und Heinrich III. die Würde eines Großkanzlers und Oberlammerherrn von Castilien. Er wurde 1367 in der Schlacht von Navera von den mit Peter dem Grausamen verbündeten Engländern gefangen genommen und nach England geführt, in schwerer Haft gehalten und fiel 1385 in der Schlacht von Aljubarota in die Hände der Portugiesen. A. starb zu Salahorra 1407. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist am bekanntesten sein Geschichtswerk «Crónicas de los reyes de Castilla D. Pedro, D. Enrique II., D. Juan I., D. Enrique III.», die Zeit von 1350–96 behandelnd (2 Bde., Madr. 1780; die ältern Ausgaben sind unvollständig). Obgleich lat. und ital. Schriftsteller, deren er mehrere übersehte, und vorzüglich Livius, den er zuerst ins Castilische übertrug (Salamanca 1497 und 1552), Einfluß auf Stil und Darstellung hatten, bleibt das Werk doch immer ein beachtenswertes. Erst in neuerer Zeit sind die poetischen Werke A.s wieder aufgefunden worden, darunter das bedeutendste, der in den J. 1398–1404 geschriebene «Rimado de palacio» («Reimbuch vom Hofleben»), in der alten Form der vierzeiligen, einreimigen Alexandrinstrophen (herausg. 1619; Auszüge daraus in Bouterweks «Historia de la literatura Española», Bd. 1, Madr. 1829). Es enthält Ratsschlüsse über die Einrichtung eines wohlgeordneten Hofstaats, Lehren der Regierungskunst für die Großen des Reichs, satirische Schilderungen der damaligen Zustände in Staat und Kirche sowie der Laster und Thorheiten der verschiedenen Stände. Außerdem verfaßte er noch ein Buch «De Cetreria» und lyrische Poesien (Cantares und Decires), die moralische Betrachtungen und Bitt- und Lobgesänge enthalten und teils in den ältern nationalen, teils in den der provenz. Hofpoesie nachgebildeten Formen abgefaßt sind. A. erscheint als ein Repräsentant der Übergangsperiode der span. Nationalliteratur aus einer mehr vollsmäßigen, originalen in eine kunstmäßige, nachahmende.

Ayamonte, Hafenstadt und Waffenplatz in der span. Provinz Huelva (Andalusien), am linken Ufer des Guadiana unweit von dessen Mündung, malerisch am Fuße und an den Abhängen eines

mit einem großen, modernen Kastell gekrönten Hügel gelegen, außer welchem es auch noch andere Festungswerke besitzt, gegenüber den portug. Orten Villa-Real und Castramarim. Die Stadt ist Sitz eines Marinekommandanten, zählt (1877) 5862 E., hat eine Werft und treibt regen Küstenhandel, Fischerei und Schiffbau, zu welchem die Pinienwälder der Küste das Material liefern. Als Hafen dient einer der Seearme, welche die an der Guadianamündung liegenden Sumpfsümpfe trennen. Auf einer dieser Inseln, auf denen viel Seefalg gewonnen wird, liegt die von catalon. Fischern gegründete Kolonie Isla-Cristina oder La Higuera, ein rasch emporblühender Ort mit 4478 E. und großartigem Sardinenfang. Eingefalzene und geräucherte Sardinien bilden einen wichtigen Ausfuhrartikel von A.

Ayaslugh, Dorf von 350 E., mit acht griech. Kirchen, im türk. Vilajet Aidin (Kleinasien), im alten Lybien, 60 km südlich von Smyrna, nahe der Mündung des Küstflusses Menderes, des alten Kaystros, in den Golf von Scalanova, und an der Eisenbahn Smyrna-Aidin. Die auf einem Berge gelegene Sarazen. Feste A. ist die Residenz des Distrikts-Mudirs. In der daneben gelegenen sumpfigen Ebene, die nach A. bis zum Fuße des Jaleffus, nach S. bis an den Koreffus reicht, erhebt sich der Berg Prion oder Pion mit den Ruinen von Ephesus (s. d.). Das ziemlich gut erhaltene Theater von 183 m Durchmesser muß 56 700 Personen gefaßt haben, das Stabium 76 000 Personen; das 6 ha einnehmende Gymnasium ist 282 m lang und 168 m breit. Bedeutende Trümmer des berühmten, siebenmal abgebrannten Artemistempels sind erst seit 1870 durch den Engländer J. A. Wood aus der Tiefe von 6 m zu Tage gefördert worden, vor allem Fragmente der 36 Relieffäulen. Den Namen A. hält man für eine Korruption von Aghios Theologos, heil. Theologe, wie die Griechen den Evangelisten Johannes nannten, dem im christl. Ephesus eine Kirche geweiht war. Neben den großen Marmorbrüchen des Prion befindet sich die Stalattitenhöhle der Siebenschläfer, sowie die, in welcher der von Patmos hierher übergesiedelte Johannes begraben sein soll. Vgl. Wood, «Discoveries at Ephesus» (Lond. 1877).

Ajass, Kleinasien, Stadt, s. Ajass.

Aye-Aye oder Fingerring, s. Halbaffen.

Aylesbury, Hauptort der engl. Grafschaft Buckingham und Parlamentssteden, mitten im reichen Thale der nahe dabei fließenden und sich in die Themse ergießenden Thame, 69 km im NW. von London, ist eine schon 571 erwähnte, unregelmäßig gebaute Stadt und Mittelpunkt des landwirtschaftlichen Produktenshandels der Grafschaft. A. zählt (1881) 7795 E., welche Entenzucht und Strohflechterei treiben. In der Nähe liegt Schloss Hartwell, Aufenthalt des erlierten Ludwig XVIII.

Aymar, s. Saint-Germain (Grafschaft).

Aymara, ursprünglich ein Quichua-Stamm, wahrscheinlich im obern Thale des Abancay im perubolivian. Hochlande. Dadurch, daß der größte Teil dieses Stammes von dem Inka Capac-Jupanqui in die Region der Collas (im Norden des Titicacasees) als Kolonisten verpflanzt wurde und dort die Sprache dieser annahm, ging der Name der A. auf die von den Quichuas vertriebenen Collas über und wurde von den Jesuiten ausschließlich in dem letztern Sinne gebraucht. Daher ist die sog. Ay-

marasprache richtiger als die Collasprache (speziell als Dialekt der Lupacas und Bacacas) zu bezeichnen. Sie steht zur Inkaasprache (dem Quichua) in einem nahen Verwandtschaftsverhältnisse, übertrifft sie aber, wegen Vorwalten der Rehlauten, an Pausen. Gegenwärtig herrscht die Aymarasprache auf dem Andenhochplateau von Peru und in Bolivia mit Ausschluß der Provinz Cochabamba (wo das Quichua gesprochen wird). Die Ansicht, daß die A. die peruan. Kultur vorbereitet hätten, entbehrt nach E. Martham jeder histor. Begründung. Vgl. von Tschudi, «Die Requaasprache» (Wien 1853); Martham, «Cuzco und Lima» (Lond. 1856); Forbes, «On the Aymara Indians of Bolivia and Peru» (in «The ethnological journal», neue Serie, Bd. 2); Bertonio, «Arte de la lengua Aymara», herausg. von J. Blasemann (Lpz. 1879); derselbe, «Vocabulario de la lengua Aymara», herausg. von J. Blasemann (2 Bde., Lpz. 1879).

Aymores, s. Bototuben.

Ayo, s. Ajo.

Ayr, eine Grafschaft in Südschottland, an der Westküste, wo der Clydefluß sechs Häfen bildet, begrenzt von Renfrew im N., Canair und Dumfries im O., Kirkcubright und Wigton im S., zählt auf 2975,39 qkm (1881) 217 504 E. Die Grafschaft zerfällt von alters her in drei Landschaften: Carril oder Carrid im Süden, zwischen dem Doonfluß und Cree-River, ein kahles, im Merid bis zu 806 m hohes Gebirgsland mit ausgedehnten Moorströden und wenigen fruchtbaren Thälern; Kyle, der mittlere Teil, zwischen Doon und Irvine, im Blad-Carg und Cairn-Table 591 m, im Cairns-Muir of Deugh 792 m hoch, im Innern ebenfalls von groben Felsen; und Moorströden, fällt, an der Küste aber meistens Ebene; Cunningham, der nördlichste Teil, ein fruchtbares Hügel-land, im Miltz-Law 378 m hoch. Etwa 41 Proz. der Oberfläche sind angebaut, und in neuerer Zeit sind große Strecken mit Bäumen bepflanzt worden. Die Produkte des Bergbaues, hauptsächlich im mittlern und nördl. Landstrich, sind Eisen, Steinkohlen, Blei und Kupfer, sowie auch Antimon, Graphit und guter Baustein. An die Küste, wo auch die Fischerei nicht unerheblich, wird viel Seegrass gepflügt, aus welchem man Aschensalz bereitet. Viele Steinkohlen werden nach Irland und den Hebriden ausgeführt. Die Landschaft Kyle ist wegen ihrer mildreichen Dunlopkühe und wegen guter Käse, die in Dunlop und Umgegend bereitet werden, berühmt. Zu beiden Seiten des Irvines herrscht jetzt rege Industrie; dort ist das Gebiet der Dampfmaschinen, Kohlen- und Eisengruben. Eisen produzierender Muirkirk, Gursford u. f. w.; zahlreiche Wollmanufakturen sind zu Kilmarnock; Baumwollspinnereien hat Catrine. Die wichtigsten Städte sind Kilmarnock, Ayr, Maybole und Irvine. Viele Weber arbeiten zu Hause. Zu A. gehört die 334 m hohe Basaltfelseninsel Wilsa-Craig im Firth of Clyde, 15 km von Girvan, ein sicherer, weil unzugänglicher Brutort unzähliger Seevögel. Die Grafschaft sendet einen Abgeordneten in das Parlament, einen zweiten die Hauptstadt und Irvine nebst drei Städten in Argyle.

Die Haupt- und Hafenstadt Ayr, eine der schönsten Städte Schottlands, 48 km im Südwesten von Glasgow, nahe der Mündung des Ayr an dessen linkem Ufer und an der Glasgow-Ayr-Dumbarton-Eisenbahn schön gelegen, ist eine

Municipalhut mit (1881) einschließlich Newton-upon-Ayr 20821 E. und von Gärten mit Willen umgeben. Zwei Brücken verbinden die Stadt mit den Vorstädten Ballacetown und Newton-upon-Ayr, letzteres mit Leuchsturm, Schiffsahrt und Fischfang. Der Ort besitz ein großartiges Stadthaus mit einem 68 m hohen Turme, eine Akademie, ein Asyl, ein Armen-, ein Stranden- und ein Waisenhaus und ein Theater. Die Bevölkerung unterhält Schiffbauplätze, Seilerbahnen, Segeltuch-, Eisen-, Schuh-, Baumwoll-, Woll-, Leppich- und Nagefabriken, Kalfbrennerei und eine Salzfiederei. In der Umgegend werden Schleiffeine gefertigt. In den Häfen zwischen zwei Rolen laufen Schiffe von 200 t ein. Sohlen sind der Hauptausfuhrartikel A.s. Etwa 4 km von A. liegt das Dorf Alloway, der Geburtsort A. Burns', mit einem Denkmal des Dichters in der Nähe.

Myrenhoff (Gorn. Herm. von), dramatischer Dichter, geb. 28. Mai 1783 zu Wien, wurde 1756 Offizier, 1794 Feldmarschalllieutenant, 1808 pensioniert, und starb 15. Aug. 1819. Seine nach dem Tode herabgelaufenen klassischen Tragödie geschriebenen Trauerspiele sind unbedeutend, höher stehen seine Lustspiele. Von letztern wurden «Der Postzug oder die nobeln Passionen» (1769) und «Die große Batterie» (1770) mehrere Jahre lang auf allen Bühnen Deutschlands gegeben. Der «Postzug» gehörte zu den wenigen Produkten deutscher Dichtkunst, welche vor Friedrichs d. Gr. Augen Gnade fanden. Außer seinen dramatischen Werken und einer Anzahl Gedichte hat man von ihm «Briefe über Italien» und einige ästhetische und histor. Aufsätze. Seine «Sämtlichen Werke» (4 Bde., Wien und Ppz. 1789; 6 Bde., Wien 1808) wurden in der dritten Auflage von Freiherrn von Reher herausgegeben (6 Bde., Wien 1814). Vgl. Berndt, «Gorn. Herm. von A., eine literarische Skizze» (Wien 1858).

Myer (Jel.), nächst Hans Sachs der fruchtbarste und bedeutendste dramatische Dichter Deutschlands im 16. Jahrh., war wahrscheinlich aus Franken gebürtig und kam als armer Knabe nach Nürnberg, wo er in einem Eisenram biente und später selbst einen solchen mit geringen Mitteln gründete. Er wurde dann in Bamberg Gerichtschreiber und Hof- und Stadtgerichtspräsident. Des ewang. Bekenntnisses wegen lehrte er nach Nürnberg zu, wo er 1584 vom Räte das Bürgerrecht und das Amt eines Gerichtspräsidenten erhielt. Er war auch kaiserl. Notar und starb 26. März 1605. A.s dramatische Dichtungen sind bei seinen Lebzeiten nicht gedruckt worden, erst seine Erben und Fremde haben einen Teil derselben unter dem Titel «Opus theatricum, 80 ausständige schöne Comedien und Tragedien, samt noch andern 36 schönen lustigen und kurzweiligen Fastnacht- oder Possenspielen» (Nürnberg. 1618) veröffentlicht. Drei in dem «Opus theatricum» nicht gedruckte Dramen sind handschriftlich erhalten und von A. von Keller in seine neue Ausgabe von «A.s Dramen» (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 76–80, Stuttg. 1866) mit aufgenommen worden. An Witz, Genie, Gewandtheit der Sprache steht A. dem Hans Sachs nach, dagegen ist er ihm an Kraft der Charakteristik und der dramatischen Entwicklung einigermaßen überlegen. Mehrere Stücke A.s sind Bearbeitungen engl. Stücke. Engl. Einfluss zeigt sich besonders auch in seinen Karren und in der Form der unter seinen Fastnachtspielen mit-

begriffenen neun Singspiele, der ersten in deutscher Sprache. Außer seinen dramatischen Dichtungen hat A. eine gereimte Übersetzung der Psalmen (1574) und eine bis zum J. 1599 reichende Reimchronik der Stadt und des Stiftes Bamberg (herausg. von Heller, Hamb. 1838) handschriftlich hinterlassen. Vgl. Zied, «Deutsches Theater» (Bd. 1, Berl. 1817); Schmidt, «Jahob A.» (Marburg 1861) und Littmann, «Schauspiele aus dem 16. Jahrh.» (Zl. 2, Ppz. 1868).

Myntam (William Edmondstone), schott. Dichter, wurde 1818 zu Edinburgh geboren, studierte ebenda und trat bereits 1831 mit einem Bändchen Gedichte: «Poland, and other poems», hervor, das jedoch wenig Beachtung fand. Seit 1840 war er Advokat in Edinburgh. Anfangs der liberalen Partei zugethan, wandte er sich später dem Toryismus zu und beteiligte sich an «Blackwood's Magazine». Seinen Ruf als Dichter begründete A. durch die «Lays of the Scottish cavaliers» (Lond. u. Edinb. 1849; 22. Aufl. 1873), in welchen er die treuen Kämpen der Stuarts verherrlichte. In ganz anderm Stil sind seine Beiträge zu den «Bon Gaultier ballads» (11. Aufl., Edinb. u. Lond. 1861) geschrieben, die zuerst im «Punch» erschienen und durch ihren geistreichen Spott und ihre laustische Ironie an Heine erinnern. Eine ähnliche satirische Tendenz hat «Firmilian, a spasmodic tragedy, by T. Percy Jones» (Edinb. u. Lond. 1864), in der er die Überspanntheiten der neuesten engl. Dichterschule verspottet. Ferner sind von ihm zu erwähnen: die histor. Schrift «Life and times of Richard I., king of England» (Lond. 1840); das Gedicht «Bothwell» (3. Aufl., Edinb. 1856) und der Roman «Norman Sinclair» (3 Bde., Edinb. u. Lond. 1862). Durch die von ihm herausgegebenen «Ballads of Scotland» (4. Aufl., 2 Bde., Edinb. u. Lond. 1858), eine kritisch geordnete Sammlung altschott. Volkslieder, hat er sich ein nicht geringes Verdienst um seine vaterländische Poesie erworben. Dagegen ist die in Gemeinschaft mit Th. Martin unternommene Übersetzung der «Poems and ballads of Goethe» (2. Aufl., Lond. 1859) weniger gelungen. A. wurde 1845 Professor der Rhetorik und Belletristik an der Universität Edinburgh und übernahm nach dem Tode seines Schwiegervaters, 1854, die Redaction von «Blackwood's Magazine». A. starb zu Edinburgh 4. Aug. 1865. Vgl. Martin, «Memoir of A.» (Edinb. u. Lond. 1867); Al. Schmidt, «Ein Denkstein gesetzt den Manen des Dichters W. Edmondstone A.» (Rönnigsb. 1866).

Myntamiento heißt in Spanien die Municipalgewalt. Erwachsen aus den Einrichtungen der Römer und befestigt während der Kämpfe mit den Mauren, erlangten die A. bald einen bedeutenden Einfluss. Obgleich durch den unglücklichen Aufstand Juan de Padillas 1521 und durch die rücksichtslose Härte, mit welcher Karl V. alle ständischen Gerechtsame unterdrückte, die städtische Freiheit für die nächsten drei Jahrhunderte verloren ging, blieb doch die Erinnerung an dieselbe im Volke lebendig. Ein interessanter Beweis dafür ist Calderons Schauspiel «Der Alcalde von Zalamea». Auch die Erhebung von 1808 stützte sich vielfach auf die A. Daher nahmen die Cortes von Cadix 1812 die Grundzüge des früheren Systems wieder auf und pakteten sie durch mehrere demokratische Einrichtungen dem Zeitbedürfnisse an. Von Ferdinand VII. nach seiner Rückkehr abgeschafft,

von den Cortes aber in dem Gesetz vom 3. Febr. 1823 der A. dazugefügt. Alcalduen in sind zu berechtigen später die Genehmigung der Cortes einholen, durch welche allein ein A. aufgelöst werden kann. Die A. selbst sind berechtigt, die Listen der Wähler und Geschworenen zu entwerfen, die Nationalgarben zu organisieren, die Polizei zu verwalten, die Verteilung und Erhebung der Abgaben zu besorgen und das Gemeindevermögen zu verwalten. Am 1. 1840 ward in den Cortes der Entwurf zu einem neuen, nach franz. Vorbild gemodelten Gesetz angenommen, durch welches die A. ihrer polit. Gewalt entkleidet wurden, während ihre Thätigkeit auf rein städtische Angelegenheiten, sowie das Wahlrecht auf die Höchstbesteuerten beschränkt blieb. Doch der Aufstand, welcher die Vertreibung der Königin Marie Christine zur Folge hatte, ließ es nicht zur Ausführung kommen. Von 1840–43 war das Gesetz von 1823 wieder in Kraft. Nach der Revolution wurde 1845 von den Cortes eine unter franz. Einflusse entworfene Überarbeitung des Gesetzes von 1840 angenommen. Dasselbe blieb in Geltung bis zur Septemberrevolution 1868, welche das Gesetz von 1823 abermals erneuerte und in dem Municipalgesetz von 1870 modifizierte. Nach diesem Gesetz werden die Mitglieder des A. (concejales) vom Bezirk auf Grund des allgemeinen direkten Wahlrechts, der Alcalde und seine Stellvertreter (alcaldees) von den Concejales gewählt.

Die A. sind als ökonomisch-administrative Körperschaften vom polit. Gebiet ausgeschlossen, nur der Alcalde hat polit. Charakter, und die Wählerlisten werden von den A. angelegt. Die administrative Amtssphäre der A. ist dieselbe wie im Gesetz vom 3. Febr. 1823. Die Verwaltung des Gemeindevermögens und der Wohlthätigkeitsanstalten ist in einzelnen Fällen durch die Provinzbehörde, das Finanzgebahren durch die Mitwirkung beziehungsweise Kontrolle eines Gemeindevorstandes beschränkt. Außer der Polizeimannschaft hat das A. keine bewaffnete Macht unter sich. Bei Gelegenheitsüberreitungen haben der Gouverneur der Provinz und die Regierung das Recht, die A. zu suspendieren, das letzte Wort sprechen die Cortes. Das allgemeine Municipalgesetz erleidet in den baskischen Provinzen und in geringerem Maße in Navarra die Modifikationen, welche die Fueros dieser Provinzen bedingen. Als mit dem Regierungsantritt Alfons XII. im Dec. 1874 die reaktionäre Partei der Liberalconservativen (Ministerium Cánovas) aus Madrid gelangte, hob sie das Gesetz von 1870 über die A. wieder auf, um sich die Municipalgewalt unmittelbar dienstbar zu machen. Die Wahl der Alcalden wurde nur in beschränktem Maßstabe und in kleineren Orten gestattet, die A. von den Gouverneuren, besonders in der Zeit der Parlamentswahlen, aufs willkürlichste suspendiert. Das Ministerium Sagasta (seit Febr. 1881) benutzte die von den Konservativen geschaffenen Verhältnisse zur Befestigung seiner Partei, versprach indes, 1882 ein Reformprojekt über bessere Organisation der A. den Cortes

vorzulegen, worin die von der öffentlichen Meinung in Spanien längst geforderte Reform der A. und Rücksicht zu größerer Selbstständigkeit vorgeschlagen werden soll. [von Eism. | Bangkot]

Mythia oder **Mythia**, frühere **Mythia** As., der naturwissenschaftlichen Ordnung der Abzählung für **Mythia**

Mythia, (Mythia)

Mythia (Pierre Hyacinthe), franz. Philolog, geb. zu Sorreze 1. März 1766, gest. zu Paris 2. Jan. 1845, ist besonders durch sein Werk „Des compensations dans les destins humains“ (1809) berühmt geworden, in welchem er die Freuden und Schmerzen des menschlichen Lebens stellt und zu zeigen versucht, daß der glückliche Mensch zuletzt der unglücklichste werden muß, in durch die Wirkung des Gesetzes der Kompensation und wegen des Gleichgewichts der sittlichen Welt eine schmerzvolle Zerstörung seines Glücks nicht zu vermeiden ist.

Mythia nennen Berber und Dossuh ein in wesentlich aus unreinem Myrtin (1. d.) bestehendes Krapppräparat, welches sie darstellen durch Abzählung von Krappblumen (1. Krapp) mit feinstem Holzeisen und Säulen der Flüssigkeit durch Jucken von Wasser, es besitzt etwa das 4fache Juckenmengen des Krapps.

Azalee, **Azalee**, Zellenstrauch, eine Pflanzenart, welche zur Familie der Ericaceae (Heidekrautgewächse), von einigen zur Familie der Rosaceae (Rosengewächse) gerechnet wird. Sie umfasst schon blühende niedrige oder höhere Sträucher, die etwas behaarten, entweder abfallenden oder bleibenden Blättern und an der Spitze der Zweige gelben, meist in Büscheln. Von den Gewächsen dieser Gattung kommen in der modernen Blumentultur nur wenig Arten in Betracht.

A. indica und andere immergrüne Arten, wie **A. lateralis**, **liliflora**, **punicum**, **vittata**, **arvensis**, **flora**, **amoena** u. a., haben alle ihre ursprüngliche Heimat im östlichen Asien, vielleicht auch in China, wo mehrere seit alter Zeit kultiviert werden, von wo sie nach andern Ländern Asiens verführt wurden. Daraus erklärt sich auch der von Linde der erstgenannten Art irrtümlich beigelegte Name **A. indica**, von der jetzt Tausende von Spindeln und Blendlingen die Gewächshäuser füllen, mit denen aber höchst wahrscheinlich vier ursprüngliche Arten sich verbergen. Der Gärtner aber faßt alle unter dem Namen **A. indica** zusammen. Die **Azaleen** sind es, welche im allgemeinen in belaubte kleine Sträucher, welche sich von April bis Juni mit einer Blumentülle bedecken, die sich in Frische und Glanz auszeichnet. Die Blütenfarben stellen alle Nuancen zwischen reinem Weiß, Dunkelrot und leuchtendem Scharlach dar und sind auch nicht wenige gelbe blühende Varietäten erzeugt worden. Gegen direkte Sonneneinstrahlung hält sich der Flor einen Monat lang und auch in Wohnräumen läßt er sich lange konservieren. Die Kultur ist zwar nicht besonders schwierig, erfordert aber doch große Aufmerksamkeit. Die hauptsächlichsten Bedingungen Gedeihens sind folgende: Nach der Blüte Umsetzen in frische Erde bester Qualität, Einsetzen der Pflanze in sonniger Lage, vollständige Sicherung des Abzugs des Wassers, Vermehrung zu großer und zu geringer Wassergaben, Vermeidung von Frost oder Regenwasser zum Gießen.

Sprihen, im Winter ein niedriges, feuchtes, aber helles Haus, in dem eine Temperatur von + 4—5° C. unterhalten wird, Lüftung so oft und so reichlich wie möglich. Die Agaleen lassen sich durch Schnitt und Zwang leicht zu Kegeln, Pyramiden, Schirmen u. s. w. erziehen und werden durch Ausläut, Stedlinge und Ableger leicht vermehrt.

Früchtige Stützensträucher des freien Landes sind die laubabwerfenden Arten. *A. pontica* und *chionensis* sind asiatischen, *A. audiflora* und *calendulacea* nordamerik. Ursprungs. Die zuerst genannte hat eine gewisse Berühmtheit durch ein von Xenophon berichtetes Ereignis erhalten. Beim Rückzug der Zehntausend wurden nämlich die am Ufer des Pontus Eurinus lagernden Soldaten durch den Genuß von Honig vergiftet, den die Diener von jener Agaleenart gesammelt hatten. Die vier genannten Sträucher erreichen eine Höhe von 1—2 m. Ihre in allen Nuancen des Gelb und Rot prangenden Blumen sind in Dolbenentrauben gesammelt. Diese vier Arten haben nicht nur für sich viele Spielarten erzeugt, sondern es sind auch durch Kreuzung miteinander zahlreiche Blendlinge mit Blumen in allen Schattierungen von Weiß durch Rosenrot zu Purpur oder durch Gelb und Orange zu Dunkelblutrot entstanden, welche, da ihr Umrissung schwierig festzustellen ist, einfach zu *A. pontica* gerechnet oder auch wohl Genter Freiland-Agaleen genannt werden. Die für sie bestimmte Pflanzstelle muß mit Moorerde bereitet werden. Man vermehrt sie durch Ausfaat unter Glas, die besten Formen auch durch Veredlung auf die gewöhnliche *A. pontica*. Biewohl diese Sträucher den mitteleurop. Winter gewöhnlich ohne Nachteil ertragen, so ist es doch geraten, sie zum Schutz gegen harten Frost etwas zu bedecken.

Agalein, ein roter Farbstoff, im wesentlichen salpetersaures Ammonium, erhalten durch Einwirkung von trockenem salpetersauren Quecksilberoxyd auf Ammon. Es ist gleichwertig mit Fuchsin.

Aganion und Aganitis, s. Agani.

Agara (José Ricalo b'), span. Diplomat und Kunstsammler, geb. 1731 zu Barbunales in Aragonien, studierte auf den Universitäten zu Huesca und Salamanca und trat seit 1765, wo er zum span. Geschäftsträger in Rom ernannt wurde, dort mit Gelehrten und Künstlern, besonders aber mit Kung, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war, und mit seinem gelehrten Landsmann Arizaga in vertraute Verbindung. In seiner diplomatischen Stellung bewies er viele Gewandtheit und behauptete fortwährend großen Einfluß auf die wichtigsten Verhältnisse seines Hofes zum päpstl. Stuhle, namentlich unter Clemens XIV. Er trug zu den Geschäften in Betreff der Aufhebung des Jesuitenordens am meisten bei; auch hatte er den größten Einfluß auf die Wahl Pius' VI. In diplomatischen Aufträgen warb er 1798 nach Paris gesandt, 1801 zurückgerufen und nach Barcelona verwiesen, 1802 wieder als Botschafter nach Paris geschickt, jedoch 1808 von neuem durch Pius' Befehl verurteilt erklärt. Er starb zu Paris am 26. Jan. 1804. Er gab die Werke seines Freundes Menges (s. d.) heraus, dessen Leben er auch beschrieben hat. — Sein Bruder, Don Felix d'A., geb. 18. Mai 1746, gest. 1811, war als Naturforscher und Reisender namhaft; sein Hauptwerk ist die *Travée dans l'Amérique méridionale* (4 Bde., Par. 1809, mit Atlas).

Agarobaum, s. Crataegus.

Aeglio (Massimo Laparelli, Marchese b'), ital. Publizist, Romanbichter und Staatsmann, stammte aus einer altadeligen piemont. Familie und wurde 2. Okt. 1798 zu Turin geboren. Ein Streit mit seinem Erzieher, einem Hausgeistlichen, zog dem kaum 14 Jahre alten A. die kirchliche Exkommunikation zu; erst nach langen Bittungen nahm ihn der Erzbischof von Turin wieder in den Schoß der kath. Kirche auf. In seinem 15. Jahre kam A. nach Rom, wohin sein Vater als sardin. Gesandter versetzt war. Nachdem er kurze Zeit als Offizier in einem piemont. Kavallerieregiment gedient hatte, nahm er seinen Abschied und lehrte nach einem Aufenthalt von acht Jahren in Rom, wo er neben der Malerei das Studium der Geschichte mit Vorliebe betrieb, nach Turin zurück. Nach dem Tode seines Vaters (1830) ging er nach Mailand, wo er Manzoni's Freundschaft sich erwarb und dessen Tochter heiratete. Seine ersten größern Romane: *«Ettore Fieramosca»* (1833) und *«Niccolò de' Lupi»* (1841) trugen zur Erweckung des Nationalgefühls der Italiener mächtig bei. Die polit. Angelegenheiten Italiens beschäftigten A. bald ausschließlich. Er bereiste die Provinzen, Städte, Flecken Italiens, um die Gemüther in patriotischem Sinne anzufeuern. In Florenz schrieb er dann seine berühmte Schrift *«Degli ultimi casi di Romagna»*, worin er die päpstl. Regierung geißelte, die erfolglosen Insurrektionsversuche bekämpfte und den ital. Fürsten die Notwendigkeit einer nationalen Politik darthat. Nach der Erwählung Pius' IX. zum Papste lehrte A. nach Rom zurück, und seinem Einflusse sind, zum Teil wenigstens, die Reformen zu verdanken, mit welchen Pius seine Regierung begann.

Als Karl Albert nach der Erhebung der Lombarden bei den Ticino überschritt, verließ A. Rom mit den päpstl. Truppen, die zur Unterstützung Karl Alberts bestimmt waren. In Venedig diente er als Oberst, in der Schlacht bei Vicenza kommandierte er eine Legion, an deren Spitze er schwer verwundet wurde. Raum genesen, trat er in Florenz als Gemäßigter der Partei der Republikaner entgegen. Bei der Eröffnung des sardin. Parlaments wurde er zum Mitgliede der Deputiertenkammer erwählt. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Novara berief Viktor Emanuel II. im Mai 1849 A. zum Minister des Auswärtigen und Präsidenten des Kabinetts. Bei der unsichern Lage der Dinge trug seine Politik mehr den Charakter des Zuhaltens und der Vermittelung, und die Nachgiebigkeit, welche er der auswärtigen Diplomatie gegenüber zeigte, gab in der Kammer zu heftigen Angriffen von seiten der Liberalen Veranlassung. Als nach dem Tode Pinellis im April 1852 Rattazzi zum Kammerpräsidenten gewählt wurde, reichte A. seine Entlassung ein. Der König nahm dieselbe nicht an, beauftragte ihn vielmehr mit der Bildung eines neuen Kabinetts. Dieses trug aber einen noch konservativern Charakter als das vorige, und schon 30. Okt. 1852 sah sich A. infolge der Krisis, welche die Verhandlungen über das Ehegesetz herbeiführten, veranlaßt, aufs neue um seine Entlassung zu bitten. Nach Ausbruch des Kriegs von 1859 wurde A. als Bevollmächtigter Sardinien in die Romagna geschickt, wo es ihm gelang, die Ordnung herzustellen. Nachdem er hierauf einige Zeit das Amt eines Gouverneurs von Mailand bekleidete, zog er sich ins Privatleben zurück. A. starb zu Turin 15. Jan.

1866. Nach seinem Tode erschien seine Selbstbiographie, herausgegeben von seiner Tochter: «I miei ricordi» (2. Aufl., 2 Bde., Flor. 1867; deutsch, Frankfurt. a. M. 1869). Ergänzungen hierzu bilden die von Cesare Paoli herausgegebenen «Lettere a Giuseppe Forelli con frammenti dello stesso in continuazione dei miei ricordi» (Mail. 1870), ferner die von Carcano veröffentlichten «Lettere a sua moglie Louisa Blondel» (Mail. 1870). Seine «Correspondance politique» wurde von Renba (Par. 1867), die «Scritti postumi» von Ricci (Flor. 1871) und die «Scritti politici e letterari» von Tabarrini (2 Bde., Flor. 1872) herausgegeben. Vgl. die Biographien A.s von Massari (Bari 1866), Giuliani (Flor. 1866); ferner hat Torelli in den von Paoli herausgegebenen «Ricordi politici» (Mail. 1873) interessante Mitteilungen über das Leben A.s gegeben. Am 9. Nov. 1873 wurde A.s Denkmal zu Turin enthüllt.

Aeglio (Roberto Zaparelli, Marchese d'), der ältere Bruder des vorigen, wurde 24. Sept. 1790 zu Turin geboren, begünstigte ebenfalls die ital. Politik Karl Alberts und war vor 1847 sehr populär. Später zog er sich jedoch in das Privatleben zurück, um sich ganz den schönen Künsten, besonders der Malerei, zu widmen. Er starb als Senator und Direktor der königl. Gemäldegalerie zu Turin 24. Dez. 1862. Seine «Studj storici e archeologici sulle arti del disegno» (Flor. 1862) enthalten wichtige Beiträge zur Geschichte der Malerei. Ein anderes Werk, die «Ritratti d'uomini illustri dipinti da illustri artefici estratti dall' antica raccolta dei Reali di Savoia», erschien nach seinem Tode (Flor. 1863). Sein Sohn Vittorio Emanuele Zaparelli, Marchese d'A., geb. 1815, war seit Nov. 1850 Gesandter des türkiner Kabinetts und später des Königreichs Italien in London. Derselbe wurde 1869 abberufen. — Ein anderer Bruder Massimo d'A.s, der Vater Luigi Zaparelli, gest. 24. Sept. 1862 zu Rom, war Jesuit und hat sich besonders durch seine Leistung der «Civiltà cattolica» als gewandter Kämpfer für Kirche und Papsttum namhaft gemacht.

Azimuth (aus dem arab. as-sumūt, d. i. die Wege, Pfade) eines Gestirns nennt man den zwischen dem Höhenkreise dieses Gestirns und dem Meridian enthaltenen Bogen des Horizonts. Das A. ist östlich oder westlich, je nachdem ein Stern östlich oder westlich vom Meridian steht, aber = 0, wenn er im (südlichen) Meridian selbst steht oder im Augenblicke der (obern) Kulmination beobachtet wird. In der Astronomie wird das A. eines Sterns meist von Süd durch West, Nord, Ost bis Süd, von 0° bis 360°, gezählt, so daß die Unterscheidung des westlichen und östlichen A. unnötig ist.

Azincourt oder Agincourt, Schloß und Dorf im Arrondissement St.-Pol des franz. Depart. Pas-de-Calais, an der von Hesdin über St.-Omer nach Calais führenden Straße, berühmt durch die blutige Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen 25. Okt. 1415. Die innere Zerrüttung Frankreichs unter dem geisteskranken König Karl VI. (f. d.) hatte England ermutigt, seinen alten Ansprüchen auf Frankreich Geltung zu verschaffen. König Heinrich V. (f. d.) von England war im August jenes Jahres bei Honfleur gelandet, hatte diese Festung 22. Sept. erstürmt und wollte 8. Okt. durch die Picardie nach Calais marschieren, um dort Winterquartiere zu beziehen; er hatte die

Somme zwischen Peronne und St.-Quentin überschritten und lagerte 24. Okt. bei Maisoncelles. Mit einer großen Macht rückte ihm der Dauphin entgegen, und bei A. kam es zur Schlacht, in der die unter Führung des Connétable d'Albret stehenden und an Zahl weit überlegenen Franzosen (50000 Mann, darunter 14000 Ritterknechten) von den Engländern (10000) gänzlich geschlagen wurden. Gegen 10000 getötete Franzosen bedeckten das Schlachtfeld, darunter der Connétable nebst sechs Herzogen und Prinzen, dem Herzog von Brabant, dem Grafen von Nevers, dem Herzoge von Alençon, dem Herzoge von Bar und seinen beiden Brüdern. Fünf Prinzen, unter ihnen die Herzoge von Orléans und Bourbon, waren gefangen. Die Engländer verloren 1600 Tote, unter ihnen den Herzog von York, welchen der Herzog von Alençon tötete. Heinrich war zwar Sieger, aber zu schwach, um noch etwas zu unternehmen; daher setzte er seinen Marsch nach Calais fort, wo er sich nach England einschiffte.

Azoische oder **Azoische Formationsgruppe** nennt man eine über 30000 m mächtige Schichtenreihe, welche aus einem untern Komplex von Gneisen, Hornblendeschiefern und trysillinitischen Kalksteinen und einem obern aus Glimmer, Chlorit, Quarzit und Tonstschiefen besteht. Erstes ist die Urgneisformation, letzteres die Urstschiefenformation. Sie repräsentieren die Ablagerungen des ältesten irdischen Meeres und werden von der untersten versteinungsreichen Formation, dem Eozän, abgelagert. Da man sie früher für versteinungsleer hielt, ihren Ursprung also in eine Zeit verlegte, wo organisches Leben auf Erden noch nicht existieren konnte, nannte man sie azoisch. Neuere Untersuchungen haben sich jedoch in ihren obern Horizonten einzelne Reste niedriger Tiere gefunden, ja manche Geologen glaubten innerhalb der laurentischen Klasse Versteinerungen einer Foraminifere (Coryon) zu erkennen, eine Anschauung, welche sich jüngst in Ungunsten der tierischen Abstammung von Coryon gewandt hat. (S. Coryon.)

Azoren, portug. Ilhas Açores, engl. Azores, franz. Açores, d. h. Habichtinseln, auch Ilhas Azorais und Westinseln, engl. Western-Island eine als Provinz, nicht als Kolonie zum Königreich Portugal gehörige und von dem Festlande 1700 h entfernte Gruppe von neun Inseln und mehr Klippen im Atlantischen Ocean, zwischen 37–41 nördl. Br. und 7–14° westl. L. (von Ferro) liegen, früher unpassenderweise zu Afrika, jetzt Europa gerechnet. Die Inseln umfassen einen Raum von 2388 qkm und zählen (1878) 264352 E., daß 110 Seelen auf 1 qkm entfallen. Sie bilden einen über 650 km langen, von N. nach S. gerichteten Zug, der mit Sta.-Maria beginnt, Flores und Corvo in der Nähe der berühmten Küsten ober des Kräutermeeres (Mar de Sargassos) endet und durch Zwischenräume von etwa 190 in drei Gruppen geschieden wird: 1) die östl. Gruppe mit São-Miguel, der größten, bevölkerten reichsten Insel (777 qkm), Sta.-Maria (97 qkm) und zwischen beiden die 45 qkm große Paul Formigas nebst 7–8 Felsen; 2) die mittlere Gruppe mit Pico (447 qkm), Terceira (421 qkm), Lajes (244 qkm), Faial (179 qkm), Graciosa (141 qkm); 3) die westl. Gruppe mit Flores (141 qkm) und Corvo (19 qkm). Administrativ zerfällt der Archipel in drei nach ihren Hauptstädten benannte Distrikte: Angra do Heroísmo (Hauptstadt

ganzen Archipels, auf Terceira, 816 qkm mit (1872) 7230 E.; Ponta Delgada (auf São-Miguel), 847 qkm mit (1872) 62779 E.; Ponta Delgada (auf São-Miguel), 864 qkm mit (1872) 124463 E. Zu Angra gehören außer Terceira noch Graciosa und São-Jorge, Ponta Delgada umfaßt die östl. Gruppe, São-Miguel und Sta.-Maria, der Distrikt Ponta die übrigen Inseln. Die A. haben im ganzen keine guten Häfen; der sicherste ist Angra auf Terceira, dem Fayal und Ponta Delgada (auf São-Miguel) noch am nächsten kommen.

Die einzelnen Inseln sind sämtlich in Südost- bis Nordwestrichtung langgezogen, schwer zugänglich und durchaus vulkanischer Natur. Die Oberfläche ist bei allen bergig, durch wilde Schluchten zerrissen, höchst pittoresk. Unter den Vulkankegeln ist der Pico-Alto (2222 m) auf Pico der bedeutendste. Der Pico de Barra auf São-Miguel ist 1089, die Caldeira de Sta.-Barbara auf Terceira 1067, der Pico de Esperanza auf São-Jorge 1067, die Caldeira de Fayal 1021, der Morro-Grande auf Flores 942, die Caldeira de Corvo 777 m hoch. Der Pico-Alto de Sta.-Maria erreicht nur 670, Graciosa nur 396 m. Wirkliche Tafellächen sind selten, und auch diese sind durch parasitische Vulkankegel uneben. Die dem vulkanischen Terrain eigentümliche Form der Kraterkegel (Caldeiras) wiederholt sich hier außerordentlich häufig, der Boden derselben ist meist von Seen erfüllt. So bilden namentlich auf São-Miguel die Lagoa do Fogo, die Caldeira das Furnas und vor allen die Caldeira das Sete-Cidades mit ihren herrlichen Seen und der üppigen Vegetation im Gegensatz zu den wilden Felsaden die schönsten Landschaften des Archipels. Der Boden besteht ausschließlich aus neuern vulkanischen Massen, Laven, Asch, Kimsstein, Schladen und Agglomeraten. Die ältesten Schichten sind trachytische Laven, nur auf Sta.-Maria finden sich versteinierungsführende, submarine Kalkschichten. Zahlreich sind heiße Quellen vorhanden, auf São-Miguel führt das Bal das Furnas, welches von der gleichnamigen Caldeira zum Meere durchbricht, seinen Namen von der außerordentlichen Menge heißer Quellen, die teilweise sogar unter dem Wasser des Meeres hervorbrechen. Auf Terceira hauchen Solfataren Schwefeldämpfe aus. Die vulkanischen Kräfte, denen die Inselgruppe ihr Dasein verdankt, sind bis in die neueste Zeit in kräftiger Thätigkeit gewesen. Von Erdbeben und Ausbrüchen sind die A. seit ihrer Entdeckung (1444) 21mal heimgesucht worden, am meisten die Insel São-Miguel (syr. Miguel), nämlich 12mal. Unter diesen Erdbeben war das stärkste das von 1522, welches mit mächtigen Erdstürzen und Schlammavergüssen einen großen Teil der Insel verbeerte und namentlich die damalige Hauptstadt Villa-Franca vollständig zerstörte. Einige von den Ausbrüchen fanden nicht unmittelbar auf den Inseln, sondern in der Nähe derselben unterseeisch statt, wie 1688, 1720 und 1811 bei São-Miguel, 1691 und 1757 bei São-Jorge; ganz unberührt blieben Sta.-Maria, Graciosa, Flores und Corvo. Bei Gelegenheit der unterseeischen Ausbrüche entstanden jedesmal Inseln, die nach kurzer Zeit unter dem Wasser verschwanden. Am interessantesten und am besten bekannt ist der von 1811, bei welchem die Insel Sabrina entstand. Nachdem São-Miguel schon längere Zeit von wiederholten Erdbeben heimgesucht worden war, brach am 1. Febr.

1811 etwa 4 km von der Westspitze der Insel Feuer und Asche aus dem Meere hervor; nachdem der Ausbruch acht Tage gewährt hatte, hinterließ er an der Stelle eine Bank. Im Juni begann abermals nach mehrfachen Erdbeben ein Ausbruch, etwas näher an São-Miguel, welcher 17. und 18. Juni seinen Höhepunkt erreichte, und bis zum 21. bildete sich ein Krater, dessen höchste Umwallung etwa 80 m über dem Meere aufragte. Nachdem 1. Juli Kapitän Tillard von der engl. Fregatte Sabrina auf der Insel gelandet war, verschwand dieselbe bis gegen Ende Oktober, und jetzt finden sich an ihrer Stelle Tiefen von 27 m. Sie bestand aus Asche und porphyrischem Gestein, unter welchen gelegentlich Laven zu Tage traten. Noch 25. Nov. 1857 beobachtete ein engl. Schoner unweit der A. ein Seebeben, wobei eine halbe Stunde lang warme Dämpfe aus dem Meere stiegen, das in lockende Bewegung gerieth.

Die A. sind gut bewässert. Mineralquellen von wirksamen Eigenschaften gibt es besonders auf Terceira, São-Miguel, Pico und Flores. Im Winter sind die Inseln heftigen Stürmen ausgesetzt, und auch im Sommer weht der Wind meist ziemlich heftig; sonst ist das Klima gleichmäßig mildefeucht und gesund und wird daher krankenkranken empfohlen. Zu Ponta Delgada beträgt die mittlere Jahrestemperatur 17,7° C. (Sommer 20,7, Winter 13,1). Auch begünstigt dieses Klima den üppigsten Pflanzenwuchs auf dem vulkanisch zerstückten Boden. Es gedeihen hier alle Produkte Portugals, namentlich vorzügliche Orangen in Menge, Wein, namentlich am Westabhange des Pico-Alto; er wird gewöhnlich unter dem Namen Fayalwein, zuweilen auch als Madeira in den Handel gebracht. Ferner Orseille, Ananas, Mandeln, Getreide, hauptsächlich Mais, Gemüse, Kartoffeln, Arzneipflanzen in Fülle, selbst Dams und Bananen, auf mehreren Inseln Palmen. Der Olivenbaum gedeiht nur auf Terceira; Kaffee und Tabak wird nur in ganz verschwindenden Mengen gebaut, wie früher auch Zuderrohr. Wie an Schiffbauholz ist auch Mangel an Metallen. Die Viehzucht ist sehr bedeutend und liefert vortreffliches Schlachtvieh in Menge; die Pferde, in geringer Zahl gehalten, sind klein und schlecht. Eigentümlich ist auch eine auf Corvo gediehene Rasse von Kühen, die nur 1 m Höhe erreichen. Wild finden sich nur Kaninchen, Wiesel, Motten und Mäuse. Unter den Vögeln gibt es viele Sänger und schön gefiederte Arten. Der Große Batara oder Baratra (*Hamnophilus magna*), eine Speis der Wälder, ist ausschließlich auf den A. heimisch. Geflügel, Fische, Austern und Schildkröten sind reichlich vorhanden. Die Hauptmasse der Bevölkerung ist portug. Abkunft. Daneben leben Neger, Mulatten und, besonders auf Fayal, auch Engländer, Schotten und Irländer. Landwirtschaft wird nur auf São-Miguel, Fayal und Graciosa mit einiger Einsicht betrieben. Bedeutend ist der Handel, besonders mit Portugal, England, Brasilien und Nordamerika. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Wein und Braumwein Orseille, Orangen, Getreide, Hülsenfrüchte, Rindvieh, Schweine, Salzfleisch, Käse, El, Färbermoos, Vogelfedern und aus solchen verfertigte kostbare Blumen, Stroh zu Hüten. Unter den Ausfuhrgegenständen spielen die Orangen die Hauptrolle, sie gehen fast ausschließlich nach England, da sie den Transport nicht so gut vertragen wie die italienischen. Der Wert der ausgefuhrten Orangen betrug 1872 80705 Pfd. St. Bodenkultur wie

Export sind beeinträchtigt durch das bis in die neueste Zeit bestandene Verhältnis, daß der bei weitem größere Teil des Areals großen Landbesitzern (Morgados) gehört, von denen Zeitpächter kleine Teile erhalten. Armut herrscht daher allgemein, und die Auswanderung nach Britisch-Guiana, Westindien und Brasilien ist anhaltend. Industrie fehlt gänzlich; die Inseln werden meist von England aus mit Manufakturwaren versehen, außerdem werden Rum, Zucker, Thee, Kaffee und Fische importiert.

Geschichtliches. Daß die A. schon den Karthagern bekannt gewesen, beweisen die auf Corvo gefundenen punischen Münzen. Auch den Normannen und Arabern waren sie bekannt. Indessen erst seit der Entdeckung oder vielmehr Wiederauffindung und Besetzung durch die Portugiesen wurden die Inseln genauer bekannt. Der Komtur Gonçalo Velho Cabral fand 1481 die Klippen der Formigas und 1482 Sta. Maria. Schon auf der Weltkarte des Venetianers Andreas Bianco von 1486 und auf der catalonischen Karte des Gabriel de Ballesca von 1489 sind die A. angegeben als von Diego von Sevilla 1427 gesehen, und sogar auf dem mediceischen Portulano von 1351 ist bereits der ganze Archipel genau und im einzelnen merkwürdig richtig angegeben. Im J. 1444 wurde São-Miguel, 1449 Terceira, São-Jorge, Fayal, Flores und (wenn nicht erst 1460) Corvo, 1453 Graciosa entdeckt. Sämtliche Inseln waren bei ihrer Besitznahme unbewohnt, reich an Wald und Vögeln. Die ersten portug. Kolonien erhielten Sta. Maria und São-Miguel gleich nach ihrer Auffindung. Der Volksglaube hielt die A. für die Inseln der Sete-Cidades oder Sieben Städte, das Azyl von sieben Bischöfen, die nach der Eroberung der Iberischen Halbinsel durch die Araber sich geflüchtet und sieben Städte gegründet haben sollten. Columbus hielt den Archipel für die Atlantis (s. d.). König Alfons V. trat 1466 die Insel Fayal an seine Lante Isabella, Herzogin von Burgund (Mutter Karls des Kühnen), auf Lebenszeit ab, worauf sich viele Ansiedler aus Flandern auf derselben einfanden. Daher auch der Name der Flandrischen, Flamländischen oder Blämischen Inseln (Ihas Flamengas), den freilich manche davon ableiten, daß ein Kaufmann Vanderborg aus Brügge die Inseln 1439 zuerst aufgefunden haben soll. Infolge jener Schenkung wurde Jobst von Hürter aus Moerkirchen mit einer flamländ. Kolonie als Lehnsmann und erblicher Statthalter nach Fayal und Pico geschickt. Dessen Tochter Johanna heiratete 1486 den berühmten Kosmographen Martin Behaim (s. d.), der sich 1486–90 und wieder 1494–1506 in Fayal aufhielt. Mit dem Tode der Herzogin Isabella kam Fayal wieder an Portugal, und gleich diesem standen die A. 1580–1640 (Terceira erst seit 1583) unter span. Herrschaft. In neuerer Zeit wurden die Inseln dadurch wichtig, daß der Angriff gegen Dom Miguel 1832 von hier ausging.

Vgl. Sebber, «Nachrichten von den A., besonders der Insel Fayal» (deutsch von Rüks, Weim. 1806); Voib, «Description of the Azores» (Lond. 1835); Kerhallet, «Description nautique des Açores» (1858); G. Hartung, «Die A. in ihrer äußern Erscheinung und nach ihrer geognost. Natur geschildert» (Bpz. 1860); Morelet, «Des Açores. Notices sur l'histoire naturelle des Açores» (Par. 1860); Godmann, «Natural history of the Azores» (Lond. 1870).

Azot, s. Stickstoff.

Azteken, die Bewohner Mexikos (s. d.) zur Zeit der Ankunft der Europäer in Amerika. Als um die Mitte des 11. Jahrh. n. Chr. das Volk der Tolteken (s. d.) von dem Schauplatz abgetreten war, zogen zahlreiche rohe Horden der Chichimeken in das Anahuac, denen bald die gestifteten Acolhuas um 1200 folgten, welche, die ersterbenden Reste der toltekischen Kultur aufs neue belebend, von ihrer Hauptstadt Texcoco aus durch Eroberungen im nördl. Anahuac ein blühendes Reich, Acolhuacan, gründeten. Zu Anfang des 13. Jahrh. erreichten die von Norden her vordringenden wilden A. die Thäler von Mexiko, welche sie aber ein Jahrhundert hindurch in unheimen Wanderleben, eine Zeit lang von den Acolhuacern unterjocht, durchzogen, bis sie endlich 1325 die Stadt Tenochtitlan, das Mexiko (so genannt von dem Kriegsgotte Mexitli) der Europäer, gründeten. Trotz des Zwiespalts im Innern und fortwährender Kämpfe mit den Nachbarkönlgen, nahm doch die Bevölkerung und die Festigkeit ihres Staats zu. Die A. sicherten sich den Ruf mutiger Krieger. Da wendete sich zu Anfang des 15. Jahrh. Nezahualcoyotl, ein begabter Fürst von Texcoco, an Xicotl, den König (1423–36) der A., um Hilfe gegen die Tepaneken, welche die ersten unterworfen und Texcoco in Besitz genommen hatten. Die Hilfe wurde gewährt, die Tepaneken vernichtet, das Reich von Texcoco wiederhergestellt und alles den Tepaneken abgenommene Land den A. zugeteilt. Zwischen Mexiko, Texcoco und dem kleinen Tlacopan ward ein Bündnis geschlossen, welches bis zur Ankunft der Spanier gehalten wurde, und in dem Mexiko den ersten Rang behauptete. Es folgte ein Jahrhundert immerwährender Kriegführung. Zuerst fanden die Waffen der A. Beschäftigung in ihren eigenen Thälern, später aber trugen sie dieselben über die Gebirgswälle des Anahuac hinaus; unter dem ersten Montezuma (1468–64) hatten sie ihre Herrschaft schon bis zu den Ufern des Mexikanischen Meerbusens ausgedehnt. Regiert durch eine Reihe fähiger Fürsten, die ihr vermehrte Hilfsquellen und den kriegerischen Geist des Volks zu nutzen verstanden, reichte bei der Ankunft der Europäer das Reich Montezumas II. an den Küsten des Atlantischen Oceans von 18–21°, an denen der Südpol von 14–19° nördl. Br. Einzelne Fürsten, wie Ahuitzotl (1482–1502), waren noch weiter, bis zu den entferntesten Regionen Nicaragua und Guatemalas, vorgebrungen.

Der Staat der A. war ein Wahlkönigreich. Die Könige wurden durch vier von ihrer eigenen Kriegerchaft auserkorene Edelleute aus den Nachkommen der verstorbenen Herrscher gewählt und mit vielem Prunk religiöser Feierlichkeit in ihre Würde eingeführt. In rohem Gepränge lebend, regierten sie unumschränkt, unter Mitwirkung einer Art geheimen Staatsrats und unter dem Schutz einer aus dem vornehmsten Adel ausgehobenen Leibwache. Den höchsten Adel, welchem die ersten Beamten des Hofes und Staats entnommen waren, bildeten etwa 30 mit großem Länderebesitz besetzte Edelleute, welche größtenteils in der Hauptstadt zu leben gezwungen waren. Die gesetzgebende Macht ruhte gänzlich im Herrscher. Ein Gegengewicht gegen etwaige Willkür bildeten jedoch die völlig unabhängig von der Krone bestehenden höhern Gerichtshöfe. Das Gerichtswesen war vollständig organisiert. Die Prozesse wurden ohne Anwalt von

ten Kisten geführt und die Verhandlungen, Bericht u. s. w. durch Gerichtsschreiber in Schriftbildern ausgeführt. Die Gesehe waren ebenfalls geschrieben und sehr streng. Eheangelegenheiten entfielen in eigener Gerichtshof. Die Verhältnisse der Chonen waren durch spezielle Gesehe zu deren Vorteil geregelt. Die königl. Stadtkasse flossen aus verschiedenen Quellen: Kronländerneien, Personalabgaben und Materiallieferungen für den Haushalt. Die Bewohner zahlten einen Teil des Ertrags der ihnen zugewiesenen durch das Los überwiesenen Ländchen an die Krone, wovon selbst die Lehnsleute des hohen Adels nicht ausgeschlossen waren. Außerdem gab es noch Auflagen auf die verschiedenen Kaufvergnisse. Um die Zahlung der Beiträge zu erzwingen, waren in den meisten größern Städten heftige Besatzungen eingerichtet. Vermittelt Eilboten und großer Heertruppen, welche von 15 zu 15 km mit Stationshäusern versehen waren, wurde eine beständige Verbindung zwischen der Hauptstadt und den entferntesten Landesteilen unterhalten. Der letzte Zweck aller häuslichen Erziehung und öffentlichen Anstalten der A. war die Kriegserziehung. Einem jeden Kriege ging eine Aufzucht zur Unterwerfung und eine feierliche Kriegserklärung voraus. An der Spitze des Heers stand der König selbst. Der Anblick eines kriegstüchtigen Heers war glänzend, die Kriegszucht gut, das Kriegsgesetz blutig streng.

Auf das engste mit der bürgerlichen Verfassung der A. war ihre Religion verschmolzen. Schon der Mangel an natürlichem innern Zusammenhang in ihren mytholog. Gebäude rechtfertigt die Annahme, daß dieselbe aus einer Verpflanzung der den Geist umgebender Rohheit atmenden eigentlich aztek. Götterlehre auf die der mildern, für edlere Eingebildeten empfänglichen Tolteken erwachsen war. Die A. glaubten an das Dasein eines höchsten, unsichtbaren Schöpfers und Herrn des Weltalls, des Tzotz. Unter diesem standen 13 Hauptgötter und noch 200 untergeordnete, von denen einer jeden ein bestimmter Tag oder eine eigene Festlichkeit gewidmet war. An ihrer Spitze stand der Schuttgott des ganzen Volks, der schreckliche Huitzilopochtli, der mexik. Mars. Seine Tempel waren die prachtvollsten und erhabensten; seine Altäre rauchten vom Blute der geopfertenen Kriegsgefangenen in jeder Stadt des Reichs. Nächst ihm sind die hervorragendsten Gestalten des altmexik. Pantheons Quetzalcoatl, der alte Nationalgott der Tolteken, der aber auch von den A. namentlich als Gott der Luft hohe Verehrung genoß, und Tzacatlipoca, der für die Seele der Welt, als Schöpfer des Himmels und der Erde sowie als Vergeltter des Guten und Bösen galt. Man glaubte an ein dreifaches Dasein nach dem Tode: einen Himmel, wo die Krieger in paradisiischer Seligkeit schwebten, einen Ort der empfindungslosen Zufriedenheit für die auf gewöhnliche Weise Verstorbenen, eine Hölle mit ewiger Hölle für die Gottlosen, den größten Teil des Reichsangehörigen. Die Verbrennung der Toten erfolgte unter vielen Feierlichkeiten, bei Vornehmen unter Opferung von Sklaven. Der zahlreiche Priesterstand lebte im öffentlichen und Privatleben einen unbegrenzten Einfluß. Die verschiedenen Rangstufen und Verordnungen derselben waren genau getrennt. Die vornehmste Klasse besorgte die Menschenopfer, andere die Musik, die Erziehung, die schriftlichen Aufzeichnungen, das Kalenderwesen. An der Spitze

standen zwei Hohepriester. Nach der Bauart der Teocallis (d. i. Gotteshäuser), welche in großer Anzahl die steinernen Wohngebäude der Städte weit überragten, waren alle die zahlreichen und vielfachen religiösen Feierlichkeiten öffentlich. Letztere bestanden teils in Umzügen der Priester, Frauen, Männer, Kinder, sowie in Opfern von Blumen, Früchten und Tieren, teils in Menschenopfern. Anfangs nur selten, wurden die Opfer mit der Erweiterung des Reichs häufiger, bis endlich fast jede größere Festfeier mit denselben beschlossen ward. Die Leichname der Geopfertenen wurden bei schwelgerischen Gelagen verzehrt.

Die wichtigste Beschäftigung der Priester bildete jedoch die Erziehung der Kinder, zu welchem Zwecke bei allen Tempeln bestimmte Gebäude eingerichtet waren. Frühzeitige Gewöhnung an Ehrfurcht vor der Religion und deren Dienern war der Endzweck dieser Priestererziehung. In höhern Lehranstalten, Calmecac genannt, wurde die dem Priesterstande bestimmte Jugend in der Sternkunde, Götterlehre, Geschichte u. s. w. unterrichtet, wobei Aufzeichnungen in einer Bilderschrift als Hilfsmittel dienten. Auch Gesehe, Berichte der Beamten, Landkarten wurden in solcher Schrift mit Farben auf baumwollene Tuche, sauber zubereitete Häute und eine Art von Pflanzpapier aufgezeichnet. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war eine große Anzahl solcher Handschriften des verschiedenartigen Inhalts vorhanden, doch die fanatische Wut der christl. Priester und Soldaten hat nur wenig von diesen Resten des Heidentums auf uns kommen lassen. Einiges findet sich in verschiedenen europ. Bibliotheken (z. B. in Wien ein prachtvoller Röder auf Hirschhaut) zerstreut und wurde zum größten Teil in des Lord Kingsboroughs Prachtwerk „The antiquities of Mexico“ (6 Bde., Lond. 1830, Grosse) herausgegeben. (Vgl. Aubin, „Mémoires sur l'écriture figurative et la peinture didactique des anciens Mexicains“, Par. 1849.) Das Rechenwesen, das Kalenderwesen und die Chronologie der Mexikaner setzen bedeutende Kenntnisse in Mathematik und Astronomie voraus. Ihr Sonnenjahr mit 18 Monaten zu je 20 Tagen, wozu noch 5 Schalttage kommen, war genauer berechnet als das der Griechen und Römer. Auch scheinen die A. die Ursache der Sonnenfinsternisse gekannt zu haben.

Der Ackerbau war ebenso weit vorgedrückt als die andern Künste. Er stand in der höchsten Achtung, war mit den religiösen Einrichtungen des Volks eng verbunden und bildete die Grundlage des gesamten Rationalwohlstandes. Silber, Blei, Zinn zogen sie durch regelmäßigen Bergbau aus den Gruben von Tasco, Kupfer aus den Gebirgen von Zacotollan. Gold wurde aus Sand und Kläffen gewonnen. Den Gebrauch des Eisens kannten die Mexikaner nicht; anstatt dessen bediente man sich zu Werkzeugen einer Mischung von Kupfer und Zinn sowie fester Steinarten, wie des Jaspis oder Obsidianporphyr. In gewissen Gold- und Silberarbeiten machten die Goldschmiede der A. den spanischen den Vorrang streitig. Die irdenen und hölzernen Geschirre, die dauerhaften und glänzenden Farben, die fiederartigen Gewebe, die Schmuckstücke aus Federn u. s. w. liefern Beweise von großer Kunstfertigkeit. Denkmäler ihrer Bildhauer und Baumeister sind noch in großer Zahl vorhanden. (S. Amerikanische Altertümer.) Der Handel wurde teils durch Land, teils durch

bestimmte Ausgleichsmittel von verschiedenem Werte (Federtiele mit Goldstaub, Stüdchen Zinn, Kakaobohnen) geführt. Die Beschäftigung des Kaufmanns war vorzüglich geachtet. Unter unmittelbarem Schutze der Regierung, oft mit Aufträgen von dieser versehen, wanderten sie mit ihren Karawanen bis zu den entferntesten Gegenden Anahuacs und der Nachbarländer. Der Sklavenhandel war ein ehrbarer Beruf; regelmäßige Sklavenmärkte wurden zu Xcapozcalco abgehalten. Vielweiberei war erlaubt, beschränkte sich aber nur auf die reichen Klassen. Die Weiber wurden mit Achtung behandelt und nahmen an den gesellschaftlichen Festen und Unterhaltungen teil.

Der Staat der A. stand auf dem Glanzpunkte seines Gedeihens, als die Spanier die A. für immer aus der Liste der Völker strichen. Zwar leben noch ihre Nachkommen, mit den Europäern vermischt, in den Bergen und Thälern des Anahuac; aber alles, was ihre Eigentümlichkeit als Nation ausmachte, ist auf immer verwischt. Auch der A. hat, gleich allen andern Stämmen der roten Rasse, eine eigentümliche Empfindlichkeit der Natur. Er bebt vor der rauhen Verührung des europ. Fremdlings zurück; selbst wenn sich der fremde Einfluß in der Form höherer Civilisation ihm naht, erliegt er demselben und schwindet dahin. Wer den heutigen Indianer Mexikos kennt, kann kaum begreifen, daß dieses Volk jemals fähig gewesen sei, einen staatlichen Organismus zu schaffen, wie der der A. oder gar der Tolteken war.

Litteratur. Außer den Werken von Borgia, Clavigero, Sahagun und Torquemada über die Geschichte Mexikos vgl.: Prescott, «History of the conquest of Mexico» (2 Bde., Boston 1843; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1845); Brasseur de Bourbourg, «Histoire des nations civilisées du Mexique» (4 Bde., Par. 1856—58); Müller, «Geschichte der amerif. Urreligionen» (Basel 1855); Wailly, «Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 4, Lpz. 1864); Fializ, «Études historiques et philosophiques sur les civilisations Aztèque etc.» (2 Bde., Par. 1869—74); Bancroft, «The native races of the Pacific States of North-America» (5 Bde., San-Francisco u. Lpz. 1875); Bastian, «Die Kulturländer des alten Amerika» (2 Bde., Berl. 1878).

Azuay, auch **Assuay**, eine der südlichsten Provinzen der südamerik. Republik Ecuador, grenzt an folgende Provinzen dieses Freistaats: im W. an Guayas, im N. an Chimborazo, im O. an Dos Rios und Tunguragua, im S. an Loja und an Peru. A. umfaßt 29288 qkm und zählt (1878) etwa 100000 E. (zum größten Teile civilisierte Indianer), welche Viehzucht, Ackerbau und einige Industrie treiben, deren Erzeugnisse, Gewebe aus Wolle und Baumwolle, sowie seine Töpferwaren, sehr geschätzt sind. Die Provinz ist überwiegend Gebirgsland, die Fortsetzung des großen Hochthals von Quito, welches im W. und O. von den beiden Hauptketten der Cordilleren begrenzt wird. Die Ostabhänge der letztern weisen einen außerordentlich großen Reichtum an Chinارينdenbäumen (Cinchona) auf. Die mittlere Jahrestemperatur des Hochthals ist 15° C. Hier finden sich noch Überreste der 1850 km langen Reichsstraße von Cuzco nach Quito aus der Zeit der Inkas. Hauptstadt der Provinz ist Cuenca (s. d.).

Der Vulkan **Azuay**, welcher der Provinz den Namen gab, liegt 800 km südlich von Quito.

Azzuni (Dominico Alberto), ital. Schriftsteller, geb. 3. Aug. 1749 zu Sassari auf Sardinien, war anfangs Advokat zu Cagliari, dann Richter am Handelsgericht zu Nizza. Als franz. Revolutionäre Nizza überschwenkten zog er sich nach Florenz zurück, wo er sein «Sistema universale dei principi del diritto marittimo dell' Europa» (4 Bde., Flor. 1795) veröffentlichte, das er später in franz. Bearbeitung unter dem Titel «Droit maritime de l'Europe» (2 Bde., Par. 1806) erscheinen ließ. Nach der Vereinigung Nizzas mit Frankreich ging er nach Paris, wo er an Entwurf des Handelskodex sich beteiligte. Im J. 1807 zum Präsidenten des Appellhofs zu Genua ernannt, 1808 in den Gesetzgebenden Körper berufen, lebte A. nach dem Sturze des Kaiserreichs einige Zeit zu Genua ohne Amt, bis er unter Protection des spätern Königs Karl Felix als Richter an das Oberkonsulatstribunal nach Cagliari berufen wurde. Er starb daselbst: 23. Jan. 1827. Unter A.'s Schriften sind noch zu nennen: «Dizionario universale ragionato della giurisprudenza mercantile» (4 Bde., Nizza 1785—88; 2. Aufl., Livorno 1822), «Histoire géographique, politique et naturelle de Sardaigne» (2 Bde., Par. 1802; deutsch von Breba, Lpz. 1803), «Mémoires pour servir à l'histoire des voyages maritimes des anciens navigateurs de Marseille» (Genua 1813), «Recherches pour servir à l'histoire de la piraterie» (Genua 1816), «Système universel des armements en course et des corsaires en temps de guerre» (Genua 1817), «Sur l'origine de la boussole» (Par. 1805 u. 1809).

Azurblau heißt die dunkelste Sorte der Smalte (s. d.), wird auch als Bezeichnung für Ultramarin (s. d.) gebraucht.

Azurin, Azulin, ein blauer Farbstoff, der durch Erhitzen von Nisolsäure mit Anilin erhalten wird.

Azyga vena (unpaarige Vene), die Vene in der rechten Seite der Brust, welche die obere und untere Hohlvene miteinander verbindet. **Azygos u. v. l. a. e.** (unpaariger Rippenmuskel), ein Gaumenmuskel zum Heben des Kiefers.

Azgie (grch.), Ungepaartheit, Unverbundenheit; auch Ehelosigkeit. **Azgyisch**, ungepaart, nicht paarweise (resp. nicht links und rechts), sondern nur einmal vorhanden; auch ehelos.

Azymiten (grch.; lat. Infermentarii) war ein Spottname, den auf Grund einer vom Patriarchen von Konstantinopel, Michael Cerularius, ausgehenden Bezeichnung seit dem 11. Jahrh. die orthodoxen Griechen den röm. Christen (Lateinern, Armeniern und Maroniten) beilegte, weil letztere (seit dem 9. Jahrh.) bei dem Abendmahle, wie die Juden beim Passah, ungeäuertes Brot (**Azymon**, i. e. ungenossen). Die Griechen wurden dagegen von den Lateinern als **Prozymiten** (Fermentarii) bezeichnet, weil sie sich beim Abendmahle des gesäuerten Brotes bedienen. (S. unter **Hofie**.)

Azymon (grch., d. i. ungeäuert, ohne Sauerteig, hebr. **Azmoth**), das ungeäuerte Brot; daher **Azymma** (Festum **azymorum**; hebr. **Chag Hammoth**), das jüd. Fest des ungeäuerten Brotes, das Passah (s. d.), unser Ostern. (S. **Mazze**.)

Azillo, s. **Ebel**.

Azzio Sincero, s. **Sannazaro** (Jacopo).

B.

B, der zweite Buchstabe unsers Alphabets, bezeichnet einen Laut, der mit p, f, v (w), m zu der Klasse der Lippenlaute (labiales) gehört; von p, dem ihm zunächst liegenden Laute, unterscheidet b sich dadurch, daß bei seiner Hervorbringung die Stimmhänder des Kehlkopfes mitleiden, während dieses Moment bei p fehlt; daher b tönender Laut, modus; p stummer Laut, tenuis; im gewöhnlichen Sprachgebrauch bezeichnet man diesen Unterschied durch »hart« (p) und »weich« (b). Die vergleichende Grammatik weist nach, daß in den indogerman. Sprachen das b ursprünglich ein sehr seltener Laut war; die meisten b der einzelnen Sprachen sind also aus andern Lauten hervorgegangen, das deutsche b entspricht einem ursprünglichen bh (aspiriertem b), grch. β, i. d. got. baira (ich trage), grch. βίω, lat. ferro. Im jhnl. Alphabete heißt dieser Buchstabe bech, d. i. h. das Haus, das Bett, wahrscheinlich nach der ihm hieroglyphischen Gestalt desselben; daraus entstand die griech. Form beta.

Als Abkürzungszeichen steht B auf lat. Inschriften f. u. für Balbus und Brutus, b für bene, bene (als Form für vixit), bonus und (auf christl. Inschriften) f. u. für beatus (d. i. selig, verkörpert). L. h. heißt lector benivolus (d. i. wohlwollender Leser). In der Musik bezeichnet B Basso, während b als Vorzeichen die Note um einen halben Ton erniedrigt, der Ton b selbst aber (ital. si bemolle; frz. si bémol; engl. b flat) das um einen halben Ton erniedrigte h ist. Über B als Grundton in der musikalischen Scala s. Ton und Tonarten. Als chem. Zeichen steht B für Bor; als pharmaceutische Abkürzung auf altern Rezepten gilt B für Balsam und für Balsamum, b. m. für bene miscetur (d. i. es werde gut gemischt). Bei Ardo-meternangaben bezeichnet B die Scala von Baumé. Auf Kunstzetteln steht B oder B für Brief (d. h. zu einem gewissen Preise zum Verkauf angeboten, im Gegen-satz zu G oder G, d. i. Geld, d. h. bezahlt). Auf preuss. Münzen bezeichnet B von 1750 bis 1822 die Münzstätte Breslau, seit 1866 aber, sowie seit 1873 auf deutschen Reichsmünzen Hannover; auf österr. Münzen bezeichnet B Kremnitz, auf franz. Münzen Rouen, Bb Straßburg. In der Logik bezeichnet B das Prädicat, während A das Subjekt bedeutet. (d. i. Baccalaureus).

B. A., engl. Abkürzung für Bachelor of arts, d. h. A., Abkürzung für bonis avibus oder bonis auspiciis (lat., beides: unter guter Vorbedeutung).

Ba., Abkürzung (chem. Zeichen) für Baryum.
Baader (Franz Xaver von), namhafter deutscher Philosoph, geb. 27. März 1766 zu München, wohnete seit 1781 zu Ingolstadt und Wien mediz., sodann in Freiburg unter Werner und seit 1792 in England und Schottland allgemeinem naturwissenschaftlichen und technischen Studien und begann schon früh auch eine eingehende Beschäftigung mit der Philosophie. Er wurde dann 1797 zu München als Münz- und Berg-rat angestellt, 1807 zum Oberbergrat befördert und blieb in dieser Stellung bis 1820. Auf der Rückkehr von einer 1822 unternommenen Reise nach Rußland verweilte B. acht Mo-

nate in Berlin, wo er zu Hegel, Schleiermacher, Herbart, Barmhagen und andern Berühmtheiten in Beziehung trat. Bei Eröffnung der Universität München 1826 ward ihm eine Honorarprofessur für Philosophie und speculative Theologie übertragen. Bei Gelegenheit der Kölner Wirren sprach er sich gegen den kirchlichen Absolutismus des Papal-systems in scharfender Weise aus, weshalb ihm 1838 unter dem Ministerium Abel untersagt wurde, fernerhin über Religionsphilosophie zu lesen. Er starb zu München 23. Mai 1841.

B.s literarische Thätigkeit beschränkte sich anfangs auf das naturwissenschaftliche und technische Gebiet. Dahin gehören die Schriften »Vom Wärmestoff« (Wien 1786), »Versuch einer Theorie der Sprengarbeit« (Freiburg 1802), »Anleitung zum Gebrauche der schwefelsauren Soda oder des Glaubersalzes zur Glaszerzeugung« (Wien 1815) u. s. w. Als Philosoph machte sich B. zuerst durch seine »Beiträge zur dynamischen Philosophie« (Berl. 1803) bekannt. Eine vollständige Sammlung seiner philos. Schriften (16 Bde., 2 Bde. 1860—60) wurde von Franz Hoffmann veranstaltet. Wenn auch die Philosophie B.s in manchen Punkten mit Fichte, Schelling und Hegel einerseits zusammengeht und andererseits Ideen Jakob Böhm's und anderer Theosophen aufnimmt und umgibt, so bleibt dieselbe doch von allen andern philos. Systemen wesentlich unterschieden. Die Principien, aus denen B. alles ableitet, sind: der Urwille, der zugleich als Urbewußtsein Urgeist und Ursprünglichkeit ist, und dessen Attribute: die ewige Idee und die ewige Natur. Die Idee ist als Grund der Form, die Natur dagegen als die Quelle des Stoffs anzusehen. Vom Willen aber wird das Verhältnis bestimmt, in welchem jene beiden zueinander stehen. Der theosophische Charakter seines Denkens zeigt sich vor allem darin, daß er einen Parallelismus zwischen der ewigen Selbsterzeugung Gottes und der zeitlichen Geschichte des sündigen und erlöst werdenden Menschen darstellen will. In diesem mythischen Sinne erklärt er sich für die Identität des Wissens und des Glaubens als des wahren »Innewohnens« der Gottheit im Menschen, und er hat dadurch eine höhere Bedeutung gewonnen, daß er in die starre Scholastik des Katholicismus eine Anzahl fruchtbarer, freilich von diesem selbst dogmatisch zurückgewiesener Gedanken hineingeworfen hat. Der bedeutendste Schüler B.s ist Franz Hoffmann (s. d.) in Würzburg, der auch die meiste nur in aphoristischer Form ausgesprochenen Ideen des Meisters systematisch darzustellen versucht hat. Dahin gehören unter andern von dessen Schriften: »Vorhalle zur speculativen Lehre B.s« (München 1837), »Über das Verhältnis B.s zu Hegel und Schelling« (Würzb. 1860), »Grundzüge der Societätsphilosophie B.s« (Würzb. 1837) und »Die Weltalter. Lichtstrahlen aus Franz von B.s Werken« (Erlangen 1868).

B.s älterer Bruder, Clemens Alois B., bekannt als Herausgeber des »Gelehrten Bayerns«, geb. 8. April 1762, starb als bayer. Regierungsr. und Schlichter 23. März 1838. — Sein dritter Bruder,

Joseph von B., Ingenieur, geb. zu München 30. Sept. 1763, gest. daselbst 20. Nov. 1835, wurde 1798 Direktor der Maschinen und des Bergbaues, 1808 Geheimrat bei der Generaldirektion des Bergbaues und der Salinen von Bayern, später Oberbergat, und erwarb sich große Verdienste um die Anlage von Eisenbahnen in Bayern. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Beschreibung eines neuerfundnen Gebläses» (das sog. «Baaderische Gebläse», Bayr. 1794), «Theorie der Saug- und Hebepumpen» (Bayr. 1797; 2. Aufl., Hof 1820), «Neue Vorschläge und Erfindungen zur Verbesserung der Wasserkünste bei dem Bergbau und Salinenwesen» (Bayr. 1800; 2. Aufl., Hof 1820), «Über ein neues System der fortzuschaffenden Mechanik» (Münch. 1817) und «Fusssifon und die Eisenbahnen» (Münch. 1830).

Baalen (im Schiffswesen), s. **Bale**.

Baal (b. i. Herr) ist die männliche Hauptgotttheit in den Religionsystemen der altsemit. Völker, die namentlich bei den Babyloniern (wo die Namensform **Bel** lautet), Phöniziern und Hebräern verehrt wurde. Sein mytholog. Wesen ist mannigfaltig entwickelt und nach Ort und Zeit verschiedenartig ausgebildet worden. Ursprünglich ist B. als Personifikation der befruchtenden Naturkraft der Gott der Sonne nach allen ihren wohlthätigen und verderblichen Wirkungen. Dem B. stand als weibliche Gottheit eine **Baalis** (**Ischera**) zur Seite, die jedoch gewöhnlicher **Astarte** (s. d.) genannt wird. Der Dienst des B. war prachtvoll und lärmend; Tempel mit Bildsäulen des Gottes wurden auf Anhöhen errichtet und blutige Opfer ihm dargebracht. Auch Kussbände wurden dem Sonnengotte zugeworfen. Die Vergleichen des B. mit einer höhern oder niedern Gottheit der Griechen sind meist sehr willkürlich; doch haben die Sagen von **Hercules** und dessen Verehrung manches mit dem Baalsdienste Übereinstimmende. Insonderheit ist der tyrische **Hercules** (**Melkart**), der zu **Tyros** und **Karthago** verehrt wurde, ein B. gewesen. Auch das Alte Testament erwähnt den B. in sehr verschiedenen Arten und Formen, daher mit allerlei Beinamen unter denen **Baalsebul** oder **Beelzebub** (s. d.) der bekannteste ist. Viele babylon., phöniz. und karthag., auch israel. Namen sind mit B. zusammengesetzt, so **Hannibal**, **Sasdrubal** u. s. w. Auch tragen Städte, wo B. besondere Verehrung genoss, von diesem Gotte ihre Namen, z. B. **Baal-Gad** (Gott des Glücks), **Baal-Hermon**, **Baal-Zephon** (**Typhon**) u. a. Die Einführung des sinnlichen Kultus dieser Gottheit bei den Israeliten am westl. Fuße des **Antilibanon**, gegenwärtig ein kleiner, unter einem besondern Emir stehender Ort im Vilajet **Syrien**, auf einem der niedern Ausläufer des Gebirgs in die **Thalebene El-Bekaa**, nur wegen der

großartigen, einen Raum von 4—5 km bedeckenden Ruinen seiner alten Prachtbauten merkwürdig. Am bedeutendsten und imposantesten sind die Überbleibsel des großen **Sonnentempels**, der aus dem eigentlichen Tempelgebäude und zwei großen Vorhöfen bestand. Letztere waren mit Säulengängen und galerieartigen Gebäuden umgeben und hatten eine prächtige Vorhalle zum Eingang. Das eigentliche Tempelgebäude im Hintergrunde des zweiten größeren Vorhofs bildete ein längliches Biered von 89 m Länge, 49 m Breite, dessen Dach von einem Peristyl von 54 ionisch. Säulen getragen war, von denen sechs noch stehen, die im Umfang ungefähr 7 m, der Länge nach im Schiffe 19, m und mit dem Fußgestell und dem darauf ruhenden Gebälk gegen 24 m messen. Alles übrige liegt meist in Trümmern umher, von denen der ganze Boden bedeckt ist. Merkwürdig ist die Größe der zu den Substruktionen verwandten Steine, von denen einige gegen 20 m lang sind bei einer Dicke von 4 m. Südlich von diesem großen Tempel steht noch ein kleinerer, ebenfalls in länglichem Biered gebaut, von welchem das Peristyl und die Umfassungsmauern der Cella größtenteils noch stehen. Beide Tempel, die der Grundform nach den griechischen sich anschließen, sind, sowie die Vorhöfe, in dem reichverzierten, prunkhaften, in der Formbehandlung und Gliederbildung zu Willkür und Phantastik entarteten ionisch. Stile der spätern röm. Kaiserzeit aus Kalkstein gebaut. Außer ihnen findet man noch in einiger Entfernung von der Stadt ein achtseitiges, von acht Granitsäulen getragenes Gebäude. Die älteste Geschichte B.s liegt in völligem Dunkel. Unter Kaiser **Augustus** wurde die Stadt zu einer röm. Kolonie (**Colonia Julia Augusta Felix**) gemacht und erhielt eine röm. Besatzung. **Antoninus Pius** baute den großen Tempel, den die unter den jetzigen Bewohnern der Stadt herrschende Sage für ein Werk des Königs **Salomo** hält. **Septimius Severus** gab den Bewohnern der Stadt das Privilegium des vollen rechtlichen Eigentums an Grund und Boden, das sog. **ius italicum**. Durch **Theodosius** ward der Tempel in eine christl. Kirche umgewandelt. Mit der Einnahme der Stadt durch die Araber beginnt der Verfall des Tempels. In den darauffolgenden Kriegen ward er mit dem kleinen Tempel in eine Festung umgewandelt, von der man noch die Zinnen sieht, und weshalb der Platz, auf dem beide stehen, den Namen **Ras-el** führt. Auch die Stadt sank immer mehr herab und wurde 1759 von einem furchtbaren Erdbeben zerstört. Vgl. **Wood** und **Dawkins**, «The ruins of B.» (Lond. 1757); **Cassas**, «Voyage pittoresque de la Syrie» (3 Bde., Par. 1799); **E. Renan**, «Mission de Phénicie» (Par. 1864).

Baalsebul, s. **Beelzebub**.

Baalis, weibliche Gottheit, s. unter **Baal**.

Baan oder **Van** (**Jan van der**), tüchtiger Porträtmaler zu **Harlem**, geb. daselbst 20. Febr. 1633, hatte seinen Oheim **Birmans** und J. **Bader** zu Lehrern. Von den beiden zu seiner Zeit herrschenden Richtungen in der Porträtmalerei, der von **Dycksen** und der **Rembrandtschen**, verfolgte er die letztere und erwarb sich damit während eines kurzen Aufenthalts in **England** Beifall. Der Kurfürst von **Brandenburg** ernannte ihn 1676 zu seinem ersten Maler. B. starb 1702 in **Amsterdam**. — **Jakob de B.**, des vorigen Sohn, geb. im März 1672 im Haag, malte schon sehr früh Porträts, die den

Arbeiten des Vaters nicht nachstehen. Auch er beschäftigte sich in England, wohin er mit dem Besolge des Königs Wilhelm III. gekommen war. Später malte er am Hofe zu Florenz und in Rom mit großem Beifall. Er starb schon im April 1700 in Wien an den Folgen des ausbleibenden Lebens, welches er in Rom geführt hatte.

Baar, Baargeld n. f. w., f. Bar u. f. w.

Baar, als Seemannsaudrud sowie wie noch unbefahrener Matrose, Handlanger.

Baar (die), eine ehemals reichsunmittelbare Landgrafschaft in Schwaben, im jetzigen Bad. Kreis Konstanz und zu geringem Teile im württemb. Schwarzwaldkreise, umfaßt die Plateau- und Berglandschaft, welche den Schwarzwald mit dem Heuberge, dem südwestlichsten Teile der Rauhen Alp, verbindet. An den Quellen des Neckar und den Quellflüssen der Donau (Breg und Brigach) gelegen, begreift sie ein Areal von etwa 560 qkm, doch mit nur wenig mehr als 30000 E. Das Land erhebt sich bis über 700 m und ist besonders im nördl. Teile auf der Baar bergig, rau und unfruchtbar. Hirsch- und Urmacherer bilden die Hauptnahrungsquellen der Bevölkerung. Politisch bildet die B. den Hauptbestandteil des mediatisirten Fürstentums Fürstberg, dessen Haupt- und Residenzstadt Donaueschingen zugleich als ihre Hauptstadt gilt. Die heutige Landschaft B. ist nur ein Teil der alten Berchtoldsbaar (althochdeutsch Berhtoldes Para), welche urkundlich schon im 8. Jahrh. zur Zeit der Karolinger erwähnt wird. Wie alle Baaren (althochdeutsch para, ein eingeebtes oder sonst abgegrenztes Land, eine Gauslandschaft) des Mittelalters, war auch diese nach ihrem Herrn benannt, dem Gau- und Landgrafen Berthold, dem vermuthlichen Ahnherrn der Herzoge von Zähringen, der mit seinen Nachkommen diesen Baargau verwaltete und nach dessen Familiengliedern wieder einzelne Unterabteilungen desselben benannt werden, wie die Adelhartsbear und die Berchtoldsbear. Es umfaßte die damalige B. die jetzigen bad. Bezirksämter Billingen, Hüfingen, Möhringen und die württemb. Oberämter Tuttlingen, Spaichingen, Rottweil, Balingen, Oberndorf, Freudenstadt, Horb, vermuthlich auch Rottenburg, endlich die hohenzoll. Bezirke Hechingen und Haigerloch. Nach der Grafenfamilie der Bertholde kam die Landgrafschaft B. in den Besitz der Grafen von Sulz, jedoch bedeutend verkleinert, namentlich um die Ämter, welche die Grafen von Breisgau, die nachmaligen Herzoge von Zähringen, innehatten. Im 13. Jahrh. traten die Grafen von Sulz die Landgrafschaft freiwillig an die Grafen von Fürstberg ab, welche auch 1288 vom Kaiser Rudolf I. damit belehnt wurden. Die fürstbergische Landgrafschaft B. zerfiel Ende des 13. Jahrh. in das Oberamt Hüfingen (mit Donaueschingen, Fürstberg, Geislingen und Neudingen), und die Obervogtei unter Möhringen, Blumberg, Löffingen und Neustadt (mit Böhrenbach). Ihre Reichsunmittelbarkeit verlor die Grafschaft 1803.

Barle (van), holländ. Dichter, f. Barlaeus.

Barst (niederdeutsch), Brotherr, Prinzipal, Meister; besonders der Meister jedes zum Seewesen gehörigen Handwerks.

Bab (arab.-pers.), Thür, Thor; auch Meerenge.

Baba, flural baby (eigentlich alte Frauen, Altmütter, Großmütter), Wesen des slav. Volksaberglaubens; in Böhmen werden schwere Regengüssen als baby bezeichnet, man sagt, »die Al-

mütter (baby) erheben sich, es wird ein Gewitter kommen«, die nordöstl. Himmelsstrecke heißt, weil aus ihr häufig das Unwetter kommt, baby kont (der Winkel der Altmütter). Im russ. Volksglauben spielt eine besondere Rolle die Baba-jaga, ein dämonisches Wesen, das im schlafenden Walde wohnt in einer Hütte, die auf Stühnen steht; die Baba-jaga fliegt durch die Lüfte, fährt am Hergensabbat in einem eisernen (glühenden) Hörer, den sie mit dem Stöbel antreibt, und verwischt die Spur hinter sich mit einem (feurigen) Ofenbesen.

Baba bedeutet im Türkischen »Vater«, ein Wort des ersten kindlichen Lallens, wie unser »Papa«. Dieses Wort wird in Persien und der Türkei (möglicherweise in Nachahmung der gleichen bei den orient. Christen üblichen Sitte) als Ehrentitel den Namen angesehener Geistlicher, besonders solcher, die dem asketischen Leben sich widmen, vorgesetzt, z. B. Baba Kasbi (Name eines pers. Dichters, der 1537 starb), und aus Artigkeit oft auch an den Namen anderer Personen angehängt, z. B. Ali-Baba.

Babadag, Stadt in Rumänien, in der Dobrudscha, war bis 1878 türkisch und hat, seitdem es von Rumänien annektiert wurde, von seiner Bedeutung verloren. Es liegt 30 km südlich von Tultscha an der Donau, zwischen Bergen in einer fruchtbaren, aber sumpfigen Gegend, hat 7000 E., darunter nur noch wenige Türken, welche meist Handel nach dem Schwarzen Meere treiben, der durch den Hafenort Kara-Orman (60 km südlich von B.) vermittelt wird, ist Sitz einer Unterpräfektur und zweier rumän. Elementarschulen. In früheren russ.-türk. Kriegen war B. Sammelplatz und Stabquartier des türk. Heeres und wurde 1771 und 1854 von den Russen erstimt.

Babbage (Benjamin Herschel), austral. Forschungsreisender, geb. 1815, war nach Vollendung seiner Studien als Ingenieur einige Jahre in Italien mit Eisenbahnbauten beschäftigt, traf dann im Nov. 1851 in Südastralien ein, vollendete dort 21. April 1856 die erste Eisenbahn der Kolonie von Adelaide nach Port Adelaide und leitete 1858 eine Expedition, welche die Gegend zwischen dem Torrens-, Gairdner- und Eyressee untersuchte. Auch war er 1870—71 an der Herstellung des Telegraphen durch ganz Australien thätig. A. starb 22. Okt. 1878 in St. Marys bei Adelaide.

Babbage (Charles), engl. Mathematiker, geb. 26. Dez. 1792 zu Teignmouth in Devonshire, studierte in Cambridge, wo er 1814 promovierte. Unter seinen litterarischen Leistungen sind zunächst die äußerst korrekten, zweckmäßig und bequem eingerichteten Logarithmentafeln: »A table of the logarithms of the natural numbers from 1 to 108000« (1826 u. öfter) zu erwähnen. Bei der Schwierigkeit, größere Tabellenwerte korrekt zu fertigen, geriet B. auf den in »Letter to Sir H. Davy on the application of machinery to mathematical tables« (1822) entwickelten Gedanken, die Vollenbung derselben einer Maschine anzuvertrauen. Von der Regierung mit dem Bau einer solchen beauftragt, beschäftigte er, um sich zu informieren, viele mechan. Werkstätten im In- und Auslande. Diese Umschau war Veranlassung zu dem Werke »Economy of manufactures and machinery« (1832; deutsch von Friedeburg, »Über Maschinen und Fabrikwesen«, Berl. 1833). Seine Rechenmaschine sollte zufolge ihres Zwecks, mathem. und seemannische Tafeln zu berechnen und zu drucken, aus zwei

wesentlich verschiedenen Teilen, einem rechnenden und einem druckenden, bestehen. Der erste wurde 1828 zu bauen angefangen und war 1833 zum größten Teil in bewundernswürdiger Schönheit und Vollkommenheit vollendet, als eine Unterbrechung im Bau der Maschine eintrat. Der druckende Teil war damals noch nicht halb fertig, und dennoch war der Gesamtaufwand beim Bau bis auf 17000 Pf. St. gestiegen. Da die vollständige Ausführung noch auf doppelt so viel veranschlagt wurde, so ließ man die Sache liegen. Während dieser Zeit übersehte B., im Verein mit Herschel und Beccod, den «Traité du calcul différentiel et du calcul intégral» von Lacroix ins Englische und lieferte, außer der Schrift «Comparative view of the different institutions for the assurance of life» (1826; deutsch, Weim. 1827), eine Menge wichtiger Abhandlungen für die «Philosophical Transactions», Brewsters «Journal of Science» und andere Zeitschriften. Er wurde 1828 Professor der Mathematik in Cambridge, trat aber 1839 zurück. Über die wissenschaftlichen Zustände Englands überhaupt sprach er in den «Reflections on the decline of science in England» (1830) sehr trübe Ansichten aus, auf die er in seinem Werke über die große Industrieausstellung: «The Exposition of 1851, or views of the industry, science and government of England» (1851), zurückkam. Autobiographische Reminiscenzen enthalten die «Passages from the life of a philosopher» (1864). Er starb zu London 20. Okt. 1871.

Babbitt-Metall, ein nach dem Erfinder benanntes Antifrictionmetall, welches aus 25 Teilen Zinn, 2 Teilen Antimon und 0,5 Teilen Kupfer besteht.

Babel, s. unter Babylonien.

Bäb-el-Mendeb oder **el-Mendeb** (Thor der Trauer) heißt die 26 km breite Meerenge zwischen Arabien und Afrika, durch welche das Rote Meer mit dem Golf von Aden und so mit dem Indischen Ocean verbunden wird. Zwei spitzige vulkanische Inseln, Dschebl-Menheli, welche fast senkrecht ins Meer abfallen, bilden hier die äußerste Südwestspitze Arabiens, das Vorgebirge oder Ras-el-Menheli, welches etwa 10 km lang, aber 7 km breit und 264 m hoch ist. Unmittelbar hinter demselben im NO. erhebt sich ein 165 m hoher erloschener Vulkan. An der ersten Stelle tritt diesem im SSW., auf der sonst flachen afrik. Küste, ein 160 m hohes Vorgebirge gegenüber, Ras-Schjan oder Hemmar-el-Seän genannt, ein kaum 4 km langer, hornförmiger, vulkanischer Fels, welcher durch eine schmale, 450 m lange Zunge mit dem Festlande verbunden ist und mit diesem eine gegen N. sich öffnende kleine, aber durchschnittlich 18,5 m tiefe und durch einen Korallenfels gegen Nordwinde gedeckte Bucht, einen in strategischer Beziehung wichtigen Hafenplatz, begrenzt. Zwischen beiden Felsklippen befindet sich der durch eingestreute Gölände noch mehr verengte Eingang der Meeresstraße. Kaum 4 km von dem arab. Kap liegt das größte derselben, die Insel Perim, arab. Meilum (Meilum), 11,5 qkm groß, welche die Meerenge in zwei Kanäle teilt, den östl. oder Kleinen, kaum 3 1/2 km breiten Bäb-el-Menheli oder Bäb-Jälen-ber (an dem Alexander b. Gr. nach arab. Sage eine Stadt erbaut haben soll), der 13–26 m Tiefe hat, und den westl. oder Großen Kanal, der über 20 km breit und 340 m tief ist und Dacht-el-

Meilum heißt. Nur 1 km vor dem arab. Kap liegt ein kleines Felsseiland, Dschesiret Roban, die Piloten-, Fischer- oder Austerinsel der engl. Nation. Von dieser zieht längs der Ostküste des Kleinen Kanals ein Korallenriff hin; doch hat der Seepegel hier auf reichliche 2 km nirgends weniger als 18–23 m Tiefe. Etwa 14 km im S. von Perim ragen sieben hohe vulkanische Klippen, die Hohen Brüder, arab. Sauabä, aus der Tiefe empor, welche bei ihrer bedeutenden Höhe von 76–108 m und ihrer eigentümlichen Form weithin sichtbar, als Orientierungspunkte dienen. Die arab. Schiffe wählen wegen der kurzen Laue ihrer Anker gewöhnlich den schmälern und weniger tiefen Kanal. Die Strömung geht längs der afrik. Küste nach N. längs der asiatischen, in dem Kleinen Kanal, südwärts. Letztere Straße ist die der engl. Postschiffe. Auch die Schiffe, welche den Großen Kanal passieren, halten sich möglichst dicht an die Insel Perim, die somit beide Straßen beherrscht. Diese Insel selbst ist ein alter Krater aus trachytischer Lava von unregelmäßiger Form, 5,5 km lang, 1800 m breit und bis 165 m hoch. Die mächtige Caldera (Kraterkessel) bildet jetzt einen vortrefflichen Hafen, dessen Eingang auf der Südwestseite liegt. Letzterer ist so breit und rein, daß bei jedem Winde die Schiffe ein- und auslaufen können. Das Innere des Hafens ist fast bis 18 m tief und geräumig genug, einer ganzen Flotte Platz und Schutz zu bieten. Auch N. hin sind die Ufer ziemlich flach, die übrigen Seiten bestehen aus wildzerklüfteten, über 60 m hohen Klippen. Von Vegetation ist sowohl an diesen als in der Sand- und Konglomeratebene kaum eine Spur vorhanden; auch Wasser findet sich nicht.

Die Meerenge B. nebst ihren Kap und Inseln war schon den Alten bekannt. Um den Seepegel und dadurch die Schifffahrt von Ägypten und Arabien her zu beherrschen, eroberten die Portugiesen im Anfang des 16. Jahrh. unter Tristão da Cunha die Insel Solotora, die aber zu diesem Zweck doch nicht hinreichte. Erst die Engländer erkannten die strategische Wichtigkeit der Insel Perim für die Beherrschung des Bab und des ganzen Roten Meeres. Schon 1799–1801 hatten sie diesen Schlüsselpunkt besetzt, um einer möglichen Unternehmung der Franzosen gegen Indien zu begegnen. Die zweite Besitzergreifung 1. Febr. 1857 während des pers. Krieges hing mit der möglichen Durchstreichung des Nilmars von Suez zusammen, welche die Engländer für ihre ind. Besitzungen und ihren Handel dadurch gefährlos zu machen suchten, daß sie gleich nach der Occupation der Insel bedeutende Befestigungswerke zu errichten begannen, die ein zweites Gibraltar bilden sollten. Diesem Unternehmen widersetzten sich jedoch die übrigen seefahrenden Nationen. Zunächst wurde bei Straits-Point, der Ostspitze der Insel, eine Festung und 1861 ein Leuchtturm mit Drehlicht erbaut. Dagegen blieb bei der Legung des unterseeischen Telegraphenabels von Suez nach Aden, die vom 2. bis 24. Mai 1859 ausgeführt wurde, Perim ohne Station. Der Ursprung des Namens der Straße geht nach der Sage der Ufer-Anwohner auf eine gewaltige Flut zurück (vielleicht die durch Erdbeben bewirkte Gröfönung des Roten Meeres in vorhistor. Zeiten), bei welcher zahllose Menschen ums Leben gekommen sind.

Babelsberg, könlgl. preuß. Schloß mit Park, einer der schönsten Punkte in der Umgebung von Potsdam, am linken Ufer der Havel, unweit bei

dem Prinzen Karl von Preußen gehörenden Dorfes Glönd. Der Park ist von Lenz angelegt, vom Fürsten Rüdiger verschönert und später nach den Spezialanordnungen des Kaisers Wilhelm I. noch sehr bedeutend erweitert worden. Der Bau des Schlosses wurde 1834 nach Schinkels Plänen begonnen, unter ganz veränderten Bedürfnissen nach neuen Projekten von Persius, Strad und Gottgetreu 1843—49 fortgesetzt und vollendet. Die sehenswerten Räume des Innern sind hinreichend bemutet, auf das geschmackvollste ausgestattet mit altertümlichen Möbeln, Erzfiguren, Erinnerungen aus den Feldzügen von 1849, 1864 und 1870—71 und andern Gegenständen. Die mittels zweier Dampfmaschinen zu Wasserfällen und Bewässerungsanlagen nach Hochreservoirs geförderten Wassermassen werden zu Fontänen am Schlosse und zu einer Hauptfontäne in der Favel von 40 m Höhe benutzt. Ostlich vom Schlosse befindet sich in einem Denkmalbau ein Engel Michael, ein Geschenk Friedrich Wilhelms IV., auch das Küchengebäude, welches durch einen Tunnelbau mit dem Schlosse verbunden ist; westlich auf dem früheren Mühlenberge ragt seit 1886 ein hoher Aussichtsturm aus dem dicken Walde, darin im armerzten Bewässerungsbassin mit Zugbrücke empord. In der Nähe davon sieht man die restaurierte alte Berliner Gerichtslaube, während auf der nicht zu entfernten Friedrich-Wilhelmshöhe eine imposante Friedenssäule mit Viktoria und reizender Jernschicht sich befindet. Erwähnenswert sind auch das schöne Hofgärtner-Etablissement mit Treibhäusern u. s. w., das Ratzenhaus und die den Park abschließenden Portierhäuser-Anlagen mit Umgebungen von künstlichen mit Inseln besetzten Teichen, ferner verschiedene Theatralische im Freien mit Rosenläden, Blumenparterre und Fontänen, auch der kleine Hafen mit an Hoffesttagen besagten Schäluppen und Böten.

Babenberg (Grafschaft von), eins der ältesten deutschen Geschlechter, welches seinen Namen von dem Stammort B., im Westen von Bamberg, entlehnte und sich von den fränk. Königen abtheilte. Die Babenberger scheinen schon im 9. Jahrh. im heutigen Oberfranken reich begütert und namentlich auch im Besitz der Gegend um Bamberg, das nach ihrer Burg so nannte, gewesen zu sein, bis Adalbert von B. wegen Landfriedensbruch 906 hingerichtet wurde. Polit. Bedeutung erhielten die Babenberger wieder, als aus denselben Leopold I. 976 Markgraf von Österreich wurde. Ihr Stamm erlosch mit dem Herzoge von Österreich Friedrich dem Streibaren 1246.

Babenhause, Hauptort einer ehemaligen Reichsherrschaft, früher eine Stadt, jetzt ein Flecken im Bezirksamt Ilterstien des bayr. Regierungsbezirks Schwaben und Neuburg, rechts an der Gänge gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat 1900 Q., ein altes und ein neues Schloß als Residenz der Fürsten Jäger-Babenhause, mit schönen Gärten und Parkanlagen, einem Armen- und Krankenhaus, einer lat. Pfarrkirche, eine mechanische Spinnerei, eine Händholzfabrik, bedeutende Brauereien, Frucht- und Weizenbau, Viehzucht und mehrere Mühlen. Im J. 1236 war Graf Ulrich von Künzing Eigentümer, am Ende des 13. Jahrh. waren die von Schöned, im Anfang des 14. Jahrh. durch Kauf die von Rotenstein Besitzer von B. Von den letztern kam Stadt und Herrschaft 1363 an die Familie von Nechberg, 1539 durch Kauf an Anton

Fugger, welcher die württemb. Lehnbarkeit ablöste. Die damalige Stadt hatte 1337 ulmer Recht, 1456 ein eigenes Wappen bekommen, sank aber zum Markte herab und verlor 1688 zur Strafe eines Aufstands wegen ihre Jurisdiktion. Im J. 1711 wurden die Grafen Fugger zu Kirchberg und Weidenborn, die in der Folge hier ein Herrschaftsgericht hatten, vom Kaiser Joseph I. mit dem Forst- und Wildbann zu B. belehnt. Die Mediatisierung der Reichsherrschaft erfolgte 1806; die Auflösung der kais. Fuggerischen Gerichtsbarkeit 1848.

Babenhause, Stadt im Kreise Dieburg der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg, an der Gersprenz und der Linie Mainz-Aschaffenburg der Hessischen Ludwigsbahn (von welcher hier Zweigbahnen nach Diebelsbach-Heubach und nach Hanau abgehen), zählt (1880) 2670 Q., hat eine Kirche mit schönen Holzschnitzwerken und Glasmalereien, ein Hospital und ein Schloß, welches einst die Residenz der Grafen von Hanau-Richtenberg war, in dem sich jetzt aber eine Kaserne befindet.

Baber (d. h. Tiger) oder Babur (s. b.), Name des Großmoguls Jehir-Eddin-Mohammed.

Babouf (François Noël), Haupt einer kommunistischen Verschwörung unter der Direktorialregierung in Frankreich, genannt Caguz Gracchus, wurde 1764 zu St.-Quentin geboren. Im Alter von 16 J. Waise, kam er zu einem Feldmesser in die Lehre und wurde später, nach mehrjährigem Umherschweiften, als Mitglied einer Katasterkommission angestellt. Als 1789 die Revolution ausbrach, gab er dieses Amt auf und wandte sich mit Fanatismus der Bewegung zu. Er wurde zum Distriktsverwalter in Montdidier ernannt, dort aber einer Fälschung angeschuldigt und 1793 in contumaciam zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Dieses Urteil wurde jedoch vernichtet und B. konnte frei nach Paris zurückkehren. Obwohl ursprünglich Jakobiner, war er mit dem Sturze Robespierres einverstanden; doch trat er sofort in heftige Opposition gegen die zur Herrschaft gelangte Gruppe der Thermidoristen, was ihn bald ins Gefängnis führte. Hier erst scheint er durch Mitgefängene zum Kommunismus bekehrt worden zu sein. Nach der Annahme vom J. IV begann er in seinem Blatte «Le tribun du peuple» eine rücksichtslose Propaganda für die soziale Revolution. Zugleich gründete er in Verbindung mit Buonarrotti, Sylvain Maréchal, Antonello Darthe u. a. ein geheimes Direktorium, das allmählich mittels einer sehr geschickten Organisation 17 000 schlagfertige Verschwörer, namentlich auch unzufriedene Soldaten und Gendarmen, um sich sammelte. Man wollte sich der Ministerien, der Magazine u. s. w. bemächtigen, die Güter der «Verschwörer», d. h. der Gegner, konfiszieren und unter das «Volk» verteilen und eine «nationale Öktergemeinschaft» organisieren. Im entscheidenden Augenblick wurde die Verschwörung im Mai 1796 durch einen Eingeweihten verraten. Die Führer derselben wurden vor einen Spezialgerichtshof zu Vendôme gestellt, der B. und Darthe am 23. Mai 1797 zum Tode verurteilte. Bei der Verlesung des Urteils stießen beide sich einen Dolch in die Brust, doch gelang es ihnen nicht, sich zu töten, und sie wurden am folgenden Tage guillotiniert. Die übrigen Mitgeschuldigen wurden teils zur Deportation verurteilt, teils freigesprochen. Filipp Buonarrotti (s. b.), einer der Mitgeschuldigen, schrieb «Conspiration pour l'égalité, dite de Babouf, saisis au

procès, auquel elle donna lieu etc.» (2 Bde., Brüss. 1828). Die wichtigsten der bei B. gefundenen Papiere, die seine Projekte enthalten, sind abgedruckt im Anhang von L. Reybauds «Etudes sur les réformateurs ou socialistes modernes» (Bd. 2, 7. Aufl., Par. 1864).

Babi oder Babilisten, eine mohammed. Sekte in Persien, deren Stifter der aus einer Seidenfamilie stammende 19jährige Hadshi Ali-Mohammed aus Schiraz war. Seine Jugend, der schwärmerische Charakter, die Verehrsamkeit, der klassische arab. Stil seiner Abhandlungen (bayan), seine Predigten und gelehrten Disputationen mit Priestern gewannen ihm bald einen weiten Kreis von Anhängern im ganzen Lande, besonders unter Priestern, Seiden und selbst unter Juden. Den Neophyten suchte er den Glauben beizubringen, daß er der Prophet sei, auf welchen der Geist der frühern Propheten durch Seelenwanderung übergegangen, und daß er der «Báb», d. h. die «Pforte» (der Erkenntnis) sei, daher auch der Name der Sekte Babi. Nach ihm ist Gott das einzige, ewige, unwandelbare Urwesen (hai), und das dieses Wort nach arab. Buchstabenzahl (hj) 18 bedeutet, so ist hiermit die Zahl 19 (mit Zugabe der Einheit des Trägers) die heilige Zahl, nach welcher alle Staatseinrichtungen (19 Monate, 19 Hohepriester u. s. w.) zu organisieren sind. Gott konnte seine Attribute nur durch die Schöpfung kundgeben; diese als Emanation von ihm konnte nur gut sein, das Böse ist nichts als eine Abweichung von der heiligen Zahl, gleichsam ein Rechnungsfehler, vorübergehend, weil zu korrigieren. Den Staat will er auf theokratisch-demokratisch-sozialer Grundlage eingerichtet wissen; der König wird von den 19 Priestern zum Guten angehalten; die Steuern fließen aus freiwilligen Beiträgen. Bab verbietet den Frauen den Gebrauch des Schleiers, läßt sie selbst am Apostolat teilnehmen; er beschränkt aufs äußerste die Polygamie, erschwert die Scheidung, hebt den Gebetzwang der Muslime auf. In Bezug auf Verbreitung des neuen Glaubens befiehlt er den Proselytismus und verspricht den Märtyrern Wiederaufleben durch Wanderung ihres Geistes. Von den 18 eingesetzten Aposteln zeichneten sich besonders drei durch ihren Eifer, ihre Energie und Organisationstalente aus: Nulla Hussein aus Chorassan, Nulla Mohammed-Ali aus Balasrusch und die schöne und gelehrte Frau Kurrel-ann aus Raswin. Anfangs ließ die Regierung sie gewähren, als jedoch Unruhen in Meshhed entstanden und Nassir-ebdin auf den Thron kam (1848), wurden strengere Maßregeln ergriffen. Die B. unter Führung des Nulla Hussein bauten ein Fort bei Aftaneh-Scheich-Taberzj in Masanderan. Es kostete der Regierung viele Anstrengung und große Verluste, ehe sie durch Kapitulation das Fort nehmen konnte. Einige Monate später entbrannte ein noch heftigerer Kampf in Hendschan, welcher vielen Regierungstruppen das Leben kostete; Bab selbst wurde gefangen nach Gilan in die Feste Ischeril und später zur Hinrichtung nach Tabriz geführt (1849). Ein Attentat der B. auf den Schah 1852 führte zu einer furchtbaren Katastrophe, wobei alle Ergriffenen unter qualvollen Martern den Tod erlitten. Der Rest der noch immer zahlreichen Sekte war gezwungen, äußerlich den Glauben zu verleugnen oder sich in die Türkei oder nach Indien zu flüchten. Vgl. Polak, «Persien» (2 Bde., Lpz. 1865); Gobineau, «Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale» (Par. 1866).

Babia-Gura, Baba-Gura, Margura oder Arvaer Gruppe, Gebirgszug im nördl. Teile der Karpaten, südlich vor den Bieskiden, besteht aus dichtem Höhlenkalkstein, in einem Teile der Ausläufer aus Grauwacke und wird vom Jablunkapasse, der Waag und der Arva eingeschlossen. Die B. ist im allgemeinen niedriger als die Bieskiden; aber einige Gipfel, wie die Babia-Gura oder der Altwießerberg erreichen 1722, der Barania 1897 m. Auf der Nordseite tritt der freistehende, 1267 m hohe Lubjenberg besonders hervor; von ihm an werden die Berge niedriger und mit dem Calvarienberge beginnt das zum Teil bis zur Weichsel reichende Hügelland.

Babische (frz.), Schöpfungshüchsen.

Babilage (frz.), Geschwäh; Babilard, Schwäger; babillieren, schwagen.

Babine (russ.), braunes Ragenfell als Pelzwert.

Babinet (Jacques), ausgezeichnete franz. Physiker, geb. 5. März 1794 zu Lussignan im Depart. Vienne, besuchte das Lycée Napoleon (Collège Henri IV.) und von 1811 ab die Polytechnische Schule, die er indes 1813 mit der Artillerieschule zu Metz vertauschte. Dann trat er als Offizier in die Artillerie, verließ aber 1814 für immer die militärische Laufbahn und wurde Professor der Mathematik in Fontenay-le-Comte, hierauf Professor der Physik zu Poitiers und endlich am Collège St.-Louis in Paris; 1840 nahm ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede auf; auch war er Hilfsastronom am Längenbureau. B. starb zu Paris 21. Okt. 1872. Die mineralog. und meteorolog. Optik verbannt ihm viel; auch um die Astronomie, die Meteorologie, die Lehre vom Magnetismus und die Theorie der Wärme hat er sich Verdienste erworben. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen und Beobachtungen finden sich in Sammelwerken und Zeitschriften zerstreut; das meiste jedoch in dem «Compte-rendu» der Akademie der Wissenschaften enthalten. Beiträge B.s zu der «Revue des deux Mondes» und dem «Journal des Débats» erschienen gesammelt in den «Etudes et lectures sur les sciences d'observation» (3 Bde., Par. 1855—68). Zu erwähnen ist auch sein «Traité élémentaire de la géométrie descriptive» (Par. 1851).

Babington (Anthony), ein engl. Edelmann, der Haupt einer Verschwörung zur Befreiung Maria Stuarts (s. d.) aus der Haft, in der sie von ihrer Nebenbuhlerin, Königin Elisabeth von England, gehalten wurde, und zur Ermordung dieser selbst. B. ein junger Mann von Bildung und Ehrgeiz, feurige Katholik, ward von einem Priester des Seminars in Rheims, gleich seinem Mitverschworenen Savoy, zu dem Attentat gewonnen, in das Philipp II. von Spanien und Maria Stuart selbst eingeweiht wurden. Letztere trat mit B. in eine Correspondenz, worin alle Akte des Unternehmens, und darunter die Ermordung Elisabeths selbst besprochen und von Maria gebilligt wurden. Indessen gelang es dem Minister Walsingham, diese Briefe und damit die Fäden des Komplotts in seine Hände zu bekommen, so daß er, im Besitz aller Beweismittel, die über raschten Verschworenen festnehmen und hängen lassen konnte. B.s Haupt fiel 20. Sept. 1586; die Hinrichtung der Maria Stuart aber, fünf Tage danach, ward besonders auf Grund jenes Briefwechsels gerechtfertigt.

Babinische Republik, ein humoristischer Roman, den 1568 ein poln. Edelmann, Pjontka, zu seinem Gute Babin bei Lublin stiftete und in welch

nur diejenigen aufgenommen wurden, welche sich durch irgend eine Vortrefflichkeit auszeichneten. Obwohl dem Verein jeder polit. Zwed fern lag, so übte er doch bald einen gewissen Einfluß auf das gesellschaftliche Leben in Polen. Er schickte jedem, der sich durch kräftiges Betragen, einsichtige Streiche oder ungewöhnliche Lebensweise bemerkbar machte, ein Diplom zu, in welchem derselbe in die Republik der Katten aufgenommen und gewöhnlich mit einem entsprechenden Amte beliehen wurde. So ernannte man z. B. Verschwander zu Odonomen, Streitsüchtige zu Friedensrichtern in dem nährischen Staate. Die Gesellschaft dauerte bis 1677 fort.

Babiole (fr.), Kinderpielzeug, Ländelei.

Babirassa, s. Hirscheber.

Bab-Jender, Meerenge zwischen dem Roten Meer und dem Golf von Aden, s. unter Babel-Randeb.

Babisten, mohammed. Sekte, s. Babi.

Bablah (Bambolah, Indischer Gallus) ist die Bezeichnung für die kleinen, unreif gemalten Fuchstochten mehrerer der Gattung *Acacia* angehöriger Bäume, insbesondere von *A. arabica*, *A. bambolah* und *A. vera*. Sie werden wegen ihres bedeutenden Gehalts an Gerbsäure und Gallussäure zu allen den Zwecken angewendet, wozu die Galläpfel tauglich sind, also zur Färberei, in der Färberei (zu Schwarz, Braun und Runkelfarbe) und Gerberei. Man unterscheidet zwei Sorten: die eine kommt aus Ostindien (von *A. arabica* und *A. bambolah*), die andere, auch Rebneß genannt, vom Senegal (von *A. vera* oder *nilotica*).

Babo (Jof. Marius von), deutscher Bühnendichter, geb. 14. Jan. 1756 zu Ehrenbreitstein, lam von Mannheim, wo er Theatersekretär war, 1778 als Professor der schönen Wissenschaften nach München, wurde später daselbst Geheimsekretär, Studienrath der Militärakademie und Theaterintendant und starb 5. Febr. 1822. Er war ein gewandter und talentvoller Bühnendichter, und namentlich behauptete sein Trauerspiel »Otto von Bittelbach« (1781) unter allen Ritterstücken, die sich an Goethes »Götz von Berlichingen« angeschlossen, den ersten Rang. Außerdem schrieb er die Trauerspiele »Die Römer in Deutschland«, »Daa«, »Dagobert der Frankenkönig«, »Genua und die Rache«, das Schauspiel »Die Streifigen«, das Melodrama »Cora und Alonso« und mehrere Lustspiele, unter denen »Bürgerglück« und »Der Puls« auf der Bühne Glück machten.

Babo (Lambert Jof. Leop., Freiherr von), namhafter deutscher Landwirt und Onolog, geb. 26. Okt. 1790 zu Mannheim, hörte Haer in Berlin und Röglin, bewirtschaftete sodann seine Güter zu Weinheim und wußte sich bald Geltung als einer der thätigsten Praktiker, zugleich aber auch als Mann der Wissenschaft zu verschaffen. Einen ebenso bedeutenden Namen, wie als Landwirt, hat sich B. als Onolog erworben, und die deutsche Weinkultur verdankt ihm eine ganze Reihe der wichtigsten Verbesserungen. B. wurde 1881 zum Vorstand der Kreisstelle des Badischen landwirtschaftlichen Vereins für den Unterheinkreis erwählt. Er starb 20. Juni 1862 zu Weinheim, wo ihm 1869 ein Denkmal errichtet wurde. Unter seinen vielen Schriften sind hervorzuheben: »Anleitung zur Anlage und Behandlung der Wiesen« (Heidelberg. 1836), »Der Weinbau nach der Reihenfolge der vorkommenden Arbeiten« (2. Aufl., Frankfurt. 1855; 4. Aufl.

1879), »Der Weinstock und seine Varietäten« (Frankf. 1848), »Anleitung zur chem. Untersuchung des Bodens« (Frankf. 1848), »Ackerbauchemie für den Landmann« (Frankf. 1845; 2. Aufl. 1862), »Die Erzeugung und Behandlung des Traubenweins« (Frankf. 1846), »Die Hauptgrundzüge des Ackerbaues« (Frankf. 1851; 4. Aufl. 1874); mit Regger zusammen »Die Wein- und Tafeltrauben« (Mannh. 1836—38; 2. Ausg. 1855), »Der Ackerbau nach seinen monatlichen Berichtigungen« (Frankf. 1852; 2. Aufl. 1862), »Anleitung zur Bereitung und Pflege des Weins« (mit Änderungen und Zusätzen von H. von Babo, Frankfurt. a. M. 1872; 2. Aufl. 1879), »Spaziergänge eines Lehrers mit seinen Schülern« (2 Bde., Frankfurt. 1857—58; 3. Aufl., 3 Bde., 1878). — Sein Sohn, Freiherr Clemens Heinrich Lambert von B., geb. 25. Nov. 1818 zu Ladenburg, Professor zu Freiburg i. Br., hat sich als Chemiker einen Namen erworben. — Ein jüngerer Sohn, Freiherr August Wilhelm von B., geb. 28. Jan. 1827, Direktor der niederrhein. Landes-, Obst- und Weinbauschule zu Klosterneuburg bei Wien, schrieb unter anderm »Natur und Landbau. Ein Lehrbuch der Landwirtschaft und ihrer Hilfswissenschaften« (2 Bde., Jahr 1870—74) und ein »Handbuch des Weinbaues und der Kellerwirtschaft« (Berl. 1881); ferner gibt er seit 1869 eine Zeitschrift für Weinbau unter dem Titel »Die Weinlaube« und den »Weinbaualten« heraus. (Simeg (f. d.).

Baböcsa, Marktflecken im ungar. Komitat **Babosna**, berühmtes königl. Gestüt in Ungarn, 8 km südwestlich von Komorn, mit einem von wasserreichen Auen, Gebüsch und Wäldungen eingenommenen Flächeninhalt von mehr als 4000 ha, ist besonders durch seine echt arab. Pferde von seltener Schönheit und reinsten Abstammung ausgezeichnet. B. wurde 1807 errichtet, bildet eine Filiale des Militärgestüts zu Mezöhegyes und beschäftigt 300—400 Menschen.

Babosna, Dorf im hunyader Komitat in Siebenbürgen, nahe an der Maros, mit etwa 1120 griech.-orient. Rumänen, die ehemals magyar. Nationalität waren, aber inmitten von rumän. Umgebung romanisiert wurden. Das Dorf betreibt großen Obstbau und Viehzucht.

Babrins (grch. Babrios), griech. Fabeldichter, der nach einigen im alexandrinischen Zeitalter, nach andern erst im 3. Jahrh. n. Chr. lebte, veranstaltete eine größere Sammlung Aposischer Fabeln, welche er in frischer und vollständiger Sprache in Choliamben niederschrieb. Im Mittelalter wurden dieselben mehrmals umgedichtet und in Prosa umgearbeitet, und so unter dem Namen von Aposischen Fabeln überliefert. Erst Bentley und nach ihm Lyrnhitt in seiner »Dissertatio de Babrio« (Lond. 1776; Erlangen 1786) erkannten in letztern Reste der Verse des B., suchten einzelne choliambische Bruchstücke herzustellen und andere Fragmente des echten B. anderwärts nachzuweisen. Einzelne Fabeln wurden aus Handschriften von Furia, Roccis, Schneider hinzugefügt und alles bis dahin Bekanntes von Knoche (Halle 1836) gesammelt. Endlich (1844) entdeckte der Grieche Rhinodes Minas auf dem Berge Athos eine Handschrift mit 123 bisher unbekannten Fabeln des B., welche zuerst von Voissomade (Par. 1844), dann von Drelli und Walter (Zür. 1845) und mit den bereits vorher bekannten am besten von Lachmann (Berl. 1845), Lewis (Oxf.

1846), Schneidwein (Erg. 1853) und mit deutscher Übersetzung von Hartung (Erg. 1858) herausgegeben wurden. Zugleich mit einer 1850 von Lewis

Jabala
in der
) und
ischen
(Wien
Jabala
Berg-
ar bei
s. B.

(Jahrb. 1846), Edeleston du Rétail, «Poésies inédites du moyen-âge» (Par. 1854).

Baba (nicht Babu) bedeutet im Hindiischen «Herr» und wird im gewöhnlichen Leben als Titel gebraucht wie unser «Herr».

Babakar, ein den Römern verwandtes Regentvolk im Innern Afrikas. Ihr Gebiet liegt zwischen den Flüssen Juba und Suah unter 5–6° nördl. Br. und 29° östl. Länge (von Ferro). Die B treiben Ziegenzucht und bauen Regenschirke (Sorghum vulgare), sind aber Anthropophagen.

Babur (Zahir-uddin Mohammed), erster Großmogul in Indien ein Urenkel Timur's, geb. 14 Febr. 1483, erbt, kaum 12 J. alt, von seinem Vater Omar-Schah 1494 die Herrschaft über die Länder zwischen Samarkand und dem Indus. In der Absicht, Indien zu unterwerfen, bemächtigte er sich, obgleich er viel mit Aufständen in allen Theilen seines Reichs zu kämpfen hatte, durch List und Gewalt der Gebiete von Kaschgar, Khotan, Kunduz, Kandahar und Kabul. Nachdem er sich so den Weg nach Indien eröffnet hatte, bewogte er die schwache Regierung des Ibrahim Lody und überschritt gegen Ende 1519 mit einer ausgerüsteten Schar von nur 10.000 Mann bei Mitot den Indus, trieb einige Heeresabtheilungen, welche im Hindukush sein weiteres Vordringen hemmen wollten, zurück und lieferte 27 April 1519 in der Ebene von Panipat unweit Delhi seinem Gegner eine entscheidende Schlacht. Ibrahim floh und B. hielt seinen Einzug in Delhi. Am 11. Mai ergab sich auch Agra, die zweite Stadt des Reichs. Doch schon 24. Febr. 1520 starb B., nachdem er während seiner fünfjährigen Regierung in Indien vielfach mit Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen gehabt hatte. B. veranlagte mit den Talenten eines Feldherrn und Staatsmanns Sinn für Wissenschaft und Kunst. Er selbst beschrieb die Geschichte seines Lebens und seiner Eroberungen in seiner Sprache (Berandg. von Ziminah, Kasan 1857), welche von Abdur-Rachim ind. Persische und aus diesem auch ins Englische (von Waddington, Lond. 1826) übertragen wurde. B., welchem zunächst der Älteste seiner vier Söhne, Humayun, auf dem Throne von Delhi folgte, war der Begründer der Dynastie der sog. Großmoguls.

Babische (Wort), Buchstabe, Moegensche.

Babuyanen, ein im N. der Philippinischen Inseln in Sadohassen gelegener, in polit. Hinsicht zu ihnen gehörender, unter span. Hoheit stehender Reichthum. Derselbe breitet sich in der Mitte zwischen den Vulkanhöfen im N. und dem Nordende der Philippinischen Insel Luzon im S., von 15° 45' bis 19° 30' nördl. Br., sowie von 120° bis 123° östl. L. (von Greenwich aus). Durch die Straße von Vasingting werden die B. von den Batanes getrennt. Die größte von ihnen ist die nördlichste, Babuyan oder Giso Babuyan genannt. Auf sie

folgt südlicher und mehr westlich gelegener Calapan und noch südlicher die viel kleinere Insel Pangasinan. Die östlichste dieser Inseln ist die Insel Ilocos. Die Erzeugnisse aus dem Pflanzen- und Tierreich sind die von Luzon, die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Ilocanos und Iloren. Mit den Batanes (s. d.) zählen die B. 1876 auf 670 qkm 8260 E.

Baby (engl., spr. Bēbi), kleines Kind, Puppe.

Babylon, die Hauptstadt des alten Babylonien eine der prächtigsten und umfangreichsten Städte der alten Welt. Die Berichte über Ursprung, Ort und Reichthum der Stadt, welche sich in den Alten finden, sind höchst verworren und erst durch Oppert's zweijährige Untersuchungen auf den Ruinen selbst in Ordnung gebracht worden. Als ihr Götter wird der Gott Belus, daneben (was aber wenig erklärt) die Königin Semiramis genannt, welche nach der Erzählung des Diodor 2. Mill. v. Chr. aus allen Theilen ihres Reichs kriegerische Heere herbeiführte. Mit der Hauptstadt des alten Reichs haben im allgemeinen die Berichte der Alten, in wiefern bekannt sind, nichts zu thun. Sie beruhen auf die wiederholte und ungemein vergrößerte Restruirung des Nebukadnezar zu bezogen. Herodot gibt, aus eigener Ansicht, eine Beschreibung der Stadt. Sie lag auf beiden Ufern des Euphrats in Form eines Vierecks, jede Seite 120 Stadien lang, zusammen 480 Stadien oder 91 km. Sie war von zwei Mauern umgeben, von denen die äußere 60 m hoch und 20 m breit war, die innere nur 300 Stadien lang, und diese bestand aus noch zur Zeit Alexanders, 100 Jahren nach ihm, durch die äußere Mauer, die zwischen von beiden stand, und diesem Umstande ist auch zum Theil die Zerstörung derselben zuzuschreiben. Die innere Mauer der Stadt, welche außerordentlich schön gebaut und von breiten und geraden Straßen netzartig durchschnitten war, verband am Westende, auf Cuaderstrassen erbaute Brücke, die Herodot der Nitokris zugeschrieben wird. In der westl. Stadthälfte lag nahe der südwestl. Ecke die äußere Mauer, außerhalb der inneren, die der Nebukadnezar und sein Torkus vom eigentlichen B. abhängige Stadt Borsippa, und in ihr der Herodot beschriebene achthekige Turm, der von Nebukadnezar auf der Stelle und dem Grunde des Cuaderturms errichtet war, heute heißt die große Ruine Borsippa. Im nördl. Theile lag die von drei Mauern umgebene Königsstadt, der Nebukadnezar das eigentliche Babel. Auf dem Westende der kleinen Ältere Babel, wo auch Alexander nach von diesem südlich lagte Nebukadnezar die Gärten der Süsser (heute Tel Amran v. d. A.) an. Südlich von diesen lag die große Burg (B. d. A.), in der Alexander starb. Die nördlichste Spitze der Königsstadt bildete die Pyramide, das Älteste Babel, das sich das Gedächtnis B. knüpfte, der heiligste Ort der Stadt, Herodotus berichtet, dass von Strabo, Diodor und Philostrat bestritten Grad des Belus, nicht zu verwechseln mit 17 km davon entfernten, auf der andern Seite des Euphrats gelegenen Turms Herodots.

Die Ruine dieser Pyramide, bei B. d. A. (s. d.), von den Bewohnern und nach ihm von Euphrat und Oppert «Babil» genannt, bildet die Nordseite der Königsmauer und war noch zu einer Zeit. Der Name Babil pflegt auch im

bei welchen Heiligtums Namen fort. Die eigentlich bewohnte Stadt (ῶ ἑρὺν) lag südlich von der Königsstadt, auf der Stelle des heutigen Hilla. Die ganze Hüdfüll. Ede des Quadrats war mit *basalten* bedeckt, im Nordwesten lag die Stadt *Entha* mit dem Tempel des Nergal, heute El-Ohey-miz. Der Euphrat trat in die Stadt in der Nordwestecke, aus derselben in der Südostecke. Außerhalb der letztern befindet sich die noch heute so genannte, aus dem Daniel bekannte Ebene Dura, und in ihrer der Nubhatat, augenscheinlich ein Postament einer reichen Statue. Die Stadt litt bedeutend durch die pers. Eroberung; die äußern Mauern wurden zerstört, besonders als Darius I. das empörte B. nach einer zweijährigen Belagerung durch die List des Zopyros wiedergewonnen hatte. Xerxes plünderte das bis dahin verschonte Grab des Belus, wie Strabo berichtet. Obgleich die pers. Könige auch hier residierten, so geschah dennoch nichts für die Wiederherstellung der Stadt, und Alexander d. Gr., welcher bei seinem Einzuge 330 den Bewohnern die Wiederaufbauung des zerstörten Belustabes versprochen hatte, vermochte nicht einmal durch 10000 Arbeiter in zwei Monaten den Schnitt von der Pyramide wegzuräumen zu lassen. Nachdem er selbst in dem Palast des Nebuchadnezar gestorben und Seleucia am Tigris durch Seleucus Nicator bald darauf gegründet worden war, verfiel das alte B. unauflöslich. Zeils wurde die neue Stadt aus dem Material der alten erbaut, teils hatte es an dauerhaftem Material zu monumentalen Bauten gefehlt. Die größern Steine mußten bis aus den armen Gebirgen beschafft werden; gewöhnlich verwandte man zwar vorzügliche Basaltsteine. Schon zur Zeit des Pausanias beschränkten sich alle Ruinen auf die Mauern; die ältern arab. Geographen wissen wohl noch von einem Fleden Babil, reden aber mehr von den großen Ruinenmassen. Seit Pietro della Valle, welcher (wie später noch Kennel) in der Ruine Mubschellibe mit Unrecht den Belusturm erkennen wollte, ist das alte B. der Gegenstand vieler Reisen und Untersuchungen geworden. Die Mehrzahl der Forscher, unter denen sich zuerst Rich auszeichnete, sehen in dem Orte Hilla (mit 7000 E.) an der Ostseite des Euphrat den Repräsentanten des alten B. Die großen Ruinenmassen, von denen man nicht mit Kennel den Birs-Nimrod ausschließen darf, geben zwar eine ungeheure Ausdehnung, passen aber in ihrer quadratischen Lage vollkommen zu den Angaben der Alten. Neuerdings hatte noch Rawlinson, der übrigens häufig seine Meinung geändert, die Lage des alten B. bis Riffer gesetzt; doch haben die Untersuchungen der franz. Expedition unter Oppert eine neue Ara in dieser Frage begründet.

Aus der reichen Literatur sind hervorzuheben: Rich, *Memoirs on the ruins of Babylon* (3. Aufl., Lond. 1818); derselbe, *«Personal narrative of a journey to England, by Bussorah, Bagdad, the ruins of Babylon»* (Lond. 1826); Mignan, *«Travels in Chaldaea»* (Lond. 1829); Frazer, *«Travels in Koordistan, Mesopotamia»* (Lond. 1840); Wellstedt, *«Travels to the city of the Khaliphs etc.»* (Lond. 1840); die geschichte Compilation von Baur, *«Ninereh and Persopolis»* (Lond. 1850); vor allen aber Oppert, *«Expédition scientifique en Mesopotamie»* (Par. 1863), nebst Plänen und Karten, die viele der frühern Daten als antiquiert hinstellen.

Babylonica nannte man nach dem Lande ihres Ursprungs früher bisweilen die *Baldachine* (s. d.).

Babylonien hieß im klassischen Altertum das Tiefland am untern Laufe des Euphrat, welches jetzt den Namen Irak-Arabi trägt, im Alten Testament gewöhnlich Sinear (noch auch Babel), bei den spätern griech.-röm. Schriftstellern namentlich auch Chaldäa heißt. Seine eigentlichen Grenzen bildeten im N. gegen Mesopotamien der Euphrat und, von dem Einfluß des Chabur in denselben nordöstlich bis an den Tigris, die sog. Medische Mauer, im O. der Tigris gegen Assyrien und Susiana, im S. der Persische Meerbusen, im W. die Wüste Arabien. Bei der spätern Ausbreitung der babylon. Herrschaft jedoch umfaßte dieser Name auch das südl. Mesopotamien. Der einheimische Name für dieses Land ist jedoch B. nicht; dieser blieb auf die Stadt beschränkt, wenn auch in späterer Zeit das ganze Reich sich nach der Metropole benannte. Die Keilschriften bezeichnen das nördl. Chaldäa durch den Namen Atab oder Kalb; das dem Persischen Meerbusen nahegelegene Tiefland hieß Kar-Dunigaz. Die Ausdehnung des Namens auf das Land scheint erst durch die Perser aufgefunden zu sein. B. bildet eine vollständige Ebene, welche eine Fortsetzung der assyrischen ist; die beiden Ströme Euphrat und Tigris treten hier am nächsten zusammen, bis sie, die Landschaft Mesene gemeinsam umfließend, einst geteilt in den Persischen Meerbusen mündeten. Es mußte das Land vor Überschwemmungen durch viele Kanäle und Dämme und mehrere künstliche Seen geschützt werden, welche jetzt zum größten Teil verodnet sind. Der bedeutendste Kanal war der noch jetzt als Nah-el-Nell bekannte, gewiß uralte Königskanal (Nahar malla) zwischen den beiden Hauptströmen, der, von den röm. Kaisern gepflegt, noch im 7. Jahrh. bestand, bis die Mohammedaner das Land eroberten. Der Boden, schon an und für sich fruchtbar, lieferte, durch die sorgfältige gartenmäßige Bestellung gehoben, einen bedeutenden Ertrag, besonders an Weizen, Gerste und Datteln. An Bäumen und Steinen litt das Land freilich noch mehr Mangel als Assyrien. Als Baumaterial mußte die reichlich vorhandene Ziegelerde dienen, welche, an der Sonne gedörrt oder im Ofen gebrannt, dauerhafte Steine gab, die in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerstehen; zum Mörtel benutzte man das mit Rohr vermengte Erdbarz, das allenthalben reichlich hervorquoll.

Geschichte. In dem begünstigten Tieflande B. kam es früh zu einer staatlichen Entwicklung. An die Babylonier, ein Volk entchieden semit., speziell assyr., von dem aramäischen durchaus verschiedenen Stammes, wie jetzt durch die Keilschriftforschungen erweislich wird, und welches sich mit einem Stamme verschiedenen Ursprungs, Sumer genannt, vermischte, knüpft sich der Ursprung des assyr. Staates. Die moaischen Nachrichten berichten, daß ein uraltes, mächtiges, erobertes Jägervolk kuschit. Stammes, Nimrod genannt, ein Reich gründete, dessen Ausgangspunkt Babel, Gsch (Warta), Atab und Chalnech im Lande Sinear war. Dieses steht keineswegs mit der einheimischen Sage im Widerspruch, daß Babel schon vor der Sintflut bestand. Die alte sumerische Sprache nennt die Stadt Raanra, Götterthor, semitisch Babil; später wurde dieser Name durch eine schon den Assyrern angehörige Etymologie mit der Sprachverwirrung in Verbindung gebracht. Der Nationalgott Bel wurde

von den Griechen als Gründer des Reichs aufgeführt; es hieß allerdings ganz Assyro-Babylonien das Reich des Bel.

Nach den durch Keilschriften überlieferten Legendens herrschten 10 Könige vor der Sintflut während 432 000 Jahren. Der letzte derselben, Ešuthruš (Abrahass oder Sais-abra), war Zeuge der Sintflut. Der Kanon des Berossus setzt dieses Ereignis in das J. 41 697 v. Chr. Dann folgte eine heroische Zeit, die, in Etylen gerechnet, 39 180 Jahre oder 653 Soffen zu 60 Jahren umfaßte. Diese Zahl 653 findet sich wieder in der Genesiss, die von der Sintflut bis zum Ende des ersten Buches Moses 653 Jahre annimmt. Die Fragmente des Berossus reden von 86 Königen; doch mag die Zahl korrupt sein, da Sargon von seinen 350 Vorgängern spricht. Diese mythischen Könige, von denen die letzten indes historisch sind, endigen mit dem J. 2517 v. Chr. Von hier ab rechnet man eine Periode von 1805 Jahren, die 712 v. Chr., nach Sargons Angabe, zu Ende ging. Die heroischen Nachrichten nennen bestimmt die Meder, und zwar den Zoroaster, als Sieger über B., woher sich auch magische Einsprüche erklären können. Nachdem acht Meder geherrscht (2517—2283), wurde B. von den Elamiten eingenommen (2283); diese schleppten Heiligtümer nach Susa, woher Assurbanipal (Sardanapal VI.) sie 1635 Jahre später wieder holte. Die Elamiten, das Volk Nimrod, herrschten 224 Jahre (2283—2059); 49 Chaldäische, d. h. einheimische Könige, herrschten über B. 458 Jahre (2059—1601). Ihnen folgten, nach Berossus, neun Araber, 245 Jahre (1601—1356); diesen Semiramis, nach allen Angaben 42 Jahre (1356—1314), und endlich die assyr. Dynastie während 526 Jahre bis 788, wo die assyr. Herrschaft durch den Abfall der Meder während 41 Jahre auf B. überging, bis Teglatphalasar (745) Assyrien von B. unabhängig machte. Während dieser Zwischenperiode hatten Belesys (Balazu) und Bbul von B. aus über Assyrien geherrscht. Während des Aufstandes Teglatphalasars herrschte in B. Nabonassar (747—733), berühmt durch die von Ptolemäus angenommene Ära, die indessen nicht, was fälschlich angenommen, aber durch klassische Zeugnisse widerlegt ist, einem polit. Ereignis entspricht.

Unter den nachfolgenden Königen zeichnete sich namentlich Merodachbaladan aus (721—709), ein heldenmätiger Verteidiger der Unabhängigkeit B.s, welcher jedoch nach zweijähriger Gegenwehr dem Assyrer Sargon erlag. Doch nach vier Jahren, nach Sargons Tode, erhob sich Merodachbaladan wieder. Sanherib nahm B. ein, setzte zu wiederholten malen mehrere Könige ein und hatte während seiner 24-jährigen Herrschaft fortwährend gegen B. zu kämpfen. Erst Assarhaddon brachte es den Sargoniden wieder, die es bis 625 behielten; Assarhaddons Sohn, Sarsbuchin (Samasšumukin), unterstützte Ninives Erbfeind, Elam, endete aber damit, daß er, seines siegreichen Bruders Sardanapal VI. Nachfolger, sich 647 mit seinem Palast selbst verbrannte. Nabopallassar (Nabuhabsur) machte sich 628 unabhängig; vereint mit dem Meder Cyaxares machte er der Herrschaft Assyriens durch die Zerstörung Ninives ein Ende. Ihm folgte sein Sohn Nebuladnezar (assyr. Nabubudurrušur, altperf. Nabubudratšara), der zunächst den Angriff des Ägypters Necho bei Kartemis (Kirkesum) zurückschlug und die ägypt. Herrschaft in Asien für

immer vernichtete. Er unterwarf darauf Josaphn von Juda 599, setzte den Zebesia zum König ein; infolge wiederholter Empörungen zog er gegen Juda, zerstörte 587 Jerusalem und den Salomonischen Tempel und versetzte die gefangenen Einwohner nach B. Die Phönizier unterwarfen sich freiwillig, mit Ausnahme von Tyrus, welches erst nach 13-jähriger Belagerung genommen wurde. Auch gegen Ägypten zog Nebuladnezar, und nach einer Sage soll er bis an die Säulen des Herkules gekommen sein und sogar einen Teil von Spanien erobert haben. Er ist der eigentliche Begründer des großen Glanzes der Stadt Babylon, den der wohl histor. Angabe gemäß Semiramis und nach ihr Assarhaddon begründet hatten. Manche der großen Bauwerke, namentlich die Mauern und die hängenden Gärten, sind ein Werk des gewaltigen Mannes, den die Griechen selbst mit Herakles und Dionysos verglichen. Leider sind bis jetzt keine histor. Dokumente von ihm aufgefunden worden. Sein Sohn Evilmerodach (561—559), sein Schwiegersohn Neriglissor (Nergalsurur, 559—555), dessen Sohn Labasimarbut (neun Monate), waren die Vorgänger des letzten babylon. Königs Nabonid (assyr. Nabunahib, altperf. Nabunita), des letzten Labynetos herab, welcher 17 Jahre herrschte. Dieser verband sich mit Krösus von Lydien gegen Persien. Nabonids Sohn, der Belsazar des Daniel, der Belsarur in den Inschriften Nebuladnezars, wo er als eine Art Mitregent genannt wird, scheint einen Teil von Chaldäa beherrscht zu haben, und durch die Empörung eines Meders Darius dieses Landsteils und des Lebens verlustig geworden zu sein. Die Gewalt des Meders scheint ihre Endschacht erreicht zu haben, als 538 Cyrus der Perser Babylon belagerte und nahm und der ganzen chaldäischen Herrschaft ein Ziel setzte. Nach dem Tode des Kambyses empörte Babylon sich wieder. Ribitabel gab sich 521 für einen Sohn des Nabonid aus, der auch Nebuladnezar geheißen hatte, wie dieses Darius in der Inschrift von Behistun erzählt. Zwei Schlachten mußten geliefert werden, und zwar binnen sechs Tagen (Dej. 521), bis Darius vor Babylon vorrücken konnte. Nach den Daten dieser Inschrift hat Herodot recht, wenn er von einer 12-tägigen Belagerung spricht. Endlich wurde die Stadt genommen (Juli 519) und ihrer großen Ringmauer beraubt. Eine andere Empörung eines andern Pseudo-Nebuladnezar, Arakš, wurde rasch unterdrückt. Von spätern Erhebungen ist nichts bekannt; Babylon wurde Residenz der pers. Könige, und auf vielen Privatkontrakten aus der Achämenidenzeit wird immer nach Jahren der Nachfolger des Cyrus datiert. Alexander nahm Babylon 330 ein, erhob es zur Hauptstadt seines Weltreichs und starb hier 323. Seleucus I. bekam es bei der Verteilung des Reichs auf der Versammlung von Triparadisus; er konnte jedoch den Antigonus und seinen Sohn Demetrius erst 312 aus der Hauptstadt Chaldäas vertreiben; dieses Ereignis bildet den Anfang der Seleucidischen Ära (v. Chr. 312). Die Parther entrißen Babylon und das ganze Gebiet 133 den Seleuciden; die Hage des Trajanus (114 n. Chr.), des Septimius Severus (199) und des Julianus (363) konnten es weder den Parthern, noch den 226 Vorderrassen beherrschenden Sassaniden nehmen. Nach den Siegen Omars bei Kadesia und Nehavend über den Sassaniden Feldherrn III. kam B. unter die Gewalt des Islam; die

Rassen erbauten 762—766 Bagdad, 94 km nördlich von Babylon. Nach der Zerstörung der Stadt der Abbasiden durch Hulagu-Chan (1258) kam es unter die Mongolen, später unter die Perser, denen es Karad IV., Sultan der Osmanen, 1645 entriß. Seit dieser Zeit ist es, trotz mehrfacher Versuche von Seiten der Perser, in den Händen der Türken, und gehört mit den Paschaliken Bagdad und Basra (s. d.) zur Provinz Irak.

Kultur. Die Babylonier waren ein uraltes Kulturvolk, aus mehreren ethnolog. Elementen zusammengesetzt. Es ist kein Zweifel, daß in grauer Vorzeit die ägypt. Kultur auch hier einen Boden gefunden hat. Man kann aber auch neben den semitischen turan. Elemente nachweisen. Die Babylonier waren ein vorzüglich praktisches Volk; wir verdanken ihnen die Wochentage, die Einteilung des Tages in Stunden, Minuten und Sekunden, die Erfindung der Waage und Gewichte. Die Staatsverfassung war so despotisch, wie sie die gebrängte, äppige, weiche Bevölkerung haben mußte und ertrug. Bei den Alten finden sich Spuren von Satrapienverwaltung. Die Rechtspflege soll drei großen Gerichtshöfen zugeteilt gewesen sein. Kunstfleiß und Handel blühten außerordentlich; der letztere wurde ostwärts, besonders nach Bactrien, Persien und Medien, durch Karawanen vielleicht bis Indien betrieben. Färbereien, Webereien und Stidereien, besonders die Fabrikation von kostbaren Teppichen mit eingewebten Tierfiguren und Arabesken (wie man sie noch auf den Denkmälern von Ninive dargestellt sieht) zeichnen d. aus. Der Wohlstand hob sich im allgemeinen so sehr, daß B. mit Assyrien an Persien einen jährlichen Tribut von 1000 Talenten zahlen konnte. Dadurch erscheint aber auch zugleich der Nationalcharakter der Babylonier bedingt, welche durch ihre Weichlichkeit, Schwelgerei und Sittenlosigkeit verächtlich waren. Die Religion der Babylonier und Assyrier stand in nahestem Zusammenhange mit den altsemit. und phöniz. Kulte. Vgl. Müller, «Die Religion der Babylonier» (Köpenh. 1837). Den Kern derselben bildete die Anbetung der in den größern Gestirnen und der Fruchtbarkeit der Erde besonders hervortretenden Naturkräfte. An der Spitze ihres Glaubenssystems stand der durch das ganze Kanaanit. und mesopotam. Ländland verehrte Bel (Baal), welcher ganz allgemein die Naturkraft ohne alle sittlichen Momente repräsentiert. Neben ihm steht als weibliche Ergänzung Beltis («die Herrin»), die empfängnisfähige Erde, an deren Verehrung sich allerlei sittenlose Gebräuche knüpfen. Sie erscheint hauptsächlich als Nyktia (ähnlich wie in Assyrien), d. i. «die gebärenden Nachen». In den Inschriften erscheinen namentlich Bel-Dagon, der Vater der Götter; Beltis-Lamtu, die Mutter der Götter; Ga-sin, der Abgrund (Okeanos); Sin, Gott der Naturkräfte; Samas, der Sonnengott; Nerobach, Gott der Orakel, Schutzgott Babels; und Barpanit; Nebo, der Aufseher der himmlischen Scharen, und Nana, die Mondgöttin; Amar, die Göttin des Kriegs; Sin, der Mondgott; Sandan, der Hercules, und sein Begleiter Nergal, der Kriegsgott. In Ninive stand an der Spitze des Pantheons Assur. Kultur und Glauben pflegte die Rasse der Chaldäer, welche jedoch nicht echt war, sondern aus dem Volke überhaupt sich ergab, wie denn sogar der ausländische Prophet Daniel in dieselbe aufgenommen wurde. Zugleich beschäftigten sie sich mit Astronomie und

Astrologie und verzeichneten seit uralter Zeit ihre Himmelsbeobachtungen und die an sie chronologisch gereichte Königs-geschichte. Es geschah das sicher kollektional, denn man findet den Kollektionalnamen «die Chaldäer» genannt. Doch finden sich in den Inschriften auch von einem Astronomen unterzeichnete Beobachtungen. Nach dem Sturze des Babylonischen Reichs sank natürlich ihr Ansehen und ihre Bedeutung, und infolge dessen mag die Verbreitung der Astrologie nach dem Occident stattgefunden haben, wo man sie schon 400 v. Chr. bei den Griechen und als ihre Vertreter fortan die Chaldäer genannt findet. Ihre wissenschaftlichen Leistungen dürfen sicher nicht zu gering angeschlagen werden. Vgl. Ideler, «Über die Sternkunde der Chaldäer» (in den Abhandlungen der berliner Akademie, histor.-philol. Klasse, 1814—15). Sie erkannten zuerst die Finsternisperiode von 228 synodischen Monaten, oder 18 Jahren 11 Tagen, den Saros, den sie, nach Geminus, als dreifache Periode von 19756 Tagen angaben. Die cyklisch-mythische Chronologie der Babylonier erhebt zur mathem. Gewissheit, daß sie aus dem Saros eine hundertfache, viel genauere Finsternisperiode von 1806 Jahren oder 22826 synodischen Monaten entwickelten. Auch wußten sie, wie die Ägypter, daß das tropische Jahr um etwas länger sei als 365 Tage, und bedienten sich der sog. Sothisperiode von 1460 Jahren. Die mythische Zeit, zwischen der Sintflut und der histor. Periode, gaben sie auf 12 Mondperioden und 12 Sothisperioden, d. i. 89180 Jahre, an; diese zu 663 Soffen, zu je 60 Jahre berechnete Periode findet sich in den 663 nachsintflutlichen Jahren der Genesis wieder. Die bildende Kunst, von der, außer geschnittenen Cylindern und Steinen, keine bedeutendern Denkmäler vorliegen, läßt sich nicht hinlänglich beurteilen. Dagegen verdient die Architektur nach Zeugnissen der Alten und den übriggebliebenen Ruinen volle Anerkennung. Was hierher gehört, konzentriert sich, abgesehen von Kanälen, Brücken, Dämmen, Schleusenwerken, wesentlich in den Ruinen der alten Hauptstadt Babylon (s. d.). Über die Literatur vgl. ebenfalls Babylon.

Babylonisches Exil oder Babylonische Gefangenschaft ist die Bezeichnung für den Aufenthalt eines großen Teils der Israeliten in Babylonien nach ihrer Besiegung durch Nebukad-negar. In der despotischen Politik des alten Orients herrschte der Grundsatz, die angeführten und reichen Bewohner einer eroberten Provinz in eine andere entferntere des Reichs zu verbannen, wo sie, durch Nationalität, Sprache, Sitte und Religion von der Rasse der übrigen Bewohner verschieden, politisch unschädlich wurden, während dem zurückbleibenden Volke seine einflussreichen Bürger genommen waren. Solche Exilierungen trafen auch öfters die Bewohner Kanaans, seitdem sie namentlich mit dem mächtigen Assyrischen Reiche in feindliche Verührung gekommen waren. So ward das Reich Israel unter dem König Hosea durch den assyr. König Salmanassar 723 v. Chr. vernichtet, indem die vornehmsten Einwohner nach der Eroberung der festen Hauptstadt Samaria in die Gefangenschaft nach Assyrien geführt, hingegen assyr. Kolonisten nach Israel verpflanzt wurden, welche mit den dort zurückgebliebenen Israeliten späterhin das gemischte Volk der Samaritaner bildeten.

Die bedeutendste derartige Exilierung aber traf das jüd. Volk unter Nebukadnegar. Nachdem

nämlich schon der König Jechonja (Jojachin) nebst seinen hervorragenden Kriagsleuten und Unterthanen, darunter auch der Prophet Ezechiel, ins innere Mesopotamien deportiert worden waren, verband sich gleichwohl Zedekia, König von Juda, vergebens durch das Schicksal seines Vorgängers und den Propheten Jeremia gewarnt, wieder mit dem Könige von Ägypten gegen die babylonisch-chaldäische Oberherrschaft. Nebuladnezar erschien abermals mit einem mächtigen Heere vor Jerusalem, welches er 588 v. Chr. eroberte. Der König Zedekia wurde geblendet und mit ihm der angesehene Theil der Einwohner Judäas nach Babylon in die Verbannung geführt. Dieses Exil nun, dessen Dauer gewöhnlich zu 70 Jahren gerechnet wird, obgleich es genau nur 50 Jahre währte, nennt man vorzugsweise das Babylonische Exil. Die Lage der Verbannenen war im allgemeinen unbefriedigend und drückend. Viele jedoch stellten sich an und erwarben Güter, selbst Wohlstand und Reichthum. Ihre Stamm- und Gemeindeverfassung wurde ihnen gelassen, sie lebten unter sich wesentlich nach den Gesetzen Moses und freie Religionsübung war ihnen gestattet. An kräftiger Tröstung und Zusprache fehlte es ihnen auch nicht; namentlich erhob Ezechiel unter ihnen seine mächtige prophetische Stimme, und jener große Unbekannte, von welchem der zweite Theil des Buches Jesaja (Kap. 40—66) herrührt, verkündigte am Schlusse des Exils seinen Landsleuten eine herrliche Zukunft in der Heimat, in die er sie aufforderte zurückzukehren. Denn als Cyrus 538 v. Chr. das Babylonische Reich zerstört hatte, erlaubte er den Juden die Heimkehr nach Palästina. Allein nur drei Stämme, Juda, Levi und Benjamin, und diese lange nicht vollständig, benutzten diese Erlaubnis; die Exilierten der andern Stämme verschwinden seit ihrer Deportation gänzlich aus der Geschichte. Wahrscheinlich hatten sie sich mit den Bevölkerungen ihrer neuen Heimat am Tigris und jenseit desselben bereits so vermischt, daß selbst die Erinnerung an die Stammheimat erloschen war. Vergesslich hat man in neuerer Zeit diese verlorenen 10 Stämme in Asien wieder aufzufinden gesucht. Einige Ethnographen haben sie in Indien und China gesucht, andere erklärten die Afghanen für deren Abkömmlinge.

Babylonischer Turm, ein durch die Sage berühmter Turm in Babylon. Die Bibel erzählt im ersten Buch Moses: Es herrschte auf der ganzen Erde nur eine Sprache. Nach der Sintflut zogen die Söhne Noachs nach der Ebene von Mesopotamien, brannten Ziegel und wollten dort eine Stadt und in deren Mitte einen Turm erbauen, dessen Spitze bis in den Himmel reichen sollte. Aber Jehovah störte das übermüthige Unternehmen, indem er zur Strafe die Sprache verwirrte, so daß der eine den andern nicht mehr verstand, und indem er die Menschen über die ganze Erde zerstreute. Die Stadt aber nannte man deshalb Babel, d. h. Verwirrung. Die Sage ist in allen Einzelheiten babylon. Ursprungs und man wird vielleicht einmal das Gedicht auffinden, das sie verewigte. Nach der Sintflut ließen sich die Gefährten des Xisuthrus (babylon. Adrahastis oder Hasis-adra) auf babylon. Boden nieder, weshalb auch die Stadt durch das Ideogramm «Stadt der geretteten Schar» ausgedrückt wird. Nach der babylon. Sage bestand Babylon allerdings schon in der vorsintfluthlichen Zeit, doch machte die an die Sintflut und den Sprachenturm

sich knüpfende Legende sie zur ersten unter den heiligen, uralten Städten Chaldäas. In dem Turme von Babel ist der große Belustempel in Borsippa (Birs-Nimrud) nicht zu verlernen. Vor den Ergebnissen der franz. Expedition hatte man auf den Birs-Nimrud oder den Turm mehrere Daten Diobors, Arrians und Strabos angewandt, welche sich nur auf die nicht minder imposante, ebenso geheiligte Pyramide oder das Belusgrab (Babil) in der nördl. Königsstadt beziehen; die beiden Gebäude liegen über 17 km voneinander entfernt. Der Stufenturm Herodots war von Nebuladnezar auf der Stelle erbaut, wo einst der Sprachenturm (Borsippa) sich erhob. Die von Rawlinson entdeckte, von Oppert zuerst übersetzte und erklärte Inschrift von Borsippa nennt die Pyramide (Babil) das «Urmal» (Stätte des ältesten Andenkens) Babylons und den Turm (Birs-Nimrud) das Urmal Borsippas. Das Gebäude bestand aus einem großen Unterbau und sieben den Planeten geweihten Stufentürmen, von denen jeder wahrscheinlich die planetarische Farbe hatte, in der Reihe der Wochentage, Saturn, Venus, Jupiter, Merkur, Mars, Mond und Sonne. Dieses Stodwerk enthielt hoch oben den Tempel des Nebo, des Wächters der himmlischen Heerscharen. Unten befand sich ein Heiligtum des Montagsgottes (Lunus) Sin, mit einer goldenen Statue. Der Turm, dessen kolossale Ruine noch an jenes uralte Denkmal mächtig erinnert, gehörte zu den größten Gebäuden jener an Wunderbauten so reichen Stadt. Herodot hat aus eigener Anschauung eine Beschreibung dieses Tempels überliefert; er bezeichnet das Gebäude als ein Viereck von 4 Stadien Umfang, welches sich in acht Absätzen erhob; die Höhe gibt er nicht an. Eine große Wendeltreppe führte um den Turm, auf dessen Spitze sich das Heiligtum des Gottes befand, der auch im untersten Stodwerk eine goldene Statue hatte; man weiß durch die Inschriften, daß diese nicht dem Nebo, sondern einem andern Gotte, dem Sin, geweiht war. Der Turm diente auch als astron. Observatorium. In Borsippa war der Sitz einer besondern Schule oder Sekte. Wann der Sprachenturm zerstört ward, sei es durch Menschenhand, sei es durch himmlisches Feuer, was nicht unwahrscheinlich, ist nicht bekannt; zur Zeit des Septimius Severus scheint er noch erhalten gewesen zu sein. Zugleich gibt jene Sage eine Erklärung über die Entstehung der Verschiedenheit der Sprachen trotz der Abstammung von einem einzigen Menschenpaare. Die Sage findet in dieser Mannigfaltigkeit ein Uebel, denn sie hemmt den leichten Verkehr der Völker untereinander, und erklärt sie daher für eine unmittelbare Strafe Gottes, eine Ansticht, in der der Verfasser der Genesis auch mit andern Philosophen des Alterthums, z. B. mit Plato, übereinstimmt. Ist man gerade Babylon zum Sitz der Sage von der Sprachverwirrung wählte, läßt sich leicht aus dem Grunde erklären, weil hier, als an einem der reichsten und besuchtesten Emporien der Alten Welt, eine Menge der verschiedensten Völker mit den verschiedensten Sprachen zusammentrafen, und daher die Verschiedenheit der Sprachen am grellsten hervortrat. Das dritte Moment in der Sage, die etymolog. Deutung des Namens der Stadt Babel, als «Verwirrung», beruht allerdings auf einer nach den Regeln der assyr. Sprache vollständig gerechtfertigten Form (babil von balal, verwirren). Auch ist Babylon häufig durch das Ideogramm

«Sprachstamm» ausgebrüht. Die gewöhnlichste Schreibung des Namens ist jedoch der Ausdruck einer andern Ableitung von «Gotteshor» oder «Götterhor» (Bab-il oder Bab-ili).

Bacau, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in Rumänien (Moldau), an der Dniſtza und der Eisenbahn Bukarest-Roman, ist Sitz der Präfektur, eines Landesgerichts und eines Gymnasiums und zählt 15000 E., die harten Holzhandel treiben.

Bacca (lat.), Beere.

Baccalaureus, ein Titel von zweifelhafter Abstammung, welcher seine Bedeutung im Laufe der Zeit mehrfach verändert hat. Im Mittelalter bezeichneten das neutlat. Baccalarius sowie das franz. Bachelier (provenzal. Bacular), woraus nicht nur das engl. Bachelor, sondern auch das ital. Baccelliere, das span. Bachiller und das portug. Bacharel entlehnt sind, seit etwa dem 9. Jahrh. den Inhaber einer Baccalaria, d. h. eines ländlichen, der Kirche als Eigentum zugehörigen Grundstücks, das gewisse gegen Grundbesitz besaß, also etwa einen Befallen untergeordneten Ranges. Später nahm das Wort eine militärische Bedeutung an; es hießen so junge Knappen, die den Ritterschlag noch nicht erhalten hatten, oder Edelknechte, die unermöglicht waren, ein eigenes Banner zu führen, und sich daher einem mächtigen Bannerherrn angeschlossen. Allmählich fand das Wort auch in der Bedeutung der übrigen Stände zur Bezeichnung ähnlicher Angehörigkeitsverhältnisse Eingang. So gab es Bacheliers d'glise, d. i. Geistliche, welche die niedrigen Bänke bekleideten, während in den Jüngsten und weltlichen Gemeindefunktionen diejenigen jüngeren Mitglieder, welchen die Beforgung der untergeordneten Geschäfte oblag, ebenfalls Bacheliers oder Juniores hießen. Als akademischer Titel wurde das Wort B. im 13. Jahrh. durch Papst Gregor IX. (1227–41) auf der Universität zu Paris eingeführt zur Bezeichnung derjenigen Studenten, welche nach vorhergegangener Prüfung auch die Disputation während der Fastenzeit (determinatio) bestanden hatten und als solche eine rote Kappe tragen und gewisse Vorrechte genießen durften. Unter den Baccalarien gab es drei Klassen. Später wurde das Baccalaureat auch bei den andern Fakultäten als niedrigster akademischer Grad eingeführt, dessen Erlangung stets der Doktor- oder Magisterwürde vorhergehen mußte. Aus Paris gelangte diese Einrichtung auch auf die übrigen Universitäten Europas. Das Institut in seiner Altertümlichkeit hat England bewahrt, wo man zwischen Formed bachelors (Baccalarii formati), den verfassungsmäßig ernannten, und Current bachelors (Baccalarii currentes), den durch ein Diplom außerordentlich zum B. erhobenen jungen Männern, unterscheidet. Auch werden in England Baccalarien der Musik ernannt. In Frankreich hat die Revolution die ursprüngliche Einrichtung des Baccalaureats aufgehoben. Doch ist noch gegenwärtig Bachelier der niedrigste der drei akademischen Grade in jeder der fünf Fakultäten. Bachelier-es-lettres muß übrigens ein jeder werden, ehe er den Grad eines Bacheliers in der naturwissenschaftlichen, juristischen, medizinischen oder theologischen Fakultät erlangen kann. Auf mehreren deutschen Universitäten hat sich das Baccalaureat noch als erster Grad für die zu Doktoren zu promovierenden erhalten. Seit das Wort Baccalarius eine akademische Würde bezeichnet, hat es auch die Form B. angenommen, weil man es etymologisch als bacca

laurea, d. i. Lorbeer, deutete. Eine andere, früher nicht selten auftretende Nebenform Bacularius oder Bacillarius lehnt sich an das lat. baculus, Stod, Stab (als Ehrenzeichen) an. Nach Littre stammt das Wort aus dem Keltischen und geht entweder auf das kelt. bacchan, klein, jung (Chevallet, Gachet) zurück, oder hat gleiche Etymologie mit Bafall.

Baccarat, Stadt mit (1876) 5128 (Gemeinde 5764) E. im franz. Depart. Meurthe-Roselle an der Meurthe und der Ostbahn, 25 km im Südosten von Lunéville, in der Nähe eines großen Waldes (du Clos), hat eine schöne Brücke von neun Bogen, eine große, seit 1766 bestehende Glashütte und Kristallwarenfabrik, die bedeutendste in ganz Frankreich, welche 1700 Arbeiter und Künstler beschäftigt und jährlich für 5 Mill. Frs. Kristallgefäße liefert. Außerdem ist der Handel mit Bau- und Wagenholz, Bretern und Holzbohlen nicht unbedeutend.

Baccarat, das verbreitetste Karten-Spielspiel der Franzosen.

Baccelli (Guido), hervorragender ital. Arzt und Politiker, geb. 25. Nov. 1832, wurde im Alter von 24 Jahren Professor der gerichtlichen Medizin an der römischen Universität, an der er bald darauf, aber nur für kürzere Zeit, den Lehrstuhl für pathol. Anatomie und schließlich den für allgemeine Klinik übernahm. Auch war B. jahrelang Präsident des Obermedizinal-Kollegiums. Seit Nov. 1874 vertritt er den dritten röm. Wahlkreis in der Kammer. Am 1. Jan. 1881 wurde er Unterrichtsminister. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Patologia del cuore e dell' aorta» (4 Bde.), «Lezioni cliniche sulla Malaria», «Dell' empiema vero», «Di un nuovo metodo di cura per taluni aneurismi dell' aorta», «La Malaria di Roma», «De primitivo splenis carcinomate», «Della trasmissione dei suoni attraverso i liquidi di differente natura», «Di un nuovo segno per la diagnosi di tumori ovarici».

Bacchanalien (lat.) nannten die Römer die orgiastischen und mystischen Feste des Gottes Bacchus (s. d.), welche von Großgriechenland aus sich im übrigen Italien verbreitet hatten und im Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. in einem großen Teile Italiens und in Rom selbst begangen wurden und vielfach mit den unsittlichen Ausschweifungen, ja mit schweren Verbrechen verbunden waren. Durch Zufall erhielt der Senat 186 v. Chr. von diesem Treiben Kunde, ordnete die schärfsten Maßregeln dagegen an und erließ durch das sog. Senatusconsultum de Bacchanalibus ein Verbot der B., welches in einer Verordnung der damaligen Konsuln an einen Magistrat noch inschriftlich auf einer Bronzetafel (jetzt in Wien) erhalten ist. Auch wurde eine Untersuchung eingeleitet, die sich bald über ganz Italien ausdehnte und die Hinrichtung von Tausenden zur Folge hatte. Doch blieb nicht bloß Name und Sache in der Erinnerung, sondern es war auch nicht gelungen, diese ausschweifenden Geheimfeiern völlig auszurotten. So wurde das Wort schon im Altertum ein Ausdruck für ausschweifende Gelage und ist es noch jetzt.

Bacchanten hießen im Altertum die Teilnehmer an den nächtlichen Bacchusfesten. Im 14., 15. und 16. Jahrh. wurde die Bezeichnung auf die fahrenden Schüler angewandt, die von einer Gelehrtenschule zur andern wanderten. Durch die Wohlthätigkeit der Kirche wie der Privaten wurde die herumziehende Lebensart dieser Schüler

begünstigt; in größern Städten bestanden oft sogar Verpflegungsanstalten für sie. Noch im 16. J. war es für eine Schule rühmlich, viele B. zu haben. Die B., auch verächtlich «Beani» (béjaune, becaune), Gelfschmäbel genannt, hatten jüngere fahrende Schüler, Schützen genannt, bei sich, die Schuß und Unterricht von ihnen erhalten sollten; dafür mußten aber die Schützen ihnen aufwarten, für sie betteln, ja stehlen, und wurden meist sehr tyrannisch behandelt. Oft blieben die B. bis in ihr 30. Lebensjahr in den Schulen und erhielten dann zuweilen Unterlehrerstellen. Merkwürdige Beispiele von B. sind Burtard Zingg und Thomas Plater, die ihr Leben selbst beschrieben haben.

Baccharis, von Rinné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abtheilung Corymbiferae. Man kennt gegen 250 Arten, die sämtlich in Amerika einheimisch sind und zwar zum großen Theile den Tropengegenden angehören. Es sind Sträucher oder Halbsträucher mit einfachen, meist lanzett- oder leiförmigen, oft klebrigen Blättern und halbkugelförmigen Köpfchen, welche viele röhrige männliche und am Rande zweilippige weibliche Blüten enthalten und von einer Hülle dachziegelförmig übereinanderliegender Schuppen umgeben sind. Verschiedene Arten findet man in Gewächshäusern; eine Art, *B. halimifolia* L., aus Carolina, ein über 1 m hoher, schöner Strauch mit bläulich bestäubten Zweigen und Blättern, gedeiht auch im freien Lande.

Bacchiglione, ein 130 km langer Fluß Venetiens, entspringt als Zimondio am Piano delle Fugasse (1164 m), tritt bei Schio in die Ebene, wird bei Vicenza schiffbar, nimmt hier den Namen B. an, vereinigt sich dann mit dem links aus Nordosten vom Monte Pioverna kommenden Visticeo und theilt sich bei Padua in zwei Arme, von denen der nördliche in die Brenta, der südliche, kanalisierte, bei Bronzolo, südlich von Chioggia, in den Golf von Venedig mündet.

Bacchius, ein dreißilbiger Versfuß, aus einer kurzen und zwei langen Silben (— —) bestehend; nach ihm benannt ist der Bacchische Vers, meist in alatalektischen Tetrametern, untermischt mit Dimetern und andern kürzern Versen, und mit einem iambischen oder anapästischen Schlussvers vorkommend. Das Schema des bacchischen Verses ist:

3. B. *Negōtī | sibi qūi | volet vīm | parare.*

Er gestattet auch die Auflösung einer Länge in zwei Kürzen und hat seinen Namen von dem Gebrauch in Bacchushymnen. Besonders häufig wurde er von den röm. Komikern gebraucht.

Bacchus (grch. Βακχος), von den Griechen gewöhnlicher Dionysos, von den Römern auch Liber genannt, entweder ein ursprünglich thrak. oder phryg. Gott, dessen Kult und Sage frühzeitig von den Griechen aufgenommen und hauptsächlich im Gefolge des Weinbaues über ganz Griechenland, besonders unter der ländlichen Bevölkerung, verbreitet worden ist, oder ein von Haus aus griech. Gott, in dessen Mythen und Festgebräuche früh thrak., phryg., mit der Zeit überhaupt vordarastat., ja auch ägypt. Elemente eingebracht sind. Er ist der Gott des himmlischen und irdischen Nasses und des durch dieses und die Wärme der Sonne bedingten üppigen Naturlebens, insbesondere des feurigen Nasses des Weins, sowie der Wirkungen desselben auf Geist und Gemüth. Daher knüpft sich

auch ein großer Theil der ihm zu Ehren gefeierten Feste, namentlich in Attika, an Weinbau und Weinbereitung. So an den Genuß des neuen Wein nach Vollenbung der Weinlese und des Keltern die ländlichen Dionysien in den attischen Deme im attischen Monat Poseideon (der ungefähr unserm Dezember entspricht); dann in der Stadt Athen das Fest Lenäa, d. h. das Kelterfest, in Monat Gamelion (unserm Januar); an den Anfaß des Verzapsens des (ausgegorenen) Weins in Attika das Fest Anthestēria, d. i. Blumenfest, vom 1. bis 13. des Monats Anthestēriōn (vom 7. Feb. bis 8. März). Auch die Sagen von der Einkehr des Gottes bei Dineus in Attolien und bei Stairos in Attika, denen er den Weinstock schenkte, den Weinbau lehrte, die Auffassung des Gottes als des Sorgenbrechers und Befreiers überhaupt, sowie die Sagen von seinen sonstigen Wanderzügen, zu denen er, umgeben von Satyrn, Silenen und schwärmerisch begeisterten weiblichen Wesen (Maden und Thyiaden), alle Länder, in denen der Weinstock gedeiht, als Eroberer durchzieht, knüpfen an die spezielle Bedeutung des B. als Weingottes an. Diese Sagen wurden besonders seit der Eroberung des Orients durch Alexander d. Gr. weiter ausgebildet, indem man den Gott als Eroberer Indiens zum Vorbilde des großen Eroberers machte.

Dionysos ist ein Sohn des Himmelsgottes und der Gewitterwolke oder der von ihrem Gemahl im Gewitterregen befruchteten Erdgöttin. Die poetisch umgebildete Sage machte ihn dann zum Sohne der theban. Königs-tochter Semele, welche ihn von Götterkönig Zeus empfing, aber, da sie, durch die hinterlistigen Rath der Hera verleitet, den Zeus veranlaßte, in seiner göttlichen Majestät, unter Blitz und Donner, sich ihr zu nahen, noch vor der Geburt des Kindes den Tod fand. Zeus selbst schloß die noch unreife Frucht in seine Hüfte und hielte sie, bis sie nach erlangter Reife reifem wissensmäßigen zum zweiten Male geborene Kind (so von man dann auch den Weinamen des Gottes Dithyrambos [s. d.], ableiten wollte) durch die Götterboten Hermes den Nymphen zur Pflege und Erziehung übergeben haben. Dann aber wird auch Sohn des Zeus und der Demeter oder der Persephone genannt, in deren Geheimdienst (sog. Mysterien) in Eleusis er als Knabe oder als wichtiger Jüngling erscheint und unter dem Namen Iakchos angerufen wird. Insbesondere unter dem Einflusse der Orphiker ist die dortige symbolische Darstellung der Mythen von Demeter, Kora und dem ihnen beigegebenen Iakchos in der Art umgebildet worden, daß fortan tiefere Ideen und namentlich die Hoffnungen der Eingeweihten auf ein besseres Dasein im Jenseits sich daran knüpfen. Die Orphiker nannten Dionysos Zagreus und beteten auch die Mythen vom Tode des Gottes und seiner Rückkehr ins Leben in mystischer Weise an und um. Sie erzählten, daß Zagreus von den Titanen zerrissen, dann aber Dionysos, da Zeus das Herz verschlungen oder der Semele gegeben hat, von neuem zur Welt gekommen sei.

Ursprünglich liegt den Sagen vom Leiden und Sterben des Gottes und seiner Rückkehr ins Leben zunächst das Werden und Vergehen der Vegetation im Laufe des Jahres zu Grunde. In Delphi ist man im Allerheiligsten (Apdton) des Apollontempels das Grab des Dionysos, aber zur Zeit des kürzesten Tages, von dem an die Tage wieder anfangen

zunehmen, wurde bei Nachtzeit von den auf dem Parnass schwärmenden Thoren der Ithyaden der tote Knabe wieder zum Leben zurückerufen. Ähnliche nächtliche Feste wurden alle zwei Jahre auch in andern Theilen Griechenlands dem Gotte zu Ehren durch Frauen gefeiert, so in Orchomenos die Agrionia (s. d.) und auf dem böot. Gebirge Kitharon. Hier sollte der theban. König Pentheus zur Strafe dafür, daß er den Gott verfolgt, von den von bacchischer Raserei ergriffenen Weibern, die ihn für ein Tier hielten, darunter seiner eigenen Mutter, zertrüffet worden sein. Solche Sagen knüpften offenbar daran an, daß es vorkam, daß die bis zur höchsten Ekstase aufgeregten und daher Ränades, d. i. Rausche, genannten Frauen bisweilen lebende Thiere, wie Stiegen u. dgl., zertrüfften, und daß dem Dionysos in den ältesten Zeiten, an manchen Orten wenigstens, sogar Menschenopfer fielen, wie denn der Gott auch den Beinamen Omestes, der rohes Fleisch Verzehrende, führt. Doch scheint es, daß die von Syrien und Thracien heringebrungene, dem griech. Wesen eigentlich fremde orgiastische Raserei in Griechenland schon früh in ein abgemessenes Bett eingehehrt worden ist. In Griechenland klärte sich der dionysische Laumel zu dem schönen künstlerischen Enthusiasmus ab, in welchem sich die Vereinerung des Dionysos zuletzt mit der apollinischen Begeisterung begegnete, und der gleich dieser ein Quell freilich etwas anders gearteter, mehr leidenschaftlich erregter künstlerischer und poetischer Schöpfungen wurde.

Hier, wo die Feste des Gottes zwar auch in ausgesetzter, aber doch nicht sanftlich erregter Weise begangen wurden, entwickelte sich aus Bräuchen, bei denen ein mächtiger Phallus (das männliche Glied) als Symbol der Zeugungskraft der wiederwachenden Natur in Procession einhergetragen und lieber voll berber Obscönität und lustigem, ungezügelter Ecstase gesungen wurden, allmählich die Kunstform der Komödie, während die andere Gattung der dramatischen Poesie, die Tragödie mit ihrem heitern Nachspiele, dem Satyrdrama, aus der wie der Gott selbst Dithyramben genannten Vorliebern, in welchen als Satyrn verkleidete Lieder des Gottes Thaten und Leiden feierten, hervorgegangen ist. Es geschah dies in Attika, o denn namentlich auch das Frühlingsfest des Gottes in Athen unter dem Namen der großen oder städtischen Dionysien etwa vom 9. bis 14. des Monats Eaphebolion (März) außer mit festlichen Hagen, Gesängen u. s. w. mit dramatischen Aufzügen gefeiert wurde. Auf der durch ihren Anbau berühmten Insel Naxos, wo der Sage h Dionysos die von ihrem frühern Geliebten Kleus verlassene Ariadne, während sie am Gewebe schloß (eine Personifikation der gleichsam im unterirdischen liegenden Erde), überraschte und in unter lautem Jubel des ihn begleitenden Chors als seine Gattin heimführte, wurde in mehreren Festen einmal die verlassene Ariadne verehrt, dann ihre Vereinerung mit Dionysos gefeiert. Letzteres geschah auch an andern Orten, allem auf Areta, wo das Fest die Form eines Weinwettlaufes und den Namen Theobaisia (Wettlaufes) erhalten hatte.

Nach Rom kam der Kult des D. oder, wie man in Italien zuerst nannte, Liber, indem man ihn dem altitalischen Liber (auch Liber Pater) zugeordnete, frühzeitig von den Griechen Unter-

italiens, in Verbindung mit dem der Demeter und Persephone (ital. Ceres und Libera). Schon 496 v. Chr. wurde den drei Gottheiten ein gemeinsamer Tempel am Circus Maximus errichtet und dieselben seitdem sowohl in der Stadt Rom (wo man jährlich am 17. März das Fest der Liberalia feierte) als auch auf dem Lande (wo man insbesondere das Fest der Weinlese in ausgelassener Lustigkeit beging) verehrt. Erst weit später ward auch der ekstatisch-mystische Bacchusdienst mit seiner wilden Raserei über Italien verbreitet und gewann auch in Rom zahlreiche Anhänger, nahm aber bald den Charakter der ärgsten Unsitlichkeit und Zügellosigkeit an. (S. Bacchanalien.) Der in den Staatskultus aufgenommene und der vom Staate gestattete private Bacchusdienst dauerte daneben ungestört fort.

Die bildende Kunst stellte in der ältern Zeit den Dionysos als Mann in reiferem Alter dar, mit majestätischer Gestalt, reichem Haupt, und Barthaar, langer, manchmal fast weiblicher Bekleidung, einer Vinde ums Haupt, in der Hand ein Trinkelgefäß oder eine Weinrebe oder auch den Thyrsos haltend, öfters bequem gelagert. Daneben kam hauptsächlich durch die jüngere attische Bildnerische Schule eine andere Darstellungsweise auf, welche den Gott, der gewöhnlich in lässiger Haltung bequem sich anlehndend dahebt, in jugendlichem Alter, mit weichen, gleichsam fließenden Körperformen und dem Ausbruch trunclener Schwärmerei oder einer unbestimmten Sehnsucht im Antlitz bildete. Bei dieser Körperbildung ist er gewöhnlich unbekleidet, ganz nackt oder hat auch Hirsch- oder Rehsecken, die sog. Kebris, um die Brust und manchmal trägt er an den Füßen Jagdstiefel (Rotturne), während das Haupt regelmäßig mit einer Vinde oder einem Epheutranze umgürtet ist. In der Rechten trägt er den Thyrsos mit dem Pinienapfel und lehnt sich häufig auf die Schultern eines Satyrs. Doch wurde auch in der spätern Kunst noch oft D. als reifer, vollbärtiger Mann dargestellt. Vgl. D. Müller, »Denkmäler der alten Kunst« (2. Bearbeitung durch Wieseler, Bd. 2, Göt. 1860, Taf. 31—45); Conze, »Herosen und Göttergestalten der griech. Kunst« (Wien 1874—75, Taf. 73 fg.).

Bacchylides, griech. Dichter, geb. zu Julia auf der Insel Keos, lebte um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. Er verließ frühzeitig seine Vaterstadt und brachte den größten Theil seines Lebens zuerst in Sicilien und später im Peloponnes zu. Er war ein Neffe des Simonides und Zeitgenosse des Pindar. Hiero von Syrakus, an dessen Hofe er lebte, schätzte ihn sehr hoch. Von seinen Dichtungen, Dithyramben, Hymnen, erotischen Liedern, Parthenien und andern Chorgesängen sind nur wenige Bruchstücke übriggeblieben, darunter namentlich ein größeres, worin D. die Wirkungen des Weins preist, und ein solches von einem Hymnus an die Friedensgöttin. Seine Gedichte zeichneten sich aus durch Reinheit und Glätte des Ausdrucks wie durch Zartheit der Empfindung und anmutige Darstellung; dagegen kann er sich an Tiefe und Originalität mit Pindar nicht messen. Die gesammelten Bruchstücke stehen in Bergk's »Poetae lyrici graeci« (3. Aufl., Lpz. 1867); für sich allein gab sie Neue heraus (Verf. 1823) und mit deutscher Uebersetzung Hartung in den »Griech. Lyrikern« (Bd. 6, Lpz. 1857).

Bacciocchi (Felice Pasquale), Fürst von Ucca, Biombino, Massa, Carrara und Garfagnana, 1805 — 14, geb. auf Corsica 18. Mai 1762, stammte aus armer, aber adeliger Familie, trat als Rabett in Militärdienste und war Offizier, als Bonaparte das Heer von Italien befehligte. Nachdem er dessen Schwester Elisa geheiratet, ward er Oberst des 26. leichten Infanterieregiments, 1804 Senator und erhielt 1805 durch das seiner Gemahlin zugetheilte Fürstentum Ucca und Biombino den Fürstentitel. Den Titel eines Großherzogs von Toscana, welches 1809 seiner Gemahlin verliehen ward, führte er nicht. Er folgte 1815 seiner Gattin in die Verbannung und lebte mit ihr, seinem Sohne und seiner Tochter unter Aufsicht der österr. Regierung. Nach dem Tode seiner Gemahlin hielt er sich meist in Bologna auf, wo er den schönen, nach ihm benannten Palast bewohnte. Er starb 27. April 1841. — Seine Gemahlin Maria Anna (später Elisa) Bonaparte, geb. zu Ajaccio 3. Jan. 1777, wurde in der alabailigen Erziehungsanstalt zu St.-Oyr erzogen und lebte während der Revolution mit ihrer Mutter zu Marseille. Nach dem Wunsch der letztern, jedoch ohne Zustimmung ihres Bruders Napoleon, vermählte sie sich 5. Mai 1797 mit B. In Paris, wo sie sich seit 1799 bei ihrem Bruder Lucian aufhielt, versammelte sie die litterarischen Berühmtheiten der Hauptstadt um sich. Im Gefühl ihrer geistigen Vorzüge hielt sie ihren Gemahl in untergeordneter Stellung. Sie selbst regierte die Fürstentümer Ucca und Biombino, und als Großherzogin von Toscana seit 1809 trat sie auf wie eine Königin. Sie zog sich 1814 nach Bologna zurück, mußte aber im folgenden Jahre ihren Aufenthalt in Oesterreich nehmen. Auf ihrem Landgute Villa-Bicentina, unweit Triest, starb sie 7. Aug. 1820. — Ihr Sohn Friedrich Napoleon B., geb. in Coblenz bei Ubine 15. Aug. 1814, starb zu Rom 7. April 1833 infolge eines Sturzes vom Pferde. — Ihre Tochter Napoleone Elisa B., 3. Juni 1806 in Italien geboren und am Hofe des Kaisers in Paris erzogen, heiratete 1825 den Grafen Camerata, einen der reichsten Edelleute der Mark Ancona, lebte aber seit 1830, von diesem getrennt, auf ihren illyr. Gütern und machte sich bekannt durch die vielen Erbschaftsprozesse, in welche sie ihre Oheime verwickelte. Sie starb auf Schloß Rour el Duet in der Bretagne 3. Febr. 1869. — Ihr Neffe, der Graf Felice B., geb. 2. März 1803 in Ajaccio, war seit 1852 erster Kammerherr Napoleons III., seit 1863 Generalintendant der Theater. Er starb 23. Sept. 1866.

Baccio della Porta, florentin. Maler, s. Bartolomeo (Fra, di San-Marco).

Bach nennt man ein kleineres fließendes Gewässer, welches durch den unmittelbaren Abfluß einer wasserreichen Quelle oder den Zusammenfluß mehrerer Biesel gebildet wird. Man unterscheidet folgende Arten Bäche: 1) Faulbäche, die den Niederungen angehören. Diese haben oft ein so geringes Gefälle, daß sie zu stehen scheinen, und vereinen oft mit tiefem Bett weiche Uferänder, so daß sie schwer zu passieren sind. 2) Regenflüsse, die erst nach anhaltendem Regen mit Wasser gefüllt erscheinen und im lodern Sandboden am häufigsten vorkommen. 3) Wild- oder Regenbäche, welche ebenfalls nur periodisch, infolge der Schneeschmelze und heftiger Regen, Wasser enthalten. Man findet sie aber nur im Gebirge, durch felsige,

steile und wilde Betten ausgezeichnet, zur Zeit ihrer Trockenheit oft zu Wegen nach sonst unzugängliche Gegenden benützt. So die Babis im nördl. Afr. und südwestl. Asien. 4) Sieß- und Waldbäche, die fast nie versiegen, da sie aus Quellen entstehen. 5) Gletscherbäche, die den Gletschern ihr Dasein verdanken und daher nie ausbleiben. Diese wachse wie die vorher angeführten bei vermehrtem Niederschlag nicht selten zu tiefen Flüssen an und geben wie diese, den meisten großen Flüssen ihre Entstehung. 6) Rausch-, Sturz- und Staubbäche, d. h. solche, welche mit heftigem Geräusch starkgeneigte oder senkrechte Felswände hinabstürzen, dann Wasserfälle bilden oder durch den Widerstand der Luft bei hohem Fall in Staubbregen aufgelöst werden. 7) Steppenbäche, die sich in Sande ohne eine bestimmte Mündung verlieren.

Bach (Alexander, Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. 4. Jan. 1813 zu Loosdorf in Niederösterreich als Sohn eines Justizamtmanns, später Advokaten in Wien, wo auch der junge B. sein öffentliche Thätigkeit im Dienste der Kammerprocuratur begann. In dieser Zeit unternahm B. ausgedehnte Reisen, die ihn über einen großen Theil Europas und, in Gemeinschaft mit seinem Bruder August, 1847 auch nach dem Orient führten. Nach dem Tode des Vaters übernahm er als Advokat dessen Geschäftszange, eine der bedeutendsten in Wien, und trat in Opposition gegen das herrschende System, die sich in dem juridisch-polit. Leuzner einen Sammelplatz geschaffen hatte. Am 13. März 1848 erschien er, einer der vielen Deputirten des Tags sich anschließend, in der Hofburg und unterstützte hier kräftig die Forderungen des Volks. Er sehr er sich aber im Beginn der Bewegung gedrängt hatte, hielt er sich doch im weitem Laufe derselben klug im Hintergrunde. Er betheiligte sich zwar als Vertreter des Advokatenstandes an den neugebildeten provisorischen Gemeindeauschüssen in Wien und gelangte in den durch Bürgerliche verstärkten Ausschuss niederrösterreich. Stände, aber in Verbalten war sehr reservirt. In dem Kabin Doblhoff-Wessenberg, das vom Kaiser 19. Juli definitiv genehmigt ward, erhielt B. die Leitung des Justizministeriums. Von einem Wahlbezirk Wien in den konstituierenden Reichstag gewählt, betrat er die Parteistellung der demokratischen Union der ungar. Frage, bezüglich welcher er, wie bei deutschen Frage, nahezu die gleiche Überzeugung und Tendenz mit der slaw. Rechten vertrat. Stimmung gegen B. wurde infolge seiner antideokratischen Wendung eine so aufgeregte, daß 8. Okt. zugleich mit Doblhoff sein Amt niederzulegen. Doch nahm er 21. Nov. in dem neugebildeten binet Schwarzemberg-Stabion das Portefeuille des Justiz wieder an. Nach Stabions Ausscheiden Mai 1849 trat er für diesen zunächst provisorisch an die Spitze der innern Verwaltung, die er bis seit 28. Juli 1849, bleibend als Minister des Innern leitete, und übergab das Portefeuille der Grafen Schmerling. Er setzte mit Energie das von ihm vorgängig eingeleitete Werk der Centralisation österr. Monarchie fort. Unter den von ihm geleiteten Reformen sind die wichtigsten: die Hebung der Patrimonialgerichte, die Durchsicht der Grundentlastung, das Gemeindegesetz, neue und in Oesterreich und Ungarn ganz neue Organisation der Verwaltung, die Manufaktur der östl. Länder. Hingegen war

Regierungssystem streng absolutistisch und begünstigte die Herrschaft des Klerus auf allen Gebieten, wie denn auch an dem Abschluß des Konfessionsrats mit dem päpstl. Stuhle vom 18. Aug. 1865 eifriges Antheil nahm. Die von ihm vertretene Politik brachte ihn bei dem ital. Kriege von 1859 zusammen und B.'s Ministerlaufbahn nahm am 21. Aug. 1869 ihr Ende; darauf wurde ihm die Botschafterstelle in Rom übertragen, wo er als eine Stütze der Ultramontanen wirkte und bis 1867 verweilte. Mit seinem Bruder Eduard unternahm B. in den J. 1870–77 wiederholt große Reisen. B. wurde 1864 vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben, ist Geh. Rath, Großkreuz des Leopolds- und Franz-Josephs-Ordens, Ehrenbürger vieler österr. Städte und war bis zu seinem Austritte Kurator der Akademie der Wissenschaften. — Sein Bruder Eduard, Freiherr von B., geb. zu Wien 21. Dez. 1814, machte seine Beamtenlaufbahn in Galizien, war 1848 Kriegshauptmann in Czernowitz, 1849–50 Civilkommissar in Siebenbürgen, 1862 Statthalter von Oberösterreich, 1864 Civilkommissar in den Donaufürstenthümern, 1865–63 wieder Statthalter von Oberösterreich und eine der Stützen der konservativen Partei, und lebt seitdem im Ruhestande. Im J. 1864 wurde er vom Kaiser ebenfalls in den Freiherrnstand erhoben.

Bach (Joh. Sebastian), der größte prot. Kirchenmusiker und Orgelspieler Deutschlands, wurde als Sohn Joh. Ambrosius B.'s (geb. 1645, gest. 1695), Hof- und Kammmusikus zu Eisenach, 21. März 1685 zu Eisenach geboren. Nach dem Tode des Vaters (die Mutter war schon früher gestorben) kam er, noch nicht zehn Jahre alt, zu einem ältern Bruder (gest. 1721), Johann Christoph, Organist in Ohrdruf, wo er das Organ besuchte und von seinem Bruder Unterricht im Klavierspiel empfing. Durch Vermittelung des ohdrfurter Kantors Herda wurde er im 15. Jahre als Dischler in den Kirchenmusikchor der Michaelisschule in Arnach aufgenommen. Von Arnach aus besuchte B. öfters Hamburg, Lübeck und Celle, welche Städte für Orgel- und Orchesterspiel, für Oper- und Konzertgesang ausgezeichnete Kräfte besaßen. Im J. 1708 wurde B. Hofmusikus (Violoncellist) in Weimar, 1704 Organist in Arnstadt, von wo aus er Ende 1706 eine Studienreise zu dem Orgelmeister Buxtehude nach Lübeck unternahm. 1707 Organist zu Mühlhausen, 1708 Hoforganist in Weimar und 1714 zugleich auch Konzertmeister d. d. d. Seine überragende Meisterschaft auf Instrumenten bewies er 1717 in Dresden bei einer nachwürbigen Gelegenheit. Es galt nämlich einen musikalischen Wettstreit mit dem weitberühmten holländ. Klavier- und Orgelvirtuosen Marchand als Herausforderer. Auf Veranlassung des sächs. Konzertherrn Volkmann wurde B. aus Weimar herangerufen. Nachdem sich aber beide Gegner gegenseitig sondirt, entzog sich Marchand dem Kampfe. In eiliger, heimlicher Flucht. Kaum nach Weimar zurückgekehrt, wurde B. noch 1717 vom kaiserl. Leopold von Anhalt-Köthen als Kapellmeister berufen, und 1723 erhielt er die Musikdirektor- und Kantorsstelle zu Leipzig, in welcher er auch bis zu seinem Tode unter durchaus nicht glänzenden Verhältnissen verblieb. Ferner war er Titularkapellmeister des Herzogs von Weisenfels, und vom dresdener Hofe erhielt er 1736 die Würde eines Königl. poln. und kurfürstl. sächs. Hofkompositors. Eine besondere Auszeichnung ward ihm durch Fried-

rich d. Gr. zuteil. Dem öfters ausgesprochenen Wunsche folgte 1747 die förmliche Einladung zu einem Besuche nach Potsdam, wo B. vom König mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. Ein von diesem aufgegebenes Thema zum Phantasieren arbeitete B. alsbald kunstmäßig weiter aus und übersandte es ihm als »Musikalisches Opfer« gedruckt. B. starb 28. Juli 1750 zu Leipzig.

Durch Lehre und Vorbild erzog B. einen Stamm vortrefflicher Komponisten, Orgel- und Klavierspieler, der sich über ganz Norddeutschland, zunächst durch Sachsen und Thüringen verbreitete und unter denen mehrere seiner Söhne hervortragen. So bedeutend indessen der Einfluß B.'s in Theorie und Praxis auf den Gang der musikalischen Kunst und Wissenschaft war, so ist es doch noch mehr der reiche Schatz seiner Kompositionen an sich, wodurch er sich das Andenken der Nachwelt gesichert hat. Wegen der hohen Kontrapunktischen Kunst, des edeln Gehalts und des erhabenen Ernstes derselben ist das Studium dieser allerdings nicht leicht faßlichen Werke höchst lohnend und bildend. Sie gehören zum Grunde des musikalischen Schatzes unserer Nation. In diesem Sinne veranstaltete seit 1860 die Bach-Gesellschaft in Leipzig (in ähnlicher Weise wie die Fädel-Gesellschaft d. d. d.) eine vollständige prachtvolle Ausgabe derselben, durch welche die erstaunliche Produktionskraft B.'s erst recht zur Anschauung gelangt ist, namentlich sind seine Passionen, Messen und Kirchenkantaten dadurch allgemeiner bekannt geworden. Von den einzelnen Klavier- und Orgelwerken B.'s erschienen bereits früher mehrfache Ausgaben. Vollständigere Sammlungen veranstalteten zuerst Peters in Leipzig (durch Czerny, Griepenkerl und Dehn) und Faslinger in Wien. Die in der neuesten Zeit wachsende Teilnahme an B.'s Musik ist besonders durch die Bemühungen Mendelssohns angeregt worden. Durch des letztern Vermittelung wurde B. 1842 vor der ehemaligen Thomasschule zu Leipzig ein Monument errichtet. Die erste ausführlichere Biographie findet sich in Weylers »Musikalischer Bibliothek« von 1764 (Bd. 4, Zl. 1). Die Verfasser derselben sind Agricola, ein Schüler B.'s, und des letztern Sohn R. B. Emanuel. Diese Schrift ist eine zuverlässige Quelle, namentlich in Hinsicht auf das Verzeichniß von B.'s Werken. Von diesen Werken erschienen bei seinen Lebzeiten im Druck: 1) Eine Sammlung der verschiedenartigsten Kompositionen für Klavier mit und ohne Pedal, unter dem Titel: »Klaviersübung« (Zl. 1–4, herausg. 1726–42). 2) »Musikalisches Opfer«, ein Werk über ein von Friedrich d. Gr. erfundenes Thema, letzterm dediziert (gestochen Lpz. 1747). 3) »Die Kunst der Fuge« (gestochen und nach seinem Tode 1752 herausg.). Sämtliche Kirchenkompositionen für Gesang und Orchester und die meisten Instrumentalwerke hinterließ er ungedruckt. Dahin gehören: 1) Fünf Jahrgänge von Kirchenstücken auf alle Sonn- und Festtage, darunter Oratorien auf Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt und fünf Passionen. 2) Viele Messen, Magnificat, einzelne Sanctus, Dramen, Serenaden, Geburts-, Namenstags- und Trauermusiken, Brautmessen, auch einige tomische Singstücke. 3) Einige zweistimmige Motetten. 4) »Das wohltemperierte Klavier« (1. Zl., 1722; 2. Zl., um 1740). 5) Prälimnen und Fugen für Orgel, Choralvorspiele u. s. w. Außerdem eine Menge anderer Instrumentalsachen von allerlei Art und für verschiedene Instrumente. Eingehende

Biographien sind geschrieben von Forkel (Lpz. 1803), Hilgenfeld (Lpz. 1850), Bitter (2. Aufl., 4 Bde., Berl. 1881) und Spitta (2 Bde., Lpz. 1873—80).

Die Familie B. stammt aus Preßburg in Ungarn und hat, außer den Söhnen des großen leipziger Kantors, noch mehrere in der Geschichte der Musik ausgezeichnete Mitglieder aufzuweisen.

Heinrich B., geb. 16. Sept. 1615 zu Wechmar, seit 1681 Organist in Arnstadt, gest. daselbst 10. Juli 1691, war ein tüchtiger Orgelspieler, wozu er auch seine beiden Söhne erzog. Der eine, Joh. Michael B., wurde Joh. Sebastian's erster Schwiegervater.

Johann Christoph B., der andere der Brüder, geb. 8. Dez. 1642 in Arnstadt, seit 1665 Organist zu Eisenach, ist einer der größten Orgelspieler und Kontrapunktisten des 17. Jahrh. Er starb 31. März 1703. Seine Söhne Joh. Nikolaus und Joh. Christoph bildete er ebenfalls als Kontinuitäten aus.

Von den 11 Söhnen Joh. Sebastian B.'s haben besonders Bedeutung: Wilhelm Friedemann B., geb. 1710 zu Weimar, vielleicht der begabteste, war erst Organist an der Sophienkirche in Dresden, hierauf in Halle. Dann lebte er abwechselnd in Leipzig, Braunschweig, Göttingen und Berlin, wo er 1. Juli 1784 kümmerlich sein Leben beschloß. Seine nicht zahlreichen Kompositionen, Sonaten und Konzerte für Klavier, Orgelstücke und Kirchenmusik sind selten geworden. — Karl Philipp Emanuel B., geb. zu Weimar 14. März 1714, studierte in Leipzig die Rechte, ging dann nach Frankfurt und Berlin, wo er 1740 Kammermusikus Friedrichs d. Gr. wurde und den König beim Flötenspieler auf dem Klavier begleitete; von hier kam er 1767 als Musikdirektor nach Hamburg, wo er 14. Dez. 1788 starb. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, findet sich in Burney's "Tagebuch einer musikalischen Reise" (3 Bde., Lpz. 1772). Sein Hauptverdienst besteht in seinem Einfluß auf das Klavierpiel durch den Versuch über die wahre Art, das Klavier zu spielen" (2 Bde., Lpz. 1787—97), sowie durch seine eigene hohe Meisterschaft und seine Kompositionen. Die letztern, bestehend in Phantasien, Sonaten und Ronds, haben durch Originalität und Frische in Stoff und Form einen bleibenden Wert. Von geringerer Bedeutung sind seine kirchlichen Kompositionen, worunter namentlich ein zweifaches "Heilig" und ein Oratorium "Die Israeliten in der Wüste" Berühmtheit erlangten. Vgl. Bitter, "Karl Phil. Emanuel und Wilh. Friedemann B. und deren Brüder" (2 Bde., Berl. 1868). — Johann Christian B., der mailänder oder englische B. genannt, geb. im Sept. 1735, erhielt seine musikalische Ausbildung in Italien und schrieb Opern und Gesangstücke. Er war seit 1754 Organist in Mailand, seit 1759 Kapellmeister in London, wo er 1. Jan. 1782 starb. — Johann Christoph Friedrich B., der bückeburger B. genannt, geb. 23. Juni 1732, gest. 26. Jan. 1795 als Kapellmeister des Grafen Wilhelm von Schaumburg zu Bückeburg, lieferte mehrere Kompositionen für das Klavier und verschiedene Gesangwerke, darunter ein größeres: "Die Amerikanerin". — Wilhelm Friedrich Ernst B., ältester Sohn des bückeburger B. und letzter Sprößling der Familie, geb. 27. Mai 1759, hielt sich eine Zeit lang bei seinem Onkel Christian B. in London auf. Nach dessen Tode nahm er 1798 die Stelle eines Kapellmeisters bei der Kapelle der Königin von Preußen an und wurde Musiklehrer der Kinder Friedrich Wil-

helms III. Nach dem Tode der Königin zog er sich zurück; er starb 25. Dez. 1845. Von seinen wenig umfangreichen Kompositionen ist mehreres im Druck erschienen.

Bach (Aug. Wilh.), deutscher Kirchenkomponist, geb. 4. Okt. 1796 zu Berlin, erhielt den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater, der Organist an der Dreifaltigkeitskirche war, dann von Zelter und Berger; 1816 wurde er Organist an der Marienkirche, dann Lehrer des neuerrichteten königl. Musikinstituts und, nachdem Zelter 1832 gestorben war, Direktor desselben. B. starb 15. April 1869 zu Berlin. Außer einzelnen Fugen, Trios, Präludien und Postludien hat B. eine Sammlung verschiedenartiger Kompositionen unter dem Titel "Der praktische Organist" herausgegeben; auch hat man von ihm ein "Choralbuch", ferner Lieder und Psalmen.

Bachanten, s. Bacchanten.

Bacharach, Stadt im Kreise St. Goar des preuss. Regierungsbezirks Koblenz am linken Rheinufer, Station der Rheinischen Eisenbahn und Abstation der Rheindampfboote, 48 km oberhalb Koblenz und 16 km unterhalb Bingen, gegenüber dem Inselchen Wörth, sehr romantisch in eine enge, nach dem Rhein geöffnete Thalschlucht hineingelagert, trägt ein altweltliches Gepräge, gewährt auch noch nach dem Brande von 1872 mit seinen alten Kirchen, seinen zahlreichen verfallenen Thürmen an den Stadtmauern, dem wunderlichen Bau seiner mit Wein umrankten Häuser (zum Teil Holzbauten) einen höchst eigentümlichen Anblick und zählte (1880) 1865 E. Die Peterskirche oder sog. Tempelkirche ist eine spätrömische Pfeilerbasilika aus dem 12. Jahrh. mit schönem Chorumgang. Von der 1287—1426 erbauten, im Dreißigjährigen Kriege teilweise zerstörten Wernerskirche, einem der schönsten got. Bau- und Denkmäler des Rheinlandes, sind nur noch die Umfassungsmauern erhalten, die einen Begräbnisplatz einschließen; dagegen wurde der von dem alten Tempelheraus noch übriggebliebene Turm im Jahre der Posthalterei 1872 bei einem größern Brande zerstört. B. ist der Sitz eines lebhaften Handelsverkehrs, fabriziert seine Stahlfägen für Uhrenmacher, hat starken Weinbau und soll, wiewohl der Ort erst im Mittelalter genannt wird, nach einer Sage keinen Namen von einem Altare des Bacchus (Bacchara) erhalten haben. Der Bacharach'sche "Stählchen" genannt, gehört jedoch keineswegs zu den besten Rheinweinen, wohl aber war hier bis zum 16. Jahrh. eine Hauptniederlage und Stapelplatz aller edeln Rheinweine. Im Verein mit den weinreichen Thälern Mannbach, Diebach und Sins bildet B. den Bezirk der sog. Bierthäler, welche die Wiege der bis über Heidelberg hinausreichenden Pfalz ausmachten, eigentlich zu Köln gehörten und von da aus einem Grafen Gokwin von Stahle auf der Burg bei B. zu Lehn gegeben wurden. Durch des letztern Sohn Hermann kam zwar die Grafschaft Stahle an Konrad, den Halbbruder Friedrich Barbarossas; sie verblieb jedoch nicht den Bierthälern fortan bei der Pfalzgrafschaft, denn Herren mit den Erzbischöfen von Köln vielerlei Verhältnisse und Einkünfte teilen mußten. Die Burg Stahle, zuerst 1190 genannt, war einst ein festes Schloß, die Wiege der Pfalzgrafen und bis 1253 Sitz und Eigentum derselben. Hier wurde die Vermählung des Sohns Heinrichs des Löwen mit Agnes von Hohenstaufen gefeiert. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Burg nebst der Stadt

von 1630–40 achtmal von den Spaniern, Schweden und Franzosen belagert und erobert, von letztem Johann unter Relac 1689 bei der Pfalzverheerung zerstört. Ihre ansehnlichen Trümmer gehören zu den schönsten Ruinen der Rheinufer, waren früher Eigentum der Königin-Witwe Elisabeth von Preußen (der Pfalzgrafen Enkelin) und fielen nach deren Tode (1873) an Kaiser Wilhelm.

Wacharaht (Therese von), deutsche Schriftstellerin, f. S. 210 u. w.

Wacharia, Dase in der Sahara (f. d.).

Wachbunge nennt man zwei Arten der Pflanzen-gattung Veronica (Schreppreis), welche man als *Wachbunge* (V. Beccabunga L.) und *Große V.* (V. Anagallis L.) unterscheidet. Beide wachsen in niedrigen Büschen, an quelligen Orten, Flussufern, Bächen, oft mit der Brunnenresse zusammen. Es sind kleine, glänzende, saftige Kräuter mit hohlen, zerstreuten Stengeln, gegenständigen, bei V. Beccabunga runden, bei V. Anagallis länglich-lanzettlichen Blättern und blauen oder lilafarbenen Blüten in lockern, gestielten, blattwinkelständigen Trauben, welche etwas bitter-salzig und scharf schmeckende Blätter besitzen, die früher gegen Unterleibsbeschwerden gebraucht wurden. Im April, vor dem Blüthen abgeknitten, liefern diese Kräuter einen angenehmen, gewürzhaften Salat.

Wach, weibliches Wildschwein, f. Schweine.

Wach (Alexander Dallas), bedeutender ameri-

kanischer, geb. zu Philadelphia 19. Juli 1806, ein Schüler von Benjamin Franklin, wurde auf der Militärakademie zu Westpoint erzogen und avancierte 1825 zum Lieutenant im topogr. Ingenieurcorps. Nachdem er 1827 Professor der Naturwissenschaften an der Universität zu Philadelphia geworden war, wurde er 1836 zum Präsidenten des Girard-College gewählt und ging dann nach Europa, um das Erziehungssystem Englands, Frankreichs, Deutschlands und der Schweiz kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr 1838 organisierte er das Schulwesen seiner Vaterstadt im freiheitlichem Sinne und übernahm, nachdem er 1842 die Schulorganisation durchgeführt, 1843 wieder seine Professur an der Universität. Zugleich wurde er von der Regierung der Vereinigten Staaten zum Direktor (Superintendent) der nordamerik. Küstenvermessung ernannt; 1863 erfolgte seine Wahl zum Präsidenten der Nationalakademie der Wissenschaften. Er starb zu Newport in Rhode-Island 17. Febr. 1867. Unter seinen verschiedenen Publikationen sind besonders hervorzuheben: «Observations at the magnetic and meteorological observatory at the Girard College» (3 Bde., 1840–47). Nach seinem Tode wurde aus seinem Nachlasse veröffentlicht: «Lecture on Switzerland» (1870).

Wachstler, engl. Bachelor, f. Baccalaureus.

Wachstler (Nicolas), franz. Bildhauer und Architekt, geb. 17. Juni 1486 in Toulouse, gest. um 1566, der in Rom leibend nach Michel Angelo studierte und zu denen gerechnet wird, die dem Stil der Renaissance in Frankreich Bahn gebrochen haben. — Jean Jacques W., ein vorzüglicher Friseur- und Blumenmaler, geb. zu Paris 1724, gest. daselbst 20. April 1806, wurde am bekanntesten durch seine Streitschriften mit dem Grafen Caylus über die Wiederherstellung der elenauischen Malerei der Alten. Er schrieb eine «Histoire et secret de la peinture à la cire» (Par. 1755). W. war Professor der Akademie und Direktor der Porzellanfabrik in Sevres.

Wachstler (engl., spr. Wätschler), f. unter Baccalaureus.

Wachstlergebirge, eine Berggruppe am südöstl. Ende der Ostalpen, bildet die östl. Fortsetzung der Karawanken und liegt im süd. Steiermark zwischen der Drau, dem Riesling, der Sann und der Einsenung, welcher die Linie Marburg-Eisnitz folgt. Aus einem Kerne von Granit, umgeben von Gneis und Schieferen, bestehend, durchschnittlich kaum 1200 m hoch, dicht bewaldet und am süd. Abhänge mit Reben bewachsen, trägt das Gebirge durchaus den Charakter der Boralpen. Seine höchsten Gipfel liegen in der nördlichsten, das Drauthal südlich begrenzenden Kette, wo sich die Vella-Rappa östlich von Windischgrätz zu 1537 m und der Wachstlerberg zu 1844 m erheben.

Wachsmann (Gottlob Ludw. Ernst), Philolog, geb. 1. Jan. 1792 zu Leipzig, erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta und studierte 1812–16 in Leipzig, Göttingen und Jena. Hierauf nahm er eine Lehrerstelle am Pädagogium in Halle, einige Monate später an dem Gymnasium zu Wertheim in Baden an, wo er zugleich Erzieher des Erbprinzen von Löwenstein-Wertheim wurde; 1824 legte er sein Amt nieder, um eine größere wissenschaftliche Reise unternehmen zu können. Drei Jahre lang benutzte W. nun die Bibliotheken zu Wien, Rom, Neapel und Paris für wissenschaftliche Zwecke und veröffentlichte hierauf während seines Aufenthalts zu Leipzig als Früchte seiner Forschungen: «Die ägypt. Papyrus der vatikanischen Bibliothek» (Lpz. 1828), die «Anecdota graeca e codicibus bibliothecae regiae Parisiensis» (2 Bde., Lpz. 1828), und den ersten Band von Euphronius «Alexandra» (Lpz. 1830), welcher den griech. Text nebst kritischem Apparat enthält. Als Vorläufer zu dem zweiten Bande des letztern Werks, welcher den griech. Kommentar des Theophrastus nebst ältern Scholien enthalten sollte, erschienen die «Scholia vetusta in Lycophronis Alexandram» (Rost. 1848) und «Joannis Tzetze opusculum etc.» (Rost. 1851). Im J. 1832 wurde er als Direktor des Gymnasiums und der Realschule nach Rostock berufen und 1833 ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität daselbst. Im J. 1848 besuchte er die Bibliotheken zu Stockholm und Upsala, reiste 1848 zum zweiten mal nach Paris und legte 1866 sein Amt nieder. Er starb 16. April 1881. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen «Scholia in Homeri Iliadem» (Lpz. 1836–38) und «Zur Handschriftenkunde» (8 Hefte, Rost. 1850–61). [Wferde.]

Wachsmatten, langmähnlige, harthäufige podol. **Wachsmut**, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jelaterinoslaw, an beiden Seiten des Flüsschens W., hat Wagen-, Tabak- und Seifenfabrikation mit einem Umsatz von 180 000 Rub. und zählt 18 000 E. Die Stadt verdankt ihr Entstehen (in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.) der Entdeckung der Salzquellen am Flusse W., in Folge deren hier 1708 eine hölzerne Festung zum Schutze gegen die räuberischen Einfälle der Tataren erbaut wurde. Früher war W. durch seine Salzquellen und Salzfabriken berühmt, die jedoch 1782 eingingen. Ungefähr 4 km von der Stadt finden sich Gipfelsbrüche, die ein ausgezeichnetes Material liefern. [Zährmann.]

Wachst (frz.), kleine Fähr, Rachen; **Wachstler**,

Wachstelze (Motacilla), eine der Alten Welt angehörende Gattung aus der Familie der zu dem Sperlingsvögeln gehörenden Stelzen (Motacillidae),

welche sich durch den dünnen, geraden, oben kantigen und priemenförmigen Schnabel, die hohen, langgehigen, meist mit langem Hintersporn versehenen Füße und den langen, geraden, schmalfeberigen Schwanz, dessen zwei mittlere Federn etwas länger sind, auszeichnet. Sie sind die schlanksten Singvögel, klein, lebhaft, gewandt, fliegen und laufen schnell, wippen mit dem Schwanz, halten sich gern in der Nähe des Wassers auf und leben von Insekten. Ihre Nester bauen sie in natürlichen Höhlungen des Bodens oder niedriger Uferländer. Deutschland besitzt drei Arten, welche Zugvögel sind. Die bekannteste Art ist die weiße B. (M. alba), das Aermännchen, der Wasser- oder Wippfierz, welche sich in ganz Europa, in Nordafrika und einem ansehnlichen Teile von Asien findet. Sie ist obenher aschgrau; Stirn, Unterseite und die Hälfte der äußern Schwanzfedern sind weiß, Nacken, Kehle, Brust und Schwanz schwarz. Schon sehr zeitig im Frühjahr kehrt sie zu uns zurück und folgt gern den Feldarbeitern, um Insekten und deren Larven aufzufressen. Ihr Nest bereitet sie in einer Höhlung aus Grasshalmen, Blättern und fast jeder Art von Pflanzentoffen, die sie kunstlos übereinander schichtet. Sie legt sechs bis acht bläuliche oder grünlich-weiße, graupunktierte Eier und erzieht in jedem Sommer zwei Bruten. Die graue oder Gebirgsstelze (M. sulphurea), vorzüglich im mittlern und südl. Europa einheimisch, ist grau, am Brust und Bauch gelb, die Kehle im Winter und Frühjahr schwarz, bei den Weibchen rötlich-weiß. Die gelbe B. oder Schaffstelze (Budytes flava), ebenfalls in Europa weitverbreitet, ist obenher olivengrünlich, unten gelb und besonders durch den langen, schwach gebogenen Nagel der Hinterzehe ausgezeichnet. Sie sucht sumpfige Orte und die Nähe von Viehherden auf. Die schwarzrückige B. (M. lugubris) gehört im nördl. und mittlern Asien zu den gemeinsten Vögeln, findet sich aber sonst nur im östl. Europa, und zwar selten.

Bachtegan, ein Salzsee in der pers. Provinz Farsistan, 66 km östlich von Schiras, erstreckt sich nördlich vom Gushnagangebirge in der Richtung von NW. nach SO., bei einer Breite von 7—22 km, gegen 120 km weit, nimmt den Wolmarfluß auf, ist aber ohne Abfluß. Während des Sommers trocknet er meist aus; alsdann wird das den Boden des Sees intrustierende sehr feine Salz gesammelt.

Bachtijari, ein unter eigenen Häuptlingen stehendes Nomadenvolk des westl. Persien von etwa ½ Mill. Seelen, in den östl. Thälern der Provinzen Luristan und Chusistan, teils pers., teils kurdischer Abstammung, ursprünglich wohl ein Hauptteil der den Kurden nahe verwandten Lurik. Die B. sprechen einen Dialekt des Kurdischen und sind nach J. Nicht reine Kurden; sie sind ein überaus kräftiger, abgehärteter, dunkelgefärbter, schwarzhaariger Menschenschlag. Durch die zurücktretende Stirn und den hohen Hinterkopf unterscheiden sich die B. von den übrigen Persern. Sie zerfallen in drei große Horden, diese wieder in Lirz und die letztern wieder in Familien. Den Sommer verbringen sie in Zelten, den Winter aber in den Thälern in Dörfern zu 20—30 Hütten oder in Höhlen. Ein Stamm, die Dschamistik, baut Tabak und versorgt damit ganz Chusistan. Die Hammel des Marktes in Isfahan werden im Sommer von den B. geliefert. Die B. sind kaum mehr als dem Namen nach Unterthanen des Schah; nur zum

Teil sind sie zum Militärdienste herangezogen. Sie bekennen sich zum Islam und sind ein unruhiges, kampfs- und handelsüchsiges Volk, das gern die Karawanen beraubt; aber ihre offene und freie Gefreundschaft sticht scharf gegen das höfliche, salbige Wesen der eigentlichen Perser ab. Im westl. Asien nennt sich B. auch ein Stamm der Hegar mongol. Abstammung. — Von dem 1500 km langen, die Südwestseite des iran. Plateau begrenzenden Gebirgszuge bildet der im Westen von Isfahan gelegene Teil das Bachtijarigebirge, im Altum Zagros genannt, mit dem zu 4267 m Höhe geschätzten Altschul. Hier sollen die schmalen und hohen Plateaulandschaften die besten Sommerweiden in ganz Persien bilden.

Bachtischirai, b. h. Gartenpalast, die ehemalige Residenz des Tataren-Chans der Krim Stadt im russ. Gouvernement Taurien, an der Eisenbahn von Jassowo nach Sewastopol, 32 km SSW. der jetzigen Hauptstadt Simferopol, liegt einer ungefähr 7 km langen, engen, aber wohl bewässerten Kalkschucht, teils an den Ufern des die Katscha fließenden Bachs Tschiruk-su, teils an den schroffen Felswänden seines Thals, welche bloß für eine lange, schmale Hauptstraße Raum gestattet. Obwohl die alte Pracht größtenteils verschwunden und nur der dritte Teil der Stadt der Zerstörungen seitens der Eroberer entgangen, so währt sie doch immer noch das Bild einer echten Tatarenstadt. Ihr Ursprung ist unbekannt; die Residenz des Chans erscheint sie seit dem letzten Viertel des 15. Jahrh. Die Häuser der Stadt stehen gruppenweise an und über den Windung des Bachs. Dazwischen liegen terrassierte Friedhöfe und Baumgruppen von Eichen, Pappeln und Schwarzpappeln, 110 Brunnen, welche das Wasser durch unterirdische Röhren an den Bergquellen geleitet wird. Ungefähr in der Mitte steht der ehemalige Residenzpalast des Chan-Chan-Serai, mit seinen Gärten und Weinplantagen, lustigen Galerien, Marmorfontänen und Brunngemächern, alles in phantastischer Pracht bunter Glanz. Eine hohe Mauer und die gegen die Außenwelt Front machenden Gebäude selbst schließen das Ganze Klosterartig ab. Der Palast, gewärtig die Residenz des russ. Kommandanten, ist vom Chan Abdul-Sahal Gerai erbaut, ward auf Befehl der russ. Regierung durch den Architekten Eljon restauriert und soll in seiner orient. Form erhalten bleiben. Im Krimkriege diente der Palast als Militärhospital.

B. zählt 11015 E., hauptsächlich Tataren, die von Katharina II. nachdem sich Chan Sabir Gerai 1783 unter russ. Schutz gestellt, das Vorrecht hielt, ausschließlich von Tataren bewohnt zu werden. Früher gab es in B. Kolonien von Griechen und Armeniern, die aber auf Einladung Potemkins 1779 an das Asowsche Meer und den Don ab siedelten und dort Mariupol und Nachitschewan gründeten. Jetzt leben nur wenige Griechen, Armenier, Aigeuner und Juden der Karaitenstämme in B. hat 2800 Häuser, 35 Moscheen, worunter die Dschuma-Dschami, vom Chan Selamit Gerai 1743—43 erbaut, die bedeutendste ist, 3 christl. Kirchen, 1 Kloster, 1 Synagoge und Betschule der Karaiten und 2 mohammed. Schulen. In der langen StraÙe entwickelt sich aller Handel und Gewerbebetrieb in fleißiger Bevölkerung. Man fertigt in 32 Manufakturen berühmten roten und gelben Safran, Lid

mit Seife, Adergeräthschaften, Schafpelze, Mäntel und Schaffellen, Schuhe, Messerschmiedewaren u. s. w. Inhabt man Zabal und Gewürze. B. ist der Stapelplatz und das Depot für Früchte, Zabal, Flach und Korn des Umlandes sowie tatarischer Kunstzeugnisse. Nahe östlich liegt Tschufut-Kale oder Tschufut-Kale, d. h. die Judenburg, die frühere Hauptstadt der karaitischen Juden in der Krim, ein Ort auf steilem Felspfade vom B. aus zu erreichender Ort, von hohen, größtenteils aus dem Felsen gehauenen Mauern umgeben, in dem jetzt nur fünf Karaitenfamilien leben. Berühmt ist die alte Synagoge, in der eins der ältesten Manuskripte des Pentateuch aufgefunden worden ist. Gegenüber liegt in der Mitte eines steilen Bergs das Kloster der Himmelfahrt Mariä, nebst seiner Kirche aus Felsen gehauenen und auf Säulen gestützt. Bemerkenswert sind namentlich in der Umgegend von B. die Ruinen der frühern Sommerresidenzen der Chane, Chani-Gl, Chiamlama und Kama-Serai, die Vorstadt Eski-Yurt mit alten Moscheen und Lepekermen mit seinen Höhlen.

Bachur oder **Bocher** (hebr., Mehrzahl Bachurim), junger Mensch; im engern Sinne: ein des Talmudstudiums Beschäftigter.

Bacillariæ, **Diatomacæen**, Stäbchen, oder Spaltalgen, Gruppe der Algen (s. d.).
Bacillaria, s. Diatomeen.

Bacillen, Stäbchen, besonders die Repperschen Repperschäbchen; in Apotheken: etwas in Stäbchenform, z. B. Stäbchenbacillen.

Bacillus, s. Spaltpilze.

Bad (fr. bain, engl. vat), der eiserne, steinerne oder hölzerne Kasten des Holländers (s. unter Papierfabrikation); auch der Wasserbehälter oberhalb einer Pumpe.

Bad hat in der seemannischen Terminologie verschiedene Bedeutungen. Man legt ein Segel «bad», wenn man es vermittelst der Raaien so stellt, daß der Wind von vorn darauf fällt, und fährt dies **Randoor** zu dem Zwecke aus, um die Fahrt des Schiffes zu hemmen, es zum Stillstand zu bringen oder rückwärts gehen zu lassen. Die B. (als Substantiv) heißt zunächst das hölzerne oder metallene Gefäß, in dem die Speisen aufgetragen werden, und sodann der Tisch selbst, an dem die Matrosen, zu einer Badsmannschaft vereinigt, essen. Die einzelnen Glieder einer solchen Badsmannschaft werden **Bad'smaaten** genannt. Ferner wird der vor dem Podest gelegene Teil des Oberbeds eines Schiffes die B. genannt.

Bad (Sir George), engl. Entbedungsreisender, d. 6. Nov. 1796 zu Stodport, trat schon 1808 in die brit. Marine. Er begleitete Franklin und Richardson auf ihren Expeditionen nach der Nordküste Mexicos, auf welchen er sich durch seine Unerschrockenheit auszeichnete, ward 1821 Lieutenant, 25 Kommandeur und erbot sich 1832 der brit. Regierung, den für verunglückt gehaltenen Kapitän Esch aufzusuchen. Er verließ London 17. Febr. 1833 und trat von Norwayhouse, einer Station der Hudson-Bay-Kompagnie, 28. Juni die Reise nach dem Norden an. Auf derselben entdeckte er, nachdem er mit seinen Gefährten am Eismeer einen furchtbaren Winter überstanden, 1834 den mächtigen hohen Eismass von Badstrom, welchen er, obgleich er Nachricht von der Rückkehr Ross' erhalten, zum Eismeer verfolgte. Nach der Rückkehr nach England erhielt er 1836 den Rang eines Postkapitän und wurde mit dem Schiffe Terror auf eine

neue Entbedungsreise ausgesandt, die aber vollständig mißglückte und auf welcher er, vom Sept. 1836 bis Juli 1837 zwischen Eismasseln eingekerkert war und fast den Tod gefunden hätte. Seine Reiseberichte enthalten die Werke «Narrative of the Arctic land expedition to the mouth of the Great Fish or Back River, and along the shores of the Arctic Ocean» (Lond. 1836; deutsch von R. Andree, Epp. 1836) und «Narrative of the expedition in H. M. S. Terror» (Lond. 1838). Die geogr. Gesellschaften in London und Paris verliehen ihm in Anerkennung seiner Leistungen ihre goldenen Medaillen, die engl. Regierung 1839 die Ritterwürde. Durch Anciennität avancierte er 1857 zum Contreadmiral, 1863 zum Vizeadmiral, 1867 zum Admiral. B. starb in London 28. Juni 1878.

Bachbord heißt die linke Seite des Schiffs, unter der Voraussetzung, daß das Gesicht nach dessen Vorderteil gerichtet ist. Die entgegengesetzte rechte Seite heißt **Steuerbord**. Die Worte dienen gleichzeitig zur nähern Bezeichnung aller derjenigen Schiffs-, Ausrüstungs- und Latelageteile, welche sich an den beiden Seiten für beständig oder gewöhnlich befinden. So spricht man vom **Bachbord-Buganker**, **Steuerbord-Großwank** u. s. w. Ebenso werden die beiden Wachen, in welche jede Schiffsbesatzung geteilt ist, und die vierstündlich abwechseln, mit **Steuerbord-** und **Bachbordwache** benannt.

Bade (bucca) ist die zwischen Ober- und Unterkieferknochen ausgespannte Lage von Weichteilen, welche rechts und links die Seitenwand der Mundhöhle bildet. Dieselbe besteht im wesentlichen aus drei Schichten. Zu äußerst liegt die hier ziemlich harte äußere Haut, welche das Rot der Blutgefäße mehr oder weniger deutlich durchschimmern läßt und beim Manne meist durch reichlichen Bartwuchs ausgezeichnet ist; zu innerst die Schleimhaut der Mundhöhle; dazwischen eine Schicht platter Muskeln nebst Gefäßen, Nerven und mehr oder minder reichlichem Fettgewebe, von dessen Menge die Rundung der Wange abhängt. Auf der Innenseite der B. mündet jederseits in der Gegend des zweiten obren Badzahns der Ausführungsgang der Ohrspeicheldrüse. Kranthafte Anschwellungen der B. (sog. bide B.) beruhen am häufigsten auf eitriger Entzündung einer erkrankten Zahnwurzel und machen zumeist die Entfernung des kranken Zahns unumgänglich erforderlich. — **Badenhöhle** nennt man denjenigen Teil der Mundhöhle, welcher zwischen den geschlossenen Zahnreihen und den B. liegt, im Gegensatz zur Mundhöhle im engern Sinn, welche von den Zahnreihen umschlossen wird; hinter dem letzten Badzahn hängen beide Höhlen zusammen und gehen gemeinschaftlich durch den sog. Rachenring in die Rachenhöhle über. Die unverehrte Beschaffenheit der B. ist für die Bewegungen des Unterkiefers unumgänglich erforderlich; erfolgt durch Verschluß der Hohlheiten, durch geschwüre Prozesse u. s. w. eine Verkürzung der Badentaschen oder eine Verwachsung der Badenschleimhaut mit dem Zahnfleisch, so kommt es leicht zur sog. narbigen Kieferklemme, durch welche die Fähigkeit, den Mund zu öffnen, mehr oder weniger beschränkt wird, sodas mitunter zuletzt nur noch durch eine vorhandene oder künstlich angelegte Zahnlücke das Leben gesichert werden kann. Natürlich läßt sich dieser qualvolle Zustand nur auf operativem Wege, und auch so nicht immer mit dauerndem Erfolge, beseitigen.

Baeckea, eine von Linné zu Ehren des schwed. Physikers Bäd benannte Gattung austral. Sträucher aus der Familie der Myrtaceen, deren Ähren schmale, oft nadelförmige, gegenständige Blätter und weiße, aromatische, einzeln, paarweise oder doldenförmig in den Blattwinkeln stehende Blüten mit unterständigem Fruchtknoten und fünfblättriger Blumenkrone besitzen. Einige Arten (*B. virgata*, *camphorata*, *saxicola* u. a.) finden sich häufig als Biezsträucher in den Drangeriehäusern. Sie verlangen dieselbe Behandlung wie die austral. Myrtaceen überhaupt.

Baden im weitesten Sinne des Wortes umfaßt die gesamte Zubereitung des Brotes und zahlreicher anderer Mehlspeisen, welche unter dem Kollektivbegriff Gebäck zusammengefaßt werden; im engeren Sinne bezeichnet man damit die durch trodene Erhitzung bewirkte Umwandlung des Teiges in Brot. (Das Nähere s. im Artikel Brot.)

Hiervon abgeleitet überträgt man die Bezeichnung B. auch auf Operationen, bei welchen durch trodene Erhitzung gewisse Halbfabrikate oder Naturprodukte für die Gebrauchszwecke geeignet gemacht werden; Zbonpfeifen, Zbonzettel werden im Ofen gebacken oder gebrannt (Backsteine), frisches Obst wird im Ofen gebacken, b. i. getrocknet oder gedörrt (Backobst). Außerdem gebraucht man den Ausdruck B. als gleichbedeutend mit Zusammenleben; frisch gefallener Schnee badt beim Zusammenbräuen, gewisse Sorten von Steinkohlen baden bei starkem Erhitzen und werden danach Backkohlen genannt.

Baden (frz. *cousinets*, *mâchoires*, *conduit* du fût, engl. *dies*, *jaws*, *fence*), derjenige Bestandteil eines Werkzeugs, der entweder, wie bei Schraubstock und Schneidkluppe, unmittelbar zum Festhalten des zu bearbeitenden Gegenstandes dient oder durch welchen, wie bei einigen Arten der Säge und des Hobels, das betreffende Werkzeug Führung erhält.

Badenbohrer (frz. *taraud-mère*, engl. *plug-tap*), s. unter Bohrer.

Badenfeile (frz. *lime à plaques*, engl. *scale-file*), s. unter Feile.

Badenffel, s. unter Fahn.

Badenhobel (frz. *rabot à youe*, engl. *fence-plane*), s. unter Hobel.

Badenhöhle, s. unter Wade.

Bäderbein (Knidbein, X-Bein, genu valgum) nennt man diejenige Verkrümmung des Knies, bei welcher das Knie nach innen, der Fuß nach außen gewandt ist, so daß sich am Knie ein mehr oder weniger hochgradiger, nach außen offener Winkel findet. Zeigt sich das Übel, wie gewöhnlich, an beiden Beinen, so stellen dieselben beim Geradestehen die Figur eines X dar. Die Difformität entsteht entweder bei Kindern im 2. bis 3. Lebensjahre infolge von Engländer Krankheit (Rachitis), oder erst zwischen dem 10. und 20. Lebensjahre infolge zu großer Anstrengung der Beine bei relativ schwachem Körper, so namentlich bei Wädel- und Tischlerlehrlingen, bei Schlossern, Kellnern. Das Übel ist nicht nur eine häßliche Verunstaltung, sondern vermindert auch die Kraft und Ausdauer der Beine. Eine Heilung ist bei geringern Graden des B. möglich durch orthopädische Apparate und Gipsverbände, bei höhern Graden durch eine in der Durchtrennung des Oberflächelknochens oder des Schienbeins bestehende, nicht besonders gefährliche Operation. — Seltener kommt die umgekehrte Verkrümmung vor,

bei welcher das Knie einen nach innen offenen Winkel bildet, und welche als Säbelbein, O-Bein, genu varum bezeichnet wird.

Badergandhscha oder Badargandj, ein mit 9448 qkm zwischen 22° 2' und 23° 13' nördl. Br. sowie 89° 49' und 91° östl. L. von Greenwich gelegener Distrikt, der zu der Lieutenant-Gouverneurschaft der «Untern Provinzen» (Lower Provinces) der indobrit. Präsidentschaft Bengalen gehörenden Division Dacca. B. wird nördlich von den Divisionen Dacca und Faridpur, östlich von dem Meghna genannten untersten Teile der Brahmaputra, südlich von der Bai von Bengalen und westlich von dem Distrikte Jessore, der sog. Präsidentschaftsdivision (Presidency-Division) begrenzt. Der ganze Distrikt besteht in einem sehr niedrigen, sumphigen Alluviallande von ähnlicher Beschaffenheit wie die sog. Sunderbunds. Zwischen Ganges und Brahmaputra liegend und durch zahlreiche kleinere Ärmel derselben bewässert, ist B. häufigen Überschwemmungen ausgesetzt, weshalb die Wohnplätze auf künstlichen Erderhöhungen errichtet sind. Die hierdurch entstehenden Bodenvertiefungen bilden Süßwasserseiche, aus denen der Bedarf an Trinkwasser gewonnen wird, da das Wasser der beiden genannten großen Ströme und ihrer Verbindungen brackisch ist. Der Boden ist allenthalben, wo ihn nicht Dschungelgebüsch bedeckt, überaus fruchtbar. Kulturgewächse sind Reis, Zuderrohr, Baumwolle, Getreidepflanzen, Hülsenfrüchte, namentlich Erbsen. Die Dschungelgebüsch enthalten von wilden Tieren Tiger, Panther, Rhinocerosse, Hirsche, wilde Schweine, Affen und eine zahllose Menge von Vögeln. Das Klima gilt für nicht ungesund und die Hitze wird durch die Nähe der See und die Ausdünstung der zahlreichen Flußarme vermindert. Sie übersteigt im Schatten selten 30° C. Die Bevölkerung beträgt (1872) 1878 144 E., der Mehrzahl nach Hindu. Zu ihr gehört auch eine nicht sehr beträchtliche Anzahl eingeborener, röm.-kath. Christen. Es sind die Nachkommen von Halbblutkindern, erzeugt von portug. Vätern mit Hindumüttern. Sie besitzen eine Kirche zu Sibpur. Der Ort B., früher der Sitz der Distriktsbehörden, des B. Barriot (7684 E.) zur Hauptort des Distrikts gewählt wurde, liegt unter 22° 33' nördl. Br. und 90° 22' östl. L. von Greenwich am Ursprung der sog. Badergandhscha-Creek aus dem Ganges, 172 km östlich von Kalkutta.

Badert, Hebevorrichtung, s. Bagger.

Badhschisch, s. Balhschisch.

Badhuyfen oder Badhuysen (Eudolf), einer der berühmtesten Maler der Niederländischen Schule ein Meister in Seestücken, geb. 18. Dez. 1631 zu Embden, arbeitete bis in sein 18. Jahr bei seinem Vater, der Sekretär der Generalstaaten war, als Schreiber und kam 1650 in ein Handelshaus nach Amsterdam. Entschlossen, sich der Malerei zu widmen, nahm er Unterricht bei Eeverdingen und erlangte in kurzem eine außerordentliche Fertigkeit am meisten wurden seine Fortschritte durch den Fürst befördert, womit er die Natur selbst studierte. Ad Peter d. Gr. zeichnete er Modelle von allen Einrichtungen von Schiffen, wonach der Zar baute. Auf dem arbeitete er für den König von Preußen, die Kurfürsten von Sachsen und den Großherzog von Toskana. In allen seinen Bildern herrscht die größt Wahrscheinlichkeit, zugleich aber auch die ganze Poesie der bewegten Clements. Erst in seinem 71. Jahre starb er an, in Kupfer zu äßen. Auch versuchte er sich

der Dichtkunst und gab Unterricht in der Schreibkunst, zu deren Vervollkommenung er vieles beitrug. Er starb in Amsterdam 17. Nov. 1708.

Sein Enkel Lubold B., geb. 29. Aug. 1717, gest. 6. April 1782, war zuerst Kaufmann, dann Soldat und wendete sich später ebenfalls der Malerkunst zu. Er hat treffliche Kriegsszenen geliefert.

Badung (engl.), die Holzfütterung bei Panzer-schiffen.

Badenau, Stadt und Oberamtsitz im württemb. Neckarreise, liegt malerisch am linken und mit zwei Vorstädten am rechten Ufer der Murr und an der Murrbahn, die hier nach Vödingheim abzweigt, und ist teilweise noch ummauert. Auf einer Anhöhe in der Stadt steht das ehemalige reichs Eberhardensche, zu welchem Karlgraf Hermann von Baden um 1116 die St. Pancratiuskirche er-hob, und das dann 1477 in ein weltliches Stift verwandelt wurde und 1626—48 im Besitz der Jesuiten war. Die juchststehende, angeblich schon 911 gegründete Stiftkirche enthält manche inter-essante Überreste ihrer ursprünglich roman. Bau-art, sowie Grabmäler und Wappenschilde alter Markgrafen. B. hat eine Latein- und eine Real-schule und zählt (1880) 5736 E., die neben ergie-biger Landwirtschaft und Viehzucht namentlich Ger-bererei, Färberei- und Tuchmacherei, Wollspinnerei und Wollfärberei sowie Schuhfabrikation zum Handel im Großen treiben. Die Viehmärkte von B. gehören zu den bedeutendsten des Landes. Die Stadt, 1067 zuerst erwähnt, gehörte mit der Burg Reichenberg vormals zu Baden. Graf Eberhard der Erlauchte von Württemberg (gest. 1325) erhielt beide teils an Bezahlungsschatz, teils als Heiratsgut. Im Dreißigjährigen Kriege (1635) und 1693 von den Franzosen wurde B. ganz niedergebrannt.

Badosen, s. unter Brot.

Badpulver sind Mischungen von doppeltkoh-len-saurem Natron und sauren Salzen, welche man dem Teige beim Baden zusetzt, um die Anwendung von nicht immer gut und frisch zu beschaffender Heide oder sonstigem Ferment zu vermeiden. Die Salze zerfallen sich, indem sie in dem feuchten Teige miteinander in Berührung kommen, unter Ent-wicklung von Kohlensäure, die dann das Aufgehen des Teiges bewirkt. Zweckmäßig verfährt man bei der Verwendung so, daß man das zu verwendende Mehl in zwei gleiche Hälften teilt, die eine Hälfte mit dem einen, die andere mit dem zweiten Salz mischt, beide getrennt zu Teig verwandelt und end-lich erst die beiden Teige durch Kneten innig ver-einigt. In Amerika ist Horsford's B. in ziemlich allgemeinem Gebrauch. Dasselbe besteht einerseits aus saurem phosphorsaurem Kalk (Säurepulver) und andererseits aus einem Gemenge von 500 g doppeltkohlen-saurem Natron und 443 g Chloralium (Alkalipulver); auf 100 kg Mehl kommen 2,6 kg Säurepulver und 1,8 kg Alkalipulver. Bei tiebig's Badmethode werden auf 100 kg Schwarz-mehl 1 kg doppelt kohlen-saures Natron und 4,38 kg Salzsäure von 1,08 spez. Gew. angewandt. Für kleinere Gebäde nimmt man auf 1 kg Weizenmehl 10 g doppeltkohlen-saures Natron und 40 g Wein-stein. Das engl. Lustbrot oder Grahambrot, aered bread, wird bereitet, indem das Mehl in geschlos-senen Knetmaschinen mit gesättigt kohlen-saurem Wasser in einer Atmosphäre von komprimierter Kohlensäure in Teig verwandelt wird; beim Her-

ausnehmen des Teiges dehnt sich die eingeschlossene Kohlensäure dem verminderten Druck entsprechend aus und veranlaßt so das Aufgehen.

Badmanten und **Badmannschaft**, s. unter Badstein (frz. brique cuite, engl. burned brick), s. unter Thonwaren.

Badwoods, d. i. Hinterwälder, nannten die ersten Ansiedler in den Vereinigten Staaten von Amerika die in ihrem Rücken sich ausdehnenden un-ermesslichen Urwälder. Ursprünglich fast bis an den Saum des Atlantischen Ozeans reichend, traten diese Wälder immer mehr in den Westen zurück, je weiter die europ.-amerik. Niederlassungen vom Meere aus ins Innere vordrangen. Jetzt bedeutet B. soviel wie eine unangebaute, uncivilisierte Wald-gegend. Diejenigen Weissen, welche, gleichsam die Vorposten der nachrückenden Civilisation, vereinzelt in den Urwäldern oder der Kultur noch nicht er-schlossenen Gegenden, überhaupt in der Wildnis sich niederlassen, heißen Badwoodsmen oder Hinter-wäldler, auch Pioneers und Squatters. Im gewöhnlichen Leben nennt man Badwoodsmen auch wohl einen ungebildeten, rohen Menschen.

Badzähne, s. unter Zähne.

Baeler d'Albe (Louis Albert Obislain, Baron), franz. Landschaftsmaler, Zeichner und Kartograph, geb. 21. Okt. 1762 zu St.-Pol (Pas-de-Calais), ließ sich in seinem 20. Jahre zu Galland am Fuße des Montblanc nieder und malte hier zahlreiche landschaftliche Bilder, welche viel Anerkennung fan-den. Als Bonaparte 1796 das Kommando der ital. Armee erhielt, trat B. als Artillerieutenant in dieselbe ein und nahm teil an allen Schlachten und Kämpfen des ersten Feldzugs. Wegen der Geschid-lichkeit, welche er bei topogr. Aufnahmen betundete, nahm ihn Bonaparte als Direktor des topogr. Bu-reau in seinen Stab auf. Als Frucht seiner Arbeiten in Italien erschien die schöne «Carte du théâtre de la guerre en Italie» (54 Blatt, Par. 1802). B. be-gleitete Napoleon auf allen Feldzügen und trat 1814 als Brigadegeneral aus dem aktiven Dienst. Er zog sich dann nach Sedres zurück, wo er sich wie-derum der künstlerischen Thätigkeit zuwandte und 12. Sept. 1824 starb. Unter seinen Gemälden gilt «Die Schlacht von Arcole» (1804), ein Bildnis von großer Ausdehnung, für sein bedeutendstes Stüd. Außer den «Souvenirs pittoresques de Paris et ses environs» (48 lithogr. Blätter) hat man von B. noch «Souvenirs pittoresques ou vues li-thographiées de la Suisse, du Valais etc.» (102 Blatt, Par. 1818), «Souvenirs pittoresques, contenant la campagne d'Espagne» (102 Blatt, Par. 1824) u. s. w.

Bacmeister (Georg Heinr. Jul. Karl Friedr. Justus), hannov. Staatsmann, geb. zu Lüneburg 1806, erhielt seine Vorbildung auf dem Lyceum in Hannover und studierte seit 1824 in Heidelberg, später in Göttingen die Rechte. Seit 1828 im han-nov. Justizdienst, zeichnete er sich durch gewandte Dialektik und jurist. Scharfsinn aus, verstand es, den herrschenden Ansichten sich zu accommodieren, und machte schnell Karriere. Im J. 1851 Oberstaatsanwalt, dann im Ministerium Schele Kul-tus, später Finanzminister, nahm B. 1853 seine Dimission und trat erst 1856 wieder in den Staats-dienst, wurde nach verschiedenen Stellungen 1862 Landdrost von Ostfriesland und 21. Okt. 1865 der letzte hannov. Staatsminister des Innern. Seit 1866 lebt B. jurüdgezogen in Göttingen.

Baco oder **Bacon** (Roger), ein engl. Mönch, der durch mehrere Entdeckungen zur Erweiterung der dürftigen Kenntnisse seiner Zeit viel beitrug und in seiner realistischen Richtung auf wirkliches Wissen der Natur innerhalb der Scholastik so gut wie einzig dasteht, so daß seine Lehre mit Recht unter die vorbereitenden Elemente ihrer Zerfetzung gerechnet worden ist, stammte aus einer alten, angesehenen Familie und wurde 1214 zu Melchester in der Grafschaft Somerset geboren. Er studierte in Oxford, dann in Paris, wo er die theol. Doktorwürde erhielt. Wenn nicht schon in Frankreich, so doch bald nach seiner Rückkehr in die Heimat, 1240, trat er in den Franziskanerorden und ließ sich zu Oxford nieder. Die Physik scheint damals der Hauptgegenstand seiner Arbeiten gewesen zu sein. Aber die Entdeckungen und Erfindungen, welche er dabei machte, galten den unwissenden Zeitgenossen als Werke höllischer Zauberkunst. Zudem tabelte er laut das Sittenverderbniß der Geistlichen, besonders der Mönche, und schrieb einen Brief an den Papst, worin er ihm die Notwendigkeit einer Reform der Geistlichkeit darstellte. Dies führte zunächst zu einem Verbote seiner Lehrthätigkeit an der Universität und zu einer Anklage. Zur Verteidigung schrieb er infolge einer Aufforderung Clements' IV. sein „Opus majus“ (herausg. von Jebb, Lond. 1733), das er ihm durch seinen Lieblings-schüler, Johann von Paris, 1267 übersandte, und in welchem er die Notwendigkeit einer Reform der Wissenschaften auf Grundlage des Studiums der Sprachen und der Natur darstellte. Nach Clements' IV. Tode, unter Nikolaus III., erklärte sich der General des Franziskanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen B., verbot das Lesen seiner Schriften und erließ einen Befehl, ihn einzuferkeln, den der Papst auch bestätigte. Diese Gefangenschaft währte 10 Jahre; umsonst versuchte B., als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nikolaus IV. Papst geworden war, denselben durch eine „Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten“ (lat. Drg. 1590; engl. von Brown 1683), von der Unschuld und Nützlichkeit seiner Arbeiten zu überzeugen. Erst nach dem Tode Nikolaus' IV. erlangte er auf Verwendung einiger vornehmer Engländer seine Freiheit wieder, kehrte dann nach Oxford zurück, schrieb einen Abriss der Theologie und starb bald darauf 11. Juni 1294 (nach andern schon 1292).

Obgleich ein außerordentlicher Geist und von der Notwendigkeit einer mathem. Grundlage der Naturforschung überzeugt, blieb B. doch in vielen Vorurteilen seiner Zeit stecken; so z. B. glaubte er an den Stein der Weisen, an die Astrologie und Alchimie. Seine Haupterfindung sind die Vergrößerungsgläser. Außerdem finden sich in seinen Schriften neue und sinnreiche Ansichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die scheinbare Größe der Gegenstände, der Sonne und des Mondes. Das Verständniß seiner chem. Arbeiten wird durch den Gebrauch räthselhafter Bezeichnungen sehr erschwert. Er zeigte, daß die bis zu seiner Zeit als identisch geltenden Alaune und Vitriole verschiedene Körper seien; er verstand es, Schwefelarsen durch Erhitzen mit Eisen zu zerlegen; auch erkannte er das Verlöschen brennender Körper in verschlossenen Gefäßen; ferner wußte er schon, daß man mit Schwefel, Salpeter und Kohle den Blitz nachmachen und Explosionen erzeugen könne. Er studierte meh-

re Sprachen und schrieb lateinisch mit großer Eleganz und Klarheit. Erwähnung verdienen seine Entdeckungen der im Kalender obwaltenden Irrtümer und seine Vorschläge, denselben abzuheben, wobei er der Wahrheit sehr nahe kam; auch verfertigte er selbst einen berichtigten Kalender, von dem noch eine Abschrift auf der oxford. Bibliothek aufbewahrt wird. Wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse erhielt er den Beinamen Doctor mirabilia. Sein Abriss der Theologie ist noch ungebrudt. Mehrere seiner Schriften sind früher in Deutschland herausgegeben worden, wie die „Alchemie“ (Marb. 1541), „Epistola de secretis artis et naturae operibus atque nullitate magiae“ (Par. 1542), die „Mathematik und Perspektive“ durch Joh. Combach (Frankf. 1614). Sein „Opus minus“ und „Opus tertium“ nebst andern seiner Schriften sind herausgegeben durch Brewster (Lond. 1859). Vgl. Siebert, „Roger B., sein Leben und seine Philosophie“ (Marb. 1861); Charles, „Roger B., sa vie, ses ouvrages, ses doctrines“ (Brüssl. 1861); Schneider, „Roger Bacon Ord. min.“ (Augsb. 1873).

Bacon (Francis), Baron von Verulam, Viscount Saint-Alban, Begründer der neuern Erbschungsphilosophie, wurde 22. Jan. 1561 zu London geboren. Sein Vater, Nicholas B., war Stiefelbesitzer unter Elisabeth, seine Mutter, Anna Cooke, eine fromme und gelehrte Frau, deren ältere Schwester an William Cecil, Lord Burleigh, den ersten Staatsmann Englands unter Elisabeth, verheiratet war. Im Frühjahr 1573 kam B. mit seinem ältern Bruder Anthony nach Cambridge und verließ das Kollegium Ende 1575 mit gründlichen Widerwillen gegen die scholastische Philosophie und der schon gefaßten Überzeugung, daß die Wissenschaft einer gänzlichen Erneuerung bedürfe. In Begleitung des engl. Gesandten Sir Amias Paulet ging er im September des folgenden Jahres nach Frankreich, lernte die Zustände des Landes, Paris, Blois, Tours, Poitiers kennen und kehrte nach dem plötzlichen, am 20. Febr. 1579 erfolgten Tode des Vaters nach England zurück (März 1579). Da er von der väterlichen Erbschaft nicht leben konnte, ergriff er die jurist. Laufbahn, machte seine Studien in Gray's Inn (1580—86), wurde Advokat und später unbesoldeter Rat der Königin. Einen andern Dienst hat B. unter Elisabeth nicht gehabt. Sein Oheim Burleigh war ihm nicht abgeneigt, auch keineswegs eifersüchtig auf seine Talente, aber er hielt diese für unpraktisch und that deshalb nichts zu seiner Beförderung, obgleich es B. an Bitten nicht fehlen ließ. Ähnlich dachte die Königin. Durch seine parlamentarische Thätigkeit erwarb er sich bald einen polit. Ruf; er war ein thätiges Mitglied der Parlamente von 1584, 1586, 1588 und zeigte sich in den großen Zeitfragen, die den Prozeß der Maria Stuart und den Krieg gegen Spanien betrafen, als ein Mann von durchaus nationaler Gesinnung. Im Parlament von 1593 vertrat er Middlesex und erregte durch seine Opposition in der Subsidienfrage den Unwillen der Königin. Seine Bewerbungen um höhere Staatsämter blieben erfolglos und mit seinen ökonomischen Verhältnissen war es übel bestellt. Auch die warme Fürsprache des Grafen Essex, des erklärten Günstlings der Königin, vermochte nichts zu seinen Gunsten. Nach dem durch eigene Schuld mißlungenen Feldzuge in Irland (1599) hielt Essex bei der Königin in Ungnade, die er vermittelte hätte, wenn er B.'s Ratschlägen gefolgt wäre. Sterb-

dessen machte er ein sinn- und planloses Komplott, das 8. Febr. 1601 in einer Straßenmeute ausbrach und mit der Gefangennehmung des Grafen endete. Er wurde auf Hochverrath angeklagt, verurtheilt und 25. Febr. 1601 hingerichtet. In dem Prozeß hat B. gegen Essex plaidirt, auf den Wunsch der Königin die Hinrichtung öffentlich verteidigt und nach dem Tode Elisabeths dieses sein Verfahren in einer »Apologie« zu rechtfertigen gesucht. Unter König Jakob I. kieg er schnell empor. Er wurde 24. Juli 1608, dem Tage nach der Krönung, zum Ritter geschlagen, 1604 besoldeter Rat, 25. Juni 1607 Solicitor-General, 27. Okt. 1613 Generalfiskal, 9. Juni 1616 Mitglied des Geheimen Raths, 7. März 1617 Einzelwähler, 4. Jan. 1618 Großkanzler, in demselben Jahre Baron von Verulam und im Febr. 1621 Viscount Saint-Alban. Den letzten und höchsten Theil seiner Laufbahn (1616—21) verbrachte er dem Einflusse, den Buckingham, der Günstling des Königs, für ihn geltend machte.

Auf die Höhe, die er eben erreicht, folgte der jähe Sturz. Die Parlamente unter Jakob I. bildeten das Vorbild zu der offenen Empörung, die unter dem Nachfolger ausbrach; das erste (1604—7) hatte nichts ausgerichtet, die beiden folgenden (1610 und 1614) waren aufgelöst und der Streit zwischen Krone und Volksrechten ohne Ausgleichung geführt worden. Der König forderte Geld, das Unterhaus Abstellung der Mißbräuche. Die Geldnot zwang den König, ein neues Parlament zu berufen, das 9. Febr. 1621 eröffnet wurde. An der Spitze der Opposition stand einer der ersten Juristen Englands, Edward Coke, B.s Nebenbuhler und Feind; es wurden Ausschüsse gewählt zur Untersuchung der Mißbräuche; einer davon hatte es mit den Gerichtshöfen zu thun, mit der Korruption der Justiz, und 15. März 1621 berichtete Robert Phillips, der Vorsitzende des Komitees, dem Hause der Gemeinen, daß man den Lordkanzler selbst der Bestechung anklagen müsse. Der angeführte Fülle waren einige zwanzig. B. führte 17. März zum letzten male den Vorfall im Oberhause; er erkrankte und bekannte sich 22. April schriftlich für schuldig. Die Lords waren seine Richter. Das einstimmige Urtheil erfolgte 3. Mai: 40 000 Pfd. St. Geldbuße, Gefangenschaft im Tower, solange es dem König gefalle, Verlust der Ehrenämter, des Sitzes im Parlament, des Auftritts bei Hofe. Nach zwei Tagen erfolgte die Befreiung, dann die Erlassung der Geldbuße, dann die Erlaubnis der Rückkehr nach London (1622); der König gab ihm eine Pension von 1200 Pfd. St. und berief ihn sogar wieder ins Oberhaus (1624), wo aber B. nicht wieder erschien. Er lebte zurückgezogen in wissenschaftlicher Muße theils auf seinem Landgute zu Gorhambury, theils in Grays Inn zu London. Von hier aus machte er in den ersten Apriltagen 1626 einen Ausflug aufs Land und erkrankte so sehr, daß er nicht mehr nach London zurückkehren konnte; er wurde in das Landhaus des Grafen Arundel gebracht und starb hier 9. April 1626. Seine (1606 geschlossene und, wie es scheint, durch die Untreue der Frau getriebene) Ehe blieb kinderlos. Sein Verhalten gegen Essex und die Ursachen seines Sturzes haben den Charakter B.s bei Ritz- und Nachwelt in den schlimmsten Ruf gebracht, in welchen selbst seine Bewunderer einstimmen. Eine genaue und unerblickende Würdigung der Zeitumstände wird das strenge Urtheil

nicht aufheben, aber beträchtlich mildern. Sein Verhältnis zu Essex war nicht das einer reinen Freundschaft und ist außerdem durch Essex' tollkühnes Unternehmen auf eine zu harte Probe gestellt worden. Sein Sturz war die Folge eines politischen Tendenzprozesses, der ein Opfer haben wollte und keineswegs das schuldigste traf; die Volkspartei hat ihn gestürzt, die Hofpartei geopfert. Er selbst hat erklärt, daß er seit 50 Jahren der gerechteste Ranzler Englands gewesen und in seinem richterlichen Amte wohl Geschenke, aber nie Bestechungen (d. h. Geschenke während schwebender Streitfachen) angenommen habe. Solche Belohnungsgeschenke waren damals bei den Staatsbeamten Englands, hoch und niedrig, eine herrschende, durch die Gehaltsverhältnisse verschuldete Sitte. Und B.s Charakterschwäche, seine Liebe zu Pracht und Verschwendung hat ihn solcher Geschenke bedürftig und für deren Annahme empfänglich gemacht.

B.s große und fortwirkende Geistes that ist die Erneuerung der Wissenschaft, die er schon früh als seine Lebensaufgabe ansah. Um der neuen, mit Entdeckung und Erfindung beschäftigten Zeit zu entsprechen, müsse die Wissenschaft an das methodische Entdecken und Erfinden, das menschliche Denken an die völlig unbefangene, methodische, experimentelle Erfahrung gewöhnt werden, als den einzigen Weg, der zur Einsicht in die Gesetze der Natur, in die wirksamen Ursachen der Erscheinungen führe: es müsse vor allem die sophistische Wortweisheit aufgegeben und ein thatächliches Wissen durch die induktive Methode erstrebt werden. Das ist der Grundgedanke und die Aufgabe der Baconischen Lehre. Der Plan seines Gesamtwerks, das er »Instauratio magna« nannte, zerfiel in 4 Theile: 1) vollständige Übersicht und Einteilung des gesamten Gebiets der Wissenschaften (Encyclopädie); 2) Methodenlehre, d. i. die neue induktive, erfinderische Logik, die B. in seinem »Neuen Organon« gab; 3) Naturgeschichte; 4) Naturphilosophie. Als Anhang des 1. Theils sollten seine moralischen, polit. und histor. Schriften gelten; dahin gehören seine berühmten »Essays«, die Abhandlung über die Weisheit der Alten (ein Versuch allegorischer Mythenerklärung) und die Geschichte Heinrichs VII. Die beiden ersten Theile sind B.s Hauptwerke; aber nur das erste hat er vollständig ausgeführt, das zweite ist Bruchstück geblieben. Zu dem 3. Theil (Naturgeschichte) hat er eine Sammlung von Thatfachen und Versuchen in 10 Centurien geschrieben, die nach seinem Tode unter dem Titel »Silva silvarum« erschienen, und außerdem 6 Beiträge versprochen, aber nur 3 davon ausgeführt. Zwischen dem 3. und 4. Theile sollten noch 2 Mittelglieder eingeschoben werden, die unausgeführt blieben. Selbst herausgegeben hat B. 1) die »Essays«, ein Meisterstück engl. Prosa, das erste seiner Art, in 3 Auflagen; die erste (1597) enthielt 10 Abhandlungen, die zweite 38 (1612), die dritte 58 (1625); die lat. Übersetzung von Rawley (1638) heißt »Sermones fideles«; 2) »The advancement of learning« in 2 Bänden (1605), dieses Werk wurde später zu 9 Bänden erweitert und erschien lateinisch (1623) unter dem Titel »De dignitate et augmentis scientiarum«; 3) »De sapientia veterum« (1609); 4) »Novum organon« in 2 Theilen (1620), die ersten Entwürfe fallen in die Jahre 1606 und 1607, die erste Abfassung in das Jahr 1608, seitdem hat es B. 12mal umgeschrieben (1608—20); der Entwurf von 1607 heißt »Cogitata et visa«. Ins Deutsche

wurde das Werk überfetzt von Bartholby (Berl. 1793) und von Julius von Kirchmann (Berl. 1870); 5) die «*Historia regni Henrici VII.*» (1621), gleich nach dem Sturze in 4—5 Monaten geschrieben; es war der erste allein ausgeführte Teil der Geschichte Englands von Heinrich VII. bis Jakob I.; 6) drei naturgeschichtliche Abhandlungen: «*Historia ventorum, vitae et mortis, densi et rari*» (1623). Nachgelassene Schriften wurden herausgegeben von Rawley (B. Sekretär): «*Silva silvarum*» und «*Nova Atlantis*» (1626), «*Certain miscellany works*» (1629), «*Resuscitatio*» (mit B. Lebensbeschreibung, 1657), «*Opuscula philosophica*» (1658); von Jaak Gruter: «*Fr. Baconi scripta in philosophia naturali et universalis*» (1653); von Tenison: «*Baconiana*» (1679); von Stephens: «*Letters and remains*» (1734). Gesamtausgaben der Werke erschienen: bei Schönwetter zu Frankfurt a. M. (lateinisch 1665), von Blackbourne (englisch, 4 Bde., Lond. 1730), von Birch (Lond. 1763), von Basil Montagu (16 Bde., Lond. 1825—34), von Bouillet (französisch, Par. 1834). Die beste und vollständigste Ausgabe ist die von J. Spedding, L. Ellis und Heath in Cambridge: «*The works of Fr. B.*» (14 Bde., Lond. 1862—74), von denen die ersten 7 Bände die Werke, die folgenden Briefe und Leben umfassen.

Vgl. Macaulays «*Essays*» (deutsch von Bülow, Lpz. 1850); Rémusat, «*B., sa vie, son temps et sa philosophie*» (Par. 1856); J. von Liebig, «*Über B. und die Methode der Naturforschung*» (Münch. 1863); Dörner, «*De Baconis baronis de Verulamio philosophia*» (Berl. 1867). Das ausführlichste Werk über B. ist Runo Fishers «*Francis B. und seine Nachfolger. Entwidelungsgeschichte der Erfahrungssphilosophie*» (2. Aufl., Lpz. 1875).

Bacon (John), engl. Bildhauer, geb. 24. Nov. 1740 zu Southwark, kam zu einem Porzellanfabrikanten in die Lehre, wo er bald durch sein Talent für die Porzellanmalerei und durch seine Kunstfertigkeit, Figuren aus Thon herzustellen, die Aufmerksamkeit einiger Bildhauer auf sich zog. Nachdem er von einer Gesellschaft, welche die Ermunterung junger Talente bezweckte, zehnmal einen Preis erhalten, begann er in seinem 23. Jahre in Marmor zu arbeiten und erhielt schon 1768 die goldene Medaille der königl. Akademie, deren Mitglied er 1770 wurde. Eine Statue des Mars vollendete seinen allgemeinen Ruf. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören die Denkmäler des Lord Chatham und des Lord Halifax in der Westminsterabtei; ferner die Statuen Blackstones zu Oxford, Howards und Johnsons in der Paulskirche, sowie auch zwei Büsten Georgs III. im Christ-Church-College zu Oxford und in der Universitätsbibliothek zu Göttingen. B. besaß eine große technische Geschicklichkeit in Marmor- und Bronzebehandlung und war auch als Fabeldichter und Didaktiker nicht ohne Verdienst. Er starb 7. Aug. 1799 zu London.

Bács (spr. Bahsch) oder Bácska, offiziell Bács-Bodrog, ein ungar. Komitat, das zwischen der Donau und Theiß liegt, auf drei Seiten von diesen Flüssen, nördlich aber von den Komitaten Pest-Kleinmünchen und von Ssongrád begrenzt wird und auf einem Flächenraume von 10285 qkm (1880) 511 881 E. zählt (gegen 576 149 im J. 1869, Abnahme 11 Proz.). Der Landstrich ist einer der gesegnetsten, nicht nur durch seine natürliche Fruchtbarkeit, sondern auch durch die Lage

an den beiden Hauptflüssen Ungarns. Die Einwohner betreiben darum auch einen sehr lebhaften Handel, namentlich mit Getreide. Die Bevölkerung des Komitats ist jedoch eine sehr gemischte; sie besteht etwa aus 214 990 Ungarn, 150 000 Deutschen, 135 000 Slawen, und zwar: 76 782 griech.-orient. Serben, etwa 20 470 röm.-kath. Serben, d. i. Bunerwäczen oder Scholaken, 40 000 luth. Slawen; ferner etwa 12 000 Juden, in geringer Anzahl Ruthenen (Rußniaken), Griechen, Rumänen, Pigeuner. Die Ungarn sind römisch-katholisch und Protestanten; die Deutschen ebenfalls katholisch oder Protestanten Augsburgischer Konfession. B. zählt 3 königl. Freistädte: Szabadta oder Maria-Theresiopel, Zombor und Neusatz, 24 Marktflecken, 102 Dörfer und 81 Pustten oder Meiereien, somit insgesamt 160 Wohnplätze. Der Sitz der Komitatsbehörde ist Zombor. — Der Marktflecken Bács, woher das Komitat seinen Namen führt, zählt 3000 E., die guten Rotwein und viel Obst bauen.

Bacsányi (spr. Batschaanji, János [Johann]), ungar. Schriftsteller und Dichter, geb. 11. Mai 1763 zu Zapolcza im Szalader Komitat, studierte zu Bepprim, Odenburg und Pest, wurde hierauf inzieher im Hause des Generals Drzoy, in welcher Zeit er seine erste Arbeit: «*A magyarok vitézsége*» («*Die Tapferkeit der Ungarn*», Pest 1785), veröffentlichte. Noch in demselben Jahre in Kaschau zum Kameralverwaltungsbeamten ernannt, gründete er daselbst im Verein mit Baróti und Kazincz die einflussreiche Zeitschrift «*Magyar Museum*» (Kaschau u. Pest 1788—95). B. ward 1793 infolge eines freisinnigen Gedichts seines Amtes entsetzt und 1794 wegen Teilnahme an der Verschwörung Martinovichs nach dem Spielberg abgeführt, auf dem er bis 1796 saß. Nachdem er die Freiheit wiedererlangt, trat er der Redaktion der Zeitschrift «*Magyar Lincerna*» bei und kam dann nach Wien als Konzipist zum Bankdirektorium. Als die Franzosen 1809 Wien einnahmen, überfetzte B. Napoleons I. Proklamation an die Ungarn, weshalb er später sich genötigt sah, nach Paris zu fliehen. Infolge des Pariser Friedens wurde er ausgeliefert und im Linz zum Aufenthalt angewiesen; doch durfte er bis an sein Lebensende die franz. Pension beziehen. Er starb in Linz 12. Mai 1845. B. gab, nebst anderen Arbeiten, in der letzten Zeit seine «*Gesammelten Gedichte*» (Pest 1827; 2. Aufl., Ofen 1835) heraus. Er ist einer der ersten begeisterten Vertreter der franz. Revolutionsideen in Ungarn. Hierdurch und durch seine ästhetischen Arbeiten wirkte er auf seine Zeitgenossen. — Seine Gattin, Gabriele B., geborene Baumburg, geb. 1775 zu Wien, gest. 24. Juli 1839 zu Linz, hat sich durch «*Gedichte*» (Wien 1800) und das Gedicht «*Amor und Psyche*» (Wien 1807) bekannt gemacht.

Bacterianal, s. unter Theiß.

Bácska (spr. Bahschka), ungar. Komitat, i.

Bacterien nennt man im weitern Sinne in der Botanik eine größere Abteilung der Pilze, deren Vertreter wohl die kleinsten vegetabilischen Organismen sind, die man überhaupt kennt; sie spielen als Gärungs-, Fäulnis- und Krankheitserreger eine sehr wichtige Rolle in dem Gesamthaushalte der Natur. Man bezeichnet diese Pilzgruppe jetzt meist als Spaltpilze oder Schizomyceten (s. d.).

Im engern Sinne versteht man dagegen unter B. meist nur die verschiedenen Arten der Gattung *Bacterium*. Die hierzu gehörigen Pilze sind sehr

keine ellipsoide oder kurz cylindrische Stäbchen, die etwa 0,005 mm lang werden, nicht fadenförmig zusammenhängen, sondern einzeln oder paarweise leben oder auch in größeren Massen in einer Schleimhülle eingebettet liegen. Die einzelnen Zellen haben meist eine lebhaft Eigenbewegung. Hierher gehört unter andern das bei fast allen Fäulnisprozessen tierischer oder pflanzlicher Substanzen massenhaft auftretende Bacterium *Termo Ehrh.*, welches während der Fäulnis sich ungeheuer vermehrt und wohl als das eigentliche Ferment derselben zu betrachten ist. Ferner gehört hierher der gewöhnlich als *Mycoderma aceti* Pasteur bezeichnete Pilz, der den größten Bestandteil der sog. Essigmutter (s. d.) ausmacht und durch dessen Einwirkung die Essiggärung, d. h. die Umwandlung von Alkohol in Essigsäure vor sich geht. (S. Essigfabrikation.)

Auch die Erscheinungen des Blau- und Gelberwens der Milch werden durch Arten der Gattung Bacterium hervorgerufen. Eine Krankheit der Seidenraupen, die als *Oatine* oder *Pebrine* bekannt ist, wird ebenfalls durch einen hierher gehörigen Pilz, *Nosema bombycis* Nag., verursacht.

Mit dem Gattungsnamen *Amylobacter* (*Amylobacterien*) sind neuerdings eine Anzahl B. bezeichnet worden, die im Milchsäure fäulenden milchsaurehaltigen Pflanzen vorkommen und die sich von den übrigen B. dadurch unterscheiden, daß sie sich ähnlich wie Stärkemehl (*Amylum*) bei Einwirkung von Jod blau färben, daher auch der Name.

Bacterium, Pilzgattung, s. u. Bacterien.

Baobab Jacq., Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, deren Vertreter meist niedrige Bäume sind und größtenteils dem tropischen Amerika angehören. Sie haben ausgedehnte, gefiederte Blätter, eiförmige Blüten und meist fleischige Früchte. Aus dem Samengewebe einiger Arten, hauptsächlich *B. minor Gaert.*, einer auf den westind. Inseln und in Brasilien häufigen Palme, wird ein gelbliches nach Weizen riechendes Fett gewonnen, das in Ostindien sehr verbreitet ist und auch in Europa als Palmfett oder Palmöl im Handel vorkommt. Aus den Blattstielen der *B. minor* und einiger anderer Arten, die ebenfalls auf den westind. Inseln vorkommen, werden sehr feste Spazierstöcke verfertigt, die unter dem Namen Labagordhre nach Europa kommen.

Baculometrie, das Messen mit Stäben, ist zwar, dem gewöhnlichen Sinne nach, nur ein sehr unvollkommenes, vielen Fehlern unterworfenes Verfahren, und findet daher auch nur da Anwendung, wo es auf die äußerste Genauigkeit des Ergebnisses nicht ankommt. Da es aber ohne Instrumente, mit leicht beschaffbaren Hilfsmitteln, auszuführen ist, so findet es doch für den augenblicklichen Bedarf häufig Anwendung. Um z. B. den Flächeninhalt eines dreieckigen Feldes zu bestimmen, bezeichne man die Endpunkte mit Stäben, messe alle drei Seiten mittels eines Maßstabes und berechne daraus nach einem bekannten geometr. Satze den Inhalt. In vielen Fällen vereinfacht sich das Verfahren; die Geometrie gibt für besonders gestaltete Figuren die Mittel an die Hand, mit den wenigsten Messungen zum Ziele zu gelangen, z. B. Dreiecke und Parallelogramme aus Grundlinie und Höhe zu berechnen. Auch einige einfache Höhenmessungen lassen sich mit Stäben ausführen, z. B. die Höhe eines Baumes oder Turmes. Ist AB (s. Fig. 1) ein solcher Gegenstand, so stecke man vom Fuße A

auf eine gerade Linie AG nach solcher Richtung ab, nach welcher der Boden, wenn auch gerade nicht horizontal, doch ohne wesentliche Unebenheiten ist, messe die Strecke AG auf ihr, stecke in G einen senkrechten Stab GD von der Augenhöhe des Messenden ein und innerhalb der Linie AG einen andern FE, der so hoch ist, daß sein oberes Ende E in die Gerade DB zwischen dem Auge D und dem obern Ende B des zu messenden Gegenstandes fällt, messe GF, so ist die durch das

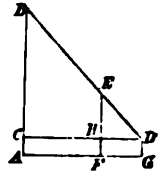


Fig. 1.

Auge gelegte horizontale DC als Grundlinie zu betrachten, und es verhält sich $GF : AG = HE : BC$, also $BC = \frac{AG \cdot HE}{GF}$ und die wirkliche Höhe $AB = BC + AC$.

Das Messen mit Maßstäben wird jedoch andererseits auch gerade zu den feinsten, die größte Genauigkeit erfordernden Messungen verwendet. Größere geodätische Aufnahmen werden nämlich mittels eines Dreiecksnetzes (durch Triangulation) ausgeführt; zu dem Zwecke wird eine Linie mit der äußersten Genauigkeit gemessen, welche der ganzen Operation zur Basis dient; weitere Linienmessungen kommen dann nicht vor. In solchen Fällen mißt man die Basis des ganzen Dreiecksnetzes mit genauen Maßstäben. Zu solchen Messungen sind dann aber noch besondere Vorrichtungen nötig. Starke vierkantige Stangen AB (s. Fig. 2), die unten mit

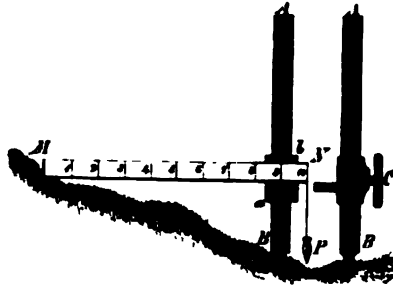


Fig. 2.

einer eisernen Spitze versehen sind, um sie fest in den Boden zu stecken, und auf denen Hälsen a b mit vorstehenden Trägern d verschiebbar sind, die mit Druckschrauben C in jeder Höhe befestigt werden können, entsprechen allen Anforderungen. Man wendet drei solcher Tragstangen und zwei Maßstäbe an, welche dicht an- und hintereinander gelegt werden, worauf man den hintersten vor den vordern bringt, in die gerade Linie einwisst und horizontal stellt. Dieses Verfahren wird bis ans Ende der abgesteckten Linie fortgesetzt. Um den vertikal unter dem Stabende liegenden Punkt zu bestimmen, legt man ein Lot NP an.

Es ist nicht möglich, zwei Stäbe mit ihren Endflächen genau aneinander zu legen; die zuerst ebenen Grenzflächen werden durch längern Gebrauch uneben werden, sobald keine vollständige Berührung der Endflächen mehr möglich ist. Mag der hierdurch entstehende Fehler für eine Stablänge noch so gering sein, so wird er doch bei einer längern Linie bedeutend werden, weil er stets in demselben Sinne wirkt, nämlich allemal das Resultat der Messung vermindert. Zur Beseitigung dieses Fehlers

schneidet man die Enden der Maßstäbe keilförmig ab, wie nachstehende Fig. 3 zeigt, und legt zwei aneinander grenzende Stäbe so, daß die



Fig. 3.

geraden Ranten sich rechtwinkelig kreuzen: die Rante a rechtwinkelig gegen bc, d parallel mit a, ef mit bc.

Baczo (Ludw. von), deutscher Schriftsteller, geb. 8. Juni 1756 zu Eyl in Ostpreußen, besuchte das Gymnasium zu Königsberg, studierte daselbst Jurisprudenz, beschäftigte sich jedoch daneben vielfach mit Philosophie, Geschichte, schönen Künsten und selbst Medizin. Von Jugend auf war er an der rechten Seite teilweise gelähmt, in seinem 21. Jahre traf ihn auch noch das Unglück, infolge der Blattern zu erblinden. Seit 1816 Vorsteher des Wilow-Dennemwischen Blindeninstituts zu Königsberg, starb er 27. März 1823. Unter seinen zahlreichen Schriften befinden sich mehrere Schauspiele und viele Romane, von denen namentlich die histor. und kleinern Erzählungen zu den bessern Erscheinungen ihrer Zeit gehörten. Nicht ohne Wert ist noch jetzt seine «Geschichte Preußens» (6 Bde., Königsb. 1792—1800) und ein «Handbuch der Geschichte Preußens» (3 Bde., Königsb. 1802). Auch schrieb er die «Geschichte der Französischen Revolution» (2. Aufl., 2 Bde., Halle 1818) und «Über mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden» (Eyl. 1807). Seine Selbstbiographie: «Geschichte meines Lebens», gab sein ältester Sohn (3 Bde., Königsb. 1824) heraus.

Bad nennt man im engeren Sinne die Eintauchung des Körpers oder einzelner Teile desselben in eine tropfbare Flüssigkeit; im weiteren auch das Eintauchen in dunst- und dampfförmige Flüssigkeiten. Nicht minder gibt man der Anwendung strömender oder fallender Flüssigkeiten auf den Körper den Namen eines Bades. Endlich werden auch solche Orte, in denen die nötigen Vorrichtungen und Anstalten zum Gebrauch des Bades getroffen oder von der Natur dargeboten sind, Bäder genannt.

Bei den alten Völkern des Orients war das Bad eng mit dem Kultus verknüpft, indem man durch die körperliche Reinigung auch eine moralische Reinheit andeuten wollte. Die alten Juden waren durch religiöse Vorschriften verpflichtet, vor dem Gebete und nach dem Opfern zu baden, und sie betrachteten das Baden der Neugeborenen, die Reinigungsbäder nach gewissen körperlichen Funktionen und Krankheiten als wichtige symbolische Handlungen. Was die Griechen betrifft, so werden schon bei Homer den ankommenden Freunden und Gästen vor allem warme Bäder bereitet. Der Grieche lagerte sich nicht zum Mahle, bevor er sich nicht gebadet, und sein Hausbad befand sich im Innern des Hauses. Auch mit religiösen Handlungen stand bei den Griechen das Bad in Verbindung, so mit den Vorbereitungen zum Opfern, zum Empfange der Orakelsprüche, zur Hochzeit u. s. w. Ebenso war der Gebrauch von Schwiß- und Dampfbädern in Griechenland schon frühzeitig heimisch. Das Schwißbad oder Laconikon bestand aus einem Gemach mit Bänken, das mittels Röhren mit dem Hypocauston, einem großen Ofen, in Verbindung stand. In Athen namentlich gab es zu Alexanders d. Gr. Zeit sowie

später unter den röm. Kaisern, insbesondere unter Hadrian, elegante und bequeme Badeanstalten. diesen öffentlichen Anstalten sowie auch in den Heilbädern der Reichen befanden sich außer jenem Konilon und Hypocauston auch Ankleidezim (apodyteria), dann trodene Schwitzzimmer (pyteria), wo das Schwißen bloß durch Erhitzung Luft bewirkt wurde, und Zimmer, die zur Einbung mit Öl (elaeothesia) dienten. Um die Badeanstalten herum hatte man Plätze für gymnastische Übungen nach dem Bade, und auf dem plat Dache des Hauses konnte man Sonnenbäder nehmen. Auch benutzten schon die Griechen die hei Quellen oder Thermen als Heilbäder. Das la Bad nannten die Griechen Lutron. Die Männer badeten in Griechenland gemeinschaftlich; das für Frauen öffentliche Bäder gab, ist wahrscheinlich.

Bei den Römern kamen die warmen Bäder (thmae) erst später in Aufnahme, wurden aber außerordentlich beliebt, obschon zuletzt der all meine Luxus den eigentlichen Zweck des Bades mehr und mehr in den Hintergrund drängte, so die öffentlichen Bäder wesentlich als allgemeine Vergnügungsorte betrachtet wurden. Die meisten derselben wurden zur Zeit vor und unter den kaisern Nero, Vespasian, Titus, Trajan, Caracalla Diocletian u. s. w. erbaut. In Rom gab es den über 800, und in den Provinzialstädten eine entsprechende Anzahl. Ihrer Einrichtung nach ähnelten sie dem heutigen türk. und russ. Bade. Weilerlich gehörte zu einem Bade: 1) Das Hypocaustum oder Heizzimmer im Kellergechoß zur Erwärmm sowohl der Badezimmer als auch des Badewassers; 2) das Apodyterium oder Auskleidezimmer; 3) das Frigidarium, ein Zimmer mit einem Bassin p kalten Bade; 4) das Tepidarium mit mäßig troner Wärme, dessen Bestimmung sich zwar nicht genau ermitteln läßt, das aber sowohl zum Bad im lauwarmen Wasser wie zur Vorbereitung die höhere Temperatur des nächsten Zimmers wohl auch zum Einsalben des Körpers gebühnen mag; 5) das Calbarium (auch Laconia oder Sudatorium genannt), in welchem teils d Schwißbad (sudatio), teils das wirkliche Wasserbad stattfand. Dieser Raum, dessen Boden auf kleinen Pfeilern ruhte, welche letztere dem mit Ziegeln überdeckten Hypocaustum aufstehen, war so eingerichtet, daß sich in ihm die d vom Hypocaustum aus nach allen Richtungen verbreiten konnte, denn sowohl der Fußboden, auch die Seitenwände waren hohl und ließen die Luft durch. In den Badezimmern befanden Bassins zur Aufnahme des Wassers, an den Bden liefen Bänke herum, die im Calbarium am theatralisch erhöht waren, um den Badenden Wahl zwischen der höhern Temperatur des ob Zimmerteils und der mäßigern des untern Raumes zu gestatten. Letzteres Zimmer enthielt auch ein Beden (labrum) von mehrern Meter im Durchmesser, welches mit dem kalten Wasser gefüllt w in das man sich nach dem heißen Bade taud Mit diesen wesentlichen Teilen eines Bades stand gewöhnlich noch in Verbindung ein Unctuarium d. h. ein Zimmer zum Salben des Körpers, aus dem oft Gärten, bedeckte Spaziergänge, Säle p Spielen u. s. w. Durch eine leichte Bewegung p Bade vorbereitet, ging man zuerst in das Apodyterium, dann in das Tepidarium, wo man sich Öl salbte, und dies ward auch während des Bades

wiederholt. Demnachst wurde der Körper mit Striegeln (strigilis) behandelt, worauf man sich in das Sudarium begab, um entweder nur zu schweigen, oder auch das heiße Wasserbad, welches einen bedeutenden Temperaturgrad hatte, zu gebrauchen. Vor dies vorüber, so ließ man sich mit kaltem Wasser übergehen und ging dann sogleich in das Frigidarium, um durch das kalte Bad die erschlaffte Haut wieder zu härten, worauf der Körper nochmals mit Öl gesalbt wurde. Die öffentlichen Bäder für Frauen waren von gleicher Einrichtung und wurden fleißig auch von den vornehmsten Frauen besucht. Abgesehen badeten diese wie die Männer gemeinschaftlich. Der Unfitt, daß Männer und Frauen zusammen badeten, wird auch von den alten Schriftstellern gedacht, wie denn überhaupt in späterer Zeit die Bäder Orte der Schwelgerei jeder Art wurden. Den röm. Regionen wurden in den von ihnen eroberten Ländern Bäder gebaut; man findet Ruinen derselben bei Aachen, Neuwied, Wiesbaden, Badenweiler und Baden-Baden. Vgl. Wiedemann, «Über die Bäder des Altertums» (Ramm. u. Heidel. 1851); Conzel, «Das altrom. Bad und seine Bedeutung für die Heilkunde» (Darmst. 1863); Guhl und Koner, «Das Leben der Griechen und Römer» (3. Aufl., Berl. 1873).

Die Völker des Islam haben das Bad vollständig in ihre Sitten und Gebräuche aufgenommen. Der Islam schreibt seinen Befehlern sorgfältige Beobachtung der körperlichen Reinlichkeit und zu diesem Zwecke wiederholte tägliche Waschung vor. Gewisse Umstände und Zeiten veranlassen noch außerdem vorchriftsmäßig sowohl Männer wie Frauen zum Gebrauch des Bades. Zu diesem Behufe haben nicht bloß die Reichen prachtvolle Bäder in ihren Häusern und Gärten, auch für das Volk sind in jeder Stadt Badhäuser angelegt. Die Araber brachten die Vorliebe für luxuriöse Bäder mit nach Spanien. Die Christl. Spanier verurteilten aber diese ihnen fremde Sitte und zerstörten nach Vertreibung der Araber die maurischen Bäder.

Die Einrichtung der Bäder ist bei den Völkern des Orients, bei den Persern, Ägypten, in Syrien, Ägypten u. s. w., mit geringen Modifikationen eine gleiche. Die Gebäude, die dazu dienen, sind aus Stein gebaut, die Badezimmer haben Fußböden von Marmor, der von unten erhitzt wird, und Röhren in den Wänden leiten die Wärme nach allen Seiten. Der Badende entkleidet sich, wickelt sich in wollenen Dedern, zieht, um sich gegen die Hitze des Fußbodens zu schützen, hölzerne Pantoffeln an und begibt sich in das Badezimmer. Hier bringt bald ein allgemeiner Schweiß durch die Haut, welcher mit kaltem Wasser abgewaschen wird. Hierauf wird der Körper mit wollenen Tüchern gerieben und mit einer der Haut zuträglichen Seife oder Salbe bestrichen. Gewöhnlich wird damit noch die Operation des Anektens (Massierens) verbunden. Der Badewärter streckt den Badenden auf einer Liege aus, begießt ihn mit warmem Wasser und zieht darauf den ganzen Körper deselben zu Boden, zu pressen und zu rennen. Alle Glieder werden geschüttelt und ausgereckt, bald kniet er auf dem Boden, bald legt er sich auf den Rücken, bald führt er sanfte Schläge auf die fleischigsten und unelastischen Teile. Darauf reibt er mit einem Luche von grober Wolle den ganzen Körper, reibt mit Steinöl die harte Haut auf den Füßen, salbt den Badenden mit Seife und Wohlge-

riechen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abschert. Diese Behandlung dauert etwa 1/2 Stunden, und man fällt sich nach derselben wie neu geboren. Nach dem Bade ruht man, in einem kühlen Zimmer aufs Lager gestreckt, und genießt endlich kaltes Kaffee, Sorbet oder Limonade. Große Freunde vom Baden jeder Art, von Dampf-, See- und warmen Bädern sind die Japanesen, bei welchen sich beide Geschlechter jeden Alters in öffentlichen Badeanstalten zusammen baden.

In Deutschland, Frankreich und England waren öffentliche Badeanstalten lange Zeit unbekannt. Erst als während der Kreuzzüge die Abendländer mit den Sitten der Morgenländer näher bekannt wurden, begann man in Europa den Mangel von dergleichen Anstalten lebhafter zu empfinden. So entstanden denn im Mittelalter in Deutschland öffentliche Badestuben, und diese wurden gar bald so sehr beliebt, daß das Baden in ihnen zu den Hauptfröhlichkeiten des gemeinen Lebens gehörte. Es war herkömmlich, am Vorabend hoher Kirchenseite ein Bad zu nehmen; auch zogen vor der Hochzeit Bräutigam und Braut unter zahlreichem Gefolge nach der Badestube. Die Ritter mußten baden, ehe sie den Ritter Schlag erhielten; Handwerksgefelln wurden jeden Sonnabend von einem Badungenschor durch Bedenmuffel zum Baden eingeladen. Die Fürsten machten die Badestuben zu einträglichen Regalien und verliehen den Städten das Recht, städtische Badestuben einzurichten, welche verpachtet oder in Erblehn gegeben wurden. In ihnen fand man Schwimmbäder, in denen der Körper des Badenden durch Baderiener kunstgemäß mit Badequasten, Seife u. s. w. gereinigt wurde. Nach und nach bildete sich die Kunst und das Gewerbe der Bader und Barbiers aus, welche ihre Badestuben zugleich zu Kurplätzen für das Volk einrichteten, wo sie neben dem Baden auch das Schröpfen, Aderlassen und Verbinden besorgten. Sie galten als unehrlich, bis König Bengel 1406 durch einen Freibrief ihr Handwerk in allen Erb- und Reichsländern den besten der andern Handwerke völlig gleich gemacht und als maffellos ehrlich und rein überall anerkannt wissen wollte. Der deutsche Bürger und selbst die Bauern legten sich auch in ihren eigenen Häusern ein «Badesüßlein» an, das gewissermaßen den Salon des Hauses bildete; hier badete und trank man mit guten Freunden. Im 12. Jahrh. kamen in Deutschland auch jene Schwimmbäder, in welchen man den Schweiß durch heiße Dämpfe hervorruft, wahrscheinlich aus den slav. Ländern her in Aufnahme. Noch mehr aber hob sich der allgemeine Badegebrauch im Mittelalter bei dem Umsichgreifen des Auszuges. Wildtätige Personen stifteten zu jener Zeit für Arme Freibäder, sog. «Seelenbäder». Allein die größere Ausbreitung des Auszuges und der Syphilis mit der vermehrten Gefahr der Ansteckung, der mehr und mehr ins Volk übergehende Gebrauch der leinenen Leibwäsche und verschiedene andere Veränderungen in den Sitten und Gewohnheiten, besonders auch die vielfach mit ihnen verknüpfte Niederlichkeit durch die Bademägde und fahrenden Weiber, verursachten, daß sich der Besuch der öffentlichen Badestuben allmählich verminderte. Ärzte, Geistliche und Regierungen traten schon im Anfang des 17. Jahrh. gegen dieselben auf, und das Volk entwandte sich der Sitte des häufigen Badens. Dagegen kam dann der Besuch der Wildbäder und der Mineralwasser-

als Bergnügungsorte, die sog. »Badesfahrten«, in Deutschland in Aufnahme. In Frankreich fand das Baden in öffentlichen Anstalten sowie in Heilquellen oder Thermen schon mit der Herrschaft der Römer Eingang, und blieb daselbst mehr oder weniger heimisch. Im Mittelalter wurden hier Dampfbäder (étuves, lat. stufa) von der Kunst der Bader (estuveurs) gehalten. Karl d. Gr. brachte seinerzeit besonders die warmen Bäder in Aachen in Aufnahme. Später war Baden im Aargau einer der berühmtesten Badeorte. Der Humanist Johann Franz Boggio Bracciolini aus Florenz (1380—1459) stellt in einem Briefe die geselligen Freuden Badens weit über jene der antiken Bäder von Puteoli. Das Leben in den Bädern war im Mittelalter und in den nächsten Zeiten darauf ein sehr freies, unbefangenes und zum Teil höchst lockeres. Beide Geschlechter besuchten einander in den Bädern, man trank, sang und musizierte darin und tanzte nachher. Nachdem in Deutschland, und zum großen Teil auch andernwärts, das Baden als Volksgebrauch fast ganz aufgehört, kamen zu Anfang des 18. Jahrh. von England aus kalte und Seebäder wiederum in Aufnahme. Reisende Ärzte machten auf die dortigen Badeanstalten aufmerksam, und so entstanden namentlich infolge der Ermahnung der Ärzte Halm, Marcard, Ferro, Hufeland u. s. w. in den civilisierten Ländern Europas wiederum zahlreiche Badeanstalten.

Doch erst im 19. Jahrh. begann das Badewesen durch Einführung öffentlicher Badeanstalten wieder einen wirklichen Aufschwung zu nehmen. Einerseits wurden Bäder- und Schwimmhallen in den Städten eingerichtet (in Preußen vor allem durch General Pfuel befürwortet), andernteils Anstalten gegründet, in welchen auch den ärmeren Klassen Gelegenheit gegeben wird, für geringen Preis ein warmes Bad zu nehmen. Neuerdings hat man sogar diese letztern Anstalten dahin ausgedehnt, daß der Badende während des kurzen Aufenthalts in der Anstalt zugleich seine Wäsche gereinigt erhält. Außer den gewöhnlichen Badeanstalten mancherlei Art, je nach den Volksklassen, auf die sie berechnet, finden sich in den größten Städten Europas schon seit längerer Zeit Nachahmungen russ. Dampfbäder (s. Dampfbad), zu denen neuerdings auch noch die in ihren Methoden einander sehr ähnlichen altröm. und orient. Bäder hinzugekommen sind. Diese Bäder führten sich Barter und Urquhart seit 1856 zuerst in Irland ein, weshalb man sie auch »Irische Bäder« zu nennen pflegt. In denselben kommt nicht Wasserdampf, sondern nur heiße Luft zur Anwendung. (S. Frischrömisches Bad.)

Ebenso war es erst dem 19. Jahrh. vorbehalten, Wert und Bedeutung der Mineralbäder für die Heilkunde in wissenschaftlichem Sinne zu bearbeiten. Seit dem 15. Jahrh. waren allerdings die Mineralbäder, namentlich natürliche Thermen, Stahl- und Schwefelbäder vielfach gegen Krankheitsformen in Gebrauch, allein man schrieb doch nur den im Wasser befindlichen Mineralstoffen eine lediglich auf ziemlich ungenaue Beobachtung gegründete Wirkung zu. Dagegen gelang es nun erst der fortgeschrittenen Chemie, vor allem den epochemachenden Arbeiten von Berzelius und Struve, die charakteristischen Bestandteile der Wässer in ihrer Menge und Beschaffenheit mit größerer Sicherheit zu bestimmen. Hieran schlossen sich die Untersuchun-

gen der Ärzte über physiol. Wirkung derselben den Körper. (S. Mineralwasser.)

Für die Gesundheitspflege und Heilkunde sind die Bäder von der größten Bedeutung. Man hat sie hinsichtlich ihres Zwecks in Reinigungs- und Heilbäder eingeteilt. Ihre Wirkungen auf menschlichen Körper hängen ab von den Bestandteilen des Bades und deren Menge, der Dauer der Anwendung, vorzugsweise aber von dem Einfluß der Wärme oder Kälte. Die Wasserbäder reinigen die Haut vom Schmutz und Hauttalg, fördern durch Aufweichen die Abstoßung der obersten Schichten und hierdurch die Verjüngung der Haut selbst. Ferner kommt der Effekt der vermehrte Ausdünstung und der Berstiebenheit des Körpers von außen zur Geltung, da das Wasser 700 dichter ist als das Medium der Luft. Die Wärme im Wasserbade eine Aufsaugung und Aufnahme des Wassers in den Körper stattfindet, ist noch mehr als eine offene zu betrachten; die Absorption kann gewiß nur eine geringe sein, da man beobachtet hat, daß nach dem Bade nicht eine Vermehrung sondern eine Verminderung des Körpergewichts eintritt, sei es durch Abgabe von Stoffen durch die Haut, sei es durch Vermehrung der Lungenspiration. Man unterscheidet hinsichtlich der Temperatur das kalte Bad bis 15° R., das kühle Bad 16–22° R., das lauwarme Bad 23–27° R. und das warme Bad 27–32° R.

Das kalte Bad vermindert je nach der Heilzeit und Möglichkeit der Abkühlung die Blutwärme, vermehrt die Kohlensäureausscheidung, verlängert den Puls- und Herzschlag sowie die Atmung, während die Reizbarkeit der Haut zwar anfangs erst dann aber vermindert und nach beendeter Wiederholung gehoben wird; die Haut verliert ihr Blutreichtum, indem sich die kleinen Blutgefäße zusammenziehen, die innern Organe mehr mit Blut füllen. Bald nach dem kalten Bade tritt eine erhöhte Körpertemperatur, verstärkter Puls nach der Haut, im Nerven- und Muskelsystem das Gefühl der Erfrischung, der Elasticität und Kraft ein; mit der erhöhten Wärmeproduktion eine allgemeine Reaktion und eine nicht geringe Anregung des Stoffwechsels verbunden. Bei weiterer Wiederholung ist das kalte Bad das vorzüglichste Mittel, durch welches die Haut geübt werden kann, Temperaturwechsel zu ertragen. Deshalb wird es vorzugsweise solchen Personen angewendet, welche an einer Neigung zu Erkältungskrankheiten, zu Rheumatismen und Katarren leiden. Nach jedem kalten Bade der Umfang der Stoffwechsel, so benutzt man das wiederholte kalte Bad auch dazu, die Ernährung des Körpers zu verbessern, fehlerhafte Blutmischungen und sogar hartnäckige Veränderungen einzelner Organe zu beseitigen. Am häufigsten benutzt man die kalten Bäder in Form der Fußbäder, die stets von kurzer Dauer, d. h. höchstens 5, 10 bis 15 Minuten, und mit Schwinmbewegungen verbunden sein sollen; hierher lasse man den Körper abtrocknen und abtrocknen nach dem Bade reibe man den Körper trocken, trockne sich rasch an und mache sich alsbald Bewegung; beste Zeit für Fußbäder ist etwas vor dem Schlaf oder vor Sonnenuntergang. Kurze Zeit nach dem Essen, insbesondere nach einer reichlichen Mahlzeit, zu baden, vermeide man, bade aber auch nach dem Morgens, ohne etwas gegessen zu haben. Die Seebäder (s. b.) wirken ebenfalls als kalte

Bäder, doch kommt bei ihnen auch Wellenschlag und Salzgehalt des Wassers zur Berücksichtigung. Zur Behandlung der übermäßig erhöhten Körpertemperatur wendet man kalte und kühle Bäder bei schweren fieberhaften Krankheiten mit außerordentlich günstigem Erfolg an; durch die energische Anwendung kalter Bäder ist namentlich die Mortalität bei typhösen Fieber beträchtlich herabgesetzt worden. (S. Kaltwasserkur.)

Bei den lauwarmen Bädern ist jene Reizung der Empfindungsnerven der Haut nicht wahrzunehmen, allein die Reinigung der Haut geht durch sie unter leichter Beseitigung der Oberhauttrümmern, welche die Hautfunktion hemmen, besser von Statten; der sensible Reiz erweitert in den Muskeln eine angedehnte Empfindung und nach ihrem Gebrauch findet das Gefühl der Ermüdung. Man wendet die lauwarmen Bäder an zur Beruhigung und Beseitigung schmerzhafter Nervenleiden; sie bekommen schwächlichen, zarten und in hohem Grade zu Erregungen geneigten Personen am besten. Warme Wasserbäder haben vorzüglich die Ermüdung der Haut zur Beförderung der Ausdehnung und Abschälung zum Zwecke und finden deshalb ihre Anwendung in Krankheiten, wo durch diese Wirkung eine Heilung erzielt werden soll, besonders in Hautkrankheiten. Sie reizen aber auch die organischen Funktionen und den Stoffwechsel, ohne daß ein heftiger Reiz eine starke Reaktion veranlaßt; und indem sie den Wärmeverlust vermindern, können sie die normale ausgleichende Reaktion herab, sie wirken somit beruhigend; doch beschleunigen sie auch schließlich den Blutkreislauf in der Haut und in den der Wärme zugängigen Teilen und fördern durch Erweiterung der Gefäße die Aufsaugung krankhafter Stoffe im Körper. Die warmen Bäder dürfen nicht zu oft angewendet werden, weil die Haut sonst zu sehr erschlafft und für äußere Einwirkungen zu empfänglich gemacht wird, weshalb auch unmittelbar nach dem jedesmaligen Gebrauche die Haut vorzüglich vor Kälte zu schützen ist, wenn man nicht vorsieht, die Haut durch eine kalte Abkühlung am Schlusse des Bades zu kräftigen.

Ähnliche Wirkungen wie die warmen Bäder, nur in erhöhtem Grade, besitzt das allgemeine Wasserdampfbad, von welchem nicht nur die ganze äußere Oberfläche des Körpers, sondern auch die inneren Auskleidung der Respirationsorgane berührt wird. Dasselbe fördert die Abschälung der Haut, die Abschleimung der Schleimhäute sowie die Schweißabsonderung sehr bedeutend, und ist eines der wichtigsten Zerteilungs- und Heilmittel bei rheumatischen und rheumatischen Übeln, Nervenschmerzen, allen Katarrhen u. s. w. Man muß es aber vorsichtig gebrauchen und die erwähnten Abkömmlinge nicht vernachlässigen. Man hat nicht bloß Dampfbäder (s. Dampfbad) in eigens dazu hergerichteten Badestuben, sondern man erfand auch originale Apparate (unter andern: Willis's «Wasserdampfbad», Triest 1861), bei welchen man aus einer mit Wasser gefüllten kupfernen Blase, die durch Leinwand erhitzt wird, den Dampf erzeugt. Die wichtigsten Vorrichtungen dieser Art sind die sog. «Wasserdampfbäder», bei welchen die mit Wasser angefüllte Person auf einem Stuhle über einer Spirituslampe sitzt. Ferner hat man auch nicht bloß von Wasser, sondern auch von anderen Stoffen, z. B. von Schwefel, Terpen-
tinen- und Nieselnadelektakt, angewendet (s.

hierüber unten die Rauchbäder). Ähnlich wirkt das Bad in heißer trockener Luft, bei dem der reichlich ausgeschleimte Schweiß die obere Hautschichten aufweicht, der Körper eine große Menge von Flüssigkeit durch die Haut ausschleibt, dem Blute viel Wasser entzogen und manche krankhafte Ablagerung im Körper durch Aufsaugung beseitigt wird. Daher wird auch das heiße Luftbad zur Kur bei Gicht, Rheumatismus und allgemeinen Blutkrankheiten empfohlen. Hierzu benutzt man vor allem das Frisch-Römische Bad (s. d.), doch auch die natürlichen Höhlen mit heißer Luft, z. B. die Grotte von Konsummano (s. d.). In neuerer Zeit hat man begonnen, komprimierte Luft zu Heilzwecken anzuwenden. Der Kranke weilt hierbei eine Zeitlang ($\frac{1}{4}$ —2 Stunden) in einem sog. pneumatischen Kabinett, in einem Raume, in welchem die Luft durch Maschinen einem langsam steigenden, später gleichbleibenden (bei 300 mm) Druck ausgesetzt wird. Diese sog. komprimierten Luftbäder, für welche man besondere transportable Apparate konstruiert hat, leisten bei Lungenemphysem, bei mangelhafter Blutbereitung, bei katarrhalischer Laubheit, chronischem Luftröhrenkatarrh sowie bei Lungen tuberkulose und Herzkrankheiten vielfach vortreffliche Dienste. (S. Komprimierte Luft.) Schließlich werden von manchen die sog. Elektrischen Bäder empfohlen teils bei Leiden von Muskeln und Nerven, teils zur Auscheidung von Metallen aus dem Körper; hierbei nimmt der Kranke, während er sich in einer etwas angesäuerten Flüssigkeit befindet, den positiven Pol einer elektrischen Batterie in die Hand, wogegen der negative Pol mit der Wanne zu verbinden ist; doch gibt es auch noch andere Anwendungsweisen der Elektrizität im Bade.

Hinsichtlich der örtlichen oder Teilbäder gilt im allgemeinen die Regel, daß heißes Wasser das Blut nach dem von ihm umgebenen Teile zieht, kaltes hingegen es von dem bezüglichen Teile verdrängt. Daher wendet man heiße Fuß- und Handbäder an, um den Blutandrang vom Gehirn und von den Lungen nach den Extremitäten hinzuleiten. Kalte Sturz-, Tropf-, Regen- und Staubbäder werden angewendet, um das Blut aus gewissen Teilen (besonders aus dem Kopfe, z. B. bei manchen Geisteskrankheiten) zu vertreiben und die erweiterten Gefäße wieder zusammenzuziehen, daher als Zerteilungsmittel von Entzündungen. Doch bewirkt auch das Eintauchen in kaltes Wasser in der Nachwirkung härteren Blutandrangs nach den eingetauchten Teilen. Sehr energisch wirken die Douchebäder. Ein mehr oder weniger starker Wasserstrahl wird hierbei auf einen Punkt des Körpers geleitet, wo er Belegung, Zerteilung, aber auch bei Übermaß Entzündung und Geschwulst hervorbringen kann. Man benutzt diese Bäder besonders bei Affektionen des Nervensystems und krankhaften Ablagerungen, als aussehnende Douche bei Hämorrhoiden, Gebärmutterkrankheiten, Störungen der Menstruation, Leitorrhöe, Stuhlverstopfung, und als schottische Douche (abwechslend heiß und kalt) gegen Lähmungen. (S. Douche.)

Die Dauer aller dieser Bäder ist gewöhnlich keine lange; sie werden meist nur 10 Minuten bis $\frac{1}{2}$ Stunde, höchstens eine ganze Stunde lang angewendet, während man ehedem viel länger in den Bädern zu verweilen gemohnt war. In neuerer Zeit hat man indes, namentlich in Wien, permanente

Warmwasserbäder angewendet, bei welchen der Kranke tage-, ja wochenlang im Bannbade zubringen muß zur Linderung der Schmerzen, Verminderung des Fiebers und Förderung des Heilungsprozesses. Dieselben scheinen insbesondere bei ausgebreiteten Verbrennungen und manchen hartnäckigen Hautkrankheiten nützlich zu sein. Auch örtlich, d. h. nur für einzelne Körperteile, wendet man solche permanente Bäder insbesondere bei eingewachsenen Nägeln, Fußgeschwüren, nach Operationen u. s. w. an. Vgl. Feis, „Die permanenten oder prolongierten Solalbäder bei verschiedenen örtlichen Krankheiten“ (Epp. u. Heidelb. 1860).

Die medizinischen Bäder, denen man mineralische oder vegetabilische Stoffe beigemischt hat, standen früher bei den Ärzten in größerm Ansehen als jetzt, wo die physiol. Schule ihre Kraft und Wirkungsweise genauer geprüft und auf ein richtigeres Maß zurückgeführt hat. Die Haut ist für das Eindringen fremder Körper allerdings nur in sehr beschränktem Grade zugänglich. Zwar noch bis vor kurzem hielt man dieses Organ für dasjenige, durch welches man Arzneimitteln in größerer Menge dem Körper bequem einzuverleiben im Stande sei, indem es zur Aufnahme dieser Stoffe eine verhältnismäßig große Oberfläche darbietet. Allein die jüngsten Untersuchungen haben gelehrt, daß eine Absorption salziger, im Bade aufgelöster Stoffe, wenn sie stattfindet, nur gering sein kann; viele Ärzte sind jetzt sogar der Meinung, daß die Wirkung salzhaltiger Bäder sich besser auf mechan. als auf chem. Weise erklären lasse; sie behaupten, daß der Reiz des Salzwassers auf die Haut ein mächtigerer Faktor dieser Wirkung sei als die chemische, durch die aufgenommenen Salzbestandteile bedingte Umwandlung des Bluts. Dies betrifft die Würdigung der Bäder hinsichtlich ihres Gehalts an Eisen, Kalk, Glauber-, Bittersalz, Natron, Jod, Brom, Arsenik und Kochsalz. Dagegen steht die Aufsaugung der im Bade befindlichen Gase unzweifelhaft fest, indem beispielsweise Schwefelwasserstoffgas, Kohlensäure, überhaupt flüchtige Stoffe durch die Haut in das Blut übergehen, somit auch in demselben eine chem. Wirkung entfalten können. Die arzneilichen Bäder sind teils Nachahmungen der natürlichen Mineralwässer, teils enthalten sie andere, noch ziemlich allgemein für heilkräftig gehaltene Mischungen. Von mineralischen Substanzen mischt man unter das Wasser: Koch-, Stein- und Seesalz, Salzsäure, ägendes Quecksilbersublimat, ägendes oder kohlensaures Kali oder Natron, Asche, Seife, Jod, Schwefel, Eisen u. s. w.; von vegetabilischen: Wein, Essig, Auflösungen ätherischer Öle, Aufgüsse von Thymian, Rosmarin, Lavendel, Wermut, Ralmus, Weizenklein, Gerstenmalz, Weiden-, Eichen-, Chinarinde, Fichtennadel-Extrakt u. s. w.; von animalischen: Milch, Blut, Fleischbrühe u. s. w. Ob von letztern (den sog. nährenden) viel in den Körper aufgenommen wird, ist freilich mehr als zweifelhaft. Kochsalzhaltige Bäder wirken außerordentlich belebend und kräftigend auf die Haut und namentlich auf das Drüsen-system und bilden deshalb ein souveränes Heilmittel gegen alle skrofulöse Haut- und Drüsenkrankheiten. (S. Solalbäder.) Auch dem Wasser, welches man als Dampf auf den Körper einwirken läßt, hat man mit gutem Erfolg Arzneistoffe zugefugt, die natürlich flüchtiger Natur sein müssen. Hieran schließen sich die sog. Rauchbäder oder medikamentö-

sen Räucherungen, in denen der ganze Körper einzelne Teile desselben, mit Ausschluß des Kopf mit Dämpfen in Verbindung gebracht werden, man durch vollständige oder teilweise Verflüchtigung trodener Arzneistoffe erzeugt. Angewendet werden hierzu harzige aromatische Substanzen, Weizen-, Myrrhe, Benzoe, Bernstein, auch Schwefel, Zinber und Quecksilber. Die größte Vorsicht ist bei Rauchbädern von Schwefel und Quecksilber anzuwenden, weil sie leicht gefährliche Zufälle herbeiführen. Anwendung muß in einem sog. Räucherungs-Apparat geschehen, in welchem nur der bestimmte Körper, in welchem man die Wirkung erzielen will, mit den Dämpfen eingeschlossen wird, damit Respirationsoorgane nicht belästigt werden. Am liebsten sind jetzt die Fichten- oder Kieferndampfbäder (bei Rheumatismen u. s. w.). Früher Zeit benutzte man zu ähnlichem Zwecke in manchen Gegenden aus vulkanischem Boden steigenden heißen Dämpfe, z. B. in der Nähe von Pizzuoli bei Neapel.

Ein eigentümliches Dunstbad ist das sog. Malische Bad (s. d.), welches schon den Alten bekannt war und besonders bei Nährungsstörungen in Gebrauch war. Von Gasbädern sind besonders von Schwefelwasserstoffgas (Schwefelbad) und die von kohlensaurem Gas gebräuchlich, namentlich an gewissen Heilquellen. Das Schwefelwasserstoffgas, in geringer Quantität der atmosphärischen Luft beigemischt, stimmt die Respiration auf die normale Weise herab und mäßigt die Beschwerden mancher Asthmakranken. In stärke-ter Quantität mit der Haut in Verbindung gebracht, leistet es bei Hautkrankheiten, Rheumatismus, Syphilis, Nährungsstörungen und chronischen Metallvergiftungen treffliche Dienste. Das kohlensaure Gas wirkt aufregend auf die Haut und das Nervensystem, fördert den Monatsfluß und wird besonders in Form von Halbbädern an manchen Kurorten, z. B. in Ems und Vichy, häufig gebraucht. Bäder festgewichen Substanzen sind die Schlamm- (s. d.), auch Moorbäder genannt. Unter die-der in festen Stoffen rechnet man das Schneebad, das Erdbad, das Sandbad, das Aschenbad u. s. w. und das Laubbad. Das Schneebad wendet man an, um Erfrorene wieder ins Leben zurückzuführen; man umgibt den ganzen Körper mit Schnee, bringt diesen durch äußere Wärme zum Schmelzen. Das Erdbad, das Eingraben oder Bedecken des ganzen Körpers, ausschließlich des Kopfes, mit scharer Erde, wird bei Scheintod nach dem Blüthen angewendet. Bei den nassen warmen Sandbädern (Arenationen) wird der Badende in Gräben eingegraben; man gebrauchte sie ehemals als Heilmittel bei Wiederbelebung Ertrunkener. Trod Sandbäder, mäßig erwärmt, gebraucht man bei Schwißkur bei Gicht, Rheumatismen, Bright'scher Nierenkrankheit, Metallvergiftung u. s. w. in Anstalten zu Dresden (Dr. Flemming), Köthen (Dr. Sturm), Berlin; hier gibt man Sandbäder von -50° C. oder 38–40° R. und von der Dauer 25–45 Minuten. Der trodene Sand wird in heißen Eisenplatten erwärmt, und eine Sandschicht von 10–12 cm auf die Extremitäten und den Bedeckungsgegenstand und 1 cm stark auf den Unterleib bedeckt. Allgemeine oder örtliche Laubbäder werden bereitet aus trodnen Birken-, Eichen-, Kiefern- und andern Blättern, mit denen man den Kranken bedeckt. Sie sind ein bekanntes Heilmittel gegen Wasserfuchten und wirken bei

ſchneitreibend. Angewandt werden ſchließlich einfache Luſt- und Sonnenbäder, wobei ſich der an allgemeiner Malaria mit Schwäche leidende Kranke in einer Hängematte entleidet der vollen Einwirkung der atmosphäriſchen (Berg-)Luft und des Sonnenlichts ausſetzt. Über Mineralbäder ſ. Mineralwaſſer und Balneographie.

Litteratur. Unter den Schriften, welche ſich im allgemeinen über Baden und Bäder (mit Ausſchluß der Mineralquellen und Kaltwaſſerheilbädern) verbreiten, ſind hervorzuheben: Marcard, »über die Natur und Gebrauch der Bäder« (Gannov. 1793); Speier, »Über die Natur und Anwendung natürlich und künstlicher Bäder« (Berl. 1803); Kunſch, »über die Bäder« (Lpz. 1806); Büſch, »über das Bedürfnis von Bädern« (Zür. 1843); Neißner, »Abhandlung über die Bäder« (Lpz. 1852); Bell, »A treatise on baths« (2. Aufl., Philad. 1859); Verſch, »Geſchichte der Balneologie u. ſ. w.« (Wärzb. 1863); derſelbe, »Polytechniſche Balneologie; eine Abhandlung über Sand-, Moor-, Schlamm- und Riefernabelbäder u. ſ. w.« (Erlangen 1871); Williams, »Modern hydropathy« (5. Aufl., Lond. 1872); Rahn, »Bäderkunde und Bäderheilbäder« (Gangert. 1874).

Badaſchſchān, Alpenland in Turkeſtan, öſtlich von Kunbuſ, liegt wiſchen dem Hindukuh und der Krännung, welche der Amu-Darja mit ſeinem ſüdl. Quellſtrome, dem Pandſcha, bildet, erſtreckt ſich von 36–38° nördl. Br. und 69° 30'–72° öſtl. L. (von Greenwich) und wird vom Koſſcha und ſeinen zahlreichen Zuſſäßen durchſtrömt. Im O. grenzt es an die Landſchaften Bachan (oberes Thal des Pandſcha, eſſianiſch), Schugnan und Koſchan, im N. an Kulab und Darwas (die letztern vier Länder gehören zu Badama), im S. an Kaſtriſtan. V. iſt durchſchnitten durch ſchönes Klima, liebliche Thäler und Bäche, durch Früchte, Blumen und Nachtigallen, ſonſt aber ehemals durch ſeine Rubingruben. Letztere liegen in den niedrigeren Bergen nahe am Fuß, und die Rubine finden ſich in einer weißen Erde krüſenartig in Kryſtallmaſſen eingelagert. Das höhere Gebirge liefert Eiſen, Salz, Schwefel und viel Lapis-Lazuli. Letzterer bildet Abern von bedeutender Wichtigkeit in einem grauen Mutterſtein. Die Einwohner des Landes ſind perſiſch machende Schützen, Taſchik, Özbekhen und ſunwiſche Araber, gelten als ungemein geſellig und ſittrei und werden auf 100 000 Seelen geſchätzt. Der wichtigſte Induſtriezweig iſt Eiſengieſerei; der Handel wird namentlich von den Afghanen betrieben. Das Land ſteht unter der Vorherrschaft von Kaſtriſtan. — Die Hauptſtadt Kaiſabad am öſtlichen Ende war durch die Eroberungszüge des Chan in Kunbuſ ſehr verödet und durch Erdbeben 1832 zerſtört worden, hat ſich aber wieder erholt. Die Bevölkerung treibt Eiſeninduſtrie und Waffenfabrikation, namentlich auch Handel mit geraubten Sklaven. Im SO. von ihr liegt der Ort Dſcherem, mit 500 E., früher Hauptſtadt. Der weſtlich von Kaiſabad gelegene Ort Kuſaſ iſt der Haupthandelsort des Landes und Knotenpunkt der Straßen von Kaſchgar, Tſchital, Kaiſabad, Ghulm, Balch und Kulab. Vgl. »General report of the great geographical survey of India« (Dehra-Doon 1871); Wood, »A journey to the source of the river Oxus« (Lond. 1872). Bei den Bewohnern von V. ſind die ſüdlicher wohnenden Kaſir hat ſich die Sage von ihrer Abſtammung von den bei

Alexanders d. Gr. Juge hier zurückgebliebenen Macedoniern erhalten.

Badaſſa, feſte Hauptſtadt der gleichnamigen ſpan. Provinz (22 500 qkm mit [1877] 432 809 E.) ſowie der ganzen Landſchaft Gítramabura, eine Ciudad von 22 966 E., Waffenplatz erſten Ranges, Sitz des Generallapitáns und eines Biſchofs, liegt 9 km von der portug. Grenze, an der Eifenbahn von Madrid nach Liſſabon und am linken Ufer der Guadiana, welche von einer 522 m langen Brücke von 28 Bogen überſpannt wird. Außer dem mit acht Baſtionen verſehenen Wall wird der Platz durch einen ſehr ſtarken Brückentopf, das Fort San-Chriſtopal, das Kronenwerk Barbaleas und die geſchloſſene Schanze Picurina verteidigt; in dem Winkel wiſchen Guadiana und dem Fluſſchen Rivillas liegt auf hohem Felskegel ein beſtütztes Schloß. Die Stadt zerfällt in die obere und untere, iſt regelmäßig gebaut, aber ſtiller und ſchmutziger, hat eine merkwürdige Kathedrale mit prachtvoller Orgel und Gemälden von Mateo Cerezo und Morales, 5 Pfarrkirchen, 12 Klöſter, 5 Spitäler, Fabriken für Hüte, Leder und Jagene und unterhält lebhaften Grenzhandel, aber auch ſtarke Schmuggelerei. Die wenig bevölkerte Umgegend iſt meiſt Weideland und leidet Mangel an Trinkwaſſer.

B. iſt die von den Römern neuerbaute Stadt Pax Augusta in Luſitanien. Von den Mauren Babalioz, Babalioth oder Bathallus genannt, war dieſelbe ſeit Auflöſung des Kalifatſ von Cordova (1080) Sitz des Königreichs der Beni Maſtaſ, bis 1094 die Stadt von den Almoraviden erobert ward. Nachdem B. 1087 durch Alfons VI. von Caſtilien erobert, dann wieder in den Beſitz der Mauren gekommen, 1168 denſelben durch Alfons I. von Portugal, dieſem aber wieder durch Ferdinand von Leon entriſſen worden, wurde es 1228 durch Alfons IX. von Leon den Moſlems für immer abgenommen. Als ein Schlußſtein zu Portugal iſt die Stadt auch in der neuern Geſchichte vielfach wichtig geworden. Sie wurde 1658 von den Portugieſen vergeblich belagert, dann 1706 im Spaniſchen Erbfolgekriege von den Alliirten, welche hier 20. Mai 1709 unter Wallway und Fronteira durch die Spanier und Franzoſen unter Du Bay eine Niederlage erlitten. Zu B. wurde 6. Juni 1801 wiſchen Spanien und Portugal Friede geſchloſſen und 31. Mai 1808 brach daſelbſt der Aufſtand gegen Napoleon I. aus. Im Franzöſiſchen Kriege wurde B. 28. Jan. 1811 durch 17 000 Franzoſen unter Soult belagert, 11. Febr. das Kronenwerk Barbaleas durch Überfall genommen, 19. Febr. ein Entſatzheer an der Gebora geſchlagen, worauf 9. März die Feſtung kapitulirte. Hierauf wurde es dreimal durch die Engländer, das letzte mal unter Wellington, belagert, zum erſten mal nach der Eroberung von Olivença 16. April 1811, doch mußte, da Soult zum Entſatz anrückte, die Belagerung 14. Mai aufgehoben werden; zum zweiten mal, nach den Schlachten von Fuentes de Oñore und bei Albuera, vom 25. Mai bis 16. Juni 1811, doch ebenfalls vergebens. Die dritte Einſchließung ſeit 17. März 1812 endete mit der Eroberung der Stadt durch Erſtürmung des alten Schloſſes am 6. April (die Picurina war ſchon am 25. März erobert worden), nach einem mörderiſchen Kampfe. Badalocchio (Sito), genannt Roſa, geſchloſſen Kupferſteiner und Valer, geb. 1581 zu Parma, geſt. 1647 zu Bologna, hatte Annibale Caracci zum

Lehrer. Mit Lanfranco zusammen stach er die Bibel Rafaels in 23 Blättern. Als Leichtigkeit im Zeichnen war außerordentlich, doch wurde er in der Erfindung von andern Schülern des Caracci übertroffen. Arbeiten von ihm finden sich in Reggio (die Kuppel St. Johannis), ferner im herzogl. Palazzo zu Gualtieri (die Thaten des Hercules), dann in Parma (der heil. Franz bei den Kapuzinern).

Badaub (frz.), Kropf, Pinsel, Maulaffe; Badaubage, Badauberie, Wesen und Thun eines B.; Badaubieren, unser: Maulaffen feil halten.

Badebriefel, s. Etztem.

Badebeker (Karl), bekannt durch Begründung der seinen Namen führenden Reisehandbücher, geb. 3. Nov. 1801 zu Essen als ältester Sohn des Buchhändlers und Buchbruders Gottschalk Diedrich B. (geb. 13. Juli 1778, gest. 23. März 1841), erlernte seit 1817 in Heidelberg die Buchhandlung und ließ sich nach beendiger Lehrzeit daselbst als Student inskribieren. Nachdem er später noch in Berlin konditioniert, eröffnete er 1827 zu Koblenz ein eigenes buchhändlerisches Geschäft. Durch den Ankauf der holländischen Buchhandlung war Kleins «Rheinreise» in seinen Verlag übergegangen. Mit der dritten, von B. selbst umgearbeiteten Auflage dieses Werks, das den Titel «Rheinlande» (21. Aufl. 1881) erhielt, trat er 1839 zum ersten mal als Reisechriftsteller auf. Ermutigt durch den Erfolg, ließ er noch daselbe Jahr Reisehandbücher für Belgien und für Holland erscheinen, welche später in eins («Belgien und Holland», 15. Aufl. 1880) verschmolzen wurden. Diesen folgte das «Handbuch für Reisende durch Deutschland und den österr. Kaiserstaat» (2 Tle., Kobl. 1842), welches später in zwei Theilen ausgegeben ward: «Mittel- und Norddeutschland» (19. Aufl. 1880) und «Süddeutschland und Oesterreich» (18. Aufl. 1879). Im J. 1844 schloß sich «Die Schweiz» (19. Aufl. 1881) an. Als Vorbild nahm sich B. bei Abfassung dieser Bücher Murray's berühmte «Handbooks», doch ist der Inhalt seine eigene Arbeit. Er durchreiste Jahr für Jahr die von ihm beschriebenen Länder und vermochte so seinen Angaben und Mittheilungen die größte Zuverlässigkeit zu verleihen. Diese Eigenschaft gewissenhafter Forschung, verbunden mit tactvoller Auswahl des Stoffs, gewannen den Reisebüchern bald die Gunst des Publikums in solchem Grade, daß der Name «Badebeker» sogar als Ausdrucksweise für andere derartige Unternehmungen benutzt wurde. Nachdem B. noch das Handbuch über «Paris und Umgebungen» (1855; 10. Aufl. 1881) veröffentlicht, starb er 4. Okt. 1859. Seine Söhne (Ernst, geb. 26. Okt. 1833, gest. 23. Juli 1861; Karl, geb. 25. Jan. 1837; Fritz, geb. 4. Dec. 1844) setzten die Bestrebungen des Vaters gemeinsam mit mehreren Mitarbeitern fort. Im Okt. 1872 siedelte die Firma von Koblenz nach Leipzig über. Die Sammlung der B.'schen Reisehandbücher umfaßt außer den bereits genannten Bänden noch «London, Südingland, Wales und Schottland» (1862, 7. Aufl. 1881), «Italien» (3 Bde.: «Oberitalien», 1861, 9. Aufl. 1879; «Mittelitalien und Rom», 1866, 6. Aufl. 1880; «Unteritalien, Sicilien, Malta, Sardinien und Athen», 1866, 6. Aufl. 1880), «Balkanästina und Syrien» (Lpz. 1875, 2. Aufl. 1880), «Aegypten» (1. Teil, Lpz. 1877), «Schweden und Norwegen» (Lpz. 1879), sowie engl. und franz. Bearbeitungen fast aller dieser Werke, die im Auslande weite Verbreitung gefunden haben.

Bad-Eister, Badeort in der sächs. Kreishauptmannschaft Jwidau, s. Eister.

Baden, ein zum Deutschen Reiche gehöriges, Südwesten desselben gelegenes Großherzogtum, welches seinem Flächengehalt nach die vierte, sein Einwohnerzahl nach die fünfte Stelle unter 1 Bundesstaaten einnimmt. Das Großherzogtum wird im O. und N. von Bayern und Württemberg, im Südwesten von Frankreich, im Westen von Baden und Hessen begrenzt und von der Rhein westlich von der bayr. Pfalz und Elsaß wie südlich von der Schweiz begrenzt. Die gesamte Grenzlinie beträgt etwa 1800 km, von auf die Rheingrenze 415 kommen. Die größtenteils gestreckte des Landes von Süden, der Rhein bei Basel, in nordöstl. Richtung bis Wertheim. Main beträgt 290 km. Die Breite ist sehr verschieden und zeigt im S. 80—122, im N. 82 km, während sie in der Mitte, in gerader Linie über Karlsruhe bis auf 15 km abnimmt. Der Flächengehalt des Landes beträgt 15036,73 qkm, ohne den Anteil Baden's (182,33 qkm). In Bezug auf Bodenbeschaffenheit zerfällt B. in das weidl., am rhein Rheinufer gelegene Tiefland und in das östl. bergige- und Hügelland, und zwar in solchem Verhältnis, daß von der gesamten Oberfläche dem Tieflande 44 Proz., dem Hügellande 40 Proz. und dem Flachlande 16 Proz. zukommen.

Gebirge. Das Hauptgebirge ist der Schwarzwald (s. d.), ein walbreiches Kettengebirge, bei der Rheinmündung zwischen Basel und Säckingen hebt und in seiner nordöstl. Längenerstreckung 180 km bis Pforzheim und an die Eng seinen Namen bewahrt. Das Gebirge fällt im W. nach ab und umschließt mit den ihm parallel laufenden Vogeisen die geeignete, ausgedehnte Thalebene Oberrheins, deren ganze östl. Hälfte die boden über 255 km lange und durchschnittlich 9—14 km breite Rheinebene bildet. Der Schwarzwald durch das Querthal der Kinzig in eine obere und eine untere ober nördl. Hälfte getheilt, jene mit einer mittlern Erhebung von 975 m, diese von 650 m. Der Hauptstod des obern Schwarzwaldes ist der Feldberg, der eine Höhe von 1483 m erreicht. Von den höchsten Ruppen der obern Berge fast strahlenförmig auslaufenden Bergketten sind der 1416 m hohe Welschen, wegen seiner pyramidalen Form, und der tief ins Oberrheinthale hineinragende, 1167 m hohe Blauen, die schöne Aussicht über die Westschweiz und die Pfalz bietet, besonders zu bemerken. Eigentümlich dem obern Schwarzwalde die vielen Plateaus, ausgedehnten Hochebenen, von zahlreichen Wald- und kleineren Städten erfüllt. Das am Rheine gelegene Dorf, Hörschingen bei St. Blasien, 970 m, die höchstgelegene Stadt, Böhnenberg, 970 m über dem Meeresspiegel. Der Hauptstod des unteren Schwarzwaldes ist die 1166 m hohe Hohenstein, südöstlich mit dem Fuß des Kniebis und nördlich mit der 975 m hohen Wadner. Die Ausläufer des Schwarzwaldes nördlich der Eng bis an den Neckar, die keinen gemeinsamen Namen tragen, bilden ein Hügelland 300 m mittlerer Höhe; ihre höchste Erhebung ist der Königsstuhl (567 m) bei Heidelberg. Der Schwarzwald wird von vielen, zum Teil tiefen und geschwundenen Querthälern mannigfach gegliedert, von denen mehrere zu den malerisch schönsten südl. Deutschlands gehören. Die meisten der Westseite des Gebirgs, unter denen vor-

S. das Alb., Murg-, Don-, Neck-, Rinzig-, Elz-, Höll- und Rinstertal als die bedeutendsten sich zeigen. Am Südrande münden das Miesel-, Wehra- und Dutachtal. Im SO. schließt sich der Schwarzwald an die Höhenzüge und Plateaus des sog. Deutschen Jura an, die vom südl. Rhein aus zwischen Oberrhein und Oberrhein (in nordöstl. Richtung unter wechselnden Benennungen durch ganz Schwaben nach Franken bis zum Fichtelgebirge hinreichen. In den bad. Anteilen dieses Jura-Hoch- und Hügellandes, das die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau enthält, treten hervor der Oberrhein (900 m), die merkwürdigen Hegauer Legebirge (Hohentwiel und Hohenthränen 820, die württemb. Gailberg Hohentwiel 670 m), die Jura mit dem Heuberge als Anfang der Rauhen Alp. Der Oberrhein, der den Winkel zwischen Neckar und Main (etwa 2420 qkm) erfüllt, ist ein weniger gebirgiges Massengebirge mit einer mittleren Erhebung von 440 m, das mit dem größern östl. Teile dem Großherzogtum Hessen, mit dem andern südlichen D. angehört. Im letztern liegen die höchsten Gruppen, unter ihnen der Ragenbühl (84 m) nahe am Neckar. Die Bergwände fallen steil ab und bilden die linke Seite des romantischen Oberrheintals. Nordöstlich geht der Oberrhein in zwei wellenförmige, fruchtbare Hügellandschaften über, in das Bauland und Fränk. Hügelland, beide durch die Tauber geschieden. Der Rheinebene im Breisgau erhebt sich eine kleine vulkanische Berggruppe, der Kaiserstuhl, mit 40 größern und kleinern Bergen. Der höchste Peak dieses merkwürdigen Basaltgebirgs, „bei neuen Linden“ genannt, steigt bis 549 m.

Flüsse und Seen. D. wird durch zwei der größten Ströme unsers Erdteils, die Donau und Rhein, in den Bereich zweier entgegengesetzter Gebiete gezogen. Die Donau, die auf dem östl. jenseitigen des südl. Schwarzwaldes ihren Ausgang nimmt, umfließt hier ein Quellgebiet von etwa 880 qkm. Die Wasserscheide zwischen Donau und Rhein liegt über die Sommerau oberhalb Triberg in südöstl. Richtung in einer Höhe von 950 m bis zur Jura, wo die Brege entspringt, die in Donau münden mit der von der Sommerau kommenden sich vereinigt, um von nun an unter dem Namen Donau ihren langen östl. Lauf nach dem schwarzen Meere zu beginnen. Der Rhein ist der Strom und bildet in seiner südwestl. Richtung nach einige schwach. Übergreifungen, namentlich den Kanton Schaffhausen, unterbrochene Südr. bis Basel und von da in seinem nördl. Laufe ins westl. Grenze des bad. Landes. Der Oberrhein bei seinem schnellen Laufe, starken Strubeln Stromschnellen nach dem Charakter eines Bergflusses; der Oberrhein von Basel bis Mannheim ist zahlreiche größere und kleinere Inseln (über 1000) vielfach gespalten und dadurch an manchen Stellen bis auf 950 m erweitert. Durch Kettenflüsse mittels Durchschnitten nach dem Plane des Ingenieurobersten Tulla wurden badischerseits Flüsse und seinen Überschwemmungen bereits 1600 ha jetzt barmherzigen Landes entzogen. Der Rhein ist die bedeutendste und frequenteste Wasserstraße des mittlern Europa. D. allein zählt auf Rheine über 600 Segelschiffe (von 800—5000 Ladungsfähigkeit). Hierzu kommen die Dampfschiffe und solner und düsseldorfer und zahlreiche 100) Dampfschleppschiffe verschiedener an-

derer Gesellschaften. Bei dem Vorsprunge, den die Eisenbahnen an beiden Ufern des Rheins vor den Dampfschiffen voraus haben, gehen letztere jedoch nur bis Mannheim, dem wichtigsten Stapelplatz des Oberrheins.

Der Rhein erhält auf bad. Gebiet zahlreiche größere und kleinere Zuflüsse, die sämtlich dem Schwarzwald entspringen. Die bedeutendsten darunter sind von Süd nach Nord: Dutach, Wiese, Elz, Rinzig, Murg und Neckar. Sie sind für die Holzflößerei wichtig. Schiffbar ist nur der Neckar, einer der ansehnlichsten Binnenflüsse Deutschlands. Er trägt Segelschiffe bis von 1000 Etrn. Auch wurde er längere Zeit auf der Strecke zwischen Heidelberg und Heilbronn von württemb. Dampfschiffen befahren. Der Main bildet nur auf eine Strecke von 67 km die Nordgrenze des Großherzogtums, Bapern gegenüber. Die aus Württemberg kommende Tauber durchfließt auf bad. Gebiet den fruchtbaren Taubergrund und mündet bei Wertheim in den Main. Vom Bodensee gehören zu D. 182, qkm. Eigentümlich sind dem Schwarzwaldgebirge viele kleine Seen von 2—5 km Umfang auf einer Höhe von 785 bis über 1000 m. Die bedeutendsten sind der Titisee und der Feldsee am Feldberge, der Wildsee auf dem Aniebis, der Rummelsee auf der Hornisgrünbe, der Herrenwiesensee auf der Badner Höhe u. a.

Klima. Bei der großen Verschiedenheit der Höhenverhältnisse (die Differenz zwischen dem höchsten Punkte, dem Feldberge, 1495 m, und dem niedrigsten bei Mannheim, 98 m, beträgt fast 1400 m) findet in D. natürlich auch ein großer klimatischer Wechsel, namentlich in der Wärmeverteilung, statt. Es läßt sich die mittlere Temperatur der Ebene zu 10° und die des Gebirgslandes zu 7° C. annehmen, und es gehört sonach die bad. Rheinebene zu den wärmsten Gegenden ganz Deutschlands. Diese glücklichen Klimaverhältnisse machen D. im allgemeinen zu einem der fruchtbarsten Länder Deutschlands und des mittlern Europa. Neben reichen Roggen-, Gerste- und Weizenfeldern erblickt man Maisfelder, die 340—350jährig tragen; sie wechseln ab mit den schönsten Obstbäumen des Apfels, Kirsch-, Pfauenen-, Apfels- und Birnbaums und dem die westl. Terrassen des Schwarzwalds schmückenden Weinstrauch. An diesen reizenden Vorbergen steigt der Kirsbaum bis zur Höhe von 400, die Aepfel bis zu 440 m, die übrigen Obstsorten begleiten die höhern Regionen bis zu 630, der wilde Kirsbaum sogar bis 780 m, immer noch in Gesellschaft der ergiebigen Kultur der Cerealien. Unter diesen steigt der Hafer noch bis 1100 m auf, von wo an er durch Futtertrücker vertreten wird, welche die ausschließliche Zone der Viehzucht bezeichnen.

Bevölkerung. Die erste genauere Zählung seit Bildung des Großherzogtums erfolgte 1812 und ergab rund 1 Mill. E., folglich durchschnittlich 66 auf 1 qkm. Die offizielle Zählung vom 1. Dez. 1880 ergab 1 570 196 E. (also 104 auf 1 qkm), wovon 765 279 männliche und 804 917 weibliche. Die Zunahme seit 1875 beträgt 4,3 Proz. Nach der Konfession sind 63,3 Proz. katholisch, 34,3 Proz. protestantisch, 1,7 Proz. Juden. D. zählt im ganzen 1584 polit. Gemeinden, darunter 114 städtische, und 32 Kolonien. In den Städten wohnen 31,3 Proz. der Bevölkerung. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist schwäb. Stammes und gehört zum größten Teil dem alaimann. Zweige desselben an. Dieser nimmt das sog. Oberland südwärts der Murg ein

und wird heute noch von den Bewohnern des Unterlandes, abwärts der Murg, mit dem Namen «Schwabens» bezeichnet. Nördlich der Murg folgt anfangs eine gemischte Bevölkerung, bis sie in der Pfalz in den rein fränk. Stamm übergeht.

Bodenproduktion. B. gehört durch Fruchtbarkeit des Bodens, namentlich in der Rheinebene und dem Sügellande, überall aber durch sorgfältigen Anbau zu den ergiebigsten Ländern Europas. Von der Gesamtfläche des Bodens sind 40,5 Proz. Acker, 1,1 Proz. Garten, 1,8 Proz. Weinberge, 12,8 Proz. Wiesen, 2,3 Proz. Weide, 38 Proz. Forstland. Das gebaute Getreide aller Art deckt nicht nur das eigene Bedürfnis, sondern es wird noch ein großer Teil davon, hauptsächlich nach der Schweiz und nach Frankreich, ausgeführt. Die Weinkultur hat in B. in neuerer Zeit eine hohe Stufe erreicht; sie wird (1878) auf 20508 ha betrieben. Die Weine zeichnen sich größtenteils durch ungewöhnliche Süßigkeit und angenehme Milde aus. Mehrere Sorten, insbesondere der milde Markgräfler, der würzige Klingelberger und Durbacher, vorzüglich aber die trefflichen Rotweine Mienthaler, Zeller u. a., die neben den besten franz. Rotweinen mit Ehren bestehen, sind in ganz Deutschland und in der Schweiz beliebt und gesucht, und haben sich selbst nach England und Amerika steigenden Absatz erworben. Auch der Tabaksbau hat sich sehr gehoben, namentlich in der Pfalz, dessen Erzeugnis sich eines besonders guten Rufes erfreut und einen Haupthandelsartikel des Großherzogtums bildet; 1878 wurden auf 5515 ha 7 943 000 kg Tabak erzeugt. Dem Tabak am Umfang und an Bedeutung am nächsten kommt der Anbau von Hopfen (auf 2402 ha) und Hanf (auf 6104 ha). Jener wird hauptsächlich im Unterlande, namentlich in der Pfalz, dieser im Oberlande, im Breisgau und vorzüglich im sog. Hanauerlande zwischen Rehl und Raistatt gewonnen. Pfälzer Hopfen zählt zu der besten Sorte in Deutschland.

Hierzu kommt der Ertrag an Waldungen, der einen Hauptreichtum des Landes bildet. Der Stand der Waldfläche von 1877 beträgt 525 696 ha, darunter Staatswaldungen 92 977 ha, Gemeindewaldungen 246 695 ha; im Besitz von Stiftungen sind 12 986, von Privaten 173 038 ha. B. besitzt im Verhältnis zu seinem Flächenraume die größte Waldfläche (ein Drittel des Großherzogtums) unter den süddeutschen Staaten; zugleich ist die Beforstung als mustergültig anerkannt. Namentlich gehört der untere Schwarzwald, das Gebiet der Rinzig, Murg, bis zur Enz, zu den ausgezeichnetsten deutschen Nadelholzwaldungen; in ihm erblüht man ganze Bestände herrlicher Weißtannen von 50—56 m Höhe, die als sog. «Holländer» zum Schiffbau in die Niederlande ausgeführt werden. Der Wert des jährlichen Ertrags sämtlicher Waldungen wird auf 14—17 Mill. Mark berechnet. Mindestens ein Drittel des jährlichen Holzabtriebs kommt in den Handel für das Ausland. Dieser sehr umfangreiche Holzhandel, von alters her durch sog. «Schifferschaften» betrieben und durch die flößbaren Flüsse des Schwarzwaldes, insbesondere aber durch den Rhein befördert, erstreckt sich hauptsächlich nach Holland. Die Viehzucht ist zwar ansehnlich, doch steht B. in diesem Zweige der Landwirtschaft hinter Württemberg zurück. Der Viehstand war nach der Aufnahme im J. 1878 folgender: Pferde 65 760, Rindvieh überhaupt 648 782, Schafe 137 658, Schweine 272 333, Bienenstöcke 84 204 u. f. w.

Der Mineralreichtum des Landes erscheint nicht beträchtlich, daher der Bergbau bis jetzt wenig umfangreich noch gewinnbringend war. Am bedeutendsten ist die Eisenproduktion. Außerdem werden gewonnen: Braun- und Steinkohlen, Erz, Zinkerze, Silber und Gold aus dem Rheinsande. Doch nehmen die Goldwäschereien in neuer Zeit als wenig lohnend mehr und mehr ab. Ebenso haben die in älterer Zeit betriebenen u. neuerdings wieder entdeckten Salzeigruben in Wiesloch den Erwartungen nicht entsprochen. Der Wert aller Bergwerksprodukte belief sich 1879 auf 99 635 Mark. B. bezog früher seinen Salzbogen größtenteils aus Frankreich, besitzt aber seit Anfang der zwanziger Jahre zwei sehr ergiebige Saline, die eine zu Dürheim, in der Nähe von Donaueschingen auf dem östl. Schwarzwalde, die andre zu Rappenaun am Neckar, die 1879 zusammen 28 263 000 kg Rochsalz im Werte von 851 207 M. produzierten. Einen großen Reichtum besitzt B. an Mineralquellen, deren etwa 60 gezählt werden. Es gibt eine Menge vielbesuchter Badeorte, so z. B. Baden-Baden, Badenweiler, Antogast, Oriesba, Freiersbach, Petersthal, Rippoldsau, Langebrücken und Überlingen.

Industrie und Handel. Vor dem 1835 erfolgten Anschluß an den Deutschen Zollverein war B. hauptsächlich nur ein ackerbauender Staat. Seitdem ist die Gewerbetätigkeit und insbesondere die Fabrikindustrie des Großherzogtums in so bedeutender Zunahme fortgeschritten, daß dieses jetzt der industriellen Gesamtproduktion der Deutschen Zollvereinsstaaten einen namhaften und in einigen Zweigen sehr ehrenvollen Anteil hat. Von der Gesamtzahl der Familien des Landes beschäftigt sich 1875 mit Gewerben (Klein- und Großgewerbe) 34, mit Handel 9 Proz. Vor dem Anschluß an den Zollverein waren in B. 152 Fabriken vorhanden, gegenwärtig etwa 800 mit einem Arbeiterpersonal von etwa 500 000 Köpfen (Familie). Hervorzuheben sind die Baumwollweberei (Spinnerei, Weberei und Druckerei) in Rastatt, Offenburg, St. Blasien, Schönan, Schopfheim, Mienthal, worunter solche mit 60 000 Spindeln; die Bijouteriefabriken in Dürheim, die gegen 8000 Arbeiter beschäftigen und Waren im Werte bis 40 Mill. Mark liefern. In diesen ersten Zweigen der Ind. folgen Tabak- und Cigarren-, die Papier-, die Lederfabriken insbesondere für lackiertes Leder, sehr bedeutende mechan. Hanfspinnereien und Webereien (Emmendingen und Lahr), eine Seidenfabrik in Mies in Freiburg), Spiegelmanufaktur (zu Dürheim), Maschinenfabriken zu Karlsruhe, Pforzheim und Mannheim. B. besitzt auch zwei Aufzugsfabriken, unter denen die zu Waghäusel einen ersten Rang im ganzen Zollverein einnimmt; ferner eine Hohlglasfabrik zu Wagganau und eine Leuchtfabrik zu Walterdingen. Eine eigentümliche Industrie hat das Land an den sog. Schwarzwald-Uhren, deren Herstellung hauptsächlich dem ob. Schwarzwald (Furtwangen, Böhrnbach, Lenzkirch) angehört und gegenwärtig an 40 000 Stücken, darunter 14—1500 Gewerksmeister, beschäftigt. Es werden jährlich über 700 000 Uhren gefertigt und von mehr als 1000 Händlern in 15 Ländern abgesetzt. Der jährliche Arbeitswert wird auf ungefähr 2½ Mill. Mark geschätzt. Außerdem bilden die Bürsten- und Holzwarenfabriken

und Stroßschichte, letztere als hässliche Industrie, eher geschädigt und belangreiche Erzeugnisse des betriebamen und fleißigen Schwarzwälders. Der Handel wird durch den Rhein, den Neckar und den Bodensee, wie durch das sehr verzweigte Eisenbahnetz sehr gefördert, namentlich ist der Transithandel ebenbürtig. Der wichtigste Handelsplatz des Landes ist Mannheim; außerdem sind noch zu nennen Konstanz, Sahr, Pforzheim, Freiburg und Wertheim. Verkehrsmittel. Außer den erwähnten Wasserstraßen auf Bodensee, Rhein, Main und Neckar und zahlreichen, gut unterhaltenen Staatsstraßen (1781 km) besitzt B. (1881) 1825 km Eisenbahnen (von dem Anteil an der Main-Neckar-Bahn), wovon 120 km Staatsbahnen, 106 km Privatbahnen mit Staatsverwaltung sind. Nach dem Herzogtum Braunschweig war B. der erste deutsche Staat, in dem Eisenbahnen auf Staatskosten gebaut wurden und mit wenigen unbedeutenden Ausnahmen ist hier das System des Staatsbaues bis auf die neueste Zeit beibehalten worden. Das Gesetz vom 9. März 1838 verlegte bereits den Bau einer Eisenbahn von Mannheim bis zur Schwyzergrenze bei Basel, von welcher die erste Strecke (von Mannheim bis Heidelberg) 12. März 1840, die letzte (von Wallingen bis Basel) 20. Febr. 1855 in Betrieb gesetzt wurde. Die Fortsetzung der Bahn bis nach Konstanz wurde 15. Juni 1863 in ihrer ganzen Länge eröffnet. An diese Hauptbahn schließen sich viele Nebenbahnen an, worunter die wichtigsten sind: die Rheinbahn von Mannheim nach Karlsruhe, die Oberrheinbahn von Heidelberg nach Würzburg, die Elzbahn Karlsruhe-Mühlacker, Karlsruhe-Spangenberg, Rastatt-Gernsbach, Offenburg-Singen (Schwarzwaldbahn) und Radolfzell-Mengen.

Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens nimmt B. unter den Ländern Deutschlands einen vorwiegenden Platz ein. Es besitzt zwei Universitäten (Heidelberg und Freiburg), eine musterhaft organisierte und vielbesuchte Polytechnische Schule in Karlsruhe, eine Kunstschule für Malerei ebenfalls in Karlsruhe, Sternwarten zu Mannheim, Karlsruhe, Heidelberg, Freiburg, 5 größere öffentliche Bibliotheken, 7 Gymnasien, 5 Realgymnasien, 6 Progymnasien, 4 Lehrerseminarien, über 30 höhere Bürger- und 8 höhere Mädchenschulen; ferner eine Blindenanstalt zu Freiburg, ein Laufbrunnennstitut zu Weisburg. Die Zahl der Volksschulen beträgt 2000, wovon etwa zwei Drittel katholische, ein Drittel evangelische und 28 jüdische.

Staatsverfassung und Verwaltung. B. ist unter den deutschen Staaten der zweite, welcher eine landständische Verfassung erhalten hat (2. Aug. 1818). Die Regentenschaft des in allen seinen Teilen unteilbaren und unveräußerlichen Landes ist nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher Linie erblich; nach deren Aussterben folgt die männliche Nachkommenschaft des Prinzeßinnen. Der Großherzog ist in der Ausübung seiner Regierungsmacht an die Verfassung gebunden. Die Ständeverammlung, welche alle zwei Jahre zu einer öffentlichen Sitzung berufen wird, besteht aus zwei Kammern. Die Erste Kammer setzt sich zusammen aus den Prinzen des großherzogl. Hauses, den Häuptern der landesherrlichen Familien (fünf Fürsten und zwei Grafen), acht Abgeordneten des großherzogl. Adels, welche dieser aus seiner Mitte auf zehn Jahre erwählt, dem latth. Landesbischof (Erzbischof von Freiburg), einem evang. Prälaten, zwei

Abgeordneten der Landesuniversitäten und acht vom Großherzog ohne Rücksicht auf Stand und Geburt erwählten Mitgliedern. Die Zweite Kammer besteht aus 68 für vier Jahre gewählten Abgeordneten, welche nach dem Gesetz von 1870 in 56 Wahlbezirken gewählt werden, und zwar in der Weise, daß die Wahlbezirke der zwei größten Städte, Karlsruhe und Mannheim, je drei, die Wahlbezirke der drei nächstgrößten Städte, Freiburg, Heidelberg, Pforzheim, je zwei, alle übrigen Wahlbezirke je einen Abgeordneten zu wählen haben. Bei den Landtagswahlen ist der Grundsatz des allgemeinen Wahlrechts und der geheimen Abstimmung eingeführt, aber die indirekte Wahl beibehalten. Die höchste vollziehende und beratende Landesbehörde ist das Staatsministerium. Der Großherzog führt in ihm den Vorsitz, und es zerfällt in die Ministerien des großherzogl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, der Justiz, des Innern, der Finanzen und des Handels. Die Finanzen sind gut geordnet. Das Budget für die beiden Jahre 1880 und 1881 betrug in Ausgabe und Einnahme 78 182 283 Mark; die Staatsschuld belief sich 1. Jan. 1881 auf 88 264 688 Mark, die reine Staatsschuld (nach Abzug der Aktiva in Geld, Wertpapieren und Pfandpfanddarlehen) 11 828 606 Mark; die Eisenbahnschuld, welche vom allgemeinen Staatshaushalt getrennt ist und einer besondern Verwaltung unterliegt, betrug 835 063 057, nach Abzug der Aktiva 829 007 798 Mark.

Nach der Reichsgerichtsverfassung von 1877 hat B. jetzt ein Oberlandesgericht in Karlsruhe und sieben Landgerichte in Konstanz, Waldshut, Freiburg, Offenburg, Karlsruhe, Mannheim und Mosbach. Eingeteilt wird das Land nach dem Ministerialbeschluss vom 9. Jan. 1864 in 11 Kreise, welche wiederum 4 Landeskommissarien unterstellt sind. Die Landeskommissariatsbezirke sind: Konstanz (die Kreise Konstanz, Bültingen und Waldshut, 4168,9 qkm mit 282 338 E.), Freiburg (die Kreise Freiburg, Lörrach und Offenburg, 4789,7 qkm mit 464 202 E.), Karlsruhe (die Kreise Baden und Karlsruhe, 2572,4 qkm mit 406 338 E.), Mannheim (die Kreise Mannheim, Heidelberg und Mosbach, 3605,5 qkm mit 426 718 E.). Die Residenz des Großherzogs, Hauptstadt des Landes, Sitz der Centralbehörde u. s. w. ist Karlsruhe mit (1880) 49 283 E., die volkreichste Stadt aber Mannheim (53 465 E.), nächstdem Freiburg (36 382 E.), Heidelberg (24 417 E.), Pforzheim (24 037 E.).

Im Militärwesen ist durch die Landtagsbeschlüsse von 1868 allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Durch die Militärkonvention vom 25. Nov. 1870 ist das bad. Kontingent ein unmittelbarer Bestandteil der preuß. Armee, in welche dasselbe 1. Juli 1871 überging. Die bad. Truppen bilden nebst 2 preuß. Infanterieregimentern und 1 preuß. Kavallerieregiment das 14. deutsche Armeekorps (mit dem Generalkommando in Karlsruhe und den Divisionskommandos in Karlsruhe und Freiburg). Die bad. Truppen selbst umfassen 6 Infanterieregimenter (Nr. 109—114), 3 Tragonerregimenter (Nr. 20—22), 1 Feldartilleriebrigade (Regiment Nr. 14 und 30), das Infanteriebataillon Nr. 14, das Pionierbataillon Nr. 14 und das Trainbataillon Nr. 14. Festung ist Rastatt. Es bestehen vier Ritterorden: 1) der 1715 gestiftete Hausorden der Treue, 2) der 1807 gegründete und mit einer jährlichen Rente verbundene Karl-Friedrichs-Verdien-

orden, 3) der 1812 gestiftete Zähringer-Löwen-Orden und 4) der 1877 als höhere Klasse des Zähringer-Löwen-Ordens gestiftete Orden Bertholds von Zähringen. Die bad. Haus- und Landesfarbe ist gelb und purpurnot. Das bad. Wappen ist ein schrägerechter purpurnoter Balken im goldenen Felde; der Schild wird von der Krone bedeckt und von zwei Greifen gehalten.

Litteratur. Heunisch und Schreiber, «B., geogr. und malerisch beschrieben» (2. Aufl., Stuttgart, 1838); Waber, «Badenia oder das bad. Land und Volk» (3 Bde., Karlsru. 1839—44; Neue Folge, Bb. 1 u. 2, Heidelb. 1858—62); Waber, «Das malerische und romantische B.» (3 Bde., Karlsru. 1844—46); Huhn, «Das Großherzogtum B. in alphabetischer Folge» (Karlsru. 1841—44); Heunisch, «Das Großherzogtum B.» (Heidelb. 1857); «Beiträge zur Statistik der innern Verwaltung B.s» (Heft 1—35, Karlsru. 1855—73); Beck, «Das bad. Land oder bad. Heimatskunde» (Karlsru. 1873); Diez, «Die Gewerbe im Großherzogtum B.» (Karlsru. 1863); Wörl und Waber, «Geographie und Statistik des Großherzogtums B.» (7. Aufl., Freiburg 1880); Seyditz, «Touristen-Führer für den Schwarzwald nebst Odenwald, Hühngau, Bodensee und Kaiserstuhl» (5. Aufl., Weh 1881). Ausführliche Nachweise über die Litteratur enthält Bingner, «Litteratur über das Großherzogtum B. von 1750—1854» (Karlsru. 1854).

Ältere Geschichte, bis 1819. Nachdem die Alamannen in B. unter die Suprematie der Franken gekommen waren, wurde auch unter ihnen das Christentum verbreitet. Wiederholte Versuche zur Herstellung ihrer Unabhängigkeit, namentlich unter ihrem Herzog Gottfried, aus dessen Hause die jetzigen Regenten ihren Ursprung ableiten, hatten keinen Erfolg. Durch Pipin den Kleinen wurde 748 das Herzogtum Alamannen aufgelöst; doch blieben die Abkömmlinge Gottfrieds, unter diesen ein Gerold und dessen Sohn Berthold, Gau- oder Landgrafen in der Baar (s. d.). Später kommt ein Gebhard, der von einem Berthold in der Baar abstammend soll, als Graf im Breisgau vor. Er ist Vater des Herzogs Berthold, der das Schloß Zähringen im Breisgau erbaute und mit dem die ununterbrochene Reihe der Fürsten aus dem Hause Zähringen beginnt. Dieser Berthold, der von Kaiser Heinrich III., für den Todesfall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt, die Anwartschaft auf das Herzogtum Schwaben bekam, nahm noch bei dessen Lebzeiten den herzogl. Titel an, den er nach mannigfachem Wechsel von Erwerb und Verlust nebst seinen Gütern im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwald und Nedargau 1078 auf seinen ältesten Sohn Berthold II. vererbte. Die männlichen Nachkommen desselben erhielten das Herzogtum Burgund, konnten es aber nur zum Teil behaupten und starben 1218 mit Berthold V. aus. Diesen letztern überlebten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen von Urach Gemahlin, die meisten zähringischen Güter in Schwaben nebst Freiburg im Breisgau, und Anna, des Grafen von Kyburg Gemahlin, die Schweiz und burgund. Freigüter erhielt. Das übrige fiel dem Reiche zu. Bertholds I. zweiter Sohn, Hermann I., besaß schon bei seines Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch Baden gehörte, und nannte sich Markgraf von Hochberg, welcher Titel seitdem bei dem bad. Fürstenhause geblieben ist. Später zog er sich in das Kloster zu Clugny zurück

und starb hier noch vor seinem Vater 1074. Sein Erbe war sein Sohn Hermann II. (gest. 1130), der sich zuerst Markgraf von B. nannte und Stammvater des jetzt noch blühenden Hauses B. war. Seine Enkel Hermann IV. und Heinrich teilten die Lande um 1190 und stifteten zwei Linien, jener die Badische, dieser die Hochbergische. Hermann IV. erhielt vom Kaiser Friedrich II. für die durch seine Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Braunschweig die Stadt Durlach, ein ehemaliges Eigentum der Herzoge von Zähringen, als Freigut und Gütingen als Lehn. Von seinen beiden Söhnen pflanzte Rudolph den bad. Stamm fort. Der ältere aber, Hermann V., erhielt durch seine Gemahlin Gertrud, Herzogin von Österreich, ein Recht auf dieses Herzogtum, kam auch in den Besitz desselben, ward jedoch zwei Jahre darauf vergiftet, und sein Sohn Friedrich mit Konradin von Schwaben 1268 in Neapel enthauptet, daher das Haus die reichste Erbschaft wieder verlor. Hermanns VI. Söhne Friedrich und Rudolph IV. stifteten abermals zwei Linien. Friedrichs Linie starb bald aus; Rudolph hingegen pflanzte seinen Stamm fort. Die weitere Geschichte von B. enthält fortgesetzte Teilungen, die dem Lande sehr schädlich waren.

Markgraf Christoph I., gest. 1527, der sämtliche bad. Lande vereinigte, teilte dieselben auf neu unter seine drei Söhne, von denen der eine bad. luth., die beiden andern die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach stifteten. Bernhard, gest. 1537, der Stifter des Hauses Baden-Baden, führte die Reformation in seinen Landen ein. Sein Enkel Philipp kam unter die Vormundschaft des Herzogs von Wapern, welcher während derselben die evang. Lehr wieder abschaffte. Philipp starb 1568, und das Land fiel an seinen Vetter Eduard, der zur luth. Kirche überging. Eduard, gest. 1600, bestämmt sich wenig um die Regierung, lebte in der Fremde und machte bedeutende Schulden. Kaiser Rudolf II. übertrug daher die Verwaltung des Landes der Herzogen von Wapern und Lothringen. Diesen Beschlüsse widersehte sich der Markgraf Ernst Friedrich und nahm das Land 1599 in Besitz; erst 1629 nach es dem Markgrafen Wilhelm (gest. 1677), Ernsts Sohn, wieder eingeräumt. Sein Enkel und Nachfolger war der berühmte Feldherr Ludwig Wilhelm (s. d.). Die Linie Baden-Baden starb 1771 mit Markgraf August Georg aus, und alle bad. Land wurden nun wieder vereinigt. Christophs I. letzter Sohn, Ernst, gest. 1553, war der Stifter der Linie Baden-Durlach. Er nahm die prot. Lehre an, welche von seinem Sohne Karl II., gest. 1577, in ganzen Lande eingeführt ward. Der Sohn des letztern, Ernst Friedrich, teilte 1584 aufs neue mit seinen Brüdern Jakob und Georg Friedrich. Der letztere trat von der luth. Kirche zur reformierten über, verkaufte 1590 die Ämter Besigheim und Wundtshausen und 1603 auch die Ämter Altensteig und Benzell an Württemberg, und starb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder, Georg Friedrich, der ihm folgte, trat seinem ältesten Sohne Friedrich V., die Regierung ab, während er selbst mit einem neuen benen Kriegsheere gegen Kaiser Ferdinand II. in Beschützung des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zu Felde zog, aber 7. Mai 1622 bei Wimpfen von Tilly geschlagen wurde. Auf Friedrich V. folgte 1659 Friedrich VI., dessen Sohn Friedrich Maximilian 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Erfolgs der Franzosen mußte sich dieser bis 1697

und erhalten. Nach dem Ryswiler Frieden
 1713 den Wohlstand des Landes herzustellen.
 1719. Ihm folgte sein Sohn Karl III.,
 1715 die neue Residenz Karlsruhe erbaute, und
 im Kahlen baran den Orden der Treue stiftete.
 1738, worauf sein Enkel Karl Friedrich
 zur Regierung kam. Unter diesem muster-
 haften Regenten, dem die trefflichen Minister von
 Schmalz und von Gelsheim zur Seite standen, ge-
 wann B. bedeutend an Größe. Durch den Pres-
 sungs Frieden 1806 kam der Breisgau, das alte
 Stammland der Herzoge von Jähringen, an B.
 den Beitritte zum Rheinbunde verdankt es den
 zehnjähr. Titel, die Souveränität über den
 östl. Teil der Fürstentümer. Lande, die Landgrafs-
 chaft Rietgau, das Fürstentum Leiningen u. i. w.
 Der Großherzog Karl Friedrich starb 1811, und da-
 rauf ältester Sohn auf einer Reise in Schweden
 durch einen Sturz mit dem Wagen 15. Dez. 1801
 sein Leben genommen war, so fiel die Regierung
 auf seinen Enkel Karl Ludwig Friedrich, geb. 1786,
 der 1806 mit Stephanie (f. d.), einer Adoptiv-
 tochter Napoleons I., vermählte. Nach der Schlacht
 bei Leipzig verließ derselbe den Rheinbund und trat
 1815 dem Deutschen Bunde bei.

Durch die Erklärung des Kurfürsten Karl Fried-
 rich zum männlichen Souverän 5. Mai 1806
 war die ständische Verfassung des Breisgaues er-
 loschen und auf dem Wiener Kongresse gehörte B.
 zu den Regierungen, die sich gegen eine allgemeine
 Verpfändung zur Einführung des Repräsentativ-
 systems erklärten. Allein die Bewohner verlangten
 staatsrechtliche Garantien, und gleichzeitig erhob
 Bayern, auf den Nieder Vertrag und eine alte spon-
 sorierte Erbinsetzung gestützt, teils unbedingte,
 teils eventuelle Ansprüche auf einen großen Teil
 des bad. Landes. Der Großherzog Karl Ludwig
 Friedrich wies diese entschieden jurid. und verließ
 er vor seinem Tode 8. Dez. 1818 als neues Band
 der Vereinigung für alle Bewohner die Verfassung
 vom 22. Aug. 1818, worin auch der Grundlag der
 Integrität des Landes ausgesprochen wurde.
 Karl Ludwig Friedrich starb ohne männliche Nach-
 kommen und hatte seines Vaters Bruder, Margraf
 Ludwig Wilhelm August, geb. 9. Febr. 1763, zum
 Nachfolger. Unter demselben wurde durch Reichs-
 tag 10. Juli 1819 die Integrität B.s unter den
 Rhein, Ansbach, Österreich, Englands und Preu-
 sens gestellt und das Erbfolgerecht der Halbbrüder
 des Großherzogs, der Margrafen von Hochberg,
 erkannt, was jedoch Bayern nicht hinderte, 3. Juli
 1820 seinen Entschädigungsanspruch für den von
 an Frankreich abgetretenen Teil der Grafschaft
 Worms zu erneuern. Vgl. über die Ansprüche
 Rheins Bayern an Landesteile des Großherzog-
 tums B. (Mannh. 1828).

Neuere Geschichte. Die Stände traten zum
 ersten mal 22. April 1819 zusammen, wurden aber
 bald ausbrechender Reibungen mit dem
 Ministerium sowie zwischen der Ersten und Zwei-
 ten Kammer 28. Juli entlassen, so daß die gestell-
 ten Anträge auf Pressefreiheit, Einführung der
 2. Abschaffung der Fronen und Zehnten nur
 in Anregung kamen. Die Rechte der Stände-
 Grundherren und das darüber ergangene
 waren ein hauptsächliches Hindernis der Ein-
 heit. Während der zweiten Versammlung, im
 1820, schien die gegenseitige Stimmung im
 Auge nicht günstiger; mehrern Deputierten

wurde der Urlaub versagt und der Abgeordnete
 Winter verhaftet. Beide Kammern näherten sich
 einander indes sehr bald in wichtigen Dingen,
 z. B. hinsichtlich der Aufhebung der Überbleibsel
 der Leibeigenschaft, des Gesekentwurfs über die
 Verantwortlichkeit der Minister, der Vorstellung
 gegen die Strenge des Censuredikts und der Ge-
 meindeverfassung, und die Regierung kam gleich-
 falls versöhnend entgegen. Die Namen Duttlin-
 ger, Winter, Liebenstein, Kotted, Wessenberg u. a.
 waren durch diese Verhandlungen allgemein bekannt
 geworden. Der Großherzog Ludwig starb kinder-
 los 30. März 1830, und ihm folgte Großherzog
 Leopold (f. d.), der älteste Sohn aus der morgana-
 tischen Ehe des Großherzogs Karl Friedrich mit
 der Gräfin von Hochberg, aus dem alten reichs-
 ritterschaftlichen Geschlechte Seyer von Seyersberg.

Mit Leopolds Regierungsantritt schien ein fr-
 scheres Leben zu beginnen. Die Regierung hatte
 die Wahlen zu dem am 17. März 1831 eröffneten
 sechsten Landtage ihrem freien Gange überlassen.
 Von ihrer Seite waren Gesekentwürfe über eine
 Gemeindeordnung, eine bürgerliche Prozeßordnung
 mit Öffentlichkeit und die Aufhebung der Staats-
 fronen vorbereitet, welche angenommen wurden.
 Die zweite Kammer drang besonders, nach Ju-
 lains Antrag, auf Bollenbung der Gesetze über
 Ministerverantwortlichkeit, auf Erleichterung der
 Fronablösung nach dem Gesek von 1820, auf Ab-
 lösung der Zehnten u. i. w. Mit besonderm Nach-
 druck und mit großer Übereinstimmung hatte die
 zweite Kammer, nach Welders Antrag, die Sache
 der Pressefreiheit betrieben und endlich die wichti-
 gen Bedenkllichkeiten der Ersten Kammer sowie der
 Regierung zu beseitigen gewußt. Das Gesek kam
 24. Dez. 1831 zu Stande und wurde in B. wie in
 ganz Deutschland mit lautem Jubel begrüßt. Die
 Regierung, von dem seit dem Falle Warschau
 wieder mächtig gewordenen Strom der Reaktion
 ergriffen, erklärte indes schon 28. Juli 1832 das
 neue Gesek für unwirksam, weil es mit der Bun-
 desgesetzgebung über die Presse unvereinbar sei.

Damit war ein abermaliger Wendepunkt im
 öffentlichen Leben gekommen, und schon auf dem
 Landtag vom 20. Mai bis 13. Nov. 1833 zeigte
 sich die auf den nachfolgenden Versammlungen
 noch sichtbar werdende Ermattung des polit. Gei-
 stes. Die Stände beschränkten sich auf rechtöver-
 wählende Klagen wegen der einseitig erfolgten Auf-
 hebung des Pressegesezes und wegen mutmaßlicher
 Absichten des Bundestags. Der Anschluß B.s an
 den Deutschen Zollverein, der schon von den Abge-
 ordneten von 1831 bedingungsweise gutgeheißen
 war, erfolgte 12. Mai 1835. Auf dem Landtage
 von 1837 erhielt die Regierung die Genehmigung
 der Stände zu einer weitestlichen Veränderung der
 in echt freisinnigem Geiste abgefaßten Gemeinde-
 ordnung von 1831. Der Verfassungsumsturz in
 Hannover, die veränderte Stellung des Ministe-
 riums zur zweiten Kammer seit dem Tode des
 beliebten Staatsministers Winter (f. d.) sowie der
 nun gesteigerte Einfluß Blittersdorffs (f. d.), alles
 dies blieb nicht ohne Rückwirkung auf den Geist
 des Volks und seiner Vertreter. Die Unstimmung
 trat schon bei der Versammlung der Stände von
 1839 und 1840 hervor, obgleich sich deren Ver-
 handlungen hauptsächlich um die noch nicht zum
 völligen Schluß gekommene Beratung über ein
 neues Strafgesekbuch drehten. Zur Erfüllung eines

seit Jahren gegebenen Versprechens erließ die Regierung im Jan. 1840 die Verordnung zur bessern Sicherung der Schriftsteller gegen Censurwillkür. Nach verfassungsmäßiger partieller Erneuerung der Abgeordneten und Eröffnung eines neuen Landtags 17. April 1841 erhob sich ein lebhafter Streit über das vom Ministerium behauptete Recht der Verweigerung des Urlaubs für die zu Deputierten erwählten Staatsdiener. Als sich dieser Prinzipienkampf nach längerer Vertagung erneuerte, ward die Kammer 19. Febr. 1842 aufgelöst. Infolge der neuen Wahl behielt die Opposition der Zweiten Kammer das Übergewicht. Der Antrag Welfers, über Erleichterung materieller Lasten und gleichzeitige Förderung der geistigen Interessen, Errichtung einer Landwehr und deren organische Verbindung mit dem zu vermindernden stehenden Heere, Aufhebung aller Ausnahmemaßregeln des Deutschen Bundes und dessen Zurückführung auf die Grundlagen und Verheißungen der Bundesakte, sowie der Antrag Sanders über den Zustand der Presse hatten ungemein lebhaftest Angriffe gegen das Institut der Censur und heftige Debatten zur Folge. Ganz besonders war dies der Fall insolge des Antrags Jhstiens in Betreff der Einmischung der Regierung in die Wahlen und der von den Ministerialhefs zu diesem Zwecke erlassenen Rundschreiben, wodurch im ganzen Lande große Aufregung erzeugt worden war. Ungeachtet einer Protestation des Ministeriums beschloß die Zweite Kammer mit 34 gegen 24 Stimmen, den Ausdruck der Mißbilligung wegen Beschränkung der Wahlfreiheit in ihre Protokolle niederzulegen. Am 9. Sept. 1842 wurde der in der Geschichte des konstitutionellen Großherzogtums epochemachende Landtag im Auftrage des Großherzogs mit einer Rebe geschlossen, die der Zweiten Kammer keine Hoffnung auf eine Veränderung des Ministeriums ließ.

Die Nachwirkungen dieser Kämpfe machten sich nach oben wie nach unten hin fühlbar. Die Regierung beharrte in ihrer Stellung, die Entfremdung zwischen Beamten und Volk nahm zu, und in der Bevölkerung dauerte die Aufregung fort. Der Landtag von 1843, der sich bis Febr. 1845 ausdehnte, war größtenteils mit Beratung der Gesetzesentwürfe eines Strafgesetzbuchs, einer Strafprozessordnung und einer Gerichtsverfassung ausgefüllt, die nach mannigfaltigen Schicksalen und Modifikationen erst 1851 in Wirksamkeit traten. Unversöhnt sah man dem neuen ordentlichen Landtag von 1845 entgegen. Zwar war indessen der freisinnige Nebenius (s. d.) an die Spitze des Ministeriums des Innern gerufen worden, doch wollte es ihm nicht gelingen, das frühere friedliche Verhältnis herzustellen, zumal seit die deutschthät. Bewegung auch W. ergriff und die Thätigkeit der Censur und Polizei gegen sich herausforderte. So kam der neue Landtag im Nov. 1845 zusammen, auf dem sich gleich anfangs die Symptome der Verbitterung und Aufregung zeigten. Mitten in dem Streite der Parteien ward das Land durch die plötzliche Auflösung der Kammern (9. Febr. 1846) überrascht und dadurch die Agitation im Lande auf eine ungewöhnliche Höhe gesteigert. In der aufgeregtesten Stimmung wurden die Wahlen vorgenommen; sie sicherten der Opposition ein entschiedenes Übergewicht. Der konstitutionell gesinnte Vell (s. d.) ward nun zunächst als Minister ohne Portefeuille in die Ver-

waltung berufen, und der wiedereröffnete Landtag ging, wenn auch nicht ohne lebhaften Kampf, so doch ohne gewaltsamen Bruch, im Sept. 1846 zu Ende. Zwei Monate später ward Vell Minister des Innern und damit der konstitutionelle Liberalismus an die Spitze der Geschäfte gebracht. Die neue Regierung schlug einen freisinnigen und versöhnlichen Weg ein als ihre Vorgänger: innere Reformen wurden vorbereitet, bei dem Bundestage Schritte für die Abschaffung der Censur gethan.

In diese Anfänge eines freundlichen Einverständnisses fiel die Nachricht von der franz. Februarrevolution, die natürlich Baden, das weitvorgegebene Grenzland, zunächst am stärksten berührte. Aus allen Ecken des Landes kamen Petitionen mit den vier Forderungen: Pressfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung und Nationalvertretung, die nachher ihren Weg durch Deutschland machten. Die Regierung erklärte sich sowohl mit diesen Wünschen einverstanden als mit den Forderungen, welche einige Tage später von der äußersten Linken der Zweiten Kammer eingebracht und von der Versammlung selbst fast einstimmig adoptiert wurden. Die Aufhebung der Ausnahmegeetze des Bundes, die Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, die polit. Gleichstellung aller Religionsbekenntnisse, Verantwortlichkeit der Minister, Rechtsschutz gegen Mißbrauch der Amtsgewalt, Aufhebung der Reste des Feudalwesens, Reformen im Steuerwesen, Aufhebung der privilegierten Gerichtsstände, vollständige Kreisverwaltung, Einwirkung auf Berufung eines deutschen Parlaments, Unabhängigkeit der Richter, Entfernung des Bundestagsgesandten (Wittersdorff) und dreier Minister (Trefurt, Regener, von Freydhof): das waren die damals am weitesten gehenden Forderungen, die von der Regierung entweder sofort gewährt oder durch Gesetzesvorlagen erledigt wurden. Die ausscheidenden Minister wurden durch Brunner, Finanzrat Hoffmann und Oberst Hoffmann, drei anerkannt liberale Männer, ersetzt. Stand die Mehrheit der Kammer wie die Gemäßigten im Lande nun aufrichtig aufseiten der Regierung, so zeigte sich bald, daß der rabidale Teil der Opposition bei jenen Forderungen nicht stehen bleiben werde. Auf einer ersten Volksversammlung in Offenburg (19. März 1848) wurde zum ersten mal von dieser Partei, als deren Führer nun Heder (s. d.) und Struve (s. d.) hervortraten, die Stimmung der Masse für eine republikanische Bewegung sondiert und das Land mit einem Ruch von Klubs überzogen, während Fidler im Seckreis für die Republik agitierte und jenseit des Rheins sich Freischaren sammelten, deren unbehelter Zweck die Republikanisierung Deutschlands war. Das Scheitern der republikanischen Partei im Deutschen Vorparlament brachte den Plan einer gewaltthätigen Schilderhebung zur Reife: die Verhaftung Fidlers durch Rathy (8. April) beschleunigte den Ausbruch. Am 12. April erließen Heder und Struve von Konstanz aus die offene Aufforderung zur bewaffneten Erhebung und Sammlung in Donaueschingen; auch die Regierung war indessen thätig gewesen und hatte, da schon damals die Zuverlässigkeit der bad. Truppen zweifelhaft war, sich durch Truppen aus den Nachbarstaaten verstärkt. So scheiterte der Versuch erst in Donaueschingen, hierauf in dem Zusammenstoß zwischen Randern und Schlechtenhaus, wo der Führer der Bundestruppen, Friedrich von Gagern, fiel.

Opfer seines Mutes ward (20. April), dann durch die Einnahme von Freiburg (24. April), dessen sich die Freischaren bemächtigt hatten, endlich in dem Gefecht bei Dossenbach, wo Herweghs Legion deutscher Arbeiter aufgelöst ward (27. April).

Aber auch nach dem Mißlingen dieses Aufstandes trat keine dauernde Beruhigung ein, solange die deutschen Angelegenheiten nicht endgültig geregelt werden konnten. Die Regierung und die Kammern fuhrten unverdrossen fort, neue Organisationen vorzubereiten und eine Reihe von Gesetzen zu vereinbaren, welche die Verwaltung, das Gerichtswesen u. s. w. im Sinne demokratischer Freiheit umgestalteten. Ein zweiter Aufstandsversuch, den Struve an der Schweizergrenze machte (21. Sept.), wurde von den bad. Truppen in dem Gefecht bei Staufen (24. Sept.) niedergeschlagen, wobei Struve selbst gefangen ward; aber die rührige Thätigkeit der radikalen Partei, die Schwäche der Regierung und die Energielosigkeit der Gemäßigten vereitelten jeden dauernden Erfolg.

Inzwischen waren mit der Vollenbung der Reichsversammlung vom 28. März 1849 die deutschen Angelegenheiten in eine entscheidende Krisis getreten. Die bad. Regierung wie die Zweite Kammer hatten sich von Anfang an auf Seiten der Deutschen Nationalversammlung gehalten. Vom Großherzog war die erste Erklärung ausgegangen (Jan. 1849), welche die Bereitschaft zu Opfern für die nationale Sache aussprach, und als die Verfassung mit dem Bundesstaat und dem preuß. Kaisertum fertig war, gab wieder B. das Beispiel der freiwilligen Anerkennung und Unterordnung unter dieselbe. Mit der Durchführung der Grundrechte, soweit sie durchführbar, hatte man früh genug begonnen. Selbst als Preußen die Krone und die Verfassung ablehnte, blieb B. bei der Verfassung vom 28. März. Nun erfolgte der Bruch zwischen Preußen und dem Deutschen Parlament; die Bewegungen für die Reichsverfassung schlugen an der Elbe wie am Rhein in offene Aufstände um; alle revolutionären Elemente im Inlande und Auslande rühten sich seit Anfang Mai zu einer gewaltthätigen Entscheidung. Damals brachen die Meutereien unter den bad. Truppen aus. In Rastatt gab sich der Ausbruch am heftigsten kund; aber überall (in Lörrach, Freiburg, Bruchsal, Karlsruhe) gährte es fast gleichzeitig. Unter dem Einbrude dieser Ereignisse gewann die revolutionäre Bewegung rasch weitere Verbreitung. Ein Landesausschuß, bestehend aus den Führern der demokratischen Klubs, unter denen Männer wie Brentano und Frickler noch als die gemäßigten gelten konnten, nahm die Leitung der Revolution in die Hand. Inzwischen hatte ein auch in Karlsruhe ausgebrochener Soldatenaufstand in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai den Hof und das Ministerium veranlaßt, die Residenz zu verlassen und sich über Germersheim nach Lauterburg auf den Weg zu machen. So gelangte die revolutionäre Partei ohne Kampf in Besitz der Regierungsgewalt; eine aus dem Landesausschuß hervorgegangene Exekutivkommission (Brentano, Bögg, v. Giesel) trat an die Stelle der verschiedenen Ministerien.

Der Großherzog hatte unterdessen Preußen um Hilfe gebeten, da die Reichsgewalt nicht im Stande war, unzulängliche Truppenmassen aufzubieten, und so jagte sich bald um B. ein Kreis von Streitkräften, die mehr als hinreichend waren, den Aufstand zu

erdrücken. Gegen den Redar war ein aus verschiedenen Contingenten zusammengesetztes Armeekorps unter Peuder aufgestellt, dem eine preuß. Division unter Gröben nachrückte, während auf dem linken Rheinufer große Massen sich den rheinpfälz. Grenzen näherten. Die Berufung Mikroslawski's (s. d.) an die Spitze der Revolutionsarmee konnte bei dem Zwiespalt der Führer der Volkspartei und der Unthätigkeit der Bevölkerung wenig helfen, obwohl derselbe unleugbar mehr militärischen Zusammenhang in die Truppen und mehr Einheit in die strategischen Bewegungen zu bringen wußte. So verteidigte er 15. und 16. Juni nicht ohne Geschick und Erfolg die Redarlinie gegen die Reichsarmee, konnte aber nicht hindern, daß in dessen die Pfalz von den Preußen besetzt und am 20. bei Germersheim von diesen der Rhein überschritten ward. Er versuchte mit Übermacht bei Waghäusel eine der übergegangenen preuß. Kolonnen (21. Juni) zu schlagen, warf sie auch nach Philippsburg zurück, stieß aber am Nachmittag auf eine andere Division, die nach kurzem Kampfe der Revolutionsarmee eine völlige Niederlage beibrachte. Inzwischen war Peuder mit der Reichsarmee durch den Oberrhein nach dem obern Redar vorgerückt, doch entkam ihm die flüchtige Armee bei Sindheim; die preuß. Division unter Gröben hatte den untern Redar überschritten. Am 25. zogen die Preußen in Karlsruhe ein, 29. und 30. Juni wurde nach lebhaftem Kampfe die Murglinie von der Volksarmee verlassen. Am 10. und 11. Juli zogen die letzten flüchtigen Kolonnen auf Schweizergebiet; am 23. ward Rastatt übergeben.

Unterdessen hatte der Großherzog noch während der Emigration das Ministerium Bell entlassen und Albers, Marschall, Regenauer, Stabel, Koggenbach zur Verwaltung berufen. Das erste traurige Geschäft der neuen Regierung war, den Kriegszustand im Lande zu verkündigen, die am meisten Beteiligten vor Standgerichte zu stellen und dem Riesenprozeß gegen die Urheber und Teilnehmer der Revolution einzuleiten. Etwa dreißig standgerichtliche Todesurtheile wurden ausgesprochen und vollzogen. Die Mitglieder des Restaurationsministeriums besaßen Besonnenheit genug, um den Zumutungen derer, welche die sicherste Begründung des neuen Rechtszustandes in der Aufhebung der Verfassung sahen, zu widerstehen. Rascher, als man erwarten durfte, erholte sich das Land von den Wunden, die ihm die Revolution und ihre Nachwehen geschlagen. Im März 1850 traten die Kammern wieder zusammen, nach dem unveränderten Wahlgesetz ergänzt. Mit ihnen vereinbarte die Regierung eine Reihe von Gesetzen, welche die bestehende Gemeindeordnung, das Strafrecht, die Prozeßordnung, die Preßpolizei, das Vereinswesen u. s. w. betrafen und der Regierung größern Einfluß sicherten.

Großherzog Leopold starb 24. April 1852. Ihm folgte in der Regierung sein zweiter Sohn Friedrich (s. d.), da der älteste, der Erbgroßherzog Ludwig, durch schwere leibliche und geistige Erkrankung an der Thronfolge behindert war. Letzterer starb 22. Jan. 1858. Der gute Geist, der die sähringer Regentenfamilie in vielen ihrer Glieder auszeichnet, sollte sich in dem jugendlichen Fürsten besonders lebendig erweisen. Den nächsten Anstoß zu einer freithätlichen Wendung der Dinge nach mehrjähriger, wenn auch milder Reaktionszeit gab der bald

nach der Thronbesteigung des Großherzogs Friedrich ausgedehnte Kirchenfreiheit. Mit Württemberg, den beiden Hessen, Nassau und Frankfurt zusammen bildet B. die sog. Oberrheinische Kirchenprovinz, deren Metropolit der Erzbischof von Freiburg ist. Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche war in diesem kirchlichen Gebiete durch frühere Vereinbarungen mit dem päpstlichen Stuhle und durch eine gleichlautende landesherrliche Verordnung, welche jene Staaten 1830 nach gemeinsamer Verabredung erlassen hatten, fast gleichförmig geregelt. In B. zumal, dessen Bevölkerung zu mehr als zwei Dritteln der lath. Konfession angehört, war der Kirche jede mit dem Gesamtwohl des Staats vereinbarliche freie Bewegung gestattet gewesen.

Eine erwünschte Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Macht fand in Deutschland die röm. Hierarchie in der Bewegung von 1848. Die frankfurter Versammlung hatte in die Grundrechte des deutschen Volks ausdrücklich der Stellung der Kirchen zum Staate die Bestimmung aufgenommen, daß jene ihre Angelegenheiten »selbständig ordnen und verwalten« dürften. Diesen allgemeinen Satz über die sog. »freie Kirche im freien Staate« wußten die Führer der Hierarchie alsbald im Interesse ihrer Machterweiterung zu benutzen. Die von der Konferenz der deutschen Bischöfe in Würzburg getroffenen Verabredungen wurden in einer Denkschrift (vom 14. Nov. 1848) niedergelegt, in welcher die Prälaten ihre Ansichten über die Selbständigkeit der Kirche und ihren Willen, die verloren gegangenen Rechte der Hierarchie zurückzuerobern, bekannt machten. Die Oberrheinische Kirchenprovinz, insbesondere B., schien nach den Ereignissen von 1849 besonders günstig für die klerikalen Angriffe zu sein. In einer Eingabe vom 7. Sept. 1849 an die großherzogl. Regierung verlangte der Erzbischof von Freiburg, auf Grundlage der würzburger Denkschrift, die Wiederherstellung der altkirchlichen Rechte, namentlich freie Besetzung der kirchlichen Pfründen, freie Verwaltung des kirchlichen Vermögens (im ganzen mindestens 50—60 Mill.) und anderes. Bald darauf erschien eine Denkschrift der vereinigten Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz an ihre Regierungen (Febr. 1851), worin die Forderungen der Hierarchie noch näher präzisiert und begründet wurden. Schon vorher (1850) waren auf Einladung des Erzbischofs die Jesuiten und Liguorianer im Großherzogtum eingetroffen. Die damalige bad. Regierung zeigte diesen Vorgängen gegenüber mehr Schwäche als Energie und Mangel an klarer Einsicht in die Erfordernisse der Lage. Gleiches war auch bei den übrigen Regierungen der Oberrheinischen Kirchenprovinz der Fall. Diese Regierungen, in der Mehrzahl ihrer Mitglieder der reaktionären Richtung zugethan, würden sich gern mit der Hierarchie gegen den freieren Volksggeist verbunden haben, hätten die Ansprüche der Hierarchie nicht allzu einschneidend in die Machtphäre des Staates eingegriffen. Als die Regierungen nach gemeinschaftlich zu Karlsruhe gepflogenen Beratungen im März 1853 ziemlich gleichlautende Verordnungen zu Gunsten des kirchlichen Regiments bekannt machten, erließen die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz eine kollektive Antwort an ihre Regierungen, worin sie sich mit den KonzeSSIONen für nicht zufrieden gestellt erklärten, mit dem Beifügen: sie sänden sich nun auf den Standpunkt unauzweichlich hingetrieben, wo sie ihr Ver-

halten nach dem apostolischen Ausspruche zu stimmen hätten: man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Sie würden in Zukunft »noch das Dogma und das darauf beruhende Befassungsrecht ihrer heiligen Kirche als normgebend für ihre Amtsverwaltung betrachten; dagegen würden sie den Vorschriften und Anordnungen, welche die Regierungen in Bezug auf die lath. Kirche bisher geltend gemacht hätten oder auch fernerhin geltend machen würden, auf das entschiedenste entgegenzutreten.

Mit dieser Verleugnung der früher eidläh angenommenen Verpflichtungen war der Krieg gegen die staatliche Ordnung erklärt. Der Erzbischof von Freiburg, welcher sich auch den Anordnungen der Regierung bezüglich des Trauergottesdienstes in Großherzog Leopold widersetzte, weigerte sich bei Besetzung der Pfründen in bisheriger Weise mitzuwirken; er stellte der Regierung anheim, die Erhebung von Pfarreien ein etwaiges Patronat recht geltend zu machen; wo sie dieses nicht thäte, halte er sich im Gewissen für verpflichtet und rechtlich befugt, das Besetzungsrecht ganz in Anspruch nehmen. Zugleich wurden die Mitglieder des lath. Oberkirchenrats in Karlsruhe erinnert, daß sie Katholiken seien und als solche in Übereinstimmung mit dem Episkopat, das einzig nur das kanonische Recht zur Richtschnur seines Handelns zu nehmen habe, ihr ferneres Verhalten zu regeln hätten. Der lath. Oberkirchenrat gegen eine solche Intervention erhob und man sich auf den geschwornen Dienstbed berief, wurde 14. Nov. 1853 über 1 Mitglieder jener Staatsbehörde und über den Stadtdirektor Burger in Freiburg, der als großherzoglicher Spezialkommissar das landesherrliche Placet den Erlassen der erzbischöflichen Kurie zu versagen auftragt war, die große Exkommunikation ausgesprochen und feierlich in den Kirchen vor dem versammelten Volke verkündet. Den Geistlichen wurde die Fortsetzung der geschäftlichen Verbindung mit dem Oberkirchenrat, den Gläubigen der Umgegend mit den Exkommunizierten untersagt. Es folgte nun eine Reihe von Handlungen, die den Geist der Lebneg der erzbischöflichen Kurie unverhüllt offenbarten. Bezüglich der Verwaltung des kirchlichen Vermögens wurden die Stiftungsvorstände angehalten, fernerhin nur den erzbischöflichen Anordnungen Folge zu leisten.

Die bad. Regierung zeigte gegenüber diesem fekslosen Vorgehen große Schwäche. Sie erklärte zwar die gesetzwidrigen Schritte des Erzbischofs für null und nichtig, aber statt die Gesetze gegen ihn oder die wohlbekannten Urheber in Anwendung bringen, vergriff sie sich an den Vikaren und einzelnen Pfarren, welche sie mit Geld- und Geldstrafen belegte, weil sie den Weisungen ihres kirchlichen Oberhauptes Gehorsam leisteten, wogegen nach aller Form Rechts sich verpflichtet fühlten, da die erzbischöfliche Gewalt nicht wegen Mißbrauch suspendiert wurde. Als der Erzbischof das von der Regierung geschlossene Konvikt zu Freiburg eröffnete, eigenmächtig Pfarreien besetzte und überhaupt um die Staatsregierung und deren Sprache sich nicht mehr zu bekümmern schien, entschloß man sich endlich, ihn vor Gericht zu stellen (1851). Indes wurde der Prozeß auf Andringen Roms alsbald wieder aufgegeben. Schon vorher hatte man badischerseits die Vermittelung des röm. Stuhls angerufen und eine Gesandtschaft

Rom abgehen lassen. Dort wurde vor allem Niederschlagung des Prozesses und vollkommene Freiheit für den Erzbischof gefordert. Erst als diesem entsprochen war, kam ein sog. «Interim» zu Stande, das die Regierung 14. Nov. 1854 bekannt machte. Nach demselben sollten vorerst keine Pfarreien besetzt, die Verwaltung des Kirchenvermögens im bisherigen Stand belassen, alle Prozesse gegen Geistliche niederge schlagen werden u. s. w. Von Aufhebung der kirchlichen ausgesprochenen Strafen, namentlich der Exkommunikationen, schwieg das Interim. Aberdies knüpfte die röm. Kurie an die Annahme des Interims die Bedingung weiterer Verhandlungen. Diese Verhandlungen in Rom selbst zogen sich durch das spröde Verhalten der Kurie mehr und mehr in die Länge, und erst 28. Juni 1859, ohne Zweifel nicht ohne den Druck der Ereignisse in Italien, wurde die Konvention (vier Tage nach der Schlacht von Solferino) in Rom abgeschlossen. Die Hierarchie hatte in derselben den vollständigen Sieg davongetragen.

Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, namentlich aber die Unterhandlungen mit Rom waren bald nach Ausbruch des bad. Kirchenstreits dem Ministerium des Innern abgenommen und ausschließlich dem Auswärtigen Amte übertragen worden, welches in den Händen von Männern lag, die in Österreich hineingen. Als der Landtag gegen Ende 1859 wieder zusammentrat, enthielt die Thronrede bezüglich der abgeschlossenen Konvention, wodurch die Leitung der Kirche dem Erzbischof überlassen war, die kurzen Worte: «Die mit dem päpstl. Stuhle geflorenen Verhandlungen, worüber den Ständen die Äußerung vorgelegt werden sollen, sind zu dem gewünschten Abschlusse gelangt.» Eine entgegenge setzte Überzeugung über den Wert des Konkordats hatte indes in allen Kreisen des bad. Volks plangegriessen und gab sich in Versammlungen, Flugchriften und Petitionen in ungewöhnlicher Weise kund. Der moralische Druck der öffentlichen Meinung auf die bisher der Regierung gegenüber in der Mehrheit sehr gefügige Zweite Kammer wurde allmählich so stark, daß die Kammer dem Beschluß faßte, über die Äußerung durch eine Specialkommission sich Bericht erstatten zu lassen. Eine Folge dieses Berichts war der Antrag, «daß die Konvention nicht in Wirksamkeit zu treten habe». Nach zweitägigen lebhaften Debatten schloß sich die Zweite Kammer 30. März 1860 mit großer Mehrheit dem gestellten Antrage an und verlangte die Beendigung der kirchlichen Angelegenheiten durch die Regierung. Dieser im ganzen Lande freudig begrüßte Beschluß hatte 2. April den Sturz des Ministeriums und einen Wechsel des bisherigen Regierungssystems zur Folge. Zwei der hervorragendsten Mitglieder der liberalen Opposition, Ludwig und Etibel, jener der Zweiten, dieser der Ersten Kammer angehörig, traten in das neugebildete Ministerium und wurden die Seele desselben. In landesherrliches Patent vom 7. April 1860 wurde dem Lande die Grundsätze der neuen Verwaltung bekannt, die ein zeitgemäßes Fortschreiten auf dem Boden der Verfassung versprochen. Das liberale Ministerium, in welches später (Mai 1861) Friedrich von Roggenbach als Minister des Auswärtigen eintrat, wußte seitdem durch eine Reihe Gesetzen und Reformen, sowie nach außen hin übernommene Aufgabe in befriedigender Weise zu wirken. Der kirchliche Konflikt wurde durch die

22. Mai 1860 der Zweiten Kammer vorgelegten sechs Gesetzentwürfe und durch endliche Vereinbarung mit dem Erzbischof (20. Nov. 1861), hinsichtlich der Besetzung der Kirchenpfarrstellen, Verwaltung des Kirchenvermögens und Einsetzung eines luth. Oberstiftungsrats, geregelt. Daran reihte sich eine Umgestaltung der Verfassung der prot. Landeskirche in liberalem Sinne und die Emanzipation der Juden. Auch auf allen andern Gebieten des öffentlichen Lebens wurde der bad. Staat einer Umgestaltung entgegengeführt. Diese weitgreifenden Reformen waren: Einführung der Gewerbefreiheit, eine neue Gerichtsorganisation (nach dem Muster der hannoverschen), ein Polizeistrafgesetzbuch und insbesondere eine neue Organisation der innern Verwaltung, welche das Volk zur Teilnahme beruft und dem Grundsatze der Selbstregierung in einer Ausdehnung huldigt, wie dies in keinem andern Staate der Fall gewesen war. Mit diesen neuen Organisationen, mit deren Durchführung man sich 1864 beschäftigte, hörte die bisherige polit. Einteilung des Großherzogtums in vier Provinzen mit ebenso viel Mittelregierungen auf. Das Land zerfällt seitdem in 11 Verwaltungsstufen.

Die Energie, mit welcher der Minister des Auswärtigen, Freiherr von Roggenbach, bei jeder Gelegenheit dem nationalen Verlangen nach einer gründlichen Bundesreform Ausdruck gab, belebte auch außerhalb B. die nationalen Hoffnungen und Verlangen um so mehr, als es kein Geheimnis war, daß der Großherzog in diesem Gedanken mit seinem Minister einig war. Die eifrige Verwendung B. für das kurhess. Verfassungsrecht im J. 1862 auf dem Bundestage, wo R. von Mohl als bad. Gesandter wirkte, förderte die endliche Herstellung jenes Rechts durch Preußen. Der rasche Entschluß, dem von Preußen beantragten Französisch-Deutschen Handelsvertrage beizutreten, stellte dem österr. Plane, die süddeutschen Staaten von dem Zollverein mit dem Norden loszureißen, ein unüberwindliches Hindernis entgegen und förderte die Erneuerung des Zollvereins im J. 1865. Als der Kaiser von Österreich 1863 auf dem Fürstentagessitz zu Frankfurt den Versuch machte, eine Bundesreform ohne wirkliche Volksvertretung durch Verstärkung der Präsidialmacht sogar ohne Preußen durchzusetzen, nahm der Großherzog Friedrich war an den Verhandlungen teil, hielt aber ganz allein an dem Widerspruche gegen diesen Versuch fest, dem deutschen Volke statt des ersehnten Brotes nationaler Einigung die harten Steine dynastischer Hoheitsrechte zu bieten. Schon 1864 wurde das Land durch eine neue literale Agitation beunruhigt. Der luth. Klerus war unzufrieden mit der staatlichen Einrichtung von Ortschulräten, an denen auch Familienväter teilhaben sollten, und von Bezirkschulinspektoren, und die luth. Pfarrer erhielten von der erzbischöflichen Kurie den Befehl, die ihnen vorbehaltenen Stellen in den Ortschulräten nicht anzunehmen. Gleichzeitig machte ein erheblicher Teil der prot. Geistlichkeit den Versuch, die freiere kritische Richtung in der prot. Theologie zu unterdrücken. Das «Leben Jesu» von Schenkel gab den Anlaß. Durch die Beseitigung des Seminarrektors Schenkel in Heidelberg sollte diese Richtung aufs Haupt geschlagen und der Anschluß an die Orthodorie hergestellt werden. Der Versuch scheiterte aber an dem Widerstande der Liberalen, die bald darauf zur Gründung des Deutschen Protestantenvereins

fortschritten und die freie Forschung, die Versöhnung des Christentums mit der modernen Kultur und eine Erneuerung der Kirche auf der Grundlage des Gemeindeprinzips auf ihre Fahne schrieben. Der Oberkirchenrat erkannte die Gleichberechtigung der verschiedenen Richtungen innerhalb des Protestantismus an und verwies die Vertreter der orthodoxen Richtung zur Ruhe.

Inzwischen wirkte der Konflikt zwischen Preußens Regierung und Abgeordnetenhaus erklarend auf die Hoffnungen, die sich Preußen zugewendet hatten, und der Verlauf des schlesw.-holstein. Streites machte die bad. Volksvertretung zu Gegnern Preußens. Der Minister von Roggenbach trat 19. Okt. 1865 zurück und von Edelsheim kam an seine Stelle, der es unternahm, B. allmählich in das mittelstaatliche Lager überzuführen und schließlich an Österreich anzuschließen. Die entscheidende Krisis von 1866 trieb B., im Widerspruche mit der Haltung von 1860—65, nach einigen Schwankungen und Zögerungen in das Lager des alten Bundes, der dynastisch-mittelstaatlichen und österr.-großdeutschen Politik. Mit den Demokraten verbündet und der Ultramontanen sicher, nahm Edelsheim an den mittelstaatlichen Konferenzen in Augsburg und Bamberg teil und brachte die Kammer, welche sich 14. April noch für den Bismarckschen Antrag (Einberufung eines deutschen Parlaments zum Zweck einer Neugestaltung der Bundesverfassung) mit allen gegen drei Stimmen ausgesprochen hatte, nach und nach zu dem Entschluß, durch inniges Zusammengehen mit den andern süddeutschen Staaten Heil für B. zu suchen, was thatsächlich gleichbedeutend war mit Krieg gegen Preußen. Der Großherzog, welcher mit dem 1863 wieder in den bad. Staatsdienst getretenen Mathy auf preuß. Seite stand, mußte, als ihm auf eine Anfrage in Berlin die Antwort erteilt wurde, Preußen sei nicht im Stande, B. militärisch zu schützen, dem Andrängen der Mehrheit des Ministeriums und des Landes nachgeben. So wurden die Kreditforderungen zur Mobilisierung des Kontingents von den Kammern bewilligt, in Volksversammlungen Preußen wegen seines Einmarsches in Holstein als Friedensbrecher und Verräther deutscher Volkssämme, Österreich als Hort des deutschen Bundesrechts bezeichnet und in der Bundestagsitzung vom 16. Juni dem bedrohten Sachsen die angerufene Bundeshilfe auch vom bad. Bevollmächtigten zugesagt. Damit war der Krieg gegen Preußen entschieden und die bad. Felddivision machte den unglücklichen Feldzug am Main unter dem Befehl des Prinzen Wilhelm mit. Die preußisch gesinnten Mitglieder des Ministeriums wurden verdrängt: die Ministerialräthe Jolly und Freydorf wurden 26. Juni ihrer Stellen enthoben; Mathy, Präsident des Handelsministeriums, mußte 30. Juni seine Entlassung nehmen.

Nach den preuß. Siegen in Böhmen und am Main schlug die öffentliche Meinung in B. rasch um. Schon 22. Juli baten 39 Abgeordnete in einer Adresse den Großherzog, den nutzlosen Krieg aufzugeben und den Anschluß an Preußen zu bewerkstelligen. In gleichem Sinne sprachen sich Adressen von Gemeindebehörden, Handelskammern und Volksversammlungen aus. Nun reichten 23. Juli Edelsheim, 26. Juli Stabel, Lamey, Vogelmann ihre Entlassung ein und 27. Juli erhielt Mathy den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden. Dasselbe kam 28. Juli zu Stande: Mathy wurde

Staatsminister und übernahm wieder das Handelsministerium, vorläufig auch das Finanzministerium; Freydorf wurde Präsident des Ministeriums des Auswärtigen, Jolly Präsident des Ministeriums des Innern; General Ludwig, bei Entlassung nicht angenommen wurde, befehligte Kriegsministerium, und Staatsrat Näpflin als Mitglied des Ministeriums ohne Portefeuille. Truppen wurden 29. Juli zurückgerufen, in Bad. burg 3. Aug. Waffenstillstand und 17. Aug. Freydorf in Berlin definitiver Friede und ein Allianzvertrag mit Preußen geschlossen. B. bezahlte eine Kriegskontribution von 6 Mill. Gulden Preußen zu bezahlen. Der Friedensvertrag war von beiden Kammern genehmigt, und Annäherung B. an Preußen und den Norddeutschen Bund, nächstes, die Vereinigung Süddeutschlands demselben zu einem Deutschen Reiche als bad. der bad. Politik bezeichnet. Regierung und Kaiser steuerten von nun an diesem Ziele mit Entschiedenheit zu. Bei der Eröffnung des Reichstags 5. Sept. 1867 sprach der Großherzog in Thronrede seinen «festen Entschluß» aus, «nationalen Einigung unausgesetzt nachzustreben» jedes Opfer zu diesem Zwecke zu bringen. Allianz- und Zollverträge, für welche Mathy bei den Konferenzen der Rhein und der Sachmänner in Berlin thätig gewesen waren, wurden von beiden Kammern genehmigt. Annahmen die Kammern daß an die norddeutsche Kriegsverfassung sich anschließende Wehrrecht, Kontingentgesetz, ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz, ein Pressegesetz und ein Schulgesetz an. Letzteres wurde die allgemeine Schulpflicht eingeführt und den kirchlichen Korporationen die Eröffnung von Schulen verboten. Der Landtag war 15. Febr. 1868 geschlossen.

Am 3. Febr. 1868 starb Mathy. Infolge dessen wurde das Ministerium 12. Febr. neugebildet. Jolly übernahm das Staatsministerium und Innere, Freydorf das Auswärtige, Edelsheim Finanzen, Dufsch den Handel, Obkircher (Joh. 21. Okt.) die Justiz, der bisherige preuß. Militärbevollmächtigte in Karlsruhe, General Beyer, Kriegsminister. Näpflin blieb in seiner bisherigen Stellung. Stabel, welcher 1867 das Justizministerium wieder übernommen hatte, und Dufschieden aus. Das bad. Kadetteninstitut war aufgehoben und einem mit Preußen abgeschlossenen Verträge gemäß die bad. Kadetten in die preuß. Militäranstalten aufgenommen, 1869 auch mit Norddeutschen Bunde ein die militärische Freiheit bezweckender Vertrag geschlossen. Die Militärorganisation war 1868 vollendet und das Kommando der Division wurde Beyer übertragen. In den Beratungen der süddeutschen Festungskonferenz vertrat B., den partikularistischen Forderungen Bayerns und Württembergs gegenüber, nationalen Standpunkt. Bei den Zollparlamenten wählten im Febr. 1868 siegten die Nationalisten in acht, die Liberalen in sechs Wahlkreisen. Mit der freiburger Kurie kamen neue Kandidaten vor. Die Regierung verordnete, daß die jur. Theologen beider Konfessionen nach beendeten Universitätsstudien vor einer staatlichen Prüfungskommission eine Prüfung über ihre allgemeinen wissenschaftliche Vorbildung zu bestehen haben sollten. Dagegen protestierte der Erzbischof 17. April 1868 und unterlagte in einem Erlasse vom 18. Febr.

den kath. Theologen, sich dieser Prüfung, welche einen Eingriff in die Rechte der Kirche enthalte, zu unterziehen. Daraus erklärte die Regierung das ersichtlich. Verbot für ungültig und verweigerte allen denjenigen Theologen, welche sich der Prüfung nicht unterwerfen, die definitive Anstellung und die Auszahlung des Gehalts. Der Tod des Erzbischofs Sicari (14. April 1868) veranlaßte neue Differenzen. Dombetan und Generalvikar Enthal Ridel wurde vom Domkapitel zum Erzbischofsverweser gewählt.

Die in Offenburg am 8. Nov. und 27. Dez. 1868 abgehaltenen Versammlungen, auf welchen die Führer der liberalen Partei dem Ministerium Jolly Opposition machten, veranlaßten die Klerikalen, in Verbindung mit den Großdeutschen und Demokraten, einen Aufruf an das Volk ergehen zu lassen um einen Adressensturm an den Großherzog zu organisieren. Auflösung der jetzigen Ständerversammlung, Einberufung eines außerordentlichen Landtags zur Schaffung eines neuen Wahlgesetzes auf Grundlage des direkten geheimen Wahlverfahrens und ein Misstrauensvotum gegen das Ministerium war der Hauptinhalt der Adressen. Diese Gefahr besiegte den zwischen den Liberalen und dem Ministerium obwaltenden Streit, die neue offenburgische Versammlung vom 28. Mai 1869 beschloß eine Gegenadresse an den Großherzog, die bekanntesten Städte des Landes folgten diesem Beispiele und der Großherzog wies die klerikal-demokratischen Adressen zurück. Bei den Erneuerungswahlen vom 1. Juli 1869 fielen die Liberalen in 18, die Klerikalen in 4 Wahlkreisen. Die Landstände wurden am 24. Sept. eröffnet. Die Regierung legte einen Entwurf über Veränderungen verschiedener Verfassungsbestimmungen vor: die Zweite Kammer sollte die selbständige Wahl ihrer Präsidenten, die Selbstbestimmung hinsichtlich der Geschäftsordnung, die Initiative in der Gesetzgebung erhalten und der Grundsatz des allgemeinen Wahlrechts und der geheimen Abstimmung sollte in das Wahlgesetz aufgenommen werden. Dieses Verfassungsgezet wurde von der Zweiten Kammer 25. Okt., von der Ersten 18. Nov. angenommen, es von den Klerikalen gewünschte Einführung der direkten Wahlen, statt der bisherigen indirekten, von der Zweiten Kammer mit allen gegen 14 Stimmen verworfen. Das Gesetz über Einführung der obligatorischen Eivilhe und der bürgerlichen Standesbeamtung wurde unter fortwährendem Kampfe mit den Klerikalen beraten und von der zweiten Kammer 17. Nov. mit allen gegen 6 Stimmen, von der Ersten 4. Dez. gleichfalls mit allen gegen 6 Stimmen angenommen. Ebenso wurde die Verlängerung des Kontingentgesetzes und das Gesetz über das Militärbudget von beiden Kammern, das Gesetz über die neue Einteilung des Landes in 56 Landtagswahlbezirke und der Antrag, die Mandatsdauer der Abgeordneten von 5 auf vier Jahre herabzusetzen und alle zwei Jahre die eine Hälfte austreten zu lassen, von der zweiten Kammer angenommen. Das Stiftungsgezet, wonach diejenigen Stiftungen, welche nicht religiösen Zwecken gewidmet waren, sondern in das Gebiet der Schule und des Armenwesens gehörten, der kirchlichen Verwaltung entzogen und unter weltliche Verwaltung gestellt werden sollten, und die Gesetze über Ausdehnung der Kompetenz der Schwurgerichte bei politischen und Preßver-

gehen, aber das an die norddeutschen Bestimmungen sich anschließende Militärstrafgesetzbuch und über die Unterstützung des Gottfardbahnunternehmens mit 3 Mill. Gulden wurden vom Landtage genehmigt. Der Schluß desselben erfolgte 7. April 1870. Der Protest des Bistumsverweisers gegen das Stiftungsgezet wurde nicht beachtet. Derselbe ließ 14. Sept. 1870 die vatikanischen Beschlüsse vom 18. Juli öffentlich verkündigen. Daraus erklärte die Regierung, daß diese Beschlüsse, sofern sie mittelbar oder unmittelbar in bürgerliche Verhältnisse eingreifen, als rechtlich unverbindlich anzusehen seien.

Die Kriegserklärung Frankreichs beschleunigte die Erfüllung der nationalen Bestrebungen d. S. Die Division wurde unter den Oberbefehl des Generals von Werder gestellt, beteiligte sich zuerst an der Belagerung Straßburgs, socht dann bei Dijon und Nuits und nahm in den entscheidenden Tagen vom 15. bis 17. Jan. 1871 an den siegreichen Kämpfen vor Belfort der Bourbaischen Armee gegenüber ruhmvollen Anteil. Die Regierung suchte die Siege für den Ausbau des nationalen Staats zu verwerten. In einem Schreiben an Bismarck vom 2. Sept. 1870 forderte sie die Wiedererwerbung des Elsaß und die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Bund und beantragte für letztern eine Verstärkung der Centralgewalt auf militärischem und diplomatischem Gebiete. Nach den Münchener Verhandlungen, an welchen B. sich nicht beteiligt hatte, beantragte B. 2. Okt. seinen Eintritt in den Norddeutschen Bund. Minister Jolly und Freytag begaben sich auf Bismarcks Einladung 20. Okt. nach Versailles. Dort wurde der Verfassungsvertrag mit dem Norddeutschen Bunde 15. Nov., die Militärconvention mit Preußen 25. Nov. abgeschlossen. Die letztere bestimmte, daß das bad. Kontingent ein unmittelbarer Bestandteil der preuß. Armee sein, der König von Preußen als Bundesfeldherr alle Rechte und Pflichten des Kontingents- und Kriegsherrn übernehmen und B. die dasselbe verfassungsmäßig treffende Summe für das Bundeslandheer der preuß. Kriegsverwaltung zur freien Verfügung überlassen solle. Die bad. Truppen ergänzen sich aus einem besondern Ersatzbezirke und bilden, vereint mit einigen preuß. Regimentern, das 14. preuß. Armeekorps, welches während des Friedens in B. und dem Bezirk Oberelsaß steht. Der 18. Dez. 1870 zusammentretende Landtag genehmigte die beiden Verträge und eine die nationalen Bestrebungen und Bestrebungen des Großherzogs anerkennende Dankadresse an denselben. Das Ministerium des Auswärtigen und das des Kriegswesens wurden 1. Juli und 17. Dez. 1871 aufgelöst, sämtliche Gesandtschaften 24. Okt. aufgehoben. Bei den Reichstagswahlen vom 3. März 1871 wurden 12 Nationalliberale und 2 Klerikale gewählt. Der 21. Nov. 1871 wiedereröffnete Landtag beschäftigte sich vorzugsweise mit finanziellen und Verwaltungsfragen und wurde 21. März 1872 wieder geschlossen. Zu erwähnen ist noch die Annahme der Gesetzentwürfe über Ausdehnung religiöser Ordensmitglieder vom Elementarunterricht und von der Aushilfe in der Seelforge und über das Verbot von Missionen, sowie die Interpellation des Abgeordneten Eshard über den von der Regierung den altkath. Priestern, Gemeinden und Eltern zu gewährenden Rechtschutz, worauf Staatsminister

Jolly eine die Altkatholiken durchaus befriedigende Antwort gab. Die erste altkath. Gemeinde wurde in Konstanz gegründet und in der derselben zugewiesenen Augustinerkirche 28. Febr. 1873 der erste altkath. Gottesdienst gehalten. Es folgte bald die Gründung weiterer altkath. Gemeinden in Freiburg, Pforzheim, Karlsruhe, Heidelberg und andern Orten. Der altkath. Bischof Reintens wurde von der Regierung als Bischof anerkannt und erhielt 8. Juni 1873 von dem Staatsminister Jolly, welcher demselben den Eid abnahm, die Anerkennungsurkunde. An sämtliche Mitglieder religiöser Orden und Kongregationen erließ die Regierung 1. Nov. 1872 den Befehl, ihre bisherige Lehrthätigkeit binnen vier Wochen einzustellen. An die Stelle des freiwillig austretenden von Dusch wurde Ministerialrat Turban 28. Okt. 1872 zum Präsidenten des Handelsministeriums ernannt.

Die Landtagswahlen vom 22. und 23. Okt. 1873 hatten das Ergebnis, daß 50 Nationalliberale, 10 Klerikale und 3 Demokraten gewählt wurden. Die Eröffnung des Landtags erfolgte 20. Nov. Aus den Verhandlungen desselben ist Folgendes hervorzuheben: die Interpellation des Abgeordneten Wuß (2. Deg.) wegen Anerkennung des Bischofs Reintens und die Erwiderung des Staatsministers Jolly, welche dahin lautete, daß die Regierung, welche die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils nicht anerkenne, die Altkatholiken fortwährend noch als Katholiken anzusehen habe und denselben die Möglichkeit einer kirchlichen Organisation ebenso gut gewähren müsse wie den infallibilistischen Katholiken, und daß die rechtliche Bedeutung der Anerkennung des Bischofs Reintens darin bestehe, daß derselbe in B. alle die Rechte ausübe, welche einem kath. Bischof zuständen. Es war zeitgemäß, daß die Regierung ein die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken vollständig regelndes Gesetz vorlegte. Dasselbe wurde von der Zweiten Kammer 13. Mai 1874, von der Ersten 2. Juni angenommen. Die Kirchengesetze von 1860 fanden eine Ergänzung in einem Gesetzentwurf, welcher bestimmte, daß für die Zulassung zu einem Kirchenamte oder zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen der Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung (dreijähriger Besuch einer deutschen Universität und besondere Prüfung in Philosophie, Geschichte und deutscher Litteratur) gefordert und vom Besuche einer solchen Universität derjenige nicht dispensiert werde, welcher seine Studien an einer Anstalt gemacht habe, an der Jesuiten oder Mitglieder anderer verwandter Orden lehren; daß die Knabenseminare und Konvikte für Theologie Studierende mit Ende des laufenden Schuljahrs zu schließen seien; daß Strafen von 60—1500 Mark und Gefängnisstrafen von 3—12 Monaten einzutreten hätten bei Mißbrauch des geistl. Amts. Dieser die Stellung des Klerus zum Staate wesentlich ändernde, die Macht des letztern stärkende Gesetzentwurf wurde von der Zweiten Kammer 21. Jan. 1874 mit allen gegen 10 Stimmen angenommen und ein Einverständnis hierüber mit der Ersten Kammer 14. Febr. erzielt. Der Städteordnungsentwurf, wonach in den sieben größten Städten (Karlsruhe, Mannheim, Freiburg, Heidelberg, Pforzheim, Konstanz, Baden) die Einwohnergemeinden an die Stelle der Bürgergemeinden gesetzt, die Wahl der Bürgermeister, Beigeordneten und Stadträte dem Bürgerausschusse übertragen und letzterer von den wahlberechtigten Ein-

wohnern nach drei Steuerklassen gewählt werden sollte, wurde von der Zweiten Kammer 30. Ja. 1874 angenommen, mit der Bestimmung, daß dieses Gesetz ins Leben treten solle, sobald das erlassende Gesetz über die Gemeindebesteuerung Wirksamkeit trete. Die Erste Kammer nahm das Gesetz mit einigen Abänderungen 27. Mai an. In Frage einer allgemeinen Verfassungsrevision kam mehrmals zur Sprache. Bei der Debatte am 22. Dez. 1873, wo es sich um Einführung des Einkammersystems, der einjährigen Budget- und Landtagsperioden und der von den Klerikalen immer wieder geforderten direkten Wahlen handelte, wurde beschloffen, bezuhs Herstellung einer dem heutigen Rechtsbewußtsein entsprechenden Verfassung die Initiative der Regierung zu überlassen, eine Kommission für einjährige Budget- und Landtagsperioden zu ernennen und den Antrag auf Einführung direkter Wahlen abzulehnen. Am 26. Ju. wurde der Landtag, welcher wegen der Reichstagsungen vom 16. Febr. bis 8. Mai vertagt worden war, geschlossen. Dem Kammerbeschlusse gemäß wurde das erzbischöfl. theol. Konvikt in Freiburg und die dortigen Knabenseminarien durch die Ministerialverfügung vom 1. Aug. geschlossen. Bei den Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1874 wurden 12 Nationalliberale und nur 2 Klerikale gewählt.

Die Erneuerungswahlen zum Landtage, welche 15. Okt. 1875 stattfanden, ergaben die Wahl von 22 Nationalliberalen, 6 Ultramontanen und 3 Demokraten. Die Zahl der ultramontanen Abgeordneten stieg dadurch von 10 auf 13. Der Landtag wurde 23. Nov. eröffnet, jedoch bald darauf vertagt, kam 21. Febr. 1876 wieder zusammen und dauerte bis zum 15. Juli. Der Eröffnung wohnte der Großherzog Friedrich, welcher 9. Juli 1875 50-jährig geworden war, zum ersten mal als Mitglied der Ersten Kammer bei. Gesetzentwürfe über Verbesserung des ungenügenden Einkommens der Geistlichen beider Kirchen, über Vereinigung der Konfessionen getrennten Volksschulen unter Stellung der Erteilung des konfessionellen Religionsunterrichts, über Einrichtung und Befugnisse der Oberrechnungskammer im Sinne einer selbständigen Kontrolle der Staatsverwaltung und als eine Reform der Steuergesetzgebung wurden in der Thronrede angekündigt. Der von den Klerikalen gestellte Antrag, die Regierung solle die für den erzbischöfl. Stuhl ausgelegte Dotation, auch wenn dieser Stuhl nicht besetzt sei, der Kirche ausbezahlen wurde 29. März verworfen und gab dem Staatsminister Jolly Anlaß, über den Stand der Verhandlungen mit dem Vatikan zu berichten und die Erklärung abzugeben, daß die Regierung den Geistlichen den erzbischöfl. Stuhl besteiigen lasse, sich nicht den Staatsgesetzen unterwerfe. Die Dotation der evang. und kath. Geistlichkeit mit einem Staatszuschuß von je 200 000 M. wurde 26. Ju. und 5. Juli von beiden Kammern bewilligt, jedoch mit der Bestimmung, daß im Namen der kathol. Geistlichkeit der Erzbischofverweiser und der kath. Bischof die Gehorsamserklärung gegen den Staat abzugeben haben, daß der Kurie die Disposition über die Pfründenenträgnisse entzogen und diese Dotation zunächst nur auf sechs Jahre bewilligt werde. Das Gesetz über Einführung gemischter Volksschulen wurde von der Kammer 22. Juni und 3. Juli angenommen und den Beschlüssen der Klerikalen durch die Bestimmung Rechnung

getragen, daß in denjenigen Gemeinden, welche bisher konfessionell getrennte Schulen hatten, auch ein Lehrer von dem Bekenntnisse der Minderheit angestellt werden solle, falls ein Gemeindebeſchluß hierfür vorliege und die Zahl der Schulkinder des in der Minderheit befindlichen Bekenntnisses nach dem Durchschnitt der letzten drei Jahre wenigstens 20 betragen habe. Das Geſetz über Einrichtung und Beſetzung der Oberrechnungskammer wurde von beiden Kammern 17. Juni und 12. Juli, das Geſetz über Einführung einer Erwerbsteuer, welches die Reform der Steuererhebung weiter führen sollte, 20. Juni und 14. Juli angenommen. Der Landtag wurde 15. Juli geſchloſſen.

Das größte Aufsehen erregte die Nachricht, daß Staatsminister Jolly, welcher seit 12. Febr. 1868 an der Spitze des Ministeriums stand und zugleich das Ministerium des Innern leitete, 21. Sept. seine Entlassung einkien und erhalten, und daß infolge dessen das ganze Ministerium ein Entlassungsgeſuch eingebracht habe. Der mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragte Handelsminister Turban wurde 21. Sept. unter Beibehaltung seines Ministeriums zum Präsidenten des Ministeriums, Ministerpräsident und Landeskommissar Stöcker zum Präsidenten des Ministeriums des Innern, Fiskalampall Grimm zum Präsidenten des Ministeriums des Großherzogt. Hauses und der Justiz ernannt; der Präsident des Finanzministeriums Ellstätter und Geheimrat Köhlin blieben in ihren Stellungen. Geheimrat von Freydoerf wurde in den Ruhestand versetzt, Jolly 4. Okt. zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt. Daß dieser Ministerwechsel nicht eine Änderung des bisherigen liberalen Systems, sondern der Regierungsmethode bedeute, versicherte 31. Okt. der Großherzog ausdrücklich. Die Schärfe und Schnelligkeit, mit der Jolly seinen liberalen Gegnern jederzeit entgegentrat, führte, da von manchen Seiten ein milderer Verfahren gewünscht wurde, die Entlassung Jollys herbei. Bei den Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1877 wurden 11 Nationalliberale, 2 Liberalen und 1 Deutsch-konservativer gewählt. Das 25jährige Regierungsjubiläum des Großherzogs wurde 19. April unter allgemeiner Teilnahme des Landes gefeiert. Der Großherzog wurde 22. Sept. vom Kaiser zum Generalinspektor der neuorganisierten Armeeinspektion (14. und 15. Armeekorps) ernannt. Bei den Erneuerungswahlen zur Abgeordnetenversammlung wurden 22. Okt. für die 32 Ausgetretenen 26 Nationalliberale, 5 Liberalen und 1 Demokrat gewählt. Infolge dessen hatten die Liberalen noch 12 Mitglieder in der Kammer. Bei der Eröffnung des Landtags 15. Nov. führte die Thronrede Vorlagen zu den 3 wichtigsten, zur Gemeindebesteuerung, zum Budget an. Die Abgeordnetenversammlung wählte, nachdem der langjährige Präsident, Kirsner, gestorben war, 17. Nov. den Staatsrat Lamey zu ihrem Präsidenten. Die liberalen Anträge, wonach das direkte Wahlrecht sowohl bei den Wahlen zur Abgeordnetenversammlung als bei den Wahlen der Kreisabgeordneten und der Bezirkeinspektion eingeführt und der Umfang einer Unterstützung zu Schulzwecken nicht als eine das Wahlrecht entziehende Armenunterstützung angesehen werden sollte, wurden 22. Jan. 1878 und der Antrag auf Abschaffung der staatlichen Prüfung der Theologen 25. Jan. abgelehnt. Der Landtag wurde vom 9. Febr. bis 29. Okt. verſammelt. Bei seiner Wiedereröffnung wurden Vorlagen

über ein neues Forst- und Forststrafgeſetz, über die Rechtsverhältnisse der Richter, über die Aufbringung des Gemeindefaſſungswands in den Städten, in welchen die Städteordnung gelte, und über die Rechtsverhältnisse der bei den Mittelschulen für die weibliche Jugend angestellten Lehrerinnen angeſtellt. Bei den Reichstagswahlen vom 30. Juli verloren die Nationalliberalen drei Wahlkreise; gewählt wurden 8 Nationalliberale, 8 Liberalen, 2 Deutsch-konservative, 1 Demokrat. Auch bei der Bornahme der 32 Ergänzungs- und 4 Ersatzwahlen in die Abgeordnetenversammlung 28. Okt. 1879 erlitten die Nationalliberalen Verluste. Gewählt wurden 21 Nationalliberale, 10 Liberalen, 3 Konservativen und 2 Demokraten. Die Abgeordnetenversammlung war nun zuſammengeſetzt aus 39 Nationalliberalen, 16 Liberalen, 3 Demokraten, 2 Konservativen.

Die bei der Eröffnung des Landtags 18. Nov. gehaltenen Thronrede betonte den schlimmen Stand der Finanzen, welcher die Folge des Ausfalls im Eisenbahnvertrag und in den übrigen ordentlichen Einnahmen sei und eine Steuererhöhung notwendig mache. Die zum Eisenbahnbau erforderlichen Mittel sollten durch Anleihen aufgebracht werden. Zum Präsidenten der Abgeordnetenversammlung wurde 20. Nov. einstimmig Lamey wiedergewählt. Der in liberalen Sinne gestellte Antrag, wonach das Geſetz über den Elementarunterricht dahin abgeändert werden sollte, daß den Gemeinden das Recht einzuräumen sei, auf die Erhebung des Schulgeldes zu verzichten, wurde, da der Kern des Antrags darin bestand, daß die Entziehung des Wahlrechts für denjenigen Vater, der das Schulgeld nicht bezahlen konnte, ebendamit wegfallen sollte, abgelehnt. Nach kurzer Vertagung trat der Landtag 12. Jan. 1880 wieder zuſammen und hatte sofort eine Kulturlampfvorlage zu beraten. Um dem Streit, welcher seit dem Erlaß des Geſetzes vom 19. Jan. 1874 zwischen Regierung und Kirche wegen der Examenfrage bestand, ein Ende zu machen, legte erstere 17. Jan. einen Geſetzentwurf vor, wonach von der allgemein wiſſenſchaftlichen Staatsprüfung diejenigen Theologen frei sein sollten, welche eine theol. Fachprüfung abgelegt hatten, sofern dieser Prüfung ein landesherrlicher Kommissar angewohnt und das Ergebnis der Prüfung der Staatsbehörde nicht Anlaß zur Beanstandung der Kandidaten wegen Mangels an hinlänglicher allgemein wiſſenſchaftlicher Bildung gegeben hatte. Denjenigen Geistlichen aber, welche vor Verkündung dieses neuen Geſetzes bereits die theol. Fachprüfung bestanden hatten, beziehungsweise zu Priestern geweiht worden waren, sollte auf eingereichte Bitte und geliefertem Nachweis der bestandenen Abiturientenprüfung und des dreijährigen Besuchs einer deutschen Universität, die Staatsprüfung zum Nachweis der allgemein wiſſenſchaftlichen Vorbildung erlaſſen werden. Die Kommission, an welche diese Vorlage verwiesen wurde, erklärte, zumal da sie erfuhr, daß der Bistumsverweser Kübel zwar seine Zustimmung zu diesem Entwurf gegeben, zugleich aber alle Rechte, welche durch das Konkordat der lat. Kirche erteilt worden waren, für dieselbe aufs neue in Anspruch nehmen, mit 10 gegen 8 Stimmen, daß sie an die Kammer den Antrag auf Nichtintreten in die Beratung der Vorlage richten werde, solange nicht die erzbischöfliche Kurie ihren Erlaß von 1874 zurückgenommen, worin sie den Liberalen verbot, um Dispensation von der

allgemein wissenschaftlichen Staatsprüfung einzukommen. Darauf fragte der Bistumsverweiser im Vatikan an, ob das von ihm erlassene Dispenzverbot zurückgenommen werden dürfe, und nahm, auf die bejahende Antwort hin, die Verbote zurück. Nun zog die Regierung 13. Febr. den ersten Gesetzesentwurf zurück und legte einen neuen vor, welcher den Intentionen der Kommission entsprach, die allgemein wissenschaftliche Staatsprüfung einfach aufhob und auch vom Anwohnen eines staatlichen Prüfungskommissars bei der theol. Fachprüfung Abstand nahm. Dieser Entwurf wurde 25. Febr. von der Abgeordnetenkammer einstimmig, 2. März von der Ersten Kammer mit allen gegen 1 Stimme genehmigt. Da aber bei diesen Verhandlungen Stöffer den Liberalen die Würde des Staats nicht gehörig gewahrt zu haben schien, so nahm die Abgeordnetenkammer 10. März mit 28 gegen 19 Stimmen den Antrag an, daß etwa stattfindende Verhandlungen über die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhls vom Staatsministerium selbst geführt werden sollten. Auf dieses Mißtrauensvotum hin reichte Stöffer ein Entlassungsgesuch ein, das aber vom Großherzog nicht angenommen wurde. Der Landtag wurde 18. März geschlossen. Doch war der liberalen Kammermehrheit gegenüber die Stellung Stöffers nicht länger haltbar. Durch Verordnung vom 20. April 1881 wurde eine neue Teilung der Ministerien vorgenommen: das Handelsministerium wurde aufgehoben und die Geschäfte desselben teils dem Ministerium der Finanzen, teils dem des Innern übertragen; das Ministerium des großherzogl. Hauses wurde vom Justizministerium getrennt und mit dem Präsidium des Staatsministeriums verbunden; das Kultus- und Unterrichtswesen wurde aus dem Ministerium des Innern ausgeschieden und dem Justizministerium zugeteilt. Stöffer, Grimm und Rüchlin erhielten die erbetene Entlassung; Turban behielt das Präsidium des Staatsministeriums und übernahm zugleich das Ministerium des Innern, Ellstätter behielt das Präsidium des Ministeriums der Finanzen, Oberschulratsdirektor Nott wurde zum Präsidenten des Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts ernannt. Stöffer erhielt die Stelle eines Präsidenten des evang. Oberkirchenrats. Weihbischof und Erzbistumsverweiser Lothar Kibel starb 3. Aug. Das Domkapitel wählte 10. Aug. den Kapitular Dr. Orbin zum Erzbistumsverweiser. Ein freudiges Ereignis im Regentenhause und im Lande war 12. März 1881 die Verlobung der Prinzessin Viktoria (geb. 7. Aug. 1862) mit dem Kronprinzen Gustav Adolf von Schweden (geb. 16. Juni 1858). Die Vermählung fand 24. Sept. in Karlsruhe statt.

Litteratur. Sachs, «Geschichte der Markgrafschaft B.» (5 Bde., Karlsr. 1764—78); Vander, «Bad. Landesgeschichte» (Karlsr. 1836); über den bad. Zustand die Schriften von Velt und Häuffer; über die Verfassungsgeschichte und innere Entwicklung B.s bis 1848 die Monographie Beck's: «Karl Friedrich Rebenius» in «Unsere Zeit» (Bd. 8, Sp. 1864); Vierordt, «Bad. Geschichte bis zum Ende des Mittelalters» (Tüb. 1865); W. Müller, «B. im letzten Jahrzehnt in «Unsere Zeit» (Neue Folge, Jahrg. 8, Sp. 1872); von Weech, «B. in den J. 1852—77» (Karlsr. 1877).

Baden, auch Baden-Baden genannt, einer der glänzendsten und besuchtesten Badeorte Euro-

pas, Kreisstadt des bad. Landeskommisariats zirks Karlsruhe, liegt 189 m über dem Meer dem reizenden, durch mildes Klima ausgezeichneten Thale des Neckars, das sich in das Murgtal öffnet, und ist durch eine Zweigbahn nach Dax und der Hauptlinie Mannheim-Konstanz, der Badisch Staatsbahn, verbunden. B. ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium (mit Realgymnasium verbunden), eine höhere Lehrerschule, eine Gewerbeschule, ein Krankenhaus und mehrere andere Wohlthätigkeitsanstalten, Fabrik von Holzschnit- und Chinafilberwaren und 1881 (1880) 12 008 meist kath. E. Der Ort ist in seinem ältern Teile amphitheatralisch an einem Hügel, seinem neuern, ganz modern angelegten, an prächtigen Hotels, eleganten Villen und Privatwohnungen reichen größern Teile am Fuße desselben erbaut und hat drei kath. und eine neuerrbaute Kirche in got. Stile, eine griech. Kapelle mit geodener Kuppel, eine russ. Kirche und eine Kirche der anglikan. Ritus in normann. Stile. Im 15. Jahrh. im 15. Jahrh. aufgeführten Pfarr- oder Stiftkirche finden sich die Grabmäler der kath. Markgrafen von Baden seit 1431. Auf einem Hügel über der Stadt liegt malerisch das 1479 auf den Fundamenten angelegte, aber 1689 mit der Stadt von den Franzosen zerstörte, dann teilweise wieder hergestellte sog. Neue Schloß, welches vom Großherzog zur Sommerwohnung benutzt wird.

Die Römer, welche die Heilquellen schon kannten nannten den Ort dem Kaiser Aurelius Severus Alexander zu Ehren Civitas Aurelia aquensis und legten Bäder an, von denen später Stadt und Baden Namen erhielten, nachdem B. im 12. Jahrh. in Besitz der Markgrafen aus dem Hause Jähring gelangt war. Letztere hatten seit Anfang des 13. Jahrh. auf dem sog. Alten Schlosse nordöstlich der Stadt ihren Sitz, bis sie gegen Ende des 15. Jahrh. nach dem Neuen Schlosse bei der Stadt überiedelten. Als später die bad. Lande geteilt wurden, blieb B. bis 1689 die Residenz des bad. Badenischen Zweigs, welcher in diesem Jahre nach Rastatt überiedelte und 1771 ausstarb. Die Heilquellen, denen B. seine Blüte und seinen Aufschwung verdankt, sind sehr zahlreich (über 20) und liefern täglich ungefähr 800 000 l Wasser von 44—67° C. Sie entspringen aus dem Felsen der Schloßterrasse hinter der Pfarrkirche und werden durch Röhren in die Bäder der Stadt geleitet. Hauptquelle ist der «Ursprung», mit einem röm. Überbau bedeckt, über welchem sich die großartigen Gebäu des neuen Friedrichsbades erheben. Dieses, aus Entwürfen von Dornfeld aufgeführt und 1877 eröffnet, ist heute die eleganteste, auch den höchsten Ansprüchen entsprechende derartige Anstalt in Europa. Die Quellen gehören zu den erbgiebigsten Sodasalthermen. Ihr spezifischer Gehalt bleibt sich jedoch nicht gleich, ebenso wenig ihre Temperatur, die in den verschiedenen Brunnen zwischen 44—67° C. variiert. Man benutzt das Wasser zu Baden, zu Douchen, Einspritzungen, aber auch zu Trinken. Es hat besonders Ruf gegen Nervenleibstrankheiten, Menstruationsstörungen, Schiefeln, alte rheumatische und gichtische Leiden, Krankheiten, Störungen der Nieren und der Harnorgane, chronische Katarrhe, Lähmungen u. d. In der Falkenthal (Stephanienbad und St. Elisabethbad) und in Lichtenthal befinden sich drei schwefelhaltige Stahlsquellen.

Der Ruf des Ortes als Bad nahm besonders gegen Ende des 18. Jahrh. durch den Besuch einer großen Zahl franz. Emigranten seinen Aufschwung, und seit 1804 hat die bad. Regierung alles gethan, um dasselbe in die Höhe zu bringen. Bereits 1815 zählte man 2460 Badegäste. Seit dieser Zeit ist B. ein Badebad geworden, in welchem sich, bei einer Frequenz von jährlich gegen 50000 Gästen aus allen Ländern der Erde, während des Sommers ein Leben entfaltet, das an Reichtum, Glanz und Luxus mit dem der größten Hauptstädte zu wetteifern vermag. Die (Sommer-) Saison dauert vom 1. Mai bis 1. Okt. und erreicht im Juli und Aug. ihren Höhepunkt; die 1872 eingerichtete Wintertaxation zieht jedoch ebenfalls eine nicht unbedeutende Zahl Kurgäste herbei. Von großem Einfluß auf die Frequenz war früher die (1872 aufgehobene) dort beständige Spielbank, welche nicht nur eine jährliche Racht von 500000 Fl. zahlte, sondern auch kontraktlich eine gleiche Summe für Verschönerung der Fremden wie für Konzerte und andere Unterhaltungen verwandte. Vereinigungspunkt der Ausflügler ist das Conversationshaus, 1824 von Weintrauer im Renaissancestil erbaut, mit prächtig ausgestatteten Speise-, Konzert- und Ballsälen, und von Alleen und Anlagen umgeben, die sich jetzt der 85 m langen Reuen Trinklhalle hinzugeben. Letztere, 1839–42 von Häbisch ausgeführt, ist mit 14 Fresken von Götzberger geschmückt, welche Sagen des Schwarzwaldes darstellen. Am Eingange zur Dichtenthaler Allee erhebt sich das nach den Plänen von Cousteau erbaute und 1862 eröffnete schöne Theater, daneben die Kunsthalle mit permanenter Ausstellung. Auf dem Leopoldsplatze befindet sich seit 1861 das eherner Standbild des Großherzogs Leopold. Seit 1857 werden alljährlich Ende August dreitägig und Anfang Oktober zweitägig große Pferderennen in dem 2 Stunden entfernten Miesheim gehalten. Die interessantesten Punkte der Umgebung sind: das 3 km entfernte iog. Alte Schloß (Hohenbaden, 491 m über dem Meer, 1689 ebenfalls von den Franzosen zerstört), dessen Ruinen eine prächtige Aussicht über das Rheintal von Speier bis gegen Strassburg gewähren; die Trümmer der Obersteinburg (511 m), ebenfalls mit schöner Fernsicht; das 1243 gestiftete Marienfermentenloster Dichtenthal, in dessen Kirche sich Grabmäler baden-durlacher Markgrafen finden; ferner der 672 m hohe Mercuriusberg, das malerisch gelegene neue Schloß Oberstein (in welchem einige Gemächer mit Fresken von Fohr) und als 1725 von der Markgräfin Sibylle Auguste erbaute Lustschloß Favorite, welches während der Belagerung von Rastatt im J. 1849 preuß. Hauptquartier war.

Litteratur. Kläbe, «Beschreibung von B.» (Dre., Tab. 1810); Guinot, «Ein Sommer in Baden-Baden» (Erg. 1858); Frech, «Der Kurort B.» (Lehr 1870); Biermann, «Baden-Baden als Kurort» (Heidelb. 1872); Heiligenthal, «Die heißen Quellen in Baden-Baden» (Bad. 1879); derselbe, «Beschichte der Stadt B. und ihrer Bäder» (Karlsr. 1879); «Das Friedrichsbad in Baden-Baden» (Bad. 1878); «Baden-Baden. Wegweiser durch Stadt und Umgebung» (8. Aufl., Bad. 1880); Schnars, «B. und Umgebung» (2. Aufl., Bad. 1880).

Der Kreis Baden bildet das südl. Drittel des Landkommisariatsbezirks Karlsruhe, bestehend aus Teilen der alten Markgrafschaft Baden, der

Markgrafschaft Oberstein und der Ortenau, und umfaßt 1045,25 qkm mit (1880) 134 562 E.

Baden, auch Baden bei Wiengenannt, Stadt und schönster Badeort in Niederösterreich, liegt 27 km von Wien an der Südbahn und am Ausgange eines der reizendsten Thäler des Wienerwaldes, 203 m über dem Meere und zählt (1880) 9645 E. Zu den vorzüglichsten Gebäuden der Stadt gehören das Kaiserhaus, das Rathaus, die Stadtpfarrkirche, das Theater- und Redoutengebäude, das Militärhospital und der großartige Aquädukt der Hochquellenleitung, der unmittelbar hinter der Stadt in riesigen Bogen das Thal überschreitet. Von den Bädern sind zu erwähnen das 1877 vollständig umgebaute Frauen- und Karolinenbad, eins der elegantesten und schönsten Bäder der Welt, das Herzogs- und Antonbad, das Johannisbad und die Mineralbadeschule. Für Winterkurgäste ist das Herzogs- und Antonbad eingerichtet, die übrigen Bäder sind während der Wintersaison geschlossen. B. ist während der Römerherrschaft als öffentliches Heilbad (ad aquas) und als Stationsplatz der von Vindobona (Wien) nach Scarabantia (Odenburg) führenden Reiseroute durch zahlreiche Funde (Überreste eines großen röm. Dufstbades, röm. Mägen bis auf Valerius Maximus) festgestellt. Seine berühmten Heilquellen entspringen zu beiden Seiten des Schwedebachs, der die Stadt von West nach Ost durchfließt, zum Teil unmittelbar aus den Spalten des dolomitischen Kalks, zum Teil aus dem Gerölle der Fläche. Man zählt 13 selbständige Quellen, deren Temperatur zwischen 27–34° C. differiert und deren Wasser zu den erdig-salinnischen Schwefelquellen gehört. Es kommt in seiner Wirkung dem von Nahe sehr nahe, erhit aber weniger und ist ärmer an festen hautreizenden Bestandteilen. Die Hauptquelle, der Ursprung, liefert täglich 8710 hl. Die Quellen werden alle zum Baden, die Römer- oder Ursprungquelle auch zum Trinken benutzt. Die Bäder sind fast durchgehends Bollbäder, in denen an 150 Personen beiderlei Geschlechts zusammen baden. Doch bestehen auch Separatbäder, und es sind Einrichtungen zum Schwimmen (im Mineral- wie im Flußwasser), für Schlamm- oder Fäulwasserbäder, für Ziegen- und Schafmollenturen getroffen. Eine Pferdebahn vom Bahnhof bis zur Ruine Raubenstein im Helmenthale erleichtert den Verkehr mit der nächsten Umgebung. Man zählt gegen 10000 Kurgäste jährlich.

B. hat schöne Parkanlagen, mit der Trinklhalle und den Dampf- und Wannenbädern; in seiner Umgebung wachsen gute Weine. Die Bergstraße, mit einer Reihe eleganter Villen besetzt, zieht sich am linken Thalarande bis gegen die Ruine Raubenstein hinauf. Ihr gegenüber am rechten Thalarande unter der Schloßruine Raubened steht die vom Sieger bei Aspern 1820–23 erbaute und zu Ehren seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Nassau-Weilburg, benannte Weilburg, ein mit schönen Gartenanlagen gezieres Schloß, die Sommerwohnung des Erzherzogs Albrecht. Unmittelbar an die Weilburg schließt sich die Villa des Erzherzogs Wilhelm an, dessen alljährlichen Sommeraufenthalt. Die Umgebung von B. bietet eine Fülle von reizenden Ausflügen, unter denen das waldige Helmenthal mit den Krainerhütten am häufigsten besucht wird. Über die Thalmündung fährt der große Aquädukt der wiener Wasserleitung; 700 m lang, an der höchsten Stelle 22 m hoch, mit 14 Pfeilern. Die

Ruinen der Burgen Rauhenstein und Rauhened zu beiden Seiten des Thals beleben das landschaftliche Bild. Der lohnendste Aussichtspunkt aber ist der Gipfel des «Hohen Lindogels» (im Volksmund das «Eiserne Thor» genannt), 830 m hoch und auf genugsamen Waldwegen in 2½ Stunden erreichbar. Oben findet man einen 13 m hohen Aussichtsturm, durch den Freiherrn von Sina errichtet, welcher eine großartige Rundschau bis in die steirischen Berge, über den größten Teil des Wienerwaldes und über das Wienerbecken bis in die Niederung von Ungarn gestattet. Im Turm findet sich eine Orientierungsplatte für die von hier aus sichtbaren Punkte des Panoramas. Vgl. R. Kollett, «B. in Österreich» (Wien 1838); S. Kollett, «Beiträge zur Chronik der Stadt B. bei Wien» (Bad. 1880); Veresch, «Der Kurort B. in Niederösterreich» (6. Aufl., Bad. 1880).

Baden in der Schweiz, zum Unterschiebe von Baden-Baden bisweilen auch Oberbaden, in der Schweiz zum Unterschiebe von Baden im Wallis (Leut) meist Niederbaden genannt, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks des Schweiz. Kantons Aargau, liegt 383 m über dem Meere auf dem linken Ufer der Limmat, zählt (1880) 3692 E. (worunter 996 Protestanten und 177 Israeliten) und besitzt eine luth. und eine prot. Kirche, eine Synagoge, ein reiches Spital, ein großes Schulhaus, ein Rathaus, eine alte gedeckte Brücke über die Limmat und zwei Bahnhöfe der hier sich kreuzenden Nordostbahnlinien Aarau-Brugg-Zürich und Aarau-Lenzburg-B. Bülach. In der engen Klus, mit welcher hier die Limmat den südlichsten Kamm des ostschweiz. Jura, die Lägern 862 m, durchbricht, zwischen Fluß und Berg eingezwängt, vom Schloßberg 459 m mit der Ruine der Burg Stein überragt, bietet die Altstadt mit ihren zahlreichen Türmen einen malerischen, altertümlichen Anblick dar. Durch eine prächtige Platanenallee, zu beiden Seiten mit freundlichen Wohnhäusern und Villen besetzt, wird sie mit den etwa 700 m entfernten Bädern verbunden, denen B. seinen Namen verdankt. Dieselben liegen nördlich von der Stadt, 350 m über dem Meere zu beiden Seiten der Limmat, und zwar auf dem linken Ufer die großen, auf dem rechten in Ennetbaden, durch eine Gitterbrücke mit jenen verbunden, die kleinen Bäder. Die 21 Quellen, welche hier teils am Limmatufer, teils im Flußbette entspringen, liefern in der Minute durchschnittlich 720 l Wasser von eigentümlich salzigem Geschmack, leichtem Geruch nach Schwefelwasserstoff und einer Temperatur von 46—48° C. Schon den Römern als *Aquae Verbigenae* bekannt, werden die muriatisch-erbigen Schwefelthermen von B. seit alter Zeit mit Erfolg namentlich gegen gichtische, rheumatische und strophulöse Leiden angewendet. Die Zahl der jährlichen Kurgäste beträgt durchschnittlich 13 000. Zu ihrer Aufnahme stehen 20 meist vorzüglich eingerichtete Gasthöfe mit über 500 Bädern bereit. Das Kurhaus (Kasino), ein 1873 errichteter Renaissancebau mit Kursaal, Lesesaal, Theater, Park u. s. w., ist der Mittelpunkt des geselligen Lebens. Die anmutige, waldb- und rebenreiche Umgebung bietet Gelegenheit zu hübschen Spaziergängen und Ausflügen (Schloßberg, Baldeg, Lägern).

Wie die hier gefundenen röm. Altertümer bezeugen, war B. schon im Altertum ein ansehnlicher Platz, welchen Tacitus als einen sein. Heilquellen wegen vielbesuchten Kurort bezeichnet. Die röm.

Thermopolis lag aber nicht an der Stelle der jetzigen Stadt, sondern bei den Quellen, und erst nachdem dieselbe um 260 von den Alamannen zerstört worden, wurde die Ansiedelung aus dem offenen Thaltessel in die Klus der Limmat zwischen der Lägern und dem Schloßberge verlegt und an der Stelle des röm. Kastells auf dem letztern der «Stein zu B.» erbaut, der, zuerst Sitz der Grafen von B., nacheinander in den Besitz der Grafen von Lenzburg, Kyburg und Habsburg überging und im 13. und 14. Jahrh. den Herzogen von Österreich öfters als Waffenplatz und Hoflager diente. Die Eidgenossen eroberten 1415 mit dem übrigen Aargau auch B., der Stein wurde verbrannt, die Stadt und Grafschaft kamen als Vogtei unter gemeineidgenössische Herrschaft, und von 1424—1712 hielten die Eidgenossen hier ihre Tagungen. In diese Periode fällt die Blütezeit B.s als Kurort; es war damals das bekannteste und besuchteste Bad Europas und nach den Schilderungen des gelehrten Florentiners Boggio im 15. und des Franzosen Merveilleux im 17. Jahrh. war das Baderleben ebenso glänzend wie ungebunden und üppig. Auf Betrieb der luth. Orte wurde 1661 der Stein wieder als Festung hergestellt, jedoch schon 1712 im Toggenburger Kriege von den Protestanten eingenommen und geschleift. Zwei Jahre später, 17. Sept. 1714, wurde auf dem Rathhause von B. der Badener Friede zur Beendigung des Spanischen Erbfolgekriegs und Bestätigung des Utrechter Friedens abgeschlossen. Durch den Einmarsch der alten Eidgenossenschaft 1798 wurde B. aus seinem Unterthanenverhältnis befreit und war nun bis 1805, wo Stadt und Grafschaft dem Kanton Aargau einverleibt wurden, Hauptort des Kantons B. der Helvetischen Republik. Vgl. Diebold, «Der Kurort B. in der Schweiz» (Winterth. 1861); Minnick, «B. in der Schweiz und seinen warmen Heilquellen» (3. Aufl., Bad. 1873); Frider, «Geschichte der Stadt und Bäder zu B. (Aarau 1880).

Baden, eine dän. Familie, aus welcher mehrnamhafte Schriftsteller und Gelehrte hervorgegangen sind. — Jakob B., geb. 4. Mai 1735 zu Bordingborg, gest. zu Kopenhagen 5. Juli 1804 namentlich als Kritiker und Philolog bekannt, lehrte zu Kopenhagen, dann seit 1756 zu Göttingen und Leipzig und hielt seit 1760 Vorlesungen in Kopenhagen. Nachher ward er Rektor am Pädagogium zu Altona, 1766 an der Gelehrtenschule in Helsingör und 1780 Professor der Eloquenz an der lat. Sprache zu Kopenhagen. Er gründete das sog. «Kritisk Journal» (1768—69), das in Dänemark viel zur Bildung des Geschmacks beitrug. Auch war er der erste, der über dän. Sprache Vorlesungen hielt. Seine lat. Grammatik und sein lat. Wörterbuch für die Dänen wurden noch lange nach seinem Tode in den Schulen gebraucht; er besorgte er verschiedene Schulausgaben und Übersetzungen röm. Klassiker. Seine «Opuscula» erschienen 1793. — Sein ältester Sohn, Gustav Ludwig B., geb. 29. Febr. 1764 zu Altona, gest. zu Kopenhagen 25. Aug. 1840, hat sich als Geschichtsforscher und Rechtsgelehrter einen Namen erworben. Mehrere seiner histor. Monographien, z. B. über Handel und Gewerbe im Norden, über die Geschichte der dän.-norweg. Gesefhund, von Erbdal im Norden, bieten ein ziemlich reiches Material. Als Geschichtsschreiber fehlt es ihm

hoch gleich an Objectivität und Darstellungsgabe, Künge, an denen auch sein umfangreichstes Werk, „Donmarcks Kiges Historie“ (5 Bde., Kopenh. 1829—32), leidet. — Sein Bruder, Tor. tel B., als Archäolog ausgezeichnet, wurde 27. Juli 1765 in Frederiksborg geboren und brachte nach vollendeten Universitätsstudien mehrere Jahre auf Reisen in Deutschland und Italien zu. Er ward 1794 Professor der Vereinsamkeit und Philosophie in Kiel, 1804 Sekretär an der Kunstakademie zu Kopenhagen, welches Amt er 1823 aufgab. B. starb zu Kopenhagen 9. Febr. 1849. Seine Schriften über die alte Kunst, besonders über die griech. Malerei, brachten ihn in Verbindung mit den geachteten Archäologen und Kunstfreunden des Auslandes. Eine Frucht davon war die von ihm veranfaßte Sammlung der »Briefe über die Kunst von und an Chr. L. von Hagedorn« (Lpz. 1797). Seine Ausgabe der Tragödien Senecas (2 Bde., Lpz. 1819—21) ist das Werk vieljähriger kritischer Bemühung.

Badenweiler, Pfarrdorf mit (1880) 575 E., berühmter klimatischer Kurort und geschätztes Thermalbad (jährlich über 3600 Kurgäste) im bad. Kreise Ortrand, 7 km östlich vom Bahnhof Müllheim (Station der großherzogl. Badischen Staatseisenbahn), in herrlicher Gegend, 422 m über dem Meere am nordwestl. Abhange des (1167 m hohen) durch seine Alpenausficht bekannten Blauen, eines der höchsten Berge des Schwarzwaldes. Unmittelbar über dem Dorfe entspringt die mächtige Quelle, welche durch ihre Temperatur (26° C.) und chem. Zusammensetzung in die Klasse der indifferenten Thermen gehört. (Zuletzt Analyse von v. Bunsen 1869.) Der Ort war schon zu Römerzeiten als Bad in Gebrauch, wie aus den Ruinen eines röm. Bades, welches zu den großartigsten und besterhaltenen Denkmälern röm. Baukunst diesseit der Alpen gehört, hervor. geht. Seine Länge beträgt 66 m, seine Breite 19,5 m; es enthält nebst einer Menge kleinerer Räume, wie Saalzimmer, Dampf-, Schwitz- und Einzelbäder, vier große Biscinen (Schwimmbäder) und zwar zwei Frigidarien und zwei Tepidarien. Nach den aufgefundenen Münzen und sonstigen Alterthümern hat das Bad von 124—361 n. Chr. geblüht, bis es nach der Zerstörung (um 368 n. Chr.) als solches in Vergessenheit gerieth. Erst im 16. Jahrh. wieder wird B. von mediz. Autoren als Bad benannt. Doch erst 1784 wurden die Ruinen des alten röm. Bades durch glücklichen Zufall aufgedeckt und der Park begonnen, der, überragt von der alten, im 12. Jahrh. erbauten, 1678 von den Franzosen zerstörten Burg der Jähringer durch Ausdehnung, innere Mannigfaltigkeit und Wechsel herrlicher Fernsichten zu den schönsten Deutschlands gehört. Derselbe wird südlich durch das Kurhaus begrenzt, welches, 1852 von Eisenlohr in leichter Zierlicher Holzarchitektur errichtet, dem Charakter der Bauart des Schwarzwaldes entspricht. Vor dem Gebäude befindet sich ein kaltes Wasser (aus der 1870 hergestellten Wasserleitung) spendender Brunnen mit zwei schönen Reliefs, von Klammer in Karlsruhe: Moses in der Wüste, Wasser aus dem Felsen schlagend, und Christus im Gespräch mit der Samaritanerin am Brunnen.

In der Nähe der Parkanlagen, dicht bei dem Kurhaus am östl. Abhange des von der Burgruine getrennten Regelbergs, steht die in leichter Eisenton-architektur aufgeführte 45,5 m lange, 4,45 m breite ge-

bedeckte Wandelbahn (1882 vollendet). Gegenüber dem Kurhaus befindet sich das unscheinbare großherzogl. Schloß (der frühere, 1586 erbaute »Amthof«), umgeben von ausgebehten Parkanlagen. Die prot. Kirche mit dem aus dem 15. Jahrh. herrührenden Glockenturm hat ein Wandgemälde (Totentanz und Heilige vorstellend) aus dem 16. Jahrh.; die kath. Kapelle ist neu und im byzant. Stile gebaut. Von großer Bedeutung sind die (1875 vollendeten) mit größter Eleganz ausgestatteten Baffinbäder (Marmorbad in monumentalem Renaissancebau und offenes Bad), eine den neuern Anforderungen entsprechende Nachahmung der Frigidarien des alten röm. Bades; die Größe der Baffins, durch die das Thermalwasser (725 l in der Minute) stets zu- und abfließt, übertrifft die alten um das Dreifache. Das Klima von B., welches unter die subalpinen Kurorte mit mehr sedativer als anregender Luftbeschaffenheit zu rechnen ist, zeichnet sich aus durch Gleichmäßigkeit der Temperatur bei Schutz vor rauhen Winden, große Reinheit und mäßigen Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Vgl. Leibniz, »Die röm. Bäder bei B.« (Lpz. 1856); Wever, »Chronik von B.« (Badenw. 1869) und »B. mit seinen Umgebungen« (5. Aufl., Badenw. 1880); Thomas, »B. und seine Heilmittel« (2. Aufl., Müllheim 1878); Siegel, »Die neuen Baffinbäder in B.« (Badenw. 1878).

Bader hießen ursprünglich die Inhaber von Badstuben. Das warme Baden war im Mittelalter eine in Deutschland allgemein verbreitete Sitte, und man benutzte, wie jetzt noch im Orient, den Besuch einer Badstube, um überhaupt mancherlei körperliche Säuberungen, Abnehmen oder Stützen des Bartes, Verschneiden der Haare und der Nägel u. dgl. vornehmen zu lassen. Es geschah dies in den Städten ein- bis zweimal die Woche, meist des Sonnabends. Die Badknechte reinigten den Körper ihrer Gäste in jeder Beziehung. Sie griffen auch in das ärztliche Gebiet ein, indem sie wenigstens Hautkrankheiten und offene Schäden behandelten. Sodann jogen diese Badknechte mit ins Feld, wo sie sich mit dem Bartscheren (daher Feldscherer) und der Pflege der Verwundeten abgaben, und diese beiden Beschäftigungen pflegten sie nun auch nach der Krieger-kehr in die friedlichen Verhältnisse zu betreiben. Aus ihnen entwickelte sich die besondere Kunst der Barbieren (von Barbarius, Bartscherer), welche mit den eigentlichen Bädern in Bezug auf die Pflege des Bartes in Konkurrenz trat und sich das Vorrecht errang, auch außer der Barbierstube barbieren zu dürfen, während die B. damit auf ihre Badstube beschränkt blieben. Nach und nach aber schmolzen beide Gewerbe zusammen. Das Badewesen aus früherer Zeit hörte auf, namentlich seit der Gebrauch der leinenen Hemden aufkam, und die B. wurden zu Barbieren. Beide Gewerbe galten im Mittelalter und noch lange nachher als anrächig, weil man die Dienste, die sie für Geld an dem Körper anderer Menschen verrichteten, für unehrenhaft und slavisch ansah. Schon König Wenzel suchte sie durch ein Privileg vom J. 1406 ehrlich zu machen, indeffen ohne viel Erfolg. Dergleichen die Reichspolizeiordnungen von 1548 und 1577, ja noch 1731 wurden Reichstagsverordnungen gegen diese Anrächigkeit erlassen, welche sich verlor, seit die Barbieren mehr und mehr zugleich als Chirurgen auftraten und sich der Behandlung von Wunden und äußern Schäden, sowie dem

Schröpfen und Aderlassen unterzogen, woneben immer noch das Barbieren, sowohl in den eigenen Barbierstuben als in den Wohnungen der Kunden, eine einträgliche Seite ihres Gewerbes blieb. Die neuere Zeit hat unter dem Einflusse der Medizinalpolizei diesen Gewerbskreis abermals beschränkt; Barbierer und Chirurgen wurden voneinander getrennt, den letztern bestimmte Vorbildung und Prüfungen vorgeschrieben und den Barbieren nur dann die Ausübung einer niedern Chirurgie gestattet, wenn sie den Besitz der nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten nachweisen.

Bader (Joseph), bab. Landeshistoriker, geb. 24. Febr. 1805 zu Thengen im Klettgau, besuchte das Gymnasium zu Freiburg i. Br. und studierte daselbst seit 1822 Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und Geschichte. Nach Ausbruch der Juli-revolution schloß sich B. der Burschenschaft an, gab die Zeitung „Der Schwarzwälder“ heraus und wurde wegen einer auf dem Wallfahrtsorte Ottilien bei Freiburg gehaltenen Rede auf zwei Jahre von der Universität relegiert. Sein erstes größeres Werk war die „Bab. Landesgeschichte“ (2 Bde., Freiburg 1834—36). B. erhielt hierauf eine Anstellung am Generalandesarchiv zu Karlsruhe, wurde 1854 Archivrat und 1872 pensioniert. Von 1839—64 gab B. die Zeitschrift „Wabania“ heraus (6 Bde., erst zu Karlsruhe, dann zu Heidelberg erschienen); außerdem veröffentlichte er unter anderm eine Fortsetzung von Wahls „Hertha. Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit“ (Freiburg 1841), „Das malerische und romantische Baden“ (3 Bde., Karlsru. 1843—45), „Die ehemaligen breisgauischen Stände“ (Karlsru. 1846), „Meine Fahrten und Wanderungen im Heimatlande“ (1. u. 2. Reihe, Freiburg 1855—56), Beiträge zu dem Werke von Heunisch „Das Großherzogtum Baden, historisch-geographisch-statistisch-topographisch beschrieben“ (5 Bde., Heidelb. 1855—57), „Bab. Landesgeschichte für Jung und Alt“ (3. Aufl., Freiburg 1864), „Das ehemalige Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwald und seine Gelehrtenatade-mie“ (Freiburg 1874).

Bader (Karl Adam), Tenorist, geb. 10. Jan. 1789 zu Bamberg, wurde 1809 Organist und Chorregent an der dortigen Domkirche. Im J. 1811 betrat er in seiner Vaterstadt als Sänger das Theater, gefiel sehr und erhielt 1812 ein Engagement in München. Hier verweilte er vier Jahre, sang dann in Bremen, Hamburg und Braunschweig und trat 1820 zur berliner Hofbühne, der er, unter steter Gunst des Publikums, bis zu seiner Pensionierung 1849 angehörte. Seine in tiefer Tenorlage befindliche Stimme war von ebenso schmelzendem Reiz als erstaunlicher Kraft und Ausdauer. Zu seinen gelungensten Partien gehörten Masaniello, Vicinius und Cortez, wie überhaupt die Epoche der Spontinischen Opern in Berlin wesentlich auf B.s Leistungen beruhte. B. starb zu Berlin 14. April 1870.

Badeschwamm (*Euspongia officinalis*) oder Wafschwamm entsteht durch die Vereitung gewisser, im Meere ausschließlich vorkommender Schwämme, die zu der Ordnung der Hornschwämme (*Halichondrea*) gehören. Die Schwämme, wie sie im Handel und in Sammlungen zu finden, sind eigentlich nur Skelette, welche bei den Hornschwämmen aus sehr feinen, hornigen und elastischen Fasern zusammengewebt, überaus porös er-

scheinen, während die Kiesel- und Kalkschwämme feine und nadelförmige Körper von höchst zierlicher Form (Kugeln, Sterne, Nadeln, Stäbchen) enthalten, die aus Kiesel- oder Kalkerde bestehen, in jeder Art eine eigentümliche und sich gleichbleibende Bildung zeigen und bei mäßiger Vergrößerung sichtbar werden. Im frischen Zustande sind diese überaus mannigfach gestalteten Skelette mit einem leicht zerförderbaren schleimigen Überzuge versehen, der den eigentlich lebenden, mit einem sehr geringen Grade von Beweglichkeit versehenen tierischen Teil darstellt. Neuere Forschungen haben ergeben, daß die Schwämme eigentümliche selbständige Tiere oder größtenteils wirkliche, meist aber miteinander innig verschmolzene Tierkolonien sind. Alle Schwämme sind festgewachsen an andere Körper. Ihre Lebensäußerungen sind sehr gering und beschränken sich auf die Hervorbringung kleiner Strömungen im umgebenden Wasser, welches durch die kleinern Poren aufgesaugt, durch die größern im fortwährenden Strome ausgestoßen wird und bei seinem Durchgange aufgelöste organische Stoffe zur Nahrung zurüdläßt. Hervorgebracht wird diese Strömung durch neuerdings entdeckte, aber nur bei starker Vergrößerung sichtbare feine Wimpern (Cilien), welche in anhaltend drehender Bewegung sind und die einzigen bis jetzt entdeckten Organe ausmachen. Diese mikroskopischen Wimpern bilden Überzüge an den innern Wänden der kleinen, zellenartigen Hölräume, welche sich innerhalb der erwähnten schleimigen Masse befinden. Die neuesten Forschungen haben Eier und Spermatozoen (Samentierchen) im Innern mancher Spongien nachgewiesen. Erstere entstehen in zahlloser Menge in kugelförmigen Kapseln, letztere sind selten. Dagegen hat man häufig in der gallertartigen tierischen Masse unentwickelte Embryonen, welche dem unbewaffneten Auge als weißliche Punkte erscheinen, beobachtet. Diese Embryonen lösen sich später los, bekommen eine Wimperhaar, schwimmen davon, setzen sich später fest und veranlassen die Entstehung neuer Schwämme. In tierische Natur dieser Geschöpfe, über welche lange Zeit gestritten worden, indem viele Naturforscher dieselben für pflanzliche Gebilde erklärten, ist somit unwiderleglich dargethan.

Der gemeine Schwamm oder B., auch der le-vantische Schwamm genannt, der in den griech. Meeren, insbesondere um Rhodus, durch Taucher gesammelt wird, ist der Gegenstand eines regelmäßigen und sehr bedeutenden Betriebes und kommt nach Deutschland fast nur über Triest. In Adriatischen Meere, wo der B. ebenfalls gefunden wird, werden die Schwämme mit einer vierzähligen, an langer Stange befindlichen Gabel geholt. Sie erscheinen glänzend schwarz von einem hartartigen Überzuge. Man knetet sie frisch, am besten in süßem Wasser aus, bis aller klebrige organische Stoff vollkommen entfernt ist, und trocknet sie dann. Jetzt färbt man sie häufig gelblich zum Verlaufe. Die verschiedenen Sorten, welche im Handel unterschieden werden, die feinen, beckenförmigen, sehr weichen Badeschwämme von Syrien, die etwas festeren und plattern *Zimacceschwämme* aus Griechenland, die groben, wellenförmigen, laibförmigen *Pferdeschwämme* aus Dalmatien und Algerien scheinen nur lokale Varietäten einer und derselben Art zu sein. Dele-Schmidt hat in neuester Zeit versucht, diese

nicht Seehaisf Künftig zu vermehren, und zwar mit dem Erfolg. Man perschnidet mit einem scharfen Messer frisch aus dem Meere genommene (schrabe) Nadelschwämme in mehrere Stücke und besetzt dieselben mittels kleiner Holzpfähle am Boden durchlöcherter Holzkästen, welche, geschlossen und mit Steinen beschwert, auf den Grund des Meeres 2½–3 m tief versenkt werden. Schon nach einer Woche sind solche Schwammstücke angewachsen und in voller Fortentwidelung begriffen, indem jedes Stück sich zu einem neuen Schwamme ausbildet. Ein Versuch, diese einfache Methode künstlicher Schwammzucht an den Küsten der dalmatin. Insel Derna zu betreiben, ist teils durch den Bogwurm (s. b.), der die Hölzer zerstörte, teils durch die Abgunst der Fischer gänzlich verunglückt und aufgegeben worden. Der B. war schon den Alten bekannt. Man hat lange den wie Klaffschnecken gebrauchten Schwamm (Schwammstohle, *Spongia tosta*, *Carbo spongiae*) innerlich als Stomachicum gegeben. Infolge der Entdeckung, daß das Job der wirksame Bestandteil darin sei, ist dieser Schwamm abgetrieben.

Babio (Abtei) ist der Name mehrerer Orte in Italien. Die bedeutendsten sind: B. Polesine, Stadt in der Provinz Rovigo, 22 km westlich von Rovigo, am Adigetto, einem linken Seitenarme der Etsch, und an der Eisenbahn Verona-Vicenza, hat Papercfabrikation, Seidenpinnerei und zählt (1880) 608 E. — B. Calavena, Markt von 2512 E., 24 km nordöstlich von Verona, Hauptort des Distriks der »Dreizehn Gemeinden« (trodici comuni), die unter venet. Herrschaft eine Aut. Republik mit deutsch redender Bevölkerung bildeten. Die deutsche Sprache herrscht nur noch in einem einzigen Dörfchen. — B. ober Abtei heißt auch die aus drei Dörfern (Abtei, Stern, St. Cassian) bestehende Gemeinde von (1880) 1531 E. in der tirol. Bezirkshauptmannschaft Bruneck, welche sich in der obersten Thalseite des Oberrheins in den südtiroler Dolomitalen ausbreitet, östlich überragt von dem 2915 m hohen Kreuzkofel. Die Umgegend, namentlich bei St. Cassian, ist berühmt durch ihre zahlreichen und schönen Weinberge. Die Bewohner, Babioten genannt, sprechen einen slawinischen Dialekt. — B. di Santo Spirito, ein von Roger I. im normann. Stil erbauter Kloster, 3 km nördlich von Galtanisi auf Sicilien, bei welchem am zweiten Pfingsttage ein berühmtes Volksfest stattfindet. Etwa 3 km nördlich findet sich ein Schlammvulkan, ähnlich wie in Maccaluba.

Babia (frz.), Schäler, Posenreißer; Babine, Babinerie, Schälerlei, Scherz; Babine, Schieren, dünnes Hochschädelchen, feine Jange; babilieren, schälern, scherzen.

Babington hieß der Murrer, in dessen Kleingebiet und unter dessen Namen der Prinz Ludwig Napoleon (nachmaliger Kaiser Napoleon III.) am 26. Mai 1846 aus der Citadelle von Ham flüchtete. Babington wurde mit B., als Spottname, Napoleon III. selbst bezeichnet.

Babio (frz.) heißt ein roter Farbstoff, der aus ausgepreßten Stengeln der chines. Fuchsehirse (*Amorpha fruticulosa*) dargestellt wird, indem man Stengel so lange sich selbst überläßt, bis sie durch die durch rot geworden sind, was unter Gärungsbedingungen nach etwa 14 Tagen eintritt; die Masse wird darauf mit Wasser vollständig ausge-

waschen, gepreßt und der Rückstand mit alkalischem Wasser behandelt, wobei der Farbstoff sich löst; die vom Unlöslichen getrennte Flüssigkeit läßt bei vorsichtigem Neutralisiren mit Säure den Farbstoff in roten Flocken fallen. Im trockenen Zustande löst der Farbstoff sich leicht in Alkohol und gibt auf mit Zinn Salz beheizter Molle und Seide schöne rote, echte Farben. Über die chem. Zusammensetzung desselben ist nichts bekannt.

Babos (frz.), ein roter Bordeauxwein.

Badrinath, Stadt im Distrikt Garwal, Division Ramnagar der indobrit. Nordwestprovinzen, auf dem rechten Ufer des Bisnanganga, an der von Sirinagar nach dem Manassee des Himalaja führenden Straße. Der Ort ist berühmt durch einen sehr alten, überaus reichen Vishnukempel und einen in seiner Nähe gelegenen heilig gehaltenen Badeort, Tapta Kund, in welchen sich zugleich eine eiskalte und eine fast lodenheiße, schwefelwasserstoffhaltige Quelle ergießen. Jedes 12. Jahr wird in dem Tempel, zu dessen Unterhalte 226 Ortschaften von Garwal beitragen, das Fest Ramby-Mela gefeiert, zu welchem 45–50000 Wallfahrer zusammenströmen. In der Nähe von B. erheben sich die sechs Badrinath-Pils genannten Spitzen des Himalaja von 6672–7143 m über das Meer.

Baan (J. van der), niederländ. Porträtmaler, s. Baan.

Baele (van), holländ. Dichter, s. Barlaeus.

Baeyer (Job. Jak.), preuß. Generalleutnant und ausgezeichnete Beobacht., geb. 5. Nov. 1794 zu Müggelsheim bei Köpenick, besuchte das Joachimsthalische Gymnasium zu Berlin, trat 1813 als freiwilliger Jäger bei dem 8. ostpreuß. Infanterieregiment ein und nahm an den Feldzügen von 1813 und 1814 teil. Nach dem Frieden lehrte er auf das Gymnasium zurück, ging jedoch beim Ausbruch des Kriegs von 1815 abermals zur Armee, wurde als Offizier dem 4. rhein. Landwehrregiment zugeteilt, blieb nun Soldat, besuchte die von Gneisenau in Koblenz improvisierte Kriegsschule, wurde dann von dem General von Mülling seit Mai 1816 in Koblenz und seit 1819 in Erfurt zu topogr. Arbeiten verwandt und 1821 zur Dienstleistung in den Generalstab gezogen. Als 1829 auf den Vorschlag der russ. Regierung eine Grabmessung bei Memel zur Verbindung der preuß. und russ. Dreiecke angeordnet ward, ordnete man B. dem Astronomen Bessel, welcher diese Operationen leitete, als Kommissarius des Generalstabs bei. Diese Arbeiten dauerten 1831–36, und B. erwarb sich dabei das Vertrauen Bessels in dem Maße, daß dieser auf den Titel des Werks über die Grabmessung in Ostpreußen (Berl. 1838) neben seinen Namen auch den B. setzte. Schon seit 1826 hatte B. an der Kriegsschule Vorlesungen übernommen, die er auch während seiner Beschäftigung in Ostpreußen in den Winterhalbjahren fortsetzte. Im J. 1835 wurde B. zum Mitgliede der Studienkommission ernannt. In seiner militärischen Laufbahn stieg B. im Generalstab bis zum Obersten und Abteilungschef und wurde 1852 zum Generalmajor ernannt.

Nachdem er die Werke: »Noellement zwischen Swinemünde und Berlin« (Berl. 1840), »Die Küstervermessung und ihre Verbindung mit der Berliner Grundlinie« (Berl. 1849) und »Die Verbindungen der preuß. und russ. Dreiecksnetze« (Berl. 1857), herausgegeben, versetzte ihn der König Friedrich Wilhelm IV., damit er sich ganz seinen

Arbeiten widmen könnte, zu den Offizieren der Armee und stellte ihn dem Chef des Generalstabs zur Disposition, der ihm die Leitung der trigonometr. Abteilung wie bisher überließ. Im J. 1858 wurde B. als Generalleutnant zur Disposition gestellt und ihm die Ausführung des von Preußen übernommenen Anteils einer europ. Längengrabmessung unter dem 52. Parallel übertragen. Als B. 1861 den Vorschlag zu einer «mitteleurop. Gradmessung» machte, traten sämtliche mitteleurop. Staaten auf Preußens Aufforderung dem Unternehmen bei. Ein Centralbureau dafür wurde 1864 in Berlin errichtet und B. zum Präsidenten desselben ernannt. Bis 1867 waren alle europ. Staaten außer England beigetreten, weshalb der Name der Gradmessung nun in «europäische» abgeändert wurde. In Erweiterung ihrer Organisation errichtete man 1869 ein permanentes Geodätisches Institut zu Berlin und ernannte B. 1870 auch zu dessen Präsidenten. Von B.'s Schriften sind noch hervorzuheben: «Über die Größe und Figur der Erde» (Berl. 1861), «Das Messen auf der sphäroidischen Erdoberfläche» (Berl. 1862), sowie der «Entwurf zur Anfertigung einer guten Karte von den östl. Provinzen des preuß. Staats». Außerdem erschienen von ihm, als Manuscript gedruckt: «Wissenschaftliche Begründung der Rechnungs-methode des Centralbureaus der europ. Gradmessung» (3 Hefte, Berl. 1869—71), «Vergleichung einiger Hauptdreiecksketten der kónigl. Landestriangulation mit der Besselschen Methode» (Berl. 1879), «Über die Nivellementsarbeiten im preuß. Staate und die Darstellung ihrer Resultate in richtigen Meereshöhen» (Berl. 1881).

Das Geodätische Institut veröffentlicht seit 1863 unter B.'s Leitung jährlich einen «Generalbericht über die europ. Gradmessung», sowie auch die Verhandlungen der alle drei Jahre wiederkehrenden Konferenzen der Kommissare der verschiedenen Staaten, und «Publicationen des Geodätischen Instituts» in einzelnen Heften.

Bayer (Adolf), Chemiker, Sohn des vorigen, geb. 31. Okt. 1835 zu Berlin, besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium daselbst, studierte 1853—59 in Berlin, Heidelberg und Gent Physik und Chemie, habilitierte sich 1860 in Berlin als Privatdocent, wurde darauf Lehrer der organischen Chemie an der berliner Gewerbeakademie, 1866 außerord. Professor, 1869 Lehrer der Chemie an der Kriegs-akademie, 1872 ord. Professor der Chemie in Straßburg; 1875 siedelte er als Nachfolger Liebig's nach München über, wo unter seiner Leitung ein neues großartiges Laboratorium errichtet wurde. B. hat sich durch mehrere wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der organischen Chemie einen Namen gemacht. Seine Beschäftigung mit den Kondensationsprodukten, welche durch Einwirkung von Aldehyden auf Kohlenwasserstoffe und Phenole und besonders von Phthalaldehyd-Anhydrid auf Phenole und Orphenole entstehen, führte zur Entdeckung eines grünen Farbstoffs, des Cöruleins, und eines schönen roten Farbstoffs, des Eosin (s. d.), welches eine große Bedeutung für die Färberei erlangt hat. Ferner gelang ihm die künstliche Synthese des Indigo, und zwar in solcher Form, daß dieselbe praktisch im großen ausgeführt werden kann. Endlich entdeckte B. bei der Reduktion von Indigo durch Zinkstaub das Indol, welches als Zerfallsprodukt von Eiweißkörpern auch im menschlichen Organismus

gebildet wird. Auch wurde in B.'s Laboratorium 1868 von Graebe und Liebermann die künstliche Darstellung des Krapprot's aus Steinkohlensäure und 1877 von Otto Fischer das Bittermandelöl grün entdeckt.

Baza, Ciudad von (1877) 14377 E. in der span. Provinz Jaen in Andalusien, auf dem zwischen dem Guadalquivir und Guadalimar befindlichen Plateau Loma de Ubeda, in einer mit Oliven und Weinpflanzungen, Gemüsegärten und Begetation bedeckten Ebene, 5 km westlich von Ubeda gelegen. Die Stadt war unter dem Namen Bata schon zur Römerzeit ein ansehnlicher Ort, wovon noch viele Inschriften zeugen. Unter den Gothen war sie Bischofssitz (Beatia) und stand unter maurischer Herrschaft als Haupt- und Residenzstadt eines eigenen Königreichs der Zeiriden, Baza oder Bajasah (Albuscharat), in großer Blüte, wurde aber 1244 von den Castilianern erobert und von diesen gänzlich zerstört, später nach neuem Plane wieder aufgebaut. B. besaß eine 1533 gegründete Universität, die in neuerer Zeit eingegangen ist. Noch jetzt hat die im ganzen finstere und verödete Stadt einen bedeutenden Umfang, viele altthümliche, zum Teil sehr schöne got. Kirchen und Klöster sowie manche andere stattliche Baudenkmäler, die von dem frühern Glanze zeugen. Sehr schön sind das Oratorium San-Felipe-Neri und die Kollegienkirche von Sta.-Maria del Alcazar. Die gleichnamige Station der Bahn Manzanarez-Cordoba liegt 14 km westlich von B.

Basel oder **Babel** (vom ital. bavella), Lauscha, schlechte Ware.

Bäffchen oder Überschlängelchen, der gespaltene Laß, welchen kath. sowohl wie prot. Gekleidete vorn über das Halsstück schlagen, aus der ehemaligen Haustracht bei ertem teilweise, bei letztern ganz in die Amtstracht übergegangen. Die B. sind der letzte Rest des großen Spizentrages, welcher um die Mitte des dreißigjährigen Krieges die früher übliche gefaltete Halskrause verdrängte. Nach der Mitte des 17. Jahrh. verlor dieser Krage die Spizen, zog sich zusammen und bedeckte endlich als breiter Laß nur noch den obern Teil der Brust. Während die Laien ihn bald ganz aufgaben und mit dem Halsstücke vertauschten, hielten die Geistlichen denselben zuerst als Teil allerhürwürdiger Mode, dann als auszeichnendes Standesstracht, und zwar in immer abnehmender Größe bei. Bei den Protestanten werden die B. weiß, bei den Katholiken schwarz mit weißen Bindern getragen.

Baffetas, Bafas (frz. bafetas, engl. baskin bafas), oftind. weiße Kattune von sehr veredelter Feinheit, die zum Teil in Europa bedruckt werden; die besten Gewebe dieser Art liefert Surab.

Baffin (William), engl. Seefahrer, geb. 1584, nahm als Steuermann unter den Kapitan Hall (1612), Hudson, Button, Gibbins und Byl (1615 und 1616) an mehreren Reisen zur Entdeckung einer nordwestl. Durchfahrt durch die Davisstraße teil und brang hier 1616 bis zum Smithsfort unter 77° 30' nördl. Br. vor. B. beschrieb in beiden Reisen mit Bylot wie auch die mit Hall, welcher Gelegenheit er zum ersten Male eine Methode angab, auf See die geogr. Länge durch Beobachtung von Himmelskörpern zu bestimmen. Sein Schiffsjournal wurde vollständig von Kook als «Voyages towards the North-West» (1781)

1849) herausgegeben. Die erwünschte Durchfahrt fand er jedoch nicht, und man nahm daher, auf seine Autorität hin, nördlich von der Davisstraße eine große Bai an, die nach ihm Baffinsbai (f. d.) genannt ward. Nachdem er 1618 eine Reise nach Surat nach Moscha unternommen, wurde er 1622 getötet, als er in Verbindung mit den Persern versuchte, die Portugiesen aus Ormus zu vertreiben.

Baffinsbai (auch Bylots- oder Biletthai) heißt der dritte Meeresstil auf der Westseite von Grönland, zwischen diesem und dem großen Arktischen Archipel; sie ist eine nördl. Erweiterung der Davisstraße zwischen 68 und 78 1/2° nördl. Br., nimmt einen ungefähr anderthalbmal so großen Flächenraum als die Ostsee ein und hat eine mittlere Breite von 650 km sowie eine Länge von 1100 km. Das Meer innerhalb derselben hat stellenweise ansehnliche Tiefe; so fand Parry unter 72° 2' nördl. Br. den schlammigen Boden in 1980 m Tiefe (wovon wohl 100—200 wegen Krümmung des Landes abzuziehen sein mögen), aber schon 40 km weiter nördlich in 225 m Tiefe. Die Flutwelle bringt in die B., indes hat die Flut, nach Noß, nur 1,5—2,4 m Höhe über dem mittlern Stande, im R. noch weniger. Die Beschaffenheit des Wassers, seine Farbe und sein Salzgehalt, ändert sich zufolge der zeitweise eintretenden Eis- und Schneeschmelzen außerordentlich oft. Durch die Davisstraße geht eine starke Strömung nach S., woraus der Entdecker schloß, daß das Meer nach R. hin nicht geschlossen sei; indes fand Parry, daß diese Strömung weiter im R. an Stärke abnimmt und endlich sogar nach R. gerichtet ist. Innerhalb der Bai liegen wenige Inseln, und zwar nur nahe der Küste. Diese, an der Ostküste, in 70° nördl. Br., ist eine dän. Walfischfangstation, und die etwas nördlicher gelegene Hasen- oder Waigatt-Insel ist durch die dort vorgenommenen Beobachtungen bekannt, aus welchen die Abplattung der Erde zu 1/113,4 berechnet worden ist. Die B. wurde bereits 1562 von Davis entdeckt, aber nach Baffin benannt, der sie 1616 besuchte; 1818 unternahm J. Noß die erste regelrechte Untersuchung derselben.

Baffinsland nannten die früheren Geographen das Land im W. der Baffinsbai, zwischen der Hudsonstraße und dem Lancasterfund, ein System von noch nicht völlig bekannten Inseln, deren Gesamtbeit zu 606 000 qkm berechnet wird.

Baffinmetz, f. Baphomet.

Bais (frz., auch panne, bisecru, engl. breadth, face, basil), bei Tapeten und Geweben eine einzelne Breite des Stoffs; bei Maschinenteilen und Werkzeugen die ebene, erhabene oder vertiefte Seite, die bei der betreffenden Arbeit zur Wirkung kommt, so beim Hammer die Fläche, mit welcher derselbe das Arbeitsstück trifft, beim Amboss die, welche dem letztern als unmittelbare Unterlage dient.

Bag (engl.), Sack, Beutel, speziell ein Ballen Baumwolle = 120 kg.

Bagage (frz.) nennt man das Gepäd der Truppen, insoweit es nicht von der Infanterie auf dem Reibe oder von den Reitritten auf dem Pferde, sondern auf Lasttieren (Packpferde, Saumtiere) oder mittels Fahrzeugen (Bagages, Pads, Gepädwagen oder Karren) fortgeschafft wird. Im weitern Sinne können auch andere Heeresbedürfnisse, die den Truppen nachgeführt werden müssen, zur B. gerechnet werden (Lebensmittel, Munition, Medikamente u. s. w.). Man spricht von kleiner und

großer B. und zählt zu ersterer alles, was die Truppen unmittelbar im Gefecht bedürfen (im Deutschen Reichs Munitions- und Medizinenwagen sowie die Handpferde der Truppen), zu letzterer die B. im engern Sinne, namentlich die Gepäd- und Vorspannwagen. Die kleine B. folgt auf dem Marsche den Truppen unmittelbar, die große in größern Abständen. Einteilung und Verhalten der B. wird durch die Bagageordnung geregelt.

Im 17. und 18. Jahrh., wo die Magazinverpflegung und die Lagerung unter Zelten herrschend waren und die Offiziere in ausgedehnter Weise für ihre Bequemlichkeit sorgen durften, hatte die B. einen sehr großen Umfang, dessen Verminderung insbesondere durch die Kriegführung Napoleons I. veranlaßt und durch Wegfall der Zelte sowie Verringerung der mitgeführten Verpflegungsvoorräte und des Offiziergepäds ermöglicht wurde. Auf Kriegsmärschen folgt die B. in der Regel nicht den einzelnen Truppenteilen, sondern brigaden- oder divisionsweise gesammelt in einem gewissen Abstände von der Queue der betreffenden Heereskörper oder überhaupt rückwärts der fechtenden Truppen und unter besonderer Bedeckung; beim Rückmarsch wird die B. vorangeschickt. Je geringer der Umfang der B., desto unbehinderter ist die Bewegung der Truppen. Für die deutsche Armee ist eine „Dienstsanweisung für die Infanteriebagage im Kriege“ (Berl. 1876) erschienen.

Bagamsojo, Dorf an der Ostküste Mittelafricas, gegenüber der Insel Zanzibar, in 6° 17' südl. Br., der gewöhnliche Ausgangsplatz für die Karawanen, welche ins Innere Africas von Osten her gehen. Französische Missionare haben dort ein Erziehungsinstitut für befreite Sklaven gegründet.

Bagasse nennt man die ausgepreßten Stengel des Zuckerröhrs, welche in den Zuckerräbriken meist als Heizmaterial verwandt werden.

Bagatelle (frz.), Kleinigkeit, unbedeutende Sache.

Bagatellsachen heißen Streitsachen von geringem Werte. Für solche haben sich überall in den deutschen wie auch in den roman. Ländern vereinfachte Prozeßformen ausgebildet. (S. unter Rahmverfahren und Summarischer Prozeß.) Nach §. 23. 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes von 1877 besteht jetzt im Deutschen Reich für Sachen im Werte von nicht über 300 M. das amtsgewöhnliche Verfahren.

Bagatto oder Bagattino (ital.), veraltete venet. Scheidemünze; daher der kleinste Trol, so genannt, weil das betreffende Kartenblatt einen Schußfeder mit einem B. in der Hand darstellte.

Bagdad, im Mittelalter in der arab. Form auch Baidach genannt, die Hauptstadt des gleichnamigen asiat.-türk. Vilajets (nach Abtrennung der in neuester Zeit eigene Vilajets gewordenen, früher zu B. gehörigen Lwaa Mosul und Basra nur noch 1 200 000 E.) im mittlern Mesopotamien, liegt zu zwei Dritteln auf dem linken Ufer, d. h. der Ostseite des in der Landesprache Schatt genannten Tigris, über welchen zwei je auf 17—19 Pontons ruhende, 200—220 m lange Schiffbrücken führen, während das alte B., die Residenz der Kalifen und einst die größte Stadt der mohammed. Welt, an der Westseite des Flusses lag. Die östl. Stadt ist von einer jetzt ganz verfallenen Mauer nebst vorgelegtem Graben umgeben, die Weststadt wird nur durch einen verfallenen Erdwall gedeckt. Die türk. Regierung hat

indessen eine vollständige Erneuerung der Befestigungen B. s. projiziert. Die in der nordwestl. Stromede der Oststadt gelegene, vierseitige, ebenfalls aus Ziegelsteinen erbaute Citabelle ist halb verfallen und, weil sie auf zwei Fronten dicht von den Häusern der Stadt umgeben wird, um so weniger von irgendeiner Bedeutung. Die Straßen beider Stadthälften sind nicht enger und schlechter gepflastert als diejenigen der meisten andern türk. Ortschaften; das Baumaterial der nur aus einem Souterrain und einem Erdgeschöß mit darübergelegener Terrasse bestehenden Häuser sind Backsteine. Fast alle Fenster öffnen sich nach der Seite des Hofes, der in den Wohnungen der Vornehmen mit Springbrunnen verziert und mit Ziegelsteinen gepflastert ist. Im Sommer, bei der alsdann herrschenden großen Hitze, bewohnen die Hausinsassen meistens nur das Souterrain, dessen der Einwirkung der Sonne entzogenen Gemächer (Serbas genannt) vergleichsweise kühl sind, und breiten nachts ihre Betten auf der Terrasse (dem flachen Dache) des Hauses aus. Dagegen ist es im Winter so kühl, daß man behufs Erwärmung der Zimmer der Kohlenbeden (Mangal genannt) bedarf. Ofen sind nicht im Gebrauch. Die Bevölkerung schätzt man auf 60 000 Seelen. Sie ist gemischt aus Arabern, Osmanli, Kurden, Juden, Armeniern, Syrern, Nestorianern, zahlreichen Persern und wenigen Hindus. Die Mohammedaner zerfallen zu ziemlich gleichen Teilen in Sunniten und Schiiten, die sich scharf gegenüberstehen. Bis 1831, wo die Bevölkerung durch die Pest und Überschwemmungen sehr vermindert wurde, war die Bewohnerzahl über 100 000 angestiegen. Die Perser treiben unter dem Schutze der türk. Regierung einen ausgedehnten Handel. Die Juden (20 000) sind auf einen abgesonderten Stadtbezirk beschränkt. Unter den Gebäuden der Stadt sind der Konak (der «Palast» des Generalgouverneurs) und das engl. Konsulat, letzteres mit schönem Garten, zu nennen. Unter der kurzen Statthaltertschaft Midhat-Paschas wurde zwar viel für Erleichterung des Verkehrs gethan: enge Gassen wurden erweitert, die sehr unreinlichen Straßen gesäubert, Aus- und Einladeplätze am Stromufer angelegt. Aber seit seiner Abberufung ist alles wieder in den frühern Zustand verfallen. Auch das Projekt einer Eisenbahn nach Kerbella (einem vielbesuchten Wallfahrtsort mit dem Grabe des Imams Hussein) wurde aufgegeben.

Im Zeitalter der Kalifen war B. der Sitz hoher Bildung und Gelehrsamkeit. Heute überwiegt das Handelsinteresse, und die von dem Kalifen Moctasir 1233 gegründete berühmte Medresse (Hochschule) ist längst in ein Karawanseraï verwandelt worden. Nicht den Handel treibenden, deren Geschäfte, in Hinsicht auf Ausdehnung und Sicherheit, stark durch die Zeitumstände bedingt werden und namentlich von dem momentanen Verhältnis der Regierung zu den räuberischen Beduinenstämmen abhängen, strömen aus religiösem Anlaß, um die Gräber der von den Muselmanen verehrten Heiligen, unter denen sich nicht nur der Schutzpatron der Stadt, Scheich Abd-el-Rader Ghilani, sondern auch der jüd. Prophet Eschiel befindet, zu besuchen, viele Fremde, namentlich Perser und selbst Befenner des Islams aus Hindostan zusammen.

Die Eröffnung des Suezkanals war für die Handelsstellung B. s. von einer großen Bedeutung, insofern für die Stadt dadurch ein kommerzieller

Frontwechsel bedingt wurde, dessen Folgen noch nicht als abgeschlossen angesehen werden können. Bis zum Jahre 1869 liefen die Verbindungslinien B. s. für den Verkehr mit Europa ausschließlich durch die Arabische Wüste und das armen. Hochland. Seitdem kommt der Weg durch den Persischen und Arabischen Meerbusen in zunehmenden Betrach. Endlich steht in Aussicht, daß, nachdem die seit lange projektierte Cypthateisenbahn hergestellt worden sein wird, diese zur Vermittlerin namentlich des Personenverkehrs in der Richtung auf den Westen werden würde. Als ein Vermittlungspunkt zwischen Europa und Indien hat B. dadurch, daß ein abgekürzter Seeweg nach Hindostan geschaffen wurde, augenscheinlich verloren; andererseits ist es, infolge der Aufschließung ebender selben Route dem Abendlande näher getreten. B. war seither eine Hauptniederlage für arab., ind. und pers. Erzeugnisse sowie für europ. Manufakturwaren, und verlor Kleinasien, Syrien und einen Teil Europas mit ind. Waren, die, zu Basra eingeführt, den Tigris in Booten stromaufwärts und durch Karawanen weiter nach Tocat, Konstantinopel, Aleppo, Damaskus und in die westl. Teile Persiens gebracht werden. Auch mit Juwelen wird einiger Handel getrieben. Einen glänzenden Anblick gewähren die besonders von Dawud Pascha erbauten, im ganzen Orient ausgezeichneten Bagars mit ihren 1200 Kaden, gefüllt mit allen Gattungen orient. Waren. Die Hauptfabrikate bestehen in rotem und gelbem Leder, das in großem Maße steht, auch in seidenen, baumwollenen und wollenen Zeugen, besonders Musselinen, Taft, Teppichen und Shawls. Die Stadt war 763 vom Abbasid. Kalifen Almansur an einer Stelle, wo nach den arab. Geographen vorher kein Haus stand, gegründet, und der Bau so rasch betrieben, daß schon nach einem Jahre der Kalif dort seinen Sitz aufschlagen konnte. Im 9. Jahrh. eroberte sie Harun-al-Raschid, welcher hier einen Palast baute und seiner Lieblingsgemahlin Sobeide ein Grabmal errichtete, zu hohem Glanze. Im J. 1258 eroberte sie Dschingis-Chans Guld, Hulaku, der den regierenden Kalifen ums Leben bringen ließ und das Kalifat vernichtete. Die Raschiden des Eroberers vertrieb Timur aus dem Besitze der Stadt, der sie 1393 eroberte. Zu Anfang des 16. Jahrh. bemächtigte sich ihrer Schah Ismael, der erste Regent Persiens aus dem Hause Soffi, und fortan blieb sie ein Zankapfel zwischen den Türken und Persern. Nach einer denkwürdigen Belagerung ward sie 1638 vom Sultan Murad IV. erobert, und vergebens versuchte im 18. Jahrh. Schah Nadir, sie den Türken zu entreißen. Als der Schauplatz eines großen Teils der Märsche in «Tausendundeine Nacht» erlangte B. auch romantische Berühmtheit. Vgl. Wellstedt, «Travels to the city of Caliphs» (Lond. 1840; deutsch von Künzel, 2 Tle., 1841); Schlössi, «Reisen in den Orient», als zweites Heft der «Mitteilungen schweiz. Reisender» (Winterth. 1864); J. Braun, «Gemälde der mohammed. Welt» (Lpz. 1870).

Bagdadin, buntgemusterter baumwollener Stoff, ähnlich den Bagdadshawls.

Bagehot (ipr. Wäbschott, Walter), engl. nationalökonomischer und polit. Schriftsteller, geb. 3. Febr. 1826 in Langport in Somersetshire, besuchte in Bristol die Schule und studierte im University College in London; 1852 als Barrister in die Gesellschaft von Lincoln's Inn aufgenommen.

wendte B. seine Aufmerksamkeit besonders volkswirtschaftlichen Interessen zu, beteiligte sich zugleich als Direktor einer der größten engl. Provinzialbanken an kommerziellen Unternehmungen und übernahm 1869 die Redaktion der Zeitschrift *«The Economist»*. Er starb in London 24. März 1877. Als Nationalökonom und Politiker gehört B. der Schule Cobdens und Stuart Mills an. Als Schriftsteller ist er gleich ausgezeichnet durch Kraft und Klarheit des Stils, Scharfsinn des Reasonnements und Selbstständigkeit des Urteils. Außer mehrfachen Beiträgen zu der *«National Review»* und *«Fortnightly Review»* veröffentlichte er: *«Parliamentary reform. An essay»* (Lond. 1869), *«The English constitution»* (Lond. 1867; 2. Aufl. 1872), *«A practical plan for assimilating English and American money»* (Lond. 1869), *«Physics and politics»* (Lond. 1873; deutsch 1874), worin er Darwins Selektions- und Vererbungs-theorie auf die Bildung polit. Gemeinwesen anwendet, und *« Lombard Street, or a description of the money market »* (4. Aufl., Lond. 1873; deutsch von Betz, 1874). Nach seinem Tode erschienen drei Sammlungen seiner verstreuten Essays: *«Literary studies»* (2 Bde., Lond. 1879), *«Economic studies»* (Lond. 1878) und *«Biographical studies»* (Lond. 1881).

Bagelen, Residentenschaft der niederländ. Insel Java in Hinterindien, bildet mit 8430 qkm einen Teil des mittlern Drittels derselben und wird nördlich durch das Gebirge von Minoreh von der Residentenschaft Rebu, östlich durch den Fluß Progo von dem niederländ.-ind. Basallenstaate Djohjalarta getrennt, während es westlich von der Residentenschaft Banjamas und südlich von dem Meere begrenzt wird. B. ist einer der schönsten und zugleich fruchtbarsten Teile von Java. Haupterzeugnisse sind Reis, Kaffee, Zucker, Indigo, Tabak, Zimt u. s. w. Die herrlichsten Baumfrüchte und eine beträchtliche Anzahl inländischer und europ. Gemüsearten werden in Menge erzeugt. An der Südküste, bei Samangie wird Serai in Menge gewonnen; auch befinden sich daselbst, in dem Vorgebirge Karang-Bolong, Höhlen, welche Hunderttausende der die eßbaren Nester liefernden Schwalben (*Collocalia esculenta*) bewohnen. Die in diesen Höhlen gesammelten Nester bilden ein Monopol der Regierung. Sie gelten, namentlich auf dem chines. Marke, für die beste Sorte und stehen am höchsten im Preise. Das Klima in B. ist überall gesund und durch die Nähe der See abgekühlt. Die Bevölkerung bestand 1879 in 1185992 E., nämlich 1182835 Javanern, 488 Europäern, 2599 Chinesen, 9 Arabern und 61 andern asiat. Fremdlingen. Die Residentenschaft B. besteht aus den fünf Abteilungen (Assistentresidentchaften) Burworedjo, Kutuwardjo, Ledol, Kebumen und Karanganjer, welche wieder in 23 Distrikte mit 2660 Ortschaften (Dessas) zerfallen. Der Hauptort und Sitz der Provinzialbehörden, Burworedjo, am rechten Ufer des kleinen Flusses Bogowonto, besteht aus drei Teilen, nämlich Burworedjo, hauptsächlich von Europäern und Javanern, Brenkelan, hauptsächlich von Chinesen und Javanern bewohnt, wo sich ein großer Bazar befindet, und dem Trupentankament Redong-Rebo.

Bagger (ein aus dem Niederländischen ins Deutsche übergegangenes Wort) oder Baggert, auch Backet, ist eine Vorrichtung zum zweckmäßigen Lösen und Heben von unter Wasser liegendem

Ertrichte. Durch das Baggern vertieft man Flüsse, Kanäle und Häfen, entfernt man Ablagerungen im Fahrwasser der Schiffe, beseitigt Untiefen, hebt Brunnen aus u. s. w. Man unterscheidet Handbagger und Maschinenbagger. Der Handbagger ist eine breite, aus Holz oder Eisen gefertigte, mit Rad- und Seitenwänden versehene Schaufel, die von dem am Ufer auf einem Gerüste oder einem Rahne stehenden Arbeiter mittels eines langen hölzernen Stiels gehandhabt wird (s. Fig. 1). Die Handbaggerung wird erfolgreich nur bei lodern und leichtem Material, wie z. B. Sand und Schlamm, bei nicht allzu großen Tiefen und kleinen zu hebenden Massen, zur Anwendung gebracht. Bei größeren Arbeiten kommen fast ausschließlich Maschinenbagger in Betracht. Diese bestehen aus dem eigentlichen Schöpfwerke, mit welchem man die Sohle des Flusses, Kanals, Hafens u. s. w. angreift, das Material derselben über



Fig. 1.



Fig. 2.

Wasser hebt und in ein zu diesem Zwecke bereitstehendes Schiff oder in einen am Ufer befindlichen Wagen ausschüttet, in welchem man es sodann nach irgendeiner beliebigen Verwendungsstelle transportiert. Die Maschine selbst wird durch Menschen oder Tiere, in neuerer Zeit meist durch Dampf in Betrieb gesetzt und heißt im letztern Falle Dampf bagger.

Nach der Gestaltung der Baggermaschinen unterscheidet man hauptsächlich: 1) Stielbagger. Hier besteht das eigentliche Instrument entweder aus einem eisernen Rechen (Baggerrechen, Krahler) für festen Boden, oder für leichtere Bodengattungen aus einem eisernen großen Löffel (Löffelbagger) oder einem Sad (Sadbagger), welcher mit einem langen Stiele verbunden ist, der bei der Arbeit entsprechend erfasst und bewegt wird. Hierher gehört auch die indische Baggerschaufel (s. Fig. 2). 2) Rabbagger. Sie bestehen aus einem Rabe, an dessen Peripherie unmittelbar die Schöpfseimer oder Schöpfkörbe befestigt sind. 3) Waternosterwerke (s. d.). Wird ein solches von einem Schiffe getragen, so geht die Baggerleiter mit dem Simer-system entweder durch einen in der Mitte des Fahrzeugs befindlichen Schlot in das Wasser hinab (einfache Baggermaschinen) oder es liegt auf jeder Seite des Fahrzeugs eine derartige Baggervorrichtung

(doppelte Baggermaschinen). Die erstere Art wendet man besonders in Häfen an, wo bis zu größeren Tiefen baggert wird, während Baggermaschinen der letztern Art vorherrschend auf seichten Flüssen Verwendung finden, da sie die Möglichkeit bieten, flache Hänge seitlich anzugreifen. An der Sulina- mündung wurde mit einem großen Paternoster- bagger in günstigem Erdreich eine tägliche Leistung von 1500 cbm Erdaushhebung erzielt. Der in Fig. 3 dargestellte Ambulante Bagger fand seine Ver- wendung bei den Hafenbauten von Calais. In großartigem Maße kamen Baggerarbeiten bei der Erbauung des Suezkanals und der wiener Donau- regulierung in Verwendung. Man wendete hierbei auch baggerartige Vorrichtungen zu Aushebungen im Trocknen, «Cravateure», Trockenbagger, an. Die Baggermaschine saß in diesem Falle seitwärts an einer Lokomotive und entleerte das Material in auf einem Parallelgleise allmählich vorrückende Waggon, in denen dasselbe weiter befördert ward. Bagger nach dem Eimerystem, bei denen die Leiter vertikal steht, und welche zum Ausheben tiefer Brunnen für Wasserversorgungs- oder Fundie- rungszwecke benutzt werden, pflegt man Vertikal- bagger zu nennen. 4) Saugbagger. Sie be- stehen aus einer Röhre, die in den Boden gesteckt und durch eine Centrifugal- oder Saugpumpe luftleer gemacht wird. Der äußere Druck preßt das lockere Material in die Röhre und hebt es dadurch empor. Hierher gehört die Sandpumpe von Gill, welche beim Versenken von Brunnen und zur Fundierung von Brückenpfeilern mit Erfolg benutzt wurde. Das in Fig. 4 dargestellte Injektorprinzip liegt der Ro- bertson'schen Sandpumpe zu Grunde. Es wird durch den einen Schenkel des gebogenen Rohrs Wasser unter Druck geleitet; dieses steigt in dem andern Schenkel empor und reißt den Sand von der Brunnensohle durch eine entsprechende Öffnung mit sich. Der große Pumpenbagger für den bremer Hafen besitzt ein Saugrohr von 46 cm Durchmesser, durch welches stündlich 450 cbm Schluff, der daselbst ein treffliches Düngemittel für die umliegenden Fel- der abgibt, gefördert werden. Die Kosten für die Förderung betragen hierbei nur 0,88 Mark für den Kubikmeter.

Eine interessante Maschine dieser Art ist der Pneumatische Bagger von Reeves, wobei die Saugröhre mit einem außerhalb der Baugrube auf einem nahen Ufer oder einem Schiffe stehen- den Behälter in Verbindung gebracht ist. Indem man in letztem eine Luftverdünnung erzeugt, wird ein Aufsteigen des Materials im Rohre und eine allmähliche Füllung des Behälters bewirkt. Ist diese erfolgt, so wird das Rohr geschlossen, in den Behälter Luft eingelassen und das Material aus demselben entfernt. Um einen ununterbrochenen Arbeitsfortgang zu erzielen, sind vier solcher Be- hälter nebeneinander angeordnet. Dieser Apparat, bei welchem das Material mit keinem Ventil in Berührung kommt, wurde beim Bau der Tanbrücke mit Erfolg verwendet.

Die älteste Nachricht über Baggermaschinen stammt aus dem Jahre 1591, wo Verantius ein Werk über diesen Gegenstand veröffentlichte. Einen Vorläufer der Paternosterbagger, als holländischen Hafenräumer die Mobder Mole genannt, beschreibt 1724 Leupold im «Theatrum Machinarum Hydro- technicarum»; die erste Dampfbaggermaschine wurde 1796 bei der Firma Boulton u. Watt von

einem Ingenieur Grimshaw ausgeführt. In Deutschland scheint der erste Dampfseimerbagger 1841 für den elbinger Hafen ausgeführt worden zu sein.

Baggerneß, ein an einem langen Stabe be- festigtes Reß, mit welchem die Holländer aus den Flüssen seinen Thon oder zu vorzüglichem Lein- trockenbaren Schlamme (Bagger torf) schöpfen.

Baggesen (Jens), dän. Dichter, der zugleich der deutschen Litteratur angehört, geb. 15. Febr. 1764 zu Korsör, besuchte 1778—82 die Schule zu Slagelse und kam 1785 auf die Universität Kopenhagen. Noch Student, machte er sich zuerst durch lyrische Gedichte und die «Comiste Fortællinger» (Kopenh. 1785; deutsch 1792) einen Namen. Mit Unter- stützung des Prinzen von Augustenburg unternahm er 1789 eine Reise nach Deutschland, der Schweiz und Frankreich. Seitdem betrachtete er die deutsche Sprache als seine zweite Muttersprache. In Bern vermählte er sich 1790 mit einer Enkelin Haller's. Im J. 1798 machte er aus neue eine Reise nach Deutschland, der Schweiz, Italien und Frankreich. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1796 eine Anstellung in Kopenhagen, verzichtete aber auf dieselbe, um 1797 mit seiner leidenden Gattin nach Italien zu reisen; diese starb jedoch schon in Kiel. In Paris verheiratete er sich dann mit einer Geneserin, mit der er 1799 nach Kopenhagen zurückkehrte, reiste 1800 wieder nach Paris, wo er 1803 von Dänemark eine Pension erhielt, wurde 1811 zum Professor der dän. Sprache und Litteratur zu Kiel ernannt, erhielt 1812 den Titel eines Wirtl. Justizrats, nahm aber 1814 seine Entlassung und ging nach Kopenhagen. Hier begann er einen mehrere Jahre fortgesetzten Streit mit Ohlenschläger und dessen Anhängern, begab sich 1820 wieder ins Ausland und starb 3. Okt. 1826 zu Hamburg auf der Rück- reise nach Dänemark.

Die Dichtungen B.s lassen oft ein inniges Ge- fühl und eine außerordentlich rege Phantasie er- kennen, verraten aber stets den Mangel an Klarheit und harmonischer Durchbildung, der B.s ganze Wesen charakterisiert. Alopstod, Wieland und Schiller waren die Muster, nach denen er sich bildete. Im Einfluß zeigte sich schon in der ersten Sammlung seiner deutschen «Gedichte» (2 Bde., Hamb. 1808) und in den «Heideblumen» (Amsterb. 1808). Sein idyllisches Epos «Parthenais oder die Alpenreise» (1804, neue Aufl., 2 Bde., Epj. 1819) zeichnet sich, besonders in der letzten Umarbeitung, durch wohl- gefügten Bau der Hexameter wie durch einzelne Schönheiten aus. Am bedeutendsten zeigt sich B. in den humoristischen Produktionen, obgleich auch ihr Wert ungleich ist. In dem Drama «Der vollendete Faust» (Epj. 1836) verpötte er mit Witz und Laune wissenschaftliche und polit. Schwächen der Zeit. In dem «Karfunkel oder Klinglingel-Almanach» (1810) versuchte er den Mißbrauch ital. und span. Dichtformen lächerlich zu machen. Sein letzter Wert in deutscher Sprache, «Adam und Eva oder die Geschichte des Sündenfalls» (Epj. 1827), ist in gereimten Jamben verfaßt, weißschweifig, verworrenes Epos. B.s «Poetische Werke in deut- scher Sprache» (5 Bde., Epj. 1836), «Aus J. R.'s Briefwechsel mit R. L. Reinhold und F. H. Jacob» (2 Bde., Epj. 1831), «Fragmente aus seinem literari- schen Nachlaß» (Kopenh. 1855) und sein «Philos. Nachlaß» (2 Bde., Jür. 1858—63) wurden von seinen Söhnen Karl und August B. heraus-

gegeben. Seine dramatischen Dichtungen in dän. Sprache sind unbedeutend, aber als Lyriker und Dichter lyrischer Epen nimmt er in der dän. Literatur eine hohe Stelle ein. Unter seinen prosaischen Schriften in dän. Sprache ist »Labirinthens; Digtendbringere« (4 Bde.) die bedeutendste. Gesammelt wurden die dän. Schriften ebenfalls von seinen Söhnen herausgegeben (12 Bde., Kopenh. 1827–39; neue Aufl. 1845–48). Vgl. A. Baggeen, »Jens B. Biographie« (in dän. Sprache, 4 Bde., Kopenh. 1849–56); Arenzen, »B. og Lehensfølger. Literaturhistorisk Studie« (4 Bde., Kopenh. 1870–74).

Bagheria, Stadt auf der Nordküste Siciliens, Provinz Palermo, in herrlicher, reich angebauter Ebene östlich von Palermo an der Eisenbahn von da nach Termini, zählt (1880) als Gemeinde 13 727 E. Unter den vielen hierigen, theilweise verfallenen Villen palermitanischer Großen ist namentlich die Villa Palagonia durch Goethes Schülerversion bekannt; von der Villa Calguarnera genießt man eine der schönsten Rundsichten in Sicilien. Nördlich von B. erhebt sich der Monte Cattafoano mit den beiden keilen Berggipfen Rongeribino und Jassarana; südlich von der Stadt befinden sich Ruinen des alten Solas oder Soluntum, heute Solanto.

Bagirmi, ein mohammed. Regierstaat in Centralafrika, zwischen Bornu und Wadai, südöstlich vom Tschad am Schari und dessen rechtem Seitenarme, dem Batschikam, von einem Umfange von etwa 183 404 km. Die Bevölkerung scheint kaum die Zahl von 1½ Mill. zu übersteigen, doch wechselt die Volksmenge häufig mit den Grenzen, die bei den Kämpfen mit den mohammed. Nachbarstaaten und den südlich angrenzenden Heidenvölkern bald sich erweitern, bald enger zusammenziehen. Ethnologisch muß das Hauptvolk, die Bagirmi, von den unterworfenen Regierstämmen wohl getrennt werden. Die Sprache des erstern, Tar Bagrimma genannt, ist mit dem Idiom der Bongo oder Tor auf dem südwestl. Rande des Tieflandes vom Bahr-el-Ghazal nahe verwandt, während die Sprachen der unterworfenen Stämme eine isolierte Stellung einnehmen scheinen. Das ganze Land ist eine Ebene, etwa 810 m über dem Meere; nur die südörtl. Gegenden scheinen gebirgig zu sein. Der Boden ist theils Kalk, theils Sandboden und bringt demgemäß Regerschirfe oder Sorghum hervor. Außer diesen Hauptnahrungsmitteln werden Sesam und Bohnen gebaut, auch Baumwolle und Indigo. Die Regierungsform ist die absolute Monarchie, der Titel des Herrschers ist »Banga«. Die Heeresmacht beträgt 10 000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Reiterei. Die Hauptstadt heißt Massenja.

B. bildete sich gegen Ende des 16. Jahrh. einen Theil des Lamburereichs, welches außer ihm Wadai und Tassar umfaßte, und gelangte durch den heidnischen Häuptling Doffenge aus Renga (östlich von Massenja) zur polit. Selbständigkeit. Nachdem der vierte Herrscher nach ihm, Abd-Allah, Mitte des 17. Jahrh. den Islam eingeführt hatte, stieg es unter den nachfolgenden 14 Königen zu beträchtlicher Ausdehnung und Macht, namentlich unter Mohammed-el-Amin; doch übte Bornu schon damals eine Art Oberherrlichkeit über B. aus. Mohammed-el-Amins Nachfolger, Burtomanda, konnte sich nur mit Hilfe Wadais seines aufständischen Nadjas oder Kriegshauptmanns entledigen und mußte sich diesem zur Abgabe eines Tributs (Skla-

ven, Pferde und Henden) an Wadai verstecken. Othman regierte unter beständigen Kämpfen bis 1844; sein Sohn Mohammed-ben Abd-el-Kader war Sultan zur Zeit von Dr. Barth's Aufenthalt im Lande (1859) und vor Nachtigals Aufenthalt (1870). Dieser, gedrückt von der Tributpflichtigkeit, reizte den jungen Herrscher Ali von Wadai so lange, bis derselbe ihn 1871 aus seiner Hauptstadt vertrieb und einen Onkel desselben, Abd-er-Rahman, an seine Stelle setzte. Seitdem residirt der entthronte Kesse an den sichern Ufern des Schari, bald zu Manjasa, bald zu Bugoman, von wo er Jäge nach den südl. Heidenländern unternimmt, um sich Getreide und Sklaven zu verschaffen; in diese Länder hat er 1872 dem Dr. Nachtigal Reisen zu unternehmen gestattet.

Vgl. H. Barth, »Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den J. 1849–56« (5 Bde., Gotha 1857–59); Nachtigal, »Reise in die südl. Heidenländer B.« (im 8. Bde. der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde«, Berl. 1873); derselbe, »Sahara und Sudan« (Bd. 1 und 2, Berl. 1879–82); Kohns, »Quer durch Afrika« (2 Bde., Lpz. 1874–75).

Bägnä (Bejna)-Elf, der wichtigste Quellenstrom der Drammen-Elf in Norwegen, entspringt auf dem Jilefeld und durchfließt in südwestl. Richtung das Thal Balvers und dessen südl. Fortsetzung Adalen. B. bildet in ihrem Laufe die bedeutenden Seen Bangsmjøsen, Silbreffjorden, Strandfjorden und Spirillen. Nach einem Laufe von 204 km und nachdem sie die Rands-Elf aufgenommen, fällt sie in den Tyriffjord. Das Flußgebiet der B. beträgt etwa 4800 qkm.

Bagnacavallo, Stadt in der ital. Provinz Ravenna an der Zweigbahn Castell-Bolognese-Ravenna der Italienischen Südbahn, hat eine schöne Pfarrkirche, ein Lycealgymnasium und eine Technische Schule und zählt 3885 (Gemeinde 14 865) E. B. ist das alte Liberiacum Gabeum und Geburtsort des Malers Bartolommeo Ramenghi, welcher danach Bagnacavallo (f. d.) genannt wurde.

Bagnacavallo, eigentlich Bartolommeo Ramenghi, geb. zu Bagnacavallo 1484, gest. 1542, ein Schüler Rafaels, früher Francias, malte zuerst mehrere Gemälde in den Zimmern des Vatikans. Später lebte er zu Bologna. Gemälde von ihm, die weniger maniert sind als die der meisten Schüler Rafaels, wiewohl der Erhabenheit der Auffassung die Ausführung nicht immer entspricht, finden sich in Bologna, Dresden und Berlin.

Vagne oder Vagnes (Val de), Thal im Bezirk Entremont des Schweiz. Kantons Valais, bewässert von der Dranse, erstreckt sich vom Col de Fenêtre bis Sembrander. Das 30 km lange Thal ist reich an den großartigsten Alpenscenerien; im obersten Theile ein wildes, baumloses Hochthal, eingeschlossen von hohen Felswänden und vergletscherten Gipseln, weist es in den mittlern Theile, unterhalb der Bräde von Mauvoisin, neben den Alpweiden auch Radelwälder auf, die unterhalb Lourtier, des obersten Winterdorfs, allmählich Laub- und Obstbäumen und Getreidefeldern Platz machen. Die Dranse entspringt im Hintergrunde des Thals, wo sich vom Grand-Combin, 4317 m, Mont-Gelé, Vigno d'Arolla, 3801 m, u. f. w. zahlreiche mächtige Gletscher, wie die Gletscher des Mont-Durand, von Diemna und von Breney fast bis in die Thalsohle hinabsenken. Sie

durchfließt das Thal in nordnordwestl. Richtung, oft tief in Schluchten eingegraben, Stromschnellen und Wasserfälle bildend, in welchem stürmischen Laufe, empfängt die Abflüsse der großen Gletscher von Gétroz und Corbassière, wendet sich bei dem Hauptorte des Thals, Chabale, sonst auch Bagne genannt, nach W. und nimmt bei Sembrancer die vom Großen St. Bernhard kommende Dranse d'Entremont auf; nach einer nördl. Wendung mündet sie 2 km unterhalb Martigny in den Rhône. Durch ihre Hochwasser wurde das Thal oft verwüstet, namentlich 1595, 1795 und 1818, wo der Gétrozgletscher die Dranse zu einem See aufgestaut hatte, der, den Eisdamm mit einem male durchbrechend, sich plötzlich entleerte, das ganze Thal bis Martigny verwüstete und 34 Menschen und über 500 Gebäude in den Wellen begrub. Das Bagnethal zählt in zahlreichen Dörfern (Chabale, Verjegère, Champsec, Courtier u. f. w.), die zusammen die Gemeinde Bagnès bilden, (1880) 4246 lath. E., meist mit Alpwirtschaft und Ackerbau beschäftigt. Von Martigny führt eine gute Fahrstraße über Sembrancer thalaufwärts bis Champsec. Von der Alp Chermontane im Hintergrunde des Thals führt ein rauher Paß über den Col de Fenêtre, 2768 m, zwischen Mont-Avrit, 3341 m, und Mont-Gelé, 3517 m, nach Valpelline und Aosta.

Bagnères-de-Bigorre oder **Bagnères-d'Abour**, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Hochpyrenäen am linken Ufer des Abour, am Eingange des romantischen Campanerthals, 567 m hoch am Fuße des Montalivet und an der Südbahn gelegen, mit (1876) 7598 (Gemeinde 9508) E., ist schön und zierlich gebaut und besitzt außer den großen Badeeinrichtungen ein Civil- und ein Handelsgericht, ein Theater, eine Kaufhalle, ein Collège, eine Normalischeule für Lehrerinnen, ein interessantes Pyrenäenmuseum nebst Bibliothek von 9000 Bänden, Marmor- und Glaserieen, mehrere Fabriken in Wolle («Barège»), Leder, Fayence und Papier, auch mehrere Holzschmiedereien, Marmor- und Schieferbrüche. Schon die Römer kannten B., das noch jetzt viele Überreste aus jener Zeit aufweist, unter dem Namen Vicus Aquensis oder Aquae Bigerrionum. Die Goten zerstörten die Stadt mit ihren Bädern, die sich jedoch bald wieder erhoben und gegenwärtig oft über 20 000 Fremde jährlich herbeiziehen. Die Quellen sind erdigsalzinisch, lau, warm und heiß (von 18—51° C.); außerdem finden sich eine vorzügliche Schwefelquelle und Stahlwässer, zusammen mehr als 50 Quellen. Sie werden zum Baden wie zum Trinken benutzt und sind besonders gegen Krankheiten der Haut, der Nieren, des Nervensystems u. f. w. wirksam. Unter den 17 Bade-Etablissements ist das der Thermes, 70 m lang, mit Marmorwänden und Marmorböden das bedeutendste. Das Etablissement Héas hat das Haupttrinkgemach. Die Bains du Salut liegen in einem hübschen Thale. Das Klima ist sogar im Winter mild, daher auch in dieser Jahreszeit Kurgäste hier verkehren. Unter den Höhlen in der Umgebung, welche als Ziele für Excursionen dienen, sind zu nennen der 1258 m hohe Mont-Nèz oder Mounnié, der Vebat mit seinen drei Grotten, der 2341 m hohe Mont-Aigu, der 1593 m hohe Pène de l'Hérès, die Marmorbrüche von Campan, das reizende Léoponnetthal und der in 1968 m Höhe gelegene Blaue See.

Bagnères-de-Luchon, auch wohl nur Luchon genannt, die Aquae Onesiae der Römer, aus deren Seit sich noch viele Reste finden, liegt im Depart. Ober-Garonne 628 m hoch in den Pyrenäen, in den reizenden, von der Pique (mit der sich der Dne vereinigt) durchflossenen Thale von Luchon, mit dem sich hier das Thal l'Arboust oder das Go vereinigt und an der Südbahn, 6 km von der span. Grenze über welche die Bewohner des Ortes, (1876) 398 (Gemeinde 4012), lebhaften Handel mit Getreide, Medizinalpflanzen und Schiefer treiben. B. besitzt 54 Quellen, kalte, laue und heiße (von 40—60° C.). 49 derselben sind Schwefelquellen, an keiner anderen Stelle der Erde übertroffen. Die Quellen liefern in 24 Stunden 1165 088 l, hinreichend zu 1200 Bädern und 450 Douchen pro Tag. Man wendet bei Wasser besonders bei Rheumatismen, Gicht, Nervenschmerzen, Hautübeln, Lähmungen u. f. w. an, doch eignet es sich seiner aufregenden Eigenschaften wegen mehr für veraltete, torpide Fälle. Die Zahl der Badegäste beträgt jährlich mehr als 10 000. Das Badegebäude hat 97 m Länge und 53 m Tief und ein Peristyl von 28 Marmormonolithen; darin befindet sich das 5,75 m lange schöne Relief der Centralpyrenäen u. f. w. Der Ort hat drei Kasinos und ein Pyrenäenmuseum. Ausgezeichnet schön Alleen bilden die nächsten Spaziergänge; in einiger Entfernung befinden sich die Wasserfälle von Juncal und die von Montauban. Im Thale des Arboust liegt Do und daneben der 69 ha messende See, von steil aufsteigenden Felsen umgeben und von einem 273 m hohen Wasserfall (Seculajo) gespeist. 7 und 13 km entfernt findet man die Kasuben des D. moiselles, du Parisien, im Pyästale die d'Emfer und du Coeur, nebst dem Höllenschlunde. Zu den schönsten Aussichtspunkten gehören: der hinter dem Badegebäude sich erhebende, 1797 m hohe Superbagnère, der entferntere und höhere Céciré, der 2195 m hohe Bacanère und der 2147 m hohe Montné, der ein prächtvollsten Pyrenäenpanoramen bietet. Auch dem Fremdenverkehr, Brauerei und Chokolatfabrikation gewährt der Bevölkerung auch die Ausbeutung der nahen Minen von Manganerz, Kupfer, Wismut und silberhaltigem Bleierz Erwerb.

Bagno (spr. Bânjo), in der Mehrzahl Bagni bezeichnet im Italienischen Bad, Bäder, und ist daher der Name verschiedener Badeorte in Italien, die man gewöhnlich durch einen Zusatz unterscheidet. Zu den berühmtesten Bädern dieses Namens gehören die in der Gemeinde Bagni di San-Giuliano (1880 mit 20596 E.), 7 km nordöstlich von Pisa an der Bahn nach Lucca gelegenen, deren erdigsalzinische, lauwarme und heiße Quellen (30—40° C.) schon von den Römern mit Erfolg benutzt und neuerer Zeit für Kranke sehr bequem eingerichtet worden sind. — Bagni di Lucca, 27 km nordöstlich von der Stadt Lucca, an der Lima, in hundert erdigsalzinische, eisenhaltige Thermen von 31—54° C., waren bereits im Mittelalter sehr berühmt, gehören noch gegenwärtig zu den besuchten Badeorten Italiens und zählten (1880) 9764 E. Ferner sind zu nennen: in der Provinz Florenz Bagno a Ripoli mit 14179 E., 4 km östlich von Florenz am Arno; Bagno in Romagna, in 8267 E., am Nordostabhange des Apennin, in 450 Höhe, 107 km östlich von Florenz im Saviothale endlich das Bagno di Roselle, 5 km nördlich von Grosseto (mit einer Quelle von 36° C.), in der Nähe die Ruinen der alten etrusk. Stadt Rusellä.

Bagno (spr. Bânjo, ital., d. h. Bad; frz. Bagne), Name der berühmtesten Strafanstalten für schwere Verbrecher in Frankreich, welche gegen Ende der Regierungszeit Ludwig XIV. an die Stelle der bis dahin gebräuchlichen Galeeren (s. d.) traten. Das Wort bezeichnet ursprünglich die Bäder des Serails zu Konstantinopel, bei denen sich ein Gefängnis für Sklaven befand. Seit man die Galeerensträflinge in Frankreich zu Hafen- und Arsenalarbeiten verwandte, übertrug man den Namen B. auf die großen massiven Gebäude in der Nähe der Häfen, welche die Gefängnisse für jene Sträflinge bildeten. In französischen Strafanstalten wurden die B. durch Ordnung vom 1749 gemacht. Bereits 1749 ward der B. von Loulou eingerichtet, welchem 1750 der zu Metz, 1767 der zu Rochefort, zuletzt der von Lozère für Militärsträflinge folgte. Der Code pénal von 1791 übertrug den Namen der Strafe in «Peine des fers», der von 1810 brachte die mildere Bezeichnung «Travaux forcés» (Zwangsarbeiten). Obwohl seit der französischen Revolution in Bezug auf Behandlung der Sträflinge wiederholt Verbesserungen eingetritten waren, blieb doch die Handhabung der Disziplin noch äußerst hart, und jeder Sträfling ward, soweit die Art der Arbeit dies gestattete, mit einer Kette an einen Schiffschloß gemessen angegeschlossen. An den Häfen schleppten sie eine angekettete Kugel. Nachdem bereits 1839 die mit der Bagnostrafe verbundene Brandmarkung (s. d.) auf die rechte Schulter abgeschafft worden war, wurde unter der Regierung Napoleons III. endlich die Zwangsarbeit in den B. mit dem System der Strafkolonien vertauscht und die B., zuletzt Loulou, schließlich geräumt. Vgl. Bertauld, «Cours de code pénal» (4. Aufl., Paris 1878); Bismont d'Haussenville, «Les établissements pénitentiaires en France et aux colonies» (Paris 1875); Henri Driffac, «Souvenirs de prison et de bagne» (Par. 1881).

Bagnoles, Weiler mit 40 G. im franz. Depart. Orne, 16 km östlich von Domfront, in einem einsamen, romantischen Thale, wo die Bée einen See bildet, hat zwei Eisenquellen und als Hauptquelle eine Schwefeltherme von 27° C. Das Wasser wird zum Trinken und, erwärmt, zum Baden benutzt und gegen Frauenkrankheiten empfohlen.

Bagnoles-les-Bains, Dorf mit 400 G. im franz. Depart. Lozère, am linken Ufer des Lot, 21 km südlich von Rende, in einem engen Thale 941 m über dem Meere gelegen, hat vier jährlich von 1600–1800 Kurgästen besuchte Schwefelthermen (23–43° C.), die große Gasblasen aufsteigen lassen und zum Baden und Trinken bei Rheumatismen, Stropheln, Leukorrhöe, Stimmlosigkeit und Hautkrankheiten benutzt werden, ferner eine eisenhaltige Quelle von 18° C. Die Quellen liefern täglich 260 000 l, welche in ein sehr altes, achtzigfaches Rarmorbeden gesammelt werden, aus dem das Wasser weiter durch das Badegebäude geleitet wird. In der Nähe befinden sich zahlreiche Grotten, Schlämme und versickernde Quellen, ferner auf der Spitze eines Felsens, welchen die Straße von Rende nach Moiss mittels eines Tunnels durchbricht, Ruinen des Schlosses Journal.

Bagnoles-sur-Ègse, Stadt im franz. Depart. Gers, am rechten Ufer der Ègse und auf einer Felsklippe, 50 km im NNO. von Nîmes gelegen, an der Linie Teil-Nîmes der Paris-Bon-Mittelmeerbahn, Mittelpunkt eines Steinoblastens, zählt

(1876) 3868 (Gemeinde 4900) G., hat ein Kommunal-College und betreibt Seidenweberei (jährlich für 600 000 Frs.), sowie Handel mit Getreide, Seide und moussierenden Weinen. Desgleichen kultiviert die Bevölkerung gute Weinberge.

Bagosch, Stadt in der brit. Provinz Birma, s. unter Pegu.

Bagration (Peter, Fürst), einer der ausgezeichnetsten russ. Generale, dem georgischen Fürstengeschlecht der Bagratiden entstammend, geb. 1765 in Kistlar, trat 1783 in russ. Dienste und diente unter Suworow. Er nahm 1788 an der Erstürmung Otschalows teil, focht 1792 und 1794 mit gegen die Polen und wurde 1798 Generalmajor. Mit Auszeichnung kämpfte er 1799 in Italien und in der Schweiz, wo er zweimal gefährlich verwundet wurde und in den Schlachten von Lecce (26. April) und bei Cassano (27. April) die siegreiche Entscheidung herbeiführte. Noch höhere Auszeichnung erwarb er sich im österr.-russ. Kriege von 1806. Der russ. Obergeneral Kutusow war 18. Nov. nach Jsnaim aufgebrochen und mußte besorgen, als er den Donaulübergang der Franzosen bei Wien erfahren hatte, daß diese Jsnaim vor ihm erreichen und ihn dann aufreiben würden. In dieser mißlichen Lage sendete er 8000 Mann unter B. dem Prinzen Murat entgegen, um den Marsch der russ. Armee zu beden. Am 16. Nov. hatte B. bei Hollabrun gegen Murat und eine große Übermacht einen blutigen Kampf zu bestehen. Sechs Stunden lang hielt er sich gegen den vielfach überlegenen Feind und räumte erst am Abend das Schlachtfeld, welches 8000 teils verwundete, teils tote Russen bedeckten, während Kutusow unterdes mit der Hauptarmee Jsnaim erreichte. Thätigen Anteil nahm B. auch gleich darauf an der Schlacht von Austerlitz. Er führte hier als Generalleutnant die 6000 Mann harte Vorhut der Kolonne des Fürsten Johann von Liechtenstein. Ebenso tapfer focht er 1807 in den Schlachten bei Gplau (7. und 8. Febr.), Heilsberg (10. Juni) und Friedland (14. Juni). Als darauf Rußland durch den Beitritt zum Kontinentalsystem in Krieg mit England und Schweden verwickelt ward, erhielt B. 1806 das Kommando einer Division in Finland, mit welcher er mehrere glückliche Gefechte bestand und 1809 die Alandsinseln besetzte. Zum General der Infanterie und Oberbefehlshaber des Heers in der Türkei ernannt, schlug er den Seraskier Chosrew Pascha 16. Sept. 1809 bei Rassowat, eroberte Matschin, Hirsowa, Ismail und Brailow und unternahm die Belagerung von Silistria, wurde aber bei Tatariga (8. Nov.) geschlagen, ging über die Donau zurück und wurde im folgenden Jahre durch General Ramenski im Oberkommando ersetzt. In dem Feldzuge von 1812 befehligte er die zweite Westarmee, focht unglücklich bei Mohilew (26. Juli) und mußte sich dann bei Smolensk mit der ersten Armee Barclays vereinigen. An der Schlacht bei Smolensk hatte er nur am ersten Tage (16. Aug.) einigen Anteil. Als fanatischer Deutschfeind war B. im Verein mit dem Großfürsten Konstantin und Jermolow die Seele aller Umtriebe gegen Barclay. Bei Borodino wurde er (7. Sept.) tödlich verwundet. Er starb 7. Okt. 1812. Seine Witwe, Katharina, geb. 1788, Tochter des Grafen Slawonski, von väterlicher Seite Großnichte Katharinas I., von mütterlicher Potemkins, spielte unter den diplomatischen Damen auf dem Kongresse von Wien eine Rolle. —

Kürst Peter Romanowitsch B., ein Neffe des vorigen, russ. Generalmajor, gest. 28. Jan. 1876 zu Petersburg, hat sich viel mit geolog. Untersuchungen beschäftigt und entdeckte in der Schmatower Mineralgrube bei Slatoust ein neues Fossil, das nach ihm den Namen Bagrationit erhielt.

Bagrejew-Speranſky (Elisabeth von), russ. Schriftstellerin, ist die Tochter des russ. Ministers Michael Graf Speranſky (s. d.).

Baguette (fr.), Gerte, Wünschelrute; Trommel-Ladestod; hochstielige Tulpe, leicht ausartend.

Bahamaholz, auch Bahiaholz oder Rot-holz genannt, s. Brasilienholz.

Bahama-Inseln oder Lucaya'sche Inseln, span. *Lucayos* (von *los cayos*, d. h. die Klippen oder Riffe), eine den Briten gehörige Inselreihe Westindiens, welche, durch den Neuen Bahama-Kanal oder die Floridastraße mit dem Golfstrom von der Südostküste der Halbinsel Florida, durch den für die Schifffahrt gefährlichen Alten Bahama-Kanal von Cuba getrennt, sich zu beiden Seiten des Wendekreises über 1100 km weit in südöstl. Richtung bis gegen Haiti hin zwischen 21° und 27° 31' nördl. Br. erstreckt und mit dem Gürtel der Kleinen Antillen den großen, gegen Nordwesten gekrümmten Inselbogen Westindiens vollendet. Die B. sind die höchsten aus dem Wasser aufragenden Spitzen einer Anzahl von Korallen- und Sandplateaus, die aus bedeutender Tiefe schroff aufsteigen und durchschnittlich nur 5–10 m unter Wasser liegen, selten 20–30 m, während einige wenige zur Ebbezeit zu Tage treten. Unmittelbar außerhalb der Bänke findet man Tiefen von 3–4000 m. Die Inseln selbst bestehen der Hauptsache nach aus jüngern Kalkfichten mit Muschellagern, auf welchen eine Mergel- und Thonlage ruht, bedeckt von einer reichen Humusschicht. Sie sind im ganzen flach, ihre höchsten Hügel erheben sich 40–60 m über den Meeresspiegel, nur Klein-Salvador erhebt sich bis zu 125 m, andere hingegen werden teilweise von der Flut überschwemmt. Man zählt 29 größere Inseln, von denen 10 unbewohnt sind, 661 Felseninseln und 2387 Felsen und Riffe, welche aus dem Meere aufragen, außer einer großen Anzahl von verborgenen Rissen und Klippen. Diese Beschaffenheit des Meeres gibt Anlaß zu einer bedeutenden Anzahl von Schiffbrüchen, weshalb ein Teil der Bewohner seinen Unterhalt durch Bergen von Wrackgütern gewinnt. Die B. zählen (1871) auf 13 960 qkm 39 162 E., worunter 29 287 Schwarze, wozu noch die Caicosinseln (550 qkm mit 1878 E.) und die Turksinseln (25 qkm mit 2845 E.) kommen.

Nach den Bänken, auf denen sie ruhen, zerfallen die B. in eine Anzahl natürlicher Gruppen, von denen die nördlichste, die der eigentlichen B. sich auf der Kleinen Bahamabank über 14 000 qkm groß erhebt. Die beiden größten unter ihnen sind Groß-Bahama (1542 qkm) und Groß-Abaco oder Lucaya (mit Klein-Abaco 2313 qkm). Südlich von diesen, durch den Providencianal getrennt, liegt die Große Bahamabank mit einer Fläche von über 96 000 qkm, in welche das tiefe Meer von Norden mit dem Providencial, von Osten mit dem Grumafund und der Jumentosbai einschneidet. Hier liegt die größte der B., Andros oder St.-Andrews (3524 qkm), an welche sich südlich die beiden Heiligen-Geistinseln (440 und 1100 qkm) anschließen. Östlich von Andros liegt die nur 218,5 qkm große Hauptinsel New-Providenc

mit dem besten Hafen und der Stadt Nassau, der Hauptstadt der ganzen Gruppe. Unter den übrigen Inseln der Großen Bahamabank sind noch zu nennen: Eleuthera, Great-Exuma und Long Island (Yuma), und, nur durch eine schmale unterseeische Zunge mit der Bank verbunden, Klein-Salvador und Cat-Island. Östlich und südöstlich hiervon liegen noch Rum-Cay und die Watlingsinsel; während westlich von der Großen Bahamabank noch die ziemlich bedeutende Sal-Caybank aufsteigt, auf welcher aber keine größeren Inseln liegen. Die südöstl. Fortsetzung der Inselreihe besteht aus einer Anzahl kleinerer Gruppen, Adlin, den Crook-Inseln, die einen großen Atoll mit 2–3 m Wassertiefe im Innern bilden, Mariguana, Groß- und Klein-Jagua, den Caicosinseln und den Turksinseln. Weiter südöstlich treten noch drei Bänke, Roudois, Larr Bank, Silver Bank und Navidad Bank, auf, die letzte schon 20–40 m unter dem Meeresspiegel.

Da die Inseln an Trinkwasser Mangel leiden, so sind nur wenige Brunnen vorhanden; dagegen finden sich auf vielen wertvolle Salzwasserseen, die teilweise mit dem Meere im Zusammenhange stehen und mit der Ebbe und Flut sinken und steigen. Das Klima der B. ist gemäßigter heiß und auch für Europäer gesund, die Mitteltemperatur beträgt im Sommer etwa 28° C., im Winter 18° C.; der südl. Teil der Gruppe wird das ganze Jahr hindurch vom Nordostpassat erfrischt, während im nördl. Teil häufig kalte West- und Nordwestwinde wehen. Regen fällt in genügender Menge. Das feuchte Klima erzeugt einen üppigen Pflanzenwuchs. Von den tropischen und europ. Gewächsen und Früchten gedeihen mehrere vortrefflich. Ananas und Orangen bilden ein Hauptkapitelprodukt, ebenso Baumwolle. Außerdem baut man Reis zur Ausfuhr, Mais und ausreichend anderes Getreide, sowie Mohrrüben, Kartoffeln, Hülsenfrüchte u. s. w., dagegen nur wenig Kaffee und Zuderrohr. Einige Inseln sind holzreich und liefern namentlich Mahagoni, Sassa, *Lignum vitae*, Cedern, Zistrit u. s. w. Auch die Viehzucht, besonders die Schaf- und Geflügelzucht, ist einträglich, die Fischerei von großer Wichtigkeit. Der Schildkrötenfang liefert einen erheblichen Exportartikel. Von Bedeutung ist auch die Gewinnung eines Babeschwammes, welcher freilich gegen des Mittelmeers zurücksteht. Einen Hauptexportartikel bildet das Salz, hauptsächlich von Jamaica und den Turksinseln; sieben Zehntel davon gehen nach den Vereinigten Staaten. Verschiedene Inseln liefern auch Guano, etwa 700 Tonnen werden jährlich ausgeführt. Andere Produkte sind Muschelpatt und Perlmutter. Der Wert der Ausfuhr der B. belief sich 1878 auf 143 000 Pfd. St. Der der Einfuhr auf 191 000 Pfd. St. Seit 1. Jan. 1880 sind die B. dem Weltpostverein beigetreten. Außer dem Handel sind Schifffahrt und Schiffsbau wichtige Nahrungsgegenstände. Es gibt auf den B. zwei Häfen, die aber meist nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich sind. Bebaut ist etwa ein Fünftel der Bodenfläche; nur 20 Inseln (nicht gerade die größten) sind nebst den nächsten Rissen spärlich bewohnt. Eine Anzahl von Ortschaften liegt nicht auf den größeren Inseln, sondern auf kleinen Nebeninseln, während die Felder auf der Hauptinsel liegen.

Die Engländer haben den Archipel in zwei Verwaltungsgebiete geteilt: 1) das Gouvernment der B., mit einer Regierungsverfassung nach dem Vorbild der brit.-nordamerik. Besitzungen. 2) das

ist, Sitz des Generalgouverneurs und Mittel-
punkt des Handels ist die feste Stadt Nassau auf
New-Providence, mit gutem Hafen, einer kolossalen
inneren Mithras- und Columbus vor dem Gou-
vernementshaus und 8000 G.; 2) die Turk- und
afrikanische. Diese stehen unter einem beson-
dern Regierungsrat, der in Verwaltungssachen dem
Gouverneur von Jamaica untergeordnet ist. Die
Inseln, die Eingänge zum Golf von Mexiko be-
stimmende Lage gibt dem Archipel seinen Haupt-
punkt. Die B. sind in der Geschichte der Entdeckun-
gen von hervorragender Bedeutung, weil zu ihnen
die Insel Guanahani oder San-Salvador gehört,
an welcher Columbus am 12. Okt. 1492 zum ersten
mal an Land trat. Die Spanier wurden
auch diese erste Entdeckung des Columbus Herren
des Bahama-Archipels und fanden bei dem fried-
lichen Volk. Stammen die freundlichste Auf-
nahme. Als sie jedoch auf den üben Inseln ihre
Erwartungen getäuscht fanden, verließen sie, nach-
dem sie die Einwohner größtenteils in die Bergwerke
von San-Domingo, Peru und Mexiko gebracht und
im 1629 auf New-Providence angelegte engl. Ro-
mie 1641 zerstört hatten, den ganzen Archipel, der
an den Holländern und andern Korfaren als
schiffswindel diente. Letztere vernichtete 1718
der brit. Seemann Wood Rogers, der hierauf
die Inseln für England in Besitz nahm. Nicht kräf-
tig von der Krone unterstützt, wurden sie 1776 von
den Amerikanern geplündert und 1781 von den
Spaniern von neuem erobert, jedoch 1783 im Frie-
den zu Versailles den Briten wieder abgetreten.
gl. Becet, *«The Bahamas»* (2. Aufl., Lond. 1871).

Bahari, der arab. Name für Unterägypten.

Bahawalpur, auch Daudputra genannt, ein
Herrschaft von Britisch-Indien, jetzt nur noch
1850 qkm groß mit 500000 G., gehört als Tri-
butherrschaft zum Britischen-Gouvernement. Pend-
jab, liegt nördlich von Rajputana und
wird durch den Getreide (Ghara), den Panchnab
und Indus, seine Grenzen gegen W. und NW., von
dem unmittelbaren Pendjab getrennt, während es
gegen N. und NO. von Dschessalmir und Bilanir
begrenzt wird. Das sehr niedrig gelegene, aus
den Hüfchen bestehende Land ist nur in der
Mitte der genannten Flüsse, in einer Breite von
12 km, kulturfähig und erzeugt hieselbst Baum-
wolle, Jute, Zucker, einige Farbstoffe und Ar-
znei. Viehzucht findet nur auf diesem schmalen
streifen fruchtbaren Landes statt. Fast Sechstel des
Landes sind gänzlich unbebaut. Die Einwohner sind
Hindus, Muselmanen und Buddhisten, insgesamt
etwa 1000000. Die höhern Stände sprechen und
verstehen sich persisch. Der Beherrscher und eine große
Theil der Bevölkerung bekennen den Islam, je-
doch dem Brahmanismus große Zuliebe. Be-
herrschend ist der Hinduismus der Daudputri,
d. S. Daud, des Gründers des Staats (1769),
des unternehmenden Mannes aus der Beharische,
aus seiner Vaterstadt Schilarpur in Sind ver-
trieben, sich zum Beherrscher des Landes aufschwang.
Seine Nachkommen erkannten nacheinander die
Herrschaft der Muselmanen, der Sikhs und seit 1837
der Briten an. Der Fürst Bahawal oder Bahi,
der 1862 starb, erbat die nach ihm genannte
Herrschaft, deren Name auf das Land überging.
B. ist für seine den Briten bei dem Aufstande in
Sindh (1848) geleistete Hilfe von der Ostindischen
Compagnie einen lebenslänglichen Jahresgehalt von

10000 Pfd. St., auch hatte er 1843 für die Unter-
stützung der Engländer bei ihren Kriegen gegen
Sinde und Afghanistan einen fruchtbaren Landstrich
im nördl. Sind erhalten. Der Landesfürst, Chan
betitelt, hat 140000 Pfd. St. Einkünfte und braucht
kein Schutgeld zu zahlen. — Die Haupt- und Re-
sidenzstadt Bahawalpur, an einem Arme des
Getreide, hat einen künstl. Palast, sonst unansehn-
liche Backsteinhäuser, die nebst vielen Baumgruppen
von einem Erwall von 8 km Umfang umschlossen
werden, zählt 20000 G., hat berühmte Manufak-
turen und betreibt, von ihrer Lage am Vereinigungs-
punkt dreier Straßen begünstigt, lebhaften Handel.
Die andern wichtigsten Städte des Landes sind
Ahmedpur, auch Ahmedpur-Barra, oder bloß
Barra, 52 km im SW. von B., mit 30000 G.,
welche Gewehre, Schießpulver, Baumwoll- und
Seidengewebe verfertigen, und Chanpur, weiter
im SW. an einem schiffbaren Panchnabkanale, in
äußerst fruchtbarer und volkreicher Gegend, ein
blühender Handelsplatz mit 10000 G.

Bahia oder São-Salvador da Bahia
(vollständig: Cidade São-Salvador da Bahia de
todos os Santos), Hauptstadt der brasil. Provinz
B. und bis 1763 Hauptstadt von Brasilien, noch
jetzt die erste Festung, die zweite Handelsstadt und
Sitz des Erzbischofs und Primas von ganz Brasilien,
liegt an der Ostseite der Allerheiligsten (Ba-
hia de todos os Santos), die eine Menge Inseln
umfaßt und einen gesicherten Hafen bildet, der alle
Flotten der Erde bergen könnte. Die Stadt B.
liegt am Westabhange einer von N. nach S. gerich-
teten, allmählich schmaler werdenden Landzunge,
welche mit dem Kap San-Antonio endet, und bietet
einen Anblick von imponierender Schönheit. Das
Innere entspricht indes dieser Lage nicht. Die
Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut und besteht aus
zwei sehr verschiedenen Teilen: der Praga oder Ci-
dade-Baixa, d. h. Unterstadt, und der Cidade-alta
oder Oberstadt. Die Praga besteht hauptsächlich
aus einer fast 7 km langen, am Ufer hinziehenden
Straße, welche von mehreren kleinen und engen
Gäßchen durchschnitten wird. In ihr finden sich die
Comptoirs und Magazine der Kaufleute, die Börse,
das Zollamt (Alfandega), das Marinearsenal, im
N. das Kriegarsenal, der Bahnhof der Bahia-
San-Francisco-Bahn, die Gasfabrik, eine Fabrik
für Pferdebahnenwagen u. s. w. An Kirchen enthält
sie die Dreieinigkeits-, Dom- und Conceição-
Kirche. Während die Praga durch den in ihr herr-
schenden Schmutz und die oft sehr drückende Hitze
einen unangenehmen Eindruck macht, ist die Cidade-
alta, 60—80 m höher, luftig und gesund, von
Orangen- und Bananengärten umgeben, die sich
nördlich in den Erwall verlieren. Unter ihren Ge-
bäuden zeichnet sich das jetzt als Hospital dienende
Jesuitencollegium, ganz besonders aber die ehema-
lige Jesuitenkirche, die gegenwärtige Kathedrale,
aus, die, meist aus Marmor errichtet, als die
schönste Kirche Brasiliens gilt. Hier steht auch der
Palast des Erzbischofs, die weitläufige Staatshal-
lei, die Münze, die Gießerei, das Stadthaus, die
Kanzlei, der Appellationshof, das Waisenhaus,
das Getreidemagazin, das Theater, viele Klöster
und Kirchen; eine Pferdebahn durchschneidet die
Stadt in ihrer ganzen Länge. Den herrlichsten
Durchblick auf den Hafen und die Gegenstände ge-
währt der die ganze Stadt beherrschende Passio-
publico, eine der schönsten Promenaden Amerikas.

B. wird durch eine Menge Festungswerke, Batterien und Forts gedeckt, unter denen das auf einem isolierten Felsen mitten im Hafen gelegene kreisförmige Seefort das stärkste ist. Außer verschiedenen Spezialschulen besitzt die Stadt ein Lyceum, ein theol. Seminar, eine mediz. Akademie, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, mehrere Druckereien. Ihre Umgebungen wie das ganze Gestade der Bai sind reizend, das Klima außerordentlich gesund.

B. zählt (1872) 128929 E. und hat drei Vorstädte: Bomfim im N., Victoria im S. und die Altstadt. Die gegenüberliegende, 35 km lange und bis 10 km breite, fruchtbare Insel Itaparica oder Taparica, deren östl. und westl. Ende mit dem Festlande die beiden Eingänge zur Bai begrenzen, zählt 18000 E., wovon 7000 auf die Stadt Gonzalo kommen, deren Einwohner hauptsächlich vom Walfischfang leben. Zwischen dieser Insel und der Stadt liegt der eigentliche Hafen von B.; er ist sehr bequem, geräumig und leicht anzulaufen. Die Südspitze San-Antonio trägt einen Leuchtturm. Der Handel von B. ist durch die vielen Hemmnisse, denen er durch die Eifersucht der Hauptstadt Rio de Janeiro unterworfen war, nicht zu der Blüte gelangt, deren er fähig ist. Alle Waren müssen durch die Alfanega einpassieren und die auszuführenden gehen durch das Consulado. Die Einfuhr besteht namentlich aus Eisenwaren, baumwollenen, wollenen, leinenen und seidenen Manufakturen, Drogen und Wein, die Ausfuhr aus Zucker, Baumwolle, Kaffee, Tabak, Cigarren, Häuten und Holz. Hierin ist der Küstenhandel nicht einbegriffen, dessen Wert etwa zwei Drittel des überseeischen ausmacht. B. steht mit den übrigen brasil. Häfen in regelmäßiger Dampferverbindung, ebenso mit Neuport; mit Europa verbinden es sechs monatliche Postdampfer (Hamburg 2, Bordeaux 2, Liverpool 1, Southampton 1), welche ihre Fahrten bis Rio und zum La-Plata ausdehnen. Den Verkehr auf der Bahia vermitteln zwei Dampfschiffahrtsgesellschaften. Die Industrie der Stadt B. ist am bedeutendsten in Tabak, Cigarren, Zucker- und Rumfabrikation, wozu noch Baumwollweberei, seit 1867 die bedeutendste Spinnerei Brasiliens, Papierfabrikation und Schiffbau kommen. Der Handel zur See liegt fast ganz in den Händen der Ausländer, besonders der Engländer. B. wurde 1510 von dem Portugiesen Correa als San-Salvador gegründet und erhielt 1549 seinen jetzigen Namen.

Die Provinz Bahia umfaßt 426427 qkm mit 1379616 E., darunter 167824 Negerflaven und außerdem etwa 8000 umherziehende Indianer. Im N. von Sergipe durch den Rio-Real und von Pernambuco durch den Rio San-Francisco geschieden, grenzt sie weiter an Piahy, Goyaz und Minas-Geraes und reicht an der Küste südlich bis zum Rio Mucury, der die Grenze gegen Espiritu-Santo bildet. Der 40–60 km breite Küstenstrich ist ziemlich bergig, aber auch mit weiten Thälern versehen, sehr fruchtbar und gut bewässert, während der zur Provinz gehörige Teil des San-Franciscothales weniger wasserreich ist. Getrennt werden beide Niederungen im N. durch die Plateaus des Sertão, welches südlicher in Kettengebirge übergeht, eine kalkige und granitische Fläche, welche an großem Wassermangel leidet und deswegen mit spärlicher Vegetation bestanden und zum Ackerbau ungeeignet ist. Am fruchtbarsten ist das Land an der Allerheiligenbai (der Reconcavo), wo auch im

ganzen Brasilien die dichteste Bevölkerung wohnt, der ganze Küstenstrich der Provinz ist berühmt um seine herrlichen Urwälder (den Mato-virgem d. Küste), und wo dieser dem Anbau weichen muß hinterließ er einen Boden von unerlöschlicher Fruchtbarkeit. Man baut Zucker und Tabak, Baumwolle, Reis, Maniok in großer Menge, auch den Kaffee und Süßfrüchte. Auf den Plateaus d. Innern ist nur die Viehzucht lohnend, doch scheint sie reich an edeln Metallen zu sein. In der Serra Sincorá wurden 1844 reiche Diamantenlager in einem Sklaven aufgefunden. Die Bahia-Eisenbahn, 1858 begonnen, wird nach Joazeiro d. rechten Ufer des San-Francisco geführt, wade eröffnet ist die 145 km lange Strecke von B. i. Inhambupe. Die sonstigen Verkehrswege der Provinz sind sehr ungenügend.

Bahiaholz, oder Rothholz, f. Brasilienholz.

Bahlingen, Stadt in Württemberg, f. B. **Bahman** (im Jend Vohn-mand, altpers. Vahmanis, d. h. mächtiger Geist, wobei die neue Form) ist in der Religion Zoroasters der zweite d. Amshaspands (f. d.) oder Unsterblich-Heiligen. (ist der erste nach Ormuzd und repräsentiert namentlich den Ormuzdgeborenen reinen Verstand. Sch. Plutarch (De Iside et Osiride, Kap. 47) schildert ihn als Hauptvertreter der elvora (d. h. Wohlwollen). Er ist der Fürst des Friedens, des fruchtbaren Segens, der reichen Erben und der reinen Tugend. Er besetzt den Himmel, Oberster des Paradieses (Vahman neuerl. Behescht) empfängt er die Seelen der Eligen. Als einer der Amshaspands sitzt er auf einem goldenen Throne und befragt die Seelen derer, die von Alborzi heraufkommen, um über die Welt Thronvat zu gehen. Ihm ist der 11. Monat der zweite Tag jedes Monats geheiligt; unter Pflanzen ist die weiße Lilie und unter den Bäumen der fabelhafte Mozicht ihm geweiht. Sein Gegen als zweiter Ahirman, ist Akomano, der Schöpfer des Reibes und des Kriegs.

Bahnobel, f. Nobel.

Bahusen (Jul. Friedr. Aug.), Philosoph, * 30. März 1830 zu Londern in Schleswig-Holstein, besuchte das Gymnasium zu Schleswig, wurde seit 1847 zu Kiel Philosophie und Philologie, kämpfte 1849 als Freiwilliger gegen die Dänen, setzte dann seine Studien in Tübingen fort, wurde 1858 Lehrer am Gymnasium zu Amdorf und 1862 an der höhern Bürgerschule (seit 18 Progymnasium) zu Lauenburg, wo er 7. Dez. 1867 starb. B. ist ein Jünger und Fortbildner Schopenhauers, dessen Lehre er teils individualistisch gestalten, teils mit einer dialektischen Methode zu kombinieren versucht hat. Seine Hauptwerke sind: «Beiträge zur Charakterologie» (2 Bde. 1867), «Mosaiken und Silhouetten» (Erg. 1867), «Das Tragische als Weltgesetz und der Summe ästhetische Gestalt des Metaphysischen» (Erg. 1867), «Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt» (Erg. 1880).

Bahr und **Bahri** heißt im Arabischen «Wasser» oder «großes Gewässer». Daher Bahr-el-Ahmed der Meerbusen am Nordostende des Roten Meeres, Bahr-el-Fulch, der See Merom in Palästina, Bahr-el-Fulzum, der Meerbusen von Oman, Mittelalter auch das ganze Rote Meer; Bahr-Jemen, das Rote Meer; Bahr-bela-ma, Fluß ohne Wasser; Bahr-el-Abiad, der Weiße

Nil; Bahr-el-Asrat, der Blaue Nil; Bahr-el-Atzajel, der Gogellensfluß; Bahr-Eut, das Tote Meer. — Bahri-Tabariseh, der See von Tirmas oder Galiläa in Palästina; Bahri-Bene-it, das Adriatische Meer; Bahri-Zussuf, der strophäonal genannte Arm des Nil im mittlern Egypten, von Farshut bis Dizeh.

Bähr (Joh. Christian Feitz), namhafter deutscher Philolog und Altertumsforscher, geb. 13. Juni 1798 in Darmstadt, als Sohn des nachmaligen bair. völk. Kirchen- und Ministerialrats Johann B. (geb. 28. Aug. 1767 zu Heidelberg, gest. April 1838 zu Karlsruhe). B. besuchte das Gymnasium und die Universität zu Heidelberg, habilitierte sich daselbst 1819 und erhielt 1821 eine außerord., 1826 eine ord. Professur. Seit 1833 stand B. auch an der Spitze der Universitätsbibliothek. Er starb zu Heidelberg in der Nacht vom 28. zum 29. Nov. 1872. B. machte sich zunächst bekannt durch die mit Commentarien versehenen Ausgaben der Plutarchischen Biographien: »Alcibiades« (Heidelb. 1822) und »Philopoemen, Flamininus, Pyrrhus« (Erg. 1826). Außerdem sammelte und erläuterte B. die Bruchstücke des »Rhetor« (Frankf. 1825). Seine Hauptwerke sind die »Geschichte der röm. Litteratur« (Karlsr. 1828; 4 Bde., 1868—73), woran sich drei Supplemente: »Die christl. Dichter und Geschichtsschreiber Roms« (Karlsr. 1836), »Die christl.-röm. Theologie« (Karlsr. 1837) und »Geschichte der röm. Litteratur im karolingischen Zeitalter« (Karlsr. 1840) anschließen, und die Bearbeitung des »Herodot« (4 Bde., Erg. 1832—35; 2. umgearbeitete Aufl., 4 Bde., Erg. 1865—61), in welcher namentlich die Sachdarstellung ausgezeichnet behandelt ist. Außerdem hat B. noch eine Anzahl kleinerer Schriften und zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften und encyclopädischen Werken geliefert. Seit 1821 nahm er thätigen Anteil an den »Heidelberger Jahrbüchern«, die er seit 1834 mit Schloffer und Runde, seit 1847 allein redigirte.

Bährdt (Karl Friedr.), berühmter Theolog der Aufklärungsperiode, wurde geboren zu Bischofsverba in Sachsen 25. Aug. 1741 als Sohn des 1715 als Professor der Theologie zu Leipzig gestorbenen Joh. Friedr. B. Zu Leipzig und Schulportia erzogen, habilitierte B. seit 1766 zu Leipzig Theologie, wurde 1763 als Rector an der Peterskirche und 1766 als außerord. Professor der biblischen Philologie zu Leipzig angestellt. B. lehrte und predigte mit Beifall, ward aber wegen lieberlichen Lebens aus Leipzig entfernt und 1768 Professor der biblischen Altertümer zu Erfurt. Hier wandte er sich zuerst dem Rationalismus zu und schrieb seine »Briefe über die systematische Theologie« (2 Bde., Jena 1770—72) und die »Wünsche eines stummen Patristen« (Erfurt 1770). Im J. 1771 als Professor der Theologie und Prediger nach Gießen versetzt, veröffentlichte B. die »Neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen« (1773), ward aber wegen atheistischen Lebenswandels 1775 entlassen. B. wirkte nun 14 Monate lang als Director eines Philanthropiums zu Marbach am Main und wurde dann Generalsuperintendent und erster Prediger zu Dürheim an der Rh. Hier traf ihn 1778 das Urtheil des Reichsraths, welches ihn zur Verwaltung eines geistlichen Amtes für unfähig erklärte und ihm verbot, das brüden zu lassen; 1779 floh B. nach Halle,

wo er Vorlesungen hielt über Philosophie und alte Sprachen. Hier erschienen B.s »Briefe über die Bibel im Volkston«, »Epöken der moralischen Religion« und andere Schriften. Ein anonymes Pasquill auf Böllners (s. d.) Religionsdebt brachte ihm 1789 ein Jahr Festungshaft zu Magdeburg, wo er die »Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale« (4 Bde., Braunschw. 1790) schrieb. Hernach lebte B. als Schenkwirt in einem Weinberg bei Halle, bis er 28. April 1792 starb. B. hat Bedeutung nur als das äußerste Extrem des vulgären Rationalismus. Reich beanlagt, hatte er ein ausgebreitetes Wissen sich angeeignet, aber ohne jeden sittlichen Halt, versank er in tiefste Gemeinheit, ohne für die Wissenschaft Bleibendes zu leisten. Vgl. G. Frank in Naumers »Histor. Taschenbuch« (Erg., Jahrg. 1866); Seyler, »Karl Friedrich B.« (2. Aufl., Neustadt a. d. S. 1870).

Bahrdt mit der eisernen Stirne, der Titel einer Schmähschrift, welche August Friedr. Ferd. von Rozebue (s. d.) unter Knigges Namen (1790) erscheinen ließ.

Bahrein-Inseln oder Kuvai-Inseln heißt eine Gruppe von Inseln auf der arab. Seite des Persischen Meeresbusens, innerhalb einer Bai, welche im SO. die mit dem Ras (Kap) Reshän oder Ausir auslaufende Halbinsel El-Bahrein und im NW. das Ras Lannara bei El-Ratif begrenzen. Die bedeutendsten dieser Inseln sind Samat, Bahrein oder Kuvai im SO. nebst Menama und Maharrat. Nordöstlich von ihr liegt das viel kleinere Eiland Arab mit gleichnamiger Stadt (Arabus des Plinius). Beide sind die fruchtbarsten, wasserreichsten und gesündesten Inseln des Persischen Golfs und liegen inmitten einer reichen Perlenbank. Die Insel Samat erstreckt sich 50 km von N. nach S., mit einer größten Breite von 17 km, ist im Innern etwas bergig, an den Küsten aber sehr flach und von vielen Sandbänken umgeben, welche bei niedrigem Wasserstande trocken liegen, und zählt etwa 60 Dörfer mit 60—70000 E. Der von vielen süßen Quellen getränkte Boden ist außerordentlich ergiebig, wieweil nur teilweise gut angebaut, und liefert viel Datteln, Mandeln, Limonen, Granatapfel, Wein, Feigen, Weizen und Gerste. Bemerkenswert ist, daß um Samat auf dem Meeresgrunde süßes Wasser stark hervorquillt, welches Taucher in Schläuchen schöpfen, um damit Schiffe zu verproviantieren. Menama, die Hauptstadt, am nordöstl. Ende der Insel, zählt etwa 25000 E. Sie ist gut gebaut, besitzet einen reichen Bazar und große Karawanenstraßen zur Aufnahme der zahlreichen Kaufleute, welche zur Zeit der Persificherei sich hier einfanden. Nördlich von ihr liegt ein guter Hafen, der jedoch schwer zugänglich ist; sicherer ist der kleinere, südöstlich liegende. Beide werden zum Teil durch Arab, die zweite Insel, gebildet, welche so flach ist, daß sie bei hohem Wasserstande als in zwei geteilt erscheint. Ihren Ruhm und ihre große Bedeutung verdanken die Inseln dem gewinnreichen Betriebe der Persificherei, deren Mittelpunkt sie sind. Die Perlbänke erstrecken sich jedoch in einer Ausdehnung von 300 km von den Piddulfsinseln südöstlich bis Schardscha. Die Persificherei wird von der Bevölkerung in den Monaten April bis Oktober betrieben, wo das Wasser hinlänglich warm ist. Die Insel Samat schickt 3600 Boote aus, von denen 2500—3000 auf die Hauptstadt allein kommen; die pers. Küste schickt 100 und etwa 700 die Piraten-

küste, samt den Ortschaften zwischen Bahrein und dem Ras Mesandum. Der Handel mit den Muscheln wird sogleich an Ort und Stelle gemacht; gegen drei Vierteltheile kaufen die Hindubändler; der Rest geht nach Bagdad, Syrien, der Türkei u. s. w. Der Ertrag beläuft sich nach Schätzung der Engländer auf 250 000 Pfund. St., nach Abzug der mancherlei Gebühren (20 Proz. vom Werte), welche den beaufsichtigenden Scheichs und Gouvernementschiffen zu entrichten sind. Auch der übrige Handel ist nicht gering, da Menama der Mittelpunkt des ganzen Handels dieser Ostküste Arabiens ist. Die Inseln waren schon den Alten bekannt. Die Portugiesen, von deren Herrschaft einige Ruinen am Hafen zeugen, besetzten die Insel Bahrein 1507 bald nach der Eroberung von Ormus und trieben die einträgliche Perlenfischerei auf eigene Rechnung. Nachdem ihnen Schah Abbas I. 1622 Ormus entrissen, mußten sie auch Bahrein aufgeben, um dessen Besitz nun Perser (Schah Nadir eroberte sie 1735) und Araber stritten, bis ein Stamm der letztern, die Athubis, sich 1784 der Insel bemächtigten. Vgl. Wüstenfeld, «Bahrein und Jamama, nach arab. Geographen beschrieben» (Gött. 1874).

Vahrrecht (Vutprobe, jus foetorii), im Mittelalter eine Art der Gottesurteile oder Ordbalien (s. d.) zur Erforschung eines Mörders.

Wähung nennt man sowohl den Akt der Anwendung von feuchter Wärme auf irgend einen äußern Teil des erkrankten Körpers zur Erreichung eines Heilwerts (fomentatio), als auch die besondere Form oder Gestalt, in welcher die feuchte Wärme angewendet wird (fomentum). Diese Begriffe werden aber weder im gemeinen Leben noch auch von den Ärzten festgehalten, vielmehr der Ausdruck W. auf die örtliche Anwendung von Wärme und Kälte überhaupt übertragen, und so spricht man von feuchten und trockenen, warmen und kalten W. Bei den feuchten W. wird die Flüssigkeit nicht unmittelbar angewendet, sondern man tränkt damit Lächer, Leinwand, Flanell, Schwamm, Filz und legt diese auf. Dies nennt man im engern Sinne bähnen, zum Unterschied von Umschlägen, d. h. feucht gemachten breiigen Substanzen (Kataplasmen). Zur trockenen W. bedient man sich erwärmter Lächer, eingehüllten warmen Sandes, warmer Asche und verschiedener Kräuter in Gestalt der Kräuterkissen. Die feuchtwarmen W. wendet man vorzugsweise als Zerteilungs- oder Zettigungs-mittel bei Entzündungen des Unterhautzellgewebes und der oberflächlich gelegenen Drüsen an, indem durch die von ihnen bewirkte Gefäßerweiterung entzündliche Stasen und Infiltrationen zerteilt oder ihr Übergang in Eiterung befördert wird. Auch als Ableitungsmittel bei Entzündungen innerer Organe (Bauchfellentzündung, Lungenentzündung u. s. w.) bedient man sich ihrer häufig mit gutem Erfolg; doch muß gerade hier ihre Anwendung mit Vorsicht geschehen, weil bei dauernder Einwirkung leicht allgemeine Aufregung, Kongestion nach dem Kopfe u. s. w. hervorgerufen werden. Bei Blutungen aus Blutgefäßen und Einschnitten wendet man feuchtwarme W. als Beförderungsmittel der Blutentleerung an. Bisweilen erhöht man die Wirkung der feuchtwarmen W. durch Zusatz von zusammenziehenden Heilmitteln (Gerbsäure, gepulverter Eichen- oder Chinarinde), von schmerzstillenden Kräutern (Schierling, Wiesenraut, Nohnköpfen) oder aromatischen Substanzen (Kampfer, Wein, Salmiakgeist).

Die kalten W. sind von verschiedener Wirkung je nachdem sie kürzere oder längere Zeit mit dem Körper in Berührung bleiben; bei häufigem Besel bewirken sie durch Zusammenziehung der Blutgefäße eine oft nicht unbeträchtliche Verminderung der Circulation in dem betreffenden Körperteile und entziehen demselben gleichzeitig Wärme, wodurch sie bei den verschiedenen entzündlichen Affektionen peripherischer Körperteile, bei Knochenbrüchen, bei Reizungs- und Entzündungszuständen des Gehirns, des Herzens, des Unterleibs u. s. w., wie bei allen fieberhaften Krankheiten vorzüglich Dienste leisten, bei denen die Anwendung kalter Bäder nicht thunlich erscheint. Von nicht mind. hohem Werte sind die kalten Umschläge als Stillungsmittel bei chirurgischen Operationen, um bei innern Blutungen, wie bei Blutsturz, Blutbrechen u. s. w.; doch bedient man sich in neuer Zeit an Stelle des Umschlags, der durch die Anwendbarkeit des häufigen Wechselns leicht lässig wird, lieber der trockenen Kälte in der Form der Eiskissen und Eisbeutel. Bleibt ein kalter Umschlag längere Zeit liegen, so wandelt er sich in einen kalten warmen an, indem bald eine Ausgleichung zwischen der Temperatur des Wassers und der Körperoberfläche stattfindet und somit die gewöhnliche Wärmeausstrahlung des betreffenden Körperteils verhindert wird, und wirkt dadurch ganz ähnlich der erweichenden warmen W. In dieser Form (Prieknischer Umschlag) bedient man sich häufig der kalten W. bei Hals-, Nasen-, Ohrenentzündungen u. s. w. Um bei benannten entzündlichen Umschlägen die Verbrennung des sich bildenden Wasserdampfes zu verhüten und dadurch die nachfolgende Wärmebildung zu steigern, pflegt man die aufgelegten Kompressen mit Flanell, Wachstuch oder Guttaperchapapier zu bedecken.

Wat (rj. baio, engl. bay, span. bahia) wird die Einbiegung des Meeres in das Land genannt. Ein W. unterscheidet sich durch geringern Umfang von Meerbusen und Golf und durch größere oder geringere Ausdehnung. Am häufigsten trifft man die Bildung an den Küsten, welche von einem Parallelgebirge begleitet werden, dessen Seitennähte mit den gebirgen ins Meer springen.

Baiburt, Stadt im asiat.-türk. Vilajet Erzurum, nächst Erzerum die größte Stadt im Hocharmenien, liegt 1638 m über dem Meer 105 km nordwestlich von Erzerum, unmittelbar der für den Verkehr mit Persien wichtigen kausalen Handelsstraße, am Masset, einem Nebenfluß des Tscharais, hatte vor dem Russisch-Türkischen Kriege 1877 etwa 10 000 E. und war in älteren Zeiten mit Mauern umgeben, von denen sich nur die der alten verfallenen Citadelle erhalten haben. Letztere wurde mutmaßlich von den Genuesen eingelegt, welche hier eine Handelsstation gehabt haben. Die strategische wie kommerzielle Bedeutung des W. beruht darauf, daß es auf der das südl. (armenische) Hochland von der nördl. (pontischen) Region scheidenden Grenze gelegen, der wichtigste Handels- und Vermittelungspunkt zwischen beiden ist. Diesem Lagenverhältnis Rechnung tragend, ist seit 1878 Befestigungsentwürfe für den Ort gemacht worden, der auch als Hauptdurchgangspunkt oder Stationspunkt für eine Trappeneisenbahn mit Erzurum verbindende Eisenbahn ins Auge gefaßt worden ist. Die heutige Handelstätigkeit des W. beschränkt sich neben der Anteilnahme am pers. Transit auf

Umfang der Provinz der Hochebene (Getreide) und des Berglandes (Holz).

Baidal (russ.), Hauptstadt mit großem Steuer.

Baidal, Ländchen mit zwei Moscheen und 250 Q. auf der Halbinsel Arim, im Kreise Jalta des russ. Gouvernements Laurien, 28 km im SO. von Sewastopol und 23 km im NNO. von Balakawa, an dem Rande B., welcher der in den Hintergrund der Reihe von Sewastopol mündenden Tschernaja mündet, ist der Hauptort des fruchtbaren Baidartals. Dieses bildet einen unregelmäßig vollen, 17 km langen und 8—10 km breiten, überall von hohen und buchenbewachsenen Bergen eingeschlossenen und von den Quellbächen der Tschernaja wässerten Kessel. Im S. steigt das hohe, bei dem Meere abfallende Küstengebirge auf, über dem kann die von dem Fürsten Woronzow angelegte Kunststraße durch das Baidartal im Jizak der Uferberge entlang bis Jalta und von da über Nisch über den 1600 m hohen Tschatyr-Dagch nach Sewastopol führt. Im O. erheben sich die hohen Ränder der Jaila (Alp) von Ussunbisch am den Ufern der Tschernaja; im N. unzugängliche Berge, jenseit deren die Täler von Ussunbisch am Meere liegen, im NW. das zerfissene Raikung, durch welches die Tschernaja den Ausweg in das Flachland findet. Im dem Kesselthale selbst wachsen die edlern Obstarten des Südens. Im Baidartale liegen zwölf Latarenhöfchen inmitten hoher Frucht- und Weingärten, schöner Laubwälder mit süßer Ratten, die eine treffliche Weide für das Vieh abgeben. Während der Belagerung von Sewastopol hatten die Russen dieses Thal mit einer starken Truppenabteilung besetzt, um von hier aus die Flanke und die Verbindung der Verbündeten mit Balakawa zu bedrohen.

Beier (Joh. Will.), ein Vertreter der gemäßigten hist. Oribologie, geb. 11. Nov. 1647 zu Nürnberg, wirkte in Altorf und in Jena, ward hier 1674 Professor der Kirchengeschichte und schloß sich besonders an seinen Schwiegervater Musäus an. Im J. 1694 kam er als Professor nach Halle, 1695 als Vorschreiber und Generalsuperintendent nach Weimar, wo er 19. Okt. 1695 starb. Er war von fruchtbarer Gesinnung und bedeutender Gelehrsamkeit und als Lehrer hoch geschätzt. Sein „Compendium theologiae positivae“ (Jena 1686) ward öfter aufgelegt und noch 1757 von Reusch mit Anmerkungen herausgegeben. Sein Lehrbuch der Moral blieb unvollendet.

Beiern, f. Bayern.

Baigneur (fr.), Badener, Bademeister, Befürder einer Badeanstalt; **Baigneuse**, Badende, Bademantel; **Baignoire**, Badewanne; vorprinzipale Theaterloge in Mannesform.

Baital (tatar. Bai-Rul, der reiche See; russ. Swjätol Rore und mongol. Dalai Nor, das heilige Meer), der größte Gebirgssee und, nach den canadischen, der größte Süßwassersee der Erde, nächst dem Kaspijischen Meere und dem Aralsee der größte Binnensee Asiens und des Russischen Reichs, liegt im südl. Teile Sibiriens auf der Grenze des Gouvernements Irkutsk und des 1851 von diesem getrennten Gebiets Transbaikalien, auf der großen Wasserscheide zwischen Moskau, Kachta, den daurischen Bergwerken von Nerstschinsk und dem Amurlande zwischen 51° 40' bis 56° 50' nördl. Br. und 121° 30' bis 127° 28' östl. L. (von Ferro). Von SW. nach NO. gerichtet, erfüllt der See ein zwischen hohen

Gebirgen tief eingesenktes Längenthal von fast schifförmiger Gestalt. Seine Länge beträgt 624 km, die Breite 32—90 km, sein Areal mit Einschluß der Inseln 34 932 km², sein Umfang ungefähr 2000 km. Zwischen dem Delta der Selenga, der einzigen niedrigen Gegend seiner Umgebung, und der Ründung der Bogulbeicha verengt sich der B. auf 30 km, sodas er gleichsam aus zwei durch einen breiten Sund vereinigten Seen besteht. Auf der nördl. Küste streckt sich die Halbinsel Swjätol Ros weit in den See hinaus. Die größte der wenigen Inseln, Olchon, enthält ein Areal von 694 qkm, ist felsig und durch einen schmalen Kanal von der Nordwestküste getrennt, hat keinen Fluß und wird im Sommer von Burjaten besucht, die hier ihre Herden weiden. Der See ist von oben, fast menschenleeren Ufern, wilden vulkanischen, oft dicht bewaldeten Gebirgen umgeben, die in vielen Vorgebirgen in den Wasserspiegel hervorspringen und zahllose Flüsse und Bäche herabsenden. Schiffbar sind von diesen nur drei: die in der Mongolei entspringende, zwischen malerischen Ufern rasch dahinströmende Selenga, der von den Burjaten umwohnte Bargaska und die breite, an Schnellen reiche Angara, die weiterhin den Namen der Oberrn Tunguska erhält. Durch diese ergießt sich die Wassermasse, das Gebirge durchbrechend und über Irkutsk strömend, in den Jenissei. Die Ufer des Sees sind reich an heißen Mineralquellen, von denen die Luninskische und Bargaskinskische die bekanntesten, wenn auch nur wenig frequentiert sind.

Die Ufergebirge steigen im allgemeinen 1000—1200 m steil über den Spiegel des Sees, haben also etwa 1230—1430 m absolute Höhe. Das Gebirge östlich vom Angaraburchbruch bis zum Nordostende des Sees heißt das Baitalgebirge, welches eine Länge von 620 km und eine mittlere Höhe von 15—1600 m hat. Die von zahlreichen bewässerten Schluchten unterbrochenen Steilwände desselben, aus Granit und Gneis bestehend, stehen dem Seesüfer näher als die südöstlichen. Auf dem südöstl. Abhange findet man auch Marienglas, Hornstein, Thonschiefer, Kalksteinformationen und Schieferstichten. Das Baitalgebirge ist reich an Nadelholzwaldungen, besonders an Larix sibirica und Pinus silvestris, die von zahlreichen Rentieren, Hirschen, Wölfen, Dachsen, Luchsen, Bismantieren, Bielefaffen u. s. w. belebt werden. Vom Durchbruch der Angara gegen Westen sieht das malerische Gebirge der Lunla-Alpen, aus krystallinischem Schiefer gebildet. Südlich von der Lunla erhebt sich neben dem Südwestende des Sees der schneetragende Chamar-Daban zu ungefähr 2000 m absoluter Höhe. Von ihm aus umgibt der nach ihm benannte Gebirgszug, ebenfalls aus krystallinischem und Massengestein bestehend, den See bis zur Selenga, östlich dieses Flusses ein anderer Zug bis ans Nordostende, wo er mit dem Baitalgebirge ver wächst. Die vulkanische Umgebung des Seebeckens betundet sich durch häufige Erdbeben, deren berühmtestes das vom Ende 1861 und Anfang 1862 war. In Selenginsk fanden von 1847—56 alljährlich Erdbeben statt. Das Wasser des B. ist hellgrün, süß und außerordentlich klar; aus der Ferne gesehen, hat es eine lasurartige Farbe. Im Monat Juli zeigt das in eine Tiefe von 4 m hinabgelassene Thermometer eine Temperatur von 4° R. Im Frühjahr steigt das Wasser um 2 m, weil dann die in den B. sich ergießenden Flüsse vom Regen und

geschmolzenem Eise angeekschmolzen sind. Die Tiefe des B. ist sehr bedeutend; die mittlere Tiefe übersteigt 210 m; in der Nähe des Vorgebirges Saitoi hat man sogar eine Tiefe von 1700 m gefunden.

Außer vielen andern ausgezeichneten Fischarten finden sich im B. in unzähliger Menge fünf Arten von Lachs, namentlich der Omul oder Wanderlachs, der durch den Jenissei und die Angara aus dem Eis-meere heraufkommt. Man fängt davon jährlich 500 000 Stück, die einen Wert von 200 000 Rubel repräsentieren. Eine dem B. ganz eigentümliche Fischart ist der Spinnenfisch (Comephorus Baicalensis). An Muscheln und Krustaceen ist der B. sehr arm, desto reicher aber an Wassergeflügel. Störche werden besonders in der Selenga gefangen, wo sie laichen. Eine bestimmte Strömung ist auf dem B. nicht zu bemerken; dieselbe richtet sich vielmehr nach den Winden. Der Gang der Wellen ist sehr hoch, besonders bei Nordwestwinden. Die Schifffahrt beginnt Ende Mai und ist lebhaft bis Mitte November. Kästig ist im Sommer, gewöhnlich bis zum 20. Juli, der namentlich morgens sehr starke Nebel. Im Januar belegt sich der See mit Eis von 1—1,5 m Dicke; dann findet der lebhafteste Verkehr statt. Im Frühjahr und Herbst geht der Warentransport auf Landwegen um den See und über die Berge. Die Zahl der Segelschiffe, teils zur Fischerei, teils zur Überfahrt bestimmt, ist ungefähr 50. Außerdem sind zwischen den Häfen Plossol und Irtysch zwei Dampfboote in Thätigkeit. Eine russ. Ansiedelung findet sich nur am südwestl. Ende des Sees, das Dorf Kultul, 220 km von dem Kloster Plossol, mit dem einzigen Hafen des Sees und einem Leuchtturm. Die nomadisch wandernden Burjaten- und Tungusenstämme, welche die Ufer des B. von Zeit zu Zeit des Fischfangs wegen besuchen, sind seit 1856 militärisch organisiert und verrichten unter dem Namen Bailal-Rosafen den Dienst als Grenztruppe. Der Ursprung des B. ist wahrscheinlich der vulkanischen Thätigkeit zuzuschreiben, wofür die heißen Quellen, das Auswerfen von Asphal und andern brennbaren Stoffen sprechen. Der hohe Berg Chamar-Daban, über welchen die Poststraße führt, ist ein erloschener Vulkan, dessen Gipfel, sowie die vieler anderer den B. umgebenden Berge, ganz die Form eines Kraters haben.

Bailal-Rosafen, richtiger Sabailal-Rosafen, heißen die östlich vom Bailalsee in Ostsibirien zunächst der chines. Grenze angesiedelten Rosafen, deren Kalasni-Astaman in Tschita im Zablunowgebirge an der großen, vom Amur zum Bailalsee und nach Irkutsk führenden Straße seinen Sitz hat. Das Bailal-Rosafenheer stellt im Frieden 1 berittenes Regiment zu 6 Sotnien, 2 Fußbataillone (Plakunen, d. h. Schützen, genannt) und 2 reitende Batterien zu je 4 Geschützen, im Kriege drei berittene Regimenter, 6 Fußbataillone und 2 reitende Batterien zu je 6 Geschützen auf. Die B. versehen im Frieden den Sicherheitsdienst längs der chines. Grenze von der Mündung der Schilla in den Amur bis zum westl. Ende des Bailalsees, wo das Heer der sibir. Rosafen seine äußersten Posten unterhält; insbesondere ist ihnen der Schutz der reichen Erzgruben von Kertschinsk und die Bewachung der großen Karamanienstraße übertragen, welche von Beking über Kalgang durch die Mongolenwüste und bei Riachta auf russ. Gebiet führt. Der eigentliche Grenzordon besteht aus einem System besetzter

Dörfer, von denen die größern einen meist nach dem Polygonalsystem besetzten Waffenplatz, Kreis genannt, besitzen. Zwischen diesen festen Posten liegen kleinere Werke, meist vierseitige Schanzen, zwischen den letztern wird die Verbindung durch Pilets aufrecht erhalten. Diese Pilets, auch Kamen genannt, haben teils ständige, in der Nähe angelegte Besatzung oder werden durch Wachtmannschaften besetzt. Die Dörfer sind in der äußern Befestigung durch spanische Reiter gegen Überfälle angemessen gesichert. In der Nähe jedes Dorfs (Saitoi), jeder Schanze und jedes Pilets befindet sich eine Wilscha, d. i. eine aus drei pyramidenförmig zusammengestellten Baumstämmen mit darauf befindlichem Sprossenständer bestehende Beobachtungsstation, auf welcher ein Janal angebracht ist. Während des Tags ist jede Wilscha ständig mit einer Wachtposten besetzt, welcher bei Annäherung feindlicher Abteilungen oder bei dem Überschreiten der Grenze durch russ. Flüchtlinge das Janal entzündet und dadurch die Besatzung der nächsten Posten alarmiert. Außerdem wird täglich früh am Morgen die ganze Grenze beritten, um Spuren eines Wänsers der Nacht erfolgten Uebertritts zu ermitteln und die chines. Grenzbehörden gegebenen Falls von dem selben behufs Auslieferung zu benachrichtigen. Je dem Grenzposten der B. gegenüber befindet sich ein chines. Wachtposten.

Baillie (William Baillie), engl. Afrikaner, geb. 1824 zu Arbroath in Schottland, studierte Medizin und wurde als Marinearzt der Expedition des Dampfers Pleiad beigegeben, die unter Kommando von 1854 den Vinne, einen Nebenfluß des Nigerges, hinaufgehen und die damals in jenen Ländern befindlichen Reisenden Barth und Vogel unterstützen sollte. Da Baillie noch vor Beginn der Expedition starb, übernahm B. die Führung und verfolgte den Vinne von der Mündung in den Niger an 60 km weit aufwärts. Er beschrieb die Expedition in dem Werke «Narrative of an exploring voyage up the rivers Kwora and Binne in 1854» (Lond. 1856) und ging 1857 wiederum nach dem Niger, dessen Uferländern er sieben Jahre lang für die Herstellung eines geordneten Handelsverkehrs und die Bereicherung der geogr. Wissenschaft thätig war. Von Zuluja, gegenüber der Mündung des Vinne in den Niger, der von ihm gegründet und noch bestehenden Handelsstation, aus bereiste er Kap Hausa und andere Länder bis nach Kano und sammelte Nachrichten über weite Strecken des Sudans («Correspondence with British ministers and agents in foreign countries and with foreign ministers in England, relating to the slave trade 1862. Presented to parliament», Lond. 1863), an denen Barth das geographisch Wichtigste in der «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde» (Juli 1863) zusammengestellt hat. B. starb, auf der Rückkehr nach England begriffen, 30. Nov. 1864 in Sierra Leone.

Baillan, Städtchen bei Alexandrette (s. d.).
Bailey (Philip James), engl. Dichter, ist der Sohn Thomas B.s (geb. 1785, gest. 23. Oct. 1856), des langjährigen Rebauteurs des «Nottingham Mercury», der sich auch durch seine «Anna of Nottinghamshire» und «Records of longevity» bekannt gemacht hat. B. wurde 22. April 1816 in Nottingham geboren, erhielt seine Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt und auf der Universität Glasgow, begann 1833 das Studium der Rechte

coln's Jun und wurde 1840 zur Barre berufen. **reid** vorher (1839) war er mit seinem «Festus» (Karl, Lond. 1877) aufgetreten, einem dramatischen Gedicht, in welchem sich der Einfluß von eise «Festus» nicht verkennen läßt, und das bei seinem Erscheinen Aufsehen erregte. Bei neuen Fehlern und jugendlicher Unreife gibt sich in tiefenruiger philosophischer Geist, seltener Gedankentüchtigkeit und poetische Begabung kund, die den höchsten Erwartungen berechtigt. Doch B., der unterdessen seinen Vater in der Redaction des «Mercury» unterstützt hatte, erst nach einer gen Pause die Dichtung «Angel world» (1850) gen, die, wie «The mystic» (1855), an Korrektheit sein Gellingswert übertrifft, aber an dichterischem Geist hinter denselben zurücksteht. Auch das irische Gedicht «The age» (1858) ist, trotz einzelgeiger Stellen, als Ganzes verfehlt zu maen. Die «Universal hymn» (1857) fügte sel noch immer wesentlich auf den «Festus» gebundenen Ruf nichts hinzu.

Bailleur, Stadt im franz. Depart. Nord, Arrondissement Hazebrouck, am Meterbecque, einem am Nebenflusse der Sys und an der Eisenbahn: Hile nach Dunkerque, zählt (1876) 8180 (Gemeinde 12968) E., welche Hier, Leder, Spitzen, um, Weinwand und Seife fabrizieren und mit treide und Lefe Handel treiben. Der Ort, welcher rine Ursprungs ist, hat ein Kommunal-College, e Bücherei, ein Waisenhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten.

Bailleur (Jacques Charles), Abgeordneter in französischen Revolution von 1789, geb. 12. 1. 1762 zu Breteville bei Havre, war Advokat pariser Parlament, als die Bewegung ausbrach. Durch dieselbe inaktiv geworden, ließ er sich Havre zum Mitglied des Konvents wählen, in er jedoch wenig hervortrat. Im Prozeß des nigs konnte er für die Appellation ans Boll eklärt sich gegen die Verdamnung der Girondin. Es gelang auch er nicht dem Fanatismus zu widerstehen, ward auf der Flucht in Provinz gehalten und nur der Sturz der Montagnards ste ihm die Freiheit. Später in dem Räte der hundert trat er mehr hervor als Gegner der jacobinischen und eifriger Verteidiger des Direktoriats und auch Bonapartes; 1799—1808 war er Mitglied des Tribunats, nahm dann seine avvoatische Praxis wieder auf und redigierte seit 1816 oppositionelle Journal «Le Constitutionnel». Starb 16. März 1843.

Bailleur im Französischen, Bailiff im Englischen, Ballivus im Lateinischen, Balio im Italienischen und Bajulos im Griechischen bezeichnet überhaupt einen Vorsteher. Am griech. Kaiserhofe Konstantinopel hieß der Oberaufseher der kaiserlichen Bajulos. Denselben Titel scheint in Konstantinopel auch der Vorsteher der fremden Kaufleute geführt zu haben, den die Venetianer zu erben hatten, und von diesem mag der Titel Balio den vord. Gesandten daselbst übergegangen. Durch den Johanniterorden verbreitete sich Name Ballivus auch nach dem südl. und westl. Europa. Die acht Mitglieder des Kapitels dieses Ordens hießen Ballivi conventuales, was dann aber den Namen Baillet (f. d.) bei der Einteilung der Stellungen des Ordens in Kreise veränderte. In Frankreich waren die königl. B. früher gleich Anführer des Heerbarans (Bailli d'épée),

Domänenverwalter und Richter des ihnen anvertrauten Bezirks. Im J. 1770 aber entthob man die königlichen B. ihrer Funktionen und setzte an ihre Stelle die tribunaux de premiere instance. In England fand der Name Bailiff unter Wilhelm I. Eingang für die Vorsteher der Grafschaften, die Ballivus genannt wurden. Die jetzigen engl. Bailiffs sind aber nur eine Art Gerichtsbienner, ähnlich den franz. Huissiers. Nur in einigen Städten heißt der oberste Beamte noch Bailiff, womit man auch den Rentmeister großer Landeigentümer bezeichnet. In schott. Städten ist Bailie der Titel der Mitglieder des Gemeinderats.

Bailie (Joanna), engl. Dichterin, geb. 1762 zu Bothwell bei Glasgow, jüngere Schwester des berühmten Anatomen Matthew B., verriet schon in ihrem ersten, anonym erschienenen Werke «A series of plays, in which it is attempted to delineate the stronger passions of the mind, each passion being the subject of a tragedy and a comedy» (Lond. 1798), welches schnell mehrere Auflagen erlebte und von R. F. Cramer (8 Bde., Amsterd. u. Spz. 1806) ins Deutsche übersetzt wurde, einen mehr zum Reflektieren als zum Empfinden und dichterischen Bilden geschaffenen Geist. Ihre Dramen, meist in einfacher, ebler, jedoch an Archaismen reicher Diktion geschrieben, sind nur dialogisierte Darstellungen von Beispielen, bestimmt zur Erläuterung einer moralischen Reflexion. Dennoch erregte ihr Wert Aufsehen, und durch den Beifall aufgemuntert, ließ sie 1802 einen zweiten Band folgen, wozu 1812 noch ein dritter kam. Außerdem veröffentlichte sie «Miscellaneous plays» (1804), «Metrical legends of exalted characters» (1821), eine neue Reihe «Dramas» (8 Bde., 1826), «Fugitive verses» (1841) u. a. Auf der Bühne konnte sich keins ihrer Dramen nachhaltigen Beifall erwerben. Eine Gesamtausgabe ihrer «Dramatic and poetical works» ward 1851 veranstaltet. Sie starb zu Hampstead bei London 22. Febr. 1851.

Bailie (Matthew), berühmter engl. Arzt und Anatom, geb. 27. Okt. 1761 zu Schotts in der schott. Grafschaft Banat, studierte in London Medizin und wurde bereits in seinem 20. Jahre als Demonstrator der Anatomie angestellt. Er eröffnete 1785 mit Cruikshank den ersten anatom. Kursus, welcher bald von zahlreichen Schülern besucht ward. Mit nicht weniger glänzendem Erfolge wirkte B. als praktischer Arzt, sodaß man ihm 1787 das Amt eines Arztes am St. George's Hospital übertrug. Nachdem er 1789 zu London promoviert hatte, begann er die Bearbeitung seines pathol.-anatom. Handbuchs, welches seinen Ruf auch im Auslande begründete. Er war auch Leibarzt der Prinzessin Charlotte und konsultierender Arzt des Königs Georg III. B. starb 23. Sept. 1823. Von seinen Werken sind zu erwähnen: «The morbid anatomy of some of the most important parts of the human body» (Lond. 1793; neue Aufl. von Wardrop, Lond. 1833; deutsch von Hohnbaum, Berl. 1820); «A series of engravings to illustrate the morbid anatomy of the human body» (10 Hefte, Lond. 1799—1812); «Lectures and observations on medicine» (Lond. 1825). Von Wardrop wurden herausgegeben «The works of Mr. B.» (2 Bde., Lond. 1825; deutsch von Zeussfeld, Halberst. 1829).

Baillet (Pierre), berühmter franz. Violinspieler, geb. zu Passy bei Paris 1. Okt. 1771, bildete sich in Paris und Rom in seiner Kunst aus und

lebte seit 1785 in verschiedenen Städten des südl. Frankreich, bis er 1791 nach Paris ging, wo er durch Viotti eine Stelle im Orchester des Théâtre Feytaud erhielt, die er aber bald mit einer im Finanzministerium vertauschte. Er bekleidete dieselbe mehrere Jahre, wurde dann nach Gründung des pariser Konservatoriums (1795) als Professor bei dieser Anstalt angestellt und machte 1806 in Gesellschaft des Violoncellisten Lamare eine Kunstreise nach Rußland, die über drei Jahre währte; 1815 folgten Reisen nach den Niederlanden und England. Im J. 1814 richtete er seine berühmt gewordenen Quartettproduktionen ein; 1821—31 war er erster Violinist an der Großen Oper; seit 1825 nahm er dieselbe Stellung in der königl. Kapelle ein. Er starb 15. Sept. 1842. V.s Spiel war höchst ausgezeichnet durch großen Ton und durch edle Vortragsmannier. Eine bedeutende Stelle in der Violinlitteratur behaupten sein Lehrbuch des Violinspiels «Art du violon» (Par. 1833), sowie seine Studien, Capricen, Konzerte und Duetten. Außerdem hat er im Verein mit Robe und Kreutzer die Violinschule des Konservatoriums, und mit Catel, Lemoine und Baubiot die Violoncellschule derselben Anstalt bearbeitet.

Baillý (Jean Sylvain), Präsident der ersten franz. Nationalversammlung im J. 1789 und Maire von Paris, geb. ebenda 15. Sept. 1736, ward von seinem Vater zum Maler bestimmt, folgte aber seiner Neigung zu litterarischen Beschäftigungen, bis ihn Lacaille ganz für die Astronomie gewann. An des letztern Stelle wurde er 1763 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Seine «Histoire de l'astronomie» (5 Bde., Par. 1775—87), der eine Reihe anderer hervorragender Arbeiten vorangingen und folgten, fand allgemeinen Beifall. Das Interesse daran wurde noch vermehrt durch die Streitigkeiten, in welche durch dieses Werk B. mit Voltaire geriet und die ihn zu den «Lettres sur l'origine des sciences» (Par. 1777) und den «Lettres sur l'Atlantide de Platon» (Par. 1779) veranlaßten. B. wurde nun auch in die Akademie der Inschriften und 1784 in die französische Akademie aufgenommen, sodaß er Mitglied aller drei Akademien war. Die Revolution riß ihn aus seiner friedlichen Laufbahn. Zum Deputierten der Stadt Paris für den Tiers état erwählt, ward er 3. Juni 1789 dessen Vorsitzender und damit nach der Konstituierung zur Nationalversammlung erster Präsident in dieser. Nach der Erstürmung der Bastille zum Maire von Paris ernannt (16. Juli), verwaltete er dieses Amt mit unbestechlicher Rechtschaffenheit bis Anfang Nov. 1791, wo er, den Extremen längst verhaßt, daselbst in die Hand Béhions (s. d.) niederlegte, sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzog und anfangs auf dem Lande in der Gegend von Nantes lebte, dann bei seinem Freunde Laplace zu Melun. Hier wurde er aber alsbald verhaftet, nach Paris gebracht, 11. Nov. 1793 zum Tode verurteilt und am 12. hingerichtet. Aus seinem Nachlasse wurden herausgegeben «Essai sur l'origine des fables et des religions anciennes» (2 Bde., Par. 1799) und seine Memoiren als «Mémoires d'un témoin de la Révolution» (3 Bde., Par. 1804; deutsch von Weyland, Lpz. 1805).

Baillý (Edward Hodges), engl. Bildhauer, geb. 10. März 1788 zu Bristol, erhielt seine künstlerische Ausbildung in dem Atelier Flaxmans. Er gewann nacheinander die silberne und goldene Medaille der

königl. Akademie sowie einen Preis von 50 Guineen für die Gruppe, «Hercules, der dem Alkestis zurücksührt», und brachte 1813 eine Eva an der Quelle zur Ausstellung, die seinen Ruf begründete und später für das Kunstinstitut seiner Vaterstadt erworben wurde. Hierauf lieferte er Statuen von Lord Egremont, dem Ingenieur Isford, dem Bundarzt Astley Cooper, dem Herzog von Sussex für die Freimaurerhalle in London und dem Grafen Grey für die Stadt Newcastle. Das kolossale Standbild Nelsons, welches die brit. Säule in Trafalgar-Square schmückt, das Denkmal Lord Hollands in der Westminsterabtei und die Bildsäule Sir Robert Peels in Manchester sind gleichfalls von seiner Hand. Zu seinen schönsten Arbeiten gehören: Eva, der Stimme horchend, ein Nebant zur Eva an der Quelle, die Vorbereitung zum Bade, die Grazien und die schlafende Nymphe. B. war 1817 Associate der königl. Akademie und 1821 wirkliches Mitglied derselben geworden; er starb 22. Mai 1867 zu London.

Bain (Alexander), engl. Philosoph, geb. 1818 in Aberdeen, studierte in dem Marischal College in Aberdeen, lehrte ebendasselbst zuerst 1841—44 Moralphilosophie, dann 1844—45 Physik und erhielt 1846 eine Professur der Physik an der Andersonschen Universität in Glasgow, die er 1849 mit dem Tode eines Sekretärs in dem Obergesundheitsamt in London vertauschte. Dem letztern entsagte er 1850 und blieb dann ohne Amt, bis er 1860 zum Professor der Logik an der Universität Aberdeen ernannt wurde, welchen Posten er seitdem bekleidete. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann B. 1840 mit Beiträgen zu der «Westminster Review»; 1847—48 erschienen von ihm Lehrbücher über Astronomie, Electricität und Meteorologie in Chambers' Schulserie und Artikel über Sprache, Logik, den menschlichen Geist und Rhetorik in Chambers' «Information for the people». Die Reihe jener Schulbücher vervollständigte er später noch eine engl. Grammatik (Lond. 1863) und ein Manual of English composition and rhetoric (Lond. 1866); 1852 gab er Paleys Werk über Moralphilosophie mit Erläuterungen und Anmerkungen heraus. Sein philos. System entwickelte er noch ausführlicher in den Werken «The senses and the intellect» (Lond. 1855) und «The emotions and the will» (Lond. 1859), denen dann «The study of character, including an estimate of phrenology» (1861), «Mental and moral sciences» (1863; 3. Aufl. 1872), «Logic, inductive and deductive» (1870), «Mind and body. The theories of their relation» (Lond. 1873; deutsch als «Geist und Körper» den 3. Band der «Internationalen wissenschaftl. Bibliothek» [Lpz. 1874] bildend), «Education as a science» (Lond. 1879; deutsch als «Erziehung als Wissenschaft» den 45. Band der «Internationalen wissenschaftl. Bibliothek» [Lpz. 1880] bildend), folgten. B. beteiligte sich auch an einer neuen Ausgabe von James Mills «Analysis of the phenomena of the human mind» (Lond. 1868) sowie an der Herausgabe des von George Grote hinterlassenen Werks über Aristoteles (Lond. 1870) und der «Minor works of Grote» (Lond. 1873). B. ist einer der Hauptvertreter der engl. Erfahrungphilosophie, welche ihr System auf der Grundlage der Naturwissenschaften, vor allem der Physiologie, aber auf diese nach dem Prinzip der ältern Affektionspsychologie gegründeten Psychologie, aufbau-

Bain (Alexander), Uhrmacher und Mechaniker, geb. zu Thurso in Schottland, gest. im Jan. 1877 zu Dornhill bei Kirkintilloch (Grafschaft Dumfriesshire), hat sich Verdienste um die Erfindungen in der Schiffsbaulehre erworben. B. patentierte in England 21. Dec. 1841 einen vielsachen und 21. Mai 1843 eine aufgetragene Typendrucktelegraphen; ferner 1845 eine eigentümliche Art Kabeltelegraphen, welche nach Oesterreich übertragen wurde und nach Verbesserungen von Essing und andern lange in Betrieb gewesen ist. Auch machte er sich sehr verdient um die Verbesserung der chem. Telegraphen, die er teils zum telegraphischen Kopieren von Buchstaben (Patent von 1843), teils als wirtsch. Kryptotelegraphen (Patent von 1850), teils als Schiffs-Telegraphen zur Erregung von zweifelsfreien Lichtsignalen (Patent von 1846), zum Teil bei zunehmender Stromleistung benutzbar zu machen. Ferner hat ihm die Erfindung und Verbesserung der elektrischen Uhren viel zu verdanken.

Bain (Edward), engl. Publizist, geb. 1774 zu St. John in Berkshire, fand als Druckergehilfe in London Aufnahme, erwarb 1801 das Eigentumsrecht an *«Leeds Mercury»* und erlangte bald als einer der Hauptvertreter des Liberalismus im nördl. England einen bedeutenden Namen. Durch den Einfluss B. wurden Brougham und Macaulay ins Parlament gewählt, und als letzterer 1833 nach London ging, trat B. selbst für Leeds ins Unterhaus, wo er als ein Haupt der prot. Dissenters räumlich für glänzliche Lehren von Kirche und Staat kämpfte. Anlässlich des 20. Aug. 1841 von Parlament zurück und starb 8. Aug. 1848. Von seinen literarischen Arbeiten sind die *«History of the wars of the French Revolution»* (1814), welche er später zu einer *«History of the reign of George III.»* erweiterte, *«History and gazetteer of the county of York»* (1823—25) und *«History and gazetteer of Lancashire»* (1825; vollständiger, 2 Bde., 1836) zu nennen. Sein Leben beschreibt sein jüngerer Sohn Edward (*«Life of E. B.»*, Lond. 1851).

Bain (Matthew Talbot), engl. Staatsmann, ältester Sohn des vorigen, geb. 1799, erhielt seine Bildung in der Schule zu Richmond und auf der Universität Cambridge, war seit 1825 als Sachwalter mit günstigem Erfolg thätig und erlangte 1841 den Titel eines Queen's Counsel. Die Stadt Hull, die ihn bereits 1837 zu ihrem Syndikus ernannt hatte, wählte ihn 1847 zu ihrem Vertreter im Parlament, wo ihm das Ministerium Russell im Jan. 1849 das Amt eines Präsidenten der Armenkommission mit dem Geheimratsstitel übertrug. Derselben Posten bekleidete er, nachdem er 1852 zum Parlamentsmitglied für seine Vaterstadt Leeds gewählt worden, auch im Ministerium Aberdeen. Unter Palmerston wurde er endlich Kanzler des verregierten Lancaster, und war als solcher der erste Minister, dem ein Sitz im Kabinett eingeräumt wurde. Wegen gestörter Gesundheit trat er 1859 von der Öffentlichkeit zurück und starb 13. Jan. 1860.

Bain (Edward), engl. Politiker und Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 1800, nahm noch im letzten des Vaters an der Redaction des *«Leeds Mercury»* teil, die er nach dem Tode desselben ganz übernahm. In weiten Reisen war er bekannt durch seine *«History of the cotton manufacture in Great Britain»* (Lond. 1835; deutsch von Bernoulli, Stuttg. 1836), der er *«The woollen*

manufacture of England» und andere Werke über Handel und Industrie folgen ließ. Im J. 1850 trat er an seines Bruders Stelle für Leeds ins Unterhaus und brachte in der Session von 1861 wie in der von 1864 eine Bill zur Reform des Parlaments durch Herabsetzung des Wahlcensus ein, die aber nicht die Stimmenmehrheit erlangte. Als einer der Führer der Dissenters beförderte er nach Kräften die Maßregeln zur Abschaffung der Kirchensteuer und der University Tests, sowie die Entlastung der irischen Kirche. Ebenso fand die Temperanzbewegung an ihm einen eifrigen Vorläufer. Bei den Neuwahlen 1874 durch einen konservativen Gegenkandidaten besiegt, lebte B. seitdem zurückgezogen von den öffentlichen Geschäften.

Baini (Giuseppe), ausgezeichneter ital. Kirchenmusiker, geb. zu Rom 21. Okt. 1775, widmete sich dem geistlichen Stande und der Musik. Sein Lehrer in der Kunst des Sapes war sein Oheim Lorenzo B., später noch Giul. Jannacconi. Wegen seiner Kenntnisse und seiner schönen Bassstimme wurde er, nachdem er die Weihen empfangen, 1802 oder 1808 als Abbate in das Kollegium der päpstl. Kapellsänger aufgenommen und 1814 Direktor dieses Instituts. B. starb in dieser Stellung 10. Mai 1844. Von seinen Kirchenkompositionen ist nichts veröffentlicht. Doch wurde einem 1821 komponierten Miserere die Ehre zuteil, unter die in der Sixtinischen Kapelle während der Charwoche alljährlich aufgeführten Musikstücke aufgenommen zu werden. Den Mittelpunkt seiner ganzen Kunst bildete Palestrina, welchem er ein unablässiges Studium widmete. Das größte Verdienst, welches B. sich um die Musik erworben hat, besteht in der ausführlichen Lebensbeschreibung des von ihm abgöttisch verehrten Meisters (*«Memorie storico-critiche della vita e dello opere di Gio. Pierluigi da Palestrina»*, 2 Bde., Rom 1828). Das gelehrte Werk ist trotz seiner Weiterschweifigkeit und Einseitigkeit ein reicher Schatz der wichtigsten histor. und musikalisch-literarischen Nachrichten über röm. kath. Kirchenmusik. Eine verfehlte deutsche Übersetzung, mit Berichtigungen und Erläuterungen, von Randoir verfertigt, gab Riesenetter (Erg. 1884) heraus.

Bains (fr., d. h. Bäder) ist der Name von zahlreichen Ortschaften in Frankreich, welche Mineralquellen oder Bäder haben. Einige führen jedoch auch den Namen, ohne Thermalquellen zu besitzen. Berühmt ist: Bains-en-Bosges, ein Städtchen mit (1876) 1544 (Gemeinde 2531) E., im Depart. Vosges, 28 km im SSW. von Epinal, in dem schönen Thale des Baignerot und an der Orsbahn, 300 m über dem Meere gelegen. Der Ort hat 11 Quellen, darunter La Grande Source mit 60° C., auf welcher Dampfbäder errichtet sind. Die nächste wasserreiche Quelle zeigt nur 30° C., die übrigen jedoch zwischen 32 und 49° C. Das Römerbad oder sog. Neubad, 1715 neu gebaut, besitzt drei Bassins, jedes von drei Quellen gespeist, mit Douche, und eine Trinquelle von 46° C. Ebenso hat das Promenadenbad, in einem Saale, ebenfalls drei Bassins. Die Bache-Quelle von 45° C. wird zum Trinken benutzt. Die Quellen enthalten viel Natron, und ihr Wasser wird auch zu gewöhnlichen häuslichen Zwecken (Kochen u. s. w.) verwendet. Der Ort gewährt einen sehr ruhigen Aufenthalt und ist am häufigsten von kranken Frauen besucht. Männer und Frauen baden in denselben Bassins. — Außerdem sind noch als Thermen bemerkenswert:

Celles-les-Bains, Dorf im Depart. Ardèche, 26 km von Valence; **Bain Lohéac** in der Bretagne, und 9 km östlicher **Bain de Bretagne** (1876) 1601 (Gemeinde 4299) G., 30 km im SSO. von Rennes, beide im Depart. Ille-et-Vilaine; **Les Bains du Mont-Dore**, Flecken mit 1195 G. im Depart. Puy-de-Dôme, in 1046 m Höhe, nahe den Quellen der Dordogne; **Les Bains-de-Rennes**, Dorf mit 483 G. im Depart. Aude, 52 km von Carcassonne am Salz, mit besuchten Mineralquellen, drei heißen von 39—51° C. und zwei kalten. — Bei einigen Badeorten ist B. dem Ortsnamen nachgesetzt, z. B. **Aix-les-Bains**, **Bagnols-les-Bains**.

Baiocco oder **Bajocco**, in der Mehrzahl **Baiocchi**, war der Name einer Silber- und Kupfermünze im ehemaligen Kirchenstaat, welche den 10. Teil eines Paolo oder den 100. Teil eines Scudo bildete und demgemäß den Wert von etwa $\frac{4}{5}$ Pfennigen deutscher Währung hatte. Die Rechnung nach Scudi und Baiocchi hörte mit dem J. 1867 auf und machte der franz. Francs- oder jetzigen ital. Lirewährung Platz. Man hatte in Kupfer Städte zu 1 B., zu 2 Baiocchi, zu $\frac{1}{2}$ B. und zu $\frac{1}{4}$ B. oder 1 Quattrino, einige Jahre lang (um 1860) auch Städte zu 5 Baiocchi. Auf der Insel Sicilien führte früher der neapolit. Grano, der 100. Teil des Ducato, gleichfalls eine Kupfermünze, den Namen B.; derselbe galt 2 sicil. Grana und entsprach $\frac{3}{4}$ Pfennigen deutscher Reichswährung. Mit der Einführung der neuen ital. Währung hörte die Prägung dieser Münze ebenfalls auf.

Baipur, Stadt im Distrikt Malabar (s. b.).

Bairaktar oder genauer **Bairak-dar**, d. h. der Fahnen-träger, ist der Ehrenname des energischen Großveziers Mustafa. Derselbe wurde 1755 von armen Eltern geboren, trat früh in Militärdienste und zeichnete sich durch Tapferkeit aus. Als Pascha von Russisch kämpfte er 1806 nicht ohne Gluck gegen die russ. Armee. Nach der Janitscharenrevolution von 1807, durch welche Sultan Selim III. zu Gunsten Mustafas IV. vom Throne gestossen wurde, ergriff er die Partei Selims, setzte nach Ermordung des letztern durch die Janitscharen Mustafa IV. ab und proklamierte 28. Juli 1808 dessen Bruder Mahmud II. als Sultan. B. wurde nun zum Großvezier ernannt. Als solcher setzte er den Großmufti, den Anführer der Janitscharen und alle Ulemas ab, die irgendwie teil an der letzten Revolution genommen hatten; zugleich aber sorgte er kräftig für die Ruhe der Hauptstadt und verstärkte die regelmäßige Armee. Sein Hauptziel war die Vernichtung der Janitscharen, die sich endlich, von dem fanatischen Pöbel begünstigt, empörten, 15. Nov. 1808 das Serail angriffen und die Wiederbesetzung Mustafas IV. verlangten. Tapfer verteidigte sich B. dort. Als er aber sah, daß die Flammen dem Palast drohten, ließ er den gefangenen Sultan Mustafa erdrosseln, warf den Stürmenden dessen Kopf zu und sprengte sich in die Luft.

Bairam oder **Beiräm** ist in der Türkei vornehmlich die Bezeichnung der beiden nach den Mondjahren gegen unsere Zeitrechnung jährlich um 11 Tage vorrückenden islamit. Hauptfeste, nämlich des nach Beendigung des Fastenmonats Ramasan auf die ersten Tage des Monats Scherwal fallenden sog. Großen B. und des 60 Tage später auf den 10. Silhidsche und folgende fallenden Kleinen B. oder Opfer-(Kurban-) B., des Opfer-

festes der Wallfahrt nach Mecca, welches in allen mohammed. Ländern von den Wohlhabenden durch Abschachtung von Schafen und Verteilen des Fleisches unter die Armen gefeiert wird. Unter den christl. Festen wird Ostern in der Türkei als B. bezeichnet.

Baird (Spencer Fullerton), amerik. Naturforscher, geb. 3. Febr. 1823 in Reading in Pennsylvania, studierte auf dem Dickinson-Kollegium, wo er 1846 eine Professur für Naturwissenschaften erhielt, und wurde 1850 zum Hilfssekretär der Smithsonian Institution (s. b.) in Washington ernannt, welche Stellung er seitdem ununterbrochen beibehielt. B. machte sich zuerst durch Übersetzung und Herausgabe der 1. Auflage des *Broadhouse'schen* «*Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon*» unter dem Titel: «*Iconographic Encyclopedia*» (4 Bde., Neuyork 1849—51) bekannt. Sein erstes selbständiges Werk war der «*Catalogue of North American Mammals*» (1857), welchem der «*Catalogue of North American Birds*» (1858) folgte; beide bildeten Band 8 und 9 des «*Pacific Railroad Reports*». Später bearbeitete er ein größeres Werk über die amerik. Vögel überhaupt unter dem Titel: «*Birds of North America*» (4 Bde., mit Atlas, Washington 1870—74). Im J. 1871 ernannte ihn Präsident Grant zum Vereinigten-Staaten-Kommissar für Fische und Fischereien, um die Ursache der Abnahme der eßbaren Fische und die Mittel zu ihrer Vermehrung zu erforschen.

Baireuth, s. Bayreuth.

Bairat, Stadt in Syrien, s. Beirät.

Baisalz oder **Baytsalz** (Seesalz), das aus dem Meerwasser gewonnene Salz (s. b.).

Baise oder **Bayse**, ein linker Nebenfluß der Garonne, entspringt in einer Höhe von 560 m, auf dem Plateau von Lannemezan im franz. Depart. Oberpyrenäen, fließt als Große B. oder B. Arrière nach N. über Arie und tritt in das Gers-Departement, wo sie alsbald die aus dem Nivernais kommende Bagvolle, darauf die Kleine B. oder B. Devant aufnimmt. Hierauf durchschneidet sie, wenig wasserreich, aber klar, ein enges Thal unterhalb Condom, von wo die B. auf 56 km mit sechs Schleusen schiffbar ist, tritt sie in das Depart. Lot-et-Garonne, durchfließt die Hügel von Moncabeau, Nérac und Lavarbac und erreicht bei Bazas, 3 km oberhalb der Lotmündung, nach einem Laufe von 180 km, die Garonne, nachdem sie nur noch die Gelse links unterhalb Lavarbac aufgenommen.

Baisemain (frz.), Handfuß; **Baisement**, Fußstuß (beim Papste); in der Mathematik Bezeichnung zweier krummer Linien von innen.

Baiser (frz.), Kuß; schaumgefülltes Gudergebiß. **Baison** (Jean Baptiste), deutscher Schauspieler und Theaterdirektor, geb. 24. Okt. 1812 zu Sattelsheim bei Mainz, wurde 1831 Mitglied einer wernbergschen Schauspielgesellschaft und war später an verschiedenen Bühnen, unter andern am hamburgischen Stadttheater, am Hoftheater zu Dresden und am wiener Burgtheater thätig, bis er 1847 in Genève schaft mit Ch. Maurice (s. b.) die Direktion des hiesigen Stadttheaters übernahm und bis zu seiner Tode fortführte. Er starb 13. Jan. 1849 in Hamburg. Rollen wie Egmont, Rolsa, Hamlet u. a. gelangten ihm am besten, aber er spielte auch mit Erfolg in Salons und humoristischen Rollen. Seit 1836 war B. mit der in lyrischen Charakteren thätigen Schauspielerin Karoline Sutorius (geb. 1810 in Berlin, gest. 14. Febr. 1875 zu München) verheiratet.

Baiffe (sq.) heißt das Sinken des Kurfes der Staatspapiere, Aktien und anderer Wertpapiere. Die darauf gerichtete Speculation wird *Speculation à la baisse* genannt. Derjenige Speculant, in dessen Vorteil jenes Sinken liegt, und welcher zur Absicht dieselbe herbeizuführen sucht, heißt *Baiffier*, *Contremour* oder auch *Fixer*. Das Mittel, welches zu diesem Zwecke angewendet wird, besteht hauptsächlich in der Beeinflussung der Börse. Vorzugsweise ist das Bestreben des Baiffiers darauf gerichtet, die Börse in Täuschung über den wirklichen augenblicklichen oder wahrscheinlichen spätern Wert der fraglichen Papiere zu versetzen. Zu diesem Ende bedient man sich ebenso wohl geistiger und mit Glor ins Werk gesetzter Schenkungen, als sog. *Kauer* Berichte, selbst des Ansehens von Gerichten über angebliche polit. Ereignisse u. s. w. Selbstverständlich besteht die *Speculation à la baisse* darin, daß Geschäfte eingeleitet werden, welche nur dann rentieren, wenn die in der Übergangung des Speculanten begründeten Voraussetzungen, daß nämlich die Preise des fraglichen Artikels fallen werden, zutreffen. Ursprünglich ein technischer Ausdruck des Banligeschäfts, wird jetzt das Wort *B.* auch vielfach in andern Geschäftszweigen angewendet, und man spricht z. B. von einer *Baiffe-Speculation* im Getreide-, Baumwoll-, Labalggeschäfte u. s. w. Das Gegenteil von *B.* ist die *Hauffe* (s. d.).

Beiter (Joh. Georg), Philolog, geb. 31. Mai 1801 zu Jäms, besuchte das dortige Gymnasium und studierte zu Rünchen, Göttingen und Königsberg Philologie. Später wurde er Oberlehrer am jülicher Gymnasium und erhielt eine außerordentliche Professur an der Universität, die er jedoch 1849 niederlegte. Das Rektorat an dem jülicher Gymnasium bekleidete B. 1849—65. Er starb 10. Okt. 1877. Von seinen philol. Arbeiten ist zunächst eine Ausgabe des «Panegyricus» des Isokrates (Erg. 1831) zu erwähnen; auch wirkte er als Mitarbeiter an *Premis* Ausgabe desselben Redners (Bd. 1, Götze 1831) sowie bei Drellis «Ciceronis scholiastae» (Jär. 1833), «Onomasticon Tullianum» (3 Bde., Jär. 1836—38) und dessen zweiter Ausgabe des Cicero (Jär. 1845—62). Für Drellis Recension des Tacitus (2 Bde., Jär. 1846—48) verglich B. die meisten Handschriften zu Florenz und arbeitete für die zweite Ausgabe die Annalen um (Jär. 1858). Mit Sauppe verband er sich zu der Ausgabe der «Oratores attici» (2 Bde., Jär. 1839—60; der 1. Teil auch in 8 Tln., Jär. 1838—43), welcher eine Bearbeitung der Reden des Dylurg voranging (Jär. 1834). Daneben lieferte er den Isokrates für die Didotische Sammlung der griech. Klassiker (Jär. 1846) und veranstaltete mit Drellis und Bindemann eine Gesamtausgabe der Werke des Plato (2 Tle., Jär. 1839—42). Eine Ausgabe derselben in kleinerem Format (21 Bchn., Jär. 1839 sq.) wurde größtentheils mehrfach aufgelegt. Die neunten «Fabellae iambicae» des Valerius gab B. mit Drellis (Jär. 1846) heraus, wie er auch die dritte Auflage von des lepten vortrefflichen Bearbeitung des Horaz (2 Bde., Jär. 1850—51) herausgab. In der Landwirthschaft Ausgabe des Cicero (11 Bde., Erg. 1860—69) besorgte er die philol. Schriften. (unter A. L. S. Douro.

Beize-Douro, ein Weinbezirk in Portugal, s. Beize oder Beize heißt der Jagdbetrieb, bei dem mittels abgerichteter Raubvögel, vorzüglich

Fallen, Habichte und Sperber, verschiedene Arten von Fieber- und Haarmilb erlegt werden. Diese Jagd bildete im Mittelalter und bis zu Anfang des 18. Jahrh. eins der vornehmsten ritterlichen Vergnügen, dem auch die Edel Frauen mit Vorliebe huldigten. B. ist eine der ältesten Jagdarten, sie wurde nachweislich zuerst von mittelalt. Romadenstämmen betrieben und steht bei ihnen bis auf die Gegenwart in hohem Ansehen. Im 7. Jahrh. v. Chr. kannte man sie schon in China, von wo aus sie nach Japan Eingang fand. Durch die Turcomanen wurde sie den Persern bekannt, und durch diese im 7. Jahrh. n. Chr. den Arabern. Nach den Kreuzzügen verbreitete sie sich ziemlich allgemein über Europa, war aber, in Deutschland wenigstens, fast stets ein Privilegium des Adels. Das allmähliche Erlöschen der feudalen Vorrechte und die Verbesserung der Feuerwaffen drängten in Europa die B. gänzlich in den Hintergrund und gegenwärtig zählt sie bei uns nur noch zu den seltensten Jagdvorgängen. In Asien, insbesondere in Persien, wird sie hingegen noch häufig ausgeübt, ebenso im Suban in Afrika. Während in Europa mit den Baizvögeln fast nur auf Reiher, Enten, Feldhühner, Kaninchen und Hasen gejagt wurde, werden dieselben in Asien hauptsächlich zur Jagd auf Gazellen, selbst Antilopen benutzt. Die Angriffe der Baizvögel werden dort durch Windhunde unterstützt, im Suban durch syr. und tunc. Jagdhunde. In Deutschland brauchte man die Baizhunde nur zum Auffahren des Wildes.

Baja, großer Marktflecken im ungar. Komitat Bács, unweit vom linken Ufer der Donau, hat ein schönes Schloß des Fürsten Grasslawitsch, eine Klosterne, ein lathol. Obergymnasium, eine Staats-Schullehrerpräparandie, bedeutende Schuhmacherei, lebhaften Getreide-, Wein- und Schweinehandel und zählt (1880) 19241 E. Zum Markte, der übrigens städtische Verfassung besitzt, gehört die bevölkerte Puszta Máteháza.

Bajä, altröm. Stadt an der Küste Campaniens, in der Nähe von Neapel, wo sich jetzt das Kastell Baja, ein Werk des Bisignons Peter von Toledo, erhebt, war lange unbedeutend, bis es in der glänzendsten Zeit des Römerreichs wegen seiner herrlichen Lage, der Fruchtbarkeit der Umgebung und der reichen Mineralquellen der prachtvolle Lieblingsaufenthalt der röm. Großen wurde. Marius, Piso, Pompejus, Julius Cäsar, Julia Mammas u. a. hatten hier Landhäuser, welche den Sitz des äppigsten Luxus und mehrfach den Schauplatz wichtiger Ereignisse bildeten. Horaz zog B. allen Orten der Welt vor; Seneca warnt vor diesem Badeorte, wenn man Herr seiner Leidenschaften bleiben wolle; Cicero fand es nötig, sich darüber zu rechtfertigen, daß er den Marcus Cälius, einen Mann, welcher B. öfters besucht habe, verteidige. Denn öfters wird B. als eine Heimat der Wollust und Apygkeit geschildert; Seneca nennt es geradezu eine Herberge des Lasters. Jetzt sind nur noch wenige Trümmer vorhanden, unter denen die Reste der sog. Tempel der Venus, des Merkur und der Diana hervorragen. Außer einigen Häusern ist nur noch das hoch auf einem Felsen gelegene Kastell bewohnt. Der Hafen, einer der besten der Römer, ist jetzt verwüßt; die Aussicht über denselben ist von bezaubernder Schönheit. Trümmer von röm. Villen, von Grabmälern und andern röm. Bauwerken bedecken die Umgegend. Da dieselbe schon zu den Zeiten des Horaz mit Landhäusern überfüllt war, baute man

selbst in das Meer hinein, wie die noch jetzt sichtbaren Reste bestätigen. Das alte B. schildern Zell in den »Jerienschriften« (Freiburg 1826), Beder im »Gallus« (3. Aufl., 3 Bde., Epg. 1863) und Friedländer, »Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms« (3. Aufl., Bd. 2, Epg. 1874).

Bajada del Paraná, jetzt nur Paraná genannt, Villa von 10098 E. in der Argentinischen Republik, am linken Ufer des Paraná, Sta.-Fe gegenüber, auf einem Hügel, welcher sich etwa 40 m über dem Flusse erhebt, hat schöne öffentliche Gebäude und gerade, aber ungepflasterte Straßen. Obgleich B. etwa 600 km vom Meere entfernt ist, können doch die größten Schiffe bis zu ihr gelangen; dessenungeachtet ist bei der ungünstigen Beschaffenheit des umliegenden Landes der Handel gering. Seit 1819 war B. die Hauptstadt der Provinz Entre-Ríos, und wurde 1852 Bundeshauptstadt der ganzen Republik, wodurch sie außerordentlich schnell emporblühte, um ebenso schnell wieder zu sinken, nachdem Buenos-Ayres wieder Hauptstadt der Republik geworden war, und überdies der Sitz der Provinzialregierung nach Concepcion del Uruguay verlegt wurde.

Bajadären (aus dem portug. bailadeira, d. i. Tänzerin) nennen die Europäer die öffentlichen Tänzerinnen und Sängerinnen in Indien, die in zwei große Klassen zerfallen, deren jede mehrere Unterabteilungen zählt. Zu der ersten Klasse gehören die dem Dienste der Tempel und Götter geweihten, zu der zweiten die im Lande umherziehenden Tänzerinnen. Die erstern, Devadāsī, d. i. Götterflavinnen genannt, unterwerfen sich nach dem Range der Familie, aus der sie stammen, nach der Würde der Gottheit, der sie sich weihen, und nach dem Ansehen und Reichtum des Tempels, dem sie angehören, in zwei Rangklassen. Die des ersten Ranges werden aus den angesehensten Familien der Waisnawaste, wozu die reichen Landeigentümer, Grundbesitzer und Kaufleute gehören, gewählt, die des zweiten aus den vornehmsten Subrasfamilien, die unsern Handwerkern entsprechen. Nur Mädchen, noch im Alter der Kindheit und frei von allen körperlichen Gebrechen, werden als Devadāsīs aufgenommen, und die Eltern müssen durch feierlichen Vertrag auf alle Rechte an ihnen verzichten, worauf dieselben zunächst den nötigen Unterricht erhalten. Die Devadāsīs haben bei Festen und feierlichen Umzügen ihres Gottes das Lob desselben zu singen, seine Thaten und Siege zu preisen und vor demselben herzutanzten, die Blumenkränze zu flechten, mit welchen die Götterbilder verziert werden, überhaupt alle niedern Dienste im Tempel und für die Priester zu verrichten. Die Devadāsīs ersten Ranges wohnen innerhalb der Ringmauern des Tempels, und dürfen diesen ohne besondere Erlaubnis des Oberpriesters nicht verlassen. Sie können ihr ganzes Leben hindurch im jungfräulichen Stande bleiben. Doch steht es ihnen auch frei, sich einen Liebhaber innerhalb oder außerhalb des Tempels zu wählen, wenn er nur den obern Rasten angehört; ein Liebesverhältnis aber mit einem Manne niedern Standes wird mit großer Härte bestraft. Erhalten sie Kinder, so werden die Mädchen in dem Gewerbe der Mutter erzogen, die Knaben aber zu Musikern gebildet. Die Devadāsīs zweiten Ranges unterscheiden sich im ganzen wenig von denen des ersten Ranges, nur daß sie nicht so gebunden sind, weil sie außerhalb der Tempel wohnen. Täglich

muß eine bestimmte Zahl derselben der Reihe nach den Dienst im Tempel versehen; bei öffentlichen Prozessionen aber müssen alle erscheinen. Sie tanzen und singen nicht allein vor den Götterbildern, wofür sie ein bestimmtes Einkommen an Reis und Geld erhalten, sondern werden zu gleichem Zweck auch bei andern Festlichkeiten, wie Hochzeiten, Gastereien u. s. w., von den Vornehmen berufen.

Wesentlich verschieden von den Devadāsīs sind die Tänzerinnen, die, frei im Lande umherziehend und nur bei Privatfestlichkeiten herbeigerufen, in Tschultris (öffentlichen Herbergen) die Fremden unterhalten und bald Rati, oder in der gewöhnlichen Form Ratsch, bald Ruttani, bald Sutradhari je nach der verschiedenen Kunst, in der sie sich gerade auszeichnen, benannt werden. Einige derselben leben unabhängig beisammen in Truppen von 10–12 Köpfen, ziehen im Lande umher und teilen ihren Gewinn mit den Musikanten, die sie begleiten. Andere stehen unter der Aufsicht von Dapas oder alten Tänzerinnen, die allein allen Gewinn ziehen und diesen Mädchen dafür nur Kost und Kleidung geben. Noch andere sind wirkliche Sklavinnen solcher alten Weiber, welche sie in ihren jüngern Jahren durch Kauf oder Annahme an Kindesstatt an sich gebracht und in ihrer Kunst unterrichtet haben.

Die Tracht der B. ist originell und nicht ohne verführerischen Reiz. Ihre Tänze entsprechen jedoch nicht dem, was man gewöhnlich unter Tanz versteht, sondern sind vielmehr Pantomimen, deren Erklärung in den Gesängen liegt, die von den begleitenden Musikern recitiert werden. Die Gesänge enthalten meist die Thematika der glücklichen oder verzweifelnden Liebe, der Eifersucht, der Erwartung des Geliebten u. s. w.

Bajafib, Bajesib, Bapazet, Stadt im östl. türk. Vilajet Erzerum, nahe der russ. und pers. Grenze, an der großen Straße nach Tabriz in Aserbeidschan, 22 km im SSW. des Ararat gelegen, ist auf der Vorhöhe des Ma-Dagh amphitheatrisch erbaut, aber elend und sehr heruntergekommen, besonders durch den Russisch-Türkischen Krieg 1877–78, zählt kaum noch 1500 E., meist Kurden. Der Ort beherrscht eine alte Citadelle. Infolge sein Lage, wodurch B. die Hauptstraße von Armenien nach Aserbeidschan beherrscht, ist es häufig Kriegsschauplatz geworden. Am 8. Sept. 1828 kapitulirte es an die Russen, die sodann 29. Sept. in der Nähe ein Gefecht bestanden und 3. Juli 1829 die Pascha von Wan mit Verlust zurückschlugen. Am 31. Juli 1854 wurde B. von den Russen und Wrangel nach Forcierung der Araratpässe und der siegung des Selim-Pascha bei den Tschingisch Höhen (Karabulak) eingenommen und die Festung wurde beim Abzuge zerstört. Am 29. April 1856 besetzten die Russen ohne Kampf Stadt und Citadelle, mußten zwar die Stadt im Juni wieder räumen, behaupteten sich aber in der Citadelle, welche die Türken seit 14. Juni belagerten, bis sie General Tergulassow 10. Juli entsetzte und die Belagerung mit sich fortführte. Zum zweitenmal wurde die Stadt 29. Okt. 1877 von den Russen besetzt. Der Präliminarfrieden von San-Stefano (3. M. 1878) wurde die Abtretung von B. an Russland gestanden, durch die Beschlässe des Berliner Congresses (18. Juli 1878) verblieb es jedoch der Türkei.

Bajazet oder **Bajesib I.**, genannt Silber (d. h. Bliis), türk. Sultan, geb. 1347, folgte 1391 seinem Vater Murad I., der in der Schlacht

liches Seitengewehr, dessen Griff eine Einrichtung zum Aufpflanzen auf die Feuerwaffe besitzt, das aber in der Regel an der Seite getragen wird. Hat die Klinge eine Ausbauchung nach der scharfen Seite hin, ähnlich wie die im Orient gebräuchlichen kurzen Haumesser, so wird das Säbelbajonett auch *Pastagan* (*sabre-poignard*) genannt. Durch das Säbelbajonett wird das besondere Seitengewehr des Infanteristen entbehrlich gemacht und somit die Ausrüstung desselben vereinfacht; er besitzt darin zugleich ein zu wirtschaftlichen Zwecken (wie Holzkleinen im Wimal) brauchbares Instrument, zu welchem Zweck man in neuerer Zeit auch Sägezähne auf dem Rücken der Klinge anbringt. Der Nachteil des Säbelbajonetts ist seine große Schwere, wodurch die Feuerwaffe eine das Schießen beeinträchtigende Vordringlichkeit erhält. Dieser Nachteil ist aber von nur geringer Bedeutung, denn seit die Infanteriegewehre eine so große Feuergeschwindigkeit besitzen, liegt in dieser die größte Sicherheit gegen den Nahangriff und ist das Aufpflanzen des B. beim Schießen nur selten nötig.

Das B. war anfangs als Angriffs- und Verteidigungswaffe nur im Einzelgefecht im Gebrauch. Karl XII. von Schweden bediente sich desselben zuerst in der Schlacht bei Narwa beim geschlossenen Massenangriff, ebenso die Franzosen 1704 bei Speier. Friedrich d. Gr. und später Suworow, das Gewicht dieser Angriffsart wohl erkennend, wußten dieselbe zu ihrem Vortheile auszubenten. In den franz. Kriegen wurde die Anwendung der Bajonettattache allgemein und diese findet seitdem immer statt, sobald der Feind aus seiner Position geworfen werden soll. Letzteres wird trotz aller Verbesserung der Handfeuerwaffen durch stehendes Feuergefecht nie oder selten erreicht. In den meisten Fällen wird der erschütterte Gegner der Bajonettattache ausweichen, sodas diese nur selten zum Handgemenge führt. Wenn auch die Kolonne an sich die beste Form der Bajonettattache ist, so wird man doch dieselbe der mörderischen Wirkung der Feuerwaffen gegenüber in Zukunft meist nur in Linie und in geöffneter Form zur Ausführung bringen können. Um den Infanteristen geschickt zu machen, das Bajonettgewehr im Handgemenge mit Infanterie und Kavallerie erfolgreich zu Stößen und Paraden zu verwenden, ist das um 1830 vom sächs. Hauptmann Selmnitz erfundene und in Vorschlag gebrachte Bajonettfechten oder Bajonettieren als ein besonderer Zweig der militärischen Ausbildung in allen Armeen Europas eingeführt worden. Gelangt auch diese Fertigkeit weniger im Gefecht selbst zur praktischen Anwendung, so macht sie doch jedenfalls den Soldaten kräftiger und gewandter und erhöht das Vertrauen desselben zu seiner Waffe.

Bajonettverschluß (frz. *fermeture à la bayonnette*, engl. *bayonet-closure*), ein zur festen, doch leicht lösbaren Verbindung von Röhren u. s. w. in vertikaler Richtung angewandeter Verschluß

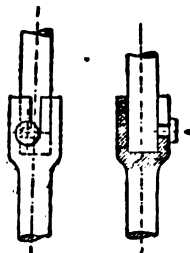


Fig. 1.

Fig. 2.

(so genannt, weil in ähnlicher Weise die Bajonettklinge mit dem Gewehrlauf verbunden wird), dessen Herstellung im wesentlichen auf Folgendem beruht. Der eine Teil, der über den andern geschoben wird, erhält einen kurzen Einschnitt in

der Längsrichtung (s. Fig. 1), an welchen sich im rechten Winkel ein Quereinschnitt anschließt; der andere Teil ist mit einem kleinen Knopf versehen, wie in Fig. 2 der Querschnitt zeigt. Beim Aufsetzen führt man den Längeneinschnitt über den Knopf herab, bis der letztere den Winkel berührt, und dreht hierauf so weit, daß der Knopf sich in den Quereinschnitt legt.

Bajulos, griech. Titel, s. *Bailii*.

Bajus (Michael), eigentlich de Bag, einer der bedeutendsten Theologen der lath. Kirche im 16. Jahrh., geb. 1513 zu Melin im Hennegau, studierte zu Löwen und war seit 1540 Professor in der philos., seit 1550 in der theol. Fakultät zu Löwen. Durch eifriges Studium der Schriften Augustins war B. zu der Überzeugung gekommen, daß die röm. Kirche nur äußerlich Augustin als höchste Autorität feiere, in Wahrheit aber dem Semipelagianismus verfallen sei. Seine aus Augustin entlehnte Lehre von der Erbsünde und der Unfreiheit des menschlichen Willens erregte bei den Franziskanern nur heftigen Widerspruch, daß Papst Sixt. V. auf deren Betrieb 1567 in der Bulle *Ex omnibus afflictionibus* 76 Sätze aus den Schriften des B. verdammt. B. widerrief, blieb aber bei seiner Lehre, auch die Fakultät stand zu ihm und wählte ihn 1575 zum Dekan zu St. Peter und 1578 zum Kanzler der Universität. Der König von Spanien übertrug ihm sogar das Amt eines Generalinquisitors in den Niederlanden. Er starb 16. Dec. 1586. Seine augustinischen Ansichten, die man damals *Bajanismus* nannte, erbten auf die Jansemiten fort, als deren Vorläufer er angesehen ist. Seine Schriften, meist polemischen Inhalts, wurden von Gerberon (2 Bde., Köln 1696) herausgegeben. Vgl. Einsenmann, *Michael B.* und die Grundlegung des Jansemitismus (Lzb. 1867).

Bajza (spr. Bojza, Jof.), ungar. Dichter und Schriftsteller, geb. 31. Jan. 1804 zu Esch im Heveser Komitat, war seit 1823 Mitarbeiter an des salubus Taschenbuch *«Aurora»*, das er 1830 selbst redigierte. Seine *«Gedichte»* (2. Aufl., Bd. 1835) stellten ihn unter die besten ungar. Lyriker. Im Verein mit den ersten belletristischen Autoren gab er 1831—36 die *«Kritischen Blätter»*, 1837—40 das *«Athenaeum»* und den *«Figyelme»* (*«Reobachter»*) heraus. Durch Veröffentlichung der *«Ausländischen Bühnen»* (Pest 1830) und als Direktor des 22. Aug. 1837 zu Pest eröffneten Nationaltheaters leistete er dem jungen ungar. Schauspieler einen bedeutenden Vorstoß. Später wendete er sich histor. Studien zu und bereicherte die ungar. Literatur mit der *«Történeti Könyvtár»* (*«Histor. Bibliothek»*, 6 Bde., Pest 1843—45), welche die Übersetzung vorzüglicher ausländischer Geschichtswerke enthielt, sowie mit einem nach dem Deutschen bearbeiteten *«Uj Plutarch»* (*«Neuer Plutarch»*, Pest 1845—47). Seine *«Világtörténet»* (*«Weltgeschichte»*), von der nur *«Das Altertum»* erschien (Pest 1847) war indessen nur eine wenig genutzte Kompilation aus deutschen Historikern. Die Commission betraute ihn 1847 mit der Redaction und Herausgabe ihres polit. Taschenbuchs *«Kisakadémia»* (*«Kontrollleur»*, Pp. 1847). Nach dem März 1848 ernannte ihn Kossuth zum Redakteur seines offiziellen Organs, des *«Kossuthi Hírlapja»* (bis Dez. 1848). Seit 1850 einer Gemüthskrankheit verfallen, starb er 3. März 1858. B. war seit 1830 Mitglied der Ungarischen Akademie und auch

sehr thätiges Mitglied der Risikaludg-Gesellschaft. Seine *«Gesammelten Werke»* gab Fr. Zolty heraus (2. Aufl., 6 Bde., Pest 1861). In seinen Gedichten offenbart sich ein mehr sinniges als eigentümliches, reiches Dichtertalent; seine prosaischen Schriften sind durch selbständige Auffassung und vorzüglichen Stil ausgezeichnet.

Batacs (Thomas), ungar. Staatsmann, Sohn bürgerlicher Bauern-Gebürt aus Erdőd im Szathmari Komitat, wurde, nachdem er seine Studien in Wien und Padua beendet, von Matthias Corvinus zum Sekretär ernannt, bald darauf mit dem Prädikate von Erdőd in den höhern Adelsstand erhoben, später Propst von Eitel, dann Bischof von Aggram, von Raab (1486) und zuletzt von Erlau. Von Maximilian II. wurde B. zum Reichskanzler und später zum Erzbischof von Gran ernannt; 1500 erhielt er den Kardinalshut. Trotz einem Gesetze von 1498, welches den Besitz mehrerer Kirchenämter zugleich verbot, erhielt B. noch das millower Bistum und die zypri Propstei sowie die Vereinigung der Delanate Hermannstadt und Kronstadt mit seinem Sprengel. Von einer Reise nach Rom kehrte er mit der päpstl. Bestätigung aller erzbischöflichen Vorrechte des graner Primatialstuhls und mit der Erlaubnis, einen Kreuzzug gegen die Türken zu predigen, nach Ungarn zurück (1513). Auch hatte B. vom Papste Leo X. den Titel und Rang eines päpstl. Legaten für christl. Völker im Osten und Norden Europas erhalten. Die durch ihn für den Kreuzzug gewordenen Scharen wendeten sich indessen nicht gegen die Türken, sondern wütheten gegen den Adel, bis endlich Johann Zapolya 1514 die Haufen versammelte und an ihren Anführern blutige Rache nahm. B., welchem mehrfach die eigentliche Urheberchaft dieses ungar. Bauernkriegs zugeschrieben wird, starb 1521 und hinterließ seinen Erben, den Familien Erdőd und Batsi, ein ungeheures Vermögen. B. und seine Zeit hat Götzs zum Gegenstande eines in Ungarn geschätzten und von Dux ins Deutsche übersehten histor. Romans: *«Der Bauernkrieg in Ungarn»* (3 Bde., Pest 1860), gewählt.

Batalahari oder **Batalala**, ein Stamm der westl. Betschuana (s. d.), welcher in den unfruchtbaren Gegenden der Wüste Kalahari ein elendes kümmerliches Dasein fristet. Die B. verdienen nur im ungenügenden Sinne den Namen eines Stammes, da sie bloß aus Individuen bestehen, welche das Gend zusammengeführt hat. Sie können füglich für einen unterdrückten Variastamm der Betschuana gelten. Vgl. G. Frisch, *«Die Eingeborenen Südafrikas»* (Wresl. 1873).

Bate (Jan), niederländ. Philolog und Kritiker, geb. 1. Sept. 1787 zu Leiden, ward 1815 außerord., 1817 ord. Professor der griech. und röm. Litteratur an der dortigen Universität, wirkte in dieser Stellung bis 1857 und starb 26. März 1864. Nachdem er die Reihe seiner wissenschaftlichen Arbeiten mit einer geschätzten Schrift über Posidonius (Leid. 810) begonnen, veröffentlichte er treffliche, von gelehrten Kommentaren begleitete Ausgaben des *«Astronomi»* Kleomedes (Leid. 1820), von Ciceros *«Verba de legibus»* (Leid. 1842) und *«De oratore»* (Leid. 1863), sowie der *«Rhetorica»* des Apollonius und Longinus (Orf. 1849). Mit Geel, Haas und Peerskamp gab B. die *«Bibliotheca critica nova»* (5 Bde., Leid. 1825—31) heraus, wofür er allein in den *«Scholica hypomnemata»* (5 Bde., Leid. 1837—62) eine Reihe größtentheils

auf Cicero und attische Redner und Alterthümer bezügliche, von Scharfsinn und feiner Beobachtungsgabe zeugender Aufsätze lieferte. Vgl. *«Nachtjagen van den Brinl, «Rede to nagodachtenis van M. J. B.»* (Amsterd. 1865).

Bafel (vom lat. baculus), Stod, namentlich des

Bafel, Hauptort eines gleichnamigen Arrondissements in der franz. Kolonie Senegal in Westafrika, liegt am linken Ufer des Senegal und am Fuße der Fehulatarakte und der Nordostgrenze der ganzen Kolonie und zählt mit dem franz. Fort und Handelscomptoir ungefähr 2000 E. Das Fort, auf herrschender Höhe, hat große Wälle, aus Stein gebaut, auf nahen Hügeln stehen vier Warttürme, welche durch eine Mauer untereinander verbunden sind. In der Überschwemmungen ausgesetzten Ebene gelegen und von ausgedehnten Sümpfen umgeben, hat B. ein höchst ungesundenes Klima, so daß zur militärischen Besatzung Weiße nicht verwendet werden können. Der Ort, früher zum Regereich Gambia gehörig, war schon seit längerer Zeit ein Handels- und Militärposten der Franzosen, ehe es 1866 in deren unmittelbaren Besitz kam. Seit Sept. 1854 besteht zwischen B. und St. Louis während der Regenzeit (Juli bis November) regelmäßige Dampfschiffahrt. Die Umgegend liefert Datteln, Mais, Reis, Schlachtvieh, Elfenbein und Goldstaub. Der Handel ist bedeutend. Hier treffen die Karawanen, welche aus den Nigergegenden nach der Westküste ziehen, zum ersten mal mit europ. Handelsleuten zusammen.

Baken heißen die für Schiffe und Lotsen am Strande oder auf Sandbänken sowie auch an Stromufern unterhaltenen Merkzeichen, durch welche theils das Fahrwasser, theils Klippen, Untiefen und andere gefährliche Punkte angedeutet werden. Es sind mehr oder minder große, an weit sichtbaren Stellen aus Fachwerk aufgeführte Holzgerüste, welche meist eine pyramidale Form haben und an ihrer Spitze mit einer Kugel oder einer andern leicht unterscheidbaren Figur versehen sind. Man errichtet sie nur an solchen Lokalitäten, wo sie gegen den Anprall der Wogen gesichert sind. Am Eingange von Häfen, welche bei Stürmen aus gewissen Richtungen für hinausgehende Lotsen nicht passierbar sind, hat man sog. Winkbaken. Auf diesen befindet sich eine nach verschiedenen Seiten hin bewegliche Stange mit einer Flagge, mittels deren den ohne Lotsen einsegelnden Schiffen der zu steuernde Kurs bezeichnet wird. Wo es nötig ist, Untiefen auf offenem Meere zu kennzeichnen, benutzt man Bojen (s. d.). Die Errichtung der B. steht unter Aufsicht der Regierungen, welchen zur Erhaltung derselben von den die Häfen besuchenden Schiffen nach Maßgabe ihrer Größe eine Abgabe, das sog. Hafengeld, gezahlt wird.

Baker (Sir Samuel White), Afrikareisender, der Entdecker des Nilquellsees Moutan, geb. 8. Juni 1821 als Sohn eines in den Grafschaften Dorchester und Gloucester begüterten Engländers, besuchte 1845 Egypten, wo er bald darauf einen längern Aufenthalt nahm und mit seinem Bruder eine Besitzung in dem Gebirge Kewera Galla bewirtschaftete. Seine afrik. Reisen, auf denen ihn stets eine Frau begleitete, begann er 1861. Er verließ Kairo 15. April, kam 11. Juni nach Berber, reiste von da den Athara hinaus bis Gosh Negeb, besuchte Kassala, durchzog die Sandbüden am Setit, Bahr Salaam und obere Atbara, ging über Galla bat nach dem Rahab hinüber, wandte sich dann über

den Dender zum Blauen Nil und ging 11. Juni 1862 an diesem abwärts nach Chartum. Hier mietete er drei Schiffe nebst Besatzung, mit denen er 18. Dez. 1862 unter Segel ging. Nach 45tägiger Fahrt traf er in Gondotora ein, wo 15. Febr. 1863 Spele und Grant mit ihm zusammentrafen, denen er nun zur Rückkehr nach Europa beihilflich war. Am 26. März 1863 verließ B. Gondotora, überschritt 9. Jan. 1864 den Asuafluß, kam 23. Jan. an die Karumafälle des Somerjet und 10. Febr. zu Kamrafi, dem König von Ungoro, in dessen Residenz M'ruki. Von hier ging er westlich und erblickte 14. März bei Bacovia (1° 14' nördl. Br.) den zweiten Nilquellsee, der hier M'wutan heißt, und dem B. den Namen Albert-Nyanza gegeben hat. Er fuhr in einem Boote 13 Tage lang an der Ostküste nordwärts bis zur Mündung des Somerjet bei Nungungo (2° 16' nördl. Br.), wo er von einer Höhe aus deutlich den Ausfluß des M'wutan erkennen und weithin verfolgen konnte. Da er später auf seiner Rückreise nach Gondotora den Nil unter 3° 32' nördl. Br. wieder berührte und von dort weit aufwärts in der Richtung nach dem M'wutan zu überblicken vermochte, so bleibt am obern Weißen Nil nur noch eine Lücke von wenigen Kilometern, wo der Flußlauf nicht wirklich gesehen wurde, und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Weiße Nil seinen Ursprung zunächst aus dem M'wutanseem nimmt. Den Somerjet aufwärts verfolgend, entdeckte B. in ihm, 30 km von der Mündung, einen 40 m hohen Wasserfall, den er Murchisonfall benannte, und indem er bis Karuma den Fluß entlang ging, stellte er auch die Verbindung des Uferes mit dem M'wutan durch den Somerjet außer Zweifel. Im Okt. 1865 traf B. wieder in England ein. Die Königin erhob ihn zum Baronet; die geogr. Gesellschaften in London und Paris verliehen ihm ihre Medaillen. Hierauf erhielt B. 1869 vom Vizekönig in Ägypten den Auftrag, an der Spitze einer großen militärischen Expedition die Länder am Weißen Nil und seinen Quellseen zu erobern und dem Handel zu eröffnen. Zum Pacha und Generalgouverneur der zu erwerbenden Länder ernannt, fuhr er im Febr. 1870 von Chartum mit 1100 Mann den Weißen Nil hinauf, brachte die Regenzeit an der Mündung des Giraffensflusses zu, gelangte durch diesen mit 59 Schiffen 15. April 1871 nach Gondotora, das er Ismailia benannte, und drang unter Kämpfen mit den Eingeborenen und Sklavenhändlern bis Unyoro vor. Am 1. April 1873 kam er nach Gondotora und im August nach Ägypten zurück. Sein Eroberungswert wird seit 1874 von Oberst Gordon fortgesetzt. B. brachte 1879 ein halbes Jahr in Ägypten zu. Über Ceylon schrieb er „The rifle and the hound“ und „Eight years' wanderings in Ceylon“ (Lond. 1855); über Afrika „The Albert Nyanza, great basin of the Nile, and explorations of the Nile sources“ (Lond. 1866; deutsch von Martin, 3. Aufl., Gera 1875), „The Niletributaries of Abyssinia“ (Lond. 1867; deutsch, Jena 1868) und „Ismailia“ (2 Bde., Lond. 1874); über Ägypten „Cyprus as I saw it in 1879“ (Lond. 1879; deutsch von Oberländer, Lpz. 1880).

Bafewell, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, am linken Ufer des Wyre, nahe der Mündung des letztern in den Derwent, hat eine lat. Schule und zählt (1881) 2502 E., die sich größtenteils mit Baumwollweberei und Marmor schleiferei (berühmte Mosaikarbeiten aus Marmor, Achat und Jaspis) und

in den Bleibergwerken, Steinkohlengruben und Marmorbrüchen beschäftigen. Auch ist daselbst eine von Badegästen viel besuchte Mineralquelle. Die Kirche, deren westl. Teil noch sächl., im übrigen got. Architektur verschiedener Perioden zeigt, enthält interessante Grabdenkmäler. Am andern Ufer des Wyre sind noch Spuren eines von König Eduard dem Ältern 924 gebauten Schlosses. Nur 3 km nordöstlich von B. liegt am Derwent, in romantischer Gegend, Chatsworth-House, das berühmte Schloß des Herzogs von Devonshire, mit einem großen Park von 582 ha, drei Dörfern und Wasserwerken, welche nächst denen von Versailles für die großartigsten und besten gelten. Der Kaiserbrunnen springt 81 m hoch. Das Schloß selbst, der Palace of the Hunt nach C. Wren's Entwurf 1688—1706 im ion. St. gebaut, imponiert durch seine Größe. Das Innere ist mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, enthält eine schöne Kapelle, reiche Gemälde- und Sculpturensammlungen u. s. w. Bemerkenswert ist auch das umfangreiche Treibhaus. Chatsworth war 13 Jahre lang der Kerker der Maria Stuart. Das Schloß steht höher als der uralte, bis auf eine vieredrige, von Bäumen umgebene Mauer völlig abgebrochene Familiensitz und ist gegen Ende des 17. Jahrh. vom vierten Grafen, später ersten Herzog von Devonshire umgefaßt und in seiner Ausgestaltung nicht vor 1706 vollendet worden. Ungefähr 3 km im Süden der Stadt liegt auf einem Hügel Haddon-Hall, der Sitz des Herzogs von Rutland, die am besten erhaltene mittelalterliche Burg des ganzen Königreichs.

Bafewell (Robert), berühmter engl. Zoodirektor und Viehzüchter, geb. 1726 zu Dithley in der Grafschaft Leicester, gest. 1795, erwarb sich besonders an die Züchtung der Haustiere Verdienste. Da er die Beobachtung gemacht, daß bei den Tieren die Nachkommen den Eltern oder Vorfältern in ihren Eigenschaften fast ganz gleichen, so schloß er, daß durch Paarung der ausgezeichnetsten Individuen von einer Rasse miteinander oder mit andern von einer gleich tüchtigen Rasse Tiere vom vollkommensten Aussehen erzeugt werden müßten. Mit großem Fleiß wurden B's Bemühungen in der Züchtung der Dithley-Schafraße, des langhörigen Rindviehs und der großen, starken Pferde gekrönt. Hauptgrund bei der Züchtung war, einen Schlag hervorzuheben, der von einer gegebenen Menge Futter die meiste und beste Fleisch ansetzte. Seine Erfahrungen legte er in der „Domestic Encyclopedia“ (Bd. 1.) nieder.

Bathschisch bedeutet im Persischen ein Getränk überhaupt, besonders aber ein Trankgeld. In anderer Bedeutung ist es sowohl von der türk. als auch von der arab. Sprache aufgenommen worden.

Bathuzen, niederländ. Maler, s. Bathuzen.

Batony-Bél (b. i. Batony-Innere), ungar. Dorf im Innern des Batonyerwaldes, in der primären Gipsanenschaft, am Fuße des Somberg, des höchsten Punktes im Batonyerwald (800 m), seit 1600 E. und ist bekannt durch seine Benediktinerabtei von St. Moriz, die zu den ältesten Klöstern Ungarns (gestiftet von König Stephan dem Heiligen im J. 1030) gehört und schon im 11. Jahrh. sowohl durch ihren ausgedehnten Grundbesitz, durch die vorzügliche Bewirtschaftung derselben als auch durch die dortige Klosterschule berühmt war.

Salzburgerwald in Ungarn wird der salz. Zell
 als Salzberg genannt, welcher von Gran und
 Bleditz an der Donau in südwestl. Richtung sich
 zu dem Salzthal erstreckt. Der Thalflaß von
 der Seite der Raaber Ebene mit der Stuhl-
 unferkurgz verbunden, hält diesen Salzberg in
 sein Becken gezogen. Das nördlich bis Gran und
 das südliche Salzburgerwald wird Berggebirge
 genannt, die Thäler bildet der B. Dieser hat eine
 Länge von 20—30 km, eine Breite von 20—30 km,
 besteht aus einem großen Theil der Komitate Veszprim
 und Zala und läuft nach nordwestl. Ufer des Platt-
 ensees zu an seinen Ufergebirgen und höchst
 unregelmäßig Bergketten ein. Die höchsten Berge
 durch B. liegt an der westl. Seite der Raaber Ebene,
 sehr schön im Salzberg Thal, wo der Roderberg eine
 Höhe von 171 m und der Gomburg eine solche von
 200 m erreicht. Früher war der B. ein frucht-
 bares Ackerland, seitdem aber durch
 den Salzberg durch die frühere Thäler gehen, sind
 Thäler sehr schön geworden. Nur die Mitte des
 B. ist ein Wald, besonders von Buchen
 und Eichen bestanden, in welche große Schenkerden
 gehen. Die Thäler werden, die niedrigeren Land-
 räume ist ein Ackerland verwandelt, die Thäler
 zwischen den und Obsthäuser ein, die Thäler sind
 durch eine Felsen bewaldet. Die prägnant Ge-
 birge des B. bieten viel Interessantes dar. Be-
 sonders auffallend sind die vielen Basaltberge,
 welche sich in unmittelbarer Nähe des Platt-
 ensees befinden. Es gibt an diesen nördl. Seite
 besonders auffallend eine steile Wand bilden. In
 der Höhe des Bergs sind viele Weinreben be-
 stehen und es wird hier der beste Wein der Platt-
 ensees erzeugt. Auch der berühmte Schen-
 ker der Salzberg auf einem Basaltberge der westl.
 Seite des B.

Baltira: Baltira, Baltiris oder Baltiriane)
 liegt im N. des Rand zwischen dem westl.
 Ende des Atlas (Hinter Atlas) dem Para-
 panisus an dem Hüfte Orus (Kana oder Qana),
 das ist am der südlich davon gelegenen Sogdiana
 (südlich des nördl. Rand (I. d.)). Die Baltirier bil-
 deten mit den Sogdianern und Parthianern eine Zunge des
 indischen Baltir-Stammes, den arischen oder persi-
 schen und sprechen höchst wahrscheinlich die sog.
 Sogdianische, welche deshalb auch die altbal-
 tische Sprache genannt worden ist. Im vorderen
 Teil des A., dessen älteste Geschichte ganz in den
 Süden der Erde gehört ist, der Schauplatz der Züh-
 lung des großen Religionsstifters und Gesetzgebers
 Zoroaster oder Zoroaster (I. d.). Aus dem Na-
 chdem Süden, zu dem es später gehörte, ward es
 bald durch ein Teil des von diesem gegründeten
 großen Reiches, indem der Baltirier mit den
 ihm abhängigen Bewohnern von Sogdiana
 und Parthianen freiwillig den Cyrus als Herrscher
 anerkennen. Er war schon früh ein Sitz der Kul-
 tur und seine Hauptstadt Baltira (das nördl.
 (I. d.)) ein wichtiger Platz für den Handel des in-
 d. A. Mit dem übrigen Persischen Reich
 ist die Baltirer A. von Alexander d. Gr. unter-
 worfen, der befohlen 12 Städte gründete und 14000
 Häuser gründete, welche eine neue Civilisation in
 Sogdiana vermitteln. Nach Alexanders
 Tod auf der Versammlung von Tripara-
 ris a. Chr. Stenanos aus Soli sowohl A.
 als Sogdiana; aber schon bei dem ind. Juge Se-
 verus a. Chr., waren beide Städte mit dem

Griechischen Reichs verzeichnet. Unabhängig vom Hellenismus machte sich in B. unter Antiochus II. Theos der Satrapen Throdotos oder Diadotos I. um 236. Territorien ward so der Begründer eines griech. Reichs in Bannern, des Arabastirischen, das sich unter mannigfachen Schicksalen anderthalbhundert Jahre erhielt. Luthodemos, der auf Diadotos II. folgte, um 220–190, ward von Antiochus d. Gr. bei dessen Zuge gegen Indien besiegt, aber zum Schutz gegen die nordl. Nomaden, die über Согдiana sich ausgebreitet hatten, im Besitze des Königthums gelassen. Sein Sohn Demetrios und dessen Nachfolger Antistates, gest. 147, dehnten das Reich gegen Osten über den Paropamisus aus, und hier am Kabulfluß und Indus erhielt sich, obwohl von Westen her durch die Parther bedrängt, die griech. Herrschaft, nachdem das eigentliche B. um 180 von dem Partherkönig Mithridates I. erobert und bald darauf (127) von den Ealen überwunden worden war. Vornehmlich scheint Menander, nach 126, die griech. Herrschaft am Indus wieder befestigt und ausgebreitet zu haben. Nach seinem Tode erlangte, wahrscheinlich unter dem König Hermios um 90, ebenfalls jenen Ealen, die nun längs des Indus bis zu seiner Mündung ein ind. Kuth. Reich gründeten. Für die Geschichte des Neo-alexand. u. Reichs waren lange Zeit jährliche Notizen der den alten Schriftstellern die fast alleinige, höchst ungenügende Quelle, erst in neuerer Zeit ist eine zusammenfassendere und genauere Kenntnis der einzelnen Regenten möglich gemacht worden durch eine große Anzahl griech.-balt. Münzen, die zugleich ein ind. Kuthisches in Afghanistan aufgefunden worden sind. Sie liefern eine Reihe Königsnamen und geben durch ihre Zeichen und Inschriften auch mannigfache andere Aufschlüsse über die polit. und die Kulturgeschichte jenes griech. Reichs. Auf den Münzen des Antistates erscheint zuerst schon der griech. eine fremde Sprache, die sich als ein Dialekt des Sanskrit erweist, deren Schrift aber Kharostheien phöniz. Ursprungs angehört. Der Engländer Prinsep hat diese Schrift glücklich entziffert. Lesensgerecht erhielt sich aber das Griechische noch lange auf den Münzen der Kuth. Herrscher, unter welchen demnach die griech. Kultur nicht sofort untergegangen zu sein scheint. Vgl. Edmon, „Armen antiquae“ (Lond. 1841), und besonders Kassen in der „Indischen Literaturkunde“ (Bd. 2. Bonn 1849).

Get the best, Get the best.

Beaufort, Stadt, 1 Beaufort.

Sofra, Hauptstadt sowie letzter Krieg- und Handelshafen des russ Gouvernements A. in Transkaukasien, liegt an der Südküste des Halbinsel Apsheron am Kaspischen Meere. A. hat vier große armen. Kirche, 20 Moscheen, ein armenisches und zählt 15004 E., welche vom Handel, vom Schiffbau, vom Eisen, Holzarbeit und Schiffsdienst leben gibt es nicht. A. trägt einen echt orient. Charakter, und seine steinernen Häuser sind am Abhange eines Hügel so dicht durch und überemandergebaut, daß die hohen abschaltbedeckten Dächer der oberen oft dem Hofraum der hundert bilden. Den Gipfel dieser Häuserpyramide krönt das prachtvolle, von Abbas II. gebaute Schloß und die große, wohlerhaltene Moschee von Schah Abbas I., jetzt ein Artilleriewerkzeug. Der 1000. Fluß fließt an das Meer, an welches von dem Quarz Treppen hinauf zum Landungsplatz der

Schiffe führen, und an die Quais schließen sich die wohlgefüllten Bazars. Hier wie in den engen Gassen der Stadt drängt sich ein buntes Völkergemisch. Die größte Thätigkeit aber herrscht im Hafen, dessen geräumige, wohlgeschützte Reede, die beste an der ganzen Westküste des Kaspiischen Meeres, 6—8 m Tiefe hat und dessen natürliche Leuchtfener die Feuerfäulen entzündeter Naphtha bilden, die auch als Brenn- und Erleuchtungsmaterial benutzt wird. (S. Apšeron.) Der Hafen ist eine Hauptstation der russ. Kriegsflotte, hat aber auch für den Seehandel große Bedeutung. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Naphtha, Eisen, Leinwand und Wollzeugen, die Einfuhr in Baumwolle und Baumwollzeugen, Getreide und Früchten. Weit bedeutender ist der inländische Seehandel mit Astrachan, von wo für ganz Transkaukasien, besonders für das Meer, das Getreide bezogen wird. Dazu kommt, daß in B. der Handelsweg aus Transkaukasien von Tiflis über Schemacha, sowie der aus Ciskaukasien längs der Küste von Kischkar durch den Paß von Derbent zusammenstreffen. Wegen der Menge von Naphthaquellen und der aus der Erde aufsteigenden Feuerfäulen der pflügeräichen Felder um B. wird die Stadt von den Parzen oder Quebern und den Hindu für eine heilige Stätte gehalten und wohl auch nach dem herrlichen Blumenflor der Umgebung das Rosenparadies genannt. Die Stadt, der Tradition nach bereits von Alexander d. Gr. erbaut, wurde zur Zeit der Sassaniden im 6. Jahrh. n. Chr. gegründet, kam dann in die Hände der Araber, nach dem Verfall des Kalifats in die Gewalt der Chane von Schirwan und litt viel im Kriege mit Tschamysch von Raptischal im 14. und mit Ismael Saki im 15. Jahrh. B. wurde 1509 dem Persischen Reiche einverleibt, später von den Türken eingenommen, aber von Schah Abbas I. wieder erobert. Am 21. Juli 1723 kapitulierte die Stadt an die Russen unter Matuschkin, kam aber im Frieden 1735 wieder an Persien und stand seitdem unter eigenen pers. Serdars. Später eroberten sie die kaukas. Bergvölker, und 1806, nach Abdankung des Chans, nahmen sie die Russen unter General Bulgakov ein, worauf sie 1807 zur Kreis- und 1859 zur Gouvernementsstadt erhoben wurde.

Das Gouvernement Baku (39 017 qkm mit [1873] 539 383 E.), bis 1859 Schemacha genannt, nimmt den ganzen Südosten Transkaukasiens oder Schirwan im weitern Sinne und einen Teil von Daghestan ein. Es zerfällt in die sechs Kreise: B. (die alte Provinz Bakin), Lenkoran (Talysh), Schemacha (das eigentliche Schirwan), Kuba (Mabini), Asherwat, Göttschai.

Bakulometrie, f. Baculometrie.

Bakunin (Michael), russ. Agitator, stammte aus einer altadeligen Familie Rußlands und wurde 1814 als der Sohn eines Gutsbesizers aus Torschot (Gouvernement Twer) geboren. Er erhielt seine Erziehung im Kadettenhause zu Petersburg, trat als Fähnrich in die Artillerie der Armee, nahm aber bald seinen Abschied und lehrte ins väterliche Haus zurück, wo er sich 1838—40 mit vielem Erfolge wissenschaftlichen Studien widmete. Damals schrieb er einige philos. Abhandlungen in Hegels Sinne und trat in enge Beziehungen zu dem litterarischen Kreise, welcher einen großen Einfluß in der russ. kritisch-publizistischen Litteratur erlangte und unter dem Namen der «Männer der

vierziger Jahre» bekannt ist. B. verließ 1841 Rußland und ging nach Berlin, wo er zu verschiedenen Koryphäen des «Jungen Deutschland» in Beziehung trat. Im Frühjahr 1842 wandte er sich nach Dresden und reiste 1843 nach Paris, wo er im Umgange mit der poln. Emigration lebte. Sodann begab er sich in die Schweiz und verwidmete sich hier in das Treiben der kommunistisch-sozialistischen Vereine. Zu Paris hielt er 1847 beim Polarkongress eine Rede, in welcher er die Verbrüderung zwischen Russen und Polen für die gemeinamen Revolutionierung Rußlands vorschlug. Die Rede machte großes Aufsehen, und B. wurde auf Verlangen der russ. Regierung im Jan. 1848 aus Frankreich ausgewiesen. Nach der Februarrevolution kehrte er nach Paris zurück. Im Juni 1848 erschien er jedoch in Prag und nahm an dem Slawentongresse sowie an den Unruhen, welche sich daran knüpften, einen bedeutenden Anteil.

In den ersten Märztagen 1849 ging B. nach Dresden und ward in der Märzrevolution Mitglied der revolutionären Regierung. Nach der Rückkehr aus Dresden ward er mit Heubner in der Nacht vom 9. zum 10. Mai in Chemnitz verhaftet und zunächst in die Kavalleriekaserne nach Dresden von da 28. Aug. nach dem Königstein gebracht. Nachdem er Anfang Mai 1850 zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Haft begnadigt worden war, lieferte man ihn im Juni nach Österreich aus. Hier ward er im Mai 1851 vom Kriegsricht ebenfalls als Hochverräter zum Tode verurteilt, doch wurde diese Strafe in lebenslängliche Kerker verwandelt. Bald darauf lieferte ihn d. österr. Regierung an Rußland aus, wo er am neuen wegen seiner polit. Verbrechen im Rußland in Untersuchung gezogen werden sollte. B. brach nun einige Jahre in den Kasematten der petersburger Newafestung zu und wurde später nach Sibirien transportiert. Hier lebte er mehrere Jahre als Straßkollonist, doch wegen seiner Vermonatschaftsbeziehungen zu einigen Beamten ziemlich schlaglich, bis ihm der Generalgouverneur Korkisch die Erlaubnis erteilte, in das russ. Amurgebiet überzusiedeln. Von da aus gelang es ihm 1861 nach Japan zu entfliehen, wo er Mittel fand, sich Californien nach London zu gelangen. B. nahm seine propagandistische Thätigkeit wieder auf, indem er das russ. und das poln. Volk in zahlreichen Ansprachen zum Befreiungskampfe gegen Regierung und Adel und zur Herstellung einer großslaw. Föderativrepublik aufrief. Er trat mit Mickiewicz, Herzen und Ogarew in Verbindung, nahm an der Herausgabe der Zeitschrift «Kolokol» teil, entwarf den Plan zu einer Revolutionierung d. russ. altgläubigen Sektierer, wurde aber durch die Maßlosigkeit seines Radikalismus bald den eigenen Parteigenossen unbequem. Auch nahm er lange Zeit an den Bestrebungen der internationalen Sozialisten teil. Sein Versuch, innerhalb dieses Arbeiterbundes einen revolutionären Geheimbund zu begründen, der systematisch auf die Herstellung einer allgemeinen Anarchie hinarbeiten sollte, verfeindete ihn mit dessen bald mit den andern Führern der internationalen; auf dem Haager Kongresse (1872) wurde B. mit einer großen Anzahl seiner Freunde schließlich ausgeschlossen und seitdem in der sozialdemokratischen Presse lebhaft angefeindet. In der Folge schrieb er noch einige Bücher und Broschüren in der radikalsten revolutionären Richtung; besonders

kennt ist «Gossudarstvennoe' i Anarchija» («Das Staatsthum und die Anarchie»). Im Sommer 1878 geniet B. mit Marx in ernstlichen Zwiespalt, stellte im September seine Thätigkeit für die Internationale ein und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb 1. Juli 1876 in Bern. B. ist der eigentliche Begründer und Vertreter des sog. Individualismus. Das Lesen seiner Schriften galt und gilt in Rußland als ein Staatsverbrechen und ist mehrfach mit Verbannung nach Sibirien bestraft worden.

Bala, kleine Stadt mit (1881) 1653 E. im nördl. Bales, Merioneth-Shire, 38 km im NO. von Dolgelly, am Nordende des Balasees, mitten in einem Lande voll herrlicher Landhsge, hat Seminarien der Independenten und Methodistin, handelt mit Wolle, Strümpfen, Butter und Käse. Hier haben ungemein besuchte Jahresversammlungen der calvinistischen Geistlichen statt. — Der reiche See B., Lladid ober Bemblemere, ist der größte in Wales, hat etwa 20 km Umfang, 6,5 km Länge und 1200 m Breite.

Balades, Insel, f. Neucaledonien.

Balades (fr.), vom provenzal. balada, Tanzlied), Grotzhänger, Possenreißer; Baladinage, alberner Witz; Baladine, Tänzerin.

Balafre (fr.), Hiebwunde (im Gesicht); Balafre, mit einer Schmarre im Gesicht; «Le Balafre» ist der Beiname von François von Lothringen, Herzog von Guise (f. d.); Balafrieren, Einem eine Schmarre beibringen.

Balagán (russ.), Bude, Schaubude, besonders die für die Volksthe in der Butterwoche.

Balagard, Kreisstadt mit 917 E., im fibir. Gouvernement Irkutsk, am linken Ufer der Angara, 190 km nordwestlich von Irkutsk, in einer für den Ackerbau geeigneten und an Eisenerzen reichen Gegend. Ungefähr 8 km oberhalb der Stadt an der Angara liegt die merkwürdige Balagardische Höhle in einem Gipfelsellen, in welche ein enger, niedriger, 22 m langer Gang führt; das Innere derselben ist sehr geräumig, die Wände mit Eisenerzkrallen bedeckt. In der Angara befinden sich, 17 km unterhalb der Stadt, die Ruinen einer alten Festung.

Balaguer (Bitor), catalon. Dichter, Geschichtschreiber und Litteraturhistoriker, geb. 11. Dec. 1824 in Barcelona, studierte daselbst die Rechte; doch widmete er sich schon während seiner Studienzeit der Erschöpfung der Geschichte Cataloniens, indem er Stabschroniken verfaßte, wie die Chronik von Montserrat, von Manresa, von Cardona, von Gerona u. s. w., und wurde 1854 zum Chronisten und Archivar von Barcelona, bald darauf auch zum Professor der Geschichte daselbst ernannt. Auch als Dichter entfaltete er eine fruchtbare und erfolgreiche Thätigkeit: er schrieb eine große Reihe von Epiemen, deren Stoff zum Teil der catalon. Geschichte entnommen ist, z. B. «Ausias March», «Joan de Padilla», zum Teil dem klassischen Altertum, z. B. «Anibal», «Sasso», «Coreolano», «Cecilius», «Tibulo», «Neron» u. s. w. B.s «Tragedien» erschienen 1874 (Barcel. u. Madr.) gesammelt. Seine lyrischen Dichtungen sind von großer Vollständigkeit und Originalität. Sie erschienen als «Poemas completas» in catalan. und castellan. Sprache in Madrid (1874), als «Obras poeticas» in Madrid (1880). Das verbreitetste von seinen Werken ist der «Trovador de Montserrat» (Madr. 1850), neueste Aufl., Madr. 1874). Eine Samm-

lung von Legenden und Balladen gab er unter dem Titel «Primavera del ultimo trovador catalan» heraus. Von seinen Novellen ist die bedeutendste «Don Juan de Serrallonga» (5. Aufl., Barcel. 1875). Spätere wichtige Arbeiten sind: «Estudios historicos y politicos» (Madr. 1876) und vor allen eine Geschichte der catalon. Troubadours «Historia politica y literaria de los trovadores» (6 Bde., Madr. 1878—80). B. gehört seit 1875 der königl. Akademie von Madrid an.

Balakhisar (Balluhissar) heißen die schönen Ruinen im asiat.-türk. Vilajet Angora, unweit links vom obern Salaria (Sangarius), etwa 12 km südlich von Siwri-Hissar. Man hält dieselben für die Reste von Vessinus, einer uralten, durch ihre große Fruchtbarkeit und die Verehrung der altphryg. Cybele berühmten Stadt Galatiens. Akropolis, Theater, Hippodrom und Cybeletempel stammen aus röm. Zeit.

Balakhisar, f. Balikesiri.

Balaklawa, kleiner Hafenplatz von 700 E. im russ. Gouvernement Taurien, an der hohen Südwestküste der Krim, 18 km südöstlich von Sewastopol, wohin eine Straße geht, während eine andere ostwärts nach dem Vaidartbale und von da nach Jalta führt. Der Ort liegt am Fuße hoch aufsteigender Höhen, im Hintergrunde einer nordwärts in das Land eindringenden Bucht, die einen gegen alle Winde geschützten Hafen bildet; doch finden die Schiffe wenig Raum zum Anlegen, und die Einfahrt ist sehr beengt. Der Kriegshafen, den hier Rußland unterhielt, ging 1860 ein, und die Bucht wird nur noch von Küstenfahrern benutzt. Im Altertum hieß die Bucht «Hafen der Wahrzeichen» (Symbolon portus) und war nach Strabo der Hauptstapelplatz der taurischen Räubereien. An ihr hatten der Myth. König Silurus und seine Söhne die Festung Palation angelegt, deren sie sich als Waffenplatz gegen die Feilsherrn des Mitribates bedienten. Im Mittelalter bestand hier 1365—1475 unter dem Namen Cembalo (aus Symbolon portus) oder Cembaro (auch Zinbano) eine blühende Niederlassung der Genuesen, von deren weitläufigen Festungswerken an der Ostseite des Hafeneingangs noch Reste vorhanden sind. Als die Krim an Rußland kam, war der Ort von Tataren bewohnt. Katharina II. rebelte das für Griechen an, aus denen man 1795 das balaklawisch-griech. Bataillon errichtete, welches bis 1859 bestand. Im Orientkriege nahmen 26. Sept. 1854 die Engländer Hafen und Stadt, deren schwache russ. Besatzung sich ergab, und machten die Bucht zur Hauptstation ihrer Flotte. Es wurde eine Eisenbahn nach dem Plateau von Sewastopol angelegt und durch einen unterseeischen Telegraphendraht zwischen B. und Bama die direkte Verbindung der Allierten mit dem Westen Europas hergestellt. B. war der Depotplatz des engl.-franz. Heeres, welches Sewastopol belagerte, und wurde durch eine Reihe starker Schanzen gegen Handstreich geschützt. Am 25. Okt. 1854 erstürmten die Russen unter Lipranchi die vorgeschobenen Werke, gaben dieselben jedoch bald wieder auf. Während dieses Gefechts fand eine denkwürdige Attade des Lord Cardigan mit der leichten Kavalleriebrigade, der sog. Totenritt, statt. Nach dem Friedensschlusse wurde im Juni 1856 B. von den Engländern wieder geräumt. In der Nähe von B. befinden sich reiche Marmorbrüche. Ungefähr 7 km westlich von B. liegt auf 180—200 m

hohem Felsen am Meere das alte Georgskloster (St. Georgien) mit einer neuen Kathedrale und dem sog. Flottenkloster, dessen Mönche früher den Gottesdienst auf den Schiffen verrichteten. Entweder hier oder westlich vom Kloster über dem Vorgebirge Fiolente stand das Parthenion, der berühmte Tempel der jungfräulichen Artemis (Diana), bei welchem nach der Sage Iphigenia Priesterin war. Allermärs finden sich hier Baureste aus dem Altertum; die wertvollsten in denselben aufgefundenen Stüde sind in einem besondern Museum zu Petersburg niedergelegt.

Balalaika, ein zitherartiges russ. Nationalinstrument mit flacher Resonanzdecke und zwei, auch drei Saiten, die mit den Fingern gerissen werden. Es dient als Accompagnement bei Gesang und Tanz. Unter dem Titel «Balalaika» sind von Julecourt Übersetzungen russ. Gedichte (Par. 1837) in franz. Sprache und von Utmann eine Sammlung russ. Volkslieder (Berl. 1863) in deutscher Übersetzung herausgegeben worden.

Balaena (lat.), der Walfisch.

Balance (frz.), Wage, Gleichgewicht; im Handel soviel wie Bilanz; im Seewesen Angabe der Rauffahrteischiffe über ihre Ladung. **Balance**, Schwebeschrift (beim Tanze).

Balancier (frz. balancier, engl. working-beam, side-lever), eigentlich Wagebalken, eine mechanische Vorrichtung, mittels deren eine Bewegung aufgenommen, übertragen und in eine andere Bewegungsform umgekehrt oder auch eine in auf- und absteigender Bewegung befindliche Masse im Gleichgewicht erhalten wird, seine Grundform kann man sich aus der des gewöhnlichen Wagebalkens (s. Fig. 1)

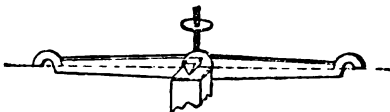


Fig. 1.

entstanden denken. In der Balanciermaschine (s. Dampfmaschinen), bei welcher der B. dazu dient, die auf- und niedergehende Bewegung des Kolbens in die rotierende der Schwungradwelle umzuwandeln, ist derselbe ein gleicharmiger Hebel (s. Fig. 2),

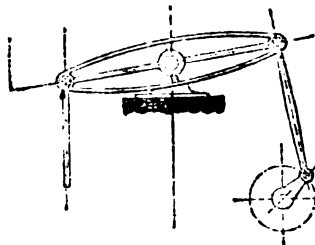


Fig. 2.

der Kolbenstange in Verbindung steht, während der andere mittels der Pleuelstange die Kurbel des Schwungrads in Umdrehung versetzt. Beim Cyllindergebläse (s. Gebläse) bewirkt der B. im Gegenteil die Umkehrung der drehenden Bewegung der Schwungradwelle in die auf- und niedergehende des Gebläsekolbens. Der B. der einfachwirkenden Wasserfäulenmaschine, auch Kontrebalancier genannt, erfüllt den Zweck, das für den gleichmäßigen Gang der Maschine nachteilige Übergewicht des

direkt an der Kolbenstange hängenden Pumpgestänges auszugleichen, indem er auf die Bewegung des Treibkolbens beim Aufgang unterstützend, beim Niedergang hemmend wirkt. Bei den zweifarmigen Maschinen dieser Art ist der B. stets ein gleicharmiger Hebel, der die beiden in einander entgegengesetzten Richtungen sich bewegenden Kolbenstangen verbindet; bei den einschlädrigen Maschinen wird man zwischen mechanischen, hydraulischen und pneumatischen B.s, je nachdem die ausübende Wirkung durch Gewichte, durch eine in einer vertikalen Röhre angesammelte Wassersäule oder durch den Luftdruck ausgeübt wird. In den als Prägemaschinen der Münzwerkstätten nennt man B. die an beiden Enden bleierne Schwungtugeln tragende eiserne Stange, durch welche die den D. hervorbringende Schraube in Bewegung gesetzt wird; nach derselben wird oft das ganze Pumpen so bezeichnet. B. heißt endlich auch die sog. Rube in der Lastenruhe.

Balancieren (vom frz. balance, d. h. Waagegewicht) nennt man das Bestreben eines auf Gleichgewicht gebrachten Körpers, sich wieder dasselbe zu versehen. Eine auf beiden Seiten gleich belastete Wage balanciert, solange ihre Schalen abwechselnd auf- und niedergehen. Der Seilzug balanciert auf dem Seile, indem er seinen Schwerpunkt durch geschickte Veränderung in der Verteilung der schweren Masse seines Körpers, Aufheben der Arme oder Verschieben der Balancierkanten immer so zu stellen sucht, daß das Lot, das von dem Schwerpunkte seines Körpers herab durch das Seil selbst gehen würde. Das B. von Stöcken oder ähnlichen Gegenständen beruht auf einem geschickten Nachschieben des Unterstützungspunktes unter den Schwerpunkt, so daß auch bei der Bedingung, wonach das vom Schwerpunkte fallende Lot durch den Unterstützungspunkt oder die Basis des Körpers gehen muß, erfüllt wird. In verschiedenen Gegenständen kommt der Zustand stand dem Künstler zu Hilfe: so beim B. der Fliesenfeder auf der Spitze des Riels u. s. w. Bei den Kunsttücken benutzt man die Wirkung der Centrifugalkraft rotierender Körper und die feste Anlegung des Schwerpunktes auf einen Kreis oder eine Ellipse um den Unterstützungspunkt herum. z. B. in dem bekannten Tellertrick, worin der auf der Spitze eines Stabes rotierend in Balance erhalten werden.

Balancierhantel (bewegliche Hantel), s. Mel.

Balancierfäse (frz. scie à charras oscillante, engl. radius cross-cut-saw), s. Säge.

Baländer, holländ. einmastiges plattes Fahrzeug.

Balanen, Meerestiere oder Seepolypen heist eine Ordnung der Mantelfüßer (Cirrariopoda) welche von einem aus mehreren Stücken bestehenden Gehäuse umschlossen sind, das die Form eines kegelförmigen Kegels (Balanus), eines Turbans (Baldema, Coronula) oder einer Röhre (Tubicinella) hat und mit seiner Grundfläche andern Körpern fest aufsitzt. Die obere Öffnung kann durch drei-, vier- oder fünfseitige, zu einer Pyramide sich zusammenziehende Kalkstücke hermetisch verschlossen werden. Zu den Gehäusen, aus denen beim Öffnen die Mantelköpfe hervorspringen, sitzen an allen im Meere befindlichen Gegenständen fest, oft in ungeheurer Menge bis über die Höhe der Flutgrenze hinaus, wo die Tiere nur von dem Gisch der Wellen bewegt

werden können. Einige Arten finden sich in Brackwasser. *Sespedes* finden nicht nur an Felsen, Rutschsteinen, sondern auch haufenweise an Schiffsstelen, an denen hauseis sie große Reifen machen, auf Straßen, und einige Gattungen nur auf Wäldchen, mehr oder minder in die Haut eingegraben, fest; in Dindenna auf dem Grünland. Dindenna, Coromala und Tabicinnella auf dem Glatzwal der Südr. Die Tiere durchlaufen in der Jugend die beiden Larvenstadien der Rautenfächer.

Balanitis (grch.), Entzündung der Eichel; Balanophthorhæ, Schleimfluß der Eichel.

Balanophoraceen (Balanophoraceæ), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dicotyledonen, deren Stellung und Verwandtschaft sehr zweifelhaft ist; man hält sie jetzt gewöhnlich mit einigen andern Familien von ebenfalls zweifelhafter Verwandtschaft in die Nähe der Euphorbiaceen. Sie umfaßt nur gegen 35 Arten, die fast ausschließlich den Tropengegenden angehören; es sind fleischige, auf Wurzeln schwammige Gewächse von brauner oder roter Farbe und enthalten kein Chlorophyll. Die Blüten sind meist getrenntes Geschlecht, zu kolbenartigen Blütenständen angeordnet; Blumentrone und Kelch fehlen vollständig. Einige Arten enthalten sehr reichlich Gummis (S. Langsdorffia).

Balard (Antoine Jérôme), franz. Chemiker, zunächst als Entdecker des Brom, wurde 30. Sept. 1824 in Montpellier geboren, war anfangs Pharmazeut, wurde dann Präparator der Chemie an der Fakultät in Montpellier und später Professor der Chemie an der Faculté des Sciences und am Collège de France zu Paris, in welcher Stellung er 31. März 1876 in Paris starb. Er schrieb mehrere Abhandlungen teils rein chemischen, teils technischen Inhalts für Fachjournale.

Balanites-Balad, franz. Dorf und Badeort im Depart. Gironde, Arrondissement Montpellier, 6 km nordwestlich von Frontignan, am Eingang in den Fluß 780 E. Die seit den Römern bekannten, 50° C. heißen Quellen werden gegen Rheumatismen, chronische Rheumatismen und Gicht empfohlen.

Balafur oder **Balasur**, Distrikt in der Division Drifsa der indobrit. Präsidentschaft Bengalen, nordöstlich von dem Meerbusen von Bengalen, südlich von dem Distrikt Catta, nördlich von der Division Barman und westlich von den Distrikten Bahara und Randapuro begrenzt und zählt (1872) 5366 qkm 770232 E. — Die Hauptstadt liegt unter 21° 30' nördl. Br. und 87° östl. L. von Greenwich) westlich von der Mündung des sich in den Golf von Bengalen ergießenden kleinen Flusses Mahanungung an der See und zählt (1872) 18263 E., er in älterer Zeit ein wichtiger Hafen- und Handelsort, wo die Portugiesen, Holländer und Dänen Handelsniederlassungen besaßen. Die der letztern wurde erst 1846 an die Engländer verkauft. Mit dem Wachsen von Kalkutta ist B. gesunken, wozu die Verfallung der See beitrug. Jetzt wird B., trotz seiner Trockenheit, hauptsächlich nur von jungen von den Malabaren besucht, sowie von solchen, die Reis und Salz nach Kalkutta bringen.

Balassa (Bálint, v. i. Balentin), Baron von Gyarmat und Kest, ungar. Episkop, geb. 1551 in Kest, wurde zum Kriegsdienst erzogen und war zuerst unglücklich für den Prätendenten Raskar gegen Stefan Báthori, trat dann in königliche Dienste, verließ aber 1589 die Heimat, lebte meh-

zere Jahre in Polen, wo er Besitzungen hatte, und fiel, kaum heimgekehrt, 1594 bei der Erstürmung von Gran. B. überließ eine deutsche Erbauungsschrift von Mich. Vod und lat. und ital. Gedichte. Das Dichtertalent regte eine unglückliche Jugendliebe bei ihm an; seine trostlose Ehe und sein unglückliches Wanderleben gaben demselben dabei stets neue Nahrung. Während seines Lebens erschienen bloß seine geistlichen und patriotischen Gedichte (Kralau 1572), welche durch Tiefe des Gefühls und künstlerische Form ausgezeichnet sind. Sie fanden große Verbreitung und erschienen in zahlreichen Auflagen (31. Aufl., Preßb. u. Pest 1806). Seine noch bedeutenderen Liebeslieder, meist trüb und schwermütig, aber oft auch heiter und feurig, stets in vollendeter Form und musikalischen Rhythmen, wurden erst 1874 in Radány entb. Die beste Ausgabe von B.s sämtlichen Gedichten ist die von Szilády (Pest 1879).

Balassa-Gyarmat, Hauptort des ungar. Komitats Neograd (S. b.).

Balasur, Stadt in der Präsidentschaft Bengalen, s. unter Drifsa.

Balkis, ein der Guttapercha äußerst ähnlicher Stoff, der in Culuana aus dem Milchsaft des dort Bally-trees genannten Baumes, Sapota Malleri Bleck, gewonnen wird, indem man Einschnitte in die Rinde macht und den ausfließenden Saft in Holzgefäßen sammelt. Beim Stehen verwandelt sich der Saft in eine weißliche oder rötliche Masse, die durch Aneten homogen gemacht wird. Im Handel findet sich B. in Form großer, rötlichweißer bis bräunlichroter Klumpen, geschmacklos, riecht beim Erwärmen wie Guttapercha, wird bereits bei 49° plastisch, löst sich in Schwefelkohlenstoff und läßt sich durch Verdampfen der filtrierten Lösung reinigen. Im gereinigten Zustande enthält sie nach Sperrlich 88,5 Proz. Kohlenstoff und 11,5 Proz. Wasserstoff. Sie findet Verwendung wie Guttapercha.

Balaton, ungar. Name des Plattensees (S. b.).

Balaton-Farab, ungar. Badeort, s. Farab.

Balkiro (lat.), Schmaroger.

Balawat, Trümmergruppe auf asyr. Boden, ungefähr 15 km nordöstlich von Nimrud und 28 km südöstlich von Mossul, im Osten des Tigris und unfern des Zab. Die Trümmer sind die Überbleibsel mehrerer Paläste, namentlich aber eines bedeutenden, den Salmanassar III. (gegen 900 v. Chr.), Sohn Assur-nasir-habal, hier aufzuführen ließ. Merkwürdig sind diese Ruinen durch die getriebenen Kupferplatten, die der von der engl. Regierung beauftragte Armenier Hormuzd Rassam 1878 hier auffand; sie befinden sich jetzt im Britischen Museum. Diese Platten, ungefähr 2 1/2 m lang und 30 cm hoch, stellen auf zwei Registern die Wappentafeln des asyr. Königs dar. Die beiden Reihen sind durch eine Linie von Rosetten getrennt, in denen die Köpfe eingeschlagen wurden. Die Darstellungen sind mannigfaltiger Art; sie sind im Stile und in der Größe der Bildwerke des von demselben Salmanassar herrührenden schwarzen Obelisks von Nimrud. Wozu diese Bronzetafeln gebildet, ist nicht klar; wahrscheinlich haben sie die Palastthore geziert, wie der Titel der englischen, noch unvollendeten Publikation: „The bronze ornaments of the Palace Gates from Balawat“ (Lond. 1880 fg.), es voraussetzt. Die auf diesen Platten befindlichen Inschriften sind für die Geschichte ziemlich unbedeutend.

Balban, aus Filz u. dgl. nachgemachtes Vorkuhn zum Anlocken der Vorkühne. — **Balbanen** (Balban, eigentlich der Name eines altslaw. Sögenbisses), regelmäßig gefornite Stüde von Stein Salz aus Wieliczka, wie sie in den Handel kommen.

Balbet, Ruinenstadt in Syrien, s. Baalbet.

Balbes Verton, franz. Adelsfamilie, s. Cril. lon.

Balbi (Adriano), bekannt durch seine geogr. und statist. Arbeiten, geb. 25. April 1782 zu Venedig, wurde 1808 Lehrer der Geographie am Collegium San-Michele zu Murano, 1811 Lehrer der Physik am Lyceum zu Teramo. Von der päpstl. Regierung 1815 als Ausländer seines Amtes entsetzt, fand er nun bei der Zolldirektion in Venedig eine Anstellung. Bei Gelegenheit eines Aufenthalts in Portugal sammelte er die Materialien zu seinem «Essai statistique sur le royaume de Portugal» (2 Bde., Par. 1822) und den «Variétés politiques et statistiques de la monarchie portugaise» (Par. 1822). Nachdem er das Jahr 1832 zu Paris zugebracht, wandte er sich nach Wien, wo er den Titel eines kais. Rats und ein Jahrgehalt erhielt. Seit 1847 Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften, starb er 14. März 1848 zu Venedig. Außer zahlreichen statist. Schriften veröffentlichte B. den «Atlas ethnographique du globe» (Par. 1826) und den «Abrégé de géographie» (2 Bde., Par. 1832; 3. Aufl. 1850), seine beiden Hauptwerke. Namentlich fand letzteres Wert, das fast in alle europ. Sprachen (deutsch, 6. Aufl. von Arendtz, 2 Bde., Wien 1875—78) übersezt wurde, die allgemeinste Verbreitung. Eine Sammlung von B.s «Scritti geografici» (5 Bde., Tur. 1841—42) veranstaltete sein Sohn Eugenio B., der sich ebenfalls durch geogr. Arbeiten bekannt gemacht hat.

Balbo (Cesare, Graf), ital. Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Turin 21. Nov. 1789, wurde 1807 Auditeur beim Staatsrate zu Paris, 1808 Generalsekretär der Regierungskommission, welche Toscana in eine franz. Provinz umschuf, dann in ähnlicher Stellung in Rom, Paris und 1813 in Deutschland verwendet und ging 1815 als Gesandtschaftssekretär mit seinem Vater nach Madrid. Obwohl allen Umsturzbestrebnungen abhold, wurde er 1820 wegen seiner Beziehungen zum Prinzen von Carignan (Karl Albert) mit zur Untersuchung gezogen und mußte infolge dessen nach Frankreich ins Exil gehen. Im J. 1824 kehrte er nach Italien zurück, ließ sich im Schloß Camerano in Montferrat nieder und widmete sich gänzlich dem Studium der Geschichte. Erst 1848 trat er wieder in das öffentliche Leben ein. Nach der Bekanntmachung der Verfassung erhielt er 8. März vom König Karl Albert die Präsidentschaft des neuen Ministeriums, von der er jedoch nach der Schlacht von Custoza zurücktrat. Nach dem Tode Karl Alberts zog er sich vom öffentlichen Leben zurück. Er starb 3. Juni 1863 in Turin, wo ihm 1856 ein Standbild (von Bela) errichtet wurde. Unter seinen zahlreichen, zum Teil tief eingreifenden Schriften sind besonders hervorzuheben: «Storia d'Italia» (1830 u. öfter, bis auf Karl d. Gr.), «Vita di Dante» (Turin 1839; neue Ausg., Flor. 1853), «Meditazioni storiche» (1842, unvollendet), «Delle speranze d'Italia» (Par. 1844), «Della monarchia rappresentativa in Italia» (Flor. 1857). Vgl. Nicotti, «Della vita e degli scritti di Cesare B.» (Flor. 1856). — Sein

Vater, Prospero A., geb. 2. Juli 1762, war zu Zeit des Direktoriums sardin. Gesandter in Paris nach der Restauration Gesandter in Madrid, später Großmeister der turiner Universität und Staatsminister; er starb 4. März 1837.

Balboa (Vasco Ruiz de), span. Konquistador, geb. 1475 zu Xerez de los Caballeros (Provinz Badajoz), führte in seiner Jugend ein ziemlich lockeres Leben, ging nach San-Domingo und schloß sich dort, um seinen Gläubigern zu entgehen, in einem Fasse in das Schiff eingeschmuggelt, der Expedition an, welche Francisco de Enciso 1510 gegen Darien führte. Ein Aufstand verschaffte den Oberbefehl über die neue Kolonie. Durch Nachrichten von einem großen westl. Ocean bewegte ihn 1513, auf Entdeckung auszugehen. Am 26. Sept. dieses Jahres erblickte er wirklich das Meer von einer Bergspitze des Isthmus von Panama. Intriguen am span. Hofe verschafften indeß dem Pedrarias Davila den Befehl über die von B. eroberten Landstriche. B. unterwarf sich 1515 dem neuen Gouverneur, einem engherzigen und grausamen Manne, und unternahm in untergeordneter Stellung noch mehrere glückliche Eroberungen. Doch diese Verdienste vermehrten nur den Haß Davilas gegen ihn. Die span. Regierung suchte zwar zu vermitteln, und B. heiratete sogar die Tochter seines Feindes, wurde aber 1517 der Abicht der Rebellion angeklagt und mit Verletzung aller rechtlichen Formen, in Castilla d'Ordo enthauptet.

Balbuena (Don Bernardo de), einer der hervorragendsten epischen Dichter der Spanier, geb. 1568 zu Baldepeñas, kam noch sehr jung nach Spanien, wo er in einem Kollegium Meritos seine theol. Studien vollendete. Schon mit 17 Jahren zeichnete er sich als Dichter aus. Nachdem er 1601 nach Spanien zurückgekehrt, wurde er kurze Zeit nachher zum Propst auf Jamaica, 1620 zum Bischof von Portorico ernannt und starb bald nach 1627. Von seinen Werken haben sich nur drei erhalten: «La grandeza mejicana» (Mexico 1609, Madr. 1829), eine poetische Beschreibung der Hauptstadt; «El siglo de oro en las selvas de Eriphile» (Madr. 1608), eine Schäfernovelle in Prosa mit eingestreuten lyrischen Gedichten in ital. Manier, darunter neun zum Teil sehr schöne, lauslich einfache «Eglogas»; «El Bernardo ó la victoria de Roncesvalles», ein zu breit angelegtes episches Gedicht in 24 Büchern, von 45000 Versen (Madr. 1624, 1808 und am besten neuerdings in 19. Bände der «Biblioteca de los autores Españoles»). Die beiden erstgenannten Werke wurden auch von der Akademie in Madrid 1821 neu herausgegeben. Erst in neuerer Zeit sind B.s poetische Verdienste wieder anerkannt worden. Selbst um seines «Bernardo» willen verdient er in der Geschichte der span. Poesie und der epischen überhaupt genannt zu werden. Zwar fehlt der Epös Originalität des Plans und der Auffassung, doch hat sich B. in demselben durch Schwung und Phantasie und stellenweise durch große Einzelheiten als echten Dichter bewährt.

Balbus (lat., d. h. der Stammelnde), Römian mehrerer berühmter Römer, z. B. des G. Atilius B., Consul 245 und 235 v. Chr., unter dem Tempel des Janus zum zweiten mal nach Erbauung Roms geschlossen wurde; ferner des L. Cornelius B. aus Gades, welchen, als ihm das röm. Bürgerrecht streitig gemacht wurde, Cicero in einer

in vorhandenen Rede (pro Balbo) verteidigte. **balbuties**, das Stammeln; **balbutieren**, hammeln. [**Balb**].

Bald, Landschaft und Stadt in Turkestan, f. **Baldachsee**, f. **Balkaschsee**.

Balden, Bistum, f. unter **Renke**.

Balden, f. unter **Altan**.

Baldach, die mittelalterlich-abendländ. Form von **Bagdad**.

Baldachin (frz. baldachin, ital. baldacchino) nennt man gegenwärtig eine meist aus sehr kostbaren Stoffen bestehende, reich verzierte, von Säulen getragene oder auch an der Wand befestigte, zelt- oder schirmartige Decke über einem Throne, Thronsetze, einem Altare, einer Kanzel und andern heilig gehaltenen Gegenständen. Berühmt ist der ganz aus Erz gegossene, gegen 30 m hohe v. Vermeiren in der Peterskirche zu Rom. Sonst gab man diesen Namen auch einem auf vier Stangen emporgehaltene, meist viereckigen Schirm von Seide, Brokat und andern reichen Stoffen, wie er bei feierlichen Aufzügen, z. B. Krönungen, Hochzeiten u. dgl., über kirchl. Personen und hohen geistlichen Würdenträgern als Abzeichen ihres Standes getragen wurde. Jetzt findet dieser Gebrauch in Europa nur noch bei den Prozessionen der kath. Kirche Anwendung, wo der die Monstranz tragende Geistliche unter dem B. zu gehen pflegt, der in solchen Fälle gewöhnlich „Himmel“ genannt wird. Soche wie Wort stammen aus dem Orient. Teils zum Schutz gegen die Sonne, teils zum Zeichen seiner Macht und Würde erscheint der orient. Herrscher oder Großwürdenträger selten anders als unter einem, oft von den Großen und Oberbeamten getragenen Prachthimmel, sei er zu Fuß, zu Pferde, in der Sänfte oder auf dem Elefanten. Solche Traghimmel kamen im frühern Mittelalter strengst als Geschenk morgenländ. Herrscher, wie des Kalifen Harun-al-Raschid an Karl d. Gr., an das Abendland und wurden nachher durch die Kreuzzüge und den orient. Handel der Italiener über bekannt. Traghimmel sowie die reichen Seidenstoffe, aus denen sie gewöhnlich bestanden, hießen auch dem Lande ihres Ursprungs **Babylonica**, der auch **Baldachine**, nach **Baldach**, der abendländ. Form von **Bagdad**.

Balde (Jakob), einer der vorzüglichsten unter neuern lat. Dichtern, geb. zu Ensisheim im Elsass 4. Jan. 1604, studierte zu Ingolstadt, trat 1624 in den Jesuitenorden, war von 1637—50 Prediger in München und starb zu Neuburg an Donau 9. Aug. 1668. Von seinen Dichtungen besonders hervorzuheben: „*Lyricorum libri Epodon liber unus*“ (Münch. 1643 u. 1645; vermehrte Ausg., Köln 1645; neuerdings wieder herausg. von J. Hipler, Münch. 1856); „*Silvae riae*“ (Münch. 1643 u. 1645; 2. vermehrte Ausg., Köln 1646); „*Batrachomyomachia*“ (Zürich 1637, Münch. 1647; mit deutscher Übersetzung neu herausg. von M. J. Berchem, Münch. 1699); „*Poema de vanitate mundi*“ (Münch. 1638 u. 1649); „*Agathyrus*“ (Münch. 1638); „*Solatum odagorum*“ (Münch. 1661; deutsch von Neug. Münch. 1833); „*Urania victrix*“ (Münch. 1643). Eine Sammlung seiner „*Poemata*“ gab schon heraus (4 Bde., Köln 1660); eine vollst. indigere erschien erst längere Zeit nach seinem Tode (8 Bde., Münch. 1729). Eine Auswahl aus seinen lyrischen Dichtungen gab zuerst Orelli (Zür.

1806; 2. Aufl. 1818). Übertragungen ausgewählter Dichtungen von B. haben Herder in der „*Zeitschrift*“, Neuburg (Münch. 1828—30 u. 1833, Rempten 1828—30, Auerbach 1848), Wigner (Augsb. 1831), Schlüter (Paderb. 1857), Vinhad (Neuburg 1868) und Schrott und Schleich (Münch. 1870) geliefert. B. ist ein Dichter von reicher Begabung und besonders als Lyriker ausgezeichnet. Ganz im Gegensatz zu seinen lat. Poesien erscheinen seine wenigen deutschen ungelent und geschmacklos. Vgl. G. Westermayer, „*Jakob B., sein Leben und seine Werke*“ (Münch. 1868).

Baldewin (dasselbe Wort wie **Balduin**), d. h. der Fröhliche, Unbekümmerte, im deutschen Litteratur-epos des 12. Jhs.

Baldgeist, Pflanzenart, f. unter **Senecio**.

Baldi (Bernardino), ital. Dichter und Gelehrter, geb. zu Urbino 6. Juni 1553, studierte zu Padua Philologie und Mathematik, lebte sodann am Hofe Ferrante Gonzagas, der ihn 1586 zum Abbate von Quastalla ernannte. Im gleichen Jahre ward er vom Papst zum apostolischen Protonotar ernannt. Später zog er sich nach Urbino zurück, von wo er 1612 als Gesandter nach Venedig ging. Er starb zu Urbino 12. Okt. 1617. Als Dichter und Gelehrter genoß er großen Ruhm, er soll 16 Sprachen gelauffig gesprochen haben. Die Form seiner Dichtungen, darunter die didaktischen „*La nautica*“ und „*Il diluvio universale*“ (letzteres in 18silbigen Versen) sowie die 62 „*Sonetti Romani*“, ist oft sehr gekünstelt; so erfand er die sog. sonetti intrecciati, deren Verse aus 14 Silben bestehen, wovon die drei ersten Silben wieder einen Vers für sich bilden und mit den übrigen Versen reimen. Seine Hauptwerke sind: „*Versi e Prose*“ (Vened. 1590); „*Vita e fatti di Guidobaldo I di Montefeltro duca d'Urbino*. Libri XII“ (2 Bde., Mail. 1821); „*Vita e fatti di Federigo di Montefeltro duca d'Urbino*“ (3 Bde., Rom 1824). Vgl. Hoffd., „*Vita di Bernardino B.*“ (Parma 1788).

Baldo (Monte), f. **Monte Baldo**.

Baldon, Dorf mit 2150 E. im Kreise Mitau des russ. Gouvernements Kurland, bekannt durch seine 5 km davon in einem ruhenden, von dem flüßchen Relau durchschnittenen Thale befindliche Mineralquelle und Badeanstalt. Das Wasser der Quelle (+ 7° C.) hat einen ziemlich starken Schwefelwasserstoffgeruch und wird gegen Hautkrankheiten, Skrofeln, Rheumatismen, Gicht, Hämorrhoiden und Syphilis empfohlen.

Baldorfer, Buchdrucker, f. **Balbarfer**.

Baldower (hebr.), in der Gaunerprache derjenige, welcher die Gelegenheiten zu Diebstählen aus-

Balde, f. **Balbur**. [**Bund**].

Baldrian, Pflanzengattung, f. **Valeriana**.

Baldrianöl (Balerianöl, Baldrianwurzelöl), ein ätherisches Öl, welches bei der Dampfdestillation der zerkleinerten und mit Wasser befeuchteten Baldrianwurzel gewonnen wird; es geht dabei mit stark sauer reagierendem Wasser über, auf welchem es schwimmt. Es ist im frischen Zustande von grünlicher Farbe, die jedoch bald bräunlich wird, etwas dickflüssig, hat ein spezif. Gewicht von 0,94 bis 0,96, löst sich leicht in Alkohol und reagiert sauer. Es ist ein Gemenge von wenigstens drei verschiedenen Körpern: Baleriansäure (f. **Baldriansäure**), Valeren und Valerol.

Das Valeren, identisch mit dem Borneen des Borneolampfers, läßt sich erhalten, indem man das

Öl destilliert und den ersten Teil, bis die Temperatur auf 200° gestiegen ist, für sich auffängt, mit Kalilauge schüttelt, um die beigemengte Valeriansäure zu entfernen, und rektifiziert; es bildet ein farbloses Öl, welches bei 160° siedet, von der Zusammensetzung $C_{10}H_{18}$. Der nach dem Abdestillieren des Valerens verbleibende Rückstand liefert nach dem Abkühlen bis 0° C. Krystalle in farblosen Säulen; diese sind nach Gerhardt ein einheitlicher Körper von der Zusammensetzung $C_8H_{10}O$, das Valeröl, welches in der Kälte krystallisiert, bei 20° schmilzt und einen an Heu erinnernden Geruch hat. Nach Pierlot soll jedoch das Valeröl ein Gemenge von Harz, Stearopten und Wasser sein.

Valbriansäure (gewöhnliche Valeriansäure), $C_8H_{10}O_2$ oder $C_8H_8 \cdot COOH$, eine flüchtige organische Säure, welche sich als Isovaleriansäure fertig gebildet im Valdrian und dem daraus gewonnenen Valdrianöl findet und aus dem sauren wässrigen Destillat durch Neutralisieren mit tohlen-saurem Natron, Verdampfen der Lösung und Abscheiden mit Schwefelsäure gewinnen läßt. Leichter erhält man sie durch Oxydation des Gärungsamylalcohols, wo neben Valeriansäure: Amylät her Valeriansäure entsteht. Der erstere ist Hauptbestandteil des Apfelsäls (s. d.). Das dabei gewonnene Natronsalz der Valeriansäure verbampft man zum geringen Volumen und fügt Schwefelsäure hinzu, wobei sich die Valeriansäure als Öl abscheidet. Dieses wird von der wässrigen Flüssigkeit getrennt und rektifiziert. Die reine Säure bildet eine farblose, ölige Flüssigkeit von 0,900 spez. Gew., welche in 30 Teilen Wasser löslich ist, einen höchst unangenehmen Geruch hat und bei 175° C. siedet. Sie verbindet sich leicht mit Basen und bildet damit meist gut krystallisierende Salze, von denen das valeriansaure Zink officinell ist. Außer der gewöhnlichen V. sind noch zwei isomere Valeriansäuren bekannt, und zwar die normale Valeriansäure oder Butyrcarbonsäure, ölige Flüssigkeit, riecht der Butter säure ähnlich, schwer in Wasser löslich, siedet bei 185°, und die Trimethylplessigsäure, fest, krystallinisch, in 40 Teilen Wasser löslich, schmilzt bei 34° und siedet bei 164°. Die gewöhnliche V. ist als Acidum valerianicum in die Deutsche Pharmacopoe aufgenommen.

Valdmun I., König von Jerusalem von 1100—18, jüngster Bruder des Herzogs Gottfried von Bouillon (s. d.), nahm teil an dem ersten Kreuzzuge, entzweite sich aber mit den übrigen Heerführern und zog nach Edeffa, wo er von dem dortigen Herrscher adoptiert und, nachdem dieser von seinen aufrechterischen Unterthanen ermordet war, selbst Fürst ward. Nach seines Bruders Gottfried Tode, 1100, übernahm er trotz des Widerstandes, der von Tancred und dem Patriarchen ausging, die Nachfolge und ließ sich nach einem siegreichen Feldzuge auch als König krönen. In unablässigen Kämpfen gewann er die Seefüste mit den wichtigsten Städten, wodurch die Verbindung mit dem Abendlande gesichert war; vgl. darüber H. von Sybel in Schmidts »Zeitschrift für Geschichte« (Bd. 3: »über das Königreich Jerusalem 1100—31«). Auf einem abenteuerlichen Feldzuge gegen Ägypten starb er im März 1118. — Ihm folgte als König von Jerusalem, von 1118—31, sein Vetter B. II. (B. du Bourg), bisher Graf von Edeffa, unter dem, mit Hilfe einer venet. Flotte, Tyrus 1124 erobert und die Orden der Johanniter und der Templerherren

gestiftet wurden. Von den Türken gefangen, mußte er eine halbjährige Haft aushalten. Er starb 1. Aug. 1131 mit Hinterlassung von vier Töchtern. Ihm folgte sein Schwiegersohn Fulko, Graf von Anjou, der bis 1142 regierte. — B. III., Sohn von Jerusalem von 1143—62, der Sohn u. Nachfolger Fulkos, geb. 1129, ein Muster des Kriegerthums, befreite sich 1152 von der Vormundschaft seiner Mutter Melisenda und gewann in demselben Jahre einen Sieg bei Jerusalem, erlitt aber 11 durch Aureddin, den Sultan von Aleppo, eine furchtbare Niederlage bei der Jakobssäule am Jordan. Der Sieg am See Tiberias 1158 stellte das Ansehen seines Reichs her, worauf er in Ägypten regierte und sein Reich im Innern und nach außen sicherzustellen suchte. Durch seine Vermählung mit Theodora, der Tochter des griech. Kaisers, wurde er als Herrscher in Ägypten anerkannt. Doch war dessen Feldzug gegen Aureddin ein bleibender Erfolg und das Reich von Jerusalem sowohl durch den unglücklichen zweiten Kreuzzug als auch durch die unaufhörliche innere Zwietracht tief erschüttert, um zu gesicherter Existenz gelangen zu können, um so mehr, da auch B. schon in der Blüte seiner Jahre zu Tripolis in Syrien, 10. Feb. 1162 starb, wie man glaubt an Gift. Ihm folgte sein Bruder Amalrich in der Regierung, der 1177 starb. — B. IV., der Sohn und Nachfolger Amalrichs, gewöhnlich der Aussätzige genannt, regierte bis 1183, wo der fünfjährige B. V., ein Sohn des Grafen Wilhelm von Montserrat und Sibyllas, die Schwester B. IV., zum König ausgerufen wurde, der 1186 starb, ein Jahr vor Jerusalem's Wiedereroberung durch Saladin.

Valduin, Graf von Flandern, half auf dem vierten Kreuzzuge den Venetianern Konstantinopel erobern und gründete 1204 das Lateinische Kaiserthum. (S. Lateinisches Kaiserthum.)

Valdung (Hans), genannt Grün oder Griener, einer der vorzüglichsten Künstler der sog. deutschen Schule, bekannt sowohl als Maler als als Kupferstecher und Zeichner für den Feinschnitt, geb. 1470 oder 1476 zu Gmünd in Schwaben, arbeitete im Breisgau, in der Schweiz und in Elßass. Zu Straßburg, wo er seit 1533 verweilt, ward er bischoflich Hofmaler und Mitglied des Orangerie-Rats. Er starb daselbst 1545. B. Gemälde zeigen den drastischen Naturalismus der oberdeutschen Schule, daneben aber auch in Erfindung u. Komposition eine wahrhaft schöpferische Phantasie. Bemerkenswert ist die schöne Anwendung des Hellbunkels bei mehreren Werken B. Ganz arbeiten sind die Malereien im bad. Nonnenkloster Lichtenthal, vom J. 1496, und der Hochaltar des Münsters zu Freiburg, 1516 vollendet, dessen Mittelbild eine prachtvolle Krönung der Maria enthält und unter dessen Seitenbildern eine ungeheuer liebliche Flucht nach Ägypten für B. s. höchst Arbeit gehalten wird. Der Altar des ehemaligen Klosters zu Ißenheim (Museum in Colmar) wird ihm mit Wahrscheinlichkeit zugeschrieben.

Valdur (Valdr), ein german. Gott, nach nordischen Quellen Sohn Odhins und der Frigg. Er wahlte der Nanna und Vater Forsetis. Außer den Scandinaviern ist seine Existenz in den angelsächsl. und deutschen Mythen verbürgt, und in der deutschen Heldensage von den Hartungen lebt er mit seinem Bruder Vali als Valtram (und Sinterbrant) fort. Schön und glänzend, weshalb nach ihm die

weist: Nenne den Namen «Valdrbranne» führte, war er nicht minder stöhn und tapfer, wie Mythen- und Sagen Erzählung von seinem Kampfe mit Othrus um die schöne Anna bezogen. Seine Ausbedeutung erhielt er als Werge des Bestandes in Obdinschen Götterdunkel, wie sie die nordischen nachher spildern. Nach diesen wußten die Götter in Heil an U.S. Leben gebunden und suchten, durch eine Kränze gewarnt, ihn zu schützen. Trigg nahm ihm, was in der Welt ist, den Eid ab, U. nicht zu erlösen. Die Götter machten hierauf die Probe, hießen und schlugen nach ihm, und er zeigte sich unermundbar. Das verdroß den Loki, der als altes Beiß zu Trigg ging, um zu erlösen, ob wirklich das Jahr Schwer geliebt habe. Er erfuhr, daß in seine Rißel nicht bereidigt wurde. Da riß Loki ein Stück aus und gab sie dem Höddur, der wegen einer Blindheit an jenem Warrspiel nicht teilgenommen hatte. Höddur warf, und U. fiel tot nieder. Die Götter legten die Leiche auf einen Scheiterhaufen auf das Schiff Hringhorni, welches die diesen Hurdin vom Strande ziehen mußte. Neben U. lag seine Gattin Anna, die der Schmerz getödtet hatte. Das Schiff fuhr, von Thor geweiht, vorwärts in die See. Zugleich mit ihm wurde sein Loß verbrannt und Obdin legte sein teuerstes Kleid, den Ring Draupnis, das Symbol der Sonne, an den Scheiterhaufen. Unterdes ritt Hermoddr an die Unterwelt, um seinen Bruder zu erlösen. Sel ist bereit, ihn zurückzugeben, wenn er von allem troben bewahrt werde. Da gingen Woten aus, um die Lotendage zu bitten, und alles Leben, Leben es und Schloß. Nur die Riekin Lhod verweigerte sie Woten, und so mußte U. bei Sel bleiben. Die Mutter nahm sein Bruder Bali auf sich. Dem U.S. folgte bald der Untergang der Götter im Ragnarök. U. ist verschieden gebauet worden, physisch und ethisch. Umland und Einrud leben den Sommergott in ihm, der durch den lichtlosen Winter (den blinde Höddur) fällt. Anna sei das Mitterleben, das mit dem Sommer dahingehe. Der Kampf U.S. und Othrus nach Sago sei der Kampf zwischen Sommer und Winter. Schwarz sei U. als Gewittergott. Weinhold dagegen dachte eine ethische Deutung, wobei die Namen ihn unterstützten. Er sah U. als Friedensgott, aber als einen, der durch Tapferkeit den Frieden hütet. U. in seiner spätern Ausbildung das vernichtende Prinzip, erwidert die blinde Kriegswut, durch welche sein Ende findet. Alle Bemühungen, ihn herzustellen, mißglücken. Wahrscheinlich hat U.S. Wesen eine physische Grundanlage; er ist nur eine Erscheinung Obdins, der in seiner ursprünglichen Gestalt nichts anderes als der Sonnengott gewesen sein kann.

Valdus de Ubaldis (Petrus), Balbi degli albi (Pietro), auch Valdeschi genannt, ein- ziger Lehrer des röm. Rechts, geb. um 1327 in Arezzo, Schüler des Bartolus, lehrte zu Bologna, Perugia, Florenz und schrieb Commentarien zum Corpus juris civilis sowie Konflikten («Opera contra», 4 Bde., Bened. 1596). Er starb 28. April 1404 in Ravenna.

Godwin (Goward), engl. Schriftsteller, Pseu- donym für William Godwin (s. d.).

Valencia, eine aus den drei Hauptinseln Mal- lenorca und Cabrera bestehende span. Insel im Mittelmeer, welche, der Küste von Ba- len gegenüber gelegen, im Verein mit den Pi-

lipusen ehemals das Königreich Mallorca bildete, jetzt aber die Provinz der Balearenischen Inseln ausmacht, die 4817,4 qkm mit (1877) 289086 E. umfaßt, von denen 4149 qkm mit 264569 E. auf die B., 668,4 qkm mit 24466 E. auf die Pitipusen kommen. Hauptstadt ist Palma auf Mallorca. Ob- gleich untereinander und vom Festlande nur durch mäßige Zwischenräume getrennt, unterscheiden die B. sich doch ziemlich auffällig voneinander, sowohl in der Pflanzen- und Tierwelt, als auch in Hin- sicht der Bewohner. Meist gebirgig (nur auf Mal- lenorca und Menorca gibt es größere Ebenen), zeigen sie einen fruchtbaren Boden, dem nur etwas mehr Feuchtigkeit fehlt, um die Provinz zu einer der er- giebigsten in Spanien zu machen. Nur Cabrera (Capraria) ist unbebaut, weil mit Ziegen überfällt und dient bloß als Verbannungsort. Das Klima ist mild, feuchtwarm, obgleich es namentlich im Sommer selten regnet, und empfindet sich daher zum Winteraufenthalt. In sieben Jahren war die Mitteltemperatur 18° C. Die Bewohner treiben Garten-, Acker- und Weinbau (Ol., Wein, Man- deln und Feigen sind die Hauptprodukte), Viehzucht, namentlich Schweinezucht, Fischfang und Handel und sprechen einen Dialekt, welcher, dem cataloni- schen nahe verwandt, sich durch Wohlklang und Kraft vorteilhaft auszeichnet und Mallorquino ge- nannt wird; er besitzt auch eine meist poetische Li- teratur. Die zwei Pitipusen (d. h. Binien-Isle- ren-Iseln) sind: Iviza mit der gleichnamigen festen Haupt- und Hafenstadt, und Formentera, d. h. Weizeninsel, mit einzelnen Reierhöfen. Sie sind ebenfalls fruchtbar an Getreide, Flachs, Hanf, Wein, Oliven, Mandeln, Säckfrüchten, besonders aber an Feigen, und führen viel Salz aus.

Schon frühzeitig wurden die B. von Phöniziern und den Griechen aus Rhodos besucht. Sie erhiel- ten ihren Namen von den Griechen wegen der Ge- schicklichkeit der Bewohner im Schleudern (pallao, werfen, schleudern), wodurch diese sich auch in Sam- nitalis und später im röm. Heer besonders Ruhm erworben. Die Inseln fanden längere Zeit unter karthag. Herrschaft, kamen aber 123 v. Chr. durch Publius Cæcilius Metellus (Balearicus) unter Rom; 426 n. Chr. wurden sie vandalisch, dann westgotisch, unter Justinian I. oströmisch, durch Karl d. Gr. auf kurze Zeit fränkisch, 798 arabisch, und zwar 1208—20 unter den Almohaden. Nachdem sie von Jakob I. von Aragonien 1228—32 unterworfen worden, bildeten sie unter Nachkommen desselben seit 1276 ein eigenes Königreich (El Regno de Mal- lenorca), welches 1848 mit der Krone Aragonien ver- einigt ward. Menorca war 1708—82 mit einer kurzen Unterbrechung (1756—63) im Besitze der Engländer. Eine erschöpfende Beschreibung der B. enthält das Bruchstück (anonym von Erzherzog Rud- wig Salvator) «Die B. In Wort und Bild geschild- ert» (Bd. 1—3, Ept. 1869—81; nicht im Buchhan- del).

Valerius (fr.), Fischbeinfäße.

Valen (Heimr. van), Maler aus Antwerpen, geb. 1560, bildete sich anfangs in der Schule Adams van Ort und studierte dann in Italien die Antike. Sein Stil ist beinahe weichlich, das Ro- lorit blühend, seine religiösen Darstellungen sind ohne tiefern Ernst; dagegen haben seine mytholog. Darstellungen, deren landschaftlichen Hintergrund oft Jan Breughel malte, mehr Ansprechendes. V. war der Lehrer van Dyck und starb zu Antwerpen 17. Juli 1632.

Balester (mittellat.), Armbrust, welche Kugeln wirft; *Balestarius*, Armbrustschütz.

Basse (Michael William), engl. Opernkomponist, dessen Familienname eigentlich *Valph* lautet, geb. 15. Mai 1808 zu Eimerid in Irland, trat schon als siebenjähriger Knabe öffentlich und mit Beifall als Violinpieler auf, kam mit 16 Jahren nach London, fand hier ein Engagement als Sänger (Baritonist) und wirkte dann als Musikdirektor an einem der kleinern Theater, bis er 1825 mit einer reichen Familie nach Italien ging. Hier lieferte er 1826 für das Scalatheater in Mailand das Ballet «*La Peyrouse*». Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris kehrte er nach Italien zurück, sang bis 1835 an verschiedenen Bühnen und schrieb daneben Opern. Nachdem er sich mit der Sängerin Moser verheiratet, ging er 1835 nach London, wo er noch in demselben Jahre mit der Oper «*L'assedio di La-Rochelle*» auftrat. Seitdem wirkte er an mehreren Theatern und Konzerten als Dirigent und komponierte viele Opern, von denen die bekanntesten sind: «*Falstaff*» (1838), «*Jeanne d'Arc*» (1839), «*The Bohemian girl*» («*Die Zigeunerin*», 1844), «*Les quatre fils Aymon*» (1844 für Paris), «*L'étoile de Séville*» (1846 für Paris), «*The bondman*» (1846), «*Satanella*» (1859), «*The Puritan's daughter*» (1862). Einige derselben, wie die «*Haimonskinder*» und die «*Zigeunerin*», sind mit Beifall auch auf deutschen Bühnen zur Aufführung gelangt. Er starb 21. Okt. 1870 zu Romney Abbey in Hertfordshire. Den Kompositionen B.s fehlt es an Schöpferkraft und künstlerischem Ernst; er ist ein flüchtiger Nachahmer meist franz. und ital. Muster und hat wesentlich zur Verflachung der engl. Bühnenmusik beigetragen. — Seine Tochter Victoria, geb. 1837, betrat 1859 in London als Sängerin die Bühne, wirkte dann als solche in England, Italien und in Petersburg, vermählte sich 1860 mit Sir John Crampton, ließ sich aber bereits 1863 scheiden und heiratete bald darauf den Herzog von Frias, einen span. Granben. Sie starb zu Madrid 21. Jan. 1871.

Balsrusch oder Barferusch, eigentlich Balfurusch, d. h. Ladungsmarkt, eine bedeutende Handelsstadt in der pers. Provinz Masenderan, 13 km vom Kaspischen Meere entfernt, am schiffbaren *Bavul* oder *Bubut*, über welchen unweit eine schöne Brücke führt, liegt in einer sumphgen Gegend, von Wald, Feldern, Gärten und Heden umgeben. Die Stadt hat gutgebaute Häuser, breite und reinliche Straßen, und ihr Aussehen verrät den Wohlstand und die Thätigkeit der Bevölkerung. B. ist der große Markt zwischen Rußland und Persien, hat daher einen äußerst lebhaften Fremdenverkehr, 11 Karawanenserais, und sein 1,5 km langer Bazar enthält Waren aller Art. Auch betreibt der Ort Seidenzucht. Neben einer Zuckerfabrik liegen die Trümmer des Lustschlosses *Bahr-al-Arem* (Garten des Paradieses) aus des Schah Abbas Zeit. Das Wasser in B. ist nur aus Ziehbrunnen zu gewinnen und schmeckt salzig; das Klima ist sehr ungesund. Die Zahl der Bevölkerung ist 1826 und 1832 — 36 durch Pest und Cholera auf 10000 vermindert worden. Durch eine mit Gärten und Zuderpflanzungen bedeckte Gegend führt eine Straße nach dem Hasenorte *Weschadiser* an der Mündung des *Bavul*, wo der russ. Seehandel mit Persien sich konzentriert. Die Haupteinfuhr der Rußen besteht in Eisen und

Naphtha; zur Ausfuhr kommen hauptsächlich Zuder und Seide. In der Umgegend wohnen die *Tabaristaner* (von *taber*, Holzart), im Altertume *Tappren* genannt. Daher hieß das Kaspische Meer in der Kaiserzeit auch «*das Meer von Tabaristan*».

Balgfrucht oder **Balgkapsel** heißt in der beschreibenden Botanik eine mehrsamige Frucht mit häutiger oder lederartiger Schale, die nur aus einem Fruchtblatte oder *Carpell* besteht und nur an einer Seite, in einer vertieften Linie (der *Schnäbel*) der Länge nach aufspringt und innen an den beiden wulstig verdickten Rändern jener Naht die Samen reihenweise gestellt trägt. Eine B. besitzen z. B. die *Wäonien*, der *Nitterspora*, der *Sturmhut*, die *Alelei* und andere *Manuntulacern*; ferner die Arten der Gattung *Sedum* (*Mauerpfeifen* und *Zett henne*) und die *Asclepiaden* (z. B. die *Seidenpflanze*, *Asclepias syriaca*).

Balggebläse (frz. *soufflets*, engl. *bellsows*), [Gebälse].

Balggeschwulst (*Cyste*) nennt man in der Heilkunde häufig vorkommende, meist rundliche Geschwülste, welche aus einem geschlossenen Sack oder *Balg* bestehen, der einen mehr oder weniger flüssigen Inhalt einschließt. Hinsichtlich ihrer Entstehung, der Beschaffenheit ihres Inhalts wie ihrer Bedeutung für den Organismus bieten dieselben sehr große Verschiedenheiten dar. Die meisten Balggeschwülste gehen aus der Umwandlung normaler, ganz oder größtenteils geschlossener Hohlräume hervor; so können sich Cysten bilden durch übermäßige Ansammlung von Flüssigkeit in den Schleimbeuteln, in den Schweißdrüsen (s. *Acromioclaviculäre*) oder durch Ausdehnung der sog. Graafischen Bläschen der Eierstöcke, ferner durch Ausweitung von Schleimhauthöhlen, deren Mündung durch eingedickten Schleim, durch Steine oder Narben verschlossen ist (so entstehen z. B. die sog. *Ealwasserfisteln* der Gallenblase, des Wurmfortsatzes, des Nierenbeckens u. s. m.), weiterhin durch Verschließung gewisser Drüsenaustrittsgänge mit Anhäufung des Sekrets innerhalb der ausgedehnten Drüsen (so bilden sich die Balggeschwülste der Haut, die *Milsteren*, manche Cysten der Schilddrüsen, Hoden, Nieren u. s. m.). Endlich entstehen manche Balggeschwülste durch Wucherung erkrankter Hautoberfläche, wie dies für gewisse Cysten des Eierstocks, der Schilddrüse und einen Teil der Neubildungen vorkommenden Cysten angenommen ist. Im Gehirn (seltener in andern Organen) findet man *Bälge*, die Blut oder dessen Reste enthalten und aus einer frühern Blutaustrittung (Hämorrhagie) entstanden sind: die sog. *apoplektischen Cysten*. Verschieden von den Cysten sind die *Hydraden*, im Körper entstandene Blasenwürmer (s. *Hydraden*). Der Inhalt der B. ist entweder eine seröse, wässrige Flüssigkeit, der bisweilen Gerinnungsstoffe beigemengt sind, oder ein eigentümliches ja gallertartiges Sekret (*Honiggeschwulst*), wie in den Überbeinen und manchen Cysten des Eierstocks und der Schilddrüse (s. *Kropf*), oder eine breiartige Masse wie bei den *Atheromen* oder *Gräßbeuteln*. Die fast immer angeborenen sog. *Dermoidcysten* die besonders im Eierstock vorkommen, besitzen an der Innenfläche des Sacks eine Haut, welche fast ganz der äußern Haut gleicht, mitunter Haare, Drüsen, ja selbst zahnartige Gebilde trägt und deren Inhalt der Cyste beständig Fett, Epidermiszellen und Haare beigemengt. Die Balggeschwülste

stehen im allgemeinen zu den gutartigen Geschwülsten, die gewöhnlich nur langsam wachsen; ihre Größe ist sehr verschieden, es finden sich alle Übergänge von mitraskopischen Cysten bis zu solchen, welche die ganze Bauchhöhle ausfüllen. Ihre Folgen für den Organismus sind gleichfalls sehr verschieden; während sehr viele Cysten ohne alle Bedeutung sind und höchstens aus kosmetischen Rücksichten ihre Entfernung gewünscht wird, vermögen andere, wie z. B. große Cysten des Eierstocks, durch Druck auf lebenswichtige Organe das Leben direkt zu gefährden. Heilung ist nur von einer Operation zu erwarten, und zwar verdient hier die Ausschälung und Entfernung des ganzen Balgs oder die freie Eröffnung desselben entschieden den Vorzug vor der bloßen Punktion mit darauffolgender Einspritzung einer reizenden Flüssigkeit, weil die durch das letztere Verfahren beabsichtigte Entzündung durchaus nicht immer ausreicht, um eine Verödung des Sacks herbeizuführen.

Salgkapsel, f. Balgfrucht.

Salhorn, Buchdrucker, f. Ballhorn.

Sal, die westlichste der kleinen Sunda-Inseln, an der Südostküste von Java gelegen und von ihr durch die stellenweise sehr schmale Balistraße getrennt, mit der kleinen Insel Pandita 5396 qkm groß. Die Lombokstraße scheidet sie von der gleichnamigen Insel. In geolog. Beziehung zeigt B. die größte Übereinstimmung mit dem östl. Java. Die Insel ist bergig, erhebt sich in dem Bussan Gunong-Agung bis 3300 m über das Meer, enthält aber zugleich ausgedehnte Strecken höchst fruchtbaren, für den Ackerbau besonders geeigneten und in vorzüglichem Kulturzustande befindlichen Landes. Reis, Mais, Baumwolle, Palmzucker, Kaffee, Tabak und etwas Indigo sind die Haupterzeugnisse. Den Hauptartikel der Ausfuhr bildet Reis. Auch wird auf B. eine gute Art von Rindvieh in beträchtlicher Menge gezüchtet. Die Bevölkerung von B. ist mit der von Java kaum verwandt, hat sich auch in früheren Jahrhunderten massenhaft mit ihr vermischt, unterscheidet sich aber von derselben durch einen höhern, kräftigern Körperbau sowie durch einen stark hervortretenden Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit. Zugleich sind die Salier leicht gereizt, dem Hochmuth und der Rachsucht ergeben. Ihre Sprache ist nur eine Dialektverschiedenheit der javanischen. Besonders merkwürdig erscheint die Insel B. dadurch, daß der Hinduismus und speziell der Siwaismus sich auf ihr aus sehr alter Zeit bis in die Gegenwart lebenskräftig erhalten hat, während derselbe auf Java nur bei äußerst wenigen Fragmenten der Bevölkerung noch fortlebt. Als der mächtige indische Kaiser Rodjopahit in Ostjava 1478 vor dem daselbst verbreitenden Islam zusammenstürzte, wurden alle Widerfacher der neuen Lehre auf B. in die Flucht getrieben. Diese Insel ist daher von größter Wichtigkeit für die Kenntnis und Erforschung der vorislamischen Zustände auf Java. Die Bevölkerung von B. zerfällt in die vier sog. wiedergeborenen Kasten der Brahmana, der Ksatrija oder Satria, der Waisya und der Sudra. Die Fürsten der einzelnen kleinen Reiche gehören meistens der ersten Kaste an. Letzter der Brahmanen hat sich auch noch eine eigene, am Kami auf Java sehr nahe verwandte, wiewohl stark veränderte Schriftsprache erhalten.

B. war früher in neun kleine, in einem Bundesverhältnis stehende Reiche, nämlich Boeling, Djemberana, Karang-Affam, Klontong, Gianjar, Bangli,

Badong, Mengawi und Tabanan, zertheilt. Von ihnen bestehen jetzt aber nur noch sieben, indem Boeling und Djemberana Abteilungen der niederländ. Residenschaft Banjwangi auf Java geworden und unter einen Assistentenresidenten gestellt sind, während der Resident von Banjwangi als Kommissar der Regierung für die Angelegenheiten von Bali und Lombok überhaupt ernannt ist. Aber auch die übrigen Reiche haben einen großen Teil ihrer Selbständigkeit an die niederländ. Regierung abtreten müssen. Die Bevölkerung von B. kann auf 280—300000 Seelen geschätzt werden. Genauer bekannt ist sie allein von Boeling und Djemberana, wo sie (1879) aus 27 Europäern, 69516 Baliern, 385 Chinesen, 162 Arabern und 1655 andern asiatischen Fremdlingen bestand. Der Haupt-, Küsten- und Handelsort ist Boeling in der früheren selbständigen, jetzt niederländ. Landschaft gleichen Namens. Die Fürsten der Insel wurden erst 1819, nach hartnäckigem und verzweifelter Widerstande, bei Djagadjab, bei Kasumba und an andern Orten durch die Gewalt der Waffen von den Niederländern unterworfen. Frühere Expeditionen gegen sie (1846 und 1848) waren ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Spätere Versuche (1858 und 1868), sich wieder frei zu machen, hatten keinen Erfolg.

Saltsedri (Salathiffar), Stadt mit 12500 G. im asiat.-türk. Kleinasien, im Vilajet Chodawenbikhar, südlich von der ins Marmarameer ragenden Halbinsel Cyttus (heute Kapudagh), in einer gut angebauten Gegend, an einem linken Zuflusse des Sufurlu (Macestus), welche wegen ihres milden Klimas bekannt ist. Im August jeden Jahres wird zu B. einer der bedeutendsten Märkte des Orients gehalten, zu welchem sich an 30000 Personen versammeln. In der Nähe entspringen Mineralquellen von 60° C.

Saltingen (ehemals Salgingen), fälschlich Dablingen, Stadt und Oberamtsstz im württemb. Schwarzwaldkreise, an der Eisenbahn Tübingen-Sigmaringen und an der Spach in einem weitgedehnten Thale am Fuße des Heubergs gelegen, ist seit dem Brande von 1809 durchaus regelmäßig erbaut, hat eine Latein- und Realschule, eine ansehnliche Kirche aus dem Jahre 1440, eine bedeutende Textilfabrik und jährl. (1890) 8252 G., welche Schuh- und Handschuhmacherei, Wollstofffabrikation und Handel mit Getreide und Vieh treiben. In der Nähe liegt eine 1724 entdeckte schwache Schwefelquelle mit einer Badeanstalt. Die Umgegend ist, wie der ganze Amtsbezirk, reich an Versteinerungen. B. gehörte zur Herrschaft Schallburg, welche mit ihren Ortschaften 1408 von den Zollern an Württemberg verkauft wurde. Eine Linie der Zollern nannte sich von Schallburg und hatte abwechselnd auf dem Schlosse in der Stadt und auf der nun bei dem Dorfe Lauffen in Ruinen liegenden Schallburg ihren Sitz. B. ist der Geburtsort des Histod. Frischlin, des Historienmalers Werh. von Wächter und des Theologen Tobias Bed.

Salis, Titel des venet. Gesandten in Konstantinopel, f. Salisi.

Salige, Delize, von den Engländern British Honduras genannt, ist der Name eines Landstrichs auf der Ostküste der Halbinsel von Yucatan, auf welchem England im 18. Jahrh. von Spanien das Recht erhielt, Farne- und Nuthölzer zu fällen, und welchen es erst 1863 zu einer förmlichen Kolonie zu machen vermochte. Rechtlich besaß








es indes bis 1859 nicht mehr als ein Servitut auf V., keineswegs aber ein territoriales oder Souveränitätsrecht, das vielmehr der Republik Guatemala und teilweise dem mexik. Staate Yucatan gehörte. In amtlichen Dokumenten ward daher V. bis dahin nicht als Kolonie, sondern als «Ihrer Majestät Niederlassung (settlement) in der Bai von Honduras» bezeichnet. Der Ursprung dieser Niederlassung gründet sich auf den Verfall des Sklavienwesens zu Anfang des 18. Jahrh. Der schott. Abenteurer Wallis (in span. Schreibweise Valiz), dem das Seeräuberhandwerk zu gefährlich ward, benutzte seine genaue Kenntnis der Festlandküste, um in der an kostbaren Farbehölzern reichen Gegend zwischen dem Valize- und Hondoflusse ein anscheinend ehrliches Gewerbe zu beginnen. Ein Versuch der Spanier, sie zu verjagen, ward durch ihren tapfern Widerstand vereitelt (1754). Durch Vertrag mit Spanien von 1786 ward die Grenze des Bezirks vom Hondo bis an den Sibunflus gerückt, so daß er eine Küstenlinie von etwa 150 km umfaßte, aber auch bestimmt, daß die Ansiedler nur Holz fällen oder andere, ohne Zuthun von Kultur hervorgebrachte Naturerzeugnisse sammeln und ausführen, auf keinen Fall aber Zuder-, Kaffee- u. s. w. Plantagen anlegen oder irgendeine bürgerliche oder militärische Regierung einrichten dürften. Ohne äußere Veranlassung behnte England 1836 seine Besitzansprüche auf die ganze Küste bis zum Sarthunflusse hinab und landwärts bis zu dem Meridian von Garbutt's-Falls am Valizflusse aus. Die mittelamerik. Staaten waren zu schwach, mit Erfolg Einsprache dagegen zu erheben. Nachdem England längere Zeit mit Guatemala über die Anerkennung seiner Besitzansprüche unterhandelt hatte, kam es endlich durch die Konvention vom 30. April 1859 zu einem für beide Teile befriedigenden Arrangement. Doch war die Niederlassung (settlement) britischerseits bereits durch die Akte vom 17. Sept. 1853 zur Kolonie Honduras erhoben worden.

Das Areal der Kolonie Honduras wird zu 19586 qkm berechnet. Der Zugang zu der flachen, sumpfigen, von einem breiten Urwaldgürtel gesäumten Küste ist durch zahllose Klippen und Korallenriffe sehr erschwert. Einige Kilometer oberhalb der Flußmündungen finden sich fruchtbare Thäler, abwechselnd mit dürren, tannenbewachsenen Strecken, noch weiter hinauf herrliche Palmenwälder, breite Savannen und endlich, parallel mit der Küste laufend, Bergketten, die sich bis zu 1300 m erheben. Das Klima ist heiß und feucht, erträglicher gemacht durch die Passatwinde. Das Jahresmittel beträgt 26,7° C.; Sommer 28,4°, Winter 24,4° C. Das Gelbe Fieber kommt häufig, doch nicht in endemischer Form vor. Für die den Hauptteil der Bevölkerung bildenden Neger und Mischlinge scheint das Klima sehr günstig zu sein. Die Gesamtzahl der Einwohner wurde 1871 auf 24710 geschätzt, worunter nur 377 Weiße waren. Der Gouverneur der Kolonie wird von der Krone ernannt, die gesetzgebende Gewalt durch sieben, jährlich vom Volke erwählte Magistrats ausübt. Die Ackerbauprodukte der Kolonie bestehen aus Mais, Reis, Yamswurzeln, Bananen und Pfeilwurz. Mit dem Anbau von Kaffee, Zuderrohr, Baumwolle und Indigo sind erst unbedeutende Anfänge gemacht worden. Alle Steuern und Gefälle werden nach Maßgabe der Anordnungen des

Magistrats und des Gouverneurs erhoben. Der Wert der Gesamtausfuhr belief sich 1879 auf 188000 Pfd. St., der der Einfuhr auf 160000 Pfd. St.; die Einnahmen auf 40000 Pfd. St., die Ausgaben auf 51000 Pfd. St., die öffentliche Schuld auf 1000 Pfd. St. Der Export nach England war 1877 mit 94458 Pfd. St., der Import von dort mit 84540 Pfd. St. berechnet. Die der Mündung des gleichnamigen Flusses gelegene Stadt V. mit dem Fort St.-Georges hatte in der großen Feuersbrunst, von welcher sie 1666 heimgesucht ward, über 5000 E. Sie ist ein Hauptausfuhrhafen für Yucatan, Guatemala und Honduras. Die wichtigsten Ausfuhrartikel für Mahagoni- und Acajuholz, Campecheholz, Sapanille, Kaffee, Gummi, Muscheln und Cochenille.

Balkan oder, wie schon im Altertum, **Häma** heißt der östl. Flügel des Gebirgssystems, welche in N. der griech.-türk. Halbinsel von der Moramündung bis zum Schwarzen Meere den süd Grenzwall des Donaugebietes bildet und nicht selten besonders gegen S. hin überaus zahlreich. Verzweigungen auch wol als Hämus- oder Balkan-System, wie die ganze Halbinsel selbst als Hämus oder Balkanhalbinsel bezeichnet wird. Die eigentliche V. zieht in vorwiegend östl. Richtung von den Quellen des zur Donau fließenden Timok in einer Ausdehnung von 5½ Längengraden oder (unter 42½° nördl. Br.) etwa 444 km bis zum Kap Eminieh als Grenzscheide der Randhöhe (Mt.) Rumelien im S. und Bulgarien im N., so wie als Wasserscheide zwischen Marja und Danau. Seine Höhe nimmt nach D. hin ab, sein Breite zu. Durch die Einsenkung der Trojanpforte und das Thal des obern Jäster, zwischen Philippopel und Sofia, von dem Rilgebirge getrennt, von welchem der Despotodagh oder der Rhodopegebirge sich südöstlich abzweigt, zieht in östl. Richtung als ein dichtbewaldetes Granitgebirge in der Gesamthöhe von 1460 m, im Durchbruche des Jäster durch die Kette der Strupol-B., etwa 66 km lang, östlich beim 1916 m hohen Vabanizapasse übergehend in den Kotlud oder Welis-B. (d. h. Alt-B.), wol 170 km lang, bis in die Gegend von Slivno, der im S. von Karlowo auch Trojan-B. (beim 1434 m hohen Trojanpasse) und im N. von Kefanly (bei 1308 m hohen Schiplapasse) Schipla-B. (1534 m genannt wird. Der letztere ist im SO. von Gbrowa eine weit alle Balbräden überragende weiße, vollkommen nackte Steinmasse. Im Kotlud-B. befinden sich die höchsten Gipfel des Gebirges der Yumruktschal 2390 m, der Rabmelia 2230 m und der Imbariza 2170 m. Östlich von Slivno erhebt sich unmittelbar aus der Ebene 1100 m hohe der Porphyrteufel des Tschatalaje oder Tschataldag. Der Nordabfall dieser Kette, welcher durch zahlreiche von dem Haupttrüden auslaufende Thäler zerrißen, eine allmähliche Senkung in gegen die Diluvialgegenden der Donau hin, ist überaus öde Gebirgsgegend Hochbulgarlands. Der Sübabfall nach Rumelien verläuft rasch, jedoch ohne steile Wände, Schluchten und malerische Ansehen. Vom Schwarzen Meere bis Slivno sind es Glieder der Kreideformation, welche in Porphyrten durchbrochen, den steilen südl. Abfall des Gebirges bilden. Westlich von Slivno bilden Granit und Gneis, vom Schipla angefangen bis Karlowo bis Slatiga Glimmerchiefer und Urtro-

BALKANHALBINSEL.

	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut
	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut
	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut
	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut
	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut
	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut
	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut	Tiere mit Haut Haut Haut

1. Dierpark
2. Dierpark
3. Dierpark
4. Dierpark
5. Dierpark
6. Dierpark
7. Dierpark
8. Dierpark
9. Dierpark
10. Dierpark

44

42

40

38

36

schiefer, und endlich am Nordrande des Bedens von Sofia triassische Sandsteine und Kalle den Südhang des Gebirgs. Den Südfuß begleitet eine Reihe herrlicher milder Thäler. Das ausgezeichnetste derselben ist das Beden von Resanly an der obern Lundscha, im S. des Schiplapasses. Während im höhern Gebirge noch Schnee liegt, entspringt sich bereits im Thale eine reiche und herrliche Vegetation, welche die landschaftlichen Reize noch erhöht. Dieses Thal der obern Lundscha und das der obern Gjopsa scheiden vom B. die südlich vorgelagerten Mittelgebirge Srebna-Gora, Karadja-Dagh und Bair-Dagh, welche Massen wahrscheinlich erst in tertiärer Zeit, in der Periode der gewaltigen Eragerupturen im südl. Thragien, vom B. in die Tiefe gesunken sind.

Nördlich von Simno, jenseit des tiefen Thals der Beschera, zieht sich die Kugelliste des Bahar-B., und wo diese sich abweigt, beim Pässe des Simen Thores oder Demir-Kapu, streicht im N. der Hauptkette die längere Kette des der obern Arde angehörigen Proslav-B., die östlich bis zum Thale des Jajmen Rantschyl reicht. Eine dritte, gekrümmte Kette ist noch weiter nördlich die der Prawady-B. Der südöstliche Teil der Hauptkette heißt Eminch-Dagh, d. h. Gebirge der Untabigung, der, höchstens 650 m hoch, mit dem See Eminch am Schwarzen Meere ausläuft. So liegt sich der östl. Teil des B., an welchen sich im N. das Plateau der Dobrabtscha (s. d.) schließt, im Gegenfaze zu dem massiven westl. Teile, vielfach gegliedert und, wenigleich mit wenigen Ausnahmen sich bis 500—650 m abflachend, von besonderer Wichtigkeit. Die angebauten Thäler der Hüftenflüsse des Schwarzen Meeres furchen mit tiefen Einschnitten in diesen plötzlich von 80—100 km zu 90—112 km verbreiterten Oßfägel des Gebirgs so ein, daß der Hauptgebirgsstamm zum Simno eines aus Paralleletten und wilden Bergpausen bestehenden Gebirgslandes wird, das eine sehr polit. und ethnogr. Bedeutung hat. Auf den nördl. Höhen befindet sich Schumna und Prawady, im südl. Fuße die Städte Karnabab und Nidos (24 m hoch), an der Küste im N. Borna, im S. Urgas, sämtlich Orte, die an den Pforten der Hauptpassagen liegen.

Diese Passagen sind nicht sowohl wegen der Höhe des Gebirgs als wegen der Eigentümlichkeit der Terrainbildung und Bekleidung, wegen der Unsamkeit und Hde für den Verkehr wie für Seezüge mit großen Schwierigkeiten verbunden. Von den 13 praxistabellen Passagen, welche der B. über soll, sind folgende vier Hauptpässe (von O. gegen W.) die bekanntesten: 1) der Radr-Verbenb der den Eminch-Dagh von Nidos, 224 m hoch, nach Prawady und Silistria; 2) der 445 m hohe Sali-tawapag, der von Karnabab nordwärts über Schumna nach Ruschtschyl führt; 3) das Eisernen Thor, Demir-Kapu (1098 m hoch), von Simno (66 m hoch) über Tirnowa nach Sischtow und Ruschtschyl; 4) 60 km westlicher der 1308 m hohe Schiplapag (s. d.) von Resanly nach Tirnowa, das dem russisch-türkischen Kriege von 1877—78 bekannt. Das Reisen ohne militärische Begleitung ist hier unausführbar. Die beiden östlichsten Pässe, die von Radr und Karnabab, sind, während die andern nur Saumstraßen und Karawanenwege haben, diejenigen, durch welche die Hauptstraßen von der untern Donau, aus der Moldau und Wa-

lachei nach Konstantinopel führen. Darum wurde, wie seit den ältesten Zeiten, so auch in dem russisch-türkischen Kriege von 1829 der Übergang auf diesen Straßen versucht. Im Juli 1829 überschritt der Feldmarschall Diebitsch mit der russ. Armee das von den Türken nur noch schwach verteidigte Terrrain in so kurzer Zeit, daß er bereits 26. Juli Karnabab erreicht hatte und gegen Adrianopel vordringen konnte, nachdem er noch durch siegreiche Gefechte 17., 18. und 19. Juli auf bulgar. Boden die türk. Armee des Großveziers eingeschüchtert und in die nördl. Festungen verschlagen hatte. Dieser glücklichen und höchst folgenreichen Operation verdankte Feldmarschall Diebitsch den Beinamen Saballanski, d. h. Balkanbezwiner. Auch im russisch-türkischen Kriege von 1877—78 (s. d.) war der B. der Schauplatz heftiger Kämpfe. Vgl. Rantz, «Donau-Bulgarien und der B.» (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1880).

Balkanhalbinsel, Hämushalbinsel, auch Türkisch-Griechische Halbinsel, ist in geogr. Hinsicht die Bezeichnung für die südöstl. Halbinsel Europas, vom rechten Ufer der Sau und der Donau an gerechnet; in polit. Hinsicht versteht man dagegen insgesamt darunter: die europ. Türkei (ohne die Inseln), die Königreiche Griechenland (ohne Morea und die Inseln), Rumänien und Serbien, und die Fürstentümer Montenegro und Bulgarien. (S. die betreffenden Artikel.) Vgl. Müller, «Die Balkanhalbinsel und ihre Völker vor der Lösung der orient. Frage» (Bauhen 1869). (Hierzu eine Karte: Balkanhalbinsel.)

Balkaschsee, richtiger Balchaschsee, bei den Anwohnern Dengis, Al-Dengis (Weißes Meer) oder Ala-Dengis (Buntes Meer) genannt, ein See auf der Grenze der russ. centralasiat. Gebiete Semipalatinsk und Semirjetschensk, nach dem Kaspi-, Aral- und Baikalsee der größte im Russischen Reiche, erstreckt sich, zwischen 46 und 48° nördl. Br., von 91—97° östl. L. (von Ferro) erst in der Richtung von S. gegen N., dann von W. nach O. Der See ist 525 km lang, im WSW-Teile 87 km, im östl. Teile der Mündung der Flüsse Karatal und Uepsa gegenüber 9—17 km breit, bedeckt eine Fläche von 20616 qkm und liegt 238 m über dem Meere. Die Tiefe ist nirgends über 25 m, größer auf der Nord-, geringer auf der Südseite. Die nördl. und westl. Ufer mit ihren scharfbegrenzten Contouren sind terrassenartig, abschüssig, das Plateau des Randes, bedeckt mit Kalksand, mit wenig Flüssen, die sich wie der Tofrau im Sande verlieren. Anders ist der Charakter der Südseite. Hier hat der Uferstrand keine scharfen Umriffe, dagegen eine Menge Ein- und Ausbiegungen, halbinselartige Vorsprünge, und geht ganz allmählich über in eine große niedrige Steppe, welche sich an 260 km weit bis zu den Vorbergen des Alatau erstreckt, von Sandhügeln durchzogen und von einer sehr dürftigen Vegetation von Sandpflanzen bedeckt, unter denen die Anabasis ammodendron die vorherrschende ist. Dieses Gebiet bildet den größten Theil des russ. Gebiets Semirjetschensk, auch das Siebenstromland genannt von den Steppenträffern, wie der große Ili, der Karatal oder Kartal, Alsu, Uepsa u. s. w., die teils mit weitreichenden Delten in den See gehen, teils denselben nicht erreichen oder vom See aus nicht befahren werden können; nur ein Arm des Ili ist vom See aus beschiffbar. Denselben Steppencharakter hat das Land im O. des B. Hier liegen

die Reste seiner ehemaligen Fortsetzung: der Cassyl-Kul und der Ma-Kul oder Ara-Kul, letzterer mit der kleinen, früher irrthümlich für vulkanisch gehaltenen Insel Aral-Tube. Die ganze Steppe hat das Ansehen eines noch nicht lange vom Wasser befreiten Seebodens. Die zahlreichen Buchten des B. sind alle mit Schilfwaldung bewachsen, die oft 7 m Höhe erreichen. Unter den zahlreichen Inseln des Sees, die sämtlich in der Nähe des Ufers liegen, ist die größte Utsch-Aral, die 16 km lang und auf der Nordwestseite eine gute Hafenbucht hat. Das Wasser des Sees ist sehr klar, aber, besonders an den Rändern und in den Buchten, salzig und ungenießbar. Vom Ende November bis April ist der See mit Eis belegt. Fische nährt er nur von kleiner Art. Auf Befehl des Generalgouverneurs Kasfort ging 1852 eine topogr. Expedition zunächst von der Nordseite bis zu den Mündungen des Karatal und Lepsa, 1853 bis zu der Mündung des Ili. Ein von Kusnezow und Pallevski ausgerüstetes russ. Schiff ging 1855 im Ili über 520 km aufwärts bis zum Ilischischen Bitet, doch hat diese Fahrt kein praktisches Resultat gehabt.

Balken (Bälken, Halbpfügen), diejenige Art des Aderns der Felder, bei welcher zwischen je zwei Pflugsfurchen ein zwei Furchen breiter Raum ungepflügt gelassen wird. Das B. dient zur Ausfodierung und Austrocknung des Bodens.

Balken und Balkenlage. Während man unter einem Balken ein viertantig behauenes Stück Holz versteht, welches wagerecht freiliegend mit seinen Endpunkten aufruht und zum Tragen von Lasten bestimmt ist, bildet eine Balkenlage (s. Fig. 1) ein System parallelliegender Balken,

gebäuden vorkommen, dürfte diese Tiefe, schon Gründen der Beleuchtung u. s. f., das Maß 6—6,5 m selten überschreiten. Wegen des verhältnißmäßig großen Buchses der Stämme erhält man bei der arbeitung derselben zu rechtwinkeligem Querschnitt ein starkes und schwaches Balkenende und legt hier die Balken, wenn sie über mehrere Zimmer tiefen hinwegreichen sollen, zweckmäßig mit dem starken Ende über die größere, mit dem schwachen über die geringere Tiefe. Macht sich wegen großfreiliegender Länge oder Belastung der Balken Unterstützung der Balkenlagen notwendig, so folgt dieselbe, wenn sie nicht durch Mauern gehast ist, entweder von unten oder von oben, zwar im erstern Falle durch Unterzüge, Trägersäulen oder Sprengwerke, im letztern Falle durch Oberzüge, Träger oder Hängewerke. Einen griierenden Bestandteil der Balkenlagen bilden die unter den Balkenköpfen und auf der aufliegenden Mauerlatten (s. Fig. 2, e); dies sind schwächere Hölzer, über welche die Balken gelämnert werden und die theils zum genauen und wagerechten Verlegen der Balken, theils zur gleichmäßigen Übertragung des Drucks derselben auf die Mauern dienen, jedoch ein ungleiches Setzen der einzelnen Balken verhindert wird.

Die Balkenlagen bilden zugleich die Träger der Zwischendecken, d. h. der zwischen der Decke und Dielen befindlichen dichten Zwischenlage (Schub), welche zur Isolierung der Wärme und Schalls der übereinanderliegenden Räume dienen. Sie werden aber auch gleichzeitig zur Betretung der Mauern benutzt, so



Fig. 1.

besonders die in den Fensterhöfen und Mauerpfählen liegenden Balken eignen. Statt hölzernen Balkenlagen werden, wo es Holz fehlt, größere Spanplatten oder Festigkeit und Sicherheit erfordert, aus Balkenlagen (wie in Fig. 1) angewendet. In der Ortlage unter der Decke man zwischen den Stockwerks-Balkenlagen, Dachstuhl, Balkenlagen u. s. w.

Fig. 1.

welches meist zum Tragen der Decke eines untern sowie des Fußbodens eines obern Raums dient. In der Regel werden die Balken nach der Tiefe des Gebäudes zu gelegt, als der kürzern Dimension, welche eine größere Ausnutzung der Tragfähigkeit der Balken gestattet, doch sind Ausnahmen hiervon nicht selten. Da die Tragfähigkeit der Balken mit dem Quadrate ihrer Höhe wächst, so legt man die Balken stets auf die hohe Kante, d. h. gibt ihrem Querschnitt eine größere Höhe als Breite, z. B. bei beschlagenem Holze ein Fünftel, bei geschnittenem zwei Fünftel mehr. Das Maximum der Tragfähigkeit eines Balkens erreicht man bei dem Verhältnis der Breite zur Höhe, etwa wie 5 zu 7 (genauer wie $\sqrt{1} : \sqrt{2}$). Da die Stärke der Balken an natürliche Grenzen gebunden ist, so wird durch letztere auch die freiliegende Länge der Balken oder die Zimmertiefe bedingt. Bei Belastungen, wie sie in Wohn-

Die obenstehende Fig. 1 zeigt eine Stockwerksbalkenlage. In derselben sind: a ganze Balken, welche durch die ganze Gebäudetiefe mit b Streichbalken, welche zu beiden Seiten des durchgehenden Querschnitts gelegt sind, c Stichbalken, welche eines entgegenstehenden Hindernisses, z. B. eines Schornsteins, einer Fenöffnung, eines Oberlichts u. wegen abgelenkt und hier durch einen Querbalken d, Brüstung genannt, unterstützt werden müssen. Solche d, wenn einer darauf stehenden Wand oder Fachwerk, Schwelle oder einer darunter befindlichen Mauer dienen, heißen Bundbalken; es sind Mauerlatten (s. auch Fig. 2, e).

Balkh oder Balkh, Landschaft im südlichen Iran, zu Afghanistan gehörig, im nördlichen Teile desselben, sich südlich vom Amu-Darya beginnend. Im Bereich des alten Baktrien liegt

Land auf den Vorflüssen, welche im südl. Gebiete des oberen Amu die hohen Ketten des Hindu-Kusch mit den Tieflüssen Balkas vermitteln, eine Lage, welche für den Verkehr zwischen Indien und Europa von hoher Bedeutung ist und in welchem Grade es sein mußte, als die ind. und pers. Waren noch nicht den Seeweg um Afrika verfolgten. Der Charakter der Wüste herrscht vor; nur künstliche Bewässerungssysteme erschaffen fruchtbaren Boden. Wo im Sommer Traube und Aprikose reifen und der Maulbeerbaum die Seidenkultur unterstützt, da erscheint oft ein strenger Winter mit hohem Schneefall. Die Bewohner unbeseligen Stammes folgen dem veränderlichen Wilde ihrer Landesnatur; sie sind friedliche Nomaden oder räuberische Krieger, Karawanenwanderer oder Ackerbauer und Handwerker in Dörfern und Städten.

Die Stadt Ballh liegt in einer von Kanälen und Gräben vielfach durchschnittenen Gegend, welche sich dadurch zersplitterte Wasser des vom Hindu kommenden Balkas über den Dehäs oder Driag verfließt und die Einmündung in den Amu vermerkt. Die Stadt hat noch den stolzen Titel Ommeid-Kulban, d. h. die Mutter der Städte, beibehalten; sie hat auf der Nordseite eine nicht eben feste Citadelle, in welcher ein weißer Marmorblock als der Thron des Cyrus geeizt wird, und besitzt drei verschlossene Schulen; sie liegt neben dem weiten Ufer eines wüsten Trümmersfeldes von 6—7 Stunden Umfang, welches das einst glänzende Ballra oder Jariaspa, den Geburtsort Zoroasters und des Cyrus, bezeichnet. Die Stadt wurde 1220 von den Mongolen völlig zerstört. Gegenwärtig bewohnen die Stadt B. kaum 15 000 Menschen, zum Teil Eingeborene von Rabul, deren Hauptindustrie in Webereien, besonders in Seide, besteht; die Ruinenstätte, in welcher noch Karawanenferais, ein großer Bazar und eine Moschee stehen, bewohnen noch 2000 Afghanen. Im Frühjahr ziehen die letztern nach dem östlicher und höher gelegenen Resar, Hauptstadt des afghan. Luristan, mit 25 000 G.

Ballon, s. unter Luft.

Ball (ein erst seit dem 17. Jahrh. in Deutschland gebräuchliches, aus dem frz. bal, ital. ballo, vom mittellat. ballare, tanzen, gebildetes Wort) nennt man gegenwärtig die Versammlung einer zahlreichen Gesellschaft beiderlei Geschlechts zum Zwecke des Tanzes. Die Bälle unterscheiden sich von andern Tanzvergünstungen durch einen gewissen Glanz, strengere Etikette und bestimmte Ordnung. Ihr Ursprung ist in den Festlichkeiten der Höfe von Frankreich und Burgund zu suchen. Der erste B., den die Geschichte erwähnt, wurde 1385 zu Amiens bei Gelegenheit der Vermählung Karls VI. mit Isabella von Bayern veranstaltet. Doch nicht es zweifelhaft, ob sich damals schon die Färbung und der eingeladene hohe Adel persönlich am Tanze beteiligten. Im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. scheinen solenne Tanzfeste an den Höfen und auf den Schlössern des Adels nur vereinzelt und gelegentlich vorgekommen zu sein. Durch Katharina von Medici, welche auch die Maskenbälle nach Frankreich verpflanzte, mehr noch unter dem galanten Heinrich IV. gelangten die Festlichkeiten dieser Art in Aufnahme. Ihre gegenwärtige Form erhielten die Bälle unter Ludwig XIV., seit dessen Zeit sie auch in allen deutschen Residenzen nach franz. Muster eingeführt wurden. Die Hofbälle gehörten seitdem zu einem wesentlichen

Bestandteil der meisten Hoffestlichkeiten. Es bildete sich für sie, zunächst in Frankreich, ein bestimmtes Ceremoniell aus, welches, trotz seiner Feinlichkeit und Steifheit, mit geringer Abänderung auch anderwärts Aufnahme fand und erst in neuerer Zeit vereinfacht worden ist. In Paris ward 1715 der Bal de l'Opera begründet und dadurch auch den Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaften Gelegenheit gegeben, gegen ein Eintrittsgeld sich an solchen, ausschließlich dem Tanze gewidmeten Festlichkeiten zu beteiligen. Seit dieser Zeit sind die Bälle allmählich zu gesellschaftlichen Vergnügungen für alle Stände geworden. Wie in allen Sachen des Luxus und der Mode, ist Paris für das Arrangement der Bälle und der Ballettoiletten noch immer tonangebend. Auch die franz. Bals champêtres, die im Freien, bei Tage oder auch bei Nacht abgehaltenen Sommerbälle, haben in Deutschland und anderwärts Nachahmung gefunden.

Ball (Spiel mit dem B.), s. Ballspiel.

Balkarat, Stadt in Australien, s. Ballarat.

Ballade (frz., ital. ballata, von ballare, tanzen; B. also eigentlich soviel wie Tanzlied) bezeichnet bei den Römern seit etwa dem 12. Jahrh. ein kürzeres lyrisches Gedicht, welches aus drei oder vier, meist 8-, 10- oder 12zeiligen Strophen nebst Refrain bestand, in der Regel Liebeslagen zum Inhalt hatte und ursprünglich zur Begleitung des Tanzes gesungen wurde. In Italien haben unter andern auch Petrarca und Dante derartige B. gedichtet. Auch in Frankreich waren unter dem Namen B. ähnliche kleine lyrische Dichtungen, die in der Regel aus drei Strophen mit Refrain bestanden, bis zur Zeit Ludwigs XIV. sehr beliebt. Von Frankreich aus kam das Wort nach England und Schottland, erhielt aber hier eine ganz andere Bedeutung, indem dasselbe als Bezeichnung für die lyrisch-epischen Volkslieder verwendet wurde, die von Percy in den «Reliques of ancient English poetry» (1765) gesammelt wurden und außer auf die engl. auch auf die Entwicklung der deutschen Ditteratur einen tiefgehenden Einfluß ausübten. Infolge dessen wird das Wort B. in Deutschland in demselben Sinne von Dichtungen gebraucht, die in dem Tone der alten engl. und schott. Volkslieder gehalten sind. In der B. überwiegt im Gegensatz zu der mehr epischen Romanze (s. d.) das lyrische Element. Die B. ist ursprünglich ausschließlich für den Gesang bestimmt; die Handlung trägt einen düster-schauerlichen Charakter und schreitet oft sprunghaft vor, so daß die Ergänzung der fehlenden Mittelglieder der Phantasie des Hörers überlassen bleibt. In Deutschland sind vor allen Bürger, Goethe, Uhland und Heine als Balladenbichter zu nennen.

Ballagi (Mor.), ursprünglich Blosch, ungar. Sprachforscher und theolog. Schriftsteller, geb. 18. März 1815 zu Jnóc; im jemptiner Komitate von jüd. Eltern, besuchte das reform. Kollegium zu Vápa und die pester Universität. Nachdem er sich noch 1839 in Paris mit orient. Studien beschäftigt, veröffentlichte er im Interesse seiner Glaubensgenossen das Schriftchen «A zsidókról» («Über die Juden», Pest 1840). In der seitdem von ihm verfolgten Absicht, die letztern zu magyarisieren, begann B. eine ungar. Bibelübersetzung mit kritischen und exegetischen Anmerkungen, von welcher aber nur die Bücher Moses und Josua erschienen sind (Pest 1840—43). B. wurde 1840 Mitglied der Ungarischen Akademie, ging dann 1843 nach Deutschland,

trat hier zum Protestantismus über und studierte ein Jahr lang in Tübingen Theologie. Im J. 1844 als Professor an das evang. Lyceum zu Szarvas berufen, wirkte er daselbst bis zur Revolution, während welcher er erst als Generalstabssekretär unter Görgei, dann als Sekretär im Kriegsministerium diente. Im J. 1851 lehrte er in seine frühere Stellung nach Szarvas zurück, wandte sich aber einige Zeit darauf nach Keckemet und von hier nach Pest, wo er an der reform. evang.-theol. Anstalt wirkte. Er wurde 1858 ordentliches Mitglied der Akademie und trat 1878 vom Lehramte zurück. B. s. Auf gründet sich in erster Linie auf seine Arbeiten über die maggar. Sprache. Hierher gehören: „Ausführliche theoretisch-praktische Grammatik der ungar. Sprache“ (Pest 1843; 8. Aufl. 1881), „Vollständiges Wörterbuch der ungar. und deutschen Sprache“ (2 Bde., Pest 1843; 5. Aufl. 1881), „Magy. nyelo teljes szótára“ („Vollständiges Wörterbuch der maggar. Sprache“, 2 Bde., Pest 1873), welche letztern die besten lexicographischen Darstellungen des maggar. Sprachschates sind; die Sammlung der maggar. Sprichwörter (2 Bde., Pest 1850; 2. Aufl. 1855) und die hebr. Sprachlehre in ungar. Sprache (Pest 1856; 2. Aufl. 1872). Als Theologe gründete B. 1858 das „Protestant egyházi és iskolai lap“ („Prot. Kirchen- und Schulzeitung“), das Organ der freien prot. Kirchenrichtung. Ferner veröffentlichte er die Schriften: „Die Protestantensfrage in Ungarn und die Politik Österreichs“ (Hamb. 1860), „Tájékozás“ („Orientierung auf dem Felde der Theologie“, Pest 1862; 2. Aufl. 1863), „Renaisszánsz“ (1864), „Der Kampf des Protestantismus gegen den Ultramontanismus“ (1864), „Biblische Studien“ (2 Hefte, 1865, 1868) und andere ungar. Schriften. — Seine Söhne Géza (geb. 1851, Professor an der Rechtsakademie in Szárospatak) und Aladár (geb. 1853, Professor der neuern Geschichte an der Universität Pest) haben sich auch bereits durch histor. und litterarhistor. Arbeiten hervorgethan.

Ballanche (Pierre Simon), franz. histor.-philos. Schriftsteller und Dichter, geb. 4. Aug. 1776 zu Lyon, wurde frühzeitig infolge von Krankheit zu einem kontemplativen Leben geführt. Sein Vater war Besitzer einer Buchdruckerei und Buchhandlung, und er selbst stand diesem Geschäft lange Zeit vor. Von seinen ersten schriftstellerischen Versuchen ist die gegen die Bergpartei gerichtete Schrift „Du sentiment considéré dans ses rapports avec la littérature et les arts“ (Lyon 1801) hervorzuheben. Aber erst mit der „Antigone“ (1814), einer symbolisch-epischen, in einer trefflichen Prosa geschriebenen Dichtung lenkte B. die Aufmerksamkeit auf sich. Das Gedicht kann gewissermaßen als Einleitung zu B. s. histor.-philos. Werken gelten, da es bereits seine Lehre von der Sühne im Reime enthält, welche die Basis seiner ganzen Philosophie bildet. Die Rückkehr der Bourbonen, deren Anhänger B. stets geblieben war, veranlaßte ihn, seinen seitdem Wohnsitz in Paris zu nehmen. Er veröffentlichte darauf seinen „Essai sur les institutions sociales“ (Par. 1818), in welchem er die sich bekämpfenden Ansichten der Ultras und der Liberalen zu versöhnen suchte. Sein Hauptwerk war eine unvollendete gebliebene Philosophie der Geschichte: „Essai de palingénésie sociale“, welches neben manchen mystischen Partien viel tiefinnige Spekulationen enthält. B. starb 12. Juni 1847. Er stand mit keinem seiner Landsleute in philos. Zusammen-

hänge und blieb lange unbeachtet. Erst seit ein Gesamtausgabe seiner Werke (4 Bde., Par. 1881) begann er einigen Einfluß zu gewinnen. Seit 18 war er Mitglied der Akademie.

Ballantyne (James R.), ausgezeichnetes Diktator, geb. 13. Dez. 1813 zu Kello in der ldn Grafschaft Roxburgh, widmete sich am Kollege der Ostindischen Gesellschaft zu Hailebury mehr Jahre der Erlernung orient. Sprachen und war nach seiner Rückkehr nach Edinburgh als Lehrer derselben an der Naval and Military Academy gestellt. Später ging er nach Ostindien, wo er 1841 die Stellung eines Direktors (Principal) im College zu Benares und seit 1856 zugleich die Professur der Moralphilosophie bekleidete; 1861 in Europa zurückgekehrt, wurde er Bibliothekar d. East-India Office, starb aber schon 16. Febr. 1881. Seine ersten Schriften waren meist Hilfsbücher für den Unterricht im Sanskrit und den neuern Sprachen. Dahin gehören: „Catechism of Sanskrit grammar“ (Lond. 1843; 2. Aufl. 1868), „Elements of Hindi Braj-Bakha grammar“ (Lond. 1839; Aufl. 1862), „Grammar of Hindostanee language“ (Lond. 1838 u. 1842), „Grammar of the Mahra language“ (Edinb. 1839) u. s. w. In Indien gab die Sanskritgrammatik „Laghu-Kaumudi“ in Übersetzung und Kommentar (3 Bde., Mirzapur 1849–52; 2. Aufl., Benares 1867), das erste Buch des „Mahābhāṣya“ oder des Kommentars des Patanjali über die Grammatik des Pāṇini und den Anfang einer Übersetzung des „Śāhityadarpana“ heraus. Von besonderm Werte sind jedoch seine Übersetzungen der Grundwerke der Nyāya- und der Sāṅkhya-Schule sowie die einzigen Traktate d. Vedānta-Philosophie und der übrigen ind. Philosophenschulen. Eine Vermittelung der ind. mit d. europ. Wissenschaft versuchte er unter anderm. „Synopsis of science, in Sanskrit and English“ (Benares 1856) und „Christianity contrasted with Hindu philosophy“ (Benares 1859).

Ballarat, Ballaarat, Stadt, Bischofsitz u. eins der wichtigsten Diggings oder Goldlager dem Goldbistrit der engl. Kolonie Victoria im Südastralien, liegt im County Grenville, 100 km. WNW. von Melbourne, 82 km im NW. von Geelong, mit beiden durch eine Eisenbahn verbunden. Außerdem führt auch eine Eisenbahn d. Ararat nach Horsham (110 km), eine andere zu Maryborough (65 km). B. zerfällt in zwei schiebende Städte mit getrennter Municipalverwaltung, in B.: East mit (1881) 16044 E. u. B.: West mit 22425 E. Im Okt. 1851 wurde d. reiche Goldlager entdeckt und B. ist seit dieser Z. zu einer der schönsten Städte ausgeblüht. Das bezeichnete sich von Anfang an durch Reinheit u. Reinheit aus, so daß es für das feinste von all bis jetzt auf der Erde gefundenen gilt. Ebenio ist als Fundort der größten Goldklumpen (von 15–75 kg Schwere) berühmt. Bald nach seiner Entdeckung hatten sich nicht weniger als 7000 Goldgräber eingefunden, welche vorläufig eine Zeltstadt errichteten. Anfangs fand man das Gold an der Oberfläche, später in einer Tiefe von 1–30 m; jetzt ist die Bearbeitung rein bergmännisch mit Maschinen betriebenen Bergbauergesellschaften mit bedeutendem Betriebskapital. Ende 1880 waren im NW im ganzen 8218 Goldgräber beschäftigt (mit 21 2000 Chinesen); der bearbeitete Grund und Bod. bedeckt einen Flächenraum von 416 qkm. S.

1878 befindet sich in B. eine von der Regierung subventionirte Bergakademie zur theoretischen und praktischen Ausbildung, mit einer bedeutenden Bibliothek und einem Museum. Mehrere Hüttenwerke, Gerbereien, Seifensiedereien und andere Fabriken zeugen von der steigenden Gewerthätigkeit der Einwohner. Außer dem Goldlager besitzt B. einen großen Schatz in dem besten Ackerboden der ganzen Colonie, auch eignet sich der Distrikt vorzüglich zur Schafzucht und produziert die wichtigste Wolle in Australien.

Ballast nennt man diejenigen wertlosen oder wenigstens fast wertlosen, aber schweren Massen, z. B. Sand, Steine, schwere Hölzer, die man in den untersten Raum der Seeschiffe bringt, um den gehörigen Tiefgang und ein stabiles Gleichgewicht des Schiffs beim Schwimmen in aufrechter Stellung zu ermöglichen. Man bedient sich gern solcher Gegenstände als B., die am Ankunftsorte noch einigen Wert haben. Auch hat man die Benennung auf die Sandbänke u. dgl. übergetragen, welche Lustschiffe mit in die Höhe nehmen um das Steigen des Ballasts zu regulieren; je höher man steigen will, desto mehr Ballast wird ausgeworfen. Endlich wird B. metaphorisch jede unnütze Belastung genannt.

Ballei (vom mittellat. ballivus) nannten die Tempelherren, die Deutschen Ritter und die Johanniter die einzelnen Provinzen ihrer Territorialverwaltungen oder auch die Unterabteilungen der Provinzen, und es scheint dieser Name früher mit Namen der Komturei ganz gleichbedeutend gebraucht worden zu sein. Die meisten B., namentlich in Frankreich, hatten die Tempel; die Besitzungen der Johanniter waren zunächst in Priorate und diese erst in B. geteilt. Die Deutschen Ritter zählten in Deutschland in der spätern Zeit und bis zur Auflösung des Deutschen Reichs 11 B., die wieder in verschiedene Kommanden zerfielen; diese B. waren: 1) die elsassische, 2) die österreichische, 3) die tirolische, 4) die zu Rothenburg, 5) die bairische, 6) die zu Bielefeld, 7) die weisfällische, 8) die löwensteiner, 9) die heilsche, 10) die thüringische und 11) die sächsische. Früher gehörte auch die von Utrecht dazu, ward aber dem Orden überliefert. Die ersten acht B. waren katholisch, die drei letztern protestantisch. (S. Baill.)

Balleisen oder Balleneisen (frz. sermoir à rond, engl. skew-chisel), ein Werkzeug, das vom Stenmeisen nur durch die schräge Stellung der Schneide unterscheidet, welche ein leichtes Einbringen in das Holz und somit ein bequemes Abschneiden vorstehender Teile sowie die Bearbeitung winkliger Vertiefungen gestattet.

Ballen hieß früher ein Zahl- oder Stückmaß für vier, von 10 Ries oder 200 Buch. Da das Buch Trudpapier 26, bei Schreibpapier 24 Bogen hielt, so bestand ein Ballen beim ersten aus 20, beim letztern aus 4800 Bogen. Seit 1877 wird man nicht mehr nach B., sondern nur nach (Kauris) zu 100 Lagen oder Festen zu 10 Bogen unter Papier. — Im Tuchhandel ist ein B. ein Stück im Leberhandel = 20 Rollen oder 1600 Yards; ferner in England 1 B. Baumwolle = 400—440 engl. Pfund. In den Vereinigten Staaten von Amerika ist der B. Baumwolle = 1600 Yards, und zwar von 360 bis zu 500 Pfund (Lager von 280 bis zu 720 Pfund).

Balleist, Kreisstadt im Herzogtum Anhalt, 18 Meilen nördlich des Unterharzes an der Gera

gelegenen, durch eine Zweigbahn nach Frose mit der Staatsbahn Halle-Leine verbunden, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Kreisdirektion und zählt (1880) 4811 Q., welche sich hauptsächlich mit Land-, Garten- und sehr ergiebigem Obstbau, mit Bierbrauerei u. s. w. beschäftigen. B. war seit 1766 Residenz der Herzoge von Anhalt-Bernburg und ist seit 1868 Witwenfiskus der Herzogin Friederike. Das Schloß war ursprünglich ein Benediktinerkloster, dessen Abt 1526 seine Rechte an den Fürsten Wolfgang abtrat, welcher dasselbe zur fürstl. Residenz einrichten ließ. Es liegt auf einem Felsenberge, hat einen sehr schönen Park und enthält die herzogliche Bibliothek, verschiedene Sammlungen und mehrere gute Bilder niederländ. Meister. In der Schloßkirche sind die Gebeine Albrechts des Bären neuerdings aufgefunden. Umweit des Schloßes liegt das Erziehungsanstalt des Prof. Dr. Brindmeier, welches reale und gymnastische Bildung erzielt und die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst gewährt. In der Nähe des Ortes liegt der Ziegenberg, das Jagdhaus auf dem Röhrkopf und die Gegenheide bemerkenswerth. [Länger.

Ballerino (ital.), Tänzerin; Ballerino, Ballestros (Don Francisco), span. General und Staatsmann, geb. 1770 zu Saragossa, trat früh in Kriegsdienste und focht schon 1793 gegen die Franzosen. Auf eine ungerechte Anklage verlor er 1804 seine Hauptmannsstelle, ward jedoch bald nachher bei einem Zollamte in Murrien angestellt. Von der Junta dieser Provinz ermächtigt, beim Einbruch der Franzosen 1808 ein Regiment zu bilden, vereinigte er sich mit Castaños und kämpfte unter der Regentschaft von Cadix mehrere Jahre ruhmvoll im Süden des Reichs. Nach Ernennung des Herzogs von Wellington zum Oberbefehlshaber weigerte er sich, unter einem Fremden zu dienen, wurde verhaftet und nach Ceuta verbannt. Bald aber erhielt er wieder den Befehl über ein Armeekorps. Nach Ferdinands VII. Rückkehr ward er 1815 Kriegsminister, verlor jedoch schon 28. Okt. durch die Intriguen der Hoffamarilla diese Stellung wieder und lebte mehrere Jahre zu Valladolid außer Thätigkeit. Beim Ausbruch des Aufstandes von 1820 von Ferdinand VII. zurückgerufen, wählte er den König zur Annahme der Konstitution von 1812 zu bestimmen. Ferdinand VII. ernannte ihn zum Vizepräsidenten der provisorischen Regierung. B. ließ alsbald die Staatsgefängnisse und Kerker der Inquisition öffnen und gab der Stadtbehörde zu Madrid wieder die 1812 von den Cortes geschaffene Einrichtung. Als im Juli 1822 die Feinde der Konstitution mit Hilfe der Garde die Verfassung umzustürzen suchten, zerstreute er die Anführer an der Spitze der Milizen. Im Kriege von 1823 gegen die Franzosen befehligte er die zur Vertreibung von Navarra und Aragonien bestimmte Heeresabteilung, mußte sich aber unter unglücklichen Umständen in den Säben zurückziehen und an der Grenze Granadas 14. Aug. eine Übereinkunft mit dem franz. Heerführer eingehen. Nachdem der König durch Verfügung vom 1. Okt. alle Befehle der konstitutionellen Regierung für ungültig erklärt hatte, sprach B. in einem Schreiben an den Herzog von Angoulême seine Verwahrung gegen diesen Beschluß und die dadurch hergestellte unumschränkte Gewalt aus. Da er von der Amnestie ausgeschlossen war, flüchtete er 1824 nach Paris, wo er 29. Juni 1832 starb. — Luis Lopez B., sein Bruder, geb.

1778 in Galicien, seit 1808 Kriegskommissar, war Generaldirektor der Staatseinkünfte, als ihm 1825 durch Ugarte's Einfluß das Finanzministerium in einer Periode der tiefsten finanziellen Zerrüttung übertragen wurde. Vielen Schwierigkeiten zum Trotz verwaltete er dieses Amt bis 1833, wo er, der absolutistischen Partei zuneigend, unter den veränderten Verhältnissen seinen Abschied nahm. Im Besitze eines großen Vermögens, lebte er fortan von öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen bis an seinen Tod 12. Okt. 1853.

Ballestrem di Castellengo (Eufemia, Gräfin von), beliebte deutsche Romanschriftstellerin, geb. 18. Aug. 1854 zu Katisbor in Oberösterreich, seit 1872 Mitarbeiterin verschiedener belletristischer Zeitschriften, sammelte ihre in denselben veröffentlichten und von Kritik und Publikum günstig aufgenommenen Arbeiten unter den Titeln: »Blätter im Winde. Novellen« (Wresl. 1876), »Gesammelte Novellen« (Wresl. 1876) und »Verschlungene Pfade« (Wresl. 1877). Diesen folgten die Romane »Lady Melusine« (1878), »Das Erbe der zweiten Frau« (1878) und »Feiderdslein« (1880). Ihre Gedichtsammlung »Tropfen im Ocean« (1878) verrät nicht gewöhnliches lyrisches Talent. Auch schrieb sie das Drama »Ein Meteor« (1880) und gab eine Reihe von Anthologien deutscher und engl. Dichter heraus.

Ballet, von gleicher Abstammung mit dem Worte Ball (s. d.), ist eine durch kunstvollen Tanz und Pantomime unter Musikbegleitung dargestellte Handlung. Die pantomimischen Opfertänze des Altertums, aus welchen die attische Tragödie hervorgegangen sein soll, sowie die theatralischen Tänze, die dem antiken Chorus eigen blieben, sind nicht als die unmittelbaren Ausgangspunkte des modernen B. zu betrachten. Das B. unserer Zeit ist vielmehr im Dienste und zum Vergnügen der Höfe entstanden und erhielt in Italien seine erste Ausbildung. Zu Anfang des 16. Jahrh. kultivierte man es besonders am turiner Hofe, wo die Prinzen und Prinzessinnen selbst durch Gesang, Deklamation und Tanz mitwirkten. Balthagerini, Musikdirektor der Katharina von Medici, führte das B. zuerst in Frankreich ein, wo es bald so beliebt wurde, daß Ludwig XIII. auf einem dieser B. mittanzte, welches Beispiel Ludwig XIV. in seiner Jugend nachahmte. Noch 1699 betrat dieser im B. »Flora« die Bühne. Das B. erschien bis dahin stets in Verbindung mit Elementen der Oper, ja der Komödie; so in den von Lully komponierten Werken Quinaults und in Molièreschen Lustspielen. Das B. hatte noch wenig dramatischen Ausdruck und bedurfte noch der Erklärung durch Gesang und Recitation. Erst von 1697 an wurde Antoine Goubaud de la Motte Reformator des B., indem er die dramatische Handlung und leidenschaftliche Zustände durch das B. selbst ausdrücken ließ. Um dieselbe Zeit traten zuerst Frauen als Tänzerinnen im B. auf, ungefähr gleichzeitig wie in Oper und Schauspiel, während bis dahin nur Männer in denselben getanzt hatten. Doch findet man Ballettänzerinnen von Bedeutung nicht vor 1790. Noverre (s. d.) war es, der um die Mitte des 18. Jahrh. das B. von der Oper ablöste und zu dramatischer Selbstständigkeit erhob, auch eine Theorie desselben begründete. Das mytholog. B., der Überrest der versauften Herrlichkeit, fand zur Zeit des Konfultats seinen Untergang, indem es von den neuerstandenen komischen B. »Dancesomanie«, »La fille mal gardée« und den »Arlequinades«

verdrängt wurde. Vincenzo Galeotti in Kopenhagen ging in der von Noverre eingeflagenen Richtung weiter, indem er das B. im antiken Sinne auf die rein dramatisch-plastische Prinzip juradführte und diesem den Tanz unterordnete, statt ihm das Übergewicht zu gestatten; dasselbe erhielt hierdurch den Charakter großer rhythmisch-plastischer Pantomimen. Diese glänzenden und genialen Bestrebungen sind am längsten auf dem mailänder Theater fortgesetzt worden, wo das B. die lebensvollsten und großartigsten Tableaux, im pantomimischen Ausdruck aber die größten Wagnisse unternommen hat, die sogar weit über die Grenzen der Pantomime hinausliegen; unter mehreren Tragödienstoffen hat man dort sogar den »Hamlet« als B. aufgeführt. Im allgemeinen ist jedoch das B. seiner edeln Wirkung und echt künstlerischen Bedeutung untreu geworden und erschöpft sich in Schaustellung körperlicher Fertigkeiten und Reize. Da es seinen Blick darauf angewiesen ist, bloß die Schaulust zu beschäftigen und zu fesseln, so macht sich auch bei der größte Aufwand von Dekorations- und Kostümpacht in mannigfaltiger Abwechslung notwendig. Vgl. Menétrier, »Des ballets anciens et modernes« (Paris 1682); Cahusiac, »Traité de danse ancienne et moderne« (3 Bde., Paris 1733) Boß, »Der Tanz und seine Geschichte« (Berlin 1868).

Ballhammer (frz. chassee en biseau, engl. chamfered set-hammer), scharfer Hammer, ein hammerähnliches Werkzeug, das, auf das Arbeitstück gestellt, unter dem Schlag des Schmiedehammers einen spitzwinkeligen Ansatz bildet.

Ballhorn oder Balhorn (Joh.), Buchdruck- und Lühed, welcher 1531—99 daselbst lebte und den der Ausdruck ballhornisieren oder ballhornen, d. i. soviel als geschmacklos verändern in einem Schriftwerke machen, oder solches verschlechtern statt verbessern, zurückgeführt wird. Nach der gewöhnlichen Annahme druckte schon damals Fribeln, auf deren letzter Seite 1 Bild eines an den Füßen gespornten Hahns u. Auch B. soll eine solche gedruckt, dabei die Sporen weggelassen, dafür aber dem Hahne zwei (oder u. andern einen ganzen Korb) Eier zur Seite gesetzt und auf Grund dieser Veränderung auf den die Worte »verbessert durch Joh. B.« gesetzt sein. Dies ist jedoch insofern unwahrscheinlich, als in dem Bild des Hahns auf der letzten Seite der Fribel erst im 18. Jahrh. aufkam. Nach neuern Untersuchungen bezieht sich jener Ausdruck vielmehr auf eine vorzugsweise vom Senator von Eilen gebildete Ausgabe des Lühedes Stadtrechts, welches 1586 von B. gedruckt wurde, aber allort eine verfehlte Arbeit Label ersuhr. Vgl. Graul »Historische Schriften« (Wb. 3, Lühed 1836).

Ballina, Hafenstadt in Irland, Provinz Connaught, Grafschaft Mayo, am Mayo, 11 km östlich seiner Mündung in die Killalobai, zählt (1854) 5843 E., welche nicht unbedeutenden Handel mit Ackerbauprodukten und Lachs treiben. Der Hafen ist für Schiffe von 200 t praktikabel. 3 Brücken führen zur Vorstadt Ardarae, welche rechts am Flusse, in der Grafschaft Sligo, liegt. B. ist der einzige Ort Großbritanniens und Irlands während der Revolutionskriege den Franzosen vorübergehend in die Hände fiel (August 1798).

Ballinasloe, Stadt in Irland, Provinz Connaught, am Sud, der sich hier in mehrere Äste teilt und schließlich in den Shannon fließt, an

Balling (Nähe: Kilmorye, Galloway, 57 km von Glasgow entfernt). Die Stadt wird durch den Suden in zwei Teile geteilt, von denen der größere auf dem linken Ufer zur Grafschaft Galloway, der kleinere auf dem rechten Ufer zur Grafschaft Northampton gehört. Im Jahr (1871) 5062 Q., treibt Zärbererei ab Lagerbau, bearbeitet Steinbrüche, und hält in der Nähe Obster den größten Viehmarkt Irlands mit 6000 Schafen und 18000 Rindern).

Balling (Karl Joseph Napoleon), Chemiker, geb. 2. April 1806 zu Gabelshütte im böhm. Kreis Prag, wo sein Vater damals Hüttenkontrolleur an der Hütte des Grafen Rothemann war. Der junge B. erhielt seit 1813 seinen Unterricht in Prag und begab zu seiner weiteren Ausbildung 1820 die philosoph. Schranzhalle in Prag. Nach seiner Rückkehr in das elterliche Haus (Sept. 1823) wurde B. lehrlich praktisch im Bergbau und in Eisenhütten beschäftigt, erhielt aber schon im Nov. 1824, erst provisorisch, seit April 1826 definitiv eine Anstellung als Dozent für das Fach der Chemie an der k. k. technischen Schranzhalle in Prag und nach seinem Tode im Juli 1836 den Lehrstuhl für Chemie. B. starb 17. März 1868 in Prag. Schon im 1834 hatte er sich vorzugsweise Versuchen über Gärungschemie zugewandt, deren Ergebnisse er später in seinem Hauptwerke: „Die Gärungschemie wissenschaftlich begründet und in ihrer Anwendung auf Bäckerei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Schnitzerei praktisch dargestellt“ (4 Bde., Prag 1845—47; 3. Aufl. 1865) zusammenführte. Die landwirtschaftlich-technischen Gewerbe erhielten durch die Resultate dieser Forschungen eine wissenschaftliche Förderung. Namentlich gebührt B. auch das Verdienst, das Saccharometer bei der Brauerei und Zuckerfabrikation eingeführt zu haben. Mehr verschiedenen Anleitungen zur Anwendung des Saccharometers sind von seinen übrigen Schriften noch hervorzuheben: „Über einige der wichtigsten Begriffe des Eisenhüttenwesens“ (Prag 1829) und „Der Eisenverzehrung in Böhmen“ (Prag 1849).

Balling, im Mittelalter eine Art Kriegsfahrzeuge der Engländer und Franzosen.

Balling (grch.), Hüpfen, Laufen; in der Reizung der Brust.

Ballista (vom lat. ballista, dieses vom griech. βάλλω, d. h. werfen) bezeichnete im Altertum Wurfgeschosse, welche zum Werfen von Steinen oder steinernen Kugeln im stark gekrümmten Bogen bestimmt waren. Sie gleichen im Gebrauch unsern heutigen Kanonen, während eine andere Gattung der Wurfgeschosse, die Katapulten (s. d.), zum Schießen eher Meile in mehr horizontaler Richtung dienten, also unsern heutigen Kanonen entsprachen. Bei den Griechen dienten im Sinne der B. die *Valina* (Lithobolen), gebildet aus starken Holzgeräten, bei denen zur Führung des zu schleudernden Geschosses, ähnlich wie bei der Armbrust, eine Rinne diente, welche oft unter einem Winkel bis 45 Grad. Als bewegende Kraft für das Geschoss wirkten zwei voneinander unabhängige Arme, die durch angebrachten, aus starken, zusammengefügten Sehnen gebildeten Zylindern festten, und diese Enden durch eine starke Sehne verbunden waren. Spannte man letztere, unmittelbar auf das zu werfende Sehne an, bog man also die Arme ab, so drehten diese natürlich die senkrechten Zylinder zusammen, sodass, wenn man zum schleudern des Geschosses die Verbindungssehne

löstlich, deren natürliche Schnellkraft sich mit der Gewalt des beim Vorwärtsgehen der Arme sich umeinander drehenden senkrechten Sehnenzylinder vereinigte.

Eine den Römern eigentümliche Konstruktion von B. war der *Onager*, der ebenfalls zum Werfen von Steinen und Steinkegeln, öfters auch von verwerfenden tierischen Körpern benutzt wurde, welche die Luft in den belagerten Städten verpönten und somit Kämpfer erregen sollten. Der *Onager* (s. beif. handsch. Abbildung) hatte nur einen Arm, der

mit dem einen Ende zwischen starken, zusammengekehrten, horizontal im Gerüst liegenden Sehnen festte, während das andere freie Ende in Form eines kolossalen Löffels, zur Aufnahme des Geschosses, gestaltet war. Zum Ziehen des Geschosses zog man das freie Ende des in einer vertikalen Ebene sich bewegenden Arms mittels eines Bindewerks nieder, hielt den Arm mit einem Haken fest und belastete den Löffel. Der horizontale Sehnenstrang war durch das Niederziehen des Arms gespannt, also zur Kraftentwidelung bereit. Sollte man schleudern, so schlug man den Haken heraus; der Arm wurde nun von der sich aufziehenden Sehne in die Höhe gerissen und schleuderte dabei den Inhalt des Löffels im hohen Bogen fort.

Die B. wurden den Römern durch die Griechen bekannt. Erstere bedienten sich derselben bereits in den Punischen Kriegen, und diese Maschinen bildeten wahrscheinlich bis in das 8. Jahrh. n. Chr. die einzigen Wurfgeschosse der Römer. Von da ab ward der *Onager* als Wurfgeschütz und neben ihm ein Bogengeschütz mit einem eisernen aus den Namen B. erhielt, als B im Sinne der Katapulten verwendet wurden die Römer die B. nur bei der Verteidigung fester Plätze sowie im Feldzuge nur bei der Verteidigung. Erst in der spätesten Kaiserzeit kommen vierräderige B. auch *Carroballisten* genannt, als Horizontalgeschosse im Feldzuge vor. Die schwersten B. warfen Körper von 2—6 Ctr. Gewicht auf Entfernungen von circa 1000 Schritt. Im Mittelalter wurden ähnliche Konstruktionen wie die alten Schleudergeschosse unter den Namen *Mangon*, *Steinbliden*, *Katwerle* verwendet.

Bgl. Tufour, „Mémoire sur l'artillerie des anciens et sur celle du moyen âge“ (Paris und Weid 1840); Rüstow und Köpke, „Geschichte des griech. Kriegswesens“ (Mann 1852); Jahn, „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens“ (Berlin 1880).

Ballistik ist die auf die Mathematik und Physik als Hilfswissenschaften basierte Lehre von der Bewegung geworfener oder geschossener Körper, namentlich der mittels des Schießpulvers aus Feuerwaffen fortgetriebenen Geschosse, im luftverfüllten Raum. Soweit die Bewegung des Geschosses im

Feuerrohr erfolgt, spricht man auch von innerer B., im Gegensatz zur äußern, welche die Bewegung außerhalb des Rohrs betrachtet. Praktische B. oder Schießkunst umfaßt den rationalen Betrieb des praktischen Schießens. Das Hauptproblem der wissenschaftlichen B. ist die Entwicklung der Abhängigkeit der Flugbahnkurve, welche auch die ballistische Linie genannt wird, von ihren Faktoren (Pulverkraft, Schwerkraft, Luftwiderstand, Rotation) in mathematisch begründeter Form. Hierzu ist das Verständniß der höhern Mathematik erforderlich, und die gewonnenen Resultate haben nur für Männer der Wissenschaft und Waffentechniker Wert. Annähernd lassen sich einzelne Gesetze auch mittels der Elementarmathematik darstellen. Für den praktischen Soldaten ist das Schießen aber ein Probieren, das durch aus der Erfahrung hergeleitete Lehren geregelt werden kann.

Die ersten Untersuchungen über die Form der Flugbahn der Geschosse (aus Feuerwaffen) rühren von Tartaglia (1546) her. Galilei stellte mittels der Gesetze der Schwerkraft die parabolische Theorie auf, welche die Einwirkung des Luftwiderstandes auf die Geschosse zwar außer Acht läßt, auf die Bahn von Geschossen mit geringem Luftwiderstande aber ohne großen Fehler angewendet werden kann. Die Erkenntniß der Gesetze des Luftwiderstandes verdankt man Newton, welcher 1687 nachwies, daß die Flugbahnkurve keine Parabel sein könne. Robins (1742) beschäftigte sich mit der Bestimmung der Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse und ist der Erfinder des noch heute gebräuchlichen ballistischen Pendels. Mittels desselben mißt man die Geschwindigkeit des Geschosses kurz vor der Mündung des Rohrs, indem man gegen einen hier pendelartig aufgehängten Holzblock schießt, aus dessen Ausschlagwinkel sich jene Geschwindigkeit annähernd berechnen läßt.

Die erste wirkliche Auflösung des ballistischen Problems verdankt man dem Mathematiker Euler. Weitere Verdienste um die B. haben Hutton, Lombard (1797), Obenheim (1814). Seit 1820 wurde der Einfluß der Rotation mehr und mehr erkannt, und in dieser Hinsicht haben namentlich der preuß. Oberst Otto, der Physiker Magnus, die Franzosen Poisson und Didion gearbeitet. Eine neue Anregung zur Fortbildung der B. gab die allgemeinere Anwendung der gezogenen Feuerwaffen und der Langgeschosse, und sind hier namentlich die Preußen von Neumann und Brehn und der Russe Majewskij zu nennen. Vollkommenere Apparate zur experimentellen B. mit Verührung des Elektromagnetismus haben die Belgier Navet (elektroballistisches Pendel) und Leboulange (Chronograph und Kleysser) in neuerer Zeit geliefert.

Vgl. von Sinner, «Neues vollständiges Lehrbuch der B.» (Wien 1834); Poisson, «Recherches sur le mouvement des projectiles dans l'air etc.» (Par. 1839); Didion, «Traité de balistique» (3. Aufl., Par. 1859); Otto, «Bemerkungen über den Einfluß der Umdrehung der Artilleriegeschosse» (1840—48); Brehn, «Die B. der gezogenen Geschütze» (Berl. 1864); Haupt, «Mathematische Theorie der Flugbahn gezogenen Geschosse» (Berl. 1876); Gentz, «Ballistik der Handfeuerwaffen» (Berl. 1876).

Ballistische Linie und Ballistisches Pendel, s. unter Ballistik.

Ballistisches Problem, s. unter Flugbahn.

Ballon (zur Luftschiffahrt), s. Luftballon.

Ballon, ein großer mit Luft gefüllter Ball zu Spielen, welcher mit dem Ballonschuß, ein Art Handschuß, geschlagen wird. Der B. besteht aus einer mit Leder überzogenen Tierblase.

Ballon ist in der Technik die Bezeichnung für die großen bauchigen Glasflaschen von etwa 40–50 l Inhalt, deren man sich zum Aufbewahren und zum Transport der starken Säuren u. dgl. bedient. Sie werden allgemein, um sie vor Beschädigung zu schützen, durch Strohgesecht in starken, aus ungeschälten Weiden angefertigten Körben befestigt. Beim Gebrauch setzt man sie zweckmäßig in ein eisernes Gestell, welches an zwei Zapfen in einem Lagerbode ruht (s. beistehende Figur); mittels eines an dem Gestell befestigten langen Hebelarms kann man diesem, und damit dem Ballon, leicht jede beliebige Neigung geben, wodurch das Ausgießen der Flüssigkeit sehr erleichtert wird.



Mit B., oder dem franz. technischen Ausdruck Bombonne, bezeichnet man auch die aus hart gebranntem Steinzeug angefertigten, mit zwei weiten und einem engen Halse und auch wohl mit einem dicht über dem Boden befindlichen thönernen Abflachbahn versehenen flaschenförmigen Apparate, welche in der Fabrikation der Salpetersäure und Salzsäure (bei letzterer haben sie in der Regel an dem Apparaten weichen müssen) zur Verdichtung der Säuredämpfe dienen.

Ballon (frz.), deutsch Welchen oder Bölchen heißen wegen ihrer kuppel- oder domartigen Gestalt mehrere der höchsten Gipfel der Vogesen in Oberelsaß und an dessen Grenzen, die den Fels des gegenüberliegenden Schwarzwaldes entsprechen. Die wichtigsten sind: der B. d'Alsace oder Elsass bei Giromagny, über den Daelen der Mosel, auch B. von Giromagny genannt 1071 m hoch. Über denselben führt eine Verbindungsstraße von Belfort nach Epinal. Der B. von Gebweiler (Guebwiller), auch B. von Sultz, ist als höchster Gipfel der Vogesen auch schlechthin der B. des Vosges genannt, erhebt sich 1433 m zwischen Thann und Gebweiler, am Anfange des Blumen- oder Murbachertales. Dieser Welchen ist, wie mehrere der höchsten Vogesengipfel, von dem höchsten Grat und der Wassertheilung des Gebirgs etwas nach O., dem Rheinthale nahe gerückt, wodurch die Steilheit des Abfalls nach dem Rheineise hin vergrößert wird. Besucht man ihn von Gebweiler, so gelangt man nach drei Stunden durch dicke Buchenwälder zu einer Berge, welche das Nordfels genannt wird, weil nach der Sage hier die Hünnen den Abt Martinus morden. Von dort erreicht man in $\frac{1}{4}$ Stunden den Gipfel, der, mit mächtigen Felsblöcken bedeckt, herrliche Ausicht über den Elsaß, den Pfälz und die Welchen des Schwarzwaldes, südlich zu den Jura und die Alpen und westlich nach Lothringen gewährt. Auf dem Gipfel befindet sich ein von dem Vogesklub erbaute Unterhüttenhaus, das Welchenhaus genannt. Im N. schaut man auf das Schwarzwald, im S. ins Amarinthal, im W. auf diesen Berge und dem westlicher liegen.

Storchenkopf liegt der Belchensee (Lac du B.) in einem tiefen Kessel, dessen Wände sich 264 m über die Oberfläche des Wassers erheben, 801 m über See, mit klarem Wasser und reich an Forellen. Derselbe ist 90 m tief und steht durch einen 3,36 m tiefen Kanal mit der Lauch in Verbindung. In den J. 1740 und 1778 fanden bedeutende Wasserausströmungen aus diesem See statt, welche den Ortschaften Schweizer und Miterheim großen Schaden zufügten.

Ballot (frz.), ein Ballen (von Waren); im Glasandel ein Stückmaß für Tafelglas = 26 Bund zu Tafeln, bei gefärbtem Glas 12 1/2 Bund zu Tafeln.

Ballot (die Wahlzettel) und **Ballotage** (die Wahl durch Auzugung) bezeichnet in England die geheime Abstimmung, im Gegensatz zu der dort altständischen öffentlichen bei den Wahlen fürs Parlament. Die Einführung des Ballot (zur Verhütung von Einflüssen der Regierung oder der wohlhabenden Klassen auf die Wähler) war das beartlich verfolgte Ziel einer polit. Partei, welche ihr Ziel in der Ballot Act 1872 erreicht hat, wodurch eine neue Weise der geheimen Abstimmung durch Zettel eingeführt wurde. Sonst versteht man, auch außerhalb Englands, unter Ballotage gewöhnlich speziell die durch Auzugung vollzogene geheime Abstimmung, wie sie z. B. bei der Aufnahme neuer Mitglieder in geschlossene Gesellschaften oder Korporationen oder auch bei Beschlussfassungen vorkommt. Eine schwarze Kugel, in ein verschlossenes Gefäß geworfen, gilt für Verneinung, eine weiße für Bejahung. Man sagt daher wohl, es sei jemand ausballotiert worden, wenn durch eine entprechende Zahl von schwarzen Kugeln die Frage wegen seiner Aufnahme verneint worden ist.

Ballota L., Pflanzengattung aus der Familie der Lippenblütler, wird charakterisiert durch einen öhrigen, regelmäßig fünfjährigen Stiel, dessen Röhre innen mit einem Haarring versehen ist, und durch lockere, ausgerandete Oberlippe der Blütenkrone und aus deren Schlunde hervorragende Staubgefäße. Die Gattung umfasst gegen 20 Arten, die vorzugsweise der südeurop. Flora angehören; es sind perennierende Pflanzen mit meist hart behaarten Blättern. Eine Art, die in Deutschland sehr häufig ist, *B. nigra L.*, die schwarze oder wilde Laubnessel, auch *Sotte's vergeß* und schwarzer Andorn genannt, hat weichhaarige, fächerförmige, großgefägte Blätter und rote in blattstielständigen Büscheln stehende Blüten; sie hat einen unangenehmen aromatischen Geruch. Ihre Blätter sind gewürzhaft bitter schmeckenden Blätter waren früher als *Herba Marrubii nigri officinell*.

Ballotade (frz.), Sprung eines Pferdes mit beiden Füßen.

Ballspiel war schon im Altertum eine der besten gymnastischen Übungen, die von Erwachsenen wie von der Jugend, von den vornehmsten Mannern wie den Niedrigsten im Volke, von den Weibern fast täglich, getrieben wurde. In den Gymnasien der Griechen und den Bädern der Römer war eine eigene Abteilung für das B. (Sphaeristerium) vorhanden, wo auch besondere Vorschriften und Abstinungen nach dem Gesundheitszustand des Spielenden beobachtet werden mußten. Die Arten der Bälle waren sehr verschieden; ähnlich waren sie von Leder und mit Luft aufgeblasen, oder mit Federn ausgestopft. Plato im „Symposium“ erwähnt Prachtbälle, die aus 12 ver-

schiebenen farbigen Segmenten zusammengeheftet waren. Beim Spiele warf man den Ball teils in die Höhe, teils auf die Erde und lief danach; auch warfen mehrere Personen kleine Bälle einander zu, entweder um einander zu treffen oder um sie aufzufangen oder zurückzuschlagen. Vgl. Vöttiger's „Kleine Schriften“ (Bd. 3, Dresd. 1838), Krause's „Gymnastik und Agonistik der Hellenen“ (Bd. 1, Leipzig 1841) und Gräberger, „Die leibliche Erziehung bei den Griechen und Römern“ (Würzb. 1864). Auch im Mittelalter blieb das B. für die reifere Jugend eine beliebte Belustigung. Man teilte sich dabei in zwei Parteien, die eine warf den Ball oder trieb ihn mit einem Schlägel, die andere suchte ihn zu fangen oder zu haften und dann ein Glied der Gegenpartei im Wurf damit zu treffen; gelang dies, so trat sie an die Stelle der Gegnerin, bis auch einer der übrigen wieder getroffen wurde. Dieses Spiel wird noch jetzt mit dem Gummiball als „deutsches Ballspiel“ von der norddeutschen Jugend geübt. Seit dem 16. Jahrh. wurde das B. (*jeu de paumes*) an den Höfen in Italien, Frankreich und Deutschland in besonders dazu erbauten Ballhäusern sowie in den langen Baumgängen der Maillebahn mit Vorliebe geübt und in letztern der Ball auf der Erde bis ans Ziel getrieben. Fischart schildert im „Gargantua“ die Ballhäuser als gewaltige Gebäude, aber ohne Stodwert und Zimmer, von welchen einzelne, z. B. das zu Ingolstadt, zu Bern und Paris, jetzt noch stehen. Am Ausgang des 18. Jahrh. kam das Spiel in Frankreich und Deutschland bei Erwachsenen aus der Mode und blieb hier vorzugsweise Belustigung der Jugend. In England und Amerika (*B. Base ball*) wird es noch immer, insbesondere mit dem Fußball, geübt. Schon zur Zeit der Entdeckung war das B. in Amerika verbreitet; namentlich hatten die Kulturvölker in Mexiko und Centralamerika ihre eigenen Ballhäuser und trieben das Spiel mit ebenso viel Eifer als Geschick. Auch in Spanien und Italien blieb das B. vollständig und in Rom abt man es noch auf öffentlichen Plätzen. Wegen seiner den Körper stärkenden und gelenkig machenden, Anmut der Bewegung verleiheenden Wirkungen ist das B. als gymnastische Übung für Gesunde und manche (z. B. Kretzen) Kranke, insbesondere aber für die Jugend angelegentlich zu empfehlen. In neuerer Zeit verschafft sich auch von den Turnplätzen aus das B. immer mehr und mehr in weitem Kreise Eingang und Verbreitung. Über die Arten der Ballspiele vgl. Guts Muths, „Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und Geistes“ (5. Aufl. von D. Schettler, Hof 1878).

Balluhiffar, f. *Palahiffar*.

Balluhiffar, f. *Palahiffar*.

Balluhiffar, f. *Palahiffar*.

Balme, ein ärmliches Dorf im franz. Depart. Hochsavoyen, liegt 3,5 km oberhalb Cluses in dem hier schluchtartigen Thale der Arve in 496 m Höhe. Auf dem rechten Ufer des Flusses, 228 m über dem Dorfe befindet sich an der steilen blaugelben Kalkfelswand der Eingang zur Grotte de Balme, einer Höhle mit Tropfsteingebilden.

Balme (Col de), ein Alpenpaß auf der Grenze von Savoyen und Wallis, 2204 m über dem Meere, an der Quelle der Arve, etwa auf der Mitte des 45 km langen, sehr begangenen Saumwegs zwischen Martigny im Rhodethal im N. und Chamonix im Arveithal im S. Nördlich

von der Pashöhe (Wirtshaus) erhebt sich die Aguille de la V. oder Croix de Fer zu 2340 m. Die Schweiz bietet wenige so überraschende Aussichtspunkte wie diesen berühmten Übergang. Man überfliehet die ganze Pracht des Chamonixthals, den Montblanc mit seinen Granitnadeln und seinen Schneedomen, das Wallis bis Gitten, die Berner Alpen bis zur Grimsel und Furca, rechts die Schneehaube des Buot, die Aguilles Rouges und den Brévent.

Balmes (Jaime Luciano), span. Philosoph und Publizist, geb. 28. Aug. 1810 zu Vich in Catalonien, besuchte das Seminar seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf der Universität Cervera der Theologie, wo vier Jahre lang die «Summa» des Thomas von Aquino sein Hauptstudium blieb. Er erwarb sich 1835 den Doktorgrad und benutzte die folgenden Jahre in seiner Vaterstadt, wo er Lehrer der Mathematik ward, zur weiteren Ausbildung. Seine literarische Thätigkeit begann er mit den «Observaciones sociales, politicas y economicas sobre los bienes del clero» (Barcel. 1840), welchen bald unter andern die «Consideraciones politicas sobre los bienes del clero» (Barcel. 1840) und die in vielen Auflagen verbreitete Schrift «La religion demostrada al alcance de los niños» (Barcel. 1841, dann öfters zu Madrid; deutsch, Freiburg 1863) folgten. Nachdem er 1841 nach Barcelona übergesiedelt, erschien sein großes Werk: «El Protestantismo comparado con el Catholicismo en sus relaciones con la civilizacion europea» (4 Bde., Barcel. 1842–44; 6. Aufl., Madr. 1879), in welchem er mit großer Beredsamkeit, Gewandtheit und Gelehrsamkeit den Katholizismus verteidigte. Das Buch wurde alsbald ins Italienische, Französische und Englische und auch von Hahn (2 Bde., Regensb. 1861–62) ins Deutsche übersezt und begründete B.' Ruf in der ganzen kath. Welt. Die von ihm ganz allein geschriebene politische, religiöse und literarische Zeitschrift «La Sociedad» (3 Bde., Barcel. 1843) nahm 1843 seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Nachdem B. 1844 Frankreich und England bereist hatte, nahm er seinen Wohnsitz zu Madrid, gründete das polit. Journal «El pensamiento de la nacion», dessen einziger Zweck der war, einen dauernden Frieden zwischen den Karlisten und den Christinos herzustellen durch eine Heirat zwischen Isabella und Don Carlos; als dieser Zweck 1846 fehlgeschlug, ging es ein. Neben dieser publizistischen Thätigkeit lehte er jedoch seine wissenschaftlichen Arbeiten eifrig fort und veröffentlichte zunächst das Werk «El criterio» (Madr. 1845; deutsch von Rissl, Regensb. 1852; franz. als «L'Art d'arriver au vrai», Par. 1852), dann die mit großer Begeisterung und Beredsamkeit geschriebenen «Cartas a un esceptico en materias de religion» (Madr. 1845; deutsch von Lorinser, Regensb. 1852; 2. Aufl. 1856). Diesen Schriften folgten streng wissenschaftliche philos. Lehrbücher, die «Filosofia fundamental» (4 Bde., Barcel. 1846; deutsch von Lorinser, 4 Bde., Regensb. 1855–56; 2. Aufl. 1861) und der «Curso de filosofia elemental» (4 Bde., Madr. 1847; deutsch von Lorinser, 4 Tle., Regensb. 1852–53), Werke, die ihm einen Platz in der span. Akademie verschafften. Sein letztes Werk «Pio IX» (Madr. 1847) glorifiziert diesen Papst. B. starb 9. Juli 1848 zu Vich. Eine Sammlung seiner polit. Schriften hat B. selbst veranstaltet (Madr. 1847); eine deutsche Übersetzung seiner «Ver-

mischten Schriften» (3 Bde., Regensb. 1855–56) hat Dorst geliefert. Biographien von ihm haben geschrieben Bucanventura de Cordoba (Bd. 1, Barcel. 1850) und Garcia de los Santos (Barcel. 1861).

Balmoral-Castle, die schott. Sommerresidenz der Königin von England, liegt in einem Berthale der Grafschaft Aberdeens, 282 m über der Meere. Die Herrschaft B. gehörte früher der Haupte des Clan Farquharson und ging von der selben an den Grafen von Fife über, der sie 1836 Sir Robert Gordon, Bruder Lord Aberdeens, zu 38 Jahre als Jagdbrevier verpachtete. Nach dem Tode Gordons wurde 1848 der Pachtvertrag an dem Prinzen Albert übernommen, welcher 1851 die Herrschaft durch Kauf an sich brachte. Letzter ließ unter Aufsicht des Architekten William Emsie aus Aberdeens ein stattliches Gebäude aufbauen, in welchem er seitdem alljährlich mit der Königin und ihren Kindern den Spätsommer verbringt. Das Schloß ist von Granit im altscott. got. Stile erbaut und steht am Rande des Fusses der, welcher hier, sich um die Bergkette des Craig-an-Gow ziehend, eine große Halbinsel bildet. Von einer 32 m hohen Turm hat man eine prächtige Aussicht auf die Hochlande. Die Herrschaft B. hat ein Areal von etwa 40000 ha, welchen Prinz Albert durch fernere Ankäufe noch bedeutende Stücker Landes hinzufügte, die in einen Wildpark von etwa 12000 ha Flächenraum verwandelt wurden, in welchem die Ruinen der Burg Knod und der Ruine. Unweit B. erhebt sich die Bergkette des Abour, in deren Nähe die Königin Victoria ihre verstorbenen Gemahl 1863 ein Denkmal errichten ließ.

Balmung, im Nibelungenliede Name von Siegfrieds Schwert.

Balneographie (grch.) heißt diejenige medic. Disciplin, welche sich mit Beschreibung und Untersuchung der Mineralwässer (s. d.) in Bezug auf ihre chem. Zusammensetzung wie ihre Wirkung auf den Organismus der Gesunden und Kranken beschäftigt und im System der medic. Wissenschaften einen Teil der Heilmittellehre bildet. In gleich Bedeutung wird vielfach auch Balneologie gebraucht, doch bezeichnet man mit diesem Eigentlich die Lehre von den Bädern überhaupt, ihren Arten und deren therapeutischen Anwendungen. Einen besondern Teil der B. oder Balneologie bildet die Balneotherapie, die Lehre von der Anwendung der Mineralbäder oder der Bäder im allgemeinen bei den verschiedenen Krankheiten und Gesundheitszuständen; die Balneobiologie dagegen beschäftigt sich mit dem diätetischen Verhalten beim Gebrauche der Brunnen- und Bädern. Zum gegenseitigen Austausch ihrer Erfahrungen pflegen seit 1879 die deutschen Balneologen sich in Berlin alljährlich zu einem Balneologischen Kongreß zu versammeln.

Aus der reichhaltigen Literatur der B. zu besonders hervorzuheben: Diann, «Darstellung der bekanntesten Heilquellen Europas» (2. Aufl. 2 Bde., Berl. 1832–39); Wetter, «Handbuch der allgemeinen Heilquellenlehre» (2. Aufl., Berl. 1844); Lerisch, «Einleitung in die Mineralquellenlehre» (2 Bde., Erlangen 1857–60); derselbe, «Geschichte der Balneologie» (Würzb. 1863); derselbe, «Morphologie Balneologie» (Erlangen 1871); Will, «Lehrbuch für Badereisende» (5. Aufl., Berl. 1873); derselbe, «Wegweiser durch die Bäder u. Kurorte» (Dresd. 1869); Helfft, «Balneobiologie

2. Aufl. von Blaschke, Berl. 1874); Riende, «Za-
handlung für Badereisende und Kurgäste» (Lpz.
1874); Naja, «Bäderkunde» (Sangerh. 1874);
Hirschfeld und Bießer, «Die Bäder, Quellen und
Kurgäste Europas» (2 Bde., Stuttg. 1875—76);
Günther, «Balneologische Tafeln» (Berl. 1872);
Günther, «Handbuch der allgemeinen und spe-
ziellen Balneotherapie» (2. Aufl., Berl. 1876);
Günther, «Systematisches Lehrbuch der Balneothe-
rapie» (4. Aufl., herausg. von Fromm, Berl. 1880);
Schumann, «Bäder- und Brunnensehre» (Dorn 1877);
Jensen, «Büchtings Bibliotheca balneologica et
hydrotherapeutica, Verzeichnis aller auf dem Ge-
biete der Bäderlehre und Wasserheilkunde von 1847
— 71 erschienenen Bücher und Zeitschriften» (Nordh.
1872); Drummüller, «Badebibliothek» (Wien);
Seeger, «Handbuch der allgemeinen und speziellen
Balneotherapie» (2 Bde., Wien 1857—58; 2. Aufl.
1862); Helfft, «Handbuch der Balneotherapie»
2. Aufl., von Thillemus, Berl. 1874); Dittlerich,
«Klinische Balneologie» (2 Bde., Münch. 1861;
2. Ausg. 1867); Hand, «Die Kurorte, Gesundbrun-
nen und Sommerfrischen Deutschlands» (Berl.
1876); von Ammon, «Brunnenbiatetik, nebst Füh-
rer durch die Kurorte Mitteleuropas» (7. Aufl.,
herausg. von Reimer, Lpz. 1880); «Bäder und
Sommerfrischen, Lebens- und Landschaftsbilder
aus den besuchten Kurorten Deutschlands, Öster-
reichs und der Schweiz» (Lpz. 1882); Spengler gab
1855—60 zu Reglar eine «Balneologische Zeitung»
heraus und verband sich mit Löscher zur Heraus-
gabe eines «Archivs für Balneologie» (4 Bde., Neu-
mied 1862—65). Auch erscheint unter der Redaction
von Risch ein «Jahrbuch für Balneologie, Hydro-
logie und Klimatologie» (Wien 1871 fg.).

Balsam (lat.), Bad.

Balsam (fr.), ein Burgunderwein.

Balsam, mit Schnitzwerk verzierte flamencische
Gonole.

Balsam (ital.), eine stehende Masse der ital.
Romäe; Balourd (fr.), Tropf, Lötpel, Ba-
lourdise (fr.), Lötpel.

Balsa, eine Art Floß, besonders in Südamerika.

Balsambäume nennt man verschiedene Bäume
der Tropen, welche harzartige Stoffe, sog. Bal-
samen, ausscheiden; es gehören hieher besonders
Arten der Gattungen Balsamodendron, Clusia,
Myroxylon (s. die betreffenden Artikel).

Balsame nennt man natürliche Gemische von
Harzen mit ätherischen Ölen und aromatischen Säu-
ren, welche dickflüssig und meist von starkem, teil-
weise unangenehmem Geruche sind. An der Luft und
nach der Länge der Zeit werden sie teilweise fest und
wird in Harze umgewandelt. Sie stammen aus
verschiedenen Pflanzenreiche und fließen teils freiwillig, teils
folgt dem Einschnitt aus den Stämmen mehre-
rer Baumarten (Balsambäume), oder werden durch
Zerschneiden, auch Auspressen, aromatischer Pflanzen-
theile gewonnen. Die aromatischen B. dienen zur
Darstellung von Parfümerien, andere zu technischen
Zwecken, mehrere derselben spielen auch eine ge-
wisse Rolle in der Medizin. Die bekanntesten B.
sind: 1) der B. von Canada (s. Canadabalsam)
2) der balsamische Terpentin, welcher von der Balsam-
harze (Abies balsamea), die in Canada und Virgi-
nien wächst, gewonnen wird; 3) der Kopaivabalsam
(s. b.), der von dem im Norden Brasiliens einhei-
mischen Balsamcopahubaume (von Copaisera mul-
ti- und andern Arten derselben Gattung) ge-

sammelt wird; 4) der Karpatische B., auch B. vom
Libanon, von der Zembratanne, welche auf den kar-
patischen Gebirgen, in Ungarn, in der Schweiz,
Tirol u. wächst; 5) der kostbare B. von Mella oder
Gilead (s. Mellabalsam), von dem echten Bal-
sambaum (Balsamodendron gileadense) in Arabien
und Ägypten; 6) der Perubalsam (s. b.), sowohl
von weicher als schwarzer Farbe, von Myroxylon
sonsonatense in Südamerika; 7) der flüssige Storax
(s. b.), auch flüssiger Amber, aus dem Ambrabaume
(Liquidambar orientale) in Virginien, der aber
auch in Ostindien bereitet wird; 8) der B. von Tolu
(s. Tolubalsam), vom Balsambaume (Myroxylon
toluiferum), der bei Tolu, einer Stadt nicht weit
von Cartagena in Columbia, wächst; 9) der Ter-
pentin (s. b.). Uneigentlich legt man den Namen
B. mancherlei künstlichen Zusammensetzungen bei,
welche in früherer Zeit als Arznei- oder Wund-
mittel großes Ansehen genossen, jetzt aber größt-
teils veraltet sind. Es gehört hierzu der Schwefel-
balsam (Auflösung von Schwefel in Leinöl), der
Hoffmannsche Lebensbalsam (aus Weingeist und
verschiedenen ätherischen Ölen), der Wundbalsam
(aus Weingeist, Essig, Thymianöl, Myrrhe u. s. w.),
der Mustatbalsam oder die Mustatbutter u. a. m.
Über den warenunblischen Teil der B. vgl. Wies-
ner, «Die Rohstoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1878),
und Recl u. Stohmann (Muspriat), «Encyclopä-
disches Handbuch der technischen Chemie» (3. Aufl.,
Bd. 3, Braunschw. 1875).

Balsamerland, Gau der ehemaligen Nordmark
(s. Altmark).

Balsambolz, das Holz des in Arabien heimi-
schen Balsamodendron gileadense, welches dort
wegen seines Gehalts an Harz und ätherischem Öl,
das den Mellabalsam (s. b.) bildet, vielfach als
Räuchermittel verwandt wird.

Balsamieren oder Einbalsamieren nennt
man das Verfahren, welches angewendet wird, um
Leichname vor Verwesung zu schützen, namentlich
wenn man zu diesem Behufe die Weichteile mit
säulniswidrigen (antiseptischen) Stoffen tränkt.
Vergleichen Verfahrensorten waren schon den
Ägyptern, Sphynen und Persern bekannt; am be-
rühmtesten aber haben sich darin die Ägypter ge-
macht, bei denen alle Leichen und viele Tiere ein-
balsamiert wurden. Die ägypt. Methode des B.
ist von Diodor beschrieben; doch bleibt seine Be-
schreibung in manchen Stellen undeutlich. Jeden-
falls hatten die Ägypter mehrere Methoden. Die
vollkommenste bestand in Entleerung der Kopfhöhle
und Ersatz des Gehirns durch aromatische Substan-
zen, Herausnahme der Eingeweide, Imprägnierung
derselben mit aromatischen Stoffen und Ausfül-
lung der Bauchhöhle mit wohlriechenden Harzen
oder Asphalt; ferner in Einweichen des ganzen Ka-
davers in Auflösungen von Natronsalzen, und
endlich in luftdichter Einwickelung des ganzen Lei-
chens in aromatisierte Binden. Daß die ägypt.
Einbalsamierung die Leichname nicht unverändert
erhielt, zeigt die Ansicht jeder Mumie (s. b.). Alle
Weichteile sind in ihrer Struktur vollständig zer-
stört und verändert und selbst die äußere Form nur
höchst unvollkommen beibehalten. Es wurde also
auch hier nur eine Verwandlung der Säulnis in
langsame Veränderung und Fäulnis erzielt, teils
durch Anwendung antiseptischer Stoffe, teils durch
Abhaltung der Luft, teils endlich durch Beförde-
rung des Austrocknens. Die neuere Zeit macht

nur in seltenen Fällen vom Einbalsamieren Gebrauch. Das einfachste Verfahren, wobei aber die Form der Weichteile verloren geht, ist das auch bei den alten Chinesen und manchen Südamerikanern übliche Austrocknen der Leiche, das der von selbst eintretenden Mumifizierung in gewissen, sehr trockenen Grabgewölben gleichkommt. Unter die künstlichen Verfahrensmethoden gehört die Behandlung mit feuchtigkeitsentziehenden und die Eiweißstoffe zum Gerinnen bringenden, die gallertartigen Bestandteile aber gerbenden Stoffen: mit Kreosot, Holzgeist, mit gewissen Salzen, besonders Sublimat, mit Arsenik und andern mineralischen Substanzen. Man verteilt diese Substanzen am besten dadurch im ganzen Körper, daß man die Auflösung in die Adern injiziert. Am häufigsten scheint man gegenwärtig noch in England die Konservierung der Leichen vorzunehmen; in mehreren Hospitälern wendet man dort Injektionen mit sog. Garstinscher Flüssigkeit (Glycerin, Arsen, Karbolsäure) an und verwendet auf jeden Kadaver 6 Pinten (à 0,57 l) Flüssigkeit; in andern engl. Krankenhäusern nimmt man 3 Pinten Glycerin, in welchem vorher 1½ Pfd. arseniger Säure gelocht waren, und nachher 2 Gallonen (à 4,54 l) reines Glycerin; hierauf wird der Leichnam in Tücher eingewickelt, die in Karbolsäure getränkt sind; schließlich benutzt man die in einigen Hospitälern sog. Stirlingsche Flüssigkeit, bestehend aus Kreosot, Holzgeist und Sublimat. Die großen Eingeweidehöhlen werden mit Karbolsäure ausgespült und schließlich mit frisch ausgeglühter Holzkohle angefüllt.

Die Anwendung von Harzen und Spezereien zum Zwecke des Einbalsamierens ist namentlich, abgesehen von Erzeugung eines Wohlgeruchs, gegen die Thätigkeit des Ungeziefers gerichtet; auf den anatom. Sälen werden hierzu oft Terpentinöl oder andere balsamische Lösungen benutzt. Obwohl die angeführten Methoden für die Einbalsamierung solcher Leichen, die in Särge gelegt werden sollen, immerhin die besten sein mögen, so erweisen sie sich doch nicht zweckmäßig, wo man Leichen behufs fortgeleiteter anatom. Untersuchungen, besonders im Sommer, längere Zeit zu erhalten sucht. Auch dann sind sie nicht entsprechend, wenn Leichen öffentlich exponiert werden sollen. Hier gilt es weniger eine absolute Dauer zu erlangen, als vielmehr eine Verzögerung der Zersetzung, die aber die Formen ganz erhalten soll. Die Behandlung mit Weingeist und Aufbewahrung in Spiritus ist ein bekanntes Mittel der Anatomen, welches bei längerer Einwirkung aber die Gewebe sehr verändert und entfärbt. Gannal hat gezeigt, daß Thonerdsalze, in die Gefäße injiziert, eine solche Verbindung der Thonerde mit den Geweben des Körpers bewirken, wodurch der natürliche Turgor und die Form aller Teile ziemlich lange unverändert bleibt und die Fäulnis lange hinausgeschoben wird. Daß von Gannal gewöhnlich angewendete Salz ist schwefelsaure und salzsaure Thonerde. Mehr noch als das Verfahren von Gannal bewährte sich die von Succi angegebene Methode, wonach eine Auflösung von Chlorzink in die Adern eingespritzt wird. Neuerdings bedient man sich zu diesem Zwecke mit Vorliebe der Widersäheimerischen Flüssigkeit (s. d.). Vgl. Gannal, «Histoire des embaumements» (Par. 1841).

Balsamine, *Balsamina*, nannte Decandolle eine Gattung der nach derselben benannten Familie der Balsamineen. Sie ist charakterisiert durch fünf

oder drei Kelchblätter, von denen das unpaarige blumenblattartig, größer und gespornt ist. 5 fünf unterständigen Staubblätter hängen an der Spitze mehr oder weniger zusammen. Die Frucht ist eine ovale, flaumig behaarte Kapselfrucht, welche bei der Reife mit fünf elastischen Klappen aufspringt, die sich nach innen aufrollen. Die B. sind krautartig mit knotigen, saftigen Stengeln und nebenblauselösen Blättern. Eine bekannte und geschätzte Pflanze ist die Gartenbalsamine, *Balsamin hortensis*, von Linné *Impatiens Balsamina* genannt. Sie ist eine einjährige Pflanze und in Indien einheimisch. Ihre ursprüngliche Schönheit hat durch die Kultur bedeutend gewonnen. Sie pflanzt sich nur durch Samen fort und hat und beim umgestaltenden Einflusse dieser Fortpflanzungsweise mehrere Varietäten erzeugt. Anfangs verdoppelten sich die Blumenblätter, dann wurden die Blumen gefüllt, gewannen nach und nach eine regelmäßige Form und wurden endlich so groß, voll und so regelmäßig, daß man sie mit Recht Rosen und Kamelien (Rosen- und Kamelienbalsaminen) vergleichen konnte. Zugleich nahmen die ursprünglich roten Blumen die verschiedensten Farben an, Weiß, gelbliches Weiß, Rosa, Karmin, Schieferfarbe, Chamois, Violett, Schwarz u. s. w. Es wurden sogar gestripelte und netzartig gestreifte und gestrichelte Blumen (Nesselbalsaminen) erzeugt. Aus einer Verkürzung des Stengels entstanden die Zwergbalsaminen.

Wegen ihres untersehten, geraden und geschlossenen Wuchses, ihres reichen Flusses und des Glanzes ihrer Farben ist die B. vorzugsweise zur Ausstattung von Rabatten und Blumenbeeten und zur Gruppenbildung geeignet, läßt sich aber auch für die Kultur in Töpfen und für das Blumenstecken benutzen. Der Wert dieser vortrefflichen Zierpflanze wird durch die Leichtigkeit erhöht, mit der sie kultiviert werden läßt. Sie gedeiht in jedem mäßig guten, mit einem zersehten Dünger vermischten frischen, öfters bewässerten und durchlässigen Boden. Die Aussaat zweier bis dreijährigen Samen geschieht im März oder April in ein lauwarmes Mistbeet; so oft es die Witterung erlaubt, muß die Lüftung der jungen Pflanzen, bei starkem Sonnenschein für Beschattung gesorgt werden. Obgleich noch die ersten Laubblätter entwickelt haben, liiert man die Pflänzchen in ein kühles Rhizom und setzt sie dabei bis an die Keimblätter ein; im Mai oder später pflanzt man sie mit einem Ballen mit 40—50 cm, die Zwergvarietäten mit 25—30 cm Abstand an die für sie bestimmten Stellen. Man kann ihnen aber auch ein Kleinerchen anweisen, um sie, wenn sie der Blüte nahe sind, mit dem Ballen in Gruppen zu pflanzen. Bei milder trockener Witterung muß die B. reichlich gegossen werden. Eine interessante Balsamine ist auch die *Impatiens Noli tangere*. (S. u. *Impatiens*.)

Balsamineen (*Balsaminaceae*), *diotyleaceae* Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Grimaldiaceae meist einjährige, saftige Kräuter mit wechselständig, einfachen, ganzen, geflügelten, netznervigen Blättern ohne Nebenblätter; in den Achseln der oberen Blätter stehen die ansehnlichen Blüten, die oft traubenartig geordnet sind. Die meisten Arten sind in der tropischen und subtropischen Zone heimisch, einige wenige in Afrika, Europa und Asien. Die wichtigste Art ist die Balsamine (s. d.).

Balsamische, f. unter San. Salvador.

Balsamodendron, eine von Ranth aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Burseraceen. Die Vertreter derselben sind kleine Bäume oder Sträucher, die vorzugsweise dem tropischen Afrika und der ostind. Flora angehören. Sie haben sehr kleine Blätter mit vierblättriger Blumentrone, nickelartigen Kelch, acht Staubfäden und einen halb unterständigen Fruchtknoten, aus welchem eine scharfe Steinfrucht hervorgeht. Die Blätter sind meist unpaarig gefiedert. Die Arten der Gattung B. enthalten sämtlich harzige Stoffe in reichlichen Mengen, die bei Verwendungen der Pflanze arabischen und verschiedenartige Verwendungen finden. So liefert z. B. eine arab. Art B. Myrrha, die das berühmte mit dem Namen Myrrhe (s. d.) bezeichnete Harz; von einer andern ebenfalls in Arabien einheimischen Art B. gileadense Kalm. kommt der im Orient als wunderkräftiges Heilmittel hochgeschätzte Mellabalsam oder Balsam von Gilead. In den europ. Handel kommen nur die kleinsten Sorten dieses Balsams und werden wegen ihres Gehalts an wohlriechendem ätherischen Öl in der Parfümerie benutzt. [Balsam.]

Balsimum Copalvae, f. Copalva.
Balsimum Peruvianum oder Balsamum ladicum, f. Perubalsam.

Balta, Kreishaupt im russ. Gouvernement Poldavia, an der Rodyna und an der Eisenbahn Virula-Jelmenabrad am Abhange eines Hügel gelegen, hat ein griech. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Theater, zwei Schulen und zählt 1843 6. viele Fabrikation von Lichten, Seife, Talg u. s. w., sowie lebhaften Handel mit Rindvieh, Pferden, Häuten, Wolle und Getreide treiben. B. ist wegen der Nähe der Grenze und der direkten Eisenbahnverbindung mit Riew und Odesa ein wichtiger Handelspunkt. Die zwei Jahrmärkte zu Pfingsten (der wichtigste) und 29. Juni bis 1. Juli veranlassen einen Umsatz von 300000 Rubeln. Besonders merkwürdig ist B. dadurch, daß die hier an der damals poln.-türk. Grenze vorgefallenen Unthätigkeiten zwischen saporogischen Kozaken und Tataren die türk. Regierung im Okt. 1768 zur Kriegserklärung an Rußland veranlaßte. Der Ort wurde 1780 von den Russen unter Jann größtenteils zerstört.

Balta-alba, Badeort im rumän. Kreise Rimnicul-larat (Balaschei), an einem See von etwa 15 km Länge, dessen Wasser neben dem Ufer rotlich-braun und abelschmedend, in größerer Entfernung milchweiß und schwefelsauer, in der Mitte farblos und durchsichtig, salzhaltig und alkalisch ist. Ein Liter Wasser hinterläßt 15 g Salz, dessen chemische Analyse bedeutende Quantitäten von Sodasulfat, Sodasulfat und Carbonat, ein kleines Quantum Kalicarbonat und Spuren von Eisen und Magnesia ergibt. Mit Erfolg wird das Baden in dem See in allen Fällen angewendet, in denen Seebäder empfohlen werden.

Baltaschi (türk.), Holzhauer; als Truppeneinheit soviel wie Bionier.

Balta-Timan, Dorf auf der europ. Seite des Bosporus zwischen Konstantinopel und Bujukdere etwa in der Mitte gelegen, an einer Bucht und einem kleinen Hafenbassin in der Gestalt einer Art (türk. Balta). Die Bucht hieß im Altertum Bucht der Hydralia (eines Uferfelsen) oder Portus mulierum (Weiberhafen). Mohammed II. ließ hier die

platten Schiffe und Boote bauen, welche zur Belagerung von Konstantinopel (1453) zu Lande bis an das Ende des Hafens der Stadt, Gub gegenüber, geschafft wurden. Die Bucht war früher oft Sammelplatz türk. Flotten und ist in der neuern Geschichte denkwürdig geworden durch den am 1. Mai 1849 zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossenen Vertrag von B., welcher Rußland auf 7 Jahre gleiches Interventionsrecht mit den Türken in den Donaufürstentümern stipulierte.

Balthard (Victor), franz. Architekt, geb. zu Paris 19. Juni 1806, einer der drei Söhne des durch Herausgabe vieler Prachtwerke bekannten Baumeisters und Kupferstechers Pierre Louis B. (geb. 9. Juli 1765 zu Paris, gest. 22. Jan. 1846), erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und erwarb 1833 den ersten großen Preis in der Architektur und damit das Staatsstipendium für weitere Studien in Rom. Bei seiner Rückkehr zum Baumeister der Staatsbehörde und des pariser Stadtsamts ernannt, besorgte er die Verbesserung oder Ausschmückung der Kirchen St. Germain des Prés, St. Séverin und St. Eustache wie auch die Bollensung des von Delong begonnenen neuen Stempelhäuses. Später leitete er den Neubau der pariser Markthallen, seine bedeutendste Schöpfung. Das auf Kosten des Herzogs von Angnes gedruckte Prachtwerk «Recherches sur les monuments de l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale» enthält von ihm viele nach der Natur aufgenommene Platten. Auch sind alle Kupfer der beiden Monographien «La Villa Médicis» (1847—48) und «Les Halles centrales de Paris» (1863—64) nach seinen Zeichnungen gestochen. Er starb 14. Jan. 1874.

Baltische oder Batilbe (die Heilige) war eine angelsächs. Slavin, welche Gemahlin des fränk. Königs Chlodwig II. wurde, nach seinem Tode 666 unter dem Namen ihrer Söhne großen Einfluß übte, aber 664 durch die fränk. Großen genötigt wurde, sich in das von ihr gestiftete Kloster Chelles bei Paris zurückzuziehen, wo sie 680 starb, nachdem auf ihre Veranlassung noch von Aureuil aus das bald hochberühmte Kloster Corbie in der Picardie gegründet worden war. Ihr Gedächtnistag ist der 30. Januar.

Baltis, f. Baltistän.

Baltia (vom litauischen baltas, weiß), bei Plinius Name einer großen Insel im nördl. Europa, Fundort von Bernstein, wahrscheinlich die ostpreuss. Küste. Daher die zuerst bei Adam von Bremen vorkommende Bezeichnung Baltisches Meer (mare balticum) für Ostsee.

Baltimore, Stadt mit Hafen im County Baltimore im nordamerik. Staate Maryland, eine der größten Städte der Vereinigten Staaten, mit 382313 E. (1880), an der Nordseite des Flusses Patapsco, der 22 km von da in die Chesapeakebucht fällt, ward 1729 angelegt und zu Ehren des Lord Baltimore, des Gründers von Maryland, benannt. B. bestand 1765 aus nur etwa 50 Häusern; 1796 wurde es zur Stadt erhoben und stieg hierauf durch den Handel sehr rasch; 1790 hatte es 18603, 1810 aber 35538, 1830 schon 80625, 1850 bereits 169054 und 1870 endlich 267354 E. Im J. 1880 waren 278584 Weiße und 53716 Farbige; 276177 waren Eingeborene der Vereinigten Staaten und 56136 aus fremden Ländern Eingewanderte. B. wird in die Alte Stadt, Neue Stadt, French-Town

und Tell's-Point eingeteilt, die durch ein Fläschchen Jones' Falls getrennt sind. Unter den vielen ansehnlichen Gebäuden sind hervorzuheben die Bank von Maryland, die große Börse, das Athenäum mit der Bibliothek der Historischen Gesellschaft, das von dem londoner Bankier George Peabody der Stadt geschenkte und von ihm mit 1 Mill. Doll. ausgestattete Peabody-Institut, die Verkaufshallen und mehrere der 189 Kirchen und Gotteshäuser für alle Konfessionen, namentlich die kath. St.-Paulskirche. Unter den zahlreichen Monumenten, welche B. den Namen Monumental-City gaben, befindet sich das zu Ehren Washingtons errichtete, 50 m hohe Denkmal und das Monument zum Andenken der Schlacht, in welcher 1814 der Angriff der Engländer unter General Roß abgeschlagen wurde. Die neuen Straßen sind regelmäßig; die Baltimorestraße ist 1,6 km lang und 25 m breit. Der ältere Stadtteil, teilweise hügelig und uneben, zeichnet sich durch aristokratische Abgeschlossenheit und in seinem Stil gebaute Häuser aus.

B. ist der Sitz des amerik. Tabakshandels; auch das Weizenmehl aus den Dampfmühlen bei B. wird wegen seiner besondern Güte sehr weit verkauft. In der Stadt und Umgegend gibt es viele Baumwoll- und Leinenfabriken. In der ganzen Welt berühmt ist sie als Schiffbauplatz: ihre Klipper sind die besten Schiffe der amerik. Handelsmarine. Die Schifffahrt B.s ist sehr bedeutend. Die Stadt hat (1878) eine Handelsflotte von 884 Segelschiffen von 72 789 t und 131 Dampfern mit 37 593 t; 1878 liefen 1732 Schiffe (609 britische, 375 amerikanische, 140 deutsche) mit 1 231 701 t ein, 1706 mit 1 225 172 t aus; der Gesamtwert der Einfuhr betrug 66,7, der der Ausfuhr 232,3 Mill. Mark. Hauptgegenstände der Einfuhr sind Kaffee, Zucker und Salz, der Ausfuhr Getreide, Schmalz, Speck und Petroleum. Die Stadtschuld belief sich 1880 auf 27 092 690 Doll.; 14 National- und 8 Staatsbanken vermitteln die Geschäfte, außerdem gibt es 7 Sparbanken und 23 Versicherungsgesellschaften. Unter den Wohlthätigkeits- und höhern Unterrichtsanstalten sind mehrere reiche katholische, wie das Loyola-Collegium, St.-Mary-College. Eine Eisenbahn führt von hier nach Washington, eine andere nach Philadelphia und eine dritte, die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn, über Cumberland bis nach Wheeling an den Ohio. Letztere ist eine der großartigsten Bahnen in Amerika, zeichnet sich durch ihre kühnen Brücken, Tunnel und Vergüßgänge aus und vermittelt den Verkehr B.s mit den Kohlenbergwerken Marylands und Virginis sowie mit dem Westen. Der Eingang des Hafens ist schmal und durch das Fort Mac-Henry geschützt. Schiffe von 500—600 t liegen unterhalb der Stadt; nur mit 200 t können sie an diese gelangen. B.s Lage ist eine der schönsten der nordamerik. Seestädte. Es erhebt sich terrassenförmig um den Hafen, und namentlich bieten der Federal-Hill und Lautenschlägershügel einen entzückenden Blick auf die zu ihren Füßen sich ausbreitende Stadt und den Hafen. Die Frauen B.s gelten als die schönsten in den Vereinigten Staaten, seine Rowdies als der roheste, verwahrloste und blutdürstigste Pöbel des Landes und seine höhern Gesellschaftskreise als die reaktionärsten, weil ihre Interessen bisher unbedingt in der Sklaverei wurzeln und sich stets abwehrend gegen den freieren, vom Norden her eindringenden Geist verhielten.

Erst seit dem Ausbruche des Secessionistenkriegs 1861, in welchem sich die Behörden von B. anfangs für neutral zu erklären wagten, macht sich ein Umschwung geltend.

Baltisch (Frang), Pseudonym des Schriftstellers Franz Hermann Hegewisch (s. d.).

Baltisches Meer, s. Ostsee.

Baltische Provinzen, s. Ostseeprovinzen.

Baltiisport, russ. Baltiiskij Port, frühe Rogermiel genannt, ein kleines Hafensstädtchen im Kreise Neval des russ. Gouvernements Estland, an der Baltischen Eisenbahn, 50 km westlich von Neval, auf nadtem, unfruchtbarem Felsboden an der Ostseite der Bucht Rogermiel erbaut, zähl 3200 E. und hat eine griech. und eine luth. Kirche. Der Ort treibt einen nicht unbedeutenden Handel mit Killoströmlinge, die hier in großer Menge gefangen werden. Die Bucht Rogermiel hat guten, tiefen Untergrund und bildet eine sehr sichere Reede für eine große Flotte. Dieselbe friert in milden Wintern nicht zu, und auch sonst ist die Schifffahrt nur 2—3 Monate unterbrochen. Peter d. Gr. war 1715 persönlich dort und ließ 1722 durch Ränkin einen großartigen Kriegshafen projektieren, aber die Arbeiten waren unter Elisabeth noch nicht beendet und wurden 1768 ganz eingestellt.

Baltistan, d. h. das Land Balti, auch Bakh oder Kleintibet genannt, früher ein eigener Staat, gegenwärtig eine Provinz im Reiche Kaschmir unter brit. Oberhoheit, am obern Indus gelegen, von Ostturkistan im N. und NW. durch die mächtige Karakorumkette getrennt, im SO. von Badak, im S. von Kaschmir, im W. von Darbistan (Gilgit, Dassin u. s. w.) begrenzt, umfaßt einen Flächenraum von etwa 33 700 qkm. Es besteht hauptsächlich aus dem Thale des in 2200 m Höhe gegen NW. fließenden, an der Grenze von Gilgit aber in nach SW. wendenden Indus, den untern Thälern von dessen Zuflüssen Schagol, Schigar, Gilgit, Selesh u. a. und den zwischen denselben liegenden Bergketten und Hochflächen. Von NW. her führt über die Karakorumkette zur Hauptstadt der 5600 m hohe Mustaghpaß, ein für Pferde ganz ungangbarer Gletscherpaß. An der Nordostseite, 110 km im NW. von der Hauptstadt, steht der zweithöchste Berg der Erde, der Dapsang von 8619 m Höhe und fast ebenso weit im W. von ihr der Dapang oder Nanda-Parbat, 8117 m hoch. Dem Lande eigentümlich sind die hohen, steilen Felswände der Thäler und die große Kahlheit der Abhänge; die große Trockenheit des Sommers und die Hitze in den felsigen Thälern lassen die Baumvegetation auf den Thalseiten nicht aufkommen, obwohl in 1000 m größerer Höhe, wo die Luft feuchter ist, sich eine reiche Strauchvegetation findet. Schnee ist nicht ungewöhnlich, Regen selten und spärlich. Das Industhal ist wenigstens streckenweise fruchtbarer als in Badak. Man baut Weizen, Gerste, einigen Reis, Buchweizen, Hirse, Hüben, Melonen, gewinnt ausgezeichnete Trauben und Äpfel. Eine Art kleiner Trauben kommt unter dem Namen Jorisk als Korinthen in den Handel. Die Tierwelt gleicht der tibetianischen. Eine Besonderheit ist: wie in Gilgit und dem westlich gelegenen Karakorumthal die wilde Ziege des Pamir, mit langsam gewundenen, über 1 m langen Hörnern. Die Einwohner, etwa 60 000, sind tibetianischen Stammes, bekennen sich aber sämtlich zum indischen Jaisam.

Die Hauptstadt Jaskarbo, auch Starbo oder Jarbo, ein unbedeutender Ort von etwa 160 zerstreuten Häusern, liegt 2111 m hoch in einer von mächtigen Bergen eingeschlossenen Thalsenkung, welche hier 140 m breiten, reißenden Jabus am Einflusse des Schigar. Die sehr starke Feste steht 260 m über der Stadt auf einer steilen Felskuppe. Die übrigen Wohnorte des Landes sind nur Dörfer. Bis auf die Eroberung durch die Sikhs unter Chelab-Sing 1835 wurde B. von einem eigenen Fürsten oder Agilts regiert. Durch den Vertrag zu Lahore 9. März 1846 erhielt es Chelab-Sing nebst den übrigen Provinzen Kaschmirs und Cabul. H. Cunningham, «Historical and statistical account of Ladak» (Lond. 1854).

Baltisch (Dionysopolis), Küstenstadt im Fürstenthum Bulgarien, 38 km im Nordosten von Warna, mit dem schönsten Hafen am Schwarzen Meere, zählt 4000 E., hat ein Sanitäts- und Zollamt, große Warenmagazine und ansehnlichen Handel. Von Bedeutung ist auch der jährlich im Juni acht Tage dauernde Pferde-, Rindvieh- und Schafmarkt, sowie der Wein-, Obst- und Gemüsebau und die dort betriebene Bienenzucht, deren vortrefflicher Honig meist nach Konstantinopel geht. Vom 4. bis 6. Sept. 1854 ging von B. und Warna aus die franz.-engl.-türk. Armee unter Marschall St. Arnaud nach der Arnie ab.

Baltzer (Joh. Baptista), bedeutender luth. Dogmatiker, geb. 16. Juli 1808 zu Andernach, studierte 1823–27 Theologie zu Bonn unter Hermes, ward 1829 Pfr., 1830 außerord., 1831 ord. Professor der Theologie zu Breslau, 1843 geistlicher Rat des Konsistoriums für Gesehden, 1844 Prosynodalexaminator, 1846 Mitglied des Domkapitels, 1860 Domscholastikus. Als entschiedener Anhänger und Vertreter des Hermeneutismus (s. d.) schrieb B. «Hinweisungen auf den Grundcharakter des hermeneutischen Systems» (Bonn 1832) und «über die Entstehung religiöser Gegenstände im Rationalismus und Protestantismus» (Bonn 1833). Später zu der Überzeugung gelangt, daß Hermes den Rationalismus Nationalismus wohl verbessert, aber nicht überwunden habe, schloß sich B. an die Spekulationen Anton Günthers (s. d.) an. Zu deren Verteidigung schrieb B. die «Theol. Briefe» (1. Serie, Mainz 1844; 2. Serie, Bresl. 1845) und die «Neuen theol. Briefe» (1. u. 2. Serie, Bresl. 1853) und reiste 1853 mit Gausauf und Knoobit nach Rom, unterwarf sich jedoch dem päpstlichen Verwerfungsbekret vom 8. Jan. 1857. Wegen seiner Richtung verdächtigt, ward B. 1860 durch den Fürstbischof Förster in Breslau von seiner Professur suspendiert, aber durch Urteil des königl. Disziplinarraths vom 9. Jan. 1864 restituirt. Während des Vatikanischen Konzils zählte B. zu den Gegnern der Unfehlbarkeit, unterzeichnete auch gegen dasselbe die nürnberg. Erklärung vom 26. Aug. 1870. Deswegen ab ordinis et beneficio suspendirt, starb B. 1. Okt. 1871 zu Bonn. In Bezug auf die Streitfrage zwischen Bibel und Naturwissenschaften schrieb B. «Die biblische Schöpfungsgeschichte, insbesondere die darin enthaltene Kosmogonie in ihrer Übereinstimmung mit den Naturwissenschaften» (2 Bde., Lpz. 1867–73) und «über die Anfänge der Organismen und die Urgeschichte der Menschen» (Jaberb. 1869; 4. Aufl. 1873). Vgl. Melzer, «B. Leben, Wirken und wissenschaftliche Bedeutung» (Bonn 1877).

Baltzer (Wilh. Eduard), bekannt als Vertreter der Freien Gemeinden und Vorkämpfer des Vegetarianismus, geb. 24. Okt. 1814 in dem im Regierungsbezirk Merseburg gelegenen Dorfe Hohenleina, erhielt seine Bildung seit 1828 in Schulpforta, widmete sich seit 1834 zu Leipzig, seit 1836 zu Halle philol., theol. und mathem. Studien, war darauf bei seinem Bruder, Friedrich B., Pfarrer in Jwochau (seit 1849 als polit. Flüchtling in Zürich, dann in Dresden, Verfasser von «Trugnachtigall. Lieber aus der Heimat», Chemn. 1881), Hauslehrer und nahm 1841 einen Ruf als Diakon und Hospitalsprediger in Delitzsch an, wo er sechs Jahre hindurch thätig war. In diese Zeit fielen die Kämpfe wegen des Agendenwangs, welche zur Gründung freier Gemeinden führten. B. nahm an diesen lebhaften Anteil und gründete 5. Jan. 1847 zu Nordhausen eine freie Gemeinde, nachdem ihm die Bestätigung der Wahl zum Pfarrer der dortigen Nikolaitirche verweigert worden war. B. war sodann Mitglied des Vorparlamentes in Frankfurt und wurde 1848 vom Kreise Nordhausen in die preuss. Nationalversammlung gesendet, in welcher er zur Partei Walde gehörte und Mitglied der Verfassungskommission war. Seitdem lebte er in seiner Gemeinde zu Nordhausen, auf welche er einen tiefgreifenden Einfluß ausübt. Die bedeutendsten seiner früheren Schriften sind: «Das sog. Apostolische Glaubensbekenntnis» (Lpz. 1847), «Alte und neue Weltanschauung» (4 Bde., Nordh. 1850–59; 2. Aufl. 1859–81), «Das Leben Jesu» (2. Aufl., Nordh. 1861), «Allgemeine Religionsgeschichte» (Nordh. 1854), «Die neuen Fatalisten des Materialismus» (Gotha 1859). Außerdem veröffentlichte er eine Uebersetzung (Nordh. 1860) und eine Erklärung der vier Evangelien (Nordh. 1863).

Im J. 1868 begründete B. zu Nordhausen einen «Verein von Freunden der natürlichen Lebensweise», welcher auf dem von Mitgliedern aus allen Gegenden Deutschlands besuchten Vereinstage vom 19. Mai 1869 zu Nordhausen Statuten erhielt. Seine vegetarischen Grundsätze sprach B. in der Schrift «Die natürliche Lebensweise» (4 Bde., Nordh. 1867–72; 2. Aufl. 1871 fg.) aus. Mit dem J. 1868 begann er die Herausgabe eines «Vereinsblattes», von welchem seitdem alljährlich 10 Nummern erscheinen. Ferner gab er heraus: «Empedocles. Eine Studie zur Philosophie der Griechen» (Nordh. 1879), «Fünf Bücher vom wahren Menschentum» (Nordh. 1880), «Vegetarianisches Kochbuch» (6. Aufl., Nordh. 1880), «Gott, Welt und Mensch. Grundlinien der Religionswissenschaft in ihrer neuen Stellung und Gestaltung» (Nordh. 1869), «Ideen zur sozialen Reform» (1873), ein «Liederbuch für freie religiöse Gemeinden» (Nordh. 1863), ein «Religionslehrbuch für Schule und Haus freier Gemeinden» (3 Abteil., Nordh. 1870), «Aus der Edda. Deutsche Nachklänge in neuen Liedern» (2. Aufl., Lpz. 1879) und viele andere Schriften.

Ein zweiter Bruder B.s, Theodor B., war Prediger in Raumburg und wurde wegen dogmatischen Dissens emeritirt; er verteidigte sich in der Schrift «Ein Glaubensbekenntnis». — Eduard B.s Sohn, Leonhard Volkmann, prakt. Arzt in Nordhausen, huldigt auch dem Vegetarianismus; er schrieb «Die Nahrungs- und Genussmittel des Menschen in ihrer chem. Zusammenfassung und physiol. Bedeutung» (Nordh. 1874), «Das Kyffhäusergebirge in mineral. geognost. und botan. Beziehung» (Nordh. 1880).

Balustrade (fr.), Dodengeländer, Dodenbrüstung, ein Brüstungsgeländer, welches im wesentlichen aus Balustern, d. h. säulenartigen, reich profilierten, meist gedrehten Stäben zwischen starken Pfeilern besteht und vorzüglich zum seitlichen Abschluß erhöhter Plätze, Terrassen, Balkons, Treppen, aber auch als Attika über dem Hauptgesimse von Gebäuden angewendet wird. Sie wird aus Stein und dessen Surrogaten, aus Holz und Metall hergestellt, und kann in ihren Einzelformen, je dem Baustile entsprechend, sehr verschiedenartig sein. — Im weitern Sinn, jedoch nicht ganz richtig, bezeichnet man mit B. auch jede Brustwehr, sie möge aus massivem oder durchbrochenem Mauerwerk, metallnem Gitter oder hölzernem Stabwerk bestehen.

Balutschistan oder Beludschistan (engl. Beloochistan), das Gebirg der Alten, ist das südöstlichste Fürstentum des Hochlandes Iran, welches erst 1739, als einer der Hordenführer der Balutschen, Nasir Chan, als Haupt der vereinigten Landschaften von Perserkönig Nadir Schah bestätigt ward, unter diesem Namen in die Reihe der asiat. Staaten trat. Sehr bald gelangte das Land zur Selbstständigkeit, die jedoch nicht kräftig genug war, 1779 die Abtrennung von Sindh (s. d.) zu verhindern. B. zählt auf 276 515 qkm nur etwa 350 000 E., wird im S. vom Indischen Ocean begrenzt und umfaßt die Landschaften Katha-Gandawa, Kelat, Sarawan im W., Dschalawan in der Mitte, und Arbu und Luz (in Mekran) im S. Der Osten ist ein kettig- und plateaureiches Grenzgebirgsland, welches seine wilden Stämme (Hala- und Kurlkei-Gebirge) und Gipfel in die Region des ewigen Eises erhebt und in steilen Terrassen ost- wie westwärts abfällt, welche die üppigen Landschaften des Indus thals von einer bis zu den Westgrenzen B. ausgedehnten Sandwüste scheiden. Wie im N., so begrenzt die Wüste auch im S. ein noch fast ganz unbekanntes System langgestreckter Gebirgsketten mit eingeschlossenen, stufenartig zueinander liegenden Längenthälern. Die höchste der östl. Grenzketten ist das mit dem Kap Monz oder Muwarit aus dem Meere aufsteigende Hala- oder Brahogebirge, dessen nördl. Fortsetzung sich dem afghan. Systeme anschließt und noch auf Balutschistan. Gebiete von zwei Hauptpässen durchschnitten ist, nämlich vom Holanpaß (s. d.) und dem Gandawa- oder Mula-, richtiger Milopasse, d. h. Blauer Paß, 96 km lang und pro km 8 m ansteigend. An den Westabhang des Grenzgebirgs legen sich die kleinen Kulturbereichen Wab, Suhrab und Ghosdar in Dschalawan, und als nördlichste und höchste Stufe die von Kelat in einer durchschnittlichen Höhe von 2000 m, mit kalten Wintern, aber im Sommer durchweg Garten und Feld. Südlich von Kelat liegt Suhrab, ein bevölkertes, sehr fruchtbares und durch zahlreiche Gebirgsbäche gut bewässertes Thal. Nur mit der äußersten Nordostseite, der heißen, wohlbewässerten und fruchtbaren Landschaft Katha-Gandawa, reicht B. in das Tiefland des Indus. Der Küstenstrich ist meist flach, zum Teil klippig, sehr heiß und vegetationslos, ebenso das 15—22 km dahinter aufsteigende Kalkgebirge. Eigentliche gute Häfen fehlen längs der ganzen Küste, nicht aber gute Reeden, unter denen die von Summiam die beste ist. Schiffbare Flüsse gibt es in B. nicht; außer den ihre Bässe östlich durchfließenden Bächen Holan und Wilo sind nur längs der Südküste etwa acht fließende Wasser bekannt, die aber nur in der Regen-

zeit anschwellen und als reißende Bergwasser fährlich werden, sonst aber trocken liegen. Der bedeutendste ist der Burali.

Mit der Beschaffenheit und Höhe des Bodens wechselt auch das Klima. Die brennende W. und die tiefen, feuchten und warmen Thäler bilden scharfe Gegensätze zu den Hochlandshäfen, wo Winter in aller Strenge herrscht und, wie in Asien der Reisbau durch die Kultur mitteleurop. Getreide ersetzt wird, die Bäume ihr Laub wechseln trotz der Lage unterm 29.° nördl. Br., vier Jahreszeiten einander ablösen. Im S. sind zwei nur eine kalte und, vom März bis Oktober, eine halbe Jahreszeit. In der Wüste ziehen schlanke Dattelpalmen die Oasen, in den tiefen Thälern gedehnter Reis, Baumwolle und Indigo, auf den hochlandbesten die gewöhnlichen Getreide- und Klarten Europas, und über alle Berggegenenden ist Asa foetida-Pflanze reichlich verbreitet. Auch Pflanzungen und Krapp werden gebaut. Von Baum finden sich außer der Dattelpalme mehrere, die nützlichsten Bauholz abgeben, darunter Lamariel und außerordentlich große Maulbeerbäume; auch dem Lamariel, Babul (eine Art Mimosa), Katanen, Walnuß- und Mangobäume, Sykomoren, Weiden, wilde Feigen und Oliven, alle europ. Bäume. Der größte Teil des Bodens ist Unkraut und die Bevölkerung besteht daher hauptsächlich aus wandernden Schaf- und Rinderhirten. Sie bauen Weizen, Gerste, Reis, Sorghum, Soja, auch Baumwolle, Indigo und Hälsenfrüchte. Neben europ. Haustieren und dem Kamele, den Eseln, Ziegen und Büffeln sind die wilden, unzugänglichen Gegenden von wilden Tieren verschiedener Art bewohnt, namentlich von Löwen und Tigern, die freilich selten sind, Hyänen, Schakals und Wölfe. Leoparden, wilde Katzen u. s. w. haufen in den Dschangeln; allgemein finden sich wilde Giesel, Antilopen, Hasen, Bergziegen u. s. w.; Schildkröten häufig, ebenso Fische an der Meeresküste, wo sie Menschen und Tiere die Hauptnahrung ausmachen. Das Mineralreich liefert Eisen, Blei, Kupfer, Zinn, Steinsalz, Alaun, Salinitat, Salpeter und Schwefel in Menge, Gold und Silber in Dschalawan, Antimon im Süden von Kelat.

Das Land wird von verschiedenen Volkstümern bewohnt. Der Hauptstod der Bevölkerung nennt sich selbst Balutschen, ohne von einander derselben Abstammung zu sein. Man unterteilt drei Hauptstämme: die eigentlichen Balutschen, Brahui und die Lamri. Die erstern zerfallen wieder in drei Abteilungen: die Rharrues oder Rerowi, der großen Wüste im W., mit 7, die Kind mit der Metji oder Magghazi, hauptsächlich in Katha-Gandawa, mit 16 Stämmen, von denen jede eine Anzahl von Kheils (Gesellschaften von vier bis fünf Zelten) zerfallen ist. An der Spitze der Kheils steht ein Häuptling oder Sirdar, nach welchem er sich benennt. Sie sprechen eine dem Persischen nahe verwandte Sprache und sind ein religiöses, grausames Hirtenvolk mohammed. Religion bei dem Blutrache allgemein verbreitet ist. Sie führen Flinten, Schwerter, Speere, Dolche und Schilde meist vom Auslande eingeführte Waffen. Brahui (s. d.) sind ebenfalls in viele Stämme geteilt. Die Lamri oder Ramwari im Luz gleich in der Gesichtsbildung mehr den Rajpooten und Dschat und haben eine dem Sindh ähnliche Sprache. Auch sie zerfallen in viele Stämme, führen

finden, sind aber rührig und thätig und beschäfftigen sich mit Weberei, Filzbereitung und Seilerei. Hier finden drei Hauptstämmen wohnen noch jetzt im Lande, die in mehreren Stämmen die Bevölkerung von Katscha-Gandawa bilden, eine neue Tribart, das Dschetti, sprechen und Aderbau treiben. Ferner finden sich Kuden als Hirten, in welchen Gegenden Dewahrs, vielleicht Abkömmlinge vertriehener Gebern, die rein persisch sprechen und die Leibgarde des Chans bilden; dann Afghanen und Hindus, beide nur in geringer Zahl in Katscha, wo sie besonders Geld- und Handelsgeschäfte treiben, jedoch ohne sich mit ihren Familien aufhalten zu dürfen. Die in allen Theilen des Landes zu findenden Familien vereinigen sich zu einer Art von Joganern, verschieden von den Balutschen und Kirgisen, welche als Rusier, Löpfer, Seiler, Matzenher, Reimer das Land durchziehen.

Industrie ist in B. nicht entwickelt. Zuder gewinnt man bei Bala aus Zuderrohr, und Asa foetida aus viel gesammelt, indem man den Saft der Fennel Asa foetida durch Einschnitte am untern Theile des Stängels austreten läßt. Die Gold- und Silberarbeiten werden nach Indien verhandelt. In Katscha ist der Chan sehr rohe Waffen verfertigen. Ausgeführt werden Pferde, Vieh, Felle, Datteln, Korn, Baumwolle, Seide, Öl, Indigo, Salz, Borax, Salzpeter u. s. w. Eingeführt werden aus Arabien Datteln und Kaffersklaven, aus Kabul und Khorasan Stahl und Kupfer, aus Seistan weiße Stoffe und Turbans, aus Indien Metalle und Metallwaren, Porzellan, Loh, Kaffee, Opium, Betel, Cocosnüsse, Indur, Gewürze, Seiden- und Goldstoffe, Kattun, Indur. Europ. Manuskr. werden hoch bezahlt. Das Handelsband, welches die einzelnen Stämme unter ihren Chans zu einem Ganzen fesselt, ist sehr schwach. Der Chan von Katscha ist im Frieden mehr omnibulles Oberhaupt des Landes, dagegen im Kriege mächtig und durch zahlreiche Truppen unterstützt. Die Einkünfte des gegenwärtigen Chans von Katscha, die meist in Naturalien bestehen, lassen sich auf 35000 Rbl. St. schätzen, und die Stärke des Heers auf 10000 Mann irregulärer Reiter und 600 Mann allgemeinen Aufgebots, wiewohl im Falle der Noth eine noch weit größere Kriegszahl zu B. Waffen greift. Katscha (s. d.) ist die Sommer- und auch die Winterresidenz des Chans. Durch am 14. Mai 1864 mit Kasir, Chan von Katscha, geschlossenen Vertrag ist die ind. Regierung ermächtigt, sechs in Katscha Truppen aufzustellen. Der Chan des Landes wurde 1872 an Persien abgetreten und die neue Grenze zwischen Persien und B. durch eine engl. Kommission unter dem engl. General Gough festgestellt. Bal. Pottinger, »Travels in Baluchistan« (Lond. 1816); Rawson, »Narrative of a journey to Kalat« (Lond. 1843); Bellew, »From Indus to the Tigris« (Lond. 1874); Hughes, »The country of Baluchistan« (Lond. 1877).

Baluze (Etienne), verdienter franz. Geschichtschreiber, geb. 24. Dec. 1680 zu Tulle, widmete sich zunächst der Jurisprudenz, später der Geschichtsquellenkunde. Anfangs vom Erzbischof von Toulouse, dann von dem von Auch unterstützt, wurde B. 1667 von Colbert zu seinem Bibliothekar, dann Professor des Kanonischen Rechts am Collège de Clermont, 1707 zum Direktor desselben ernannt. Wegen seiner genealogischen Geschichte des Hauses Bourbon wurde B. 1710 seiner Ämter und Ehren beeraubt und aus Paris verbannt,

1718 zwar zurückberufen, aber in seine Ämter nicht wieder eingesetzt. Er starb 28. Juli 1718. In der Kritik kirchengeschichtlicher und kanonischer Dokumente erwarb sich B. hohes Ansehen. Er hat 45 Schriften selbst herausgegeben und 115 ältere Schriften zu neuer kritischer Ausgabe vorbereitet; die wichtigsten sind die »Capitularia regum Francorum« (2 Bde., Par. 1677; 2 Bde., Bened. 1772; 2 Bde., Par. 1779) und die »Miscellanea« (7 Bde., Par. 1678—1715; neue Ausg. von Mansi, 4 Bde., Lucca 1761). Ferner sind zu nennen: die »Conciliorum nova collectio« (Par. 1685), ein Supplement zu Labbes Sammlung; »Historia paparum Avinionensium« (2 Bde., Par. 1698); die Ausgaben der »Epistolae Innocentii papae III.« (2 Bde., Par. 1682) und der »Opera« des Euphrasian (Par. 1726).

Balzac (frz.), eine Art bequemer Sessel (nach dem Romanchriftsteller B. genannt).

Balzac (Jean Louis Guez de), ein in seiner Zeit bedeutender franz. Schriftsteller, geb. 1694 zu Angoulême, war Mitglied der Französischen Akademie, königl. Staatsrat und Historiograph und starb auf seinem Stammgut B. 18. Febr. 1664. Er übte durch seine zwar wenig gehaltenen, aber mit stilistischer Kunst ausgeführten Briefe und Schriften einen nicht geringen Einfluß auf die franz. Prosa aus; seine »Lettres« (zuletzt 3 Bde., Par. 1806) waren das Entzünden der höher Gebildeten der Zeit und der literarischen Cirkel. In seinen übrigen, durchweg bildhaften Schriften, worunter »Le prince« und »Le Socrate chrétien« die bekanntesten sind, gelang es ihm nicht, seines Widersachers, Vater Boulu, Ansicht zu widerlegen, wonach ihm die Befähigung zur wissenschaftlichen Abhandlung abging. B. hat jedoch das unbestreitbare Verdienst, die oratorische Prosa in Frankreich angebahnt zu haben. B. 3 Werke erschienen nach seinem Tode in einer Gesamtausgabe, besorgt von Casaigne (2 Bde., 1665). Eine Auswahl seiner Schriften veranstaltete Malitourne (2 Bde., 1822); Lamotte Parroque gab »Lettres inédites de Jean Louis Guez de B.« (1874) heraus.

Balzac (Honoré de), berühmter franz. Romanchriftsteller, geb. 20. Mai 1799 in Tours, besuchte das Gymnasium zu Vendôme, arbeitete hierauf drei Jahre in Paris als Schreiber bei einem Avocat und Notar, wandte sich aber dann der Schriftstellerei zu und schrieb eine Tragödie, deren Beurteilung jedoch so ungünstig ausfiel, daß B. sich nunmehr dem Romansch widmete und mehrere Romane unter verschiedenen Pseudonymen erscheinen ließ (einige später unter dem Namen Horace de Saint-Aubin). Zehlfachgeschlagene Verlagsunternehmungen, in die er sich seit 1826 eingelassen hatte, brachten ihn in beträchtliche Schulden, von denen er sich nie wieder ganz freimachen konnte und die ihn in übermäßigen Anstrengungen sich aufreiben ließen. Inzwischen veröffentlichte B. unter seinem eigenen Namen den Roman »Les derniers Chouans« (1829), der vielen Erfolg hatte, ebenso wie die folgenden Romane »Catherine de Médicis«, »La femme de 30 ans«, »La maison du chat-qui-pelote«, »Le bal de Sceaux«, »Physiologie du mariage«, »Le père Goriot«, »La peau de chagrin« u. s. w., welche B. binnen wenigen Jahren in den ersten Rang der franz. Romanbücher stellten. Er wurde der gefeiertste Lieblingsautor der Leswelt, besonders der Frauen. Die Herausgeber von Zeitchriften und die Buchhändler warben um seine

Novellen, die «Scènes de la vie privée», «Scènes de la vie de campagne», «Scènes de la vie de province», «Scènes de la vie parisienne» u. s. w. B. fasste nun den Plan zu einer Art von Epos, in dem sich seine Romane miteinander verbinden und zu einem Ganzen abschließen sollten, und welches er «La comédie humaine» betitelte. Er schuf eine bunte Reihe typischer Charakterfiguren, die in dieser Komödie alle möglichen Rollen des Lebens spielen, und die Menge der 3—4000 Personen, die in seinen Novellen und Romanen auftraten, wäre gewiß noch angewachsen, wenn nicht der Tod einen plötzlichen Abschluß dieser «Menschentomödie» herbeigeführt hätte. B. starb zu Paris 19. Aug. 1850. Seine Schwester, Madame Surville, schrieb seine Biographie: «B., sa vie et ses œuvres d'après sa correspondance» (Par. 1858). Ds Romane geben ein getreues Bild der franz. Gesellschaft seiner Zeit; sie zeichnen sich aus durch Schärfe der Beobachtung, wenn auch zuweilen eine allzu peinliche Genauigkeit in Detailschilderungen ermüdend wirkt, den Fortgang der Erzählung hemmt und das Interesse von den Hauptpersonen ablenkt. Sein Darstellungstalent steht mit seiner wirklich bedeutenden Erfindungs- und Beobachtungsgabe nicht auf gleicher Höhe. Die Schreibart, obgleich voll überraschender feiner Wendungen und Gleichnisse, ist andererseits oft schwülstig, ja cynisch; sie erinnert an den Stil der Vertreter der sog. «realistischen Schule» in Frankreich. Seine besten Romane sind «La recherche de l'absolu», «Le médecin de campagne», «Eugénie Grandet» und «Les parents pauvres». Vgl. Goglan, «B. chez lui» (1862); «Correspondance de B. 1819—50» (Par. 1877).

Walzen oder **Walzen** nennt man den eigentümlichen Lärm der Männchen verschiedener hühnerartiger Vögel während der Begattungszeit, vorzüglich der Auer-, Wirt-, Schne-, Stein- und Haselhühner und der Fasanen. Von besonderer Wichtigkeit für den Jäger ist das W. der Auer- und Wirtshühner, weil dieselben fast ausschließlich während der Balzzeit (März und April) geschossen werden. Der Wirtshahn wählt zum W. einen lichten Waldplatz, auf dem sich die Hähne und Hühner versammeln; mit possirlichen Gebarden und gespreizten Geflügeln schreiten die Rivalen auf dem Platze herum; die Sieger in dem nun folgenden Kampfe schwingen sich auf Birken oder andere nahegelegene Bäume und balzen in kurzen, hellen, steigenden und fallenden Tönen mit gurgelndem und kollernendem Schlusse. Der Auerhahn dagegen bäumt abends in den Gipfel oder auch auf einen starken Seitenast eines großen Nadelholzbaums auf, macht einige Schluckbewegungen mit dem Hals, wobei er einen grunzenden Laut von sich gibt (das Kröpfen oder Worgen) und beginnt beim ersten Morgenrauen in drei verschiedenen, rasch sich folgenden Abtheilungen zu walzen. Die erste ist ein doppelt schnalzender, trockener Laut (Knappen oder Kleppen), dann folgt ein klatschendes Schnalzen (Hauptschlag); den Schluß macht ein dem sanften Wehen einer Sense ähnliches Gesehurre (Schleifen, Wehen). Während des Letztern ist der Auerhahn wie taub und blind und kann dann von dem Jäger angesprochen werden. Diese drei Balzlaute wiederholen sich auf der Höhe der Brunstzeit oft und rasch. Nach der eigentlichen Begattungszeit balzen die Auerhähne noch wochenlang (bis Juni) fast jeden Morgen.

Bambara, ein Negertönigreich im innern Afrika zu beiden Seiten des Dscholiba (obern Niger), v. Bamaku abwärts bis Silla; es erstreckt sich v. 10 bis 15° nördl. Br. und nimmt ein Areal v. ungefähr 55000 qkm ein. Nur in seinem westl. Theile erheben sich niedrige Granitgebirge, wofür Fortsetzungen der Quellengebirge des Dscholiba v. seiner Zuflüsse sind; im übrigen ist das Land eb. wenig bewaldet, besonders im Süden von vie. Flüssen durchzogen und sehr fruchtbar, obwohl v. Theil auch sumpfig. Große Strecken werden zur Negzeit vom Dscholiba überschwemmt. Der jährl. ein halbes Jahr, von Juni bis November, ank. tendende befruchtende Regen mildert die Hitze bek. tend. Ohne viele Mühe werden Getreide, u. Maiz, Yamswurzel u. s. w., bisweilen in doppelter Ernte gewonnen. Von Mineralien finden unter andern Eisen und Gold. Die Bewohner hören dem Mandingostamme an, sind ein krieg. erisches Volk und standen bis 1861, wo sich durch seine Kämpfe mit den Franzosen am Grenz. bekannte El-Hadj Omar des Landes bemächtigt unter eigenen Königen, die in Segu, einer 300 G. zählenden Stadt am Dscholiba, residieren. Segu und andere Orte treiben bedeutenden Handel mit Getreide, Baumwollstoffen, Gold und Salz, welches letztere aus der Sahara dahin gebracht wird. Besonders bemerkenswerth ist der Handel m. gewebten Baumwollzeugen, welche in ausgezeichnet. Güte von den Frauen des Landes gefertigt werden und wegen ihrer schönen blauen Färbung (d. Indigo ist hier heimisch) und Dauerhaftigkeit bekannt sind. Alle Gerätschaften, Leder, Sämen und Waffen, mit Ausnahme der Sch. waffen, doch aber das Pulver werden im Land selbst hergestellt. Polygamie ist allgemein, der E. bruch wird aber hart bestraft. Todesstrafe ist u. Seltene. In neuester Zeit hat sich der Islam h. sehr verbreitet, doch gibt es auch noch viele Z. an. bet. Der Zahl der Bewohner schätzt man 2 Mill. Vgl. Bignon, «Le royaume de Segoules Bambaras» in «Nouv. Annales des voyages» (Nov. 1857); Steinthal, «Die Mandé-Negern» (Berl. 1867); F. Müller, «Grundriss d. Sprachwissenschaft» (Wb. 1, 2. Abtheil., Wien 1871).

Bamberg, Stadt im bayr. Regierungsbez. Oberfranken, vormalig die Haupt- und Residenz. eines reichsunmittelbaren Hochstifts, liegt auf d. Hügeln in einer reizenden und fruchtbaren Gegend, durchschnitten von der sich hier in drei Arme f. tenden und schiffbaren Regnitz, etwa 5 km ober. deren Mündung in den Main und an der Eisenbahnlinie Nürnberg-Hof, von welcher hier d. Ludwigs-Westbahn über Schweinfurt nach Bam. burg u. s. w. abzweigt. Die Stadt hat (1874) 29587 G., darunter nur etwa 2900 Protest. und 850 Juden, und ist der Sitz eines Erzbis. mit Domkapitel, eines Oberlandesgerichts, ein. Landesgerichts, des Appellationsgerichts für Ob. franken und seit 1873 auch für Unterfranken, ein. Bezirksgerichts, eines Stadtgerichts und einer Justiz. banknabenstelle. Außerdem befinden sich zu B. d. Lyceum, ein Gymnasium, ein Clerikalseminar, u. seit 1873 paritätisches Schullehrerseminar u. ein. großer, 1872—73 erbautes Schulhaus, u. wie eine Gewerbs- und Handelschule. Das Lyceum ist aus der 1585 als ein Gymnasium u. m. micum gestifteten, 1647 von Bischof Otto in ein. Akademie verwandelten, 1648 eingeweihten, 1871

Der Bischof Friedrich Karl durch die jurist. und med. Fakultät erweitert, 1808 aber aufgehoben und inoffiziell hervorgegangen. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst steht oben an die ehemalige bischöfliche, jetzt königl. Bibliothek von über 10000 Bänden mit einem großen Schatz von antiken und alten Drucken und den Hellenischen Sammlungen für Kunstgeschichte im ehemaligen Jesuitenkollegium. (Vgl. Jäh. «Beschreibung der Bibliothek zu B.», 4 Bde., Nürnberg. 1831—34.) Ich die physik. Sammlung und das Linderische Naturalienkabinett in demselben Gebäude sind beachtenswert. Die städtische Gemäldegalerie auf dem Michaelsberg umfaßt 200 Bilder untergeordneten Rangs. Zu den Sehenswürdigkeiten gehört vor allem die von Kaiser Heinrich II. 1004 begründete, im Mai 1012 geweihte, durch Bischof Otto den Heiligen (1102—39) nach dem Brande von 1081 in der gegenwärtigen Gestalt neu aufgebaute Domkirche mit vier Thürmen, welche bis auf den letzten noch vollendet ist und zu den schönsten Denkmälern der Übergangsperiode vom roman. zum got. Bau gehört. Sie ist 108 m lang, 31,5 m breit und umschließt, außer zahlreichen älteren und neueren Teilen der Kunst, besonders der Plastik, die Grabmäler Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde, Konrads III., des Papstes Clemens' II. und vieler Bischöfe. (Vgl. «Beschreibung der bischöflichen Kunstmaler im Dome zu B.», Bamberg. 1827.) Auch sind von merkwürdigen Gebäuden noch zu nennen: das ehemalige fürstbischöfliche Residenzschloß auf dem Petersberge, welches 1698—1708 von Lothar Graf von Schönborn erbaut wurde und seit 1863 von König Otto von Griechenland und dann von dessen Witwe bewohnt wurde, mit öffentlicher Bibliothek, Archiv und naturhistor. Sammlung; die Kirche zu Unserer Lieben Frau oder Oberpfarrkirche, 1327—87 erbaut, aber nicht ganz vollendet, in alten Gemälden und Skulpturen und einem im Jahr 1523 verfertigten Altar; die St. Michaelskirche, welche dem 1073 vom Bischofe Hermann gestifteten, 1808 aufgelösten Stifte St. Jakob gehörte; die schöne ehemalige Universitätskirche, welche 1686—1720 von den Jesuiten im neubarock erbaut wurde und jetzt der Pfarrei St. Marien gehört. Andere Kirchen sind die zu St. Gumbert und zu St. Stephan. Letztere wurde 1808 den Franziskanern überlassen. Die reiche ehemalige Jesuitenabtei St. Michaelsberg mit der St. Michaelskirche (in welcher das Grabmal Ottos bestattet ist) ward 1803 zum Versorgungshaus für arme Bürger (Ludwigshospital) und die dazu gehörige Propstei St. Petrus zur Irrenanstalt umgewandelt. Andere aufgehobene Klöster sind als Krankenhäuser oder zu andern Zwecken benutzt worden. Die Irrenanstalt wurde 1874—75 erbaut. Nur die Irrenanstalt der Englischen Fräulein mit weiblicher Erziehungsanstalt, dem in neuerer Zeit auch die Wohnung des Rathenhausens und die Häuser für verschiedene Frauen und Mädchen überlassen wurden, hat sich aus früherer Zeit erhalten. Auf dem Petersberge vor dem ehemaligen Residenzschloße steht das 1808 errichtete Denkmal des Fürstbischöfs Franz Anton von Erthal (gest. 1795) und auf dem Schießplatze die von Humboldt in Wien gefertigte, im Jahr 1874 enthüllte Kolossalbüste Joh. Lukas Schallers (geb. in B. 1793). Auch J. Camerarius wurde hier geboren. Eine 1874 neuhergestellte Wasserleitung mit zwei Hochreservoirs versorgt die Stadt.

Die ganze Stadt wird durch die Regnitz und drei erst in neuerer Zeit erbaute eiserne Brücken überflossen; aber den rechten Arm fließt die Sophienbrücke und seit 1829 eine städtische, 70 m lange Kettenbrücke. Industrie und Handel haben sich bei der Lage der Stadt an der schiffbaren Regnitz und an dem hier ausmündenden Ludwigskanal sowie infolge der Eisenbahnverbindungen sehr gehoben. Namentlich gilt dies vom Transit, der schon früher nicht ohne Bedeutung war. Unter den größten Fabriketablissemments ist eine Baumwollspinnerei mit 1500 Arbeitern hervorzuheben; ferner 5 Zuckerraffinerien, 2 Eisengießereien, 2 Holzgalanteriewarenfabriken, 1 Seidenzwirnfabrik, 1 große Färberei, Bleicherei und Appreturanstalt. Zuckerfabrikation und Bierbrauerei werden stark betrieben. Einen Hauptnahrungsweig der Stadt bildet aber die blühende Gärtnerei, welche besonders Saffran (in sehr bedeutender Quantität), weiße und gelbe Rosen, Anis, Obst, Lorbeer und Sämereien für die Ausfuhr liefert. Die Umgebung von B. gleicht einem großen Frucht- und Gemüsegarten. Die Parkanlagen des Theresienparks, südlich von der Stadt, am Ludwigskanal, bieten angenehme Spaziergänge. Die 2 km oberhalb der Stadt gelegene Altenburg, deren Turm eine der schönsten Ansichten in Franken gewährt, gilt für das Schloß der alten Grafen von Babenberg, wo 1208 König Philipp von Schwaben von Otto von Wittelsbach ermordet wurde. Durch jene Burg der Babenberge ward im 9. Jahrh. die Erbauung der Stadt B. und deren Name veranlaßt.

Das Bistum Bamberg wurde 1. Nov. 1007 von Kaiser Heinrich II. gestiftet; dessen Kanzler Eberhard ward als erster Bischof eingesetzt. Kaiser Heinrich hatte B. 936 von seinem Vater, dem Herzoge Heinrich von Bayern, geerbt, welchen letzteren der Kaiser damit beliehen. Damals wie später übten die Kaiser und Päpste längere Zeit bedeutenden Einfluß auf die Wahl der Bischöfe von B., bis 1898 das Kapitel gänzliche Wahlfreiheit erlangte. Die Regierung der Bischöfe zu B. wurde nur einmal gestört, als 1436 die Bürger der Stadt sich zusammenrotteten und mit Gewalt den Bischof Anton von Rotenbach vertrieben. Durch die Reformation, welche der Bischof Weigand von Redwitz (1522—56) vergebens zu hindern sich bemühte, verlor das Bistum mehr als die Hälfte seiner Besitzungen und war seitdem sehr oft mit Würzburg unter einem Bischofe vereinigt. Große Verdienste um B. erwarben sich in den letzten Zeiten die Bischöfe Lothar Franz, Graf von Schönborn, gest. 1729; Friedr. Karl, Graf von Schönborn, gest. 1746; Phil. Ant. von Frankenheim, gest. 1753; Adam Friedr., Graf von Seinsheim, gest. 1779; vor allem Franz Eudm. von Erthal, gest. 1795. Infolge des Luneviller Friedens wurde auch das Bistum B., das damals 66 Q.-M. mit 20000 E. umfaßte, säkularisiert, Pfalzbayern zugeteilt, und der letzte, der nach 61. Jahr Bischof, Christoph Franz von Busek (gest. 5. Okt. 1806), mit 40000 fl. pensioniert. Infolge des zwischen Bayern und dem röm. Stuhle 1817 abgeschlossenen Konkordats wurde B. zum Erzbistum erhoben und ihm die Bistümer Würzburg, Eichstätt und Speier untergeordnet. Im Mai 1854 sandten zu B. Vertretungen der Vertreter der deutschen Mittelstaaten wegen des Anschlusses an das österr.-preuß.

Bündnis vom 20. April 1854, die sog. **Bamberger Konferenzen**, statt. Vgl. Jäz. «Geschichte B.» (4 Bde., Hamb. 1806—9); deselben «Lehrbuch der allgemeinen Geschichte B.» (2. Aufl., Hamb. 1820); deselben «Bamberger Jahrbücher von 1741—1833» (5 Bde., Hamb. 1829—34); Eisenmann, «Geogr. Beschreibung des Erzbistums B.» (Hamb. 1833); «Monumenta Bambergensia» (herausg. von Jasse, Berl. 1869); «B., zuverlässiger Führer durch die Stadt» (Hamb. 1879).

Bamberger (Heinr. von), ausgezeichnete Mediziner, geb. 27. Dez. 1822 zu Zwonart bei Prag, studierte Medizin in Prag und Wien, trat dann in den Dienst des Allgemeinen Krankenhauses zu Prag und war seit 1850 klinischer Assistent Oppolzer's in Wien, bis er 1854 als Professor der mediz. Klinik und Oberarzt des Julius-Hospitals nach Würzburg ging. Nach dem Tode Oppolzer's wurde B. im Frühjahr 1872 zum Direktor der mediz. Klinik in Wien ernannt. Von den Arbeiten B.'s sind zu nennen: «Krankheiten des hydropoetischen Systems» (2. Aufl., Erlangen 1864, Abteil. 1 des 6. Bds. von Virchow's «Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie» bildend), «Lehrbuch der Krankheiten des Herzens» (Wien 1857) und «Über Bacon von Verulam, besonders vom mediz. Standpunkte» (Würzb. 1865). Ferner enthalten die bedeutendsten mediz. Zeitschriften Deutschlands wertvolle Beiträge B.'s.

Bamberger (Rudw.), hervorragender polit. und volkswirtschaftlicher Schriftsteller und Abgeordneter, geb. zu Mainz 22. Juli 1823, studierte 1842—45 zu Gießen, Heidelberg und Göttingen die Rechte und arbeitete dann zwei Jahre bei den mainzer Gerichten. Im J. 1848 als Redacteur der «Mainzer Zeitung» in die Bewegung verwickelt, nahm er an der Erhebung teil, welche 1849 in der bayerischen Pfalz und Baden zu Gunsten der Reichsverfassung stattfand. Nach der Unterdrückung der Revolution ging B. als Flüchtling nach der Schweiz, nachdem ihn die mainzer Gerichte in contumaciam zu schwerem Gefängnis verurteilt und die rheinbayer. Ämter dieses Urteil in Todesstrafe verwandelt hatten. Von der Schweiz ging B. nach England, Belgien und Holland und von hier nach Paris, wo er sich 1853—57 der Leitung eines großen Bankhauses widmete. Nach der Amnestie von 1866 kehrte er nach Mainz zurück, wo er 1868 ins Deutsche Zollparlament, 1871 in den Deutschen Reichstag gewählt wurde. Beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs wurde B. von Bismarck nach dem Hauptquartier berufen, wo er im deutsch-nationalen Interesse publizistisch thätig war. Auch nahm er später eine Mission nach Hagenau an, um im Elsaß die polit. Verwaltungsmassregeln zu fördern. Seit 1873 vertritt B. im Deutschen Reichstage, wo er bis 1880 der nationalliberalen Partei als hervorragendes Mitglied angehörte, den Wahlkreis Alzeyer-Wingen und übte darin auf die finanzielle und volkswirtschaftliche Gesetzgebung, insbesondere auf die Verhandlungen über das Münzgesetz, die Reichsklassensteine, das Banknotengesetz, die Reichsbank u. a., einen vielfach entscheidenden Einfluß aus. Einer der eifrigsten Vorläufer der Freihandelspartei, Begründer und Vorsitzender des Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit, bekämpfte er lebhaft den Rathgebersozialismus und die Zoll- und Wirtschaftspolitik, welcher Fürst Bismarck seit 1879 sich zugewandt hatte. Diese Oppo-

sition drängte B. mehr und mehr nach links und brachte ihn zu der Mehrheit der nationalliberalen Partei in einen Gegensatz, welcher ihn schließlich anlaßte, mit einer Anzahl von Gesinnungsgenossen dieser Fraktion auszuscheiden und die sog. «Konservativ-konservative» Gruppe (später «Liberaler Verein» genannt) zu bilden. Zur Motivierung dieses Schrittes veröffentlichte er anonym die Schrift «Die Session» (Berl. 1881). Von den übrigen polit. u. nationalökonomischen Schriften B.'s sind besonders zu erwähnen: «Die Flitterwochen der Pressefreiheit» (Mainz 1848), «Erlebnisse aus der pfälz. Erbschaft» (Frankf. a. M. 1849), «Suche nach Italia» (Frankf. 1859), eine anonym erschienene Flugchrift, in welcher B. die Deutschen aufforderte, den Kampf Italiens gegen Österreich zu betreiben, um Deutschland durch Verdrängung Österreichs zu einigen; «Monsieur de Bismarck» (Bar. 1868, deutsch, Bar. 1868), «Vertrauliche Briefe aus dem Hauptquartier» (Bresl. 1870), «Zur Naturgeschichte des franz. Kriegs» (Lpz. 1871), «Die Aufhebung der direkten Gemeindeforderungen» (Berl. 1871), «Die Milliarden» (Berl. 1873), «Die Arbeiterfrage und dem Gesichtspunkte des Vereinsrechts» (Stutt. 1873), eine gegen den Rathgebersozialismus gerichtete Streitschrift, welche eine Entgegnung Brandes hervorrief: «Die wissenschaftliche Leistung des Herrn Ludwig Bamberger» (Berl. 1878). Weitere Schriften B.'s sind: «Die Bettelbant vor dem Reichstage» (Lpz. 1874), «Reichsgeld» (1. bis 3. Aufl., Lpz. 1876), «Deutschland und der Sozialismus» (Lpz. 1878), «Deutschthum und Judentum» (Lpz. 1880). Außerdem schrieb er für die von Walekrode herausgegebenen «Demokratischen Studien» (seit 1860), «Deutschen Jahrbücher» (1861—63) und seit 1861 auch für die «Deutsche Rundschau», die «Allgemeine Zeitung», «Unsere Zeit», «Die Gegenwart», «L'Éclair» u. s. w.

Bambino (ital.), kleines Kind; besonders bei so ein kleines, hölzernes, reichgekleidetes Christkind in der Kirche Ara coeli zu Rom, das für viele thätig gehalten wird.

Bambocciaden werden in der Malerei genannt, welche Gegenstände und Scenen des gemeinen Lebens auf grotesk-komische Weise darstellen, wie Jahrmärkte, Bauernfeste u. dgl. Die Bezeichnung entnahmen zuerst die Italiener dem niederländ. Maler Pieter van Laar, den sie eines seiner kindischen Wesens Bamboccio (d. h. Pöbelmann) nannten. Dieser war zwar nicht Genueser, aber der Gattung (denn schon vor ihm hatten ältere Breughel, die beiden Teniers u. a. dergleichen Stoffe behandelt), verschaffte derselben in Italien zuerst Eingang.

Bambos (eigentlich die engl. Bezeichnung Bambus), rohr- oder strohgelb gefärbte, unelastische Thonwaren, die in Indien von den Eingebornen gefertigt werden.

Bamboufbutter (Shea- oder Galsambutter) ist ein Fett, welches aus den ölreichen Kernschneidenern *Bassia*-Arten, die an der Westküste Indiens und in Indien wachsen, durch Ausschmelzen in heißem Wasser gewonnen wird. Als Stammpflanze gilt *Bassia butyrea* Roxb. und *Bassia Pinnatifida* Don., von andern wird *Elais guineensis* angegeben, was aber auf einer mehrfach vorgekommenen Verwechselung mit Palmfett beruht. In den Produktionsländern wird das frische Fett als Nahrungsmittel benutzt, bei uns dient es zur Seife-

Am Anpflanzung. Es ist butterweich, weiß, glänzend, und einzeln rötlich gefärbt, schmilzt bei 60°. Der A. ziemlich gleich und ebenfalls von 30 Arten stammend sind die Fettarten, welche im Handel die Namen Rawaeh, Choorei- und Phula-... Zilpe, Djave- und Roungonöl führen. Bekannt, eine Plateaulandschaft Africas im ... zwischen dem Senegal und dessen linkem ... Saleme, westlich von Bonbu und östlich ... Maria begrenzt. Das Reile, gleich einer nur an einigen Stellen durchbrochenen Mauer zu 300 m ... das ... nach SO. und entsendet westlich ... Saleme, östlich zum Bafing und Senegal eine ... in der ersten Hälfte des Jahres fast ganz ... Regenabgäbe und kleiner Flüsse. Die ... der unter 19° 30' bis 14° 15' nördl. Br. liegende Landschaft ist sehr bedeutend. Zur Regenzeit, welche vom Juli oder August ab vier Monate ... treten Überschwemmungen ein, die zwar die ... vorübergehend ungesund machen, den Boden ... an Fruchtbarkeit dem Riltbale gleichstellen. ... Reis, Hirse, Wassermelonen gedeihen üppig ... besondere Pflege, daneben Palmen, Banianen und wilder Wein. Die mit 1,5–2 m hohem ... bewachsenen Ebenen begünstigen die ... und neben den wilden Tieren des tropi- ... auch gezeigten Kinder und in den bergigen ... Schaf. Die reichliche Vegetation gibt ... Menschenwärmen Nahrung, aus deren ... bestehende Getränke bereitet werden. ... Hauptnahrung B.s besteht aber in seinen ... und Goldwäschchen. Alle Regenbetten, ... Schwammeln längs des Saleme, ganz beson- ... die Thäler, Ebenen und Flussbetten am Fuße ... Lambaurgebirgs sind reich an Goldsand, und ... Dorf hat seine Goldwäschchen in Gruben oder ... Wassertrinnen. Am bekanntesten sind ... zu Netho (Natalon); bei Kenieba betreiben die ... selbst das Goldwäschchen. Die schwarz- ... Einwohner gehören zum Mandingostamme ... sind meist noch Heiden. Die einzige friebliche ... fähigkeit, welche sie neben der Jagd betreiben, ... Gold zu suchen, das sie, nebst dem Eisenbein ... zahlreichen hier einheimischen Elefanten, ... Karawanen an die Europäer verhandeln. ... Dorf wird selbständig von erblichen Haupt- ... regiert. Das Land ward schon von den Por- ... im 15. Jahrh. besetzt, welche aber von den ... vertrieben wurden. Ein Gleiches ge- ... nach den mohammed. Arabern. Die geogr. ... B.s ging zuerst von der franz.-afri- ... Gesellschaft des 18. Jahrh. aus, welche ... sationen in Salam gründete. Von hier aus ... 1716 der Baumeister Compagnon eine ... gegen die Mitte des 18. Jahrh. waren an ... Orten B.s kleine Comptoirs errichtet, ... mittlerweile verloren gingen, aber in neuerer ... wie das zu Farabana-Labudi, wiederherge- ... worden sind. Im 19. Jahrh. trugen Mungo ... und besonders der Major Houghton viel zur ... von B. bei. Seit 1858 schlossen die fran- ... schaftsführer mit den meisten Haupt- ... an, die zum Teil die franz. Oberhoheit aner- ... Bgl. Raffeneil, «Voyage dans l'Afrique ...» (Par. 1846). ... (Dambul), eine von Schreber auf- ... die Pflanzengattung aus der Familie der Ord- ... deren Arten vorzugsweise den Tropengegenden

angehören. Es sind ausdauernde holzige Pflanzen von baumartigem Wuchs, die in den Gegenden, wo sie einheimisch sind, oft förmliche Waldungen bilden. Die knötigen hohlen und sehr schlanken Stämme dieser baumartigen Gräser überrreffen an Höhe die in Deutschland wachsenden Laub- und Nadelhölzer. Die Blüthen sind in Ähren gestellt, welche in großer Anzahl zu einer Rispe von oft be- deutender Größe vereinigt sind, sie haben sechs Staubgefäße und einen dreiteiligen Griffel mit federigen Narben. Die wichtigste und bekannteste Art ist die vorzugsweise in Ostindien wachsende *B. arundinacea Willd.*; die Stämme derselben werden bis zu 25 m hoch und am Grunde etwa 20–30 cm dick und finden in der verschiedenartigen Weise Anwendung; die ältern werden zum Baue der Häuser, die jüngern zur Anfertigung von Wirtschafts- gerät, zu Waffen u. s. w. verwendet. Ferner wer- den die hohlen ältern Stämme zu allerlei Gefäßen, Trögen, Rinnen umgearbeitet; auch benutzt man sie zur Versendung des sog. Röhrenmumigutti (s. Gummitutti). In Europa dienen die Stän- nern etwa 2–4 cm dicken Stämme als Spazier- stöcke. In China wird aus den Bastfasern der jün- gern Triebe ein sehr festes unter dem Namen «Chi- nesisches Seidenpapier» auch in Deutschland zum Abdruck von Holzschnitten, Lithographien u. s. w. benutztes feines Papier hergestellt.

An den Knoten älterer Stämme der *B. arundinacea* finden sich eigentümliche Auswüchse, die hauptsächlich (86 Prog.) aus Kieselsäure bestehen und an der Luft verhärtet; sie haben einen jader- artigen Geschmack, weshalb man sie auch Dam- busjader nennt; bekannt sind sie als Tabascheer, Tabaschir, Tabaxir, unter welchem Namen sie in Europa beim Polieren und in der Porzellanfabrikation Anwendung finden. Ähnlich wie die *B. arundinacea* werden zahlreiche andere Arten benutzt, so die *B. Guadua Humb.*, *B. Bonpl.* und die *B. Tagoara Mart.* in Südamerika; bei einigen Arten, z. B. bei der letztern, befindet sich in den ältern Stengelgliedern eine saße, klare, wässe- rige Flüssigkeit, die getrunken werden kann. Von vielen Arten werden die jungen Triebe als Gemüse gegessen, so z. B. von den in Java wachsenden *B. Apas Schlecht.* und *B. verticillata Willd.*

Damian, *Damian*, Heden und Baport in Kabulistan, 87 km im NW von Kabul, an der Scheide der hohen Schneegebirge des Hindu-Kusch und des an den Hülsenquellen aufsteigenden Kubi- Baba gelegen, sowie an der Hauptstraße und dem alten Karawanenwege von Kabul nach Turkistan, deren Schlüssel der Ort ist. Das sehr fruchtbare Thal von D. liegt nördlich von dem Gabschthal- passe, der, bis 3700 m hoch, von steilen, fast senk- rechten Felswänden eingeschlossen, 14 km lang und laum 2,5 km breit, den einzigen, für schweres Fuhr- wert und Artillerie gangbaren, sicher schon von Alexander d. Gr. benutzten Weg über den Hindu- Kusch bildet, und ist besonders auch merkwürdig wegen der Altertümer, die er umfaßt. Das Thal war ein Hauptort des Buddhismus, wovon noch heute die verstümmelten riesenhaften Idole zeugen. D. wird samt den in Felsen gehauenen Idolen schon von den buddhistischen Mönchen beschrieben, die im 4. und 5. Jahrh. von China über Mittel- asien nach Indien pilgerten. Die Bildsäulen be- finden sich auf einem Hügel von ungefähr 90 m Höhe, in welchem ringsum, in unregelmäßigem

Städwerken übereinandergetürmt, auf 11 km hin, eine große Menge Ausbühlungen oder Zellen angebracht sind, mit mancherlei Schnitzwerk versehen. Die männliche Bildsäule, Sang-Kal genannt, ragt 52, die weibliche, Schah Muna, 37 m empor. Beide haben eine natürliche Stellung und sind mit einer leichten Draperie überzogen. Von der männlichen Figur ist der wohlgeformte Mund noch vollkommen erhalten; bei der weiblichen fehlt der ganze obere Teil des Gesichts. Jede Bildsäule ist in einer tiefen Nische ausgehauen, die ebenfalls Schnitzwerk besitzt, auf welchem Fürsten und Fürstinnen und eine Menge symbolischer Darstellungen angebracht sind. Man steigt im Innern der Bildsäulen mittelst einer in den massiven Stein gehauenen Wendeltreppe bis zum Haupte empor. Die beiden Thälwände sind von unzähligen (angeblich 12000) Grottenwerken durchlöchert und das ganze Thal außerdem übersät mit sehr gut gebauten schlanken Türmen und Ruinen von Gräbern, Moscheen und andern Gebäuden der hier gelegenen spätern mohammed. Stadt Galgah, welche von Schingis-Chan 1221 zerstört wurde. 15 km westlich von B. liegen die Ruinen der sog. Burg Zohal (aus schön gebrannten Ziegeln, frisch erhalten, von 25 m hohen Wällen umgeben), deren Erbauung dem fabelhaften Schlangenkönig Persiens gleiches Namens zugeschrieben wird. Die Burg diente zur Bewachung des wichtigen Passes. Man fand hier und im Thale B. in neuester Zeit eine große Anzahl Münzen, Ringe und andere Altertümer, die von Brinsley, Masson, Wilson, Wood u. a. beschriebenen wurden.

Bamo, B'hamo oder B'h-an-mo, die bedeutendste Handelsstadt im Reiche Birma in Hinterindien, liegt am östl. Ufer des Irawadi unterhalb der Einmündung des Laing-Kiang-Lang-Hong und zählt 12—15000 E. Der sehr belebte Ort ist hauptsächlich des birman.-chines. Handels. Alljährlich treffen hier vom Oktober bis Mai (nur die Regenzeit unterbricht den Verkehr) die mit Seide, Manufaktur- und andern Waren beladenen Karawanen chines. Kaufleute, zunächst aus der Provinz Yunnan (deren Grenze fünf Tagesmärsche ostwärts entfernt ist) und die flachen Boote der Birmanen mit ihren Baumwollballen und andern Produkten zusammen. Der Überwert der Baumwollausfuhr sowie der Wert des übrigen Exports findet seine Ausgleichung zum Teil durch Einfuhr von Quetsilber, Zinn, Zinnober, Samt- und Seidenzeuge, Opium, russ. Tuch u. s. w., teils durch Zahlung in chines. Silber (Si'-Si-Silber) und Blattgold. Neben der Baumwolle kommen für den Export nach China noch in Betracht: Schmucksteine, Serpentinsteine oder Ju, Bernstein, fleischfarbener Feldspat zu Rangknapfen, außerdem eßbare Vogelnester, Aretanüsse, Elfenbein, Rhinoceros- und Storchhorn. Die Gesamtausfuhr wird auf 6—7 Mill. Mark, die Gesamteinfuhr an Waren auf 5—6 Mill. Mark geschätzt. Engl. Dampfer mit flachen Schleppschiffen vermitteln den Verkehr mit Rangun. Vgl. Bowers, «Bhamo-Expedition, deutsch von Merzdorf» (Berl. 1871).

Bân (frz.), soviel wie Bann; besonders das Aufgebot der Lehnleute zur Heerfolge, entsprechend dem deutschen Heerbann (s. d.). Am meisten in Gebrauch war derselbe unter den Capetingern; das letzte Mal wurde er von Ludwig XIV. im Jahre 1674 angeordnet.

Bân oder Banus, entstanden aus dem slaw. Worte Ban, d. i. Herr (andere leiten es vom ava-

rischen «Bochan» ab), war in frühern Zeiten Tit und Würde der Befehlshaber mehrerer Grenzungen des ungar. Reichs, demnach ungefähr gleich bedeutend mit dem deutschen Markgraf. Die Banen des vom Könige, aber nicht auf Lebenszeit ernannten und auf dem Reichstage besetzten B. war sehr ausgedehnt, indem derselbe in den polit., jurisd. und militärischen Angelegenheiten die oberste Gewalt fast unumschränkt übte. Der B. galt in seinem Bezirke, gleich dem Palatin in Ungarn, als nächst nach dem Könige und hatte in Bezug auf Verwaltung und Gerichtsbarkeit dieselben Rechte und Pflichten wie jener. In Kriegszeiten führte die Truppen seines Banats. Die bedeutendsten Banate waren die von Dalmatien, Kroatien, Serbien, Bosnien, Macso und Sybren. Die Grenzen der einzelnen Banate wechselten häufig, bald bald mehrere Banate vereinigt, bald Teile des Banats zu einem andern geschlagen wurden. Die vordringende türk. Macht verschlang allmählich die Banate bis auf das von Kroatien. Aber auch nach dem B. dieses einzigen übriggebliebenen B. war sehr beschränkt, da einen Teil seines Banats die Türken einnahmen, einen andern die kass. Militärmantanten besetzten. Desto militärischer spaltete der B. in dem kleinen ihm gebliebenen Teile, endlich zu Anfang des 17. Jahrh. unter dem Banen József Draskovich der Umfang der Banatsmacht hatte einen reichstäglichen Gesandten sehr bekannt wurde. Der preßburger Reichstag von 1723 erkannte auch dieses Banat dem damals errichteten ungar. Statthalterat unter, und durch die Maria Theresia 1746 bei Errichtung der Militär-grenze vorgenommene Trennung der Militär- und Angelegenheiten derselben unmittelbar dem kais. Hofkriegsrat untergeordnet. Dastur aber auch von Maria Theresia (1751) die von Leopold I. eroberten ungar. Komitate Bözega, Verica u. Syrmien ebenfalls unter die Verwaltung gestellt, doch sollten diese drei Komitate auch Legaten in den ungar. Landtag entsenden und ungar. Statthalterei untergeordnet bleiben. In diesen mannigfachen Umwandlungen bestand die zu neuerer Zeit die Macht und Würde des B. Folgendem: Er war der dritte Reichswürdenträger Ungarns, ordentlicher Landesrichter, Präsident der königl. Tafel in Ungarn gleichgestellt mit nur der Septemviraltafel untergeordnet der Tafel, Mitglied des ungar. Statthalterats, Führer der Adelsinsurrektion und Führer des ersten und zweiten Banalgrenzregiments; er durfte nach eingeholter königl. Bewilligung im Landtage einberufen, bei denen ihm gleiches Präsidium zustand, vollzog in seinem Banat Statthaltereierlasse und trug bei der Krönung ungar. Könige den goldenen Reichsapfel vor. In der oktrozierte österr. Reichsverfassung vom Jahre 1849, welche Kroaten, Slawonien und Dalmatien zu einem eigenen Kronlande umschuf, war das Banat ganz unabhängig von Ungarn und selbst Statthalter in seinem Bezirke geworden, ganz derselben Machtbefugnis wie die Statthalter in den übrigen Kronländern, mit Beibehaltung des alten Namens B. Seit dem Ausgleich mit Österreich 1868 trat auch Kroatien in ein neues Verhältnis mit Ungarn, und der B. wird unter der Leitung des ungar. Ministerpräsidenten ernannt. Er ist Chef der kroat.-slaw. Ban-

regierung, dem Landtage in Agram verantwortlich, steht in Landesfachen unmittelbar unter der Krone und nimmt in gemeinschaftlichen kroatisch-ungar. Staatsangelegenheiten am ungar. Ministerrat teil.

Banagium (mittelalt.), **Bannrecht**, **Mahlschwang**. **Banal** (vom franz. *bann* abgeleitet) hieß in der Sprache des Schutzherrn eine Sache, die der Lehns herr seinen Vasallen zur Benutzung gegen gewisse Gegenleistungen überlassen hat. Dann bedeutet das Wort auch figürlich etwas, das jedermann zum freien Gebrauche überlassen wird, und ferner alles das, was durch häufige Anwendung trivial geworden ist.

Banalgränze heißt der südlich vom Banate auf beiden Donaufern belegene Teil der ehemaligen österr. Militärgränze, welcher 2764 qkm groß ist und im W. von dem Bezirke des stiller Grenzbataillons, im O. von Siebenbürgen begrenzt wird. Die B. wird von den westl. Ausläufern der hier an Naturschönheiten besonders reichen Transilvanien Alpen durchzogen und besteht aus vorzüglichem Sandstein, welches während der Zeit der Zugehörigkeit zur Militärgränze ausgebaut worden ist. Im äußersten Osten der B. liegt das berühmte, schon zur Römerzeit viel besuchte Herculesbad in dem milden Felsenbale der Rehabia. Die Bevölkerung (etwa 115 000) heißen Banalisten und sind der Abstammung nach Kroaten, zum Teil auch Griechen. Das Land erzeugt namentlich Getreide, Wein und Feuertuch (Leinwand).

Die B. war seit dem Passarowitz Frieden mit dem kaiserlichen Banate (den Komitaten Torontal, Temes und Krassó) verbunden, wurde jedoch durch die österr. Reichsverfassung vom 4. März 1849 von Ungarn abgetrennt und mit dem neuen österr. Banat vereinigt. Im Dez. 1860 wurde dieses Banat dem ungar. Mutterlande wieder einverleibt; doch verblieb die B. im Verbande der österr. Militärgränze (s. d.) und bildete zwei Regimentsbezirke derselben, deren jeder in 12 Kompagnie geteilt war. Hauptort des 1. Banalregiments war Olina, der des 2. Petrina. Inhaber des Banal-Regiments war stets der Banus von Kroatien und Slavonien, welchem die gesamte Militärgränze seit 1746 in militärischer Hinsicht unterstellt gewesen ist.

Banana-Inseln, eine kleine zur Krone Englands gehörige Inselgruppe an der Sierra Leone. Die Bananillas, im 8° 8' nördl. Br., beim Kap Jilling, die größte, Bananas, misst 7 und 1,5 Meilen. Die B. sind höchst fruchtbar; das Klima ist ein sehr gesundes, so daß sie für die etwa 50 km entfernte Sierra Leone-Kolonie das Sanitarium bilden.

Bananen heißen in der Tropengegend die Pflanze der Bananapflanze, *Musa paradisiaca* L., die eine der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Tropenbewohner bilden. Diese ihrer Form nach den Pflaumen ähnlichen, jedoch größeren Früchte sind ein angenehm süßliches, reichliches Fleisch, das gewöhnlich sowohl roh als geröstet oder in Sirup eingegeben eine nahrhafte, gesunde und wohl schmeckende Speise. (S. *Musa*.)

Bananenrost (die Blätter von *Musa paradisiaca*), einer der vielen Stoffe, die man für die Verfabrikation nutzbar zu machen gesucht hat. Banat oder Banatag bezeichnet im Ungarischen allgemein eine Grenzprovinz oder jede Gegend,

über die ein Ban (s. d.) herrscht, in ähnlicher Weise wie in Deutschland das Wort Markt. Die verschiedenen B. aber gingen in den langen Türkenkriegen ein, und nur das Königreich Kroatien behielt seinen Ban, ohne nach ihm genannt zu werden. Umgekehrt erhielt das Temeser B. diese Benennung nach dem Passarowitz Frieden, ohne jemals einen Ban gehabt zu haben. Dieses sog. B. umfaßt die Komitate Torontal, Temes und Krassó. Infolge einer kaiserl. Bestimmung vom 18. Nov. 1849 wurde daselbst tatsächlich von Ungarn getrennt und ein neues österr. Kronland unter dem Titel: die Serbische Wojwodina und das Temeser B., geschaffen, zu welchem außer den drei genannten Komitaten noch das bächer Komitat (die Wojwodina) genommen wurde. Dieses Kronland bestand sodann aus den fünf Kreisen: Temesvár, Lugos, Großbeszeret, Zombor und Reusatz. An der Spitze desselben stand die serbisch-banatische Statthalterei in Temesvár, die dem Ministerium in Wien unmittelbar untergeben war. Infolge des Ottoburgenvertrags vom 1860 wurde dieses Kronland aufgehoben und das B. wieder mit Ungarn vereinigt. Das alte Temeser B. enthält mit der Banalgränze (s. d.) 28 040 qkm, ist im O. und SO. gebirgig, im N. W. und SW. flach und morastig, aber durchgehend stark bewaldet und sehr fruchtbar. Es wird von der Theiß im W., von der Donau im S., von der Maros im N. und von dem Gebirgszuge, der Ungarn von der Walachei und Siebenbürgen trennt, im O. begrenzt. Seines milden Klimas wegen schon bei den Römern beliebt, die hier einige Städte anlegten, schmachtete es später lange unter türk. Joche und wurde ganz entvölkert, bis es Österreich 1716 zurückeroberte. Anfangs stand das B. allein unter Militärverwaltung. Maria Theresia führte im J. 1761 die Zivilverwaltung ein und betrieb zur Kolonisierung der königl. Kameralgüter deutsche Einwanderer aus den Rhein- und Moselgegenden und Schwaben herbei (1763–65, 1768–71), welche das Land in Blüte brachten. Die übrige Bevölkerung ergänzte sich aus Magyaren, Rumänen (Walachen), Serben (Kajen), Bulgaren, Zigeunern und Juden. Das B. ist einer der reichsten Teile Ungarns. Weizen wächst überall in Fülle, desgleichen Tabak, Hirse, Gerste, Hafer, Raps, Kukuruz, Rübe, Kernerobst. Der Weinbau ist weniger ergiebig, liefert aber ein gutes Produkt; an Feuertuch findet sich Überfluß; die Flässe sind sehr fischreich. Die Bergwerke geben einige Ausbeute an Gold, Silber, Zinn, mehr an Eisen und Kupfer; doch der größte Schatz des B. besteht in Steinkohlen (namentlich in Stegerdors). Unter den Mineralquellen nehmen die berühmten Bäder von Rehabia (s. d.) den ersten Rang ein. Die Gesamtbevölkerung des B. belief sich 1880 auf 1 236 181 Seelen, der Religion nach Katholiken (römische und griechische), Griechisch-Orientalische, Lutheraner, Reformierte und Israeliten. In dem letzten Jahrzehnt hat der Wohlstand des B. durch Mißwachs und Überschwemmungen viel gelitten; desgleichen haben Epidemien (Cholera, Diphtherie u. a.) und Auswanderungen die Bevölkerung erheblich vermindert. Die Hauptstadt des B. ist Temesvár (s. d.). Merkwürdige Punkte sind die Veterani-Höhle und das Eisene Thor (s. d.). Vgl. Griseb., «Versuch einer natürlichen und polit. Geschichte des Temeser B.» (Wien 1786); Böhm, «Geschichte des Temeser B.» (2. Aufl., 1861); Schneider, «Geschichte des Temeser B.» (2. Aufl., Pest 1872).

Banaufisch (vom griech. *βαναυολα*, das Handwerk) bedeutet eigentlich handwerksmäßig, im Gegensatz zur freien und schönen Kunst; dann auf die Gesinnung übertragen: philisterhaft, engherzig, kurz alles dem Edeln und Freisinnigen Entgegenge setzte.

Banc Abegg, eine nach ihrem Erfinder benannte, in der Baumwollspinnerei beim sog. Schweizerystem zur Anwendung kommende Vorspinnmaschine.

Banco (ital.) war sonst im Handelsverlehr zunächst gleichbedeutend mit Bank (das neuere ital. Banca); dann bezeichnete das Wort aber auch die Bankaluta, die Geldwährung, in welcher eine Bank ihre Rechnungen führte und Zahlungen leistete, namentlich wenn dieselbe von der gewöhnlichen Landeswährung verschieden war. In Deutschland verstand man unter B. zumeist das hamburger Bankgeld, eine nicht durch Münzen vertretene Valuta, in welcher ursprünglich 27 $\frac{1}{2}$ Mark (Bankmark, Mark Banco) eine (kölnner) Mark fein Silber betrug, seit 1. Juli 1868 aber 59 $\frac{1}{2}$ Mark ein deutsches Pfund oder ein halbes Kilogramm fein Silber (was fast genau das Nämliche war), sobald die Bankmark = 1 Mark 51,88 Pf. deutsche Reichswährung (die neue deutsche Goldmark zu $\frac{1}{2}$ Thlr. vorherige norddeutsche Währung gerechnet) oder ziemlich genau 15 $\frac{1}{2}$ Silberggr. vorherige norddeutsche Währung = 53 $\frac{1}{2}$ Kr. frühere süddeutsche Währung = 75 $\frac{1}{2}$ Kreuzer österr. Silberwährung = 1,84 Mark oder 1 Mark 4 Schill. 2 $\frac{1}{2}$ Pf. früheres hamburger Courantgeld (geprägte hamburger und lübeder Münze, das frühere Geld des hamburger Kleinverlehrs und die vorige lübeder Währung) ist. Die Bankmark wurde in 16 Schill. zu 12 Pf. eingeteilt, wie die Mark des hamburger Courantgeldes. Die hamburger und altonaer Kaufleute führten alle ihre Rechnungen in dieser Banco-Valuta, welche gegen hamburger Courant ein veränderliches Aufgeld von 20—25 Proz. genoss. Sie hat mit Einführung der jetzigen deutschen Reichswährung zu bestehen aufgehört, und 15. Febr. 1873 ist gesetzlich diese letztere in Hamburg an ihre Stelle getreten. Ein besonderes Bankgeld hatte früher auch Schweden, wo 8 Thlr. Banco = 3 Thlr. Silber oder Speciez = 12 Thlr. Reichsmünze der andern vorigen Währungen waren, der Thaler Banco = 1 Mark 72 $\frac{1}{2}$ Pf. deutsche Reichswährung, und der Thaler (Reichsthaler) aller dieser Währungen in 48 Schill. zu 4 Stübren (vor Mai 1845 der Schilling in 12 Rundstücke) geteilt wurde. Die gedachten schwed. Valuten haben 1874 der neuen scandinav. Goldwährung Platz gemacht, der Rechnung nach Kronen (s. d.) zu 100 Ore. Ferner hatte Genua früher ein eigentümliches Bankgeld, und man nannte die daneben im gemeinen Verlehrs übliche Rechnungswährung ehemals «fuori di banco», d. h. «außerhalb der Bank».

Bancroft (George), hervorragender amer. Geschichtschreiber und Diplomat, geb. 3. Okt. 1800 zu Worcester in Massachusetts als Sohn des auch als Schriftsteller bekannten Predigers Aaron B., bezog im Alter von 13 J. die Universität Cambridge (Harvard-College) und begab sich 1818 nach Deutschland, um zunächst in Göttingen seine Studien fortzusetzen, promovierte 1820 als Doktor der Philosophie, wandte sich dann nach Berlin und unternahm 1821 eine größere Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien, auf welcher er unter andern Goethe in Weimar besuchte.

Nach achtmonatlichem Aufenthalt in Italien B. über Marseille nach Amerika zurück. Er jetzt die Stelle eines Lehrers der griech. Sprache der Universität zu Cambridge an, gründete bald darauf in Gemeinschaft mit Cogswell in Northampton eine eigene Lehranstalt, die Hillschule. Um diese Zeit veröffentlichte er eine Abhandlung von Heeren's Ideen über Politik, den Lehr und den Handel der vornehmsten Völker alten Welt. Schon nach einigen Jahren gründete seine Schule auf und widmete sich ausschließlich der Geschichte der Vereinigten Staaten der Politik, in welcher er, seine bisherige Verbindung mit den Whigs aushebend, sich der hiesigen demokratischen Partei anschloß. Er erhielt 1838 zur Belohnung 1838 vom Präsidenten van Buren die wichtige Stelle eines Collector of Customs (Oberzolldirectors) des Hafens von Boston.

Als B. 1845 den Präsidentenstuhl bestieg, nannte er B. zum Marineminister, als welcher er eine Sternwarte in Washington und eine Nautische Schule in Annapolis gründete. Im Herbst 1846 wurde er von B. als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach England geschickt, wo er bis 1849 verblieb. Seinen Aufenthalt in London benutzte er zu umfassender Durchsicht der archivalischen Quellen für die Geschichte Amerikas und namentlich der amer. Revolution. Von London wandte er sich auch mehrmals nach Paris, wo er, von Guizot, Rignet und Lacaze unterstüzt, seine Forschungen in den Archiven setzte und reiche Ausbeute fand. Seit 1850 in der Stadt Newyork und im Sommer in dem kleinen Newyork wohnend, widmete B. sich ausschließlich der Vervollendung seiner «History of the United States» (Bd. 1—10, Bost. 1834—74; deutsch v. Krekshamar und Bartels, Lpz. 1845—75), bis er im Mai 1867 vom Präsidenten Johnson zum Botschafter für Preußen und den Norddeutschen Bund ernannt wurde. Durch B.'s Vermittelung kam der Vertrag vom 22. Febr. 1868 zwischen den Vereinigten Staaten und dem Norddeutschen Bund zu Stande, durch welchen die Staatsangehörigkeit der Auswanderer geregelt wurde. Während des letzten Sommers schloß er im Auftrage seiner Regierung ähnliche Verträge mit Bayern, Württemberg und Hessen ab. Nach Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs verblieb B. in seiner Stellung bis 1. Juli 1874, lehrte hierauf in seine Heimat zurück und lebt seitdem in Washington. A. der bedeutendste Darsteller der amer. Geschichte. Das obengenannte Werk ist die Arbeit und die Frucht seines Lebens; es führt die Ereignisse zum Ende des Unabhängigkeitskriegs 1782. 6. Jubel Ausgabe desselben erschien zur hundertjährigen Feier der Unabhängigkeitserklärung 1876 in 6 Bänden ohne Anmerkungen.

Band (gewebtes), s. Bandfabrikation.

Band heißt in der Architektur ein kleines, breites und nur wenig vorladendes, aber festes Glied, welches zwei größere Glieder miteinander verbindet. Es findet sich vorzüglich an Säulen, kommt aber auch auf Säulenschäften vor. — Ein fliegendes Band, Sprachband, Nachbildung eines wirklichen verschlungenen gewebten B., wird oft ornamental in der Plastik und Malerei verwendet und hat dann meist Zweck der Aufnahme einer Inschrift.

Bandage, s. Binde und Verband.

Banda-Inseln, ein kleiner, zwischen 3° 50' und 4° 40' nördl. Br. gelegener, zu den Molukken gehörender Archipel, welcher seit 1866 mit dem östlichen Theile der Insel Ceram, den Aru-Inseln, der Timor-Insel, oder Timor-Laut, und der Babber-Gruppe eine zu der niederländ.-ostind. Residentchaft Amboina gehörende Assistant-Residentchaft bildet. Der Banda-Archipel enthält die beiden Hauptinseln Lonthoit oder Großbanda und Leira, häufig auch nur Banda genannt, sowie die kleinen und unbedeutenden, teilweise unbewohnten Pulo-Run, Pulo-Rij, Pulo-Rojingshain u. a., mit zusammen 44 qkm. Alle bestehen aus vulkanischem und vulkanischem Eruptionsgestein, erheben sich teilweise sehr hoch, haben ein steil und schroff abfallendes, nur an einzelnen Stellen zugängliches Ufer, sind aber mit dem schönsten und üppigsten Strauchwuchs bedeckt. Den Mittelpunkt des Archipels bilden das 8 km lange und 4 km breite Neira; das östlich von diesem gelegene, nicht breitere, aber gegen 15 km lange, bogenförmig gekrümmte Lonthoit sowie der vom Westende Neiras nur durch eine sehr schmale und tiefe, kanalartige Straße, das sog. Sonnegat getrennte, sich unmittelbar und ohne Küstensaum, in regelmäßiger Regelform bis zu 533 m über das Meer erhebende, sehr häufig hitzige und sehr Rauchwolken ausstossende Vulkan Gunung Api (d. h. Feuerberg). Neira und Lonthoit schließen ein unregelmäßig ovales Seebecken ein, in das ein weitaus schmalerer und ein östlicher breiterer Eingang führen. Die Lage beider Inseln wie des ganzen Archipels ist von großer malerischer Schönheit. Schwaben kommen daselbst häufig vor und haben nicht selten große Verwüstungen angerichtet; eins der bestigsten war das 1853, wo die Erde vom Nov. bis Jan. 1853 nicht zur Ruhe kam. Bei den Stößen am 26. Nov. stürzten fast alle Häuser in und fanden Hunderte von Menschen den Tod. Die Fauna der B. ist auffallend arm, namentlich an Insekten. Außer einigen Fiebermausarten kommen keine Säugetiere vor und auch weniger Vögelarten als anderswo in den Molukken. Die Flora ist gleichfalls nicht sehr reich an Arten. Wichtigste Kulturpflanzen sind der Muskatnussbaum, die lebende Casuarie, die Kokos- und Sagopalme. Die Bevölkerung besteht aus etwa 500, der überwiegenden Mehrzahl nach daselbst geborenen Europäern und Nischlingen von Europäern mit Malaien, 5900 größtenteils von eingeführten Slaven aus allen Gegenden des indischen Archipels abstammenden, meistens ebenfalls christl. Eingeborenen, 150 Chinesen und wenigen Arabern. Hauptort ist die an der Südküste von Neira gelegene Stadt Banda, Sitz der niederländ. Behörden, mit einem Freihafen, den Forts Nassau und Belgica, einer prot. Kirche, einer Schule, Regierungsmagazinen u. s. w.

Die B. wurden 1511 von den Portugiesen unter Antonio de Abreu entdeckt. Später (1521) knüpften dieselben dort unter Garcia Henriques und Antonio da Brito Handelsbeziehungen an. Ihnen folgten die Holländer (1599) unter J. van Heemskerk und B. van Waerwyl. Die Ermordung ihres Admirals Verhoeven mit 45 seiner Mannschaft (1609) gab den Holländern die Veranlassung, die ursprüngliche, bis auf 15 000 Seelen belaufende, aus Al-furen bestehende Bevölkerung dieser Inseln systematisch auszuwurzeln. Seit 1626 in den vollkommenen, ihnen nicht mehr besitzenden Besitz derselben gekommen, machten sie die Gewinnung und den Verkauf

der Muskatnüsse zu einem Monopol der Regierung. Zu diesem Zwecke wurden auf Neira 8, auf Lonthoit 26 und auf Pulo-Rij 6 großartige Plantagen (holländ. Perlen) von Muskatnussbäumen angelegt und an gewisse Personen (holländ. Perleniers) in einer Art von unter Zustimmung der Regierung auch an nicht Erbberechtigte übertragbaren und selbst veräußerlichen Erbpacht zur Verwaltung übergeben. Jedem einzelnen Perle wurde eine bestimmte Anzahl zu demselben gehöriger und von ihm nicht zu trennender Slaven der Regierung zugesagt. Die Perleniers aber waren verpflichtet, den ganzen Ertrag ihrer Ernte an Muskatnüssen und Muskatblüte gegen festgesetzte Preise an die Regierung abzuliefern. In diesem Verhältnisse trat zuerst seit 1. Jan. 1860, wo die Sklaverei in Niederländisch-Indien und somit auch das Institut der Perthörigen auf Banda aufhörte, eine wesentliche Veränderung ein. Wenige Jahre später aber (1864) wurden Übergangsmaßregeln getroffen, um das Regierungsmonopol der Gewinnung und des Verkaufs der Muskatnüsse gänzlich aufhören zu lassen. Dieses letztere findet seit 1. Okt. 1873 statt. Die Produktion belief sich 1877 auf 210 175 kg Nüsse und 38 487 kg Blüten; der Wert der Ausfuhr wurde auf 4336 087 Markt berechnet.

Bandanadruck, Bandanadruck, Bandanadruck, Bandanadruck (frz. bandanos, bandannes, engl. bandanas, bandannas), ein Verfahren des Zeugdrucks (s. d.), welchem dasselbe Prinzip zu Grunde liegt, das seit langer Zeit im Orient zur Herstellung weißer Muster auf gefärbten Zeugen angewendet wird und darin besteht, daß diejenigen Stellen des Zeugs, welche die Farbe nicht annehmen sollen, vor dem Einbringen in die Farbbrühe mit Schnüren fest zusammengebunden und nachher gepreßt werden. Von dieser primitiven Methode unterscheidet sich das neuere, die Nachahmung der berühmten ostindischen Bandanastücher bezweckende Verfahren dadurch, daß weiße oder hellfarbige Muster auf dunklem, meist türkisrotem Grunde durch stellenweise Zerstörung des Farbstoffs mittels bleichender wirkender Agentien hervorgebracht werden. Gewöhnlich wird der Stoff in 10–14fache Lage zwischen zwei genau sich bedeckende Bleiplatten gelegt, die an bestimmten Stellen, den farblosen Stellen des Musters entsprechend, mit Punkten oder Linien durchbohrt, resp. durchschnitten sind. Man preßt die Platten unter einer hydraulischen Presse stark gegeneinander und läßt dann eine mit Schwefelsäure angesäuerte Lösung von Chlorzinn hindurchfließen, wodurch der Farbstoff in den freiliegenden Partien zerstört und ein scharf abgegrenztes Muster erzeugt wird.

Banda-Oriental, s. Uruguay.

Bande nennt man im Gegensatz zu Komplott die Vereinigung mehrerer Personen zur Verübung einer noch ungewissen Zahl von Verbrechen überhaupt oder einer gewissen Art. Während andere Gesetze Strafanordnungen gegen B. als solche enthalten (z. B. das französische und italienische in dem Begriff der Association de malfaiteurs), berücksichtigt das deutsche Reichs-Strafgesetzbuch die B. nur insoweit, als die «bandenmäßige» Verübung von Raub und Diebstahl nach den §§. 250^a und 253^a als qualifizierter Fall aufgefaßt wird.

Bandel (Jos. Ernst von), deutscher Bildhauer, bekannt als der Schöpfer des Hermanns-Denkmals, geb. 17. Mai 1800 zu Ansbach, besuchte die höhere

DIE BÄNDER

Zwischenhand

Handwurzel

Handwurzel
Handwurzel
Handwurzel

Handwurzel

Handwurzel

Handwurzel
Handwurzel

2. Äußere Bänder des linken Kniegelenks
von vorn.

1. Bänder der linken Hand, Handrücken.

Hand

Handwurzel
Handwurzel

Handwurzel

Handwurzel
Handwurzel

Handwurzel

Handwurzel
Handwurzel

5. Bänder des oberen Teils der Wirbelsäule

Handwurzel
Handwurzel

Handwurzel
Handwurzel

Handwurzel

Handwurzel

Handwurzel

Handwurzel
Handwurzel
Handwurzel

Handwurzel

Handwurzel

6. Bänder des Kopfelenks von innen.

ES MENSCHEN.

1

.....
.....
.....
.....

.....

.....

.....

.....

.....

Jedere Bänder des linken Kniegelenks,
von vorn.

4. Bänder des linken Fußes, Sohlenfläche.

.....

.....
.....

.....

8. Bänder des rechten Schultergelenks,
von vorn.

.....

1

9. Bänder des linken Fußes - äußerer Fußrand.

.....

Lebens seiner Zeit, wurden in Italien viel gelesen und auch in mehrere fremde Sprachen übersezt, zeichnen sich aber weder durch Erfindung noch durch Stil aus und sind vielsach durch Obsolescenz verurtheilt. Nach mehreren veräusserten erschienen erst im 18. Jahrh. wieder vollständige Ausgaben (4 Bde., Lond. 1740; 9 Bde., Lond. 1791—93; 4 Bde., Mail. 1813—14; 4 Bde., Turin 1853). In der deutschen Uebersetzung von Adrian (8 Bde., Frankfurt. 1818—19) ist nur das Unnützliche gegeben. Von andern Werken B. S. sind «Canti delle lodi della S. Lucrezia Gonzaga» (Vgen 1545), «Rime» (herausg. von Costa, Turin 1816) und eine Nachdichtung der «Selabe» des Euripides (herausg. von Ranzi, Rom 1813) gedruckt.

Bande noire, d. i. schwarze Bande, nannte man in der ersten französischen Revolution Gesellschaften von Kapitalisten und Bauunternehmern, welche die als Nationalcigenthum in Beschlag genommenen geistlichen Güter, die Besigungen der Emigrierten sowie die durch Aufhebung der Fideikomisse und Majorate zum Verkauf gestellten Gebäude an sich brachten. Jenen schimpflichen Namen erhielten dieselben, weil sie gewöhnlich die alten, oft historisch merkwürdigen Baulichkeiten ohne alle Rücksicht auf Kunstwert und Geschichte abbrechen ließen, um die Materialien sowie den Grund und Boden in kleinen Abtheilungen wieder zu verkaufen.

Bandenstrafrecht nennt man im Zollstrafrecht die Kontrebande (s. d.) und die Defraudation (s. d.) in dem Falle, wenn drei oder mehrere Personen einen in der Ein-, Aus- oder Durchfuhr verbotenen oder einen in der Einfuhr zollpflichtigen Gegenstand durch wechselseitige Unterstützung verbotswidrig ein-, aus- oder durchzuführen (zu kontrebandieren) oder unterzollt einzuführen (zu defraudieren) sich vereinbaren und zu diesem Zwecke handeltreibend wirken. Vgl. Lobe, «Deutsches Zollstrafrecht» (Berl. 1881).

Bänder (ligamenta) nennt man in der Anatomie gewisse häutige oder sehnige Gebilde, welche die gegenseitige Verbindung der Knochen und Knorpel vermitteln, sie aneinander befestigen und ihnen gestatten, sich in bestimmten Richtungen bald mehr, bald weniger frei aneinander hin- und herzubewegen. Die Lehre davon heißt Bänderlehre oder *Bandesologie*. Die B. bestehen aus sehnigen, gelblichweißen, oft silberglänzenden Faserbündeln, welche eine geringe Elasticität besitzen, daher nur langsam sich ausdehnen lassen, während sie bei plötzlicher starker Ausdehnung leicht zerreißen. Ihre Verwendung für den Mechanismus der Gelenke ist sehr verschieden. Entweder heften sie als platte, bandartige Streifen gewisse Knochen fest aneinander oder sie dienen der Abschiebung der Gelenktheile, indem sie als solide Säde (sog. Kapselbänder, *ligamenta capsularia*) die Gelenkenden mehr benachbarter Knochen miteinander verbinden, den Höhlraum der Gelenke (s. d.) bestimmen und auf ihrer innern Fläche die sog. Synovialhaut tragen, welche die Gelenkflächen mit einer zähen, gleichartigen Flüssigkeit, der Gelenkschmiere oder *Synovia*, zu versehen hat; andere B. streifen außerhalb des Gelenkraums in verschiedenen Richtungen über die Gelenkapsel hinweg, theils zur Verstärkung der Gelenkverbindungen (sog. Hilfsbänder, *ligamenta accessoria*), theils um die Beweglichkeit des Gelenks in einer bestimmten Richtung zu beschränken. Gewisse B. dienen auch zahlreichen Muskeln

als Anheftungspunkt, wie namentlich die sog. Zwischenknochenbänder (*ligamenta interossea*) des Vorderarms und des Unterschenkels. Eine nicht minder wichtige Funktion kommt den sog. Muskelbändern oder Sehnenseiden zu, welche theils die verschiedenen Muskeln und Muskelgruppen als starke glänzende Faserhäute überziehen und durch Scheidewände voneinander isolieren, theils gemeinschaftlich mit den Knochen, an welche sie sich anheften, die einzelnen Muskelsehnern dicht umhüllen und dadurch in ihrer Lage fixieren. Die Zerreißung der B. durch Fall, Stoß u. s. w. bedingt oft langdauernde Funktionsstörung des betreffenden Gelenks und erfordert immer eine sorgfältige Behandlung. (S. Verstauchen.) (Hierzu Tafel: Die Bänder des Menschen.)

Bänderlen wurden vormalig in Ungarn die vom Adel zu stellenden berittenen Abtheilungen genannt; jedes Stammgeschlecht folgte unter eigener Fahne (lat. *banderium*) dabei seinem Oberhaupt. Die Kriegsverfassung Stephans des Heiligen verpflichtete alle großen Grundbesitzer, auch die geistlichen, zur Stellung eines ihrem Besitze entsprechenden Bänderlums. Ladislaus II. erneuerte 1499 die Bänderlverfassung und bestimmte die gewöhnliche Stärke der B. auf 400 Reiter, die zur Hälfte Husaren, zur Hälfte schwere Reiter sein sollten. Man unterschied folgende B.: das königliche (die Leibwache), die B. der ungar. Krone (B. besoldeter hoher Beamten, z. B. des Palatins, des Banus von Kroatien, der Wojwoden, des Oberkapitans der Speller), die B. der Königinnen, der Prälaten, der weltlichen Herren, der Komitate und der königl. Freistädte. Nach der Schlacht von Mohács (1526) waren die B. fast vernichtet; es traten B. von 10—12 Reitern auf. Seit 1601 mußten deshalb alle Herren, deren B. schwächer waren als 50 Reiter, in die Komitatsbänderlen eintreten. Die Lärtenherrschschaft machte schließlich der Bänderlverfassung ein Ende; doch werden noch jetzt die bei festlichen Anlässen (z. B. zur Krönung, zum Empfange hochgeachteter Personen u. s. w.) von den Komitaten entsendeten berittenen Deputationen B. genannt.

Banderilla (span.), Fähnchen, sobald die bei Stiergefechten gebrauchte und mit Fähnchen verzierte Lanze; *Banderillero*, der mit Banderillas versehene Stierkämpfer.

Banderole, aus dem Französischen entnommene Bezeichnung für Flagge, Lanzenfähnchen, Trompetenquaste, zuweilen auch für Gewehrriemen.

Bandfabrikation (frz. *rubanerie*, engl. *ribbon-weaving*), derjenige Zweig der Weberei, der die Herstellung aller Arten von Bändern (Gewebe von 2 mm bis 20 cm Breite) umfaßt. Die Hauptmaterialien, welche zur Herstellung breiter Gewebe dienen, finden auch in der B. Verwendung; man begreift daher unter derselben insbesondere die Erzeugung leinener, baumwollener, wollener und seidener Bänder. Leinene Bänder werden in geringer Breite, die schmalksten nicht mehr als 6 mm breit, glatt, leinwandartig, seltener geldpert, entweder aus einfachem Leinengarn (Leinwandband) oder aus meist zweidrähtigem Leinenzwirn (Zwirnband) jetzt nur noch einfärbig hergestellt; bei den Zwirnbändern ist öfters nur die Rette zwirn, während der Einschlag aus Garn besteht. Geldpette Leinenbänder der feinnern Art bezeichnet man als Niederländer Band; Strippnbänder, eigentlich grobe geldpette Zwirnbänder, sind häufig

ganz aus Baumwolle. Schmale leinene Bänder, die eine besondere Festigkeit erhalten sollen, werden doppelt, schlauchartig, ähnlich den Lampenböcken, gewebt. Die baumwollenen Bänder stehen an Festigkeit den leinenen, an Schönheit den seidenen (welche beide Arten sie oft bis zu großer Vollkommenheit imitieren) bedeutend nach, doch werden sie der Wohlfeilheit des Materials wegen in außerordentlicher Menge, und zwar sowohl glatt als geköpert, einfarbig wie gemustert, fabriziert. Feines leinwandartig gewebtes Baumwollband wird Verkaufband genannt, baumwollenes Samtband, in der Art des Manchester gewebt und der Länge nach gerissen, kommt als unechtes Samtband, meist in schwarzer Farbe, vor. Wollene Bänder (Parasband) werden teils glatt, teils geköpert und verschiedenartig gemustert aus Rammgarn erzeugt; in den baumwollenen ist nur der Einschlag reine Wolle, während die Kette entweder ganz aus Leinwand oder aus Leinen, resp. Baumwolle mit Wolle gemischt besteht.

Am ausgebehnlichsten und mannichfaltigsten ist die Fabrikation der seidenen Bänder; die verschiedenen Arten der letztern sind in der Regel nach den Seidenstoffen benannt, denen sie in der Beschaffenheit des Gewebes gleichen. Die schönste Art der geköperten Seidenbänder sind die Atlasbänder, welche durch die auf der rechten Seite meist freiliegende Kette aus feiner Seide eine samtartig glatte, glänzende Oberfläche erhalten und in Breiten von 6 mm bis 15 cm vorkommen. Für die bessern Sorten der tafeltartig gewebten Bänder nimmt man zum Einschlag doppelte und mehrfache, doch nicht zusammengedrehte Fäden; Kemsfäden sind gute Tafelbänder, bei welchen die Einschlagfäden besonders dicht aneinander liegen. Die schwerste Sorte der Tafelbänder sind die Ordensbänder, die eine starke Moirierung erhalten und bei denen die Kette (seine zweifarbige Organseide) vermöge der gedrängten Lage der Fäden den Einschlag (einfarbige Trama) auf beiden Seiten vollständig bedeckt. Außer diesen sind die schwersten die Gros de Naples, auch Gros de Tours oder französische Tafelbänder genannt, die in Breiten von 1 cm und darüber vorkommen und bei denen die Kette aus doppelten, der Einschlag aus zwei-, drei- und selbst vierfachen Fäden besteht. Für die verschiedenen Sorten der eigentlichen Tafelbänder gelten im Handel allerlei Benennungen, wie: Doubles, Fins Doubles, Passéfin, Marcellin, Fortband u. s. w. Geköperte Seidenbänder aus geringer Seide sind die Floret- und Frisolebänder, deren Kette öfters sogar ganz oder teilweise aus Baumwolle besteht. Gazeband wird aus roher Seide, zuweilen mit Randstreifen aus gekochter Seide oder auch aus Baumwolle so lose gewebt, daß es wie fein gegittert erscheint; eine Sorte starken, schmalen Gazebandes, die in der Kette doppelte Fäden und an jeder Seite einen dünnen, ausgeglühten Eisendraht enthält, führt den Namen Dragband und wird zu Pugarbeit verwendet. Nahezu zahllose Variationen zeigt die Ausführung der gemusterten Seidenbänder, in welchen auf einem Grunde von Atlas, Gros de Naples oder Gaze Streifen oder Figuren teils nur durch die Art der Fadenverbindung, teils auch durch den Wechsel der Farben hervortreten. Eine eigene Gattung der seidenen Bänder bilden die Samtbänder, die teils geschnitten, teils ungeschnitten in Breiten von 5–75 mm vorkommen. Zuweilen wird bei den-

selben ein Muster in der Art hervorgebracht, durch teilweises Aufschneiden der Kette eine Fügung in ungeschnittenem Grunde entsteht. Bei den ringern Sorten der Samtbänder ist der Einschlag Baumwolle. Elastische Bänder werden ebenso indem zu einzelnen Kettenfäden Kautschuk gemischt wird. Einige Arten von Bändern, unter seidenen besonders die sog. Robebänder, werden auf gewöhnlichen Webstühlen hergestellt, indem der Stoff in voller Breite, mit aus starken oder bepelten Kettenfäden gebildeten Längenzustreifen, gewebt und dann zu Bändern zerschnitten wird, deren je zu beiden Seiten statt der Sahleiste einen solchen Streifen erhält. Derartige Bänder sind indes nicht sehr haltbar, da sie besonders beim Waschen in Ausfasern unterliegen.

Das Weben der feinstantigen Bänder geschieht meist auf der Bandmühle, auch Kettstuhl genannt, die sich von dem gewöhnlichen Webstuhl für Baumwolle- und Seidengewebe namentlich dadurch unterscheidet, daß sämtliche Bewegungen durch die Umdrehung einer im hintern Teile des Stuhls gelagerten, ein Schwungrad tragenden horizontalen Welle bewirkt werden, und zwar entweder durch Handbetrieb, mittels der noch handlichen Treibstange, oder durch Wasser, resp. Dampfkraft. Auf diesem Stuhle können je nach der Breite der Bänder 8–40 oder noch mehr Ketten einander gewebt werden. Die Kettenfäden sind hier auf Spulen gewickelt, deren ebenso viele vorhanden sind, als Bänder gleichzeitig gewebt werden sollen, zuweilen sogar mehr, da es bei sehr breiten Bändern nötig wird, die zu einem Bande bestimmte Kette auf zwei, selbst drei Spulen zu verteilen. In dem schnellen Gange dieser Bandwebemaschine mag ein einziger Arbeiter je nach der Art der Bänder bis zu 450 m pro Tag fertig zu bringen. In kleineren Werfstätten oder auch für Bänder, bei deren Herstellung eine Sorgfalt der Behandlung bedingt wie sie bei dem schnellen Gange der Bandmühle nicht gefordert werden kann, ist noch jetzt der Bandmacherstuhl sowie der Handstuhl in Gebrauch. Der erstere (auch Schußstuhl genannt, weil der Schützen bewegende Treiberlatte mit der Hand geschoben wird) ist meist nur für Samtbänder gebräuchlich und liefert gleichzeitig 2–20 Bänder der doppelten Anzahl, wenn die Ketten in zwei Reihen untereinander derart angeordnet sind, daß je ein Band der untern Reihe sich unterhalb des Ketten zwischen zwei Bändern der obern Reihe befindet. Der mit dem Posamentierstuhl fast gleiche Handstuhl, auf dem die Schätze aus freier Hand geworfen und stets nur ein Band auf einmal hergestellt wird, dient jetzt nur noch zur Erzeugung der breiten und schwerer Atlasbänder oder von Bändern mit sehr künstlichen und vielfarbigen Mustern.

Beide Arten — Schußstuhl und Handstuhl — stimmen namentlich insofern mit dem gewöhnlichen Webstuhl überein, als beide durch Treiben in Bewegung gesetzt werden. Zur Herstellung gemusteter Bänder kann jede der drei besprochenen Arten in Bandwebstühlen mit dem Jacquard-Mechanismus in Verbindung gebracht werden, dessen Bewegung dann in ganz derselben Weise wie die aller übrigen Teile erfolgt. Samtbänder werden zuweilen auch auf der Bandmühle als Doppelband erzeugt, indem man die den Flor bildenden Fäden zwischen zwei Ketten hin- und hergehen läßt und dann das Gewebe zu zwei Bändern zerschneidet, deren je

gegeneinander gelehrt ist. Atlasbändern und leichten Lastbändern pflegt man eine Appretur durch Summieren und Gelindrieren zu geben. Das erstere besteht in dem Destreichen mit einer schwachen Mischung von arabischem Gummi, Hausenblase, Ziegenmilch oder Weizenstärke, die auf der Rückseite mittels eines Schwammes aufgetragen wird, während das Band, um schnell zu trocknen, auf einem horizontalen, rotierenden Haspel (Streich- oder Summirrahmen) läuft. Zum Gelindrieren dient ein kleines Balzwerk (Bandkalandar), dessen untere Walze aus Papiermasse besteht, während die obere aus Messing oder Guss Eisen hergeköpft ist und durch einen eingelegten Bolzen geheizt wird. Indem die Metallwalze mittels einer Handturbel in Umdrehung versetzt wird, gehen zwei Bänder nebeneinander zwischen den Walzen hindurch. Große Lein- und schwere Lastbänder werden öfters marirt, zuweilen auch mit aufgepreßten Dessins versehen (gaufrirt). Manche Samtbänder erhalten eine typische Appretur, indem sie mittels hölzerner oder messingener Formen derartig gepreßt werden, daß sie harr an einzelnen Stellen niedergerückt sind und so ein Krüper gebildet wird. Seiden- sowohl als Samtbänder werden nach ihrer Breite durch Summieren bezeichnet (die gebräuchlichsten sind Nr. 0, 5 mm breit, bis Nr. 200, 75 mm breit); die Qualität wird gewöhnlich nach der Zahl der Ketten- oder Schußfäden bestimmt.

Seiden-Bänder werden an den Hauptorten der Seidenweberei, Lyon, St.-Etienne, Paris sowie in den Hochstädten des Niederrheins, Samtbänder besonders in Aachen, Basel und Wien, leinene, baumwollene und wollene namentlich in und um Ulm und Barmen, im sächsischen Erzgebirge, Böhmen und im übrigen Österreich erzeugt.

Bandgras, Pflanzenart, s. unter Phalaris.
Bandhader, Hundst, Zimmerart, s. u. Höl.

Bandhöl (frz. racloirs, engl. hoop shave), **Banditen** (Attilio und Emilio), zwei durch ihren revolutionären Handstreich gegen Neapel sowie durch einen Schuß bekannte Brüder, die aus einer angesehenen Familie in Venedig stammten. Ihr Vater Francesco B., gest. 1847, ein entschiedener Anhänger Österreichs und Kontreadmiral im kaiserl. Flotte, hatte sich durch die Gefangennehmung der Schiffe von Ancona nach den Unruhen von 1831 dem Kaiserthum verhaft gemacht. Seine beiden Söhne, als Schiffsführer in österr. Diensten dem Kaiser des Vaters folgend, begaben jedoch ganz entgegengelegte polit. Gesinnungen. Attilio (geb. 1817) und Emilio (geb. 1819) schwärmten für die freie und einige Republik Italien, traten 1842 mit Mazzini in einen Briefwechsel, und glaubten 1843 die für eine gewaltthätige Umwälzung gekommen. Ihr Benehmen inzwischen die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen, flüchteten sie im März 1844 nach Korsika. Ihre Flucht verursachte Unruhe in den Höfen von Mailand und Wien; man fürchtete die Macht des Beispiels. Wiederholte Berichte aus Calabrien, denen die neapolit. Polizei schweres Gewicht beilegte, ließen sie glauben, die ganze Provinz werde sich im Aufstande. So wagten sie im Juni 1844 mit 20 Gefährten eine Landung an der Küste des Flusses Rieti in Calabrien, in der Überzeugung, ihr bloßes Erscheinen würde das Volk in die Waffen rufen. Die neapolit. Regierung erwarbte sie; einer ihrer Gefährten, ein ge-

wisser Vocherlampe, hatte sie verraten. Bei dem Frieden San-Giovanni in Florenz von einer überlegenen Anzahl angegriffen, wurden sie fast sämtlich zu Gefangenen gemacht. Am 25. Juli 1844 wurden Attilio und Emilio B. nebst sieben ihrer Genossen auf öffentlichem Plage in Cosenza erschossen. Sie starben freudigen Muths unter dem Rufe: Viva l'Italia! Ein Jahr später wurden die noch übrigen Gefährten begnadigt. Vgl. Ricciardi, «Storia dei fratelli B. e consorts» (Flor. 1863).

Bandtweelt (Baccio), ital. Bildhauer, Sohn des berühmten Goldschmieds Michel Agnolo di Giovanni, wurde 12. Nov. 1493 zu Florenz geboren, wo er auch 7. Febr. 1560 starb. Nach dem ersten Unterrichte in der Zeichenschule der Goldarbeiter zu Florenz übte er die Bildhauerei und ward Michel Angelos eifriger Nebenbuhler, dessen Großartigkeit er anstrebte. Auf dem Hauptaltare im Dome zu Florenz sieht man von ihm Christi Zeichnam von einem Engel gehalten, darüber Gott Vater. Vor dem Palazzo delle Signoria errichtete er die Statue des Hercules, den Lacus tödtend, ein schwülstiges Werk voll Prätenfion und theatralischem Affekt. Auch die Basreliefs an den Säulendafen des Chors im Dome sind von seiner Arbeit. In der Galerie befindet sich seine Kopie der Gruppe des Laocoon, welche als ein Meisterwerk moderner Kopien nach antiker Skulptur gelten muß. B. stand bei Clemens VII. und Karl V. in Gunk. — Sein bedeutendster Schüler war Giorgio Bandini (geb. 1540, gest. 1600) genannt Benedetto da Castello oder dell' Opera.

Bandit (ital. bandito, frz. assassin), ein gebungener Mordhieb, besonders wenn er aus der Tödtung ihm bezeichneter Personen ein Gewerbe macht. Die Verführung, in welche die Kreuzfahrer mit den Assassinen (s. d.) kamen, scheint den Gedanken einer Organisation, welche die Ausführung verbrecherischer Aufträge gewerbsmäßig betrieb, nach dem roman. Europa verpflanzt zu haben. Einen günstigen Boden und eine bleibende Stätte fand das Banditentum vorzüglich in Italien. In den größern Städten, wie Rom, Neapel, Venedig behandelten förmliche Genossenschaften von B., die euhemistisch Bravi, d. i. Tapfere, genannt wurden und gegen Bezahlung für die unschätzbare Erbsolgung des ihnen bezeichneten Opfers mit ihrer Geschäftsfähigkeit sorgten. Die Vervollkommenung der gerichtlichen Polizei ist zwar der Fortdauer dieser Bruderschaften nicht günstig gewesen; indes beweist doch das Beispiel der Camorra (s. d.) und des Brigantenwesens in Neapel und auf Sicilien, ferner die Leichtigkeit, mit welcher die polit. Ultras untergeordnete Werkzeuge zur Ermordung z. B. Rossis, des Herzogs von Parma u. a. fanden, daß die Elemente für solche Auswüchse immer noch vorhanden sind.

Bandjermaffing, eine niederländ.-ostind. Residentenschaft in Borneo, auch Zugber- und Dosterafdeeling (d. h. Süd- und Ostabtheilung) genannt. Dieselbe umfaßt, von W. nach O. gezählt, das Stromgebiet des Kahajan, des Iurung, des an seinem unteren Teile Bandjer, weiter aufwärts Barito und noch weiter nach oben Kumpei genannten Flusses und sämtlicher Nebenflüsse derselben, in einem Gesamtareal von 375 094 qkm mit einer Bevölkerung von 686 787 Eingeborenen, 422 Europäern, 2670 Chinesen, 881 Arabern und 85 andern asiat. Fremdlingen. Die Eingeborenen sind Dajaks und Malaien. Zu dieser Residentenschaft gehört jetzt das frühere Sultanat B., welches, seinem

größten Teile nach, von dem Stromgebiete der Niagara, dem beträchtlichsten der linken (östlichen) Nebenflüsse des Sarito, gebildet, einen Flächenraum von 15400 qkm, mit der Hauptstadt Martapura und gegen 180000 E. enthielt.

Das Reich Bandjermassing erscheint in der Geschichte zuerst gegen Ende des 14. Jahrh. als Vasallenstaat des Hindureichs Majapahit im östl. Java, und gelangte erst nach dem Zusammenstürze des letztern (1478) zu polit. Unabhängigkeit unter dem javan. Prinzen Surija Nata. Der siebente Nachfolger des letztern, Sultan Surija Angro, führte 1600 zuerst in B. den Islam ein. Ihm folgten 12 mohammed. Fürsten, deren letzter Sultan Adam (1825–57) war. Die Holländer stifteten schon 1606 und 1608 in B. Handelsniederlassungen, zogen diese aber 1669 wieder ein. Ihnen folgten dasselbst (1698) die Engländer, deren Faktorei aber (1707) von der malaiischen Bevölkerung von B. ausgemordet wurde. Die Holländer schlossen erst 1733 wieder neue Handelsverbindungen mit B., wo sie später (1746 und 1756) durch neue Traktate mit den Sultanen zu immer größerem Einfluß gelangten, bis der Panumbahan Batu, den sie in einem Streite um die Erbfolge unterstützt hatten, aus Dank hierfür sich (1787) zu ihrem Vasallen erklärte, die Investitur als Sultan von ihnen empfang, ihnen zugleich auch einen nicht unbeträchtlichen Teil seines Grundgebiets als unmittelbares Eigentum abtrat. Seitdem befanden sich die Sultane von B. in stets zunehmender Abhängigkeit von der niederländ. Regierung. Endlich, nach dem Tode von Sultan Adam (1857) gaben Streit um die Erbfolge, Aufstände der Bevölkerung, die Ermordung einer Anzahl von Europäern zu Kalangan und andere Umstände die Veranlassung, daß die Niederländer das Reich B. annectierten und 1860 eine neue, ihre Besitzungen im Süden und Osten Borneos umfassende Residentenschaft bildeten.

Letztere zerfällt in die sechs Abteilungen B. und Umgegend, Amunthai, Martapura, Dufon und Dajak-Länder, Samprit und Rutei mit der Ostküste von Borneo. Die Abteilung B. besteht, ihren südlichsten Teil, die Halbinsel Tanah-Lawut abgerechnet, aus sehr niedrig gelegenen, teilweise sumpfigem, häufig überflutetem, größtenteils mit Urwald bepanndem Flachlande, aus welchem sich nur hin und wieder kurze, isolierte Hügel- und Bergketten inselförmig erheben. Die Bewohner des Innern sind Dajaks, die der Flußufer hauptsächlich Malaien und Bugis. Die Hauptstadt B., auf dem linken Ufer des Sarito, 38 km oberhalb seiner Mündung in die See gelegen, ist Sitz des Residenten und Militärkommandanten. Es befinden sich dasselbst das Fort van Thuyt, das befestigte Campement Lataz, eine Schule, die Gouvernementsmagazine u. s. w. Die Zahl der Einwohner beträgt 25–30000, von denen 217 Europäer, 1580 Chinesen, 291 Araber, der Rest aber Malaien, Bugis und Dajaks sind. Der Handel, hauptsächlich durch Araber und Chinesen betrieben, ist nicht unbedeutend. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Salz, europ. Rattunstoffen, Gerätschaften aus Eisen und andern Metallen, Glasgeschirr, grobem chines. Porzellan und vielen Artikeln des Luxus und Bedürfnisses für Europäer; die Ausfuhr in Steinkohlen, Diamanten, Goldstaub, Rotang, Zimmerholz, Wachs, Getah Bertjah, verschiedenen Harzen und einigen inländischen Arzneistoffen, wie die Rinde von

Guru und Sintol. Außer der Hauptstadt B. ist in dieser Residentenschaft erwähnenswert: Amunthai, der an der Negara gelegene Hauptort der gleichnamigen Assistent-Residentenschaft mit indischen Waffenschmiedereien; Martapura, Hauptstadt des frühern Reichs B., jetzt der Abteil Martapura, in welcher die Kohlenminen Oren Nassau zu Bengarron und Delft, zu Oronghol in der Nähe von Karang-intan gelegen sind.

Bandfalanter, f. unter Bandfabrikation
Bandtrape (frz. ruban de cartes, engl. all cards), f. unter Karten.

Bandmacherstuhl, f. Bandfabrikation.

Bandmann (Daniel Edward), deutsch-engl. Schauspieler, geb. 1. Nov. 1837 zu Weitenhausen bei Kassel, debütierte 1857 am Stadttheater Neuport, wurde 1858 als jugendlicher Liebhaber am Theater in Neustrelitz engagiert und trat in den nächsten Jahren in Prag, Marburg, Lembo, Pest und Wien auf, bis er 1862 nach Neuport zurückkehrte. Der engl. Sprache vollkommen mächtig bereiste B. seitdem mit einem aus den Hauptrollen der Shakespearischen Werke zusammengesetzten Repertoire die Vereinigten Staaten Nordamerikas, spielte auch in London, Australien, Honolulu 1877 in Berlin, meist mit ungeteiltem Beifall, der ihm allein in der deutschen Reichshauptstadt vor enthalten wurde. B.s Spiel leidet unter der gelben Färbung, die er seiner Darstellung zu geben liebte und nicht minder unter ermüdender Breite.

Bandmänner (Bandgesellschaft, Bandmen, Ribbon-Men, Ribbon-Society), eine geheime Gesellschaft in Irland zum Zwecke der Beilegung der Mißstände im Pachtwesen. Sie wurde 1817 geteilt, bestand anfangs meist aus unbemittelten Pächtern, vermehrte sich aber in den spätern Jahrzehnten, wo die ärmern Volksklassen unter dem Mißstand der Feldfrüchte litten, außerordentlich, wahrscheinlich bis über 60000 Mitglieder. Die B. bedrohten die Grundherren mit Mord und sehr wurde der Mord auch bald danach auf offnen Straßen ausgeführt; der Terrorismus der Verbindung war so stark, daß gegen die zur Haft gelangten Mörder und Begleiter niemand vor Gericht zu zeugen wagte. Seit den fünfziger Jahren haben die B. allmählich erloschen zu sein. Ihre Namen führte die Gesellschaft von einem grünadeln welches die Mitglieder trugen.

Bandmannsfaktor, f. Bandfabrikation.

Bandmaß, Meßband (frz. mesure en ruban, engl. measuring-tape), ein mit Maßteilung bemetztes Band aus gestrichelter Leinwand, Seide, etc. u. s. w., öfters mit zu beiden Seiten eingewickelten Drähten, das in einer scheibenförmigen Wache aus Holz oder Messing, aus welcher es durch die Umfang derselben befindliche Öffnung nach einem dornis herausgezogen werden kann, auf eine Ebene aufgerollt und jetzt meist so eingerichtet ist, daß es sich mittels einer im Innern der Wache angebrachten Spiralfeder selbstthätig ab- und aufwickelt. Dieses bequem zu handhabende und leicht zu transportierende Instrument ist indes, infolge der Zerbarkeit des Bandes, nur für solche Fälle geeignet, in welchen, wie beim Messen großer Gegenstände, es sich um u. s. w., kein hoher Grad der Genauigkeit verlangt wird. Zweckmäßiger in dieser Hinsicht ist die Stahlbandmaße, 8–10 mm breite, 1–3 l lange Streifen aus sehr dünnem, hartem Stahlblech, auf deren beiden Flächen Ziffern

Leistende geschäftlich glänzend im matten Grund geht und die in vorzüglicher Güte in England und in der Schweiz erzeugt werden.

Bandmühle, f. unter Bandfabrikation.

Bandmole (ital., span. Bandolon), lanternartiges, mit Metallstücken bezogenes Instrument, das mit einem beglänzten Horngriffel gespielt wird.

Bandoline, ein Toilettenmittel, welches zum Reiben von Haarloden u. dgl. angewendet wird. Es bildet eine dicke Flüssigkeit, welche ihre Klebkraft irgendeinem Pflanzenöle, ihren Geruch beliebigen Parfüm verleiht. Zur Darstellung läßt man 1 Teil Quittenbäume mit 40 Teilen Rosenwasser kochen, bis sich nach häufigem Umschütteln eine gleichmäßige Flüssigkeit gebildet hat, die nach dem Durchsieben durch Zusatz von Eau de Cologne parfümiert wird; oder man übergießt 100 g Tragant mit 2 l Rosenwasser, schüttelt häufig um, seihet die Flüssigkeit durch und verstärkt das Parfüm beliebig nach Belieben.

Bandols, kleine Seefahrt im franz. Depart. Var, Arrondissement Toulon, 17 km westlich von dem Ort und an der Eisenbahn von Marseille nach Genoa, zählt etwa 2000 E., welche ansehnliche Schiffsahrt, Handel mit Weinen, Orangen und Zitrusen und beträchtliche Immortellenzucht treiben.

Bandon oder **Bandonbridge**, Stadt in Irland, Provinz Munster, Grafschaft Cork, am Bandon, 21 km im S.W. von Cork, zählt (1871) 6181 E. und hat einen wichtigen Markt.

Bandon, eine nach dem Erfinder, Band in Frankreich, genannte, verbesserte und komplizierte Art Ziehharmonika.

Bandone (Roboa), musikalisches Instrument der Japaner, bestehend aus einem mit Wasser gefüllten Blasbalg, über den ein Stück Leder mit einigen Löchern gespannt ist. Der Ton ist dem der Bassgeige ähnlich.

Bandage, f. unter Säge.

Banditen, bandartig gezeichnete Mineralien, s. Bandach, Bandajaspis.

Bandt oder **Bandtke** (Georg Samuel), poln. Schriftsteller, Sprachforscher und Bibliograph, d. M. Nov. 1768 zu Lublin als Sohn eines deutschen Kaufmanns, besuchte das Elisabeth-Gymnasium zu Breslau, studierte auf den Universitäten zu Jena und Jena und lebte hierauf als Hauslehrer einige Zeit in Petersburg, wo er sich viel mit der russ. und altslaw. Literatur beschäftigte. Nachdem er 1798 nach Breslau zurückgekehrt, wurde er bald Lehrer der poln. Sprache am Elisabeth-Gymnasium und 1804 Rektor der Heiligengeist-Schule, später aber 1811 einem Ruf als Bibliothekar und übersiedelte nach Krakau, wo er 11. Juni 1836 starb.

Er ist durch sein „Poln.-deutsches Wörterbuch“ (Bresl. 1806) und die „Poln. Grammatik“ (Bresl. 1808 u. öfter) als einer der besten Slawisten seiner Zeit bekannt. Seine „Histoja naroda polakiego“ (Geschichte des poln. Volkes, 2 Bde., Bresl. 1820; 3. Aufl., Bresl. 1836) ist zu den gründlichsten Arbeiten über die Geschichte Polens. Die Ergebnisse seiner bibliogr. Forschungen über die poln. Literatur hat er in „Zbiory drukarni krakowskich“ („Geschichte der Druckereien in Krakau“, 1815) und „Histoja drukarni w Polsce“ („Geschichte der Druckereien in Polen“, 3 Bde., Krak. 1826) niedergelegt. Auch besorgte er den Abdruck der 1661 von M. Cyprian abgefaßten „Kronika“ der evang. Ge-

meinde in Krakau (1817, deutsch von Kitzmann, Bresl. 1830) und erwarb sich mannigfache Verdienste um diese Gemeinde. — D. s. jüngerer Bruder, Johann Vincenz B., geb. 1788 zu Lublin, war bis 1830 Professor der Rechte an der Universität zu Warschau und starb daselbst 1846. Er hat sich durch mehrere Werke, besonders um die Geschichte des poln. Rechts verdient gemacht. Zu letzteren zählen die Ausgaben des „Jus Culmense“ (Warsch. 1814) und des „Jus Polonicum“ (Bresl. 1831), sowie die „Histoja prawa polakiego“ („Geschichte des poln. Rechts“, Warsch. 1850).

Bandusla (soms Bandunias, der bandusische Quell), ein von Horaz besungener Quell in der Nähe seines Landgutes Sabinum.

Bandwebererei, f. Bandfabrikation.

Bandwurm ist eine allgemeine Bezeichnung für Tiere (oder richtiger Tierletten), welche in der Klasse der Plattwürmer (Platyhelmin), und zwar unter den als Schmar-

roger lebenden Plattwürmern, eine besondere Gruppe, die Cestoden, bilden, deren Bau und Fortpflanzungsweise zu den merkwürdigsten, erst mit Entdeckung des Generationswechsels (s. d.) aufgestellten Erscheinungen in der Natur gehört. Der B. besteht nämlich aus einem Kopfe, dem Scolex (s. Fig. 1. a), welcher dem Muttertier (der sog. Anne) angehört und die Fortorgane, Saugnapfe oder Hakenrüssel trägt, und den sog. Gliedern (s. Fig. 1. b), welche sich durch immerfort wiederholte Sprossungen und quere Abschnürungen des Halses bilden und, sobald sie völlig entwickelt sind, ganz neue Tiere (die Sprossenbrut des Muttertiers) darstellen und den wissenschaftl. Namen Proglottiden führen. Jedes einzelne dieser Glieder ist ein selbstständiges Individuum, ein besonderes Geschlechtstier, mit Geschlechtsorganen, Drüsen, Gefäßstämmen u. s. w. versehen, und pflanzt sich durch befruchtete Eier (s. Fig. 2, stark vergrößertes Bandwurmei) aus, während das ganz anders gebaute geschlechtslose Muttertier sich nur durch Knospung vervielfältigt. Es gibt viele Arten der Bandwürmer. Sie finden sich im Darmkanal, besonders im Dünndarm einer Menge von Tieren, vorzugsweise der Fleischfressenden, und nähren sich von den darin befindlichen Speise- und Darmflüssigkeiten

Fig. 1.

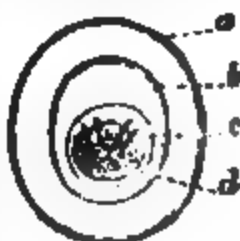


Fig. 2.

brach er dann plötzlich auf und überraschte Jan. 1641 mit den Franzosen unter Guebriant Regensburg, wo der Reichstag versammelt war. Schon waren seine Reiter über das Eis der Donau gegangen, als der Strom ausging und B. so zum Rückzuge gezwungen wurde. Von Krankheit ausgeleiden, erreichte er unter steten Kämpfen Halberstadt, wo er 10./20. Mai 1641 starb, der Sage nach an Gift, wahrscheinlicher infolge seiner sinnlichen Ausschweifungen.

Banff, Grafschaft in Nordschottland, ein schmaler, von N. nach S.W. gestreckter Streifen zwischen den Grafschaften Aberdeen im N., Elgin oder Moray und Inverness im W., im N. vom Meere begrenzt, im S. das Grampiangebirge ansteigend, mit (1881) 62781 E. auf 1777,4 qkm. Das Land ist von Hügeln, Wäldungen und Gewässern angenehm durchschnitten. Der Boden besteht 48 km an der Küste hin meist aus Sand und Lehm, liefert aber die schwerste Weizenfrucht. Die Küste selbst ist felsig, der Süden meist bergig, mehr Weide- als Ackerland, doch durchsetzt von vielen schönen, zum Teil fruchtreichen Thälern. Man zieht hauptsächlich Rinder, wenig Schafe. Nur 27 Proz. der Oberfläche sind angebaut. Der Spey, der reizenste und einer der größten Flüsse Schottlands, mit ergiebiger Lachs-fischerei, fließt eine Strecke weit an der Westgrenze hin. Der Doveran fällt dicht bei der Nordostseite der Grafschaft ins Meer. Einige der Berge von B. gehören zu den höchsten Schottlands. So an der Südwestgrenze der Muich-Thui (1312 m über Meer) im Cairngormgebirge, der zweithöchste Berg in ganz Großbritannien. In diesem Gebirge findet man Bergkristalle und Topase, Cairngorms genannt; auch werden Marmor, Granit, Basalte u. s. w. gebrochen. Der bedeutendste Ort ist die Hauptstadt B. (ehemals Boineffe) im Distrikt Boyne, ein könlgl. Burghleden am Westufer des Doveran, nahe dessen Ausmündung in die Bucht Moray-Firth, halb auf dem Lande an der Eisenbahn von Aberdeen nach Inverness, halb am Meere gelegen. Die beiden Stadthälften sind durch ein Stüd Lafelland getrennt, auf welchem die Ringmauer des ehemaligen Schlosses steht. Der Hafen der Stadt befindet sich am Westende der halbkreisförmigen Bucht, an deren Ostseite die Stadt und der ausgezeichnete Hafen Macbush (3407 E.) liegen. Eine schöne Brücke von sieben Bogen verbindet beide Städte. Hauptausfuhrartikel von B. sind Korn, Vieh, Lachs und Heringe. Die Heringsfischerei hat in neuester Zeit sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen. Die Industrie von B. beschränkt sich auf eine Brauerei, eine Eisengießerei, eine Destillation und eine kleine Tau- und Segeluchmanufaktur. B. zählt 8841 E., hat sechs Kirchen, ein schönes Stadthaus, ein Gefängnis und eine 1786 gegründete Akademie, eine Lateinschule vom J. 1544, eine Handelsschule u. s. w. sowie mehrere Bibliotheken. Das Schloß Duff (Duff-House), ein Landitz des Grafen von Fife, hat einen großen Park, enthält auch wertvolle Gemälde.

Bang oder Guaja ist der Handelsname einer Sorte der getrockneten, von den Stengeln befreiten Blütenäste des ind. Hanfs, charakterisiert durch bräunliche Farbe der Äste, graugrüne Blätter, deren Deckblätter mit rotbraunen Drüsen besetzt sind; sie zeigen geringe Harzausschwüfung und kleben infolge dessen wenig zusammen. Eine andere, harzreichere Sorte wird mit dem Namen Gunjah oder Hafisch belegt; diese ist von der Deutschen Pharmacopöe als

Herba Cannabis Indicae aufgenommen und folgendermaßen beschrieben: Die blühenden, angeblich behaarten, scharf anzufühlenden, durch eine abgegebene harzige Masse zu dichten, behäuterten, zu zusammengebrückten Blütenbüscheln zusammenklebten, zum Teil schon fruchttragenden Ästchen weiblichen Pflanze; mit meist einfachen, langlinienförmigen, gesägten, blütenständigen Blättern mit scheidenartigen, die weibliche Blüte oder Spindel das sehr charakteristische Rüsschen einschließend braunroten drüsigten Deckblättern; von narcotisch Geruch, der namentlich beim Erwärmen hervortritt. Der ind. Hanf, von welchem diese Droge leitet, unterscheidet sich von unserm europäischen durch nicht, in physiol. Beziehung ist er aber durch Kultur und das tropische Klima wesentlich verändert worden. Während der europ. Hanf ein vollkommenes Gewächs ist, enthält der in Ostindien wachsende stark narcotisch wirkende Stoffe, die zu noch wenig untersucht sind, deren Sitz aber in der von der Pflanze ausgesonderten Harze gesucht wird. Von den Orientalen werden die zerhackten Ästchen geraucht oder es werden Getränke daraus getrunken, in dem einen wie in dem andern Falle stehen nach dem Genuße Betäubungszustände, denen durch Opium hervorgerufenen ähnlich sind. Die Deutsche Pharmacopöe kennt außer der Droge ein eingedicktes alkoholisches Extrakt der Pflanze und eine Tinktur, bestehend aus einer Lösung von 1 Teil Extrakt in 19 Teilen Weingeist.

Bang (Peter Georg), namhafter dän. Jurist und Staatsmann, geb. 7. Okt. 1797 zu Kopenhagen, studierte daselbst Jurisprudenz, wurde 1818 Gerichtsassessor, 1830 außerord., 1834 ord. Professor der Rechte an der Universität seiner Vaterstadt, und 1836 Direktor der Nationalbank. Er beriefung der ersten Ständerversammlung (1834) ist sein Name mit der polit. Geschichte Dänemarks eng verbunden. Er war einer der Anführer der Hauptstadt (1834–46) und 1846 Mitglied der grundgesetzgebenden Reichsversammlung bis er nach einer kurzen Anstellung als Kammerherrn in Holbaek 16. Nov. 1848 das Portefeuille des Innern übernahm, das er jedoch 21. Sept. 1849 wieder niederlegte. B. wurde hierauf zum zweiten Direktor ernannt, übernahm aber schon 7. Dez. 1850 wieder interimistisch das Ministerium des Innern bis 3. Juni 1852 und das des Innern, das er vom 27. Jan. 1852 bis 21. April 1853 verwaltete. Am 12. Dez. 1854 trat er an die Spitze des Kabinetts, welches 2. Okt. 1855 das Verfassungs-gesetz für das Gesamtstaat durchsetzte. Bei seinem Rücktritt (18. Okt. 1856) wurde er Geh. Konferenzrat u. Justizminister beim Höchstengericht und hatte in der Stellung 2. April 1861. B.s Hauptwerke sind: »Værebog i de til den Romerske private Ret hørende Discipliner« (2 Bde., Kopenh. 1833–3) und »Systematisk Fremstilling af den danske Lovgivning« (mit Larfen, 5 Bde., Kopenh. 1841–4). Außerdem hat er eine große Anzahl sehr wichtiger Monographien, besonders über Gegenstände dän. Civilrechts, sowie mehrere finanzielle und politische Abhandlungen geschrieben. — Ein Oberst F. Frederik Ludwig B., geb. 5. Jan. 1747 zu Kopenhagen, seit 1782 Professor zu Kopenhagen, gest. 26. Dez. 1820, war der namhafteste dän. Arzt seiner Zeit. Dessen Sohn, Oluf Laur B., geb. 27. Juli 1788 zu Kopenhagen, seit 1817

geword., 1821 ord. Professor der Medizin zu Kopenhagen, gest. 12. Okt. 1877, verfaßte mehrere gelehrte medic. Werke, darunter ein »Haandbog i Terapien« (Kopenh. 1852), »Eggebiaetitel« (Kopenh. 1840; 7. Aufl. 1863), »Index morborum symptomatice« (Kopenh. 1855), »Mineralvandene ude i Sjælland« (Kopenh. 1856; 2. Aufl. 1867).

Bangalore, Bangalur, die in sehr fruchtbarer, gutbewässerter und wohlbebauter Gegend gelegene Hauptstadt eines gleichnamigen Distrikts unter unmittelbarer Aufsicht des Vizekönigs in Britisch-Indien stehenden Vasallenstaats Mysore. B. zählt (1871) 142513 E., welche Ackerbau, Gartenbau sowie einen nicht unbeträchtlichen Handel treiben und sich auch mit dem Weben feiner und baumwollener Stoffe sowie der Fabrication von Messing- und Eisenwaren beschäftigen. Die Stadt ist durch Mauern, Gräben und Heden an Stachelbambus befestigt, besitzt auch ein aus achteckigem Mauerwerk mit runden Thürmen bestehendes Fort. B. ist als militärischer Posten für die engl.-ind. Regierung von sehr großer Wichtigkeit, weshalb sie daselbst eine 1874 aus 1797 Offiziers und 3991 Eingeborenen mit 138 engl. Offizieren bestehende, zu der Madrasarmee gehörende Armation in einem unweit der Stadt gelegenen besitzigen Campement unterhält. B. ist ein sehr lebhafter Ort. Das Fort daselbst ward erst im 16. Jahrh. gegründet. Aurang-Zeyb, in dessen Besitz B. 1687 lag, war, verkaufte dasselbe an den Nadib von Mysore. Hyder-Ali, der Usurpator dieses Reichs, eroberte es 1760 von den Engländern aus Seringapatam zurück, nach B. zurück und befestigte sich selbst. Unter seinem Sohne Tippu-Sahib erzwungen die Engländer unter Lord Cornwallis März 1791 B. und wenig später die 33 km östlich davon in einem dichten Urwald, auf einem 10 m hohen, fast unzugänglichen Granitfelsen gelegene, ihrer großen Ungefundtheit wegen aber nicht von Truppen besetzte Festung Savandrug.

Bangaloo ist in Britisch-Indien der allgemein gebräuchliche Name für die meistens isoliert stehenden, aus dem Wohnhause und Nebengebäude (Herdsteinen, Kaminen, Nebententgeminnern, etc. u. s. w.) gebildeten Wohnungen der Offiziere. Die B. bilden eine Abteilung des betreffenden Truppenkontingents.

Bangla, ostind. Insel, s. Banca.
Bangkol oder Ban kol, die wichtigste Hafen-, Handels- und Fabrikstadt des hinterind. Reichs, liegt ungefähr 30 km oberhalb der Mündung des Flusses Ne-nam in den Golf von Siam gelegen, auf seinen beiden Ufern in der Länge von ungefähr 7 km ausbreitend. Noch zu Ende des 17. Jahrh. ein ganz unbedeutender Ort, wurde B. nach Zerstörung der 75 km nördlicher gelegenen früheren Hauptstadt Ayuthia oder Ajudhya durch die Birmanen, Hauptstadt und Residenz der Könige von Siam. B. liegt auf mehreren von dem Meer umgebenen, von einer Menge von Kanälen durchzogenen durchschnittenen Inseln, in einem niedrigen Alluviallande, das, teilweise sumpfig, sich nur an einigen Stellen hügelartig erhebt, außerordentlich fruchtbar und entweder in Reisfelder umgewandelt oder mit Kokos- und andern Palmen, sowie mit massenhaften Anpflanzungen der edelsten Gewürzkräuter bedeckt, zugleich aber häufigen Überschwemmungen ausgesetzt ist. Infolge dieser Bodenfeuchtigkeit sind die entweder aus Holz oder, bei

den Ärmern, nur aus Bambus bestehenden Häuser und Hütten der Eingeborenen auf 2—3 m hohen Pfählen errichtet und eine außen angelehnte leiterförmige Treppe führt in ihr Inneres. Nur die zur königl. Residenz gehörenden, sowie die öffentlichen Gebäude, die zahlreichen buddhistischen Tempel, die Wohnhäuser der fremden Konsuln und Chefs der nordamerik. und europ. Handelshäuser, die Warenlager derselben u. s. w., entweder ganz oder teilweise aus Stein erbaut, befinden sich auf höher und trodener liegenden, meistens noch künstlich erhöhten Stellen. B., zum Teil mit einer 10 m hohen und gegen 3 m dicken Mauer umgeben, besteht aus drei Stadtteilen. Den innersten nimmt die aus einer Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten bestehende, von einer Mauer umgebene Residenz ein. Es befinden sich daselbst die Wohnungen des ersten und zweiten Königs von Siam, deren Harems, die Kaserne der Leibgarde, die reichgeschmückten Ställe der weißen Elefanten, die Schatzkammer, das Arsenal, der Tempel, in welchem der König bei seinem Regierungsantritt den Eid ablegt, mit einem 2 m hohen, sitzenden, vergoldeten, mit Edelsteinen verzierten Buddhabilde, sowie einem kleinern, 45 cm hohen, aus einem kostbaren grünen Stein geschnittenen; das Mahaprajat genannte Gebäude mit dem prachtvoll verzierten Thron- und Residenzsaal, sowie einem zweiten Saale, in welchem die Leiche jedes verstorbenen Königs ein Jahr lang, bis zum Augenblicke ihrer Verbrennung, in einem goldenen Sarge aufbewahrt wird; Magazine aller Art u. s. w. Der am meisten von Kanälen und kleinern Wasserleitungen durchzogene mittlere Stadtteil hat nur wenige, sehr schmale Straßen sowie eine breitere als Bazar dienende. Es findet daher der äußerst lebhafteste Verkehr hier fast nur zu Wasser statt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung wohnt und lebt fortwährend in Booten und auf Flossen auf dem Flusse, ähnlich wie in Kanton. Der äußere Stadtteil geht allmählich in die Vorstädte über, wo sich die europ. und nordamerik. Handelsniederlassungen, die fremden Konsulate u. s. w. befinden.

Eine ganz eigentümliche Physiognomie erhält B. durch seine überaus zahlreichen buddhistischen Tempel mit ihren vielgestalteten, sich in mehreren, gewöhnlich drei terrassenförmigen Absätzen, pyramidenartig, mitunter bis zur Höhe von 30—40 m erhebenden Thürmen, zumal deren Giebel und hervorragende Dachspitzen mit reichvergoldetem Schnitz- und Bildhauerwerk verziert, die Dachziegel aber mit grüner oder gelber Glasur überzogen sind. Die bemerkenswertesten sind die Watt Sektet, Watt Nun und Watt Suthat genannten. Jeder derselben besteht aus dem eigentlichen Tempel, dem dazu gehörenden Turme, einem Klostergebäude für die nach Art der Mönche gemeinschaftlich lebenden Priester, Talapoin, deren Anzahl mitunter 2—300 beträgt, sowie aus einer diese Gebäude umgebenden, nach innen offenen, von Säulen getragenen, bedeckten Galerie, und liegt innerhalb weiträumiger, in chines. Stile angelegter und ausgeschmückter, von einer Ringmauer umgebener Gartenpartien. Von B. 15 km nördlich liegt auf einem Berge der berühmte Wallfahrtsort Phra bat mit einem 1602 gegründeten, von Mauern umschlossenen Kloster. Innerhalb desselben gelangt man über eine Marmortreppe mit vergoldetem Geländer auf eine Terrasse, auf welcher sich in einem auswendig vergoldeten Turme, dessen Fußboden mit Silberplatten belegt

ist, hinter einem silbernen Gitter eine Fußspur von Buddha, im Hintergrunde aber, unter einem goldenen, mit Edelsteinen besetzten Thronhimmel ein 2 m hohes silbernes Standbild desselben befindet. Die Bevölkerung von B. beträgt 4—600000 Seelen. Mehr als ein Drittel davon besteht aus Chinesen, ein zweites Drittel aus Thais oder Siamesen, der Rest aber aus Birmanen, Malaien und Einwanderern aus Laos, Pegu, Annam, Kambodscha, sowie aus einigen Tausenden von Mischlingen dieser verschiedenen Völkerschaften. Die Chinesen, der thätigste und intelligenteste Teil der Bevölkerung, beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau und Handel, außerdem aber auch mit verschiedenen Handwerken und Gewerben. In B. befinden sich, unter dem Sangkerat, dem höchsten Priester des Landes, gegen 50000 Talapouts oder buddhistische Geistliche. Der Handel von B. mit dem Auslande ist sehr beträchtlich, da der Me-nam, welcher auf der vor seiner Mündung in die See gelegenen Bank während der Ebbe noch eine Tiefe von 4 m besitzt, bis oberhalb der Hauptstadt für größere Schiffe befahrbar ist. Der Handel ist fast ganz in den Händen der Chinesen. In den Hafen liefen 1879 ein: 565 Schiffe mit 230086 t, und aus: 566 Schiffe mit 237813 t. Artikel der Ausfuhr sind: Reis, Zuder, Seide, Baumwolle, Tabak, verschiedene Harze, Kardamom, Pfeffer, Elfenbein, gefalgene und getrocknete Fische, Aretanisse, Sappanholz, Rosenholz, Teakholz, Adlerholz, Häute von Ochsen, Büffeln, Elefanten, Rhinocerosen, Firschen, Tigern und Leoparden, ehbare Schwalbennester, Sesam, etwas Zinn u. s. w. Auf den europ. und nordamerik. Markt kommen hievon hauptsächlich Reis, Zuder, Sappanholz und verschiedene Harze. Die Einfuhr aus Europa und Nordamerika besteht größtenteils in Baumwollstoffen, Glas, Eisen und Metallgerätschaften der verschiedensten Art. Aus China werden irbene und Porzellangeschirre, Seide, Thee sowie eine Menge Gegenstände des chines. Haushalts, Lebensbedürfnisses und Luxus eingeführt. Seit dem 1861 zwischen Siam und Preußen geschlossen, später auf Deutschland übertragenen Handelsvertrag ist die deutsche Flagge zu B. eine immer häufiger werdende Erscheinung. [(s. b.).

Bangla, Stadt der indobrit. Provinz Oude **Bangor**, Marktstadt, Bischofsitz und Badeort in der Grafschaft Carnarvon des engl. Fürstentums Wales, an der Anglesey-Eisenbahn und dem nördl. Eingange zum Menailanal, über welchen seit 1850 die Britannia-Brücke (s. b.) nach der Insel Anglesey führt, liegt in dem engen Thale des Ogwen am Fuße steiler Felsmassen und zählt (1881) 8240 E. Der Ort ist uralt, die einzige Straße eng und krumm, die alte Kathedrale (525 gestiftet) unansehnlich. Die wichtigsten öffentlichen Gebäude sind die Versammlungshalle, die lat. Schule, das Kranken- und Versorgungshaus. In B. wird der in der Nähe gebrochene Schiefer zu Billardtischen, Grabsteinen, Kamineinschlüssen, Fliesen, Schreibtaseln u. s. w. verarbeitet und aus den beiden Häfen der Stadt, Penrhyn und Garth, ausgeführt. Ungefähr 8 km oberhalb der Stadt liegt am Ogwen das neuangelegte Dorf Bethesda mit großen Schieferbrücken und 6890 E. Sehr bedeutend und schon seit 300 Jahren in Betrieb sind die Schieferbrüche von Penrhyn, im Süden von B., an dem vom Enorndon zur Küste ziehenden Bergast. Diese sind die größten und wertvollsten in Großbritannien und

liefern jährlich 60000 Tonnen (120 Mill. q Schiefer, der nach London, dem Kontinent oder Amerika geht. Der jährliche Reinertrag soll sich auf 60000 Pfd. St. belaufen. Die Brücke geht dem Lord Penrhyn. — B. heißt ferner eine See in der irischen Grafschaft Down, Provinz Ulster am Südufer der Carrickfergus-Bai, 18 km nördlich von Belfast. Es hat den Namen von einem berühmten Kloster, Beanchfar oder der Weiße See, das die Dänen um 820 zerstörten, wobei mehr 900 Mönche ermordet wurden. B. wird vielfach Seebad besucht, hat eine Kirche, vier Schulkapellen, zwei Baumwollfabriken, Fisch- und Aulfang und zählt (1871) 2560 E.

Bangor, Stadt im County Penobscot im n. amerik. Staate Maine, am Zusammenflusse des Penobscot und des Kennebec, etwa 90 km n. Meere, mit einem der größten Seeschiffe nautischen, trefflichen und geräumigen Hafen. Die große Stadt liegt auf beiden Ufern des Kennebec und eine über 400 m lange Brücke über den Kennebec verbindet sie mit der Vorstadt Brewer. Straßen sind breit, mit herrlichen, schattigen Ulmen bepflanzt, die Wohnhäuser und die öffentlichen Gebäude geschmackvoll. Zu den letzteren gehören 17 Kirchen, das aus massivem Gestein aufgeführte Zollgebäude, die große Markthalle und die auf einer die Stadt überragenden Höhe errichtete Seminar, welches indessen bei einem geringen Lehrpersonal nur wenig Studenten und eine Bibliothek von etwa 15000 Bänden hat. Die Stadtbibliothek zählt 11 000 Bände. B. zählt (1880) 161 E. (ohne das gegenüberliegende Brewer). Bis zum Schlusse des Zollvertrages zwischen den Vereinigten Staaten und Canada (1854) war B. der wichtigste Hafen für Bretter-, Schindeln- und Lattenausfuhr; steht es in diesem Artikel nur hinter Chicago zurück, zahlreichen Zuflüsse des Penobscot werden zur Beförderung der Erzeugnisse der Waldindustrie dem Gegen 2000 Fahrzeuge vermittels während der oder neun Monate des Jahres, während mehr der Hafen eisfrei, den Handelsverkehr der Eisenbahnen verbinden B. mit Portland, Bangor, Bath, Belfast und Waterville. Mit Boston, New York und den Ortshäfen am oberen Laufe des Penobscot findet ein regelmäßiger Dampfschiffsverkehr statt. Neben dem Holzgeschäft bestehen noch andere wichtige Eisengießereien, Möbelfabriken und Schmelzhäfen. Die Stadt besitzt neun Depots und 7 Sparbanken. Ihre 53 öffentlichen Schulen gehen zu den besten im Staate.

Bangweolo oder Bemba-See, ein 1862 von Livingstone entdeckter See im Innern von S. afrika, zwischen 11—12° südl. Br. und 46—47° östl. L. (von Ferro), 1124 m hoch, südlich an der Hauptstadt des Capenbergs und vom Keesee gelegen. Seine Länge beträgt von N. nach S. über 200 km, seine Breite von N. nach S. nur 110 km. Die östl. Hälfte des Sees ist bis zum N. herkommende Tschambesi (nicht zu verwechseln mit dem Zambesi); an der Nordwestseite fließt die N. hin der Kuapula aus, zum See Moero-See geht aus diesem weiter als Lualaba und vereinigt sich dann mit dem Abflusse des Tanganjika. Im nordwestl. Teile des Sees gelegenen drei Inseln hat Livingstone schon 1868 besucht; in dem dem See nahegelegenen Orte Tschitambo, auf des Flusses Lilimala, starb er im Mai 1873.

Banjan (Ant.), österr. Staatsmann, geb. 1825 zu Micholup in Böhmen, studierte 1846 in Prag, trat 1848 beim Steueramt in Prag in Staatsdienst und wurde später als Grundbesitzungsbeamter in Karlsbad, dann als Finanzkommissar in Prag verwendet. Er verließ den Staatsdienst, trat als Centralgüterdirektor in Dienste des Grafen Ernst Waldstein und war thätig bei Gründung mehrerer Eisenbahnen, Kulturvereine und des Deutsch-historischen Vereins in Prag. Im März 1867 von den Ständen in Böhmen, Bittin und Oberleutensdorf in den böhm. Reichsrath, von diesem in den Reichsrath entsendet, nahm er hervorragenden Anteil an der Gesetzgebung und an Verfassungskämpfen. Bald darauf erhielt er im Ministerium des Innern, wurde er im 1870 Ackerbauminister (bis 12. April 1870), dann im Landtag und Reichsrath als Abgeordneter und wurde 25. Nov. 1871 Handelsminister. In seine Amtsthätigkeit fällt die Wiener Währungsreform von 1873. Am 30. Mai 1878 trat er aus dem Amte, verblieb aber im Reichsrath, nahm er von Prag in direkter Wahl 1878 und 1879 ab und wurde. Seit 1881 ist B. Präsident des k. k. österr. Gewerbevereins in Wien.

Bani, f. Bana.

Baniane, Banianenbaum, wird der ind. Ficusbaum (*Ficus indica* L.) genannt, welcher durch ausgezeichnet ist, daß aus den Ästen seiner kugelförmigen Krone starke, taufelartige Luftwurzeln hervorkommen, welche senkrecht abwärts und in den Boden hineindringen und dem Baume so Krücken geben, als ruhe seine Krone auf einer Menge dünner, schlanker Säulen. (S. *Ficus*.)

Bannan (John), berühmter irischer Novellist, geb. April 1798 zu Killynny, begann seine Laufbahn als Porträtmaler, wendete sich aber bald der Literatur zu. Von Scott angeregt, suchte er das, was für Scotland war, für Irland zu werden, war in einer Reihe von Lebensbildern Land und Leute seiner Heimat mit kräftigen Farben und in der oft ergreifender Darstellung geschildert. Er auch glücklich in Anlage und Veredelung, er sah doch zu sehr in der Übertreibung des poetischen. Den *«Tales of the O'Hara family»* (1825) folgte 1827 eine zweite Serie derselben, welcher *«Peter aus der alten Burg»* (2 Theile, 1834), *«Das Haus Nowlan»* (2 Theile, 1835) folgte, welches in das Deutsche übersetzt wurde. Dem folgten erschienen *«Boyne Waters»* (1828), eine Schilderung der großen Krisis von 1690, in der das kath. Irland erlag; dann *«The Croppy»* (1828). Ende des letzten Bürgerkriegs während der französischen Revolution; *«The denounced»* (1830), aus der Zeit der härtesten Bedrückung Irlands unter Wilhelm III.; *«The smugglers»* (1831), der mayor of Windgap; und *«Father Connell»* (1832), ein Pendant zum Landprediger von Wakefield. B. starb in ziemlich der Dürftigkeit 1. Aug. 1842 zu Windgap-Cottage bei Killynny. Vgl. Murray: *«Life and correspondence of B.»* (Lond. 1857).

Bannan, Michael B. (geb. 1796), der Mitarbeiter in den *«Tales of the O'Hara family»* war, veröffentlichte *«The town of the cascades»* (2 Bde., 1844), eine Reihe von Szenen aus dem irischen Leben, die sich gleichfalls durch warmes Gefühl und originellen Humor auszeichnen.

Banjaluka oder Benalufa, Stadt mit einer

festen Festung, Hauptort des gleichnamigen

Kreises und Bezirks in Bosnien, Sitz des Stabes

einer österr. Infanterie-Truppendivision und zweier

Brigadenkommandos, liegt am schiffbaren, aber rei-

henden Verbas (Vrbas), am Fuße des Osmatzka,

Kopplation der Eisenbahn, welche durch das Thal

der Sanna nach Kroatien führt, hat 42 Moscheen,

darunter die schönste in ganz Bosnien, berühmte

warme Bäder (Banja), röm. Altertümer, Pulver-

und Luchsfabrikation und zählt (1879) 9560 E. In

der Nähe wird Silber gefunden und sind mehrere

Berg- und Hüttenwerke im Gang. Die Stadt, lange

Zeit der Sitz des Paschas von Bosnien, wurde

4. Sept. 1688 durch die Kaiserlichen unter Mark-

graf Ludwig von Baden erobert. Dagegen erlitten dieselben hier 4. Aug. 1787 eine Niederlage unter Prinz Johann von Hildburghausen, der die Festung seit dem 18. Juli belagert hatte. Bei der Besetzung Bosniens durch die Österreicher fand bei B. 14. Aug. 1878 ein größeres Gefecht statt. (S. Bosnien.)

Banjane heißt im Indischen im allgemeinen ein Kaufmann (aus dem Sanskritwort banik abgeleitet). Speziell versteht man aber darunter die Großhändler im westl. Indien, namentlich in den Seehäfen Bombay, Surat, Cambay u. s. w., welche einen sehr ausgedehnten Karawanenhandel in das Innere Asiens bis an die Grenzen Rußlands und Chinas treiben und, gegen die sonstige Gewohnheit des ind. Volks, viel reisen, daher man auch Etablissements und Contors indischer B. fast in jeder bedeutenden Handelsstadt Asiens antrifft.

Banjos, obrigkeitliche Personen in Japan.

Bant (Geschäftsbant), f. Banten.

Bant (militärisch), f. Geschäftsbant.

Bant nennt man in der Geographie jede Erhöhung des Bodens in geringern Höhenabmessungen, aber gewöhnlich größerer Länge als Breite, gleichviel ob über oder unter dem Meerespiegel. Von den Bänken des festen Landes verdienen die einzelnen Felsplatten in den weiten Ebenen des Amazonasstroms und des Orinoco in Südamerika einer besondern Erwähnung. Dieselben gleichen zur Zeit der großartigen Regenüberschwemmungen langen Inseln, auf denen alles Leben eine Zuflucht vor dem Lode des Ertrinkens sucht. Die Bänke in Flüssen und Seen entstehen durch Anhäufung von Geschiebe oder Gerölle, von Schlamm, Sand, Kies und Steinen, die der Strom in seinem Bette oder vor seiner Mündung in einen Landsee oder in das Meer ablagert. Im letztern Falle heißen sie Barren, welche die Schifffahrt erschweren und sogar oft die Einfahrt in größere Flüsse verhindern. Bänke im Meere sind gewissermaßen submarine Tafelländer, die sich dem Meerespiegel nähern, ohne aber ihn hervorragen, sei es, daß sie untergegangen oder noch nicht bis über denselben emporgehoben sind. Steht über ihnen das Meer so feicht, daß sie der Schifffahrt gefährlich werden können, so nennt man sie Untiefen (engl. shoals). Je nach der Bedeckung ihrer Oberfläche unterscheidet man Korallen-, Sand- und Muschelbänke, zu welchen letztern die Auster- und die Perlenbänke gehören.

Unter den Korallenbänken sind die ausgedehntesten im Indischen Ocean, wie die Saya de Malha- oder Banyerbant im W. von Madagaskar, unter 78°—79° 50' östl. L. (von Ferro) und 8° 18'—11° 30' südl. Br., dann weiter südlich die ungefähr 400 km lange Nazarethbant, deren Süden durch die Eilandgruppe von Alorda dos Garajós von 13° 30'—16° 47' südl. Br. und von 78°—76°

30' östl. L. (von Ferro) bezeichnet wird. Auch die Große und die Kleine Bahamabank, auf welchen die Bahama-Inseln ruhen, scheinen der Korallenformation anzugehören.

Sandbänke entstehen überall da, wo sich zwei Wasserströme begegnen und einander in ihrer Bewegung, also auch in der Fähigkeit, den mitgeführten Sand und Schlamm weiter zu tragen, hemmen, sodaß derselbe niederfällt. Hervorragende Uferspitzen und Meerengen sind daher ganz besonders geeignet, Sandbänke zu veranlassen, und manche Meerengen sind durch solche allmählich verschlossen worden. Eine enge Durchfahrt zwischen zwei Sandbänken nennen die Seeleute Priel, Riß oder Rille. Die bedeutendsten Bänke dieser Art sind: die Agulhasbank (s. d.) am Süden der Afrikas; ferner die Abrolhosbank (abrolhos, d. h. «Thue die Augen auf») im Atlantischen Ocean, etwa 300 km von der Küste Brasiliens, unter 18° 36' westl. L. zwischen 16 und 19° südl. Br. Am berühmtesten ist die Große oder Neufundlandbank nebst der Outer- (Äußern) oder Falschen B. (S. Neufundland b.). Auf diese folgen der Reihe nach von O. gegen W. die Whale- oder Walfischbank, die Green- oder Grüne B., die Banqueray- und die Mizenbank, die beiden letztern vor dem südl. Eingang des St. Lorenzbusens. Sodann die Sable-Insel- (Sandinsel-) B., Le Havre- und endlich die St. Georgs- oder Mantudetbänke, die sich in verhältnismäßig geringer Entfernung vom Festlande bis zur Südspitze von Florida und jenseit derselben in den Golf von Mexiko hinein bis zur Mündung des Mississippi fortziehen. Gefährlich sind auf dieser langen Reihe von Bänken nur zwei Stellen: die Virgin-Rocks (Zungenfelsen) auf der Großen B., etwa 150 km vom Kap Race, und einige Shoals oder Untiefen auf der St. Georgs-bank. Diese nordamerik. Bänke sind Sammelplätze zahlloser Fische, welche alljährlich die Fischer verschiedener Nationen namentlich zur Neufundlandbank heranziehen. Als Sandbänke sind außerdem noch bemerkenswert die Campechebank, die sich nördlich der Halbinsel Yucatan und an der Küste der Campechebai hinzieht, und die großen Bänke in der Nordsee, namentlich die Doggerbank und die Langbank zwischen Großbritannien und Dänemark.

Muschelbänke, d. h. felsige Erhöhungen des Meeresbodens, welche Sammelplätze für See-muscheln geworden, finden sich in allen Meeren, sind aber im ganzen noch nicht genügend untersucht. Von besonderer Wichtigkeit sind die Austerbänke und die Perlenbänke, unter welchen letztern die der Bahrein-Inseln (s. d.) die bedeutendsten sind. Auf ein großes unterseeisches Hochland, das man auch als Fucusbank oder Sargassobank bezeichnet hat, schloß A. von Humboldt aus der ungeheuren Ausdehnung, in welcher schwimmender Seetang (s. Sargassomeer) mitten im Atlantischen Ocean sich angesammelt findet.

Banta, eine von den Inseln des Niederländisch-Östindischen Reichs, liegt östlich von dem südlichen Teile von Sumatra, der zu letztem gehörenden Residentenschaft Palembang gegenüber. Die 11—27 km breite, für die Schifffahrt höchst wichtige Bantastrasse trennt beide Inseln. B. bildet mit einer Anzahl in ihrer Nähe gelegener kleiner Inseln die Residentenschaft gleichen Namens. Hauptort, wichtigster Hafen- und Handelsplatz, zugleich Sitz des Residenten und Militärkommandanten ist Muntol, unter 2° 3' südl. Br. und 105° 9' westl. L. (von Green-

wich), an der nordwestl. Spitze der Insel. Die Insel enthält 12681 qkm und besteht hauptsächlich niedriggelegenen, teilweise selbst kumpfigem Lande, aus welchem sich jedoch mehrere, inselst. isolierte Berge bis zu 6—700 m Höhe erheben, auf B. vorherrschende Gebirgsart ist Granit mehr oder weniger beträchtlichem Einschluß Zinnorpyd. Das letztere ist außerdem in allen Klüften und überhaupt allenthalben auf B., u. oder weniger tief unter der Oberfläche, in der von Zinn sand massenhaft abgelagert. Dieser an ordentliche Reichtum an Zinnerz erster Güte bindet den großen Wert, welchen B. für Holland hat; 1877 wurden 428210 kg Zinn gewonnen. Die Erzgewinnung ist Monopol der Regierung, wird für Rechnung derselben ausschließlich chines. Minenarbeitern nach altem Herkommen sehr eigentümliche Weise betrieben. Außer Zinn kommt auf B. auch noch in viel geringerer Menge Magnetkies vor; in älterer Zeit soll daselbst ein bisweilen Gold gefunden worden sein. So reich an Metallschätzen ist, so arm ist es an Erzeugnissen aus dem Tier- und Pflanzenreiche. Von großem Säugetieren finden sich daselbst wenige außer von zahmen Tieren weder das Pferd noch der Stier. Von Fruchtbäumen gibt es nur einige wenige Namen und den Durianbaum (Durio zibethinum). Der Reizbau ist ganz unbedeutend und entspricht lange nicht dem Bedürfnis, sodaß hierin von seit der Regierung, durch Anfuhr von Java, geholfen wird. Schon jetzt macht sich Mangel an Holz bemerkbar, da die früher ausgebeuteten Wälder, bei dem Anlegen der Minen und für den Zweck der Gewinnung von Holzkohlen behufs der Aufschmelzung des Zinnerzes, bis auf die neuere Zeit rücksichtlich verwüstet wurden. Der Handel und die Schifffahrt von B. sind ganz unbedeutend. Die Ausfuhr beschränkt sich auf das Zinn für Rechnung der Regierung, die Einfuhr, außer Reis und Salz, auf eine geringe Anzahl europ. und chines. Handelsartikel. Die Bevölkerung bestand 1879 aus 220 Europäern, 51282 Malaien, 19875 Chinesen, 96 Arabern und 11 andern asiatischen Fremdlingen. Die eingeborene malaiische Bevölkerung ist körperlich schwach, aber energisch und wenig intelligent, ohne allen Fleiß und Neigung für den Ackerbau. Bis zur Mitte des 19. Jahrh., wo die Regierung sie zwar, in Dörfern (malaiisch kampong) festen Wohnsitzen nehmen und Reisfelder anzulegen, führte sie, in Wäldern umherschweifend, ein elendes, armseliges nomadenartiges Leben. Viele Eingeborene trugen Kleider aus weichgeklopfter Baumrinde. Die Bedeckung des Zinnerzes auf B. geschah 1710 zur ersten Mal. Die Insel gehörte damals zu dem Reich Palembang auf Sumatra. Von dem Sultan von Palembang abgetreten werden, von denen sie wieder, folgte des Traktats zwischen England und Holland vom 13. Aug. 1814, an letzteres Reich übertrug. Auch auf der östlich von B. gelegenen, 4907 qkm großen Insel Billiton, welche früher zu der Residentenschaft B. gehörte, aber 1855 davon getrennt wurde und jetzt eine eigene Assistant-Residentenschaft bildet, kommt Zinnerz in beträchtlicher Menge vor. Die niederländ.-ind. Regierung trat die Erzgewinnung auf dieser Insel, unter Vorbehalt gewisser Rechte und Vorteile, an eine Gesellschaft in Holland ab, welche 1873 in 98 Bergwerken 3997872 kg Zinn gewann. Die Bevölkerung von Billiton bestand

im J. 1879 aus 53 Europäern, 21 254 eingeborenen Malaien, 5720 Chinesen und 5 Einwanderern aus andern Theilen des Indischen Archipels. Vgl. Mohr, „A. und Palembang“ (Münster 1874).

Bankakte, Beelsche, nennt man das engl. Bankgesetz vom 19. Juli 1844, welches noch immer für die Bank von England (s. Banken) und für das Notenbankwesen Englands überhaupt maßgebend ist. Die B. bezeichnet im ganzen einen Sieg der Currency Schule (s. d.), die eine möglichst große Beschränkung der nicht metallisch gedeckten Noten erstrebt. Die Hauptbestimmungen sind folgende: Die Bank von England wird in zwei gänzlich getrennte Abteilungen, die eine für die Notenausgabe, die andere für die eigentlichen Bankgeschäfte (Issue und Banking Department) zerlegt. Der Emissionsabteilung wird überwiesen einerseits der Metallvorrat der Bank (bis auf einen kleinen Rest für das unmittelbar laufende Bedürfnis) und andererseits ein Betrag von 14 Mill. Pfd. St. Wertpapieren (securities), zu dem auch die permanente Schuld des Staats an die Bank gehört. Dafür erhält das Bankingdepartment 14 Mill. Pfd. St. in Noten, die namentlich seinen Betriebsfonds bilden. Bei dem Emissionsdepartment, das auch die präsentierten Noten einzulösen hat, find fortan Noten nur gegen Goldmünzen und Gold- oder Silberbarren zu haben. Goldbarren muß daselbe jederzeit zu dem festen Preise von 77 Schill. 9 Pence für die Unze (von 12,5 Feinheit) gegen Noten eintauschen. Wenn eine andere Bank die Befugnis zur Notenausgabe verliert, so darf die Bank von England zwei Drittel der dadurch frei werdenden Notensumme in der Art übernehmen, daß sie nur durch Wertpapiere beim Emissionsdepartment gedeckt sind. Daburch und durch gewisse andere Operationen ist das nicht metallisch gedeckte Notencontingent des Bankdepartments und der feste Bestand an Wertpapieren beim Emissionsdepartment auf 15 Mill. und in neuester Zeit auf 15½ Mill. gebracht worden. Außer den Notenbanken, die am 6. Mai 1844 bestanden, dürfen keine andern mehr gegründet werden, und die bestehenden (außer der Bank von England) dürfen in Zukunft im ganzen nur so viel Noten ausgeben, als sie durchschnittlich in den 12 Wochen vor dem 27. April 1844 in Umlauf hatten. Der Wochenanweis der Bank von England nach der der B. entsprechenden Form lautete z. B. am 24. Juni 1880 (s. unter Banken die ältere Form für denselben Tag): I. Emissionsdepartment. Passiva: Noten 43 121 060 Pfd. St.; Aktiva: Feste Staatsschuld 11 015 100, andere Wertpapiere 3 984 900, Gold in Münzen und Barren 28 121 060 Pfd. St. II. Bankingdepartment. Passiva: Kapital 14 553 000 Pfd. St., Akt. 3 088 862, Staatsdepositen 8 933 000, Anwartsdepositen 25 325 658, Siebentage-Wechsel 247 917 Pfd. St. Aktiva: Staatsseffekten 15 804 318 Pfd. St., Wechsel und Vorschüsse 18 311 636, Notenservise 16 771 600, bare Kasse 1 260 883 Pfd. St. Die Urheber der B. glaubten in derselben ein Mittel zur Verhinderung von Krisen gefunden zu haben, eine Meinung, die schon 1847 durch die Ereignisse widerlegt wurde. Die Wirkung dieser Demonstration auf den Geldmarkt ist ohne Zweifel eine bloß mechanische. Eine ausführliche Kritik der B. findet sich bei Ad. Wagner, „Die Geld- und Kredittheorie der Beelschen B.“ (Wien 1861).

Bankakt oder der Banus Bank ist bekannt durch das an der Gemahlin des ungar. Königs

Andreas II. (1206—35) verübte Attentat. Die Königin Gertrud, Tochter des Herzogs von Andechs-Meran, welche der Sage nach die Gelegenheitsmaderin bei den Ausschweifungen ihres Bruders Berchtold, Erzbischof von Kalocsa (eine andere Version nennt Elbert, Bischof von Bamberg, ebenfalls Gertruds Bruder), spielte, hatte diesem angeblich auch Gelegenheit verschafft, die Gemahlin des Banus Bank zu verführen. Letzterer stellte sich nun an die Spitze der zahlreichen Unzufriedenen im Lande und stürmte das königl. Schloß, wobei die Königin in Stöße gehauen wurde, während Berchtold mit genauer Not entkam. Der Banus büßte die That mit dem Leben. Der Stoff der Bankbank-Sage wurde von mehreren Dichtern dramatisch bearbeitet. Ratonas „Banklöser“ (München. 1827; Pest 1843 u. öfter; deutsch von Dux, Pp. 1868) gilt mit Recht als das beste Drama der magyar. Litteratur. Auch Grillparzer bearbeitete diesen Stoff in dem Trauerspiel „Ein treuer Diener seines Herrn“ (Wien 1880).

Bankdeckung oder bankmäßige Dedung nennt man, im Gegensatz zur vollen Vorbedung, diejenige Art der Sicherstellung der Einlöslichkeit der Banknoten, bei welcher die emittierende Anstalt nur einen Teil der ausgegebenen Notensumme durch Barvorrat deckt, während sie als Äquivalent der andern leicht realisierbare, sichere Werte besitzt. Als solche empfehlen sich namentlich gute Wechsel und Lombardforderungen, die in einer kurzen (höchstens dreimonatlichen) Frist fällig werden. In normalen Zeiten ist es erfahrungsmäßig ausreichend, wenn der erstere Bestandteil der Dedung ein Drittel, der letztere zwei Drittel der Circulation beträgt. Droht eine ungünstige Wendung, so muß die Bank die Barquote erhöhen, indem sie die eingehenden Wechsel- und Schuldzahlungen nicht vollständig wieder zu neuen Kreditbewilligungen verwendet. Staatspapiere eignen sich weniger für die B., weil sie bei ungünstiger Gestaltung der Verhältnisse nur mit Verlust zu veräußern sind. (S. Banken und Banknoten.)

Bankdurchschlag (frz. emporte-pièce, engl. punch), ein Werkzeug, mittels dessen durch Heraus-schlagen entsprechender Teile Löcher von verschiedener Form gebildet werden, die öfters zur Zusammenstellung größerer durchbrochener Muster dienen (s. Durchschlag), von den Durchschlägen der Schmiede insofern verschieden, als er an der Werkbank auf kaltem Metall angewendet wird.

Bankeisen (frz. patto, engl. cramp-iron), ein Stück Flacheisen, an einem Ende mit einer starken, oft gezähnten oder aufgehauenen Spitze, die an der einen Seite einen Ansatz hat, damit das Eisen eingeschlagen werden kann, am andern Ende breit und mit mehreren Löchern versehen. Man schlägt das B. am ersten Ende in die Wand oder in irgendeinen unbeweglichen Gegenstand ein und befestigt dann die breite Seite mit Nägeln an einen Strang, Pfosten u. s. w., damit derselbe festhält.

Bänkelsänger, herumziehende Personen, welche bei Jahrmärkten und andern Anlässen auf öffentlichen Plätzen Räuber- und Mordgeschichten u. s. w. singend vortragen und dazu, um von allen gesehen und vernommen zu werden, auf eine kleine Bank (Bänkel) treten. Sie pflegen große Bilder vor ihren Zuschauern aufzuziehen, auf denen der Inhalt dessen, was sie besingen, in grellen Farben dargestellt ist.

Banken sind in ihrer heutigen Gestalt Unternehmungen, die gewerbmäßig die Vermittelung des Kredits betreiben und damit meistens auch noch andere Geld- und Effetengeschäfte verbinden. Im Unterschiede von den Bankiers (s. d.) bezeichnet man als B. in der Regel nur solche Unternehmungen dieser Art, welche für Rechnung von Korporationen oder größeren Gesellschaften, namentlich Aktien- oder Kommanditgesellschaften, betrieben werden, oder die in einer engeren Beziehung zum Staate stehen. Die Bezeichnung B. bringt man gewöhnlich in Zusammenhang mit den «Banken» der mittelalterlichen Geldwechsler, richtiger ist aber wohl die Ableitung von «banco» im Sinne von haufen, gleichbedeutend mit «monte», dem im mittelalterlichen Italien üblichen Ausdruck für gewisse Zwangsanleihen, von denen die erste im 12. Jahrh. in Venedig vorkam. Die Gläubiger des Staats wurden zu einer Körperschaft vereinigt, sie erhielten zuweilen, wie die St. Georgs-Bank in Genua, die unmittelbare Verwaltung gewisser ihnen verschriebener staatlicher Einnahmequellen, und an eine solche finanzielle Organisation schloß sich in vielen Fällen leicht der Betrieb eigentlicher Bankgeschäfte, namentlich des Depositen- und Wechselgeschäfts an.

Eine besondere Klasse der ältern B. hielt sich von allen Kreditgeschäften fern und beschränkte ihre Thätigkeit auf eine eigentümliche Art der Zahlungsvermittlung. Es sind dies die Hinterlege- und Girobanken im engeren Sinne. Das von diesen betriebene Umschreibeverfahren scheint schon im Altertum bekannt und üblich gewesen zu sein. Im Mittelalter war die Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit desselben im großen Verkehre allgemein anerkannt, und es wurde z. B. in Venedig lange Zeit durch Vermittelung von privaten Bankiers in großem Umfange betrieben. Die Bank oder der Bankier erscheint bei diesem Verfahren nur als Kassensführer der beteiligten Kaufleute. Jeder der letztern hat auf Grund barer Eingahlung ein Conto bei der Bank, und er leistet seine Zahlungen an einen andern Girofunden, indem er die betreffende Summe von seinem Conto ab- und dem des andern zuschreiben läßt. Bei der reinen Girobank mußte die Summe der Aktiva der Kunden stets voll und bar vorhanden sein, die Bank konnte also mit den bei ihr eingezahlten Geldern in keiner Weise selbst Geschäfte machen. Die Verwaltungskosten mußten durch eine besondere Gebühr gedeckt werden. Durch eine solche Einrichtung wurde in einem großen Handelsplatze offenbar ein Beträchtliches an Arbeit und Kosten erspart, indem sie das öftere Zählen und Transportieren des Bargeldes überflüssig machte und dadurch auch die Abnutzung desselben verminderte. Zugleich bot sie ein Mittel, den bis in das 18. Jahrh. hineinreichenden höchst schädlichen Münzwirren und Geldverschlechterungen zu entgegen, indem nur gewisse gute Geldsorten von der Bank angenommen und gezahlt wurden oder auch ein ideales Bargeld geschaffen wurde, wie die seit 1770 nur durch Silberbaren repräsentierte Mark Banco in Hamburg.

Die erste reine Girobank mit öffentlichem Charakter wurde 1587 in Venedig errichtet, nachdem 1584 die schon seit langer Zeit bestehenden Privatbanken verboten worden waren. Eine besondere Wichtigkeit erhielt dieses Institut dadurch, daß seit 1593 alle Wechselzahlungen durch dessen Vermittelung erfolgen mußten. Neben dieser ersten Bank, dem Banco di Rialto, entstand 1619 noch eine

zweite, der Banco Giro. Auch in Amsterdam im gegen Ende des 16. Jahrh. ein privater Giro sehr durch Vermittelung gemeinschaftlicher Kassführer im Großverkehre bereits allgemein üblich. Da aber die Behörden darin eine Beförderung d. sog. Münzsteigerung zu sehen glaubten, so wurde 1609 hier eine öffentliche Girobank gegründet, der sollte Münzen und Barren in Summen von wenigstens 300 Gulden einzahlen und wieder ausziehen und Zahlungen und Umschreibungen auf seinem Conto anweisen können, und alle Beträge von größerem Betrage als 600 Gulden sollten der Bank eingezahlt werden. Die Amsterdamer B. ist später durch geheime Vorschläge an die Regierung in Zerrüttung geraten und 1820 aufgehoben worden. Infolge des Beispiels von Amsterdam wurde 1619 die Girobank zu Hamburg gegründet, wo sich ebenfalls bereits eine private Umschreibungsorganisation ausgebildet hatte. Auch hier sollten fortan alle Wechselzahlungen von mehr als 4 Mark Lübsch durch die Bank erfolgen und alle Assignationen außerhalb derselben war streng verboten. Die Stadt übernahm die Garantie für die Bank, mit der auch eine sog. Lehnbank verbunden war, die aber nur gegen volle Deduktion durch Silber oder Gold Vorschüsse gab. Dies war also eigentlich mehr ein Umwechseln von gewissen Silbermarksorten und Gold in Bankgeld als ein eigentliches Kreditgeben. Die Bezeichnung von Juden, die anfangs gestattet war, wurde 1697 bestimmt verboten. Die Verwaltung der Bank stand unter einem Ausschusse, den sog. Bankbürgern. Der Barvortrag stand ursprünglich hauptsächlich aus Reichs-Specie thalern, die gleich 3 Mark Banco gesetzt waren und deren Eingahlung man besonders begünstigte. Später aber ging man zu einer Silberbaren-Währung über, indem man die Gewichtsmark Feinsilber des Einleger mit 27 Mark 10 Schill. Banco in seinen Foliolum gutschrieb, während man sie ihm bei der Herausnahme zu 27 Mark 12 Schill. in Rechnung brachte. Bei Gelegenheit der Reichsmünzreform wurden die Silberconten der Hamburger Bank im Febr. 1873 geschlossen und der Umschreibeverkehr in Reichswährung begonnen. Doch wurde die Bank schon 31. Dez. 1875 aufgelöst und durch die in Hamburg errichtete Hauptzeigbankanstalt der Reichsbank ersetzt. Von andern ältern Girobanken ist noch die 1621 in Nürnberg gegründete zu erwähnen. Der Giroverkehr hat in der neuern Zeit eine noch viel größere Bedeutung gewonnen als früher, er wird aber jetzt nicht mehr von bloßen Aufbewahrungsorten und Zahlungsanstalten, sondern von eigentlichen B., nämlich Kredit gebenden und nehmenden Instituten betrieben.

Solche Kreditinstitute finden sich, abgesehen von den privaten Bankiergeschäften, am Ausgange des Mittelalters bereits zahlreich in Italien, teils in Anschlusse an die oben erwähnten Anleihe-Montes (montes pietatis). Als besonders wichtige Art derselben bildeten sich seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. die Notenbanken aus. Die B. sind zunächst zu unterscheiden nach der Art des Kredits den sie gewähren. Geht derselbe in der Regel nur auf kurze Fristen, wie sie im industriellen und landmännischen Verkehre üblich, dient die Bank als hauptsächlich dazu, das umlaufende Kapital der Industrie- und Handelsstandes durch Kredit zu ergänzen, so kann man sie als Handelsbank

nehmen, und in diese Klasse gehören fast alle gewöhnlich kurzweg B. genannten Anstalten. Solche Bänke dagegen, die Darlehne auf lange Fristen gegen hypothetische Sicherheit gewähren, nennt man Hypothekbank oder Bodenkreditbanken. Die Vermittelung des kurzfristigen kaufmännischen Kredits dienenden Institute teilen sich in Diskontbank und Notenbanken. Eine Bank bedarf ihres eigenen Kapitals, um dem Publikum eine Garantie bieten und ihre Geschäfte eröffnen zu können. Sie wird aber natürlich ihre Kreditbewilligung nicht auf die Höhe dieses Kapitals beschränken, sondern sie sieht ihre eigentliche Aufgabe und gleich die Möglichkeit eines größeren Gewinns darin, daß sie ihrerseits in irgend einer Form Kredit jenseitig, um dann die entliehene Summe gegen eine höhere Verzinsung den Kreditnehmern gegen die Vergütung zu stellen. Die zunächst sich anbietende Art, wie eine Bank Kredit nimmt, ist nun die Annahme sogenannter Depositen. Es handelt sich hier nicht um Depositen im eigentlichen Sinne, d. h. Wertgegenstände, die der Bank zur Aufbewahrung anvertraut werden und unverändert wieder zur Verfügung stehen. Solche Dienste pflegen die B. allerdings ebenfalls als Nebengeschäfte zu leisten, da sie die zu diesem Zweck nötigen Sicherheitsanordnungen besitzen. In jüngerer Zeit hat sich übrigens in Amerika dieses Geschäft bereits selbstständig abgetrennt, indem von Kassenvereinen große Gebäude angekauft worden sind, in denen man Feuer- und diebstahlversicherte Kassenabtheilungen mieten kann. Die Anlagen bei den älteren Girobanken waren schon nicht mehr Depositen im strengsten Sinne, es waren Depositen „zur Verwaltung“. Die Depositen dagegen, durch welche die B. ihre Betriebsmittel beschaffen, sind unregelmäßige (irreguläre) Depositen zur Verfügung. Es werden der Bank unter gewissen Bedingungen Geldsummen zur freien Verfügung überlassen und der Einkäufer erwirbt dafür eine Forderung an die Bank. Dem nichtkaufmännischen Publikum gegenüber wird die Bank durch die Annahme von Depositen zu einer Art von Sparbank, indem sie zugleich der Volkswirtschaft den Kredit erweitert, auch die Kleinern, auf kürzere Zeit und außerhalb der Geschäftswelt disponibel werden lassen Kapitalien heranzuziehen und dem Verkehr daher zur Verfügung. Solche Depositen werden immer verzinst, wenn sie nur nach einer bestimmten Kündigungsfrist zurückgezogen werden können, und zwar ist der Zins um so höher, je länger diese Frist ist. Für stets fällige (on call) Depositen dagegen zahlen die großen Centralbanken keine Zinsen, wohl aber werden dieselben in neuerer Zeit seitens der übrigen B. vergütet, wenn auch natürlich nur zu einem sehr niedrigen Satze. Nicht nur zur Beurkundung, sondern auch zu eventueller Übertragung von Depositen geben manche B. auf runde Summen laufende verzinsliche „Kassenscheine“ aus.

Im eigentlichen Geschäftsverkehr ist das Depositenverhältnis aufs engste mit dem Giro- oder dem Contocorrentgeschäft der B. verschmolzen. Bei dem eigentlichen Girogeschäft im modernen Sinne bleibt die Bank passiv, sie gibt keinen Kredit und übernimmt kein Risiko, verlangt vielmehr oft von dem Inhaber des Girocontos, daß stets ein bestimmtes Minimum als Saldo bei ihr stehen bleibe. Zinsen werden für die eigentlichen Girodepositen meistens nicht bezahlt, aber die Bank leistet den Zahlungshabern andere nicht zu unterschätzende

Dienste. Zunächst nimmt sie auf Giroconto nicht nur bare Einzahlungen an, sondern auch am Platze zahlbare Coupons, Cheques und bald fällige Wechsel, auch wohl Kinnestwechsel auf andere Plätze; sie besorgt kostenfrei die Einlassierung (Incasso) dieser Effekten und schreibt den Betrag nach dem Eingange dem Kunden gut. Eine Diskontierung der Wechsel findet also nicht statt. Der Contoinhaber kann über sein Guthaben verfügen, indem er Summen auf das Folium eines andern umschreiben läßt, wie auch seine eigenen Aktiva durch solche Umschreibungen vermehrt werden können, ferner indem er seine Wechsel bei der Bank zahlbar macht und indem er Cheques (s. d.), d. h. auf Sicht zahlbare Anweisungen auf sein Giroguthaben ausstellt. Um allen Anforderungen gerecht werden zu können, muß die Bank natürlich einen größeren Vorrat von vorräthig haben; die Erfahrung zeigte aber bald, daß dieser Vorrat nur einen Bruchtheil der von der Bank angenommenen Depositensumme zu bilden brauchte, daß man also den Rest, natürlich mit der nötigen Vorsicht, in kurzfristigen Kreditgeschäften oder leicht realisierbaren Papieren anlegen konnte. In dieser teilweisen Benützung der Depositen liegt eben der hauptsächlichste Unterschied des gegenwärtigen Verkehrs von dem der älteren Girobanken. Je größer der Kreis der Girokunden einer Bank ist, um so häufiger werden Zahlungen bloß durch Umschreiben von einem Conto auf das andere erfolgen, um so seltener wird wirklich „Kasse abgehoben“ und um so größer ist daher die Summe, die durchschnittlich der Bank (zinsfrei) zur Verfügung bleibt. Die Deutsche Reichsbank hat nun dem Giroverkehr eine neue vielversprechende Entwicklung eröffnet, indem sie denselben durch das ganze Reich ihrer Zweiganstalten einheitlich organisiert hat, so daß das ganze Reich gewissermaßen ein Giroplatz geworden, auf dem auch zwischen den an verschiedenen Orten wohnenden Kunden der Bank Zahlungen ohne Kosten und Umstände durch bloße Umschreibungen geleistet werden können. Bei den meisten Bankstellen können sogar von allen Personen ohne Ausnahme Zahlungen für Girokunden angenommen werden. Zur Übertragung einer Summe von einem Giroconto auf das andere innerhalb des ganzen Reiches der Bankstellen dient der sog. „rote Cheque“, während der „weiße“ oder gewöhnliche Cheque auf dritte Personen übertragbar ist und gegen Bar eingelöst werden kann. Diese letztere Form hat besonders in England ihre Ausbildung und eine ausgedehnte Anwendung erlangt. (S. Clearinghaus.)

Bei dem eigentlichen Contocorrentgeschäft tritt die Bank aktiv auf, indem sie von dem Kunden nicht nur Depositen und sonstige Einlagen wie im Girogeschäft annimmt, sondern ihm auch, meist gegen besondere Sicherheit, einen Kredit eröffnet, so daß er über seine Einzahlungen hinaus Wechsel oder Cheques auf die Bank ziehen oder auch direkte Barvorschüsse von derselben erlangen kann. Die Bank nimmt ferner genügend sichere Wechsel auf Dritte nicht nur zum Incasso an, sondern sie diskontiert sie auch, indem sie dieselben vor der Verfallzeit auf ihren Namen indossieren läßt und den Betrag unter Abzug eines Zinses dem Kunden auszahlt oder ihm gutschreibt. Auf diese letztere Art entstehen namentlich in England die großen Summen von Depositen, die in den Bilanzen der B. aufgeführt werden. Die direkte Verwendbarkeit von barem Gelde und selbst von Banknoten ist dort in

größern Verkehr aufs äußerste beschränkt, da selbst die wohlhabenden Privatpersonen bei einer Bank oder einem Bankier ihr Girokonto zu haben pflegen und ihre Zahlungen mittels Checs leisten. Daher lassen sich auch die Contocorrentkunden die von der Bank discountierten Wechsel nicht auszahlen, sondern sie lassen den Betrag zur Vernehrung ihres Aktivacontos stehen und verfügen über denselben nach Bedarf durch Checs oder auf andere Art. Im Contocorrentgeschäft werden gewöhnlich sowohl für den Kunden wie für die Bank Zinsen berechnet, sei es nach einem gleichen Prozentsatz für beide Teile, sei es so, daß die Bank, wenn sie im Vorfuß ist, nach einem höhern Zinsfuß rechnet, als wenn der Kunde einen Aktivasaldo besitzt. Außerdem berechnet die Bank von allen nicht ausdrücklich freigelassenen Posten eine Provision, die zwischen $\frac{1}{10}$ und $\frac{1}{2}$ Proz. schwankt. Zur Sicherstellung ihrer Contocorrentvorschüsse verlangt die Bank gewöhnlich Hinterlegung von Wertpapieren oder Bestellung einer Hypothek. Doch geben gewisse B. (z. B. die schottischen) auch bis zu einem gewissen Grade Kredit gegen Bürgschaft eines Dritten, und es kommen auch sogar ungedeckte oder Blankokredite vor, die mit Rücksicht auf die als ungewißhaft geltende Zahlungsfähigkeit des Kunden bewilligt werden.

Die gewöhnlichen Geschäfte der Depositenbanken konzentrieren sich demnach hauptsächlich im Contocorrentverkehr, dem sich namentlich auch das Lombard- und das Wechselgeschäft meistens direkt einfügt. Doch kommen auch isolierte größere Operationen dieser Gattungen vor. Das Lombardgeschäft besteht in einem Darlehn mit Sicherung durch ein bewegliches Pfand in Waren oder Wertpapieren, gewöhnlich auch noch durch einen eigenen Wechsel des Schuldners. Eine Depositenbank, die beträchtliche, stets fällige Verbindlichkeiten hat, darf solche Darlehne nur auf die üblichen kurzen kaufmännischen Fristen, höchstens auf drei Monate gewähren. Auch wird sie dieselben nie bis zum vollen Kurzwerte der Pfandobjekte bewilligen und bei Waren einen noch weitem Spielraum für eine etwaige Entwertung lassen als bei Wertpapieren. B., die sich mit der Warenlombardierung in großem Umfange befassen, müssen nötigenfalls besondere Lagerräume für die verpfändeten Güter beschaffen. Weit bequemer aber ist es, wenn die Waren in andern bereits vorhandenen öffentlichen oder privaten Lagerhäusern, z. B. in Zollniederlagen, bleiben können und nur die auf die betreffenden Colli speziell ausgestellten Lagerheime (Warehouses, s. d.) als Pfand gegeben werden. Auch Ladescheine eines Frachtführers, namentlich eines Schiffers (Konnossemente, s. d.) werden häufig anstatt der Ware selbst lombardiert. Was die Beleihung von Wertpapieren betrifft, so sind den großen Centralbanken in der Auswahl derselben enge Schranken gezogen; andere B. aber sind in dieser Beziehung oft weniger vorsichtig, und es ist nicht selten der Börsenschwindel wesentlich durch die Leichtigkeit gefördert worden, mit welcher neu geschaffene Aktien von zweifelhaftem Werte seitens gewisser unter dem Einfluß der Gründer der neuen Unternehmungen stehender B. beliehen wurden. Eine besondere Art des Lombardierens ist das an der Börse übliche Reportieren (s. Report), an dem sich indes die eigentlichen Handelsbanken wenig oder gar nicht beteiligen. Auch Gold und Silber in Barren oder fremden Münzsorten werden von den größeren B.

beliehen. In solchen Fällen kann jedoch nur ein niedriger Zins beansprucht werden, da die Pfandobjekte gegen einheimisches Geld nur kleine Schwankungen erleiden.

Das Wechselgeschäft der B. (s. Wechsel) steht in der Ertelung von Accepten und Avals, Discountieren von Platzwechseln oder überhaupt inländischen Wechseln (Remissenwechseln) und Kauf und Verkauf von ausländischen Wechseln (visen). Von besonderer Wichtigkeit ist das Discountieren. Der von den großen Centralbanken genommene Prozentsatz der abzuziehenden Zinsvergütung, der Discontosatz, ist jederzeit für den kaufmännischen Zinsfuß überhaupt maßgebend. Allerdings bleibt der Privatverkehr meistens etwas unter der offiziell bekannt gemachten Discotonter Hauptbank, aber er geht doch immer mit den Bewegungen der letztern parallel. Der Wechsel discounto ist übrigens regelmäßig niedriger als der Lombardzinsfuß: Mit Rücksicht auf ihre stetigen Depositionen darf eine Bank auch nur Wechsel mit kurzer, höchstens dreimonatlicher Befristung discountieren. Den B. mit mehr oder weniger öffentlichem Charakter ist vorgeschrieben, daß sie in der Regel nur Wechsel mit drei, nur ausnahmsweise solche mit zwei anerkannt guten Unterschriften discountieren sollen. Das Depositengeschäft der großen B. hängt meistens eng mit dem von denselben betriebenen Edelmetallhandel zusammen. Namentlich in der neuern Zeit üben diese Institute einen wesentlichen Einfluß auf das Ab- und Zutommen des Goldes aus und ein Bestand an Wechseln in andere Länder mit Goldwährung ist daher eine notwendige Reserve für alle Fälle. Bloße Arbitragegeschäfte in Wechseln, Edelmetall oder Münzsorten also Operationen zur internationalen Ausgleichung der Kurse, werden von den großen Aktienbanken wohl seltener unternommen. Auch eigentliche Wechselgeschäfte werden höchstens gelegentlich von ihnen betrieben und bleiben größtenteils den kleinen Bankiers und Wechseln überlassen. Bedienung an der Ausgabe von Staatsanleihen, Eisenbahnobligationen u. s. w. gegen bestimmte Kommission hat auch für solche Handelsbanken nicht Bedenkliches, ebenso der bloße technische Vermittlerdienst bei der Zeichnung von Aktien. Auch die Emlösung von Coupons und die Besorgung des Kaufs oder Verkaufs von Wertpapieren für Kunden gehören zu den unbedenklichen Nebengeschäften der jede eigene Teilnahme aber an Gründungen, Börsenspekulationen, vollends aber an Differenzgeschäften ist mit dem Wesen einer Depositenbank einer Notenbank unvereinbar und daher bei den meisten soliden Anstalten dieser Art auch statutenmäßig verboten. Dagegen sind namentlich seit 1855 besondere bankartige Institute entstanden, welche speziell damit befaßt, neue Unternehmungen zu gründen, die gegründeten durch ihren Kredit zu stützen, namentlich die Kurse der betreffenden Aktien an der Börse durch Beleihung derselben zu halten oder zu treiben, überhaupt in spekulativer Absicht Wertpapiere in großem Maßstabe auf eigene Rechnung zu kaufen und zu verkaufen (jedoch meistens mit statutenmäßiger Ausschließung der Differenzgeschäfte), Anleihen zu übernehmen, auf die Werte durch Zufuhr oder Zurückziehung von Geld zu Reportieren einzuwirken u. s. w. Solche Gründungen und Spekulationsbanken (in England „Financial Companies“) nennt man oft nach ihrem bekanntesten

ng. Vorbildes *Crédits mobiliers*. Die Form Aktiengesellschaft ist, wenigstens soweit die Interessen der Aktionäre in Frage kommen, für diesen jedenfalls wenig geeignet.

Alle im Obigen angeführten Geschäfte können nur von den Depositenbanken, sondern auch den Noten- oder Zettelbanken betrieben werden. Diese letztern nehmen auch Depositen an, sie besitzen in der Emission von Banknoten noch ein weiteres, eigentümliches Mittel, um die zu nehmen. Ursprünglich ist die Banknote als tragbarer Depositenchein entstanden. Solche Zettel, die eine volle Barbedeckung besaßen, gab z. B. in die amsterdamer Girobank aus. Wie man bald fand, daß allen Anforderungen auf Rückzahlung der stets fälligen Depositen seitens einer nicht entsprochen werden konnte, ohne daß der volle Betrag der von ihr angenommenen Summe bar zurück gehalten zu werden brauchte, so ergab sich bald, daß eine nur partielle Barbedeckung der ausgebenen, stets sofort einlöslichen Zettel genüge, um unter normalen Verhältnissen vorzukommen. Einlösungsforderungen zu entsprechen. So entstanden die metallisch unvollständig gedeckten Noten, die z. B. seit der Mitte des 17. Jahrh. von den holländischen Goldschmieden, den damaligen Privatbankiers, und seit 1661 von der Schwedischen Bank ausgegeben wurden. Wenn aber auch ein Bruchteil der Notenemission metallisch ungedeckt bleiben darf, so bedeutet dies doch nicht, daß er überhaupt gedeckt sein dürfte. Die Bank muß jedenfalls auch den andern Teil ein volles Äquivalent in sichern, leicht realisierbaren Werten besitzen, am besten in Wechseln und Lombardforderungen mit kurzer, höchstens dreimonatlicher Verfallzeit. In der Praxis liegt demnach die Notenemission in der Weise, daß die Bank nicht mit barem Gelde, sondern mit ihren Wechseln discontiert und Lombardvorschüsse erhält, und zwar in solchem Umfange, als es das Verhältnis des Publikums einerseits und die Rücksicht auf die in Reserve gehaltenen Barvorräte andererseits gestattet. Nach ein bis drei Monaten werden die erworbenen Wechsel oder Forderungen wieder in Noten oder in Bar bezahlt; es findet eine natürliche Rückströmung der erstern oder Verflüssigung des Barvorrats statt. Treten kritische Zeiten ein und werden ungewöhnlich viel Noten zur Einlösung präsentiert, so muß die Bank ihre Forderungen und Vorschüsse beschränken, indem die zurückströmenden Summen in Noten oder nur teilweise wieder ausgibt und dadurch das Verhältnis der Barbedeckung zur Notenemission ungünstig gestaltet. Das natürliche Mittel zu diesem Zweck ist die Erhöhung des Discontiosatzes. Abirrt die Beurteilung der Lage der Bank und etwa gebotenen Vorsichtsmaßregeln nicht nur auf die Notenausgabe zu nehmen, sondern die Gesamtsumme der stets fälligen Verbindlichkeiten, also auch auf die Depositenschuld, den Gewinn, den die Bank aus der Ausgabe ihrer gedeckten Noten zieht, ist einleuchtend; für die Bankwirtschaft aber besteht der Vorteil dieser Erhöhung eines Selbstsurrogats in der Erleichterung des Zinsfußes. Aber freilich kann bei misslicher Ausdehnung der Notenemission dieser kurzfristige Nutzen leicht in einen Schaden schlagen, indem vielleicht eine ungesunde Spekulation genährt und schließlich eine Krisis herbeigeführt wird, in der sich vielleicht auch die Bank

selbst nicht behaupten kann, sobald sie bei einem allgemeinen »run« zur Einlösung ihrer Noten ihre Zahlungen einstellen muß. Allerdings können auch Depositenbanken durch leichtfertige Kreditbewilligung ebenso großes Unheil stiften, aber ihre Einwirkung reicht nicht so weit in das an ihren Geschäften unbeteiligte Publikum hinein wie die der Notenbanken. Wenn sie Wechsel gegen Quittung discontieren und die darauf ausgestellten Cheques mittels eines Clearinghauses ausgleichen, so bleiben diese Operationen in einem engeren Kreise von Beteiligten. Werden dagegen die Wechsel durch Banknoten discontiert und als Geldsurrogat in den Verkehr gebracht, so nimmt die Bank gewissermaßen bei der ganzen Bevölkerung Kredit und zieht dieselbe ungünstigenfalls auch in Mitleidenschaft. Die berechtigten Forderungen nach Erleichterung der Circulation und des Kredits können durch die Depositenbanken in Verbindung mit einem genügend ausgebildeten Cheq- und Clearinghausystem ebenso gut, wenn nicht besser, als durch die Notenausgabe befriedigt werden. In England und Amerika ist die letztere in der That mehr und mehr neben dem Depositenystem zurückgebrängt worden, sobald die Bank von England oft Monate hindurch seine ungedeckten Noten im Umlauf, ja oft im ganzen mehr Barvorrat als Noten aufzuweisen hatte. Vollenbs verwerflich ist es natürlich, wenn eine Bank durch künstliche Mittel, z. B. durch Kartell mit einer andern an einem entfernten Orte, ihre Noten in Circulation bringt und erhält, indem sie dieselben dem Publikum gleichsam aufzwängt. Depositen- und Notenbanken dürfen mit Rücksicht auf ihre stets fälligen Verbindlichkeiten keinen irgendwie beträchtlichen Leih ihrer Mittel auf längere Zeit festlegen. Man hat wohl ganz streng die Forderung aufgestellt, daß sie nur solchen Kredit geben sollen, wie sie ihn selbst nehmen; das heißt aber nichts anderes, als daß sie für ihre stets fälligen Depositen und Noten volle Barbedeckung vorrätig halten müßten, ein durch die Praxis nicht gerechtfertigtes Verlangen. Für die Sicherheit der Bank ist es ausreichend, wenn sie den stets fälligen Verbindlichkeiten teilweise und neben einem angemessenen Barvorrat kurzfristige Forderungen gegenüberstellt. Daraus aber folgt, daß eine Handelsbank weder dem Staate größere Darlehne auf längere oder unbestimmte Zeit, noch Privaten derartigen hypothetischen Kredit gewähren darf, es sei denn, daß sie über die zur totrechten Bedeckung ihrer stets fälligen Verbindlichkeiten erforderlichen Mittel hinaus noch überschüssiges Kapital zur Verfügung hatte. Die großen Centralbanken haben sich freilich den Kreditforderungen der Staaten in kritischen Zeiten nicht entziehen können; die Folge dieser Immobilisierung ihres Kapitals war aber regelmäßig die Einstellung der Einlösung der Noten und die tatsächliche Umwandlung derselben in Papiergeld. Einige größere B. haben auch besondere Hypothekenabteilungen. Zweckmäßiger aber ist es, wenn das Hypothekengeschäft von dem Wirkungsbereiche der eigentlichen Handelsbanken getrennt und besondern Anstalten vorbehalten bleibt.

Das Charakteristische der Hypotheken- oder Bodenkreditbanken liegt darin, daß sie den langfristigen Kredit vermitteln, also solchen einerseits nehmen und andererseits gegen hypothetische Sicherheit weiter geben. Das eigene Kapital dient wieder nur als Garantiefonds und zur Einleitung der Geschäfte. B. dieser Art entsprechen dem

Kreditbedürfnisse der Grundbesitzer, der städtischen Bauunternehmer, der Meliorationsgenossenschaften und liefern auch der Industrie vielfach eine Ergänzung ihres stehenden Kapitals. Auch den Gemeinden und andern öffentlichen Korporationen gewähren sie häufig Darlehne. Zeitweise verfügbare Summen können sie natürlich in Wechseln oder kurzfristigen Lombarddarlehen anlegen und auch andere Geschäfte der Handelsbanken sind nicht ausgeschlossen, wenn sie nur als Nebenoperationen und mit der nötigen Beschränkung und Vorsicht betrieben werden. Die Mittel zu ihren Kreditgewährungen verschaffen sich diese B. hauptsächlich durch die Ausgabe von Obligationen oder Pfandbriefen, die für den langfristigen Kredit eine ähnliche Bedeutung haben, wie die Banknoten für den kurzfristigen. Es sind meistens auf den Inhaber lautende Wertpapiere, die vollständig gedeckt sein müssen durch von der Bank erworbene gute Hypotheken. Sie sind fest verzinslich und werden nach einem bestimmten Amortisationsplane meistens durch Auslösung und auch wohl mit Prämien und Lotteriegewinnen zurückgezahlt. In andern Fällen haben sich die B. ihrerseits das Ründigungsrecht vorzubehalten, um bei günstigen Gelegenheiten ihre Schuldverschreibungen zu einem niedrigeren Zinsfuß konvertieren zu können. Häufig geben die B. ihre Darlehne nicht in bar, sondern in Pfandbriefen, für deren Verwertung der Schuldner selbst zu sorgen hat, die aber auch von der B. stets zum Nominalwert an Zahlungsstatt angenommen werden. Die Rückzahlung der Darlehne seitens der Schuldner erfolgt meistens mittels einer Amortisationsquote, die jährlich neben den Zinsen entrichtet wird. Die erste auf Aktien gegründete Bodentreditanstalt ist der Crédit foncier in Paris, der 1852, anfangs allerdings unter einem andern Namen und mit beschränktem Wirkungskreis, ins Leben trat. Nach dem Umfange seines Kapitals (60 Mill. Frs.) und seiner Befugnisse zur Ausgabe von Obligationen steht er unter den ähnlichen Instituten noch obenan, jedoch hat er den Hoffnungen der Landwirtschaft im ganzen ungenügend entsprochen und mehr der städtischen, namentlich der pariser Baupetulation, gedient. In Deutschland entstanden einige ähnliche Unternehmungen schon 1856 und 1857, und in der Folgezeit sind noch mehrere, zum Teil in sehr großem Maßstabe angelegt, hinzutreten.

Eine andere Klasse von landwirtschaftlichen Kreditinstituten ist auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit begründet: eine Anzahl von Gutsbesitzern vereinigt sich, um einerseits jedem kreditbedürftigen Teilnehmer Darlehne (etwa bis zur Hälfte des Tagewertes seines Gutes) durch Ausgabe von Pfandbriefen zu verschaffen und andererseits dem Inhaber der letztern die richtige Verzinsung und Rückzahlung zu garantieren. Als Vorbild dieser Kreditverbände haben die sog. «Landschaften» in Preußen gedient, von denen die erste, die schlesische, 1770 gegründet wurde. Eine eigentümliche Art von landwirtschaftlichen Kreditvereinen bilden die in neuerer Zeit am Rheine entstandenen Darlehnsvereine nach dem Raiffeisenschen System. (S. Kreditgenossenschaften.) Andere den Hypothekenbanken nahe stehende Institute sind die Rentenbanken, welche vielfach von Staats wegen zur Erleichterung der Ablösung der Grundlasten organisiert worden sind; ebenso die Landeskulturrentenbanken, wie sie nach dem preuß. Gesetz vom 13. Mai 1879 durch

die Provinzial- und Kommunalverbände errichtet werden können, um für die Entwässerungs- u. sonstigen Meliorationsanlagen den Interessenten durch Ausgabe von Rentenbriefen die Mittel verschaffen. Die sog. Baubanken haben meist nicht sowohl die Kreditvermittlung, als die Spekulation in städtischen Grundstücken und Bauanlagen zum Zweck. Die Hypothekenversicherungsbanken, die erst ziemlich vereinzelt auftraten, ermittelten die Beleihung von Grundstücken über die erste Hypotheken übliche Grenze hinaus, indem gegen feste Prämien die Sicherheit der Darlehne garantieren. Im übrigen ist es ungenau, von Versicherungsbanken zu sprechen, da zwar die Versicherungsgesellschaften, namentlich die Lebensversicherungen, ebenfalls gewisse Arten von Bankgeschäften betreiben, aber doch einen wesentlich andern Hauptzweck haben, als die Vermittelung von Kredit, sei es auf kurze oder auf lange Fristen.

Bankpolitik. Die meisten Bankgeschäfte tragen einen so durchaus privatwirtschaftlichen Charakter, daß ein bevormundendes oder kontrollierendes Eingreifen des Staates in dieselben eben wenig gerechtfertigt erscheint, wie bei irgend andern kaufmännischen Betrieben. Als besondere geartetes und über das gewöhnliche privatwirtschaftliche Gebiet hinausgehendes Geschäft ist nur die Notenemission anzusehen. Zwar ist der Staat nach niemand zur Annahme einer Zwangsnotenzwang, tatsächlich aber ist dieses Emissionen mittel oft tief in den Verkehr eingebracht, so daß es von den weitem Kreisen des Publikums gewünscht wurde. Es spielt fastlich die Rolle des baren Geldes, und im Falle der Zahlungsunfähigkeit der Bank kommen daher sehr viele Verluste zu Schaden, die in keinerlei Beziehung zu den Geschäften derselben gestanden haben. Die letzten Prinzipien einer rationalen Bankpolitik wären daher dahin zu formulieren, daß den Depositen- u. Hypothekenbanken die normale Gewerbefreiheit zugestehen sei und die Unternehmungen dieser nur den Bedingungen zu genügen haben, die als bedingungslos für die betreffende Gesellschaften also namentlich für die Aktiengesellschaften, aufzuerheben werden; daß dagegen hinsichtlich der Rentenbanken besondere staatliche Vorkehrungen zu treffen, um das Publikum, das sich der Rentenbank angeschlossen, vor dem Verluste des Kapitals zu bewahren. Der erste dieser Grundsätze ist selbst in der neuern Zeit noch nicht überall folgt worden. Solange die Gründung einer Aktiengesellschaft von einer staatlichen Erlaubnis abhängig war, konnte die Verwaltungspraxis, wenn sich um die Konfessionierung einer Bankgesellschaft handelte, besondere strengere Normen festsetzen. So wurde die Berliner Discontogesellschaft in einer eigentümlichen Form auf Gegenseitigkeit gegründet, weil ihr die Genehmigung als Aktiengesellschaft verweigert wurde, und erst 1866 umdeelte sie sich in eine Kommanditgesellschaft. In England verhinderte das Monopol der Bank von England bis 1826 überhaupt und bis 1858 London und Umgebung die Bildung von Depositenbanken mit mehr als sechs Teilhabern; bis dahin blieben dann für die größern Depositenbankgesellschaften (Joint-Stock-Banken) im Londoner Bezirk noch gewisse Geschäftsbeschränkungen und erst 1871 wurde gestattet, daß sich solche B. nach dem Prinzip der beschränkten Haftbarkeit, also als eigentümliche

Banken konstituierten, während für andere Unternehmungen diese Gesellschaftsform schon aus gewissen Normativbestimmungen freigesprochen war. Hat eine Bank, wie manche in Deutschland, besondere Privilegien, so ist sie natürlich auch besondere Vorschriften hinsichtlich der Art und Höhe ihrer Pfandverpfändungen, gefallen lassen müssen. Das ist den Girobanken einen mehr oder weniger öffentlichen Charakter befehen, ist bereits oben hervorgehoben worden.

Die Notenemission begann in England als freies Recht der Goldschmiede und Privatbankiers, obwohl die rechtliche Stellung dieser Goldschmiede seit 1706 eine sehr prekäre war. Auch nach Gründung der Bank von England blieb den Goldschmiedern, d. h. den Bankhäusern, mit wenigstens sieben Teilnehmern die Notenausgabe noch lange Zeit (bis 1844) unbestritten. Auch in Schottland bestand bis 1845 Freiheit der Notenemission, bei der Gründung von Zettelbanken, freilich nur für Gesellschaften mit unbeschränkter Haftbarkeit, weil sie nicht im Besitze eines besonderen Privilegiums waren. In den Vereinigten Staaten Amerika sind ebenfalls wie mit verschiedenen andern Völkern so auch mit dem der Zettelbankfreiheit einige gemacht worden. In Schottland hat diese allerdings infolge besonders günstiger und anderer Verhältnisse bis 1845 sich befriedigend behauptet; nicht daselbe aber kann man in Bezug auf die engl. Privatbanken und die amerikanischen V. gen. So hatten in England bei der Krisis von 1856 in wenigen Wochen 10 Provinzialbanken ihre Existenz verloren, und das Gleiche geschah 1857 seitens 15 holländ. B. der Vereinigten Staaten. Abgesehen von solchen Katastrophen befürchtet wenigstens eine beträchtliche Schule der Theoretiker (die *monetarische Schule*, s. d.) von der Notenföhrigkeit auch eine Überfüllung des Landes mit Umlaufmitteln und infolge davon Preissteigerung und Inflation. Daher findet man gegenwärtig in allen Ländern gewisse staatliche Beschränkungen des Notensystems, jedoch in sehr verschiedener Gestaltung. Die extremste Lösung der Frage im Sinne der Beschränkung ist die Monopolisierung der Notenausgabe durch eine reine Staatsbank. Dieses hat die Schweiz, abgesehen von einigen kantonalen Banken der Schweiz, bisher nur durch die Eidgenössische Bank verwirklicht, deren Noten aber nicht, also reines Papiergeld sind. Manche Völker daselbe aber auch für Länder mit normalem Wechselverhältnissen, indem sie glauben, daß die Verstaatlichung der Notenemission am besten allen Mißbräuchen vorbeugen werden könne, und zugleich den Gewinn aus den ungedeckten Banknoten dem Staate zufalle, der schon als Inhaber der Banknoten das größte Anrecht darauf besitze. Es ist andererseits nicht zu leugnen, daß eine solche Monopolisierung in kritischen Zeiten den Übergang zur Notendruckerei wesentlich erleichtert, daß sie den Mißbrauch des Verkehrs möglicherweise einen bürokratischen Formalismus gegenüberstellen und daß ihre wirtschaftliche Macht sogar zu politischen Zwecken ausgenutzt werden kann.

Diesem Einwurde ist ein anderes System gegenübergestellt, nach welchem zwar ebenfalls eine einzige Bank ausschließlich zur Notenemission berechtigt ist, diese aber nicht eine staatliche, sondern eine mit privaten Mitteln gegründete Un-

ternehmung darstellt, die auch im wesentlichen als Privatbank verfaßt wird, wenn sie auch, schon infolge ihrer Privilegierung, sich gewissen besondern statutarischen Bedingungen und staatlichen Kontrollen unterwerfen muß. Das wichtigste Beispiel dieser Art bietet Frankreich, dessen große Centralbank 1848 die bis dahin noch geduldeten Departementalbanken in sich aufgenommen hat und seitdem sich im alleinigen Besitze des Notenemissionsrechts befindet. Auch die Österreichisch-Ungarische Bank ist hierher zu rechnen, aber ihre Stellung ist wegen des Zwangskurses ihrer Noten eine abnorme. Man wendet gegen diese Privilegierung einer Privatbank hauptsächlich ein, daß dadurch den Aktionären ein unverdienter Vorteil zugewandt werde. Dieser Übelstand ist indes leicht zu heben, wenn man der Bank angemessene Verpflichtungen im Interesse des Gemeinwohls auferlegt und dem Staate einen zweckmäßig bestimmten Anteil am Gewinn vorbehält. Zu jenen Verpflichtungen ist namentlich auch die zu rechnen, daß die privilegierte Bank an allen einigermaßen bedeutenden Plätzen des Landes Zweiganstalten anlege. Bei Krisen wird sich ein solches mächtiges Institut im allgemeinen besser bewähren als eine Vielheit von kleinern. Andererseits kann es sich allerdings, wie die Erfahrung lehrt, bei Kriegen oder finanziellen Erschütterungen des Staates den Kreditforderungen des letztern nicht entziehen, und wenn es dann eine größere Summe durch Vorläufe an den Staat immobilisiert hat, so wird der Zwangskurs der Noten leicht unvermeidlich. Aber in solchen Fällen würde der Staat auch ohnehin der Papiergeldwirtschaft verfallen sein; wenn diese aber durch eine in der oder in Noten kontrahierte Bankschuld begründet ist, so wird nach mehrfachen Erfahrungen der Staat größere Anstrengungen zur baldigen Wiederherstellung des Umlaufs machen, als wenn er unmittelbar eigenes Papiergeld ausgegeben hat. Natürlich darf die Bank für solche außergewöhnliche Darlehne in Noten mit Zwangskurs vom Staate leihen oder nur einen sehr geringen Zins erhalten. In andern Ländern finden sich neben einer großen, mit dem Staate in näherer Beziehung stehenden, im übrigen aber als Privatbank begründeten Centralbank mit ihren Filialen noch andere gesetzlich anerkannte Notenbanken von geringerer Bedeutung, deren Anzahl und Wirksamkeit ebenfalls durch Gesetz festgestellt ist, so daß also zur Gründung einer neuen nicht etwa bloß eine Konzession der Regierung, sondern ein besonderes Gesetz erforderlich wäre. Dies ist die seit 1844 in England bestehende Einrichtung. Nach der Intention der Gesetzgebung soll sie übrigens dort allmählich zu der Alleinherrschaft der Bank von England überführen, indem dieser das Notenemissionsrecht, das andere B. durch Verzicht, Auflösung u. s. w. verlieren, teilweise als Größtbank zugewiesen ist. Auch im Deutschen Reich ist dieses System durch das Bankgesetz vom 14. März 1875 zur Geltung gelangt. In Italien gibt es ebenfalls mehrere (sechs) privilegierte Notenbanken, von denen die 1860 gegründete Nationalbank die bedeutendste ist. Dieselben haben seit dem Kriege von 1866 gemeinschaftlich für Rechnung des Staates 940 Mill. Frs. in sog. Konfortialnoten ausgegeben, welche bis zum Erlaß des Gesetzes von 1881 über die Wiederherstellung der Valuta Zwangskurs besaßen. Es steht nun auch eine neue gesetzliche Regelung des ital. Banknotensystems in Aussicht. In Schottland sind

die Notenbanken seit 1845 ebenfalls in beschränkter Zahl gesetzlich privilegiert, jedoch hat hier keine ein so großes Übergewicht über alle übrigen wie die Centralbank in England. In Preußen bestand bis 1875 ein von dem eben erwähnten einigermaßen verschiedenes System. Die 1846 reorganisierte Preussische Bank hatte ein Kapital, das zwar größtenteils aus Privatanteilen, teilweise aber aus einer Einlage des Staates bestand, der auch die Verwaltung fast ganz in Händen hatte. Ein Monopol der Notenausgabe aber besaß die Bank nicht, es konnten vielmehr auch andere Notenbanken vermöge einer bloßen Konzession der Regierung, also ohne besonderes Gesetz, gegründet werden, freilich nur in dem sehr engen Rahmen, den die 1848 durch Ministerialerlaß aufgestellten Normativbestimmungen darboten.

Im Gegensatz zu allen bisher skizzierten Systemen steht dasjenige, welches keine staatlich begünstigte Centralbank aufweist und innerhalb gewisser gesetzlicher Schranken und mit ernstlichen Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln die Gründung von Zettelbanken freiläßt und eine direkt oder indirekt begrenzte Notenausgabe seitens derselben gestattet. Auf diesen Prinzipien fußen die amerik. Nationalbanken, die, durch ein Bundesgesetz geschaffen, seit 1863 rasch die sog. Staatenbanken, deren Notenausgabe durch die einzelstaatliche Gesetzgebung geregelt war, verdrängt haben, weil die Noten der letztern mit einer unerwünschten Steuer belastet wurden. Dieses System der Dezentralisation hat ebenfalls seine Vorzüge, aber bei schweren Krisen dürfte der Handel doch in einer großen Centralbank eine sicherere Stütze und wirksamere Hilfe finden.

Ist nun aber die Frage in Betreff der Beteiligung des Staates an der Hauptbank und der Einheit oder Vielheit der B. in der einen oder der andern Weise erledigt, so sind weiter die allgemeinen Normen aufzustellen, nach denen die zugelassenen Zettelbanken ihren Geschäftsbetrieb zu richten haben, damit die Einlöslichkeit der Noten möglichst gesichert und alle schädlichen Einwirkungen derselben auf den Verkehr möglichst verhindert werden. Als solche Normativbestimmungen, wie sie in den verschiedenen Ländern vorkommen, sind namentlich zu nennen: 1) Festsetzung einer Maximalsumme für die von jeder Bank überhaupt auszugebende Notenmenge. So war z. B. in den Vereinigten Staaten ursprünglich nach dem Gesetze von 1863 die Gesamtsumme der zulässigen Circulation auf 300 Mill. Doll. limitiert. 2) Vorschriften über die Art der Notendeckung, in denen wieder verschiedene Systeme versucht worden sind. (S. Banknoten.) 3) Vorschriften über die Stüdelung der Banknoten. Auf je kleinere Nominalwerte dieselben hinabgehen, um so mehr bringen sie auch in den Kleinverehr ein und um so größer wird die Gefahr, daß bei einer Zahlungseinstellung der Bank auch die unbemittelte Masse der Bevölkerung geschädigt werde. Daher beträgt der kleinste zulässige Notenapparat nach dem deutschen Bankgesetz 100 Mark, in England 5 Pfd. St. In Frankreich wurde das Minimum von 500 auf 200, dann auf 100 und zuletzt auf 50 Frs. herabgesetzt; die Papiergeldwirtschaft von 1870 machte sogar die Ausgabe von Stücken zu 25, 20 und 5 Frs. nötig, doch wurden diese bald wieder eingezogen. 4) Vorschriften über die gegenseitige Annahme und Einlösung der Noten seitens der verschiedenen B. desselben Landes, wodurch die Rück-

strömung derselben wesentlich gefördert wird. 5) Bestimmungen über das Minimum des Aktienkapitals und die Ansammlung eines Reservefonds. 6) Bestimmungen über die Haftbarkeit der Gesellschaftsmitglieder. In England ist es den Noten ausgeben den Joint-Stock-Banken noch immer nicht gestattet sich nach dem Prinzip der beschränkten Haftung zu konstituieren. 7) Vorschriften über die Einlage und die Verantwortlichkeit der leitenden Organe der B. sowie über die staatliche Beaufsichtigung derselben. Die oberste Aufsicht über die Deutsche Reichsbank z. B. wird von einem Kuratorium geführt, dessen Vorsitz dem Reichskanzler zugeht; die ober Verwaltungsbehörde bildet ein Direktorium, dessen Mitglieder vom Kaiser ernannt werden. Auch die übrigen Beamten der Reichsbank haben die Erlaubnis von Reichsbeamten. In Frankreich wird der Gouverneur und die beiden Untergouverneure der Bank vom Staatsoberhaupt ernannt. In Amerika stehen die Nationalbanken unter der Aufsicht des »Comptroller of the currency«. 8) Bestimmungen über die den Zettelbanken gestatteten Geschäfte, also namentlich Ausschluß von Spekulationsgeschäften, von Kapitalanlagen, welche die erforderliche Liquidität der Mittel der B. beeinträchtigen u. s. w. 9) Vorschriften über die den Banken darlegenden Veröffentlichungen, gegenwärtig durchweg wöchentliche Übersichten der Hauptaktiv- und Passivposten. In Ländern, wo die Bildung von Aktiengesellschaften noch an eine staatliche Konzession geknüpft ist, wird konsequenterweise auch die Ausgabe von auf den Inhaber lautenden Pfandbriefen von einer solchen Genehmigung abhängig gemacht. Ist dagegen die Aktienemission freigegeben, so ist nicht abzusehen, weshalb Pfandbriefe anders behandelt werden sollten. Dieselben dürfen ja nicht als Circulationsmittel in das Publikum ein, sondern sie sind Mittel zu einer dauernden Kapitalanlage.

Geschichtliches und Statistisches über die wichtigsten Notenbanken. Die Bank von England ist für die Gestaltung des modernen Zettelbankwesens das wichtigste Vorbild gewesen. Dieselbe wurde 1694 nach einem von Paterson entworfenen Plane gegründet und ist ähnlich wie die ital. Montes, als eine Gesellschaft von Staatsgläubigern, die für die Regierung eine Anleihe von 1200000 Pfd. St. (gegen 8 % Zins) aufbrachten und dafür unter der Firma »Bank of England« das Recht der Bankgründung zu treiben erhielt. Doch durfte die Gesellschaft ursprünglich nicht über jenen Kapitalbetrag hinausgehen, und im Falle der Verletzung dieser Bestimmung sollten die einzelnen Mitglieder persönlich für den Mehrbetrag an Schulden haften. In den ersten Jahren ihres Bestehens genutzte die Bank mehrfach in Verlegenheit, jedoch ihr Notendeckelung die damals noch im Wechsel losbott wurde 1696 über 20 Proz. im Kurse verloren. Das Kapital der Bank wurde mehrfach erhöht und es immer um der Regierung neue Darlehne zu gewinnen. Andererseits wurde auch das Privilegium des Instituts immer wieder verlängert und teilweise auch erweitert. Besonders wichtig war die Erneuerung desselben im J. 1708: der früheste Kündigungstermin für die Bankcharte wurde die 1. 1732 hinausgeschoben, zugleich aber erhielt

schall ein wichtiges Monopol, indem fortan keine andere Gesellschaft von mehr als sechs Mitgliedern in England berechtigt sein sollte, Geld auszugeben oder zu schulden gegen Noten oder Wechsel, die in Sicht oder in weniger als sechs Monaten nach dem zahlbar wären. Im J. 1710 war das Kapital der Bank schon auf über 5½ Mill. und 1720 auf nahezu 9 Mill. Pfd. St. gestiegen. Bei der Erneuerung des Privilegiums 1742 (auf 22 Jahre) bewilligte die Bank der Regierung eine weitere Summe von 1600000 Pfd. St. und zwar zinsfrei vorzulegen, was wieder eine Erhöhung des Kapitals zu 840000 Pfd. St. veranlaßte. Im ganzen betrug sich die Darlehne an die Regierung von 1694–1746 auf 15 962 999 Pfd. St., während in derselben Zeit nur 4276 199 Pfd. St. zurückgezahlt wurden. So entstand eine permanente Schuld des Staates an die Bank von 11 686 800 Pfd. St., die 1816 ungeändert blieb. Das Bankkapital dagegen wurde 1782 nochmals um 862 400 Pfd. St. vermehrt und dadurch auf 11 642 400 Pfd. St. gebracht. Nach dem Ausbruche des Kriegs mit Frankreich verlangte die Regierung, abgesehen von ihrer permanenten Schuld, immer größere Vorschüsse von der Bank, so daß die Einlöslichkeit der Noten ernstlich gefährdet und im Febr. 1797 wirklich suspendiert wurde (s. Bankrestriktion). Die Banknoten wurden nun tatsächlich zu Papiergeld und erfüllten während der ganzen Kriegsperiode die wesentlichen Geschäfte eines solchen, bis durch die Restliche Bill von 1819 die stufenweise Wiederaufnahme der Barzahlungen innerhalb der J. 1820–25 angedeutet wurde. Mittlerweile war 1816 das Bankkapital auf 14 553 000 Pfd. St. (seine heutige Höhe) und die permanente Schuld des Staates auf 14 686 800 Pfd. St. gesteigert worden. Die Krisis von 1825, bei der zahlreiche Provinzialbanken ihre Zahlungen einstellen und auch die Bank von England einen gefährlichen «run» zu bezeichnen hatte, durch den ihr Barvorrat auf 1 260 890 Pfd. St. sank, führte 1826 zu einem neuen Bankgesetz, dessen wichtigste Bestimmung die war, daß Provinzial- auch Bankgesellschaften mit mehr als sechs Mitgliedern, aber mit unbeschränkter Haftbarkeit der Teilnehmer, außerhalb eines Reichs von engl. Meilen um London, in dem das Monopol der Bank von England erhalten blieb, Noten ausgeben dürften. Merkwürdigerweise hatte bis dahin allgemein die Ansicht bestanden, das Privilegium der Bank von England mache auch die Gründung von Depositenbanken mit mehr als sechs Teilhabern unmöglich. Daß dieses nicht der Fall sei, wurde bei der Erneuerung des Privilegiums 1833 ausdrücklich festgestellt: Joint-Stock-Bankgesellschaften in beliebig großer Mitgliederzahl, jedoch mit unbeschränkter Haftbarkeit, sollten auch in dem Londoner Bezirke Bankgeschäfte machen dürfen, nur ist Ausschluss der Ausgabe von Noten und andern Schuldschreibungen mit einer Fälligkeit von weniger als sechs Monaten. Schon 1834 wurde dann trotz des Widerpruchs der Bank von England die London and Westminster Bank als erste Joint-Stock-Bank in London durch eine Parlamentsakte anerkannt. Im J. 1833 hatten übrigens die Noten der Bank von England noch die weitere Bevorzugung erhalten, daß sie als gesetzliches Zahlungsmittel (legal tender) anerkannt wurden, solange die Bank ihrerseits ihrer Einlösungspflicht nachkam. Außerdem wurde bei dieser Gelegenheit

die permanente Staatsschuld bei der Bank um ein Viertel, nämlich auf ihren gegenwärtigen Betrag von 11 015 100 Pfd. St., reduziert. Von der Erlaubnis, ihr Kapital ebenfalls um ein Viertel zu vermindern, machte die Bank keinen Gebrauch. Die Krisen 1837 und 1839 veranlaßten 1844 eine wesentliche Umgestaltung sowohl der Bank von England wie des engl. Banknotensystems überhaupt durch ein grundlegendes neues Gesetz, die Bank Act 1844 (s. d.), die noch gegenwärtig in Kraft steht. Bis dahin war der Bank sowohl hinsichtlich der Menge ihrer Noten wie auch der Art der Deckung derselben vollkommen freie Hand gelassen worden. Sie hatte sich nur selbst die praktische Norm gegeben, daß ein Drittel der ausgegebenen Noten durch den Barvorrat gedeckt sein müsse. Nach dem Gesetz von 1844 ist für das von der Emissionsabteilung getrennte Bankdepartement der Anstalt nicht mehr der Barvorrat, sondern die sog. Notenreserve, die noch ohne Metalldeckung ausgegeben werden kann, der entscheidende Faktor. Bei der Krisis von 1847 kam diese Reserve der Erschöpfung nahe, obwohl der Barvorrat noch beinahe 8½ Mill. Pfd. St. betrug. Die Bank hätte daher ihre Discontierungen und Kreditbewilligungen zum großen Nachtheile des soliden Handels, der nur liquider Zahlungsmittel bedurfte, einstellen müssen, wenn nicht die Regierung zeitweise die Bankakte suspendiert und die Überschreitung des festen Maximums der ungedeckten Notenemission erlaubt hätte, die sich übrigens nun, nachdem das Vertrauen zurückgekehrt war, in Wirklichkeit als gar nicht nötig erwies.

Bei den Krisen von 1857 und 1866 wurden ebenfalls Suspensionen der Bankakte unumgänglich, was jedenfalls nicht für die Zweckmäßigkeit dieser Organisation spricht. Die Bank von England ist übrigens auch jetzt noch in ihrer Verwaltung von der Regierung durchaus unabhängig und ihre Beziehungen zu der letztern sind nur geschäftlicher Art. Sie ist der Verwaltung der Staatsschuld in Händen wofür sie eine beträchtliche Vergütung erhält. Infolge der fortschreitenden Ausbildung des Depositen- und Clearinghaus-Systems hat sich die ungedeckte Notenausgabe der Bank immer mehr vermindert und in den letzten Jahren trat sogar häufig Überdeckung, d. h. eine den Gesamtbarvorrat nicht erreichende Notencirculation, ein. Es zeigt sich dies bei der gegenwärtigen Form der Bankausweise darin, daß die Reserve des Bankdepartements 15 Mill. Pfd. St. übersteigt. Man betrachtet daher jetzt eine Reserve von 11–12 Mill. bereits als Zeichen eines etwas knappen Gelbstandes, während man früher 8–9 Mill. noch für eine befriedigende Höhe des Notenvorrats hielt. Die Hauptposten der Gesamtbilanz der Bank von England (ohne Rücksicht auf die Teilung in zwei Departements) waren in Millionen Pfund Sterling am Jahresanfang (I. öffentliche und Privatdepositen, II. Notencirculation ohne Postbills, III. Barvorrat):

Jahr	I. Dep.	II. Noten.	III. Bar.
1877	32,1	28,6	28,3
1878	28,0	27,3	24,4
1879	36,1	32,8	28,1
1880	36,2	27,4	27,7
1881	33,8	27,0	21,2

Als Beispiel einer vollständigen Wochenübersicht in der ältern Form (ohne Trennung der Departements) und zugleich einer ungewöhnlich starken

Überdeckung der Noten möge die folgende vom 24. Juni 1880 dienen:

Pasiva.	Pfd. St.	Activa.	Pfd. St.
Gesellschaftskapital	14 553 000	Permanente Schuld des Staats	11 015 100
Res.	3 068 862	Staatspapiere	19 789 218
Noten im Umlauf	26 349 460	Wechsel und Borschüsse	18 311 636
Siebentage-Noten	247 917	Barvorrat	29 381 943
Staatsdepósitos	8 923 000		
Privatdepósitos	25 325 658		

Der Barvorrat übersteigt also in diesem Falle den Notenumlauf um mehr als 3 Mill. Gleichwohl repräsentiert er mit Rücksicht auf die Depósitos noch nicht ganz 50 Proz. der stets fälligen Verbindlichkeiten. Der oben mit aufgeführte «Rest» ist der Reservefonds der Bank nebst dem jeweilig angesammelten Gewinn. Die Siebentage-Noten sind die sog. Postbills, eigene Wechsel der Bank, auf mindestens 5 Pfd. St. lautend und sieben Tage nach Sicht zahlbar, die ursprünglich zur Erleichterung der Geldversendungen der Post eingeführt wurden. Die Staatspapiere (public securities) im Besitze der Bank bestehen theils aus Konsols, theils aus Schatzscheinen, also einer Art von Wechseln der Regierung. Die nach dem bestehenden Gesetze vorgeschriebene Form der Veröffentlichung des Wochenausweises 1. unter Bankakte.

Was die übrigen engl. Pottelbanken betrifft, so hatten Anfang September 1881 noch 103 Privatbanken (mit höchstens je sechs Teilnehmern) eine Notensumme von 1 545 369 Pfd. St. im Umlauf, während sie nach der Bankakte zu einer Emission von 3 548 166 Pfd. St. autorisiert waren. Gleichzeitig betrug die wirkliche Cirkulation von 47 Joint-Stad-Banken 1 507 351 Pfd. St., die zulässige aber 2 400 556 Pfd. St. Die schottischen B., für die 1845 ebenfalls die Kontingentierung der ungedeckten Noten eingeführt wurde, hatten, 10 an der Zahl, im Monat August 1881 einen mittlern Notenumlauf von 5 350 000 Pfd. St. und einen mittlern Barvorrat von 3 742 000 Pfd. St., während die autorisierte ungedeckte Notensumme 2 676 350 Pfd. St. beträgt. Bei den sechs irischen B., deren autorisiertes Kontingent 6 354 494 Pfd. beträgt, stellte sich in demselben Monat der mittlere Notenumlauf auf 5 968 000 Pfd. St. und der Barvorrat auf 2 569 000 Pfd. St.

In Frankreich hatten die Erfahrungen, die man mit der 1716 von Law (s. d.) gegründeten Banque générale (später «royale») gemacht, das Banknotenwesen auf lange Zeit in Miskredit gebracht. Die gegenwärtig bestehende Bank von Frankreich wurde durch die Initiative der Konsularregierung 1800 ins Leben gerufen und alsbald mit einem 1796 gegründeten Privatunternehmen, der Caisse des comptes courants, verschmolzen. Es existierten damals in Paris noch einige kleinere notenausgebende Anstalten, aber durch ein Gesetz von 1803 wurde das Emissionsrecht diesen entzogen und ausschließlich der neuen Bank übertragen. Auch in den Departements sollte keine Bank Noten ausgeben dürfen, es sei denn auf Grund eines besondern Privilegiums in einer von der Regierung festgesetzten Summe. Nach einer Krisis im J. 1805, bei welcher die B. die Einlösung ihrer Noten teilweise einstellen mußte, wurde sie 1806 in noch engere Beziehungen zum Staate gebracht, der sich namentlich jetzt die Ernennung des Gouverneurs und der beiden Untergouverneure vorbehielt. Zugleich wurde das Kapital der Bank durch Verdoppelung auf 90 Mill.

Fr. gebracht, bald nachher jedoch wieder 67 900 000 Fr. herabgesetzt. Unter der Restauration konfessionierte man eine Anzahl Notenbanken in den Departements, die aber, wie bereits erwähnt, 1848 mit der Bank von Frankreich verschmolzen wurden, deren Kapital dadurch 98 250 000 Fr. stieg. Die Februarrepublik, in ihren finanziellen Verlegenheiten ihre Flucht zu der Bank nehmen mußte, decretierte Zwangskurs der Noten, deren Maximum für die Dauer der Uneinlösbarkeit zuerst auf 1 Mill., nach der Aufhebung der Departementbanken aber auf 452 Mill. und 1849 auf 525 Fr. fixiert wurde. Die Bank bestand diese Andprobe sehr gut; nur während weniger Tage stand ein erhebliches Agio (bis 12 Proz.) für Münzen, nicht aber für Silbergeld. Die Bank nahm die Barzahlungen thatsächlich schon in der zweiten Hälfte des Jahres wieder auf, wenn auch die gesetzliche Wiederherstellung der Einlösbarkeit erst im August 1850 erfolgte. Damit hörte gleich die Beschränkung der Notenausgabe wieder auf. Durch das Gesetz vom 9. Juni 1857 war das Privilegium der Bank bis 1897 ausgedehnt und ihr Kapital auf 182 500 000 Fr. erhöht, doch mußte sie andererseits dem Staat die Übernahme von 3 Prozentiger Rente an Verlehen von 100 Mill. Fr. gewähren. Nach den eckel Niederlagen der Franzosen im J. 1870 brachte das Gesetz vom 12. Aug. abermals den Zwangskurs der Noten, und der Staat ließ sich einen Kredit bis zu 1500 Mill. Fr. bei der Bank eröffnen. Das Maximum der zulässigen Notenemission war anfangs auf 1800, im Dez. 1871 aber auf 2 Mill. Fr. gesetzt. Auch dieses mal hat sich der Kredit der Bank glänzend bewährt. Das Goldagio ist nur ganz vorübergehend (im Nov. 1871) auf 3 Fr. und verschwand in den folgenden Jahren bald vollständig, obwohl die Barzahlung gesetzlich erst 1873 wiederhergestellt wurde, nachdem der Staat seine Bankschuld, die auf über 1300 Mill. Fr. gestiegen war, bis auf 300 Mill. zurückgezahlt hatte.

Auch die Bank von Frankreich hat in den letzten Jahren, obwohl sie hinsichtlich der Emission in der Deduktion ihrer Noten völlige Freiheit bei nur einem kleinen Prozentsatz ungedeckter Noten im Umlauf halten können, während die absolute Höhe sowohl ihrer Emission wie ihres Barvorrats außerordentlich beträchtlich war. Es hing dies zusammen, daß sich das dem Verlehen unbedeutsamer immer mehr in den Gewölben der Bank angesammelt hat und nun in der Cirkulation durch Noten treten wird, die gewissermaßen den Charakter vollgedeckten Münzscheinen haben. In der neueren Zeit hat sich übrigens die Lage der Bank durch den Anstieg ihres Goldvorrats bei einer außerordentlichen Ausdehnung der Notensumme ungünstig gestaltet. Der Barvorrat (I.), die Notenemission (II.), die Privatdepósitos (III.) und die Staatsdepósitos (IV.) der Bank von Frankreich betragen 30. Juni 1870 und zu Anfang der weiteren angegebenen Jahre in Millionen Francs:

Jahr	I. Bar.	II. Noten.	III. Priv.-Dep.	IV. St. 1
1870	1268,4	1438,9	395,8	169,8
1877	2160,5	2661,0	402,0	79,8
1878	2024,0	2545,8	474,0	173,8
1879	2041,6	2298,7	389,8	196,8
1880	1961,3	2335,3	413,7	257,8
1881	1771,4	2516,3	471,5	117,8

Am 3. Jan. 1878 hatte die Bank noch 1164 M. Gold auf 860 Mill. Silber. Seitdem aber wurde immer mehr das edlere Metall durch das zure erst, so daß 2. Dez. 1880 nur noch 588,7 M. Gold auf 1229,5 Mill. Silber lagen. und künstliche Mittel unter Beihilfe der Regierung wurde später der Goldvorrat wieder etwas vorgebracht, jedoch stand er 6. Okt. 1881 immerhin nur auf 607,5 Mill., bei einem Silberlande von 1222,5 Mill. und einer Notencirculation von 2626,5 Mill. Der Reservefonds betrug betragt gegenwärtig 34 Mill. Frs. außer einer Spezialreserve von 10 Mill.

In Deutschland hatte das Zettelbankwesen zum Erlaß des Bankgesetzes von 1875 eine sehr entschiedene Gestalt. Das weitaus bedeutendste Institut war die Preussische Bank, die, ursprünglich 1765 als reines Staatsinstitut gegründet, erst 1846 zu einer Notenbank im heutigen Sinne umgestaltet wurde. Der Staat blieb mit einem Einschuss von anfangs 1260000 Thlrn. beteiligt, der allmählich weiter anwuchs, der Hauptteil des Kapitals aber, 10 Mill. Thlr., wurde nunmehr durch Aktien (Anteilsscheine) zu 1000 Thlrn. gebracht. Doch behielt sich der Staat auch noch einen besondern Gewinnanteil vor. Die Verwaltung der Bank lag in den Händen von staatlichen Beamten; die Aktionäre waren vertreten durch die Wahlmänner der 200 Kreisbeteiligten und den von diesen zu wählenden Centralausschuß nebst einem Provinzialausschuß. Ein besonderes Privilegium der Bank bestand darin, daß ihr unter Garantie des Staats alle Depositen der Vormundschafts- und Gerichtsbehörden, Kirchen, Stiftungen u. s. w. zu einem Zinssatze von 2—2½ Proz. überlassen wurden. Die Summe der auszugebenden Noten war auf 21 Mill. Thlr. beschränkt, und nur mußte von dem zirkulierenden Betrage stets ein Drittel bar, wenigstens die Hälfte in diskontierten Wechseln und der Rest in Lombardforderungen gedeckt sein. Die Noten sollten von allen öffentlichen Kassen angenommen werden. Im J. 56 erhielt die Bank eine wesentliche Erweiterung, indem die Begrenzung der Notensumme aufgehoben und nur die Bedingung der Deckung von einem Drittel in Bar und zwei Dritteln in Wechseln beibehalten wurde. Außerdem wurde eine Erhöhung des Aktienkapitals um 5 Mill. Thlr. angeordnet, 1866 eine weitere in demselben Betrage folgte. Von der Preussischen Bank waren von 1848—66 1 Grund der oben erwähnten sehr beschränkenden Emissionsbestimmungen neun Provinzialbanken entstanden, von denen aber jede nur höchstens 1 Mill. ausgeben durfte. Von größerer Bedeutung war die Frankfurter Bank (1854 gegründet), die außerhalb Preussens die erste von 1866 datierende Sächsische Bank. In München bestand 1834 die Hypotheken- und Wechselbank, neben einer großen Mannigfaltigkeit anderer Institute auch die Notenausgabe (früher auf 8 M. beschränkt) betrieb. In den kleineren deutschen Staaten wurde in der Gründerperiode von 1833—56 eine größere Anzahl von Zettelbanken ins Leben gerufen, die für die Bedeutung ihrer Nähe viel zu groß angelegt waren. Für den Betrieb ihrer Noten rechneten sie daher hauptsächlich auf das »deutsche Ausland«, was von seitens Preussens und mehrerer anderer Staaten Verbot gegen »wilde« Noten zur Folge hatte. Diese

Maßregeln hatten freilich wenig praktischen Erfolg; dem Publikum wurden die mißliebigen Noten durch allerlei Kunstgriffe immer noch in mehr als wünschenswerter Zahl aufgedrängt.

Um so unabweislicher war für das neugegründete Deutsche Reich die einheitliche gesetzliche Regelung des Zettelbankwesens. Freilich konnte man den Kleinstaatlichen B., die noch auf 80 oder 90 Jahre eine landesherrliche Konzeption zur unbegrenzten Notenausgabe besaßen, diese nicht einfach entziehen; aber man durfte mit Recht darauf rechnen, daß bei einer einheitlichen Reichsgesetzgebung sich eine wirksame Absperrung der etwa unfüglichen Territorialbanken auf ihr engstes Vaterland durchführen lassen werde. Demnach bestimmte das Bankgesetz vom 14. März 1875, daß fortan die Befugnis zur Ausgabe von Banknoten (Minimalabschnitt 100 Mark) nur durch Reichsgesetz erworben oder ausgedehnt werden könne; es setzt für jede Zettelbank ein bestimmtes Kontingent metallisch ungedeckter Noten fest, dessen Überschreitung eine Steuer von 5 Proz. des Überschusses nach sich zieht; es verbietet allgemein den Zettelbanken, Wechsel zu acceptieren und Zettelgeschäfte zu machen, und es gibt Vorschriften über die Veröffentlichung der Wochenansätze und der Jahresbilanzen. Die bestehenden, im Besitze des Notenrechts befindlichen B. bezeichnet das Gesetz neben der zu gründenden Reichsbank als Privatnotenbanken. Es verbietet ihnen zunächst prinzipiell, außerhalb ihres Partikularstaats Bankgeschäfte durch Zweiganstalten oder Agenten zu betreiben oder sich an andern Bankhäusern als Gesellschafter zu beteiligen, und untersagt auch die Circulation ihrer Noten außerhalb ihres Konzeptionsgebietes. Doch wird diese letztere Bestimmung wieder aufgehoben für diejenigen B., welche die in §. 44 aufgeführten Bedingungen erfüllen. Dieselben enthalten namentlich eine ziemlich enge Begrenzung der den B. gestatteten Geschäfte, Vorschriften über die Bildung eines Reservefonds, ferner die Forderung, daß die ausgegebenen Noten stets zu einem Drittel in Metall und zu zwei Dritteln in guten Wechseln zu decken seien, daß jede Bank auch außerhalb ihres Hauptortes entweder in Berlin oder in Frankfurt eine Einlösungsstelle halte und daß sie die Noten aller übrigen annehme und (abgesehen von den Reichsbanknoten) dieselben entweder zur Einlösung präsentiere oder nur zu Zahlungen an dem Hauptsitze der Emissionsbank verwende. Diejenigen B., welche nachweisen, daß ihre Notenausgabe statutenmäßig höchstens nur bis zu dem Betrage ihres Kapitals gehen könne, werden für den ganzen Umfang des Reichs auch von der erst erwähnten Beschränkung in Betreff der Zweiganstalten befreit. Das Recht der Notenausgabe geht verloren durch Ablauf der Zeit, für welche es verliehen worden, durch Verzicht, durch Konkursöffnung gegen die B., durch richterliches Urteil und durch Verfügung der Landesregierung nach Maßgabe der Statuten und Privilegien.

Zugleich organisierte das Gesetz unter dem Namen Reichsbank eine unter der Aufsicht und Leitung des Reichs stehende große Centralbank, die an die Stelle der Preussischen Bank tritt. Dieselbe hat vor den übrigen Notenbanken hinsichtlich ihres Geschäftsfreies namentlich das wichtige Recht voraus, daß sie verzinsliche und unverzinsliche Depositen annehmen und das Giro- und Incassogeschäft

betreiben kann. Hinsichtlich der Kontingentierung, Besteuerung und Dedung ihrer Noten und der Annahme und Verwendung der Noten der andern B. gelten für sie ebenfalls die oben angegebenen Bestimmungen; außerdem ist sie verpflichtet, Barrengold zu dem festen Satz von 1392 Mark für das Pfund fein gegen ihre Noten einzutauschen. Sie ist frei von allen staatlichen Einkommen- und Gewerbesteuern, hat gegenüber ihren Lombardschuldnern besondere Privilegien und hat die Anwartschaft auf das steuerfreie Notenkontingent derjenigen B., deren Emissionsrecht erlischt. Andererseits ist sie verpflichtet, unentgeltlich für das Conto des Reichs Zahlungen anzunehmen und bis zur Höhe des Guthabens solche zu leisten. Das Reich, obwohl es mit keinerlei Einlage an der B. beteiligt ist, hat einen gewissen Anteil an dem Überschusse des Gewinns, der sich nach Auszahlung einer Dividende von 4% Proz. und der vorgeschriebenen Dotierung des Reservefonds ergibt. Die Verwaltung der Reichsbank ist ähnlich organisiert, wie früher die der Preussischen Bank. Das Aktienkapital beläuft sich auf 120 Mill. Mark in Anteilen von je 3000 Mark. Preußen trat gegen Auszahlung seines Einschusses (von 1906800 Thln.) und seines Anteils am Reservefonds und eine weitere Entschädigung von 15 Mill. Mark seine eigene Bank an das Reich ab, und die Aktionäre der letztern erhielten das Recht, ihre Anteile (60 Mill. Mark repräsentierend) gegen solche des neuen Instituts zum Nominalwerte umzutauschen. Die Reichsbank hatte 1881 im ganzen 214 Zweiganstalten, darunter 17 Reichsbank-Hauptstellen.

Das steuerfreie Notenkontingent, das auf die sämtlichen Betselbanken verteilt wurde, beträgt 383 Mill. Mark, von denen der Reichsbank ursprünglich 250 Mill. überwiesen wurden. Mittlerweile aber hat sich die Zahl dieser B., hauptsächlich durch Verzicht, von 33 auf 18 vermindert, wodurch das steuerfreie Kontingent der Reichsbank auf 273875000 Mark gestiegen ist. Bei den übrigen 1881 noch bestehenden B. mit mehr als 3 Mill. Mark Kapital beträgt die Größe des eingezahlten Kapitals (I.), das Notenmaximum (II.) und das steuerfreie Kontingent der nicht bar gedeckten Noten (III.) in Millionen Mark:

Firmen.	I. Kap.	II. Max.	III. Steuerfr.
Badische Bank.	9,0	27,0	10,0
Bankf. Süddeutschland	15,7	31,3	10,0
Bayerische Notenbank.	7,5	70,0	32,0
Braunschweig. Bank. .	10,5	13,5	2,8
Bremer Bank	16,6	16,6	4,5
Frankfurter Bank . . .	17,1	34,3	10,0
Hannoversche Bank . .	12,0	12,0	6,0
Sächsisch. Bank	30,0	unbeschränkt	16,8
Württemberg. Bank. .	9,0	25,7	10,0

Die Braunschweiger Bank ist die einzige, welche sich den Bedingungen des §. 44 nicht unterworfen hat und für welche daher sowohl das Verbot hinsichtlich der Circulation der Noten als auch der Anlage von Zweiganstalten in Kraft steht. In Bezug auf die Berechnung der jeweilig noch übrigen steuerfreien Notenreserve ist zu bemerken, daß bei derselben die Reichsschatfenscheine und die Noten anderer B. mit als Barvorrat angesehen werden.

Die Hauptziffern zur Charakterisierung der Geschäftstätigkeit der Reichsbank waren in Millionen Mark:

Jahr.	Gesamt-Umlauf.	Durchschnittl. Umlauf.	Durchschnittl. Vorrat.	Giroconts. Ein-nahme.	Rechnung. Aus-gabe.	Rechnung. Umlauf.	Rechnung. Vorrat.
1876	36 685	684,9	810,6	8 392	8 319	4151	467,3
1877	47 542	694,9	523,1	13 518	13 504	2851	429,3
1878	44 255	622,6	494,1	12 645	13 647	2405	385,4
1879	47 459	667,7	534,2	15 217	15 194	2416	381,1
1880	52 194	735,0	562,1	17 618	17 616	2549	382,7

Besonders bemerkenswert ist der große Aufschwung des Giroverkehrs, der 1875 bei der Preussischen Bank nur 406 Mill. in der Einnahme und 428 Mill. in der Ausgabe aufwies. Dagegen hat die sonstigen Depositen (jetzt nur unverzinslich) auf einen geringfügigen Betrag herabgesunken und betrugen z. B. am 1. Jan. 1881 nur 542511 Mark. Wie der Metallbestand der Bank aus Gold und Silber zusammengesetzt ist, wird nicht bekannt gemacht. Es ist jedenfalls in demselben noch ein beträchtlicher Vorrat an Thalern mit eingeschlossen.

Die seit 1878 als Österreichisch-Ungarische Bank konstituierte privilegierte Anstalt wurde 1816 als Österreichische Nationalbank gegründet, um die Geldverhältnisse des Kaiserthums durch Einziehung des stark entwerteten Papiergeldes (Wiener Währung) wieder zu ordnen. Die Einziehung sollte teilweise erfolgen durch Einschuldung des Aktienkapitals von 100 Mill. Fl. Papier und 10 Mill. Fl. Konventionsmünze, indem jede Aktie anfangs 2000 Fl. Papier und 300 Fl. Konventionsmünze, seit 1817 aber nur die Hälfte dieser Beträge repräsentierte. Für das so eingehende Papiergeld erhielt die Bank 2% prozentige Obligationen. Außerdem konnte man für 140 Fl. Papier 40 Fl. Konventionsmünze in bar einlösen, während die Banknoten und 100 Fl. in einer 1prozentigen, in Konventionsmünze verzinslichen Obligation erhalten. Die Methode der Einlösung wurde übrigens verschiedene Male abgeändert, namentlich durch einen Vertrag von 1820 dahin, daß die Bank die noch im Umlauf befindlichen 450 Mill. Fl. Wiener Währung nach dem festen Verhältnisse von 250 Fl. Wiener Währung gegen 100 Fl. Konventionsmünze (in einlöslichen Banknoten) einzulösen sollte, während der Staat sich verpflichtete, ihr zu Massgabe der Einlösung 40 Mill. Fl. Konventionsmünze bar und 140 Mill. Fl. in 4prozentigen unveräußerlichen Obligationen zu überweisen, welche letztern noch durch eine Subsidiarhypothek in reell veräußerlichen 5prozentigen Obligationen zum Kurse 70 gedeckt wurden. Diese alten veräußerliche Schulds des Staats an die Bank ist bis 1848 vollständig getilgt worden, aber die Regierung kontrahierte wieder in anderer Gestalt neue Schulden bei der Bank, die im Anfange 1848 auf 100 Mill. Fl. gestiegen waren. Am 5. März des genannten Jahres hatte die Bank bei einem Notenumlaufe von 214 Mill. Fl. einen Vorrat von 65 Mill. Fl., aber nur 54 Mill. Fl. in Gold und Lombardforderungen, während die Schulden des Staates im ganzen 126 Mill. Fl. betrug. Die Flüssigkeit ihrer Mittel war also durchaus ungenügend, wenn auch bis dahin die Einlöslichkeit der Banknoten der Noten aufrecht erhalten werden konnte. Nun aber verlangte der Staat noch weitere Vorschüsse, während der Barvorrat infolge der beschütteten Vertrauens immer mehr abnahm. Am 12. Mai 1848 der Zwang zur Einlösung der Noten dekretiert werden, und seitdem ist die Bank auf den Banknoten, teils auf einem besondern

Banken (Geschichte und Statistik). Im J. 1850 war man der Meinung, dass der Bankrott nahe gekommen, aber der Bankrott wurde eine neue Störung. Das Bankgesetz hatte man 1856.

Das neue Bankgesetz erhielt die Österreichische Nationalbank 1853 bei der Erneuerung ihres Notenmonopols (bis 1876) durch die sog. Wienerische Bank. Derselbe entspricht insofern dem System der Preussischen Bank (I. b.), als sie nur eine bestimmte Summe, nämlich 200 Mill. Fl., nicht mehr als gesetzlicher Noten zulässt, die aber eine Deckung durch Reichsbank oder gewisse andere Wertpapiere des Reiches tragen. Von den Schulden des Staats bei der Bank, die sie damals auf 221 1/2 Mill. Fl. belaufen, wurden 20 Mill. Fl. als ein Teil der Dauer des Bankmonopols anerkennbar und unverzinsliches Darlehen ausgeschrieben, das übrige aber sollte abgetragen werden, was letzteres wirklich geschehen ist. Das Kapital der Bank betrug 1853 noch 110 215 000 Fl., wurde aber 1869 auf 90 Mill. Fl. herabgesetzt. Bei der letzten Erneuerung des Privilegiums erwünschten sich geringe Schwierigkeiten aus der Notwendigkeit, das Verhältnis der Bank zu den beiden Hauptbanken der österr.-ungar. Monarchie zu regeln, zumal bei dem Ausgange mit Ungarn über die Bank von 90 Mill. Fl. nichts vereinbart werden. Schließlich kam jedoch durch das Gesetz vom 17. Juni 1878 eine Einigung dahin zu Stande, dass die Nationalbank in eine gemeinsame Österreichisch-ungarische Bank mit Hauptniederlassungen in Wien und Budapest umgewandelt wurde und als solche das ausschließliche Bankmonopol bis zum 31. Dez. 1907 erhielt. Die Schuld von 90 Mill. Fl. ist durch den beiden Reichshälften zu gleichen Teilen allmählich vermindert worden, eventuell aber der Rest den Reichsteilnehmern zu lasten fallen, während Ungarn dann 20 Proz. des Kapitals zu gleichen, unverzinslichen Jahresraten Österreich zu vergüten hat. Die Grundregeln der Bank bleiben übrigens im wesentlichen die von 1853. Auch behält sie die besondere Befugnis für Hypothekendarlehen und somit das Recht der Ausgabe von Wechseln. Die Hauptposten der Bilanz und Passiva der Bank waren am Jahresende in Millionen Gulden:

	1871	1873	1875	1877
Kapital	137	137	134	104
Reservefonds	90,5	11	12	30
Bankwechsel	136	113	109	118
Banknoten	206	202	209	317
Bankdarlehen	101	103	106	107
Bankkassen in Ausland	100	103	105	104

Das Kapital der Bank ist auf 90 Mill. Fl. (Wien, und der Reservefonds beträgt 10 Mill. Fl.) in 1000 italienischen Lire abgeteilt. Nationalbank, Österreichische, Römische, etc. Nationalbank, etc. Nationalbank und Nationalbank haben auf eigene Rechnung. Nationalbank für Staatsrechnung (II.) an Noten ausgeben und begeben hat in Gold und Silber Nationalbank am Jahresanfang:

	I. Gegen Staat	II. Bank-Gegen	III. Sonst.
1873	708	800	800
1875	657	840	143
1877	708	840	149
1878	680	840	149
1879	678	840	151

Das Bankgesetz von 1881 über die Bankrechnung der Bank werden 600 Mill. Fr. Nationalbank - Kapital. 12. Aufl. 11.

Nationalbank mit Hilfe der neuen Nationalbank eingezogen, der Rest von 340 Mill. Fr. aber wird in Staatsbanknoten umgewandelt.

In der Schweiz war das Bankwesen bisher nur durch die kantonale Gesetzgebung geregelt und es entwickelte sich daher in hundert Mannigfaltigkeit und großer Freiheit und Decentralisation, die übrigens nicht hinderte, dass vier kantonale reine Staatsbanken entstanden und bei mehreren andern der betreffende Kanton sich mit einer Kapitaleinlage beteiligt hat. Als Aktiengesellschaften bedurften die B. einer staatlichen Konzeption, hinsichtlich der Notenausgabe aber enthalten die meisten Kantonalgesetzgebungen keine prinzipiell beschränkenden Bestimmungen. Gleichwohl wurde die erste Notendruck, die von St. Gallen, erst 1836 gegründet. Es folgten ihr von 1840—48 ähnliche Unternehmungen in Zürich, Lausanne, Basel und Genève, wo sogar zwei B. dieser Art entstanden. Später vermehrte sich die Zahl noch rascher, sodass sie 1870 auf 72 gestiegen war, neben einer großen Anzahl anderer B. mit den verschiedensten Charakteren und Geschäftskreisen. Seitdem aber gewonnen die Bestrebungen, wenigstens das Bankwesen einheitlich durch die Bundesgesetzgebung zu regeln, immer mehr Boden, und es kam auch wirklich ein Gesetzentwurf zur Annahme, der aber durch das Referendum 23. April 1876 verworfen wurde. Dasselbe Schicksal hatte ein Bundesbeschluss in Betreff der Revision der Bundesverfassung und der Einführung des Notenmonopols 31. Okt. 1880. Unter dem 8. März 1881 ist endlich ein Bundesgesetz in Stand gekommen, gegen welches das Referendum nicht ins Feld geführt worden. Das System der Decentralisation bleibt hiernach bestehen. Die Ermächtigung zur Ausgabe von Banknoten muß jeder Bank erteilt werden, wenn sie die gesetzlichen Bedingungen erfüllt. Die Notenausgabe darf höchstens das Doppelte des eingezahlten Kapitals erreichen und muß durch einen gesicherten, den Noteninhabern (speziell haftenden Darlehensnehmern) zu wenigstens 40 Proz. gedeckt sein. Für die übrigen 60 Proz. der Noten sind entweder Wertpapiere zu hinterlegen, oder es ist eine Garantie des Kantons zu stellen, oder es kann auch Deckung durch diskontierte Wechsel gestellt werden, wenn die Bank auf gewisse im Art. 16 aufgeführte Geschäfte verzichtet.

Zur Charakterisierung der Verhältnisse der Nationalbanken der Vereinigten Staaten dient die folgende Übersicht, die sich auf den Anfang des Oktobers (nur 1873 auf den 12. Sept.) bezieht. Wertangaben in Millionen Dollars:

	1871	1873	1875	1877
Zahl der Banken ..	1767	1976	2080	2049
Kapital	468,5	491,5	479,5	464,5
Reservefonds	101,5	120,5	123,5	114,5
Bankwechsel	317,5	340,5	301,5	318,5
Banknoten	631,5	640,5	600,5	755,5
Darlehen	631,5	644,5	681,5	678,5
Ver. St. Bonds	410,5	411,5	381,5	408,5
Andere Effekten	24,5	25,5	24,5	20,5
Metallvorrat	18,5	19,5	22,5	42,5
Bankguthaben	107,5	99,5	65,5	69,5
Geld beim				

Clearinghaus .. 115,5 100,5 74,5 118,5. Andere Effekten und Bankguthaben sind abgegangen, weil sie entweder nicht sehr bedeutend sind, wie der Rest an Noten anderer B. (14—18 Mill. Doll.), oder sich größtenteils gegenseitig ausgleichen.

wie die Forderungen und Schulden anderer B. In Betreff der Deckungsverhältnisse der Noten der Nationalbanken s. Banknoten.

Litteratur. Büsch, »Abhandlung von den B.« (Vd. 6 der »Sämtlichen Schriften«, Wien 1815); Hübner, »Die B.« (2 Hle., Lpz. 1854); Soetbeer, »Beiträge und Materialien zur Beurteilung von Geld- und Bankfragen« (Hamb. 1855); Ab. Wagner, »Beiträge zur Lehre von den B.« (Lpz. 1857); derselbe, »Die Geld- und Kredittheorie der Beellschen Bankakte« (Wien 1862); derselbe, »System der Zettelbankpolitik« (Freiburg i. Br. 1873); Max BIRTH, »Handbuch des Bankwesens« (Köln 1870); Rewirth, »Bank und Valuta in Österreich-Ungarn« (2 Bde., Lpz. 1873—74); Geyer, »Theorie und Praxis des Zettelbankwesens« (2. Ausg., Münch. 1874); Soetbeer, »Deutsche Bankverfassung« (Erlangen 1875); S. von Poschinger, »Die B. im Deutschen Reiche, Österreich und der Schweiz« (Vd. 1, Erlangen 1876; Vd. 2, Jena 1877); derselbe, »Bankwesen und Bankpolitik in Preußen« (3 Bde., Berl. 1878—79); Francis, »History of the Bank of England« (2 Bde., Lond. 1847); Loote und Newmarch, »A history of prices and of the state of circulation from 1797—1837« (2 Bde., Lond. 1838, nebst Fortsetzungen bis 1856; deutsch von Alher unter dem Titel: »Die Geschichte und Bestimmung der Preise während der J. 1797—1857«, 2 Bde., Dresd. 1858—59); Gilbart, »A practical treatise on banking« (2 Bde., Lond. 1865); Macleod, »The theory and practice of banking« (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1866); Wagholt, »Lombardstreet. A description of the money market« (Lond. 1874; deutsch von Beta, Lpz. 1874); Coquelin, »Le crédit et les banques« (2. Aufl., Par. 1859); Courcelle-Seneuil, »Traité théorique et pratique des opérations de banque« (5. Aufl., Par. 1871); »Statistique internationale des banques d'émission« (Vd. 1—2, Rom 1880—81).

Bankert, s. s. wie Bastard (s. d.).

Bankett (frz. banquet), Gastmahl, Festschmaus; bankettieren, ein Bankett halten, daran teilnehmen.

Bankett (frz. Banquette) ist ein an der innern Böschung einer zur Infanterievertheibung bestimmten Brustwehr angebrachter Austritt zur Aufstellung der Verteidiger beim Schießen. Das B. ist 30 oder 60 cm breit und liegt auf Anschlagshöhe unter der Feuerlinie der Brustwehr (s. d.).

Bankhaken, auch Bankheisen, Badenhaken, Banknagel genannt, große hölzerne Schraube oder eiserner Bolzen an der Hobelbank (s. d.).

Bankier (frz. banquier) ist ein Kaufmann (auch im handelsrechtlichen Sinne), der auf alleinige Rechnung oder als unbefröntet harter Teilnehmer an einer Handelsgesellschaft Geld-, Kredit- und Effektengeschäfte macht. Die Geschäfte des B. sind im ganzen gleichartig mit denen der Aktienbankgesellschaften (s. Banken), doch bleiben manche Zweige noch immer vorzugsweise für den Einzelbetrieb geeignet und daher überwiegend den B. vorbehalten. So liegt z. B. das eigentliche Geldwechselgeschäft vorzugsweise in den Händen kleinerer Bankierfirmen. Früher hatte dasselbe eine weit größere Bedeutung als gegenwärtig; es wurde im Mittelalter von privilegierten »campsores« betrieben, die dann in Italien den Namen »bancherii« erhielten und Wechsel- und andere Kredit-

geschäfte ihrer ursprünglichen Hauptthätigkeit fügten. Die kleineren B. haben ferner viel die Spezialität der Kreditvermittlung im Kleinen. Die Maßstäbe für wenig bemittelte Schuldner, meist gegen Unterspfand oder Bürgschaft. Bei solchen Geschäften werden relativ hohe, oft auch unmäßige Zinsen berechnet. Die mittleren und größeren B. leisten dem gewerblichen und kommerziellen Mittelstande einen nicht zu unterschätzenden Dienst, indem sie dessen Wechselzirkulation ermöglichen und die Discontierung derselben durch großen Bank, namentlich durch die Hauptbanken, möglichst machen. Diese Anstalten nehmen statutenmäßig nur Wechsel mit in der Regel mindestens aber mit zwei anerkannt guten Unterschriften, und die Kaufleute mittlerer Stufen können daher mit denselben nicht leicht umgehen, bar in Verbindung treten. Daher kann ein accreditierter B. seine Unterschrift verwerten, wieder durch sog. Aval (Wechselbürgschaft) oder Provision, oder in der Art, daß er die Wechsel des Mittelstandes discontiert und sie bei eigenem Bedarfe an eine größere Bank weiter begibt (rel. contiert). Die großen B. endlich, deren Vermögen in einzelnen Fällen das Kapital der größten Banken übersteigt, befassen sich hauptsächlich mit den großen Operationen in Wertpapieren, Emissionen von Anleihen, Gründungen von Aktiengesellschaften u. s. w. Sie sind häufig im Stande mit ihren gewaltigen konzentrierten Mitteln die Börse zeitweise förmlich zu beherrschen und befehlen fast mit absoluter Sicherheit zu operieren, während die kleinen Speculanten nur blindlings den Strömen folgen. Häufig treten auch mehrere zu einem »Konsortium« oder »Syndikat« zusammen, um mit vereinten Kräften ein finanzielles Unternehmen zu beginnen und bis zu den wünschtesten Zielen zu fördern. In der neuern Zeit sind zwar auch Aktiengesellschaften (sog. Creditmobiliars, Gründungs- oder Emissionsbanken) Operationen dieser Art entstanden, aber solche Gesellschaften befinden sich gegenüber der konzentrierten Macht der über Millionen verfügenden Bankiers entschieden im Nachtheile. Häufig auch ihre Leiter selbst große B., die sie als Stützpunkt für ihre eigenen Operationen zu verwenden.

Bankmeißel, Hartmeißel, Kaltmeißel (frz. seau à froid, engl. cold-chisel), s. Meißel.

Banknoten sind Anweisungen einer Bank (s. Banken) auf sich selbst, auf runde Summen lautend, deren Betrag dem Überbringer gegen auf Sicht seitens der Bank bar ausbezahlt werden soll. Die B. sind somit einem in banco gehaltenen, auf Sicht zahlbaren eigenen Wechsel der Bank zu vergleichen, unterscheiden sich aber von einem solchen wesentlich dadurch, daß sie nicht unter dem Wechselrecht, sondern unter einer besonderen Gesetzgebung stehen. Als Anweisungen auf sich selbst sind sie kein Geld, sondern nur ein Geldsurrogat, das allerdings thatsächlich im Verkehr die Geldfunktion scheinbar selbstständig erfüllt und daher von der öffentlichen Meinung oft als eigentlichen Papiergelde gleichgestellt wird. Wirklichkeit aber erlangen sie den Charakter von solchen erst dann, wenn sie durch staatliche Genehmigung unbedingte gesetzliche Zahlungskraft erhalten und zugleich ihre Einlösung eingestellt wird. Die Noten der Bank von England haben zwar keine gesetzliche Zahlungskraft, aber nur unter der Bedingung

in festen Einlöslichkeit, und eben deswegen sind sie noch kein selbstständiges Geld. Die Noten derjenigen kontinentalen Banken aber, die ihre Barzahlungen nicht eingestellt haben, sind überhaupt nicht gesetzliche Zahlungsmittel; niemand außer der Bank selbst ist zu ihrer Annahme verpflichtet.

Solange die Einlöslichkeit der B. vollständig gesichert ist, werden sie ihren vollen Nominalwert behalten, und es kann kein Metallagio auftreten; auch ist dann eine Verdrängung des baren Geldes aus dem Umlaufe nicht zu befürchten, wie sie durch uneinlösliches Papiergeld meistens bald hervorgerufen wird. Bei der Organisation des Bankwesens muß daher die Sicherstellung der Einlöslichkeit der B. als die Hauptaufgabe betrachtet werden. In aller Strenge läßt sich dieselbe nur dadurch erreichen, daß die ganze Summe der auszugebenden B. von der Bank stets in barem Gelde vorräthig gehalten wird. In diesem Falle aber ist die Banknote nicht mehr ein eigentliches Kreditpapier, sondern nur ein Depositum oder Münzsign. Jedes verlangen selbst die Gegner aller nicht metallicen bedeckten B. nicht die volle Dedung durch getrigtes Geld, sondern sie geben zu, daß der Kassavorrat theilweise aus Barren des betreffenden Zahlungsmetalls bestehen dürfte. Einige empfehlen sogar eine ausschließliche Barrenbedeckung, bei welcher dann die B. nicht in Münzen, sondern nur mit bestimmten Gewichtsmengen Edelmetall eingestrichen würden. Man würde auf diese Art die Ausgabe des Metallgeldes im Umlaufe ersparen, indem hier nur die durch Barren vorbedeckten B. zu verlieren wären, während Einlösungen von Edelmetall nur für Zwecke des auswärtigen Handels zu erwarten wären.

Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß auch ohne die Metallbedeckung die Einlöslichkeit der B. vollkommen ausreichend gewahrt werden kann, und zwar so, daß schädliche Folgen für die Volkswirtschaft aus der Vermehrung der Circulationsmittel durch B. ohne Metallbedeckung nicht erwachsen, die vielmehr durch Sicherstellung des Kredits bewirkt werden. Freilich darf die Emission solcher Banknoten unter gewissen Beschränkungen und Vorbehaltsregeln erfolgen. (S. Banken.) Die verschiedenen Systeme der bloß partiellen Bedeckung der B. sind folgende: 1) Das engl. System (Bankakte, Peel'sche), die direkte Kontingentierung der zulässigen Notenemission ohne Metallbedeckung, aber mit fester Dedung durch Staatspapiere im ganzen Betrage des Kontingents. 2) Das System der amerik. Nationalbanken, die auszugebenden B. werden von einer besonderen Bundesbehörde in gleichförmiger Gestalt in Barren überlesen, wofür sie einen gleichen Vorrath in Staatspapieren zu hinterlegen haben, nur zu 90 Proz. ihres Kurswerts berechnet werden. Diese Wertpapiere bilden ein spezielles Fonds in den Händen der Regierung für die Einlösung der B. Ferner müssen die Banken an den Staat wenigstens 15 Proz. des Betrags ihrer ausgebenen Noten und ihrer Depositum in gesetzlich festgesetzter Höhe vorräthig halten. Früher war auch die Emission von sämtlichen Nationalbanken auszuscheiden. Die Kontingentierung wurde (anfangs auf 300 Mill. Doll.), durch ein Gesetz von 1875 aber in eine Kontingentierung aufgehoben worden. 3) Das System der bankmäßigen Dedung oder Bank-

bedeckung (s. b.), nach welchem ein Teil des Notenumlaufs durch Metalle, der andere durch kurzfristige Wechsel oder Lombardforderungen gedeckt ist. Mit diesem Prinzip sind häufig auch noch weitere Beschränkungen verbunden, namentlich die Festsetzung eines Maximums der zulässigen Notenemission überhaupt (wie bei der Preussischen Bank bis 1856 und jetzt bei den meisten deutschen Privatnotenbanken); oder auch die sog. indirekte Kontingentierung der nicht metallicen bedeckten Noten durch Besteuerung der Emission oberhalb einer gewissen Maximalgrenze, wie bei der Deutschen Reichsbank und allen übrigen deutschen Notenbanken. (S. Bankschule, Currencyschule.)

Bankportugallöser, eine hamburger goldene Schanmünze, seit 1667 auf Errichtung der Bank geschlagen, von verschiedenem Gepräge und im Werte von 10 Dukaten; es gab auch halbe und viertel B.

Bankrestriktion nennt man die Suspension der Barzahlungen der Bank von England von 1797 bis zur Ausführung der Peel'schen Bill von 1819. (S. Banken, geschichtlich.) Der erste «Bank restriction act» datiert vom 3. Mai 1797, nachdem das Ministerium schon 26. Febr. provisorisch eine ähnliche Maßregel getroffen hatte. Durch dieses Gesetz wird den Direktoren der Bank verboten, Metallgeld auszugeben außer in Beträgen von weniger als 20 Schilling, und die Bank wird gegen alle Angriffe wegen ihres Zahlungsmodus geschützt. Kein Schuldner sollte belangt werden können, der ein Zahlungsangebot in Banknoten gemacht hätte. Die Wirksamkeit dieser Bestimmungen wurde 30. Nov. 1797 bis «sechs Monate nach dem Friedensschlus» verlängert; doch erfolgte auch nach dem Frieden von Amiens eine weitere Verlängerung. Eine Entwertung der Banknoten gegen Gold trat bis Sept. 1799 nicht ein; dann aber entwidelte sie sich rasch und wurde sowohl in den ungünstigen Wechselkursen als in dem hohen Preise des Barrengoldes (in Banknoten ausgedrückt) un zweifelhaft erkennbar. Während früher die Unze Standardgold 77 Schill. 6 Pence kostete, stieg ihr Preis im Febr. 1801 auf 84 Schill., 1809 auf 90 Schill., 1814 auf 106 Schill. Im J. 1817 war er Ende Februar auf 78 Schill. 6 Pence zurückgegangen, aber im August stieg er wieder auf 80 Schill. 6 Pence. Nach dem Gesetze von 1819 traten bald wieder normale Verhältnisse ein, schneller als in den Übergangsbestimmungen des Gesetzes angenommen war, und schon im Febr. 1821 stand der Goldpreis auf dem nunmehr gesetzlichen Parawerte von 77 Schill. 10¹/₄ Pence. Eine parlamentarische Untersuchung über die Ursachen des hohen Goldpreises rief 1810 den berühmten «Bullion report» (s. b.) hervor.

Bankrott oder Bankerott (vom ital. banco rotto, d. h. zerbrochener Zahlstisch), auch Bankbruch, frz. failliment, faillite, engl. bankruptcy, ist im weitesten Sinne das Unvermögen, seine Schulden zu bezahlen. Die gemeinrechtliche Doktrin hielt hier nur dann eine Strafe für angemessen, wenn dieser Zustand betrügerlich herbeigeführt war und der Schuldner entflohe. Später sah man, nach Vorgang des franz. Rechts, den B. als Verbrechen der Kaufleute, was auch noch das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch §§. 281 fa. that. Durch die Reichs-Kontursordnung vom 10. Febr. 1877, §§. 209–214, sind an Stelle jener Bestimmungen andere getreten, welche 1) den B. bei Kaufleuten wie

Nichtausfleuten bedrohen; 2) ebenso Gesellschaftsvorsteher, welche die mit Strafe bedrohten Handlungen eines Gemeindegeldwunders begeben, den Strafvorschriften unterwerfen; 3) den Schuldner wegen Begünstigung einzelner Gläubiger und andererseits den Gläubiger wegen Stimmverkauf bei Abstimmungen strafbar erklären. Zum strafbaren B. steht die Konkursordnung voraus: Zahlungseinstellung (verschieden von Zahlungsunfähigkeit und Vermögensunzulänglichkeit) oder Konkursöffnung und ferner Handlungen des Leichtsinns oder der Völligwilligkeit. Hiernach wird der B. in einfachen und betrügerischen B. geschieden (§§. 209, 210). Dem B. verwandte Fälle werden in den §§. 211—214 behandelt. Betrüglicher B. wird, mit der Absicht die Gläubiger zu benachteiligen, begangen durch ganz bestimmte Handlungen, nämlich: Verheimlichen oder Verstecken von Vermögensstücken, Anerkennen oder Aufstellen erdichteter Schulden oder Rechtsgeschäfte, unterlassene Führung gesetzlich vorgeschriebener Handelsbücher, beziehungsweise Vernichtung, Verheimlichung oder verärgerte Führung derselben, daß man den Vermögensstand nicht erkennen kann. Liegt eine dieser Handlungen und Zahlungseinstellung oder Konkursöffnung vor, dann ist der Thatbestand des betrügerischen B. erfüllt, welcher mit Zuchthaus, bei milderen Umständen mit Gefängnis nicht unter 3 Monaten bestraft wird. Wer die im §. 210 der Konkursordnung genannten Handlungen begangen hat, ist dagegen des einfachen B. schuldig. Vgl. Mertel in Holtenhorffs «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Bd. 3 u. 4, Berl. 1874—77); die Kommentare zum Reichs-Strafgesetzbuch von Oppenhoff (8. Aufl., Berl. 1881), Rüdorff-Stenglein (3. Aufl., Berl. 1881), von Schwarze (4. Aufl., Lpz. 1879) und Olshausen (Berl. 1879 fg.); Fitting, «Das Reichs-Konkursrecht und Konkursverfahren» (Berl. 1882); von Wilmowsky, «Deutsche Reichs-Konkursordnung» (2. Aufl., Berl. 1881).

Banks (Edward), Syndikus der Freien und Hansestadt Hamburg, geb. daselbst 28. Febr. 1796, machte 1813—15 die Befreiungskriege gegen Frankreich unter den hanseatischen Truppen mit, studierte dann die Rechts- und Staatswissenschaften in Göttingen, Berlin und Jena und praktizierte in Hamburg als Advokat, bis er 1821 zum Amts- und Gerichtsaktuar in Riegebüttel ernannt wurde. Als Staatssekretär 1826 wiederum nach Hamburg versetzt, ward er 1837 zum Syndikus erwählt. In diesem Amte machte er sich vorzüglich auf dem Gebiete der Handelspolitik, des Post- und Eisenbahnwesens, sowie durch Förderung der Seelbanten und Wasserleitungsanlagen verdient. Er übernahm 1847 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Hamburgs, ging noch in demselben Jahre als Bundes-tagsgesandter der Freien Städte nach Frankfurt und ward 1848 Bundesgesandter in London. Nachdem er im Spätherbst 1848 in gleicher Eigenschaft in Kopenhagen gewesen, wirkte er hierauf als Bevollmächtigter Hamburgs in Frankfurt fort und vertrat seine Vaterstadt im Verwaltungsrate und im Fürstentumskollegium zu Berlin, sowie im Erfurter Parlament und bei den Dresdener Konferenzen. Nach Herstellung der Bundesversammlung nahm er in dieser seinen Sitz wieder ein. Doch starb er schon 17. Dez. 1851 zu Veytaur bei Bevey am Genfersee.

Sein Sohn, Edward Bartels B., geb. 1. Jan. 1836 in Hamburg, Rechtsanwalt daselbst, war

1871—74 als Vertreter des zweiten hamburg. Wahlkreises Mitglied des Deutschen Reichstags, er der Fortschrittspartei angehörte.

Banks (Sir Joseph), Baronet, ein eifriger Förderer der Naturforschung, geb. 4. Jan. 1743 Nevesby-Abbay in Lincolnshire, stammte aus einer ursprünglich schweb. Familie, welcher auch der Trauerspieldichter John B., der in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. sich einen Namen erworben hatte. In Eton und Oxford gebildet, machte er 1765 eine Reise nach Neufundland und Labrador, begleitete 1769—71 Cook auf seiner ersten Reise um die Welt und besuchte 1772 die westlichen Schott. Inseln und Island, die ihm zu Ausbeute für die Naturgeschichte gewährten. Bereits 1771 in Oxford zum Doktor der Rechte ernannt, wurde er 1777 Präsident der königl. Societät, 1781 Baronet und 1797 Mitglied königl. Geheimen Rats. Das französische Institut nahm ihn 1802 unter seine Mitglieder auf. Besonders machte er sich verdient durch die Begründung und Leitung der African-Association. Viele Naturforscher und Reisende, wie Blumthall, Hornemann, Burckhardt u. a., verbanden ihm eifrige und uneigennütige Unterstützung in ihren Bemühungen. Er starb 19. Juni 1820. Abgesehen von Aufsätzen in Zeitschriften und Beiträgen zu den Schriften gelehrter Gesellschaften, besonders zu den «Philosophical transactions», hat B. sich veröffentlicht als «A short account of the cause of the diseases in corn etc.» (Lond. 1806) und «Circumstances relative to Merino sheep» (Lond. 1809). Vgl. «Sir Joseph B. and the Royal society» (Oxf. 1844).

Banks (Nathaniel Prentiss), amer. Politi. geb. 30. Jan. 1816 zu Waltham in Massachusetts arbeitete als Knabe in einer Baumwollspinnerei und erlernte dann die Maschinenbauerei, vernichtete aber durch fleißiges Selbststudium die Bildung, so daß er die Redaktion einer Zeitung übernehmen konnte. Im J. 1849 zum Mitglied der Staatsgesetzgebung erwählt, ward er im folgenden Jahre Rechtsanwält, 1851 Präsident der Staatsgesetzgebung. Im J. 1852 in den Bundeskongreß gewählt, wirkte er gegen die Nebraska-Bill, nach gegen die weitere Ausbreitung der Sklaverei. Im nächsten Kongreß wurde er von der auslass jener Bill ins Leben getretenen republikanischen Partei im Frühjahr 1856 bei der 133. Abstimmung zum Sprecher gewählt. Nachdem er seit 1851 Gouverneur von Massachusetts gewirkt, wurde 1860 Betriebsdirektor der Illinois-Eisenbahn, aber beim Ausbruch des Bürgerkriegs als Sektionsgeneral in das Bundesheer. Er wurde zum 5. Armeekorps überwiesen, mit welchem er oberr Potomac und im Shenandoathale zum Anfangs erfolgreich, mußte er sich, vom Sektionsgeneral J. E. Jackson 24. Mai 1862 bei Sharpschlagener, an den Potomac zurückziehen. Im Sommer 1862 kommandierte er unter Pope an der Front mit welchem er bei Cedar-Mountain eine Niederlage erlitt. Für eine kurze Zeit Kommandant von Washington, folgte B. im Dez. 1862 dem Gen. Butler als Befehlshaber des 6. Corps nach New Orleans. Im April 1863 nahm er Orléans und im Juli Port-Hudson, wodurch der Mississippi frei wurde. Im Frühjahr 1864 nahm er eine erfolglose Expedition an den River, so daß er, als er sich auch in der Eiseisbahn

bei wiedereroberten Landes durchaus unfähig zeigte, im Mai abberufen wurde. Im Nov. 1864 in dem Kongreß gewählt, gehörte er diesem bis 1878 an und war Vorſitzender des Ausſchuſſes für auswärtige Angelegenheiten. Seitdem lebt er als Privatmann in ſeinem Geburtsſtaate.

Bankſchule (banking school) nennt man die Vertreter der Anſicht, daß die volle Einlöſlichkeit der Banknoten (ſ. d.) genüge, um ſchädliche Einwirkungen derſelben, wie namentlich allgemeine Preiſerhöhungen und Austreibung des Metallgelbes, zu verhindern. Namentlich in einem Lande mit hochentwickeltem Depoſitenſyſtem, wie in England, bilden die Banknoten nur einen mäßigen Teil des durch den Kredit erzeugten Zuwachſes der Cirkulation; werden die Noten vermehrt, ſo werden nach der Anſiehung der B. dafür andere Kreditmittel überſtößig und der Stand der Cirkulation im ganzen nicht annähernd ungedrückt. Überhaupt ſind nach dieſer Theorie die Banken nicht im Stande, die Höhe ihrer Notenemiffion nach Belieben zu regulieren; der Bedarf bei jedem Grade ſeiner Entwicklung nur einer gewiſſen Menge Noten; tritt Geſchäftsſtillſtand ein, ſo ſinken die Noten, ſei es als Depoſiten, ſei es durch Bezahlung von Wechſeln und Vorſchüssen, an die Banken zurück und können nicht wieder in gleichem Betrage ausgegeben werden, weil der Bedarf nach Diſcontierungen und Beſchaffungen abgenommen hat. Die Erfahrungen, die in der neuern Zeit hiſtoriſch der koſoſalen, die Notenemiffion ſehr erſchwerenden oder gar überſteigenden Bankanſiehungen bei den großen Banken gemacht worden ſind, ſprechen im ganzen zu Gunſten der B. Jedenfalls wird dieſe Theorie um ſo ſicherer zutreffen, je mehr neben den Banknoten Depoſiten, Eche und Giroweſen ausgebildet ſind. Als Vertreter der B. ſind zu nennen Toole, Marton, Courcelle-Seneuil, und in Deutſchland Wagner. Den entgegengeſetzten Standpunkt nimmt die Currenſyſchule (ſ. d.) ein.

Banſia, eine von Linne zu Ehren des engl. Botanikers und Naturforſchers Sir Joſeph Banks benannte Gattung aſtralis. Sträucher aus der Familie der Proteaceen. Die Banſien haben immergrüne, lederartige, einfache, bisweilen nadelſörmige, ſpitzige oder ſeidenhaarige Blätter und paarweiſe oder von je drei gefärbten Deckblättern umgebenen Blüten, welche walzenförmige Köpfchen bilden. Die viertheilige Blütenhülle beſitzt, deren die Hölſel oft vier Staubbeutel einſchließen. Der Kelch iſt entweder ſo lang wie die Blume oder länger, weit aus ihr hervorragend. Die hohle, zweifächerige Frucht enthält viele geflügelte Samen. Die Banſien ſind ſchon ſeit langer Zeit wegen der Gewächshäuſer geworden, in denen viele Arten kultiviert werden. Die gewöhnlichen Arten ſind: *B. ericaefolia* L. fl., mit nadelartigen Blättern, *B. australis* E. Br. mit linearen, abgeſtutzten Blättern, *B. speciosa* R. Br. mit ovalen, halbgeſiederten, unterſeits ſchneeweiß-filzigen Blättern, u. a. m. Alle verlangen Heiße und eine ſorgfältige Pflege.

Bannmeiſe (ſrj.), Bannmeiſe, Weißbrot.

Bann (mittelalt. bannus, bannum; ſrj. ban; lat. pan. und portug. bando; ſämtliche Formen wohl aus dem got. bandvjan = bezeichnen, verbindlich machen, entſtanden) bedeutete in der ältern, beſonders der fränk. Zeit die dem weltlichen oder geiſtlichen Richter (König, Herzog, Graf, Bi-

ſchof) zugehörige Gewalt und Gerichtsbarkeit, das Recht, bei Strafe zu gebieten und zu verbieten. Am höchſten ſtand der Königsbann, durch den die Übertretung eines königl. Befehls mit 60 Solidi gebüßt wurde. Den Grafen ermächtigte der K. nur zur Verhängung einer geringern Buße. Bannen bedeutete daher zunächſt ſo viel als befehlen, auferlegen, z. B. das Erſcheinen vor Gericht (bannitio, Vorladung) oder bei kriegeriſchem Aufgebote (Seerbann). Seit der Ausbildung eines öffentlichen Strafrechts ſprach man von einem Blutbanne oder der Gerichtsbarkeit über Leben und Tod (judicium capitale), welche in der ältern Zeit dem Inhaber vom Könige verliehen ſein mußte. B. bedeutet ferner den Bezirk, durch welchen die Gewalt des Bannherrn ſich erſtreckt, ſowie den Befehl oder das Verbot ſelbſt, auch die durch denſelben ſetzte Strafe. Außerdem iſt B. gleichbedeutend mit Acht (ſ. d.) im Sinne von Ausſchluß aus der Rechtsgemeinſchaft. In einer engeren Bedeutung gehört bann B. (ſ. Kirchenbann) dem geiſtlichen Rechte an, die Acht dem weltlichen. Danach erklären ſich die Bezeichnungen Gerichtsbann, Burgbann (die einem Burgherrn zugehörnde Gerichtsbarkeit über deren Bezirk), Bannmeiſe (der räumliche Umfang der Gewalt). Im Ausdrücke Bannrecht (ſ. d.) iſt B. zur Bezeichnung einer gewerblichen Ausſchließungsbeſugnis abgeſchwächt.

Banner, auch **Banier** genannt, war eine große viereckige Fahne, deren ſich im Mittelalter Kaiſer und Könige bedienten, wenn ſie in den Krieg zogen. Hiervon unterſchieden war eine andere viereckige Fahne, ebenfalls ein B. (franz. bannière, ital. bandiera, ſpan. bandera), aber um ein Drittel länger als breit, welche ſolche Lehnsherren führten und davon Banner- oder Bannerherren hießen, die zum Kriegsgefolge bis zu 100 freitbare eigene Männer hatten. Nach einem alten franz. Ceremoniell mußten ſie deren wenigſtens 50 haben; dann erſt war ihnen die bannière erlaubt, indem man aus ihrer früheren, bei einem geringern Kriegsgefolge geführten, in eine Spitze ausgehenden Fahne, Spitzfahne, pennon, durch Abſchneidung der Spitze die bannière machte. In Deutſchland zeigte das Reichsbanner in älteſter Zeit im Wimpelform das Bild des Erzengels Michael, ſpäter den Adler, deſſen heraldische Form ſich aber erſt unter Kaiſer Sigismund herausbildete. Die Reichſturmfahne führten die Herzöge von Schwaben, ſpäter die Herzöge von Württemberg. In der Schweiz war das Bannerherrnamt in den Kantonen eine hohe Ehrenſtelle. — Im Deutſchen Befreiungskriege nannte ſich eine nach der Schlacht bei Leipzig unter dem ruſſ. Gouvernement gegen die Franzoſen ausgerückte Schar „Banner der freiwilligen Sachſen“, ging aber ſchon 1814 wieder auseinander, nachdem ſie zur Blockade von Mainz verwendet worden war.

Banner (Joh.), ſchweb. General, ſ. Baner.
Bannertruppen heißen die ſekſtahten kaiſerl. Goldtruppen Chinas, welche die ſog. Tatarenviertel der chineſ. Städte bewohnen und die Peking-Armee (Tſin-lu) bilden. Die Bannerleute (Tſchi-bſchin) bleiben lebenslänglich Soldat und treiben bürgerliche Gewerbe, wenn ſie nicht zum wirklichen Kriegsdienſte ausgeboten ſind, dürfen jedoch die Garniſon nicht ohne Urlaub verlaſſen; die Söhne erben ihre Rechte und Pflichten. Im Gegenſatze zu der Peking-Armee werden die B. in den Provinzialſtädten unter dem Namen Tſchu-fang zuſammengefaßt. Die

Xin-lu bestehen aus 1165½ Kompagnien (Miu-lu), von denen 678½ Mantschu-, 221 Mongolen- und 266 Chinesenkompagnien sind; die Tschu-fang zählen 840 gemischte Kompagnien und die Kompagnien sind durchschnittlich 100 Mann stark. Die militärische Ausbildung der Mannschaft und der niederen Offiziere beschränkt sich auf die Handhabung der Waffen. Das Mantschuheer, welches 1601 in China einbrang, war in vier, durch die Farbe ihrer Drachenhanner (gelb, weiß, rot, blau) unterschiedene Korps geteilt. Später wurden noch vier Korps errichtet, deren Drachenhanner dieselben Farben, aber rot eingefärbt, zeigten. So entstanden die 8 Banner (Patschi) der Mantschutruppen. Kaiser Tien-fong errichtete aus mongol. Hilsstruppen 8 Mongolenbanner und aus chines. Aufständischen, welche sich den Mantschu angeschlossen hatten, 8 Chinesenbanner. Es gibt also eigentlich 24 Banner (Tschü), von denen die der Mantschu und Chinesen 5 Brigaden, die der Mongolen 2 Brigaden (Tschü-len) stark sind. Nur die Jäger führen Feuerwaffen, die übrigen Lanzen oder Säbel sowie Pfeil und Bogen, dazu die Garbelavallerie Panzer aus Baumwollstoff. An Feldartillerie sind 300 Mann nebst 800 Schildträgern (Teng-pai-ping), ferner 900 Mann mit Wallbüchsen ausgerüstete Festungsartillerie und 2000 Mann Pioniere, welche Spanische Reiter mitführen, vorhanden, und der Rest der Peking-Armee besteht aus mit Luntensinten und Säbeln bewaffneter Infanterie (Pu-schün).

Bannmeile, der Bezirk von einer Meile im Umkreis um einen Ort (Stadt, Kloster, Burg), innerhalb dessen demselben gewisse Bannrechte (s. d.) zustanden.

Bannodburn, Dorf in Schottland, Stirlingshire, am Flusse Bannod, der in den Forth mündet. Am dem Flusse besiegte 24. Juni 1314 Robert Bruce den engl. König Eduard II. Bei B. wurde auch 11. Juni 1488 der schott. König Jakob III. von dem Adelsheere geschlagen. Auf der Flucht stürzte er bei dem Übersehen über den Bannod mit dem Pferde, ward in eine Mühle gebracht und dort von einem unbekannten Kriegsmanne getötet.

Bannrechte (Banngerichtigkeiten oder Zwangsrechte) sind Befugnisse, deren Inhaber gewisse Verpflichtete nötigen kann, bestimmte wirtschaftliche Bedürfnisse nur durch ihn befriedigen zu lassen. Die B. sind direkte, wenn auch meist räumlich begrenzte Monopole. Meistens sind sie an den Besitz eines Grundstücks geknüpft (Realberechtigung). Am häufigsten war der Mäl- oder Malzwang, wonach der Berechtigte fordern konnte, daß die Verpflichteten ihr Getreide in seiner Mühle mahlen ließen. Außerdem gab es einen Bier- und Branntweinzwang, den meist die Städte übten, einen Backofenzwang, einen Weinzwang, einen Kelterzwang, wonach die in der Bannmeile gewachsenen Trauben nur auf der Kelter des Bannberechtigten gepreßt werden durften, einen Brot- und Fleischzwang, einen Schmiedezwang. Nicht minder erhielten die Bünde ihre B., sofern es den Bewohnern einer Stadt nicht gestattet ward, auswärts Kunstartikel anfertigen zu lassen. Auch vieles andere, bis auf das Musikhalten, Schweineschneiden, Abdecken und Lumpensammeln, ward Gegenstand von B. Sie sind entstanden entweder aus dem gutsherrlichen Verhältnis (so besonders der Mälzwang) oder beruhen auf unrechtmäßigem Zwang, auf staatlicher Verleihung oder auch auf Einräumung seitens der

Verpflichteten. Juristisch hat man sie früher als deutschrechtliche Servituten aufgefaßt, in neuerer Zeit als besondere gewerbliche Verbietsrechte. Die völlige Auflösung dieses Verhältnisses ist in neuerer Zeit meist im Wege der Ablösung angebahnt worden. Schon 1789 wurde in Österreich der Mälzwang aufgehoben, Preußen beistiegte bis B. nach und nach durch die Edikte vom 28. Okt. 1810 und 7. Sept. 1811, ferner durch die Gewerbeordnung vom 17. Jan. 1845. Im Anschluß an die letztere hat die Deutsche Reichs-Gewerbeordnung in vom 1. Jan. 1873 ab teils für aufgehoben, teils nach näherer Bestimmung der Landesgesetze, für ablösbar erklärt. Künftig können sie nicht mehr erworben werden.

Baños, b. i. Bäder, heißen in Spanien sowie in den ehemaligen und den gegenwärtigen span. Kolonien eine Menge Ortschaften, von denen jedoch die meisten keine Mineralquellen oder Bäder haben. Am berühmtesten ist B. de Bejar, ein Dorf am Badoort mit 1640 E. in der span. Provinz Cáceres, 15 km südwestl. von Bejar, nahe der Nordgrenze von Estremadura und am Passe Puerto de Baños, über welchen eine Straße und die Eisenbahn von Salamanca nach Cáceres führt. Der Ort liegt überaus malerisch und anmutig im Thale von Ambros, am Eingange einer engen, felsigen und rauhgemauerten Schlucht, und hat altaltische Schwefelquellen von 42° C. Das Thal des Ambros, der in den Bagon fließt, ist mit Olivenhainen erfüllt, die Bergabhängig sind mit Weinreben, weiter hinauf mit Kastanienwaldung bedeckt. Der Ort kommt schon im Mittelalter unter dem Namen Balneoz vor.

Banquet und **Banquette**, s. Banlett.

Banäsag, s. Banät.

Bausen, Teil einer Scheune (s. d.).

Bantam, die westlichste Residentie der Niederländ. Insel Java mit 8303 qkm Flächeninhalt. Die Küste von B. ist im N. flach, voller Sandmoräste und sehr ungesund; im W., an der Sundstraße, sowie auch im S. hoch, häufig steil gegen das Meer abfallend und von Klippen umgeben. Das Land steigt von der Küste in zunehmender Mäße an; das Innere, namentlich der südlichen Hälfte, ist gebirgig. Höchste Punkte sind der Karang, 1900 m, und der Pulo Sari, 1275 m hoch beides unthätige Vulkanen. Haupterzeugnisse sind Reis, Indigo, Kaffee, Zucker und in viel geringerer Menge auch noch Thee, Zimt und Cocosnüsse. Die früher höchst bedeutende Kultur des Pfeffer ist so gut wie ganz zu Grunde gegangen. Ferner wird zu Tanara in nicht unbeträchtlicher Menge Siamgewonnen und die Wälder liefern viele vortreffliche Holzarten, wiewohl ihnen der Diati (Teakholz) fehlt. Es finden sich auch an verschiedenen Stellen die ephären Vogelnester. Die Bevölkerung von B. bestand 1879 aus 321 Europäern, 746974 Eingeborenen, 1609 Chinesen, 6 Arabern und 2 anderen asiatischen Fremdlingen. Die Eingeborenen, ein wohl gebauter, kräftiger, nicht unschöner Menschenstamm treiben Acker, namentlich Reissbau, Viehzucht, Fischfang, Küstenschiffahrt und beträchtlichen Handel, besonders mit Batavia. Auch das Brennen von Kalk, sowie die Bereitung von Zinn- und Mauersteinen und Dachziegeln beschäftigt viele. Die Eingeborenen gehören dem sog. Sundavolksstamme an, der sich von den eigentlichen Javanen in der Osthälfte der Insel durch Sprache und Sitten wesentlich unterscheidet. Sie sind unabhängig

gant als die letztern und dulden die Herrschaft der Holländer nur ungern; daher häufige Aufstände in die neueste Zeit. Hauptort und Sitz des Residenten ist Serang, in der Volksprache auch Seram genannt, an der schönen, sich von Anjer bis Banjwangi über die ganze Insel erstreckenden Küste gelegen. Andere nennenswerte Orte sind Anjer (s. d.) und Bantam, an der Bai von B., am Fuß des frühern Reichs B. und im 16. und 17. Jahrh. als Handelsplatz, besonders für den Pfeffer, berühmt, jetzt aber nur ein ganz unbedeutender, wenig bevölkerter, äußerst ungesunder Ort.

Das Reich B. entstand aus den Trümmern des ind., nach der Einführung des Islams im westl. J. 1480 zu Grunde gegangenen Hindureichs Majapahar. Es gelangte sehr bald zur Blüte und im 17. Jahrh. behaupten ihre Macht bis auf den süd- u. südwestl. Teil von Sumatra sowie auch auf die Inseln von Borneo aus. Mit B. schlossen sich die Portugiesen von Malacca aus 1522 durch Vertrag, später (1596) die Holländer unter J. J. van der Grinten und 1602 die Engländer unter Sir John Lancaster Handelsverträge. Beide letzteren richteten daselbst Handelsfaktoreien auf; die der Engländer bestand bis 1683, die der Holländer, 1600 gegründet, wurde 1610 durch ihren ersten Generalgouverneur, Pieter Voeth, nach Java, 70 km östlich von B., verlegt. Diese Niederlassung zu Jacatra erhielt 1619 den Namen Batavia. Die Sultane von B. kamen immer mehr unter den Einfluß der Niederländer, wurden von diesen abhängig und endlich deren Vasallen, bis 1813 das Reich B. zu bestehen aufhörte. Der letzte Sultan von B. starb 1843 als Pensionär in niederländ.-ind. Regierung zu Sourabaya.

Banteng (Bos Banteng), wilde Ochsenart auf der Sundab.-Inseln, s. unter Och.

Bantia, im Altertum Stadt in Apulien, jetzt Santa Maria di Vangi. Die Bantische Tafel (Tabula Bantina), das Stadtrecht von B., enthaltend, ist das bedeutendste Denkmal in östlicher Sprache. **Bantingker** wird, nach dem Engländer William Banting, eine gegen die Fettsucht gerichtete Kurmethode genannt, welche die mannigfachen Beschwerden, die mit der übermäßigen Fettbildung verbunden sind, dadurch zu beseitigen sucht, daß aus der Nahrung alle fetten, zucker- und stärkehaltigen Speisen möglichst verbannt werden. Bei der Bantingkur geniesst also der Patient vorzugsweise Fleisch, mit Zusatz von nur wenig Brot oder Zwieback, dazu etwas grünes Gemüse oder Kompott, vermischt mit Reis, Kartoffeln, Milch, Zucker, alle fetten Gerichte, ebenso Bier, Portwein und Champagner, während gewöhnlich Wein, namentlich Rotwein, gestattet ist. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die B. im allgemeinen auf richtige Grundsätze sich stützt, wie sie sich denn auch in vielen Fällen als wirksam erwiesen hat. Das Bantingker bildet sich nämlich nach Liebig's Untersuchungen vorzugsweise teils aus den Fetten der Nahrung, teils aus den stärkehaltigen und zuckerhaltigen Substanzen. Nichtsdestoweniger ist es niemandem, sein Heil in der B. suchen zu wollen, ohne sich zuvor über seinen Leibeszustand genau zu informieren, genommen zu haben. Namentlich bei schwachen und bejahrten Personen kann ein plötzliches Wechsel der Diät geradezu gefährlich werden. Bantingker ist eine übertriebene Anwendung der Diät, also die strengste Ausschließung von

allem Zucker-, Stärke- und Fetthaltigen aus der Nahrung, durchaus zu widerraten, da jene Substanzen, in mäßigen Mengen zugeführt, ebenso notwendige Nahrungsmittel für den Menschen sind wie die das Fleisch vorzugsweise zusammenlegenden Eiweißkörper. Wohl aber kann es jedem, der zur Fettlosigkeit einige Neigung hat, nur nützlich sein, wenn er sich in dem Genuß jener «Fettbildner» eine weise Beschränkung auferlegt. J. Vogel schlägt folgende Modifikation der B. vor: Als Frühstück Kaffee ohne Milch und Zucker mit wenig trockenem, geröstetem Brot oder Zwieback; als zweites Frühstück ein paar weiche Eier oder etwas kaltes Fleisch, auch roher, magerer Schinken mit etwas Thee oder leichtem Wein; als Mittagessen dünne Fleischbrühsuppe, mageres Fleisch gebraten oder gebacken, leichtes Gemüse oder Kompott, einige Kartoffeln und etwas Brot; nachmittags schwarzer Kaffee; abends Fleischbrühsuppe oder Thee mit kaltem Fleisch, magerem Schinken, weichen Eiern, Salat und etwas Brot. Der Erfinder der B. ist nicht Banting selbst, sondern dieser, ein Kaufmann in Kensington, hat sie nur auf den Rat seines Arztes, des Dr. William Harvey (gest. Januar 1877 in London), mit großem Erfolge an sich erprobt. Bestrebt, seinen Leiden-gefährten hilfreich zu sein, hat dann Banting die Kurmethode in einem offenen Briefe («Letter on corpulence, addressed to the public», Lond. 1864) näher beschrieben. Dieser Brief erlebte in kurzer Zeit mehrere Auflagen und machte den Namen Bantings und die B. schnell berühmt. Eine neue Kurmethode ist die B. übrigens keineswegs; denn da sie sich auf längst bewährte physiol. Prinzipien stützt, so ist ein ähnliches diätetisches Verfahren schon längst von vielen Ärzten befolgt worden. Vgl. Vogel, «Korpulenz. Ihre Ursachen, Verhütung und Heilung» (18. Aufl., Bp. 1881), worin sich zugleich eine Übersetzung des offenen Briefes Bantings findet.

Bantubölter, ein Gesamtname, unter welchem die neuere Ethnologie und Sprachwissenschaft alle diejenigen Völker zusammenfaßt, welche Südafrika von den Sigen der Hottentotten bis hinauf zum Äquator und über denselben bewohnen. Sie gehören sämtlich zur sog. Kasirrasse und bilden ethnologisch-linguistisch eine Einheit. Der Name Bantu selbst ist dem in allen hierher gehörigen Sprachen wiederkehrenden Ausdruck für «Volk» entnommen, der im Singular omu-utu, «Mensch», im Plural aba-utu, «Menschen, Volk», lautet. Sämtliche hierher gehörenden Sprachen hängen untereinander so innig zusammen, daß sie als Döchter einer jetzt nicht mehr existierenden, in ihnen aufgegangenen Sprache gelten müssen. Ihr wesentlichstes Merkmal ist die sog. Präfixbildung. Sie bilden die fertigen Sprachformen, welche wir durch Suffixe herstellen, stets durch Präfixe. Nach ihren Traditionen sind die B. von Nordosten nach Südafrika eingewandert. Man teilt die B. nach den von ihnen gesprochenen Sprachen in drei Abteilungen, nämlich eine östliche, eine westliche und eine mittlere. In die östl. Abteilung fallen die Kasirstämme, unter denen namentlich der Grobererstamm der Zulu in neuerer Zeit berühmt geworden ist, und alle jene Völker, welche längs der Küste und im Innern bis gegen Zanzibar sich hinziehen, wie die Suahili, Manika, Walamba u. a. Die mittlere Abteilung umfaßt die Betschuana (Basuto, Barolong, Bahlapi u. a.) mit andern kleinen Völkern, wie Amatonga, Mahlonga. In die westl. Abteilung fallen die Bewohner der Westküste Südafrikas von dem

Sigen der Hottentotten bis an den Meerbusen von Guinea, als die Herero, Bundavölker, die Bewohner von Benguela, Angola, Congo, Loango und eine Reihe kleinerer Stämme vom Gabun an, wie die Npongwe, Benga, Bafelu u. a. Auch die Bewohner von Fernando Po sind ihrer Sprache nach hierher zu rechnen. Vgl. Müller, »Allgemeine Ethnographie« (Wien 1873). Über die Bantusprache vgl. Bleek, »Comparative grammar of South-African languages« (Lond. u. Kapst. 1862); Müller, »Grundriss der Sprachwissenschaft« (Bd. 1, Abteil. 2, Wien 1877).

Banu (Plural Bani), rumän. Münze, wovon 100 auf 1 Leu (= Franc) gehen, also dem franz. Centime (0,5 Pf.) entsprechend; es gibt Bronzemonzen zu 10, 5 und 2 Bani und 1 Banu.

Banus (Titel), f. Ban.

Banus Banf, f. Bantban.

Banville (Théodore Jaullain de), franz. Dichter, geb. zu Moulins 14. März 1823, machte sich zuerst durch die Gedichtsammlungen »Les Cariaïdes« (1842) und »Les Stalactites« (1846) bekannt, denen er 1857 die parodierenden »Odes funambulesques« unter dem Pseudonym Bracquemond folgen ließ, welche letztern namentlich viel Beifall fanden. Ferner gab er heraus »Trente-six ballades joyeuses« (1878) und versuchte sich auch als dramatischer Dichter; aber seine kleinen Lustspiele: »Le beau Léandre« (1856), »Diane au bois« (1863), »Les Fourberies de Nérine« (1864), »La Pomme« (1865), »Gringoire« (1866) u. f. m., machten wenig Glück. Als Mitarbeiter an vielen Journalen, Revuen und Sammelwerken entwickelte er mit glänzendem Erfolge sein Talent für prosaische Darstellung; seine humoristischen und fein ausgeführten kleinen Romane und Novellen: »Les pauvres saltimbanques« (1853), »La vie d'une comédienne« (1856), »Esquisses parisiennes« (1859), »Camées parisiens« (1866), »Contes pour les femmes« u. f. m., seine dramatischen Feuilletons im »Pouvoir« (1850–52), im »Boulevard« (1860–61), im »National« (seit 1872), seine fast in allen gleichzeitigen Journalen zerstreuten Litteratur- und Kunstkritiken zeugen von poetischem Gemüth und Einbildungskraft. B. gehört gegenwärtig zu den originellsten Schriftstellern in der Gruppe der »Phantastiken«, wie sie sich im Unterschied und Gegensatz von den »Realisten« nennen, und die vor allem auf Schönheit und Glanz der Form hinarbeiten. Neuerdings hat B. ein »Petit traité de versification française« (1881) herausgegeben, worin er dem Reim warm das Wort redet.

Banyuls-les-Bains, Dorf mit etwa 500 E., 21 km nordwestlich von Banyuls-sur-Mer, mit röm. Ruinen und alten Befestigungen.

Banyuls-sur-Mer, kleine Seestadt im franz. Depart. Pyrénées, Arrondissement Céret, 6 km nordwestlich vom Cap Cerbère, welches Frankreich von Spanien scheidet, an der franz. Südbahn, zählt (1876) 2277 (Gemeinde 3609) E., welche Honig, Orangen und Kork ausführen und Schifffahrt treiben. Die hiesigen Seebäder sind sehr besucht, außerdem wachsen hier die besten Roussillonweine, Grenache und Mancio. Die von hier nach Figueras in Spanien führende Straße führt über den Col de Banyuls (362 m) durch die Albèresberge.

Banz, Schloß nebst Herrschaft im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, im Bezirk und 4 km südwestlich von Richtenfels, in einer freundlichen, noch durch Anlagen verschönerten Gegend am Main gelegen, war ursprünglich eine Benediktinerabtei, die

um 1068 von Alberada, Gemahlin Alberts von Babenberg, gestiftet wurde, sich aber erst seit dem 12. Jahrh., unter fortwährenden Reibungen und Streitigkeiten mit ihren Schutzbogen und Lehnsherren (Bamberger Hochstift), allmählich hob und im 14. Jahrh. unter Abt Konrad III. von Rebow zur Blüte gelangte. Im Bauernkriege wurden 1525 die Konventualen vertrieben und die Gebäude zerstört. Erst dem 1529 gewählten Abte Alexander von Rothenhan gelang es, wieder Konventualen zu sammeln und das Stift zu reorganisieren. Darin wurde die Bibliothek und eine gelehrte Schule begründet, die sehr bald in Aufnahme kam. Nach seinem Tode erfolgte wieder eine gänzliche Auflösung, indem die Mehrzahl der Konventualen bei der Reformation zuwanderte, bis der Abt Joh. Bernhard 1575 gleichsam der zweite Stifter der Abtei wurde, die nun unter ihm sowie unter seinem Nachfolger Thomas Bach wieder in glänzende Verhältnisse kam. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte alles von neuem. Von den spätern Äbten ist insbesondere Gregor Stumm zu nennen, der die Bibliothek wiederherstellte und ein Münz-, Kunst- und Naturalienkabinett begründete. Der letzte Abt war Julius Dennerlein; unter ihm wurde 1802 das Stift aufgehoben. Die Bibliothek kam nach Bamberg, das Münzkabinett nach München; das Naturalienkabinett, das besonders reich an Petrefakten aus der Umgegend ist, verblieb zu B. Die Abtei, welche für das schönste der fränk. Schlösser gilt, lagte wohl den zunächstgelegenen Gütern der Herzogin Wilhelmine von Bayern, der die Besitzung zu seiner Sommerresidenz wählte und 1837 auf seinen Tod, der Herzog Maximilian, vererbte. In der schönen Kirche zu B. ist das Denkmal des Markgrafen Friedrich. In andern Ufern des Mains liegt der Wallfahrtsort der zehnheiligen (s. d.). Vgl. Sprenger, »Diplomatische Geschichte der Benediktinerabtei B.« (Münch. 1868), »Österreich, »Geschichte der Herrschaft B.« (Bam. 1833); Theodor, »Geschichte und Beschreibung des Schlosses B.« (2. Aufl., Münch. 1857).

Babab, f. Affenbrotbaum.

Bapaume, Stadt, ehemals Festung, im Arrondissement Arras des franz. Depart. Pas-de-Calais, liegt in einer weiten Ebene, ist durch eine Eisenbahn nach Ailette le Grand mit der Nordbahn verbunden und zählt (1876) 3190 (Gemeinde 3274) E. die Textilindustrie sowie Fabrikation von Glasperse betreiben. Hier fand 2. und 3. Jan. 1871 eine Schlacht statt zwischen der franz. Nordarmee unter Faidherbe und Teilen der preuss. Armee unter Goeben. Am 2. Jan. stieß die 1. Division im Vormarsch begriffenen Nordarmee bei Cassel auf die 30. preuss. Brigade (Strubberg) und war nach längerem Gefechte zurückgewiesen. Am 3. Jan. griff Faidherbe bei B. mit dem 22. und 23. Armekorps den General von Goeben an, der mit der 1. Division (Kummer), der 3. Kavalleriedivision (Goeben) und einem kombinierten Detachement aus Prinz Albrecht (Sohn) sich in neunständiger Schlacht behauptete und den Feind unter großen Verlusten zum Rückzuge nach Arras und Douai zwang. General von Goeben verfügte im ganzen nur mit 15000 Mann und 34 Geschützen, der Gegner war mehr als doppelt so stark; die heftigsten Kämpfe fanden um die Orte Biefvillers und Favreuil statt. Der erneute Versuch Faidherbes, Paris zu erreichen wurde dadurch vereitelt, auch kapitulirte bei der Schlacht 9. Jan. die franz. Festung Péronne.

Baphia Afoel, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, die nur wenige im tropischen Afrika und in Madagaskar einheimische Arten umfaßt. Es sind Bäume oder Sträucher mit eichen oder gelben, weiß in endständige Trauben stehenden Blüten. Die wichtigste Art ist die vorzugswürdigste in Sierra Leone vorkommende *B. nitida* Adl.; sie liefert ein rotes Farbholz, das unter dem Namen Cambalholz, Camwood, Barood bekannt ist und sowohl in der Färberei als auch in der Kunstfärberei Verwendung findet.

Baphomet oder **Bassometti**, auch **Figura Baphometi**, ist der, wie es scheint, labballistische Name eines bis jetzt noch nicht sicher erklärten Symbols der Tempelherren (s. d.), welches man schon relativ sehr früher Zeit, aber augenscheinlich ohne stiftigen Grund, für eine Entstellung des Namens labomed gehalten hat, weil man die Mitglieder des Ordens einer Hinnegung zum Islam beschuldigte. Da es lautlich unrichtig ist, daß Mahomed d. h. umgekehrt ist, und da es historisch ganz unrichtig ist, daß die Tempelherren das Bild eines Propheten jemals zum Gegenstande religiöser Verehrung gemacht haben, so muß von einer Verbindung beider Namen völlig abgesehen werden. Nach Jos. von Sammers Ansicht (in dessen Aufsatz „Mysterium Baphometi revelatum“ in den „Fundgruben des Orients“, Bd. 6.) waren die in mehreren Antiquitäten-Sammlungen sich vorfindenden Symbole dieser Art von Stein, mannweiblich mit zwei Köpfen oder zwei Gesichtern, übrigens von weiblicher Bildung, größtentheils mit Schlangen, Sonne und Mond und andern Attributen und mit hebr. Inschriften umgeben; nach der Aussage der Ordensriten waren es metallene Körper oder von Schlangen umwundene weibliche Silber mit drei männlichen Gesichtern und Sternemblemern. Der Name B. soll demnach soviel als Feuertaufer oder göttliche Taufe (von *bach*, Taufe, und *phrie*, heiligh) bedeuten. Andere glauben, man habe eine seitlich gefornete Hostienkapel, welche die Tempel gestift hätten, für den B. ausgegeben. Was die Erklärung des Wortes anlangt, so ist die von Reisch (in der „Zeitschrift für histor. Theologie“, 1866) aufgestellte Vermutung die wahrscheinlichste, daß das Wort das Produkt einer zum Verbergen seines Sinnes unternommenen willkürlichen Buchstabenversetzung, d. h. daß der Ausdruck eigentlich gar kein wirkliches Wort der Sprache, sondern ein durch das labballistische Verfahren künstlich gebildetes labballistisches Kunstwort sei und daß die Konsonantengruppe *bphmet*, wenn man sie liest, *emph* bis durch *hebr. mapsoah* des jehova erklären seien, da *b* Abkürzung für *böt* und *j* Abkürzung für *jehova* sei. Die Vokale *a*, *o*, *e* entsprechen den Vokalen von *jehova* nur in umgekehrter Ordnung, so daß der Sinn des Wortes wäre: Schlüssel des Hauses *jehova*s.

Baptisia, eine von Ventenat benannte Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler, deren Arten in Nordamerika wachsen. Es sind perennierende Stauden mit dreizähligen, selten zwischen Blättern, einzelnen, in den Blattwinkeln stehenden oder in endständige Trauben gestellten Blüten und aufgeblasenen, lufthaltigen, mehrsamigen Hülsen. Eine Art, *B. australis* Rob. Br., von Ventenat zu *Podalyria* gerechnet, mit lahlen, stollen Stengeln, dreizähligen Blättern und langen Trauben großer, blauer Blumen, ist eine be-

liebte Pflanzengattung der Gärten, die gleich andern, ebenfalls im Freien aushaltenden Arten durch Zerteilung der Wurzelstöcke vermehrt werden kann. In den Blättern und Stengeln der in Nordamerika häufigen *B. tinctoria* Rob. Br. findet sich ein blauer Farbstoff, aus dem eine Art Indigo bereitet wird. **Baptisma** (grch.), Taufe; baptisieren, taufen.

Baptisten, d. h. Täufer (vom grch. *baptizav*, taufen), nennt sich eine vielverzweigte christl. Sekte, welche die in den großen christl. Kirchengemeinschaften übliche Taufe als ungültig verwirft und, im Gegensatz zu jenen, allein die wahre christgemäße Taufe zu haben behauptet. Mit den deutschen Wiedertäufern (s. d.) der Reformationszeit stehen sie ebenso wenig wie mit den Mennoniten oder Taufgesinnten (s. d.) in Zusammenhang, obwohl sich eine innere Verwandtschaft mit den erstern nicht verkennen läßt und namentlich in der neuesten Entwicklung des Baptismus immer unverkennbarer zu Tage tritt.

Eine allgemeine Charakteristik des Baptismus ist bei dem unaufhörlichen Zustanden immer neuer Gestalten desselben schwierig, ja fast unmöglich. Die Verwerfung der Kindertaufe, als nicht begründet in Heiliger Schrift, ist nichts den B. Eigentümliches. Die Forderung, die Taufe nicht durch Besprengung, sondern durch Untertauchen in fließendes Wasser zu vollziehen, war wenigstens nicht von vornherein allen baptistischen Parteien gemeinsam und wird noch jetzt von einem Teile der amerikanischen B. nicht anerkannt. Die Wohnhaftigkeit, welche die zu der Sekte übertreten, noch einmal zu taufen, scheint dagegen bei allen B. (im Unterschiede von den Mennoniten) sich vorzufinden, daher sie nach kirchlicher Anschauung allerdings wirkliche Wiedertäufer sind, obwohl sie ebenso wie die Wiedertäufer der Reformationszeit diesen Namen von sich ablehnen und alle, die nicht nach ihrem Ritus getauft sind, überhaupt als Ungetaufte betrachten. Zur leichtern Übersicht kann man den ältern und den neuern Baptismus unterscheiden. Der erstere hat seinen Ursprung in England genommen und behauptet, in ununterbrochener Tradition die von der alten brit. Kirche und nachmals bis auf Willisse im geheimen fortgepflanzten Grundsätze der apostolischen Zeit bewahrt zu haben. Geschichtlich nachweisbar sind jedoch die Anfänge des engl. Baptismus erst seit 1618. Derselbe ist als eine vorgeschrittene Reformpartei aus den engl. Puritanern und Independents hervorgegangen. Er teilt mit den übrigen Denominationen des engl. Protestantismus das vorherrschend reformierte Gepräge und bildet nur das der engl. Orthodoxie überhaupt eigentümliche starre Festhalten des Bibelbuchstabens, namentlich auch die Vermischung der Unterschiede zwischen Altem und Neuem Testament, bis zum Extrem aus. Einzelne aus dem Zusammenhange gerissene, meist mißverstandene Bibelstellen werden in einseitiger Weise in den Vordergrund des religiösen Bewusstseins geschoben und zu immer neuen Sektegestalten benutzt.

Im Zusammenhange damit steht die Geringschätzung der theol. Wissenschaft und der neuerdings immer entschiedener hervortretende pietistische Widerwille gegen jede feste äußere Glaubensnorm als eine Beeinträchtigung des allgemeinen Priestertums und der freien Schriftforschung aller Gläubigen. Infolge dieses, allen Formen des Baptismus

gemeinsamen religiösen Subjektivismus, der am Bibelbuchstaben nur eine scheinbare Schranke seiner Willkür findet, ist Lehre und Sitte der B. fortwährend im Flusse begriffen, und namentlich in dem an religiösen Absonderlichkeiten überreichen Amerika kommen fast jedes Jahr neue baptistische Sektengestalten zum Vorschein. Die erste baptistische Gemeinde in England wurde 1633 gegründet. Schon sechs Jahre später verpflanzte Roger Williams den Baptismus nach Amerika und stiftete dort den kleinen Staat Rhode-Island, der von Haus aus baptistisch gestaltet wurde. In England nach vorübergehender Duldung durch Cromwell als eifrige Revolutionäre verfolgt, wurden sie erst unter Wilhelm III. zugleich mit den übrigen Dissenters in die Toleranzakte von 1689 mit einbezogen. Sie genießen seitdem gleiche Rechte mit den Kongregationalisten und Presbyterianern. Nach offiziellen Angaben besaßen 1872 die englischen B. 2612 Kirchen und 243 395 Mitglieder. In Amerika blieben sie lange Zeit hindurch fast nur auf Rhode-Island beschränkt und zählten noch 1707 erst 17 Gemeinden. Seit dem Unabhängigkeitskriege, an dem sie mit besonderm Eifer sich beteiligten, erfolgten massenhafte Übertritte zu ihrer Gemeinschaft, so daß sie jetzt nächst den Methodisten die zahlreichste prot. Denomination in Nordamerika bilden.

Die innere Entwicklung des Baptismus spiegelt die verschiedenen in der episcopalen und presbyterianischen Kirche Englands hervorgetretenen Richtungen in der Form von ebenso viel selbständigen baptistischen Sekten ab. Die beiden Hauptparteien, welche bis in die Ursprünge des engl. Baptismus hinaufreichen, sind die Particular-Baptists und die General-Baptists (Universal-Baptists oder Free-Will-Baptists, auch arminianische B. genannt), von denen die erstern an der calvin. Prädestinationslehre festhalten, die letztern dieselbe ebenso wie die Arminianer (s. d.) verwerfen. Erstere sind bei weitem die zahlreichern. In England bilden sie 12—1300, in Amerika an 8000 Gemeinden, während die Free-Will-Baptists in England nur 120, in Amerika gegen 1100 Gemeinden zählen sollen. Unter den Free-Will-Baptists haben ebenso wie unter den Arminianern liberale theol. Meinungen Eingang gefunden, und die Unitarier (s. d.) pflegen dieselben den Anhängern ihrer Grundsätze zuzuzählen; auch die Abneigung gegen die wissenschaftliche Theologie ist bei den Universalbaptisten längst überwunden. Dafür trennte sich aber 1770 der orthodoxere Teil und bildete als General-Baptists-New-Connexion eine selbständige Kirchengemeinschaft mit einem eigenen, 1798 gegründeten theol. Seminar (Evangelical academy), jetzt zu Longborough. Auch die Particularbaptisten haben jetzt viel von der alten Schroffheit ausgegeben und besitzen blühende theol. Schulen und einige namhafte Gelehrte. Früher verwarfen diese B. jede Beteiligung an Staatsämtern und Kriegsdiensten, doch sind sie längst davon zurückgekommen; auch in ihren gottesdienstlichen Einrichtungen unterscheiden sie sich seit der Einführung des Kirchengesangs in nichts von den Presbyterianern. Dafür haben aber nach und nach eine ganze Menge kleiner Parteien sich ausgeschieden, in welchen die ganze Schroffheit des altbaptistischen Buchstabenwesens zum Ausdruck kommt. Dahin gehören die Sabbatarier oder Seventh-Day-Baptists, 1731 von Franz Banpsfield gestiftet, welche statt des

Sonntags den Sonnabend feiern, und die 1708 in Deutschland (Schwarzenau) gestifteten, seit 1719 nach Pennsylvanien übersehbenden Lunter, welche nur das Untertauchen der Täuflinge in einen Fluß oder Teich für schriftgemäß halten und daher selbst die an Erwachsenen vollzogene Taufe, wenn sie nur durch Besprengung erfolgte, wiederholen. Namentlich die letztere Partei, welche in Nordamerika über 50 Gemeinden zählt und sich für Ausbreitung ihrer Grundsätze sehr eifrig zeigt, hat die geistesbeschränkte Bibliolatrie, verbunden mit pietistischer Weltanschauung, äußerst getrieben. Dem Bibelbuchstaben gehorham, ziehen sie in apostolischer Tracht, in groben Röcken ohne Knöpfe, umher und fordern von den «Vollkommenen» die Enthaltung von allen «weltförmigen» Genüssen oder Beschäftigungen. Außer der Taufe und dem Abendmahl, das sie nachts als Abschluß ihrer Liebesmahle feiern, betrachten sie die Fußwaschung, die letzte Ölung und den Bräutigam als Sakramente. Die Anhänger des Luntertums rekrutieren sich fast nur aus den ungebildeten Klassen. Den Lunters nahe verwandt sind die Weinbrennerianer (nach ihrem Stifter Weinbrenner genannt) oder Church of God und die Peggelianer (von Konrad Peggel, einem Deutschen, 1794 gestiftet), welche ebenfalls den Sabbat feiern, von den «Vollkommenen» die Ehelosigkeit fordern und zu Neu-Ephrata am Flusse Cocalbio ein großes Weibertäuferkloster errichtet haben. Ferner sind zu nennen die Hard-Schell-Baptists oder Anti-Mission-Baptists, eine Fraktion der Particularbaptisten, welche alle kirchlichen Verweise, Ristionen, Traktatgesellschaften u. s. w. verwerfen, weil sie dem göttlichen Ratsspruch mit menschlichem Borne vorgreifen heiße; die Seed-Baptists (Samenbaptisten) oder Snake-Baptists (Schlangenbaptisten), welche die Nichtprädestinirten für Nachkommen des Teufels und der Goa halten, und die von einem Müller knecht Albrecht 1803 gestifteten Junipers (Springer), eine Mischung von B. und Methodisten, welche ihren Namen von den häufigen Zudungen der methodistischen Wiedergeburt haben und sich ihrer vollkommenen Sündlosigkeit rühmen. Wiederrum benutzen andere Parteien den Bibelbuchstaben, um sich das Joch der reformierten Orthodoxie möglichst zu erleichtern. So die Reformed-Baptists oder «Jünger Christi» (Disciples), nach ihrem Stifter auch Campbelliten genannt, welche nicht als Glaubensvorschrift anerkennen, wofür sich nicht ein ausdrückliches «So spricht der Herr» anführen läßt, und statt jedes Bekenntnisses nur die Taufe fordern zur Sündenvergebung und Wiedergeburt. Ferner die sehr zahlreichen, aus B. und Presbyterianern hervorgegangenen «Christen» (Christian Connexion), welche die Lehren von der Dreieinigkeit, Hölle und Teufel, die Pest- und Sonntage als schriftwidrig verwerfen, weder in der Taufe noch in der Ehe eine göttliche Anordnung sehen und alle Gemeindegemeinschaften das Predigen gestatten. Endlich die Sir-Principles-Baptists, welche ihr Glaubensbekenntnis in den Hebräer 6, 1. 2 ausgesprochen sechs Punkten ausgesprochen finden.

Die Gesamtzahl der amerikanischen B. betrug 1. Juni 1870 rund 4 Mill.; doch sind in diese Zahl wohl alle mit eingerechnet, die sich, auch ohne formliche Gemeindegemeinschaften zu sein, zu den baptistischen Gottesdiensten halten. Wirkliche Gemeindegemeinschaften waren 1872 nach dem «National Baptist» eine 1 1/2 Mill. Die Zahl der «Associations» betrug um

ieselbe Zeit 1890, die der Kirchen 18397, die der ordinierten Geistlichen 12018. Die Kirchenverfassung ist bei allen die congregationalistische oder independentische, nach welcher jede Einzelgemeinde vollkommen souverän ist und nur zu freien Beratungen mit den andern, dem Bunde angehörigen Gemeinden zeitweilig die Bundesversammlungen besucht. Als Gegengewicht gegen die allem Independentismus eigene Richtung auf fortwährende Scherensplittierung wurde schon 1818 in England die Baptisten-Union gegründet, um alle Partikular- und Universalbaptisten, welche sich zu den gewöhnlich so bezeichneten evang. Glaubensartikeln bekennen, in gegenseitigen brüderlichen Verlehr und in gemeinsamer Arbeit an der «Förderung des Reichs Gottes» zu vereinigen. Eine ähnliche, nur noch umfassenbere Tendenz hat die hauptsächlich unter baptistischer Anregung entstandene Evangelical-Alliance, welche auf Grund von neun Artikeln die «Kinder Gottes» aller evang. Denominationen umfassen will und sich neuerdings auch über Deutschland, Frankreich, Italien, die Schweiz und die Niederlande ausgedehnt hat. Mit Ausnahme der kleinen, bereits erwähnten Fraktion haben die engl. und amerikanischen B. für Unterdrückung des Sklavenhandels, äußere und innere Mission, Bibelverbreitung u. s. w. von jeher einen besonders regen Eifer an den Tag gelegt, und selbst unter den Genossen einer und derselben Denomination bilden diese christl. Liebeswerke das vornehmste Bindemittel. In dem Maße, als in allen diesen Kreisen auf die persönliche Gläubigkeit oder auf die «Kindschaft bei Gott» Gewicht gelegt wird, hat sich die kirchliche Ungherzigkeit des ältern Baptismus gemildert, und namentlich unter dem Einflusse Robert Hall's, eines der angesehensten Partikularbaptisten, hat neuerdings die Abendmahlsgemeinschaft mit gläubigen Gliedern anderer Kirchengemeinschaften (open communion) bei einem großen Theile der B. Eingang gefunden. Freilich ist diese offene Kommunion einer der Hauptstreitpunkte zwischen dem ältern anglo-amerik. Baptismus und den namentlich von Deutschland ausgegangenen Renikanten, welche auf der geschlossenen Abendmahlstafel (strict oder close communion) bestehen, damit nicht die durch die baptistische Taufpraxis ausgeschlossenen Weltkinder durch das Abendmahl in die Gemeinde der Heiligen hineinkommen.

Diese renikantische Richtung ist überhaupt sehr vorwiegend von dem ältern Baptismus zu unterscheiden. Sie ist ein Kind der jüngsten Vergangenheit und hauptsächlich aus der kirchlichen Reaktionsstimmung der fünfziger Jahre hervorgegangen. Ihre Heimath ist Deutschland, und zwar fast mehr noch das lutherische als das reformierte, namentlich aber die schon längst pietistisch erregten Gegenden Westfalens, des Wupperthals und einzelne Striche von Hannover, Hessen, Nassau, Schleswig und Ostpreußen. Die erste Baptistenkirche in Deutschland wurde 1884 vom Kaufmann Onden in Hamburg gegründet, der sich mit einigen ihm verbundenen «Bibellehrern» von der Verwerflichkeit der Kindertaufe überzeugt hatte und von einem zufällig nach Hamburg gekommenen amerikanischen B. die «Lehre» erhielt. Aber erst seit dem J. 1851 begann der Baptismus sich weiter zu verbreiten. Allmählich trennten sich von dem pietistischen Konventikel, wie der 1850 zu Elberfeld gegründete Brädersverein, wieder immer aufs neue baptistische Gemeindeflecken aus, welche durch ihre unermüßlich thätigen

«Missionare» neue Anhänger um sich scharten. Einzelne Geistliche der Landeskirche traten zu ihnen über. Vornehmlich fanden sie jedoch Anhang unter den niedern Volksklassen. Die meisten deutschen Baptistenmissionare sind Handwerker, welche kraft des allgemeinen Priestertums predigen, taufen und das Abendmahl reichen und durch Bibel- und Traktatverteilung, Jünglingsvereine, Sonntagschulen und erbauliches Bibellefen unter dem religiös erregbaren Theile ihrer Standesgenossen zahlreiche Anhänger werben. Der Grundzug dieses deutschen Baptismus ist der Gegensatz gegen die «Erbkirche» oder «Allerweltskirche», in welcher Wiedergeborene und Unwiedergeborene unterschiedslos durcheinandergewürfelt sind, gegen die polizeilich privilegierte Staatskirche, welche von ihnen als Babel bezeichnet wird. Dafür wollen sie die sichtbare Gemeinde der Heiligen bilden, in welche nur Gläubige oder «Kinder Gottes» aufgenommen werden. Aus diesem Grunde vornehmlich verwerfen sie die Kindertaufe und taufen keinen, von dessen persönlicher Gläubigkeit sie sich nicht durch sorgfältige Prüfung überzeugt haben. Obwohl sie nicht leugnen, daß auch außerhalb ihres Bundes Gläubige anzutreffen seien, so betrachten sie doch sich selbst als das auserwählte Volk Gottes, als die auch leiblich sichtbare Gottesgemeinde. Für eine ihrer Hauptaufgaben halten sie es daher, die Landeskirchen von allen gläubigen Gliedern nach und nach zu entleeren, damit jene dann völlig als Werk des Teufels offenbar werden. Schon ihr offizieller Name Gemeinde der getauften Christen und die Unterscheidung zwischen «Christen» und «Welt» oder gar zwischen Christen und Gottlosen, womit sie ihren Gegensatz zur Staatskirche andeuten wollen, beweist, daß der Mittelpunkt dieses Neubaptismus nicht die Taufe, sondern der pietistisch-independentistische Kirchenbegriff ist.

In den Reaktionsjahren schritt namentlich in lutherischen Ländern die von der den B. gegenüber geistig wehrlosen protestantischen Orthodorie angehauchte Staatsgewalt mit Verfolgungsmahregeln gegen sie ein. In Mecklenburg wurden sie mit Geldstrafen belegt, ins Gefängnis geworfen und mit Gensdarmen über die Grenze gebracht, in Schaumburg-Lippe die Teilnahme an baptistischen Versammlungen mit einem bis zwei Monaten, geistliche Amtshandlungen mit sechs Monaten Kerker bestraft. Ähnliches geschah in Preußen, Kurhessen und Nassau. Während von allen Seiten Nachrichten einliefen von nächtlichen Hustaufen bei Mondenschein, von Baienpredigten und Abendmahlseiern, bei welchen die Teilnehmer sich gegenseitig das Sakrament reichten, ließen die Behörden die baptistischen Versammlungen schließen und auseinanderjagen, baptistischen Ältern ihre Kinder gewaltsam entreißen und zum Taufbecken tragen. Seit 1864 nahm sich die Evangelische Allianz der Geküßten an und erwirkte von König Friedrich Wilhelm IV. die Zusage milderer Behandlung. Wirkliche Duldung wurde ihnen aber in Preußen erst seit der Regentschaft (1858) zuteil, und seitdem schlug man auch anderwärts ein milderes Verfahren ein. Trotz aller Verfolgungen durch die Staatsgewalt hatte indes der Anhang der Täufererei immer mehr zugenommen. Die Anzahl der B. wurde 1864 auf ungefähr 5000 angegeben, sechs Jahre später schon auf nahe an 8000. Im J. 1862 zählten sie 47 Gemeinden in Deutschland; im ganzen etwa 760 «Stationen» auf dem europ. Kontinent.

In Deutschland sind, außer in Westfalen und dem Wuppertal, Hamburg, Schleswig, Berlin, Memel, Lissit, Silbesheim, Simbel, Marburg die wichtigsten Missionsplätze. Hauptmittelpunkt ist noch immer die hamburger Gemeinde. In Hamburg versammelt sich auch alle drei Jahre die Bundeskonferenz der deutschen Vereinigung. Sie zerfällt wieder in vier kleinere Kreise, die preuß. Vereinigung, die nordwestliche, mitteldeutsche und süddeutsche. Die von dem Prediger Lehmann (gest. 1882) begründete berliner Gemeinde trägt mehr den ältern anglo-amerik. Charakter. In Westfalen und dem Wuppertale hat der Baptismus dagegen besonders durch Köbner in Elberfeld, Kaufdenbusch und Ringsdorf ein ziemlich ausgeprägtes schwärmerisches Gepräge erhalten. Mit der süddeutschen Vereinigung stehen die schweizerischen B. in Verbindung, deren Mittelpunkt, wie zu Zwingli's Zeiten, Zürich ist. Dagegen wird die Mission in Dänemark und Schweden von Hamburg aus geleitet. In Schweden rekrutiert sich der Baptismus besonders aus den schon seit 1850 aus der Landeskirche massenhaft ausgetretenen Räsaren (s. d.). Daß die baptistische Propaganda in Deutschland und Scandinavien fortwährend an Boden gewinnt, zeigen namentlich ihre Fortschritte im Königreich Preußen; hier zählte man 1861 erst 5452 Anhänger der Sekte; 1875 betrug ihre Zahl über 12000 in 47 Gemeinden. Davon kommen fast 6000 auf die Provinz Preußen, 2000 auf Brandenburg, die übrigen auf Pommern, Schlesien und die Rheinprovinz. Mit dem engl. und amerik. Baptismus steht der deutsche, trotz der ursprünglich verschiedenen Grundstimmung, in engem Verkehr, und namentlich jenseit des Ozeans hat letzterer den Charakter einer schwärmerisch-reformatorischen Richtung innerhalb der ältern baptistischen Gemeinschaften angenommen, denen er den Vorwurf macht, daß sie den Bund mit Gott vielfach nicht innegehalten und die Weltlichkeit wiedergeführt hätten in die Gemeinde der Heiligen. Ungeleht scheint aber auch der engl. und amerik. Einfluß hier und da auf die deutschen B. ermäßigend einzuwirken. Mit den Mennoniten, welche „alle besprengen“, wollen die B., und zumal die deutschen, nichts zu schaffen haben: sie gehören ihnen gar nicht zu dem getauften Gottesvolk, sondern haben es ebenso wie die Lutheraner und Reformierten nur zu einer „babelhaften“ Allermweltskirche gebracht.

Aus der Litteratur über die B. sind hervorzuheben: Chosby, „History of the English Baptists“ (4 Bde., Lond. 1738—40); Badus, „The history of the English-American Baptists“ (2 Bde., Boston 1777); Triney, „History of the English Baptists“ (Lond. 1811); Cor u. Goby, „The Baptists in America“ (Newport 1836); Cramp, „Geschichte des Baptismus“ (deutsch von Valmer-Rind, Hamb. 1873).

Baptisterium oder **Taufhaus** heißt seit dem 4. Jahrh. ein Gebäude, in welchem der Taufakt vollzogen wurde. Vor der Zeit Konstantins gab es keine eigenen Taufhäuser: man taufte in Flüssen, Bächen und Quellen. Die Baptisterien waren ursprünglich getrennt von den Kirchen, doch mit diesen meist durch einen bedeckten Gang verbunden. Anfänglich fanden sie sich, da nur die Bischöfe taufen durften, nur bei den Kathedralen. Gewöhnlich war ihre Grundform rund oder achteckig, wie auch die namentlich in Italien noch erhaltenen Bauwerke dieser Art (zu Parma, Pisa, Ravenna, Florenz u. s. w.) beweisen. In der Mitte der regelmäßig Johannes dem Täufer ge-

widmeten Taufhäuser befand sich das Wasserfaß, an dessen Stelle seit dem 9. Jahrh. der Taufstein trat. Die Baptisterien waren sehr umfänglich, weil wegen der seltenen Laufzeiten (anfangs nur zu Ostern und Pfingsten) eine Menge Täuflinge zusammenkamen. Im 18. Jahrh. erhielten alle Kirchen das Taufrecht. Seitdem wurde der Taufort in den Eingang der Kirche und endlich in die Kirche selbst verlegt. [sonst.]

Bar. (auch Bart. und Bt.), Abkürzung für **Bar** (syrr. und halb.), der Sohn, entsprechend dem hebr. Ben.

Bar bezeichnet zunächst das Metallgeld (bares Geld, Bargeld), dann herkömmlich auch die Erfüllung einer Zahlungsverbindlichkeit sofort bei Übernahme des Kaufgegenstandes, bei Warenbeziehungen von auswärts die Zahlungsleistung alsbald nach Empfang der Rechnung, und zwar eigentlich und ursprünglich durch Gewährung von Kasse. An die Stelle der letztern kann aber auch Bargeld treten, und selbst wenn die Abmachung in Wechselfn oder Anweisungen erfolgt, deren Lagerwert die Forderung tilgt, wird gemeinhin die Verbindung barer Zahlung als erfüllt betrachtet. Gleichbedeutend mit „bar“ im zweiten Sinne ist „Zug um Zug“, sowie „per Cassa“, denn auch „contant“, welche letztere Bezeichnung aber allmählich an vielen Orten eine modifizierte Bedeutung angenommen hat. Der Kauf gegen bar (gegen sofortige Zahlung) oder Barverkauf wird auch Contantkauf genannt. [eine Art Selb.]

Bar hieß in der Dichtkunst der Meisterlänger.

Bar (in der Gerichtssprache) s. Barre.

Bar, Stadt im Kreise Mohilew des russ. Generalgouvernements Bobolien, am Row, einem Nebenfluß des Bug, zählt 7789 E., worunter über 4000 Juden, hat eine kath. und drei griech. Kirchen, eine Synagoge, ein jüd. Bethaus, vier Leberfabriken, zwei Eisengießereien und hält elf Jahrmärkte ab. Die Stadt hieß ursprünglich Row und wurde 1452 von den Tataren zerstört, im 16. Jahrh. aber mit einem Schlosse von Sigismund I. von Polen, Ehren seiner zu Bari in Apulien geborenen Gemahlin Bona Sforza (gest. 1568), neu aufgebaut und B. benannt. Die Kosaken eroberten den Ort 1648 und 1651, die Türken 1672, doch erhielt im Polen 1699 jurisd. Besonders bekannt ist B. geworden durch die sog. Barer Konföderation, eine Verbindung, die hier ein Teil des poln. Adels einging, um die Vorrechte des Adels zu behaupten sowie dem russ. Einflusse, in welchem der König Stanislaus August befangen war, und der des Dissidenten gewährten Religionsfreiheit entgegenzutreten. Der Gedanke zu dieser Verbindung entsprang dem Bischof von Kamieniec, Adam Sienicki, und der Starost Joseph Bulawski (s. d.) ins Werk. Adt Edelleute unterschrieben die Konföderationsakte 29. Febr. 1768; bald fanden sich zahlreiche Teilnehmer in ganz Polen und es entbrach ein allgemeiner Bürgerkrieg. Die Konföderierten kämpften mit abwechselndem Glücke mit den von poln. Senat gegen die „Rebellen“ herangezogenen Russen, und als diese unter Apraxin 28. Mai 1768 B. erklärten, zogen die Konföderierten auf ihr Gebiet. Anfangs begünstigte sie der Papst, und der franz. Minister Choiseul sandte zur Leitung des konföderierten Heeres den General Dumouriez nach Polen. Zeitweise niedergeworfen, erhob sich die Konföderation immer wieder, sie erklärte den König

für abgesetzt und entführt; denselben 1771 aus Barßdorf. Besondere Kräftigung erhielt sie, als die Türken ihr Bestand leisteten und den Russen den Krieg erklärten. Erst als dieser ungünstig für die Türken ausfiel, ward die Konföderation durch die Russen gänzlich unterdrückt. Sie löste sich nach einem aus der Schweiz erlassenen Manifest 1772 auf. Bei der zweiten Teilung Polens (1793) kam B. an Rußland.

[negro.

Bar oder **Antivari** (s. b.), Stadt in Montenegro, Reich an der Westküste von Afrika, s. **Barra**.

Bar-sur-Aube, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Aube, am rechten Ufer der Aube und an der Ostbahn (Paris-Mülhausen) in der Champagne gelegen, hat ein Civiltribunal, ein Kommunal-College und (1876) 4496 (Gemeinde 4311) E., die Weinbau, Gerberei, Baumwollweberei, Brauerei und lebhaften Wein-, Branntwein-, Hüß-, Hanf-, Woll- und Holzhandel treiben. Am 24. Jan. 1814 lieferten unweit B. die Verbündeten dem Marschall Mortier ein Gefecht, infolge dessen letzterer zur Fortsetzung seines Rückzugs gezwungen war. Ein noch bedeutenderes Gefecht fand hier am Febr. 1814 statt. Nachdem die Verbündeten seit 23. Febr. von Troyes aus eine rückgängige Bewegung gemacht, sammelte Napoleon seine Hauptmacht bei Merz, um der schles. Armee nach der Marne zu folgen und Blücher vereinzelt zu schlagen. Als der Plan Napoleons sichtbar ward und die Nachricht einging, daß Blücher glänzlich die Aube passirt, beschloßen die Verbündeten, ihren Rückzug aufzugeben. Während Napoleon 27. Febr. gegen die schles. Armee aufbrach, ließ Schwarzenberg am Morgen desselben Tags das von Macdonald nach B. vorgeschobene, durch Dubinot befehligte franz. Korps angreifen. Nach mehreren hitzigen Gefechten mußte am späten Nachmittage Dubinot weichen, wodurch auch Macdonald seine Stellung zu Malepin nicht halten konnte. Obwohl die Verbündeten ihren Sieg nicht energisch verfolgten, war doch, zum großen Nachtheile Napoleons, hiermit die Offensive wieder eröffnet.

Bar-le-Duc oder **Bar-sur-Ornain**, Hauptstadt des franz. Depart. Meuse, wie ehemals des Herzogthums Bar, an dem Marnezufluß Ornain und an der Ostbahn (Paris-Strasbourg), liegt 77 km östlich von Nancy. Sie ist an und auf einem Hügel erbaut und zerfällt in die ältere Ober- und die neuere Unterstadt. Erstere enthält noch Reste des Schlosses der Herzöge von Lothringen, welches eine reizende Aussicht gewährt. Die Unterstadt, mit vier Brücken über den Fluß, ist gut gebaut und geräumig; unter ihren Kirchen stammt die St. Antoine aus dem 14. Jahrh., wie die von St. Pierre in der Oberstadt. Sie ist Sitz eines Civil- und eines Handelsgerichts, hat ein Spceum, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater und Statuen der hier gebornen Marschälle Grelmans und Dubinot. Die Stadt zählt (1876) 16 643 (Gemeinde 16 728) E., ist Rattun-, Strumpf-, Woll-, Hut- und Lederfabrik, sowie Berieselungs-, Brauereien und große Baumwollspinnereien unterhalten. Auch bereitet man hier ausgezeichnete Konfitüren, die einen Handelsartikel abgeben. In der Nähe befinden sich Jaspes- und Glasfabriken. Bei der Stadt baut man geschätzte Rotweine.

Bar-sur-Seine, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Aube, am linken Ufer der Seine, bei welcher eine schöne steinerne Brücke führt, und

an der Ostbahn (Paris-Etatillon), hat (1876) 2512 (Gemeinde 2803) E., ein Kommunal-College und eine Ackerbaugesellschaft. Die gewerthätige Stadt unterhält Destillationen, Färbereien, Gerbereien, Wollzeug-, Drogett- und Papierfabrikation, Weinbau und Gärtnerei und betreibt auch einen lebhaften Handel mit Holz, Hanf, Wolle, Getreide u. s. w., besonders aber mit Wein aus den eigenen Weinbergen. Sie wird schon im 11. Jahrh. genannt.

Bar (Karl Ludw. von), namhafter Jurist, geb. 24. Juli 1836 zu Hannover, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Göttingen und Berlin 1853—57 die Rechte und war hierauf als Auditor, dann mehrere Jahre als Richter, zuletzt beim Obergericht zu Göttingen beschäftigt. Nachdem er an der dortigen Universität von 1863—66 als Privatdocent Vorlesungen gehalten, folgte er 1866 einem Rufe als ord. Professor des Strafrechts und des Civilprozeßes nach Kottod; 1868 wurde er nach Breslau, 1879 nach Göttingen berufen. B. hat sich in hervorragender Weise an den Bestrebungen für Einführung eines mündlichen Verfahrens in Civil- und Strafsachen beteiligt und in diesem Sinne eine Reihe von Aufsätzen in jurist. Fachzeitschriften veröffentlicht. Von seinen größern wissenschaftlichen Werken sind zu nennen: «Das internationale Privat- und Strafrecht» (Hannov. 1862), «Recht und Beweis im Geschworenengericht» (Hannov. 1865), «Das Beweisurteil des german. Prozeßes» (Hannov. 1866), «Recht und Beweis im Civilprozeß» (Ept. 1867), «Die Grundlagen des Strafrechts» (Ept. 1869), «Die Lehre vom Kausalzusammenhange im Rechte» (Ept. 1871), «Das hannov. Hypothekenrecht nach dem Gesetze von 1864» (Ept. 1871), «Strafrechtsfälle. Zum akademischen Gebrauch und zum Selbststudium» (Berl. 1875). Von B.s sonstigen Schriften sind hervorzuheben: «Zur Lehre vom Versuch und Teilnahme am Verbrechen» (Hannov. 1859), «Die Redefreiheit der Mitglieder gesetzgebender Versammlungen» (Ept. 1868), «Geschichte und Reform der deutschen Civiljustiz» (Ept. 1871), «Zur Frage der Geschworenengerichte und Schöffengerichte» (Berl. 1873), «Das Deutsche Reichsgericht» (Berl. 1878). Für Holzhandels «Encyclopädie der Rechtswissenschaft» hat B. die Lehre vom Civilprozeß bearbeitet. Hiervon ist eine mit Rücksicht auf die Reichsjustizgesetze umgearbeitete Auflage separat erschienen («Das deutsche Civilprozeßrecht», Ept. 1880).

Bär (Ursus) heißt die typische Gattung einer ziemlich zahlreichen Familie der Raubtiere, der Bären (Ursida), deren Gebiß sich durch die großen, zuweilen lappig eingefestigten Schneidezähne, die biden, kurzkrönigen, aber langbewurzelten Eckzähne, die kleinen, oft ausfallenden Vorderzähne, den schwachen Reißzahn und die stumpfen, höckerigen Backenzähne auszeichnet. Mit Ausnahme der Eisbären sind auch alle Arten und Stämme der Bären pflanzenfressend. Die meisten B. sind plumpgebaute Thiere, mit langhaarigem Pelze, fünfzehigen, mit starken Krallen bewaffneten Füßen, starrer Schnauze und verlängertem, beweglichem Nasenthorpe. Von den meisten übrigen Raubtieren unterscheiden sich die B. und ihre Verwandten dadurch, daß sie mit der ganzen Sohle auftreten, sodas ihre Sohlen und Fußkapsen einige Ähnlichkeit mit denjenigen des Menschen darbieten. Man betrachtet sie deshalb als die typischen Formen der Sohlengänger (Plantigrada) und teilt sie in zwei Gruppen, die eigent-

lichen B. oder Großbären (*Ursina*), mit kurzem Schwanze, meist von beträchtlicher Größe, und die Kleinbären (*Subursina*), meist kleinere Tiere mit langem Schwanze. Die meisten klettern geschickt. Die bekannteste Art unter den Großbären ist der braune oder gemeine B. (*Ursus arctos*, s. Tafel: Bären, Fig. 6) mit konvexer Stirn, braunem, solange er jung ist sehr wolligem Pelze, und heimisch in verschiedenen Ländern von Europa und Asien. Seine Nahrung besteht in der Jugend in Vegetabilien, nachher in Fleisch, doch frisst er auch mit Vorliebe Honig. Er wird 1,5–2 m lang und wiegt oft gegen 400 Pfd. Die Bärin wirft in der Regel im Januar zwei Junge, die an Größe etwa einem Eichhorn gleichkommen. Man jagt den B. vorzüglich des Pelzes und Fettes wegen; doch ist auch sein Fleisch essbar, ja die Lagen und Schinken gelten als Lederbissen. Jung kann man ihn zu allerlei Künsten abrichten; dem Menschen wird er nur gefährlich, wenn er gestellt oder verwundet ist. Die Bärin wehrt sich mit ausdauerndem Mut für ihre Jungen. Die gelblichgefärbten heißen Honigbären, die silbergrauen Silberbären. Varietäten des braunen B. scheinen der Fabelbär in Syrien und der Halsbandbär in Nordasien zu sein. Dagegen ist der Grizzlybär (*U. feroc*) in den Felsengebirgen Nordamerikas entschieden eine besondere Art, die dem ausgestorbenen Höhlenbären am nächsten steht, weit größer und stärker als der braune B. ist und den Menschen wie den Bison mit Mut angreift. Der ebenfalls in Nordamerika heimische Karibä (*U. americanus*), mit platter Stirn, schwarzem Pelz und gelber Schnauze, dessen Nahrung meist in Früchten besteht und der ein sehr friedfertiges, gutmütiges Tier ist, wird häufig in Menagerien getroffen. Der schlante japan. und tibetan. Kragenbär (*U. tibetanus*) mit einem Y-förmigen weißen Fleck kommt ihm am nächsten. Ähnliche weiße Halskragen besitzen die kleinen, wie Affen kletternden südasiat. Sonnenbären (*Heliarctos*). Eigene Gattungen bilden ferner der in Ostindien und Ceylon einheimische Lippenbär (*Prochilus labiatus*, Fig. 4) mit langer, sehr beweglicher, rüsselförmiger Schnauze, zottiger Mähne und ungeheuren Sichelkrallen (*Ursus jongleur* der Franzosen), der im Alter leicht die Schneidezähne verliert und wegen dieses Mangels lange für ein Faultier gehalten wurde, sowie der Eisbär (*Thalassarctos maritimus*, Fig. 5), der längste aller B., mit verlängertem, abgeplattetem Kopfe, schlichtem, weißem Pelze und heimisch im Norden, wird bis über 2,5 m lang und ist wegen seiner Stärke, zumal wenn ihm Nahrung mangelt, sehr gefährlich. Derselbe nährt sich nur von Fleisch, besonders Robben und Fischen. Der Höhlenbär (*U. spelaeus*), eine untergegangene Bärenart der Vorwelt, die noch größer war als der braune B., ist nur noch aus den Knochen bekannt, die sich von ihm in der Gailenreuther und vielen andern Höhlen Deutschlands finden. Ihm gesellen sich noch andere ausgestorbene Arten zu. Zu den Kleinbären gehören der Wasch-, Marber-, Kragen-, Nasenbär (Fig. 1, 2, 3, 7), Muffel- und Frettbär, die sich weiter als die angeführten von der typischen Gattung entfernen und in Amerika und Asien heimisch sind.

Als Wappentier spielt der B. namentlich in der deutschen Heraldik eine Rolle und ist häufig ein sog. redendes Wappen, z. B. bei den Familien von Behr, von Bar und den Städten Berlin, Bern, Bernburg u. s. w. Er erscheint meist schwarz, häufig

auch silbern, seltener rot oder andersfarbig, kommt aufgerichtet, schreitend und fangbereit vor und ist bisweilen gekrönt, mit Kette oder Halsband angethan. Oft hält er auch eine Art wie ein Langbär, eine Hellebarbe wie ein Landsknecht, oder einen andern Gegenstand. Im Wappen der Stadt Freising ist er mit einem Bündel bepackt und in dem der Familie Luz mit einem Rod angethan. Halbe B., Bärenköpfe und Barentagen, letztere einfach, doppelt nebeneinander oder über das Kreuz gelegt, oder auch dreifach zusammengestellt, finden sich auf Schild und Helm fast ebenso häufig vor wie die ganze Figur.

Bär (*Arctia*), Name mehrerer Schmetterlinge, deren Raupen dicht mit langen Haaren bedeckt sind, s. unter Nachtfalter.

Bär heißen zwei Sternbilder am nördl. Himmel. Der Große B. (oder eigentlich Bärin, lat. *Ursa major*) ist am augenfälligsten charakterisiert durch die sieben Sterne, welche Konstellation auch der himelsswage heißt und die in Europa nicht untergehen. Vier derselben stellen in Form eines länglichen, ungleichseitigen Vierecks den hintern Leib des B. oder die Räder des Wagens vor, während die drei übrigen in einer krummen Linie die Deichsel oder den Schwanz des B. bilden. Durch die beiden Hinterräder des Wagens kann man leicht den Polarstern finden, indem man die Linie, welche die beiden Sterne bezeichnen, im Gedanken um ungefähr das Sechsfache verlängert, wo sie dann nahe auf den Polarstern trifft. Der mittlere Stern der Deichsel des Wagens ist ein schöner und heller Doppelstern. Ein anderer, noch interessanterer Doppelstern ist *Ursae*, unterhalb des südl. Hinterrads und von ähnlicher Größe, also noch dem bloßen Auge sichtbar. In schwächere vollendet seine elliptische Bahn um den hellern in 61 Jahren 7 Monaten, jedoch er seit seiner ersten Entdeckung durch W. Herschel schon mehr als einen ganzen Umlauf zurückgelegt hat. Nebe bei ihm steht noch ein anderer Doppelstern, *Ursae*, bei welchem man jedoch noch keine bestimmte Bedeutung einer Umlaufbewegung wahrgenommen hat. Von den Sternen des Kleinen B., der über den Nordpol hinausreicht, sind sieben in ähnlicher Weise gestellt wie beim Großen B. Der Polarstern bildet den äußersten Schwanzstern desselben. Die Seefahrer haben sich schon in den ältesten Zeiten nach dem B. gerichtet, und er spielt eine Hauptrolle in den Dichtungen der Alten. Nach der griech. Mythologie wurde Kallisto, die Tochter des granaischen Lykaon, nachdem sie vom Zeus den Atlas geboren, von der eifersüchtigen Here in eine Bärin verwandelt, welche Zeus, als Atlas dieselbe einst auf der Jagd erlegen wollte, samt ihrem Sohne (dem kleinen B.) an den Himmel versetzte.

Bär (frz. *mouton*, pilon, engl. *ram*, *stamp*), der eiserne oder hölzerne Klotz der Rammmaschine; auch der mit stählerner Bahn versehene eiserne Klotz eines Vertikal- oder Fallhammers, der, zwischen schrägen senkrecht emporgehoben, in der gleichen Richtung herabfallend die Schlagwirkung ausübt.

Baer (Karl Ernst von), einer der vielseitigsten und geistreichsten Naturforscher der neuesten Zeit, geb. 17./28. Febr. 1792 auf dem väterlichen Gut Piep in Estland, besuchte das Gymnasium zu Riga, studierte 1810–14 in Dorpat Medizin und nahm dann in einem großen Militär Lazarett zu Riga im Winter 1812–13 Gelegenheit, sich praktisch zu üben. Zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung wandte er sich nach Deutschland, wo er unter

1. Waschbär (*Procyon lotor*).



4. Lippenbär (*Ursus Proclilus labiatus*).

5. Eisbär (*Ursus Thalarctos*).



8. Vorderfuß des Bären.



9. Hinterfuß des Bären.



10. Schnauze des Bären.

7. Nasenbär oder Coatí (*Nasua socialis*).

EN.



bär Aretitis Binturong).

3. Katzenbär (Allurus fulgens)



4. Bären (Ursus arctos).

6. Brauner Bär (Ursus arctos).

Zu Artikel: Bär.

Pöllinger in Würzburg sich mit vergleichender Anatomie beschäftigte und die Bekanntheit mit Rees von Gienbad auf seine geistige Richtung von großem Einfluss wurde. Seit 1817 unter Burchard Professor in Königsberg, wurde B. 1819 zum außerord., bald nachher zum ord. Professor der Zoologie ernannt, übernahm 1826 an Burchards Stelle die Leitung der anatom. Anstalt, folgte 1829 einem Rufe nach Petersburg, gab aber, durch Familienverhältnisse bewogen, seine Stellung als Akademiker schon 1830 wieder auf und lehrte nach Königsberg zurück. Von neuem berufen, ging er einige Jahre später wieder nach Petersburg und blieb seitdem eins der thätigsten Mitglieder der Akademie. Auf Kosten der Regierung unternahm er mehrere Reisen zur Erforschung Russlands, deren Ergebnisse teils in den «Mémoires», teils in den «Bulletins» der petersburger Akademie mitgeteilt sind. In den J. 1861–56 widmete er sich im Auftrage der Regierung der Untersuchung der Fischeereien im Barentssee, an den russ. Küsten der Osee und am Lappländ. Meere, worüber er in einem russ. Werke (4 Bde., Petersb. 1867–69, nebst Atlas) berichtete; 1862 nahm er zwar seinen Abschied als Akademiker, wurde aber zum Ehrenmitglied erwählt. Er starb 28. Nov. 1876 zu Dorpat. B.s Schriften zeichnen sich aus durch philos. Tiefe und sind vorwiegend klarer und geordneter Darstellung ebenso anziehend wie allgemein verständlich. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit der schwierigen Lehre von der Zeugung und die Wissenschaft verdankt seinen Bestrebungen die wichtigsten Aufschlüsse über die Entwicklung organischer Körper. Mit einer «Epistola de ori mammalium et hominis generis» (Pez. 1827) beginnend, setzte er den Gegenstand in zwei andern Werken, der «Entwicklungsgeschichte der Tiere» (2 Bde., Königsb. 1828–37) und «Untersuchungen über die Entwicklung der Fische» (Pez. 1835), fort. Später gab er eine Schrift «Über doppelte Geburten» (Petersb. 1846) heraus. In der Folge gab er außer einer Reihe von Schriften über anthropol., insbesondere traumatolog. Gegenstände noch eine «Selbstbiographie» (Petersb. 1866) sowie «Neben, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleine Aufsätze vermischten Inhalts» (3 Bde., 1864–75) heraus. In den von ihm und Selmerien geleiteten «Mémoires zur Kenntnis des Russischen Reichs» (Bd. 1–26, Petersb. 1869–68) sind viele Arbeiten B.s enthalten, namentlich hat er darin überblickliche Berichte über die wissenschaftlichen Reisen zur Erforschung Russlands (Bd. 9, Petersb. 1845–55) gegeben. Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Stieba die Schrift: «Über die homerischen Lokalitäten in der Osee» (Braunschw. 1877). Vgl. Stieba, «R. v. B. Eine biograph. Skizze» (Braunschw. 1877). Bara (Jules), belg. Staatsmann, geb. zu Louvain 31. Aug. 1836, studierte Jurisprudenz und wurde, nachdem er kurze Zeit als Advokat fungiert hatte, als Professor an die Universität zu Brüssel ernannt. Nachdem er im Nov. 1862 vom Bezirk Louvain zum Deputierten gewählt worden war, schloß er sich zur liberalen Partei, in der er bald der glänzendsten Rechner der Kammer wurde. Im Ministerium Frère-Orban erhielt B. 12. Nov. 1868 das Portefeuille der Justiz und schloß sich nach dem Sturz dieses Ministeriums (1870) als Deputierter wiederum der mittlerweile zur Minorität geworden liberalen Fraktion an, als deren eigent-

licher Parteiführer er von nun an galt. Als solcher griff er bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Affaire Langrand-Dumonceau das Ministerium d'Anethan so heftig an, daß letzteres 1. Dez. 1871 seine Entlassung erhielt und dem Kabinett Malou das Ruder abtreten mußte. Die Juniwahlen 1878 erhoben die Liberalen abermals zur Mehrheit und B. wurde aufs neue mit dem Portefeuille der Justiz und des Kultus betraut, auf welchem Posten er seitdem, als eifriger Gegner der ultramontanen Bestrebungen, eine rührige und erfolgreiche Thätigkeit entwickelt hat.

Baraba oder Barabinskische Steppe heißt die große niedrige Steppe in den westsibir. Gouvernements Tomsk, Altominsk und Tobolsk, welche sich zwischen dem Ob und seinen Nebenflüssen Irtysh und Kley im W. und N. des Altaischen Berggebietes (s. d.) ausdehnt, und mit der Irtysh- und Schimsteppe im S. und W. ein Ganzes bildet. Der nördl. Teil vom Ob bis zum Ob heißt auch die Wasjuganische, der südliche die Kulundinskische und der mittlere im engern Sinne die Barabinskische Steppe. Die Stadt Kainsk, die in der Mitte der Steppe liegt, hat eine absolute Höhe von 94 m über dem Meeresspiegel. Der am Ob und Tara gelegene Teil gehört der bis gegen Tobolsk hinziehenden fruchtbaren Ackerbauregion an. Die Wasjuganische Steppe, der am höchsten gelegene Teil der Steppe (158 m), benannt nach dem Ob. Zufluss Wasjugan, ist 670 km lang und 218 km breit, enthält aber nur 600 Q., Ostjaken und Tungusen. Sie gibt einer Menge von kleinen Flüssen den Ursprung, wie dem Schulym, Kargat, Omi, Karasul, Tartas, Wasjugan, der Tara, Demjanla, die teils dem Ob, teils dem Irtysh zufließen und viele kleine Seen bilden, welche im Frühjahr und Herbst durch Übertritt der Flüsse sich in einen großen Sümpfsee von 880 km Umfang verwandeln. Der Boden der ganzen Wasjugansteppe ist sumpfig und in der nassen Jahreszeit unzugänglich. Die Zwischenräume zwischen den Seen und Sümpfen sind mit einer 0,5 m mächtigen fruchtbaren Mulmerde bedeckt, die sich vortrefflich zum Getreidebau eignet. Der ganze nördl. Teil des Wasjugan ist mit dichten Wäldern bedeckt, die ein gutes Bauholz liefern. Die B. im engern Sinne und die Kulundinskische Steppe bilden das Gebiet der sibir. Salzseen. Der Boden ist völlig flach und feinsandig, auch in den Thalrücken ohne festes Gestein. Unter den Salzseen ist der 100–110 km lange Tschan der größte. Derselbe steht im W. mit andern großen Seen in Verbindung, enthält gegen 100 niedrige, unbewohnte Inseln und zeichnet sich durch Fischreichtum aus. Das stetig fortschreitende Austrocknen der Seen rechtfertigt die Vermutung, daß die ganze B. früher ein großer Binnensee gewesen sei. Überall ist die B. mit Gehölzen von Epen und Birken überstreut; weite Strecken sind dünn mit Rohr bewachsen. Seit 1730 hat man die Kolonisation begonnen; russ. Ansiedlungen befinden sich besonders zahlreich längs den Ufern des Flusses Omi. Die Vieh- und Pferdezucht ist bereits ziemlich beträchtlich, leidet aber stark durch die hier häufig vorkommende sibir. Kinderpest, als deren Hauptursache die aus den Sümpfen sich erhebenden Miasmen angesehen werden. Das Klima zeigt sich indes excessiv. Ein anhaltend strenger Winter beginnt im Oktober und verwandelt die Steppe vom Dezember an in ein eisabloses Schneefeld. Mit der Vegetation im Frühjahr entwickel-

sich Myriaden von Moskitos, welche Menschen und Tiere auf das furchtbare belästigen. Der Sommer bringt selten Regen, noch seltener Gewitter, wohl aber eine Art Hohenrauch, der die Atmosphäre trübt. Die Sommerhitze verengt die Vegetation, und alles bedeckt sich mit einem feinen, schwärzlichen Staube. Die ursprünglichen Einwohner, die Barabázingen, gehören zum Tatarenstamme der Turanzen, sind nur noch ungefähr 1800 Köpfe stark und haben im Winter feste Ansiedelungen; im Sommer ziehen sie mit ihren Herden in der Steppe herum. Seit 1595 unter russ. Botmäßigkeit, sind sie durch die Flüsse Wasjugan und Demjanta von den Bewohnern der Wasjuganischen Steppe, den Ostjaken und Samojeden, getrennt.

Barabás (Nikolaus), ungar. Maler, geb. 22. Febr. 1810 zu Marosfalva im Szeklerlande in Siebenbürgen, kam in seinem 19. Jahre nach Wien und wurde in die Kunstakademie aufgenommen. Von Wien begab er sich 1831 nach Klausenburg zurück und lebte hier vom Unterrichtegeben und Porträtzeichnen. Dann reiste er nach Bukarest, erwarb sich daselbst durch Porträtmalen die Kosten zu einem längern Aufenthalte in Rom, und wandte sich hierauf nach Pest, wo er allgemeine Anerkennung fand und 1836 zum Mitgliede der Ungarischen Akademie ernannt wurde. Hauptsächlich zeichnet er sich als Porträtmaler aus. Seine in Lebensgröße ausgeführten Bilder der Palatine Joseph und Stephan, des Baron Wesselenyi, des Bischofs Pyrter u. a. sind Meisterwerke. Zu dem «Divatlap» (d. i. «Modeblatt») lieferte er eine Galerie ungar. Notabilitäten auf polit. und litterarischem Gebiete. Unter seine spätern Arbeiten gehören ein sehr gelungenes Tableau, das erste ungar. Ministerium darstellend, ferner die Bildnisse von Görgei, Klapka u. s. w. Auch seine neuern Genrebilder fanden großen Beifall.

Barabisten, 1823 eine geheime Gesellschaft in Neapel, welche die Leiden des Erlösers als Sinnbild hatte und die Regierung zu stürzen beabsichtigte; sie wurde aber entdeckt und aufgehoben.

Barabra oder Verabra (arab. Barabirah, Plural von Barbari) werden die echten Nubier genannt, welche das schmale Nilthal von dem ersten Katarakt des Nils bei Assuan bis zum zweiten am Wadihalsa bewohnen. Ihre Gesamtzahl beträgt etwa 40 000 Individuen, die in 80 kleinen Dörfern und einem größern Dorfe, Derr, welches als Hauptort des Landes gilt, angesiedelt sind. Die B. sind von rötlich-brauner Hautfarbe, mittlerer Gestalt, schwach entwikelter Muskulatur und langen feinen Extremitäten. Ihre Physiognomie ist durchaus nicht negerartig und das Haar nicht wollig. Dasselbe hängt bei den Frauen und Mädchen in vielen dünnen Flechten am Hals und Wangen und ringelt sich, wenn aufgestochten, zu spiralförmigen Loden zusammen. Die B. sind mäßige und ehrliche Leute, die namentlich in Aegypten wegen ihrer Treue und Verlässlichkeit zu häuslichen Dienstleistungen gern verwendet werden. Wegen der Armut ihres Landes wandern die B. zahlreich in die Fremde, um sich dort Geld zu verdienen und die Ersparnisse schließlich in der geliebten Heimat zu verzehren. Die Sprache der B., zu welcher die Sprache Dongoläs sich als Seitendialekt verhält, ist ein isolirtes, mit keiner Sprache Afrikas in näherem Zusammenhange stehendes Idiom. Sie wird auch außerhalb des Landes verstanden, indem sie im östl. Darfur als lingua franca unter den Kaufleuten kursiert. Als Vor-

fahren der Nubier werden von Lepsius die seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. auf den ägypt. Denkmälern wiederholt vorkommenden Laua betrachtet. Rgl. Hartmann, «Reise des Freiherrn Adalbert von Bennigsen durch Nordostafrika 1859–60» (Berl. 1863); derselbe, «Naturgeschichtlich-mediz. Skizze der Nil-Länder» (Berl. 1865); Reiniß, «Die Nuba-Sprache» (2 Bde., Wien 1879); Lepsius, «Nubische Grammatik» (Berl. 1880).

Barad (Karl Aug.), Germanist, geb. 23. Okt. 1827 zu Oberndorf am Neckar in Württemberg, suchte die Lateinische Schule seiner Vaterstadt und das Gymnasium zu Rottweil, studierte zu Tübingen und wurde 1855 Konservator und Sekretär der Bibliothek des Germanischen Museums in Nürnberg. Im J. 1860 übernahm er sodann die Verwaltung der Hofbibliothek des Fürsten zu Jülich-Berg in Donaueschingen und erließ 30. Okt. 1870 einen Aufruf zur Wiedererrichtung einer Bibliothek in Straßburg, der großen Erfolg hatte. B. wurde dann im Juli 1871 zur Einrichtung und Verwaltung dieser Bibliothek nach Straßburg berufen und im Juni 1872 zum Oberbibliothekar mit dem Titel eines ord. Professors ernannt. Wesentlich seiner energischen Thätigkeit ist es zu verdanken, daß Straßburg jetzt wieder eine Bibliothek von über 500 000 Bänden besitzt. Von seinen litterarischen Publikationen, die meist dem deutschen Mittelalter angehören, sind zu nennen: «Die Werte der Frothvitha» (Nürnberg. 1858), «Hans Böhm und die Raufahrt nach Nilschhausen im J. 1476, ein Beispiel des großen Bauernkriegs» (Würzb. 1858), «Ein Lobgedicht auf Nürnberg aus dem J. 1490, von dem Meisterfänger Runk Haß» (Nürnberg. 1868), «Die Spinnstube nach Geschichte und Sage» (1869), «Nachrichten zur Geschichte der Kirche von Eichenbach an der Pegnitz» (Nürnberg. 1859), «Des Leinold Reh. Satirisch-didaktisches Gedicht aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh.» (Stuttg. 1863), «Die Handschriften der Fürstlich-Fürstenerbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen», geordnet und beschrieben (Zürb. 1865), «Gallus Oheim's Chronik von Lichena» (Stuttg. 1866), «Bruchstücke aus Wigand von Marburg Reimchronik» (Wien 1867), «Jannische Chronik» (4 Bde., Stuttg. 1869), «Altdeutsche deutsche Funde» («Gyo-Leich» und «Memento mori» in «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 2 1879, und in phototyp. Faksimile, Straßb. 1873), «Zimmerische Chronik» (2. Aufl., 4 Bde., Jena i. Br. u. Züb. 1881).

Barade und **Baradensystem**. Unter ein Barade versteht man ein vom leichtesten Material von Stroh, Reisig und Bretern, errichtetes und improvisierten Unterstuf von Truppen (so Kranken und Verwundeten bestimmtes Obdach). Der Ausbruch Barade stammt aus dem Spanisch wo barraca eine Zifferhütte bedeutet, und erst nach Frankreich durch gascon. Truppen übergen. Bis zum Ende des 17. Jahrh. bezeichnete aber hiermit nur die Unterstuf der Kavallerie während die Infanterie hütten bewohnte. Erst dieser Zeit wurde der Ausbruch baraque auf Lagerhütten aller Truppen ausgedehnt. Der Barade mit einem Flugdach aus Flechtwerk oder Strobbeten die ganze Konstruktion. Seitdem haben die Anlagen den verschiedenartigsten Charakter angenommen. Die Bedeutung einer nur improvisierten und vorübergehend benutzten Wohnungsanlage, wor sich namentlich bei der engl. Armee, indem

hier unter baracks geradezu Kasernen versteht, die zu dauernder Benutzung nicht bloß von Holz u. s. w., sondern auch von Stein errichtet wurden.

Als Wohnbaracken der Armeen werden teils für das Feldlager, teils für die Garnisonen der Festungen Baracken von sehr mannigfacher Art aufgeschlagen. Den meisten Gebrauch machte man von vergleichenen Anlagen für das Heer in Frankreich (Lager von Châlons, Sathonay u. s. w.), und es fand sowohl dort wie auch in Preußen, Österreich u. s. w. für die Ausführung derselben besondere Instruktionen und Reglements erlassen worden. Ihre Einrichtung und Ausstattung ist, mehr oder weniger primitiv, immerhin aber nach gewissen hygienischen Gesichtspunkten getroffen. Die preuß. Baracken bestehen aus einem steinernen Fundament, das 60 cm über den Erdboden hervorragt, aus einem darüber ausgeführten Ständerwerke von etwa 3 m Höhe, welches entweder ausgemauert oder mit Ziegeln bekleidet wird, und aus einem in der Regel flachen Ziegeldache. Für den Winter geschieht bei den Winterbaracken die Holzbeheizung auf beiden Seiten, und der Zwischenraum wird mit schlechten Mineralwollen ausgefüllt. Dieelung des Bodens ist fest vorhanden, meist gibt es auch wirkliche Fenster, zum verschließbaren Ruten in den Hauptseiten des Gebäudes; die innere Einrichtung besteht in Pritschen und Kochvorrichtungen. Auch die für die Unterbringung von 82500 franz. Kriegsgefangenen in Bielefeld, Aken, Koblenz, Mainz und andern Städten 1870—71 aufgeführten Baracken waren nach diesen Prinzipien konstruiert.

Als Krankenbaracken kamen vielfach ganz ähnliche Bauanlagen zur Verwendung, indem man hierbei nicht bloß die Schnelligkeit, mit welcher sie bei verhältnismäßig geringen Kosten zur Ausführung im Kriege gebracht werden konnten, sondern vor allem auch die sanitären Vorteile im Auge hatte, welche sie den in ihnen untergebrachten Kranken und verwundeten Kriegern gegenüber den andern Hospitälern darboten. Auf diese Weise ist zu- erst während des Krimkriegs (durch Professor Willebrand) und während des Amerikanischen Kriegs für die Barackenbau in Aufnahme gekommen, und auch in dem Deutsch-Französischen Kriege hat diese große Dienste geleistet. In ihrer gewöhnlichen Form ist die Hospitalbaracke ein langer, zweigeschossiger Bau, dessen Boden aus Balken oder Steinplatten von 0,3—1,2 m Höhe ruht. Die zum Einströmen von Licht und Luft bestimmten Fensteröffnungen sind entweder durch Glasfenster oder auch bloß durch Leinwandvorhänge geschützt. Zur Herstellung der gehörigen Ventilation sind im Fußboden und an den Klappen angebracht, die beliebig geöffnet werden können. Um hierbei das Innere der Baracke vor Regen zu schützen, trägt jede Baracke einen Dachreiter, d. h. ein kleines schmaleres Dach, welches auf dem Firste des eigentlichen Dachs angesetzt ist, und in dessen vertikalen Seitenwänden die Ventilationsklappen befinden. Eine jede Baracke ist in ihren räumlichen Verhältnissen als ein einziger großer Krankensaal, welcher, ja auch 60 Patienten aufnehmen kann und durch die auf Geräumigkeit, Lüftung, Reinlichkeit, geordnete Ordnung und Pflege allen Anforderungen entspricht.

Die reichen Erfahrungen, welche man während des Deutsch-Französischen Kriegs 1870—71 in den meisten größeren Städten Deutschlands mit den Ba-

rackenlazaretten machte, haben ergeben, daß die Verwendung dieses Systems überhaupt für Krankenanstalten, auch selbst für Civilhospitäler von ganz besonderer Bedeutung ist, da die Baracken insbesondere eine gute Ventilation, eine schnelle Beseitigung von Infektionsstoffen und eine leicht auszuführende Isolierung anstehender Krankheitsformen ermöglichen. Nachdem sich die in einzelnen Civilhospitälern (Greifswald, Berlin, Leipzig) versuchsweise errichteten Baracken hinlänglich bewährt haben, befiel jetzt fast jedes größere Krankenhaus eine Anzahl derartiger gut ventilierter Barackenbauten. Als ausschließliches System dürfte jedoch das Barackensystem in Deutschland wenigstens schwerlich zur Geltung kommen, weil die ausreichende Heizung der Baracken in der kalten Jahreszeit immerhin mit Schwierigkeiten verbunden ist. Eine allen Erfordernissen entsprechende umfängliche Krankenheilanstalt sollte nach Ansicht der Autoritäten stets die drei Lazarettformen in sich schließen, die je nach Verschiedenheit der Krankheiten nach den bisherigen Erfahrungen sich als die geeignetsten erwiesen haben, nämlich ein Korridorlazarett, ein Pavillonlazarett und Baracken, welche letztere aber, wenn für die Friedenszeit und für die Dauer bestimmt, nicht bloß aus Holz, sondern massiv, aus Stein, zu errichten wären. (S. Krankenhäuser.)

Litteratur: Esfe, „Die Krankenhäuser, ihre Einrichtung und Verwaltung.“ (2. Aufl., Berl. 1868) und „Das Barackenlazarett der Königl. Charité zu Berlin.“ (Berl. 1868); Billings, „Report on the barracks and hospitals Washington 1870; Friedreich, „Die heidelberger Baracken für Kriegsopfermitten.“ (Heidelb. 1871); Birchow, „Über Lazarette und Baracken.“ (Berl. 1871); Steinberg, „Die Kriegslazarette und Baracken für Berlin.“ (Berl. 1872); Oppert, „Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten.“ (4. Aufl., Hamb. 1872); Landsberger, „Handbuch der Kriegschirurgischen Technik.“ (Tab. 1876).

Barabäus oder Barabai, ein syr. Mönch, gebürtig aus dem Dorfe Hanua beim Berge Jila, dann Abtister im Kloster Bhasila, ward 541 von einigen gefangen gehaltenen monophysitischen Bischöfen zum Bischof von Obedia geweiht. Während einer 37jährigen Amtsführung hat er durch unablässige Reisen in Syrien, Ägypten und Abessinien, durch unermüdbliche Schlichtung von Streitigkeiten und Ausöhnung von Parteien, durch Einführung einer neuen Kirchenordnung und Bestallung zahlreicher Geistlicher, vor allem durch Wiederaufrichtung des Patriarchats zu Alexandria die Kirchengemeinschaft der Monophysiten (s. d.), welche durch die Bedrückungen unter Justinian I. dem Untergang nahe gebracht war, zu neuer Blüte erhoben. Er wird deshalb als zweiter Begründer der Monophysiten gefeiert und viele derselben nannten sich Jakobiten (s. d.) nach seinem eigentlichen Namen Jakob. Barabai, richtiger Albarabai, ist arab. Beinamen und heißt: der mit angereichten Stücken von Thierhäuten als Bettler Bekleidete. Die Griechen nannten ihn Janjalos. V. starb 587.

Barabäus, Tropfsteinhöhle bei Agtelek (s. d.).

Baraguay d'Hilliers (Louis), General des ersten franz. Kaiserreichs, geb. 13. Aug. 1764 zu Paris, stammte aus einer angesehenen Familie und war beim Ausbruch der Revolution Lieutenant. Nachdem er als Adjutant der Generale Crillon und Labourdonnaye fungiert, ging er als Oberst zur Rheinarmee und trat dann mit dem Range eines

Brigabiers an die Spitze des Generalstabs Cusines. In die Anklage seines Chefs verwickelt, wurde er zwar freigesprochen, aber erst nach dem Sturze der Schreckensherrschaft aus der Haft entlassen. V., von Bonaparte in der Armee von Italien wieder angestellt, nahm dann teil an allen Erfolgen der Feldzüge von 1796 und 1797 und wurde hierauf Divisionsgeneral und Kommandant von Venedig. Bei der Expedition nach Ägypten besetzte er 1798 die Westküste der Insel Malta, worauf ihn Bonaparte mit den Trophäen nach Paris schickte, doch fiel V. unterwegs in engl. Gefangenschaft. V. kämpfte im Winterfeldzuge von 1799 unter Macdonald mit Gluck in Graubünden, führte 1805 die Reservekavallerie und erhielt 1808 abermals das Kommando in Venedig. Im Kriege von 1809 focht V. unter Vizekönig Eugen bei Raab und übernahm dann den Oberbefehl in Tirol. Im folgenden Jahre befehligte er in Obercatalonien und siegte bei Figueras, führte im russ. Feldzuge von 1812 eine Division, genügte jedoch nicht den Anforderungen Napoleons und wurde sehr bald als Gouverneur nach Berlin geschickt, wo er schon 6. Jan. 1813 starb. V. gilt für den Verfasser der «Memoiren Cusines» (Hamb. u. Frankf. 1794).

Baraguay d'Hilliers (Achille), franz. Marschall, Sohn des vorigen, geb. 6. Sept. 1795 zu Paris, trat 1812 in das 9. Dragonerregiment, verlor bei Leipzig die linke Hand, wurde 1815 Kapitän, zeichnete sich 1823 als Bataillonskommandeur in Spanien aus, nahm 1830 als Oberstlieutenant an der Expedition nach Algier teil, wurde hier zum Obersten und 1833 zum Gouverneur der Kriegsschule von St. Cyr ernannt, wo er eine republikanische Verschwörung unterdrückte und wegen seiner unbeugbaren Strenge sehr gefürchtet war. Im J. 1841 wurde er nach Algerien gesandt, und 6. Aug. 1843 zum Divisionsgeneral und Gouverneur von Konstantine ernannt. Von 1844—47 war er Generalinspekteur der Infanterie, befehligte nach der Februarrevolution zu Besançon, wo er sich der Revolution sehr abgeneigt zeigte und den pariser Kommisaren wie überhaupt der roten Republik heftigen Widerstand leistete. Dennoch wählte ihn das Depart. Doubs zum Abgeordneten der Konstituierenden wie der Gesetzgebenden Nationalversammlung. In beiden gehörte er zu den Koryphäen der Reaktion; auch war er längere Zeit Präsident des Poitiers-Klubs. Anfang Nov. 1849 wurde V. als Oberbefehlshaber der franz. Expedition nach Rom geschickt und erhielt im Jan. 1851 an Changaniers Stelle den Oberbefehl über die Armee von Paris. Am 2. Dez. zog er sich zunächst ins Privatleben zurück, trat aber nach dem Staatsstreich bald wieder in den Dienst und wurde, als die Orientalische Frage sich verwickelte, Okt. 1853 als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Nach seiner Rückkehr 1854 erhielt er den Befehl über das nach der Ostsee bestimmte Landungsforps und nach der Einnahme von Bomarsund 28. Aug. 1854 den Marschallstab. Zugleich wurde er Senator und bald auch Vizepräsident des Senats. Im ital. Kriege von 1859 führte er das 1. Armeekorps. Bei Errichtung der neuen Korpskommandos erhielt V. das 5. in Tours und kommandierte 1863 das Lager von Châlons. Beim Ausbruche des Deutsch-Französischen Krieges wurde V. Gouverneur von Paris, jedoch auf Veranlassung des Kriegeministers Grafen von Palikao schon 12. Aug. 1870 dieser Stellung enthoben. Nach

Beendigung des Kriegs wurde er von Thiers zum Präsidenten der Untersuchungskommission über die Kapitulationen der Festungen ernannt. V. starb 6. Juni 1878 zu Amélie-les-Bains (Ostpyrenäen).

Baratsch, Stadt in der indobrit. Provinz Dube (s. d.).

Barakan oder **Barrakan**, Zeugstein, s. **Baranula**, kleiner Ort mit einem unbedeutenden Fort an der Westseite Kaschmirs, der am Dschitlam, dem westlichsten der fünf Ströme des Hindischab, im hohen Gebirge in der Pandischaltette liegt. Der aus dem See Selscha-Nag in Kaschmir kommende und als Lidar das Kaschmirthal durchfließende Strom gelangt nach 244 km seines Laufes nach V., wo er 100—124 m breit ist und wo eine Brücke von fünf Bögen über ihn führt; 40 km weiter unterhalb, bei Uri, beginnt die Baranulajoch ein eins der großartigsten Deflees der Welt, in welchem der auf 23 m Breite eingeschränkte Strom zwischen 2300 m hohen, steilen Felswänden überaus rasch dahinschießt; Cedermälder fassen den Jüchter in diesem noch jetzt nach Alexander d. Gr. zu funderabab genannten Distrikte ein.

Baranen oder **Baranken**, s. **Astrakan**. **Baranow**, eine zum Territorium Alaska gehörige Insel, s. unter **Sitta**.

Barante (Amable Guillaume Bojper Freigere, Baron von), franz. Staatsmann, Geschichtsschreiber und Publizist, geb. 10. Juni 1782 zu Tours in der Auvergne, verwaltete unter dem ersten Kaiserreich verschiedene Präfektenstellen im westl. Frankreich und wurde 1815 zum Staatsrat, 1818 zum Obersteuereinnahmer und 1819 zum Mitgliede der Palastkammer ernannt. Nach dem Sturze Napoleons und der Vereinigung mit den Liberalen und Freunden Decazes vereinigte er sich mit den Liberalen und machte 1823—25 eine lebhafte Opposition gegen die innere und auswärtige Politik der Restauration. Gleichzeitig begann V. auch eine bedeutende literarische Thätigkeit zu entwickeln und veröffentlichte das Werk «Des communes et de l'aristocratie» (Par. 1821; 3. Aufl. 1829) und eine vollständige Übersetzung von Schillers dramatischen Werken (6 Bde., Par. 1821; neue Ausg. 1844). Großes Aufsehen erregte Johann V. mit der «Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois» (13 Bde., Par. 1824—26). Dieses Werk wegen der anziehenden chronikenartigen Darstellung eine äußerst enthusiastische Teilnahme. Es folgten rasch hintereinander viele Auflagen und veranlaßte 1828 die Aufnahme V.s in die Académie française. Nach 1830 eifriger Anhänger der Julimonarchie, treuer Vertreter der persönlichen Politik des Königs, bekleidete er die Gesandtenposten in London und Petersburg. Die Februarrevolution von 1848 entfernte ihn aus dem Staatsdienst und veranlaßte seine Rückkehr zur Schriftstellerei. Unter den Werken, die seitdem von ihm erschienen sind, verdienen besonders genannt zu werden: «Histoire de la convention nationale» (6 Bde., Par. 1851—53), «Histoire du directoire de la République française» (3 Bde., Par. 1855), und «Le parlement et la Fronde» (Par. 1859). V. starb auf seinem Schloß Barante im Depart. Bug-de-Dôme 23. Nov. 1869.

Baranya (spr. Baranja), ungar. Komitat im jenseitigen Donaukreise, an der slowen. Grenze gelegen, eins der fruchtbarsten Komitate, östlich von der Donau, südlich von der Drau, westlich von Szeged, nördlich von Tolna begrenzt und von Ausläufern der Steirischen Alpen durchzogen. e.

reich an guten Weinen, von denen der Villányer be-
rühmt. Außerdem liefert es Holz, Getreide, Obst,
Fabel u. s. w. Das Klima gestattet selbst die An-
pflanzung des Feigen- und Olivenbaums. Die
Schaf- und Schweinezucht wird im großen Maß-
stabe betrieben. Das Mineralreich liefert ausgezeich-
nete Steinmetzen (namentlich in der Nähe von Fünf-
kirchen). Warme Quellen finden sich zu Tapolca,
Siklós und Hárslány. Der Flächeninhalt B.s be-
trägt 5092,88 qkm, die Civilbevölkerung (1880)
264 312 E. (gegen 283 506 im J. 1869, Abnahme
6,7 Proz.); von diesen sind der Nationalität nach
ungefähr 45 Proz. oder 118 940 Magyaren, 39 Proz.
oder 103 086 Deutsche, 16 Proz. oder 28 000 Kroa-
ten und 14 000 Serben. Konfessionell teilt sich die
Bevölkerung des Komitats in 174 400 Katholiken
mit einem Bischof in Fünfkirchen, 71 800 Prote-
stanten, 14 000 Griechisch-Orientalische und 4 000
Juden. Das Komitat treibt lebhaften Handelsver-
kehr mit Kroatien und zählt 1 königl. Freistadt,
13 Rathstädte, 341 Dörfer und 84 Pustken. Sitz
der Komitatsbehörde ist Fünfkirchen (s. d.).

Barat (arab.), Freischuhbrief für Andersgläubige.

Barataria (mittelalt.), fingierter Inselname in
Märchen; Barataria bai, Name einer Bai im
südösl. Theile des nordamerik. Staates Louisiana,
etwa 34 km lang und 1,8 km breit.

Barathron, d. i. Abgrund, hieß in Athen eine
außerhalb der Stadt in der Nähe der westl. Stadt-
mauer gelegene, zur Gemeinde (Demos) Keiriada
gehörige Grube; eine tiefe Grube (Orgma), in
welche in alter Zeit zum Tode verurteilte Ver-
brecher lebendig hinabgestürzt, später die Leichen der
Hingerichteten hingeworfen wurden.

Baratterie (ital. baratteria, Betrügerei) heißt
im der Seemannssprache jede betrügerische oder ge-
setzwidrige Handlung des Schiffskapitäns oder der
Krauschaft zum Nachtheile des Reeders oder der
Beladung eines Rauffahrtsschiffs, wie z. B. das Ent-
weichen mit dem Schiffe, die unnützte Abweichung
von der vorgeschriebenen Route (Deviation), eigen-
mächtige Verpätung der Reise, Veruntreuung an
der Ladung, Schleichhandel, Umgehung der Zölle
u. s. w.

In den Vereinigten Staaten von Amerika
ist die Strafe einer Kongregalte von 1804 die B. mit
Tode bestraft; auch die engl. Gesetze ahnden sie
mit Tode. Manche verstehen unter B. auch jeden
große Nachlässigkeit des Kapitäns oder der
Besatzung verursachten Schaden. Nach dem
engl. Handelsgesetzbuche Art. 824, auch dem
belg. Handelsgesetzbuche Art. 184, haftet
der Kapitän für B. im Gegensatz zum franz.
Recht, welches diese Haftung ausschließt,
auch im engl., holländ. und nordamerik. Recht,
wobei dieselbe beschränkt. Vgl. Lewis, »Das
maritime Seerecht« (Bd. 2, Sp. 1878); Courcy,
»Traité de droit maritime« (Bd. 2, Par. 1879);
Preis, »Das deutsche Handelsrecht« (Berl. 1880);
Reil, »Des assurances maritimes et des avaries«
(Berl. 1880). — Ältere Kriminalisten bezeichneten
die Verbrechen baratteriae oder baratariae die Rechts-
verletzung durch bestohene Beamt.

Baratthandel (vom ital. baratto, abgeleitet
von dem gr. *ἀπαλλάττω*, handeln, Geschäfte treiben,
gebrauchen) ist gleichbedeutend mit Tausch-
handel und begreift diejenigen Geschäfte, bei denen
der einen Art gegen Waren der andern, ohne
Entnahme des Geldes ausgetauscht werden.
Ungleich war aller Handel Tauschhandel; mit

der Einführung des Geldes aber hört dieser auf und
wird zum Kaufe. Tauschgeschäfte kommen noch im
Verkehr mit uncivilisierten Völkern, namentlich in
Afrika (so z. B. beim Sklavenhandel) vor, dann
z. B. im Handel mit den Tungusen am untern
Amur (Baumwollzeug gegen Zobelselle), aber ver-
einzelt auch noch bei den gebildeten Nationen. Man
barattiert oder troquiert hier vorzüglich solche
Artikel, welche die sie besitzende Partei weniger gut
zu verwerten weiß als die sie im Tausch annehmende.
Allein dieser Tausch ist insofern kein direkter, als
man sich beiderseits zunächst über einen Geldpreis
einigt, zu welchem die zu tauschenden Artikel geschätzt
werden sollen, sodas die Ware einer jeden Partei
einen gleichen Gelbbetrag repräsentiert. Der Barat
ist daher eigentlich ein doppelter Kauf.

Baratynski (Eugenij Abramowitsch), russ. ro-
mantischer Dichter, geb. 1800 im Gouvernement
Tambow, trat in die Armee und diente als Offizier
eine Reihe von Jahren in einem finländ. Regiment,
lebte später auf einem Landgute bei Moskau und
starb im Sept. 1844 in Neapel. Er war ein Freund
Puschkins und ein Verehrer Goethes, dem er einen
epischen Nachruf gewidmet hat. Unter seinen
Dichtungen sind hervorzuheben: »Eda«, ein Epicael-
bild finländ. Lebens und der großartigen finländ.
Natur, »Der Ball« und »Die Zigeunerin«, ein
Sittengemälde der höhern russ. Gesellschaft. Seine
gesammelten Schriften (Moskau 1869) enthalten
eine Biographie und bibliogr. Notizen.

Barba (lat.), Bart.

Barba, Landschaft in Eubon, s. unter Bórgu.

Barbacane (frz.), in der alten Befestigungs-
kunst ein mit Schießscharten versehenes Außen-
werk; auch Abzugsanal in der Beliebungsmauer.

Barbacena da Mata, Stadt in der brasil.
Provinz Minas Geraes, 200 km nordwestlich von
Rio de Janeiro auf einem Hügel in 1137 m Höhe
gelegen, nördlich von dem aus der Serra da Man-
tiquiera kommenden und zum Paraná gehenden
Rio das Mortes. Der aus einer Jesuitenstation
hervorgegangene aufblühende Ort zählt etwa 3600
meist weiße Bewohner, welche ansehnlichen Handel
mit Salz treiben.

Barbadoes, die östlichste der Kleinen Antillen
oder Karaischen Inseln, mit einem Flächeninhalt
von 430 qkm, zählt (1878) 177 639 E. (darunter
etwa 10 Proz. Weiße, 25 Proz. Farbige, der Rest
Neger) und ist, wie die kultivierteste, so auch die
volksreichste und nach Jamaica die wichtigste Insel
des brit. Westindien. Das Klima erweist sich im
ganzen gemäßigter und gesünder als das des übrigen
Westindien. Die Mitteltemperatur beträgt 22° R.
Die Oberfläche der Insel besteht aus mehreren über-
einander aufsteigenden Terrassen, deren höchste,
250 m hoch, von einzelnen Gipfeln überragt wird,
von denen der Hillaby 354 m erreicht. Die Insel
ist fast ganz von Korallenriffen umgeben. Obgleich
fast ohne Spuren vulkanischen Ursprungs, hat B.
doch eine Anzahl bituminöser Quellen, deren Ab-
fluß, Grüner Teer genannt, statt Teer und Lamp-
endel verbraucht wird. Auch eine mineralische und
etliche Salzquellen sowie Kohlen sind vorhanden.
Den Erdbeben scheint B. weniger ausgesetzt; da-
gegen wird es von periodischen Erkanen oft furcht-
bar heimgesucht. Die Fruchtbarkeit des Bodens be-
günstigt den Anbau, 94 Proz. von der Fläche sind
in Kultur und meist in kleine Pflanzungen eingeteilt. B.
baut den besten Zucker in ganz Westindien; außerdem

Baumwolle, Tabak, Kaffee, Indigo, Arrowroot, aber nur wenig Getreide. Der Wert der gesamten Ausfuhr belief sich 1878 auf 1 078 000 Pfd. St., der der Einfuhr auf 1 103 000 Pfd. St. Die Koloniaaleinnahmen betrugen (1878) 131 000 Pfd. St., die Ausgaben dagegen nur 124 000 Pfd. St., die öffentliche Schuld 25 000 Pfd. St. Die feste Hauptstadt Bridgetown an der Bai von Carlisle, auf der Südwestseite der Insel, zählt (1871) 21 384 E. und ist Sitz des Generalgouverneurs der brit. Windward-Inseln, eines angl. Bischofs, des aus 12 von der Krone ernannten Mitgliedern bestehenden Rats und der von den Grundeigentümern erwählten General-Asseml. Nördlicher liegt Speightstown mit zwei Kastellen und einer Keesee; auf der Ostküste Codrington-College, das wichtigste Erziehungsinstitut Westindiens. Auch befinden sich auf B. vier Stationen der Brüdergemeine. Das Generalgouvernement von B. oder der Windward-Inseln umfaßt B., Sta.-Lucia, St.-Vincent, Grenada mit den Grenadinen und Tobago, zusammen 2150 qkm mit 309 686 E.

Zum ersten mal wird B. 1518 erwähnt und während des 17. Jahrh. von Portugiesen besucht und benannt, die erste regelmäßige Ansiedelung erfolgte erst 1625 durch engl. Abenteurer unter Sanction eines von Jakob I. an den Herzog von Marlborough ausgestellten Patents. Nach Jakobs I. Tode gelang es dem Herzoge von Carlisle, an den Marlborough die Insel 1627 verkauft hatte, von Karl I. ein Patent auf alle Antillen zu erhalten. Am 17. Jan. 1652 wurden die Inseln für die engl. Krone in Besitz genommen durch eine Kapitulation, die alle Gefesse und Freiheiten der Bewohner bestätigte. Seit der Thronbesteigung Karls II., welcher den Antillen eine Charte gewährte, zugleich aber eine erst 1838 aufgehobene drückende Abgabe auf die Ausfuhr legte, begann auf B. eine endlose Reihe innerer Kämpfe zwischen den Gouverneuren und der Asseml. Hierzu gesellten sich große Verwüstungen durch Orkane, wie 1675 und 1694, und das Gelbe Fieber (1692), wodurch der Wohlstand der Kolonie oft auf harte Proben gestellt ward. Doch trugen diese Gefahren und Beschwerden auch viel dazu bei, die Volkseigenthümlichkeit zu entwickeln und eine kräftigere Partei gegen die Regierung herzustellen, als in irgendeiner andern brit. Kolonie. Seit dem 17. Jahrh. nahm im allgemeinen die Bedeutung der Kolonie in hohem Grade zu, wenn auch wiederholte Orkane (namentlich 1780 und 1831), Erdbeben und Sklavenaufstände sie heimsuchten und die plötzliche Freilassung der Sklaven (1834) einen zeitweiligen Rückgang verursachte. Vgl. Schomburgk, „The history of B.“ (Lond. 1848).

Barba Jovis (Jupitersbart), Pflanzenart, s. unter Hauswurz.

Barbar (grch. βάρβρος) hieß eigentlich bei den Griechen jeder, der nicht griechisch redete, also ein Ausländer. Nach Plato war das ganze Menschengeschlecht in zwei ungleiche Hälften geteilt, in Hellenen und B. Besonders seit den Perserkriegen erhielt das Wort den gebissigen Nebenbegriff, der noch jetzt mit demselben verbunden ist. Man gebrauchte seitdem das Wort hauptsächlich zur Bezeichnung aller Untugenden und Laster, welche die Griechen bei fremden Völkern wahrnahmen und von denen sie sich frei glaubten, so von tyrannischer Herrschaft und knechtischem Gehorsam, von Feigheit, Lügigkeit, Noheit und Grausamkeit, von Mangel

an freier Ausbildung des Körpers und Geistes, an Verachtung geistiger Bildung und von niedriger gemeiner Gesinnung. Auch bildete von jener Zeit an die Idee sich bei den Griechen aus, daß die B., wo unter vorzugsweise Perser verstanden wurden, geborene Feinde der Hellenen und diese zu Sieg an Herrschaft über jene berufen seien. Als griech. Sprache und Sitte bei den Römern heimisch wurden, und namentlich seit den Zeiten des Augustus nannten auch die Römer alle Völker, denen griech. und röm. Bildung noch mangelte, B., besonde aber gaben sie den german. Stämmen, die am nächsten dem Einfluß Roms Widerstand leisteten diesen Namen. Insofern die Sprache die eigentliche Scheidewand zwischen Griechen und B. bildete wurde das Wort barbarisch mit besonderer Beziehung auf die Sprache angewendet und bezeichnet dann das Fehlerhafte im mündlichen und schriftlichen Ausdruck. Diesen Sinn sowie die Bedeutung von Noheit und Grausamkeit haben die Ausdrücke barbarisch und Barbarismus auch jetzt noch. Vgl. Roth, „Bemerkungen über Sinn und Gebrauch des Wortes B.“ (Märn. 1813).

Barbara (lat.), in der Logik der erste Schlussmodus in der ersten Figur, mit allgemein bejahtem Ober-, Unter- und Schlussatz.

Barbara, die heilige, ward nach der Legende um 240 oder 306 zu Nikomedien in Bithynien wegen ihres Bekenntnisses zum Christentum von ihrem eigenen Vater Dioskur enthauptet, nachdem sie bei Überredungskünsten und grausamen Torturen des Landpflegers Marianus standhaft Widerstand geleistet hatte. Der Vater ward unmittelbar nach der Untat vom Blik erschlagen. Deshalb wird die heilige B. bei Gewittern angerufen; auch gilt als die Schutzheilige der Artillerie, und ihr wurde sonst häufig auf artilleristischen Gebäuden, Pulvermagazinen u. s. w. angebracht. In franz. Kriegsschiffen heißt die Pulvertammer meist Sainte-Barbe. Gedächtnistag der heiligen der 4. Dec. [Casselstr.]

Barbarelli, ital. Maler, s. Giorgione!

Barbaresken, s. Berberei.

Barbarisch und **Barbarismus**, s. unter Barbar.

Barbarossa (Rotbart), Beiname des Kaisers Friedrich I.

Barbarossa (Seeräuber und Eroberer Algiers), s. Horat.

Barbarou (Charles), einer der heroistischsten Girondisten, geb. 6. März 1767 zu Marignac wurde Advokat in seiner Vaterstadt und gab am Beginn der Revolution das Journal „L'observateur marseillais“ heraus, das zum Aufschwung der Bewegung in Marseille mächtig beitrug. Von der Stadtgemeinde zum Sekretär erwählt, vermaß er sein Amt mit großer Hingebung. Nachdem die konstituierende Nationalversammlung zusammengetreten war, wurde er als Agent der Marceller in Paris geschickt, wo er gegen den Hof auftrat und sich später dem in Ungnade gefallenen Direktor anschloß. Nach dem Sturm auf die Tuilerien 10. Aug. 1792, an dem er als Führer des 10. feindlichen Bataillons teilnahm, ging er in seine Vaterstadt zurück, wo er mit Enthusiasmus empfangen und bald darauf zum Deputierten des Konvents erwählt wurde. Im Konvent hielt er sich zu den Girondisten und gehörte zu denen, welche im Prozeß des Königs für den Tod mit Appellation an den Volk stimmten. Da er sich jetzt der Partei Mar-

und Robespierres widersteht und den letztern geradezu beschuldigte, nach der Diktatur zu streben, so wurde er als Royalist und Feind der Republik 31. Mai 1793 ebenfalls proskribiert. (S. Girondisten.) Mit andern Schicksalsgenossen floh er zuerst nach Caen, wo er Charlotte Corbay sah, dann von Ort zu Ort in das Depart. Girondie. Doch hier hatten schon die Schredensmänner die Oberhand gewonnen, und nur mit Mühe konnten die Flüchtlinge nach St.-Emilion gelangen. Indessen mußte B. auch dieses Asyl verlassen, wurde ergriffen, vor das Revolutionsgericht nach Bordeaux gebracht, verurteilt und 25. Juni 1794 guillotiniert.

Barbastro, Stadt in der span. Provinz Huesca (Königreich Aragonien), am rechten Ufer des Veronesen von dessen Zusammenfluß mit der Cinca, 45 km ostwärts von Huesca, in fruchtbarer, an Gärten und Cispflanzungen reicher Gegend, ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale mit Gemälden von Antonio Gálceron, Gerbereien und zählt (1877) 8164 E. Bei V. fand 2. Juni 1837 ein blutiger Zusammenstoß zwischen Karlisten und Regierungstruppen statt, der ohne Entscheidung blieb.

Barbatus (lat.), bärtig, der Bärtige.

Barbault (Anna Letitia), engl. Dichterin und Schriftstellerin, geb. 20. Juni 1743 zu Ribworth: Harcourt in Leicestershire, veröffentlichte (Lond. 1773) ihre hart religiös gefärbten »Poems«, welche viel Beifall fanden, ebenso wie die mit ihrem Bruder verfaßten »Miscellaneous pieces in prose« (Lond. 1773). Im folgenden Jahre verheiratete sie sich mit Hochemont B., Geistlichen der Dissentergemeinde zu Balgrave in Suffol., und begründete mit diesem eine Penionsalschule, wodurch sie zur Herausgabe zahlreicher Jugendschriften geführt wurde. So verfaßte sie die »Hymns in prose«, die nicht bloß in England öfter gedruckt, sondern auch in viele andere Sprachen (z. B. ital., Lond. 1830; span., Lond. 1827; franz., Lond. 1828; deutsch, Bromb. 1869) überetzt wurden. Bald darauf erschienen die »Early lessons« für Kinder im zarten Alter. B. starb 9. März 1825. Von ihren Gedichten verdienen noch die poetische Epistel an Wilberforce: »On the retraction of the bill for abolishing the slave-trade« (Lond. 1791) und die Ode »Eighteen hundred and seven« (Lond. 1811) Erwähnung. Außerdem veröffentlichte sie 1804 die Korrespondenz Richardsons mit einer Biographie dieses Romanschreibers und veranstaltete eine Ausgabe der »British novelists« (Lond. 1810). Ihren poetischen Schöpfungen fehlt Bedeutendheit und Kraft des Ausdrucks, aber sie sind einfach empfunden, wohlklingend und oft bewegungsfähig in ihrer Sprache. Ihr Leben beschrieb sie Richte, die auch sonst als Schriftstellerin bekannte Lucy Aikin (geb. 6. Nov. 1781, gest. 29. Jan. 1864), in der Gesamtausgabe der »Works of Anna Letitia B.« (2 Bde., Lond. 1825). Vgl. Letton, »Memoir of Mrs. B., including letters and pieces of her family and friends« (Lond. 1874).

Barbe, eine Gattung der Fische, welche zu den Knorpelfischen mit Aufgang der Schwimmblase, und zwar zur Ordnung der Bandfische und zu der Familie der Karpfen oder Weißfische (Cyprinoiden) gehört und sich durch vier Bartfäden am Oberkiefer und die gleichlange Rücken- und Afterflosse unterscheidet, von denen die erstere mit einem starken, am unteren Ende gegähnten vordern Stachelstrahl versehen ist. Die Schlundzähne sind kegelförmig, am vordern Ende gekrümmt und stehen in drei Reihen; die

Schwimmblase ist groß und geteilt. Von dieser Gattung finden sich die meisten Arten in Indien, dagegen kommt in Deutschland, Frankreich und England nur eine Art derselben vor, die gemeine B. (*Barbus fluviatilis*), welche in den meisten mit etwas steinigem Boden versehenen Flüssen des mittlern Europa lebt und sich durch den weitvorstehenden Oberkiefer auszeichnet. Ihr Körper ist schmal, gestreckt, olivengrün, an den Seiten grüngelb, die Seitenlinie schwarz punktiert, der Schwanz gabelig. Sie wird 40—60 cm lang und 1—12 Pfd. schwer, wächst schnell, wird im dritten Jahre fortpflanzungsfähig und laicht im Mai und Juni. In schlammigen, ganz offenen Teichen gebeißt sie nicht. Sie gräbt gern in den Boden ein und lebt in Haufen gesellig. Um sie an der Angel zu fangen, wird sie mit Würmern oder sehr kleinen Fischen gelodert, wo sie, wie z. B. im Oberrhein, sehr häufig ist, fängt man sie mit Reusen. Ihr Fleisch ist weiß, weich, aber voller Gräten und nicht eben geschätzt, gilt aber für leicht verdaulich. In England wird die B. nur von der ärmern Volksklasse gegessen. Die schmackhaftesten B. soll die Weser liefern. Der Kogen ist, wenigstens zu gewissen Zeiten, schädlich.

Barbe, Geistlicher bei den Waldensern.

Barbe (fr.), eigentlich »Bart«, Streif von Spitzen in Frauenhauben, Frauenhüten u. dgl.

Barberne (engl., korruptiert vom frz. barbe à queue, »vom Maul bis zum Schwanz«), in den Südstaaten von Nordamerika ein Fest im Freien, bei welchem ganze Ochsen, Kälber, Schweine u. s. w. gebraten und verzehrt werden.

Barbelo, bei den Gnostikern, namentlich den Nitolaiten und Borborianern, einer ihrer weiblichen Hauptäonen, die Mutter alles Lebendigen, wohnt mit dem Vater des Alls und dem durch sich selbst gezeugten Christus im achten Himmel. Nach B. wurden die Gnostiker Barbeliten oder Barbelioten genannt.

Barbentrant, *Barbarea vulgaris*, ist eine zweijährige, zu der Familie der Cruciferen gehörige Pflanze, welche fast überall in Deutschland an feuchten, sonnigen Orten, in Gräben, auf Wiesen, Aldern, Heiden u. s. w. wächst und im April und Mai blüht. Sie hat leierförmige, in eine Rosette gestellte Wurzelblätter, unregelmäßig gezähnte Stengelblätter und goldgelbe, süßduftende Blüten in rispig gruppierten Doldentrauben, welche sich in lange Trauben kurzer, absteherender Schoten verwandeln. Diese auch als Winterkreuze bekannte Pflanze war früher officinell.

Barbery-St.-Salpice, Dorf im franz. Depart. Aube, an der Seine und an der Etbahn, 6 km von Troyes gelegen, hat eine Kirche aus dem 12. und 16., sowie ein schönes Schloß aus dem 17. Jahrh. und zählt 315 E., welche die berühmten »Käse von Troyes« fabrizieren.

Barberini, berühmtes röm. Fürstengeschlecht. Dasselbe stammt aus dem Orte Barberino im Elsthal in Toscana, nach welchem es sich nannte, während es ursprünglich Tasani hieß. Der Dichter und Philosoph Francesco da V. (geb. 1264, gest. 1348), der die »Documenti d'amore« schrieb, wird diesem Geschlechte zugeteilt, das früh nach Florenz kam. — Antonio B. (gest. in Florenz 1571) hatte drei Söhne, Carlo, Maffeo (geb. 1568), der 1623 unter dem Namen Urban VIII. (s. d.) Papst wurde, und Antonio (geb. 1569, gest. 1646), Kapuziner, mönch und Kardinal-Bibliothekar der Kirche. Die

Größe und der Glanz des Hauses wurden durch den Papst begründet, welcher während seines beinahe 21jährigen Pontifikats keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seine Angehörigen zu begünstigen. Von den drei Söhnen seines Bruders Carlo wurde der älteste, Francesco (geb. 1597), 1623 Kardinal und höchst einflußreich unter der Regierung des Rheims, und starb 1679 als Dehan des Heiligen Kollegiums. Derselbe gründete unter Beistand des gelehrten Leo Allaggi von Chios die wertvolle Bibliothek, welche noch jetzt, nach mancherlei Verlusten, die an Handschriften reichste Privatsammlung Roms ist. Der zweite Sohn von Carlo, Taddeo, General der Kirche und seit dem Aussterben der Della Rovere, Herzog von Urbino, Präfect von Rom, heiratete Anna Colonna von Paliano, Urentelin des Siegers von Lepanto, und kaufte von der ältern röm. Linie der Colonna das Fürstentum Palestrina (Präneste) nebst andern Besitzungen. Die steigende Macht und hochfliegenden Pläne der B. erregten jedoch den Neid der Medici, Este und Farnese. Dieß veranlaßte den verächtlichen Krieg und das letztern gehörige päpstl. Lehn Castro-Ronciiglione (1641—44), welcher mit Schleifung Castros und Einziehung des Lehns durch die päpstl. Kammer endigte. Unter dem auf Urban folgenden Papste Innocenz X. (Pamfil) gerieten die B. in arge politische Verwickelungen. Taddeo, nebst seinen Brüdern zur Flucht nach Frankreich genöthigt, starb 1647 zu Paris in der Verbannung.

Antonio, dritter Sohn von Carlo B. (geb. 1608), ein unruhiger Charakter, Brunt und Lurriere liebend, Förderer der Wissenschaft und lat. wie ital. Dichtung, seit 1628 Kardinal, nahm 1631, im Auftrage des apostolischen Stuhls, Besitz von dem ererbigten Herzogtum Urbino und erhielt von Ludwig XIII. das Protektorat über Frankreich, durch Mazarin die Würde eines Großalmoseniers und (1657) das Erzbisthum Rheims. Mit Innocenz X. ausgedöhnt, lehrte er nach Italien zurück und starb 4. Aug. 1671 zu Nemi. Durch ihn kamen auch die Güter der röm. Linie der Frangipani, deren letzter, Mario, ihn zum Erben einsetzte, an das Haus B. kaum 100 Jahre nach Urbans VIII. Tode erlosch der Mannstamm. Taddeos und Annas Enkelin, Cornelia B., seit 1728 vermählt mit Giulio Cesare Colonna, Fürstin von Carbognano (gest. 1787), dem Urentel dessen, der Palestrina verkauft hatte, brachte diesem sämtliche Barberinische Familiengüter zu, unter Bedingung der Annahme von Namen und Wappen (drei Vienen). Eine Tochter dieser Ehe, Olimpia B., an den neapolit. Duca di Girifalco, Don Gennaro Caracciolo, verheiratet und 1800 gestorben, wurde durch ihr tragisch-romantisches Schicksal als Lebendigbegrabene merkwürdig. Von den Söhnen Cornelias wurde der ältere, Urban (geb. 1733), Fürst von Carbognano und Stifter der Linie Colonna di Sciarra, apargiert, während der jüngere, Carlo, durch Bevorzugung der durch Urbans VIII. Testament zur Wahl ihres Erben berechtigten Mutter, Palestrina und die übrigen Erbgrüter erhielt und auch, als er sich nach einem erst 1810 auf Napoleons Befehl ausgeglichenen Proceß mit seinem Brudersohn Maffeo (geb. 1771, gest. 23. Dez. 1849) zu mehrfachen Abtreutungen an das Haus Sciarra hatte verstehen müssen, bei seinem 1819 erfolgten Tode auf seinen ältesten Sohn Francesco (geb. 5. Nov. 1772) vererbte. Letzterer starb 8. Nov. 1853 und hatte

infolge der Verzichtleistung seines ältesten Sohns zum Nachfolger den zweiten, Don Enrico (geb. 26. März 1823), gegenwärtigen Fürsten von Palestrina, vermählt mit Teresa Orsini. Die Linie Colonna di Sciarra wird jetzt repräsentiert durch des obengenannten Maffeo gleichnamigen Sohns geb. 10. Sept. 1850.

Außer einer reizenden Villa zwischen Albano u. Castel Gandolfo, welche die großartigen Trümmer der Domitianischen Villa in sich schließt, besitzen die B. den unter Papst Urban VIII. von den Architekten Carlo Maderno, Borromini und Bernini erbauten Palast Barberini, nach dem vatikanischen der größte in Rom. In einem Nebengebäude befindet sich sonst Thorwaldsens Künstlerwerkstatt. In den Gemälden im Hauptsaale des Palastes Pietro da Cortona bestes Werk. Die Galerie enthält unter andern Rafael's Fornarina, die angliche Beatrice Cenci, den heil. Andrea Corsini u. Guido Reni und das 7. April 1655 im Ormus des Palastes aufgefundenen alte Gemälde des personifizierten Rom (Roma Dea). Von den übrigen noch immer reichen Kunstschatzen ist manches Einzelne ins Ausland verkauft worden: so der Barinische Faun (schlafende Satyr) in die Münchener Glyptothek, die berühmte Portland-Basis des Vatikanischen Museums. Die in der Bibliothek aufgestellten Altertümer wurden neuerdings durch manche interessante Gegenstände (Bronze-Eiste) aus Palermo vermehrt. Der Palast in Palestrina, einst Sitz der Colonnese, enthält das berühmte antike Relief von der Darstellung Agyptens. (Vgl. Reumont, "Träger zur ital. Geschichte" Bd. 5, Berl. 1871).

Barbès (Armand), franz. Revolutionär, geb. 18. Sept. 1809 zu Pointe-à-Pitre auf der Insel Guadeloupe, studierte in Paris die Rechte und war hier in das Treiben der geheimen Gesellschaften, sich aus den aufgelösten Volksvereinen bildeten, dem Insurrektionsversuch vom 12. Mai 1848 griffen, wurde er als Anführer und Anführer des Aufstandes von der Pairskammer zum Tode verurteilt, jedoch auf Fürbitten des Herzogs von Orleans und Victor Hugos vom König Ludwig Philipp zu lebenslänglicher Haft begnadigt, aus der ihn die Februarrevolution 1848 befreite. B. wurde Verneuer des Regierungspalastes, Oberst der Legion der pariser Nationalgarde und Abgeordneter des Aube-Departements in der konstituierenden Versammlung. Anfangs schien er die neue Verfassung gewalt unterstützen zu wollen, aber bald zeigte sich unzufrieden mit dem gemäßigten Ganzen Majorität. Er beteiligte sich demnach 15. Mai 1848 an dem Attentat gegen die Nationalversammlung wurde verhaftet, in Bourges vor Gericht gestellt und zu lebenslänglicher Haft in Belle-Isle verurteilt, 1854 aber freigelassen. Seitdem lebte B. in Belgien, Spanien und den Niederlanden, starb in Haag 26. Juni 1870. Durch die Energie seines Charakters und die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen hatte er sich die Achtung selbst der Gegner zu erwerben gewußt. Er schrieb mehrere politische Flugschriften, wie "Deux jours de condamnation à mort" (2. Aufl., 1849).

Barbezieu, Arrondissement: Hauptstadt franz. Depart. Charente, an der Dronne, an Zweigbahn nach Chateaufauf mit der Station Saintes-Limoges verbunden, zählt (1876) 2 (Gemeinde 4007) E., welche Weinanbaugebiet und Kapaunen- und Trüffelhandel treiben.

Barbié du Bocage (Jean Denis), franz. Geograph, geb. zu Paris 28. April 1760, gest. daselbst 2. Febr. 1825, studierte unter d'Anvilles Leitung Geographie und gründete seinen Ruhm durch den 1787 erschienenen *«Voyage du jeune Anacharsis»* in Griechenland (1789 und 1799). Auch später beschäftigte er sich vorzüglich mit der Geographie Griechenlands, wie seine Pläne und Karten zu General-Gouffiers malerischer Reise durch Griechenland und seine durch eine Denkschrift erläuterte Karte über den Rückzug der Zehntausend (Par. 1796) beweisen. Mit Sainte-Croix arbeitete er die *«Mémoires historiques et géographiques sur les pays situés entre la mer Noire et la mer Caspienne»* (Par. 1797); sein Atlas für das Studium der ältern Geschichte erschien 1816. Er wurde 1780 als Geograph bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, 1785 beim Münzkabinett angestellt und 1792 Aufseher der Kartenammlung bei der Königl. Bibliothek. Später lebte er ganz seinen geogr. Studien, deren Frucht eine Reihe von Abhandlungen über Gegenstände aus der alten Geographie und Geschichte bildet, wurde 1809 Professor am Collège de France und war einer der Stifter der Geographischen Gesellschaft. — Von seinen Söhnen hat der jüngere, Alexandre Frédéric B., geb. 1796, gest. 25. Febr. 1835 als Professor der Geographie an der Faculté des lettres zu Paris, ebenfalls schätzbare geogr. Arbeiten geliefert.

Barbier, f. Bader.

Barbier (Antoine Alexandre), namhafter franz. Bibliograph, geb. 11. Jan. 1765 zu Coulommiers, war beim Ausbruch der Revolution Pfarrer, ging aber 1794 nach Paris, wo man ihn zum Mitglied der Kommission ernannte, welche mit der Sammlung der in den aufgehobenen Klöstern befindlichen Gegenstände der Literatur und Kunst beauftragt war. Dies bahnte ihm den Weg zu der Stelle eines Aufsehers der von ihm selbst gebildeten Bibliothek des Staatsrats (1798), und als diese 1807 auf das Schloß Fontainebleau gebracht wurde, ernannte ihn Napoleon zu seinem Bibliothekar. Nach der Restauration erhielt er die Aufsicht über die Privatbibliothek des Königs. Er starb 6. Dez. 1825. Von seinen bibliogr. Arbeiten ist als Hauptwerk zu betrachten das *«Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes»* (4 Bde., Par. 1806—8; 2. Aufl. 1872 sq.), zu welchem Demanne im *«Nouveau recueil»* (Par. 1834) ein Supplement lieferte. Auch verdient Erwähnung seine *«Nouvelle bibliographie d'un homme de goût»* (5 Bde., Par. 1808—10) und *«Examen critique et complément des dictionnaires historiques»* (Par. 1820).

Barbier (Henri Auguste), franz. Dichter, geb. 1. April 1806 zu Paris, wo er als vermögender Mann in Unabhängigkeit lebte, wurde nach der Julirevolution durch seine in der *«Revue de Paris»* erschienenen Gedichte bekannt, die später gesammelt unter dem Titel *«Les larmes»* (Par. 1831; 2. Aufl. 1878; deutsch von Förster, Queblind. 1832) herauskamen und den Zustand der franz. Gesellschaft mit poetischer Glut, aber auch mit jugendlicher Uebertreibung schilderten. Seine rauhen und dem Gynikien derben Verse fanden ungemein viel Anklang, und manche Kraftstellen wurden lange citirt. Mehr Glätte und Feile zeigten seine *«Le Il Pianto»* und *«Lazare»*, welche zuerst in der *«Revue des deux Mondes»* 1832—33, nachher mit den *«Larmes»* zu einem Bande vereinigt,

erschieden und seitdem mehrmals wieder aufgelegt worden sind. Es sind dies zwei poetische Gemälde nach dem Leben, von welchen das eine auf die damalige Erniedrigung Italiens, das andere auf die elende Lage des gemeinen Volks in England Bezug hat. B. gab 1837 noch zwei Satiren: *«Erostrato»* und *«Pot-de-vin»* heraus, die eine ziemlich kühle Aufnahme fanden. Auch seine *«Chants civils et religieux»* (1841) und die *«Rimes héroïques»* (1843), eine Reihenfolge von Sonetten mit histor. Anmerkungen, zogen nicht besonders die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich. Später ließ B. *«Silves, poésies diverses»* (1864) und *«Satires»* (1865) erscheinen. Seine Novellenammlung: *«Trois passions»* (1867), hat wenig Wert. Im J. 1869 wurde er Mitglied der Académie française. Er starb 14. Febr. 1882 zu Nizza.

Barbier (Paul Jules), franz. dramatischer Dichter, geb. 1822 zu Paris, trat 1847 mit dem Drama *«Le poète»* auf, das, in Versen geschrieben, einen ziemlich Erfolg hatte. Dies ermutigte ihn zu weiteren dramatischen Schöpfungen, als dessen Frucht *«L'Ombre de Molière»*, *«Amour et bergerie»* (1848), *«André Chénier»* (1849) und das in Prosa geschriebene Lustspiel *«Bon gré mal gré»* (1849) erschienen. Bei seinen spätern Produktionen, die dem Gebiete des ernsten Dramas wie des heitern Molière angehören, bediente er sich meist der Mitarbeiterschaft Michel Carrés. Aus dieser Zusammenwirkung gingen folgende Theaterstücke hervor, die meist einen bedeutenden Bühnenerfolg erzielt haben: *«Les amoureux sans le savoir»* (1850), *«Graziella»* (1849), *«Jenny l'ouvrière»* (1850), *«Les marionnettes du docteur»*, *«Voyage autour d'une jolie femme»* (1852), *«Princesse et favorite»* (1865), *«Cora ou l'esclavage»* (1866), ein auch in Deutschland vielfach aufgeführtes wirksames Drama; *«La loterie du mariage»* (1868). B. gehört auch im Verein mit Carré zu den beliebtesten Librettisten der neuern franz. komischen Oper, für welche er zuerst Stoffe aus dem griech. Altertum in parodistischer Tendenz schrieb. Hierher gehören: *«Galatée»* (1852), *«Les noces de Jeannette»*, *«Le roman de la Rose»*, *«Les sabots de la marquise»* (1854), *«Deucalion et Pyrrha»* (1855), *«Valentine d'Aubigny»* (1856), *«Le pardon de Ploemel»* (1859), *«La statue»* (1861), *«La reine de Saba»* (1862), *«Peines d'amour perdues»* (1863), *«Le mariage de Don Lope»* (1865), *«La Colombe»* (1866), *«Roméo et Juliette»* (1867), *«Don Quichotte»* (1869), *«Jeanne d'Arc»* (1873); *«Les amoureux de Catherine»*, *«Sylvia»*, *«Paul et Virginie»*, *«Le timbre d'argent»* (sämtlich 1876). Nikolaï's komische Oper *«Die lustigen Weiber von Windsor»* hat B. ins Französische übertragen (1856); nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 gab er eine Sammlung patriotischer Gedichte heraus: *«Le franc-tireur, chants de guerre»* (1871).

Barbieri da Cento (ital. Maler), f. Guer-cino.

Barbiton oder Barbitos war bei den Griechen der Name eines der Lyra ähnlichen Saiten-instruments, das von den Indern entlehnt zu sein scheint. Es war namentlich bei den Vätern der Iuliel Lesbos und den an diese sich anschließenden Dichtern im Gebrauch, und so wurde Erfindung oder vielmehr Einführung desselben bald Terpander, bald Alkaios oder auch Anacreon zugeschrieben.

Barbon (frz.), Graubart, Murrkopf; **Barbonnage**, mürrisches Wesen.

Barbotan, Badeort im franz. Depart. Gers, zur Gemeinde Cazaubon gehörig, nahe der Douze, zählt über 250 E. und hat eine Kirche aus dem 11. Jahrh. sowie die Ruinen eines Schlosses. Seine sechs schwefelhaltigen salinischen Thermen (26—38° C.) werden in Gestalt von Wasser- oder Moorbädern gegen Gicht, Rheumatismus, Hautkrankheiten und Lähmungen angewendet.

Barbouillage (frz.), Sudelei, albernes Geschwäg; **Barbouilleur**, Sudeiler, verworrener Schwärmer; **barbouillieren**, besudeln, verworren sprechen.

Barbour (John), der älteste Nationaldichter der Schotten, wurde zwischen 1316 und 1330 geboren. Als Archidiaconus zu Aberdeen ward er 1357 von dem Bischof seines Sprengels nach England gesendet, um wegen des Lösegeldes für den gefangenen König David II. zu unterhandeln. Um 1375 schrieb er seine poetische Chronik «The Bruce», welche die Geschichte König Roberts I. Bruce erzählt und um 1570 zuerst in Edinburgh und seitdem ungefähr zwanzigmal gedruckt worden ist (beste Ausgabe von Steat, in den Publikationen der «Early English Text Society», 1870 fg.). Neben seinem sprachlichen Wert als eins der ältesten Denkmäler des schott. Dialekts ist dieses Gedicht auch als histor. Quelle wichtig. Es atmet Freiheits- und Vaterlandsliebe. Das Vorbild B.s ist der lat. Dichter Statius, aus dessen «Thebais» er kurze Episoden einschibt. Noch ungebrucht sind von B. ein Heiligenleben und Bruchstücke eines die Sage von dem brit. König Brutus von Troja behandelnden Gedichts «Brute». B. starb 1396.

Barbuda, eine der kleinen Antillen, liegt da, wo diese Inselreihe eine entschieden südl. Richtung annimmt, und gehört zu den Inseln über dem Winde (Leeward Islands). Sie ist eine ganz flache, nur im Osten terrassenförmig etwas ansteigende Koralleninsel von 189 qkm, mit fruchtbarem Boden, prächtigem Walde und mildem, vorzüglich gesundem Klima, jedoch Kranke von den andern Inseln zur Erholung hierher gebracht werden. B. hat keinen Hafen, und ihre Küsten sind gefährlich wie die Meerenge, durch welche sie von der südlichen Insel Antigua getrennt ist. Nur ein kleiner Teil wird kultiviert (Baumwolle), Zucker gar nicht gewonnen. Die (1871) 813 E., meist Schwarze, treiben hauptsächlich Viehzucht. Die Insel, 1628 von den Briten in Besitz genommen, seit 1632 bebaut, wurde 1680 ein Kronlehn der Familie Codrington, deren Privatbesitz sie noch bildet, und steht unter der Gerichtsbarkeit von Antigua. Die einzige Niederlassung ist Codrington-Village.

Barby, Stadt und ehemals Hauptort einer Grafschaft, am linken Elbufer unweit unterhalb der Saalemündung, im Kreise Kalbe des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg gelegen, an der Staatsbahn Berlin-Blankenheim, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei evang. Kirchen und ein Schloß, in das 1855 ein (1823 zu Magdeburg gegründetes) Schullehrerseminar verlegt wurde, und zählt (1880) 5540 E., zu welchen noch 236 E. der Domäne B. hinzukommen, welche Kunkelrübenzucker-Fabrikation, Bierbrauerei und besonders Landwirtschaft treiben. Letztere war, wie verschiedene andere Industrien, früher größtenteils im Betrieb der hier 1749 gegründeten Herrnhuterkolonie, die das Amt B. in

Erbpacht genommen, im Schloß ein Pädagogium auch Druckerei und Verlagshandlung hatte, ab diese Anstalten 1809 nach Niesitz in der Oberlaus verlegt. B. wurde 1635 von den Schweden und Bärer erstickt. In der Stadt liegt das Rittergut B. (ein Klosterhof) und 10 km entfernt die Herrnhuterkolonie Gnadau. Das schon im 11. Jahrh. im Basallenverhältnis zu der Abtei Quedlinburg auftretende, nachmals selbständige, dann kurfürstl. Lehnshoheit unterworfen und 1497 in d. Grafenstand erhobene Geschlecht der edeln Herren von B. starb im Mannesstamme 1659 mit d. Grafen August Ludwig aus. Die Besitzungen standen damals aus der eigentlichen Grafschaft und den nach und nach erworbenen Ämtern Rosenburg, Walternienburg (seit 1238), Wühlungen (1318) und Egeln (seit 1410). Doch war letzter seit 1417 dem Erbstift Magdeburg verpfändet. Wegen der verschiedenen Lehnansprüche wurde die Besitzungen verteilt, und zwar so, daß Wühlungen und Wühlungen an Anhalt, B. an d. Stifter der Linie Sachsen-Weisensfeld, August, Herzog von Sachsen-Halle, Rosenburg und Egeln, das Domstift Magdeburg fielen. Nach dem Tod Augusts 1680 fiel das Stift Magdeburg noch hell laut Bestimmung des Westfälischen Friedens an Brandenburg, die Grafschaft B. aber erhielt sein dritter Sohn Heinrich, der 1689 zur rechtm. Kirche übergang und die Linie Sachsen-Barby stiftete. Ihn folgte sein Sohn Georg Albrecht, welcher 1739 ohne Erben starb, daher B. an Weisensfeld zurückfiel, und dann 1746, als mit Johann Adolf II. auch d. weisensfelder Zweig erlosch, nebst Weisensfeld an Sachsen zurückkam. Mit diesem blieb es bis 1806 vereinigt, wo es an das neue Königreich Preußen abgetreten werden mußte. Nach der Auflösung desselben kam es 1815 an Preußen.

Barcarole nennt man die Gesänge der Barcaroli (barcaruoli oder gondolieri) in Venedig. Diese Gesänge zeichnen sich durch einfache, liebliche Melodien aus, mit sanfter, regelmäßiger, dem Vorschlag entsprechender Bewegung, meistens in Sechsahteltakt, und tragen das echte Gepräge d. ital. Melodie an sich. Eine der ältesten ist aber im Zweivierteltakt, das bekannte Lied: «Il pescatore dell'onda» u. s. w. Außer hat die B. in die Oper aufgenommen, nach ihm u. Herold in der Oper «Zampa» und andere Operkomponisten. Die kleine, elegante, aber auch la nachzunehmende Weise der B. kam dadurch in Mode. Aus dem Gesange wurde sie in das instrumentale, vorzüglich auf Piano forte übertragene Bekannte Tonstücke dieser Art lieferten Mendelssohn in den «Liedern ohne Worte» und Chopin.

Barcellona, Stadt an der Nordküste Siciliens in der ital. Provinz Messina, Bezirk Castrolibate, zählt (1871) 13917 (1880) als Gemeinde mit d. nahen Orte Pozzo di Gotto 21924 E., welche Bau und Fischerei treiben, und hat vielviele Schwefelthermen.

Barcelona, Hauptstadt (Ciudad) der gleichnamigen Provinz (7731 qkm mit [1877] 835300) und von ganz Catalonien, ist eine der größten u. nach Madrid die volkreichste Stadt Spaniens. Waffenz., Hafen-, Handels- und Fabrikstadt am Ranges, einer der wichtigsten Knotenpunkte d. Eisenbahnsystems im nordösl. Spanien, Sitz d. Generalkapitans von Catalonien, eines Reichs- und eines Obergerichts. Die Stadt liegt zwisch

der Rindung des Nobregat und Besós an der Mittelmeerküste, die hier mit einer vorspringenden Halbinsel eine geräumige Hafenbucht bildet, in einer paradiesischen, gut angebauten, mit Landhäusern (Torres) dicht besetzten, im weiten Umkreise von einer malerischen, mit Wein und Wald bedeckten Hügelkette umschlossenen Ebene, am nördl. Fuße eines mit dem starken und großen Stadt und Hafen beherrschenden Fort Montjuich (Mons Jovis) getränkten, 191 m hohen, scharffen Felsenbergs. Die mittlere Temperatur ist 17° C., das Maximum 81, das Minimum 2° C. Die Wasserleitungen führen aus den Bergen eine Fülle von Wasser herzu. Sie zählte (1877) 249 106 E. B. gehört zu den wenigen Städten Spaniens, die an Bevölkerung und Wohlstand seit fortwährend zugenommen. Doch hat der Gürtel von Stadtmauern, der sie bis in die neueste Zeit umgab, ihre unmittelbare Vergrößerung verhindert, und die Bevölkerung konnte sich nur in Vorstädten (Gracia, San-Martin de Provensals, San-Andrés del Palomar, Hospitafranchs, Barceloneta u. s. w.) ausbreiten. Nach Madrid und Cadix ist B. die schönste Stadt Spaniens und hat ein modernes Ansehen. Die innere Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut, hat vier bis fünf Stodwert hohe Häuser mit zahlreichen Ballons, gut gepflasterte Straßen und wird durch Gas erleuchtet. Sie zerfällt in 10 Barrios, besitzt viele schöne und große Gebäude, 5 Bahnhöfe, eine Dom-, eine Kollegiat-, 82 Pfarr- und andere Kirchen, 18 Nonnenklöster. Die meisten der ehemaligen 28 Mönchsklöster sind theils niederrgerissen, theils zu Unterrichtsanstalten, Spitälern, Kasernen u. s. w. verwendet worden. Außer einer großen Anzahl Humanitätsanstalten hat die Stadt in trefflich eingerichteter Jugend- und Korrektionsanstalt, mehrere kleine und zwei Haupttheater, von denen das Opernhaus, welches 4000 Personen faßt, sei schönste Schauspielhaus Spaniens ist, und den Energiegeheimtums.

Nächst Madrid besitzt B. auch die meisten Unterrichtsanstalten. Es befindet sich hier die 1596 von Philipp II. gegründete Universität mit vier Fakultäten (durchschnittlich 1600 Studenten), ein botan. Garten, eine Handelsschule mit 2000 Schülern unterhalten von der Junta de Comercio, mit herberdentlich reichen Mitteln ausgestattet), eine Rechtsschule, eine Rotariats- und Schiffsfahrtschule, ein Priesterseminar. Ferner vier Akademien, zwei große Bibliotheken (die Biblioteca de la ciudad mit 40000, die bischöfliche mit 15000 Bänden), das große königl. Archiv der Krone Aragonien mit 15000 Bänden und 80000 Briefen. Unter den Straßen ist die 1120 m lange sog. Rambla, welche die ganze Stadt von NW. gegen S. unter verschiedenen Beinamen als eine Art Allee durchschneidet, eine der schönsten der Stadt, zugleich die Hauptader des Verkehrs. Der breite unter den Plätzen ist die Plaza del Palacio, welchem die Börse das imposante Zollhaus (Aduana) stehen. Außer der Rambla hat B. noch mehrere andere Promenaden, darunter die, welche sich 2 km entfernt von Gracia führt, einerseits von 33766 E., dem Sommeraufenthalt der reichen Barcelonenses. Die wichtigsten Gebäude sind die got. Kathedrale (la Seu) aus dem 12. Jahrh., mit drei Schiffen und vielen Kunstwerken; die noch ältere got. Kirche Sta. Maria del Mar mit drei von fünf Reihen schlanker Säulen getragenen Schiffen (eine eigentümliche Verzierung

der Kirchen hier sind die vielen Mohnrentpfe); der Palast der alten Grafen von B., die Börse (Lonja) u. s. w. Die Kaufläden und Cafés wetteifern in Glanz und Luxus mit denen zu Paris. Außer dem für uneinnehmbar geltenden Fort Montjuich, das durch eine Esplanade von der Stadt getrennt ist, wird diese noch durch die befestigte Maragana (ehemals Arsenal) am Ende der Rambla verteidigt.

B. ist der Mittelpunkt der Industrie Cataloniens. Schon 1854 gab es innerhalb der Stadt 67, in der Umgebung 25 mit Dampfmaschinen arbeitende Fabriken, von denen 66 mit Verarbeitung von Baumwolle beschäftigt waren; ferner 1400 Webstühle für Seide und etwa 2000 für Schafwolle. Außerdem bestehen große Maschinenfabriken, Eisengießereien, Fabriken für Papier, Glas, Steingut, Seifen, Chem. Präparate u. s. w., Nahl- und Schneidemählen, Färbereien, Drudereien und Gerbereien. Die Gewerbe sind sehr zahlreich und die Innungen mit vielen Privilegien versehen. Noch bedeutender als die Industrie ist der Handel. Die 1752 unter dem Marquis Mina angelegte Hafen-vorstadt Barceloneta, mit Schnurgeraden, sich rechtwinklig schneidenden Straßen, zwei großen Kasernen, vielen Magazinen und einer schönen Kirche, bewohnen größtentheils Schiffswerkeute, Matrosen, Fischer und Soldaten. Schon im Mittelalter war B. ein Hauptplatz für den Handel im Mittelmeere. Hier wurde 1258 das älteste Handels- und Seegesetzbuch verfaßt. Vgl. Caymann, «Memorias historicas sobre la marina, comercio y artes de B.» (4 Bde., Madr. 1792), und «Codigo de las costumbres maritimas de B.» (Madr. 1791). Jetzt ist es der wichtigste Hafen und Handelsplatz von ganz Spanien, der in regelmäßiger Dampfschiffverbindung steht mit Genua, Marseille, Cadix, Lissabon, Liverpool, Rio de Janeiro und Buenos-Ayres. Der geräumige Hafen wird durch die Halbinsel von Barceloneta gebildet. Im J. 1879 liefen 4543 Schiffe mit einem Gesalte von 1210051 t ein, 5168 Schiffe von 1333821 t liefen aus. Der Küstenhandel beschäftigt 7577 Schiffe von 613955 t. Die Ausfuhr besteht, außer den Manufakturartikeln, besonders in Wein und Brantwein, die Einfuhr in franz., engl. und ital. Fabrikwaren, Getreide, Reis, Bauholz aus der Ostsee, schwed. Eisen, Stahl aus Steiermark, Hanf aus Aiga und Petersburg, Leinen, Kupfer- und Eisenbraut aus Deutschland, aus transatlantischen Häfen besonders Rohstoffe, Baumwolle, Häute, Kaffee und Kakao. Der Wert der Einfuhr 1877 betrug 116 Mill., der der Ausfuhr 92 Mill. Mark. B. besitzt nach Madrid die wichtigste Bank Spaniens und 11 Asskuranzgesellschaften.

Die Stadt Barcino, eine lathol. Gründung, angeblich des Hamillar Barcas, als röm. Kolonie Colonia Faventia Julia Augusta Pia Barcino genannt, kommt schon im 4. Jahrh. unter dem Namen B. vor, hieß aber im Mittelalter gewöhnlich Barcinona (Barquinona), bei den Arabern Barshaluna. Es wurden daselbst 13 Kirchenversammlungen gehalten, deren letzte die got. Kirchengesammlungen aufhob. Im frühern Mittelalter hatte die Stadt namentlich durch die Araber arg zu leiden. Nach der Eroberung durch Ludwig den Frommen 801 wurde sie Hauptstadt der span. Mark, gelangte unter erbliche Grafen, die seit dem 11. Jahrh. durch Privilegien und gute Gesetze die Entwicklung B.s mächtig förderten. Durch die Vermählung

des Grafen Raimund Berengar IV. mit der Erbtöchter Ramiro II. von Aragonien wurde 1137 B. und ganz Catalonien mit diesem Königreiche vereinigt. Der span. Herrschaft mißte, unterwarf sich die Stadt mit Catalonien 1640 dem König von Frankreich. Gezwungen kehrte sie 1652 zum Gehorham gegen Spanien zurück, ward indes 1697 von den Franzosen wiedererobert, jedoch im Spanisch-Frieden an Spanien zurückgegeben. Im Spanischen Erbfolgekriege schlug sich B. auf die Seite des Erzherzogs Karl. Von Philipps V. Truppen unter dem Herzog von Berwick 1714 belagert, mußte es sich indes nach hartnäckigem Widerstande ergeben. Am 16. Febr. 1809 ward es von den Franzosen unter dem General Dubesme durch Ueberrumpelung genommen und blieb im Besitz derselben bis 1814. Große Verheerungen richtete 1821 in B. das Gelbe Fieber an. Nach Unterdrückung des karlistischen Aufstandes der Agriavados hatte es gleich Catalonien seit 1827 die blutige Strenge des Grafen d'España zu erdulden. Der span. Bürgerkrieg der folgenden Zeit zog auch B. in seine Greuel durch Volksaufstände und Empörungen; namentlich 1835 und 1836, wobei eine republikanische Richtung hervortrat.

Nach 1840 war die Stadt der Schauplatz einer bedeutenden Krisis, die mit der Regentenschaftübernahme durch Espartero endete; 1841 und 1842 kam es zu neuen Aufständen, teilweise wegen Einführung der Konfisktion (Quinta). In letztern wurden die Truppen vorübergehend auf das Fort Monjuich beschränkt, und erst ein Bombardement konnte die Insurgenten zur Übergabe zwingen. Denselben Verlauf nahm der Aufstand von 1843. Im J. 1854 wurde die Revolution O'Donnells in Madrid durch eine gleichzeitige Bewegung in B. unterstützt, die aber ohne Blutvergießen verlief, da sich Truppen und Behörden derselben anschlossen. Dagegen mußte ein Progressistenaufruch, der infolge des O'Donnellschen Staatsstreichs ausbrach, 1856 blutig niedergeworfen werden. Seitdem wurde die Ruhe B.s nicht mehr dauernd gestört; bei den neuern Bewegungen in Spanien stand die Bevölkerung durchweg auf liberaler Seite. Im Jan. 1874 traten föderalistische Neigungen stark hervor und veranlaßten Unruhen, die aber mit Waffengewalt sehr bald unterdrückt wurden; ein im Frühjahr 1882 ausgebrochener sozialistischer Aufstand wurde ebenfalls bald unterdrückt.

Barcelona, früher Nueva-Barcelona, Hauptstadt des gleichnamigen Einzelstaats der Vereinigten Staaten von Venezuela in Südamerika, liegt 240 km östlich von Caracás und 8 km von der Küste des Antillenmeers, am schiffbaren Neveri und am Eingange zu der großen Ebene, welche sich südwärts bis zum Orinoco ausdehnt. Die Stadt wurde 1671 auf ihre jetzige Stelle verlegt, 33 Jahre nach der Gründung der ersten Stadt dieses Namens am Fuße des östlicher gelegenen Cerro-Santo. Sie hob sich bedeutend gegen Ende des 18. Jahrh. als Ausfuhrhafen für Vieh und Fleisch nach den Antillen, besonders nach Cuba, und durch Schmuggelhandel mit den engl., dän. und holländ. Inseln Westindiens, sodas sie 1800 an 16000 E. zählte. Die Revolutionskriege brachten sie jedoch herab, so daß ihre Bevölkerung auf 5000 Seelen sank; 1873 betrug sie 7674 E. Sie ist regelmäßig, aber schlecht gebaut und wegen des Schmutzes der ungesätesten Straßen in der heißen Jahreszeit unge-

sund. Ihr Handelsgebiet nach dem Innern ist nur ein beschränktes; zur See steht sie mit St.-Thomas, Curaçao, Trinidad, La-Guaira und Cumana in Verbindung. Ihr Hafen für größere Seeschiffe ist die Ensenada de B., die Mündungsbucht des Neveri, die zugleich den Haupthafen des ganzen Staats bildet. — Der Staat Barcelona zählte 1873 auf 39490 qkm nur 101396 E.

Barcelonnette, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Niederalpen, inmitten des nach ihr benannten, aberaus weiden- und herbereichen Thals, 1134 m über dem Meere am rechten Ufer der Ubaye vor dem Col de l'Argentiere gelegen. Die Stadt zählt (1876) 1921 (Gemeinde 2082) E., hat ein Kommunal-College, ein Lehrerseminar, eine Ackerbaugesellschaft und treibt neben Viehzucht besonders Viehzucht und Viehhandel, unterhält aber auch Manufakturen in Häuten, Tuch, Seidenwaren und Leder. Der Ort wurde im Anfang des 12. Jahrh. gegründet, dann durch Krieg zerstört, 1231 wieder aufgebaut und vom Grafen Raimund Berengar von Provence Barcelona genannt, nach dem span. Stammort (Barcelona) seiner Ahnen. Die Stadt wurde 1388 von Amadeus von Savoyen eingenommen und im Laufe der Zeit als Grenzort sehr oft erobert und zurückerobert. Durch den Utrechter Frieden 1713 kam B. an Frankreich, wurde jedoch 1760 an Savoyen zurückgegeben. Im franz. Revolutionskriege nahmen es die Franzosen wieder und behielten es seitdem.

Barchent oder Barchent (frz. futaine, engl. fustian), ein dichtes, ein- oder zweiseitig geköpertes Baumwollgewebe, entweder ganz aus Baumwolle oder öfter mit leinerner Kette. Man unterscheidet glatten und rauhen B. Zu der erstern Art gehört der viersäckige, einseitig geköperte, besonders dicht gearbeitete Bettbarchent (Feberleinwand), aus gleichem Garn, blau oder rot gestreift, bei welchem der aus größerm Garn bestehende Einschlag zu drei Vierteln auf der rechten Seite sichtbar ist, sowie der roh gebleichte oder schwarz gefärbte Winterbarchent. Der rauhe B. hat auf derjenigen Seite auf welcher der grobe und weiche Einschlag liegt, eine mehr oder minder langsaferige, flaum- oder wollähnliche Oberfläche, die bei den starken, z. Winterkleidern dienenden Stoffen tugartig gefärbt wird. Diese haarige Oberfläche wird jetzt fast ausschließlich mit Hilfe von Maschinen hergestellt, während die linke das Aussehen eines leinwandartigen Gewebes mit schmalen, flachen Rippen zeigt (geschürter B.). Zuweilen ist B., sowohl der glatte als der rauhe, aus zweiseitig geköpert (fünfsäckiger Atlasbarchent). Der Barchentstuhl, auf welchem die meisten Sorten gewoben werden, ist eine dem Leinwebstuhl ähnliche Einrichtung. Die Barchentweberei war früher bedeutender als jetzt, wo für Unterkleider, Futter, Hütten u. s. w. mehr gewirkte und leicht baumwollene und halbwoollene Zeuge in Gebrauch sind. Am meisten verbreitet ist sie in Frankreich.

in Schwaben, Bayern, Böhmen, Mähren, Niederösterreich und Sachsen. (Vgl. die Artikel: Viber, Feuertee, Molton, Molestin, Biquet.)
Barthes (hebr.), Segensbrot zum Sabbat.

Barthfeld, Fleden mit 1846 G. im Kreise Schmalkalden des preuß. Regierungsbezirks Kassel an der Rindeung der Schweina in die Werra, in einer von sachsen-meinung. Gebiete umschlossenen Gellase, hat zwei Schlösser und vier Rittergüter. A. kam zur Hälfte 1387 durch Kauf, zur Hälfte 1383 durch Erbschaft von dem gräfl. Hennebergischen Hauje an Hessen und wurde, als die von Philipp begründete hessen-kasselsche Nebenlinie jessen-Philippsthal sich 1721 wieder in zwei Linien theilte, der Sij des Landgrafen Wilhelm, des Begründers der Linie Hessen-Philippsthal. A., welche gegenwärtig noch besteht. (S. unter heissen-Philippsthal.) Infolge der Ereignisse von 1866 kam A. an Preußen.

Barclay (Alexander), engl. Dichter und Prosaist, geb. um 1480, höchst wahrscheinlich in Schottland, studierte zu Oxford und erhielt dann eine Bruchstelle am Kollegium zu St. Mary Ottery in Devonshire. In dieser Stellung verfasste er 1508, nach lat. und franz. Bearbeitungen von Brants *«Narrenschiff»*, sein *«Ship of fools»*, das von Wynken (Lond. 1509) gedruckt wurde. Schon früher schrieb er eine allegorische Dichtung, eine Bearbeitung eines franz. Gedichts von Pierre Gringore unter dem Titel *«The castle of labour»* (Lond. 1506). Später trat B. in das Kloster von Ely, wo er Ramanis Gedicht *«De quatuor virtutibus»* unter dem Titel *«Mirror of good manners»* (gedruckt von Wynson in London) ins Englische übertrag. Hieraus wurde er Franziskanermonch in Lancasterburg. Seine *«Eclogues»*, die ersten in engl. Sprache, wurden öfter gedruckt. Diese Eklogen sind moralisch und satirisch, die ersten drei sind Paraphrasen der *Miseriae Curialium* des Aeneas Silvius Piccolomini. Durch Reisen in Holland, Deutschland, Frankreich und Italien war B. mit der Sprache dieser Länder vertraut geworden und erstattete selbst ein dem Herzog von Norfolk gewidmetes *«Introductory to write and to pronounce»* (Lond. 1521). Nach Aufhebung der Klöster wurde er Bilar zu Woley in Somerset, später Great-Badow in Essex, endlich 1552 zu *«Allerthorpe»* in London. Er starb im Juni 1552 in London, wo er auch begraben ist.

Barclay (John), geistreicher Dichter und satirischer Schriftsteller, wurde 28. Jan. 1582 zu om-a-Mousson in Lothringen geboren, wo sein Vater, der Schotte William B. (geb. 1546 in: Grafschaft Aberdeen, gest. 1606 als Professor zu Angers), der besonders durch seine Schrift *«le regno et regali potestate»* bekannt ist, als einer der Rechte angestellt war. Er studierte im tigen Jesuitenkollegium und ging 1603 nach gland, wo er die Aufmerksamkeit Jakobs I. auf zog, dem er den ersten Teil seines *«Euphormios-Satyricon»* (Lond. 1603), einen polit.-satirischen Roman, widmete, welcher hauptsächlich wider Jesuiten gerichtet war. Nachher erschien seine *«aspiratio anglicana»* (Lond. 1605) und das *«com animarum»* (Lond. 1614). Nach dem Tode des Vaters ging er nach Paris, wo er die gelehrte Louise Debonnaire heiratete und 1615 h Rom, wo er 12. Aug. 1621 starb. In demselben Jahre erschien sein Hauptwerk: *«Argenis»*

(Lond. 1621; 2 Bde., Leid. 1630; Nürnberg. 1769), eine polit. Allegorie in Form eines Romans, mit geistreichen Anspielungen auf die Lage Europas, besonders Frankreichs zur Zeit der Ligue. Dasselbe wurde in die meisten Sprachen Europas (deutsch von Zander, Lpz. 1701; von Haken, 2 Bde., Berl. 1794) überseht und gehörte zu den gelesesten Büchern seiner Zeit.

Barclay (Rob.), der bedeutendste Dogmatiker der Quäler, geb. 23. Dez. 1648 zu Gordonstown in Elginshire, stammte aus einem alten schott. Adelsgeschlecht, ward in Paris für die lat. Religion gewonnen, folgte aber nach der Rückkehr in die Heimat seinem Vater im Beitritt zur Gemeinschaft der Quäler. Er wirkte dann mit William Penn (s. d.) erfolgreich durch ausgedehnte Reisen in England, Holland und Deutschland für die Ausbreitung ihrer Anschauungen. Sein Hauptverdienst jedoch besteht darin, daß er dieselben soviel als möglich auf einen systematisch-wissenschaftlichen Ausdruck gebracht hat; seine *«Theologiae verae christianae apologia»* (1676), die 1878 englisch unter dem Titel *«An apology for the true Christian divinity etc.»* erschien, steht noch jetzt in hohem Ansehen. Er starb zu Ury in Kintardine 13. Okt. 1690. — Sein Urenkel, Robert B., geb. 1750, gest. 1830, kaufte 1781 die große, gegen Ende des 17. Jahrh. von Halfey gegründete Bierbrauerei in London in Verbindung mit Perkins, dem Disponenten des letzten Eigentümers, für die Summe von 125.000 Pf. St. und führte sie seitdem unter der weltberühmten Firma Barclay, Perkins u. Comp. bis zu seinem Tode fort, wo sie von seinem Sohne, Charles B., geb. 1781, gest. 5. Dez. 1855, übernommen wurde.

Barclay de Tolly (Michael Andreas, Fürst), einer der berühmtesten russ. Feldherren, stammte aus einem nach Medlenburg und Livland übergesiedelten Zweige derselben schott. Familie, welcher die vorigen, der Dichter und der Quäler B., angehörten. Er war der zweite von drei Brüdern, geb. 16. (27.) Dez. 1761 zu Lubbe-Großhof bei Wall in Livland, wo sein Vater, Gottlieb B. de Tolly, ein Gut besaß. Von seinem Oheim, General von Vermeulen, wurde er in die Militäralademie nach Petersburg gebracht; schon 1778 wurde er Offizier in einem Artillerieregiment. In dem Türkenkriege von 1788 und 1789, 1790 im Kriege gegen Schweden und 1792 und 1794 gegen Polen kämpfte er mit Auszeichnung, avancierte 1789 zum Major, 1798 zum Obersten und 1799 zum Generalmajor. Bei Pultuskommandierte er 1806 die Avantgarde Bennigsens, bei Eylau wurde er 1807 am Arm so schwer verwundet, daß fast eine Amputation desselben notwendig geworden wäre. Zum Generallieutenant befördert, nahm er an den Operationen in Finland 1808 hervorragenden Anteil und setzte im März 1809 an der Spitze von 6000 Mann über das Eis des Bottnischen Meerbusens nach der Küste von Schweden. Dagegen von der nationalruss. Partei vielfach angefeindet, weil man ihn als Deutschen betrachtete, wurde er vom Kaiser Alexander 1810 zum Kriegsminister an Araktschejews Stelle ernannt und 1812 zum Oberbefehl über die erste Westarmee im Kriege gegen Napoleon berufen. Als er Smolensk nach der blutigen Schlacht vom 17. Aug. aufgeben mußte, traten die Anfeindungen der nationalruss. Partei heftig hervor, sodaß der Kaiser sich gegen seinen Willen genötigt sah, ihn durch Kutusow zu ersetzen. Doch

blieb B. bei der Armee, zeigte bei Borodino hohe Tapferkeit und Geistesgegenwart und hatte im Kriegsrat zuerst den Mut, für die Räumung Moskaus zu stimmen. Im Jan. 1813 übernahm er das Kommando des Ischitschagowischen Armeekorps, eroberte 4. April Thorn, schlug Lauriston 19. Mai bei Königswarth und wurde nach der Schlacht von Bautzen von neuem zum Oberbefehlshaber der ganzen russ. Streitmacht ernannt. Er kämpfte an deren Spitze in den Schlachten von Dresden, Kulm und Leipzig, nach der er in den Grafenstand erhoben wurde, endlich bei Paris, wo er den Feldmarschallstab erhielt. Nach dem Feldzuge von 1815 verlieh ihm Alexander den Fürstentitel. Nach dem Frieden war B. Oberbefehlshaber der ersten Armee in Mohilew; er starb auf einer Reise nach den böhm. Bädern 25. Mai 1818 zu Jnsferburg. Ihm wurde 1834 vor der Kasaner Kirche in Petersburg ein ehernes Standbild errichtet und 1849 in Dorpat ein Denkmal gesetzt.

Barco, Dorf bei Asolo (s. b.).

Bar-Cochba (Simon), der Anführer der Juden in dem großen Aufstand derselben gegen die Römer unter Kaiser Hadrian 131—135 n. Chr. Dreimal hatten sich bereits die unterdrückten Juden in den J. 115—118 ohne Erfolg erhoben, als 130, bald nach Hadrians Abreise aus Syrien, im stillen vorbereitet, eine neue Empörung ausbrach, an deren Spitze B. stand. Er hatte sich den Namen Bar-Cochba, d. i. Sohn des Gestirns, beigelegt, insofern die alte Weissagung (4 Mos. 24, 17) von dem aus Jakob aufgehenden Stern durch ihn erfüllt werden sollte. Mit großem Erfolg kämpfte er anfangs gegen die Römer, die sogar Jerusalem verlassen mußten, sodas er zum König proklamiert wurde und selbst Münzen schlagen ließ. Der Krieg verbreitete sich über das Gebiet des eigentlichen Palästina hinaus, und 50 Städte nebst vielen Flecken und Dörfern kamen in den Besitz der Juden. Als aber Hadrians Feldherr Julius Severus anrückte, ward Jerusalem genommen und im Aug. 135 die letzte Festung, Bethar. Auch B. fiel am Tage dieser Eroberung. Hunderttausende von Juden waren in diesem Kriege umgekommen, viele, unter andern Aliba (s. b.), wurden hingerichtet, und grausame Gesetze folgten diesem letzten Versuche der Juden, polit. Unabhängigkeit zu erlangen. Vgl. Münter, «Der jüd. Krieg unter den Kaisern Trajan und Hadrian» (Altona 1821).

Barcone, Barcane (ital.; abgeleitet von barca, Barke), eine Art zweier oder dreimastiger Fischerfahrzeuge auf dem Mittelmeere.

Barb, ital. Barbo, kleine Gemeinde im Kreise Aosta der ital. Provinz Turin mit 442 E., in engem Thale zwischen steilen Alpenhöhen, 311 m über dem Meere, links am reißenden Flusse Dora Baltea gelegen. Dabei erhebt sich auf einem isolierten Felsen das berühmte gleichnamige Fort, welches der Sage nach schon von Hannibal erbaut worden sein soll. Es beherrscht die Straße über den Großen und Kleinen St. Bernhard in die piemont. Ebene und ist somit durch seine Lage als Schlüssel von Italien wichtig. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde es 1701 von den Franzosen eingenommen. Bei Bonapartes Übergang über die Alpen (1800) legte das Fort den Franzosen noch zuletzt große Schwierigkeiten in den Weg. Bonaparte ließ das Fort mit der Stadt von den Anhängern von Albard beschießen und zwang die Be-

satzung zur Übergabe. Das Fort wurde sodan demoliert, aber später vom König Karl Albe wiederhergestellt.

Barbale (tell.), Lerche, s. unter Barben.

Bardeleben (Heinr. Adolf), einer der namhaftesten deutschen Chirurgen, geb. 1. März 1819 in Frankfurt a. O., besuchte das dortige Gymnasium studierte 1837—43 in Berlin, Heidelberg und Paris Medizin und folgte 1843 einem Rufe nach Gießen, um an der dortigen Universität die Stelle eines physiol. Assistenten und demnächst das Beisektorat zu übernehmen; 1844 wurde ihm in Gießen die venia docendi, 1844 eine außerord. Professur erteilt. Im J. 1849 wurde er ord. Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik in Greifswald. Beim Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 zum Generalarzt ernannt übernahm er die Funktionen eines konsultierenden Chirurgen in den Feldlazaretten des Bezirks Ostpreußen. Im Herbst 1868 folgte er einem Rufe an die Universität Berlin als ord. Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik im königl. Charitékrankenhaus. Im J. 1870 wurde er als konsultierender Chirurg zu der Ersten Armee kommandiert und 1872 zum Generalarzt à la suite des Sanitätskorps ernannt. B. ist litterarisch hauptsächlich durch sein «Lehrbuch der Chirurgie und Operationslehre» (8. Aufl., 4 Bde., Berl. 1879 fg.) welches im In- und Auslande allgemeine Anerkennung gefunden hat. Seine übrigen litterarischen Arbeiten finden sich zerstreut in Müllers und Bichows «Archiven», im «Archiv für physiol. Heilkunde» u. s. w. Die Referate über die Fortschritte der Chirurgie, welche er seit 1851 für den Centralblatt der «Jahresberichte» und dessen von Virchow und Hirsch redigierte Fortsetzung liefert, werden besonders geschätzt. Bereits seit 1869 hat B. in seiner Klinik die antiseptische Methode besonders nachdrücklich vertreten. Das von ihm für die Durchführung derselben angegebene vereinfachte Verfahren hat, nach den in der Berliner Charité erzielten Resultaten, vielen Beifall erhalten.

Bardeleben (Rurt von), angesehenes Mitglied der konstitutionellen Partei in Preußen, geb. 24. Jan. 1796 auf dem väterlichen Gute Minau in Ostpreußen besuchte das Gymnasium in Königsberg, verließ aber im Alter von 17 J., um an den Befreiungskriegen von 1813—15 teilzunehmen. Einige Jahre nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, wählte sich mit der Tochter des Oberpräsidenten von Auerwald in Königsberg und lebte fort auf seinem Gute. Er wurde 1834 als Abgeordneter der Ritterschaft in den preuß. Provinziallandtag gewählt und nahm seit dieser Zeit an allen Provinziallandtagen teil. Auf dem huldigungslandtage von 1840 gehörte er zu denjenigen, die eine Petition um Einführung einer Reichsversammlung an den König richteten. Auf dem ersten Reichslandtage von 1847 zeigte er eine liberale, abgemäßigte Haltung. Der Kreis Königsberg wählte ihn zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament, in dem er seinen Sitz im rechten Centrum nahm. Nach der Ermordung seines Schwagers des Generals von Auerwald (18. Sept. 1848) verließ er Frankfurt. Bald darauf wurde er bei den Nachwahlen für die preuß. Nationalversammlung in diese gewählt. B. hielt sich dort zur Partei der Rechten und unterzeichnete das Manifest derselben gegen die Faktion Unruh. Nach Auflösung

der Verammlung begab er sich auf sein Gut zurück. Der preuß. Kammer von 1849 gehörte er nicht an. Erst nach Auflösung derselben erfolgte in dem königlichen Wahlkreise seine Wahl in die Zweite Kammer, in welcher er zur altliberalen Opposition gehörte. Seit 1852 nahm er kein Mandat wieder an. Unter dem Ministerium Rautenuffel, Westphalen als Landrat aus dem Kreise Fischhausen, in welchem er begütert war, nach dem Kreise Stralsburg an die poln. Grenze versetzt, nahm er deshalb 1853 seinen Abschied und starb 13. Febr. 1854 in Königsberg.

Barben (irisch bard, kymrisch bardh) nannten sich die schon seit dem 2. Jahrh. v. Chr. den Römern bekannten Sänger der Gallier und anderer Völker, wie der Britannier, Kymren (Waleser), Iren und Schotten. Gleich den Scythen der Angelsachsen und den Stalben der alten Sclandinavier, besangen sie die Thaten der Götter und Helden beim Kultus und bei Festlichkeiten der Fürsten und Vornehmen unter Begleitung der Harfe, entflammten das Heer zur Tapferkeit, schritten demselben im Kampfe voran und bildeten die Herolde der Fürsten und die Vermittler des Friedens. Bei den Galliern ging das Bardentum frühzeitig unter; länger erhielt es sich in Wales, Irland und Schottland. Die B. bildeten überall eine erbliche Junz, welche nach Art eines Ordens geregelt war und bedeutenden Einfluß auf Volk und Fürsten übte. Der Sänger war bei den Kelten wie bei den Germanen das Organ des Volks, der Träger aller hiesigen Überlieferung. In Wales wurden ihre Privilegien und Freiheiten um 940 durch den Gesetzgeber und König Howel Dha fest begrenzt und ausgesprochen, der ganze Orden aber von Griffith ap Iwan 1078 reformiert und neu geregelt. Von Zeit zu Zeit hielt man große Wettkämpfe in Gesang und Poesie, die sog. Gisteddfods, bei denen die Krone die Kampfrichter ernannte. Zwar verloren mit der Eroberung von Wales durch Edward I. (1282) die B. ihre Vorrechte und wurden selbst verfolgt, doch erhielten sie sich noch lange, und Gisteddfods wurden unter Einwilligung der engl. Könige bis auf Elisabeth herab gehalten. In der Folge ward jedoch keine Erlaubnis mehr zu solchen poetischen Wettkämpfen erteilt, bis sich in neuerer Zeit zur Wiederbelebung der altnationalen Kunst Dichtung mehrere Vereine bildeten, welche die Gisteddfods erneuerten. Dem Eifer derselben sowie dem Patriotismus einzelner sind nicht wenige der gründlichen Aufklärungen über das Innere der kymrischen B., sondern auch Sammlungen von den Resten ihrer Lieder zu verdanken. Vgl. Walter, „Das alte Wales“ (Bonn 1859).

In Irland zerfiel die erbliche Junz der B. in ihrem Verufe in drei verschiedene Hauptstämme. Durch viele Privilegien geschützt, hatten die B. mit der Zeit so viel Landbesitz erworben, daß sie sich ein so ungeheürliches Ansehen anmaßten, daß es mehrmals zur Auflehnung des Volks gegen sie kam, ja selbst zu teilweiser Vertreibung kam. In Anerkennung der Iren im Harfenspiel zu der Zeit war allgemein anerkannt. Noch sind manche Reste irischer Bardenspoesie (s. B. die kymrischen Lieder) vorhanden. Nach der Eroberung Irlands durch Heinrich II. begann das Bardentum zu sinken. Doch erhielten sich B. in größeren Familien. Ihre Lieder und geschichtlichen Erzählungen dienten zur Erhaltung der Vater-

landsiebe der Iren. Dieser Umstand namentlich veranlaßte mehrfache Verordnungen der engl. Herrscher gegen die irischen B. und Sänger, wie z. B. die Heinrichs VI. und Heinrichs VII.; ja Elisabeth gebot sogar, die eingefangenen Minstrel zu hängen, weil ihre Lieder zu Rebellion und andern Verbrechen anreizten. Durch die Schlacht am Boyne wurde auch das Bardentum vollständig vernichtet. Für den letzten irischen B. gilt Turrough O'Carolan, geb. 1670, gest. 1738. Vgl. Joseph Cooper Walter, „Memoirs of the Irish bards“ (Lond. 1786). In ähnlicher Weise gestaltete sich das Bardentum in Schottland oder Galedonien. Auch hier waren die B. erbliche Diener der Fürsten und Edelleute, bis der Orden 1748 mit Aufhebung der Erbgerichtsbarkeit aufhörte.

Den alten Germanen war der Name Barbe unbekannt, obgleich man irrthümlicherweise bis in die neuere Zeit herab und in der höhern poetischen Sprache noch jetzt von Barden der alten Deutschen spricht und Klopstock und seine Anhänger diese Fiktion sogar zum Anknüpfungspunkte reformatorischer Bestrebungen in der deutschen Dichtkunst machten. So benannte Klopstock ein vorzugsweise religiöses und kriegerisches Lied, gedichtet in dem fingierten Charakter eines Bardengesangs, oder einen Schlachtgesang in dem wildkräftigen Tone der german. Urzeit, ein Bardiet oder Bardit, und zwar mit Rücksicht auf eine einzige Stelle in der „Germania“ des Tacitus, wo einige Handschriften unrichtig für baritus (s. i. das Erbe des Schlachtgeschreies) barditus lesen, welchem Worte man die Bedeutung von Schlachtgesang fälschlich beilegte. Die deutschen Dichter, welche zu Klopstocks Zeit das Bardiet mit Vorliebe pflegten, ahmten in demselben meist die empfindsame Weichheit Ossians nach, oder ihre Gesänge arteten in kunstlosen Worthwall aus, welchen schon Lichtenberg, Hölty u. a. verspotteten. Auch seine drei Hermannsdramen, „Die Hermannsschlacht“, „Hermann und die Fürsten“ und „Hermanns Tod“, nannte Klopstock Bardiete. Denis und Versteberg behandelten das Bardiet in lyrischer Form, Kretschmann in epischer. Ebenso brachte Klopstock das latein. Wort Bardale für Lärche wieder in Aufnahme, welches auch später noch Baumstark und Waldbühl zum Titel für eine Volksliederammlung gewählt haben.

Bardera oder Verbera, Stadt im südl. Somali-Lande (Südostafrika) am linken Ufer des Jubafusses, ungefähr 300 km nördlich von dessen Mündung in den Indischen Ocean, in 109 m Höhe auf einem Felsenplateau gelegen. Der schlecht gebaute Ort von 130 Hütten nimmt nur noch den achten Teil des von einer 5 m hohen Lehmmauer nebst Graben umgebenen Raums der ehemaligen, 1819 gegründeten, kurze Zeit sehr blühenden Stadt ein, welche 1843 zerstört wurde. Die Einwohner, wilde, raubgierige und treulose Somalis, sind durch die Ermordung des Entdeckungsreisenden von der Dedem mit sechs seiner Gefährten (2. Okt. 1865) verächtlich worden.

Barbesanes, der Syrer, eigentlich Bar-Daijan, ein Gnostiker um das Ende des 2. Jahrh. Sein Geburtsort ist Ubesa, sein Geburtsjahr nach der edessenischen Chronik 154 n. Chr. Er war mit einem edessenischen Königssohn erzogen, stand bei König Abgar VIII. (176—213) in hoher Gunst und scheint bis gegen das J. 230 gelebt zu haben.

Seine Lehre war eine eigenthümliche Weiterbildung der ältern syr. Gnostik, in welche das Element der vorderasiat. Naturreligion stark hereinspielt. Doch scheint er ebenso wenig wie seine Anhänger, die Barbesaniten, sich von der rechtgläubigen Kirche getrennt zu haben. Seine Ansichten verbreitete er durch Hymnen und wurde so der erste syr. Hymnendichter. Noch im 5. Jahrh. wurden diese Hymnen unbedenklich von den kath. Christen gesungen, bis der Kirchenlehrer Ephrem sie durch rechtgläubige verdrängte. Bruchstücke derselben sind bei Ephrem erhalten und bilden die sicherste Quelle für die Kenntniß seines Systems; außerdem sind vielleicht mehrere in den apokryphen Akten des Thomas enthaltene sechsheilige Hymnen in syr. Sprache, vor allem der schöne Hymnus von der Seele, von B. verfaßt. Der von den Kirchenvätern häufig erwähnte Dialog über das Schicksal, der neuerdings im syr. Original als „Buch über die Gesetze der Länder“ wieder aufgefunden worden ist, rührt nicht von B. selbst, sondern von einem seiner Schüler her, und darf zur Darstellung des eigenthümlichen barbesanischen Systems nur mit Vorsicht benutzt werden. Vgl., außer den allgemeinen Schriften über den Gnosticismus von Neander, Baur und Lipsius, besonders Hahn, „B. gnosticus Syrorum primus hymnologus“ (Lpz. 1810); Merr, „B. von Edessa“ (Halle 1863); Hilgenfeld, „B. der letzte Gnostiker“ (Lpz. 1864).

Bardiet, Klostods Bezeichnung für ein religiös-kriegerisches Veb, s. unter Varden.

Bardiglio (ital.), ein sehr harter, weiß und rötlicher Marmor, welcher im Florentinischen gebrochen wird.

Bardili (Christoph Gottfried), deutscher Philosoph, geb. 28. Mai 1761 zu Blaubeuren in Württemberg, gest. zu Stuttgart 5. Juni 1808, wo er seit 1795 Professor der Philosophie am Gymnasium war, erregte zuerst allgemeines Aufsehen durch die Schrift: „Grundriß der ersten Logik, gereinigt von den Irrthümern bisheriger Logiken überhaupt, der Kantischen insbesondere; keine Kritik, sondern eine medicina mentis, brauchbar hauptsächlich für Deutschlands kritische Philosophen“ (Stuttg. 1800). In ihr suchte er den Satz durchzuführen, daß das Denken wesentlich die Wiederholung des Einen in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Gedachten, also an sich reine Identität, bloße Möglichkeit sei, welche die Wirklichkeit oder die Materie, wie es B. nannte, aus sich erzeuge. Alles Wirkliche sei somit im eigentlichen Sinne nichts anderes als Gedanke. Hierdurch stellte sich B. in den schroffsten Gegensatz zu dem Kantischen System und wurde in gewissem Sinne der Vorläufer der Identitätsphilosophie. Doch ward er bald von dieser überflügelt, zumal da seine Anschauungen, wegen der Dunkelheit, in welcher er sie darstellte, anfangs unbeachtet blieben, bis Reinhold in ihr den Grundgedanken entdeckt zu haben meinte. Ferner schrieb B. „über die Gesetze der Ideenassociation“ (Lüb. 1796), „Philos. Elementarlehre“ (2 Hefte, Landsb. 1802—6); „Beiträge zu Beurteilung des gegenwärtigen Zustandes der Vernunftlehre“ (Landsb. 1803). Vgl. Bardilis und Reinholds „Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Speculation“ (Münch. 1804).

Bardis, Stadt in Aegypten, s. unter This.

Bardit, s. unter Varden.

Barbo (arab., d. h. Palast), die Hauptresidenz des Beis von Tunis, in nächster Nähe der Stadt Tunis (s. d.); zugleich Sitz der Regierung.

Barbo, ital. Alpenort, s. Bard.

Barbonnechia (frz. Barbonne), Ort mit 1000 E. in der ital. Provinz Turin, 11 km nordwestlich von Duls, 1258 m über dem Meere, an der Vereinigungsstelle von vier Thälern prächtig gelegen, ist Station der Mont-Cenislinie (Turin-Modane), deren großer Tunnel hier beginnt, und besitzt eine Pfarrkirche mit interessanten, aus der Abtei Novalesa stammenden Chorstühlen, eine Burgruine und einen Römerturm. Hier vereinigen sich die Bäche von Nochemolle, vom Col de la More und vom Col de Fresuz mit dem aus Balétrone hervorbrechenden Melez zum Flusse B., der sich bei Duls in die Dora-Verpiana ergießt.

Bardot (frz., ital. bardotto), Padeisel, s. für Sündenbock, die Zielscheibe fremden Missethats.

Bardowick, Flecken in der Landdrostei Verdenburg der preuß. Provinz Hannover, 5 km nördlich der Stadt Lüneburg an der schiffbaren Almenau und der Hannover-Harburger Eisenbahn. Der Ort zählt (1880) 1762 E. und ist besonders bekannt durch Gemüsebau und Sämereihandel sowie durch seine schöne alte got. Domkirche. B. ist einer der historisch merkwürdigsten, vielleicht auch der älteste Ort Norddeutschlands. Seiner wird zwar unter Karl d. Gr. gedacht, der daselbst nicht nur einen Bischofsitz gründete, sondern B. auch 805 zum Handelsplatz mit den nördl. Slawen bestimmte. Unter Otto I. kam der Ort an die Billunger. Nachdem B. über drei Jahrhunderte die angehende und reichste Stadt des nördl. Deutschlands gewesen, fand es seinen Untergang durch Heinrich den Löwen, seinen frühern Herrn, dem es bei seiner Rückkehr aus England die Thore verschlossen hatte. Heinrich erstürmte die Stadt 29. Okt. 1189, zerstörte dieselbe von Grund aus und ließ nur den Dom stehen. Den Fall von B. verbannte Hamburg sein Ausfließen.

Bardsey, kleine Insel gegenüber dem 5 km entfernten Kap Braich-y-pwll, der Nordwestspitze von Wales (Grafschaft Carnarvon), am Nordende der Cardiganbai, ist etwa 3 km lang und 1 km breit, zählt 85 E. und besitzt ein Leuchtfeuer auf Resten einer Abtei aus dem 8. Jahrh. Unter den Sachsen hieß B. die Vardeninsel. Nach ihr naheten sich die Mönche nach dem Blutbade von Bangor-Monachorum, weshalb B. den Namen Insula Sanctorum erhielt. Die Waliser nannten sie Ynys Gulli, d. h. Insel der Strömung.

Bardwan (engl. Burdwan), Division in indobrit. Präsidentschaft Bengalen, zählt (1872) 33073 qkm 7286957 E. und enthält die Distrikte Birhm., B. Vancura, Hughli und Midnapur. Der Distrikt Bardwan zählt 2034745 E. auf 264 qkm niedrig gelegenen, reich bewässerten, außerordentlich fruchtbaren und wohlbehaarten Lande. B. wird von vielen Flüssen durchströmt, von denen der Gajji, Dammuda, Jellinghi, Bhaggrutti u. Daltijore die wichtigsten. Hierzu kommt noch die östl. Grenze von B. bildende Hughli. Der Gajji und der Bhaggrutti sind zu jeder Jahreszeit schiffbar. Sie dienen zur Abfuhr der hauptsächlich in Reis, Zuder, Indigo, Baumwolle, Tabak, Erdkrüchten, Diamanten, grober Seide, Eisen, Wäffelschörnern, Bauholz, Rad u. s. w. bestehenden Landeserzeugnisse nach Kalkutta. Das v.

und die Steinkohlen, deren Ausfuhr aus B. gleichfalls stattfindet, werden nur zum kleinsten Theile selbstst, hauptsächlich in dem benachbarten Distrikte Bancara gewonnen. Die Flüsse treten in der Regenzeit häufig über ihre Ufer und richten große Verwüstung an, so namentlich 1823. Unter der eingeborenen Bevölkerung sind viele große Grundbesitzer, von welchen der Titular-Nadscha von B., mit einem Einkommen von 150 000 Pfd. St., der reichste ist. B. wird von der East-Indian-Eisenbahn und der großen Militärstraße, welche beide von Kalkutta nach den nordwestl. Provinzen führen, und andern Herwegen durchschnitten. Es wurde 1760 von dem Nadscha Meer Cossim durch Vertrag an die Englisch-Indische Compagnie abgetreten. Der Großmogul Schah Alam gab 1765 hierzu seine Zustimmung. — Die Stadt Bardwan, auf dem linken Ufer des Damuda, zählt 32 321 E. und ist Sitz der engl. Distriktsbeamten. Es befinden sich daseibst zwei engl. Schulen, die umfangreiche, aber unregelmäßige und unschöne Residenz des Titular-Nadscha mit weitläufigen Gärten. Die erwähnte Militärstraße geht durch B. und die East-Indian-Eisenbahn berührt dieselbe.

Barea, ein kleiner, jetzt noch etwa 10—20 000 Seelen harter, in dem nördl. Vorlande Abessinien's um den Mogarä (einen südl. Zufluss des Barla) herum unter 16° nördl. Br. und 55° östl. L. (von Zetta) ansässiger Volksstamm, der südlich an die Kamma oder Bagen, nördlich an die Beni-Amer angrenzt. Obwohl schwarz oder wenigstens dunkelfarbig, hat sie keine Neger, aber auch keine Semiten, sondern wie die (an Zahl zehnmal so starken) Kamma wahrscheinlich Reste einer Urbewölkerung, die von den abessin. Semiten nordwärts gedrängt wurde, zum Teil religionslos, zum Teil äußerlich zum Islam bekehrt, mit rein demokratischer Verfassung und höchst merkwürdigen Rechtsbräuchen und Sitten, von denen zuerst B. Munzinger in seinen „Oriental. Studien“ (Schaffh. 1864) eine sehr interessante Beschreibung gegeben hat. Feldbau treibend und friedlich, verstehen sie gleichwohl sehr gut den kriegerischen Beni-Amer ihre Plünderungszüge mit gleicher Minge zu vergelten. An der Grenze des nördl. Reichthumsgebietes ist ihre Lage ziemlich unsicher.

Barbone-Parlament wurde das von Cromwell 1653 zusammenberufene petitißte Parlament nach einem der am meisten hervortretenden Mitglieder, dem Lederhändler Barbone, genannt.

Barze oder **Varèges**, ein leichter, durchsichtiger Stoff von gazeartigem Gewebe, das zuerst im Tale von Varèges (am Fuße der Pyrenäen) als Zeugnis der Hausindustrie für bäuerischen als vollkommen Handgespinnst hergestellt, so wie in Paris mit Hilfe von seiner Kohseide und infolge der Ausbildung der Maschinenlammerei, auch andernwärts als Kleiderstoff bekannt wurde. Am häufigsten wird jetzt die sehr aus gewirrter Baumwolle, der Einschlag als einfaches Rammgarn, zuweilen aus Seide, und zwar entweder aus reiner Seide oder, um Seiden zu bilden, aus Seide und Baumwolle, erzeugt, doch werden auch ganz aus Baumwolle bestehende Gewebe als B. in den Handel gebracht. In Deutschland wird die Fabrikation vorzüglich in Elberfeld, Chemnitz, Plauen u. s. w. betrieben.

Barèges oder **Varèges-les-Bains**, bei dem Orte im franz. Depart. Hochpyrenäen

in der alten Grafschaft Bigorre, 38 km im Süden von Tarbes und 20 km von Bagnères, liegt in dem engen und pittoresken Thale des Bastan 1232 m über dem Meere und besteht nur aus einer Straße. Das Bastantal ist eng, wild und rauh, von tiefen Schluchten und hohen, meist kahlen und fast immer in Nebel gehüllten Bergen umgeben, vom braulenden Bastan beunruhigt, ohne Grün und Schatten, von furchtbaren Lawinen heimgesucht. Die Saison dauert von Mai bis Oktober, und auch in dieser Sommerzeit ist das Wetter unstet. Die übrige Zeit, wo der Ort bis zu 5 m Höhe eingeschnitten oder überschwemmt ist, bringen die Einwohner zu Fuß zu einem Städtchen von 1671 E. mit wichtigen Fabriken von sog. Varègesstoffen. Aus dem Granit von B. springen acht alkalisch-salinische Schwefelthermen von 31—45° C., welche besonders bei Hautkrankheiten und hartnäckigen Rheumatismen gebraucht werden. Von den vorhandenen Badeanstalten ist das Große Bad in versallenem Zustande. Das Militärbad (seit 1760) kann 350 Kranke aufnehmen. Eine kleinere Anstalt mit Trinkquelle (30° C.) und Douche ist neuerdings in der Nähe zu Barzen errichtet worden, deren viel milder wirksames Wasser zur Vorbereitung auf die Thermen von B. benutzt wird. Der Zufluss an Wasser ist in B. nicht ausreichend für eine Frequenz von 7—800 Badegästen; viele müssen ihr Bad in der Nähe nehmen. Dazu bietet der Ort wenig Bequemlichkeiten, und der Anblick vieler Krüppel ist abschreckend. Zu B. war schon 1550 ein Wildbad-Bassin, und 1630 wurden hier zwei Badeanstalten errichtet. Seitdem 1677 der Herzog von Maine in Begleitung der Maintenon die Thermen benutzt hatte, wurde B. ein Modebad. Das Varègesthal, sonst eins der sieben Thäler des Lavedan, ist eins der längsten in den Pyrenäen. Der südlichste und höchste Teil, La Piméné genannt, ist im W. vom Mont-Méonville, im S. von Mont-Perdu (3352 m) und Marboré (3327 m), im W. vom zweispitzigen Bignemale (3290 m) umstellt. Am nördl. Fuße der beiden mittlern Berge liegt der Circus oder das Kesselthal von Gavarnie (Dorf in 1109 m Höhe), halbkreisförmig von 4—500 m hohen Steilwänden gebildet, von denen 12 Giebbäche in Kaskaden herabstürzen, darunter die 422 m hohe der Gave de Pau, wohl der schönste Wasserfall Europas. Nach S. führt die 90 m breite, 2804 m hohe Gebirgspforte der Rolandsbreche und gegen W. der Paß oder Port de Bouchero ins Brotothal nach Spanien.

Varégine, eine gallertförmige organische Substanz, welche sich in manchen Thermalquellen, namentlich Schwefelwassern, findet und höchst wahrscheinlich aus kleinen Organismen mit gallertförmiger Hülle, Beggiatoa, Nostoc u. dgl., gebildet wird.

Bareilly, ein Distrikt der Division Rohilkhand der Lieutenant-Gouverneurshaft der nordwestl. Provinzen von Britisch-Indien, umfasst auf dem östl. Gangesufer 7723 qkm eines reichbewässerten, sehr fruchtbaren, größtenteils vorzüglich kultivierten Flachlandes. Haupterzeugnisse sind Weizen, Reis, Mais, Hirse, Gerste, Labak, Jucker, Baumwolle, Datteln, Weintrauben, Walnüsse, Erdbeeren, Apfel und Birnen. Das Klima ist angenehm und im Winter kälter, als man von seiner geogr. Lage und seiner geringen Erhebung über das Meer (125—150 m) erwarten sollte. Die Bevölkerung, hauptsächlich aus Rohilla-Batanen, einem kräftigen, wohlgebauten, dabei selbstbewußten Volksstamme bestehend,

Seine Lehre war eine eigentümliche Weiterbildung der ältern syr. Gnosis, in welche das Element der vorderasiat. Naturreligion stark hereinspielt. Doch scheint er ebenso wenig wie seine Anhänger, die Bardesaniten, sich von der rechtgläubigen Kirche getrennt zu haben. Seine Ansichten verbreitete er durch Hymnen und wurde so der erste syr. Hymnendichter. Noch im 5. Jahrh. wurden diese Hymnen unbedenklich von den tatb. Christen gesungen, bis der Kirchenlehrer Ephrem sie durch rechtgläubige verdrängte. Bruchstücke derselben sind bei Ephrem erhalten und bilden die sicherste Quelle für die Kenntnis seines Systems; außerdem sind vielleicht mehrere in den apokryphen Akten des Thomas enthaltene sechsteilige Hymnen in syr. Sprache, vor allem der schöne Hymnus von der Seele, von B. verfaßt. Der von den Kirchenvätern häufig erwähnte Dialog über das Schicksal, der neuerdings im syr. Original als «Buch über die Gesetze der Länder» wieder aufgefunden worden ist, rührt nicht von B. selbst, sondern von einem seiner Schüler her, und darf zur Darstellung des eigentümlichen bardesanischen Systems nur mit Vorsicht benutzt werden. Vgl., außer den allgemeinen Schriften über den Gnosticismus von Neander, Baur und Lipsius, besonders Hahn, «B. gnosticus Syrorum primus hymnologus» (Epx. 1810); Mery, «B. von Edessa» (Halle 1863); Hilgenfeld, «B., der letzte Gnostiker» (Epx. 1864).

Bardiet, Klostods Bezeichnung für ein religiös-kriegerisches Lied, s. unter Varden.

Bardiglio (ital.), ein sehr harter, weiß und rötlicher Marmor, welcher im Florentinischen gebrochen wird.

Bardili (Christoph Gottfried), deutscher Philosoph, geb. 28. Mai 1761 zu Blaubeuren in Württemberg, gest. zu Stuttgart 5. Juni 1808, wo er seit 1795 Professor der Philosophie am Gymnasium war, erregte zuerst allgemeines Aufsehen durch die Schrift: «Grundriß der ersten Logik, gereinigt von den Irrtümern bisheriger Logiken überhaupt, der Kantischen insbesondere; keine Kritik, sondern eine medicina mentis, brauchbar hauptsächlich für Deutschlands kritische Philosophen» (Stuttg. 1800). In ihr suchte er den Sak durchzuführen, daß das Denken wesentlich die Wiederholung des Einen in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Gedachten, also an sich reine Identität, bloße Möglichkeit sei, welche die Wirklichkeit oder die Materiatutur, wie es B. nannte, aus sich erzeuge. Alles Wirkliche sei somit im eigentlichen Sinne nichts anderes als Gedante. Hierdurch stellte sich B. in den schroffsten Gegensatz zu dem Kantischen System und wurde in gewissem Sinne der Vorläufer der Identitätsphilosophie. Doch ward er bald von dieser überflügelt, zumal da seine Anschauungen, wegen der Dunkelheit, in welcher er sie darstellte, anfangs unbeachtet blieben, bis Reinhold in ihr den Grundgedanken entdeckt zu haben meinte. Ferner schrieb B. «Über die Gesetze der Ideenassociation» (Tüb. 1796), «Philos. Elementarlehre» (2 Hefte, Landsh. 1802—6); «Beiträge zu Beurteilung des gegenwärtigen Zustandes der Vernunftlehre» (Landsh. 1803). Vgl. Vardilis und Reinholds «Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Spekulation» (Münch. 1804).

Bardis, Stadt in Ägypten, s. unter This.

Bardis, s. unter Varden.

Bardo (arab., d. h. Palast), die Hauptresidenz des Beis von Tunis, in nächster Nähe der Stadt Tunis (s. d.); zugleich Sitz der Regierung.

Bardo, ital. Alpenort, s. Bard.

Bardonnèche (frz. Bardonnèche), Ort mit 1000 E. in der ital. Provinz Turin, 11 km nordwestlich von Culo, 1258 m über dem Meer, an der Vereinigungsstelle von vier Thälern prächtig gelegen, ist Station der Mont-Cenislinie (Turin-Modane), deren großer Tunnel hier beginnt, und besitzt eine Pfarrkirche mit interessanten, aus der Abtei Novalesa stammenden Chorstühlen, ein Burgruine und einen Römerturm. Hier vereinigen sich die Bäche von Rochemolle, vom Col de la Ros und vom Col de Fréjus mit dem aus Balotrod hervorbrechenden Molezel zum Flusse B., der bei Duly in die Dora-Riparia ergießt.

Bardot (frz., ital. bardotto), Padesel, figurlich für Sündenbock, die Hellscheibe fremden Vices.

Bardowick, Flecken in der Landdrosterei Lüneburg der preuß. Provinz Hannover, 5 km nördlich der Stadt Lüneburg an der schiffbaren Lüneburger und der Hannover-Harburger Eisenbahn. Der Ort zählt (1880) 1762 E. und ist besonders bekannt durch Gemüsebau und Sammereihandel sowie durch seine schöne alte got. Domkirche. B. ist einer der historisch merkwürdigsten, vielleicht auch der älteste Ort Norddeutschlands. Seiner wird zuerst unter Karl d. Gr. gedacht, der daselbst nicht nur einen Bischofsitz gründete, sondern B. auch 806 zu Handelsplatz mit den nördl. Slaven bestimmte. Unter Otto I. kam der Ort an die Billunger. Nach dem B. über drei Jahrhunderte die angelsächsischen reichste Stadt des nördl. Deutschland gewesen, kam es seinen Untergang durch Heinrich den Löwen seinen frühern Herrn, dem es bei seiner Rückkehr aus England die Thore verschlossen hatte. Heinrich erkaufte die Stadt 29. Okt. 1189, zerstörte dieselbe von Grund aus und ließ nur den Dom stehen. In Folge von B. verordnete Hamburg sein Ausfließen.

Bardsey, kleine Insel gegenüber dem 5 km entfernten Kap Braich-y-pwll, der Nordwestspitze von Wales (Graffschaft Carnarvon), am Nordende der Cardiganbai, ist etwa 3 km lang und 1½ km breit, zählt 85 E. und besitzt ein Leuchttfeuer. Reste einer Abtei aus dem 8. Jahrh. Unter den Sachsen hieß B. die Vardeninsel. Nach ihr benannten sich die Mönche nach dem Blutbad: Bangor-Monachorum, weshalb B. den Namen Insula Sanctorum erhielt. Die Waliser nennen sie Jung's Culli, d. h. Insel der Strömung.

Bardwan (engl. Burdwan), Division in indobrit. Präsidenschaft Bengalen, zählt (1872) 33073 qkm 7286957 E. und enthält die Distrikte Bardwan, B. Banchura, Hughli und Midnapur. Der Distrikt Bardwan zählt 2034745 E. auf 4000 qkm niedrig gelegenen, reich bewässerten, außerordentlich fruchtbaren und wohlbebauten Land. B. wird von vielen Flüssen durchströmt, von der der Hadji, Dammuda, Jellinghi, Bhaggrutti, Daktisire die wichtigsten. Hierzu kommt noch die östl. Grenze von B. bildende Hughli. Der Hadji und der Bhaggrutti sind zu jeder Jahreszeit. Hadji und Dammuda nur während der Regenschiffbar. Sie dienen zur Abfuhr der zahlreich hauptsächlich in Reis, Zuder, Indigo, Baumtabak, Erdfrüchten, Blumen, grober Seide, Hanf, Wäffelhörnern, Bauholz, Lad u. s. w. bewachsenen Landeserzeugnisse nach Kalkutta. Das Ge-

und die Steinkohlen, deren Ausfuhr aus B. gleichfalls stattfindet, werden nur zum kleinsten Teile dieselbst, hauptsächlich in dem benachbarten Distrikte Bancara gewonnen. Die Flüsse treten in der Regenzeit häufig über ihre Ufer und richten große Verwüstung an, so namentlich 1823. Unter der eingeborenen Bevölkerung sind viele große Grundbesitzer, von welchen der Titular-Nadscha von B., mit einem Einkommen von 150 000 Rsd. St., der reichste ist. B. wird von der East-Indian-Eisenbahn und der großen Militärstraße, welche beide von Kalkutta nach den nordwestl. Provinzen führen, und andern Heerwegen durchschnitten. Es wurde 1760 von dem Nadscha Meer Cossim durch Vertrag an die Englisch-Indische Kompagnie abgetreten. Der Osmogul Schah Alam gab 1765 hierzu seine Zustimmung. — Die Stadt Bardwan, auf dem linken Ufer des Damudra, zählt 32 321 E. und ist Sitz der engl. Distriktsbeamten. Es befinden sich dieselbst zwei engl. Schulen, die umfangreiche, aber unzureichende und unschöne Residenz des Titular-Nadscha mit weißläufigen Gärten. Die erwähnte Militärstraße geht durch B. und die East-Indian-Eisenbahn berührt dieselbe.

Barea, ein kleiner, jetzt noch etwa 10—20 000 Seelen starker, in dem nördl. Vorlande Abyssiniens am den Rogareb (einen südl. Zufluss des Barba) herum unter 16° nördl. Br. und 55° östl. L. (von Jertso) wohnender Volksstamm, der südlich an die Kanaana oder Bagen, nördlich an die Beni-Amer angrenzt. Obwohl schwarz oder wenigstens dunkelfarbig, sind sie keine Neger, aber auch keine Semiten, sondern wie die (an Zahl zehnmal so starken) Kanaana wahrscheinlich Reste einer Urbevölkerung, die von den abessin. Semiten nordwärts gedrängt wurde, zum Teil religionslos, zum Teil äußerlich zum Islam bekehrt, mit rein demokratischer Verfassung und höchst merkwürdigen Rechtsbräuchen und Sitten, von denen zuerst W. Munzinger in seinen „Oriental. Studien“ (Schaffh. 1864) eine sehr interessante Beschreibung gegeben hat. Selbstbau treibend und friedlich, vertreiben sie gleichwohl sehr gut den kriegerischen Beni-Amer ihre Plünderungszüge mit leichter Münze zu vergelten. An der Grenze des westl. Nagesgebietes ist ihre Lage ziemlich unsicher.

Barbone-Parlament wurde das von Cromwell 1653 zusammenberufene pietistische Parlament nach einem der am meisten hervortretenden Mitglieder, dem Lederhändler Barbone, genannt.

Barze oder **Barèges**, ein leichter, durchsichtiger Stoff von gazeartigem Gewebe, das zuerst in Thale von Barèges (am Fuße der Pyrenäen) als Erzeugnis der Hausindustrie für häuerischen Gebrauch aus wollenem Handgespinnst hergestellt, so dann in Paris mit Reite von feiner Rohseide und Wolle, infolge der Ausbildung der Maschinenlammweberei, auch andervwärts als Kleiderstoff ausgebeutet wurde. Am häufigsten wird jetzt die aus gewirnter Baumwolle, der Einschlag aus einfachem Rammgarn, zuweilen aus Seide, das war entweder aus reiner Seide oder, um weichen zu bilden, aus Seide und Baumwollwolle, erzeugt, doch werden auch ganz aus Baumwolle bestehende Gewebe als B. in den Handel gebracht. In Deutschland wird die Fabrikation von B. vorzüglich in Elberfeld, Chemnitz, Plauen u. a. betrieben.

Barèges oder **Barèges-les-Bains**, bei dem Ort im franz. Depart. Hochpyrenäen

in der alten Grafschaft Bigorre, 38 km im Süden von Tarbes und 20 km von Bagnères, liegt in dem engen und pittoresken Thale des Bastan 1232 m über dem Meere und besteht nur aus einer Straße. Das Bastanthal ist eng, wild und rauh, von tiefen Schluchten und hohen, meist kahlen und fast immer in Nebel gehüllten Bergen umgeben, vom brausenden Bastan beunruhigt, ohne Grün und Schatten, von furchtbaren Lawinen heimgesucht. Die Saison dauert von Mai bis Oktober, und auch in dieser Sommerzeit ist das Wetter unstet. Die übrige Zeit, wo der Ort bis zu 5 m Höhe eingeschnitten oder überschwemmt ist, bringen die Einwohner zu Fuß zu, einem Städtchen von 1671 E. mit wichtigen Fabriken von sog. Barègestoffen. Aus dem Granit von B. springen acht alkalisch-salinische Schwefelthermen von 31—45° C., welche besonders bei Hautkrankheiten und hartnäckigen Rheumatismen gebraucht werden. Von den vorhandenen Badeanstalten ist das Große Bad in verfallenem Zustande. Das Militärbad (seit 1760) kann 350 Kranke aufnehmen. Eine kleinere Anstalt mit Trinkquelle (30° C.) und Douche ist neuerdings in der Nähe zu Barz unerrichtet worden, deren viel milder wirkendes Wasser zur Vorbereitung auf die Thermen von B. benutzt wird. Der Zufluss an Wasser ist in B. nicht ausreichend für eine Frequenz von 7—800 Badegästen; viele müssen ihr Bad in der Nähe nehmen. Dazu bietet der Ort wenig Bequemlichkeiten, und der Anblick vieler Krüppel ist abschreckend. Zu B. war schon 1550 ein Wildbad-Bassin, und 1630 wurden hier zwei Badeanstalten errichtet. Seitdem 1677 der Herzog von Maine in Begleitung der Maintenon die Thermen benutzt hatte, wurde B. ein Mobebad. Das Barègesthal, sonst eins der sieben Thäler des Landes, ist eins der längsten in den Pyrenäen. Der südlichste und höchste Teil, La Pimene genannt, ist im N. vom Mont-Réonville, im S. von Mont-Perdu (3352 m) und Marboré (3327 m), im W. vom zweispitzigen Vignemale (3290 m) umstellt. Am nördl. Fuße der beiden mittlern Berge liegt der Cirtus oder das Kesselthal von Gavarnie (Dorf in 1109 m Höhe), halbkreisförmig von 4—500 m hohen Steilwänden gebildet, von denen 12 Giehbäche in Rastlachen herabstürzen, darunter die 422 m hohe der Gave de Pau, wohl der schönste Wasserfall Europas. Nach S. führt die 90 m breite, 2804 m hohe Gebirgsscharte der Rolandsbreche und gegen W. der Pass oder Port de Bouchero ins Protenthal nach Spanien.

Barègine, eine gallertförmige organische Substanz, welche sich in manchen Thermalquellen, namentlich Schwefelwassern, findet und höchst wahrscheinlich aus kleinen Organismen mit gallertförmiger Hülle, Beggiatoa, Nostoc u. dgl., gebildet wird.

Bareilly, ein Distrikt der Division Rohilkhand der Lieutenant-Gouverneurschaft der nordwestl. Provinzen von Britisch-Indien, umfasst auf dem östl. Gangesufer 7723 qkm eines reichbewässerten, sehr fruchtbaren, größtenteils vorzüglich kultivierten Flachlandes. Hauptezeugnisse sind Weizen, Reis, Mais, Hirse, Gerste, Tabak, Fuder, Baumwolle, Datteln, Weintrauben, Walnüsse, Erdbeeren, Apfel und Birnen. Das Klima ist angenehm und im Winter kälter, als man von seiner geogr. Lage und seiner geringen Erhebung über das Meer (125—150 m) erwarten sollte. Die Bevölkerung, hauptsächlich aus Rohilla-Patanen, einem kräftigen, wohlgebauten, dabei selbstbewußten Volksstamme bestehend,

beläuft sich (1872) auf 1507139, von denen drei Viertel Hinbu, ein Viertel Mohammedaner sind. Der Distrikt B. in seiner gegenwärtigen Ausdehnung entstand 1842 aus der Vereinigung von B. mit dem Distrikte Pilibhit. Beide wurden 1801 von den Rohillas an die Englisch-Ostindische Kompagnie abgetreten und 1846 den nordwestl. Provinzen einverleibt.

Die gleichnamige Hauptstadt des Distrikts B., auf dem linken Ufer des Jooa, eines Nebenflusses der Ramganga, gelegen, ist eine beträchtliche, wohl etwas verfallene Stadt mit (1881) 101688 E., welche bedeutenden Handel treiben. B. ist durch seine Lage von großer militärischer Wichtigkeit, weshalb sich daselbst in einem befestigten Lager eine starke Garnison von 2000 engl. und 2640 eingeborenen Truppen befindet. B. war während des Aufstandes der Sipahis, 1857—58, in die Hände derselben gefallen, wurde ihnen aber nach hartnäckigem Widerstande 6. und 7. Mai 1858 von General Sir Colin Campbell entrissen. — Pilibhit, Hauptort des frühern Distrikts gleichen Namens, etwa 8 km nordöstlich von B. gelegen, mit 29840 E., ist eine Handelsstadt von Wichtigkeit. Hauptartikel der Ausfuhr sind Pech, Zimmerholz, Wachs, Honig, Wolle, Borax und verschiedene Metalle.

Bärenfluß (Bear-River) ist der Name dreier Flüsse in Nordamerika. Der eine entspringt in den Felsengebirgen, etwa 112 km östlich von der Salzseestadt, und fließt durch das Unions-Territorium Utah erst gegen NW., dann, wendet sich dann plötzlich, in einer Gegend, wo man in 1614 m absoluter Höhe eine Sodaquelle und westlich davon einen alten Krater entdeckt hat, gegen SW. und mündet, nachdem er 337 km weit ein malerisches und fruchtbares Thal durchströmt, auf der Nordostseite des Großen Salzsees von Utah. — Der zweite ist ein Fluß in Californien, der an dem westl. Abhange der Sierra Nevada entspringt, zuerst westlich, dann südlich läuft und eine Zeit lang die Grenze zwischen den Counties Yuba und Placer bildet, sich aber etwa 45 km von Marysville mit dem Featherfluß vereinigt. — Der dritte dieser Flüsse ist der westliche, 120 m breite, in den Madagazestrom fallende Abfluß des Großen Bärensees (Great Bear-See), im nordwestlichsten Teile von Britisch-Nordamerika. Dieser See, welcher seinen Hauptzufluß aus dem Deasfluß erhält, liegt zwischen 64½ bis 67° nördl. Br. und 99½ bis 105½ westl. L. (von Ferro) in etwa 150 m absoluter Höhe auf dem Gebiete der arktischen Felsplatte, die mit steilen Abfällen seine Ufer umgibt. Derselbe hat eine sehr unregelmäßige Gestalt und bedeckt eine Fläche von 17—20000 qkm. Sein Wasser ist sehr klar und hellblau. Der Eisgang beginnt selten vor dem 1. Aug., und 1837 war er nur 50 Tage offen. Nahe der Ausmündung liegt am B. das Fort Franklin, am Nordostende des Sees das Fort Confidence. Ersteres hat mittlere Jahrestemperatur 6°, letzteres 8° R. unter dem Gefrierpunkte.

Bärenfüßig heißen Pferde, deren Köthen (unterstes Fußgelenk) beim Gehen den Boden berühren.

Bäreninsel, auch Cherryn- und wohl richtiger Veereninsel genannt, ein gewöhnlich zur Gruppe von Spitzbergen gerechnetes Eiland, welches ganz aus sekundärem Sandstein und Kalk gebildet ist und auch Steinhöhlen enthält. Die Insel liegt ungefähr 225 km südlich vom Südpaz Spitzbergens und umfaßt 68 qkm. Sie wurde 1596 von Varents entdeckt.

Bäreninseln, eine Gruppe von sechs Inseln der Nordküste Sibiriens, unter 71° nördl. Br. u. 179° östl. L. (von Ferro), nördlich vor der Mündung der Kolyma gelegen. Die Inseln sind felsig, baumlos, nur mit Moos und Gras bedeckt, reich an Treibholz und nur von Bären bewohnt.

Bärenflanz, der deutsche Name der zur Familie der Doldengewächse gehörigen Einreihen Gattung *Heracleum* (s. d.).

Bärenohr, Pflanzengattung, s. *Arctotis*.

Bärensee (Großer), s. unter Bärenfluß.

Bärenstapel, Bizar, s. unter Ziegenbart.

Bärentraube, Pflanzengattung, s. *Arctostaphylos*.

Varents (Wilh.), ein holländ. Seefahrer aus Amsterdam, versuchte schon zu Ende des 16. Jhd. den Weg nördlich um Asien herum nach China finden. Unter dem Befehle von Cornelis Rijp ließ er vier Schiffe, deren eins B., der fastische Teil des ganzen Unternehmens, führte, am 6. J. 1594 Arel. B. war der erste, welcher am 10. J. die Westküste von Nowaja-Semlja erreichte, lief auf 6 Grad ihrer Erstreckung untersuchte und 1. Nordküste bis zum äußersten Nordwesten, dem K. Nassau, kennen lernte. Zwei der Schiffe waren währenddessen durch die Waigatschstraße nach Ost ins Karische Meer gesegelt, durch die Eischolle derselben gebrungen, und fanden weiteten, daß die Küste sich nach Südosten hinziehe. In der Überzeugung, des Plinius Kap Labis gefunden zu haben, bielten sie ihr Vorhaben für gelungen, glaubten nun den Handelsweg nach China offen und kehrten nach Amsterdam zurück. Die Expedition war bei 77 oder 78° nördl. Br. gelangt. Bald darauf gi unter B. eine neue Expedition von sechs Schiffen aus, die sich wieder nach Nowaja-Semlja wandte. Diesmal fanden sie die Waigatschstraße durch Eis geschlossen und sie kehrten enttäuscht in die Heimath zurück. Aber 1596 wurde noch ein neuer Versuch unternommen; am 16. Mai verließ B. mit Amsterdam; die Bäreninsel und Spitzbergen wurde entdeckt und man gelangte bis in 80° 11' nördl. Br. Während die Begleiter Heemskerk und Cornelis Rijp nach Holland zurückkehrten, suchte B. die Schiffe wieder das Kap Nassau auf. Dort war Eis eingeschlossen, mußte er mit seinen Gefährten den Winter zubringen, also die erste nördliche Überwinterung durchmachen. Unfähig leidend, baute sie aus Treibholz ein Haus und verbrachten sieben Monate. Auch mit dem kommenden Sommer ward das Schiff nicht vom Eis frei, und sie mußte mit ihren gebrechlichen Booten sich 14. Juni 18 auf die gefährvolle Rückreise begeben. Hier im J. 20. Juni in der Eiswüste, die Mannschaften erreichte nach großer Not endlich glücklich Kola. Sie Cornelis antraten, der sie nach Holland zurückführte. Fast 300 Jahre später (Sept. 1871) wurde der norweg. Kapitän Elling Karlsen dieses Quartier von B. und die unverletzte Hütte mit dem Inventar wieder aufgefunden, zugleich mit der schlichten Erzählung Gerrit de Beers über ihre Lebenszeit. Dem fähnen Bahnbrecher auf dieser Seite der Nordfahrt zu Ehren heißt das Meer zwischen dem Nordkap und Spitzbergen das Varentsmeer und die nördliche der beiden, die Spitzbergens bildenden Inseln die Varentsinsel. Vgl. Petermanns »Mitteilungen« (Bd. 18 »Koldregionen«, Nr. 63, Gotha 1872).

Varent von Brüssel, Maler, s. Deled.

Barère de Vieuzac (Vertrand), Mitglied des 2. Nationalkonvents, geb. zu Larbes 10. Sept. 1756, war erst Advokat am Gerichtshof zu Louise und erhielt später das Amt eines Rats des Reichs zu Vigor, das ihn 1789 als Deputierten in die Generalstände schickte. Nach Auflösung der Konstituante kam er als Richter an das Nationaltribunal und wurde 1792 vom Depart. Apponien in den Nationalkonvent gewählt. Er verstand es B., wie kein zweiter, mit dem revolutionären Strome zu schwimmen. Er war Präsident des Konvents während des Prozesses Ludwigs XVI. und stimmte für den Tod des Königs auf Appellation an das Volk und ohne Aufschub. Im Jahre des Schreckens war er zweimal im Ausschusse für die Ropalisten und publizistisch in allen Schattierungen thätig: die römischen sämtlich, Pöbel, Egalité, die Königin,anton, Hebert, schließlich selbst Robespierre, wenige Tage nachdem er dessen Bürgerthugenden gepriesen hatte. Immer folgte er der Nacht und wußte mit dem Instinkt der Furcht stets den Augenblick zu fassen, wo der Besch der selben wechselte. Dabei legte er die Hand auf die Klinge, für die er sprach, mit blutigen Phrasen zu drapieren. Den „Anatoleon“ „Quilotes“ hat man ihn darum genannt. Nach dem Sturz Robespierres ward endlich auch B. mit „Lot herbois“ und Willaud-Barennes vor Gericht gezogen und vom Konvent zur Deportation ertheilt, 18. Brumaire indes in die allgemeine Amnestie eingeschlossen. B. lebte fortan litterarisch. Als man ihn 1815 während der zweiten Lage zum Deputierten in die Kammer wählte, vertrat er die gemäßigten Grundsätze von 1792. Nach der zweiten Restauration wurde er mit 17 andern sog. Regicides verbannt und lebte in Exil, bis ihm die Julirevolution die Rückkehr erlaubte. Die Regierung ernannte ihn zum Mitgliede 1. Verwaltungsrats im Dep. Hochpyrenäen, welschen Amt er erst 1840 niederlegte. Er starb 14. Jan. 1841. Dem jüngern Carnot hatte er seine „Mémoires“ übergeben, welche von diesem mit einem Vorwort versehen und (2 Bde., Par. 1834; 2. Aufl., Par. 1842) veröffentlicht wurden.

Baratzeg (spr. Bäretheg), ein in Polen bekanntes Getränk aus Gerstemehl, das man in Wasser kochen läßt und dann mit Fleischbrühe und verschiedenen Gartengewächsen zusammen kocht.

Barrett (früher gewöhnlich Biret; ital. berretta; span. birreta; vom spätlat. birras, rind von stödigem Stoffe) heißt eine Kopfbedeckung mit flacher Krone und breiter Krämpfe, rindem Stoff, welche mit dem Anfang des 16. Jhdts für Männer und Frauen die gewöhnliche Tracht wurde. Zu Anfang war das B. mannigfaltig gestaltet und verziert, geschliffen und mit buntem Stoff durchzogen, oft auch mit einer Haube, Calotte, in Verbindung gebracht. Ritter zu es gern hochrot, Fürsten und Grafen schwarz, mit Gold, Perlen, Edelsteinen, auch wohl einem Porträtmedaillon besetzt, vom kostbaren Schmucke überragt. Sehr lebhaft war Nürnberg's Verherrlichung. Um die Mitte des 16. Jahrh. drängte die span. Mode die bunten Farben und Ornamente und behielt nur ein schwarzes, steifes B. Gegen Ende des Jahrhunderts verschwand dieses als allgemeine Tracht und blieb seitdem in runder oder eckiger Form als Bestandteil der Tracht für Gelehrte, hier und da auch für

Richter und Professoren, insbesondere für Delane und Rektoren der Universitäten. In Deutschland ist das B. in neuester Zeit wieder als Bestandteil der richterlichen Amtstracht zu Ehren gekommen.

Barretti (Giuseppe), ital. Schriftsteller und Dichter, geb. zu Turin 25. April 1719, entfloß als sechzehnjähriger Jüngling dem elterlichen Hause, trat zu Guastalla als Schreiber in ein Handlungshaus, wandte sich 1740 nach Venedig und wurde 1742 zu Cuneo als Magazininspektor angestellt. Von 1745–51 lebte er abwechselnd zu Turin und Venedig und begab sich dann nach London, wo er als Lehrer der ital. Sprache wirkte. Nach einem neunjährigen Aufenthalte daselbst kehrte er nach Italien zurück, gab zu Mailand die „Lettere famigliari“ (1762) heraus, mußte sich aber, wegen derselben verfolgt, nach Venedig wenden, wo er 1763 den zweiten Band veröffentlichte und das kritisch-litterarische Journal „Frusta letteraria“ begründete, das von 1763–65 erschien und wiederholt (Carpi 1799; Mail. 1804; in den „Classici italiani“, 2 Bde., Mail. 1838–39) neu aufgelegt wurde. B. wendete sich später wieder nach London, wo er zum Sekretär der königl. Akademie der Künste ernannt wurde und 6. Mai 1789 starb. Sein „Dictionary of the English and Italian languages“ (2 Bde., Lond. 1760 u. öfter; zuletzt Lond. 1854) und „Spanish and English dictionary“ (Lond. 1778 u. öfter; zuletzt 2 Bde., Lond. 1837) wurden lange geschätzt. Aufsehen erregte auch sein „Account of the manners and customs of Italy“ (Lond. 1768; 2. Aufl. 1769; deutsch von Schummel, Bresl. 1781). Gesamtausgaben seiner „Opere italiane“ sind zu Mailand (zuletzt 4 Bde., 1838) erschienen.

Barfleur, kleine Hafenstadt im franz. Depart. La Manche, Arrondissement Valognes, 26 km östlich von Cherbourg und 2 km südlich von der Barfleurspitze, der Nordostspitze der Halbinsel Cotentin, zählt 1220 E., welche ansehnliche Schifffahrt treiben, Barfleur bauen und ein Seebad unterhalten. Auf dem Kap B. steht der herrliche Leuchtturm von B. oder Gatteville; ferner sind zwei kleinere Leuchttürme in der Nähe der Stadt, deren keiner Hafen-Schiffe von 3–400 t aufnehmen vermag. Im J. 1850 entdeckte man eine 8 km lange, gewaltige Austerbant hier selbst. B. war bis auf Heinrich IV. eine starke Festung und ein wichtiger Hafen, von welchem sich 1042 Eduard der Bekenner nach England einschiffte und von wo Wilhelm der Eroberer zur Invasion in England 1066 auslief.

Barfod (Poul Frederik), dän. Politiker und Historiker, ein eifriger Vertreter der „skandinavischen Idee“ und „Grundtvigianer“, geb. 7. April 1811 zu Lyngby in Jütland, war 1849–69 Reichstagsabgeordneter und wurde später Assistent an der königl. Bibliothek in Kopenhagen. Aus seiner litterarischen Thätigkeit sind hervorzuheben die international-nordische Zeitschrift „Brage og Idun“ (1839–41), „Fortællinger af Fædrelandets Historie“ (4. Aufl., Kopenh. 1874) und „En Rejse i Dalarna“ (Kopenh. 1863).

Barfuß (Hans Albr., Graf von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1635, entstammte einer altbrandenb. Familie, und bildete sich in den Kriegen des Großen Kurfürsten und seines Nachfolgers, des ersten Königs, zu einem der tüchtigsten brandenb.-preuß. Offiziere aus. Sein erstes größeres Kommando als Oberst erhielt er im Kriege Friedrich Wilhelms gegen die Schweden um den Besitz

Neuvorpommerns 1678, wo er im Herbst an der Expedition nach Rügen und der Eroberung Stralsunds teilnahm. Im J. 1683 führte er als Generalmajor ein kleines Korps gegen die Türken und kämpfte mit Sobieski bei Gran. Größere Erfolge noch erlangte er 1686 in dem Korps, das unter dem Oberbefehl des Generallieutenants von Schöning bei der Belagerung Ofens mitwirkte. B. führte bei dem Hauptsturm am 12. Sept., dem die Festung erlag, den linken Flügel der Sturmkolonne. In dem zweiten Koalitionskriege gegen Ludwig XIV. kämpfte B. unter den Augen Kurfürst Friedrichs III. selbst am Rhein; die Erstürmung Bonn's (Okt. 1689) ward nach seinen Dispositionen ausgeführt. Im J. 1691 führte er als Oberbefehlshaber ein neues Hilfskorps von 6000 Mann dem Kaiser gegen die Türken zu, das den Sieg bei Salantemen (Aug. 1691) entschied; ein Erfolg, der ihm die Würde eines Generals der Infanterie verschaffte. Er ward noch Oberkriegspräsident, Feldmarschall, Reichsgraf und einer der ersten Ritter des Ordens vom Schwarzen Adler, aber seine kriegerische Thätigkeit war wesentlich zu Ende. Um so lebhafter betheiligte er sich an den Cabalen und Intriguen, die das Hofleben unter dem Sohne des Großen Kurfürsten erfüllten. B. hat neben andern den allmächtigen Minister von Dankelmann 1697 zu Fall gebracht. Er hatte gehofft, selbst dadurch an die Spitze der Geschäfte zu kommen, mußte aber bald neben dem gewandten Hofsling Kolb von Wartenberg zurücktreten, dem es sogar gelang, ihn schließlich (1702) ganz vom Hofe und aus der Armee zu verdrängen. B. starb auf seiner Besitzung Kossenblatt bei Beeskow 27. Dez. 1704. Vgl. von Barfuß: Falkenberg, «Hans Albrecht, Graf von B.» (Berl. 1854).

Barfüßer (lat. discalceati, d. h. Unbeschuhte) heißen Mönche und Nonnen (Barfüßerinnen), welche sich entweder gänzlich (wie die 1540 in Placencia in Spanien begründeten und nach Italien, gegenwärtig besonders in Neapel verbreiteten Alcantariner) oder für eine gewisse Zeit des Jahres (wie die Nonnen Unserer lieben Frauen von Calvaria, vom 1. Mai bis Kreuzerhöhung) der Fußbekleidung enthalten, oder endlich bloß Sandalen, mit Niemen befestigte Sohlen (von Holz, Leder, Striden, Genist) statt der Schuhe tragen. Sie bilden keinen besondern Orden, sondern höhere Grade der Askese in verschiedenen Orden, z. B. der Franziskaner, Augustiner, Mercenarier, Ramaldulenser u. a. Besonders die heil. Theresia, Stifterin des unbeschuhten Karmeliterordens in Spanien 1560, hat diese Art ästhetischer Übung weit verbreitet. Für dieselbe beruft man sich auf Matth. 10, 10, wo Jesus den Jüngern verbietet, auf ihren Missionsreisen Schuhe zu tragen. Bei Juden und Römern galt das Ablegen der Schuhe als Zeichen der Trauer und Erniedrigung, unter welchem die Götter um Abwendung öffentlicher Unglücksfälle angefleht wurden.

Barge (engl.), die 8—12ruderige Staatsflottille eines engl. Admirals oder Kapitäns. — B. (fr.), ein plattes, 7—10 m langes Flußschiff mit Segel und Ruder.

Bargello (ital.), der Hauptmann der Häfcher Florenz, früher der Palast des Podestà in Florenz, jetzt Museum. (S. unter Florenz.)

Bargiel (Wolbemar), deutscher Komponist, geb. 3. Okt. 1828 in Berlin, Sohn des dortigen Musiklehrers Adolf B. (gest. 1841), erhielt den ersten

Unterricht von seinem Vater, sang als Altist in berliner Domchor, besuchte von 1846 an das leipziger Konservatorium, privatisierte darauf in Berlin, wurde dann Lehrer an der rhein. Musikschule in Köln und ging 1865 als Dirigent der Kapelle der holländ. Musikgesellschaft nach Rotterdam, von wo er 1874 als Lehrer für Instrumentalmusik an der Musikschule der Königl. Akademie nach Berlin berufen wurde; 1875 erhielt er einen Sitz im Senat dieser Akademie und 1876 den Professortitel. A. Komponist hat B. besonders durch Instrumentalwerke (Ouverturen, Symphonien, Trios u. s. w.) in denen er sich der Weise Schumanns verwand zeigt, Bedeutung erlangt.

Barham (Richard Harris), engl. Dichter und Humorist, geb. 6. Dez. 1788 in Canterbury, erhielt seine Erziehung in der Paulsschule in London und ging 1805 nach Oxford, wo er den Grad eines Bachelor of Arts erlangte. Hierauf widmete er sich theol. Studien und wurde 1813 Pfarrer in der lutherischen Städtchen Ashford. Während einer längern Krankheit schrieb er 1819 den Roman «Belwin», und da dieser Beifall fand, bald darauf die dreibändige Roman «My cousin Nicholas», der jedoch erst 1834, und zwar anonym, in «Blackwood's Magazine» erschien. Im J. 1821 erhielt B. als Rector der Paulskirche nach London über. Bei mannigfachen Berufswechseln bestanden seine schriftstellerischen Arbeiten sich längere Zeit auf Artikel in Zeitschriften und auf die Arbeit an Gordon's «Biographical Dictionary». Allgemeiner bekannt wurde B. erst durch ein Cylindrisches erzählendes Gedicht, die er seit 1837 unter dem Titel «The Ingoldsby legends» unter dem Pseudonym Thomas Ingoldsby in «Beagle's Miscellany» erscheinen ließ. Die originelle Mischung von Burleske, Wit, Pathos und Anekdoten, womit die «Ingoldsby legends» eine Reihe kühner geschichtlicher und sagenhafter Begebenheiten in vielfach wechselnden poetischen Formen darstellte, wies ihnen eine eigentümliche Stelle in der volksthümlichen Litteratur an. In mehreren Serien erschienen sie zuerst von 1837—42 in «Beagle's Magazine», dann von 1842—45 in «Cockburn's Monthly Magazine». Später wurden sie in überholten Ausgaben mit Illustrationen von Eschank und Leach veröffentlicht. B. starb 17. J. 1845 zu London. — Sein Sohn, Dalton R., schrieb sein Leben in «The life and letters of Richard Harris B.» (2 Bde., Lond. 1870).

Barhampur, Barhampur oder Barhampur, Hauptstadt des Distrikts Murschabad in der indobrit. Präsidentschaft Kalkutta, gehört der Presidency-Division, liegt auf dem linken Ufer Bagharatti, eines Ausflusses des Ganges, an Meerstraße zwischen Murschabad und Lucknow von ersterer Stadt 8, von letzterer etwa 100 km entfernt. B. ist Sitz der Behörde ein nicht unbedeutender Garnisonsort und (1872) 27110 E.

Barhebräus oder Bar Ebrai (Graz) oder mit arab. Namen Abu-l-Farabiq (d. h. Farun), einer der bedeutendsten syr. und ar. Schriftsteller, ward 1226 zu Malatja in Armenien geboren. Wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse allen Fächern wurde er von seinen Zeitgenossen «Zierde der Zeit» (Farid al-zaman) genannt. In seinem 20. Jahre wurde er zum Richter in Ouba ernannt und gelangte 1264 durch

Patriarchen Ignatius zur Würde eines jacobitischen Bischofs (syn. Metropolit, eigentlich einer der die Geistlichen beaufsichtigt, d. h. ordiniert), die er bis zu seinem 1286 erfolgten Tode bekleidete. Seine Ausföhrung fiel in eine der für die Christen des Morgenlandes verhängnisvollsten Zeiten, in welcher die unter Infuln in den vorderen Orient eingebrachten Mongolen die christl. Kultur ernstlich gefährdeten. Durch sein longilatorisches Talent, durch die ihm eigene Würde und eine seltene Charakterfestigkeit und Klugheit, die ihm selbst bei seinen eiden Feinden die größte Achtung erzwang, gelang es ihm, den Christen ihre geachtete Stellung zu erhalten. B. war einer der fruchtbarsten und bedeutendsten Schriftsteller der Syrer. Er zeigt sich überall als gewissenhafter und kritisch sichternder Forscher, der bestrebt ist, in den ursächlichen Zusammenhängen der Thatfachen tiefer einzubringen. Sein großes Geschichtswerk, die «Chronik», dessen erster, die polit. Geschichte enthaltender Teil bereits 1789 von P. J. Bruns und W. B. Kirich unter dem Titel «Bar Hebraei Chronicon syriacum» veröffentlicht worden war, ist erst in der neuesten Zeit (3 Bde., Wien 1872—74) von J. B. Abbeloos und J. J. Rany durch Veröffentlichung des zweiten lirdengeschichtlichen Teils vollständig bekannt geworden. Von seinem großen exegetischen Werke, der «Schöpfung der Geheimnisse» (Kuhar rase) sind nur einzelne Abschnitte bekannt, die namentlich durch Verschiedenartigungen in Breslau veröffentlicht wurden. Eine Gesamtausgabe seiner grammatischen Werke hat der Abbe Martin («Oeuvres grammaticales d'Aboul-Faradj dit Bar Hebraeus», II. 1 u. 2, Par. 1873), eine Ausgabe seiner «Lehren» (syn. Grammatik) Bertheau (Gött. 1843) veranstaltet. Eine Selbstbiographie des B. veröffentlichte Wessman in der «Bibliotheca orientalis» (Bd. 2), wo sich zugleich ein vollständiges Verzeichnis der Schriften des B. findet. Den arab. Auszug aus seinem größtem Geschichtswerke, welchen B. in den letzten Monaten seines Lebens auf Bitten seiner Freunde verfertigte, gab E. Pococke («Abulpharagii historia dynastiarum» (Oxf. 1663) heraus (deutsch von Bauer, Eyr. 1783).

Bari, ein Regervolk am Weissen Nil, zwischen 3° 35' und 6° nördl. Br. und 28° 50' bis 30° 17' östl. L. (von Ferro), das nach seinen Überlieferungen von sechs Generationen von Säben her eingewandert ist, indem es die Beri vertrieben hat. Sie grenzt gegen N. an die Dintastämme Bor und Giab, gegen E. an die Kappang-Bara und den Dintastamm r Randari, gegen S. an die Nadi und Roschi, gegen D. an die Beri und zerfallen in mehrere Stämme: die eigentlichen B. am Weissen Nil, die das im N. und die Landa im S. von denselben. Sprache ist einfach, aber bildsam und von der angrenzenden Völkerschaften verschieden. Die sind, ungleich den meisten Nilanwohnern, nicht nomadisch, sondern haben feste Wohnsitze, treiben Ackerbau und Viehzucht, die Ärmern auch Fischerei und Schmelzarbeiten aus dem im Lande vorkommenden Eisen, leben in patriarchalischer Verfassung in Häuptlingen und haben Vielweiberei. Männer und Weiber eine kurze Fransenschnur tragen, gehen die Männer ganz nackt. Die B. sind kriegerisch und liegen oft in blutigem Streit untereinander. Ihr Land ist hügelig und anmutig; es besteht aus Grasbenen mit Wäldern; zahlreiche Dörfer aus runden Strohhütten liegen im Schatten

riesiger Bäume. Vögel und Land der B. wurden zuerst durch die ägypt. Nilexpedition 1839—42 bekannt, genauer aber erst durch die kath. Missionare, welche daselbst 1849—60 zu Gondokoro eine Station hatten, deren Wirksamkeit jedoch durch die Eisenbahn- und Sklavenhändler des Weissen Flusses gelähmt wurde. Vgl. Kaufmann, «Schilderungen aus Centralafrika» (Briegen 1862); Friedr. Müller, «Die Sprache der B.» (Wien 1864); derselbe, «Grundriss der Sprachwissenschaft» (Bd. 1, 2. Abteil., Wien 1877); Ritterhühner, «Die Sprache der B.» (Briegen 1867).

Bari, auch Terra di Bari, eine der neapolitan. Provinzen des Königreichs Italien, 5937 qkm groß mit (1876) 641 604 E., von denen ein kleiner Teil dem arnaut. Volksstamme angehört. Die Provinz wird im Norden der apul. Halbinsel vom Adriatischen Meere bespült, ist im Innern von einzelnen Berggruppen erfüllt, unter denen der San-Agostino die bedeutendste, und liegt zum großen Teile im Bereiche der wenig bewässerten Apulischen Ebene. Außer einigen kleinen Binnenseen hat das Land nur ganz unbedeutende Küstenflüsse aufzuweisen, die bei anhaltender Trockenheit oft ganz wasserlos sind; der einzige bedeutendere ist der Ofanto, welcher die Grenze gegen die Provinz Foggia bildet. Trotz der Wasserarmut, welche durch anhaltende Sonnenhitze noch mehr erhöht wird, gehört doch die Provinz zu einer der fruchtbarsten des Königreichs. Sie ist berühmt durch ihren Wein, ihre Baumwollkultur und Seidenzucht, den Reichtum an Öl und Süßfrüchten, eine vortreffliche Zucht von Schafen, deren 250 000 auf den ausgedehnten unbesiebbaren Ebenen weiden, berühmten Pferden, großen Herden von Rindern, Geln, Ziegen und Schweinen, durch lebhaften Fischerei- und Salinenbetrieb an den Küsten und die Kühnheit der Barer zur See, auf der sie in eigenen Schiffen bedeutenden Handel mit ihrem Korn, Öl und Wein betreiben. Die Provinz zerfällt in die Kreise B., Barletta und Altamura.

Die Hauptstadt Bari delle Puglie, an der Linie Foggia-Ortano der Italienischen Südbahn, die hier nach Taranto abbiegt, liegt in schöner Umgebung, ist Sitz eines Erzbischofs und des Präsesen, hat ein Lyceum und treibt mit den Landesprodukten, namentlich mit Getreide, Olivenöl, Mandeln, Feigen, Agrumen, Safran, Wein, Baumwolle und Wolle bedeutenden Handel und zählt (1880) 56 298 E. Der Hafen von B. ist in neuester Zeit durch Molenbauten so verbessert worden, daß die größten Handelsdampfer in ihm liegen können. Röm. Altertümer erinnern an das alte Barium im Distrikte Peucetien, und die Altstadt hat bis in die Gegenwart ihr mittelalterliches Aussehen bewahrt. Sie besitzt ein Athenäum für Kunst, ein Theater und zwei namentlich in architektonischer Hinsicht sehr bedeutende Kirchen: die Kathedrale von 1034, bei der Renovierung im 18. Jahrh. verunstaltet, und die Kirche San-Nicola, 1087 zu Ehren des heil. Nikolaus (Bischofs in Lycien) erbaut, dessen Gebeine in der schönen Krypta aufbewahrt werden und durch ihre Wunderthaten (Manna-schwißen) zahlreiche Wallfahrer herbeiziehen. B. war im Mittelalter (Barum, Baris) in alle Kämpfe verwickelt, die in Unteritalien spielten. Von 848—875 war B. im Besitz der Sarajenen, denen es die griech. Kaiser abnahmen, unter welchen die Stadt zum freien Fürstentum wurde. Es kam 1069 in die Gewalt der Normannen, wurde zwar 1060 von den

Griechen wiedergewonnen, allein schon 1071 von neuem durch die Normannen unter Robert Guiscard erobert und 1156 wegen byzant. Sympathien gänzlich zerstört. Robert von Anjou schenkte 1324 die Stadt mit Umgebung als Fürstentum einem seiner Günstlinge, und dies blieb selbständig (seit dem 15. Jahrh. unter den Sforza), bis sie endlich 1558 mit Neapel vereinigt wurde. Zu B. wurde 1098 ein Konzilium abgehalten.

Baria rident, Vargelb lacht; Baria ist eine scherzhafte lat. Pluralbildung vom deutschen Bar (Vargelb).

Variatinsky, f. Variatinskij.

Varibar, eine nordamerik. Bärenart, f. Bär.

Varile (ital.), b. i. Faß, Fäße, der Name eines ältern ital. Flüssigkeitsmaßes von sehr verschiedener Größe, zwischen 33 und 140 l an Inhalt wechselnd. Auch in Griechenland und auf den Ionischen Inseln ist dasselbe gebräuchlich. Die alte franz. Barrique (f. d.) wird in manchen Gegenden ebenfalls Varil genannt; ferner kommen Maße unter dem Namen Varil im franz. Westindien für flüssige und trockene Waren vor. In Malaga begreift der Varil (Korb) Weintrauben 24 kg Gewicht. Diefelbe Bedeutung hat das engl. Barrel, welches ein engl. Biermaß von 36 Gallons oder 163,66 l und auch ein Gewichtsbegriff bei Mehl, Seife, Butter u. s. w. ist. Besonders wichtig ist das Barrel als Gewichtsmaß im Verkehr mit Weizenmehl, da in England wie in ganz Amerika dieses Mehl im größern Handel stets nach dem Barrel (frz. Varil, span. und portug. Barril) verkauft wird, welches 196 engl. Pfd. Handelsgewicht begreift.

Varilla, früher ein wichtiger Handelsartikel, jetzt im Handel kaum mehr gefragt, ist die an der span. Küste durch Verbrennen von Meerespflanzen dargestellte Asche, welche wegen ihres Gehalts an kohlenfaurem Natron, Soda, vielfache Verwendung fand.

[amerika.]

Varillakupfer, gebiegenes Kupfer in Süd-

Varin (slaw., d. h. Herr), f. unter Bojar.

Varinas, f. Varinas.

Varing, eine nach England eingewanderte deutsche Familie, welche zu London eins der größten Handelshäuser der Welt (die Firma Varing Brothers u. Comp.) begründete und deren Mitglieder sich vielfach als Parlamentsabgeordnete und als Inhaber höherer Staatsämter bekannt gemacht haben. Begründet wurde dieselbe durch Johann B., einen Sohn Franz B.s, Pastors von St. Ansgarii in Bremen, der sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. zu Greter in der Grafschaft Devon niederließ und dort ein kleines Geschäft begann. Von seinen vier Söhnen John (geb. 1730), Thomas (gest. 1757), Francis und Charles (geb. 1742, gest. 13. Jan. 1829) etablierten Francis und John 1770 ein Haus in London, welches die Grundlage des noch jetzt bestehenden bildet. — Francis B., der dritte Sohn Johann B.s, geb. 18. April 1740 zu Greter, saß im Räte der Ostindischen Compagnie, vertrat mit Eifer die Pittsche Politik und ward 29. Mai 1793 zum Baronet erhoben. Durch seine «Observations on the establishment of the Bank of England» (Nordb. 1797) nahm er an den Erörterungen über die Bankrestriktionsmaßregel von 1797 wesentlichen Anteil. Sir Francis starb 21. Sept. 1810. Er hinterließ, außer fünf Töchtern, fünf Söhne: Thomas, Alexander, Henry,

William und George. Die drei ältesten von diesen waren eine Zeit lang Teilhaber des Geschäfts in Mitglieder des Unterhauses.

Thomas B., ältester Sohn Sir Francis', geb. 12. Juni 1772, erbte 1810 den Titel seines Vaters und starb 3. April 1848. Der zweite Sohn, Alexander B., Lord Ashburton, geb. 27. Okt. 1774, arbeitete von Jugend auf im Geschäft des Hauses, in seinen Jünglingsjahren in den Comtoirs desselben in den Vereinigten Staaten in Canada, und wurde nach dem Tode seines Vaters 1810 Chef des Hauses. Um den Krieg mit Amerika abzuwenden, schrieb er eine «Inquiry into the causes and consequences of the orders of Council» (Nordb. 1806), war 1818 auf dem Kongress zu Aachen, wo er die große franz. Anleihe negozierte und saß seit 1812 (in Taunton gewählt) im Parlament. Im Dez. 1834 ernannte ihn die zum Münzmeister und zum Präsidenten des Board of Trade, welche Ämter er 1835 niederlegte. Am 10. April 1835 wurde er unter dem Titel Lord Ashburton von Ashburton in den Peerstand erhoben. Obwohl anfänglich dem Freihandelsstande zugethan, stand doch B. als Politiker stets auf Seiten der Tories. Nachdem er Lord und Grundsicher geworden, änderte er übrigens seine handelspolit. Anschauungen, und ging sogar 1846, als Peel die Schutzzölle fallen ließ, zur Opposition über. Mit glücklichem Erfolge löste er 1842 auf einer Spezialmission nach Amerika die Differenzen zwischen England und den Vereinigten Staaten in Bezug auf das Gebiet von Maine. Er starb 11. Mai 1848 zu Longleath, dem Sitz seines Vaters. Ihm folgte als zweiter Lord Ashburton sein Sohn William Varington B., geb. 1. Juni 1799. Derselbe gehörte im Unterhause zu den Anhängern Peels, in dessen Ministerium er die Stellen eines Sekretärs des Indischen Amtes und des Kriegszahlmeisters versah. Er starb 23. März 1864, worauf ihm in der Peerage sein Bruder Francis B., geb. 20. Mai 1800, am 6. Sept. 1868, folgte, nach dessen Tode die Würde auf seinen ältesten Sohn, Alexander Hugh B., geb. 1835, den gegenwärtigen Lord Ashburton, überging. Derselbe hatte seit 1861 Thetford im Parlament vertreten.

Sir Francis Thornhill B., seit dem Tode seines Vaters Thomas B. Erbe der Baronetie, geb. 20. April 1796, erhielt seine Bildung in Oxford, habilitierte sich 1823 als Barrister und wurde 1826—65 die Stadt Portsmouth im Parlament. In seiner Politik schloß er sich den Whigs an. Von 1830—34 war er Lord des Schatzes und unter dem Ministerium Melbourne bis 1839 Schatzkanzler. Hierauf erhielt er den Posten des Schatzkanzlers, dem er sich jedoch wenig gewachsen zeigte, und trat er im Aug. 1841 bei Auflösung des Parliaments niederlegte. Später bekleidete er 1849—51 das Amt eines ersten Lords der Admiralität. Bei Gelegenheit der Bildung des Ministeriums Russell Gladstone 4. Jan. 1866 mit dem Titel eines Lord Northbrooke zum Peerage erhoben, starb er 6. Febr. 1866. Ihm folgte als zweiter Lord Northbrooke sein einziger Sohn Thomas George B. (s. Northbrooke). — Thomas B., ein Bruder des ersten Lord Northbrooke, beteiligte sich mit Barleie an den großen kommerziellen Unternehmungen, denen seine Familie ihre Größe verdankt. Seit 1860 vertrat er 1835—37 den Flecken Great-Parliament in

Parlament, und später von 1844—73 den Fleden Huntington als entschiedener Konservativer. Er war Direktor und mehrere mal Gouverneur der Bank von England, Deputy-Lieutenant von London und Präsident des Londoner Lloyd. Hauptchef des Handelshauses blieb er bis zu seinem Tode, 18. Nov. 1873. — Das Haus B. ist in allen Hauptgeschäftsweigen stark interessiert, in Negociation von Staatsanleihen, in Wechsel- und Geldhandel, Frachtenhandel, eigener Kolonialproduktion (z. B. auf Ceylon), Importation und Exportation auf eigene und fremde Rechnung u. s. w.

Baring-Gould (Sabine), engl. Schriftsteller, South.

Barilothe (frz.), Buntschädigkeit (namentlich von Malereien); barilieren, buntschädig färben (Malereien; in figürlicher Bedeutung: den Stül). **Baritis** (spr. Barig, Georg), rumän. Publizist, geb. 1812 im Koloscher Komitat Siebenbürgens, der Sohn eines griech.-kath. Pfarrers, besuchte das Gymnasium zu Olasendorf, dann das zu Klausenburg, erhielt seine theol. Bildung auf dem bischöflichen Seminar zu Olasendorf, und wurde 1836 nach Kronstadt berufen, wo er eine Gemeinde- und Handelschule für die rumän. Kirchgemeinde organisierte. Dort begründete er bereits 1838 die «Gazeta de Transilvania», die erste Zeitung in rumän. Sprache in Österreich. In den J. 1848 und 1849 nahm er auf österr. Seite lebhaften Anteil an den Kriegszügen. Nach der Rückkehr in die Heimat übernahm er 1. Dez. 1849 wieder die Redaktion seiner Zeitung, machte dieselbe aber im Febr. 1850 niederlegen. Seitdem wirkte B. als Mitarbeiter an den übrigen rumän. Blättern, hat aber in 1878 wieder ein eigenes Blatt gegründet, den «Observatorul» in Hermannstadt. Seit 1863 Mitglied des siebenbürg. Landtags, ward er durch letzteren in demselben Jahr zum Reichsratsabgeordneten gewählt. Seit 1867 ist er Mitglied der rumän. Akademie der Wissenschaften. Außer seinen journalistischen und publizistischen Arbeiten sind von ihm mehrere Schriften hervorzuheben ein deutsch-rumän. Wörterbuch (in Gemeinschaft mit Munos, 2 Bde., Kronst. 1853—54); die Beiträge zu einem rumän.-deutschen Wörterbuche von Polizu und von ihm redigierte «Calindariu pentru poporul românesc» (11 Jahrg., Kronst. 1851—62). **Bardone** (Bardon, Viola di Bardone) hieß ein nicht mehr gebräuchliches, mit sieben Saiten versehen, der Viola di Gamba ähnliches Instrument. Die sieben Saiten auf dem Griffbrette wurden mit dem Bogen gestrichen; die unter dem Griffbrette hinlaufenden 16 Drahtsaiten hingegen von Spielern nur mit der Spitze des Daumens der rechten Hand geriffen. Das Instrument ward gegen 17 Jahrhunden und später durch Viol und Franzin verbessert.

Der Bassalmusik heißt B. (Baritono, Baribasse taille, Bass tenor, Concordant) diejenige tiefe Stimme, welche nicht die Tiefe und Fülle des Basses hat, aber auch nicht die Höhe und Weichheit des Tenors erreicht. Je nachdem sie an Klang und Umfang mehr dem Tenor oder Bass sich annähert, unterscheidet man sie in Tenor- oder Bariton. Der B. stellt nicht nur in der Musik, sondern schon in seinem physischen Organ musikalische Normalmaß des männlichen Chors dar, zu welchem sich Bass (s. d.) und Tenor als ein Juwiel oder Juwenig verhalten.

Mit dem Aufhören der Kastrierten, also seit Mozart, wurden die wichtigsten Partien in der Oper mehr und mehr für diese Stimmelage geschrieben; in neuerer Zeit überwiegt der Tenor.

Barium, s. Baryum.

Barjatiniski (Fürst Alexander Iwanowitsch), russ. Feldmarschall, Nachkomme der früher souveränen Fürsten von Tschernigow (1054—1246), die ihre Abstammung von den Kurikiden herleiteten, wurde 1814 geboren und mit dem damaligen Thronfolger, spätem Kaiser Alexander II., erzogen, dessen Zuneigung er sich in hohem Grade zu erwerben wußte. Er trat früh als Offizier in das Gardehusarenregiment, machte 1835 als Freiwilliger einen Feldzug im Kaukasus mit und wurde in einem Gefecht verwundet. Mehrere Jahre später zum tausend. Korps versetzt, bald zum Obersten und kaiserl. Flügeladjutanten befördert, nahm er 1845 an dem Zuge nach Dargo teil, ward Kommandeur des Jägerregiments Kabarda und 1848 Generalmajor. In den Feldzügen von 1850 und 1851 errang er bedeutende Vorteile über Schamyl, und nach seiner 1852 erfolgten Ernennung zum Generalleutnant und Chef des linken Flügels der Kaukasuslinie setzte er seine Unternehmungen mit Energie fort. Nach Ausbruch des orient. Konflikts 1853 zum Generalstabschef der kaukas. Armee ernannt, kommandierte er unter Rebutow in der Schlacht von Koral-Dere (6. Aug. 1854) und trug sehr viel zum Siege bei. Er wurde 1856 zum General der Infanterie ernannt und lehrte darauf als Statthalter und Oberbefehlshaber der Armee nach dem Kaukasus zurück. Nach drei beschwerlichen Feldzügen, in welchen er den Feind aus einer Stellung nach der andern verdrängte und ihn in einen immer engeren Kreis einschloß, wurde auch Weden, die Hauptfestung Schamyls, von dem General Gwolskij erobert. B. stellte sich hierauf persönlich an die Spitze des Operationskorps gegen das Bergschloß Ghunib, den letzten Schlupfwinkel des heldenmüthigen Imam, und stürmte dasselbe 6. Sept. 1859 nach verzweifelter Gegenwehr. Schamyl selbst fiel in die Hände des Siegers, dem sich alle Völker des östl. Kaukasus unterwarfen. Ihrem Beispiel folgten mehrere Stämme des Westens mit ihrem Anführer Muhammed-Emin. In Anerkennung solcher Erfolge ward B. zum Feldmarschall erhoben. Eine schwere Krankheit nötigte ihn, 1862 seinen Statthalterposten niederzulegen. Seitdem lebte er meist auf Reisen im Auslande und auf seinen in Polen belegenen Gütern, wo er bemüht war, den hohen poln. Adel mit dem russischen auszusöhnen und beide in einer gemeinsamen aristokratischen Partei zu verbinden. Die gegen das System des Kriegsministers Miljutin gerichteten Schriften des General Fadsjew werden auf B.s Einfluß zurückgeführt, mit dem Fadsjew schon seit der Zeit der tausend. Feldzüge in enger Verbindung stand. Im Winter 1872—73 nahm B. zu Petersburg teil an den Arbeiten der Kommission zur Reorganisation der Armee und zur allgemeinen Wehrpflicht. Er starb 9. März 1879 zu Genf.

Bar Jesu (nach einigen Handschriften Bar Jesu, Glymas), nach Apostels. 13, 6—12 ein jüdischer Zauberer und falscher Prophet, wollte den Prokonsul Sergius Paulus zu Paphos auf Cypern von den Belehrungen des Apostels Paulus abhalten, weshalb ihn, nach des Apostels Ankündigung, Blindheit traf.

Barjesu, Religionssekte in Nepaul, welche mōnchisch lebt und zum Teil jüd. Dogmen hat.

Barjols, Stadt im Arrondissement Brignoles des franz. Depart. Var, 45 km nördlich von Toulon, am Zusammenflusse des Fovery und der Ecrovises, ist amphitheatralisch an einem Hügel gebaut und wird seiner schönen Umgebungen und prächtigen Kasernen wegen das «Tivoli der Provence» genannt. Die Stadt zählt (1876) 2541 (Gemeinde 2746) E., welche Maffaroni u. s. w., Töpferwaren, Leder (18 Gerbereien), Brantwein, Papier, Spielkarten, Olivenöl u. s. w. verfertigen. In der Nähe von B. befindet sich eine in drei Abtheilungen zerfallende merkwürdige Höhle mit Stalaktiten.

Barla heißt das nordafrik. Hochland zwischen der Großen Syrte (dem jetzigen Meerbusen von Sidra) und Ägypten. Der Name hat sich aus dem Altertum erhalten, ist aber von der alten Hauptstadt auf das ganze Land übertragen worden. Die Grenzen sind im N. das Mittelmeer, im W. die Große Syrte, im S. die tiefliegende Libysche Wüste mit den Oasen Audschila und Dschalo, im D. gegen Ägypten ohne scharfe Abgrenzung eine Zahl umherwandernder unabhängiger Stämme, sodaß B. ziemlich genau dem alten Cyrenaita entspricht. Seiner Gestalt nach ist es ein 500 m hohes von Schluchten und Thälern durchschnittenes Felsplateau, welches mit seinem nördlichsten Kap Sem unmittelbar ins Meer abfällt, meist aber von einem schönbewaldeten Küstenraum, im S. von der Wüste umgeben ist. Den weßl. Teil dieses Plateau bildet der über Bengasi aufsteigende Dschebl-el-Achbar, d. h. das Grüne Gebirge, und gegen D. hin verbindet es sich mit der 160 m hohen Ababohöhebene. Nach Kohlfs wohnen 302 000 Seelen auf dem 159 000 qkm betragenden Flächenraume. Das Gebiet südlich von Bengasi heißt Barla-el-hamra, d. h. das rote B., noch südlicher Barla-el-beida, das weiße B. Das Klima ist bei der hohen Lage und an dem kühlenden Meere gesund und angenehm, wie das schönste Italiens (im Winter 12—21° C.), und die Küstengebiete, obwohl es nur kleine Flüßchen gibt, außerordentlich fruchtbar an Reis, Datteln, Oliven, Safran u. s. w. Die schönen Weiden begünstigen Rindvieh- und Schafzucht; die Pferde sind noch jetzt wie im Altertum ausgezeichnet. Aber dieser treffliche Boden (die Alten nannten ihn den Garten der Hesperiden) umfaßt nur etwa ein Viertel des ganzen unter dem Namen B. begriffenen Gebiets und hört mit dem Südrande des Dschebl-el-Achbar gegen die Libysche Wüste hin auf, ist auch lange nicht so kultiviert, wie er es im Altertume war, wovon die vielen, meist an griech.-ägypt. Charakter erinnernden Ruinen an der Nordküste zeugen. Der Osten hat nur nackte Felsen und hoch mit Flugland bedeckten Boden.

Als Mittelglied zwischen Ägypten und Westafrika hat B. immer große Bedeutung gehabt. Bereits zur Zeit des Cyrus erhoben sich die Bewohner des Distrikts von B. zu einem für das benachbarte Cyrene gefährlichen Staate, der aber schon nach einem Jahrhundert sank und in ägypt. Botmäßigkeit gerieth. Im röm. Zeitalter waren sie durch ihre Raubzüge und ihre Pferdezucht bekannt. Nachher bildete B. eine Provinz des griech. Kaiserthums, welche unter dem Statthalter Gregorius sich eben unabhängig erklärt hatte, als die Araber 642 siegreich hereinbrachen. Die jetzigen Einwohner bestehen aus Arabern und wenigen Berbern, welche sich zum

Islam bekennen und dem Pascha von Tripoli untergeordnet waren; am 8. Juni 1879 hat aber türk. Regierung B. wieder vom Bilajet Tripoli getrennt und als selbständiges Bilajet konstituiert. Unter den Städten sind die bedeutendsten: Derbene (eine in reizender Gegend gelegene Küstenstadt), Gurena, in 613 m Höhe, das alte Cyrene, Bengasi (s. d.). Im zweiten Viertel des 19. Jhd. wollten die Vereinigten Staaten von Nordamerika in B. Kolonien gründen und entrißen dem Pascha von Derna, wurden aber vertrieben und gaben ganz auf. Vgl. Pascho, «Relation d'un voyage dans la Marmorique, la Cyrenaïque etc.» (P. 1827); Barth, «Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeers» (Bd. 1, Berl. 1849); Gr. «Notice sur les îles de Bomba et Plate» (Paris 1863); Kohlfs, «Von Tripoli nach Alexandria» (2 Bde., Brem. 1871).

Barla (abessin. Barala), Gebirgsland in 11 000 qkm im nordöstl. Afrika, zwischen Abessinien und Nubien, im Quellgebiete des noch nicht ganz bekannten, temporären gleichnamigen Flußes, welcher in Nordabessinien entspringt und in einem periodischen Laufe von ungefähr 500 km südlich von Suakin unter 18° 40' nördl. Br. in die Rote Meer mündet. Das während der Regenzeit gutbewässerte Land, welches beide Grenzstaaten beanspruchen, wird nur von wenigen Stämmen der Beni-Amer bewohnt und ist reich an wilden Thieren.

Barla, Berg und gleichnamiges Dorf, am oberen Nil, jenseit der Provinz Dongola. Der Berg ringsum steilem Abfall erhebt sich einsam in der großen Sandebene und ist der Rest eines ehemals weit ausgebreiteten, ringsum ausgewaschenen Gesteinsplateaus. Er liegt in einiger Entfernung von der rechten Ufer des hier östlich vorbeistromenden Nils. Zahlreiche Ruinen von Tempeln, die zum Teil den Fels selbst gehöhlt waren, liegen an seinem Fuße und sind mit Hieroglyphen bedeckt. Der alte Tempel war von Ramses II. gebaut. Später war dieser Ort der Mittelpunkt des äthiopischen Reichs und hier lag das Herodotsche Meroe, welches erst später auf die zur Zeit der Ptolemäer nach Karthago verlegte Hauptstadt übertragen wurde. Die Inschriften nennen diesen Namen nicht, sondern nennen die Stadt, wie die späteren griech. und röm. Autoren, Napata. Eine halbe Stunde nördlich liegt aber jetzt ein Dorf Méraut, das vielleicht den alten Namen noch erhalten hat. Der Berg wird den hieroglyphischen Inschriften immer «der hohe Berg» genannt.

Barlaste heißt das größte Boot auf den Ägyptischen Flüssen. Dasselbe steht für gewöhnlich mit der Mast auf dem Oberdeck zwischen Fock- und Hauptmast, und wird nur in das Wasser gesetzt, um schwerere Laster auszubringen oder gehoben, geholt oder Landungen gemacht werden sollen. Es ist eine Fregatte oder schwere Korvette 12 m lang, hat 14—16 Ruderer, führt zwei Masten mit Raafsegeln, ein 8-Centimetergeschütz mit einer Laderungslafette, sodaß dasselbe im Boote und auf Lande gebraucht werden kann, und fast 100 Mann Landungstruppen. In der Neuzeit sind viele mit Dampfmaschinen versehen.

Barke, Barkschiff, ist der Name eines kleinen, meistigen Schiffs, dessen hinterer Mast keine Mast (s. d.) hat. Bis zu einer gewissen Größe (300 Tonnen) sind die Barkschiffe in der Handelsmarine sehr beliebt, da sich der hintere Mast wegen der

mangelnden Raan viel leichter bedienen läßt als auf einem Bollschiffe (Fregattschiffe) und die Besatzung an einige Mann geringer sein kann. Bei größern Schiffen gibt man jedoch nicht gern Barttelage, weil dadurch die Segelfläche am hintersten Masten im Vergleich zu den beiden andern Masten zu klein ist und das Schiff nicht gut manövrieren und segeln würde. Die Zahl der Barkschiffe macht im Verhältnis zu den sämtlichen übrigen Schiffsklassen, Dampfschiffen, Briggs, Schoner, Galeassen, durchschnittlich die Hälfte aus.

Barter (Edmond Henry), engl. Philolog, geb. 22. Febr. 1788 zu Hoxham in Northire, erhielt seine erste Erziehung in London, dann zu Louth in Lincolnshire, und seine Universitätsbildung im Trinitiescollegium zu Cambridge. Außer verschiedenen Aufträgen röm. Autoren, wie z. B. des Cicero *De amicitia* und des Tacitus *Agriкола*, sowie zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften, besonders zum *Classical Journal*, unternahm er eine neue Bearbeitung von des Stephani *Thesaurus linguae graecae* (13 Bde., 1816–28). In seinen vorher erschienenen *Classical recreations* (Bd. 1, Lond. 1812) trat er als einer der ersten auf, die in England Gegenstände der Altertumswissenschaft, statt in lat., in engl. Sprache behandeln. In den *Parrhasia* (2 Bde., Lond. 1828–29) errichtete er seinem Freunde Parr ein Denkmal. B. kam durch Kränklichkeit wegen einer bedeutenden Erbschaft um sein eigenes Vermögen, so daß er im tiefsten Elend zu London 21. März 1839 starb.

Barter (John), berühmter Obstzüchter, geb. 1771 zu Bawell in Derby, wurde 1799 Agent der Rheinischen Compagnie zu Aleppo, 1826 brit. Konsul zu Alexandria und nach Salts Tode Generalconsul in Ägypten. Aus dieser Stellung zog er sich 1834 in die Einsamkeit des schönen Thals Suebia des alte Selencia (Pieria) am Orontes, 18 km von Antiochien, zurück, wo er sich anbaute und seine Felsen zu einer Schule für die erlesensten Obstarten Afriks und Europas machte. Vorräglich kultivierte er Feich- und Apfelsorten; die berühmte Hand-Nektarine kam durch B. nach Europa. Auch wachte er sich, bei dem guten Genußnehmen, in dem er mit Boll und Regierung im Oriente stand, selbst nach europ. Reifende, wie um Burghardt, und Mangles, See, die Euphrat-Expedition i. v. verdient. Er starb 5. Okt. 1849 zu Suebia.

Barter (Matthew Henry), engl. Novellist, bekannt unter dem Namen *The Old Sailor*, geb. 1790 zu Deptford, trat in den kgl. Seebienst und kommandierte unter andern 1818 den Kriegsschoner *True Briton*. Nach Beendigung des Kriegs gab sich B. nach Demerara in Guiana, wo er *Demerara Gazette* herausgab. Nach London zurückgekehrt, schrieb er 1823 die *Greenwich Annotators* für die *Literary Gazette*. Von 1825 bis 1841 leitete er die Redaktion des wichtigsten *Nottingham Mercury* und veröffentlichte hienobessen eine Reihe seiner ansprechenden Seemannsgeschichten in verschiedenen Zeitschriften und Sammelbüchern. Dabin gehören *Land and sea tales*, *Tough Yarns*, *Hamilton King*, *Jem the Jolly-boat*, *The life of Nelson*, *ights at sea* und vieles andere in Prosa und Versen. Außerdem erschienen von ihm noch *The val Club, or reminiscences of service* (3 Bde., 1843) und *The Victory, or the wardroom* (3 Bde., Lond. 1844). Trotz des Beifalls,

mit dem seine Schriften aufgenommen wurden, starb B. zu London 29. Juni 1846 in großer Dürftigkeit.

Barteröle (ital.), kleines Fahrzeug ohne Mast; auch soviel wie Barcarole (s. d.).

Barthäne (pers.), Reiszelt, bestehend aus einer über vier Pfähle ausgebreiteten Decke; dann Padsattel und Reisgerät überhaupt.

Barkhausa, eine von Moench aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung der Liguliflorae, welche diejenigen Arten der Linneischen Gattung *Crepis* enthält, die eine gestielte Sammentrone besitzen. Außer mehreren in Deutschland wildwachsenden Arten (*B. foetida* DC., *taraxacifolia* DC. u. f. w.) gehört zu dieser Gattung eine hübsche, doch nicht eben häufig kultivierte Pflanze, *B. rubra* Moench, mit ästigem, sonst unbeblättertem Stengel und hellpurpurroten Jungblüthen. Sie wächst wild in Südfrankreich und Italien, ist einjährig und gedeiht im freien Lande. Auch die ausdauernde, in Sicilien heimische *B. purpurea* Bion. wird als Pflanze kultiviert.

Barling, Stadt in der engl. Grafschaft Essex, 11 km östlich von London, an dem in die Themse unterhalb Woolwich mündenden Robing, zählt (1881) 9155 E. Die Kirche der ehemaligen Abtei, einer der reichsten und ältesten in England, welche 677 für Benediktinerinnen gegründet worden war, wurde 870 von den Dänen zerstört, aber im 10. Jahrh. wieder aufgebaut. Etwa 3 km südlich von B. liegen die großen Dampfmaschinen, welche den Unrat eines Teils von London in die Themse pumpen, die ihn dann mit dem Flutwasser in das Meer schwemmt.

Barlaam und Josaphat, einer der verbreitetsten geistlichen Romane des Mittelalters, in welchem die Belehrungsgeschichte des ind. Prinzen Josaphat durch den asiat. Eremiten Barlaam erzählt, die Kraft des Christentums gegen sündige Versuchungen am Beispiele des Josaphat nachgewiesen und der höhere Wert des Christentums, andern Glaubensformen gegenüber, durch den belehrten Nachor dargezogen wird. Liebrecht (im *Jahrbuch für roman. Literatur*, 1862) hat die interessante Entdeckung gemacht, daß die Grundlage des Romans auf buddhistischen Quellen beruht, und daß die Geschichte Josaphats, des Sohnes Abenners, welche beide nie gelebt, nichts anderes ist als eine christianisierte, sehr genaue Schilderung des Lebens Buddhas. Als Verfasser des griech. Originals dieses Werks wird fälschlich der berühmte Kirchenlehrer Johannes Damascenus, von einigen auch der Kirchengeschichtler Anastasius Bibliothecarius angegeben; jedenfalls war es ein morgenländ., vielleicht ein äthiop. Christ. Der griech. Grundtext wurde zuerst von Boissonade in dessen *Anecdota* (Bd. 4) herausgegeben und von Liebrecht (Münch. 1847) ins Deutsche übersetzt. Doch bereits im Mittelalter war der Roman in einer lat. Übersetzung vielfach verbreitet, welche auch zu Ende des 15. Jahrh. einmal einzeln sowie später in den Werken des Johannes Damascenus (J. V. Par. 1609) und anderwärts gedruckt wurde. Vincenz von Beauvais verwebte die Geschichte in sein *Speculum historiale* hinein. Aus jener lat. Übersetzung flossen nun zunächst drei franz. Bearbeitungen in Versen, vom anglonormann. Trouvère Chardry im 13. Jahrh. (herausg. von Roß, Heilbr. 1879), von Gui de Cambrai (herausg. von Jostenberg und Meyer, Stuttgart, 1864) und von Herbert, sowie einige voneinander unabhängige Prosaübersetzungen, welche

unter dem Titel: «Histoire de B. et J.» (Par. 1514; eine andere Par. 1574, 1592) erschienen, und eine Bearbeitung von Girard (Par. 1642). Aus einem nordfranz. oder provençal. Original ging im Anfang des 14. Jahrh. die ital. «Storia de S. Barlaam» (zuletzt Rom 1816) hervor. Auch in Deutschland warb das lat. Buch, und zwar noch im 13. Jahrh., dreimal bearbeitet, zuerst von Rudolf von Ems (herausg. von Köpfe, Königsb. 1818, von Pfeiffer, Lpz. 1845). Eine zweite dichterische Bearbeitung von unbekanntem Verfasser ist bloß aus Bruchstücken bekannt, welche Pfeiffer in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum» (1841) und in seiner «Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Altertums» (Bd. 1, Wien 1863) hat abdrucken lassen. Eine dritte noch ungedruckte Bearbeitung von einem nicht näher bekannten Bischof Otto befindet sich vollständig auf der gräfll. Bibliothek zu Solms-Laubach. Daneben besteht noch eine deutsche Prosa-Übersetzung des alten lat. Textes, welche in einigen undatierten augsburger Drucken aus den letzten Decennien des 15. Jahrh. enthalten ist. Während eine isländ. «Barlaams-Saga» sowie das schwed. Volksbuch «Barlaam och Josaphat» aus dem Deutschen gekloppt sind, ist Juan de Arce Solorjano's «Historia de B. y J.» (Madr. 1608) aus dem Lateinischen übertragen. Dieselbe Quelle haben auch eine um 1470 verfaßte böhm. Bearbeitung (A. B. Prag 1593) und eine polnische in Versen von Kulizowski (Krat. 1688). Das Buch wurde von Antonio de Borgio selbst in die Tagalaspache auf den Philippinischen Inseln übersetzt und daselbst (Manila 1712) gedruckt.

Bärlapp, Pflanzengattung, f. *Lycopodium*.

Barlaeus (Kaspar), eigentlich van Baarle oder Baerle, holländ. Dichter und Historiker, geb. 12. Febr. 1584 zu Antwerpen, von wo ihn sein Vater, welcher der Religion wegen auswanderte, mit nach Holland nahm, wurde 1609 Prediger zu Nieuwe Tonge und 1617 Professor der Logik an der Universität zu Leiden. Wegen seiner Parteinehmer für die Remonstranten seines Amtes entsetzt, studierte er Medizin und beschäftigte sich hauptsächlich mit Privatunterricht, bis er 1631 als Professor der Philosophie und Vereblichkeit an das neuerrichtete Athenäum zu Amsterdam berufen wurde, wo er 14. Jan. 1648 starb. Seine lat. «Poemata» (Leid. 1631, vollständiger 2 Bde., Amsterd. 1645—46) und seine holländ. Gedichte (gesammelt von Schull, Hierikze 1835) sind größtenteils voll Geist und Anmut. Als Geschichtschreiber hat er mannigfache Verdienste, wie sein Werk «Rerum per octennium in Brasilia gestarum historia» (Amsterd. 1647) bekundet. Auch seine Beschreibung des glänzenden Empfangs der Maria de' Medici im Sept. 1638 zu Amsterdam («Medicea hospes», Amsterd. 1639) ist von vielfachem Interesse.

Barlaymont (Charles, Baron, dann Graf von), aus altisländ. Geschlecht, einer der verhaßtesten Minister Philipps II. von Spanien in den Niederlanden, war mit dem jüngern Granvella und Viglius in der «Consulta» der Statthalterin Margarethe von Parma (f. d.), durch welche diese die Macht des Reichsrats zu lähmen suchte. Als die Fürstin dem Andrängen des Abels wich und eine populäre und tolerante Richtung einschlug, trat B. als Anhänger des grob katholischen und monarchischen Systems zurück, kam aber mit dem Wieder aufnehmen desselben zu neuem Ansehen. Bei der

Überreichung der Kompromißadresse April 1574 soll er gesagt haben: «die Regentin werde sich nicht von einer Bande von Bettlern (galeux) einschüchtern lassen». Das Wort ward den Überbringer bei dem auf jenen Akt folgenden Mord zugetragen und von ihnen zum Parteiwort gemacht. Als Alba ins Land kam, erlief B. die Höhe sein Einflusses. Mit Viglius, Vargas u. a. sah er dem «Rat der Unruhen», dem «Mutrat», wie die Niederländer bezeichneten. B. erhielt sich dem Staatsrat bis nach dem Tode von Requesens, wo er mit den übrigen Mitgliedern desselben in der oranischen Partei gefangen und eine Zeit lang festgehalten wurde. Die «Brüsseler Union», welche Don Juan d'Autria 1577 annahm, ward auch ihm unterzeichnet; die neue kaiserliche Bewand hielt ihn dann wieder auf der Seite des Statthalters fest. Er starb 1579.

Barleria, eine von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Acanthaceen, der zahlreiche Arten, schönblühende Sträucher und Kräuter, in den Tropengegenden wachsen. Es haben längliche, eiförmige oder elliptische Blätter, ähren-, trauben- oder rispenförmig angeordnete Blüten mit vierteiligem Kelch und großer, trichterförmiger, blauer, weißer oder gelblicher Krone und kegelförmiger, zugespitzter, zwelfflüssiger Kapseln. Mehrere Arten gehören zu den Fäulern der Warmhäuser.

Barletta (Bardoli der Römer, im Mittelalt. Barolum), Hauptstadt eines Kreises in der it. Provinz Bari, unfern der Ofantomündung an der Linie Foggia-Bari der Italienischen Südbahn, w. (1880) 31557 E., die sich mit Handel, Industrie und der Arbeit in den reichen Salinen der Küstenschaft beschäftigen. Der durch ein Molo geschützte Hafen ist nur für kleine Fahrzeuge zugänglich, größere ist aber guter Untergrund 2—3 km aus. Der Export besteht hauptsächlich in Wein, Sa. Öl, Getreide, Mandeln u. s. w. Außer der sehr wertvollen Domkirche Sta. Maria-Maggiore verhe die kolossale, 1,5 m hohe Erzbildsäule des Kaiser Heraklius (nach andern des Konstantin oder Theodosius) auf dem großen Plage Erödmung, wo das schöne Stadthor, welches zum Hafen führt, südwestlich von der Stadt, am Flusse Ofanto, das alte Cannä gestanden haben.

Barlow (Joel), ameril. Dichter und Poet, geb. 1755 zu Reading in Connecticut, studierte Dartmouth und Yalecollege die Rechte, doch als Student im Unabhängigkeitskriege und nahm später eine Stelle als Feldprediger, als er durch seine Predigten und von ihm verfaßte patriotische Lieder die Truppen begeisterte. In dem Kriege gab er in Hartford eine Zeitung heraus und veröffentlichte 1787 die «Vision of Columbus» ein Gedicht, das, von glühender Freisinnlichkeit erfüllt, großen Beifall, auch in Frankreich und England, fand. Im J. 1788 ging er nach England als Agent einer Landkompagnie, gab aber, als er merkte, daß er es mit einer Gesellschaft von Schwindeln zu thun hatte, diesen Posten auf und wandte sich nach Paris, wo er zu den Girondisten in naher Beziehung trat. Im J. 1791 veröffentlichte er London den ersten Teil der Schrift «Advice to the privileged orders» und 1792 das Gedicht «The conspiracy of kings», veranlaßt durch den Bund der Kontinentalmächte gegen Frankreich. Im J. 1797 sandte er ein Schreiben an den franz. Nationalkonvent

worin er zur Abschaffung des Königtums auftrabte; gleichzeitig trat er mit den engl. Reformern in Verbindung. Nach Paris zurückgekehrt, wurde er zu einem der Kommissare für Organisation des neuverordneten Savoyen ernannt und richtete von Chambéry aus eine enthusiastische Aufregung an das Volk von Piemont, die Prinzipien der französischen Revolution zu adoptieren; auch schrieb er dort sein humoristisches Gelbengebüch *«Hasty Pudding»*. Nachdem B. in Frankreich durch glückliche Spekulationen ein Vermögen erworben hatte, kehrte er 1805 nach Amerika zurück, ließ sich in Washington nieder und veröffentlichte 1807 sein Gedicht *«Columbiad»*, eine Erweiterung der *«Vision of Columbus»*. Dasselbe enthält schöne Einzelheiten, ist aber mit polit. und philos. Erörterungen überladen und durch seltsame Wortbildungen entstellte. Im J. 1811 vom Präsidenten Madison zum Gesandten in Paris ernannt, starb B. 22. Dez. 1812 in Jaroslawce bei Kraslau auf einer Reise nach Warschau, wohin er von Napoleon I. zu einer Audienz eingeladen war.

Barmakiden oder **Barmeliden** heißen die Nachkommen Barmaks, eines Arztes und Priesters des Kalis in Khorasān, welche bis zur Zeit Harun Al-Raschids im Besitze der höchsten Ämter unter den Kalifen waren. Es wird erzählt, Barmaks Gattin sei von Antebe, dem berühmten Feldherrn der Tamariden gefangen, und jenem erst wieder zurückgegeben worden, als sie (um 794) mit ihrem Sohne Chalid schwanger gegangen, der dann schon unter dem Kalifat des ersten Abbasiden Abb. Allah Abul-Abbas Al-Saffah Begier wurde. Der Zwed dieser Erzählung ist augenscheinlich kein anderer als der, das Geschlecht der B. als ein hohes und edles darzustellen. Unter Almanfur war Chalid zuerst Finanzminister, dann Statthalter von Mossul, während ein Sohn Jahja Statthalter von Aserbeidschan und Armenien war. Unter dem Kalifat Almabdis verlor Chalid auch das Amt eines Staatssekretärs und Erziehers Harun Al-Raschids. Seiner Fährung und seinem Räte verbannte Harun den Thron, von welchem diesen ein älterer Bruder abtraten wollte, und aus Dankbarkeit ernannte ihn der Kalif bald nach seinem Regierungsantritte (786) zu Begier. Jahja zog sich jedoch bald von den Staatsgeschäften zurück, und seine Stelle nahmen bald seine beiden Söhne Jadhil und Dschafar ein, die zugleich Erzieher der Söhne Haruns und bald Statthalter von Ägypten und Khorasān waren. Auch die übrigen Söhne Jahjas genossen zu hohen Ämtern und Reichthum.

Unter allen B. aber stand Dschafar dem Kalifen am nächsten. Harun fand seine Gesellschaft so angenehm, daß er ihn selbst in den Abendstunden zu sich haben wollte, die er mit seinen Frauen und Musikanten bei Wein, Musik, Gesang und Tanz zubachte. Auch wenn der Kalif von seiner geliebten Schwester Abbasah besucht wurde, sollte Dschafar der Nähe bleiben. Um die orient. Sitten nicht zu verlernen, kam Harun auf den unglücklichen Gedanken, sie formell miteinander zu vermählen, da jedoch dem Freunde zu bedeuten, daß er nur im Namen eines Gatten seiner Schwester tragen, der nicht auf die Rechte eines solchen Anspruch machen dürfte. Abbasah begnugte sich jedoch mit einer Scheinehe nicht, und Dschafar wollte oder konnte ihrer Liebe nicht lange widerstehen. Ihr Verhältniß blieb dem Kalifen einige Jahre verborgen,

bis es endlich eine Sklavin verriet. Dschafar wurde auf Haruns Befehl enthauptet und seine Schwester samt ihren Kindern lebendig begraben. Ihr Sturz fällt mit einer Pilgerfahrt Haruns nach Mekka zusammen, wo er das von seiner Schwester geborene Zwillingspaar sich zeigen ließ und durch die Ähnlichkeit von ihrem vertrauten Umgange mit Dschafar sich überzeugte. Nach der am besten beglaubigten Überlieferung hörte Harun, daß die Kinder seiner Schwester heimlich nach Mekka geschafft worden seien und dort erzogen würden. Harun ließ sich nun in Mekka, wohin er zum Besuche der Kaaba ging, die Kinder zeigen und erkannte in ihrer Ähnlichkeit mit Dschafar die Richtigkeit der Angabe der Sklavin. Da beschloß er den Untergang aller B. Auf der Reise, als er in die Nähe von Anbar kam, ließ er Dschafar, den er noch den Tag vorher mit Ehrenkleidern beschenkt hatte, enthaupten, ohne ihn nur angehört zu haben, seine Leiche verstaubeln und auf dem Thore von Bagdad den Kopf desselben aufhängen. Jahja und dessen übrige Söhne endeten ihr Leben im Gefängnisse (803 n. Chr.). Natürlich suchte man das Schicksal der B. noch durch manche andere Vergehen zu rechtfertigen, und es ist nicht zu zweifeln, daß sich am Hofe des Kalifen eine Partei befand, welche die Macht und das Ansehen eines pers. Geschlechts mit Unwillen betrachtete. Die einen erklärten die B. für Freigeister, die andern für ehrgeizige Menschen, die durch ihre Freigebigkeit und Brachtliebe den Kalifen selbst verdunkelten und ihn schließlich ganz verdrängen würden. Vgl. die *«Geschichte der B.»* in Weils *«Geschichte der Kalifen»* (Bd. 2, Mannh. 1848).

Barmbeck, ein hamburgisches Dorf, 3 km im N.W. von Hamburg, an der Osterbed, mit 8500 E., enthält schöne Landhäuser und Gärten, sowie das große hamburgische Arbeitshaus auf dem Käthnerdamp und die Irrenanstalt auf dem Friedriehsberg.

Bärme, s. Hefe.

Barmen, Stadt und Stadtkreis im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, hat einen Flächeninhalt von 2172 ha, zieht sich im Thale der Wupper neben der Bergisch-Märkischen und Rheinischen Eisenbahn in einer Ausdehnung von ungefähr 6 km von Elberfeld bis zum westfäl. Orte Langerfeld hin und zerfällt in drei Hauptstadtheile, Oberbarmen (Wichlinghausen, Rittershausen, Heddinghausen und Wupperfeld), Mittelbarmen (mit dem ältesten Stadtheile Gemark) und Unterbarmen, deren jeder zum großen Teil aus früher räumlich getrennt gewesenen und besonders benannten Hofesgruppen besteht. Nördlich und östlich grenzt der Kreis an den Kreis Hagen im Regierungsbezirk Arnsberg, südlich an den Kreis Lennep und westlich an den Kreis Elberfeld. Die Formation der Oberfläche des dem Kreise angehörigen Terrains trägt ganz den Charakter einer Gebirgsgegend. Der Wupper entlang, welche den Kreis in seiner ganzen Länge von Osten nach Westen durchfließt und ihn in zwei ungefähr gleiche Theile teilt, zieht sich eine 500—1000 m breite Thalebene, in welcher der bei weitem größte Teil der Stadt liegt. Zu beiden Seiten der Wupper steigt das Terrain von der gegen 150 m über dem Meeresspiegel liegenden Thalsohle zu einer Höhe von 186—200 m empor und ebnet sich dann zu einem Hochplateau, auf welchem südlich und nördlich die Grenzen des Stadtkreises sich hinziehen. Die höchsten Punkte sind nördlich das Haggfeld und südlich der Lichtenplag; letzterer erhebt sich bis zu

einer absoluten Höhe von 352 m. Die Bevölkerung belief sich 1880 auf 95 951 E., darunter 79 854 Evangelische, 14 808 Katholische und 237 Juden.

Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts in fünf Abteilungen und einer Handelskammer sowie einer Reichsbankniederstelle, hat vier luth., zwei reform., zwei uniert-evang., eine Baptistenkirche, eine Kirche der Freien Gemeinde, eine Kapelle der Apostolischen (Irvingianer) Gemeinde, eine kath. Kirche, ein Gymnasium, eine Realschule erster und einer zweiten Ordnung, eine niedere und höhere Gewerbschule, eine Webeschule, zwei höhere Töchterschulen, drei Handwerker-Fortbildungsschulen, eine Schulanstalt-Präparandenanstalt und 38 Volks-(Elementar-)Schulen. B. ist Sitz der Rheinischen Missionsgesellschaft mit großem Missionshause und einem Missionsseminar. Es besteht ein städtisches Krankenhaus, sechs Armen- und Waisenhäuser, eine Anstalt für verwahrloste Kinder, eine Augenheilkunde, eine städtische Badeanstalt, Turnhalle, Theater, großes evang. Vereinshaus, Diakonissen- und Mädchenaussatz, sieben Personenbahnhöfe, fünf Postanstalten, viele gemeinnützige wissenschaftliche Vereine, wie Kunstverein mit Gemäldesammlung, Leseverein mit städtischer Bibliothek, Verschönerungsverein mit dem am südl. Bergabhange romantisch gelegenen Anlagen (in welchen das Kriegerdenkmal 1864—66 sowie ein solches für 1870—71); ferner ein Denkmal Friedrich Wilhelms III. Auch befindet sich hier das Bezirkskommando des Reserve-Landwehrbataillons Barmen Nr. 39 mit Zeughaus.

Bis zum Ende des 17. Jahrh. standen hier nur Bauernhöfe, deren Bewohner sich aber seit dem 15. Jahrh. schon mit der Bleicherei, dem ersten Anfang industrieller Betriebamkeit im Thale, beschäftigten (1611 bestanden in B. schon 88 Bleichen). Wand-, Leinwand- und Zwirnerei fand nachweislich schon im Anfang des 16. Jahrh. statt. Seit dem Anfang des 18. Jahrh. kam Färberei und Verwendung von Wolle hinzu, später 1750 folgte Spitzen- und Rantenweberei, Seidenfabrikation u. s. m. Der größte Aufschwung aber erfolgte im 19. Jahrh. durch die Vervollkommnung der Leinwandmaschinen. Eine Hauptepoche für B. beginnt mit der Gründung der reform. Gemeinde zu Gemarke (1702) und dem dadurch hervorgerufenen ersten regelten Anbau in Straßen. In ähnlicher Weise bezeichnen die Gründungen der andern evang. Gemeinden: lutherisch Wichlinghausen 1744, lutherisch Wupperfeld 1778 und evangelisch-uniert Unterbarmen 1822, wichtige Epochen der Entwicklung B.s. Die erste Schule B.s wurde 1579 gegründet, damals zählte es 1500, 1698 2132 E., 1767 6339, 1804 13 822, 1855 41 442, 1870 73 564. B. erhielt erst durch Einführung der franz. Municipalverwaltung 1808 und die Ernennung eines Maire 1809 städtische Verwaltung und damit Stadtrechte. Die Truchsessische Fehde, der Dreißigjährige Krieg, der Siebenjährige Krieg sowie die Kriege der Französischen Republik u. s. m. machten sich allerdings für die Industrie sehr fühlbar, dennoch wuchs die Zahl und Mannigfaltigkeit der Fabriken von Jahr zu Jahr und ist noch im Steigen begriffen. Man zählt eine Menge Wand-, Kordel-, Leinwandfabriken, Färbereien (wovon zehn das bekannte türkisch-rote Garn liefern), ausgebreitete Fabriken für plattirte und metallene Waren, Zandhütten, Knöpfe, chem. Produkte, Näh-, Eisen- und Stridgarn, Maschinen, Pianofortes, Orgeln, Seife, Stearinkerzen, Gummi-

waren, Wagen, Metallwalzereien, Spinnereien und Druckereien für Zeuge, zahlreiche Web- und Bandstühle für baumwollene, halbwoollene, wollene, febene und halbseidene Waren. Der äußere Anblick B.s und seines regen Treibens macht einen gewaltigen Eindruck. Die Opferwilligkeit der Bewohner für christl. und wohlthätige Zwecke wird nicht gerühmt.

Barmherzige Brüder (in Frankreich Frères de la charité, in Italien Fate ben fratelli, in Spanien Brüder der Gastfreihheit), ein religiöser Orden, gestiftet von dem Portugiesen Johann Gonsalves, der, 1495 geboren, nach einem abenteuerlichen Leben durch die Bußpredigt des Johann d'Avila so sehr in Bitternirung geriet, daß er seit 1540 der Pflege armer Kranker widmete, deren Unterhalt er bettelte. Von allen Seiten unterstützt, hinterließ er bei seinem Tode 1561 bereits einen fest gegründeten Verein, der, 1572 von Pius V. als Kongregation von Hospitalitern, deren nach der Regel des heil. Augustin anerkannt ward. Sein Stifter starb 1630 von Urban VII. selig, 1690 von Alexander VIII. heilig gesprochen. Seit 1592 in eine span. Kongregation für Spanien und Amerika in brauner und eine italienische für das übrige Europa mit schwarzer Ordens-tracht geschieden unter einem Generalmajor in Granada und Rom, hat der Orden, besonders seit ihm 1624 sämtliche Privilegien der Bettelorden verliehen sind, sich über sämtliche Länder Europas und Amerikas verbreitet. Außer den drei monastischen Gelübden nehmen sie noch dasjenige des Krankenendienstes auf sich und pflegen in ihren gewaltigen Hospitälern mit wahrhaft christl. Barmherzigkeit und Toleranz Angehörige aller Konfessionen diesem humanen, segensreichen Wirken verbunden. Auch der Orden, daß er bisher noch alle Umarmungen des kirchlichen und staatlichen Lebens überdauert hat. Vgl. Selbst, „Geschichte der Heilands der Barmherzigen Brüder in Prag, nebst Rücksicht auf die Entstehung und Schicksale dieses Ordens überhaupt“ (Prag 1823).

Barmherzige Schwestern (Sœurs oder Filles de la charité oder de la miséricorde, hiesig auch wegen ihrer grauen Kleidung „Graue Schwestern“, „Sœurs grises“ genannt) sind unter sich abhängige Vereine christl. Jungfrauen zur Förderung menschlichen Glanzes, besonders zur Kranken- und Armenpflege, welche 1634 in Frankreich von der Paula ins Leben rief, hierbei vornehmlich unterstützt durch die edelherzige aufopfernde Schwester Le Gras, geb. von Marillac. Der Verein wurde 1655 vom Papst anerkannt und zählte 1685 in 224 Klöstern der gesegnetsten Wirklichkeit. Die Französische Revolution unterbrach ihre Thätigkeit, doch stellte Napoleon dieselben 1807 durch die Bildung eines Generalcapitels der gescheiterten Schwestern unter dem Vorsteher seiner Mutter und der Bewilligung der notwendigen Gelder wieder gegenwärtig bestehen wieder mehr als 300 Klöster dieser Art in Frankreich. Das Mutterhaus des Ordens, St.-Charles zu Nancy, auch nach Saarlouis, Trier, Koblenz und andere deutschen Städten Mitglieder abgegeben. Ein Nebenweig dieser Nonnen bilden die Barmherzigen Schwestern des heil. Vortomes in Lothringen. Gleiche Zwecke verfolgen übrigens in Deutschland die Elisabethinerinnen, deren Vorbild die heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Helfin

sowie die Ursulinerinnen, Salesianerinnen und Lazaristen. Vgl. «Die Barnbergigen Schwestern in Beziehung auf Armen- und Krankenpflege» (Robl. 1831); Fleischmann, «Das Wirken der Barnbergigen Schwestern in Wien» (Wien 1839). Auch in der evang. Kirche ist eine Nachbildung des Ordens der Barnbergigen Schwestern durch das Institut der Diakonissen (s. d.) versucht worden.

Barnmouth, Küstenstadt im engl. Fürstentum Wales, Grafschaft Merioneth, am Nordufer der gleichnamigen kleinen Bai, 16 km westlich von Talgelly, Bahnstation, mit Seebädern und (1881) 1512 E. Der walfische Name ist Abermawddach; der Mawddach mündet in dieselbe Bai.

Barnabas, eigentlich Joses, ein Levite von Epaphra, einer der ersten apostolischen Missionare und Begründer der Christengemeinde zu Antiochia. Die spätere Überlieferung macht ihn zu einem der 70 Jünger Jesu. In der Apostelgeschichte wird er häufig als Gefährte des Paulus genannt, den er selbst von Tarsus zu seinem Verstande herbeigerufen hatte. Später trennten sich beide, da B., obwohl er selbst noch vor dem Auftreten des Paulus das Evangelium dem Heiden gepredigt hatte, doch der weiter gehenden Lehre des Paulus von der Aufnahme des walfischen Geseßes im Christentum seine Zustimmung versagte und in dem hierüber zu Antiochia zwischen Paulus und Petrus ausgebrochenen Streite auf die Seite des Letztern trat. Zu seinem Missionseifer erwählte er den Markus, der späterhin in enge Beziehungen zu Petrus gebracht wurde. Am den weiteren Schicksalen des B. sind nur unrichtige Sagen auf uns gekommen. Danach soll er zu Alexandria und Rom gepredigt und zuletzt auf der Insel Cypern den Märtyrertod erlitten haben. Eine andere Tradition macht ihn gar zum ersten Bischof von Mailand. Der unter dem Namen des B. erhaltene Brief, welcher durch allegorische Ausdeutung des alttestamentlichen Ceremonialgesetzes dem buchstäblichen Verständnisse desselben und damit zugleich der Geseßbeobachtung im Christentum entgegengetreten will, gehört zuverlässig nicht ihm; er ist wahrscheinlich in der Zeit Hadrian's geschrieben. Herausgegeben wurde der Brief in neuerer Zeit von Hilgenfeld (Ep. 1866 und 1877) und von Gebhardt und Harned in den «Patrum apocryphorum opera» (Bd. 1, Abteil. 2, 2. Aufl., Ep. 1878). Vgl. Weizsäcker, «Zur Kritik des Barnabasbriefs» (Tab. 1863); Riggenbach, «Der sogenannte Barnabasbrief» (Wal. 1873); Heybede, «Dissertatio qua Barnabae epistola interpolata demonstratur» (Braunschw. 1874).

Barnabiten werden die 1530 von drei mailänder Mönchen, Jaccaria, Ferrari und Rognia zur Linderung von Kriegsnot gestifteten, 1583 von Papst Clemens VII. bestätigten regulierten Mönchen des heil. Paulus (Paulaner), nach der ihnen in Mailand 1545 eingeräumten Kirche des heil. Barnabas, genannt. Ihre Tracht ist das schwarze Gewand der Weltgeistlichen und ein rundes Barett. Außer der Krankenpflege widmen sie sich der Mission, der Predigt, der Seelsorge und dem Jugendunterricht. Zu den drei gewöhnlichen Klostergeleibern haben sie noch ein viertes hinzugefügt, sich nicht um höhere kirchliche Würden zu bewerben. Sie fanden in Italien, wo sie an den Akademien zu Mailand und Pavia Theologie lehrten, in Frankreich und Österreich, wo man sie zur Bekehrung der Protestanten benutzte, sowie in Spa-

nien Eingang. Jetzt besitzen sie etwa noch 30 Häuser (Kollegien) in Italien, Spanien und Österreich, mit dem Haupthause zu Rom. Mit den B. von der Paulaner-Kongregation ist durch Karl Borromäus (1579) auch die ältere, 1441 unter Eugen IV. vereinigte Eremiten-Kongregation des heil. Barnabas verschmolzen worden (bestätigt 1606 durch Paul V.). Bald nach ihrer Gründung verband sich mit ihnen ein weiblicher Orden, die Angelines, in Deutschland unter dem Namen Englische Fräulein bekannt.

Barnard (Daniel Dewey), amerik. Rechtsgelehrter und Diplomat, geb. 1797 im County Berkshire in Massachusetts, wurde 1821 Advokat in der Stadt Newyork und war 1827—29 und 1839—45 Mitglied des Kongresses. Präsident Fillmore ernannte ihn zum Gesandten in Berlin (1850—53), in welcher Stellung er mit großem Eifer und Verständnis einige Verfassungen beseitigte, die infolge der Ansprüche der preuß. Regierung gegen die ohne Erlaubnis ausgewanderten Militärpflichtigen entstanden waren. B. starb 24. April 1861 in Albany.

Barnard (Henry), amerik. Pädagog, geb. zu Hartford in Connecticut 24. Jan. 1811, studierte im Yale-College, wurde 1832 Advokat, praktizierte aber nicht, sondern trat als Mitglied der Legislatur seines Heimatstaats energisch für die Reform der öffentlichen Schulen ein. Von 1838—42 und wieder von 1850—54 war er Superintendent derselben, wirkte in gleicher Stellung 1843—49 in Rhode-Island, war 1857—59 Präsident der Staatsuniversität in Wisconsin und 1865—66 des St. Johns-College in Annapolis in Maryland. Als Unterrichtskommissar der Vereinigten Staaten, d. h. Chef des neugegründeten Erziehungsbureau 1867—69 hatte er Gelegenheit, seine wohlthätigen Reformen im ganzen Lande einzuführen. Von seinen zahlreichen Werken, welche mehrere Auflagen erlebt haben, sind zu nennen: «School architecture» (1839), «National education» (4 Bde., 1840), «Normal schools and teachers institutes» (1850), «Educational biography» (3 Bde., 1857), «Papers for teachers» (8 Bde.), «Military schools» und «Technical and scientific education». Außerdem ist er Herausgeber der pädagogischen Zeitschriften: «Common school journal» (1838—42), «Rhode Island school journal» (1845—49) und «American journal of education» (1856 fg.).

Barnard (John Gros), amerik. Militäringenieur, geb. 19. Mai 1815 in der Grafschaft Berkshire in Massachusetts, wurde in Westpoint zum Offizier herangebildet und trat 1838 als Lieutenant in die Armee. Bis 1846 war B. an der Küstenfortifikation um Neworleans und Newyork beschäftigt, im mexikanischen Kriege befestigte er Tampico und 1850—51 vermaß er die beabsichtigte Tehuantepec-Eisenbahn. Nachdem er 1855 und 1856 Gouverneur der Militärakademie von Westpoint gewesen war, erhielt er von 1856—60 die Aufsicht über die Verteidigungswerke um Newyork. Im Bürgerkriege wurden ihm die Befestigungen um Washington übertragen; gegen Ende desselben war er Generalmajor der Freiwilligenarmee und Chef des Genietorps sämtlicher im Felde befindlicher Armeen. Nach dem Frieden trat er als Oberst im Ingenieurcorps in das reguläre Heer zurück und wurde dann Mitglied der Kommission, welche die Festungen sowie die Hafen- und Flußverksungen der Vereinigten Staaten unter sich hat. Von seinen Werken sind zu nennen: «The gyroscope» (1857),

«Problems of rotary motion» (1872), «Dangers and defences of New York» (1859), «Notes on seacoast defence» (1862), «The battle of Bull Run» (1862) und «Artillery operations of the army of the Potomac» (1863).

Barnard-Castle, Stadt in der engl. Grafschaft Durham, links am Tees, 35 km südsüdwestlich von Durham, zählt (1881) 4544 E., welche Hüte, Blais, Strümpfe und Leppiche fabrizieren, und hat einen der bedeutendsten Getreidemärkte im Norden Englands. Auf einer felsigen Anhöhe über dem Fluß liegen die Ruinen eines um 1180 vom Normannen Barnard Baliof gegründeten festen Schlosses, woselbst Johann Baliof, König von Schottland, ein Nachkomme des Erbauers, geboren wurde.

Barnaul, Kreisstadt Rußlands im westsibir. Gouvernement Tomsk, an beiden Ufern der Barnaulka und am linken des Ob, 420 km südsüdwestlich von Tomsk in gutangebauter Gegend gelegen, ist der Mittelpunkt und Hauptort des westsibir. Berg- und Hüttenwesens. Demidow legte hier 1738 ein Dorf und 1739 ein Hüttenwerk an, welches, 1744 dem Betrieb übergeben, den Namen B. erhielt. B. wurde 1771 zur Stadt erhoben und die Verwaltung des Berg- und Hüttenwesens hierhin verlegt; 1822 wurde B. Kreisstadt. Die Stadt zählt 14 070 E., fünf Kirchen, ein Salzmagazin, zwei Armenhäuser, zwei Gefängnisse, ist Sitz eines Oberbergamts und hat eine 1789 gegründete Bergwerksschule, eine Bibliothek, ein Museum für Mineralogie, Zoologie und Ethnographie, ein Modellhaus, ein meteorolog. Observatorium, ein Theater und ein Denkmal Demidows. Die Fabriken von Privaten zur Leber-, Wachs- und Elberzeugung, nebst einigen Zugschmelzereien, einer Seifensiederei und zwei Lichtziehereien sind ohne Bedeutung, wichtig dagegen der kais. Schmelzhof für die Gold- und Silbererze der Bergwerke von Smjeginogorsk, Krjutow, Sokol, Syrijanow, Semenow und Salaisk, sowie für die Bleierze von Syrijanow und Ribbersk. Jeden Winter gehen von hier die großen Gold- und Silbertransporte nach Petersburg und alljährlich versammelt sich in B. der Bergat. Die Gebäude der großartigen Schmelzhütten des ganzen Altai stehen auf einem Damme von 750 m Länge und 68 m Breite. Dazu gehören ein Probierhaus, das Magazin der edeln Metalle, die Regierungsapothek, ein Hospital und einige Getreidemagazine. Die meisten Einwohner von B. sind bei dem Hüttenbetrieb beschäftigt; «freie» Arbeiter gibt es aber nur ungefähr 90. Handwerker sind nicht vorhanden. Der Handel, zumal die Expedition von Moskau und die Messe von Irbit, befriedigt alle Bedürfnisse.

Der Kreis Barnaul hat mit dem jetzt davon getrennten Kolymnischen ein Areal von 125 541 qkm, ist reich an Seen (etwa 460), worunter viele Salzseen (die größten der Kulundinsische und Rutschulskische), und zählt 175 926 E., von denen 131 957 zum Betrieb der Bergwerke und Hütten gehören, darunter nur 1308 Einheimische. Das rechte, sandige Ufer des Ob ist mit großen Kiefernwaldungen bestanden, die unter dem Namen der Sufinsischen, Slesjanskischen und Jnskischen Wälder bekannt sind.

Barnabe (Antoine Pierre Joseph Marie), Mitglied der franz. Nationalversammlung von 1789, geb. 22. Okt. 1761 zu Grenoble, wurde 1783 Advokat beim dortigen Parlament. Als sich 1789 die Generalstände versammelten, ward er von seiner Provinz, in Folge einer Schrift gegen das Feudal-

wesen, zum Deputierten ernannt und beteiligte sich als glänzender Redner an allen Beschlüssen der Nationalversammlung, welche die alte Gesellschaft und den alten Staat umstürzten. Als man nach der Flucht des Königs Lafayette der Teilnahme an derselben beschuldigte, verteidigte B. den letztern und wurde hierauf nebst Latour-Maubourg und Lebon abgeschickt, die Rückkehr des Königs zu sichern. In dieser Zeit ging in B., den die wachsende Entartung der Revolution erschreckte, ein Umschwung vor sich, der ihn zu den Gemäßigten führte. Er trat jetzt für den König ein und half die Ernennung eines Komitee durchsetzen, welches die konstitutionellen Dekrete in monarchischen Interesse revidieren sollte. Nach der Aufhebung der Nationalversammlung ging er nach Grenoble zurück, wo er sehr eingeeignet lebte. Er hatte dem Könige einige ernste Rathschläge gegeben und war mit dem Hofe in Verbindung getreten, ohne dessen Vertrauen zu gewinnen. Nach dem 10. Aug. 1792 wurde er nebst Lameth und dem Erminien Duport-Duterte wegen einer mit dem Hofe geführten und aufgefundenen Korrespondenz in Anklage verfaßt, zuerst zu Grenoble im Gefängnisse gehalten, dann nach Paris vor das Revolutionstribunal geführt, zum Tode verurtheilt und 29. Nov. 1793 guillotiniert. B.s Leben ist von Salandy und Jules Janin geschildert worden, von letztem in Form eines biographischen Romans. Seine gesammelten Werke sind von Berenger de la Trompe (4 Bde., Par. 1843) herausgegeben worden.

Baruah (Ludwig), deutscher Schauspieler, geb. 11. Febr. 1842 zu Pest, kam durch Sonnenthal vorerbet zur Bühne, die er 1860 zu Trautmanau erst betrat. Zunächst spielte B. in kleinen Orten wurde aber 1861 in Pest engagiert, kam 1863 nach Graz, 1863 als erster Geliebter nach Mainz gastierte 1864 auf dem wiener Burgtheater und in Prag und nahm im selben Jahre ein Engagement an das Stadttheater in Riga an. Schon 1865 kehrte er nach Mainz zurück, wandte sich 1867 nach Leipzig 1868 nach Weimar und 1870 nach Frankfurt a. M. wo er dem Stadttheater bis 1875 angehörte. In der Folge war er bis 1880 Mitglied des hessischen Stadttheaters, an dem er zugleich als Schauspieldirektor fungierte. Seitdem gibt er mit und Gastspiele, die ihn unter anderm 1881 mit den Mitgliedern des meiningen Hoftheaters auch nach London führten. Seine Glanzrollen sind Othello, Hamlet, Tell, Acofta, Antonius u. a. m. B. ist der eigentliche Urheber der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger. — B.s Gattin, Marie, geb. Kreuzer, geb. 1841 zu Wien, wirkte 1867–69 an Bühnensängerin.

Barnburners (Scheunverbrenner) waren in der Parteiprache der Vereinigten Staaten im Gegensatz zu den alten Demokraten (Hunter) diejenigen jüngern, namentlich in Newport, Massachusetts und Ohio, zahlreichen Elemente der demokratischen Partei, welche 1846 als ein Flügel der Free Soilers (Freibodenmänner, s. d.) dem Bocking der Sklaverei in die Territorien entgegengetreten und 1856 in der großen republikanischen Partei eingingen. Man nannte sie B., weil man ihnen schenkte, die ganze Scheune mit dem Ungeziefer zu verbrennen zu wollen, da sie sich desselben nicht bei ein weniger radikales Mittel zu entledigen wußten.

Barnes (William), engl. Dialektiker u. Sprachforscher, geb. 1806 in dem Flecken Rurbei Sturminster Newton, war zunächst Schreiber

bei einem Apokalypten in Dorchester, veranlaßt, aber diese Beschäftigung 1827 mit dem Lehrfach und dann zuerst einer Privatschule in Bilsthrie, dann seit 1836 einer andern in Dorchester vor. Erst 1838 habilitierte er im St. Johns-College in Cambridge, wo er 1850 den Grad eines Bachelors of Divinity erlangte. B. wurde 1847 zum Pfarrverweser in Whitchombe, 1862 zum Pfarrer in Wintbourne Lane ernannt. Seinen Ruf begründeten die *«Poems of rural life, in National English»* (Lond. 1844, 4. Aufl. 1866), deren Naturwahrheit, Klarheit und Vollständigkeit dem Verfasser sofort eine hervorragende Stelle unter den Dialektdichtern anwies. Eine zweite Sammlung von *«Poems in the Dorsetshire dialect»* erschien 1859 (2. Aufl. 1863), eine dritte 1863 (2. Aufl. 1869). Besonders gut gelingen dem Dichter das Liebeslied und die Satire; aber auch die Sagen und der Volkshumor seiner heimischen Grafschaft haben einen Darsteller an ihm gefunden. Außer den genannten Gedichtsammlungen erschien von B.: *«The song of Salomon in the Dorset dialect»* (Lond. 1859) und *«Poems of rural life in common English»* (Lond. 1859). Unter seinen übrigen Schriften verdienen Erwähnung: *«Glossary, an Anglo-Saxon doleccution»* (Lond. 1849; 2. Aufl. 1858), *«A grammar and glossary of the Dorset dialect, with the history, outspread and bearings of Southwestern English»* (Lond. 1854), *«A philological grammar, grounded upon English and formed from a comparison of more than sixty languages»* (Lond. 1854), *«Notes on ancient Britain and on the ancient Britons»* (Lond. 1858), *«Tiw, or a view of the roots and stems of the English, as a Teutonic tongue»* (Lond. 1862) und *«Early English and the Saxon English»* (Lond. 1869) u. a. Als Anerkennung seiner Verdienste erhielt er 1861 eine literarische Pension aus der kgl. Civilliste.

Barnet (Shippington-Barnet), Stadt in der engl. Grafschaft Hertford, 18 km nordnordwestlich von London, an der Great-Northern-Bahn hoch gelegen, zählt (1881) 4095 E. und hat wichtige Viehwirtschaft. Ein Obelisk erinnert hier an den Sieg Heinrichs IV. 14. April 1471 über den Grafen von Warwick, den *«kingmaker»*, das Haupt der Partei Lancaster, welcher in dieser Schlacht fiel.

Barnesbury, Ort mit 8500 E. in der niederländ. Provinz Geldern, 16 km östlich von Amersfoort, an der Eisenbahn von Amsterdam nach Rätphen, bei der wichtigsten Dörfer der Veluwe, bekannt durch ein Selbstbildnis des Johan van Schaffelaar, der 1482, während des Bürgerkriegs zwischen den Hoekschen und Kabelauischen, im Turme von B. belagert wurde und, zum Ausbruch gebracht, von dem Turme herabfiel. Das Stammgut seines Geschlechts, das holländische Schloß Schaffelaar, erhebt sich in der Nähe des Dorfs. Die Gemeinde B., wozu mehrere Dörfer gehören, hat 6600 E. Der Ort, aber nicht unfruchtbarer Boden liefert hauptsächlich Roggen und Buchweizen, weniger Hafer und Weizen; die Viehzucht ist beträchtlich. Die Umgegend des Dorfs ist ein reicher Fundort von Stein und german. Alterthümern, Grabstätten, Urnen, Pfeilspitzen, Waffen u. dgl., wozon eine kleine Sammlung sich in dem Rathause findet.

Barnesbury (Jan van Olden.), f. Oldenburger.

Barni (Jules Romain), franz. Philosoph und Schriftst., geb. 1. Juni 1818 zu Lille, besuchte das

Gymnasium in Amiens und die Normalschule, wurde später Dozent der Philosophie in Reims, Paris und Rouen, reichte aber nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 seine Entlassung ein, wurde Lehrer an der Akademie zu Genf und gehörte zu den Organisatoren der internationalen Friedensgerichte. Im J. 1870 ging B. nach Frankreich zurück, war eine Zeit lang Generalinspektor des Secundärunterrichts und redigierte das *«Bulletin de la République»*. Im J. 1872 trat er als Abgeordneter für das Depart. Somme in die Kammer; er wurde 1876 wiedergewählt, starb aber 4. Juli 1878 zu Ners (Somme). Durch Übersetzungen, durch klar geschriebene Abhandlungen machte er die Franzosen mit der Kantischen Philosophie bekannt. Außerdem verfaßte er die Werke: *«Les martyrs de la libre pensée»* (1862), *«Napoléon I et son historien M. Thiers»* (1865), *«Histoire des idées morales et politiques en France au XVIII^e siècle»* (2 Bde., 1866), *«Les moralistes français au XVIII^e siècle»* (1873), und auf dem polit. Gebiet eine sehr beachtenswerte Schrift: *«La morale dans la démocratie»* (1868) und *«Le manuel républicain»* (1870). Nichtes Werk über die französische Revolution hatte er unter dem Titel *«Considérations sur la Révolution française»* (1859) übersezt.

Barnim, der alte Name einer Landschaft in der brandenb. Mittelmark des Königreichs Preußen, in Urkunden Terra Barnym genannt, zerfiel einst in den Olden Barnem oder Alten B., und den Neuen Barnem oder Neuen B. Der erstere reichte nördlich der Finow bis zur Südgrenze der spätern Uckermark und umfaßte die Gegend von Liebenwalde und Zehdenick an der Havel ostwärts bis Barstein und Oberberg a. D. Der Neue B. umfaßte das Land nördlich der Spree bis zur Finow zwischen der Havel und Lodnitz und bildete mit dem Zeltow (dem Lande südlich der Spree zwischen Havel, Nuthe und Dahme bis zum Zeltowischen Bruche) den Pagus Sprewa oder den Spreegau. Albrechts II. Söhne, Johann II. und Otto III., brachten beide Länder (Neu-B. und Zeltow) zwischen 1225 und 1232 von einem gewissen Barwin oder Barnem, der ohne weitere Bezeichnung als Herr derselben genannt wird, durch Kauf an sich. Die jetzigen Kreise B. im preuss. Regierungsbezirk Potsdam sind größtenteils aus dem ehemaligen Lande B. gebildet. — Der Kreis Rieder-Barnim, der wekligere, von Berlin und der Spree bis 53° nördl. Br. gelegen, hat sein Landratsamt zu Berlin und zählt (1880) auf 1740,14 qkm 126 977 E. in 419 Wohnplätzen, wovon vier Städte sind. — Der Kreis Ober-Barnim liegt im NO. und O. vom vorigen, hat zur Kreisstadt Freienwalde und zählt (1880) auf 1215,78 qkm 79 011 E. in 351 Wohnplätzen, wovon sechs Städte sind.

Barnim (Adalbert, Frhr. von), Sohn des Prinzen Adalbert (f. d.) von Preußen.

Barnim (Therese, Freifrau von), f. unter Elisabeth (Jenny).

Barnsley, ehemals Barnesley, Stadt im Westriding der engl. Grafschaft York, am Dearne und an der Eisenbahn London-Leeds, 58 km südwestlich von York, hat zwei bischöfl. Kirchen, Disfenterkapellen, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, ansehnliche Leinenfabrikation, Stahlbratziehereten, Eisengießereien, Glasfabriken, Dampfmaschinen-Bauanstalten, Bleichen und Färbereien und zählt (1881) 29 789 E. Ringsum liegen Kohlengruben, deren Ausbeute meist nach London geht.

silber säule oder den Barometerstand angibt. Um den Nullpunkt der Scala immer an die Oberfläche des Quecksilbers im Gefäß bringen zu können, macht man bei genauen Gefäßbarometern (Fig. 2) den

Boden des Gefäßes so, daß er sich heben und senken läßt. Zu diesem Behufe ist der Boden des Gefäßes ein Lederbeutel LL, der sich mittels einer Schraube K stets so richten läßt, daß der Nullpunkt der Scala an den Quecksilberpiegel des Gefäßes zu liegen kommt. Dies ist dann der Fall, wenn die Spitze S eines Elfenbein- oder Stahllegels die Oberfläche des Quecksilberpiegels berührt. Die Gefäßbarometer mit beweglichem Boden wurden von Ramsden (1786) erfunden und von Fortin (1820) sowie von Ernst (1847) sehr verbessert. Da die Veränderungen des Barometerstandes bloß im obern Viertel des B. abgelesen werden, so braucht man von der Scala

Fig. 2. nur den obern Teil; es wird daher auch nur dieser gewöhnlich angebracht. Von dem genauen Gefäßbarometer verschieden ist das gewöhnliche Gefäßbarometer (Fig. 3), welches man zum Unter-

schied von jenem lieber als Hausbarometer bezeichnet. Bei demselben ist das Rohr unten aufgebogen und es endigt 25–50 mm über der Biegung mit einem oben offenen, kugelförmigen oder birnförmigen Gefäße. Von diesem Haus- oder Zimmerbarometer unterscheidet sich das Heberbarometer (Fig. 4) dadurch, daß das unten heberförmig (also in Form eines U) aufgebogene Rohr nicht in einem erweiterten Gefäß, sondern in einer kürzern, oben offenen Röhre endet, welche dieselbe Weite wie das längere Rohr besitzt.

Auch bei dem Heberbarometer muß ein Maßstab so angebracht sein, daß sich sein Nullpunkt stets genau auf das Niveau des Quecksilbers im kürzern Schenkel einstellen läßt; den Barometerstand erhält man dann wie vorhin durch die

Fig. 3. Fig. 4. Bestimmung desjenigen Punktes des Maßstabes, welcher mit dem Niveau des Quecksilbers im verschlossenen Schenkel in gleicher Höhe liegt. Das Heberbarometer stammt von Boyle (1694) und ist seitdem mannigfach verbessert worden. Die gewöhnlichen B. (Zimmerbarometer) dienen nur dazu, die Variationen des Luftdrucks beiläufig zu erfahren, nicht aber die Höhe der Barometersäule mit Genauigkeit zu messen, wie es bei meteorolog. Beobachtungen des Luftdrucks und bei barometrischen Höhenmessungen nötig ist. Zum Behufe solcher Höhenmessungen wendet man in

der Regel Heber- oder auch genaue Gefäßbarometer an, welche so eingerichtet sind, daß man sie ohne Gefahr des Zerbrechens der Röhre transportieren kann (Reisebarometer). Man hat auch sehr unpendulöse Heberbarometer (von Gay-Lussac, 1806), bei welchen der Nullpunkt der Scala höher als der Quecksilberpiegel im kürzern Schenkel liegt und bei welchen die Bezifferung nach oben und nach unten fortschreitet. Um den Barometerstand zu erhalten hat man dann nur die an beiden Schenkeln abgelesenen Zahlen zu summieren.

Eine eigentümliche sinnreiche Verwendung fand das Heberbarometer in dem von Wolf konstruierten Mikrobarmeter (so genannt, weil man damit auf sehr kleine Schwankungen im Luftdruck mit dem Auge erkennen kann). Dasselbe unterscheidet sich von den gewöhnlichen Instrumenten dieser Art dadurch die beiderseitigen Erweiterungen der Röhre. Auf der untern Quecksilberfläche liegt ein Schwimmer aus Hartgummi, welcher mit einer Platte unbeweglich verbunden und durch diese mit einem System von Platten, Stahlfäden und Zeiger an einer Kreisscheibe verknüpft ist. Die Weitere s. unter Mikrobarmeter.

Gänzlich verschieden von den Gefäßbarometern sind die Aneroidbarometer (s. d.). Das zuerst (1847) von Bibi erfundene Aneroid besteht aus einer ungefähr 8 cm im Durchmesser haltenden und 6 mm tiefen Metallbüchse, welche luftleer gemacht und dann luftdicht verschlossen wird. Der eine Boden ist gefertigt aus einer dünnen, zur Vergrößerung der Elastizität mit konzentrisch eingebrachten Armen versehenen Metallplatte, deren Mittelpunkt mit einem Arme eines in der erwähnten Büchse befindlichen Hebelwerkes verbunden ist. Letzterer überträgt die jenem Arme mitgeteilte Bewegung 6–70mal vergrößert auf einen Zeiger, der über eine Scheibe mit einer Teilung geht. Wenn der Luftdruck steigt, so wird der elastische Boden etwas nach unten gedrückt, während er beim Nachlassen desselben wieder nach außen zurückkehrt; hierdurch wird das Hebelwerk und der Zeiger in Bewegung gesetzt. Die Teilung, über welcher der Zeiger sich bewegt, wird empirisch gefunden werden, indem man sein Bild mit dem Stande eines guten B. vergleicht. Bei dem Aneroid von Bourdon (1863) ist die Bibische luftleere Kapsel durch eine luftleere Krümmröhre ersetzt, welche sich beim Steigen des Luftdrucks noch stärker krümmt, bei abnehmendem Luftdruck wieder in der Krümmung nachläßt. Diese Bewegung der Krümmröhre wird durch einen Mechanismus vergrößert und auf einen Zeiger übertragen, welcher an einer Millimetercala spielt. In neuer Zeit ist man jedoch wieder zur Konstruktion von Bibi zurückgekehrt. Die Aneroiden sind in der Regel empfindlicher als die Quecksilberbarometer und eignen sich, bei Einhaltung gewisser Vorrichtungen, besonders als Reisebarometer. Sie lassen sich auch als barometrischen Höhenmesser verwenden, so z. B. bei Luftschifffahrten und beim vorläufigen Annehmen um schnell ein beiläufiges Bild von dem Land zu erhalten.

Da einerseits viele B. noch immer ein Maß nach pariser Zoll und Linien haben, andererseits aber Angaben über den Barometerstand meist nach Millimeter mitgeteilt werden, so wird in vielen Fällen eine Reduktion der einen Scala auf die andere erforderlich, zu deren Erleichterung die folgende Tabelle dient:

Tabelle

zur Verwandlung von pariser Zoll und Linien in Millimeter.

par. Zoll	par. Lin.	Millim.	par. Zoll	par. Lin.	Millim.	par. Zoll	par. Lin.	Millim.	par. Zoll	par. Lin.	Millim.	par. Zoll	par. Lin.	1
1	2,25	61	137,61	121	272,26	181	408,21	241	543,26	301	679,26			
2	4,50	62	139,26	122	275,21	182	410,26	242	545,21	302	681,21			
3	6,75	63	142,21	123	277,21	183	412,21	243	548,21	303	683,21			
4	9,00	64	144,21	124	279,21	184	415,21	244	550,21	304	685,21			
5	11,25	65	146,21	125	281,21	185	417,21	245	552,21	305	688,21			
6	13,50	66	148,21	126	284,21	186	419,21	246	554,21	306	690,21			
7	15,75	67	151,21	127	286,21	187	421,21	247	557,21	307	692,21			
8	18,00	68	153,21	128	288,21	188	424,21	248	559,21	308	694,21			
9	20,25	69	155,21	129	291,21	189	426,21	249	561,21	309	697,21			
10	22,50	70	157,21	130	293,21	190	428,21	250	563,21	310	699,21			
11	24,75	71	160,21	131	295,21	191	430,21	251	565,21	311	701,21			
12	27,00	72	162,21	132	297,21	192	433,21	252	568,21	312	703,21			
13	29,25	73	164,21	133	300,21	193	435,21	253	570,21	313	706,21			
14	31,50	74	166,21	134	302,21	194	437,21	254	572,21	314	708,21			
15	33,75	75	169,21	135	304,21	195	439,21	255	575,21	315	710,21			
16	36,00	76	171,21	136	306,21	196	442,21	256	577,21	316	712,21			
17	38,25	77	173,21	137	309,21	197	444,21	257	579,21	317	715,21			
18	40,50	78	175,21	138	311,21	198	446,21	258	582,21	318	717,21			
19	42,75	79	178,21	139	313,21	199	448,21	259	584,21	319	719,21			
20	45,00	80	180,21	140	315,21	200	451,21	260	586,21	320	721,21			
21	47,25	81	182,21	141	318,21	201	453,21	261	589,21	321	724,21			
22	49,50	82	184,21	142	320,21	202	455,21	262	591,21	322	726,21			
23	51,75	83	187,21	143	322,21	203	457,21	263	593,21	323	728,21			
24	54,00	84	190,21	144	324,21	204	460,21	264	595,21	324	730,21			
25	56,25	85	191,21	145	327,21	205	462,21	265	597,21	325	733,21			
26	58,50	86	194,21	146	329,21	206	464,21	266	599,21	326	735,21			
27	60,75	87	196,21	147	331,21	207	466,21	267	602,21	327	737,21			
28	63,00	88	198,21	148	333,21	208	469,21	268	604,21	328	739,21			
29	65,25	89	200,21	149	336,21	209	471,21	269	606,21	329	742,21			
30	67,50	90	202,21	150	338,21	210	473,21	270	609,21	330	744,21			
31	69,75	91	205,21	151	340,21	211	475,21	271	611,21	331	746,21			
32	72,00	92	207,21	152	342,21	212	478,21	272	613,21	332	748,21			
33	74,25	93	209,21	153	345,21	213	480,21	273	615,21	333	751,21			
34	76,50	94	212,21	154	347,21	214	482,21	274	618,21	334	753,21			
35	78,75	95	214,21	155	349,21	215	485,21	275	620,21	335	755,21			
36	81,00	96	216,21	156	351,21	216	487,21	276	622,21	336	757,21			
37	83,25	97	218,21	157	354,21	217	489,21	277	624,21	337	760,21			
38	85,50	98	221,21	158	356,21	218	491,21	278	627,21	338	762,21			
39	87,75	99	223,21	159	358,21	219	494,21	279	629,21	339	764,21			
40	90,00	100	225,21	160	360,21	220	496,21	280	631,21	340	766,21			
41	92,25	101	227,21	161	363,21	221	498,21	281	633,21	341	769,21			
42	94,50	102	230,21	162	365,21	222	500,21	282	636,21	342	771,21			
43	97,75	103	232,21	163	367,21	223	503,21	283	638,21	343	773,21			
44	99,00	104	234,21	164	369,21	224	505,21	284	640,21	344	775,21			
45	101,25	105	236,21	165	372,21	225	507,21	285	642,21	345	778,21			
46	103,50	106	239,21	166	374,21	226	509,21	286	645,21	346	780,21			
47	106,75	107	241,21	167	376,21	227	512,21	287	647,21	347	782,21			
48	108,00	108	243,21	168	378,21	228	514,21	288	649,21	348	785,21			
49	110,25	109	245,21	169	381,21	229	516,21	289	651,21	349	787,21			
50	112,50	110	248,21	170	383,21	230	518,21	290	654,21	350	789,21			
51	115,75	111	250,21	171	385,21	231	521,21	291	656,21	351	791,21			
52	117,00	112	252,21	172	388,21	232	523,21	292	658,21	352	794,21			
53	119,25	113	254,21	173	390,21	233	525,21	293	660,21	353	796,21			
54	121,50	114	257,21	174	392,21	234	527,21	294	663,21	354	798,21			
55	124,75	115	259,21	175	394,21	235	530,21	295	665,21	355	800,21			
56	126,00	116	261,21	176	397,21	236	532,21	296	667,21	356	803,21			
57	128,25	117	263,21	177	399,21	237	534,21	297	669,21	357	805,21			
58	130,50	118	266,21	178	401,21	238	536,21	298	672,21	358	807,21			
59	133,75	119	268,21	179	403,21	239	539,21	299	674,21	359	810,21			
60	135,00	120	270,21	180	406,21	240	541,21	300	676,21	360	812,21			

Schon zur Zeit der Erfindung des B. bemerkte Torricelli, daß der Barometerstand an einem und demselben Orte bald steige, bald falle. Um das Gesetz dieser Barometerschwankungen zu ermitteln, müssen die Barometerbeobachtungen in regelmäßigen Zeitintervallen geschehen. In neuerer Zeit läßt man die B. ihren Stand selbst registrieren; derartige B. nennt man Barometrographen. Das erste Instrument dieser Art wurde von Chazeau (1780) erfunden. Die Barometrographen kamen jedoch erst in jüngerer Zeit unter mannigfachen Formen zur Anwendung. Bei einfacheren Barometrographen läßt man im offenen Schenkel eines Heberbarometers einen Eisen- oder Stahlgylinder schwimmen, welcher die Schwankungen des B. in entgegengesetztem Sinne mitmacht. Mittels eines einfachen Mechanismus werden die Hebungen und Senkungen jenes Schwimmers auf einer von einem Uhrwerk regelmäßig bewegten Papierfläche selbstthätig so notiert, daß auf der letztern eine Kurve entsteht, welche dem täglichen Gange des B. entspricht. Die jedem Punkte dieser Kurve entsprechende Zeit ist auf der zugehörigen Abscisse angemerkt. Einen sehr empfindlichen Barometrographen gibt das Wagbarometer. Dieses besteht aus einem eisernen, mit Quecksilber gefüllten Barometerrohr, welches an dem einen Arme eines Wageballens hängt, während demselben am andern Arme eine Gegenlast Gleichgewicht hält. Das untere, offene Ende des Rohrs taucht wie gewöhnlich in das Quecksilber eines Gefäßes. Wächst der Luftdruck, so steigt aus letzterm Quecksilber in das Rohr, welches sich infolge dessen mit seinem Wagarme etwas herabsenkt. Beim Fallen des Luftdrucks geschieht das Gegenteil. Dieses Schwanke des Wagarms wird mittels eines am Wageballen befestigten Stifts auf einer gleichmäßig von einem Uhrwerk bewegten Schreibtafel ersichtlich gemacht. Das Wagbarometer wurde von Morland erfunden (1670) und schon frühzeitig als Barograph verwendet. In letzterer Eigenschaft brachte es Secchi (1857) wieder zur Geltung. Auch die Erhebungen und Senkungen der Bibischen Kapsel des Aneroids können auf einen Schreibhebel übertragen werden, welcher auf einer regelmäßig bewegten Schreibfläche den Barometerstand automatisch notiert.

Sowohl mittels regelmäßiger Beobachtungen als auch mittels der Barometrographen hat sich ergeben, daß die Schwankungen des Luftdrucks ihre tägliche und jährliche Periode haben. Im allgemeinen verändert sich der Luftdruck bei Tage am stärksten, in der Nacht am schwächsten. In den großen Kontinenten ist durchschnittlich der Luftdruck im Winter höher als im Sommer. In der Regel ist der durchschnittliche oder mittlere Gang des B. jenem des Thermometers entgegengesetzt. Als mittlerer Barometerstand oder als normale Barometerhöhe am Niveau des Meers bei 0° C. werden 760 mm allgemein angenommen, obgleich man jetzt weiß, daß diese Größe je nach den Breitengraden etwas verschieden ist. Die Eminenten, welche die Orte von gleichem mittlern Barometerstand verbinden, heißen Isobaren. Ihre Kenntnis ist für die Meteorologie und Klimatologie von hoher Wichtigkeit. Nach der neuen Theorie des Windes (s. d.) von Buys-Ballot (1857—60) strömt die Luft von den Orten höhern nach denen niedern Luftdrucks, also von der Isobare mit höherem nach der mit tieferem Barometerstande. Je größer der Unterschied zweier einander näher

liegender Isobaren ist, desto stärker bläst der Wind. Die Winde übertragen den Zustand der Atmosphäre von den bereits durchstrichenen auf die noch zu streichenden Orte. Da nun die Richtung und Stärke der Winde von der Verschiedenheit im Luftdruck der betreffenden Orte abhängen, so ist die Kenntnis der Veränderungen des Barometerstandes für die Witterungskunde von der größten Bedeutung. Die periodischen Barometerschwankungen sind also in den regelmäßigen Gang der Winde maßgebend. Es jedoch außer den regelrechten Variationen des B. auch unregelmäßige gibt, so sind letztere für den Umschlag des Wetters von Vorbedeutung. Die letztere gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn zur Beachtung des B. noch jene der Thermo-, Hygro- u. Anemometer, der Wolken und anderer Witterungszeichen hinzukommt.

Im allgemeinen läßt sich bei tiefem Stande des B. eher schlechtes als gutes Wetter erwarten. Ein schnelles und starkes Sinken des B. bringt in der Regel Sturm. Das Gegenteil kann als eine Prognose für schönes Wetter angesehen werden. Wahrscheinlichere, für einen Tag bestimmte Voraussage des Wetters lassen sich von den Meteorologen aus den telegr. Witterungsberichten konstruieren. Hier auf beruhen die warnenden Sturmsignale, welche Buys-Ballot in den Niederlanden (1860) eingeführt hat; diesem Beispiel folgten England (1861), Frankreich (1863) u. a. m.

Barometerblumen, s. unter Zinte.

Barometrie (grch.), Lehre vom Barometer.

Barometrische Höhenmessung heißt die Bestimmung der Höhen mittels des Barometers. Bei Aneroids, dessen Stand mit der Erhebung immer mehr sinkt (s. Barometer). Wenn die Luft in oben hin stets gleich dicht bliebe, so würde in einer einfachen Berechnung, für je 10 m Höhe der Barometer je um 1 mm fallen. Da jedoch die Dichte der Luft nach oben hin immer mehr abnimmt, bedarf es stets wachsender Höhen, damit der Barometerstand je um 1 mm sinke. Auf Grund des Mariotteschen Gesetzes (s. unter Aërostatik) hat man Formeln abgeleitet, nach welchen sich die Höhen berechnen lassen, wenn man den gleichzeitigen Stand des Barometers am Fuße und an der Spitze des betreffenden Bergs u. dgl. aus Beobachtungen kennt. Für sehr genaue barometrische Höhenbestimmung muß auch die Temperatur und der Feuchtigkeitszustand der beiden Stationen, ferner die geogr. Breite des Ortes in die Rechnung einbezogen werden. S. Nowak, »Das barometrische Höhenmessen« (2. Aufl. Wien 1869); Rühlmann, »Die barometrischen Höhenmessungen« (Lpz. 1870); Wüllersdorff-Urbair, »Die wissenschaftlichen Verwertung des Aneroids« (Wien 1871); Höpfel, »Die Aneroids« (Wien 1878); Ziegler, »Praktische Anleitung zum Höhenmessen mittelst Dosenbarometers« (2. Aufl., Lpz. 1874).

Barometrograph, s. unter Barometer.

Baron oder Freiherr, im Mittelalter Edelherr genannt (lat. baro, liber baro), war nach dem deutschen Reichsoberhaupt eigentlich ein Adelsstand, der sich und sein Geschlecht die unmittelbare Freiheit unter dem Reiche behauptet hatte, ob fürstl. Landeshoheit erworben zu haben. In den Verfügungen der Reichsbarone gingen gewöhnlich Kaiser und Reich zu Lehn, wiewohl manchem an Allodialität zukam. Auf die Reichsangelegenheiten konnten solche Freiherren späterhin mit zu einwirken, wenn sie wenigstens die Kriegsanleitung

der als Mitglied der Reichsritterschaft eine bestimmte Reichsstandschaft behauptet oder erlangt hatten. Seit dem 15. Jahrh. nahmen viele Reichsritter den größt. Titel an, um sich von dem niedr. Adel zu unterscheiden, und dafür verließen sie die Kaiser den Reichsfürstentümern an Personen selbst des landständigen oder mittelbaren (d. h. Landeshoheit eines Territorialherrn untergeordnet) Adels, die dadurch, ohne daß an ihren Standesverhältnissen etwas Wesentliches geändert wurde, in Rang nach den Grafen erhielten. Seit der Auflösung des Deutschen Reichs traten auch die souveränen Bundesfürsten Freiherren, wiewohl nur in der Wirkung, daß die so Betitelten den unbedeutenden Stellvertretern in der Gesellschaft vorangehen als gewöhnlich über dem Schilde ihres Wappens in sieben Spitzen ausgehende, mit Perlen besetzte Krone führen. Die wirklich reichsfürstlichen (nicht bloß so präbiliten) Familien zählen jetzt mit unter die landesherrlichen Geschlechter.

Nach engl. und altfranz. Staatsrechte, das die Lebensdauer genauer durchführte und die Königl. Gewalt gegen fürstl. Landeshoheitsgewalt mit Erfolg verteidigte, sind B. eigentlich Kronvasallen, die in ihren unmittelbaren vom Könige empfangen und ihnen als Lords oder Peers zur Seite stehen. Noch eigenartig ist in England der Übergang in das Verheirathete und die Aufnahme unter den hohen Adel nach der Erlangung der Baronie bedingt, wiewohl seit der Aufhebung verschiedener Klassen der « Nobility » die hohen B. noch die Bishops, Earls, Marquis und Herzöge sowie sämtliche Söhne der Lords aus den zwei letztgenannten Klassen und die letzten Söhne der Earls im Range über sich haben. Der Titel B. führen ferner in England die Richter des Erchenerhofs, von denen vier in England unter dem Chief-B. und fünf in Schottland Revenuen der Krone zwischen König und Unterthanen entscheiden. Dazu hießen vordem B. die Notabeln der Bürgerstadt von London, York und einigen andern großen, nach Privilegien ausgezeichneten Städten, ingleichen bis zu den Wahlbezirksänderungen der Mitte 1832 diejenigen Parlamentsmitglieder, welche in den fünf Häfen Dover, Hastings, Hythe, Romney und Sandwich in das Unterhaus gesandt wurden. Solche nicht dem hohen Adel zugehörige B. sind Hr. (Mister) Baron tituliert. (S. Baronet.) In Frankreich, wo sich die Montmorency als premiers, die Lusignan als seconds barons chrétiens in France betrachteten, kam die Baronie allmählich durch herab, daß auch Astorvasallen, die Lehnsherren der haupts. barons oder des Königs in seiner Eigenschaft als bloßer Herzog von Francien (Isle France), den Titel B. erlangten, und daß die Verleihung des souveränen Königtums die Schranken der alten Lehnsvorfassung durchbrach. Die Mitglieder des hohen Adels wurden seitdem zu Herren, Prinzen, Grafen und Marquis, und die B. kamen in der Rangfolge erst die fünfte Stelle ein. In roman. Wortform B. kam erst im 17. Jahrh. in Frankreich und Italien nach Deutschland.

Baron (Michel), eigentlich Boyron, bedeutender Schauspieler, geb. 8. Okt. 1653 zu Paris, Sohn eines Leberhändlers, ging sehr jung zur Bühne und wurde unter Molières Leitung ein vorzüglicher Darsteller tragischer sowohl wie komischer Rollen und der Liebling des pariser Publikums. In einer Pension von 3000 Livres verließ er 1691 die Bühne betrat aber dieselbe 1720 im Alter von

68 Jahren aufs neue und fand selbst noch in jugendlichen Rollen Beifall. B. starb 22. Dez. 1729 zu Paris. Von seinen eigenen Lustspielen (gesammelt unter dem Titel: « Théâtre de M. Baron », 2 Bde., Par. 1736; 3 Bde., 1759) hat sich besonders « L'homme à bonnes fortunes » (1686), in das er einen Teil seiner zahlreichen Liebesabenteuer verwebte, lange auf der Bühne gehalten.

Baronet (engl. Abtätungen: Bar., Bart. und Bt.) heißt in England das Mitglied einer von Jakob I. 22. Mai 1611 gegründeten, zwischen Adel und Gentry eingeschobenen Ritterklasse. Die Keuseheit des Prinzips bestand in der Einführung eines erblichen niederen Adels, welcher an Rang und Titel über der Gentry stehen sollte, ohne jedoch die Privilegien des Adels (der Nobilität) zu teilen, indem er seinen Sitz im Oberhause haben, sondern gleich allen Rittersn dem Stande der Gemeinen angehört bleiben soll. Die B. rangieren vor den meisten sonstigen Stufen der Ritterwürde, jedoch hinter den Söhnen der höhern Lords und hinter den Rittersn des Hosenbandordens. Ihre Frauen, Söhne und Töchter genießen einen dem Range ihres Vaters und Vaters entsprechenden Vortritt. Der Rang des B. wird durch das Wort Baronet (weist abgekürzt Bart.) hinter dem Namen, und der Titel (style) durch das Präbilitat Sir vor dem Namen (und zwar vor dem Vornamen, nie vor dem Familiennamen allein) bezeichnet, also Sir Robert Peel (auch bloß Sir Robert), aber nie Sir Peel. Die Frau eines B. erhält den Titel Lady als Courtoisstitel.

Die Veranlassung zur Stiftung dieser in England sonst unbekannten erblichen Ritterwürde beruhte auf dem lebhaften Wunsch des Königs Jakob I., der Proving Ulster in Irland aufzubringen. Es sollten Kolonisten hinübergeschickt und diesen dort Land und Mittel zur Ansiedelung gewährt werden. Um reiche Engländer zum Aufwenden bedeutender Summen zu bewegen, nahm man die Sucht nach Rangserhöhung in Anspruch. Die neue Würde, zuerst nur einer Anzahl von 200 Personen zugebacht, wurde denjenigen reichsten Grundbesitzern angeboten, welche 30 Mann zu Fuß zur Kolonisation stellen oder die Summe von 1000 Pfund St. für die Zwede der Kolonisation zahlen würden. Es wurden (sogleich 75 B. ernannt; voll ward die Zahl von 200 erst kurz vor Jakobs Tode. Der Orden sollte mit der Zeit wieder eingehen, indem das erste Statut verordnete, daß an Stelle einer aussterbenden Baronetie nie eine andere geschaffen werden sollte. Sowohl von dieser Bestimmung als von der Beschränkung auf 200 ging man später ab, und die Könige von England betrachteten ihr Recht, B. zu kreieren (mittels Patentbriefs, welcher meist die Würde als vererbend in männlicher Linie erteilt), schon lange als ein unbeschränktes. Karl I. hat auch für Schotten zum Zwede der Kolonisation von Neuschottland einen Baronetorden (1625) gestiftet, welcher jedoch seit dem Eintritt der schott. Union (1707) nicht mehr verliehen wird. Auch irische B. hat nach Jakob I. selbst kreiert, und zwar seit 1620; die irischen Kreierungen fanden jedoch ebenfalls ihr Ende in der Union mit England zu Anfang des 19. Jahrh. Die bestehende Gesamtzahl der engl., schott. und irischen B. übersteigt 1100, unter welchen aber mehr als 150 inzwischen zu der erblichen Peerswürde aufgestiegen sind. Premier-B. von England sind jetzt die Bacon, die noch zu der ersten Kreierung von 1611 gehören.

Baronie, Bestimmung eines Barons, an welche das Baronat, d. h. der Stand eines Barons, geknüpft ist. Im Mittelalter verstand man unter B. ein freies Reichslehn.

Baronius (Cäsar), röm.-kath. Kirchenhistoriker, geb. 30. Okt. 1538 zu Sora in Campanien, kam 1557 nach Rom, schloß sich hier dem von Philipp von Meri gegründeten Oratorium an und widmete sich dem Studium der kirchlichen Schriftsteller. Er warb Beichtvater des Papstes, apostolischer Protokollar, 1596 Kardinal, ferner Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek, Mitglied der Congregatio ecclesiasticorum rituum sowie der Typographia Vaticana und starb 30. Juni 1607. Sein bedeutendstes Werk sind die «*Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198*» (12 Bde., Rom 1588, öfter nachgedruckt, am besten in der mainzer Ausgabe 12 Bde., 1601—5), in denen B. den Nachweis versucht, daß die ewigen Rechte Roms, besonders die hierarchische Weltstellung der Kurie, in der Entwicklung des Christentums urkundlich begründet seien. Er versährt dabei jedoch teils völlig kritiklos, ja befangen in kirchlich-kath. Vorurteilen, teils nur annalistisch, sodaß sein Werk, so sehr es als Materialsammlung zu schätzen ist, doch nur mit Vorsicht und steter Kritik gebraucht werden darf; diese Kritik wird erleichtert durch Pagis «*Critica in Annales ecclesiasticos Baronii*» (4 Bde., Amsterd. 1705; verbessert von Franz Pagi, Antw. 1724), die nebst der Fortsetzung (1198—1565) der «*Annales*» von Rainaldi (10 Bde., Rom 1646—77) in die mit weitläufigem Apparat versehene Ausgabe von Mansi (43 Bde., Lucca 1738—59) aufgenommen sind. Weitere Fortsetzungen der *Annales* liefern de Raderchis (für 1565—71, 3 Bde., Rom 1728) und Theiner (für 1572—85, 3 Bde., Rom 1856—57). Von den übrigen Werken des B. verdienen besonders Erwähnung das «*Martyrologium Romanum*» (Rom 1586) und die Schrift «*De Monarchia Siciliae*», in welcher er die Gerechtsame der sicil. Krone, besonders ihre Kirchengewalt, heftig angreift. Vgl. Barnabeus, «*Vita Baronii*» (Rom 1651), Alberici Ausgabe der «*Epistolae nunc primum editae*» (3 Bde., Rom 1759) und Spondanus' Ausgabe der *Annalen* (Mainz 1614).

Barötsch (grch., Druckanzeiger) ist der ältere Name für das Barometer (s. d.). Man bezeichnet mit diesem Worte auch ungefähr 15 cm lange, 2 cm weite, oben und unten zugeschmolzene Glasröhren, welche eine Auflösung von kohlenäurem Kali oder von Kampfer in Weingeist enthalten. Bei größerer oder geringerer Temperaturerniedrigung scheiden sich aus diesen Auflösungen die aufgelösten Stoffe mehr oder weniger in Kristallföden aus, welche sich bei zunehmender Temperatur wieder auflösen. Solche Apparate können keine Veränderungen des Luftdrucks anzeigen, ihr Name ist also unrichtig gewählt; sie zeigen vielmehr in sehr unvollkommener Weise Veränderungen der Lufttemperatur an. Ihre Bezeichnung mit Thermoskop wäre zutreffender als mit B. Die Annahme, aus ihrer Beobachtung Wind, Regen u. s. w. vorherzusagen zu können, entbehrt der physik. Begründung.

Barosma, eine von Willdenow benannte Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, deren Arten, lauter Sträucher, am Vorgebirge der Guten Hoffnung wachsen und die früher officinellen Budo-blätter liefern. Die meist blattwinkelständigen Blüten besitzen einen fünfteiligen Kelch, fünf Blu-

men- und ebensoviel Nebentromenblätter, 10 Staubgefäße und fünf um einen centralen Griff gestellte Fruchtknoten, aus denen eine fünfzählige Kapsel entsteht. Die besten Budoblätter kommen von B. crenata Kze. Ihre bliden, brüchigen, aromatischen Blätter, welche frisch sehr stark, aber angenehm riechen, erhalten ein hellgelbliches ätherisches Öl vom Geruch der Blätter und ein eigentümlichen Stoff, das Diosmin, einen Wasser unlöslichen, in Weingeist und Äther, an in ätherischen Ölen löslichen kristallisierbaren Körper. Der wirksame Bestandteil ist das ätherische Öl. Mehrere Arten dieser Gattung findet man als Ziersträucher in Gewächshäusern.

Barothermometer (Thermobarometer oder Thermohypsometer) ist ein für Höhenmessungen bestimmtes Thermometer. Es beruht darauf, daß der Siedepunkt des Wassers von der Größe des Luftdrucks abhängt. Je tiefer der Ort, desto niedriger liegt auch der Siedepunkt. Man kann daher aus der Siedetemperatur auf den Barometerstand und mithin auf die Höhe des Ortes schließen. Einer Änderung von 1 mm Barometertemperatur entspricht erst 0,04° C. In einem B. müssen also noch sehr kleine Bruchteile von Graden abgelesen werden. Zu diesem Zwecke erfüllt beim B. das Quecksilber bei gewöhnlichen Temperaturen noch nicht ganz das Gefäß (Kugel oder Zylinder). Erst bei etwa 93° C. tritt das Quecksilber aus dem Gefäß in die Thermometerröhre, deren ganze Länge ein Spielraum für nur 8 Grade, d. i. von 93—101° bleibt. Infolge dessen fällt jeder Thermometerstand so lang aus, daß man denselben in viele kleine Teile abteilen kann. Dem B. wird ein thermohypsometrie wurde von Fahrenheit erfunden (1724) und von vielen weiter geführt. Ein zum entsprechenden B. hat schon Wollaston (1817) gegeben.

Barötsch, s. unter Tretwerk.
Barötsch oder Brötsch (engl. Barach oder Broach), Hauptstadt des gleichnamigen, am Teil des frühern Reichs Guzerate bildenden Distrikts der indobrit. Präsidenschaft Bombay, an dem rechten Ufer des, mit Ausnahme eines kleinen Kanals, nur für Schiffe von höchstens 60 Tonn befahrbaren Verbudha, ungefähr 62 km oberhalb der Mündung desselben. B. war in älteren Zeiten ein großer, stark bevölkerter, durch Handel und Manufakturen blühender Ort, welcher später sehr verfiel und sich erst in neuerer Zeit wieder mehr erhebt. Die Bevölkerung der von einer Mauer umgebenen Stadt und ihrer ausgebreiteten Vorstädte beläuft sich (1872) auf 36 932 Seelen, darunter hauptsächlich Hindu sowie einige Mohammedaner. Die letztern, nachweislich schon seit Jahrhunderten in B. ansässig, waren vorwiegend hauptsächlich Weber und verfertigten die mannigfachen feinen und schönen, damastartigen Baumwollstoffe, wegen welcher B. lange Zeit berühmt war. Durch die zunehmende Einfuhr engl. Stoffe ist dieser Zweig der Industrie aber fast ganz erloschen. Unter den Parsi gibt es auch eine Anzahl von Schiffreedern und Mastern. Die Parsi und Mohammedaner treiben hauptsächlich Handel, Schifffahrt, Fischfang und die verschiedenartigsten Handwerke. B. zeichnet sich durch seinen Überfluß an Lebensmitteln sowie durch die Gegend und Wohlfeilheit derselben aus. Es befinden

fehlt eine engl. Gouvernementschule, ein von Hindu unterhaltenes Krankenhaus für die verarmtesten Tiere bis hinab zu den Insekten, sowie ein wohlhabender Kirchhof, aus der Zeit, wo B. in Hollandern gehörte, mit Grabsteinen von 1685—70. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß B. das arggaja des Ptolemäus und Arrian ist. Den aber im Mittelalter war B. unter dem Namen reich als Handelsplatz wohl bekannt. Nach der Eroberung von Guzerate durch die Mohammedaner wurde B. einen Teil des neugebildeten Staates Guzerate aus, bis es der Großmogul Akbar 1588 zum Reiche einverleibte. Im J. 1686 ward es an den Maharatten erobert, denen es 1772 die Glänzer abnahmen. Dieselben traten es jedoch an den Maharattenfürsten Madaji Scindia. Im J. 1803, bei dem Kriege zwischen den Maharatten und Engländern, eroberten diese B. zurück. Bei dem hierauf folgenden Friedensschlusse von Serji Anjengaum ward es von den Maharatten an die Engländer abgetreten. — Der Distrikt Barodsch enthält 4800 qkm mit 2322 E., meist Hindu, 60000 Mohammedaner und gegen 3000 Parsi.

Baroggi (Giacomo), Baumeister, s. Bignola. **Barotsche**, Hauptstadt des gleichnamigen Landes in der südamerik. Föderativrepublik Venezuela, am gleichnamigen Zuflusse des Cojebe, 541 m über dem Meere, auf einer fruchtbaren, gesunden und gut kultivierten Hochebene gelegen, auf welcher Getreide und europ. Gemüse neben Kaffee, Zuckerrübe und tropischen Früchten gedeihen. Auch ist die Lage der Stadt vorteilhaft für den Handel, indem sie sich in die Straßen aus den westl. Provinzen des Landes anschließen. Schon 1552 von Juan Pilegas vorzüglich zur Ausbeutung vermeintlicher Goldminen der Nachbarschaft gegründet und hieß dessen Vaterstadt Neu-Segovia genannt, hatte 1807 bereits 15000 E., wurde aber 26. März 1812 durch das Erdbeben, welches Caracas zerstörte, ebenfalls fast gänzlich vernichtet, später auch durch die Revolutionskriege sehr entvölkert. Jetzt ist die Stadt wieder gut und mit regelmäßigen Straßen aufgebaut und zählt (1873) 25664 E., welche Getreide und Maniokfrüchte züchten. Sie hat ein Kolonial- und mehrere Schulen. In ihr fand 1552 der berühmte Lope de Aguirre, el Tirano genannt, das span. Südamerika von dem Mutterlande trennen beabsichtigte, sein tragisches Ende. Seit 30 J. ist B. Hauptstadt des Staates (damals Provinz) B., von welcher aber neuerdings der nordöstl. Teil unter dem Namen Paracuy als besonderer Staat abgetrennt worden ist. — Der Staat Barodsch zählt auf 19 110 qkm (1873) 148 818 E. **Barro**, bei Paläontolog. Namen Abkürzung für Barrande.

Barro, Hauptort eines Kantons im Kreise Lettland des estl.-lothring. Bezirks Unterelß, an der Linie Zabern-Schlettstadt der Elß.-Lothring. Eisenbahn, 31 km südwestlich von Straßburg, 1 km nördlich von Schlettstadt, am Fuße der Bollen und am Eingange des Ulrichstals, mitten zwischen pittoresk gelegenen, ist Sitz eines prot. Konsistoriums, eines Amtsgerichts, besitzt seit 1872 eine Realschule und zählt (1880) 5555 E., darunter 13 Evangelische, 2498 Katholiken. Die sehr industrielle Stadt hat Woll- und Baumwollspinnerei, Gerbereien und Färbereien, Handel in Porzellan, Fayence, Krystallwaren, Seife, Wein, Brannt-

wein, Vieh, Holz und Eisen. Die Herrschaft B., aus B. und sechs Gemeinden bestehend, gehörte im Mittelalter bis 1504 dem pfälz. Hause, dann dem Käte Maximilians I., Nikol. Biegler, dessen Söhne sie für 90000 fl. der Stadt Straßburg verkauften, welche sie bis 1789 behielt und noch große Waldungen bei B. besitzt. Der Ort B. kommt schon im 8. Jahrh. vor, wurde 1444 durch die Armagnacs, 1592, da er dem von den prot. Domherren zu Straßburg zum Bischof erwählten Prinzen Johann Georg von Brandenburg anhing, von den Truppen des Gegenlandibaten, des Kardinals Karl von Lothringen, 1678 von durchziehenden Franzosen, 1794 durch Explosion des Arsenal's teilweise zerstört. An der Stelle des alten festen Schlosses steht jetzt das Rathaus. B. wird seiner Umgebung willen viel besucht; aber B. liegen die Burgruinen Andlau, eine im 9. Jahrh. durch Richard, die Gemahlin Karls des Dicken, gestiftete Abtei, Speßburg, Landsberg, weiter der schöne Aussichtspunkt Hohwald und auf dem 700 m über dem Meere gelegenen Obilienberg (s. b.) neben der alten Heidenmauer das Obilienkloster. In der Nähe von B. ist das Mineralbad Bahl.

Barra oder Bar, ein kleines Reich an der Westküste von Afrika, zwischen den Mündungen des Gambias und des Jombas, des Flusses von Salum, nur etwa 70 km lang und breit. Es grenzt im S. an den Gambia, im W. an den Atlantischen Ocean. Im allgemeinen gut kultiviert, enthält B. eine Anzahl ansehnlicher Dörfer und einige schöne Wälder. Die Bewohner, deren Zahl von Solberry auf 200000 geschätzt wird, sind Mandingos, eine schöne Rasse, kräftig, thätig und intelligent. Sie sind alle strenge Mohammedaner und betreiben starken Salzhandel in das Innere, wofür sie Mais, Elfenbein, Goldstaub und Baumwollzeuge zurüchbringen. Hauptstadt ist Barrinding, das an der Küste, einige Kilometer nordöstlich von der brit. Niederlassung Bathurst, liegt.

Barrage (fr.), Absperrung (einer Straße, eines Flusses), Barriere, Schlagbaum.

Barra-Inseln, eine zu den Äußern Hebriden und zur schott. Grafschaft Inverness gehörige Gruppe von etwa 80 Inseln und Klippen im Süden von Süd-List im Westen von Schottland. Die größte der B., Barra, 13 km lang und 5 km breit, ist zwar nicht für Ackerbau geeignet, wohl aber weist sie treffliches Weideland auf. Ihre Bewohner, etwas über 1600 Seelen, überwiegend Katholiken, sprechen das Gälische außerordentlich rein und treiben Fischerei, Viehzucht und Sodafabrikation. Auf der südlichsten der Inseln, Barra-Head, ist der höchstgelegene Leuchtturm Großbritanniens (207 m über dem Meere).

Barratan, Berkan oder Berkan, s. Berkan. **Barranco** (span.), die tiefen Thalschluchten, durch welche ursprünglich allseitig geschlossene Kraterkegel im Laufe der Zeit infolge der erodierenden Thätigkeit der Gewässer angeschnitten und einseitig geöffnet worden sind (s. B. auf der Insel Palma).

Barrande (Joachim), einer der verdienstvollsten Paläontologen der neuern Zeit, geb. 1799 zu Saugues im Depart. Ober-Loire, studierte auf der Polytechnischen Schule zu Paris, war hierauf Erzieher des Grafen Chambord (Heinrichs V.) und lebte dann in Prag, mit der Erforschung des silurischen Systems in Böhmen beschäftigt. Sein Hauptwerk ist das «Système silurien du centre de la Bohême» (Xl. 1, die «Recherches paléontologiques» enthaltend,

Prag 1852 fg.), von welchem einzelne Abschnitte auch gesondert erschienen sind.

Barras (Paul Jean François Nicolas, Graf von), eine der einflussreichsten Persönlichkeiten der ersten Französischen Revolution, geb. zu Joy in der Provence 30. Juni 1755, kam als Lieutenant im Regiment Languedoc nach Ostindien, wo er gegen die Engländer kämpfte, wandte sich nach dem Frieden (1783) nach Paris und vergebete hier sein Vermögen. Im J. 1789 wurde er von dem revolutionären Strome erfasst, als Deputierter des dritten Standes in die Generalstände gewählt und gesellte sich gleich den Extremen zu. Nach der Erstürmung der Tuilerien 10. Aug. 1792 erhielt er die Verwaltung des Depart. Var; später ging er als Kommissar der Armee nach Italien, wo er die Generalverwaltung der Grafschaft Nizza übernahm. Zum Deputierten des Konvents erwählt, stimmte er für die Hinrichtung des Königs ohne Aufschub und Appellation; auch erklärte er sich 31. Mai 1793 gegen die Girondisten. Als er bei der Rückkehr zur Armee nach Italien in Erfahrung brachte, daß seine Kollegen, die Repräsentanten Bayle und Beauvais, in Toulon verhaftet seien und man einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, eröffnete er mit den zu Nizza stehenden Truppen in aller Eile die Belagerung von Toulon, kommandierte dann unter Dugommier beim Angriff auf die Stadt eine Division und nahm nach dem Siege an allen den blutigen Maßregeln Anteil, die über den Süden Frankreichs verhängt wurden. Am 9. Thermidor, beim Sturze Robespierres, der ihn als einen weniger Entschiedenen haßte, spielte B. eine Hauptrolle. Als die sog. Garde Henriots den Konvent bedrohte, wurde B. von der Versammlung zum Obergeneral ernannt; er zerstreute die Truppe Henriots, bemächtigte sich Robespierres und hielt so die Macht des Konvents aufrecht. Nachdem B. im Nov. 1794 erst Sekretär, dann Präsident des Konvents und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gewesen, zog er sich von den Männern zurück, welche das Schredenssystem unterstüßten hatten, trat aber mit gleicher Entschiedenheit gegen die Umtriebe der Royalisten wie gegen die Ausschreitungen der pariser Sektionen auf. Am 13. Vendémiaire (5. Okt. 1795) wurde er vom Konvent aufs neue zum Obergeneral ernannt. Als solcher nahm er Bonaparte zu seinem Gehilfen an und brachte dessen Ernennung zum General der Armee des Innern zu Stande. Als hierauf das Direktorium gebildet und B. Mitglied der exekutiven Gewalt wurde, schlug er dem Direktorium seinen jungen Freund Bonaparte als Obergeneral der Armee in Italien vor und vermittelte auch dessen Heirat mit der Witwe von Beauharnais.

Am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) wurde er zum dritten mal zur Rettung der Regierung mit der Diktatur bekleidet und blieb auch diesmal Sieger. Er eröffnete nun im Palast Luxembourgs eine Reihe außerordentlich glänzender Feste und wußte sich zwei Jahre hindurch ein großes Übergewicht im Direktorium und einen entschiedenen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu bewahren. Als das Ansehen des Direktoriums immer mehr sank, verband er sich mit Sieyès, um die Katastrophe vom 30. Prairial des J. VII herbeizuführen, nach welcher er mit Sieyès die exekutive Gewalt thatsächlich allein in Händen behielt. In dieser Zeit, wie auch später, soll er mit Ludwig XVIII. über die Herstellung des Throns zu Gunsten der Bourbonen in Unterhandlung gestanden haben. Inzwischen leitete Sieyès

im Einverständnisse mit Bonaparte die Revolution des 18. Brumaire ein, und B. mußte der Konsole Regierung weichen. Er wählte sein Gut Grosbois zum Aufenthalt. Man beschuldigte ihn, bald da er die Jakobiner begünstige, bald daß er die Bonaparten zurückführen wolle, und Bonaparte, der ihn fürchtete, trieb ihn trotz des früheren Verhältnisses durch allerlei Schikanen nach Brüssel. Seit 18 durfte sich B. in Marseille, dann in Rom, später Montpellier unter polizeilicher Aufsicht aufhalten. Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. lehrte er in Paris zurück, wo er auch während der Hundert Tage blieb, doch ohne allen Anteil an den Ereignissen. Später kaufte er in der Nähe von Paris das Gut Chaillot und machte von dem großen Vermögen das er in der Revolution erworben, ein glänzendes Haus. Hier starb er 29. Jan. 1829. Seine Memoiren ließ die Regierung in Beschlag nehmen.

Barre ist eine Bezeichnung für Sand: ob Schlammhänke, welche sich derart vor Flussmündungen gebildet haben oder noch bilden, daß sie den Eingang vom Meere in die Flussmündung verstopfen. Sie entstehen durch Ablagerung des Materials welches die Flüsse mit sich führen, und gehören, den Deltabildungen, stellen aber eine besondere derselben dar. Beinhaltet nämlich die Strömung die Flüsse hinreichende Kraft, um den Schlamm oder Sand, den sie mit sich führen, bis in das Meer hinauszutragen, und ist dieses hier nicht möglich, so entsteht eine starke Strömung seitwärts, so entsteht eine Unterbrechung der Flussströmung im ruhigen Meere oft in einiger Entfernung vor der Mündung, die sogenannte B., die entweder als Sandbant am Meere bedeckt bleibt, oder als Düne sich über den Meeresspiegel erhebt und Graswuchs oder Bauwerk trägt. Von dieser Art sind die Perelli vor den Mündungen aller Flüsse und größtentheils an der Westküste des Schwarzen Meers von der Donau bis zum Dniepr. Alle diese Gewässer setzen sich durch starke Strömung aus, während das Schwarze Meer weder Ebbe und Flut noch eine Strömungen hat, insofern also sehr ruhig ist. Mehrere dieser Perelli umschließen die Mündung vollständig, von einem Ufer zum andern; es verbleibt in der seefähnlichen Mündung gleichviel Wasser einfließt, oder das Wasser fließt durch das Meer ins Meer; andere besitzen einen oder mehrere Durchbrüche oder Gänge, durch welche das innere Meer sich entleert und mit dem Meer ins Niveau kommt. Auch in der Ostsee sind dergleichen B. an den Küsten sehr häufig, wo sie sog. Gasse einfließen. Dieses Meer hat bekanntlich ebenfalls weder Ebbe und Flut noch bemerkenswerte innere Strömungen. Zuweilen bilden sich B. auch an Meeresküsten, keine Flüsse einmünden, durch die bloße Brandung und es entstehen dann dahinter die sog. Gasse an den Küsten von Frankreich und von Doria.

Das Wort B. wird aber auch noch in einem andern Bedeutung angewendet. In mehreren Flussmündungen hat nämlich das Eindringen der Wellen vom Meere aus eine eigentümliche Erhebung zur Folge, die am Ausflusse der Elbe und Ems das Rasten, an der Gironde le Mascaret, an den Flüssen Frankreichs la Barre, an der Gangesmündung the Bore, am Ausflusse des Amazonasstroms die Pororoca genannt werden. Wo die Erscheinung in schwächerem Grade stattfindet, besteht sie in einem von starkem Geräusch beglän-

flüchen des Wassers, während zugleich drei oder vier größere Wellen schnell hintereinander den Strandwärts steigen. An der Mündung größerer Flüsse ist das Getöse weit stärker, die Wellen erreichen eine Höhe von 2—5 m und treten häufig über den Ufer, alles, was im Wege steht, zerstörend überfluthend. Es ist dieses Phänomen vorzugsweise mit den hohen Meeresfluten verbunden und wiederholt sich dann mehrere Tage nacheinander. Die Ursache scheint fast dieselbe wie die der Brandung: Erhöhung der Flutwelle durch ihr Zusammenströmen in einen engeren Raum und eine verstärkte Wirkung an der Oberfläche über seichten Stellen und eine Unterdrückung der Bewegung in der Tiefe. **Barre**, ein echt deutsches Wort, bezeichnet einen Stein, einen Körper, durch welchen etwas verlaufen kann, also Pfahl, Stange, Schlagbaum, Kegel u. s. w. Abgeleitet davon ist das französische **Barrière**, d. h. ein absperrendes Pfahlwerk, ein Verschluss u. dgl. Weiter heißt im Französischen **B.**, im Englischen **bar**, soviel als Gerichtsbank oder diejenige Brustwehr, durch welche bei den öffentlichen Verfahren die Richterbank von der zahlenden Menge getrennt ist. Da die Advokaten als Betheiligter und Ratgeber der Parteien ihren Platz an der **B.** erhalten, so ist dieses Wort sowie der davon abgeleitete franz. Ausdruck **Barreau** auch auf den ganzen Stand der Advokaten übertragen worden. In England führt die höhere Klasse von Advokaten (s. Rechtsanwalt) den Namen **Barrister**. Außerdem nennt man in Frankreich und England auch die Schranken, welche die Sitze der parlamentarischen Versammlungen einschließen, die **B.** In beiden Häusern des brit. Parlaments trennt diese **B.** die Mitglieder und die Sekretäre des Hauses von einem kleinen Raum an der Eingangstür, in welchen zuweilen andere Personen eintreten, um vor der **B.** zu stehen oder «als Rat» vor der **B.** zugelassen zu werden. Es sind dies im Unterhause diejenigen, welche das Haus zu Gefängnisstrafe verurtheilt, oder die in Prozessen vor dem Hause als Zeugen oder Sachwalter erscheinen sollen; dann auch Deputationen der Citycorporation von London. Im Oberhause nehmen vor der **B.** die Mitglieder des Unterhauses während der Thronrede Platz, sowie diejenigen Deputationen des Unterhauses, welche eine Bill überbringen.

Barreau (frz.), s. u. **Barre** (Gerichtsschrante).

Barrel, ein engl. Biermaß, s. **Barile**.

Barren, frz. *barres*, lingots, engl. *bars*, *ingots*, heißen die an Größe und Gewicht sehr verschiedenen Stangen Gold und Silber, in welche diese Metalle nach ihrer Verarbeitung (Münzung) gewöhnlich gegossen werden. Sie sind von abweichender Feinheit, auch diese wird durch den Stempel eines Markens bezeichnet. Die dünnere **B.** nennt man auch wohl «Planchen» (frz. *planches*, d. i. Platten), legelartige **B.** «Könige». In England wird das **Barren** Gold und das ungeprägte Edelmetall überhaupt **Barren** genannt. Das reine Gold in bandförmigen Stücken oder Streifen (vor ein bandellettes), wie es besonders die Feingoldschläger brauchen, nennt man im Süddeutschen (Augsburg, Frankfurt a. M.) **Schlaggold**, **Schlaggold**. Die **Barren**form ist es, in welcher im größern Gold- und Silberhandel die besten Metalle (in neuerer Zeit auch das Kupfer) erscheinen. Es werden in solchen **B.** sehr ansehnliche Zahlungen geleistet; auch die Deposita der gro-

ßen Banken, z. B. derjenigen von England und Hamburg, bestehen größtenteils in ihnen. In China, welches keine Gold- und Silbermünzen prägt, dienen sie allgemein als Geld, und die Chinesen sind in Ermittelung ihrer Feinheit sehr geübt. Der Preis des **Barren**goldes und **Barren**silbers wird an den Hauptgelbhandelsplätzen regelmäßig im Kurblatt notiert. Die Münzstätten der Vereinigten Staaten von Amerika verwandeln auf Verlangen eingebrachtes Gold oder Silber in **B.** von gänzlichster Feinheit, oder von $\frac{1}{10}$ Feinheit (Feinheit der Staatsmünzen), oder von der Feinheit der eingebrachten Legierung, und versehen diese **B.** mit einem Stempel, der ihr Gewicht, ihre Feinheit und besondere Marken zur Verhinderung betrügerischer Nachahmung enthält. Jedes Golddepositum muß aber mindestens 100 Doll. betragen und für die Operationen der Münzstätte genügend fein sein. Die Gebühr dafür wird von Zeit zu Zeit festgestellt und darf die wirthlichen Kosten an Material, Arbeit und Maschinenabnutzung nicht überschreiten. Man kann in jeder Münzstätte der Vereinigten Staaten auch gegen eingeliefertes Edelmetall unter Entrichtung einer gewissen Gebühr seine **B.** im Laich erhalten. — In Senegambien bildet südlich vom Senegalfluß, landeinwärts von der Seeküste, häufig der **B.** (ursprünglich ein **B.** Eisen) die Geldeinheit, jest eine ideale, aus einer Kollektion gewisser Mengen verschiedener Waren zusammengesetzt und im Werte von 4 franz. Franken.

Barren, ein durch F. L. Jahn eingeführtes Turngerät, welches aus zwei wagerechten, gleichlaufenden, rund und glatt gearbeiteten Holzriegeln (Holmen) besteht, deren jeder auf zwei Ständern ruht, die entweder fest in oder an dem Boden angebracht sind oder auf Holzschwellen stehen und dadurch transportabel werden. Jetzt benutzt man vorwiegend transportable **B.**, die meist eine Vorrichtung zum Höher- und Tieferstellen der Holme haben. Früher fertigte man die **B.** ausschließlich aus Holz, wobei in der Regel die Holme von gutem, aufreinem Eichenholz waren; neuerdings hat man begonnen, die **B.** ganz aus Eisen herzustellen, wodurch auch gleichzeitig die Möglichkeit zum Enger- und Weiterstellen gegeben war. Die Konstruktion des **B.** hat der Größe und der Körperbeschaffenheit der Turnenden zu entsprechen, daher dürfen die Holme nur sehr wenig über die Schulterbreite derselben voneinander entfernt sein. Für Anfänger ist die **Barren**höhe nach der Brusthöhe bis zur Achselgrube zu bemessen; für Geübte kann sie Schulter- bis Kopfhöhe erreichen. Die Übungen am **B.** sind geeignet, einen günstigen Einfluß auf die Gesundheit der Abenden durch Kräftigung des Muskel- und Nervensystems, durch Erweiterung der Brust und durch Belebung der Respiration und des Blutkreislaufes zu erwirken. Wegen der starken Einwirkung der **Barren**übungen auf die Brustorgane ist eine vorsichtige Benutzung derselben dringend geboten. Es sind deshalb alle Übungen für Kinder nur mit Maß und Verständnis auszuwählen. Erst dann, wenn die Schultern gehörig gekräftigt sind, kann im Jünglings- und Mannesalter allseitige Benutzung des Geräts eintreten.

Wenn der **B.** ursprünglich erfunden zu sein schien, um daran Vorübungen zum Voltigieren zu treiben, so hat sich mit der Zeit ein eigenes **Barren**vollstgigen, das **Barren**springen, entwickelt, das allerlei Springweisen sowohl auf als über die **Barren**holme umfasst. Das vorwiegende und einseitige Turnen am **B.** erzeugt allmählich eine unschöne, auffallend

gebrungene und gebühte Haltung mit vierschrötiger Entwicklung der Schultern bei unverhältnismäßig zurückbleibender Formation der Beine; es ist deshalb ein regelmäßiger Wechsel mit Gang- und Sprungübungen ein ästhetisches Erfordernis, ganz abgesehen von den hierbei mit in die Wagschale fallenden sanitären Gründen, nach welchen beim Turnen die allseitige Ausbildung des ganzen Körpers nicht außer Acht zu lassen ist. Der B. hat bereits seine eigene Geschichte und Litteratur. Als die preuß. Regierung im J. 1862 das Turnen bei allen Volksschulen einführen wollte, ging man damit um, statt des B.s ein Turngerät der schwed. Gymnastik, den Querbaum (ein hoch und tief zu stellender wider, oben abgerundeter und unten kantiger Barrenholm) einzuführen. Die deutschen Turner erhoben dagegen Widerspruch, infolge dessen die Barrenübungen Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen wurden, die in den Schriften von Du Bois-Reymond, «Über das Barrenturnen und über die sog. rationelle Gymnastik» (Berl. 1862), Kloss, «Die Barrenübungen der deutschen Turnschule vor dem Richterstuhle der Kritik» (Dressd. 1862), und Du Bois-Reymond, «Herr Rothstein und der B. Eine Entgegnung» (Berl. 1863) niedergelegt sind. Infolge dieses Barrenstreits unterbreitete die preuß. Regierung die Frage: «ob B. oder nicht?» der wissenschaftlichen Deputation für das Nebizinalwesen, welche ein ausführliches «Gutachten über die Barrenübungen vom mediz. Standpunkte» im «Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung» (Berl. 1862) mit dem endgültigen Votum abgab: «daß die Übungen am B. vom mediz. Standpunkte aus zu rechtfertigen, nicht aber zu verwerfen sind.» Auf diese Weise legitimiert, ist der B. ein bevorzugtes Turngerät der deutschen Turnschule geworden.

Barren-Insel, kleine unbewohnte Insel im bengalischen Meerbusen, ungefähr 50–60 km östlich von der Großen Andaman-Insel. Sie besteht aus einem fortwährend thätigen, ungefähr 300 m hohen Eruptionstegel, den ein fast ebenso hoher, steil aus dem Meere aufsteigender Erhebungskrater ringsförmig umschließt. Durch eine schmale Öffnung in der Wand des letztern dringt das Meer ein und füllt ein inneres Becken. Die Eruptionsercheinungen, hauptsächlich in dem Ausstoßen heißer Wasser- und Schwefeldämpfe bestehend, finden sehr regelmäßig in periodischen Zwischenräumen von 10 Minuten statt. B. bildet mit der noch kleinern, nördlich von ihr gelegenen Insel Narcondam-Rod und den Schlammvulkanen unweit der Küste von Birma das westl. Ende der langen, sich von Kamtschatka und den Aleuten über Japan, die Philippinen, Molukken, Kleinen Sunda-Inseln, Java und Sumatra, um das östl. und südöstl. Asien herumschlingenden Kette von Vulkanen.

Barrière, f. Barre.

Barrièrevertrag hieß zunächst der Vertrag, wodurch England im Spanischen Erbfolgekriege 28. Okt. 1709 den holländ. Generalstaaten zu ihrer künftigen Sicherheit den Besitz einer Reihe von festen Plätzen in den span. Niederlanden gewährleistete. Dieser Vertrag wurde 29. Jan. 1713 durch einen zweiten ersetzt, der die engl. Garantie auf das Besatzungsrecht in Turnes, Fort Knodde, Ypern, Menin, Tournay, Mons, Charleroi und Namur beschränkte. Nachdem die Friedensschlüsse zu Utrecht und Rastatt die span. Niederlande auf Österreich übertragen hatten, wurde zwischen diesem und den Generalstaaten ein dritter

definitiver B. 15. Nov. 1715 abgeschlossen, wonach den letztern in den fünf erstgenannten Orten sowohl in Namur und Warneton das ausschließliche Besatzungsrecht, in Dendermonde und Koersmonde aber ein mit Österreich gemeinschaftliches zugesprochen ward. Zur Instandhaltung dieser sog. Sicherheit oder Barrièreplätze sollte Österreich jährlich eine Summe von 500 000 Rthlrn. beitragen. Im Österreichischen Erbfolgekriege wurden dieselben von den Franzosen erobert und größtentheils geschleift. Im J. 1781 wurde der B. vom Kaiser Joseph II. in Vorstellungen der Generalstaaten ungeachtet, eigenmächtig aufgehoben. Im zweiten Pariser Frieden (1815) mußte jedoch Frankreich die Zahlung einer namhaften Summe zur Herstellung dieser Plätze im Interesse des nummehrigen Königreichs der Niederlande übernehmen. Nach der Teilung der letztern und der Errichtung des Königreichs Belgien fiel diesem die Barrièreplätze zu.

Barrier-Riff (Großes), eine der größten Korallenbänke, zieht sich längs der Nordostküste Australiens, an der Küste von Queensland, von Brecklin's Spit in 24° 30' südl. Br. bis Brisbane-Insel in 9° 15', bei der Südküste von Neuguinea hin, jedoch in gerader Linie eine Länge von 175 km bei. Von der Küste Australiens trennt es ein 25–160 km breiter Kanal, der den nach der Torresstraße gehenden Schiffen eine sichere, gefahrlose Fahrt bietet. Querschnitte zerteilen das Riff, jedoch Durchfahrten entstehen, die aber freilich große Gefahren bringen; die hauptsächlichste dieser Passagen, durch einen Leuchtturm bezeichnet, ist die in 11° 35' südl. Br. gelegene sog. Raines Inlet. — Die Barrier-Inseln liegen an der nordöstl. Küste der Nordinsel Neuseelands vor dem Hauraki-Golf.

Barrikaden (vom franz. barrique, d. i. Lanne, nicht von barre) nennt man Versammlungen, die an engen Stellen, z. B. in einer Straße, einem Hohlwege, auf einer Brücke angelegt werden, wo weder um diese Punkte selbst zu verteidigen, oder um dieselben zu sperren und den Feind bei dem Wegräumen der B. wirksam beschießen zu können. Man benutzt dazu Wagen, Tonnen, Raffen, Zerkammern, Pflastersteine, Möbel, kurz alles, was zu Hand ist. Besondere Wichtigkeit haben diese improvisierten Werke dadurch erlangt, daß sich ihnen die Bevölkerung in Straßenkämpfen bediente. Erst geschah schon häufig im Mittelalter. Vornehmlich aber war es Paris, das die B. in Anwendung brachte. Bereits 1358 ließ der Prévôt des marchands, Etienne Marcel, die Straßen von Paris gegen den Dauphin, den nachmaligen König Karl V. durch Ketten sperren, welche zugleich als Haltpunkte für die Anhäufung von Materialien dienten, und 1436 lieferte das über die engl. Fremdherrschaft geklagte Volk in den Straßen von Paris eine kühne Barrikadenschlacht. Als Heinrich III. 12. Febr. 1588 in Paris 4000 Schweizer einrücken ließ, um damit den Rat der Sechzehner und den Herzog von Guise in Schranken zu halten, eröffneten die Bürger hinter schützenden B. einen heftigen, in Paris «Les barricades» (Par. 1826; neuer Abdruck «La Ligue, scènes historiques», 2. Aufl. 1861) geschilderten Kampf, der nur durch Unterhandlungen beendet wurde. In den Unruhen der Fronde erhoben sich 26. Aug. 1648 und die folgenden Tage 100 000 bewaffnete Pariser hinter 2000 B. Auf in den neuern Kriegen sind Barrikadenkämpfe vorgekommen, so 1808 bei der Verteidigung von

Samogassa, sowie 1863 bei der Belagerung von Puebla in Mexiko und 1870 bei der Verteidigung von Ostend im Deutsch-Französischen Kriege. Sehr gelegentlich für die ganze Geschichte der neuesten Zeit war der große Barrikadenkampf, welcher im Juli 1830 zu Paris den Sturz der ältern Bourbonnen und die Errichtung des Bürgerkönigtums in der Person Ludwig Philipps herbeiführte. Alle spätern pariser Emuten sowie auch die Revolution zu Brüssel wurden mit Errichtung von B. eröffnet.

Als im Febr. 1848 die Erhebung gegen den Julithron begann, erstanden in der Nacht vom 23. zum 24. Febr. in den Straßen von Paris plötzlich mehr als 1500 B. Doch entschied sich das Schicksal der Dynastie diesmal durch andere Umstände. Den kühnsten und verzweifeltsten Straßen- und Barrikadenkampf, den Paris je sah, eröffnete im Juni 1848 das Proletariat gegen die Provisorische Regierung, die jedoch durch die Energie Cavaignacs Siegen blieb. Auch in den übrigen europ. Revolutionskämpfen seit dem Frühjahr 1848 spielen die B. eine wichtige Rolle, ebenso in den Kämpfen der Pariser Commune 1871. In den Ereignissen von 1848 zu Wien und Berlin, namentlich aber zu Dresden im Mai 1849, bildeten sie wesentlich die Grundlage des Kampfes. Außerdem figurirten sie in der deutschen Bewegung seit 1848 fast in allen Volksaufständen und Emuten. Ihre Höhe und Fröhlichkeit richtete sich gewöhnlich nach den Umständen; an wichtigen Punkten und gegen die Wirkungen der Artillerie wurden oft haushohe Bollwerke errichtet. Eine besondere Geschicklichkeit im Barrikadenbau hat seit der Bevölkerung von Paris entwickelt, aber auch an andern Orten setzte die Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Umsicht, womit B. oft aufgeführt wurden, in Erstaunen. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß sich meist Handwerker und technische Arbeiter bei der Ausführung beteiligten. Seit der franz. Julirevolution von 1830 dachte man daran, dem Straßen- und Barrikadenkampf ein eigenes berechnetes militärisches System entgegenzusetzen, und namentlich ließ die Regierung Ludwig Philipps zu diesem Zwecke um Paris beschickte Forts, die jetzigen innern Forts, errichten. Mit Erfolg hat man zu Berlin, im pariser Juni-Kämpfe von 1848, zu Wien und zu Dresden sowie bei Niederwerfung des Aufstandes der Pariser Commune 1871 den Angriff der B. in der Fronte aufzuheben, dagegen die Häuser der anliegenden Straßen durchbrochen, um so die Barrikadenkämpfer im Rücken zu fassen.

Barrique ist das dem deutschen Ortoft entsprechende alte Baummaß in Frankreich. Am wichtigsten ist die B. von Bordeaux, auch Bordelaise genannt, die auf allen Handelsplätzen vorkommt. Dieselbe enthält 30 alte Belten (Vestes) = 228 l. B. = 1 Tonneau (Fass).

Barrister (engl.), s. Rechtsanwalt.

Barros (João de), berühmter portug. Geschichtschreiber, geb. zu Bisen 1496, war erst Page bei dem Könige Emanuel, dann Guarbaropa des Kronprinzen D. João. Mitten unter den Zerstreutungen des Hofes schrieb er für letztern den Ritterroman «Crónica do emperador Clarimundo» (Coimbra 1530; Eissab. 1791 und 1843). Sobald der König Johann III. den Thron bestiegen hatte, machte er zum Kapitän der Festung San-Jorge de Mina, am zum Gouverneur der ganzen portug. Niederlassungen in Guinea und 1563 zum Schatzmeister

von Indien sowie zum Generalagenten dieser Länder, in welcher Stellung er sich durch die größte Redlichkeit auszeichnete. Im J. 1589 ward er vom Könige mit der Provinz Maranhão in Brasilien beschenkt, um dort eine Niederlassung zu gründen, sah sich aber, nachdem er bei diesem Unternehmen einen großen Teil seines Vermögens eingebüßt hatte, genötigt, dieselbe dem Könige zurückzugeben. In der Zurückgezogenheit starb er in seinem Landhause Alitem in Bombal 20. Okt. 1570. Im J. 1541 wurde ihm der Auftrag, die Geschichte Indiens zu schreiben. Er unterzog sich auch demselben, doch hat er von dem Werke, das den Titel «Asia» führt, nur die drei ersten Deladen (3 Bde., Eissab. 1552—63; 3 Bde., 1736) selbst abgefaßt und herausgegeben; die vierte, von ihm handschriftlich hinterlassene Delade gab J. B. Lacerda erst 1616 heraus. Die Fortsetzung bis zur 12. Delade lieferte Diego do Couto (Eissab. 1602—45). Eine neue Ausgabe des Ganzen in 24 Octavobänden erschien zu Lissabon 1778—88. Eine abgekürzte deutsche Bearbeitung lieferte Soltau (5 Bde., Braunschw. 1821), eine deutsche Übersetzung begann auch Faust (Bd. 1, Nürnberg 1844). Außerdem hat B. eine portug. Grammatik geschrieben (Eissab. 1540), die bald nach der ersten und ältesten von Fernão de Oliveira (1586) erschien; ferner eine Lesebibel «Cartilha» (1589); einen allegorischen Dialog über Moral «Rhopica pneuma» (1582), der von der Inquisition verboten ward; einen Dialog über die portug. Sprache «Dialogo em louvor da nossa linguagem»; einen über falsche Scham («Viciosa Vergonha», 1540); einen «Sobre Preceptos Moraes» (1540); zwei in hohem Grade interessante Lobreden «Panegyricos» auf Johann III. und dessen Schwester, die gelehrte D. Maria (Eissab. 1593 und 1791). Die kleinern Werke, mit Ausschluß der «Panegyricos», erschienen 1785 in Lissabon als «Compilação de varias obras do insigne Portuguez Joam de B.», und der zweite Band dazu 1869 in Porto.

Barrot (Camille Hyacinthe Dblon), franz. Staatsmann, geb. 19. Juli 1791 zu Billefort im Depart. Lojère, war vor der Revolution von 1830 ein namhafter Advokat am pariser Kassationshofe und seit 1827 Mitglied, später Präsident des berühmten und einflussreichen Vereins Aide-toi et le ciel t'aidera. In den Julitagen nahm er lebhaften Anteil an den Beratungen der Volkspartei, stimmte jedoch ausschließlich für den gesetzlichen Widerstand und wirkte mit allen Kräften für die Einsetzung der jüngern Dynastie. Ludwig Philipp übertrug ihm das wichtige Amt des Seinepräfecten, das er aber nur sechs Monate verwaltete und zu derselben Zeit niederlegte, als seine Freunde Laffitte und Dupont de l'Eure (19. Febr. 1831) aus dem Ministerium schieden. Von nun an konzentrierte sich seine polit. Wirksamkeit ganz und gar in der Ausübung seines Kammermandats. Abwechselnd Deputierter von Paris und den Depart. Eure, Niederrehein und Aisne, beteiligte er sich als Oberhaupt der Opposition an allen großen parlamentarischen Verhandlungen bis 1848, wo seine Gegenwart und Verebtheit bei den sog. Reformanketten nicht wenig dazu beitrug, der angeblich auf die Erweiterung des Stimmrechts hingehenden Bewegung einen für ihn selbst sehr unerwarteten Ausschlag zu geben; denn kaum war D. 24. Febr. zum Präsidenten eines neuen Ministeriums ernannt, so wurde er durch die Revolution und durch die Errichtung

der Republik wieder von diesem Posten verdrängt. Doch zog sich B. nicht zurück, sondern setzte als Mitglied der Konstituierenden und der Gesetzgebenden Nationalversammlung seine parlamentarische Opposition fort. Bei der Bildung des ersten Ministeriums Ludwig Napoleons wurde er 20. Dez. 1848 Präsident und Minister der Justiz, beschränkte die Pressfreiheit und das Vereinsrecht und unterdrückte die Klubs. Nachdem er bereits 31. Okt. 1849 notgedrungen seine Entlassung genommen, vernichtete der Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 auch seine letzten Hoffnungen, denn B. war zwar ein ehrenwerter Charakter, aber kein scharfsichtiger Politiker. Seitdem lebte er vom polit. Schauplatz zurückgezogen. Jedoch wurde er bei der 22. Juli 1872 durch die Nationalversammlung erfolgten Wahl eines neuen Staatsrats zum Mitglied und durch Dekret vom 27. Juli zum Vizepräsidenten desselben ernannt. B. starb zu Bougival bei Paris 6. Aug. 1873 und wurde auf dem Kirchhofe Père-Lachaise beerdigt. Außer kleinern polit. Schriften veröffentlichte er: «De la centralisation et de ses effets» (Par. 1861). Nach seinem Tode erschienen «Mémoires posthumes» (4 Bde., Par. 1875—77).

Abolphe B., Bruder des vorigen, geb. 15. Okt. 1801, betrat unter Ludwig Philipp die diplomatische Laufbahn und wirkte zunächst als Agent und Handelskonsul auf den Sandwichinseln und in Neugranada, in China und auf den Philippinen, in Haiti und Ägypten. Im J. 1849 war er Gesandter der franz. Republik zu Lissabon, wurde Febr. 1851 in gleicher Eigenschaft nach Neapel geschickt und ging Okt. 1853 als außerordentlicher Bevollmächtigter und Minister des kais. Frankreich nach Brüssel. Im Dez. 1858 erfolgte seine Ernennung zum franz. Gesandten in Madrid. Kurze Zeit darauf verließ er den diplomatischen Dienst. Durch kais. Dekret vom 5. Okt. 1864 in den Senat aufgenommen, zeigte sich B. hier als einsichtsvoller Politiker. Er starb 16. Juni 1870.

Victorin Ferdinand B., jüngerer Bruder der vorigen, geb. zu Paris 10. Jan. 1806, wurde gegen Ende der Restauration Abvokat und 1842 vom Depart. Indre-et-Loire in die Deputiertenkammer gewählt. Er schloß sich hier der Partei seines Bruders an, trat nach der Februarrevolution für Algier in die Konstituierende Nationalversammlung und hielt sich in dieser zu den Gemäßigten. Nachdem Ludwig Napoleon zum Präsidenten der Republik erwählt worden, wandte er sich diesem zu und wurde rasch nacheinander Generalsekretär des Präsidenten, Minister des Innern, Gesandter in Turin, Staatsrat, im März 1853 Senator des Kaiserreichs und 1854 Mitglied der Kommission für öffentliche Arbeiten, Ackerbau und Gewerbe. Seit 1877 ist B. lebenslangliches Mitglied des Senats, wo er der Gruppe der Bonapartisten angehört.

Barrow (Jsaac), engl. Theolog und Mathematiker, geb. 1630 zu London, studierte zu Cambridge, durchreiste 1655—59 Frankreich und Italien und lehrte über Konstantinopel nach England zurück. In Cambridge, wo er zuerst Lehrer der griech. Sprache, dann 1663 Professor der Mathematik wurde, lernte er den jungen Newton kennen, und trat dem Schüler, um der Universität ein solches Talent zu erhalten, sein Rathgeber ab. B. gab sich nun ganz den theol. Studien hin, ward 1670 Doktor und bei Karl II. Kaplan, 1675 Vizelanzler von Cambridge und starb 4. Mai 1677 zu London.

Seine wegen Schönheit des Stils und Fülle d. Gedanken bemerkenswerten theol. Schriften v. Tillotson (3 Bde., Lond. 1686, auch 1741; 2. Aufl. 9 Bde., Lond. 1859) heraus. Durch seine Erläuterung des Differentialbretches erlangte B. europ. Ruf und bahnte den Weg zur Anwendung der Differentialrechnung auf die Geometrie. B.s bekannteste them. Schriften sind «Lectiones geometricae» (Lond. 1669) und «Lectiones opticae» (Camd. 1674); die neueste Ausgabe derselben besorgte Whewell (Lond. 1861).

Barrow (Sir John), engl. Reisender und Geograph, geb. 19. Juni 1764 zu Draxton in Cambridgeshire, besaß eine anfanglich einen Posten in einer Liverpooler Eisengießerei, besuchte mit einem Gefährten Grönland und erteilte nach seiner Rückkehr mathem. Unterricht in einer Lehranstalt in Greenwich. Hierauf erhielt B. eine Stelle als Vizepräsident und Rechnungsführer bei Lord Macartney, welcher 1792 als Gesandter nach China ging. Seinen Aufenthalt in China benutzte er zur Sammlung der chines. Sprache und Sammlung vortheilhafter Materialien für die Kunde Chinas, welche er später theils in Aufsätzen in der «Quarterly Review» theils in seinen «Travels to China» (Lond. 1804, deutsch von Hüttner, 2 Bde., Weim. 1804—5) veröffentlichte. Als später Lord Macartney Gouverneur des Kaplandes wurde, benutzte B. seinen Aufenthalt in Südafrika zu ausgedehnten Wanderungen in das Innere des Landes, welche er in den noch immer brauchbaren «Travels in the interior of Southern Africa» (2 Bde., Lond. 1801—3; deutsch von Sprengel, 2 Bde., Weim. 1801—5) beschrieben. Im J. 1803 nach London zurückgekehrt, wurde B. 1804 von Lord Melville zum Sekretär der Admiralität ernannt, welchen Posten er, abgesehen von einer kleinen Unterbrechung 1806, bis 1845 inne hatte. B. veröffentlichte noch «A voyage to Cockin China in the years 1792 and 1793» (Lond. 1806, franz. von Malte-Brun, Par. 1807; deutsch von Gehrmann, Weim. 1808), «The life of Macartney» (2 Bde., Lond. 1807), «A chronological history of voyages into the Arctic regions» (Lond. 1814; ferner eine Reihe von Biographien engl. Seefahrer, wie James (Lond. 1838), Anson (Lond. 1839), Drake (Lond. 1843; 2. abgetragte Aufl. 1844), Sidney Smiths (2 Bde., Lond. 1848), worin ist die «Memoirs of naval worthies of Queen Elizabeth's reign» (Lond. 1845) schließen. Unter Febr. wurde B. 1835 zum Baronet erhoben. Er starb 1845 aus dem Staatsdienste zurück, gab noch «An autobiographical memoir» (Lond. 1847) und «Sketches of the Royal Society» (Lond. 1849), in deren thätigsten Mitgliebern er gehörte, heraus und starb zu London 23. Nov. 1848. Um die geogr. Wissenschaft hat sich B. vielfach durch Aufregung und Beförderung wissenschaftlicher Expeditionen, namentlich zur Entdeckung einer nordwestl. Durchfahrt, verdient gemacht; auch ging von ihm der erste Gedanke zu der 1830 begründeten Geographischen Gesellschaft aus, deren Vizepräsident er bis zu seinem Tode war. Sein zweiter Sohn, John B., geb. 28. Juni 1808, war ebenfalls als Beamter bei der Admiralität angestellt und hat sich als Reisender und Reisebeschreiber bekannt gemacht. Er schrieb «Excursions in the North of Europe» (Lond. 1834), «A visit to Iceland» (Lond. 1835), «A tour in Austrian Lombardy and the Northern Tyrol» (Lond. 1841), «Summer tours in Central Europe»

(Lond. 1867) und veröffentlichte eine neue Ausgabe von Cook's «Voyages of discovery» (Göth. 1860).

Barrow, Fluß im Südosten Irlands, in der Provinz Leinster, nächst dem Shannon der wichtigste Wasserlauf dieser Insel, entspringt im nördlichsten Teile der Queens-Grasschaft, an der Nordspitze der Slieve-Bloom-Berge, fließt zunächst östlich bis zur Grenze der Grasschaft Kilbare, wendet sich dann im rechten Winkel nach Süden und bildet, indem er diese Richtung in unveränderter Weise beibehält, die Grenzen zwischen den Grasschaften Queens-County, Kilkenny und Waterford auf der Westseite und Kilbare, Carlow und Wexford auf der Ostseite des Flusses, berührt dabei die Städte Ath, Carlow und New-Ross und ergießt sich nach einem Laufe von 160 km durch das große und tiefe, 14 km lange Ästuarium Waterford-Pfaffen in den St. Georgs-Kanal, nachdem er, nahe seiner Mündung, 13 km östlich von Waterford, auf seinem rechten Ufer den Suir und weiter aufwärts auf derselben Seite, nahe New-Ross, den Nore aufgenommen hat. Der B. ist 40 km aufwärts bis New-Ross für Schiffe bis zu 800 Tonnengehalt, und im Barren weitere 64 km bis Athy hinaus schiffbar, wo der Große Kanal den B. ostwärts mit Dublin verbindet. Der B. wird auch mit seinen beiden Nebenflüssen Nore und Suir bisweilen als die Schwestern bezeichnet, weil sie alle drei in den Slieve-Bloom-Bergen entspringen, dann in verschiedenen Richtungen auseinanderfließen, um sich zuletzt nahe dem Meere zu vereinigen.

Barrow-in-Furness, Industrie- und Seehafenstadt in der engl. Grasschaft Lancaster, an der Südwestküste der Halbinsel Lomer-Furness, gegenüber der Insel Walney, am nordwestl. Ende der Morecambe-Bay, 80 km nordnordwestlich von Liverpool, Endpunkt der Furness-Eisenbahn, zählt (1881) 17111 E., hat ein schönes Stadthaus, die schönsten und ausgebreitetsten Docks in Lancashire und bedeutende Eisen- und Stahlwerke, für welche die enormen Quantitäten Kohlen von Wales importiert werden. Noch 1847 zählte der Ort nur 800 E., wenig später; den gewaltigen Aufschwung hat die Arbeit ihrer Eisen- und Stahlindustrie zu verdanken. Die «Barrow hematite iron and steel company» ist eine der größten Etablissements dieser Art; der jährliche Export von Eisen wird auf 600000 t geschätzt, die Stahlwerke verarbeiten wöchentlich über 1000 t zu Bessemerstahl.

Barrowe (Henry) und **Barrowitten**, s. unter Brown (Rob., Sektierer).

Barrowspitze (engl. Point-Barrow oder auch Sienipike) heißt das früher für den nördlichsten Punkt des Festlandes von Amerika gehaltene Kap (aber auch unpassend North Cape genannt), welches in Alaska unter 71° 23' 31" nördl. Br. und 15° 41' 40" westl. L. (von Ferro) in die Polarsee entspringt. Dies «Nordkap» wurde 1826 durch den Kapitän Beechey abgesendeten Lieutenant Ellis vom Beringsmee aus entdeckt und 1837 von Eschsch und Simpson, zwei Offizieren der Hudson's-Bay-Kompagnie, vom Radenjestrome aus erreicht. Die wirklich nördlichste Spitze des Kontinents ist aber der äußerste Punkt der Halbinsel Boothia an der Bellsftrasse, von Kane «Kap Murchison» genannt, etwa unter 73° nördl. Br. und 75° westl. L. **Barrowstrasse** heißt der unter 73° 45' bis 74° nördl. Br. zwischen 70 und 80° westl. L. (von Ferro) von O. nach W. sich hinziehende, 156—

188 km breite und 520 km lange Sund in der nordamerik. Polarsee, welcher den aus der Baffinbai seitwärts abgehenden, bereits 1616 von Vassin entdeckten, aber für eine im W. geschlossene Bai gehaltenen Lancaster-Sund fortsetzt und in den Melville-Sund übergeht, aus welchem dann die Banks-Straße weiter westwärts in das infestfreie Polarmeer führt. Die B. ist von Barry 1819 entdeckt und zu Ehren J. Barrows, des brit. Admiralsitätssekretärs und großen Beförderers geogr. Entdeckungen, benannt. Derselbe fand auch die im Norden der Straße gelegene Inselgruppe auf, die man Nord-Georgs-Inseln nannte, jetzt aber dem Entdecker zu Ehren Barry-Inseln heißt, nämlich Cornwallis, Bathurst-Insel und Melville, sowie den im Osten der ersten hindurchführenden Wellingtonkanal, und andererseits die Prinz-Regent-Straße, welche nach Süden hin östlich der Insel Nord-Somerset in den später erst bekannt gewordenen Boothia-Sund führt.

Barry (Marie Jeanne, Gräfin du), f. Dubarry. **Barry** (Sir Charles), engl. Architekt, geb. 23. Mai 1795 zu Westminster, arbeitete einige Jahre bei einem londoner Baumeister und unternahm dann 1817 eine Reise nach Italien und dem Orient. Er durchwanderte Griechenland, Ägypten, Syrien, und kehrte 1821 mit einem Portefeuille voll Skizzen nach England zurück. Seine ersten bedeutendsten Arbeiten waren die St. Peterkirche in Brighton, die gleichnamige Kirche in Manchester und das dortige Athenäum, sodann die Grammar-School in Birmingham, in der er den mittelalterlichen Baustil mit glücklichem Erfolge reproduzierte. Allgemeiner bekannt wurde er jedoch durch das 1832 von ihm im ital. Geschmack erbaute Hotel des Travellers-Club, das lange für das schönste Gebäude dieser Art in London galt, bis es von dem gleichfalls unter seiner Leitung errichteten und 1847 vollendeten Reform-Club übertroffen wurde. Außerdem baute er das prächtige Bridgewater-House für Lord Ellesmere, Trentham- und Elfen-House für den Herzog von Sutherland und Strickland-Hall für Sir W. Middleton. Sein Hauptwerk aber war der Baubau der neuen Parlamentshäuser (des Westminsterpalastes) in London, zu welchen 27. April 1840 der Grund gelegt wurde. Nachdem die Peers 1847 ihre erste Sitzung in den für sie bestimmten Räumen gehalten hatten, fand 1852 die Einweihung des im reichsten spätgotischen Stile errichteten Gebäudes statt, bei welcher Gelegenheit B. zum Ritter geschlagen wurde. B. starb in Clapham 12. Mai 1860. Sein Sohn, der Kanonikus B., veröffentlichte «Sir Charles Barry's life and works» (2. Aufl., Lond. 1870).

Barry Cornwall, engl. Dichter, Pseudonym für Bryan Waller Procter (s. d.).

Bars (spr. Bärtsch), ungar. Komitat, nördlich von Neutra und Turóc, östlich von Sohl und Gont, südlich von Gran und Komorn begrenzt, westlich ebenfalls von Neutra, hat zwar nur einen Flächenraum von 2672 qkm, ist aber berühmt durch seine erziehbaren Bergwerke, von welchen die krummherger ausgiebigsten. Namentlich der nördl. Teil des Komitats ist reich an Gold- und Silberbergwerken; der Süden besteht aus weitem Lande. Hauptflüsse sind: die Gran, die Neutra und die Zsitwa. Der Boden ist im Süden ergiebiger, im Norden weniger ertragsfähig; vorzügliche Produkte sind: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Reis, Weintrauben, viel Obst, Tabak und Holz.

Im N. des Komitats treibt man starke Viehzucht. Unter den vielen Mineralquellen sind die von Bihyngn und Szleno die wichtigsten. Die Industrie besteht vorwiegend im Bergbaubetrieb. Dieser liefert außer Gold und Silber noch Kupfer, Eisen und Blei. Auch bestehen Tuch-, Papier-, Glas-, Porzellan-, Steingut-, Hut- und Leimsfabriken. In Kremnitz befindet sich eine Mänszstätte; die kremnitzer Dukatens sind allbekannt. Der Segen des Bergbaues, namentlich auf Edelmetalle, hat seit dem 18. Jahrh. bedeutend abgenommen. Die Bevölkerung zählt (1880) 135392 E. (gegen 1871 191 im J. 1869 Abnahme 1,3 Proz.). Sie besteht vorwiegend aus Slowaken (60 Proz.), ferner aus Magyaren (27,3 Proz.) und Deutschen (12,8 Proz.). Die Deutschen leben hauptsächlich in der Bergstadt Kremnitz und Umgebung; sie gehören zu den ältesten deutschen Bewohnern in Ungarn; die ersten Ansiedelungen werden bis in das 12. Jahrh. und weiter zurückgeführt. Der Konfession nach sind die Einwohner etwa 117000 Katholiken, 18000 Protestanten (15000 Reformierte und 3000 Evangelische) und 800 Juden. Das Komitat hat zwei Marktflecken mit städtischem Magistrat, 13 Märkte, 206 Dörfer und 24 Pukten. Sitz der Komitatsbehörde ist Arangoz-Marot.

Barfabas (Joseph, genannt Justus), wahrscheinlich einer der 70 Jünger Jesu, wurde neben Matthias an Stelle Judas Ischariots als Apostel vorgeschlagen; das Los entschied für Matthias. B. soll zum Giftbecher verurteilt, denselben ohne Nachteil getrunken haben. — Judas B., nach einigen Brüdern des vorigen, nach andern Bruder des Thaddäus, war Lehrer der Gemeinde zu Jerusalem und ging nebst Paulus und Barnabas als Abgesandter der Urapostel nach Antiochien.

Barfac, Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Bordeaux, 30 km südöstlich von letzterer Stadt, am linken Ufer der Garonne und an der Linie Bordeaux-Cette der Südbahn, zählt (1876) 1246 (Gemeinde 2876) E. und ist berühmt durch ihren Weinbau. Die weißen Bordeauxweine der Gemeinde B., welche zum Weingebiete Graves gehört, erhalten, wenn sie alt werden, eine Ambrosiafarbe, die jedoch ihrer Güte nicht schadet. Die vorzüglichsten Gewächse sind Haut-Barfac, Contet, Climent, Doig und Caillau, zweiten Ranges die Weingärten Pernaud, Mirat u. a. Die Weine der nahen Gemeinde Breignac sind weniger geistig, haben aber noch mehr Feinheit als die Barfacweine.

Barsch, eine Gattung der Süßwasserfische, welche unter die Stachelflosser gehört, den Typus einer eigenen, sehr zahlreichen Familie von Meer- und Süßwasserfischen bildet und sich dadurch, daß die Bauchflossen gerade unter den Brustflossen stehen und zwei gesonderte Rückenflossen vorhanden sind, leicht von den übrigen Fischen dieser Familie in den deutschen Gewässern unterscheidet. Der Riemenbeutel ist schuppenlos, am Rande mit zwei bis drei spitzigen Stacheln besetzt, die Riemenhaut mit sieben Strahlen versehen, das Maul sehr weit, oben nur vom Zwischenkiefer begrenzt, die Zunge glatt, Riefer und Gaumen mit Bürstenzähnen besetzt. Die bekannteste Art ist der Flussbarsch (*Perca fluviatilis*), welcher fast in allen Flüssen, Seen und Teichen Europas und des nördl. Asien lebt. Er ist grünlichgelb, am Rücken mit sechs bis sieben schwärzlichen, undeutlichen Querbinden gezeichnet; After-, Brust- und Bauchflossen sind rot. Er wird etwa

42—48 cm lang und 1—1½ kg schwer. Da er fast meist nahe an der Oberfläche des Wassers aufsteht und sehr gefräßig ist, so ist er leicht zu fangen. In Teichen duldet man ihn nicht gern, weil er räuberisch und ein Zerstörer fremder Brut ist. Seine Fruchtbarkeit ist außerordentlich groß; das Fleisch weiß, ziemlich hart, aber sehr schmackhaft. Zu einer andern Gattung derselben Familie gehört der Nilbarsch (*Lates niloticus*), der größter Fisch im Nil; dieser ist silberfarbig und wohl schmeckend. Sehr nahe steht dem Flussbarsch der Seebarsch (*Labrax lupus*), mit beschupptem Riemenbeutel und bezahnter Zunge, ein schöner, schlanker, silberglänzender Fisch, der an den Küsten der Nordsee wie des Mittelmeers häufig ist, gern die Flußmündungen hinaufgeht und zu den besten Tafelfischen gehört.

Barfossit, eine in Blöcken von verschiedener Größe im Goldsande des Seifenwerths Barfoss bei der Hütte Kyjstimsäl südlich Katharinenburg im Ural vorkommende dichte bis feinkörnige Mineralmasse, worin Korund, Pleonast und weißer Glimmer oft eingewachsen sind, von splinterigem Bruch, schneeweißer Farbe und 2,84 spezifisches Gewicht. Die reine Substanz besteht nach der neuesten Analyse von Friederici gerade wie der Anorthit aus 42,3 Kieselsäure, 36,4 Thonerde, 19,3 Kalk, 0,3 Magnesia, 1,3 Alkalien, und da nach A. Bruns die einzelnen Körnchen rhombisch (oder monoklin) sind, so scheint hier ein Beispiel von Dimorphismus vorzuliegen. (ronet.)

Bart. (auch Bar. und Bt.), Abkürzung für Bart. **Bart** nennt man den dem männlichen Geschlechte eigentümlichen Haarwuchs am den Mund, das Kinn und an den Wangen. Die Barthaare gleichen den übrigen Haaren, außer daß sie gewöhnlich einen derbern Schaft haben, kürzer und härter als das Haupthaar und länger als die Haare am übrigen Körper sind, und daß ihre eigentliche Entwicklung erst um die Zeit der Pubertät beginnt. Gewöhnlich entwickelt sich der B. beim Menschen zuerst an der Oberlippe (Schnurrbart oder Schnurrbart), wo er überhaupt den regelmäßigsten Wuchs zeigt. Später bricht der Kinnbart aus, dann die Haare die Richtung von vorn nach hinten hin. Während bei den behaarten Tieren die Barthaare als Tastorgane bestimmt sind, ist beim Menschen die Entwicklung des B. und seine vollständige Ausbildung eines der vorzüglichsten äußeren Zeichen der Geschlechtsreife des Mannes; daher fehlt er auch dem vor der vollendeten Pubertät Kastrierten und erreicht selbst bei denen, welche später ihre Testikel verloren, nur unvollkommen seine Ausbildung. Dennoch ist der B. keineswegs ein allgemeines gültiger Beweis der Zeugungsfähigkeit und wirklicher Keife, wenigstens nicht in der gewöhnlichen Zeit und unter den Völkern, wo die Natur ihren verweichlichenden Einfluß geübt hat. Bei Frauen findet sich ein Bärtchen öfters in spätern Lebensjahren, nach Erlösung der Zeugungsfähigkeit, sowie bei den (gewöhnlich auch unfruchtbaren) Mannweibern. Die Ärzte empfehlen das Waschen des B. unter dem Kinn und am Kalle hinunter denen, welche an transthafter Anlage zu Entzündungen des Kehlkopfs und der Rachenhöhle leiden, sowie bei der Anlage zu nervösen Gesichtskrankheiten, Zahnschmerzen das Waschenlassen um Mund und Wangen. Auch hat ein dichter B. um Mund und Nase als Schutzmittel gegen kalte Luft und Staub

ist die Wirkung eines Respirators. Die Farbe des H. kommt gewöhnlich mit der des Haupthaars überein, doch gibt es hier eine Menge Nuancen. Auf die Länge, Dichtigkeit u. f. w. hat Klima und Nationalität wesentlichen Einfluß. Der B. findet sich am äppigsten bei den Völkern Slav. und felt. Stammes, und bekannt waren im Altertum schon die bärtigen Skythen. Dagegen haben die Urvölker Amerikas meist nur schwachen Bartwuchs, und ihr dünner B. erscheint spät; zum Teil raufen sie sich jedoch auch die Barthaare aus. Überhaupt ist der Bartwuchs äußerst mangelhaft bei allen Völkern mit straffem, grobem Haar, also außer bei Amerikanern der Nord- und Ostasien, sowie bei Malaien; kümmerlich entwickelt ist er bei den Hotentotten, reichlicher und häufiger kommt er bei mittel- und südafrikl. Regern vor. Die Australier haben einen mäßigen, die Papuas hingegen äppigsten Bartwuchs. In der Nachbarschaft der bartarmen Chinesen und Japanesen leben Völker, wie die Liao, bei welchen der B. stark entwickelt ist.

Wahrscheinlich wurde bei allen bärtigen Nationen der B. als ein Zeichen der Kraft und als eine Zierde der Männlichkeit betrachtet, daher auch sorgfältig gepflegt und für heilig gehalten; seine unzerstörte Berührung wie das Entfernen desselben galt und gilt noch als ein Schimpf und eine Strafe. Im Orient ist der Gebrauch des Rasierens uralte; bei den Ägyptern läßt er sich bis in die ältesten Zeiten zurückverfolgen; in Assyrien rasierte man den B. zur Zeit Sardanapals und Nebukadnezars, aber wie dort einen schmalen keilförmigen Rinnbart, beschnitt man hier einen breiten Vollbart künstlich an. Dagegen trugen die Babylonier, sowie die alten Perser außerordentlich sorgfältig gepflegte Bärte. In ganz Mittel- und Nordeuropa findet man in den aus der Metallzeit stammenden Gräbern und Wallbauten gebogene Bronzemesser, die vielleicht aus Etrurien stammten und vermuten lassen, daß sie zum Rasieren dienten, wiewohl solche Instrumente auch in Frauengräbern gefunden werden. In Griechenland kam erst zu Alexanders Zeit das Scheren des B. auf. Die Römer gingen ungeschoren bis etwa 300 v. Chr.; der erste Barbier kam nach Rom angeblich durch B. Vicinius Mänas aus Sicilien. Unter Hadrian ließ man jedoch den B. wieder wachsen, und dies dauerte bis auf die Zeit Konstantins d. Gr., wo wenigstens die langen Rinnbärte in Europa zum großen Teil verschwanden. In Asien begann dann Peter d. Gr. die Kultivierung seiner Nation mit Entfernung der großen Bärte. Der Zar brang anfangs mit dem einfachen Verbote nicht durch, so daß er sich bewegen mußte, eine Bartsteuer einzuführen. Jeder, der durch die Thore einer Stadt mit einem B. ging, mußte denselben versteuern. Die Starowozgen, eine dissidentische Sekte der Russen, welche ihren B. noch heiliger halten als die Mohammedaner, behielten denselben trotz Peters Verfolgungen bei. Seit den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. begann im Abendlande die Mode, dann die Militärdisciplin sich des B. zu bemächtigen, und seine Form und Gestalt wurde seitdem zahllosen Veränderungen unterworfen. Seit der Eroberung von Algier (1830) wurden erst in Frankreich, dann im übrigen Europa wieder die vollen Bärte Mode; sie galten eine Zeit lang als Zeichen demokratischer Gesinnung, und einzelne Regierungen setzten sich deshalb in Kampf gegen die Bärte, wenigstens bei Beamten. Die Mode hat sich

fort und fort in häufigem Wechsel mit Form und Tracht des B. beschäftigt; bald war mehr der Schnurr- oder der Knebelbart, bald der sog. Henri-quatre, bald auch nur der Badenbart beliebt; bei einzelnen Völkern bargerte sich eine ganz besondere Bartform ein, z. B. bei den Ungarn.

Der B. hat, außer den mit dem Kopfhaare gemeinsamen Krankheiten (z. B. Schuppen- und Kleinflechten, Wabengrind, Ausfallen oder Ergrauen der Haare u. f. w.), noch einige eigentümliche Krankheiten, namentlich die Bartfinne oder den Bartgrind (Montagna, Syccosis), eine schmerzhafte, tiefgreifende Entzündung der Haartalgdrüsen, welche leicht zu ausgebreiteter Vortriebung, zu Geschwüren und Wucherungen führt, meist durch Anhäufung von Schmutz an den Wurzeln des Haars, oft aber auch nur durch das Rasieren hervorgerufen oder unterhalten wird. Ein eigentümlicher mikroskopischer Pilz (Trichophyton tonsurans) findet sich bei der Bartfinne an und in den erkrankten Haaren. Diese parasitäre Form der Bartfinne, welche Köbner als «knotige Trichomycofiss» bezeichnet, ist durch Ansteckung von einer Person auf die andere übertragbar. Dieselbe kann gewöhnlich schon durch vollständiges Befleischen (Ausräumen) der tranken Haare und durch Bestreichen der erkrankten Stelle mit Auflösung von Quecksilber- oder Kupferkalzen, mit Schmierseife oder Schwefelpaste, gründlich geheilt werden. Vgl. De-laure, «Pogonologie ou histoire philosophique de la barbe» (Par. 1786); Schelle, «Geschichte des männlichen B.» (Epp. 1787).

Bart oder **Barth** (Jean), ein franz. Seeheld, Sohn eines Fischers, wurde 1651 zu Dänkirchen, nach andern aber in den Niederlanden geboren. Er trat früh in die holländ. Marine, ging jedoch im Beginn der Kriege gegen Holland in franz. Dienste über. Da Bürgerliche damals auch im Seeweien keinen Offiziersrang bekleiden durften, machte sich B. selbst zum Kapitän eines Korfarensschiffs. Als solcher bewies er so außerordentliche Kühnheit, daß ihm Ludwig XIV. eine spezielle Mission im Mittelmeere zuwies. Seine Thaten bewogen endlich den König, ihn zum wirklichen Schiffskapitän zu ernennen. In einer Aktion gegen engl. Uebermacht, der auch der Admiral Forbin beizuwohnte, ward B. 1695 gefangen genommen und nach Plymouth gebracht. Hier entwich er auf einem einfachen Fischernach nach Frankreich, wo ihn der König nun zum Kapitän erhob. Bei der Blockade des Hafens von Dänkirchen durch die Engländer 1696 unternahm B. eine Kreuzerfahrt, auf der er sich mit Ruhm bedeckte, worauf ihn Ludwig XIV. zum Kommandeur eines Geschwaders ernannte. Der Friede zu Ryswijs setzte seiner Wirksamkeit ein Ziel. Er starb 27. April 1702 zu Dänkirchen. Seine raube Freimütigkeit und derber Witz, womit er weder Hohe noch Niedrige verschonte, machten ihn nicht weniger populär als seine Kühnheit und Schlachtfertigkeit. Vgl. De la Landelle, «Etudes marines, Jean B. et son fils» (Par. 1874); Werner, «Berühmte Seeleute» (1. Abteil.: «B., Du Ducène, De Ruiter», Berl. 1882).

Barten, die langen hornartigen, dicht wie Zähne nebeneinander gestellten Platten im Oberkiefer des Walfisches (daher auch **Bartenwal** genannt), die das Fischbein liefern.

Bartenland oder **Barterland** (Barthonia im Mittelalter) heißt ein Teil der Provinz Ostpreußen, und umfaßt die heutigen Kreise Rastenburg,

Friedland und Köffel des Regierungsbezirks Königsberg, eine Landschaft im S. d. Natangens, von welchem es die Alle trennte, im N. bis an den Pregel, im O. bis an die Angerap, im S. unterhalb Rastenburgs an Galindien grenzend. Dies Bartenland zerfiel in das eigentliche Barten und in Allica-Barten, später Groß- und Klein-Barten genannt. Am wichtigsten ist in dieser Landschaft die Gegend, wo der Guber in die Alle fließt und früher zwei Burgen lagen: Waistote-Pil, „die Burg des Vorgesetzten der ganzen Landschaft“, und Wallewona, später Wisenburg genannt. Alte Urkunden erwähnen eines heiligen Walbes unfern von Schippenbeil, ohne Zweifel südlich von der Stadt im Gute Brantlat, jetzt Burgwald genannt, der eine vom Guber gebildete Halbinsel ausmacht, auf der wohl Wallewona stand. An diesem Walde liegt eine zweite aufgeschüttete steile Anhöhe, wo Waistote-Pil gestanden haben mag. Die Bewohner waren bis zu Anfang des 13. Jahrh. Heiden; seitdem wurden sie vom Deutschorden unterworfen und damit allmählich dem Christentum gewonnen.

Bartenstein, Stadt im Kreise Friedland der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, auf dem rechten Ufer der Alle und an der Ostpreussischen Südbahn, 55 km von Königsberg, in 42 m Höhe, ist Sitz eines Land- und eines Amtsgerichts, hat ein königl. Gymnasium, eine öffentliche Krankenanstalt (Kreis-Johanniterstift), zwei Kasernen, eine große Dampfschneidmühle, Ziegelei, eine Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, lebhaften Getreidehandel, eine große Wagengfabrik, Olmühle, Bagrisch-Bierbrauerei, Gerberei, Löpferei, und zählt (1880) 7136 E. Im J. 1807 war B. vom April bis Juni das Hauptquartier der verbündeten Preußen und Russen. — B., Städtchen im württemb. Jagstkreise, Oberamt Gerabronn, an der Ette, rechtem Nebenfluß der Jagst, hat das Residenzschloß der Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und zählt (1880) 922 E.

Bartenstein (Joh. Christoph, Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. 1689 zu Strassburg, stammte aus einer bürgerlichen Familie und war der Sohn eines prot. Schuldirektors. Den Grund zu seiner Berühmtheit legte er 1709 durch eine rechtshistorische Schrift über den Krieg des Kurfürsten Moriz gegen Karl V., in der er das Recht der Kriegsführung seitens der Reichsstände gegen den Kaiser verfocht, ein Grundsatz, den er in seiner eigenen politischen Thätigkeit aufs schärfste bekämpft hat. Er trat 1715 in den Dienst des österr. Staates und zum Katholizismus über. Seine große Karriere begann 1727, als er den erkrankten geheimen Staatssekretär Buol als Substitut, dann als Nachfolger ersetzte. Diese Stellung brachte ihn in den vertrautesten Verkehr mit Kaiser Karl VI., der sich allmählich völlig von dem Minister leiten ließ. Der Einfluß B.s dauerte auch unter Maria Theresia ungebrochen fort, bis ihn 1753 Kaunitz in der Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten ablöste. B.s langjährige Bemühungen, Karl VI. die Anerkennung seiner Pragmatischen Sanktion von Europa zu verschaffen, erwiesen sich unmittelbar mit dem Tode dieses Fürsten als vergeblich, und die Politik, die er unter Maria Theresia verfolgte und die in dem Anschluß an Frankreich zur Vernichtung Preußens und in der Repression der englischen Allianz gipfelte, führte zu dem für Österreich so demütigenden Friedensschlüssen von Breslau, Dresden und

Nachen. Trohdem bewahrte sich B. auch nach dem Austritt von dem Auswärtigen Ministerium die Zuneigung der Kaiserin, die ihn neben andern Aemtern und Ehren mit der Erziehung ihres Sohns Joseph betraute. B. starb zu Wien 6. Aug. 1760. Vgl. Arneht, »B. und seine Zeit« (Wien 1871).

Bartfeld (ungar. Bártfa), Stadt im Komitat Komitat Szécs, an der Lapola (Zep), stand aus einer zu Anfang des 13. Jahrh. gegründeten Zisterzienser-Abtei, um die sich Deutschensiedelungen, wurde von Ludwig d. Kr. 1376 königl. Freistadt erhoben und erklärte sich 1525 für die Reformation. Die Stadt hat 1878 niedergebrannte und seitdem restaurierte Kirche; ferner ein im 15. Jahrh. erbautes Rathaus mit wichtigem Archiv, ein kath. Unter Gymnasium und Kloster, Töpfergeschirrfabrikation und Leinwandhandel und 5403 E. (mehr Slawen e Deutsche). B. hat 1876 seine municipale Selbständigkeit eingelebt. — Etwa 2 km von der Stadt in einem von schönen Tannenwäldern umgebenen Thale liegt das Bad Bartfeld mit sechs Heilquellen, die gegen Blutarmut, Nervenleiden, Rheumatismen, gestörte Verdauung und Krankheiten des Athmungsapparats empfohlen werden. Der früher hier getriebene Bergbau auf Gold und Silber ist jetzt ganz eingestellt.

Bartflecke, Krankheit des Bartes (s. d.).
Bartflecken oder Bartmoose werden in Arten verschiedener Flechten mit schlaff herabhängendem, wurzelartig verzweigtem Thallus genannt, welche an Baumstämmen wachsen und oft lauge abhängende Bärte von grauweißer oder graugrüner Farbe bilden. Sie treten namentlich in hochgelegenen Gebirgsnadelwäldern massenhaft auf. Es sind Arten der Gattungen *Usnea* Dill. und *Bryopogon* Link. Die gewöhnlichsten Arten sind *Usnea barbata* und *Bryopogon jubatum*; beide kommen in ganz Deutschland sowohl in ebenen wie in gebirgen Gegenden vor. Auf die höhern Gebirge im gegen ist die *Usnea longissima* beschränkt, sie findet sich hauptsächlich im Riesengebirge und im böhmischen Hochgebirge, die Fäden derselben werden oft selten gegen 5 m lang. Manche Arten werden als Verzierungen an hölzernen Pfeisentöpfen und Gärtenpfosten angebracht.

Bartgeier, eine Gattung der Raubvögel, stellt den Übergang von den Geiern zu den Adlern bildet und sich von den erstern durch den höchsten fiebernden Kopf und Hals, von den letztern durch die an der Wurzel geraden, vorn gewölbten und an der Spitze stark hakig gebogenen Schnäbel unterscheidet. Die spaltförmigen Nasenlöcher sind mit steifen, vorwärts gerichteten Borsten überdeckt, was am Grunde des Unterkiefers steht ein Büschel aus Federborsten (Bart). Der gewöhnliche B., Adler oder Hammergeier (*Gypaetos barbatus*), welcher in allen höchsten Gebirgen der Alten Welt, in den Alpen und Pyrenäen, dem Balkan und Kaukasus, dem Sinai, Altai und Himalaja, dem Tibet, den Auren und in Abessinien lebt, ist der größte Raubvogel der Alten Welt. Er ist 1,5 m hoch und hat eine Flugbreite von über 3 m. Die Oberseite des Körpers ist glänzend braunschwarz, mit weißer Schaftstrich an jeder Feder, der Kopf weißlich m. schwarzem Augenumkreis; Hals und Unterseite sind rostgelb. Seine Krallen sind weit schwächer als an manchem ungleich kleinern Raubvogel; nur selten geht er auf größere Beute aus, und in

legte sich auf den Wegführen von Sämmern und
 indem sie sich wesentlich auf den Steinablen zu
 gehen, wenn auch einzelne Fälle von ihm beglau-
 bigt sind. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm.
 Er lebt von frischgetödteten kleinen Säugethieren, im-
 mer auch von Schildkröten, rührt Vögel nicht
 an, nährt sich aber hauptsächlich von Aas. Die
 Thiere verschlucken ungeheuerer Knochenstücke und
 ziehen die Knochen größerer Thiere aus der Höhe
 der Felsen herabfallen zu lassen, um sie zu zerbrechen
 und zu verschlingen. Das auf den unzugänglichsten
 Felsen angelegte Nest enthält zwei bis vier schmuck-
 lose, braungefleckte, rauhe Eier. Die Legezeit
 ist in den März. Die Jungen bleiben bis gegen
 a Herbst im Neste und werden mit frischer Beute
 gefüttert.

Barthgras, s. Andropogon.

Barthgraben, Fischgraben, s. u. Schmerlen.

Barth, Stadt im Regierungsbezirk Stralsund
 u. prov. Pommern, im Franzburger
 Kreise, unweit der Mündung der Barthse am dem
 Bodden gelegen, welcher den Seehafen der
 Stadt bildet. Der alte, aber ziemlich gut gebaute
 Ort zählt (1880) 6060 E., ist Sitz eines Amtsge-
 richts mit zwei Richtern und hat ein 1738 auf dem
 Reste des ehemaligen herzogl. Schlosses errichtetes
 Rathhaus, drei Hospitäler, eine höhere Bürger-
 schule, sowie eine aus drei Klassen bestehende Ra-
 tional- und Real- und eine höhere Bürger-
 schule. Die wichtigsten Erwerbszweige der
 Bevölkerung sind Schifffahrt, Reederei und Schiff-
 bau. B. hat 4 Werften; seine Reederei umfasst
 (1880) 238 Schiffe von 43 673 t, sodaß es unter den
 ersten Ostseehäfen bezüglich der Zahl der Schiffe nur
 an Stralsund, bezüglich der Lastenzahl nur von
 wenigen und Stettin übertroffen wurde. Außerdem
 ist Holzerei, Bagrisch- und Bierbrauerei, Ma-
 rinen der weissen verarbeitenden Industrie, Ma-
 schinenbau betrieben; auch hat B. eine land-
 wirtschaftliche Maschinenbauanstalt und eine Dampf-
 sawmühle. Ungefähr 4 km südlich von der
 Stadt liegt der im Mittelalter weit berühmte Wall-
 fahrtsort Ranz mit einer schwachen Schwefelquelle
 in dem Grabe Herzog Barnims VI. Ursprüng-
 lich war B. ein wendischer Burgsteden, wurde dann
 eine deutsche Stadt und erhielt 1255 das lübische
 Recht. Im 16. Jahrh. galt sie als bedeutende
 Handelsstadt und war durch ihre Bierbrauereien
 sehr berühmt. Durch Feuersbrünste 1496 und 1562
 schwer geschädigt, hob sie sich unter Herzog Bogis-
 law XIII., der hier residierte und 1582 eine wichtige
 Werft anlegte, wieder. — Nach der Stadt ist das
 Land Barth benannt, das auch unter dem Namen
 Fürstentum Rügen dieses Theil des Wassers und «der
 westliche Theil des Fürstentums Rügen» vorkommt.
 B. umfaßte den Franzburger Kreis, gehörte zuerst
 Rügen, kam 1148 an Pommern, 1185 wieder
 an die Fürsten von Rügen. Nach dem Aussterben
 derselben 1326 fiel es durch Erbvertrag an den
 ersten Bratislav IV. von Pommern-Wolgast
 und wurde seit 1457 von einer Seitenlinie des
 Hauses beherrscht, welche sich die Barthische nannte;
 1600 bestanden sie die Schweden, denen es auch im
 Frieden von 1648 blieb, bis es 1815 an Preußen
 fiel. In das Barther Binnenwasser, das
 sich die Insel Rügen und die Halbinsel Darß von
 der Ostsee getrennt wird, führt im Osten ein schma-
 ler Eingang aus dem von dem Festlande und der
 Insel Rügen begrenzten Brohner Meer. Dieses
 Binnenwasser erweitert sich zur Bucht Grabow,

dann vor B. zum Barther Bodden, weiter west-
 lich zum Bodstädter Bodden und zum Saaler Bod-
 den, dessen westl. Hälfte zu Rendsburg gehört.

Barth (Heinr.), einer der berühmtesten Reisen-
 den der neuesten Zeit, geb. 16. Febr. 1821 in Sam-
 burg, besuchte das dortige Johanneum und widmete
 sich 1839—44 zu Berlin dem Studium der klassi-
 schen Philologie und Altertumswissenschaft. Auf
 einer Reise nach Rom und Sicilien 1840 hatte sich
 bei ihm der Plan ausgebildet, das Beden des Mittel-
 meers womöglich seinem ganzen Umfange nach aus
 eigener Anschauung kennen zu lernen; er ging daher
 1845 über Gibraltar nach Tanger und wandte sich,
 da er in das Innere von Marokko nicht einzubrin-
 gen vermochte, nach Algier und Tunis. Nachdem
 er Anfang 1846 einen kurzen Besuch in Malta ge-
 macht, begab er sich aufs neue nach Tunis, von hier
 über Gades nach Tripolis, zog um die Syrte nach
 Bengasi, erforschte das alte Cyrenaita und wandte
 sich hierauf durch Marmarita dem Nilthal zu. Nahe
 der ägypt. Grenze von Nubien ausgeplündert und
 schwer verwundet, langte er endlich in Kairo an.
 In Ägypten machte er eine Nilfahrt bis zum zweiten
 Katarakt von Wadi-Fassa, durchschnitt die Wüste
 von Assuan bis Darnese und setzte hierauf seine
 Forschungen auf der Sinaihalbinsel und in Palä-
 stina fort. Das nordbyr. Küstenland, Cilicien, Cy-
 pern und die einst blühenden hellenischen Kolonien
 an den Küsten Kleinasiens berührend, erreichte er
 Konstantinopel, von wo er nach dreijähriger Ab-
 wesenheit über Griechenland nach seiner Heimat
 zurückkehrte. Im Winter 1848/49 habilitierte sich
 B. als Privatdocent zu Berlin, las im Sommer
 darauf über die Topographie einiger berühmter
 Stätten des Alterthums und begann die Bearbeitung
 seiner «Wanderungen durch die Küstenländer des
 Mittelmeers» (Bd. 1, Berl. 1849). Im Nov. 1849
 begab er sich mit Overweg über Tunis nach Tri-
 polis, um sich der Unternehmung Richardsons nach
 Centralafrika anzuschließen.

Am 28. März 1850 brach die Karawane nach
 Murzul auf und wandte sich durch die Sahara nach
 Timbuktu, von wo B. einen Ausflug nach Agades
 unternahm. Erst im Dezember konnten die Reisen-
 den ihren Weg nach Süden fortsetzen und erreichten
 im Jan. 1851 Damerghu, wo sie sich trennten. B.
 wandte sich südwestlich nach Hausa, um Katsina
 und Kano im Reich Soloto zu erreichen. Richar-
 dson wollte mit Overweg über Sinder nach Kala
 gehen, starb aber in der Nacht vom 3. zum 4. März
 zu Ungurutua, während Overweg glücklich Kala
 erreichte, wo er 6. Mai
 mit B. zusammentraf. Von hier aus machte B.
 alsbald eine Exkursion nach Adamaua, wobei er
 18. Juni den Vinuë entbedte und von welcher er
 22. Juli nach Kala zurückkehrte. Beide vereint
 unternahmen nun eine Reise nach Kanem und, vom
 25. Nov. 1851 bis Ende Jan. 1852, eine andere
 nach dem Lande der Ruffu. Nach ihrer Rückkehr
 reiste B. Ende März nach Baghirmi im Südosten
 des Tschadsee, am 20. Aug. traf er zu Kala wiederum
 mit Overweg zusammen, der inzwischen Jaloa be-
 sucht hatte, aber bald darauf (27. Sept.) zu Rabuari
 am Tschadsee dem Malariafieber erlag. Wenige Monate
 darauf trat B. eine Reise nach dem Westen an und
 ging nach Soloto, von wo aus er seinen Weg über
 Gando nach Say am Niger fortsetzte. Nachdem er
 bei Say 12. Juni 1853 den Strom überschritten,
 durchwanderte er die noch von keinem Europäer

betretenen Landschaften Gurma, Sibtafo und Dalla und kam am 7. Sept. nach Umbutu. Nach einem siebenmonatlichen Aufenthalt verließ er 8. April 1854 die Wästenstadt, mußte aber noch einmal dahin zurückkehren und konnte erst 8. Mai die Reise wieder aufnehmen. Über Garo oder Gagho, die einstige glänzende Hauptstadt des Songhayreichs, Wurmo und Kano langte er 12. Dez. wiederum in Kufa an, wo er vier Wochen mit Eduard Vogel (s. d.), dem er bereits 1. Dez. zu Bindi, zwischen Kano und Kufa, begegnet war, zusammenlebte. Anfang Mai 1855 trat B. den Rückweg nach Europa an, erreichte über Bilma und Murzuk 21. Aug. Tripolis und betrat nach fast sechsjähriger Abwesenheit 8. Sept. zu Marseille den europ. Boden wieder.

Die Reisen B.s und seiner Begleiter sind epochemachend für die Entdeckungsgeschichte Afrikas geworden. Dieselben haben zu völlig neuen Anschauungen über die geogr. Verhältnisse, Geschichte und Ethnographie dieses Weltteils geführt und zu zahlreichen andern Unternehmungen im wissenschaftlichen wie mercantilen Interesse aufgemuntert. Als Frucht derselben veröffentlichte B. während eines mehrjährigen Aufenthalts in London seine «Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika» (5 Bde., Gotha 1855—58; Auszug, 2 Bde., 1859—60), welchem Hauptwerke sich «Sammlung und Verarbeitung centralafrik. Volabularien» (Abt. 1 u. 2, Gotha 1862—64) angeschlossen. Nach Berlin übergesiedelt, wurde er 1863 Professor an der Universität und zugleich Präsident der Geographischen Gesellschaft. Daneben setzte er auch seine Studien über die Mittelmeerländer fort und unternahm zu diesem Zwecke größere Reisen; so im Herbst 1858 von Trapezunt über Kara-Hissar, Tolat, Amasia, Bogasöi, Kaisarie und Angora nach Konstantinopel («Reise von Trapezunt durch die nördl. Hälfte Kleinasien nach Skutari im Herbst 1858», Gotha 1860); 1861 nach Spanien; im Herbst 1862 durch die Centralcarpaten, das ungar. Erzgebirge und Siebenbürgen nach der Donau, dem Valtan, dem Nilo-Dagh und über Monastir zum thessal. Olymp («Reise quer durch das Innere der europ. Türkei», in der «Zeitschrift für alle innere Erdkunde», Bd. 15, 1863, und Bd. 16, 1864); 1863 in die Bayrischen, Graubündner, Tiroler, Cadurischen und Cottischen Alpen; 1864 durch Italien und 1865 durch die nordöstl. Teile von Montenegro nach der Mitte der Balkanhalbinsel. Wenige Wochen nach der Rückkehr von dieser Reise starb B. 25. Nov. 1865 zu Berlin. Vgl. Koner, «Heinrich B.» in der «Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin» (Berl. 1866).

Barth (W.-Harmating, Hermann, Freiherr von), Naturforscher und Entdeckungsreisender, geb. 15. Mai 1845 auf Schloß Gurasburg in Oberbayern, studierte in München die Rechte, widmete sich dann als Rechtspraktikant mit Eifer naturwissenschaftlichen Studien, durchforschte gründlich die Bayrischen Alpen und erhielt 1876 von der portug. Regierung den Auftrag, die portug. Kolonien Angola und Benguela an der westafrik. Küste geologisch zu erforschen. Im Juni 1876 in São Paulo de Loanda angekommen, trat B. Ende Juli seine Reise ins Innere an, gelangte nach achttägigem Marsch durch das Bengothal nach Golungo Alto und erreichte Ende August die äußerste östl. Station der Portugiesen, Duque de Braganza. Hier erkrankte er heftig und kehrte nach São Paulo de Loanda

zurück, wo er in einem Fieberanfall seinem 30. 7. Dez. 1876 ein Ende machte. Er veröffentlichte «Aus den nördl. Kallalpen» (Gera 1874) und «Das Livingstone, der Afrikareisende» (Epp. 1876).

Barth (Karl), Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Giesfeld 12. Okt. 1787, lernte anfangs als Goldschmied, ging aber seit 1806 unter Joh. G. v. Müller in Stuttgart zum Fache des Kupferstechers über. Seit 1814 in München thätig, machte er 18 Jahre darauf seine ital. Reise, wo er in Rom Verein mit G. Amster die Stiche nach Cornelis Nibelungen begann. In Frankfurt a. M., Kitzberg, Heidelberg, Darmstadt und Hildburghausen verweilte der Künstler längere Zeit, dann in Weimar. Das Ende seines Lebens war durch Geistesstörung getrübt. Er starb zu Kassel 12. Sept. 1853.

Barth (Kaspar von), namhafter Philolog, geb. 21. Juni 1587 zu Kallstern, besuchte die Schulen Gotha und Eisenach, studierte zu Wittenberg u. Jena, unternahm nachher eine wissenschaftliche Reise durch Holland, England, Frankreich und Jolis und lebte später abwechselnd in Leipzig und Halle. Er starb zu Leipzig 17. Sept. 1658. B. hatte h. alle griech. und röm. Schriftsteller durchgesehen u. vielfach verbessert und erläutert, wobei ihm kein so treffliches Gedächtnis sehr zu Hilfe kam. Doch so seine Kritik, da er weder Zeit noch Stillgenüge zurücksichtigte, oft mißlungen, und seinen Eularen fehlt es an Geschmack und Urteil. Die Früchte seiner Belesenheit enthalten seine noch jetzt nicht voll entbehrlichen «Adversaria» in 60 Bänden (Frankf. 1624; 2. Aufl. 1648). Nach seinem Tode waren noch 120 Bücher solcher Abversionen im Manuskript vorhanden. Auch hat B. Ausgaben des Claudius (Frankf. 1650), Aeneas Gargus (Epp. 1655) u. Statius (4 Bde., Zwickau 1664—66) geliefert.

Barth (Marquard Adolf), bayr. Abgeordneter, geb. 1. Sept. 1809 in Eichstädt, studierte die Rechtsw. wurde 1837 Advokat in Kaufbeuren und 1840 in gleicher Eigenschaft nach München. Kaufbeuren 1848 zum Abgeordneten in die deutsch-konstituierende Nationalversammlung gewählt, gehörte B. dort zur erbklärl. Partei, war Mitglied der Deputation, welche Friedrich Wilhelm IV. die Deutsche Reichsverfassung überbrachte, u. nahm an der gothaer Versammlung vom 28. Febr. 1849 teil. Seit 1855 Mitglied der bayr. Abgeordnetenversammlung, wußte er bald solchen Einfluß zu gewinnen, daß er seit 1861 Führer der Linken in derselben, 1855—65 Sekretär und 1865—69 Vorstand des Ausschusses für die Gesetzbücher war, u. wirkte im Verein mit seinen Gesinnungsgenossen Völk, Buhl, Brater, Jordan, Stausberg u. unaußgesetzt im freirechtlichen und deutsch-nationalen Sinne. In den J. 1862—66 beteiligte er sich an den Abgeordnetenversammlungen in Weimar und Frankfurt a. M. und leitete 1866 und 1867 die Versammlung der süddeutschen Nationalpartei in Stuttgart. B. ein eifriger Gegner der bundesstaatlichen Politik, Ministeriums von der Forsteden, war B. später warmer Förderer der deutsch-nationalen Bestrebungen des Kabinetts des Fürsten von Hohenlohe. B. Vertreter des Wahlkreises Kottenburg in Kurpfalz wurde 1871 von demselben Wahlkreise in den Deutschen Reichstag gewählt, wo er sich zur liberalen Reichspartei hielt. Im Juli 1871 wurde B. Reichs-Verhandelsgerichtsrat in Leipzig ernannt. Im Herbst 1879 trat er in den Ruhestand.

schickte nach Würzburg über. B. veröffentlichte einen „Commentar zur neuen Civilprozeßordnung für das Königreich Bayern“ (Mödl. 1869—72).

Barthe (Jéhu), franz. Justizbeamter und Staatsmann, geb. 22. Juli 1796 zu Narbonne im Aude-Departement, studierte in Toulouse die Rechte und ging als Advokat nach Paris, wo er von 1820 an in polit. Prozeßen sehr kühn und meist erfolgreich als Gegner der Regierung auftrat und unter die populärsten Verteidiger der öffentlichen Freiheiten zählte. Nach der Julirevolution schlug er eine entgegengekehrte Richtung ein und erhielt das Amt des Generalprokurators am pariser Appellhofe. Ende 1830 wurde er Minister des öffentlichen Unterrichts, 1831 Justizminister, 1834 Präsident des Rechnungshofs und Mitglied der Pairskammer. Die Ereignisse von 1848 entfernten ihn von seiner Präsidentenstelle, doch erhielt er dieselbe im Aug. 1849 wieder zurück. Im Dez. 1852 wurde B. zum Senator ernannt und 1855 in die Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften aufgenommen. Er starb 22. Jan. 1863.

Barthel (Carl), Litteraturhistoriker, geb. 21. Febr. 1811 zu Braunschw. studierte in Göttingen Theologie und Philologie, war dann Lehrer an einer Erziehungsanstalt in Weinheim, später Hauslehrer, und privatisierte seit 1845 in Braunschweig, wo er 22. März 1868 starb. Er schrieb: „Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit“ (Braunschw. 1850; 2. Aufl., umgearbeitet und fortgeführt von C. Barthel und H. R. Köpe, Gütersloh 1879). Aus seinem Nachlaß erschien: „Erbauliches und Beschauliches“ (herausg. von Fanne, Halle 1858), „Leben und Achten Hartmanns von Aue“ (Berl. 1854) und „Die klassische Periode der deutschen Nationallitteratur im Mittelalter“ (herausg. von Fintel, Braunschw. 1857).

Barthélemy (Saint), kleine Antille in Westindien, eine der nördlichsten Leeward- oder Inseln über dem Winde, etwa 95 km im WNW. von Barbados, hat eine Fläche von nur 21,14 qkm und ist von Klippen und Untiefen umgeben. Die Insel ist sehr unregelmäßig gestaltet und ziemlich hoch, die Berge sind theils vulkanischen Ursprungs, theils Kalkablagerungen; der höchste ist 806 m über dem Meere. Quellen sind nicht vorhanden, und bei dem spärlichen Regen ist die Vegetation arm. Erzeugt wird Zucker, Baumwolle (600 Ctr. jährlich) und geringe Mengen Kaka, Tabak, Maniok u. s. w. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf (1876) 2374 Köpfe, darunter zwei Drittel Neger, die seit 1847 frei sind. Die übrigen Bewohner sind in der Mehrzahl Nachkommen von Franzosen, außerdem einige Irländer und Schweden. Sie treiben Plantagenwirtschaft und mittels des bei der Hauptstadt Gustavia (100 G.) gelegenen Freihafens Carénage einen wichtigen Handel, besonders mit Baumwolle. Nach dem Beschluß von 1847 trat Frankreich, welches die Insel seit 1648 besaß, dieselbe durch einen Vertrag vom 20. Okt. 1784 gegen Erlassung aller Schulden an Bestätigung großer Handelsfreiheiten an Schweden ab, das nun bedacht war, den gedrückten Zustand der Kolonie zu heben. Zwar fand der Anbau sich anfangs viele Hindernisse, doch gelang es allmählich, die Insel zum Mittelpunkt eines großen Verkehrs zu machen, da Schweden in den Kriegen von 1732—1802 neutral blieb. Als in ganz Westindien allmählich Freihandel eingeführt wurde, sank B. ab, und Schweden mußte jährlich noch 28 000

Mark zur Verwaltung zuschießen. Schweden hat sie deshalb in Ausführung eines am 10. Aug. 1877 zu Paris geschlossenen Vertrags am 16. März 1878 gegen Zahlung von 80 000 Frs. wieder an Frankreich zurückgegeben, und sie ist nun eine Dependenz von Guadeloupe.

Barthélemy (Auguste Marseille), franz. Dichter, geb. zu Marseille 1796, Zögling des Jesuitenkollegiums in Juilly, schrieb gemeinschaftlich mit seinem Landmann und Studiengenossen Méry 1826 „La Villéladie“, ein lirisches Heldengedicht, welches solchen Erfolg hatte, daß 15 Auflagen in einem Jahre vergriffen wurden. Der leichte, spielende und dabei treffende Witz, die heitere, satirische Laune, wodurch sich dieses Meisterstück der polit. Oppositionspoësie auszeichnet, findet sich auch in vielen andern Gedichten, die B. vor der Revolution von 1830 veröffentlichte. Hierher gehören: „Les Jésuites“ (1837), „Rome à Paris“, „La Corbière“, ein Gegenstück zur Villéladie, „Etranges à M. de Villèle“ (1827), „Napoléon en Egypte“ (Par. 1828; deutsch von Schwab, Stuttg. 1829), ein histor. Gedicht in acht Gesängen, das sich durch außerordentliche Fülle und Pracht poetischer Schilderungen auszeichnet, „Waterloo“ und „La Satire politique“. Die Julirevolution befreite ihn aus der Haft, die er sich durch sein Gedicht „Le fils de l'homme“ (1829) zugezogen hatte, und er besang nun, mit Méry zusammen, den Sieg des Volks in dem Gedicht „L'insurrection“, das zu den gelungensten Stücken der beiden Dichter gehört. Obgleich B. von Ludwig Philipp einen Jahresgehalt angenommen hatte, verfolgte er doch in der Zeitschrift „La Némésis“ (1831—39) die Minister des Bürgerkönigs mit ebenso argem Spott als deren Vorgänger. Später wandte er sich von der Politik ab und veröffentlichte eine metrische Uebersetzung der „Aeneide“ (4 Bde., 1835—38). Die „Nouvelle Némésis“ (1844—45), in welcher er wiederum die Regierung angriff, hatte ebenso wenig Erfolg wie der „Zodiaque“ (1846), eine neue Sammlung polit. Satiren. In der spätern Zeit ließ B. keine wichtige Staatsbegebenheit vorbeigehen, ohne sie mit einer Dithyrambe zu begleiten. Dahin gehören die Gedichte: „Louis Napoléon Bonaparte“ (1848), „Le 2 Décembre“ und „Vox populi“ (1852), „L'exposition universelle“ und „La reine Victoria“ (1855), „Les deux Marseille“ (1856). B. starb zu Marseille 23. Aug. 1867.

Barthélemy (François, Marquis de), namhafter franz. Diplomat, geb. zu Aubagne 20. Okt. 1747, verbannte der Sorgfalt seines Oheims, des berühmten Schriftstellers Abbé Jean Jacques B., seine Erziehung und die Eröffnung seiner Laufbahn im Staatsdienste. Er begleitete als Sekretär mehrere Gesandtschaften an auswärtige Höfe, war lange Zeit am schwed. Hofe und in der Schweiz und wurde beim Ausbruch der Revolution erst als Legationssekretär, dann als Chargé d'Affaires nach London, im Dez. 1791 als bevollmächtigter Minister nach der Schweiz geschickt, wo er mit Eifer und Erfolg die Interessen Frankreichs vertrat. Er schloß 1796 in Basel den Frieden mit Preußen und bald darauf mit Spanien und dem Landgrafen von Hessen-Kassel. Doch gelang es ihm nicht, auch England zum Frieden zu bewegen. Im Räte der Alten an Stelle Letourneurs zum Mitgliede des Direktoriums gewählt, lehrte er 1796 nach Paris zurück. Alle Parteien waren mit seiner Wahl zufrieden;

doch wurde er durch die Ereignisse des 18. Fructidor gestürzt, 4. Sept. 1797 verhaftet und mit Böhgegru und andern nach Sinimari in Guiana geschickt; es gelang ihm jedoch bald, von hier nebst sechs andern nach England zu entkommen. Nach der Revolution vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) war er einer der ersten, die vom Ersten Consul zurückberufen wurden, der ihn, nachdem B. in dem Senat getreten, zum Vizepräsidenten desselben und zum Reichsgrafen ernannte. Er war 1802 an der Spitze der Deputation des Senats, welche Bonaparte das Consulat auf Lebenszeit übertrug; doch blieb er unter Napoleons Regierung ohne Einfluss und Bedeutung. Im April 1814 führte er den Vorsitz im Senat, der des Kaisers Abweisung aussprach. Da er sich nach der Restauration zum Pair und Großoffizier der Ehrenlegion hatte ernennen lassen, so strich ihn Napoleon nach seiner Rückkehr 1815 von der Pairliste; die zweite Restauration entschädigte ihn dafür durch Ernennung zum Staatsminister und Marquis. B. machte sich 1819 durch den Antrag verhaßt, wonach das Wahlrecht im Sinne der Ultra-partei noch mehr beschränkt werden sollte, und zog sich seitdem aus dem öffentlichen Leben zurück; er starb 3. April 1830.

Barthélemy (Jean Jacques), franz. Altertumsforscher, geb. 20. Jan. 1716 zu Cassis bei Aubagne in der Provence, bereitete sich zu Marseille für den geistlichen Stand vor, gab jedoch bald die gewählte Laufbahn auf und widmete sich archäol. Studien. Seit 1744 bei dem königl. Medaillenkabinett in Paris angestellt, wurde er 1747 Mitglied der Académie der Inschriften und 1753 Direktor jenes Kabinetts. Auf einer Reise nach Italien, die er 1754 mit Unterstützung des Königs antrat, und auf welcher er bis 1757 das ganze Land im Interesse der Altertumswissenschaft durchwanderte, erwarb er sich die Gunst des Grafen Stainville, des nachmaligen Ministers Choiseul, der ihn später durch ein Jahrgeld und andere Begünstigungen in den Stand setzte, sich ganz seinen gelehrten Arbeiten zu widmen. B. starb 30. April 1795. Unter seinen Werken zeichnet sich vor allem die *«Voyage de Jean Anacharsis en Grèce»* (8 Bde., 1788 u. fter) aus, die in alle europ. Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Bießer, 7 Bde., Berl. 1792—1804). Hat auch die Kritik diesem Werke manche Mängel nachgewiesen, so bleibt B. doch der unbestrittene Ruhm, seine mühsamen und gründlichen Untersuchungen über das gesamte häusliche und öffentliche Leben der alten Griechen in einem ebenso anmutigen wie im ganzen auch treuen Gemälde dem großen gebildeten Publikum vor Augen geführt zu haben. Seine *«Oeuvres diverses»* (2 Bde., Par. 1798) wurden ebenfalls ins Deutsche übertragen (2 Bde., Lpz. 1799). Als Romanbichter versuchte er sich in den angelegentlich aus dem Griechischen übersetzten *«Amours de Polydore»* (Par. 1760; 1796). Nach B.s Tode gab Seriers dessen *«Voyage en Italie»* (Par. 1801; deutsch, Mainz 1802) heraus. Die erste Gesamtausgabe seiner Werke besorgte Billenave (mit Biographie, 4 Bde., Par. 1821).

Barthélemy Saint-Hilaire (Jules), namhafter franz. Gelehrter und Staatsmann, geb. 19. Aug. 1805 zu Paris, wurde nach vollendeten Studien Beamter im Finanzministerium, widmete sich aber gleichzeitig der Journalistik und arbeitete 1827—30 am *«Globe»*. Nach der Julirevolution begründete er mit Robbe und Cauchols-Demaize den *«Bon Sens»*

und schrieb für den *«National»*, den *«Constitutionnel»* und andere oppositionelle Blätter. Bei Schluß des J. 1833 entsagte er jedoch der Publizität und wandte sich ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten zu. Seine Übersetzung des Aristoteles, welcher seit 1832 die Politik, die Logik, die Metaphysik, die Ethik, die Poetik und die Metaphysik schienen, verschaffte ihm die Professur der griech. und röm. Philosophie am Collège de France, die nach Niederlegung seines Amtes im Finanzministerium im Jan. 1838 antrat. Im März 1839 wurde er zum Mitgliede der Académie der Wissenschaften erwählt. Nach der Februarrevolution 1848 Depart. Seine Ose in die Konstituante und Baylaffe gewählt, hielt er sich zu den Gemäßigten. Bei dem Staatsstreich von 1851 ward er einige Zeit nach Mazas abgeführt; 1852 versagte er Napoleon III. den Eid und legte sein Amt nieder. Mit Lesseps wirkte B. 1857—58 bei der Ausführung des Suezkanals. Seit 1867 war er Konservator der von Cousin der Sorbonne gemachten Bibliothek. Im J. 1871 in die Nationalversammlung zu Bordeaux gewählt, wirkte er für die Ernennung Thiers' zum Chef der Exekutive, dem er bis zu seinem Tode als Generalsekretär und treuer Freund zur Seite stand. Im J. 1876 wurde er zum Senator auf Lebenszeit gewählt und gehörte, wie vorher in der Nationalversammlung, zum linken Centrum. In dem jetzigen Kabinett vom 23. Sept. 1880 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen und war in dieser Stellung bemüht, in den orient. Fragen im Einklang mit der Bismarckschen Politik zu stehen. In einem Briefe vom 12. Mai sollte Aertmann sollte, was von der Republikanischen Partei nicht angenommen wurde. Als im Nov. 1881 das Ministerium Ferry zurücktrat, nahm auch B. seine Entlassung. (S. Frankreich.)

Außer der erwähnten Übersetzung des Aristoteles seinem Hauptwerke, und verschiedenen Beiträgen zur Geschichte der griech. Philosophie verfaßte B. die Ergebnisse seiner Forschungen über die Philosophie und die Religionen des Orients in mehreren Abhandlungen, die in den *«Mémoires»* der Académie, meist aber im *«Journal des savants»* enthalten, zum Teil auch als besondere Bücher erschienen sind. Dahin gehören: *«Sur les Védas»* (Par. 1854), *«Le Bouddhisme»* (Par. 1855), *«Lectures sur l'Egypte»* (1856), *«Bouddha et sa religion»* (Par. 1859), *«La vie de Mahomet»* (Par. 1863), *«Mahomet et le Coran»* (1865) und *«Philosophie des deux Ampères»* (1866).

Barthé (Paul Jos.), berühmter franz. Nat. geb. 11. Dez. 1784 in Montpellier, studierte 1801—53 zu Montpellier Medizin und ging 1784 nach Paris. Er wurde 1786 Feldarzt, erkrankte aber 1789 an die Universität nach Montpellier kam, wo seine Vorlesungen bald einen bedeutenden Erfolg erlangten. Seine *«Nouveaux éléments de la science de l'homme»* (Montpell. 1778; 3. Aufl. 2 Bde., Par. 1838), worin er sein auf dynamischen Grundsätzen beruhendes System aufstellte, wurden in die meisten europ. Sprachen übersetzt. B. starb 1781 nach Paris zurück, wo ihn der König zum beratenden Leibarzte und der Herzog von Orléans zu seinem ersten Leibarzte ernannte. Nach des Tode Imberbs wurde er 1786 Titularprofessor der Universität zu Montpellier. Aus allen Teilen der

schiersten Volk wurden von ihm über wichtige öffentliche Konsultationen begehrt. Die Revolution nahm ihm den größten Theil seines Vermögens und eine Stelle; er mußte Paris verlassen und lebte an als Arzt und Schriftsteller an verschiedenen Orten. Erst Napoleon versetzte ihn in neue Thätigkeit und überhäufte ihn in seinem spätern Alter mit Ehren und Würden. Anfangs in Montpellier sich aufhaltend, ging er 1805 nach Paris, wo er, am leichten Leben, zu spät sich der Operation unwarf und 15. Okt. 1806 starb. Unter seinen ärztlichen Schriften verdienen noch besondere Erwähnung: *«Nouvelles méthodes des mouvements de l'homme et des animaux»* (Carcassonne 1798; nach von Sprengel, Halle 1800), sein *«Traité des maladies gonorrhéales»* (2 Bde., Montpell. 1802; ne Aufl., 1820; deutsch von Bischof, Berl. 1803) u. *«Consultations de médecine»* (2 Bde., Par. 10 u. 1800).

Barthold (Friedr. Will.), deutscher Geschichtsschreiber, geb. 4. Sept. 1799 zu Berlin, besuchte das Friedrichswerdersche Gymnasium, studierte seit 1817 in Berlin und Breslau erst Theologie, dann Geschichte, war hierauf einige Jahre Hauslehrer, wurde 1836 Lehrer am Collegium Fridericianum in Königsberg, 1831 außerord. Professor der Geschichte in Greifswald und 1834 ord. Professor d. d. Lit. Er starb 14. Jan. 1868. Die Reihe seiner hist. Schriften eröffnete B. mit der Biographie Johann von Werth im nächsten Zusammenhang mit seiner Zeit (Berl. 1836). Seine Hauptwerke sind: *«Der Abstieg König Heinrichs von England»* (2 Bde., Königsb. 1830—31), *«Geschichte von England und Normannern»* (5 Bde., Hamb. 1833—45), *«Geschichte des großen deutschen Kriegs vom Tode Kaiser Karls ab»* (2 Tle., Stuttg. 1843) und *«Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Klerikums»* (4 Bde., Prg. 1850—52). Außerdem ist noch zu erwähnen: *«Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanovas Memoiren»* (2 Bde., zt. 1846), *«Georg von Frundsberg oder das erste Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation»* (amb. 1833), *«Die fruchtbringende Gesellschaft»* (L. 1849), *«Deutschland und die Hugenotten»* (L. 1. Hren. 1848) und *«Socii die Stadt der Enne»* (Socii 1855). Auch hat B. eine Reihe wertvoller Aufsätze für das *«hist. Taschenbuch»* geschrieben. Alle Schriften B. zeichnen sich bei oft ausgezeichneter Form durch Fülle der Forschung und scharfsinnige Kombination sowie durch eine fesselnde Darstellung aus.

Bartholdy (Joh. Carl), preuss. Diplomat, geb. Berlin 18. Mai 1779 als Sohn jäh. Alters, wurde seit 1796 in Königsberg die Rechte, ging 1801 nach Paris und später nach Italien und Griechenland. Nach seiner Rückkehr trat er 1806 per prot. über; 1809 wandte er sich nach Wien und wurde als Beamter in einer Abteilung der Wiener Hofkanzlei dem Bestzug gegen die Franzosen mit. J. 1813 wurde er in der Rangei des Fürsten rebenberg angestellt, nahm am Wiener Kongress teil und ging 1815 als preuss. Generalkonsul für Italien nach Rom. B. wurde 1818 zum Konsul nach Neapel berufen, auch zum Geschäftsträger am osman. Hofe und zum Geh. Legationssekretär. Kurze Zeit vor seinem Tode erfolgte seine Pensionierung. Er starb zu Rom 27. Juli 1825. (Scrib: *«Der Krieg der tiroler Landknechte»* (Berl. 1814) und *«Folge aus dem Leben des Cardinals*

Perculus Confalon» (Stuttg. 1835). Für Förderung der Kunst war B. mit dem glücklichsten Erfolg thätig. So hat er namentlich die Freskomalerei wieder ins Leben gerufen, indem er durch deutsche Künstler seine Wohnung in Rom, die sog. Casa Bartholdy oder Casa Bucciari, al fresco malen ließ, welches Beispiel die vielseitige Nachahmung fand. Seine größern Kunstsammlungen, namentlich die Bronzen, Vasen und Terracotten, wurden für das Museum in Berlin angekauft.

Bartholin, Name eines dän. Geschlechts, aus welchem eine Reihe tüchtiger Gelehrter hervorgegangen ist. — Kaspar B., geb. 12. Febr. 1585 zu Ralsb., studierte zuerst Theologie und Philosophie zu Rostod und Wittenberg, dann Medizin; 1610 ward er zu Basel Doktor der Medizin, praktizierte hierauf eine Zeit lang in Wittenberg und folgte 1611 dem Rufe als Professor der Medicin nach Kopenhagen, wo er 1615 auch Professor der Medizin und 1624 Professor der Theologie wurde. Er starb 18. Juli 1629. Seine *«Institutiones anatomicae»* (Wittenb. 1611 u. öfter), die ins Deutsche, Französische, Englische und Jüdische übersetzt wurden, dienten im 17. Jahrh. an vielen Universitäten als Handbuch bei Vorlesungen. Auch seine Söhne haben sich in der gelehrten Welt bekannt gemacht. — Kaspar B., der sechste Sohn Kaspar B.s, geb. 18. Aug. 1625, war 1646—56 Professor der Mathematik, dann seit 1657 Professor der Medizin zu Kopenhagen und starb daselbst 4/14. Nov. 1698. Derselbe nahm unter den Naturforschern seiner Zeit eine hervorragende Stellung ein und hat eine große Anzahl mathem., astron. und physik. Schriften veröffentlicht. — Thomas B., des vorigen älterer Bruder, ein berühmter Philosoph, Naturforscher und Arzt, geb. 30. Okt. 1616, wurde 1645 Doktor der Medizin zu Basel, 1646 Professor der Mathematik zu Kopenhagen und 1647 der Anatomie daselbst, legte aber 1661 diese Stelle nieder und privatisierte hierauf auf seinem Landgute Hagested. Der König ernannte ihn 1670 zum Leibarzt und 1671 wurde er zum Universitätsbibliothekar, 1675 zum Besitzer des höchsten Gerichts ernannt. Er starb zu Hagested 4. Dez. 1680. Die neue Ausgabe der Anatomie seines Vaters (Heid. 1641 u. öfter) vermehrte er mit vielen neuen Beobachtungen. Außer andern wertvollen anatom. und mediz. Werken sind besonders seine biblisch-archäol., antiquarischen und naturphilos. Schriften von Belang. — Sein Sohn Kaspar B., geb. 10. Sept. 1655, gef. 11. Juni 1738, war gleichfalls ein gründlicher Anatom und Naturforscher, und dessen Bruder Thomas B., geb. 3. April 1659, gef. 15. Nov. 1690, ist der Verfasser eines Hauptwerks für die nordischen Alterthümer, der *«Antiquitatum Danicarum libri tres»* (Kopenh. 1699).

Bartholomäus, d. h. der Sohn des Ismai, einer der zwölf Apostel Jesu Christi, soll nach einer schon von Eusebius bezugten Legende das Christentum in Indien, d. i. wahrscheinlich in dem süd. Arabien, gelehrt und dahin auch das Evangelium des Matthäus in hebr. Sprache gebracht haben. Die noch lateinisch und griechisch erhaltene *«Passio Bartholomaei»* verlegt seinen Märtyrertod nach dem eigentlichen Indien. Andere Sagen verlegen seine Wirkamkeit nach Parthien (so die noch bruchstückweise erhaltenen syri. Alten) und nach Großarmenien; nach der Tradition der armen. Kirche, welche auch zu den Syriern und Griechen gekommen

ist, soll er zu Urbanopolis oder Arbanopolis (Ero-wandaashat) durch Keulenschläge getödtet worden sein (so namentlich die «Vita Bartholomaei» im armen. Martyrologium). Andere lassen ihn enthäutet oder gekreuzigt werden. — Von dem Apostel B. unterscheiden alle Legenden einen gleichnamigen Mann, der den 70 Jüngern angehört, mit Philippus zu Hierapolis in Phrygien gewirkt und in Lycaonien den Kreuzestod erlitten haben soll. Eine namentlich in der lat. Kirche verbreitete Sage macht den Apostel B. zu einem Syrer aus königl. Geschlecht, dem Jesus auch nach der Aufnahme unter seine Jünger gestattet habe, den Purpur zu tragen. Seine Reliquien sollen nach der einen Nachricht zuerst von dem heil. Maruthas nach Nephhergerd in Mesopotamien, später durch Kaiser Anastasius I. (491—518) nach Dara transloziert worden sein. Nach der im Abendlande herrschenden Sage sollen sie nach der Insel Sipari geschwommen sein, wo sie 580 aufgefunden wurden. Im J. 838 sollen sie von da nach Benevent, 983 nach Rom gekommen sein. Die kath. Kirche feiert den Gedächtnistag des Apostels 24. Aug., die griechische 11. Juni.

Bartholomäusnacht oder die Pariser Blut-hochzeit nennt man die Niedermetzelung der Hugenotten (s. d.) zu Paris in der Nacht zum 24. Aug. (dem Bartholomäustage) 1572. Seit dem Pacificationsedikt von St.-Germain-en-Laye 8. Aug. 1570 schien es, als ob eine Versöhnung der Reformierten und Katholiken und eine Umwandlung der auswärtigen Politik Frankreichs zu erwarten wäre. Mit Elisabeth von England ward über eine Ehe zwischen ihr und dem Herzoge von Alençon, Bruder König Karls, verhandelt, die Niederländer erhielten Unterstützung im Kampfe gegen Alba, und es schien im Sommer 1572 zu einem offenen Kriege gegen das bis dahin verbündete Spanien kommen zu sollen. Dazu kam im Innern das Versöhnungsfest der Parteien auf der Hochzeit Heinrichs von Wearn, des jungen Hauptes der Reformierten, mit Margarethe, der Schwester König Karls, am 18. Aug. Um daran teilzunehmen, waren die vornehmsten Hugenotten des Reichs nach Paris gekommen, an ihrer Spitze der Admiral Coligny, sein Schwiegersohn Taligny, La Rochefoucauld mit seinem Sohne und viele andere, im ganzen an 2000; von der Königin-Witwe Katharina von Medicis, ihrem Sohne, König Karl, und dem Hofe auf das liebenswürdigste empfangen und bewirtet, gingen sie alle in ihr Verderben. Das Vorspiel des Frevels war ein Attentat auf Coligny (s. d.) am 22. Aug., das auf Anstiften Katharinas und der Guisen ausgeführt wurde; er kam mit einer Verwundung davon. Nach einem Con-seil am 23. Aug., an dem der König teilnahm, ward dann die Ermordung aller Hugenotten beschlossen, und in der Nacht um 3 Uhr stürzte sich die kath. Bevölkerung von Paris, an die noch am Abend die Waffen verteilt waren, beim Läuten der Sturmglocken auf die ahnungslos in ihren Betten ruhenden Glau-bensgenossen. Zuerst Coligny und seine Angehörigen, dann alle Freunde und Anhänger fielen der ent-fesselten Wut zum Opfer; ein Entrinnen war kaum möglich, da die Thore geschlossen waren; die Hefe der Bevölkerung, die Bürger und die Gelehrten, und die Vornehmsten im Staate metzelten im Morde; der König selbst soll auf die Flüchtenden geschossen haben. An 2000 kamen in Paris um. In den Provinzen setzten sich die Verfolgungen fort; noch 20000 sollen hier ermordet sein. In der

kath. Welt, namentlich in Rom, rief dies alles höchsten Jubel hervor; das Resultat aber war: ein neuer Bürgerkrieg, der nach neuen Ström Blutes wieder mit einem Duldungsedikt für Hugenotten endigte, 24. Juni 1578.

Die große Frage der Geschichtsforschung über B. ist, ob der Schlag lange vorbereitet oder plöz-erbach und ausgeführt, ob im ersten Falle nel Katharina, der Hauptankstifterin, ihr Sohn, König eingeweiht, oder ob dieser nur zuletzt, dem Attentat auf Coligny, durch die Furcht vor Rache der Reformierten zu dem Massenmord an-trieben worden ist. Eine große Zahl von Historikern haben das Für und Wider besprochen, z. B. Schöl «Geschichte der Unruhen in Frankreich» u. s. w. Wähler, «Die Pariser Bluthochzeit» (2m. 18 2. Aufl. 1828); Aubin, «Histoire de la St-Barthelemy» (Par. 1829); Soltau, «Frankreich und B.» (im «Histor. Taschenbuch», Jahrg. 1864). Ne in «Nochmalige Erörterung der Motive der (in der «Histor.-polit. Zeitschrift», Jahrg. 1835) in seiner «Franz. Geschichte» (Bd. I, Stuttg. u. L. 1852) nimmt bei Katharina an, sie habe den W lange überdacht und wohl vorbereitet, den Kaiser ihn auszuführen, aber doch erst nach dem Mord vom 22. Aug. gefaßt; Karl sei dann erst überher in den Plan eingeweiht und fortgerissen nach Dagegen hat sich Wuttke («Zur Vorgeschichte der R. Epj. 1879) nach eingehender Prüfung aller Zeugnisse für eine lange Vorbereitung des Verbrechens in die volle Mitwissenschaft des Königs ausgesprochen während Baumgarten sich im wesentlichen mit der Auffassung Rantes angeschlossen hat.

Bartholomäussee, s. Königssee.

Bartholomiten oder Bartholomäer: ist Name zweier verschiedener religiöser Gemeinsh-ten. Im J. 1307 kamen flüchtige armen. Nien nach Genua, gründeten dort eine Kirche des Bartholomäus und bildeten eine Kongregation u der Regel des heil. Benedikt. Clemens V. gestatt ihnen den Gottesdienst nach armen. Ritus, d bald vertauschten sie die Regel des Benedikt mit jenen des Augustin, gründeten in mehreren Städten Klöster ihrer Kongregation und etw von Bonifacius IX. die Privilegien der Zister-laner. Innocenz X. löste 1650 diese B. von Gen auf. In ihrer Kirche in Genua ward das B. Christi gezeigt, welches dieser an Abgar (s. d.) sandt haben soll. Von ihren Mitgliedern haben allem Cherubini, Cerbelloni, Paul Costa als ge-ger bedeutenden Ruf erworben. — Im J. 1640 gründete Bartholomäus Holzhausen (geb. 1612) Longau in Schwaben, seit 1666 Delan und Puz zu Vingen bei Mainz, gest. 20. Mai 1668) eine einigung gemeinschaftlich lebender Weltgeistliche, welche sich zum Zweck setzten die Aufmunterung Weltgeistlichen zu Sitteneinheit und Annehm die Erziehung junger Theologen zu tüchtigen P-tern und gegenseitige Unterstützung der Mission. Für jede Diöcese ward ein Präbident bestellt, der mit der Vereinigung dem Bischof unterwar; der Präbident der ganzen Gemeinschaft freilich unmittelbar unter dem Papst, konnte nur im Einverständnis mit den Bischöfen Ent-scheidungen treffen. Die B., wie sie sich nach ier Stifter nannten, fanden besonders Verbreitung in Bayern und Oesterreich, vereinzelt auch in Belgien und Spanien, doch erlosch die Geseh schon 1808.

Ende des 17. Jahrh. und bis ins 18. Jahrh. haben sie sich nur in einigen bayr. und schwäb. Bibliotheken erhalten.

Bärtterchen, s. Archiven.

Bartl., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Friedr. Gottlieb Bartling.

Bartlett (John Russell), amerik. Schriftsteller, geb. 23. Okt. 1805 in Providence, Rhode-Island, war erst Kaufmann, Bankier und Buchhändler, hatte aber keinen Erfolg und gründete 1850 die Newporter Geographische Gesellschaft. In demselben Jahre ernannte ihn Präsident Taylor zum Kommissar für die auf Grund des Vertrags von Guadeloupe-Hidalgo angeordnete Vermessung und Festimmung der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko. Er blieb in dieser Stellung bis Jan. 1853, führte aber, da der Kongreß die erforderlichen Mittel auszuwerfen versäumte, seine Aufgabe nicht zu Ende. Im Mai 1855 wurde er Staatssekretär seiner Heimat Rhode-Island. Seine bedeutendsten Schriften sind: «Personal narrative of explorations and incidents in Texas, New Mexico, California, Sonora and Chihuahua» (Newport 1854) und «A dictionary of Americanisms» (Boston 1863; 8. Aufl., erweitert 1871). Außerdem gab er die histor. Urkunden aus dem Rhode-Island Staatsarchiv heraus.

Bartling (Friedr. Gottlieb), Botaniker, geb. 9. Febr. 1798 zu Hannover, widmete sich auf der Universität Göttingen den Naturwissenschaften und unternahm 1818 eine botan. Forschungsreise durch Ungarn und Kroatien bis zum Adriatischen Meere. Die Reise lieferte ihm auch das Thema zu seiner Dissertation: «De littoribus ac insulis Maris Liburnici» (Hann. 1820), mit der er 1820 in Göttingen promovierte. Im J. 1822 habilitierte er sich daselbst als Dozent der Botanik; 1836 wurde er außerordentlicher, 1837 ord. Professor an der dortigen Universität und Direktor des Botanischen Gartens, als welcher er 19. Nov. 1875 starb. Seine literarischen Arbeiten beziehen sich hauptsächlich auf die botan. Systematik; hervorzuheben sind: «Flora der österr. Küstenländer» (Gött. 1825); «Ordines naturales plantarum» (Gött. 1830).

Bartmose, s. Bartflechten.

Bartoli (Abolfo), ital. Schriftsteller, geb. 19. Nov. 1833 in Fivizzano, studierte die Rechtswissenschaften, war 1856—59 als Mitredacteur des «Archivio storico italiano» thätig, ward 1869 Gymnasialdirektor in Alessandria, hierauf Direktor der Marineschule in Livorno und ist seit 1874 Professor am Istituto di studi superiori in Florenz. Außer zahlreichen kleinern Arbeiten, welche in verschiedenen Aufschriften von ihm erschienen sind, besorgte er mehrere geschätzte Ausgaben altital. Schriftwerke, so schrieb: «I primi due secoli della letteratura italiana» (Mail. 1870—79), «L'evoluzione del risascimento» (Flor. 1877), «I precursori del Boccaccio» (Flor. 1878), «I manoscritti italiani della biblioteca nazionale di Firenze» (Flor. 1879 fg.) und die großartig angelegte «Storia della letteratura italiana» (Flor. 1878 fg.; deutsch von Reinholdtner, Bd. 1, 1881).

Bartoli (Daniello), ital. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 12. Febr. 1608 in Ferrara, trat 1628 in den Jesuitenorden, wirkte als Prediger in seiner Vaterstadt, ward aber 1650 als Geschichtschreiber des Ordens nach Rom berufen, wo er das Reliquat des Jesuitendollegiums erhielt und 18. Jan.

1685 starb. Sein Hauptwerk ist die «istoria della compagnia di Gesù», von welcher die ersten drei Bände (Rom 1658—68) die Geschichte des Ordens in Asien, Japan und China, der vierte und fünfte (Rom 1667—73) die Geschichte desselben in England und Italien enthalten. Der erste Hauptteil des Werks sowie auch seine ästhetischen und moralischen Schriften wurden im ganzen wie in einzelnen Teilen bis auf die neuere Zeit herab (J. B. 9 Bde., Biacenza 1821; 8 Bde., Mail. 1831) wiederholt gedruckt. Unter seinen physik. Arbeiten machten die Abhandlungen «Del ghiaccio e della coagulazione» (Rom 1681), «Del suono» (Vologna 1680) und «Della tensione e pressione» (Rom 1677) Aufsehen. Seine sprachlichen Arbeiten waren zum Teil gegen die Crusca gerichtet. Seine «Opere complete» erschienen in 34 Bänden (Tur. 1823—44).

Bartoli (Pietro Santi, eigentlich Pietro Santesi), mit dem (unerklärten) Beinamen Peruginio, Maler und Kupferstecher aus Bortola, geb. 1635, gest. zu Rom 7. Nov. 1700. Er war ein Schüler von Poussin. Man kennt größtenteils nur Kopien von ihm, unter denen die nach Poussins Bildern bis zur Fälschung genau waren. Großern Ruhm hat B. als Kupferstecher. Als solcher machte er vorzüglich die plastischen Denkmale des Altertums zum Gegenstande seiner Darstellungen, dann aber auch diejenigen Raffaelschen Werke, die im Basreliefstil gedacht sind. Sein berühmtestes Werk ist die Anbetung des Kindes durch die heil. drei Könige, nach den Tapeten Raffaels.

Bartoli oder Bartolo (Laddeo bi), Maler, 1663 zu Siena geboren. Seine ersten Arbeiten entstanden für mehrere Kirchen in Pisa um 1400, dann schmückte er Dom und Signoria seiner Vaterstadt mit (jezt verlorenen) Fresken; 1408 war er in Perugia thätig. Am bedeutendsten sind die Wandgemälde, welche er 1407 in der Kapelle des öffentlichen Palastes zu Siena ausführte. Sie stellen Szenen aus dem Leben der Jungfrau Maria dar. Später, um 1414, malte B. noch den Vorsaal zu dieser Kapelle, eine Galerie von den Bildnissen berühmter Rebner, Staatsmänner und Kriegshelden des klassischen Altertums, welche Arbeit indes von geringerm Werte ist. B. malte auch in Padua und Volterra. Er starb 1422. Er setzte die Richtung der ältern Sienesischen Schule, insbesondere des Pietro Lorenzetti, fort, jedoch mit weniger Kraft, als dieser besundet.

Bartolucci (Lorenzo), ital. Bildhauer, geb. 7. Jan. 1777 zu Vernio in Toscana, ging aus Handwerkerkreisen hervor und begann mit der Herstellung kleiner Alabasterarbeiten, erst in Volterra, dann in Florenz. Im J. 1797 ging er nach Paris, wo er unter anderm ein Relief an der Vendôme'säule fertigte. Auf Napoleons Befehl gründete er 1808 in Carrara eine Akademie der Bildhauerkunst, wurde aber 1814 als Napoleonist vertrieben. Später erhielt er die Leitung der Sulpturschule an der Akademie zu Florenz, wo er 20. Jan. 1850 starb. B. ist ein Vertreter des kalten, steifen und bei weiblichen Gestalten süßlichen Stils des Kaiserreichs, Canova gegenüber durch Übertreibung alles Konventionellen in dessen Stil sich kennzeichnend, ohne seine Vorzüge zu besitzen.

Bartolucci, s. unter Bartolus.

Bartolo (Laddeo), Maler, s. Bartoli.

Bartolo, mittelalterlicher Jurist, s. Bartolus

Bartolommeo (Fra), di San Marco, eigentlich Baccio della Porta, einer der vorzüglichsten Meister der florentiner Malerschule, geb. 1469 zu Savignano in Toscana. Sein ursprünglicher Lehrer war Cosimo Rosselli; seine höhere Ausbildung verbandte er dem Studium der Werke des Leonardo da Vinci. Er war ein eifriger Anhänger des Savonarola, nahm nach dem tragischen Tode des letztern 1500 das Mönchliche Gewand in San Marco in Florenz und entlagte für längere Zeit der Kunst, der er sich jedoch später wieder wandte. Vortrefflich ausragend wirkte auf ihn der Verkehr mit dem jungen Rafael, der 1506 nach Florenz kam, er beauftragte die gleichzeitige Produktion des jungen Meisters namentlich hinsichtlich des Kolorits sehr kräftig. Beide blieben einander fortwährend befreundet. B. starb in Florenz 2. Aug. 1517. Die Mehrzahl seiner Bilder sieht man dort, namentlich in der Galerie des Palastes Pitti, woselbst sich ein erhabenes gedachtes St. Martinus und eine herrliche Auferstehung befinden, die Akademie daselbst enthält Proben seiner Freskotechnik, anderes die Uffizien. In Lucca befindet sich seine Madonna della Misericordia, eine schöne Madonna in Befangenheit und eine seiner würdevollsten Werke, Darstellung im Tempel, im Belvedere zu Wien. Seine Empfindung, andachtsvolle Stimmung und leidenschaftliche Grobheit, gepaart mit lieblicher Naivität in den weiblichen Köpfen, charakterisiren den Meister.

Bartolotti (Giovanni), berühmter Kupferstecher, geb. zu Florenz 21. Sept. 1728, arbeitete in Venedig längere Zeit als Kupferstecher unter Jos. Wagners Leitung, dann in Florenz und Mailand. Im J. 1764 ging er nach London. Hier accommodierte er sich ganz dem engl. Nationalgeschmack, arbeitete vielerlei in der damals beliebten weiblichen Buntiermanier, indes meistens nach alten Handzeichnungen, und ward einer ihrer thätigsten Verbreiter. Später erhielt B. in London die Stelle eines königl. Kupferstechers und einen Platz in der königl. Akademie der Künste. Er ging 1805 nach Göttingen, um das Direktorat der dortigen Maler- und Kupferstecher-Akademie zu übernehmen. Dort starb er April 1813. B. war ein Meister in der Radirnadel und bediente sich des Grabstichels nur zur Vollenbung seiner sehr zahlreichen Blätter.

Bartolus, auch Bartolo, einer der hervorragendsten, mittelalterlichen Lehrer des röm. Rechts und das Haupt der sog. Postklassikern, die nach ihm auch Bartolisten genannt wurden, geb. 1314 zu Sassoferrato im Herzogtum Urbino, lebte zu Bologna, Pisa, Perugia und schrieb umfassende Commentarien zum Corpus juris civilis, die bei der Aufnahme des röm. Rechts in Deutschland viel gebraucht wurden (*Opera omnia*, 11 Bde., Bas. 1689–99). Er starb im Juli 1357 zu Perugia.

Barton (Bernard), der Cudli-Boet genannt, geb. 31. Jan. 1784 zu London, wurde dem Handelsstande bestimmt und eröffnete in Woodbridge einen Korn- und Kohlenhandel, den er jedoch später aufgab. Er hat kleinen Gedichtsammlung, die er 1812 unter dem Titel *Metrical effusions* veröffentlicht, ließ er *Poems by an amateur* (1818) und 1820 ein neues Bändchen *Poems* (4. Aufl. 1825) folgen. Später erschienen *Napoleon and other poems* (Lond. 1822), *Verona on the death of Shelley* (Lond. 1829), *Minor poems* (nebst *Napoleons*, Lond. 1834), *Poetic vigils* (Lond.

1834), *Devotional verses* (Lond. 1835), *A widow's tale and other poems* (Lond. 1837), *A new year's eve and other poems* (Lond. 1838), *Finbar's juvenile scrap-book* (1838), *The mill-quarry* (1836), und sein letztes Werk *The unshold verses* (1845). Durch alle Dichtungen geht der religiöse Ton des Dichters, in Sprache und mit großer Leichtigkeit und Ansdauer: nützigen, laushebenden Versen ausgedrückt. Der Poet erhielt er eine Pension von 100 Pf. St. zu seinem Tode (19. Jahr 1849) wurden *Selection from the poems and letters of Bernard L. Barton* (1849) von seiner Tochter, Lucy B., veröffentlicht, wie ihre Tante, Maria B., verewnt hat, als Verfasserin vieler Kinderdichtungen gemacht hat.

Barton (Elizabeth), gundhald des heiligen Mädchen von Kent genannt, kam um 1180, sie in einem Wirtshause zu Wington an der Schloß Kent drehte, durch die merkwürdigen Tugenden, welche sie angediegt war, bei dem Volk zu Ruh einer begabtesten Seherin. Richard I. der Bär des Dorfs, und Bodling, ein Abt von Canterbury, erkannten in ihr sehr bald die Wirtin, der kühnen Sache des alten Königs zu stützen, und unter ihrer Leitung spielte die Rolle so gut, daß selbst Thomas Becket und der Erzbischof Warham von Canterbury an außerordentliche Erscheinung in ihr zu sehen meinten. Bodling betrat sie, König zu sein als Heinrich VIII. mit dem röm. Hof verbrochen, verleitete man sie, ihren lauten Lohn des Königs Schreibung von seiner ersten Gemalin und gegen die Vermählung mit Anne Boleyn zu sprechen, zu seinen Lob als nahe bevorstehend, prophezeiten. Auf des Königs Befehl mit dem schuldigen verhaftet, legte sie vor der Kammer des nachher öffentlich vor dem Volk wahrhaftig Geständnis des geistlichen Betrugs ab und zu Kirchenbuße und Gefangenenschaft verurteilt. B. jedoch die röm. Partei sie zum Widerruf zu bewegen, ward sie des Hochverrats angeklagt und einigen Missethätigen 20. April 1534 hingerichtet.

Bartonia Lami, Pflanzenart aus der Familie der Rosaceen, deren Arten, aus jährige Kräuter, in Chile und im Südwesten von Amerika wachsen und als Zierpflanzen in Gärten kultiviert werden. Sie haben glatte Blätter, einzeln endständige Blüten mit weißer oder einer großen weißen oder in einem Blumentronne, welches ein einziger Stempel mit viel. B. aurea Lam. ist eine immergrüne Pflanze mit glänzenden Blättern, die im 1660–80 am hoch in der Gegend nur in sehr geschützter Lage, mit Schutz nur in Töpfen unter Glas zu ziehen, da sie sehr feuchte, kühle Witterung äußerst empfindlich ist.

Barisch, ein rechter Nebenfluß der Oder, springt südlich von Cytrowo in der prov. Pommern, nahe der russ. Grenze, fließt in die Richtung immer in einem breiten, sandigen Thale an Udelnau und, nach Überwindung der Odergrenze, an Müritsch vorüber, wo er sich wendet sich bei Tschandberg nordwärts, um rechts die ebenfalls in Pommern entspringende Ost auf und mündet nach einem Laufe von 13 1/2 km oberhalb von Groß-Moggen in die Oder.

Barth (Joh. Adam Bernh., Ritter von), Kupferstecher, geb. zu Wien 17. Aug. 1757, bildete sich unter Domandl und Schwaner zum Kupferstecher aus und erhielt bereits 1777 als Skriptor an der kaiserl. Hofbibliothek die Aufsicht über die von dem kaiserl. Hofbibliothekar gestiftete Bibliothek; 1781 übertrug ihm die Kupferstichsammlung übergeben. Am 1. 1806 zum zweiten, 1816 zum ersten Mal als Hofratstrang ernannt und 1812 durch Verleihung des Leopoldordens in den Ritterstand erhoben, starb er 21. Aug. 1821. Seit 1797 war er Mitglied der Akademie der bildenden Künste zu Wien. Er hat sich sowohl als Kupferstecher wie besonders durch mehrere Werke zur Kupferstichkunde ein großes Verdienst erworben. Zu letztern gehören namentlich noch unentbehrlicher *«Palme-Gravure»* (Wien 1802—21, neue Ausg. 1868—67) die die Anleitung zur Kupferstichkunde (2 Bde., Wien 1821). Außerdem sind zu nennen: die *«Catalogue raisonné»* der Werke des Guido Reni d. dessen Schüler (Wien 1796), des Rembrandt d. d. Wien 1797), des Lukas van Leiden (Wien 1800), des Holst (Münch. 1813), des Waterloo d. d. 1796) u. s. w. D. S. eigene Kupferstiche, u. d. *«Loma triumphans»*, seine Liebesbilder, seine Nachahmung Rembrandt, Holst u. s. w., sichern ihm den hohen Rang unter den Kupferstechern. Ein besonderes Verdienst erwirbt sich D. durch die Herausgabe der *«Gyrenforste Kaiser Maximilian von Mexiko und anderer Hauptwerke dieses Meisters»* sowie des Hans Burgkmair. Ein genaues Verzeichniß seiner Werke lieferte sein Sohn Friedrich Joseph Adam, Ritter von B. (geb. 12. Juli 1798, seit 1821 Skriptor und seit 1827 Rath der Kupferstichsammlung, gest. 12. Mai 1873) im *«Catalogue d'estampes de A. de B.»* (Wien 1818); ferner veröffentlichte auch *«Chronologie der griech. d. röm. Künstler»* (Wien 1826) und *«Die Kupferstichsammlung der k. k. Hofbibliothek zu Wien»* (Wien 1854).

Barth (Karl Friedr.), einer der gründlichsten unter den ältern deutschen und roman. Literaturk., b. 25. Febr. 1822 zu Sprottau, besuchte 1842—49 das Gymnasium zu Gleiwiß, dann das Elisabethanum zu Breslau und widmete sich hierauf bald anfänglich der klassischen Philologie, wandte sich aber unter Weinhold's Leitung bald ausschließlich dem Studium der german. und roman. Sprachen zu. Nachdem er daselbst von Oken 1851 bis im Winter 1852 zu Berlin unter Aufrecht, Maschke, von der Hagen und B. Grimm fortgesetzt im März 1853 zu Halle promoviert hatte, besuchte er im Sommer desselben Jahres London, Paris und Oxford, um sich auf den dortigen Bibliotheken mit dem Studium der provencal. Handschriften zu beschäftigen. Im Herbst 1855 ging D. als Rath der Bibliothek des Germanischen Museums nach Nürnberg, in welcher Stellung er bis Ende 1857 verblieb. Im den J. 1858—71 wirkte er als b. Professor der deutschen und roman. Philologie in Bonn, seitdem als Ab. Holmann's Nachfolger in Heidelberg. Den Winter 1868—69 verlebte er hauptsächlich mit Arbeiten über die Troubadours in Italien. Für die gleichen Zwecke reiste er auch noch zweimal die Bibliotheken von Paris, wo er auch die ersten fünf Bände des deutsch-französischen Kriegs verbrachte. D. S. literarische wie akademische Thätigkeit ist gleichmäßig der deutschen und roman. Philologie, hauptsächlich

nach ihrer literarischen und textkritischen Seite hin, gewidmet. Von seinen Arbeiten über provencal. Literatur, mit welcher er sein literarisches Wirken begann, sind zu nennen: das *«Provencal. Lesebuch»* (Albst. 1855; 4. Aufl. 1880), die *«Denkmäler der provencal. Literatur»* (Stuttg. 1856), *«Peire Vidal's Lieder»* (Berl. 1857) und die Ausgabe des geistlichen Schauspiels *«Sancta Agnes»* (Berl. 1859). Aus seinen altfranz. Studien gingen die *«Chrestomathie de l'ancien français»* (Erg. 1866; 4. Aufl. 1880) und die *«Altfranz. Romanen und Pastorellen»* (Erg. 1870) hervor. Zahlreicher noch sind seine Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Literatur. Dahin gehören die Ausgaben von des Strickers *«Karl d. Gr.»* (Queblind. 1857), der Dichtungen des *«Berthold von Holte»* (Münch. 1858), der *«Erklärung»* und anderer geistlicher Psalmen (Queblind. 1858), der *«Mitteldeutschen Gedichte»* (Stuttg. 1860), des *«Hilary von dem Pleier»* (Stuttg. 1861), der *«Meisterlieder der Romanen Handschrift»* (Stuttg. 1862), mehrerer Dichtungen Konrads von Würzburg, namentlich dessen *«Bartonspazier»* (Wien 1871), *«Heinrich von Brunn»* (Schweig. (Stuttg. 1871), *«Jung von Montfort»* (Stuttg. 1879) und die Auswahl *«Deutsche Lieder»* des 12. bis 14. Jahrh. (Erg. 1864; 2. Aufl. 1879). An der von Franz Pfeiffer begonnenen Sammlung der *«Klassiker des deutschen Mittelalters»* betheiligte sich D. durch die Ausgaben der *«Kudrun»* (Erg. 1865; 4. Aufl. 1880), des *«Nibelungenliedes»* (Erg. 1866; 5. Aufl. 1879) und des *«Parzival und Iwein»* von Wolfram von Eschenbach (3 Bde., Erg. 1870—71; 2. Aufl. 1875—77), wie er auch nach Pfeiffer's Tode dessen *«Walthers von der Vogelweide»* neu herausgab (6. Aufl., Erg. 1880) und später auch die Fortführung jener Sammlung übernahm (*«Dichtungen des Mittelalters»*), in der er das *«Rolandslied»* herausgab. Einen mehr oder ausschließlich kritischen Charakter tragen die Arbeiten *«Über Karlmeinet»* (Münch. 1861), *«Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter»* (Queblind. 1861), *«Herzog Ernst»* (Wien 1869), *«Anmerkungen zu Konrads Trojanertrig»* (Stuttg. 1877), namentlich aber seine epochemachenden *«Untersuchungen über das Nibelungenlied»* (Wien 1865). In Anbetracht an letztere veröffentlichte er seine große kritische Ausgabe des *«Nibelungenliedes»* (3 Bde., Erg. 1870—80), der sich eine Ausgabe der *«Klagen»* (Erg. 1875) anreihete. Nach Robert's Tode übernahm D. die fünfte Bearbeitung von dessen *«Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur»* (5 Bde., Erg. 1873—74), wie die Vollendung der Neubearbeitung von Gervinus *«Geschichte der deutschen Dichtung»*. Auf andere Gebiete der Altertumsforschung griffen hinüber die Schriften *«Der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile»* (Erg. 1867), *«Die lat. Sequenzen des Mittelalters»* (Köln. 1868) und *«Sagen, Märchen und Gebräuche aus Niederrhein»* (3 Bde., Wien 1879—80). Schülerausgaben veranstaltete D. vom *«Nibelungenlied»* (Erg. 1874; 2. Aufl. 1880), *«Walthers von der Vogelweide»* (Erg. 1875) und *«Kudrun»* (Erg. 1875). Zahlreiche Abhandlungen von D. erschienen in Zeitschriften, wie im *«Jahrbuch für roman. Literatur»*, dem *«Jahrbuch der deutschen Dantes-Gesellschaft»*, namentlich aber in Pfeiffer's *«Germania»*, deren Leitung er 1869 übernommen hat. Für letztere Zeitschrift verfaßt D. die jährlichen *«Bibl. überichten der Erscheinungen»*

auf dem Gebiete der german. Philologie, die auch in besondern Abdrücken erscheinen. Durch seine Übersetzungen von Robert Burns (Hildburgh. 1865), des «Nibelungenliedes» (Lpz. 1867; 2. Aufl. 1880), Dantes «Göttlicher Komödie» (3 Bde., Lpz. 1877) und «Alter franz. Volkslieder» (Heidelberg. 1882) hat sich B. auch als Übersetzer, wie durch eigene formgewandte Dichtungen («Wanderung und Heimkehr», Lpz. 1874) einen Namen gemacht.

Bartsia, eine von Linné zur Erinnerung an seinen frühzeitig in Surinam verstorbenen Freund Bartsch, einen königsberger Arzt, benannte Pflanzengattung aus der Familie der Strofularineen, hat einen röhrigen, vierteiligen, meist nicht grün, sondern anders gefärbten Kelch, eine röhrige, zweilappige Blumenkrone mit ungeteilter, gewölbter Oberlippe, und dreilappiger Unterlippe, und eine vielsamige, zweifächerige Kapself. In Deutschland kommt eine einzige Art, *B. alpina* L., vor, eine sehr hübsche auf Wiesen der Alpen, der Vogesen, des Schwarzwaldes, des Riesengebirgs und anderer höherer Gebirge wachsende Pflanze mit kreuzweis gegenständigen, ei- oder herzförmigen, gesägten Blättern und großen violetten, behaarten Blumen in endständiger Ähre.

Baruch (b. h. der Gefegnete), der Sohn des Nerija, der Freund und Gefährte des Propheten Jeremia, der ihm seine Orakel zu diktieren pflegte, wurde während der Belagerung Jerusalems durch Nebuladnejar mit Jeremia selbst von seinen Landsleuten in einem engen Gefängnisse gehalten, bekam aber mit diesem von dem Sieger die Freiheit und die Erlaubnis, seinen Aufenthalt beliebig zu wählen. Er blieb mit Jeremia zuerst in Palästina zurück, wanderte aber bald im Gefolge desselben nach Ägypten aus. Über seine fernern Schicksale gibt es nur widersprechende Nachrichten. Die eine Sage läßt ihn in Ägypten sterben, während die andere berichtet, daß er von dort nach Babylonien gegangen und daselbst 12 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems gestorben sei. Unter seinem Namen ist ein apokryphisches Werk in griech. (ursprünglich hebr.) Sprache erhalten, das «Buch Baruch», das eine Trostrebe an die Israeliten enthält und den Wiederaufbau Jerusalems verheißt. In den Bibelausgaben wird gewöhnlich als Kapitel 6 ein ebenfalls apokrypher Brief des Propheten Jeremia an die verbannten Israeliten in Babylonien angefügt. Außerdem ist noch ein Buch apokalyptischen Inhalts mit einem «Brieft an die 9 1/2 Stämme Israels jenseit des Euphrat» am Schluß, ursprünglich in griech. Sprache und verwandt mit einer (griech.-) äthiop. Schrift, unter B.s Namen vorhanden: alle pseudepigraphischen Ursprungs. Vgl. Kneuder, «Das Buch B.» (Lpz. 1879).

Barusch, s. Barotsch.

Baruth, kleine Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zülpert-Ludenwalde, Station der Berlin-Dresdener Eisenbahn, in waldiger, zum Teil sumpfiger Gegend am Fuße des Höhenzugs Fläming, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2183 E. und ist der Hauptort einer Standesherrschaft, welche seit 1596 den Grafen zu Solms-Baruth gehört. In der Nähe liegen die berühmten Glashütten, sowie Schloß mit Park der Grafen zu Solms-Baruth.

Barutsche (Birutsche, wienisch Birutsch, vom ital. baroccio), zweiräderiger leichter offener Wagen; Pirutschäde, noch gegenwärtig in der

östr. Hofsprache angewandter Ausdruck für Spzierfahrten der kaiserl. Familie und ihrer Söhne in den Parks von Schönbrunn oder Lagenburg.

Bärwalde in der Neumark (früher Beerewall, auch Veerenwalde), Stadt im Kreis Königsberg des preuß. Regierungsbezirks Königsberg a. O., an der Eisenbahn Breslau-Stettin u. an zwei Seen, ist mit einer festen Mauer umgeben und zählt (1880) 3904 E., welche vorzugsweise Landwirtschaft treiben. B., eine Gründung Albrechts des Bären, ist merkwürdig durch den Subsidienvertrag, welchen Gustav Adolf 13./23. Jan. 1631 hiemit dem franz. Bevollmächtigten Charnac auf 6 Jahre abschloß. Schweden verpflichtete sich, ein Heer von 36 000 Mann zu halten, während Frankreich jährlich 400 000 Tlhr. zahlen sollte. — **B. i. Pommern**, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Rößlin, Kreis Neustettin, im Gebiete der Persken an zwei Bächen, zählt (1880) 2402 E.

Bärwurz (*Meum athamanticum* L.), ein perennierende, zu den Dolbengewächsen gehörende Pflanze, welche auf Wiesen in Gebirgsgegenden Mitteleuropas wächst, und deren aromatische, angenehm süßlichbitter und scharf schmeckende Wurzel als Ingredienz von Kräuterliquaren benutzt wird. Die W. hat sehr fein zerteilte, dreifach fiederschnittige Blätter mit schmallinealen Zipfen, fast blattlose, einfache oder ästige Stengel, wenigblüthige Dolben, kleine weiße Blüten und längliche, gerippte Früchtchen. Die Wurzel war früher als *Radix Mea* officinell.

Bary (Heinr. Ant. de), namhafter deutscher Botaniker, geb. 26. Jan. 1831 zu Frankfurt a. M., studierte zu Heidelberg, Marburg und Berlin. Bary, ließ sich 1853 in seiner Vaterstadt als Advokat nieder, entzog aber noch in demselben Jahre die Laufbahn, um sich dem Studium der Naturwissenschaften und speziell dem der Botanik zuwenden. Er habilitierte sich 1854 zu Tübingen als Dozent der Botanik, ward 1855 nach Freiburg i. Br. berufen, wo er anfänglich als außerord., seit 1859 als ord. Professor der Botanik wirkte und 1858 das öffentliche Botanische Laboratorium ins Leben rief. Er ging dann 1867 als ord. Professor der Botanik nach Halle und 1872 in gleicher Eigenschaft an die Universität Straßburg, zu deren zweitem Rektor er im Herbst 1872 gewählt wurde. Seine literarischen Arbeiten betreffen vorzugsweise die Entwicklungsgeschichte der Algen und Pilze. Dahin gehören bereits seine Erstlingschriften «Beitrag zur Kenntnis der Achlya prolifera» (Berl. 1852) und die wichtigen «Untersuchungen über die Brandpilze» (Berl. 1853). Diesen schlossen sich außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften an: «Untersuchungen über die Familie der Konjugaten» (Lpz. 1858), «Die Protophyten» (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1864), «Recherches sur le développement de quelques champignons parasites» (Par. 1863), «Handbuch der Mykologie und Mykologie der Pilze, Flechten und Myceten» (Lpz. 1866), «Beiträge zur Morphologie und Physiologie der Pilze» (zum Teil gemeinverständlich mit Woronin; 4 Tle., Frankfurt a. M. 1864–68). Andere Zweige der Botanik behandelte B. in den Schriften: «Über die Keimung der *Spizelia*» (1858), «Prosopanche Barmaisteri, eine neue Pflanze aus Südamerika» (1868), «Beiträge zur Anatomie der Vegetationsorgane der Phanerogamen und Farn» (Lpz. 1877) u. s. w. Seit seiner Wirksamkeit in Halle redigiert B. auch die von

Schlehtendal begründete «Botan. Zeitung», von 1873—79 in Verbindung mit Prof. W. Kraus, seit 1880 mit Prof. L. Jurt.

Bary... (v. grch. βαρύς), in Zusammensehungen mit grch. und lat. Worten: Schwer... schwer...

Barycentrifug (grch.-lat.), auf den Schwerpunkt bezüglich. Als barycentrifuge Regel bezeichnet man die mathem. Regel, daß das Volumen und die Oberfläche eines Rotationskörpers gefunden werden, wenn man die Größe der rotierenden Fläche, resp. die Länge der rotierenden Linie, mit dem Bogen multipliziert, welchen der Schwerpunkt dieses Elements beschreibt. Diese Regel wird auch Culi-indische Regel genannt, weil sie der Jesuit Paul Budin (geb. 12. Juni 1577 zu St. Gallen, gest. als Professor der Mathematik zu Graz 3. Nov. 1633) in seinem Werke «Centrobaryca seu de centro gravitatis etc.» (Wien 1636) erläutert. Dieselbe kommt indes auch schon bei dem grch. Mathematiker Barypus (s. d.) vor.

Barycentrum (grch.-lat.), der Schwerpunkt.

Barye (Antoine Louis), franz. Bildhauer, geb. a Paris 24. Sept. 1795, bei dem Bildhauer Bosio a Modellieren, bei dem Maler Gros im Zeichnen unterrichtet, erwarb zuerst seinen Unterhalt mit Verfertigen von Modellen für Juweliere und Goldschmiede, später widmete er sich vorzugsweise der plastischen Darstellung von Tieren. Seit 1854 war er am Jardin des Plantes als Zeichner angestellt. Seine Werke sind überaus zahlreich und bestehen meistens in kleinern Darstellungen einzelner Typen und Gruppen von Tieren, die mit lebendiger Auffassung und geistreicher Erfindung überraschende Baryheit und sehr sorgfältige Ausführung vereint. Von seinen größern Bronzen sind vorzüglich erwähnt die beiden stehenden Löwen, Rundwerke, aber im Zailierengarten, jetzt auf dem Quai an der Mündung des Zailierenhofs, und der liegende Löwe, unterhalb am Biebestall der Julisäule auf dem Baryplatz in Paris. Auch verfertigte er 1864 das Ritterbild Napoleons I. für Naccio. Seit 1868 war B. Mitglied der Akademie der schönen Künste. Er starb 26. Juni 1875 in Paris.

Baryganga, im Altertum eine blühende Handelsstadt an der Westküste von Indien, am Ausfluß des Kamadus (jetzt Nerbada) in den Sinus arabyicus (jetzt Bai von Cambay); der Eingang in das Fluß war sehr schwierig. B. ist das heutige Baruch (s. d.).

Baryglossie (grch.), wörtlich Schwerzungigkeit, s. ebenso wie Barygalie, erschwerte undeutliche Sprache.

Barymetrie (grch.), Lehre vom Messen der Dichte der Luft. [wie Baryglossie.]

Baryphonie (grch.), Bassstimme; auch soviel Baryphonie (grch.), Schwerfälligkeit des Redens, Dialektigkeit.

Baryt oder Baryterde ist Baryumoxyd, s. unter Baryum (= Verbindungen 1).

Barygelb, s. unter Chrom.

Baryhydrat oder Baryumoxydhydrat, unter Baryum (= Verbindungen 2).

Baryhumie (grch.), Schwermet.

Baryhumon (grch.) heißt im Gegensatz zu Drymon ein Wort, dessen Endsilbe nicht betont ist.

Barytweiß oder Blancfix, s. unter Baryum Verbindungen 3).

Baryum oder Barium (chem. Zeichen = Ba; Atomgewicht = 137), ein der Gruppe der alkali-

schen Erden angehöriges Metall, welches in seinen Eigenschaften dem Calcium und Strontium sehr nahe steht. Seine metallische Natur wurde von Berzelius durch Darstellung eines Quecksilberamalgams nachgewiesen; rein erhalten wurde es von Davy 1808. In der Natur findet es sich im freien Zustande nie; einzelne Verbindungen kommen als wichtige Mineralkörper vor, von denen vor allen der Schwefelbaryt oder kohlensaure Baryt zu erwähnen sind. Man erhält das Metall entweder nach Bunsen durch elektrolytische Zersetzung eines mit wenig Salzsäure angemischten und auf 100° erwärmten Breies von zerriebenem Chlorbaryum mittels eines Stroms von großer Dichtigkeit, wobei man am negativen Pol einen amalgamierten Platintrichter anwendet und dann das gebildete Amalgam sofort im Wasserstoffstrome destilliert, oder nach Crookes durch Zersetzung einer 93° warmen gesättigten Chlorbaryumlösung mit Natriumamalgam, wobei Baryumamalgam entsteht, welches man durch Pressen zwischen Leinen zunächst von überschüssigem Quecksilber befreit und dann im Wasserstoffstrome schwach glüht, um das Quecksilber zu verflüchtigen. Das Amalgam ist sofort nach seiner Darstellung weiter zu verarbeiten, da es in feuchter Luft sich rasch unter Bildung von Barythydrat oxydirt. Das Baryummethall bildet eine poröse, aufgeblähte, dunkel angelauene Masse, in deren Hohlräumen oft eine silberweiße, metallglänzende Oberfläche sichtbar ist; an der Luft erhitzt, verbrennt es mit Flamme, Wasser zerlegt es schon bei gewöhnlicher Temperatur, es schmilzt bei Rotglut und ist nicht flüchtig. Eine technische Verwendung hat das B. bisher noch nicht gefunden.

Bezüglich der Baryum-Verbindungen ist zunächst zu bemerken, daß das B. ein zweiwertiges Metall ist und sich daher mit 1 Atom zweiwertiger oder mit 2 Atomen einwertiger Körper vereint. Die wichtigsten seiner Verbindungen, die auch als Baryt-Verbindungen bezeichnet werden, sind:

1) Baryumoxyd, Baryt, Baryterde BaO , von Scheele 1774 entdeckt, wird erhalten, indem man salpetersauren Baryt in einem zur Hälfte gefüllten Hefischen Ziegel ansatz gelinde erhitzt, bis das schmelzende Salz durch vordringende Zersetzung wieder fest wird, und dann scharf glüht, bildet eine lodere, scheinbar geschmolzen gewesene graue Masse, die mit Wasser, unter Bildung von Barythydrat, sich sehr stark erhitzt; verbindet sich mit Alkoholen zu Alkoholaten; in seinen Eigenschaften dem Calciumoxyd sehr ähnlich.

2) Baryumoxydhydrat, Barythydrat, Baryumhydroxyd, Aßbaryt Ba(OH)_2 , krystallisiert $\text{Ba(OH)}_2 \cdot 8\text{H}_2\text{O}$, entsteht beim Versetzen von Baryumoxyd mit Wasser; zu seiner Darstellung behandelt man Baryumsulfid (s. 5) mit Wasser, wobei Barythydrat und Baryumsulfhydrat entstehen:



Recht man dann die Lösung, welche beide Verbindungen enthält, mit Kupferoxyd (Sammereschlag oder geröstete Kupferasche), so wird das Baryumoxydhydrat unter Abscheidung von unlöslichem Schwefelkupfer in Barythydrat verwandelt:



Die vom Schwefelkupfer abfiltrirte Flüssigkeit liefert beim Erkalten eine reichliche Krystallisation von Barythydrat. Statt des Kupferoxyds läßt sich zu gleichem Zweck Eisenoxyd, Binoxid, Mangan-

oxyd anwenden; man fügt von diesen Oxyden solange zu der kochenden Flüssigkeit, bis eine filtrirte Probe derselben auf Zusatz eines Tropfens Bleilösung nicht mehr dunkel gefärbt wird, sondern einen rein weißen Niederschlag gibt. Das Barythydrat krystallisiert in wasserhellen Säulen. Es absorbiert mit großer Begierde Kohlensäure aus der Luft, die Lösungen wie die Krystalle sind daher vor dem Zutritt der Luft zu bewahren. Beim Trocknen in von Kohlensäure befreiter Luft bleibt bei 100° ein Hydrat von der Zusammensetzung $\text{Ba}(\text{OH})_2 \cdot \text{H}_2\text{O}$ zurück, das letzte Krystallwasser entweicht bei schwacher Rotglut, das Hydratwasser bleibt aber auch bei starkem Glühen gebunden. In Wasser ist es verhältnismäßig leicht löslich, es erfordert 2 Teile siedendes, 20 Teile kaltes Wasser, die kalt gesättigte Lösung bezeichnet man als Barytwasser. Barythydrat findet namentlich in der analytischen Chemie Verwendung, wurde früher auch benutzt, um aus den Metallen der Alkalizuckerfabriken den Zucker abzuscheiden, gestützt auf die Eigenschaft des Kohrzuckers, mit Baryt eine schwer lösliche krystallisierte Verbindung einzugehen, jedoch ist dieses von Dührumfaut eingeführte Verfahren durch bessere Methoden verdrängt.

3) Baryumsuperoxyd oder Baryumhyperoxyd BaO_2 , entsteht, indem man über schwach glühendes Baryumoxyd reinen Sauerstoff oder Luft leitet. Es bildet eine äußerlich vom Baryumoxyd nicht unterscheidbare Masse. Bei stärkerer Hitze zerfällt es in freien Sauerstoff und Baryumoxyd. Man hat diese Eigenschaft zur Darstellung des Sauerstoffs benutzt; indem man Baryumoxyd in liegenden Retorten schwach glüht und einen Luftstrom darüber leitet, wird der Sauerstoff absorbiert, während der Stickstoff entweicht; bei stärkerem Erhitzen wird der ausgenommene Sauerstoff ausgetrieben und kann in Gasbehältern aufgefangen werden, während der verbleibende Rückstand dann immer wieder für den gleichen Zweck verwandt werden kann.

4) Baryumsuperoxydhydrat $\text{BaO}_2 \cdot 6\text{H}_2\text{O}$ entsteht, wenn Baryumsuperoxyd mit Wasser zusammengebracht wird. Im reinen Zustande erhält man es, indem man fein zerriebenes Baryumsuperoxyd in Wasser suspendiert und verdünnte Salzsäure bis zur erfolgten Lösung zusetzt; die Lösung enthält dann Wasserstoffsuperoxyd und Chlorbaryum. Diese versetzt man mit Barytwasser, bis eine bleibende Trübung entsteht, filtriert, um abgeschiedene Verunreinigungen (Thonerde, Eisenoxyd, Magnesia) zu entfernen, und fügt dann mehr Barytwasser zu, wodurch das Baryumsuperoxydhydrat in feinen Blättchen gefällt wird. Es ist in Wasser unlöslich, verliert sein Krystallwasser schon beim Trocknen im Vacuum, beim Kochen mit Wasser gibt es Sauerstoff ab, durch Säuren wird es in Barytsalz und Wasserstoffsuperoxyd verwandelt.

5) Baryumsulfid, Schwefelbaryum BaS , Schwefelsaurer Baryt wird durch Glühen mit Kohle reduziert. Zur Darstellung mischt man 4 Teile höchst fein gepulverten Schwefspat mit 1 Teil Holzkohlenpulver und 1 Teil Leinwandmehl und fügt so viel warmes Wasser hinzu, bis beim Durchkneten eine plastische Masse entsteht. Aus dieser formt man Kugeln von 3—5 cm Durchmesser, welche nach dem Trocknen in einem kleinen Schachteln mit abwechselnden Schichten von Holzkohlen zum starken Glühen gebracht werden. Nach dem Erkalten bilden die Kugeln eine graue, leicht zerreibliche, zum größten Teil

aus Schwefelbaryum bestehende Masse, welche in diesem Zustande für alle technischen Zwecke, wie Darstellung von Barythydrat und Barytsalzen, verwendbar ist.

6) Baryumchlorid, Chlorbaryum BaCl_2 , entsteht beim Lösen von natürlich vorkommenden kohlensaurem Baryt, Witherit, in verdünnter Salzsäure, ferner durch Zersetzung von Schwefelbaryum mit Salzsäure oder durch Schmelzen von schwefelsaurem Baryt mit einem Metallchlorid und Kohle. Letztere Methode wird in der Technik weit angewandt, da sie im Großbetriebe leichter ausführbar ist als eine der andern. Als Metallchlorid verwendet man entweder Chlorcalcium, welches ein wertloses Nebenprodukt bei verschiedenen Processen gewonnen wird, oder Manganchlorid, Nebenprodukt der Chloralkalifabrikation. Die bei dieser stattfindende Reaktion zwischen schwefelsaurem Baryt, Chlorcalcium und Kohle verläuft so, daß bald Chlorbaryum, in Wasser unlösliches Schwefelcalcium und Kohlenoxyd entsteht, nach folgender Gleichung: $\text{BaSO}_4 + \text{CaCl}_2 + \text{C} = \text{BaCl}_2 + \text{CaS} + 4\text{CO}$.

Die Mischung der Materialien wird in einem Flammofen, dessen Bett schwach schalenförmig vertieft ist, bis zum Schmelzen erhitzt und so lange in Blut erhalten, bis keine Flammchen von neuem Kohlenoxyd mehr aus der teigförmig geschmolzenen Masse entweichen. Die Schmelze wird dann aus dem Ofen gezogen, in eisernen Kasken oder Erkalten überlassen und mit Wasser abgekühlt, wobei das Chlorbaryum in Lösung geht, während Schwefelcalcium zurückbleibt. Die Lösung des Chlorbaryums wird durch Verdampfen in eisernen Kesseln konzentriert und liefert dann beim Erkalten eine reichliche Krystallisation. Die Krystalle werden von der Mutterlauge getrennt und getrocknet. Das krystallisierte Chlorbaryum $\text{BaCl}_2 \cdot 2\text{H}_2\text{O}$ bildet rhombische Tafeln von bitter-salzigem Geschmack, welche alle Barytsalze giftig, löst sich sehr leicht in Wasser in Alkohol unlöslich, wird aus konzentrierten wässrigen Lösungen durch Zusatz starker Salzsäure gefällt; bei 100° verliert es sein Krystallwasser, das wasserfreie Salz schmilzt bei Rotglut. Chlorbaryum findet Verwendung zur Darstellung anderer Barytsalze, außerdem in der analytischen Chemie und der Technik zur Reinigung des Wassers, welche zum Speisen von Dampfkesseln dienen soll. 3. letztem Zweck wird das Wasser mit einer kleinen Menge an schwefelsaurem Kalk entsprechenden Mengen von Chlorbaryum und darauf mit Kalkmilch versetzt, der Gips wird durch das Chlorbaryum, die doppeltkohlensauren Erden durch die Kalkmilch abgeschieden.

7) Baryumcarbonat, Kohlensäurer Baryt BaCO_3 , kommt als Mineral Witherit (s. d.) in der Natur vor, wird dargestellt durch Fällung aus Lösung von Chlorbaryum mit kohlensaurem Ammonium und Auswaschen des schwerer weissen Niederschlags. Das Mineral wird, wenn man es zu angemessenen Preisen erhalten kann, zur Darstellung von Barytsalzen, das künstlich dargestellte Salz in der analytischen und wissenschaftlichen Chemie verwendet.

8) Baryumsulfat, Schwefelsaurer Baryt BaSO_4 , als Mineral Schwefspat (s. d.), welches in den meisten Fällen den Ausgangspunkt bei der fabrikmäßigen Gewinnung der Baryumverbindungen bildet. Im feingemahlten und geschlammten Zustande wird es als Zusatz zu viel

Farben verwandelt, teils um deren Substanz zu vermindern, so beim Bleiweiß, teils um deren Farben abzuheben, so beim Chromgelb, um durch seine Beimischung hellere Farben zu erzielen. Künstlich erhält man schwefelsaures Baryt durch Fällung einer verdünnten heißen Lösung von Chlorbaryum mit verdünnter Schwefelsäure und Auswaschen des sich rasch abscheidenden Niederschlags, bis das Barytwasser keine freie Säure mehr enthält. Der Niederschlag wird entweder im feuchten Zustande oder nach dem Trocknen als weiße Farbe unter dem Namen Barytweiß, Permanentweiß oder Blanc fix in den Handel gebracht. Der schwefelsaure Baryt ist in allen Lösungsmitteln völlig unlöslich, kann daher auch im Organismus nicht giftig wirken. Auf der Unlöslichkeit desselben beruht bei der quantitativen Analyse angewendete Verfahren zur Bestimmung sowohl der Schwefelsäure als auch des Baryts.

9) Baryumnitrat, Salpetersaures Baryt $\text{Ba(NO}_3)_2$, entsteht beim Ueßen von kohlensaurem Baryt in verdünnter Salpetersäure, wird am gewöhnlichsten dargestellt durch Vermischen einer heißen Lösung von 4 Teilen Chlorbaryum in 8 Teilen Wasser mit einer ebenfalls heißen Lösung von 3 Teilen salpetersaurem Natron in 3 Teilen Wasser. Beim Ueßen scheidet sich das schwer lösliche Salz fast vollständig als feines Kristallmehl ab, welches durch schematisches Auswaschen mit möglichst kaltem Wasser von dem bei der Fällung entstandenen Chloranion befreit wird. Der salpetersaure Baryt dient zur Darstellung des Baryumoxyds, sowie in der Kunstfeuerwerkerei.

10) Baryumchlorat, Chlorsaures Baryt $\text{Ba(ClO}_3)_2$, wird erhalten durch Sättigen von wässriger Chlorsäure mit kohlensaurem Baryt und Kristallisieren der Lösung. Findet Verwendung in der Kunstfeuerwerkerei zur Erzeugung von schön grünen Flammen.

11) Baryumchromat, Chromsaures Baryt BaCrO_4 , entsteht als schöner gelber Niederschlag beim Füllen einer Lösung von Chlorbaryum mit neutralem Chromsaurem Kali. Findet unter dem Namen gelbes Ultramarin, Barytgelb, selbst, Jaune de Steinbühl Verwendung als Malerfarbe.

12) Baryummanganat, Mangansaures Baryt Ba, Mn, O_4 (?), wird erhalten durch Ueßen von Mangansuperoxyd mit salpetersaurem Baryt. Grüne Farbe, bekannt unter dem Namen Rosenkiesels Grün, Rasseier Grün, Rangangrün.

Hr. Karl u. Stohmann [Huspratt], «Encyclopädisches Handbuch der technischen Chemie» (3. Aufl., Bd. 1, Braunschweig 1874).

Baryumcarbonat oder kohlensaures Baryum, s. unter Baryum (Verbindungen 7).

Baryumchlorat oder chlorsaures Baryt, s. unter Baryum (Verbindungen 10).

Baryumchlorid oder Chlorbaryum, s. unter Baryum (Verbindungen 6).

Baryumchromat oder chromsaures Baryt, s. unter Baryum (Verbindungen 11).

Baryummanganat oder mangansaures Baryt, s. unter Baryum (Verbindungen 12).

Baryumnitrat oder salpetersaures Baryt, s. unter Baryum (Verbindungen 9).

Baryumoxyd und Baryumoxydhydrat, s. unter Baryum (Verbindungen 1 und 2).

Baryumessig oder schwefelsaures Baryt, s. unter Baryum (Verbindungen 8).

Baryumessigsäure oder Schwefelsäure, s. unter Baryum (Verbindungen 5).

Baryumsuperoxydhydrat, s. unter Baryum (Verbindungen 4).

Baryumverbindungen, s. unter Baryum.

Baryxylon (Schwerholz), eine der Familie der Casalpiniaceen angehörige Baumgattung, wovon eine Art (*B. rufum* Lour.) in Cochinchina ein röthliches, sehr hartes Holz liefert. Dieses Holz wird in seiner Heimat als das vorzüglichste Bauholz geschätzt, auch nach Europa gebracht und zu Kleinteilen (Balgen u. s. w.) verarbeitet.

Baryllaste (ital., «spachaster Einsatz»), ein sehr hartes Poliermittel, namentlich ein Karnevalsstein. Baryum, Babelort bei Baryes (s. b.).

Barynamah (Buch von Bary), pers. Helengebiet von etwa 65000 Dörfern (Weil), welches noch nicht gedruckt ist, sondern sich handschriftlich in Paris und London vorfindet. Nur ein kurzes Bruchstück gab Rosegarten mit Übersetzung heraus in den «Gruben des Orients» (Bd. 6, Wien 1818), woraus es Buller in seiner «Chronothalia Schahnamiana» (Wien 1883) wiederholte. Das Gedicht, zu jenen epischen Produkten gehörend, welche das «Schahnameh» des Firdaus nachahmen und von diesem nicht behandelte Teile der Heldensage versifizieren, erzählt, wie Sohrab, der Sohn des Rostam, auf seiner Fahrt nach Iran (auf welcher er von seinem Vater getödtet wird) sich mit der Tochter des Burgvogts von Segman, Schahrab, verlobt und letztere dem Baryam das Leben gibt, der am Hof des turanischen Afrasiat aufwächst, später auf einem Zug gegen Iran gesungen wird und in der iranischen Armee bleibt, woraus er viele ritterliche Abenteuer besteht. Die Sage ist eine Variante der Sohrabsage und der Dichter hatte die Absicht, sie dem «Schahnameh» hinter der Geschichte von Sohrab einzuerleiben. Es gibt in der That im «Schahnameh» Interpolationen an dem B. Als Verfasser des B. wird von Anquetil du Perron, der die pariser Handschrift erwarb, Alidi genannt, der sonst unbekannt ist. Ein Auszug aus dem B. ist das «Suse-namah» (Buch der Sägerin), gleichfalls handschriftlich zu Paris, worin eine turanische Sängerin iranische Helden an sich lockt und gefesselt nach Turan sendet. Vgl. Mohl, «Le livre des rois» (Bd. 1; 2. Aufl., Par. 1876).

Bas (fr.), tief, niedrig, leise; als Substantivum: der Strumpf; a bas, nieder damit; de haut en bas, von oben herunter, geringfügig; Bas-Empire, das spätere Oströmische Reich (zur Zeit seines Verfalls); bas bien, Blauschwarz.

Bas (Bag), kleine Insel an der Nordküste der Bretagne, zum franz. Depart. Finistère, Arrondissement Morlaix, gehörig, 4 km lang und 3 km breit, hat drei Dörfer, den schönen und sichern Hafen Kernoc, welchen vier Strandbatterien und zwei Forts verteidigen, und ein Leuchtturm. Der männliche Teil der etwa 1200 Seelen betragenden Bevölkerung betreibt Schifffahrt und Fischeerei, während die Frauen das Feld bestellen.

Basalt ist ein schwarzes, scheinbar dichtes Gestein mit mattem, splittigerem, im groben nach muscheligen Bruch, welches zu der Gruppe der kieselsäurearmen jüngern Eruptionen gehört. Anscheinend vollkommen homogen, erweist es sich, ganz abgesehen von mit unbewaffnetem Auge

sichtbaren porphyrischen Ausscheidungen, bei starker
 mikroskopischer Vergrößerung der Dünnschliffe aus
 einzelnen verschiedenartigen Mineralindividuen zu-
 sammengesetzt, zwischen denen häufig noch eine glas-
 artige Masse beobachtet wird, welche ihrerseits einen
 Rest des ursprünglichen Schmelzflusses darstellt,
 aus dem der B. erstarrte. Die erwähnten mikro-
 skopischen Mineralindividuen bestehen bei allen B.
 aus Augit, Chlorin und Magnetit, zu denen sich
 entweder trichterförmige Feldspat (Blagioslas), oder Ne-
 phelin, oder endlich Leucit gesellt. Man unterscheidet
 bei demselben Blagioslabasalt, Nephelinbasalt und
 Leucitbasalt, zugleich aber ergibt es sich, daß die B.
 nichts sind als apbanitische (b. h. nicht erscheinende)
 Varietäten der Tolerite und Leucitophyre. In die-
 sen bichten B. sind größere Partien von Olivin,
 Augit und Hornblende ausgeschieden, sodaß por-
 phyrartige Varietäten entstehen. Noch häufiger ist
 die Erscheinung, daß der B. reich ist an ursprüng-
 lich hohlen, jetzt durch Infiltration mit Kalkspat,
 Wragonit, Quarz und Zeolithen ausgefüllten Bla-
 senräumen, wodurch Mandelstein oder amogdalob-

Unter dem Einflusse sol-
chlicher Wasser verfallen
und Auslaugungspro-
ducte (Kalk, Magnesia,
u. d. B.) sind vulkani-
schen Zellen während der
u. jedoch bestehen auch die
heutigen Vulkanen (z. B.

den Ätna, des Vesuv) aus basaltischen Lavas. Während letztere Ströme und Gänge bilden, treten die letzteren V meist in Form von Kuppen, Kegeln (Eifel, Siebengebirge, Belsen, Erzgebirge, Böhm. Mittelgebirge) und sich vielfach übereinander wiederholenden Teden auf (Island, schott. Inseln). Aus Blagiollasbasalt besteht z. B. der Heilberg und Elberg im Siebengebirge, der Hausberg im Hahnenwald, aus Nephelinbasalt der Eschenberg im Erzgebirge, die Pfaffensteine im Thüringerwald aus Leucitbasalt der Pöhlberg im Erzgebirge, die Stopfelschuppe im Thüringerwald. Höchst charakteristisch ist für alle V die Tendenz zu säulenförmiger, bei manchen auch die zu kugelförmiger Absonderung. Die vier-, fünf-, oder sechsseitigen Säulen stehen meist senkrecht zur Abkühlungsfläche der Basaltmasse, also bei Teden, Lagern und Strömen vertikal, bei Kuppen oft radial, bei Gängen horizontal. Der V dient als treffliches Bau- und Chausseematerial (Vgl. Zittel, Untersuchungen über die mikroskopische Zusammensetzung und Struktur der Basaltgesteine (Bonn 1870)).

Befehlshaber, i. 3. 1918.

Basaltkonglomerat nennt man eine Zusammenhäufung von eckigen, meistens aber etwas abgerundeten Bruchstücken basaltischer Gesteine von verschiedener Größe, welche durch ein erdiges und gerreibliches, bald aus feinem Basaltschutt, bald aus mergeligem, thonigem oder kalkigem Material bestehendes Bindemittel untereinander verkittet sind. Ablagerungen von B. welche gewöhnlich deutliche Schichtung zeigen, fehlen wohl in keiner basaltischen Region und erweisen sich theils als Reibungsprodukte beim Emporbringen der Basalte, theils als zusammengefrachteter Schutt von zerstörten festen Basaltmassen.

Basaltstein ist eine feinkörnige, dichte oder erdige Zusammenhäufung kleiner basaltischer Partikel von gewöhnlich schmutzgrauer oder gelblichbrauner

Barbe, welche Körner und aufgroße Drusen in mürben basaltischen Gesteinen umschließt und auch Fragmente anderer Gesteine (z. B. Kalkstein oder Krystalle und Krystallbruchstücke von Quarz, Hornblende, Augit, Nimmer) enthält. Darin befindet sich das Material in einem vorgerathen Stadium der Zersetzung, weshalb es auch als Adern und Rissen von Kalksalz, Krongit u. Zeolithen durchzogen erscheint. Stellenweise hat sich darin Abdrücke von Schwamm- und Runkelkugeln, Blattabdrücke, vertiefte oder selbst hölzer. Der B. ist stets mehr oder weniger durchgerichtet und scheint meist zerklüfteter Ecken zerklüfteten Basaltmassen, teils das Produkt vulkanischer Eruptionen zu sein, theils das Sapillit und dem vulkanischen Sande. Er tritt in allen basaltischen Gegenden auf, vergesellschaftet mit basaltischen Conglomeraten, wechsellagernden massigen Basaltdecken oder eine äußere mannigfaltige Hülle um Basaltkuppen darstellend.

Basement (ital.), Bilder-, Söulenkunst, Monument, auch Grund eines Gebäudes.

Basem (biblisch), später Batanaan (vgl. Othenes), der nördl. und fruchtbare Theil des Jordanlandes, vom Hermon (Dschebel es-Schar bis zum Jabbokflusse (Zerba) und vom Esdrameth über die wasser- und weidenreiche Ebene des (Dscholan) und die weingefegnete Ebene sich erstreckend, berühmt durch seine Gärten (im heutigen Dschebel Dscholan), war zu der Zeit von Amoritern (s. d.), dann von Königen des Stammes Manasse bewohnt und teilte mit die Schicksale des Reichs der zehn israel. Stämme.

Boussan (Pierre François), franz. Kupferstecher und Kunstschreinsteller, geb. zu Paris 20. Okt. 1717 war ein Schüler von Etienne Jeune und J. B. Drouille und führte seine Lehre mit leichter und sicherer Hand aus. B. gründete in Paris ein großen Verlag von Kupferstichen, aus welchem tausend Stiche nach Ital., niederländ. und im Meistern hervorgingen. Als Kunstschreinsteller wählte er sich einen Namen durch sein „Dictionnaire de gravure ancienne et moderne“ (3 Bde., Par. 1762 2. Aufl., 2 Bde., 1789, neue Ausg., 2 Bde., 1809). B. starb zu Paris 12. Nov. 1797.

Balsam (frz.), talbleberartig pulverisirtes essigsaures namentlich zu Pochereinbänden verwandt davon abgeleitet das Neutwort balsamirt

Sofantello (Sofentello). Ort in der Provinz Terra di Otranto, bei Latroni. Nach dem Annahmen erlitt hier Kaiser Otto II. am 13. Juli 982 eine entscheidende Niederlage zu die Griechen und Sarazenen, deren Tod haben indes ergeben, daß die Schlacht nicht in sondern südlich von Otranto an einer unklaren Stelle unweit des Meeresküste stattgefunden.

Bajarschik, Bajardschik, d. h. Bajarschik ist der Name von mehreren Orten auf der Balkanhalbinsel. — B. oder Badtschi-Ogla-Beier im Fürstenthum Bulgarien, 27 km nordwestlich von Baltschik, hat (1881) 9545 Q., eine Moschee, mehrere Kirchen und hält jährlich im April eine bedeutende Messe. Die Stadt wurde 2. Juni 1877 von den Russen unter Kommandant L. erobert, der 4 Törten nach Schumla zurücktrieb, und 8. Juni 1878 abermals erobert unter Kommandant II nach einer hartnäckigen Verteidigung, wobei 8000 Tödteten. — B., auch Katar-B. genannt, Stadt in Ostrumelien, an der oberen Maritsa und der Rum.

den Uralen, 46 km westlich von Philippopol, 13000 q. und ist seit dem Russisch-Türkischen Krieg von 1877–78 ein russischer Besitzthum geblieben. Der Ort hat warme Quellen und Bäder, die bedeutenden Ruinen und hält jährlich eine Viehmesse. Kaschken genannt, die vom Anfang im 18. J. durch August bemerkt. Von B. führt ein im 18. J. gebauener Eisenpfad zwischen den auf hohen felsigen Ruinen der antiken Troas über den Balkan nach Sophia.

Das blau, (Blau Krumpf)

Das-Deutsches (Fr.), die in der Bretagne gesprochene lateinische Mundart, i. Westnische Sprache d. Literatur.

Dasch (türk., d. d. Kopf, Haupt, Befehlshaber) mit in vielen Verbindungen vor, z. B. Dasch (Befehlshaber eines Christenheeres), Dasch (Befehlshaber des Leibes, welcher der Seele mitführt d. aufliegt), Dasch (erster Jesuwechsel einer neuen Schwadron oder Batterie).

Dasch-Dasch heißen in den türk. Staaten die wilden Jägertruppen, welche aus den kriegstüchtigen Stämmen des Osmanischen Reichs, besonders Arabern und in Asien, gewonnen werden. In Rußland bekannt unter dem Namen der Strudelkämpfer. Die Truppen erhalten vom Staate nur Waffen d. Reiter sowie die Kostverpflegung, aber keine Besoldung. Das B. führen eine etwa 3 m lange und einen Gürtel, in der Regel auch einen Dolch und einen Halm. Im Orient tragen sie sich völlig unbekleidet. Weder einen, sondern einen Dolch, welcher aus Wille dazu gemacht wurde, nach dem engl. General Gortons in d. Verfassung zu organisieren und zu disciplinieren. Sie mußten mehrmals, um ihren Oberanführer zu tadeln zu thun, durch Einzeltruppen anzuweisen werden. Auch im Russisch-Türkischen Krieg von 1877–78 haben sie sich durch ihre Thaten verdient gemacht.

Dasch-Dasch (türk., d. d. Oberhaupt), Titel der reicheren Frauen des Sultan.

Daschken, eigentlich **Daschken**, ein gewöhnliches türkisches. Stämmen gerechnet, aber ursprünglich ursprünglich kumisches, doch durch ihre Sprache und Sitten wie in Ostasien und ihre natürlich gewordene Volk, von der alten Mittel (Mittel) genannt. Sie wohnen im Uralgebirge, hauptsächlich auf dessen Westseite und an den Ufern des Wolgagebirges, im Süden der Dnieper in den Gouvernements des Orenburg, Kasan, Samara und einem Theil von Wjatka. Der Name Daschken, den man ihnen als Samarkander oder als Samarkander, Gyzan, Gyzan oder als Kaschken, Kaschken, Kaschken hat, kommt zum ersten mal im Anfang des 18. J. bei dem Kaiser Jhu Jhu in dem Bericht von dessen Gesandtschaft zu den Wolga-Bularen vor. Von abendlichen Schriftstellern werden auch im 18. J. von den Asienischen Mann und Arabern erwähnt. Diese bezeichnen unter dem Namen Daschken als ein am oberen Ural wohnendes Volk, das dieselbe Sprache wie die Kaschken (daher Major Kaschken). Das ist Kaschken der Mongolen und Kaschken unter der B. ein selbständiges, großes Volk, das sich westwärts der benachbarten Kaschken Bularen bemerkt. Kurz vor der Mitte des 18. J. wurden sie jedoch von den Kaschken unterworfen und fanden nun unter ihrer Herrschaft.

Herrschaft: Die Kaschken gehörten zum (Dnieper) zum (Dnieper) zum (Dnieper) wohnen) zum (Dnieper) von den (Dnieper) und (Dnieper) J. J.

den die anstehenden Steppenwälder die große Regel haben. Zur Zeit, als Kasan durch den russ. Großfürsten Jwan I. 1457 erobert wurde und durch Jwan II. 1552 das Kasanische Khanat ein Ende nahm, waren die B. bereits ohne Macht. Sie unterworfen sich dem russ. Czar und erhielten das Land zwischen der Kama und Dnieper angewiesen, an letzterem wurde 1573 Ufa als Hauptstadt des Kasanischen Landes zum Schutze gegen die Kaschken gegründet. Die B. empörten sich indes wiederholt gegen die russ. Herrschaft so 1673–76 unter Selti, 1707–8 unter Albat und Kuchum, zuletzt zur Zeit der Gründung Orenburgs 1735–41 unter Kuchum, wodurch sie in Wohlstand und Volksmenge sehr herabgekommen. Nach ihrer Unterwerfung (1741) erhielten sie eine militärische Organisation. Im J. 1756 wurden sie von Steuern befreit und seit 1758 sind sie zum Dienste der unregelmäßigen Reiterei herangezogen. Noch jetzt zahlen sie keine Steuern, jeder muß aber vom 17 bis 40 Jahre Kriegsdienst leisten.

Die B. zerfallen gegenwärtig in 12 Stämme und jeder derselben in eine Anzahl Parteien. Sie stehen unter dem Gouverneur von Orenburg, militärisch unter einem eigenen Kommandanten; jeder Partei wählt seinen Starichin oder Anführer selbst. Pferd und Bogens, mit denen sie in den Befreiungskriegen im westl. Europa erschienen, sind jetzt mit Lanze und Pike vertauscht. Sie bilden, mit übergesiedelten Don-Kosaken gemischt, den Uralfluß entlang den Grenzländern gegen Kasan oder die Linie der Uralischen Kasakra. Auch werden sie zur Begleitung der Karawanen in die Kaschkensteppe und zu mancherlei andern Diensten gebraucht. Sie sind roh und kriegerisch, vortreffliche Reiter und wissen ihre Waffen geschickt zu gebrauchen. Die B. bewohnen, etwa 750000 Köpfe stark, ein Gebiet von ungefähr 140000 qkm, das halb mit Wald bedeckt ist. Man trifft sie in ansehnliche und wandernde B. Die ersten wohnen in Dörfern und treiben Viehzucht, Ackerbau und Bienenzucht. Die nomadischen, wiederum in Gebirgs- und in flachen B. zerfallend, leben in nomadischer Weise, das im Winter in B. haben große, mit großen Ohren aufsteckende, schmale, geschlossene Augen, eine gerade, kurze Stirn, schwarze Haare, breite Brust und breite Schultern, sind aber nicht stark und muskulös und in jeder Hinsicht und Arbeit tüchtig. Sie bekleiden sich seit alter Zeit zum Islam. Für ihre Kinder sind jetzt 360 Schulen eingerichtet, in denen 7000 Kinder unterrichtet werden. Die Kleidung der B. besteht in einem blauen Hemde oder einem langen, ohne Oberflöße nach dem Gürtel und einem großen Schafpelz, die Kopfbedeckung aus einer roten Filzhaube. Sie tragen sich gaffel, sind aber untränke, träge und viehisch, besonders zum Pferdehieb geneigt. Ihr Lieblingsgetränk ist saurer Wein, nächst dem Thee und der Milch, ein aus gegorener Stutenmilch bereitetes braunes Getränk.

Die Reiterregimente des Kaschkenheeres, welche sich im siebenjährigen Kriege sowie in den Kriegen

nicht des Ural) geblieben (am Ural) in Kaschken (Berghen) u. Sie selbst leiten u. ab, welche im 18. J. herrschten und von

in flachen B. zerfallend, leben in nomadischer Weise, das im Winter in B. haben große, mit großen Ohren aufsteckende, schmale,

geschlossene Augen, eine gerade, kurze Stirn, schwarze Haare, breite Brust und breite Schultern, sind aber nicht stark und muskulös und in jeder Hinsicht und Arbeit tüchtig. Sie bekleiden sich seit alter Zeit zum Islam. Für ihre Kinder sind jetzt 360 Schulen eingerichtet, in denen 7000 Kinder unterrichtet werden. Die Kleidung der B. besteht in einem blauen Hemde oder einem langen, ohne Oberflöße nach dem Gürtel und einem großen Schafpelz, die Kopfbedeckung aus einer roten Filzhaube. Sie tragen sich gaffel, sind aber untränke, träge und viehisch, besonders zum Pferdehieb geneigt. Ihr Lieblingsgetränk ist saurer Wein, nächst dem Thee und der Milch, ein aus gegorener Stutenmilch bereitetes braunes Getränk.

Die Reiterregimente des Kaschkenheeres, welche sich im siebenjährigen Kriege sowie in den Kriegen

von 1812—15 durch barbarisches Auftreten verächtlich gemacht haben, bilden noch gegenwärtig ein eigenes **Bajlo** (Heer), das bis Ende 1881 dem Generalgouverneur des Militärbezirks Orenburg, seitdem jedoch dem Generalgouverneur des Militärbezirks Kasan unterstellt ist. Im J. 1874 wurde bei den B. wie bei einigen andern, der russ. Herrschaft unterworfenen Fremdvölkern die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und 6. Juli 1874 wurde, zunächst versuchsweise, in Orenburg eine Schwadron B. für die Dienstpflichtigen errichtet. Der Generalgouverneur Krysanowski förderte erfolgreich die Entwicklung dieser Truppe, durch welche die B. allmählich mit dem Dienste der regulären Reiterei bekannt gemacht werden sollen, errichtete 1875 bereits eine zweite Schwadron und 1876 ein Bäschitiregiment von vier Schwadronen. Diese Lehetruppe besitzt einen Stamm von 17 Offizieren und 84 Beamten, Unteroffizieren und Mannschaften der regulären Kavallerie, ist neuerdings mit gezogenen Gewehren bewaffnet, jedoch bisher noch nicht uniformiert worden. Unter den Offizieren befinden sich einige eingeborene Fürsten, denen verschiedene Vergünstigungen gewährt worden sind, um sie für den russ. Militärdienst zu gewinnen.

Bäschitz (türk.), eigentlich die stöthische Röhre der Offeten; danach auch eine Kapuze für Damen.

Baschmalik (türk., Sandalengelb), eine Art Radelgelb der Sultanninnen, bestehend in dem Betrage, welchen die Verpachtung der Strafgelder für Waldvergehen liefert.

Baschtan (russ.), Melonen- oder Arbusengarten; **Baschtanit**, Besitzer eines solchen.

Baschtärbe (türk.), Galeere des Kapuban-Bascha oder des Sultan, von 26—36 Ruderbänken.

Basco, die größte der Admiralitätsinseln (s. b.).

Bascule (fr.), Schaufel, Schwenkel, Schnepper (am Schloß); **Basculesystem**, Schaufelsystem.

Basculeschloß, auch **Basquillverschluß** (fr. serrure à bascule, serrure à basquillo, engl. basquill-lock), ein bei Thüren und Fenstern häufig

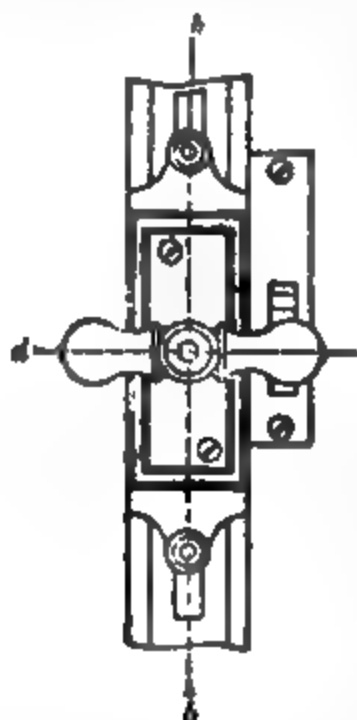


Fig. 1.

Fig. 2.

angewandeter Verschluß, bei welchem mittels eines drehbaren Handgriffs meist von einem in der Mitte liegenden Getriebe aus zwei Riegel gleichzeitig nach oben und unten verschoben werden können. Die vorstehende Fig. 1 zeigt die innere Einrichtung des

Schlosses. Das in der Mitte des Schloßes liegende kleine Zahnrab a kann durch einen Handgriff (Fig. 2) gedreht werden und bewegt so die in kurzen Zahnstangen endenden Riegel b, b. Bei einer andern Anordnung erfolgt die Bewegung der Riegel durch zwei sich diametral gegenüberstehende Stifte a, a, die in entsprechende Löcher der halbkreisförmig gebogenen Riegel fassen. Fig. 3 zeigt ein dergleichen

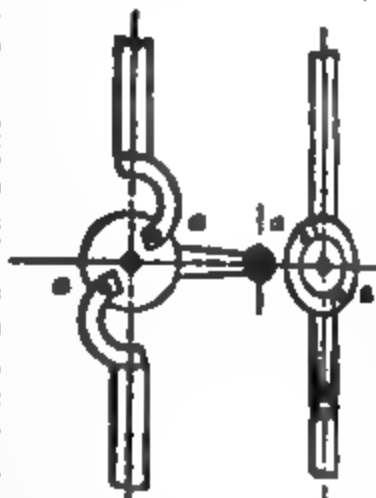


Fig. 3.

Schloß im geöffneten und geschlossenen Zustand in Fig. 2 ist die äußere Ansicht beider Arten gegeben.

Bäse oder **Muhme** bezeichnet in der Mundartslangue zunächst die Tante (des Vaters oder der Mutter Schwester), aber auch umgekehrt die Nichte (des Bruders oder der Schwester Sohn) ferner weibliche Geschwisterkinder (Cousine) männliche Verwandte dieser Art bezeichnet man als Vetter (resp. Cousin). Endlich pflegt man auch alle entferntern weiblichen Verwandten zu nennen wenn es nicht Blutsverwandte sind, B. u. m.

Bass Ball (spr. Bass Bohl), amerik. Ballspiel, welches mit einem harten, mit überhöhlenen Ball und einer hölzernen Keule von mehreren Personen zählenden Parteien (clubs) gespielt wird. In den Vereinigten Staaten besitzen nationale Gesellschaften für dieses Spiel, die sich ihre Versammlungen abhalten und von Vertretern sämtlicher Staaten besucht werden. In diesen Versammlungen werden die Spielregeln vidiert und Streitfragen entschieden.

Baschbow, ein dem Grafen von Hahn gehörendes Dorf im östl. Teile des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, im Kreise Wenden, Amt Grahnen, am Ostende des Malchinsees und mit Linie Malchin-Baren der Friedrichs-Familie mit 430 Q. und schöner altgot. Kirche. Der Baron von Hahn, Erblandmarschall, hat hier ein Schloß mit schönen Gartenanlagen und Park, ein reichem Tiergarten und gutem Gestein.

Baschbow (Joh. Bernh.), eigentlich Joh. Bernh. Baschbow, auch Bernh. von Baschbow, wie er sich oft nannte, wurde in Hamburg, sein Vater Verleumdungsmacher war, 11. Sept. 1741 geboren. Nachdem er erst das Johanneum und 1741—44 das Gymnasium besucht hatte, zog er nach Meiningen, dem wittenbergischen Hauptort, wo er eine Anregung erhielt, bezog er 1744—45 die Universität Leipzig, um Philosophie und Theologie studieren, ohne jedoch dieselbe die akademischen Vorlesungen regelmäßig zu besuchen, indem er sich vielmehr durch häuslichen Fleiß, durch Bücherlesen und durch persönlichen Umgang mit gelehrten Männern beschäftigte. Im J. 1755 wurde er Lehrer an der Literaturakademie zu Sorde, von wo er 1761 wegen politischer Ansichten an das Gymnasium zu Riga versetzt wurde. Hier schrieb er „Phädon“ (1763), „System der gesunden Vernunft“ (1765) und wurde als Irrlehrer erklärt und am Abendmahl ausgeschlossen. Der Druck seiner Intoleranz, besonders aber des Erkennens

lauffens «Halle» (1762) brachte ihn auf den Gedanken, der Reformer des Erziehungswesens in Deutschland, wosöglich von ganz Europa zu werden. Dagegen von Rousseaus Gedanken und mit den Anschauungen des Comenius vertraut, schrieb das «Methodebuch für Väter und Mütter der Familien und Völler» (Dz. 1778) und trat 1768 in seiner Vorstellung an Menschenfreunde und rühmende Männer, über Schulen, Studien und den Einfluss in die öffentliche Wohlfahrt hervor, wie er zugleich den Plan eines pädagogischen Elementarwerks vorlegte, das sein A-b-c-Buch der alten und nominalen menschlichen Erkenntnis ersetzen sollte. Die in dem Plane entwickelten Ideen haben lebendiges Interesse und eine Selbstunterhaltung von 15000 Thirn. Im J. 1774 erschien das «Elementarwerk» (4 Bde. mit 100 meist Chobaudischen Kupfern) mit einer franz. Übersetzung von Huber und einer lateinischen (von Mangelsch). Leopold Friedrich Franz besah ihn 1771 nach, wo er 1774 das Philanthropin (s. Philanthropie) errichtete, das aus einer Pensionatschule für Jünglinge vom 6. bis zum 18. Jahre bestand, die in deutscher, franz., lat. und griech. Sprache, in allen Studien der geistlichen Stände, in allen schulaufgaben und gymnastienmäßigen Studien, bis an die Geschicklichkeiten zu den höheren Schulstufen unterwiesen wurden. Der Entschluss für B.s Unternehmen, «das nicht katholisch, nicht aber reformiert, aber christlich» sein sollte, war bei ihm «die Lehrbücher frei von theologisierenden Einfaltungen für das Christliche wider Juden, Mohammedaner, Deisten und wider die sog. Dissidenten, welche an einigen Orten heftig» war. Nachher, Rambach, Jellin, Kant, Euler, der v. Rönner u. s. w. sprachen sich aufs vorteilhafteste dafür aus, und ähnliche Philanthropine werden gegründet (s. B. das Philanthropin zu Berlin von Wulffes von Salis, das Philanthropin zu Heilsheim, die Rudolfsche Lichterschule in Hamburg und die Salgmannsche Stiftung in Berlin). Bald jedoch wurde durch B.s Verhalten in seinen Freundschaften und durch seine gerechte, einseitige Herabwürdigung des Alten in Deutschland gemindert. Er lebte seit 1778 in Dessau, bald in Leipzig, Halle und Magdeburg, wosöglich für seine Ideen tätig, bis er i. Juli 1790 in Magdeburg mit dem sein Streben nachbessernden Worten starb: «Ich will seztet in den besten meiner Mitmenschen.» B. war ein leidenschaftlicher Geist, energisch und in im Leben und Schreiben, mehr angelegt zum Kritikern als zum Aufbauen. Seine Erziehungsansichten waren extrem; er hatte ein blindes Vertrauen auf seine alleinigmachende Unterrichtsweise, die weder die Individualität des Jüglings noch die Persönlichkeit des Lehrers allseitig berücksichtigte. Auch verkannte er den tiefen Inhalt des alten Altertums und den wesentlichen Gehalt des Christentums für die Erziehung. Er hat jedoch den unbestreitbaren Verdienst, daß er die Mängel der alten Erziehung, welche die körperliche Entwicklung ganz vernachlässigte, die Muttersprache in die Reihen gar nicht als Unterrichtsgegenstände betrachtete und sich überhaupt nicht mit Berücksichtigung von sachgemäßen methodischen Grundlagen letzten ließ, sondern in einem traditionellen Lehramt verloren hatte, ohne Schonung aufzuheben. Wenn es sein Verdienst, daß durch seine

Birkhamkeit neben den alten auch die neuere Sprachen Lehrgegenstände in den Schulen wurden und damit das Vorurteil verschwand, wonach wahre Bildung einzig durch Aneignung der lat. und griech. Sprache möglich sein sollte. Große Verdienste hat B. sich aber um die deutsche Schule dadurch erworben, daß er die Anschauung (Sachkenntnis vor der Wortkenntnis) bei allen Jüngern gefördert, die Reizter und Pein der alten Schulen (das Memorieren u. s. w.) gemildert und überhaupt darauf gebrungen hat, dem Kinde die Schule lieb zu machen.

Vgl. Rathmann, «Beiträge zur Lebensgeschichte B.s aus seinen Schriften und andern echten Quellen» (Magdeburg 1791); Meyer, «Charakter und Schriften B.s» (2 Bde., Hamb. 1791—92).

Baselbieter Krankheit (Glophagenkrankheit) nennt man eine zuerst von dem merseburger Arzt Baselbieter 1840 beschriebene eigentümliche Krankheit, welche sich durch Herzklappen, Beschleunigung der Herzthätigkeit mit verstärkter Pulsation der Kopf- und Halsgefäße, ferner durch Anschwellung der Schilddrüse (Kropf) sowie durch stärkeres Hervortreten der Augäpfel (Glophage, Exophthalmus) charakterisiert und wahrseinslich in einem lähmungsartigen Zustande der im sympathischen Nervensystem des Halses verlaufenden Hals- und Kopfgefäßnerven begründet ist. Das Leiden findet sich überwiegend bei Frauen, besonders im jugendlichen Alter, und zieht sich oft monate- und jahrelang hin; bisweilen entsteht es ganz plötzlich nach einer Kopfverletzung, nach einem heftigen Schreck oder anhaltenden psychischen Aufregungen. Die Behandlung besteht hauptsächlich in kräftigender Diät, Darreichung von Eisen- und Chinapräparaten, Veränderung des Klimas, Anwendung von Seebädern und Elektrizität.

Basicität, Basicität oder Basität, das Wesen chem. Basen im Gegensatz zu dem der Säuren, der Acidität.

Basel (frz. Bâle), der 11. Kanton der Schweiz, an der Nordgrenze derselben zwischen Elsas, Baden und den Kantonen Aargau, Solothurn und Bern gelegen, zerfällt seit 1833 in die Halbkantone Basel-Stadt (Bâle-Ville) mit 85,9 qkm und (1880) 65101 E. und Basel-Land (Bâle-Campagne) mit 421,9 qkm und 59271 E. Mit Ausnahme der unmittelbaren Umgebung der Stadt B., die am Anfang der Oberrheinischen Tiefebene liegt, besteht der Kanton aus einem von mehreren Quertälern zerteilten Juraplateau, das nach S. und SO. allmählich zu den Grenzketten des Jura- und Schwarzwalds ansteigt. Das ganze Ländchen gehört dem Gebiete des Rheins an, dem hier die Ergolz, die Birs und der Rigi aus dem Jura, die Biese aus dem Schwarzwald zufließen. Der Boden ist im ganzen fruchtbar und wohlangebaut, das Klima in den oberen Juragegenden ziemlich rau, in den untern Thälern dagegen und besonders im Rheinthale sehr mild, so daß Aebn und Obstbäume trefflich gedeihen.

Die Bevölkerung ist alemann. Stammes und deutscher Zunge; in B.-Stadt sprechen 96,9 Proz. der Einwohner deutsch, 2,9 Proz. französisch, 0,1 Proz. italienisch, 0,1 Proz. bedienen sich anderer Sprachen; für B.-Land sind die entsprechenden Zahlen: 99,9 Proz., 0,1 Proz., 0,1 Proz. und 0,1 Proz. Die Haupterwerbsquellen sind der Landbau, die Viehzucht, der Bergbau, die Seidenweberei

und der Handel. Der Landbau liefert nicht genug Getreide und Feldfrüchte für den Bedarf der sehr dichten Bevölkerung (in beiden Halbkantonen zusammen 265 E. auf 1 qkm). Wein wird namentlich im Rheintal, im untern Birsthal und bei Malsprach gebaut, der Obstbau liefert Kirsch und Kirschwasser zur Ausfuhr. Von dem Gesamtareal entfallen etwa 30 Proz. auf Wäldungen, 2 Proz. auf Weinberge, 60 Proz. auf Äcker, Gärten-, Wiesen- und Weideland, 2 Proz. auf Wohnplätze, Straßen u. dgl., 3 Proz. sind unproduktiv. Die Viehzucht, in den untersten Stufen mit dem Landbau verbunden, wird im Jura als Alpwirtschaft betrieben. Nach der Viehzählung von 1876 zählten beide Halbkantone zusammen 3298 Pferde, 16700 Rinder, 4498 Schweine, 8060 Schafe, 5110 Ziegen, 5380 Bienenstöcke. Der Bergbau liefert jährlich 130000 metr. Etr. Salz aus der Saline Schweizerhall. Die Juragegenden haben Kalkstein- und Gipsbrüche. Von Mineralquellen besitzt der Kanton außer den Solwässern von Schweizerhall nur wenige unbedeutende Eisen-, Kalk- und Gipsquellen. Die Seidenbandweberei, die in B.-Stadt und den angrenzenden Teilen von Bern, Solothurn und Baden etwa 40000 Menschen beschäftigt, bringt Seidenbänder im Werte von etwa 50 Mill. Frs. jährlich zur Ausfuhr. Der Handel ist sehr lebhaft und wird durch ein reich entwickeltes Netz von Fahrstraßen und Schienenwegen begünstigt. Von B. aus, wo drei ausländische Eisenbahnen sich an das Schweiz. Bahnnetz anknüpfen, folgen drei Linien den Hauptthälern: die Bernische Juraabahn steigt durch das Birsthal hinauf und verbindet B. mit der Westschweiz; die Centralbahn, von welcher bei Diestal die schmalspurige Strassenbahn nach Waldenburg abzweigt, folgt dem Thal der Ergolz, durchbricht den Untern Hauenstein (s. d.) und gelangt über Olten nach Luzern und Bern; den Verkehr mit der Ostschweiz vermittelt die Vözbergbahn, welche zunächst das baslerische und das aargauische Rheintal durchzieht, dann sich nach S. wendet, den Vözberg durchbricht und bei Wegg an die Nordostbahn sich anschließt. Unter den Poststraßen ist zu nennen diejenige des Oberrn Hauenstein.

Die Verfassung, in B.-Stadt von 1875, in B.-Land von 1863, ist in beiden Halbkantonen rein demokratisch. In B.-Stadt ist der Große Rat, 130 Mitglieder, vom Volk in elf Wahlkreisen gewählt, gesetzgebende, der Regierungsrat mit sieben Mitgliedern, vom Großen Rat gewählt, vollziehende Behörde. Gesetze und Beschlüsse der Behörden unterliegen dem fakultativen Referendum (s. d.), für welches, sowie auch für die Initiative zu Gesetzen u. f. w. das Begehren von 1000 stimmberechtigten Bürgern erforderlich ist. In B.-Land ist der Landrat, je ein Mitglied auf 800 E., vom Volke in 39 Wahlkreisen gewählt, gesetzgebende, der Regierungsrat mit 5 ebenfalls direkt vom Volk erwählten Mitgliedern, vollziehende Behörde. Die Amtsdauer beträgt, wie in B.-Stadt, drei Jahre. Das Referendum ist obligatorisch; für die Initiative sind 1500 stimmberechtigter Bürger notwendig. In administrativer Hinsicht zerfällt B.-Stadt in die Stadt und die drei Landgemeinden Riehen, Bettingen und Kleinhüningen, B.-Land in vier nach den Hauptorten benannte Bezirke mit je einem Statthalteramt. Gerichtsinstanzen hat B.-Stadt, abgesehen von den Einzelrichtern der Landgemein-

den für Bagatellsachen, zwei: nämlich ein Civilgericht und ein Strafgericht als erste, und ein Appellationsgericht von neun Mitgliedern als zweite Instanz. B.-Land hat 17 Friedensrichtertreue und 5 Bezirksgerichte, ein korrekzionelles Gericht und ein Kriminalgericht und als letzte Instanz das Obergericht mit sieben Mitgliedern. Beide Halbkantone sind paritätisch. B.-Stadt zählt (1880) 44236 (68 Proz.) reformierte, 19288 (29,6 Proz.) lat. E., 830 Israeliten und 747 Angehörige anderer Konfessionen; in B.-Land beträgt die Zahl der Reformierten 46670 (78,7 Proz.), die der Katholiken, welche hauptsächlich im Bezirk Alesheim wohnen, 12109 (20,4 Proz.); Israeliten gibt es 223, Andersgläubige 269. Für die reform. Kirche besteht in beiden Halbkantonen je eine Synode; die Katholiken stehen unter dem Bischof von A., dessen Sitz gegenwärtig Lugern ist, die Christlichen unter dem Schweiz. Nationalbischof in Bern. Im Erziehungsweisen nimmt B.-Stadt den ersten Rang in der ganzen Schweiz ein. An die Volksschule, welche obligatorisch und unentgeltlich ist und den Unterricht auf vier Elementar- und vier Sekundärfächern verteilt, reißen sich die Gewerkschulen (oberes Realgymnasium), das Pädagogium (obere Litterargymnasium) und eine höhere Lehrerschule, endlich die 1460 gegründete Universität an. In B.-Land, das bei den Rekrutenprüfungen von 1880 den 15. Rang einnahm, bestehen neben den obligatorischen und unentgeltlichen Primärschulen von Sekundär- oder Bezirkschulen. Die Finanzlage ist in B.-Stadt insofern großer außerordentlicher Ausgaben im Bauwesen für den Augenblick ungünstig: die Staatsrechnung von 1880 weist bei 3918657 Frs. Einnahmen, 4738706 Frs. Ausgaben auf, und die Vermögensbilanz schließt mit einem Passivsaldo von 8752776 Frs. ab, was in bezug auf den Kredit des ungemein fleißigen und blühenden Gemeinwesens keinen Eintrag thut. In B.-Land betrugen 1880 die Einnahmen 782355 Frs., die Ausgaben 803652 Frs., und das neue Staatsvermögen 1925120 Frs. In militärischer Beziehung gehören beide Halbkantone zum Schweizerbezirk der 6. Division. Als Wappen führen Stadt und Land den sog. Baselfstab, die Stadt schenkt, die Landschaft rot, im weissen Felde.

Geschichte. Die Stadt B. erwuchs allmählich aus dem röm. Lagerposten Basilia (quert 873 n. Chr. erwähnt), der etwa 9 km von der wichtigen Stadt Augusta Tauracorum entfernt lag, deren Name noch in den beiden Dörfern Kaiser-Augst und St. Augst fortlebt. Nachdem B. seit 406 unter dem röm. Herrscher gestanden, kam es mit ganz Alemannien um 500 unter die Herrschaft der Franken und bei der Teilung des Fränkischen Reichs an Lothar, 870 dann an Ludwig den Deutschen Kaiser Heinrich I. baute die 917 von den Hunnen heerte Stadt wieder auf, welche hierauf zu Burgund gehörte, jedoch 1032 wieder dem Deutschen Reich zufiel. Um die Mitte des 11. Jahrh. erlangte die Reichsunmittelbarkeit. B. wurde früh der eines Bischofs, der sich seit dem 11. Jahrh. in dem Reichsnog, mit mehreren adeligen Geschlechtern und der Bürgererschaft in die oberste Gewalt teil. Unter manchen innern und äußern Wirren aber die Macht des Adels allmählich gebrochen, der Bischof in seinen Rechten beschränkt und damit die Gewalt der Bürgererschaft immer mehr ausgeübt. Zugleich zerstörte oder erkaufte man die umliegenden

langen, so daß sich die Herrschaft der Stadt über die Landschaft erweiterte. In zahlreiche Fehden mit den habsburg. Dynastien verwickelt, schloß sich B. nach Gründung des Schweizerbundes dem Eidgenossenschaft an, besonders 1444 nach der ruhmreichen Schlacht bei St. Jakob an der Aare. Endlich trat nach dem Frieden zwischen Kaiser Maximilian I. und der Eidgenossenschaft hierher 1501 förmlich bei. Im 1519 wurden in B. die Schriften Luthers gelesen, und schon 1529 war die reform. Lehre allgemein eingeführt. Das Domkapitel wanderte ab und die Mönche wurden eingezogen. Seit der Verbindung mit der Schweiz gewann das bürger-demokratische Element noch entschiedener die Oberhand, so daß 1516 ein Teil des Adels auswanderte und die Zurückgebliebenen den Bürgern gleichgestellt wurden. Die Gewalt lag nun in den Händen der Bürgerchaft und wurde einem Großen und einem Kleinen Rat unter Vorherrschaft wechselnder Bürgermeister und Obersterichter anvertraut. Beide Räte ergänzten sich durch das Los bestimmten Genossen der Juris der Großen Stadt und der drei Quartiere der Kleinen Stadt. Nach und nach ging in B. das Regiment fast ganz an den Kleinen Rat über, obwohl es hier nicht, wie in den andern schweizerischen Kantonen, zur Bildung einer eigentlichen Landsgemeinde kam. Der Landschaft gegenüber war die Stadt immerhin und beherrschte dieselbe trotz zeitweiliger Zustände (1525, 1594, 1608, 1658) bis zum 10. Jan. 1798, wo unter dem Einfluß der französischen, wenige Wochen vor dem Umsturz der Eidgenossenschaft, die Staatsverfassung von neuem geändert, das Unterthanenverhältnis beseitigt und die Rechtsgleichheit aller Bürger anerkannt wurde. Der Kanton nahm nun teil an den Schicksalen der Helvetischen Republik und es der Mediation, und erhielt in der letzteren Periode eine Verfassung, die das Prinzip der Rechtsgleichheit unangestoßen ließ, aber doch auf indirektem Wege der Stadt das Übergewicht sicherte. Damit nicht zufrieden, schrieb der Große Rat unter dem Einfluß der Restauration dem Kanton 4. März 1814 eine neue Verfassung vor, die durch die Vertretung der Republiken und die Befestigung der für lebenslanglich waren Ratsherren die Rechtsgleichheit der Landschaft zum Schattenbilde machte. Derselben Verfassung wurde 1815 der zum früheren Bischof von Basel und nun dem Kanton anvertraute Bezirk Basel unterworfen. Dieses Übergewicht der Stadt brachte immer mehr die Unzufriedenheit der Landschaft. Als 1830 viele Kantone zur Verfassungsreform schritten, trat auch in B. 18. Okt. 1830 in Dudenbühl eine Versammlung aus mehreren Landgemeinden zusammen und richtete unter Bezug auf die Freiheitsurkunde von 1798 eine Adresse an den Großen Rat. Der Große Rat ging auf den Vorschlag der Reform ein, wählte aber den Auftrag einer Kommission aus seiner Mitte abzugeben, worüber sich Streit erhob. Die Landschaft erklärte sich, und in Basel ward 4. Jan. 1831 eine provisorische Regierung gewählt. Die städtischen Räte und Distriktsräte zerstreuten jedoch nicht gestützten Haufen der Landleute, besetzten Basel und verlangten die provisorische Regierung, und so dem Einflusse des Schiedsman ward nun die neue verfassungsmäßige Verfassung 16. Jan. mit Mehrheit angenommen. Ungezogene Strenge der Gewaltthätigkeit

und Aufregungen von der einen und der andern Seite forderten alsbald den Bürgerkrieg von neuem an. Die Landschaft, die militärischen Veruche der Stadt abschlagend, konstituierte sich als besondern Stadtkörper durch ein 27. April 1833 vom Verfassungskomitee in Basel entworfenes Grundgesetz. Die städtische Partei trat jetzt dem reaktionären Sonderbunde bei und überfiel 3. Aug. 1833, ungeachtet des von der Tagelagerung gebotenen Landfriedens, mit bewaffneter Macht die Landschaft. Doch in einem blutigen Gefechte bei Brattelen wurden die städtischen Truppen mit hartem Verlust zurückgeschlagen. Nunmehr besetzten eidgenössische Truppen den Kanton, und 28. Aug. erlachte die Tagelagerung die Trennung der beiden Kantonteile an, wodurch B.-Stadt auf das Stadtgebiet und drei Dörfer auf der rechten Rheinseite beschränkt wurde. Von da an gingen Stadt und Landschaft jede ihren eigenen Weg.

Die Stadt kam 3. Okt. 1833 eine Verfassung, welche staatsbürgerliche Rechte, Trennung der Gewalten, Öffentlichkeit der Amtsdauer auf sechs Jahre, Berufung des Ausschusses und sich hierauf den in der regenerierten Kantone angeschlossen. Beide Behörde war der Große Rat, die Wahlbarkeit für denselben war von der Befreiung eines Amtes im Kanton oder von einem bestimmten Census abhängig. Aus dem Großen Rat ging die höchste Verwaltungsbehörde, der Kleine Rat, hervor, in welchem zwei jährlich wechselnde Bürgermeister den Vorsitz hatten. In Sachen der eidgenössischen Politik, wie namentlich in der organisierten Militärfrage und zum Teil auch in Sachen des Sonderbundes, hielt sich B.-Stadt seit Errichtung seiner Verfassung auf Seiten der sog. konservativen Stände. Doch gewann unter dem Einflusse der verschiedenen polit. Ereignisse, welche die Schweiz bewegten, auch hier allmählich die Partei des Fortschritts eine wachsende Bedeutung. Nach der Revolution in Gen. 1846 wurde 2. April 1847 eine neue Verfassung angenommen. Die wichtigsten Veränderungen betrafen die Abichaffung des Census und die Aufhebung der Wahlbarkeit auf alle mindestens 20-jährigen Bürger. Die Revision, welche diese Verfassung 1858 erlitt, betraf nur einige untergeordnete Punkte, dagegen enthält die jetzt bestehende Verfassung vom 9. Mai 1873 durch Einführung des fakultativen Referendums und der Initiative und Übernahme der städtischen Verwaltung durch den Staat eine durchgreifende Änderung des Regierungssystems im Sinne der reinen Demokratie.

Der Halbkanton Basel-Landschaft gab sich schon 1832 eine rein demokratisch republikanische Verfassung, welche aber 1839, 1850 und 1863 Revisionen erfahren hat. Alles steht hier unter dem Willen des souveränen Volks, in dessen Namen die Gesetze und Verordnungen erlassen werden und das nicht nur den Landrat, sondern auch den Regierungsrat und sämtliche Bezirksbeamte direkt wählt. In den letzten Jahren von leidenschaftlichen Parteikämpfen zerissen, die aus der Demokratie eine Oligarchie zu machen drohten, ist der Kanton seither in ruhigeres Fahrwasser gekommen. Aber wie an andern Orten hat sich auch hier das Referendum als wirksames Schwert erwiesen, das zwar jedes Überwiegen der Regierungsgewalt, aber auch manchen Fortschritt hindert, besonders

da das Volk jeden solchen, der etwa die Einführung direkter Steuern mit sich bringen würde, konsequent verwirft. Bei den allgemeinen Volksabstimmungen, welche 1872 und 1874 über die revidierte Bundesverfassung der Schweiz stattfanden, stimmten beide Halbkantone beide male mit großer Majorität zu Gunsten der Revision (und zwar B.-Stadt 12. Mai 1872 mit 5419 Ja gegen 1244 Nein, 19. April 1874 mit 6801 Ja gegen 1071 Nein; B.-Land 1872 mit 8287 Ja gegen 1618 Nein, 1874 mit 9236 Ja gegen 1428 Nein).

Litteratur: Ochs, «Geschichte der Stadt und Landschaft B.» (8 Bde., Basel 1796—1822); Köllner, «Statist.-geogr. Beschreibung des Kantons B.» (Basel 1833); Burdhardt, «Statist. Gemälde von B.-Stadt» (St. Gallen 1841); die «Mitteilungen» der Gesellschaft für vaterländische Altertümer zu B. (Basel 1843 fg.).

Basel, Hauptstadt des Schweiz. Kantons B.-Stadt, die volkreichste und wohlhabendste Stadt der Schweiz, liegt 248 m über dem Meere (Rheinpegel) zu beiden Seiten des Rheins, der hier nach N. umbiegt, um bald darauf die Schweiz zu verlassen, und zählt (1880) 61399 E., worunter 41308 Protestanten, 18556 Katholiken, 801 Jesuiten und 734 Angehörige anderer Konfessionen. Etwa ein Drittel der Bevölkerung sind Ausländer, meist Elsässer und Badenser. Die Stadt besteht aus Groß-B. auf dem erhöhten linken und Klein-B. auf dem rechten Rheinufer; beide Stadtteile sind durch zwei Brücken verbunden, von denen die obere, eine monumentale Eisenbrücke mit zwei mächtigen Stein Pfeilern, 1879 vollendet wurde, während die untere, ein Holzbau, zum Teil auf Steinpfeilern ruhend, seit 1226 besteht. Eine dritte Brücke noch weiter unten ist im Bau und soll 1883 dem Verkehr übergeben werden, und etwas oberhalb der Stadt spannt sich die Brücke der Verbindungsbahn zwischen dem gemeinschaftlichen Bahnhof der Central-, der Jura- und der Elsässischen Reichsbahn und dem Badischen Bahnhof über den Strom. Die Mauern und Gräben, welche früher beide Stadtteile umgaben, sind in Promenaden verwandelt, welche als grüner Gürtel die innere Stadt von der äußern scheiden. Jene ist altertümlich gebaut, mit engen, krummen Gassen und trägt ganz den Charakter der alten deutschen Reichsstädte; diese ist modern angelegt mit regelmässigen Quartieren und reichen, geschmackvollen Villen, umgeben von Gärten und Parkanlagen, von welchen der Park der Langen Erlen bei Klein-B., die Anlagen des St. Jakobsdenkmals und der Zoologische Garten bei Groß-B. zu nennen sind.

Unter den ältern Bauwerken steht das Münster obenan, ein gewaltiger, in den ältesten Teilen romanischer, in den neuern got. Bau aus weißem und rotem Sandstein mit zwei schönen, 67 m hohen Türmen mit durchbrochenen Helmen, bis 1529 die Kathedrale des Bistums B. Dasselbe wurde 1010—19 von Kaiser Heinrich II. an der Stelle des altröm. Kastells erbaut, 1135 und 1185 teilweise erneuert, 1356 von dem furchtbaren Erdbeben, welches B. und die nördl. Juragegenden heimsuchte, größtenteils zerstört und dann in got. Stil wieder aufgebaut, in neuester Zeit endlich in glücklicher Weise restauriert und mit wertvollen Glasgemälden und einer großartigen Orgel ausgestattet. Im Chor der Kirche wurden 1431—48 die feierlichen Sitzungen des Konzils von B. ge-

halten; der Konziliensaal, der sich in einem Neubau befindet und jetzt die reichhaltige mittelalterliche Sammlung enthält, diente nur für die Sitzungen einer Konzilienskommission. Der prächtige Kreuzgang an der Südseite des Chors enthält viele Grabdenkmäler; die Terrasse hinter dem Münster, die hoch über dem Rhein gelegene Walse, bietet eine reizende Aussicht auf den breiten Strom und den Schwarzwald. Außerdem verdienen Erwähnung das Nathaus, 1508—27 im burgund. Stil ausgeführt, die Parfümerie aus dem 13. Jahrh. (vgl. Lagerhaus), die St. Martinskirche, die luth. St. Klarakirche in Klein-B., alle drei gotisch; das Zeughaus, das Spalenthor, 1370 errichtet; der Fischmarktsbrunnen aus dem 14. und der Spalenbrunnen aus dem 16. Jahrh. Von neuern Bauwerken sind zu nennen die got. St. Elisabethskirche von Christoph Merian (gest. 1858) gestiftet, die neue Synagoge in orient. Stil, das 1849 vollendete Museum, welches die wertvollen naturhistor., ethnogr. und antiquarischen Sammlungen, die öffentliche Bibliothek mit 100 000 Bänden und 4000 Manuskripten und die reiche Kunst- und Gemäldesammlung enthält, die Kunsthalle (1872) mit permanenter Ausstellung, das Theater (1873), der Musiksaal, das Post- und Börsengebäude, die Bank, die große Kaserne im Klingenthal, das Gerichtsgebäude, das Korrekthaus, der Centralbahnhof und das Denkmal zum Andenken an die Schlacht von St. Jakob.

Von den Unterichtsanstalten der Stadt, welche von jeher eines vorzüglichen Rufes genießen, ist die älteste und wichtigste die 1460 von Papst Sixtus IV. gestiftete Universität mit (1880) etwa 80 Lehrstühlen und 250 Studenten; außer den oben erwähnten Sammlungen und der Bibliothek sind mit derselben verbunden der Botanische Garten, die Anstalt für Physik und Chemie (das Bernoullianum, 1874 eröffnet), die Anatomie und die Kliniken des großartigen städtischen Spitals, des Kinderhospitals und der Augenheilkunst. Im 16. Jahrh. wurden an dieser altberühmten Stätte der Wissenschaft Erasmus von Rotterdam und die Reformatoren Melanchthon, Zwingli, Oporin vertreten war, und auch noch im 17. Jahrh. waren an dieser Stätte der Wissenschaften die Naturforscher B. Merian und L. Rüchli u. f. w. Im 15. und 16. Jahrh. blühte in B. die Buchdruckerkunst, die durch Namen wie Amerbach, Frobenius, Oporin vertreten war, und auch noch im 17. Jahrh. war die Buchdruckerkunst in B. noch im Aufblühen. In der Geschichte der deutschen Kunst wird B. als Wohnort der Künstlerfamilie Holbein mit Auszeichnung genannt, und sein Museum ist reich an Handzeichnungen und Gemälden der beiden Holbein, Niklaus Manuel, Hans Baldung und Martin Schöner. Unter den deutschen Künstlern der neuesten Zeit sind die Maler Pöschel (f. d.) und E. Stadelberger, der Bildhauer Schöner und der Kupferstecher Weber die bekanntesten. Von den wissenschaftlichen Vereinen sind zu nennen die Naturforschende und die Historische Gesellschaft, der Verein für vaterländische Altertümer. Überhaupt wird für die Pflege der Wissenschaften und Künste, namentlich der Musik, viel gethan. Unter den zahlreichen andern Vereinen steht obenan die

1777 begründete Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnütigen, welche in edelster und erfolgreichster Weise eine sehr vielseitige Thätigkeit entwielt, Schulen und Rettungsanstalten, Waisen- und Taubstummenanstalten u. s. w. leitet und unterhält. Die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten war von jeher bedeutend; besondere Hervorhebung verdienen neben dem städtischen Spital namentlich das Waisenhaus, die allgemeine Armenpflege und die allgemeine Krankenpflege. Berühmt ist das seit 1816 bestehende Seminar für Missionare, ebenso die Bibelschule (seit 1804), die älteste des Kantons. Beide verdanken ihre Existenz der werththätigen, allerdings stark pietistisch gefärbten Förderung der Bürger, die ebenso sprichwörtlich geworden ist wie der Reichtum derselben.

B. ist seit Jahrhunderten eine der wichtigsten Handelsstädte und die erste Handelsstadt der Schweiz. Die Seidenweberei, die seit etwa 200 Jahren im Großen und fabrikmäßig betrieben wird, beschäftigt in der Stadt allein 8000 Arbeiter und 1600 Webstühle und in B.-Land und den angrenzenden Thälern von Bern, Solothurn und Baden 2000 Arbeiter mit 6000 Stühlen und liefert Waren im Werte von 50 Mill. Frs. jährlich. Von andern Industriezweigen sind zu erwähnen die Gerberei, die Papierfabrikation, die Seidenfärberei, die Fabrikation von Anilinfarben, die Bierbrauerei und als spezialisiert baslerisch die Fabrikation der unter dem Namen Baseler Lederli bekannten Hutmützen. Im ganzen ernährt die Industrie 49 Proz. der Bevölkerung. Für den Handel ist die Lage der Stadt an der Grenze von Elsass, Baden und der Schweiz, am Rhein, der hier schiffbar wird, und an der Vereinigung dreier Thäler ungemein wichtig. Mehr als die Hälfte der Schweiz. Einfuhr führt diese „goldene Pforte“ der Schweiz. In B. vereinigen sich die Linien Mannheim-Karlsruhe- und Konstanz-B. der Badischen Staatsbahn, die Rheintalbahn und die Reichsbahn von Elsass, die Linien mit den Schweiz. Linien der Jura- und Centralbahn und der Höbbergbahn, von denen die erste durch die Linie B.-Delémont-Delle auch direkten Verkehr mit Frankreich vermittelt und die zweite die wichtigste Zufahrtslinie zum St. Gallen bildet. Nicht unbedeutend ist auch die Schiffsahrt. Raum weniger wichtig als der Waren- und Expeditionshandel sind der Waren- und namentlich mit den Produkten der einheimischen Industrie und der Geldhandel, dem eine Konten- und Notenbank, drei Handelsbanken, eine Hypothekbank und mehrere Privatbankhäuser dienen. B. ist der bedeutendste Wechselplatz der Schweiz.

Literatur: Streuber, «Die Stadt B.» (Basel 4); Berleisch, «B. und seine Umgebungen» (1869); «Baseler Chroniken» (Bd. 1, herausg. v. Stern, Lpz. 1872; Bd. 2, herausg. v. Boos, 1880); Heusler, «Verfassungsgeschichte der Stadt B. im Mittelalter» (Basel 1878); Boos, «Geschichte der Stadt B.» (Bd. 1, 1878); Lutz, «Geschichte der Universität B.» (Basel 1886); Wüchler, «Geschichte der Universität Basel 1862».

Baseler Friede heißen die beiden, am 5. April 22. Juli 1796 in Basel abgeschlossenen Friede-Verträge; der erste zwischen der Französischen Republik und Preußen, der andere zwischen ebendiesen und Spanien. Preußen, durch die feindselige

haltung Russlands und Oesterreichs bedrängt, die sich am 5. Jan. 1796 zu einem eventuell durch einen Offensivkrieg zu erzwingenden Ausschluss jener Macht von der poln. Teilung vereinigt hatten, trat von der Koalition gegen Frankreich zurück und sagte sich selbst als deutscher Reichsstand vom Reichskriege los. Es nahm durch eine Demarkationslinie alle norddeutschen Reichsstände, die sich gleich ihm innerhalb drei Monate vom Kriege lösen würden, in seinen Schutz und übergab seine oberrhein. Besitzungen, vorbehaltlich einer endgültigen Übereinkunft im Reichsfrieden, der siegreichen Französischen Republik. Ein geheimer Artikel verhiess für Preußen, falls beim allgemeinen Friedensschlusse das linke Rheinufer bei Frankreich verbleibe, eine entsprechende Entschädigung. Am 28. Aug. schloß sich der Landgraf von Hessen-Kassel durch einen besondern Vertrag an. Spanien theilte sich zwar in dem Vertrage vom 22. Juli nur seinen Anteil an der Insel San-Domingo, bahnte aber damit die ihm später so unheilvolle Allianz mit Frankreich an. Vgl. Bivenot, «Herzog Albrecht von Sachsen-Teichen als Reichsfeldmarschall. Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsverfalls und des Baseler Friedens» (2 Bde., Wien 1864—66).

Baseler Konzil, die letzte der allgemeinen Kirchenversammlungen des 15. Jahrh., auf welcher eine Kirchenreform angestrebt wurde; sie dauerte vom 27. Aug. 1431 bis 7. Mai 1449. Das Konzil zu Konstanz hatte, um die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformieren, die altkirchliche Anschauung von den allgemeinen Kirchenversammlungen als oberster richterlicher und gesetzgebender Macht in der Kirche erneuert und durch das Dekret Frequens den periodischen Zusammentritt solcher Kirchenparlamente verordnet. Obgleich unzufrieden mit dieser Beschränkung der päpstl. Gewalt, berief Martin V., durch polit. Bedrängnisse und durch die Unbeugsamkeit der hussitischen Keger in Verlegenheit gebracht, ein neues Konzil nach Basel. Sein Nachfolger Eugen IV. bestätigte die Berufung und übertrug die Leitung des Konzils dem Kardinallegaten Giuliano Cesarini von St.-Angelo. Vom 27. Aug. 1431, wo die Beratungen durch Bevollmächtigte des Kardinallegaten eröffnet wurden, bis zu dessen persönlichem Erscheinen in der Versammlung 14. Dez. versammelten sich allmählich die Prälaten, Äbte, Doktoren und Abgeordneten der Fürsten. Bereits 18. Dez. löste der Papst durch die Bulle Quoniam alto das Konzil auf, um ein anderes nach Bologna einzuberufen, aber Kaiser Sigismund wie auch der Kardinallegat machten die lebhaftesten Gegenvorstellungen, und das Konzil selbst erklärte sich 15. Febr. 1432 für eine Fortsetzung des Konstanzer Konzils, das als ökumenisches seine Gewalt unmittelbar von Gott habe und auch über dem Papste stehe. Der Papst wurde wiederholt nach Basel eingeladen und als er nicht erschien, des Ungehorsams angeklagt und mit Absetzung bedroht. Durch Empörungen im Kirchenstaate bedrängt, gab der Papst den Vorstellungen Kaiser Sigismunds nach und erkannte am 1. Aug. 1433 das Konzil und dessen bisher gesakte Beschlüsse an. Dieses hatte unterdessen sein Ansehen sehr gehoben durch die wenigstens teilweise Beseitigung der hussitischen Kerei. Durch ein Schreiben vom 15. Okt. 1431, dann durch mehrere Deputationen eingeladen, erschien nach langen Verhandlungen, besonders wegen des freien Geleits, erst am 4. Jan. 1433 eine große Deputation der

Hussiten, Prokop und Rokycana an der Spitze von mehr als 300 Reitern, in Basel. Auf Grund der hier gepflogenen Verhandlungen kamen 30. Nov. 1433 die sog. Prager Kompattaten zu Stande, nach welchen gegen Eindämmung des Laientums und einiger anderer Punkte die gemäßigte Partei der Hussiten sich mit Rom versöhnte. Bei der andern Aufgabe, eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern durchzuführen, ließ das Konzil sich allzusehr von seiner Feindschaft gegen die Kurie leiten. Seit dem Jan. 1435 wurden eine Reihe von Beschlüssen zur Hebung der Sittenzucht und Reform des Klerus gefaßt, wie gegen das Konkubinat der Priester, gegen Mißbräuche des Bannes, des Interdikts und des Appellationsrechts, gegen Vernachlässigung der klösterlichen und priesterlichen Pflichten, gegen Narrenfeste und allerlei Störungen des Gottesdienstes. Die Tendenz ging auf eine Einschränkung der päpstl. Monarchie zu Gunsten der geistlichen Aristokratie und der Universitäten. Zu dem Ende wurde die freie Wahl der Kapitel wiederhergestellt, die päpstl. Disposition über die Pfründen an Kathedral- und Kollegiatkirchen beinahe völlig aufgehoben, die Appellationen nach Rom beschränkt und durch Abschaffung der Annaten, Valiengelder und Taxen bei Bestätigung oder Verleihung geistlicher Würden und Pfründen ohne Gewährung einer Entschädigung, der röm. Kurie die reichste Quelle ihrer Einkünfte gerade in dem Augenblicke verstopft, wo der Papst der Geldmittel zur Wiedereroberung des Kirchenstaats am dringendsten bedurfte. Den Schluß der Reformen bildete, laut Beschluß vom 25. März 1436, ein neues Papstwahlgesetz und eine völlige Umgestaltung des Kardinalkollegiums. Der Papst sollte hiernach beim Antritte seines Amtes eidlich geloben, die Beschlüsse des Konzils aufrecht zu erhalten und dasselbe alljährlich zusammenberufen. Das Kardinalkollegium wurde auf 24 Mitglieder beschränkt, die aus allen Nationen in der Weise zu wählen sein sollten, daß keiner mehr als ein Drittel angehören, und die sich selbst ergänzen und als eine Art von permanentem Ausschuss alle Amtshandlungen des Papstes überwachen, seine Bullen kontrahieren und dafür die Hälfte der Einkünfte des Kirchenstaats beziehen sollten.

Diese Beschlüsse, die selbst von der mildern Minorität des Konzils gemißbilligt wurden, erneuerten den Streit mit dem Papste, der dann anlässlich der Unionsverhandlungen mit den Griechen zum völligen Bruch führte. Schon 1430, nachdem die Türken die Stadt Thessalonich eingenommen hatten, schickte der griech. Kaiser Joh. Paläologus, um das Abendland zur Hilfeleistung gegen die Türken zu veranlassen, eine Gesandtschaft an den Papst mit Vorschlägen betreffs einer kirchlichen Union. In einem Schreiben vom 15. Okt. 1433 wandten sich dann der Kaiser wie der Patriarch von Konstantinopel, ohne des Streits zwischen Papst und Konzil Erwähnung zu thun, sowohl an dieses als an jenen, um Unionsverhandlungen einzuleiten. Beide Parteien, Papst und Konzil, suchten nun durch die argsten Intriguen die Griechen auf ihre Seite zu ziehen. In einer stürmischen Sitzung, 7. Mai 1437, in der nur das Einschreiten bewaffneter baseler Bürger das Blutvergießen hinderte, beriet das Konzil über den Ort der Unionsversammlung mit den Griechen; die Majorität beschloß, dieselbe in Basel, Avignon oder einer Stadt Savoyens abzuhalten, während

die dem Papste mehr geneigte Minorität eine Stadt Italiens bestimmte. Darüber trennte sich das Konzil, Cesarini und die dem Papste günstigen Mitglieder verließen Basel, die feindliche Mehrheit, geleitet von Louis d'Allemand, Kardinal und Erzbischof von Arles, einem geistvollen, sittenreinen Manne, blieb zurück und ging jetzt noch immer weiter in ihrer Opposition gegen den Papst. Am 31. Juli 1437 wurde derselbe nebst seinen Kardinalen wegen Ungehorsams gegen die Dekrete binnen 60 Tagen nach Basel geladen, am 24. Jan. 1438 von seinem Amte suspendiert, und als er nicht erschien, auf Grund der acht lath. Wahrheiten als rückfälliger Ketzer 25. Juni 1439 abgesetzt. An seiner Stelle ward Herzog Amaureus von Savoyen, welcher die Regierung seines Landes niedergelegt hatte, 5. Nov. 1439 als Felix V. zum Papste gewählt.

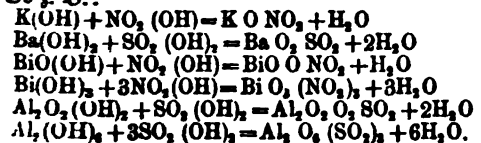
Zur Zeit dieser Wahl wütete in Basel die Pest und bot den Zaghaften und Abergläubigen willkommenen Vorwand, das immer mehr zusammenziehende Konzil zu verlassen. Der neue Papst ward nur von seinem Sohne, den Schweizern und dem Herzoge von Bayern anerkannt, während Eugen, nach der Verjagung der Römer in Italien wieder angesehen, überdies geehrt wegen der 1439 zu Florenz erreichten Glaubenseinigung zwischen bernisch- und röm. Kirche, den meisten Mächten Europas nach wie vor als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche galt. Die Franzosen und Deutschen suchten aus dem Schiffsbruche des Konzils wenigstens die vor dem Prozesse gegen Eugen erlassenen Reformdekrete derselben zu retten. Karl VII. von Frankreich erhob dieselben durch die pragmatische Caution von Bourges zu Reichsgesetzen; als aber die Versammlung zur Abhebung des Papstes schritt, ließ er sie im Stiche. Die deutschen Kurfürsten nahmen auf dem Tage zu Mainz 26. März 1439 ebenfalls die Reformdekrete an; in dem Kompetenzstreite zwischen Eugen und dem Konzil erklärten sie sich neutral. Aber der neue Kaiser Friedrich III. war dem Konzil nicht geneigt. Sein Geheimschreiber Aeneas Sylvius, früher eins der Säupter der Opposition auf dem Konzil und Geheimschreiber des Gegenpapstes, hatte der Kirchenversammlung, als das Glück sie verließ, den Rücken gemendet und löstete insgeheim die jahrelangen Verhandlungen des Kaisers mit Rom. Die Erzbischöfe von Trier und Köln, wegen ihres mutigen Festhaltens an den Baseler Schüssen von Eugen IV. entsetzt (1445), vereinigten noch einmal die deutschen Kurfürsten zu einer Art von Ultimatum an Eugen (21. März 1446), worin sie die Genehmigung der Baseler Dekrete und die Einberufung eines neuen Konzils zu einer deutschen Stadt auf den 1. Mai 1447 verlangten und im Weigerungsfalle sich förmlich an die Seite der baseler Versammlung zu setzen drohten. Aber Friedrich III. sah in dem Kurfürstbunde eine Schmälerung seiner kaiserl. Macht, und ließ durch Aeneas Sylvius hinter dem Rücken der Kurfürsten mit dem Papste und den übrigen Kurfürsten unterhandeln. Gegen halb, überdies zeitige Zugeständnisse und gegen die Zurückdrückung der Dekrete, welche die beiden Erzbischöfe entsetzt, ließ sich die Mehrheit der Reichsstände zur Anerkennung Eugens IV. herbei (Sept. 1446), und der Papst empfing auf dem Sterbebette die Vertreter der deutschen Nation (7. Febr. 1447). Die Schlussheit des neuen Papstes Nikolaus V. und die Unmöglichkeit des Aeneas Sylvius wußten bald darauf

auch noch die wenigen Zugeständnisse Eugens dem Deutschen größtentheils zu entwinden (Wiener Konordat vom 17. Febr. 1448). Der Kaiser ging mit einem Separatvertrage voran, die Reichsfürsten traten einer nach dem andern bei, die Mächtigen durch besondere Bewilligungen gewonnen. Die Reste des Konzils, denen die Reichsstadt Basel ihren Schutz entzog, überfiedelten nach Lausanne (25. Juni 1448). Aber als ihr eigener Papst auf ehrenvolle Bedingungen hin sich Nikolaus V. unterworfen, blieb ihnen nichts übrig, als dem kirchlichen Parlamentsspiel ein Ende zu machen. Die Versammlung wählte Nikolaus V. zum Nachfolger von Felix und betretete dann 7. Mai 1449 ihre eigene Auflösung. Die Baseler Beschlüsse sind in keine röm. Konzilienammlung aufgenommen und von den röm. Kurialisten für nichtig erklärt worden. Dennoch sind sie eine Quelle des kanonischen Rechts für Frankreich und Deutschland, da sie in die pragmatische Sanction von Bourges und teilweise auch in die Mainzer Akception übergegangen, auch nachmals, wenigstens soweit sie die Kirchengerechtigkeit betreffen, nicht völlig aufgehoben worden sind. Die hand schriftlich in Paris und Basel aufbewahrten Akten des Konzils sind gedruckt in der Sammlung von Mansi und öfter. Vgl. auch Wessenberg, »Die allgemeinen Konzilien des 15. und 16. Jahrh.« (Bd. 2, Konstanz 1840); Winterim, »Pragmatische Geschichte der deutschen National-, Provinzial- und vorzüglichsten Diöcesansynoden« (3 Bde., 1835); Voigt, »Cnea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius II., und sein Zeitalter« (Bd. 1, Berl. 1856); Hefele, »Konziliengeschichte« (Bd. 7, Freiburg i. Br. 1874).

Basement (rz.), s. wie Basement (s. d.).

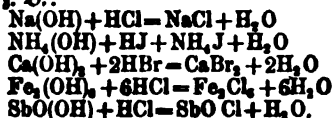
Basen nennt man in der Chemie diejenigen Körper, welche durch ihre Verbindung mit Säuren Salze bilden. Soweit sie in Wasser oder in indifferenten Lösungsmitteln löslich sind, charakterisieren sie sich durch alkalische Reaktion, d. h. sie haben die Eigenschaft, gewisse Farbtöne vegetabilischer oder künstlicher Farbstoffe zu verändern; so verwandeln sie durch Säuren rot gefärbtes Ladmuspigment in einen blauen Farbstoff, färben gelbe Curcumaintinktur braun, den Ausguss von rotem Kohl, von Weichengrün; mit verdünnter Natriumsulfatlösung, welche bei genügendem Wasserzusatz farblos ist, erzeugen sie intensiv rote Färbung.

Man unterscheidet zwischen anorganischen und organischen B. Die erstern sind die Oxydhydrate oder Hydroxyverbindungen der eigentlichen Metalle, und diesen ist auch das Ammoniumoxydhydrat zuzurechnen. In den meisten Fällen erfolgt die Verbindung mit Säuren derart, daß die Hydroxylgruppe OH der Base austritt und sich mit einem Wasserstoffatom der Hydroxylgruppe der Säure zu Wasser vereint, während das Metall durch Vermittelung des Sauerstoffatoms der Hydroxylgruppe der Säure an das Säureradikal topuliert wird. So z. B.:



Bei den sog. Wasserstoffsäuren, Chlorsäure, HCl, Brom-, Jod-, Fluor-, Cyanwasserstoff, HCl, HBr, HJ, HF, HCN, erfolgt die Vereinigung mit B. auf ähnliche Weise, nur mit dem Unterschied,

daß das Metall der Base und das Radikal der Säure sich unter Abspaltung von Wasser direkt, ohne Vermittelung eines Sauerstoffatoms, verbinden; so z. B.:



Aus den angeführten Beispielen erhellt, daß 1 Molekül einer Basis sich scheinbar mit einer wechselnden Zahl mit Säuremolekülen zu verbinden im Stande ist, bei genauerer Betrachtung ersieht man aber, daß hierin eine ganz regelmäßige Gesetzmäßigkeit stattfindet, nämlich daß der Säurewert oder die Sättigbarkeit der B. immer bedingt ist durch die Zahl der in ihr enthaltenen Hydroxylgruppen. So ist in unsern Beispielen das Kalihydrat K(OH), das Natriumhydrat Na(OH), das Ammoniumoxydhydrat NH₄(OH), das Bismutoxydhydrat BiO(OH), das Antimonanhydrohydrat SbO(OH) einsäurig; das Barythydrat Ba(OH)₂, das Kalthydrat Ca(OH)₂, das Aluminiumanhydrohydrat Al₂O₃(OH)₂ ist zweisäurig, sie vereinen sich mit 2 Molekülen einer einbasischen oder mit 1 Molekül einer zweibasischen Säure; das normale Bismutoxydhydrat Bi(OH)₃ ist dreisäurig, es bindet 3 Moleküle einer einbasischen Säure; das normale Aluminiumhydrat Al(OH)₃, das normale Eisenoxydhydrat Fe₂(OH)₆ ist sechs-säurig, sie binden 6 Moleküle einbasische, resp. 3 Moleküle zweibasische Säure.

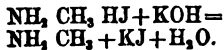
In der Reihe der organischen Chemie existieren ebenfalls zahlreiche Verbindungen, die sich ähnlich wie die anorganischen Basen verhalten. Dieselben kommen zum Teil fertig gebildet im Pflanzenkörper vor oder werden künstlich erzeugt. Erstere bedingen in vielen Fällen die medizinische Wirkung der Pflanzentstoffe, sie sind in reinem Zustande oder in Form von Salzen meist giftig, in geringen Mengen bringen sie vielfach im kranken Organismus heilkräftige Wirkungen hervor, so das Chinin, das Morphin, das Strichnin; ferner gehört hierher das Coniin der Schierlingspflanze, das Nicotin des Tabaks, das Thein im Thee und Kaffee u. a. m. Diese vom Pflanzenreich gelieferten B. fast man gewöhnlich mit dem Namen Alkaloide zusammen. Die nähere Konstitution der meisten derselben ist noch nicht erforscht. Sie verbinden sich mit Säuren zu Salzen, manche sind einsäurig, wie z. B. das Morphin C₁₇H₁₉NO₃, andere sind zweisäurig, so z. B. das Chinin C₂₀H₂₁N₃O₅. Ihre Salze betrachtet man meist als molekulare Verbindungen von Säure und Basis, so das neutrale Chlorsäurestoffsaure Chinin als C₂₀H₂₁N₃O₅ HCl, das saure Salz C₂₀H₂₁N₃O₅ 2HCl.

Die Zahl der künstlich dargestellten organischen Basen ist außerordentlich groß, ihre Kenntnis verdankt man zum Teil den Arbeiten von A. W. Hofmann und Wurtz. Die meisten leiten sich auf einfache Weise vom Ammoniak ab, und zwar dadurch, daß die Wasserstoffatome desselben durch Alkoholradikale ersetzt werden, und sie werden meist erhalten, indem man Ammoniak auf die Jobverbindung eines Alkoholradikals einwirken läßt, so z. B.:

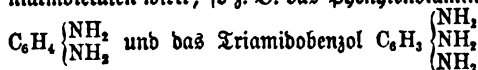


Indem hier auf 1 Molekül Ammoniak 1 Molekül Jodmethyl wirkt, entsteht das jodwasserstoffsaure Salz eines Ammonials, in welchem 1 Atom Wasser-

stoff durch Methyl vertreten ist, oder ein Jodammonium, in welchem 1 Atom Wasserstoff durch Methyl ersetzt ist. Behandelt man dieses Salz mit Kalihydrat, so spaltet es sich ebenso, wie die Ammoniumsalse es thun, in ein substituiertes Ammoniak, das Methylamin, und liefert ferner Jodsalium und Wasser:



Auf gleiche Weise, wie hier die Methylgruppe in das Ammoniak eingeführt ist, können alle andern Alkoholradikale für ein Wasserstoffatom substituiert werden, und die Körper, welche ein einwertiges Alkoholradikal an Stelle eines Wasserstoffatoms des Ammoniaks enthalten, bezeichnet man als primäre Basen, Amidobasen oder Monamine. Zu diesen Verbindungen gehören auch verschiedene Körper, die aus zwei oder drei Ammoniakmolekülen hervorgehen dadurch, daß ein zweiwertiges oder dreiwertiges Radikal substituierend auf je 1 Wasserstoffatom von zwei oder drei Ammoniakmolekülen wirkt, so z. B. das Phenylendiamin



Letztere sind primäre Diamido-, resp. Triamidobasen.

Läßt man auf eine primäre Base wieder die Jodverbindung eines Alkoholradikals wirken, so erhält man ein Ammoniumsalz, in welchem zwei Wasserstoffatome durch Alkoholradikale ersetzt sind, und dieses Salz liefert bei der Zersetzung ein Ammoniak, in welches an Stelle von zwei Wasserstoffatomen zwei Radikale eingeführt sind. So gibt das Methylamin NH_4CH_3 mit Jodäthyl $\text{C}_2\text{H}_5\text{J}$ das jodwasserstoffsaure Salz des Methyl-Äthyl-Amin oder $\text{NHCH}_2\text{C}_2\text{H}_5$. Die diesem entsprechenden Basen werden sekundäre oder Dimidbasen genannt.

Ferner läßt sich auch das dritte Wasserstoffatom des Ammoniaks substituieren, wodurch tertiäre oder Nitrilbasen entstehen; hierher gehört z. B. das Triäthylamin $(\text{C}_2\text{H}_5)_3\text{N}$, das Phenyl-Methyl-Äthylamin $\text{C}_6\text{H}_5\text{CH}_2\text{C}_2\text{H}_5\text{N}$.

Läßt man endlich noch auf eine tertiäre Base wieder eine Jodverbindung eines Radikals wirken, so erhält man ein Ammoniumsalz, in welchem alle vier Wasserstoffatome durch Radikale ersetzt sind; aus diesen Salzen läßt sich die Basis nicht mehr durch Alkali, wohl aber durch Behandlung mit Silberoxyd frei machen, man erhält dabei aber dann nicht mehr eine dem Ammoniak entsprechende Verbindung, sondern ein Ammoniumoxydhydrat, in welchem an Stelle der vier Wasserstoffatome der Ammoniumgruppe vier Radikale getreten sind; so z. B. das Tetraäthyl-Ammoniumoxydhydrat $(\text{C}_2\text{H}_5)_4\text{N OH}$.

Wie alle diese Basen sich vom Ammoniak NH_3 ableiten, so kennt man auch analoge Verbindungen, die sich auf den Phosphorwasserstoff PH_3 , Arsenwasserstoff AsH_3 , Antimonwasserstoff beziehen lassen, indem in diesen die Wasserstoffatome durch Radikale vertreten werden; man bezeichnet dieselben als Phosphine, Arsine und Stibine. Dieser Hinweis genügt, um anzudeuten, daß die Zahl der hierher gehörenden Verbindungen außerordentlich

Basentello, s. Basantello. [groß ist.

Basento (Basiento, Basente, bei den Römern Casuentus), ein Fluß im Compartmento Basilicata in Unteritalien, entspringt südlich von

Potenza am Monte-Arcosa in den Mabbalenbergen, durchfließt eine einförmige Gegend, nimmt rechts den Camastra auf und ergießt sich nach einem Laufe von 130 km ziemlich wasserreich in den Fluß von Tarent. Nahe seiner Mündung lag das schon zu der Zeit des Pausanias zerstörte Metapontion, im 6. Jahrh. v. Chr. gegründet. Von einem 55 m langen Tempel ragen noch 16 kannelierte dor. Säulen aus den Sandhügeln hervor.

Baselologie (grch.), Lehre von den Grundlagen, Fundamentalphilosophie; auch die chem. Theorie von den Basen.

Basford, Stadt in der engl. Grafschaft Nottingham, 4 km von diesem Orte, an der in den Trent gehenden Lene und der Midland-Eisenbahn, Mittelpunkt der Spitzen- und Strumpfweberei aus Baumwolle, hat Spinnerei und Bleicherei und zählt (1881) 23327 E.

Basia (Bazias), Ort in der frühern Serbisch-Banatischen Militärgrenze, jetzt zum Lemezer Komitat in Ungarn gehörig, auf dem linken Ufer der Donau, 11 km südwestlich von Weiskirchen, erhielt in neuerer Zeit Bedeutung als Kohlenstation für die Donaubeamper und mehr noch als Endstation der von Wien über Pest, Szegebin und Lemezvar nach der untern Donau führenden Eisenbahn, hat aber seit der Eröffnung der Eisenbahnlinie Lemezvar-Orfoda von seiner Bedeutung wieder vieles eingebüßt.

Basicität, s. Basizität.

Basidien nennt man bei der Pilzgruppe der Basidiomyceten (s. d.) die meist keulenförmig angeschwollenen Mycelfäden, an denen die Sporen gebildet werden.

Basidiomyceten, artenreiche Gruppe der Pilze, charakterisiert durch die Art der Sporenbildung. Von einem fädig verzweigten Mycelium, dessen Hyphen mit Querschleimwänden versehen sind, werden sehr mannigfaltig gestaltete Fruchtkörper gebildet, und auf diesen findet die Sporenentwicklung statt; es werden dabei von einzelnen Mycelfäden, die an der Spitze meist etwas keulenförmig angeschwollen sind und die man mit dem Namen Basidien bezeichnet, einzeln oder kettenförmig Sporen, sog. Basidiosporen, abgeschnürt. Je nach der Anzahl der abgeschnürten Sporen und auch nach der Lebensweise der hierher gehörigen Pilze teilt man die Basidien in vier größere Familien ein: 1) Uredineen oder Rostpilze, schmarozende Pilze, die auf den verschiedenartigsten Pflanzen leben. Das Mycel derselben lebt endophyt und bildet Sporenlager, die aus der Oberhaut der von dem Pilze befallenen Pflanzenteile hervorbrennen und aus einer großen Anzahl dicht nebeneinander stehender Basidien erzeugt werden; die Sporen werden einzeln oder reihenweise von den Basidien abgeschnürt. Dazwischen gehören unter andern eine große Anzahl für Kulturpflanzen sehr schädliche Parasiten. (Das Nähere s. unter Uredineen.) 2) Hymenomyceten, meist nicht schmarozende Pilze, bei denen an jeder Basidie vier Sporen gebildet werden. Die Basidien stehen an bestimmten Stellen, und zwar meist auf der Außenseite der sehr verschiedenartig gestalteten Fruchtkörper; sie büßen an ihrem Ende vier pfriemenartige kurze Ästchen, die den Namen Sterigmen tragen, von denen jedes eine Spore abgeschnürt. Die Stellen, an denen die Basidien gebildet werden, sind mit einem hautartigen Überzuge versehen, von dem aus sich die Basidien erheben

und der den Namen Fruchthaut oder Hymenium führt. In diese Familie gehören die große Mehrzahl derjenigen Pilze, die man im gewöhnlichen Leben als «Schwämme» bezeichnet, z. B. die Familie der Agaricini. (Das Nähere s. unter Hymenomyceten.) 3) Tremellinae oder Zitterpilze, unterscheiden sich von den Hymenomyceten nur durch die knorpel- oder gallertartige Beschaffenheit der Fruchtkörper. Sie wachsen meist an abgestorbenem Holze. Die hierher gehörigen Arten haben kein allgemeineres Interesse. 4) Gasteromyceten oder Bauchpilze; bei diesen befindet sich das Hymenium niemals an der Außenseite, sondern stets im Innern des Fruchtkörpers, der meist eine kugelige, bauchartige Gestalt hat. Die keulenförmig anwachsenden Basidien bilden an ihrem Scheitel mehrere Sporen. Hierher gehören unter andern die unter dem Namen «Bovist» (s. d.) bekannten Pilze. (Das Nähere s. unter Gasteromyceten.)

Basidiosporen nennt man die aus den Basidien gebildeten Sporen (s. unter Basidiomyceten).

Basieren (von Basis, d. h. Grundlage), den Grund legen, bestreiten, stützen.

Basilagos (grch.), falscher, abelmollender Leiter oder Stümpling eines Fürsten.

Basilan, span. Insel im südöstl. Asien unter 6° 30' nördl. Br. und 121° 5' östl. L. (von Greenwich) zwischen Mindanao und den Sulu-Inseln. Durch die Straße von B. wird dieselbe von Mindanao, durch den Kanal von Bilas von der westlich gelegenen Gruppe der Bilas-Inseln und durch den Kanal von Lapeantana von der südlichen Gruppe der Samar-Baut-Inseln getrennt. B., 66 km lang und 44 km breit, erstreckt sich mit etwa 1275 qkm von B. gegen O. In dieser Richtung wird dasselbe auch von einer Gebirgskette durchzogen, aus der sich im NW. und S. der Insel höhere Bz. erheben. Die Bevölkerung ist nicht sehr zahlreich und besteht aus Malaien, welche den Tagalen auf den Philippinen und den Bewohnern der Sulu-Inseln sehr nahe verwandt sind. Die Erzeugnisse aus dem Tier- und Pflanzenreiche sind die der Philippinen. Hauptorte sind Maloja an der Südwest- und B. an der Südostküste der Insel. Beide liegen an Baien, welche gegen Stürme gesichert und für Schiffe von mittlerer Größe zugänglich sind. Dort findet auch der nicht sehr beträchtliche Handelsverkehr mit B., hauptsächlich von Manila aus, statt.

Basileus (grch.), König; auch Bezeichnung des zweiten Archon in Athen: Archon B.; Basileia oder Basilie, das Königtum.

Basilianer (Orden der), s. u. Basilus d. Gr.

Basiliata, neapolit. Provinz, s. Potenza.

Basilicum, Basilienkraut (Ocimum), Gattung der Familie der Labiaten, in Indien einheimisch, mit nur wenigen kleinen Arten, deren hauptsächlichstes, wenn nicht ein einziges Verdienst in dem angenehmen Duft des aromatischen Oles besteht, das in allen ihren Teilen reichlich enthalten ist. In Indien sind ihre dunkelgrünen, knapp umrisenen Büsche mit rosa-weißen, roten oder purpurnen Blütenähren nicht ohne allen Zierwert. Man hält sie deshalb gern in Töpfen im Fenster der Wohnräume. Die Vermehrung geschieht durch Ausfaat im Frühjahr. Zum Gedeihen bedürfen sie eines trocknen, leichten Erdreichs. Man kultiviert nur zwei einjährige Arten, das große Basilienkraut (O. Basilicum) und das kleine (O. minimum), jenes einen runden Busch von 30 cm Höhe und Durch-

messer darstellend, mit karmin- oder rosenroten Blüten, dieses viel niedriger, in der Regel mit weißen Blumen. Diese beiden Arten, oder wenigstens eine derselben, scheinen in Alt-Agypten kultiviert worden zu sein, da man in Totenlammern der Pyramiden aus B. gebundene Kränze gefunden hat. Von der erstgenannten Art hat man mehrere ganz interessante Varietäten, unter diesen var. bullatum mit großen blasig aufgetriebenen Blättern und weißen Blumen, var. crispum mit großen, krausrandigen, oft bräunlich gefleckten Blättern und rötlichen Blüten, und var. violaceum, welches sich von der Stammart nur durch die violett-purpurne Färbung aller ihrer Teile unterscheidet.

Basilides, ein aus Syrien stammender, aber erst seit seiner Übersiedelung nach Alexandria zu größerem Einflusse gelangter Gnostiker aus der Zeit des Kaisers Hadrian. Sein System ist eine Weiterbildung der Lehre seines ältern Zeitgenossen Saturnin, die Grundanschauung dualistisch, aber durch ihren sittlichen Ernst vor vielen verwandten Theorien sich auszeichnend, zugleich aber auch in ihrem wunderlichen mytholog. Eklektizismus und ihrer phantastischen Zahlenmystik vollständig von dem Grundzuge ihrer Zeit beherrscht. Um den Ursprung des Bösen zu erklären, nahm er eine anfängliche Mischung geistiger und materieller Elemente in der von untergeordneten Geistern herrührenden Schöpfung an, deren allmähliche Scheidung die Aufgabe der Erlösung ist. Besonders merkwürdig erschien den ältern Kirchenlehrern seine Annahme von 365 aus dem obern Lichtreize (der Ogdoad) stufenweise emanirten Geisterreihen, deren Zahl durch den Geheimnamen des unbekannten Gottes, Abrasax, angedeutet wurde. Von den Schriften des B. und seines Sohnes Isidor, meist ethischen Inhalts, sind noch Fragmente vorhanden. Seine Schule hat eine sehr reiche Entwicklung erlebt, und aus dem ältern basilidianischen System ging frühzeitig eine unter dem Einflusse stoischer Philosophie wesentlich modifizierte Lehre hervor, welche der Verfasser der sog. «Philosophumena» nach einer basilidianischen Schrift ausführlich geschildert hat. Vgl. Jacobi, «Basilidis philosophi sententia» (Berl. 1852); Uhlhorn, «Das basilidianische System» (Gött. 1855); Hilgenfeld im Anhang zu seiner «Jüdischen Apokalypsis» (Jena 1857).

Basilika, ursprünglich königl. Halle, Amtssitz des Archon Basileus der alten Athener, ist der Name einer Gebäudegattung, die besonders bei den antiken Römern zu eigentümlicher Ausbildung gekommen und dann auf eine besondere Art der christl. Kirche übertragen worden ist. Die Basiliken des Altertums dienten gleichzeitig dem kaufmännischen Verkehr und der bürgerlichen Rechtspflege; sie bestanden aus zwei Hauptteilen, dem Tribunal (Apstis), welches, mit halbkreisförmiger Grundform, die Sitz der Richter enthielt, und dem Raume für das Publikum, der meist eine oblonge Grundfläche hatte und mit Säulenhallen umgeben war. Der Haupteingang befand sich meist gegenüber der Apstis. Solche Gebäude waren im Römischen Reich sehr häufig; doch haben sich nur geringe Reste davon (am besten zu Pompeji und Rom) erhalten.

Basiliken hießen auch gewisse Säle in den größten Privatpalästen, welche eine den Gerichtsbasiliken ähnliche Anlage hatten. Dieselben wurden von den ältesten Christen zu ihren heimlichen Versammlungen benutzt, und dienten dann, wie zur Aufnahme

von Versammlungen im hohen Grade geeignet, als Vorbild für die Anlage der ersten christl. Kirchen. Im Laufe der Jahrhunderte wurde diese ursprüngliche Form dann natürlich, den erweiterten Bedürfnissen entsprechend, vielfach umgestaltet und künstlerisch weiter ausgebildet. Die charakteristischen Grundzüge einer christlichen B. sind: Einteilung des Raums für die Gemeinde in mehrere Schiffe durch Säulen, resp. Pfeilerreihen, überhöhtes Mittelschiff mit Oberfenstern und besonderer Raum für den Altar und die Priesterschaft (Apfis, Chor). Dazu kam dann oft noch ein mit Säulenbalken umgebener Vorhof mit Brunnen und eine Vorhalle. Später wurde neben der B. oft auch ein Glockenturm erbaut. Die Deden waren von Holz und ließen meist die Dachkonstruktion sichtbar. Die ältesten christl. Basiliken befinden sich in Rom und Ravenna; die interessantesten sind San-Clemente, San-Paolo fuori le mura, San-Lorenzo fuori le mura, Sta.-Budeniana, Sta.-Maria Maggiore, Sta.-Sabina, Sant'-Agnese und Sta.-Prassede, sämtlich zu Rom.

Aus der altchristlichen B. entwickelte sich durch weitere architektonische Ausbildung, besonders des Chorbauwerks, die romanische B., deren Deden ebenfalls anfangs von Holz waren, aber bald durch Kreuzgewölbe ersetzt wurden, und die gotische B. Das charakteristische Merkmal einer mittelalterlichen B. ist das überhöhte Mittelschiff mit Oberfenstern. Im 19. Jahrh. haben König Ludwig I. von Bayern und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Form der altchristl. Basiliken für Kirchen wieder aufgenommen. Die B. des heil. Bonifacius zu München, die Kirche St. Jakob zu Berlin, die Friedenskirche zu Potsdam sind die wichtigsten Beispiele.

Vgl. von Quast, «Die Basiliken der röm. Basiliken» (Berl. 1845); Reber, «Die Urform der röm. Basiliken» in den «Mitteilungen der Österreichischen Centralcom-mission für Baudentmale» (14. Jahrg. Wien 1869); Zestermann, «Die antiken und christl. Basiliken» (Lpz. 1847); Weingärtner, «Ursprung und Entwicke-lung des christl. Kirchengebäudes» (Lpz. 1858); Rothke, «Die Basilikenform bei den Christen der ersten Jahrhunderte» (Lpz. 1865); Canina, «Ricerche sull' architettura più propria dei templi cristiani» (Rom 1846); von Quast, «Über Form, Einrichtung und Ausschmückung der ältesten christl. Kirchen» (Berl. 1853); Wehmer, «Über Ursprung, Entwidlung und Bedeutung der B.» (Lpz. 1854); Hübsch, «Die altchristl. Kirchen» (Karlsr. 1863); von Quast, «Die altchristl. Bauwerke von Ravenna» (Berl. 1842).

Basilika, d. h. Königsgeſetze, nennt man das unter dem griech. Kaiser Basilius Macedo (gest. 886) vorbereitete Geſetzbuch des griech. Kaiserreichs, welches sein Sohn Leo der Weiße (886—911) vollendete. Es besteht aus 60 Büchern und ist eine Umarbeitung des Justinianischen Geſetzbuchs mit Berücksichtigung mancher unterdes geänderten Verhältnisse. Die Basiliken haben großen Wert für die Auslegung des Corpus juris, sind aber nicht mehr vollständig erhalten. Die Hauptaufgaben sind von Fabrot (7 Bde., Par. 1647; ergänzt durch Mühlen und Reij, «Supplementum operis Basilici Fabrotiani», Leid. 1765) und neuerlich von E. W. E. Heimbach (Bd. 1—5, Lpz. 1833—50; ergänzt durch «Supplementum» von E. E. Zacharia von Lingenthal, Lpz. 1846, Bd. 6, enthaltend «Prolegomena» und «Manuale», 1870). Das Geſetzeswerk wurde schon bald nach seiner Redaction mit Scholien ver-

sehen, die besonders als Reste der griech. Über- setzungen der Justinianischen Rechtsbücher von Be- deutung sind. Später wurden diese Scholien in den Handschriften vermehrt, verändert und zusammen- gefaßt, und andere Arbeiten zur Erleichterung des Gebrauchs entstanden: so alphabetisch geordnete Auszüge aus den Basiliken (sog. Synopsis oder Ekloge). Noch im 14. Jahrh. bringt der «Prochi- ron» des Konstantinus Harmenopolus Auszüge aus den Basiliken (herausg. von Heimbach, Lpz. 1851).

Basilisk, eine Gattung Eidechsen mit hohen Hautlappen auf Rücken und Schwanz, kurzem, didem Kopfe, kleinem Rumpfe und peitschenartigem, dünnem Schwanz, welche im allgemeinen dem Le- quan gleicht, von Insekten lebt und sich auf den Waldbäumen des südl. Amerika in der Nähe der Flüsse aufhält. Der gemeine B. (Basiliscus mi- tratus) wird höchstens 1 m lang und zeichnet sich durch eine große, dreieckige Kopfschuppe aus, die er ausblähen kann. Er schwimmt gern und kühlt sich bei Gefahr in das Wasser. Der indische B. (Lo- phura tigrina) gehört einer andern Gattung an, wird über 1 m lang, lebt wie die erstere und hält sich in Amboina auf. — In der schon bei Plinius vorkommenden Fabel tritt der B., der mit dem der gegenwärtigen Zoologie nichts gemein hat, als eine ungeheuerer Schlange auf, die durch ihren Biss (Basiliskentbiss) tötet und durch ihre furchter- liche Stimme alles Lebende aus ihrer Nähe ver- treibt. Die Schriftsteller des Mittelalters haben dieses Wesen noch abenteuerlicher ausgeschmückt, es oft abgebildet, z. B. Aldrovandi, und lassen es aus dem Ei eines Hahns durch Kröten und Schlangen ausgebrütet werden. Die morgenländ. Völker ge- ben ihrem B. eine Gestalt, die aus Hahn, Kröte und Schlange zusammengesetzt und sich auch in chine- s. Zeichnungen angedeutet findet.

Basilius I., byzant. Kaiser, Stifter der sog. macedon. Dynastie, geb. 813 in der Gegend von Thessalonich oder Adrianopel, entstammte einer Familie gräcifirter Slawen. In jungen Jahren längere Zeit Slave in bulgar. Gefangenenschaft, ge- langte er 838 nach Konstantinopel, wo er, ein kräf- tiger Jüngling von riesenhafter Stärke, zuerst Stall- meister am Hofe des Kaisers Theophilus und 850 Stallmeister des Kaisers Michael III. wurde. Im J. 865 zum Oberkammerherrn ernannt, wurde B. der vertrauteste polit. Ratgeber Michaels. Es gelang ihm, seinen Hauptgegner, des Kaisers mächtigen, aber unpopulären Oheim Bardas, aus dem Wege zu räumen (21. April 866), worauf er zum Patriarch und zum Präfecten der Hauptstadt, und am 26. Mai 866 zum Cäsar und Mitregenten erhoben wurde. Bald aber entzweite sich B. mit Michael und liess lekttern am 23. Sept. 867 aus dem Wege räumen.

B. führte nun eine tüchtige und thatkräftige Re- gierung, nur daß er, auch als Kaiser kein Verehrer höherer Bildung, dem Aberglauben seiner Zeit er- geben blieb und zuweilen Züge despotischer Grau- samkeit nicht zu unterdrücken vermochte. Aber er besaß einen scharfen praktischen Verstand, große In- telligenz und unermüdbliche Thätigkeit. Dant seiner großen Klugheit vermied er es, sich mit den Partisan der Kirche zu verfeinden. Persönlich orthodox, fand er sich mit der rechtgläubigen Kirche gut; leider lag in dieser Richtung auch die Überwältigung d. d. der Paulicianer in Asien. Dagegen förderte B. die Christianisierung der Slawen in Griechenland, stellte Ordnung in allen Zweigen der Verwaltung her

und trug für thätige Rechtspflege Sorge. Die Verhältnisse zu der röm. Kurie, die namentlich durch den Streit zwischen Rom und Byzanz um die geistliche Herrschaft über die Bulgaren sehr gespannt geworden waren, wußte B. wenigstens erträglich zu gestalten, er verstand es auch trotz vieler Schwierigkeiten, sich mit den deutschen und ital. Herrschern fränk. Stammes zu vertragen. Sehr wechselvoll waren die langwierigen Kämpfe mit den Arabern auf der langen Linie von Sicilien bis nach Italien und Sicilien. Während 878 mit dem Fall von Syrakus letztere Insel völlig in die Hände der Araber geriet, wurde andererseits 875 ihnen Bari abgenommen, auch gelang es, die Araber aus Calabrien zu vertreiben, und die griechische Flotte erfocht 881 in der peloponnes. Gewässern große Erfolge. Im J. 877 wurde auch die byzant. Hoheit über die dalmatin. und kroat. Slawen hergestellt. B. starb am 29. Aug. 886 n. Chr.

Basilius II., byzant. Kaiser, war ein Sohn des Kaisers Romanus II. und der Theopano. Geboren 957, kam B. zur Herrschaft erst nach Ablauf der trefflichen Regierungen der Kaiser Nikephoros Phokas und Johannes Tzimiskes, die sich aber nur als seine Vertreter angesehen hatten. Als letzterer am 10. Jan. 976 gestorben war, hatte B. lange gegen die Bevormundung des mächtigen und herrschsüchtigen Staatsratspräsidenten Basilus anzukämpfen. Ein Aufstand des Generals Bardas Skleros, der aus Abneigung gegen den regierenden Minder als Prätendent in Asien auftrat, wurde mit Mühe 979 überwältigt. Inzwischen hatten die sicil. Araber Angriffe auf Mittelitalien gemacht und namentlich hatte der bulgar. Held Samuel den größten Theil der innern Landschaften der Ballanhalbinsel erobert, Prespa zu seiner Hauptstadt gemacht und Raubzüge bis zum Peloponnes unternommen. Erst 981 konnte B. gegen ihn zu Felde ziehen. Aber eine schlimme Niederlage bei Triadiza nötigte B. zu langen reorganisatorischen Arbeiten. Die Energie und Strenge des Kaisers machte ihm viele Feinde, und noch 987 empörte sich der General Bardas Phokas in Asien. Nachdem dessen plötzlicher Tod (April 989) bei Abydos dem Bürgerkriege ein Ende gemacht hatte, enthob der Kaiser den Basilus seines Amtes und trat nun mit voller Kraft als Alleinherrscher auf. Während er in Italien nur durch seinen General die Kämpfe mit Arabern und mit den sächs. Kaisern führen ließ, während seine Heerführer (und er selbst persönlich 991 und 995) andauernd mit Erfolg auf der Linie von Georgien bis Damaskus sochten, war seine Hauptaufgabe die Zertrümmerung des bulgar. Reiches. Seit 990 währte dieser furchtbare Kampf. Im J. 996 war das Schicksal der Bulgaren entschieden und 1018 war das bulgar. Reich vollständig zu Grunde gerichtet und wurde in eine griech. Provinz verwandelt. Im J. 1019 feierte B. in Athen ein großes Siegesfest und zog dann triumphierend in Konstantinopel ein. Er starb Dec. 1025.

Basilius, der Große genannt, geb. 330 zu Caesarea in Kappadocien, studierte zu Konstantinopel und Athen in den Schulen heidnischer Philosophen, trat auch in seiner Vaterstadt zuerst als Rhetor auf, ward dann aber durch das Beispiel seiner Mutter Emmelia und seiner Schwester Matriona auf Weltlich und ascetisches Leben hingewiesen. Dieser ungewöhnlichen Zurückgezogenheit ward B. jedoch 364 abgezogen durch die Weihe zum Presbyter in Caesarea.

Im J. 370 ward er Bischof von Caesarea und starb 1. Jan. 379. Ein geistvoller Prediger und gelehrter Theolog, aber noch größer als Kirchenfürst, genoss er unter den griech. Kirchenvätern das größte kirchliche Ansehen, nicht bloß wegen seines hervorragenden Anteils an dem Kampfe wider die Arianer und an der theol. Verständigung zwischen Morgenländern und Abendländern (Homoianisten und Homoeisten), sondern namentlich in Anerkennung seiner Verdienste um die Regelung der Kirchenzucht, des Gottesdienstes und der Verhältnisse der Geistlichkeit, und vor allem wegen seiner erfolgreichen Bemühungen zur Beförderung des Mönchslebens. Die griech. Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Schutzheligen und feiert sein Fest den 1. Jan. Die Mönche und Nonnen sowohl dieser als auch der übrigen orient. nicht unterworfen Kirchen folgen fast durchaus der nach B. benannten Regel. Auch in Italien gab es sonst, und in Sicilien und Amerika gibt es noch jetzt Klöster dieser Gattung, welche den Orden der Basilianer bilden. Die auf B. zurückgeführten Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut sind die Regeln aller Ordensgeistlichen der Christenheit, obgleich er eigentlich nur Stammvater der morgenländ. Ordensgeistlichen ist. Unter seinen Schriften, die am besten von Garnier (8 Bde., 1721—80) und von den Benediktinern (8 Bde., Par. 1739) herausgegeben wurden, besonders unter den moralischen und ascetischen, sind viele, deren Echtheit bezweifelt wird. Vgl. Klose, »B. der Große, nach seinem Leben und seiner Lehre« (Straß. 1836); Höhringer, »Die Kirchengeschichte in Biographien« (1. Bd., 2. Abteil., Jür. 1842). — B., Bischof von Ancyra, das Haupt der Semiarianer, deren Lehren er gegen Eudokus mit großem Eifer verteidigte, wurde, ungeachtet er beim Kaiser Konstantinus hohe Gunst genoss, 360 durch das Konzil zu Konstantinopel abgesetzt und nach Illyrien verwiesen.

Basilius (Valentinus), bedeutender Schriftsteller und Forscher aus der letzten Zeit der Alchimisten, soll angeblich am Oberrhein geboren sein, in seiner Jugend große Reisen durch Spanien, die Niederlande und England gemacht und 1418 im Peterskloster in Erfurt gelebt haben. In seinen zahlreichen Schriften findet sich ein wunderbares Gemisch von mythischer Schwärmerei und wahrem Forschungsdrang, der sich in letzter Instanz zwar immer auf die Auffindung des Steins der Weisen richtet, aber außerdem eine Fülle von naturwissenschaftlichen Kenntnissen verrät, wie sie zu seiner Zeit bei keinem andern gefunden wird. Er kannte das metallische Arsen genau, wußte, daß es mit Schwefel eine rote Verbindung eingebe, er erwähnt zuerst des Bismuts, des Zinks. Das Quecksilber stellte er durch Destillation von Sublimat mit Kalk in reiner Form dar, er beschrieb die Darstellung des Kalisgoldes und kannte seine explosive Wirkung. Quecksilbersalpeter und Bleizucker stellte B. zuerst dar; er erhielt Eisenvitriol durch Lösen von Eisen in Schwefelsäure und beschreibt die Bereitung des Grünspanns. Aus dem Schwefelspießglanz schied er metallisches Antimon ab und bereitete eine ganze Reihe von Antimonverbindungen: das Antimonsglas, die Spießglanzblumen, Goldschwefel, Spießglanzbutter u. s. w. Er fäbrte die Antimonpräparate in die Medizin ein und glaubte damit auf gleiche Weise den kranken Körper heilen zu können, wie nach seiner Beobachtung unreines Gold durch Schmelzen

mit Spiegelsatz von seiner Krankheit befreit und geläutert wird. Von größter Bedeutung für die Chemie ist seine Entdeckung der Salzsäure geworden, die er durch Destillation von Kochsalz mit Bitriolöl erhielt. In der Untersuchung der Metalle bewies er große Geschicklichkeit. Seine Schriften sind erst lange nach seinem Tode gesammelt und dann später mehrfach herausgegeben worden, es ist bislang noch ungewiß, ob die Originale in deutscher oder lat. Sprache verfaßt waren. Die wichtigsten derselben sind: «*Currus triumphalis Antimonii*» («Der Triumphwagen des Antimon»); «*De magno lapide antiquorum Sapientum*» («Vom großen Stein der uralten Weisen»); «*Repetitio de etc.*» («Wiederholung u. s. w.»); «*Apocalypsis chemica*» («Offenbarung der verborgenen Handgriffe»); «*Testamentum ultimum*» («Letztes Testament»); «*Conclusiones*» («Schlußreden»). Gesammelt wurden seine Schriften am vollständigsten von Beträus (3 Tle., Hamb. 1717). Vgl. Kopp, «Geschichte der Chemie» (4 Bde., Braunsch. 1843–47).

Bassin (frz.), geföhrter Barchent.

Basingstoke, Stadt in der engl. Grafschaft Hampshire, nordöstlich von Winchester, 77 km südwestlich von London, inmitten einer fruchtbaren, gut angebauten und zum Teil bewaldeten Gegend, zählt (1881) 6681 E., ist Eisenbahnknotenpunkt und betreibt Handel mit Steinkohlen und Getreide. B. ist durch den 68 km langen Basingstokekanal mit der Themse und damit mit London verbunden.

Basis (grch.) nennt man im allgemeinen die Grundlage einer Sache. — In der Geometrie versteht man unter B. diejenige Seite einer geradlinigen Figur oder diejenige ebene Grenzfläche eines Körpers, welche als die unterste gedacht wird, sobald die ganze Figur oder der ganze Körper darauf ruht. Es ist häufig willkürlich, welche Seite oder Seitenfläche man als B. ansehen will. Im gleichschenkeligen Dreieck nimmt man gewöhnlich die ungleiche Seite zur B., im Prisma immer eine von zwei parallelen und kongruenten Grenzflächen, sobald also im Parallelepipedum jede Grenzfläche zur Grundlage genommen werden kann. Die Pyramide und der Kegel haben eine bestimmte B. — In der Geodäsie ist die B. eine gerade Linie von beträchtlicher Länge, die auf der Oberfläche der Erde mit größter Sorgfalt, meist mit Meßstangen, gemessen, und auf welche dann durch Winkelmessung und Rechnung ein weitausgebreitetes Netz von Dreiecken begründet wird. Der Zweck dieser Operationen ist entweder die Vermessung eines ganzen Landes oder die Bestimmung der Größe eines Meridianbogens und somit zugleich der Größe und Gestalt der Erde. Beim Potenzieren ist B. diejenige Zahl, welche so oft mit sich selbst multipliziert werden soll, als der Exponent angibt. Beim Logarithmieren wird B. die Zahl genannt, welche, mit dem Logarithmus potenziert, den Numerus ergibt. Beim Briggschen Logarithmensystem ist die B. 10, beim natürlichen oder Neperischen System ist sie nur annähernd ausdrückbar $2,71828 \dots$. — In der Kriegskunst versteht man unter B. die Grundlage der Operationen, welche durch einen Landstrich mit festen Punkten oder eine besetzte Stromlinie gebildet wird, sobald nicht allein die Zufuhr von Verpflegung, der Ersatz an Mannschaften und Material gesichert ist, sondern auch die Operationen eine kräftige Stütze daran finden. In dieser Hinsicht unterscheidet man die ökonomische und strate-

gische B., welche meist, aber nicht immer, zusammenfallen. Die ökonomische B. enthält die Bedürfnisse des im Felde operierenden Heers, welche in Magazinen, Depots u. s. w. an bestimmten Plätzen in Bereitschaft gehalten werden. Solche Plätze, Wasserplätze genannt, müssen gegen Unternehmungen des Feindes vollständig gesichert, d. h. es müssen Festungen sein. Die strategische B. gibt der Armee durch günstige Terrainverhältnisse oder feste Punkte den sichern Ausgang für die Offensive und, im Fall eines Rückzugs, den Rückhalt für die Verteidigung. Von der B. gehen die Operationslinien, d. h. die Richtungen aus, nach welchen die Armee dem Operationsplane gemäß sich bewegt, nach demjenigen Punkte (Objekte) hin, auf welchen die Operationen gerichtet sind. Man sagt, Operationen seien wohl basiert, wenn die Lage und Beschaffenheit der Magazine und Depots eingerichteten Plätze wie der Subjekte den Verlauf der Operationen der Wahrscheinlichkeit nach sicherstellen. Von großem Werte ist es, wenn die Verbindungslinie der Subjekte ein größerer, von Eisenbahnlinsen begleiteter Strom bildet, der die Kommunikation der Magazine untereinander auf eine sichere und bequeme Weise vermittelt und zugleich den Rückzug einer geschlagenen Armee unter den Schutz der Festungen deckt. In der Regel wird sich die B. im Rücken einer operierenden Armee befinden und um so günstiger sein, je reicher sie ist und je näher sie sich der Armee befindet. Entfernt sich eine Armee so weit von ihrer B., daß der Nachschub der Bedürfnisse ungenügend und unbequem wird, so muß sie Bedacht nehmen, eine neue B. anzulegen. Deutschland hatte bis 1870 für einen Offensivkrieg gegen Frankreich in der bestehenden Rheinlinie seine natürliche B. Die territorialen Umgestaltungen, welche der Krieg von 1870/71 im Gefolge hatte, werden künftig gestatten, die Operationen auf Metz und Straßburg zu basieren.

Basis, in der Chemie, s. Basen.

Basische Salze, s. unter Salze.

Basität, s. Baseität.

Basite nannte Bernh. von Cotta im Gegensatz zu den Acbiten (s. d.) diejenigen Eruptivgesteine, welche sich durch einen geringen Gehalt an Kieselsäure charakterisieren. Wie bei den Acbiten unterscheidet Cotta, je nachdem dieselben an der Oberfläche oder in der Tiefe zur Erstarrung gelangten, vulkanische B. (Basalte, Dolerite) und plutonische B. (Diabase, Gabbro, Melaphyr, Porphyrit).

Basten, bei den Spaniern *Bascongadoz*, in ihrer eigenen Sprache *Euscaldunac*, ein merkwürdiger Volksstamm, welcher um den Winkel des Golfs von Biscaya zu beiden Seiten des Ecksflügels der Pyrenäen, in der südwestlichen Ecke Frankreichs und einem Teile des nördl. Spaniens wohnt und den letzten Rest des einst über die ganze Pyrenäische Halbinsel und das südl. Gallien, in vorhistor. Zeit wahrscheinlich noch viel weiter nach Norden verbreiteten Volks der Iberer (s. d.) bildet. Die Aquitanier Cäsars und der röm. Kaiserzeit im südwestl. Gallien zwischen Garonne und Pyrenäen, von denen zum Teil die französischen B. abstammen, waren nur ein mit einem besonders Namen belegter Zweig der Iberer, der seinerseits in zahlreichere kleinere Völkerschaften zerfiel. Obgleich die B. selbst gern die durch ihre Kämpfe mit den Römern berühmt gewordenen Cantaber für ihre Vorfahren erklären, so sind doch nur die Gariziter, Beluler und Autrigonen, welche das Gebiet der heutigen

Basstischen Provinzen, und die Basconen, welche zur Römerzeit Navarra bewohnten, als solche zu betrachten. Als später die Basconen ihre Herrschaft auch über die verwandten Stämme in Alava, Guipuzcoa und Biscaya ausdehnten, wurde ihr Name zugleich auf diese übertragen, und als noch später, im 6. Jahrh., die Basconen auch die Herrschaft über einen Teil von Aquitanien erlangten, machte sich deren Name in der Form Gasconier auch nördlich der Pyrenäen heimisch. Als Spanien von den Arabern unterworfen wurde, hielten sich die B. unabhängig; auch unter den Karolingern hatten sie ihre eigenen Herzöge. Nur Navarra war von den Mauren bis 806 teilweise besetzt; nach der Eroberung durch Ludwig den Frommen wurde es zum Königreich unter den Familien Burgor und seit 1494 d'Albret. Ferdinand der Katholische eroberte den südlich von den Pyrenäen gelegenen Teil (Obernava), und Niedernavarra kam durch Vermählung der Erbin Jeanne d'Albret mit Anton, dem Vater Heinrichs IV., an das Haus Bourbon. Die basst. Landschaften Labourd und Soule schlossen sich an Guienne an, kamen mit demselben an England und wurden erst 1453 dauernd mit Frankreich vereinigt. Die eigentlichen basst. Provinzen Guipuzcoa, Alava, Biscaya vereinigten sich schon 1202 mit Kastilien durch Vertrag mit Alfons VIII., durch welchen sie sich ihre Rechte (Fueros) wahrten. In neuern Zeiten haben sie sich wiederholt gegen die konstitutionelle Regierung in Madrid und für die karlistische Partei erhoben.

Das französische Basst. Land (Pays Basque) erstreckt sich gegenwärtig nur noch über einen Teil des franz. Depart. Niederpyrenäen und begreift etwa 6000 qkm mit 145 000 E., welche sich in die drei Kantone Labourd oder das Labourdon (basst. Lapurta, bei den Römern Lapurdum) mit 66 000, Soule (basst. Zuberna) mit 34 000 und Niedernavarra (Eize, Ostabaret und Mize) mit 45 000 E. verteilen. Die bedeutendsten Städte sind Bayonne, das jedoch fast ganz französisch ist, und St.-Jean-de-Luz, welches gegenwärtig als der Hauptort des franz. Basst. Landes gelten kann. Der frühere Mittelpunkt der basst. Bevölkerung war Ibañeta (d. i. Gerichtssitz), wo die Ältesten in ihrem Bicar (d. i. Rat der Älten) unter einer (in der französischen Revolution zerstörten) Eiche zusammentraten und über die Angelegenheiten des Volks verurteilten. Die Industrie der französischen B. ist unbedeutend. Getreide, Obst- und Weinbau, letzterer jedoch nur mittelmäßig, sowie Viehzucht, Fischerei (besonders auf Sardellen und Thunfische), auch etwas Bergbau sind die Nahrungsquellen der Bewohner. Die Höhen sind mit dichten Wäldungen von Eichen und Kastanien bedeckt.

Das spanische Basst. Land begreift einschließlich des Königreichs (Provinz) Navarra, welches 104 783 qkm (1877) 804 184 E. zählt, die größtenteils, besonders in den nördlichen und gebirgigen Teilen B. sind, andernteils die drei sog. basstischen Provinzen oder Bascongadas Biscaya oder Bilbao, Guipuzcoa und Alava oder Altorra, welche zusammen auf 7204 qkm (1877) 503 552 E. zählen. Die Gesamtsumme der B. in Spanien mag etwa 800 000 betragen. Die spanischen B. haben mehr noch als die französischen eine Nationalität bewahrt. Sie sind glühende Patrioten, stolz auf die Vorrechte ihres Landes, auf sein Alter und den Ruhm ihrer Nation. Ihre Sit-

ten sind einfach, ihr ganzes Leben hat noch einen patriarchalischen Anstrich. Alles, was die B. aufschaffendes und Eigentümliches haben, kommt aus alter über. Zeit. Es ist noch dieselbe Unerfahrenheit, Abhärtung und Ausdauer, dieselbe Freiheitsliebe und Tapferkeit, aber auch Lebensschafflichkeit und Nachsicht, wie sie schon Hannibal zu schätzen wußte. Ihr Körperbau ist schön und stark, die Sitten sind einfach, die Trachten der Landbewohner noch altertümlich. Ein gewisser Wohlstand ist gleichmäßig verbreitet. Von feudalem Wesen hat das Land nie etwas gekannt; die zahlreichen Wohlhabenden haufen zum großen Teil noch in halbfertigen Burgen und viereckigen Türmen, Casas solas genannt. Die B. sind verschmitzte Schmuggler, tüchtige Soldaten, fleißige Ackerbauer, industrielle Werkleute, tüchtige Matrosen und Jäger. Mit den übrigen Bewohnern der Iberischen Halbinsel teilen sie den Hang zu ausgelassener Fröhlichkeit und die leichte Erregbarkeit, doch kommt es bei ihnen fast nie zu blutigen excessen. Sie sind fleißige und gewissenhafte Arbeiter; besonders zeichnen sich die basst. Frauen vor den übrigen Spanierinnen durch Hauslichkeit und Thätigkeit vorteilhaft aus. Ihre alten bürgerlichen und polit. Gesetze, Rechte und Freiheiten wußten die B. Jahrhunderte hindurch gegen den königl. Absolutismus zu behaupten, und ebenso hartnäckig widersetzten sie sich später dem modernen Konstitutionalismus. Nach dem Tode Ferdinands VII. schlossen sie sich Don Carlos an, weil sie in diesem den Beschützer ihrer alten Volksfreiheiten erblickten, und Navarra und die drei basstischen Provinzen bildeten den eigentlichen Kern des karlistischen Aufstandes. Erst mit dem Vertrage zu Bergara (1839) erfolgte ihre Unterwerfung unter die konstitutionelle Regierung und im Juli 1876 wurden die letzten der in den basstischen Provinzen bisher noch geltenden Sonderrechte (i. Fueros) aufgehoben. Neuerdings waren die basstischen Provinzen mit Navarra wiederum der Haupttheater und Schauplatz des Karlistenkriegs. (S. Spanien.) Vgl. B. von Humboldt, »Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens« (Berl. 1821); Mazure, »Histoire du Béarn et du Pays Basque« (Pau 1839); Jizuetta, »Guipuzcoaco Provinciarum condairado historia« (San-Sebast. 1847); Michel, »Le Pays Basque« (Par. 1857); Sarat, »Origine des Basques de France et d'Espagne« (Par. 1869); Blabé, »Etudes sur l'origine des Basques« (Loulou 1869); Cénac Moncaut, »Histoire des peuples Pyrénéens« (3. Aufl., 4 Bde., Par. 1874).

Die Sprache, welche das Volk der B. spricht, wird von ihnen selbst Euscara, Estuara oder Estquera genannt. Sie ist nach B. von Humboldt »Unterjüngungen über die Urbewohner Hispaniens«, abgesehen von den Veränderungen, welche dieselbe im Laufe der Jahrhunderte erfahren, im allgemeinen die der alten über. Bewohner Spaniens und Aquitanien. Die Turbetaner in Batica, die Eustantier, die Cantaber, Autrigonen, Barduler, Basconen und Aquitanier sprachen nur Dialekte ein und derselben Sprache, welche ebenso wie das heutige Basstische mit den Sprachen der benachbarten Völker in ihrem ganzen Organismus nicht die geringste Verwandtschaft zeigt. Es werden drei Dialekte unterschieden: der laboritanische, guipuzcoanische und vizcainische, in dieser Ordnung von Osten nach Westen im basst. Sprachgebiete folgend. Doch ist überall das Basstische zu einer Vollmundart

herabgesunken. Die Gebildeten sprechen seit langer Zeit im Norden der Pyrenäen französisch und in den baskischen Provinzen spanisch. Ein eigenes Schriftthum hat sich in dieser Sprache nie entwickelt. Nur aus älterer Zeit kennt man einige Bruchstücke von Volksliedern, deren angebliches hohes Alter aber zweifelhaft ist. Doch singt noch jetzt das Volk zu seinen Nationaltänzen Lieder in Guasaca, welche Iturza in den *«Guipuzcoeco dantza gogonagarrion condaira»* (San Sebast. 1824) aufgezeichnet hat. Andere bask. Lieder sind gesammelt in *«Euscaldun anciano ta ora leal-bileco etorquien»* (San Sebast. 1826) und einge- in deutscher Übersetzung in Ellisens *«Versuch einer Polyglotte der europ. Poesie»* (Th. 1, Spz. 1846). In der franz. Gascogne finden von alters her an gewissen Festtagen dramatische Vorstellungen statt, welche ihre Stoffe, ähnlich den Mysterien, theils der Bibel oder Heiligenlegenden, theils den mittelalterlichen epischen Sagenkreisen, theils wohl auch alten nationalen Überlieferungen entlehnen. Eine Analyse von 34 solchen Stücken gibt Michel in *«Le Pays Basque, sa population, sa langue, ses mœurs, sa littérature et sa musique»* (Par. 1857), der auch in *«Le Romancero du Pays Basque»* (Par. 1859) eine Anzahl vollständiger Erzählungen mitgeteilt hat. Was sonst in bask. Sprache gedruckt ist, besteht fast nur in Religionsbüchern, mit wenigen Ausnahmen nur Übersetzungen. Originalwerke sind jedoch Iturzas Geschichte von Guipuzcoa und Gurrutzens Geschichte der B., beide der neuern Zeit angehörig. Unter den ebenfalls erst seit dem 18. Jahrh. von patriotischen B. unternommenen, wenn auch noch unkritischen Versuchen, die Sprache grammatisch zu konstruieren und etymologisch lexikalisch zu verzeichnen, sind zu nennen die Grammatik des Priesters Barramendi *«El imposible y evitable»* (Salamanca 1729), dessen *«Diccionario trilingue castellano, bascuense y latino»* (2 Bde., San Sebast. 1745; neue Aufl. 1853), Murillas *«Apologia de la lengua bascongada»* (Madrid. 1803), Erra y Nepico, *«Alfabeto de la lengua primitiva de España»* (Madrid 1806) und dessen *«El mundo primitivo»* (Madrid 1815). Vgl. Lecluse, *«Grammaire basque»* (Toulouse 1826), Labadie und Chaho, *«Etudes grammaticales de la langue euskarienne»* (Par. 1836); Adelung im 2. Bande (Berl. 1809) und B. von Humboldt im 4. Bande (Berl. 1817) des *«Mithridates»*. In neuerer Zeit haben sich namentlich Chaho, der auch ein großes *«Dictionnaire basque»* (Erf. 1 u. 2, Bayonne 1856) begonnen, Prinz Louis Lucien Bonaparte (*«La langue basque et langues annexes»*, Lond. 1862) und in Deutschland Rahn (*«Bask. Sprachdenkmale»*, Berl. 1857) um das Baskische verdient gemacht. Zu nennen ist noch aus neuerer Zeit J. Binion, *«Documents pour servir à l'étude historique de la langue Basque»* (Bayonne 1874), van Eyb, *«Essai de grammaire de la langue basque»* (Amsterd. 1867), derselbe, *«Dictionnaire basque-français»* (Par. 1873), derselbe, *«Grammaire comparée des dialectes Basques»* (Par. 1879), Ribary, *«Essai sur la langue Basque»* (aus dem Ungarischen, Par. 1877).

Woolerille (John), berühmter engl. Buchdrucker und Schriftgießer, geb. zu Wolverley in der Grafschaft Worcester 1706, war anfangs Schreiblehrer in Birmingham und trieb nachher daselbst mit großem Erfolg ein bedeutendes Lothier-

geschäft, neben welchem er sich seit 1750 auf des Schriftschneiden und Buchdrucken legte. Bei mühsamen und kostbaren Versuchen wurde er der Schöpfer schöner Typen, wovon nach ihm nur Bodoni und Didot noch Vortrefflicheres leisteten. Er druckte mit denselben zu Birmingham 1754 den Virgil in Medionquart, dem die Ausgaben vorheriger anderer lat. Klassiker und einiger englischer (z. B. Milton) und ital. Schriftsteller folgten, unter denen besonders der Ariosto hervorzuheben ist. Auch sein Neues Testament (Oxf. 1763) war in typographischer Hinsicht besonders geschätzt. Ein ganzes Trudgerät, Schmelze, ja sogar das Gussverföhrte er sich selbst. Er starb d. Jan. 1773. Braumarchais kaufte 1779 die von ihm nachgelassenen Lettern für 3700 Pfd. St. und wandelte sie in die Prechttausgabe von Voltaire's Werken in 70 Bänden.

Basquins ist der Name einer berühmten pat. Gelehrtenfamilie der Normandie, welcher mehrere namhafte Theologen angehören. — Benjamin B., geb. 1580, gest. 1652, war Prior in Carenton in der Normandie und wohnt als Populärer seiner Provinz den Synoden der hugenotten bei. Im J. 1637 war er Präsident der Nationalsynode zu Alençon, 1644 Synoden der zu Charenton. Seiner Kirche anzuwenden Milde ist es besonders zu danken, daß in nischen Streitigkeiten (s. Augustin) n einer Spaltung innerhalb der nischen. Sein bedeutendstes Werk ist der *«Traité de l'eglise»*. — Samuel B. des vorigen, geb. 1638 zu Bayeux und daselbst bis 1685, floh nach Rotterdam, wo er eine Anstellung als Prediger zu finden, wo er 1721 starb. Als Schriftsteller hat er sich hauptsächlich auf dem Gebiete der histor. Kritik hervorgethan. Seine Hauptchriften sind die *«Exercitationes historico-criticae de rebus sacris et ecclesiasticis»* (Utr. 1692 u. öfter), eine scharfsinnige Kritik der Annalen des Baronius für die J. 36—44, und die *«Annales politico-ecclesiasticae»* (3 Bde., Utrecht 1706), welche von Augustus bis zu dem holländ. Kaiser Philips reichen. Außerdem schrieb er ein *«Morale theologique et politique»*, welches eine der ersten Versuche, die Moral abstrahiert von der Dogmatik zu behandeln. — Jacques B. des vorigen Vetter, geb. 8 Aug. 1653 zu Amsterd., erst Prediger daselbst, nach Aufhebung des Ordens von Nantes flüchtig, wirkte seit 1691 als Prediger in Rotterdam, seit 1709 im Haag, wo er d. Febr. 1723 starb. Er genoss als Prediger und Schriftschreiber, aber auch als Diplomat eines außerordentlichen Rufes und wurde sogar von dem Herzog von Orleans, dem damaligen Regenten von Frankreich, zu verschiedenen Unterhandlungen angewandt. Die Generalstaaten ernannten ihn zum historiographen. Unter seinen zahlreichen Werken sind die *«Histoire des eglises réformées»* (2 Bde., Rotterdam 1690) und die *«Histoire de l'eglise depuis Jésus-Christ jusqu'à présent»* (2 Bde., Rotterdam 1699) die wichtigsten. Ihre Tendenz ist die Widerlegung der *«Histoire des variations des eglises protestantes»* von Bossuet. Ferner ist zu erwähnen seine *«Histoire du Joub.»* (5 Bde., Rotterdam 1706) und zahlreiche gegen Bossuet gerichtete Streitschriften.

Basquins (Fr.), bask. Frauenmantel, Abtrock-

Basra oder **Bassora**, in ältern Schriften auch **Balsora** genannt, Hauptstadt des asiat. türk. Vilajets B., das 1875 von Bagdad abgetrennt wurde und außer dem alten Sandschal B. auch die Gebiete der Muntel-Äraber und des 1871 unterworfenen Küstenlandes von Nebisch umfasst, liegt unmittelbar am rechten Ufer des Schatt-el-Arab (der Vereinigung des Euphrat und Tigris) und ist im Norden durch ein enges Stromhakenbassin begrenzt, dessen Längsachse senkrecht zum Flusslaufe fällt. B. ist der wichtigste See- und Handelsplatz jener Gegend und war zur Zeit seiner Blüte, wo er ein Centrum des Weltverkehrs zwischen Indien, der Levante und Europa bildete, eine große, reiche Stadt, die von Portugiesen, Holländern und Engländern häufig besucht wurde. B. soll in der Mitte des 18. Jahrh. 150000 E. gezählt haben, sank aber seitdem so, daß die Bevölkerung 1860 nur noch 4000 E. betrug. In neuester Zeit, namentlich unter der Verwaltung Ribbat-Paschas (1868 — 72 Generalgouverneur von Bagdad und nachmaliger Großvezier) hat sich die Stadt wieder gehoben, so daß die Zahl ihrer Einwohner jetzt auf 10000 geschätzt wird. Unter dem Patronat Ribbats wurde die türk. Dampfschiffahrtsgesellschaft Oman gegründet und nahm in B. ihren Sitz. Der Schiffsverkehr von B. aus stromabwärts hat seit Eröffnung des Suezkanals (Nov. 1869) eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Doch ist die zunehmende Versandung des Stroms ein Hindernis seiner raschen Ausdehnung. B. ist auch als die am weitesten gegen Ostarabien vorgeschobene größere türk. Ortschaft ein wichtiger Basispunkt für eine Erweiterung der osman. unmittelbaren Herrschaft nach dieser Richtung hin. Seit Sommer 1874 ist daher auch die Befestigung der Strommündung (Jau-Boas) mittels dreier auf dem rechten Ufer stufenweise anzulegenden Küstenbatterien beabsichtigt. Das beste Gebäude ist Mar-ghil oder Kut-i-Frengi, das engl. Konsulat am Hauptstrome, wo die Dampfschiffe anlegen. Die beispiellose Unreinlichkeit der Straßen, in Verbindung mit den Miasmen, die sich in der sumpfigen Umgebung und den stagnierenden Gewässern der Kanäle erzeugen, haben B. zu einem abschreckenden Fieberherd gemacht. Der Boden der Landschaft würde bei geringer Kultur die mannigfaltigsten Produkte in Fülle hervorbringen. Man pflanzt indes fast ausschließlich nur die Dattelpalme, die hier eine sehr reichliche und beliebte Frucht liefert, wovon große Mengen nach den Hafenplätzen des Persischen und Indischen Meeres ausgeführt werden. Außer den Datteln bilden in B. noch die Pferde einen Ausfuhrartikel, deren jährlich einige hundert nach Indien gehen. Die früher beträchtliche Ausfuhr von Kupfer hat sich in Einfuhr verwandelt. Der Import aus Indien beschränkt sich auf Kaffee, Indigo, Reis, Gewürze und Bauholz zur Herstellung der den Euphrat und Tigris befahrenden Barken. Die türk. Regierung besitzt zu B. ein Arsenal mit einiger Artillerie. Den Verkehr mit Bagdad vermitteln zwei englische und sieben türk. Dampfer. Die Legung eines Telegraphenabels nach Karatschi in Indien wurde im April 1864 englischerseits ausgeführt. Nach Bombay fahren außerdem arab. Bagla, die zur Zeit der Dattelernte (im Oktober) nach B. kommen und den Handel mit ihrer Heimat und bis zur Somali-Küste vermitteln.

Die Gegend am untern Schatt-el-Arab hatte einst eine große Handelsbedeutung. Das gegenwärtige B. entstand erst im 17. Jahrh. nach dem Versalle von Alt-Basra, dessen Ruinen 15 km im SW. an dem jetzt troden liegenden großen Flussarme Dschärr-i Jaabe sich befinden. Diese Stadt wurde 636 angelegt, um den Persern die Verbindung mit dem Meere abzuschneiden, sowie um einen Hafenort und Schlüssel zum Euphrat und Tigris zu gewinnen. Die Entwidlung von Alt-B. gründete sich aber wieder erst auf den Versall des an der frühern südwestl. Mündung des Euphrat gelegenen, seit Nebuladnezar bis auf die macedon. Zeit blühenden, durch Nearchs Einfahrt mit Alexanders Flotte bekannten Handelsplatzes Terädon oder Diribotis, der wegen seiner mit Dattelpflanzungen, Obstgärten und Wohnungen bedekten Gegend noch bis ins 14. Jahrh. von den Arabern als ein Lustrevier bezeichnet und zu den vier Paradiesen der Moslems gerechnet ward. Alt-B., nach welchem man den Persischen Golf auch «Meer von B.» nannte, gelangte als Emporium ind. und arab. Waren für die Kalifenstadt Bagdad zu großem Wohlstande und gewann auch durch seine Dichter und Gelehrten in der moslem. Litteratur einen hohen Ruhm. Im 4. Jahrh. der Hedschra stiftete hier Jbn-Nifaa eine der ersten mohammed. Gelehrtenakademien des Mittelalters, und die Stadt erhielt den Ehrennamen Kubet el-Islam (Kuppel des Islam). Nach Bagdad spielt Alt-B. die bedeutendste Rolle in den Märgen der Tausendundeinen Nacht. In späterer Zeit kam Alt-B. in die Gewalt arab. Scheichs und sank herab. Mit der Eroberung Bagdads durch Murad IV. 1638 fiel die ganze Gegend in die Hände der Türken, und das jetzige B. wurde nun der Sitz eines wichtigen Paschaliks. Am Ende des 17. Jahrh. fiel letzteres in die Gewalt der Perser, wurde aber 1701 zurückerobert, dann 1771 abermals von den Persern, 1778 von den Türken, 1787 von den Arabern und dann wieder von den Türken eingenommen. Die Wahabiten, welche seit 1810 die Stadt wiederholt bedroht und blockiert hatten, erlitten hier 1816 eine entscheidende Niederlage durch die ägypt. Truppen unter Ibrahim-Pascha. Von 1832 — 40 war B. in den Händen Nebemeh-Alis.

Bassrelief (spr. Bareliff), s. Relief.

Bass (ital. basso, tief) bedeutet in der Musik die unterste oder tiefste Stimme mehrstimmiger Gesang- und Instrumentalstücke. Weil nach akustischen Gesetzen die Harmonie oder musikalische Mehrstimmigkeit als Akkord von der tiefsten Note aufsteigend sich bildet, ist der B. das wirkliche Fundament der ganzen Harmonie, welche er gleichsam trägt. Darauf beruht die große Bedeutung, welche er in der Musik einnimmt. Dieselbe bezieht sich mehr auf die Harmonie als auf die Melodie, während es bei den drei obern Stimmen (Sopran, Alt und Tenor) umgekehrt ist. Wie sehr von dem B. die gesamte Harmonielehre abhängt, ist am besten daraus zu ersehen, daß «Harmonielehre» und «Generalbass» gleichbedeutend sind. Für die praktische Musik ergibt sich hieraus die Forderung, bei Aufführungen den B. durch hinreichend starke Besetzung genügend hervortreten zu lassen. Weil solches im Gesang allein schwierig ist, hat man besondere Bassinstrumente (s. b.) und Begleitungsarten (s. Basso continuo) erfunden, welche dem Sänger zu Hilfe

kommen. Aus dieser Bedeutung als Fundament erklärt sich auch, daß in vollbesetzten Musikstädten mehrere Stimmen und Instrumente dieselben Bahnoten haben. Ein guter Bassist besitzt einen Umfang von zwei Oktaven (vom großen F bis zum eingestrichenen E) und darüber. Die tiefsten Stimmen findet man in Rußland; Deutschland hat ebenfalls schöne Bässe produziert, besonders aber vereinigen die ital. Bassisten Umfang, Stärke, Wohlklang und Beweglichkeit in einem bei andern Völkern selten erreichten Grade.

Der B. hat einen besondern Notenschlüssel, welcher Bassschlüssel oder auch F-Schlüssel genannt wird, weil er auf der vierten Linie steht, deren Note dann das kleine F ist.

Baß, kleine Felseninsel an der Ostküste Schottlands und an der Südseite des Eingangs zum Firth of Forth, zur Grafschaft Haddington gehörig; die Ufer haben einen Umfang von etwa 1,6 km, sind steil und, außer auf der Südseite, unzugänglich und steigen bis 120 m auf. B. ist nur von einer außerordentlichen Menge von Seevögeln bewohnt. Eine merkwürdige Höhle durchzieht sie von SW. nach NW. Ehemals stand hier eine jetzt abgebrochene Feste, welche unter den schott. Königen als Staatsgefängnis benutzt war.

Bassa, soviel wie Bascha (s. d.).

Bassa, eine kleine, zum Gebiete der im südwestl. Teile Arabiens, bei dem jetzigen Basila, gelegenen Stadt Phigalia gehörige Ortschaft (Rome), ist bekannt durch den dazu gehörigen, auf einem 1131 m hohen Plateau des Berges Kotilion stehenden Tempel des Apollon Epituros, dessen Überreste noch jetzt eine der schönsten Tempelruinen Griechenlands sind. Der Tempel, von dem attischen Baumeister Iktinos um den Beginn des Peloponnesischen Kriegs aus seinem bläulichweißen Kalkstein erbaut, war ein dor. Peripteros von 42 m Länge bei 16 m Breite, mit 6 Säulen auf den Schmalseiten und 15 Säulen auf den Langseiten (die Säulen doppelt gerechnet). Das Dach der hypäthralen Cella, in welcher das Kultbild, ein 4 m hoher Erzsolos (an dessen Stelle später ein Ktolith, d. h. ein Holzbild, an welchem Kopf, Hände und Füße aus Marmor angefügt waren, getreten zu sein scheint), stand, wurde durch eine Doppelreihe von je 5 durch Wandpfeiler mit den Seitenwänden verbundenen ion. Halbsäulen gestützt; über denselben zog sich an allen vier Wänden der Cella ein aus 23 Marmorplatten zusammengefügter, 31 m langer, 0,7 m hoher Fries hin, auf welchem in Hochrelief die Kämpfe der Lapithen gegen die Centauren und der Athener gegen die Amazonen unter dem Beistande des Apollon und der Artemis, welche auf einem von Hirschen gezogenen Wagen erscheinen, dargestellt sind. Die sämtlichen Platten dieses Frieses sind, wenn auch zum Teil stark beschädigt, 1812 durch eine Gesellschaft von Architekten und Archäologen verschiedener Nationen, welche eine Ausgrabung in den Ruinen des Tempels vornahm, aufgefunden worden und jetzt im Britischen Museum aufgestellt. Vgl. D. M. von Stadelberg, »Der Apollotempel zu B. in Arabien und die daselbst ausgegrabenen Bildwerke« (Rom 1826); Coderell, »The temples of Jupiter Panhellenius at Aegina and of Apollo Epicurius at Bassae near Phigalia in Arcadia« (Lond. 1860).

Bassam oder Groß-Bassam, Ort auf der afrik. Guineaküste (Zahn- oder Elfenbeinküste), am

Alba oder Costa, 4 km von dessen Mündung in das Meer. Die Franzosen besaßen hier ein Handelscomptoir, das sie 1871 aufgaben.

Bassano, Stadt in der ital. Provinz Vicenza im Compartimento Venetien mit (1880 als Gemeinde) 14704 E., 28 km nordnordöstlich von Vicenza, liegt auf einer Anhöhe in weiter Ebene am linken Ufer der Brenta, über welche eine bedeutende Holzbrücke auf steinernen Pfeilern führt, seit die von Palladio erbaute vom Hochwasser fortgerissen wurde, und ist durch Zweigbahn nach Padua mit der Oberitalienischen Eisenbahn verbunden. Mit ihren alten hohen Mauern und der hochgelegenen, von Gjelino da Romano erbauten Burg gewährt sie einen höchst malerischen Anblick, der durch ihre Lage unmittelbar am Fuße der Alpen noch erhöht wird. Die Stadt ist Sitz eines Distriktskommissariats und einer Prätur, hat mehrere Klöster, ein Gymnasium, mehrere Irdenwaren- und andere Fabriken, viele Gerbereien, bedeutenden und berühmten Wein-, Oliven- und Spargelbau, lebhaften Handel in Seide, Luch und Leder und eine Freimesse. Die Druderei von Remondini ist eine der größten derartigen Anstalten in Oberitalien. In den 30 Kirchen sowie in dem Palaste des Grafen Roberti finden sich schöne Gemälde. B. ist der Geburtsort der Philosophen Aldus Manutius und Roberti sowie der Malerfamilie da Ponte, die sich deshalb Bassano nannte. Im Mittelalter war B. fast immer den benachbarten Städten unterworfen (zuerst Vicenza, dann Padua, seit 1405 Venedig); nur eine Zeit lang hatte es eigene Herrschaft. Einen berühmten Namen erlangte es durch die Siege Bonapartes. Bei B. schlug derselbe 8. Sept. 1796 den österr. Feldmarschall Wurms, welcher von Trient aufgebrochen war, um Mantua zu entsetzen und den Segner vom weitem Vordringen in Tirol abzuhalten. Beides schlug fehl, denn mit Kraft warfen Masséna rechts und Augereau links des Flusses die österr. Avantgarde zurück und rückten nach Erstürmung der Brücke in B. ein. Wurms aber zog sich mit dem Verluste von 6000 Gefangenen, 8 Fahnen, 32 Kanonen und einigen hundert Wagen nach Vicenza zurück. Auch 6. Nov. 1796, 11. Nov. 1801, 5. Nov. 1805 und 31. Okt. 1813 kam es bei B. zwischen Franzosen und Österreichern zu Gefechten. Durch Napoleon ward B. 1809 zu einem Herzogtum mit 15000 Eln. jährlicher Einkünfte erhoben und 1811 der Minister-Staatssekretär Maret (s. d.) damit beliehen, der sich nun Herzog von B. nannte.

Bassano, Herzog von, s. Maret.

Bassano, eigentlich Jacopo da Ponte, nach seiner Vaterstadt Bassano zubenannt, ein Maler der Venetianischen Schule, geb. 1510, gest. 13. Febr. 1592. Er malte anfangs in der Weise Tizians und Bonifazio's, aus welcher Zeit seine seltenen histor.-religiösen Bilder herrühren. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er aber Begründer einer ganz neuen Richtung, des Genre. B. malte sowohl reine Genrebilder, meistens Darstellungen von Landeuten mit ihren Geräten und Tieren, in dem Rahmen der ersten tieffarbigen Landschaft seiner Heimat, als auch Bilder aus der heiligen Geschichte, denen er genreartiges Beiwerk verlieh. Seine vier Söhne, unter denen Francesco (1548—91) und Leandro (1560—1623) hervorragen, betrieben mit dem Vater eine förmliche

Bilberfabrik, welche fast in allen Galerien zahlreich vertreten ist. Eins der besten Werke Francescos ist ein Deckengemälde im Dogenpalast zu Venedig, die Einnahme von Pavia bei Nachtzeit vorstellend. Das Berliner Museum besitzt von ihm eine Darstellung des barmherzigen Samariters, die dresdener Galerie eine Himmelfahrt der Maria, eine Anbetung der Hirten u. s. w., auch ein Genrebild. Von Leandro hat man ein tüchtiges Bild der Dreieinigkeit in der Kirche San-Giovanni e Paolo zu Venedig, wo er sich überhaupt die längste Zeit aufhielt.

Bassareus (gr.), Beiname des phryg.-thrag. Bacchus, von dem Fuchsfell (*bacopa*), welches Bacchus und die Bacchuspriester trugen; *Bassariden*, Beiname der Bacchantinnen; *bassarisch*, *bacchantisch*.

Basse (holländ.), Drehbasse (s. d.), kleine, woge- und senkrecht drehbare Kanone auf Schiffen.

Bassée (La), kleine Stadt im franz. Nord-Departement, 23 km im S.W. von Lille, an den Kanälen der Aire-la-Bassée und der Deule und an der Eisenbahn von Lille nach Béthune. Die alte Festung, welche 1489 der Erzherzog Maximilian, 1641 die Franzosen eroberten, wurde 1668 geschleift. B. zählt (1876) 3053 (Gemeinde 8416) E., welche Ole, Seifen, Leder, gefärbtes Papier, Luch, Leim und Elixire bereiten und mit Korn, Weizen, Steinohle und Leinen handeln.

Bassein, Hauptort des gleichnamigen Distrikts der Division Pegu von Britisch-Birma, auf dem linken Ufer des Negrais oder Basseinsflusses, der westlich von zahlreichen, flussartigen Mündungen des Irawadi. B. zählt (1872) 20688 E.; es beherrscht den auch für die schwersten Seeschiffe befahrbaren Negrais vollkommen und bildet daher einen Punkt von großer Wichtigkeit für die militärische Okkupation dieser Provinz. Es wurde von den Engländern 19. Mai 1852 gleich zu Anfang ihres zweiten Kriegs mit den Birmanen erobert. In neuerer Zeit besuchen Handelschiffe der meisten seefahrenden Nationen diesen Ort in zunehmender Menge. — Der Distrikt Bassein umfaßt 16 878 qkm mit (1872) 322 689 E.

Bassein, kleine, zu der brit.-ind. Präsidentschaft Bombay gehörende Insel, ungefähr 18 km lang und 5 km breit, durch einen schmalen Kanal von dem Festlande getrennt. Sie gelangte zuerst 1534 von Bahadur Schah, dem Beherrscher des Guzerate, an die Portugiesen, ging von diesen 1765 durch Kapitulation an die Maharatten über und ward 1780 von den Engländern unter General Goddard erobert, die sie jedoch später wieder an die Maharatten abtraten, und erst 1818, nach Unterwerfung der Maharatten, bleibend in Besitz nahmen. Der gleichnamige Hauptort der Insel ist unbedeutend und in zunehmendem Verfall. (Sour (Jean).

Bassella (Olivier), franz. Volksdichter, s. Le Bassellischstuhl (fr. métier de basse-lisse, angl. low warp loom), im weitern Sinne ein Webstuhl mit nahezu horizontaler Kette, im Gegensatz zum Hautelischstuhl (s. d.), bei welchem die Kette in vertikaler Richtung angespannt ist; im engern Sinne ein zur Herstellung von Teppichen und Tapeten, namentlich der Gobelins oder Niederländer tapeten gebräuchlicher Webstuhl; daher *Basse-lisse* = (niederstädtige) Weberei im Gegensatz zu *Hautelisse* = (hochstädtigen) Weberei.

Bassermann (Friedr. Daniel), bad. Abgeordneter und Politiker, geb. 24. Febr. 1811 zu Mann-

heim, kam zu einem Kaufmann in die Lehre, konditionierte dann als Kommiss in Droguengeschäften zu Havre und zu Paris, besuchte 1829—31 die Universität Heidelberg und gründete hierauf in Mannheim ein kaufmännisches Geschäft. Seine Mitbürger wählten ihn 1841 in die bad. Kammer, in welcher B. als energischer und gewandter Gegner des ministeriellen Systems auftrat und bald unter den Führern der Opposition eine hervorragende Stellung erlangte. Auf dem Landtage 1847—48 stellte er einen Antrag auf deutsche Nationalvertretung, der der franz. Februarrevolution nur wenige Tage voranging und als ein jändender Funke in die Stimmung der Zeit hereinfiel. Nachdem die Regierung die vollständigen Forderungen gewährt hatte, gehörte B. zu ihren eifrigsten Verteidigern. Er ward von der bad. Regierung im März 1848 als Vertrauensmann an den Bundestag nach Frankfurt geschickt und trat, als Vertreter eines bayr. Wahlbezirks in die Nationalversammlung gewählt, mit Eifer der äußersten Linken entgegen. Im Aug. 1848 trat B. ins deutsche Reichsministerium als Unterstaatssekretär des Innern ein, welche Stellung er bis zur Entlassung des Ministeriums Gagern behielt. Auch ward er im Nov. 1848 und Mai 1849 nach Berlin gesandt, um ein Verständnis mit der preuß. Regierung anzubahnen, was ihm jedoch nicht gelang. In einer Silberung der berliner Zustände, welche B. 18. Nov. 1848 im Frankfurter Parlament entwarf, erwähnte er auch die verdächtigen «Gestalten» auf den Straßen Berlins, welche dann als «Bassermannsche Gestalten» zum gesagten Wort geworden sind. In dem Verfassungskreite stand er eifrig auf der Seite der preussischen erblich. Partei, und nach der Ablehnung der Kaiserkrone war er der erste, der zu einer Verständigung mit Preußen riet, wie sie später in der Versammlung zu Gotha von dem größten Teile seiner Partei als Programm aufgenommen worden ist. Als Vertreter eines rheinpreuß. Wahlbezirks nahm er an dem Unionsparlamente zu Erfurt teil. Schon im Beginne seiner ständischen Wirksamkeit hatte B. sein einträgliches kaufmännisches Geschäft aufgegeben und zu Mannheim in Gemeinschaft mit R. Mathy (s. d.) eine Verlagsbuchhandlung begründet, deren Unternehmungen zum großen Teil der deutschen Reform gewidmet waren. Unter anderm erschien in diesem Verlage seit 1. Juli 1847 die «Deutsche Zeitung». Seit 1850 durch ein Nervenleiden, zu dem sich bald auch ein Augenübel gesellte, an polit. Thätigkeit behindert, nahm sich B. 29. Juli 1855 durch einen Pistolenschuß das Leben.

Basseffe (fr.), Niedrigkeit, Gemeinheit.

Basse-taille, d. i. mittlerer oder höherer Bass, heißt in der Musik soviel als tiefer Tenor, Bariton (s. d.), die Tenorgelie und Tenorsflöte. In der bildenden Kunst bezeichnet man mit dem Ausdrucke die etwas erhabene oder halberhabene Arbeit, gleichbedeutend mit Basrelief. (S. Relief).

Basse-Terre, Hauptstadt der franz. Insel Guadeloupe (Westindien), auf deren Westküste, zu beiden Seiten der Mündung der Rivière-aux-Ferbes, zählt (1877) 8242 E., von denen der vierte Teil Neger. B. ist Sitz des Gouverneurs, eines Bischofs (seit 1850), hat ein Arsenal, einen Justizpalast, aber einen schlechten Hafen und wird durch das Fort Richemont und einige Batterien geschützt. — B., der Hauptort der brit.-westind. Insel St. Christopher (St.-Kitts), zählt etwa 8500 E., wird

durch drei Forts verteidigt und exportiert bedeutend in die Nähe gewonnenes Salz, ferner Zuder, Ingwer und Baumwolle.

Bassetthorn (Corno di bassetto), ein tonreiches weiches Blasinstrument, wegen seiner Biegung auch Krumhorn genannt, wurde 1770 zu Passau erfunden und durch Th. Voh in Preßburg (um 1782) verbessert. Das B. ist eigentlich eine größere Klarinette, indem es derselben, die Biegung abgerechnet, sowohl hinsichtlich der Form als der Applikatur und der technischen Behandlung gleicht. Das B. wird mit dem Schnabel angeblasen und besteht, außer diesem, wie die Klarinette, aus Birne, zwei Mittelstücken und Stürze, welche, abweichend von der Klarinette, aus einem Windkasten hervorspringt. Neben den 15 Tonlöchern der Klarinette besitzt das B. auch alle durch die neuere Technik an jenen angebrachten offenen und verdeckten Klappen, wozu noch zwei außerordentliche für F und G kommen. Sein Umfang erstreckt sich von F bis zum dreimal gestrichenen C in chromatischer Folge, der Ton erklingt aber jedesmal eine Quinte tiefer, als er geschrieben ist, sodaß also seine Notierung vom kleinen C bis zum dreimal gestrichenen G geschehen muß. Von Mozart ward das Instrument sehr wirkungsvoll benutzt, später weniger. Anweisungen für das B. schrieben Bachsen und Müller.

Bassewitz (Magnus Friedr. von), verbienter preuß. Staatsbeamter, geb. 17. Jan. 1773 zu Schönhoff, dem Stammgute seiner Familie in Medlenburg-Schwerin, besuchte das Pädagogium zu Halle, studierte 1791–94 Rechte und Kameralia zu Rostock und Jena und wurde 1795 Referendarius, 1800 Kriegs- und Domänenrat bei der kurmärk. Kammer, 1809 erster Direktor und Vizepräsident, 1810 Chefpräsident des Regierungskollegiums zu Potsdam und 1824 Oberpräsident der Provinz Brandenburg sowie Präsident des Konsistoriums, Schul- und Medizinalkollegiums dieser Provinz. Auch ward er 24. Dez. desselben Jahres in den Staatsrat aufgenommen. Nachdem B. im März 1842 seine Entlassung genommen, lebte er zu Berlin, wo er 14. Jan. 1858 starb. B. schrieb: „Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des franz. Kriegs im Okt. 1806“ (Lpz. 1847); „Die Kurmark Brandenburg in der Zeit vom 22. Okt. 1806 bis zu Ende des J. 1808“ (2 Bde., Lpz. 1851–52); „Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhange mit den Schicksalen des Gesamtstaates Preußen während der J. 1809 und 1810“ (herausg. von R. von Reinhard, Lpz. 1860).

Basseige, s. Bidlon und Violoncello.

Bassia L., Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen. Die etwa 30 Arten derselben, Ostindien und den Inseln des Indischen Archipels angehörig, sind Bäume mit blattwinkelständigen, in Büschel gestellten Blüten, die einen vierteiligen Kelch, eine acht- bis zwölfläutrige Blumentrone und zahlreiche Staubgefäße haben. Die Früchte sind kugelige oder eiförmige große Beeren, in deren Innern die sehr viel Fett enthaltenden Samen sitzen. In den Blättern und Stämmen finden sich reichliche Mengen von Milchsaft. Aus den Samen einiger Arten wird ein butterartiges Fett gewonnen, indem man dieselben zer kleinert und auspresst oder daselbst bildet für die Eingeborenen ein wichtiges Nahrungsmittel und findet a. d. technische Verwendung, hauptsächlich seitdem

die europ. Kolonisten darauf aufmerksam wurden. *B. butyracea* Roxb. liefert die Shea-Butter, *B. longifolia L.* und *B. lasifolia Willd.* das Illipe-Öl oder die Mamah-Butter. In den europ. Handel kommen große Quantitäten dieser Fettstoffe und werden vorzugsweise zur Seifenfabrikation verwendet und auch wegen ihres bedeutenden Gehalts an Stearinsäure bei der Herstellung von Kerzen benutzt. Die Shea-Butter wird als die bessere Sorte, die Mamah-Butter oder das Illipe-Öl als die geringere angesehen. Eine der Gattung *B.* jedenfalls nahe verwandte Art, die jedoch botanisch noch nicht genau beschrieben ist, der sog. Afrikanische Butterbaum, ein hauptsächlich an der Westküste und im Innern Afrikas vorkommender Baum, liefert die Galam-Butter, die ebenfalls für die Eingeborenen ein wichtiges Nahrungsmittel ist. Die Galam-Butter soll sich lange Zeit ohne Salz halten und auch weißer, fester und schmackhafter sein als die Butter aus Kuhmilch. Diese Pflanze wurde zuerst von Mungo Park als die Stammpflanze der Galam-Butter angeführt und von einigen Botanikern zur Gattung *B.* gezogen, doch ist es wahrscheinlicher, daß sie der mit *B.* nahe verwandten Gattung *Lucuma* angehört.

Bassignans, Stadt in der ital. Provinz Meisandria, am Po, mit (1880) 3864 E., war früher befestigt. Hier siegten 1745 die Spanier über die Sardinier.

Bassig, franz. Landschaft, s. unter Langres.

Bassin, geologisches, s. Becken.

Bassinet, s. unter Seidenindustrie.

Baßinstrumente heißen in der Musik diejenigen Instrumente, welche dem Singbaß an Tiefe und Klangart ähnlich sind, sich daher leicht mit ihm verschmelzen und teils zu seiner Unterstützung, teils allein das harmonische Fundament eines Konzerts bilden. Die B. sind dreierlei Art: Saiteninstrumente, nämlich Kontrabaß und das eine Oktave höher stehende Violoncell; Blasinstrumente, unter denen das Fagott den ersten Platz einnimmt; endlich Schlaginstrumente, wie Baule und Trommel. Auch Klavier und Orgel werden als B. gebraucht; namentlich übertrifft eine starke Orgel mit ihren tiefen Registern an Gewalt alle andern Instrumente. Das wichtigste B. bleibt aber der Seitenbaß in seiner Doppelform als Kontrabaß und Violoncell.

Baßist, s. unter Baß (musikalisch).

Baßklausel heißt in der Musik der von der Dominante zur Tonika fortschreitende Baß, wodurch der vollkommene Tonluß bewirkt wird.

Basso continuo (ital.) wird in der Musik eine Baßstimme genannt, die als Grundbaß ununterbrochen durch das ganze Konz. geht; daher der Name. Der Basso continuo ist nicht für den Gesang, sondern nur für Orgel und Klavier bestimmt, und seine Bedeutung liegt darin, daß er den Grundton bezeichnet, zu welchem die Instrumente die harmonische Begleitung angeben. Er ist daher eigentlich als eine selbständige einzelne Stimme anzusehen, sondern als der harmonische Baß eines mehrstimmigen Konzerts. In diesem Sinne wurde derselbe auch im 16. Jahrh. ausgebildet und zuerst von Viabana um 1600 in ein System gebracht. In der Tonkunst der klassischen Zeit (17. bis 18. Jahrh.) ist seine Bedeutung eine sehr große.

Bassompierre (François, Baron von), Marschall von Frankreich, aus dem Hause Harcourt, geb. 12. April 1579 zu Harouel in Lothringen, kam

im Alter von 20 J. an den franz. Hof, wo er die Gunst Heinrichs IV. erlangte. Im J. 1610 wurde er Mitglied des Staatsrats und Befehlshaber eines Regiments. Nach der Ermordung Heinrichs IV. hielt sich B. zur Partei der Königin, die ihn zum Kommandeur der Schweizer ernannte. Doch nach der Ermordung Concinis suchte er sich bei dem jungen König in Gunst zu setzen und trug, als es zwischen Mutter und Sohn zum Kampfe kam, viel zur Niederlage der erstern bei. Im J. 1622 zum Marschall von Frankreich erhoben, mußte er Gesandtschaften nach Spanien, der Schweiz und England übernehmen. Später war er bei der Belagerung von La Rochelle thätig, erstürmte 1629 den Paß von Sufa und befehligte einige Zeit das in Languebec gegen die Hugenotten aufgestellte Armeekorps. Seine Verbindungen mit dem Herzog von Guise, der Prinzessin von Conti und andern Anhängern der Königin hatten ihn in dessen Rachehien verdächtig gemacht. Derselbe schickte ihn 1631 in die Bastille, aus der ihn erst nach 12jähriger Gefangenschaft der Tod Richelieus erlöste. Er erhielt seine Titel und Würden wieder, starb aber schon 12. Okt. 1646. B. war ein vollendeter Hofmann, der Verschwendung ergeben, die ihn in Schulden stürzte, und ein großer Verehrer und Liebling der Frauen. Seine «Mémoires» (2 Bde., Köln 1665; 4 Bde., Amsterd. 1723), in der Bastille geschrieben, enthalten eine Fülle interessanter Mitteilungen. Senes veröffentlichte später «Nouveaux mémoires du maréchal de B.» (Par. 1802), deren Echtheit angezweifelt wird.

Bassora, s. Basra.

Bassoragummi, eine zu den Gummipflanzen-schleimen gehörende Ausschüßung einer Acacia-Art, wahrscheinlich *Acacia leucophaea*, besteht aus unregelmäßigen, rissigen, zähen, durchsichtigen und glänzenden Stücken von gelber und bräunlicher Farbe, von muscheligem, mattem Bruch, geruchlos, schmeckt fade schleimig. Löst sich nur teilweise in Wasser, der Rest quillt zum schlüpfrigen, gallertartigen Schleim. Der in Wasser lösliche Teil ist Arabin, das Unlösliche ist als Bassorin bezeichnet, letzteres wohl identisch mit Metarabinsäure. In fast allen Eigenschaften ist das B. dem Tragant gleich und wird auch wie dieses verwendet.

Bassorin, s. unter Bassoragummi.

Bassotti (ital.), eine Art Maccaroni.

Bastschläffel, s. unter Paß (musikalisch).

Bastkrasse, die Meerenge zwischen Tasmanien und Australien, 297 km lang und 111 km breit, benannt nach dem Wundarzt George Bast, der sie im J. 1797 entdeckte und 1798 mit Hinders durchfuhr.

Bassuto, Betschuanenstamm, s. Basuto.

Bast, ägypt. Göttin, s. unter Bubastus.

Bast war früher in der Anatomie der Pflanzen die gewöhnliche Bezeichnung für denjenigen Teil des Gefäßbündels oder des Gefäßbündelringes, in welchem die Eiweißstoffe oder Plasma leitenden Elemente, die sog. Siebröhren (s. d.) liegen, und zwar wurde der Ausdruck B. deshalb für diese Partien gewählt, weil in sehr vielen Fällen die Siebröhren, welche wegen ihrer Festigkeit den Namen Bastzellen verdienen und von denen auch ein großer Teil technisch als Bast die mannigfachste Verwendung findet, die Begleiter jener Siebröhren sind. Man übertrug also den Namen B. von einzelnen Zellen auf die ganze Region, in der sie sich vor-

zugsweise finden. Da indessen diese Art der Benennung zu großen Verwirrungen Anlaß gab, so bezeichnen jetzt viele Botaniker nur diejenigen Zellen oder Zellgruppen als B., welche eine bedeutendere Festigkeit besitzen und dazu dienen, den übrigen zarteren Gewebepartien den nötigen Halt zu gewähren, die also, ähnlich wie die Knochen, Bänder und andere Einrichtungen bei den Tieren, das Skelett der Pflanzen bilden. Die Anordnung der festen Zellen ist dabei gleichgültig; sie können sowohl als Begleiter der Siebröhren wie auch anderer zarter Gewebeelemente auftreten.

Im gewöhnlichen Leben versteht man unter B. biegsame, zähe, zu Flechtwerk geeignete Pflanzensfasern oder Fasergerewebe von Pflanzen. Technische Verwendung zu dergleichen Zwecken finden hauptsächlich die Bastzellgruppen der Lindenbäume, bekannt als Lindenbast. Dieser wird in Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich, namentlich aber in Rußland zu verschiedenen Fabrikaten verarbeitet. Außer zum Reinigen hölzerner und metallener Geschirre und zum Binden in der Gärtnerei wendet man denselben zur Verfertigung von Seilen, Matten und Taschen an. Die Matten bilden in Rußland, wo sie auf einfachen Stühlen gewebt werden, einen nicht unbedeutlichen Handelsartikel. Dort fertigt man auch Schuhe und Hüte aus B. Die unter dem Namen Basthüte in Südeuropa, namentlich in Italien erzeugten Hüte werden jedoch mit Unrecht so genannt, da sie nicht aus B., sondern aus Streifen von Eichen- oder Weidenholz bestehen. Die größte Bedeutung hat die Verwendung einzelner Arten des B. als Spinnstoff. (S. Flach und Hanf.) In Ostindien liefert der wie Flach bearbeitete B. verschiedener Bäume feine Gewebe, die einen seidennähnlichen Glanz zeigen, häufig auch Seidenfäden enthalten und meist mit braunem, rotem, gelbem oder orangefarbigem Grunde mit andersfarbigen Längen- und Querstreifen unter allerlei Namen (Cherquemolles, Foutalonges, Foulaes, Nillas, Biambonnes, Pinasses, Romales) in den Handel gebracht werden. Seidenen (eigentlich halbseidenen) B. heißt ein gestreiftes oder gewürfeltes Zeug, bei welchem die Kette aus Seide, der Einschlag aus Baumwolle besteht. Außerdem kommt unter der Benennung B. ein geföppter, sehr glanzreich appretierter Baumwollstoff vor, auf dessen rechter Seite die Kette zu drei Vierteln über dem viel gröbren Einschlag freiliegt.

Bast., Abkürzung für B. Basterot, einen franz. Paläontologen, welcher die Fauna des Tertiärs beidens von Bordeaux bearbeitet hat.

Basta (ital.), es ist genug, genug davon; B. ober Baste, im L'Hombre- und Solospiele der dritte Matador; bastant, hinreichend.

Bastaggo (türk.), Gebäude für Pestkrante, Quarantänehaus.

Bastanthal (Bastanthäl), in den westl. Pyrenäen, von der Bibassoa durchflossen, gehört zur span. Provinz Navarra, ist 35 km lang und 20 km breit, hat zum Hauptort Elizondo und besteht aus 14 Gemeinden mit 7—8000 E., welche einen Haupt-Altalen und ihre Fueros oder Privilegien besitzen. Die zahlreichen Wiesen ernähren einen starken Viehstand; man gewinnt Korn, Mais, Wein, Kastanien und Süßfrüchte in Menge. Wegen ihrer Verdienste um die Krone Spaniens besitzen fast alle Bewohner Adelsrechte.

Bastard nennt man im physiol. und zoolog. Sinne die Nachkommen von Eltern, welche verschiedenen Arten angehören. Da sich die Eigenschaften der Eltern auf die Nachkommen vererben, so bieten diese Mischlinge mehr oder minder in ihrer Organisation die Eigenschaften der beiden Eltern in Mischung dar, doch stets so, daß ein oder der andere Charakter überwiegt; ja selbst auch in dem Sinne, daß bei einem Wurf mehrerer Jungen, z. B. von Wolf und Hündin, jedes Junge die Charaktere der Eltern in besonderer Weise gemischt zeigt. Nur nahe verwandte Arten können sich fruchtbar miteinander begatten, wie z. B. Pferd und Esel, Wolf und Hund, Fuchs und Hund, Löwe und Tiger, Hase und Kaninchen, Stieglitz und Kanarienvogel u. s. w. Die meisten dieser B. sind mit ihren Eltern, viele auch unter sich fruchtbar; die Inzucht einiger, wie z. B. des Kaninchen-Hasen, ist sogar Gegenstand der Industrie geworden. Einige freilich, wie gerade die am häufigsten gezüchteten Maultiere und Maultesel, sind unfruchtbar. Die meisten B. werden absichtlich gezüchtet; doch kennt man auch im Freien erzeugte B., wie den Nadelhahn (B. von Auer- und Birkenhahn), und neuerdings hat von Siebold in München von mehreren als besondere Arten beschriebenen Süßwasserfischen nachgewiesen, daß sie nur B. sind. Nachkommen verschiedener Klassen hat man auch zum Unterschiede Blendlinge genannt. Da jedoch die Begriffe von Art und Klasse nicht streng voneinander geschieden werden können, so laufen auch diese Unterschiede ineinander. — Im bürgerlichen Leben bezeichnet man mit B. das Kind einer unehelichen Verbindung. Unter dem Namen Bastardus kommt zuerst der Normannenherzog Wilhelm der Eroberer vor. Nach J. Grimm stammt das Wort wahrscheinlich aus dem Altnordischen (B. = hart wie Bast, in übertragener Bedeutung soviel wie unecht).

Bastardseile (frz. lime bâtarde, engl. bastard-bastardierung, s. Abarten).

Bastard-Indigo, ein blauer Farbstoff, welcher aus den jungen Trieben von *Amorpha fruticosa* gewonnen wird.

Bastardise, s. Batarbise.

Bastardpflanzen (Hybriden, Pflanzenmischlinge) ist in der Botanik die Bezeichnung für Pflanzenformen, welche durch geschlechtliche oder andere Vermischung zweier verschiedener Arten entstanden sind. Man nennt diesen Vorgang der Vermischung auch Bastardierung, Hybridation, Kreuzung. Der weitaus größte Teil der B. ist durch geschlechtliche Vermischung entstanden; es besteht diese darin, daß die weiblichen Organe der einen Art durch die männlichen Organe einer andern Art befruchtet werden; aus dem dadurch gebildeten Samen geht die Bastardpflanze hervor. Die geschlechtliche Kreuzung kann auf zweierlei Weise vor sich gehen, sie kann in der freien Natur durch Vermischung von Tieren oder des Windes (s. Bestäubung), oder sie kann künstlich bewirkt werden. Die letztere Art der Kreuzung wird sehr häufig von den Gärtnern angewendet, um Hybriden zu erzeugen, die die Vorzüge sowohl der väterlichen wie der mütterlichen Stammpflanzen besitzen. Man verfährt dabei folgendermaßen: Man schneidet, wenn zwitterige Blüten gekreuzt werden sollen, die Staubfäden, ehe ihre Antheren aufspringen, weg, was man Kastriren nennt, und bringt nun den Samenstaub einer andern Pflanze, die als Vaterpflanze dienen soll, am

besten mit Hilfe eines zarten Pinsels auf die Narbe der damit zu befruchtenden Pflanze (der Mutterpflanze); außerdem muß selbstverständlich Sorge getragen werden, daß Pollenkörner anderer Pflanzen als derjenigen, welche man als Vaterpflanze benutzt hat, vollständig fern bleiben. Aus den Samen der auf diese Weise befruchteten Mutterpflanze entstehen nun B., Formen, die weder der Mutter- noch der Vaterpflanze gleich sind, beiden aber in vielen Beziehungen ähneln. Ob die Kreuzung künstlich geschieht, oder ob sie ohne Mitwirkung des Menschen in der freien Natur sich vollzieht, ist für das Resultat derselben gleichgültig.

Die Kreuzung ist in den meisten Fällen nur zwischen zwei Arten ein und derselben Gattung möglich, nur sehr selten findet Vermischung zweier Arten nahe verwandter Gattungen statt. Niemals aber kommen Bastarde zwischen Arten von einander fernstehenden Gattungen vor. Die durch geschlechtliche Vermischung erzeugten B., die sog. sexuellen Bastarde, sind durch mehrere merkwürdige Eigenschaften charakterisiert. Zunächst lassen sich die Merkmale der Eltern stets an den Hybriden unterscheiden, aber nur so, daß man den Einfluß beider Eltern dabei wahrnimmt; so hat z. B. der Bastard der zwei Luzernearten *Medicago sativa* und *M. falcata* Blüten, deren Farbe zwischen Blau und Gelb, den Blütenfarben der Eltern, schwankt. Ferner macht sich bei den B. ziemlich allgemein eine Abschwächung der Sexualität geltend, es wird ein Teil der Pollenkörner und ebenso ein Teil der Eismenknospen mangelhafter ausgebildet, und zwar in diese sexuelle Schwäche in der Regel mehr bei den männlichen als bei den weiblichen Organen zu bemerken. Geringer besitzen die B., zumal diejenigen zwischen sehr nahe verwandten Arten, ein viel höheres Wachstum, das sich in einer reicheren Wurzelung, in den zahlreichen und, mit Ausnahme der Sexualorgane, besser ausgebildeten Blüten, in der längeren Lebensdauer und mehreren andern entspricht. Gerade dieser letztere Umstand, das höhere Wachstum in fast allen Teilen ist es, was die Hybriden für die Gärtner und Blumenliebhaber wichtig macht. Die B. sind fast immer, obwohl ein Teil der Sexualzellen mangelhaft ausgebildet ist, fortpflanzungsfähig; man kann sie also nicht nur durch Stedlinge, Ableger u. s. w., sondern auch durch Samen vermehren; nach mehreren Generationen jedoch, und vorzüglich dann, wenn die Stammpflanzen sehr nahe verwandt sind, findet oft ein Zurückschlagen zu einer der beiden letztern statt.

Die B. können nun ebenfalls wieder entweder mit einer der Stammformen, oder mit einer der Eltern nahe verwandten Form, oder auch mit andern B. gekreuzt werden, und man erhält dann abgeleitete B. In letztem Falle trägt der aus mehr vorhandene Bastard eine Vermischung der Merkmale von vier Stammpflanzen an sich; man kann auf diese Weise fort, so kann man einen Blendling aus einer noch größeren Anzahl Pflanzen entstehen. Die Kreuzung bietet also ein Mittel, um aus einigen nahe verwandten Arten einer Gattung eine Anzahl der mannigfaltigsten Formen zu erzeugen. Durch derartige Prozesse sind zum großen Teil die zahllosen Abänderungen vieler Zierpflanzen, der Aurikeln, Azaleen, Kamellen, Georginen, Lilien, Rosen, Pelargonien u. s. w. hervorgebracht worden. Doch sind nicht alle Familien gleichmäßig geeignet, Bastarde zu bilden; es gibt eine größere Anzahl, in

beim die Hybridation sich sehr leicht vollzieht, so die Familien der Geraniaceen, Rosaceen, Compositen, Solanaceen, Salicaceen und viele andere; bei andern hingegen, wie z. B. bei den Doldengewächsen, sind B. eine Seltenheit. Unter den höhern Kryptogamen sind bis jetzt nur wenige Bastarde, und auch diese zum Teil nur ungenau bekannt geworden.

Indes können B. außer auf sexuellem Wege auch noch durch einen andern Vorgang entstehen, nämlich durch das von den Gärtnern sehr häufig angewandte Veredeln oder Pfropfen (s. d.); allerdings sind bis jetzt nur wenige Fälle dieser Art bekannt geworden. Man hat z. B. durch Veredeln einer mit gestielten (parachyrtren) Blättern versehenen Art der Gattung *Abutilon* auf eine andere derselben Gattung angehörende Art eine Hybridation insofern erzielt, als die Sprossen, die an dem betreffenden Stamme sowohl über als unter der Veredelungsstelle hervorbrachen, ebenfalls gestielte Blätter zeigten; man hat ferner ähnliche Resultate zwischen blauen und weißen Kartoffeln erzielt; bei Veredlung einer blauen Kartoffelsorte durch die Augen einer weißen Sorte wurden nicht rein weiße Kartoffeln gebildet, sondern es entstanden blau und weiß gestielte Knollen. Man muß dabei annehmen, daß die Unterlagen, auf welche Keiser oder Augen anderer nahe verwandter Arten gepfropft werden, einen Einfluß auf die Ausbildung der betreffenden Keiser oder Augen haben, und auch umgekehrt, daß die letztern, wie in dem Falle bei *Abutilon*, ihre Eigenschaften der Unterlage mittheilen können.

Die Literatur über die B. ist ziemlich umfangreich; die wichtigsten Schriften darüber sind: Koehreuter, «Vorläufige Bemerkungen von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen und Beobachtungen» (Erg. 1761); Gärtner, «Versuche und Beobachtungen über die Bastardzeugung im Pflanzenreiche» (Stuttg. 1849); Widura, «Die Bastardbefruchtung im Pflanzenreiche erläutert an den Bastarden der Weiden» (Bresl. 1865); Herbert, «*Amarylhidaceae* etc.» (Lond. 1878); Jode, «Die Pflanzenmischlinge» (Berl. 1881).

Bastards, Volkstamm, s. unter Hottenotten.

Bastardschloß (frz. serrure bâtarde, engl. bastard-lock), an manchen Orten Schnippshapp genannt, eine meist nur für eintourige Schloßer der Einfachheit wegen angewendete Konstruktion, die indes infolge der Art der Kieglebewegung weniger haltbar ist und dem unbefugten Öffnen geringern Widerstand entgegensetzt als ein aufgetauchtes Schloß der gewöhnlichen Art. Im Gegensatz zu diesem besitzt das B. keine eigentliche Zapfhalter, sondern der Kiegel liegt in zurückgezogenem Zustande mit einem an ihm befindlichen Einrißmitt auf einem kleinen, auf dem Schloßblech festgenieteten Eisenstück. Beim Auf- oder Zuklappen hebt der Schlüsselbart den Kiegel über dieses seiner Bewegung entgegenstehende Hemmnis hinweg, verschiebt ihn entsprechend und läßt ihn sodann in seine normale Lage zurückkehren, was durch eine am Kiegel angebrachte Feder geschieht.

Bastarnen, wohl ein german. Stamm, der früher als die übrigen deutschen Völker mit der röm.-griech. Welt des Altertums in Berührung kam. Bei dem Vordringen der Germanen aus Ost-europa nach der Mitte unsers Erdtheils scheinen die B. zuerst den Weg nach dem Südwesten gefunden zu haben. In der That, den Karpaten und

am untern Donaubelta in ziemlich weiter Linie ausgebreitet, erscheinen sie zuerst seit 182 v. Chr., zur Zeit der macedon. Könige Philipp V. und Perseus, in der Geschichte. Es waren riesige Gestalten, blaudügel, Krieger von stämmiger, gefürchteter Tapferkeit, aber noch lange in sehr primitiven Zuständen verharrend. Wiederholt in den Kämpfen der spätern Römer an der untern Donau und an den Karpaten auftretend, erhielten sie sich als ein starker Stamm bis tief in das 8. Jahrh. n. Chr. hinein, wo die Goten als das herrschende deutsche Volk im südl. Osteuropa auftraten. Sie verschwinden aus der Geschichte, als auf Veranlassung des röm. Kaisers Probus 279 n. Chr. 100000 ihres Volks als neue Ansiedler in dem röm. Thracien Wohnsitz unter der roman. Bevölkerung angenommen hatten.

Bastel, Befestigung, s. unter Bastion.

Bastel, eine auf dem rechten Elbufer zwischen Rathen und Wehlen in der sächs. Amtshauptmannschaft Pirna 230 m steil aufsteigende Felsmasse, einer der besuchtesten Punkte der sog. Sächsischen Schweiz, mit Hotel und (im Sommer) Post- und Telegraphenagentur. In der Nähe ist der Uttenwalder Grund.

Basternen (frz., vom lat. *basterna*, Bezeichnung für eine von Waultieren getragene Sänfte), bedeutet Ochsenwagen.

Bastetäner, im Altertum ein weitverbreitetes Volk an der Südküste Spaniens.

Bastia, die ehemalige Hauptstadt der Insel Corsica und Bischofsitz, jetzt Hauptort eines franz. Arrondissements und Sitz des Militärgouverneurs, eines Gerichtshofs, eines Civil- und Handelsgerichts und mehrerer Konsulate. Die Stadt, im nordöstl. Teile der Insel gelegen, ist amphitheatralisch am Abhange eines Bergs im genues. Geschmaide erbaut, hat enge und winkelige Straßen, kein irgend ausgezeichnetes Gebäude und einen wenig sichern Hafen, der durch eine starke Citadelle und einige kleine, in neuerer Zeit angelegte Forts verteidigt wird. Sie zählt (1876) 16984 (Gemeinde 17572) E. und besitzt ein Collège, eine Handelskammer, eine Succursale der Bank von Frankreich, eine öffentliche Bibliothek von 25000 Bänden, ein Naturalienkabinett, ein Theater, ein Militär- und ein Civilhospital und seit 1854 eine Statue Napoleons I. von weißem Marmor (von Bartolini). Die Bevölkerung baut Reis, fabriziert Wachs, Liqueure, Macaroni und Seifen, unterhält Gerbereien, bedeutende Eisengießerei und Schmieden für die Marine, Färbereien und Ölmühlen und treibt Antimonergewinnung, Marmorbrüche, Fischfang und Korallenfischerei. Der Handel mit Öl, Wein, Feigen, Hülsenfrüchten, Säuten, Leder und Korallen ist nicht unbedeutend. Die Stadt wurde 1380 durch den Genueser Leonel Lomellino an der Stelle des alten Nintium gegründet. Im J. 1745 nahmen sie die Engländer, die sie im folgenden Jahre an die Genueser zurückgeben mußten. Vergeblich belagerten B. 1748 Oesterreicher und Piemontesen. Nach der Vereinigung der Insel mit Frankreich (1768) war B. 1791–1811 die Hauptstadt des Depart. Corsica. Als Paoli 1794 die Franzosen mit Hilfe der Engländer fast ganz aus Corsica vertrieb, war B. die einzige Stadt, die sich noch zwei Monate lang hielt; 1796 wurden die Engländer wieder aus B. vertrieben.

Bastian, Abkürzung von Sebastian.

Bastian (Adolf), berühmter Reisender und Ethnograph, geb. 26. Juni 1826 zu Bremen, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Berlin, Heidelberg, Prag, Jena und Würzburg erst Jurisprudenz, dann Medizin und Naturwissenschaften. Im J. 1851 ging er als Schiffsarzt nach Australien, besuchte dort die Goldbistricke und einen Teil des Innern und reiste dann über Neuseeland nach Peru. Im weitem Verlaufe seiner Reise kam B. nach Westindien, Mexico und Californien, begab sich von hier nach China und Ostindien, besichtigte hierauf die Ruinenstätten von Babylon und Ninive, durchreiste Syrien, Palästina und Aegypten und lehrte nach einem Aufenthalt im Kaplande und in den portug. Besitzungen an der Westküste Afrikas nach Europa zurück. Nachdem er auch diesen Weltteil nach allen Richtungen hin durchstreift, langte er 1859 wiederum in Bremen an und veröffentlichte: «Ein Besuch in San-Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo» (Brem. 1859), und «Der Mensch in der Geschichte, zur Begründung einer psychol. Weltanschauung» (3 Bde., Lpz. 1860). Im Jan. 1861 trat sodann B. seine zweite Weltreise an. Zunächst die noch wenig erforschte hinterind. Halbinsel ins Auge fassend, wandte er sich nach Langun und fuhr den Irarawadi hinauf nach der Hauptstadt des Birmanenreichs, wo er sich ein ganzes Jahr dem Studium der Sprache und Litteratur der Birmanen widmete. Dann reiste er zu Lande von Maulmain aus nach Bangkok, wo er wiederum eine Zeit lang die Sprache und Litteratur der Siamesen studierte, und begab sich von dort nach Java, besuchte hierauf Nagasaki und Yokohama in Japan, von wo er sich über Shanghai und Tientsin nach Peking wandte. Mit einem mongol. Führer wurde die Wüste Gobi durchkreuzt, der Baikalsee auf einem Dampfboote; eine Schlittenreise führte im Winter zum Ural, worauf B. über den Kaukasus und die Länder am Kaspiischen und Schwarzen Meere, durch Galizien die Rückreise nach Deutschland antrat (1865). Er habilitierte sich 1866 als Privatdocent in Berlin bei der philol. Fakultät, wurde dann zum außerord. Professor der Ethnologie ernannt und mit der Verwaltung des Ethnologischen Museums betraut. Abwechselnd mit Prof. Dove führte er mehrere Jahre den Vorsitz in der Gesellschaft für Erdkunde und wirkte mit zur Begründung der Anthropologischen Gesellschaft, bei der er Birchom im Vorsitz folgte. Als sich aus der Verbindung der Geographischen Gesellschaften Deutschlands die Afrikanische Gesellschaft bildete, leitete B. diese als Vorsitzender und begab sich zur Einrichtung der Station Chinchoro nach der Loango-Küste, um mit Dr. Guschel die weitem Pläne zu besprechen. Bei der Rückreise wurden Reisen in den Ogowailändern und eine unter Leitung des Hauptmanns von Homper gestellte Expedition nach Angola angeregt (1874). Außer einer Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften und Broschüren und Vorträgen veröffentlichte er noch: «Die Völker des östl. Asien» (6 Bde., Jena 1866—71), «Das Beständige in den Menschenrassen» (Berl. 1868), «Beiträge zur vergleichenden Psychologie» (Berl. 1868), «Sprachvergleichende Studien» (Lpz. 1870), «Ethnolog. Forschungen» (2 Bde., Jena 1871—73), «Geogr. und ethnolog. Bilder» (Jena 1873), «Die deutsche Expedition an die

Loango-Küste» (Jena 1874), «Schöpfung oder Entstehung» (Jena 1875). In Verbindung mit Rob. Hartmann begründete B. 1869 die «Zeitschrift für Ethnologie», in welcher auch die Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin ihre Veröffentlichung finden.

Im Interesse der ethnolog. Sammlungen im Königl. Museum zu Berlin unternahm B. in den J. 1875—76 eine Reise, auf der er besonders Peru, Ecuador, das Magdalena- und Caucaothal in Columbien, sowie Guatemala besuchte. Die Ergebnisse finden sich veröffentlicht in dem Werke: «Die Kulturländer des alten America» (Berl. 1878 fg.). Eine zweite Reise, gleichfalls für die ethnolog. Zwecke dieses Museums, wurde 1879 angetreten. Sie führte durch Persien nach Indien, zu den Hügelstämmen Assams, dann durch die Inseln des Indischen Archipels, über Australien, Sibirien, Neuseeland, Hawaii nach Oregon und mit Berührung Yucatans zurück (Aug. 1880). Darüber ist als erste Mitteilung erschienen: «Die heilige Sage der Polynesier» (Lpz. 1881). Als weitere Veröffentlichungen B.s sind zu nennen: «Vorgeschichte der Ethnologie» (Berl. 1881), «Die Völkergebäude im Aufbau einer Wissenschaft von Menschen» (Berl. 1881).

Bastian (Henry Charlton), engl. Mediziner, geb. 26. April 1837 zu Truro, studierte Medizin, war 1860—63 Assistent am anatom. und physiol. Museum der Universität zu London, dann Assistent an einer Irrenanstalt, 1867 Professor der physiol. Anatomie zu London, 1868 Assistent am Hospital für Gelähmte und Epileptische, und 1871 Arzt am Hospital der Universität. B. gilt hauptsächlich als Autorität für Pathologie des Nervensystems. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «The modes of origin of lowest organisms» (1871), «The beginnings of life» (2 Bde., 1872), «Clinical lectures on the common forms of Paralysis» (1873), «The brain as an organ of mind» (1880, deutsch unter dem Titel «Das Gehirn als Organ des Geistes», Bb. 52 und 53 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1882).

Bastiat (Frédéric), einer der bekanntesten franz. Nationalökonomten, geb. 29. Juni 1801 zu Bayonne, widmete sich anfangs dem Handelsstande, wurde 1831 Friedensrichter zu Mugron im Depart. Landes und bald darauf auch Generalrat beider Departements. Die schriftstellerische Laufbahn trat er erst 1844 mit einer Abhandlung «De l'influence des tarifs français et anglais sur l'avantage des deux peuples» im «Journal des économistes». Von einer Reise nach England zurückgekehrt, hielt er die von ihm in den engl. Freihandelsvereinen gehaltenen Reden unter dem Titel: «Cobden et la Ligue ou l'agitation anglaise pour la liberté des échanges» (Par. 1845) erscheinen. B. ging dann nach Paris, wo er zunächst die «Sophismes économiques» (Par. 1846; deutsch von Roda unter dem Titel «Die Trugschlüsse des Schutzzöllneis», Berl. 1847) herausgab. Unter der Februarrepublik veröffentlichte er eine Reihe von Broschüren zu Flugschriften zur Bekämpfung des Sozialismus und Kommunismus («Protectionisme et communisme», «Capital et rente», «Mandit argent», «Propriété et spoliation» u. s. w.). Besonders mit Broudhon geriet er in eine hitzige Polemik wegen der von diesem für möglich gehaltenen Unmöglichkeit des Kredits. Sein Hauptwerk sind die part.

1849 erschienenen *«Harmonies économiques»* (deutsch in Prince-Smiths *«Nationalökonomischer Bibliothek»*, Bd. 1, Berl. 1850). Er huldigt in dieser Schrift, wie auch in seinen übrigen, einem idealistischen Optimismus. Vom Depart. Landes wurde B. in die Konstituierende und Legislative Nationalversammlung gewählt, wo er jedoch wegen Schwäche seines Organs nur selten sprach. Kränklichkeitshalber ging er nach Italien und starb 24. Dez. 1850 zu Rom. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften veranstaltete Bailottet (2. Aufl. 7 Bde., Par. 1864). Sein Denkmal wurde im April 1878 zu Mugron (Depart. Landes) enthüllt.

Bastide (frz.), Landhaus in der Nähe größerer Städte Südfrankreichs, besonders bei Marseille; im ältern Kriegswesen ein Blockhaus.

Bastide (Jules), franz. Publizist und Historiker, geb. zu Paris 22. Nov. 1800, besuchte das Collège Henri IV. und widmete sich dann der Rechtswissenschaft. Als Teilnehmer an der Gmeute vom 5. Juni 1820 verwundet und ins Gefängnis geworfen, trat B. 1821 der Carbonarierverbindung bei und beteiligte sich an allen Unternehmungen gegen die Restauration. Als Artillerielieutenant der Nationalgarde wurde B. in die Dezember-Gmeute von 1830 hineingezogen. Damals gehörte B. zu einer geheimen Gesellschaft unter Buonarotti's Hauptleitung. Dieser Verein beauftragte ihn mit der Organisation der republikanischen Partei im Süden von Frankreich, und er begab sich deshalb Anfang 1832 nach Lyon und Grenoble. Nachdem er wegen republikanischer Umtriebe verhaftet und vor Gericht gestellt war, beteiligte er sich nach seiner Freilassung gegen Ende Mai als einer der Anführer am Aufstande, welcher 5. Juni 1832 bei Gelegenheit der Bestattung des Generals Lamarque zu Paris ausbrach. Er wurde zum Tode verurteilt, entfloß aber aus dem Gefängnisse und lebte nun zwei Jahre in England. Als Publizist war er am *«National»* und an der von ihm begründeten radikalen *«Revue nationale»* thätig. Nach der Februarrevolution von 1848 fungierte B. als Delegierter für das Ministerium des Äußern, dann als Generalsekretär dieses Ministeriums, war Mitglied der Konstituierenden Nationalversammlung und vom 10. Mai 1848 bis zum 20. Dez. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, spielte aber eine unbedeutende Rolle. Viel Aufsehen erregten seine Schriften *«La République française et l'Italie en 1848»* (Brüssel 1858) und *«Guerres de religion en France»* (2 Bde., Par. 1859). Von seiner *«Histoire de l'Assemblée législative»* erschien nur der erste Band (1847). B. starb 3. März 1879 zu Paris.

Bastille, ursprünglich eine für besetzte Türme und Burgen in Frankreich viel gebrauchte Bezeichnung, späterhin beibehalten als Name des zu Paris am Thore St. Antoine belegenen festen Schlosses, welches Karl V. 1370 bis 1383 zum Schutze gegen die Engländer hatte erbauen lassen und welches teils als Staatsgefängnis, teils als Zwingburg gegen Aufstandsversuche der pariser Bevölkerung gedient hat. Die B. hatte im allgemeinen die Form eines Rechtecks, dessen Ecken durch starke, auf der obern Plattform mit Geschütz besetzte Türme flankiert wurden; außerdem befanden sich in jeder der beiden langen Seiten noch zwei Türme. Das Ganze umschloß ein tiefer Graben, dessen Wällen in Mauerwerk bestanden; Außenwerte waren nicht vorhanden. Die Türme enthielten 40

finstere Kerker und 40 unterirdische Verliehe (cachots), welche zur Aufnahme von Staatsgefangenen dienten. Ludwig XI. ließ in den cachots eiserne Ränge anbringen, um die Strafvollziehung noch mehr zu verschärfen. Am 14. Juli 1789 morgens griffen bewaffnete Volkshaufen, welche das Invalidenhaus gestürmt hatten, die B. an, sprengten durch das Feuer einiger mitgebrachter Geschütze die Kette der Zugbrücke und erzwangen den Eingang. Das Schloß war nur von 32 Schweizern und 82 Invaliden unter Befehl des Gouverneurs, Marquis de Launay, besetzt, von denen 8, darunter der Gouverneur, 4 andere Offiziere und 3 Schweizer ermordet wurden. Am folgenden Tage wurde die B. zerstört, wobei der größte Teil der dort vorhandenen Akten, Aufzeichnungen der Gefangenen u. s. w. verloren gegangen ist. Die geretteten Schriftstücke wurden alsbald veröffentlicht (deutsch 1789 und 1790 in Frankfurt a. M. als *«Beiträge zur Geschichte der B.»*). Auf dem Platze, wo früher die B. stand, erhebt sich jetzt die Julisäule, 1840 zum Andenken an die in den Julitagen von 1830 gefallenen Volkskämpfer errichtet. Vgl. *«La B. dévoilée»* (Par. 1789); Dulaure, *«Histoire de Paris»* (Par. 1821); Ringuet, *«Mémoire sur la B.»* (Lond. 1783); *«Remarques historiques sur le château de B.»* (Par. 1789).

Bastion oder **Vollwerk** nennt man ein aus der Umfassungslinie einer Festung vorspringendes, aus vier Linien bestehendes, hinten offenes Werk, das zur Beherrschung des Vorterrains und zur Verstärkung des Hauptgrabens dient. Seine beiden vordern und zugleich längern Linien, die Flanken, stoßen in einem auspringenden Winkel, Saillant oder Vollwerkswinkel, zusammen, der nicht unter 60° sein darf, in der Regel 90—120° beträgt, und dessen Spitze der Vollwerkspunkt oder die Pike heißt. Die beiden kürzern Linien, die Flanken, schließen sich mit einem stumpfen Winkel, dem Schulterwinkel, an die Flanken an, und dieser Punkt heißt der Schulterpunkt. Das andere Ende der Flanken stoßt mittels eines eingehenden Winkels, welcher Courtinenwinkel genannt wird, an die Courtine oder den Zinnenwall, der je zwei und zwei B. miteinander verbindet; der Punkt, wo Flanke und Courtine zusammenstoßen, heißt der Courtinenpunkt. Die Verlängerung der Flanken nach rückwärts auf den gegenüberstehenden Courtinenpunkt heißt die Streich- oder Defenslinie, und der dadurch mit der Flanke entstehende Winkel der Streichwinkel, der in der Regel 90° beträgt. Die hintere Öffnung eines B. heißt die Rehle. Innerhalb der vier Wälle, auf denen die Brustwehrlinien des B. ruhen, und der Rehle des B. entsteht ein fünfeckiger Raum, in welchem früherhin gewöhnlich ein gemauertes Pulvermagazin stand; ein solches B. heißt ein hohles; ist dieser Raum aber mit Erde ausgefüllt, so heißt das B. ein volles. Wenn das B. durch einen Schloßgraben von etwa rückwärts liegenden Verteidigungslinien getrennt ist, so entsteht ein detachiertes B. Die B. sind im Laufe des 16. Jahrh. an die Stelle der halbrunden Masteien oder Mondels getreten, welche nach Einführung der Feuerwaffen an Stelle der alten Mauerwerke traten und diesen nachgebildet waren, aber in größerer Entfernung voneinander lagen. (S. unter Befestigungsmanieren.)

Bästling, Bästling (frz. chanvre à fruit, engl. female hemp), die weibliche Hanfpflanze (Späthans), die der Samengewinnung wegen später als

die männliche ausgezogen wird und, weil die Güte der Bastfaser hierdurch verliert, für den Spinnprozeß weniger als diese geschätzt ist. (S. Hanf.)

Bastonnade (von dem frz. baston oder baton, der Stod) heißt bei den Europäern die im Orient gebräuchliche Prügelstrafe, welche namentlich in Schlagen auf die Fußsohlen oder auf den Rücken besteht.

Bastaler oder **Bastetaner** war der Name eines iberischen, frühzeitig stark mit phöniz. Kolonisten gemischten Volks im alten Hispanien; dasselbe hatte seine Stütz auf dem Küstenraume des südl. Ätiska, von der Meerenge von Gibraltarr an ostwärts bis zu den südöstl. Ausläufern der Sierra Nevada.

Bafuto (im Singular Mosuto), der bekannteste Stamm der Betschuanen (s. d.) in Südafrika oder richtiger eine polit. Vereinigung von Bruchteilen verschiedener Betschuanenstämme, deren regierendes Haus dem Stamme der Batwana angehört. Ihre Sprache, das Sesuto, ist ein besonderer Dialekt des Betschuana. Sie wohnen am südöstl. Ufer des Kaliedon. Vereinzelte Tafelberge, die Malutikette oder Blauen Berge steigen dort 5—600 m hoch aus den Thälern empor. In letztern schießt der Graswuchs üppig empor, sobald man ihn jeden Winter durch Feuer niederlegen muß. Da vom Oktober bis April reichliche Regen fallen, so tritt fast nie Miswachs ein. Die Hütten der B. liegen stets in einem Kreise, dessen innern Raum die Herden einnehmen. Von den Handwerken ist das der Schmiede das angesehenste. Als Feldfrucht wird hauptsächlich Sorghum gebaut, neuerdings auch Mais und Weizen, ferner Melonen, schwarze Bohnen, Erdbeeren und Tabak. Die Kleidung der B. besteht in einem Lendenschurz aus weichem Leder, bei den Weibern in einem bis an die Knie reichenden Hüftenröschchen. Die B. sind höflich und gastfreundtschaftlich, aber an kriegerischer Tüchtigkeit den benachbarten Kaffern bei weitem nicht gewachsen. Infolge früherer Bürgerkriege unter den Betschuanenstämmen hatten sich zwei Drittel der B. in der Kapkolonie niedergelassen und gingen erst unter dem König Moschesh (gest. 1870) wieder in ihre Heimat zurück. Auch wanderte 1824 eine starke Abtheilung unter dem Häuptling Sebotoane nach dem obern Zambesi aus, wo sie Livingstone unter dem Namen Makololo kennen lernte. Das Gebiet der B., das auf 21 794 qkm (1875) 127 701 E. (darunter 378 Weiße) zählt, wurde 12. März 1868 mit den brit. Besitzungen vereinigt. Als aber die Regierung der Kapkolonie 1880 allen Eingeborenen die Waffen auszuliefern befahl, erfolgte ein Aufstand eines Stammes der B. unter Masupha, der nach einigen Siegen der Kolonialtruppen mit einem Waffenstillstand 18. Febr. 1881 endete. (S. Bantuvölker.) Vgl. Casalis, «Les Bassoutos» (Par. 1859).

Bata, Marktleden, im Tolnaer Komitat in Ungarn, mit 3450 E., die trefflichen Weinbau treiben.

Bataille (frz.), Schlacht.

Bataillon (frz.) hieß im 15. und 16. Jahrh. jeder selbständige Schlachthaufen der Infanterie vom ital. battaglia und battaglione, der in verschiedener Stärke in der Form eines Viereds auftrat und daher in Deutschland auch Geviert oder Gewalthaube genannt wurde. Im 17. Jahrh. übertrug man den Namen auf eine Abtheilung der Infanterie von bestimmter Stärke. Das heutige B. muß Selbständigkeit besitzen und seine Kom-

pagnien nach den Gefechtsverhältnissen einzusetzen können, gleichzeitig aber eine leichte Führung gestatten; man giebt ihm daher eine Stärke von 600—1000 Mann. Die B. wurden bisher in den verschiedenen Armeen verschieden eingeteilt, in 4, 5, 6, 8, ja selbst 10 Kompagnien; da aber die Gliederung in starke Kompagnien eine Vorbereitung für die in neuester Zeit überall adoptierte Kompagnietolonnen-Taktik bildet, so ist die neuere preuß. Heere schon seit den Befreiungskriegen eigentümliche Einteilung in 4 Kompagnien seit von den meisten Armeen, namentlich Österreich, Frankreich, Italien, Belgien, Schweden-Norwegen, Dänemark und Rußland, angenommen worden, dagegen wird das englische B. noch in 8 Kompagnien eingeteilt; 2—4 B. bilden ein Regiment, man hat aber auch besondere Grenadiers, Jäger, Schützen, Jäglir- und Voltiguerbataillone, die zuweilen in keinem Regimentverbande stehen. Bei der Artillerie, den Genietruppen, dem Train ist das B. nur Verwaltungseinheit, während es bei der Infanterie auch die taktische Einheit darstellt.

Batalha, Städtchen (Villa) mit (1878) 8632 E. im Distrikt Leiria der portug. Provinz Estremadura, 135 km nordnordöstlich von Lissabon, am linken Ufer des Küstenflusses Liz, hat großen Ruf durch das prachtvolle Dominikanerkloster Mosteiro Real de Sta. Maria da B. erlangt, welches König Johann I. von Portugal zum Andenken des Sieges über Johann I. von Castilien bei dem benachbarten Fleden Aljubarrota (14. Aug. 1385) stiftete. Dasselbe ist im normann.-got. Stile aus einem lallhaltigen Sandstein von dem Irlander Peter erbaut und mißt in der Länge 178, in der Breite 137 m. Die Kirche, überaus prachtvoll, mit vielen Kunstschätzen geschmückt, neuerdings restauriert, gilt für das schönste und wertvollste Bauwerk Portugals. In ihr ruhen die Gebeine der vier ersten Könige aus dem Hause Avis, Johanns I., Eduards, Alfons V. und Johanns II., sowie des Infanten Heinrich der Seefahrers. Das Kloster ist von weiträumigen Gärten umgeben. Die Stadt hat den Namen nach der siegreichen Schlacht (Batalha). Vgl. Casalis, «Memoria sobre as obras do mosteiro de S. Maria da Vittoria» (Lissab. 1827).

Batanes, ein kleiner Archipel, unter 18° nördl. Br. und 124° östl. Länge (von Greenwich) nördlich von den Philippinen in Ostasien gelegen, in geogr. und polit. Hinsicht zu denselben gehörend, so wie sie unter span. Hoheit stehend. Die größten Inseln sind Bagal oder Orange im Norden mit dem Hafenplatz San-José d'Ybano an seiner Westküste; südlich von dieser Insel Batan oder Grafton, B. westlich von dieser Saptang oder Monmouth an der kleinen, westlich ihr nahe gelegenen Insel und der von beiden südlich gelegenen Insel Bata.

Batang oder **Battam**, Insel im ostind. Archipel, liegt unter 1° nördl. Br. und 104° 10' östl. L. (von Greenwich), östlich von Sumatra, südlich von der Halbinsel Malakka; westlich, in nur geringer Entfernung, von der Insel Buntang (s. d.). ist 413 qkm groß und bildet gleich dieser eine Abtheilung der niederländ. Residentchaft Nium. In ihre Spitze ist ein Kontrollleur gestellt. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, namentlich der sehr reichen chines. Ansiedler daselbst, besteht in der Kultur der Uncaria Gambir und der Bereitung bei von diesem Baume gewonnenen Gatchu für den Handel und die Ausfuhr.

Batarde (vom frz. *bâtard*, unehelich, unecht, Zwitter..., Mischling...), halbliegende franz. Schrift, die zwischen der stehenden (Korbe) und der liegenden (Kugelschreib-) die Mitte hält; ferner ein bebeder leichter Reiterwagen, der hoch in den Federn hängt, besonders in Österreich üblich.

Batardeau (frz.; deutsch Bär), gemauerter Damm quer durch den Festungsgraben, um das Wasser in demselben aufzustauen.

Batardeiere (frz.) Baumschule von gepflanzten Stämmen. (Geburt.)

Batardeise (frz.) oder **Bastardise**, uneheliche **Batate** (nicht *Batate* [patata], unter welchem Namen die Völker span. Zunge die Kartoffel verstehen) wird die im tropischen Amerika einheimische und jetzt in allen Tropenländern und auch bisweilen in der warmen gemäßigten Zone (s. B. um Malaga angebaute Knollenwinde (*Ipomoea Batatas Lam.*) sowie deren Knollen genannt. Die zu der Familie der Konvolvulaceen gehörende Pflanze ist perennierend und entwickelt aus ihrem an und unter dem Boden hinkriechenden und wurzelnden Stengel sowohl langgestielte, pfrielförmige oder herzförmige Blätter und auf langen Stielen einzeln oder in Trugbolben stehende Blüten mit großen, purpurfarbenen oder auswendig weißen Trichterblumen, als auch unter der Erde hängende, rübenförmige Knollen, welche oft bis zu 30 cm lang und bis zu 1/2 kg schwer werden, bald weiß, bald gelb, rosa-rot oder rot gefärbt, innen sehr mehlig sind und einem angenehm süßen Geschmack besitzen. Am besten schmecken sie in heißer Asche gebraten. Man kennt eine große Anzahl von Spielarten, welche im Laufe der Zeit durch die Kultur entstanden sind. In den Tropengebieten dienen die Knollen auch als Viehfutter, die Blätter als Gemüse. Auch läßt sich aus dem Mehl der B. Brot backen und Spiritus bereiten. Dennoch vermag die B. die Kartoffel nicht zu ersetzen. Auch würde sie sich in Deutschland doch deshalb nicht zum Anbau eignen, weil zur Erzeugung mehrerer Knollen durchaus ein warmes Klima notwendig ist.

Batava castra, altröm. Kastell an der Stelle des heutigen Baku.

Batäver ist der Name eines deutschen Volks, welches einen Teil des heutigen Holland, namentlich die nach ihm genannte Insel Batavia (ursprünglich *anla Batavorum*) bewohnte, die derjenige Arm des Rheins, der sich bei Leiden in das Meer ergießt, mit der Waal mit der Maas bildet; doch erstreckte sich ihr Land auch noch darüber hinaus. Nach Tacitus waren sie ursprünglich ein Stamm der Ratten (s. d.), der, durch innere Kriegen aus der Heimat getrieben, nach dem Rheindelta hinabzog. Als die Römer unter Augustus sich 13 v. Chr. ansetzten, rüsteten sie sich zu erobern, gewannen ihre Diplomatie die B. für ein Bündnis mit Rom, sobald römisch und seine Nachfolger ihre Forderungen gegen die benachbarten Germanen unterstützen von den B. übernehmen konnten. Sie leisteten so den Römern 3 tief in das vierte Jahrh. n. Chr. gute Dienste und standen unter deren Oberherrschaft nur in der alten Form der sog. Bundesgenossenschaft. Man schonte sie mit Schatzungen und Steuern und reichte von ihnen nur die Stellung von Mannschaft, die in den verschiedensten Teilen des Reichs verwendet wurden. Besonders war ihre Reiterei vorzüglich. Während des Vespasianischen und Vespasianischen Thronkriegs (69 und 70 n. Chr.) emportrieben sie

sich unter des Claudius Civilis Anführung gegen die Römer, lehrten jedoch endlich zu dem alten Bündnis wieder zurück. Zu Ende des 3. Jahrh. nahmen die salischen Franken die Bataverinseln größtenteils in Besitz. Vgl. Deberich, «Geschichte der Römer und der Deutschen am Niederrhein» (Emmerich 1854).

Batavia, ursprünglich die von den alten Batavern besetzte Insel, dann überhaupt das Land der Bataver (s. d.), wurde in neuerer Zeit der lat. Name für Holland und das gesammte Königreich der Niederlande. Daher auch der Name *Batavische Republik*, mit welchem die Niederlande nach der Flucht des Erbstatthalters Wilhelm V. nach England in ihrer neuen, nach franz. Muster erfolgten Organisation vom 16. Mai 1795 bis zu ihrer Verwandlung in ein Königreich Holland (unter Ludwig Bonaparte, s. d.), 5. Juni 1806, belegt waren.

Batavia, Hauptstadt des Niederländisch-Ostindischen Reichs, liegt auf der Nordküste der Insel Java unter 6° 7' südl. Br. und 106° 48' östl. L. (von Greenwich) an der breiten und geräumigen, die See bildenden, gegen Norden durch 17 sehr kleine Koralleninseln geschützten Bai gleichen Namens, in sehr niedriger, größtenteils selbst morastiger Gegend. B. wird in seiner ganzen Länge von dem Tjilung, einem schmalen und untiefen, nur für Boote und Braumen befahrbaren Flusse durchschnitten. Derselbe wird nur durch Eindeichung und fortwährende Ausbaggerung befahrbar erhalten, und seine Mündung mußte immer weiter über die See hinausgeführt werden, sobald sie sich jetzt schon 4 km unterhalb der Stadt befindet. Den Grund zu B. legte der erste niederländ. Generalgouverneur, Pieter Woorth, als er die von Houtman 1600 zu *Bantam* (s. d.) getiftete Faktorei von dort nach *Jacatra*, der 70 km östlicher gelegenen Hauptstadt des mohammed. Reichs gleichen Namens, hinverlegte. Der vierte Generalgouverneur, Jan Pietersz. Coen, erhob 1618 diese Faktorei zur Hauptniederlassung für den niederländ.-ostind. Handel, dessen Mittelpunkt bis dahin die Molukken gewesen waren und wo auch die drei ersten Generalgouverneure ihren Sitz gehabt hatten. Die kleine auf der See gelegene, später *Pulo Kapal*, d. h. Schiffsinfel oder holländisch *Druist* genannte Insel bot zugleich gute Gelegenheit für die Ausbesserung der Schiffe. Die Faktorei zu *Jacatra* wurde erweitert und mit Festungswerken versehen. Die letztern waren aber kaum fertig, als die Fürsten von *Bantam* und *Jacatra*, unter Beistand der auf die zunehmende Macht der Holländer eifersüchtigen Engländer zu *Bantam*, sich Mühe gaben, die ersten daraus zu vertreiben. Die kleine Garnison hielt die Belagerung fünf Monate mit größter Tapferkeit aus, stand aber endlich auf dem Punkte zu kapitulieren, als Coen 28. Mai 1619 ihr von Amboina mit Schiffen und Truppen zu Hilfe kam. Die Faktorei wurde entsetzt, der Fürst von *Jacatra* vertrieben, seine Hauptstadt vernichtet und sein Reich Besitztum der Holländer. Ihre früher *Jacatra* genannte Niederlassung erhielt jetzt den Namen *Batavia*. Coen legte zugleich den Grund zu einer Stadt und zum Schutze derselben ein neues großartiges Fort an. Der Bau des letztern war aber kaum halb beendet, als dasselbe (1623 und 1629) wiederholte Belagerungen von der ganzen Heeresmacht des Sufuhmans (Kaisers) von *Mataram*, des Beherrschers von *Central- und Ostjava*, auszuhalten hatte. Von dem Augenblicke an, wo

der letzte Sturm der Javaner abgeschlagen war, entwickelte B. sich sehr schnell und gelangte, als Mittelpunkt für den Handel der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie in Ostasien und als Stapelplatz für die Ausfuhr nach Holland von allen Erzeugnissen Vorder- und Hinterindiens, von China, Japan und vornehmlich den ind. Inseln, bald zu außerordentlicher Blüte. Die Stadt wurde immer größer, prächtiger und reicher, sodass sie noch vor Ende des 17. Jahrh. Königin des Ostens genannt werden konnte.

Seit dem Beginn des 18. Jahrh. fing B. aber an ungesund zu werden. Daß diese große, stets zunehmende Ungeundheit und Sterblichkeit, wegen welcher B. während des ganzen 18. Jahrh. so berüchtigt gewesen ist, durch das heftige Erdbeben am 5. Jan. 1699 verursacht wurde, erscheint mehr als zweifelhaft. Wahrscheinlicher wurde sie schon durch die erste Anlage der Stadt ganz nach holländ. Weise, mit Grachten und Alleen dichtbelaubter Bäume in allen Straßen, bedingt. Diese Bauweise war allen örtlichen Verhältnissen gänzlich unangemessen. Die vielen Grachten und Kanäle verschlammten allmählich, wurden sumpfig und entwickelten in stets zunehmendem Maße, gleichwie die ganz in der Nähe gelegenen Strandmoräste, welche schon damals immer mehr an Ausdehnung gewannen, wie sie sich auch jetzt noch fortwährend mehr ausbreiten, das bössartigste, die gefährlichsten Fieber erzeugende Miasma. Dessenungeachtet hatte B. im 18. Jahrh. in der Regel zwischen 150—170000 E., unter welchen viele Chinesen. Die große Anzahl derselben gab dem Generalgouverneur Baldenier die Veranlassung, 7. Okt. 1740 mehr als 10000 derselben ermerden zu lassen — eine Schandthat, welche durch keine polit. Notwendigkeit geboten oder gerechtfertigt erscheint. Schon im Beginn des 19. Jahrh. hatten die europ. Bewohner von B. angefangen, sich südlich von der Stadt, auf nur wenig höher gelegenen, aber doch trockenerem und gesünderem Boden anzubauen. Hierzu gaben der Generalgouverneur S. W. Daendels (s. d.) 1808—11, der die Festungswerke von B. abtragen und einen Teil der Grachten und Kanäle zuschütten ließ, sowie später der Generalgouverneur Baron van der Capellen (1816—26), ganz besondere Anregung. So entstanden nacheinander die innern Stadtteile Noordwijk, Nysswijk, Lana-Wang, Weltevreden, Gunong Sahari, Passer Baru, Parapatan, Kramat, Kebong-Siri u. s. w. Die fast 4 km lange, nur mit einer Häuserreihe besetzte, auf dem linken Ufer des Tjiluwung verlaufende, Molenvliet genannte Straße verbindet das alte B. mit dem neuen. Die alte Stadt wird gegenwärtig nur noch von Mischlingen, hauptsächlich portug. Abkunft, Chinesen, Malaien und Javanern bewohnt. Sie enthält die Gebäude des Hafens, Zollbepartement's, das nicht unschöne Stadthaus, in welchem verschiedene Behörden Sitzung halten, die Javanenkant., alle Magazine des Gouvernements und der Niederländischen Handelsgesellschaft, die Büreaus und Warenlager aller größern Handelshäuser, eine Kirche, ein für Chinesen und ein andres für Eingeborene bestimmtes Hospital, die Gefängnisse für letztere u. s. w. Europäer halten sich daselbst nur während der Geschäftsstunden, von 9 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags, auf. Eine einzige daselbst zugebrachte Nacht ist genug, um bei ihnen ein bössartiges Fieber zu erzeugen.

Die neuen Stadtteile sind sehr modern, mit größter Rücksicht auf die Gesundheit zu nehmen daher einen sehr großen Raum ein. Sie machen dadurch, daß jedes Haus von benachbarten isoliert, inmitten wohlunterhaltenen Alleenpartien liegt, einen sehr freundlichen und ruhigen Eindruck. Auch die allenthalben herrschende Ordnung und Reinlichkeit trägt hierzu. Die Bauart und Einrichtung der meisten Gebäude, im modernen Stil aufgeführt, entspricht ganz den Anforderungen des 19. Jahrh. Von öffentlichen Plätzen sind das Königsplein, von sehr großem Umfang und das Batavia-plein, seiner Schönheit wegen bemerkenswert. In letzterm befinden sich eine einen Löwen tragende Statue zur Erinnerung an die Schlacht von Rattum und ein ehernes Monument für die 1849 an B. gefallenen Krieger. Die öffentlichen Gebäude sind im allgemeinen weder durch Großartigkeit noch architektonische Schönheit auf. Das bedeutendste ist das am Waterloopplein gelegene Regierungsbüro mit den Sitzungs- und Empfangsgebäuden des Rath's von Indien und den Büreaus der Civil- und Militärbehörden. Weder die protestant. Kirche am Königsplein, noch die kathol. Kirche am Waterloopplein sind Gebäude von Bedeutung. Auch das Hotel des Generalgouverneurs ist in Nysswijk ist ziemlich anspruchslos. Bedeutend schöner und großartiger ist das am Waterloopplein gelegene, für gefellige Zwecke bestimmte Gebäude der Harmonie. In Weltevreden befinden sich die auffallend kleine Citadelle Prinz Hendrik, das Arsenal, die Kasernen, das große Militärhospital, worin aber auch Civilpersonen Aufnahme finden, die Artillerieschule, das Gefängnis für Europäer, das Theater, die Freimaurerloge u. s. w. Von öffentlichen Anstalten sind die 1778 gegründete Batavia'sche Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, die Gesellschaft für ind. Länder-, Sprach- und Völkerkunde, die seit 1850 bestehende Königlich-historische Vereinigung, die Gesellschaft für Handel und Industrie, die Handelsgesellschaft und die Versicherungsanstalten zu erwähnen. Lehranstalten sind das Gymnasium Wilhelm III., die Kommandanten-Waisenstiftung, fünf Gouvernements- und Privat-schulen. Mit dem Militärhospital in Weltevreden ist auch eine Bildungsanstalt für eingetragene Ärzte (Doctors Djawa) verbunden. Das neue B. ist der Sitz aller höchsten Civil- und Militärbehörden. Auch der Generalgouverneur muß die Stadt jeden Monats daselbst zubringen. Obgleich daselbst nur wenig (5 m) höher als die alte Stadt liegt und die mittlere Wärme beider (26° C.) gleich ist, so ist seine Lage doch eine ungleich gesündere. Die alte und die neue Stadt haben zusammen (1879) 121547 E., unter denen 5433 Europäer, 29237 Chinesen, 812 Araber, 138 and. asiat. Ausländer und die übrigen Javaner und Malaien sind. Obgleich B. seit lange nicht mehr eine so hohen Standpunkt einnimmt als in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., so ist es doch immer eine sehr bedeutende Handelsstadt und die bedeutendste der asiat. Inselwelt. Ausfuhrartikel sind alle Erzeugnisse des Indischen Archipels, während die Einfuhr in europ. Manufakturen, Eisen, allen den baren Luxusartikeln, Weinen, Butter, konservierten Lebensmitteln in Blechbüchsen u. s. w., sowie in E. aus Nordamerika besteht. Die meisten anlaufenden Schiffe sind niederländische, durch die Nieder-

nische Handels-Gesellschaft gedharterte und befrachtete, 9 1/2 km südlich von Beltevreden liegt Meester teijs, wo 26. Aug. 1811 ein blutiges Treffen zwischen den engl. Okkupationstruppen und der holländ. Armee stattfand und seit 1857 sich eine Tarschule befindet. Meester Cornelis liegt an der Eisenbahn, welche B. mit 62 km südlicher gelegenen Buitenzorg, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte des Generalgouverneurs, verbindet. B. liegt 265 m über dem Meere, östlich von Batavia, am Fuße der Vulkanen Salath Gebel. Der Botanische Garten daselbst ist berühmt. Auf der Reede von B. liegt die Insel Oerust, malaisisch Pullo Kapal, ein schwimmendes Dorf und andere große Inseln, für Rechnung des Gouvernements betriebene Anhalten für den Bau und die Ausbesserung größerer Schiffe befinden. — Die Umgegend von B. bildet die gleichnamige Residentenschaft mit einem Areal von 6453 qkm und einer Bevölkerung von 914 Europäern, 43278 Chinesen, 91 Arabern und 88123 Malaien und Javanern.

Batavia, leinwandartig gewebtes, seidenes, feines oder wollenes Zeug, nach der Hauptstadt von Java genannt.

Batavodurum, Stadt der Bataver im Belgien Gallien, zwischen Naas und Maal; hier lebte die Römer während des Kriegs mit Civilis, die Secunda, hießen. Nach einigen ist es spätere Noviomagus (jetzt Nimwegen), nach andern das jetzige Bgt by Dursede in der Provinz Utrecht.

Batie (Anselme Polygarpe), franz. Rechtsgelehrter und Politiker, geb. 31. Mai 1828 zu Seissan. Batie, Gers, trat, nachdem er 1848 sich als Republikaner bekannt gemacht hatte, in die Nationalversammlung als entschiedener Monarchist auf, griff Thiers mit größter Heftigkeit an und predigte ein System des Widerstandes, eine „Regierung des Kampfes“ (gouvernement de combat); ein Wort, welches berühmt geworden ist. Er trug zum Sturz Thiers' viel bei, wurde im Ministerium Broglie Minister des öffentlichen Unterrichts (25. Mai bis 16. Nov. 1873). Batie war er Ratgeber Mac Mahons, welchen nach dem 16. Mai 1877, dem Willen des Landes widerstehen aufmunterte. Von dem Departement aus ist er zweimal nacheinander zum Senator ernannt worden. B. hat folgende Schriften verfaßt: *Doctrines et jurisprudence en matière d'appel comme abus* (1852), *«Turgot, philosophe, économiste et administrateur»* (1860), *«Précis du droit public et administratif»* (4. Aufl., 1876), *«Nouveau cours d'économie politique»* (1864–65), *«Mélanges d'économie politique»* (1865), *«Grèves et coalitions»* (1867), *«Le crédit populaire»*, *«Le prêt à intérêt»* u. s. w.

Batjan oder **Batjan**, eine zu den Molukken (s. d.), dem östlichsten Teile des unter der Herrschaft der Niederländer stehenden ostind. Archipels, gehörende Insel, zwischen 0° 37'–0° 48' südl. Br. und 127° 36'–128° 3' 30" östl. L. (von Greenwich), südlich von der südl. Halbinsel der größeren Insel Sula oder Sula-Mahera gelegen. Dieselbe bildet mit den in ihrer Nähe gelegenen Inselgruppen, unter denen Rata-Rata, Kariruta oder Lamall, Pantang-ang und Mandioli die bemerkenswertesten, das Reich von B. von 2648 qkm, eine Abteilung der nördlich zu dem niederländ. Gouvernement der Mo-

lukken gehörenden, seit 1866 aber von letztem getrennten niederländ. Residentenschaft Ternate (s. d.). Das Reich B. steht unter einem eingeborenen, den Titel Sultan führenden Fürsten, einem Vassallen der niederländ. ind. Regierung. Unmittelbar der letztern angehörend, ist auf der Hauptinsel B. allein der hauptsächlich von eingeborenen Christen bewohnte Ort Sabuha und das angrenzende Fort Varneveld mit umliegendem Terrain. Die Bevölkerung von B. besteht aus 12–13000 Eingeborenen, hauptsächlich Alfuren (s. Sarsoras), wozu noch wenige Hunderte von Europäern, Chinesen, Arabern und andern fremden Orientalen kommen. Die Flora von B., außerordentlich reich und üppig, ist die der Molukken überhaupt. B. ist mit Ternate, Tidore, Makian u. a. auch die ursprüngliche Heimat des Gewürznelkenbaums. Die Fauna von B. dagegen ist, was Säugetiere betrifft, arm an Arten; an Vögeln sowie Insekten dagegen, wie die der Molukken überhaupt, reich und schön. Auffallend in zoolog.-geogr. Hinsicht ist das Vorkommen des *Cynocephalus nigrescens*, der einzigen Affenart der Molukken und des einzigen außersüdafrikanischen echten Pavians, der nur auf B. und Celebes lebt.

Bateau (frz.), Flussschiff, großer Kahn, Rutschwagenlasten; B. à vapeur, Dampfboot.

Bateleur (frz.), Taschenspieler, Gaukler, Marktstreicher; Batelage, Gaukelei, Taschenspielererei.

Bateman (Kate Josephine), namhafte amerikanische Schauspielerin, geb. 7. Okt. 1842 zu Baltimore als die Tochter eines Schauspielers, der mit seinen Kindern theatralische Vorstellungen veranstaltete. Bei dieser Truppe der „Bateman Children“ kam auch sie zum ersten mal 1846 in Louisville zur Bühne. Im J. 1851 wurde sie von Barnum nach Europa geführt, lehrte im folgenden Jahre nach Amerika zurück und entsagte später auf längere Zeit den Brettern, um sich schauspielerischen Studien hinzugeben. So vorbereitet er schien sie 1860 von neuem auf der Bühne des Winter Garden zu New York und errang bald die glänzendsten Erfolge, wohl am meisten mit der Molentalschen Deborah, die für sie ins Englische übertragen worden war. Im J. 1866 vermählte sich B. mit George Crowe, dem Bruder des amerikanischen Historikers, und blieb bis 1868 der Bühne fern. Seitdem aber spielte sie wieder in ihrer Heimat wie in England. Lady Macbeth ist eine ihrer besten Leistungen.

Bateman, s. Raffenra.

Bates (Henry Walter), engl. Naturforscher und Reisender, geb. 18. Febr. 1825 in Leicester, trat früh in ein kaufmännisches Geschäft ein, widmete sich aber nebenbei eifrig dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Zoologie und Botanik und unternahm nach sorgfältigen Vorbereitungen mit seinem Freunde Wallace eine Reise nach Südamerika. Im April 1848 fuhren die Freunde von Liverpool ab, und erst im Juni 1859 kehrte B., nachdem Wallace sich schon 1852 von ihm getrennt, nach England zurück. Während der 11 Jahre seiner Abwesenheit hatte er fast die ganze Länge des Amazonasstroms, sowie mehrere der bedeutendsten Nebenflüsse desselben besahen und brachte nicht nur eine Fülle neuer geogr. Thatfachen, sondern auch bedeutende zoolog., botan. und ethnogr. Sammlungen in die Heimat. Die Hauptbegebenheiten seiner Reise beschrieb er in dem interessanten Werke: *«The naturalist on the River Amazonas»* (2 Bde., Lond. 1863; 3. Aufl. 1878; deutsch, Bp. 1866). Außer

der letzte Sturm der Javaner abgeschlagen war, entwidelte B. sich sehr schnell und gelangte, als Mittelpunkt für den Handel der Niederländisch-Indischen Kompagnie in Ostasien und als Stapelplatz für die Ausfuhr nach Holland von allen Erzeugnissen Vorder- und Hinterindiens, von China, Japan und vornehmlich den ind. Inseln, bald zu außerordentlicher Blüte. Die Stadt wurde immer größer, prächtiger und reicher, so daß sie noch vor Ende des 17. Jahrh. Königin des Ostens genannt werden konnte.

Seit dem Beginn des 18. Jahrh. fing B. aber an ungesund zu werden. Daß diese große, stets zunehmende Ungeundheit und Sterblichkeit, wegen welcher B. während des ganzen 18. Jahrh. so berüchtigt gewesen ist, durch das heftige Erdbeben am 5. Jan. 1699 verursacht wurde, erscheint mehr als zweifelhaft. Wahrscheinlicher wurde sie schon durch die erste Anlage der Stadt ganz nach altholländ. Weise, mit Grachten und Alleen dichtbelaubter Bäume in allen Straßen, bedingt. Diese Bauweise war allen örtlichen Verhältnissen gänzlich unangemessen. Die vielen Grachten und Kanäle verschlammten allmählich, wurden sumpsig und entwidelten in stets zunehmendem Maße, gleichwie die ganz in der Nähe gelegenen Strandmoräste, welche schon damals immer mehr an Ausdehnung gewannen, wie sie sich auch jetzt noch fortwährend mehr ausbreiten, das bössartigste, die gefährlichsten Fieber erzeugende Miasma. Dessenungeachtet hatte B. im 18. Jahrh. in der Regel zwischen 150—170000 E., unter welchen viele Chinesen. Die große Anzahl derselben gab dem Generalgouverneur Valdenier die Veranlassung, 7. Okt. 1740 mehr als 10000 derselben ermorden zu lassen — eine Schandthat, welche durch keine polit. Notwendigkeit geboten oder gerechtfertigt erscheint. Schon im Beginn des 19. Jahrh. hatten die europ. Bewohner von B. angefangen, sich südlich von der Stadt, auf nur wenig höher gelegenen, aber doch trockenern und gesünderm Boden anzubauen. Hierzu gaben der Generalgouverneur H. W. Daendels (s. d.) 1808—11, der die Festungswerke von B. abtragen und einen Teil der Grachten und Kanäle zuschütten ließ, sowie später der Generalgouverneur Baron van der Capellen (1816—26), ganz besondere Anregung. So entstanden nacheinander die innern Stadtteile Noordmyf, Rysmyf, Lana-Abang, Weltevreden, Gunong Sahari, Passer Baru, Parapatatan, Kramat, Kebong-Siri u. s. w. Die fast 4 km lange, nur mit einer Häuserreihe besetzte, auf dem linken Ufer des Tjiluwung verlaufende, Molenvoet genannte Straße verbindet das alte B. mit dem neuen. Die alte Stadt wird gegenwärtig nur noch von Mischlingen, hauptsächlich portug. Abkunft, Chinesen, Malaien und Javanern bewohnt. Sie enthält die Gebäude des Hafens- und Zolldepartements, das nicht unschöne Stadthaus, in welchem verschiedene Behörden Sitzung halten, die Javasbank, alle Magazine des Gouvernements und der Niederländischen Handelsgesellschaft, die Büreaux und Warenlager aller größern Handelshäuser, eine Kirche, ein für Chinesen und ein anderes für Eingeborene bestimmtes Hospital, die Gefängnisse für letztere u. s. w. Europäer halten sich daselbst nur während der Geschäftsstunden, von 9 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags, auf. Eine einzige daselbst zugebrachte Nacht ist genug, um bei ihnen ein bössartiges Fieber zu erzeugen.

Die neuen Stadtteile sind sehr weitläufig und mit größter Rücksicht auf die Gesundheit angelegt, nehmen daher einen sehr großen Raum ein. Sie machen dadurch, daß jedes Haus von den nachstehenden isoliert, inmitten wohlunterhaltener Gartenpartien liegt, einen sehr freundlichen und anmutigen Eindruck. Auch die allenthalben herrschende Ordnung und Reinlichkeit trägt hierzu bei. Die Bauart und Einrichtung der meistens einkodigen, im modernen Villastil aufgeführten Häuser entspricht ganz den Anforderungen des Klimas. Von öffentlichen Plätzen sind das Königsplein seines sehr großen Umfangs und das Waterlooplein seiner Schönheit wegen bemerksenswert. Auf letzterm befinden sich eine einen Löwen tragende Säule zur Erinnerung an die Schlacht von Waterloo und ein ehernes Monument für die 1849 auf Bali gefallenen Krieger. Die öffentlichen Gebäude fallen im allgemeinen weder durch Großartigkeit noch durch architektonische Schönheit auf. Das bedeutendste ist das am Waterlooöplage gelegene Regierungsgesäude mit den Sitzungs- und Empfangsälen des Raths von Indien und den Büreaux der meisten Civil- und Militärbehörden. Weiter die prot. Fideihermiskirche am Königsplein, noch die röm.-kath. Kirche am Waterlooöplein sind Gebäude von Bedeutung. Auch das Hotel des Generalgouvernements in Rysmyf ist ziemlich anspruchsvoll. Verhältnismäßig schöner und großartiger ist das unweit des letztern gelegene, für gesellschaftliche Zwecke bestimmte Gebäude der Harmonie. In Weltevreden befinden sich die auffallend kleine Citadelle Prinz Hendrik, das Arsenal, die Kasernen, das große Militärhospital, worin aber auch Civilpersonen Aufnahme finden, die Artillerieschule, das Gefängnis für Europäer, das Theater, die Freimaurerloge u. s. w. Den öffentlichen Anstalten sind die 1778 gegründete Batavia'sche Gesellschaft für Künste und Wissenschaft, die Gesellschaft für ind. Länder-, Sprach- und Völkerkunde, die seit 1850 bestehende Königliche Naturhistorische Vereinigung, die Gesellschaft für Landbau und Industrie, die Handelsgesellschaft und viele Versicherungsanstalten zu erwähnen. Lehranstalten sind das Gymnasium Wilhelm III., die Parapatatan-Waisenstiftung, fünf Gouvernements- und viele Privatschulen. Mit dem Militärhospital in Weltevreden ist auch eine Bildungsanstalt für eingeborene Ärzte (Doctors Djawa) verbunden. Das neuere B. ist der Sitz aller höchsten Civil- und Militärbehörden. Auch der Generalgouverneur muß die ersten Tage jedes Monats daselbst zubringen. Obgleich daselbst nur wenig (5 m) höher als die alte Stadt liegt und die mittlere Wärme beider (26° 8' C.) eine gleiche ist, so ist seine Lage doch eine ungleich gesündere. Die alte und die neue Stadt haben zusammen (1879) 121547 E., unter denen 5432 Europäer, 29237 Chinesen, 812 Araber, 133 andere asiat. Ausländer und die übrigen Javaner und Malaien sind. Obgleich B. seit lange nicht mehr einen so hohen Standpunkt einnimmt als in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., so ist es doch immer eine sehr bedeutende Handelsstadt und die bedeutendste der asiat. Inselwelt. Ausfuhrartikel sind alle Erzeugnisse des Indischen Archipels, während die Einfuhr in europ. Manufakturen, Eisen, allen denkbaren Luxusartikeln, Weinen, Butter, konservierten Lebensmitteln in Blechbüchsen u. s. w., sowie im Eis aus Nordamerika besteht. Die meisten einlaufenden Schiffe sind niederländische, durch die Nieder-

ländische Handelsgesellschaft gekartete und befrachtete. $9\frac{1}{4}$ km südlich von Weltevreden liegt Meester Cornelis, wo 26. Aug. 1811 ein blutiges Treffen zwischen den engl. Okkupationstruppen und der holländ.-franz. Armee stattfand und seit 1857 sich eine Militärschule befindet. Meester Cornelis liegt an dem Heerwege und der Eisenbahn, welche B. mit dem 62 km südlicher gelegenen Wuitenzorg, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte des Generalgouverneurs, verbinden. B. liegt 265 m über dem Meere in schöner Gegend, am Fuße der Bullane Salach und Gedeh. Der Botanische Garten daselbst ist weltberühmt. Auf der Reede von B. liegt die ungesunde Insel Druist, malaisisch Pulo Kapal, wo sich ein schwimmendes Boot und andere großartige, für Rechnung des Gouvernements betriebene Anstalten für den Bau und die Ausbesserung größerer Schiffe befinden. — Die Umgegend von B. bildet die gleichnamige Residentchaft mit einem Areal von 6463 qkm und einer Bevölkerung von 914 Europäern, 43 278 Chinesen, 91 Arabern und 881 233 Malaien und Japanern.

Batavia, leinwandartig gewebtes, seidenes, halbfedernes oder wollenes Zeug, nach der Hauptstadt von Java genannt.

Batavodürum, Stadt der Bataver im Belgischen Gallien, zwischen Maas und Waal; hier hatten die Römer während des Kriegs mit Civilis eine Legion, die Secunda, stehen. Nach einigen ist B. das spätere Noviomagus (heut Nijmegen), nach andern das jetzige Wyl by Dursche in der Provinz Utrecht.

Batie (Anselme Polycarpe), franz. Rechtsgelehrter und Politiker, geb. 31. Mai 1823 zu Geissen im Depart. Gers, trat, nachdem er 1848 sich als glühender Republikaner bekannt gemacht hatte, 1871 in der Nationalversammlung als entschiedener Monarchist auf, griff Thiers mit größter Heftigkeit an und predigte ein System des Widerstandes, eine „Regierung des Kampfes“ (gouvernement de combat); ein Wort, welches berühmt geworden ist. Er trug zum Sturz Thiers' viel bei, und wurde im Ministerium Broglie Minister des öffentlichen Unterrichts (25. Mai bis 16. Nov. 1873). Seitdem war er Ratgeber Mac Mahons, welchen er, nach dem 16. Mai 1877, dem Willen des Landes zu widerstehen aufmunterte. Von dem Departement Gers ist er zweimal nacheinander zum Senator ernannt worden. B. hat folgende Schriften verfaßt: „Doctrine et jurisprudence en matière d'appel comme abus“ (1852), „Turgot, philosophe, économiste et administrateur“ (1860), „Précis du cours de droit public et administratif“ (4. Aufl., 1876), „Nouveau cours d'économie politique“ (1864—65), „Mélanges d'économie politique“ (1865), „Grèves et coalitions“ (1867), „Le crédit populaire“, „Le prêt à intérêt“ u. s. w.

Batjan oder **Batjan**, eine zu den Molukken (s. d.) dem östlichsten Teile des unter der Herrschaft der Niederländer stehenden ostind. Archipels, genannte Insel, zwischen $0^{\circ} 37'$ — $0^{\circ} 48'$ südl. Br. u. $127^{\circ} 36'$ — $128^{\circ} 30'$ östl. L. (von Greenwich), östlich von der südl. Saluafel der größeren Insel Sulo oder Saluafel gelegen. Dieselbe bildet mit a in ihrer Nähe gelegenen Inselgruppen, unter den Lata-Sala, Rarutua oder Lawalli, Pantang-mong und Mandioli die bemerkenswertesten, das südlich von B. von 2648 qkm, eine Abteilung der über zu dem niederländ. Gouvernement der Mo-

lukken gehörenden, seit 1866 aber von letztem getrennten niederländ. Residentchaft Ternate (s. d.). Das Reich B. steht unter einem eingeborenen, den Titel Sultan führenden Fürsten, einem Vassallen der niederländ.-ind. Regierung. Unmittelbar der letztern angehörend, ist auf der Hauptinsel B. allein der hauptsächlich von eingeborenen Christen bewohnte Ort Labuha und das angrenzende Fort Barnevel mit umliegendem Terrain. Die Bevölkerung von B. besteht aus 12—13 000 Eingeborenen, hauptsächlich Alfuren (s. Saraforas), wozu noch wenige Hunderte von Europäern, Chinesen, Arabern und andern fremden Orientalen kommen. Die Flora von B., außerordentlich reich und üppig, ist die der Molukken überhaupt. B. ist mit Ternate, Tidore, Makian u. a. auch die ursprüngliche Heimat des Gewürznelkenbaums. Die Fauna von B. dagegen ist, was Säugetiere betrifft, arm an Arten; an Vögeln sowie Insekten dagegen, wie die der Molukken überhaupt, reich und schön. Auffallend in zoolog.-geogr. Hinsicht ist das Vorkommen des *Cynocephalus nigriscens*, der einzigen Affenart der Molukken und des einzigen außersafuranischen echten Pavians, der nur auf B. und Celebes lebt.

Bateau (frz.), Flussschiff, großer Kahn, Ruffschiff, wagenlasten; B. à vapeur, Dampfboot.

Batleur (frz.), Taschenspieler, Gauller, Kartschreiber; Batelago, Gaukelei, Taschenspielerlei.

Bateman (Kate Josephine), namhafte amerikanische Schauspielerin, geb. 7. Okt. 1842 zu Baltimore als die Tochter eines Schauspielers, der mit seinen Kindern theatralische Vorstellungen veranstaltete. Bei dieser Truppe der „Bateman Children“ kam auch sie zum ersten mal 1846 in Louisville zur Bühne. Im J. 1861 wurde sie von Barnum nach Europa geführt, lehrte im folgenden Jahre nach Amerika zurück und entlagte später auf längere Zeit den Brettern, um sich schauspielerischen Studien hinzugeben. So vorbereitet erschien sie 1860 von neuem auf der Bühne des Winter Garden zu New York und errang bald die glänzendsten Erfolge, wohl am meisten mit der Moleschallischen Deborah, die für sie ins Englische übertragen worden war. Im J. 1866 vermählte sich B. mit George Crowe, dem Bruder des amerikanischen Historikers, und blieb bis 1868 der Bühne fern. Seitdem aber spielte sie wieder in ihrer Heimat wie in England. Lady Macbeth ist eine ihrer besten Leistungen.

Batembu, s. Kaffern.

Bates (Henry Walter), engl. Naturforscher und Reisender, geb. 18. Febr. 1825 in Leicester, trat früh in ein kaufmännisches Geschäft ein, widmete sich aber nebenbei eifrig dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Zoologie und Botanik und unternahm nach sorgfältigen Vorbereitungen mit seinem Freunde Wallace eine Reise nach Südamerika. Im April 1848 fuhren die Freunde von Liverpool ab, und erst im Juni 1859 kehrte B., nachdem Wallace sich schon 1852 von ihm getrennt, nach England zurück. Während der 11 Jahre seiner Abwesenheit hatte er fast die ganze Länge des Amazonasstroms, sowie mehrere der bedeutendsten Nebenflüsse desselben besahen und brachte nicht nur eine Fülle neuer geogr. Thatsachen, sondern auch bedeutende zoolog., botan. und ethnogr. Sammlungen in die Heimat. Die Hauptbegebenheiten seiner Reise beschrieb er in dem interessanten Werke: „The naturalist on the River Amazonas“ (2 Bde., Lond. 1863; 3. Aufl. 1873; deutsch, Lpz. 1866). Außer

diesem Hauptwerke erschien von ihm: «Contributions to the insect fauna of the Amazon valley» (Lond. 1867) und «Illustrated travels: A magazine of Travel, Geography and Adventure» (4 Bde., Lond. 1869); auch gab er die engl. Übersetzung des Werks der deutschen Nordpol-Expedition unter dem Titel «The German Arctic Expedition of 1869—70» (Lond. 1874) und Warburtons «Journey across the western interior of Australia» (Lond. 1875) heraus. Seit 1864 ist B. Assistenzsekretär der Geographischen Gesellschaft zu London.

Bath, eine der schönsten Städte Englands, Bischofsitz und Hauptstadt der engl. Grafschaft Somerset, an der Großen Westbahn und dem von einer schönen steinernen Hauptbrücke in Einem Bogen überspannten Avon gelegen, ist besonders als Badeort berühmt und zählt (1881) 52.790 E. Die Stadt ist amphitheatralisch von bewaldeten Hügeln umschlossen und steigt an deren südl. Abhänge aus dem Avonthal nordwärts in einer Reihenfolge von breiten, geraden und reinlichen Straßen, Terrassen, Plätzen und Promenaden zu einer Höhe von fast 100 m empor. Die Bauart der Häuser ist gefällig und zum Teil geschmackvoll. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich ganz besonders der Circus, der Parabeplatz mit schönen Terrassen auf Bogengängen, der Royal Crescent oder Halbmond, Ringston-Square und Queens-Square (Königinsplatz), als Promenaden Victoria-Park und Sidneys-Gardens aus. Von den Kirchen gehört die Abteikirche oder Kathedrale mit ihrem 52 m hohen Turme, 1496—1582 erbaut, zu Englands herrlichsten, im reingot. Stil aufgeführten Gebäuden. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben das 1780 erbaute Rathhaus (Guildhall) mit großen Sälen und einer Sammlung röm. Altertümer, die große Markthalle, das Klubhaus, das 1806 eröffnete Schauspielhaus, das 1864 erbaute neue Theater, zwei großartige Reithallen, und unter den sieben Hospitälern das Bath-Hospital mit 134 Betten für arme Kranke aus allen Teilen des Landes. Außerdem besitzt B. eine Lateinische Schule, ein Wesleyaner-Seminar (New-Kingswood), ein literarisch-wissenschaftliches Institut mit Bibliothek, Museum und Laboratorium, ein literarisches Institut für Kaufleute mit Bibliothek und Athenäum, eine Kunstschule und eine königl. Schule für Töchter von Offizieren der Marine und der Landarmee. Zahlreich sind die Anstalten für die Badegäste, die sich durchschnittlich für die Saison immer noch auf 35.000 Individuen belaufen, obwohl die neuen Badebäder Cheltenham und Brighton dem Besuche Abbruch gethan haben. Außer zahlreichen Papierfabriken hat B. nur noch wenige Manufakturen in Mode- und Galanteriewaren. Der Handel der Stadt ist nicht bedeutend. Die heißen Quellen, denen B. vielleicht sein Dasein verdankt, wurden wahrscheinlich schon vor der Ankunft der röm. Legion im J. 44 benutzt. Ruinen von Römerbädern wurden 1775 entdeckt. Die Lhermen springen in vier Quellen von durchschnittlich 46° C. Wärme. Sie sind sehr wirksam gegen Gicht, rheumatische Übel, Lähmungen und gallige Verstopfungen. Ihr Wasser wird zum Trinken, Baden und Douchen gebraucht. Die Hauptsaison ist von November bis April. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 10,7° C., ist also höher als in den meisten Städten Englands. Der Sommer zeigt sich sehr warm, der Winter regnerisch, aber milde. Die Rö-

mer nannten B. *Aquae Solis*, auch *Aquae Calidae*, die Sachsen hat Bathun (Heißbad) oder *Aemanner Ceaster* (Stadt der Kranken). Vgl. Lunell, «Bath-Waters, their uses and effects» (Lond. 1868).

Bath, Stadt im nordamerik. Staate Maine, am Kennebec, 20 km vom Meer, hat bedeutenden Schiffsbau und Handel mit Zucker, Eisen, Hauf und Salz, und zählt (1870) 7371 E.

Bat-ha, der Hauptfluß des Königreichs Wadal, im mittlern Sudan, östlich vom Tschadsee, und westlich von Darfor; aus dem letztern Lande kommend, fließt er nach SW., südlich von Abesir, der Hauptstadt von Wadal, wendet sich dann westlich und ergießt sich in den Tittirsee. In der heißen Jahreszeit hört er auf zu fließen, dann ist sein Bett ein fast eine halbe Stunde breites, mit Blumen eingefastetes Thal.

Bath Kol (hebr. «Tochter der Stimme»), bei den Rabbinern die göttliche Offenbarung, gegeben durch eine Stimme aus den Wolken, seitdem die Offenbarungen durch die Propheten aufgeführt.

Bathmetall (Prinzmetall), eine gelblichweiße Legierung von 65 Kupfer und 45 Zinn, wird zu Knöpfen, Leuchtern, Theelampen verarbeitet.

Bathometer oder *Bathymeter* (griech. d. i. Tiefmesser) heißt ein Instrument, mit welchem große Tiefen im Meere gemessen werden. (S. Lot.)

Bath-Orden (Order of the Bath), ein altengl. Ritterorden, jetzt der fünfte in der Rangfolge der brit. Orden. Nach den Ernennungen Gambards und Selbards kommt die Benennung der «Ritter vom Bade» zuerst 1399, bei Gelegenheit der Krönung Heinrichs IV. vor, und man kann annehmen, daß bei dieser Gelegenheit der Orden gestiftet worden. Seinen Namen erhielt er von der Sitte, den neu aufgenommenen Ritter zu baden. In spätem Zeiten war es Praxis der engl. Könige, Bathritter zu ernennen: 1) vor ihrem Krönungstage; 2) bei der Inauguration des Prinzen von Wales; 3) bei ihrer eigenen oder einer Vermählung in der königl. Familie; 4) bei sonstigen ganz besonders Feierlichkeiten. Bei der Krönung Karls II. wurden 66 Bathritter freiert. Seitdem erlosch der Orden und ward erst wiederbelebt durch Georg I. am 18. Mai 1725. Die neuen Statuten waren vom 28. Mai 1725. Nach der neuen Einrichtung gab es einen Großmeister und 36 Genossen (Companions), außerdem nur noch die Offizianten des Ordens: Dekan, Registrator, Wappenkönig und Genealog, Sekretär, Hauswart und Vot. Der Prinzregent gestaltete den Orden 2. Jan. 1815 abermals um, und war zu einem vorzugsweise militärischen Verdienstorden in drei Klassen, der aber seit 1847 auch an Personen verliehen wird, welche hohe Posten im Civilfach oder in der Diplomatie bekleiden, oder sich in anderer Weise ausgezeichnet haben. Die drei Klassen sind: 1) Ritter-Groß-Kreuze (statt der frühern Companions), nicht über 72, ungerechnet Prinzen vom königl. Geblüte und vornehme ausländische Militärs; 2) Ritter-Kommandeure, deren Zahl auf 190 bestimmt ist, ungerechnet fremde Offiziere, die als Ehrenritter aufgenommen werden können; 3) Genossen (Companions), eine Klasse für Offiziere und Civilisten, die aber nicht, wie die Mitglieder der beiden ersten Klassen, das Ritterprädikat führen und deren Zahl sich auf 725 belaufen darf. Das Ordenszeichen ist von gebiegem Golde von ovaler Form und stellt ein Scepter zwischen drei Krönen dar, nebst Rose, Distel und Kleeblatt, umgeben von

der Devise «*Tria juncta in uno*» am larmefarotenen Bande, nebst Halskette und Kreuz.

Báthori, ein berühmtes ungar. Geschlecht, dessen ununterbrochene Genealogie mit Andreas de Kallomay (Ende des 18. Jahrh.) beginnt. Der Sohn dieses Andreas, Briccus, erhielt für seine getreuen Dienste von König Ladislaus IV. (1272—90) die Ortsherrschaft Abram, Batur und Kis-Bala; von Batur (magyar. bátor — kühn, tapfer) nahm Briccus nun seinen Geschlechtsnamen. Um die Mitte des 14. Jahrh. zerfiel das Geschlecht in zwei Zweige, den zu Eszék und den zu Somlyó. Stephan B. (gest. 1498), aus der Familie zu Eszék, ist vorzüglich bekannt durch den Sieg, den er unter König Matthias I. 1479 bei Kemermész in Siebenbürgen über die Türken erröcht. Ein anderer Stephan B., ebenfalls aus der Eszék-er Linie, wurde 1519 Palatinus, im J. 1525 jedoch vom niederem Adel (der Partei Zápolya) dieser Würde enthoben, aber schon im nächsten Jahre in dieselbe wieder eingesetzt. Nach der Schlacht bei Mohács beförderte er als ein Hauptgegner Zápolyas vorzüglich die Wahl des österr. Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn. Er starb 1535 in Theben bei Pestburg. — Stephan B. von Somlyó war unter dem eben erwähnten Zápolya (als König Johann I.) Balda oder Wojwode (Statthalter) von Siebenbürgen. Sein Sohn Stephan B., geb. 1522, erst am Hofe Ferdinand I., dann im Dienste der Königin Isabella (Zápolya), wurde 1571 zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt; fünf Jahre später bekrieg er den poln. Königsstern und wurde 1576 in Kralau getödtet. Er regierte in Polen bis 1586. Des letztern jüngerer Bruder, Christoph B. von Somlyó, war 1576—81 Fürst von Siebenbürgen. Er rief die Jesuiten ins Land und ließ auch seinen Sohn Sigismund durch dieselben erziehen. Dieser Sigismund B. schon zu Lebzeiten seines Vaters zu dessen Nachfolger bestimmt, vermählte sich 1595 mit einer Tochter des Erzherzogs Karl von Steiermark, des Oheims von Rudolf II., vernachlässigte aber alsbald seine Gemahlin und übergab Siebenbürgen dem Kaiser Rudolf (1598). Er selber zog nach Oppeln, um in den geistlichen Stand zu treten, bereute aber bald wieder die Abtretung seines Fürstentums. Während die kais. Kommissare noch in der Übernahme des Landes begriffen waren, erschien er wieder verkleidet in Klausenburg, nahm dieselben gefangen und schickte den nachher berühmten Bocskai nach Prag zur Beschwichtigung des Kaisers. Plötzlich übertrug er die Regierung seinem Vetter, dem Kardinal Andreas B., der sich aber gegen den kais. General Basta und den ehrgeizigen walachischen Wojwoden Michael nicht halten konnte und 1599 ums Leben kam. Sigismund nahm nun selbst den Fürstenthron wieder ein, mußte jedoch, von allen verlassen, 1602 abdanken. Er starb in Prag 27. März 1618. Der letzte B. war Gabriel (Gabor), ein Sohn Stephans, Königs von Polen, welcher als Fürst von Siebenbürgen 1608—13 regierte. Wegen seiner Grausamkeit empörten sich gegen ihn viele Großen sowie die siebenbürger Sachsen, so daß es zum Kriege kam, in welchem Gabriel unterlag. Er mußte nach Großwardein entweichen, wo er 11. Okt. 1613 ermordet wurde. Der ungar. Romanschriftsteller Jókai hat den letzten B. zum Gegenstande eines vielgelesenen Romans gemacht. — Elisabeth B. (aus dem Eszék-er Zweige), die berühmte Ge-

mahlin des Grafen Franz Rádasdy, glaubte die Entdeckung gemacht zu haben, daß das Blut junger Mädchen die Haut verschönte. Sie bewog deshalb mehrere ihrer Diensthofen, ihr fort und fort junge Mädchen zu verschaffen, denen man zu den Bädern der Gräfin das Blut abzapfte. Nachdem Elisabeth 1604 Witwe geworden, setzte sie diesen Frevel auf dem Schlosse Esete im Neutraer Komitat fort. Das Verbrechen wurde erst rufbar, nachdem mehr als 80 Mädchen von der Gräfin und ihren Helfershelfern ermordet worden waren. Der Palatin Georg Thurzó überraschte plötzlich die Gräfin in ihrem Schlosse und ertappte die Mörder auf frischer That. Während man Elisabeth zu ewiger Gefangenschaft verurteilte, wurden ihre Helfershelfer 7. Jan. 1611 lebendig verbrannt. Elisabeth B. starb 21. Aug. 1614, wahrscheinlich an Gift.

Bathos (grch.), die Eise, aber auch die Hölle, je nach dem Standpunkte des Betrachtenden.

Bathetum (grch. Bathrion), Sitzbank; wundärztliches Lager zum Zweck der Einrichtung verrenter Glieder.

Bathseba, eine Tochter des Uliam und Gattin des Heiligers Uria (s. d.), erregte das Wohlgefallen des Königs David (s. d.), welcher sie nach dem Tode ihres Gatten heiratete. Sie war die Mutter des Königs Salomo.

Bathurst, die Hauptstadt der brit. Gambia-Kolonie in Senegambien, unweit der Mündung des Gambia am Ostende der fumpfigen Flussinsel St. Mary 1816 gegründet, mit 2825 E., ist Sitz des Gouverneurs und Mittelpunkt des brit. Handels der Kolonie. Der gutgebaute, durch ein Fort gedeckte Ort hat große Magazine und wird von zahlreichen Schiffen besucht. Der Wert der Einfuhr belief sich 1876 auf 89356, der des Exports auf 86216 Pfd. St. In der Stadt halten sich nur 200 Europäer auf. Die Ausfuhr besteht in Senegalgummi, Wachs, Häuten, Eisenstein, Gold, Schilfrohr, Reis, Baumwolle, afrik. Kaffeeholz, Palmöl. Die Insel selbst zählt 3—4000 E., Regier. teils dem Alo., teils dem Jolof-Stamme angehörig, die im Nientenländern ähnlichen, von Gärten umgebenen Hütten leben. Nur in B. und dem östlich stromaufwärts gelegenen Abreba dürfen sich nach dem Vertrage vom 7. März 1867 Franzosen niederlassen, während sie in Betreff der Schifffahrt gleiche Rechte mit den Engländern haben.

Bathurst, Distrikt in der Südoostprovinz der brit. Kapkolonie, ein schmaler Küstenstrich von 1735 qkm mit (1875) 5855 E., worunter 1711 Weiße, hat blühenden Ackerbau, Vieh- und Straußzucht. Hauptstadt ist Port Alfred mit 987 E.

Bathurst, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der brit. Kolonie Neusüdwales in Australien, 170 km im NNE von Sydney jenseit der Blauen Berge am linken Ufer des obern Macquarie schon gelegen. Dieselbe wurde 1815 gegründet und hat sich zur bedeutendsten Ortsherrschaft im Innern der Kolonie emporgeschwungen. Mit Sydney ist B. durch eine kunstvoll über das Gebirge geführte Straße verbunden. Die große Westbahn, an welcher B. gelegen ist, führt von Sydney nach Dubbo (420 km). Die Stadt hat ein sehr gesundes Klima, zählt 7891 E. (3. Apr. 1881), ist Sitz eines römisch-kathol. und eines anglikan. Bischofs, besitzt eine gelehrte Schule, einen literarischen Verein, ein Theater, ein Hospital, Verbereien, eine Wagenfabrik, fünf Dampfmaschinen, Seifenfabriken, Lichterfabriken, Seim-

fiereiten u. s. w. und ist von reichen Landgütern und vielen Stationen umgeben. Sie bildet den Mittelpunkt des bedeutendsten Goldbistrits von Neusüdwales, dessen Ausbeute 1851 am Summerville-Creef begann.

Bathurst, eine engl. Familie, von der mehrere Mitglieder sich in den drei letzten Jahrhunderten einen Namen erworben haben. — **Ralph B.**, Theolog, Arzt und Dichter, geb. 1620 zu Homthorpe in Northamptonshire, studierte zu Coventry und Orford, wurde 1644 zum Priester ordiniert und begann theol. Vorlesungen, wendete sich aber dann zu dem Studium der Medizin. In Verbindung mit Boyle, Petty, Evelyn, Wren u. a. gründete er 1658 die Royal-Society. Nach der Restauration lehrte er zum geistlichen Stande zurück und wurde 1664 vom Trinity-College zu Orford zum Präsidenten erwählt. B. starb 14. Juni 1704. Außer lat. Gedichten hat er einige theol. und mediz. Schriften hinterlassen. Sein Leben beschrieb Marton in *«The life and literary remains of R. B.»* (Lond. 1761). Von den vielen Söhnen seines Bruders George B. wurde der jüngste, Benjamin B., unter der Königin Anna zum Ritter geschlagen. Er bekleidete am Hofe das Amt eines Cofferer (Zahlmeisters) und starb 1704. — **Allen, Graf B.**, der älteste Sohn desselben, geb. 16. Nov. 1684 zu Westminster, studierte zu Orford und wurde 1705 für Cirencester ins Unterhaus gewählt. Als einer der von Anna ernannten 12 Peers ging er 1711 in das Haus der Lords über, wo er später als eifriger Tory oft Führer der Opposition gegen Walpole war. Nach des letztern Rücktritt kam B. 1742 in den Geheimen Rat. Im J. 1757 wurde er Schatzmeister des Prinzen von Wales. Nach dessen Regierungsantritt zog er sich auf seinen Landsitz bei Cirencester zurück, wurde 1772 zum Grafen erhoben und starb 16. Sept. 1775. Er war ein Freund Voltaire's, Swifts und Pope's, welcher letztere ihm seine *«Moral essays»* widmete. — **Henry B.**, Sohn Benjamin B.'s, des jüngern Bruders des vorigen, geb. zu Bradley in Northampton 16. Okt. 1744, studierte zu Winchester und Orford, ward Doktor der Rechte, 1775 Kanonikus von Christchurch in Orford, 1795 Präbender der Kathedrale von Durham und 1805 Bischof von Norwich. Er starb 5. April 1837. Sein Sohn, **Henry B.**, geb. 4. Mai 1781, gest. 10. Sept. 1844 als Archibishop zu Norwich, beschrieb das Leben seines Vaters in den *«Memoirs of Dr. H. B.»* (2 Bde., Lond. 1837; mit einem Nachtrag 1842).

Henry, Baron Apsley und zweiter Graf B., Sohn von Allen B., geb. 2. Mai 1714, ward, zu Orford gebildet, 1735 Barrister von Lincoln's-Inn. Für Cirencester ins Unterhaus gewählt, stimmte er anfangs mit der Opposition, unterstützte aber nach Walpoles Rücktritt das Ministerium Pelham und trat 1745 als Solicitor-General des Prinzen Friedrich von Wales wieder zur Opposition über. Nach des letztern Tode (1751) wendete er sich abermals auf die Regierungsseite und wurde 1754 zum Richter des Hof's der Common pleas ernannt. Im J. 1770 wurde er sogar Lord-Rangler, der unwissenste, charakterloseste und unfähigste Mann, der je in England einen solchen Posten bekleidet, und zugleich als Baron Apsley von Apsley in die Peerage erhoben. Die Grafenwürde erbt er 1776 von seinem Vater. Nachdem er 1778 seinen Posten als Lord-Rangler niedergelegt, wurde er 1779 Präsident des

Geheimen Rats, was er bis zur Auflösung des Ministeriums North blieb, und starb 6. Aug. 1794. — **Henry B.**, Sohn und Erbe der Titel des vorigen, geb. 22. Mai 1762, trat nach erlangter Volljährigkeit für Cirencester in das Unterhaus, begann als Lord-Commissioner der Admiralität die Etnat-laufbahn, stand 1789 — 91 im Schatzamt, wurde 1793 königl. Geheimrat und Mitglied, 1807 Präsident des ostind. Kontrollamts und 1809 Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten. Von 1812 — 27 war er Kolonialminister, ohne sich durch besondere staatsmännische Tüchtigkeit auszuzeichnen; hierauf wurde er 1828 zum Präsidenten des Geheimen Rats ernannt, in welcher Stellung er bis 1830 verblieb. Er starb 27. Juli 1834. — **Henry George, Graf B.**, Sohn des vorigen, geb. 24. Febr. 1790, sah 1812 — 34 für Cirencester im Unterhause und war Mitglied des ostind. Kontrollamts und Verfasser der Schrift *«The ruinous tendency of auctioneering»* (Lond. 1812; 2. Aufl. 1848). Er folgte seinem Vater in der Peerage und starb unverheiratet 25. Mai 1866. Die Peerwürde erbte sein Bruder, **William Lennox B.**, geb. 14. Febr. 1791, früher Sekretär des Geheimrats, und als auch dieser 24. Febr. 1878 unverheiratet starb, dessen Neffe **Allen Alexander B.**, Sohn Thomas Seymour B.'s, des dritten Sohnes des dritten Grafen; geboren 1832 und in Gien und Cambridge gebildet, sah dieser als konservatives Mitglied für Cirencester seit 1857 im Unterhause, ohne sich besonders auszuzeichnen. — **Sir James B.**, zweiter Sohn Henry B.'s, Lord-Bischof von Norwich, geb. 3. Mai 1782, trat 1794 in die Armee, führte ein echt engl. Soldatenleben in allen Weltteilen, wurde 1813 Oberst, 1819 Generalmajor, 1837 Generalleutnant und starb als Gouverneur von Bermuda 13. April 1850. — **Benjamin B.**, ein Bruder des vorigen, geb. 14. März 1784 zu London, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und wurde 1807 mit Depeschen nach Wien gesandt. Auf der Rückreise, abermals Depeschen führend, verschwand er in Norddeutschland; wahrscheinlich wurde er ermordet.

Bathynus (Tiefenwesen) hat **Syrax** Meisen genannt, von welchen man glaubte, daß sie in Tiefen des Meers in so bedeutender Menge daheim um an vielen Orten Schichten von 10 und mehr Meter Mächtigkeit zu bilden. Durch die Forschungen am Bord des Challenger, die von Möbius u. a. bestätigt wurden, hat sich indessen herausgestellt, daß diese als einfachste Lebewesen besonders von Haedel dargestellte Substanz nichts anderes ist, als in gallertartigem Zustande aus dem Meerwasser durch Zusatz von Weingeist ausgefallter Sips.

Bathyllos, aus Alexandria gebürtig, ein freigelassener und Günstling des Mäcenass in Rom, war der Erfinder einer eigenen Art pantomimischer Vorstellungen und wurde durch seine außerordentlichen Leistungen auf dem Theater ein Liebling des röm. Volks. Einen Nebenbuhler in seiner Kunst fand er an dem Cilicier Pylades, der deshalb fort immer mit B. zugleich genannt wird. — B. wird auch der Liebling des Anaktreon, der dessen Schönheit in seinen Liedern besingt. Auf Samos, wo er geboren war, ward ihm eine Statue errichtet.

Bathymeter, s. Bathométer.

Bathysphos (grch.), «tiefstöhnendes» Blas-Instrument.
Bathys (grch.), tief, aber auch hoch, je nach dem Standpunkte des Betrachtenden.

Batilde, Heilige, f. Balthilde.

Bâtiment (frz.), Gebäude; Fahrzeug, Schiff.

Batist (frz. batiste, engl. cambric), nach einigen von dem ind. Wort Bastas (s. b.), nach andern von dem Namen des angeblichen Erfinders Baptiste Chambray, eines flandr. Leinwebers im 13. Jahrh., hergeleitet; ein feiner, leinwandartiger Stoff von losem Gewebe als Leinwand, bei welchem der Einschlag gewöhnlich noch etwas feiner als die Kette ist. Zu demselben wird nur der längste und schönste Flach verwendet, der unter dem Namen Name bekannt ist und am besten im franz. Hennegau gedeiht. Nachdem dieser möglichst fein und gleichmäßig mit der Hand gespinnnen ist, wird er ungleichlich auf gewöhnlichen Leinwebertischen verarbeitet. Das letztere pflegte früher in tühlen, feuchten Räumen zu geschehen, um den Faden geschmeidig zu erhalten; neuerlich wird jedoch durch die Manipulation des Schlichtens das gleiche Resultat mit Vermeidung jeder gesundheitsschädlichen Wirkung erreicht. Das fertige Gewebe, welches einer gründlichen Reinigung unterworfen wird, stellt in seinen besten Sorten das kostbarste Erzeugnis der Flachindustrie dar. Man unterscheidet klaren, halbklaren und dichten (holländischen) B.; eine verwandte Art ist die sog. Batistkleinwand, welche durch stärkere Fäden und geringere Loderheit den Übergang zur gewöhnlichen Leinwand bildet. Seit Jahrhunderten wird die eigentliche Batistweberei in Frankreich und im heutigen Belgien betrieben. Die schönsten B. von außerordentlicher Feinheit und Weiße liefern noch heute die franz. Städte Arras, Bapaume, Cambrai, Lille, Péronne, St. Quentin, Tournai, Valenciennes sowie die Provinz Brabant, besonders Nivelles; indes haben die echten B. durch die zunehmende Fabrikation ähnlicher Gewebe in Baumwolle sehr an Bedeutung verloren, während die Batistkleinwand größern Absatz findet und außer in Frankreich und Belgien auch in England und Irland, Böhmen, Schlesien, Sachsen und Westfalen (Wieselsb.) produziert wird. Der schottische B. (Batistmuffelin), so genannt, weil die Fabrikation desselben von Schottland ausging, ist ein feiner, batistartig gewebter Baumwollstoff, jetzt vorzüglich in England, Frankreich, der Schweiz, in Böhmen und im sch. Vogtland erzeugt, der infolge der Gleichmäßigkeit des Maschinengesponns ein schöneres Aussehen als selbst der echte B. hat, weniger haltbar, aber auch weit wohlfeiler als dieser, daher sehr beliebt ist und als Kleiderstoff mit seinen Dessins bedruckt wird.

Batistka (russ.), Bäterchen.

Batjan, ostind. Insel, f. Balchian.

Batjuschkow (Konstantin Nikolajewitsch, russ. Dichter, geb. 29. Mai 1787 zu Wologda, erhielt in einer Pensionsanstalt zu Petersburg seine Erziehung, trat beim Ausbruch des Kriegs von 1806 in die Armee ein, wurde bei Heilsberg verwundet und machte 1809 den Feldzug in Finland mit. Nach seiner Rückkehr ward er (1810) Bibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek zu Petersburg, nahm 1812 wieder Kriegsdienste, wohnte als Stabskapitän und Adjutant des Generals Wodmetjew den Feldzügen von 1813 und 1814 bei und wurde 1816 beim Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Seine in Feilschriften zerstreuten „Poesien und prosaischen Versuche“ wurden von R. J. Gnedichs gesammelt (2 Bde., Petersb. 1817). B. hatte sich vorzüglich nach ital. Dichtern, besonders

nach Tasso gebildet; seine Dichtungen zeichnen sich durch Formvollendung und Wohlklang der Sprache aus. Er wurde 1818 als Hofrat der russ. Gesandtschaft in Neapel beigegeben, verfiel jedoch bald in unheilbare Schwermut und lehrte nach Rußland zurück, wo er auf einem Landgute bei Moskau lebte; er starb zu Wologda 29. Juli 1855. Eine vollständige Sammlung seiner Gedichte erschien 1834 in Petersburg und in der von Smirbin veranstalteten Ausgabe russ. Klassiker.

Batley, Fabrikstadt im West-Riding der engl. Grafschaft York, 65 km im SW. von York, 10 km von Leeds, an der Leeds-Manchester Eisenbahn, zählt (1881) 27514 E., hat eine Lateinische Schule, ein Technisches Institut und ist Hauptst. der Shoddy- oder Wollkumpenmanufaktur; vorzügliche Maschinen zur Herstellung der Fabrikate dieser Industrie werden ebenfalls hier angefertigt.

Bat-el-Hadschar, Landstrich Rubiens zwischen 20°, und 22° nördl. Br., auf 22 Stunden weit längs des Nil hinziehend, von Dal und Ofne bis Wadi-Halfa, in 128 m Höhe. Es ist das unwirtbare, Steinbauch genannte Felsental des zweiten Nillataraktes. Das Flußbett ist meist breit, wird aber an einigen Stellen schmaler, bis zur Steinhurfbreite; es ist düster, wie besät mit schwarzen Felsen, granitischen und speitischen, die hier und da mit Sandstein überbedt sind; das Wasser voller grünlicher Wirbel, wimmelsnd von stacheligen und giftigen Pflanzen, ist nur, seit Mehemed-III. das Fahrwasser verbessert hat, während einiger Monate mit Hilfe großer Menschenkräfte befahrbar. Die öden Ufer sind ohne Häuser und Dörfer. An manchen Stellen sind die Felszacken so gehäuft, daß sich das Wasser nur schäumend hindurcharbeiten kann. Solche Schellal oder Wasserfälle finden sich namentlich bei Semneh; hier, wie bei Dal, Tankur, Omholt u. s. w. sind die schlimmsten Stellen, die aber freilich durch die 37 km langen und 5,5 km breiten von Wadi-Halfa übertroffen werden, wo das Wasser an manchen Stellen 0,5 bis 1,1 m hoch herabfällt und an andern die Stromschnellen eine glatte, ununterbrochene Wasserfläche von 275—335 m Länge bilden. Die bei Ofne entspringende, 56° C. warme Quelle ist die einzige in Rubien.

Batoden, richtiger Babodgen, Schläge mit dünnen Stöden auf den bloßen Rücken, oder auch auf Brust und Bauch, eine Prügelstrafe, welche früher in Rußland, namentlich im Militär und in der Marine, gebräuchlich war, bis sie durch Katharina II. offiziell abgeschafft wurde.

Baton (frz.), der Stod, Stab, beim franz. Militär der Marschallstab; in der Musik bei den Franzosen die Bezeichnung der größern Pauken (von zwei und mehr Tacten). Baton de mesure, Taktierstab, Taktierrolle. B. sénestre, in der Heraldik ein schmaler Querbalken im Wappen, als Zeichen der unehelichen Geburt (Bastardise) des ersten Empfängers des Wappens.

Batoni (Pompeo Girolamo), ital. Maler, geb. zu Lucca 5. Febr. 1708, gest. zu Rom 4. Febr. 1787, verbindet mit mancherlei Elementen des barocken Stils bereits ein mehr akademisches Streben. Ihm gelangen besonders anmutig-zarte Darstellungen, wie seine berühmte Büßende Magdalena in Dresden. Sein Hauptwerk ist der Sturz des Jägers Simon; es befindet sich in Sta. Maria degli Angeli zu Rom. Als Porträtmaler genoss B. großen Ruhm.

Batonnier (frz., b. i. Stabhalter), der auf ein Jahr gewählte Präsident des Conseil de discipline oder des Ausschusses, welchen die franz. Abgeordneten zur Aufrechterhaltung der Disciplin unter sich selbst ernennen.

Batonnieren (frz.), mit dem Stod schlagen; batonnirtes Papier, liniirtes Papier.

Baton-Rouge, Hauptstadt der Parität East Baton-Rouge, früher Hauptstadt (jetzt New Orleans) des nordamerik. Staates Louisiana, auf dem linken Ufer des Mississippi, 207 km oberhalb New Orleans gelegen, eine der ersten von den franz. Kolonisten angelegten Niederlassungen, hat ihren Namen von dem Häuptling eines Indianerstammes. Die Stadt ist schon gebaut und zählt (1890) 7217 E. Die Bundesregierung der Vereinigten Staaten besitzt dort eine große Waffenniederlage, eine Kaserne und ein Militärhospital. Zugleich ist die Stadt der Sitz der Staatsuniversität von Louisiana, welche eine nur untergeordnete Stellung unter den höhern Lehranstalten der Union einnimmt.

Bátanya, Marktleden und Sitz eines Bezirksgerichts im Eszaber Komitat in Ungarn, mit 8700 E., Magyaren, Rumänen und Serben. Zu B. gehört die große Pusta Tompa.

Batrachier (Froschlurche), die höchste Ordnung der Amphibien, die sich im erwachsenen Zustande durch völligen Mangel des Schwanzes auszeichnen. Der Körper ist breit, plump, der Kopf groß, mit sehr weitem Maule, die Augen mit Lidern versehen und zurückziehbar, das Trommelfell der Ohren frei, die Zunge meist vorn angeheftet, hinten frei, so daß sie aus dem Maule hervorgeklappt werden kann, die Hinterbeine sehr stark, zum Springen entwickelt, die Vorderbeine meist kurz, gestümmelt, die Zehen meist nagellos, aber gewöhnlich an den Hinterfüßen durch Schwimmhäute verbunden. Alle legen Eier, die im Moment des Austritts vom Männchen befruchtet werden und mit geringen Ausnahmen sich im Wasser entwickeln. Bei einigen aber tritt eine eigentümliche Brutpflege ein, indem das Männchen selbst die Eierschnüre um die Weine wickelt und sich damit in feuchten Mergel vergräbt (Geburtshelferkröte, *Alytes obstetricans*) oder dem Weibchen auf den Rücken in offene Zellen (Pipa) oder in besondere Taschen (*Notodermis*, *Gastrotheca*) einstreicht. Die Eier gehen eine bekannte Metamorphose durch, indem sich zuerst aus dem Dotter Kaulquappen, Padden, Nospägel bilden, ohne Gliedmaßen, mit langem, flossenumsaumtem Fischschwanz, äußern und innern Kiemen und ohne Füße. Im Laufe der Entwicklung werden die Kiemen durch Lungen ersetzt, die Füße sprossen hervor und der Schwanz wird rückgebildet. Die Padden leben im Wasser, meist von vegetabilischer Nahrung; die erwachsenen Tiere an feuchten Orten, in Sümpfen und Teichen, auf Gebüsch und Bäumen, von tierischer Nahrung, besonders Insekten. Die meisten haben eine weitgeschallende Stimme, die besonders zur Paarungszeit ertönt. Man unterscheidet die Baumfrosche (*Hylae*) mit besondern Haftapparaten an den langen Zehen, sehr langen Hinterbeinen und Zähnen in dem Oberkiefer und Gaumen; die Frösche (*Ranae*) ebenso bezahnt, ohne Haftapparate der Zehen und mit glatter Haut; die Froschkroten (*Alytae*) mit warziger Haut und Zähnen im Oberkiefer; die Kröten (*Bufo*) mit warziger Haut und unbezahnten Kiefern, und die Zungenlosen (*Aglossa*) ohne

Zähne und mit ringsum angewachsener Zunge, zu welchen nur die Pipa aus Surinam und die Dactylethra aus Afrika gehören. (Zunge.)

Batrachium (grch.), Froschgeschwulst unter der **Batrachomachia** (grch.), b. h. der Froschmäuselkrieg, ist der Titel eines dem Homer ähnlich beigelegten komischen Heldengedichts, als dessen Verfasser ein gewisser Pigres aus Karion, der zu den Zeiten der Perserkriege lebte, genannt wird. Das Ganze ist keine Tierfabel, wie J. G. Grimm meinte, sondern eine Parodie der «Ilias», worin die Kämpfungen und Kämpfe der Tiere bis ins einzelne, selbst bis zur Einnischung der Götter mit heiterer Laune geschildert und ausgemalt werden. Das Gedicht, welches in sehr verderbter und durch Zusätze entstellter Gestalt überliefert ist, befindet sich in vielen Ausgaben der Homerischen Dichtungen; außerdem wurde es öfters zusammen mit Homers Hymnen herausgegeben, z. B. von Matthia (Lpz. 1805), ohne dieselben namentlich von Baumeister (Gött. 1852) und Draheim (Berl. 1874). Ins Deutsche wurde es übersetzt von Kern (Bresl. 1848), Uffner (Berl. 1864) und Mißsäle (Berl. 1877) und zusammen mit den andern kleinen, Homer zugeschriebenen Dichtungen von Lühmann (Stuttg. 1871).

Batſch (Carl Ferd.), deutscher Vizeadmiral, geb. 10. Jan. 1831 zu Eisenach, besuchte bis zum 14. Jahre die Schule seiner Vaterstadt, später das Gymnasium zu Erfurt und ging 1846 als 15jähriger Sekundaner zur See. Von seiner ersten großen Reise, die er auf der preuß. Carl Elisabeth nach Ostindien und China machte, zurückgelehrt, trat er 1848 als Matrose zweiter Klasse beim Marinebataillon zu Stettin ein, wurde dann als Midshipman in die Flotte der Vereinigten Staaten kommandiert, besuchte später nach mehrfachen Übungsfahrten am Bord der nordamerik. Fregatte Lawrence, des Adler und des Rector die Marineschule zu Stettin und wurde, nachdem er sich auf seinen weiteren Reisen als ein ebenbürtiger als unerschrockener Offizier bewährt hatte, 1856 zum Lieutenant zur See erster Klasse ernannt. Nach einer zweijährigen (1860–61) Dienstleistung in der engl. Flotte wurde er 1862–64 als Adjutant beim Oberkommando der Marine verwendet und fand im April 1864 wiederholt Gelegenheit, am Bord der Grille an Gesechschäften der dän. Flotte teilzunehmen. Im Mai desselben Jahres wurde er zum Korvettenkapitän befördert, kommandierte 1864–65 die Victoria und 1865–67 das Kadettenschiff, bis er zum Chef des Stabes beim Oberkommando der Marine ernannt wurde. Er begleitete 1870, zum Kapitän zur See ernannt, als Chef des Stabes das Geschwader des Prinzen Albrecht von Preußen nach den Azoren, mußte jedoch wegen des Ausbruchs des Deutsch-Französischen Kriegs die Reise unterbrechen und nahm wieder seine Stellung im Oberkommando an, das zu einer Kommandoabteilung des Marineministeriums umgeformt wurde. Im J. 1871 unternahm B. mit den Schiffen Vineta und Gazelle eine zweijährige Expedition nach Westindien, wurde 1873 zum Chef des Stabes der Admiralität und 1875 zum Kontradmiraal ernannt, befehligte 1876–78 als Geschwaderchef mehrere Expeditionen nach dem Mittelmeer, von denen die letzte durch den Untergang des Großen Kurfürsten bei Folkestone 31. Mai 1878 ein trauriges Ende fand. Von vielen

Seiten wurde B. als Hauptschuldiger für die Katastrophe verantwortlich gemacht, weil man die Ursache des Zusammenstoßes der beiden Panzer-ichiffe lediglich in der von ihm befohlenen zu geringen Distanz derselben finden zu müssen glaubte, der Chef der Admiralität von Stosch verteidigte jedoch im Reichstage das Verhalten B.s auf das lebhafteste und schob die Schuld des Unglücks ausschließlich auf die mangelhafte Ausführung der gegebenen Befehle. Trotzdem wurde B. wegen Nichtbeachtung der Vorschriften über die einzuhaltende Distanz für schuldig erklärt und im Juli 1879 zu sechs Monaten Festung verurteilt. Der Kaiser bestätigte das Urteil, begnadigte aber B., nachdem derselbe erst zwei Wochen seiner Haft auf der Festung Magdeburg verbracht hatte, und ernannte ihn sogar unmittelbar darauf zum Departementsdirektor in der Admiralität, 1880 zum Viceadmiral und 1881 zum Chef der Marinestation der Ostsee.

Batta oder richtiger **Battal**, ein merkwürdiger, der malaiischen Rasse angehörender Volksstamm auf Sumatra, in welchem sich die frühesten Bewohner dieser Insel, durch fremde Kulturelemente seit Jahrhunderten wenig oder nicht beeinflusst und umgeformt, bis in die Gegenwart erhalten haben. Die B. nahmen in ältester Zeit den ganzen nördl. Teil von Sumatra bis zum 1.° nördl. Br. ein, wurden aber schon seit einem Jahrtausend, zuerst von der Ost- und Nordostküste durch eine Anzahl kleiner, ippesisch-mohammed. Staaten, später von der Nord- und Nordwestküste durch das daselbst 1206 entstandene, gleichfalls mohammed. Reich Mischin und endlich von der Westküste hauptsächlich durch die Ausbreitung der Niederländer verdrängt oder gingen daselbst in der sich ausbreitenden, ippesisch-malaiischen Bevölkerung der Küstestricke allmählich auf. Die noch gegenwärtig ihre Eigentümlichkeit und zugleich ihre polit. Unabhängigkeit bewahrenden B. sind, allenthalben vom Meere abgegeschlossen, auf die Täler und Bergebecken des Sumatra in seiner ganzen Länge und dessen nördlichen Teil mit mehreren parallelen Ketten aufragenden Barissangebirges beschränkt. Sie leben in ihrer Körper- und Geistesbildung den gemeinen malaiischen Rassentypus, sind aber körperl. und kräftiger gebaut als die Bewohner der Küste. Sie stehen auch in moralischer Hinsicht höher als die letzteren und gelten für ehrlich, treu und zuverlässig. Sie sind in Stämme geteilt unter mehr erblichen Häuptlingen (Radschas), welche aber während eines Kriegs eine besondere Macht haben. Alle Stämme bilden eine Bundesgenossenschaft. Ihre Gemeindeverfassung ist im allgemeinen eine verständig geordnete. Ihre Dörfer (ampongs) werden an den wenigst zugänglichen Stellen erbaut und durch Gräben, Palissadierung und Feden von Stachelbambus besetzt. Sie sind gewandte und fleißige Landbauer, betreiben die Zucht von Pferden und Büffeln, zeigen sich auch in andern Handwerken, wie z. B. in der Verfertigung von Waffen und andern Gerätschaften aus Holz, kunstreichen Schnitzereien aus Holz und Elfenbein u. s. w., nicht unerfahren und stehen überhaupt auf keiner ganz niedrigen Stufe der Kultur, da sie eine eigentümliche Buchstabenchrift und eine geschriebene Literatur besitzen. Ihre Bücher (Battasas) bestehen aus fächerartig zusammengelegten, in horizontalen Zeilen von links nach rechts, mit Tinte beschriebener Baumrinde zwis-

chen zwei massiven Dodeken, deren oberer in der Regel mit einer darauf ruhenden geschnittenen Figur versehen ist. Dieselben handeln über Astrologie, Zauberei, Geisterbeschwörungen, Medizin, die Kunst, Krieg zu führen u. s. w. Für kleinere Mitteilungen, Briefe u. s. w. ritzen die B. ihre Schriftzeichen in dünne Bambusstäbe von unten nach oben ein.

Die Sprache der B. ist als eine der ältesten malaiisch-polynesi. Idiome zu betrachten und steht samt den Idiomen der westlichen kleinern Inseln mit der Hova-Sprache von Madagaskar im engsten Zusammenhange. Ihre Religion ist ein in dem Glauben an gute und böse Geister bestehendes Heidentum. Die Gesetzesbestimmungen der B. (Babat) sind nicht geschrieben, sondern werden mündlich überliefert. Zu diesem Gewohnheitsrechte gehört, daß in einzelnen schweren Fällen die Verbrecher lebend verzehrt werden. Unter besondern Umständen kann jedoch die Todesstrafe durch Geld abgelöst werden. In ältester Zeit bestand bei den B. selbst der Gebrauch, ihre hochbetagten und altersschwachen Eltern zu verzehren. Der Anthropophage der B. gedenken schon Rasäbi 944, Christi 1150, Marco Polo 1298 und Nicolo di Conti 1449, der sie zuerst Batech, d. h. Battal, nennt. Daß in vorhistor. Zeit die B. wie überhaupt die Bevölkerung Sumatras Beziehungen zu Vorderindien gehabt haben müssen, geht daraus hervor, daß ihre Sprache einige dem Sanskrit angehörnde Wörter enthält, daß ihre Schrift sich auf die altindische zurückführen läßt und daß sich in ihren religiösen Vorstellungen gewisse, wenngleich nur schwache Übereinstimmungen mit denen der Hindu nicht verkennen lassen. Die für die Ausfuhr geeigneten Erzeugnisse ihres Landes, hauptsächlich Pfeffer, Kampher, Benzoe, verschiedene andere Harze, Elfenbein, Rotang, und von Tieren Pferde, werden von den B. nach den früher ihnen, jetzt den Niederländern gehörenden Küstendörfern Singel, Baros, Lilous und Lapanuli gebracht und daselbst verkauft oder gegen Salz, Eisen, Messingdraht, grobes chinesisches Porzellan, europ. Rattunstoffe u. s. w. vertauscht. Außer den Mitteilungen von Marsden, Raffles, Crawfurd und Junghuhn über sie sind verschiedene neuere in der „Tijdschrift voor Nederlandsch Indië“ (Batavia), namentlich die Arbeiten von Neubronner von der Luul, sehr beachtenswert. Vgl. Schreiber, „Die B. in ihrem Verhältnisse zu den Malaien auf Sumatra“ (Barm. 1874); Neubronner von der Luul, „Battaksch-Niederländisch-Woordenboek“ (Amst. 1861).

Battaglia, Marktfleden in der ital. Prov. Padua (Venetien) mit (1880) 3865 E., 15 km im SSW. von Padua, an der Verbindung des Battaglia- und Ronfeliccanals, Station der Eisenbahn Benedig-Bologna, nächst Adano die größte Kuranstalt der Euganeen. Auf dem Hügel Santa Elena, aus welchem die zahlreichen 69° C. warmen Schwefelthermen, mit reichlichem Schlammabfluge, entspringen, steht die palastartige Badeanstalt. Die Hauptquelle befindet sich neben dem Schlosse der Gräfin Wimpffen.

Battal, Malaienstamm, s. Batta.

Battarismus (grch.), das Stammeln, Stottern.

Battasjel, Marktfleden im Lohner Komitat an der Sar-Wj und an der Ungarischen Staatsbahn, mit 5900 E.; der hier gebaute Rotwein genießt guten Ruf.

Battement (fr.), das Anschlagen der Geschosse an die Seelenwände des Feuerrohrs, welches durch den Spielraum herbeigeführt wird und hauptsächlich bei den Rundkugeln der glatten Feuerwaffen vorkommt, gefährdet die Trefffähigkeit wie die Dauerhaftigkeit der Feuerrohre. — In der Fechtkunst ist **B.** oder **Battieren** ein kurzer kräftiger Schlag gegen die Klinge des Gegners, der diesen aus der Auslage bringt und dadurch veranlaßt, eine Blöße zu geben.

Battenberg, alte Stadt in dem bis 1866 zum Großherzogtum Hessen, seitdem zum preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden gehörigen Kreise Nidda, auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Oder, hat ein schönes Schloß, Eisenwerke, bedeutenden Holzhandel und (1880) 1014 meist evang. E., dabei auf dem nahe gelegenen Kellerberg das verfallene Schloß Kellenburg, ehemals Sitz der Grafen von B. Der Ort hieß im Altertum *Mons priscus Batavae gentis* und soll schon 134 v. Chr. von Battone, König der Ratten, gegründet worden sein. Im Dreißigjährigen Kriege wurde Ort und Schloß B. sowie die Kellenburg zerstört. Die Grafen von B. wurden 1227 Vasallen der Landgrafen von Hessen und starben während der ersten Französischen Revolution aus. In neuerer Zeit wurde die Gräfin Julie von Hauke bei ihrer morganatischen Vermählung mit dem Prinzen Alexander (s. d.) von Hessen (1851) zur Gräfin (später zur Fürstin) von B. erhoben. Die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder führen den Titel Prinzen und Prinzessin von B. Der zweite Sohn Alexander (s. d.) wurde 1879 zum Fürsten von Bulgarien erwählt.

B. heißt auch ein Dorf mit 300 E. unweit Dürkheim in der bayr. Rheinpfalz; dabei die Ruinen der Battenburg mit einem in neuerer Zeit restaurierten Turme, welcher eine sehr schöne Aussicht über die Gardt bietet.

Batterie (militärisch) heißt eine dauernde oder nur vorübergehende Zusammenstellung mehrerer Geschütze zu einem bestimmten einheitlichen Geschützgew. Deckt man die Geschütze einer B. durch einen funktmäßigen in Erde, Stein oder Eisen ausgeführten Bau, so nennt man diesen, für sich sowohl als mit den Geschützen besetzt gedacht, ebenfalls B., während eine nur flüchtig in Erde ausgeführte Geschützaufstellung, wie sie namentlich im Feldkrieg vorkommt, als *Geschützemplacement* oder *Geschützeinschnitt* bezeichnet wird. Bei Kriegsschiffen bilden die in einem Deck aufgestellten Geschütze eine B. Dient das Schiff, ohne eine besondere Manövrierfähigkeit zu besitzen, lediglich als Artillerieaufstellung, so wird es schwimmende B. (s. d.) genannt. Eine dauernde Vereinigung von Geschützen mit ihrem Personal zu B. findet nur in der Feldartillerie statt (Anzahl der Geschütze einer Feldbatterie 6—8). (S. Artillerie.) Diejenigen schweren Feldbatterien, welche eine nur geringe Manövrierfähigkeit besitzen, pflegt man *Positionsbatterien* zu nennen; solche kommen noch in der engl. Artillerie vor. *Belagerungs- oder Angriffsbatterien* heißen die zur Beschließung von Festungen angelegten, in Erde gebauten B., welche je nach der Geschützart in Kanonen- und Mörser-, je nach dem Zwecke in Bombardements-, Enfilier- und Ricochet-, Demontier-, Demolitions-, Bresche-, Kontre-, Flügelformen zerfallen. Sie zählen 4, 6, 8, selten bis 12 Geschütze. (S. Belagerung.) In Festungen kommen kasemattierte und Pan-

zerbatterien vor. Zur Grabenbeschließung bestimmte B. werden *Flankenbatterien* genannt. *Erdbatterien*, welche im Anschluß an betachierte Forts und zu deren Unterstützung angelegt sind, führen den Namen *Anschluß- oder Zwischenbatterien*. Zur Unterstützung der Infanterie beim Kampfe ums Vorterrain einer Festung werden *Armierungsbatterien* angelegt. B. zur Küstenschutzung heißen *Küsten- oder Strandbatterien*; liegen sie mit dem Wasserspiegel in fast gleichem Niveau, so nennt man sie auch *B. à fleur d'eau*.

Eine *Belagerungsbatterie* hat eine Erdbrustwehr, hinter welcher die Geschütze so aufgestellt sind, daß sie entweder durch Scharten oder über Bank feuern. Der Geschützstand ist meistens unter dem Horizont versenkt und eine solche B. heißt *gesenkte B.* Nur selten liegt er auf dem Horizont oder erhöht, und man spricht alsdann von *horizontalen*, beziehungsweise *erhöhten B.* Die Geschütze selbst stehen auf Holzunterlagen, die man *Bettungen* nennt. Die innere Böschung der Brustwehr ist gewöhnlich mit Strohwerf belichtet. Zur Aufnahme der Munition dienen Pulvermagazine und Geschößräume, zum Schutz der Mannschaften Unterstände. Nur selten kommen bedeckte, d. i. von oben her eingedeckte und gegen Wurftrichter gesicherte Belagerungsbatterien vor. *Küstenbatterien* sind vollkommener ausgeführt und haben häufig die Form eines nach hinten geschlossenen Werks. *Kasemattierte B.* können in einer oder in mehreren Etagen gebaut sein; die Geschütze stehen hier durch rings umschlossene Scharten. *Panzerbatterien* sind entweder ganz in Eisen ausgeführt und dann mit sehr engen, sog. *Minimal* Scharten versehen, oder die Panzerung dient nur zum Schutz einer mit Scharten versehenen Stirnmauer.

Batterie (elektrische) ist die Bezeichnung für eine Vereinigung von mehreren elektrischen Zellen (s. d.) zum Zwecke der Verstärkung ihrer Wirkung. Diese Vereinigung wird in der Weise ausgeführt, daß einerseits alle innern, andererseits alle äußern Belegungen leitend miteinander verbunden werden (s. Fig. 1). Die Ladung der B. erfolgt durch Drehung der Elektrifiziermaschine, deren Konduktor mit der innern Belegung leitend verbunden ist, während die äußere Belegung mit dem Boden in leitender Verbindung steht. Die geladene B. kann dadurch entladen werden, daß man die innere Belegung mit der äußern in leitende Verbindung bringt. Dabei muß man sich jedoch, besonders bei starken B., deren Schläge sogar lebensgefährlich werden können, hüten, die Leitungen mit bloßer Hand zu fassen. Man bedient sich deshalb gewisser Vorrichtungen, der sog. *Entlader oder Ausklader* (Fig. 2), die mit isolierenden, gewöhnlich gläsernen Handgriffen versehen sind. Die Wirkungen der

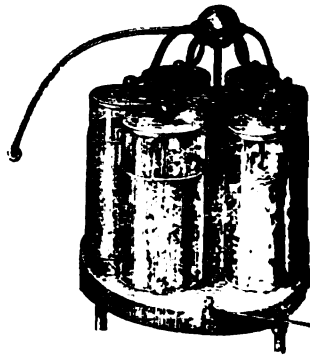


Fig. 1.

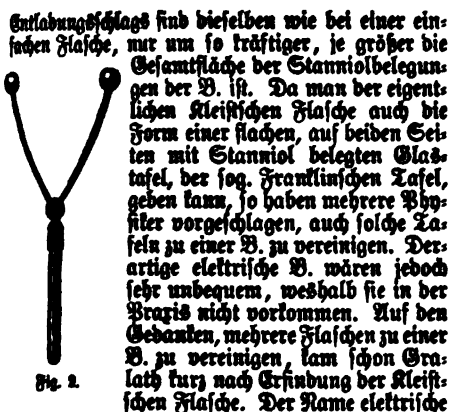


Fig. 2.

B. rührt vom Franklin her. Sehr große B. konstruierte von Marum. Über die Galvanische Batterie s. unter Galvanismus.

Batteriemagazin, Handmagazin, Verbrauchspulvermagazin, auch Pulvermagazin schlechthin, heißt ein den unmittelbaren Bedarf einer Angriffs- oder Zwischenbatterie an Pulvermunition für etwa 24 Stunden sicherstellender, gegen Horizontal- wie Vertikalfire gebedt angelegter Bau. (S. Batterie.)

Battersea, Kirchspiel, jetzt Vorstadt von London, in der engl. Grafschaft Surrey, am rechten Ufer der Themse, gegenüber von Chelsea, 6,5 km im S.W. von der St. Pauls-Kathedrale mit (1881) 107248 E., hat eine Lehrerbildungsanstalt und beherbergt einen der schönsten öffentlichen Parks von London, den Battersea-Park, 75 ha groß, 1852–58 auf Parlamentsbeschluß mit einem Aufwande von 300000 Pfd. St. angelegt, in welchem der Subtropische Garten besondere Aufmerksamkeit verdient. B. ist Geburtsort des Lord Bellingbrooke, dem in der vorliegenden Kirche ein Denkmal errichtet ist.

Batterie (frz.), soviel wie Schlagmaschine, s. u. Baumwollindustrie.

Battung (Abbé Charles), franz. Ästhetiker, geb. 1. Mai 1718 im Dorfe Allandun bei Boulogne, lebte in Rheims, ließ sich darauf zum Priester weihen und ging nach Paris, wo er wissenschaftlichen Unterricht an verschiedenen Kollegien erteilte. Er wurde 1754 als Mitglied der Akademie der Inschriften, 1761 auch in die Académie française aufgenommen. Er starb 14. Juli 1780. Sein Hauptwerk ist: «Cours du belles-lettres» (5 Bde., Par. 1765; deutsch von Ramler, 4 Bde., Lpz. 1774, und Aufl. 1802), eine Erweiterung und Umarbeitung einer 1746 erschienenen Schrift «Les beaux-arts réduits à un même principe» (deutsch von Bernam, Göttingen 1751; im Auszuge von Gottschob, Pz. 1751; mit einem Anhang und vielen Anmerkungen von J. S. Schlegel, Lpz. 1762; vermehrt Bde., Lpz. 1770). Das Grundprinzip, auf welches alle Künste zurückgeführt, ist die Nachahmung der jenen Natur. B.s Theorie fand auch in Deutschland Eingang und blieb in Geltung, bis Wieland und Lessing und später Herder, Schiller u. a. diese ästhetische Prinzipien verbreiteten.

Batthyányi, berühmte ungar. Magnatenfamilie, die ihren Stammbaum auf Görs, einen der kühnsten Arpaden beim Einfall der Magyaren in die Pannonien, zurückführt. Das Geschlecht wurde 185 in den deutschen Freiherrnstand, 1803 in den

Reichsgrafenstand, und in seiner jüngeren Linie 1764 in den Reichsfürstenstand erhoben und zeichnete sich gegen Österreich stets durch Anhänglichkeit und Loyalität aus. Gregorius von Görs (gest. 1401) war 1389 Kastellan zu Gran und erhielt vom König Sigmund das Gut Batthyányi, von dem die ganze Familie fortan den Namen führte. Balthasar I. von B., gest. 1520, war Rat und Kammerer Ladislaus' I., dann Banus, Kapitän der Jazygen und Bischof in Bosnien, welches er gegen die Türken handhaft verteidigte, später Feldhauptmann und Kommandant von Güns. Sein Sohn, Balthasar II. von B., geb. 1493, unter König Ludwig erster Kammerer, 1518 Bischof von Kroatien und Slavonien, focht tapfer in der mohacser Schlacht und starb 1542. Der Bruder desselben, Franz I. von B., geb. 1497, Herr von Güssing (Remet-Uszar), königl. Schatzmeister, Kammerer und Obermundschent, Obergespan des Eisenburger Komitats, Ban von Slavonien und Kroatien, focht 1514 unter Stephan Bathori gegen die empörrischen Bauern (Kuruzen), nahm als Befehlshaber 1526 thätigen Anteil an der Schlacht bei Mohacs, hielt es dann bald mit Zapolya, bald mit Ferdinand und erhielt letztern durch seinen Rat 1546–57 das bedrohte Slavonien und Kroatien. Er starb 28. Nov. 1566. Balthasar III. von B., geb. 1588, gest. 1590, Sohn Christoph B.s, war ein berühmter General und kämpfte mit Auszeichnung in den Türkenkriegen, besonders 1580 gegen Enderbeg, Pascha von Bosnien. Aus eigenen Mitteln unterhielt er beständig 1200 Mann Fußvolk und 600 Reiter. Auf dem Reichstage von Breßburg wurde er 1582 zum Stellvertreter des Palatins zur Regulierung der Kriegsangelegenheiten erwählt. Sein Sohn, Adam I. von B., ward 1608 in den Reichsgrafenstand erhoben. Die beiden Söhne des letztern, Paul I. (geb. 1629, gest. 1689) und Christoph II. (geb. 1632, gest. 1665) wurden die Begründer zweier Linien, einer älteren und einer jüngeren.

Die ältere Hauptlinie zerfiel durch die Eheliche ihres Stiefers Paul, die Söhne des Grafen Sigismund I., in drei Speziallinien: die Scharfsteinier, die Sigismundische und die Pinkafelder. a) Die Scharfsteinier Linie ward durch Graf Adam III. von B. (geb. 1697, gest. 1782) begründet. Derselbe war Vater des Grafen Joseph von B., geb. zu Wien 30. Jan. 1727. Dieser, ein für Kirche und Staat höchst thätiger und von Kaiser Joseph II. sehr geschätzter ungar. Prälat, wurde 1752 Domherr zu Gran, 1759 Bischof von Siebenbürgen, 1760 Erzbischof von Kolocza, 1776 Fürst-Primas von Ungarn und Erzbischof von Gran, 1778 Kardinalpriester und starb 23. Okt. 1799 zu Breßburg. Mit seinem Bruder, dem Grafen Joh. Nepomuk von B., Herr auf Scharfstein (geb. 16. Nov. 1747, gest. 6. Juni 1831), erfolgte die Linie zu Scharfstein im Mannsstamme. b) Die Sigismundische Linie, benannt nach ihrem Begründer, dem Grafen Sigismund II. von B. (geb. 1698, gest. 1768), blüht noch jetzt und wird durch den Grafen Christoph von B. (geb. 1792) repräsentiert. Des letztern Großvaterbruders Sohn war Graf Ludwig von Batthyányi (s. d.). c) Die Pinkafelder Linie wurde von Graf Emerich I. (geb. 1701, gest. 1774) gestiftet. Derselbe hinterließ mehrere Söhne, von denen vier die Stammväter von ebenso vielen Nebenlinien wurden, während der zweite Sohn,

Graf Jgnaz von B. (geb. 30. Juni 1741, seit 1781 Bischof von Karlsburg, gest. 17. Nov. 1798), ein eifriger Beschützer und Förderer der Wissenschaften in Siebenbürgen war. Er vermachte seine reiche Bibliothek nebst einer ansehnlichen Geldsumme der von ihm 1796 zu Karlsburg errichteten Sternwarte und hat mehrere schätzbare Schriften hinterlassen. Die erwähnten vier Brüder waren: 1) Graf Joseph Georg (geb. 1738), welcher drei Söhne hinterließ, die Grafen Joseph (geb. 23. Dez. 1770, gest. 25. März 1851), Vincenz (geb. 28. Febr. 1771, gest. 3. Dez. 1827 als Vizepräsident der Allgemeinen Hofkammer und Obergespan des Honter Komitats) und Nikolaus (geb. 24. Juni 1778, gest. 14. April 1842). Der Graf Vincenz von B. hat sich seinerzeit als Reiseschriftsteller bekannt gemacht. Der einzige Sohn Josephs, Graf Joseph von B., geb. 25. Juni 1836, ist jetzt Repräsentant dieses Zweigs der Linie Pintaşel. 2) Graf Emerich II. von B., geb. 17. Aug. 1742, dessen Urenkel Géza (Victor), geb. 1. Juni 1838, jetzt diesen Zweig vertritt. 3) Graf Alois von B., geb. 10. Okt. 1743, trat 1767 in den Jesuitenorden, vermählte sich aber nach dessen Aufhebung und sprach 1790 auf dem Reichstage zu Wien für die Protestanten. Er starb 1821 ohne männliche Nachkommen. 4) Graf Johann Nepomuk von B., geb. 1754, gest. 1822, dessen Zweig gegenwärtig durch den Enkel, den Grafen Guido von B., geb. 1824, vertreten wird.

Die jüngere Hauptlinie wurde durch den Sohn ihres Stifters (Christophs II.), den Grafen Adam II. von B. fortgesetzt. Derselbe erhielt im Kampfe gegen Katalocg Kroatien und das rechte Donauufer dem österr. Hause und starb als Ban von Kroatien 1703. Sein Sohn, Fürst Karl von B., eins der ausgezeichnetsten Glieder des Geschlechts, geb. 1697, diente zuerst im Türkenkriege und ging dann mit einer österr. Gesandtschaft 1719 nach Konstantinopel. Als Feldmarschalllieutenant wohnte er den Feldzügen des Prinzen Eugen am Rhein und dem letzten Türkenkriege unter Kaiser Karl VI. bei. Namentlich aber zeichnete er sich im Österreichischen Erbfolgekriege aus und bewirkte durch den Sieg bei Pfaffenhofen über die Franzosen und Bayern (15. April 1745) und die Eroberung Bayerns den Frieden zu Füssen. Später befehligte er als Feldmarschall am Rhein und in den Niederlanden, wenn auch nicht immer mit Glück, doch von Freund und Feind geachtet. Nach dem nachherigen Frieden wurde B. Oberhofmeister des nachmaligen Kaisers Joseph II., legte aber diese Würde 1763 nieder und starb 15. April 1772, nachdem er 3. Jan. 1764 zum Reichsfürsten nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben worden. Da ihm sein einziger Sohn bereits gestorben war, ging die Fürstenwürde an den Sohn seines Bruders, den Fürsten Adam Wenzel von B., geb. 17. März 1722, über. Letzterer war erst Vizebanus von Kroatien, wurde 1767 Feldzeugmeister und starb 25. Okt. 1787 zu Sacco auf einer Reise in Tirol. Dessen Sohn, Fürst Ludwig von B., gest. 15. Juli 1806, war der Vater des Fürsten Philipp von B., geb. 13. Nov. 1781, Erbobergespan des Eisenburger Komitats, gest. 22. Juli 1870, und des Grafen Johann Baptist von B., geb. 7. April 1784, gest. 26. März 1865, die jedoch beide ohne männliche Nachkommen starben. Ein Brudersohn des Fürsten Adam Wenzel, Graf Anton von B. (geb. 14. Dez. 1762, gest. 20. Sept. 1828), hinterließ zwei Söhne,

die Grafen Gustav, geb. 8. Dez. 1808, und Rafimir von Batthyányi (s. d.), von denen der erstere 1870 dem Fürsten Philipp succedirte.

Batthyányi (Rafimir, Graf), ungar. Minister des Auswärtigen während der Insurrektion von 1848—49, geb. 4. Juni 1807, bereitete nach Beendigung seiner Studien die meisten Länder Europas und schloß sich nach seiner Rückkehr der liberalen Partei an. Mit großer Freigebigkeit unterstützte er alle nationalen Unternehmungen und begünstigte namentlich den Druck ungar. liberaler Schriften im Auslande, wie er auch selbst einige von ihm gehaltene Reden (Lps. 1847) veröffentlichte. Im Sommer 1848 zum Obergespan und Regierungskommissar für das Baranyer Komitat ernannt, besuchte er die Festung Esseg mit ungar. Truppen, führte die Schiffsahrt auf der Donau und Drau und erlangte 13. Nov. bei Eszaroas und 19. Dez. bei Eszrin nicht unbedeutende Siege. Als sich Esseg im Febr. 1849 an die Oesterreicher ergeben mußte, rettete sich B. nach Debreczin und wurde von der dort weilenden ungar. Regierung zum Civil- und Militärgouverneur für Kleinsumanien, Szegedin, Terebes und Zombor ernannt, in welcher Stellung er später an Perczels Felszug in der Bacskia Theil nahm. Nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 wurde er zum Minister des Auswärtigen ernannt, folgte Kossuth auf dem Rückzuge nach Szegedin und Arab und flüchtete nach der Kapitulation von Világos (14. Aug. 1849) nach Widin. Von hier wurde er dann mit Kossuth und den übrigen Häuptern der Revolution zuerst nach Schumla und von da nach Kutahia gebracht. Aus der Türkei wandte er sich später nach Paris, wo er 13. Juli 1854 starb.

Batthyányi (Ludwig, Graf), ungar. Staatsmann, geb. 9. April 1809 zu Pressburg, trat im 16. Jahre als Kadett in die Armee, entfaltete aber nach erlangter Volljährigkeit dem Militärdienste und trat seit 1838 an der Magnatentafel als Gegner der Opposition auf. Als die Märztag 1848 der Opposition den Sieg und Ungarn ein eigenes Ministerium verschafften, ward B. 17. März 48 Präsidenten desselben ernannt. Loyalität und Anrechtthaltung des Verbands zwischen Ungarn und Oesterreich waren die Grundsätze, welche B. inner höchst schwierigen Stellung geltend zu machen suchte. Indessen steigerten sich die Verwickelungen von allen Seiten, und unter vergeblichen Verhandlungen mit dem österr. Ministerium und dem Esbruche des Banus Jellachich in Ungarn legte B. über den Schwierigkeiten seiner Lage nicht gewar, 15. Sept. sein Portefeuille nieder. Doch ließ er sich vom Palatin abernals zur Übernahme des Ministerpräsidiums bewegen und wurde mit der Bildung des neuen Kabinetts beauftragt, das, obwohl aus sehr gemäßigten Männern bestehend, königl. Bestätigung nicht erhielt. Nach Ausbruch des ungar. Reichstags und der Ermordung (28. Sept.) ging B. nach Wien, teils um die Folgen jenes blutigen Ereignisses abzuwenden, teils um zur Bildung eines neuen Ministeriums mitzuwirken. Da er aber nichts auszurichten vermochte, lehrte er 5. Okt. auf sein Gut Herwar zurück. Er bewaffnete er seine Dienerschaft und kämpfte mit derselben nach Ausbruch der Feindseligkeiten im Widosschen Streifcorps, wurde aber bei einem Sturz von fernerer kriegerischer Thätigkeit

abgehalten. Im Nov. 1848 ging er nach Pest, um beim Reichstage seinen Sitz zu nehmen, hielt sich hier jedoch vom Bundesverteidigungsausschuß ganz fern. Als der ungar.-revolutionäre Reichstag und dessen Regierung nach Debreczin überfiedelten, blieb B. in Pest und wurde nach Windischgrätz' Einzug 8. Jan. 1849 verhaftet. Man brachte ihn nach Ofen, dann nach Pressburg, Laibach, Olmütz, endlich im Juli 1849 wieder nach Pest, wo er 6. Okt. durch einen Spruch des Kriegsgerichts zum Strang verurteilt wurde. B. brachte sich jedoch während der Nacht mittels eines Dolchs mehrere Wunden am Halse bei, sodas die Hinrichtung am Abend des 6. Okt. nur durch Pulver und Blei vollzogen werden konnte. Seine Güter wurden konfiskiert; seine Familie ging ins Ausland. Die Leiche des Grafen wurde in der folgenden Nacht von Freunden und Verwandten entwendet und heimlich in der Gruft der Franziskaner in Pest beigesetzt (7. Okt.). Hier blieb der Leichnam bis zum J. 1870, dann wurde er in feierlicher Weise in ein Mausoleum auf dem Kerepeser Friedhofe in Pest übergeführt. Vgl. »Aufzeichnungen eines Homöopathen« (2. Abt., Bp. 1880); Horváth, »Ludwig B., ein polit. Märtyrer« (Hamb. 1880); derselbe, »Hansfudnywangs Jahre aus der Geschichte Ungarns 1823—48« (deutsch von Novelli, 2 Bde., Bp. 1887).

Battidrud (Battinieren), ein in mehreren Ländern Ostasiens gebräuchliches Verfahren zur Herstellung farbiger Muster auf baumwollenen Geweben, welches darin besteht, das das Gewebe vor dem Einbringen in den Farbestoff mittels eines kleinen, kegelförmigen Werkzeugs unter Aussparung der Zeichnung mit einer dünnen Wachsschicht überzogen wird, sodas die Farbe nur an den unbedeckten Stellen erscheint, worauf das Wachs durch Auslösen entfernt wird.

Battieren, s. unter Battement.

Battle, Stadt in der engl. Grafschaft Suffex, 11 km nordwestlich von Hastings, besteht aus einer ringigen Straße, welche sich in einem Längsthale von NW. nach SO. hinzieht, zählt (1881) 8819 E. und hat in der Nachbarschaft Pulvermühlen (Battle-bomber). Der Ort hieß in angelsäch. Zeit Hethe und ober Epiton und erhielt seinen jetzigen Namen nach der am 14. Okt. 1066 auf den Höhen zwischen hier und Hastings geschlagenen Schlacht, in welcher der Normannenherzog Wilhelm der Eroberer den König Harald besiegte, welcher letzterer hier Krone und Leben verlor. Von der glänzenden Abtei, welche König Wilhelm I. 1067 zum Andenken an seinen Sieg an der Stelle errichtete, wo das Banner Haralds den Angelsachsen entrissen worden war, stehen nur noch umfangreiche Ruinen.

Battologie (grch.), flammelnde oder flotternde Rede, leeres Geschwätz, Salbaderei; Battologien, salbadern.

Batture (ital.), der Untergrund der Bergoldung. **Battuta** (frz.), Schlag, Taktschlag, Taktbewegung. In der Architektur heißt B. ein kleiner pfeilartiger Vorsprung; in der Reitkunst ein Satz des Pferdes, bei dem es mit dem Huf nur wenig Erde berührt; beim Stoßfechten ein starker Schlag längs der einen Seite des Degens des Gegners, um diesem Waffe aus der Hand zu schlagen oder um eine Wunde zu einem flüchtigen Stos zu bekommen.

Batucas (Zas), zwei im südl. Teile der span. Provinz Salamanca, an der Straße zwischen Salamanca und Ciudad Rodrigo gelegene, durch alpine

Großartigkeit ausgezeichnete Täler, deren Gewässer an der Sierra de Peña de Francia zum Tago, einem rechten Nebenflusse des Tago, strömen. Früher glaubte man sie von bösen Dämonen bewohnt, und 1599 gab deshalb der Bischof Garcia Belarza die Erlaubnis zur Anlegung eines Karmeliterklosters, um welches sich allmählich ein kleiner Ort gruppierte, da das Kloster ein Wallfahrtsort wurde. Seit Aufhebung der Klöster ist B. verlassen und verfallen. In Spanien sagt man von einem groben Menschen, »er sei in den B. erzogen«.

Batu-Inseln, eine zu dem Niederländischen Inselreiche in Ostindien gehörende Inselgruppe, erstreckt sich von 1° 12' südl. Br. bis zum Äquator und wird von dem 98. östl. Meridian durchschnitten; sie besteht aus einer größern und einer Anzahl kleinerer Inseln. Die B., malaiisch Pulo Batu, bilden ein Glied der Inselreihe, welche sich zwischen 4° südl. und 8° nördl. Br., von Pulo Engano bis Pulo Babi, der Hog-Insel engl. Karten, fast immer in gleicher Entfernung von der Westküste von Sumatra hinzieht, und als eine Parallelette des Bariffangebirgs anzusehen ist, von dem ganz Sumatra von Nord nach Süd durchzogen wird. Die genannten Inseln sind als hervorragende Punkte dieser submarinen Gebirgskette anzusehen. In politisch-administrativer Hinsicht bilden die B. eine unter einen Assistentenresidenten gestellte Unterabteilung der Abteilung Nerbangis und Rau, einem Teil der zu dem Gouvernement »Westküste von Sumatra« gehörenden Residentchaft der »Padangschen Unterlande« (»Padangsche Benedenlande«).

Die B., zusammen 1117 qkm groß, sind sehr gering bevölkert (etwa 3000 E.), die Hauptinsel (Massa mit 413 qkm) und andere größere fast ganz nicht. Die Bewohner sind Malaien, stehen aber auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur und haben teilweise noch nicht den Islam angenommen. Die Fauna und Flora sind die der Westhälfte von Sumatra, wiewohl viel ärmer als die der letztern. Haupterzeugnis und wichtigster Artikel der Ausfuhr ist Kolosöl. Der Assistentresident hat seinen Sitz auf Pulo Jello, einer kleinern Insel dieser Gruppe.

Datum oder Bathumi, Seehafen und Handelsplatz im russ. Transkaukasien, an der Küste von Asien, unweit östlich der Mündung des Tscharul und im Hintergrunde einer Bai gelegen, die den besten Ankerplatz an der Ostküste des Schwarzen Meeres bildet. B. kam durch den Berliner Vertrag 1878 aus türk. in russ. Besitz und wurde seitdem durch eine Zweigbahn mit der Linie Poti-Tiflis verbunden. Auch die Ausstrodmung der nahe gelegenen Sümpfe, die bereits unter türk. Herrschaft begonnen hatte, ist seitdem fortgeschritten. Der Ort, welcher 1878 kaum 6000 E. zählte, hat jetzt 10000 und ist der Haupthandelsplatz Transkaukasiens geworden. Die Ausfuhr besteht in Säuten, Wachs, Honig, vor allem in Schiffbaumholz, welches die Wälder der benachbarten Berge in unerhöplicher Menge liefern. Die gewöhnlichen Einfuhrartikel sind Salz, russ. Eisen, deutscher Stahl, Wolle aus der Krain, Zwirn, Salmiak, engl. Baumwollstoffe und türk. Manufaktur. Zu Justinians I. Zeit lag hier der Ort Petra, welcher im 14. Jahrh. unter dem Namen Bati erscheint. Die in der Nähe befindlichen Ruinen griech. Kirchen und anderer Bauwerke sind Reste aus dem Mittelalter. Etwa 7 km entfernt befindet sich in tiefer Waldesstille ein Badeort (Schwefeltherme von 16° R.). Der durch den

Berliner Vertrag an Rußland gekommene Teil von Kasan bildet jetzt das Gebiet von Baturin, welches in militärischer und civiler Beziehung dem Oberkommandierenden der kaukas. Armee unterstellt ist und in die drei Kreise B., Artwin und Abjar getheilt.

Baturin, Flecken im Konotopschen Kreise des europ.-russ. Gouvernements Tschernigow am linken Ufer des Seim, an der Poststraße von Kiew nach Moskau, hat zwei Kirchen, eine Tuchfabrik, eine Wachslerzenfabrik und 6850 E. Dreimal im Jahre finden hier Jahrmärkte von geringer Bedeutung statt. B. wurde 1576 von dem poln. Könige Stephan Bathori gegründet; 1663 wurde hier ein Vertrag zwischen dem moskowiter Hofe und Kleinrußland geschlossen, infolge dessen B. vom Zaren Alexei Michailowitsch als Residenz der Kleinruss. Hetmane bestätigt wurde. Im J. 1708 wurde B. von Razeppa besetzt, in demselben Jahre jedoch vom Fürsten Menschikow erstickt und zerstört. Seit 1764 ist B. im Besitz des Fürstenhauses Rasumowski.

Bätylien (grch.), vom Himmel gefallene Steine (Meteore), die den Göttern geweiht waren oder selbst göttlich verehrt wurden. Kleine Exemplare trug man als Amulette.

Baz (Bourg de Baz), Küstenort in der Bretagne, nördlich vom Ausfluß der Loire in den Atlantischen Ocean, im franz. Depart. Nieder-Loire, Arrondissement St.-Nazaire (21 km westlich von dieser Stadt), 82 km westlich von Nantes, zählt (1876) 1132 (Gemeinde 2689) E., welche mit Ausbeutung der nahen Salzumpfe beschäftigt sind (jährlich 17000000 kg) und die Tracht aus der Zeit Heinrichs IV. sowie sonstige charakteristische Eigentümlichkeiten bewahrt haben. Die Kirche des Orts mit einem 60 m hohen Turm aus Granit dient den Schiffen als Landmarke. Am Meere steht ein felt. Steinmonument (Menhir). — B., Insel an der Nordküste der Bretagne, im franz. Depart. Finistère, s. Bas.

Bazen, eine Münze, soll zuerst gegen Ende des 15. Jahrh. in Bern geprägt und nach dem Bär oder Bâz im Wappen dieses Kantons den Namen erhalten haben. Die B. fanden schnell Verbreitung in der Schweiz und im südl. Deutschland, wurden aber später nur noch in dem ersten Lande, und zwar in den verschiedenen Kantonen nach verschiedenem Werte, geprägt. Man rechnete auf den Gulden 15 B., und auch in den süddeutschen Staaten, welche Guldenrechnung hatten, blieb die Benennung bis auf die neuere Zeit im Gebrauch. Das frühere österr. Drittelgulden- oder Zwanzigkreuzerstück hieß Sechsbäzner, weil es im ehemaligen 24-Guldenfuß 6 B. = 24 Kreuzer wert war und galt. Der ältere Schweiz. Franken wurde in 10 B. eingeteilt; das Münzgesetz von 1850, welches den franz. Münzfuß für die ganze Schweiz einführt, hat die Bezeichnung B. nicht adoptiert.

Bau (dän. Bøw), Kirchdorf im Kreise Hensburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, zählt gegen 2000 E. und liegt 7,5 km im Nordwesten der Stadt Hensburg, der Kreuzung der Straßen von Lönbern, Apenrade und Sonderburg und unweit der Bahn Altona-Hensburg-Wamdrup. In der Kriegsgeschichte bekannt geworden ist der Ort durch das Treffen vom 9. April 1848, dem ersten in dem damaligen Kriege zwischen den Schleswig-Holsteinern und den Dänen, in welchem die letztern unter General von Fiedemann Sieger blieben.

Bausakademie, höhere Lehranstalt zur Bildung von Baumeistern. Unterricht in der Baukunst und ihren Hilfswissenschaften wird an den meisten Kunstakademien und Polytechnischen Schulen erteilt, an jenen gewöhnlich mit mehr Rücksichtnahme auf ihren Charakter als schöne Kunst, an diesen mit größerer Berücksichtigung des Nützlichkeitsbaues. Nur in Berlin bestand eine eigene B., welche aber 1879 mit der Technischen Hochschule verbunden wurde. Ebenso nannte man B. die, z. B. früher in München und Dresden, mit den Kunstakademien verbundenen Bauakademien (s. d.), von denen nur noch einzelne Ateliers hervorragender Architekten und Professoren fortbestehen. Die erhöhten wissenschaftlichen Anforderungen der Neuzeit an die Architekten ließen es notwendig erscheinen, die einstige künstlerische Ausbildung derselben durch Verschmelzung der B. mit Technischen Hochschulen oder Polytechnischen Schulen (s. d.) in eine mehr wissenschaftliche überzuführen. In der Ecole des Beaux-Arts zu Paris wird ebenfalls Baukunst gelehrt, doch hauptsächlich nur Schönbau; dieselbe verteilt alljährlich die «Prix de Rome»; in Bezug auf Ingenieurwesen ist hier der Unterricht nicht von Belang. Auch finden sich in Frankreich neben den Staatsinstituten Privatunternehmungen gleicher Art, unter denen die Ecole Centrale zu nennen ist.

Baumeist heißt die zur Leitung und Beaufsichtigung von öffentlichen Bauten bestimmte staatliche oder städtische Behörde (Land- oder Stadtbauamt). Letzterer liegt in der Regel auch die Beaufsichtigung von Privatbauten in baupolizeilicher Hinsicht ob. Während in kleinen Städten und auf dem Lande meist ein Regierungsbeamter (Landbau- oder Brandversicherungsinспекtor) die Baubehörde für den Privatbau vertritt, haben größere Städte in der Regel ihr eigenes B., dessen Einrichtung, Obliegenheiten und Befugnisse sehr verschieden sein können. Die städtischen Bauämter gliedern sich gewöhnlich in die Bauverwaltung (in größeren Städten getrennt in die Abteilungen für Hochbau- und Tiefbauverwaltung) und die Baupolizei, und ihr Personal wird aus einem Stadtbaurat oder Stadtbauinspektor, einem Stadtbaumeister, Bauinspektoren, Assistenten u. s. w. gebildet. Auch die verschiedenen Ministerien eines Staates und ihre Abteilungen (Militär-, Land-, Wasser-, Straßen-, Eisenbahnen u. s. w.) haben gewöhnlich ihre eigenen Bauämter, welche die Ausfertigung und Instandhaltung der in ihr Ressort einschlagenden Baulichkeiten zu besorgen haben. (S. Baupolizei, Bauordnung.)

Bauanschlag heißt die durch den Baumeister oder Architekten ausgeführte schriftliche Zusammenstellung aller derjenigen Arbeiten und Kosten, welche durch die Ausführung eines Baues muthmaßlich erwachsen werden. Es sind dabei hauptsächlich folgende Punkte ins Auge zu fassen: 1) die Arbeiten, d. h. diejenigen Arbeiten, welche vorgenommen werden müssen, ehe der Bauplan entworfen werden kann, z. B. Grundrissaufnahmen, Nivellements, Untersuchungen des Baugrundes u. s. w., sowie die darauf sich gründende Ausfertigung der generellen und speziellen Baupläne. 2) Auf Grund der letztern ist eine genaue Veranschlagung möglich; 3) die Erdarbeiten; 4) die Kosten der Baumaterialien, z. B. Steine, Ziegel, Mörtel, Holz, Eisen u. s. w.; 5) die Transportkosten dieser Materialien; 6) ihre Bearbeitung durch Steinmetzen, Maurer, Zimmerleute, Schreiner

DIE BAUCHEINGEW.

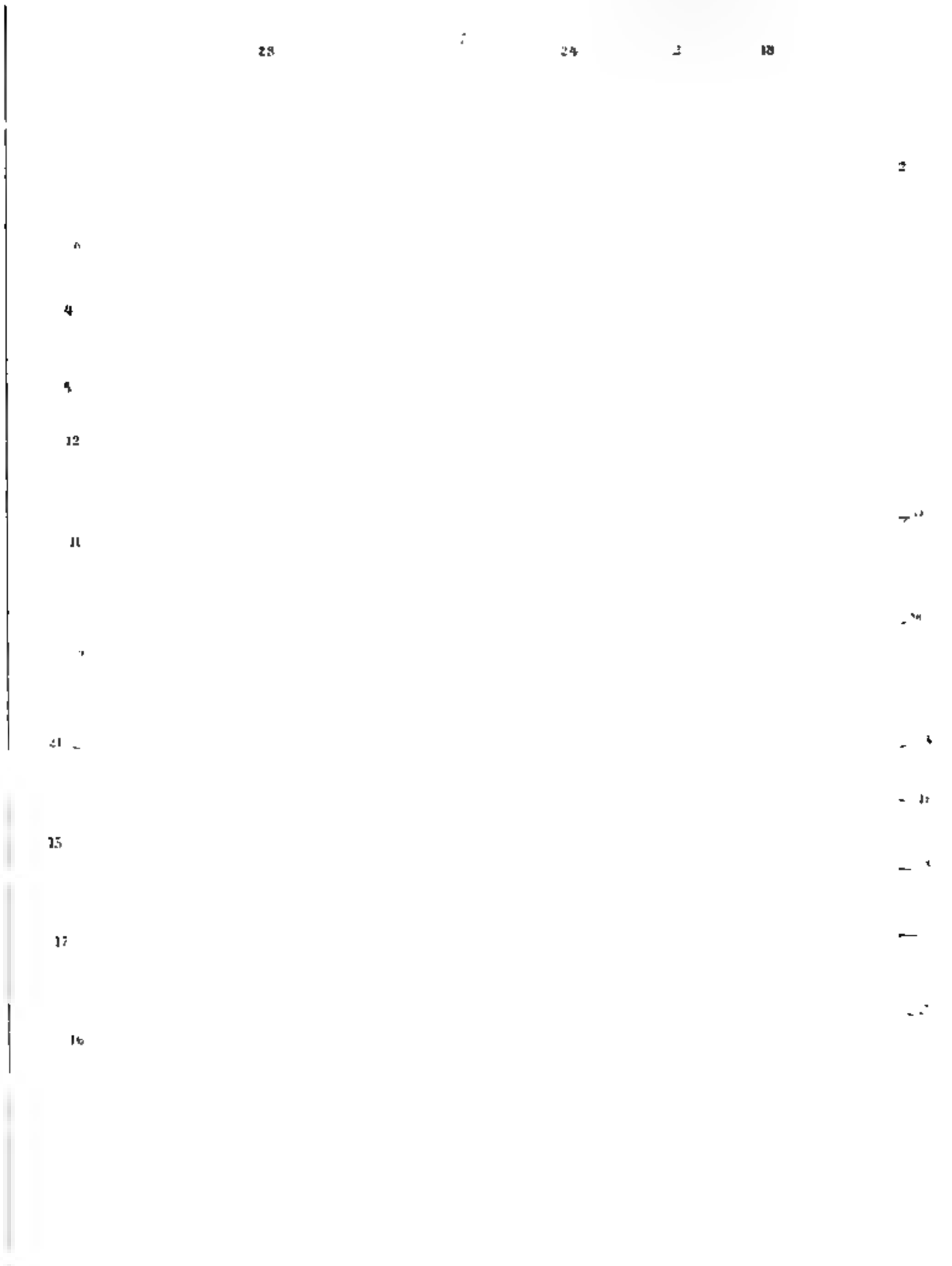


Fig. I.

Der Unterleib nach Entfernung der Bauchdecken und des Netzes.

1. Magen 2. Magenmund. 3. Magengrund. 4. Pfortnertel des Magens. 5. Zwölffingerdarm. 6. Rechter Leberlappen. 7. Linker Leberlappen. 8. Gallenblase. 9. Gallengang. 10. Milz. 11. Duodenum. 12. 13. Grimmdarm. 14. Absteigender Grimmdarm. 15. S-förmige Krümmung des Dickdarms. 16. Harnblase. 17. Uterus mit Schmelldrüsen. 18. Samenstrang mit Hoden. 19. Solente Rippe. 20. Zwölfte Rippe. 21. Beckenkamm. 22. Ein Stück Bauchfell mit den Harnblasenbändern. 23. Zwerchfell. 24. Aufhängende Leber. 25. Bauchpulsader. 26. Pfortader. 27. Schenkelpulsader. 28. Schenkelblutader. 29. Aufserer Hautnerv des Oberschenkels.

Fig. II.

Der Unterleib nach Entfernung des Magens und der Darne.

Rechter Leberlappen. 2. Viereckiger Leberlappen. 3. Spigelscher Leberlappen. 4. Linker Leberlappen. Gallenblase. 6. Gallenblasengang. 7. Lebergang. 8. Milz. 9. Bauchspeicheldrüse. 10. Abgeschnittener Kollingerdarm. 11. Nieren. 12. Achte Rippe. 13. Darmbeinkamm. 14. Darmbein. 15. Sitzbein. 16. Schambein. 17. Beckenmuskulatur. 18. Kapselband des Hüftgelenks. 19. Rollknagel des Oberschenkels. 20. Zwerchfell. 21. Bauchpulsader. 22. Untere Hohlvene. 23. Gemeinschaftliche Hüftpulsader. 24. Beckenpulsader. 25. Schenkelpulsader. 26. Tiefe Schenkelpulsader.

u. f. w.; 6) die Arbeiten der übrigen Handwerker, wie Tischler, Glaser, Schlosser, Klempner u. f. w.; 7) die Kosten für provisorische Vorrichtungen, z. B. Klanten, Gerüste, Baubütten, Fangdämme u. f. w.; 8) die Kosten für Wasserterschöpfen, künstliche Gründungen u. f. w.; 9) die Kosten der Bauleitung und Aufsichtsführung; endlich 10) die unvorhergesehenen Kosten und Nebenausgaben (gewöhnlich mit „Zusammen“ bezeichnet), die man in der Regel zu einem gewissen Prozentsatz (beispielsweise 5 Proz.) der bisher angegebenen annimmt. Die Erwerbung des Baugrundes durch Kauf oder Expropriation macht außerdem noch einen besondern Posten aus. Je nach der Art des zu veranschlagenden Baues erleidet die angeführte Zusammenstellung mannigfache Abänderungen und Vereinfachungen.

Baubegnadigungen sind Vorteile und Unterstüzungen, welche der Staat denjenigen angedeihen läßt, die sich in neuangebauten Gegenden, in Städten, die man in Aufnahme bringen will, an neuen Plätzen alter Städte, gute neue Gebäude errichten, an Stelle hölzerner Häuser steinerner bauen u. f. w. Die B. bestehen in Freiheit von Abgaben und Lasten auf gewisse Zeit, unentgeltlichem Bezug von Baumaterial, oft auch in Geldunterstützungen, Darlehen zu niedrigem Zinsfuß u. dgl.

Bauch oder Unterleib (abdomen) ist die größte der drei Eingeweidehöhlen des tierischen und menschlichen Körpers, welche zwischen der Brust und dem Becken liegt und die Baucheingeweide (Verdaunungsorgane, Urin- und Geschlechtsorgane) enthält. Ihre vordere und seitliche Wand bilden die Bauchmuskeln; ihre hintere die Wirbelsäule und die Bauch- und Lendenmuskeln. Nach oben wird die Höhle durch das Zwerchfell von der Brusthöhle getrennt, und nach unten ruht sie auf dem Becken und geht in die Beckenhöhle über. Außerlich unterscheidet man am B. drei Hauptgegenden: die Oberbauchgegend (regio epigastrica), welche von den Anorpeln der sechs untern Rippen begrenzt wird; ihre Mitte bildet die Magenruhe, unrichtig Herzgrube, ihre Seiten das rechte und linke Hypochondrium. Die Mittelbauchgegend (regio mesogastrica), die von den Lendenwirbeln und Bauchmuskeln eingeschlossen ist; ihre Mitte bildet die Nabelgegend mit dem Nabel, an den Seiten liegen die Hüftengenden und nach hinten die Lendenengenden zu beiden Seiten. Die Unterbauchgegend (regio hypogastrica), die von dem Becken und den an dasselbe gehefteten Bauchmuskeln gebildet wird; den seitlichen untern Teil bilden die Leistengenden, den mittlern die Schamgegend, die untere Gegend der Damm (perinaeum) und den hintern Teil die Kreuzgegend. Von besonderm Interesse ist die Anordnung der Bauchmuskeln, welche als eine teils fleischige, teils sehnige Dede zum Schutze und zur Unterstüzung der Baucheingeweide dienen und eine Reihe wichtiger physiol. Funktionen zu verrichten haben. In der Mittellinie des B. verlaufen als breite bandförmige Streifen die beiden geraden Bauchmuskeln vom untern Ende des Brustbeins nach dem obern Schambeinrand; nach außen von diesen die beiden äußern schiefen Bauchmuskeln, die von den acht untern Rippen entspringen und nach abwärts verlaufend sich an eine u. der Mitte des B. befindliche sehnige Haut, die sog. linea alba, ansetzen; unter ihnen verlaufen die beiden innern schiefen Bauchmuskeln vom Nabelbeinrand entspringend, aufwärts gegen die

Mittellinie des B. zu; die unterste Schicht endlich bilden die beiden queren Bauchmuskeln, welche von den sieben untern Rippen entspringen und quer nach der Mittellinie des B. zu verlaufen, wo sie sich mit einer sehnigen Fortsetzung an die linea alba anheften. Durch die kräftige Zusammenziehung dieser Bauchmuskeln sowie durch den Verschluss der Stimmritze nach einer vorausgegangenen tiefen Einatmung (sog. Bauchpresse) wird ein starker Druck auf die Baucheingeweide ausgeübt, der als ein wichtiges Ausstreibungsmoment bei der Stuhlentleerung, dem Harnlassen und dem Geburtsmechanismus in Betracht kommt und auch beim Erbrechen und bei forcierter Ausatmung wirksam ist. Die Bauchhöhle ist beim Weibe größer als beim Manne, behufs der Empfängnis und Austragung des Kindes; sie wird inwendig ausgekleidet durch das Bauchfell (s. d.). Die Lagerung der Eingeweide in der Bauchhöhle ist im allgemeinen folgende: in der Mitte der Oberbauchgegend liegt der Magen, im rechten Hypochondrium die Leber, im linken die Milz; in der Nabelgegend der Dünndarm, in der Hüft- und Lendengegend der Dickdarm, in der Nähe der Lendenwirbel die Nieren; in der Unterbauchgegend in der Mitte die Blase und dahinter bei Frauen der Uterus sowie der Mastdarm auf dem Kreuzbein. (S. Tafel: Die Baucheingeweide des Menschen.) Die Bauchhöhle ist nicht allenthalben vollkommen geschlossen, sondern ihre Wandungen besitzen eine Anzahl von Durchtrittsöffnungen für verschiedene Organe; im Zwerchfell Öffnungen für die großen Blutgefäße und die Speiseröhre, in der vordern Bauchwand den Leistenkanal für den Samenstrang, durch welchen die Leistenbrüche hervortreten, und den Schenkelkanal, der Veranlassung zu den Schenkelbrüchen geben kann, endlich am Boden der Beckenhöhle verschiedene Öffnungen für Gefäße und Nerven sowie für den After und die Harnröhre.

Bänder, Bälten, nennt man die zum Zweck der Reinigung mit heißen, alkalischen Flüssigkeiten ausgeführte Behandlung der baumwollenen und leinenen Zeug- und Gewebe. Bei der Hauswäschepflege pflegt man die gröbren Gegenstände, nachdem sie in kaltem Wasser eingeweicht sind, in dem Bänderfaß zu schichten, sie darin mit einer schwachen alkalischen Lauge, Lösung von Soda oder Holzasche, welche vorher lochenheiß gemacht ist, zu übergießen und wohlbedeckt über Nacht stehen zu lassen, um sie am folgenden Tage durch Waschen vollends zu reinigen. Durch die Einwirkung des Alkali werden fettige und schweißige Materien gelöst, und da diese es sind, welche Staub und Schmutz an den Geweben befestigen, so lassen sich letztere nach der Lösung jener mit Leichtigkeit beseitigen. In der Technik kommt das B. besonders als vorbereitende Operation beim Bleichen der baumwollenen Gewebe, welche entweder als Weißware oder farbig bedruckt in den Handel gebracht werden sollen, in Betracht. Hier handelt es sich darum, allen durch die vorhergehenden Manipulationen, beim Spinnen und Weben auf die Faser gebrachten Schmutz zu beseitigen, außerdem müssen aber auch noch die der Faser im Naturzustande anhaftenden fettigen, harigen und wachsartigen Materien so entfernt werden, daß die Faser völlig freigelegt, von jedem Überzuge befreit wird, weil diese Substanzen, wenn sie auf der Faser verbleiben, den natürlichen Farbstoff so umhüllen, daß er in der später folgenden Chlorbleiche

nicht zerstört wird, und weil sie andererseits beim Färben und Drucken die Aufnahme der Farbstoffe erschweren oder unmöglich machen. Als Bäuchflüssigkeit verwendet man Lösungen von Soda, kaulstischer Soda, Kalkmilch; die beiden erstern liefern im allgemeinen beim B. eine weißere Ware, während die mit Kalkmilch gebäuchten Stoffe meist nach dem B. eine dunklere Farbe haben als vorher; letzterer Umstand kommt jedoch nicht in Betracht, da die Farbe im Chloralkalibade leicht zerstört wird. Je heißer diese Flüssigkeiten angewendet werden und unter je stärkerem Druck sie auf die Stoffe wirken, um so leichter erfolgt die Lösung jener Körper und mit um so viel weniger Alkali kann man arbeiten. Da aber andererseits der Angriff des Alkali auf die Faser proportional der Konzentration ist, so werden dem entsprechend die Stoffe am meisten geschont, wenn man mit möglichst schwachen Flüssigkeiten arbeiten kann. Aus diesem Grunde konstruiert man die Bäuchapparate gegenwärtig so, daß man die Stoffe darin einem Druck von mindestens drei Atmosphären aussetzen kann. Außer der Stärke des Apparats ist bei der Anordnung der einzelnen Teile darauf zu halten, daß eine Erneuerung und eine Bewegung der Flüssigkeit darin stattfinden kann, ohne die Stoffe selbst zu bewegen, weil, wenn letzteres geschähe, sehr leicht Verknötungen und Verwickelungen eintreten würden, wodurch später die größten Schwierigkeiten entstehen würden.

Von den vielen verschiedenen Bäuchapparaten entspricht der Pendlebury'sche Apparat (s. beistehende Abbildungen, von denen Fig. 1 einen Vertikaldurchschnitt, Fig. 2 die obere Ansicht darstellt) diesen Anforderungen in ganz vorzüglicher Weise. Derselbe besteht aus dem Bäuchcylinder E,

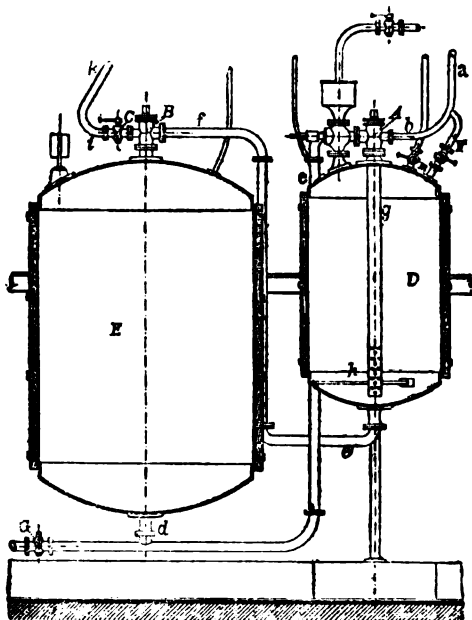


Fig. 1.

von 4,10 m Höhe und 2,40 m Durchmesser bei einer Kapazität von 18 cbm oder einem Fassungsraum von 3500 kg Baumwollware, und

dem Laugenwärmer D. Beide sind auf doppelte Weise miteinander verbunden, einerseits durch das Rohr d e, welches vom Boden des Bäuchcylinders abzweigt und oben am Laugenwärmer in dem Zweiweghahn A endet, und andererseits durch das Rohr

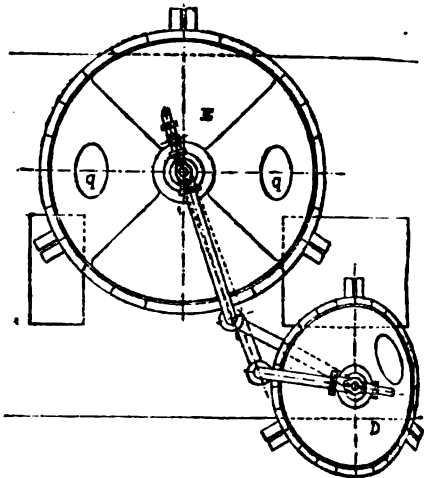


Fig. 2.

e' f, welches vom Boden des Laugenwärmers ausgeht und bis an den Zweiweghahn B auf dem Bäuchcylinder reicht. Bei Beginn der Operation fällt man den Bäuchcylinder durch die geöffneten Mannlöcher q q gänzlich mit dem bereits gemischten Zeug, öffnet nach Verschluss der Mannlöcher den Abflusshahn G und stellt den Zweiweghahn B so, daß er durch den Hahn C mit der Dampfleitung i k kommuniziert. Man läßt so lange Dampf eintreten, bis er unverdichtet aus G austritt, um durch dies Ausdampfen alle Luft aus dem Apparat zu verdrängen und das Zeug anzuwärmen. Gleichzeitig erhit man die Bäuchflüssigkeit in dem Laugenwärmer, indem man aus der Dampfleitung a b, bei geeigneter Stellung des Zweiweghahns A, so lange Dampf durch das Rohr g h strömen läßt, bis eine Spannung von drei Atmosphären erreicht ist. Der Hahn A wird dann geschlossen, der Hahn B in solche Stellung gebracht, daß er mit dem Rohr e' f kommuniziert, worauf Dampfdruck auf den Spiegel der Flüssigkeit im Laugenwärmer gegeben wird, indem man den Hahn F der Dampfleitung öffnet. Dadurch wird die Flüssigkeit aus dem Laugenwärmer in den Bäuchcylinder getrieben. Sobald dies geschehen ist, werden die Hähne A und B umgestellt, und zwar so, daß der Hahn A mit der Röhre e d, also mit dem Boden des Bäuchcylinders, B dagegen mit der Dampfleitung i k verbunden ist; wird dann der Dampfshahn C geöffnet, so drückt der Dampf die Flüssigkeit durch das Zeug in den Laugenwärmer zurück, wo sie von neuem erwärmt und dann durch Dampfdruck wieder in den Cylinder geschafft wird. Dasselbe Spiel wird so oft wiederholt, bis die Zeuge genügend gebäucht sind; schließlich läßt man die verbrauchte Flüssigkeit durch G ablaufen und den Dampf durch den Hahn m und das Rohr b ausblafen. Vgl. Kerl u. Stohmann [Mitspratt], «Encyclopädisches Handbuch der technischen Chemie» (3. Aufl., Bd. 1, Braunschweig 1874, Art. «Bäuchen»).

Baucher (François), franz. Hippolog, geb. 1796 in Versailles, widmete sich daselbst der Reitskunst und übernahm später die Leitung einer Privatreitbahn in Paris. Er veröffentlichte hier ein neues System der Abrichtung des Pferdes und der Reitskunst, welches, die bis dahin festgehaltenen Grundsätze verwerfend, das Pferd zu einem völlig willkürlichen Werkzeug in der Hand des Reiters machte. D. wurde infolge dessen 1849 zur Kavallerieschule nach Saumur geschickt, um Pferde und Reiter auszubilden. Jedoch wurde sein System für die Kavallerie nicht adoptiert. Unter Napoleon III. gewann D. wieder größern Einfluß und erhielt eine Anstellung am kais. Marstall. Er starb zu Paris 14. März 1873. Von seinen zum Teil mit Geist geschriebenen Werken sind hervorzuheben: „Dictionnaire raisonné d'équitation“ (2. Aufl., Par. 1861; deutsch, Zyr. 1844), „Dialogues sur l'équitation“ (Par. 1843), „Passetemps équestres“ (Par. 1840) und „Méthode d'équitation basée sur de nouveaux principes“ (11. Aufl., Par. 1859; deutsch von Willeh. A. Aufl., Berl. 1862), sein Hauptwerk, das auch ins Englische, Spanische, Italienische und Russische übersetzt ward. Von den Schriften für und gegen das System D.s sind in Frankreich die von d'Aure, Aubert und Rul, in Deutschland die von Seidler und Seeger zu nennen.

Bauchfell (Peritoneum), eine dünne, glänzende, feuchte, seröse Haut, welche das Innere der Bauchhöhle auskleidet und die meisten darin gelegenen Organe teils vollständig (Nagen, Darm, Leber, Milz), teils unvollständig (Harnblase, Gebärmutter) überzieht, so daß sie leicht beweglich und doch gesondert nebeneinanderliegen. Von sämtlichen Unterleibsorganen befinden sich nur die Nieren ganz außerhalb des B. Denkt man diese Organe hinweggenommen, so bildet das Bauchfell einen großen, völlig geschlossenen Sack mit nach innen vorspringenden Falten, welche, indem sie sich aneinanderlegen, das Netz (s. d.) und das Gekröse bilden, durch welches letztere die Gedärme nach hinten befestigt (gleichsam an einem Tuche aufgehangen) sind. Für gewöhnlich sondert das B. eine geringe Menge wässeriger Flüssigkeit ab, welche eben hinreicht, es feucht und schlüpfrig zu erhalten und dadurch den von ihm überzogenen Organen einen gewissen Grad von Beweglichkeit zu gewähren. Nimmt die Absonderung dieser Flüssigkeit transtasterweise zu, so entstehen bisweilen Ansammlungen einer großen Flüssigkeitsmenge in der Bauchhöhle, welcher Zustand als Bauch- oder Bauchhöhlenwasser sucht bezeichnet wird und meist die Folge anderer Krankheiten, insbesondere von Störungen des Blutlaufs in Herz und Leber ist. Bei den Entzündungen des B., welche entweder nur auf einen kleinen Teil desselben beschränkt sind oder sich schnell über seine ganze Ausdehnung ausbreiten, ist die Oberfläche desselben hart gerötet, glanzlos und mit einer dünnen, gelblichen Lage geronnenen Faserflusses bedeckt, durch welche die einzelnen Darmschlingen miteinander verklebt sind; in der Bauchhöhle selbst findet sich eine mehr oder weniger reichliche, oft sehr bedeutende Menge einer trüben, fädigen, bisweilen rein eiterigen Flüssigkeit.

Nur selten, und fast nie bei vorher gesunden Menschen, tritt die Bauchfell- oder Unterleibs-entzündung (Peritonitis) infolge von Entzündung der unbekannten atmosphärischen Einflüssen auf (rheumatische Bauchfellentzündung); häufiger ent-

steht sie nach schweren Kontusionen und Verwundungen des Unterleibs, ferner durch Fortpflanzung von Entzündungen und geschwürigen Prozessen der Unterleibsorgane auf das B., wie dies bei eingeklemmten Bräuen, bei Rottlaunungen, Darmverschlingungen, Entzündungen der weiblichen Geschlechtsorgane, der Leber, Milz u. s. w. nicht selten vorkommt, sowie durch Eindringen fremdartiger Substanzen (Darminhalt, Blut, Eiter, Luft u. s. w.) in die Bauchhöhle bei Zerreißung und Perforation der vom B. überzogenen Organe, wie z. B. bei perforierenden Nagen- und Darmgeschwüren, beim Durchbruch von Leber- und Milzabscessen und ähnlichen Vorgängen. Die im Wochenbett auftretende Bauchfellentzündung nimmt ihren Ausgang von der verletzten Gebärmutterfleischhaut und beruht auf dem Eindringen zahlloser Bacillen und anderer mikroskopischer Pilze in die entzündeten Gewebe des Genitalapparats. (S. Kindbettfieber.)

Die Bauchfellentzündung gehört in den meisten Fällen zu den gefährlichsten Entzündungen; sie beginnt meist mit mehr oder weniger hoher Temperatursteigerung und mit heftigen, schon durch leisen Druck auf das Äußerste gesteigerten Schmerzen, die sich nicht selten über den ganzen Unterleib ausdehnen; bald gesellt sich hierzu infolge der Lähmung der Darmmuskulatur hartnäckige Stuhlverstopfung und hochgradige Aufstrebung des Unterleibs sowie durch Hinaufdrängen des Zwerchfells eine oft gefährdrohende Behinderung der Atmung. Häufig finden sich auch Übelkeit, Erbrechen und Drang zum Urinlassen. Unter Steigerung dieser Beschwerden tritt, bisweilen schon nach drei bis vier Tagen, der Tod ein; erfolgt Heilung, so bleiben nicht selten für das ganze Leben, infolge der stattgefundenen Verwachsungen und Knüpfungen der Gedärme, die mannigfachen Störungen im Unterleibe, habituelle Verstopfung und kolikartige Zustände zurück. Die Behandlung besteht hauptsächlich in ruhiger Lagerung, in möglichster Beschränkung der Darmbewegungen durch häufig wiederholte Gaben von Opium oder Morphinum, sowie durch Beschränkung der Nahrungszufuhr, in örtlichen Blutentziehungen und Anwendung der Kälte vermittelst Eisbeutel und kalter Kompressen; bei anämischen Kranken, welche die Kälte nicht vertragen, sieht man oft gute Erfolge von warmen Umschlägen, welche durch Erschlaffung der Hautgefäße eine günstige Ableitung von den Därmen hervorruft. Gegen das Erbrechen und den Durst ist das Darreichen von Eispielen sehr zweckmäßig, gegen den qualenden Meteorismus das Ausaugen der Darmgase durch ein eingeführtes Mastdarmrohr. In der Rekonvaleszenz ist die Diät auf das strengste zu überwachen.

Bauchflöße (Abdominales) hat man eine große Abteilung der Fische mit weichen Strahlen in der Rückenflöße genannt, bei welchen außerdem eine offene Verbindung zwischen dem Schlunde und der Schwimmflöße besteht, und deren Bauchflöße unter dem Bauche zwischen den Brustflößen und der Afterflöße steht. Es gehören hierher die Welse, Karpfen oder Weissfische, die Lachse, Hechte und Heringe sowie einige ausländische, weniger bekannte Familien.

Bauchfächer, s. unter Mollusken.

Bauchkrebse, s. unter Cirripeden.

Bauchpilze, s. Oosporomyceten.

Bauchredner oder **Bentrisloquisten** (vom lat. venter, der Bauch, und loqui, reden) nennt man Personen, welche nicht sowohl durch eine

besondere Organisation der Stimmwerkzeuge, als durch eingeübte Fertigkeit Töne und Worte hervorbringen können, ohne daß sie den Mund wirklich bewegen, und zwar so, daß der Zuhörer glauben muß, die Stimme komme irgendwo anders her. Der Name entstand aus der irrigen Voraussetzung, daß die Stimme im Bauche gebildet werde. Es besteht aber diese Kunst lediglich darin, daß der B., nachdem er tief eingeatmet, langsam und graduell auszuatmen, und dabei die Luft einzuteilen, den Ton der Stimme aber mittels der Muskeln des Kehlkopfs und besonders des Gaumensegels so abzuändern versteht, daß die Töne bald aus größerer, bald aus geringerer Ferne zu kommen scheinen. Ubrigens trägt auch Haltung und Richtung des Kopfes sowie die mimische Darstellung vieles zur Täuschung bei. Diese Kunst ist sehr alt; schon Jesaias gedenkt eines B. Die Griechen, die sie für ein Werk der Dämonen hielten, nannten die B. Engastrimanten (Bauchwahrsager) oder auch Gurgyliden, nach Gurgylez, der zu Athen die Bauchrednerei trieb. Ostindien hat die geschicktesten B. Eine Geschichte der Bauchrednerei ist in Albert de la Chapelles Werk: „Le ventriloque ou l'engastrimythie“ (2 Bde., Lond. 1772), enthalten. Vgl. Hardy, „Ventriloquism made easy“ (neue Ausg., Lond. 1866).

Bauchfäße, Walsfäße, Zugfäße (frz. scie ventrue, engl. felling-saw), s. Säge.

Bauchschnitt (Laparotomia) ist die operative Eröffnung der Bauchhöhle, wobei die Bauchdecken und das Bauchfell mit dem Messer durchgeschnitten werden, um entweder Verschlingungen der Gedärme zu lösen oder fremde in dieselbe oder in andere Organe der Bauchhöhle gedrungene Körper daraus zu entfernen, Geschwülste, namentlich größere Geschwülste des Eierstocks, zu excipieren oder andere Operationen, z. B. den Kaiserschnitt (s. d.), in der Bauchhöhle vornehmen zu können. Unter allen Umständen zählt der Bauchschnitt zu den schwierigsten und gefährlichsten Operationen, weil durch das leichte Vorfallen der Gedärme durch die Wunde hindurch, ferner durch den Zutritt von Luft und Blut in die Bauchhöhle sowie durch die Schwierigkeit eines genügenden Abflusses der Wundsekrete der Kranke in großer Gefahr schwebt; doch sind in der neuesten Zeit infolge der sog. antiseptischen Verbände, durch welche die in der Luft enthaltenen säulniserregenden Substanzen von der Wunde fern gehalten werden, sowie durch die ausgedehnte Anwendung der sog. Drainage, welche die Verhaltung des Wundsekrets verhindert, eine Reihe der glücklichsten Erfolge bekannt geworden. Um die Ausbildung und Vervollkommenung der Operationsmethoden haben sich in England Vater und Spencer Wells, in Deutschland Hegar, Weit, Olshausen und Schröder, in Amerika Marion Sims große Verdienste erworben.

Bauchschwangerschaft (Graviditas extrauterina) heißt derjenige regelwidrige Zustand der Schwangerschaft, wo die Frucht statt in der zu ihrer Entwicklung bestimmten Gebärmutter in der Bauchhöhle sich entwickelt, indem das befruchtete Ei entweder unmittelbar aus dem sog. Graafischen Follikel des Eierstocks oder erst nach Zerreißung der Muttertrumpete in die Bauchhöhle gelangte. In der Mehrzahl der Fälle kommt die Frucht nicht zur vollständigen Ausbildung. Dieselbe stirbt ab und wird von Ralfsalen umlagert und imprägniert (sog. Steinfrucht, Lithopaedion, welches oft

viele Jahre lang ohne Beschwerden im Leibe der Mutter getragen wird) oder die Frucht löst sich auf und wird mittels Abscessbildung durch die Bauchwandungen oder die Gedärme nach außen geschafft. Bisweilen wird es aber auch nötig, die Frucht durch den Bauchschnitt (s. d.) zu entfernen.

Bauchspeicheldrüse oder Pankreas ist eine durchschnittlich etwa 23 cm lange und 3 cm dicke, in der Bauchhöhle hinter dem Magen quer vor der Wirbelsäule liegende Drüse von länglich-platter Gestalt und 90—120 g Gewicht, deren rechtes, breiteres Ende der Kopf, und deren linkes, schmäleres der Schwanz genannt wird. Diese Drüse sondert einen speichelfähnlichen, stark klebrigen, alkalischen Saft, den sog. Bauchspeichel (Succus pancreaticus) ab, welcher sich durch einen eigenen Ausführgang (ductus pancreaticus s. Wirsgianus) in den Zwölffingerdarm ergießt und für die Verdauung des aus dem Magen dahin gelangten Speisebreies sehr wichtig ist; hauptsächlich mündet er, wie der Mundspeichel, daß mit der Nahrung aufgenommene Stärkemehl in Dextrin und Zucker um und bereitet die Fette durch Verseifung zur Aufnahme in die Chylusgefäße vor; ferner löst er geronnene Eiweißkörper sowie leimgebende Substanzen auf und führt sie in leicht diffundierende Verbindungen, die sog. Peptone, über. (S. Verdauung.) Die Krankheiten des Pankreas sind selten und ziemlich dunkel; sie bringen Abmagerung und scheinbare Magenbeschwerden mit sich, rühren aber oft von benachbarten Krankheitsprozessen, z. B. Magen- oder Lumbarkrebs, her.

Bauchstich (Paracentesis abdominis) nennt man in der Chirurgie die kunstgemäße, schon von den Ältern ausgeführte Durchbohrung der Bauchwandung mittels eines stechenden Instruments (Troicari), um verschiedenen in der Bauchhöhle oder in den darin gelagerten Organen krankhaft sich ausbildenden Flüssigkeiten den Ausgang zu verschaffen. Am häufigsten wird der B. zur Beseitigung der Bauch- und Eierstockwasserfucht gemacht; doch ist er stets nur ein sog. Palliativmittel, da er die Wasserbildung nicht entfernen kann. Man hat Beispiele, daß er an einem und demselben Kranken 20, 30, ja mehrere hundert mal vorgenommen wurde. (S. Punktion.)

Bauchwasserfucht (Ascites) heißt die krankhafte, bisweilen enorme (bis 20 l und darüber betragende) Ansammlung von klarer seröser Flüssigkeit in der Bauchhöhle, die sich entweder frei im Bauchfellsad befindet oder durch Verwachsungen an einem bestimmten Teil desselben in cystenartigen Räumen abgeschlossen ist (abgesackte B.). Dieselbe ist durchaus nicht als eine eigenartige Krankheit aufzufassen, sondern nur als ein Symptom, welches zu den verschiedensten Krankheiten hinzutreten kann, dessen Ursache nur durch die genaueste Untersuchung zu ergründen ist. Zunächst findet sich die B. häufig als Teilerscheinung einer allgemeinen Wasserfucht (s. d.), wie sie bei Herz- und Lungenkrankheiten, bei Entartungen der Nieren, Milz und bei erschöpfenden Krankheiten vorkommt; ist der Wasseransammlung auf die Bauchhöhle allein beschränkt, so hat sie ihren Grund meistens in Verdrängen der Blutströmung im Pfortadergebiet durch Erkrankungen der Leber sowie durch Geschwülste aller Art im Unterleib, welche einen starken Druck auf die Pfortader ausüben und dadurch Veranlassung zum Austritt des Blutes in die Bauchhöhle bieten. Endlich gesellt sich Bauch-

nasserucht mitunter zu ausgebreiteten Entartungen (Krebs, Tuberkulose u. s. w.) des Bauchfells. Sie verursacht meist durch die hochgradige Ausdehnung des Unterleibes und die Kompression der Brust- und Baucheingeweide große Beschwerden: Behinderung der Atmung, Stuhlverstopfung, Harnrang u. s. w. Heilung ist natürlich nur dann möglich, wenn die zu Grunde liegende Störung beseitigt werden kann. Die Behandlung richtet sich nach der ursprünglichen Erkrankung und besteht im allgemeinen in dem Bestreben, durch Anregung der Nierentätigkeit oder durch starke wässrige Stuhlentleerungen oder durch Erregung starker Schweiß eine Auffangung des Wassers in der Bauchhöhle herbeizuführen. Gelingt dies nicht, nehmen die Beschwerden zu, so versucht man durch den unter Umständen wiederholt auszuführenden Bauchstich (s. d.) dem Kranken Erleichterung zu verschaffen.

Bauchzange, Ziegelzange (fr. *tenaille à creuset*, engl. *crucible-tongs*, *lifting-tongs*), die bei metallurgischen und chem. Operationen (Schmelzproben) zum Fassen der Schmelztiegel gebräuchlich sind, deren greifende Teile an den Vorderenden halbkreisförmig gegeneinander gebogen sind, sodass sie beim Schließen der Zange einen Ring bilden, mit welchem man die Ziegel von außen leicht umfassen und sicher halten kann.

Baucis, s. **Philemon** und **Baucis**.

Bau nennt man in den höhern Theilen des Niesengebiets ein einzelnes Haus, aus übereinandergelegten Balken und einem Strohe oder Schindbache bestehend, das Hirten und Holzhauern zur Wohnung und Reisenden als Quartier dient.

Baudelaire (Pierre Charles), franz. Dichter, geb. zu Paris 9. April 1821, machte sich bekannt durch einen Band Gedichte: *«Fleurs du mal»* (1857), wegen derer er gerichtlich belangt wurde und von denen er in der zweiten Auflage (1861) mehrere als moralverleidend weglassen mußte. Außerdem veröffentlichte B.: *«Theophile Gautier»* (1859), *«Les paradis artificiels, opium et haschisch»* (1860), Richard Wagner et Tannhäuser (1861) u. s. w., wie seine übrigen Poesien, eine überreizte Phantasie zeigen, sowie eine Übersetzung der Schriften des amerik. Dichters Edgar Poe, eines Geistesverwandten von B. (3 Bde., Par. 1866—68). Er starb zu Paris 31. Aug. 1867. Nach seinem Tode erschienen von ihm: *«Souvenirs, correspondances etc.»* (Par. 1869) und seine *«Oeuvres complètes»* (Bde., Par. 1869). Vgl. A. de la Fyelière und Decaux, *«Charles B.»* (Par. 1868).

Baudens (Jean Baptiste Lucien), ausgezeichnete franz. Chirurg, geb. 3. April 1804 zu Aire (part. Bas-de-Calais), besuchte das Collège zu Niens, studierte in Paris Medizin und wirkte darauf seit 1823 in den Hospitälern zu Lille und Strasbourg und seit 1826 an dem großartigen Militärhospital zu Paris. Seit 1830 zeichnete er sich als Militärarzt bei der franz. Armee in Algerien aus. Errichtete in dieser Stellung zu Algier ein Injektionshospital, in welchem er neun Jahre hindurch als Professor der Anatomie und Chirurgie die tüchtigsten Schüler bildete. Horace Vernet hat in zweien seiner großen Gemälde verewigt, welche sich in der Galerie von Versailles befinden. Bei seiner Rückkehr nach Paris 1841 stellte man ihn an die Spitze des Instruktions-Militärhospitals St. de-Grâce, das unter ihm trefflich geleitet ward. Mitglied des Conseil de Santé für das franz.

Heer leistete er auch während des Kriegs in der Krim ausgezeichnete Dienste. B. starb 3. Dez. 1857 zu Paris. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: *«Clinique des plaies d'armes à feu»* (Par. 1836), *«Leçons sur le strabisme»* (Par. 1841), *«Nouvelle méthode des amputations»* (Par. 1842), *«La guerre de Crimée, les campements, les abris, les ambulances etc.»* (Par. 1857; 2. Aufl. 1862; deutsch von Mende, Kiel 1864).

Baudin (Charles), franz. Admiral, geb. zu Sedan 1792, wohnte 1808 als Marinejüngling auf der Fregatte La Biémontaise im Indischen Meere einem Kampfe gegen die Engländer bei und verlor hierbei einen Arm. Im J. 1812 wurde er Schiffsleutnant und befehligte die Brigg Renard. In dieser Stellung erhielt er zu Genua im Juni 1812 den Befehl, einen Zug von 14 Fahrzeugen, die mit Munition beladen waren, nach Toulon zu begleiten. Unterwegs von engl. Kreuzern unausgeseht verfolgt, rettete er sein Geschwader glücklich in den Hafen von St.-Tropez und griff hierauf mit seinem Kommandantenstabe eine vereinzelte engl. Brigg an, die er in einem harten Kampfe stark beschädigte. Bei dieser Gelegenheit stieg er zum Kapitän. Nach der Restauration in den Ruhestand versetzt, trat B. 1816 in die Handelsmarine, übernahm jedoch später unter der Juliregierung wieder Dienste. Nachdem er 1838 zum Kontreadmiral ernannt worden, erhielt er den Oberbefehl über das gegen Mexiko bestimmte Geschwader. An der Spitze von 23 Schiffen verhandelte er lange vergeblich mit der mexik. Regierung und eröffnete dann 27. Nov. 1838 das Feuer gegen das Veracruz schützende Fort San Juan d'Ulloa, welches sich am andern Tage ergab. Im Jan. 1839 erhielt er den Rang eines Vizeadmirals, und 1840 vertraute man ihm eine militärische und diplomatische Sendung nach Buenos Ayres und den Oberbefehl über die Flotte in den Meeren von Südamerika. Nach seiner Rückkehr 1841 übernahm er das Marineministerium, zog sich aber alsbald wieder zurück und versah fortan das Amt des Seepfaffen zu Toulon. Nach der Februarrevolution von 1848 erhielt er im März den Oberbefehl über die Flotte im Mittelmeere. In dieser schwierigen Stellung intervenierte er in offizidier Weise 15. Mai in dem Kampfe der Lazzaroni und Truppen gegen das Volk zu Neapel, dann in Sicilien, wo er 18. Sept. in Gemeinschaft mit dem engl. Admiral Messina gegen die Gewaltthätigkeit Filangieris schätzte. Nachdem B. im Juli 1849 den Oberbefehl an Parferval-Deschênes abgetreten, zog er sich mit seiner Familie nach Ischia bei Neapel zurück, wo er 9. Juni 1864 starb, nachdem er kurz vorher zum Admiral ernannt worden war.

Baudissin, eine alte schles.-lausitzische Familie, welche sich früher Baudiß schrieb. Dieselbe wird in Schlessen, wo sie Groß- und Klein-Baudiß im Breslauischen und Baudiß im Liegnitzischen erbaute, schon 1326 genannt. In der Lausitz, wo Schmöllern und Luppau zu ihren Gütern gehörten, erlosch sie schon 1682 mit Wolf Sigmund von B. (auf Schmöllern) im Mannstamme. Wolf Heinrich von B., aus dem lausitz. Hause Luppau (geb. 1679, gest. 1646), war schwed. Feldmarschall, ging aber nach Holstein, wo er unter die Ritterschaft aufgenommen ward. Ein Enkel von ihm, Wolf Heinrich von B., geb. 1. Sept. 1671, gest. 24. Juli 1748, war königl. poln. und kurfürstl. sächs. General der Kavallerie sowie Rabinetsminister und wurde 28. Febr. 1741 im

kurfürstl. Reichsvisitariat in den Reichsgrafenstand erhoben. Seine beiden Enkel, die Söhne des Grafen Heinrich Christoph von B. (geb. 12. Juli 1709, gest. 4. Juni 1786), kurfürstl. Generale der Infanterie und Gouverneure von Dresden, pflanzten das Geschlecht in Holstein fort. Der eine, Graf Heinrich Friedrich von B. (geb. 1. Dez. 1753, gest. 17. Mai 1818), wirkte als dän. Gesandter am preuß. Hofe, der andere, Karl Ludwig von B. (geb. 21. Aug. 1756, gest. 1. März 1814), war dän. Generallieutenant, Gouverneur von Kopenhagen und Ordensmarschall. Sein Sohn Heinrich August (geb. 1793, gest. 1834) beerbte seinen Großvater, den letzten Grafen Zingenborf in Österreich, und nahm dessen Namen und Wappen an. Dieser Zweig wird jetzt durch den Grafen Karl Ludwig von B. Zingenborf, geb. 3. März 1862, vertreten. Des Grafen Karl Ludwig ältester Sohn war der als Schriftsteller bekannte Graf Wolf von B. (f. d.). Die Gemahlin von Heinrich Friedrich, Gräfin Karoline Adelhaid von B., geb. Gräfin von Schimmelmann, geb. 21. Jan. 1760 zu Dresden, vermählt seit 1776, lernte 1791 Herder in Karlsbad kennen, dessen innige Freundin sie wurde. Sie machte sich durch die »Dorfgesellschaft, ein unterrichtendes Lesebuch für das Volk« (2 Bde., Kiel 1792; dän. von Haffte, 1793) als Schriftstellerin bekannt und starb 17. Jan. 1826 zu Knoop bei Kiel. Der älteste Sohn aus ihrer Ehe war Graf Friedrich Karl von B., geb. 3. Nov. 1786, gest. 26. März 1866, Herr auf Knoop und Friedrichshof u. s. w. Sein jüngerer Bruder, Graf Karl Christian von B., geb. 4. März 1790, gest. 9. April 1868, war Vater einer sehr zahlreichen Familie. Einer seiner Söhne, Graf Ulrich von B., geb. 22. Febr. 1816, früher Major in dän. Diensten, hat sich als Lustspielbichter und Romanist als Schriftsteller bekannt (s. B. »Das Damentift«, 4 Bde., Stuttg. 1875); ein anderer, Graf Adalbert von B., geb. 25. Jan. 1820, war 1849 und 1850 Oberlieutenant in der schlesw.-holst. Armee und veröffentlichte, außer einer »Geschichte des schlesw.-holst. Kriegs« (Hannov. 1862), auch verschiedene novellistische Arbeiten und histor. Romane, z. B. »Christian VII. und sein Hof« (Hannov. 1863). Er starb zu Wiesbaden 26. März 1871. Gegenwärtiges Familienhaupt ist Graf Roderich von B., geb. 15. Dez. 1819, Sohn des Grafen Friedrich Karl von B., wohnhaft in Kiel.

Baudiffin (Wolf Heint. Friedr. Karl, Graf von), deutscher Schriftsteller, geb. 30. Jan. 1789 zu Mangau, trat nach Ablauf seiner Universitätsstudien als Legationssekretär in dän. Staatsdienst, der ihn von 1810–14 nach Stockholm, Wien und Paris und im Sommer 1813 wegen seiner deutschen Gesinnung ein halbes Jahr auf die Festung Friedrichsort führte. Später machte B. mehrjährige Reisen nach Italien, Frankreich und Griechenland und hielt sich seit 1827 hauptsächlich in Dresden auf, wo er an Schlegel-Tiedts Shakspeare-Übersetzung teilnahm. »Heinrich VIII.«, »Viel Lärmen um Nichts«, »Die Widerspenstigen«, »Die Irrungen«, »Maß für Maß«, »Ende gut, Alles gut«, »Antonius und Kleopatra«, »Troilus und Cressida«, »Die lustigen Weiber von Windsor«, »Verlorene Liebesmüh«, »Titus Andronicus«, »Othello« und »Lear« wurden von B. überseht, von Tiedt revidiert und mit Anmerkungen versehen. Auch übertrug B. die vier von Tiedt herausgegebenen Jugendarbeiten Shakspeares: »Eduard III.«,

»Thomas Cromwell«, »Olbcastle« und »Der londoner Verschwendter« (Stuttg. 1836). Ohne Tiedts Mitwirkung veröffentlichte B. unter dem Titel: »Ben Jonson und seine Schule« (2 Bde., Epp. 1836), eine Reihe Übersetzungen älterer engl. Dramen. Seitdem wandte sich B. auch dem Felde der mittelhochdeutschen Literatur zu, indem er Übertragungen des »Zwein mit dem Löwen« von Hartmann von der Aue (Berl. 1845) und des »Rigolois« Wirnt von Gravenbergs (Epp. 1848) herausgab. Später ließ er eine Übersetzung der Lustspiele Molières (4 Bde., Epp. 1865–67) erscheinen, in welcher er die in Alexandrinern geschriebenen Stücke, um sie der deutschen Bühne zugänglicher zu machen, in fünfsylbigen Jamben wiedergegeben hat. Auch übersehte er das Werk von Garmaniel und Th. Deleerq: »Dramatische Sprichwörter« (2 Bde., Epp. 1875). Er starb 4. April 1878 in Dresden.

Baudiffin (Otto Friedr. Magnus, Graf von), schleswig.-holst. General. Bruder des Vorigen, geb. zu Mangau 5. Juli 1792, hat sich im Kriege nach der Erhebung Schleswig-Holsteins 1848 ehrenvoll hervorgethan. Er trat, damals Major in der dän. Armee, beim Beginn des Widerstandes gegen die Inzorporation von Schleswig und die dadurch verletzten Landesrechte in die schlesw.-holst. Armee ein, und sein Beispiel war von entscheidendem Einfluß. In dem unglücklichen Gefecht bei Dan hielt sich B. zwei Stunden lang gegen eine dreifache Überzahl und erleichterte dadurch den Rückzug der Hauptarmee. Im Sommer 1849 ward er in der Schlacht von Kolbing und 1850 bei Jökke getödtlich verwundet. Sein ritterliches Wesen, seine persönliche Bravour und seine warme Färbung für seine Untergebenen verschafften ihm große Popularität. Nach Willkürs Rücktritt ward ihm der Oberbefehl über die Armee angetragen. Er lehnte ihn jedoch ab, weil er unter den bestehenden Umständen einen Ausländer für geeigneter hielt. Im Febr. 1851 verließ er seine Heimat und lebte bis dem in Zurückgezogenheit, meist in Hamburg, bis er 25. Juni 1865 zu Leipzig starb.

Baudin (Auguste), Schauspieler, Gattin des Schriftstellers Wolf Wilbrandt (f. d.).

Baudouin (Jean Magloire), franz. Gelehrter, geb. 15. Sept. 1819 zu St.-Denoit-sur-Loire i. Depart. Loiret, besuchte das Seminar zu Orleans und später, nachdem er kurze Zeit Lehrer am Collège zu Pont-Levoy gewesen, die Polytechnische Schule zu Paris. Hier veröffentlichte er mehrere Abhandlungen mathemat., physikal. und naturökonom. Inhalts. Als Erzieher der Söhne des Herzogs von Orleans 1851–57 machte er zahlreiche Reisen in Deutschland, Belgien und der Schweiz. Nach seiner Rückkehr studierte er noch Jura. Im Unterrichtsminister Duruy beauftragt, machte 1863 eine Reise, um das Schulwesen in Belgien, Belgien und der Schweiz kennen zu lernen und veröffentlichte nach seiner Rückkehr ein »Rapport«, infolge dessen er zum Generalinspektor des Elementarunterrichts ernannt wurde. Im 1866 wurde er nach Konstantinopel gesendet, aber die unter franz. Patronat zu gründenden Spezialschulen Vorschläge zu machen, die auch eine weite zur Ausführung kamen. B. hat auch eine Übersetzung des Nibelungenliedes (1866) geliefert. Er starb 13. März 1882 zu Paris.

Baudrier (Fz.), Wehrgeheul.

Landwirtschaft (Henri Joseph Léon), franz. Publi-
kist und Nationalökonom, geb. 28. Nov. 1821 zu
Paris, war Lehrer der Nationalökonomie am Col-
lege de France, leitete einige Zeit den «Constitu-
tionnel» und übernahm dann die Chefredaction des
«Journal des Economistes». Unter seinen zahl-
reichen Werken sind hervorzuheben: «Manuel d'éco-
nomie politique» (1857), «Des rapports de la
politique et de l'économie politique» (1860), «Publi-
cité modernes» (1862), «La liberté du travail,
l'association et la démocratie» (1865), «La sa-
nité et l'éducation en France dans leurs rap-
ports avec l'état de la société» (1874), «Histoire
de l'Europe» (4 Bde., 1878–80).

Baudry (Paul Jacques Aimé), franz. Maler,
geb. zu Bourdon-Vendée 7. Nov. 1828, Schüler von
Delacroix, erhielt 1850 den ersten großen Preis der
Akademie und damit das dreijährige Stipendium für
weitere Studien in Rom. Unter seinen Arbeiten
wurden 1857 die Hinrichtung einer Bestialin und
fortuna mit dem Rinde (beide Bilder jetzt im Dureau-
ville) wohlwollend aufgenommen. Sein nächstes
Werk war Charlotte Corday, das gefeierte Bild
auf der Ausstellung von 1861. Später wandte
er sich vorzugsweise zur Behandlung mytholog. und
allegorischer Gegenstände. Gelungene Dekorations-
malereien im Hôtel Paiva und Hôtel Galliera
in Paris verschafften ihm den Auftrag, das Foyer
der neuen Großen Oper auszumalen. Er voll-
endete diese Malerei 1874. An der Dede, auf dem
mittleren rechtswinkligen Felde, sind dargestellt die
Melodie und Harmonie als zwei schöne Frauen,
die ein Bündnis schließen und die Poesie und
Musik zu Begleiterinnen haben; die beiden Ovale
eben diesem Rechte zeigen die Tragödie, mit
dem Oben drei weibliche Figuren befehlend,
welche die von ihr eingesetzten Gefühle, Mitleiden,
Furcht und Wut, symbolisieren, und die Komödie,
den Faun peitschend, welchem sie die Löwenlarve
weist. Der Grund- und Gesamtgedanke der Kom-
position entwickelt sich weiter in den zwölf vertieften
Theilungen des Deckbalkens; die zwei größten Fel-
der an den Schmalseiten des Saals enthalten die
Fischer- und Künstlerversammlung vor einem dor-
tischen Bau (Sommer, Hesiod, Orpheus, Pindar, Ho-
mer, Boileau, Amphion u. s. w.) und den Parnass,
die Muses die Hauptrepräsentanten der Ton-
kunst empfangen (Mojart, Haydn, Gluck, Beethoven,
Mendelssohn, Liszt, Meyerbeer, Rossini, Wagner,
Berlioz, Gounod, Auber). In den zehn kleinern Fel-
dern an den Langseiten des Saals sind die magi-
schen Wirkungen der Ton- und Tanzkunst und die
Wirkungen der Dichtung, Sage und Geschichte in
den berühmtesten Traditionen beigelegte Rolle ab-
gebildet.

Bauer, Bauergut, Bauernstand. Alle die-
jenigen, welche das platte Land bewohnen, fast
an, ohne Rücksicht darauf, ob sie Ackerbau, Vieh-
zucht, Kleingewerbe u. s. w. betreiben, in der Be-
zeichnung «ländliche Bevölkerung» zusammen, und
wesentlich Inhalts ist der Begriff des «Land-
manns». Wesentlich und zum größten Teil besteht
die ländliche Bevölkerung aus den Landwirten, d. h.
den, welche dem Ackerbau und den ihm verwand-
ten und mit ihm zusammenhängenden Betrieben
Ackerbau, Viehzucht u. s. w.) obliegen. Die Land-
wirte zerfallen wieder in mehrere Klassen. Die erste
Klasse besteht aus den Besitzern großer Güter, namentlich
Adel, welche bevorrechtet waren und das Recht

der Landherrschaft, der Steuerfreiheit, der Ge-
richts- und Polizeiverwaltung besaßen. Diesen,
welche als Rittergutsbesitzer den Landadel bildeten,
pflegten sich die Pächter der Staatsdomänen und
großer Güterkomplexe anzuschließen. Eine zweite,
zahlreichere Klasse umfaßt alle diejenigen, welche
zwar ebenfalls für eigene Rechnung auf eigenem
Grund und Boden die Landwirtschaft betreiben,
aber nur kleinere, doch für den Lebensunterhalt aus-
reichende Güter innehaben. Diesen stehen die selbst-
ständigen Pächter mittlerer Güter nahe. Endlich
zur dritten Klasse gehören alle diejenigen, welche
ganz kleine Güter eigentümlich oder pachtweise be-
sitzen und sich auf denselben täglich fortrbringen
oder auch auf Nebengewerbe oder Arbeit für andere
angewiesen sind. Die Glieder der beiden letzten
Klassen pflegt man gewöhnlich Bauern zu nennen.
Im engeren Sinne sind indes Bauern nur die Be-
sitzer ganzer Höfe und mindestens solcher Güter,
welche den Besitzer vollständig zu ernähren vermö-
gen und Gespanne zu halten gestatten. Nach der
Ausdehnung des Besitzums pflegte man früher
Vollbauern (Vollerben, Vollpächter, Hufner) und
Halbbauern (Halbpächter, Halbhufner), welche nur
eine halbe Hufe besaßen, zu unterscheiden, und
stellte diesen als Nichtbauern die Kossäten (mit
Häuschen und kleiner Ackerwirtschaft), die Wäbner
oder Häuslinge (welche zwar ein Häuschen besaßen,
aber von Tagelohn oder Gewerbebetrieb lebten)
und die nichtansässigen Gintler gegenüber.

Geschichtlich verbindet sich mit den Begriffen
Bauer und Bauergut auch die Erinnerung an
mannigfaltige Formen der Unfreiheit und Abhängig-
keit. Es hat zwar auch im Mittelalter stets freie
Bauern gegeben; aber je größer die Zahl derjenigen
wurde, die als Unfreie, Hörige oder Zinspflichtige
das von ihnen bedaute Land nicht in vollem Eigen-
tum besaßen oder die wenigstens dem Schutze eines
Grundherrn unterworfen waren, um so allgemeiner
wurde die Anschauung, daß der Ausdruck Bauer
einen nicht mehr Vollfreien bezeichne. Im 16. Jahrh.
entwickelte sich in Deutschland und den Ostsee-
provinzen die bäuerliche Unfreiheit zu einem neuen
Verhältnis, dem der Leibeigenschaft (s. d.), das
sich bis ins 19. Jahrh. hinein erhielt und in Preu-
ßen, wo es schließlich Erbhörigkeit hieß,
erst durch die Reformen der Stein-Hardenbergschen
Periode, in andern Staaten aber noch später be-
seitigt wurde. Die Abhängigkeit des unfreien Bauern
gegenüber seinem Grundherrn zeigte sich in seiner
Verpflichtung zu Frondiensten, zur Entrichtung von
Leib- oder Kopfgeld, in dem Zwangsverhältnis,
vermöge dessen die Kinder des Leibeigenen unentgelt-
lich, in andern Fällen auch gegen Lohn, eine Zeit
lang Gesindedienste thun mußten, in der Verbin-
dung des Leibeigenen mit dem Gute, sodaß er mit
demselben veräußert werden konnte, in der Unter-
werfung unter ein «mäßiges Zuchtungsrecht», in
der Notwendigkeit einer Heiratsbewilligung von seiten
des Herrn und andern Beschränkungen. Ferner
ging nicht nur aus der Leibeigenschaft, sondern viel-
fach auch aus andern Hof- und Schutzverhältnissen
die Verpflichtung hervor, daß die Erben eines Bauern
von seinem Nachlasse einen gewissen Teil an den
Herrn entrichten oder diesem die Wahl eines be-
weglichen Vermögensstücks überlassen mußten (Best-
haupt, Gutteil, Baulebung, Mortuarium, Tote Hand
u. s. w.). Die Güter der nicht vollfreien Bauern
standen auch nicht im vollen Eigentum derselben,

sondern es hatten sich für sie sehr mannigfaltige und eigenthümliche Besitzverhältnisse gebildet. Abgesehen von den durchaus widerrusslich, nur auf Herrngunst verliehenen Gütern gab es solche, die auf Lebenszeit oder zwei oder drei Leben verliehen waren (Leibbestände, Schupf- oder Falllehne, Leibgebingüter, Behandigungsgüter u. s. w.), ferner erbliche Kolonate, die zum Teil aus den Verleihungen der letztern Art hervorgegangen waren (Meiergüter, Schillingsgüter, Laten- oder Hobsgüter u. s. w.), sowie andere erbpachtartige Verhältnisse (Erbleihe, Erbbestände, Erbzinsgüter). Auch findet man Bauergüter in einem dem eigentlichen Lehen nachgebildeten Verbande (Bauerlehen, Schulzenlehen).

Zu den völlig freien Bauergütern gehörten die Sattelhöfe (Sedelhöfe), welche Bezeichnung auch für gewisse Rittergüter vorkommt, die ludeigenen Güter in Bayern, die Freizinsgüter im Erfturthischen u. s. w. Zu dieser Klasse sind auch noch diejenigen zu rechnen, die nur unter einer Vogtei, einer Schutzherrschaft standen und einen Vogtzins und auch wohl noch andere Lasten tragen mußten, wie die Güter der Wetterfreien in Osnabrück, die Erbergen im Bremischen, die Erbhöfe in Lüneburg u. s. w. Im allgemeinen verknüpfte sich demnach bis in die neueste Zeit mit dem Ausdruck Bauergut der Begriff eines Gutes, das außer den allgemeinen öffentlichen noch besondere sog. bauerliche Lasten zu tragen hatte. Die Reformen aber ließen in Deutschland darauf hinaus, daß den Bauern ein größerer oder geringerer Teil des nach einem der ältern Rechtsverhältnisse von ihnen besessenen Landes als volles Eigentum zugesprochen wurde, oder daß die übernommenen Leistungen der Bauergüter in ablösbare Reallasten umgewandelt wurden. (S. Grundlasten.) Von einer besondern Rechtsstellung, d. h. rechtlichen Zurücksetzung des Bauernstandes als solchen kann gegenwärtig in Deutschland keine Rede mehr sein, es müßten denn etwa die Bestrebungen zur Wiederaufhebung der Wechselbarkeit desselben Erfolg haben, die übrigens diese Beschränkung auch für andere Gesellschaftsschichten verlangen. In Deutschland bilden die Bauern auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft einen besondern Stand, und zwar den untersten, neben dem die übrigen, z. B. bezüglich der Kopfsteuerpflicht, bevorrechtet erscheinen.

Die Bauergüter haben auch in manchen Gegenden Deutschlands hinsichtlich ihrer Vererbung noch besondere Eigentümlichkeiten beibehalten. Unter den frühern erbpachtartigen Besitzverhältnissen waren dieselben unteilbar, und wenn auch jetzt z. B. sowohl in den neuen wie in den alten Provinzen Preußens die Teilung gesetzlich freigegeben ist, so wird doch in Hannover und Westfalen das Zusammenhalten der Höfe mittels leibwilliger Verfassung durch besondere Gesetze begünstigt. Das Badische Landrecht erkennt trotz seiner sonstigen Übereinstimmung mit dem Code Napoléon den Bestand „geschlossener Hofgüter“ ausdrücklich an und bestimmt, daß, wenn Ortsgebrauch oder einzelne Rechtstitel einem der Erben eine Vorteilgerechtigkeit geben, ihm auf Verlangen das Gut in einem „findlichen Anschlag“ überlassen werden muß. Manche empfehlen zur Erhaltung eines lebenskräftigen Bauernstandes wieder die Bildung von Erbpachtgütern. Dieser Vorschlag könnte indeß nur dann allenfalls in Erwägung gezogen werden, wenn es sich um die Verwendungs von Domänen zu diesem Zwecke handelte, wenn also nur der Staat als Grundherr aufträte. Daß

die gegenwärtige Lage der bauerlichen Grundbesitzer keine günstige ist, zeigt sich schon in der starken Zerteilung derselben an der Auswanderung. Eine Besserung derselben wird indes nicht von künstlichen äußern Mitteln, sondern wesentlich nur von erhöhten wirtschaftlichen Anstrengungen zu erwarten sein. Es gehört dahin namentlich die Erwerbung einer bessern Fachbildung, die Anwendung von Maschinen und andern Hilfsmitteln des Großbetriebes durch Vermittelung genossenschaftlicher Verbindungen und die Beschaffung von Kredit auf demselben Wege. Auch darf selbst der größere Bauer sich nie scheuen, mit seiner Familie ein möglichst großes Arbeitsquantum selbst zu übernehmen, da gerade in dieser Verwertung der eigenen Arbeitskraft ein nach Maßgabe der steigenden ländlichen Arbeitslöhne zunehmender Vorteil liegt. Vgl. von Maurer, „Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland“ (4 Bde., Erlangen 1862—63); derselbe, „Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland“ (2 Bde., Erlangen 1865—66); Probyn, „Systems of Land Tenure in various countries“ (Lond. 1881); Bonnemère, „Histoire des paysans“ (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1874).

Bauer (Andreas Friedr.), Mechaniker, Mitinhaber der Firma König u. Bauer, s. unter König (Friedr.).

Bauer (Ant.), namhafter Strafrechtslehrer, geb. 16. Aug. 1772 zu Marburg, studierte und promovierte an der Universität seines Geburtsortes, wo er seit 1793 Vorlesungen hielt und 1797 Professor wurde; 1813 in gleicher Eigenschaft nach Göttingen versetzt, seit 1819 Senior des Spruchkollegiums, ward er auch vielfach mit legislativen Arbeiten beschäftigt und zum Hofrat, 1840 zum Geh. Justizrat ernannt. Er starb in Göttingen 1. Juni 1843. Seine „Grundsätze des Kriminalprozesses“ (Märnb. 1805) waren das erste selbständige Lehrbuch dieser Wissenschaft, welches er später ganz umgearbeitet, als „Lehrbuch des Strafprozesses“ (Gött. 1835; 2. Aufl. von Korfadt, Göt. 1848) erscheinen ließ. Die Philosophie des Strafrechts behandelte er bereits in seinem „Lehrbuch der Naturrechts“ (Marb. 1808; 3. Aufl. Göt. 1835), dann in den „Grundsätzen des philos. Strafrechts“ (Gött. 1825) ausführlicher. Nachmals ging er über der Feuerbachschen Theorie, zu der er sich früher bekannte, ab und stellte eine zum Teil von derselben abweichende, die sog. Warnungstheorie, auf, und zwar zuerst in dem „Lehrbuch des Strafrechts“ (Gött. 1827; 2. Aufl. 1833), sodann in einer besondern Schrift: „Die Warnungstheorie, nebst einer Darstellung und Beurteilung aller Strafrechtstheorien“ (Gött. 1830). Diesen Werken reißen sich an die „Anleitung zur Kriminalpraxis“ (Gött. 1837), die „Sammlung von Strafrechtsfällen“ (4 Bde., Göt. 1835—39), die „Abhandlungen aus dem Strafrecht und Strafprozesse“ (3 Bde., Göt. 1840—43) (von einigen Schriften über die Entwurfs des bairischen Strafgesetzbuchs und der Strafprozeßordnung, deren Abfassung und Redaction er beteiligt war) Vorübergehend hat sich B. auch mit dem franz. Recht beschäftigt und ein „Lehrbuch“ (2. Aufl., Par. 1812) desselben veröffentlicht. Seit Begründung des Deutschen Bundes mit der Ausarbeitung von Dekretionen und Privatgutachten in sog. illuz. Rechtsfällen beauftragt, fand er Veranlassung zur Herausgabe von „Beiträge zum deutschen Pandektenrecht“ (Gött. 1839).

Bauer (Bruno), Philosoph der Hegelschen Schule, *nach* 6. Sept. 1809 zu Eisenberg im Herzogtum Sachsen-Altenburg geboren, studierte zu Berlin und habilitierte sich 1834 als Privatdocent in der theol. Fakultät. In seinen ersten Schriften: «Zeitschrift für speculative Theologie» (Berl. 1836—38) und «Kritische Darstellung der Religion des Alten Testaments» (2 Bde., Berl. 1838), zeigte sich B. als entschiedener Anhänger der speculativ-orthodoxen Richtung oder der sog. Rechten der Hegelschen Schule. Seit 1839, in welchem Jahre er als Privatdocent nach Bonn überfiedelte, wandte er sich jedoch der negativ-kritischen Richtung der sog. Jung-Hegelianer zu und suchte in der «Kritik der evang. Geschichte des Johannes» (Brem. 1840) und «Kritik der evang. Synoptiker» (2 Bde., Lpz. 1840; 2. Aufl. 1841) den Nachweis zu führen, daß die Evangelien als Produkt freier schriftstellerischer Reflexion auf dem Grunde des damaligen Gemeinbewußtseins seien. Wegen dieser Ansichten 1849 seiner Stellung enthoben, lehrte B. nach Berlin zurück und schrieb hier: «Die gute Sache der Freiheit und meine eigene Ungenugsamkeit» (Bür. 1843) sowie «Das entdeckte Christentum» (Bür. 1843), welches Werk vor der Ausgabe vernichtet war. Als dann begründete B. die «Allgemeine Literaturzeitung» (Charlottenb. 343—44) und wandte sich besonders histor. Arbeiten über die Geschichte des 18. und 19. Jahrh., in denen er das Scheitern aller «Massenbestrebungen» der neuern Zeit aus der innern Schwäche der Aufklärung des 18. Jahrh. zu erklären suchte. dahin gehören: «Geschichte der Französischen Revolution bis zur Stiftung der Republik» (3 Bde., z. 1847), «Geschichte Deutschlands unter der Französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons» (Bde., Charlottenb. 1846), «Geschichte der Politik, Kultur und Aufklärung des 18. Jahrh.» (4 Bde., Charlottenb. 1843—45), «Vollständige Geschichte: Parteilämpfe in Deutschland während der J. 12—46» (3 Bde., Charlottenb. 1847). Auch die Bewegung des J. 1848 besprach er in mehreren kleineren Schriften. Dann wandte sich B. wieder seinen eigenen Untersuchungen der Entstehung des Christentums zu in den Schriften: «Kritik der Evangelien» (Bde., Berl. 1850—51), «Die Apostelgeschichte» (Berl. 1850) und «Kritik der Paulinischen Briefe» (Berl. 1850). Aber noch einmal vollzog sich in B.s Anschauungen eine Wandlung; der bisherige Wortlaut des polit. und philof. Rationalismus wurde bereichert durch den preuß. Konservatismus, denselben war B. als gewandter Publizist thätig als Mitarbeiter an Wagners «Staats- und Gesellschaftslexikon». Die Schriften aus B.s letzten Lebensjahren beziehen sich teils auf das Urchristentum, wie «Philos. Strauß, Renan und das Urchristentum» (Berl. 1874), «Christus und die Götter» (Berl. 1877), teils auf polit. Tagesfragen, wie «Stuß des engl. Quäkertums auf die deutsche Kultur und das engl.-russ. Projekt einer Weltkirche» (Berl. 1878), «Zur Orientierung über die Bizantinische Ara» (Chemnitz 1880), «Disraelis romaner und Bismarcks sozialistischer Imperialismus» (Münch. 1882). B. starb 13. April 1882 in Rixdorf bei Berlin.

Bauer (Edgar), Publizist, Bruder des vorigen, geb. 1821 zu Charlottenburg geboren, studierte zu Berlin, anfangs Theologie, später die Rechte, und wandte sich zuerst zur Verteidigung seines Bruders: Bruno Bauer und seine Gegner» (Berl. 1842).

Eine zweite Schrift: «Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat», ward in Preußen konfisziert und trug ihrem Verfasser vier Jahre Festungshaft ein. Während derselben erschien sie zu Bern 1843, außerdem «Die Censurinstruktion vom 31. Jan. 1843» (Lpz. 1843) und die Akten seines Prozesses unter dem Titel «Presseprozeß» (Bern 1844). Zusammen mit seinem Bruder Bruno verfaßte B. die «Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit seit der Französischen Revolution» (12 Hefte, Charlottenb. 1843—44), ferner allein «Die liberalen Bestrebungen in Deutschland» (Bür. 1843), «Die Geschichte der konstitutionellen Bewegungen im südl. Deutschland während der J. 1831—34» (3 Bde., Charlottenb. 1845), «Die Kunst der Geschichtsschreibung und Herrn Dahlmanns Geschichte der Französischen Revolution» (Magdeb. 1846), «Die Geschichte des Luthertums» im fünften Bande der von ihm unter dem Namen Martin von Geismar herausgegebenen «Bibliothek der deutschen Aufklärer» (Lpz. 1846—47) und «Die Ehe» (Lpz. 1848). Infolge der Amnestie vom 18. März 1848 aus seiner Haft zu Magdeburg entlassen, gab B. in Altona eine polit. Revue, «Die Parteien» (3 Hefte, Hamb. 1849), heraus und darauf mit Th. Dischhausen die «Norddeutsche Freie Presse». Später lebte er vorübergehend in London, wo er «Reflections on the integrity of the Danish monarchy» (Lond. 1857) und die Schriften «Slesvig» (Lond. 1861) und «Englische Freiheiten» (Lpz. 1857) veröffentlichte. Nach Altona zurückgekehrt, verfaßte er zunächst an polit. Schriften: «Die Rechte des Herzogtums Holstein» (Berl. 1863), «Die Deutschen und ihre Nachbarn» (Hamb. 1870), dann gab er im Bunde mit dem streng orthodoxen Bischof Noogmann die «Kirchlichen Blätter» und die «Christlich-politische Vierteljahrsschrift» heraus. Außerdem schrieb er: «Die Wahrheit über die Internationale» (Altona 1872), «Artikel V. Der deutsche Gedanke und die dänische Monarchie» (Altona 1873), «Die orientalische Frage» (Altona 1877), «Der Freimaurerbund und das Licht» (Hannov. 1877).

Bauer (Karoline), namhafte deutsche Schauspielerin, geb. 29. März 1807 in Heidelberg als Tochter eines bad. Rittmeisters, der in der Schlacht bei Aspern fiel. Fröh schon zeigten sich bei ihr Sinn und Neigung für das Theater, und bereits im Dez. 1822 machte sie am Hoftheater zu Karlsruhe einen ersten Versuch als Margaretha in Jfflands «Hagestolzen»; der Erfolg desselben war ein glänzender und sie blieb seitdem bei jener Bühne. Im J. 1824 nahm sie ein Engagement bei dem neuerrichteten Königsstädtischen Theater in Berlin an, ging aber bald zum Hoftheater über, dem sie fünf Jahre lang angehörte. Im Mai 1829 verließ sie das Theater und lebte bis 1831 in geheimgehaltener morgana-tischer Ehe mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg als Gräfin Montgomery in London, Paris und auf ihrem Landsitze in England. Als der Prinz den belg. Thron bestieg, lehrte sie aus Liebe zur Kunst auf die Bühne zurück, nahm zuerst ein dreijähriges Engagement in Petersburg an, unternahm 1833 und 1834 eine Kunstreise, auf welcher sie in den deutschen und österr. Hauptstädten reiche Lorbeeren erntete, und trat 1835 in ein Engagement am dreiböden Hoftheater. Im J. 1844 schied sie für immer von der Bühne und heiratete den poln. Emigranten Grafen Ladislaus von Broel-Plater. Seitdem lebte sie zurückgezogen in der Schweiz und starb 18. Okt.

1877 auf ihrer Villa Broelberg bei Zürich; sie wurde auf dem Friedhof zu Rapperswil begraben. Karoline B. zeichnete sich namentlich in schaffhaften, pikanten und lotherten Rollen des Konversationsstücks und Lustspiels aus; doch auch in der Tragödie hat sie Treffliches geleistet. Die Gabe lebendiger Auffassung und Darstellung bewährte sie auch als Schriftstellerin in den Werken, in denen sie ihre reichen Erlebnisse und Erinnerungen aufzeichnete. »Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Karoline B.« (herausg. von A. Wellmer, Berl. 1871; 2. Aufl., 2 Bde., 1876—77) und »Komödiantenfahrten. Erinnerungen und Studien von Karoline B.« (herausg. von A. Wellmer, Berl. 1875 u. 1877) sind Theatermemoiren von fesselndem Inhalt und enthalten wertvolle Beiträge zur deutschen Theatergeschichte des 19. Jahrh. Nach ihrem Tode veröffentlichte A. Wellmer unter dem Titel »Aus dem Leben einer Verstorbenen. Verschollene Herzensgeschichten« (4 Bde., Berl. 1878—80) noch drei Bände Memoiren und einen Band fiktiv geschriebener Briefe. Hieran knüpfte sich später ein mehrjähriger Prozeß Wellmers gegen den Grafen von Broel-Plater, in welchem die Forderungen des erstern vom Gericht wesentlich zurückgewiesen wurden.

Bauer (Klara), Romanschriftstellerin unter dem Pseudonym Karl Detlef, wurde 23. Juni 1836 zu Swinemünde geboren, ging 1860 als Klavierlehrerin nach Petersburg, lebte später einige Jahre im innern Rußland und kehrte 1866 nach Deutschland zurück, wo sie dann ihre ersten Novellen: »Unlösliche Bande« (Stuttg. 1869; 3. Aufl. 1877) und »Bis in die Steppe« (Stuttg. 1869; 2. Aufl. 1871) veröffentlichte, welche die Eigentümlichkeiten des russ. Lebens behandeln. Im J. 1872 bereiste sie Italien, kehrte aber lungenleidend zurück und starb 29. Juni 1876 zu Breslau. Von ihren spätern Romanen sind hervorzuheben: »Ein Dokument« (4 Bde., 2. Aufl. 1878), »Nora« (2 Bde., 3. Aufl. 1876), »Schuld und Sühne« (2 Bde., 2. Aufl. 1877), »Auf Capri« (2 Bde., 2. Aufl. 1877), »Wußte es sein?« (2 Bde., 2. Aufl. 1875), »Die geheimnisvolle Sängerin« (2. Aufl. 1878), »Benedicta« (3 Bde., 1876), »Auff. Idyllen. Nachgelassene Novellen« (1878).

Bauer (Wilh.), ein durch mehrere Erfindungen bekannter Ingenieur, geb. 23. Dez. 1822 zu Dillingen, erlernte das Drechslerhandwerk, trat zu München in den Militärdienst und wurde nach einiger Zeit wegen seiner technischen Begabung als Unteroffizier zur Artillerie versetzt. Der dän. Krieg von 1848 führte B. mit dem bayr. Armeekorps nach Schleswig-Holstein, wo ihn die Schusslosigkeit der Rüstungen auf die Idee brachte, die feindlichen Schiffe durch Brandur zu vernichten. Er konstruierte einen »Brandtaucher«, welcher indes aus Mangel an Mitteln nur ungenügend ausgeführt werden konnte und bei dem ersten Versuche im Kieler Hafen 1. Febr. 1851 verunglückte. Trotzdem setzte er, von der Möglichkeit der unterseefischen Schifffahrt und dem hohen Werte der Erfindung überzeugt, fortan all sein Streben an die Ausführung derselben. Nachdem er in seiner bayr. Heimat Modelle zu Taucherschiffen hergestellt, wandte er sich 1852 nach Österreich, dann nach Frankreich, später nach England, vermochte jedoch nirgends die Mittel zur Ausführung seiner Entwürfe zu erlangen. Bessern Erfolg hatten seine Ventilationen in Rußland, wo er 1855 den Schutz des Großfürsten-Admiral Konstantin gewann, der ihn auf Kosten des Staats einen Brandtaucher ge-

nau nach seinen Plänen bauen ließ, welcher sich auch bei öfter wiederholten Versuchen im allgemeinen bewährte. Im J. 1858 lehrte B. nach München zurück, nachdem er inzwischen die Erfindung der unterseefischen »Kamele« und der »Lauderzimmer« gemacht hatte. Der Untergang des bayr. Postdampfers Ludwig (März 1861) im Bodensee gab ihm Gelegenheit, mit seinen »Kamelen« die ersten praktischen Versuche anzustellen, indem er die Hebung dieses Schiffs unternahm, was jedoch erst nach Überwindung mannigfacher Hindernisse im Juli 1863 gelang. Er ging hierauf nach Bremen, um von dort aus für die weitere Ausbreitung seiner Erfindung zu wirken. Doch wurden seine Absichten durch den Ausbruch des Deutsch-Dänischen Kriegs abermals vereitelt. Dagegen führten ihn die kriegsrischen Ereignisse auf das Projekt der Herstellung von »Küstenbrandern«, für dessen Ausführung 1864 zu Leipzig ein Verein (Wilhelm-Bauer-Verein) sich bildete. Später lebte B. zu München von einer Pension, die ihm König Ludwig II. bewilligt hatte, und starb selbst 20. Juni 1875.

Bauerbach, Pfarrdorf mit Rittergut und ungefähr 300 E. (darunter ein Drittel Juden in einem eigenen Bezirke) im Verwaltungsbezirk Memmingen. Besonders bekannt wurde B. durch den Aufstand Schillers, welcher nach seiner Flucht aus Stuttgart unter dem Namen Dr. Ritter hier auf dem Gute der Frau von Wolzogen von Dez. 1782 bis Juli 1783 in strengster Zurückgezogenheit lebte, während die »Verschwörung des Fiesco« vollendete. »Schuld und Liebe« schrieb und den Plan zum »Don Carlos« entwarf. Das »Schiller-Zimmer« ist noch in seinem damaligen Zustande erhalten.

Bauergut, s. Bauer.

Bäuerle (Adolf), ein seinerzeit in Stuttgart sehr geschätzter Theaterdichter und Romanschriftsteller, geb. 9. April 1786 zu Wien, trat bereits 1802 mit einem Ritterroman als Schriftsteller auf und wurde 1809 Sekretär am Leopoldstädter Theater, welches Amt er bis 1828 bekleidete. Während dieser Zeit widmete er sich mit vielem Eifer dem wien. Volkstheater und der Volkspoesie. Er brach in dem Stück »Die Bürger in Wien« (1813) die Figur des »Staberl« auf, und von seinen reichen Stücken, die nur zum Teil in seinem »Münchener Theater« (6 Bde., Best 1820—26) in Aufnahme fanden, wurden »Die falsche Primabonna« (1818) und »Der Freund in der Not« auf den deutschen Bühnen heimisch. Auch »Der verzauberte Prinz« (1818), »Der Taufensassa« (1818), »Der Leopoldstag« (1818) und einige andere wurden außerhalb Wiens mit vielem Beifall gegeben. Während B. seit vielen Jahren nur noch als Bühnendichter aufgetreten war, entwickelte sich seit 1852 auf dem Gebiete des Romans eine gemeine Produktivität. Doch gewöhnten nur die beiden ersten, unter dem Pseudonym Otto de erschienenen Romane: »Therese Krones« (1. u. 2. Aufl., 5 Bde., Wien 1854—55) und »Friedrich Raimund« (3 Bde., Wien 1855), wegen der Fülle des persönlichen und Anekdotischen ein großes Interesse, während die spätern sich nicht über das Niveau des gewöhnlichen erheben. Von seinem »Memoiren« ward nur der erste Band gedruckt (Wien 1858). Die von ihm 1806 begründete »Wiener Theaterzeitung« war 1820—47 das verbreitetste Blatt der österr. Monarchie. B. starb 19. Dez. 1859 zu Basel.

Bauernmiete, Summe, gleichbedeutend mit **Lehen** und **Baugroschen**, **Schilling**, **Frauen**, **u. f. w.**, hieß im deutschen Recht die Abgabe, welche der unfreie Bauer dem Gutsherrn für dessen Einwilligung zu seiner Heirat entrichten mußte. Es lag übrigens später aus dem Dasein einer solchen Abgabe keineswegs ohne weiteres, daß der Herr die Einwilligung verweigern konnte; auch konnte dieselbe obrigkeitlich ergänzt werden.

Bauernemanzipation nennt man im allgemeinen die Befreiung der Bauern (s. d.) von der persönlichen Unfreiheit, die sich in der Form der Leibeigenschaft (s. d.) oder Erbunterthänigkeit bis in die neue Zeit erhalten hatte. Vorzugsweise aber ist der Ausdruck gebräuchlich in Bezug auf die Befreiung der russ. Bauern, die durch das Manifest Alexanders II. vom 19. Febr. 1861 vollzogen worden ist. Nicht weniger als 23 Mill. Leibeigene erlitten durch diesen Akt ihre persönliche Freiheit, aus sie auch noch während eines Übergangsabkommens in einer temporären Pflichtigkeit verblieben. Binnen zwei Jahren sollten die Grundherren gegen ihre Häuser nebst angemessenen Landanteilen aus Jins oder Arbeitsleistungen zur Rückzahlung beweisen, und es war den Befreiten dann die Möglichkeit geboten, die Häuser nebst Zubehör, sowie unter Zustimmung der Gutsherrscher auch das Land als Eigentum zu erwerben. Die Ablösung folgt in der Weise, daß die Leistungen des Bauern nach dem Zinsfuß von 6 Proz. kapitalisiert werden und von der so berechneten Summe 20 Proz. sofort an den Grundherren zu bezahlen sind, während die Regierung demselben den Rest von 80 Proz. in 49-jährigen Schatzscheinen oder Loskaufscertifikaten abträgt und von den Bauern diesen Voranschuss in 49 Jahren in Gestalt einer Rente und Genossenschaften, wie auch, im Anschluß das in Rußland weitverbreitete System des Lehenbesitzes, die Bauerngenossenschaften aufzutreten, zu Mitgliedern dann solidarisch für die Loskaufsumme wie für die übrigen Abgaben haften. Im Jahr wurde ungefähr ein Drittel des abliegenden Lehenbesitzes, nämlich 35 779 014 Dessjatinen, an 163 Bauern überwiesen. So unabwiesbar die in Rußland auch geworden war, so konnte sie, als tiefer Eingriff in das bestehende Wirtschaftssystem, auch nicht ohne manche mißliche Folgen bleiben, deren Tragweite durch den geringen Lehenstand und die zunehmende Trunksucht der Bauern, vielfach auch das mit landwirtschaftlichem Schritt nicht vereinbare System der Feldgemeinden vergrößert wurde. Während der Bodenpreis in einigen Gouvernements 50 und 70 Prozent höher gestiegen ist als der Ablösungssatz von 1861, ist er in andern Landesteilen mehr oder weniger erheblich unter den letztern zurückgefallen. Eine amtliche Untersuchung der landwirtschaftlichen Verhältnisse seit der Bauernbefreiung 1861 ist eine Kommission verantwortlich, die einen ausführlichen Bericht mit vielen Anlagen (5 Bde., Petersburg, 1873; russisch) veröffentlicht hat. Ein kurzes über denselben gibt Walder: «Die russ. Agrarverfassung Rußlands» (Bp. 1866). In Betreff des allgemeinen vgl. Eugenheim, «Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Rußland» (Petersb. 1861).

Bauernfeld (Paul Maximilian von), namhafter Geodät und Ingenieur, geb. 18. Nov. 1818 zu Augsburg im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, widmete sich 1836—41 zu Nürnberg und München technischen Studien, war bis 1844 an den Bauleitungsarbeiten für die Fichtelgebirgs-Eisenbahn beteiligt und wurde hierauf an die Ingenieurschule zu München als Hilfslehrer berufen. An derselben wurde er 1846 außerordentlicher, 1851 ord. Professor der Geodäsie und Ingenieurwissenschaften. Von 1858—68 war B. außerdem auch als Raurat und Referent bei der Obersten Baubehörde im Ministerium des Innern thätig, 1868 wurde er zum Direktor der nach seinem Plane aus der münchener Polytechnischen Schule umgeschaffenen Technischen Hochschule ernannt, welchen Posten er von 1868—74 bekleidete und zu dem er von neuem für die Amtsperiode 1880—83 berufen wurde. Seit 1866 ist B. Mitglied der europ. Gradmessung, 1878 wurde er vom König von Bayern in den persönlichen Adelsstand erhoben. Zu B.s geodätischen Schriften gehören: «Theorie und Gebrauch des Prismenkreuzes» (Münch. 1851). Die Erfindung dieses in der Vermessungspraxis allgemein angewendeten Instrumentes beruht auf der Entdeckung des Verfassers, daß durch totale Reflexion dreieckiger Glasprismen von bestimmter Gestalt einfallende Lichtstrahlen um konstante Winkel von gegebener Größe abgelenkt werden. Mit dieser Entdeckung war auch das zum Messen von Entfernungen dienende «Bauernfeldsche Diagonalprisma» erfunden. Hier auf folgte B.s Hauptwerk: «Elemente der Vermessungskunde» (2 Bde., Stuttg. 1866—68; 6. Aufl. 1879). Durch seine Beobachtungen und Untersuchungen über die Genauigkeit barometrischer Höhenmessungen (Münch. 1862) brachte B. endlich Klarheit in die vielumstrittene Frage über den Wert der Barometermessungen, indem er zeigte, wann, wie viel und warum die auf diesem Wege gefundenen Höhen von den durch Nivellieren erhaltenen abweichen. Anknüpfend an diese Arbeit liefert die Abhandlung über «Die atmosphärische Strahlenbrechung» u. f. w. (2 Abschnitte, Münch. 1864—67) eine Theorie dieser Erscheinung. Mit denselben im Zusammenhange stehen die «Ergebnisse aus Beobachtungen der terrestrischen Refraktion» (Münch. 1880). Andere Schriften geodätischen Inhalts sind: «Beobachtungen und Untersuchungen über die Eigenschaften und praktische Verwertung der Neubethen Aneroïdbarometer» (Münch. 1874), «Das bayr. Präzisionsnivelement» (5 Hefte, Münch. 1870—79). Von den ingenieurwissenschaftlichen Arbeiten B.s sind anzuführen: «Beitrag zur Theorie der Brückengewölbe» (1846), «Vorlegeblätter zur Brückenbaukunde» (3. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1875), «Vorlegeblätter zur Straßen- und Eisenbahnbaukunde» (Münch. 1856), «Vorlegeblätter zur Wasserbaukunde mit erläuterndem Text» (Münch. 1866), «Grundriss der Vorlesungen über Erd- und Straßenbau» (Münch. 1875).

Bauernfeld (Eduard von), namhafter Lustspiel-dichter, geb. zu Wien 13. Jan. 1802, studierte daselbst die Rechte, wurde 1826 Konzeptspraktikant bei der niederösterreich. Regierung, erhielt 1827 eine Stelle bei dem Kreisamte Unter dem Wiener Wald, 1830 bei der Hofkammer und 1848 bei der Lotteriedirektion. Diese Stellungen ließen ihm hinreichende Zeit zu dichterischen Arbeiten. Von seinen Lustspielen haben namentlich «Die Welterkennung» (1834),

«Bürgerlich und romantisch» (1836) und «Großjährig» (1846) Erfolg gehabt. Nächst diesen sind noch hervorzuheben: «Leichtsinns aus Liebe» (1831), «Das Liebesprotokoll» (1831), «Das letzte Abenteuer» (1832), «Helene» (1833), «Das Tagebuch» (1836) und «Ein deutscher Krieger» (1844). Diese gesellschaftlichen Gemälde zeigen das anerkenntswürdige Bestreben, das moderne Leben selbst und zwar nicht bloß in der Beschränktheit bürgerlicher Familienkreise auf die Bretter zu bringen und den geistigen Hauch der Zeit wiederzugeben. Die Charaktere sind lebendig geschildert und die Situationen geschickt durchgeführt; seine Lieblingshelden sind geistreiche, blasierte Junggesellen, die nach manchen Liebesabenteuern spät in den Hafen einer glücklichen Ehe einlaufen. Der Dialog ist gewandt, geistvoll und von ungezwungenem Witz. In seinen «Gebichten» (Bp. 1852; 2. Aufl. 1856) wiegt die Reflexion vor. Von B. zahlreiche dramatischen Arbeiten sind die frühern in den «Lustspielen» (Wien 1833) und «Theater» (2 Bde., Mannh. 1836—37) gesammelt. Später veröffentlichte B. noch folgende Lust- und Schauspiele: «Aus Versailles» (1849), «Franz von Sidingen» (1850), «Der lateinische Imperator» (1851), «Zu Hause», «Rufen» (1852), «Die Zugvögel», «Die Virtuosen» (1855), «Frauenfreundschaft», «Excellenz» (1865), «Aus der Gesellschaft» (1867), «Moderne Jugend» (1869), «Landfrieden» (1870). Diese Stücke wie auch die frühern sind in B. «Gesammelten Schriften» (12 Bde., Wien 1871—73) enthalten; der 12. Band enthält auch Memoiren unter dem Titel «Aus Alt- und Neu-Wien». Seitdem schrieb er noch den Roman «Die Freigelassenen. Bildungsgeschichte aus Österreich» (2 Bde., Verl. 1875) und das satirische Gebicht «Aus der Mappe des alten Fabulisten» (Wien 1879) sowie die Lustspiele «Die Verlassenen» und «Mädchenrache oder die Studenten von Salamanca» (1881) und die Tragikomödie «Des Alcibiades Ausgang» (1882).

Bauerngelben (Bauerngälben, Gültebauern) hießen im Mittelalter Anfreier in Mitteldeutschland, welche dem Oberherrn oder Richter jährliche Zinsen (Gülten) entrichten mußten.

Bauerngerichte waren im Mittelalter in einigen Gegenden auf dem Lande Gerichte, welche von einem Bauernrichter (Vogt) als Vorsitzendem, fünf bis sechs Bauerngenossen als Beisitzern und einem Gerichtsschreiber abgehalten wurden; dieselben entschieden über geringfügige Streitigkeiten, besonders den Besitzstand betreffend, Grenzdifferenzen, unbedeutende Vergehen u. s. w. Das Verfahren war summarisch, die Entscheidung hieß Bauernsprache.

Bauerngut, s. Bauer.

Bauernkrieg wird im Gegensatz zu kleinern frühern Erhebungen verwandter Art besonders die große Revolution vom J. 1525 genannt, welche im Gefolge, aber nicht als Folge von Luthers Widerruf zur Wiederherstellung des Evangeliums fast das ganze obere und mittlere Deutschland überzog, nicht bloß die Bauernschaften, sondern auch die Masse der bürgerlichen Bevölkerung und zum Teil den Adel ergriff und einige Monate hindurch den ganzen Körper des Deutschen Reichs in chaotische Verwirrung stürzte. Schon 1476 trat im Stifte Würzburg ein Hirte, der «Pfeifer von Nittlshausen», unter ungeheuerem Zulauf mit dem kommunistischen Evangelium und der Predigt gegen den Druck des geist-

lichen Standes auf; er ward festgenommen und als Ketzer verbrannt. Im J. 1493 erhoben sich die Bauern des Abts von Reuppen, in demselben Jahre in den Niederlanden die «Räusbrüder» (sie führten einen Käse und ein Brot in der Hand); im März ward 1493 eine Verschwörung entdeckt; 1502 und 1505 brach am Oberrhein der Aufstand des «Hunschuh» aus, von dem Bauernschuh in der Folge genannt; 1513 brach er hier wieder aus, 1514 in Württemberg gegen Herzog Ulrich der Bund der «armen Kunz». «Paffen und Adel» bedrohte die Bewegung, die kirchlich-feudale Ordnung, unter der die Bauern standen; soziale Ursachen waren in erster Reihe für die Erhebung bestimmend. Es bedarf jedoch noch sehr der Untersuchung, ob diese Lasten wirklich so unerträglich gewesen sind, wie besonders die demokratische Geschichtsschreibung sie früher darstellte. In neuerer Zeit sind gewichtige Stimmen laut geworden, welche die Lage der Bauern keineswegs für so trostlos halten. Jedenfalls wäre eine völlige Lösung derselben von ihren Lasten gleichbedeutend gewesen mit der Befreiung von aller staatlichen Unterordnung überhaupt. In ihren sozialen Verpflichtungen gegen die nächstgestellten Herren und großen Herren, von denen sie ihre Güter zur Nutzung und den Schutz ihrer Erbsen hatten, in den Frondiensten und Naturalleistungen, an denen sie dafür deren Interessen, ihre Bauten, Frachten, Jagden, besonders ihre Fehden und Verpflichtungen gegen das «Reich» fördern mußten, waren größtenteils die Dienste der Bauern für die Gesellschaft, das ganze öffentliche Leben auf. Waren nicht von ihnen genommen worden, so hätte eben der Staat, wie er damals bestand, ein Ende gehabt. Die Bauern wären geworden, was sie sein wollten. «Herren», aber losgelöst von den friedensichernden Ordnungen; der Stärkere hätte der Herr werden müssen, Anarchie das Ende. Schwer oder gering, jedenfalls war der Druck der Lasten, durch die große Preisrevolution erhöht, und der Haß gegen die stärkste Hebel zu der Empörung. Dazu kamen begleitende Momente: die Forderung der geistlichen Autorität durch Luthers Reformation, der Unwille über die Unfittlichkeit des Klerus, die Populäre der evang. Predigt, das Gefühl der eigenen Wehrhaftigkeit (jeder Bauer trug noch Schwert und Waffen); ferner in den Gebieten, wo der Aufstand ausbrach, um den Bodensee, die Räte, die meist evang., republikanischen Eidgenossenschaft, die kath. strenge Haltung der vorderösterreich. Regenten und des Schwäbischen Bundes, endlich besonders die Umtriebe Herzog Ulrichs, der vor Jahren von jenen beiden Gewalten aus Württemberg verbannt, von Hohentwiel her mit Hilfe der Bauern Schweizer sein Land wiederzuerobern hoffte.

Der Aufstand brach zunächst im Sommer 15 in Württemberg aus. Aber die Blut blies aus und schien fast erstickt, als endlich Ende März der Losbruch Ulrichs die zurückgehaltenen Massen zu vollem Ausbruch brachte. Zwar blieb der Kriegszug resultatlos, da die Schweizer, er durch die große Niederlage bei Ravenna 24. März ihre Truppen von Ulrich abriefen und die durch lahm legten. Aber die Geister, einmal gefesselt, waren nicht mehr zu halten. Im Rheinland entstanden die «Zwölf Artikele», um oder in deren Namen entstanden, die mit rätselhafter Schärfe verbreitet, zum allgemeinen Programm von Freiheit der Jagd, des Fischfangs, der Hei-

Aufhebung der Leibeigenschaft und des kleinen Zehnten, Wahlrecht u. dgl. Prediger waren die Hauptforderungen. In wenigen Tagen stand ganz Ober- und Mitteldeutschland in Aufruhr. Und nicht bloß die Bauern, sondern zum Teil auch die Bürger ließen sich fortreißen. Eine Reihe kleinerer Städte schlossen sich an, in größern errangen die Hünfte gegen die patriarchalen Regimenter Erfolge. Besonders bedeutend wurde der Übertritt Rothenburgs a. d. Tauber, wo Karlstadt (s. d.) sein Wesen hatte, Würzburg, das seinen Bischof verjagte, Rühlhausens in Thüringen, wo der gewaltige Schwärmer Thomas Münzer (s. d.) die Vernichtung jeder Herrschaft, die «Freiheit aller Creatur», d. h. den kommunistischen Gottesstaat unter dem Terrorismus seines Prophetentums konstituierte. Der Anblick, der sich nun bietet, ist in allen Gauen der gleiche: Die Dörfer von den Männern verlassen (Weib und Kind überlassen sie der Gnade oder Ungnade der Feinde); kleinere Häufen schwellen zu größern an, wie der Seehausen, der Baldringer, der Oberallgauer in Oberschwaben, in Francken der Schwarze und Helle und der Odenwälder Haufen; bei den Möckern, die zuerst dem Verderben geweiht sind, laufen sie zusammen. Dann geht es gegen die Burgen und Städte, und so wölgt sich die wilde Zerstörung von Ort zu Ort. Wer widersteht, geht unter; wer sich ergibt, muß in den Bund treten und die zwölf Artikel beschwören oder versällt trotzdem der Rache, wie der Graf von Helfenstein, der vor Weinsberg durch die Spieße gejagt wurde. Und weilsin haben sich die Herren, selbst Bischöfe und Fürsten, in Vertrag ergeben müssen, z. B. die Bischöfe von Speier und Würzburg, der Kurfürst von der Pfalz und der Truchseß von Waldburg. Andern traten an die Spitze der Haufen, so Obß von Berlichingen, der freilich in der Katastrophe davonritt, Florian von Geyer, der als Führer des Schwarzen Haufens einen Heldentod fand. Die Grafen von Hohenlohe, von Wertheim, von Henneberg u. a. unpartialisirten eigenmächtiger Interessen halber unerschrocken mit den Empörern. In dem Chaos der zersplitterten Leibeschaften taucht einmal auch ein System ordnender Gedanken auf: der Entwurf einer neuen Reichsordnung von Wendel Hipler, kaiserlich-hohenlohschem Kanzler, deren Hauptzüge waren: Säkularisation der geistlichen Güter, Beschränkung des Klerus auf die Seelsorge, Reform der Gerichte, Einheit der Münze, Periodisierung der Steuer, Beseitigung der Zölle, Aufrichtung der ständ. Schirmgewalt. Aber kaum aufgetaucht, verwand dieser Entwurf wieder.

Im Mai folgten die Entscheidungen Schlag auf Schlag. Bei Leipzig und Bötlingen schlug Georg Truchseß, «der Bauernfürst», die schwäbischen Bauern über. Wenige Tage darauf, am 15., erklärten Herzöge von Sachsen und Philipp von Hessen Stellung Münzers bei Frankenhäusen; Tausende wurden fast ohne Gegenwehr erschlagen, Münzer ist hingerichtet. Am selben Tage rannten die wern und Bürger in Würzburg vergebens gegen die Bauern des Frauenbergs an. Im Elsaß bei Wern mehlete 17. Mai Herzog Anton von Lothringen 17 000 Bauern nieder, entgegen dem Bertrag auf freien Abzug. Bei Sindelfingen schlug Truchseß 12. Mai die württembergischen Empörer ab, zog dann mit dem Kurfürsten von der Pfalz gegen die fränk. Haufen; bei Königshofen 2. Juni, Ingolstadt 4. Juni, wo Florian Geyer fiel,

wurden auch diese vernichtet; 7. Juni mußte sich Würzburg ergeben. Zuletzt wandte sich Truchseß in das Allgäu und erlitt auch hier die letzten Stürze mit Georg von Frundsbergs (s. d.) Hilfe durch wohl berechnete Grausamkeiten, Verrat und Gewalt der Wassen. Dann kamen fürchterliche, erbarmungslose Exekutionen. Die Rache der Sieger war in der That so furchtbar wie die Wut der Empörer. Vergebens erhob Luther, der, nachdem er vor der Erhebung zu Gunsten der Bauern gesprochen, nach ihrem Ausbruch sie aber als Aufruhr gebrandmarkt und rücksichtslos Niederwerfung desselben empfohlen hatte, jetzt seine Stimme um Erbarmen. Im ganzen mögen an 100 000 Menschen in wenigen Monaten ihren Tod gefunden haben. Erreicht aber wurde nichts als unfähliches Glenb; die Lage der Bauern war bald schlechter als vordem.

Die Litteratur über den B. ist sehr zahlreich, aber eine Gesamtdarstellung fehlt, da Zimmermanns «Allgemeine Geschichte des großen B.» (3 Bde., Stuttg. 1841—48; 2. Ausg. 1854) in Forschung und Auffassung veraltet ist. Vorbereitend sind viele Einzeluntersuchungen und Altenpublikationen, z. B. Baumann, «Alten zur Geschichte des deutschen B. aus Oberschwaben» (Freiburg 1877); Fries, «Die Geschichte des B. in Ostfranken» (herausg. von Schäffler u. Henner, Würzb. 1877 fg.).

Bauernmiete, s. Bauernmiete.

Bauernregeln nennt man die meist gereimten, sich auf die Witterung und die Landwirtschaft beziehenden Sprüche des Volks.

Bauernrichter, s. unter Bauerngerichte.

Bauernspiele werden die mittelalterlichen Schauspiele genannt, welche unter den Bauern der südl. Hälfte Deutschlands, besonders der Alpenländer, bis in das 18. Jahrh. sehr verbreitet waren, in unsern Tagen aber bis auf vereinzelte Reste untergegangen sind. Die Aufführungen der Kirchenschauispiele, der Mystiken (s. d.), welche im Mittelalter als gottesdienstliche Feier galten, hatten die Landleute zur Nachahmung gereizt. Schon im 16. Jahrh. wurden viele solcher Spiele gehalten, teils unvollkommen der dramatischen Form nach, bloße Wechselreden und Gesänge bei Prozessionen, wie die Marienklagen, teils vollkommen theatralische Vorstellungen mit kostspieligem Pompe auf den Kirchhöfen der Dörfer aufgeführt. Die Gedichte dazu waren zum Teil ebenfalls auf den Dörfern entstanden, von Geislichen, oft von den Kantoren verfaßt, welche leßtern, weil diese Schauspiele immer musikalische Bestandteile hatten, sich vornehmlich mit Einrichtung und Leitung derselben abgaben. In neuen Schwung kamen die heiligen Schauspiele durch die Jesuiten. Diese stellten nicht nur in ihren Schulstiften die Mystiken in neuen Formen und großer Pracht wieder her, sondern sorgten auch eifrig für Erhaltung und Verbreitung der B., und zeigten sich, um die Spiele populär zu erhalten, dem rohen Bauerngeschmack willfährig. So gerieten die Aufführungen bis in die Mitte des 18. Jahrh. in den ärgsten Unfinn und die größte Unsichtigkeit hinein, wie Leopold von Bucher in seinem «Spottspiele von der Sündflut» und Seb. Seyler in seinem «Adam und Eva» sie schildern. In Tirol und Oberbayern, wo die B. mit wahrer Leidenschaft betrieben wurden, und man sich nicht mehr mit Aufführungen an hohen Kirchenfesten begnügte, sondern fast alle Sonntage in den Schönen Heiligengeschichten und Mitterkomödien aufführte, wurden sie

daher in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. unterdrückt, und auch anderwärts verschwanden sie um diese Zeit. Von den unzähligen Dorfschauspielen, die in der Schweiz, in Tirol, Salzburg, Steiermark, Oberbayern und Schwaben förmlich eingefest waren, hat sich nur ein einziges, das Passionspiel in Oberammergau (s. d.) in Oberbayern durch eine rechtzeitige Selbstreue und durch den religiösen Kunstgeist der Gemeinde in vollem Glanz und Ansehen erhalten. (S. Passionsspiele.)

Bauernstand, s. Bauer.

Bauernzwang oder Dienstzwang hieß zur Zeit der Leibeigenschaft das Recht des Gutsherrn, ohne Zuziehung des Gerichts den mit seinen Verpflichtungen rückständigen Leibeigenen zur Leistung derselben, etwa durch Auspfändung, zu zwingen, woraus übrigens keine Gerichtsbarkeit des Herrn zu folgern ist.

Bauertwichel, Ziegenpeter oder Mumps (Parotitis, frz. Oreillons) nennt man die entzündliche Anschwellung der Ohrspeicheldrüse (Parotis) und des dieselbe umgebenden Zellgewebes. Sie bildet eine härtliche, blasse, meist schmerzlose Geschwulst der Ohr- und Wangengegend, welche zuweilen die ganze Gesichtshälfte einnimmt und sogar den Kranken hindert, den Mund zu öffnen und zu kauen. Seltener werden beide Ohrspeicheldrüsen ergriffen. Gewöhnlich verläuft die Krankheit unter leichten Fiebererscheinungen in 7—12 Tagen, indem sich die Geschwulst nach und nach verliert. Zuweilen erfolgt aber auch Übergang in Eiterung und Abscessbildung, oder auch nach plötzlichem Verschwinden bei Männern Anschwellung der Hoden (sog. metastatische Parotitis). Auch kann die Krankheit in Verhärtung übergehen. Fast immer liegt ihr Entstehung unter epidemischem Einfluß zu Grunde, weshalb meist mehrere Menschen gleichzeitig von ihr befallen werden. Das jugendliche Alter zeigt vorzugsweise Prädisposition zu dieser Krankheit, welche hier und da, besonders in feuchten Gegenden, epidemisch zu herrschen scheint. Zu ihrer Beseitigung reicht oft einfaches Bedecken der Geschwulst mit warmen Einschlüssen und ein leichter Theeaufguss aus; plötzliches Verschwinden aber verlangt kräftigere innere (s. B. Brech-) Mittel und Senfpflaster auf die Wange. Bösartigerer Natur sind die zu typhösen Fiebern sowie zum Scharlachfieber bisweilen hinzutretenden Parotidengeschwülste, indem es hier meist zu gefährlichen Eiterungen, mitunter zu tiefen Eiterunkungen längs des Halses und brandiger Zerstörung wichtiger Blutgefäße und Nerven kommt.

Bauge (bouc, d. i. Gebogenes), ein Geschmeide der alten Germanen, s. unter Armbänder und Ring.

Bauge, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Hauptort eines Arrondissements, am rechten Ufer des Couesnon, über welchen eine schöne Brücke führt, 86 km im NW. von Angers, zählt (1876) 3318 (Gemeinde 3448) E., hat einen Gerichtshof erster Instanz, ein Collège, mehrere Hospitäler, eine Kirche aus dem 11. und 12. Jahrh., Woll- und Zeinensfabrikation, Vieh- und Holzhandel. Hier besiegte 1421 der franz. Marschall de la Fayette die Engländer. Folle von Nera gründete im 10. Jahrh. das nahegelegene Baugele-Viel, unweit davon erbaute im 15. Jahrh. König René ein Schloß (heute Mairie), um welches sich bald die heutige Stadt erhob. Das Flüsschen Altrée verliert sich bei B. und ergießt sich unterirdisch in den Couesnon.

Baugefangene war früher die Bezeichnung für alle zu schwerer Zwangsarbeit verurteilten Sträflinge, insofern sie entweder nach Bestimmung des Gesetzes (wo eine besondere Strafe der Baugesefangenschaft unter eigenem Titel bestand) oder nach dem Ermessen der Verwaltung mit Bauten beschäftigt wurden. Öffentliche Zwangsarbeit verurteilter Sträflinge bestand lange Zeit bevor die neuern Gefängnisrichtungen geschaffen wurden. Unter diesen öffentlich im Freien zu verrichtenden Arbeiten nahmen die Bauten zu allen Zeiten einen hervorragenden Platz ein. Schon die Römer kannten Verurteilung zum Bergbau (damnatio in metalla), die noch heute in Sibirien gehandhabt wird. Anderweitige Anwendungen sind: Hafenbauten (Galeerenstrafe) und Festungsbauten, welche besonders in Deutschland den zu Ketten- oder Kettenstrafe Verurteilten aufgelegt wurden. Der Titel der Baugesefangenschaft ist aus den neuen Strafgesetzen verschwunden; doch können auch heute noch Sträflinge mit Bauarbeiten im Freien beschäftigt werden. Dies geschieht regelmäßig in Englands Seehafenplätzen, wenn sich an denselben Zuchthäuser befinden (Portland, Chatham, Cork). Auch die neue Strafsanktion zu Knechtsburg wurde durch Gefangen selbst errichtet.

Bauges (Ve s), ein im franz. Depart. Saône-et-Loire gelegenes Plateau, Arrondissement Châtillon, zwischen der Yère und dem Arc, dem See von Annecy und Le Bourget, durchflossen vom oberem Chéran, 20 km lang, 12 km breit, im Mittel 1000 m hoch, kulminiert im 2174 m hohen Trécol bei Le Châtelard und hat 13 Gemeinden, welche früher eine Art von kleiner Föderativrepublik bildeten und wegen ihrer steilen Berge und schlimmen Wege oft ein Asyl gewesen sind.

Baugesellschaften und **Baugenossenschaften**. In den modernen Großstädten, die fortwährend eine starke Anziehungskraft auf die übrige Bevölkerung ausüben, erzeugt die Beschränktheit des Platzes gegenüber der steigenden Nachfrage eine Steigerung des Bodenwerts, die sich auch in einer Erhöhung der Wohnungsmieten ausdrücken wird, wenn auch die Aufführung vieler Häuser des letztern einigermaßen entgegenwirkt. Wird vollends in Zeiten eines raschen wirtschaftlichen Aufschwungs der ohnehin eine allgemeine Preissteigerung mit sich zu bringen pflegt, der Zubrang zu den Städten plötzlich ungewöhnlich groß, so entsteht oft eine förmliche Agiotage in Häusern, durch welche die Preise derselben wie die Mieten zeitweise zu ganz exorbitanten Höhen emporgetrieben werden, so daß nicht nur für die untern, sondern auch für die mittlern Klassen eine höchst drückende Wohnungsnot entsteht. (S. Wohnungsfrage.) Zu den Mitteln diesen Nothstand zu bekämpfen, gehört zum der neuer Häuser entweder durch gemeinnützige, oder auf ungewöhnlichen Spekulationsgewinn beruhende Vereinthätigkeit oder auch durch Anwendung des Prinzips der genossenschaftlichen Selbsthilfe. Die gemeinnützigen Baugesellschaften halten stets, wenigstens teilweise, den Charakter von Wohlthätigkeitsunternehmungen. Sie beauftragen zwar eine Verjüngung ihres Kapitals, aber nur einem sehr mäßigen Maße, ihre Verwaltung betreibt manches Opfer an Zeit und Mühe ohne alle Vergütung und sie verzichten freiwillig auf den beträchtlichen Konjunkturgewinn, der unter den Umständen vielleicht leicht zu erzielen wäre.

Nach haben die Baugesellschaften dieser Gattung meistens den philanthropischen und sozialpolit. Zweck, für die Hebung der arbeitenden Klassen zu wirken, indem sie von der richtigen Einsicht ausgehen, daß eine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der Arbeiter eine der wichtigsten Vorbedingungen zu andern hygienischen, materiellen und sittlichen Reformen bildet. Besonders ist es als ein großer sozialer Gewinn anzusehen, wenn, wie dies in England schon in großem Umfange der Fall ist, den besser gestellten Arbeitern durch angemessene Organisationen der Ankauf eigener kleiner Häuser möglich gemacht wird. Die älteste deutsche Gesellschaft dieser Art ist die 1848 gegründete Gemeinnützige Berliner Baugesellschaft, deren Beispiel seitdem in vielen andern Städten Nachfolge gefunden hat.

Eingermessen anders liegen die Verhältnisse, wenn in einem Industrie- oder Bergwerksorte die Arbeiter vereint oder in Vereinen die Herstellung von Arbeiterwohnungen übernehmen. Auch in diesen Fällen ist oft eine wohlwollende und gemeinnützige Mithilfe vorhanden, zugleich aber wirkt auch die Abhängigkeit, größern Einfluß auf die Arbeiter zu erlangen und namentlich einen soliden Stamm bei der Fabrik anständig zu erhalten. Der Ankauf der Häuser um Kostenpreise wird den Arbeitern oft durch mehrere Zugeständnisse oder Prämien erleichtert; es gibt es auch Arbeitgeber, welche die Häuser zunächst nur vermieten und nur Herabsetzung der Miete als Prämie gewähren. Die bekannteste dieser industriellen Baugesellschaften ist die der «Cité ouvrière» in Rülhausen im Elsaß, die 1858 von 2 Millionen mit einem Kapital von 800 000 Frs. gegründet wurde und von Napoleon III. einen Hund von gleichem Betrage erhielt. Ihre Häuser sind nach verschiedenen Modellen gebaut und werden zu dem Herstellungspreise von 2–3500 Frs., ganz allmählich abgetragen ist, an Arbeiter verpachtet und ausnahmsweise vermietet. Zu der alten ist noch eine neue gekommen und beide zusammen zählten im J. 1876 bereits 920 Häuser mit 10 Bewohnern.

Die genossenschaftlichen Baugesellschaften verlangen keinerlei Beiträge, sondern wollen teils eigene Mittel, teils mit Hilfe ihres durch die Assoziation erweiterten Kredit entweder selbst Häuser zum Verkauf oder zur Vermietung an ihre Mitglieder bauen oder die letztern durch langsam amortisierbare Darlehen in den Stand setzen, ihrerseits neuen. Nachdem schon früher in Schottland unter Leitung Lord Selkirk ähnliche Versuche gemacht worden waren, begann in den dreißiger Jahren in England eine raschere Entwicklung solcher genossenschaftlichen in eigentümlichen Formen. Neben werden zwar «Benefit-building societies» genannt, sind aber keineswegs Wohlthätigkeitssellschaften, sondern beruhen lediglich auf der Selbsthilfe. Ihre erste privatrechtliche Grundlage erhielt sie durch ein allerdings sehr unvollkommenes Gesetz von 1836. Ursprünglich traten sie meistens als terminable Gesellschaften auf, nämlich mit festbegrenzter Dauer und einer geschlossenen Zahl von Mitgliedern. Die letztern verpflichteten in monatlichen Raten bestimmte Jahresbeiträge zu zahlen, und erhielten dafür das Recht auf bei der Liquidation der Gesellschaft zahlbare Anteile (höchstens 150 Pf. St.), welche die Gesellschaft ihrer Beiträge mit Zins und Zinseszins wälzte. Jedes Mitglied konnte aber auch vorher

den gegenwärtigen Wert seiner künftigen Beiträge als Voranschuss zum Zwecke des Bauens erhalten, wobei die Gesellschaft durch das Haus selbst hypothekarische Sicherheit erhielt. Außerdem konnte dem Mitgliede der zur Zeit der Voranschussnahme bereits accumulierte Betrag seiner Einlagen nebst Zinsen ausbezahlt werden. Tatsächlich entschlossen sich nicht alle Mitglieder wirklich zum Bauen, viele blieben nur als Einleger bei der Gesellschaft, die für sie nur die Bedeutung einer guten Zinsen gebenden Sparkasse hatte. Allmählich gingen die Gesellschaften auch dazu über, von Nichtmitgliedern Darlehen und sogar nach Art der Banken verzinsliche Depositionen mit kurzer Kündigungsfrist anzunehmen. Es entstanden dann auch Baugesellschaften von unbegrenzter Dauer, die aber mehr und mehr den ursprünglichen Charakter der Institution verloren und einfach zu Realcreditanstalten wurden, durch welche kleine Einleger Vorrang aus den Mittelklassen große und ziemlich hoch verzinsliche Hypothekendarlehen gewähren. Eine 1870 niedergesetzte parlamentarische Untersuchungskommission schätzte die Zahl der in England bestehenden terminablen und permanenten Baugesellschaften auf 2000 mit 800 000 Mitgliedern.

In Deutschland ist die Zahl der nach den Grundsätzen von Schulze-Delitzsch gebildeten Genossenschaften in neuerer Zeit stetig zurückgegangen, was sich durch die ungünstige Geschäftslage und den an vielen Orten an die Stelle der Wohnungsnot getretenen Wohnungsüberfluß leicht erklärt. Während der Anwartschaft der Genossenschaften 1876 außer 10 österreichischen 54 deutsche Baugenossenschaften bekannt waren, betrug die Zahl der letztern Ende 1880 nur noch 38. Schulze-Delitzsch machte mit Recht stets darauf aufmerksam, daß weder die Einlagen der Genossenschafter, die ja durch den Austritt der letztern zurückgezogen werden können, noch kündbare Darlehen als genügende Deckung für die Operationen einer Baugenossenschaft anzusehen sind, daß eine solche vielmehr dahin streben muß, größere Summen aufzunehmen, die auf längere Fristen untüchtig oder langsam amortisierbar sind. Andernfalls wird man genötigt sein, von den Mitgliedern die Ansammlung untüchtiger «Hausanteile» zu verlangen. Die meisten deutschen Baugenossenschaften bauen selbst, und zwar in großen Städten wegen der hohen Bodenpreise meistens größere Häuser mit mehreren Wohnungen, die sie an ihre Mitglieder vermieten. Nur wenige beschränken sich, wie die Breslauer Bau-Spargenossenschaft, grundsätzlich darauf, ihren Mitgliedern Kredit zum Bauen zu gewähren. — Mit dem Namen Baugesellschaft werden zuweilen auch die Bauhütten (s. d.) bezeichnet.

Vgl. E. von Plener, «Engl. Baugenossenschaften» (Wien 1878); Schall, «Das Arbeiterquartier in Rülhausen» (Wien 1877); Schneider, «Mitteilungen über deutsche Baugenossenschaften nebst einem Statut und Notizen» (Epp. 1876).

Baugetwerbe im allgemeinen ist der Jubegriff aller die Ausführung von Bauten bezweckenden Thätigkeiten, mögen sie direkt oder indirekt dabei beteiligt sein. Es gehört hierher die Gewinnung und Lieferung der Rohmaterialien, die Bearbeitung und Verbindung derselben, die Fabrication künstlicher Baustoffe, die Unternehmung, Ausführung und Leitung von Bauten oder einzelner Bauarbeiten u. s. w. Im besondern versteht man unter B.

die Ausbildung eines Berufs, der mit der Ausführung von Bauten in Verbindung steht (Baugewerk). Bei dem vielseitigen Charakter der Bauten geht natürlich das B oftmal mit dem Kunstgewerbe Hand in Hand und das mehrere Handwerk in die eigentliche Baukunst über. In neuerer Zeit ist

es durch das Verwachsenen auf dem Ge- und Arbeits- n Massen An- führung von Masswerkstücken in übr., was erstreben und n Gewerbeord-

nung vom 21. Juni 1869, welche zwar die bestehenden Zimmungen nicht aufhob, aber eine freie Konkurrenz im B zuließ, trat neben einer früheren Bewegung im B mancher Aufwuchs, insbesondere das auf gewinnstüchtige Spekulation ausgehende Unternehmertum zu Tage, das indes mit dem Eintreten des Geschäftsrückfalls in ruhigere Bahnen wieder zu verschwinden begann. Neuerdings ist man wieder bestrebt, durch schärfere Handhabung des Lehrlingswesens, durch Errichtung von Baugewerkschulen und durch Wiederanbahnung der Meisterprüfungen im Baugewerbe eine Besserung der gewislichen Verhältnisse herbeizuführen und das Ansehen der Baugewerke zu heben.

Baugewerkschulen, s. unter Bauhütten.

Baugl. nach der in der Snorra Edda überlieferten Väter Sage ein Riese, zu welchem Odhin kam, als er den Tichtermiet wiedererlangen wollte, welcher im Besitz Suttangs B & Bruders, war. Nach dem Odhin den Sommer über die Arbeit von neun Mächten verrichtet, verlangt er von B den als Lohn ausbedungenen Met. Da Suttang denselben nicht herausgeben will, brämchtigt er sich deselben durch d. d. d. welcher B dem sich Bolwerke nennen d. d. Odhin behilflich ist.

Bauk. bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Bauhin (Kaspar).

Bauhin (Kaspar), (Schweiz. Anatom und Botaniker, wurde 17. Jan. 1560 in Basel geboren. Studierte in Basel, Padua und Montpellier wurde in seiner Vaterstadt 1588 Professor der Anatomie und Botanik und 1614 erster Professor der Medizin und oberster Physikus und starb daselbst 5. Dez. 1624. Unter seinen anatom. Werken gibt das „Theatrum anatomicum“ (Frankf. 1605, vermehrte Aufl. 1621) eine genaue Übersicht über den damaligen Stand der Anatomie. Außerdem schrieb er „Phytologia“ (Basel 1596), ein Verzeichnis von 2460 Pflanzen, wovon jedoch nur der erste Teil erschien, „Prodromus theatri botanici“ (Frankf. 1620, 2. Aufl. Basel 1671, und „Pinax theatri botanici“ (Basel 1623), sein berühmtestes Werk, das 1671 und 1735 neu aufgelegt wurde. Das erste Buch seines „Theatrum botanicum“ wurde von seinem Sohne Johannes Kaspar B. (Basel 1658) herausgegeben, welcher ebenfalls Professor der Medizin und oberster Physikus in Basel war. Vgl. Joh. „Kaspar B. & Leben und Charakter“ (Basel 1860).

Bauhülsen, eine von Linne zu Ehren der beiden Naturforscher Bauhin benannte Pflanzengattung aus der Familie der Casalpiniaceen, die aus lauter Bäumen und Strauchern der Tropengegenden besteht, die teils aufrechte, teils Kletternde, zum Teil

hochfeste Stämme haben und in der Vegetation aller Tropenländer eine hervorragende Rolle spielen. Sie haben aus zwei am Grunde zusammenhängenden oder verwachsenen Blättern bestehende Blätter, meist traubig angeordnete Blüten mit vorrigem, fünfteiligem Kelch und fünf langgestreckten Blütenkronenblättern von ungleicher Größe. Die Frucht ist eine gestielte, lineale, zusammengewachsene, zweifelhafte, vielkammige Hölse. Die Bauhülsen, unter denen es prächtig blühende Arten gibt, gedeihen im mittlern Europa nur im Marokko, wo sie viel Wärme, reichliche Bewässerung und einen zu drei Vierteln aus guter, zu einem Viertel aus Heideerde bestehenden Boden verlangen. Man vermehrt sie durch Ableger. Zu Bauhülsen mehrerer zu der Gattung B. gehörenden Arten werden in Indien seit langer Zeit zur Herstellung von Tauen, Fischernetzen und verschiedenen Sachen benutzt. Sie zeichnen sich durch eine ganz bewundernswürdige Festigkeit aus und sind sehr widerstandsfähig gegen Wasser. In den europ. Handel scheinen jedoch noch keine Bauhülsen gekommen zu haben. Diejenigen Arten, welche hauptsächlich zur Gewinnung von Bastfasern dienen, sind B. acuminata Lam., B. scandens L., B. rotundifolia DC. Von einigen Arten wird auch das Holz wegen seiner großen Härte zur Herstellung von Maschinen, Werkzeugen u. s. w. benutzt, hauptsächlich von B. acuminata L. und B. tomentosa L.

Bauhütten, Bauleute oder Baugesellen (Hallen hießen die alten Korporationen der Zimmerleute und Bauleute. Die Bauhütte, die während der ersten Hälfte des Mittelalters in den Händen der Geistlichen und Laienbrüder war, ging im 12. Jahrh. in die Hände weltlicher Meister über, teils infolge des wachsenden Umfangs der Arbeiten, namentlich nach Eintritt der bürgerlichen Architektur in den Bereich der Kunst, teils infolge der wachsenden Selbstständigkeit der Stadtgemeinden. Diese weltlichen Meister organisierten sich zu Zünften mit mancherlei Privilegien, mit eigener Gerichtsbarkeit u. s. w. Zu Regensburg kam 1460 eine Vereinigung aller Bauleute und Steinmetzen in Deutschland zu Stande, und ein Statut für diese allgemeine Bruderschaft ward festgesetzt, das Kaiser Maximilian 1498 bestätigte. Hier und da entstanden besonders Zünfte ihrer eigenen Ordnungen (s. die Torgauer Urkunde). Die Hauptorte waren Straßburg, Wien, Köln, später auch Bern. Die Statuten stellen die Disziplin in der Werkstatt und bringen auf Sitteneinheit, ordnen die Befugnisse der Bauleuten, Meister, Parlierer (erst später Verleier), Gesellen und Lehrlinge, und den Aufnahme, Lohnzahlung u. s. w. Bestimmte Erkennungszeichen mußten verschwiegen werden. In Versammlungen zu Basel und Straßburg wurde eine neue Redaction der alten Ordnungsfaten, die als Einmündrecht oder Bruderbuch gedruckt ward, doch fand dieselbe bereits Widerstand bei den Reichsfürsten. Kurfürst August von Sachsen verbot damals den Bauhandwerkern in seinen Landen, den von Straßburg an sie ergehenden Anforderungen Folge zu leisten, da nur ihm allein die Gerichtsbarkeit im Kurfürstentum zustehe. Straßburgs Loslösung vom Deutschen Reich hatte 1525 einen Reichstagsbeschluß zur Folge, der die deutschen Bauleute von dieser Hauptstätte trennte. Bis ins 19. Jahrh. bestanden aber zu Köln, Straß-

früch, Hamburg und Danzig Steinmehrbroschäften, welche die Ordnung von 1563 aufrecht erhielten. Die Zeit ihres Entstehens und ihres Aufhörens fällt mit der Geschichte der übrigen Rünste zusammen. Diese einfachen sichern histor. Thatfachen sind indessen von den Freimaurern vielfach verwirrt worden. Es scheint unzweifelhaft, daß die moderne Freimaurerei ihre Formen von den junstmäßigen Vereinigungen der engl. Wertmaurer entlehnt hat. Den Inhalt der philanthropischen Lehren der Freimaurerei findet man in den echten Urkunden jener junstmäßigen Vereine nirgends, und die sog. Porter Konstitution von 1726, die Edwyn seinen Schülern gegeben haben soll, ist entweder ganz unecht oder doch verfälscht. Was in den echten Gesetzen der B. an freimaurerischen Lehren erinnert, ist der Ausdruck des allgemeinen religiösen Gefühls, das hier nur stärker hervortritt, weil der Zweck, der die Gemeinschaft vereinigt, für heiliger galt als die Zwecke der übrigen Rünste.

Vgl. Schnaases «Geschichte der bildenden Künste» (2. Aufl., Bd. 4, Düsseldorf. 1872); Heibeloff, «Die B. des Mittelalters in Deutschland» (Münch. 1844); Janner, «Die B. des deutschen Mittelalters» (Lpz. 1876).

Bauwesen, s. Bauwissenschaft.

Baukunst, im weitern Sinne die Kunst, welche das ganze weite Gebiet des Bauens begreift, soweit es nicht dem einfachsten Zweck in anspruchsloser Weise dient. Die B. umfaßt demnach nicht nur künstlerisch ausgestattete Bauwerke, wie Tempel, Kirchen, Museen, Paläste, sondern zu ihr gehören auch die hervorragenden bürgerlichen Gebäude, sowie die Kriegs- und Festungsbauten, die Straßen-, Brücken-, Wasser-, Mühlen- und Schiffsbauten. Im engern Sinne versteht man unter B. die Summe der Baustile der verschiedenen Völker. (S. Baustile.)

Bauland, das getreidereiche Hügelland an der Lauber im nordöstlichen Teil von Baden.

Bauwerk (kirchliche), die zur baulichen Unterhaltung der Kirchengebäude erforderlichen Mittel. Das kirchliche Vermögen wurde ursprünglich einheitlich in der Diocese vom Bischof verwaltet und schon ziemlich früh eine Quote (ein Viertel oder ein Drittel) für die Bestreitung der kirchlichen Ausgaben (fabrica ecclesiae). Dasselbe Geschah, als die einzelnen Kirchen Eigentümer ihres Kirchenvermögens wurden, doch wurde schon im Fränkischen Reich die Verbindlichkeit der Gemeinde, subsidiär einzutreten, anerkannt. Das Konzil von Trient schreibt vor, ohne indessen wohl begründetes Verlangen und partikuläres Recht zu beiseitigen, daß bei Pfarrkirchen und Pfarrhäusern, die keinem Patronat unterliegen, die B. zunächst aus dem Kirchenvermögen (Fabrik) zu bestreiten sei, ohne indessen das Kapital anzugreifen oder die Renten zu erschöpfen; subsidiär haften alle, welche von der betreffenden Kirche herrührende Früchte beziehen, also auch der Pfarrer und endlich die Parochianen. Bei den Patronatkirchen tritt zu den subsidiär verpflichteten Personen noch der Patron hinzu. Für die Kathedralkirchen ist der etwa existierende Fondus zu benutzen, eventuell sind Bischof und Kapitel heranzuziehen, eventuell der Kathedralklerus und zuletzt der Diocesanklerus. In der evang. Kirche ist zunächst die Fabrik, subsidiär die Gemeinde verschafte, und die Verpflichtung ist hier häufig eine dingliche geworden.

Bauleitung (mortuarium, Abgabe von der Toten Hand), Abgabe der Erben eines Unfreien an die Herrschaft, s. unter Tote Hand.

Bauleben hieß unter den frühern bauerlichen Verhältnissen ein Grundstück, das einem Bauer zu Kolonatsrecht verliehen war unter der Bedingung, daß er dem Eigentümer eine bestimmte Quote des Ertrags abgab.

Baulögen, s. Bauhütten.

Baum, Bezeichnung derjenigen Holzgewächse, welche einen einfachen Stamm mit einer Krone von Ästen besitzen. Durch das Merkmal des einfachen Stammes unterscheiden sich die Bäume allein von den Sträuchern, unter denen man solche Holzgewächse versteht, deren Stamm sich von der Wurzel an in mehrere starke Äste, welche als Einzelstämme erscheinen, teilt. Demgemäß unterscheidet man bei den Holzgewächsen den baum- und strauchartigen Wuchs. Beide Formen der Holzgewächse gehen häufig ineinander über, d. h. eine Baumart kann unter Umständen als Strauch, eine Strauchart als B. auftreten. Letzteres wird häufiger beobachtet als ersteres. In allen Zonen der Erde sind die Bäume, besonders die waldbildenden, diejenigen Gewächse, welche den Charakter der Vegetation, folglich auch den der Landschaft bestimmen. Man kann vier Hauptformen von Bäumen unterscheiden: die Baumsarn, die monotypen Bäume, die Nadelholzbäume und die Laubholzbäume. Die Baumsarn finden sich nur in den Tropengegenden, wo sie zu den schönsten Zierden der Wälder gehören. Ihr schlanker, einfacher Stamm trägt eine luftige Krone großer, fächerförmiger Blätter (Fächer), welche beim leichten Lufthauch hin- und hergeschwanken. Unter den monotypen Bäumen zeichnet sich vor allen die große Gruppe der Palmen aus. Auf oft sehr hohem, meist unverzweigtem Stamme prangt hier eine stolze Krone riesiger gefiederter oder fächerförmiger Blätter mit holzigem Stiel und hartem, immergrünem Laub. An diese Form schließen sich die Lilienbäume (wie Fourcroya, Yucca, Vellosia) an, mit einfachem Stamm und einer Krone langer, ungeteilter Blätter, während die Drachenbäume und Pandanen mit ihren gabelförmig verzweigten Stämmen gewissermaßen den Übergang zu den Laubholzbäumen vermitteln. Eine palmenartige Gestalt haben auch die mit einer Krone gefiederter, holziger, immergrüner Blätter versehenen Cycadeen, welche mit den Nadelhölzern zur Pflanzengruppe der nadtamigen Gewächse oder Gymnospermen gehören. Die in der großen Abteilung der dikotylen Gewächse vorkommenden Baumarten sind sämtlich sog. Laubholzbäume. Sie zerfallen nach der Lebensdauer ihrer Blätter in blattwechselnde und immergrüne. Zu erstern gehören die bei weitem meisten Laubholzbäume der kältern gemäßigten und kalten Zone, zu letztern unter andern die Orangeriebäume, die Myrten, die immergrünen Eichen (s. B. die Korkeiche), die Lorbeerbäume u. s. w. Sie charakterisieren die wärmere gemäßigte und subtropische Zone beider Hemisphären. Die Struktur- und Wachstumsverhältnisse dieser vier Gruppen von Bäumen oder richtiger Holzgewächsen sind sehr verschiedenartig. Das Leben der Bäume ist von unbestimmter, aber stets langer Dauer, vorausgesetzt, daß denselben nicht durch Krankheiten oder gewaltsame äußere Einwirkungen (Sturm, Feuer, Stützenbruch, Beschädigungen durch Menschen, Tiere, namentlich Insektenfraß) plötzlich

ein Ziel gesetzt wird. Wenn man auch für eine jede Baumart ein gewisses Alter, welches sie zu erreichen vermag, annimmt, so sind diese Zahlen doch immer nur Durchschnittszahlen. Bäume also, denen ein 100- oder 200jähriges Alter zugeschrieben wird, sind solche, die in der Regel ein solches Alter erreichen, bevor sie absterben. Dies schließt aber keineswegs aus, daß dieselben unter besonders günstigen Standortverhältnissen viel älter werden, ja ein Jahrtausend und länger fortvegetieren können, während unter ungünstigen Verhältnissen ein solcher schon nach fünfzig und weniger Jahren das Ende seines Lebens erreicht haben kann. Die ältesten bekannten Bäume sind verschiedene Asienbrotdäume Befarsitaa, denen ein circa 6000jähriges Alter zugeschrieben wird. An diese schließen sich die mexil. Cedar (*Taxodium distichum*) bei Oaxaca in Mexiko und die in neuester Zeit sehr häufig gewordenen, ebenfalls zu den Nadelhölzern gehörigen Mammutbäume Californiens (*Wellingtonia gigantea*), deren Alter zwischen 8000 und 4000 Jahre betragen mag. Ein 200jähriges und höheres Alter erreichen die Cedar, der gemeine Eibenbaum (*Taxus baccata*) und verschiedene Eichen, desgleichen der Ölbaum. Auch kennt man 1000jährige Tannen, Fichten und Eiben. — Über die in Mittel- und Nordeuropa im Freien kultivierten Bäume und Sträucher vgl. Koch, «Denbrologie» (2 Bde., Erlangen 1869—73).

Die Baumkrankheiten lassen sich in solche einteilen, welche von innern Ursachen oder Standortverhältnissen herrühren, und in solche, welche durch äußere schädliche Einwirkungen hervorgerufen werden. Zu letztern gehören die Wurmtrocknis, d. h. das durch den Fraß unter der Rinde oder im Holze lebender Insekten (Dorstenläser, Rüsselkäfer, Wollkäfer- und Prachtkäferlarven u. s. w.) herbeigeführte Absterben (Trockenwerden) der Nadel- und Laubholzbäume, das Erkranken und Absterben derselben Bäume infolge von Raupenfraß oder der Zoderung der Wurzeln durch Sturm, die häufig durch plötzliche Freistellung (Wegnahme der Nachbarbäume in Wäldern) hervorgerufene Wipfelbäume (Absterben, Trockenwerden der Wipfel) und der Rindenbrand (ein Aufblättern der Rinde infolge des direkten Einfalls der Sonnenstrahlen nach geschehener plötzlicher Freistellung, namentlich bei der Rothbuche häufig), das Erkranken oder Absterben durch Frost u. a. m. Krankhafte abnorme Bildungen der Knospen, Blätter, Blüten und Früchte werden durch zahlreiche Insekten, Gallen bildende Wespen (Cynipiden), Fliegen (*Cecidomyia*, *Hormomyia* u. s. w.) und Milben (*Phytoptus*), verschiedene Blattläuse u. s. w. verursacht.

Unter den innern Krankheiten sind am häufigsten und am meisten beachtenswert die durch verschiedene mikroskopische Pilze in den Wurzeln, im Stamm, in den Blättern hervorgerufenen Eitrungen des Baumlebens. So der Wurzelpilz (*Agaricus melleus* Vahl), welcher nicht bloß allen Nadelhölzern sehr verderblich wird, indem er das sog. Harzstücken am Wurzelknoten verursacht, sondern auch an verschiedenen Laubhölzern bereits beobachtet wurde; die sehr ansteckende Wurzelsäule der Laub- und Nadelhölzer, bewirkt durch *Trametes radiciporda* Hartig; die ungemein mannigfachen Arten der Stammsäule, Kernsäule, Rotsäule u. s. w. Die Krankheiten der Rinde und des Bastkörpers haben gewöhnlich auch krankhafte Erscheinungen im Holzkörper zur Folge, z. B.

der Riesenblasenrost (*Peridermium Pin. Wallr. corticola*), dessen Mycelium den sog. Ranzosp, Riesenkrebs erzeugt; dieser Pilz ist die Kienform, welche zu dem auf *Senecio* vorkommenden Rostpilz (*Colosporium Senecionis*) gehört; Eichenbeulen und Krebs der Weisstannen, erzeugt durch *Peridermium alatum* Koe. et Scha.; Rarckenkrebs, erzeugt durch *Peziza Willkommii* Hartig; Buchenkrebs, sowie andere krankartige Erscheinungen an Eichen, Eichen und andern Laubhölzern sind meist auf Einwirkung von Pilzen zurückgeführt worden.

Bahrscheinlich sind die Rostpilze und andern Pilzarten, welche die Blätter der Bäume befallen, zum Teil recht empfindliche Krankheiten, die sogar auch den Tod der befallenen Pflanzen bewirken. Hierher gehören z. B. der Fichtenadelrost (*Chrysomya Abietis* Ung.); der Fichten- und Nierenfichtenrost (*Hysterium Pinastri* Schrad.), welcher eine der Ursachen der sog. Schütte der Fichten ist. Die höchst verderbliche Krankheit, welche im Belblenden und Abfallen der Nadeln, namentlich jüngeren Fichten besteht, ist ein Kollektivbegriff, da sie durch vielerlei Ursachen hervorgerufen wird, außer durch den Pilz auch durch Frost, durch zu starke Wässerung aus den Nadeln bei noch gefrorenem Boden u. s. w. Der den meisten Weidenarten sehr verderbliche Weidenrost (*Melampsora salicina* De) hat schon ganze Weidenheger getötet. Weniger nachtheilig wirken andere Formen, wie z. B. *Rhizina acrocarum* Fr., welcher Runzelschorf die großen, rundlichen schwarzen Flecken auf den Blättern des Ahorn verursacht. Auch die Früchte der Bäume werden oft von Pilzen heimgesucht; bekannt sind unter andern die Läsionen oder Rarren der Pflaumen, verursacht durch *Exoascus Pruni* Focke.

Andere, zum Teil noch nicht hinreichend erklärte Krankheiten sind die Bleich- und Gelbsucht, bedingt durch ein Unterbleiben der Chlorophyllbildung infolge Dunkelheit, ungeeigneter Temperatur, Eisenmangels u. s. w., und der Fäulnis, welcher durchaus nicht bloß von Blattläusen herrührt. Vgl. Franz, «Die Krankheiten der Pflanzen» (Bresl. 1880).

Baum, im Maschinenwesen soviel wie Spindel, Welle (franz. cylindre, arbre, engl. spindle, arbor); in der Weberei eine Walze, auf welche der Stoff aufgewickelt wird (franz. déchargeoir, engl. beam on which the stuff is rolled), s. Maschinenwesen und Weberei.

Baum (Wilh.), namhafter deutscher Chirurg, geb. 10. Nov. 1799 zu Elbing, studierte seit 1818 in Königsberg, Göttingen und Berlin Medizin, ließ sich 1826 nach einer zweijährigen Reise durch Italien, Frankreich und England als Arzt in Berlin nieder, wurde 1830 dirigierender Arzt des städtischen Krankenhauses in Danzig, 1842 Professor der Chirurgie in Greifswald, 1849 in Göttingen. 1875 trat er in den Ruhestand.

Baum-Agamen, Eidechsen, s. u. Agamen.
Baumann (Alexander), österr. Dialektiker und Wiederkomponist, geb. 7. Febr. 1814 zu Wien studierte daselbst, trat dann in den österr. Staatsdienst, ward 1866 Archivoffizial des Reichsrats und starb 26. Dez. 1857. Er gab heraus: «Beiträge zu das deutsche Theater» (Wien 1849), «Singspiele aus den österr. Bergen» (Wien 1850), darunter die beliebte «Versprechen hinterm Herd», und die dilettantischen Gedichtsammlungen «Gedächtnisblätter»

(in 8 Heften) und «Aus der Heimat. Sieber und Ge-
richte in der Rhod. Mundart» (Berl. 1857).

Baumannshöhle, eine natürliche Höhle im
Übergangsbereich des Unterharzes, im braunschw.
Fürstentum Blankenburg, am linken Ufer der Bode,
8 km südöstlich von Blankenburg, in der Nähe des
Dorfes Altlein. Sie besteht aus sechs Haupt-
und mehreren kleinen Abteilungen, die eine Länge
von 250 m haben und überall mit Tropfstein oder
Stalaktiten überzogen sind. Der Eingang liegt
12 m über der Sohle des Bodebals. In allen
Höhlen, namentlich aber in der dritten, findet man
von Tropfstein gebildete Figuren und Säulen. Die
Höhle soll der Sage nach den Namen von dem Berg-
mann Baumann haben, welcher sie in der Absicht,
sie darin zu finden, 1673 zuerst besuchte und, da er
weil Tage suchen mußte, um den Ausgang wiederzu-
finden, bald darauf starb. Sie war indes schon
früher unter dem Namen Baumannshöhl be-
kannt und findet sich bereits 1588 in der Harzflora
von Dölling erwähnt und 1654 in Merians «To-
pographie von Braunschweig-Lüneburg» beschrie-
ben. Eine 2 km davon entfernt, am rechten Bode-
Ufer, befindet sich die Diebsthöhle (s. d.). Vgl. Heise,
«Beiträge zur Kenntnis des Harzes» (Maderleb.
1867); Leisner, «Die B.» (Blankenb. 1863).

Baumaterialien nennt man alle zur Ausfüh-
rung eines Baues notwendigen Stoffe. Das große
beim selben gliedert man gewöhnlich in Kon-
struktions- und Ausbaumaterialien, oder in Haupt-,
Bauhilfs- und Nebenmaterialien. In ersteren
rechnet man alle zu den Hauptteilen der Gebäude
verwendeten Stoffe, wie Steine, Hölzer, beziehungs-
weise Eisen, während zu den zweiten oder Neben-
mitteln die Leiste und Wassermörtel, Kiste, Stein
s. w., und zu dem letzten alle übrigen Stoffe ge-
hört werden. Die Steine werden wieder in natür-
liche und künstliche unterschieden; erstere je nach
den Hauptbestandteilen in Kiesel, Kalk, Thon-
u. kieselartige Gesteine oder je nach ihrer Form in
Rauchsteine und Werksteine, letztere in geformte,
gehohe, gebrannte u. s. w. Steine, eingeteilt. —
Von den Hölzern werden hauptsächlich die Kiefern
(Fichte, Tanne, Kiefer) zu Konstruktions-
wie zu Ausbaumaterialien verwendet. Die H. müssen
zu einer ihren speziellen Eigenschaften entsprechende
Verwendung finden. Da, wo eine besonders starke
Anspruchnahme der H. auf Festigkeit erfolgen
soll, findet in den zu diesem Zwecke errich-
ten Prüfungsanstalten oder Versuchsanstalten für
eine Prüfung und Ermittlung der Festigkeits-
Eigenschaften statt. Derartige Anstalten gibt es in
München, Berlin, Straßburg, Chemnitz, Dresden.
Baumhaus, eine der ältesten ritterchaftlichen
Familien in Kurhessen, welche in fünf Linien blüht,
von denen die zu Rentershausen und Kirchheim
besitz des ursprünglichen Familienguts gebil-
det ist. Derselben gehören die Brüder Moritz und
Adolf von B., welche besonders im hessischen
Kurhessens eine hervorragende Rolle gespielt
haben. — Moritz von B., geb. 28. Febr. 1789
Rastadt, war 1831 bei der Einführung der
hess. Verfassung Mitglied des Oberappellations-
rats. Er begann seine öffentliche Wirksamkeit
als Abgeordneter der Ritterschaft zum ersten ver-
einigungsmäßigen Landtage (April 1831 bis Juli
32), auf welchem er erst die Stelle eines Vize-
präsidenten, dann die eines Präsidenten beklei-

bete und sich als ein treuer Anhänger der Verfas-
sung zeigte. Als der Landtag 1832 plötzlich durch
den Minister Hasenpflug aufgelöst wurde, verblieb
B. in dem erwählten händischen Ausschusse, der
ohne Erfolg eine Anklage gegen Hasenpflug einlei-
tete. Nachdem B. abermals zum Landtagsabge-
ordneten gewählt worden, verlegte ihm Hasenpflug
den Urlaub und versetzte ihn 1834 als Obergerichts-
direktor nach Kinteln. Erst 1839 gestattete man
ihm wieder den Eintritt in den Landtag, der ihn
aufs neue zum Präsidenten wählte. Im März
1845 wurde ihm das Justizministerium übertragen.
Eine Reihe der wichtigsten Gesetze bezeichneten sein
Wirken bis zum 28. Febr. 1850, an welchem Tage
Hasenpflug die oberste Leitung des kurhess. Staats
wieder in seine Hand nahm. Durch letztern er-
hielt B. eine Stellung als Obergerichtspräsident zu
Marburg, schied sich aber bald veranlaßt, seinen
Abschied zu nehmen. B. starb zu Kassel 15. Juni
1871. — Louis von B., des vorigen Bruder, geb.
22. April 1799, früher Hauptmann in hess. Dem-
schen, trat 1833 in die Ständeversammlung, in
welcher er in Militärangelegenheiten maßgebend
wurde. Im März 1848 trat er als Bevollmächtigter
des Landgrafen von Philippssthal-Barchfeld in die
Ständeversammlung, in der er zum Präsidenten
gewählt wurde. Als Mitglied des frankfurter
Parlamentes schloß er sich derjenigen Abteilung des
Centrums an, die ihre Beratungen im Augs-
burger Hof hielt. Später siedelte B. nach Wiesbaden
im nordamerik. Staate Wisconsin über, wo er als
Konful für Bayern, Württemberg, Baden, Nassau,
Weimar und Mecklenburg wirkte. Er schrieb «Briefe
aus den Vereinigten Staaten in die Heimat»
(Kassel 1851; Fortsetzung 1856).

Baume (frz.), Balsam.

Baume-les-Dames, Stadt im franz. Depart.
Doubs, Hauptort eines Arrondissements, am rech-
ten Ufer des Doubs und an der Linie Besançon-
Besfort der Epone Eisenbahn, 29 km nordöstlich
von Besançon, zählt (1876) 2457 (Gemeinde 2763)
E., hat ein Tribunal erster Instanz, ein Kommunal-
College, eine Bibliothek von 3000 Bänden, ein
großes Hospital und beutet rote Marmor- und
Gipsbrüche aus, hat auch Gerberei, Uhren- und
Olfabrilation. Den Namen hat B. von einer Be-
neiktinnenabtei, deren einst sehr reiche Kirche,
während der großen Revolution zerstört, jetzt als
Getreidehalle dient.

Baume-les-Messieurs, Ort im franz. Depart.
Jura, Arrondissement Lons-le-Saunier, nahe der
Quelle der in die Saône fließenden Seille, in dem
von 280—600 m hohen Bergen beherrschten engen
Thale derselben, zählt 620 E., hat am Zusammenfluß
des Dard und der Seille die ziemlich gut erhaltene Ab-
tei B. mit interessanter Kirche, eine Stalaktiten-
grotte im Balson-de-Roche und Gipsbrüche.

Baume (Antoine), einer der namhaftesten franz.
Chemiker des 18. Jahrh., geb. 26. Febr. 1728 zu
Genlis, bildete sich zum Apotheker und widmete sich
mit Eifer dem Studium der Chemie, sodaß er 1763
eine Professur an der Pharmaceutischen Schule zu
Paris erhielt. Gleichzeitig legte er eine Fabrik für
Chemikalien an und erwarb sich ansehnliche Mittel,
weshalb er sich 1780 entschloß, diese praktische Thä-
tigkeit aufzugeben. Doch raubte ihm die Revolution die
Früchte seines Fleißes, und um sein Leben zu
fristen, eröffnete er abermals ein chem. Laborato-
rium. Er starb 15. Okt. 1804. Seit 1773 war er

Mitglied der Akademie der Wissenschaften. B. hat die technische Chemie mit vielen nützlichen Entdeckungen bereichert. Das nach ihm benannte Aräometer ist noch gegenwärtig in Gebrauch. Seine Schriften, unter denen das «Manuel de chimie» (Par. 1763 u. öfter), die «Éléments de pharmacie» (Par. 1762 u. öfter), die «Chimie expérimentale et raisonnée» (3 Bde., Par. 1773 u. öfter; deutsch von Gehler, Lpz. 1775—76) ihrerzeit Aufsehen erregten, enthalten einen Schatz von Beobachtungen.

Baumeister, s. unter Architekt.

Baumeister (Bernh.), deutscher Schauspieler, geb. 28. Sept. 1828 zu Posen, besuchte ein berliner Gymnasium und kam 1847 als Chorist in Schwerin zum Theater. Im J. 1849 wurde er für das hannov., 1850 für das oldenb. Hoftheater engagiert und trat 1852 in den Mitgliederverband des wiener Hoftheaters ein, an dem er seit 1857 als k. l. Hofschauspieler wirkt. Während B. früher das Fach der Donnovants und Naturburschen beherrschte, gab er später meist alte humoristische Rollen, Lebensmänner u. s. w. B. ist ein vortrefflicher Darsteller von Partien wie Falkst, Götz, Hans Lange, Perin u. s. w. Auch als Lehrer des wiener Konservatoriums entfaltet B. eine verdienstliche Thätigkeit. — Wilhelm B., Bruder des vorigen, früher preuß. Offizier, später ebenfalls Schauspieler, war geb. 17. Nov. 1816 zu Berlin und hat sich als Donnovant und Konversationsliebhaber bewährt. Er gehörte nacheinander den Bühnen zu Oldenburg, Leipzig, Nürnberg, Frankfurt a. M., Hamburg, Schwerin und Berlin an, war 1856/57 Oberregisseur in Kassel und folgte 1857 einer Berufung an das berliner Hoftheater für das Fach der ernsten und humoristischen Väter. Im J. 1870 entlagte er der Bühne und starb 6. April 1875 zu Görlitz. Seine Gattin Therese, geb. Ringelhardt (geb. 1819 in Bremen), gehörte als Vertreterin von Soubretten und älteren Rollen 1836—57 dem Theater an. — Die Schwester der Brüder B., Marie, geb. 1. Febr. 1820 in Berlin, debütierte in Danzig, spielte dann in Riga, Leipzig und Hannover, heiratete 1856 den Direktor Hoffmann und zog sich dann von der Bühne zurück, auf der sie 1875 wieder auf kurze Zeit am hamburger Thaliatheater in älteren Rollen erschien. Früher zeichnete sie sich in naiven und sentimentalen Liebeserinnen durch lebensvolle Wahrheit des Spiels aus.

Baumeister (Joh. Wilh.), einer der bedeutendsten Tierärzte, Tiermaler und Züchtungslehrer Deutschlands, geb. 27. April 1804 zu Augsburg, wo sein Vater, ein geschätzter Miniaturmaler, Zeichenlehrer war, bildete sich unter dessen Leitung und später in Augsburg und München zum Tiermaler aus. Seine Tierstudien führten ihn zur Tierarzneiwissenschaft. Er bezog 1825 die Tierarzneischule zu Stuttgart und ließ sich dann 1827 in Umünd als Tierarzt nieder. Nachdem er hierauf seit 1831 als Lehrer am landwirtschaftlichen Institut Hohenheim gewirkt, folgte er 1839 einem Rufe als Professor und Hauptlehrer an die Tierarzneischule zu Stuttgart, wo er schon 3. Febr. 1846 starb. Als praktischer Tierarzt sehr geschätzt, hat sich B. auch durch eine Reihe von Schriften über Gegenstände der Veterinärkunde, welche Schriften er selbst mit forresten, instruktiven und genial aufgefaßten Zeichnungen verfaß, einen geschätzten Namen erworben. Unter B.s Schriften ist namentlich hervorzuheben: •Das Handbuch der landwirtschaftlichen Tierkunde

und Tierzucht» (mit Holzschnitten, 2 Bde., Stuttg. 1843—47). Einzelne Teile dieses Handbuchs sind auch besonders erschienen, so die «Anleitung zur Kenntnis des Außern des Pferdes» (Stuttg. 1845; 6. Aufl., bearbeitet von Rueff, Stuttg. 1870), «Anleitung zum Betriebe der Pferdezuucht» (Stuttg. 1845; 4. Aufl., bearbeitet von Rueff, Stuttg. 1874), «Die tierärztliche Geburtshilfe» (Stuttg. 1844, 6. Aufl., bearbeitet von Rueff, Stuttg. 1878). Die besten künstlerischen Produkte von B. sind die 1846 in Stuttgart erschienenen Radierungen, die von seinen Freunden nach hinterlassenen Zeichnungen herausgegeben wurden.

Baumfeldwirtschaft ist eine Art des Baufeldbaues (s. d.), bei welcher eine Verbindung der Holz- oder Baumzucht mit landwirtschaftlicher Benutzung des Bodens stattfindet. Zum Zwecke der B. wird die geeignete Fläche mit Bäumen so weitläufig bepflanzt, daß die landwirtschaftliche Nutzung entweder unausgesetzt oder wenigstens viele Jahre lang erfolgen kann. Erstere Form wendet man mit Erfolg für den Obstbau besonders in Süddeutschland, Böhmen u. s. w. an. Auch die weitläufig mit Eichen, Kopfweiden, Lärchen u. s. w. beplanten ständigen Hutweiden, wie sie sich namentlich im nordwestl. Deutschland, in Österreich u. s. w. finden, können hierher gerechnet werden. Die zweite Form, die eigentliche B., wurde vorzüglich von A. Cotta (1819) in Vorschlag gebracht; die geeignete Fläche wird mit Laub- oder Nadelholz reichsam mit um so größerem Abstände der Reihen bepflanzt, je mehr man Gewicht auf Feld- oder Grasnutzung gegenüber der Holznutzung legt. Der Feldbau erfordert den weitläufigsten Stand der Bäume; etwas stärkere Beschattung verträgt die Wiese, noch härtere die Weide. Der Abstand der Reihen beträgt 4—20 m, die Entfernung der Pflanzen in den Reihen 1—1,5 m. Fruchtbau oder Grasnutzung werden so lange fortgesetzt, als es der Holzbestand gestattet, ungefähr 20—30 Jahre. Hierauf findet von Zeit zu Zeit wiederholte Verminderung der Stämme statt, zuletzt kahler Abtrieb zur Zeit der Haubarkeit. Darauf folgt der Beginn der neuen Wirtschaft durch neuen Anbau. Dieser Betrieb kann zahlreiche Modifikationen erleiden, hat jedoch im großen keine Anwendung gefunden und ist ohne stärkere Düngung unmöglich. Überdies vermag der stärkere Zuwachs freistehender einzelner Bäume nicht den größern und wertvollern Massenzuwachs zu ersetzen, der bei voller Bestockung der von ersten beschützten Fläche durch die größere Anzahl der Stämme erzielt werden kann.

Baumfrel ist die vorsätzliche und rechtswidrige Beschädigung oder Zerstörung von Bäumen oder Sträuchern, die Eigentum eines andern sind, ohne die Absicht der Aneignung. Sie wird entweder nach den Feldpolizeigesetzen (§. 30. pr. v. v. v.) und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880 (§. 30. Abs. 5) oder, namentlich wenn sie aus Versehen oder Unvorsicht verübt wurde, als Sachbeschädigung nach Art. 303 und 304 des Reichs-Strafgesetzbuchs mit Gefängnis oder Geldstrafe geahndet. Nach dem letztern Artikel ist bei Bäumen und Sträuchern, welche «zur Verschönerung öffentlicher Wege, Plätze oder Anlagen dienen», Gefängnis bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bis 1500 Mark angedroht.

Baumgarten (Alexander Gottlieb), ein idyllischer und klarer Denker aus Wolfschule. Er war von Sigmund Jakob B., geb. 17. Juli 1714

zu Berlin, studierte zu Halle und wurde, nachdem er eine Zeit lang an der dortigen Universität gelehrt, 1740 ord. Professor der Philosophie zu Frankfurt a. O., wo er 26. Mai 1762 starb. Er ist der Begründer der Ästhetik (s. d.) als einer systematischen Wissenschaft des Schönen, obgleich er dieselbe noch in sehr trodener und schematischer Weise behandelte. Sie war ihm nur ein einzelner Teil der Theorie der Sinnlichkeit oder des sog. niederen Erkenntnisvermögens, während die Logik sich auf das sog. höhere Erkenntnisvermögen beziehen sollte. Die Idee einer solchen Wissenschaft stellte er zuerst auf in der Schrift „De nonnullis ad poema pertinentibus“ (Halle 1786). Aus seinen Diktaten entstanden Meier's „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften“ (3 Bde., Halle 1748—50), worauf er selbst seine „Aesthetica acroamata“ (2 Bde., Frankfurt. 1750—58) erscheinen ließ, deren Vollendung aber sein Tod verhinderte. Übrigens hatte er fast überall bei Auffstellung seiner Regeln bloß die sog. redenden Künste vor Augen. Seine Schriften über die andern Teile der Philosophie zeichnen sich durch Klarheit und Bestimmtheit aus. So ist namentlich sein „Metaphysica“ (Halle 1789; 7. Aufl. 1779, deutsch von Meier, 1788) noch jetzt ein gutes Buch für das Studium der Metaphysik der Wolffschen Schule. Vgl. Meier, „Leben W.“ (Halle 1768); Schmidt, „Leibniz und W.“ (Halle 1876).

Baumgarten (Herm.), Historiker, geb. 28. April 1825 in Lefse, einem Dorfe in Braunschweig, besuchte 1834—42 das Gymnasium in Wolfenbüttel und studierte 1842—48 in Jena, Halle, Leipzig, Bonn und Göttingen Philosophie und Geschichte. Seit 1848 redigirte er einige Jahre die „Deutsche Reichszeitung“ in Braunschweig, hielt sich dann zu histor. Studien in Heidelberg, München und Berlin auf und wurde 1861 als Professor der Geschichte und Literatur an das Polytechnikum in Karlsruhe, in gleicher Eigenschaft 1872 an die Universität zu Straßburg berufen. Von seinen histor. Arbeiten sind zu erwähnen: „Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution“ (Berl. 1861), „Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage“ (3 Bde., Lpz. 1865—71), „Über Sleidans Leben und Briefwechsel“ (Straßb. 1878), „Sleidans Briefwechsel“ (Straßb. 1881), „Vor der Bartholomäusnacht“ (Straßb. 1882). Auf dem Gebiete der Publizistik hat sich W. durch folgende Schriften bekannt gemacht: „Gernus und seine polit. Überzeugungen“ (Lpz. 1853), „zur Verständigung zwischen Süd und Nord“ (Leipz. 1859), „Partei oder Vaterland?“ (Frankf. 1866), „Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik“ (Berl. 1867), „Wie wir wieder ein Volk werden“ (Lpz. 1870). Ferner veröffentlichte er eine Reihe von histor. Aufsätzen in Eybels „Histor. Zeitschrift“, den „Preuß. Jahrbüchern“ und in andern Zeitschriften.

Baumgarten (Konrad), ein Landmann zu Altlen in Schwablen, soll, der Teilsage zufolge, 1807 in landenbergischen Burgvogt Wolfenschießen erlagen und dadurch mit zu der Erhebung der abtrübselte gegen die habsburg. Mächte Veranlassung gegeben haben.

Baumgarten (Michael), protestantischer Theol., geb. 25. März 1812 zu Haselhof in Holstein, wendete sich seit 1832 zu Kiel theol. und orient. wiss., habilitirte sich dort 1839, ward 1846 Voran der Michaeliskirche zu Schleswig, als

welcher er 1848 für die Erhebung der Herzogtümer eintrat, und ging 1850 als ord. Professor der Theologie nach Rostod. W. steht durchaus auf dem Boden des positiven Lutherthums, wie auch seine wissenschaftlichen Schriften beweisen: „Die Echtheit der Pastoralbriefe“ (Berl. 1837), „Theol. Commentar zum Alten Testament“ (Zl. 1, Kiel 1843—44); „Apostelgeschichte oder Entwicklungsgang der Kirche von Jerusalem bis Rom“ (2 The., Braunschw. 1852; 2. Aufl. 1859) und „Nachgeschichte des Scharja“ (Braunschw. 1854). Dennoch geriet W. bald wegen abweichender Lehrmeinungen mit dem medlenburgischen Oberkirchenrat in Streit und ward 6. Jan. 1858, weil er in seinen Schriften und Lehrvorträgen ein den wichtigsten Punkten von den Lehren und Grundsätzen der Symbolischen Bücher der evang.-luth. Landeskirche abwich, kurzerhand seiner Professur enthoben. Seine Schrift „Eine kirchliche Krisis in Medlenburg“ (Braunschw. 1858), welche das Verfahren der kirchlichen Behörde einer scharfen Kritik unterzieht, verwickelte ihn in einen Preßprozeß, der 1859 mit der Absolvierung von der Instanz endete. Auch eine von 600 rothoder Bürgern im Okt. 1859 eingereichte Zuschrift an den Konsistorialrat Krabbe hatte für W. wie für die Unterzeichner eine Untersuchung zur Folge, welche erst in letzter Instanz mit Freisprechung der Angeklagten endete. Dennoch ließ W. mehrere Broschüren ausgehen: „Der kirchliche Nostand in Medlenburg“ (Lpz. 1861), „Soll die medlenburgische Landeskirche zu Grunde gehen?“ (Lpz. 1861), „An die Freunde aus dem Gefängnis“ (Berl. 1862), welche ihm Geld- und Gefängnisstrafen eintrugen. Dies energische Eintreten für kirchliche Lehrsicherheit war auch der Grund, weshalb W. trotz seines ausgesprochenen Festhaltens am streng luth. Bekenntnis 1865 an der Gründung des Deutschen Protestantenvereins (s. d.) theilnahm. W. wurde 1874, 1877 und 1878 im fünften medlenb. Wahlkreise (Rostod-Dobberan) zum Reichstagsabgeordneten gewählt, wo er sich zunächst der Fortschrittspartei, seit den Verhandlungen über das Militärgesetz (Frühjahr 1874) der Gruppe Löwe-Kalbe anschloß. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „Zwölf kirchenpolit. Vorträge zur Beleuchtung der kirchlichen Gegenwart“ (Bremen 1869), „Der Deutsche Protestantenverein“ (Berl. 1871), „Kirchliche Zeitfragen in Vorträgen“ (Rostod 1874).

Baumgarten (Sigmund Jak.), einflußreicher Theolog des 18. Jahrh., geb. 14. März 1706 zu Wolmirstedt, besuchte das Gymnasium und die Universität zu Halle, wo er sich 1728 habilitirte, 1780 außerord., 1743 ord. Professor wurde und 4. Juli 1757 starb. In der Schule des Pietismus gebildet, aber zugleich von der Wolffschen Philosophie beeinflusst, ist W., obgleich selbst noch auf dem Boden der orthodoxen Kirchenlehre stehend und der Philosophie nur formale Anwendung aufgebend, der Vorläufer des durch seinen Schüler Semler (s. d.) begründeten Nationalismus. Von W.'s kirchenhistor. Schriften waren für ihre Zeit von Bedeutung: „Auszug der Kirchengeschichte“ (3 Bde., Halle 1743—46), „Prima lineae breviarum antiquitatum christianarum“ (Halle 1747) und „Geschichte der Religionsparteien“ (Halle 1760). Außerdem veröffentlichte er „Nachrichten von einer holländischen Bibliothek“ (8 Bde., Halle 1748—51) und „Nachrichten von merkwürdigen Büchern“ (12 Bde., Halle 1752—57). Eine Biographie W.'s lieferte Semler (Halle 1758).

Baumgarten-Crusius (Oskar Karl Wilh.), verdienter Philolog und Schulmann, geb. 24. Jan. 1786 zu Dresden, wo sein Vater, Gottlob August B. (geb. 1. April 1752, gest. 18. Dec. 1816 als Stifts-Superintendent zu Merseburg), damals Diakonus an der Kreuzkirche war. Der Sohn erhielt seine höhere Schulbildung zu Grimma und widmete sich hierauf zu Leipzig theol. und philol. Studien. Nachdem er einige Zeit als Choralist an der Domkirche zu Merseburg funktioniert hatte, bekleidete er 1810–17 das Konrektorat an der dortigen Domschule und nahm durch Wort und Schrift den warmsten Anteil an der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft. Für diesen Zweck war er unter anderem ein eifriger Mitarbeiter an den «Deutschen Blättern», schrieb auch «Vier Neben an die deutsche Jugend über Vaterland, Freiheit, deutsche Bildung und das Kreuz» (Altenb. u. Epp. 1814). Nachdem er seit 1817 als Konrektor der Kreuzschule zu Dresden nicht bloß für das Gedeihen der Anstalt, sondern auch für die Verbesserung des städtischen Schulwesens überhaupt gewirkt, erhielt er 1838 das Rektorat der Landesschule zu Weissen, in welchem er sich ebenfalls die größten Verdienste erwarb. B. starb 12. Mai 1845. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann mit der Bearbeitung des «Agesilaus» von Plutarch und Xenophon (Epp. 1812) und des Sueton (8 Bde., Epp. 1816–18), von dem er sowie auch von Ovids «Metamorphosen», Livius und Curtius Handausgaben besorgte. Dann gab er Homers Odyssee mit Auszügen aus Gualtherius und andern Scholiasten heraus (8 Bde., Epp. 1822–24), besorgte später eine neue Auflage von W. Müllers «Homerischer Vorschule» (Epp. 1836) und veröffentlichte eine Biographie von Georg Fabricius (Epp. 1839). Außerdem schrieb er: «Die unsichtbare Kirche» (Epp. 1816), «Reise aus dem Herzen in das Herz» (Dresd. 1818), «Reise auf der Post von Dresden nach Leipzig» (Dresd. 1819) und «Licht und Schatten» (Dresd. 1821). Eine Biographie von ihm schrieb sein Sohn Arthur B. (Dsch. 1853).

Baumgarten-Crusius (Eduard Friedr. Otto), Theolog, Bruder des vorigen, geb. 31. Juli 1788 zu Merseburg, besuchte das Gymnasium zu Merseburg und die Fürstenschule zu Grimma, und bezog 1806 die Universität zu Leipzig, wo er Theologie studierte, sich 1809 in der philol. Fakultät habilitierte und 1810 Baccalaureus der Theologie und Mitglied des Prediger-Kollegiums der Universitätskirche wurde. Er folgte 1812 einem Rufe nach Jena, wo er 1817 eine ord. Professur erhielt und nach langjährigem Wirken 31. Mai 1843 starb. Als gelehrter Forscher hat sich B. vor allem um die Dogmengeschichte verdient gemacht. Die Ergebnisse seiner Studien legte er im «Lehrbuch der Dogmengeschichte» (2 Abt., Jena 1831–32) und in dem «Kompendium der Dogmengeschichte» (herausg. von Hase, 2 Bde., Epp. 1840–46) nieder. Außerdem verfaßte B. namentlich eine «Einleitung in das Studium der Dogmatik» (Epp. 1820), ein «Handbuch der christl. Sittenlehre» (Epp. 1827), «Grundzüge der biblischen Theologie» (Jena 1828) und einen «Grundriß der evang.-kirchlichen Dogmatik» (Jena 1830). In diesen Schriften bekundet er sich als einen Anhänger Schleiermachers, den er auch in der Schrift «Über Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst» (Jena 1834) zu würdigen suchte. B. 4 «Georgische Schriften zum Neuen Testament» (3 Bde., Jena 1844–48) wurden nach seinem Tode

von Otto, Rimmel und Schauer herausgegeben. Eine Sammlung seiner kleineren Schriften enthalten die «Opuscula theologica» (Jena 1836).

Baumgartner (Baumgärtner), welches adeliche Patriciergeschlecht, besonders angehen in der Reformationszeit, wo es der kaiserl. Partei zu neigte. Hans und David B. führten die Verhandlungen mit Karl V. über die Unterwerfung Ulms im Schmalkld. Kriege, Dec. 1546. Nach der Kapitulation Augsburgs kamen sie in den Stadtrat, den der Kaiser einsetzte. Ein David B. war später in die Grumbach'schen Hände verfiel und wurde 1567 nach der Einnahme Gothes nach Kurfürst August von Sachsen entführt. Augustin B. vertrat Bayern 1563 auf dem Tridentiner Konzil, wo er durch seine freimüthigen Neben bei den päpstlichen Legaten großen Ansehen erlangte.

Berühmter ist Hieronymus B. aus dem nürnberg. Zweige der Familie, geb. 9. März 1490 zu Nürnberg, Humanist und Reformator, und einer der angesehensten Vertreter der Politik seiner Zeit unter Karl V. Anfangs in Ingolstadt, dann in Wittenberg (seit 1518) gebildet, durchdrang er sich hier mit den Ideen Luthers und Melancthon's, mit welchen ihn fortan eine innige und durch die besonders mit Melancthon gepflegte Korrespondenz halbe gehaltene Freundschaft verband. Schon 1535 zum Senator in seiner Vaterstadt erhoben, erhielt B. im Laufe der Jahre deren höchste Ämter und vertrat sie auf einer Reihe von Reichstagen und auf dem Tage zu Schmalkalden, 1538. Im J. 1544 geriet er in die Gefangenschaft des Ritters Albrecht von Rosenberg, welcher für einen alten Jost mit Nürnberg Genugthuung erlangen wollte. Erst im Sommer 1545 wurde B. nach langer Unterthänigkeit befreit. An der Reformation Nürnbergs hat B. großen Anteil; die Gründung des dortigen Gymnasiums und der Stadtbibliothek war wesentlich sein Werk. Luthers nachmalige Gattin, Katharina von Bora, war ursprünglich ihm bestimmt. B. starb zu Nürnberg 8. Dec. 1565.

Baumgartner (Andreas, Freiherr von), kaiserl. Staatsmann und namhafter Gelehrter, geb. 23. Jan. 1798 zu Friedberg in Böhmen, als der Sohn eines Wälders, erhielt seine Vorbildung auf der Schule zu Linz und widmete sich seit 1810 auf der Universität zu Wien vorzugsweise den mathem. Wissenschaften, ward 1815 Assistent bei der Lehrstuhl der Philosophie, 1816 bei der Lehrstuhl der Mathematik und Physik am Lyceum zu Olmütz. Hier schrieb er sein erstes Werk: die «Aräometrie» (Wien 1820). Im J. 1823 übernahm er die Professur der Physik an der Universität zu Wien und schrieb «Mechanik in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe» (2. Aufl. Wien 1823), «Naturlehre» (Wien 1828; 8. Aufl. 1844–45), welches Werk viel zur Popularisierung der Naturwissenschaften beitrug, «Anfangsgründe der Naturlehre» (Wien 1837; 2. Aufl. 1860), «Einleitung zur Heizung der Dampffessel» (Wien 1841), «Unterricht im Lobaubau» (Wien 1845). Aufso dem wirkte er für die Fortbildung der Naturwissenschaften durch die «Zeitschrift für Physik und Mathematik», die er anfänglich mit Ettinghausen (10 Bde. Wien 1826–32), dann allein als «Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften» (4 Bde. Wien 1832–37), sodann aber in Verbindung mit Holzer herausgab. Ein hartnäckiges Falschspiel bezog B. das Lehramt an der Universität aufzugeben. Er ward dafür 1833 zum Direktor der k. k. Porzellan

schon 1842 Hofrat und Chef sämtlicher Telegraphen, 1846 übertrug man ihm die Errichtung der elektrischen Telegraphen. 1847 wurde er zum Hofrat der allgemeinen Hofkammer ernannt und mit der obersten Leitung des Eisenbahnbauwesens betraut. Nach den Märzereignissen von 1848 übernahm er unter Villersdorf das Ministerium des Inneren und der öffentlichen Bauten, das er nach dem Austritt des Ministeriums Deßloch übernahm. Selbst war er als Chef einer der Abteilungen im Finanzministerium thätig. Nach dem Austritt Deßloch übernahm B. d. 28. Mai 1851 das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten und noch in demselben Jahre (26. Dez.) auch das Finanzministerium. Im J. 1854 wurde er zum Freiherrnstand erhoben. In seine Verwaltung fällt der Abschluss des Nationalanlehens und der Bau der Staatseisenbahnen. Nachdem er das Ministerium beinahe vier, das Finanzministerium über drei Jahre verwaltet, suchte er im März 55 um seine Entlassung aus dem Staatsdienste nach. Stattdessen erhielt er nur das Amt des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften bei. Im J. 1851 war er in das Herrenhaus des Reichstags berufen; er leitete lang war er auch Präsident der Niederösterreichischen Schöngesellschaft. Bis zu seinem Tode fungierte er als Obmann der Finanzkommission des Herrenhauses und als Mitglied der Staatlichen Kontrollkommission. Er starb 30. Juli 56 in Jüngling bei Wien. In seinem Vermächtnis hinterließ er der Akademie der Wissenschaften ein Vermögen von 10000 fl. (Baumgartner-Preis für die Förderung von mathematisch-naturwissenschaftlichen Arbeiten. Vgl. von Schröder, Adm. Jahrbuch von B. (Wien 1896).

Baumgartner (Gallus Jal.), (schweiz. Staatsanw., geb. 18. Okt. 1797 zu Altdorf, besuchte die Anstalt des Gymnasiums in St. Gallen, Rechtschule zu Freiburg i. d. Schw., begab sich 6 zur Vollendung seiner Studien nach Wien, nahm 1817 eine Hauslehrerstelle in Ungarn. Im J. 1819 wurde er als politisch verdächtig aus Wien und 1820 ausgewiesen. In seine Heimat zurückgekehrt, trat er 1823 als Archivar in St. Gallen Staatsdienst, gelangte 1826 in den Großen Rat und wurde 1828 zum ersten Sekretär gewählt. Ehrgeizig, form- und geschäftsmäßig, von zündender Beredsamkeit, betonte er die freiheitliche Bewegung, welche die Schweizrevolution auch in St. Gallen hervorgerufen hatte, zum Umsturz des bestehenden Regimes, nahm an der Entstehung der fortgeschrittenen Verfassung von 1831 in hervorragender Theil und ging aus der Bewegung als Landmann von St. Gallen und als dessen erster Vertreter an die Tagesordnung hervor. Wie B. sich in den folgenden Jahrzehnten in seinem Heimatort einer fast unbeschränkten Autorität erfreute, leitete er auch in eidgenössischen Angelegenheiten leitende Rolle als einer der Führer der radikalen Partei. Um so mehr erregte es Verwunderung und Mißbilligung, als 1841 der bisherige Führer der liberalen hauptsächlich aus gekröntem Ehrgeiz die Partei verließ, seine Stelle in der Regierung St. Gallen aufgab und in der aargauischen Regierung an der Tagesordnung für Herstellung der Einheit trat. Schon 1848 gelangte B. mit Hilfe der liberalen Partei wieder in den Großen Rat und den Landammannstuhl und behauptete seinen

Sitz bis 1847, wo ihn die Stürme der Sonderbundzeit nicht bloß aus der Regierung, sondern auch aus dem Lande vertrieben. Im Frühjahr 1848 kehrte er indes aus Wien zurück und nahm wieder seinen Sitz im St. Gallischen Großen Rat ein, der den vielgewandten Staatsmann 1857–60 als Ständerat in die Bundesversammlung sandte und 1859 sogar wieder in die Regierung und zum Landammann wählte. Erst 1864 gelang es der radikalen Partei, ihn wieder aus der obersten Landesbehörde zu verdrängen. Von den zahlreichen politischen und wissenschaftlichen Arbeiten B.'s hat besonders sein Werk: „Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830–50“ (4 Bde., Jhr. 1853–56) wissenschaftliche Bedeutung. In der Vollenbung eines andern histor. Werks, der „Geschichte der Schweiz, Freistaats und Kantons St. Gallen“, hinterließ ihn der Tod, welcher 12. Juli 1869 den längst fast vergessenen

Baum-

mentlich a

1798 zu W

belberg,

erhielt 185

burg und

1802 in 1

physiol., t

lehren gel

Natur und

„Qualitäts

1836–37

jünger zur B

und Heil

„Handbuch

lehre“ (2.

„Krankeng

von 72 Ill:

gen in den

Heilkunde

weise der Züngerentzündung“ (Stuttg. 1850 u. f.).

Borjungsweise physiol. Untersuchungen gewidmet

sind die „Beobachtungen über die Nerven und das

Blut“ (Freiburg 1830) und das „Lehrbuch der

Physiologie“ (Stuttg. 1853, mit Atlas). Besondere

Verdienste hat sich B. durch seine Beobachtungen

über die Entwicklungsgeichte der Tiere und

Untersuchungen über den Kreislauf des Bluts er-

worben. Schon 1830 suchte er darzutun, daß die

Spaltungen des Blutkörpers kugelige Massen zu ihrem

Resultate haben, aus welchem sich die Einzelteile

des Tieres entwickeln, und er beschrieb die stufenweise

Umwandlung solcher Kugeln zu Blutkörperchen.

Diese Bildungstheorie war sonach der Vorläufer

zu der von Schwann aufgestellten Zellentheorie.

Später hat B. die letztere auch zur Erläuterung der

Schöpfungstheorie der organischen Natur anzuwenden

versucht, wie unter andern in den Schriften: „Die

Embryonalanlage durch Keimpaltungen“ (Stuttg.

1854) und „Anfänge zu einer physiol. Schöpfungsgeschichte“ (Stuttg. 1855), „Schöpfungsgedanken“

(Abteil. 1: „Der Mensch“, Freiburg 1856; Abteil. 2:

„Blide in das All“, Freiburg 1859). Bei seinem

Austritte von der Professur veröffentlichte er „Ver-

mächtnisse eines Ministers“ (Freiburg 1859). Außer-

dem sind von ihm seitdem erschienen: „Die Natur-

religion“ (Zps. 1862; 2. Aufl. 1865) und „Dra-

matistische Schriften und Studien über das Leben“

(3 Bde., Zps. 1865–66). Als das wichtigste

Ergebnis seiner neuesten Forschungen stellt B. auf, daß die gleichen Naturgesetze, durch welche auf der Erdoberfläche die pflanzlichen und die Tierzellen entstehen, auch in den Räumen des Universums ihre Geltung behaupten. Hierin liegt nach ihm der Grund der Systeme der Welten, welche sämtlich Weltzellen sind, und der der Einzelkörper, welche insgesamt Teile einer Weltzelle sind und zum Teil selbst wieder die Zellenform angenommen haben. Diese Studien legte er in: «Natur und Gott» (Epz. 1870) und «Die Weltzellen» (Epz. 1875) nieder.

Baumheide, Pflanzenart, s. unter Erica.

Baumholder, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Erier, Kreis St. Wendel, 24 km im N. von letzterer Stadt, zwischen Nahe und der bayr. Pfalz, zählt (1880) 1820 meist evang. E., welche Ackerbau und Viehzucht, auch Zaspis-, Basaltstein- und Schwerpatgräberei betreiben. Die Stadt wurde 1880 fast gänzlich durch Brand zerstört und wieder neu aufgebaut.

Baumhühner (Odontophori), eine Familie amerik. Hühnervögel, welche durch ihre Lebensweise die einen den europ. Faselhühnern, die andern den Rebhühnern ähnlich sind, sich durch den kurzen, sehr hohen, seitlich zusammengedrückten und oft mit einem Bahne versehenen Schnabel und den hohen, spornlosen Fuß mit langen Zehen auszeichnen. In der Gestalt gleichen sie mehr den Wachteln, sind aber schöner gefärbt, äußerst flink und gewandt und wegen ihres Fleisches in ihrer Heimat geschätzt, die sich besonders über Mittelamerika und auf der Westseite der Felsengebirge bis nach Californien erstreckt. Hierher gehören das brasilianische *Baumhuhn*, Capuere (*Odontophorus dentatus*), von der Größe und Lebensart des Faselhuhns, die virginische Wachtel, Baumwachtel, Colinhuhn (*Ortyx virginiana*), die gern bäumt, sonst aber dem Rebhuhn in der Lebensart ähnelt, die Schopf- und Felmwachteln (*Lophortyx*) mit niedrigem Feherbüsch. Alle diese sog. Wachteln werden jetzt in Tiergärten gezüchtet und verdienen, des schmackhaften Fleisches wegen, eingebürgert zu werden.

Baumstift, auch Baumörtel genannt, dient bei Obstbäumen zur Ausfüllung stark vertiefter Wunden, wie sie unter anderm durch das Ausschneiden brandiger und krebser Stellen entstehen, oder sonstiger Höhlungen im Stamm. Er wird immer frisch bereitet, indem man fetten Thon oder in Ermangelung dessen thonhaltige Erde mit ebenso vielem strohlosen Rindernist unter Zusatz von Holzasche oder gelöschtem Kalk und dem nötigen Wasser zu einem dicken Brei durcheinandermengt.

Baumstohl, s. unter Brassica.

Baumläufer (Certhida) sind eine wenig zahlreichere Familie kleiner Singvögel mit langem, schwach nach unten gekrümmtem, dünnem Schnabel, steifem Schwanz mit spizen Schäften der Federn und mit langen Krallen an den Zehen. Sie klettern an Baumstämmen und Ästen, selbst an der untern Fläche, an Felsen und Mauern umher, suchen emsig Insekten und bauen ihr Nest in einem Hohlloch. Der gemeine B. (*Certhia familiaris*), der überall in Europa und der gemäßigten Zone aller Weltteile vorkommt, ist kaum größer als der Zaunkönig, oben bräunlich, weiß getupft, unten weiß, die Flügel weißgelblich gebändert mit weißen Feherspitzen, bleibt selbst im Winter, brütet zweimal im Sommer und ist wenig scheu, aber auch seines großen Ruhens wegen als Insektentvertilger schonenswert.

Baumöl oder Olivenöl heißt das aus den Oliven, den Früchten des Ölbaums (s. b.), gewonnene fette Öl, welches schon seit den ältesten Zeiten einen wichtigen Gegenstand der Industrie und des Handels bildete. Je nach der Verschiedenheit des Bodens, auf dem der Ölbaum kultiviert wird, der Spielart, der größern oder geringern Reife der Früchte, der Behandlung derselben beim Auspressen, kommt es im Handel von sehr verschiedener Güte vor. Das feinste und beste Öl fließt teils von selbst aus den völlig reifen Oliven aus, teils wird es aus sorgfältig eingesammelten, reifen und gut sortierten Früchten durch gelindes Pressen gewonnen. Es führt den Namen *Jungferöl* (huile vierge superfine et fine) und dient als bestes Tafelöl. Feinere, aber immer noch gute, genießbare Sorten werden durch schärferes Pressen oder aus minder gewählten Früchten bereitet. Das gewöhnlich so genannte B., welches in der Regel nicht mehr zu Speisen verwendet wird, erhält man durch Behandlung des Pressrückstandes mit heißem Wasser und heißes Pressen. Durch fortgesetztes Pressen und Zerquetschen, namentlich unreifer und schlechter Früchte, wird eine noch geringere, dickliche, grünliche, von Geschmack und Geruch widrige Sorte von B. erzeugt, das bei der Seifenbereitung und andern technischen Zwecken in Anwendung kommt. In neuerer Zeit hat man das B. aus den Oliven außer durch Pressen auch durch Extraktion mittels Schmelzkohlenstoff, und zwar mit großem Erfolg, darzustellen versucht.

Das beste Öl liefern das südl. Frankreich (Au, Grasse und Marseille, woher der für alle feinen Sorten des B. gebräuchliche Name *Provenceroil*) und die benachbarten Küsten Italiens (Nizza, Genua, Pisa, Lucca). Sonst produzieren Öl für den Handel Spanien (Mallorca, Valencia, Granada, Sevilla), Portugal (Coimbra), Neapel, Griechenland, Candia, Nordafrika und die Levante. Das griech. levantin. und calabres. Öl gehört zu den geringsten Sorten. Das feinste Provenceroil ist von weißlicher oder hellgelber Farbe, durchscheinend, sehr mild schmeckend, geruchlos und verbrennt ohne Rauch und Sichelgeruch. Die gelblich-grünen geringeren Sorten entbehren dieser Eigenschaften. Manche Sorten erstarren teilweise schon bei + 10° C., andere erst einige Grade über oder sogar erst unter 0°. Durch Raffinieren mit Kohlenpulver kann das binaire B. gereinigt und ranzig gewordenen wieder verbessert werden. Durch Aufbewahrung in reinen, bleihaltigen, kupfernen und messingernen Gefäßen an warmen Orten wird das B. leicht vergiftet. Feinere und teurere Sorten unterliegen häufig der Verfälschung durch Ruß, Rohrnadelöl, welche nicht leicht zu entdecken ist. In der *Materia medica* dient das Olivenöl sowohl innerlich (z. B. bei Vergiftungen) als äußerlich, namentlich zur Bereitung von Salben und Pflastern. Brennöl wird es vorzüglich im südl. Europa gebraucht; sehr beträchtlich ist seine Verwendung in Seife, besonders in der marseiller Seifenfabrikation und in der Färberei. Für den letzten Zweck gibt man dem sauren, trüben B. (Zaunkönig) den Vorzug. Das Salböl der Alten ist das Christma (s. b.) der Katholiken bestand aus dem steht noch in Olivenöl.

Baumschlag nennt man in der Natur die der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Wert nach ihrer charakteristischen Verschiedenheit.

den zeichnenden Rinken die Art der Darstellung derselben, besonders die Darstellung der Belaubungsart. **Baumschule und Baumzucht**, f. unter Obstbaumzucht und Waldbau.

Baumseide, baumwollenes und wollenes, hauptsächlich in Hamburg, Lübeck, Lüneburg und in Belsfalen gefertigtes Zeug.

Baumstark (Anton), Philolog, geb. 14. April 1800 zu Sinheim in Baden, besuchte das Lyceum zu Rastatt, studierte seit 1820 in Heidelberg, erhielt 1826 eine provisorische Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Freiburg und wurde 1829 an demselben Professor. Im J. 1836 wurde er zum ord. Professor der Philologie an der Universität Freiburg und zum Direktor des philolog. Seminars ernannt. Außer mehreren kleinern Schriften veröffentlichte er die dem Marcus Plautus zugeschriebene griech. Übersetzung von Cäsars Werken über die Gallischen Kriege (Freiburg 1831), eine kommentierte Ausgabe des Cäsar (Freiburg 1839), eine Übersetzung des Cäsar (8 Bde., Stuttg. 1837; 3. Aufl. 1854), „Blüten der griech. Dichtkunst in deutscher Nachbildung“ (6 Bde., Karlsr. 1840) und das für die alt-deutsche Verfassungsgeschichte wie für Erklärung der „Germania“ des Tacitus bedeutende Werk: „Alt-deutsche Staatsaltertümer“ (Wrl. 1873). Hieran schloß sich eine: „Ausführliche Erläuterung des allgemeinen Theils der Germania des Tacitus“ (Eyz. 1875), ferner eine kommentierte Ausgabe der „Germania“ für Studierende (Eyz. 1876), eine deutsche Übersetzung derselben Schrift (Freiburg 1876) und eine „Ausführliche Erläuterung des besondern völkerschaftlichen Theils der Germania des Tacitus“ (Eyz. 1880). Von seinen sonstigen Schriften sind zu nennen: „Zur Neugestaltung des bad. Schulwesens“ (Eyz. 1862) und „Friedr. Aug. Wolf und die gelehrte Schule“ (Eyz. 1864). Unter dem Pseudonym Hermann vom Busche veröffentlichte er: „Friedr. Karl von Moser“ (Stuttg. 1846), „Die neue religiöse Aufklärung“ (2 Bde., Darmst. 1846), „Populäres Staatslexikon“ (Stuttg. 1847–51), abe 1871 beschloß B. seine akademische Thätigkeit; er starb 28. März 1876. Seine Lebensgeschichte, von ihm selbst verfaßt, gab sein Sohn einhold B. heraus (Freiburg 1876). — Reinhold B., des vorigen Sohn, geb. 24. Aug. 1831 in Freiburg, studierte daselbst Jurisprudenz, trat 1852 in die jurist. Praxis, wurde 1857 Amtsrichter und 64 Kreisgerichtsrat in Konstanz. Viel Aufsehen erregte seine Schrift: „Gedanken eines Protestanten über die päpstl. Einladung zur Wiedervereinigung der röm.-kath. Kirche“ (4. Aufl., Regensb. 1868), deren Veröffentlichung B. zum Katholizismus trat und bis zur Neubegründung des Deutschen Reichs Mitglied der ultramontan-großdeutschen Partei in der bad. Kammer war. Von seinen weiteren Schriften sind zu erwähnen: „Mein Ausflug nach amien“ (Regensb. 1868; 2. Aufl. 1869), „Don Quixisco de Quevedo“ (Freiburg 1871), „Fegfeuer-näde“ (Freiburg 1871), „Columbus“ (Münst. 4), „Cervantes“ (Freiburg 1875), „Philipp II.“ (Freiburg 1875), „Thomas Morus“ (Freiburg 1879). In seinem Bruder Hermann (gest. 2. Febr. 1876 Cincinnati) gab er heraus: „Unsere Wege zur Kirche“ (Freiburg 1871). Außerdem abesetzte B. „Misternovellen“ (2 Bde., Regensb. 18) und Calderons „Dame Robold“ (Wien 1869). Im J. 1878 trat B. in den Ruhestand. Im Spätr 1879 wieder in den Landtag berufen, war er

für Herstellung des kirchlichen Friedens thätig, was ihm die Feindschaft seiner frühern Parteigenossen zuzog; darüber verbreitet er sich in der Schrift: „Die Wiederherstellung der kath. Seelsorge im Großherzogtum Baden“ (Freiburg 1880). Nach Schluß des Landtags trat er als Oberamtsrichter in Achern in den Staatsdienst zurück. — Ein dritter Sohn, Christian B., geb. 1836, studierte in Tübingen und Heidelberg Theologie und Philosophie; war dann Pfarrer in Haag im badischen Odenwald, seit 1880 zu Auggen im badischen Oberland, und schrieb „Christliche Apologetik auf anthropologischer Grundlage“ (Frankf. a. M., Bb. 1, 1872; Bb. 2, 1879), „Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat nach den Bedürfnissen der Gegenwart“ (Heidelb. 1878) und: „Zum kirchlichen Frieden“ (Straßb. 1880). In letzterer Schrift rebet er im Gegenjah zum Modus vivendi einer prinzipiellen Ordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat das Wort. — Ein vierter Sohn, Adolf B., geb. 1834, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Karlsruhe, schrieb eine Broschüre „Was ist das Recht?“ (Mannh. 1874).

Baumstark (Eduard), Nationalökonom, Bruder von Anton B., geb. 28. März 1807 zu Sinheim in Baden, besuchte das Lyceum zu Rastatt, studierte seit 1825 zu Heidelberg Jurisprudenz und Kameralwissenschaften, habilitierte sich 1829 daselbst als Privatdocent, und folgte 1838 einem Rufe als außerord. Professor nach Greifswald. Er übernahm hier die Aufsicht über die staats- und landwirtschaftliche Akademie zu Eldena sowie die Professur der Volks- und Staatswirtschaft, wurde 1842 zum ord. Professor an der Universität ernannt, und 1843 zum Direktor der Akademie. Durch strenge Disciplin und Förderung echt wissenschaftlich-praktischen Geistes hat er sich große Verdienste um diese bis 1876 bestehende Anstalt erworben. Im J. 1848 von seinem Kreise in die preuß. Nationalversammlung gewählt, wurde er bald der Führer der Rechten; 1849 erfolgte seine Wahl in die Erste Kammer, wo er seinen Platz im linken Centrum nahm, auch zum Vizepräsidenten erwählt wurde. Von der Ersten Kammer 1850 in das Staatenhaus nach Erfurt entsendet, stimmte er hier für die Annahme der Unionverfassung im ganzen. Unter dem Ministerium Hohenzollern-Muerzwald erfolgte sein Eintritt in das Herrenhaus, wo er zur Linken gehörte. Im J. 1856 wurde B. zum Geh. Regierungsrat und 1859 zum Mitglied des Landesökonomienkollegiums ernannt; 1864 wurde ihm das Ruratorium der Universität zu Greifswald mit übertragen. In seiner weitem parlamentarischen Wirkksamkeit im Herrenhause und als Vertreter des Wahlkreises Greifswald-Grimmen im Konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes schloß sich B. der national-liberalen Partei an. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind aus früherer Zeit „Staatswissenschaftliche Versuche über Staatskredit“ (Heidelb. 1833) und die „Kameralistische Encyclopädie“ (Heidelb. 1835) hervorzuheben. Zu Ricardos „Grundsätze der Volkswirtschaft“, die er ins Deutsche (Eyz. 1837; 2. Aufl., 1. Bb., 1877) übertrug, hat er „Volkswirtschaftliche Erläuterungen“ (Eyz. 1838) veröffentlicht. Später (1848) begründete er die „Jahrbücher der staats- und landwirtschaftlichen Akademie Eldena“, für welche er Beiträge lieferte, unter denen der auch besonders erschienene „Zur Einkommensteuerfrage“ (Greifswald 1849) von

praktischem Einfluß wurde. Außerdem schrieb er noch: «Zur Geschichte der arbeitenden Klassen» (Greifsw. 1858) und «Einleitung in das wissenschaftliche Studium der Landwirtschaft» (Berl. 1858). Mit von Waldbühl (Zuccalmaglio) veröffentlichte er «Barbale. Sammlung außerlesener Volkslieder der verschiedenen Völker der Erde» (Lpz. 1836). Seine Ansichten über Musik hat er in der Gedächtnisschrift «A. Fr. J. Thibaut» (Lpz. 1841) niedergelegt.

Baumwachs ist eine klebrige Masse von verschiedener Konsistenz, welche zum Bedecken kleiner Baumwunden dient. Für die Lebensdauer der Obst- und Pierbäume ist es von Wichtigkeit, daß alle durch Auspuhen oder durch ein Ungefahr entstandenen Wunden, nachdem sie mittels eines recht scharfen Messers geglättet worden, durch Bedeckung mit B. gegen die Einwirkung der Atmosphären, insbesondere gegen die austrocknende Luft geschützt werden. Hierdurch wird zugleich die «Überwallung», d. h. der natürliche Schluß der Wunde durch Bildung neuer Zellgewebemassen von der Rinde her gefördert. Ebenso unerlässlich ist die Anwendung des B. bei der Beseelung. Man unterscheidet warm- und kaltschmelzendes B.

Um warmflüssiges oder gewöhnliches Baumwachs zu bereiten, läßt man 2 Teile gelbes Wachs, 1 Teil weißes Bech und $\frac{1}{2}$ Teil Schweinefett über gelindem Kohlenfeuer zergehen und setzt unter beständigem Umrühren 1 Teil biden Terpentin zu. Man gießt die flüssige Masse in kaltes Wasser und formt sie, wenn sie etwas erhärtet ist, zu Stangen. Dieses B. muß vor seiner Anwendung erwärmt und, wenn es flüssig geworden ist, mittels eines Vorstanzinseles auf recht festes Papier gestrichen werden, welches man später in beliebig lange und $1\frac{1}{2}$ cm breite Streifen schneidet. Mit Leptern wurden früher viel allgemeiner als jetzt die beim Beseelen entstandenen Wunden bedeckt.

Kaltschmelzendes Baumwachs, welches direkt über die Wunden gestrichen wird, bereitet man, indem man $\frac{1}{2}$ kg weißes Bech schmilzt und dann langsam und vorsichtig 50–80 g Weingeist zusetzt. Man bewahrt diese Mischung in gut verschlossenen Blechbüchsen an einem kühlen Orte auf. Sollte sie mit der Zeit konsistenter werden und sich nicht mehr leicht aufstreichen lassen, so wird sie erwärmt und wieder mit etwas Weingeist versetzt. Ältere und große Wunden, welche länger als ein Jahr gebrauchen, um zu verheilen, werden dadurch gegen Austrocknung und das Eindringen der Feuchtigkeit geschützt, daß man sie mit dickflüssigem Steintohlenteer überstreicht.

Baumweißling oder Fedenweißling (*Pioris crataegi*), einer der schlimmsten Obstbaumschädiger aus der Gattung Weißling (s. d.), in der Familie der Tagfalter, in früheren Jahren fast noch verheerender als der Kohlweißling (s. d.) für den Gemüsegarten, aber in neuerer Zeit, in Folge mehrfach während der Begattungszeit eingetretener ungünstiger Witterung, seltener geworden. Er ist durch ganz Europa verbreitet, findet sich aber auch in Asien bis nach Japan. Alle vier Flügel des Schmetterlings sind weiß und von schwarzen Rippen durchzogen, welche in den schwärzlichen Flügelraum eintreten. Seine Hauptflugzeit fällt zwischen Mitte Juni und Mitte Juli. Während dieser Zeit legt das Weibchen bis 200 Eier dicht nebeneinander auf die Oberfläche der Blätter der Apfel-, Birn- und Zwetsgenbäume, auch des Weiß- und des Schwarzbjorns.

Die schon Ende August auskommende Raupe ist ausgewachsen an Kopf und Beinen schwarz, sonst bleigrau, oben mit weißlichen Vorstehenhaaren besetzt und mit drei schwarzen und dahingehenden zwei rotbraunen Längsstreifen bezeichnet. Die Häutchen halten sich zusammen und überwintern, nachdem sie das ihnen zunächst liegende Laub aufgefressen, in einem gemeinschaftlich angefertigten Gespinste, das nach dem Laubfall wegen der mit eingesponnenen Blätter schon von weitem sichtbar ist. Im Frühjahr ziehen sie bald aus, weiden die Knospen ab und fertigen sich ein neues, geräumigeres Nest, in das sie sich abends oder bei nasser, kalter Witterung zurückziehen. Nach der letzten Häutung wachsen sie sehr schnell. Ist die Witterung dauernd mild geworden, so kehren sie nicht mehr in das Gespinnst zurück, halten sich aber noch eine Zeit lang genommen, bis sie sich endlich zerstreuen, um sich einzeln zu verpuppen. Die Puppe hängt an der Hinterleibsspitze und mitten um den Leib durch einen Faden festgehalten aufrecht an Zweigen in Büumen, an Baumstämmen, Wänden u. s. w. und ist gelb und regelmäßig schwarz punktiert. Beim Auskriechen aus der Puppenhülle im Juni lassen die Schmetterlinge einen Tropfen roten Saftes fließen, der Veranlassung zur Sage vom Blutrigen gegeben hat. Die Gespinste des B. nennt man zum Unterschiebe von denen des Goldfästers (s. d.) Baumraupennester. Man erwehrt sich dieser Obstschädiger dadurch, daß man im Herbst die Rinde mit der Raupenschere abschneidet oder im Frühjahr, solange die Raupen noch beisammen leben, mittels der Raupenfadel verbrennt.

Baumwolle (frz. coton, engl. cotton) ist der flaumartige, faserige Stoff, welcher die Samkörner der Baumwollraupe einhüllt. Die Pflanzgattung, welche die B. hervorbringt, die *Gossypium*, welche die B. hervorbringt, die *Gossypium* (s. d.) gehört in die Familie der Malvaceen. Ihre Arten sind teils Sträucher, teils ausdauernde oder häufig nur einjährige Kräuter, welche ursprünglich sich wild nur im tropischen Asien und Afrika finden, jetzt aber in den warmen Ländern der ganzen Erde in Menge angebaut werden. Sie haben alle drei- bis fünfblättrige, in der Früher und frühesten Periode oft mit schwarzen Punkten bestreute Blätter und ziemlich große, gelbe, fünfblättrige, sehr vergängliche Blumen, welche einzeln in den Blattwinkeln stehen und an Grunde mit drei großen, herzförmigen, eingeschnitten gezähnten, verwachsenen Hüllblättern umgeben sind. Die Frucht ist drei- bis fünfkammerig, springt bei Reife in drei bis fünf Klappen auf und enthält mehrere Samen, in eine lange, dicke, weiß und nach dem Aufspringen elastisch hervorquellende Wolle eingehüllt, deren einzelne Haare in der Ohant der Körner wurzeln. In den verschiedenen Ländern werden jetzt auch verschiedene Arten u. B. angepflanzt, die sich aber durch eine u. als tausendjährige Kultur in mancherlei Weise zerteilt haben. In den weißen Staalkändern (Mittelasiatischen und Griechischen Meeres) baut man fast nur die einjährige krautartige Baumwolle (*G. herbaceum* L.), welche im Orient und Asien einheimisch ist und dort schon seit den ältesten Zeiten kultiviert wird. Dieselbe findet sich auch in Deutschland, trägt jedoch nur in Gewächshäusern oder Treibhäusern Blüten und reife Früchte. Etwa 200 verschiedene Varietäten dieser Art werden im Gebiet der Vereinigten Staaten Nordamerikas, in A

Indien und Südamerika angepflanzt. In Peru und Mexiko fanden schon die ersten Entdecker Baumwollpflanzungen wie Baumwollenge vor. In Ostindien und China wird unter andern auch eine besondere Art, die gelbe Baumwollstaude (*G. religiosum* L.), häufig angepflanzt, die sich durch gelbe Samenwolle auszeichnet. In Westindien baut man besonders häufig sowohl die westindische (*G. barbatense* Sw.) als auch die rauchhaarige (*G. hirsutum* Sw.) Baumwollpflanze, welche beide strauchig sind; am Senegal aber vorzüglich die getüpfelte (*G. sanctitatum* Schw.). In Ostindien, Ägypten, dem nördlichen Amerika und dem Innern Afrikas ist *B.* das wichtigste, ja bisweilen das ausschließliche Produkt. Zur Kultur der *B.* wählt man einen leichten, mit Sand gemischten, schon anstehenden Boden. Nur darf, um gute *B.* zu erhalten, das Klima nicht zu trocken sein, weil sonst beim Rangal an Regen die Wolle kurz bleibt. Daher ist das nördl. Indien keine oder nur wenig rauchbare *B.*, während die südl. Halbinsel Indiens ein brauchbares Produkt in Menge erzeugt. S. unter Baumwollindustrie.) Neuerdings ist auch in Australien die Baumwollkultur ziemlich bedeutende Fortschritte gemacht und die dort neuartigen Sorten haben sich zum Teil als ganz ausgezeichnet erwiesen. Infolge der durch den amer. Bürgerkrieg gebotenen Produktion und Ausfuhr der vorigen *B.* sind Anstrengungen gemacht worden, die Baumwollkultur in Ostindien und Italien Neapel, Sicilien, Insel Sardinien) emporzubringen; große Erfolge hierin erfordern aber eine längere Zeit. Auch die Verarbeitung chinesischer *B.* europ. Fabriken ist durch diese Krisis veranlaßt worden. Die Merkmale einer guten *B.* bestehen darin, daß die Wolle weiß, lang, seidnartig, fest, rein und ohne Unreinigkeiten ist. In der Heilkunde dient die *B.* und die aus ihr gewollte Watte als einfallender, wärmender Stoff z. n. erdings mehr als früher auch als Verbandmittel bei Wunden. In letzterer Hinsicht haben die Lehrlinge der letzten Kriege sowie der großen Krieger in Prag, Berlin u. s. w. sie zu einer Reibmaschinerie der leinenen Charpie gemacht. Auch verwendet man sie zur Herstellung der Wega (s. d.).

Derdem gebraucht man die Schiebbaumwolle (s. d.) zur Bereitung des Kollobium (s. d.).

Baumwollindustrie. I. Technisch. Die Baumwolle ist das wichtigste Rohmaterial der Textilindustrie, dessen Verarbeitung einen der interessantesten industriellen Prozesse darstellt. Schon während des Wachstums wird die Baumwolle sortiert, indem man unreifen und verbotenen Teile aussondert; das zurückgehaltene Material wird an der St. getrocknet und sodann am Gewinnungsorte in der ersten durch Maschinen ausgeführten Operation, der des Egrenierens, unterworfen, durch welche die Trennung der Fasern von den Samenkörnern und den noch anhängenden Kapselfäden bewirkt wird. Von den zu dieser Arbeit verwendeten Maschinen sind, abgesehen von den ältern, teilweise sehr modernen Konstruktionen, namentlich zwei Systeme sehr bemerkenswert, das der Säge- und das der Rammegreniermaschine.

Die Säge-Egreniermaschine (s. Tafel: Baumwollindustrie, Fig. 1) hat als hauptsächlich wirkenden Bestandteil den in der Abbildung a bezeichneten Zylinder, der abwechselnd aus Holz und aus Eisen Scheiben zusammen-

gesetzt ist, welche letztere die Sägen in einer Entfernung von 18 mm aneinanderhaften und, da ihr Durchmesser kleiner als der der Sägeblätter ist, die Zähne derselben hervortreten lassen. Über dem Sägecylinder ist ein aus gebogenen flachen Eisenringen bestehender Kasten o c derart angebracht, daß die Zähne der Sägen durch die engen Zwischenräume der Stäbe hindurchgreifen. Dieser Kasten ist einerseits bei o um die Schmiere drehbar befestigt, andererseits bei d durch die Stellschrauben e nach Belieben höher oder tiefer zu stellen, je nachdem die Zähne mehr oder weniger hervortreten sollen. Auf denselben wird die zu egrenierende Baumwolle geschüttet; die Zähne des rotierenden Sägecylinders erfassen die Fasern und ziehen sie durch den Kasten hindurch, und da die Körner nicht folgen können, wird die Wolle von ihnen abgerissen. Hinter dem Sägecylinder ist die mit Haarbüscheln dicht besetzte Bürstenwalze b gelagert, welche dazu dient, die an den Zähnen der Säge sitzende Baumwolle abzukreuzen und in der Richtung der Pfeile 2, 3 über die Platte t aus der Maschine fortzuführen, während die von den Fasern abgelösten Körner durch den Schlitz bei k über die Platte d zur Erde fallen. Die durch eine Art Scheidewand getrennten Räume unterhalb der beiden Walzen dienen zur Aufnahme der Schmutz- und Staubteile, die, schwerer als die Baumwolle, durch die Centrifugalkraft nach unten geschleudert werden. Eine derartige Maschine mit 80 Sägeblättern auf dem Zylinder liefert, durch Dampf betrieben, in zehn Stunden etwa 625—675 kg von etwa 2500 kg Rohmaterial; da sie aber die Fasern zu sehr angreift, wird sie nur bei geringen, kurzfasrigen Sorten angewendet.

Weit mehr wird die Faser durch die (auf Tafel: Baumwollindustrie, Fig. 2 im Vertikalschnitt dargestellte) Ramm-Egreniermaschine geschont, deren Konstruktion und Wirkungsweise aus Folgendem verständlich ist. In Fig. 2 bezeichnet A eine mit weichem Büffelleider überzogene Walze, welche in der Richtung des Pfeils rotiert, wobei die Fasern der ihr zugeführten Baumwolle erfasst und mit sich führt, während das ihrem Umfange möglichst nahe gefüllte Messer a die Samenkörner zurückhält, welche durch zwei sich schnell auf- und niederschwingende Messer b b' von den Faserbüscheln abgerissen werden, um zwischen den Stäben des Kastens i unten heraufzufallen; die Messer b b' sitzen an den Enden der Hebel o und erhalten ihre Bewegung von einer im unteren Teile des Maschinengehäuses gelagerten Welle aus mittels zweier Egrenier und der Egrenierstangen d d'. Die rahe Wolle wird auf einem Lattentisch ausgebreitet, welches über zwei Spannwalzen r gelagert ist und durch diese eine fortschreitende Bewegung erhält; sie geht unter der Büffelwalze h durch und wird von einer Stachelwalze s in den Trug H J geworfen, um endlich durch den schwingenden Ramm J periodisch gegen die Lederwalze A geschoben zu werden. Die schnell rotierende Büffelwalze G entfernt die egrenierte Wolle von der Walze A und läßt sie in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Behälter fallen. Auf derselben Jee, wie sie bei der oben beschriebenen Konstruktion zu Grunde liegt, basiert auch die neuere von Platt Brothers u. Comp. in Oldham gebaute Maschine, die, mit mannigfachen Änderungen und Verbesserungen versehen, eine Leistung von 80—100 kg gereinigter Baumwolle in der Stunde ergibt.

Das so gewonnene Produkt bildet, mittels hydraulischer Pressen zu Ballen von durchschnittlich 200 kg Gewicht zusammengepreßt, einen der bedeutendsten Handelsartikel der Welt. Die Baumwolle hat entweder eine rein weiße Farbe, oder sie ist weiß mit einem Stich ins Gelbe, Blaue, Rote oder Graue; nur die sog. Nanjing-Baumwolle, aus welcher der echte Nanjing erzeugt wird, hat eine stark gelbbraune Färbung. Die einzelnen Fasern sind plattgedrückte, schraubenartig gedrehte Röhrchen von 13–36 mm Länge und 0,011–0,043 mm äußerem Durchmesser und bestehen fast nur aus reiner Cellulose. Die Güte einer Baumwollsorte wird durch Länge und Feinheit, Glanz und Farbe, sowie durch Festigkeit und Elasticität der Fasern bejngt.

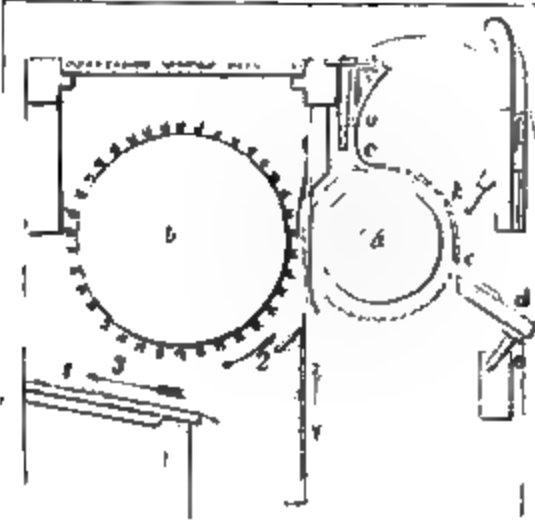
Im Handel unterscheidet man nach dem Orte des Wachstums sieben Arten. 1) Nordamerikanische Baumwolle: Sea-Island oder lange Georgia, die geschätzteste aller Baumwollsorten; Louisiana, Alabama, Florida, kurze Georgia, Tennessee. 2) Südamerikanische Baumwolle. a) Brasilianische: Pernambuco, Ceara, Bahia, Maranhão; b) Guiana: Surinam, Demerara, Berbice, Cayenne; c) Columbianische: Barinas, Barcelona, Cartagena; d) Peruanische: Lima und Payta. 3) Mittelamerikanische Baumwolle. Westindische: Haiti, Portorico, Guayana, Cuba. 4) Ostindische Baumwolle: Surate, Bombay, Broach, Dhollerah, Manilla, Singapore, Bengal, Madras. 5) Levantinische Baumwolle: Maceonische, Smyrna, Levantinische im engeren Sinne. 6) Afrikanische Baumwolle: Bourbon, Senegal, Ägyptische. 7) Europäische Baumwolle. Spanische: Morril. Italienische: Castellamare, Biancavilla, Sicilianische.

Um die in stark gepreßtem Zustande in den Handel kommende Baumwolle zu Garn verarbeiten zu können, muß dieselbe zunächst aufgelockert und von allen noch anhaftenden Unreinigkeiten befreit werden. Zu den diese Arbeit verrichtenden Maschinen gehört der auf Tafel: Baumwollindustrie in Fig. 3 dargestellte Klopfwolfe oder Whipper, bei welchem innerhalb eines hölzernen Gehäuses zwei mit Schlagarmen versehene, horizontale Wellen in schneller Umdrehung sich befinden. Die Schlagarme sind so gestellt, daß diejenigen der einen Welle zwischen denen der andern Welle hindurchgehen; den Zwischenräumen beider entsprechen außer dem im Innern des Gehäuses in zwei Reihen angeordnete feststehende Stäbe. Wird nun die Baumwolle mittels eines endlosen Lattentuchs und zweier Speisewalzen in das Innere des Gehäuses geführt, so erfolgt eine energische Auflockerung derselben, indem die oft bis zu einer an die Beschaffenheit des Solzes erinnernden Dichtigkeit komprimierten Wollhaufen zer schlagen und so in kleinere Büschel verwandelt werden. Fig. 4 zeigt eine Auflockerungsmaschine anderer Art, den sog. Öffner (opener), bei welchem die Bearbeitung der Baumwolle durch vier mit daumenförmigen Erhöhungen (Zähnen) versehene Trommeln erfolgt, die die Baumwolle von einem Zuführungsapparat empfangen und wiederholt gegen eine feststehende Reihe ähnlicher Zähne werfen; unterhalb dieser Schlagtrommeln ist ein aus dünnen Eisenstäben zusammengefügter Kist angebracht, durch welchen alle fremdartigen Körper (Sand, Laub, Samenförner) hindurchfallen. Die auf solche Weise aufgelockerte und von groben Verunreinigungen befreite Baumwolle passiert hierauf noch

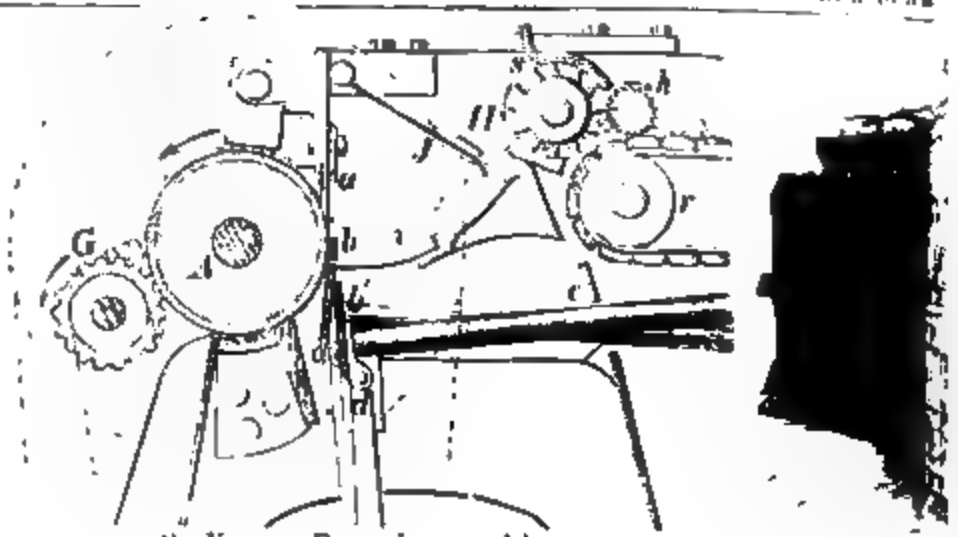
zwei mit feinmaschigem Drahtgewebe überzogene Trommeln, aus deren Innern durch einen Ventilator die Luft abgesaugt wird. Indem sich die Baumwolle an den Umfang dieser Siebe anlegt, wird sie durch die durchbringende Luft von den feinsten Staubteilen sowie von den allzu kurzen Härchen befreit.

Eine der wichtigsten Vorbereitungsmaschinen der Baumwollspinnerei, deren Wirkung der der oben beschriebenen ähnlich, ist die Schlagmaschine, die zur weiteren Reinigung der von dem Whipper oder Öffner gelockerten Baumwolle dient und deren Einrichtung auf Fig. 5, 6 u. 7 auf Tafel: Baumwollindustrie erläutert ist. Die Baumwolle wird hier, auf einem Lattentuche ausgebreitet, durch ein Paar Nisselwalzen dem im Innern des Gehäuses (Fig. 5) rotierenden Schlagflügel zugeführt, der aus zwei oder drei Stahlzähnen besteht, welche durch mehrere Armtreize mit einer in schneller Umdrehung befindlichen Welle in Verbindung stehen; die Schienen sollen auf die zwischen den Speisewalzen hervortretende Welle in rascher Aufeinanderfolge schlagend wirken und so die noch vorhandenen büschelweisen Anhäufungen auflösen. Unterhalb des Schlagzylinders ist ein Kist angebracht, durch dessen Spalten die gröbsten Unreinigkeiten entweichen. Die Baumwolle passiert den sog. Flugraum b und vereinigt sich auf dem Umfang der Siebtrommel c, aus deren Innern die Luft durch einen Ventilator beständig entfernt wird, zu einer dünnen Wanne, die von dem Walzenpaar d abgelöst, zwischen den Walzen e f g h verdrängt und auf einer großen Spule i zu einem Widel geformt wird. Damit die Ablösung der Baumwolle von der Siebtrommel leichter von statten geht, ist im Innern derselben ein Schirm l angebracht, der den Windstrom an der betreffenden Stelle unterbricht, indem er an der stehenden Welle der Trommel befestigt ist, während die Trommel selbst sich mittels Hohlzapfen um dieselbe dreht. Fig. 6 zeigt eine einfache Schlag- und Widelmaschine in perspektivischer Ansicht. Für kurze Fasern die wirkende Kante des Schlagflügels der Stelle möglichst nahegebracht werden kann, an welcher die Welle zwischen den Walzen hervortritt, hat man die Zuführungswalzen öfter mit Erfolg durch eine Art Mulde a und eine über gelagerte Stachelwalze b (in Fig. 7) ersetzt.

Der auf diesen Maschinen hergestellte Widel langt zu den Kragen, auch Kardern oder Karden genannt, welche die Aufgabe haben, denselben in zusammenhängendes Band von möglicher Geförmigkeit und Reinheit zu verwandeln. Zu den teuren Teile der Kardenmaschinen sind die Karden oder Kardengarnituren, Lederstreifen, die mit feilig gekrümmten Drahtzähnen dicht besetzt sind; eigentümliche Wirkungsweise dieser Strahlen ist auf Tafel: Baumwollindustrie durch Fig. 8 u. 9 erläutert. Bei Fig. 8 sind die Drahtzähne in Richtung ihrer Spitzen einander entgegengerichtet, man sieht die untere mit Baumwollbüscheln b und in Ruhe befindlich, die obere b hingegen rechts, also entgegengesetzt der Richtung der bezeichneten Pfeile, über dieselbe hinwegbewegt, so daß die Häkchen des sich bewegenden Kragens bei allen Stellen des ruhenden, wo Baumwolle einfließen vorhanden, einen Teil derselben wegnimmt, an den frei gebliebenen Stellen werden wieder abgenommen, daß nicht nur eine vollständige Auflösung der Büschel, sondern auch gleichmäßige Verteilung der Beschläge die Folge ist. Fig. 9 zeigt dagegen



1. Sagen-Egreniermaschine.



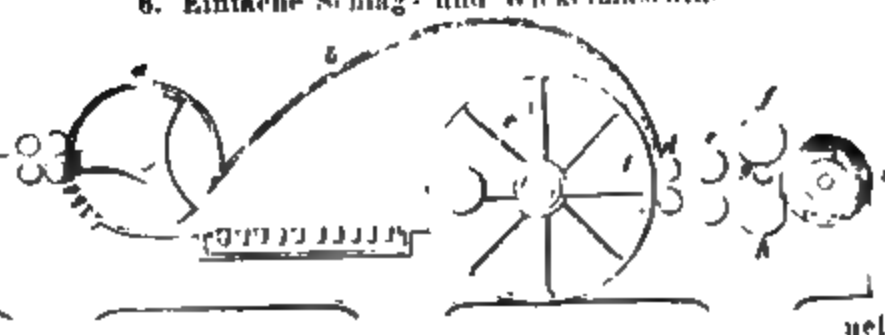
2. Kamm-Egreniermaschine

4. Öffner.



1. Kotzer.

6. Einfache Schlag- und Wickelmaschine



nel

15. Selfactor

Zu Artikel Baumwollindustrie.

Krahenbeschläge, deren Hälften nach derselben Richtung gebogen sind. Ist der obere a mit Fasern bedeckt und bewegt sich in der Richtung des eingezeichneten Pfeils über den untern hin, so wird das gesamte Material auf den untern Beschlag übergeben. Auf diese beiden Bewegungsarten gründet sich die eigentliche Funktion der Krahmäschinen, in welchen um eine mit Krahen besetzte, rotierende große Walze (Trommel oder Lambour) eine Anzahl kleinerer Walzen (Arbeiter oder Bender) oder auch mit Krahenbeschlag versehene festliegende Dedel, resp. Walzen und Dedel abwechselnd, angeordnet sind, so daß die durch einen Speiseapparat zugeführte Baumwolle in einzelne Fasern gesondert und zu einem Jarten, an den Draßhälften des Lambours sitzenden Riesen angefaßt wird, welches bei der in Fig. 9 angegebenen Stellung der Hälften auf den Umfang einer folgenden Walze, des Abnehmers, übertragen, gleichzeitig durch Zusammenschieben der Fasern verdichtet, endlich mittels einer feinzahnigen, in schneller Schwingung begriffenen Stahlblechschne (Hader) abgelöst, in einem Trichter zu einem schmalen Band zusammengebängt und in dieser Form in einen Blechtopf abgeführt wird. Die Fig. 10 und 11 der Tafel: Baumwollindustrie stellen einige der gebräuchlichsten Konstruktionen dar, die auf die oben beschriebene Art funktionieren. Zu bemerken ist noch, daß diese Maschinen mit einem selbstthätig wirkenden Apparat zum Auspuhen der Randbeschläge versehen sind und die zur Aufnahme des fertigen Bandes dienenden Blechtopfe in eine derartige Umdrehung versehen, daß das Band sich möglichst gleichförmig legt und somit jeder Blechtopf eine möglichst große Menge desselben fassen kann.

Nachdem die spinnbaren Fasern der Baumwolle gereinigt und zu einem Band von einiger Konsistenz vereinigt sind, handelt es sich zur Umwandlung desselben in Garn weiterhin darum, durch Zusammenlegen mehrerer Bänder (Doubliren) ein in der Stärke vollkommen gleichmäßiges Band zu bilden, bei welchem durch fortschreitende Dehnung (Streden) eine parallele Lage der Fasern und die erforderliche Feinheit erreicht wird. Auf Tafel: Baumwollindustrie zeigt Fig. 12 eine Streckmaschine, die beide Operationen vollzieht. Die wirklichen Teile derselben sind paarweise mit entsprechendem Abstand voneinander angeordnete Walzen, von denen jedes Paar eine größere Umfangsgeschwindigkeit als das vorhergehende besitzt. Die in vier- bis achtfacher Anzahl zusammengelegten Bänder werden auf die fünf- bis sechsfache Länge ausgezogen, und das so erhaltene Band hat selbstverständlich eine weit größere Gleichmäßigkeit als die ursprünglichen erlangt. Das Zusammenlegen der Bänder erfolgt einfach dadurch, daß man dieselben in der bestimmten Anzahl gleichzeitig zwischen das erste Paar der Streckwalzen treten läßt. Da nun aber bei der geringen Konsistenz der von den Krahen gelieferten Bänder sehr leicht eins derselben abreißen kann und dadurch die Gleichförmigkeit des Fabrikats, auf welche es vor allem ankommt, wesentlich beeinträchtigt werden würde, so hat man, um die Maschine von der Aufmerksamkeit der Arbeiter möglichst unabhängig zu machen, Vorrichtungen erfunden, welche beim Reifen eines Bandes den ganzen Mechanismus zum Stillstand bringen. Die Firma Howard u. Bullough in Accrington benutzt bei der Mehrzahl ihrer diesen Zwecken dienenden Apparate die Wirkung der Elektrizität, indem die nichtleitenden Baumwollbänder

bei richtigem Gange der Maschine einen elektrischen Stromkreis unterbrochen halten, welcher, sobald ein Band an irgendeiner Stelle reißt, sofort geschlossen wird, wodurch ein Elektromagnet seinen Anker anzieht und so die Auslösungsvorrichtung in Thätigkeit setzt. Durch wiederholtes Doubliren und Streden wird die vollständige Gleichmäßigkeit des Bandes erreicht, womit die Vorarbeiten der Spinnerei beendet sind. Die Spinnmaschinen, welche die eigentliche Herstellung des Fadens übernehmen und in ihrer heutigen Gestalt zu den sinnreichsten Mechanismen zu zählen sind, zerfallen in Vorspinn- und Feinspinnmaschinen. Die von den Streden gelieferten Bänder bedürfen, um in Garn verwandelt zu werden, noch einer bedeutenden Verfeinerung, die zwar auch durch fortgesetztes Streden erreicht werden könnte, durch welche aber auf diesem Wege das Band eine solche Zartheit erlangen würde, daß ein häufiges Zerreißen unausbleiblich wäre; es muß also auf geeignete Weise dem Bande eine größere Festigkeit gegeben werden. Das einfachste Mittel hierzu ist ein mäßiges Zusammenbreiten desselben, wodurch die Fasern einander genähert und zusammengehalten werden. Die fortschreitende Dehnung bei gleichmäßiger Drehung bildet daher die Operation des Vorspinnens. Man kann zwei Arten von Vorspinnmaschinen unterscheiden: solche, die dem Bande eine bleibende, und solche, die ihm nur eine vorübergehende Drehung erteilen.

Eine Vorspinnmaschine der ersten Art ist der sog. Rota-Frotteur oder Würgelmaschine, bei welcher außer einem gewöhnlichen Streckwerk ein sog. Würgelapparat vorhanden ist, der die hindurchgehenden Bänder nach erfolgter Streckung abwechselnd nach rechts und links zusammendreht; derselbe ahmt die Wirkung nach, welche man mit den flachen Seiten der zusammengelegten Hände ausübt, indem man ein dazwischengelegtes Band zusammenwürgelt. Der Apparat besteht für jedes einzelne Band aus einem über zwei Walzen gelegten endlosen Lederstreifen, auf welchen in der Mitte des obern freiliegenden Stücks eine mit Leder überzogene Walze brüdt; diese beiden Organe fassen das Band zwischen sich und erhalten außer einer fortlaufenden Rotationsbewegung, durch welche das Band vom Streckwerk nach dem Blechtopf transportiert wird, eine wechselnde Hin- und Herschiebung in horizontaler, zur Bandlänge senkrechter Richtung, wodurch die erwähnte Zusammenbrechung des Bandes in wechselnder Richtung erfolgt. Die jetzt am meisten angewendete Vorspinnmaschine ist die gleichfalls mit Streckwerk versehene Spindelbank oder Flyer, die im Gegensatz zu der Würgelstrecke ein Vor- gespinnst mit bleibender schwacher Drehung liefert. Die Fig. 13 der Tafel: Baumwollindustrie zeigt die äußere Ansicht dieser außerordentlich sinnreich konstruierten Maschine. Das gestreckte Band wird von den Vorderzylindern nach der centralen Öffnung eines in schneller Rotation begriffenen gabelförmigen Flügels geführt und läuft durch den einen hohlen Arm desselben nach einer innerhalb des Flügels befindlichen, auf dessen Achse oder Spindel aufgesteckten Spule, deren selbständige Drehung so bemessen ist, daß gerade die vom Streckwerk gelieferte Fadenlänge in Form regelmäßig übereinandergelegter Windungen auf die Spule aufgewickelt wird. Es ergibt sich hieraus, daß der Faden zwischen Streckwerk und Flügel eine bleibende Drehung und damit die notwendige Festigkeit erhält, während

gleichzeitig die zu möglichster Schonung des Bandes dienende regelmäßige Zusammenwindelung desselben auf einer Spule zu Stande kommt. Jeder Flyer enthält eine größere Anzahl (40—100) in zwei Reihen angeordneter Spindeln und kann daher die gleiche Anzahl Bänder gleichzeitig bearbeiten. Das auf diese Weise erzeugte Borgarn gelangt zuletzt auf die Feinspinnmaschine, durch welche dasselbe bis zu dem gewünschten Feinheitsgrad ausgezogen und sodann dem Faden eine bleibende, hinreichend starke Zusammendrehung erteilt, zugleich auch die Überführung der Fasern in die für den Spinnprozess charakteristische schraubenförmige Lage erreicht wird. Man unterscheidet zwei Arten Feinspinnmaschinen: die Watermaschine und die Mulemaschine (beide mit Stredwert ausgestattet), von welchen die letztere weit flüchtiger als die erstere angetroffen wird, weil sie eine allgemeinere Verwendung zulässt und für grobe wie feine Sorten zu gebrauchen ist, wogegen die Watermaschine, die sich nur für grobe Garnsorten eignet, den Vorzug einfacheren Baues und größerer Leistungsfähigkeit hat.

Die Watermaschine, auch Drosselmaschine genannt (s. Tafel: Baumwollindustrie, Fig. 14), hat in ihrer Konstruktion große Ähnlichkeit mit dem in Fig. 13 dargestellten Flyer. Wie dieser enthält sie ein Stredwert, für jeden Faden einen die Drehung erteilenden Flügel und eine zur Aufnahme des Gespinnstes dienende Spule; aber während die letztere beim Flyer, der jarten Beschaffenheit des Borgarns wegen, eine selbständige Drehbewegung von der Antriebswelle her empfängt, wird sie hier nur durch den in der Aufwindelung begriffenen Faden nachgezogen, wobei die aus ihrem Gewicht entspringende Reibung auf ihrer Unterflächungsfläche die angemessene Spannung des auflaufenden Fadens hervorbringt. Aus dieser Anordnung folgt schon, daß das Gespinnst eine gewisse, durch stärkeres Zusammendrehen erzeugte Festigkeit besitzen muß, wenn nicht ein häufiges Abreißen des Fadens eintreten soll. Will man daher eine weiche Beschaffenheit des Feinspinnstes, wie sie für manche Zwecke, z. B. zur Erzeugung gewirkter Waren, erforderlich ist, erreichen und darf daher nur eine schwächere Drehung erteilt werden, so ist die Watermaschine ebenso wie für die feineren Garnnummern nicht mehr verwendbar, doch ist man in neuerer Zeit bemüht gewesen, die Watermaschine zu verbessern und namentlich durch andere Konstruktion der Drehungs- und Aufwindelungsorgane teils erhöhte Produktionsfähigkeit infolge vergrößerter Geschwindigkeit, teils bequemere Bedienung (schnelles Auswechseln der gefüllten Spulen und leichtes Einziehen abgerissener Fäden) zu erzielen.

In diesem Sinne ist die jetzt vielfach in Anwendung gekommene Ring-Spinnmaschine bemerkenswert. An Stelle des zum Aufwinden des Garns dienenden Flügels tritt hier der Ring mit dem Läufer (s. bestehende Fig. 1, welche eine Ringspindel darstellt). Auf einem Metallring mit bideem Rande läuft eine aus Draht gefertigte

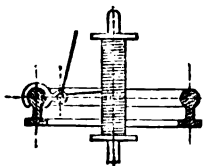


Fig. 1.

Ne im Kreise um, die entweder von einem Flügelarme geführt oder durch den Zug des auf die Spule sich aufwindenden Garns nachgeschleift wird. Der Hauptvorteil dieser Ma-

schine besteht indes in der Verbesserung der Spindeln (Rabbeth- u. Booth-Sawyer-Spindeln), deren abjustierbare Hals- und Fußlager vermöge der dadurch erzielten konzentrischen Stellung der Spindeln im Ring Geschwindigkeiten bis zu 11000 Touren in der Minute erreichen lassen (doch geht man zur Herstellung eines gleichmäßigen Gespinnstes nicht wohl über 7—8000 Touren hinaus). Bei der in den bestehenden Fig. 2, 3 und 4 dargestellten

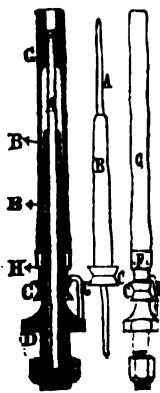


Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

Rabbeth-Spindel sind Hals- und Fußlager derart verbunden, daß die Spindel sich darin wie in einer einzigen Hülse hält; auch ist nur eine Spindelbank (statt der sonst üblichen zwei) zur Unterstützung derselben erforderlich. A ist die aus Stahl hergestellte Spindel, B eine fest auf diese getriebene gußeiserne Hülse, an deren unterem Ende der Wirtel C angehängt ist, D das bei E mit einer Hülse aus Neusilber versehene gußeiserne, Pfanne und Halslager in sich vereinigte Spindelbagger; die Hülse H dient als Ölwanne; der Haken J ist angebracht, um das Herausziehen der Spindeln beim Abnehmen der Spulen zu verhindern. Der auf der Glocke sitzende Becher F hat zunächst die Aufgabe, die Spule G in der richtigen Lage zu erhalten, H schlägt und Umrundlaufen derselben zu verhindern und für ihre Mitnahme durch die Spindel mehr Sicherheit zu gewähren; der Hammer dieses Organs ist jedoch der, beim Auswechseln Abnehmen der leeren, beziehungsweise bei Setzen der gefüllten Spulen zu erleichtern, indem Umwindelung des Fadens um die leere Spule, früher, wie bei den Flyern, von der Hand geleistet wurde, durch dasselbe entbehrlich gemacht wird.

Die Fig. 15 der Tafel: Baumwollindustrie zeigt den auf dem Prinzip der Mulemaschine beruhenden Selfactor (so genannt, weil Arbeitsbewegungen von der Maschine selbst (sorgt werden), welcher die vollkommensten Spinnmaschinen zu nennen ist. So manchen Verschiedenheiten die als Selfactor zu bezeichnen Konstruktionen aufweisen, so ist doch der Gedanke bei allen derselbe. Das Charakteristische des Selfactor besteht darin, daß zuerst ein Stück von bestimmter Länge (etwa 1,5 m) aufgewickelt wird, worauf die Fadenbildung aufhört und die Aufwindelung erfolgt, und zwar nicht auf einer Spindel, sondern auf stählernen Spindeln von der äußerlich einfachen Form. Diese Spindeln (oft sind sie mit ihrem Bewegungsmechanismus auf Wagen angebracht, und in demselben Wagen in welchem das Stredwert den Faden liefert, dieser durch den Umlauf der Spindeln durch das Ausfahren des Wagens in seinen Zustand erhalten. Sobald der Wagen an seiner Bahn angelangt ist, bleibt das Stredwert stehen und die Fadenlieferung hört auf; muß der von der eigentlichen Aufwindelung bis zur Spitze der Spindel gelangte Faden an Handspindel abgeschlagen werden, zu welcher die Spindeln einige Drehungen in entgegen-

Richtung machen. Hierauf erfolgt die Aufwindelung auf die Spindeln, wobei der Wagen sich wieder nach dem Stredwert hin bewegt. In beistehender Fig. 5, welche den Wagen des Selfactor darstellt, sind diese Vorgänge schematisch veranschaulicht.

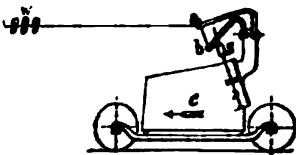


Fig. 5.

Die drei Paar Stredwalzen W ziehen das von den Spulen der Spinnmaschine

komme Band bis zur erforderlichen Feinheit aus. C ist der die Spindeln S tragende Wagen, b und a sind der Auf- und Gegenwinder, von denen der Gegenwinder a die Fäden immer in der nötigen Spannung hält, während der Aufwinder b den Faden derartig führt, daß sich derselbe in Form des sog. Köders S (s. auch Fig. 16 auf Tafel: Baumwollindustrie) aufwindet. Die beistehende Zeichnung 5 zeigt die Lage der einzelnen Teile in dem Momente, wo die Aufwindungsperiode beginnt. Man sieht, daß bei der Einrichtung des Selfactor der Faden keine erhebliche Beanspruchung erleidet; es können daher mittels desselben die feinsten Garnnummern gesponnen werden. In dem gleichen Grade, in welchem alle hier beschriebenen Maschinen im Laufe der Jahre vervollkommenet worden sind, ist naturgemäß das Handspinnen und damit das Spinnrad verdrängt worden, so daß heute nur noch ein sehr geringes Quantum Baumwollgarn durch Handarbeit hergestellt wird. Zur Bestimmung der Feinheitsummern ist noch jetzt für Baumwollgarne am meisten das engl. System in Gebrauch, nach welchem die Nummer irgendeiner Sorte die Anzahl von Spinnern oder Strähnen (840 Yards Fadenlänge) bedeutet, die in einem engl. Pfund enthalten ist. Hierin bedient man sich des franz. Systems mit 5 Einheiten 500 m und 500 g sowie des sog. internationalen mit den Einheiten 1000 m und 1000 g.

3. Kulturgehischlich und statistisch. Wie die Heimat der Baumwolle war, so ist es dasjenige Land, in welchem diese Gewaspinnerei zuerst und in bis jetzt unerreichter Feinheit arbeitet wurde. Schon in den ältesten Sanskrit-Schriften werden Baumwollgewebe erwähnt, herobots Zeiten waren Baumwollgewebe die gewöhnliche Kleidung der Einwohner und die orient. Völker nennen den feinen ind. Musselin «gewebten Stein». Von Indien verbreitete sich mit dem auch die Verarbeitung der Baumwolle nach in Vorderasien und Ägypten, durch Phönizier Karthager nach Griechenland, Malta, Sicilien Spanien. Die Verbreitung der Baumwollmanufaktur in China war wohl die Folge der Eroberung dieses Reichs durch die Tataren. Vorher die Chinesen ihre Gewebe ausschließlich aus Seide, wie sie dieselben denn auch mit dem ind. Kattun benannten; von dort bezogen sie auch Kattun und stärkern Sorten des Rohstoffs, bis im 9. Jahrh. den Anbau begannen. Die Araber und Babylonier empfingen gleich von Indien aus ihre Kenntnis der Baumwollmanufaktur. Nach Arrian brachten arab. Leute die ind. Baumwolle nach Abul am Roten Meer, wohin Kattun, Musselin u. a. aus Patala, Arabien und Barygaza am Nerubdus stamten. Die Baumwollmanufakturen von Ma-

salia (Masulipatnam) waren berühmt, aber die feinsten Musseline kamen aus dem Gebiete des Ganges, daher sie von den Griechen γανυμου genannt wurden. Die Griechen wurden mit der Baumwolle durch Alexanders Feldzug bekannt gemacht, und die Insel Kos zeichnete sich bald vor allen andern durch ihre vorzüglichen Manufakturen aus. Nach Malta war die Kultur der Baumwollpflanze wahrscheinlich schon durch die Phönizier gebracht worden; hier errichteten die Karthager bedeutende Manufakturen, in welchen die durch Feinheit und Weichheit ausgezeichneten Gewänder hergestellt wurden, welche die Phönizier als wichtigste Ware den afrikan. Völkern führten. In Ägypten wurde die Baumwollstaube wohl schon von alters her gebaut; Plinius erzählt von ihrer Kultur in Oberägypten. Weiter südlich ist sie durch ganz Afrika verbreitet und wird dort auch verarbeitet. Die Ägypter schätzten Gewänder aus Baumwolle hoch, wie wir aus dem biblischen Berichte über den Aufenthalt der Juden in diesem Lande wissen. Joseph erhielt ein Kleid aus diesem Stoffe als Geschenk von dem damaligen Pharao. Im Ostindischen Archipel ist die Verwendung der Baumwollstaube zur Anfertigung von Gewändern eine uralte.

Den Bewohnern von Amerika war die Kultur der Baumwolle und ihre Verarbeitung zur Zeit der Entdeckung sehr wohl bekannt. Unter den Geschenken, welche Columbus von den Einwohnern von Guanahani erhielt, befand sich auch Baumwolle; die Bewohner des Innern von Hispaniola mußten ihm alle drei Monate 25 Pfd. als Tribut liefern, und auf Cuba fand man große Vorräte von Rohstoff und allerlei Fabrikaten. In Südamerika bestanden die bunten Kopftücher und Schürzen der wilden Indianer aus Baumwolle, die Brasilianer fertigten ihre Samale und Jagdgarne daraus, die Peruaner ihre armoelosen Hemden und Mäntel. Bei den Mexikanern war die Baumwolle fast das einzige Kleidungsmaterial. Unter den Geschenken, welche Montezuma dem Cortez bot, befanden sich 30 der feinsten baumwollenen Mäntel, außer Teppichen u. s. w., von denen Cortez einen Teil dem Kaiser Karl V. sandte, an dessen Hofe diese Neuheiten die größte Bewunderung erregten. Auf weißen baumwollenen Zeugen entwarfen auch die Maler, welche sich unter den Gesandten Montezumas an Cortez befanden, Zeichnungen aller der Merkwürdigkeiten, welche sie bei den Spaniern gesehen hatten. In das nördl. Amerika ist die Kultur und Verarbeitung der Baumwolle aber erst durch Europäer eingeführt worden.

Wie die Araber den Anbau der Baumwolle nach Europa brachten, so fingen sie auch zuerst an, dieselbe zu verarbeiten, indem sie Baumwollmanufakturen in Spanien gründeten. Abu Abdallah sandte an Karl d. Gr. als Geschenk baumwollene Zeuge, welche in Spanien gefertigt worden waren. Unter Abdarrhaman entwickelte sich diese Industrie noch weiter und gelangte im 12. Jahrh. zu hoher Blüte; im 14. Jahrh. wurde sie in Granada schwunghaft betrieben. Die Christen aber hatten schon im 13. Jahrh. bedeutende Baumwollmanufakturen in Barcelona. Sicilien verdankt die Einführung dieser Industrie im 12. Jahrh. gleichfalls den Saragenen. In Italien war es Venedig, das die Baumwollmanufaktur zuerst einführt; hier blühte sie im Anfang des 14. Jahrh. und verbreitete sich bald über die benachbarten ital. Städte. Florenz glänzte um diese Zeit durch seine ausgezeichnete Weberei, Appretur

und Färberei. Von Italien kam die Baumwollindustrie bald nach der Schweiz, und zwar hauptsächlich nach Zürich, wo im 14. und 15. Jahrh. der Handel mit Baumwolle und baumwollenen Zeugen ein sehr lebhafter war. Um dieselbe Zeit gelangte die Baumwolle von Venedig nach Augsburg; durch den regen Handelsverkehr zwischen diesen beiden Städten fing Augsburg bald an, sehr beträchtliche Mengen von Geweben nach den Niederlanden auszuführen, von wo es später den Rohstoff bezog. Denn den Niederlanden wie England wurde zwar schon im Anfang des 14. Jahrh. Baumwolle durch Genuesen und Venetianer zugeführt, indes ver-

Von dem gewaltigen Aufblühen der B. in Europa selbst gibt zunächst der jährliche Verbrauch Europas von Baumwolle Aufschluß; derselbe belief sich im Durchschnitt: 1846—50 auf 518 Mill. kg, 1851—55 auf 704 Mill. kg, 1856—60 auf 871 Mill. kg, 1861—65 auf 665 Mill. kg, 1866—70 auf 1040 Mill. kg, 1871—72 auf 1018 Mill. kg und 1881—82 auf 1156 Mill. kg. Den Anteil, welchen die einzelnen Länder Europas an diesem Verbrauch haben, macht die nachstehende Tabelle ersichtlich, welche die Zahl der Spinnereien und ihre Leistungsfähigkeit darstellt. Die Gesamtzahl der mechan. Baumwollspindeln verteilt sich auf folgende Länder:

Länder:	Zahl der Spindeln:	Verbrauch pro Spindel in kg:	Wollverbrauch in Mill. kg:
Großbritannien (1879)	30 437 920	15	456,4
Frankreich (1877)	4 600 000	22	101,2
Deutschland (1875)	4 300 011	26	111,8
Rußland (1877)	9 796 263	20	195,9
Schweiz (1876)	1 834 001	11	20,2
Spanien (1876)	1 775 000	20	35,5
Österreich-Ungarn (1880)	1 583 000	20	31,7
Italien (1879)	908 000	20	18,2
Belgien (1877)	800 000	27	21,6
Schweden-Norwegen (1878)	310 000	20	6,2
Dänemark (1877)	230 000	27	6,2
Europa:	58 586 125	25	1464,3
Vereinigte Staaten (1880)	10 921 147	26	284,0
Britisch-Indien (1880)	1 470 830	24	35,3
Die Erde:	70 978 102	25	1783,6

Einführung des Rattunbruchs und die gesetzliche Beschränkung der Einfuhr ostind. Zeuge in den J. 1700 und 1721 gelangte die engl. Baumwollindustrie zu starker Entfaltung, und seit Erfindung der Spinnmaschinen, namentlich in den zwei letzten Jahrzeh-

nt Riesenritten vor: aller andern Länder Erfindungsgeist und tammes lieferten in endlich viel mehr als Jahrtausenden. Den osen, Schweizer und

Sachsen ein der ersten Länder und Plauen die erste Stadt, wo Rattunfabriken im großen angelegt wurden, und noch immer ist Sachsen das Hauptland für die deutsche B. Zu diesen europ. Gebieten sind in neuester Zeit die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Britisch-Ostindien hinzugegetreten, so daß bei einer Zweiteilung Europas in Großbritannien und den Kontinent vier verschiedene Richtungen zu unterscheiden sind, nach welchen sich der auf der Erde produzierte Rohstoff verteilt, um fabrikmäßig verarbeitet zu werden.

Gegenwärtig nimmt die Baumwollspinnerei und Baumwollweberei, was Umfang der Etablissements, Verbrauch des Rohmaterials, Zahl der beschäftigten Hände und Anwendung maschineller Hilfsmittel anlangt, unter allen Zweigen der Textilindustrie die erste Stelle ein. Sie hat zuerst von den Erfindungen der neuern Zeit im Fache des Maschinenwesens Gebrauch gemacht; die Spinnmaschine, der mechan. Webstuhl fanden in der B. zuerst Anwendung, ja verdanken ihr Erfindung und konstruktive Entwicklung; Druck- und Appreturmaschinen nahmen von ihr den Weg in andere textile Gebiete. In ihrem Rohstoff fast vollständig von außereurop. Gebieten abhängig, tritt in der B. das Übergewicht europ. Intelligenz und europ. Kapitals auf das glänzendste zu Tage und läßt sie als eine der lehrreichsten Beispiele unserer technischen und wirtschaftlichen Entwicklung erscheinen.

Rechnet man noch Griechenland mit seinen 36 000 Spindeln und andere Gebiete, wie in neuester Zeit Japan, hinzu, so darf man die Spindelzahl der Erde jetzt auf mindestens 72 Mill. veranschlagen. Wirft man einen Rückblick, so sieht man, in wie rapid Weise die Baumwollspinnerei gewachsen ist.

Die Zahl sämtlicher Spindeln in Europa belief sich 1832 auf 11 800 000, der jährliche Baumwollkonsum auf 272 600 000 kg; im Jahr 1875—80 stieg die Zahl der Spindeln auf 58 586 125 und der Baumwollkonsum auf 1 056 900 kg. In demselben Zeitraum wuchs die Bevölkerung von 226 Mill. auf 302 973 000 (eine Zunahme von 34 Proz.), die Spindelzahl dagegen um 391, der Baumwollverbrauch um 362 Proz.

Noch deutlicher tritt die volkswirtschaftlich hervorragende Bedeutung der Baumwolle hervor, wenn man die zu ihrer Verarbeitung nötigen Anlagen ins Auge faßt. Berechnet man die durchschnittlichen Anlagelosten der europ. Baumwollspindel nur mit 25 Mark, so ergibt sich ein Anlagekapital von mehr als 2 Milliarden Mark, und schlägt man die Anlagelosten pro Webstuhl auf rund 900 Mark an, so erhält man eine Summe von 585 Mill. Mark. In der europ. Baumwollweberei sind etwa 731 000 mechan. Stühle beschäftigt, davon in England (1878) 514 911, in Frankreich (1878) 51 184, in Deutschland (1875) 80 465, in Österreich (1880) 29 546, in Italien (1877) 13 517 und in dem übrigen Europa 41 158 mechan. Webstühle. In den Vereinigten Staaten waren 1880 230 223, in Ostindien (1880) 13 307 Webstühle tätig; man darf daher wohl für die ganze Erde 972 000 mechan. Stühle rechnen. Es handelt sich da um kolossale Werte und Mengen. Der alljährlich zur Verarbeitung gelangende Rohstoff repräsentiert einen Wert von etwa 1600 Mill. Mark. Veranschlagt man den Rohstoffkonsum pro Spindel und Jahr nur auf 60 Pfd. Steinkohle, so haben die Kohlenwerke den europ. Baumwollspinnereien und Webereien jährlich 61 Mill. Gr. Kohlen

zu liefern. Ein ganzes Heer von Arbeitern ist erforderlich, um mit den Maschinen die ungeheure Arbeit zu bewältigen. Nimmt man für Europa nur 8 Arbeiter auf 1000 Spindeln und 2 Arbeiter auf 3 Webstühle, so ergibt sich eine Arbeiterzahl von 902 133 Personen. Man wird aber fastlich eine weit größere Zahl finden und mit Hinzurechnung von Nordamerika und Indien bei der Totalziffer kommen, daß gegenwärtig in der W. etwa 72 Mill. Spindeln und $1\frac{1}{2}$ Mill. Arbeiter beschäftigt sind und daß der Wert der Baumwollmanufakturen der ganzen Welt mindestens 5400 Mill. Mark jährlich beträgt.

Dabei hat sich die produzierte Menge weit behebender vermehrt, als es die Steigerung der Wertsummen erkennen läßt. Denn die Preise von Baumwollwaren sind fortwährend niedriger geworden. Es kostete:

	1761	1840	1861
1 Bund Baumwollgarn Nr. 100	6 sh.	2 sh.	$2\frac{1}{2}$ sh.
1 " " " " " " " "	40	$5\frac{1}{2}$ sh.	1 sh.
1 Bund Kaliko " " " " " "		1 sh.	$2\frac{1}{2}$ d.

Man hat eben gelernt, immer sparsamer zu sein und durch Vervollkommen der Maschinen aus verhältnismäßig geringerm Rohstoff gutes Garn zu erzeugen. Je größer die zu spinnenden Garne sind, desto größer ist der Rohstoffverbrauch. So wurden in den franz. Spinnereien konsumiert bei der Produktion von Garnnummer 15: 30,1 kg Baumwolle, von Nr. 40: 9,75, von Nr. 100: 2,5 und von Nr. 150: 1,5 kg. Zu Gespinnsten über Nr. 40 werden meist die besten amerikanischen, ägyptischen und levantischen Marken verarbeitet.

England, das Mutterland der W., behauptet in derselben, besonders hinsichtlich ihrer Ausbehnung, noch immer den ersten Rang. Wenngleich die Steinkohle, der Hauptnerv der engl. Industrie, auch dort bedeutend teurer geworden ist, so hat doch England gegen den Kontinent noch so viele und große Vorteile voraus, daß ihm der Weltandel in den Baumwollserzeugnissen nicht so leicht streitig gemacht werden kann. Die mächtige Reederei, welche das Mutterland mit den großen Kolonien verbindet, den riesigen Import der Baumwolle aus den Häfen aller Weltteile vermittelt und die fertigen Waren mit den geringsten Kosten ihren Bestimmungsorten zuführt; sodann die Nähe des größten Baumwollmarktes bei den Manufakturbezirken; ferner die Kanäle, welche neben dem ausgedehntesten Eisenbahnnetz das Land nach allen Richtungen durchschneiden und den wohlfeilsten Transport gewähren; endlich die große Maschinenindustrie, welche unablässig bestrebt ist, die wirksamsten Hilfsmittel für Spinner, Weber und Drucker zu liefern: sind die gewichtigsten Faktoren für das Übergewicht der englischen W. Ihre Entwicklung ist seit 1850 eine außerordentliche gewesen; 1850 bestanden erst 1932 Etablissements mit 20 977 000 Spindeln, dagegen ergab die offizielle Erhebung für 1878 2674 Etablissements, 39 527 920 Spindeln, 514 911 Maschinenköpfe und 482 903 Arbeiter. In Lancashire und den angrenzenden Distrikten finden sich 1900 Etablissements, deren Anlagelosten 1050 Mill. Mark betragen, darunter einzelne, die bis 20 Mill. Mark hielten. Den Wert aller in England erzeugten Baumwollwaren berechnet Ellison auf 1880 Mill. Mark. Zieht man davon als Wert des eingeführten Rohstoffs 770 Mill. Mark ab, so verbleiben für Zins, Löhne, sonstige Kosten und Nutzen 1110 Mill. Mark. Von dem produzierten Quantum behält

Großbritannien für 840 Mill. und versandt für 1540 Mill. Mark. Der beste Abnehmer für Stückgüter ist immer Britisch-Indien (37—40 Proz.), dann Mittel- und Südamerika und die Türkei nebst Afrika. Die Hälfte aller Garne aber geht nach dem europ. Kontinent. England vermag Garn bis zu den feinsten Nummern (Nr. 600 engl.) zu liefern; man hat es hier auch so weit gebracht, durch Einführung der Selfactors die Zahl der in den Spinnereien verwendeten Personen auf 6 pro 1000 Spindeln zu vermindern. Der kolossale Aufschwung dieser Industrie ist den arbeitsparenden Erfindungen von Dargreaves, Artwright, Crompton insbesondere zuzuschreiben, daher war es möglich, daß der Konsum der verwendeten Baumwolle, welcher 1775 erst 2 160 000 kg betrug, 1800 auf 28 218 000, 1850 auf 815 Mill. und endlich 1881 auf 650 Mill. kg stieg.

Nächst England kommen die Vereinigten Staaten, welche 1832 erst 1 200 000 Spindeln besaßen, in dem Zeitraum von 1871—80 aber ihre Spindelzahl von 5 335 727 auf 10 921 147 vermehrt haben und demzufolge statt 874 Mill. Pfd., wie damals, jetzt 958 Mill. Pfd. verarbeiten. In diesen Spinnereien und an den 230 223 Webstühlen arbeiteten 1880 181 628 Leute. Solche Etablissements bestehen schon in 24 Staaten, weitaus die meisten (weit über ein Drittel) aber in Massachusetts, nachdem in Rhode-Island, Connecticut, New-Hampshire und den übrigen Staaten der Nordostküste. Indessen reichen für die feinem Gespinnste und Gewebe ihre Leistungen nicht aus; es findet daher trotz hoher Zölle eine ansehnliche Einfuhr statt; 1880 nicht weniger als 25 230 189 Yards.

Deutschland nimmt nach Biedererlangung des industriellen Elsaß jetzt sicherlich den dritten Rang ein, welchen ihm Frankreich vorher streitig machte. Die mechan. Baumwollspinnerei und Weberei wurde Ende des 18. Jahrh. namentlich unter dem Einfluß der Kontinentalperre durch einige Etablissements in Rheinland, Westfalen, Sachsen, Schlesien und Bayern begründet; die junge Industrie hatte aber gegen die engl. Konkurrenz, welche damals den deutschen Markt beherrschte, einen sehr schwierigen Stand. Trotzdem entwickelte sie sich außerordentlich schnell. Die Zahl der Baumwollspindeln war 1846 erst 750 298, betrug aber 1861 schon 2 235 195; 1871 kam Elsaß-Lothringen hinzu, das damals 1 890 000 Spindeln zählte. Nach der Zählung von 1875 waren im Deutschen Reich beschäftigt in der Spinnerei und Zwirnerei 4 200 811 Spindeln, davon 3 533 278 Feinspinnerei, 604 891 Waterspinnerei und 162 642 Zwirrspinnerei. Die Zahl der in allen Etablissements beschäftigten Personen betrug 66 675. Der Hauptaufschwung der Baumwollspinnerei fällt in die Periode 1846—60, in welcher die durchschnittliche Spindelzahl pro Etablissement von 2390 auf 7020 stieg. Welche Fortschritte in den beiden Jahrzehnten 1860—80 gemacht wurden, beweist die nachstehende Tabelle. Es betrug im deutschen Zollgebiet:

Jahr	Baumwollverbrauch im ganzen Lande		Inländische Garnherzeugung im ganzen Lande	
	Zonnen	pro Kopf kg	Zonnen	pro Kopf kg
1860	66 800	1,98	53 478	1,11
1865	46 400	1,39	37 128	0,99
1870	80 900	2,08	64 709	1,45
1875	114 000	2,71	91 830	2,27
1880	186 700	3,04	109 860	2,48

Jahr	Einfuhr baumwollener Garne Tonnen	Ausfuhr Baumwollener Garne Tonnen	Garnverbrauch im ganzen Tonnen	pro Kopf kg
1860	23 800	2262	75 011	1,33
1865	9 924	3496	43 556	1,09
1870	14 304	3073	75 940	1,75
1875	20 879	7738	104 471	2,67
1880	31 100	11 600	128 860	2,88.

Das Gewicht der eingefuhrten Baumwolle wurde für 1880 auf 148,8 Mill. t geschätzt, wogegen nur 11,8 Mill. t wieder ausgeführt wurden. Der Wert der eingefuhrten Garne belief sich auf 18,1 Mill., der ausgeführten auf 11,8 Mill. Mark; die letztern haben stetig an Wert zugenommen, während die erstern ebenso konsequent gefallen sind. Die eingefuhrten Garne sind größtenteils engl. und schweiz. Fabrikat von höhern Feinheitssnummern. Die Garnausfuhr richtet sich vornehmlich nach Frankreich, Österreich und Rußland. Die Baumwollwarenindustrie hatte einen ebenso schweren Kampf zu bestehen als die Spinnerei; jetzt sendet sie aber ihre Produkte über Hamburg und Bremen nach allen überseeischen Ländern und versorgt damit Frankreich, Belgien und Holland, sowie Österreich und die Schweiz. Die Einfuhr kommt zum größten Teil aus England, zeigt aber in jüngster Zeit einen erheblichen Rückgang. Von baumwollenen Waren wurden eingeführt 1860: 543, 1870: 1800 und 1880: 1386 t, ausgeführt 1860: 8810, 1870: 8840 und 1880: 15 152 t. In den letzten Jahren setzte sich die Ausfuhr zusammen aus 13913 t Zeugwaren, 517 t Strumpfwaren, 146 t Posamenten und 576 t Garbinnen, Spizen u. dgl.; bei dem letzten Posten ist aber die Einfuhr von annähernd gleicher Stärke. Bei der Baumwollweberei hat die mechan. Weberei die Handweberei fast völlig verdrängt; nur bei einigen Zweigen, für welche sie sich besonders eignet, ist die letztere beibehalten worden. Nach der Gewerbezählung von 1875 waren nur 8198 Handstühle, aber 80465 Maschinenwebstühle und daneben 39062 Feinspindeln, 9968 Waterspindeln und 15495 Zwirnschpindeln, also zusammen 64525 Spindeln und 203489 Personen in der Weberei und Bandweberei beschäftigt. Dazu kommen noch die Bleichereien, Färbereien und Druckereien mit 20277 Menschen, so daß sich das ganze in der B. thätige Arbeiterheer auf 290441 bezieht. Was die lokale Verbreitung anlangt, so sind die beiden Hauptgebiete das Elsaß und das Königreich Sachsen. In ersterem zählte man 1875: 1 831 500 Spindeln, wobei 18504 Arbeiter beschäftigt waren, die Weberei wurde durch 18773 Personen und 25000 Maschinenstühle betrieben. Sachsen übertrifft in Erzeugung und Ausfuhr der sehr wertvollen baumwollenen Strumpfwaren alle Industrieländer, wie auch seine Fabrikation von Posamenten sehr bedeutend ist. Weiter sind wichtige Fabrikationsgebiete Württemberg und Baden, in Bayern: Schwaben, Neuburg und Oberfranken, in Preußen: Rheinland, Westfalen, Schlesien, Hannover.

Die B. Frankreichs hat durch die Kostrennung von Elaf-Lotbringen einen sehr schweren Verlust erlitten und ist auch in der neuesten Zeit etwas zurückgegangen. Man zählte 1877: 1081 Etablissements mit 99 625 Arbeitern, 4883140 beschäftigten sowie 225880 stehenden Spindeln und mit 56907 beschäftigten nebst 2502 stillstehenden Kraftstühlen und 67556 Handstühlen. Frankreich ist gegenwärtig auf seine Spinnereien in der Nor-

manbie (Rouen und Umgegend) für ordinäre Garne und auf die Feinspinnereien in Lille, Amiens und St.-Quentin angewiesen. Es muß aber von Ganzen immer noch sehr bedeutend importieren. Die Baumwollweberei und Druckerei ist in der Normandie in ziemlich Ausdehnung vertreten; die Fabriken arbeiten ausschließlich für das Inland und können einer Konkurrenz im Auslande noch nicht begegnen. Unübertroffen ist die Weberei unedelter Stoffe in Tarare und Umgegend, welche an 50 000 Arbeiter beschäftigt. Die B. der Schweiz ist durch den Fleiß und Unternehmungsgeist ihrer Bewohner und durch das genaue Studium der Bedürfnisse fremder Länder zu einer Ausdehnung und Vollenbung gelangt, welche sie den größten Industriestaaten ebenbürtig an die Seite stellt und sie auf den meisten überseeischen Märkten eine erfolgreiche Konkurrenz aufnehmen läßt. Die Zahl der Spindeln belief sich 1876 auf 1854091, die der mechan. Webstühle für rohe Gewebe auf 16497, für bunte auf 5970. In allen Etablissements waren 37260 Personen thätig. Die mit großer Intelligenz und mächtigen Geldkräften betriebenen Spinnereien, welche sich früher vorzugsweise in den Nummern 60—100 aus ägypt. Baumwolle und den feineren Sorten aus Sea-Island bewegte, erstreckt sich jetzt auch auf gröbere Sorten und Strumpfgarn von besonders guten Qualitäten. Ein großer Teil der Garne wird nach Österreich, Frankreich, Deutschland und Italien exportiert, während ein anderer Teil im Lande selbst verwerthet wird. Unter den Erzeugnissen der Weberei nehmen die für Opiastien bestimmten sog. «Sarongs», eine Nachahmung ind. Gewebe, eine bemerkenswerte Stelle ein, weil es bei denselben auf die möglichst getreue Imitation aller Web- und Druckfehler ankommt. Die Maschinenfärberei beschäftigt über 10000 Maschinen und 17000 Arbeiter.

Auch die B. Österreichs (Eisleithaniens) nimmt eine hervorragende Stellung ein; ihre Geschichte reicht bis ins 18. Jahrh. zurück und schon im Anfang des 19. Jahrh. wurden bedeutende Spinnereien in Böhmen und Niederösterreich errichtet. Diese gewerbliche Thätigkeit beschäftigte 1880: 1 560 000 Feinspindeln, und ist in Böhmen (Reichenberg) mit 768 700, in Niederösterreich mit 390 000, in Borsberg mit 180 000, in Oberösterreich mit 100 000 und in Tirol mit 56 000 Spindeln konzentriert. Sonst finden sich Etablissements in Steiermark, Görz, Mähren und Krain. Beim mechan. Betrieb waren 29546 Kraftstühle wirksam, davon 21470 in Böhmen (Reichenberg). Die Handweberei unterhält 62 000 Stühle gewerbmäßig, tritt aber auch als häusliche Nebenbeschäftigung für den persönlichen Bedarf auf. Baumwollsaat von vorzüglicher Qualität erzeugt der böhm. Bezirk Wamtsdorf. Die Spinnereien Ungarns unterhalten etwa 32 000 Spindeln, eine fabrikmäßige Weberei besteht allein in Fiume. Österreich bezieht seine Rohbaumwolle zum größten Teile über Triest; es wird meist ostindische, aber auch ägyptische versponnen. Man führt Garne aber immer noch nach Frankreich (1880: Einfuhr 115 300, Ausfuhr 6100 Ctr.). dagegen ist die Ausfuhr von Baumwollwaren gegenwärtig sehr beträchtlich (1880: Einfuhr 12 900, Ausfuhr 28 900 Ctr.).

Die Spinnereien und Webereien Russlands vermehren und vergrößern sich unter den hohen Eingangszöllen gewaltig. Die Spinnereien in Kasan

aus den vierziger, die Webereien aus den fünfziger Jahren. Ihren Sitz hat die Industrie namentlich in den Gouvernements Petersburg, Moskau, Bladimir, Iwer sowie in den balt. und poln. Gouvernements. Man zählte 1877 schon 57 Spinnereien mit 279628 Spindeln und 43672 Arbeitern und 106 Webereien mit 54566 Webstühlen und 62567 Arbeitern. Die Erzeugnisse der russ. Industrie sind zwar ebenso wie die der spanischen, italienischen, holländischen und belgischen meist nur für den heimischen Bedarf berechnete Waren und diese Länder sind keineswegs reif zur Konkurrenz auf dem Weltmarkt, es läßt sich indes ein wesentlicher Aufschwung seit zehn Jahren nicht verkennen. Nur die skandinav. Länder haben auch eine sehr geringfügige B., obgleich dort die Regierung ernstlich bemüht ist, eine solche durch Schutzzölle ins Leben zu rufen. Nebenbei Alles Versuche, etwas Ähnliches für Ägypten zu thun, und insolge grober Miswirtschaft im Sande verlaufen, obwohl das Land alle Bedingungen bot. Dagegen hat sich die B. Britisch-Indiens in der neuen Zeit in außerordentlichem Maße gehoben. Dieselbe beschäftigte 1869 erst 890000 Spindeln, 1875—76 in 47 Establishments schon 100112 Spindeln und 9189 Webstühle, aber 1880 in 58 Establishments bereits 1470830 Spindeln und 18307 Webstühle, an welchen 89587 Personen beschäftigt fanden. Der Hauptsitz der ostindischen B. ist Bombay, indessen hat ihre größere Entwicklung es doch nicht verhindern können, daß die Importe von Garnen und Baumwollstoffen lange Jahre konstant auf derselben Höhe verharren und 1881 sogar eine Steigerung erfuhren. Die Baumwollmanufaktur der wichtigsten Produktionsländer ist zwar in der neuesten Zeit unter dem empfindlichen Rückgang der Preise von dem Garne bis zur feinsten Ware gelitten, eine quantitative Einschränkung hat sie aber dennoch nicht erfahren und 1880 schloß diese Weltindustrie wieder günstiger ab als seit langer Zeit.

Aus der sehr umfangreichen Literatur über die B. sind hervorzuheben: Baines, „History of cotton manufacture in Great Britain“ (Lond. 1835; deutsch v. Bernoulli, Stuttgart. 1836); Kople, „The fibrous arts of India“ (Lond. 1855); Engel, „Die B. im nördlichen Sachsen“ (Dresd. 1856); Ellison, „Handbook of the cotton-trades“ (Lond. 1858; deutsch von Neß als „Handbuch der Baumwollkultur und Industrie“ (Brem. 1869); Mac Henry, „The cotton-wool“ (Lond. 1863); Heybaud, „Le coton, son rôle, ses problèmes, son influence en Europe“ (Br. 1863); Allan, „Fabrication des étoffes“ (Br. 1864); Ries, „Die Baumwollspinnerei in den ihren Teilen“ (Weim. 1868); Leich, „Sciences modernes cotton spinning“ (2. Aufl., 2 Bde., ab. 1873); Ries, „Der Führer des Baumwollmanufaktur“ (2. Aufl., Weim. 1874); Bobaro, „Relazione sulla coltura dei cotonei in Italia“ (mit Atlas, Neapel 1878); Richard, „Die Gewinnung der Baumwollfasern“ (Braunsch. 1880); Dana, „Cotton from seed to loom“ (Neuport 1878); Jannasch, „Die europäische B.“ (Berl. 1882); „Ämtlicher statistischer Bericht über die Wiener Weltausstellung im J. 1873“ (Heft 5; Weigert, „Textil- und Kleidungsindustrie“, Braunsch. 1874); „Öffentlicher (österreichischer) Ausstellungsbericht“ (Heft 1; Penz, „Baumwolle und Baumwollwaren“, Wien 1874).

Baumwollsamendöl ist das fette Öl der beim Entkörnen oder Grenieren der rohen Baumwolle fallenden, früher als unbenutzbar weggeworfenen Samen, welche in neuerer Zeit als öllieferndes Material zur Gellung gekommen sind. Das durch Auspressen oder durch Extraktion mit Schwefelkohlenstoff erhaltene B. ist im rohen Zustande dickflüssig und rötlich-braun gefärbt und ist so kaum verwendbar. Erst seitdem man erkannte, daß die das Öl verunreinigenden Substanzen ausschließlich in der äußeren Samenschale enthalten sind, und erst seitdem man vor dem Pressen eine Entschälung der Körner in besonders für diesen Zweck konstruierten Maschinen vorgenommen hat, ist die Gewinnung des B. lohnend geworden. Es wird gegenwärtig in engl. und amerik. Fabriken in größtem Maßstabe dargestellt, die feinsten Sorten finden als Speiseöl, so namentlich auch in Italien zur Verfälschung des Olivenöls, die geringeren als Brennöl Verwendung; 1000 kg Samen liefern etwa 150 l Öl und 400 kg Rückstände.

Die beim Auspressen verbleibenden Rückstände, Baumwollsamenschalen, sind ein wertvolles Futtermittel; sie enthalten, wenn aus geschältem Samen dargestellt, bis zu 44 Proz. Eiweißstoffe.

Baumwollschnüre (fr. cordes de coton, engl. cords of cotton), aus den gröbsten Nummern (8—20) der Baumwollgarne auf besonders Maschinen hergestellte Schnüre oder Stride, welche sich durch ihre Festigkeit und Schmiegsamkeit vor den Hanffellen auszeichnen. Man verwendet dieselben zu Ein- und Auszugschnüren bei den Self-actors der Baumwollspinnereien und in neuester Zeit auch zu Antriebschnüren bei Laufstranen, da letztere eine sehr schnelle Bewegung der Schnur und dichtes Anschmiegen derselben an die Schnurrollen erfordern. Von den zur Herstellung dieser Schnüre dienenden Maschinen ist besonders erwähnenswert die von Möring, welche bis zu 1000 Fäden (Baumwollgarn Nr. 15—20) zu Schnüren von großer Gleichmäßigkeit und Vollendung verarbeitet.

Baumwollraute (*Gossypium L.*), s. unter Baumwolle.

Baunach, Marktflecken im bayrischen Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Gern, rechts an dem Flusse Baunach, welcher nicht weit unterhalb des Ortes in den Main mündet, nachdem er noch kurz vorher bei B. von rechts die Lauter aufgenommen hat, welche ebenso wie die B. auf den Hahnenbergen entspringt. Der Flecken zählt 1123 E., welche Hopfenbau betreiben. Auf einer nahen Höhe liegen die Ruinen des 1552 zerstörten Schlosses Stufenberg, welches einst den Herzögen von Meran zugehörte; unweit davon steht die Wallfahrtskapelle St. Maria Magdalene.

Baumsehndienst, s. u. Akupunktur.

Baupolizei, Bauordnung, Baurecht. Die Baupolizei begreift alle diejenigen polizeilichen Veranordnungen, welche bezwecken, daß durch Bauanlagen Sicherheit, Bequemlichkeit und Ordnung gefördert und die aus solchen etwa entstehenden Gefahren abgemindert werden. Die Ausführung größerer Bauanlagen oder bedeutender Bauveränderungen und Reparaturen wird in der Regel von der vorherigen obrigkeitlichen Prüfung und Genehmigung des Plans abhängig gemacht. Am vollständigsten vermag die Baupolizei ihren Verpflichtungen bei der Gründung von neuen Ortschaften gerecht zu werden, wo es sich zunächst um Ausmittelung einer

gefunden Lage handelt, welche der zukünftigen Einwohnerſchaft möglichſt viele natürliche Vorteile, wie Be- und Entwässerung der Grundſtücke, Produktenreichtum und bequeme Kommunikationsmittel, bietet. Ferner iſt ſowohl hier, als wenn es ſich um Vergrößerung ſchon beſtehender Orte oder um Wiederherſtellung derſelben nach einer Zerstörung handelt, ein allgemeiner Bauungsplan aufzuſtellen und dabei den Anſprüchen der öffentlichen Geſundheitspflege, des Verkehrs und des guten Geſchmacks Rechnung zu tragen. So z. B. müſſen die Straßen genügend breit, die Häuser nicht zu hoch ſein, damit Luft und Licht den nötigen Zugang haben. Die Richtung der rechtwinklig einander ſchneidenden Straßen ſoll womöglich zwiſchen die Kardinalpunkte des Horizonts fallen, alſo von Nordoſt nach Südweſt, von Südost nach Nordweſt gehen, damit jede Häuſerſeite eine Zeit lang den Einwirkungen der Sonne ausgeſetzt ſei. Mit der Herſtellung eines unterirdiſchen Kanalsystems, um Regen- und Wiſchaftswaſſer abzuführen, ſowie mit der Zuleitung von reinem Waſſer iſt in Städten entweder ſofort vorzugehen oder wenigſtens dafür Sorge zu tragen, daß derartigen Einrichtungen ſpäter keine Hinderniſſe entgegenſtehen. Auf größere Schwierigkeiten ſtößt die Beſeitigung von Uebelſtänden, welche in der Planloſigkeit älterer Städteanlagen ihren Grund haben, daſern nicht zur Durchführung eines ſtädtiſchen Expropriationsgeſetzes und zur Niederreiſung ganzer Straßen außerordentliche Mittel, wie z. B. unter Napoleon III. in Paris, verfügbar ſind. Inbeſ. läßt ſich auch hier die Gerabelegung und Verbreiterung der Straßen allmählich erzielen, wenn die Eigentümer genötigt werden, bei Neubauten in die verbesserte Fluſſlinie einzurücken. Bei der Ausführung einzelner Bauten iſt darüber zu wachen, daß Leben und Geſundheit der Arbeiter, der Vorübergehenden und der ſpäteren Bewohner nicht gefährdet, und daß namentlich die fertigen Gebäude nicht zu Brutſtätten von Krankheiten, zu Herden von Feuersbrünſten werden. Die Baupolizei muß demnach darauf beſtehen, daß die Baustellen genügend abgeſperrt, die Riſtungen tüchtig ausgeführt, die Vorſchriften über die erforderliche Beſchaffenheit des Baumaterials, über die mindeſte Stärke des Mauer- und Balkenwerks, über die Anlage von Feuersſtätten, Rauchfängen, Latrinen u. ſ. f. beobachtet werden, daß überhaupt keine Bauwerke entſtehen, welche durch die Art ihrer Ausführung Bedenken erregen könnten. Die in dieſer Hinſicht nötigen allgemeiſten Anordnungen zu erlaſſen iſt Aufgabe der Landesgeſetzgebung (allgemeine Bauordnung); eine Steigerung der Anſprüche bleibt, beſonders in größeren, wohlhabenden Städten, den örtlichen (Lokal-) Bauordnungen vorbehalten. Letztere ſchreiben z. B. die äußerſte Höhe der Gebäude in Bezug auf die Straßenbreite, die geringſte Höhe der Zimmer, die Bauart der Treppen u. ſ. w. vor; Gebäude oder Anlagen, in denen lärmende, geſundheitsſchädliche oder ſonſt gefährliche Gewerbe betrieben werden ſollen, bedürfen (ſchon nach den Beſtimmungen der Gewerbeordnung) vor allen Dingen einer beſondern Genehmigung. Daſſelbe iſt auch mit Dampfkeſſeln und dergleichen Anlagen der Fall. In jüngſter Zeit iſt man von ſeiten des Verbandes der Deutſchen Architekten- und Ingenieurvereine der Ausführung der Idee einer Reichsbauordnung näher getreten und hat vorläufig den Entwurf zu einer Normal-

bauordnung aufgeſtellt. Die gemeingültigen und örtlichen Beſtimmungen für die Handhabung der Baupolizei bilden immer nur einen Beſtandteil des ſog. Baurechts oder des Inbegriffs ſämtlicher auf das Bauweſen bezüglicher Vorſchriften. Hierher gehören noch manche Inſtitute des Privatrechts, wie das Nachbar-, Fenſter- und Traufrecht, das Mitgeigentum an gemeinſchaftlichen Mauern, die ſtädtiſchen Servituten, die Grundſätze über Miete und Accord bei Bauunternehmungen.

Baur (Albert), namhafter Hiſtorienmaler, geb. zu Aachen 13. Juli 1835, bildete ſich in Dülſeldorf, deſſen Schule er in ſeiner romantiſchen Auffaſſung des geſchichtlichen Stoffs durchaus angehört. An der Dülſeldorfer Akademie war Söhn ſeiner Lehrer, dann arbeitete er in dem Atelier Regrens und endlich unter Leitung von Schwind zu München. Im J. 1861 nach Dülſeldorf zurückgekehrt, gewann er den von der Verbindung für hiſtor. Kunſt ausgeſchriebenen Preis mit ſeinem großen Gemälde: Kaiſer Ottos III. Leiche wird aus Italien nach Deutſchland zurückgebracht. Dieſes Werk machte durch die meiſten Kunſtvereine und Ausſtellungen in Deutſchland die Runde und erntete großen Beifall. Im J. 1864 gewann der Künſtler in der Bewerbung wegen der maleriſchen Ausſchmückung des Schwurgerichtssaals in Elberfeld mit ſeinem Entwurf einer Scene vom jüngſten Gericht abermals den erſten Preis. In Dülſeldorf entſtand auch das ernſte und wirkungsvolle Bild: Chriſten tragen den Leichnam einer Märtyrerin aus dem Circus. B. erhielt 1872 den Ruf als Profeſſor der hiſtor. malerei nach Weimar, von wo er 1876 nach Dülſeldorf zurückkehrte. An beiden Orten entſtanden noch folgende größere Gemälde: Paulus predigt in Rom (welches wiederum den Preis der Verbindung für hiſtor. Kunſt erhielt), Otto I. an der Leiche ſeines Bruders Thantmar, Die Beſiegelung des heil. Grabes und Nach der Grablegung.

Baur (Ferd. Chriſtian), ausgezeichneter prot. Theolog, Begründer und Hauptvertreter der ſog. Tübingen Schule, geb. 21. Juni 1792 zu Schmied bei Canſtatt, beſuchte die Seminarien zu Blaubeuren und Maulbronn und ſtudierte 1809—14 in Tübingen Theologie. Nachdem er dann an verſchiedenen Orten als Pfarroilar, zuletzt als Rektor zu Tübingen thätig geweſen, wurde er 1817 Profeſſor am Seminar in Blaubeuren, in welcher Stellung er durch das Werk «Symbolik und Theologie oder die Naturreligion des Altertums» (3 Bde., Stuttg. 1824—25) ſeinen Beruf als philoſ. Auffaſſung der Religionsgeſchichte erkennen ließ. B. folgte 1826 dem Rufe als ord. Profeſſor für Kircheng- und Dogmengichte an die evang. Fakultät zu Tübingen, wo er bis zu ſeinem Tode, 2. Dez. 1860, ununterbrochen wirkte. Seine größern dogmengichtlichen Werke ſind: «Das Chriſtliche Religionsſyſtem» (Tüb. 1831), «Zu Chriſt. Gnoſis oder die Chriſt. Religionsphilophie» (Tüb. 1835), «Die Chriſt. Lehre von der Erlöſung» (Tüb. 1838) und «Die Chriſt. Lehre von der Dreieinigkeit und Menſchwerdung Gottes» (3 Bde., Tüb. 1841—43). Den Angriff Möller (ſ. d.) auf den Lehrbegriff der evang. Kirche wies er zurück in der Schrift «Der Gegenſatz des Rationalismus und Proteſtantismus» (2. Aufl., Tüb. 1836) und in der «Erwidern gegen Möller neueſte Polemik u. ſ. w.» (Tüb. 1834). Neben dieſen im allgemeinen geſchichtlichen Darſtellungen

zu welchen auch das »Lehrbuch der christl. Dogmengeschichte« (Stuttg. 1847; 3. Aufl., Epp. 1867) gehört, bilden eine zweite Reihe seiner (christkellerischen) Arbeiten die Untersuchungen auf dem Gebiete der neutestamentlichen Kritik. An der Spitze derselben steht die Abhandlung: »Die Christuspartei in der vornehmlich. Gemeinde, der Gegensatz des paulinischen und petrinischen Christentums« (in der »Zingler« »Zeitschrift für Theologie«, Jahrg. 1881), in welcher er zuerst in dem Kreise des Urchristentums, in dem man sonst nur Einheit und Harmonie zu sehen gewohnt war, die Reime tiefliegender Differenzen und Gegensätze nachwies. Seine Untersuchungen über die Gnostik führten ihn den Pastoralbriefen zu und hatten das in der Schrift »Die sog. Pastoralbriefe des Apostels Paulus« (Stuttg. 1836) dargelegte Resultat zur Folge, daß diese Briefe unmöglich von dem Apostel Paulus verfaßt sein können, sondern ihre Entstehung aus denselben Parteitendenzen zu erklären sei, welche im Laufe des 2. Jahrh. das bewegende Prinzip der sich gestaltenden Kirche waren. Zusammengefaßt sind die auf die Apostelgeschichte und die Paulinischen Briefe sich beziehenden Untersuchungen in dem Werke: »Paulus, der Apostel Jesu Christi. Sein Leben und Wirken, seine Briefe und seine Lehre« (Stuttg. 1845). Ein weiterer Gegenstand seiner kritischen Bestrebungen wurde das Johannesevangelium. Der unbedingte Vorzug, welchen man bis dahin diesem Evangelium vor den synoptischen gab, fand in ihm den entschiedensten Gegner. Vielmehr ergab sich ihm der nachapostolische Ursprung des Johannesevangeliums sowohl durch die kritische Analyse seiner Komposition, als auch durch mehrere bisher noch zu wenig beachtete geschichtliche Daten. In B. 3. seiner Hauptchrift zur Kritik des Neuen Testaments: »Kritische Untersuchungen über die lukanischen Evangelien, ihr Verhältnis zueinander, ihren Ursprung und Charakter« (Zab. 1847), sind die beiden, zuerst in den »Theol. Jahrbüchern« (1844 u. 1846) erschienenen Abhandlungen über das Johannesevangelium und das Lukas-Evangelium mit weitem Untersuchungen über die Evangelien des Markus und Matthäus zu einem Ganzen verarbeitet und vervollständigt durch »Das Markus-Evangelium« (Zab. 1851). Außerdem beschäftigte ihn noch teils die nähere Durchforschung einzelner kritischer Fragen (in einer Reihe kleinerer Schriften und zahlreichen Abhandlungen in den von ihm und Zeller seit 1842 herausgegebenen »Theol. Jahrbüchern«), teils die abschließende Zusammenfassung von Einzeluntersuchungen in größeren Werken. Zu den letztern gehört, außer der Schrift »Epochen der kirchlichen Geschichtsschreibung« (Zab. 1862), namentlich seine »Kirchengeschichte«. Von dieser wurden die ersten zwei Bände: »Das Christentum und die christl. Kirche der drei ersten Jahrhunderte« (Zab. 1868; 2. Aufl. 1869) und die »Christl. Kirche vom Anfang des 4. bis zum Ende des 6. Jahrh.« (Zab. 1869), noch von ihm selbst veröffentlicht, während nach seinem Tode die drei letzten Bände, »Die christl. Kirche des Mittelalters« (Zab. 1861; 2. Aufl., Epp. 1869), »Die Kirchengeschichte der neuern Zeit, von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrh.« (Zab. 1863) und die »Kirchengeschichte des 19. Jahrh.« (Zab. 1862; 2. Aufl., Epp. 1877), von seinem Sohne, dem Professor Ger-

binand Friedrich B., und von Ch. Zeller herausgegeben wurden.

Das Hauptverdienst B. 3. um die Theologie läßt sich dahin zusammenfassen, daß er eine wahrhaft geschichtliche Auffassung des Christentums von seinen ersten Anfängen an durch die Hauptstadien seiner Entwicklung begründet hat. Mit einer seltenen Schärfe begrifflichen Denkens begabt, ange-regt durch die gerade in seiner Jugend System auf System erzeugende Philosophie, verbannt er Schleiermacher die Unterscheidung der Religion von der Theologie und Dogmatik, die ihn in allen Wandlungen des Dogmas den Kern der christl. Frömmigkeit wiedererkennen ließ, Regel vor allem die Anregung zu phil. Betrachtung der Geschichte. Nachdem durch Strauß' »Leben Jesu« und die daran anschließenden Kämpfe unwiderleglich erwiesen ward, daß die Evangelien in der uns vorliegenden Gestalt kein geschichtlich treues Bild der Anfänge des Christentums liefern, suchte B., um über dies bloß negative Resultat zu positiven Feststellungen fortgehen zu können, anderswo einen festen Standpunkt für die Beurteilung der urchristl. Verhältnisse zu gewinnen. Er fand denselben in den Paulinischen Briefen, von denen jedoch nur die vier größern als echt festgehalten wurden. Hier zeigte sich ein Christentum, total verschieden von demjenigen, das die unmittelbaren Schüler Jesu verkündigten, und aus dem Kämpfe dieser beiden Richtungen, des heidenschristl. Evangeliums des Paulus und des jüdischchristlichen des Petrus, läßt nun B. durch allmähliches beiderseitiges Nachgeben die kath. Kirche entstehen, die den Paulus allerdings äußerlich anerkennt, aber seine Grundsätze prinzipiell abstumpft. Nach rückwärts hin wird, gestützt auf eine kritische Betrachtung der drei ersten Evangelien, die Person und Lehre Christi so gefaßt, daß die Möglichkeit der Paulinischen wie der Petrinischen Auffassung daraus erhelle, nämlich in Christus neben unversellen ethischen Grundsätzen ein partikulares Festhalten am jüd. Messiasglauben angenommen, nach vorwärts die ganze weitere Entwicklung der kath. Kirche in Leben und Lehre als notwendiges Produkt der einwirkenden Faktoren dargestellt. Die kritischen Bestrebungen B. 3. sind von mehreren talentvollen Schülern desselben, wie namentlich Zeller, Schwegler, Köstlin, Hilgenfeld u. a., weiter verfolgt worden; die ganze Richtung bezeichnet man mit dem Namen der Zä-binger Schule. Eine ausführliche Darstellung und Beurteilung der Leistungen B. 3. findet sich in »Unsere Zeit« (Bd. 6, Epp. 1862).

Baur (Franz Adolf Gregor), forstwirtschaftlicher Schriftsteller, geb. 10. März 1830 zu Lindenfels im Großherzogtum Hessen, besuchte die Polytechnische Schule in Darmstadt, studierte in Gießen, wurde 1865 Professor an der Forstlehranstalt zu Weiskammer in Böhmen, 1860 Oberförster zu Mittelbühl bei Darmstadt, 1864 Professor an der land- und forstwirtschaftlichen Akademie Hohenheim in Württemberg, 1878 Professor der Forstwissenschaft an der Universität München. Von seinen Schriften sind namentlich hervorzuheben: »Lehrbuch der niedern Geodäsie« (3. Aufl., Wien 1879), »Die Holzmekunst« (2. Aufl., Wien 1875), »Über forstliche Versuchstationen. Ein Ged. und Mahnruf« (Stuttg. 1868), »Forstakademie oder allgemeine Hochschule« (Stuttg. 1875), »Die Fichte in Bezug auf Ertrag, Zuwachs und Form« (Berl. 1877), »Die Rotbuche

in Bezug auf Ertrag, Zuwachs und Form» (Berl. 1881). Außerdem redigiert B. seit 1866 die Monatschrift für Forst- und Jagdwesen, welche jetzt (seit 1879) unter dem Titel «Forstwissenschaftliches Centralblatt» erscheint.

Baur (Gust. Adolf Rudw.), namhafter Theolog und Kanzelredner, geb. 14. Juni 1816 zu Hammelbach im Odenwalde, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt und studierte Theologie zu Gießen. Nachdem er hierauf 1838—39 das Predigerseminar zu Friedberg besucht, lehrte er nach Gießen zurück, habilitierte sich daselbst 1841 und erhielt 1847 eine außerordentliche, 1849 eine ord. Professur. Im J. 1861 folgte er einem Rufe als Hauptpastor an die Jakobigemeinde zu Hamburg, wurde 1870 als ord. Professor der Theologie an die Universität Leipzig berufen und 1871 zum Konsistorialrat ernannt. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Die Erklärung des Propheten Amos» (Gieß. 1847), «Tabellen über die Geschichte des israel. Volks» (Gieß. 1848) und «Geschichte der alttestamentlichen Weissagung» (W. 1, Gieß. 1861), sein Hauptwerk; ferner «Grundzüge der Erziehungsschule» (3. Aufl., Gieß. 1876), «Grundzüge der Homiletik» (Gieß. 1848), «Boetius und Dante» (Lpz. 1874), «A. Kemppfers Selbstbiographie, herausgegeben, eingeleitet und erläutert» (Lpz. 1880). Sammlungen seiner Predigten erschienen unter den Titeln: «Predigten» (Gieß. 1858), «Predigten über die epistolischen Petriopern» (2 Bde., Hamb. 1862), «Die Thaten des Heils» (Hamb. 1864), «Durch Kampf zum Frieden» (Lpz. 1872) u. In Bezug auf seine theol. Anschauung schließt sich B. im wesentlichen an Schleiermacher an.

Baur (Wilh.), Bruder des vorigen, namhafter Theolog und Schriftsteller, geb. 16. März 1826 zu Lindenfels im Odenwalde, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt, 1844—47 die Universität Gießen, dann ein Jahr das Predigerseminar zu Friedberg, war 1848—52 Hauslehrer, ward 1852 Pfarrvikar zu Arheilgen bei Darmstadt, 1853 in Bischofsheim, 1855 Pfarrer in Ettingshausen bei Lich, 1862 in Ruppertsburg bei Laubach, 1865 Pastor an der St. Anskarapelle zu Hamburg und Direktor der dortigen Stadtmission, 1872 Hof- und Domprediger zu Berlin, 1879 Oberkonsistorialrat, 1881 Propst des Stifts zum Heiligen Grabe in Berlin. Seiner Richtung nach gehört B. der Gruppe der positiven Union an und zeichnet sich unter ihren Führern durch persönliche Milde der Gesinnung aus. Sein Wirken ist gerichtet auf die Pflege des deutschen Volkstums und des evang. Christentums in ihrer Zusammengehörigkeit. Daher richtet er als Geistlicher sein Augenmerk auf eine volkstümliche Predigt, auf Belebung des geistl. Volkslieds und der christl. Volksfeste; von seinen Schriften gehören dahin außer zahlreichen Predigtsammlungen das «Weich» und Kommunionbuch» (3. Aufl., Jena 1882) und «Lazarus von Bethanien und seine Schwester» (2. Aufl., Gieß. 1869). Für die Innere Mission arbeitete B. bereits in Hamburg als Mitglied des Kuratoriums der Bruderschaft des Rauhen Hauses, in Berlin ist er Mitglied des Centralausschusses für Innere Mission. Speziell wirkte er für strengere Beobachtung des Sonntags, für Bewahrung und Rettung der weiblichen Jugend und für Abschaffung der Prostitution und hat in diesem Sinne mehrere Broschüren veröffentlicht. Der Neubelebung christl.

patriotischer Gesinnung dienen vor allem die «Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen» (3. Aufl., Hamb. 1872) und «Das deutsche evang. Pfarrhaus» (2. Aufl., Brem. 1878); ferner die Lebensbeschreibungen des Freierrn vom Stein (4. Aufl., Darm. 1880), Friedrich Vertes» (2. Aufl., Darm. 1879) und Arnolds (3. Aufl., Hamb. 1870).

Baurrecht, s. unter Baupolizei.

Bauschulen, Anstalten, die sich mit der theoretischen Ausbildung von Baumeistern und Bauhandwerkern befassen. Man unterscheidet höhere und niedere B. Über solche B., die ein höheres Ziel verfolgen, entweder als besondere Akademie, oder in Verbindung mit einer allgemeinen Anstalt, wie mit einer Polytechnischen Schule bestehen, s. Bauakademie und Polytechnische Schulen. Die niederen B. oder Baugewerkschulen dienen als Vorläufer für jene oder auch für sich allein zur Ausbildung von Mauer- und Zimmermeistern, Steinmetzen, auch Mühlenbauern, Brunnen- und Röhrenmeistern u. s. w. Dieselben setzen meist nur eine gewöhnliche Schulbildung voraus und werden besucht, nachdem die Schüler ihre Lehrzeit angetreten oder beendet haben. Die Organisation und der Lehrplan dieser Schulen sind, mit geringen Abweichungen, ziemlich übereinstimmend. Viele sind, in Rücksicht auf die praktische Beschäftigung der angehenden Baugewerker im Sommer, nur Winterschulen, andere dagegen gewähren Unterricht Sommer und Winter hindurch. Der Unterricht wird in drei oder vier aufeinanderfolgenden, halbjährigen Kursen erteilt und umfasst in den hauptsächlichsten hauptsächlich: Mathematik, Mechanik (Statik), Hydraulik, Projektionslehre, geometrisches und Freihand-Ornamenten-Zeichnen, Perspektive, Zeichnen und Planzeichnen, Buchhalten. Der Unterricht in den Hauptfächern umfasst: allgemeine, landwirtschaftliche und gewerbliche Bautunde, spezielle Mauer- und Zimmerkunde, Konstruktionslehre, Entwurf und Veranschlagen von Bauplänen, Baurecht und Baugesetze, Formenlehre und architektonisches Zeichnen, Skizzieren und Schnellentwerfen; ferner Steinschnitt, Modellieren und Modellieren, Feuerungskunde und Ventilation, Geschichte der Baukunst und Stillehre. Die älteste dieser B. oder Baugewerkschulen in Deutschland ist die zu München, eröffnet 1823. Sodann folgte die B. zu Holzminnen im Herzogtum Braunschweig; dieselbe ist eine der am stärksten besuchten und wurde 1880 von dem Kreisbaumeister F. L. Haarmann gegründet. Sie 1837 entstanden die fünf B. Sachsens, zu Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zittau und Plauen. In den J. 1841—54 bestand die mechanische B. zu Freiberg, die aber seit 1855 als Wertmeisterschule zu Chemnitz neu begründet wurde. Diese Schule bildet seitdem Wertmeister für Maschinenfabriken, Spinnereien, Webereien, chem. Fabriken u. s. w. Im J. 1850 entstand die in vier verschiedene Fachschulen gegliederte Baugewerkschule zu Stuttgart, 1853 die B. zu Nürnberg, 1859 die B. zu Siegen, 1861 die zu Hörter a. d. W. Im J. 1864 erfolgte die Gründung der ersten österreichischen B. zu Wien, zwar als Privatunternehmen, aber mit Unterstützung des Staats und der Gemeinde, 1868 die B. zu Ebernforde und 1869 die zu Jockstein (Regierungsbezirk Wiesbaden). Außerdem gibt es B. zu Karlsruhe, Darmstadt, Breslau, Innsbruck, Neudorf, Krone, Sulza, Weimar, Treuenbriege u. a. d.

sowie in Verbindung mit Kunst-Industrie- und Landwirtschaftlichen Lehranstalten stehende B.

Wausch und Bogen, eine Wortverbindung, welche nur in der Nebenart: in Wausch und Bogen, d. h. soviel wie im ganzen, ohne Rücksichtnahme auf Einzelheiten, vorkommt. Ein Kauf in Wausch und Bogen (en bloc) ist also ein solcher, welcher sich über eine ganze, ungetheilte Partie, einen ganzen Vorrath einer Ware erstreckt. Ein entsprechender Ausdruck ist der beim Seefrachtwesen übliche: in der Ruse (en rouge), welchen man anwendet, wenn ein Schiff für irgend eine Fahrt ganz gemietet wird. **Wause oder Wause**, eine mittels eines durchscheinenden Papiers (Wauspapier, s. d.) von einer Zeichnung genommene Kopie.

Wause (Joh. Friedr.), ausgezeichneter Kupferstecher, geb. 6. Jan. 1738 zu Halle, wendete sich in einem 18. Jahre der Kupferstecherkunst zu, bildete sich durch Selbststudium in Halle und einige Zeit unter der Leitung des Kupferstechers Haid in Augsburg in seiner Kunst aus. Insbesondere nahm er sich Mühe in Paris zum Vorbild, mit dem er in fortwährender Verbindung blieb. Später ließ er sich in Leipzig nieder, wo er in der Folge Professor der Kupferstecherkunst bei der Kunstakademie wurde und bis kurz vor seinem Tode, der 3. Jan. 1814 zu Weimar erfolgte, sich aufhielt. Seine histor. Blätter und vorzüglich seine Porträts, besonders nach Gemälden von A. Graff und Oser, sind am meisten geschätzt. Sein ganzes Kupferstichwerk enthält über 200 Blätter. Er hinterließ eine reiche Sammlung von Kupferstichen und Radierungen, die in dem Besitz des Hofraths Reil zu Leipzig kam. (Vgl. Reil, Katalog des Kupferstichwerks von W. (Lpz. 1849).

Wauslatten, s. Wausleinwand.

Wausle (Wausl), Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Kurland, 46 km südöstlich von Riga, am Zusammenflusse der Nemel und der Lups, die hier den Fluß Ma bilden. Das Schloß wurde 1456 von dem deutschen Hofmeister Joh. v. Mengden gegründet und hieß früher Wausche, ausenborg und Wauschenburg. Im J. 1626 wurde B. von den Schweden, 1706 von den Russen genommen; 1706 wurden die Befestigungswerke des Schlosses zerstört und seitdem ist es unbewohnt geblieben. Die Stadt hat eine luth. Kirche, eine sch.-orthodoxe Kapelle, zwei Synagogen, zwei j. Gebetschulen, eine Lederfabrik, vier Brauereibrennereien und eine Ziegelfabrik und zählt 30 G., die hauptsächlich Gemüsebau und Gärtnerei treiben. Auf dem vom 12. bis 17. Okt. stattfindenden Jahrmarsch werden Getreide, Leinsamen u. Holz zum Verlaufe gebracht.

Wausleinwand oder **Wauslattenwand** (fr. vier-toile, tolle à calquer, engl. tracing-cloth, king-cloth), auch **Wauslatten**, **Seidenlatten**, **Calquirlinwand**, **Kopierleinwand** nennt, weißer Baumwollstoff oder Jalonett, der Bestreichen mit aufgelöstem Blau und mit (vielen teils harigen, teils öligen Substanzen) durch nachfolgendes Säuren und schließlich Wässern mittels der erhitzten Druckwalzen des **Wauslatten** (s. u. Appretur) mit einer durchsichtigen Appretur versehen, eignet er sich zum Zeichnen mit der Feder, zum Tuschen, Auftragen von Farben und insbesondere zum Durchzeichnen von Zeichnungen jeder Art.

Wauspapier oder **Wauspapier** (fr. papier lquer, engl. tracing-paper), eigentlich feines,

geleimtes Velinpapier, dem auf der einen Seite ein Anstrich von Indigo, Pariser Blau, Rödel oder schwarzer Kreide gegeben ist und dessen Anwendung darin besteht, daß unter die beschriftete Seite ein Blatt weißes Papier gelegt, aber die unbeschriftete aber die zu kopierende Zeichnung gezeichnet wird, deren Umrisse sodann durch den Druck einer feinen, nicht scharfen Spitze (Stift oder Feder) nachgezogen, auf dem untergelegten weißen Papier erscheinen. Zum Durchzeichnen von Plänen, Abbildungen von Maschinen, Dessins für die Weberei und Stickerie u. s. w. wird unter dem Namen **Kopier- oder Calquerpapier** meist ein aus Flach, Berg oder Stroh nach den gewöhnlichen Verfahrenarten der Papierfabrikation erzeugtes, gelbgraues oder braungelbes, stark durchscheinendes Papier verwendet, welches, obwohl seiner Natur nach dünn und ungeleimt, von ziemlicher Steifheit und Dichtigkeit ist, so daß die mit Tusche auf demselben gezogenen Linien nur wenig auseinanderfließen. Andere Arten B. erhält man durch Bestreichen guten Seidenpapiers mit bl. oder stannidartigen Stoffen. Ein sehr brauchbares B. dieser Art wird erhalten, indem man ein dünnes Papier mit reinem Petroleum bestricht und vor dem Gebrauch mit einem Lappen abreibt; vor dem gewöhnlichen Papier hat das auf diese Weise hergestellte den Vorzug, nach der Verflüchtigung des Petroleums wieder undurchsichtig zu werden.

Wausstile nennt man die eigenartigen baukünstlerischen Ausdrucksweisen der verschiedenen Völker, wie sie sich aus der Sitte, der Religion, dem Bedürfnis und zugleich aus dem zur Verfügung stehenden Baumaterial zu einer in sich fertigen Form entwickelt haben. Als das Produkt der besten der bildenden Künste, der Kunst zu bauen (Baukunst, Architektur), bedingt ein B. die Fähigkeit, die aus den Konstruktionen mit den vorhandenen Materialien sich ergebenden Grundformen in künstlerischer Weise so zu gestalten, daß sie in logisch richtiger und organischer Weise ihre tektonische Funktion an der bestimmten Stelle aussprechen und daß diese Einzelformen sowohl als besonders das vollendete Ganze einen harmonischen Eindruck machen.

In dem B. hat sich bei jedem Volke und zu jeder Zeit infolge der verschiedenen Bedürfnisse, des verschiedenen Klimas, des Vorhandenseins verschiedener Baumaterialien u. s. w., noch mehr aber infolge der verschiedenen Auffassung der idealen Elemente, ein anderer Formkreis ausgebildet, in welchen sich dann der ganze geistige Kulturzustand des betreffenden Volks treu abspiegelt. Deshalb kann man behaupten, daß die Baudentmaler die treuesten Zeugnisse für die Kultur eines Volks in einer gewissen Periode, gleichsam die Marksteine ihrer Geschichte sind. Von einem eigentlichen Stil kann nur da die Rede sein, wo eine höher entwickelte Kultur höhere Aufgaben stellt. Da nun die Kultur nicht bei allen Völkern des Erdballs sich gleichmäßig entwickelt hat, sind auch die Baudentmaler gleichen Alters bei verschiedenen Völkern keineswegs von gleicher künstlerischer Ausbildung. Es finden sich die primitivsten Anfänge der Baukunst zu den ältesten Urzeiten sowohl wie in unsern Tagen. Für die Entwicklung des B. sind zunächst zwei Richtungen des menschlichen Geistes von Wichtigkeit: 1) die Erkenntnis der Macht und Größe Gottes, als des Urquells alles Vorhandenen, des Leiters der Geschichte des Menschen, und 2) das Bewußtsein, daß der menschliche Geist der Gottheit verwandt ist und das irdische

Leben überdauert. Daraus entstand das Bedürfnis, der Gottheit Altäre zu errichten und Tempel zu bauen, für die Körper der Verstorbenen Grabmäler zu stiften, ihrem Gedächtnisse Erinnerungsmale zu errichten. Altäre und Grabdenkmäler sind demnach die ältesten Werke der Baukunst. Auf der niedrigsten Stufe der Kultur erfüllen ausgerichtete Steine, Steintreife und aufgeworfene Hügel den beabsichtigten Zweck in einfachster Weise. Sie sind die Vorstufen der Baukunst und finden sich überall auf der Erde. Am bekanntesten sind jene in Scandinavien, England und Nordfrankreich. Etwas mehr ausgebildet sind schon jene in Amerika.

Die ältesten Denkmäler eines wirklichen B. finden sich in Ägypten (s. Tafel: Baustile I. vgl. Artikel Ägypten, Bd. I, S. 247, und Tafel: Ägyptische Architektur), und zwar schon aus einer Zeit, die Lepsius auf etwa 4000 Jahre v. Chr. berechnet hat. Es sind die gewaltigen Pyramiden, welche dort von den Königen unter Aufwendung unenldlicher Arbeitskräfte zum Zwecke der Aufbewahrung ihrer Leichen aus Stein oder Ziegeln erbaut wurden. Gleichzeitig mit diesen Hochbauten entstanden auch in den Felsen gehauene, unterirdische Grabkammern (Excavationen), welche sich oft zu Grabestempeln erweiterten und dann, architektonisch gegliedert, mit Pfeilern, Säulen u. s. w. ausgestattet wurden. Daneben lief aber auch noch die Baukonstruktion aus Holz, die nicht ohne Einfluß auf den Formkreis der Steinarchitektur geblieben ist (Totoslapitale u. a.). Später, während der Blüte altägypt. Stils, d. i. zur Zeit der 18. Dynastie, haben dann die Formen aller drei Bauweisen untereinander sich gemischt und sich zu einem harmonischen Ganzen verbunden. Die ältesten und berühmtesten Pyramiden finden sich bei dem Dorfe Gizeh in Unterägypten. Andere, zusammen etwa vierzig, vertheilt an Größe und in mehrere Gruppen verteilt, finden sich südlich davon, am Ufer des Nils. Auch die Tempel liegen zu beiden Seiten des Nils an den Hauptstätten alter Kultur; die größten in der alten Landeshauptstadt Theben, ferner zu Esfu, Esneh, Denbä, auf Philä u. s. w. Die Ruinen Lebens findet man gegenwärtig bei den Dörfern Karnak und Luxor. Der Kern eines Tempels ist eine meist dunkle Cella mit kleiner Thür, in welcher das verehrte Götterbild stand. Vor der Cella befinden sich ein oder mehrere umsäulte Vorhöfe. Den Eingang zu derselben bildet ein großartiger Thorbau, Pylon, mit zwei zu beiden Seiten der Thür sich erhebenden, turmartigen Flügelbauten, an welchen Maste mit Fahnen befestigt waren. Vor dem Portal stehen Obeliskten, d. h. hohe, sehr schlanke Spitzpfeiler, welche hieroglyphische Inschriften tragen, und kolossale Statuen. Zum Tempel führt eine Doppelreihe von liegenden Löwen, Widbren oder Sphinxen. Oft sind die Tempel durch mehrere, von verschiedenen Königen erbaute Vorhöfe, jeder mit besonderm Pylon, bedeutend vergrößert. Die Mauern haben auf der Innenseite senkrechte, auf der Außenseite geneigte Flächen und werden durch eine fräftige Hohlzelle als Hauptgestirne bekrönt. Alle Wände und Säulen sind über und über mit Skulpturen in ganz flachem Relief und Malerei (teils Inschriften, teils figürlichen Darstellungen) bedeckt. Auch die Säulen, auf einfacher Basis stehend, mit verschiedenartig gebildeten Kapitälern versehen, sind meist ziemlich einfach. Alles ist aus gewaltigen Steinblöcken, bis zu

8 m Länge, hergestellt. Nur in seltenen Fällen besteht der Kern der Mauern aus Ziegeln (von getrocknetem Schlamm) und ist dann mit Steinplatten verkleidet. Die Deckkonstruktion ist die denkbar einfachste: sie sind nämlich durch große Platten hergestellt. Die Obeliskten und kolossalen Statuen der Götter und Könige sind stets Monolithen. Der Charakter der ägypt. Kunst ist, der ausgeprochenen Ordnung und Regelmäßigkeit in dem Leben der alten Ägypter entsprechend, eine ruhige, klare Einfachheit, oft ernste majestätische Größe, eine Folge der ansehnlichen Dimensionen und des Mangels an mißsprechenden Einzelformen. Doch ist natürlich auch die einfach großartige Landshaft nicht ohne Einfluß auf diese Wirkung. Überreste dieser, zu allen Zeiten bewunderten Bauwerke sind in Ruinen noch in großer Zahl erhalten. Die besten Aufnahmen derselben finden sich in dem großen Werke von R. Lepsius: «Die Denkmäler aus Ägypten u. s. w.» (9 Bde., Berl. 1849–59). Vgl. auch Brisse d'Avennes, «Histoire de l'art égyptien d'après les monuments» (Par. 1866 fg.).

Die nächst den ägyptischen ältesten Denkmäler der Baukunst sind im westlichen Asien (s. Tafel: Baustile I.), wo in der Ebene des Euphrat und Tigris ganz ähnliche Verhältnisse obwalten wie am Nil. Die Chaldäer, Babylonier, Assyrer, Babylonier, Meder und Perser haben große Städte und in ihnen großartige Paläste mit vielen Höfen, Säulen, Terrassen, Tempel u. a. gebaut. Doch ist von diesen Bauten wenig erhalten, weil das Material derselben, nämlich Ziegel und Holz, zum Teil mit Metallbekleidung, nicht so solid war als dasjenige in Ägypten. Die Ruinen der Städte Ninive (s. d.), Babylon (s. d.) und Persepolis sind erst in der neuesten Zeit näher untersucht worden. Doch ist es bis jetzt nicht gelungen, ein klares Bild von der Architektur derselben zu erlangen. Näheres findet sich in den verschiedenen Werken von A. Laporte (s. d.), ferner in Terrier, «Description de l'Arménie» (Par. 1852); Baum, «Ninive und Persepolis» (deutsch von Zentler, Leipzig 1852); Place, «Ninive et l'Assyrie» (3 Bde., Par. 1866–69).

Etwas später entwickelten die Pelasger in Griechenland eine rege Thätigkeit, bauten Städte, umgaben sie mit festen Mauern, errichteten Tempel, Gräber u. s. w., wovon interessante Reste, wie das Löwenthor und das Schachhaus des Atreus zu Mykenä noch erhalten sind. Vgl. Abel Blouet, «Expédition scientifique de Morée» (Par. 1831–38).

Aus dem B. der Pelasger ging der klassische der Griechen und Römer (s. Tafel: Baustile II. III. IV.) hervor. Wie die Architektur bei den Hellenen sich zu ihrer hohen Blüte entwickelt hat, ist nicht nachzuweisen, da Beispielen der Zwischenstufen nicht mehr erhalten sind. Ohne Zweifel war der ursprünglich häufig angewendete Holzbau nicht ohne Einfluß auf die Formen des späteren Monumentalbauten ausschließlich gebräuchlich. Steinbaues. Die Gegenwart kennt die griech. Architektur nur aus Resten von Bauwerken aus der Blütezeit derselben. Es sind meist hoch vollendet mit größter Sorgfalt und Solidität, durchaus rationell in Stein (Marmor) konstruierte und mit bester Feinheit ästhetisch durchgebildete Bauwerke, deren Gesamtverhältnisse stets von der wohlthätigsten Harmonie und deren einzelne Teile ihren technischen Funktionen entsprechend künstlerisch ausgebildet sind. Die wichtigste Ausgabe der altgriech.

Architekten war die Herstellung von Tempeln. An ihnen wurde der Geist der griech. Baukunst ausgebildet. Für öffentliche Gebäude anderer Bestimmung, Gräber, Befestigungsbauten, Stadttore, Rathallen, Theater u. s. w., wurden die Formen natürlich entsprechend modificirt, bewegten sich jedoch in denselben Kreise. Die Privathäuser scheinen im wesentlichen nur Bedürfnissbauten gewesen zu sein. Dem milden Klima des Landes gemäß, in welchem man weniger Schutz vor Kälte, Regen und Schnee als Schutz vor der heißen Sonne bedurfte, ist die griech. Architektur im allgemeinen eine Säulensarkitektur. Ein griech. Tempel besteht aus einer auf einem Unterbau von drei oder mehr Stufen erhobenen, von vier Wänden umschlossenen Cella, in welcher das verehrte Götterbild stand und welche zum Theil oder ganz von einer Säulenhalle umgeben ist. Jede Säule besteht aus Basis, Schaft und Kapitäl. Auf den Säulen ruhen Steinbalken und auf diesen und den Wänden ruht wieder eine aus Steinbalken und kleinen Steinplatten sinnvoll konstruirte Decke sowie das Dach mit dem Giebel (Bastanne). Die Cella war entweder mit einer hölzernen Balkendecke versehen oder hatte innen ebenfalls eine Säulenhalle und dann eine große Öffnung in der Decke (Hypäthraltempel). Alle kleinen architektonischen Glieder waren anfangs bunt bemalt, später plastisch durch entsprechende Ornamente geschmückt. In den Dachgiebeln, den Friesen, über den Säulen oder als oberer Abschluß der Cellaumauer war oft noch plastischer figürlicher Schmuck angebracht. Die Wände waren auch wohl mit histor. Darstellungen bemalt. Die beiden im alten Griechenland nebeneinander wohnenden Volksstämme der Jonier und der Dorier entwickelten wohl ziemlich gleichzeitig bei ähnlicher Konstruktion zwei verschiedene Formkreise, welche man als den ionischen und den dorischen Stil bezeichnet. Der Unterschied dieser beiden Arten besteht besonders in den verschiedenen Verhältnissen der Bauteile. Die Säulen der dor. Tempel sind kurz, kammig, gedrungen, jene der ion. Tempel schlanker. Dem entsprechend sind auch die übrigen Bauteile bei den Dorern stärker, bei den Joniern schwächer. Der sog. korinthische Stil ist nur eine reichere Ausbildung des ionischen. Die Blütheperiode der griech. Baukunst fällt in die Zeit des Perikles. Reste der schönsten griech. Tempel findet man zu Athen, besonders auf der Akropolis daselbst, auf der Inselgina, zu Korinth, zu Bassä in Arkadien, zu Pästum in Unteritalien und an verschiedenen Orten auf der Insel Sicilien. Für die Erklärung des Wesens der griech. Architektur in ihren Einzelformen: das große Werk R. Vötkers: «Lezioni der ellenen» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1869—73), vorsehentlich. Vortrefflich ist auch G. Semper's nicht vollendetes Werk «Der Stil in der technischen und tektonischen Künsten» (Bd. 1 u. 2, Münch. 60—68). Die Details der antiken Architektur ist zusammengestellt in Rauch: «Die architektonischen Ordnungen der Griechen, Römer» (6. Aufl., z. 1873), und in Wähmann: «Die Architektur des klassischen Alterthums und der Renaissance» (tuttg. 1874). Genaue Aufnahmen der griech. Denkmäler finden sich in Stuart und Revett's «Altertümer von Athen» und den von der Gesellschaft der Dilettanti zu London herausgegebenen «Altertümer von Jonien» und «Unedirierte Altertümer von Attika»; ferner in Stadelberg, «Der

Apollotempel zu Bassä» (Rom 1826); Serravallo, «Antichità della Sicilia» (Palermo 1834—42); Pittori und Panth, «Architecturae antiquae de la Sicilia» (3 Bde., Par. 1826—30); Delagardette, «Ruines de Paestum» (Par. 1799), und in vielen Monographien.

Die Römer, ein mehr praktisches als künstlerisch begabtes Volk, haben den Säulensbau von den Hellenen entlehnt und mit dem von den Etruskern überkommenen Gewölbebau, den sie weiter entwickelten, einheitlich verbunden und damit in konstruktiver Beziehung einen großen Fortschritt gemacht. Mit Hilfe der Wölbung gelang es ihnen, sehr große Räume massiv zu überdecken und künstlerisch durchgebildete Gebäude von großartiger Gesamtwirkung herzustellen. Die Detailbildung des römischen B. dagegen steht an Schönheit hinter jenem des griechischen weit zurück. Die Aufgaben, welche den röm. Architekten gestellt wurden, waren bei weitem mannigfaltiger als jene der griechischen. Es galt, neben Tempeln und Grabmalern großartige Foren mit Basiliken, Theater, Triumphbögen und endlich, bei dem übergroßen Luxus zur Zeit der röm. Imperatoren, weiträumige, mit allem in jener Zeit nur möglichen Komfort ausgestattete Paläste und Villen, welche zuweilen, wie die Kaiserpaläste auf dem Vatikan zu Rom und die Villa des Hadrian bei Tivoli, zu kleinen Städten erweitert wurden, herzustellen. Dazu kamen dann noch Befestigungsbauten, Brücken, Wasserleitungen, Heerstraßen u. a. Die Blütheperiode der röm. Baukunst ist das 1. Jahrh. n. Chr. Denkmäler röm. Baukunst sind über das ganze ehemalige Römische Reich, d. h. den größten Teil von Europa und Teile von Asien und Afrika, verstreut. Die bedeutendsten derselben befinden sich in Rom und seinen Umgebungen. Außerdem ist uns mit Pompeji eine ganze antike Stadt aus dem 1. Jahrh. n. Chr. mit allen ihren interessanten Einzelheiten erhalten. Vgl. Abelen, «Mittelitalien vor den Zeiten röm. Herrschaft» (Stuttg. 1848); Reber, «Die Ruinen Roms und der Campagna» (Lpz. 1863); Overbeck, «Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken» (3. Aufl., Lpz. 1875); Majois, «Les ruines de Pompéi» (4 Bde., Par. 1826—38). Außerdem gibt es viele Monographien über einzelne Bauwerke. Eine wissenschaftlich begründete Geschichte der Baukunst des klassischen Alterthums fehlt noch immer. Es muß daher auf die betreffenden Abschnitte der am Schluß dieses Artikels angeführten Werke über die allgemeine Geschichte der Baukunst hingewiesen werden.

Während das Römische Reich und mit ihm die gesamte Kultur des Alterthums ihrem Untergange sich näherte, entwickelte sich im stillen eine junge, bald sehr mächtige Kraft in dem Christentum, welches der Baukunst eine neue Aufgabe stellte. Da die Christen lange Zeit unterdrückt wurden, konnten sie besondere Gebäude für ihre Kultusbedürfnisse anfangs nicht errichten; sie versammelten sich zum gemeinsamen Gottesdienste in unterirdischen Katakomben der Katakomben oder in den hintern Sälen der Privatpaläste. Als dann Kaiser Konstantin die christl. Religion als gleichberechtigte anerkannt hatte, war die Kunst schon so weit gesunken, daß man nicht mehr im Stande war, eine neue Form für das neue Bedürfnis zu finden. Die Christen erbauten ihre Gotteshäuser daher, an den überlieferten Formen festhaltend, als Nachbildungen der Gerichtsbasiliken neben den Foren und gewisser Säle

getrennt. Die Räume hatten anfangs flache Holzdecken, wurden später aber sehr oft mit Gewölben, meist Kreuzgewölben, in einzelnen Teilen auch Längengewölben, überdeckt, wodurch das Gebäude erst seinen wahren monumentalen Charakter erhielt. Das Äußere war dem Innern entsprechend, in organischer Weise, durch Eischen, Arkaden, Bogenfriese, Gesimse u. s. w. reich gegliedert. Als neues bedeutungsvolles Element trat auch noch der Turm hinzu, welcher nun in organischer Verbindung mit dem Gebäude angeordnet wurde. Sehr oft findet man, als besonders Schmuck der Bauanlage, wehrere (fünf oder mehr) Thürme. In die Kirchen schlossen sich vielfach weitläufige Klostergebäude mit Kapellen, großen Sälen (Refektorium, Dormitorium) u. s. w., welche sich um einen Hof mit umlaufendem Kreuzgang gruppieren. Innerhalb bestimmter Grenzen hat der roman. Stil in den verschiedenen Ländern, besonders in Deutschland und Frankreich, aber auch in Italien und England, je dem verschiedenen Geiste der Nationen, dem Bedürfnisse und dem verschiedenen Baumaterial entsprechend, in sehr verschiedener Weise sich ausgebildet, so daß das Gesamtbild überaus reich an individuellen Zügen ist. Die roman. Baukunst hatte im 11. Jahrh. noch eine gewisse Strenge und Einfachheit, entsfaltete im 12. Jahrh. ihre edelste Blüte und ging im ersten Viertel des 13. Jahrh. allmählich in den got. Stil über. Denkmäler desselben sind in vielen Ländern in großer Zahl noch erhalten. Eins der ältesten derselben dürfte die Stiftskirche zu Garde (von 961) sein. Zu den schönsten und großartigsten gehören in Deutschland die großen Dome zu Bamberg, Mainz, Speier, Worms, Trier, die Münster zu Bonn, die Abteikirche zu Laach, die Kirchen St. Godehard zu Hildesheim, St. Maria im Kapitol, St. Gereon, St. Aposteln und St. Kunibert zu Köln, die Kirche zu Gelnhausen, die Doppelkirche zu Schwarzhombach, das Kloster Raulbrunn; in Italien die Dome zu Pisa, Piacenza, Parma und Ferrara, die Kirche San-Miniato bei Florenz, die Capella Palatina zu Palermo, der Klosterhof von San-Paolo fuori le mura zu Rom; in Frankreich die Kirchen Ste. Etienne zu Caen, Notre-Dame du port zu Clermont, Notre-Dame la grande zu Poitiers u. a.

Die Profanarchitektur dieser Periode ist im allgemeinen noch sehr einfach; man that dafür nicht wenig mehr, als das Bedürfnis erforderte. Sie besteht vorzüglich in Befestigungsbauten, Läuern mit Thürmen und Thoren zum Schutz ganzer Städte (aus dem 13. Jahrh. sehr gut erhalten: Köln) und Burgen, meist auf schwer zugänglichen Höhen gelegen, zum Schutze einzelner Ritter. Der wesentlichste Teil der letztern ist ein sehr starker, der Turm, der Bergfried, an welchen im Laufe der Zeit nach und nach andere Gebäude angebaut wurden. Die architektonisch bedeutendste Burg dieser Periode ist wohl die Wartburg; kleinere Wohnhäuser waren in dieser Zeit noch sehr selten. Die prächtigste und beste Darstellung der roman. Baukunst in Deutschland ist H. Ottes «Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart» (5 Bgn., Lpz. 1861—74), welche alle in der Nachweise in großer Vollständigkeit enthält. L. Revoil, «Architecture romane du Midi de la France» (Par. 1864).

Der romanische D. ist ein echt deutscher. In Frankreich erhält derselbe von Anfang an eigen-

tümliche Modifikationen, deren Zusammenfassung und konsequente Weiterführung endlich zum gotischen D. führten (s. Tafel: Daußile VIII.), welcher zuerst bei dem Bau des Chors der Abteikirche zu St. Denis, welchen Abt Suger um 1140 auftrug, zur Erscheinung kam, dann an der Kathedrale zu Reims, den Kirchen Notre-Dame zu Chalons (1157—83), St. Remis zu Rheims (1164—81), der Kirche zu Blois (1188—1210), der Kathedrale zu Laon (um 1173) und der Kathedrale Notre-Dame zu Paris (1163—77) entwickelt und weiter gebildet, darauf nach Deutschland übertragen wurde, wo er zuerst bei dem Neubau der Frauenkirche zu Trier (1227—44) und der Elisabethkirche zu Marburg (1225—83) angewendet wurde, dann, unter anderem Einbild auf die neuesten Bauten in Frankreich, in selbstständiger, echt deutscher Weise sich entwickelte, und endlich in dem Dome zu Köln, dessen Chor 1248 gegründet, 1283 geweiht wurde, seine höchste Vollendung erreichte. Eine der harmonischsten Lösungen got. Stils zeigt das Münster zu Freiburg i. Br. Eine got. Kirche in ihrer vollen Ausbildung stellt sich als ein genial erdachtes, kunstvoll konstruiertes, architektonisches Werk dar, bei welchem die Last des ganzen Gebäudes, besonders der schlanke aufsteigende spitzbogigen Kreuzgewölbe, welche die Dede bilden, auf ein Pfeilersystem konzentriert ist, und bei welchem die Wände keine andere Bedeutung als die des Raumabschlusses haben. Strebebögen, Spitzbögen, Strebebögen und ein damit im Zusammenhange stehender, ganz selbständig entwickelter Kreis von Kunstformen sind die charakteristischen Eigentümlichkeiten dieses D., in welchem die großartigsten, künstlerisch vollendeten Bauwerke hergestellt worden sind, welche die Welt kennt. Besonderes Gewicht wurde stets auf die Ausbildung des Chors, dessen Grundriß oft schon sehr reich ist, der Thürme, welche zuweilen eine sehr bedeutende Höhe erreichen, und die Fenster gelegt. Die künstlerische Dekoration des Äußeren und Innern mit Wulbhauserarbeiten, Wandgemälden, Glasgemälden, Reliefs u. s. w. schließt sich eng an die Baukunst an, so daß alles zusammen zu einer einheitlichen Gesamtwirkung beiträgt. In Frankreich sowohl als in Deutschland herrschte im 12. und 13. Jahrh. auf dem Gebiete der Baukunst eine fast stehende Tätigkeit, deren Mittelpunkt die Baustätten der großen Kathedralen bildeten. Die lange Dauer des Baues so groß angelegter Werke brachte es mit sich, daß infolge des Wechsels der leitenden Baumeister, der Fortschritte in der Stilentwicklung, die Wandlungen des Geschmacks u. s. w. die Pläne während des Baues mehrfach geändert wurden. Daher kommt es, daß kaum eins der großen Bauwerke des Mittelalters einheitlich durchgeführt ist, in seiner ganzen Erscheinung den Charakter einer bestimmten Zeit an sich trägt, daß sie vielmehr in den meisten Fällen ein Bild des Entwicklungsanges der Baukunst während zwei bis drei Jahrhunderten geben. Neben Frankreich und Deutschland wurde auch in England, Italien und Spanien, überhaupt in allen Kulturländern, in got. Weise gebaut, jedoch in jedem Lande mit andern Modifikationen. Am Ende des 15. Jahrh., wo die Konstruktionen in willkürliche, künstliche Spielereien ausarteten und die Ornamentik überwucherte, nähert sich die Gotik, nach einer langen ruhmvollen Laufbahn, ihrem Ende. Man baute im got. Stile Kirchen und Klöster aller Art, Stadtbefestigungen, deren

Thore und Thürme oft eine reiche künstlerische Ausbildung erhielten, Burgen und Schlösser, Rathhäuser, Paläste, Grab- und Ehrenkmäler u. s. w.

Die Zahl der erhaltenen Bauwerke aus allen Stadien der Entwicklung ist in allen Ländern sehr groß. Die wichtigsten, außer den schon genannten, sind in Frankreich, die Kathedralen zu Chartres, Rheims, Amiens, Beauvais, die Ste. Chapelle zu

Paris, die Pierre-forte, der outges, das Hôtel de Clugny, die Dome in und Wien, die i. l. St. und Ulm, anthonenkirche zu i. Nürnberg u. a. n steht oben an das 18. Deutschen Mittelalters, woran n ähnlicher Schönschlösser u. s. w.) i. das Schloß Rastatt zu Weissen, die die Stadthore zu Langensalza und der, Braunschweig

(1898), Ulm, das Haus Nassau zu Nürnberg (um 1400) und andere Häuser zu Münster, Greifswald, Lübeck, Danzig. In England sind hervorzuheben die Kathedralen zu York, Ely, Winchester und Canterbury mit ihren Kapellhäusern, die Kapelle Heinrichs VII. zu Westminster in London und viele Schlösser; in Italien die Dome zu Florenz mit seinem Glockenturm, Mailand, Orvieto und Siena, viele Paläste zu Siena und Venedig. Eine lichtvolle Darstellung der gesamten Baukunst des Mittelalters lieferte Schwanke in seiner „Geschichte der bildenden Kunst“ (2. Aufl., Bd. 1–6, Düsseldorf, 1861–74). Wichtig ist auch Viollet le Duc, „Dictionnaire de l'architecture française“ (10 Bde., Par. 1854–69).

In Italien hatte die roman. und got. Bauweise nie festen Fuß fassen können. Man sah sich hier von den Resten des Altertums stets umgeben und hielt sich für den natürlichen Erben der gesamten Kultur des klassischen Altertums. Die antike Tradition war eigentlich nie verloren gegangen und wurde, durch Gelehrte wie Francesco Petrarca, Giovanni Boccaccio, Boccaccio u. a. zu neuem Leben erweckt, im 15. Jahrh. wieder thätig. Man studierte zunächst die antiken Dichter und Schriftsteller, dann auch die erhaltenen Kunstdenkmäler, und begann dann auch wieder mit antiken Formen, die natürlich den modernen Bedürfnissen angepasst werden mußten, zu bauen. Man nennt diese wiedergeborene antike Kunst die Renaissance (S. Tafel Baustile IX). Da die architektonischen Kunstformen dieser Bauweise also nicht aus den Konstruktionen selbständig entwickelt sind, sondern auf Nachahmung der nicht einmal überall verstandenen antiken Formen beruhen, konnten sie nicht rationell sein, sind dem eigentlichen Baukörper meist nur, freilich oft in geistvoller und sehr geschickter Weise, dekorativ angeheftet. Es herrschte dabei, trotz der Bestimmungen, auf den Angaben Vitruvs beruhenden Regeln, welche in der Lehre von den fünf Säulenordnungen zusammengefaßt wurden, große Freiheit. Daher treten die einzelnen Meister nun viel klarer hervor als früher. Während im Mittelalter der Kirchenbau vorherrschte, wird jetzt der Profanbau mehr gepflegt.

Paläste, Schlösser, Villen und Orangerien sind die höchsten Leistungen der Renaissancearchitektur.

Der erste Baumeister, welcher nach sorgfältigem systematischen Studium der antiken den Bau nach in der neuen Weise baute, war Filippo Brunelleschi (geb. 1377, gest. 1444). Er begann 1420 die Arbeit des Doms zu Florenz, baute dann seit 1428 die Kirche San Lorenzo zu Florenz, später die Kirche der Pazzi im Kloster San Croce, die Villa in Fiesole und den großartigen Palazzo Vecchio zu Florenz. Das Brunelleschi angefangen baute, Michelangelo mit Verzicht und vielen Verändern weiter. Er baute unter anderm den Palazzo Soderini (für Cosimo Medici) und den Hof des Palazzo Vecchio, beide in Florenz. An ihn schloß sich L. B. Alberti (geb. 1404, gest. 1472), der erste Dargestellte, Verfasser eines Werks über Architektur, in das got. Innere der Kirche San Francesco zu Rom umgestaltete, 1460 den Palazzo Rucellai zu Florenz und mehrere andere baute, dann Cronaca mit seinem Palazzo Soderini, Giuliano da San Gallo mit seinem Palazzo Soderini u. a. Das vollständige Beispiel der florentinischen Frührenaissance ist seit 1489 erbaute Palazzo Strozzi von Bernardo Rossellino. Von Florenz aus verbreitete sich die neue Bauweise zunächst über Toscana. Francesco di Giorgio erbaute 1460 den Palazzo Piccolomini zu Siena, Baccio Pontelli den Palazzo Ducale zu Urbino, Ambrosio Bolognino seit 1473 die Kirche der Certosa bei Pavia u. s. w. In Bologna stand eine große Zahl großartiger Paläste (z. B. Devillacqua u. s. w.). Dann trat der große Baumeister aus Urbino, geb. 1444 in Mailand, auf, baute daselbst das Chor der Kirche Sta. Maria della Grazie und anderes, ging um 1500 nach Rom und baute daselbst den Klosterhof von Sta. Maria della Pace, darauf den Palast der Cancelleria, den Palazzo Giraud, begann dann 1506 den Hof der großen Kirche San Pietro in Vaticano, welche später, nach modifizierten Plänen, Raffael, Baldassare Peruzzi, San Gallo, dann der gewaltige Michelangelo Buonarroti und endlich Carlo Maderno weiter führten, und gab dem großen vatikanischen Palast jene Gestalt, welche er im allgemeinen noch hat. Er starb 1514. Dem Bramante am nächsten stand Raffael, am größten als Maler, doch auch als Architekt nicht ohne Bedeutung, wie wir z. B. dem von ihm entworfene Palazzo Farnese zu Florenz beweist. An ihn schloß sich sein Schüler Giulio Romano (1492–1546), der unter anderm die Villa Madama bei Rom und den Palazzo Te zu Mantua baute. Auch Peruzzi (1481–1520) hat dem Bramante viel zu danken. Er arbeitete in Rom und Siena. Von ihm sind, neben seinem Anteil am St. Peter, unter anderm die Villa Farnesina, der Palazzo Massimi zu Rom und der Hof bei Sta. Catarina zu Siena. Neben dem genannten ist auch der jüngere Antonio da San Gallo (gest. 1546) von Wichtigkeit, der den Palazzo Soderini und einen Teil des Palazzo Farnese zu Florenz baute. In Venedig führte Pietro Lombardo 1488 den Palazzo Vendramin-Calergi, 1488 die Scuola di San Marco, 1517 die Scuola di San Luca aus. Seit 1500 wurde der Hof des Dogenpalastes mit großer Pracht ausgestattet. Dann erbaute Jacopo Sansovino eine rege Thätigkeit. In Venedig Corner della Ca Grande (1532), die Biblioteca der Biennale (1526) sind von ihm. Später (seit 1544) wurden durch Scamozzi die neuen Kirchen

BAUSTILE. I.

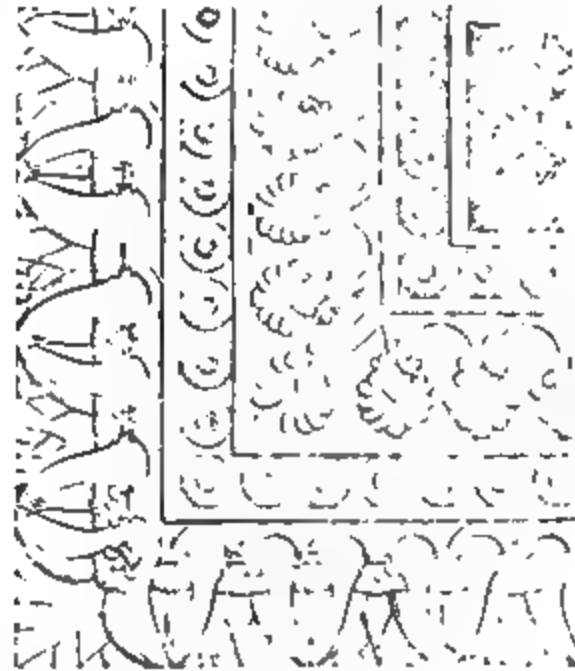
ÄGYPTISCHER, ASSYRISCHER, PERSISCHER UND INDISCHER STIL.

123

1. Frontansicht des Tempels zu Edfu. (Ägyptischer Stil.)



2. Grundriss des Tempels zu Edfu. (Ägyptischer Stil.)



3. Normale Eckgliederung und Gesimse. (Ägyptischer Stil.)

5. Kapitäl zu Dendera. (Ägyptischer Stil.)

4. Palmenkapitäl zu Esneh. (Ägyptischer Stil.)



6. Bodenplatte zu Kuyundschik. (Assyrischer Stil.)



8. Säulenknäuf aus den Ruinen von Persepolis. (Persischer Stil.)

9. Säule des Grottentempels zu Ellora. (Indischer Stil.)

10. Säule zu Mahabalapur. (Indischer Stil.)

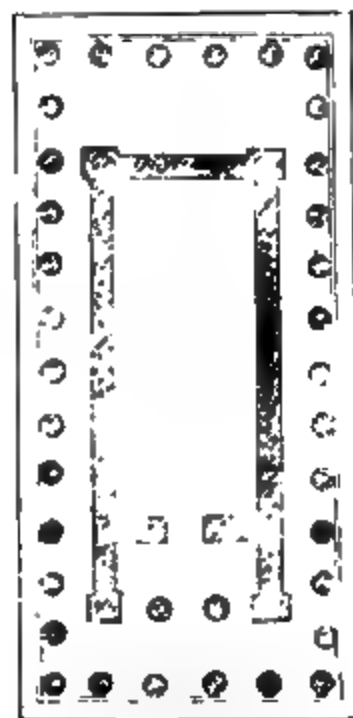
7. Säulenknäuf aus den Ruinen zu Persepolis. (Persischer Stil.)



BAUSTILE. II. GRIECHISCHER STIL.



1. Frontansicht des Tempels des Theseus zu Athen



2. Grundriss des Tempels des Theseus zu Athen.

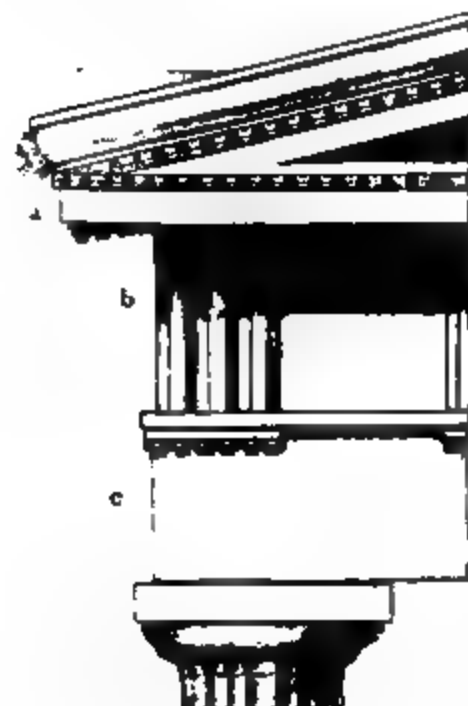
3. Korinthisches Kapitäl.

5. Ionisches Kapitäl vom Erechtheion zu Athen

4. Dorisches Kapitäl.

6. Korinthisches Kapitäl vom Monument des Lysikrates zu Athen

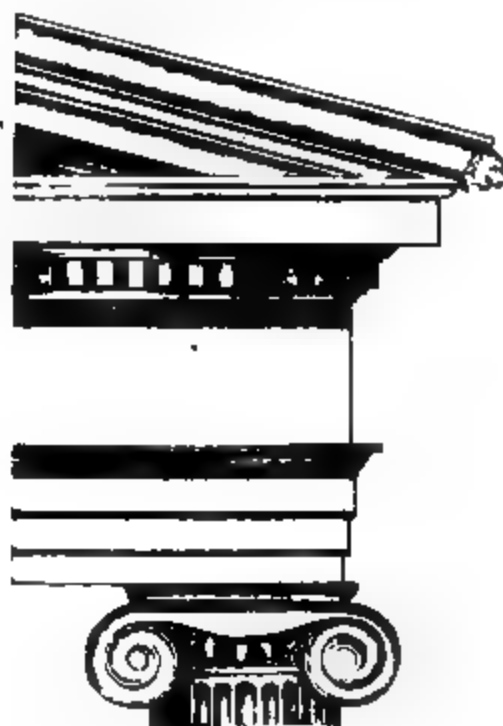
7. 8. Frontansicht und Grundriss des Monuments des Lysikrates zu Athen



Dorische Ordnung: a. Hauptstamm mit Karyatid, b. Fries, c. Architrav.

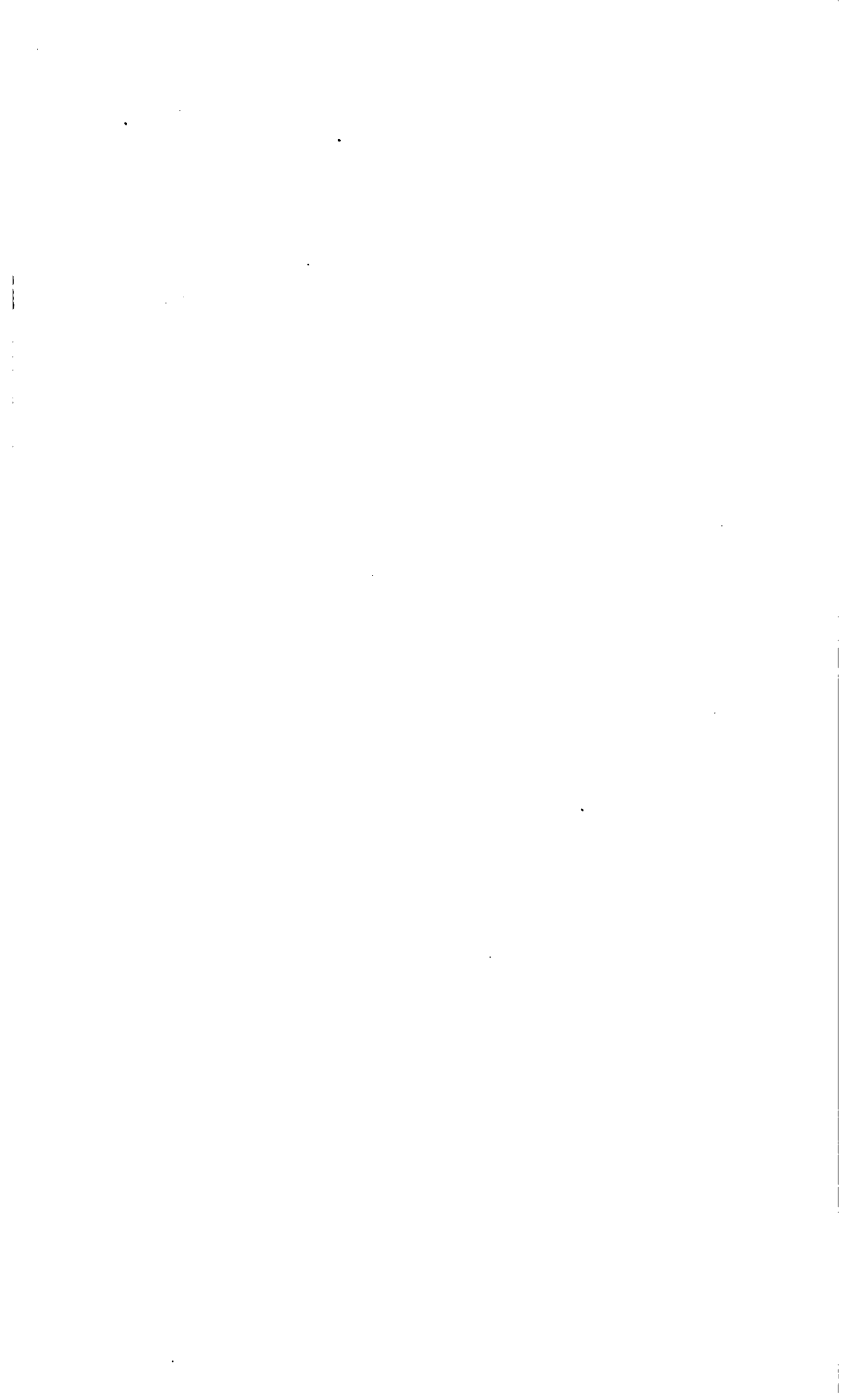


10. Korinthische Ordnung

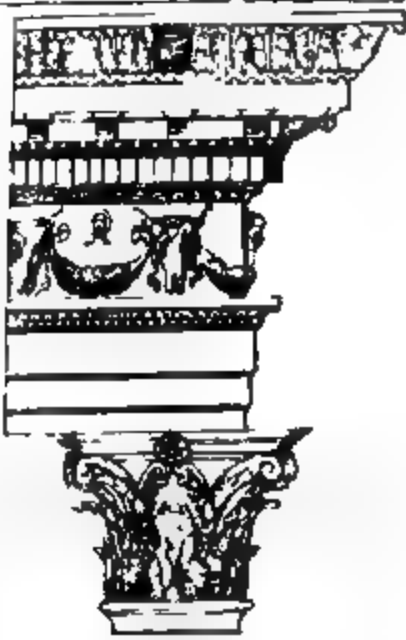


11. Ionische Ordnung.

Zu Artikel, Baustile



BAUSTILE. III. RÖMISCHER STIL 1

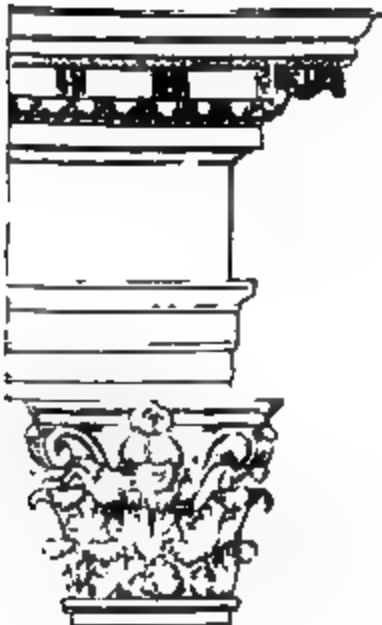


1 Gebälk vom Sonnentempel zu Baalbek.

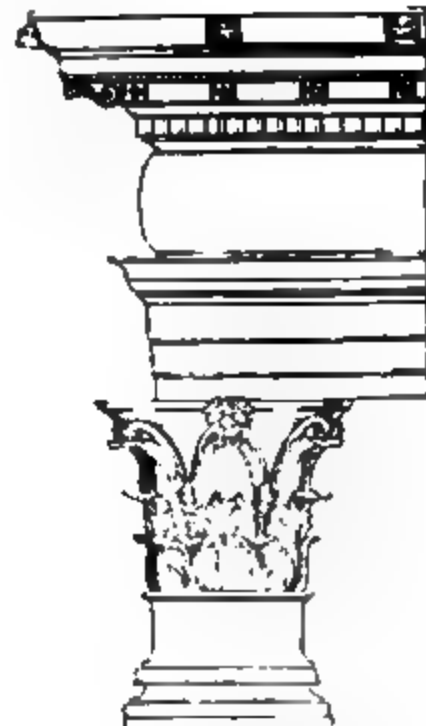
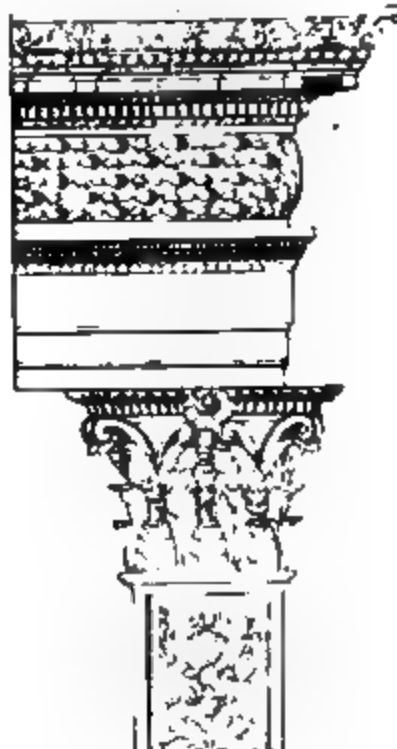
2 Gebälk vom Sonnentempel zu Baalbek.

3 Gebälk vom Tempel des Jupiter Stator zu Rom.

4 Tempel des Jupiter Capitolinus zu Rom.



5 Gebälk vom Pantheon zu Rom. 6 Detail vom Thor zu Palmyra.



7 Detail vom Portal des Sonnentempels zu Palmyra.

BAUSTILE. IV.

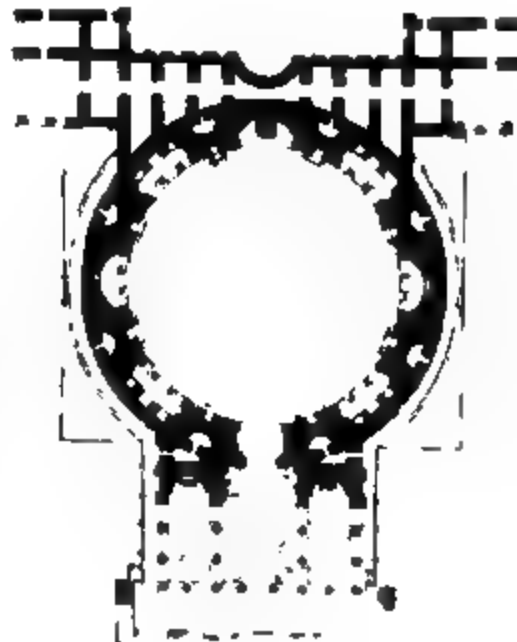
RÖMISCHER STIL. 2.

1. Frigidarium der Thermen des Caracalla zu Rom; Restauration von Viollet-le Duc.



2. Säule des M. Aurel zu Rom.

3. Frontansicht des Pantheon des Agrippa zu Rom.



6. Grundriss des Pantheon des Agrippa zu Rom.



4. Trajanssäule zu Rom.



5. Triumphbogen des Konstantin zu Rom.

7. Triumphbogen des Marius zu Aransio (Orange).

BAUSTILE. V.

BYZANTINISCHER STIL.

BAUSTILE. VI.

ARABISCHER STIL.

1. Innere Ansicht der Moschee zu Cordova.

2. Grundriß der Moschee Mohammeds II.
zu Konstantinopel.

3. Kapitäl von der Alhambra zu Granada.

Reckhaus' Conversations-Lexikon. 12. Aufl.

Zu Artikel Baustile.

BAUSTILE. VII. ROMANISCHER STIL.



1. Ornament aus
dem Kloster zu Fulda.

2. Ornament aus
dem Kloster zu
St. Gallen.



3. Kapital aus
Heiligenkreuz bei
Wien.

4. Kapital aus der
Vorhalle der Kirche
zu Maulbronn.



5. Kapital aus
Heiligenkreuz bei
Wien.



6. Kapital aus dem
Dom zu Speier.

10. Bogenfries aus Heiligenkreuz bei Wien

11. Kapital aus der Vorhalle
des Doms zu Goslar.

BAUSTILE. VIII.

GOTISCHER STIL.



na d
he z

1
2

5. Spitze eines Strebepfellers
vom Dom zu Köln.

4
,

6
St

9. Kapitäl vom Münster zu
Freiburg im Breisgau.

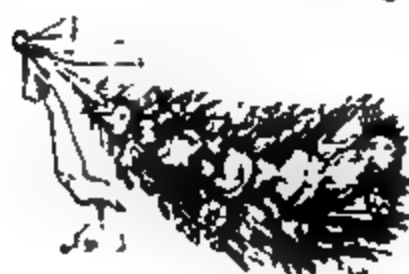
7. 8. Vorderansicht und Grundriß des Münsters zu Freiburg
im Breisgau.

10. Rosette aus der Kathedrale
St. - Ouen zu Rouen.

11. Konsole aus dem Dom
zu Köln

12. Fenster von der Kirche
Notre - Dame zu Paris.

1. Palast Pesaro zu Venedig.



2. Kapital von der Certosa bei Pavia. 3. Fruchtgehäuse nach Sansovino. 4. Kapital von der Certosa bei Pavia

5. Hof des Palastes Borghese zu Rom.

BAUSTILE. X.

DEUTSCHE UND FRANZÖSISCHE RENAISSANCE.

1. Brunnenssäule aus
Rothenburg a. d. T.



4. Kapitäl vom Hause
Franz' I. zu Orléans.



2. Gewandhaus zu Braunschweig

3. Holztafelung aus
Rothenburg a. d. T.

5. Stadthaus zu Beaugency.

6. Kapitäl aus Fontainebleau.

7. Galerie Heinrichs IV. im Louvre.

ROKOMOSTIL UND ZOPFSTIL



1. Säulenschaft
in der Kirche
zu d'Alont.



6. Kartusche aus dem Palais du Louvre

4. Kartusche im Stil Ludwigs XV



7. Ornament.

8. Zwinger zu Dresden.

9. Ornament.

BAUSTILE. XII.

STIL DES XIX. JAHRHUNDERTS.

1. Königliches Schauspielhaus zu Berlin.

2. Königliches Hoftheater zu Dresden (abgebrannt 1869).

3. Villa Siegle zu Stuttgart.

und der Palazzo Grimani erbaut. An das Ende dieser langen Reihe gehört Michel Angelo Buonarroti (1475–1564), dessen Thätigkeit auf dem Gebiete der Baukunst erst verhältnismäßig spät begann, welcher aber von großem Einfluß auf alle spätere Zeiten wurde. Sein erstes Werk war die Fassade von San-Lorenzo zu Florenz. Dann baute er die Grabkapelle der Mediceer und die Biblioteca, beide bei San-Lorenzo daselbst. In Rom führte er neben der großartigen Kuppel von St. Peter das Hauptgesimse des Palazzo Farnese aus, errichtete die Porta-Via, baute die antiken Thermen des Diocletian zur Kirche Sta.-Maria degli Angeli um und gab dem Kapitol seine heutige Gestalt. Michel Angelo gab eine neue Richtung in der Baukunst an, indem er sich mit bewußter Absicht von den antiken Formen entfernte und vor allem eine malerische Wirkung erstrebte. An ihm schlossen sich zunächst Giorgio Vasari, 1512–74, der den innern Ausbau des Palazzo Vecchio zu Florenz und seit 1560 den Neubau der Uffizi leitete, und Sigismondo (1507–73), der die Bigna di Papa Giulio, die Drei Farnesiani auf dem Palatin zu Rom anlegte und Schloß Caprarola bei Rom baute. Seit der Mitte des 16. Jahrh. erhält der Palastbau durch die Schule von Venedu eine gesteigerte, wesentlich auf großartige malerische Wirkung gerichtete Entwicklung. Die Hauptmeister dieser Schule sind Galeazzo Alessi (1500–72 [Palazzo Spinola]) und die Architekten der Paläste Filippo Turrazzo, Valbi und Tursi-Doria. Die Thätigkeit des Andrea Palladio (1518–80) beschränkte sich auf seine Vaterstadt Vicenza, wo er vieles baute (Palazzo Chiericati), doch ist sein Einfluß durch seine umfangreichen litterarischen Werke sehr groß und erstreckt sich weit über die Grenze Italiens hinaus.

Als man dann in dem begonnenen Streben nach reichem, malerischem Effekt noch weiter ging, verfiel man in Übertreibungen und Willkürlichkeiten aller Art; es bildete sich der sog. Barockstil, dessen hervorragendste Meister Giacomo della Porta, Fontana (1543–1607), Carlo Maderno (1556–1639), besonders aber Bernini (1598–1680) und Francesco Borromini (1599–1667), der die Kurve zur Kleinherrschaft brachte, zu nennen sind. Besonders charakteristisch für diese Richtung sind die Werke von Andrea Bazzi (1642–1709), welcher viele Jesuitenkirchen mit Prunkdecorationen versah, weshalb dieser Stil auch wohl Jesuitenstil genannt wurde. Die bauliche Thätigkeit dieser Periode war sehr groß. Bei Kirchen strebte man vor allem nach weiten, hohen, zusammenhängenden Räumen. Die Peden wurden mit Tonnengewölben und Kuppeln überdeckt; an Stelle der Säulen wendete man massige Pfeiler an. Die Peterskirche zu Rom wurde vielfach, natürlich in kleinern Dimensionen, nachgebildet. Die Kirchen des Gesù und Sti.-Apostoli in Rom sind die bedeutendsten der Art. Großartige Zentralbauten sind der Dom zu Brescia, die Kirchen San-Carlo a Catinari und Sti.-Agneje zu Rom. Besonderes Gewicht legte man jetzt auch auf die Ausb. d. Kirchenfasaden. Als Motto derselben verwendete man oft den antiken Tempel Laterankirche zu Rom, bildete dasselbe dann aber in reicher Weise aus (San-Andrea della Valle und San-Carlo a quattro fontane zu Rom). Im Palastbau traten neue Gedanken auf; aber weitestente mit dem Kirchenbau an Großartigkeit er Verhältnisse. Palazzo Sciarra und Palazzo

Barberini zu Rom sind charakteristische Beispiele. Besonders großartige Höfe haben der Palazzo Borghese zu Rom und der Palast der Brera zu Mailand. Große Vorliebe hegte man für Ausb. d. Treppen, wofür die Paläste zu Venedu den Ton angegeben. Berühmt ist die Scala Regia im Vatikan; interessant sind auch die Treppenanlagen in den Palästen Corsini, Barberini und Braschi zu Rom. Besonderer Pflege erfreuten sich jetzt auch die Villen, deren Gartenanlagen die Architektur ein Casino zum Mittelpunkt geben mußte. Zu den großartigsten gehört die Villa Aldobrandini zu Frascati bei Rom; berühmt sind auch die Villen Borghese, Pamfili-Doria und Albani zu Rom, d'Este zu Livoli u. a.

Aus Italien wurde die Renaissance zunächst nach Spanien übertragen, wo um 1480 das Kollegium Sta.-Cruz zu Valladolid schon in diesem Stil erbaut und wo er dann bald, mit fremden Elementen vermischt, in sehr glänzender Weise ausgebildet wurde (Fassade des Mariusklosters zu Leon). Der größte Luxus mit neuen überausenden Kombinationen wurde besonders an den Säulenhöfen der Klöster und Paläste entfaltet (Kreuzgang in San-Miguel de los Reyes zu Valencia). Der umfangreichste Palastbau ist der Escorial (1563).

In Frankreich wurde die Renaissance besonders durch ital. Künstler (Leonardo da Vinci, Benvenuto Cellini, Serlio, Primaticcio), welche an den Hof des prunkliebenden Königs Franz I. (1515–47) berufen wurden, eingebürgert und zur Blüte gebracht. (S. Tafel: Baustile X.) Doch erfuhr er auch hier eigentümliche Modifikationen. Es war hier besonders der Schloßbau, welcher die Architekten beschäftigte. Die Schlösser Gailon (1502–10), Chenonceaux (1515–23), Chambord (um 1523), Madrid (seit 1526), Blois (seit 1516) und Fontainebleau sind die wichtigsten Beispiele. Interessant sind auch einige städtische Wohnhäuser zu Orleans, Blois und Troyes. Von Kirchen sind besonders St.-Pierre zu Caen (seit 1521), St.-Eustache und St.-Etienne du Mont (1517–41) zu Paris zu nennen. Die bedeutendsten Architekten dieser Richtung sind: Pierre Lesrot (1510–78), der seit 1546 den Bau des Louvre leitete; Jean Bullant, der seit 1541 das Schloß zu Rouen baute; Willibert de l'Orme (1515–70), der das Schloß Anet ausführte und 1569 den Bau der Tuilerien begann; Jacques de Brosse, der das Palais Luxembourgeois baute, und Jules Hardouin Mansard (1645–1708), der die Schlösser von Marly, Groß-Trianon und Versailles und den Invalidendom zu Paris baute. Unter Ludwig XIV. ging die Renaissance schon in das Barock über und bildete sich dann bald zum Rokoko aus, eine Bauweise, deren dekorative Formen von der Konstruktion, dem Material und von jedem Prinzip der Baukunst sich völlig freimachten. Alle Flächen wurden mit ganz willkürlichen, laprizösen Ornamenten, Muscheln, Laubgewinden, Blumen, schindren u. s. w. überdeckt. Daher eignet das Rokoko sich vorzüglich zu Decorationen von Innenräumen. Man verstand es vortrefflich, mittels dieses Formentreiches Räume sowohl von großartiger als eleganter, anmutiger und behaglicher Wirkung zu schaffen. Er charakterisiert das triviale, üppige Leben am franz. Hofe. Übriqens pflegt man die verlebten Stadien des Übergangs der Renaissance in das Rokoko nach den Königen als Stile Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. zu bezeichnen.

In Deutschland, wohin die Kenntnis der Renaissance am Anfang des 16. Jahrh. durch deutsche Maler übertragen wurde, wurden ihre Formen anfangs in eigentümlicher Weise mit den gotischen vermischt. (S. Tafel: Baufile X.) Man nahm sie hier zunächst nicht als neuen Stil auf, sondern betrachtete, bei dem damals herrschenden Streben nach möglichstem Reichtum der Dekoration, sie nur als willkommene Bereicherung des vorhandenen (got.) Formenkreises, wendete sie zunächst auch nur bei Gegenständen des Kunstgewerbes an und übertrug sie erst verhältnismäßig spät (gegen Mitte des 16. Jahrh.) allgemein auf die Baukunst. Doch wurde bei der konstruktiven Grundlage noch lange das got. Prinzip festgehalten und diese eigentlich got. Formen (wie das oft auch in Frankreich geschehen ist) nur mit Detailformen im Stil der Renaissance bekleidet. Die deutsche Renaissance trat an verschiedenen Orten ziemlich gleichzeitig auf und entwickelte sich, durch lokale Verhältnisse beeinflusst, verschiedenartig. Zu den frühesten Beispielen der Renaissance in Deutschland gehören, von einigen kleinen Werken abgesehen, ein Privathaus zu Nürnberg und das Helvedere zu Prag (von 1536). Daran reihten sich zunächst Teile des Rathauses zu Görlitz, die innere Ausstattung des Artushofs zu Danzig, Teile des Schlosses Trausnitz bei Landsbut und die Residenzen zu Dresden und Landshut (1536—43). Zu den prachtvollsten und elegantesten Leistungen der deutschen Renaissance gehören der Otto-Heinrichsbau des Schlosses zu Heidelberg, das (abgetragene) Lusthaus zu Stuttgart (1580—93). Sehr schön sind auch die Alte Residenz zu München, die Halle des Rathauses zu Köln, das Rathaus zu Bremen, das Gewandhaus zu Braunschweig, das Gasthaus «Zum Ritter» in Heidelberg, das Pellerische Haus zu Nürnberg, die Rathäuser zu Augsburg, Nürnberg, Schweinfurt, das Schloß zu Aschaffenburg, der Palast Waldstein in Prag, mehrere Privathäuser in Danzig u. s. w. Vgl. Lübke, «Geschichte der deutschen Renaissance» (Stuttg. 1872). Zu den bedeutendsten Vertretern des Barockstils in Deutschland gehören die Kirche St. Nikolai zu Prag, die kath. Kirche zu Dresden (1736), das königl. Schloß zu Berlin (1699—1706 von A. Schlüter erbaut) und die Borromäuskirche zu Wien.

In England, wo die Gotik mit großer Zähigkeit festgehalten wurde, kam die Renaissance nie recht zur Geltung. Nur der Barockstil hat dort einige Repräsentanten aufzuweisen: Wollaton-House (seit 1580), Holland-House in Widdlesley (von 1607) und Schloß Wrentham. Die bedeutendsten engl. Architekten dieser Periode sind Inigo Jones (1572—1652), ein Verehrer Palladios, der den Palast Whitehall für Karl I. und die Villa zu Chiswick baute, und Christ. Wren (1632—1723), welcher 1675—1710 die St. Paulskirche zu London mit ihrer großen Kuppel erbaute. In den Niederlanden dagegen kam die Renaissance zu einer reichen und, wegen Anwendung des Backsteins, eigentümlichen Ausbildung, welche sich auch auf die deutschen Städte an der Nord- und Ostsee übertragen hat. Die Börse zu Antwerpen (von 1531), das Rathaus zu Antwerpen (von 1560), das Stadthaus zu Gent, das Rathaus zu Amsterdam von Pieter van Campen sind die hervorragendsten Bauwerke. In Dänemark sind die Schlösser Fredensborg und Rosenborg zu Kopenhagen und Kron-

berg bei Helsingör und die Börse zu Kopenhagen die hervorragenden Leistungen.

Der Rokoko (s. Tafel: Baufile XI.) wurde von Frankreich, das im 18. Jahrh. im Geschmack durchaus tonangebend war, auch nach Deutschland, wo der Zwinger in Dresden (seit 1711 nach Pöppelmanns Plan ausgeführt), die Katholische Kirche ebendasselbst (1737—56 nach Gaetano Capriani's Pläne ausgeführt), die Residenz des Fürstbischofs zu Würzburg (von 1720—44) von Balthasar Neumann, das Schloß zu Schleißheim, das Schloß zu Bruchsal, das Stadtschloß zu Potsdam und Schloß Sanssouci bei Potsdam, die königl. Bibliothek zu Berlin (1780) glänzende Vertreter dieser Richtung sind, und nach fast allen andern Kulturländern übertragen. Seit dem Ende des 17. Jahrh. machte sich daneben eine strengere, antikisierende Richtung bemerkbar, welche besonders in den Publikationen von Goldmann und Sturm deutlich hervortritt. Zu den besten Werken dieser Art gehört das Zeughaus (seit 1686) von Nehring, das Opernhaus, das Brandenburger Thor (seit 1789) und die beiden Kirchen auf dem Gendarmenmarkt zu Berlin und die Bank von London (1788). Doch ging diese Richtung sehr bald in den trocknen, nüchternen und steifen Bopfstil (s. Tafel: Baufile XI.) über.

Die französische Revolution machte dem Rokoko ein Ende und an seine Stelle trat unter Napoleon I. die Nachahmung der Bauformen aus der Zeit der ersten röm. Kaiser. Die Schule Durand wurde die herrschende. Charakteristische Beispiele dieser Periode sind die Kirche St. Madeleine in Paris (seit 1804), der Triumphbogen auf dem Marsfeld, der Arc de l'Étoile, die Vendôme-Säule und die Börse zu Paris. In Petersburg wurde, gleicher Richtung folgend, seit 1819 die Nikolaikirche gebaut. In Berlin trat der geniale Schinkel (1781—1841) auf, welcher jedoch, da unterdes die klassischen Baumerke Griechenschlands näher bekannt geworden, auf tiefere Urquellen zurückging, den echten Geist hellen. Baukunst erfaßte und in ihrem Geiste mit voller Freiheit Neues schuf; die Hauptwerke (1818), das Schauspielhaus (1821) (s. Tafel: Baufile XII.), das Alte Museum (1828), sämtlich in Berlin, sind seine bedeutendsten Werke. Ihm stand in Norddeutschland Ottmer zur Seite, der 1827 in Berlin die Singakademie und 1830—36 das Schloß zu Braunschweig baute, in Süddeutschland Leo von Klenze (1784—1864), dem König Ludwig I. von Bayern ein reiches Feld der Thätigkeit, Glyptothek (1816—30) zu München, Walhalla bei Regensburg (seit 1830), die Ruhmeshalle und die Propyläen zu München u. s. w., eröffnete.

Neben dieser antikisierenden Richtung, welche da Schinkel sehr viele talentvolle Schüler bildete, zu einer großen Ausbreitung gelangte, machten sich aber bald auch noch andere Richtungen geltend. Seit den Befreiungskriegen wiesen mehrere begeisterte Patrioten auf den mittelalterlichen Bau den echt deutschen hin. Andere verlangten im Namen des Christentums ebenfalls die Rückkehr zu den Formen des Mittelalters, zum Teil sogar zum byzantin. und altchristl. Bauweise. Wieder andere verlangten Rückkehr zur ital., franz. oder deutschen Renaissance. Alle diese Richtungen, selbst die Anwendung des maurischen Stils, laufen noch heute, mehr oder minder mächtig, nebeneinander her. In Berlin baut man besonders im Stile Schinkels und

einer neuen Art der Renaissance, welche sich daraus entwickelt hat. Stüler, Strad, Hübner, Soller, Persius, Knoblauch, Ende, Adler, Gropius, Schmiedeknecht, später Kaiser und von Groppheim u. a. sind die Hauptvertreter. König Friedrich Wilhelm IV. interessierte sich lebhaft für die altgriech. Basilika, deren er mehrere in Berlin und Potsdam nachbilden ließ. In neuester Zeit ist in Deutschland auch die deutsche Renaissance wieder zu Ehren gekommen und in Berlin, München, Frankfurt und Köln durch gute Beispiele vertreten. In allen größern Städten Deutschlands hat der Villenbau besonders eine schöne und selbständige Entwicklung erfahren. In Köln bildete sich, in Anschluß an die Dombauhütte, in welcher auf Anregung Voisserées der Dom nach den alten Plänen vollendet wurde, eine freizüg. Schule, vertreten durch Zwirner, Schmitz, Stah u. a., welche dann durch Friedr. Schmidt auch nach Wien verpflanzt wurde und dort auch in hiesiger einen jüngern genialen Vertreter gefunden hat. Daneben wurde in Wien die antike Richtung durch Hansen und die moderne Renaissance gepflegt. In München finden sich eigentlich alle historischen St., der byzantinische, der romanische, den man damals byzantinisch nannte (Gärtner), der romanische, der gotische und der Renaissancestil vertreten. In Karlsruhe kultivierte Häblich (1795–1863) einen eigentümlichen Stil, den er romanisch nannte. In Hannover ward besonders der mittelalterliche Backsteinrohbau, in Dresden (durch Semper) (s. Tafel: Baustile XII, das Hoftheater, abgebrannt 1868), in Stuttgart (durch Zeiss und Egler, neuerdings durch Gnauff u. a.) die ital. und franz. Renaissance gepflegt. — Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Frankreich, wo Viollet-le-Duc und Lassus die Hauptvertreter der Gotik, die Architekten, welche für Napoleon III. von Louvre mit den Zürlern verbanden, die Vertreter der Renaissance sind und Garnier (Große Oper) wieder den ägyptischen Barockstil zur Geltung gebracht hat.

Neben dieser reichen, schöpferischen Thätigkeit hat das Bestreben, die Geschichte der Kunst nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, die Werthschätzung der Baudentmäler aller Perioden und der Wunsch, dieselben in würdiger Weise der Zukunft zu erhalten, zu einer gründlichen Kenntnis derselben und des Wesens der Baukunst aller Zeiten geführt. Restaurationsbauten und Vollenbungsbauten sind überall im Gange. Daneben entstehen dann mit neuen Aufgaben, wie sie das großartig entwickelte Eisenbahnwesen, die Großindustrie, die großen Ausstellungen, die Pflege der Kranken, der Synagogenbau der Israeliten, die Aufstellung von Sammlungen für Kunst und Wissenschaft und vieles andere stellen, mit neuen Konstruktionen, unter Anwendung von Eisen und Glas, auch architektonische Anlagen ganz neuer Form, denen eine bedeutende Entwicklung noch bevorsteht. In neuester Zeit herrscht auf allen Gebieten der Baukunst und nach allen Richtungen hin nicht nur in Deutschland, sondern auch in allen andern Kulturländern die regste Thätigkeit, welche namentlich auch durch das neuerdings viel angewandte Verfahren, große bauliche Aufgaben durch Konkurrenzarbeiten der Architekten zu lösen, gefördert wird.

Über Geschichte der Baukunst im allgemeinen vgl. Kugler, «Geschichte der Baukunst» (Bd. 1–3, Stuttg. 1854–59, fortgesetzt von Burchardt und Löhle, Bd. 4 u. 5, Stuttg. 1867–73); Löhle, «Geschichte

der Architektur» (5. Aufl., 2 Bde., Epp. 1875); derselbe, «Abriss der Geschichte der B.» (4. Aufl., Epp. 1878); Ramée, «Histoire de l'architecture» (Par. 1868); Ferguson, «History of architecture» (3 Bde., Lond. 1865–70); über die modernsten Bauten in Deutschland vgl. Picht, «Die Architektur Deutschlands» (Bd. 1, Berl. 1880).

Bautain (Louis Eugène Marie), franz. Philosoph und Theolog, geb. zu Paris 17. Febr. 1796, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Normalchule, wurde 1816 Lehrer der Philosophie am Gymnasium in Straßburg und übernahm bald nachher auch den philos. Unterricht an der dortigen Universität. Im J. 1828 wurde er Priester, später Domherr des Münsterstifts und Vorsteher des Kleinen Seminars in Straßburg. Sein Unterricht an der Universität und seine Schriften verwickelten ihn in Streitigkeiten mit dem Bischof seines Sprengels wegen der Frage, ob die Vernunft sich in den Glauben einmischen dürfe. B. hatte als Doctor der Philosophie, der Jurisprudenz, der Medizin und der Theologie promoviert und betrieb sich auf seine vier Diplome als hinreichende Belege für seine Kompetenz, die folglich nicht in Abrede gestellt werden konnte. Man beauftragte ihn sogar mit der Leitung des geistlichen Kollegiums in Juilly und 1848 ernannte ihn der Erzbischof Sibour zum Obervikar der pariser Diöcese. B. starb 18. Okt. 1867. Von seinen Schriften, die einen religiös-philos. Eklektizismus von Augustinus, Platon, Kant u. s. w. darstellen, sind zuerst die philosophischen zu nennen: «Psychologie expérimentale» (2 Bde., Straßb. 1839; deutsch von Dalhoff, Münch. 1853), «Philosophie morale» (2 Bde., Par. 1842; deutsch von Gaisler, Tab. 1856), dann die spezieller auf Theologie bezüglichen: «Philosophie du christianisme» (2 Bde., 1835), wofür ihm die Universität Tübingen die theol. Doktormwürde erteilte, «La religion et la liberté considérées dans leurs rapports» (Par. 1848), eine Sammlung seiner pariser Kanzelvorträge. Ferner «La morale de l'Evangile comparée aux divers systèmes de morale» (Par. 1855), eine Reihe von Vorträgen an der Sorbonne; endlich Bücher von allgemein erbaulichem Inhalt, wie «Conseils spirituels», «La chrétienne de nos jours» u. s. w.

Bautastetten werden im Standinav. Norden die Gedenksteine (öfters ohne Inschrift) genannt, die zur Erinnerung an gefallene Helden und andere berühmte Männer gesetzt wurden. Es sind aufrechtstehende Monolithen in Regelform, 2,5 bis 6,5 m hoch. Sie finden sich namentlich in Norwegen und in Schweden in Daläländ und Bohuslän vor. Öfters trifft man sie in großer Zahl beisammen, z. B. auf Schlachtfeldern. Auf dem Schlachtfeld bei Greby, nahe dem Badeorte Grebbsstad in Bohuslän, finden sich mehr als 150 mit Steinen umgebene Hügel, von denen gegen die Hälfte mit B. geziert waren, wovon etwa noch 40 vorhanden sind.

Baugen, bis 1868 offiziell Budissin (der wendische Name), die Hauptstadt der gleichnamigen Kreishauptmannschaft und des königl. sächs. Markgrafentums Oberlausitz, liegt auf einer im Westen von steilen Felsen umgebenen Anhöhe, an deren Fuße die Spree fließt, in 220,7 m Höhe, und beherrscht eine weite, meist ebene, nur im Süden von größern Bergen (Ausläufern der Sudeten) begrenzte Gegend. Die Stadt zählt (1880) 17.509 E. (ungefähr $\frac{1}{10}$ Protestanten und $\frac{1}{10}$ Katholiken),

darunter viele Wenden. Sie ist der Sitz einer Kreishauptmannschaft, einer Amtshauptmannschaft, eines Landgerichts mit Schwurgericht, eines Amtsgerichts, des luth. Domstifts zu St. Petri und des luth. Konsistoriums, des Landständischen Direktoriums und der Landständischen Bank sowie einer Reichsbankniederlassung, auch werden die Provinziallandtage der sächs. Oberlausitz in B. abgehalten. An höhern Unterrichtsanstalten besitzt B. ein Gymnasium, eine Realschule, ein prot. und ein luth. Schullehrerseminar, eine Handelsschule und eine Landwirtschaftsschule. Ferner befinden sich daselbst mehrere öffentliche Bibliotheken, darunter die des wend. Bildungsvereins Macica Serbata, welche eine fast vollständige Sammlung oberlaus. und niederlaus.-wend. Drucke enthält, ein Altertumsmuseum und eine Gemälbefammlung. Die Zahl hervorragender, zum Teil sehr altertümlicher Gebäude ist in B. ziemlich groß; namentlich sind zu nennen das Schloß Ortenburg, fest Sitz der meisten königl. Behörden, die landständischen und domstiftlichen Gebäude, das Rathaus, Waisenhaus, mehrere Hospitäler, das Krankenhaus sowie, als Bauten der neuesten Zeit, das prot. Seminar, Gymnasium, das Real- und Bürgergulggebäude, das Theater, ein Garnisonlazarett und eine zweite Militärkaserne. In der neuesten Zeit ist eine neue Wasserversorgung mit schönem Wasserturm errichtet worden. Auch die private Bauhätigkeit ist in der neuesten Zeit etwas reger geworden, und es hat sich die Stadt, namentlich seit Abtragung eines Teils der Wälle, nach Ost und Südost zu nicht unbedeutend erweitert. Von Kirchen ist besonders die durch ein eisernes Gitter in einen prot. und luth. Anteil getrennte Hauptkirche zu St. Petri bemerkenswert. Außerdem gibt es zwei Hospitalkirchen und je eine prot. und luth. Kirche, in denen vorwiegend wendisch gepredigt wird. Die industrielle Thätigkeit der Bevölkerung liefert hauptsächlich Luche, Strumpf- und Lederwaren. B. hat stark besuchte wöchentliche Getreide- und Produktmärkte sowie jährlich einen nicht unbedeutenden Wollmarkt. An größern Etablissements finden sich in der Stadt und Umgegend drei Papierfabriken (sicht in eine Aktiengesellschaft vereinigt unter der Firma «Vereinigte Bauhener Papierfabriken»), eine Tuchfabrik, eine Kunstmühle, zwei Maschinenfabriken, drei Pulvermühlen, ein Kupferhammer, eine lithogr. Anstalt (Stiftungsfabrikation) und eine Flachspinnerei. B. ist eine Hauptstation der Sächsisch-Schlesischen Eisenbahnlinie Dresden-Görlitz, von welcher hier eine Linie über Witten abweicht zur Verbindung mit der Südlasitzer, der Böhmisches Nordbahn und der Sächsisch-Böhmisches Bahn bei Schandau. Fast um die ganze Stadt herum ziehen sich Parkanlagen und Alleen; die Umgegend bietet namentlich nach Südosten hin viele romantische Punkte, besonders den etwa 8 km von der Stadt entfernten, 539 m hohen Berg Czorneboh (mit Aussichtsturm), einen ehemaligen Opferplatz der heidnischen Wenden, benannt nach dem hauptsächlich dort verehrten Schwarzen Gott (Corny Böh). Ungefähr 3 km nordwestlich von B. liegt die herrnhuter Kolonie Kleinwelka (108 E.). B. ist mutmaßlich 928—930 gegründet; jedenfalls bestand es schon, als Heinrich I. 931 die Markgrafschaft Lausitz errichtete, doch ward es erst unter Kaiser Otto I. Stadt und Feste. B. hat zahlreiche Kriegsdrangsale und Eroberungen zu bestehen gehabt, namentlich im Auf-

sitzerkriege, am meisten im Dreißigjährigen Kriege, währenddessen es mit der Lausitz an Sachsen kam, dann auch im Siebenjährigen und im Kriege von 1813. Vgl. Böhland, «Wertwürdige Schicksale der Oberlausitz und ihrer Hauptstadt B.» (Bauhen 1831); C. Wille, «Chronik der Stadt B.» (Bauhen 1843); J. A. von Wagner, «B. und seine Umgebung» (Dressd. 1871).

Die Kreishauptmannschaft (Regierungsbezirk) Bauhen, welche sich fast ganz mit der sächs. Oberlausitz (s. Lausitz) deckt, bildet den östl. Teil des Königreichs Sachsen, enthält 10 Städte und 49 Dörfer, und zerfällt in die vier amtschauptmannschaftlichen Verwaltungsbezirke: B., Jützin, Eßau und Kamenz und umfaßt 2469,7 qkm mit (1880) 351 326 E., darunter etwa 49 000 Wenden (ungefähr 80 Proz. Protestanten und 20 Proz. Katholiken).

In neuerer Zeit erlangte B. historische Bedeutung durch die von den Preußen und Russen gegen Napoleon I. am 20. und 21. Mai 1813 geführte Schlacht bei Bauhen. Das Heer der Verbündeten hatte sich nach der Schlacht bei Großgörschen oder Lützen (2. Mai) auf das rechte Elbufer zurückgezogen. (S. Russisch-Deutsch-Französischer Krieg.) Napoleon ließ Ney über Torgau gegen Berlin vorgehen, während Lauriston und Neynier die Preußen und er selbst die Russen verfolgten. Am 8. besetzte Napoleon Dresden. Unterdessen waren Barclay de Tolly mit 16 000 Russen und General von Kleist mit 11 000 Preußen beim verbündeten Heere eingetroffen, das nun gegen 100 000 Mann zählte und stark genug war, um angriffsweise vorzugehen; doch zog man eine Verteidigungsschlacht in einer Stellung bei B. vor. Napoleon befahl dem Marschall Ney, seine Bewegung auf Berlin einzustellen und über Hoyerswerda gegen die rechte Flanke der Verbündeten zu operieren, und begab sich nach Dresden. 18. Mai zur Armee, nachdem er die Division Perri zur Verbindung mit Ney entsendet hatte. Von seiten der Verbündeten wurden Barclay mit seinen frischen Truppen, eine russ. Grenadierdivision und das Pfortsche Korps abgeschickt, um die Verbindung Neys mit Napoleon zu verhindern. Barclay vernichtete zwar am 19. größtenteils die Division Perri, York dagegen traf bei Weisig auf Lauristons überlegene Macht, und beide eilten in die Stellung von B. zurück. Die Hauptstellung der Verbündeten lag auf den Terrassen des rechten Spreewfers, links an die waldigen Berge gelehnt und durch Verschanzungen gedeckt, der rechte Flügel, bei Malschwitz, durch Leiche und Wasserläufe gesichert; die Fluslinie mit B. war durch Vortruppen stark besetzt. Diese befehligte rechts Tschaplik, im Centrum Kleist, links Miloradowitsch. In der Hauptstellung, welche etwas zu ausgedehnt war, hatten Barclay den rechten Flügel, Gortschakow den linken Flügel, Wlucher und York die Mitte besetzt; Großfürst Konstantin mit den Gardes stand in Reserve. Am 20. früh begann die Schlacht. Napoleon griff die Fluslinie an und Miloradowitsch ging vorwärts zurück; um so heldenmütiger verteidigte Kleist sich bei B. bis zur Nacht. Nach dem Übergange oberhalb und bei B. ließ Napoleon seine Korps aufmarschieren, Dubinot auf dem rechten Flügel, dann McDonald, Marmont, Bertrand; als Reserve die Gardes unter Mortier und zwei Kavalleriekorps. Die Angriffe Dubinots auf die Höhen von Hochsch scheiterten wegen des schwierigen Terrains, im Centrum war die Spreelinie genommen, auf dem

linken Flügel nahm die Vorhut Ney den Übergang bei Alty, ohne ihn jedoch zu überschreiten. Die franz. Armee bewirkte in Biederen wegen der zahlreichen feindlichen Reiterei. Napoleon hatte sein Hauptquartier in B., die verbündeten Monarchen in Würzburgen, wonach die Schlacht ebenfalls benannt wird. Am 21. war die Hauptschlacht. Dudinot stürmte wiederum unausgesetzt und unter großem Verluste gegen die Höhen; der Kaiser versagte ihm Unterstützung, weil die Entscheidung durch die drei Korps von Ney auf dem linken Flügel gegeben werden sollte. Bis dahin wurde im Centrum nur ein Artilleriekampf geführt. Als Ney endlich eintraf, griff er sofort Barclay in der rechten Flanke an; er nahm Breititz und die Höhen von Gleina. Napoleon ließ jetzt unter Soult's Oberleitung die Kredwitzer Höhen im Centrum, den Schlüssel der Stellung Blüchers, stürmen. Nach furchtbarem Kampfe, in welchem auch York einrückte, wurden dieselben genommen. Ney hand schon in der rechten Flanke, und es war die höchste Gefahr vorhanden, von dort her umfaßt zu werden. Die verbündeten Monarchen wurden durch Knebel von der Notwendigkeit des Rückzugs überzeugt und dieser nun meisterhaft ausgeführt, ohne daß ein Geschütz verloren ging. Der Verlust der Franzosen wird auf 20000 Mann, der der Verbündeten auf 12—13000 Mann angegeben. Napoleon konnte wegen Mangel an Kavallerie den Sieg nicht nachdrücklich verfolgen. Die Verbündeten wichen nach Görlitz zurück, worauf 4. Juni zu Briegwitz (s. b.) Waffenstillstand geschlossen wurde. Vgl. Meerheimb, «Die Schlachten bei B. am 20. und 21. Mai 1813» (Berl. 1873).

Bauwissenschaft ist der Inbegriff aller Erfahrungen und Regeln, Konstruktionen und Berechnungen, welche die Darstellung, Gestaltung und Ausführung von Bauwerken betreffen. Die B. umfaßt teils theoretische, teils praktische Kenntnisse und greift zufolge ihrer Vielseitigkeit in die verschiedenen Wissenschaften, wie Mathematik, Mechanik, Geognosie, Physik und Chemie, Ästhetik, Technologie, Geschichte u. s. w. ein. Man bezeichnet sie auch mit dem Namen **Baukunde**, und unterscheidet sie, je nach ihrer Anwendung, in Privat- und öffentliche Baukunde oder, je nach ihrem Zwecke, in Hoch- oder Landbaukunde, in Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbaukunde, in Berg-, Schiffs- und Maschinenbaukunde. Indessen faßt man gewöhnlich alle übrigen Zweige der B., außer dem Hoch-, Wasser- und Straßenbau, unter dem Namen **Ingenieurwesen** zusammen.

Das Hochbauwesen läßt sich einteilen in bürgerliches, gewerbliches und landwirtschaftliches Bauwesen, in Festungs-, Pracht- oder Schönbaukunde u. s. w. Die bürgerliche oder Civilbauwissenschaft, die hier besonders in Betracht kommt, kann wieder allgemein oder speziell sein. Die allgemeine B. beschäftigt sich zunächst mit der Baumaterialienlehre, welche die Gewinnung, Bearbeitung, die physische und chem. Beschaffenheit und die Verwendung der Baustoffe bespricht. Hierauf folgt die spezielle Betrachtung der einzelnen Bauteile, welche am geeignetsten in ihrer baulichen Aufeinanderfolge zur Berechnung kommen, wie: der Grund und Boden, die Gründungen, das Mauerwerk im allgemeinen, Steinverbände; die Mauern insbesondere, als: Grund- und Obermauern, Umfassungen, Scheidungen, Futter- und Wassermauern; die Durchbrechungen der Mauern, als: Thüren, Fenster, Thore, nebst

Konstruktion der Mauerbögen; die Balkenlagen, die Fußböden und Deden, die Gewölbe, Treppen, Dächer u. s. w. Ferner stellt sie die Regeln auf über Lage, Anordnung und Einteilung der Gebäude in Bezug auf ihre verschiedenen Zwecke und über die Verbindung, Beleuchtung, Heizung und Lüftung (Ventilation) der einzelnen Räume u. s. w. Bei weiterer Ausführung gliedert sich die B. in die spezielle Mauer- und Zimmerkunde, welche die dahin einschlagenden Konstruktionen ausführlich betrachtet; in die Lehre vom Steinschnitt, die Eisenkonstruktionslehre, das Entwerfen und Veranschlagen der Gebäude. Sie führt auch in die Geschichte der Baukunst ein und handelt von der Entstehung, dem Charakter und den Monumenten der verschiedenen Bauweisen und Stilpothen.

Einen wichtigen Bestandteil der B. bildet die zum Zwecke genauer Ausführung nötige Darstellung der Gebäude durch Zeichnung oder das Baueichnen, für welche die orthogonale oder Parallelprojektion (teils in verjüngtem Maßstabe, teils in natürlicher Größe) die einzig zweckmäßige Darstellungsweise ist, indem sie über Gestalt, Größe und Zusammensetzung des Ganzen den besten Aufschluß gibt. Außer dieser Projektion kommt noch die perspektivische oder Centralprojektion zur Anwendung, die es nur mit der Gestalt allein oder mit der malerischen Darstellung zu thun hat, jedoch nur dem Zwecke der Vorstellung, nicht der Ausführung dient. Ein vollständiger Bauplan besteht aus den Grundrissen (Horizontaldurchschnitten) der verschiedenen Stodwerke, aus den (Vertikal-)Durchschnitten oder Profilen und aus den Ansichten oder Facaden. Der Bearbeitung des eigentlichen Bauplans geht in der Regel eine Skizze voraus, d. h. eine flüchtige oder allgemeine Darstellung des Gebäudes in kleinem Maßstabe. Zur Erlangung der in den meisten Fällen erforderlichen baupolizeilichen Genehmigung dient der in doppelten Exemplaren anzufertigende sog. Polizeiriß. Zur wirklichen Ausführung aber sind genau und vollständig bearbeitete Bau- oder Arbeitsrisse nötig, sowie Zeichnungen einzelner Bauteile, wie Gesimse, Profile, Ornamente u. s. w. in natürlicher Größe (Detailzeichnungen). Für die allgemeine Anlage des Gebäudes in Bezug auf seine Umgebung wird ein Situationsplan ausgearbeitet. Bismweilen fügt man dem Bauplane eine perspektivische Zeichnung des vollendet gedachten Gebäudes mit seiner Umgebung bei. In besondern Fällen machen sich Modelle zur Veranschaulichung oder Prüfung schwieriger Konstruktionen nötig. Auf Grund des vollständig ausgearbeiteten Bauplans erfolgt die Anfertigung eines Kostenanschlags, d. h. die Berechnung und Zusammenstellung aller zur Ausführung des Baues nötigen Materialien, Arbeiten und Kosten derselben. (S. Bauanschlag.)

Baug (Ves), Städtchen von 500 E. im Arrondissement Arles des franz. Depart. Rhône-Alpes in der Provence, in reizender Lage am Fuße eines 311 m hohen Alpenzuges, 18 km nordöstlich von Arles gelegen. A. war einst eine blühende Stadt von 4000 E. und hatte ein großes prächtiges Schloß aus dem 10. Jahrh., das zu den schönsten Schlössern der Provence gehörte, jetzt aber in Ruinen liegt. Die Kirche stammt aus dem 12. Jahrh. Von einem der Stadt nahe gelegenen Felsen genießt man eine herrliche Aussicht über die Alpen, die Crau, die Camargue und das Meer. Die ehemaligen Seigneurs de Baug sind die Stammväter der

gegenwärtigen Fürstenlinie von Oranien (Holland und Nassau).

Baugit (Beaugit) ist ein in rundlichen oolithischen Körnern oder als derbe erdige Masse vorkommendes schmutzig-gelbes oder braunes bolusähnliches Mineral, welches hauptsächlich aus Eisenerz, Thonerde, etwas Kieselsäure, Kalk und viel Wasser, aber in sehr verschiedenen Verhältnissen besteht; der Eisengehalt schwankt von 25–60, der Thonerdegehalt von 20–58 Proz. Es findet sich namentlich zu Baur bei Arles und hat hier eine vielseitige Verwendung; man bereitet daraus sehr feuerfeste Schmelztiegel; die eisenreichen Varietäten werden als Eisenerze verschmolzen, auch dient es zur Darstellung von Aluminium und indirekt von Aluminiumbronze. Ähnliche Massen kommen auf der griech. Insel Agina und in der irischen Grafschaft Antrim vor.

Bauzeichen, s. unter Bauwissenschaft.

B. A. V., Abkürzung für bonis auspiciis oder bonis avibus, d. h. unter günstiger Vorbedeutung.

Bavarb (frz.), Schwäger; Bavarbade, Bavarberie oder Bavarbise, Geschwäg; bavarbieren, schwagen.

Bavaria, die Personifikation des Bayerlandes, ist in die bildende Kunst auf die großartigste Weise eingeführt worden, indem König Ludwig I. ein Standbild derselben errichten ließ, welches seit dem Rhodischen Koloß in der Erzgießerkunst seinesgleichen nicht hatte und nur von dem 1875 vollendeten Hermanns-Denkmal (s. Hermann) übertroffen wird. Der Entwurf zu dieser auf der Theresienwiese bei München aufgestellten Statue der B. rührt von Ludwig Schwanthaler her. Sie erscheint in Gestalt einer allgerman. Heroine. Ein langes, salziges Gewand reicht von der Hüfte bis auf den nackten Fuß. Die halbnaakte Brust bedeckt ein Tierfell. Das Haar fällt frei über den Rücken herab; die Stirn ist mit Eichenzweigen geschmückt. In der erhobenen Linken hält sie den Ehrenkranz von Eichenlaub, in der gegen die Brust gebogenen Rechten das Schwert. An ihrer Seite ruht sitzend der pfälz. Löwe. Die Statue ist 20,5 m, das Piedestal 9,5 m hoch. Das Erz lieferten türk. und norweg. Kanonen, und es sind im ganzen 87360 kg darauf verwendet worden. Die Stärke des Metalls ist an den unteren Stüden 1,8 cm, an den oberen 1,2 cm. Die Kosten für das Erzbild, ohne Piedestal, betrugen 233 000 Fl. Durch eine Thür in der Rückseite des Fußgestells gelangt man zu einer steinernen Treppe, welche mit 66 Stufen durch den Kern desselben in die Figur führt, die bis etwa zur Höhe der Waden ausgemauert ist. Eine Treppe aus Gußeisen von 58 Stufen führt weiter durch den Hals zum Kopfe empor, wo zwei Bänke aus Erz angebracht sind und etwa 8 Personen Platz haben. Mehrere Öffnungen gestatten eine weite Aussicht. Am höchsten Punkte des Kopfes ist die Inschrift angebracht: „Dieser Koloß, von Ludwig I., König von Bayern, errichtet, ist erfunden und modelliert von L. von Schwanthaler und wurde in den J. 1844–50 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferdinand Miller.“ Am 7. Aug. 1850 wurde das Standbild enthüllt.

Babay (Bavai), Stadt im franz. Norddepartement, Arrondissement Avesnes, 21 km im NW. von Avesnes, an der Linie Valenciennes-Naubeuge der Nordbahn, nahe dem Hogneau, der zur Schelde geht, mit 1800 E., welche Eisen verarbeiten, Kupfer gießen, Fett und Ole bereiten, gerben und Marmor

brechen. B. ist das alte Bagacum, die Hauptstadt der Nervier, welche Cäsar eroberte, eine der wichtigsten Städte des belg. Gallien in der röm. Kaiserzeit; es finden sich hier manche röm. Altertümer: Inschriften, Reste von Bädern, Aquädukten, eines Tempels. Bei B. vereinigten sich acht röm. Heerstraßen, wovon sieben noch heute leicht nachweisbar sind; an dem Punkte, an welchem sie alle zusammentrafen, erhebt sich eine kleine moderne Säule an Stelle einer antiken.

Bavella (ital., deutsch Bafel), Abfall-, Flod-, Florettseide.

Bavens, Fleden in der ital. Provinz Novara (Piemont), Distrikt Pallanza, am westl. Ufer des Lago-Maggiore, gegenüber den Borromeischen Inseln, Ausgangspunkt der Simplonstrafe, jährl. (1880) 2010 E. B. hat durch ihre Feldspatthalle berühmte Brüche schönen roten Granits; auch Porzellanthon und Kupfererz werden gewonnen.

Bavius (Marcus) und sein Geistesverwandter **Mävinus**, zwei talentlose röm. Dichter und anmaßende Kunstrichter des Horaz und Virgil. Vgl. Weichert, „De Q. Horatii obsecratoribus“ in „Poetorum latinorum reliquiae“ (Erg. 1830). In der neuern latinschen und epigrammatischen Poesie kommt B. zuweilen als Typus eines schlechten und anmaßenden Dichters vor.

Bavosche (frz.), unsauberer Abdruck eines Kupferstichs; bavoschieren, unsauber abdrucken.

Bavotat (frz.), Radenschleier (an Damenhüten).

Bäwean, Insel im Niederländischen Ostindien, unter 5° 51' 18" südl. Br. und 112° 38' 52" östl. L. (von Greenwich) in der Sundasee zwischen Java und Borneo, 110 km von Java gelegen, 18,5 km lang, 11 km breit und 165 qkm groß. B., mit 66 Dorfschaften (javanisch Kampong), bildet in politisch-administrativer Hinsicht einen, unter einen Assistentenresidenten gestellten Distrikt der Residentchaft Serabaja auf Java. Die Bewohner, einige wenige Europäer und Chinesen ausgenommen, sind Javaner. Ihre Zahl beläuft sich auf 5–10 000. Der Hauptort ist Santapura. Die Insel, im allgemeinen aus Hügel land bestehend, ist nicht unfruchtbar. Die Bodenerzeugnisse sind die von Java. B. bezieht eine eigentümliche, nirgendwo anders im Indischen Archipel vorkommende Hirschart, Cervus Kahlui, sowie eine Rasse von Pferden, die so klein sind, daß sie nur von Kindern geritten werden können. Durch zu starke Ausfuhr haben dieselben in letzter Zeit jedoch sehr abgenommen und drohen ganz auszusterben.

Baxter (Richard), bedeutender Theolog der engl. Puritaner, geb. 12. Nov. 1615 zu London in Shropshire, war zunächst Prediger in Ribblesdalester in der Grafschaft Worcester. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs 1642 aus seiner Pfarrei vertrieben, schloß er sich als Feldkaplan eines independentischen Regiments dem Parlamentsheer an. Im J. 1649 kehrte er zu seiner früheren Gemeinde zurück. Als 1662 die Uniformitätsakte erschien, mußte B. sein Amt verlassen und zog sich nach Acton in Middlesex zurück. Die Indulgenz vom J. 1672 gestattete ihm wieder öffentlich zu predigen; er ging nach London, ward aber 1685 auf Grund einiger Stellen seiner „Paraphrase des Neuen Testaments“ mit Geld- und Gefängnisstrafe belegt. Erst die mit dem Regierungsantritt Wilhelms III. durchgeführte Duldung aller prot. Parteien brachte auch B. die erwünschte Ruhe, deren er sich jedoch nur kurze Zeit erfreuen

folgte. Er starb 7. Dec. 1691. Seine Bedeutung besteht zum Teil darin, daß durch ihn in der engl. Theologie ein im Sinne des Arminianismus gemilderter Calvinismus begründet ward, nach ihm Arterianismus genannt, vor allem aber in seiner Wirksamkeit als praktischer Geistlicher und als erbaulicher Schriftsteller. Vgl. Weingarten, «Die Revolutionskirchen Englands» (Berl. 1868). Seine Werke, herausg. von Orme, erschienen zu London (1830); seine Selbstbiographie, herausg. von Goblester, unter dem Titel: «Reliquias Baxterianae» (Lond. 1696; 2. Aufl. 1718). Viele seiner Schriften sind ins Deutsche übersetzt worden; eine der berühmtesten: «Die ewige Ruhe der Heiligen», übersetzt von Gerlach, erschien in 6. Aufl. (Erg. 1874).

de Cuba.

Bayamo, Stadt auf Cuba, s. u. Santiago.
Bayard (Jean François Alfred), franz. Theaterdichter, geb. 17. März 1796 zu Charolles im Depart. Saône-Loire, studierte die Rechte in Paris und bereitete sich dann bei einem Advokaten auf die Praxis vor. Die Vorliebe für dramatische Poesie verleitete ihn indes die Rechtswissenschaft, aber seine ersten Stüde hatten nur geringen Erfolg. Erst im 1828 aufgeführtes Bandeville «La reine de seize ans» (das später ein beliebtes Repertoirestück wurde) fand reichen Beifall. B. widmete sich nun ausschließlich der dramatischen Schriftstellerei, besonders dem Bandeville, und schrieb, teils allein, teils mit Scribe, Mélesville, Dumanoir, Banderburg, Duvert u. a. zusammen, im Laufe von 20 J. für die verschiedenen pariser Theater 225 Stüde. Außer dem genannten sind als die besten davon hervorzuheben: «Mario Mignot» (1829), «Ma place et ma femme» (1830), «La grande dame» (1831), «La fille de l'avare» (1835), «Le gamin de Paris» (1836), ebenfalls in Deutschland als «Der Pariser Laugenschütz» ein beliebtes Repertoirestück, «Moirond et compagnie» (1837), «Les premières armes de Richelieu» (1839), «Les enfants de troupe» (1840), «Le mari à la campagne» (1844), «Madame de Cérigny» (1844), «Un château de cartes» (1847), «Un fils de famille» (1852). Dieselben fanden bei ihrem Erscheinen eine so glänzende Aufnahme, daß sie Hunderte von Vorstellungen erlebten. Die meisten Stüde B.'s sind voll Witz und liebenswürdiger Laune, dabei ausgezeichnet durch den raschen Gang der Handlung, die Geschicklichkeit der Anlage, die kluge Schärzung und geistreiche Lösung des Knotens. B. starb zu Paris 19. Febr. 1858. Sein «Théâtre» (12 Bde., Par. 1855—60) hat Scribe mit einer Einleitung begleitet.

Bayard (Pierre du Terrail, Seigneur de), genannt «der Ritter ohne Furcht und Tadel», nimmt in der franz. Überlieferung eine ähnliche Stellung ein, wie für Deutschland «der letzte Ritter», Kaiser Maximilian I. Am Ausgang des Mittelalters erscheint in ihm, vielleicht mit mancher legendarischer Ausschmückung, noch einmal eine Gestalt, welche die Ideale der Feudalität, stürmische Tapferkeit, körperliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit, Ehre, Liebe, Großmut gegen die Besiegten, Treue gegen den Lehnsherrn und die Freunde, und galante Härlichkeit gegen das schöne Geschlecht in sich vereinigte. B. wurde 1. April 1476 auf Schloß Bayard bei Grenoble geboren, in dieser Stadt durch seinen Oheim, den Bischof George du Terrail, erzogen, wurde dann Page beim Herzog von Savoyen und erregte in letzterer Stellung die Aufmerksamkeit

König Karls VIII. durch die seltene Geschicklichkeit, mit der er sein Ross zu tummeln wußte. Der König nahm ihn in seinen Dienst, und bei dessen Einfall in Italien 1494 zeichnete sich B. schon in dem Gefecht bei Verona durch die Eroberung einer Fahne aus. In den langjährigen Kriegen, die mit jenem Einbruch ihren Anfang nahmen, fand B. ununterbrochen Gelegenheit, seine Berwegenheit und ritterlich-holze Natur zu bethätigen. So verfolgte er 1499 vor Mailand die fliehenden Milanesen mit so blindem Ungeflüm, daß er mit ihnen zugleich in die Stadt einbrang und gefangen wurde. Zum Lohn dieses Heldeumutes entließ ihn Ludovico Moro ohne Lösegeld. Verahmt sind seine Thaten 1509 vor Padua und Brescia, wo er eine schwere Wunde empfing. Im J. 1513 that er in der «Sporenschlacht» bei Guinegate (s. d.) Wunder der Tapferkeit. Da war es, so erzählt man, wo B., von Feinden rings umstellt, auf einen Engländer einsprengte, ihm das Schwert auf die Brust setzte und den völlig überraschten zur Ergebung zwang, worauf er demselben sein eigenes Schwert mit den Worten überreichte: «Ich bin B. und Guet Gefangener, wie Ihr der meinige.» Der lezte Streich, heist es, habe ihm auch hier wieder die Befreiung ohne Lösegeld gebracht. Unter Franz I. eröffnete B. den neuen Einfall in Italien glorreich mit dem Ruge durch die Alpen, auf dem er Prosper Colonna (s. d.) gefangen nahm. Danach kämpfte er an des Königs Seite in der «Riesenschlacht» bei Marignano mit solcher Tapferkeit, daß der ritterliche junge Monarch nach dem Siege sich selbst von ihm als dem größten Ritter der Nation den Ritterschlag erteilen ließ. Noch größere Ehre brachte B. 1521 die heldenmütige Verteidigung von Rezières gegen Karl V. Bei seinem Einzuge in Paris begrüßte ihn das Parlament im Namen der Nation als Vater des Vaterlandes, und von dem König empfing er eine Compagnie von 100 Mann, eine Ehre, welche sonst nur Prinzen von Geblüt vorbehalten war. In dem für die Franzosen unglücklichen Feldzuge gegen Karl V. in der Lombardei traf ihn auf dem Rückzuge bei Gattinara eine Kugel auf den Leib (30. April 1524). Seine Leiche fiel in die Hände der Kaiserlichen, ward aber von diesen den Franzosen ausgeliefert und in einem Minoritenkloster bei Grenoble beigesetzt. — Die franz. Geschichtschreibung hat sich mit B. viel beschäftigt. Vgl. besonders Guypard de Beriville, «Histoire de Pierre dit le chevalier B.» (Par. 1760; zuletzt 1824); Delandine de l'Esprit, «Histoire de B.» (Par. 1842).

Bayard (Thomas Francis), amerik. Politiker, geb. 29. Okt. 1828 zu Wilmington im Staate Delaware, erhielt eine gute kaufmännische Erziehung, wandte sich aber dem Studium des Rechts zu und ließ sich 1851 als Advokat in seiner Geburtsstadt nieder, wo er seitdem mit nur kurzer Unterbrechung praktiziert hat. Als Politiker gehört er den gemäßigten Demokraten an und war namentlich kein fanatischer Verteidiger der Sklaverei. Am 4. März 1869 trat B. als Nachfolger seines Vaters, James A. Bayard, in den Senat der Vereinigten Staaten, in welchen er seitdem zweimal (1875 und 1881) für je weitere sechs Jahre wiedergewählt wurde. In der 10. Okt. 1881 zusammenberufenen außerordentlichen Kongresssitzung ward B. zum temporären Vorsitzenden des Senats erwählt, bekleidete dieses Amt aber nur wenige Tage.

Bayazet, s. Bajasid.

Bay-City, Stadt im nordamerik. Staate Michigan, am Saginaw, unweit von dessen Mündung in den Huronsee, hat sehr bedeutenden Handel, namentlich mit Holz und Fischen. B. wurde 1836 gegründet, und zählte 1860 erst 1583, dagegen 1880 bereits 20 693 E.

Bayer (Aug. von), Historienmaler, geb. zu Norfchach am Bodensee 3. Mai 1803, widmete sich anfangs dem Architekturfache und studierte zu diesem Zwecke in Zürich, wurde aber bald durch den Einfluß des Malers F. Winterhalter auf das Gebiet der Malerei geführt, zunächst der Architekturmalerei, in der er sich in München unter Gärtner weiter ausbildete. Um 1836 wandte er sich nach Baden, wo er unter Weinbrenner das Studium der Baukunst fortsetzte. Dieser Bildungsgang erklärt den Hauptcharakter seines Stils. Seine Bilder haben stets den Rahmen einer bedeutenden Architektur, in welchem der meistens dem mittelalterlichen Leben entnommene Vorgang mehr als Staffage erscheint. Großes Geschick in der Beleuchtung, in der Anwendung des Hellbunkels und der Anbringung geheimnisvoll und romantisch wirkender Streiflichter, Abendröte, Mondglanz u. dgl. kommt ihm dabei sehr zu statten; freilich haben seine Bilder häufig dadurch auch etwas Sentimentales und Theatralisch-Affektiertes. Er malte die Dome zu Freiburg und Straßburg bei Morgenbeleuchtung beim Einzuge von glänzenden Prozessionen, die Frauenkirche in München, den Dom zu Chur, einen Orgelspieler im Kloster Maulbronn, botanisierende Trinitarier im Klostergarten, den Tod des heil. Bruno (mit einer Lichtwirkung wie in der Heiligen Nacht des Correggio), Jeanne de France im Kloster zu Bourges, Ritter Toggenburg, Tutilo, Franziskanerkirche in Salzburg, Erwin von Steinbach. Das leipziger und karlsruher Museum, Schloß Wabersberg und Stolzenseß enthalten Werke B.s, welcher sich auch 1843 durch Gründung des Badischen Altertumsvereins zu Karlsruhe, dessen Konservator er 1853 wurde, Verdienste erworben hat. B. starb 2. Febr. 1875 in Karlsruhe.

Bayer (Hieronymus Joh. Paul von), verdienter deutscher Rechtslehrer, geb. 21. Sept. 1792 zu Nauris im Salzburgerischen, studierte in Salzburg und Landshut und betrat 1813 die richterliche Laufbahn am Landgerichte zu Landshut. Nachdem er seit 1815 bei einem namhaften Rechtsanwalt in München gearbeitet, besuchte er 1817 noch die Universität Göttingen, wurde 1818 Privatdocent der Rechte an der Universität Landshut, dann 1819, unter gleichzeitiger Aufnahme ins Spruchkollegium, außerord., 1822 ord. Professor; 1826 siedelte er mit der Universität von Landshut nach München über. Bis 1847 war B. auch mehrmals Mitglied der Ständeversammlung und 1853 wurde er zum lebenslänglichen bayr. Reichsrat ernannt. Er starb in München 13. Juni 1876. Ein Jurist von klarem Urtheil und gründlichen Kenntnissen, hat er besonders durch seine akademische Thätigkeit gewirkt, aus der auch seine Schriften hervorgegangen sind. Unter ihnen sind hervorzuheben: »Über die Änderung des Klagsinbells« (Landsh. 1819), »Vorträge über den deutschen gemeinen ordentlichen Zivilprozeß« (10. Aufl., Münch. 1869), »Theorie der summarischen Prozesse« (7. Aufl., Münch. 1859), »Theorie des Konkursprozesses nach gemeinem Rechte« (4. Aufl., Münch. 1868).

Bayer (Joh.), Astronom, geb. im letzten Viertel des 16. Jahrh. zu Rain in Bayern, gest. 1660 als Rechtsanwalt in Augsburg, lieferte in seiner »Uranometria« (Augsb. 1603; Ulm 1607 u. 1635) auf 51 Blättern nach den Beobachtungen seiner Vorgänger die ersten vollständigen und zweckmäßig angelegten Himmelskarten, die er dann in der »Explicatio characterum aeneis tabulis insculptorum« (Augsb. 1654) erläuterte. B. hat durch seine Karten mehr Ordnung und Festigkeit in die Astrologie gebracht, indem er die Grenzen der Sternbilder genauer bestimmte und die vorzüglichsten Sterne nicht mehr durch Namen aus dem Griechischen und Arabischen, sondern durch die Buchstaben des griech. und röm. Alphabets so bezeichnete, daß die größten Sterne jedes Sternbildes immer die ersten Buchstaben des Alphabets erhielten. Diese einfache und bequeme Bezeichnung ist, mit wenigen Ausnahmen, bis auf die neueste Zeit beibehalten worden.

Bayer (Karl Robert Emmerich), beliebtester deutscher Romanschriftsteller unter dem Pseudonym Robert Bpr., Sohn eines Arztes, geb. 15. April 1835 zu Bregenz, erzogen in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt seit 1845, trat 1862 als Lieutenant in ein Husarenregiment in Mailand, wurde 1859 Rittmeister, nahm 1862 seinen Abschied und lebt seitdem als Schriftsteller in seiner Vaterstadt. Die im Militärstande gemachten Erfahrungen verwendete er zunächst in den »Kantonierungsbildern« (2 Bde., Prag 1860), »Österr. Garnisonen« (4 Bde., Hamb. 1863; gegen militärische Mißstände gerichtet) und dem biographischen Gedendbuch: »Anna Neun und Dreizehn« (2 Bde., Jmshbr. 1865). Ihnen folgten die meist sozial-polit. Romane: »Ein deutsches Grafenhaus« (3 Bde., Berl. 1866), »Mühner Stirn« (4 Bde., Berl. 1868), »Der Kampf um das Dasein« (5 Bde., Jena 1869; 2. Aufl. 1872), »Sphinx« (3 Bde., Berl. 1870), »Zwischen zwei Nationen« (3 Bde., Berl. 1870), »Nomaden« (5 Bde., Berl. 1871), »Auf abschüssiger Bahn« (4 Bde., Lpz. [1872]), »Nachtgalm« (2 Bde., Berl. 1875), »Carven« (5 Bde., Lpz. 1876), »Gitar« (4 Bde., Lpz. 1877), »Eine geheime Depesche« (3 Bde., Jena 1880), »Am Wendepunkt des Lebens« (3 Bde., Jena 1881), »Der Weg zum Herzen« (Lpz. 1881), »Gesam« (3 Bde., Stuttg. 1881); »Unser söhnlisch« (3 Bde., Jena 1882); ferner die Novellensammlungen »Wrad« (4 Bde., Lpz. 1873) und »Quatuor« (1875). Zwei Dramen: »Lady Gloster, Trauerspiel« (1869), und »Der wundte Fled«, Schauspiel (1875), gingen mit Erfolg auf dem wien. Burgtheater in Scene.

Bayer (Konrad), ausgezeichnetes Schachmeister im Gebiete der Komposition oder des Aufgabewesens, geb. 10. Aug. 1828, Rechtsanwalt in Ulm und Sekretär der dortigen Handels- und Gewerbekammer. Seine Leistungen im Problemgebiete des Schachspiels sind ebenso reich an kunstvollen Bewandlungen wie an tieferseonnenen Ideen und mannigfacher Verzweigung der einzelnen Haupt- wie Nebenpiele. Viele seiner Erzeugnisse haben bei Preisaußschreibungen (sog. Problemturnieren) die ersten Prämien errungen.

Bayer=Büch (Marie), deutsche Schauspielerin, geb. 31. Okt. 1820 zu Prag, Tochter des geachteten Schauspielers Friedr. Bayer an der dortigen ständischen Bühne, die sie 1836 zuerst betrat und an der sie bis 1839 engagiert war. Seit 1839 gehörte sie drei Jahre hindurch dem königl. Theater

zu Hannover an, seit 1841 dem zu Dresden, wo sie sich 1849 mit dem Schriftsteller Dr. Aug. Wied verheiratete, den sie indessen nach einigen Jahren durch den Tod verlor. Seit 1863 lebt sie in zweiter Ehe mit dem Oberstleutnant von Fallenstein. Ihre Aemter, eine sanfte, wohlklingende Stimme, eine Darstellungsweise, die überall Maß hält, verschaffte ihr namentlich als Julia in »Romio und Julia«, Grenzen in »Faust«, Luise in »Kabale und Liebe«, Emilia Galotti und in ähnlichen Rollen große Triumphe. Später trat sie in das ältere Rollen-
fach über.

Bayern (Jul.), Bildhauer, geb. 1826 in Düsseldorf, besuchte die dortige Akademie und bildete sich unter Geor. in Wien in seinem Fache weiter aus. Er unternahm hierauf Studienreisen und lehrte dann nach Düsseldorf zurück, wo er seit 1849 sich Schadow angeschlossen. Zunächst entwarf nun eine Reihe von Werken religiösen Inhalts, so eine Kreuzigungsgruppe für Wesel, Christus und die Apostel für Aachen, eine Madonna für Sigmaringen u. s. w. Die späteren Leistungen des Künstlers haben einen mehr profanen, teils auch dekorativen Charakter, es sind meist Standbilder und Monumentalplastiken für Baulichkeiten. Hervorragend ist das Monument des Kurfürsten Johann Sigismund für Aachen, welches 1861 vollendet wurde. Nach dem deutsch-französischen Kriege führte er für die Stadt Rülheim a. R. ein Siegesdenkmal aus. V. d. 1. Aug. 1873 zu Düsseldorf.

Bayern oder Baiern (offiziell nach einem Brief König Ludwigs I. Bayern geschrieben), der zweitgrößte Staat des Deutschen Reichs, seit 1806 Königreich, umfaßt gegenwärtig ein Areal von 15863,9 qkm mit (1890) 5284 778 E. (70 auf qkm). Der Staat besteht aus zwei an Größe sehr ungleichen, geographisch getrennten, aber gut-rundeten Gebietsstücken, von denen der östliche rechte im N. von Sachsen, den Fürstentümern Leuch, den sächs. Herzogtümern und der preuß. Provinz Hessen-Nassau, im W. von Hessen, Baden und Württemberg begrenzt, im D. und S. aber vollständig von Österreich umfaßt wird, während der westliche, bei weitem kleinere, die Pfalz oder nach einer Sage auch Rheinbayern benannt, im N. von Hessen, im W. von Rheinpreußen, im S. von Hohenzollern umgeben und im D. durch den Rhein von Baden geschieden wird. Das Königreich gliedert ungefähr 100 verschiedene Gebiete oder Gebietsstücke aus der Zeit des frühern Deutschen Reichs, aus dessen Bestande zu Ende des 18. Jahrh., in d. Es begreift der östl. Teil, außer dem alten Kurfürstentum B., die ehemals preuß. Fürstentümer Ansbach und Bayreuth, die Bistümer Bamberg, Würzburg, Freising, Augsburg, Eichstätt und Regensburg ganz oder zum größten Teil, ferner viele ehemalige freie Reichsstädte (Münchberg, Augsburg, Schweinfurt, Memmingen, Nördlingen, Kaufbeuren, Kempten, Rothenburg u. s. w.) und reichsritterschaftliche Besitzungen, 13 Äbteien (Kempten, Ellingen, Ursberg u. s. w.), während die Rheinpfalz aus Teilen von Kurpfalz, dem ehemaligen Herzogtum Zweibrücken, dem Freien Stadt Speier, Teilen d. Bistümer Speier und Worms und den Besitzungen vieler kleiner Fürsten zusammengesetzt ist. Von den acht Kreisen oder Regierungsbezirken, in welche B. zerfällt, kommen Oberbayern mit 17046,9 qkm und 961 977 E., Niederbayern mit 10767,9 qkm und 646 947 E., Oberpfalz und Regensburg

mit 9664,9 qkm und 528 564 E. auf die altbayr. Lande; Oberfranken mit 6999,15 qkm und 575 857 E., Unterfranken mit 8398,9 qkm und 626 306 E., Mittelfranken mit 7569,9 qkm und 643 817 E. auf den ehemaligen Fränkischen Kreis, wogegen der Regierungsbezirk Schwaben mit 9490,9 qkm und 684 530 E. Gebietsstelle des ehemaligen Schwäbischen Kreises des Deutschen Reichs umfaßt. Die Pfalz mit 5337,9 qkm und 677 281 E. bildet den achten Regierungsbezirk B.s.

In orographischer Beziehung wird die östl. Hauptmasse B.s durch das Thal der Donau in zwei nicht ganz gleich große Hälften zerlegt, von denen die kleinere südliche dem Alpensystem, die größere nördliche den rhein. und hercynischen Gebirgssystemen angehört. Südbayern besteht wiederum aus einer Alpen- und einer Flachlandszone, die ungefähr durch eine vom Bodensee nach Laufen an der Salzach gezogene Linie geschieden sind. Die bayr. Alpenregion gliedert sich durch die Thalspalten des Lech und des Inn in drei Hauptmassen, deren westlichste, zwischen Bodensee und Lech, die Allgäuer Alpen bilden, die innerhalb der bayr. Grenzen im Hochvogel und in der Mädeleggabel bis 3600 m aufsteigen. Den mittlern Teil, zwischen Lech und Inn, erfüllen die Parallelketten der eigentlichen Bayerischen Alpen, deren Central- und Hauptstod, der Wetterstein und das zum größten Teile Tirol angehörige Karwendelgebirge, in zwei kolossalen Bögen den Ursprung der Isar umschließen und den höchsten Gipfel des ganzen bayr. Alpenlandes, die Zugspitze, von 2973 m, tragen. Nördlich anliegende Glieder der Bayerischen Alpen sind das Ampergebirge zwischen Isar und Loisach um die Quellen der Ammer, das Ostergebirge nordwärts vom Partenkirchener Thallande, das Isarwinkelgebirge mit der 1847 m hohen Benediktenwand, und jenseit der Isar nach dem Inn zu das Mangfallgebirge, das sich um schöne Seen gruppiert und seinen höchsten Gipfel im Wendelstein (1842 m) besitzt. Das dritte, östl. Glied der Alpenregion bildet der bayr. Anteil der Salzburger Alpen zwischen Inn und Salzach, das sich durch die Thalsurche des Achen und der Saalach wiederum in die drei Stöcke des Priengebirgs im W. des Achen, des Traungebirgs zwischen Achen und Saalach und des Königsseegebirgs zwischen Saalach und Salzach gliedert. Letzteres besteht in einem Kranz gewaltiger Alpengipfel (der Wagmann 2714 m), welche den Königssee umlagern und das Gebiet der ehemaligen Äbte von Berchtesgaden, ein abgeschlossenes Ländchen voll großartiger Naturszenen, erfüllen. Unmittelbar an den Nordfuß der Bayerischen Alpen und zum Teil zwischen dieselben hineingreifend, lehnt sich das südbayr. Flachland oder die Schwäbisch-Bayerische Hochebene an, die im W. durch die Thalsurche der Iller vom Oberschwäb. Hochland, im D. durch Inn und Salzach gegen das österr. Donaufußland abgeschlossen wird, ein mittleres Niveau von 510 m (München) hat und sich im allgemeinen von S. nach N. sowie zugleich auch von W. nach D. abbaht. Auf der Hochebene lassen sich wiederum drei Zonen unterscheiden, von denen die obere oder die der Seelandschaften sich unmittelbar an den Fuß der Alpen lagert und teilweise zwischen deren Zweigen hineingreift, die mittlere mit ihren Hügelreihen zwischen den großen Thalsenkungen vielfach bis hart an die Donau heranreicht und die untere Zone die Donauebene

umfaßt, welche zum Theil in Moorstreden (hier Moos, Plural: Möser genannt) bestehen.

Anderer Formen zeigt das Relief des bayr. Landes im N. der Donau. Hier erhebt sich an der Ostgrenze der Böhmerwald (s. d.), der mit seinem südwestl. Theile, dem Bayerwald oder Bayrischen Wald, zwischen Regensburg und Passau hart an den Stromlauf herantritt und im Arber (1458 m) und Rachel (1454 m) in B. seinen höchsten Gipfel trägt. Die Nordostseite des Landes erfüllt das Fichtelgebirge (s. d.), das seine bedeutendsten Erhebungen, den Schneeberg (1061 m) und den Ochsenkopf (1030 m), ebenfalls innerhalb der Landesgrenzen hat. Im N.W. des Landes erhebt sich das Schieferplateau des Frankenwaldes, eine von wenigen sanft ansteigenden Ruppen überhöhte, rauhe und bewaldete Hochfläche, die sich durchschnittlich 430—640 m, in ihrer höchsten Ruppe, dem Döbra, bis 793 m erhebt und teilweise auch zu Sachsen-Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt und Neuchâtel gehört. Im N.W. des Landes erhebt sich die Rhön (s. d.), deren Hauptmasse mit dem ganzen Südost- und Osthang nebst den höchsten Gipfeln des Gebirgs, der Großen Wasserruppe (943 m), dem Heiligenkreuzberg (915 m) u. s. w., innerhalb der Landesgrenzen fällt. Südlich der Rhön, zwischen Gemünden, Obernburg und Aschaffenburg, breitet sich die waldbreiche Hügellandschaft des Speessart (s. d.) aus, deren bedeutendste Erhebung der Geiersberg (596 m) ist. Im S. und W. des westl. Maingebietes sendet der Oberwald Zweige nach B. herüber. Das Innere Nordbayerns zeigt zwei Erhebungen, welche zu beiden Seiten der Regnitz sich hinziehen, hier wie dort die Wasserscheide zwischen Main und Donau bilden und den großen, von der Regnitz und deren Quell- und Zuflüssen bewässerten fränk. Thalkessel umtränzen. Die westl. dieser Erhebungen ist die Frankenhöhe, deren einzelne Theile jedoch verschiedene Namen führen. Sie trennt die Zuflüsse der Wörnitz, Altmühl und Regnitz von denen der Tauber und Jagst, und schließt sich südlich durch das Herbitfeld an die Rauhe Alp, während sie sich nordwärts im Steigerwald bis zum Main (bei Haffurt) fortsetzt. Der Steigerwald erhebt sich im Frankenland bis 500 m und fällt nach W. zu steil zur 15—22 km breiten Mainebene ab, während er nach O. zu allmählich sich zum Regnitz- und Regnitzthale abflacht. Die zweite Erhebung im O. der Regnitz und des fränk. Thalkessels ist der Fränkische Jura, nach seiner geognostischen Beschaffenheit so genannt, der in zwei Arme zerfällt, von denen der eine von der Wörnitz nordöstlich bis Regensburg sich erstreckt, der andere, bei Regensburg nach N. umbiegend, zwischen Regnitz und Rab bis zum Main bei Lichtensfeld zieht. Die Fränkische Schweiz mit ihren Höhlen bildet den nördl. Theil desselben. Zwischen der Frankenhöhe einerseits, dem Speessart und Oberwald andererseits erstreckt sich eine Plateaubildung, in welcher Tauber, Mubau, Mämling, Jagst, Kocher und der Main selbst (zwischen Ochsenkopf, Gemünden, Miltenberg) in tiefeingegriffenen Thalfurken hinfließen. Auf der andern Seite der Regnitz erstreckt sich eine ähnliche Landschaft, das Plateau der Oberpfalz, das sich östlich des Fränkischen Jura bis zum Böhmerwald ausbreitet, von den verschiedenen Quell- und Zuflüssen der Rab durchfurcht wird und an der Mündung

der lehtern den Thalkessel von Regensburg freiläßt. Im N. des Main steigt das Land in flachen Stufen allmählich zum Thüringerwald und Frankenwald hinauf. Über die Bodengegestaltung der Pfalz s. Rheinpfalz.

Gewässer. Der größte Theil der östl. Hauptmasse B. gehört dem Stromgebiet der Donau an, die, soweit sie im Lande fließt, schiffbar ist. Von S. her die Iller, der Lech, die Isar und der Inn zu, während sie von N. her die Wörnitz, die Altmühl, die Rab und den Regen empfängt. Die fränk. Lande fallen vorzugsweise dem Stromgebiet des Main zu, der in seinem ganzen obern und mittleren Laufe B. angehört und von S. her die Regnitz, aus N. die Rodach, die Isar, die Fränkische Saale und die Sinn aufnimmt. An dem Gebiet der Oberrhein hat B. einen sehr geringen Anteil, da Zuflüsse derselben (Saale, Eger) nur in der äußersten Nordostecke des Landes entquellen. Die Südwestecke entsendet kleine Gewässer unmittelbar zum großen Becken des Rheins (Bodensee), welchem die Rheinpfalz in ihrer größern Hälfte unmittelbar, in ihrer kleinern durch Vermittelung der Nahe und Saar angehört. Vom Bodensee besitzt B. den nordöstl. Theil. Die schönen Seen in Oberbayern liegen theils in der Alpenregion selbst, theils am Fuße derselben auf der obern Stufe des bayr. Hochlandes. Dem Gebiet der Isar gehören der Alpsee und der Riesenthosener See an. Während die Alpenseen des Lechgebiets einen geringen Umfang haben, sind die der Isar- sowie des Inngebiets nicht nur die bedeutendsten, sondern auch in Bezug auf landschaftliche Umgebungen die schönsten. Dazwischen gehören im Gebiet der Isar der Walchensee, der Rochelsee, der Staffelsee, der Ammersee, der Würm- oder Starnbergersee; im Gebiet des Inn der Tegernsee, der Chiemsee, der Königs- oder Bartholomäussee und der Wagingersee. Nordbayern und die Rheinpfalz haben keine Seen aufzuweisen. Ebenfalls Südbayern eigentümlich sind die ausgebreiteten Moorstreden (Möser), deren man zwei Hauptgruppen unterscheidet, eine nördliche im Thale der Donau (Ulmerried, Donaumoos und Breitfeldmoos) und eine südliche an den Zuflüssen derselben (Dachauermoos und Erbingermoos). An Mineralquellen besitzt B. ebenfalls einen großen Reichtum, am meisten in den Gebirgsgegenden der Ost- und Oberfranken, Unterfranken und Oberbayern. Am bekanntesten sind die Eisen- und Stahlquellen Alexandersbad, Bodet, Bräunau, Steben; die Schwefelquellen Kreuth und Wipfeld; die Kochsalzquellen Rissingen, Reichenhall und Dürkheim; die Sauerlinge Heilbrunn, Rissingen, Wiesau u. s. w. (Hierzu eine Karte: Bayern [rechtsrheinischer Hauptteil]. — Vgl. auch Karte: Elsaß-Lothringen und Bayrische Pfalz.)

Das Klima B. ist im allgemeinen gemäßig und gesund. Während die mittlere Temperatur in dem ostherrnischen Theile des Landes, mit Ausnahme etwa des Mainthals, etwas niedriger ist als die anderer deutscher Länder, hat die ganze östl. Pfalz ein sehr mildes Klima. Nämlich nach und die Alpen, der Böhmerwald, das Fichtelgebirge, die Rhön und der Speessart. Der Boden ist, mit Ausnahme weniger Streifen, überall für die Kultur geeignet. B. hat einen Überfluß an allen Naturprodukten, sämtliche Hausthiere in Menge, Reichtum an Wild (darunter Gamsen, die in den Alpen gehegt werden) und Süßwasserfischen, die mittel

BAYERN.

europ. Getreidearten in Fülle, den besten Hopfen in Deutschland, Obst, Wein, Tabak, ausgedehnte Forste, große Schätze an Eisen, Salz, Braun- und Steintohlen und Löss, die besten Lithographiesteine der Erde, doch nur wenig edle Metalle.

Bevölkerung. Bei der Volkszählung vom 1. Dez. 1880 ergab sich eine Gesamtbevölkerung B.s von 5284778 E., davon 2678910 männlichen, 2706868 weiblichen Geschlechts. Die Zunahme der Bevölkerung zeigt sich in B. weit geringer als in den meisten übrigen deutschen Ländern. Seit der ersten Volkszählung von 1834 bis zu der von 1880 war die Bevölkerung um nicht mehr als 368 970 Individuen gestiegen, so daß sich die Vermehrung nur mit 0,8 Proz. jährlich befaßte. In den 13 Jahren zwischen der Volkszählung von 1867 und 1880 hatte sie sich um 9,8 Proz. (also jährlich 0,7 Proz.) vermehrt. Auch in Bezug auf die Dichtigkeit der Bevölkerung steht B. dem größten Teile der übrigen deutschen Staaten nach. Am bedeutendsten ist sie in der Pfalz (114 E. auf 1 qkm), am geringsten in der Oberpfalz (55 E. auf 1 qkm). Die Bevölkerung der größten Städte belief sich in München auf 200028 E., in Nürnberg auf 99519 E., in Augsburg auf 61408 E., in Würzburg auf 51014 E.

Der Abstammung nach bildet in Ober- und Niederbayern sowie im Regensburgischen der bayr., in Schwaben und Neuburg der schwab. (alamann.), in allen übrigen Kreisen der fränk. Stamm den Grundstock der Bevölkerung. Bezüglich der Konfessionellen Verschiedenheit zählte man 1875: Katholiken 3573 142 (71,1 Proz.), Protestanten 1392 120 (27,7 Proz.), verschiedenen Sekten Angehörige 5800, Juden 51 835. Die meisten Protestanten wohnen in Mittel- und Oberfranken und in der Pfalz. Fast ganz katholisch sind Nieder- und Oberbayern und Oberpfalz. Die Juden finden sich am zahlreichsten in Unterfranken, der Pfalz und Mittelfranken.

Bodenkultur. B. ist von Natur vorzugsweise auf die landwirtschaftlichen Erwerbszweige angewiesen. Vom Gesamtflächengehalt des Landes fallen 41 Proz. auf Äcker und Gärten, 20 Proz. auf Wiesen und Weiden, 33 Proz. auf Wäldungen, 6 Proz. auf unbebautes Land. Von der Bodenkultur lebten mittelbar oder unmittelbar mehr als 67 Proz. der gesamten Bevölkerung. Der kultivierte Boden ist überwiegend dem Getreidebau gewidmet. Die Getreidekultur, über das ganze Land verbreitet, liefert jährlich über 83 1/2 Mill. hl, wovon auf Weizen 4260 000, Roggen 8680 000, Dinkel 1649 000, Gerste 6140 000, Hafer 9100 000 hl kommen. Weizen wird vorzugsweise in Niederbayern (der fruchtbarsten Provinz) und Unterfranken, Roggen besonders in Ober- und Niederbayern, Unter- und Mittelfranken und der Oberpfalz, Gerste in Nieder- und Oberbayern sowie in der Oberpfalz, Hafer in Ober- und Niederbayern gewonnen. Von hohem Belang ist der überall verbreitete, jedoch am meisten in der Pfalz und Unterfranken, der Qualität nach auch in Mittelfranken, blühende Kartoffelbau. Der beste Flach wird am Nordrhein, der meiste Hauf in der Pfalz gewonnen. Ölfrucht baut man am meisten in Unterfranken und der Pfalz. Tabak liefern vorzugsweise die Pfalz, nördlich Mittelfranken, und zwar 1879 auf 3808 ha 6889 t Blätter. Der Hopfenbau ist in Regender Entwicklung begriffen und liefert auf 23 192 ha besonders

in Mittelfranken (Spalt, Hersbruck) ein ausgezeichnetes Produkt, das einen namhaften Ausführartikel abgibt. Der Rübenbau geschieht mehr des Futtergewinns als der Zuderbereitung wegen und liefert auf etwa 120000 ha über 13 Mill. Str. Der Obstbau ist namentlich in der Pfalz sowie in mehreren Bezirken Frankens und Schwabens von Bedeutung, die Gärtnerei vorzugsweise in Franken (um Bamberg und Nürnberg). Wein wird besonders in der Pfalz und in Unterfranken gebaut; die Produktion auf 21 920 ha ergab 1878: 20,7, dagegen 1879 nur 9,8 hl vom Hektar. Der Viehstand betrug 1873: 368 816 Pferde, 3066 263 Rinder, 1842 190 Schafe, 872088 Schweine, 198 881 Ziegen, 338 797 Bienenstöcke. Zu Gunsten der Pferdezucht wirkt das allgemeine Landgestüt, woneben noch Hof- und Militärgestüte, wie zu Hofrenschel, Bergstetten, Neuboh, Steingaden, Schwaiganger, Benediktbeuern, Fürstfeld, Schleißheim und Jneibbraden, bestehen. Die Rindviehzucht ist im ganzen sehr blühend und am ausgebreitetsten in den Alpen; die Schafzucht wird am besten in Mittelfranken, Ober- und Niederbayern gepflegt. Von hoher Wichtigkeit ist für B., bei der großen Ausdehnung seiner Wälder, die Forstkultur. Von der Gesamtwaldfläche von 2600 000 ha sind 240 000 im Besitze des Staats. Der jährliche Holzsertrag sämtlicher Forsten hat einen Gesamtwert von etwa 60 Mill. Mark. Die meisten Wäldungen besitzt Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz, die wenigsten Schwaben.

Der Bergbau wird zum kleinern Teile vom Staate, zum größern von Privatgewerbetrieben. Für den Staat werfen aber nur die Steintohlenwerke in der Pfalz einen Reinertrag ab, während im übrigen die fiskalischen Werke bisher mit Verlusten arbeiteten. Der Bergbau lieferte 1879: Steintohlen 507 365, Braunkohlen 21 688, Graphit 992, Eisenerze 70 889 t. Durch das Berggesetz vom 20. März 1869 wurde die Regalität des Bergbaues aufgehoben. Der Salinenbetrieb auf den Salinen Berchtesgaden, Reichenhall, Traunstein und Rosenheim produziert 42 710 t Kochsalz im Werte von 1816 271 Mark und 1141 t Steinsalz. Die Produktion an Quecksilber (in der Pfalz), Kupfer, Antimon u. s. w. ist sehr gering. Andere Bergwerksprodukte sind Schmirgel, Porzellanerde u. s. w. Auch Marmor, Achat, Jaspis, Granaten, Karneole u. s. w. werden gewonnen. Torflager finden sich am ausgebreitetsten in Oberbayern und Schwaben. Aus dem Rhein, der Isar, dem Inn und der Salzach wird Gold im Werte von etwa 1000 Mark gewaschen.

Die bayr. Industrie hat sich namentlich seit Einführung der Gewerbefreiheit (1. Mai 1868) rasch entwickelt und leistet in mehreren Zweigen vorzügliches. Robeisen wurde 1879 in 20 Hoöfen produziert, welche 30 922 t lieferten; ferner lieferten 20 Eisengießereien, 4 Hoöfenhütten, 18 sonstige Fabriken 26 380 t Gußwaren; 19 Zugs- und Streckwerke und 3 Stahlwerke lieferten 69 081 t Schmiedeeisen und Stahl. Die Maximilianshütte in der Oberpfalz gehört zu den größten Eisnerwerken Deutschlands. Die bedeutendsten Fabrikstädte B.s sind Nürnberg mit Fürth, Augsburg, München und Ludwigshafen. Die Weberei beschäftigt in der Rhön und im Bayrischen Walde, dann insbesondere in Augsburg (Wolle, Damast- und Seidenwaren) viele Hände. Die Gerbereien sind sowohl in Betreff ihrer Zahl als durch die Güte ihres Erzeugnisses (Nürnberg, Passau, Wessau, München) von

Beutung. Berühmt sind die Metallwaren von Nürnberg und Fürth, die Kblerarbeiten von Schwabach, die Glaswaren von Theresienthal, die Holzschnitarbeiten aus dem Ammergau und Verchtesgaden, die optischen Instrumente von Eril, Fraunhofer und Steinheil in München. Ausgezeichnete Maschinenfabriken gibt es in Nürnberg (Cramer-Klett), München (Massei und Krauß), Augsburg, Oberzell bei Würzburg (König und Bauer). Die Tabaksfabrikation blüht besonders in der Pfalz und in Mittelfranken. Die drei Kunkelrübren-Zuckerfabriken (Regensburg, Schweinfurt, Frankenthal) verarbeiteten (1873) 291 855 Str. Rüben. In der Bierbrauerei steht B. in quantitativer wie in qualitativer Beziehung allen andern Staaten voran. Die 5600 Bierbrauereien lieferten 1879 zusammen 12 004 703 hl. Branntweinbrennereien gab es 3183, die 120 689 hl. lieferten. Von Bedeutung sind noch die Bleistiftfabrikation (Nürnberg und Regensburg), die Waggonfabrikation in München und Ludwigschafen, die Fabrikation sog. leonischer (Lyoner) Drahtwaren in Nürnberg, die Malzfabrikation, die Korbwareindustrie Oberfrankens, die Käsefabrikation des Allgäu, die Ultramarinfabrikation in Nürnberg und die Farbenindustrie Nürnberg und Schweinfurt, die Seidenmacherei in Mittenwald und das Kunstgewerbe in allen Zweigen (München, Nürnberg, Landsbut).

Der Handel B.s, als eines Binnenlandes, ist nicht von hervorragender Bedeutung und beschränkt sich vorzugsweise auf den innern Güterumlauf. Nur einige Städte, wie Augsburg, Nürnberg, Fürth, München, Regensburg, Passau, Schweinfurt, Lindau, Würzburg, Ludwigschafen, Kaiserslautern, stehen auch mit dem Auslande in lebhaftem Verkehr. Zu den Gütern, welche zur Ausfuhr gelangen, gehören besonders Getreide, Hopfen, Vieh, Wolle, Wein, Bier, Nadeln, Maschinen, optische Instrumente, Nürnberger Waren, Holzschnitzereien u. s. w., dann auch Erzeugnisse der Kunst (Malerei) und des Kunstgewerbes. Der Hopfenhandel wird besonders in Nürnberg betrieben. Große Getreidemärkte werden zu München, Landsbut und Eiding, die größten Viehmärkte zu Sonthofen und Quirnbach (in der Pfalz), große Wollmärkte in Augsburg gehalten.

An guten Verkehrsmitteln hat B. keinen Mangel. Abgesehen von den Gemeinbewegen gab es 1873 im ganzen Königreiche 6930 km Landstraßen. Der Flußschiffahrt dienen die Donau, der Rhein, der Main, die Regnitz, der Inn und die Salzach sowie der Ludwigskanal (s. d.), welcher den Main mit der Donau verbindet. Die Donau befahren von Regensburg abwärts die Dampfer der Österreichischen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Die wichtigsten Donauhäfen B.s sind Kelheim, Regensburg und Passau. Den Rhein befährt die Bayerisch-Pfälzische Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu Ludwigschafen. Letzterer ist der wichtigste Stromhafen der Rheinpfalz. Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee (wo Lindau Hafenort ist) wird vom Staate besorgt; doch fahren hier auch bad., württemb. und schweiz. Dampfer. In Bezug auf Eisenbahnen ist B. der erste deutsche Staat, der eine Lokomotiveisenbahn ins Leben treten sah: die kurze Bahn von Nürnberg nach Fürth, eröffnet 7. Dez. 1835. Seitdem hat sich das bayr. Eisenbahnwesen in großartigster Weise ausgebildet; 1881 waren 4849 km in Betrieb, worunter 4224 km Staatsbahnen. Die wichtigsten Staatsbahnen sind: die Linie München-

Ingolstadt-Nürnberg-Bamberg-Hof mit den Zweigbahnen Treuchtlingen-Ansbach-Würzburg, Kleinfeld-Donauwörth-Augsburg, Bamberg-Schweinfurt-Würzburg, Schweinfurt-Meiningen, Hochstadt-Stockheim, Donauwörth-Ingolstadt-Regensburg, Augsburg-Ingolstadt; die Linie München-Neufahrn-Regensburg-Eger, von der die Bahnen Neufahrn-Straubing, Weiden-Bayreuth-Neuenmarkt und Eger-Oberthau-Hof abzweigen; ferner die Linien Craßsheim-Ansbach-Nürnberg-Fürth, Neulinden-Weiden, Passau-Regensburg-Nürnberg-Würzburg, Wschaffenburg, Wschaffenburg-Amorbach, Nürnberg-Hof, Ulm-Augsburg-München-Sindach, München-Buchloe-Lindau, Buchloe-Augsburg, Buchloe-Memmingen, Ulm-Memmingen-Kempten, München-Grafing-Rosenheim-Salzburg, Rosenheim-Mühlbach-Blattling, Blattling-Eisenstein, Rosenheim-Rufstein, München-Holzkirchen-Zöls, Holzkirchen-Rosenheim, München-Luging-Sulz und Schweinfurt-Gemünden. Die Telegraphenlinien belaufen sich 1880 auf 8118 km mit 35 266 km Drahtleitungen und 1106 Stationen, die Zahl der ausgegebenen Depeschen auf 1 906 402, mit einer Einnahme von 1 089 165 Mark und einer Ausgabe von 1 078 837 Mark. Wichtige Förderungsmittel des Handels und Verkehrs sind die Bayr. Hypotheken- und Wechselbank zu München (seit 1. Juli 1834) und die königl. Bank zu Nürnberg (1786 errichtet, 4. Okt. 1850 mit neuen Statuten versehen).

Das Unterrichtswesen ist im ganzen zweckmäßig geordnet, wenn auch hier und da weniger entwickelt und von kirchlichen Einflüssen nicht frei. Den Volksunterricht besorgen zunächst die „deutschen Schulen“, deren man 1877 im Königreiche 6991 mit über 10852 Lehrern und Lehrerinnen zählte; von den Schulen sind 4855 katholische, 1908 protestantische, 105 israelitische und 123 gemischte; dann Fortbildungsschulen und Feiertagschulen. Vielerlei reicher sich sechs Taubstummenanstalten, drei Blindeninstitute und das Institut für trüppelhaftes Kinder in München. Die Volksschullehrer werden in 32 Präparandenschulen, 7 Seminarien für Lehrer, 3 für Lehrerinnen und 4 vollständige Lehrerbildungsanstalten gebildet. Für die höhere allgemeine Jugendbildung bestehen 44 Lateinschulen und 33 Gymnasien, mit Lateinschulen verbunden, 8 Pöceen, d. i. Spezialstudien für das Studium der allgemeinen (sog. philosophischen) Disziplinen (mit einem Jahreskurse) und der Theologie (mit einem zweijährigen Kurse), und 9 Klerikalseminare. Hierzu schließen sich die 3 Universitäten München, Erlangen und Würzburg. Die Mittelstufe für den technischen Fachunterricht bilden 48 Realschulen, 6 Realgymnasien, 4 Industrieschulen und die 3 technische Hochschule in München. Höhere Privatschulen sind: die Central-Forttlehranstalt zu Wschaffenburg, die landwirtschaftliche Centralschule zu Weihenstephan, die Central-Fierarzneischule zu München und die Militärbildungsanstalten zu München. Unter den Anstalten und Mitteln zur Unterstützung und Fortbildung der Wissenschaften nehmen die königl. Akademie der Wissenschaften zu München und die wissenschaftlichen Sammlungen des Staats den ersten Rang ein. Die königl. Bibliothek zu München ist die größte in Deutschland, mit etwa 1 Mill. Bänden und mehr als 20 000 Handschriften. Die Künste haben sich besonders seit König Ludwig I. einer ganz besondern Fürsorge von seiten der Staatsregierung zu erfreuen. Anstalten

zur Förderung sind die Akademie der Künste, die erlöhnten Galerien, das bayr. Nationalmuseum und die königl. Erzschere, sämtlich zu München. Selbst besteht auch ein Konservatorium der Musik. Stehende Theater gibt es 17, unter denen das Hof- und Nationaltheater zu München den ersten Rang einnimmt.

Staatsverfassung. A. besitzt eine konstitutionell-monarchische Verfassung. Die Verfassungsurkunde datiert vom 26. Mai 1818, hat jedoch 1848 und 1871 eine Anzahl nicht unwichtiger Änderungen erfahren. Es bestehen zwei Kammern, eine Abgeordnetenlammer und die Reichsräte. Letztere zählt Mitglieder zufolge ihrer Geburt (erbliche), andere zufolge ihres Standes (worunter die Größten) und der Präsident des Oberkonsistoriums), und sechs vom König auf Lebenszeit ernannte Reichsräte. Die Abgeordnetenlammer, aus 159 Mitgliedern bestehend, geht aus allgemeinen, indirekten Wahlen hervor. Das Wahlrecht steht jedem volljährigen Staatsangehörigen zu, der irgendeine direkte Steuer entrichtet und nicht wegen Verbrechen der gemeiner Vergehen (Fälschung, Betrug, Diebstahl oder Unterschlagung) verurteilt worden ist. Zur Wahlfähigkeit bei der Urwahl gehört ein Alter von 21, zur Wahlbarkeit als Wahlmann von 25, zur Wahlbarkeit als Abgeordneter von 30 J. Auf 500 G. wird ein Wahlmann, auf 31 500 ein Abgeordneter gewählt. Die Wahl findet auf sechs Jahre statt. Ohne Zustimmung des Landtags kann ein die Freiheit der Personen oder das Eigentum der Privaten, die Festsetzung der direkten und die Erhebung der indirekten Steuern betreffendes Gesetz erlassen werden. Den Kammern steht seit 1848 auch die Gesetzgebung die Initiative zu, jedoch nicht die Änderungen in der Verfassung, die vom König vorgeschlagen werden müssen. Das Budget wurde früher auf sechs Jahre festgestellt, seit 1868 ist eine weijährige Finanzperiode eingeführt. Die Kammern müssen mindestens alle drei Jahre berufen werden. Die übrigen Verfassungsbestimmungen ruhen im wesentlichen auf den in den meisten andern deutschen Staaten geltenden Grundsätzen. In Bezug auf das Verhältnis des Staats zur Kirche unterscheiden sich öffentliche und private Religionsgesellschaften. Die ersten sind die luth., die prot. (luth. und reform., in der Pfalz unierte) und die griech. Kirche, die letztern die Gemeinschaft der Israeliten und die Mennoniten. Den öffentlichen Religionsgesellschaften kommt die jurist. Persönlichkeit zu, und sie genießen eines besondern staatlichen Schutzes. Für die Verhältnisse der luth. Kirche sind das Konkordat vom 24. Okt. 1817 und das Verfassungsdekret vom 26. Mai 1818 über die Rechtsverhältnisse in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften, für die der prot. Kirche dasselbe Gesetzgebend. Die luth. Kirche gliedert sich in zwei Erzdiözesen (München-Freising und Bamberg) und sechs Bistümer. Die Bischöfe von Augsburg, Regensburg und Passau sind Suffragane von München-Freising, während die Bischöfe von Eichstätt, Speier und Würzburg unter dem Erzbischof von Bamberg stehen. Die Leitung der innern Angelegenheiten der prot. Kirche wird für die östl. Kreise von dem Oberkonsistorium zu München, für die Pfalz vom Konsistorium zu Speier ausgeübt. Dem Oberkonsistorium sind zwei Konsistorien zu Ansbach und Bayreuth untergeordnet. Unter den Konsistorien stehen die Dekanate

(das münchener jedoch direkt unter dem Oberkonsistorium).

Staatsverwaltung. Die obersten Staatsorgane sind der Staatsrat und das Gesamtministerium. Ersterer ist laut Verordnung vom 3. Aug. 1879 berufen, dem Könige als beratendes Kollegium ohne Teilnahme an der Verwaltung selbst zur Seite zu stehen. Das Gesamtministerium ist die oberste vollziehende Behörde. Es zerfällt in sechs Einzelministerien: Königlich Haus und Aupres; Justiz; Inneres; Kirchen- und Schulangelegenheiten; Finanzen; Kriegswesen. Befuß der Provinzialverwaltung ist das Königreich, wie schon erwähnt, in acht Kreise oder Regierungsbezirke eingeteilt. Vollzugsorgane der Ministerien in letztern sind die Kreisregierungen, welche zugleich die Oberbehörde für die innere Verwaltung der einzelnen Kreise bilden. Jede Kreisregierung teilt sich in zwei Kammern, in die des Innern und die der Finanzen; jeder Kammer ist ein Direktor vorgefetzt, der wieder dem gemeinschaftlichen Vorstände der Kreisregierung, dem Regierungspräsidenten, untersteht. Den Kreisregierungen sind die Distriktspolizeibehörden untergeordnet, welche einerseits die Magistrate in den größern, sog. unmittelbaren Städten, andernteils die Bezirksämter in den Verwaltungsdistrikten bilden. In Unterordnung unter die Bezirksämter stehen die Vorstände der kleinern Stadt- und Landgemeinden die Ortspolizei aus. Die Zahl der Bezirksämter beträgt 148. Gemeinden zählt das Königreich 8082. Durch die 1. Okt. 1879 eingeführte Gerichtsverfassung für das Deutsche Reich hat auch die bayr. Gerichtsverfassung große Änderungen erfahren. Die administrative Leitung der Justizsachen ist dem Ministerium der Justiz überwiesen. Das Oberste Landesgericht ist in München; die fünf Oberlandesgerichte sind in München, Zweibrücken, Bamberg, Nürnberg, Augsburg. Zum Bezirk eines Oberlandesgerichts gehören mehrere Landgerichte, insgesamt 28, und zwar: zu München sieben (München I. und II., Traunstein, Deggendorf, Landshut, Passau, Straubing), zu Zweibrücken vier (Frankenthal, Kaiserslautern, Landau, Zweibrücken), zu Bamberg sechs (Bamberg, Bayreuth, Hof, Aschaffenburg, Schweinfurt, Würzburg), zu Nürnberg sechs (Nürnberg, Fürth, Ansbach, Weiden, Regensburg, Amberg), zu Augsburg fünf (Augsburg, Kempten, Memmingen, Neuburg a. D. und Eichstätt). Zu den Bezirken der einzelnen Landgerichte gehört eine größere oder kleinere Anzahl von Amtsgerichten (insgesamt 270). Als Vollzugsorgane für die Finanzgeschäfte dienen die 217 Rentämter. Die Staatsforsten werden von 74 Forstämtern verwaltet.

Die Finanzen sind wohlgeordnet. Das Budget für 1890—91 schließt die Einnahme und Ausgabe mit 182 337 428 Mark ab. Dies ist jedoch der Reinertrag, indem die Kosten der Erhebung und andere Verwaltungskosten mit 89 404 017 Mark bereits in Abzug gebracht sind. Die direkten Steuern ergeben eine Brutto-Einnahme von 22 360 000, die indirekten von 61 470 550, die Regalien von 101 670 619, die Staatsdomänen von 33 902 510 Mark. Hauptposten der Ausgaben sind: Staatsschulz (Zinsen und Tilgung) 45 826 628, Civilliste und Appanagen 5 344 380, Ministerien des Aupres und des königl. Hauses 562 324, der Justiz 12 666 626, des Innern 17 785 458, des Kultus 19 224 243, der Finanzen 3 400 478, die Ausgaben für Reichszwecke 16 029 370

Markt. Neben den eigentlichen Staatslasten werden übrigens noch Kreisumlagen (in Form von Beislagprozenten zu den direkten Steuern) erhoben, für solche (provinzielle) Landesbedürfnisse, welche man in kleinern Staaten meist ebenfalls aus den Centralstellen bestreitet. Die bayr. Staatsschuld ist sehr bedeutend, doch steht derselben ein großes unmittelbares Staatsvermögen zur Seite, wie dies der Reinertrag der Forsten, Grundrenten und Eisenbahnen beweist. Die Schuld belief sich Ende 1880 auf 1 336 662 657 Mark, worunter 934 651 212 Mark Eisenbahnschuld und 168 069 716 Grundrentenschuld.

Das Militärwesen ist der Deutschen Bundeskriegsverfassung gemäß geordnet. Die bayr. Armee bildet einen selbständigen Bestandteil des Deutschen Reichsheers mit eigener Verwaltung, unter der Militärhoheit des Königs von B., im Kriegsfalle unter dem Oberbefehl des Deutschen Kaisers. Die allgemeine Wehrpflicht ist 1868 eingeführt. Das bayr. Heer besteht aus zwei Armeekorps, mit den Generalkommandos in München und Würzburg und umfaßt 19 Linieninfanterieregimenter, 4 Jägerbataillone, 10 Kavallerie- (2 schwere Reiter-, 6 Chevaurlegers- und 2 Ulanen-) Regimenter, 4 Feld- und 2 Fußartillerieregimenter, das Ingenieurkorps mit 2 Pionierbataillonen und 1 Eisenbahnkompagnie und 2 Trainbataillone. Die Gesamtstärke beträgt im Frieden 2214 Offiziere, 50 224 Mann und 8886 Pferde, im Kriege 164 488 Mann. B. besitz drei Festungen: Ingolstadt, Gernersheim und Neu-Ulm; Landau ist seit 1867 befestigter Waffenplatz. Außerdem hat es eine Anzahl kleiner befestigter Punkte: Oberhaus bei Passau (militärische Strafanstalt) und Marienburg bei Würzburg. Die Militärbildungsanstalten sind in München. Eine königl. Gewerksfabrik ist in Amberg, die sonstigen technischen Militärétablissements sind zum großen Teil in Ingolstadt vereinigt.

Orden und Wappen. Es bestehen in B., außer dem Elisabeth- und dem Theresienorden für Damen, 1766 und 1827 gestiftet, neun Orden. Der älteste und vornehmste ist der Orden des heil. Hubertus, gestiftet 1444. Der Ritterorden vom heil. Georg wurde 1729, der Militär-Max-Joseph-Orden 1806, der Verdienstorden der bayr. Krone 1808, der Verdienstorden vom heil. Michael (der am häufigsten verliehene) 1693, der Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst 1853, der königl. Ludwigorden 1827, der Militärverdienstorden 1866 und das Verdienstkreuz (zugleich Frauenorden) 1870 gestiftet. Das königl. Wappen besteht aus einem Hauptschild, welches die Wappenzeichen von der Pfalz, Franken, Schwaben und Bayern enthält, und einem Herzschild, welches 42 teils silberne, teils azurine, diagonal von der Rechten zur Linken aufsteigende Rauten zeigt. Es steht auf einem marmornen Sockel, ist mit der Krone bedeckt und von den Hausorden umhangen. Schildhalter sind zwei goldene Löwen. Das Ganze ist von einem gekrönten Wappenzettel umgeben. Die Landesfarben sind weiß und blau.

Litteratur. Stumpf, »B.; ein geogr.-statist.-histor. Handbuch« (Münch. 1852—53); »Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs B.« (5 Bde., Münch. 1860—68); Rührer, »B. und seine Bewohner« (Münch. 1855); »Beiträge zur Statistik des Königreichs B.« (Ab. 1—44, Münch. 1850—81); Pözl, »Lehrbuch des bayr. Verfassungsrechts«

(5. Aufl., Münch. 1877); derselbe, »Lehrbuch des bayr. Verwaltungsrechts« (3. Aufl., Münch. 1871; mit Supplement 1874); Ursprung, »Topogr. Description des Königreichs B.« (Würzb. 1863); Gumbel, »Geognost. Beschreibung des bayr. Alpengebirgs und seines Vorlandes« (2 Bde., Gotha 1861—68); Sighart, »Geschichte der bildenden Künste in B.« (2 Bde., Münch. 1862—63); Zeitschrift des königl. bayr. Statist. Bureau (Münch. 1868 fg.); Böhm, »Das bayr. Volksschulwesen« (Röhl. 1874); Gumbel, »Statist. Ortslexikon des Königreichs B.« (Mnsh. 1880 fg.); Arenhöft, »Geographie des Königreichs B.« (4. Aufl., Regensb. 1880); Amthor, »Industriegerographie des Königreichs B.« (Gera 1881); H. von Schmid, »Das Königreich B., seine Denkwürdigkeiten und Schönheiten« (Mnsh. 1881 fg.).

Ältere Geschichte, bis 1800. In die Völsage des kelt. Volks der Bojer, die seit Augustus die röm. Provinzen Bindeleien und Noricum bildeten, zogen um die Zeit der Völkerwanderung rein german. Völker ein, und am Ende des 5. Jahrh. erwuchsen aus Herulern, Rugiern, Turcilingen und Sthyrn, vielleicht auch aus den Überresten der alten Bojer und Quaden, die Bojoarier, ein Völkerbund gleich den Franken und Marcomannen. Sie bewohnten das Land zwischen der Donau, der Alpen, Rärnten, Krain und Steiermark; Regensburg wurde ihr Hauptort. Im 6. Jahrh. kamen sie unter die Oberhoheit der fränk. Könige Austrasiens. Diese Abhängigkeit ward aber erst unter den Karolingern beseitigt. Die Bayern retteten ihre Vorrechte und die Freiheit, ihre Feldherren und Fürsten selbst zu wählen. Die Geschichte nennt um 556 das Geschlecht der Agilolfinger (s. d.), das bis Ende des 8. Jahrh. sich in jener Würde behauptete. Unter ihnen wurde Thassilo I. (590) Regierung durch den Anfang der Kriege mit den slaw. Stämmen und deren Bundesgenossen, den Avarn, merkwürdig. Unter Garibald II., um 680, erhielten die Bayern vom fränk. König Dagobert die ersten geschriebenen Gesetze. Obilo, der Schwiegersohn Karl Martells, nahm den königl. Titel förmlich an, ward aber von seinen Schwägern Rarlmann und Pipin besiegt, als er 743 der fränk. Oberhoheit sich entziehen wollte. Schon im 7. Jahrh. hatten fränk. Missionare, Emmeran zu Regensburg und Rupert zu Salzburg, das Christentum eingeführt. Unter Obilo teilte der Erzbischof Bonifatius die bayr. Kirche in die vier Bistümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freising; auch wurden mehrere Klöster gestiftet. Thassilo II. mußte 757 dem fränk. Könige Pipin dem Kleinen auf dem Reichstage zu Compiègne den Vasalleneid schwören, erklärte diesen aber später für ungültig und verband sich mit dem Longobardenkönige Desiderius, seinem Schwiegervater. Von Karl d. Gr. mit Krieg bedroht, mußte er in Worms den Huldigungseid leisten und Geiseln stellen. Da er aber mit Hilfe der Avarn die Unabhängigkeit erringen wollte, wurde er 788 auf dem Reichstag zu Ingelheim vorgeladen, wegen Treubruchs zum Tode verurteilt und nebst seiner ganzen Familie von Karl d. Gr. in ein Kloster geschickt, wo sein Geschlecht erlosch. B. behielt zwar den Titel und Rang eines Herzogtums und seine alten Gesetze, aber die Herzogswürde wurde abgeschafft, B. dem Frankenreiche einverleibt und zuerst durch den schwäb. Grafen Gerold, einen Schwager Karls, als Statthalter, dann durch Grafen verwaltet und damit das ganze unter

den Karolingern herrschende Grafschaftensystem eingeführt. Karl d. G. u. s. Bauern nach den drei Volksstämmen der Alamannen, Franken und Bojaren (Nördl. 1830).

Bei der Theilung, die Karl d. Gr. vornahm, erhielt Pipin nebst Italien auch B. Nach Karls Tode gab Ludwig der Fromme das Land einem ältesten Sohne Lothar als Königreich, welches nach dessen Erhebung zur Mithregenschaft auf ein Kaiserthron, 817 an Ludwig den Deutschen fiel, er sich rex Bojariorum nannte. Die weltliche Macht der Bischöfe hatte bisher sich immer mehr und mehr befähigt; zugleich gelangten die an die Stelle des Statthalters eingesetzten Pfalzgrafen zu großem Ansehen. Nach Ludwigs des Deutschen Tode 876 ward dessen Sohn Karlmann König von B., wozu damals auch Kärnten, Krain, Istrien, Triest, Bannonien, Böhmen und Mähren gehörte. Auf Karlmann folgte nach seinem Tode 880 sein Bruder, Ludwig III., auf dem Throne von B., und nach dessen Tode 882 sein zweiter Bruder Karl der Dicke, welcher, da er 884 auch die Krone von Frankreich erhielt, das ganze Reich Karls d. Gr. unter seiner Herrschaft wieder vereinigte. Nach diesem kam es 887 an Arnulf, dann 899 an dessen Sohn Ludwig das Kind, unter dessen Regierung es besonders viel durch die Einfälle der Ungarn zu leiden hatte. Mit Ludwig dem Kinde war 11 das karolingische Geschlecht ausgestorben, und Arnulf II., der Sohn des bayr. Pfalzgrafen Luitold, nahm mit Zustimmung des Volks die herzogliche Würde an. Nach seinem Streite mit dem deutschen König Konrad I. empfing er von diesem B. als Lehn.

Unter seinen Nachfolgern war das Land der Schauplatz fortwährender Kämpfe nach außen und im Innern, so unter andern durch die Empörung des Pfalzgrafen Arnulf von Scheyern gegen den Herzog Heinrich I. und die Streitigkeiten Heinrichs II. mit Otto und Hezilo. Nachdem es durch die endlosen Krennzüge und den steten Wechsel der Herrscher, denen es von den Kaisern bald gegeben, bald genommen wurde, einige Jahrhunderte hindurch vielfach gelitten, erhielt es 1180, nach der Schlacht bei Heinrichs des Löwen, der bayr. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Nachkomme des erwähnten Arnulf, Grafen von Scheyern.

Der Herzog Otto von Wittelsbach, gest. 1188, ist der Stammvater des noch jetzt regierenden Hauses, und sein thätiger Nachfolger, Ludwig I., vertheilte beträchtlich ihre Stammgüter, auch erhielt dieser 1215 von Kaiser Friedrich II. die Rheinpfalz zu Lehn. Er ward 1281 ermordet und hatte einen Sohn, den Pfalzgrafen am Rhein, Otto den Klanten, zum Nachfolger. Unter diesem machten sich die Bischöfe unabhängig; doch ward das Gebiet des Staats nicht unbedeutend erweitert. Seine Aemterung zum Kaiser zog ihm den päpstl. Bann nach sich. Er starb 1283. Seine Söhne Ludwig und Heinrich regierten zwei Jahre gemeinschaftlich, stifteten sich aber 1285 in das Land, sobald Ludwig Niederbayern mit der Rheinpfalz und Kurwürde, Heinrich, dessen Linie schon nach wenigen Jahren erstarb, Niederbayern erhielt. An beide zusammen fiel die Erbschaft des unglücklichen Konrads von Hohenstaufen. Einer von Ludwigs beiden Söhnen, Ludwig, gelangte 1314, als Ludwig IV. der Bayer (s. d.) zur Kaiserwürde. Dieser schloß 1329 in Pavia mit seines Bruders Söhnen einen Theilungsvertrag, wodurch diese die Rheinpfalz und

einen Theil des Nordgaues (Oberpfalz) erhielten und die Kurwürde unter den beiden Linien abwechseln sollte. Letztere Bestimmung wurde aber durch die Goldene Bulle 1356 wieder aufgehoben und die Kurwürde dem pfälz. Geschlechte zugewiesen. Nach dem Erlöschen der Niederbayrischen Linie verband Kaiser Ludwig nach dem Willen der Stände ganz Niederbayern mit Oberbayern. Kaiser Ludwig erwarb sich um sein Stammland große Verdienste, indem er ein neues Gesetzbuch für Oberbayern, eine Gerichtsordnung für Niederbayern einführt, München das Stadtrecht erteilt und die innere Verwaltung ordnet. Er hinterließ bei seinem Tode (11. Okt. 1347) sechs Söhne und ein reiches Erbe, mit dem neben B. auch Brandenburg, die holländ. und seeländ. Provinzen, Tirol u. s. w. verbunden waren. Doch diese auswärtigen Besitzungen gingen bald verloren, und unter den einzelnen Linien fanden viele Streitigkeiten und Kriege statt. Nach dem Aussterben der andern Linie vereinigte die Linie B.-München den größern Theil des bayr. Erbes wieder.

In das 14. Jahrh. fällt die allmähliche Ausbildung einer landständischen Verfassung in B., indem der Adel und die Städte die Verlegenheiten und Streitigkeiten der Fürsten zur Erlangung von Rechten und Freiheiten benutzten und die Bischöfe geistlicher Herrschaften und Güter sich an sie angeschlossen. Die Stände (Prälaten, Ritter und Städte) traten zusammen, so oft es ihnen beliebte, und zwar entweder als gemeine Landtschaft (vereinigte Stände), oder als einzelne Stände, deren jeder einen Bund (eine Bünde) für sich bildete. Die allgemeinen Landesgesetze wurden durch einen ständischen Ausschuss und die Räte der Herzöge vorbereitet, dann in der allgemeinen Versammlung endgültig festgestellt. Die Repartition der bewilligten Steuern erfolgte durch die Stände, welche dieselben auch durch ihre eigenen Leute, nicht durch herzogliche Beamte erheben und verwalten ließen. Eine schwere Krise hatte die landständische Verfassung im Anfang der Regierung des Herzogs Albrecht IV. (s. d.) zu bestehen, gegen welchen die niederbayr. Stände ihre Rechte aufs kräftigste, sogar mit dem Schwerte verteidigten. Nachdem sich 1506 die oberbayr. und niederbayr. Stände zu einer Landständschaft vereinigt, brachte Herzog Albrecht, von den Nachtheilen der bisherigen Theilungen überzeugt, im Verein mit den Ständen die Einführung der Primogenitur und die Feststellung der Unteilbarkeit des Landes zu Stande. Nach Albrechts Tode (1508) sollte demgemäß von dessen drei Söhnen, Wilhelm IV., Ludwig und Ernst, Wilhelm die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinschaftlichen Regierung Wilhelms IV. und Ludwigs, von 1515 bis zu Ludwigs Tode 1584. Beide Fürsten leisteten der Reformation, die auch in B. zahlreiche Anhänger fand, den kräftigsten Widerstand, und vertrieben 1541 die Jesuiten in ihr Land. Wilhelm starb 1550. Sein Sohn Albrecht V., der Großmütige, begünstigte gleichfalls die Jesuiten, war aber auch Beförderer der Wissenschaften und Künste. Von seinen drei Söhnen folgte ihm 1579 Wilhelm V. der Fromme, der schon 1597 seinem ältesten Sohne, Maximilian I., die Regierung überließ und sich in die klostertliche Einsamkeit zurückzog. Maximilian I., mit seltenen Gaben ausgestattet, war die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Liga. Während des

Dreißigjährigen Kriegs wurde er vom Kaiser Ferdinand II. 1623 mit der pfälz. Kurwürde belehnt und die Oberpfalz als Unterpfand für die Kriegskosten ihm übergeben.

Der Westfälische Friede sicherte Maximilian I. (f. d.) die fünfte Kurwürde und den Besitz der Oberpfalz, während eine achte Kur für die Pfälzische Linie errichtet und deren Nachfolge in Würden und Ländern, für den Fall des Erlöschens der Wilhelmschen Linie, festgesetzt ward. Maximilian starb 27. Sept. 1651 nach 55jähriger Regierung. Unter seinem friedlichen und sparsamen Nachfolger Ferdinand Maria wurde 1669 der letzte und nur noch schwach besuchte Landtag gehalten; die Ausübung der Rechte desselben ging fortan auf einen ständischen Ausschub, Landtagsverordnung genannt und zunächst nur auf neun Jahre gewählt, über. Auf Ferdinand Maria folgte nach dessen Tode 1679 dessen Sohn Maximilian II. Emanuel, der sich im Spanischen Erbfolgekriege für Frankreich erklärte. Daher ward nach der Schlacht bei Höchstädt (1704) B. vom Kaiser als erobertes Land behandelt, der Kurfürst 1706 geächtet und erst im Frieden zu Baden 1714 wieder in seine Länder eingesetzt. Ihm folgte 1726 Karl Albrecht in der Kurwürde. Dieser beanspruchte nach Kaiser Karls VI. Tode, mit Berufung auf den Ehevertrag zwischen dem Herzog Albrecht V. und dessen Gemahlin Anna, Kaiser Ferdinands I. Tochter, der auch durch Ferdinands Testament bekräftigt worden war, den größten Teil der österr. Erbschaft und bekriegte Maria Theresia. Von einem franz. Heere unterstützt, unterwarf er sich ganz Oberösterreich, nahm 1741 den Titel eines Erzherzogs von Österreich an, ließ sich in demselben Jahre nach der Einnahme von Prag als König von Böhmen huldigen und ward sogar 1742 zu Frankfurt zum deutschen Kaiser als Karl VII. (f. d.) gewählt. Doch hiermit hatte er den Gipfel seines Glücks erreicht. Sein Stammland B. ward von den Österreichern besetzt, und kaum war er nach München zurückgekehrt, so starb er 20. Jan. 1745.

Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian III. Joseph, schloß mit Österreich den Frieden zu Füssen 22. April 1745, erkannte die Pragmatische Sanction an und erhielt dagegen alle von Österreich eroberten bayr. Lande zurück. Ganz von dem Bestreben erfüllt, sein Land glücklich zu machen, förderte er Ackerbau, Gewerbeleiß, Bergbau, Gerichtspflege, Polizei, Finanzwesen und Schulen. Er stiftete 1759 die Akademie der Wissenschaften zu München, und die Künste fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer. Da er kinderlos war, bestätigte er alle bestehenden Erbverträge mit dem pfälz. Kurhause. Sowol nach den Verträgen des Wittelsbachschen Hauses als nach der Bestimmung des Westfälischen Friedens gehörte dem Kurfürsten von der Pfalz unstreitig die Nachfolge in B., als mit dem Tode Maximilian Josephs 30. Dez. 1777 die Wittelsbach-Bayerische Linie erlosch. Aber plötzlich trat Österreich mit Ansprüchen auf Niederbayern hervor und besetzte mehrere Distrikte. Maximilian Josephs Erbe und Nachfolger, der kinderlose Karl Theodor (f. d.), ließ sich von Kaiser Joseph II. berechnen, 3. und 14. Jan. 1778 eine Übereinkunft zu unterschreiben, in welcher er Niederbayern, die Herrschaft Mindelheim und die böhm. Lehne in der Oberpfalz an Österreich abzutreten versprach. Allein der Herzog Karl von Zweibrücken erklärte sich als nächster Agnat und mutmaßlicher Erbe, durch Friedrich II.

von Preußen bewogen, gegen jenen Verzicht. Hierdurch wurde der Bayerische Erbfolgekrieg (f. d.) veranlaßt, der jedoch, noch ehe eine Schlacht geliefert, hauptsächlich nach der Erklärung Auslands wider Österreich, durch den Leichenfriede 13. Mai 1779 sein Ende fand. Dem Kurfürsten von Pfalz-bayern wurde der Besitz B.s, von welchem Österreich jedoch das Innviertel mit Braunau erhielt (38 Q.-Mn.), auf die pfalz-bayr. Hausverträge zugesichert und verbürgt. Durch diese Vereinigung der bayr. Lande erfolgte zugleich, nach der Vorschrift des Westfälischen Friedens, die achte Kurwürde.

Neuere Geschichte. Karl Theodor, mit dem die Neuburg-Sulzbacher Linie der regierenden Dynastie erlosch, starb 16. Febr. 1799. Die Kurwürde ging somit auf die Zweibrücker Linie über. Herzog Karl war schon 1. April 1795 kinderlos gestorben, und so gelangte dessen Bruder, Maximilian IV. Joseph, zur Regierung. Derselbe bestätigte sofort (Patent vom 16. Febr. 1799) die Rechte des Landes und der Stände, versagte aber gleichwohl dem Verlangen nach Berufung eines allgemeinen Landtags jede Berücksichtigung und führte durch seinen Minister Montgelas (f. d.) einen aufgestellten Despotismus ein. Es erfolgte eine Widerung der Censur, Beschränkung der geistlichen Gewalt in weltlichen Dingen und Aufhebung der Klöster. Daran reihte sich ein vielfach gewaltthames Verfahren und manche Verschleuderung und Veruntreuung öffentlichen Besitztums. Durch den Lunewiller Frieden (9. Febr. 1801) verlor B. die ganze Rheinpfalz, die Herzogtümer Zweibrücken und Jülich, erhielt aber durch den Reichsdeputationshauptschluß reichen Ersatz, besonders durch Erlangung der Bistümer Würzburg, Bamberg, Freising und Augsburg, eines Theils von Passau, nebst 12 Abteien und 17 Reichsstädten, worunter Ulm, Rempten, Remmingen, Nördlingen und Schweinfurt. B. gewann 60 Q.-Mn., 110000 E. und über 1 Mill. an Einkünften. Im Kriege von 1805 schloß sich der Kurfürst an Napoleon an. Der Preßburger Friede vergroßerte das Gebiet um ungefähr 500 Q.-Mn. und 1 Mill. E. Unter den neuen Erwerbungen befanden sich Tirol, Vorarlberg, die Markgrafschaft Bagan, das Fürstentum Gmünd, die Markgrafschaft Ansbach, und die Reichsstadt Augsburg, wogegen Würzburg an den früheren Großherzog von Lotharingen, das Herzogtum Berg an Frankreich abgetreten werden mußte. Aus den Händen des fremden Eroberers erhielt der Kurfürst die Souveränität und den Königstitel, den er 1. Jan. 1806 als Maximilian Joseph I. (f. d.) annahm. Sodann stellte er sich an die Spitze derjenigen deutschen Fürsten, welche 12. Juli 1806 die Rheinbundsakte unterzeichneten, und übernahm damit die Verpflichtung, dem franz. Kaiser in Kriegsfällen ein Kontingent von 3000 Mann zu stellen. Daß ward auch die Reichsstadt Nürnberg dem neuen Königreiche einverleibt; ebenso geschah es mit den Enklaven. Die alte Landeshoheit wurde 1807 thatsächlich durch ein bloßes Steuerrecht aufgehoben, indem die Regierung eigenmächtig die Steuererhebung an sich riß. Die förmliche Befestigung der alten Verfassung erfolgte 1. Mai 1808 durch die Verkündung einer octroyierten neuen Konstitution, welche zwar Gleichheit vor dem Gesetze, Gleichheit der Besteuerung, Gewissensfreiheit und Vertretung aller, nicht bloß einzelner Stände versprach, aber nicht zur Ausführung kam.

Für die Teilnahme am Feldzuge von 1809 gegen Österreich erhielt B. als Belohnung das Fürstentum Regensburg, die Markgrafschaft Bayreuth, Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und einen Teil des Hausrudiviertels, wogegen es Südtirol, Ulm und einige andere Bezirke abtreten mußte. B. hatte damals 3300000 G. Im russ. Feldzuge von 1812 ging das bayr. Kontingent von 30000 Mann durch Mäße und Hunger fast vollständig zu Grunde. Ein neues Heer ward 1813 unter Napoleons Befehl gestellt, zugleich ein Beobachtungskorps an der österr. Grenze zusammengezogen. Da wechselte die bayr. Regierung ihre Politik. Zehn Tage vor der Entscheidungsschlacht bei Leipzig entsagte sie durch den Vertrag von Ried (8. Okt. 1813) dem Rheinbunde. Zugleich trat B. zu den Alliierten über, verpflichtete sich zur Abgabe von Tirol, Vorarlberg, Salzburg, dem Inn- und Hausrudiviertel, und erhielt dafür die Zusage des Besizes von Würzburg, Aschaffenburg und einem Gebiete auf dem linken Rheinufer, welches in unmittelbarem Zusammenhang mit den rechtsrhein. Besitzungen gebracht werden sollte. Außerdem erlangte es die Garantie der «Souveränität». Die bayr.-österr. Truppen unter dem Befehle des bayr. Generals Wrede lieferten den von Leipzig her fliehenden Franzosen die Schlacht bei Hanau, wurden aber zurückgeworfen. Im Feldzuge von 1814 in Frankreich mit der großen Hauptarmee unter Schwarzenberg vereinigt, kämpften die bayr. Truppen in ehrenvoller Weise. Auch dem Feldzuge von 1815 wohnten sie bei, ohne jedoch ein bedeutendes Treffen zu bestehen. Die pariser und wiener, dann einige besondere Verträge ordneten die Gebietsverhältnisse in der zuvor schon bestimmten Art. Nur konnte die Rheinprovinz (Pfalz) nicht in Zusammenhang mit dem Hauptlande gebracht werden, da der Versuch einer Erwerbung des nördl. Bades scheiterte.

In dieser Zeit, in welcher thatsächlich weit mehr der Tüchtigkeit und Thatkraft, jedoch auch sehr gewaltthätige Minister Montgelas als der gutmütigen und wenig sparsamen König Max Joseph regierte, wurden viele franz. Einrichtungen nach B. verpflanzt, und zwar nicht immer die besten. Indes wurde Bildung und Aufklärung, wenn auch in ziemlich einseitiger Weise, gefördert. Auf dem Wiener Kongresse wie auch nach dem Sturze von Montgelas (1817) zeigte sich die bayr. Regierung stets eifrigst auf ihre Souveränitätsrechte, und dies trug nicht wenig dazu bei, daß die Versuche einer bessern Einigung Deutschlands, als die Bundesverfassung gewähren konnte, scheiterten. Am 26. Mai 1818 erfolgte die Verleihung der im wesentlichen noch bestehenden Verfassung. Es war eine Detrogierung. Ihr vorher ging ein Eilt über die Gemeindeverfassung im allgemeinen auf einer für damals ziemlich freisinnigen Grundlage. Zugleich war ein Konkordat mit dem röm. Stuhl abgeschlossen und dieses zu einem Bestandteile der Verfassung erklärt worden. Schon auf dem ersten Landtage (Febr. bis Juli 1819) zeigte sich in der Abgeordnetenammer Freimüthigkeit, Beschäftigung und praktischer Blick. Als Führer der freien Richtung zeichneten sich Hornthal und Wehr aus. Die Landtage von 1822 und 1825 leisteten wenig Kennenndes; von letzterem ist ein Gewerbegesetz anzuführen, welches die Zunft- und sonstigen Beschränkungen milderte.

Wald nach Beendigung des Landtags von 1825 starb König Max (18. Okt.). Von seinem Nachfol-

ger Ludwig I. (f. b.) begab man die besten Erwartungen, zumal derselbe Ersparnisse verließ. Doch die ersparten Summen wurden wesentlich für Kunstbauten in der Hauptstadt verwendet, und zudem erlangte das klerikale Element übermäßigen Einfluß. Insbesondere erschien jetzt die Wiederherstellung von Klöstern als eine Hauptaufgabe der Regierung. Als erfreulich hatte man dagegen das Zustandekommen eines Zollvereins mit Württemberg (12. April 1827) zu begrüßen. Auf dem 1. März 1831 wieder versammelten Landtage zeigte sich die Abgeordnetenammer um so weniger gefügig, als die Regierung einer Reihe von Gewählten, darunter Wehr, Hornthal und Closen, in ihrer Eigenschaft als Beamte den Urlaub zum Eintritt in die Kammer versagte. Closen legte deshalb seine Stelle als Ministerialrat nieder. Die Angriffe der Opposition bewirkten endlich eine Kabinettsänderung. Man setzte ein sog. Geschäftsministerium ein, dessen bedeutendstes Mitglied Herr von Stürmer war. Die neuen Vorlagen, namentlich über die Presse, genügten den Anforderungen der Zeit nicht, und die Reichsratskammer war ein Hemmschuh für jeden Fortschritt. Die Abgeordneten setzten den Betrag der Civilliste und des Militär Etats etwas herab und versagten verschiedenen bereits vollzogenen Ausgaben die Anerkennung. Nach Unterdrückung der Revolution in Polen brach indes die Reaktion auch in B. entschiedener herein. Am 29. Dez. ward der Landtag geschlossen. Sofort trat ein Ministerium unter dem Fürsten Ludwig von Ottingen-Wallerstein (f. b.) an die Stelle des von Anfang an nur provisorischen Kabinetts Stürmer, und es begannen die Verfolgungen.

Zunächst waren dieselben gegen die Presse gerichtet, sodas kein Oppositionsblatt mehr bestehen konnte. Doch die Unregung im Volke dauerte fort und steigerte sich bis zum Hambacher Feste (Mai 1832). Nun wurde eine bedeutende Truppenmacht nach der Rheinprovinz geschickt. Viele freisinnige Männer entflohen oder wanderten aus dem Lande, so der hervorragendste unter den liberalen Abgeordneten, der Pfälzer Schüler, und die berühmten Ärzte Olen und Schönlein. Die Verhaftungen und Beurteilungen häuften sich; namentlich unterlagen denselben der frühere Abgeordnete Wehr, Redacteur Eisenmann und Buchdrucker Volkhardt. Die sehr harten Bestimmungen des (von Feuerbach entworfenen) Strafgesetzbuchs von 1818 wurden zur Anwendung gebracht und sogar kniefällige Abbitte vor dem Bilde des Königs verlangt. Auf dem Landtage von 1834 zeigte sich nur geringe Oppositionslust. Die Abgeordnetenammer schlug sogar einen Minister zum Kammerpräsidenten vor. Die Civilliste des Königs, welche bisher verfassungsmäßig je auf eine Finanzperiode (sechs Jahre) festgestellt worden, wurde in eine permanente umgewandelt. Inzwischen war durch Vertrag vom 22. März 1833 B. dem Zollverein beigetreten. Im J. 1834 wurden die Geseze über Anlage des Donau-Rain- (sog. Ludwigs-)Kanals und über Einrichtung der Hypotheken- und Wechselbank genehmigt. In das nächste Jahr fiel die Eröffnung der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, des ersten Schienenwegs in Deutschland, durch eine Privatgesellschaft. Die Erhebung des bayr. Prinzen Otto auf den Thron von Griechenland hatte die Absendung von 3600 Mann und große finanzielle Opfer zur Folge.

Auf dem Landtage von 1837 trat die sog. „Er-
 örterungsfrage“ in den Vordergrund. Die Regie-
 rung huldigte längst der Maxime, bei Feststellung
 des Budgets die Einnahmen zu niedrig, die Be-
 dürfnisse dagegen möglichst hoch zu veranschlagen.
 Natürlich mußten sich Überschüsse ergeben. Nun
 behauptete die Regierung, über diese Überschüsse
 einseitig nach ihrem Ermessen, wenn nur überhaupt
 für Staatszwecke, verfügen zu können. Mit den
 dadurch gewonnenen Mitteln wurden die meisten
 Luxusbauten ausgeführt. Die Kammern bekämpf-
 ten die Theorie der Regierung. Selbst der Mini-
 ster Fürst Wallerstein sprach sich in seiner Eigen-
 schaft als Reichsrat dagegen aus. Der Landtag
 ward darauf unter königl. Label geschlossen und
 1. Nov. 1837 Wallerstein als Minister ungnädig
 entlassen. An seine Stelle kam der bisherige Mi-
 nisterialrat von Abel (f. d.), der seine Beförderung
 der ultramontanen Partei verdankte und ihr nun
 dafür im äußersten Umfange diente. Die Korre-
 spondenz der Bischöfe mit Rom wurde freigegeben
 und der Orden der Redemptoristen eingeführt. Die
 Protestanten insbesondere hatten sich über Ver-
 drückungen zu beklagen, besonders über die viel-
 besprochene wegen der Kniebeugung vor dem kath.
 Venerabile. Die Regierung, eine bedeutende Oppo-
 sition beim Wiederauftritt des Landtags
 besorgend, verfügte eine neue Kreiseinteilung und
 ordnete Neuwahlen an. In Wirklichkeit zeigte sich
 denn auf dem Landtage des J. 1840 soviel wie
 gar keine Opposition. Mehr Leben zeigte sich auf
 dem von 1842—43, namentlich wegen der Knie-
 beugungsfrage, über welche jedoch infolge des Wi-
 derstands der Reichsräte ein gemeinsamer Beschluß
 beider Kammern nicht zu Stande kam. Hinsichtlich
 der Erörterungsfrage ward das sog. „Verfassungs-
 verständniß“ erzielt, wodurch der Eigenmächtigkeit
 der Regierung für die Zukunft wenigstens einige
 Schranken gesetzt wurden. Die Abelsche Regierungs-
 weise brachte allmählich im ganzen Lande tiefes
 Mißbehagen hervor, und selbst der Abel zeigte sich
 mit derselben unzufrieden. Um den Eintritt oppo-
 sitionell gesinnter Kapazitäten in die Abgeordneten-
 kammer, für welche 1845 eine neue Wahl stattfand,
 zu beschränken, machte die Regierung von dem
 Rechte der Urlaubsverweigerung den ausgedehnte-
 sten Gebrauch. Unterdessen hatte ein Mitglied der
 Reichsratskammer, Fürst Brede, eine Reihe von
 Anklagen gegen Abel eingebracht, teils politischer,
 teils moralischer Natur. Doch erfolgte der Sturz des
 allgemein verhassten (nur nicht bei den Ultramon-
 tanen) Ministers Abel nicht durch die Kammer,
 sondern durch eine Tänzerin. Lola Montez (f. d.)
 hatte die Neigung des Königs gewonnen. Auch sie
 sollte, wie man erzählte, benutzt werden zu ul-
 tramontanen Zwecken. Doch die Tänzerin wies dieses
 Ansuchen zurück. Als nun der König sie zu einer
 Gräfin Landsfeld ernannte, glaubten die Minister
 (Abel, Bray, Gumpenberg, Seinsheim, Schrent),
 der mächtigen Stützen von Geistlichkeit und Abel
 versichert, dem Fürsten in einem Memorandum
 vom 11. Febr. 1847), für dessen sofortige Ver-
 öffentlichung gesorgt ward, nicht nur abrateten, son-
 dern sogar mit der Hinweisung auf eine Revolu-
 tion drohen zu sollen. Doch diesmal hatten die
 Minister sich verrechnet. Das gesamte Ministerium
 wurde entlassen und ein Kabinett zu Rhein, Rau-
 rer und Benetti gebildet, das zwar einen wohlwol-
 lenden, aber schwachen Liberalismus repräsentierte.

Seit dem Bestehen der Verfassung hatte es die
 Regierung sorgsam vermieden, den Landtag außer-
 ordentlicherweise, d. h. früher als nach drei Jah-
 ren, einzuberufen. Eine finanzielle Verlegenheit
 nötigte 1847, eine Ausnahme zu machen. Die Re-
 gierung berief zum Zweck der Genehmigung eines
 Eisenbahnanlehens den Landtag, konnte aber nicht
 hindern, daß auch andere Angelegenheiten zur
 Sprache kamen. Der „Landtagsabschied“ vom 30.
 Nov. 1847 bezeichnete dies als einen Übergang.
 Gleichzeitig ward auch das unfähige Ministerium,
 und zwar wieder in offener Ungnade, entlassen.
 An dessen Stelle ernannte der König das Lola-
 Ministerium: Wallerstein, Beißler, Heeres und
 Berks. Nach außen wurde (dies war Wallersteins
 Verdienst) jede Unterstützung des Schweiz. Sonder-
 bundes abgelehnt, nach innen der Presse die Be-
 sprechung der eigenen Landesangelegenheiten frei-
 gegeben. Die Extravaganzen der Gräfin Land-
 seld, die Umtriebe der Ultramontanen und der
 Aristokratenpartei verursachten in München einen
 Aufruhr (9. Febr. 1848), bei welchem zunächst
 Studenten beteiligt waren. Die Polizei schritt
 gewaltsam ein; der König selbst ersah Beden-
 kungen und befahl nunmehr die Universitäts-
 schließung. Dies erbitterte die münchener Bevölke-
 rung, welche durch die Schließung der Universität
 einer wichtigen Einnahmequelle beraubt werden
 sollte. Am 11. Febr. 1848 zogen Tausende vor
 die Residenz, die Zurücknahme der Maßregel gegen
 die Hochschule und die Ausweisung der Gräfin
 Landsfeld verlangend. Der Volksmanifestation
 gegenüber ward heides gewährt; doch die Säun-
 g dauerte fort. Da kam die Nachricht von der par-
 iser Februarrevolution. Nun wurde Entfernung der
 Ministers Berks, Pressfreiheit, Schwurgericht und
 Beidung des Heers auf die Verfassung u. s. w.
 gefordert. Der König gewährte in seiner Prokla-
 mation vom 6. März diese Forderungen und Thon-
 Dittmer, der freisinnige Abgeordnete für Regens-
 burg, ward Minister des Innern.

König Ludwig, an der Möglichkeit verzweifeln-
 das Königtum in der absolutistischen Weise, wie es
 dasselbe verstand, ferner aufrecht halten zu können,
 legte nun plötzlich 20. März die Krone nieder, weil
 eine neue Zeitrichtung begonnen habe. Die Pro-
 klamation seines Sohnes und Nachfolgers Ma-
 xilian II. (f. d.) brachte die Beteuerungen reichlichen
 Willens, „dieser Zeit Gehor zu verstehen und auch
 zu vollbringen“. Ein neues Ministerium ward ge-
 bildet: von Thon-Dittmer blieb Minister des In-
 nern, von Lerchenfeld erhielt die Finanzen, der
 Pfälzer Heintz die Justiz, von Beißler den Krieg,
 von Weiskaupt das Militärwesen und Graf Bray
 das Auswärtige. Der Landtag war wieder außer-
 ordentlicherweise berufen, und 22. März fand die
 Eröffnung statt. Selbst die Reichsratskammer ver-
 eiferte in der ersten Zeit an Freisinnigkeit mit den
 Abgeordneten. Das erste Gesetz, welches zu Stande
 kam, betraf die Wahl von Abgeordneten zum Deut-
 schen Parlament. Daran reihten sich Gesetze, die
 die Grundlagen der künftigen Gerichtsordnung,
 über die Freiheit der Presse, über das Schwur-
 richt, wobei die Geschworenen aus der Volksvol-
 hervorgehen sollten, über Ablösung der Jude-
 lasten und über Änderung des Wahlgesetzes der
 Landtagsabgeordneten sowie der Verfassungs-
 stimmung über die Befugnisse der Kammern, we-
 sentlich erweitert wurden. Das Ministerium

aus wohlgefunten und ehrenhaften Männern bestehend, verfolgte jedoch in der Deutschen Frage eine entschiedene partikularistische Politik und ward deshalb durch die allgemeine Mißstimmung gendigt, seine Entlassung zu nehmen.

Am 16. Jan. 1849 trat der Landtag wieder zusammen. Die Abgeordneten, nach dem neuen Wahlgesetz gewählt, brangen auf Unterwerfung B. 3 unter die Reichsgewalt. Schon die Adressdebatte brachte darüber den jündst entscheidenden Kampf. Die rein deutsche und radikale Partei siegte mit 72 gegen 61 Stimmen, worauf sofort alle Minister ihre Stellen niederzulegen erklärten. Doch brachten sie noch einen Besetzungswurf ein, wonach 1600000 Fl., welche als Matritularbeiträge für die neue Bundesgewalt notwendig seien, durch neue direkte Besteuerung erhoben werden sollten. Damit hofften sie den Eifer für die deutsche Sache bei der Masse der Steuerpflichtigen niederzuschlagen. Doch dem brach der Bericht des Abgeordneten Rols über das sog. Griechische Anlehen die Spitze ab, indem er eine Forderung des Staats an die Person des vorigen Königs, über 1 1/2 Mill. betragend, geltend machte, worauf der Landtag noch vor der öffentlichen Berichterstattung vertagt wurde. Beim spätern Wiederausammentritt der Kammer wurde die offizielle Erklärung abgegeben, König Ludwig habe die ganze Summe aus seinen Privatmitteln zurückbezahlt. Nach Ablauf der ersten Frist folgte eine zweite, dann eine dritte Vertagung der Kammern. Es ward ein neues Ministerium gebildet: von der Pforten erhielt das Auswärtige, von Lesuire das Kriegswesen, von Widenbrenner die Finanzen, von Kleinschrod die Justiz, Forster das Innere und Ringelmann den Kultus. Dieses Kabinett konnte der Abgeordnetenlammer noch weniger zusagen als das vorige.

Inzwischen war in der Pfalz ein Aufstand ausgebrochen. Es trat mehr und mehr zu Tage, daß sich die bayr. Regierung einer deutschen Centralgewalt nicht unterwerfen wollte, und zwar um so weniger, als Preußen die Hegemonie erhalten sollte. Die Aufständischen setzten erst einen Landebauschuß, dann eine provisorische Regierung nieder. Dies suchte der Minister von der Pforten zu bezwingen, um sich durch den Antrag auf Ausschließung aller Abgeordneten aus der Pfalz, als einer rebellischen Provinz, eine Kammermajorität zu verschaffen. Als diesen Plan der Kammerpräsident Graf Hegenberg, Duzgenmächtig auszuführen versuchte, ward er durch die freiwillige Entfernung aller Freisinnigen verhindert, indem die Zurückbleibenden nun nicht mehr ein beschlußfähiger Anshatz vorhanden waren. Endlich tritt man (11. Juni) zu dem Mittel der Kammerauflösung. Der Aufstand in der Pfalz war ohne jede Überlegung begonnen und weiter geführt worden. Es fehlten sogar alle Mittel. Zwar gelang es allmählich, etwa 2400 Mann Soldaten dahin zu bringen, daß sie ihre Korps verließen, aber sie thaten es größtentheils nur, um sich nach Hause zu begeben. Eine nennenswerte Organisation der Revolution ward nicht zu Stande gebracht. Die Bewegung endete Anfang Mai 1849 begonnen und schon in der Mitte dieses Monats (17. Mai) zur Einschüpfung der provisorischen Regierung geführt. Obwohl der bayr. Staat ein stehendes Heer von wenigstens 70 000 Mann besitzen sollte, dauerte es doch bis Mitte Juni, e man auch nur ein Korps von 15 000 Mann nach der Pfalz bringen konnte. Ein preuß. Halbskorps in dem bayr. General Latis zuvor und zerstreute

unschwer die zusammengerafften Haufen. Latis traf seinen Feind mehr. Den Truppen voraus war eine königl. Proklamation geseudet worden mit Versprechungen der Milde; den Verführten sollte verziehen, nur gegen die «wenigen Verführer» das Strafgesetz zur Anwendung gebracht werden. Gleichwohl verhängte der General den Kriegszustand über das ganze Land und die Gerichte schritten mit der äußersten Strenge ein. Auch in Franken und Schwaben gebot, wenngleich weniger rücksichtslos, die Militärgewalt.

Unter diesen Verhältnissen fanden die neuen Abgeordnetenwahlen statt. Die Zahl der Freisinnigen schrumpfte hierbei auf ein Drittel zusammen, während das Ministerium über zwei Drittel gebot. Der 10. Sept. 1849 wieder zusammengetretene Landtag hatte sich hauptsächlich mit der Deutschen Frage und den Finanzen zu beschäftigen; 15. Juli 1860 wurde er wieder geschlossen. Die Reaktion ging immer entschlossener voran. Durch ein einziges Urteil des pfälz. Appellhofs wurden, trotz der vorangegangenen Amnestie, nicht weniger als 888 Personen wegen «Hochverrats» vor ein Spezialgericht verwiesen, alle mit einer einzigen Strafe, nämlich der Todesstrafe vermittelt der Guillotine, bedroht. Hatte der Ministerpräsident schon auf dem letzten Landtage Prinzipien des äußersten Absolutismus ausgesprochen, ohne von der Kammermehrheit Widerspruch zu erfahren, so half er jetzt durch die Sendung bayr. Truppen die Vernichtung des Verfassungsrechts in Kurhessen ausführen. Am 8. Febr. 1861 trat ein neuer außerordentlicher Landtag zusammen, obgleich ein an Vorlagen für denselben fehlte. Die Abgeordnetenlammer billigte die Politik des Ministeriums, indem sie jeden Antrag gegen dieselbe verworf. Es geschah dies namentlich in der Deutschen und in der Kurhessischen Frage. Am 7. Juni erfolgte die Vertagung, 1. Okt. Wiederausammentritt der Versammlung. Die polit. Richtung blieb die gleiche. Für die Armee bewilligte man eine größere als die frühere Summe und ging über die vorgelegten Beschränkungen wegen Mißhandlung der Presse zur Tagesordnung über. Die vom Ministerium gewünschten Verfassungsänderungen scheiterten an dem Widerspruch der wenige Stimmen über ein Drittel zahlenden Linken (zu solchen Änderungen sind zwei Drittel der Stimmen erforderlich). Der Schluß des Landtags erfolgte Ende Mai 1862.

Das Ministerium des Innern ward in dieser Zeit dem Grafen Reigersberg übertragen, dessen Politik mit der des Herrn von der Pforten übereinstimmte. Beide glaubten der Opposition auf dem Landtag keine besondere Bedeutung beilegen zu sollen, und beriefen denselben zum 26. Nov. 1862. Doch fanden sie bei Beratung finanzieller und anderer Vorlagen eine stärkere Opposition, weshalb die Regierung den Landtag 4. Febr. 1864 vertagte und erst 16. Okt. wieder zusammenberief. Ein Hauptkampf entspann sich über das vorgelegte reaktionäre Landtagswahlgesetz, das trotz der angedrohten Octroierung verworfen wurde. Statt des vom Kriegsminister geforderten außerordentlichen Kredits von 16 Mill. bewilligte die Kammer nur ein Anlehen von 6 1/2 Mill. Mit 78 gegen 87 Stimmen beschloß die Abgeordnetenlammer eine Adresse an den König, worin vor allem die verheißene Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung und kürzere Finanzperioden gefordert wurden. Am 26. März 1865 erfolgte die Kammerauflösung, doch die Neuwahlen brachten

keine gefügigere Versammlung. Die Kammern wurden am 1. Sept. 1855 eröffnet. Die Regierung, welche die Notwendigkeit einigen Nachgebens erkannt hatte, verminderte den Budgetentwurf, aber nur um 800 000 Fl., und verstand sich zu einigen völlig unzureichenden Modifikationen im Gerichtswesen, worüber es nach langen Verhandlungen zu einer Vereinbarung kam. Das Budget kam ebenfalls zu Stande. Manche Ausgabenposten wurden etwas beschränkt, namentlich der Militäretat. Der Schluß der Versammlung erfolgte 8. Juli 1856. Vor Wiedereinberufung der Kammern hatte die Regierung den Gesetzgebungsausschuß versammelt, um ein neues Strafgesetzbuch vorzubereiten. Da jener die Regierungsvorlage modifizierte, so hob die Regierung 28. März 1858 den Gesetzgebungsausschuß auf und versetzte den Berichterstatter Weis von seiner Professur in Würzburg als Appellationsgerichtsrat nach Gießstadt. Der Landtag ward auf den 25. Sept. 1858 berufen. Noch war derselbe nicht konstituiert, so wurde er schon 30. Sept. aufgelöst, weil die Abgeordnetenversammlung (mit 72 gegen 53 Stimmen) den in Ungnade gefallenen Weis zu ihrem zweiten Präsidenten gewählt hatte. Doch die Neuwahlen brachten dem Ministerium eine entschiedene Niederlage. Nach der 15. Jan. 1859 erfolgten Wiedereröffnung des Landtags ward Weis sofort nochmals zum zweiten Präsidenten der Abgeordneten erwählt. Jetzt sprachen die Minister von Vermittelung und Versöhnung. Die Opposition ermangete nicht, die Beschwerden des Landes, insbesondere über die Mißhandlung der Presse, zur Sprache zu bringen. Allein erst die Entwicklung der allgemeinen polit. Verhältnisse infolge des Italienischen Kriegs brachte eine Entscheidung. Die Regierung bedurfte eines außerordentlichen Kredits für militärische Rüstungen. Die Abgeordnetenversammlung bewilligte denselben, richtete aber gleichzeitig eine Adresse an den König, worin sie ihre entschiedene Nichtübereinstimmung mit dem Ministerium aussprach. Der König nahm die Adresse nicht an, und der Landtag wurde 26. März vertagt. Doch erfolgte eine Ministerumänderung: von der Pforsden nahm seine Entlassung und wurde Bundestagsgesandter; von Schrent übernahm 9. April 1859 das Ministerium des königl. Hauses und das Auswärtige, von Neumayer erhielt das Innere, von Mulzer die Justiz, von Pfeufer das Finanzwesen, von Lüders das Militärwesen, von Bwehl beehielt den Kultus. Dem neuen Kabinett kam die Volksvertretung vertrauensvoll entgegen. Der Landtag ward vom 14. Juli bis 9. Aug. wieder versammelt, votierte die Mittel zur Deckung der Kriegsbedürfnisse, wurde vertagt und trat vom 29. Dez. 1860 bis 12. Nov. 1861 wieder zusammen. Der Kriegsminister Lüders, welcher sich inzwischen nicht an die Etats gebunden hatte, wurde Juni 1861 durch General von Spieß ersetzt. Die Feststellung des Budgets für die achte Finanzperiode nahm die Abgeordnetenversammlung lange in Anspruch. Die Vorschläge der Regierung wurden genehmigt und außerdem die Abschaffung des Lotto beschlossen, das in der letzten Zeit den Reinertrag von ungefähr 2 Mill. Fl. im Jahre geliefert hatte. Auch kam die neue Strafgesetgebung, mit Durchführung der Trennung von Justiz und Administration und Verbesserung des Schwurgerichts in der Pfalz, zu Stande. Diese neue Ordnung der Dinge trat 1. Juli 1862 ins Leben. Eine Schwierigkeit bot die Frage wegen Annahme des von Preußen namens des Zollvereins

mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrags. B. stellte sich auf die Seite Österreichs und der Verteidiger des Schutzzolls. Das Ministerium war der Kammermajorität sicher, besorgte jedoch, daß bei einer Auflösung der Versammlung erst nach 2 1/2 Jahren inzwischen eine ungünstigere Stimmung im Volke platzgreifen könnte. Um dem Volke zur Kundgebung seiner Meinung in der wichtigeren Frage Gelegenheit zu verschaffen, erfolgte zu allgemeiner Überraschung 28. Febr. 1863 die Auflösung der Abgeordnetenversammlung. Die neuen Wahlen fielen entschieden nach Wunsch der Regierung aus. Der neue Landtag ward auf 15. Juni 1863 einberufen und 30. Sept. auf unbestimmte Zeit vertagt. Derselbe billigte mit großer Majorität die Haltung des Ministeriums in der Zollfrage, genehmigte bedeutende Summen für Verbesserung der Beamtengehälter sowie für neue Eisenbahnbauten, forberte aber vergeblich Abkürzungen der Finanzperioden.

Wald nach der Vertagung erlangten die Schleswig-Holsteinische und damit die Deutsche Frage eine neue Gestalt. Die Haltung der Regierung war eine den Herzogtümern entschieden günstige und entsprach insofern dem Verlangen des deutschen Volks. Es fehlte jedoch die Kraft zum entschlossenen Handeln, freilich auch die Macht, um etwas Großes durchzuführen. Inmitten der diplomatischen Verhandlungen starb plötzlich der erst 52jährige König Max II. am 10. März 1864. Seine letzte Regierungshandlung war noch dem Interesse der Erbherzogtümer gewidmet, indem er eine Instruktion an den bayr. Bundestagsgesandten vollzog zum raschen Betreiben der schlesw.-holstein. Angelegenheit. König Max war ein einfacher und wohlwollender Charakter, der namentlich die Wissenschaften liebte und unterstützte. Eine Verletzung der Verfassung des Landes lag ihm stets fern, und B. ist einer der wenigen Staaten, wo während der Reaktionszeit keine Octroierungen stattfanden. Was dem Fürsten mangelte, war wesentlich größere Entschlossenheit und Tatkraft. Ob der Kirche abgewandt zu sein, duldet er doch kein kirchliches Regiment, und unter seiner Regierung traten die scharfen kirchlichen Gegensätze in B. fast in den Hintergrund.

Ihm folgte sein Sohn Ludwig II. (s. d.), welcher 25. Aug. 1845 geboren, damals also 18 1/2 J. alt, somit volljährig war. Derselbe trat eine schwere Erbschaft an. Die handelspolit. und die schlesw.-holstein. Verhandlungen wurden von Monat zu Monat brennender; der Rivalitätsstreit der beiden deutschen Großmächte schien nur durch das Schwert gelöst werden zu können. Daß in diesem Falle und überhaupt in allen Streitfragen B. auf Seite Österreichs stehen würde, war, solange von Schrent der leitende Minister und von der Pforsden der Bundestagsgesandte war, sicher. Zunächst verlangte Preußen wegen des Handelsvertrags, den es 1862 im Namen des Zollvereins mit Frankreich abgeschlossen hatte, eine Entscheidung. Es hatte bereits erklärt, daß es eine Ablehnung desselben von Seiten der Mittelstaaten mit eventueller Kündigung des Zollvereins beantworten müßte. Bei der Wiederöffnung der Berliner Zollkonferenz 2. Mai 1864 trübten die Gesandten von B., Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau. Dagegen trafen bayr. Bundesmächtige 21. Mai in Wien ein, um über Gründung eines Süddeutschen Zollvereins, an dessen Spitze Österreich stehe, zu verhandeln. In Wien vertrat man nicht, B. die günstigsten Propositionen zu

machen. Es kam 1. Juni zu einer Verständigung beider Staaten über ein Minimum von Forderungen, welche Österreich, B. und die übrigen Sonderbündler an Preußen stellen sollten. Sofort trat 18. Juni eine Zollkonferenz der bayr. Verbündeten in München zusammen. Diese lehnte das österr.-bayr. Ultimatum vom 1. Juni ab und vereinigte sich 12. Juli über gewisse Punkte, welche zu Gunsten Österreichs gefordert werden sollten. An einen Austritt aus dem Zollverein und eine Handelsverbindung mit Österreich wagten nur wenige mehr in B. zu denken; denn dadurch wäre das auf seine Selbständigkeit so eifersüchtige B. zu einem polit. und finanziellen Vasallen Österreichs gemacht worden. Auch ließen im Monat Juli aus allen größern Städten von den Fabrik- und Handelsräten und von den Versammlungen der Industriellen Eingaben an den König ein, welche die Bitte enthielten, derselbe möchte B. dem neuen, auf Grundlage des Französischen Handelsvertrags zu schließenden Zollverein beitreten lassen. Die Regierung war unerschüssig und suchte Hilfe bei ihren Verbündeten. Aber von diesen waren außer Württemberg und Hessen-Darmstadt bereits alle von B. abgefallen. Am 22. Sept. verhandelten die Gesandten dieser zwei Staaten in München mit Herrn von Schrenk und kamen zu dem Resultat, daß ihnen nichts übrigbleibe, als dem neuen Zollverein bedingungslos beizutreten. Am 28. Sept., drei Tage vor dem letzten Termin, zeigte B. in Berlin seinen Beitritt an, und 30. Sept. trat sein Gesandter in die Berliner Zollkonferenz ein, in welcher nun teils der frühern Mitglieder selbst, um 12. Okt. die neuen Zollvereinsverträge zu unterschreiben. Die Unterzeichnung des neuen Handelsvertrags zwischen dem Zollverein und Österreich folgte 11. April 1865. Die Zweite Kammer genehmigte die neuen Zollvereinsverträge 24. April 1865, die Erste Kammer 27. April. Am 1. Juli 1865 trat sodann der neue Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und Frankreich in Wirksamkeit. Einfacher war der Hergang beim Abschluß des Italienischen Handelsvertrags. Nachdem Preußen in einer Circulardepeche vom 26. Mai 1865 den Zollvereinsstaaten einen solchen vorgeschlagen und in einer Depeche vom 31. Mai die Mitteilung gemacht hatte, daß die ital. Regierung zugleich die Anerkennung des Königreichs Italien verlange, erklärte B. 9. Nov. durch seinen Gesandten in Berlin dem dortigen ital. Gesandten, es sei bereit, das Königreich anzuerkennen, und schlug 12. Dez. im Verein mit Preußen sämtlichen Zollvereinsregierungen die sofortige Eröffnung der Unterhandlungen mit dem Königreich Italien vor. Schon 31. Dez. unterzeichnete B. den Italienischen Handelsvertrag in Berlin.

Der scharfe und doch vergebliche Widerstand gegen den Französischen Handelsvertrag kostete Freiherrn von Schrenk seinen Ministerposten. Er reichte 21. Sept. 1864 seine Entlassung ein und erhielt sie 6. Okt. Der Bundestagsgesandte Freiherr von der Pfordten wurde 4. Dez. zum Minister des Auswärtigen und 8. Dez. Freiherr von Schrenk wieder zum Bundestagsgesandten ernannt. Auch noch andere Veränderungen in den Ministerien gingen 1864 vor. An die Stelle des Justizministers Mulzer und des Kultusministers von Zwohl wurden 28. Juli die Herren Bomhard und von Roch ernannt, und das Handelsministerium, das Freiherr von Schrenk neben dem auswärtigen verwaltet hatte, wurde 26. Dez. dem Ministerialrat von Pfretschner übertragen.

Dem von König Max erhaltenen Auftrage gemäß war von der Pfordten in der Schleswig-Holsteinischen Frage entschiedener vorgegangen und hatte 12. März 1864 den Antrag auf Anerkennung des Prinzen von Augustenburg als Herzogs von Holstein, auf Zulassung seines Bevollmächtigten zur Führung der holstein. Stimme und auf Abstimmung darüber binnen acht Tagen gestellt. Aber es kam nie zu einer Abstimmung. Österreich und Preußen, welche den Deutsch-Dänischen Krieg für sich allein führten, hatten dem Bundestage das Heft ganz aus der Hand genommen, und dieser hatte in dieser Sache zunächst nichts zu thun als zu protestieren und zu registrieren. Nach der glücklichen Beendigung des Kriegs beantragten Österreich und Preußen 1. Dez. 1864, die von Sachsen und Hannover ausgeführte Bundesresolution für beendet zu erklären. B. erklärte sich 6. Dez. im Interesse der Anerkennung des legitimen Herzogs von Holstein gegen den Antrag, blieb aber mit sechs gegen neun Stimmen in der Minorität. Am 27. März 1865 nahm B., in Verbindung mit Sachsen und Hessen-Darmstadt, seinen Antrag wieder auf und beantragte am Bundestage, dem Prinzen von Augustenburg das Herzogtum Holstein nunmehr in eigene Verwaltung zu übergeben. Österreich, mit seinem Alliierten von 1864 bereits tief verfeindet, mit den Vorschlägen Preußens vom 22. Febr. durchaus nicht einverstanden, schlug unter dem Widerspruch Preußens vor, den Antrag 6. April zur Abstimmung zu bringen. Die Mehrheit war dafür, und die nämliche Mehrheit erhob 6. April den bayr. Antrag zum Beschluß. Preußen protestierte und verlangte eine vorherige Prüfung aller, also auch der preuß. Ansprüche.

Der veraltete Landtag war 30. März 1865 wieder zusammengetreten. Die Regierung legte demselben einen Gesekentwurf vor, der einem vielfach ausgesprochenen Wunsche der Zweiten Kammer, daß zweijährige Finanzperioden statt der sechsjährigen festgesetzt werden möchten, entsprach. Die Zweite Kammer genehmigte 10. April einstimmig die königl. Vorlage, und die Erste Kammer nahm sie 1. Mai mit 30 gegen 7 Stimmen gleichfalls an. Die Fortschrittspartei und die Pfälzer konstituierten sich auf diesem Landtage als »Vereinigte Linke«, für welche die Frage der deutschen Centralgewalt eine offene war. Der Gesekentwurf über eine Amnestie für alle deutschen Militärs, welche sich an den Ereignissen von 1849 beteiligt hatten, wurde von beiden Kammern angenommen. Die bedeutendste Debatte war die über die Schleswig-Holsteinische Frage. Es zeigte sich hier, daß Volk und Regierung die gleichen Anschauungen hatten. Am 11. Juli wurde der Landtag geschlossen, und der königl. »Landtagsabschied« verkündigte die Sanktion der von beiden Kammern genehmigten Gesekentwürfe.

Auf der Reise nach Gastein hatte Bismarck 28. Juli mit dem Minister von der Pfordten eine Unterredung in Salzburg, worin er den Mittelstaaten, namentlich in Süddeutschland, in dem nahe bevorstehenden Kriege zwischen Preußen und Österreich die Einhaltung strenger Neutralität ans Herz legte. Am 27. Juli und 4. Nov. stellte B. nebst Sachsen und Hessen-Darmstadt den Antrag auf Einberufung der Vertreter von Holstein und Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund. Hierauf beschloß die Bundesversammlung 18. Nov., auf die ablehnenden Erklärungen Österreichs und Preußens hin, mit acht gegen sieben Stimmen, aber den Antrag nicht

sobald abzustimmen, sondern ihn an einen Ausschuss zu verweisen. B. gab mit seinen zwei Verbündeten die Erklärung zu Protokoll, daß sie ihre Aufgabe und ihre Thätigkeit in dieser Angelegenheit innerhalb der Bundesversammlung als abgeschlossen betrachteten und sich auf eine laute und entschiedene Verwahrung gegen jede nicht auf der Grundlage des Bundesrechts beruhende Abmachung beschränken würden.

Eine bayr. Depeſche vom 8. März 1866, welche an Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau gerichtet war, sprach die rechtliche Überzeugung aus, daß, wenn Österreich und Preußen ihre Streitigkeiten mit Umgehung des Bundes ausmachen wollten, die übrigen Staaten sich jeder Teilnahme enthalten müßten; daß aber, wenn der Bund von einem der streitenden Teile angerufen würde, kein Bundesglied zurückbleiben dürfe. Diese Auffassung der Sachlage wurde dem berliner und wiener Kabinett mitgeteilt und letzterm zugleich eröffnet, daß die Berufung an den Bund nur dann Erfolg haben werde, wenn Österreich in der holstein. Sache zum Rechtsstandpunkt zurückkehre. Bereits 16. März gelangte eine vertrauliche österr. Circulardepeſche nach München und an andere befreundete Höfe, worin Österreich seinen diplomatischen Operationsplan mitteilte, auf die Wahrscheinlichkeit eines Kriegs hinwies und die Mittelstaaten zu sofortigen militärischen Rüstungen aufforderte. Fast zu gleicher Zeit (24. März) fragte eine preuß. Circulardepeſche in München und bei den andern Höfen an, ob das berliner Kabinett für den Fall des Kriegs auf Unterstützung zu rechnen habe, und wies auf die Notwendigkeit einer Bundesreform hin. B. erklärte dem preuß. Kabinett, alle diese Fragen seien nur am und vom Bunde zu beantworten, worauf Preußen sein Reformprojekt dem Bunde vorlegte. Von der Pfordten suchte noch in den letzten Wochen zu vermitteln. In einer an Österreich und Preußen gerichteten identischen Note vom 31. März ersuchte die bayr. Regierung die beiden Staaten, sich jedes gewaltsamen Angriffs zu enthalten und sofort in Verhandlungen zum Zweck einer Umgestaltung des Bundes einzutreten. Dieser Schritt war ein vergeblicher. Zu gleicher Zeit wurden, der österr. Aufforderung entsprechend, die Rüstungen in B. begonnen, 10. Mai die Mobilmachung der ganzen Armee befohlen und 23. Mai Prinz Karl, der Großsohn des Königs, zum Oberbefehlshaber, General von der Tann zu seinem Generalstabschef ernannt. An den Konferenzen der Mittelstaaten in Augsburg und Bamberg (22. April und 14. Mai), bei welchen die gemeinsamen Interessen derselben gewahrt werden sollten, nahm von der Pfordten nebst dem sächs. Minister Reuß einen hervorragenden Anteil. Ebenso beteiligte sich B. am 19. Mai bei dem Antrage der Mittelstaaten auf gleichzeitige Abrüstung sämtlicher Bundesglieder und an der Wahl eines Vertreters der Bundesversammlung bei der projektierten Friedenskonferenz in Paris, bei welcher Wahl 1. Juni von der Pfordten zum Bevollmächtigten des Deutschen Bundes erwählt wurde. Nachdem Österreich, im Sinne der bayr. Depeſche vom 8. März, zum Bundesrecht zurückgekehrt war, 1. Juni die Schleswig-Holsteinische Frage der Entscheidung des Bundes anheimgestellt und 11. Juni den Beistand desselben wegen Preußens „gewaltthätiger Selbsthülfe“ in Holstein angerufen hatte, stimmte B. 11. Juni dafür, daß diese

Sache 14. Juni zur Abstimmung komme. Es ließ sich durch Preußens Circulardepeſche vom 12. Juni nicht warren, sondern stimmte 14. Juni mit jener Mehrheit, welche die schleunige Mobilmachung des ganzen Bundesheeres (mit Ausnahme des preuß. Kontingents) forderte, und erklärte sich 16. Juni, an welchem Tage Österreich allen bundesgetreuen Regierungen ihren Beistand ausdrücklich garantierte, bereit, Sachsen die erbetene Bundeshilfe zu leisten. B. ging sogar noch weiter. Es schloß 14. Juni mit Österreich den Olmüzer Vertrag, dessen Ratifikation 30. Juni erfolgte. In demselben verpflichtete sich B., mit 40—50 000 Mann ins Feld zu rücken und nach den von dem österr. Oberkommando ihm mitgeteilten Direktiven seine militärischen Operationen vorzunehmen. Österreich versprach dagegen, nur unter Teilnahme und im Einverständnis mit B. Friedensunterhandlungen mit Preußen zu führen und bei der etwaigen Notwendigkeit von Territorialveränderungen aus allen Kräften dahin zu wirken, daß B. keine Verluste erleide und für etwaige Abtretungen entschädigt werde.

Der Landtag war am den 23. Mai einberufen und wurde 27. mit einer Thronrede eröffnet. Die Regierung forderte in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 30. Mai einen außerordentlichen Militärkredit im Betrage von 31 512 000 Fl. Als ihr Programm bezeichnete sie Erhaltung des Friedens und im Fall des Friedensbruchs Verteidigung der Bundesrechte und der Selbständigkeit B.s. Bei der Adreßdebatte 8. und 9. Juni schlug die Vereinigte Linke einen Entwurf vor, worin die österr. Politik gerade so verdammt wurde wie die preussische, und auf die endliche Reform des Deutschen Bundes und des bayr. Staatswesens gedrungen wurde. Die Rechte und das Centrum verworfen diesen Entwurf und nahmen den Entwurf der Adreßkommission an. Der Militärkredit wurde in der Sitzung vom 18. Juni einstimmig angenommen. Auch die Vereinigte Linke stimmte bei, gab aber die Erklärung ab, daß sie die durch wieder eine Mitverantwortlichkeit für die Konsequenzen der beschlossenen Adreße übernehmen, noch einer Politik ihre Zustimmung geben wolle, deren Absicht oder Erfolg dahin gehen könnte, nach Herstellung des Friedens die alte, der Nation verhasste, keiner von ihren gerechten Forderungen entsprechende Verfassung des Bundes wieder aufzurichten. Am 21. Juni wurde der Landtag vertagt. 2. Juli erließ der König eine Proklamation an das Volk, worin er als Ziel des Kriegs „die Erhaltung Gesamtdeutschlands als eines freien und mächtigen Ganzen, geträgt durch den Bund seiner Fürsten und die nationale Vertretung seiner Stämme, die Erhaltung B.s als eines selbständigen wichtigen Gliedes des großen deutschen Vaterlandes“ bezeichnete; 3. Juli erfolgte die Schlacht bei Königgrätz.

Die bayr. Armee, anfangs 42 000, später gegen 50 000 Mann stark, konzentrierte sich bei Bamberg. In den letzten Tagen des Juni marschierte sie bei Coburg und Meiningen, ihre Vortruppen bis Eßfeld und Schmalkalden, um den Hannoveranern die Hand zu bieten, wandte sich aber auf die Nachricht von deren Kapitulation westlich, um sich mit dem 3. Armeekorps zu vereinigen. Auf diesem Marsche stieß sie auf die preuß. Mainarmee, von der sie 4. Juli in mehreren Gefechten zurückgedrängt wurde. Sie nahm nun an der Fränkischen Saale Stellung, mußte jedoch infolge der Gefechte vom 10. Juli auch die Saalelinie verlassen, und zog sich 11. Juli

bei Schweinfurt über den Main zurück. Die Vereinigung der beiden süddeutschen Armeekorps fand erst 24. Juli statt, nachdem das 8. Armeekorps auf seinem Marsche vom Main über den Odenwald nach Würzburg in mehreren Treffen geschlagen war. Bei Helmstadt, Lüttingen, Roßbrunn auf neue zurückgedrängt, gingen die Bayern mit ihren Bundesgenossen 26. Juli bei Würzburg über den Main und besetzten die Stadt und das rechte Mainufer, während die preuß. Mainarmee die auf dem linken Mainufer gelegene Festung Marienberg 27. Juli beschloß. Zu gleicher Zeit rückte ein preuß. Reservekorps von Nordhausen in B. ein, drang über Hof und Bayreuth vor und hielt 31. Juli seinen Einzug in Nürnberg. Niemand konnte die Preußen hindern, bis München und bis zu den Alpen vorzurücken. Auf die Nachricht vom Beginn der Verhandlungen in Nikolsburg eilte von der Pfordten 21. Juli dahin, um gleichfalls einen Waffenstillstand mit Preußen zu schließen, nachdem er am gleichen Tage mit den süddeutschen Ministern eine Konferenz in München gehabt hatte. Am 28. Juli schloß er in Nikolsburg einen dreiwöchentlichen Waffenstillstand zwischen Preußen und B. ab, der aber erst vom 2. Aug. an beginnen sollte. Auf dies hin bewilligte der preuß. General Manteuffel vorläufige Waffenruhe auf der ganzen Mainlinie und schloß 1. Aug. mit dem Prinzen Karl von Bayern eine Waffenstillstandskonvention ab, wonach die Preußen 2. Aug. Würzburg besetzten, die Bayern in Marienberg blieben. Das nördliche B. blieb bis zum definitiven Friedensschluß von den Preußen besetzt. Die Kosten dieser Besetzung hatte B. zu tragen. Um so mehr beeilte es sich, den Frieden abzuschließen. Von der Pfordten reiste nach Berlin und schloß 22. Aug. mit dem Grafen Bismarck den Friedensvertrag ab, wonach B. 10,000 Mln. seines Gebiets, die im Eßsart und Rhöngebirge gelegenen Bezirke Orb und Gersfeld, mit 32976 C. an Preußen abtreten und 80 Mill. Fl. Kriegskosten bezahlen mußte. Zugleich schloß er ein Trug- und Schutzbündnis zwischen Preußen und B., das aber erst im März 1877 zur Kenntnis des Landes kam. Dies war eine rasche und gewaltige Umkehr von dem Dinstüper Vertrage.

Nach den Nikolsburger Verträgen sprachen sich Volkssammlungen in Lindau, Rempten, Memmingen, 13. Aug. auch in München gegen Trennung Deutschlands durch die Mainlinie und für den Eintritt B.s und ganz Süddeutschlands in den Norddeutschen Bund aus, und die Fortschrittspartei präparierte ihr neues Programm dahin, daß sie «die Einigung des gesamten Deutschland (außer Österreich) im Bundesstaat und im Parlament, die Leitung der militärischen Angelegenheiten und des Verkehrs mit dem Auslande durch die an Preußen zu übertragende Centralgewalt» als ihr polit. Ziel bezeichnete. Dem am 27. Aug. wieder zusammengetretenen Landtage ward der Friedensvertrag mit Preußen und eine Kreditforderung von 30 Mill. Fl. zur Bezahlung der Kriegskosten vorgelegt. Beides wurde von der Ersten und der Zweiten Kammer genehmigt, von der letztern mit dem Beisatze, daß die Regierung die «Einigung Deutschlands unter Mitwirkung eines freigewählten und mit den erforderlichen Befugnissen ausgestatteten Parlaments» erzielen möge. Die mobile Armee wurde 2. Sept. aufgelöst, und ihr Oberkommandant, Prinz Karl, die 22. Okt. alle seine militärischen Würden in B. selbst seine Inhaberstellen von Regimentern

auswärtiger Staaten nieder. Von der Pfordten gab 10. Dez. seine Entlassung ein und erhielt sie 29. Dez. Auch der unbeliebte Staatsrat von Pfistermeister, Chef des königl. Kabinetts, wurde von seinem Posten entfernt und 25. Dez. durch den früheren Kabinettssekretär, Appellationsgerichtsrat Lub, ersetzt. Andere Mobilisationen des Ministeriums waren schon 25. Juli eingetreten. Freiherr von Bethmann übernahm das Ministerium des Innern, Franz von Gresser das des Kultus und Gustav Schöler, Direktor der Ostbahn, das des Handels. Die bedeutendste und wahrhaft durchgreifende Veränderung war die, welche bei der Besetzung des auswärtigen Ministeriums vorging. Für Freiherrn von der Pfordten übernahm das Ministerium des Auswärtigen und des königl. Hauses 31. Dez. Fürst Gholwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, welcher sich als Mitglied der Ersten Kammer durch staatsmännischen Blick und liberale Gesinnung ausgezeichnet und stets als entschiedener Gegner der österr. Politik von der Pfordtens gezeigt hatte. Des neuen Ministers Stellung war um so bedeutender, da B. durch die Ereignisse von 1866 eine Fülle von Souveränität erlangt hatte, wie es dieselbe kaum jemals auszuüben Gelegenheit gehabt. Die Ernennung Hohenlohes bedeutete die Lossagung der bayr. Politik von Österreich und die Hineinigung zu Preußen.

Am 9. Jan. 1867 erließ Fürst Hohenlohe Einladungen an Württemberg, Baden und Hessen, sich in einer Konferenz über gemeinsame Grundzüge einer neuen Kriegsverfassung zu verständigen. Dieselbe fand 3., 4. und 5. Febr. in Stuttgart statt. Beschlossen wurde eine Erhöhung der Militärkräfte unter einer den Prinzipien der preussischen nachgebildeten Wehrverfassung, demgemäß Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, Aufhebung der Stellvertretung, Einteilung in aktives Heer, Reserve und Landwehr. Auf diesen Grundlagen trat zu weiteren Besprechungen vom 4. bis 7. Dez. eine Militärkonferenz der drei süddeutschen Staaten in München zusammen. Die Verhandlungen über die Gründung eines weiteren Bundes zwischen den vier süddeutschen Staaten einerseits und dem Norddeutschen Bunde andererseits, welche durch eine Depesche Hohenlohes vom 6. Mai unter den süddeutschen Staaten angeregt wurden, führten zu keinem Resultat. Die Luxemburger Frage veranlaßte den Versuch einer Verständigung Preußens mit Österreich. Ministerialrat Graf Tauffkirchen wurde von Hohenlohe 12. April nach Berlin und von da mit Aufträgen Bismarcks nach Wien geschickt. Diese «Mission Tauffkirchen» scheiterte an der Abneigung der österr. Regierung gegen ein Zusammengehen mit dem Sieger von 1866. Die Ministerialkonferenzen, welche, infolge einer Einladung Bismarcks vom 28. Mai, 3. und 4. Juni in Berlin stattfanden und die Wiederherstellung des Zollvereins in dem Sinne bezweckten, daß die Gesetzgebung in diesen Angelegenheiten einem gemeinschaftlichen Organ der beteiligten Regierungen und einer Vertretung der Bevölkerungen übertragen würde, wohnte Hohenlohe persönlich bei. Die Übereinkunft vom 4. Juni gefiel jedoch in München nicht. Graf Tauffkirchen wurde 14. Juni nach Berlin geschickt, um für B. bessere Bedingungen zu erhalten. Derselbe konnte aber bei den Verhandlungen vom 18. Juni das liberum Veto für B. nicht auswirken, sondern nur durchsetzen, daß B. im Zollbundesrat sechs Stimmen (statt vier) erhalte, und daß die Vertretung der Bevölkerung des Vereins-

gebiet den Namen «Zollparlament» und eine von dem Reichstage durchaus unabhängige Geschäftsordnung bekomme. Die neuen Zollvereinsverträge wurden von den Bevollmächtigten sämtlicher Zollvereinsstaaten 8. Juli in Berlin unterzeichnet. Das neue Ministerium erlitt dadurch eine Veränderung, daß an Stelle des 27. April entlassenen Justizministers von Bomhard nach einem Interimistitulum von fast fünf Monaten der Kabinettschef Lutz 18. Sept. zum Justizminister ernannt wurde.

Der Landtag trat 8. Jan. 1867 wieder zusammen. Die Regierung legte die Entwürfe für die gesamte Sozialgesetzgebung vor. Die Fortschrittspartei beantragte 14. Jan., eine Adresse an den König zu richten, in welcher die Notwendigkeit eines enger Anschlusses an Preußen hervorgehoben wurde. In seinen Erklärungen vom 19. und 23. Jan. bezeichnete Hohenlohe als das Ziel der bayr. Politik nationale Einigung mit dem Norden. Nachdem die Regierung 12. Febr. den Entwurf einer neuen, auf den Beschlüssen der Militärkonferenzen basierenden Wehrverfassung vorgelegt und die Zweite Kammer 13. Febr. den Antrag auf Vorlage eines freisinnigen Schulgesetzes gestellt hatte, wurde der Landtag 23. März vertagt. Die Regierung entsprach dem Wunsche der Zweiten Kammer und legte 16. Aug. zunächst einer Kommission von Sachmännern den Entwurf eines Schulgesetzes zur Begutachtung vor. Bald erhob sich ein von der ultramontanen Geistlichkeit organisierter Adressensturm gegen diesen neuen Entwurf, und die beiden Erzbischöfe und sämtliche sechs Bischöfe des Königreichs richteten 28. Sept. an den König eine Adresse, worin von den unveräußerlichen Rechten der Kirche auf die Schule und von der Entchristlichung der Schule die Rede war. Der Landtag trat 30. Sept. wieder zusammen. Bei der Vorlegung der Zollvereinsverträge 8. Okt. entwiderte der Minister Hohenlohe sein polit. Programm noch weiter und erklärte, daß das Ministerium die nationale Verbindung sämtlicher süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde und eben damit die Einigung des zur Zeit getrennten Deutschlands in der Form eines Staatenbundes anstrebe. Die Zweite Kammer genehmigte die Zollvereinsverträge 22. Okt. mit 117 gegen 17 Stimmen. Dagegen beschloß der Ausschuß des Reichsrats 24. Okt. mit 9 gegen 1 Stimme die Verwerfung der Verträge zu beantragen. Die Gefahr, die dadurch an B. herantrat, war um so größer, da infolge dieses Ausschußantrags Graf Bismarck 26. Okt. dem preuß. Gesandten in München den Auftrag gab, die Zollvereinsverträge von 1865 am 31. Okt. zu kündigen, wenn bis dahin der neue Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1867 in München nicht festgestellt sei. Bei der Eröffnung der Debatte 26. Okt. war leicht ersichtlich, daß an die notwendige Zweidrittelmajorität für die Verträge nicht zu denken sei. Fürst von Löwenstein-Wertheim machte den vermittelnden Vorschlag, die Verträge nur unter der Bedingung zu genehmigen, daß das dem Staate B. in den bisherigen Zollvereinsverträgen zustehende Recht der Zustimmung oder Ablehnung auch in den neuen Verträgen Ausdruck finde. Dieser Antrag wurde mit allen gegen drei Stimmen angenommen. Sofort reisten Fürst Hohenlohe und Freiherr von Thüngen (der Führer der antipreuß. Partei) nach Berlin, erhielten jedoch den Bescheid, daß das liberale Veto keinem einzigen Staate zugestanden werden könne und daß im Fall der Ablehnung der Ver-

träge B. sechs Monate darauf (1. Mai 1868) vom Zollverein ausgeschlossen sei. Nachdem sie 30. Okt. nach München zurückgekehrt waren, beantragte der Ausschuß die bedingungslose Genehmigung der Verträge, welche nun auch von der Reichsratskammer 31. Okt. angenommen wurde. Von den Sozialgesetzen nahm die Zweite Kammer 18. Nov. das neue Gewerbegesetz (mit Gewerbefreiheit) an, die Reichsratskammer erst nach längern Verhandlungen 27. Jan. 1868. Ebenso ging der neue Wehrgeese-entwurf erst nach mehrmaliger Beratung und unter gegenseitigem Nachgeben, in etwas veränderter Fassung, in der Ersten Kammer 21., in der Zweiten 24. Jan. durch. Nach einer Präsens von sieben Monaten wurde der Landtag 2. Mai 1868 vertagt.

In das J. 1868 fielen die ersten Zollparlamentswahlen. Die kath. Geistlichkeit benutzte alle Mittel, die ihr zu Gebote standen, um partikularistische Forderungen zu Stande zu bringen. Bei dem allgemeinen Stimmrecht und der geheimen Abstimmung wurde ihr dies nicht schwer. Der Landbevölkerung wurde eingeredet, daß sie, wenn sie nicht nach clerikaler Weisung wähle, preußisch und lutherisch werden und mehr Steuern zahlen müsse. Infolge dieser Agitation setzte 10. Febr. die liberale Partei von den 48 Abgeordneten, welche B. zu wählen hatte, 26, die Fortschrittspartei 12, die Mittelpartei 9, die demokratische 1 Mitglied durch. Auch Fürst Hohenlohe war unter den Abgeordneten und wurde zum Vizepräsidenten des Zollparlaments gewählt. Im bayr. Militärwesen wurde die neue Formation der Truppenabteilungen der aktiven Armee, wodurch größere Übereinstimmung mit der norddeutschen Armee eintrat, vom König genehmigt. Die Armee erhielt die Einteilung in zwei Armeekorps von je zwei Divisionen, mit dem Kommando in München und in Würzburg, und 8. Jan. 1869 wurde dem Generalen von der Tann und Hartmann das Kommando der Armeekorps übertragen, Prinz Eitel Friedrich von Preußen zum Generalinspektor der Armee ernannt. Bei den süddeutschen Militärkonferenzen zeigte sich ein sehr ängstlich erwägender Partikularismus. Anstatt eine deutsche Militärkommission ins Leben zu rufen, welche die Streitkräfte und die Festungen des Nordens und des Sudens zu einem harmonischen Ganzen umbilden sollte, was die natürliche Folge der Allianzverträge gewesen wäre und von Baden gefordert wurde, brachten es die auf ihre Kriegsherrlichkeit und Souveränität eifersüchtigen Südstaaten nur zu einer bayr.-württemb. Konvention vom 22. Juli in Betreff der Festung Ulm und zu einer Konferenz in München, in welcher 10. Okt. die Niederlegung einer Festungskommission und einer Festungsliquidationskommission beschlossen war, an die sich durch die Abreise von 6. Juli 1869 noch eine Inspektionskommission anreihete.

Der Landtag und die Landtagswahlen von 1869 waren von tiefgreifender Bedeutung. Der Antrag auf Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts wurde 13. Febr. 1869 von der Zweiten Kammer mit 92 gegen 48 Stimmen abgelehnt. Die liberalen waren alle dafür, weil sie bei den Zollparlamentswahlen die für sie günstigen Folgen kennen gelernt hatten. Die Debatte über das allgemeine Wahlrecht, welche in der Zweiten Kammer vom 15. bis 23. Febr. dauerte, war eine sehr erregte. Die abschließende Leitung der Schule durch die Geistlichkeit sollte aufgehoben, die Schule auf eine hö-

Bildungsstufe gehoben werden. Das neue Gesetz wahrte der Schule ihren konfessionellen Charakter, überließ den kirchlichen Oberbehörden die Anordnung und Leitung des Religionsunterrichts, gestattete ihnen aber nicht die übrige Leitung der Schule. Statt der 386 Bezirksinspektionen, die bisher sämtlich von Geistlichen versehen wurden, sollten etwa 56 besonderer Beamte als Distriktsinspektoren, gleichviel ob geistlichen oder weltlichen Standes, pädagogisch gebildete Männer, die Aufsicht über das ganze Schulwesen führen. Die Kammer nahm den Entwurf mit einigen Modifikationen mit 114 gegen 28 Stimmen an. Die Reichsratskammer genehmigte den Entwurf nur unter der Voraussetzung, daß bei 63 Punkten Modifikationen eintreten. Die zweite Kammer gab in ihrer Sitzung vom 26. April in 86 Punkten nach, in 27 aber, besonders in dem Paragraphen über die Inspektoren, nicht. Da die Reichsräte auf ihren Beschläffen beharrten, so war das Schulgesetz abgelehnt und gefallen, und auch die so bringende Frage der Aufbesserung der Lehrergehälter, wofür in dem Entwurfe Vorsorge getroffen war, blieb unerledigt. Hinsichtlich anderer Gesetzesentwürfe zeigte sich mehr Einigkeit zwischen beiden Kammern. Die Sozialgesetzgebung wurde durch die Annahme des Gemeindegesetzes vollendet, die Umgestaltung des Zivilprozeßes nach den Grundsätzen der Öffentlichkeit und Mündlichkeit durch eine neue Zivilprozeßordnung erreicht, auch eine neue Ordnung des Mißbrauchsrechts und Strafverfahrens sanktioniert. Dem Kriegsminister von Brandt, welcher für die Einführung neuer Hinterladungsgewehre die Summe von 4 765 000 Fl. forderte, wurden von der zweiten Kammer 8. April nur 1 100 000 Fl. bewilligt. Die k. Armee erhielt nun das Werberische Gewehr, das allerdings Vorzüge vor dem preuß. Händnadelgewehr hatte. Der Schluß der Session erfolgte 28. April, und 29. fand der Landtagsabschied statt. Das Mandat der Kammer, welches 1863 begonnen hatte, war nun erloschen, und alle Parteien rüsteten sich zum nähern Wahlkampfe. Die Wahl der Wahlmänner war auf den 12., die der Abgeordneten auf den 20. Mai festgesetzt.

Wegen der Gefahren, welche dem modernen Staate von dem bevorstehenden Konzil und dem laiehmäßigen Dogma drohten, ergriff Fürst Hohenlohe, der es nicht zum »deutschen Kirchenstaat« gemacht sehen wollte, die Initiative und forderte in einer Zirkularbesche vom 9. April die europ. Kammer auf, in einer Konferenz von Vertretern sämtlicher beteiligten Regierungen gegen die Bestrebungen der Jesuiten eine gemeinsame feste Haltung einzunehmen. Die europ. Regierungen, Frankreich und Österreich voran, hielten den Vorschlag für verfrüht und wollten erst die Beschlüsse des Konzils abwarten. Darauf wandte sich Fürst Hohenlohe in einer epische vom 28. Juni an die andern süddeutschen Regierungen und an Preußen und forderte sie zurück auf, sich von den theol. und jurist. Fakultäten der Landesuniversitäten Gutachten über gewisse gnostische und kirchenrechtliche Fragen abgeben zu lassen. Auch darauf gingen die Regierungen nicht. Hohenlohe forderte nun solche Gutachten von Fakultäten der Universitäten München und Würzburg ein und ließ dieselben, die sich teilweise Mehrheits- und Minderheitsgutachten schieden, öffentlichen.

Infolge der kirchlichen Agitation erhielten bei den Landtagswahlen vom 22. Mai unter 154 Wahlen

die Ultramontanen oder, wie sie sich selbst nannten, die Patrioten 79 Stimmen, die liberale Partei 75. Von den letztern hatte die liberale Mittelpartei, welche bei dem vorigen Landtage eine bedeutende Majorität gehabt, nur noch 20 Stimmen, während die übrigen 55 der Fortschrittspartei zufließen. Niederbayern hatte ausschließlich ultramontan, Rheinpfalz und Mittelfranken ausschließlich liberal gewählt, die Städte, auch die mit vorwiegender kath. Bevölkerung, voraus die Hauptstadt München, durchschnittlich liberal. Am 21. Sept. kam die neue Abgeordnetenversammlung zusammen. Wegen einer ungeschickten Abstimmung zweier Abgeordneten der ultramontanen Partei und einiger Wahlbeanstandungen standen sich 72 Liberale und 72 Ultramontane gegenüber. Jene vereinigten ihre Stimmen bei der Präsidentenwahl auf Prof. Dr. Edel von der früheren Mittelpartei, diese auf Ministerialrat Dr. Weiss. Vom 29. Sept. bis 5. Okt. fanden sieben Strutininien statt, und jedesmal standen 71 gegen 71 (die beiden Präsidentschaftskandidaten stimmten nicht mit). Es blieb nichts anderes übrig, als die Kammer aufzulösen (6. Okt.) und Neuwahlen anzuordnen. Ein königl. Reskript setzte die neuen Abgeordnetenwahlen auf den 26. Nov. fest und verordnete eine, übrigens ungenügende, Veränderung in der Einteilung der Wahlbezirke, wodurch die Städte gegenüber der Landbevölkerung mehr als bisher zur Vertretung kommen und die liberale Partei verstärkt werden sollte. Das Ergebnis vom 26. Nov. war die Wahl von 80 ultramontanen und 74 liberalen Abgeordneten, von wovon letztern 63 zur Fortschrittspartei und 11 zur Mittelpartei gehörten. Infolge dieses Ausgangs der Landtagswahlen bot das Ministerium 26. Nov. dem Könige seine Entlassung an. Adressen und Telegramme aus verschiedenen Städten baten den König, das Ministerium zu behalten. Er selbst wünschte es, gab aber nach, als die Minister des Innern und des Kultus, Hörmann und Greßer, auf ihrem Entlassungsgesuche beharrten. Das Ministerium des Innern wurde 20. Dez. dem Ministerialrat beim Handelsministerium, Braun, übertragen; das des Kultus übernahm neben dem seitherigen Justizminister Lug.

Die Abgeordnetenversammlung kam 8. Jan. 1870 zusammen. Zum Präsidenten wurde 12. Jan. Ministerialrat Weiss gewählt, und nach förmlicher Konstituierung der Kammer der Landtag 17. Jan. vom König mit einer versöhnlichen Thronrede eröffnet. Die Adresse, welche der Reichsratskammer von ihrem Referenten Harß 28. Jan. zur Beratung vorgelegt wurde, bezeugte aufrichtige Freude über den Ausfall der Landtagswahlen und Mißtrauen in das Ministerium, worunter vorzugsweise Fürst Hohenlohe gemeint war. Trotz der glänzendsten Verteilung des Fürsten Hohenlohe wurde die vorgeschlagene Adresse mit 82 gegen 12 Stimmen angenommen. Von sieben anwesenden Bringen stimmten sechs, darunter die Oheime des Königs, Wittpoß und Adalbert, und sein eigener Bruder, Prinz Otto, für die Adresse. Der König benachrichtigte den Präsidenten des Reichsrats, daß er weder eine Deputation desselben empfangen, noch die Adresse annehmen werde. Die Adreßdebatte der Abgeordnetenversammlung fand 29. Jan. statt. Der von der ultramontanen Mehrheit des Adreßausschusses vorgelegte Entwurf war von dessen Referenten, Dr. Jörg, Archivkonservator in Landshut, ausgefertigt. Darin war von dem Verlangen nach einem andern Leiter

der auswärtigen Angelegenheiten die Rede, und von dem Allianzvertrage mit Preußen in einer Weise, daß der Wunsch, ihn so schlecht als möglich zu halten, deutlich durchblitzte. Die Adresse wurde mit 78 gegen 62 Stimmen angenommen. Auch diesmal empfing der König die Deputation, welche ihm die Adresse überreichen sollte, nicht, ließ sich jedoch dieselbe einreichen. Fürst Hohenlohe gab 15. Febr. aufs neue seine Entlassung ein. Da ein ge-
deihliches Zusammenwirken des Ministerpräsidenten mit dieser Kammer eine Unmöglichkeit war, so mußte der König diesmal nachgeben, entsprach in der anerkennendsten Form dem Gesuche 7. März und ernannte gleichzeitig den bayr. Gesandten in Wien, den Grafen Bray, welcher bereits 1848 bis zum März 1849 das Ministerium des Auswärtigen geleitet hatte, zu Hohenlohes Nachfolger. Dieser sprach sich in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 30. März, als bei Beratung des außerordentlichen Militär-
etats die Allianzverträge neue Anfechtungen erlitten, über sein Programm aus, welches die Haltung der Verträge, aber zugleich die Wahrung der Unabhängigkeit und freien Selbstbestimmung B.s betonte. Er wollte nicht wie Hohenlohe die Wege zu einer nationalen Einigung Süddeutschlands mit dem Norddeutschen Bunde aufsuchen, sondern bei den Allianz- und Zollverträgen stehen bleiben, also den Statusquo aufrecht erhalten.

Die plötzlich zwischen Preußen und Frankreich hervorgetretene Kriegsfrage sollte B.s Vertragstreue auf die Probe stellen. Aber die nationale Haltung des Königs Ludwig war entscheidend. Schon 10. Juli 1870 wurde der franz. Regierung, welche durch eine Mittelsperson sondieren ließ, die Antwort erteilt, B. werde sich jedenfalls von dem übrigen Deutschland nicht trennen. Am 16. Juli erteilte der König bereits den Befehl zur Mobilisierung der Armee und 18. forderte der Kriegsminister von der Kammer einen außerordentlichen Militärkredit von 26 700 000 Fl. Der Ausschuß der Zweiten Kammer beschloß mit sechs gegen drei Stimmen die verlangte Summe nur für bewaffnete Neutralität zu verwilligen. Bei der Debatte 19. Juli sprachen Referent Jörg, Kuland, Greil, Pfarrer Westermaier für den Ausschußantrag, Bürgermeister Fischer, Dr. Vöhl, Prof. Sepp, Gerstner, von Hörmann, M. Barth, Prof. Edel und die Minister Bray und Brandt dagegen. Bei der Abstimmung wurde jedoch der Ausschußantrag mit 89 gegen 58 Stimmen abgelehnt und der Schleichsche Vermittelungsantrag: „Für den Fall der Unvermeidlichkeit des Kriegs“ 5 600 000 Fl. für Mobilisierung und 12 660 000 Fl. für den Unterhalt der Armee bis zum letzten Okt. 1870 zu verwilligen, mit 101 gegen 47 Stimmen angenommen. Die Kammer der Reichsräte trat 20. Juli diesem Beschlusse der Abgeordneten einstimmig, ohne alle Debatte bei, worauf sofort Preußen der Beitritt B.s zur Aktion gegen Frankreich mitgeteilt wurde. Sogleich richtete der König von Preußen ein Telegramm an König Ludwig und teilte ihm mit, daß er das Kommando der bayr. Armee übernehme und diese der unter seinem Sohne stehenden Dritten Armee zuweise. Die Ankunft des Kronprinzen von Preußen in München 27. Juli erregte eine außerordentliche Begeisterung. Aller Partikularismus schien verschwunden. Die bayr. Truppen hielten sich trefflich. Die Kämpfe bei Weißenburg und bei Wörth, vor und bei Sedan, vor Paris und vor Orléans bezeugten ihre Tapferkeit. Das Verhältnis zwischen ihnen

und den preuß. Truppen gestaltete sich zu einem durchaus kameradschaftlichen. Die Bevölkerung B.s verlangte in Adressen, die an die Regierung gerichtet waren, den Anschluß an den Norddeutschen Bund. Die bayr. Minister beantragten 12. Sept. beim König die Eröffnung von Unterhandlungen und ersuchten Bismarck, einen Bevollmächtigten nach München zu schicken. Infolge dessen nahm der Minister Delbrück auf der Rückreise von Versailles nach Berlin seinen Weg über München. Bei diesen Konferenzen, denen auch der württemberg. Justizminister Rittmacht beiwohnte, handelte es sich, da Delbrück keine Propositionen mitbrachte, weniger um eigentliche Verhandlungen als um Fixierung der Bedingungen, unter welchen B. sich dem Bunde enger anschließen gedächte. Diese Bedingungen verrieten einen starken Partikularismus. B. behielt sich die selbständige Verwaltung der Armee und des Verkehrswesens, eigene Steuern und eigene Geseßgebung vor, wollte bei der Leitung der auswärtigen Politik besonders berücksichtigt werden, gegen alle Verfassungsänderungen ein Veto haben und zu den Kosten der deutschen Flotte nichts beitragen. Am 28. Sept. reiste Delbrück von München ab. Man wußte nun im Hauptquartier in Versailles, daß man, wenn man die Verhandlungen zuerst mit B. anfangen, nicht zu dem erwünschten Ziele gelangen werde. Somit nahm man die Anträge der kleineren Staaten, Badens und Hessens, auf Eintritt in den Norddeutschen Bund an und zeigte diese Thatsache in München an, ohne zur Beteiligung einzuladen. Dies hatte die gewünschte Wirkung. Aus Besorgnis, isoliert zu bleiben, reisten die Minister Bray, Brandt und Luz 20. Okt. nach Versailles, während die bairischen und württembergischen sich schon unterwegs befanden. Bei den Unterhandlungen mit den bayr. Ministern zeigten sich bald große Schwierigkeiten. Die Verhandlungen mit Baden und Hessen kamen inzwischen zum Abschluß, die mit Württemberg waren nahe daran. Durch dieses Resultat kam endlich die mit B. wieder aufgenommenen Verhandlungen in raschem Fluß und erhielten ihren Abschluß in dem Vertrage vom 23. Nov. 1870. Derselbe enthielt zwar nicht alle jene störenden Bedingungen, welche bei der Konferenz in München aufgestellt worden waren, aber doch noch deren genug. B. behielt nach diesem Vertrage seine eigene Diplomatie, die Verwaltung des Heerwesens, der Post, der Telegraphen, der Eisenbahnen, seine besondere Besteuerung des Biers und Branntweins und nahm an den Bestimmungen der neuen deutschen Bundesverfassung über Heimats- und Niederlassungsverhältnisse keinen Anteil. Daneben wurde im Bundesrate aus den Bevollmächtigten der Königreiche B., Sachsen und Württemberg unter dem Vorstehe B.s ein diplomatischer Ausschuß gebildet, und das Veto von 14 Stimmen (gerade so viel haben B., Sachsen und Württemberg) im Bundesrate genügt, um jede Verfassungsänderung zu verhindern. Trotz dieser vielen Ausnahmebestimmungen wurde der Vertrag vom norddeutschen Bundesrate einstimmig und vom Reichstage 10. Dez. mit 195 gegen 82 Stimmen angenommen. Dieser Vertrag wurde den bayr. Kammern 14. Dez. vorgelegt, wobei die Mitglieder von Bray und von Luz die Annahme desselben eifrig empfahlen. Die Reichsratskammer nahm ihn 30. Dez. mit 37 gegen 3 Stimmen an; die Zweite Kammer brachte ihn 1870 nicht mehr zur Beratung. König Ludwig seinerseits ergriß in der

Zielfrage die Initiative und trug nach Rücksprache mit künftigen deutschen Regierungen dem Könige von Preußen als dem Präsidenten des Deutschen Reichs den Kaisertitel an.

Erst das Jahr 1871 löste die Frage über den Eintritt B. in das Deutsche Reich. Die Gegenstände, welche zunächst von der Zweiten Kammer zu behandeln waren, betrafen den Militärfredit und die Versailler Verträge. Der Militärfredit, wie ihn der Kriegsminister verlangte (41 Mill. Fl.), wurde von der Zweiten Kammer 6. Jan. mit 146 gegen 4 Stimmen bewilligt. Die Kammer der Reichsräte trat diesem Beschlusse in ihrer Sitzung vom 7. Jan. ohne alle Debatte einstimmig bei. In dem Fünfzähler-Ausschuß beantragte Jörg, die Verträge zu verwerfen und mit dem künftigen Deutschen Reiche einen weiteren Bund abzuschließen „auf Grund der innern Ausbildung des Allianzvertrags und der Ausdehnung jener verfassungsmäßigen Verbindung, welche durch den Zollvereinsvertrag bereits besteht“. Dieser Antrag wurde mit 12 Stimmen gegen die 3 der nationalen Mitglieder angenommen. Die Beratung in der Zweiten Kammer begann endlich 11. Jan. Die Minister und die Führer der Fortschrittspartei traten aufs kräftigste für die Verträge ein; selbst Mitglieder der Patriotenpartei, besonders Prof. Sepp, sprachen in nationaler Begeisterung für dieselben. Die Abstimmung erfolgte 21. Jan. Von 154 Abgeordneten waren 150 anwesend; die nötige Zweidrittelmajorität betrug also 100. Die Abstimmung ergab 102 Stimmen für, 48 gegen die Verträge. Die Minister von Luz und von Brandt reisten nach Berlin, wo 29. Jan. die Verträge über den Beitritt B. zum Deutschen Reiche im Bundeskanzleramt ratifiziert wurden. Dieselben wurden nebst dem Reichstagswahlgesetz 1. Febr. amtlich publiziert, hatten also von da an in B. Gesetzeskraft. Der Schluß des Landtags erfolgte 18. Febr. Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich nun den Reichstagswahlen zu, die zum 3. März festgesetzt waren. Der Wahlkampf fand nur zwischen den liberalen Parteien und der Partei der Nationalen (Patrioten) statt, von denen die ersten in 30, die letztern in 18 Wahlkreisen siegten. Einen solch raschen und bedeutenden Umschwung der Volksstimmung in B. hatten die deutsche Bawgenossenschaft und die Herstellung des Deutschen Reichs zu Wege gebracht.

Zu den rein polit. Kämpfen kamen noch die kirch-politischen, wofür gerade B. ein sehr günstiges Terrain darbot. Die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils vom 18. Juli 1870 mit allen ihren Konsequenzen führten den Ausbruch des Konflikts auf dem kirchenpolit. Gebiete herbei. Der Stifftspropst in Regensburg von Dollinger hatte sich schon 1. Jan. 1870 gegen das Unfehlbarkeitsdogma in dem Zeitungsartikel ausgesprochen; die in der bayrischen „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten ihm. Briefe vom Konzil zeigten der Opposition Bischöfen des Feindes. Schon 24. Juli erließen Professoren und Docenten der Münchener Universität eine Erklärung gegen die Ökumenizität des vatikanischen Konzils und gegen das neue Dogma. Die Regierung erließ 9. Aug. ein Verbot gegen die Veröffentlichung der Konzilsbeschlüsse ohne vorherige Einholung der staatlichen Genehmigung, des sogl. Placets. Aber die Bischöfe kümmerten sich nicht darum. Der Erzbischof von München und Bischof von Regensburg publizierten trotz des

Verbots das Dogma in ihren Pastoralblättern. Nur der Bischof von Bamberg suchte um das Placet nach; als aber der Kultusminister es ihm verweigerte, ließ der Bischof 1. Mai 1871 die Konzilsbeschlüsse von allen Kanzeln seiner Diocese verkündigen, ja sogar die Gegner derselben mit dem Kirchenbann bedrohen. Auch die theol. Professoren der Universität München sollten unter das dogmatische Joch sich beugen. Der Erzbischof von München verlangte von denselben die Unterzeichnung eines Avertissements, worin sie sich für die Anerkennung der Konzilsbeschlüsse aussprechen sollten. Sechs Professoren der theol. Fakultät unterzeichneten den Avertissement, drei (Döllinger, Friedrich, Silbernagel) nicht. Daraufhin beschloß der Senat der Universität, den Unterzeichnern einen Verweis zu erteilen und den Kultusminister darauf aufmerksam zu machen, daß der Erzbischof durchaus nicht berechtigt sei, von der Fakultät eine solche Erklärung zu verlangen. Allein der Erzbischof, welcher in einem Hirtenbriefe vom 7. Jan. 1871 seinen Diöcesanen die Gründe seiner nachträglichen Unterwerfung unter das Dogma mitteilte, verlangte aufs neue von sämtlichen theol. Professoren unbedingte Unterwerfung. Darauf erwiderte Döllinger 28. März mit einem Schreiben, welches das Verfahren und die Beschlüsse des Konzils einer vernichtenden Kritik unterzog, und erbot sich zugleich zu einer Konferenz und Disputation mit einem gelehrten Kollegium. Infolge dessen erhielt er von allen Seiten, auch aus dem Auslande, Zustimmungsbriefe. Der Erzbischof aber, einer Disputation kläglich ausweichend, suchte Döllinger durch ein neues Schreiben zu belehren, und als die beabsichtigte Wirkung nicht eintrat, verhängte er 17. April über Döllinger und Friedrich die große Exkommunikation. Die Universität beantwortete dieses Vorgehen damit, daß sie Döllinger zum Rektor wählte und Friedrich in den Senat aufnahm. Der Erzbischof wandte sich mit einer besonderen Eingabe und sämtliche Bischöfe mit einer Kollektiveneingabe an den König und bat ihn, die verfassungsmäßigen Rechte der Kirche nicht beeinträchtigen zu lassen. Es herrschten zwei entgegengesetzte Strömungen im Ministerium. Die eine, vertreten vom Grafen Bray, wollte die Bischöfe in ihren Bestrebungen möglichst wenig gestört sehen, die andere, vertreten von Luz, glaubte, daß die Regierung, wenn sie nicht ihre Abhandlung unterschreiben und alle Disciplin unter Beamten und Volk gelöst sehen wolle, irgendwie einschreiten müsse. Letztere Ansicht erhielt die Mehrheit im Ministerium, Graf Bray gab seine Entlassung, erhielt dieselbe 22. Juli bestätigt, und 21. Aug. fand eine Neubildung des Ministeriums statt: Graf Hegenberg-Dunz übernahm das Ministerium des königl. Hauses und des Auswärtigen und den Vorsitz im Ministerrat, Pfeufer das Innere, Ministerialrat Häußle die Justiz; Luz behielt das Kultusministerium, Brandt das Kriegsministerium, Pferschner das Finanzministerium; das Handelsministerium wurde aufgelöst und dessen Geschäfte unter die Ministerien des Auswärtigen, des Innern und des Kultus verteilt. Die zwei Minister Braun und Schöler (Innere und Handel) waren ausgetreten. Jetzt erst wurde die Eingabe des Erzbischofs vom 14. April beantwortet. In einem Erlass vom 27. Aug. sprach sich dann der Kultusminister Luz in der eingehendsten Weise über die Stellung des Staates zu der kath. Kirche in B. aus und wies das Gesuch des

Erzbischofs um eine staatliche Beihilfe gegen die Nicht-Infallibilität ab.

Unterstützt und zu weiterm Vorgehen angespornt wurden die Minister durch die Haltung eines namhaften Theils des Volks. Schon im J. 1870 bildeten sich an mehreren Orten Vereine, deren Mitglieder das Unfehlbarkeitsdogma verwarfen und erklärten, daß sie ihrem alten kath. Glauben treu bleiben und jedem Versuch, ihnen eine neue Lehre aufzuzwingen oder sie aus der Kirche hinauszudrängen, aktiven und passiven Widerstand entgegenzusetzen würden. Ein Protest hochstehender Katholiken in München, an deren Spitze der Oberceremonienmeister des Königs, Graf Moy, stand, sprach sich 30. Dez. 1870 in diesem Sinne aus. Eine im Museumsaal zu München gehaltene Versammlung der angesehensten Bürger und vieler hochgeachteter Beamten richtete 10. April 1871 eine Adresse an den König mit der Bitte, das Verhältnis zwischen Kirche und Staat auf gegenseitigem Wege neu zu regeln. Zugleich wurde ein Komitee der «katholischen Aktion» gewählt, an alle Katholiken Deutschlands, Österreichs und der Schweiz 20. April ein Aufruf erlassen und in einer Fußschrift an den Erzbischof die Schuld an den innern Spaltungen diesem und seinen Kollegen zugeschoben. Die beiden Hirtenbriefe des deutschen Episkopats vom 30. Mai 1871 beantwortete Döllinger im Namen der altkath. Gelehrten Deutschlands, welche an Pfingsten in München versammelt waren, mit einem Aufruf an die deutschen Katholiken vom 12. Juni. Der erste Altkatholikentongress wurde 22. bis 24. Sept. in München gehalten. Um Döllinger grupperten sich Männer wie Reinens, Schulte, Huber, Friedrich, Windscheid, Micheli, Konson. Die altkath. Bewegung schien in München ihren Vorort gefunden zu haben. Aber die an den Kultusminister gerichtete Bitte um Überlassung einer der Stadtkirchen wurde nicht gewährt, nicht einmal eine als Markthalle benutzte ehemalige Kirche, welche die Altkatholiken auf eigene Kosten herrichten lassen zu wollen erklärten, ihnen überlassen. Der von Bonn und von München aus gestellte Bitte, den zum altkath. Bischof gewählten und von der preuß., bad. und hess. Regierung als Bischof anerkannten Prof. Reinens als solchen auch für B. anzuerkennen, wurde nicht entsprochen und auf das Gutachten einer juristischen Kommission hin im April 1874 erklärt, daß diese Anerkennung nur durch Änderung eines Verfassungsgesetzes, zu deren Ausführung unter den gegenwärtigen Umständen keine Aussicht sei, nicht auf dem bloßen Verordnungswege vollzogen werden könne. Doch wenn der Kultusminister den Altkatholiken in vielen wesentlichen Dingen keinen Vorbehalt leistete, so ließ er auch keinen bischöfl. Zwang auf dieselben ausüben. Trotz der Einsprache des Erzbischofs in München durfte 1872 Erzbischof Loos von Utrecht und 1874 Bischof Reinens die Firmung in B. vornehmen, und 14. Juli 1874 in der Kammer hierüber interpelliert, erklärte der Kultusminister, daß der Staat weder verpflichtet noch berechtigt sei, den Kirchenbehörden den weltlichen Arm zum Schutze zu leihen, da es sich in allen diesen Dingen um den Vollzug einer ohne Einholung des königl. Placet's veröffentlichten und eingeführten kirchlichen Anordnung handle.

Auf dem im Sept. 1871 wieder zusammentretenden Landtage wählte die Zweite Kammer 22. Sept. den ultramontanen Regierungsrat von Dr. mit 79

gegen 66 Stimmen zu ihrem Präsidenten. Die von 46 Mitgliedern der Fortschrittspartei unterzeichnete «Interpellation Herz» wünschte eine offene Klärung des Gesamtministeriums über seine Stellung zu den kirchlichen Fragen und richtete einen Tadel gegen das Kultusministerium, dessen Worten nicht die entsprechenden Handlungen gefolgt seien. Der Kultusminister antwortete 14. Okt. in einer ausführlichen Rede, worin er erklärte, daß das Gesamtministerium entschlossen sei, allen kath. Staatsangehörigen, geistlichen und weltlichen Standes, welche das Unfehlbarkeitsdogma nicht anerkennen wollen, staatlichen Schutz zu gewähren, das religiöse Erziehungrecht der Eltern gegenüber diesem Dogma anzuerkennen und jeden Eingriff in die Rechte des Staats mit den verfassungsmäßigen Mitteln abzuwehren. Im Namen der liberalen Partei stellte 13. Dez. Schüttinger den Antrag, daß die Vertreter B. im Bundesrate nur dann berechtigt sein sollten, einer Änderung der Reichsverfassung zuzustimmen, wenn sie vorher die Zustimmung des bayr. Landtags hierzu erlangt hätten. Diesem Antrage widersetzte sich der Kultusminister und machte in seiner Ausführung das Aufgeben von Reservatrechten nur von dem Votum der Bevollmächtigten im Bundesrate abhängig, dabei bemerkend, daß jede Verfassungsänderung durch eine Opposition von 14 Stimmen im Bundesrate unmöglich und daß zur Abschaffung von Reservatrechten die Einwilligung des betreffenden Einzelstaats notwendig sei. Der Antrag wurde 9. Febr. 1872 verworfen. In der Gesandtschaftsfrage zeigte sich die Zweite Kammer in ihrer Sitzung vom 15. April damit einverstanden, daß in Paris, London, Brüssel, Karlsruhe, Darmstadt die bayr. Gesandtschaften aufgehoben, in Petersburg, Wien, Rom, im Vatikan, in Bern, Stuttgart, Dresden dieselben beibehalten werden sollten. Der Schluß des Landtags erfolgte 29. April. Am 2. Juni starb Ministerpräsident Graf Segner berg-Dur. Finanzminister von Pfretschner übernahm 24. Sept. das auswärtige und das Präsidium im Ministerrat und 1. Okt. wurde Ministerialrath Herr zum Finanzminister ernannt.

Die Beziehungen der Regierung zum Deutschen Reiche gestalteten sich günstig, zumal da dieselbe sah, wie notwendig sie bei den schwierigen kirchlich-polit. Verhältnissen in B. das Reich brauche, um Geiz und Verfassungsänderungen, für welche sie im bayr. Landtage niemals eine Mehrheit, geschweige eine Zweidrittelmehrheit erhalten würde, auf dem Wege der Reichsgesetzgebung in B. einführen zu können. So ging der sog. Kanzelparagraph im J. 1871 aus der Initiative des Kultusministers aus hervor. Das Jesuitengesetz vom J. 1872 fand an Minister Fausst einen Verteidiger. Dasselbe wurde von den bayr. Behörden 6. Sept. 1872 veröffentlicht und die Ausweisung der Jesuiten, welche trotz des Verbots in Regensburg sich unter dem Schutze des Bischofs Geneltren niedergelassen hatten, anbesohlen. Ebenso erhielten, der Anordnung des Bundesrats gemäß, im Juni 1873 die Redemptoristen den Befehl, ihre Thätigkeit einzustellen. Eine Kollektoreingabe der bayr. Bischöfe an den König erbat dessen Schutz für sämtliche noch bestehende geistliche Orden und Korporationen und eine weitere Eingabe derselben protestierte gegen die Errichtung konfessionell gemischter Schulen. Beide Schriftstücke richteten nichts aus. Dem Reichsgesetz über Einführung der obligatorischen Schulpflicht und Beurlaubung

des Personenstandes vom J. 1875 stimmte Minister Juchacz im Bundesrath gleichfalls bei; denn die Regierung konnte nicht ruhig zusehen, wie die kath. Geistlichkeit in B. nur unter der Bedingung eine gemüthliche und eine kath. Ehe einsegnete, wenn bei jener das Versprechen der kath. Kindererziehung, bei dieser die Anerkennung des Unfehlbarkeitsdogmas ausgesprochen wurde. Andere schon bestehende Reichsgesetze nahm B. mit Aufhebung seiner Reservatstellung gleich in der ersten Session des Reichstags an, so: das Gesetz über Freizügigkeit, über Erwerbung und Verlust der Staatsangehörigkeit, über Einführung der Allgemeinen Deutschen Besoldungsordnung, über gegenseitige Gewährung der Rechtshilfe und das Strafgesetzbuch des Norddeutschen Bundes; sodann 1872 das Gesetz über Deutsche Gewerbeordnung, 1873 das Gesetz über die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, 1875 das Deutsche Quartiergeh. Auch in der Frage der Schulreform, welche seit dem J. 1869, wo die Reichsrathskammer das freisinnige Schulgesetz zum Scheitern gebracht hatte, unerledigt geblieben war, ging die Regierung mit Glück vor. Statt dieselbe noch einmal dem Landtage vorzulegen, ließ sie einzelne Reformen, wie die Aufstellung sachmännischer gebildeter Kreis- und Bezirks-Schulinspektoren, durch die Landräthe der einzelnen Kreise einführen, für andere schlug sie den Verordnungswege ein. Im Sept. 1873 erschien eine Verordnung über Vermehrung der Volksschulen und Umwandlung der konfessionell getrennten in konfessionell gemischte Volksschulen, welche Maßregel von einem Beschluß der Gemeindebehörden abhängen sollte, und im April 1873 wurde eine Verordnung über Gründung und Leitung von Erziehungs- und Unterrichtsanstalten erlassen, welche alle, auch die Seminarien für angehende Klöster, unter die Genehmigung und die Oberaufsicht des Staats gestellt werden sollten. Wie dringend notwendig es war, daß die Regierung den Bischöfen auf dem Gebiete der Kirchenpolitik und der Schule die Herrschaft streitig machte und auf Heranbildung einer von kirchlichen Einflüssen freien Generation bedacht war, sah man bei den Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1874. Mit Hilfe der in die Wahlagitatorien eintretenden bischöflichen Hirtenbriefe und der andern der Geistlichkeit zu Gebote stehenden wirksamen Mittel steigten die Klerikalen in 32, die Liberalen nur in 16 Wahlbezirken.

Am 4. Nov. 1873 wurde der Landtag wieder eröffnet. Freiherr Schenk von Stauffenberg, Mitglied der bayr. Fortschrittspartei und Reichstagsabgeordneter, wurde 5. Nov. zum Präsidenten der Zweiten Kammer gewählt. Der Antrag der Abgeordneten Holt und Herz, die Regierung möge dem Kaiserlichen Antrage in Betreff der Ausdehnung der Reichszuständigkeit auf das gesamte bürgerliche Recht zustimmen, wurde 8. Nov. angenommen. Der Antrag des Abgeordneten Herz, sämtlich bayr. Landesherrschaften außerhalb des Deutschen Reichs zu heben, wurde 26. Jan. 1874 abgelehnt. Nach der Angabe des Finanzministers betrug der Anl. d. s. an den franz. Kriegscontributionsgeldern 7323 921 Fl. 10/2 Kr.; davon waren 130324 926 bereits auf Tilgung von Anleihen verwendet, noch übrigen nahezu 27 Mill. sollten für Militär- und andere Zwecke ausgegeben werden. Ein dem Kriegsminister 20. Nov. 1873 vorgelegter Gesuchentwurf verlangte von dieser Summe

24294 000 Fl. für militärische Zwecke, besonders zu neuer Ausrüstung der Artillerie, und zwar 12 Mill. für die laufende, den Rest für die folgende Finanzperiode. Die Kammer bewilligte aber nur etwa 9 1/2 Mill. Fl. und ließ sich, da ihr Mandat 1875 erlosch, auf Verwilligungen für die spätern Jahre nicht ein. Die Kirchenpolitik des Kultusministers Lutz hatte die heftigsten Angriffe der Klerikalen zur Folge. Daß die Königin-Mutter Marie, eine geborene Prinzessin von Preußen, 12. Okt. 1874 zur kath. Kirche überging, hatte auf die bayr. Kirchenpolitik keinen Einfluß. Kriegsminister von Brandt reichte, nach der Verwerfung des Gesuchentwurfs über die Rechtsverhältnisse der Militärbeamten, sein Entlassungsgesuch ein. Dasselbe wurde 18. März 1875 vom König angenommen und Generalleutnant von Maillinger, Kommandant des 2. Armee-Korps, 24. März zum Kriegsminister ernannt. Der Schluß des Landtags erfolgte 16. April 1875.

Da die sechsjährige Legislaturperiode abgelaufen war, so mußten für die Abgeordneten-Kammer Neuwahlen vorgenommen werden. Um für sich ein günstigeres Resultat zu erzielen, beschloß die Regierung, eine neue Wahlkreis-einteilung anzuordnen und, im Zusammenhange damit, die Zahl der Abgeordneten von 154 auf 156 zu erhöhen. Die Klerikalen zeigten sich ungemein entrüstet hierüber, die Bischöfe benutzten ihre Hirtenbriefe, die Geistlichen den Reichsthal, um das Volk gegen die Liberalen und gegen die Regierung aufzuheizen. Bei den Wahlen vom 24. Juli 1875 wurden 79 Klerikale und 77 liberale Abgeordnete gewählt. Der Landtag wurde am 28. Sept. eröffnet, der Klerikale Freiherr von Dm zum Präsidenten der Abgeordneten-Kammer gewählt. Obgleich der Landtag ohne Thronrede eröffnet worden war, so setzte doch die Klerikale Kammermehrheit es durch, daß eine Adresse an den König gerichtet wurde. Diese, von dem Abgeordneten Jörg abgefaßt, verlangte Entlassung des Ministeriums und Einsetzung einer „echt bayr. Regierung“. Nach zweitägiger Debatte, in welcher Jörg über die Vergewaltigung des freien Wahlrechts sich beschwerte und Schels (aus Regensburg) die Person des Königs in anstößigster Weise heranzog, wurde die Adresse 14. Okt. mit 79 gegen 76 Stimmen angenommen. Darauf reichte das Gesamtministerium sein Entlassungsgesuch ein. Aber der König erklärte in einem Handschreiben vom 19. Okt., daß er das Entlassungsgesuch seiner Minister, welche sein volles Vertrauen hätten, nicht annehme, weigerte sich, die Kammeradresse in Empfang zu nehmen, und äußerte in einem Schreiben vom 21. Okt. sein Bestreben aber den Ton, in welchen einzelne Kammerredner verfallen seien. Der Landtag wurde 21. Okt. vertagt und trat 23. Febr. 1876 wieder zusammen. Um sich wegen der ihnen ungünstigen Wahlkreis-einteilung zu rächen, lassierte die Klerikale Mehrheit der Abgeordneten bei Wahlen mehrerer liberaler Bezirke: München, Birmasens, Regensburg, Sulzbach, Würzburg, Schweinfurt. Aber in allen diesen Bezirken wurden die frühern Abgeordneten mit großen Mehrheiten wiedergewählt. Der von Jörg gestellte Initiativantrag wegen Erlassung eines neuen Wahlgesetzes wurde, da er nur die Stimmen der Klerikalen erhielt und zu seiner Annahme eine Zweidrittelmehrheit brauchte, 28. Juni verworfen. Der Antrag des liberalen Abgeordneten Herrn auf Aufhebung sämtlicher auf

W. s. (in Wien, Rom, Vatikan, Bern, Petersburg, Paris) wurde 29. April mit großer Mehrheit abgelehnt. Die von der Regierung beantragte Erhöhung der Besoldung der Volksschullehrer wurde von den Klerikalen, welche in denselben Abtrünnige sahen, verweigert und der Parteistandpunkt in alle Debatte, auch über den Etat der Universitäten und über den Bau von Eisenbahnen, hineingetragen. Am 29. Juli wurde der Landtag geschlossen. Bei den Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1877 wurden 81 Klerikale und 17 Liberale gewählt. Der Landtag wurde 2. Juli wieder eröffnet, 14. Juli vertagt und trat 28. Sept. wieder zusammen. Er hatte sich hauptsächlich mit der Beratung des Budgets zu beschäftigen. Die von liberaler Seite gestellten Anträge auf Aufhebung der außerdeutschen Gefandtschaften und auf Erhöhung der Volksschullehrerbesoldungen wurden von den Klerikalen aufs neue abgelehnt. Das Entlassungsgeheiß des Finanzministers Berr wurde vom König bewilligt und Ministerialdirektor von Riebel 26. Nov. zu dessen Nachfolger ernannt. Die am 3. Jan. 1878 wieder zusammentretende Abgeordnetenversammlung genehmigte 31. Jan. den von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurf über Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofs und 21. Febr. den von den Klerikalen längst angefochtenen Dispositionsfonds, welcher letzterer Beschluß nur dadurch möglich war, daß in dem von Jörg geleiteten Patriotenklub Zwiespalt entstand und von den Extremsten acht austraten und eine „Freie Vereinigung“ unter dem Vorsteher des Freiherrn von Hasenbrühl bildeten. Der am 21. Febr. vertagte Landtag hielt vom 2. bis 18. Juli noch einige Sitzungen, um den Militäretat und die Eisenbahnvorlagen zu beraten.

Der wegen der Befehung erledigter Bischofsstühle drohende Kompetenzkonflikt wurde 1878 beigelegt. Nachdem in den letzten Jahren für das Erzbistum Bamberg und das Bistum Passau gemäigte Männer (Schreiber und Wedert) ernannt worden waren, erhielten die für Würzburg und Speier ernannten Bischöfe, Räs und Engler, die Bestätigung des Papststuhls nicht, insofern dessen sie wieder zurücktraten. Damit war aber das konstant festgestellte Ernennungsrecht der Krone illusorisch. Als dem intriguirenden Nuntius Bianchi der diplomatische von Masella, und dem herrschsüchtigen Papst Pius IX. der zunächst milder auftretende Leo XIII. folgte, wurden die Differenzen ausgeglichen. Der König ernannte den Professor der Theologie an der Universität Würzburg Dr. Stein zum Bischof von Würzburg, den Domprediger Ehrler in München zum Bischof von Speier und den Dompropst Dr. Steichele in Augsburg zum Erzbischof von München-Freising, welcher letztere Stelle im vorigen Jahre valant geworden war. Die drei Ernannten wurden vom Papst bestätigt und leisteten dem König den Eid der Treue und des Gehorsams. Bei den Reichstagswahlen vom 30. Juli 1878 wurden 81 Klerikale und 17 Liberale gewählt. Letztere verloren den Wahlbezirk München-Stadt, welchen sie seit 1871 innegehabt hatten. Auch bei den Ergänzungswahlen in den münchener Gemeinderat erlitten die Liberalen, welche dort bisher die Mehrheit gehabt hatten, eine Niederlage, insofern deren dieses Kollegium aus 32 Klerikalen und 28 liberalen Abgeordneten bestand. Die Abgeordnetenversammlung von 1879 einigte sich mit der Reichsratskammer 27. Jan. über die vier Ausführungsgesetze zum Zweck der

Einführung der deutschen Justizgesetze auf 1. Okt., an welchem Tage auch der neuerrichtete oberste Verwaltungsgerichtshof in München eröffnet wurde. Die von der Regierung gemachten Eisenbahnvor schläge und ihr Antrag, zur Verminderung des Defizits (25 Mill. Mark) die Malzsteuer von 5 auf 6 Mark pro Hektoliter zu erhöhen, wurden genehmigt mit der Bestimmung, daß dieser Aufschlag vom 1. Nov. 1879 bis 1. Jan. 1882 gelten solle. Die 20. Juli eröffnete Internationale Kunstausstellung in München, welche bis 26. Okt. dauerte, wurde vom Inland und Ausland besucht und besucht. An die Stelle des abberufenen Nuntius Masella trat 21. Aug. der Nuntius Roncetti. Im J. 1880 tagte der Landtag vom 7. Jan. bis 21. Febr. und vom 13. Juli bis 2. Aug. Er beschäftigte sich fast ausschließlich mit der Beratung des Stats, wobei der Kriegsminister Räs hatte, die Klerikale Mehrheit zur Bewilligung der für den Umbau der Festung Ingolstadt notwendigen Gelder zu vermögen. Der Entwurf eines Disziplinalgesetzes für die richterlichen Beamten wurde von der Abgeordnetenversammlung 21. Juli angenommen. Zu vom Minister Freyschneider wegen Kränklichkeit anbetene Entlassung wurde vom König 4. März genehmigt und zugleich das Ministerium des Innern dem bisherigen Geh. Legationsrat Freiherrn von Crailsheim, der Vorsitz im Staatsministerium dem Kultusminister von Lutz verliehen. Am 24. und 25. Aug. wurde die Feier der 700jährigen Regierung des Wittelsbacher Hauses in München und im ganzen Lande festlich begangen. Der König richtete 22. Aug. eine Proklamation an sein Volk, worin er für die Treue und Anhänglichkeit an den Thron aufs wärmste dankte.

Der am 20. Jan. 1881 wieder eröffnete Landtag genehmigte die vom Finanzminister von Riebel vorgelegten vier Steuergesetze: über Einkommensteuer, über Grund- und Haussteuer und über Gewerbesteuer. Die Abgeordnetenversammlung nahm den Antrag des Freiherrn von Hasenbrühl auf Befreiung des siebenten Schulfahres gegen den Widerspruch des Kultusministers von Lutz 6. April und das Gesetz über Landtagswahlreform 8. März an. Durch letzteres wurde die geheime Abstimmung eingeführt, der Wahlstab von 31 600 Seelen auf 1 Abgeordneten und das indirekte Wahlsystem beibehalten, die Zahl der Wahlkreise von 47 auf 63, die der Abgeordneten von 156 auf 159 erhöht. Der Schluß des Landtags erfolgte 21. Mai. Die sechsjährige Legislaturperiode (1875–81) war abgelaufen; die Abgeordnetenversammlung mußte nach dem neuen Wahlgesez neu gewählt werden. In München bildete sich eine gemäigte Partei, welche das Konfessionelle von der Politik trennen und den sozialen Fragen ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich schenken wollte. Auf Seiten des Ministeriums und der Liberalen hoffte man als Ergebnis der Wahlen ein Verhältnis von 80 Klerikalen zu 79 Liberalen oder auch umgekehrt. Da es aber den Klerikalen gelang, in München-Stadt, wo die gemäigte Partei eine vollständige Niederlage erlitt, in Augsburg und Regensburg den Sieg zu erringen, während die Liberalen bei so großen Verlusten nur zwei neue Wahlkreise gewannen, so fiel das Resultat am 21. Juli ganz anders aus: die Klerikalen erhielten 87 Abgeordnetenstimmen, die Konservativen (Protestanten) 3, die Liberalen 69. Dabei war auffallend, daß unter den Klerikalen die Partei der

Extremen ziemlich zugenommen hatte. Jörg, der langjährige Führer der Liberalen, nahm nach 16jähriger parlamentarischer Thätigkeit seine Wahl mehr an. Noch vor den Wahlen trat der Minister des Innern, Pfeufer, von seinem Amte zurück. Er erhielt 24. Juni die erbetene Entlassung, wurde in den erblichen Freiherrnstand erhoben und zum Präsidenten der Regierung von Oberbayern ernannt, während der bisherige Präsident dieser Regierung, Freiherr von Feilitzsch, das Ministerium des Innern erhielt. Die Reichsratskammer verlor durch den Tod des Grafen von Stauffenberg 8. Mai ihren Präsidenten, die bayr. Armee durch den Tod des kommandierenden Generals Freiherrn von der Tann 26. April ihren tapfern Führer von Sedan und von der Loire. Der König ernannte zum Reichsratspräsidenten den Freiherrn von Frandenheim, Mitglied des Centrums. Der Landtag wurde 28. Sept. eröffnet, zum Präsidenten der Zweiten Kammer Freiherr von Ow wiedergewählt. Die extremen Liberalen konstituierten sich, 20 Mitglieder der Linken, unter dem Namen „Äußerste Rechte“ als besondere Fraktion. Der Antrag des orthodox-luth. Abgeordneten Rutherford auf Aufhebung der Simultankonsulen wurde 5. Nov. mit 86 gegen 63 Stimmen, der Antrag des Budgetausschusses auf Ablehnung des Dispositionsfonds 25. Nov. mit 78 gegen 69 Stimmen, der Antrag des Abgeordneten Mayer, welcher die Aufhebung der obligatorischen Ewige bezweckte, 15. Nov., der gegen die Einführung des Tabaksmonopols gerichtete Antrag Schels 10. Febr. 1883 mit 98 gegen 43 Stimmen angenommen. Sämtliche Anträge wurden vom Reichsrat 24. Jan. 1883, 21. April 1883, 22. Dez. 1881, 11. März 1882 abgelehnt. Auch lehnte der Reichsrat 13. März den am 11. Febr. aus neue eingebrachten und genehmigten Hafenbräulischen Antrag auf Beseitigung des siebenten Schuljahres und 18. April den von der Zweiten Kammer 8. März angenommenen, die Logenraser Erklärung betreffenden Antrag ab. Diese Erklärung war eine vom König Max Joseph am 15. Sept. 1821 erlassene Verordnung, welche niemals verfassungsmäßige Gültigkeit gehabt hatte, nun aber wegen ihrer in liberalen Sinne gehaltenen Fassung von den Ultramontanen hervorgehoben wurde, um eine Antwort zu geben auf das Schreiben des Königs Ludwig II. vom 23. Febr. 1882 an den Minister von Luz, worin das Festhalten an den unumwandelbaren und notwendigen Rechten des Staats gegenüber der Kirche nachdrücklich betont worden war. In der Sitzung des Deutschen Bundesrats vom 24. April 1882, in welcher über den Gesetzentwurf, betreffend das Reichstabsakmonopol, abgestimmt wurde, votierte B. gegen das Monopol. Am 29. April wurde der Landtag durch den Prinz Luitpold geschlossen.

Litteratur. Außer den ältern Werken von Hartmann (s. b.) und andern vgl. Buchner, „Geschichte von B.“ (Bd. 1—8, Münch. 1890—91); Scholle, „Sechs Bücher der Geschichte des bayr. Volks“ (2. Aufl., 4 Bde., Maran 1821); Rannert, „Geschichte B.“ (2 Bde., Ept. 1826); Böttiger, „Geschichte B.“ (Erlangen 1832); Rübhart, „Geschichte der Landstände in B.“ (2. Aufl., 2 Bde., Münch. 1819); Spruner, „Leitfaden zur Geschichte von B.“ (2. Aufl., Hamb. 1853); derselbe, „Histor. Atlas von B.“ (Gotha 1838); Conzen, „Geschichte B.“ (Münster 1858); Rübhart, „Älteste Geschichte B.“ (Hamb. 1841); Siegert, „Grundlagen zur

ältesten Geschichte des bayr. Volksstammes“ (Münch. 1854); von Zerkensfeld, „Geschichte B.“ unter Max Joseph I. (Münch. 1864); Preyer, „Lehrbuch der bayr. Geschichte“ (Erlangen 1864); Heigel und Riezler, „Das Herzogtum B. zur Zeit Heinrichs des Löwen“ (Münch. 1867); W. Müller, „Polit. Geschichte der Gegenwart“ (Berl. 1867—81); derselbe, „B. seit 1870“ in „Unsere Zeit“ (Jahrg. 1874, 1. Hälfte); Quisemann, „Die älteste Geschichte der Bayern“ (Braunsch. 1873); Riezler, „Geschichte B.“ (Bd. 1—2, Gotha 1878—80).

Bayernwald, die westliche Vorstufe des Böhmerwaldes (s. b.).

Bayeux, Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Calvados in der Normandie, im fruchtbaren Thale der Aure, 12 km vom Meere, an der Linie Paris-Cherbourg der Westbahn, ist altstädtlich und, außer der Hauptstraße, schlecht gebaut, aber ein wohlhabender Ort. Die Kathedrale, welche 1106 angefangen und 1497 vollendet, 1676 durch Blitzschlag ausgebrannt, aber bis 1715 wieder ausgebaut wurde, zeichnet sich durch ihre herrlichen Portale und ihre drei Glöckentürme von überraschender Kühnheit aus. B. ist der Sitz eines Bischofs, eines Civil- und Handelsgerichts, einer Handelskammer, hat ein großes und ein kleines Seminar, ein Kommunal-College, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek von 15 000 Bänden, Gesellschaften für Kunst, Wissenschaft, Litteratur und Ackerbau und ein Theater, ein Rönchs- und sechs Nonnenklöster. Die Stadt zählt mit ihren vier Vorstädten (1876) 8315 (Gemeinde 8614) E., welche ansehnliche Porzellan- und Spitzen-, Blonden-, Percals-, Kalisfabriken, Baumwollspinnereien unterhalten, Quincaillerien und Leder verfertigen und lebhaften Handel mit Schlachtvieh, Pferden und Butter sowie mit Getreide, Geflügel, Fischen, Äpfeln, Eider und Wein treiben. Im Stadthause wird die berühmte Tapisserie de Bayeux aufbewahrt, eine ausgelegte, 60 cm in der Höhe, 70 s m in der Länge messende Stiderei auf feiner Leinwand, welche in meisterhafter Anordnung in 55 oder 58 Gruppen die Hauptereignisse der Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer darstellt. Die Arbeit soll von der Hand der Königin Mathilde, der Gemalin Wilhelms, gefertigt sein; gewiß ist nur, daß sie dem 11. Jahrh. angehört. Das nicht nur in künstlerischer, sondern auch geschichtlicher Beziehung bedeutende Werk wurde von Thierry in dessen „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands“ (Bd. 1) beschrieben, erschien graviert in den „Monuments de la monarchie française“ und ward auch als Lithographie in den „Antiquités anglo-normandes“ von Ducarel veröffentlicht.

B. war die alte Hauptstadt der gallischen Baiocasses und hieß unter den Römern Augustoburum, im frühern Mittelalter Baiocassis und Baiocā (Baiocum). Wie die Überreste einer Wasserleitung, eines Gymnasiums und anderer Altertümer zeigen, war es zur Römerzeit eine bedeutende Stadt. Seit dem 4. Jahrh. Bischofssitz (Baioca), wurde es später der Hauptort einer fränk. Gaugrafschaft, Baiocassinus, der spätern Landschaft Bessin. Dieselbe gehörte schon im 8. Jahrh. zum Titus Saxonorum, später zu Orlingua Saxonia oder Aleinsachsen, wohin Karl d. Gr. überwandene Sachsen (noch später Saines du Bessin genannt) übergesiedelt hatte. In diesem sächs. Element der Bevölkerung kam im 9. Jahrh. noch ein zweites germanisches

Der Normanne Rollo (seit 912 christl. Herzog von Normandie) erklärte B. gegen den Grafen Verengar, welcher fiel, und dessen schöne Tochter Wopa des Siegers Gemahlin ward. B. wurde hiermit der eigentliche Mittelpunkt der normann. Herrschaft und Sprache und hielt sich am längsten frei von franz. Art und Sitte. Im engl. Kriege wurde die Stadt 1346 von Eduard III., 1417 von Heinrich V., 1450 von Dunois erobert. Im 16. Jahrh. litt sie viel durch die Hugenottenkriege, erlebte unter Ludwig XIII. die blutige Bestrafung der rebellischen «Va-nu-pieds», unter Ludwig XIV. die grausame Verfolgung der Protestanten. In der Revolutionszeit hielt sie mit ihrer zahlreichen Geistlichkeit treu zu den Bourbonen. Vgl. Delauney, «B. et ses environs» (1804); F. Pluquet, «Essai historique sur B.» (1830).

Bay-Inseln oder Bai-Inseln, die zur mittelamerik. Republik Honduras gehörenden Inseln Roatan, Guanaja oder Bonacca, Borboreta, Helena, Morat, Utilia. Von Guanaja aus soll Columbus 1502 zuerst das centralamerik. Festland entdeckt haben. Die Inseln waren damals von einem ziemlich civilisierten Indianervolk bewohnt. Durch span. Expeditionen von Cuba aus wurden viele der Einwohner als Sklaven fortgeführt; die übrigen stellten sich unter den Schutz von Cortez. Im 17. Jahrh. wurden die trefflichen Häfen der Inseln zu Schlupfwinkeln der Flibustier oder Vukanier, unter deren grausamem Regiment die Bevölkerung bis auf 400 Seelen zusammenschmolz, die 1642 nach der Festlandküste auswanderten. Hierauf setzte sich eine meist aus Engländern bestehende Seeräubergerossenschaft auf Roatan und Borboreta fest, bis 1650 eine span. Flotte sie vertrieb und die Inseln in Besitz nahm. Als die Engländer 1742 in Mittelamerika Fuß zu fassen suchten und Truxillo besetzt hatten, occupierten sie von dort aus auch Roatan. Der Krieg, in welchen sie dadurch mit Spanien gerieten, wurde 1763 durch einen Vertrag beendet, durch den sich England verpflichtete, alle im Meerbusen von Honduras und auf andern Punkten des span. Gebiets errichtete Befestigungen binnen vier Monaten abzutragen und zu räumen. Dieser Verpflichtung suchte sich England in Bezug auf die B. durch allerlei Ausflüchte zu entziehen. Darüber kam es 1780 zu einem neuen Kriege, und 1782 nahm der Vikkönig von Guatemala die Inseln den unrechtmäßigen Besitzern gewaltsam ab. Durch den Friedensschluß von 1783 und den ihn ergänzenden Vertrag von 1786 verpflichtete sich England nochmals feierlich, das Mosquitoland sowie die Festlandküste im allgemeinen und die benachbarten Inseln ohne Ausnahme zu räumen. Seitdem blieben die Inseln im ungestörten Besitze Spaniens, bis sie 1822 durch die Losrennung der mittelamerik. Kolonien von Spanien in den Besitz der Republik Honduras übergingen.

Infolge von Petitionen der Einwohner an den engl. Gouverneur von Jamaica um Einführung einer brit. Kolonialregierung erfolgte unter dem Schutze eines Kriegsschiffs die Installation der vom Gouverneur ernannten Beamten, und 20. März 1852 erhob ein königl. Erlaß die Inseln zu einer Kolonie der brit. Krone. Diese Maßnahme ward der Gegenstand einer erbitterten diplomatischen Kontroverse zwischen den Vereinigten Staaten und England, die 1856 auf dem Punkte stand, in einen offenen Krieg auszubrechen, als ein Ausweg durch den Eintritt der Republik Honduras in die Ange-

legenheit gefunden warb. Die Republik erklärte, daß sie die einzige rechtmäßige Besitzerin der Inseln sei, und forberte diese zurück. England glaubte so nachgeben zu können, und erklärte sich bereit, die Inseln unter gewissen Vorbehalten in Betreff der bürgerlichen Rechtszustände auf denselben an Honduras herauszugeben. Doch der Kongreß von Honduras verworf die also gestellte Konvention, weil durch die Vorbehalte ein Recht Englands auf die Inseln eingeräumt worden wäre. Es vergingen nun wieder zwei Jahre, während deren die Unausführbarkeit eines Schiffkanals durch Mittelamerika dargehen warb. Da hiermit der Hauptgrund für die Gewaltthat Englands wegfiel, gab dieses die Inseln ohne Bedingung heraus. Im J. 1860 diente Roatan dem Abenteuerer Walker als Sammelplatz zu seinem letzten verunglückten Zuge gegen Mittelamerika. Die Inseln, von welchen Roatan (550—650 qkm) die größte ist, gehören der Kalksteinformation an und haben in den Thälern eine überaus fruchtbaren Alluvialboden, während auf den Bergabhängen Mergel und Lehmerde vorkommt. Ihr Klima ist milde und gesund. Die bis zu 300 m hohen Berge sind nicht mit tropischem Urwald bedeckt, der die wertvollsten Nahrungsmittel liefert. Alle tropischen Früchte gedeihen in reichster Fülle. Die Einwohner, meist befreite Sklaven, treiben Jagd, Fischfang, Schiffbau, auch etwas Ackerbau und Handel mit Truxillo und früher mit New Orleans. Im Gesamtzahl beträgt jetzt etwa 5000.

Bayle (Pierre), einer der einflussreichsten franz. Freidenker und Dialektiker, geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix 18. Nov. 1647, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, einem reform. Geistlichen, besuchte dann die Schule zu Bay-Saintes, wo anhaltende Studien seine Gesundheit für immer schwächten, und studierte zu Toulouse Philosophie bei den Jesuiten. Die Argumentationen seiner Lehrer, noch mehr aber die freundschaftlichen Disputationen mit einem luth. Geistlichen, der neben ihm wohnte, weckten in ihm Zweifel an der Orthodoxie des Protestantismus, so daß er beschloß, die Religion zu vertauschen. Seine Familie that jedoch alles, ihn wieder für die reform. Kirche zu gewinnen, und so lehrte er nach 17 Monaten zu ihr zurück. Da sich nun der Strafe des Banns zu entziehen, ging er nach Genf und von da nach Coppet, wo er in Philosophie des Descartes studierte. Nach einigen Jahren lehrte B. nach Frankreich zurück, ließ sich zuerst in Rouen nieder und lebte dann in Paris, wo er Unterricht erteilte, bis er 1675 den philosoph. Lehrstuhl zu Sedan erhielt, auf welchem er mit Auszeichnung bis zur Aufhebung dieser Akademie 1681, lehrte. Hierauf ward er auf den philos. Lehrstuhl nach Rotterdam berufen. Bekannt durch die Erscheinung eines Rometens 1680, gab er 1686 seine «Pensées diverses sur la comète» heraus, ein Werk voll Gelehrsamkeit, in welchem viele Gegenstände aus der Metaphysik, Moral, Zoologie, Geschichte und Politik abgehandelt werden. Daran folgte die «Critique générale de l'histoire du Calvinisme de Maimbourg», die beifällig aufgenommen und von Maimbourg selbst mit Achtung genannt wurde. Die in Holland herrschende Verfolgung veranlaßte ihn, mehrere in Frankreich unterdrückte Bücher herauszugeben, unter andern einige von Descartes sich beziehende Schriften. Größeren Ruhm brachte 1684 eine periodische Schrift: «Nouvelles de la république des lettres.» Die Religionsverfolgungen

in Frankreich gaben ihm Veranlassung zu dem angeblich aus dem Englischen übersehten «*Commentaire philosophique sur ces paroles de l'Evangile: Contrains-les d'entrer*», der eine kräftige Verteidigung der Grundzüge der Toleranz enthält. Infolge der Angriffe des Theologen Jurieu wurde er, obgleich er sich sehr geschickt verteidigte, 1693 seines Amtes entsetzt und selbst die Erteilung von Privatunterricht ihm verboten. Von allen Geschäften frei, widmete er nun seinen ganzen Fleiß dem «*Dictionnaire historique et critique*» (guert 2 Bde., Rotterdam 1696; neuere Aufl. 1702; am vollständigsten von Desmaizeaux, 4 Bde., Amsterdam u. Leiden 1740; neueste Ausg., 16 Bde., Paris 1820; deutsch von Gottsch., 4 Bde., Ept. 1741—44), welches das erste Werk war, das er unter seinem Namen erscheinen ließ. Jurieu trat abermals als B.s Gegner auf und veranlaßte das Konsistorium, ihn namentlich in Beziehung auf den darin ausgesprochenen Tadel gegen König David und das der Moral einiger Atheisten erteilte Lob zu vernehmen. B. versprach zwar, alles, was das Konsistorium anstößig gefunden, zu tilgen, ließ aber das Werk bis auf einige wenige und noch dazu unbedeutende Stellen unverändert. Neue Feinde erwideten ihm seine «*Réponse aux questions d'un provincial*» und die Fortsetzung der «*Pensées sur la comète*» in Jaquelot und Leclerc, die beide seine religiösen Ansichten angriffen. Andere verfolgten ihn als einen Feind der prot. Kirche und seines neuen Vaterlandes. Diese Streitigkeiten vermehrten seine Körperleiden, denen er 28. Dez. 1706 erlag.

B. steht an der Spitze der neuen Dialektiker und Skeptiker. Wenn vor ihm die Erneuerungen der antiken Skeptik sich mit mehr oder minder Aufrichtigkeit in den Dienst der kirchlichen Dogmatik gestellt hatten, so nahm der Skeptizismus in ihm durch die Wendung auf das religiöse Wissen eine Richtung, vermöge deren er in erster Linie den Kampf der Aufklärung gegen die Kirche eröffnete. Er kämpfte gleichmäßig gegen die theol. Scholastik wie gegen die Versuche einer philos. Vernunftreligion und galt deshalb den einen als Reher, den andern als Dummelmann. In ihm selbst aber hatte jener Widerspruch zwischen Glauben und Wissen so wenig Veröhnung gefunden, daß es z. B. in dem «*Dictionnaire*» den Eindruck gewinnt, als habe die Kritik sein Glaube, die Kröten sein Wissen und seine dialektische Kritik geschrieben. Aber gerade diese Kröten gewannen vermöge ihres Kampfgewandten, lebensvollen und allgemein verständlichen Stils in Verbindung mit dem beispiellos umfassenden gelehrten Wissen, das darin niedergelegt war, eine gewaltige Macht über die franz. Geister, und von seinem «*Dictionnaire*» aus verbreitete sich der den Franzosen so nahe liegende Skeptizismus als die allgemeine Denkart der aufgeklärten Bildung in die weitesten Kreise. Wenn aber im allgemeinen B. weit bedeutender in der Analyse fremder Irrtümer als in der Aufstellung eigener Sätze war, so geht doch durch all sein Denken in eine positive Überzeugung von tiefer, eingreifender Bedeutung hindurch: das ist die fortwährende Betonung der Unabhängigkeit des moralischen Handlens und des moralischen Werts von der religiösen Überzeugung, eine für die Toleranz des Aufklärungszeitalters entscheidende Lehre, welche B. auf in verschiedensten Wegen positiv und negativ zu härten suchte und welcher er namentlich den später einfach angesprochenen Ausdruck gab, er könne sich

sehr wohl einen gut geordneten Staat von Atheisten denken. Allein es war selbstverständlich, daß in dem geistigen Drange der Zeit aus den Schriften des Mannes sich mehr die negativen Seiten heraus hoben, und so ist es in der Erinnerung der Menschen immer mehr als der dialektische Skeptiker stehen geblieben, vor dessen einschneidender Kritik die Dogmen keiner Religion, keiner Konfession standhielten. Seine «*Oeuvres diverses*» sind im Haag (4 Bde., 1725—31) erschienen. Vgl. Desmaizeaux, «*La vie de Pierre B.*» (Amsterd. 1780; deutsch von Rohl, Hamb. 1781), und L. Feuerbach, «*Pierre B.*» (Ansb. 1838; 2. Aufl., Ept. 1848).

Baylén oder **Patén**, Stadt in der span. Provinz Jaen, in einem oivenreichen Hügelgelände am Fuße der Sierra Morena sowie im Knotenpunkte der Straßen nach Granada, Sevilla und Madrid gelegen, ist ein sehr lebhafter Ort mit vielen Gasthöfen, mehreren Glas-, Seifen- und Ziegelfabriken, Glasmäßen und Leinwandwebereien, und zählt (1877) 10 041 E. Geschichtlich bekannt wurde B. durch die Kapitulation, infolge deren hier der franz. General Dupont de l'Étang 23. Juli 1808 mit 8000 Mann sich den Spaniern unter Castaños (s. d.) ergab, während die Generale Welbel und Dufour mit 10 000 Mann sich zu der Räumung Andalusiens zur See verpflichteten. Die Spanier brachen in dessen den Vertrag und schafften sämtliche Franzosen auf die Pontons von Cadix. Nur die Stabsoffiziere lehrten nach Frankreich zurück, wo Dupont und Maréscot, der den Vertrag unterhandelt, vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen wurden. Die Niederlage war für Napoleon um so nachteiliger, als die Junta von Sevilla hierdurch Mut erhielt und die span. Insurrektion großen Aufschwung nahm.

Baylén (Hergog von), s. Castaños.

Baynes (Peter), engl. Journalist und theol. Schriftsteller, geb. 19. Okt. 1830 in Keshmire in Schottland, studierte in dem Marischal-College in Aberdeen und redigierte hierauf nacheinander eine Reihe von Zeitschriften, in denen neben den politischen besonders die theologischen Streitfragen der Gegenwart zur Besprechung kamen: «*The Common wealth*» in Glasgow, «*The Witness*» in Edinburgh, «*The Dial*» und «*The Weekly Review*» (bis 1865) in London. Sein Bemühen war vor allem darauf gerichtet, die Verträglichkeit der modernen Denkweise mit dem Glauben an die Lehren der christlichen Religion darzutun, in welchem Sinne er sich auch durch verschiedene Bücher, wie «*The Christian life in the present time*» (1855) u. a. bekannt machte. In seiner Lebensbeschreibung des Geologen Hugh Miller (2 Bde., 1871) neigte er sich mehr den Lehren Darwins und Huxleys zu, als denen Millers, der zwischen der mosaik. Schöpfungsgeschichte und der neuen Geologie keinen Widerspruch fand. Eine vermittelnde Stellung nahm B. in den Debatten über die Entstaatlichung der engl. Nationalkirche ein, die er in dem Pamphlet «*The church's curse and the nation's claim*» bestritt, aber nicht als Feind der Kirche, sondern zum Zweck der Förderung eines höhern religiösen Nationallebens. Neuerdings erschienen von ihm «*The chief actors in the Puritan revolution*» (Lond. 1878) und «*Two great English women, Mrs. Browning and Charlotte Brontë*» (Lond. 1881).

Baynes (Thomas Spencer), engl. Schriftsteller, geb. 24. März 1823 zu Wellington in Somersetshire. Im Bristol College und an der Universität Oxin-

burgh vorgebildet, machte er sich zuerst bekannt durch seine Übersetzung von Ant. Arnaulds «Port Royal logic» (1851) und den Essay «On the new analytic of logical forms» (1852). Von 1851 bis 1856 war er Assistent des Professors der Philosophie Sir William Hamilton in Edinburgh; 1857–63 war er Hauptredacteur der «Daily News» und gleichzeitig Examiner in Logik und Psychologie an der londoner Universität; 1864 wurde er als Professor der Logik und Metaphysik an die Universität St. Andrews in Schottland berufen. Sein Hauptunternehmen war die Herausgabe der neuen «Encyclopaedia Britannica», ein Werk, das er mit einer Umsicht, einem Takt und Freisinn leitete, welche ihm anerkanntermaßen die erste Stelle unter allen ähnlichen Unternehmungen in England sichern.

Bayonne, wohlgebaute, reiche Hafen- und Handelsstadt und Festung ersten Ranges im franz. Depart. Niederpyrenäen, am Zusammenflusse der Nive und des Adour, 5 km von der Bai von Biscaya, durch die Südbahn mit Bordeaux, Toulouse, Biarritz und über Irún mit dem span. Eisenbahnnetz verbunden, hat (1876) 22 307 (Gemeinde 27 416) E. Durch Nive und Adour wird die Stadt in drei Teile geteilt: die große Stadt mit dem alten Schloß am linken Ufer der Nive, die kleine Stadt mit dem neuen Schloß zwischen Nive und Adour, und die seit 1851 durch eine schöne Steinbrücke von sieben Bögen mit letzterer verbundene Vorstadt St.-Esprit, am rechten Ufer des Adour, welche meist von span. und port. Juden bewohnt wird und 1857 mit der Gemeinde B. vereinigt wurde. Eine Citadelle mit vier Bastionen, von Vauban 1674–79 erbaut und seit 1814 noch mehr befestigt, auf einer Anhöhe in der Vorstadt, bestreicht den durch zwei lange Mauern vor Überschwemmung gesicherten Hafenplatz und die Stadt. Der Bischof von B. steht unter dem Erzbischof von Auch und übt die geistliche Gerichtsbarkeit über das Depart. Niederpyrenäen. Die Hauptkirche ist ein altertümliches schönes Gebäude aus dem 13. Jahrh. B. treibt beträchtlichen Handel mit Spanien und Portugal (mit welchen Ländern es in Dampfbootverbindung steht) sowie mit Frankreich selbst und ist Sitz mehrerer Konsulate. Die Schifffahrt ist hauptsächlich auf Stodfisch- und Walfischfang gerichtet. Mastbäume und anderes Schiffbauholz von den Pyrenäen werden nach Brest und mehreren Häfen Frankreichs ausgeführt, vortreffliche Weine und berühmte Chokolade ins westl. Europa. Berühmt sind die bayonner Schinken. Außerdem betreibt die Bevölkerung bedeutende Branntwein-, Weinstein-, Leder-, Leinwand- und andere Fabrication und unterhält Zuderraffinerien, Glashütten, Ankerschmieden und Schiffbau. B. ist der Sitz eines Handelsgerichts und einer Handelskammer. Die Stadt hat eins der schönsten Arsenale Frankreichs, das 50 000 Gewehre und 20 000 Säbel aufnehmen kann, ein Militärhospital mit 800 Betten, eine Bibliothek von 10 000 Bänden, ein theol. Seminar, ein Theater, prachtvolle Quais und schöne Promenaden. Der Hafen hat wegen der Barre des Adour einen äußerst schwierigen Zugang, an dessen Verbesserung man lange Zeit vergeblich gearbeitet hat. Die Barre und das gewaltig unruhige Meer machen die Einfahrt gefährlich. Statt der alten, vom Meere überall angegriffenen Steinmolen hat man jetzt Molen aus gegossenen Eisenröhren, die mit Mörtel gefüllt sind und deren Zwischenräume

mit beliebig fortzunehmenden Schützen geschlossen sind. Der Hafen kann Schiffe von 4–5 m Längang aufnehmen. In der Tracht und den Sitten der Bevölkerung erinnert vieles an das benachbarte Spanien, namentlich ist in der niedern Volksschasse das bascl. Gepräge wie die bascl. Sprache vorherrschend. Mädchen und Frauen, die Bayonnaises sowohl wie die Basquaises, werden wegen ihrer Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit gerühmt.

B. ist das alte Lapurdum im Lande der Tarbelli und war schon im 3. Jahrh. Festung und Handelsplatz, seit dem 4. Jahrh. Bischofsitz und stand abwechselnd unter den Römern, Westgoten, Baslen, Franken und Normannen. Die Herzöge von Gascogne, von welchen gegen Ende des 10. Jahrh. die Normannen vertrieben worden, begünstigten den Ort durch Privilegien. Nach der vorübergehenden Eroberung durch Alfons I. von Aragonien (1131) gab Herzog Wilhelm von Guyenne dem Orte eine neue Umsfassung auf beiden Ufern der Nive. B. fiel 1153 nebst Guyenne an England, unter dessen Herrschaft sich seine Freiheiten und sein Wohlstand außerordentlich mehrten. Ein Matrosenstreik zu B. veranlaßte 1292 den engl.-franz. Krieg. Seit der Eroberung durch Dunois 21. Aug. 1451 blieb die Stadt bei Frankreich. Danach wurde sie 14mal belagert, aber nie genommen. Sie erhielt 1462 von Ludwig XI. zwei Messen, verlor aber nach und nach ihre Municipalrechte. Seit 1674 wurde die Stadt, als Schlüssel zu den Pässen der Westpyrenäen, nach Vaubans Plan neu und sehr stark befestigt und völlig dem Militärgouvernement unterworfen. Wie schon am Ende des 15. Jahrh., so trat auch 1684 eine Verandlung der Abourumündung ein, die über 40 Jahre lang den Seeverkehr störte. Es sah sich die überaus wohlhabende Stadt durch den Aufenthalt der Witwe Karls II. von Spanien, die 1706–38 hier ihre Pension von 40 000 Dukaten verzehrte, auch in der Nähe das durch Napoleons Aufenthalt 1808 berühmt gewordene Schloß Marrac erbaut. Die Mißverwaltung, das Mercantilsystem und der Steuerdruck untergruben indes Handel und Industrie immer mehr und die Bevölkerung wanderte teilweise aus. Erst als 1784 B. zum Freihafen erklärt und zum Handel nach Amerika autorisiert worden, blühte es rasch wieder auf. Im April und Mai 1808 fanden im Schloß Marrac zwischen Napoleon und der span. Königsfamilie jene Zusammenkünfte statt, in welchen letztere zur Verzichtleistung auf die span. Krone überredet und gezwungen wurde. Gleichzeitig ward hier 10. Mai 1808 die Bayonner Konvention zwischen dem Großherzogtum Warschau und Frankreich unterzeichnet. Am 6. Juni wurde darauf zu B. des Kaisers Bruder Joseph als König von Spanien proklamiert und 15. Juni die span. Generalspana hierher zur Abfassung einer Konstitution berufen. Auch erließ Napoleon zu B. das konstitutionelle Statut, wodurch Joachim Murat zum König beider Sicilien wurde. Am 3. Nov. 1808 traf Napoleon abermals in Marrac ein und überschritt von hier aus 4. Nov. die span. Grenze. Der Kaiser schenkte der Stadt große Streden zur Anlage neuer Bauten und Anstalten, die aber meist erst in neuerer Zeit vorgenommen wurden. B. wurde 1814, nach dem Rückzuge Soult's, von den Engländern seit 27. Febr. eingeschlossen. Die Franzosen unter Houvenot machten einen glücklichen Ausfall und nahmen dabei den General Hope gefangen.

Während der span. Bürgerkriege war B. seit 1833 der feste Zufluchtsort span. Emigranten. Zu B. soll 1640 das nach der Stadt benannte Bajonett (s. b.) erfunden worden sein. Vgl. Morel, »Vues historiques et descriptions« (1836); Balasque und Delaurens, »Études historiques sur la ville de B.« (3 Bde., Bayonne 1862—75).

Bayou heißt in den südl. Staaten von Nordamerika ein nicht schiffbarer Nebenarm eines Flusses.

Bayreuth oder Baireuth, Hauptstadt des bayr. Regierungsbezirks Oberfranken und des ehemaligen Fürstentums B., Sitz der königl. Regierung und des Schwurgerichts für Oberfranken sowie eines Landgerichts und eines prot. Konsistoriums, liegt an den Ufern des Roten Rhain in schöner Gegend, in 882 m Höhe, ist Knotenpunkt mehrerer Linien der Bayerischen Staatsbahn, hat breite, regelmäßige Straßen und zählt mit Einschluß der Vorstadt St. Georgen (1880) 22 072 E. Die Stadt verdankt ihre heutige Gestalt glanzliebenden Fürsten, besonders den Markgrafen Christian, Georg Wilhelm und Friedrich, dem Gemahl der Schwester Friedrichs d. Gr. Unter letztem ist die Rehrath der für die damalige Zeit sehr ansehnlichen Baumerke entstanden. Vor dem Alten Schloß, 1454 erbaut, 1565, 1578, 1578 vergrößert, 1594—99 umgebaut, nach dem Brande 1758 neu aufgebaut und jetzt von Behörden benutzt, erhebt sich seit 30. Juni 1860 das eiserne Standbild des Königs Maximilian II., von Brugger. Das Neue Schloß, ein langes Gebäude mit Flügeln, von Markgraf Friedrich 1758 aufgeführt, ist zur königl. Wohnung eingerichtet. Vor demselben befindet sich ein Brunnen mit dem Reiterstandbild des Markgrafen Christian Ernst (gest. 1712). Unter den kirchlichen Gebäuden ist die prot. Kirche, 1439—46 im Spitzbogenstil erbaut, mit den Gräbern der meisten Markgrafen, sowie in der Vorstadt St. Georgen die Stiftskirche des Roten Adlersordens hervorzuheben. Zu den Prachtbauten des Markgrafen Friedrich gehört auch das 1747 aufgeführte Opernhaus. Vor dem Gymnasium erhebt sich seit 14. Nov. 1841 das Standbild Jean Pauls, von Schwanbaler; das ehemalige Wohnhaus Jean Pauls in der Friedrichstraße ist durch eine Gedenktafel bezeichnet. Außer dem Gymnasium befindet sich an obern Unterrichtsanstalten zu B. auch eine Realschule (und mit derselben verbunden eine gewerbliche und kaufmännische Fortbildungsschule), mit einer wertvollen, besonders an Petrefakten reichen Naturaliensammlung. Die Kargleibbibliothek zählt 5900 Bände. Der Historische Verein für Oberfranken unterhält eine Sammlung deutscher Altertümer. Auf einem Hügel bei der Stadt erhebt sich das Nationaltheater, welches Richard Wagner (der seit 1872 in B. lebt) zur Aufführung seiner Opern errichtete; der Trilogie: »Der Ring des Nibelungen« unter seiner Leitung errichten ließ. Der Grundstein wurde 22. Mai 1872 gelegt und im Aug. 1876 oben hier die ersten Aufführungen der Nibelungenlogie statt. In St. Georgen befindet sich das Schauspielhaus des Roten Adlersordens (seit Militärtaf.) ferner das »Zuchthaus St. Georgen« und 3 Landgerichtsgesängnisse. Die industrielle Thätigkeit erstreckt sich besonders auf mechan. Baumzispinnerei, Zuckerraffinerie, Nähmaschinen, drehmaschinenartige Maschinen, musikalische Instrumente, Leder, Brauerei, Spiritusbereitung, Ziegelmännerei und Granit Schleiferei. In der Umgebung

der Stadt liegen die Lustschlösser Eremitage (mit sehr geschmackvollen Anlagen) und Fantaisie (früher Eigentum und Aufenthalt des 28. Okt. 1881 verstorbenen Herzogs Alexander von Württemberg). In B. lebte bis zu seinem Tode (14. Nov. 1825) Jean Paul in anspruchloser Umgebung.

Die Geschichte des Fürstentums B. (früher Kulmbach) ist in der ältern Zeit mit der von Ansbach (s. d.) verschmolzen. Als nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach (1603), der kinderlos starb, die sog. Fränkischen Fürstentümer an die brandenb. Kurlinie, und zwar an die jüngern Söhne des Kurfürsten Johann Georg fielen, erhielt von den letztern Joachim Ernst (gest. 1625) das Fürstentum Ansbach, dagegen dessen Bruder Christian das Fürstentum B. Letzterer (gest. 1655) verlegte die Residenz, die bisher in Kulmbach gewesen, nach der Stadt B., welche unter seinen Nachfolgern aufblühte und unter dem Markgrafen Friedrich ihren höchsten Glanz erreichte. Friedrich war 1735 seinem Vater Georg Friedrich Karl gefolgt und starb 26. Febr. 1763 ohne männliche Nachkommen. Es folgte ihm sein jüngerer Bruder Friedrich Christian, der 1769 ebenfalls ohne männliche Nachkommen starb. Das Obere Land oder das Fürstentum B. wurde jetzt noch einmal mit Ansbach unter einem Fürsten vereinigt, bis Markgraf Karl Alexander beide Fürstentümer 1791 gegen ein Jahrgeld an Preußen abtrat. Letzteres mußte die Kaiser 1806 der Verwaltung Napoleons übergeben, welcher Ansbach 1806, B. 1810 an Bayern überließ. Vgl. Lang, »Neue Geschichte des Fürstentums B.« (2 Bde., Göttingen 1798—1801); Hilsencher, »Lehrbuch der Landesgeschichte des Fürstentums B.« (Münch. 1808).

Bayrthoffer (Karl Theod.), Philosoph, Publizist und Politiker, geb. zu Marburg 1812, besuchte das dortige Gymnasium und seit 1829 die Universitäten Marburg und Heidelberg, wo er erst die Rechte, dann Philosophie studierte. Nachdem er sich 1834 zu Marburg als Privatdocent habilitiert, ward er 1838 außerord., 1845 ord. Professor der Philosophie daselbst. In seinen früheren spekulativen Arbeiten, wie »Grundprobleme der Metaphysik« (Marb. 1835), »Idee des Christentums« (Marb. 1836), »Begriff der organischen Seelung des Menschen« (Marb. 1837), namentlich aber in der »Idee und Geschichte der Philosophie« (Marb. 1838), zeigt sich B. als entschiedener Hegelianer, während er in den »Beiträgen zur Naturphilosophie« (Epp. 1839—40), in denen er die Theorie mit der Empirie zu versöhnen suchte, von seiner früheren Anschauung abwich. Publizistisch war B. namentlich seit der Entstehung der deutschluth., lichtfreundlichen und freien Gemeinden thätig. In einer Reihe Schriften, wie »Über den Deutschlutholizismus« (Marb. 1845), »Das wahre Wesen der gegenwärtigen religiösen Reformation in Deutschland« (Mannh. 1846), »Der praktische Verstand und die marburger Lichtfreunde« (Darmst. 1847) u. s. w., zeigte er sich als Vorkämpfer dieser Richtungen. Die Grundzüge seiner Anschauungen entwickelte er in den »Untersuchungen über Wesen, Geschichte und Kritik der Religion« (in den »Jahrbüchern für Wissenschaft und Leben«, Darmst. 1849). Wegen einer am Geburtstage des Kurfürsten zu Gunsten des Deutschlutholizismus gehaltenen akademischen Rede wurde B. 1846 von seiner Professur suspendiert. Seit Nov. 1848 Mitglied des kurhess. Landtags, schloß er sich der

radikalen Partei an. Während der Session vom 26. Aug. bis 2. Sept. 1850 war er Präsident der Kammer, auch wurde er in den händelschen Ausschuss gewählt. Später ging er nach Amerika, wo er bis 1866 in Green-County in Wisconsin als Farmer und dann wesentlich von schriftstellerischen Arbeiten lebte.

Bayrischer Erbfolgekrieg, die kriegerische Verwickelung, welche sich 1778 zwischen Preußen und Sachsen einerseits und Oesterreich andererseits anlässlich der Frage der Erbfolge in Bayern entspann und bis 1779 dauerte. Als mit dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern, 30. Dec. 1777, die von Kaiser Ludwig stammende Linie des Wittelsbachischen Herrschergeschlechts ausstarb, gingen die Rechte an Bayern auf die zunächst verwandte ältere pfälzer Linie über, welcher der verstorbene Kurfürst durch einen 19. Juni 1774 abgeschlossenen geheimen Vertrag schon bei seinen Lebzeiten den Mitbesitz Bayerns übertragen hatte. Karl Theodor von der Pfalz, der sein von Sachsen, Mecklenburg und Oesterreich angefochtenes Erbrecht durch Verständigung mit den letztern sicherzustellen hoffte, hatte indes den Kaiser Joseph II. von jenem Erbvertrage in Kenntnis gesetzt und willigte, als der Erbfall eintrat, 14. Jan. 1778 in die Unterzeichnung einer am 3. abgeschlossenen Konvention, der zufolge ganz Niederbayern und einige andere Gebietsteile an Oesterreich abgetreten wurden, wogegen dieses im übrigen das Erbrecht Karl Theodors anerkannte. Einer solchen Gebietsvergrößerung, welche das südl. Deutschland ganz an das Kaiserhaus zu fesseln drohte, trat Friedrich d. Gr. entgegen, um so mehr, als Preußens Erbansprüche auf Ansbach und Bayreuth dadurch gefährdet erschienen. Da sein Gesandter, Graf Görz, beim Kurfürsten nichts auszurichten vermochte, so bestimmte der König den nächsten erbberechtigten Agnaten der kurfürstl. Familie, Herzog Karl von Zweibrücken, gegen jenen Abtretungsvertrag Protest einzulegen. Andererseits ließ Friedrich zugleich in Wien darauf dringen, daß Oesterreich seine Ansprüche dem Reichstage zur Prüfung vorlege und vor der Entscheidung die schon besetzten Teile Bayerns räume. Die Gründe, welche Oesterreich für seine Ansprüche geltend machte, beruhten auf einem vom Kaiser Sigismund 1426 dem Herzog Albrecht von Oesterreich erteilten Lehnbriefe über Niederbayern, dessen Gültigkeit vielbestritten und sehr bestritten war. Kaiser Joseph wäre nun geneigt gewesen, sich mit Waffengewalt in dem Besitz der beanspruchten Landschaften zu behaupten, allein Maria Theresia wünschte den Krieg zu vermeiden und jedenfalls die öffentliche Meinung im Reich für Oesterreich zu gewinnen. Sie erklärte daher, auf jede Gebietsvergrößerung durch bayr. Landesteile verzichten zu wollen, wenn Preußen sich dagegen verpflichte, die Burggrafschaft Nürnberg nicht unmittelbar mit seiner Krone zu vereinigen: ein Zugeständnis, das in der zutreffenden Vorausicht gemacht war, von Friedrich abgelehnt zu werden.

Der Krieg schien nun unvermeidlich. Oesterr. Truppen zogen sich unter Laudon und Laudon an den Grenzen Schlesiens und Sachsens zusammen; der Kaiser selbst ging zur Armee; das preussische Heer rückte wieder unter Friedrich II. und dessen Bruder Prinz Heinrich ins Feld. An Friedrich schloß sich Kurfürst Friedrich August III. von Sachsen an, der als Sohn der einzigen Tochter Max

Josephs Forderungen auf die gesamte Allodialhinterlassenschaft desselben geltend zu machen suchte. Obgleich das preuss. Heer die böhm. Grenze überschritt, war es doch die Absicht beider Teile, den Krieg womöglich nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Die Feindseligkeiten beschränkten sich im Verlaufe des J. 1778 auf strategische Bewegungen und unbedeutende Plänkelleien, und der Eintritt des Winters unterbrach vollends diese «bewaffnete Unterhandlung», indem die preuss. Truppen Böhmen verließen und sich nach Sachsen und Schlesien in die Winterquartiere zurückzogen. Würdelos war die Stellung des Kurfürsten Karl Theodor, der sich teilnahmslos zuschaute. Nur als Oesterreich außer den im Abtretungsvertrage ihm überlassenen Gebieten noch 21 Ämter in Besitz nahm, protestierte er und verlangte, daß die Bestimmungen jenes Vertrags streng aufrecht erhalten würden. Die Beweggründe seiner Politik waren nicht bloß die Furcht vor der Übermacht Oesterreichs, das längst nach dem gesamten Bayern trachtete, und Gleichgültigkeit gegen seine künftigen agnatischen Erben bei dem Fehlen eigener rechtmäßiger Nachkommen, sondern geradezu die Vorliebe für seine zahlreichen natürlichen Kinder, denen er durch die Verständigung mit Oesterreich mannichfache Vorteile zugunwenden wollte.

Die Unterhandlungen vor dem Reichstage und in Wien blieben lange erfolglos. Erst als die Kaiserin Katharina von Rußland im Dec. 1778 ihre Teilnahme am Kriege gegen Oesterreich in Aussicht stellte, zeigte sich Maria Theresia einer Vermittelung geneigt, für die sie Rußland und Frankreich in Vorschlag brachte. Da Friedrich II. sich damit einverstanden erklärte und seinerseits nur die Anerkennung seines Erbanspruchs auf Ansbach und Bayreuth forderte, so kam 13. Mai 1779 in Leiden ein Friedensschluß zu Stande, dessen Hauptbestimmungen außer der Anerkennung jener preussischen Forderung folgende waren: Karl Theodor erhielt ganz Bayern mit Ausnahme des Innviertels, welches an Oesterreich fiel; alle streitig gewesenen Lehen vom Rinde und der Krone Böhmen, die der verstorbene Kurfürst von Bayern besessen, wurden dem neuen Kurfürsten bestätigt. Die Ansprüche Sachsens wurden durch Anerkennung seiner Landeshoheit über die Schönbürgschen Herrschaften und 4 Mill. fl. zu von Karl Theodor zu zahlen waren, abgekauft. Mecklenburg erhielt statt der beanspruchten Landgrafschaft Leuchtenberg das unbeschränkte Privilegium de non appellando. Ausdrücklich ward zugesetzt, daß die nächste erbberechtigende Linie die des Herzogs Karl von Zweibrücken sei, wodurch die Vergrößerungspläne Oesterreichs in Bayern auf alle Fälle beseitigt wurden. Vgl. Reimann, «Geschichte des Bayrischen Erbfolgekriegs» (Opp. 1869); Kautz, «Die deutschen Mächte und der Fürstenbund» (2 Bde., Opp. 1871—72); Arneht, «Geschichte Maria Theresias» (4 Bde., Wien 1876—79).

Bayrischer Fiesel, eigentlich Matthias Klostemeier, ein Räuberanführer, der eine Zeit lang ganz Bayern und die benachbarten Länder in Furcht und Schrecken hielt, geb. zu Riffingen 1758, erwarb sich anfänglich als gefürchteter Räuber seinen Lebensunterhalt und ward schließlich zum gemeinen Räuber. Er sammelte eine Bande an sich, meist aus dem Bauernstande, und wurde, nachdem er eine Reihe Unthaten verübt, noch bedürftiger Gegenwehr mit einem Teile seiner Bande 1771 eingefangen und in Dillingen hingerichtet.

Bayrischer Kreis, einer von den 10 Kreisen, in welche das ehemalige Deutsche Reich geteilt war. Er umfaßte zuletzt die turlbayer., pfalz-neuburg. und bayer. Lande, die Bistümer und Stifter Salzburg, Freisingen, Regensburg, Passau, Berchtesgaden und mehrere Grafschaften, wie Sternstein, Ortenburg, Stauf-Ehrenfels. Jetzt gehören die Bestände des Bayrischen Kreises zum größern Teil zu Bayern, der Rest zu Oesterreich.

Bayrischer Rheinkreis oder **Bayrische Pfalz**, s. Rheinpfalz.

Bayrischer Wald, die westliche Vorstufe des Böhmerwaldes (s. d.).

Baysalz oder **Baisalz** (Seesalz), das aus dem Meerwasser gewonnene Salz (s. d.).

Basse, Nebenfluß der Garonne, s. Basse.

Baga (Basti der Römer), Stadt (Ciudad) von (1877) 12992 E. in der span. Provinz Granada (Andalusien) unweit des Flusses B., liegt 870 m über dem Meere zwischen der metallreichen Sierra de B. und der isolierten, glodenförmigen Sierra de Javaleon, in einer von Obstbäumen dichtbedeckten Baga am Westrande der öden Gipssteppe Sopa de B. Der Ort hat eine größtenteils aus Höhlen bestehende Vorstadt, eine schöne Alameda (Promenade), mehrere stattliche Kirchen und Klöster, ist gut gebaut und war zur Maurenzeit eine große, blühende und reiche Handelsstadt (Basatha) von 50000 E., nächst Malaga und Almeria das edelste Juwel in der Krone von Granada. Im J. 570 wurde sie vom Besigotenkönig Leuwigild den Byzantinern und 711 von den Mauren den Goten entrissen. In der Gotenzeit war sie Bischofsitz. Die Mauren verloren sie erst 9. Dez. 1489 nach siebenmonatlicher heldenmüthiger Vertreibung an die Christen unter persönlicher Führung Isabellas. Am 10. Aug. 1810 fielen auf der Ebene von B. die Franzosen unter Soult über 20000 Spanier, die nach Murcia geworfen wurden. Die oft nach B. benannten heißen Quellen sind die bei dem nahen Städtchen Juzar (Villa von 3688 E.), am Fuße der Sierra de Javaleon (1500 m hoch), befindlichen Quellen von Benzalema. Es sind salinisch-erdige, sehr gasreiche Schwefelthermen von 33° R.

Bazaine (François Achille), franz. Marschall, geb. 18. Febr. 1811 zu Versailles, wo sein Vater als pensionierter Offizier lebte, trat 1831 als Freiwilliger in das 37. Linienregiment, kam zur Fremdenlegion nach Algerien und wurde 1833 Unterleutnant. In Alger zeichnete sich B. mehrfach aus, besonders 1835 während der Expedition an der Ralia, wobei er schwer verwundet wurde. Noch in demselben Jahre ging er als Lieutenant mit der ganzen franz. Fremdenlegion in den Dienst der Königin-Regentin von Spanien über und kämpfte hier drei Jahre lang gegen die Karlisten. Nachdem 27. Juni 1837 die Fremdenlegion in der Schlacht von Barastro bei Pamplona fast vernichtet worden, kehrte nach Frankreich zurück und trat ins 4. Linienregiment, mit dem er sich vor Milianah auszeichnete. wurde hierauf in den Bureaux arabes verwendet, krieg 1844 zum Stabsoffizier auf und erst 1845 das Offizierskreuz der Ehrenlegion. Beim Beginn des Krimkriegs 1854 wurde er Brigadegeneral, führte als solcher die beiden Fremdenregimenter vor Sewastopol und wurde nach dem Falle der Festung Platzkommandant derselben. Am 1. Sept. 1855 wurde er Divisionsgeneral und befehligte die Expedition gegen die kleine Festung

Kinburn. Im Italienischen Kriege von 1859 übernahm B. den Befehl über eine Division des 1. Armeekorps (Paraguay d' Hilliers), erstürmte 8. Juni Melegnano und nahm 24. Juni hervorragenden Anteil am Sturme auf den Kirchhof von Solferino.

Die mexil. Expedition von 1862–64 verschaffte B. wirklichen militärischen Ruf und ließ die Eigenschaften seines Charakters: Energie, Schlaueheit, Ehrgeiz und rücksichtslose Eigensucht, härter hervortreten. Anfänglich war B. Kommandant von Veracruz, dann führte er die 1. Division unter General Forey. Am 7. Mai 1863 schlug er den juaristischen General Comonfort bei San-Lorenzo und bewirkte dadurch 18. Mai die Übergabe Puebla. Hierauf marschierte er nach Mexiko und übernahm 1. Okt. 1863, nachdem Forey abberufen worden, den Oberbefehl über die franz. Armee. Zunächst suchte B. die Häupter der liberalen Partei, den General Donaldo und den Expräsidenten Comonfort an sich zu ziehen. Als später der Erzherzog Maximilian von Oesterreich Kaiser von Mexiko geworden, arbeitete er dessen Maßregeln entgegen. (S. Mexiko.) Auch vermählte sich B. mit einer reichen Mexitanerin, deren Familie zu den entschiedensten Feinden des neuen Kaiserreichs gehörte. Sein Verhältnis zum Kaiser Maximilian blieb bis zum Abzuge der Franzosen ein zweideutiges und gespanntes, und dieser erbat deshalb wiederholt, doch erfolglos, von Napoleon III. die Abberufung des Generals. Als sich endlich Napoleon zur Räumung Mexikos genötigt sah, hielten die franz. Streitkräfte unter B. nur noch die große Straße von Veracruz über Mexiko nach San-Luis Potosi und deren nächste Umgebung besetzt. Im Anfang des J. 1867 begann der Abzug der Franzosen; am 12. März schiffte sich B. mit dem Reste der Truppen zu Veracruz ein, nachdem er noch bis zuletzt die Maßnahmen des Kaisers Maximilian zu durchkreuzen gesucht hatte.

Durch Dekret vom 5. Sept. 1864 war B. zum Marschall von Frankreich erhoben worden. Hiermit erhielt er zugleich die Mitgliedschaft im Senat; er befehligte das 3. Armeekorps (Rancy), von wo er 1869 als Oberbefehlshaber der Kaisergarde nach Paris berufen wurde. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs 1870 übernahm B. das Kommando des 3. Armeekorps der sog. Rheinarmee. Als nach den Schlachten von Wörth und Spicheren (6. Aug. 1870) die Heeresabteilung des Marschalls Mac-Mahon von der bei Metz stehenden Armee abgedrängt worden war, ernannte Napoleon den Marschall B. zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee. Am 12. Aug. übernahm B. das Kommando und versammelte alle Korps bei Metz, wohin er auch den größten Teil des 6. Korps (Marschall Canrobert) von Châlons her heranzog. Er verfügte über die Kaisergarde, das 2., 3., 4. Korps, eine Brigade des 5. und 3½ Divisionen des 6. Korps, sowie mehrere Divisionen Reiterei, zusammen gegen 225000 Mann. B. erkannte die Unmöglichkeit, die Mosellinie zu halten, und wollte das Heer hinter die Maas führen, um sich mit der bei Châlons in der Versammlung begriffenen Armee des Marschalls Mac-Mahon zu vereinigen. Durch die Schlachten bei Colombey-Neuilly (14. Aug.) und Mars-la-Tour-Bionville (16. Aug.) verzögerte sich jedoch der Abmarsch des franz. Heeres, welches bei Gravelotte (18. Aug.) geschlagen und nach Metz hineingeworfen wurde. Ein Teil der deutschen Streitkräfte schloß die Rheinarmee B.s im Lager

von Meh ein. B. versuchte mehrmals den ihn umgebenden eisernen Ring zu durchbrechen. Am 31. Aug. machte er einen großen Ausfall in nordwestl. Richtung, den er die ganze Nacht und den folgenden Morgen hindurch fortsetzte (Schlacht von Roiffeville); doch wurde er mit großem Verluste zurückgeworfen, auch kapitulirte 2. Sept. die Armee Mac-Mahons bei Sedan. Am 4. Sept. wurde in Paris die kais. Herrschaft gestürzt. Die Nachricht von diesen Ereignissen veranlaßte B. zunächst von größern Unternehmungen Abstand zu nehmen. Da jedoch seit der Kapitulation von Sedan die letzte Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, überdies Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und allgemeine Hilflosigkeit der Truppen die Lage zu einer verzweifelten machten, so blieb B. nichts übrig, als 27. Okt. 1870 mit 173 000 Mann und dem gesamten Kriegsmaterial sich dem Prinzen Friedrich Karl zu ergeben. (S. Meh.) Auf Grund der Kapitulation ging er mit seiner ganzen Armee in Kriegsgefangenschaft nach Deutschland; er selbst wurde zu Rappell interniert.

Von franz. Seite wurde gegen B. der Vorwurf erhoben, derselbe habe seine Ausfälle nicht mit gehöriger Energie ausgeführt, weil er die Armee dem Napoleonischen Kaisertum in Hoffnung auf dessen Wiederherstellung habe erbalten wollen. Ein Manifest Gambettas, des Kriegsministers der provisorischen Regierung, beschuldigte B. sogar offen des Verraths. Diese Anklagen waren nicht gerechtfertigt, vielmehr hat es sich herausgestellt, daß B. durch die außerordentlichen Schwierigkeiten der polit. und militärischen Lage vor eine Aufgabe gestellt war, deren Lösung über seine Fähigkeiten ging, und daß die Regierung der nationalen Verteidigung ihn ohne jede Unterstützung gelassen hat. Nach Abschluß des Präliminarfriedens, der ihm seine Freiheit wiedergab, siedelte B. mit seiner Familie nach Genf über; später kehrte er nach Frankreich zurück, wurde zunächst unbelästigt gelassen, im Mai 1872 aber des Verraths angeklagt und verhaftet. Am 6. Okt. 1873 begannen die öffentlichen Verhandlungen des Kriegsgerichts unter Vorsitz des Herzogs von Nemours. Bei diesem Prozesse fungierte General de la Rivière als öffentlicher Ankläger, während der berühmteste Advokat Frankreichs, Laghaud, mit Unterstützung seines Sohnes die Verteidigung führte. Es wurden 272 Zeugen (129 Militärs, darunter 2 Marschälle und 17 Generale, dann 134 männliche und 9 weibliche Civilpersonen) vorgeladen, deren Aussagen indes den objektiven Thatbestand der Anklage nicht feststellten. Am 10. Dez. wurde B. mit Stimmeinhelligkeit zum Tode und zur Degradation u. s. w. verurtheilt, indessen 12. Dez. vom Präsidenten der Republik, Marshall Mac-Mahon, unter Bestätigung der Degradation zu 20jähriger Festungshaft begnadigt und von der sonst üblichen Art der Vollstreckung der Degradation entbunden. B. wurde 26. Dez. 1873 in das Fort der Insel Ste.-Marguerite bei Cannes gebracht, begleitet von seinem treuergebenden Adjutanten, Oberst Billelte, welcher auch die Untersuchungshaft mit ihm getheilt hatte. In der Nacht vom 9. zum 10. Aug. 1874 gelang es jedoch der Gemahlin B.s, mit Unterstützung eines ihrer merit. Verwandten, den Marshall aus der Haft zu befreien und an Bord eines genues. Dampfers zu bringen. B. reiste durch die Schweiz über Köln nach Belgien, wo er zunächst blieb. Anfang 1875 verlegte er seinen Wohnsitz nach Madrid und

hielt sich seitdem von jeder polit. Thätigkeit fern. B. schrieb: «Rapport sommaire sur les opérations de l'armée du Rhin du 13 Août au 29 Octobre 1870» (Berl. 1870; deutsch von Mels, Berl. 1870), «Bataille de Rezonville, le 16 Août 1870. Rapport du maréchal» (Brüss. 1870), «L'armée du Rhin depuis le 12 Août jusqu'au 29 Octobre 1870» (Par. 1872; deutsch, Epi. 1872).

Vgl. von Hannelen, «Marshall B. und die Kapitulation von Meh» (Darmst. u. Epi. 1873); Sefaur, «Procès du maréchal B. Audiences du premier conseil de guerre etc.» (Par. 1874); La Brugère, «L'affaire B., compte-rendu officiel» (Par. 1874); «Der Prozeß B.» (Berl. 1874); «Der Neue Pitaval» (Neue Serie, Bb. 9, Epi. 1874).

Bazancourt (César, Baron de), franz. Schriftsteller, geb. um 1810, war unter Ludwig Philipp königl. Bibliothekar im Schloß von Compiègne. Während des Orientkriegs wurde er 1855 von der kais. Regierung mit einer Mission nach der Krim beauftragt, um dem Minister des Innern über die Lage und den Gang der Dinge Berichte abzufragen, die später unter dem Titel: «Cinq mois au camp devant Sébastopol» (1855) erschienen sind. Außerdem sammelte er während seines Aufenthalts in der Krim das Material zu dem interessanten Werke «L'expédition de Crimée jusqu'à la prise de Sébastopol, chronique de la guerre d'Orient» (3. Aufl., 2 Bde., 1857; deutsch, 2 Bde., Wien 1856). B. wurde 1859 von Napoleon III. auch nach Italien beordert, um eine Geschichte des ital. Feldzugs abzufassen. Das Werk erschien unter dem Titel «La campagne d'Italie de 1859» (2 Bde., 1859—60; deutsch von Seybt, 2 Ale., Naumb. 1860). Vor dieser Thätigkeit hatte sich B. in der literarischen Welt durch die Herausgabe einiger *Salomane* bekannt gemacht. So veröffentlichte er «L'escadron volant de la reine» (2 Bde., 1836), «Un dernier souvenir» (1840), «Le comte de Rieuany» (1845), «Georges le Montagnard» (4 Bde., 1851), «La princesse Palliacci» (5 Bde., 1852) u. s. w.; auch schrieb er eine «Histoire de Sicile sous la domination des Normands» (2 Bde., 1846) und den histor. Roman «Les secrets de l'épée» (1861). Seinen Werken über den Krimkrieg und den Feldzug in Italien ließ B. später folgen: «Les expéditions de Chine et de Cochinchine» (2 Bde., 1861—62) und «Le Mexique contemporain» (1862). B. starb 25. Jan. 1865.

Bazar (spr. basär, ein ursprünglich persisches, aber aber den ganzen moslem. Orient verbreitetes Wort) bezeichnet bei den Morgenländern den Marktplatz, der bald offen, bald bedeckt ist. Dort findet man alle Handelsartikel zum Verkauf ausgestellt; auch versammeln sich dort die Kaufleute wie an den Handelsbörsen in Europa. Der B. in *Isapahan* ist einer der schönsten, der B. in *Lauris* der größte. In London, Paris, Berlin, München und andern großen Städten nennt man B. Gebäude mit zahlreichen Luxusgegenständen, in größter Ausstreck zum Verkauf ausgestellt sind.

Bazar (Saint-Amand), Gründer des Cartesianismus in Frankreich und Apostel des Cartesianismus, geb. 19. Sept. 1791 zu Paris, anbrachte seine Jugend in einem kleinen Amte der Departementalverwaltung. Als glühender Republikaner widmete er sich nach der Restauration der oppositionellen Presse, stiftete dann unter dem

Diamant der Freimaurerei die republikanische Gesellschaft der „*Amis de la vérité*“ und gründete 1890 mit seinen Freunden Daguet und Joubert, welche die Statuten des Carbonarismus aus Neapel brachten, eine ähnliche Verbindung für Frankreich, welche schon im folgenden Jahre über 200 000 Mitglieder zählte. Wegen seiner Beteiligung an einem Aufstand in Colmar und Belfort in contumaciam zum Tode verurteilt, lebte er meist im Verborgenen und schrieb, nachdem er sich 1836 den St. Simonsisten angeschlossen, Artikel für den „*Producteur*“, das Organ dieser Schule, unter dem Pseudonym *Saint-Amand*. Gemeinschaftlich mit Enfantin unternahm er vorzüglich die Ausbildung der speculativen Seite der Lehre. Endlich eröffnete B. 1838 zu Paris Vorlesungen, in welchen er die von ihm weiter entwickelten Lehren Saint-Simons mit außerordentlichem Erfolge vortrug. Aus dieser Thätigkeit ging auch das Hauptwerk der Schule: „*Exposition de la doctrine de Saint-Simon*“ (2 Bde. 1838—40; neue Ausgabe, Par. 1864) hervor, dessen zweiter, meist von Enfantin verfasster Teil die neue sociale Religion enthält. Als nach der Julirevolution von 1830 die Schule eine freiere Bewegung nehmen durfte, drang Enfantin darauf, seiner Theorie von der Emancipation des Weibes eine sehr weite praktische Anwendung zu geben, dem B. jedoch widerstrebte. Die Schule geriet darüber im Nov. 1831 in Spaltung, wobei sich der edle und stilligste erste B. für immer von ihr lossagte. Er starb 29. Juli 1832 zu Courtray bei Romfermeil.

Bazarbjił, s. Bazarbjschil.

Bazanne (fr.), ein in der Nähe von Vermenton erbaute guter roter Burgunderwein.

Bazas (das Cossium, Cossio oder Vasa-lae der Römer), Stadt im franz. Depart. Gironde, Hauptort eines Arrondissements, 52 km südabdschlich von Bordeaux, auf einem steilen Felsen (79 m), in dem der Douve vorbei zur Garonne fließt, ist durch Zweigbahn nach Langon mit der Südbahn verbunden und zählte (1876) 2859 (Gemeinde 5078) E., welche Gerberei, Hutmacherei und Wachsgerinnung betreiben. B. hat ein Tribunal erster Instanz, ein geistliches Kolleg, eine bedeutende Kaserne aus dem 18. Jahrh. mit reichen Stulpturen, einen großen Platz mit Arkaden, schöne Promenaden, Häuser aus dem 16. Jahrh., aber eng und gewundene Straßen. In der Nähe befindet sich die Duell-*Trou d'Enfer*, merkwürdig durch seine Infirmitäten. Seit dem 6. Jahrh. bis 1790 war B. Sitz des Bischofs der Gascogne, hatte in den Stürmen der Völkerwanderung viel zu leiden, war dann Hauptort der Grafschaft Bazadois, in n. engl.-franz. Kriegen gegenüber Bordeaux französisch gesinnt und spielte in den Hugenottenkriegen 16. Jahrh. und noch während der Fronde eine nicht unwichtige Rolle.

Bazelles, Dorf im franz. Depart. Ardennen, Arrondissement Sedan, auf dem rechten Ufer und n. von der Maas, am Zusammenflusse der Chiers in die Wivonne. Der Ort wurde durch die Schlacht Sedan 1. Sept. 1870 bekannt. Das 1. bayr. Artilleriecorps (von der Lann) griff B., welches von 3. Marine-Regiment besetzt war, an diesem Tage n. morgens 4 1/2 Uhr an und bemächtigte sich selbst nach sechsständigem heißen Kampfe, zu noch durch das preuss. 1. Armee-Regiment unter. Einwohner des Dorfs schossen dabei aus Häusern auf die Bayern und verübten auch

Grausamkeiten gegen Verwundete. Infolge des mit höchster Erbitterung geführten Häuserkampfes wurde der Ort fast vollständig zerstört.

Bazias, Ort in der Serbisch-Banatenschen Milizengrenze, s. Bafiasch.

Bazin (Jacques Rigomer), franz. Publizist, geb. 1771 in Mans, war zur Zeit der Revolution Haupt einer Partei (Bazinisten), welche gegen die Schreckensherrschaft opponierte, wurde deshalb verhaftet und erhielt erst nach Robespierres Sturz die Freiheit wieder. Zwei demokratische Journale, die er hierauf herausgab, wurden vom Directorium unterdrückt; ein Pensionat, das er nach dem 18. Brumaire (1799) in Versailles gründete, mußte er bald wieder schließen. Nun gab er periodische Schriften heraus, wurde 1812 als Mitwisser der Verschwörung des Generals Rastet verhaftet und lebte nach der Restauration in Mans, wo er viele demokratische Flugblätter verfaßte. B. fiel in einem Duell mit einem jungen Offizier 20. Jan. 1820. Seine Pamphlete erschienen gesammelt unter den Titeln „*Lynx*“ und „*Suite du Lynx*“; außerdem schrieb er ein Melodram „*Jacqueline d'Orléans*“ (1803), eine Tragödie „*Charlemagne*“ (1807), eine Novelle „*Selden*“ (1816) u. s. w.

Bazoche (Confrérie de la Bazoche) hieß in Paris von ihrem Sitz, dem Parlamentsgebäude, das lange Zeit ein königl. Palais (Basilika) war, die Körperschaft der Schiffsleute (clercs) der Protokuratoren, deren Entstehung in die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrh. fällt. Diese Körperschaft führte den Titel: „*Königreich B.*“, weil ihr Oberhaupt, wie das vieler mittelalterlicher Körperschaften, „*König*“ (Roi) hieß. Die dramatischen Spiele, die von diesen Schreibern und Studenten der Rechtswissenschaft aufgeführt wurden, sind vermuthlich so alt als jene Körperschaft selbst. Sie entstanden teils aus den unter den Scholaren im Mittelalter üblichen Masleraden an gewissen festlichen Tagen, wie z. B. bei der Raiffeier, teils aus Darstellungen von fingierten gerichtlichen Verhandlungen (causes solennelles, causes grasses), in welchen der Witz und Humor mit der jurist. Kasuistik sich vereinte und die in den jurist. Disputationen ihre Vorläufer hatten. Zuerst mögen die Clercs Jarcen gespielt haben, die früh den satirischen Charakter erhielten, welchen der „*Patelin*“, die berühmteste dieser Jarcen, aufweist, der einen Prozeß zum Gegenstande hat. Oft auch wurden Personen und Handlung in das Gewand der Allegorie gekleidet, und diese allegorisch-satirischen Poesien hießen Sotties. Die Bazoche spielte ihre Jarcen und Sotties, wenigstens das 14. Jahrh. hindurch, privatim. Die Begründung des Theaters der Passionsbräuer scheint die B. veranlaßt zu haben, auch öffentlich zu spielen, und zwar führten sie im 15. Jahrh. mit königl. Privileg auch allegorische Dramen, Moralités, auf. Daß aber trotzdem das komische Drama auf dem Theater der B. vorherrschte, zeigen bezüglich politische Verordnungen des Parlaments, deren älteste erhaltene von 1442 ausdrücklich von „*satiras*“ spricht. Nach 80 Jahren von neuem eingeschärft und abermals umgangen, führte sie 1476 das Verbot der Spiele des Palais wie des Châtelet (d. i. der Bazocheiens) herbei. Nach Ludwigs XI. Tode begannen die Spiele von neuem und dauerten, mit Unterbrechungen, bis 1582 fort. Die B. bestand noch bis zur Revolution, wenn auch durch ein Reglement von 1744 noch mehr in ihren Privilegien beschränkt.

Ihre Hauptrechte waren ihr jedoch auch damals geblieben, sogar die Maiseire mit ihren öffentlichen Ceremonien. Vgl. A. Fabre, «Études historiques sur les clercs de la B.» (Par. 1856).

Bazoche-s-lez-Hautes, Dorf im franz. Depart. Eure-et-Loir, westlich der großen Straße und Eisenbahn Paris-Orléans, 7 km nordwestlich von Artenay, unweit der Straße Chartres-Artenay. Nach diesem Dorf wird zuweilen auch die Schlacht bei Loigny-Poupry vom 2. Dez. 1870 benannt. (S. Loigny.) [b dma.

Bazzi (Giovanni Antonio), ital. Maler, f. S. **Bazzini** (Antonio), einer der vorzüglichsten Violinspieler der neuern Zeit und trefflicher Komponist, wurde 24. Nov. 1818 zu Brescia geboren und war ein Schüler Faustino Camisani's. Raum 12 J. alt trat er mit Erfolg öffentlich auf, wurde 1835 bereits Musikdirektor an einer Kirche seiner Vaterstadt, ging 1842 auf Kunstreisen, kam 1843 und seitdem wiederholt nach Deutschland und erregte allgemeine Bewunderung sowohl seiner eminenten Fertigkeit wie seines schönen Tons und vor trefflichen Vortrags wegen. Hierauf nahm er dauernden Aufenthalt in Florenz, und wurde 1873 am Konservatorium zu Mailand Professor für Kompositionsllehre. B. hat zahlreiche Virtuosenstücke für sein Instrument geliefert, sich aber später der ernstern Kompositionsrichtung zugewendet und Orchesterfächer (z. B. Ouverturen zu Shakespeares «Lear» und «Hieris» «Sauls»), Kammermusikstücke und geistliche Symphonie-Cantaten produziert.

BB (B b) ist auf frühern franz. Münzen die Bezeichnung für die Münzstätte Straßburg.

b b, Abbréviation für bene bene (b. i. optime, sehr gut). — In der Musik ist es die doppelte, also um einen ganzen Ton erniedrigende Vorzeichnung.

B

BB ist Abbréviation für βασιλεὺς βασιλέων βασι-

λεῶν βασιλεῖς (König der Könige, herrschend über Könige), Titel der byzant. Kaiser.

BO, in der Musik Abkürzung für Basso continuo (f. b.).

Bchst., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Bechstein (Joh. Matthäus).

Boo., Abkürzung für Banco.

Bellatome (grch.) ist ein von J. Beer in Berlin angegebenes Verfahren, bei dem der Blutegel, noch während er saugt, an seinem hintern Ende eingeschnitten wird, um hierdurch den Abfluß des von ihm eingesogenen Bluts zu bewirken, während er unausgeseht fortlaugt; man gewinnt hierdurch eine reichlichere Blutentziehung.

Bellum, ein früher in der Materia medica gebrauchtes, der Myrrhe ähnlich riechendes, bitter schmeckendes Gummiharz, von Balsamodendron Africanum Arnott herrührend, welches nicht selten zwischen käuflicher Myrrhe und zwischen Senegalgummi im Handel gefunden wird. Es wird aus Arabien eingeführt. Eine andere Sorte kommt aus Scinde in Ostindien und stammt von Balsamodendron Mukal Hook. Das afrikanische B. enthält bis 70 Proz. Harz, welches in Kali unlöslich ist.

Bellometer (grch.), ein von Earlandiere in Paris erfundenes Instrument, welches, zum Erfas der immer theurer werdenden Blutegel bestimmt, aus einem mit einer kleinen Pumpe und kleinen Lanzetten versehenen gläsernen Schröpfkopf besteht. Die erste Idee dazu ging 1816 von dem Engländer Whit-

ford aus; später wurde es von Gräfe, Heurteloup u. a. verbessert. (S. Blutegel [künstlicher]).

B-dur (ital. de-maggiore; frz. bé-mi; engl. b flat major), die Dur-Tonart, bei welcher h und e um einen halben Ton erniedrigt werden, also zwei b vorgezeichnet sind; die parallele Moll-Tonart ist G-moll; f. unter Ton und Tonarten.

Be, Abkürzung (chem. Zeichen oder Symbol) für Beryllium.

Beach (spr. Bihtsch, Sir Michael Hids), engl. Politiker, geb. 1837 in London als ältester Sohn Sir Michael Hids B.s, des achten Baronets dieses Namens, wurde in Eton und in Oxford, wo er 1861 den Grad eines Master of Arts erlangte, erzogen, 1864 als konservativer Kandidat für East-Gloucestershire ins Unterhaus gewählt und fand, da er sich durch Kenntnisse und Redetalent bemerkbar machte, schon 1868 eine Anstellung als Sekretär für das Armenwesen im Ministerium Disraeli. Diese verlor er bei dem Fall des Ministeriums im Dez. 1868, erlangte aber bei der Bildung des zweiten Ministeriums Disraeli im Febr. 1874 den bedeutenden Posten des Hauptsekretärs für Irland und 1877 einen Sitz im Kabinett. Als im Febr. 1878 Graf Carnarvon infolge abweichender Ansichten über die Orientalische Frage aus dem Ministerium austrat, wurde B. an dessen Stelle zum Kolonialminister ernannt, ein Amt, das er unter schwierigen Verhältnissen mit Geschick und Energie bis zum Sturz des Ministeriums Beaconsfield im April 1880 verwaltete.

Beachy-Head (spr. Bihtschihedd), Borgebürg an der Südküste Englands, Ausläufer der South-Downs, zwischen Brighton und Hastings, bekannt durch einen Seesieg der Franzosen über die Engländer 10. Juli 1690, einer der ersten Schläge in dem zweiten Koalitionskriege gegen Ludwig XIV. von Frankreich. Durch die Revolution, die Jakob II. Stuart stürzte und Wilhelm III. von Oranien auf Englands Thron brachte, waren die beiden «Seemächte» England und Holland eng vereinigt, Herren der Meere geworden. Es galt daher für Frankreich, dieses Übergewicht zu brechen. Der Moment dazu war vorzüglich gewählt. Eben war König Wilhelm III. nach Irland hinübergesegelt, um König Jakob II., der das aufständische Irland mit franz. Hilfe beherrschte, zu bekämpfen. Der engl. Admiral Herbert Lord Torrington gehörte zu den missvergnügten Whigs, die sich vom König zurückgezogen fühlten. Nur widerwillig gehorchte er dem Befehl mit seinen 50 engl.-holländ. Linienschiffen der franz. Armada unter ihrem verdienten Admiral Tourville entgegenzugehen. Als der Kampf das holländ. Geschwader in Nachteile brachte, ließ Torrington im Stich; eine plötzliche Windstille schob er später als Grund für Abbrechen der Schlacht vor. Whitehall aber sah man dies Benehmen als Verrat an und der unbotmäßige Seemann mußte am Tower büßen. Doch ward dieser Triumph Jeanne's sehr bald durch den Sieg Wilhelms über Jakob an der Boyne (f. b.) und etwas später durch den glänzenden Seesieg Russels am Kap La Hogue (f. b.) verbunkelt.

Beaconsfield (spr. Biht'nsfild), kleine Marktstadt in der engl. Grafschaft Buckingham, 36 km westnordwestlich von London, mit (1881) 3061 E. B. war der Lieblingsaufenthalt des Dichters E. Waller und später der Wohnsitz Edmund Burke's, welche beide hier starben und begraben liegen. S. 2

diesem Orte erhielt Benjamin Disraeli bei seiner Erhebung in die Peerage (1876) den Titel Earl of B., nachdem seine Gemahlin bereits 1872 zur Viscountess of B. ernannt worden war.

Beaconsfield (spr. Bihl'nshild, Benjamin Disraeli, Earl of B., Discount Hughenden), Sohn Isaac Disraelis (s. d.), hervorragender engl. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 21. Dez. 1804 (nicht 1805, wie irrthümlich oft angegeben wird) in London, war von jüd. Abkunft, wurde aber zur Beseitigung der damals dem Judentum noch anhaftenden sozialen und polit. Nachteile auf den Rat des Dichters Samuel Rogers 1817 in einer christl. Kirche getauft. Bis zu seinem 17. Jahre besuchte er eine Privatschule in Walthamstow; dann arbeitete er fünf Jahre in dem Bureau eines londoner Sachwalters, wandte sich aber zugleich litterarischen Beschäftigungen zu und wurde durch den glänzenden Erfolg seines Romans «*Vivian Grey*» (5 Bde., Lond. 1826–27), in welchem eine lebhaft, aber ungezügelt sinnbildliche Darstellung und ein ungewöhnliches Talent für Sittenschilderungen aus der sog. fashionablen Welt sich kundgaben, zum Eintritt in die Laufbahn eines Schriftstellers bewogen. Auf die Swift nachgebildete Satire «*The adventures of captain Ponsilla*» (1828) ließ er den Roman «*The young Duke*» (3 Bde., Lond. 1830) folgen, der weniger bedeutend war, während «*Contarini Fleming, a psychological autobiography*» (4 Bde., Lond. 1832) wegen des darin zu Tage tretenden Talents für Darstellung und Analyse der Leidenschaften Aufsehen erregte. In dieser Zeit brachte die Reformbill ganz England in Aufregung, und auch B. warf sich, von einer Reise nach dem Orient zurückgekehrt, mit Eifer auf die Politik. Unter Fumes und O'Connell's Einfluß schloß er sich der entschiedenen liberalen Partei an, trat 1833 als Kandidat für Marylebone auf und stellte in seiner bei dieser Gelegenheit veröffentlichten Broschüre «*What is he?*» ein ganz bedeutendes Glaubensbekenntnis auf, während er zugleich sein die Revolution verherrlichendes «*Revolutionary epick*» (Lond. 1834; neue Aufl. 1864) herausgab, das man ihm später oft zum Vorwurf gemacht hat. Seine Werbung war indes erfolglos, und dieses Mißgeschick scheint einen Umschlag in seinen Ansichten bewirkt zu haben. Denn als ihm 1837 gelang, für Maidstone ins Parlament gewählt zu werden, hatte er sich bereits den Konventionen genähert, die damals unter Peel mit den Whigs kämpften. Bei seinem ersten Auftreten im Unterhause ward er in einer Weise empfangen, die den minder entschlossenen und zuversichtlichen ein entmutigt hätte. Doch durch Talent und Ausdauer gewann er, obgleich wegen seines jüdischen Wesens im Grunde von seiner Partei anerkannt, allmählich Einfluß und bildete Anfang der vierziger Jahre mit Lord John Russell, George Smythe u. a. die sog. Partei des Jungen England, deren Grundzüge er in einer Reihe von Schriften entwickelte, die durch Stil und Inhalt allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Eigentlich erschien darin neben dem mit einem großen Aufwand von Rhetorik befürworteten System einer Mittellassen feindseligen demokratischen Konstitution die Verherrlichung der jüd. Nation, die er schon in einem frühern Roman, «*The wondrous tale of Alroy*», zum Gegenstande gewählt hatte. Es bedeutendste von diesen Werken ist «*Coningsby, the new generation*» (3 Bde., Lond. 1844). In

den folgenden, «*Sybil, or the two nations*» (3 Bde., Lond. 1845) und «*Tancred, or the new crusade*» (3 Bde., Lond. 1847), findet man meist dieselben Ideen in anderer Form wieder.

Unterdessen war B. durch unerwartete Umstände zu einer wichtigen polit. Rolle gelangt. Als Peel nach langen Kämpfen das Schutzollsystem zu Gunsten des Freihandelsystems fallen ließ, warf sich B. neben Lord George Bentinck zum Führer der Protectionisten auf, griff Peel, der in der Session von 1846 die Aufhebung der Kornzölle beantragte, mit allen Mitteln seiner gewandten Dialektik, seines schneidenden Witzes und seiner bitteren Ironie an, und rettete, obgleich er die Annahme der Maßregel nicht verhindern konnte, doch die Partei vor gänzlicher Zersprengung. Zum Vertreter der Grafschaft Buckingham gewählt, erneuerte er auch in den folgenden Sessionen den Kampf. Nach dem Tode Bentincks (1848), dem er mit Lord George Bentinck. A biography» (Lond. 1851) ein Denkmal setzte, mußten sich die Protectionisten, welche den ahnen- und beschloßen B. bisher mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt hatten, dazu entschließen, ihn in aller Form als ihren Führer im Unterhause anzuerkennen. In dieser Stellung mußte er zugleich gegen die Whigs, die Reformier und die Peeliten Front zu machen, wobei ihm die von dem Ministerium Russell begangenen Fehler trefflich zu statten kamen. Als im Febr. 1852 das Whigministerium sich definitiv auflöste, konnte Graf Derby nicht umhin, den Viscount B. in Anspruch zu nehmen, der als Kanzler der Schatzkammer in das neue Torykabinett eintrat. Um sich am Ruher zu erhalten, ließ er das Protectionssystem alsbald fallen, aber das von ihm dem Unterhause vorgelegte Budget bewies, daß er zum Finanzminister nicht das rechte Geschick habe, und die Verwerfung desselben führte schon im Dezember den Sturz des Ministeriums herbei. Der bald darauf ausbrechende Orientkrieg ließ die Parteistreitigkeiten in den Hintergrund treten. Erst nach der Niederlage Palmerstons in der Konspirationssbill gelang es den Tories, im Febr. 1858 sich wieder der Regierung zu bemächtigen, worauf B. seinen frühern Vorgesetzten als Schatzkanzler einnahm. Seine finanziellen Maßregeln hatten diesmal bessern Erfolg, auch sicherte das gegenseitige Mißtrauen der Radikalen und der Whigs ihm eine Zeit lang die Majorität im Parlament; die Einigung beider gegen die von ihm eingebrachte Reformbill nötigte ihn indes schon im Juni 1859 abermals zum Rücktritt.

Während des Waffenstillstandes der Parteien, der nun, unter dem Ministerium Lord Palmerston, fast fünf Jahre (1860–65) dauerte und besonders durch die Verwicklungen und Debatten merkwürdig war, welche der amerik. Bürgerkrieg herbeiführte, bewahrte B. eine Unabhängigkeit des Urteils über die Ursachen und die Zwecke des großen Kriegs, die ihm um so mehr zur Ehre gereichte, je seltener sie, besonders bei seiner Partei, in England zu finden war. Nach Lord Palmerstons Tode bekämpfte er in der Session von 1866 mit Geschick die Reformbill des Ministeriums Russell-Gladstone und bahnte sich durch die Niederlage derselben (Juli 1866) von neuem die Rückkehr ins Amt. Die drohende Ausbreitung der Reformagitation überzeugte ihn indes noch während desselben Jahres von der Notwendigkeit umfassender Zugeständnisse hinsichtlich der Reform der parlamentarischen Vertretung

Ihre Hauptrechte waren ihr jedoch auch damals geblieben, sogar die Maifeyer mit ihren öffentlichen Ceremonien. Vgl. A. Fabre, «Études historiques sur les clercs de la B.» (Par. 1856).

Bazoches-les-Hautes, Dorf im franz. Depart. Eure-et-Loir, westlich der großen Straße und Eisenbahn Paris-Orléans, 7 km nordwestlich von Artenay, unweit der Straße Chartres-Artenay. Nach diesem Dorf wird zuweilen auch die Schlacht bei Loigny-Poupry vom 2. Dez. 1870 benannt. (S. Loigny.) [böma.

Bazzi (Giovanni Antonio), ital. Maler, f. So. **Bazzini** (Antonio), einer der vorzüglichsten Violinspieler der neuern Zeit und trefflicher Komponist, wurde 24. Nov. 1818 zu Brescia geboren und war ein Schüler Faustino Camisani's. Kaum 12 J. alt trat er mit Erfolg öffentlich auf, wurde 1835 bereits Musikdirektor an einer Kirche seiner Vaterstadt, ging 1842 auf Kunstreisen, kam 1843 und seitdem wiederholt nach Deutschland und erregte allgemeine Bewunderung sowohl seiner eminenten Fertigkeit wie seines schönen Tons und vor trefflichen Vortrags wegen. Hierauf nahm er dauernden Aufenthalt in Florenz, und wurde 1873 am Konservatorium zu Mailand Professor für Kompositionsllehre. B. hat zahlreiche Virtuosenstücke für sein Instrument geliefert, sich aber später der ernstern Kompositionsrichtung zugewendet und Orchesterfächer (z. B. Ouverturen zu Shakespeares «Aear» und Alfieri's «Saul»), Kammermusikstücke und geistliche Symphonie-Cantaten produziert.

BB (Bb) ist auf frühern franz. Münzen die Bezeichnung für die Münzstätte Strassburg.

bb, Abbréviation für bene bene (b. i. optime, sehr gut). — In der Musik ist es die doppelte, also um einen ganzen Ton erniedrigende Vorzeichnung.

B
BB ist Abbréviation für βασιλεὺς βασιλέων βασι-

λεῶν βασιλεύει (König der Könige, herrschend über Könige), Titel der byzant. Kaiser.

BC, in der Musik Abkürzung für Basso continuo (f. d.).

Bechst., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Beckstein (Joh. Matthäus).

Boo., Abkürzung für Banco.

Obellometer (grch.) ist ein von J. Beer in Berlin angegebenes Verfahren, bei dem der Blutegel, noch während er saugt, an seinem hintern Ende eingeschnitten wird, um hierdurch den Abfluß des von ihm eingesogenen Bluts zu bewirken, während er unausgesetzt fortsaugt; man gewinnt hierdurch eine reichlichere Blutentziehung.

Obellum, ein früher in der Materia medica gebrauchtes, der Myrrhe ähnlich riechendes, bitter schmeckendes Gummiharz, von Balsamodendron Africanum Arnott herrührend, welches nicht selten zwischen käuflicher Myrrhe und zwischen Senegalgummi im Handel gefunden wird. Es wird aus Arabien eingeführt. Eine andere Sorte kommt aus Scinde in Ostindien und stammt von Balsamodendron Mukal Hook. Das afrikanische B. enthält bis 70 Proz. Harz, welches in Kali unlöslich ist.

Obellometer (grch.), ein von Earlandiere in Paris erfundenes Instrument, welches, zum Ersatz der immer theurer werdenben Blutegel bestimmt, aus einem mit einer kleinen Pumpe und kleinen Lanzen versehenen gläsernen Schröpfkopf besteht. Die erste Idee dazu ging 1816 von dem Engländer Whit-

ford aus; später wurde es von Gräfe, Heurteloup u. a. verbessert. (S. Blutegel [künstlicher]).

B-dur (ital. be-maggiore; frz. bé-mi; engl. b flat major), die Dur-Tonart, bei welcher h und e um einen halben Ton erniedrigt werden, also zwei b vorgezeichnet sind; die parallele Moll-Tonart ist G-moll; f. unter Ton und Tonarten.

Be, Abkürzung (chem. Zeichen oder Symbol) für Beryllium.

Beach (spr. Bistich, Sir Michael Hids), engl. Politiker, geb. 1837 in London als ältester Sohn Sir Michael Hids B.s, des achten Baronets dieses Namens, wurde in Eton und in Oxford, wo er 1861 den Grad eines Master of Arts erlangte, erzogen, 1864 als konservativer Kandidat für East-Downshire ins Unterhaus gewählt und fand, da er sich durch Kenntnisse und Rebetalent bemerkbar machte, schon 1868 eine Anstellung als Sekretär für das Armenwesen im Ministerium Disraeli. Diese Stelle er bei dem Fall des Ministeriums im Dez. 1868, erlangte aber bei der Bildung des zweiten Ministeriums Disraeli im Febr. 1874 den bedeutenden Posten des Hauptsekretärs für Irland und 1877 einen Sitz im Kabinett. Als im Febr. 1878 Graf Carnarvon infolge abweichender Ansichten über die Orientalische Frage aus dem Ministerium austrat, wurde B. an dessen Stelle zum Kolonialminister ernannt, ein Amt, das er unter schwierigen Verhältnissen mit Geschick und Energie bis zum Sturz des Ministeriums Beaconsfield im April 1880 verwaltete.

Beach-Head (spr. Bistichhebb), Vorgebirge an der Südküste Englands, Ausläufer der South-Downs, zwischen Brighton und Hastings, bekannt durch einen Seesieg der Franzosen über die Engländer der 10. Juli 1690, einer der ersten Schlüge in dem sog. Zweiten Koalitionskriege gegen Ludwig XIV. von Frankreich. Durch die Revolution, die Jakob II. Stuart stürzte und Wilhelm III. von Oranien auf Englands Thron brachte, waren die beiden «Seemächte» England und Holland, eng vereinigt, herna der Meere geworden. Es galt daher für Frankreich, dieses Übergewicht zu brechen. Der Moment dazu war vorzüglich gewählt. Eben war König Wilhelm III. nach Irland hinübergesegelt, um König Jakob II., der das aufständische Irland mit französischer Hilfe beherrschte, zu belagern. Der engl. Admiral Herbert Lord Torrington gehörte zu den mangelhaftesten Whigs, die sich vom König zurückgezogen fühlten. Nur widerwillig gehorchte er dem Befehl mit seinen 50 engl.-holländ. Linien Schiffen der franz. Armada unter ihrem verdienten Admiral Tourville entgegenzugehen. Als der Kampf das holländ. Geschwader in Nachteile brachte, ließ Torrington im Stich; eine plötzliche Windstille schob er später als Grund für Abbrechen der Schlacht vor. Whitehall aber sah man dies Benehmen als Verrat an und der unbotmäßige Seemann mußte in der Tower hängen. Doch ward dieser Triumph Frankreich sehr bald durch den Sieg Wilhelms über Jakob an der Boyne (f. d.) und etwas später durch den glänzenden Seesieg Russells am Kap La Hogue (f. d.) verbunkelt.

Beaconsfield (spr. Bistichfeld), kleine Marktstadt in der engl. Grafschaft Buckingham, 36 km westnordwestlich von London, mit (1881) 3061 E. B. war der Lieblingsaufenthalt des Dichters G. Waller und später der Wohnstz Edmund Burke, welche beide hier starben und begraben liegen. 1833

diesem Orte erhielt Benjamin Disraeli bei seiner Erhebung in die Peerage (1876) den Titel Earl of B., nachdem seine Gemahlin bereits 1872 zur Viscountess of B. ernannt worden war.

Beaconsfield (spr. Bihf'näshild, Benjamin Disraeli, Earl of B., Viscount Hughenden). Sohn Isaac Disraelis (s. d.), hervorragender engl. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 21. Dec. 1804 (nicht 1805, wie irrthümlich oft angegeben wird) in London, war von jüd. Abkunft, wurde aber zur Beseitigung der damals dem Judentum noch anhaftenden sozialen und polit. Nachteile auf den Rat des Dichters Samuel Rogers 1817 in einer christl. Kirche getauft. Bis zu seinem 17. Jahre besuchte er eine Privatschule in Walshampton; dann arbeitete er fünf Jahre in dem Bureau eines Londoner Sachwalters, wandte sich aber zugleich litterarischen Beschäftigungen zu und wurde durch den glänzenden Erfolg des Romans »Vivian Grey« (5 Bde., Lond. 1826–27), in welchem eine lebhaft, aber ungezügelter Einbildungskraft und ein ungewöhnliches Talent für Sittenbilderungen aus der sog. fasshionablen Welt sich kundgaben, zum Eintritt in die Laufbahn des Schriftstellers bewogen. Auf die Swift nachgebildete Satire »The adventures of captain Popanilla« (1828) ließ er den Roman »The young Duke« (3 Bde., Lond. 1830) folgen, der weniger bedeutend war, während »Contarini Fleming, a psychological autobiography« (4 Bde., Lond. 1832) wegen des darin zu Tage tretenden Talents für Darstellung und Analyse der Leidenschaften Aufsehen erregte. In dieser Zeit brachte die Reformbill ganz England in Aufregung, und auch B. warf sich, von einer Reise nach dem Orient zurückgekehrt, mit Eifer auf die Politik. Unter Humes und O'Connell's Einfluß schloß er sich der entschiedenen liberalen Partei an, trat 1833 als Kandidat für Marglebone auf und stellte in seiner bei dieser Gelegenheit veröffentlichten Broschüre »What is he?« ein ganz demokratisches Glaubensbekenntnis auf, während er zugleich sein die Revolution verherrlichendes »Revolutionary epick« (Lond. 1834; neue Aufl. 1864) herausgab, das man ihm später oft zum Vorwurf gemacht hat. Seine Bewerbung war indes erfolglos, und dieses Mißgeschick scheint einen Umschlag in seinen Ansichten bewirkt zu haben. Denn als ihm 1837 gelang, für Maidstone ins Parlament gewählt zu werden, hatte er sich bereits den Konservativen genähert, die damals unter Peel mit den Whigs kämpften. Bei seinem ersten Auftreten im Unterhause ward er in einer Weise empfangen, die den minder entschlossenen und zuversichtlichen meist entmutigt hätte. Doch durch Talent und Ausdauer gewann er, obgleich wegen seines extrinsischen Wesens im Grunde von keiner Partei anerkannt, allmählich Einfluß und bildete Anfang der vierziger Jahre mit Lord John Russell, George Smythe u. a. die sog. Partei des Jungen England, deren Grundsätze er in einer Reihe von Schriften entwickelte, die durch Stil und Inhalt allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Eigentlich erschien darin neben dem mit einem großen Aufwand von Rhetorik befürworteten System einer Mittelklassen feindseligen demokratischen Revolution die Verherrlichung der jüd. Nation, die er schon in einem frühern Roman, »The wondrous tale of Alroy«, zum Gegenstande gewählt hatte. Es bedeutendste von diesen Werken ist »Coningsby, the new generation« (3 Bde., Lond. 1844). In

den folgenden, »Sybil, or the two nations« (3 Bde., Lond. 1845) und »Tancred, or the new crusades« (3 Bde., Lond. 1847), findet man meist dieselben Ideen in anderer Form wieder.

Unterdessen war B. durch unerwartete Umstände zu einer wichtigen polit. Rolle gelangt. Als Peel nach langen Kämpfen das Schuttsystem zu Gunsten des Freihandelsystems fallen ließ, warf sich B. neben Lord George Bentinck zum Führer der Protectionisten auf, griff Peel, der in der Session von 1846 die Aufhebung der Kornzölle beantragte, mit allen Mitteln seiner gewandten Dialektik, seines schneidenden Witzes und seiner bitteren Ironie an, und rettete, obgleich er die Annahme der Maßregel nicht verhindern konnte, doch die Partei vor gänzlicher Zersprengung. Zum Vertreter der Grafschaft Buckingham gewählt, erneuerte er auch in den folgenden Sessionen den Kampf. Nach dem Tode Bentincks (1848), dem er mit Lord George Bentinck »A biography« (Lond. 1851) ein Denkmal setzte, mußten sich die Protectionisten, welche den abnen- und besipflosen B. bisher mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt hatten, dazu entschließen, ihn in aller Form als ihren Führer im Unterhause anzuerkennen. In dieser Stellung mußte er zugleich gegen die Whigs, die Reformen und die Peeliten Front zu machen, wobei ihm die von dem Ministerium Russell begangenen Fehler trefflich zu Hatten kamen. Als im Febr. 1852 das Whigministerium sich definitiv auflöste, konnte Graf Derby nicht umhin, den Beistand B.'s in Anspruch zu nehmen, der als Kanzler der Schatzkammer in das neue Kabinet eintrat. Um sich am Ruder zu erhalten, ließ er das Protektionsystem alsbald fallen, aber das von ihm dem Unterhause vorgelegte Budget bewies, daß er zum Finanzminister nicht das rechte Geschick habe, und die Verwerfung desselben führte schon im Dezember den Sturz des Ministeriums herbei. Der bald darauf ausbrechende Orientkrieg ließ die Parteistreitigkeiten in den Hintergrund treten. Erst nach der Niederlage Palmerstons in der Konspirationbill gelang es den Tories, im Febr. 1858 sich wieder der Regierung zu bemächtigen, worauf B. seinen frühern Posten als Schatzkanzler einnahm. Seine finanziellen Maßregeln hatten diesmal bessern Erfolg, auch sicherte das gegenseitige Mißtrauen der Radikalen und der Whigs ihm eine Zeit lang die Majorität im Parlament; die Einigung beider gegen die von ihm eingebrachte Reformbill nötigte ihn indes schon im Juni 1859 abermals zum Rücktritt.

Während des Waffenstillstandes der Parteien, der nun, unter dem Ministerium Lord Palmerston, fast fünf Jahre (1860–65) dauerte und besonders durch die Verwickelungen und Debatten merkwürdig war, welche der amerik. Bürgerkrieg herbeiführte, bewahrte B. eine Unabhängigkeit des Urteils über die Ursachen und die Zwecke des großen Kriegs, die ihm um so mehr zur Ehre gereichte, je seltener sie, besonders bei seiner Partei, in England zu finden war. Nach Lord Palmerstons Tode bekämpfte er in der Session von 1866 mit Geschick die Reformbill des Ministeriums Russell-Gladstone und bahnte sich durch die Niederlage derselben (Juli 1866) von neuem die Rückkehr ins Amt. Die drohende Ausbreitung der Reformagitation überzeugte ihn indes noch während desselben Jahres von der Notwendigkeit umfassender Zugeständnisse hinsichtlich der Reform der parlamentarischen Vertretung

und 1867 brachte er eine Reformbill ins Parlament, die im Vergleich mit allen ihren Vorgängern als radikal bezeichnet werden konnte. Das staunenswerte Talent wie die unerschütterliche Beharrlichkeit, womit er diese Maßregel ersten Ranges, im Gegensatz zu den Traditionen seiner eigenen Partei, durchführte, errangen ihm seinen größten polit. Triumph und bereiteten ihm den Weg zu der letzten Stufe der Macht, welche ihm noch zu ersteigen übrig blieb. Als Graf Derby im Febr. 1868 aus Gesundheitsrücksichten seine Stelle als Premierminister niederlegte, folgte D. ihm in dieser Würde nach. In seiner Antrittsrede kündete er eine wahrhaft freisinnige Politik an, und nach den Erfahrungen von 1867 war man keineswegs abgeneigt, seinem Versprechen Glauben zu schenken. Bald jedoch wurde es klar, daß fürs erste kein Fortschreiten auf der Bahn der Reform von ihm zu erwarten sei. Unnachgiebig bekämpfte er während der Session von 1868 die von liberaler Seite kommenden Vorschläge zu einer gründlichen Besserung der irischen Zustände und zunächst zur Entstaatlichung der irischen Kirche. Die liberalen Majoritäten des Parlaments mißachtend, erklärte er, nur dem in den allgemeinen Neuwahlen abzugebenden Urteil der Nation weichen zu wollen. Als diese Wahlen gegen ihn entschieden, legte er noch vor dem Zusammentreten des neuen Parlaments sein Amt nieder (Dez. 1868). Die Königin bot ihm bei dieser Gelegenheit die Erhebung zur Peerswürde an. Er acceptierte dieselbe für seine Gemahlin (die Witwe seines 1838 verstorbenen Parlamentskollegen Windham Lewis), mit der er sich 1839 vermählt hatte und welche 15. Dez. 1872 als Viscountess of Beaconsfield starb), zog für sich selbst dagegen das Verbleiben in seiner früheren Stellung vor.

Nach Graf Derbys Tode (23. Okt. 1869) fiel ihm endlich die Führerschaft über die ganze konservative Partei zu, die er seitdem bis zu seinem Tode leitete. Bei der mächtigen Majorität, mit welcher sein Gegner Gladstone aus dem Wahlkampfe hervorgegangen war, beschränkte D.s Politik während der nachfolgenden Jahre sich wesentlich auf den hartnäckigen Widerstand gegen alle großen Reformmaßregeln, welche das Ministerium Gladstone demütig gemacht haben. Die Entstaatlichung der irischen Kirche, die irische Landbill, die Armee reform, die Erziehungsbill, die Ballotbill wurden mit mehr oder weniger Hestigkeit von ihm bekämpft. Inzwischen aber bereitete die unaufhaltsam durchgeführte Reformpolitik der Liberalen in dem engl. Volke eine konservative Reaktion vor und nach den allgemeinen Neuwahlen vom Febr. 1874 fand D. sich zur Überraschung aller Parteien an der Spitze einer ebenso großen Majorität wie sechs Jahre früher Gladstone. Als Programm des nun von ihm gebildeten konservativen Ministeriums stellte er vorzüglich die soziale Reform, die Verbesserung der öffentlichen Gesundheitspflege und der gesellschaftlichen Zustände der arbeitenden Klassen auf; zugleich wurde angedeutet, daß in Bezug auf auswärtige Politik ein entschiedeneres Auftreten das von den Liberalen eingebüßte Ansehen Englands im Auslande zurückerobern solle. Hinsichtlich der sozialen Reform löste er sein Versprechen teilweise während der Sessionen von 1874—76 durch Verbesserung der Faktoreien, der Friendly Society Bills, eine Akte zur Verbesserung der Wohnungen der arbeitenden Klassen, eine neue Schiffsahrtakte

u. a. Als Beginn des verheißenen entschiedeneren Auftretens nach außen konnte die Reise des Prinzen von Wales nach Indien (Okt. 1875), der Anlauf der Suezkanalanleihe (Nov. 1875) und die Erhebung der Königin Victoria zur Kaiserin von Indien (April 1876) gelten. Alle diese Maßregeln waren zur Abwehr der vorgeblichen Eroberungspolitik Rußlands in Asien bestimmt. Im Beginn der russ.-türk. Streitigkeiten war D. ganz bereit, für die Sache der Türkei in Europa mit den Russen einzutreten. Hieran wurde er jedoch verhindert durch die großartige Opposition, welche Gladstone als Führer der Liberalen gegen eine engl.-türk. Allianz organisierte. Dennoch trug D. durch seine drohende Haltung gegen Rußland und die gleichzeitig den Türken gegebene geheime Versicherung, daß diese im äußersten Falle auf Englands Hilfe zählen dürften, viel zum Scheitern der europ. Konferenz in Konstantinopel und zum Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs im J. 1877 bei. D. war inzwischen, da er sich bei vorrüdendem Alter an Strapazen der Geschäftsführung im Unterhause nicht mehr gewachsen fühlte, nach Ablauf der Session von 1876 als Viscount Hughenden und Graf D. zur Peerswürde erhoben. Während des Krieg hielt er sich, ohne seine Sympathien für die Türken zu verleugnen, neutral. Als aber der Sieg für Rußland entschied, und die Türken um engl. Vermittelung nachsuchten, nahm er eine herausfordernde Haltung an, indem er Jan. 1878 in engl. Flotte in die Dardanellen schickte und nach dem Abschluß des Friedens von San-Stefano, da er in vielen wichtigen Punkten modifiziert wissen wollte, die Reserven einberief und 7000 Mann an Truppen von Indien nach Malta beorderte (April 1878). Rußland willigte unter diesen Umständen in die Abhaltung eines europ. Kongresses in Berlin; aber schon ehe der letztere zusammentrat, so ständigte D. sich in geheimen Verträgen mit Italien, dem er eine Anzahl wichtiger Zugeständnisse machte, und mit der Türkei, der er, gegen die Vertretung von Syrien, den Rest ihrer Besitzungen gegen künftige Angriffe garantierte. Das Bekanntwerden dieser geheimen Verträge sowie D.s Haltung gegen Griechenland minderte etwas den Glanz seines Auftretens auf dem Berliner Kongress. Nichtsdestoweniger wurde er bei seiner Rückkehr (16. Juli 1878) als Stifter eines *schonungslosen Friedens* (peace with honour) mit Jubel empfangen. Die Königin verlieh ihm den Hosenorden, die Stadt London das Ehrenbürgerrecht; überhaupt stand er um diese Zeit auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhms als Minister. In großem Sinne handelnder imperialistischer Staatsmann. Den ersten Stoß versetzte ihm der von ihm mißbilligte, aber doch weiter geführte Krieg gegen die Zulus; den zweiten der von ihm hervorgerufene Krieg gegen Afghanistan, Kriege, welche England nicht nur große Verluste und Demütigungen zogen, sondern Verwirrung und Defizit in den Finanzen herbeiführten. Der Umschwung der öffentlichen Meinung wurde immer fühlbarer und endlich einen entscheidenden Ausdruck in den gemeinen Neuwahlen vom April 1880, die den Fall des Ministeriums D. zur Folge hatten. Obwohl noch immer von bedeutendem Einfluß, nahm D. doch verhältnismäßig selten an den parlamentarischen Verhandlungen teil. Bald nach seiner im März 1881 gehaltenen Rede über die

Politik in Afghanistan erkrankte er und starb unter allgemeiner Theilnahme 19. April 1881. Seinem Wunsch gemäß wurde er 24. April auf seinem landliche Huhenden in Buckinghamshire an der Seite seiner Gemahlin und der Mrs. Williams welcher B. den größten Teil seines Vermögens verkauft befreit; aber auf den Antrag Gladstones beschloß das Parlament, ihm ein Denkmal an der Westminsterabtei zu errichten. Am 27. Febr. 1882 wurde in der Pfarrkirche zu Huhenden das ihm von der Königin Victoria gewidmete, vom Bildhauer West gefertigte Monument (aus sicil. Marmor) aufgestellt. Da er kinderlos starb, ist die Peerwürde mit ihm erloschen. Zu seinem hundertjährigen Tod ernannte er testamentarisch den Sohn seines Bruders Ralph, Coningsby Disraeli. Als Schriftsteller hatte B. noch einmal die Triumphe seiner frühern Jahre durch die Romane *Lothair* (3 Bde., Lond. 1870) und *Endymion* (1 Bde., Lond. 1881; deutsch von G. Hötter, Bde., 1881) erneuert. Billige Gesamtausgaben seiner Werke wurden in der neuesten Zeit mehrfach veranstaltet. Seine Reden erschienen gesammelt als *«Constitutional reform, five speeches 1859—65»* (Lond. 1866), *«Parliamentary reform, five of speeches 1848—66»* (Lond. 1867) und *speeches on conservative policy of the last 10 years»* (Lond. 1870).

Vgl. Mill, *«Disraeli the author, orator and statesman»* (Lond. 1868); Althaus, *«Engl. Charakterbilder»* (2 Bde., Berl. 1870) und *«Benjamin Disraeli, Lord B.»* (im *«Neuen Plutarch»*, Bd. 9, 1882); Brandes, *«Lord B. Ein Charakter»* (Berl. 1879).

Beagle-Kanal, s. unter Feuerland.

Beamte, s. unter Amt.

Beamtenvereine sind Associationen zur Förderung der Interessen des Beamtenstandes nach Grundzüge der Gegenseitigkeit und Selbsthilfe. In Wirklichkeit zur Erreichung dieses Zwecks stellt sich vornehmlich auf den Betrieb der Lebensversicherung zu Gunsten ihrer Mitglieder, auf Gewährung von Darlehen an die Leihern und auf Vererbung der Sparsumme unter denselben. Neben bilden humanitäre Zwecke ihre Aufgabe. Die meisten dieser Vereine sind: der Erste allgemeine B. der Österreichisch-Ungarischen Monarchie Wien, gegründet 1864, seiner Entwicklung nach bedeutendste und zugleich Vorbild für die später folgenden. Der Verein erbaute in Währing bei Wien und in Budapest Witwen- und Waisenhäuser, ein Wochenblatt, die *«Beamten-Zeitung»*, und literarisches Jahrbuch, die *«Diogenen»* (seit 1871), heraus. Der Preussische B. in Hannover, stiftet 1877, gibt die *«Monatsschrift für Deutsche Beamte»* (Gründ. 1877 fg.), *Eigen Hulp* (Selbsthilfe), niederländischer B. im Haag, eine gleichartige Wochenschrift in Harlem heraus. **Beamte** (neulat., wahrscheinlich vom frz. béte, Selbstschmelze), früher Bezeichnung für einen ungelommenen Studenten, Fuchs; dann auch für die durcheinander Mensch; Beamte über Beamte, das Benehmen eines solchen.

Beana (lat. Beneartia) eine südl. Grenzland- Frankreichs von ungefähr 4500 qkm Fläche, welche dem größern östl. Teile des jetzigen rt. Nieder-Pyrenäen entspricht und von den ebedachten Gipfeln des dichtbewaldeten Gebirges absteigt zu niedern Vorbergen, die reisenden

Bäche und kleinere Gebirgskette vielfach durchfließen. Das Klima ist gesund, und kräftige Bergweiden unterstützen die treffliche Viehzucht, besonders Pferde- und Schafzucht. Die Terrassen der steilen Thäler und Hügel sind mit Weizen geschmückt; in den tiefergelegenen Gegenden gedeiht der Mais; auf den übrigen Berg-ebenen ist der Flachsbau weit verbreitet. Der mit allen Tugenden eines kräftigen Gebirgsbewohners geschmückte Bearnier betreibt mit Eifer den Bergbau, besonders auf Eisen, sowie Terrassenkultur, Viehzucht und Weinwandmanufaktur. In großer Anzahl wandert auch die Bevölkerung alljährlich in die Umgegend und am häufigsten nach Navarra und Catalonien, um Arbeit zu suchen. Die eigentliche Landesprache ist, seitdem sich hier im 6. Jahrh. die Basconen festgesetzt, die baslische, wenn auch seit der Revolution immer mehr vom Französischen verdrängt. Die Hauptstadt des Landes ist Pau (s. d.). Ein Zeitgenosse Ludwigs des Frommen, Centullus, aus dem Stamm der Herzöge von Gasconne, vereinigte die Besitzungen, aus denen die Bicomté B. entstand, und deren erster Regent sein Urenkel Centullus I. war. Unter dessen, gewöhnlich Gaston oder Centullus benannten Nachfolgern zeichnet sich besonders aus Gaston IV. (1088—1180), einer der Helden des ersten Kreuzzugs, der nach seiner Rückkehr durch eine Reihe Grobthaten im Dienste des Königs Alfons I. von Aragonien Saragossa zu Lehn erhielt. Nachdem 1134 mit Centullus V. der Mannstamm der alten Bicomtes erloschen war, ließ das Land Gefahr, die Unabhängigkeit zu verlieren, indem dessen Tochter Marie 1170 den König Alfons II. von Aragonien in ihren Besitzungen zum Lehnsherrn erklärte. Die empörten Bearnier griffen zu den Waffen, stifteten Marie mit ihrem Gemahl Wilhelm von Roncada zur Flucht und unterwarfen sich einem Guelmann aus Bigorre, der jedoch im zweiten Jahre seiner Herrschaft ermordet wurde. Das gleiche Schicksal hatte sein Nachfolger, ein Ritter aus Auvergne. Die Bearnier wählten nun einen Sohn der Prinzessin Marie, der als Gaston VI. die Regierung bis 1215 vortrefflich führte. Ihm folgte sein Bruder Wilhelm Raimund, der ebenso wie sein Sohn nur kurze Zeit herrschte, dagegen um so länger sein Enkel Gaston VII. (1229—90). Durch die zweite Tochter des Leptern, Margarethe, die mit dem Grafen Roger VII. von Foix verheiratet war, ging die Bicomté in die Hände der Grafen von Foix über. Seitdem gehörte das Land mit Foix und Navarra nacheinander den Häusern Foix, Grailly und Albret. Johanna von Albret, die Erbin der Länder ihres Hauses, heiratete 1548 Anton von Bourbon und hinterließ 1572 als Erbin ihren Sohn, den nachmaligen König Heinrich IV. von Frankreich. Durch diesen, der spottweise der Bearnier genannt wurde, kam B. an Frankreich, mit dessen Krone es 1620 durch Ludwig XIII. auf immer vereinigt wurde. Seitdem begann zugleich die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus, der seit 1560 in B. die Herrschaft gewonnen hatte. Vgl. Pierre de Marca, *«Histoire de B.»* (Par. 1640); Dornbave, *«Histoire de B. et Navarre. Publiée pour la première fois sur le manuscrit original par P. Raymond»* (Par. 1873).

Beata (Femininum vom lat. beatus, glücklich), eine weibliche Person, die, ohne Rone zu sein, wie eine solche lebt, Betschwester; auch eine vom Papst Seligsprechene; B. Virgo, selige Jungfrau,

häufige Bezeichnung der Jungfrau Maria; *Beatae memoriae*, seligen Andenkens.

Beaten (vom lat. *beatus*), Sœurs converses, Bekehrte Schwestern, Name der Lektorenvertrauen verschiedener religiöser Orden.

Beaticum (lat.), soviel wie Biatikum (s. d.).

Beatifikation, i. Seligsprechung.

Beattiken (frz.), kleine Lederbissen in Postleuten, Torten u. s. w.

Beati possidentes (lat. Sprichwort, wörtlich: „Glücklich die Besitzenden“ oder „Selig ist der Besitzer“) soll den Vorteil bezeichnen, den derjenige, welcher eine Sache wirklich besitzt, vor dem hat, welcher nur danach strebt, weil der auch ohne alle Rechtsmittel, die rechtliche, daß der Besitzer in demselben (seiner) lange nicht gestört werden darf, solange Sache nicht durch ein förmliches Urteil aberkannt worden ist. Schiller sagt in seinem *„Tod“* (Monolog Akt 2, Scene 4) dafür: „Sei im Besitze und du wohnst im Recht.“ Das engl. Sprichwort lautet: „Possession is eleven points of the law.“

Beatissimus (lat.), Scheinheiligkeit.

Beattitas (lat.), Seligkeit, Glücklichsein, D. *beatitudo*. Ein Seligkeit, sonst Ehrentitel der Bischöfe und auch weltlicher Personen, jetzt nur dem Papste zukommend.

Beaton oder *Beithune* (David), Cardinal und Primas von Schottland, eifrigster und mächtigster Gegner der Reformation in Schottland und der Vereinigung dieses Reichs mit England, stammte aus einer berühmten franz., nach Schottland übergekommenen Familie und wurde 1494 geboren. Auf den Universitäten zu St. Andrews und Paris gebildet, trat er früh in den geistlichen Stand. Seine diplomatischen Talente verschafften ihm aber schon während der Minderjährigkeit Jakobs V. die Landschaft in Frankreich, und nach der Rückkehr ward er 1528 zum Siegelbewahrer ernannt. Im J. 1533 brachte er in Paris die Ehe Jakobs mit Magdalene, der Tochter Franz' I., zu Stande und nach deren Tode die mit Maria von Guise, und wirkte überhaupt so eifrig für das gute Vernehmen zwischen Schottland und Frankreich, daß ihn Franz I. naturalisierte, ihm das Bistum Nicopolis ertheilte und seine Erhebung zum Cardinal vermittelte. Nachdem er an Stelle seines Oheims zum Erzbischof von St. Andrews ernannt worden war, veranlaßte er das Parlament zu einer strengen Verfolgung der schon sehr zahlreichen Protestanten. Im J. 1541 hintertrieb er eine Zusammenkunft Jakobs V. und Heinrichs VIII. und bewog vielmehr seinen König zur Kriegserklärung an England. Als Jakob bald nach der unglücklichen Schlacht von Solway 1542 gestorben war, brachte der Cardinal ein untergezeichnetes Testament zum Vorschein, welches ihn während der Minderjährigkeit der Maria Stuart zum Regenten erklärte. Der Adel verwarf jedoch das Testament und ernannte den Grafen Arran als Prinzen von Gebäl zu Regenten. Dieser ließ B. nicht nur verhaften, sondern schloß auch, indem er sich für die Reformation erklärte, mit England ein Bündnis, nach welchem der Sohn Heinrichs VIII., Prinz Eduard von Wales, mit der jungen Königin Maria vermählt werden sollte. B. entkam jedoch aus seinem Gefängnis, stellte mit der Königin-Mutter den Grafen Lennox als Nebenbuhler Arrans auf, bemächtigte sich der jungen Ka-

nigin und nötigte den Regenten, sich mit ihm zu versöhnen, die engl. Partei zu verlassen und im prot. Glauben 1543 abzusichern. Im Verlauf der kirchlichen und weltlichen Gewalt hielt er gegen den Katholizismus unter dem Gesichtspunkt der Trennung von England und der Verbindung mit Frankreich durch rücksichtslose Strenge an. So ließ er auf einer Visitationsreise 1546 viele Protestanten hinrichten, den nachherigen Reformator Knox aus St. Andrews vertreiben und gelegentlich einer Provinzialsynode in Edinburgh im angesehensten evang. Prediger, George Wishart, seinem Verleumdern verbrennen. Sehr bald erregte aber auch ihn das Schicksal; in dem letzten Schloß zu St. Andrews, wo er den Sohn des Königs als Geisel gefangen hielt, wurde er 28. Aug. 1546 von mehreren Edelknechten überfallen und ermordet.

Beatrix, der 83. Mercur, s. u. Planeten.

Beatrix de Lorraine (Nicolas), auch *Beatrix*, *Beatrix* genannt, Kupferstecher, geboren im ersten oder zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrh. in Dordrecht, hielt sich hauptsächlich in Italien auf. Von 1540–62 scheint er in Rom gelebt zu haben. Er bildete sich nach Agostino Veneziano und Marcantonio Raimondi und nach mehreren bedeutenden Kompositionen nach Michelangelo, welche dieser für die Marchese di Pescara, Raimondo Colonna, seine berühmte Freundin, geschnitten hat. B. Manier hat viel von der Weise Michelangelos, namentlich in der gewaltigen Bildung der Muskulatur. Ähnlich, aber feiner als die Arbeiten sind die Blätter des Meisters mit dem Titel und des Noel Bonifacio, die daher oft mit den seinen verwechselt werden. Er starb um 1570.

Beaton (Alex.), verdienter engl. General und Landwirt, nahm 1799 als Wellingtons Adjutant an dem Kriege gegen Tippu Saib in Indien theil und schrieb später ein Werk über den Verlauf dieses Krieges. Nach England zurückgekehrt, zog er sich auf seine Besitzung Knowlton in der Grafschaft Suffex zurück und veröffentlichte die Broschüre „A new system of culture without lime or dung or summer-fallow“ (Göttingen 1830, deutsch von Dammann unter dem Titel: „Neues Ackerbausystem ohne Dünger, Mist oder Brache“ 3 Aufl. Weim. 1841). Dieses System bestand darin, daß der schwere Thonboden nicht in der genannten Grafschaft, nicht mehr mit Flugsäure und Brachhaltung kultiviert, sondern nur mittels einer besondern, von B. selbst konstruirten Egge bearbeitet und statt der Brachhaltung ein rationeller Fruchtwechsel mit geringem Brennen des Bodens eingeführt wurde. B. erzielte mit diesem System außerordentlich ausgezeichnete Erfolge, wenn diese auch, wie B. nachgewiesen hat, mehr der momentanen als der Verbesserung des Bodens, als einer dauerhaften Erhaltung der Fruchtbarkeit, welche bei B. nicht möglich, zu verbanen waren. Später wurde B. Generalmajor und Gouverneur von St. Helena, wo er starb, nachdem er für die Verbesserung der dortigen Landwirtschaft eifrig gewirkt und auf hierauf bezügliche Werk geschrieben hatte.

Beattie (James), schott. Philosoph und Dichter, geb. 25 Okt. 1735 zu Laurencekirk in der Grafschaft Aincardine, gest. 18. Aug. 1803 als Professor der Moralphilosophie zu Aberdeen, erregte seinen Ruhm durch den „*Kant on the nature and immutability of truths*“ (Glasg. 1770; Lond. 1771).

Beauceron ist der Name einer Landschaft im Südwesten von Paris, aus dessen Kornkammer sie von jeher galt. Mit Chartres als Hauptstadt dehnt sie sich nördlich bis Dreux, südlich bis Bonneval aus, gehörte früher zu der Provinz Orléannais und bildet jetzt den größten Theil des Depart. Eure-et-Loir. Obgleich sich die Stromgebiete der Seine und Loire in der B. scheiden, durchbricht kein Höhenzug die Einformigkeit der ungefähr 3300 qkm umfassenen hügellosen Ebene. Dies sowohl wie der ungemein fruchtbare, der Tertiärformation angehörende Boden begünstigt den Ackerbau in solchem Grade, daß das Depart. Eure-et-Loir dreimal mehr Getreide erzeugt als im Durchschnitt die übrigen franz. Departements. Auch Gemüse, Runkelrüben, Krapp, Hanf, Flachs bauen die Beaucerons oder Bewohner der B. in beträchtlichen Quantitäten, und mit dem Feldbau geht eine bedeutende Züchter- und Schafzucht Hand in Hand. Im Süden bewässert der Loir ein schönes Thal, aber das seines Rebenssuffes Conie ist nur eine sumpfige, schmale, flache Bodenrinne. Die Landschaft Dreux im nördlichsten Theil der B. ist mannigfaltiger; dort trifft man anmutige Stellen in den Thälern der Drouette und der Blaise, der Eure und der Yegre, welche den schönen Wald von Dreux umsäumen. Am Südrande der B. bei Patay, schlug die Jungfrau von Orléans 18. Juni 1429 die Engländer. Im Herbst 1870 war die B. der Schauplatz zahlreicher Gefechte.

Beauchamp, engl. Adelsfamilie, f. Marwid.
Beauchamp (Alphonse de), franz. Geschichtsschreiber und Publizist, geb. 1767 in Monaca, wo sein Vater Plaktommandant war, erhielt seine Erziehung in Paris und trat dann in sardin. Dienste, dankte aber beim Ausbruche des Kriegs mit Frankreich ab und wurde, deshalb verdächtig, auf die Festung gebracht. Nach seiner Freilassung ging er nach Frankreich, wurde bei der pariser Polizei angestellt und verfasste die im bourbonnischen Sinne geschriebene *«Histoire de la Vendée et des Chouans»* (3 Bde., Par. 1806; 4. Aufl. 1820), welche die Unzufriedenheit der Regierung erregte. Er wurde nach Reims versetzt, dann aber zurückberufen und fand bis 1814 bei der Einnahme der indirekten Abgaben eine Anstellung. Später erhielt er von Ludwig XVIII. eine Pension. Er starb in Paris 1. Juni 1832. B. schrieb lange Zeit für den *«Moniteur»*, die *«Gazette»* und die im bourbonnischen Sinne von Michaud herausgegebene *«Biographie des hommes vivants»*. Seine zahlreichen Geschichtswerke tragen das Gepräge des Parteigeistes. Nur in seiner *«Histoire du Brésil»* (Par. 1815) und in der *«Histoire de la conquête du Pérou»* (Par. 1808) fand er weniger Gelegenheit, seine polit. Ansicht hervortreten zu lassen. Unter seinen übrigen Werken verdienen Erwähnung die *«Histoire de la campagne de 1814 et 1815»* (2 Bde., Par. 1818), die gegen de la Roca gerichtete *«Histoire de la révolution du Piémont»* (Par. 1823) und *«Vie de Louis XVIII.»* (Par. 1825).

Beauchamps (Charles Louis), Ballettmeister der Großen Oper in Paris, geb. 1636 in Versailles, gest. 1705 in Paris, ließ 1681 in dem Ballett *«Les triomphes de l'amour»* zum erstenmal Damen auftreten, während bis dahin Damenrollen von Männern in Frauenkleidern gelayt wurden. Sein Verdienst um die Tanzkunst besteht darin, daß er die Tänze auf der Bühne lebhafter, mannigfaltiger und charakteristischer zu machen versuchte, als sie es bisher gewesen waren; denn bis zu seiner Zeit verstand man unter einem Ballett die Ausführung einer Pavane, Gavotte, oder irgendeines andern Reigentanzes, der in einem Stück als Intermezzo eingeschaltet wurde. Er war ferner der erste, der in Frankreich den Tanz gewissen Regeln unterwarf, von denen sich einige noch heute in den Tanzschulen als Traditionen und choreographische Schulregeln erhalten haben; auch gelten die sog. fünf Positionen als seine Erfindung.

Beaufort ist der Name von 11 Ortschaften und Schlössern in Frankreich. Die bedeutendste darunter ist Beaufort-en-Vallée, eine Stadt im Depart. Maine-et-Loire (Anjou), 30 km östlich von Angers, zwischen Authion und Couaßon, nahe der Westbahn gelegen. Die Stadt hat ein Kolleg. (1876) 2680 (Gemeinde 4960) E., welche Segeltuch fertigen sowie Handel mit Getreide, Hanf, Rüssen, gedörrten Pflaumen und Wein unterhalten. König René kaufte B. 1469; 1842 wurde hier seiner Gemahlin, Jeanne de Laval, eine Statue errichtet.

Beaufort, verschiedene Städte in Nordamerika. Die Hafenstadt B., Hauptstadt des County Carteret im Staate Nordcarolina, an der Mündung des Newportsflusses in den Albemarlesee, besitzt den besten Hafen im Staate, von welchem namentlich dessen Hauptkapelartikel, Harz und Terpentin, verschifft werden, hatte 1880 eine Bevölkerung von 2520 Seelen und einen lebhaften Küstenhandel. —

B., am Port-Royalfluß in Südcarolina, ist Schiffen bis zu 4 m Tiefgang zugänglich, ist ein seit Beendigung des Bürgerkriegs fruchtig aufblühender Ort in einer vortrefflichen Baumwollgegend gelegen, zählte 1870 nur 1739, 1880 aber 4956 E. Dazu kommt noch Town B. mit 2549 und Port Royal mit 387 E.

Beaufort, zwei Divisionen und Ortschaften in der brit. Kapkolonie in Südafrika. Beaufort-West, Division der Midland-Proving, liegt in der Großen Karroo und zählt (1875) auf 22 107 qkm 8322 E., wovon 3738 Weiße. Die Hauptstadt B. mit 1585 E. ist durch eine Eisenbahn mit der Kapstadt verbunden, hat eine Bibliothek, ein Stadthaus, vier Kirchen und ein großes Wasserreservoir, das auch in der trockensten Jahreszeit nicht versiegt. — Beaufort-East oder Fort Beaufort, Division der Nordostproving, zählt auf 1898 qkm 14 748 E., worunter 2998 Weiße. Der Hauptort, Fort Beaufort, am Katfluß, über den eine steinerne Brücke führt, zählt 1146 E. Hier besiegten 3. Jan. 1851 die Engländer die Kaffern und aufständischen Hottentotten.

Beaufort ist der Name eines berühmten Geschlechts in England, den es von einem Schloße in Anjou erhalten hat. — Johann I. B., ein natürlicher Sohn Johanns von Gaunt aus der Verbindung mit Katharina Swynford, wurde mit seinen Geschwistern später legitimiert und von Richard II. 1397 zum Grafen von Somerset, zur Würde eines Admirals und 1398 zum Marquis von Dorset erhoben. Als Heinrich IV. ihm den letzten Titel entzog und das Parlament auf Restitution antrug, verzichtete er freiwillig darauf zu Gunsten seines jüngsten Bruders, Thomas B., des spätern Herzogs von Greter. Er starb 1410. — Johann II. B., Sohn des vorigen, wurde von Heinrich V. zum ersten Herzog von Somerset ernannt und hinterließ 1444 eine einzige Tochter, Margarete, aus deren Ehe mit Edmund Tudor, Graf von Richmond, König Heinrich VII. hervorging. — Edmund B., Graf von Dorset und zweiter Herzog von Somerset, des vorigen Bruder, bemühte sich nach dem Tode des Herzogs von Bedford Regent von Frankreich zu werden; doch wurde ihm Richard, Herzog von York, vorgezogen. Als 1445 dem Herzoge von York die Regentschaft von neuem auf fünf Jahre zugesprochen worden, wußte er es durch die Königin Margarete und deren Günstling, den Herzog von Suffolk, dahin zu bringen, daß Heinrich VI. sein Wort widerrief und 1447 B. die Verwaltung Frankreichs auftrug. Das Unglück der engl. Waffen gegen das erstarkende Frankreich und der Haß der Rivalen drohten ihm aber bei der Rückkehr nach England 1450 verhängnisvoll zu werden. Die Gunst des Königs und der Königin hielt ihn freilich eine Zeit lang aufrecht, aber nur um den Preis des bürgerlichen Kriegs, indem ihm als Vertreter der Roten Rose Richard von York als Haupt der Weißen Rose gegenübertrat. Er kam dabei vorübergehend in den Tower. In der Schlacht bei St.-Albans, wo Herzog Richard 1455 die königl. Armee besiegte, blieb B. auf dem Platze. Seine drei Söhne, Heinrich, Edmund und Johann B., suchten den Tod ihres Vaters an dem Haufe York zu rächen; die beiden erstern fanden jedoch dabei selbst ihren Untergang; sie wurden im Verlaufe des Kriegs (3. April 1463 und 6. April 1471) auf Befehl Eduards IV. von York hingerichtet. Mit

Johann, der ohne Erbscheiben starb, erlosch die eheliche Linie der Herzöge von Somerset aus dem Hause B. Ein natürlicher Sohn des bereits genannten Heinrich, Karl Somerset, wurde 1506 zum Baron Herbert von Langland und 1514 zum Grafen von Worcester erhoben. Einer seiner Nachkommen, Henry, fünfter Graf von Worcester, ward 1642 zum Marquis von Worcester, und dessen Enkel, Henry, 1683 von Karl II. zum Herzog von B. ernannt. Von letzterm stammen die gegenwärtigen engl. Herzöge von B. ab. Jetzt führt diesen Titel Henry Charles Fitzroy Somerset, Oberst a. D., geb. 1. Febr. 1824, welcher 1853 seinem Vater, dem lebenden Herzoge, folgte.

Heinrich von B., der zweite natürliche Sohn Johanns von Gaunt und der Katharine Swynford, Cardinal und Bischof von Winchester und zeitweiliger Kämpler des Reichs, war in den wichtigsten Angelegenheiten seiner Zeit thätig. Auf einer Reise zum heiligen Grabe 1417 unterstützte er auf dem Konzil zu Konstanz die Wahl Martins V., der ihn dafür zum Cardinal ernannte. Mit seinem Neffen König Heinrich V. hatte er manche Konflikte. Als dieser zur Fortsetzung des Kriegs mit Frankreich der Geistlichkeit eine neue Auflage zumutete, war B. es vorzüglich, der sich dieser Maßregel widersetzte. Er organisierte 1427 in Deutschland den Kreuzzug gegen die Hussiten, nachdem er schon 1421 mit in Böhmen gewesen war. Im J. 1431 führte er den jungen König Heinrich VI. nach Frankreich, um ihn in Paris krönen zu lassen. Ebenso war er neben Bedford eifrig, die Jungfrau von Orléans zu verderben. Vergeblich bemühte er sich danach, seinen Neffen Bedford mit dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund zu versöhnen. Der thätkräftige, gewandte, reiche Kirchenfürst starb 11. April 1447, kurz nach dem plötzlichen Tode seines ihm lange feindschaftlichen Neffen, Herzogs Humphried von Gloucester, welcher ihm selbst zur Last gelegt wird.

Die Herzöge von B. in Frankreich stammen von der Geliebten Heinrichs IV., Gabrielle d'Estrees (s. d.), in dem der König aus Liebe zu dieser die kleine Stadt Beaufort in Champagne, die ihrer Familie gehörte, 1597 zum Herzogtum erhob. Bekannt ist besonders François de Vendôme (s. d.), Herzog von B., der Enkel Gabrielles und Heinrichs IV. — Andere Grafen und Herzöge von B. oder Beaufort, die in Belgien heimisch sind, entlehnten ihren Namen einem zur Grafschaft Namur gehörigen Schlosse. Im 18. Jahrh. hatte sich das Haus in vier Zweige, B. de Gones, B. de Palais, B. de Selles und B. de Spontin, gespalten, von denen sich namentlich die Glieder des letztern auszeichneten. Karl Albrecht von B., kais. Birtl. Geheimrat und Kämmerer, erhielt 10. Febr. 1746 die Befähigung der gräf. Würde und die Erhebung zum Marquis mit fürstl. Rang. Sein Sohn Friedrich August Alexander wurde 1783 zum Herzog von B. ernannt und 1814 von den Alliierten zum Generalgouverneur von Belgien ernannt. Er starb 22. April 1817 zu Brüssel als Herzogsmarschall des Königs der Niederlande. Sein Sohn und Erbe des Herzogstitels war Friedrich Ludwig Ladislaus, geb. 1809, welcher 1834 kinderlos starb; ihm folgte sein Bruder Alfred, geb. 16. Juni 1816, als Herzog.

Beaufortia nannte Rob. Brown zu Ehren der Herzogin von Beaufort eine Gattung hahlfarbig blühender Sträucher aus der Familie der Myrtaceen. Sie

haben ganze, immergrüne Blätter und rote Blüten in Ähren oder Büscheln. Gleich allen austral. Myrtaceen verlangen diese, in neuerer Zeit als Gewächshaus- und Topfplanzen beliebt gewordenen Sträucher Heideerde, einen schattigen Standort und mäßige Begießung während des Sommers, sowie viel Luft und Licht im Kaltbause oder Zimmer während des Winters. Ihre Vermehrung durch Ableger ist schwierig.

Beaugency, alte Stadt im franz. Depart. Loiret, Hauptort eines Kantons im Arrondissement Orléans, 26 km im SW. von Orléans, in schöner Lage am rechten Ufer der Loire, über welche hier eine alte Steinbrücke von 39 Bogen führt, und an der Westbahn, die hier einen Diabukt von 25 Bogen überschreitet. Die Stadt hat eine kalte Mineralquelle und zählt (1876) 4466 E., die Brauerei, Brennerei und Holzgerberei sowie beträchtlichen Handel mit Weinessig, Brantwein, Getreide und Eisen betreiben, vorzüglich aber mit den geschätzten Weinen der Umgegend, unter denen der in der Gemeinde Lavors (gegenüber, am linken Ufer der Loire) gewonnene rote Clos de Guignes den meisten Ruf hat. Außer verschiedenen interessanten Gebäuden, wie das Stadthaus, die Kirche St.-Girmin, das alte Genoevalloster (jetzt eine Bettlerherberge), hat die Stadt noch den gewaltigen Donjon ihrer aus dem 10. Jahrh. stammenden vormaligen Befestigung, und ganz in der Nähe befindet sich ein großartiges Druibendenmal. Seit dem 7. Jahrh. hatte der Ort eigene Herren (Barone), und die Karolinger besaßen daselbst eine Pfalz (Palgentiacus). Zu B. wurden 1104 und 1152 Konzilien abgehalten. Als Papst Alexander III. 1163—65 sich in Frankreich aufhielt, nahm er hier längere Zeit seinen Wohnsitz. König Philipp IV. erwarb 1291 die Baronie durch Kauf. In den Kriegen zwischen Engländern und Franzosen wiederholt erobert, gelangte B. später an den Dauphin Dunois und dessen Nachkommen und 1498 wieder an die Krone. Heinrich IV. beschenkte damit seine Geliebte Henriette von Balzac, und später kam es in Besitz der Familie Orléans. Im hugenottenkriege wurde B. 1562 vom Prinzen Condé erobert und geplündert, 1567 und 1568 abermals verheert und 1597 durch die Pest fast entvölkert. Im Deutsch-Französischen Kriege schlug 8. Dec. 1870 der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, welcher nach der Schlacht bei Orléans mit dem 1. bayr. Armeekorps, der 2. und 4. Kavalleriedivision, der 17. und 22. Infanteriedivision gegen Tours vorrückte, die franz. zweite Loire-Armee des Generals Chanzy, welche in Stärke von vier Armeekorps zwischen B. und dem Walde von Marchenoir stand, und warf dieselbe in der Richtung auf Le Mans zurück.

Beauharnais, altes franz. Adelsgeschlecht, dessen ältester Ähnherr Guillaume B., Seigneur de Miramion und de la Chaussée, sich 20. Jan. 1890 mit Marguerite de Bourges verheiratete. — François (geb. 1714) wurde 2. Juni 1750 Graf und 1756 Marquis de la Ferté-B. — Sein Sohn Alexandre, Vicomte de B., geb. 28. Mai 1750 auf der Insel Martinique, diente in einem dortigen Infanterieregiment und war Major, als er daselbst seine reiche Landsmännin, Josephine (s. d.) Tochter de la Pagerie, spätere Gemahlin Napoleons, heiratete. In dem amerik. Freiheitskriege kämpfte er unter General Rochambeau mit Auszeichnung und wurde deshalb bei seiner Rückkehr nach Frankreich vom Hofe sehr gut empfangen. Beim

Ausbruch der Revolution wurde er von dem Abel zu Blois zu den Generalstaaten abgeordnet und war einer der ersten, die mit dem dritten Stande stimmten. In der Nacht vom 4. Aug. erklärte er sich für die Abschaffung der Privilegien, für die Zulassung aller Bürger zu den Staatsämtern und für die Gleichheit vor Gericht. Als Sekretär der Nationalversammlung wirkte er in gleicher Richtung. Nach dem blutig unterdrückten Aufstande zu Nancy verteidigte er den General Bouille, wodurch er sich die Volksgunst verschaffte. Als 21. Juni 1791 die Nationalversammlung die Flucht des Königs erfuhr, hielt er durch seine Besonnenheit die Versammlung von übereilten Maßregeln zurück. Zu Anfang des August trat er aus der Nationalversammlung, deren Präsident er zweimal gewesen war, ging als Generaladjutant zur Nordarmee, schlug sich unter General Custine bei Soissons, weigerte sich jedoch 1793, das Kriegsministerium zu übernehmen, und reichte sogar als Obergeneral der Rheinarmee, wozu er erhoben worden, seine Abdankung ein, weil man den Abel aus der Armee stieß. Unter der Schreckensherrschaft wurde er von der Grenze in das Innere Frankreichs verwiesen und begab sich auf sein Landgut zu Ferté-Imbault. Seine Feinde verbreiteten das Gerücht, daß er zur Übergabe von Mainz beigetragen, und diese Denunziation hatte zur Folge, daß er nach Paris gebracht und von dem Revolutionstribunal zum Tode verurteilt wurde. Er bestieg 23. Juli 1794 mit großer Fassung das Schafott.

Sein Sohn Eugen, zur Zeit des franz. Kaiserreichs Bisekönig von Italien, ward später Herzog von Leuchtenberg (s. d.); seine Tochter Hortensia vermählte sich mit Ludwig Bonaparte (s. d.), dem Könige von Holland.

Beauharnais (François, Marquis de), der ältere Bruder des vorigen, geb. 12. Aug. 1756 zu La Rochelle, hielt sich in der Nationalversammlung zur Partei des Abels und protestierte gegen alle Beschlüsse jener Versammlung. Er entwarf 1792 einen neuen Plan mit d'Herbilly, de Brigez und de Bioménil zur Entweichung der königl. Familie, und ging, als derselbe an der Verhaftung seines Begleiters, des Barons Chambois, gescheitert, zur Armee des Prinzen Condé, wo er als Generalmajor angestellt wurde. Von hier aus schrieb er während des Prozesses des Königs an den Konvent einen Brief, in welchem er sich zum Verteidiger des Königs erbot. Nach dem 18. Brumaire ließ er durch seine Schwägerin Josephine, die inzwischen die Gemahlin Bonapartes geworden, bemitteln als Erstem Konful einen Brief einhändigen, in welchem er ihm riet, den einzigen Ruhm, der ihm noch fehle, zu erwerben, indem er den Bourbonen das Scepter von Frankreich zurückgebe. Obgleich Bonaparte durch dies Ansuchen verlegt schien, durfte doch B. infolge der Vermählung seiner Tochter mit Lavalette, dem Adjutanten des Kaisers, 1804 nach Frankreich zurückkehren. Er verschmähte jetzt nicht, aus den Händen Napoleons 1806 den Gesandtschaftsposten am Hofe von Sturien und 1807 den zu Madrid zu übernehmen. Hier ließ er sich, gegen die Politik Napoleons, in Verbindung mit dem Prinzen von Asturien, nachmaligem Könige Ferdinand VII., gegen den Friedensfürsten ein, weshalb der Kaiser ihn zurüdrief und nach Sologne, wo er ein Familiengut besaß, verbannte. Erst nach der Restauration kehrte er nach Paris zurück, wurde 1814 zum Pair erhoben und starb 4. März 1846 zu Paris.

Aus seiner ersten Ehe mit seiner Nichte Marie Françoise von B. stammt Emilie Louise von B., welche sich 1802 mit Anton Maria Chambois, Grafen von Lavalette (s. d.), verheiratete, den sie 24. Dez. 1815 vom Tode ertötete.

Beauharnais (Claude, Graf), Sohn eines Oheims der vorhergenannten Brüder und der unter dem Namen Fanny bekannten Dichterin, geb. 29. Sept. 1756, war erst Offizier in der Garde Ludwig XVI. und trat bei Zusammenberufung der Generalstaaten als Deputierter des Abels in die Versammlung. Mit Errichtung des Kaiserreichs wurde er Senator und 1810 Ehrenritter der Kaiserin Marie Louise. Nach der Restauration wurde er im Juni 1814 zum Pair ernannt, befehlt auch später diese Würde, da er während der hundert Tage kein Amt angenommen hatte. B. starb zu Paris 10. Jan. 1819. — Seine ältere Tochter Stephanie (s. d.), ein Sproß aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Marézia, wurde durch Napoleon 1806 mit dem damaligen Erbprinzen, spätern Großherzog Karl Ludwig von Baden vermählt. — Die Mutter des Grafen Claude B., die Dichterin Fanny, hieß eigentlich Marie Anne Françoise Mouchard und war 1788 zu Paris als die Tochter des Generaleinnehmers der Champagne geboren. Seit 1753 mit dem Vater des Grafen Claude B. vermählt, trennte sie sich bald wieder von ihrem Gatten und lebte seitdem zu Paris ganz ihrer Reigung für die Poesie. Sie veröffentlichte mehrere dramatische, philos. und andere Dichtungen sowie Romane, die jetzt veraltet sind. Sie starb 2. Juli 1813 zu Paris.

Beaune, Stadt im franz. Depart. Rhône, 50 km im NW. von Lyon, 20 km von Villefranche, am Ardière und am Fuße eines Bergs, dessen Gipfel die Ruinen eines uralten festen, 1601 geschleiften Schlosses krönen. Die Stadt ist durch eine Zweigbahn nach Belleville mit der Paris-Lyoner Eisenbahn verbunden, zählt (1876) 3043 (Gemeinde 3880) E., hat Papierfabrikation, Lohgerberei und handelt mit Getreide, Mehl, Eisen und namentlich mit selbsterbautem, gutem Weine. Sie war die ältere, wie Villefranche die spätere Hauptstadt der sehr fruchtbaren Landschaft Beaujolais, welche vom Rhône bis zur Loire reicht und jahrhundertlang eine der berühmtesten Baronien Frankreichs bildete. Nebst dem Fürstentum Dombes (s. d.) kam die Herrschaft durch Vermächtnis des letzten Barons 1400 an den Herzog Ludwig II. von Bourbon, 1531 aber durch Franz I. an die Krone und umfaßte den nördl. Teil des Gouvernements Lyonnais. Den Hauptreichtum des Landes bildet Wein (Beaujolaiswein), der nebst denen der nördlich angrenzenden Landschaft Maconnais im Handel allgemein unter dem Namen Maconnen bekannt ist und gewöhnlich zu den Burgunderweinen gerechnet wird. Mittelpunkt für die Fabrikation der aus Reinen und Baumwolle bestehenden Stoffe, welche Beaujolais heißen, ist das nahe Doubs (s. d.).

Beaulieu heißen in Frankreich zahlreiche Ortschaften, Schlösser u. s. w. Darunter ist wichtig die Stadt Beaulieu-sur-Ménoire im Depart. Corrèze an der Dordogne, unterhalb der Mündung der Ménoire; dieselbe hat (1876) 2220 (Gemeinde 2567) E., eine alkalische, eisenhaltige Mineralquelle, geschätzten Weinbau, Messerschmieden, Seifensang, eine Bleimine, eine 200 m lange Hängebrücke

und ein Schloß. In der ehemaligen Abtei (Bellus locus) dieser Stadt wurde das in der Geschichte der Hugenottenkriege berühmte Pacificationssekt vom 6. Mai 1576 erlassen.

Beaulieu (Jean Pierre, Freiherr von), österr. General, geb. zu Namur 26. Okt. 1726, trat schon 1743 in österr. Kriegsdienste und fand während des Siebenjährigen Kriegs mehrere Gelegenheiten, sich unter Daun auszuzeichnen. Nach dem Frieden widmete er sich fast ausschließlich der Kunst und Wissenschaft, erhielt 1768 den Oberstenrang und eine Stellung in den Niederlanden, wurde 1789 Generalquartiermeister bei den gegen die belg. Insurgenten zusammengezogenen Truppen und stieg infolge glücklicher und umsichtiger Operationen schnell zum Generalmajor und Feldzeugmeister. Im Feldzuge von 1792 lieferte er den Franzosen verschiedene kleinere Siege und beteiligte sich hervorragend an der Schlacht bei Jemappes. Im J. 1796 erhielt er den Oberbefehl über die ital. Armee gegen Bonaparte, operierte sehr unglücklich und legte nach dem Treffen bei Lodi und dem Verlusste der Lombardei das Kommando nieder, das nun Murmser übertragen wurde. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit auf seinem Gute bei Linz, wo er 22. Dez. 1819 starb.

Beaulieu-Marcoussay (Karl Olivier, Freiherr von), Diplomat und namhafter Kulturhistoriker, geb. 5. Sept. 1811 in Minden, stammt aus einer 1686 ausgewanderten franz. Emigrantenfamilie, besuchte das Gymnasium zu Oldenburg, studierte 1829—32 in Heidelberg, Jena und Göttingen die Rechte und trat, nachdem er ein Jahr in Frankreich verlebt hatte, in den oldenburg. Staatsdienst. Als Amtsauditor in Jever (1835—39) machte er sich bekannt durch eine vieraktige Tragikomödie in Versen, welche einen Vorgang in dem berühmten Ventindischen Erbschaftsprozesse behandelte, nämlich den Versuch des Grafen Karl Anton Ferdinand von Ventind, sich mit Gewalt in den Besitz der Burg Kniphausen zu setzen. Dieses Werk wurde in Tausenden von Abschriften verbreitet, blieb aber ungedruckt. Im J. 1839 wurde B. an das Amt Rasteburg versetzt, verbrachte dann ein Jahr in Gesellschaft des Prinzen Hermann von Wied in Italien und wurde nach der Rückkehr in die Finanzkammer berufen; 1843 trat B. als Geh. Referendar in das sachsen-weimar. Staatsministerium über, nahm jedoch infolge der Ereignisse des J. 1848 seine Entlassung und wurde hierauf zum Hofmarschall und 1853 zum Oberhofmeister der Großherzogin Sophie ernannt. Eine rastlose Thätigkeit entfaltete B. seit 1851, wo er die Intendanz des Hoftheaters zu Weimar übernahm, die er bis 1857 mit kurzen Unterbrechungen führte. Nachdem B. in der Folge an der Gründung und Förderung zahlreicher, die verschiedensten Zwecke verfolgender Vereine und Anstalten sich beteiligt und mehrere diplomatische Sendungen ausgeführt hatte, wurde er im Juli 1864 zum Bundestagsgesandten der herzoglich. sächs. Regierungen ernannt. Nach Auflösung des Bundestags 1866 nahm er in Dresden seinen Aufenthalt. Hier veröffentlichte er u. a.: »Anna Amalia, Karl August und der Minister von Frisch« (Weim. 1874), »Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach« (Erg. 1872), »Der Hubertusburger Friede« (Erg. 1871), »Ausgewählte Gedichte« von Apollonius von Maltis (mit Biographie des Dichters, Weim. 1873), »Karl von Dalberg und seine Zeit« (2 Bde., Weim. 1879).

Conversations-Register. 13. Aufl. II.

Beaumanoir (Jean, Chevalier de), ein Ritter aus der Bretagne, war der Waffengefährte Duguesclins und ist namentlich berühmt durch seine Verteidigung der Stadt Josselin (1851) und den dabei stattgefundenen »Kampf der Dreißig«, einen Zweikampf zwischen 30 Engländern und 29 Franzosen nebst B. als ihrem Führer.

Beaumanoir (Philipp, Chevalier de) gehörte einer Adelsfamilie der Bretagne an, wurde Landrichter des Grafen von Clermont, ging 1289 als Gesandter des Königs Philipp IV. von Frankreich zur Wahrung der Kronrechte nach Rom und starb 1296. Von B. rührt das für die Kenntnis des altfranz. Rechts wichtige Werk »Contumes de Beauvoisis« her, welches zum erstenmal mit Noten und einem Glossarium von La Thaumassière (Par. 1690) veröffentlicht und in neuerer Zeit wieder von Graf Beugnot (2 Bde., Par. 1842) herausgegeben wurde.

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron de), berühmter franz. Dramatiker und Publizist, geb. 24. Jan. 1732 zu Paris, war der Sohn eines Uhrmachers und trieb anfangs das Gewerbe seines Vaters, widmete sich daneben aber auch mit Eifer der Musik. Seine musikalischen Talente und die Gabe gewandter Unterhaltung machten ihn in den höhern Kreisen der Gesellschaft beliebt. Er wurde Lehrer der Töchter Ludwigs XV. im Harfenspiel und kam durch die Heirat (1755) mit der Witwe Franquet, die schon im Sept. 1757 starb, in Besitz ansehnlicher Mittel, während ihm der Verkehr mit dem Hofe einflußreiche Freunde verschaffte. Während eines längern Aufenthalts, welchen er 1764 im Interesse seiner Spekulationen zu Madrid nehmen mußte, rächte er die verletzte Ehre seiner Schwester durch ein Duell mit deren Verfasser Clavijo (s. d.). Durch eine zweite Heirat (April 1768) mit der reichen Witwe Lenéque, die er wiederum bald (1770) durch den Tod verlor, erhielt sein Vermögen noch einen namhaften Zuwachs. Mitten unter kaufmännischen Spekulationen war B. mit zwei Schauspielen: »L'Épave« (1767) und »Les deux amis« (1770) an die Öffentlichkeit getreten, von denen jedoch nur das erstere sich auf der Bühne erhielt. Nach dem Tode Duverney's (Juli 1770) geriet er mit dem Erben seines Geschäftsfreundes, dem Grafen Laclau, in einen Prozeß, welcher für ihn die Gelegenheit wurde, sein glänzendes Talent zu bekunden. Der Prozeß wurde vor dem Parlament geführt, und Gegenstand desselben war eine rückständige Schulforderung des Erben an B. Um Zugang zu dem mit dem Prozeß betrauten Referenten am Gerichtshofe, Namens Goezmann, zu erlangen, hatte B. der Gemahlin des letztern ein ansehnliches Geschenk gemacht. Als er dennoch den Prozeß verlor, erhielt er das Geschenk zurück bis auf 15 Louisdor, welche für den Sekretär Goezmanns bestimmt gewesen sein sollten. Hieraus entstand ein neuer Prozeß (1773) wegen Verleumdung und versuchter Bestechung. B. wurde vom Gericht für bürgerlich ehrlos erklärt und entging nur mit Mühe der Brandmarkung. Da schrieb er zu seiner Verteidigung die berühmten »Mémoires« (1774; dazu später »Suite de mémoires«, 1778), in denen er die Menschen- und Bürgerrechte mit seiner Sache in Verbindung zu setzen wußte. Zugleich enthielt er schonungslos die Mißstände der damaligen Rechtspflege und rief so eine allgemeine Aufregung im Publikum zu seinen Gunsten hervor. Diese Memoiren sind ein Meisterstück

der Darstellung, zeigen unnachahmliche Kraft, Naivität und Originalität des Ausdrucks, sowie die feinste Satire, die scharfsinnigste Dialektik und ein Feuer, das noch jetzt hineinzuwirken dürfte. Man sah sich demzufolge genötigt, jenen ersten Spruch des Parlaments zu fassen und die Sache durch eine Art von Vergleich zu beenden. Die Erfolge, welche B. durch den Ausgang seines Prozesses vor der Öffentlichkeit erzielte, vermehrte er nach einer andern Seite hin durch seine beiden klassischen Theaterstücke «Le barbier de Séville» (1775) und «Mariage de Figaro» (1784), die ihn in Frankreich zu dem beliebtesten Dichter seiner Zeit erhoben. Für die Unabhängigkeit der nordamerik. Kolonien begeistert, unternahm er es mit großem Geschick, den Aufständischen Kriegsbedürfnisse zuzuführen, wodurch er zugleich Millionen gewonnen haben soll. In einen zweiten Prozeß (1781) wegen Beihilfe zur Entführung der Frau Kornmann verwickelt, fand er an Vergasse einen überlegenen Gegner. B. liebt jetzt wieder «Mémoires» erscheinen, aber ohne den frühern Erfolg. Er gewann zwar seinen Prozeß, doch nicht die Gunst des Publikums. Seine Oper «Tarare» (1787) erschütterte dazu seinen Ruf als Dichter, und auch sein Schauspiel «La mère coupable» (1792), welches in innerm Zusammenhang mit dem «Figaro» steht, konnte den erhofften Beifall nicht finden. Eine Prachtausgabe von den Werken Voltaires, deren sehr unvollkommene Ausführung dem ungeheuern Kostenaufwande nicht entsprach, führte für ihn den Verlust von fast einer Million herbei. Bedeutende Summen kostete ihm 1792 auch das Unternehmen, 60000 Gewehre für das republikanische Heer zu schaffen. Wegen seines Verhaltens in dieser Angelegenheit suchte er sich in «Mes six époques» (1793), seiner letzten Schrift, zu rechtfertigen, die ihm jedoch die öffentliche Meinung nicht wieder zuwandte. B. starb 19. Mai 1799. Ausgaben seiner Werke besorgten Gudin (7 Bde., Par. 1809), Jurné (6 Bde., Par. 1827), de Marescot und de Seylli (Par. 1869) und Moland (Par. 1874). Eine Gesamtausgabe seiner Memoiren erschien von Sainte-Beuve (Par. 1857) und eine andere in 5 Bänden (Par. 1868). Eine deutsche Übersetzung eines Teils derselben lieferte Lenz (Stuttg. 1839). Vgl. Lomenie, «B. et son temps» (2 Bde., Par. 1856); Huot, «B. en Allemagne» (Par. 1869).

Beaumaris, Seehafenstadt im Fürstentum Wales, Hauptstadt der Grafschaft und Insel Anglesey, an deren Ostküste an der malerischen und sichern Beaumaris-Bai, zählt (1881) 2241 E., welche starken Handel treiben, und hat besuchte Seebäder sowie Ruinen eines von König Eduard I. 1295 erbauten Schlosses.

Beaumelle (Laurent Angliviel de la), franz. Schriftsteller, geb. 28. Jan. 1726 zu Walleraugue (Depart. Gard) aus prot. Familie, wurde aber in der luth. Religion erzogen, ging 1745 in Genf zur reform. Kirche über und wurde 1749 Professor der franz. Literatur in Kopenhagen. B. ging 1751 nach Berlin, wo er sich bald mit Voltaire überwarf, weshalb er 1752 nach Paris zurückkehrte. Hier brachten ihn seine «Notes sur le siècle de Louis XIV.» (3 Bde., Frankfurt. 1753) auf ein halbes Jahr in die Bastille. Die Veröffentlichung von Briefen der Frau von Maintenon in dem Werk «Mémoires pour servir à l'histoire de Madame de Maintenon» (9 Bde., Amsterdam. 1755–56) brachte ihn 1756 nochmals auf ein Jahr dahin. Nun ließ er sich zu

Loulouise nieder, da ihm der Aufenthalt in Paris verboten wurde, erhielt 1770 eine Stelle an der königl. Bibliothek und starb 17. Nov. 1773. B. hat sich hauptsächlich durch seine erbitterte literarische Fehde gegen Voltaire bekannt gemacht. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Mes pensées ou qu'en d'ira-t-on?» (Kopenh. 1751; deutsch, Glogau 1754) und «Réponse ou supplément du siècle de Louis XIV ou Lettres à Voltaire» (1754; deutsch, Jena 1754).

Beaumont (Bellus mons oder Belmontium, b. i. Schönberg) heißen etwa 30 Ortschaften und Schlösser in Frankreich. — **Beaumont-de-Lo-magne**, Stadt im Depart. Tarn-Garonne, 39 km im WSW. von Montauban, links an der Simone in 138 m Höhe in einem fruchtbaren, überaus anmutigen Thale gelegen und sehr regelmäßig gebaut; zählt (1876) 3608 (Gemeinde 4513) E., die Wollspinnerei, Tuchfabrikation, Gerberei und Japencebrennerei, sowie Handel mit Wein, Holz, Eisen und Getreide treiben. — **Beaumont-en-Auge**, Flecken im Depart. Calvados, Arrondissement Pont-l'Évêque, im normann. Vändchen Auge, zählt 770 E. und hatte ehemals eine Priorei und ein königl. Militär-College. Es ist der Geburtsort des Mathematikers Laplace. — **Beaumont-la-Ferrrière** (früher B.-les-Jorges), Dorf im Depart. Nièvre, Arrondissement Cosne, dessen 440 E. Eisen- und Stahlgießereien, Anker- und Waffenfabriken unterhalten. — **Beaumont-le-Roger**, Stadt im Depart. Eure, an der Rille und der Westbahn von Paris nach Cherbourg, mit 2000 E., die sich mit Fertigung von Leinwand, Mehl, Öl, Glas, Tuch beschäftigen und Viehmärkte halten. Die Fontaine Roger ist überreich an Wasser. Der Ort bildete seit dem 10. Jahrh. eine Herrschaft der Herzöge von der Normandie und erhielt 1040 ein sehr starkes Schloss und gleichzeitig unterhalb desselben eine Benediktinerabtei. Das Schloss und die Stadt wurden in den Kriegen zwischen Frankreich und England häufig erobert und verheert und gelangten am Ende des 15. Jahrh. zur Grafschaft Evreux. — **Beaumont-sur-Dise**, Stadt im Depart. Seine-Dise, 47 km im N. von Paris, an der Dise und an der Nordbahn gelegen, hat 2696 E., welche sich hauptsächlich mit Posamentier- und Eisenarbeiten, Gerberei, Glasfabrikation, Handel mit Getreide, Schlachtvieh und Geflügel, und mit Flußschifferei beschäftigen. Die Stadt hatte ehemals den Titel einer Grafschaft und ein Schloss, von dem noch ein Turm steht. — **Beaumont-sur-Sarthe** oder **Beaumont-le-Vicomte**, Stadt im Depart. Sarthe, Arrondissement Mamers, in 75 m Höhe amphitheatralisch am Abhange eines Hügelns an der Sarthe und an der Eisenbahn Caen-Mans gelegen, über welche eine Hängebrücke führt, zählt 1657 (Gemeinde 2028) E., die eine nicht unbedeutende Woll- und Baumwollindustrie, auch ziemlich beträchtlichen Handel mit Getreide und Geflügel betreiben. Auch dieser Ort litt in den engl.-franz. Kriegen hart. Im J. 1565 wurde B. zum Pairie-Herzogtum zu Guisen der Franziska von Alençon, Gemahlin Karls von Bourbon, erhoben.

Beaumont, Stadt im franz. Depart. Ardennen, am linken Ufer der Maas, auf 252 m hohem Hügel 22 km südsüdöstlich von Sedan, zählt 1306 E. Der Ort ist geschichtlich bemerkenswert zunächst wegen der hier 26. April 1794 erfolgten Vereinigung der franz. Ardennen mit der Nordarmee und der

Erkämpfung der Höhen von Boffut durch die Österreicher. Bei B. wurde ferner 30. Aug. 1870 der Marschall Mac-Mahon auf dem Marsfeld von Châlons nach Metz von der deutschen Maasarmee unter dem Kronprinzen von Sachsen überraschend angegriffen und zur Schlacht gezwungen. Das 5. franz. Korps unter de Failly ließ sich im Lager südlich vor B. von dem 4. preussischen überfallen und konnte sich erst hinter B. auf den Höhen, wo es von zwei andern Korps aufgenommen wurde, entwickeln. Die Preußen nahmen B.; 150 Geschütze vom 4. Korps vertrieben die feindlichen, welche nördlich von B. von Harnotterie-Ferne bis Le Fayz hin standen, und der Wald von Girondeau wurde nach blutigem Gefecht genommen. Gegen Ende der Schlacht griffen noch bayr. Truppen von der Dritten deutschen Armee (Kronprinz von Preußen) mit gutem Erfolge auf dem linken Flügel in den Kampf ein. Der Feind wurde über die Maas gedrängt. Marschall Mac-Mahon sowie Kaiser Napoleon III. waren während des Kampfes auf den Höhen des linken Maasufers und zuletzt bei Carignan, wo ein großer Teil des gescheiterten Heers die Nacht über lagerte. Am folgenden Morgen begann der Abmarsch des franz. Heers nach Sedan (s. d.).

Beaumont, franz. Adelsfamilie, s. Nutkamp.
Beaumont (Wie de), berühmter franz. Geolog, s. Elie de Beaumont.

Beaumont (Francis) und Fletcher (John), berühmtes engl. Dichterpaa. B. war 1585 auf dem Stammgute seiner Familie Grace-Dieu in der Grafschaft Leicestershire geboren, studierte zu Oxford und darauf eine Zeit lang zu London die Rechtswissenschaft und starb im März 1616. F., der Sohn von Richard F., der später Bischof von London wurde und ein Günstling der Königin Elisabeth war, wurde 1576 oder 1579 geboren, lebte einige Zeit in Cambridge und war ein Vetter der von ihren Zeitgenossen als lyrische Dichter hochgeschätzten Giles und Phineas F. Er starb 23. Aug. 1625 in Southwark an der Pest. Die Verbindung der beiden Dichter begann um 1606. Von den 52 Stücken, welche ihnen zugeschrieben werden, sind übrigens nur ungefähr 17 von beiden gemeinschaftlich verfaßt worden, die meisten der übrigen stammen von F. allein. Die Überlieferung sagt, daß von F. die Erfindung und poetische Gestaltung des Plans, von B. die Anordnung und der Aufbau des Stücks herrühre. Nach B.s Tode soll F. bei seinen dramatischen Erzeugnissen Shirley (s. d.) zu Rathe gezogen haben. Shakespeare, der an dem Stücke F.s: „The two noble kinsmen“, mitgearbeitet haben soll, diente den beiden Freunden als Muster, und lie lassen, gleich diesem, pathetische und niedrig-komische Scenen miteinander abwechseln. Obwohl sie nun ihrem Vorbild in keiner Beziehung gleichkommen, zogen doch ihre Zeitgenossen ihre Arbeiten denen Shakespeares vor und behaupteten, daß durch sie erst das engl. Theater den höchsten Gipfel der Vollendung erreicht habe. Die Nachwelt hat dieses Urtheil verworfen, und ihre Stücke sind jetzt, wenigstens in ihrer ursprünglichen Form, von der Bühne verschwunden. Die Reihenfolge derselben läßt sich nicht mehr bestimmen, da sie meistens nicht vor 1647 im Druck erschienen. Seitdem sind die Werke B.s und F.s mehrfach kommentiert und herausgegeben worden, wie von Theobald, Sewall und Gampson (10 Bde., Lond. 1758), von Darley (2 Bde., Lond. 1839; neue Aufl. 1864) und am besten vonyce (11 Bde., Lond. 1843—46). Eine vollständige deutsche Übersetzung fehlt noch; mehrere gab Kannegießer in „B.s und F.s dramatische Werke“ (2 Bde., Berl. 1808). „Die Braut“ übersezte Gerstenberg (Kopenh. 1766), Huber das Lustspiel „King and no king“ unter dem Titel „Eithelwolf“, oder der König kein König“ (Dessau 1786), und Daubissin die Lustspiele „Der span. Pfarrer“ und „Der ältere Bruder“ in dem Werke: „Ben Jonson und seine Schule“ (2 Tle., Pp. 1836); Schröders Lustspiel „Stille Wasser sind tief“ (in dessen „Dramatischen Werken“, Bd. 2, Berl. 1881) ist eine freie Bearbeitung von F.s „Kale a wife and have a wife“. In Reclams „Univeralsbibliothek“ erschienen: „Philaster oder die Liebe blutet“ und „Geist ohne Geld“ (beide Pp. 1879).

Beaumont (Gustave Auguste de la Donninière de), ausgezeichnete franz. Publist, geb. 16. Febr. 1802 zu Beaumont-la-Chartre im Depart. Sarthe, studierte die Rechte und wurde 1824 Substitut des Königl. Procurators am Obergericht der Seine, welches Amt er nach der Julirevolution verlor. Er erhielt 1831 von der Regierung den Auftrag, in Gemeinschaft mit Tocqueville das Gefängniswesen der Vereinigten Staaten von Amerika zu studieren. Im J. 1840 wählte ihn das Depart. Sarthe in die Kammer, wo er sich zur Opposition hielt. Nach der Februarrevolution von 1848 sandten ihn seine Wähler in die Konstituierende wie in die Gesetzgebende Nationalversammlung. Er bewies sich hier als aufrichtiger, doch gemäßigter Republikaner. Unter der Verwaltung des Generals Cavaignac wurde er zum Gesandten in London ernannt. Nach der Wahl des Prinzen Ludwig Napoleon trat er von seinem Posten ab, übernahm aber, als Napoleon sein erstes Ministerium aus B.s Freunden bildete, die Gesandtschaft in Wien, auf welche er wieder verzichtete, als die Minister, die sie ihm übertragen, abtannten. Während des Staatsstrechs vom 2. Dez. 1851 beteiligte er sich an der Zusammenkunft der zur Aufrechterhaltung der Verfassung in der Pairie des zehnten Arrondissements versammelten Deputierten und übte dafür mit einer kurzen Gefangenschaft in der Festung des Mont-Valérien. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit auf seinem Stammgute und nahm nur noch Anteil an den Arbeiten des Instituts, in dem er seit 1841 der Akademie der moralischen und polit. Wissenschaft angehört. Er starb 2. März 1866 zu Tours. B. war ein Enkel Lafayettes und seit 1836 mit seiner Cousine, der Tochter von George Lafayette, verheiratet. Als Schriftsteller machte er sich zuerst dadurch bekannt, daß er mit Tocqueville, als gemeinschaftliche Frucht ihrer amerik. Reise, den „Traité du système pénitentiaire aux États-Unis et de son application à la France“ (Par. 1832; 3. Aufl. 1846; deutsch mit Zusätzen von Julius, Berl. 1833) herausgab. Sodann schrieb er „Marie, ou l'esclavage aux États-Unis“ (2 Bde., Par. 1836; 4. Aufl. 1840), worin er mit großer Wärme für die Aufhebung der Sklaverei eintrat. Diesem Werke folgte „L'Irlande sociale, politique et religieuse“ (2 Bde., Par. 1839; 7. Aufl. 1863; deutsch von Brindmeier, Braunsch. 1840). Sämtliche drei Werke wurden von der Französischen Akademie gekrönt. Durch dieselben hat B. nicht wenig zur Verbreitung des republikanischen Geistes in Frankreich beigetragen.

Beaumont-Gewehr ist ein von dem Waffensfabrikanten de Beaumont in Rastricht angegebenes und 1871 im Königreich der Niederlande eingeführtes

Gewehr. Charakteristisch für das System dieses Gewehrs ist der Cylinderverschluß und das Schlagbolzenkloß, letzteres mit zweiarmer Schlagfeder im hohlen Griff der Kammer. Das B. ist Selbstspanner und bedingt daher nur zwei Ladegriffe. In Frankreich konfiskierte das B. mit dem System des Escadronschefs Gras, als es sich 1872—74 um Annahme eines neuen Gewehrs handelte, unterlag aber dem letztern. (S. unter Handfeuerwaffen.)

Beaumont-Vass'y (Eduard Ferdinand de la Bonnière, Vicomte de), franz. Schriftsteller, Better von Gustave de B., geb. 1816 auf dem Schlosse La-Mothe-Souzy im Depart. Andre-Loire, versuchte sich zuerst litterarisch in Romanen und veröffentlichte unter anderm „Une marquise d'autrefois“ (1838), „Don Luis“ (1839) u. f. m. Diesen folgte das geschätzte histor. Werk „Les Suédois depuis Charles XII jusqu'à Oscar I“ (2 Bde., 1841; 3. Aufl. 1847), das sich auf eigene Forschungen gründet, welche er während einer speziellen Mission nach Schweden zu unternehmen die Gelegenheit hatte. Außerdem schrieb er polit. Broschüren gegen die Revolution sowie eine „Histoire des États européens depuis le congrès de Vienne“ (Bd. 1—4, 1843—53), eine bedeutungslose Arbeit, die unvollendet blieb, und „Histoire de mon temps“ (4 Bde., 1855—58), eine gefäßige Schilderung der Julimonarchie und der Republik. Einer der eifrigsten Anhänger der konservativ-monarchischen Partei, war B. 1851—53 Präfekt in Laon. Doch ließ er sich zu Finanzspeculationen fortziehen, die ihn 1859 auf zwei Jahre ins Gefängnis brachten. Seitdem erschienen von ihm: „Les salons et la société parisienne sous Louis-Philippe I“ (1866), „Une intrigue dans le grand monde“ (1867), „Les salons de Paris et de la société parisienne sous Napoléon III“ (1868), „Histoire authentique de la Commune“ (1871), „Histoire intime du second Empire“ (1874), „Papiers curieux d'un homme du cour“ (1875). B. starb zu Paris 25. Juli 1875.

Beaune, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Côte-d'Or im ehemaligen Herzogtum Burgund, in angenehmer Gegend bei der Quelle der Bouzoise und an der Eisenbahn Paris-Lyon, 38 km im SSW. von Dijon, ist gut gebaut und zählt (1876) 10696 (Gemeinde 11421) E. Die Stadt hat zwei Thürme eines alten Schlosses, ein großartiges, 1443 gegründetes Hospital, die schöne Kirche Notre-Dame aus dem 12. und 13. Jahrh., ein Kommunal-College, eine Bibliothek von 36 000 Bänden, ein Museum und wichtiges Provinzialarchiv, ein Theater und eine Bronzestatue des hier geborenen Mathematikers G. Monge (1849) von Rude, und ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und mehrerer gelehrten Gesellschaften. Die Bevölkerung betreibt hauptsächlich Gießerei, Bereitung von Kernmehl und Senf, Destillation, Böttcherei, fabriziert Tuch, Serges, Essig. Obenan steht die Rebentkultur und der Handel mit Burgunder- und Champagnerwein, der sich um einen jährlichen Ertrag von 25—30 000 hl feiner Weine, von fast 1100 ha gesammelt, bewegt. Nicht nur ist die nächste Umgebung der Stadt, neben schönen Obstbaumanlagen, mit überaus reichen Rebepflanzungen bedeckt, sondern die ganze Landschaft Beaunois bildet mit ihrer nordöstl. Fortsetzung über Nuits nach Dijon den durch seine vortreflichen weißen und roten Weine berühmtesten Landstrich Burgunds.

Die besten und geschätztesten Gemäcße sind die von B. selbst, von Montrachet und Meursault, von Nolay, Pommar, Volnay, Corton, Savigny, Chassagne, Auren und Santenay. B. war schon im 7. Jahrh. ein besetzter Ort (Belna) mit einem festen Schloß. Durch Familienvertrag kam Beaunois mit der Stadt an König Heinrich I., wurde aber 1227 mit dem Herzogtum Burgund vereinigt. Als nach dem Tode Karls des Kühnen (1477) Burgund der Krone Frankreich zufiel, hielt sich die Stadt B., welche öfter herzogl. Residenz und der erste Sitz des burgund. Parlaments gewesen war, zu dessen Erbtochter Maria, wurde aber 1478 von Ludwig XI. erobert und mußte sich verpflichten, ihre Weine nach Paris zu verkaufen. Das 1502 von Ludwig XII. gegen die Einfälle der habsburg. Truppen erbaute feste Schloß mit vier Thürmen ließ Heinrich IV. nach Beendigung des Kriegs der Ligne, in welchem die Stadt viel gelitten hatte, 1602 schleifen. Im 17. Jahrh. zeichnete sich B. durch die Blüte seiner Manufaktur aus. An 200 prot. Familien beschäftigten über 2000 Arbeiter. Doch die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 vertrieb die Protestanten ins Ausland; seitdem geriet die Stadt in Verfall und hat sich nie wieder zu ihrer frühern Höhe erhoben.

Beaune (Florimond de), Mathematiker, geb. zu Blois 1601, diente in jüngern Jahren beim Militär und kaufte sich später eine Ratsstelle bei dem königl. Gericht in seiner Vaterstadt, wo er 1652 starb. B. war ein Jugendfreund des Descartes und hat zu dessen Geometrie eine Reihe Noten verfaßt, welche von Schooten in seine Ausgabe der Descartes'schen Geometrie aufgenommen worden sind. Bekannt ist er durch die sog. Beaunesche Aufgabe, die in Descartes' Briefen erwähnt wird; sie betrifft die Bestimmung einer krummen Linie aus einer gegebenen Eigenschaft ihrer Tangente, und konnte erst mit Hilfe der Integralrechnung von Joh. Bernoulli 1693 gelöst werden.

Beaune-la-Rolande, Stadt mit etwa 2000 E. im franz. Depart. Loiret, Station der Eisenbahn Paris-Montargis, Hauptort eines Kantons des Arrondissements Pithiviers. Hier siegte 28. Nov. 1871 das preuß. 10. Armeekorps (General von Voigts-Rheß) von der Armee des Prinzen Friedrich Karl, unterstützt von der 5. Infanteriedivision, 1. Kavalleriedivision und kleinern Abteilungen der 6. und 25. Infanteriedivision über den größten Teil (7000 Mann) der franz. Loire-Armee unter General Crouzat. General von Voigts-Rheß hatte auf dem vorangegangenen Gefechten sein Korps bei B. versammelt und wurde in seiner Stellung von überlegenen Massen 11 Uhr vormittags angegriffen; gegen 2 Uhr nachmittags war seine Lage eine kritische, doch endete nach heftigem Kampfe die Schlacht am Abend mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen, nachdem die 5. Infanterie- und 1. Kavalleriedivision einen Vorstoß in deren Flanke gemacht hatten. B. brannte, wurde jedoch von der schwachen, erschöpften Besatzung heldenmütig verteidigt; sogar ein in der Dunkelheit unter persönlicher Führung des Generals Crouzat wiederholter Sturm wurde zurückgeschlagen.

Beaupréau, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arrondissement Cholet, 19 km im N. dieser Stadt, 57 km südwestlich von Angers, am rechten Ufer der links in die Loire fließenden Cor., zählt (1876) 2579 (Gemeinde 3926) E., hat eine

prächtige neue Kirche, ein Kommunal-College, ein Hospital, auf einem Hügel ein schönes Schloß aus dem 15. und 16. Jahrh. inmitten eines Parks, in welchem eine eigenhltige Quelle entspringt, sowie ein vom vorigen durch den Fluß getrenntes modernes Schloß, war bis 1857 an Stelle Cholet's Arrondissementshauptstadt, hat Woll- und Leinwandfabrikation (im Handel Cholet-Stoffe), Gerbereien, Frberien, ferner beträchtlichen Viehhandel. Im April 1793 fand hier ein siegreiches Gefecht der Vender gegen republikanische Truppen statt.

Beauregard (Peter Gustav), während des amer. Bürgerkriegs General der konföderierten Sbstaaten, heißt eigentlich Loutant und nahm den Namen B. von einer seinem Vater gehörenden Plantage an. Er wurde 1818 in der Nähe von New Orleans geboren und auf der Militärschule zu Westpoint, die er 1838 als Artillerieleutnant verließ, erzogen, nahm mit Auszeichnung am Kriege der Union gegen Mexico teil und wurde 1847 Kapitän. Nach dem Frieden übertrug ihm die Regierung die Leitung der Befestigungsarbeiten am Mississippi sowie öffentlicher Bauten in und bei New Orleans. Im Jan. 1861 ward er zum Superintendenten der Militärakademie zu Westpoint ernannt, nahm aber bald danach seinen Abschied und wurde als einer der ersten, die sich an der Erhebung der Sbstaaten beteiligten, im Febr. 1861 zum Brigadegeneral ernannt. B. zwang 14. April 1861 Fort Sumter zur Kapitulation, erhielt im Juni den Befehl über die in Virginien gesammelte Armee und gewann 18. Juli die Schlacht am Bull-Run, wonach er das Heer nach Manassas Junction und später hinter den Rappahannock führte. Im Jan. 1862 ward er nach dem Mississippi beordert, wo er durch die Schlacht bei Shiloh (6. und 7. April) seinen Ruf als Feldherr verlor. Er begab sich im Juli nach Virginien, kämpfte mit Auszeichnung in der Schlacht bei Richmond und leitete sodann die Verteidigung von Charleston 1863 mit glänzendem Erfolge. Im April 1864 ward er nach Richmond berufen, um diese Stadt gegen einen Plnzenangriff zu verteidigen. Er hielt sie bis zur Ankunft des Generals Lee dafelbst und übernahm dann am 7. Okt. 1864 den Befehl über die Truppen in den Sbstaaten, konnte aber den Marsch Shermans ans Meer nicht mehr verhindern. Nach Beendigung des Kriegs zog er sich nach New Orleans zurück.

Beaut (frz.), Schönheit, s. unter Beau.

Beauvau, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Ambr. M. F. J. Balisot de Beauvais (geb. 1752 zu Arras, gest. 1820 zu Paris); seine Hauptwerke sind: «Flora d'Oware et de Benin» (2 Bde., 1804—20) und «Insectes rgnalis en Afrique et en Amérique» (1805—21).

Beauvais, die Hauptstadt des franz. Depart. Dife und eine der gewerblustigsten Städte Frankreichs, liegt in der alten Provinz Isle de France im Thal des Difejusflusses Thrain, wo sich dieser mit dem Avelon vereinigt, und an der Nordbahn, 88 km im NW. von Paris, umgeben von bewaldeten Höhen. Sie zählt (1876) 16 591 (Gemeinde 16 600) E., ist Sitz der Departementsbehörden und eines Bischofs, hat eine literarische, eine ökonomische und andere Gesellschaften, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek von 15 000 Bänden, sowie ein Kommunal-College, ein theol. Seminar, ein Civil- und Militärhospital, Kasernen und ein neues Theater. Die

altertümlich und schlecht gebaute Stadt besitzt eine großartige, aber unvollendete goth. Kathedrale, 1225 begonnen, mit 13 schön geschmückten Kapellen und prachtvollem Chor, die Kirche St.-Etienne mit bemerkenswerten Glasmalereien und die Kirche der Basse-Neuvre, eins der ältesten und merkwürdigsten Gebäude Frankreichs. Der alte Bischofspalast von 1500 ist jetzt Justizpalast, und die alten Stadtwlle sind in schöne, schattige Promenaden verwandelt. B. ist eine bedeutende Fabrik- und Handelsstadt. Außer der Rationalmanufaktur für Hautleisestepiche und Gobelinatapeten, welche 1664 unter Colbert's Verwaltung von Louis Hinard gegründet und 1792 von der Regierung übernommen wurde, hat es vier große Manufakturen; eine mit 700 Arbeitern liefert jährlich etwa 75 000 Leppiche und Dedern, eine Tuchfabrik beschäftigt gegen 600, eine Passementerie 400 Arbeiter; Fabriken für Woll- und Baumwollwaren aller Art, für Knöpfe und Bürsten, außerdem Spinnereien, Wollkmmerien, Bleichen, Frberien, viele Lpfereien und Steingutfabriken. Der Handel ist sehr lebhaft, besonders in Getreide, Wein und Manufaktur. In der Nähe der Stadt sind zwei kalte Mineralquellen. B. ist eine sehr alte Stadt, die im Lande der mächtigen Bellovacii in Gallia Belgica lag und bei den Römern Caesarmagus, dann Bellovacum und im Mittelalter Belvacus und Belloaca hieß; 845, 1034, 1114, 1119 oder 1120, 1124 und 1161 wurden hier Konzile gehalten; 850 brannten es die Normannen nieder und 883 nahmen sie es als Winterquartier. Seit der Mitte des 9. Jahrh. bildete B. eine Grafschaft des reichen Hauses Vermandois. Odo II. bertrug 1013 den Grafentitel an seinen Bruder Roger, den Bischof von B. Seitdem blieb den Prälaten dieser Titel, zu dem dann noch die Pairie kam, sobald diese Krstenfrsten zu den ersten Würdenträgern des Königreichs gehörten. B. verteidigte sich 1346 mutig gegen die Engländer. In der Umgegend von B. brach im März 1858 der Bauernkrieg (Jacquerie) aus. Die Stadt hatte zwei harte Belagerungen zu erdulden, 1433 gegen die Engländer, 1472 gegen Karl den Khnen von Burgund. Sie wurde das erste mal gerettet durch die heldenmttige Aufopferung des Jean Vigniere, das zweite mal durch die Beihilfe der Bürgerinnen unter der Fhrin Jeanne Hachette (1861 ward der letztern eine Bronzestatue errichtet), denen zu Ehren noch jetzt alljährlich am 14. Okt. ein Fest gefeiert wird.

Beauvauet (Pierre François), namhafter franz. Schauspieler, geb. 13. Okt. 1801 zu Bithiviers, besuchte das Konservatorium in Paris und fand dann ein Engagement am Odon, das er 1827 mit dem Ambigu und dieses 1830 mit dem Thtre français vertauschte. Hier spielte er lange Zeit die großen tragischen Partien des klassischen Repertoire wie des modernen Schauspiels. Nach vieljähriger Wirksamkeit zog sich B. von der Bühne jurd und erschien nur noch bei besonderen Anlässen auf ihr. Unter andern schuf er noch 1868 den Lear der Sacerdotalen Übersetzung. B. starb 21. Dez. 1873 zu Paris. Seit 1839 war B. auch Professor am Konservatorium und hat außer der Dichtung «Les trois jours» das Drama «Cain» (1830) und die Tragödien «Robert Bruce» (1847) und «Le dernier Abencerage» (1851) geschrieben. B.'s schauspielerische Leistungen zeichneten sich durch Wärme und Reinheit der Diction aus; sein Organ besaß Kraft und Wohlklang.

Deauvoir-sur-Mer, Ort im franz. Depart. Vendée, Arrondissement Sables-d'Ordonne, 55 km im NNO. von letztgenannter Stadt, zählt (1876) 919 (Gemeinde 2436) E. B. lag früher unmittelbar am Meere, der Insel Noirmoutier gegenüber, jetzt 4 km davon entfernt, am Endpunkte des zum Meere führenden Cahouette, welcher noch Schiffe von 80 t Gehalt aufzunehmen vermag. Der Ort besitzt ein Gestüt, hat Salzgewinnung, Fisch- und Austernfang, sowie Holzhandel. In der Nähe sind alte Grabhügel und Ruinen eines Schlosses.

Weaver (engl., spr. Bihwer), Wollen- und Baumwollengewebe, s. Biber.

Weaverteen (spr. Bihwertih), die engl., auch in Deutschland viel gebrauchte Bezeichnung für einen ganz aus Baumwolle bestehenden, sehr dicht und fest gewebten, gefärbten, rauhen Vordruckt.

Wébé (fr.), kleines Kind, Puppe.

Webel (Ferd. Aug.), einer der Führer der sozialdemokratischen Partei in Deutschland, geb. 22. Febr. 1840 zu Köln, erhielt erst in der Dorfschule des nahegelegenen Brauweiler, dann in der Bürgerschule zu Weglar seinen Jugendunterricht, erlernte nachher das Drechslerhandwerk und ließ sich als Drechslermeister in Leipzig nieder. Seit 1862 hatte sich W. mit großem Eifer der deutschen Arbeiterbewegung angeschlossen, welche seit Lassalles Auftreten einen wesentlich sozialistischen Charakter angenommen hatte. Diese Wendung machte auch W. mit und leitete in diesem Sinne den leipziger Arbeiterbildungsverein, dessen Präsident er seit 1865 war. Auch auf den ständigen Ausschuss der deutschen Arbeitervereine, dessen Mitglied er war, wirkte er in sozialdemokratischem Sinne Einfluß zu üben. Der 17. Wahlkreis des Königreichs Sachsen (Glauchau-Neerane) wählte ihn in den Norddeutschen Reichstag, ins Zollparlament und in den ersten Deutschen Reichstag. Hier sowohl wie in der Presse zeigte sich W. als einer der begabtesten und schlagfertigsten Führer seiner Partei, die sich im Unterchiede von der sog. Lassalleschen die „Eisenacher Arbeiterpartei“ nannte, und welche mit dem von Marx in London geleiteten Internationalen Arbeiterbund in engerer Beziehung stand. Im J. 1872 der Vorbereitung des Hochverrats gegen das Deutsche Reich angeklagt, wurde er nebst Liebknecht vom Schwurgericht zu Leipzig 26. März 1872 zu zwei Jahren Festungshaft und wegen Beleidigung des Deutschen Kaisers von demselben Gerichtshofe zu neunmonatlicher Gefängnisstrafe verurteilt; gleichzeitig wurde ihm das Reichstagsmandat aberkannt, das er aber bei einer Neuwahl im Jan. 1873 mit bedeutend größerer Majorität von seinem alten Wahlkreise wieder übertragen erhielt. Im J. 1877 nahm er, da er doppelt gewählt worden war, ein Mandat für Dresden an, das ihm trotz des Rückgangs, welchen die Sozialdemokratie infolge der Hübischen und Nobilingischen Attentate erfuhr, auch 1878 erhalten blieb. Bei den Wahlen für die Zweite Kammer des sächsischen Landtags im Sommer 1881 erhielt er ein Mandat vom Wahlkreise Leipzig-Land; im Herbst 1881 stand er bei den Wahlen zum Deutschen Reichstage viermal (in Leipzig, Dresden, Berlin IV und Mainz) in der Stichwahl, blieb aber stets in der Minorität. Außer mehreren Agitationschriften schrieb W. die Broschüren: „Unsere Ziele“, „Der deutsche Bauernkrieg“. Die parlamentarische Thätigkeit des Deutschen Reichstags und der Landtage, „Christentum und Sozialismus“ u. a. m.

Webel (Heinrich), latinisiert Henricus Bebelius, einflussreicher Humanist, geb. 1472 zu Justingen in Schwaben als Sohn eines Bauern, besuchte die lat. Schule des Dorfes Schelllingen bei Ulm und widmete sich dann auf der Universität Krakau unter Anleitung des Naturantius Pompius und Laurentius Corvinus der Rechtswissenschaft und humanist. Studien. Im J. 1494 befand er sich in Basel, wo damals der Kampf zwischen Realismus und Romantismus die Gemüter erregte. Im J. 1497 wurde B. als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst an die 1477 gestiftete Universität Tübingen berufen und erklärte hier die lat. Redner und Geschichtsschreiber; 1501 erhielt er von Maximilian I. den poetischen Lorbeertranz. Mit Reuchlin und Erasmus, besonders mit Joh. Kautler (Bergenhans), war er eng befreundet. B.s Haupttruhm beruht auf seiner außerordentlichen Lehrtätigkeit. Sein berühmtestes Werk sind die 1506 zuerst erschienenen und später oft aufgelegten „Facetiae“ (Sammlung von Anekdoten und witzigen Aussprüchen). B. scheint 1516 gestorben zu sein. Vgl. Zapf, „Heinrich B. nach seinem Leben und Schriften“ (Augsb. 1802).

Webenhausen, ehemaliges Cistercienserkloster, 4 km nordwestlich von Tübingen, 1188 gestiftet vom Pfalzgrafen Rudolf, seit 1560 mit evang. Abt und Klosterschule, seit 1807 königl. Jagdschloß. B. gehört zu den schönsten Baudenkmälern Württembergs. Die Klosterkirche, urprüngl. in roman. Stil erbaut, wurde später teilweise in gotischer renoviert und hat einen prächtigen, 1407–9 aufgeführten, durchbrochenen Turm über der Westwand; auch das Refektorium mit herrlichem Lärchen und der Kreuzgang im Kloster (1460–86 erbaut) sind im reinsten got. Stile gehalten. Vgl. Frölich, „Das Kloster B.“ (Tüb. 1873).

Webra, Dorf im Kreise Rotenburg des preuss. Regierungsbezirks Kassel, an der Webra unweit von deren Mündung in die Fulda, treibt starken Glasbau und zählt 1700 E. Der Ort ist Station der Hessischen Nordbahn, von der hier die Frankfurt-Webraer Eisenbahn abgeht.

Werbung (in der Musik), s. Tremulant.

Webutow (Fürst Wassilij Ossipowitsch), ein aus dem Orientkriege 1853–55 bekannter russ. General, geb. 1792 als Abkömmling einer armenischen Fürstenfamilie, wurde im Kadettenhause zu Petersburg erzogen, diente seit 1809 als Offizier im Kavallerie und 1812 in Livland gegen die Franzosen. Er wurde 1816 Adjutant des Generals Jermolow, den er auf seiner Gesandtschaftsreise nach Persien begleitete, und stieg, nachdem er zur Unterwerfung der Provinz Mufsch und des Chanats von Kaschmul beigetragen, 1821 zum Oberst und Kommandeur des Jägerregiments Ringrelieu. Von 1825–27 versah er die Stelle eines Gouverneurs von Jmeretien, machte 1828 unter Paskewitsch den Feldzug gegen die Türken mit und wurde für beim Sturm von Akhalich bewiesene Tapferkeit zum Generalmajor befördert. Zum Gouverneur der neuen russ. Provinz Armenien ernannt, schloß er 1835 einen vorteilhaften Grenzvertrag mit Persien und wurde 1838 als Mitglied des obersten Verwaltungsrats von Transkaukasien nach Tiflis berufen. Zur Armee in Polen 1840 versetzt, fungierte er eine Zeit lang als Kommandant von Jamsoc, ward 1843 Generalleutnant, erkrankte im Frühjahr 1844 wieder im Kaukasus als Befehlshaber des Jagdstänkschen Korps, kommandierte 1845 unter Woronzow auf dem Zuge nach Dargo, schied

im Okt. 1846 die Festung unter Schamyl bei Kutaisch und erhielt, nachdem er noch an den Belagerungen von Gergebil und Salti teilgenommen, im Nov. 1847 den Posten eines Präbidenten des Administrationsrats von Transkaukasien. Beim Ausbruch des Kriegs von 1853 mit dem Kommando des Operationskorps an der türk. Grenze betraut, brachte B. 1. Dez. dem Seraskier Abdi-Pascha bei Rasklar eine Niederlage bei, welche die beabsichtigte Invasion Russisch-Armeniens vereitelte. Am 5. Aug. 1854 erfocht er mit 18 000 Mann den entscheidenden Sieg bei Kurnal-Dere über das 40 000 Mann starke Heer Haris-Paschas. Doch versäumte er, die Auflösung der türk. Armee zu benutzen, um nach Kars vorzudringen. Im Feldzuge von 1855 wurde B. mit der Verteidigung Grusen's beauftragt. Auf die Kunde von der Landung Omer-Paschas in Mingrelien begab er sich nach Kutais, wo er rasch ein Truppenkorps sammelte und durch geschickte Manöver die Türken zum Rückzug nötigte. Nach der Abberufung Murawjews 1856 führte B. interimistisch bis zur Ankunft des Fürsten Varjatinskij den Oberbefehl im Kaukasus, ward im Jan. 1857 zum General der Infanterie befördert und starb zu Tiflis 22. März 1858. — Von seinen drei Brüdern fielen zwei im Kampfe gegen die Bergvölker; der dritte, David B., focht unter Paslewitsch in Polen, Ungarn und vor Silistria als Befehlshaber der kais. Kavallerie, wurde 1856 Generalleutnant und 1861 Kommandant von Warschau, wo er 23. März 1867 starb.

Dec (fr.), Schnabel; schnabelförmige Hervorragung, Schnabreimer u. s. w.

Decussines, Sumpfs- oder Moorschnepfen (Gallinago), heißen die Schnepfenvögel, welche sich nur in Sumpf und Moor, nie im Walde aufhalten und durch einige untergeordnete Kennzeichen, wie unten ganz nacktes Schenkel, gänzlich getrennte, lange Fehen, verlängerten Nagel der kurzen Hinterzehe und sehr langen, an der Spitze etwas flachgedrückten Schnabel, von den Waldschnepfen unterscheiden. Sie kommen als echte Zugvögel im Frühjahr und ziehen im Herbst nach Süden. In Deutschland kennt man drei Arten: die große B. oder Mittelschnepfe (G. major), von der Größe einer Ferkeltaube, nur einzeln auf sumpfigen Wiesen und Weiden des nördlichen Europa, häufig im südl. Ausland und in Asien, kommt Ende April und geht Anfang August. Die gemeine B. oder Heer-schnepfe (G. scolopacina), von der Größe eines Kramsvogels, überall verbreitet, kommt im März und geht im Oktober, und wird wegen des merkwürdigen Tons, welchen sie durch das Schwirren der Federn hervorbringt, auch Himmelsziege genannt. Dieselbe ist äußerst schwer zu schießen wegen ihres juckendförmigen Flugs beim Aufsteigen. Die kleine B. (G. gallinula), von der Größe einer Lerche, kommt und geht mit der vorigen, ist aber weit seltener. Alle drei Arten nähren sich von Würmern, Larven und Schnecken und liefern ein sehr geschätztes Wildbret. Man fängt sie in Schlingen und schießt sie vor dem Hunde.

Beccafumi (Domenico di Pace), genannt il Vecchietto, Maler der Siener Schule, geb. bei Siena 1486, gest. daselbst 1551, arbeitete neben Sodoma an den Fresken im Oratorium von San Bernardino, nahm dessen Weise an und entwickelte, solange er an ihr festhielt, auch in andern Werken, z. B. einer großen Tafel der heil. Katharina von

Siena in der Akademie daselbst, eine edle, einfache Anmut. Später wendete er sich dem Stile der Florentiner zu, jedoch nicht zu seinem Vortheile. Von ihm sind die mosaikartig aus hellern und dunklern Marmor zusammengefügten Darstellungen auf dem Fußboden des Domchores in Siena.

Beccari (Dobarbo), ital. Botaniker und Forschungsreisender, geb. 19. Nov. 1843 in Florenz, unternahm, nach absolvierten Studien auf dem Gymnasium zu Lucca und der Universität Pisa, 1865 mit dem Marschese Doria eine Reise nach Vorneo, in dessen nördl. Theilen er sich bis Jan. 1868 aufhielt. Im März nach Italien zurückgekehrt, gründete er das «Nuovo Giornale botanico italiano», in dessen ersten Bänden (1869—71) ein Teil seiner botan. Entdeckungen aus Vorneo bekannt gemacht ist; aber schon 1870 verband er sich mit Marschese Antinori und Prof. Jffei zu einer Expedition nach dem Roten Meere, wo die Asabbai, der Dahl-Archipel sowie das Bogos- und Bartaland im Norden von Abessinien besucht wurden (vgl. Jffei, «Viaggio nel Mar Rosso e tra i Bogos», Mail. 1872), und nach einjährigem Aufenthalte in Italien trat er 24. Nov. 1871 mit D'Albertis eine Reise nach Neuguinea an. Sie gelangten von Amboina aus 9. April 1872 bei Kap Sapey an die Südwestküste dieser Insel, lehrten nach mehreren Erforschungsreisen auf derselben 6. Dez. nach Amboina zurück, und während D'Albertis von dort nach Sydney ging, begab sich B. nach den Aru- und Key-Inseln und fuhr Okt. 1873 nach Mangassar über, um auf Celebes seine Forschungen fortzusetzen. Eine zweite Reise nach Neuguinea trat er 22. Jan. 1875 von Amboina aus an, besuchte namentlich das Arfakgebirge und lehrte im Juli nach Ternate zurück. Nach einem dritten Ausflug nach Neuguinea (Nov. 1875 bis Juni 1876) lehrte er nach Italien zurück. Seine Forschungen und Berichte über die Neuguinea-Reise sind enthalten im «Bollettino della Società geografica italiana» (1873 u. 1874). Vgl. «Viaggio dei Signori Antinori, B. ed Issei» (Tur. 1874); Cora, «Spedizione italiana alla Nuova Guinea» (Tur. 1872).

Beccaria (Cesare Bonifazio de), hochverdienter philanthrop. Schriftsteller, welcher zuerst litterarisch gegen die Todesstrafe auftrat, geb. zu Mailand 15. März 1738, stammte aus der Familie der Marschesen von B. und ward berühmt durch die Schrift: «Dei delitti e delle pene», die zuerst anonym (Monaco 1764) und dann öfter erschien, am besten in zwei Bänden (Vened. 1781). Die Schrift wurde in 22 Sprachen übersetzt, ins Deutsche, z. B. von Platze, mit Anmerkungen von Hommel (Dresd. 1788—89), von Bergt (Lpz. 1798) und von Glaser (Wien, 2. Aufl. 1876). B. trat in diesem Werke gegen die Härten und Mißbräuche der Kriminaljustiz seiner Zeit auf und bekämpfte mit der Vereinfachung des Gefühls Tortur und Todesstrafe. Wenn gleich B. Staats- und Strafretheorien veraltet sind, bewirkte sein Buch doch, daß der Abscheu gegen unmensliche Strafen allgemeiner verbreitet und für mildere Strafgesetze der Weg gebahnt wurde. Außerdem ist er noch durch eine philos. Sprachlehre und Theorie des Stils: «Ricerche intorno alla natura dello stilo» (Mail. 1770), und als Verfasser mehrerer Abhandlungen über den Stil und nationalökonomische Fragen in der von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Visconti, Veri u. a. herausgegebenen ital. Zeitschrift «Il Caffè» in seinem Vaterlande

bekannt. B. war seit 1768 Lehrer der Staatswirtschaft zu Mailand und starb daselbst 28. Nov. 1794. Seine «Opere» wurden am besten von Villari (Flor. 1854) herausgegeben. In seiner Vaterstadt ward B. 1872 ein Denkmal errichtet. Vgl. Cesare Cantù, «B. e il diritto penale» (Flor. 1862); Minabini, «B., biographische Skizze nach Cantù B.» (Wien 1866); A. Amati, «Vita ed opere di Cesare B.» in dem Sammelwerk: «Cesare B. e l'abolizione della pena di morte» (Mail. 1872); Butelli, «B. e la pena di morte» (Udine 1878).

Beccaria (Giovanni Battista), berühmter Mathematiker und Physiker, geb. 3. Okt. 1716 zu Mondovì, trat in den Orden der Frommen Schule und war erst zu Rom, dann zu Palermo als Lehrer der Rhetorik und Philosophie tätig. Er erhielt 1748 die Professur der Physik zu Turin, wo er nach langer und ausgezeichnete Wirksamkeit 27. Mai 1781 starb. Franklins und anderer Versuche in der Physik veranlaßten B. zu der Schrift «Dell' elettricismo naturale ed artificiale» (Tur. 1753), die ungemessenes Aufsehen erregte. Seine wichtigste und vollständigste Schrift über diesen Gegenstand ist jedoch «Dell' elettricismo artificiale» (Tur. 1771), die durch Franklin ins Englische übersetzt wurde. B. erhielt 1759 vom König von Sardinien den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu messen. Er unternahm diese Messung 1760 gemeinschaftlich mit Canonica und machte das Resultat in dem «Gradus Taurinensis» (Tur. 1774) bekannt. Veranlaßt durch die Zweifel Cassinis gegen die Genauigkeit seiner Messung, schrieb er «Lettere d'un Italiano ad un Parigino», worin er den Einfluß der Alpen auf die Abweichung des Pendels nachwies. [Weechen.]

Weechen (Sir William), engl. Porträtmaler, s.

Beccles, Stadt in der engl. Grafschaft Suffolk, 26 km im S.O. von Norwich, am rechten Ufer des Waveney, der hier schiffbar wird, 30 km oberhalb seiner Mündung in die Nordsee, zählt (1881) 5721 G., hat eine schöne got. Kirche, eine lat. Schule, einen kleinen Hafen, Kalfabrikation und Steinkohlenhandel.

Béchamel (Béchamelsauce), eine mit Geflügelbrühe und süßem Rahm bereitete Zwiebelsauce, nach ihrem Erfinder, dem Marquis de B., Haushofmeister Ludwigs XIV., genannt; die magere oder Fasten-Béchamelsauce wird ohne Zuthat von Geflügelbrühe bereitet.

Beche (Sir Henry Thomas de la), engl. Geolog, s. De La Beche.

Becheleren, im Nibelungenlied Name der Stadt Böhrlarn (Bechlarn) in Oesterreich unter der Ens.

Becher, das einfachste Trinkgefäß in Cylinder- oder abgestumpfter, umgekehrter Kegelform mit plattem Boden. Diese Form ist noch heute dem Wasser- und Bierglas geblieben; der Krug (Bierkrug, Wasserkrug) hat einen Henkel daran, die Kanne noch eine Ausgüßmündung, der Weinbecher einen Ständer oder Stengel, woraus einerseits das Stengelglas geworden, andererseits in größerer Form der reichgegliederte Pokal. Aus dem B. ist bei größerer Form der Humpen geworden. Das ursprüngliche Material ist Thon. Von dieser Art haben die griech. und griech.-italischen Gräber zahlreiche Beispiele in mannigfachen Formen erhalten, theils auf hohem Fuß (der Kantharos), theils als flache Schale (die Kylix) u. a. An Stelle des Thons ist zunächst Metall getreten und hat insbe-

sondere in Silber zu den kunstreichsten Bildungen geführt, so schon bei den Griechen und Römern, dann im Mittelalter und in den Zeiten der Renaissance, besonders in Deutschland. Nachstehende Abbildungen bieten eine Gruppe von vier Becherformen aus verschiedenen Zeitaltern. Im Bürgerstande und im



1. Griechischer Leptacottabecher; 2. Becher; 3. Kantharos; 4. Deckelpokal aus dem 16. Jahrhundert.

den Jüngsten des Nordens und Englands vor allem wurde Zinn benutzt. Seit dem 16. Jahrh. trat neben den gewöhnlichen Gebrauch Glas in erste Linie ohne zunächst viel an den Formen zu ändern. In traditionellen Becherformen bildeten die Grundlage der venet., deutschen, böhm., engl. Glas-Spielformen und Nebenmaterialie gab es schon zu Altertum. So wurden Büffelhörner benutzt, die aus dem Elefantenzahn der Elfant gemacht, welches im frühen Mittelalter gleichermaßen zum Trank- und Jagdhorn (Blashorn) diente. Im 16. und 17. Jahrh. wurden viele B. aus Elfenbein geschnitten und mit Schnitzerei verziert, auch gedreht (Kandeldreherei). Die Künstler der Renaissance schenkte vorzüglich auf das eleganteste geformten Trankgefäß aus Bergkristall und Halbedelstein, wozu noch heute die Herzen der Kunstkabinete sind. Eine Nebenform ist der Kelch, das Trinkgefäß neben dem kirchlichen Gebrauch bei dem Abendmahl, er seine eigene Geschichte hat. (S. Kelch.)

Becher (Joh. Joachim), hervorragender Gelehrter und Nationalökonom, geb. 1635 zu Speyer, erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse in der Theologie, Physik und Chemie und namentlich in der Staatswirtschaftslehre. Nach seinem Abtritt aus dem Katholizismus wurde er Professor in Mainz, kaiserl. Hofrat in Wien, dann erster Leibrentier des Kurfürsten von Bayern. In Wien hatte er die Einrichtung einiger Manufakturen beraten und den Plan zu einer ind. Handelsgesellschaft entworfen, fiel aber bei Hofe in Ungnade und wandte sich nach Mainz zurück. Später lebte er in München, Braunschweig, Harlem und zuletzt in London, wo er am 17. 1682 starb. In seiner «Physica subterranea» (Frankf. 1669, neue Ausg., 1738) brachte er

die Chemie mit der Physik in Verbindung und sah in der Zusammenwirkung beider die Ursachen aller unorganischen Erscheinungen. Gleichzeitig fing er an, eine Theorie der Chemie zu gründen; auch den Prozeß des Verbrennens untersuchte er. Er lehrte, jedes Metall bestehe aus einem allen gemeinschaftlichen erdigen Stoffe, aus einem gleichfalls identischen verbrennlichen Prinzip und aus einer eigentümlichen mercurialischen Substanz. Erhielt man ein Metall, so daß es seine Gestalt verändere, so entbinde man die mercuriale Substanz, und es bleibe nichts als der Metallkall. Hierin lag der Keim von Stahls phlogistischer Theorie, die bis auf Lavoisier alleinige Geltung gehabt hat. Seine zahlreichen volkswirtschaftlichen Schriften sind heute noch beachtenswert. Auch erwarb sich B. Verdienste um die Einführung des Kartoffelbaues in Deutschland sowie um die Vercothung der Steinkohlen und Gewinnung des Steinkohlenteers. Von seinen nationalökonomischen Schriften ist die wichtigste der „Polit. Diskurs von den Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte und Länder“ (1667, neue Ausg., 2 Bde., 1754). Eine Biographie B.s schrieb Bucher (Münch. 1722).

Becher (Siegfried), österr. Statistiker und Nationalökonom, geb. 28. Febr. 1806 zu Plan in Böhmen, studierte in Prag und Wien, trat 1831 in den Staatsdienst und wurde 1835 Professor der Geschichte und Geographie am Polytechnischen Institut zu Wien. Daneben war er auch bei der Tabak- und Stempeldirektion, dann bei der obersten Postverwaltung thätig. B. schrieb: „Das österr. Münzwesen von 1524—1838 in histor., statist. und legislativer Hinsicht“ (2 Bde., Wien 1838), „Statist. Übersicht des Handels der österr. Monarchie mit dem Auslande während der J. 1829—38“ (Stuttg. u. Tab. 1841), „Statist. Übersicht der Bevölkerung der österr. Monarchie nach den Ergebnissen der J. 1834—40“ (Stuttg. u. Tab. 1841), „Beiträge zur österr. Handels- und Zollstatistik auf Grundlage der offiziellen Ausweise von 1831—42“ (Stuttg. 1844), „Die Bevölkerungsverhältnisse der österr. Monarchie von 1819—43“ (Wien 1846). Als Doblhoff im Mai 1848 Minister des Handels wurde, übertrug ihm dieser zum Teil die Organisationsarbeiten und erhob ihn im Juni zum Generalsekretär. Im Sept. 1848 zum Ministerialrat ernannt, besorgte er während der stürmischen Zeit des Oktober und im November in Abwesenheit eines Handelsministers die laufenden Geschäfte und übergab diese im Dezember an den neuernannten Handelsminister Brud. Seit Mai 1852 in Ruhestand versetzt, wirkte er seitdem mehr nach bei größern industriellen und mercantilen Unternehmungen mit. Er starb 4. März 1873. Von seinen spätern Schriften sind noch zu nennen: „Die deutschen Zoll- und Handelsverhältnisse zur Anbahnung der österr.-deutschen Zoll- und Handelsvereinigung“ (Lpz. 1860), „Organisation des Gewerbswesens“ (Wien 1851) und „Die Volkswirtschaft“ (Wien 1858).

Becherblume, f. unter Sanguisorba.

Becherstein (fr. enclumeau, engl. round anvil), ein bei den Kupfer- und Goldschmieden gebräuchlicher kleiner Amboss mit rundem Doppelhorn (einem an einem aufrecht stehenden Eisen befestigten runden Quereisen), der zum Aufziehen gewölbter Bleche oder zum Treiben begerartiger Formen dient.

Bechicum (grch.), Mittel gegen den Husten.

Bechn (Bechný), Stadt im österr. Kronlande Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Mählfhausen, im ehemaligen Kreise Laborn, am rechten Ufer der Luschnitz, mit (1880) 2225 E. böhm. Zunge, die neben den städtischen Gewerben zumeist Ackerbau treiben. Der Ort hat eine eisenhaltige Mineralquelle, ansehnlichen Getreide- und Holzhandel. B. ist eine der ältesten Städte des Landes, war im 12. Jahrh. der Mittelpunkt des Besitzes der prager Bischöfe und der Sitz eines Erzbischofs, der in dem auf einem ziemlich hohen Felsen erbauten Schlosse wohnte. Durch Kauf ging der Besitz 1268 an König Ottokar über, der die alte Zupenburg erneuern ließ. Jetzt ist sie zu einem Brauhaufe umgewandelt. Im dem Gemäuer eines Turms sieht man einen Kopf, der als Wahrzeichen der Stadt gilt und von den Werkleuten als Beleg für das Biermaß, welches damals einen Pfennig kostete, eingemauert worden sein soll. Im 14. Jahrh. war B. im Besitze eines mächtigen Adelsgeschlechts, das sich vom Orte benannte, unter königl. Oberhoheit, im 16. Jahrh. freier Besitz der Herren von Rosenberg, von denen es als Heiratsgut (1715) an den Reichsgrafen Johann Leopold von Paar überging. Das neue Schloß mit schönen Parkanlagen und einem großen Grundkomplex ist noch im Besitze der fürstl. Familie von Paar. In der Nähe befinden sich die gewaltigen Bechiner Steine, große Felsen.

Bechmann (Georg Karl August), hervorragender Lehrer des röm. Rechts, geb. am 16. Aug. 1834 zu Nürnberg, studierte die Rechte zu München und Berlin, habilitierte sich 1861 an der Universität Würzburg, wurde 1862 ord. Prof. der Rechte in Basel und ging als solcher 1864 nach Marburg, noch in demselben Jahre nach Kiel, 1870 nach Erlangen und 1880 nach Bonn. Er schrieb: „Über die *usucapio ex causa iudicati*“ (Nürnberg. 1860), „Über den Inhalt und Umfang der Personalservitut des *usus* nach röm. Recht“ (Nürnberg. 1861), „Das röm. Totalrecht“ (2 Bde., Erlangen 1863—67), „Zur Lehre vom Eigentumsverwerb durch *Accession*“ (Kiel 1867), „Der Kauf nach gemeinem Recht“ (Zl. 1, Erlangen 1876).

Bechst., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Bechstein (Joh. Matthäus).

Bechstein (Joh. Matthäus), bekannt als Ornitholog und Forstmann, geb. 11. Juli 1757 zu Waltershausen im Herzogtum Gotha, besuchte das Gymnasium zu Gotha und studierte dann Theologie zu Jena, worauf er 1785 Lehrer am Salzmannschen Institut in Schnepfenthal wurde. Durch seine „Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands“ (4 Bde., Lpz. 1789—95; 2. Aufl. 1801—9), in welcher er sich besonders als Ornithologen bewährte, erregte er die Aufmerksamkeit der Forstmänner, so daß Burgsdorf ihm den Lehrbrief als geprüftem Forstmanne erteilte. Da der von ihm 1791 bei dem Herzog von Gotha eingereichte Plan zu einer Lehranstalt für Forstwissenschaft keine Annahmefand, begründete er 1794 auf eigene Hand eine solche auf dem Freigute Kemnate bei Waltershausen. Zu gleicher Zeit stiftete er die Societät für Forst- und Jagdkunde, von welcher die „Annalen“ und die Zeitschrift „Diana“ ausgingen. B. konnte indes, trotz aller Erfolge, für seine Anstalt keine Unterstützung von seiten der Regierung erhalten, und folgte deshalb einem Rufe als Direktor der neu zu gründenden meining. Forstakademie Dreißigader.

Hier starb er als Weck. Kammer- und Forstrat 28. Febr. 1822. Unter seinen zahlreichen Schriften sind noch hervorzuheben: »Forstwirtschaftslehre« (3 Bde., Gotha 1818), »Forstbotanik« (Grtf. 1810, 3. Aufl., von Pechen 1841—42), und vor allem die »Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen« (5 Bde., Grtf. 1818—21), die von Laurus fortgesetzt wurde, ferner »Abbildungen naturhistor. Gegenstände« (6 Bde., Epj. 1793—1810, 2. Aufl., 6 Bde., 1816—23) und »Naturgeschichte der Faf- und Stubenmögel« (5. Aufl., herausg. von Berge, Epj. 1870). Vgl. L. Weckstein, »Joh. Matth. W. und die Forstakademie Treuburg« (Meining, 1865).

Weckstein (Ludwig), deutscher Dichter und Schriftsteller, Neffe des vorigen, geb. 24 Nov. 1801 in Weimar, widmete sich anfangs der Pharmazie,

»Sonettentänze« (Kritik aus des Herzogs Bernhard in den Stand setzte 1829 in Philosophie, Literatur etc., und ihn hierauf 1831 er und zugleich auch zum herzogl. öffentlichen Beamten. Im folgenden Altertumsforschenden Ver-

ein für Jena, der ihn zur Herausgabe des »Deutschen Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Altertum« (2 Bde., Jena 1842—43) veranlaßte. Seit 1833 erster Bibliothekar und seit 1840 Hofrat, starb er 14 Mai 1860 in Meiningen. Besonders Hervorhebung verdienen unter seinen dichterischen Werken »Die Baumhäuser« (Epj. 1830), »Der Totentanz« (Epj. 1831), »Euthra« (Frankf. 1834), »Gedichte« (Frankf. 1836) und das nachgelassene Epos »Thüringens Königsland« (Epj. 1836). Am bekanntesten unter seinen zahlreichen, meist histor. Romanen und Novellen sind wohl die vorz. »Jahren eines Ruslanen« (3 Bde., Schleus 1836—37, 2. Aufl., 2 Bde., Frankf. 1854) geworden. Sonst sind zu nennen »Das tolle Jahr zu Erfurt« (3 Bde., Stuttg. 1839), »Der Fürstentag« (2 Bde., Frankf. 1834), »Grumbach« (3 Bde., Hildburgh. 1839), »Philidor, Erzählungen aus dem Leben eines Landgräflichen« (Gotha 1842), »Bollen und Werden, Deutschlands Vurischenheit und Vurischenleben« (2 Bde., Halle 1850), »Berthold der Student, oder: Deutschlands erste Vurischenheit, Romantisches Zeitbild« (2 Bde., Halle 1850), »Im dunklen Loos« (3 Bde., Nürnberg 1850), »Der Dunkelgraf« (Frankf. 1854). Ein großes Verdienst erwarb sich W. um die deutsche Sagen- und Märchenpoesie, namentlich um die seiner thüring. Heimat. Auf diesem Gebiete veröffentlichte er »Der Sagenhaas und die Sagentreise des Thüringerlandes« (4 Bde., Meining 1835—38), »Deutsches Märchenbuch« (Epj. 1845, 29. Aufl. 1879), »Neues deutsches Märchenbuch« (Wien 1856, 43. Aufl. 1872), »Mythe, Sage, Märchen und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes« (3 Bde., Epj. 1855), »Thüring. Sagenbuch« (2 Bde., Wien 1858). Außerdem hat W. noch zahlreiche Schriften zur Geschichte und Topographie Thüringens sowie auch eine Prochtausgabe des Hainburgers Otto von Botenlauben (Epj. 1845) und das altdeutsche Gedicht »Der Ring« (Stuttg. 1851) veröffentlicht.

Weckstein (Reinhold), Germanist, Sohn des vorigen, geb. 12 Okt. 1833 in Meiningen, studierte in Leipzig, München, Jena und Berlin vorzugsweise deutsche Sprache und Altertumskunde. Er

war 1858—59 am Archiv des Germanischen Museums angestellt und unterstützte sodann seinen Vater in dessen Amtsgeschäften. Seit 1861 in Leipzig, privatdozierend, habilitierte er 1864 nach Jena über, habilitierte sich selbst 1866 als Privatdozent, wurde 1869 außerord. Professor und folgte 1871 einem Rufe als ord. Professor der deutschen und neueren Literatur an die Universität zu Rostock. Unter seinen Arbeiten sind, außer Beiträgen zu »Meinert« »Germania« und andern Zeitschriften, hervorzuheben »Über die Aussprache des Mittelhochdeutschen« (Halle 1858), die Ausgabe von »Heinrich und Kunigunde« von Obermann von Erfurt (Quedlinb. 1860), »Deutsches Museum« (Neue Folge, Bd. 1, Epj. 1867), »Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden« (Epj. 1868, 2. Aufl. 1877), »Des Matthias von Weheim Evangelienbuch in mittelhochdeutscher Sprache« (Epj. 1867), »Gottfried von Strassburg Tristan« (2 Bde., Epj. 1869, 2. Aufl. 1873), »Heinrich von Freiberg Tristan« (Epj. 1877), »Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit« (Epj. 1876) Tod von seinem Vater (Halle 1865) herausgegebene Spiel »Von dem zehn Jünglingen« behandelte er in seiner Habilitationsschrift (Jena 1866) und in einem Vortrage (Rost. 1872).

Weckstrang heißt in Gegenden elamann. Bevölkerung, namentlich im Elb- und der Schweiz, vorzugsweise in Zürich, der noch als Kinderfest gefeiert wurde Tag im Jahre. Wie so viele Gebräuche noch aus der Zeit des Heidentums sich erhalten haben, so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß dieser Festtag ein Überbleibsel der von den Germanen um dieselbe Zeit gefeierten Feste der Göttin Berchta (s. d.) ist. Der Tag selbst heißt noch Berchtafest, auch Weckstrangtag, und die Benennung lehrt im bayr. Berchtalesusen, Berchtalespringen wieder, welches sich ebenfalls eine Festlichkeit knüpft.

Weckstehet (Julie, Frein von), geborene Frein von Keller, bekannt unter dem Namen Bloch als Freundin Wielands, geb. 21 Juni 1751 an dem väterlichen Gute Stedten bei Erfurt, heiratete 1774 ihren Onkel, den Freiherren Johann Adam von B. (gest. 1806) in Eisenach und machte sich als Phantastin und gemüthvolle Gelegenheitsdichterin bekannt. Sie gab unter andern heraus: »Der 1. September 1810 in Eisenach« (auf die Eisenacher Pulverexplosion, Gotha 1810), »Lustspiel zum Empfang der Kaiserin Marie von Rußland in Eisenach, November 1818« (in Rahmanns »Festlichkeiten« 1824). Sie starb 3. Juli 1847 in Eisenach.

Weck (Christian Daniel), Literaturhistoriker u. Philolog, geb. 22 Jan. 1757 in Leipzig, wo er 1772 die Thomasschule besuchte, seit 1776 Lehrer und 1779 sich habilitierte. Nachdem er 1788 außerord. und 1788 ord. Professor der griech. u. lat. Sprache geworden war, übernahm er 1819 die Professur der Geschichte, die er aber 1825 wieder mit der der griech. und röm. Literatur vertauschte. Die von ihm 1788 gestiftete Philologische Gesellschaft wurde 1799 zu einem philologischen Seminar erhoben, das er bis zu seinem Tode, d. h. bis 1833, leitete. Außer den akademischen Rufen und Würden hatte er noch die Verwaltung der Universitätsbibliothek seit 1790, die Aufsicht der Stipendiaten, die Präfektur der Universitätsverwaltung, das Pächterkommissariat in Leipzig, das Amt des des dortigen Landkommunikations- und anderer Funktionen zu versehen. Aus der Kampfzeit

Schriften hervorgehoben: die Ausgaben aller Klassiker, z. B. des Pindar, Aristophanes, Euripides, Apollonius Rhodius, Plato, Cicero, Calpurnius; die *«Acta seminarii philologici Lipsiensis»* (2 Bde., Epp. 1811—18) und *«Commentarii societatis philologicae Lipsiensis»* (4 Bde., Epp. 1801—5), *«Anleitung zur Kenntnis der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte»* (4 Bde., Epp. 1787—1807), *«Grundriß der Archäologie zur Kenntnis der Geschichte der alten Kunst»* (Abteil. 1, Epp. 1816), *«Commentarii historici decretorum religionis christianae et formulae Lutheranae»* (Epp. 1801). Auch rebierte er von 1819 an bis zu seinem Tode das *«Allgemeine Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur»*. — Sein Sohn, Johann Ludwig Wilhelm B., geb. 27. Okt. 1786 zu Leipzig, studierte daselbst die Rechte, wurde 1812 Professor in Königsberg, 1813 Regierungsrat in Weimar, 1814 Beisitzer des leipziger Schöppenhofes, 1819 zugleich außerord. Professor, 1825 Senat des Schöppenhofes und 1835 erster Rat am Appellationsgericht zu Leipzig, in welchem er 1837 das Präsidium erhielt. Nachdem B. 1863 in Ruhestand versetzt worden war, starb er zu Leipzig 14. Febr. 1869. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: *«Corpus juris civilis»* (2 Bde., Epp. 1825—37), die Stereotypausgabe desselben (Epp. 1829—30), *«Anleitung zum Referieren und Dekretieren»* (Epp. 1839) und *«Bemerkungen über den Kriminalgerichtsstand in Sachsen»* (Epp. 1842).

Bed (Heinr.), ausgezeichnete deutscher Schauspieler, geb. 1760 in Gotha, ging 1777 zur dortigen Bühne, die damals unter Hofes trefflicher Leitung stand. Nach dessen Tode siedelte er mit dem größten Teil der gothaischen Künstler nach Mannheim über. Die Freundschaft Abbades, die ihn hier mit Weil und Pfand vereinigte, förderten ungemein die Leistungen der gediegenen Schauspielergesellschaft, die sich an dem neuen Theater bildete. Während Schillers Aufenthalt in Mannheim trat B. auch zu diesem in ein intimes Verhältnis. B. spielte Helden und Liebhaber und zeichnete sich durch seine und maßvolle Haltung auch in dem Fache der Bonvivants aus. Von den Dramen, die er geschrieben, haben sich die Lustspiele *«Die Schachmaschine»* (Berl. 1798), *«Die Dandeleister»* (Frankf. 1802) und *«Das Chamäleon»* (Frankf. 1808) am längsten auf dem Repertoire erhalten. Als Pfand 1796 Mannheim verließ, wurde B. von seinen Kunstgenossen zu dessen Nachfolger erwählt. Der Kurfürst von Wagnen berief ihn 1800 als dirigierenden Regisseur nach München, wo er 6. Mai 1803 starb.

Bed (Joh. Nepomuk), Baritonist, geb. 5. Mai 1828 zu Pest, besuchte das Piaristengymnasium seiner Vaterstadt und debütierte 1846 als Opernsänger mit bestem Erfolg auf dem deutschen Theater zu Pest. Nachdem B. zu Wien seine künstlerische Ausbildung vollendet, folgte er einem Rufe nach Hamburg, wandte sich 1848 nach Bremen und war hierauf nacheinander in Köln, Mainz, Würzburg, Wiesbaden und seit 1851 in Frankfurt engagiert. In letzterer Stadt begründete er seinen Ruf, der ihm 1853 eine Anstellung an der kaiserl. Oper in Wien verschaffte, wo er seitdem als erster Baritonist wirkte und 1862 auch zum I. I. Kammerfänger ernannt ward. B.s Stimme ist von gewaltiger Kraft und doch zugleich von ungemeiner Biegsamkeit sowie des Ausdrucks der zarfsten Empfindung fähig. Dabei zeichnet sich der Künstler durch

edle Vortragsmanner und außerdem auch durch gewandtes Spiel aus.

Sein Sohn, Joseph B., geb. 11. Juli 1848 zu Pest, hat sich ebenfalls in verschiedenen Städten Deutschlands und Österreichs und seit 1878 in Frankfurt a. M. den Ruf eines stimmbegabten und gut geschulten Baritonängers erworben.

Bed (Joh. Tobias von), namhafter deutscher Theolog, geb. 22. Febr. 1804 zu Balingen in Württemberg, studierte 1822—26 zu Tübingen Theologie, wurde 1827 Pfarrer zu Waldbach im Oberamt Traisheim, 1829 Stadtpfarrer und Oberpräzeptor zu Mergentheim, 1836 außerord. Professor zu Basel und 1843 ord. Professor der Theologie und Präprediger in Tübingen. Hier hat B. bis zu seinem Tode (28. Dez. 1878) sowohl als Prediger wie als akademischer Lehrer eine bedeutende und einflussreiche Tätigkeit entfaltet. Gegenüber der kritisch-spekulativen Schule Baur's begründete er eine eigene und selbständige theol. Richtung, indem er lediglich durch positive Einführung der Studierenden in das Schriftstudium und in die Schriftlehre zu wirken bemüht war, wobei seine eigentümliche Theosophie ihn freilich häufig zu unhaltbaren Ansichten führte. Unter seinen Schriften sind die bedeutendsten: *«Einkleitung in das System der christl. Lehre»* (Stuttg. 1838; 2. Aufl. 1870), *«Die christl. Lehrwissenschaft nach den biblischen Urkunden»* (Tl. 1, Stuttg. 1841; 2. Aufl. 1875), *«Die Geburt des christl. Lebens»* (Basel 1840), *«Die christl. Menschenliebe»* (Basel 1842), *«Umriss der biblischen Seelenlehre»* (Stuttg. 1843; 3. Aufl. 1871), *«Gedanken aus und nach der Schrift»* (Frankf. 1859; 3. Aufl., Heilbr. 1876; daselbe, Neue Folge, Heilbr. 1878), *«Zeitfaden der christl. Glaubenslehre für Kirche, Schule und Haus»* (Stuttg. 1862; 2. Aufl. 1869), *«Die christl. Liebeslehre»* (Fortsetzung des *«Zeitfadens»*; Abteil. 1: *«Die Geburt des christl. Lebens und die christl. Menschenliebe»*, Stuttg. 1872; Abteil. 2: *«Die Lehre von den Sakramenten»*, Stuttg. 1874), *«Erklärung der zwei Briefe Pauli an Timotheus»* (Göttersloh 1879). Seine geist- und charaktervollen *«Christl. Reden»* sind gesammelt (2 Bde., Stuttg. 1836—38) erschienen. Aus seinem Nachlaß gab Rüggenbach die *«Pastorallehren des Neuen Testaments»* (Göttersloh 1880) heraus.

Bed (Karl), namhafter Dichter, geb. 1. Mai 1817 als der Sohn eines jüd. Kaufmanns in der ungar. Stadt Baja, aber der reform. Kirche angehörig, siedelte mit seinen Eltern nach Pest über, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Wien Medizin. Im J. 1833 verließ er krankheits- halber die Universität wieder, um sich dem Geschäft seines Vaters zu widmen, gab nach kaum einem halben Jahre diesen Plan wieder auf und setzte seine Studien in Leipzig fort. Seit 1841 nahm er seinen Aufenthalt wieder in Pest, ging dann 1843 nach Wien, wo er in innigen Verlehr zu Nikolaus Lenau trat, und hierauf 1844 nach Berlin. Nach Ausbruch der Bewegung von 1848 wandte er sich wieder nach Wien und nahm hier, nach mehrjährigem Wanderleben, bleibenden Aufenthalt als Feuilleton-Redacteur des ministeriell gesinnten *«Lloyd»*. Er starb 10. April 1879 zu Währing bei Wien. B.s erstem, mit vielem Beifall aufgenommenen Werke: *«Nächte, Gepanzerte Lieder»* (Epp. 1838), folgten *«Der fahrende Poet»* (Epp. 1838), *«Stille Lieder»* (Epp. 1839), dann das trotz aller Pracht

der Diction undramatische Trauerspiel «Saul» (Lpz. 1841), ein Roman in Versen: «Janto, der ungar. Kóhrt» (Lpz. 1842; 3. Aufl. 1870), «Gesammelte Gedichte» (Berl. 1844; 9. Aufl. 1869), «Lieder vom armen Manne» (Berl. 1846; 4. Aufl. 1861), «Aus der Heimat» (Dresd. 1852; 4. Aufl. 1862), «Mater dolorosa» (Roman, Berl. 1853; 2. Aufl. 1854), «Jadwiga» (Lpz. 1863), Erzählung in Versen, «Still und bewegt, zweite Sammlung der Gedichte» (Berl. 1870). D.s Gedichte spiegeln die leidenschaftliche Erregbarkeit seiner Landsleute und die eigenthümliche Natur seiner Heimat in klangreichen formvollendeten Versen und lebensvollen Bildern wieder. Namentlich im «Janto» tritt sein dichterisches Talent aufs glänzendste hervor. Dagegen ermangeln seine lyrischen Gedichte zum Theil eines bestimmten und begrenzten Objekts.

Becken nennt man in der Geographie eine breite Vertiefung der Erdoberfläche, welche sich entweder unter das normale Niveau einsenkt und dann in der Regel als Landsee oder Meeresbecken mit Wasser gefüllt ist, oder welche dadurch gebildet wird, daß sie von Gebirgen oder wenigstens Höhenzügen umschlossen ist. Natürlich müssen die Landbecken stets wenigstens Einen tiefen Einschnitt in ihrem Rande haben, durch welchen das Wasser abfließen kann. Sie sind daher immer mit einem Flußlauf verbunden und bilden oft nur große Erweiterungen eines Fluß- oder Stromthals, nach dem man sie dann auch häufig zu benennen pflegt. Aber mehrere dergleichen B. können an demselben Flußlauf hintereinanderliegen; auch kann ein B. zwei oder drei Ausflüsse haben, oder eine sehr breite Öffnung nach dem Flachlande oder nach dem Meere, in welchem Falle es dann eigentlich nur ein halbes B. oder eine Landbucht ist. So lassen sich im Flußgebiet der Donau sechs B. unterscheiden: das zwischen Ens und Wein; das etwas größere von Tulln; weiter unten das Wiener und Mährische B. bis Hainburg; dann das Oberungarische B., welches bei Gran abschließt; das große Niederungarische Hauptbecken, welches noch mehr durch die Theiß als durch die Donau charakterisiert wird, und endlich das B. der Walachei, welches gegen das Schwarze Meer geöffnet, aber von demselben durch die Hochebene der Dobrudscha abgeschlossen ist. Die obere Donaubecken sind sämtlich durch Thalengen, welche Gebirgsketten quer durchbrechen, voneinander getrennt. Ein sehr abgeschlossenes ist das Böhmisches B. Dasselbe umfaßt das Gebiet der Elbe und Eger und ist rings von Höhen umgeben, die bei Tetschen von einer engen Thalspalte durchbrochen sind. Auch der Rhein durchströmt zwei große und sehr deutliche B., von denen das obere größtenteils vom Bodensee ausgefüllt ist, während sich das untere von Basel bis Bingen ausdehnt. Minder charakteristisch und abgeschlossen ist das Thüringer B., welches eigentlich nur eine breite Mulde zwischen dem Thüringerwald und dem Harz darstellt, aus welcher die Gewässer nach zwei Seiten abfließen. Die Lage inmitten solcher B. ist für die Entwicklung großer Städte besonders günstig, so in Deutschland für Frankfurt und Mainz, in Österreich-Ungarn für Wien, Prag, Budapest u. s. w.

Die geologischen Becken oder Bassins fallen zwar häufig, aber nicht immer mit den geographischen zusammen. Sie bestehen aus schüßelartig ineinanderhängenden Schichten und Schichtenkomplexen, deren Ränder alle nach einem gemeinsamen Mittel-

punkte zu einschließen, wobei die Neigung der Schichten in der Richtung nach der Mitte zu eine immer geringere wird und zuletzt in horizontale Lage übergeht. Die Ursachen solcher Becken: oder bassinförmigen Lagerungsverhältnisse sind sehr verschiedenartig. Bei sehr flachen B. ist die beschriebene Lagerungsform die ursprüngliche, mit andern Worten eine bereits durch die beckenförmige Gestaltung des Untergrundes, auf welchem sich das Schichtenmaterial abgelagert hat, bedingte, in andern Fällen hat eine lokale Senkung des Untergrundes einer horizontal abgelagerten Schichtenreihe und somit ein Nachsinken und Biegen der Schichten stattgefunden. Auch seitlicher Zusammenschub kann eine Beckenbildung verursachen. Verliert das B. seine annähernd kreisförmige Umgrenzung und zieht sich mehr in die Länge, so entsteht eine Mulde. B. sind namentlich häufig im Gebiete der Steinbohlenformation und des Tertiär. Das Muster eines B. ist das Pariser, an dessen Aufbau die Schichten des Jura, der Kreide und des Tertiär teilnehmen.

Becken (Pelvis) heißt in der Anatomie die am untern Teile des Rumpfes befindliche Knochenebene, oben und unten offene Höhle, welche einen umgekehrten, abgestumpften, von vorn nach hinten zusammengedrückten Keil darstellt, dessen die Hüften bildende Basis nach oben liegt. Es wird aus vier durch Ischialtornpel und Bänder vereinigten Knochen, den beiden Hüftknochen (Ossa innominata u. coxae), dem Kreuzbein (Os sacrum), welches die Wirbelsäule trägt, und dem Steißbein (Os coccygis) gebildet. Jedes Hüftbein zerfällt in drei, während des Wachstums voneinander getrennt, erst in der Pubertät miteinander verschmelzende Knochen, in ein oberes schaufelförmiges Stück, das Darmbein (Os ilei), ein unteres Stück, das Sitzbein (Os ischii), und ein vorderes Stück, das Schambein (Os pubis). An der Vereinigung dieser Knochen nach unten die Pfanne, welche zur Aufnahme des Kopfes des Oberschenfels bestimmt ist. In der obern Hand des Hüftbeins nennt man den Hüftbeinkamm, den untern, hervorragenden Winkel des Sitzbeins den Sitzknorren. Die Vereinigung beider Schambeine nach vorn bildet den Schambogen; den in der Mitte liegenden, durch Kreuz- und ein kurzes, festes Band vermittelten Vereinigungspunkt derselben nennt man Schambeinbogen. Eine saft in der Mitte des innern B. hervorragende Querlinie teilt dieses in zwei Höhlen, von denen die obere das Große, die untere das Kleine B. genannt wird. Die obere Beckenöffnung heißt der Beckeneingang, die untere der Beckenausgang, zwischen beiden liegt die eigentliche Beckenhöhle. Das B. ist außen von kräftigen Muskeln umgeben, welche die Bewegungen des Oberschenfels, zum Teil auch des Unterschenfels vermitteln; es begrenzt die Bauchhöhle von unten her, und enthält einen Teil der dünnen Gedärme und den Mastdarm, die Harnblase, die Beckengefäße und Beckennerven, bei Weibchen den Uterus und die Eierstöcke. (S. Zahn.) Die Baucheingeweide des Menschen. D. huf's Empfangnis und Ausbildung der Frucht: das weibliche B. in allen seinen Dimensionen größer als das männliche, wenn man die Höhe annimmt; sein größerer Umfang wird besonders durch die größere Breite des Kreuzbeins bestimmt, während seine Kürze aus der geringern Länge des Steißbeins folgt. Daher hat die Frau auch breitere Hüften, denn die Breite des B. beträgt bei ihr gewöhnlich

28, beim Manne nur 26 cm. Für die Geburtshilfe ist die genaue Kenntnis des weiblichen B., besonders die seiner Dimensionen von der größten Wichtigkeit, da die Technik der mechan. Hilfeleistungen bei schweren Geburten in erster Linie durch die räumlichen Verhältnisse dieses knöchernen Ringes bestimmt wird. Daher sucht man die Durchmesser desselben, von denen der gerade, vom Kreuzbein zur Mitte der Schambeinfuge gezogene, die Konjugata genannt wird, auch durch besondere Instrumente, welche man Bedenmesser (Pelvimeter) genannt hat, genauer zu ermitteln. Verunstaltungen und Formveränderungen der Bedennochen, besonders durch Rhachitis bewirkt, geben oft die schwersten Geburtshindernisse ab. (S. unter Geburt und Geburtshilfe.)

Beden, auch **Einellen**, türkische **Teller** (ital. **Piatti**) genannt, das vorzüglich bei der **Jazz**-Musik- oder türk. **Musik** gebräuchliche krumme Schlagwerkzeug (Schlaginstrument), welches aus zwei runden Scheiben oder Tellern von Metall (Komposition) mit einer halbrunden, bedenkartigen Vertiefung in der Mitte besteht. An der Außenseite der Scheiben ist ein Griff von Leder befestigt, vermittelt dessen dieselben mit den Händen gehalten und kreisend aneinandergeschlagen werden. Die B. geben einen hellen schwirrenden Klang von unbestimmter Tonhöhe und dienen nebst der großen Trommel zur schärfern Markierung des Rhythmus. Die Notierung für dieses Instrument geschieht auf einer beliebigen Linie des Notensystems oder auch bloß auf einer einzigen Linie, mit Vorsehung eines Violin- oder Bassschlüssels. Ursprünglich nur bei der Militärmusik verwendet, sind die B. nebst den übrigen Schlaginstrumenten nach und nach auch in die **Konzert**- und **Theaterorchester** gekommen und können hier, bei nicht mißbräuchlicher Verwendung, in Stücken glänzenden und festlichen Charakters von gutem Effekt sein.

Beder (Aug.), Dichter und Schriftsteller, geb. 27. April 1828 zu Klingenberg in der Rheinpfalz, widmete sich 1847—50 auf der Universität in München dem Studium der Philosophie und Geschichte und begann seine literarische Laufbahn mit einer Preisnovelle, „Die Festjungfrau“ und einem lyrischen Epos, „Jung-Friedel, der Spielmann“ (Stuttg. 1864), das eine günstige Aufnahme fand. Dasselbe enthält poetische Bilder aus dem 16. Jahrh. mit eingestreuten lyrischen Partien. Seit 1855 Mitarbeiter der augsburger „Allgemeinen Zeitung“, redigierte er von 1859—64 die „Var-Zeitung“ in großdeutsch-liberaler Tendenz. Mit dem Eingehen dieses Blattes vertauschte B. seine bisherige publizistische Thätigkeit mit der belletristischen. Außer einer schon früher erschienenen Sammlung von „Novellen“ (Pest 1856) und dem anziehend geschriebenen Sagenbuch „Die Pfalz und die Pfälzer“ (Epp. 1858) veröffentlichte er folgende kulturgeschichtliche Romane, die sich sowohl durch treffende Charakteristik als spannende Komposition auszeichnen: „Des Rabbi Vermächtnis“ (6 Bde., Berl. 1866—67), „Hedwig“ (2 Bde., Berl. 1868), „Verheiratet“ (4 Bde., Berl. 1868). Dieser letztere Roman zog dem Dichter viele Angriffe zu, weil er in demselben noch lebende Persönlichkeiten des bayr. Hofes geschildert hatte. Im Jan. 1868 war B. bereits nach Eisenach übergesiedelt, wo er eine spätere Novellen- und Romanabichtungen anstellte: „Aus Stadt und Dorf“ (Berl. 1869),

„Der Karfunkel“ (Berl. 1870), „Der Rigenfischer“ (2 Bde., Berl. 1871), „Das Turmlätherlein“ (4 Bde., Epp. 1872). Anfang 1875 siedelte B. nach Landau über und veröffentlichte die Romane: „Meine Schwester“ (4 Bde., Bismar 1876), in welchem er das Treiben der Lola Montez in München und die revolutionäre Bewegung von 1848 in Bayern darstellt, sowie „Maler Schönbart“ (3 Aufl., Rassel 1878) und „Auf Waldwegen“ (Stuttg. 1881).

Beder (Aug.), namhafter Landschaftsmaler, geb. zu Darmstadt 27. Jan. 1821, besuchte das Gymnasium und das Polytechnikum daselbst und trat 1837 in das Atelier des Hoftheatermalers Heinrich Schilbach in Darmstadt. Er widmete sich der Landschaftsmalerei und wählte von Anfang an mit Vorliebe ernste und wildromantische Motive. Nach mehreren Studienreisen durch das bayr. Hochland, Tirol, die Schweiz und Norwegen siedelte B. 1852 nach Düsseldorf über. Unter seinen, bis dahin entstandenen Bildern, ragt die im Besitz der Prinzessin Karl von Hessen befindliche Nordische Monatsnacht durch brillante Wirkung hervor. In Düsseldorf schloß B. innige Freundschaft mit dem Maler August Leu aus Königsberg und beide Künstler verbanden sich zu längeren Studienfahrten in Norwegen sowie in den Tiroler und Schweizer Alpen. In der Zeit von 1864—69 hielt sich B. als Gast der Königin von England in Balmoral auf, wo sich ihm in dem Zauber der schott. Gebirgsnatur eine neue Welt aufthat. Er hielt diese Eindrücke in einem Cyklus von Porträtlandschaften fest, welche sich im Besitz der engl. Königsfamilie befinden; einen andern Cyklus besitzt der König Karl I. von Rumänien. Hierauf folgte ein Aufenthalt des Künstlers am Hohenzollernschen Hofe in der Raubalp, eine Studienreise in der östl. Schweiz und 1876 mit dem Grafen Andrassy eine Expedition durch die Karpaten und das Lattagebirge Ungarns. B. ist ein sehr fruchtbarer Künstler, die Zahl seiner Gemälde umfaßt gegen 400 Werke, welche größtenteils im Privatbesitz sind. Von den öffentlichen Sammlungen besitzt die königl. Galerie in Hannover ein Mitternachtsbild aus dem Norden (1847) und die Jungfrau im berner Oberlande (1853), die städtische Sammlung daselbst den Fardangerfjord in Norwegen (1854), die Galerie in Darmstadt: Norwegisches Hochgebirge (1863). B. gehört mit seinen Genossinnen Leu, Gude und Bönnich zu den verdienstvollsten Vertretern der Andreas Achenbachschen Richtung, deren Ziele er jedoch vollständig frei, mit großer künstlerischer Kraft verfolgt, ein Meister in der Stimmung und von poetischer Naturanschauung beseelt.

Beder (Christiane Luise Amalie), berühmte Schauspielerin (von Goethe als „Euphrosine“ gefeiert), geb. 15. Dez. 1778 zu Kroffen in der Neumark als die Tochter des Schauspielers Joh. Christian Neumann, der sich 1784 nach Weimar wandte, wo sie 1787 zum erstenmal auf der Bühne erschien. Durch Corona Schröter ausgebildet, war sie schon mit 15 Jahren unbestritten die erste Liebhaberin des Trauer- und Lustspiels. Zu ihren Bewunderern gehörte namentlich auch Goethe, der sie 1799 in der Elegie „Euphrosine“ besang. Im J. 1793 heiratete sie den Schauspieler Heinrich Beder, eigentlich von Blumenthal, starb aber schon 22. Sept. 1797 zu Weimar. Christiane B. war eine anmutige Erscheinung, im Besitz eines trefflichen Organs und nach Goethes Urteil „das liebenswürdigste, natür-

lichtste Talent». Sie leistete im Lust-, Schau- und Trauerspiel Vortreffliches, so namentlich als Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, Marianne («Geschwister»), Amalie, Klärchen, Ophelia.

Beder (Herm. Heinr.), Oberbürgermeister von Köln und langjähriges Mitglied des preuß. Landtags, geb. 15. Sept. 1820 zu Elberfeld, studierte zu Heidelberg, Bonn und Berlin Rechts- und Staatswissenschaft, wurde dann Auskultator und Referendar und ließ sich in letzterer Eigenschaft 1847 nach Köln versetzen. Hier beteiligte er sich an den revolutionären Bewegungen des J. 1848 als polit. Agitator und Journalist; er wurde deshalb seines Amtes als Referendar entsetzt und zu mehrjähriger Festungshaft verurteilt. Nach Verbüßung derselben arbeitete er einige Jahre in einem Handlungshause zu Dortmund, wobei er sich vielfach mit volkswirtschaftlichen und geschichtlichen Studien beschäftigte. Nachdem ihn der Wahlkreis Bochum-Dortmund im Winter 1861—62 in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt hatte, gab er seine kaufmännische Thätigkeit auf. Zugleich erhielt er das Amt eines Stadtverordneten in Dortmund und 1871 wurde er zum Oberbürgermeister dieser Stadt ernählt. Der Kreis Dortmund übertrug ihm 1867 ein Mandat für den Norddeutschen Reichstag und 1871 für den ersten Deutschen Reichstag. In seiner parlamentarischen Wirksamkeit schloß er sich der Fortschrittspartei an und trat namentlich bei kommunalen und wirtschaftlichen Fragen hervor. Im J. 1872 wurde B. als Oberbürgermeister von Dortmund ins Herrenhaus berufen; mit dieser Berufung erlosch das seit 1862 vom genannten Wahlkreise fünfmal erneuerte Mandat für das Abgeordnetenhaus. Im J. 1875 betraf ihn die Stadt Köln an die Spitze ihrer Gemeindeverwaltung. B. vertritt gegenwärtig Köln im Herrenhause.

Beder (Jaf.), Genremaler, geb. in Dittelsheim bei Worms 15. März 1810, erhielt seit 1833 seine akademische Ausbildung in Düsseldorf, wo Schadow ihn besonders beeinflusste. Inbes vertauschte er bald die romantische Richtung der Düsseldorfer Schule mit dem Realismus des volkstümlichen Genre. Insbesondere war es das Leben des deutschen Landmanns, welches er mit außerordentlicher Lebendigkeit, pädagogischer Frische und immer fesselnder Neuheit der Auffassung zu behandeln wußte. Ein sehr ausgebildetes Schönheitsgefühl zeichnet seine Gestalten und landschaftlichen Kompositionen aus, in welchen das poetische Element des Volkslebens zur wahren Geltung gelangt ist. Sein vorzüglichstes Wert sind die vom Gewitter ereilten Landleute (im Privatbesitz) und die mit ihrem Geistlichen kriegsflüchtigen Dorfbewohner. B., von dem auch Radierungen vorkommen, wurde 1840 als Professor der Landschafts- und Genremalerei an das Städtische Institut nach Frankfurt a. M. berufen, wo er 22. Dez. 1872 starb.

Beder (Jean), ausgezeichnete Violinspieler, geb. 11. Mai 1833 zu Mannheim, wo er Aloys Rettenus aus Berviers im Violinspiel, Joseph Rail im Klavierpiel und Vincenz Lachner in der Komposition zu Lehrern hatte. Nachdem er von der Großherzogin Stephanie von Baden zum Kammervirtuosen ernannt worden, ging er 1854 nach Paris und vervollkommnete dort unter Arab sein Geigenspiel. Seit 1857 machte er größere Kunstreisen und konzertierte in fast allen Ländern Europas. Später lebte er längere Zeit in Florenz, teils

mit der Leitung der dortigen von Bassevi gegründeten Società del Quartetto, teils mit der Bildung eines eigenen Streichquartetts beschäftigt, welches letztere, seit 1866 aus B. selbst, den Italienern Quasi und Ghioftri (Violine und Viola) und dem Schweizer Hilpert (Violoncell) bestehend, zu einem außergewöhnlichen Grade der Vollkommenheit gelangte und unter dem Namen Florentiner Quartett in einem großen Teile von Europa sich produzierte. B. selbst lebt, wenn er nicht auf Kunstreisen begriffen ist, in der Nähe von Mannheim. — Seine Tochter Jeanne B. wurde von ihm zur Klavierspielerin herangebildet, wie seine Söhne zu Geigern, sodaß in neuester Zeit bereits Konzerte ausschließlich von den Mitgliedern der Familie B. gegeben werden.

Beder (Joh. Phil.), bekannt durch seine Beteiligung an der revolutionären Bewegung des J. 1848, der Sohn eines Schreiners, geb. 19. März 1809 zu Frankenthal in der Pfalz, besuchte das dortige Progymnasium, mußte später aber das Handwerk eines Bürstenbinders erlernen. Bei frühzeitig entwickelter radikaler Richtung regte ihn die franz. Julirevolution zu polit. Thätigkeit an. Wegen Teilnahme am Hambacher Fest in Haft geraten, wurde er im Aug. 1833 freigesprochen und siedelte 1837 nach der Schweiz über, wo er mit industriellen Unternehmungen zu Biel und Bern beschäftigt war, daneben aber durch Wort und That für den Radikalismus sowohl in Deutschland wie in der Schweiz zu wirken suchte. Er war an den verschiedenen Freischarenzügen in der Schweiz beteiligt, unterstützte 1846 den Umsturz der Dinge in Bern und später die Bestrebungen gegen die Jesuiten und den Sonderbund. Nach dem Ausbruch der Februarrevolution 1848 entwickelte B. eine eifrige Thätigkeit zur Republikanisierung Süddeutschlands, beteiligte sich an dem Hecker'schen Aufstand und gründete nach dem Wipflingen desselben in der Schweiz einen propagandistischen «Wehrbund». Er wohnte dann in Baden mit seiner «Schweizerlegion» verschiedenen Gefechten bei. Nach dem Unterliegen des bad. Aufstandes kehrte B. abermals in die Schweiz zurück und ließ sich zunächst in Genf nieder, wo er zu den polit. Freunden des Sozialisten A. Galtier gehörte. Nach dem Fehlschlagen verschiedener industrieller Unternehmungen wendete sich B. nach Paris. Im J. 1860 war er in Genua mit der Bildung einer deutschen Legion beschäftigt, welche die Unternehmungen Garibaldi's unterstützen sollte. Seit 1862 lebte er wieder in Genf, wo er sich den sozialistischen Bewegungen anschloß und einer der thätigsten Agitatoren des Internationalen Arbeiterbundes war. Mit Eifer gab er eine «Geschichte der süddeutschen Wairevolution» (Genf 1849) heraus.

Beder (Karl), beliebter Genremaler, geb. 18. Dez. 1820 zu Berlin, erhielt seine erste künstlerische Bildung auf der dortigen Akademie und trat dann in das Atelier von A. von Klöber. Im J. 1841 ging er nach München und erlernte hier unter J. Hüb bei der Aus schmückung der Bonifacius-Basilika die Freskomalerei. Der Preis, den er 1842 bei der großen akademischen Konkurrenz in Berlin gewann, setzte ihn in den Stand, eine Studienreise zu beginnen. Er ging zunächst auf ein Jahr nach Paris, dann auf drei Jahre nach Rom, wo ihn, neben dem malerischen Studium von Land und Volk, hauptsächlich die Ausführung mytholog. Bilder beschäftigte.

Später wandte er sich mehr dem Genre und histor. Genre zu. Namentlich führte ihn eine Vorliebe für Benedig, wo er seit 1853 mehrmals Aufenthalt nahm, und für die alten venetian. Meister, die seinem lebhaften Farbensinn zusagten, zu Darstellungen aus der Geschichte und dem Volksleben der alten Venedigstadt. Große kulturhistor. Treue, eine kräftige harmonische Färbung, ein seiner novellistischer Zug in dem oft sehr einfachen Vorgange, zeichnen W.'s Bilder aus. Von denselben sind zu nennen: venetian. Maskenscene; der Besuch Karls V. bei Jünger in der Nationalgalerie zu Berlin; Scene aus «Göz von Berlichingen» in der Galerie Stroussberg; der Geburtstag des Rathsherrn in der städtischen Galerie zu Königsberg; die Gelbame und der Page; die Inquisition. Ein großes Familienbild befindet sich in der Sammlung Kavené; das Gnabengedächtnis beim Dogen kam in den Besitz des Kaisers Wilhelm. Die meisten in neuerer Zeit gemalten Bilder des unermüdblich thätigen Künstlers sind nach Amerika verkauft worden. W. gehört zu den Genesammitgliedern der berliner Akademie.

Weder (Karl), namhafter deutscher Statistiker, geb. 2. Okt. 1823 zu Strobaufen in Oldenburg, besuchte die lateinische Schule zu Ovelgönne und von 1838 ab die Militärschule zu Oldenburg, wurde 1842 zum Offizier ernannt, später auch Lehrer der Mathematik an der Offizierbildungsanstalt in Oldenburg, wohnte im oldenb. Kontingent den Feldzügen von 1848 und 1849 gegen Dänemark bei, trat 1850 in die schlesw.-holstein. Armee und nahm an dem Feldzuge von 1850 als Hauptmann und Kompagniechef teil. Nach Auflösung der Armee im Frühjahr 1851 studierte W. Volkswirtschaft und Statistik an den Universitäten zu Göttingen und Berlin, organisierte nach Ablegung des Staatsexamens das Großherzoglich oldenburgische statistische Bureau und wurde als dessen Vorstand 1861 zum Ministerialrat ernannt. Unter seiner Leitung erschienen «Statist. Nachrichten über das Großherzogtum Oldenburg» (13 Bde.) und die «Statistik der Rechtspflege im Großherzogtum Oldenburg»; auch beteiligte sich W. als verantwortlicher Mitredacteur an dem «Magazin für die Staats- und Gemeindeverwaltung im Großherzogtum Oldenburg» (9 Bde., 1860—69) und nahm an den Konferenzen teil, welche die amtlichen Vertreter der Statistik zum Zwecke einer einheitlichen und in der Methode verbesserten Darstellung der nationalen und staatlichen Verhältnisse Deutschlands wiederholt abhielten. Als Theoretiker erwarb er sich um die richtige mathematische Auffassung der Bevölkerungsbewegung wesentliche Verdienste. Als 1872 das statistische Amt des Deutschen Reichs errichtet wurde, trat er als Direktor desselben in den Reichsdienst und wurde 1878 zum Geheimen Oberregierungsrat ernannt. Unter seiner Leitung sind bis Ende 1881 mit Einschluß der «Vierteljahrshefte», später «Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs» schon an 50 Bände «Statistik des Deutschen Reichs» erschienen. Von andern literarischen Arbeiten ist besonders eine Abhandlung «Zur Berechnung von Sterbetafeln an die Bevölkerungsstatistik zu stellende Anforderungen» (Berl. 1874) zu nennen, worin er eine elementare Darstellung der von ihm mit angebahnten neuern Methode der Sterblichkeitsstatistik gibt.

Weder (Karl Ferd.), vorzüglicher deutscher Sprachforscher, geb. 14. April 1776 zu Eiser an der Mosel im vormaligen Kurfürstentum Trier, erhielt

seine erste Erziehung durch seinen Oheim, Ferdinand W., der, als Domvikar zu Paderborn 1798 der Heterodoxie beschuldigt, das Opfer einer fanatischen Verfolgung wurde. Der junge W. besuchte das Gymnasium zu Paderborn und dann zwei Jahre das Priesterseminar zu Hilleshcim. Nachdem er seit 1794 in letzterer Stadt als Lehrer am Josephinum gewirkt, nahm er 1799 seine Entlassung, um sich in Göttingen noch den mediz. Studien zu widmen. Nach Vollendung derselben praktizierte er seit 1803 als Arzt zu Hörter, erhielt 1810 das Amt eines Unterdirektors der Pulver- und Salpeterbereitung im weßfäl. Depart. der Leine und des Harzes, und wurde im Kriege von 1814 Arzt am Kriegshospital zu Sachsenhausen bei Frankfurt und dirigierender Arzt an dem Kriegshospital zu Heusenstamm im Hsenburgischen. Nach Auflösung derselben ließ er sich 1815 als praktischer Arzt in Offenbach nieder, wo er seit 1823 auch eine Erziehungsanstalt in seinem Hause begründete und leitete und 5. Sept. 1849 starb. Durch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und eine gebiegene philof. Bildung unterstügt, betrachtete W. die Sprache von einem ganz neuen Gesichtspunkt, indem er sie als einen nach streng logischen Gesetzen geordneten Organismus auffaßte. Während er auf diesem Wege für die philof. Betrachtung der Sprache Bedeutendes leistete, setzte er doch die geschichtliche Entwicklung der Sprachen zu sehr aus den Augen, so daß er mit den sichern Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung teilweise in Widerspruch geriet. Sein System hat W. in mehreren Werken vollständig dargelegt. Zuerst erschien «Die deutsche Wortbildung» (Frankf. 1824), alsdann der erste Teil seiner «Deutschen Sprachlehre» (Frankf. 1827), und als deren zweiter Teil die «Deutsche Grammatik» (Frankf. 1829). Eine erweiterte Bearbeitung beider ist die «Ausführliche deutsche Grammatik» (3 Abteil., Frankf. 1836—39; 2. Aufl., 2 Bde., Prag 1870). Außerdem schrieb er: «Schulgrammatik der deutschen Sprache» (Frankf. 1831; 11. Aufl., unter dem Titel: «Handbuch der deutschen Sprache» herausg. von Th. Weder, Prag 1875), «Das Wort in seiner organischen Bedeutung» (Frankf. 1833), «Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre» (Frankf. 1833; 8. Aufl., Prag 1870), «Organismus der deutschen Sprache» (Frankf. 1841—42), «Der deutsche Stil» (Frankf. 1848; 2. Aufl., Prag 1870), «Lehrbuch des deutschen Stils» (herausg. von Th. Weder, Frankf. 1850).

Weder (Karl Ferd.), Organist und musikalischer Schriftsteller, Sohn des als populärer Schriftsteller bekannten Arztes Gottfried Wilhelm W. (geb. 22. Febr. 1778 zu Leipzig, gest. daselbst 17. Jan. 1854), wurde 17. Juli 1804 zu Leipzig geboren. Er erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht von Schicht und Frieber. Schneider und trat schon 1818 in einem Konzert als Pianofortespieler auf. Doch wandte er sich bald mit Erfolg dem Orgelspiele zu, so daß er 1825 in Leipzig Organist an der Peterskirche, 1837 an der Nikolaitirche wurde und an dem 1843 gegründeten Konservatorium im Orgelspiel unterrichtete. Er publizierte einen «Ratgeber für Organisten» (Lpz. 1828), viele Kompositionen, ein in den Kirchen Leipzigs seit 1844 eingeführtes Choralbuch, eine «Sammlung von Choralen aus dem 16. und 17. Jahrh.» (Lpz. 1831), die «Choralmelodien zu Spittas Psalter und Harfe» (Lpz. 1841), desgleichen zu den sämtlichen geistlichen Liedern von P. Gerhardt

(Epj. 1843) und die Choräle von J. S. Bach in Partitur (Epj. 1844). Auch entwickelte B. eine rege Thätigkeit in der Theorie und Geschichte der Musik. Von seinen Schriften in diesem Fache sind hervorzuheben: «Systematisch-chronologische Darstellung der musikalischen Litteratur» (Epj. 1836; Nachtrag 1839), «Die Hausmusik in Deutschland in dem 16., 17. und 18. Jahrh.» (Epj. 1840), «Die Tonwerke des 16. und 17. Jahrh.» (Epj. 1847). Auch beteiligte sich B. mit zahlreichen histor. und kritischen Aufsätzen an den musikalischen Zeitschriften, redigierte nach Fink's Abreten die «Allgemeine musikalische Zeitung» und gehörte zu denen, welche 1850 die Bach-Gesellschaft zur Herausgabe der sämtlichen Werke Bach's stifteten. B. gab 1854 seine Stellen auf, zog nach Plagwitz-Lindenau (bei Leipzig), beteiligte sich dann nur noch wenig an dem musikal. Leben und starb daselbst 26. Okt. 1877. Seine ausgezeichnete musikalische Bibliothek hatte er mit gemeinnützigem Sinne der leipziger Stadtbibliothek vermacht, welcher sie als musikalische Abteilung unter dem Namen «Beder's Stiftung» einverleibt wurde.

Beder (Karl Friedr.), Verfasser der bekannten Beder'schen Weltgeschichte, geb. 1777 in Berlin, besuchte das dortige Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, studierte in Halle Philosophie und Geschichte und war eine Zeit lang Hauslehrer in Rottbus, dann 1798—1800 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin. Seine schwächliche Gesundheit nötigte ihn jedoch, jeder äußern Thätigkeit zu entsagen, und er beschäftigte sich seitdem mit geschichtlichen Arbeiten bis zu seinem Tode, der 15. März 1806 erfolgte. Außer einer jetzt vergessenen Schrift: «Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers» (Berl. 1803), erschien von ihm «Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer» (9 Bde., Berl. 1801—5), ein Werk, das durch zweckentsprechende Haltung wie durch lebendige Darstellung und anziehende Schilderung zu großer Verühmtheit und Verbreitung gelangte. Einen zehnten Band fügte dem Werke Voltmann, einen elften und zwölften als Fortsetzung A. Menzel (1824) hinzu. Diese Fortsetzungen und spätern Umarbeitungen, von denen die achte, besorgt von Adolf Schmidt (18 Bde., Berl. 1860—64), mit den Fortsetzungen von Arnd (bis 1871) und Bülle (bis 1877) fortgeführt, 22 Bände und 2 Supplementbände umfaßt, haben dem populären Geschichtswerke mehr wissenschaftliche Gediegenheit verliehen, aber freilich auch das ursprüngliche Gepräge und den Reiz der Beder'schen Darstellung verwischt. In gleichem Geiste schrieb B. auch die «Erzählungen aus der Alten Welt» (3 Bde., Halle 1801—3), welche Günther durch einen vierten Band («Die Perserkriege», Halle 1842) vermehrte; dieselben wurden neu herausgegeben von Mafius (17. Aufl., Halle 1881) und Max Moltke (3 Hle., 4. Aufl., Epj. 1881).

Beder (Ludw. Hugo), Landschaftsmaler, geb. 19. Juli 1833 zu Wesel, gest. 25. Dez. 1868 zu Düsseldorf, trat mit 18 Jahren in die dortige Akademie, verließ dieselbe jedoch bald und bildete sich in den Ateliers von Schirmer und Gude weiter aus. Obwohl die von ihm hinterlassenen Bilder ihn noch nicht in allen Beziehungen als fertigen Künstler erscheinen lassen, so gibt doch seine Christnacht, die Kapelle an der Sieg, der Hirtenknabe, die Weinernte oder die Landschaft mit der Mühle Zeugnis von einer reichen Begabung. Ausgezeich-

net ist an B.'s Landschaften die geistvoll erfundene Staffage.

Beder (Nikol.), der Dichter des Rheinliebes, geb. 15. Jan. 1810 zu Geilenkirchen in Rheinpreußen, studierte die Rechte in Bonn, gab aber dieses Studium auf und arbeitete bei einem Gerichtsschreiber seines Geburtsortes. Hier dichtete er 1840 unter den Eindrücken, welche der Waffenruf der nach dem linken Rheinufer trachtenden franz. Kriegspartei auf den deutschen Patriotismus hervorbrachte, das Lied «Sie sollen ihn nicht haben, welches durch ganz Deutschland rauschenden Beifall fand und seinem Verfasser Verühmtheit verschaffte. Auch die Musik bemächtigte sich des Liedes, und es erschienen zahlreiche Kompositionen, von denen jedoch keine populär wurde. Selbst die Arrangien setzten das Rheinlieb in Bewegung. Alfred Br. Muffet antwortete 1841 durch sein übermütiges «Nous l'avons eu, votre Rhin allemand». Berühmtere Saiten schlug Lamartine in seiner Friedensmarschallaise (1841) an. Seit längerer Zeit fränkelnb, starb B. zu Hunschoven-Geilenkirchen 28. Aug. 1845. Eine Sammlung seiner «Gedichte» erschien 1841 zu Köln.

Beder (Oskar), bekannt durch sein Attentat auf König Wilhelm von Preußen, wurde 18. Juni 1839 zu Odesa geboren, wo er bis zum 16. Lebensjahre im Hause seines Vaters, des Speeumädirektors und titulierten Staatsrats B., eine sorgfältige Erziehung genoss, besuchte seit 1856 das Gymnasium zu Dresden und studierte seit Ostern 1859 in Leipzig Jurisprudenz und Kameralwissenschaften, als Nebenstudien auch Mathematik sowie Arabisch und Türkisch. Zum Zwecke eines Attentats auf den König, zu welchem ihn fanatische polit. Motive veranlaßten, reiste er 12. Juli 1861 von Leipzig nach Baden-Baden, wo sich der König zur Kur aufhielt, und feuerte am Morgen des 14. auf denselben in der Lichtenthaler Allee in nur drei Schritt Entfernung beide Läufe eines scharfgeladenen Legetols zugleich ab. Der König erlitt indes nur eine ganz leichte Kontusion am Hals. B. bekannte sich bei seiner sofortigen Verhaftung kaltblütig zu der That und gab derselben in einem bei ihm vorgefundenen Briefe ein polit. Motiv, indem er erklärte: er habe die Überzeugung gewonnen, daß der König den Umständen nicht gewachsen sei, die Einigung Deutschlands herbeizuführen. Nachdem die gerichtliche Voruntersuchung jeden Verdacht einer Mitwischenschaft anderer Personen beseitigt, wurde B. wegen beendigten Mordversuchs unter Anklage gestellt vom Schwurgerichtshofe zu Bruchsal für schuldig erklärt und zu 20 Jahren Zuchthaus mit teilweiser Einzelhaft verurteilt, die er in der Strafanstalt zu Bruchsal antrat. Auf Fürsprache des Königs von Preußen von der bad. Regierung unter der Bedingung begnadigt, daß er Deutschland für immer verlassen, wurde er 31. Okt. 1866 aus der Haft entlassen, worauf er über Belgien nach Nordamerika ging und einige Zeit in Chicago lebte; dann besuchte er den Orient und starb 16. Juli 1868 in Alexandria.

Beder (Otto), Augenarzt, geb. 3. Mai 1828 auf dem Domhof bei Rastenburg in Mecklenburg-Strelitz, besuchte das Gymnasium in Rastenburg, bezog 1847 die Universität Erlangen als Theolog und Philolog studierte aber 1848—51 Mathematik und Naturwissenschaften in Berlin. B. kam 1851 als Hofmeister nach Wien, studierte dort 1854—59 Medizin, trat dann als Sekundärarzt in den Dienst d.

Allgemeinen Krankenhaus in Wien, war ein Jahr Sekundärarzt auf der Abteilung für Augenkrankheiten, wurde 1862 erst Privatassistent, dann klinischer Assistent bei Professor von Arlt, habilitierte sich 1867 für Augenheilkunde und wurde 1868 als ord. Professor der Augenheilkunde nach Heidelberg berufen. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Atlas der pathol. Topographie des Auges» (3 Bgn., Wien 1874—78) und «Pathologie und Therapie des Einsehsystems» in Gräfe-Samischs «Handbuch der Augenheilkunde».

Beder (Rub. Zachar.), ausgezeichnete deutscher Volkschriftsteller, geb. 9. April 1752 zu Erfurt, studierte in Jena Theologie und lebte dann unter Dalbergs bildendem Einflusse eine Zeit lang als Hofmeister bei Herrn von Dachsöden, dem späteren Schwiegervater Wilh. von Humboldts, zu Erfurt. An die Erziehungsanstalt zu Dessau berufen, schrieb er dort 1782—83 die «Dessauische Zeitung für die Jugend und ihre Freunde», die er, nachdem er nach Gotha übergesiedelt, 1784 als «Deutsche Zeitung für die Jugend» fortsetzte. Seit 1788 bildete er diese Zeitschrift mehr und mehr für Erwachsene um, und seit 1796 ließ er sie als «Nationalzeitung der Deutschen» erscheinen. Seine Überzeugung, daß die menschliche Glückseligkeit auf Befriedigung des dem Menschen inwohnenden Verbesserungstriebes beruhe, suchte er in den «Vorlesungen über die Rechte und Pflichten der Menschen» (2 Bde., 1791—92) zu begründen. Sodann stellte er in dem «Not- und Hilfsbüchlein, oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim» (zuerst 2 Bde., Gotha 1787—98) ein praktisches Beispiel der Selbstbildung für den deutschen Landmann auf. Diesem Volksbuche, von dem in wenigen Jahren über eine halbe Million Exemplare in deutscher und auch in fremden Sprachen verbreitet wurden, folgte das «Mildheimische Lieberbuch» (1799), welches gleichfalls eine Reihe Auflagen erlebte, und das «Mildheimische Evangelienbuch» (1816). Neben der «Deutschen Zeitung», welche die Tagesgeschichte zu einer praktischen Sittenschule machen sollte, begründete B. 1791 den «Anzeiger», der 1792 durch ein kais. Privilegium zum «Reichsanzeiger» erhoben und nach dem Aufhören des Reichs 1806 in den «Allgemeinen Anzeiger der Deutschen» verwandelt wurde. Der eigene Vertrieb seiner Zeitschriften und Bücher veranlaßte ihn 1797 zur Begründung einer Buchhandlung. Der Teilnahme an geheimen Verbindungen gegen Napoleon verdächtigt, wurde B. Ende Nov. 1811 auf Davousts Befehl von Gotha nach Magdeburg gebracht, wo man ihn bis zum April 1813 gefangen hielt. Seine Schrift «V. d. Leiden und Freuden in 17 monatlicher franz. Gefangenschaft» (1814) ist zeitgeschichtlich merkwürdig. Auch der deutschen Kunstgeschichte hat er durch Herausgabe von «Holzschnitten alter deutscher Meister» (Bef. 1—3, 1808—16) einen wesentlichen Dienst geleistet. B. starb 28. März 1822. — Sein Sohn, Friedrich Gottlieb B., geb. zu Gotha 9. Nov. 1792, studierte in Leipzig und Göttingen Sprachkunde und Geschichte und nahm seit 1814 an den Schriftstellerischen und buchhändlerischen Unternehmungen des Vaters teil, die er nach dessen Tode fortsetzte. Er vereinigte 1830 die «Nationalzeitung der Deutschen» und den «Allgemeinen Anzeiger» in ein täglich erscheinendes Blatt: «Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen» und ließ dasselbe 1849 unter dem Titel «Reichsanzeiger der

Deutschen» erscheinen. Doch ging die Zeitschrift Ende Juni 1850 (mit dem 119. halbjährigen Bande) ein. Im Frühjahr 1848 wurde B. im Herzogtum Gotha in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er der Partei der später sog. Gothaner angehörte. B. starb zu Gotha 24. Juli 1866.

Beder (Wilh. Gottlieb), deutscher Schriftsteller und Archäolog, geb. 4. Nov. 1763 zu Oberballenberg im Schönburgischen, studierte 1773—76 in Leipzig und wurde 1777 Lehrer an dem Philanthropin in Dessau. B. ging 1778 nach Basel, wo er in Medells Umgang die ältern Kupferstecher und Maler näher kennen lernte. Hierauf bereiste er die Schweiz, einen Teil von Frankreich und Oberitalien. Nach seiner Rückkehr besorgte er eine neue Ausgabe von des Erasmus «Lob der Narrheit» (Bas. 1780 u. Berl. 1781), mit den Holbeinschen Federzeichnungen. B. kam 1782 als Professor an die Ritterakademie in Dresden, und 1795 erhielt er daselbst die Aufsicht über die Antikengalerie und das Münzkabinett, 1805 auch die über das Grüne Gewölbe. Er starb 3. Juni 1813. B. veröffentlichte eine Reihe von Taschenbüchern, die der belehrenden Unterhaltung gewidmet waren und seinerzeit ein großes Publikum fanden. Einen Ruf als Kunstschriftsteller verschaffte ihm das wohl ausgestattete Werk «Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend» (2 Bde., Dresd. 1805—9; 2. vermehrte Aufl. von W. A. Beder, Lpz. 1832—37, mit 162 Kupfertafeln). Auch gab er nach den im dresdener Münzkabinett vorhandenen Originalen «Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen, mit histor. Erläuterungen» (Lpz. 1813) heraus.

Beder (Wilh. Adolf), namhafter Altertumsforscher, Sohn des vorigen, geb. 1796 zu Dresden, erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta und studierte seit 1816 in Leipzig Theologie, vorzugsweise aber Philologie. Hierauf wurde er 1822 Konrektor an der Hauptschule zu Zerbst, 1828 Professor an der Landesschule zu Meißen, 1836 außerord. Professor der klassischen Archäologie und 1842 ord. Professor der Altertumskunde an der Universität zu Leipzig. Er starb zu Meißen 30. Sept. 1846. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Gallus, oder röm. Scenen aus der Zeit Augusts» (2 Bde., Lpz. 1838; 3. Aufl., besorgt von Rein, 3 Tle., Lpz. 1863; neu bearb. von Herm. Göll, 3 Bde., Berl. 1880—82) und «Charikles, oder Bilder altgriech. Sitten» (2 Bde., Lpz. 1840; 2. Aufl., von Hermann, 3 Bde., 1854; neu bearb. von Herm. Göll, 3 Bde., Berl. 1877—78). Beide Werke wurden von Metcalf ins Englische übertragen. Seine Abhandlung «De comicis Romanorum fabulis» (Lpz. 1837) liefert einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der dramatischen Poesie der Römer, namentlich der Werke des Plautus. Sein Hauptwerk jedoch bildet das «Handbuch der röm. Altertümer» (XI. 1 u. 2, Abteil. 1 u. 2, Lpz. 1848—46), welches nach seinem Tode von Marquardt (Bd. 2, Abteil. 8, bis Bb. 6, Abteil. 1, Lpz. 1849—64) in vortrefflicher Weise fortgeführt wurde.

Bederath (Herm. von), preuß. Politiker, geb. 18. Dez. 1801 zu Krefeld, etablierte sich daselbst als Bankier und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Im J. 1836 wurde er zum Mitglied des Gemeinderats und der Handelskammer seiner Vaterstadt gewählt; seit 1843 war er Mitglied der rhein. Landtage in Köln und Koblenz und nahm 1847 als Vertreter der Stadt Krefeld am Vereinigten Landtage teil, auf dem er bald eine hervorragende Stellung

einnahm; er war der Verfasser der Adresse auf die Thronrede vom 11. April. Im Frühjahr 1848 in Krefeld zum Abgeordneten in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, gehörte er in dieser zur Fraktion des rechten Centrums, der spätern Rasinopartei, und übte auf diese durch seine Vereb-samkeit einen großen Einfluß. Am 9. Aug. trat er als Finanzminister in das Reichsministerium. In-solge der konservativen und vermittelnden Richtung, die er in Frankfurt an den Tag legte, wurde B., als das Ministerium Auerwald-Hansemann zurücktrat, von Friedrich Wilhelm IV. berufen, um die Bildung eines neuen Kabinetts zu übernehmen oder in das vom General von Puel zu bildende Mini-sterium einzutreten. Das von B. entworfene Pro-gramm, welches eine wirkliche konstitutionelle Politik forderte, fand jedoch nicht den Beifall des Königs. B. begab sich demnach nach Frankfurt zurück. Mit den übrigen Reichsministern nahm er, weil das Parlament durch Verwerfung des Waffenstillstandes von Ralmö den Bruch mit Preußen vollzog, 5. Sept. seine Entlassung, trat aber mit seinen Kollegen wie-der in das Ministerium ein, nachdem das Parla-ment 16. Sept. den Malmöer Waffenstillstand rati-fiziert hatte. Im April 1849 beteiligte er sich an der Kaiserdeputation nach Berlin. Da er in der Ansicht über das weitere Verhalten der National-versammlung von seinen polit. Freunden abwich, legte er Anfang Mai 1849 sein Mandat als Abge-ordneter nieder und trat aus dem Reichsministerium. Später trat er für die von Preußen angenommene Unionspolitik ein und nahm als Vertreter seiner Vaterstadt am Erfurter Parlament teil. Dieselbe Politik machte er auch als Mitglied der preuß. Zweiten Kammer seit 1849 geltend, und trat daher dem Ministerium Manteuffel entgegen, welches die Unionspolitik aufgab. Im J. 1852 legte B. sein Man-dat für die Kammer nieder, in der er erst 1859 wie-der auf kurze Zeit erschien; sein Gesundheitszustand zwang ihn, schon im März wieder aus der Kammer auszutreten; er starb zu Krefeld 12. Mai 1870. Vgl. Kopstadt, «Hermann von B.» (Braunschw. 1875).

Wedet (Thomas a), berühmt unter dem Namen des heiligen Thomas von Canterbury, als Erzbischof von Canterbury der bedeutendste Kämpfer für die Freiheit der kath. Kirche in England, geb. 1118 zu London, studierte zu Paris Theologie, zu Bologna die Rechte. Theobald, Erzbischof von Canterbury, betraute ihn mit den wichtigsten Sen-dungen, belohnte ihn für seine treue Hingabe an die Interessen der Kirche mit dem Archidialonat zu Canterbury und der Propstei Beverley und veran-lasste König Heinrich II., ihn 1155 zum Kanzler zu erheben. In dieser Stellung mußte B. nicht bloß als gefügiger Höfling den Launen und Neigungen des Königs sich dienstbar zu machen, er wirkte auch mit solchem Eifer für die Hebung der königl. Au-torität gegenüber den Anforderungen der Kirche, daß Heinrich II. 1161 seine Erhebung zum Erzbischof von Canterbury und zum Primas der Englischen Kirche erzwang. In der Hoffnung freilich, ihn auch jetzt als gefügiges Werkzeug zur Unterjochung der Kirche benutzen zu können, sah sich der König ge-drängt, als Erzbischof kannte B. kein höheres Ziel, als die im Papste gipfelnde hierarchische Klerikal-kirche gegen jeden Eingriff der Staatsgewalt sicher-zustellen. Für England verschärfte sich dieser Kampf zwischen Kirche und Staat noch dadurch, daß er zu-gleich ein Kampf des angelsächsischen Volks gegen

seine normannischen Eroberer war. Von Alexan-der III. mit dem Pallium bekleidet (1163), erstrebte B. völlige Exemption des Klerus von aller bürgerlichen Gerichtsbarkeit und Erwerbung eines selbständigen Kirchenvermögens. Dagegen berief Heinrich II. 30. Jan. 1164 eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen nach Clarendon, deren Beschlüsse die königliche Gewalt bedeutend erweiterten. Auch B. versprach, diese Beschlüsse annehmen zu wollen, verweigerte aber später dennoch seine Unterschrift, und als der König ihn deshalb vor ein Gericht in Northampton lud, floh er zu Alexander III. nach Frankreich. Erst im Sommer 1170 kam eine Vereini-gung zu Stande, auf Grund deren B. nach England zurückkehrte, aber auch sie war nur scheinbar, und der alte Kampf drohte von neuem auszubrechen, als B. 29. Dez. 1170 von vier Scholenten auf den Stufen des Altars ermordet ward. Nur mit vielen Opfern und nachdem er sich selbst zu einer demütigen Buße am Grabe des Ermor-deten verstanden hatte, gelang es dem König, den Bannstrahl, der für B.s Ermordung England drohte, abzuwenden. Die Mörder gingen nach Rom, und nachdem sie daselbst Buße gethan, ward ihnen auferlegt, durch eine Wallfahrt nach Palästina ihr Verbrechen zu sühnen; zwei Jahre darauf aber ward B., als ein Märtyrer des Glaubens, unter die Heiligen vom ersten Range versetzt und später vom Volke, welches ihn als das Opfer seines Wider-standes gegen die Fremdherrschaft betrachtete, schwärmerisch verehrt. Heinrich III. ließ 1221 des neuen Heiligen Gebeine in eine eigene Kapelle bringen, wohin Gläubige in großer Anzahl Wall-fahrten machten, deren Andenken Chaucer (f. d.) in seinen «Canterbury tales» aufbewahrt hat. Jähr-lich ward ein großes Fest und alle 50 Jahre ein Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis auf Heinrich VIII., der nach seiner Trennung von der röm. Kirche sich des reichen, in B.s Kapelle aufbewahrten Schatzes bemächtigte, den Heiligen vor seinen Ge-richtshof laden und, da er ausblieb, als Verur-urteilt verurteilen ließ. Sein Name ward aus dem An-lender gestrichen, die Fester seines Festes unterlaßt, seine Gebeine wurden verbrannt und in die Winde zerstreut. Vgl. Giles, «Life and letters of Thomas a B.» (Lond. 1846); Robertson, «B., archbishop of Canterbury, a biography» (Lond. 1859); Hoel, «Lives of the archbishops of Canterbury» (Ed. 2. Lond. 1868); Reuter, «Alexander III. und die Kirche seiner Zeit» (3 Bde., Epg. 1860—64).

Wedford (William), ein durch großen Reichtum litterarische Talente und Excentricitäten bekannter Engländer, geb. 1760 als Sohn William B.s Lord-Mayors von London, verlor schon als 16-jähriger Knabe seinen Vater, der ihm große Besühn-ungen in Westindien und in England hinterließ. Unter der Aufsicht Chatham's erhielt er eine sorgfältige Erziehung, zeigte früh ungewöhnliche Anlagen und veröffentlichte bereits 1780 eine satirische Schrift «Biographical memoirs of extraordinary pa-ters», in welcher er die engl. Künstler seiner Zeit verspottete. Hierauf unternahm er längere Reisen auf dem Kontinent, deren Beschreibung er später herausgab («Italy, with sketches of Spain and Portugal», 2 Bde., Lond. 1834). Die Frucht eines zweiten Aufstehens in Portugal waren «Reco-lections of an excursion to the monasteries of Alcobaca and Batalha» (Lond. 1835). Nach Can-land zurückgekehrt, begann er 1796 auf seinem Gut

Fontbill ein prachtvolles Gebäude zu errichten, welches er mit Thonig. Dachs ausschattete und fortwährend durch Neubauten vergrößerte, so daß die ungeheuren Kosten endlich sogar sein kolossales Vermögen zerrütteten und ihn zwangen, es 1822 für den Preis von 800 000 Pfd. St. zu veräußern. Er ließ sich jetzt in Bath nieder, wo er sich von neuem mit Damen und dem Ansammeln von Kunstwerken beschäftigte und 2. Mai 1844 starb. Sein literarischer Ruhm beruht hauptsächlich auf einem orient. Roman «Vathek», den er zuerst in franz. Sprache schrieb und 1787 in Lausanne herausgab, nachdem bereits 1786 eine engl. Uebersetzung in London ohne sein Vorwissen erschienen war. Es gibt sich darin eine mächtige, aber ziellose Phantasie kund. Die Schilderungen sind ergreifend und oft in hohem Grade poetisch, aber es spricht sich darin der bitterste Sarkasmus, die herbe Menschenverachtung und eine trostlose Blasphemie aus. Auf Byron hatte die selbstm.phantastische Schöpfung B.s einen großen Einfluß, und in den Helten seiner Dichtungen ist die Verwandtschaft mit dem Charakter Bathes nicht zu verkennen.

Bedmann (Fritz), geschätzter deutscher Komiker, geb. 13. Jan. 1808 zu Breslau, entwickelte schon seit 1820 im Chore des dortigen Theaters ein ungewöhnliches Talent für das komische Fach und wurde 1824 auf Veranlassung Schmellas, der sich seiner Ausbildung angenommen, bei dem neugegründeten Königsbader Theater zu Berlin engagiert, wo er anfänglich nur in Nebenrollen auftrat. Allmählich übernahm er aber auch bedeutendere Partien, und nun wußte er rasch die Gunst und Anerkennung des Publikums zu gewinnen. B. war reich an witzigen Einfällen und zeichnete sich durch charakteristische Natürlichkeit und ein maßvolles Spiel aus. Durch die Ausbildung des von Holtei eingeführten «Gänseher Rante» schuf er eine Lokalfigur der preuß. Hauptstadt, die mit dem Stachel und andern wiener komischen Masken wetteifern konnte. Die mißlichen Verhältnisse der Königsbader Bühne bewogen ihn endlich, dieselbe zu verlassen, indem er 1846 ein Engagement am Theater an der Wien, 1846 ein lebenslängliches Engagement als erster Komiker am kaiserl. Hofburgtheater in Wien einging. Hier durfte er sich nicht mehr auf das bursche Genre beschränken, sondern mußte sich der Charakterkomik zuwenden, was seinem Talent auch gelang. Namentlich spielte er die Väterrollen im modernen Lustspiel mit Meisterkraft. Seit 1838 war B. mit der besonders als Baubeville-Sängerin rühmlichst bekannten Schauspielerin *Adele Ruzsarelli* (geb. 4. Juni 1816 zu Venedig) verheiratet. Er starb 7. Sept. 1866. Vgl. Findeisen, «Friedrich B.s Lebensbild» (Wien 1866); Kaiser, «Friedrich B., Erinnerungen» (Wien 1866).

Bedmann (Joh.), bekannt durch seine Schriften über Landwirtschaft und Gewerhund, geb. 4. Juni 1739 zu Hoya, besuchte die Gelehrtenschule in Stade und widmete sich in Göttingen zuerst der Theologie, wandte sich aber seit 1759 dem Studium der Naturwissenschaft und deren Anwendung für Volks- und Staatswirtschaft zu. Nachdem er 1763–65 als Professor der Physik und Naturgeschichte am prot. Gymnasium zu Petersburg gewirkt, unternahm er eine Reise nach Schweden, um sich genaue Kenntnisse der dortigen Bergwerke und deren Betriebsweise zu verschaffen, genoss auch bei dieser Gelegenheit zu Lissa längere Zeit Finnes Umgang und Unterricht.

Nach seiner Rückkehr erhielt B. 1766 zu Göttingen eine Professur der Philosophie, dann 1770 die der Oekonomie. Er starb 4. Febr. 1811. In seinen «Grundrissen der deutschen Landwirtschaft» (Gött. 1769; 6. Aufl. 1806) hat B. die Landwirtschaft zum erstenmal in wissenschaftlicher Form bearbeitet. Von seinen zahlreichen andern Schriften waren die «Anleitung zur Technologie» (6. Aufl. Gött. 1809), die «Anleitung zur Handlungswissenschaft» (Gött. 1789) und die «Vorbereitung zur Warenkunde» (2 Bde., Gött. 1798), die «Physik. ökonomische Bibliothek» (83 Bde., Gött. 1770–1808) und die «Beiträge zur Oekonomie, Technologie, Polizei- und Kameralwissenschaft» (11 Bde., Gött. 1779–91) für ihre Zeit von großer Bedeutung. Seine «Beiträge zur Geschichte der Erfindungen» (5 Bde., Lpz. 1780–1806) sind noch jetzt von Wert.

Bedmann (Joh. Gottlieb), Forstinspektor zu Bollenburg in Kurpfalz, geb. um 1700, gest. 1777, erwarb sich Verdienste durch Einführung einer geregelten Kahl Schlagwirtschaft in Verbindung mit Holzsaat. Er schrieb: «Versuche und Erfahrungen von der zu unsern Zeiten höchst nötigen Holzsaat» (Chemnitz 1758; 4. Aufl. 1777), «Anweisung zu einer pfleglichen Forstwissenschaft» (1759; 3. Aufl. 1777), worin die Schilderung eines neuen Verfahrens der Waldertragsregelung enthalten ist, welche er zuerst auf Massen- und Zuwachsrechnungen zu stützen versuchte, «Beiträge zur Verbesserung der Forstwissenschaft» (1763; 3. Aufl. 1777).

Bedmann (Eduw. Konrad), ausgezeichnetes Tier- und Jagdenmal, geb. in Hannover 21. Febr. 1822 als der Sohn eines Wagenfabrikanten, zeigte schon als Knabe lebhaftes Interesse für die Beobachtung des Tierlebens und die Nachbildung seiner Erscheinungen in Malerei und Plastik. Nachdem er mündig geworden war, trat er von dem ihm ausgedehnten Verufe seines Vaters wieder zurück, in welchem er übrigens so Luthiges geleistet hatte, daß er seine dabei gesammelten Erfahrungen unter dem Titel «Theoretisch-praktisches Handbuch des Wagners und Chaisenfabrikanten» (Weim. 1845; 4. Aufl. 1865) herausgab. Der Besuch der Künstler-schule in Hamburg, der Verkehr mit dortigen Künstlern, die begeisterte Einwirkung mehrerer Landschaftlicher Bilder gewannen ihn völlig wieder für die Kunst und fortgesetzte Naturstudien riefen auch bald Früchte seiner Thätigkeit hervor. Im J. 1862 ließ er sich in Düsseldorf nieder, dessen Schule er jedoch nur kurze Zeit besuchte. Später bereiste er Schottland, das ihm eine reiche Beute von Studienmaterial lieferte. B.s Oebilder wurden meistens für England erworben; es sind höchst lebenswahre Schilderungen meist wildbewegter Jagdszenen, Saubere, Tiertämpfe u. s. w. B. hat sich auch als Illustrateur und als humorist. auf litterarischem Gebiete mit Glück versucht; so im «Idiotismus venatorius» und im «Reine Fuchs» (Düsseldorf 1866).

Bedum, Kreisstadt im Regierungsbezirk Münster der preuß. Provinz Westfalen, an der Weser und an der Staatsbahn Hamm-Bielefeld, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat lebhaftes Kallindustrie (Zementfabrikation), Branntweinbrennerei, Dampf-mühlen, Garnhandel und zählt (1880) 3591 E. Nach Esseln («Über den Ort der Niederlage der Römer unter Varus», Hamm 1868) und Reinling («Die Niederlage des Varus», Barendorf 1865) war der fäbl. Teil des Kreises B. der Schauplatz der Hermannsschlacht.

(S. Leutoburgermaßb.) B. war einst Mitglied der Hanfa, spielte eine Rolle in der Soester Fehde und gehörte seit 1622 den Herzögen von Holstein-Sonderburg. — Der Kreis B. umfaßt 683,8 qkm mit (1880) 42 108 E.

Beetz (Peter Johann), seit 1853 General des Jesuitenordens, geb. 8. Febr. 1795 zu Siedem bei Löwen in Belgien, trat, nachdem er bereits zum Priester geweiht worden war, 29. Okt. 1819 zu Hildesheim in den Jesuitenorden ein. Nach dem Übertritt des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen zum Katholizismus ward B. dessen Weichvater und zugleich Pfarrer an der neuerbauten kath. Kirche zu Köthen, schiebte später mit der verwitweten Herzogin Julie nach Wien über und wurde 1847 zum Prokurator der Ordensproving Oesterreich erwählt. Die Unruhen des J. 1848 nötigten B., sich nach Belgien zu begeben, wo er dem Provinzial als Gehülfe beigegeben und darauf als Rektor des Kollegiums in Löwen angestellt wurde. Als in Oesterreich der Jesuitenorden wiederhergestellt und von der Regierung sehr begünstigt ward, lehrte auch B. dahin zurück, ward erst Superior für Ungarn, dann Provinzial für Oesterreich und gewann großen Einfluß auf die innere Politik des Kaiserstaats. Unter seinem Einfluß wirkte auch der Primas von Ungarn, Kardinal Eszterházy, besonders durch Errichtung des Novizenhauses zu Tyrnau, mit Erfolg für die erneute Einbürgerung des Ordens; 1853 reiste B. mit den Elektoren zur 22. Generalkongregation nach Rom und wurde hier an Nothhaans Stelle zum Ordensgeneral erwählt. Unter ihm ist der Orden überall mit großer Energie thätig gewesen, hat besonders die Missionen in prot. Ländern mit Eifer betrieben und in allen denjenigen Ländern, wo der Staat ihm nicht mit geschickten Mitteln entgegengetreten ist, bedeutende Fortschritte gemacht. Als Schriftsteller ist B. außer einigen Gelegenheitsreden namentlich durch seinen «Monat Maria» (Wien 1843) bekannt, der auch ins Böhmische, Polnische und Italienische übersetzt worden ist. Das Hauptorgan der Jesuiten, die «Civiltà cattolica», wird unter seiner Leitung redigiert.

Becquerel (Antoine César), franz. Physiker, geb. 7. März 1788 zu Châtillon-sur-Loing im Depart. Loiret, besuchte die Polytechnische Schule zu Paris und trat 1808 als Genieoffizier in die Armee. Er wohnte den Feldzügen von 1810–12 in Spanien bei, leistete bei verschiedenen Belagerungen, namentlich der von Tarragona, ausgezeichnete Dienste und avancierte zum Kapitän. Nach seiner Rückkehr wurde er Studieninspektor an der Polytechnischen Schule und 1814 dem Generalstabe der Armee beigeordnet, nahm jedoch 1815 als Bataillonschef seine Entlassung, um sich fortan ausschließlich den Naturwissenschaften zu widmen. Die Ergebnisse seiner physik. und chem. Untersuchungen veröffentlichte er seit 1819 in den «Annales de physique et de chimie» sowie seit 1829 in den «Mémoires» und «Comptes-rendus» der Académie der Wissenschaften, nachdem er 1829 Mitglied dieser Körperschaft geworden war. Mit vorzüglichem Erfolge beschäftigte er sich mit Untersuchungen über Elektricität und Magnetismus, deren Resultate er in den Werken «Traité expérimental de l'électricité et du magnétisme» (7 Bde., Par. 1834–40; neue Bearbeitung, 2 Bde., Paris 1855), «Éléments d'électro-chimie» (Par. 1843; deutsch, Erf. 1845) und «Traité complet de magnétisme» (Par. 1845) niederlegte. Von

seinen übrigen wissenschaftlichen Arbeiten sind der «Traité de physique dans ses rapports avec la chimie» (2 Bde., Par. 1842–44) und «Éléments de physique terrestre et de météorologie» (Paris 1847) hervorzuheben. Er starb zu Paris 18. Jan. 1878. — Sein ältester Sohn, Louis Alfred B., geb. 1814 zu Paris, praktischer Arzt daselbst, gest. im März 1862, hat sich durch mehrere pathol. Schriften, wie den «Traité clinique des maladies de l'utérus» (2 Bde., Par. 1849), «Séméiotique des urins» (Par. 1841; deutsch von Neubert, Epp. 1842) und «Des applications de l'électricité à la thérapeutique médicale» (Par. 1857; 2. Aufl. 1860), einen Namen erworben. — Der jüngere Sohn, Alexandre Edmond B., geb. 24. März 1820 zu Paris, seit 1853 Professor der Physik am Konservatorium der Künste und Handwerke daselbst, hat sich durch Untersuchungen über elektrisches Licht, den photographischen Prozeß und andere physik.-chem. Gegenstände bekannt gemacht. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Mémoires sur les lois, qui président à la décomposition électro-chimique des corps» (Par. 1849), «Recherches sur les effets électriques» (Par. 1852–55), «Études sur l'exposition de Londres» (Par. 1862), «La lumière, ses causes et ses effets» (2 Bde., Par. 1867–68).

Becse oder Betsse, südslaw. Bets geschrieben (spr. Betsche), ist der Name von zwei wichtigen Handelsplätzen in Ungarn. Alt- oder Serbisch B., ungar. D-Becse oder Kacz-Becse, großer Marktflecken und Dampfschiffahrtsstation im Komitat Vács (1849–60 Kreis Neusatz und Zombor), 40 km nordnordöstlich von Neusatz, am rechten Theißufer, hat (1880) 15 040 E.; eine kath. und eine griech.-orientalische Kirche, eine Synagoge und starken Getreidehandel. Der Ort wurde 1526 und 1561 von den Türken erobert. — Neu- oder Akratisch B., ungar. Új- oder Török-B., Marktflecken und Dampfschiffahrtsstation im Komitat Zemplén, am linken Ufer der Theiß, 7,5 km unterhalb und östlich vom vorigen, hat ein herrschaftliches Schloß, eine kath. und eine griech.-orientalische Kirche mit hohen Türmen, große Getreidepeicher und zählt 7200, mit dem unmittelbar anstoßenden Dorfe Franyova über 14 400 E., die bedeutenden Feldbau treiben. Der Ort besitzt ein Bezirksgericht, eine Post- und Telegraphenstation und ist einer der größten Getreidemärkte in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Zu ihm gehört auch die Fehs Borjas und eine nahegelegene Theiskinsel, mit Überresten des Schlosses Becse, das in den Türkenkriegen des 16. Jahrh. eine Rolle spielte. In der Umgebung von B. wurden in neuester Zeit interessante archäologische Funde gemacht.

Becskerek oder Betskerel (spr. Betscherel), zwei Ortschaften in Ungarn. Groß-Becskerek, ungar. Nagy-Becskerek, Hauptstadt des Komitats Komitatz, an der Bega und deren Kanal, 75 km südwestlich von Zemesvar, hat zwei kath.-griech.-orient. und eine prot. Kirche, eine Synagoge, ein Komitatzgebäude und ein Stadthaus; die innere Stadt ist gut gebaut, besitzt in diesen Zeilen auch gutes Straßenpflaster mit Trottoirs und wohlhaltene Promenaden. Auch befinden sich daselbst ein Obergymnasium und andere Schulen, ein Piaristenkollegium (seit 1846), eine höhere Realschule der Schulschwesterinnen, zwei Buchdruckereien, ein Theater, ein Kasino. Die Stadt zählt (1880)

19529 G.; diese sind nationell sehr gemischt: Deutsche, Serben, Magyaren, Slowaken, Rumänen und Bulgaren. Die Hauptbeschäftigungen derselben sind nebst dem Acker- und einigem Weinbau insbesondere Gewerbe, Fischfang und Handel, namentlich mit Getreide und Vieh. Zwischen D. und Temeswar verkehrt auf dem Bégalanal ein kleiner Personenbamper.

Klein-Becskerek, ungar. Kis-Becskerek, Dorf im Komitat Temes, 15 km im Westnordwesten von Temeswar, mit 3263 G., vorzüglichem Feldbau, Zienen- und Schafzucht, sowie Handel mit Wolle und Honig. Die Bewohner sind lath. Deutsche und griech.-orient. Serben und Rumänen.

Beczwa oder **Beischa** (Beisza), nächst der Thaga der bedeutendste Nebenfluß der March in Mähren; seine beiden Quellbäche aus den mährischen Karpaten vereinigen sich bei Malachitsch-Meseritsch; von da läuft er in einem durchschnittlich 1,5 km breiten Thale über Weiskirchen, Leipniz und Perera in westlicher Richtung zur March, die er nach einem Lauf von 122 km zwischen Kremsier und Lobitschau erreicht. Die Thäler seiner Quellbäche sind reich an Naturschönheiten, das Thal seines Unterlaufs leidet häufig durch Überschwemmungen.

Beda, Kirchenhistoriker, genannt *Venerabilis*, d. h. der Ehrwürdige, wurde 674 wahrscheinlich im Flecken Monkton bei Wearmouth in der Grafschaft Durham geboren und kam schon mit dem siebenten Jahre in das nahegelegene Kloster Weremouth (Wearmouth), dem damals Abt Benedikt vorstand, wo er bis 691 blieb und eine treffliche wissenschaftliche Erziehung erhielt. Von Weremouth begab er sich in das benachbarte und diesem untergeordnete Kloster Giron (gestiftet 682), wo er im 19. Jahre Diakonus und 702 Presbyter wurde. Von da an erst begann seine schriftstellerische Thätigkeit, die hauptsächlich in Kommentierung der einzelnen Schriften des Alten und Neuen Testaments bestand. Auf dem Krankenbette vollendete er die Übersetzung des Evangeliums Johannis in das Angelsächsische und diktierte es seinen Schülern. Er starb 26. Mai 735 und wurde im Kloster Giron begraben; später brachte man seine Gebeine nach Durham. B. hat sehr viele zu ihrer Zeit brauchbare und geschätzte Kommentare über die heilige Schrift, außerdem Homilien, Leben einiger Heiligen, Hymnen, Epigramme, Chronol. und grammatische Werke verfaßt. Gesamtausgaben derselben erschienen zu Paris (1544 und 1564), Basel (1563) und Köln (1612 und 1688). Sein bestes Werk ist indessen seine *«Historia ecclesiastica gentis Anglorum»* in fünf Büchern, die einzige Quelle der ältesten Geschichte Englands bis zum J. 731. Die erste Ausgabe erschien in Straßburg 1500; vorzüglicher sind die von J. Smith (Cambr. 1722), Stevenson (Lond. 1838) und Molesly (Lond. 1869). Das 3. und 4. Buch wurde von Rapor und Lumby herausgegeben (Cambridge 1878). Der Text sämtlicher Werke mit einer engl. Übersetzung der hist. Schriften erschien von Giles (6 Bde., Lond. 1843—44), welcher auch eine Handausgabe der *«Historia ecclesiastica»* (Lond. 1847) veranstaltete. Alfred der Große übertrug dieses Werk ins Angelsächsische. Eine deutsche Übersetzung desselben lieferte Wilden (Schaffhaufen 1860). Auch als Chronolog ist B. von Wichtigkeit, indem sein Werk *«De sex aetatibus mundi»* nach der von ihm zuerst eingeführten Zeitrechnung des Dionysius die Grundlage der meisten Universal-

chroniken des Mittelalters wurde. Vgl. Giesse, *«De Bedae Venerabilis vita et scriptis»* (Leid. 1838), Brights *«Biographia britannica litteraria»* (Bd. 1, Lond. 1848); R. Werner, *«Beda der Ehrwürdige»* (Wien 1875).

Bédarieng, Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrondissement Béziers, 33 km nördlich von der Stadt letztern Namens, am linken Ufer des Orb und an der Südbahn, zählt (1876) 7372 (Gemeinde 7691) G., hat ein Kommunal-College, eine Zeichen- und Bauerschule, Fabrikation von Tuch, Rattun, Häuten, Leder, Glas, Seife, Leim, Papier, ferner Färberei, Destillation, Eisen- und Kupfergießerei.

Beddoes (Thomas Lovell), engl. Dichter, Sohn des als Arzt und Naturforscher bekannten Thomas B. (geb. 15. April 1760, gest. 24. Dez. 1806), wurde 20. Juli 1803 in Elifton geboren, erhielt seine Erziehung in der Lateinschule zu Bath, dann seit 1817 in der Charterhouse-Schule in London, wo er sich bereits durch seine dichterische Begabung auszeichnete. Im J. 1820 bezog er die Universität Oxford und veröffentlichte dort 1821 anonym einen Band Gedichte unter dem Titel *«The improvisatore»*, die er jedoch später durch Ankauf aller Exemplare, deren er habhaft werden konnte, der weiteren Verbreitung entzog. Bereits 1822 erschien von ihm das Drama *«The Bride's tragedy»*, ein Werk, das trotz mancher jugendlichen Extravaganzen als Erstlingsleistung eines zu großen Erwartungen berechtigenden Talents Anerkennung fand. Mit dem Zwecke, sich dem Studium der Medizin zu widmen, ging er 1825 nach Göttingen und von dort 1829—31 nach Würzburg. Im Besitze eines bedeutenden Vermögens, führte B. seitdem ein Wanderleben, lebte 1833—41 meist in Straßburg und Järich, 1841—45 in Baden, Frankfurt und Berlin, ging dann nach England, lehrte indes schon 1846 nach Deutschland zurück. Von 1846—48 nahm er, meist von Frankfurt aus, durch persönlichen Verkehr mit den Parteiführern sowie durch publizistische Arbeiten lebhaften Anteil an der liberalen Bewegung, wobei er wiederholt als demokratischer Agitator ausgewiesen wurde. Eine Verwundung, die er sich im Frühling 1848 bei einer anatom. Sektion zuzog, führte ein langsam zehrendes Fieber herbei. Noch an diesem leidend, hatte er das Unglück, durch einen Sturz vom Pferde das Bein zu brechen; er starb nach längerer Krankheit an den Folgen der Amputation im Hospital zu Basel, 26. Jan. 1849. In B.' Nachlasse fand sich das Drama *«Death's jest-book, or the fool's tragedy»*, nebst einer Anzahl lyrischer und dramatischer Fragmente. Dieselben zeugen von Fülle und Kraft der Phantasie und großer Selbstständigkeit des Denkens, tragen aber das Gepräge eines unfeinen, verdüsterten Geistes. Gesammelt erschienen sie mit einer Lebensbeschreibung unter dem Titel *«The poems of Thomas Lovell B.»* (2 Bde., Lond. 1851).

Bedeau (Marie Apphonse), franz. General, geb. 10. Aug. 1804 in Vertou bei Nantes, wurde in den Militärschulen von La Flèche und von St.-Cyr gebildet, trat 1825 als Offizier in die Armee, wurde 1831 mit dem Range eines Kapitän's Adjutant des Generals Gérard und wohnte 1832 im Generalstabe der Einnahme von Antwerpen bei. Ende 1836 ging er als Kommandant eines Bataillons der Fremdenlegion nach Algerien, wo er sehr bald zum Brigadegeneral aufstieg und 1842 von Marschall Bugeaud mit der obern Leitung der Militär-

und polit. Angelegenheiten an der Grenze von Marokko betraut wurde. Am 21. März warf B. dort die Scharen Abd-el-Kaders zurück und wohnte im Sommer 1844 den Gefechten bei, welche 14. Aug. mit der Schlacht von Zisig endeten; im Sept. 1844 wurde er Divisionsgeneral und Oberkommandant der Provinz Konstantine. Von großem Erfolge waren seine Unternehmungen nach dem Aurès (1845) und nach Bougie (1847). Im Juli 1847 wurde er Gouverneur von Algier, im August desselben Jahres Großoffizier der Ehrenlegion, und im Monat Oktober trat er das Gouvernement an den Herzog von Amale ab. Bei Ausbruch der Februarrevolution von 1848 befand sich B. auf Urlaub in Paris. Der Marschall Bugeaud übergab ihm den Befehl über eine der fünf Kolonnen, welche den Aufstand niederschlagen sollten; aber sein Verhalten gegen die Insurgenten und bei den Vorgängen, die 24. Febr. auf dem Concorbienplatze stattfanden, zog ihm den Vorwurf der Unthätigkeit und Kälte zu. Die Provisorische Regierung bot ihm das Kriegsministerium an, doch zog B. vor, den Oberbefehl über die Armee von Paris zu übernehmen. Während des pariser Juniaufstandes befehligte er eine Abteilung in der innern Stadt und wurde schwer verwundet. Vom Depart. Unterloire in die konstituierende Nationalversammlung geschickt, wurde er von derselben zum Vizepräsidenten gewählt. Dieses Amt bekleidete er auch in der Gesetzgebenden Versammlung, in welche er als Vertreter von Paris eintrat und wo er sich der gemäßigten Rechten anschloß. Bei dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 wurde B. mit den Generalen Lamoricière und Cavaignac verhaftet und in das Gefängnis Mazas, später nach Schloß Ham abgeführt und dann nach Belgien entlassen. B. lebte hierauf zunächst in Berlin, später in Belgien, machte sodann von der Amnestie Gebrauch, ging nach Nantes und starb dort 30. Okt. 1863.

Bedecktes Terrain ist ein Terrain, auf dem sich Gegenstände (Terrainbedeckungen) befinden, welche die freie Umsicht und Waffenwirkung (in gewissem Grade auch die Bewegung) hindern. Solche Terrainbedeckungen sind z. B. Wälder, Ortschaften, Fruchtfelder, Hecken, Weingärten u. s. w. Sie erschweren die Führung im Großen, zwingen dazu, in kleinern selbständigen Abteilungen zu fechten, und beschränken den Gebrauch der Kavallerie und Artillerie.

Bedeckter Weg, s. Bedeckter Weg.

Bedeckung (im militärischen Sinne) heißt eine Truppenabteilung, welche zur Sicherung eines an sich oder in seinem augenblicklichen Verhältnis zur eigenen Verteidigung nicht befähigten militärischen Objekts, z. B. zum Schutz von Transporten, des Baues einer Feldschanze, eines Artillerietrains, relogoszierender Offiziere u. s. w., bestimmt ist. Die B. von Transporten (z. B. Kriegsgefangener) oder von Kurieren wird auch Eskorte genannt. — Über B. der Artillerie s. Artilleriebedeckung.

Bedeckung (astronomisch) oder Occultation, d. i. ganze oder teilweise Verfinsternung eines Himmelskörpers durch einen der Erde näher stehenden findet statt, wenn letzterer so zwischen der Erde und dem entferntern Himmelskörper tritt, daß er in gerader Linie zwischen beiden steht. Am häufigsten kommen Bedeckungen der Planeten und Fixsterne durch den Mond als den nächsten aller Himmelskörper vor; ihre Beobachtung kann zur Bestimmung

der Mondparallaxe, namentlich aber zu Längenbestimmungen benutzt werden. Auch die Sonnenfinsternis ist nur eine Bedeckung der Sonne durch den Mond. Seltener kommen Bedeckungen von Fixsternen oder Planeten durch einen Planeten, noch seltener die Bedeckung eines Fixsterns durch einen Jupitermond vor, sehr häufig dagegen die des Jupiter und seiner Monde gegenseitig. Man unterscheidet bei der Beobachtung der Sternbedeckungen zwei Momente, den des Eintritts und des Austritts. Es ist der Eintritt der Augenblick des Verschwindens eines Gestirns hinter einem andern (dem Mond), der Austritt der des Wiederscheins eines Gestirns, welches längere Zeit von einem andern verdeckt war. Bei Bedeckungen der Fixsterne durch den Mond finden Ein- und Austritt vollständig momentan statt, bei Planetenbedeckungen ist die Dauer des Ein- und Austritts von der Größe des scheinbaren Durchmessers abhängig.

Begegar, s. unter Gassen und Roste.

Bedel (türk.), Ablösung.

Bedemund (vom niederdeutschen Beden [s. Beden] und Munte «Münze»), die Buße, welche für außereheliche Schwängerung einer Leibeigenen zu zahlen war; auch die Erlaubnisgebühr für die Verheiratung Leibeigener.

Beden, **Beten** (*precarias*, *petitiones*) sind Steuern, Auflagen, die ursprünglich als Unterstützung erbeten wurden (*betos* = Bitte, dann auch Befehl, Gebot, Abgabe). Die Einkünfte der Landesherren im Mittelalter bestanden zu einem großen Teil aus den Abgaben, welche die freien und unfreien Hinterlassen von den ihnen verliehenen Höfen entrichteten, ferner aus den ihnen vom Kaiser verliehenen Regalien, wie Münze, Zoll u. s. w., sowie aus den Domänen. Aber auch von den freien Landassen konnte der Landesherr eine Entschädigung fordern, besonders dafür, daß er den Reichsdienst und die Landesverteidigung mit seiner Dienstmannschaft leistete. Dies ist der Ursprung der B., die in Naturalien oder Geld bestanden und die der Landesherr später kraft seiner landesherrlichen Vogtei oder Schutzherrschaft erhob. Auch Städte zahlten dem Landesherrn häufig eine Bebe, sog. Orbebe. Man unterschied Mai- und Herbsteden, große und kleine B. Rotheden heißen die zu einem außerordentlichen Bedürfnis, z. B. Kriegsnot, verlangten Abgaben. Ritterschaft und Geistlichkeit waren regelmäßig frei von B.

Bedenkzeit ist die Frist, innerhalb welcher jemand eine Entschließung fassen soll. Die Anwendung solcher Fristen ist im rechtlichen Verkehr überhaupt häufig. Zunächst beim Vertragsschluss, insofern es sich darum handelt, zu bestimmen, wie lange derjenige, dem die Offerte zum Abschluss eines Vertrags gemacht worden ist, seine Erklärung über dieselbe hinziehen darf, ohne daß der andere irgend einen aufhört, an seine Offerte gebunden zu sein. Regelmäßig pflegen hier, namentlich im Handelsverkehr, eigentliche Bedenkfristen ganz fortzufallen; auch wenn die Vertragsschließenden sich an bestimmten Orten befinden, ist der Offertant an jeder Offerte gesetzlich nur bis zu dem Zeitpunkt gebunden, an welchem er den Eingang der Antwort bei ordnungsgemäßer, rechtzeitiger Absendung derselben erwarten durfte (Handelsgesetzbuch Art. 319), ohne daß der andere eine wirkliche Deliberationsfrist erhält. Soll der Offertant länger gebunden sein, muß dies entweder von beiden Teilen ausdrücklich

vereinbart oder wenigstens vom Differenzen bei Abgabe ſeiner Erklärung einſeitig kundgegeben ſein, was bei Käufen durch Hingufügung gewiſſer Klauseln, z. B. «feſt angeſtellt bis zum...» ausgedrückt zu werden pflegt. In anderer Beziehung kommt eine B. in den ſog. Reſpetttagen zum Ausdruck, welche nach manchen Wechſelgeſetzgebungen, früher auch in Deutſchland, dem Wechſelſchuldner für die Bezahlung des bereits fälligen Wechſels gegönnt werden. Ferner gehört hierher die ſog. Deliberationsfriſt, welche dem Erben zu ſeiner Erklärung, ob er die ihm angefallene Erbschaft annehmen oder ausſchlagen wolle, gemeinrechtlich, in Gemäßheit ausführlicher Vorſchriften des röm. Rechts, eingeräumt iſt, aber durch die deutſchen Partikulargeſetzgebungen eine vielfach abweichende Regelung erfahren hat. Endlich ſind als B. vorzüglich wichtig die Friſten, welche die Geſetze für die Einlegung der Rechtsmittel gegen ergangene Urtheile feſtſetzen.

Bederleſa, ſiedelt in der preuß. Provinz Hannover, Landdroſtei Stade, Kreis Verbe, zählt 1215 U. und liegt am See von B., aus welchem die ſpäter Meßmer genannte Aue nach N. zur Elbe und nach S. ein Kanal zur Weſer und Oeſſe führt, hat ein altes Schloß, ferner Gerberei, Brauerei und Branntweinbrennerei.

Beden (Joſeph, Ehler von Scharberg), ſiebenbürg. Oberlandeskommiſſar und Hiſtoriker, geb. 2. Febr. 1783 zu Hermannſtadt, ſtudierte daſelbſt und in Lauſenburg bis 1802 die Rechte und trat dann beim ſiebenbürg. Landesgubernium als Kanzliſt in den Staatsdienſt. Später wurde er zum Oberlandeskommiſſariat verſetzt, kam 1827 zur Poſtlanglei nach Wien, wo er bis zum J. 1837 verblieb, und lehrte dann als Oberlandeskommiſſar nach Siebenbürgen zurück. Hier nahm er am politiſchen, kirchlichen und kulturellen Leben den regſten und vielſeitigen Anteil und erwarb ſich in ſchwieriger Zeit die Achtung aller Parteien. Er ſtarb 6. April 1858 zu Hermannſtadt. B. veröffentlichte: «Abbildung von zwei alten Moſaiken» (Hermannſt. 1825), «Hiſtoriſch-genealogiſch-geographiſcher Atlas zur Ueberſicht der Geſchichte des ungar. Reichs» (Hermannſt. 1851), «Das Lacrum Camerae in Ungarn und Siebenbürgen» (Kronſt. 1838), «Die Wappen und Siegel der Fürſten von Siebenbürgen und einzelner ſtändiſcher Nationen dieſes Landes» (Hermannſt. 1838), «Die Verfaſſung des Großfürſtentums Siebenbürgen» (Wien 1844). Er hinterließ im Manuſkript eine autobiographiſche «Geſchichte meines Lebens und der mich berührenden Zeitereigniſſe». Vgl. Friedenfeld, «Joſeph Beden von Scharberg» (2 Bde., Wien 1876—77).

Bedford, eine Graſſchaft des centralen England mit 149 461 U. (1881) auf 1195,4 qkm. Das nicht eigentlich bergige Land iſt im S.W. mit den unfruchtbaren Kreidelageln der Eglinton-Hills (Dunſtable- und Luton-Downs) und einem ihnen parallel laufenden, aus Grünſtein gebildeten Höhenzuge, der Waſſerſcheide zwiſchen Themſe und Ouse, erfüllt, und hat im ganzen einen gutangebauten, im W. auch fruchtbaren Boden. Hauptflüſſe ſind die Ouse mit ihren ſichreichen Zuflüſſen Juel und Uzel und der zur Themſe gehende Lea. Außer den Erzeugniſſen des Acker- und des beſonders ſtark betriebenen Gemüſebaues (um B. und Wiggles-wade) und der bei reichem Weidelande nicht unbedeutlichen Viehzucht gehören zu den vorzüglichſten Produkten mehrere Ralſorten und Walkererde. Die

Induſtrie beſteht beſonders in Anfertigung von Spitzen und Strohhüten. Die Graſſchaft wird von der London-Northweſterns, der Midland- und der London-Northern-Eiſenbahn durchſchnitten.

Die Hauptſtadt Bedford, an der hier ſchiffbar werdenden Ouse gelegen, iſt ein Knotenpunkt der genannten Bahnen und zählt 19532 U., welche Eiſeninduſtrie, Fabrikation von Ackerbaugeräthſchaften, Spitzenklöppelei, Strohhut- und Schuhfabrikation, ſowie lebhaften Handel mit Getreide und Vieh betreiben. Unter ihren fünf Kirchen iſt die zwiſchen 1350 und 1400 erbaute got. St. Peterskirche hervorzuheben. Außerdem ſind die 1763 erbaute Schirehall (Graſſchaftſaſaal), die Kornbröde, die lat. Freiſchule, die engl., nationale und Handelſchule, das St.-Johns-Hoſpital, ein Krankenhaus, ein Gefängnis, ein Irrenhaus, die 1810 erbaute Ousebrücke, ein Theater, eine 1874 errichtete Brongſtatuſe Bunyans, vor allem aber die Britannia-Works, ein großartiges Depot landwirthſchaftlicher Inſtrumente und Maſchinen, bemerkenswerth.

Bedford, Division in der Norbostprovinz der brit. Kapkolonie, zählt (1876) auf 4014 qkm 8768 U., worunter 2134 Weiße. Die Hauptſtadt B. am Fuße der Ragaberge zählt 833 U.

Bedford, Herzogstitel des dritten Sohnes Heinrichs IV. von England, Johann Plantagenets oder, wie ihn Shakeſpeare nennt, Prinzen Johann von Lancaſter. Bei Lebzeiten ſeines Vaters war er Gouverneur von Berwid und Wardein der ſchott. Marken. Im zweiten Jahre der Regierung ſeines Bruders Heinrich V. (1414) ward er zum Herzog von B. erhoben. Er blieb als Mächtigſter des Reichs in England zurück, während der König in Frankreich kämpfte. Nach Heinrichs Tode (1422) proklamierte er den unmündigen Heinrich VI. als König von England und Frankreich und eilte als Regent von Frankreich, wozu ihn ſein Bruder noch ſterbend beſtimmt hatte, nach Calais. Bei Southampton ſtieß er auf ein franz. Geſchwader, das er zerſtreute. In Frankreich ſchlug er die Franzoſen in einer Reihe von Gefechten, beſonders 1424 bei Verneuil. Die Bedingung ſeiner Triumphe war der 1423 geſchloſſene Bund mit Burgund und die innere Ordnung Englands. Beide aber waren ſchon gelockert, als die wunderbare Erſcheinung der Jungfrau von Orleans den Sieg wieder an die Fahnen Frankreichs feſſelte. Prozeß und Hinrichtung der gefangenen Heldin ſallen weſentl. B. zur Laſt. Hierauf ging auch das burgund. Bündnis völlig auseinander und B. mußte ſich 1435 zur Unterhandlung über einen Frieden verſtehen. Noch vor deſſen Unterzeichnung ſtarb er 19. Sept. 1435. B. teilte die in ſeiner Familie herrſchende Liebe zu Wiſſenſchaft und Kunſt. Unter andern hat er in Paris die von Karl V. daſelbſt auf 900 Bände gebrachte königl. Bibliothek gekauft und nach London geſandt. Seine Witwe, Jakobine von Luxemburg, heiratete Richard Woodville, Grafen Rivers, dem ſie Eliſabeth, Gemahlin Eduards IV., gebar, die Eltermutter der gleichnamigen Königin von England. Den Titel eines Herzogs von B. erhielt zunächſt (1469) George Neville, der Neffe des «Königsmachers» Warwick, dem aber dieſe Würde ſehr bald wieder entzogen wurde. Hierauf erhob Heinrich VII. ſeinen Oheim Jasper Tudor (ſ. Pembroke), der weſentl. zum Siege von Bosworth beigetragen, zum Herzog von B. Derſelbe ſtarb kinderlos 1495, wonach die Herzogswürde erſt 200 Jahre ſpäter (1694) zu

Gunsten des Hauses Russell (s. d.) erneuert wurde, dessen Haupt seit 1550 den Titel eines Grafen von B. führte.

Bedford-Ebene (Bedford-Level) heißt ein 1700 qkm großer Landstrich im östl. Teile von England, der sich durch die Grafschaft Cambridge (Zinsel Ely) und die benachbarten Grafschaften hinstrickt, von W. nach O. 64, von N. nach S. 53 km ausgedehnt, nach O. gegen den Meerbusen Wash geöffnet und auf der Landseite von Hügelreihen eingefast, welche eine Grenze von elliptischer Gestalt abgeben. Der ganze Landstrich ist ein Produkt aus den Ablagerungen der acht Flüsse, welche ehemals die Ebene durchströmten, Welland, Nen, Ouse u. s. w. Die Römer scheinen zuerst Deiche gegen das Meer aufgeführt zu haben. In der Tiefe von einigen Metern fanden sich Baumwurzeln, Reihen von gemähmtem Gras, Boote, abgetragene Schuße, in 5 m Tiefe sogar eine Schmelzbehälter. Durch neue Ablagerungen hat sich der Boden allmählich weiter erhöht. Zu verschiedenen Zeiten sind Entwässerungsanstalten durch die Ebene geführt worden, und dadurch sind etwa 30 ha Sumpfland in kultivierbares Land umgewandelt.

Bedingung heißt in der Erkenntnislehre das, unter dessen Voraussetzung etwas anderes gedacht werden oder geschehen kann. Im ersten Fall nennt man die B. eine logische, im letzten eine reale B. Nun steht jeder Gedanke oder jedes Ereignis unter einer mehr oder minder großen Anzahl von Voraussetzungen, welche erst in ihrer Gesamtheit den zureichenden Grund des Gedankens oder die vollständige Ursache des Geschehens ausmachen. In der gewöhnlichen und meistens auch in der Wissenschaft üblichen Ausdrucksweise pflegt man jedoch eine der gerade besonders, sei es für die Auffassung, sei es für das Interesse, hervor tretenden Voraussetzungen als Grund oder Ursache zu bezeichnen und im Verhältnis dazu die übrigen für die B. anzusehen, unter denen jener Grund oder jene Ursache wirksam wird. Die Veranlassung zu dieser Unterscheidung mag hauptsächlich darin zu suchen sein, daß unter den Voraussetzungen eines Gedankens oder Ereignisses immer die eine oder die andere sich als besonders wesentlich erweist und diese daher besonders als Grund oder Ursache herausgehoben, die andern dagegen nur gewissermaßen als Nebengründe resp. Nebenursachen bezeichnet werden. Jede B., welche für den Eintritt eines Ereignisses unerlässlich ist, d. h. nicht durch andere B. ersetzt werden kann, heißt *conditio sine qua non*. Wenn man also den Eintritt künftiger Ereignisse oder die Erfüllung von Versprechen von B. abhängig macht, so meint man, daß die schon vorhandenen Voraussetzungen davon noch eben durch das Hinzutreten der B. vervollständigt werden müssen, um zur Realisierung des Erwarteten zu führen: und so kann es denn kommen, daß der Eintritt einer sehr unscheinbaren B. eine angehäuften Summe von Möglichkeiten zu einer mächtigen Wirksamkeit vervollständigt. Dem Begriff des Bedingten steht derjenige des Unbedingten oder des Absoluten gegenüber als desjenigen, was gar keine Voraussetzungen hat: und indem man nun auf diesen Begriff doch wieder halb unwillkürlich die Vorstellung der Bedingtheit anwendete, meinte man das Unbedingte als das nur durch sich selbst oder durch seine eigene Existenz Bedingte definieren zu müssen, ein Gedanke der *causa sui*, welcher sich unter den

verschiedensten Formen durch die philos. Systeme hindurchzieht.

Bedingung (*condicio*, von *condicere*, veratheten) heißt in der Jurisprudenz eine Thatfache, von deren Existenz die Wirksamkeit eines Rechtsgeschäfts abhängt. In diesem allgemeinsten Sinne können auch die sog. Essentialien, d. h. die begriffsmäßigen und formalen Erfordernisse der Rechtsgeschäfte, als unumgängliche B. (*condicio sine qua non*) der Gültigkeit angesehen werden, z. B. Dispositionsfähigkeit der Kontrahenten, Beobachtung der vorgeschriebenen Solennitäten. Gewöhnlich gebraucht man jedoch den Ausdruck B. in dem engeren Sinne der zu einer Willenserklärung gemachten Hinzufügung des Inhalts, daß die gewollte rechtliche Wirkung nur bei künftigen Eintritt eines gewissen Umstandes eintreten solle. Von diesem Umstande kann das aus der Willenserklärung entstehende Recht in doppelter Weise abhängig gemacht werden, indem entweder das Dasein des Rechtsverhältnisses mit dem Momente anheben soll, wo die Ungewißheit sich entscheidet (aufschiebende, *suspensiva* B.), oder das bereits entstandene Recht in diesem Momente aufhören soll (auflösende, *resolutive* B.). Die B. kann ferner rein affirmativ oder negativ, je nachdem sie dahin lautet, daß etwas geschehe oder daß etwas nicht geschehe. In Rücksicht auf die für das Entstehen der thätigen Kräfte heißt die B. willkürlich (*potestativ*), wenn der Eintritt der Thatfache von einer freien Handlung des bedingt Berechtigten abhängt, zufällig (*casuell*), wenn sie von Einflüssen abhängt, die nicht beliebig hervorgerufen werden können. Bei der Erfüllung »gemischter« B. wirken Willkür und Zufall zusammen. Die B. schwebt (*pendet*), solange das Endergebnis ungewiß bleibt, verfällt (*deficit*) mit der Gewißheit ihres Nichtzutretens, und verwirklicht sich (*existit*) mit ihrem Eintritt. Rechtliche Erklärungen, die unter einer aufschiebenden B. abgegeben sind, treten nicht eher in Kraft, als bis die B. sich verwirklicht, und es muß dann wenigstens, wenn die B. für den Schuldner eine zufällige war, der Vertrag nicht vom Tage ihres Eintritts, sondern vom Tage des Abschlusses an erfüllt, also die versprochene Sache lastenlos samt den von da an gezogenen Nutzungen geliefert werden; doch haftet der Schuldner nicht für vorherigen Untergang der Sache. Bei leistungswilligen Verpflichtungen, bei suspensiv bedingter Übertragung von dinglichen Rechten, oder wenn die B. für den Schuldner potestativ ist, findet jene »Rückziehung« nicht statt. Bei Eintritt einer auflösenden B. wird der Inhaber die erhaltene Sache für die Regel in dem jetzigen Zustande, bei Besitz aus Verträgen in der ursprünglichen Beschaffenheit (*ex tunc*) in allen davon gewonnenen Früchten zurückzugeben. Diese Sätze leiden jedoch nur dann volle Anwendung, wenn die B. möglich, d. h. wenn ihr Eintritt nach allgemeinen Begriffen denkbar ist. Die Wirksamkeit der unmöglichen B. ist dagegen mit verschiedenen Unterscheidungen abweichend festgestellt, namentlich wenn eine moralisch unmögliche B. vorliegt, dann also der Fall gesetzt ist, daß einer der Interessenten etwas pflichtmäßig Gebotenes unterlasse oder etwas Verbotenes thue.

Im Civilprozeß wird der Einwand des Bedingten, daß der Anspruch des Klägers nur ein bedingter gewesen sei und sich je nach der Art der B. durch deren Eintritt oder Nichteintritt erledigt, fast

gegenwärtig meistens als ein Zeugniss des Klagenreiches angesehen und daher dem Kläger der Beweis auferlegt, daß er unbedingt berechtigt sei.

Bedlam (Abkürzung im engl. Volksmunde für Bethlehem), ein Irrenhaus in London, dessen Name sprichwörtlich für Tollhaus überhaupt geworden ist. Ursprünglich ein 1246 gestiftetes Kapittelhaus für Kanoniker und Kanonissinnen in der Straße Bishopsgate außerhalb des Thors, schenkte Heinrich VIII. das Hospiz 1547 der City, welche es zur Aufnahme von 50–60 Geisteskranken bestimmte. Das Hospiz wurde 1675 abgebrochen und an seiner Stelle in St. Georges-Felds, in Southwark, von dem Architekten R. Hoole ein neues Gebäude für 150 Kranke erbaut. Um 1814 wurde B. unter der Aufsicht von James Lewis umgebaut und 1838 ein neuer Flügel, sowie einige Jahre nachher die Kuppel des Gebäudes von Sidney Smirke hinzugefügt. Dasselbe hat nunmehr eine Länge von 273 m, ist vier Stod hoch und kann 600 Patienten aufnehmen, die sorgfältig versorgt und behandelt werden, während früher die Geisteskranken nur dürftig Wohnung, Kost und Kleidung erhielten, ja die Aeltonalescenten als Bedlam-beggars oder Tom-a-Bedlams in der Stadt betteln gehen mußten. Die Jahreseinnahmen betragen 40000 Pf. St.

Bedlis, Stadt in Türkisch-Armenien, s. Bitlis.

Bednure, Stadt in Mysore (s. d.).

Bedr (Bedr Honein), kleine Stadt im Sidschä (Hebshä) in Arabien, in einem fruchtbaren wasserreichen Thalgrunde zwischen Medina und Mekka gelegen, Stationsort der Pilger. Bei B. erfocht Mohammed im Monat Ramadban des zweiten Jahres der Hebschra (624 n. Chr.) seinen ersten großen Sieg über die Kureisiten; die Umgegend von B. wird deshalb in der arab. Poesie hoch gefeiert.

Bedretto (Bal be), Hochthal im Schweiz. Kanton Tessin, die obere Thalsohle des Ticino, vom Rusenapasse bis Airole 20 km lang. Das Thal ist rauh und wüß, reich an Weiden, infolge der sorgfältigen Entwaldung der steilen Thälwände häufigen und gefährlichen Lawinen ausgesetzt, die z. B. am 7. Febr. 1749 das Dorf Ossasca mit 13, am 7. Jan. 1863 die Hälfte des Dorfes B. mit 28 Personen begruben. Im N. wird es von der Gotthardgruppe im S. von den Tessineralpen angefaßt; die Saumwege über den Rusenapass, 2440 m, und den San-Diacomopass, 2308 m, verbinden dasselbe mit dem Oberwallis und dem Formazathale; nach S. führen der Passo di Naret, 443 m, ins Val Lavizzara und die Forcla di Erillallina, 2583 m, ins Val Bavona. An seinem intern Ende wird das Thal von der Gotthardstraße und Bahn berührt. In den Dörfern Fontana, Ossasca, Villa, Bedretto und Ronco zählt es 54 Viehzucht treibende Einwohner.

Bedrohung, s. Drohung.

Bedschä oder Budscha, ein bei den arab. Geographen und Historikern oft erwähntes Volk, das nördlich der Abessinier an den Ufern des Nils gehobelt haben soll. Sie werden als von tiefschwarzer aufwarbe, völlig nackt und gegen die Fremden rüchlich geschildert. Gegenwärtig leben die B. in n. Bischarin und Habdenboa fort, deren Sprache, e auch außerdem von einem Teile der Beni-Amer-sprochen wird, unter der Bezeichnung Lo-bednauisch bekannt ist. Ihr Verbreitungsgebiet liegt nischen dem Roten Meere und dem Nil von Ober-gypten bis an den Fuß des abessin. Nordrandes.

Sie gehört (nach J. Müller) zur äthiop. Gruppe des hamitischen Sprachstammes, ist also mit der Sprache der Saho, Wogos, Galla, Somali und Danakil verwandt. Lepsius hält die B. für die Nachkommen der Bevölkerung des alten Kultur-landes Nubien, während Quatremère in denselben die Nachkommen des bei den alten Schriftstellern erwähnten Volks der Blemmyer erblickt. Vgl. Min-tist, «Die Bischari-Sprache zu Bedawie in Nord-afrika. Beschreibend und vergleichend dargestellt» (Bd. 1, Upsala 1881).

Bedschapur (engl. Bejapoor oder Bejapoor), ind. Bidschayapura, d. h. Siegestadt, ein untergegangenes, zu seiner Zeit mächtiges mohammed. Königreich, im westl. Teile des vorderind. Hochlandes Delhan zwischen der Rhima und der Zumbudra, Nebenflüssen der Ristna, gelegen. Nach Ferishta wurde dasselbe 1488 von einem Sohne des osman. Sultans Murad II., Namens Jusuf, gegründet und gelangte unter ihm (gest. 1610) und seinen Nachfolgern Ismail (gest. 1634), Ali-Abil-Schah (1567–79), Ibrahim-Abil-Schah II. (1579–1626) und Mohammed-Abil-Schah (1626–60) zu Macht und Blüte. Namentlich suchten die genannten Fürsten ihre Hauptstadt durch Prachtgebäude aller Art zu verschönern. Unter Ali-Abil-Schah II. (gest. 1672) und dessen Sohne, Secunder-Ali-Schah, verfiel das Reich, bis der Großmogul Aureng-Zeyb 1686 dasselbe einnahm. Bei dem Verfall des Reichs von Delhi, zu Anfang des 18. Jahrh., kam B. an die Maharatten und von diesen 1818 an die Engländer. Die letztern behielten den größern, an der Rüste gelegenen Teil desselben für sich, gaben einen zweiten dem Nizam von Hyderabad, und den dritten, mit der Hauptstadt, dem Maharatten-Nadscha von Satara. Von letztem ist es an die engl. Regierung zurückgefallen und bildet jetzt einen Teil der Präsidentschaft Bombay.

Die Stadt Bedschapur, unter 16° 50' nördl. Br. und 75° 48' östl. L. (von Greenwich) im Distrikt Kalabgi der Präsidentschaft Bombay unweit dessen östl. Grenze gegen Hyderabad gelegen, zählte zur Zeit ihrer Blüte fast 1 Mill. E. und schloß mit ihren hohen, noch jetzt erhaltenen Steinmauern gegen 1600 Moscheen und eine größere Anzahl in den verschiedensten orient. Baustilen errichteter Paläste und anderer Prachtgebäude in sich, als kaum eine andere Hauptstadt des Ostens. Sie hat jetzt (1872) nur noch 12988 E. Das von Mohammed-Abil-Schah für sich selbst errichtete, Burra-Gambus, d. h. großer Dom, genannte Mausoleum ist ein ernstes und schmutzloses, aber großartiges Gebäude, dessen Maße sich denen der Peterskirche in Rom nähern. Die Hauptmoschee zeichnet sich ebenfalls durch Größe, das Grabmal von Ibrahim-Abil-Schah dagegen durch die Schönheit seiner Architektur aus. Auch das innerhalb der Ringmauer gelegene Fort mit 109 Türmen, einem in den Fels gehauenen Graben und der Citabelle, in welcher sich ein dem zu Elora gleichender Tempel aus vormohammed. Zeit befindet, ist bemerkenswert. Die Regierung zu Bombay sorgt gegenwärtig nach Kräften für die Erhaltung dieser Bauwerke.

Beduinen (entstanden aus dem arab. Bedawi, plur. Beduan, d. i. Bewohner des flachen Landes oder der Wüste) ist der allgemeine Name, mit welchem von den Europäern alle diejenigen Stämme und Völkerschaften belegt werden, welche in den Wüstenlandschaften Arabiens und der benachbarten

Ländergebiete sowie in den weiten Gebieten des Innern von Nordafrika ein ungebundenes patriarchalisches Hirten- und Räuberleben führen. Sie wohnen stammweise in Zelten oder Hütten zusammen; die Dörfer stehen unter Scheits, ein Stamm von 40–50 Zeltböckern unter einem Kabi, welcher gleichzeitig Richter und Heerführer ist. Die B. führen die lange Lanze, Flinte und den an der innern Seite geschärften trummen Dagan, sind gute Reiter, tapfer, aber wild und barbarisch; auf ihren Raubzügen nehmen sie für mehrere Wochen Mehl und geröstetes Getreide auf dem Pferde mit. Anfanglich wurde der Name B. nur den nomadisierenden Bewohnern der arab. Wüsten, insbesondere des Plateau von Nedschd zuertheilt, im Gegensatz zu den Ackerbau oder Handel treibenden Bewohnern der Städte (den Hadesi). Doch schon im Altertum verbreiteten sich wandernde Horden arabischer B. und mit ihnen der Name über die syr. und ägypt. Wüste, später, nach dem Untergange der alten Kultur, in Syrien, Mesopotamien und Chaldäa, zuletzt mit der Eroberung Afrikas durch die moslem. Araber im 7. Jahrh. auch über dieses und die große Wüste vom Roten bis zum Atlantischen Meere, die ihnen zu einer andern Urheimat ward. Es haben somit Beduinestämme arab. Ursprungs ein Gebiet eingenommen, das von der Westgrenze Persiens bis zum Atlantischen Ocean und von den Gebirgen Kurdistans bis zu den Kulturstaaten der Negervölker des Suban reicht. Doch sind sie in diesen weiten Regionen nur in dem Bereich der eigentlichen Wüste die einzigen Gebieter, während in anbaufähigen Theilen, wie in Mesopotamien, Chaldäa, der syr. Grenze, ferner in der Berberei, den Niländern und dem Nordrande des Suban, neben und zwischen ihnen auch Völker andern Stammes ansässig sind. Namentlich in Afrika werden viele nomadisierende Stämme unter dem Namen B. zusammengefaßt, die keineswegs arab., sondern hamitischen Ursprungs sind, obschon dieselben teilweise im Laufe der Zeit die arab. Sprache angenommen haben und sich selbst für echte, aus Arabien stammende B. oder Araber (Arab, Blur, Urbän) fälschlich auszugeben pflegen. Über Lebensart und Sitte der arabischen B. s. Arabien.

Beecher (Lyman), nordamerik. Theolog, geb. 12. Okt. 1775 zu Newhaven, wurde 1798 Prediger zu East-Hampton auf der Insel Long-Island, 1810 zu Pittsfield, 1826 zu Boston und 1832 Vorstand des Lane seminary für Theologen zu Walnut-Hills bei Cincinnati. Seit 1853 privatisierte er zu Brooklyn, wo er 10. Jan. 1863 starb. B. war Mitbegründer der Missionsgesellschaft in Connecticut, der amerik. Bibelgesellschaft und anderer ähnlicher Vereine. Seine Werke, unter welchen die «Predigten über die Mäßigkeit» weite Verbreitung fanden, erschienen gesammelt in 3 Bänden zu Boston 1852, seine «Autobiography» zu Newyork 1865.

Beecher (Henry Ward), bedeutender amerik. Ranzelredner, Sohn des vorigen, geb. 24. Juni 1813 zu Pittsfield in Connecticut, ward 1837 Prediger einer Presbyteriangemeinde zu Lawrenceburg in Indiana, bekleidete seit 1839 dasselbe Amt in Indianapolis und kam 1847 als Pastor an die Plymouthkirche zu Brooklyn gegenüber Newyork, wo er zugleich als Mitarbeiter und Mitredacteur der vielgelesenen Wochenschrift «The Independent» von 1851–63 eine rege und vielseitige literarische Thätigkeit entwickelte. Unter den abolitionistischen

Agitatoren, welche während der fünfziger Jahre wesentlich dazu beigetragen haben, das Volk des Nordens der Union zum Bewußtsein der Unverträglichkeit der Sklaverei mit wahrhaft demokratischen Staatseinrichtungen zu bringen, nimmt B. einen hohen Rang ein. Als Ranzelredner zeichnet er sich durch einen derben Realismus, scharfe Beobachtung der menschlichen Natur und Wärme der Empfindung aus. Im J. 1863 besuchte er England und trug dort durch seine Reden viel zur Umstimmung der öffentlichen Meinung bei, welche bis dahin überwiegend zu Gunsten der Konföderierten gewesen war. Von 1870 an gab er «The Christiana Union» heraus. Außerdem hat er seine in Brooklyn gehaltenen Predigten unter dem Titel «The Plymouth Pulpit» (10 Bde., 1859–72) und verschiedene Werke pädagogischen und belletristischen Inhalts veröffentlicht. Infolge eines Sclandalprozesses, den er wegen Ehebruchs mit der Frau seines Freundes Tilton 4. Jan. bis 2. Juli 1875 in Brooklyn zu bestehen hatte, verlor er sehr an seinem Ansehen. Seine ältere Schwester ist die Romanistinstellerin Harriet Stowe (s. d.).

Beecher-Stowe (Harriet), amerik. Schriftstellerin, s. Stowe.

Beechey (Sir William) oder Beechey, engl. Porträtmaler, geb. 12. Dez. 1763 zu Burford in der Grafschaft Oxford, wurde 1772 in die Akademie als Jögling aufgenommen, wandte sich dem Porträtfach zu und wurde bald der Lieblingsmaler der fashionablen Welt. Die königliche Akademie nahm ihn 1793 als Mitglied auf. In diesem Jahre malte er die Königin Charlotte in ganzer Figur und wurde von dieser zu ihrem Hofmaler ernannt. Er wurde 1797 zum Ritter geschlagen, der erste Künstler Englands, dem nach Sir Joshua Reynolds diese Ehre widerfuhr. Eine Revue des 6. und 10. Dragonerregiments, welche Georg III. in Begleitung des Prinzen von Wales und des Herzogs von York abnimmt (1798), gilt für sein glänzendstes Werk. B. starb 28. Jan. 1839. B. nähert sich Lawrence an Bedeutung, die meisten seiner Porträts leiden jedoch an einem falschen rothen Kolorit.

Beechey (Frederick William), engl. Seemann und Reisender, Sohn des vorigen, geb. 17. Febr. 1796 in London, diente seit 1808 in der Marine und machte als Offizier 1818 auf dem Trent mit Franklin die Expedition nach dem Nordpol mit. Seinen Bericht über diese enthält die «Voyage of discovery towards the North Pole» (Lond. 1843). Im J. 1819 wohnte er einer zweiten arktischen Expedition unter Parry auf dem Schiffe Hecla bei. Nachdem unternahm er 1821 eine Reise nach der Nordküste Afrikas zur Erforschung der Großen Syrte und Cyrenais, deren Resultate er in den «Proceedings of the expedition to explore the northern coast of Africa» (Lond. 1828) veröffentlichte. Zum Kommandeur erhoben, erhielt er den Auftrag, 1825 mit der Sloop Blossom nach dem Stillen Ocean und der Nordwestküste Amerikas zu segeln, um sich womöglich über den Kokebus zu dem vom Lande her vordringenden Franklin zu vereinigen. Da er das letztere jedoch nicht zu erreichen vermochte, kehrte er im Sept. 1829 nach England zurück und teilte die wichtigen gegenwärtigen Ergebnisse dieser Expedition in der «Narrative of a voyage to the Pacific and Behring's Strait» (2 Bde., Lond. 1831) mit. Von 1837 ab war er mit verschiedenen Arbeiten im Frischen Kanal beschäftigt.

erhielt 1847 die Leitung des Marinedepartements im Handelsministerium, welche er mit bestem Erfolg bis zu seinem Tode führte. Nachdem er 1854 zum Kontradmiraal befördert und 1856 zum Prästidenten der Geographischen Gesellschaft erwählt worden, starb er 29. Nov. 1856 zu London.

Beedworth, Stadt im Murray-District der brit.-austral. Kolonie Victoria, 270 km nordöstlich von Melbourne, mit dem es eine Eisenbahn verbindet, ist gut gebaut und zählt (1881) 2500 E., worunter viele Chinesen. Im Bezirk B. liegen reiche Goldfelder; außerdem hat derselbe zahlreiche Weinberge und seit neuerer Zeit Tabakbau.

Beef (engl.), Rindfleisch, auch Spottname für Engländer; **Beefeater**, «Rindfleischesser», scherzhafte Bezeichnung der engl. Leibwache.

Beidigung (civil- und strafprozessualisch) kommt bei Geschworenen, Schöffen, Zeugen und Sachverständigen vor. Die B. der Geschworenen erfolgt in Gegenwart der Angeklagten, über welche sie richten sollen, in öffentlicher Sitzung, indem dieselben auf die an sie gerichteten Worte des Vorsitzenden die Mit mit den Worten leisten: «Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe». Statt dieser unter Erhebung der rechten Hand zu geschworenen Eidesleistung gestattet das Gesetz den Mitgliedern bestimmter Religionsgesellschaften die Abgabe einer Erklärung unter der Beteuerungsformel derselben. Die gleiche Eidesformel ist durch das Gerichtsverfassungsgesetz §. 51 für die B. der Schöffen bei ihrer ersten Dienstleistung vorgeschrieben. Die B. von Zeugen gilt im Strafverfahren, der Regel nach, als durchaus notwendig, sobald hiervon nur ganz bestimmte Ausnahmen gemacht sind (Strafprozessordnung §§. 56—71). Ungültig ist die B. 1) von Eidesmündigen (d. h. Personen unter 16 Jahren) und solchen Personen, welchen wegen mangelnder Verstandesreife oder wegen Verstandeschwäche von dem Wesen und der Bedeutung des Eides keine genügende Vorstellung haben; 2) von Personen, welche nach den Strafgesetzen (darunter hauptsächlich §. 161 des Reichs-Strafgesetzbuchs) unschuldig sind, als Zeugen eidlich vernommen zu werden; 3) im Strafverfahren: von Personen, welche hinsichtlich der den Gegenstand der Untersuchung bildenden That als Teilnehmer, Begünstiger oder Fehler verdächtig oder bereits verurteilt sind — im Zivilverfahren (Civilprozessordnung §. 358) der nach §. 348, Nr. 1—3, und §. 349, Nr. 1, 2, zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigten Personen, sofern sie von diesem Rechte Gebrauch machen, der im §. 349, Nr. 1, 2, genannten Personen jedoch nur dann, wenn sie lebighin hinsichtlich solcher Thatfachen vorgeschlagen sind, auf welche sich das Recht zur Verweigerung des Zeugnisses bezieht, endlich der bei dem Ausgang des Rechtsstreites unmittelbar beteiligten Personen. Als Regel gilt der Vorbehalt vor Stellung der allgemeinen Fragen, im Strafverfahren gewöhnlich ist in der Hauptverhandlung, mittels Nachsprechens der Ablegung der Eidesformel unter Erhebung der rechten Hand. Bei wiederholter Vernehmung kann Vernehmung auf den früher geleisteten Eid eintreten. Verweigerung der Eidesleistung ohne gesetzlichen Grund zieht Strafe nach sich (Civilprozessordnung §. 355, Strafprozessordnung §. 69). Sachverständige werden gewöhnlich für Erstattung von Gutachten einer bestimmten Art im allgemeinen, in für allemal, vereidigt. Dann genügt im einzelnen Falle die mündliche Versicherung des Sachver-

hältnisses, daß er die Begutachtung auf seinen Eid nehme. Sonst hat die B. vor Erstattung des Gutachtens zu erfolgen, soweit nicht im Civilprozeß die Parteien auf B. verzichten. Die Formel ist in §. 375 der Civilprozessordnung, in §. 79 der Strafprozessordnung festgesetzt.

Beelapoor, s. Beelchapur.

Beelitz, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zauche-Belzig, 21 km südwestlich von Potsdam, an der Rieplitz und an der Staatsbahn Berlin-Blankenheim, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2984 E., welche Landwirtschaft, Leinweberei und Tuchfabrikation betreiben. Der Ort wird bereits 997 erwähnt und erhielt 1321 Stadtrechte.

Beelzebub, d. h. Fliegen-Gott. Unter diesem Namen verehrten die Bewohner der Philisterstadt Ekron den Baal (s. b.), einen Wahrsagegott. Auch die Griechen hatten ihren Zeus (Apollon) Apomyios oder Myiagros, d. h. Abwehner der Fliegen: ohne Zweifel einen Gott der Hirten und Herden. Da die heidnischen Götter von den Juden in späterer Zeit für Dämonen gehalten wurden, so ward allmählich B. als «Beelzebub», d. i. Hausherr, die Bezeichnung des obersten der unreinen Geister, und in dieser Bedeutung kommt er in den Evangelien vor.

Beemster Polder, Ort in der niederländ. Provinz Nordholland, nördlich von Burnerend, südöstlich von Alkmaar, ehemals ein kleiner See, der im 11. Jahrh. den Namen Bamestra führte, wurde 1608—1612 trocken gelegt, wodurch 7214 ha äußerst fruchtbaren Bodens gewonnen wurden. Die bürgerliche Gemeinde Beemster umfaßt die vier Teile des ganzen Polders und zählt 4360 E., die meistens Viehzucht und Käsebereitung (Edamer Käse), teilweise auch Landbau und Gärtnerei treiben. In der Mitte des Polders liegt das Dorf Middel-Beemster, der Mittelpunkt der Gemeinde, mit dem Rathause und der prot. Kirche.

Beer (Abolf), österr. Historiker, geb. 27. Febr. 1831 zu Proßnitz in Mähren, studierte in Berlin, Heidelberg, Prag und Wien 1849—51 Geschichte, Philologie und Volkswirtschaft und wurde 1855 Lehrer am Gymnasium zu Czernowitz, hierauf am Josephstädtschen Gymnasium zu Wien, dann am Akademischen Gymnasium zu Prag; 1856 wurde B. zum außerord. Professor der österr. Geschichte an der Rechtsakademie zu Großwardein, 1857 zum Professor der allgemeinen und der Handelsgeschichte an der Handelsakademie zu Wien ernannt und 1868 in gleicher Eigenschaft an die Technische Hochschule zu Wien berufen. Als Mitglied des Unterrichtsrats beteiligte sich B. an der Reform der Volks- und Realschulen wie der Technischen Hochschulen Österreichs in hervorragender Weise. Nachdem er 1870 zur außerordentlichen Dienstleistung ins Ministerium für Kultus und Unterricht berufen worden war, verließ er mit dem Sturze des Bürgerministeriums diesen Posten, um sich ganz der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Bei den Wahlen von 1878 wurde B. von dem mähr. Wahlbezirk Schönberg-Sternberg zum Reichsratsabgeordneten gewählt. Unter seinen hervorragenden histor. Werken sind zu nennen: «Geschichte des Welt Handels» (3 Bde., Wien 1860—64), «Aufzeichnungen des Grafen Ventind über Maria Theresia» (Wien 1871), «Holland und der österr. Erbfolgekrieg» (Wien 1871), «Die erste Teilung Polens» (3 Bde., Wien 1873—74),

«Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. Ihr Briefwechsel» (Wien 1878), «Friedrich II. und van Swieten» (Lpz. 1874), «Leopold II., Franz II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel nebst Einleitung über österr. Politik unter Leopold II.» (Lpz. 1874), «Zehn Jahre österr. Politik 1801—10» (Lpz. 1877), «Die Finanzen Österreichs im 19. Jahrh.» (Prag 1877), «Der Staatshaushalt Österreich-Ungarns» (Prag 1881). Mit Hochegger gab er heraus: «Fort-schritte des Unterrichtswesens in den Kulturstaaten Europas» (Bd. 1 u. 2, Wien 1867—68).

Beer (Georg Jos.), berühmter Augenarzt, wurde 1763 in Wien geboren, erhielt 1812 einen besonders für ihn begründeten Lehrstuhl der Augenheilkunde an der Wiener Universität; er starb 1821 zu Wien. Unter seinen zahlreichen Schriften ist die bedeutendste die «Lehre von den Augenkrankheiten» (2 Bde., Wien 1813—15).

[Meyerbeer (Giacomo).

Beer (Jak. Meyer), berühmter Komponist, f. **Beer** (Wilh.), Bankier zu Berlin, Bruder des Komponisten Meyerbeer, geb. 4. Jan. 1797, hat sich besonders durch astron. Arbeiten einen Namen gemacht. In den J. 1813—15 kämpfte er in den Reihen der Freiwilligen, verkaufte dann den Militärdienst mit dem Handelsstande, benutzte aber seine Mußestunden, um mit seinem Freunde Mädler die Astronomie zu kultivieren. Zu diesem Zwecke erbaute er sich eine kleine Sternwarte im Tiergarten bei Berlin und stellte auf dieser Beobachtungen an, die namentlich dem Mars und dem Monde gewidmet waren. Die Abhandlung, in welcher die Beobachtungen des Mars niedergelegt waren, erschien 1830 und erregte Interesse, in noch höherm Grade aber die Mondkarte, welche 1836 vollendet und von der Französischen Akademie mit dem Landeseshen Preise gekrönt wurde. Ihr folgte als Kommentar «Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie» (Berl. 1837). Als Mitglied der Ersten preuß. Kammer von 1849 veröffentlichte B. auch die Schrift: «Die Dreikönigsverfassung in ihrer Gefahr für Preußen» (Berl. 1849). B. starb 27. März 1850 zu Berlin.

Beer (Michael), dramatischer Dichter, Bruder der vorigen, geb. 19. Aug. 1800 zu Berlin, widmete sich auf den Universitäten zu Berlin und Bonn geschichtlichen, philos. und naturwissenschaftlichen Studien und erweiterte seine Bildung durch Reisen in Frankreich und Italien. Später lebte er gewöhnlich in München, am Rhein oder in Paris, seltener in Berlin. Bereits 1819 kam von ihm ein Trauerspiel, «Alydämnestra», in Berlin zur Ausführung, dessen Aufnahme den jungen Dichter ermunterte. Diesem folgte die Tragödie «Die Bräute von Aragonien» und das Trauerspiel «Der Patria» (1823), welches die Stellung des Judentums behandelt und über das sich auch Goethe günstig äußerte. In Italien schrieb B. 1826 seine genuines Elegien, in München das Trauerspiel «Struensee» (Stuttg. 1829 u. 1847). Letzteres kam, trotz diplomatischer Einsprüche, auf Befehl des Königs in München zur Aufführung und ist sein Hauptwerk. B. starb in München 22. März 1833. Seine «Sämtlichen Werke» (Lpz. 1835) begleitete der Dichter und bayer. Minister E. von Schenk mit einer biographischen Einleitung. Derselbe gab auch B.s «Briefwechsel» (Lpz. 1837) heraus.

Beerberg, der höchste Berg (984 m) des Thüringerwaldes (s. d.).

Beere (Bacca) heißt in der Botanik eine mehr oder minder fleischige oder saftige, im Zustande der Reife in den meisten Fällen nicht aufspringende Frucht, deren innere Schichten von fleischiger, breiiger oder saftiger Textur sind, welche zuweilen sogar bis zur Auflösung in einzelne saftreiche Zellen vorgeschritten sein kann, während die äußeren Schichten der Fruchtschale sich derber, manchmal selbst holzig zeigen. Die B. kann ein- oder mehrsamig und, je nach der Anzahl der Fächer, in denen die Samen liegen, ein- und mehrfächerig sein; im letztern Falle sind ihre Fächer völlig und nicht bloß in der Achse untereinander verbunden. Solche Früchte tragen z. B. Berberitze, Weinrebe, Stachelbeere, Nachtschatten, Kartoffel, Heidelbeere, Aron, Jamburbe, Spargel u. s. w. Die dickschalige B. des Pomeranzensbaums, deren mit zahlreichen Abdrücken versehene Schale vom Fruchtbrei scharf abgegrenzt ist, wird als Orangenfrucht (Hesperidium) unterschieden, und die hartschalige B. des Granatbaums, welche außer den obern, durch senkrechte Scheidewände getrennten Fächern auch noch ein unteres, durch eine horizontale Wand abgetheiltes Fach besitzt, wird mit dem besondern Namen Granatapfel (Balaustra) belegt. (S. Frucht.)

Beerengelb, Schüttgelb, eine gelbe, nicht giftige Wasserfarbe, wird erhalten, indem man 5 Teile Mignontkörner, die Früchte von *Rhamnus infectoria*, oder sonstige Gelbbeeren mit 20—30 Theilen Wasser und 1 Teil Alaun anhaltend kocht, dann abseigt und die Flüssigkeit unter starkem Umrühren mit 2—3 Theilen in Wasser verteilter Schlemmkreide nach und nach vermischt. Den entstehenden gelben Niederschlag läßt man absetzen, wäscht ihn durch mehrmalige Decantation mit Wasser und bringt ihn in breiigem Zustande in den Handel. Oft verarbeitet man die Gelbbeeren zusammen mit Curcuma oder Bau, wodurch man besondere Farbenmancierungen erhält.

Beerengrün, Saftgrün, Blaugrün, eine dunkelgrüne Wasserfarbe, welche aus dem Saft der fast reifen, aber noch grünen Kreuzdornbeeren (*Rhamnus cathartica*) dargestellt wird, indem man den ausgepressten Saft der freiwüchsigen Säuren überläßt und den geklärten Saft unter Zusatz von etwas Alaun und Pottasche bis zum Extrakt dampft; letzteres wird in Schweinsblasen getrocknet und darin an einem mäßig warmen Orte, gewöhnlich im Rauchfange, weiter ausgetrocknet, wobei es zu einer schwarzgrünen, auf dem Bruche glänzenden Masse wird.

Beerseba, eine von alters her für heilig gehaltene Stadt im Stammgebiete und Reich Juda, 25 Stunden südwestlich von Jerusalem, äußerster Grenzpunkt Palästinas, daher die Formel «Dan bis B.» von der nordöstl. Ausdehnung des Landes gebraucht wurde. Der Name, arab. Beer es-Seba, heute Bir es-Seba, soll nach dem 1. Buch Mose «Brunnen des Schwurs» oder «der sieben Lämmer», bei denen geschworen wurde, bedeuten, wird aber in Wahrheit ursprünglich wohl «Brunnen des sieben Tage Durst aushaltenden Kamels» heißen (B. ist nämlich noch sieben Tagereisen von Ägypten entfernt) und von arab., vielleicht selbst daselbst die Trümmer einer alten Stadt und bei namentlich zwei tiefe wasserreiche Brunnen gefunden worden.

Weeslow, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Weesow-Storow, 29 km im SW. von Frankfurt a. O., liegt an der hier breiten Spree, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4297 E., welche Tuchfabrikation treiben. Die Herrschaft W. wurde 1868 durch Karl IV. Böhmen unterworfen und kam 1858 an Kurbrandenburg. — Der Kreis Weesow-Storow zählt (1880) auf 1244,3 qkm 44.015 E.

Beethoven (Eduw. van), der größte deutsche Komponist, geb. 16. Dez. 1770 in Bonn, wo sein Großvater Ludwig van B. Kapellmeister, sein Vater Johann van B. Tenorist in der kurfürstl. Kapelle war, zeigte früh ein auffallendes musikalisches Talent, aber trübe Eindrücke von zerrütteten häuslichen Verhältnissen machten B. schon als Knaben trübselig und verschlossen. Für seine Ausbildung gelang von Haus aus nur das Notdürftige, auch der Unterricht war unregelmäßig, doch fand B. von ihrer Seite Teilnahme und Förderung, namentlich bei der Familie von Breuning (seit etwa 1788). Seine ersten Lehrer in der Musik waren sein strenger Vater und dann der Oboist Weiffer. Seine musikalischen Leistungen zogen bald allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich, vornehmlich schon damals glänzende Virtuosität im Klavierspiel, die mit einem außerordentlichen Talent: das freie Phantasieren verbunden war. Im Geigenspiel wurde B. von dem Hoforganisten van Eken und dem Musikdirektor Neefe ausgebildet. Bereits 1786, nach dem Regierungsantritt des kurfürstlichen Max Franz II., als Hoforganist angestellt, während er im Orchester seinen Platz als Bassist hatte. Eifrig mit Komponieren beschäftigt, versuchte er sich auch schon in größeren Arbeiten, von denen ein Ritterballett und eine große Oper namhaft gemacht werden. Eine Reise nach Paris im Frühjahr 1787, welche ihm eine flüchtige Bekanntschaft mit Mozart verschaffte, führte zu seinem ersten Aufenthalt. Bald nach seiner Rückkehr schied seine Mutter (Maria Magdalene, geborene Neef) aus Lebens- und die häuslichen Verhältnisse verschlimmerten sich. Da entschloß sich der Kurfürst auf Vermittelung des Grafen Walstein im Herbst 1792, B. auf mehrere Jahre nach Wien zu senden, damit er dort unter Haydn seine Bildung erhalte. Außer bei Haydn fand B. bei Schenk, Komponisten des „Dorfbarbier“, Unterweisinger, auch machte er nach Haydns Abreise nach Land 1794 bei Albrechtsberger einen theoretischen Kursus durch und erhielt von Salieri noch Anleitung zur Gesangscomposition. Durch die Empfehlungen des Kurfürsten wurde er in die aristokratischen Kreise eingeführt. Der Fürst L. Lobkowitz ließ ihn in sein Haus, Graf Rasumowski stellte sein Quartett, Fürst Lobkowitz seine Kapelle zur Verfügung. So wurde B. bald heimisch in Wien, er mit Ausnahme einer Reise nach Prag und in 1796 und einer Wadereise nach Leipzig 1812 wieder verließ. Den Sommer brachte er gewöhnlich in der Nähe von Wien auf dem Lande zu, er in bescheidenen Verhältnissen und im ungenügenden Genuß der freien Natur, die er leidenschaftlich liebte, Erholung und Anregung fand. Als alte B. bald nach seiner Ankunft in Wien als einer der ersten Platz eingenommen, den er, namentlich durch sein geniales freies Phantasieren, behauptete, solange er als Klavierspieler seinen Lebenszweck sah, so trat er gleich mit dem ersten größ-

ern Werke, das er veröffentlichte, drei Klaviertrios, 1795 ebenbürtig und vollberechtigt in die erste Reihe der großen Komponisten. Von da an gab eine lange Reihe mannigfacher Kompositionen Zeugnis von der stetigen, nach allen Seiten vorbringenden, in Form und Inhalt gleichmäßig fortschreitenden, durch unerschöpflichen Reichtum wahrhaft neuer Erfindungen immer wieder überraschenden Entwicklung seiner künstlerischen Schaffungskraft. In einem fast planmäßig erscheinenden Entwicklungsgange bemächtigte sich B. zuerst der verschiedenen Formen der Kammermusik von der Klavierfuge mit und ohne Begleitung, welche er zu ihrer vollen künstlerischen Bedeutung ausbildete, bis zum Quartett (deren er 16 geschrieben hat), um das diesem Gebiete Gewonnene auf die Orchestermusik zu übertragen, und bildete die gesamte Instrumentalmusik in einem großen Stile aus. Mit sicherer Hand ergriff er alle Mittel des musikalischen Ausdrucks, welche Mozart und Haydn überliefert hatten, und erweiterte und bereicherte sie, indem er ihren Gehalt entsprechend vertiefte. Mit vollendeter Freiheit im Ausdruck des Individuellen wie in der Handhabung der musikalischen Formen vereinigte er ein feines Gefühl für das charakteristische Ausdrucksvolle des Klanges, welche den einzelnen Instrumenten selbständige Bedeutung verlieh.

Mit der dritten Symphonie, der „Eroica“ (1804), der großen Leonoren-Ouvertüre (1806), den drei russ. Quartetten (1806) ist diese Richtung vollständig entschieden, welche von da an in jeder neuen Komposition eigentümlich sich ausspricht. Namentlich sind es die Symphonien in B-dur (1806), in C-moll, die Pastorale (1807—8) und dann die in A-dur und F-dur (1812), welche wie Meilensteine den Gang des Meisters bezeichnen. Ihnen reihen sich die großen Konzerte für Klavier und Violine an. Auch auf dem Gebiete der Gesangsmusik blieb B. nicht untätig. Neben Liedern und kleineren Stücken schrieb er 1808 die Cantate „Christus am Ölberg“ und 1806 folgte die Oper „Fidelio“, welche damals und in abgekurzter Form 1806 wenig Erfolg hatte, aber 1814, teilweise umgearbeitet, Beifall und von da an einen dauernden Platz auf allen deutschen Bühnen errang. Es war die erste Leistung der deutschen Oper seit Mozarts „Zauberflöte“, welche eine weitere Entwicklung derselben ankündigte. Leider kam B., trotz wiederholter Anläufe und Entwürfe, nicht wieder dazu, eine Oper zu schreiben. Die beiden Festspiele, welche er zur Eröffnung des Theaters in Pest 1812 komponierte, „König Stephan“ und „Ruinen von Athen“, können nicht als Opern gelten. Zur dramatischen Musik gehören auch noch das Ballett „Die Geschöpfe des Prometheus“ (1801), die Musik zu Goethes „Egmont“ (1810) und die Ouvertüre zu Collins „Coriolan“ (1807).

Als 1809 B. als Kapellmeister des Königs von Westfalen nach Kassel berufen wurde, traten der Großherzog Rudolph (B.s Schüler und zeitweiliger Freund), Fürst Lobkowitz und Graf Kinsky zusammen und sicherten ihm ein Jahresgehalt von 4000 Fl. gegen die einzige Bedingung, Österreich nicht zu verlassen. Zwar schmälerte der Staatsbankrott 1811 und der halb darauf eingetretene Konkurs des Fürsten Lobkowitz wie der Tod des Grafen Kinsky dieses Einkommen, doch sicherte es dem in der Vollkraft des Schaffens stehenden Künstler eine unabhängige Stellung. Das Kongressjahr 1814 fand ihn auf der Höhe seines Ruhms: großartige

Aufführungen seiner siebenten und achten Symphonie, der Schlachtsymphonie und einer Gelegenheitscantate, *Der glorreiche Augenblick*, die Wiederaufnahme des *Fidelio*, hatten ihn zu einer populären Celebrität Wiens gemacht. Allein B. war nicht im Stande, eine solche Anerkennung vollkommen zu empfinden, da sich eine schon früh zeigende Hartnäckigkeit seit 1802 zu einem hohen Grade von Taubheit gesteigert hatte. Das trotz aller Heilversuche immer wachsende Übel verhästerte seinen Sinn, machte ihn misstrauisch und ließ ihn vereinsamen. Eine neue Quelle von Widerwärtigkeiten und Klümmern entstand 1815, als er die Erziehung des von seinem verstorbenen Bruder Karl hinterlassenen Sohnes übernahm. Seine äußern Verhältnisse verschlimmerten sich, selbst seine Produktion stockte. Die Ernennung des Erzherzogs Rudolph zum Erzbischof von Olmütz, welche 1818 bekannt wurde, erregte in B. den Gedanken, zu dessen Installation eine Messe zu schreiben; die Komposition, welche er mit der hingebendsten Begeisterung ausführte, nahm ihn bis 1822 in Anspruch. Während eine früher für den Fürsten Esterházy komponierte Messe (1808) im wesentlichen den Haydn-Mozartischen Charakter festhält, sind in diesem neuen Werke, das der Ausdehnung, den Mitteln und Intentionen nach die gewöhnlichen Dimensionen überschreitet, die religiösen Empfindungen mit leidenschaftlicher Inbrunst, aber auch in einer stark subjektiven Weise ausgesprochen. Nach Vollendung dieser *«Missa solemnis»* machte sich B. mit gleichem Eifer an die Ausführung eines lange gehegten Plans, einer Symphonie, deren letzter Satz mit Chören über Schillers Lied an die Freude schließt. Anfang 1824 war auch dieses Werk, das ebenfalls durch Ausdehnung und technische Schwierigkeiten, namentlich in den Gesangspartien, ungewohnte Ansprüche machte, vollendet. Diesem folgten, zum Teil unter schweren körperlichen Leiden geschrieben, fünf große Quartette, welche auch heute noch mehr ein Gegenstand des Studiums als des allgemeinen Genusses sind. B. starb nach längern Leiden 26. März 1827. Denkmäler von B. befinden sich in Bonn (Erztatue von Haniel, errichtet 1845) und Wien (von Zumbusch, 1880). Die sämtlichen Werke B.s erschienen im Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig (24 Serien, 1862—64). Ein chronol. Verzeichnis der Werke B.s veröffentlichte Thayer (Berl. 1865), ein thematisches mit histor. Nachweisungen über die Entstehung lieferte Nottebohm (Lpz. 1868, 2. Aufl. des frühern Breitkopf u. Härtelschen Verzeichnisses).

Litteratur: Wegeler und Ries, *«Biographische Notizen über B.»* (Kobl. 1838); Schindler, *«Biographie von L. van B.»* (Münst. 1838; 3. Aufl. 1860); Lenz, *«B., eine Kunststudie»* (5 Tle., Hamb. 1860); Marx, *«L. van B. Leben und Schaffen»* (Berl. 1859; 3. Aufl. 1875); Ullrich, *«B., ses critiques et ses glossateurs»* (Lpz. 1857; deutsch von Vischoff, Lpz. 1859); Nohl, *«B.s Leben»* (3 Bde., Wien u. Lpz. 1864—77); derselbe, *«B., nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen»* (Stuttg. 1877); Nottebohm, *«Ein Skizzenbuch von B.»* (Lpz. 1865); derselbe, *«Beethoveniana»* (Lpz. 1872); derselbe, *«B.s Studien»* (Bd. 1, Lpz. 1873); Thayer, *«Ludwig van B.s Leben»*, deutsch von H. Deiters (3 Bde., Berl. 1866—79); von Breuning, *«Aus dem Schwarzwälderhause. Erinnerungen an B.»* (Wien 1874).

Beets (Nikol.), holländ. Dichter und Schriftsteller, geb. 13. Sept. 1814 zu Harlem, studierte zu

Leiden 1833—39 Theologie, war 1840—54 Pfarrer zu Heemstede bei Harlem und ging dann in denselben Eigenschaften nach Utrecht, wo er 1874 zum ord. Professor der Theologie an der Universität ernannt wurde. Unter seinen dichterischen Erzeugnissen sind zu erwähnen die poetischen Erzählungen *«Jose»* (1834), *«De masqueraden»* (1836), *«Knaars»* (1835), *«Guy de Vlaming»* (1837), *«Ada van Holland»* (1840) und ein Band vermischter Gedichte (1838). Größere Reife in Bezug auf Gedankengehalt und Formschönheit befanden seine spätern lyrischen Produkte: *«Korenbloemen»* (1853), *«Nieuwe Gedichten»* (1857), *«De Kinderen der Zee»* (1861), *«Verstrooide Gedichten»* (2 Bde., 1862), *«Madelieven»* (1869). Diese poetischen Erzeugnisse wurden gesammelt herausgegeben (3 Bde., 1874—76; 2. Aufl. 1878). In B.s Poesie aus seiner ersten Periode findet man Anklänge an den Dichtern Byron, wie er auch von demselben mehrere ins holländische übertragen hat: *«Navolgingen van Lord Byron»* (2 Bde., 1835—37). Unter seinen prosaischen Schriften sind hervorzuheben: *«Camera obscura»* (13. Aufl., 1880; deutsch in *«Niederlän. Novellen»*, Braunschw. 1866), die er unter dem pseudonymen Namen Hilbrand herausgab. Im Gebiete der Literaturgeschichte und der ästhetischen Kritik gehören die Schriften: *«Leven en Karakteres van J. H. van der Palm»* (Leid. 1843), *«Verpoozingen op Letterkundig Gebied»* (Harl. 1856; 2. Aufl. 1874), *«Verscheidenheden meest op Letterkundig Gebied»* (6 Hefte, Harl. 1858—73; 2. Aufl. 1876), wie auch seine Ausgaben der Dichtwerke Starings (Harl. 1862), Bogers (Harl. 1871), der Anna Roemers Wiffcher (Utrecht 1881). Theol. Inhalts sind die Werke: *«Paulus in de gewichtigsten Oogenblikken van zijn leven»* (3. Aufl., Amst. 1855; deutsch von Groß, Gotha 1857) und *«Stichtelijke Uren»* (7 Bde., Harl. 1848—60; neue Aufl., 8 Bde., Amst. 1874 fg.; deutsch in Auswahl von Neuring, Bonn 1858).

Beetz (Wilh. von), namhafter Physiker, geb. 27. März 1822 zu Berlin, war nach vollendeten Studien erst Privatdocent in Berlin, dann Professor am Kadettenkorps und an der Artillerie- und Ingenieurschule daselbst, später Professor an den Universitäten Bern und Erlangen; 1869 wurde er Professor an der technischen Hochschule zu München. Auch ist er Mitglied der bairischen Akademie der Wissenschaften. B. veröffentlichte vorzugsweise Beiträge zur Electricitätslehre in Poggendorfs und Wiedemanns *«Annalen»*, im *«Repertorium für Experimentalphysik»* und in den *«Fortschritten der Physik»*; ferner schrieb er einen *«Leitfaden der Physik»* (5. Aufl., Berl. 1875) und *«Grundzüge der Electricitätslehre»* (Stuttg. 1878).

Befahren Volk heißt die Schiffsmannschaft, welche schon mehrere größere Seereisen gemacht hat, im Gegensatz zu halb-befahrenem (b. i. m. der geübtem) und unbefahrenem Volke (welches noch ganz ungeübt ist).

Befana, verborben von Epiphania, nennt man in Florenz und Rom den Heiligen Dreikönigstag (6. Jan.), das an diesem Tage übliche Geschenk zugleich eine aus Lumpen gemachte Puppe (*Befana* n. a. n. a. p. p. e.), die am Vorabend mit Schreien u. Jubeln durch die Straßen getragen wird. Der Gebrauch ist wahrscheinlich der Überrest einer mittelalterlichen Mysterienfeier. Sonst wird das Wort auch wohl, wie unser Knecht Ruprecht, für Pörsen

gebraucht und bezeichnet im Volksmunde alte holländische Weiber. Der B. verwandt ist die deutsche Bertha (s. d.).

Befestigtes Lager ist ein durch Befestigungen gebildetes Truppenlager, wie es namentlich bei den Römern üblich war und in der neuern Zeit bis ins 18. Jahrh. vorkommt; in der Bedeutung als verhängtes Lager ist es eine durch einen Fortgürtel gebildete, zur Aufnahme größerer Truppenmassen befähigte Festung. (S. Lager.)

Befestigungstrupp, Fortifikation, lehrt das zum Kampffeld dienende Terrain so umgestalten, daß es dem Gebrauch der eigenen Truppen alle wünschenswerten Vorteile, dem Gegner möglichst große Nachteile bereitet. Es handelt sich hierbei darum, durch Bedungen Sicherung gegen die feindlichen Waffen zu gewähren, den eigenen Waffen ein freies Schussfeld zu schaffen, den Truppen des Gegners bei ihrem vorrücken Aufenthalt durch Hindernisse zu verunsichern, die Bewegung der eigenen Truppen aber zu fördern. Im weitern Sinne kann auch die Anlage, Ausbesserung und Zerstörung von Verkehrswegen sowie die Herstellung von Lagerbauten zur B. gerechnet werden.

Man unterscheidet passagiere oder Feld-, permanente oder stehende und provisorische B. Die permanente Befestigung soll den Besitz eines für die Kriegsführung wichtigen Ortes der Art sichern, daß die Behauptung desselben einer Minberzahl gegenüber einer Mehrzahl möglich ist. Die permanente B. beschäftigt sich mit dem Bau von Festungen, d. h. solchen umfangreichen Befestigungen, die bereits im Frieden an dauernd wichtigen Punkten mit den dauerhaftesten Mitteln angelegt sind. Die Feldbefestigung hat einen weniger dauerhaften Charakter sowohl was die Wahl der Örtlichkeit, als der Mittel betrifft. Ihre Anlagen bedürfen einer nur geringen Zeit zur Ausführung und haben eine vorübergehende Bedeutung, in der Regel nur für den einzelnen Gefechtstag. Die provisorische Befestigung verfolgt den gleichen Zweck wie die permanente, indes mit weniger dauerhaften Mitteln und wird namentlich da angewandt, wo sich die Bedeutung einer Örtlichkeit erst während des Kriegs herausstellt, oder zur Ergänzung permanenter Anlagen, wenn sich das Bedürfnis einer Erweiterung derselben ergibt.

Aus der Literatur über die B. sind hervorzuheben: Blesson, «Geschichte der großen B.» (Berl. 1830); Bastrow, «Geschichte der beständigen Befestigung» (3. Aufl., Spz. 1864); von Britzow und Bastrow, «Lehrbuch der B. und des Festungskriegs» (Berl. 1866); Blumhardt, «Die stehende Befestigung» (3 Bde., Darmst. 1864—66); Brialmont, «Etudes sur la defense des états et la fortification» (Brass. 1864); derselbe, «Traité de fortification polygonale» (Brass. 1869); derselbe, «La fortification improvisée» (Brass. 1870); derselbe, «La fortification à fossés secs» (Brass. 1872); Wagner, «Grundriß der Fortifikation» (Berl. 1870); derselbe, «Fortifikatorischer Atlas» (Berl. 1872); Weger und Graf Welsborn, «Grundzüge der B.» (Wien 1873); von Treuttmann, «Die permanente Fortifikation» (Wien 1874); Baily, «Cours élémentaire de fortification» (Par. 1874); Brialmont, «La defense des états et les camps retranchés» (Brass. 1876); Runner, «Leitfaden zum Unterricht in der beständigen Befestigung» (Wien 1876); endlich Hochhammer, «Bericht über das Befestigungswesen in von Lö-

beck's Jahresberichten über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen» (Jahrg. 1874—79).

Befestigungsmanieren, Befestigungssysteme umfassen die Grundzüge für die Gestaltung des Grundrisses und Profils, sowie die Anordnung der Werke einer Festung. Die B. bilden sich im Anschluß an die allgemeine Entwicklung des Kriegswesens aus, werden durch die speziellen Verhältnisse und Bedürfnisse des Kriegsschauplatzes modifiziert und verbanden auch häufig dem Geiste hervorragender Männer ihre Entstehung und Fortbildung. So spricht man von italienischer, niederländischer, neupreußischer B., von den B. Vaubans, Cormontaignes, Montalemberts u. s. w. Das Nähere s. unter Festung, Festungsbau.

Beförderung heißt im Militär das Aufrücken von einem Grade zu dem nächst höhern. Gewöhnlich erfolgt die B. nach dem Dienstalter; um aber besonders befähigte und talentierte Offiziere schneller in höhere Stellungen zu bringen, werden solche in den meisten Armeen außer der Tour befördert, wobei freilich Günst und Nepotismus leicht eine Rolle spielen können. Ganz eigenartig ist die B. in dem engl. Staffcorps in Ostindien geordnet, in welchem dieselbe nicht wie sonst überall bei entstehenden Vakanten, sondern lediglich nach der Länge der Dienstzeit erfolgt, sodaß jeder Offizier nach 12 Dienstjahren zum Kapitän, nach 20 zum Major, nach 26 zum Oberstleutnant und nach 31 Dienstjahren zum Brevet-Oberst ernannt wird; es ist dies wohl dasjenige Beförderungssystem, das von allen bestehenden die Energie der Offiziere am meisten beeinträchtigt. (Vgl. Avancement.)

Besort, Stadt und Festung in Frankreich, s. Belfort.

Befreiungshalle, s. unter Reichen.

Befreiungskrieg (Deutscher), s. Russisch-Deutsch-Französischer Krieg.

Befruchtung nennt man in den beiden organischen Reichen die Erweckung des weiblichen Keims zu weiterer Ausbildung durch Berührung mit einem männlichen Zeugungsstoffe.

Im Tierreiche ist die Fortpflanzung durch mit männlichem Samen befruchtete Eier die Regel, die Erzeugung von Jungen durch andere Vorgänge, durch Bildung von Knospen und Sprossen, durch Teilung, sowie durch Entwicklung nichtbefruchteter Eier bildet die Ausnahmen. Knospen- und Sprossenbildung findet sich, sowie die Teilung, besonders bei den niedersten Tieren, wie Infusorien, Polypen, Strahltieren und Würmern. In neuerer Zeit hat besonders R. Th. von Siebold in München nachgewiesen, daß auch bei höhern Tieren, namentlich Insekten, eine Entwicklung der Eier ohne B. (s. Parthenogenese) stattfinden kann und für gewisse Tiere, wie z. B. die Blattläuse, die männlichen Dienen, eine Regel ist. Bedingungen der B. sind: die Gegenwart zweier verschiedener Zeugungsstoffe, Eier und Samen, und die materielle Berührung beider, sei es innerhalb der Organe, sei es außerhalb. Die Elemente des Samens (Samenfäden, ihrer tierähnlichen Beweglichkeit wegen ehemals als «Samentierchen» bezeichnet) bringen bis in das Ei selbst ein und verschmelzen mit der Substanz desselben; der Eintritt in das Eigelb geschieht entweder durch dessen schwammige Hülle, durch welche sich die Samenfäden einbohren, wie z. B. bei den Froscheiern, oder durch besondere Öffnungen der äußern Eihülle, die man Mikropylen genannt hat (Insekten, Fische).

Die Eier reifen bei allen Tieren unabhängig von der B., tritt aber dieselbe nicht zur rechten Zeit ein, so entwickelt sich das Ei nicht weiter, sondern geht zu Grunde. Bei denjenigen Tieren, bei welchen die B. im Innern des weiblichen Organismus vor sich geht, existieren besondere Begattungsorgane, häufig von sehr verwickeltem Bau; bei denen, wo die B. erst nach der Ausstoßung der Eier stattfindet, fehlen dieselben gewöhnlich ganz. Bei vielen im Wasser lebenden Tieren, wie z. B. Muscheln, ist die B. ganz dem Zufalle überlassen. Die männlichen Tiere stoßen ihren Samen in das Wasser aus, der durch die Strömungen zu den Eiern gelangt. Nicht minder große Verschiedenheiten herrschen hinsichtlich der Zeiten, wo die B. stattfinden kann. Manche Tiere, wie z. B. viele Insekten, die Männchen der Nüchtertiere, existieren in ihrem vollkommenen Zustande nur für die B., sie nehmen keine Nahrung zu sich und ihre Lebensdauer ist eine sehr kurze. Bei andern entwickeln sich die Befruchtungsfstoffe nur zu bestimmten Zeiten, meist im Frühjahr; andere sind stets befähigt während eines gewissen Alters.

Bei Tieren, bei welchen äußerliche B. stattfindet, wie z. B. bei den Fischen, hat man neuerdings zu Züchtungszwecken die künstliche B. angewendet. Man verschaft sich zu diesem Zwecke zur Laichzeit trachtige Weibchen und volle Männchen, streicht den Weibchen durch Drücken von dem Kopfe nach hinten die Eier in eine mit wenigem Wasser versehene Schüssel oder Kübel aus und versahrt dann ebenso mit dem Männchen, um dessen Samen (Milch) zu erhalten. Ein Milchner genügt in der Regel, um die Eier von sechs Weibchen (Kogner) zu befruchten. Hierauf rührt man das Ganze um zu dem Zwecke, Hogen und Milch in gehörige Verührung zu bringen, und läßt die Mischung eine Stunde ruhig stehen, wo dann die B. vollständig ist. Vgl. R. Vogt, «Die künstliche Fischzucht» (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1875).

Nach der Lehre der «Ovisten» sollte das Ei, nach der Lehre der «Spermatiker» der Samen oder der Samenfaden die materielle Grundlage des sich entwickelnden Embryo bilden. Neuern Entdeckungen zufolge gibt der männliche Zeugungsfaktor (Samenfaden) nicht etwa einfach durch seine Verührung mit dem Ei (Kontaktwirkung) den Anstoß zu dessen Entwicklung, sondern der Kopf des Samenfadens (Spermatern) und der vom Keimbläschen des Eies gelieferte «Eifern» vereinigen sich zur Bildung eines neuen Keimbläschens (Zuchungsfern), aus welcher von beiden Eltern herstammenden Verbindung das Material für den Aufbau des Embryo sich entwickelt.

Im Pflanzenreiche beruht der Vorgang der B. ebenso wie im Tierreiche im allgemeinen darin, daß sich der Inhalt einer männlichen Zelle mit dem einer weiblichen Zelle, der sog. Eizelle, entweder direkt oder durch Diffusion vermischt. Das letztere findet statt bei sämtlichen Phanerogamen, wo die Fortpflanzungszellen bei der B. geschlossene Membranen besitzen; die direkte Vermengung dagegen ist nur dann möglich, wenn die männlichen und weiblichen Befruchtungszellen nicht mit Zellmembranen umgeben sind oder wenn diese Membranen vor dem Befruchtungsakte durch Zerreißen oder Auflösen entfernt werden. Diese Art der B. ist mit wenigen Ausnahmen wohl bei sämtlichen Kryptogamen vorhanden, bei denen überhaupt eine Sexualität genau bekannt ist.

Bei den Phanerogamen sind die Pollenkörner, die in den Staubfäden gebildet werden, als die männlichen, die Samentknochen, welche entweder wie bei den Angiospermen (s. d.) von einem Fruchtknoten umhüllt sind oder wie bei den Gymnospermen (s. d.) keine derartige Umhüllung besitzen, als die weiblichen Organe zu betrachten. Die Samentknope der Angiospermen besteht aus einem gewöhnlich ovalen Gewebekörper, dem sog. Nucleus, der in den meisten Fällen von einer oder zwei Zellhäuten, den Integumenten, umgeben ist, welche letztere fest an dem Scheitel der Samentknope eine trichter- oder röhrenförmige Öffnung, die Mikropyle, besitzen. An der Stelle, wo sich diese Mikropyle befindet, wird im Nucleus der sog. Embryo- oder Keimfaden gebildet, und zwar in der Weise, daß sich eine Zelle der Nucleusgewebe im Vergleich mit den übrigen ziemlich bedeutend vergrößert. In dem Embryosack entsteht sodann durch sog. freie Zellbildung (s. Zelle) die weibliche Fortpflanzungszelle, die Eizelle stets in der dem Scheitel des Nucleus anliegenden Partie. Außer der Eizelle bilden sich im Embryosack ebenfalls durch freie Zellbildung noch einige andere Zellen, zwei am Scheitel, neben oder über der Eizelle liegend, und zwei am Grunde derselben; die ersten führen, weil sie bei dem Befruchtungsakte mitwirken, den Namen Synergiden oder Gehülfinnen, die beiden letztern werden gewöhnlich nach ihrer Stellung als Antipoden bezeichnet, sie spielen bei der B. selbst keine Rolle.

Der eigentliche Vorgang der B. ist folgender: Nachdem der in den Antheren oder Staubbeutel gebildete Pollen seine Reise erlangt hat, springen die ersten auf und die Pollenkörner können durch Vermittelung äußerer Einwirkungen, z. B. durch den Wind, durch Insekten, auch durch die Hand des Menschen (s. Bestäubung) auf die Narbe der Samentknochen einschließenden Fruchtknoten gelangen. Hier keimen sie unter dem Einfluß der von der Narbe abgesonderten zuckerhaltigen Feuchtigkeit, indem die innere Haut durch Öffnungen der äußern (s. Pollen) in Form von zarten plasmatischen Schläuchen heraustritt; die so gebildeten Pollenschläuche dringen in die Narbe ein und von da durch das Gewebe des Griffels hindurch bis in die Fruchtknotenhöhlung; hier angelangt, wachsen sie in die Mikropyle hinein und legen sich an den Scheitel des Embryosacks an. (Vgl. Tafel: Befruchtung und Bestäubung bei Artikel Bestäubung.) Durch dieses Anlegen wird die B. bewirkt, indem der Inhalt des Pollenschlauchs durch Impression sich mit demjenigen der Eizelle, und zwar durch Vermittelung der Synergiden, vermischt. Nach der B. wächst die Eizelle allmählich zum Embryo (s. d.) heran. Bei den Gymnospermen ist der Vorgang der B. insofern ein anderer, als die Pollenkörner nicht auf die Samentknochen zu liegen kommen und hier nur einen kurzen Schlauch bis in den Embryosack treiben. Außerdem ist noch die Ausbildung der Embryosacks und der hier in mehreren vorhandenen Eizellen, die in Verbindung mit ihren Synergiden Corpuscula oder, wegen ihrer Ähnlichkeit mit den weiblichen Organen der höhern Kryptogamen, auch Archegonien genannt werden, eine wesentlich andere als bei den Angiospermen. (S. Gymnospermen.) Die B. selbst erfolgt aber ebenfalls durch Diffusion.

Bei den Kryptogamen ist der Befruchtungsvorgang je nach den Familien sehr verschieden. Die weiblichen Zellen führen hier ebenfalls den Namen

Eizellen, die männlichen dagegen heißen Spermatozooiden. Die Eizellen liegen bei den höhern Kryptogamen, den Farnkräutern, Schachtelhalmen u. s. w. und bei den Moosen im Innern von besondern Zellkörpern, die man als Archegonien bezeichnet. Die Spermatozooiden werden ebenfalls in bestimmten Zellen oder Zellkörpern gebildet, aus denen sie bei der Reife ausschöpfen, um sodann vermittelt einer oder mehrerer Cilien äußerst lebhaft im Wasser herumzuschwärmen. Auch die Archegonien öffnen sich bei der Reife und gestatten so den Spermatozooiden direkt bis zur Eizelle zu gelangen und sich mit derselben zu vermischen. Die W. dieser Pflanzen kann nur bei Zugangssein von Wasser in tropfbar flüssiger Form vor sich gehen, da die Spermatozooiden nur unter dieser Bedingung zu den Eizellen gelangen können. Das Resultat der W. ist eine mehrfache Teilung der Eizelle und das Auswachsen derselben zu einem Embryo.

Bei den niedern Kryptogamen, den Algen und Pilzen, sind die Vorgänge bei der W. im wesentlichen dieselben wie bei den höhern Kryptogamen. Auch hier findet eine direkte Vermischung der in lutheridien gebildeten Spermatozooiden und der in oog. Oogonien oder auch Carpogonien vorhandenen Eizellen statt. Eine Ausnahme hiervon macht bloß die Familie der Florideen, indem hier die Spermatozooiden nicht mit der Eizelle in unmittelbare Verbindung kommen, sondern die W. derselben durch Vermittelung einer oder mehrerer andern Zellen bewirken müssen. (Näheres hierüber s. unter Floideen.) Bei den übrigen Algen und bei den Pilzen, die überhaupt Sexualität haben, sind die Geschlechtsorgane je nach den Familien sehr verschiedenartig gebaut. Die Oogonien und Carpogonien umschließen die Eizellen, bei der Reife der letzteren fassen sie sich, um den Spermatozooiden das Eindringen in die Eizellen zu ermöglichen, oder das lutheridium legt sich an das weibliche Organ an, durchbohrt die Membran desselben und entläßt nun die Spermatozooiden direkt in das Innere. Das Resultat der W. ist hier stets die Bildung einer oder mehrerer Sporen, aus denen bei der Keimung wieder die Mutterpflanze hervorgeht.

Befruchtung (künstliche). s. unter Fischzucht.
Beg oder **Bej**, d. h. Herr, ist bei den Türken dem Namen angehängter Titel, der den Söhnen r. Paschas und Civil- wie Militärbeamten von hohem Rang, dann aber auch angesehenen Ausländern beigelegt wird; dem Range nach steht der Titel W. zwischen „Efendi“ und „Pascha“.

Begler beji oder **Bejler beg**, Herr der Herren, eine nur noch wenig gebräuchliche höhere Rangbezeichnung eines Provinzialstatthalters, dem mehrere Distriktschefs untergeordnet sind.

Bega, Fluß und Kanal in Südbungarn. Die W. entspringt an der Ostgrenze des Kraßfelder Komitats, n. nordwestl. Abhang des Berges Ausla-Pojana, erst erst nördlich, dann bis Zemesvár westlich, n. hier südwestlich bis Kief, wo das alte Flußbett t. dem Kanal zusammentrifft, der 1777 begonnen wurde und sich von Jaszab über Zemesvár bis Kief treckt. Von Jaszab bis Zemesvár dient der Kanal hauptsächlich zur Holzschwemme und als Regulator t. die Temes; von Zemesvár abwärts ist er schiffbar und wird selbst mit kleinern Dampfbooten befahren. Außer dem eigentlichen Begakanal wurde 33—37 das alte Bett der W. durch einen Kanal r. Bobda bis Jantahid verfürzt. Die W. mündet in der Donau bei Kufstein. 12. Aufl. II.

nach einem Lauf von 250 km zwischen Perlas und Tizel in die Theiß.

Bega (Cornelius), Maler und Kupferstecher, geb. zu Harlem 1620, gest. daselbst an der Pest 27. Aug. 1664. Sein Vater war der Holzbildhauer Peter Begg, der den Sohn wegen schlechten Lebenswandels vertrieb. B. lernte bei Adrian van Ostade und malte und radirte, gleich diesem, Genrebilder, welche Szenen des niedern Volkslebens zum Gegenstande haben. Das Kupferwerk, das er hinterließ, besteht aus 37 Blättern, welche Bauerngesellschaften, Trinker, Raucher, Schenken u. dgl. darstellen.

Begas (Karl), ausgezeichnete Historien- und Porträtmaler, geb. 30. Sept. 1794 zu Heinsberg bei Aachen, besuchte das Lyceum zu Bonn, wo er auch den ersten Unterricht in der Malerei bei dem Maler Philippart erhielt und im Alter von 15 J. durch eine Kopie des Raffael'schen Johannes Aufstehen machte. Zu seiner weiteren Ausbildung als Maler ging er 1810 nach Paris, wo er einige Zeit das Atelier des Malers Gros frequentierte, dann selbständig weiter arbeitete. Eine Kopie der Madonna della Sebia erregte 1814 die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen, der dieses Bild sowie später auch die erste selbständige Schöpfung des Künstlers, eine Himmelskönigin (jetzt in der Galerie Bellevue) kaufte. Ebenso erwarb der König 1816 ein größeres Bild, Floß von seinen Freunden umgeben, und 1818 das Bild Christus am Ölberge, welches für die Garnisonkirche in Berlin bestimmt war. B. erhielt hierauf 1820 den Auftrag zur Ausführung eines Ölgemäldes für den Dom in Berlin, die Ausgießung des heiligen Geistes, nach dessen Vollendung ihm sein königl. Gönner Mittel zu einem Aufenthalt in Italien gewährte. In Rom malte er die in Potsdam befindliche Taufe Christi und das (später von Amster gestochene) Bildnis Thormalsens. B. nahm jetzt seinen bleibenden Aufenthalt zu Berlin und malte zunächst für die Werder'sche Kirche eine Auferstehung Christi. Diesem folgte eine große Anzahl biblisch-histor. Bilder, wie die Bergpredigt, die Findung Mose, die Verklärung Christi, der Hingeführte, der junge Tobias u. s. w. Al fresco führte er in der Kirche zu Sacrow bei Potsdam Christus und die vier Evangelisten, umgeben von einem Chor von Engeln, aus. Drei reizende Genrestücke: die Lorelei, die Mohrenwäsche, Mädchen unter der Eiche, haben durch Bervielfältigung allgemeine Verbreitung gefunden. Auch als Porträtmaler nimmt B. einen hohen Rang ein. Vielleicht das bedeutendste Werk des Künstlers ist sein Kaiser Heinrich in Canossa, für Schloß Rheineck am Rhein gemalt. Seine feine und edle Charakteristik, Fülle des Kolorits und besonders Schmuck und Klarheit des Hellbunfels sind die Eigenschaften, durch welche sich die Arbeiten B. auszeichnen. Er starb als preuß. Hofmaler und Mitglied der berliner Akademie der Künste 24. Nov. 1854.

Seine vier Söhne haben sich ebenfalls mit Erfolg der Kunst gewidmet. Oskar B., geb. 30. Juli 1828, errang sich als Maler den großen akademischen Preis für Rom. Von seinen größern Bildern sind besonders zu nennen: eine Kreuzabnahme und vier Kompositionen aus der Geschichte von Amor und Psyche. Als Porträtist und Dekorateur ist er mit vielem Erfolge in Berlin thätig. — Reinhold B., Bildhauer, geb. 15. Juli 1831, war ein Schüler Wichmanns und Rauchs und trat zuerst mit der Gruppe Hagar und Jismael, in Marmor

ausgeführt, hervor. Im J. 1855 ging er nach Rom, wo das Studium Michel Angelos seinem Talent eine ausgeſprochen naturaliſtiſche Richtung gab. In Rom ſchuf er eine Psyche, den Amor belauſchend, und einen Pan, der die Psyche tröſtet, womit er ſeinen erſten großen Erfolg errang. Nach Berlin zurückgekehrt, vollendete er zunächſt eine Faunenfamilie, ſowie Porträtbüſten von der treſſlichſten Durchführung. Im Frühjahr 1860 folgte er einem Ruſe als Profeſſor an die Bildhauerschule nach Weimar, legte aber dieſe Stelle im Herſt 1862 nieder, lebte ſpäter einige Zeit in Rom, bis er 1866 nach Berlin zurückkehrte. Inzwiſchen hatte er in der Konkurrenz um die in Berlin zu errichtende Schiller-Statue den erſten Preis davongetragen. Sonſt ſind von ſeinen Werken hervorzuheben: Venus tröſtet den von einer Diene geſtochenen Amor, ein Pan, der einen Knaben im Flötenspiet unterrichtet, Merkur, die Psyche entführend (1878, in der Nationalgalerie zu Berlin), eine im Bade überaſſchte Frauengestalt, Raub einer Sabinerin (Brongezgruppe), ein Centaur, der eine Nymphe auf ſeinen Hüden hebt. Für den Innenhof des berliner Zeughauses arbeitet B. zwei Statuen ruhender Krieger und eine Koſſalkatue der Voruſſia. Unter den zahlreichen Porträtbüſten zeichnet ſich die Adolſ Menzels (Nationalgalerie) aus. Seit 1876 ſteht B. an der Spitze des an der berliner Akademie errichteten Meiſterateliers für Bildhauer. — Adalſ B., geb. 6. März 1836 in Berlin, ſtudierte an der dortigen Akademie und begab ſich 1860 nach Paris, wo er ebenſo wie ſpäter in Weimar und ſchließlich wieder in Berlin durch gelungene Kopien berühmter Meiſterwerke ſich einen Namen machte. Im J. 1863 ging er nach Rom und ſetzte hier ſeine Studien nach Tizian, Pordenone und andern Meiſtern fort. Eine ſeiner gediegenſten Leiſtungen war die Kopie der heil. Cecilia Rafaels in Bologna. Im J. 1867 trat er mit einem Originalwerk, Amor und Psyche, hervor, ein im Kolorit wie durch Anmut ausgezeichnetes Gemälde. Später entſtand eine Auferſtehung Chriſti, für Rymbach in Schleſien gemalt. B.' Porträts, namentlich ſeine Frauenköpfe, tragen den Stempel einer idealen Auffaſſungsweiſe. — Karl W., geb. 1846 zu Berlin, lernte im Atelier ſeines Bruders Reinhold und vervollkommnete ſich als Bildhauer durch einen längern Aufenthalt in Italien. Hier entſtand die Figur des Silen mit dem Bacchusknaben auf dem Schoße, und die Rindergruppe: Die Geſchwister (jezt in der berliner Nationalgalerie). Karl W.' Richtung iſt eine idylliſch-milde.

Begaſſe, ſ. Bagaſſe.

Begattung, ſ. Befruchtung und Zeugung.
Begehrungsvermögen iſt ein Ausdruck der ältern Psychologie, um die Phänomene zuſammenzuſaſſen, welche ſich auf ein Streben aus der Gegenwart in die Zukunft beziehen, die Begehrungen und Verabſchueungen, Neigungen und Abneigungen, dann auch die Überlegungen, Entſchliefungen und Willensakte. Es wurde dabei geſondert einerſeits vom Erkenntniſsvermögen, andererseits vom Gefühlsvermögen. Man unterſchied außerdem ein unteres oder niederes und ein oberes oder höheres B., indem man zu jenem die Äußerungen der ſinnlichen Triebe, des inſtinktmäßigen Wollens, ebenſo die Neigungen und Leidenschaften, zu dieſem das verſtändige, überlegte, vernünftige, ſittliche Wollen rechnete. In der leßtern Beziehung ſetzte Kant die praktiſche, ſittlich geſetzgebende Vernunft dem obern

B. gleich. Die ganze Anſicht vom geiſtigen Leben jedoch, in welcher die Annahme eines beſondern B. wurzelt, hat ſich vor den Unterſuchungen der neuern Zeit als unzureichend zur Erklärung der Phänomene des geiſtigen Lebens gezeigt, und die Psychologie hat es als ihre Aufgabe erlannt, nachzuweiſen, wie die verſchiedenen Arten des Begehrns (Wunſch, Begierde, Trieb, Neigung, Leidenschaft, Wille) in ihrer individuellen Beſtimmtheit und Veränderlichkeit aus den Grundgeſetzen des geiſtigen Lebens überhaupt abgeleitet werden können, indem in Beziehung auf die individuellen Zuſtände des Begehrns die Berufung auf ein ſolches Vermögen gar nichts erklärt. Die Annahme beſtehen leiht aber auch dadurch irre, daß hierdurch die Phänomene des Begehrns (Zuneigung und Abſcheu) von den Phänomenen des Gefühls (Luſt und Unluſt) auf künstliche und unnatürliche Weiſe getrennt werden. Denn Zuneigung und Abſcheu entſpringen in vielen Fällen ganz allein aus dem Wirken eines entweder luſtvoll oder ſchmerzhaft angeregten Selbſtgefühls, und andererseits kommen wir zur Erkenntnis einer Reihe von Beſtrebungen und Verabſchueungen nur durch die Gefühle, welche deren Erfüllung oder Nichterfüllung hervorgerufen hat. Die einzelnen Phafen der Vorgänge, welche man unter dem Namen des B. zuſammenfaßte, hat in neuerer Zeit Sigwart (Tübingen Programm 1879, vgl. »Kleinere Schriften«, 2. Reihe, Freiburg 1881) genau zu ſondern begonnen.

Begierterung iſt die erregte, über den normalen Zuſtand hinausgehende Stimmung der Seele, welche theils durch phyſiſche, theils durch intellektuelle und ethiſche Urfachen erzeugt werden kann. Die Stimmung tritt dann ein, wenn etwas Neues und bisher noch nicht Gewohntes, dabei aber innerlich Bevolles mit unverhofftem Glük hervorgerufen und bewirkt wird, ſei es in Gedanken, Gefühlen, Begehungen oder Handlungen. Daher iſt alles baſis im Stande, und in B. zu verſehen, was neu, bisher ſchlummernde Kräfte in uns in Thätigkeit und unſer inneres Leben für neue Ideale in Bewegung ſetzt, z. B. Kräfte zur Vortreibung des Vaterlandes, zur Gründung eines eigenen Herdes, zur Erforſchung der Wahrheit, zur Erwerbung von Ruhm und Ehre, zur Gewöhnung in edlerer Art zu fühlen und zu denken. Unrein wird die B. dann, wenn ſich an ihr niedrigere Affekten und Antriebe vermischen, wenn z. B. die begeisterte Vaterlandsliebe herabſinkt zu brutalem Stolz und Fremdenhaß, wenn die B. für äſthetiſche Genüſſe herabſinkt in ſchlaffe Verwöhnung, oder wenn die religiöſe B. dadurch, wie ſie in Herrſchſucht und Haß gegen den Andersdenkenden ausartet, zum Fanatismus wird.

Begharben oder **Beghinen** (Beguine, Beguinae), Vereine von Frauen und Jungfrauen zu gemeinſamem andächtigen Leben, die ſich gegen Ende des 12. Jahrh. in den Niederlanden bildeten. Der Grund dazu lag theils in der Vorliebe jener Zeit für ein klöſterlich beſchauliches Leben, theils in der Verarmung vieler Familien inſolge der Kreuzzüge. Sie wurden früh Beghinen oder Beguitten genannt; doch ſtammt der Name weber von der heil. Begu, Tochter Pipins von Landen, welche 696 als Stundhaus der B. das Kloſter der Chorfrauen zu Lodenne angelegt haben ſoll, noch von dem Prich Lambertus de Begues oder le Beghe, der 1180 in Lüttich einen beratigen Verein geſtiftet haben ſoll, noch von dem altſächſ. Worte »beggen«, welche

in der Bedeutung »beten« nicht vorkommt. Ohne Klostergebäude abzulegen oder der Regel eines Ordens zu folgen, vereinigten sich die B. unter einerlei gewöhnlich Borscheerin zu Übungen der Andacht und Wohltätigkeit; doch stand ihnen jederzeit der Austritt ins Privatleben oder die Verheiratung frei. Sie wohnten zusammen in Beghinenhöfen, die ursprünglich außerhalb, erst später in den Städten angelegt waren, bestehend aus einzelnen Beghinenhäusern mit Kirche, Krankenhaus und Herberge. Der bald gewannen sie durch Schenkungen und Bewandnisse Vermögen, sodaß manche Häuser einträgliche Pfründen gewährten, während in den ärmern die B. durch Handarbeit ihren Unterhalt verdienten. Ihre Blütezeit hatten die B. im 13. Jahrh. und anden damals weite Verbreitung in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. Ka die B. schlossen sich im 13. und 14. Jahrh. sowohl die verfolgten Spiritualen der Franziskaner (Fratricellen) als auch die Brüder und Schwestern des Freien Geistes an, wodurch das Einkreisen der Inquisition herbeigeführt wurde. Auch ständige Ausschweifungen kamen zum Teil unter ihnen vor, weshalb die Synode zu Freiburg 1244 die Erlaubnis des Eintritts erst auf das 40. Lebensjahr stellte und 1267 jandeltreibenden B. ihre Vorräte entzogen wurden. Am längsten erhielten sich die B. in Deutschland, wo sie zur Zeit der von ihnen besonders freudig begrüßten Reformation, weil sie sich der Seelensorge ihres Geschlechts annahmen, Seelenweiber riefen, und in den Niederlanden, wo sie noch gegen Ende des 18. Jahrh. vorkamen. In Frankreich wandten in der neuesten Zeit mystische Schulen unter dem Namen von Beguinenvereinen auf, welche wegen Geheimhaltung ihrer Versammlungen, in Verbindung mit dem Verdachte von Ausschweifungen, einer suchtpollgeihrlichen Verurteilung unterlagen.

Auch Männergesellschaften dieses Namens (lat. Beguini) traten zuerst um 1215 in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich, besonders in dessen Süben, auf und verbreiteten sich auch nach Italien (s. Biscchi, Biscchia, Bocasoti). Obwohl Gleiches erzwendend wie jene Frauengesellschaften, errangen sie dennoch die Achtung und Würde der letztern nicht. Schon gegen Ende des 13. Jahrh. werden sie als *sons garçons*, *boni pueri* oder *valotes*, Ritzigänger, gebrauchswart und dadurch namentlich verdächtigt, daß Kezer aller Art, wie Albigenser, Waldenser, Fratricelli, Brüder vom Freien Geiste u. s. w., auf sie als eine gebildete Form halbgeistlicher Laienschaft sich zurückzogen. Schon Clemens V. versagte auf dem Konzil zu Vienne (1311) ihre Auflösung; Ludwig der Bayer und selbst die Päpste Johannes XXII., Gregor XI. und Bonifacius IX. bestritten sie; doch wurden sie aufs neue seit Karl IV. von Lothringen und Papst Urban V., insbesondere seit 1267 und 1269 hart bedrückt. Sie schlossen sich arum meist an die Lertiarier der Dominikaner und Franziskaner an. Die B. erhielten sich besonders in den Niederlanden reiner und wurden dort in Regeln und Dist durch Innocenz IV. 1245, in Lüthich durch den Kardinal Hugo 1264, in Lüttich durch Urban IV. 1261 gestützt. Dennoch verschwindet ihre alte, freie Laienschaft mit dem 14. Jahrh. (s. Rosheim, »De Begharden et Beguinabus« 1790; Hallmann, »Geschichte des Ursprungs der belg. Beghinen« (Berl. 1848).

Beghinen, s. Begharden.

Begierde nennt man ein lebhaftes, stielles Verlangen nach einem Gegenstande. Sie gehört zu den mit Gefühl- und Phantasiebetätigt in Zusammenhang stehenden Seelenerscheinungen, welche Triebe oder Strebungen heißen. Denn es wirken in ihr zusammen ein Gefühl des Mißbehagens an der vorhandenen Gegenwart mit einem Gefühl der Lust, welches ausgeht vom Phantasiebilde des begehrten Gegenstandes und in dem Maße steigt, als die Hoffnung seiner Erlangung wächst. Je nachdem der Gegenstand von sinnlicher oder über sinnlicher Natur ist, heißt die B. eine sinnliche (wie Begierde, Geschlechtstrieb) oder eine geistige (wie Ruhmbegierde, Wißbegierde). Von dem bloßen Wünschen oder Sichsehnen unterscheidet sich die B. dadurch, daß sie die Erreichbarkeit des Begehrten voraussetzt und aus der bloßen Erwartung zu einem Willensimpulse überzugehen bereit ist. Sie thut dies in der That, wenn der Begehrende durch eigene Kräfte zum Ziele zu kommen gedenkt und dazu Anstalten macht, dafür zu wirken.

Begleichen der Pflanzen bedeutet den durch Verdunstung des im Zellengewebe der Pflanzen enthaltenen Wassers entstandenen Verlust zu ersetzen, die im Boden eingeschlossenen Pflanzennährstoffe aufzulösen und in eine für die Wurzeln annehmbare Form überzuführen. Im freien Lande ist das Gießen nur dann notwendig, wenn man genötigt ist, in ausgetrockneten Boden zu pflanzen, oder überhaupt bei anhaltender Trockenheit. Saatbeete sollte man niemals gießen, sondern vielmehr das Land vor der Saat gehörig durchfeuchten und wieder abtrocknen lassen, nach der Saat aber durch einige Bedeckung gegen das Austrocknen zu schützen suchen. Das geeignete Wasser zum Gießen ist fließ-, Teich- oder Regenwasser. Wasser mit zu hohem Salzhalt ist durchaus zu vermeiden. Hat man anderes nicht zur Verfügung, so halte man ausreichende Vorräte davon in großen offenen, der Luft ausgesetzten Fässern und setze ihm von Zeit zu Zeit etwas kohlensaures Kali (Pottasche) zu. Frisch geschöpftes Brunnenwasser ist zum Gießen nicht tauglich, bevor man es nicht auf die mittlere Temperatur des Raums gebracht hat, in dem die Pflanzen aufgestellt sind. Zur Zeit der kräftigsten Vegetation in Wohnhäusern oder Warmhäusern kann das Gießwasser sogar eine um 6 bis 8° R. höhere Temperatur besitzen und fördert dann das Wachstum bedeutend.

Alle Pflanzen, welche der Sonne ausgesetzt sind, dürfen erst dann begossen werden, wenn diese sie verlassen und der Boden sich wieder abgekühlt hat. Das bei trodener, warmer Witterung sehr zu empfehlende Bespritzen der oberirdischen Teile darf nur abends vorgenommen werden. Wichtig ist es, daß man, wenn Darreichung von Wasser angezeigt ist, so stark gießt, daß es den ganzen Vorrat an Erde im Topfe durchzieht. Der Abfluß des überschüssigen Wassers durch das Abfließen in den Unterseher ist möglichst zu fördern, da die Wurzelfäulnis meistens durch gebremsten Abfluß überschüssigen Wassers veranlaßt wird. Andere, als Sumpfpflanzen, mittels des Untersefers zu tränken, ist durchaus verwerflich. Während der Vegetationsruhe der Stubenpflanzen bedürfen dieselben nur sehr geringer Wassergaben. Bisweilen gerät indes außer der Ruhezeit das Wachstum ins Stoden und diese Erscheinung deutet auf Erkrankung der Wurzeln. Sobald man sie bemerkt, nimmt man die Pflanze aus dem Topfe, zerdrückt vorsichtig den

Erdballen, schneidet mit einem möglichst scharfen Messer alle erkrankten, faulen oder misfarbigen Wurzeln hinweg, setzt die Pflanze in frische Erde und hält sie im Wasser so lange kurz, bis sie wieder in kräftiges Wachstum kommt. Beim Begießen darf man den Wasserstrahl nicht zu hoch auf die Erde fallen lassen, auch nicht auf eine und dieselbe Stelle, sondern ringsumher und dem Stengel nicht zu nahe. In der Regel gibt man Wasser im Frühjahr abends, im Herbst und Winter morgens.

Beglaubigung bedeutet teils die urkundliche Ermächtigung einer Person, eine andere, sei es Privatperson, sei es öffentliche Person (Staat, Kirche, Gemeinde, Korporation), bei gewissen Rechtsgeschäften oder in gewissen Rechtsverhältnissen zu vertreten. In diesem Sinne ist der Ausdruck B. gleichbedeutend mit Vollmacht, und wird besonders häufig gebraucht zur Bezeichnung der Vertretungsbefugnis, welche eine Staatsregierung durch sog. Beglaubigungsreiben oder Kreditive ihren Vertretern (den Gesandten) bei auswärtigen Mächten erteilt. — In einem andern Sinne versteht man unter B. die von einer öffentlichen Behörde, meist unter Weidung des Amtssiegels, ausgestellte Bescheinigung, daß eine von einer Privatperson unterzeichnete Urkunde wirklich von ihr unterzeichnet sei. Gewöhnlich wird solche Bescheinigung (auch *Legalisation* genannt) unmittelbar unter die betreffende Urkunde gesetzt, für welche nunmehr ein weiterer Nachweis ihrer Echtheit nicht mehr erbracht zu werden braucht. Welche öffentlichen Behörden zur Ausstellung von B. befugt sind, und in welcher Form dieselben zu geschehen haben, um der Urkunde den Charakter einer beglaubigten (vidimierten, fidejurierten, legalisierten) und zur Zwangsvollstreckung geeigneten zu geben, wird durch die Landesverfassung und die Landesgesetze näher bestimmt.

Begleiten (musikalisch), s. unter *Begleitung*.

Begleitschein ist ein deutsches Zollabfertigungspapier, dessen Zweck ist, entweder a) den richtigen Eingang der aus dem Auslande über die Grenze eingegangenen Waren am inländischen Bestimmungsorte oder die Wiederausfuhr solcher Waren zu sichern, oder b) die Erhebung des durch spezielle Revision (s. d.) ermittelten Zollbetrags einem andern Amte zu überweisen. Zu dem ersten Zwecke dienen B. I, zu dem zweiten B. II. Auf Antrag der Beteiligten können auch solche Waren mit B. I abgefertigt werden, welche nach der Deklaration zollfrei sind. B. II werden nur dann ausgestellt, wenn der Eingangszoll von den Waren, für welche der B. begehrt wird, 15 Mark oder mehr beträgt. Die Ämter, welche zur Ausfertigung und Erledigung von B. I und II ermächtigt sind, und die denselben in dieser Hinsicht zustehenden Befugnisse werden öffentlich bekannt gemacht. Der B. I enthält folgende Angaben: Name, Geschäft oder Firma und Wohnort desjenigen, auf dessen Antrag der B. I ausfertigt worden ist, und der Warenempfänger; Zahl der Colli, deren Verpackungsart, Zeichen und Nummern, sowie die Menge und Gattung der Waren nach Maßgabe der Deklaration oder des Revisionsbefundes; Art des angelegten amtlichen Verschlusses oder der etwa sonst angewendeten Maßregeln zur Sicherstellung der Identität der Waren; Namen des Ausfertigungs- und Empfangsamts, Tag der Ausstellung des B., Nummer, unter welcher derselbe im Begleitschein-Ausfertigungsregister eingetragen ist; Stiff zur Vorlage des B. bei

dem Empfangsamte sowie Herkunft der Waren und, im Falle vorheriger Lagerung derselben in Niederlagen, deren Zeitdauer. Waren, welche mit B. I abgefertigt werden sollen, werden, sofern vollständige spezielle Deklarationen (s. d.) darüber vorliegen, der Regel nach nur allgemein, b. h. nach Zahl, Zeichen, Verpackungsart und Gewicht der Colli ohne deren Gröfzung revidiert. Entgegengesetztenfalls tritt spezielle Revision ein, b. h. es findet außerdem die Gröfzung der Colli statt, um die Gattung und Menge der in denselben enthaltenen Waren zu ermitteln. Der Ausfertigung eines B. II hat stets eine spezielle Warenrevision und Berechnung der zu überweisenden Zollbetrags vorauszugehen. Der B. II enthält die Angabe der Menge und Gattung der Waren nach den Ergebnissen der Revision, des Namens und Wohnorts des Wareneinführers, des Betrags sowie des Orts und der Zeit der Einrichtung des gestundeten Eingangszolls, des Zamins, bis zu welchem die erfolgte Zollanmeldung bei dem Ausfertigungsamte geführt werden muß, endlich ob und welche Sicherheit für den Eingangszoll geleistet worden ist. Derjenige, auf dessen Antrag ein B. ausfertigt wird, heißt *Begleitschein-Extrahent*. Derselbe hat insbesondere für den Eingangszoll, und zwar bei Waren, deren Art durch spezielle Revision nicht festgestellt worden ist, oder die nach der Deklaration zollfrei sind, nach den höchsten Erhebungssätzen des Zolltarifs (s. d.) zu haften und dafür der Regel nach Sicherheit zu leisten. Über das bei Ausfertigung und Erledigung der B. zu beobachtende Verfahren besteht ein besonderes *Begleitschein-Regulativ*. Vgl. *Verordng.* vom 1. Juli 1869, §§. 41—44, 51, 58.

Begleitung (*accompagnamento, accompagnamento*) bedeutet in der Musik die Unterstützung der Hauptstimmen durch Nebenstimmen; insbesondere bedeutet B. das Spiel der Instrumente, soweit es den Zweck hat, den Gesang harmonisch zu unterstützen. Von den einfachsten Accordgriffen, welche die Stimme des Sängers stützen und tragen, bis zu den kunstvoll ausgebildeten Figuren, welche ein reichvolles Zwiegespräch mit dem Gesange führen und den angeschlagenen Ton im Ausdruck vertiefen und erweitern, umfaßt die B. die volle Hälfte der gesamten Instrumentalmusik. In der modernen Kunst ist es gebräuchlich, alles, was die Instrumente zu spielen haben, in Noten aufzuschreiben, wobei der Begleiter darauf beschränkt ist, diese ausdrucksvoll wiederzugeben. Früher, bei der Musik unserer größten klassischen Meister, war seine Aufgabe eine höhere. Nicht nur gestatteten ihm die spärlichen Vortragsbezeichnungen versehenen Begleitstimmen ihrer Partituren eine größere Freiheit der Reproduktion, sondern ein bedeutender Teil jener Kunst ist überhaupt nicht aufgezeichnet. Es ist dieser eigentliche accordliche Harmonie, welche seit vielen Zeiten der freien Erfindung des Begleiters überlassen wurde und welche als *Begleitspiel* für Klavier und Orgel auf Grund eines mehr oder weniger begifteten Basses in der musikalischen Praxis des 17. und 18. Jahrh. von der größten Bedeutung war. Am vollkommensten findet sich diese Kunst der Kunst, durch welche die B. eine kontrastierende Mannigfaltigkeit erhält, die namentlich in Gesangswerten von großem Vorteil ist, bei Fädel auszubilden. Der sog. *Generalbass* (s. d.) bedeutet ursprünglich auch nur die Lehre von der Harmonik, soweit sie sich auf eine solche freie B. bezieht. In

besten Generalbasslehren im Sinne dieser Begleitkunst sind von Gasparini, Mattheson, Heinichen und B. G. Bach. Begleiten (accompagneren) heißt hiernach, zu einer vorliegenden Gesangsmelodie und ihrem Basse die Mittelglieder der Harmonie improvisierend ersünden, und zwar so, daß der Gesang oder das betreffende Soloinstrument (Violine, Flöte, Oboe u. s. w.) jene tonliche Stütze und auch zugleich jene kunstvolle Umkleidung erhält, welche der Zweck aller musikalischen B. ist.

Begleitettel heißen im Zoll- und kontrollepflichtigen Warenverkehr diejenigen amtlichen Ausfertigungen, mittels deren die aus dem Auslande eingegangenen und bei dem Grenzollamte mit Ladungsverzeichnis (s. d.) angemeldeten Eisenbahnwagen dem gewählten Abfertigungsamte im Innern des deutschen Zollgebiets überwiesen werden. Die B. werden dem Zugführer oder sonstigen Bevollmächtigten der Eisenbahnverwaltung zur Abgabe an die Abfertigungsstelle eingehändigt und enthalten außer der speziellen Bezeichnung der einzelnen Wagen und der Art des angelegten Verschlusses (s. Warenverschluß) die Angabe der Frist, innerhalb deren die Bestellung (s. d.) bei dem Abfertigungsamte zu erfolgen hat (Bestellungsfrist). Auch werden ihnen die Unilate der Ladungsverzeichnisse mit den dazu gehörigen Frachtbriefen, sowie die Schlüssel zu den zum Verschlusse der Wagen verwendeten Schlössern, in Taschen oder Couverts mitlich verschlossen beigelegt. Vgl. «Regulativ über die zollamtliche Behandlung des Güter- und Effektenransports auf den Eisenbahnen», §§. 21, 22.

Begleiter oder **Beilerbeji**, s. Beg.

Begnadigung im engeren und eigentlichen Sinne ist die von der Staatsgewalt, also in den Monarchien regelmäßig vom Souverän ausgehende gänzliche oder teilweise Erlassung der strafrechtlichen Folgen eines rechtskräftigen strafgerichtlichen Urteils in einzelnen bestimmten Fällen. Findet die B. erst nach eilweisem Vollzug des Strafurteils statt, so heißt sie Restitutio (s. d.), sollen durch sie nur die bürgerlichen Ehrenfolgen des Urteils beseitigt werden, Rehabilitation. Von der Abolition (s. d.) unterscheidet sich die B. dadurch, daß sie voraussetzt, daß der Verurteilte (s. d.) aber, sofern diese nicht zugleich eine Abolition enthält, dadurch, daß sie nur in einzelnen erbrechensfällen, jedoch bei jeder Art von Verbrechen stattfindet. Ausgeschlossen ist sie nur in den konstitutionellen Staaten bei Verurteilungen von Staatsministern wegen Verfassungsverletzung. Das Recht der B. ist, wie die übrigen genannten Rechte, ein Ausnahmungsrecht der obersten Staatsverwaltung, nach welcher diese in den Stand gesetzt werden soll, die Anwendung des Strafgesetzes, vorzüglich wenn durch die Eigentümlichkeit des Falls zu einer schweren materiellen Ungerechtigkeit führen müßte, zu hindern. Weshalb ist aber auch das Begnadigungsrecht ein wesentliches Hoheitsrecht jedes Staates, also seine Ausübung eine Pflicht gegen den Staat; daher kann auch niemand auf offiziell zu machende Begnadigungsanträge oder auf eine wirklich verfügte B. verzichten. Aus demselben Grunde kann ferner eine B. sich nie auf die zivilrechtlichen Folgen einer Strafe erstrecken. Das Deutsche Reich ist an dem Begnadigungsrecht in Deutschland nicht anknüpfend. Dieses steht vielmehr nach wie vor ausschließlich den Staatsgewalten, beziehungsweise Souveränen der deutschen Bundesstaaten zu, und

die nach §. 23 fg. des Deutschen Reichs-Strafgesetzbuchs gestattete vorläufige Entlassung der zu einer längeren Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe Verurteilten fällt unter einen andern Gesichtspunkt. In Sachen, welche in erster Instanz vor das Reichsgericht gehören, steht dem Kaiser das Begnadigungsrecht zu (§. 484 der Reichs-Strafprozessordnung). Todesurteile dürfen erst dann vollstreckt werden, wenn die Entschließung des Staatsoberhauptes, beziehentlich des Kaisers ergangen ist, von dem Begnadigungsrechte keinen Gebrauch machen zu wollen (§. 485). Für Österreich gelten die §§. 341, 408, 410, 411 der Strafprozessordnung von 1873. In Preußen regelte eine Allgemeine Verfügung des Justizministers vom 14. Aug. 1879 das Begnadigungswesen. Vgl. Blochmann, «Das Begnadigungsrecht» (Erlangen 1845); Zueber, «Das Souveränitätsrecht der B.» (Epp. 1860); Legoux, «Du droit de grâces en France» (Par. 1866); Dalde u. Gengmer, «Handbuch der Strafvollstreckung und Gefängnisverwaltung» (Berl. 1881).

Begonia oder **Bejna**, s. Bagna.

Begonia, artenreiche, von Linné zu Ehren des Marine-Intendanten Begon benannte Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Begoniaceen. Die Begonien sind der Mehrzahl nach perennierende, nur zum kleinsten Teil einjährige Kräuter der Tropengegenden, namentlich des tropischen Amerika, welche sich durch knotige, saftvolle Stängel und schön oder seltsam geformte und oft sehr eigentümlich gefärbte Blätter mit ungleicher Basis auszeichnen. Der letztere Umstand hat ihnen den Namen Schiefblatt zugezogen, den diese gegenwärtig als Blattstängelpflanzen sehr beliebten Gewächse in der deutschen Volksprache zu führen pflegen. Die Begonien bringen eingeschlechtliche Blüten hervor, welche gewöhnlich in blattwinkelständigen Trugbolben gruppiert erscheinen. Die männlichen besitzen ein vierblättriges, gefärbtes Perigon, dessen zwei äußere Blätter die beiden andern an Größe bedeutend übertreffen, und viele Staubgefäße; die weiblichen bestehen aus einem unterständigen, dreifächerigen, mit drei Flügeln versehenen Fruchtknoten, einem vier- bis neunteiligen Perigon und sechs kurzen, walzigen, zweispaltigen Griffeln mit verdickten Narben. Aus dem Fruchtknoten entsteht eine dreifächerige, dreifach geflügelte, vielsamige Kapsel mit kleinen Samen. Die Begonien besitzen eine außerordentlich große Vermehrungsfähigkeit und wachsen bei passender Behandlung sehr rasch. Ihre Zucht ist leicht. Sie gedeihen in loderer, mit Sand vermengter Lauberde bei etwas schattigem Standort, welcher gegen Frost im Winter geschützt ist, und bei reichlicher Bewässerung während des Sommers vorzüglich, am besten freilich, wenn sie während der kalten Jahreszeit im Warmhause stehen können. Sie lassen sich durch Ableger und Knospen leicht vermehren. Letztere wachsen sogar aus abgeschnittenen und in die Erde gelegten Blättern in großer Menge hervor. Man kultiviert jetzt in den Gewächshäusern und botan. Gärten eine sehr große Anzahl von Begonien. Mehrere sind zu Zimmerpflanzen geworden, z. B. die B. Rex, deren große, schiefersförmige Blätter auf der untern Seite samt dem Stiele purpurrot überlaufen, auf der obern schön dunkelgrün und mit einem dem Rande parallelen breiten Silberbänder sowie mit silbernen Flecken geziert sind; ferner die niedliche B. aximia, mit oberseits silberweißen

grün gestreiften, unterseits ebenfalls purpurroten Blättern u. a. m.

Begoniaceen (Begoniaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dicotyledonen. Sie umfaßt etwa 350 Arten, die vorzugsweise im tropischen Amerika und Afrika einheimisch sind. Die Familie besteht bloß aus zwei Gattungen, Begonia und Hillebrandia, die letztere ist jedoch nur durch eine einzige, auf den Sandwichinseln einheimische Art vertreten.

Begräbnis, s. Bestattung der Toten.

Begräbnismünzen oder Sterbemünzen sind Denkmünzen auf den Tod fürstlicher, überhaupt hervorragender Persönlichkeiten. Sie sind gewöhnlich in verschiedener Größe mit ähnlichen Stempeln wie die Courantmünzen ausgeprägt worden, daher man sie auch Begräbnis-Groschen, -Gulden oder -Thaler nennt. Sie führen auf der Vorderseite das Brustbild oder Wappen des Verstorbenen nebst Namen und Titel in der Umschrift, auf der Rückseite die Angabe des Geburtsjahres, -Tages und -Ortes, der Zeit, wann der Verstorbene zur Regierung oder zu Amt und Würden gelangt ist, des Todesjahres, -Tages und -Ortes sowie des erlangten Alters und der Regierungsjahre.

Begriff heißt im allgemeinen Sinne jeder Gedanke oder jedes Gedachte, insofern wir es mit Rücksicht auf das, was in ihm gedacht wird, d. h. in Rücksicht auf seinen Inhalt betrachten. In diesem Sinne sind B. Aufgaben des Denkens, und die Bedingungen, unter welchen ihre Lösung als erreicht angesehen werden kann, auseinanderzusetzen, ist Sache der Logik. Diese unterscheidet an einem B. seinen Inhalt (complexus notarum) und seinen Umfang (ambitus). Jener besteht in seinen Merkmalen, d. h. in den einfachen B., durch welche der B., falls er nicht einfach, sondern zusammengesetzt ist, gedacht wird; dieser bezeichnet die Menge von B., in welchen ein gewisser B. als Merkmal vorkommt. Das findet natürlich nur bei solchen B. statt, welche in einer Reihe besonderer Vorstellungen enthalten sind, d. h. bei den B. im engeren Sinne oder diskursiven B., den Gattungsbegriffen. Je größer der Inhalt eines B. ist, desto kleiner ist sein Umfang, und umgekehrt. Das logische Verfahren in der Bildung neuer B. aus schon bekannten und gegebenen ist entweder Abstraktion oder Determination (s. d.). Durch jene entstehen allgemeine, abstrakte, durch diese besondere, konkrete B.; liegen beide in einer und derselben Reihenfolge, so entsteht daraus das Verhältnis der Über- und Unterordnung (subordination). Die übergeordneten B. nennt man auch die höhern, die untergeordneten die niedern, und unterscheidet sie durch die Worte Gattung, Art und Unterart. Durch Hinzufügung neuer determinierender Merkmale werden die B. synthetisch gebildet; die Zergliederung schon gegebener B. heißt analytisch. Durch diese Zergliederung, d. h. durch das bestimmte Vorstellen aller in einem B. vereinigten Merkmale, wird der B. deutlich. Die Deutlichkeit ist Klarheit der Merkmale, indem die Klarheit eines B. darauf beruht, daß man ihn von andern verwandten unterscheiden kann. Das Gegenteil der Klarheit ist Dunkelheit, das der Deutlichkeit Verworrenheit. Die Unterscheidung zwischen empirischen B., Verstandsbegriffen und Vernunftbegriffen beruht nach der Kant'schen Philosophie auf dem Umstande, daß wir die eine Klasse von B. nur mit Hilfe der Erfahrung gewinnen, während die

beiden andern Klassen das ursprüngliche Eigentum des Verstandes und der Vernunft, wie z. B. die B. der Ursachen, der Freiheit und der Unendlichkeit sein sollen. In der Hegel'schen Philosophie hat das Wort B. die Bedeutung des Wesens oder der wirklichen Kraft in allen Dingen. Es beruht dieses auf der im Hegel'schen System erneuerten Platonisch-Kristianischen Denkweise, zufolge welcher die Grundzüge des Seins und Denkens dergestalt zusammenfallen, daß das Ursein oder Absolute in einer reinen und allgemeinen oder alldurchdringenden denkenden Thätigkeit besteht, aus welcher sich durch ursprüngliche lebendige oder schöpferische Akte alles, was ist, hervorentwickelt. B. in diesem Sinne sind nicht aus der Erfahrung abstrahiert, sondern liegen der Erfahrung zu Grunde als Ideen oder logische Grundnormen, welche zu allem übrigen die Bedingung und gleichsam das tragende Untergeßell enthalten. Sondern man hingegen den reinen Begriffen des Verstandes von dem ab, was in ihnen gewöhnlichen B. aus der bloßen Erfahrung kommt, so bildet der letztere Rest für sich allein die sinnlichen Anschauungsbegriffe oder Associationsbegriffe der Psychologie, welche nicht mit den vollständigen Erfahrungsbegriffen verwechselt werden dürfen, weil sie erst den sinnlichen Rohstoff enthalten, aus welchem das Denken durch gesetzmäßige Durchdringung mit den reinen Verstandesbegriffen oder Kategorien die zur wissenschaftlichen Erkenntnis tauglichen Erfahrungsbegriffe gewinnt.

Begrüßungen nennt man die lautebälligen Zeichen und Redensarten, durch die man einem beim Zusammentreffen oder Abschiednehmen seine Achtung, Ergebenheit, Wohlwollen und Freundschaft zu erkennen gibt. Die alten Hebräer hatten schon in Salom's lechä! (Friede sei mit dir!), die Griechen für alle Fälle den einfachen Gruß Kälei! (Guten Tag!). Die Römer sagten beim Begegnen Ave! (Gegrüßt!), und beim Gehen Vale! (Lebe wohl!). Gleichen Gruß und Abschied bezeichnete Salve! (So finde dich wohl!). Unter den nach europ. Weise civilisierten Völkern hat sich eine gewisse Gleichförmigkeit der B. gebildet, obgleich die Verschiedenheit immer noch sehr groß ist. Nämlich allgemein ist seit der 17. Jahrh. das Entblößen des Hauptes zum Zeichen des Grußes geworden, das, wie alte Bismarck's, bereits im 15. Jahrh. vorkommt, aber in so lange nur von Niedern gegen Höhere befolgt wurde. Nachsthem gelten Händedruck, Umarmen und Kuß als Ausbruch freundschaftlicher Stimmung. Statt der im nördl. Deutschland üblichen Grußformeln: Guten Morgen! Guten Tag! u. s. w. grüßt man im südlichen gern: Gräß! Gott! u. s. w. latth. Ländern mit dem vom Papst Benedict XIII. 1728 anempfohlenen Bundesgruß: Gelobt sei Jesus Christus! welcher mit: In Ewigkeit! Amen! antwortet wird. Der Bergmann grüßt mit: Glück auf! Und den slav. Völkern, namentlich bei den Russen, ist das Küssen der Kleider und Schuhe befohlen, dem man seine Ehrfurcht bezeigen will, Sitte; Niedere werfen sich vor den Höhern auf die Erde. In der Arab. kreuzt man beim Gruße die Hände auf der Brust und beugt sich mit dem Kopfe gegen den, welchen man grüßt. Der niedere Araber ruft den ihm entgegenenden Selam aleikum! (Friede sei mit euch!) und legt dabei die linke Hand auf die Brust. Der Begrüßte entgegnet in gleicher Stellung: Aleikum es-selam! (Mit euch sei Friede!). Die vornehmern Araber dagegen umarmen sich beim Gruß und küßeln,

affen sich die Wangen und dann die eigene Hand. Die Lappländer drücken, wenn sie sich begrüßen, die Nasen fest aneinander, ebenso begrüßen auf den Gesellschafts- und Freundschaftsineln die Brühenden einander die Nasenspitzen. In den meisten orient. Ländern tragen die B. höchstehender eiten ihrer Untergebenen einen slavischen Charakter an sich. Von eigenthümlicher Art und genau geregelt sind die militärischen B. und das Begrüßen er Schiffe. (S. Salutieren.)

Béguenle (frz.), eine, die sich piert, die Spröbde spielt; Béguenlerie, Hicerei, Prüderie.

Begunnen oder **Beginnen**, f. **Begharben**.

Begunnen (sub.), **Begunnen** (Titel).

Begünstigung bedeutet die vorsätzliche, dolose Thätigkeit, welche die civil- oder strafrechtliche Auslieferung einer begangenen Handlung ganz oder theilweise dadurch zu hindern sucht, daß der Verurtheilte der Strafe entzogen oder die aus der strafrechtlichen Handlung gezogenen Vorteile ihm gesichert werden. Die dem Verbrecher vor beendeter That zugesagte B. gilt als Beihilfe (s. d.). Strafverschärfung tritt ein bei B., welche des eigenen Vorteils wegen geleistet wird. Straßlos bleibt B. seitens Ingehöriger. Das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch behandelt die B. als besondere Verbrechensform, welche der Hehlerei (s. d.) verwandt ist, nicht als eine Art der Teilnahme am Verbrechen (§§. 257, 58). Vgl. Billow, «Raub und Erpressung, B. und Hehlerei» (Weil. 1875); Grotener, «B. und Hehlerei» (Münch. 1879); Binding, «Die Normen und ihre Abtreitung» (Bd. 2, Lpz. 1877).

Begutten, f. **Begharben**.

Behaim (Martin), namhafter Kosmograph, kamme aus einer nürnberg. Patricierfamilie, welche, seit Mitte des 13. Jahrh. in der Reichsstadt nsässig, noch jetzt als freiherrliche (Behaim von Schwarzbach) dort blüht und außer dem Kosmographen noch mehrere berühmte Männer aufzuweisen at. B. wurde um 1459 geboren und ging, anfangs laufmann, des Tuchhandels wegen nach den Niederanden. Von 1480 bis 1484 hielt er sich in Portugal auf und wurde wahrscheinlich mit Columbus bekannt. B. erhielt von König Johann II. um 1488 den auftrag, ein Astrolabium anzufertigen und Deltationstafeln zu berechnen. Von 1484 bis 1486 egleitete er den portug. Seefahrer Diego Cão auf einer Entdeckungsfahrt entlang der Westküste Afrikas nd gelangte bis nahe an das Kap der Guten Hoffung. Nach Rückkehr von dieser Fahrt, die 19 Monate gedauert hatte, ward er vom Könige selbst zum Ritter des Christusordens geschlagen. B. ging 1486 ach Fayal, einer der Azorischen Inseln, wo eine län. Kolonie bestand, deren Statthalter, Jost on Hurter, B.s Schwiegervater wurde. Erst 1490 erließ er diesen seinen Wohnort, besuchte in Grdhaftsangelegenheiten Nürnberg noch einmal, wo : 1491—98 verweilte und einen großen Globus erfertigte, der, mit handschriftlichen Bemerkunren versehen, noch jetzt im Besitze der Familie sich findet und ein wertvolles Denkmal der geogr. erkenntnisse jener Zeit ist. Aus den letzten Lebensjahren B.s weiß man nur, daß er auf einer Seandtschaftsreise nach Flandern von engl. Seeräuern gefangen genommen und eine Zeit lang festgehalten wurde. Er starb zu Lissabon 29. Juli 1506. Die Verdienste B.s um die Entdeckungen seiner eit und die Fortschritte der Nautik und Geographie leiben immer noch groß, auch wenn man nach

den neuesten Untersuchungen zugibt, daß weder Columbus noch Magellan erst auf B.s Mitteilungen ihre großen Entdeckungen gemacht. Vgl. N. von Humboldt's «Kritische Untersuchungen u. f. w.» (deutsch von Jodeler, Bd. 1, Berl. 1836) und Ohlslau, «Geschichte des Seefahrers Ritter Martin B.» (Münch. 1868).

Behaim (Michael), deutscher Meißersänger, seltnes Handwerks ein Weber, geb. 1416 zu Sulzbach in der Herrschaft Weinsberg, daher auch *Posta Weinsbergensis* genannt, ging nach dem Tode Rograds von Weinsberg, seines Herrn, an die Hofe Albrechts von Brandenburg, Christians von Dänemark und Norwegen, später Albrechts von Bayern. Hierauf lebte er eine Zeit lang zu Wien bei Albrecht von Oesterreich und bei Ladislaus von Ungarn, von wo er sich jedoch infolge von Mißbilligungen entfernen mußte, bis er endlich am Hofe Friedrichs von der Pfalz eine Stätte fand. Hier verband er sich mit dem Kaplan Matthias von Kemnat zur Abfassung einer «Chronik des Pfalzgrafen Friedrich I.», eines Panegyrikus voll niedriger Schmuckheit, worin der siegreiche Friedrich an Tapferkeit über Alexander und Hannibal, an Pöbelität über Aeneas gesetzt wird. Die Chronik besteht aus zwei Teilen, einem prosaischen von Matthias, einem gereimten von B., die beide durch R. Hofmann in den «Quellen und Erörterungen zur bayr. und deutschen Geschichte» (Bd. 2 u. 3, Münch. 1857) veröffentlicht wurden. B.s zahlreiche Dichtungen beziehen sich meist auf geschichtliche Vorgänge seines Jahrhunderts und sind von mannigfachem kulturhistor. Interesse. In Form und Sprache offenbaren sie die tiefe Gesunkenheit der deutschen Literatur im 15. Jahrh. Sein «Buch von den Wienern» hat Karajan (Wien 1848) herausgegeben. Dieser veröffentlichte auch zugleich mit acht andern kleinern Dichtungen B.s die Gedichte «Von der hohen Schule zu Wien» und «Von dem König Ladislaus, wie er mit den Türken streitet» in «Quellen und Forschungen zur Geschichte der vaterländischen Litteratur und Kunst» (Bd. 1, Wien 1848). Seine geistlichen Gedichte sind in Ph. Wadernagels «Deutsches Kirchenlied» (Bd. 2, Lpz. 1867) gedruckt. B. lehrte 1472 an seinen Geburtsort zurück, was dasselbst Schultheiß und wurde um 1474 erschlagen.

Beham (Barthel), geb. zu Nürnberg 1502, Maler und Kupferstecher, ein Nachahmer Dürers, dessen Stil er in detailmäßigster Weise modifizierte. Von Herzog Wilhelm von Bayern wurde er zu seiner Vervollkommenung nach Italien geschickt. Vilder von ihm befinden sich im berliner Museum, in der Pinakothek zu München, in der Abelschen Sammlung zu Stuttgart, Porträts bayr. Fürsten zu Schleißheim, anderes in Nürnberg u. f. w. Als Kupferstecher ist B. bekannter und bedeutender denn als Maler. Seine Blätter, etwa 85 an der Zahl, sind in der Zeichnung vorzell und voll Annuth. Er starb in Venedig 1540.

Beham (Hans Sebald), geb. zu Nürnberg um 1500, Bruder des vorigen und wie dieser einer der sog. Kleinmeister, erreicht im Stiche eine noch höhere Feinheit und Durchbildung der Formen als jener; er ist überhaupt geistreicher und lebendiger in seinen Schöpfungen als sein Bruder. Beide B. sowie der Maler Georg Pencz wurden in Nürnberg wegen Verbreitung heidnischer und sozialistischer Ansichten angeklagt und verbannt. Im J. 1530 befand er sich in München, später in Frankfurt a. M., wo er am 22. Nov. 1550 starb. Man hat von ihm eine

bemalte Tischplatte vom J. 1584 für Albrecht von Brandenburg, Erzbischof zu Mainz (im Louvre zu Paris). Auch seine Miniaturen in einem Gebetbuch der Hofbibliothek zu Wittenburg sind geistvoll erfunden und trefflich gearbeitet. Unter seinen zahlreichen Kupferstichen und Holzschnitten zeichnen sich vier kleine Blätter, welche die Geschichte des verlorenen Sohnes behandeln, durch Sauberkeit und Klarheit der Arbeit aus. Von besonderem Wert sind ornamentale Stiche, welche verschiedenen Handwerken, besonders Goldschmieden, als Vorbilder zu dienen bestimmt waren. Vgl. Rosenberg, »Sebalb und Barthel V.« (Lpz. 1875); Kümmler, »Les Peintres Maîtres Allemands. I. Barthelamy et Hans Seb. D.« (München 1882).

Wehar, Provinz in Britisch-Indien, s. Bihar.

Weharrungsvermögen nennt man in der Mechanik die Eigenschaft der Körper, kraft welcher sie in dem Bewegungszustande beharren müssen, in welchem sie sich einmal befinden, bis eine äußere Ursache diesen Zustand abändert. So kann ein in Ruhe befindlicher Körper nicht von selbst, sondern nur durch eine von außen wirkende Kraft in Be-

wegung begriffener Kräfte, als welche indernde (Reibung und, zur Ruhe gebracht werdende Bewegung nicht oder verzögert oder, in gehindert werden. Das (am passend) als »Träger« bezeichnet. Das für die (eig) der Trägheit wurde

erst von Galilei deutlich ausgesprochen (1638).

Wehat, Dschelam oder Dschillam, Fluß des Wendischb (s. d.).

Wehemoth (vom hebr. P-cho-moth, d. i. der Wassertochter) ist der Name eines starknuchigen Säugers, welches im Buch Hiob (Kap. 40, 10–12) beschrieben und von den meisten Bibelforschern für das Nilpferd gehalten wird. — Im Talmud ist W. ein großer Stier, der im Anfange geschaffen wurde.

Wehenöl, ein fettes, nicht trocknendes Öl, welches durch Auspressen der kernhaltigen Samen von Moringa aus beiben Dess gewonnen wird. Es ist farblos oder hellgelb, geruch- und geschmacklos, erstarrt bei niedriger Temperatur wie Butter und wird erst bei 25° flüssig, läßt sich wie Olivenöl verwenden. Es enthält außer den Bestandteilen des Olivenöls noch das Glycerid der Wehen-säure, C₁₇H₃₃O₂, eine der kohlenstoffreichsten Säuren der Fettsäurereihe.

Wehera, die nordwestliche Provinz Agyptens, westlich vom westl. Mündungsarme des Nils, bis an Rosette und Alexandria reichend, mit der Hauptstadt Tamanbur, von 10740 qkm Fläche, wovon 1685 vermessene sind, mit (1878) 270072 Bewohnern. Der Provinz gehören an die Kanopische und die Bolbitinische Nil-mündung, der Mariut-, Nadi-, und Adku-See, der Mahmudieh- und Abu-Dibab-Kanal und die Eisenbahn von Alexandria nach Raft-Salad am Nil (nach Lanta).

Wehlen (Stephan), verdienter forstwissenschaftlicher Lehrer und Schriftsteller, geb. 5. Aug. 1784 zu Triptar, studierte bei den nach Wittenburg übergesiedelten Professoren der ausserbenedictinischen Universität Mainz Jurisprudenz, Kameralia und Forstwissenschaft. Nachdem er 1803 als Landeskommissar in Wittenburg fungiert hatte, wurde

er 1804 kurfürstl. Forstkontrollant und 1808 Forstmeister im Amte Lohr. Bei dem Abgange Kurfürstentums an Bayern blieb W. in seiner Stellung bis 1819, wo er bei der Teilung des Forstamtes zwei Forstämter die Verwaltung des Forstamtes Rothen erhielt. Mit der Reorganisation der Forstlehranstalt zu Wittenburg wurde W. 1821 als Professor der Naturgeschichte dorthin berufen. Nach der 1822 erfolgten Aufhebung der Anstalt pensioniert, wurde W. 1823 zum Rektor der Gewerkschule ernannt, ließ sich aber schon 1825 wieder pensionieren. Er starb 7. Febr. 1847 in Wittenburg. Unter seinen vielen Schriften sind zu erwähnen: »Der Speßart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend« (2 Bde., Lpz. 1823–27, 4te Aufl. 1830), das »Real- und Verballexikon der Forst- und Jagdwissenschaft« (7 Bde., Frankfurt 1840–45). Bedeutendes Verdienst erwarb er sich in Gemeinschaft mit Laurov durch die Herausgabe der »Systematischen Sammlung der Forst- und Jagdgesetze der deutschen Bundesstaaten« (5 Bde., Potsdam 1837–41), welcher er allein in dem »Archiv der Forst- und Jagdgesetzgebung der deutschen Bundesstaaten« (29 Bde., Freiburg 1834–47) fortsetzte. Auch hat er durch Begründung der »Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung« (seit 1825) und durch Herausgabe von Meyers »Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen für Bayern« (seit 1823) viel zur Förderung der Forstwissenschaft beigetragen.

Wehm (Graf), geogr. und statist. Schriftst., geb. 4. Jan. 1830 in Gotha, studierte in Jena, Berlin und Würzburg und trat 1856 in die geogr. Anstalt von Julius Vertheil in Gotha ein, wo er an reicher Thätigkeit in der Redaktion der Petersmannschen »Mitteilungen« entfaltete. Die ersten Kritiken und Artikel in dieser Zeitschrift erschienen seiner Feder. Besondere Anerkennung fand der bereits 1872 von W. geführte wissenschaftliche Nachweis von der Identität des von Livingston entdeckten Qualaba mit dem Congo, eine Hypothese deren Wahrheit 1877 durch den kühnen Zug eines Leips bestätigt wurde, welcher nach der Rückkehr seiner ersten Reise zum Tanganika dieselbe an seinen Angriffen hatte und für den Zusammenstoß des Qualaba und des Nils eingetreten war. Im J. 1876 übernahm W. die Redaktion des statist. Landes Jahrbuchs der Gothaer Hofbibliothek, blieb aber auch weiterhin für die »Mitteilungen« thätig, in welchen von 1877 an regelmäßige monatliche Berichte über Reisen, neueste Entdeckungen und die wichtigsten Ergebnisse der Literatur veröffentlichte, bis 1878 nach dem Tode Petermanns die Herausgabe dieser Zeitschrift übernahm. Im J. 1866 baute W. mit Unterstützung hervorragender Fachgenossen das »Geographische Jahrbuch« ins Leben gerufen, welches sich die Aufgabe stellte, in zweijährigen Jahresräumen Berichte über die Fortschritte der einzelnen Zweige der Geographie und verwandter Wissenschaften zu veröffentlichen; bis 1878 erschienen unter seiner Leitung sieben Bände, nach Übernahme der Redaktion der »Mitteilungen« trat er die Herausgabe an Prof. Wagner ab. Von dieser Publikation wurde 1872 der bevölkerungsstatist. Teil abgetrennt, welcher nun, unter Mitredaktion von Wagner (Professor in Göttingen), als »Ergänzungsbefund zu Petermanns Mitteilungen: Die Bevölkerung der Erde« (bis 1880 6 Hefte) erschien.

Behn (Afra oder Aphra), engl. Dichterin und Romanfchriftstellerin, wurde in Canterbury in den letzten Jahren der Regierung Karls I. geboren. Ihr Vater, Johnson, war zum Gouverneur der damals engl. Kolonie Surinam ernannt, starb jedoch auf der Überfahrt. Afra blieb mit ihrer Mutter einige Zeit in Surinam, wo sie mit dem Regensprinzen Oroonoko bekannt wurde, dessen tragische Geschichte sie in ihrem besten Romane, der nach ihm den Namen trug, erzählte. Der Dichter Southern schöpfte später aus demselben den Stoff zu seinem gleichnamigen Trauerspiele. Ebenso sehr durch Schönheit als durch Geist und Unterhaltungsgabe ausgezeichnet, vermählte sich Aphra nach ihrer Rückkunft nach London mit dem reichen, aber bejahrten Kaufmann B., der schon vor 1666 starb. In diesem Jahre ging sie auf den ausbrüchlichen Wunsch des Königs Karl II. als polit. Agentin Englands nach den Niederlanden, wo sie durch ihre Verehrer in Stand gesetzt wurde, aus Antwerpen der engl. Regierung Nachricht über den beabsichtigten Angriff der Holländer auf Egham und die engl. Flotte zu geben. B. starb in London 16. April 1689. Sie veröffentlichte unter dem Namen »Astrea« mehrere Romane, größtentheils Bearbeitungen nach dem französischen, die sich trotz ihres schlüpfrigen Inhalts einer großen Beliebtheit erfreuten. Auch gab sie »Poems« (3 Bde., Lond. 1684—88) heraus, von denen die meist in volkstümlicher Form gehaltenen Balladen die besten sind. Als dramatische Dichterin erhebt sie sich kaum über die Mittelmäßigkeit; wie in ihren Romanen, so berührt auch in ihren 17 Dramen die Anstößigkeit des Inhalts, obwohl sie zum Teil durch den damals herrschenden Ton entschuldigt wird, abstoßend. Eine neue Ausgabe ihrer Werke erschien als »Plays, histories and novels« (6 Bde., Lond. 1871).

Behr (Wilh. Jos.), namhafter Publizist, geb. 26. Aug. 1775 zu Sulzheim, studierte in Würzburg und Böttingen die Rechte, hierauf die Praxis der beiden Reichstribunale in Wien und Weßlar, war von 1799 bis 1821 Professor des Staatsrechts an der Universität zu Würzburg und wurde 1819 zum Abgeordneten der Universität in die bayr. Ständeversammlung gewählt, wo er zur Opposition gehörte. Später wählte ihn die Stadt Würzburg zum Bürgermeister. Für den Landtag von 1831 abermals zum Abgeordneten gewählt, ward ihm die königl. Genehmigung versagt. Als hierüber die Opposition eine Rede und Schrift ihren Tadel äußerte und B. selbst bei Gelegenheit des bayr. Konstitutionsfestes in Gaibach 27. Mai 1832 einige der Regierung unfällige Neben hielt, leitete man eine Untersuchung gegen ihn ein, was seine Entlassung aus dem Bürgermeisteramt zur Folge hatte. B. wurde 1. Jan. 1833 zu Würzburg verhaftet und nach zehnjähriger Untersuchungshaft wegen Teilnahme an demagogischen Untrieben und Majestätsbeleidigung 1836 zur Abbitte vor dem Wilkins des Königs in zu unbestimmter Festungsstrafe verurteilt und nach der Feste Oberhaus bei Passau gebracht. Im Jahr 1842 erhielt er die Erlaubnis, in Regensburg, unter besonderer polizeilicher Aufsicht, seinen Wohnsitz zu nehmen, bis endlich die Amnestie vom März 1848 dem Geiste die Freiheit vollständig übergab. Im Frühjahr 1848 wurde er von dem bairischen Kronrat in die Deutsche Nationalversammlung erwählt. Seit seiner Freilassung lebte er in Bamberg, wo er 1. Aug. 1851 starb. Unter

seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Versuch einer allgemeinen Bestimmung des rechtlichen Unterschieds zwischen Lehnherlichkeit und Lehnhoheit« (Würzb. 1799), »System der Staatslehre« (Bamb. 1804), »System der Staatskunst« (3 Bde., Frankfurt. 1810), »Verfassung und Verwaltung des Staats« (2 Bde., Nürnberg. 1811—12), »Darstellung der Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation« (Aichaffenh. 1816), »Lehre von der Wirtschaft des Staats« (Erg. 1822), »Von den rechtlichen Grenzen der Einwirkung des Deutschen Bundes auf die Verfassung, Gesetzgebung und Rechtspflege seiner Gliederstaaten« (2. Aufl., Stuttgart. 1820), »Anforderungen an Bayerns Landtag im J. 1827 und unparteiische wissenschaftliche Beurteilung seiner Verhandlungen« (3 Bde., Würzb. 1827—28), »Bedürfnisse und Wünsche der Bayern« (Stuttg. 1830). **Behren Raleff** oder Beiram, Dorf an der Stelle des alten Assus (s. d.) in Mysien.

Behrend (Heinr. Theob.), hervorragendes Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, geb. 26. April 1817 zu Danzig, erhielt seine Bildung in Paris und Schulpforta, studierte ein Jahr zu Berlin, wurde dann Kaufmann und hielt sich drei Jahre in Geschäften zu Rio de Janeiro auf. Nach seiner Rückkehr trat er in das Geschäft seines Vaters zu Danzig ein. Seine Vaterstadt wählte ihn 1856 in das Abgeordnetenhaus, dem er seitdem während sieben Sessionen angehörte. Anfangs hielt B. zu der liberalen Fraktion. Als sich ihm jedoch diese nach Eintritt der Regenschast in Bezug auf die Deutsche Frage nicht entziehen genug zeigte, trat er aus derselben aus und wurde Gründer einer unabhängigen liberalen Partei, die, weil die Mehrzahl ihrer Mitglieder Altpreußen angehörte, bald unter dem Namen Jung-Preußen bekannt wurde. Auch beteiligte er sich Juni 1861 bei Konstituierung der Deutschen Fortschrittspartei, die auf seinen Vorschlag ihren Namen erhielt. Im J. 1862 wurde er zum Vizepräsidenten des Hauses erwählt und nahm an allen Verhandlungen über volkswirtschaftliche und merkantile Fragen thätigen Anteil. Im Herbst 1863 legte B. sein Mandat nieder und zog sich gänzlich vom öffentlichen Leben zurück.

Bei, s. Beg.

Beichtbrief, s. unter Beichte.

Beichte (althochdeutsch pihht, Bekenntnis, lat. confessio) heißt das reumütige Sündenbekenntnis des Christen überhaupt, welches vor dem Geistlichen (nach evang. Lehre in Ausnahmefällen auch vor Laien) abgelegt wird, um den Trost der Sündenvergebung (s. Absolution) zu empfangen. Die Entstehung der B. knüpft sich an das öffentliche Bekenntnis (confessio, griech. ὁμολόγησις) der Sünde, welches seit dem 3. Jahrh. die wegen größerer Vergehen aus der Kirche Ausgestoßenen vor ihrer Wiederaufnahme abzulegen hatten. Die B. wurde so erster Akt der Buße (s. d.). Neben dem öffentlichen Sündenbekenntnis kam frühzeitig für leichtere Vergehen das Bekenntnis der Sünden vor dem Priester allein (in den Klöstern vor dem Abte) oder die Privatbeichte auf. Im Orient wurden hierzu besondere Buepriester angestellt, die aber infolge eines ärgerlichen Vorfalls von dem Patriarchen Nestarios von Konstantinopel (390) wieder beseitigt wurden. Die Einrichtung der Privatbeichte selbst ward von dieser Änderung nicht berührt und trug bei dem Verfall der Kirchengewalt allmählich den Sieg über das öffentliche Sündenbekenntnis davon.

syndiren. Ursprünglich galt die B. vor dem Priester noch nicht als Bedingung der göttlichen Vergebung, sondern nur als heilsames Mittel, die Reuigen zur rechten Buße und zur Gewissheit der göttlichen Sündenvergebung zu führen. Seit dem 9. Jahrh. war die B. vor dem Priester auch für läßliche Sünden Regel, und im Zusammenhang mit der neu aufgetauchten Vorstellung, daß der Geistliche an Gottesstatt dem Püßfertigen seine Sünden vergebe, gestaltete sich die B. immer mehr zu einem sakramentalen Akt (*consensio sacramentalis*). Innocenz III. erhob auf dem vierten Laterankonzil die Bitte der Ohrenbeichte (*consensio auricularis*) zum Kirchengebot. Im 21. Kanon wird hier bestimmt, daß jeder Christ, der die reifen Jahre (*aetas discretionis*) erreicht hat, wenigstens einmal im Jahre, gewöhnlich zu Ostern, vor dem Priester ein möglichst vollständiges Bekenntnis seiner Sünden ablegen solle. Von den Geistlichen wurde früh eine öftere B. gefordert, von den Königen seit dem Konzil von Trient eine monatliche. Die Lehre der röm.-kath. Kirche von der B. ward namentlich durch die Scholastiker Thomas von Aquino und Albert d. G. ausgebildet und durch das Konzil von Trient (in der 14. Session) in der Hauptsache zum Abschluß gebracht. Hiernach bildet die B. vor dem Priester den zweiten Teil des Puskraments. Der Priester verwandelt kraft kirchlicher Machtvollkommenheit die in der Aufzählung der Sünden beurkundete ungenügende Reue in eine genügende, legt dem Beichtenden eine angemessene Buße auf und absolviert ihn darauf an Gottesstatt (*actus iudicialis*). Diejenigen, welche leugnen, daß die sakramentale Ohrenbeichte von Gott eingesetzt oder zum Heile notwendig sei, werden von dem Konzil mit dem Anathem belegt. Unbedingt zum Heile notwendig ist indessen nur die Aufzählung aller schweren oder Todsünden (*peccata mortalia*) in Gedanken, Worten und Thaten. Die B. der läßlichen Sünden (*peccata venialia*) wird, strenggenommen, nur als heilsam empfohlen, doch macht die Praxis gewöhnlich hier keinen Unterschied, und auch von den läßlichen Sünden gilt der Satz, daß sie sakramentlich nur dem Priester vergeben werden können. Ein allgemeines Sündenbekenntnis genügt nur auf dem Sterbebett. Die vorgeschriebene jährliche B. hat vor dem jugendlichen Priester zu erfolgen. Ausnahmen gestattet nur ein bischöflicher Weichheitsbrief (*litterae dimissionales*). Außer der durchgehenden Zeit kann aber jeder Gläubige vor einem freigesählten Weichtvater (§ 1 b) beichten so oft er will, speziell die Weilschwärze erhielten die Vollmacht überall B. zu hören. Die B. erfolgt, außer in tödlicher Krankheit, im Weilsstuh (§ 1 d.). Der B. ist Generalbeichte, wenn sie (wie beim Eintritt ins Kloster)

das ganze Leben eine schwere S. In der Regel soll in unvermeidliche vollmündigten im dem 4. Jahrh. w. (quadraginta) achtet. Als das 7., bis das 11.

Die griech.-oriental. und Armen. physischen Aufnahme des Falls steht, die speziell zwar für heilsam löst sogar (mit 1 die B. annehmen d.

Die orthodoxen Christen haben die B. nicht fallen lassen. Die evang. Kirche hat in ihrer Beichte, die Aufzählung aller einzelnen Sünden als den Beichtenden als eine Versicherung der Gewissheit, dagegen wird die „heimliche Beichte“ als die Gewohnheit, das Sakrament nur dann zu nehmen, welche zuvor von dem Geistlichen abgehört und absolviert sind, von den luth. Bekenntnisschriften aufrecht erhalten und empfohlen (Augsburgische Konfession, Art. 11 u. öfter). Luther will auch hieraus kein Geheiß gemacht wissen und es daher gelegentlich ohne B. zum heiligen Abendmahl empfiehlt, sie aber als „geraten und gut“, so Luther schon nannte es in der „Katalogus“, geteilt in Privatbeichte aufzuheben. Die luth. Kirche hat 1580 bei den Kommunionanten freie Wahl zwischen der Privatbeichte und der allgemeinen B. In Brandenburg griff ab 1618 das Ratkollegium während des berühmten Predigers Schütz, aus dem hängers von Spener, welches den Beichtstuhl am Staatsstuhl und Feuerstuhl schalt, weil die Absolution solcher, von deren aufrichtiger Reue die Geistliche sich nicht vollständig überzeugt haben, in Unbefertigung nur in ihren Sünden verharren (1696). Seit Mitte des 18. Jahrh. trat in der luth. Kirche allmählich die allgemeine B. an die Stelle der Privatbeichte. Auf eine Vorberathung folgt das vom Geistlichen im Namen der Gemeine gesprochene Sündenbekenntnis und die von den Antwortenden mit „Ja“ beantwortete Beichte, welche sofort die Absolution (§ 1 d.) schließt. Die vorübergehende persönliche Annäherung des Pfarrers ist als kirchliche Sitte festgehalten worden. Die reform. Kirche ist von jeher der allgemeinen B. geneigt gewesen. Die engl. Episkopal-Kirche hat die letztere nicht, sondern verbindet die allgemeine B. und Absolution in ihrem „Book of common prayer“ mit jedem Morgen- und Abendgottesdienste, während die schott. Presbyterianische und die Quaker es völlig verwerfen. Die strengere Auffassung der B. haben dagegen nicht bloß die Orthodoxen, sondern, in dem sog. „Sprechen“, zwischen dem Pfarrer und dem Kommunionanten über den gegenwärtigen Seelenzustand, acht Tage vor der Kommunion, in dem auch die Genesener, welche am Tage der Kommunion der verheiligten Dämonen des Seelenzustand der zur Zeit sich Vorberathenden nicht Neuerdings ist in der luth. Kirche die Frage der Privatbeichte wieder lebhaft verhandelt worden. Das Neulutherium, das dem Geistlichen die Absolution zuschreibt, an Gottesstatt Sünden zu vergeben und zu behalten, fordert folgerichtig auch die Absolution

und die Privatabsolution als ein Recht des geistlichen Amtes gütlich, was in der Praxis auf eine Wiederherstellung der röm. Ohrscheidte hinauslaufen würde. (Vgl. Adamsmann, „Die D., besonders die Privatbeichte“ [Hamb. 1863]; Kleiser, „Die D. und Absolution“ [Schwerin 1866].) Da aber nach evang. Grundsätzen ein geistliches Richteramt über die Seelen entstehen vermöge, die personale Absolution aber kein Akt der Jurisdiction, sondern nur ein eigentümliches Stüd in der Verkündigung des Evangeliums ist, so müssen die Versuche einer Wiederherführung des Beichtzwangs zurückgewiesen werden. Wohl aber wird die Privatbeichte immer noch statthaft bleiben, wenn sie freiwillig gesucht wird und der Pfarrer bestimmten Herzen als ein erfahrener Seelsorger mit geistl. Rath und Anspruch zur Seite steht. Über den Unterschied des lath. und evang. Begriffs der D. vgl. Moe (lath.), „Die D., eine histor.-kritische Untersuchung“ (Frankf. 1828), und Stäudlin (prot.), „Die D.“ (Epp. 1839).

Beichtgeld, auch Beichtspennig, Opferpfennig, Beichtgroßen, Obergroßen genannt, heißt das Geschenk, das der Beichtende seinem Beichtvater bei der Beichte spendet. Bis ins 11. Jahrh. wurde es als eine freie Gabe betrachtet. In der lath. Kirche ist es bis auf geringe Reste (Geld für Ausfertigung des Beichtzettels) verschwunden. In der luth. Kirche bürgerte es sich trotz des Protestes der Reformatoren allmählich wieder ein; in der reform. Kirche hat es schon Calvin abgeschafft, und ebenso ist es neuerdings in den uniten Landeskirchen Deutschlands (in Preußen 1817) beseitigt worden. In der griech. Kirche kommt es nicht vor.

Beichtvater, s. Beichtzeitel.

Beichtregel (Sigillum confessionis) nennt man in der röm.-lath. Kirche die mit dem Institut der Ohrscheidte zusammenhängende strenge Verbindlichkeit des Beichtvaters, aber das Gebeichtete die tiefste Verschwiegenheit gegen Jedermann, selbst gegen die Obrigkeit, zu beobachten. Dieser Gebrauch beruht auf der Voraussetzung, daß nicht dem Beichtvater, sondern Gott gebeichtet werde. Er findet sich in seinen Anfängen schon im 4. und 5. Jahrh., und wurde von Innocenz III. im 12. Jahrh. sanktioniert. Die frühere Gesegebung suchte das Beichtgeheimnis durch strenge Strafen zu sichern; das kanonische Recht bedroht seine Verletzung mit Amtsentsetzung. Dasselbe Recht erstreckt die Verbindlichkeit des B. selbst auf das Geständnis noch zu begiehender Verbrechen, doch machen neuere staatliche Gesegebungen in diesem Falle dem Geistlichen die Anzeigepflicht (so schon das Preussische Landrecht). Gältige Kriminalzeugnisse sind, außer bei zukünftigen Vergehen, die Mittheilungen des Beichtvaters nicht.

Beichtstuhl (Confessionale, Sedes confessionalis) heißt in der lath. Kirche der in der Regel halbverschlossene, durch eine mit einem Gitter versehene Scheidewand getrennte Doppelsitz für den Beichtvater und für den Beichtenden. Am Ende des 16. Jahrh. findet man diese Beichtstühle zuerst in Italien, wo 1579 das Konzil zu Cosenza und 1591 das zu Anagni Bestimmungen über dieselben erließ. Zu Anfang des 17. Jahrh. fanden sie auch in Deutschland Eingang. In der evang. Kirche bedarf es ihrer nicht, da sie keine Ohrscheidte kennt.

Beichtvater (Confessionarius) heißt der beichtführende und absolvierende Geistliche, weil sein Verhältnis zum Beichtenden als das eines geistlichen

Vaters zum Kinde (Beichtkind) aufzufassen ist. In der lath. Kirche wird das eigentlich nur den Bischöfen zustehende Recht, Beichte zu hören, den Geistlichen durch eine besondere Übertragung theil. Die Pfarrgeistlichen erhalten das Absolutionsrecht (potestas jurisdictionis) nur für ihre Pfarodie. Außerdem wurden namentlich an Minoriten und Predigerorden besondere Privilegien (s. Beichte) und neuerdings auch andern Geistlichen Approbationen für bestimmte Sprengel erteilt. An Rathedrales Kirchen ist ein eigener Konvikulararius angestellt. In der evang. Kirche besteht ebenfalls der Beichtzwang fast überall, doch steht, wo mehrere Geistliche an derselben Kirche angestellt sind, den Beichtenden die Wahl unter denselben frei.

Beichtzettel heißen in der lath. Kirche die vom Parochus, beziehungsweise vom Beichtvater angestellten Beichteintragungen, daß jemand zur Beichte gegangen ist. Zu dem Ende werden von den Geistlichen eigene Beichtregister geführt. In den Zeiten der Gegenreformation, aber auch vielfach noch später, wurde auch die Ausübung polit. und bürgerlicher Rechte an die Vorzeigung des B. geknüpft.

Weibervand, eigentlich ein grobes, geringwertiges, aus vielerlei Material (Seinen und Wolle) hergestelltes Zeug, jetzt gewöhnlich eine Art Halb wollen-Lama, d. h. ein in der Rette aus Baumwollgarn, im Einschlag aus Streichgarn bestehender, leinwandartig gewebter, zuweilen aber auch geköppter Stoff, der nicht gewalkt, daher auch nicht geraut, sondern nur glatt gezeichnet und meist ein- oder mehrfarbig gestreift oder kariert in den Handel gebracht wird.

Weibreden oder Beilegen heißt in der Schiffersprache die Segel so stellen, daß die Wirkung des Windes auf sie paralytisch wird. Der Wind fällt dabei auf die vordere Segel von vorn, auf die hintern aber von hinten, oder umgekehrt, wodurch das Schiff zum Stillstehen oder wenigstens zum langsamen Treiben seitwärts gebracht wird. Dies Manöver wird ausgeführt, wenn das Schiff irgend Veranlassung zum Warten hat und man doch nicht andern kann oder will. Beim Beilegen nimmt man gewöhnlich alle Segel bis auf die Marssegel fort, weil man mit diesen, den Hauptsegeln des Schiffs, am geschwindesten und bequemsten manövrieren und das Fahrzeug auf seinen richtigen Kurs bringen kann. Bei Stürmen bedeutet Beilegen, daß man wegen schwerer See nicht mehr segeln kann und das Schiff mit dem Kopfe an den Wind legt. In dieser Lage wird es durch kleine Sturmsegel und die Stellung des Steuerruders erhalten. Man sagt dann „das Schiff liegt bei“. Es segelt so nicht mehr vorwärts, sondern treibt quer ab, glättet mit seinem Körper an der Windseite die Wasseroberfläche und verhindert dadurch, daß die heranrollenden Sturmsseen sich an dem Schiffe selbst brechen und ihm schaden. Beim B. im Sturme muß man große Vorsicht anwenden. Es ist nämlich eine, wenn auch bisher unerklärte, so doch bei allen Stürmen regelmäßig eintretende Thatsache, daß stets drei schwere Sturmsseen aufeinanderfolgen und dann eine Pause von verhältnismäßig glattem Wasser eintritt, ehe die nächsten drei Seen anrollen. Will man nun das Schiff von seinem Kurse, mit dem es nur hinter sich das Wasser glättet, an den Wind bringen, so muß man den Beginn der Pause abwarten und dann möglichst schnell das Manöver ausführen, um vor den nächsten drei Sturmsseen geschützt zu sein.

Velerland, Insel in der niederländ. Provinz Südholland, bildet den östl. Teil des Hoeksche Waard (Werden) und wird eingeschlossen von der Oude (alten) Maas, dem Spui, dem Hollandsch Diep und der Vorbrechter Kil. Den Namen verdankt V. der Sabina von Vagena, der Gemahlin des berühmten Lamoral, Grafen von Egmont, der 1567 anfang, die Volber einzubringen. Beider von den Brüdern Grabeth gemalten Bilder schmücken noch jetzt die Schenken in der Kirche von Oud-Velerland, einem Dorfe mit 8000 Q. Der Volber von Nieuw-(neu)Velerland wurde 1582 trocken gelegt und der von Süd-Velerland wenige Jahre später. Das Dorf Süd-Velerland, sonst de Bissert genannt, zählt 2000 Q. Der fruchtbare Boden der velerländischen Volber wird vorzüglich für den Flachsbau verwendet.

Veisuf, f. Artemisia.

Veisge (frz. Woll gewebte), ein aus ungefarbter Wolle gewebte, braun oder grau. **Veisnet** (fr. Mannengebadene), schalt ist absichtliche als Verbrechen. **Veis** in untergeordneter, wird, im Gegensatz zum Mittäter. **Veis** (frz. Weisheit), Weisheit mit mehr oder weniger Recht: wesentliche und unwesentliche, positive und negative, intellektuelle und physische V. Der Gehilfe ist minder strafbar als der Urheber der That. Das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch stellt in § 49 die Strafe der V. nur derjenigen des Verführers gleich. V. zu einer Übertretung bleibt daher (§ 43) straflos. (Vgl. auch Begünstigung.)

Veis (frz. hache, engl. hatchet), f. Hgt.

Veis (Joh. David), deutscher Schauspieler und Schauspieldichter, geb. 1754 zu Chemnitz, studierte in Leipzig die Rechte, wandte sich aber bald dem Theater zu. Zunächst bei einer Gesellschaft in Naumburg engagiert, die sich dann nach Gersfurt wendete, kam er auf Empfehlung Karl von Talberg 1777 an das gothaische Hoftheater, wo er mit Heinrich Wed und Jßland einen idealen Freundschafte und schloß. Als der Herzog 1779 das gothaische Hoftheater aufgab, wurde er für das neue Theater zu Mannheim engagiert. V. war ein Schauspieler von feuriger Begeisterung und glänzte in jeder Art Charakterrollen, namentlich in humoristischen. Seine regellose Lebensweise, besonders seine Leidenschaft für das Spiel hinderte jedoch seine harmonische Entwicklung. Er starb 12 Aug. 1794. Unter seinen Schau- und Lustspielen sind insbesondere »Die Spieler« (1795) und »Die Schauspieler« (1796) bekannt; seine sechs Stücke erschienen nach seinem Tode als »Sämtliche Schauspiele« (2 Bde., Jhr 1794); darunter die beiden genannten unter den neuen Titeln. »Die Gauner« und »Liebe und Laune«. Vgl. V. Biographie in den »Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte« (Bd. 1, Chemnitz 1876).

Veisadung (juristisch), f. Abcitation.

Veisager (Conscensio thalami) nennt man die mit verschiedenen Feierlichkeiten verbundene Vollziehung der Ehe durch Besteigung des gemeinschaftlichen Lagers. Nach den deutschen Rechten galt mit der Vollziehung dieses V., die aber öffentlich, d. h. vor bestimmten Zeugen, geschehen mußte, die Ehe als rechtskräftig. Wenn eine Tede über beide, Braut und Bräutigam, gedreht war, galt die Ehe für vollzogen. Die kirchliche Einsegnung war selbst

nach im spätern Mittelalter, so sehr auch die Kirche darauf drang, eine Nebenbedingung, die möglichste konnte, und erst durch die Reformation wurde sie als unumgängliche Notwendigkeit festgestellt. Jährliche Personen ließen auch durch die Ehe in ihrer Stadt mit der Trauung die Cerimonie bei V. abhalten. Wenn sich der Bräutigam in Gegenwart der dazu bestimmten Zeugen nicht gestellt neben der Brautmähten auf ein prächtiges Kissen einige Minuten niedergelassen hatte, war die Ehe rechtskräftig geschlossen.

Veisbefehl oder **Veisbefehl** (Vollbefehl), das nach Vernehmung mit den Gewerken ausgestellte amtliche Zeugnis über den gesetzmäßig angeordneten Bau eines Schiffes. Kein Schiff darf ohne ein solches Zeugnis, welches das Alter, die Größe, die Beschaffenheit, die Tragbarkeit u. s. w. angibt, an Waren oder Personentransport gebraucht werden, weil diese Umstände für die Sicherheit und somit auch für die Versicherer von hoher Wichtigkeit sind. Bei wesentlichen Reparaturen wird ebenfalls ein V. erteilt, welches auch Rekonstruktionsbefehl heißt.

Veislegen, als Germanismusbildung, f. Verdrehen.

Veislingried, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, 1 km von der Mündung der Elz in die Altmühl und am Ludwigskanal, 60 km von ESN von Nürnberg, Sitz eines Amtsgerichts und eines Bezirksamts, zählt 1726 Q., welche Getreidebau und Holzhandel betreiben, Bierbrauerei und eine große Brauereibrennerei unterhalten. In der Nähe ist das an Stelle des Stammes der ausgestorbenen Grafen von Veislingried erbaut Jagdschloß gleichen Namens.

Veiswein, Städtchen im württemb. Neckarbezirk, Oberamt Marbach, südöstlich von Heilbronn, an der in die Murr (einem rechten Nebenfluß des Neckar) mündenden Vortwar, zählt (1880) 1545 meist evang. E., welche einen vortrefflichen Wein bauen. Auf dem nahen Hügel befinden sich die Ruinen der Burg V. mit einem festsitzigen Turm, »Langhans«, der eine schöne Aussicht gewährt.

Veiswind heißt die Lage eines Schiffes nahe am Winde, daß die scharf nach einer oder der andern Seite angeholten Segel noch gerade voll stehen. Dies ist bei größern mit Raaren versehenen Schiffen durchschnittlich noch der Fall, wenn die Ausrichtung derselben mit der Windrichtung einen Winkel von $67\frac{1}{2}^\circ$ oder 6 Kompaßstrichen bildet. Bei diesen Verhältnissen kann ein Schiff bei ruhigem Winde und nicht zu bewegtem Wasser vorwärts segeln. Darüber hinaus können die Segel los, weil sich die Raaren und mit ihnen die Segel wegen der Einrichtung der Takelage nicht leichter anheben lassen. Bei kleinern Schiffen, die keine Raaren, sondern nur Gasseln oder dergleichen haben, läßt sich dieser Winkel bis zu fünf, ja auch von Kompaßstrichen ($56\frac{1}{2}^\circ$, resp. 45) verkleinern, so durch dieselben beim Streichen gegen den Wind oder sonst ganz gleichen Umständen schneller zu Ziele kommen.

Veis bezeichnet im allgemeinen jeden Knochen (wie in den Wörtern Gehirn, Beinhaus, Kiefer), insbesondere aber die zum Sehen und Laufen dienenden Gliedmaßen, also bei den Säugetieren alle vier, beim Menschen nur die beiden unteren Extremitäten, im Gegenstand zu den obern, den Armen. Das V. welches eine feste und dennoch bewegliche Trageart für das Gewicht des Stammes bildet, besteht aus dem

Oberschenkel, Unterschenkel und Fuß. Ersterer hat einen einzigen Knochen, den längsten und stärksten des ganzen Skeletts, den Oberschenkelknochen (os femoris), welcher durch seinen kugelförmigen, abertorpeiten Kopf in dem Pfannengelenk des Beckens befestigt ist und an seinem untern Ende durch zwei starke abertorpeite Knorren im Knie mit der Kniegelenke Verbindung mit dem Unterschenkel im Kniegelenk vermittelt. Der Unterschenkel besteht aus zwei langbährigen Knochen, dem starken Schienbein (tibia) und dem viel dünnern Wadenbein (fibula), von denen jedes nach unten in einen der Knöchel ausläuft, welche gabelförmig das Gelenk der Fußwurzel eng umfassen. Diese, welche den größten Bestandteil, und zwar die ganze hintere Hälfte des Fußskeletts bildet, besteht aus sieben kurzen und biden Knochen, aus dem mit dem Unterschenkel artikulierenden Sprunggelenk, dem Fersebein, Kahnbein, den drei Keilbeinen und dem Warzenbein, welche in Verbindung mit den fünf Mittelknochen ein Gewölbe darstellen, auf dessen höchstem Punkte die Last des Körpers ruht und welches sich mit nur drei Punkten auf den Boden stützt: mit dem Höcker des Fersebeins sowie mit dem Köpfchen des ersten und stärksten Mittelknochen. Die Wölbung des Fußgelenks, welche für die Elasticität des Ganges von großer Bedeutung ist, wird hauptsächlich durch die Spannung eines kräftigen Bandapparats erhalten; nur bei krankhafter Erschlaffung desselben gibt die Wölbung nach (der sog. Plattfuß, s. d.). An die Mittelknochen schließen sich die einzelnen Fehen an, die nicht zur Unterstützung des Körpers verwandt werden, aber für die Balancierfähigkeit, namentlich beim Gehen, sehr wichtig sind. Entsprechend seiner Bedeutung als Bewegungsorgan besitzt das B. einen mächtig entwickelten Muskelapparat. Vorn am Oberschenkel liegen die starken Strecker des Unterschenkels, welche u einer gemeinsamen, an der Kniegelenke befestigten Strecksehne verschmelzen; an der innern Seite die sog. Zuzieher, welche die beiden B. einander nähern; an der hintern Seite die Beuger des Kniegelenks, nach hinten und außen endlich die Gesäßmuskeln, welche den Oberschenkel teils im Hüftgelenk reden, teils nach außen rollen. Am Unterschenkel rringen besonders die kräftigen Wadenmuskeln hervor, welche sich mittels einer gemeinsamen Sehne, der Achillessehne, am Fersebein befestigen und den Fuß strecken. Die Pulsadern der B. stammen von der großen Schenkelpulsader (arteria femoralis), welche unter dem Leistenband an der vordern obern Fläche des Oberschenkels deutlich pulsierend zu fühlen ist und sich unterhalb der Kniekehle in die vordere und hintere Schienbeinpulsader teilt, die Nerven hauptsächlich vom großen Hüftnerven (nervus ischiadicus), dem breitesten und stärksten Nerven des menschlichen Körpers, welcher durch den großen Hüftbeinausschnitt die Beckenhöhle verläßt, an der inneren Seite des Oberschenkels verläuft und sich gleichfalls in der Kniekehle in seine beiden Endäste teilt, den Wadenbein- und den Schienbeinnerven. Verletzungen der großen Schenkelpulsader durch Stich-, Schnitt- oder Schußwunden können in wenigen Minuten durch Verblutung zum Tode führen und erfordern deshalb bis zum Eintreffen ärztlicher Hilfe fortwährend energisches Aufdrücken des Daumens auf die Wunde oder festes Umschnüren des Gliedes mittelst Lächern, Binden oder elastischer Gurten innerhalb der verletzten Stelle.

Beinbruch, Lokalbezeichnung für gewisse Kalktuffe, die durch Inkrustation von Pflanzen entstanden und daher reich an Pflanzenabdrücken sind.

Beinbruch, s. unter Knochenbrüche.

Beinknole, s. Knochenknolle.

Beinergeschwäre, s. unter Krampfaber.

Beinglas oder **Knochenglas**, s. u. Knochen.

Beinpest, Volksname des Narchocium ossifragum Huds. (Anthericum ossifragum L.), einer zur Familie der Juncaceen gehörigen, perennierenden Pflanze mit ähligem, weit umhüllendem Wurzelstock, aufsteigendem, bis 30 cm hohem Stengel, lineal-schwertförmigen Blättern und grüngelben Blüten in lockerer Traube, welche auf Lösswiesen und in Moospoltern von Sümpfen in Norddeutschland wächst, sonst aber selten vorkommt. Chemisch galt der Wurzelstock als Heilmittel gegen Knochenkrankheiten. [s. unter Lonicära.

Beinholz oder **Knochenholz**, Pflanzenart,

Beinshenen, s. unter Schußwaffen.

Beinshwarz oder **Eisenbeinshwarz**, nennt man technologisch den bei der Fabrication der Knochenstöße (s. d.) sich ergebenden pulver- und griesförmigen Abfall der durch Mahlen auf einem Rollergange in gleichförmig feines Mehl verwandelt und ausgehebt ist. Von der Knochenstöße unterscheidet sich das B. nur durch seine Form; während erstere Körner von Einsen- bis Bohnengröße darstellt, wie sie für die Zwecke der Zunderfabrication erforderlich sind, bildet das B. ein feines Pulver. Man benutzt das B. in chem. Laboratorien, wegen seines Absorptionsvermögens zum Entfärben mancher Flüssigkeiten, in einzelnen Fällen zum Filtrieren verunreinigten Wassers, in größter Menge aber zur Darstellung der Stiefelwäse, deren schwarze Farbe durch den äußerst fein verteilten Kohlenstoff des B. bedingt ist.

Beinweil, Pflanzenart, s. u. Symphytum.

Beipur, Stadt im Distrikt Malabar (s. d.).

Weira, eine Provinz Portugals, die vom linken Douro-Ufer bis zum Tejo und zur Provinz Estremadura reicht und auf 28 977 qkm (1878) 1 890 747 E. zählt. Das Land zerfällt administrativ in die fünf Distrikte Aveiro, Coimbra, Bizeu, Guardo und Castello-Branco, wird aber von den Bewohnern selbst naturgemäß in drei Bezirke geteilt: Weira-mar, der flache Küstenstrich; Weira-alta oder Ober-Weira, der gebirgige nordwestl. Teil; Weira-daiga oder Unter-Weira, der ebenere Osten. Aus dem Thale des Douro erhebt sich terrassenförmig bis zur Höhe von 700 m im Mittel ein Bergland, welches als West-Abhang des Plateau von Salamanca anzusehen ist, und wesentlich aus Granit besteht. Auf demselben erheben sich mehrere Gebirgskette, vor allem die Serra da Estrella, welche in der Kuppe des Malhão da Serra den höchsten Gipfel Portugals trägt (2295 m). Dieses Gebirge (der Mons Herminius der Alten) bildet in einer Länge von 60 km einen wichtigen Bergwall zwischen den Thälern des Mondego und Bezeu, und fällt zum Letztern namentlich in schroffen zerklüfteten Felswänden ab; auf den Abhängen finden sich vier kleine Alpenseen. Ein zweiter, schmalerer Bergwall, dessen bedeutendste Glieder Serra de Bussaco (647 m) und Serra de Caramullo (552 m) sind, erhebt sich auf dem westl. Abhang des Plateau, und ein dritter mit dem Douro parallel streichender Gebirgszug bildet den terrassierten Bergabhang, welcher sich bis an das Ufer des Douro erstreckt und in seiner östl. Hälfte

ein reichendes, mit Weinreben, Obstbäumen, Gärten und Landgehölzen bedecktes Hügelland, die südl. Hälfte des Distrikts Alto-Douro (s. d.) bildet. Der westlichste Teil des centralen Systems, der sich nirgends mehr über 800 m erhebt und vorwiegend Plateaucharakter hat, streicht in die Provinz Alentejo hinüber, wo er mit der Serra de Cintra und dem Cabo da Roca, der westlichsten Spitze des Festlandes von Europa, endet. B. wird in südwestl. Richtung vom Mondego und Beira, in westlicher vom Vouga, in nördlicher vom Coa und andern Ästissen des Douro durchschnitten. Von allen diesen ist nur der Mondego für kleine Fahrzeuge bis Coimbra, im Winter auch weiter hinauf schiffbar. Mit Ausnahme der fruchtbaren und meist stark bevölkerten Thäler dieser Flüsse sowie der Ebenen um Vizeu, Guarda und Castelo-Branco ist der Boden der Provinz meist dürr, sandig und felsig, mit Heiden und Krüppeln bedeckt und daher wenig ergiebig. Die Gebirge, mit Ausnahme der Serra de Buçaco sind meist kahl, aber reich an Ergüssen, deren Ausbeute man bisher vernachlässigt hat. Dagegen wird in den ungeheuern Strandflüssen um Aveiro sowie an der Mündung des Mondego sehr viel Seefalz gewonnen. Auch gibt es viele Mineralquellen, von denen manche zu Bädern (Banhos) benutzt werden. Die hauptsächlichsten Produkte des Ackerbaues sind Mais, weniger Weizen und andere Getreidearten, Gemüse und Gartenfrüchte aller Art, Wein, Öl, Obst und Kastanien, im Westen auch Orangen. Nächst dem Ackerbau bilden der an der Küste eifrig betriebene Fischfang und die Viehzucht die Haupterwerbszweige der sehr ungleich verteilten Bevölkerung. Die früher berühmte Schafzucht ist stark gesunken. Doch züchtet der Ober-B. immer noch die meisten und durch ihre Wolle ausgezeichneten Schafe (Beira-sheep) in Portugal. Auch Kinder, Fiegen und Schweine werden stark gezüchtet, letztere namentlich um Lamego, aus welcher Gegend die besten Schinken Portugals (Lisaboner Schinken) kommen. Industrie und Handel sind unbedeutend, da es noch an Verkehrswegen fehlt. Nur ein geringer Teil der Wege kann mit Karren befahren werden, Chaussees gibt es nur eine; seit 1863 wird B. von der Bahn Lisboa-Coimbra-Oporto durchschnitten. Die Hauptstadt und wichtigste Stadt der Provinz ist Coimbra (s. d.). Seit der Zeit Johannis V. führt der älteste Sohn des Kronprinzen den Titel Prinz von B.

Beiram, Feste der Mohammedaner, s. Bairam.

Beiram oder Behrem Kaleisi, Dorf an Stelle der alten Stadt Assus (s. d.) in Mysien.

Beireis (Gottfr. Christoph), ein gelehrter Sonberling, geb. 2. März 1730 zu Wülhausen, studierte seit 1750 in Jena die Rechte, zugleich aber auch Mathematik, Physik, Chemie und Medizin. Nach beendigten Studien ging er auf Reisen, welche sich indessen nicht auf Indien erstreckten, wie er vorgab, sondern wahrscheinlich auf Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und Deutschland. Im J. 1756 lehrte er jurist., studierte in Helmstedt unter Heister Chirurgie und wurde daselbst 1759 ord. Professor der Physik, 1762 der Medizin, 1768 der Chirurgie. Auch ernannte ihn 1802 der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zu seinem Leibarzt. B. starb 12. Sept. 1809. Er hatte 17 verschiedene Sammlungen von Gegenständen der Kunst, Wissenschaft, Natur, Mechanik u. s. w. Seine Gemälde-

sammlung enthielt kostbare Stücke; von Dichtigkeit waren seine physiol., anatom. Präparate, unter diesen namentlich die Nierenkapseln; sein Kabinet enthielt viele alte Goldmünzen und war von einem ansehnlichen Wert, weshalb er in dem Ruße eines Goldmachers stand. Seine Entdeckungen in der Chemie wußte B. lohnend auszubeten, so z. B. die bessere Bereitung des Kaliums, die er als Geheimnis den Engländern mittheilte, und die Kunst, aus bisher unbekannten Mitteln Essig zu bereiten. Seine physiol. Abhandlungen sind unbedeutend. Vgl. Heister, «Nachrichten über Gottfried Christoph B.» (Berl. 1860).

Beirut oder Bairat, die Hauptstadt eines Sandschaks im asiat.-türk. Vilajet Syrien und in neuerer Zeit die wichtigste Seestadt dieser Provinz, liegt auf einem Küstenvorsprunge zwischen Sidon (Sidon) und Latakias (Tripolis) und wird schon von Aulusuba als der Hafen von Damaskus bezeichnet, mit dem es durch eine Kunststraße in Verbindung steht. Außerdem ist die Stadt der alte Sammelplatz der nach Mekka gehenden Karawanen, welche allerdings seit Eröffnung des Suezkanals nicht mehr so zahlreich hier eintreffen wie vorher, und der gewöhnliche Landungspunkt aller nach Syrien und Palästina direkt gehenden Reisenden. A. ist der Sitz eines Paschas, eines griech. Erzbischofs und eines maronit. Bischofs sowie mehrerer Generalkonsulate. Die Stadt steht am Abhange eines Hügel, gewährt die Aussicht auf den Libanon und gilt als der gesündeste Ort der syr. Küste. Die Altstadt hat meist enge, schlecht gepflasterte Straßen, ist aber von einer Menge von Vorstädten mit schönen Häusern und Gärten umgeben. Keine türk. Datscha hat in neuerer Zeit einen ähnlichen Aufschwung genommen wie B., das jetzt 80000 E. zählt, im großen Teil reiche Christen, die bedeutenden Handel, namentlich mit Marseille, treiben. Es befinden sich in B. eine Quarantäne, ein Hospital, mehrere Postanstalten, europ. Ärzte, Apotheken und Fabriken. Seit 1875 ist durch eine Wasserleitung dem früheren Wassermangel B.s abgeholfen. Es bestehen hier ein deutsches Waisenhaus mit Pensionat und prot. Kapelle, eine amerik. Missionstation mit Kirche, Druckerei, mediz. Schule, Realschule und astron. Observatorium, ein prot. Fraueninstitut, ein franz. Waisenhaus mit Schule und Pensionat, ein Franziskanerkloster und viele, meist von England aus unterstützte Schulen. Die Hauptmoschee von B. ist eine ehemalige christl. Kirche aus der Kreuzfahrerzeit. Die Imperial-Ottoman-Bank besitzt hier bereits seit 1865 eine bedeutende, den syr. Handel sehr zu statten kommende Filiale. B. ist durch eine bequeme Kunststraße mit Damaskus verbunden. Neben starker Seiden- und Baumwollweberei wird Gold- und Silberdrachfabrikation betrieben. Außerdem verfertigt man hier die in ganz Syrien und Ägypten berühmten, mit Nagen verzierten bunten Koffer für Leinwand, die namentlich zu Brautgeschenken dienen. Die Umgegend gewinnt viele und ausgezeichnete Seide, Baumwolle und vortrefflichen Tabak. Für diese Produkte haben auch die Druzen in B. ihren Hauptabgabemarkt. Der Hafen des Plazes ist längst verlandet und die Schiffe bleiben auf der Reede oder in den verschiedenen Buchten der gegen Osten sich ausbuchtenden St. Georgsbai, die von dem heil. Georg ihren Namen führt, der hier den Drachen erlegt haben soll. In die Bai mündet von Süden her der Rasch-Barr

(Nagoras der Älten) und 10 km im Nordosten der Stadt der Nag-el-Keib (bei den Älten Epyos), an dessen Felswänden sich berühmte Skulpturen mit pers. Keilschriften und ägypt. Hieroglyphen, sowie auch arab. Inschriften befinden.

Die uralte phöniz. Hafenstadt Berjotes wurde vom Ägypter Diobotos Tryphon 140 v. Chr. zerstört, unter Kaiser Augustus durch Agrippa wiederhergestellt und zu einer röm. Kolonie mit ital. Rechte und dem Namen Julia Augusta Felix erhoben. Unter Caracalla erhielt sie den Beinamen Antoniniana. Später zeichnete sich B. durch seine Hohe Schule für Rhetorik, Poetik und besonders für Rechtskunde aus. Der spätere Kaiser Theodosius II. erhob B. zu einer Triopolis. Nachdem die Stadt schon 349 durch Erdbeben verwüstet worden, wurde sie 20. Mai 639 durch ein solches völlig zerstört. Zur Zeit der Kreuzzüge erhob sie sich wieder zu einem wichtigen Orte. Damals bildete der Nag-el-Keib die Grenze zwischen dem Königreich Jerusalem und der Grafschaft Tripolis. An dem nur 2 m breiten Röhrenpfad, der alten, in den Fels gehauenen Via Antoniniana, belagerte König Baldwin I. die Sarazenen, und nach zweimonatlicher Belagerung eroberte derselbe die Stadt 27. April 1110. Im J. 1287 wurde sie von Saladin, 1297 von den Kreuzfahrern eingenommen, 1291 von den Franken geplündert. In späterer Zeit war sie lange im Besitze der Drusen; der Drusenfürst Jach-ed-din (1596—1634) suchte europ. Kultur in B. zu verbreiten. Durch Verrat kam die Stadt 1763 in die Hände der Türken. Eine russ. Flotille beschloß, eroberte und plünderte sie 1772. In der orient. Angelegenheit von 1840 spielte B. eine wichtige Rolle. Die Feindseligkeiten der vereinigten engl.-franz.-türk. Flotte gegen die ägypt. Macht Mehmed-Alli in Syrien begannen unter dem engl. Admiral Stopford mit dem Bombardement der Stadt vom 10. bis 14. Sept. Bräutertags zerstört, wurde sie erst 3. Okt. von Soliman-Pascha geräumt und von den Truppen der Verbündeten besetzt.

Beisassen oder **Schug** verwandte, s. Bärger.

Beizig heißt das Recht des überlebenden Erben auf die mit den Kindern gemeinschaftliche Verwaltung und Benutzung des von dem Verstorbenen hinterlassenen Vermögens. Daß der Nachlaß nicht geteilt, sondern der bisherige Hausstand unverändert fortgeführt wurde, solange eins von den Ältern lebte, scheint uraltes deutsches Recht gewesen zu sein, welches sich jedoch nach dem Eindringen des röm. Rechts nur vereinzelt in örtlichen Statuten und Landesgesetzen namentlich Süddeutschlands erhalten hat. Auch der franz. Code civil kennt ein Nießbrauchsrecht selbst der verwitweten Mutter bis zum 18. Jahre des Kindes. Anderwärts ist der 3. entweder ein lebenslänglicher, oder erreicht sein Ende mit der Wiederverheiratung des verwitweten hatten, oder bei Eintritt irgend eines Grundes zur Aufhebung der elterlichen Gewalt.

Beiziger nennt man im Gegenatz zum geschäftstreibenden Vorsitzenden (Präsidenten, Dirigenten) die übrigen stimmungsführenden Mitglieder einer kollektiven Behörde, z. B. eines Kollegialgerichts. In den neuen deutschen Justizgesetzen wird der Ausdruck indeßen nicht gebraucht. Auch hießen mitunter so die Urkundspersonen, welche nach den älteren Gesetzen bei wichtigen Untersuchungsabhandlungen (wie z. B. einer Zeichenschau) zuzuziehen waren.

Beizpiel (im Mittelhochdeutschen *biapel*, von *apel*, *Rebe*, Erzählung) ist in der mittelhochdeutschen Literatur der Name für eine Art von biblischen Dichtungen, welche im allgemeinen der Fabel entsprechen. Die althochdeutschen B., meist in Spruchform abgefaßt, sind teils wirkliche Tierfabeln, teils kleine weltliche oder geistliche, märchenhafte oder allegorische Erzählungen mit einer bestimmten, mehr oder minder ausgeführten Moral. Einzelne derselben finden sich schon den Dichtungen der Äußer des 12. und 13. Jahrh., so denen Spervogels, Heinmars von Zweter, Harners und Konrads von Würzburg, eingelegt; andere sind umfangreichere Dichtungen einzelner, wie der Kaiserchronik, dem *«Beizigen Gasts»*, Freibanks *«Bescheidenheit»* und dem *«Renner»*. Eine beträchtliche Anzahl ist jedoch in eigenen Sammlungen niedergelegt, wie namentlich in dem *«Eldstein»* des Bonerius und in den Sammlungen kleiner Gedichte des Strider. — Im Neuhochdeutschen hat das Wort B. die Bedeutung des lat. *exemplum* angenommen (und bezeichnet demnach jeden bestimmten einzelnen, gleichviel ob aus der Erfahrung entlehnten oder erdichteten Fall, insofern er als Beleg eines allgemeinen Begriffs oder Satzes dienen soll).

Beizbeere, Pflanzenart, s. u. Capsicum.

Beizel, s. Stemmleisen.

Beizer, die in Süddeutschland und Österreich übliche Bezeichnung für Heiseln, eine zum Heben von Steinen u. s. w. dienende, eigentümlich geformte eiserne Stange.

Beizfahl, Pflanzenart, s. unter Beta.

Beizgange (franz. *tricolores*, engl. *pincoers*), s. unter Gänge.

Beid oder **Beid el-Fallh**, d. h. Haus des Gelehrten, eine durch ein Fort gebaute Stadt im türk. arab. Vilajet Jemen, 30 km von der Küste und 15 km westlich von dem anmutigen Kaffeegebirge, ist erst gegen Ende des 17. Jahrh. durch die Übersiedelung der Kaufleute aus dem südlicher gelegenen Sebid um das Grabmal und die Moschee des heil. Ahmed Ibn-Musa entstanden. Die Stadt war in der Mitte des 18. Jahrh. der größte Kaffeemarkt in Jemen und auf der ganzen Erde. Durch die Wahabiten wurde indes dieser Handel gestört, und als deren Befieger Mehmed-Alli von Ägypten das Monopol desselben an sich riß, noch mehr beeinträchtigt. Gleichwohl hatte die Stadt unter letztem noch 30000 G. Auch jetzt ist sie noch ein wichtiges Entrepôt für den Kaffee Jemens, von welchem sie jetzt 12 Mill. Pfd. jährlich ausführt, und bringt außerdem Weihrauch, Gummi und Perlen in den Handel. Die Stadt selbst besteht, mit Ausnahme einiger steinerner Häuser, aus grassbedeckten Hüften mit runder Bedachung, zählt noch 8000 G. und ist einer der heißesten Orte der Erde, jedenfalls der heißeste in der Küstenebene Adama, indem das Thermometer mittags im Schatten bisweilen auf 40° C. steigt.

Beizel sind dem Stemmleisen ähnliche, einseitig zugeschlossene Werkzeuge, welche in einigen Abweichungen als Stech-, Loch- und Kantbeizel zur Holzbearbeitung Verwendung finden.

Beiztöne oder **Aliquotöne**, s. Obertöne.

Beizze (Heinr. Ludw.), Geschichtsschreiber, geb. 15. Febr. 1798 in Nuttrin im pommerischen Kreise Belgard als Predigersohn, arbeitete seit 1813 bei dem Gerichte in Belgard. Im Frühjahr 1815 trat er als freiwilliger Jäger in das preuß. Heer, nahm

an den Belagerungen von Rauberg und Philipps-ville teil und wurde im September zum Porten-führer befördert. Nach dem Friedensschlusse be- suchte B. die Kriegsschulen zu Koblenz und Mainz, wurde 1815 zum Offizier ernannt und demnachst zur allgemeinen Kriegsschule nach Berlin, sowie 1823—26 zur Infanterie-Abteilung des Generalstabs kommandiert. Im J. 1828 kam er als Lehrer der Geographie an die Divisionschule zu Stargard, lehrte 1838 zum Regiment nach Kolberg zurück und wurde Anfang 1839 Kompaniechef. Abhaltende Kränklichkeit nötigte ihn, Ende 1845 den Abschied nachzusuchen, den er mit dem Charakter als Major erhielt. In den folgenden J. Hauptwerk, die „Geschichte der Kriege in den J. 1813 und 11 1815, 4. Aufl., neubearb. von Brem. 1881 fg.), ein Buch, wo Gründlichkeit mit polit. Frei- lichkeit Verknüpfung vereinigt. In Reisen des deutschen Volks günstig aufgenommen wurde. Außerdem schrieb B.: „Geschichte des russ. Kriegs im J. 1813“ (Berl. 1856, 2. Aufl. 1862), „Geschichte des Jahres 1813“ (2 Bde., Berl. 1866) und „Das preuss. Heer vor und nach der Reorgani- sation“ (Berl. 1867). Im Nov. 1858 wurde er von dem Wahlbezirk Naßau in das preuss. Abgeord- netenhaus gewählt. In der folgenden Legislatur- periode in vier Wahlkreisen gewählt, nahm er das Mandat für Soest-Hamm an und wurde bei der vorimaligen Auflösung des Hauses mit gesteigerter Majorität wiedergewählt. Der Fortschrittspartei angehörend, hat B., ohne als Redner sich hervor- zuthun, namentlich in den Verhandlungen über die Herresreorganisation im Sinne seiner Partei Ein- fluß geübt. Auch gab er heraus: „Hinterlassene Schriften des Generalauditors Dr. Karl Fricke“, nebst einer Lebensskizze desselben (Berl. 1866). B. starb zu Berlin 10. Mai 1867.

Weltweit nennt man bei einem Werke der bil- denden Kunst diejenigen Gegenstände, die nicht die unmittelbaren Träger der Idee des Kunstwerks, zur Darstellung desselben also nicht unumgänglich notwendig sind. Das W. hat die Aufgabe, dem Hauptgegenstande des Kunstwerks gewissermaßen eine Sphäre zu schaffen, die seinen Sinn erklären hilft und eine für das Verständnis der Idee förder- liche Stimmung hervorruft. Sind leblose Gegen- stände der Hauptstoff des Kunstwerks, so ist von starm W. in obigem Sinne nicht mehr die Rede. Entweder ist dann das Veringfügigste gleich wich- tig, wie beim Stillleben, oder man hat für ander- artige, sekundäre Elemente andere Bezeichnungen, wie bei der Landschaft: Staffage (s. d.).

Weltweit, s. Weltweit.

Weige, Jagd mittels Zallen, s. Walze.

Weige nennt man in der Technologie Lösungen saurer, salziger oder sonst scharfer und ätzender Stoffe, mit denen man gewisse feste Substanzen be- reit oder trinkt, um denselben dadurch gewisse Eigenschaften der Färbung, der Struktur und Ober- flächenbeschaffenheit, ferner des Geschmacks u. s. w. zu erteilen, die ihnen ursprünglich nicht zukommen, oder um sie zu spätern dem Arbeiten vorzubereiten. W. nennt man z. B. die zum Anpökeln von Fleisch angewendete Lösung von Kochsalz und andern Substanzen, in der Gerberei heißt W. die saure Hobbefärbung oder die durch Gärung von Meie und Wasser entstandene saure Flüssigkeit. W. wird auch

die saure Flüssigkeit genannt, mit welcher zu ver- goldende, versilbernde oder zu versäuernde Objekte aus Messing, Bronze, Eisen u. s. w. vorher ge- wigt werden. Mittels B., meist verdünnte Sal- petersäure oder Salzsäure, werden Beschäftigungen auf Metall- oder Steinplatten (Lithographische Schiefer) hervorgerufen, indem die nach je ätzenden Partien vorher mit einem Firnis bedeckt werden, welcher diese vor dem Angriff der B. schützt. Horn und ähnliche Körper färbt man durch B. be- namentlich aus Lösungen von Metallen (Vergil- ber) bestehen. Holzbeizen nennt man Lösungen von Harzhölzern (Eichenholz, Rothholz, Sandelholz zum Zweck des oberflächlichen Färbens von Holz- hölzern. In der Färberei und dem Färbereibetrieb spielt die B. (gewöhnlich Weiden) eine große Rolle; in vielen Fällen läuft der Färb- stoff daraus hinaus, daß sie die Färbstoffe auf ihren Lösungen auf die Gewebeoberflächen überträgt, indem ihre Bestandteile unlösliche Verbindungen mit den Färbstoffen eingehen. Die wichtigsten in der Färberei angewendeten B. sind: Alaun, saure Thonerde, essigsaures Eisenoxyd, Zinn, Löss, Albumin, Mehl und fettes Öl. Die B. haben aber nicht nur den Zweck, die Färbung der Faser mit dem Farbstoff zu bewerkstelligen, so können auch dazu dienen, auf dem Färb- stoff gewisse Stellen bis Farbe zu verhindern. In diesem Falle werden die B. als entfarbende Beizen oder Entfarbungen bezeichnet.

Weizen des Weizenbrot hat den Färb, wie an dem Saatkorn der Weizenkörner, namentlich der Weizen, des Roggen, des Gerste und des Haars befindlichen Pflanzensamen und zwar besonders in Sporen des Stems oder Stängelbrandes, Fäule, und diejenigen des Stauds, oder Fäulebrand, Vorklage, zu verhindern. Gegen die Fäule ist sich die Anwendung des Kupferoxyds (essig- saures Kupferoxyd) ausgezeichnet bewährt. Man nimmt auf 1 hl Saat 0,5 kg Kupferoxyd, in dieselbe in Wasser und gibt hierzu in einem Be- hälter so viel Wasser, daß die Saat vollständig im letztem bedeckt ist. Nach 24stündiger Ruhe in dieser Lösung ist die Keimkraft aller Pflanzensamen, während die Getreidekörner selbst völlig un- verletzt geblieben sind und nach dem Trocknen zu weiteren zum Auskochen benutzt werden kann. Beim Weizen des Stauds gegen den Stängelbrand vorklägt man ebenso, nur mit dem Unterschied, daß man auf 100 kg Wasser 1,5 kg engl. Schwefel von 66° Weizen verwendet und das W. 10 Stunden lang vornimmt. Vgl. Weizen, die Krankheiten der Kulturgewächse (Berl. 1881).

Weize (Pax Julia der Römer), Stadt im (1678) 6487 G. in der (ehemaligen) Provinz von dem Alentejo, Biskopsthum und Hauptstadt im gleichnamigen Biskopsthum (10869 qkm am 1071 144817 G.) in fruchtbarer, aber baumloser Land- schaft, an der Eisenbahn, welche hier nach Lissabon und nach Caseres gabelt, besitzt bedeutende Über- reste aus röm. Zeit (Wasserleitung), ein sehr alte Kathedrale und drei andere Kirchen, ein Hospital und treibt Gerberei und Ziegenzucht sowie Olivenbau. Jährlich finden hier zwei Messen statt.

Wejar, befestigte Stadt mit (1877) 11000 G. in der span. Provinz Salamanca, südwestlich von einem steil abfallenden Plateau am Fuß der Sierra de Gombro gelegen. Sie besitzt mehrere Kirchen.

eine halb verfallene Stammburg der Herzöge von B. und hohe Mauern, ist aber eng und schmucklos. Die Einwohner treiben Wollhandel und Luchsfabrikation, bei welcher mit Einschluss der in der Umgegend am Flusse gelegenen Werkstätten an 5000 Menschen beschäftigt sind. Von B. kommen die besten der in ganz Spanien berühmten «Schinken von Estremadura». Bei B. wurden 1813 die Franzosen von den Engländern geschlagen, und 1868 trug B. durch seine heldenmütige Verteidigung gegen die königl. Truppen zum Gelingen der Revolution bei. In der Nähe liegt die Schwefeltherme Baños de Bejar (34° R.).

Bejaß oder **Bejaßa**, Fluß des Nendschab (s. d.). **Bejaßi**, **Bejaßiten** oder **Ybadhi**, mohammed. Sekte in Arabien, deren Stifter Abballah ben Ybadh und deren Oberhaupt der Imam von Maslat ist. Sie erkennen den Vorrang der Abstammlinge Mohammeds nicht an, sondern schreibt dem ganzen arab. Adel gleiche Rechte zu.

Bejserbest, s. unter **Beg**.

Beja-Elf, s. **Bagna-Elf**.

Bejaa (El Bejaa), s. **Edeisyrien**.

Bejassinen, s. **Becassinen**.

Befe (Charles Tiltone), engl. Reisender und Geograph, geb. zu London 10. Okt. 1800, lernte als Kaufmann und konditionierte in London, Genua und Neapel, trat aber nachher als Student der Rechte in Lincoln's-Inn ein, entsagte indes auch sehr bald der jurist. Laufbahn, um sich vorzugsweise histor., ethnogr. und philol. Studien zuzuwenden, als deren Frucht er die «Origines biblicae, or researches in primeval history» (Bd. 1, Lond. 1834) veröffentlichte. Da dieses vom Standpunkte der strengsten Buchstabengläubigkeit aus verfaßte Werk, für welches die Universität Erlangen ihm den Dokortitel verlieh, namentlich in Deutschland scharfe Kritiken erfuhr, so schrieb B. in Leipzig, wohin er 1836 über Bremen gekommen war, und wo er 1837 und 1838 die Gesellschaft des engl. Konsulats vertrat, seine «Verteidigung gegen Dr. Paulus» (Lpz. 1836). Im Frühjahr 1837 reiste er mit Moore nach Palästina und machte die ersten Messungen über die Einsenkung des Toten Meers, 1840—43 ging er von Tadschurra nach Schoa in Südabessinien, hielt sich ein Jahr in der Provinz Godscham auf und reiste über Massaua zurück. Die Resultate seiner Forschungen während dieser großen Reise wurden in dem «Journal of the Geographical Society», dem «Bulletin de la Société de géographie» und der Schrift «Abyssinia. A statement of facts» (Lond. 1846) veröffentlicht. Nachdem er von seiner Reise zurückgelehrt, erregte B. unter anderem durch die Schriften «Essay on the Nile and its tributaries» (Lond. 1847), «On the sources of the Nile in the mountains of the Moon» (Lond. 1848), «On the sources of the Nile» (Lond. 1849), sowie durch sein «Mémoire justificatif en réhabilitation des peres Paex et Lobo» (Par. 1848) unter den Geographen Aufsehen. Er erhielt dafür von der Londoner wie von der pariser Geographischen Gesellschaft die goldene Medaille. Auch wurde er mit Antoine d'Abbadie in einen Streit verwickelt, indem er in den Schriften «A letter to M. Daussy» (Lond. 1860) und «An inquiry into A. d'Abbadie's journey to Kassa» (Lond. 1861) den Beweis zu führen suchte, daß die Reise des letztern zur Entdeckung der Nilquellen (1843—44) erbichtet sei. Doch hat sich B.s Beschuldigung nicht als

richtig erwiesen. Außer andern verdienstvollen geogr., ethnogr. und linguistischen Abhandlungen ist noch seine Arbeit «On the geographical distribution of languages in Abyssinia» (Edinb. 1849) anzuführen. In den «Sources of the Nile, with the history of Nilotic discovery» (Lond. 1860) stellte er die Ergebnisse seiner bisherigen, langjährigen Untersuchungen über diesen Gegenstand zusammen, nachdem er 1848 eine Expedition unter Dr. Divaloblokt über Sangibar nach den Nilquellen ausgeschrieben hatte, die aber in Sangibar scheiterte.

Von 1849—53 bekleidete B. die Stelle eines Sekretärs bei der National association for the protection of British industry and capital, gab während dieser Zeit unter anderem Gerrit De Beers «True description of three voyages by the North-East towards Cathay and China, undertaken by the Dutch in the years 1694, 1696, and 1696» für die Hakluyt Society heraus (Lond. 1853), lebte dann längere Zeit auf der Insel Mauritius, reiste 1861 mit seiner Gattin nach Damaskus, suchte in der Umgegend das Harran der Patriarchen auf und verfolgte den Weg, den Jakob auf der Flucht von dort nach dem Gelobten Lande eingeschlagen haben soll. Ein Buch über diese Reise, «Jacob's flight» (Lond. 1864), schrieb seine Gattin; er selbst gab nur einen längern Bericht in dem Journal der Londoner Geographischen Gesellschaft (Bd. 32, 1862). Nach Ausbruch des Konflikts mit Abessinien 1865 erbot er sich zur Befreiung der Gefangenen, reiste auch nach dem Roten Meer, die engl. Regierung nahm aber seine Dienste nicht an. Dies gab die Veranlassung zu seinem Buch «The British captives in Abyssinia» (Lond. 1867). Später besuchte er noch den Djebelen-Kur im Osten des Golfs von Arabien, den er irrthümlich für den Sinai der Israeliten hielt («On the passage of the Red Sea by the Israelites, and its locality, and on the situation of mount Sinai», Lond. 1838; «A few words with bishop Colenso on the subject of the exodus of the Israelites, and the position of mount Sinai», Lond. 1862). B. starb 31. Juli 1874 in London.

Bekehrung, s. **Konversion**.

Bekenner (Confessores) hießen in der frühern christl. Kirche, nach Matth. 10, 28, solche, welche wegen des christl. Glaubens standhaft Verfolgungen erduldeten, ohne ihr Bekenntnis mit dem Tode besiegeln zu müssen. Die ihnen erwiesene hohe Ehre verleitete sie zuweilen zu ungerechtfertigten Ansprüchen. So maßten sich um die Mitte des 8. Jahrh. die afrikanischen B. das Recht an, Gefallene ohne weiteres in die kirchliche Gemeinschaft wieder aufzunehmen, ein Mißbrauch, gegen welchen namentlich Cyprian sehr entschieden ankämpfte.

Bekenntnisschriften, s. unter **Symbolische Bücher**.

Békés (spr. Behleßsch), ungar. Komitat im jenseitigen Theistrefle, wird nördlich von Großrumänien und Szabolcs, östlich von Bihar und Arab, südlich von Ecsanád, westlich von Eszengräd und Heves umschlossen, und hat einen Flächenraum von 3420 qkm mit (1880) 229 757 E. (gegen 212 978 im J. 1869, Zunahme 7,9 Proz.), der Nationalität nach größtentheils Magyaren, der Religion nach größtentheils Protestanten. Fast durchgängig eben, wird das Komitat oft von Überschwemmungen der durchströmenden Weißen, Schwarzen und Schnellen Rörs heimgesucht, verdankt aber dieser starken

Bewässerung auch seine bedeutende Fruchtbarkeit, in welcher Beziehung es zu den geeignetsten Komitaten des Landes zählt. Ackerbau und Viehzucht, beide sehr blühend, bilden den Hauptnahrungsweig der betriebsamen Einwohner. Im Laufe des 17. Jahrh. durch die blutigen Kriege ganz verwüstet, wurde B. erst zu Anfang des 18. Jahrh. wieder bevölkert, namentlich durch J. G. Harukers Bemühungen, der 1719 fast das ganze Komitat von der Krone ankaufte und mit Ungarn, Deutschen und Slawen bevölkerte, die er je nach Nationalitäten und Konfessionen in verschiedene Orte verteilte. Der bedeutendste Ort des Komitats ist B., am Zusammenfluß der Weissen und der Schwarzen Körös gelegen, einer der ältesten ungar. Marktsiedlungen mit (1880) 22 938 E. und einem schönen Kastell des Grafen Wenkheim.

Vétes-Csaba, Marktsiedlung im ungar. Komitat Vétes, s. Csaba.

Veßjären, türk. Soldtruppen.

Veßf (Joh. Baptist), bad. Staatsmann, geb. 29. Okt. 1797 zu Triberg im bad. Schwarzwalde, besuchte das Gymnasium zu Freiburg, studierte daselbst 1816–20 die Rechte, wurde 1822 Advokat zu Meersburg, 1829 Assessor bei dem dortigen Hofgericht, 1832 Rat im Ministerium des Innern und 1837 Vizelandrat beim obersten Gerichtshof zu Mannheim. Seit 1831 Mitglied der Zweiten Kammer, wurde er 1842–45 zum Präsidenten derselben gewählt. Nachdem 1845 Rebenius wieder an die Spitze des Ministeriums getreten, wurde B. im März 1846 als Staatsrat ohne Portefeuille zur höchsten Verwaltung berufen und im Dezember desselben Jahres zum Minister des Innern ernannt. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 ergänzte B. das Ministerium durch gleichgesinnte Kollegen und versuchte im Einflange mit der liberalen Partei die friedliche Reorganisation der Staatsordnung durch eine Reihe tiefgreifender legislativer Entwürfe durchzuführen. Die Agitation der radikalen Partei und die beiden Aufstände im April und Sept. 1848 mit ihren Folgen störten indes die friedliche reformatorische Entwicklung. Nach dem Ausbruche der bad. Mairevolution erhielt B. im Juni 1849 seine Entlassung und trat 1851 als Präsident des Hofgerichts zu Bruchsal wieder in eine richterliche Stellung, nachdem er noch ins Erfurter Parlament gewählt worden war und die Schrift »Die Bewegung in Baden« veröffentlicht hatte. B. starb 22. März 1855 zu Bruchsal. (S. Baden.)

Bekker (Walthafar), freisinniger Theolog der reform. Kirche, geb. 30. März 1634 zu Metzlawier in Friesland, wo sein Vater Prediger war, studierte in Groningen und Franeker und ward dann Prediger in Osterlittens. Des Socinianismus angeschuldigt, folgte er einem Rufe als Pfarrer nach Loenen, dann nach Weesp, 1679 nach Amsterdam. Doch auch hier erregte er bald den Haß seiner Amtsgenossen, indem er in einer Unterredung über die Kometen bewies, daß letztere weder Vorbedeutungen noch Vorläufer von Unglücksfällen seien. Am meisten Aufsehen und Widerspruch erregte »De betoverde wereld« (Amsterd. 1690–93; deutsch von Schwager: »Die bezauberte Welt«, 3 Bde., Lpz. 1781–82). Mit einem für jene Zeit unerhörten Freimut bewies er hier zunächst auf Grund des Cartesianischen Dualismus von Geist und Körper, daß Dämonen und Teufel unmöglich auf das Gemüt des Menschen wirken können. Aber auch die Schrift stelle darüber keine Theorie auf, sondern

was sie erzähle von Teufelserscheinungen, sei allegorisch zu verstehen, und die Dämonenbesitzungen seien böse Krankheiten, welche das Gehirn verwirren. Eine Menge Streitschriften erschienen dagegen. B. ward 1692 seines Amtes entsetzt und exkommuniziert; er starb 11. Juli 1698.

Bekker (Elisabeth), holländ. Schriftstellerin, geb. 24. Juli 1738 zu Bliessingen, war mit dem reform. Prediger Adrian Wolff verheiratet. Nach dessen Tode, seit 1777, lebte sie in der innigsten Freundschaft mit der geistreichen Agathe Delen, mit welcher sie auch während des sog. Englischen Kriegs nach Frankreich zog und sich zu Trevoir niederließ. In der Revolutionszeit entging sie nicht nur selbst durch ihre Geistesgegenwart der Guillotine, sondern half auch den Gemahlin ihrer Freundin Renauld, der im Kerker saß, befreien. Mit ihr kehrte sie 1795 nach Holland zurück und lebte im Haag, wo sie 5. Nov. 1804 starb. Ihre Romane »Historie van Willem Leend« (3 Bde., Amsterd. 1785), »Historie van Sara Burgerhart« (2 Bde., Amsterd. 1790; 2. Aufl., 3 Tle., 1836; deutsch, 2 Tle., Lpz. 1789), »Abraham Blanksart« (3 Bde., Amsterd. 1787) und »Cornelis Wilschout« (6 Bde., Amsterd. 1793–96) haben klaffendes Ansehen. Ihre wichtigsten Werke schrieb sie in Verbindung mit ihrer Freundin Delen, und es läßt sich nicht entscheiden, wer von ihnen den größten Teil an der Zusammenstellung gehabt hat. Von Räuber in Jphoe wurden »Wilhelm Leewend« (4 Bde., Berl. 1798–1802) und »Klaren Bibliothek« (2 Bde., Berl. 1800–1) ins Deutsche übersetzt.

Bekker (Immanuel), ausgezeichnete Philolog, geb. 21. Mai 1785 zu Berlin, besuchte das Graue Kloster und studierte von 1803–7 in Halle, wo er namentlich F. A. Wolf hörte. Zum Professor der Philologie an der eben gestifteten Universität zu Berlin ernannt, arbeitete er vom Mai 1810 bis Dez. 1812 auf der pariser Bibliothek. Die baden. Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1815 an und sandte ihn abermals nach Paris, um für das »Corpus inscriptionum graecarum« die Papiri-Fourmonts zu benutzen. Zwei Jahre später ging er nach Italien, um in den dortigen Bibliotheken Handschriften zu vergleichen, und besuchte auf der Rückreise 1819 zum dritten mal Paris, im Sommer 1820 Oxford, Cambridge und London, zuletzt Leiden und Heidelberg. Den Fleiß, mit welchem er an allen diesen Orten gesammelt, bezeugen seine »Anecdota graeca« (3 Bde., Berl. 1814–21) und seine Textesrecensionen, die unabhängig von früheren Ausgaben allein aus Handschriften geschöpft sind. Dieselben begreifen: Plato (10 Bde., Berl. 1811–21), die Attischen Redner (7 Bde., Drf. 1833), Berl. 5 Bde.), Aristoteles (4 Bde., Berl. 1831–36), Sextus Empiricus (Berl. 1842), Thucydides (3 Bde., Drf. 1821; in einem Bande, Drf. 1821) und Berl. 1832), Theognis (Lpz. 1815), Aristoteles (3 Bde., Lond. 1825), Iphigeneia (2 Bde., Berl. 1824), die Scholien zur Ilias (3 Bde., Berl. 1826–27), Paraphrase und Möris (Berl. 1833), Pollux (Berl. 1846). Textesrecognitionen (kritische Textausgaben) hat B. gegeben von Aristodorus, Appian, Dio Cassius, Diobor, Heliodorus, Herodotus, Josephus, Lucian, Pausanias, Plutarchus, Parallelen, Polybius, Suidas; aus von Livius und Tacitus; dem Homer gab er in der zweiten, »Carmina Homerica« betitelten Ausgabe (2 Bde., Bonn 1858) das Digamma wieder. Ein

Anteil an dem bonner «Corpus scriptorum historiae Byzantinae» beträgt volle 24 Bände. In den Abhandlungen der berliner Akademie hat er meist Romanisches publiziert; provençalisch den *Herabras* und geistliche Lieder, alsfrau. «*La vie de S. Thomas le marit*», die *Romane von Aspremont* und von *Flore und Blancflor* (letztern auch neugriechisch) und «*Li contes d'Erec*» von *Chrétien de Troies*. In den «Monatsberichten der Akademie» (Aug. 1850 bis April 1851) veröffentlichte er des *Bonvesin altvenet.* «*Vulgaria*», in den «*Homerischen Blättern*» (Bonn 1863 und 1872, die Ausgabe des 2. Bandes nach dem Tode des Verfassers durch Herrich besorgt), was er zum *Homer* deutsch geschrieben. B. starb 7. Juni 1871 zu Berlin. Bgl. *Sauppe*, «Zur Erinnerung an Meinecke und B.» (Göt. 1872).

Beller (Ernst Immanuel), Jurist, Sohn des vorigen, geb. zu Berlin 16. Aug. 1827, studierte die Rechte, war 1849–52 Offizier und habilitierte sich dann zu Halle, wo er später eine außerord. Professur erhielt. Seit 1857 wirkte er als ord. Professor der Rechte in Greifswald; seit 1874 als Nachfolger in Heidelberg, an beiden Stellen vornehmlich um die Hebung der jurist. Seminarien bemüht. Unter B.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Die prozessualische Konsumption im klassischen röm. Recht» (Berl. 1853), «Theorie des heutigen Strafrechts» (Epp. 1857), «Die Aktionen des Römischen Privatrechts» (2 Bde., Berl. 1871–73) und «Das Recht des Besitzes bei den Römern» (Epp. 1880). Auch gab er von 1857–63 ein «Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts» heraus, später mit Böhl einige Jahrgänge der «Kritischen Vierteljahrschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft». B. ist ferner Verfasser vieler teils in Zeitschriften, teils in Broschürenform erschienenen Abhandlungen aus dem Gebiete des Rechts und der Gesellschaftswissenschaft, auch des anonymen «*Alles von deutschen Hochschulen*» (Berl. 1869).

Bestemmung, das Gefühl des erschwerten und beeinträchtigten Atmens, tritt auf, sowie die Erweiterung und Verengerung der Brusthöhle beim Aus- und Einatmen beschränkt ist. Sie wird bedingt entweder durch mechanische Verengerung der Brusthöhle, durch Krampf (Asthma), durch Lähmung sowie durch Rheumatismus der Brustmuskeln oder durch Entzündung und Kongestion der Lungen, durch Anfüllung der Brusthöhle mit Wasser, Blut oder Luft, durch organische Fehler des Herzens sowie bei harter Anfüllung des Magens und übermäßiger Gasansammlung im Darmkanal. Ferner entsteht die B. dann, wenn die einzuatmende Luft entweder zu sehr verdünnt (z. B. auf sehr hohen Bergen) oder auch durch Kompression zu sehr verdichtet (z. B. in der Taucherglocke) ist. Bisweilen wird das Gefühl der B. auch durch eine psychische Affektion, insbesondere durch depressive Gemütsbewegungen veranlaßt. Die Wirkungen der B. bestehen in dem Gefühl großer Angst, in mangelhafter Bildung des Blutes, in Behinderung der Funktion der Stimm- und Sprachwerkzeuge, in Störung des Blutumlaufs, Betäubung u. s. w.

Bektaschi (türk.), tanzenber Derwisch.

Bel... in slav.-geogr. Namen, s. *Bjel...*

Bel., bei zoolog. Namen Abkürzung für *Pierre Belon* (den Begründer der vergleichenden Anatomie, geb. 1517, gest. 1564 zu Paris; er schrieb u. a.: «*De aquatilibus*», Par. 1553, und «*Histoire de la nature des oiseaux*», Par. 1555).

Bel, babylonische Hauptgöttheit, s. *Baal*.

Bél (Matthias), einer der bedeutendsten ungar. Geschichtschreiber, geb. 24. März 1684 zu Ocsowa im Komitat Sohl, studierte in Halle und erhielt daselbst eine Lehrestelle am Waisenhause. Er kam 1714 als evang. Prediger nach Neusohl und von da 1719 als Rektor des evang. Lyceums nach Preßburg, wo er bis zu seinem 29. Aug. 1749 erfolgten Tode wirkte. Seine Hauptwerke sind: «*Hungariae antiquae et novae prodromus*» (Münch. 1723), «*Adparatus ad historiam Hungariae*» (Preßb. 1735–46) und «*Notitia Hungariae novae historico-geographica*» (4 Bde., Wien 1735–42, unvollendet), sämtlich Werke, die wegen ihres Reichturns an Stoff noch immer benutzt werden. Auch die Schrift «*Der ungar. Sprachmeister*» (Preßb. 1728 u. öfter) ist von B. verfaßt.

Bél (Karl Andr.), Historiker, Sohn des vorigen, geb. 18. Juli 1717 in Preßburg, studierte in Altorf, Jena und Straßburg, wurde 1743 außerord., 1757 ord. Professor der Dichtkunst in Leipzig, wo er die «*Acta Eruditorum*» redigierte und 1758–61 die «*Leipziger gelehrte Zeitung*» herausgab. Er nahm sich 5. April 1782 in einem Anfall von Schwermut selbst das Leben. Sein Hauptwerk ist: «*De vera origine et epocha Hunnorum, Avarorum, Hungarorum in Pannonia*» (Epp. 1757).

Béla ist der Name von vier ungar. Königen aus der Arpadischen Dynastie. B. I., 1061–63, unterdrückte energisch den letzten Versuch der Kückkehr zum Heidentum, war durch Einführung geregelter Maß-, Gewichts- und Münzverhältnisse der eigentliche Schöpfer des Rechts in Ungarn und führte die reichstädtliche Vertretung ein, indem er zum Reichstage nach Stuhlweissenburg anstatt des gesamten Adels nur zwei Abteile aus jedem Komitate beschied. — B. II., der Blinde genannt, 1181–41, gewann Bosnien, stand im übrigen unter Leitung seiner Klingen, aber auch harten Gemahlin Helena von Serbien, nach deren Tode er sich dem Trunke ergab und dadurch bald den Untergang fand. — B. III., 1174–96, in Konstantinopel erzogen, führte am Hofe und im Lande byzant. Sitte und Kultur ein, was von wohlthätigen Folgen für des Landes Entwicklung war, aber andererseits B. in Abhängigkeit von dem griech. Kaiser Emanuel brachte. — B. IV., 1285–70, Sohn jenes Andreas II., dem der Adel die «*Goldene Bulle*» (Ungarns Magna-Charta) abgedrungen, suchte durch Niederhaltung des Adels das alte königl. Ansehen wiederherzustellen und erregte dadurch allgemeine Unzufriedenheit, infolge deren ein Teil des Adels den österr. Herzog Friedrich II. herbeirief, der aber 1286 von B. geschlagen wurde. Als bald darauf die Rumänen vor den andringenden Mongolen nach Ungarn flüchteten, nahm B. deren Forderungen auf und wies den Fremdlingen Wohnplätze an. Doch die nomadischen Ankömmlinge schlossen sich den Mongolen an, welche 1241 in Ungarn wüstend einfielen und den König am Sajófluß in die Flucht schlugen. B. fand ein Asyl in Österreich, aber erst nachdem er dem Herzoge Friedrich II. seine Schätze ausgeliefert und drei Komitate abgetreten hatte. Als die Mongolen 1242 auf die Nachricht vom Tode ihres Chans Ungarn wieder verließen, lehrte B. in das Land zurück und ließ es jetzt seine Sorge sein, durch Wiederaufbau der zerstörten Orte und Herbeirufung neuer Ansiedler die Spuren der durch die Mongolen angerichteten Verheerungen

zu vermischen. Schon 1246 war er wieder stark genug, um Friedrich durch die Niederlage, welche er diesem bei Wiener-Neustadt beibrachte, die ungastliche Aufnahme zu verweigern. Sodann schlug er 1262 einen neuen Versuch der Mongolen, in Ungarn einzufallen, siegreich zurück. B. starb 1270, nachdem noch die Empörungversuche seines Sohnes Stephan ihm die letzten Lebensjahre verbittert hatten.

Belab (arab., Plural von Bileb), der Bezirk, kommt oft in geogr. Namen vor, wie: Belab: Vescharah, eine großenteils von Drusen bewohnte Gebirgslandschaft im asiat.-türk. Vilajet Scham (Syrien); Belab-el-Dscherb, der südwestl. Teil von Tunis, s. Biledulgerid; Belab-es-Sudan, soviel wie Sudan; Belab-el-Tekrur (b. h. Land der zum Islam Bekehrten, im Gegensatz zu Belab-el-Mesfur, den südl. Heidenländern) ist Nadsudan oder Nigritien, s. unter Sudan.

Belab el-Omian oder Jin, Hauptstadt von **Belagerung** ist gleichbedeutend mit dem methodischen oder förmlichen Angriff einer Festung und bedingt die systematische Verstärkung der Verteidigungsmittel des belagerten Platzes und das gebotene Vorgehen gegen denselben. Das Nähere s. unter Festungskrieg.

Belagerungsartillerie hat in der Regel keine feste Organisation, sondern wird nach Bedarf aus den Truppenteilen der Fuß- oder Festungsartillerie gebildet, auch kann Feldartillerie mit zu dem Dienst der B. herangezogen werden. Das Nähere s. u. Artillerie und Festungskrieg.

Belagerungsgeschütze unterscheiden sich von den Feldgeschützen, abgesehen von der Auswahl der Geschützarten und Kaliber, vornehmlich durch die Lafettierung, welche die Aufstellung hinter hohen Brustwehren begünstigt. Die Beweglichkeit wird erst in zweiter Linie betont. Die B. haben viel Übereinstimmung mit den auf offenem Walle zu placierenden Festungsgeschützen. (S. Artillerie, Festungskrieg und Gesch.)

Belagerungsmünzen (numi obsidionales) sind Notmünzen, welche in belagerten Festungen zur Befolgung der Truppen geprägt worden sind. Einige hat man auch nachher zur Erinnerung an dergleichen Vorfälle geschlagen. In der Regel sind es sog. Klippen (s. b.).

Belagerungspart heißt die Ansammlung der Belagerungsbedürfnisse vor der zu belagernden Festung; derselbe zerfällt in den Artillerie- und in den Ingenieurpart. Zu erstem zählen vor allem die Geschütze, welche gegenwärtig nur gegogene sind, namentlich 9-, 12-, 15- und 21-Centimeter-Kanonen und 9-, 15- und 21-Centimeter-Mörser. Die Geschütze mit den zugehörigen Fahrzeugen und Maschinen bilden den Geschützpart; außerdem umfaßt der Artilleriepart noch das Laboratorium, die Munitionsmagazine, die Batterieberaumaterialien- und Schanzzeugdepôts, die Handwerks- und Materialienstätten und einen Munitionsfuhrerpart. Der Ingenieurpart enthält die Materialien und das Schanz- und Werkzeug für den Sappeur- und Mineurdienst sowie Werkstätten, Zimmer- und Arbeitsplätze. Jeder Part hat seinen Direktor oder Kommandeur mit dem notwendigen Verwaltungspersonal zur Seite. Bei der Wahl des Platzes für den B. ist eine Hauptbedingung auf die günstige Lage zu den Eisenbahnverbindungen zu nehmen; nöti-

genfalls wird derselbe durch Schienenwege in Anschluß mit der Hauptverbindungsline verlegt. (S. Festungskrieg.)

Belagerungsstraßen nennt man die zum Transport nach dem Bestimmungsorte verladenen Belagerungsbedürfnisse; speziell versteht man darunter auch das zur Belagerung von Festungen bestimmte, schon im Frieden vorrätig gehaltene Material.

Belagerungszustand oder **Belagerungsstand** (Etat de siège) ist derjenige seiner Natur nach immer vorübergehende Zustand einer Festung oder Ortschaft, der kraft einer besondern öffentlichen Verkündung der obersten örtlichen Militärautorität eintritt, wenn der Platz von der Besatzung gegen den Angriff des Feindes gehalten werden soll und die militärischen Zwecke und Bedürfnisse alle sonstigen Verhältnisse und Rücksichten demot beherrschen, daß auch für die Zivilbevölkerung die Militärgewalt, die Kriegsgeetze (Martialgeetze) und Kriegsgerichte ganz oder teilweise an Stelle der bürgerlichen Geetze und der normalen richterlichen wie polit. Autoritäten treten. Wird ein ganzer Bezirk in B. verlegt, was dann zu geschehen pflegt, wenn man wegen der ungenügenden Gesinnung der Bevölkerung nachteilige Einflüsse auf die Truppen und die militärischen Operationen fürchtet, so nennt man es **Kriegsstand**. Hieraus ergibt sich, inwiefern dieser Kriegsstand sich von dem allgemeinen Kriegszustande eines Staates, wobei auch die Begriffe des Kriegesfeldes und des Kriegsschauplatzes in Betracht kommen, im Gegensatz zu dessen Friedenszustand unterscheidet, aber auch mit demselben verwandt ist. Bei dem Kriegsstande in dem angegebenen Sinne kommen offenbar polit. Momente zur Geltung. Wenn nun schon Röde die Ansicht aufstellte, ein die Verfassung verlebender König sei als im Kriege mit der Nation anzusehen, so lag es nahe, auch umgekehrt, in Fällen eines drohenden oder ausgebrochenen Volksaufstandes, von seiten der Regierung die Analogie des Kriegs in Anwendung zu bringen und die betreffenden Orte oder Gegenden unter Suspension der normalen Autoritäten und Geetze in den B. oder Kriegsstand zu versetzen (sog. politischer B. oder Kriegsstand). In diesem Sinne gehört der B. unter den allgemeinen Begriff der freiheitsbeschränkenden Ausnahmemaßregeln, wie auch die Ausnahmegeetze (s. b.) und Ausnahmegerichte sowie die Verkündigung des Standrechts (s. b.), ist aber umfassender und drückender als diese. Auch die Verkündigung der Aufruftratte zählt hierher. In Lage der unter dem B. stehenden Personen ist sogar übler als die der feindlichen Bewohner eines okkupierten Bezirks, da diese wenigstens unter dem Schutze des Völkerrechts stehen. Gerechtfertigt kann der politische B. nur durch einen wirklichen Notstand und durch ernste und nahe Gefahren werden; denn der B. vermindert die Garantie einer gerechneten Rechtspflege, hindert die Freiheit der Bürger, stört und lähmt den Verkehr. Derselbe kann aber dem leicht zu Parteizwecken mißbraucht werden. Darum haben sich auch manche politisch vorsichtige Völker (z. B. die Engländer) mit mildern Ausnahmemaßregeln begnügt (Suspension der Habeas-Corpus-Akte) und selbst diese an viele gesetzliche Beschränkungen gebunden. Andere Völker besitzen, in folgerechter Anwendung der modernen Staatsdoktrin, wenigstens eigene Geetze, welche die Voraussetzungen, Formen, Wirkungen und

Dauer des B. genauer bestimmen. Die gesetzliche Ordnung des B., mit welcher die Franzosen seit der Revolution zuerst vorgegangen sind, erscheint jedoch stets nur als ein Versuch, auf der äußersten Grenze zwischen dem Walten einer Rechtsordnung und der Herrschaft der Gewalt der ersten das Übergewicht zu verschaffen. Gleichwie aber ohne Zweifel der Belagerungs- oder Kriegszustand schon vor den Versuchen gesetzlicher Normierung in Anwendung gekommen ist (wie z. B. bei der Diktatur), so wird auch keine Art von gesetzlicher Bestimmung desselben für sich allein Übergriffe und mißbräuchliche Anwendungen immer zu hindern vermögen. Vgl. außer den völlerrechtlichen Werken von Hefstter, Müntzsch u. s. w. Finlason, «A treatise on Martial Law» (Lond. 1866).

Belant, schriftstellerischer Pseudonym von Karl Lubw. Häberlin (s. d.).

Belbeld, **Belbès**, eine Kreisstadt der Provinz Scharfisch in Unterägypten, 48 km im NW. von Kairo, am Rande der Wüste, an der großen Karawanenstraße nach Syrien und an der Eisenbahn von Kairo nach Suez gelegen, war ehemals bedeutender und hat jetzt wenig über 5000 E., deren Hauptgeschäft der Feldbau ist. B. wurde 1163–64 von den Kreuzfahrern unter König Amalrich in Verbindung mit dem Sultan Schawer drei Monate lang gegen Schirkuh und Saladin belagert und 3. Nov. 1168 von Amalrich erobert und zerstört. Bonaparte nahm sie 1798 und ließ die Erdwälle daselbst verstärken. Etwa 15 km im NW. der Stadt, ganz nahe südlich von Jagajiz, liegen die Ruinen Tell Basta, der berühmten Stadt Bubastis (s. d.). Batumos oder Bithöm (im Lande Gosen), welches durch Fronarbeit der Hebräer erbaut war, und von welchem in östl. Richtung der alte Königskanal (Amnis Trajani) durch das Wadi Zumilat führt.

Belbusch, Dorf mit 143 E. bei Treptow a. b. Rega, in der preuß. Provinz Pommern, Kreis Greifenberg. Das früher unweit gelegene, 1170 von Kasimir I. gegründete Kloster, das bald sehr reich und mächtig wurde, nahm schon 1520 unter dem Abte Joh. Boddewan Duthers Lehre an und that viel zur Verbreitung derselben.

Belchen (frz. Ballon), die deutsche Bezeichnung für einzelne höhere Berge der Bogenen im Oberelsaß und des Schwarzwaldes. Der B. im Schwarzwald ist der zweithöchste Berg dieses Gebirgs, ein 1373 m hoher, kirsch ansteigender Keel, welcher eine herrliche Aussicht über den Schwarzwald und die Raube Alp, nach den Bogenen und den Alpen gewährt. Er liegt im Amt Schönaue des bad. Kreises Lörrach, am Ausgange des Münsterthals, 20 km südwestlich vom Feldberge. Der 1100 m hohe Belchenpaß führt aus dem Münsterthal über die Grinne in das Wiesenthal. Über die verschiedenen B. im Elsaß s. Ballon.

Belchensee, s. unter Ballon.

Belcher (Sir Edward), engl. Seefahrer, geb. 1799, trat 1812 als Midshipman in die königl. Marine, wohnte 1816 dem Bombardement von Algier unter Lord Exmouth bei, wurde 1819 Lieutenant, machte 1825 dem Kapitän Beedey beigegeben, dessen Reise nach der Beringsstraße mit und anverleierte nach seiner Rückkehr 1829 zum Kommandeur. Nachdem er an der afrik. Küste und beim engl. Geschwader in Portugal gedient, ward er 1836 an Beedey's Stelle Befehlshaber des Schiffs Sulphur,

mit dem er eine Reise um die Welt ausführte, die bis 1842 dauerte. Während derselben beteiligte er sich auch an den Operationen gegen die Schiffe, indem er den Kantonfluß hinauffegelte und 28 Kriegsschiffen zerstörte. Den Bericht über diese Expedition, für welche er mit der Ritterwürde und dem Range als Postkapitän belohnt wurde, enthält sein «Narrative of a voyage round the world» (2 Bde., Lond. 1843). Bald darauf wurde er mit der Korvette Samarang zur Aufnahme der Küsten des Indischen Ozeans ausgesandt. Er beschrieb diese Unternehmung in der «Voyage of the Samarang to the Eastern Archipelago» (2 Bde., Lond. 1846). Die letzte Expedition B.s wurde 1852 zur Auffindung Franklins unternommen. Diese mißglückte aber vollständig und er mußte 1854 mit Verlust seiner Schiffe nach der Heimat zurückkehren. Deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er freigesprochen und verteidigte sich später in der Schrift «The last of the Arctic voyages» (2 Bde., Lond. 1855) gegen die wider ihn erhobenen Anklagen. Durch Anciennetät stieg er 1864 zum Kontradmiraal der roten Flagge und 1866 zum Vizeadmiraal auf. Seitdem veröffentlichte er noch «The great equatorial current, misnamed Gulf-Stream» (1871). Er starb 18. März 1877 zu London.

Belchite, Stadt und Distrikthauptort in der span. Provinz Saragossa (Aragonen), 51 km im SSO. von der Provinzialhauptstadt, links von dem zum Ebro gehenden Flusse Aguas-vivas, in 465 m Höhe, zählt (1877) 8262 E. In den Tagen vom 16. bis 18. Juni 1809 erstürmte Marschall Suchet das hier befindliche besetzte Lager der Spanier unter Blake.

Belcredi, altes, ursprünglich oberital. Adelsgeschlecht, jetzt in Mähren und Schlesien begütert. Der Chef des Hauses ist Egbert, Graf von B., hervorragendes Mitglied der Feudalpartei. B. ist geb. 2. Sept. 1816, diente früher in der Armee und trat 1838 die Güterverwaltung des Grafenhauses an. Er wurde wiederholt von dem feudalen Großgrundbesitz Mährens in den mähr. Landtag gewählt, wo er die Politik der Feudalfeudalen und der slav. Mährer mit großer Entschiedenheit vertrat. Der Landgemeindenbezirk Brünn-Wischau wählte ihn 1873 in den Reichsrat, dem er als «Dellarant» fern blieb; in der Session 1874 unterlag er bei der Wahl gegen seinen geiz. Gegner, 1879 wurde er aus der Kurie des mähr. Großgrundbesitzes in den Reichsrat gewählt. — Sein jüngerer Bruder, Richard, Graf von B., geb. 12. Febr. 1823, wurde 1861 zum Leiter der Landesbehörde in Schlesien, 1862 zum Landeschef von Schlesien, 1863 zum Vizepräsidenten der böhm. Statthalterei, 1864, gleichzeitig zum Geh. Rat befördert, zum Statthalter von Böhmen ernannt. Im J. 1860 in den böhm. Landtag und von diesem in das Abgeordnetenhaus gewählt, wohnte er der ersten Reichsratssession in den J. 1861 und 1862 bei. Am 27. Juli 1865 wurde B. zum Staatsminister und Ministerpräsidenten ernannt, bildete das «Dreigrafskabinett» und sifitierte im Sept. 1865 die Verfassung («frei ist die Bahn!»), was die Opposition der verfassungstreuen Landtage hervorrief. Der von B. geplante «außerordentliche» Reichsrat kam nicht zu Stande und B. fiel infolge dieser Opposition und der unglücklichen Ereignisse von 1866, da der Kaiser die Realisierung der Februarverfassung und die Herstellung des Ausgleichs mit Ungarn

beschlossen hatte. Er erhielt seine Entlassung am 7. Febr. 1867 und lebte hierauf zu Gmunden. (Österreichisch-Ungarische Monarchie.) Nach fast 15jähriger Zurückgezogenheit wurde B. im Okt. 1881 zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofs und im Nov. 1881 zum Mitgliede des Herrenhauses des österr. Reichsrats auf Lebenszeit ernannt.

Belede, Flecken in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk und Kreis Arnberg, an der Röhne, die bei Neheim rechts in die Ruhr fließt, 24 km im NNO. von Arnberg, zählt 1066 E. und hat ein Buddlings- und Drahtwalzwerk nebst Drahtzieherei, ferner einen Sauerbrunnen mit besuchter Badeanstalt.

Belehnung (Investitur nach Lehnrecht) ist der feierliche, vor dem Lehnshofe zu vollziehende Akt, durch welchen das Lehnverhältnis dinglich (Leihe) und persönlich (Huldigung) begründet wird. Sie charakterisiert sich als Lehnerrichtung (constitutio feudi), wenn ein neues Lehn begründet wird, oder als Lehnverneuerung, indem bei jedem Wechsel in der Person des Lehnsherrn oder des Vasallen dieselbe, trotz der Erbslichkeit des Lehnverhältnisses, erneuert werden muß, was man renovatio feudi nennt. Mit der B. waren sonst sehr zahlreiche Symbole (z. B. Fahne bei Fahnlehn), je nach partikularem Recht und nach Art des Lehngegenstandes verschieden, verbunden, die nunmehr jedoch meist ganz außer Gebrauch gekommen sind. Auch pflegt man sich gegenwärtig, wo der Lehnverband entweder durch Aufhebung oder durch Allodifikation in vielen Ländern ganz oder größtenteils beseitigt ist und die erhaltenen Reste des Lehninstituts nur noch in hinsichtlich der Erbfolge u. s. w. eigentümlich modifizierten Grundbesitzverhältnissen bestehen, bei der B. meist der Stellvertreter zu bedienen. Die B. allein gibt das dingliche Recht am Lehn, aber weder den Besitz noch diejenigen Rechte, welche nach Landesgesetzen nur durch die Eintragung in die öffentlichen Bücher begründet werden; hierzu ist vielmehr besondere Besitzübertragung und Ingressation erforderlich. Der B. geht voraus der Lehnvertrag (Kauf, Tausch oder Schenkung u. dgl.). Für die empfangene B., über welche verschiedene Urkunden, z. B. der Lehnbrief, die Lehnindumenta, der Gegenbrief, vorkommen, hat der Vasall gewöhnlich bestimmte Abgaben (Laudemien) zu entrichten. Wird mehreren Personen an derselben Sache gleichzeitig eine B. erteilt, so heißt dies Mitbelehnung. Diese kann stattfinden entweder nach longobard. Lehnrecht, d. h. nach den Grundsätzen des röm. condominium, also nach ideellen Anteilen, oder nach deutschem Recht „zu gesamter Hand“, d. h. so, daß das Lehngut reell und ideell ungeteilt bleibt, die Gesamtlehnleuten aber in ihrem Verhältnisse zum Herrn durch einen Lehnsträger vertreten werden. Dem Zwecke nach mit dieser letztern B. verwandt ist die in neuerer Zeit bisweilen verbotene Eventualbelehnung, d. h. eine vollständige, aber durch den künftigen Heimfall des Lehns bedingte B., die ihre Wirkung ohne weiteres mit dem Eintritt der Bedingung aufhört. Macht ein Vasall sein Lehn oder einen Teil desselben zum Gegenstande weiterer B., so nennt man dies Afterbelehnung. (S. Lehn und Lehnswesen.) Über die B. der Geistlichen, namentlich der Bischöfe mit Ring und Stab und mit dem Scepter, s. unter Investiturstreit.

Belehrungsurteil, Informationsurteil, ein Rechtsgutachten, welches jemand zu seiner eigenen Belehrung in einem zweifelhaften Falle von einem Juristen oder einem juristischen Kollegium einholt.

Beleidigung oder Ehrenkränkung (lat. Injurie) heißt jedes rechtswidrige Verhalten, welches die Persönlichkeit eines andern, insbesondere seine Ehre zu verletzen geeignet und zu diesem Zwecke absichtlich (animus injuriandi) geschieht. Unter Einfluß der scholastischen Lehre von der Buße (satisfactio und restitutio famae) fand wegen B. ein Antrag auf Privatgenugthuung statt, bestehend in Ehrenerklärung, Widerruf und Abbitte, oder, im Anschluß an die röm. rechtliche actio injuriarum aestimatoria, auf Bestrafung, bestehend in Geld- oder geringer Freiheitsstrafe statt; in einigen Staaten konnte beides kombiniert werden.

Das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch, welches in Th. II, Abschn. 14 (§§. 185–200) von der B. handelt, bedroht in §. 185 die einfache B. mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder mit Haft oder Gefängnis bis zu einem Jahr, die mittels Thätlichkeit begangene aber mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder Gefängnis bis zu zwei Jahren und in §. 186 in eben dieser Abstufung die nicht öffentlich geschehene Behauptung oder Verbreitung einer nicht erweislich wahren Thatsache, welche den Betroffenen verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabwürdigend geeignet ist, und andererseits die öffentlich geschehene. Es trennt davon (§. 187) die sog. verleumderische B. (s. Verleumdung), kennt Verbalinjurien (B. durch Wort, Schrift, Abbildung u. s. w.) und Realinjurien (B. mittels Thätlichkeit), bei welchen letztern, sobald die Realinjurie als wirkliche Mißhandlung erscheint, eine Konfurrenz von B. und Körperverletzung angenommen wird, schließt bei erstern den Beweis der Wahrheit (exceptio veritatis) aus, wenn der Beleidigte wegen der ihm vorgeworfenen Handlung von der Behauptung der Verbreitung rechtskräftig freigesprochen ist (§. 190), und läßt den gesicherten Beweis der Wahrheit bei Bestrafung nicht ausschließen, wenn das Bestehen einer B. aus der Form der Behauptung oder Verbreitung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht (§. 192). Auf letzteres wird ebenfalls Rücksicht genommen bei bestimmten Urteilen über wissenschaftliche, künstlerische, gewerbliche Leistungen, Äußerungen zur Aufklärung oder Verteidigung von Rechten oder Wahrnehmungen berechtigter Interessen, den Rügen der Vorgesetzten u. dgl. (§. 193). Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein, welcher zurückgezogen werden kann (§. 194) und öfters statt des Beleidigten oder neben ihm einem Dritten zusteht (vgl. auch Reichs-Strafprozeßordnung §. 414 fg.). Sind Ehefrauen oder unter väterlicher Gewalt stehende Kinder beleidigt worden, so haben sowohl die Beleidigten als deren Ehemänner und Väter das Recht auf Bestrafung anzutragen (§. 195). Wenn die B. gegen eine Behörde, einen Beamten, einen Religionsdiener oder ein Mitglied der bewaffneten Macht, während sie in Ausübung ihres Berufs begriffen sind, oder in Beziehung auf ihren Beruf begangen ist, so haben außer den unmittelbar Beteiligten auch deren tatsächliche Vorgesetzte das Recht, den Strafantrag zu stellen (§. 196). Eines Antrags bedarf es nicht, wenn die B. gegen eine gesetzgebende Versammlung des Reichs oder eines Bundesstaats oder gegen

eine andere polst. Körperchaft begangen worden ist. Dasselbe darf jedoch nur mit Ermächtigung der beleidigten Körperchaft verfolgt werden (§. 187). Wird eine B. auf der Stelle erwidert, so kann der Richter beide Beleidiger oder einen derselben straflos erklären (Strafentkompensation, §. 189). Wird wegen einer öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Darstellungen oder Abbildungen begangenen B. auf Strafe erkannt, so ist dem Beleidigten die Befugnis zugesprochen, auf Kosten des Beleidigers dies öffentlich bekannt zu machen, auch wird ihm auf Kosten des Schuldigen eine Ausfertigung des Urteils erteilt (§. 200). Im Falle des §. 186 und bei der verleumderrischen B. (§. 187) kann auf Verlangen des Beleidigten, sobald die V. nachteilige Folgen für die Vermögensverhältnisse, den Erwerb, das Fortkommen des Beleidigten mit sich bringt, neben der Strafe auf eine an den Beleidigten zu erlegenden Buße bis 6000 Mark erkannt werden, welche die Geltendmachung eines weiteren Entschädigungsanspruchs ausschließt (§. 188). Um V. als vorhanden annehmen zu können, muß die zu beleidigende Person hinreichend kenntlich gemacht sein, wobei es gleichgültig ist, ob derselben das Bewußtsein der Ehre und Verletzung innewohnt oder nicht. Die V. kann sich richten gegen einen Komplex von physischen Personen, welche unter einer Gesamtschuldung zusammengefaßt werden; sie kann auch gleichzeitig B. mehrerer enthalten. Den physischen Personen sind vom Gesetze gleichgestellt sog. politische (staatsrechtliche) und kirchliche Körperschaften, während bei privatrechtlichen jurist. Personen eine Kreditgefährdung vorkommen kann. Der Ehrenverletzung wird angeteilt im §. 189 die Beschimpfung des Adels und des Verstorbenen, welche mit Gefängnis bis zu sechs Monaten, bei mildernden Umständen mit Geldstrafe bis zu 500 Mark, bestraft wird. Die Verfolgung tritt auf Antrag der Eltern, der Kinder oder des Ehegatten des Verstorbenen ein.

Die B. gegen den Kaiser, den Landesherren und einen Bundesfürsten (die sog. Majestätsbeleidigung) ist in besondern Abschnitten (II. II. Abschn. 2 u. 3, §§. 94—101) behandelt. B. des Kaisers und des Landesherren wird mit Gefängnis nicht unter zwei Monaten oder mit Festungshaft bis zu fünf Jahren bestraft (§. 95). Tötliche B. gegen den Kaiser und den Landesherren wird mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe oder lebenslänglicher Festungshaft, in milderer schweren Fällen mit Zuchthaus (oder Festungshaft) nicht unter fünf Jahren bestraft; sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Festungshaft nicht unter fünf Jahren ein (§. 94). B. von Mitgliedern des landesherrlichen Hauses wird mit Gefängnis (oder Festungshaft) von einem Monat bis zu drei Jahren bestraft (§. 97). Tötliche B. gegen ein Mitglied des landesherrlichen Hauses wird mit Zuchthaus (oder Festungshaft) nicht unter fünf Jahren, in milderer schweren Fällen mit Zuchthaus (oder Festungshaft) bis zu fünf Jahren bestraft (§. 96). Die B. eines Bundesfürsten (außer dem Falle des §. 95) wird mit Gefängnis (oder Festungshaft) von einem Monat bis zu drei Jahren bestraft, die Verfolgung tritt nur mit Ermächtigung des Beleidigten ein (§. 99). Tötliche B. eines Bundesfürsten (außer dem Falle des §. 94) wird mit Zuchthaus (oder Festungshaft) von zwei bis zu zehn Jahren, bei mildernden Umständen mit Festungshaft von sechs

Monaten bis zu zehn Jahren bestraft (§. 98). B. des Regenten eines Bundesstaats wird mit Gefängnis (oder Festungshaft) von einer Woche bis zu zwei Jahren bestraft; die Verfolgung tritt nur mit Ermächtigung des Beleidigten ein (§. 101). Tötliche B. gegen ein Mitglied eines bundesfürstlichen Hauses (außer dem Falle des §. 95) wird mit Zuchthaus (oder Festungshaft) bis zu fünf Jahren, bei mildernden Umständen mit Festungshaft von einem Monat bis zu drei Jahren bestraft (§. 100).

Die franz. Beleidigung unterscheidet zwischen der schwereren Form der diffamation und der leichteren der injure, Belgien zwischen calomnie, diffamation, outrage und injure. Eigentümlich ist das engl. Recht; dieses kennt keinen strafrechtlichen Schutz bei einfachen B. Wer dagegen durch eine mißliebige Äußerung eines andern, die ihm nachteilig lautet, um einen lagierbaren Vorteil gekommen, kann unter Nachweisung dieses special damages wegen slander auf Entschädigung klagen. Hat jene Äußerung dem Kläger ein Verbrechen, um dessentwillen er angeklagt werden könnte, vorgeworfen, oder eine anstößende Krankheit, oder dergl. sich auf das Amt, das Geschäft, oder die Profession des Beleidigten, oder auf etwaige Enterbung (z. B. das Wort - Bastard -), so braucht kein special damage nachgewiesen zu werden. Handelt es sich um schriftliche oder bildliche Verpöhtungen, so liegt Libel (s. d.) vor.

Vgl. Röstlin, „Abhandlungen aus dem Strafrecht“ (Tab. 1858), Freudenstein, „System des Rechtes der Ehrenkränkungen“ (Hannov. 1880); Baumeister, „Über Injurien“ (Berl. 1880).

Belem, eine Vorstadt von Lissabon, s. Lissabon.
Belem, Hauptstadt der brasil. Provinz Para (s. d.).

Belemniten heißen die kalfigen, spindelförmigen, oft kugelförmig oder zapfenartig gestalteten und deshalb vom Volke als Donnerkeile oder Teufelsfinger bezeichneten Reste gewisser, jetzt ausgestorbener Tintenfische. Es sind unsere Sepientenähnliche, analoge Kalkausscheidungen innerhalb des Mantels der genannten Meerestiere. Abgesehen von ihrer auffälligen Gestalt, ist ihre radialstrahlige Zusammenfassung aus lauter rechtwinklig auf der Längensachse stehenden Kalkfasern ein charakteristisches Kennzeichen für diese organischen Reste. Während das untere Ende derselben in eine Spitze ausläuft, ist das obere abgestumpft und trägt meist eine spindelförmige Vertiefung (die Alveolarhöhle), in der eine kegelförmige Röhre (die Alveole) steckt, die durch uhr-glasschalenartige Schreidewände in eine Anzahl horizontaler Luftkammern geteilt ist. Um diese Alveole legt sich ein nur in seltenen Fällen erhaltenes jartes Blatt und breitet sich nach oben zu dem eigentlichen hornigen

Tab. 1.

Fig. 2.

Schulp aus, wie ihn in ähnlicher Form der lebende Loligo besitzt. Die umstehende Abbildung zeigt in Fig. 1 einen *Belomniton hastatus*, in Fig. 2 einen *Belomniton giganteus*. Die *Belomnitentiere* lebten ausschließlich während der Jura- und Kreideperiode, waren aber damals durch sehr zahlreiche Arten vertreten, welche treffliche Erkennungszeichen für die einzelnen Unterabteilungen der betreffenden Formationen abgaben.

im schönen Thale mitate Bihar in 1 und Rumänen, letztere teils zur rh.-orient. (nicht indet sich hier ein rgl. Gerichtshof rh.-lath. Bischof Sommerh. V. seine besuchten Ende des Markt- alten Schlosses.

i, das erste Stad-

werf über dem Vatterre.

Beleuchtung nennt man in der bildenden Kunst das Maß und die Stärke, sowie die Art des Lichts, welches man den Kunstobjekten zukommen läßt, um dieselben ihrer Eigentümlichkeit entsprechend für das Auge wirksam zu machen. Ferner bezeichnet man damit die in einem Gemälde selbst abbildlich wiedergegebene Lichtwirkung. Ihre wirkungsvolle Darstellung ist ebenso wohl ein Objekt des Studiums als der Virtuosität, welche letztere sich entweder in der Potenzierung des Glanzes darlegt, wie sie neuere Maler, z. B. K. Meissner in seinen s. b. l. Genrebildern oder G. Hildebrandt in seinen Darstellungen wärmerer Zonen, zu geben pflegen, oder sich in der Überwindung der Schwierigkeiten versucht, die eine verschiedenartige, zugleich wirkende B. darbietet, wie z. B. Mondlicht, Feuerfackel, Fackel und Lichtschein zusammen. Solche Bilder bietet schon die Niederländische Schule dar, in der sich auch Meister wie Schallin damit beschäftigten. Letzterer malte fast ausschließlich Bilder mit Lampenbeleuchtung. Eine besondere Gattung der B. im Bild ist das Halbdunkel oder *Clair-obscur* (s. b.). In Sammlungen oder Museen kommt am meisten die Seitenbeleuchtung zur Anwendung, um die Spiegelung von den Fenstern zu vermeiden. Aus demselben Grunde hat man in Museen, jedoch nicht mit durchgängigem Erfolge, B. von der Decke angeordnet. Zur B. plastischer Werke ist das Oberlicht durchaus ungünstig. Künstlerwerkstätten legt man so an, daß das Licht von Norden einfällt, um eine gleichmäßige B. zu haben.

Beleuchtung und Beleuchtungsapparate. Die Mittel zur Hervorbringung eines dauernden künstlichen Lichts kommen fast durchgängig auf einen Verbrennungsprozeß zurück, würden also sehr zahlreich sein, wenn nicht die praktische Benutzbarkeit von Erfüllung mehrerer Bedingungen abhinge, die sowohl die Zahl der Leuchtmaterialien (Leuchtstoffe) als der zur Verbrennung dienenden Vorrichtungen (Beleuchtungsapparate) einschränken. Wohlfeilheit, Einfachheit und Bequemlichkeit der Apparate sind Hauptbedingungen, und weit eher verzichtet man auf die höchste Schönheit (Reinheit und Werke) sowie große Stärke des Lichts, wenn nur unverhältnismäßige Kostspieligkeit und zu künst-

lich
Be
au
au
au
fid
bid
Si

ungen vermieden werden. In dem o. entsprechenden Beleuchtungsmodell hat man selbst künstliche Lichtquellen nicht auf der Verbrennung, sondern in gewissen Umständen höchst intensiven Glühungserscheinungen beruhen; ich für die praktische Anwendung in ausschließlich das Prinzip der Verbrennung bewährt; erst in neuester Zeit tritt die elektrische Beleuchtung für gewisse Zwecke mit der gewöhnlichen in ernsthafte Konkurrenz. Da der gewöhnlichen Beleuchtung muß nicht nur die Verbrennung mit Flamme geschehen und eine längere Zeit mit großer Gleichförmigkeit unterhalten werden können, sondern das entwickelte Licht auch den genügenden Grad von Helligkeit haben. Durch diese Erfordernisse sowie durch den Umstand, daß die Materialien nicht zu kostspielig sein und bei ihrer Anwendung keine unangenehmen oder gar gefährlichen Wirkungen äußern dürfen, beschränken sich die mit mehr oder weniger praktischer Leichtigkeit begabten Lichtstoffe etwa auf folgende: 1) *Wach*, als. Die verschiedensten Art, sowohl aus dem Pflanzenreiche (Baumöl, Rübsöl u. s. w.) als aus dem Tierreiche (Thran, Walratöl); Talg und tierische Pflanzensäfte (z. B. Kokosnussöl, Palmöl) so eigenen Produkte, welche teils in, Stearinsäure und Glycerin (Olein und Olsäure) zerfallen. 2) *Harze* (besonders Bienenmilch, Terpentinöl (unter dem Namen Stearöl (Petroleum) in Produkten der trockenen Gesteine und des Torfs (Holzöl, Solaröl und Paraffin). 3) Ein Gemisch von festem Weingeist mit rektifiziertem Terpentinöl (sog. Leuchtspiritus). 4) Das Leuchtgas, welches aus Steinkohlen, Holz, gewissen Braunkohlen, Leinwandabfälle, Petroleum, Öl und Harz durch Destillation gewonnen wird. Sonach sind die Beleuchtungsmaterialien teils feste Körper, teils flüssig, teils Gase. Wenn man vom Maß absteht, das in Gefäßformen und an Fackeln zur Verbrennung kommt, werden die der ersten Art regelmäßig in Gestalt von Kerzen angewendet. Die flüssigen Beleuchtungsmaterialien hingegen werden in den verschiedenen Arten von Lampen gebildet. Letztere unterscheiden sich in solche, bei denen der Docht den flüssigen Brennstoff direkt bis in die Flamme führt, und in solche, bei welchen der Docht den Brennstoff nur so weit zur Flamme erhebt, daß er durch die Hitze der Flamme in Dampf verwandelt wird, worauf sich dann der Dampf entzündet und die Flamme unterhält. Diese zweite Art Lampen (Dampflampen) ist für sehr flüchtige Brennstoffe, namentlich für Leuchtspiritus geeignet. Abnahmsweise gebraucht man auch Lampen ohne Docht. (S. Lampen.) Das brennbare Gas bildet, um zur Erleuchtung verbrannt zu werden, eine vorbereitende Einrichtung. (S. Gasbeleuchtung.) Jede Flamme ist eine im Brennen begriffene Gas- oder Dampfmasse. Bei der Gasbeleuchtung wird der brennbare gasförmige Stoff schon vorgebildet und gereinigt an die Verbrauchsstelle gebracht. Daher die große Einfachheit des hier angewendeten Verbrennungsapparats. Wenn der flüssige oder feste Körper das Beleuchtungsmaterial abgibt, so haben diese vorläufig einen Zersetzungsprozeß durch die Hitze der Flamme

faßt auszubalten, vermöge dessen sie sich in eine Gas- und Dampfmenge von entzündlicher Beschaffenheit umwandeln, und damit dies auf die vorteilhafteste Weise, nämlich unter der größtmöglichen Lichtentwidelung ohne Rauch und Qualm, statthabe, sind eigene Vorkehrungen nötig. Die Kerzen sowie die aus einem Ölsäße mit darin direkt angebrachtem Dochte bestehenden Lampen leisten die beabsichtigte Wirkung in einfacher, allein auch häufig in so unvollkommener Weise, daß mittels derselben die Lichtentwidelungsfähigkeit des Brennstoffs nur unvollständig nutzbar gemacht wird. Die Ursache dieser Mangelhaftigkeit liegt zunächst wesentlich in der Beschaffenheit des Dochts und in der Art, wie sowohl der Brennstoff als die das Verbrennen unterhaltenbe Luft der Flamme zugeführt wird. Am besten geschieht dies durch die gewebten, flachen, bandförmigen oder hohlen, röhrenförmigen Dochte. Namentlich verdienen die letztern den Vorzug, weil vermöge der Röhrengestalt des Dochts die Zerlegung und Verdampfung des Brennstoffs auf eine dünne, ringförmige Schicht beschränkt wird und infolge des innern Aufstiegs die Verbrennung ebenso gut auf der Innen- als auf der Außenseite des Flammenrings als auf dessen Außenseite statthabende, sobald der dunkle und dampferfüllte Raum, welcher sich bei Kerzen und Lampen mit einfachem, faden- oder schnurförmigem Dochte im Innern der Flamme zeigt, beseitigt ist. Diese äußerst wichtige Verbesserung der Brennapparate in Bezug auf Zuführung der zum Brennen erforderlichen Luft wird noch einflussreicher, indem durch Regulierung die Menge der herbeigeführten Luft genau auf das erforderliche Maß gebracht werden und durch Abbringung des Zuglases, welches die Luft um die Flamme zusammenhält, der schädlichen Abkühlung und dem Glatern des Flammenkörpers vorgebeugt werden kann. Um endlich der Bildung einer die Flamme verbundenden Dochtöhle (Schmuppe) zu begegnen, muß man mittels besonderer Einrichtungen das Brennmaterial nötigen, stets bis zu einer bestimmten, unveränderten Höhe anzufeuern, indem nur durch genügende Speisung des obersten Teils des Dochts dessen Verkohlung verhindert wird. Bei Kerzen erreicht man die Selbstverbrennung der Dochtöhle durch eine besondere Art des Flechtens des Dochtes, vermittelt welcher die äußere Spitze stets eine nach außen gekrümmte Gestalt annimmt; hierdurch wird die Spitze in den äußersten, heißesten Teil des Flammenkegels geführt und dort durch den hinzutretenden Sauerstoff konsumiert.

Nicht alle Beleuchtungsmaterialien besitzen eine gleiche Leuchtkraft und Lichtentwidelungsfähigkeit. Zugleich wird auch durch die mehr oder minder zweckmäßige Konstruktion für einen und denselben Brennstoff eine höhere oder geringere Lichtausbeute begründet. Es sind also die verschiedenen Beleuchtungsmittel, weil sie eine sehr ungleiche Leistung in den Tag legen, von sehr ungleichem ökonomischen Werte. Um hierfür einen Vergleichsmaßstab zu haben, mißt man die relative Helligkeit der unter günstigsten Bedingungen brennenden Lampen nach photometrischen Methoden. (S. Photometrie.) Beobachtungen über die relative Leuchtkraft sind in Bezug auf die meisten Brennstoffe wohl vorhanden, doch nicht immer durchaus zuverlässig. Die Lampen unterscheiden sich in dieser Hinsicht nur wenig voneinander, wenigstens entwickeln das raffi-

nierte Rüböl und Baumöl fast genau dieselbe Menge Licht aus gleicher Gewichtsmenge Substanz, wenn sie unter gleichen Umständen verbrannt werden. Die mineralischen Öle, Petroleum, Solardl, Phosphogen, haben eine erheblich größere Leuchtkraft. Nach den Versuchen von Frankland haben folgende Mengen der Leuchtmaterialien gleiche Leuchtkraft: Paraffindl 4,5, Petroleum 5,7, Solardl 5,2, Paraffinluzerz 9,2, Walratterz 10,2, Wachsterz 11,2, Stearinluzerz 12,2, Talgluzerz 16,2 kg.

Wenn auch die Lichtstärke einer Flamme von der durch dieselbe erzeugten Wärme insofern abhängt, als die letztere die Bedingung zur Fortdauer des Brennens ist, so leuchtet doch die heißeste Flamme nur sehr wenig, wenn es in derselben an einem feinzerteilten, mit dem Dampf- oder Gasstrom vermengten, festen Körper fehlt, dessen Gläßen gerade das meiste zur Helligkeit der Flamme thun muß. In den Lampen- und Kerzenlampen sowie in den Gaslampen besteht diese Beimengung aus feinen Kohlenstoffteilchen oder aus den Dämpfen schwerer Kohlenwasserstoffe. Eine Weingeistflamme, die an sich wenig sichtbar ist, leuchtet sogleich stärker, wenn man einen dünnen Draht hineinhält, den Weingeist mit etwas Terpentinöl versetzt, u. dgl. Die Flamme des im Gemisch mit Sauerstoffgas entzündeten Wasserstoffgases (Knallgas- oder Hydrogengasgebläse) entwickelt einen der höchsten Hitzegrade, leuchtet aber an sich höchst unbedeutend. Wird aber in diese Flamme ein Stück Kalk oder Kreide gebracht, so gerät dieses in ein so heftiges Gläßen, daß es mit einem außerordentlich blendenden weißen Lichte leuchtet. Dieses Licht, das zuerst 1825 von Drummond zu Signalen benutzt wurde und daher den Namen Drummondsches Licht erhielt, führt auch den Namen Kalklicht oder Siderallight (s. d.). Leitet man die Flamme des Knallgasgebläses auf kleine Cylinder von Magnesia, so erhält man das Magnesiailicht, führt man Sauerstoffgas zu einer Lösung von Naphthalin in Petroleumäther, so erhält man das von Philipp in Köln zuerst in Vorschlag gebrachte Carboygenlicht. Das intensive Licht, welches beim Verbrennen von Magnesiumdraht entsteht, ist als Magnesiumlicht (s. d.) vielfach zur Beleuchtung in Vorschlag gebracht worden. Dasselbe ist indes noch zu theuer. Zur Beleuchtung von Bahnhofshallen, großen Arbeitsälen in Fabriken u. s. w. verwendet man neuerdings mit namhaftem Erfolge das elektrische Licht (s. d.), seitdem durch Siemens u. Halske die zu seiner Herstellung dienenden Vorrichtungen wesentlich verbessert und vereinfacht wurden.

Vgl. die Hand- und Lehrbücher der chem. Technologie von R. Wagner und von F. Knapp, ferner Hofmanns Bericht über die chem. Produkte auf der Wiener Weltausstellung von 1873 (Braunschweig 1875), sowie Kerl und Stohmann (Münchener), Encyclopädisches Handbuch der technischen Chemie (3. Aufl., Art. „Leuchtstoffe“, „Petroleum“, „Leer“).

Welfast, Municipalsiedlung und Borough, jetzt auch Hauptstadt der irischen Grafschaft Antrim, Provinz Ulster, Knotenpunkt der Welfastnordbahn, der Down- und der Ulsterbahn, liegt im Hintergrunde der schönen Carrisfergus- oder Welfastbai, nahe der Mündung des schiffbaren Lagan, 162 km nördlich von Dublin (1747,5 ha der Stadt liegen in Antrim, 533,5 in Down). B. ist der bedeutendste Fabrikort und nach Dublin die erste Handels- und bevölkerteste Stadt Irlands; Handel und Manufakturen

ernähren fast die Hälfte aller Familien. Im untern Teile der Stadt, am Hafen, der durch einen Schiffskanal mit dem großen Sandsee Lough Neagh in Verbindung steht, haben Handel und Verkehr ihren Hauptsitz. Hier befinden sich die in den J. 1829—52 mit einem Kostenaufwande von 507 000 Pfd. St. erbauten Docks. Nach Vertiefung des Kanals 1840 gelangen 5 m tief gehende Schiffe bis an die Quais. Obgleich in niedriger Lage, hat W. doch ein gesundes Klima und gewährt mit seinen weiten und saubern Straßen einen freundlichen Anblick. Am rechten Ufer des Lagan, den drei Brücken überspannen, liegen die Vorstadt Ballymacarret, im S. die neue Vorstadt Malone mit vielen schönen Gebäuden, im NW. auf Anhöhen die zahlreichen Fabriken. W. ist eine erfolgreiche Gründung schott. Presbyterianer, und seine Entwicklung nur mit der amerik. Städte vergleichbar. Im J. 1757 betrug sich die Bevölkerung auf 8649, 1831 auf 58 278, 1841 auf 75 308, 1851 auf 100 801, 1861 auf 121 602, 1871 auf 174 394 und 1941 auf 207 671 Seelen. Die Stadt sendet zwei Abgeordnete in das Parlament, ist Sitz eines luth. Bischofs und hat 80 Kirchen, darunter 21 anglikanische, 5 lutherische, 20 presbyterianische, 15 für Methodisten und 11 für andere Sekten, ferner einen Gerichtshof, ein Stadthaus, einen Versammlungssaal der Kaufleute und der Handelskammer, eine große, 1786 erbaute Leinwandhalle mit einer Freibibliothek von 18 000 Bänden, drei Krankenhäuser (darunter das Armenhospital für 500 und das Fieberhospital für 220 Personen), eine Irrenanstalt, ein Arbeitshaus, ein Versorgungs- und Waisenhaus von 1771 und ein Zellengefängnis, das Albert-Denkmal, ein 44 m hoher Turm mit Uhr, das neue Zoll- und Posthaus, den Royal-Markt. W. hat an Bildungsanstalten: das 1840 eröffnete Queen's-College (ohne volles Gebäude im J. 1810 gegründete Institut mit 400 Schülern, 1 Academy (lat. Schule), römische Gesellsch., ein Bruchbau), eine Zeichenschule, die 1788 gegründet wurde, eine Verbreitung von Kenntnissen, über 20 Volk- und Armenischulen und viele Privatschulen. Auch besitzt die Stadt drei öffentliche Bibliotheken, einen Verein für Naturgeschichte mit Museum, eine Gesellschaft für Gartenbau und Pflanzenkunde mit einem botan. Garten und Museum, eine literarische Gesellschaft (seit 1801) mit Museum, zwei medizinische und eine Gesellschaft für Verbreitung des Flachsbauers. Außerdem hat W. ein Theater, ein großes Altmhospital mit 700 Betten und ein Taubstummeninstitut. Neben vielen Linnenfabriken und Flachspinnereien zählt es auch bedeutende Baumwollfabriken, Hem. Fabriken, Maschinenbauanstalten, Eisengießereien, Alabastergießereien, Mahl-, Öl- und Barillemühlen, Brauereien u. s. w. Während die Gerberei zurückgegangen, steht dagegen die Seilerei und die Segeltuchfabrikation im Aufsteig. Im ganzen hat es 272 Fabriken (zu je mehr als 50 Arbeiter) und 700 Werkstätten. Zudem sind zwei große Werften, mit Segeltuchweberei und Leinwandwebereien, in voller Thätigkeit. Die Werfte für eiserne Dampfer auf der Queen's-Insel beschäftigt 1200 Arbeiter. Den Hauptartikel der Ausfuhr bildet die Leinwand, nächst dieser Baumwollzeuge.

Große Mengen von Woll-, Wollstoff-, Schirm-, Futter und andere Nahrungsmittel sendet W. nach Liverpool. Die wichtigsten Artikel der Einfuhr sind Leinengarn, rohe Baumwolle, Wollewaren, Eisen, Kohlen (aus Schottland), Leinwand, Woll, Zucker u. s. w. Zahlreiche Dampfboote unterhalten den Verkehr mit den Häfen Großbritannien. Ansehnlich ist der Handel zunächst mit Liverpool und Glasgow, dann besonders mit den Vereinigten Staaten von Amerika, den brit. Kolonien, dem Mittelmeer, der Ostsee und Archangel. Im J. 1873 liefen ein 7854 Schiffe von 1 658 026 t.

Welfast, Kreisstadt im nordamerik. Staat Maine, in der Nordwestecke der Peninsular ist sie gelegen, besitzt einen geräumigen und sichern Hafen und zählt 5300 Q., die bedeutende Fischerei, Schiffbau und Seehandel, hauptsächlich mit Bauholz und Fischen treiben.

Welfort (frz. auch Welfort), Festung und Hauptstadt des aus dem Reste des früheren Depart. Ober- und Unter-Elbe gebildeten Verwaltungsbezirks B. Territoire de B., seit 1878 offiziell wieder Département Haut-Rhin genannt, 610 qkm mit (1881) 79 593 Q., an der Savoureuse und am Fuße kalter Berge, in der Mitte eines Tribunaus erster Instanz, eines Handelsgerichts, besitzt ein Kommunal-College, eine Exzerz, ein Theater, mehrere Hospitäler und (1876) 15 173 Q., die Gerbereien, Brauereien und verschiedene andere Gewerbe betreiben. W. als Kreuzpunkt von sechs Straßen ein Hauptplatz für den Handel (Burgunderweine, Champagne nach Deutschland und der Schweiz, sehr auch große strategische Wichtigkeit, indem es in der Mitte 22 km breiten, zu allen Jahreszeiten für große Heeresmassen gangbaren Senkung (Trough) zwischen dem Südschnee der Vogesen und im nördl. Stufen des Jura, an dem Knotenpunkt der Eisenbahnen Basel Paris und Straßburg gelegen ist und so Offensivoperationen auf der Sundgau nach dem Thale des Doubs und in Savone verhindert, dagegen von Frankreich gegen Elsass erleichtert. W. wurde in den J. 1865—70 an den Franzosen zu einer Festung ersten Ranges angeordnet und durch neue Werke und einen selbstständigen Außenfort, welche den Raum zu einem besetzten Lager für 40 000 Mann vergrößert. Die Stadtbefestigung bildet ein befestigtes Fort. Dasselbe wird südlich von 26 m überragt und verteidigt durch die auf dem Felsen erbaute Citadelle, Le Châteaun oder La Roche de W., welche zwei Stadtwerte mit Panzerkugeln, Hohltraversen und Reduits im gebildeten Felsen im Innern aber zwei hintereinanderliegende Defensivklaffen hat, also sehr stark ist. Für die Lage der Forts ist das Terrain der umliegenden Kluppen vortrefflich benutzt. Nach Osten hin liegen zu beiden Seiten der Straße nach Mulhouse die langgestreckten Felder die Forts La Justice und La Justice, letzteres mit einer bombensicheren festeren als Reduit. Beide sind durch Kanäle miteinander und mit der Stadt verbunden und schützen so den Lagerraum ab. Im Westen liegt die Eisenbahn Fort Des Barres, ein Kronwerk mit drei Bastionen, und südlich davon das alte Fort La Ferme. Nördlich, wo die Savoureuse und der große Leich De la Jure in den Angriff bedrohen lassen, steht nur das Fort La Jéperance unmittelbar vor der Stadt. Im Süden aber, auf den Kluppen des Vignolles

Berches, der das Schloß überhöht und innerhalb der Tragweite der neuern gezogenen Geschütze liegt, sind zwei Forts, die Haute- und Basse-Berche, welche durch ihre Lage und die zum Teil in Felsen gehauenen Werke und Gräben sehr stark sind.

Die Herrschaft B. im Sundgau kam im 14. Jahrh. an die Grafschaft Pfirt (Ferrette), ward 1648 mit dieser von Oesterreich an Frankreich abgetreten, 1659 von Ludwig XIV. dem Cardinal Mazarin verliehen und 1781 von dem Herzog von Valentinois erworben, der sie bis zur Revolution als Grafschaft besaß. B. ist erst von Vauban befestigt worden; es ward im Nov. 1633 vom Herzog von Feria erobert, 10. März 1634 vom Rheingrafen Otto den Kaiserlichen entzogen. Am 28. Mai 1635 schlugen hier die Franzosen und Schweden unter dem Mar-

schall de la Force den Herzog von Lothringen. In der neuesten Zeit ist B. im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 durch seine lange Verteidigung und durch seine Übergabe an Frankreich im versailer Präliminar-Frieden berühmt geworden. Während noch Schleithstadt und Neubreisach belagert wurden, entsetzte General von Werder die Division Tressow gegen B., welches von 20 000 Mann unter Befehl des Obersten Denfert-Rochereau besetzt war. Am 3. Nov. 1870 war B. eingeschlossen, so weit dies bei dem zum Teil waldigen Terrain mit nur 10 000 Mann geschehen konnte. Zur Deckung der Einschließung wurde 9. Nov. Mompelgard (Montbéliard) besetzt. Am 20. Nov. verfügte man deutscherseits vor B. über 16 000 Mann Infanterie, 1100 Reiter und 30 Geschütze; am 28. Nov. wurde der waldbedeckte Mont-Salbert nordwestlich von B. genommen. Nachdem der Belagerungsparc eingetroffen war, begann die Beschießung 3. Dez. und zwar von Westen her aus 27 Geschützen bei Effert und Davilliers. Dieselbe ergab jedoch keine genügende Wirkung; auch mußte der Kommandant die Belagerung sowohl durch Ausfälle wie durch das sehr geschickt geleitete Geschützfeuer der Forts aufzuhalten. Dayr., württ. und bad. Belagerungsgeschütze verstärkten den bisher ganz ungenügenden Parc, und General von Tressow richtete den Angriff zunehmer gegen die Forts der Berches. Am 4. Jan. 1871 wurde das Dorf Danjoutin erobert, das am Westabhange der Höhen von Berches liegt, und am 9. schon konnte das Feuer gegen die Forts eröffnet werden. Am 16. Jan. trafen Verstärkungen ein, durch welche das Belagerungsheer auf 25 930 Mann, von denen 2500 frank waren, gebracht

wurde, am 22. Jan. wurde auch das Dorf Berouse am Ostabhange der Berches genommen und am 26. beim Einbruch der Dunkelheit ein gewaltsamer Angriff auf die Forts versucht. Dieser mißglückte jedoch, indem die Besatzung die Preußen mit einem so mörderischen Feuer empfing, daß sie mit beträchtlichem Verluste zurückweichen mußten. Man wiederholte den Sturm 8. Febr. bei hellem Tage, und er glückte diesmal. Beide Forts wurden fast ohne Widerstand genommen und, trotz des vom Schlosse her gerichteten heftigen Feuers auch behauptet. Mit großer Mühe wurde schweres Geschütz nach den Berches gebracht, und die Beschießung der Citadelle sollte beginnen, als B. kapitulierte. Der Kommandant, welcher mehrere Aufforderungen, selbst unter Bewilligung freien Abzugs, abgelehnt hatte,

Maßstab 1: 98.000

Belfort, seine Fortifikationen und seine Umgebung zur Zeit der Belagerung von 1870—71.

war jetzt von dem franz. Minister des Auswärtigen, Jules Favre, dazu veranlaßt worden. Am 16. Febr. 1871 wurde die Kapitulation abgeschlossen und der Besatzung, 372 Offiziere und 17 832 Mann, in Anerkennung ihrer Ausdauer freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren bewilligt, und 18. Febr. rückten die Deutschen ein. B. wurde jedoch im Präliminarfrieden an Frankreich zurückgegeben. Während der Dauer der deutschen Occupation blieb B. von deutschen Truppen besetzt. Später, nachdem es auch thatsächlich wieder in franz. Besitz gelangt war, beauftragte die Regierung sich, die Beschädigungen der Festungswerke so schnell als möglich auszubessern, und beschloß weiterhin die Ausdehnung des die Stadt umschließenden Fortsgebiets und damit die Erbauung einiger neuer Forts. Die neuen Bauprojekte wurden 1874 endgültig festgestellt und die auf 12 Mill. Frs. veranschlagten Herstellungskosten von der Nationalversammlung bewilligt. Die neu vorgeschobenen Werke kommen namentlich in der Richtung nach dem Vallon d'Alsace zu liegen, beide

war jetzt von dem franz. Minister des Auswärtigen, Jules Favre, dazu veranlaßt worden. Am 16. Febr. 1871 wurde die Kapitulation abgeschlossen und der Besatzung, 372 Offiziere und 17 832 Mann, in Anerkennung ihrer Ausdauer freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren bewilligt, und 18. Febr. rückten die Deutschen ein. B. wurde jedoch im Präliminarfrieden an Frankreich zurückgegeben. Während der Dauer der deutschen Occupation blieb B. von deutschen Truppen besetzt. Später, nachdem es auch thatsächlich wieder in franz. Besitz gelangt war, beauftragte die Regierung sich, die Beschädigungen der Festungswerke so schnell als möglich auszubessern, und beschloß weiterhin die Ausdehnung des die Stadt umschließenden Fortsgebiets und damit die Erbauung einiger neuer Forts. Die neuen Bauprojekte wurden 1874 endgültig festgestellt und die auf 12 Mill. Frs. veranschlagten Herstellungskosten von der Nationalversammlung bewilligt. Die neu vorgeschobenen Werke kommen namentlich in der Richtung nach dem Vallon d'Alsace zu liegen, beide

Verthes und Belleue werden wiederhergestellt, die Positionen Mont-Salbert, Mont-Baudois, Koppe, Bezeleis und Mont-Ward erhalten permanente Werke, ebenso werden Pont de Roide, Blamont, Spinal als Spersforts der nächsten Straßen befestigt. Über die dreitägigen heißen Kämpfe, welche 15. bis 17. Jan. 1871 westlich von V. zwischen dem 14. deutschen Armeekorps unter General von Werder und der franz. Ostarmee unter Bourbali stattfanden und als «Schlacht an der Lorraine» zusammengefaßt werden, s. Lorraine. Vgl. Wolff, «Geschichte der Belagerung von V. im J. 1870/71» (Berl. 1875); Castenholz, «Die Belagerung von V. im J. 1870/71» (4 Bde, Berl. 1875—78).

Belfry, f. Bergfried.

Belgard (ehemals Bjaligrob, d. h. weiße Burg), Kreisstadt im Regierungsbezirk Köslin der preuß. Provinz Pommern, an der Persante und der Mündung der Leignitz sowie an der Eisenbahnlinie Stettin-Stargard-Danzig, die bei V. nach Kolberg und Neustettin abweicht, 34 km südöstlich von Kolberg, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, drei Kirchen, ein Gymnasium, zwei Maschinenfabriken und zählt (1880) 7875 E., die Landwirtschaft, Tuchweberei und Tabakfabrikation betreiben, auch jährlich drei große Pferdewerke unterhalten. — Der Kreis Belgard zählt auf 1126 qkm (1880) 47861 E.

Belgen (Belgae) hießen bei den Römern seit Cäsars Auftreten in Gallien die den nördlichen Teil dieses Landes bewohnenden kriegerischen Völker, und nach den V. wurde seit Augustus die nördlichste gallische Provinz (Belgica) genannt. Im Gegensatz zu anderweitigen Annahmen wird man daran festhalten müssen, daß die große Masse der Völker von «Belgium» (die Namen der V. und mehrerer belg. Stämme treten schon im Altertum, auch in Britannien und Irland auf) kelt. Abkunft war. Nur daß teils in jüngerer, teils in älterer Zeit vor der röm. Eroberung unzweifelhaft auch starke deutsche Volksteile sich zwischen die kelt. Stämme geschoben und noch lange die Erinnerung an ihren deutschen Ursprung bewahrt haben. Kein kelt. Stammes waren in dem Lande, welches südlich durch Marne und Seine, westlich durch das Meer, nördlich und östlich durch den Rhein, südöstlich durch das Moselgebiet begrenzt wurde, namentlich die mächtigen Bellovaer (bei Beauvais), die Suesstionen (bei Soissons), die Remer (bei Reims), die Biromanduer (bei Bermanois), die Ambianer (bei Amiens); dann mehr nördlich in Artois die Atrebaten, und an der Küste die Moriner und Menapier. Dagegen rühmten sich die Nervier an der Sambre (im Hennegau und Namur), die von den Cimbern stammenden Abuatuler (zwischen Schelde und Maas) und die Eburonen (zwischen Maas und Rhein) deutscher Abkunft. Die belg. Völker, wie sie Cäsar kennen lernte, waren von den Kelten des innern Gallien in ihrer Sprache nur dialektisch verschieden; sonst standen sie hinter denselben an Civilisation noch weit zurück, übertrafen sie aber weit an jäher Tapferkeit. Obwohl diese Völker nur im Kriege einen gemeinschaftlichen Führer anerkannten, machten sie doch, als Cäsar seit 57 v. Chr. sie angriff, durch ihre große Zahl, durch ihre wilde Tapferkeit und durch die raube Natur ihres Landes den Römern die Unterwerfung vorzugsweise schwer. Als nach Beendigung der röm. Bürgerkriege der Kaiser Augustus das gall. Land zwi-

schen Pyrenäen und Rhein im J. 27 v. Chr. organisierte, bildete er aus dem Norden die neue große Provinz Belgica, die aber außer den bisher so genannten belg. Völkern auch noch das linke Rheinufer und ferner die Gebiete der Treverer und Mediomatriter, also das Moselgebiet, die Kantone der Lingonen (Langres), der Sequaner (mit der Hauptstadt Besontio, das jetzige Besançon) und das röm. Helvetien umfaßte und ihren Centralpunkt in Durocortorum (das jetzige Reims) hatte. Die Namen der belg. Stämme sind, namentlich seit dem 4. Jahrh., wie im innern Gallien, größtenteils auf ihre Hauptstädte übertragen worden und haben sich in franz. Umgestaltung bis jetzt erhalten.

Belgern, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Torgau, links an der Elbe, Sitz eines Amtsgerichts, bis zur Reformation dem Stift Burzen gehörig, zählt 2941 E., die Weinbau, Thonförderung, Lohgerberei, Ackerbau, Fischerei und Getreidehandel treiben.

Belgien (frj. La Belgique), einer der jüngsten europ. Staaten, entstanden aus dem südl. Teile des durch den Wiener Kongreß geschaffenen Königreichs der Niederlande, hat seinen Namen erhalten in Erinnerung an die Provincia Belgica der röm. Reichsteilung, zu deren Gebiet es dem größten Teile nach gehörte. Es begreift in seiner jetzigen Gestaltung fast die ganzen östl. Niederlande mit den Grafschaften Flandern, Hennegau, Namur und Teilen der Herzogtümer Brabant, Luxemburg und Limburg, sowie das ehemalige Fürstbistum Lüttich.

Umfang und Bevölkerung. Die geogr. Lage B.s fällt zwischen 20° 12' und 28° 47' östl. L. (von Ferro) und zwischen 49° 30' und 51° 30' nördl. Br. Im N. grenzt es an Holland, im O. an holländ. Limburg, Rheinpreußen und an das Großherzogtum Luxemburg, gegen S. und SW. an Frankreich, im NW. an die Nordsee. Die größte Längenausdehnung in der Richtung von N. nach SO. hat es von Ostende nach Arlon (270 km), in der Richtung von S. nach N. von Chimay nach Turnhout (180 km). Das Gesamtareal beträgt 29455,16 qkm, die sich auf die neun Provinzen, in die der Staat zerfällt, auf folgende Weise verteilen: Luxemburg (Hauptstadt Arlon) 4417,76, Hennegau (Hauptstadt Bergen, frj. Mons) 3721,88, Namur (Hauptstadt Namur) 3660,88, Brabant (Hauptstadt Brüssel) 3282,88, Westflandern (Hauptstadt Brügge) 3234,67, Ostflandern (Hauptstadt Gent) 2999,88, Lüttich (Hauptstadt Lüttich) 2893,88, Antwerpen (Hauptst. Antwerpen) 2881,88, Limburg (Hauptstadt Hasselt) 2412,24. Die gesamte Volkszahl von (1. Jan. 1880) 5536654 Seelen, wonach also durchschnittlich 188 Köpfe auf den Quadratkilometer kommen, stellt B. in relativer Hinsicht an die Spitze der bestbevölkerten Staaten des europ. Kontinents. In relativer Hinsicht steht Flandern obenan, indem dasselbst 296 Menschen auf 1 qkm wohnen, während im Luxemburgischen diese Zahl auf 47 herabsinkt. Im J. 1840 war die Bevölkerung bereits zu der von 1831 um 7,80 Proz. von da ab bis 1850 um 8,87, von 1850 bis 1860 um nahezu 10, von 1860 bis 1880 um 10 Proz. gestiegen. Seit 1841 betrug der jährliche Zuwachs durchschnittlich 0,90 Proz. Von den 2582 polit. Gemeinden zählen 165 mehr als 5000 E.; unter letztern sind vier Städte (Brüssel, Antwerpen, Gent und Lüttich) über 100000 E. Die Bevölkerung B.s besteht aus einem Mischvolke deutscher und kelt-

gall. Abkunft, in welchem die Stämme der Fläminger und Wallonen gegenwärtig noch durch Festhalten ihrer Mundart, der flämischen und wallonischen, hervortreten. Als Sprache des Umgangs der gebildeten Stände sowie der Staatsbehörden und des höhern und mittlern Unterrichts hat das Französische fastlich die Oberherrschaft behalten, obgleich die Verfassung keinem Idiom den Vorzug einräumt und das Flämische im Verhältnis von 4 zu 8 überwiegt. Die Zahl der Deutschredenden belief sich 1876 auf 88 070, wovon etwa 21 000 auf den deutschen Teil des belg. Luxemburg lauten. Flämisch sprachen 2 659 890, französisch 2 668 860. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bekennt sich zur luth. Kirche. Die Zahl der Protestanten schätzt man auf 20 000, die der Juden auf 3000. Die Katholiken werden durch den Erzbischof von Mecheln und die fünf Diözesanbischöfe zu Brügge, Gent, Doornik (Tournai), Namur und Lüttich geleitet. Die Kleinen, in den größern Städten und Dorfgemeinden befindlichen prot. Gemeinden teilen sich in anglikanische und reformierte, die vom Staatsbudget, und in solche, die meist aus luth. Konvertiten entstanden, von der in Brüssel bestehenden evang. Gesellschaft unterhalten werden.

Höhengestaltung und Bewässerung. B. ist vorwiegend Flach- und Hügelland; doch greift in den südöstl. Teil, welcher durch die Maas und Sambre abgeschnitten wird, der Westflügel des Ardennenplateau (höchster Punkt 675 m) ein, für das industrielle Leben ein Umstand von Bedeutung. Die Thonschiefer- und Grauwackenmassen der Ardennen sind von Streifen Grauwackensandstein durchzogen, und mächtige Eisen- und Steinkohlenlager begleiten die Ufer der Maas, bevor die Tertiärschichten von Hennegau und Südbraabant zum Alluvialboden der flandr. Ebenen übergehen und hier zu solcher Tiefe absteigen, daß künstliche Deiche und Polder das Einbrechen der Meereswellen abwehren müssen, wo die natürlichen Schutzwälle der Dünen klaffen lassen. Mit den Heidestrichen der Kempen (Campine) im nordöstl. Teile von Antwerpen beginnt zwar eine Zone unfruchtbarer Landstriche; doch die Kultur weist ihnen immer engere Grenzen an. Die reiche Bewässerung des Landes wird, mit Ausnahme der unterhalb Maastricht mündenden Oser (Oerle), durch die Systeme der Schelde und Maas bewirkt, welche beide Flüsse schiffbar von Frankreich aus ins Land eintreten, aber beide auch im Königreich der Niederlande münden. Die Hauptzweige der bei Antwerpen 700 m breiten und 10 m tiefen Schelde sind links Oys, rechts Deender und Rupel (letzterer aus Nethe und Dyle gebildet); die der Maas sind links Sambre, rechts Lesse, Ourthe und Vesdre. Die günstigen natürlichen hydrog. Verhältnisse sind mit großem Vorteil zu Kanalanlagen benutzt worden, welche Brüssel und Löwen mit dem Rupel, Brüssel mit Charleroi, Mons mit Gembé, Osné mit Brügge und Gent und dieses mit Terneuse in Verbindung setzen. Seit 1846 ist auch der Verbindungskanal zwischen Schelde und Maas durch das Gebiet der Kempen, mit Abzweigung nach Turnhout, hergestellt, wodurch die Urbarmachung jenes Gebietes erheblich gefördert worden. Außerdem verbindet seit 1860 ein Kanal links der Maas die Städte Lüttich und Maastricht. Die schiffbare Gesamtstrecke der Flüsse und Kanäle beträgt 1997 km. (Hierzu Karte: Niederlande und Belgien.)

Klima und Produktivität. Das Klima trägt in den der See benachbarten Ebenen einen fast oceanischen Charakter, welcher durch einen milden, gleichmäßigen Typus sich auszeichnet vor den höhern Landesgebirgen im Südosten, wo heißere Sommer mit kältern Wintern scharf wechseln. Diese Klimaverschiedenheit gibt B. eine größere Produktivitätsmannigfaltigkeit als dem Königreich der Niederlande. Während die Ardennenwälder einen bedeutenden Holzreichtum liefern, bietet die Ebene Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Ölgewächse, Hanf, Flachs (besonders schön in Flandern), Tabak in Westflandern, viel Hopfen, Farbstäute und Eichorien. Doch genügt der reiche Ertrag des Bodens an Getreide nicht dem Bedarf der Bevölkerung, jedoch Brottorn und Mehl in großer Menge eingeführt wird. Das Gebiet der Bodenkultur umfaßt 86,5 Proz. der Gesamtfläche, wovon 49,5 Proz. auf das Ackerland, 4 Proz. auf Gärten und Weinland, 17 Proz. auf Wiesen- und Weideland, 15 Proz. auf Wäldungen entfallen. Dem Weinbau sind längs der Maas 1,500 km gewidmet. Die Ardennenwälder sind reich an Wild verschiedener Art. Die Abhänge und Thäler des Berglandes und die fetten Wiesen des Flachlandes begünstigen die Rindvieh-, Schaf- und Pferdezüchtung, und die Küsten des Meers bieten dem Fischfang ein weites Feld. Nach der Zählung von 1866 besaß das Land 283 163 Pferde, 1242 445 Stüd Rindvieh, 586 087 Schafe und 682 801 Schweine. In Flandern ist die Kaninchenzucht bedeutend. Das Mineralreich liefert, außer beträchtlichen Ausbeuten an Blei, Kupfer, Zink, Galmel, Alaun, Torf, schönem Marmor, der glänzendschwarz bei Wist und Theur gefunden wird, Kalkstein und Schiefer und, nächst England, die wertvollsten Schätze an Eisen und Steinkohlen. Die 27 im Gange befindlichen Hoöfen lieferten 1879 389 830 t Eisen, im Werte von 25 Mill. Frs. (1860 nur 11 1/2 Mill.). Der Steinkohlenreichtum lagert in den drei Hauptbasen von Bergen (Mons), Lüttich und Charleroi, welche 1879 nahezu 15 1/2 Mill. t Steinkohlen, im Werte von 145 Mill. Frs., lieferten. Unter den Mineralquellen haben die Stahlquellen zu Spa die größte Berühmtheit und ziehen, nebst den Seebädern Ostende, Blankenberghe, Hyest und Neuport eine bedeutende Anzahl von Fremden ins Land.

Physische und technische Kultur. Die einzelnen Zweige der physischen Kultur finden im allgemeinen in der äppigen Bodenproduktivität ausgezeichnete Stützen. Gärten- und Ackerbau sowie Kunstgärtnerie blühen. Die Viehzucht wird allgemein betrieben, namentlich in Flandern und im Limburgischen, wo man den weitverbreiteten Limburger Käse erzeugt. Die Dienenzucht ist in den Kempen von Bedeutung; die Seidenkultur indes hat sich nicht eingebürgern vermocht. Der Bergbau, besonders auf Eisen, Zink und Steinkohlen, spielt eine sehr wichtige Rolle. Der Kohlenbau wird schon seit dem 11. Jahrh. und gegenwärtig auf 260 Gruben betrieben. Zu diesen unterirdischen Hebeln technischer Kultur, welche 166 000 Arbeiter beschäftigen, gesellen sich die eine bichte Volksmenge nährend Landessproduktion und die zum Handel nach außen auffordernde Lage, um B. zu einem blühenden Industrielande zu machen.

Die fünf Hauptindustrieweige sind Leinen-, Woll-, Baumwoll-, Ledermanufaktur und Metallwarenfabriken. Die durch Verbreitung des mechan.

Gespinnstes gesunkene Leinenmanufaktur hat sich seit etwa 1840 durch zweckmäßigere Organisation dieses Gewerbezweigs wieder zu neuer Blüte emporgetrieben, namentlich in den beiden flandr. Provinzen. Die Zahl der Spindeln belief sich 1874 auf 250 000, die sich auf etwa 40 Fabriken verteilen (von letztern 17 in Gent, andere in Tournai, Lokeren, Rousselaere, Brüssel, Mecheln u. s. w.). Die Weberei wird vorzüglich in den beiden Flandern und einigen Orten Brabants, Hennegaus und des Antwerperschen betrieben. Die jährliche Ausfuhr an Lein- und Hanfgewebe aller Art belief sich durchschnittlich von 1841 bis 1850 auf 10,2 Mill., von 1851 bis 1860 auf 18,2 Mill., 1878 auf 20,5 Mill. Frs. Das belg. Handgespinnst, hauptsächlich von den Armen in Flandern geliefert, konnte, trotz seiner qualitativen Überlegenheit, die Konkurrenz mit den Maschinen unmöglich aushalten. Einen alten Weltruf haben die Brabanter oder Brüsseler Spigen, die am besten in und um Brüssel gekloppt werden. Den Hauptzweig der Spinnenindustrie, die an 150 000 Menschen beschäftigt, bilden die sog. Valenciennes, die am meisten in Westflandern verfertigt werden. Für die Wollmanufaktur ist Verviers nebst seinen Umgebungen der wichtigste Mittelpunkt. Jährlich werden hier an 400 000 Stück Tuch geliefert. Außerdem werden noch Zeuge und andere Wollstoffe zu Brügge, Lüttich, Lohy, St.-Nicolas, Brüssel u. s. w. gefertigt. Während von 1851 bis 1860 die jährliche Ausfuhr an Wollgespinnst durchschnittlich 505 000, an Wollgeweben 1 145 000 kg betrug, haben sich diese Ziffern 1879 auf 6588 000 und 1570 000 gehoben. Große Teppichfabriken bestehen zu Brüssel, Angelmünster, Mecheln und Tournai; viele Strümpfe werden im Hennegau gewebt. Die vorzüglichsten Baumwollmanufakturen sind zu Gent und Alost in Ostflandern, zu Courtrai in Westflandern, zu Brüssel und Anderlecht in Brabant, zu Tournai und Mons im Hennegau. Wichtige Punkte für die Lederfabrikation sind Lüttich, Huy, Namur, Dinant, St.-Hubert und vorzugsweise Stavelot. Die Handschuhverfertigung für den innern Bedarf hat namentlich in Brüssel einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Metallfabrikation wird durch den Reichtum des rohen Materials in einem hohen Grade unterstützt. Die vielen Hohöfen begründen besonders in und um Lüttich, Namur, Charleroi und Mons einen äußerst thätigen Eisenbetrieb und geben weltberühmten Eisengießereien, Messer-, Feilen- und andern Eisen- und Stahlfabriken die Existenz. Große Stahlgießereien und berühmte Gießereifabriken bestehen zu Lüttich, großartige Maschinenfabriken in und um Lüttich (Seraing), Tirlemont, Brüssel, Gent u. s. w., Nagelschmieden zu Charleroi, Blechhämmer und Walzwerke bei Lüttich und im Hennegau, Draht- und Messinghütten bei Namur, Zinkwarenfabriken zu Lüttich, Bleidrehen- und Schrotwerkstätten zu Gent, und Ateliers vorzüglicher Gold- und Silberwaren zu Brüssel und Gent. Außer den fünf Hauptzweigen der belg. Industrie verdienen folgende Establishments noch besonderer Erwähnung: die Strohhußfabriken in der Provinz Lüttich; die Papierfabriken in den Provinzen Namur, Lüttich und Brabant; die Glas- und Spiegelabriken im Hennegau, Namur, Lüttich (Val-St.-Lambert) und Brabant; die Porzellan- und Fayencefabriken zu Tournai, Brüssel, Mons und Gent; die berühmten Rutschfabriken zu Brüssel; die Zuckerraffinerien in Antwerpen, Tirlemont, Ypern,

Gent, Mons und Gembour; die ladierten Holzwaren von Spa u. s. w. An der großartigen Förderung so vieler Industrieerzeugnisse nimmt die Anwendung der Dampfkraft einen mächtig eingreifenden Anteil. Die Zahl der Dampfmaschinen belief sich 1861 auf 4672, 1879 auf 13586 (mit 595 660 Pferdekraft).

Handel und Verkehrsmittel. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. hatte B. unter der Anführung von Brügge einen blühenden Handel begründet durch regelmäßigen Verkehr mit den Italienern. An die Stelle von Brügge trat nach der Entdeckung Amerikas und infolge der neuen Richtungen des Handels Antwerpen, das als ein nordisches Venedig dem ganzen belg. Handel seine Glanzperiode verschaffte. Die Unglücksperiode des span. Drucks und der niederländ. Freiheitskämpfe beugten jedoch den Handel des Landes tief, und der Fall von Antwerpen verfestete ihn in Herdrückung. Der Westfälische Friede untergrub ihn sodann vollends, indem das mächtig gewordene Holland die Sperrung der Schelde durchsetzte. Infolge der Eroberung der Niederlande durch die Franzosen am Ende des 18. Jahrh. wurde die Scheldeschiffahrt wieder frei und durch Napoleon Antwerpens Hafen restauriert und vergrößert, aber freilich auch zum Kriegshafen gemacht. Noch kräftiger für das Wiedererblühen des Handels wirkte, auf Kosten Amsterdams, die Vereinigung B.s und Hollands durch den Wiener Kongreß. Doch die Spaltung von 1830 drohte mit neuen Nachteilen. Durch den Londoner Traktat vom 19. April 1839 wurde die für B.s Handel entscheidende Scheldesfrage insofern zu Gunsten Hollands gelöst, als dasselbe von jedem Schiffe 1 1/2 fl. für die Tonne Zoll erheben durfte, welche Beschränkung ein Beschluß der Repräsentantenkammer vom 18. Mai 1839 durch die Auktorisation des Zolls an sämtliche Schiffe aufzuheben suchte. Dieser schwere Tribut an Holland, der sich zuletzt auf 1 1/2 Mill. Frs. belief, wurde erst 1863 durch Rücklauf und unter Beteiligung der verwickelten mit Antwerpen verlebrenden Seestaaten beseitigt. Die durch den Traktat für die Schifffahrt auf den Binnengewässern zwischen Schelde und Rhein beabsichtigte Gleichstellung Hollands und belg. Schiffe mußte B. mit einer Rente von 600 000 fl. ertausen. Nachdem schon im Juni 1839 neue Bestimmungen der holländ. Regierung die Bergabgabe vernichtet, wurde 1848 mit neuen Opfern ein nun von beiden Parteien ratifizierter Schifffahrtsvertrag zu Stande gebracht.

Durch ein Gesetz vom 1. Mai 1834 übernahm die Regierung die Anlage eines 397 km umfassenden Eisenbahnnetzes, das Mecheln zum Mittelpunkt haben und sich von da aus östlich über Brüssel, Lüttich und Verviers bis zur preuß. Grenze, nördlich nach Antwerpen, westlich über Denendermont, Gent und Brügge nach Ostende, südlich über Brüssel, Braine-le-Comte und Mons bis zur franz. Grenze erstrecken sollte. Dazu kamen nach dem Gesetz vom 26. Mai 1837 noch folgende Linien: von Gent über Courtrai nach der franz. Grenze bei Mouscron in der Richtung nach Lille mit einer Ertrenbahn nach Tournay 75 km; von Braine-le-Comte über Charleroi nach Namur 80 km; von Londen nach St.-Lombard 11 km; zusammen also wieder 563 km Staatsbahnen, wozu später nur noch einige kleine Strecken hinzutraten. Von diesen Linien wurde die erste Strecke von Brüssel bis Mecheln

5. Mai 1835, die letzte von Serviers bis zur preuß. Grenze bei Herbesthal 15. Okt. 1843 eröffnet, womit das betrieuerte Eisenbahnnetz vollendet war. Von 1844 an ward der Eisenbahnbau lediglich der Privatindustrie überlassen; nur hat der Staat neuerdings in vielen Fällen den Betrieb der Bahnen übernommen. Ende 1880 war das belg. Eisenbahnnetz auf eine Länge von 4112 km gestiegen; darunter waren 2792 im Betriebe des Staats. Der 1861 in Thätigkeit gesetzte Telegraphendienst umfaßte 1881 6557 km Linien mit 772 Stationen.

Zu diesen Erleichterungen eines erweiterten Verkehrs gesellte sich die Sorge der Regierung für den Abschluß von Handelsverträgen, die Entwicklung des Konsulatwesens, die stetig fortschreitende Ermäßigung des Zolltarifs, die regelmäßige Verbindung mit überseeischen Staaten und das Bestreben, den Verlust des Kolonialverkehrs zu ersetzen. Am Ende des J. 1860 zählte die belg. Reederei 161 Rauffahrtsschiffe, aber diese Entwicklung einer einheimischen Handelsmarine hat sich nicht gehalten, und 1879 bestand dieselbe aus nur 64 Schiffen (darunter 39 Dampfboote) mit einem Gehalte von 71 191 t. Eingekauft waren 1879: 6142 Schiffe mit einer Ladung von 8 109 116 t. Die Gegenstände der Ausfuhr sind viel mannigfaltiger als die der Einfuhr, welche letztere vorzugsweise in Baumwolle, Wolle, Wein, Häuten und Kolonialwaren bestehen. Die Ausfuhr belg. Artikel, die im J. 1840 auf 139 600 000 Frs. sich belief, erreichte 1879 die Summe von 1 190 400 000. Obenan standen: Steintohlen, Flach, Fein-, Woll-, und Baumwollgewebe, Maschinen, Leder, Glaswaren, Rohweder und Feuerwaffen. Über ein Drittel jener Summe kam auf Frankreich, fast die Hälfte auf den Zollverein, England und Holland. Das übrige verteilte sich auf etwa 25 europ. und überseeische Staaten. Das belg. Münzsystem ist dem französischen ziemlich gleich. Es werden Silberstücke zu 5, 2, 1 und $\frac{1}{2}$ Frs., Nickelmünzen zu 20, 10 und 5, und Kupfermünzen zu 2 und 1 Cent. geschlagen. Goldstücke sind in den J. 1848—51 zu 25 und 10 Frs. und 1865—78 zu 20 Frs. geprägt worden; die Circulation des franz. Goldes ist seit 1861 bewilligt. Handelskammern bestanden in den meisten Bezirkshauptstädten, sind aber Anfang 1875 aufgehoben worden.

An der Spitze der Banken des Landes steht die durch das Gesetz vom 5. Mai 1850 gegründete, 1872 auf 30 Jahre verlängerte, allein zur Ausgabe von Banknoten berechnete Nationalbank. Ihr Kapital beträgt 50 Mill. Frs., bestehend in 50 000 Aktien zu 1000 Frs. Die Nationalbank macht ausschließlich Depositen, Giro- und Discontogeschäfte und ist außerdem mit der unentgeltlichen Führung der Staatskassen beauftragt. Fünfzehn Prozent des 6 Proz. des eingezahlten Kapitals übersteigenden Reingewinns wird zum Reservefonds geschlagen, ein Sechstel dem Staate zugeschrieben. Die älteste Bank B.s ist die Société générale pour favoriser l'industrie nationale. Dieselbe wurde 1822 auf 27 Jahre gegründet, welche Frist zuletzt eine Verlängerung bis 1906 erhielt. Ihr Geschäftskreis, hauptsächlich auf Förderung der Industrie gerichtet, ist sehr ausgedehnt: Disconto, Giro, Leih-, Depositen- und Zettelgeschäfte. Sie steht unter der Aufsicht eines Regierungskommissars, und die Regierung ist ermächtigt, jede die Sicherheit oder das Interesse des Landes beeinträchtigende Unternehmung zu verhindern. Das Gesellschaftskapital besteht aus

62 000 Aktien, nämlich 31 000 im Werte von 1058 Frs. 20 Cent. und ebenso vielen zu 1000 Frs. Weiter verdient noch erwähnt zu werden die Union du crédit de Bruxelles, 1848 gegründet und besonders die Interessen der niederen Gewerbetreibenden. Die größten Bankinstitute außerhalb Brüssels sind: in Gent die Banque de Flandre, reine Handelsbank, 1841 mit einem Kapital von 10 Mill. Frs. gestiftet, und vor der Gründung der Nationalbank zur Ausgabe von Bankscheinen ermächtigt; in Antwerpen die Handelsbank und die Handelsgesellschaft; in Lüttich die 1835 gestiftete, auf Leih-, Depositen- und Sparanlagengeschäfte beschränkte Banque Liégeoise, von deren Anlagenskapital bisher nur zwei Zehntel eingezahlt worden und deren Dividenden für die höchsten im Königreiche gelten.

Geistige Kultur. Die geistige Bildung des belg. Volks steht vielleicht besten Entwicklung auf industriellem und mercantilem Gebiete noch nach, aber auch hierin zeigt sich ein stetiger Fortschritt. Haupthindernis der intellektuellen Entwicklung war die Verschiedenheit der Sprachen, welche namentlich eine selbständige nationale Litteratur nicht aufkommen ließ. Doch haben die vielen vom Staate, vom König, von Privaten und wissenschaftlichen Gesellschaften aufgestellten Konurse für die verschiedensten Zweige geistigen Schaffens eine Thätigkeit gewedt, wie sie sich kaum anderswo unter entsprechenden Verhältnissen kräftiger und fruchtbarer darbieten dürfte. Eine nicht geringe Anzahl belg. Gelehrter und Schriftsteller haben ihren Ruf über die Landesgrenze hinaus verbreitet. So, auf dem Gebiete der exakten und Naturwissenschaften, der Mathematiker und Astronom Ab. Quetelet (gest. 1874) und dessen Nachfolger an der brüsseler Sternwarte, Houzeau, die Zoologen Van Beneden, Dubus de Gifignies, Sélys-Longchamps, die Chemiker de Koninck, Stas und Messens, die Mineralogen und Geologen d'Omalius d'Halloy (gest. 1875), Dumont (gest. 1857), Dupont und Malaise, die Botaniker Morren Vater (gest. 1868) und Sohn, Dumortier (gest. 1879) und Ridz (gest. 1864); die Anatomen und Physiologen Spring (gest. 1873), Gluge und Boelman (gest. 1874), die Physiker Bloesener und Plateau, der Militär-Ingenieur General Brialmont. Auf dem Gebiete der Jurisprudenz, der Nationalökonomie, der Publizistik sind zu nennen: Haus (gest. 1881), Faider, Nypels, Ars, Thonissen, Laurent, Rolin-Jacquemyns, G. de Laveleye, Dupont (gest. 1868) und B. Devaux (gest. 1880); als Geschichtsforscher: de Gerlache (gest. 1871), J. B. Rothomb, Gachard, Juste, General Guillaume (gest. 1877), Polain (gest. 1872), Borgnet (gest. 1875), Van Praet, A. Wauters, E. Poulet, Altmeyer (gest. 1877) und L. Vandervindere; als Archäologen: De Witte, Schayes (gest. 1869) und Roulez (gest. 1879); als Russischschreiber: Fétis (gest. 1871) und Gevaert. In der klassischen Philologie ist im Ausland bekannt Gantrelle und B. Willems; als Forscher auf dem Gebiete der neu- und altfranz. Sprachkunde Ch. Grandgagnage (gest. 1878) und A. Scheler, auf dem der orient. Studien Nève, de Harlez, Beelen und Lamp; auf dem der völkischen Litteratur Willems (gest. 1861), Snellaert (gest. 1872), Bormans (gest. 1878), Blommaert (gest. 1871) und Heremans. Auch der brüsseler Philosoph Liberghien ist als Verbreiter der Krause'schen Lehre noch besonders zu erwähnen, sowie die Litteraturhistoriker und Kritiker: Baron Reiffenberg

(gest. 1850), A. Baron (gest. 1862), A. Leroy, G. Van Bommel (gest. 1880) und J. Stecher, die Kunstkritiker L. Alvin und Ch. Jéris.

Die Pflege der schönen Wissenschaften in franz. Sprache wird durch die Überflutung der aus Frankreich einbringenden Produktionen in hohem Maße zurückgedrängt. Auch mangelt es der inländischen Literatur noch allzusehr an originell nationalem Gepräge, an besonderer Färbung des Stils und der Richtung, um dem literarischen Streben Anerkennung und gebührenden Lohn zu sichern. Dessen ungeachtet ist die Produktivität stark und in stetem Fortschritt begriffen und zahlreiche Namen haben sich wenigstens im Inlande Ruf und Ansehen erworben. Im Roman und den verwandten Zweigen sind zu erwähnen: die Akademiker Mole und Baron de Saint-Venois, A. Maurage, Madame Joly, Ch. De Coster (gest. 1879), Em. Grepson, L. Gynmans, H. Pergamene, Cam. Lemonnier, Em. Leclercq, Edm. Picard, die Frauen Waquaval, Langlet und vorzüglich Kuelens (pseudonym Car. Gravière, gest. 1878). Im dramatischen Fach zeichnen sich aus: Pr. Noyer, B. Joly, C. Materne, C. Waden (gest. 1862), H. Delmotte, Ch. Potvin; als Dichter: die Fabulisten Baron Staßart (gest. 1854) und Barthou de Von, die Lyriker Ch. Weustenraab (gest. 1849), C. Waden, D. Sotiau, B. Quinet, C. Dubois, André Van Hasselt (gest. 1874), Ab. Mathieu (gest. 1876), Ch. Potvin, J. Frenay, De Linge (Übersetzer des Horaz und von „Hermann und Dorothea“), G. Kurf und der belg. Chanfonnier Glesse. Reicher ist die schöne Litteratur der Flamen (s. Flämische Sprache und Litteratur).

Die bildenden Künste, besonders Malerei und Baukunst, verdankten schon dem Reichtum der flandr. Städte und dem Glanze des burgund. Hofes eine schöne Blütezeit; aber es trat auch hierin nach der vorübergehenden Glanzperiode Rubens' und seiner Schüler ein langer Schlummer ein, bis die Kräfte neuerdings wieder zu schöpferischer Thätigkeit gespornt wurden. Die Bedeutung der modernen belg. Kunst veranschaulicht sich in den ruhmvollen Namen Wappers (gest. 1874), de Keyser, Gallait, de Viesse, Wierz (gest. 1865), Navez (gest. 1869), Slingeneer, Rabou (gest. 1877), de Braeteleer, van Eyden, Verboedhoven (gest. 1881), Portaels, Dymans, C. Wauters, Guffens, Willems, Stevens, van Beers, als Maler; W. Geefs, Simonis, Jehotte, Fraikin, Geerts als Bildhauer; Calamatta, Franc, Meunier als Kupferstecher; Wiener und Hart als Münzen- und Medailenstecher. In der Musik stehen obenan, als Komponisten: Jéris, Vériot, Hanssens, Mengal, Grisar, Limnander, Huberti, Govaert, Soubre und Benoît; als Instrumentalisten: die Violoncellisten Vériot (gest. 1870), Hausman, Artot, Vieurtemp (gest. 1881), Brume, Leonard, die Violoncellisten Watta und Servais, der Klarinettist Blaes, der Harfenspieler Godefroid u. s. w. Einem hohen Ruf genießt das großenteils vom Staat unterhaltene, seit Jéris' Tode von Govaert geleitete Konservatorium zu Brüssel. Das belg. Theater war dagegen bisher ohne allen nationalen Charakter. Das Staatsbudget hat einen Posten von 1,5 Mill. Frs. für künstlerische Anstalten und Zwecke, während die wissenschaftlichen Bedürfnisse nur mit einer Summe von 1 Mill. bedacht sind. Zur Förderung wissenschaftlicher Thätigkeit sind vom Staate für das Gebiet der exakten und schönen Wissenschaften verschiedene Fänsf. oder Drei-

jahrspreise errichtet worden, wozu sich seit 1874 die durch den König erfolgte Stiftung eines Jahrespreises von 25 000 Frs. gesellt.

Das belg. Schulwesen litt unter dem Einflusse der durch die Konstitution gewährleisteten Vorfreiheit, die hauptsächlich der reichemittelten lath. Klerus benutzte, lange an Zersplitterung der Richtungen. Erst nachdem organische Gesetze dem Staate selbst direkten Einfluß auf die Regulierung des Universitäts-, Gymnasial- und Volksschulwesens gewährten, begannen die Verhältnisse sich zu bessern. Die zwei Landesuniversitäten Gent und Lüttich, mit einer höhern Bau-, Gewerbe- und Bergschule verbunden, 10 königl. Atendien, in denen zugleich humaniora und die gewerblichen Fächer gelehrt werden, etwa 50 darauf vorbereitende Ecoles-moyennes (Mittelschulen), drei Schullehrerfeminarien zu Lier, Brügge und Nivelles, ferner die unter den Staat gestellte höhere Leitung der sonstigen, durch Gemeinde- oder Provinzialgelder unterhaltenen Anstalten, besonders die Oberaufsicht des Staats über die Volksschulen, bilden jetzt besonders seit der Reform von 1878 ein starkes Gegengewicht gegen die zahlreichen Institute der religiösen Gesellschaften und der Privaten. Unter letztern verdienen besonderer Erwähnung die 1834 von den belg. Bischöfen errichtete lath. Hochschule zu Löwen, die mit streng kirchlicher Zucht geleitet wird, dann deren Gegnerin, die aus den Mitteln des Liberalismus und durch Provinzial- und Kommunalsubsidien unterhaltene freie Universität zu Brüssel, ferner die Jesuitengymnasien zu Namur, Lüttich, Brüssel und Lüttich. Die für das gesamte Unterrichtsach vom Staate zu verausgabende Summe belief sich 1872 auf 8 Mill. Frs. Der belg. Journalismus hat durch die seit 1848 gewährte Stempelfreiheit eine verhältnismäßig große Anzahl Tagesblätter erzeugt. Die Anzahl der Zeitungen und Zeitschriften aller Art belief sich 1874 auf 269 französisch geschriebene (über 100 politische), 127 flämische und 2 deutsche, die der täglich erscheinenden Blätter auf 68, worunter nur 8 in flam. Sprache. Das Organ der Regierung ist der „Moniteur belge“.

Staatsverhältnisse. Die monarchisch-konstitutionelle Verfassung v. 7. Febr. 1831 erkennt die Gleichheit aller Belgier vor dem Geize an, die Aufhebung jedes Ständeunterschieds, das Recht der Association und Versammlung, die Freiheit der Meinungsäußerung und die des Unterrichts. In gleicher Ausdehnung ist die Freiheit jedes religiösen Kultus und seiner öffentlichen Meinung garantiert, so daß der Staat, in voller Trennung der Kirche, kein Recht der Einmischung hat in die Ernennung oder Einsetzung der Diener irgend eines Kultus, in den Vortehr des Klerus mit seinen geistlichen Obern und hinsichtlich der Bekanntmachung der religiösen Verordnungen. Das Königtum in B. ist erblich nach Primogeniturrecht, jedoch mit beständiger Ausschließung der Frauen und ihrer Nachkommenchaft. Dem König, der an der Spitze der vollziehenden Gewalt steht und namentlich das Recht hat, eine oder auch beide Kammern aufzulösen, kommt nebst den beiden Kammern die gesetzgebende Gewalt zu. Die auf vier Jahre gewählten Mitglieder der Repräsentantenkammer, jetzt 132 an der Zahl (1 auf 40 000 E.), werden von allen Staatsbürgern erwählt, die 21 J. alt sind und wenigstens 21 Fl. Steuer entrichten. Mehrere Gesetze vom J. 1848 haben den früher bestehenden Unterschied zwischen den Bedingungen der aktiven

Wahlfähigkeit auf dem Lande und in den Städten aufgehoben und den Censur auf jenes von der Verfassung gestellte Minimum herabgesetzt. Die Wahlbarkeit in die Kammer der Repräsentanten ist keiner Censurbedingung unterworfen. Die aus der halben Zahl der Repräsentanten bestehenden, auf acht Jahre ernannten und alle vier Jahre zur Hälfte zu erneuernden Senatoren werden durch dieselben Wähler berufen, müssen aber 40 J. alt sein und wenigstens 1000 Fl. direkte Steuern bezahlen. Jedes Jahr votieren die Kammern das Budget. Auch der Bestand des Heeres wird jährlich ihrer Beratung unterworfen. Für Verfassungsänderungen müssen nach vorgängiger Erklärung darüber von Seiten des Senats und der Repräsentanten neue Kammern berufen werden. Das Gerichtsverfahren ist öffentlich; in Criminalsachen, politischen und Preßvergehen entscheiden Geschworenengerichte. Für ganz B. besteht ein Kassationshof, der über Formfehler und bei Ministerprozeßen entscheidet und dessen Mitglieder vom Könige aus einer vom Senat und Kassationshofe gebildeten Liste ernannt werden. Die Appellationsgerichte werden gleichfalls vom Könige aus einer Doppelliste dieser Gerichte und der Provinzialräte gewählt. Ein verantwortliches Ministerium steht unter dem Vorsteher des Königs an der Spitze der Verwaltung, unterstützt durch Gouverneure der einzelnen Provinzen und Kommissare der einzelnen Bezirke. Das Ministerium ist zusammengesetzt aus den Abteilungen des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzen, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten, des öffentlichen Unterrichts und des Kriegs. Die Justizverfassung hat die franz. Formen beibehalten. Die Staatseinnahmen betragen nach dem Anschläge für 1881 286,4, die Ausgaben 289,8 Mill. Frs. Die Ausgaben verteilen sich in folgender Weise: Staatschuld 88,1 Mill. (Pensionen inbegriffen); Civilliste des Königs 3,8 Mill.; Dotierung des Grafen von Flandern 200.000 Frs.; Senat, Repräsentantenkammer und Rechnungshof 1,8 Mill. Frs.; Justiz und Kultus 15,8 Mill.; Auswärtige Angelegenheiten, Handel und Marine 2,1 Mill.; Departement des Innern 9,8 Mill.; des Unterrichts 18,8 Mill.; öffentliche Arbeiten und Eisenbahnen 86,88 Mill.; Kriegsministerium 44,8 Mill.; Finanzen u. f. w. 15,88 Mill. Frs. Unter den Staatseinnahmen sind begriffen die verschiedenen Steuern, Zölle und Accisen mit 153, die Posten mit 7,8, die Eisenbahnen mit 107 Mill. Frs. Die Staatschuld betrug 1881 an Nominalwert 1760 Mill.

Die Organisation der belg. Armee beruht auf dem Gesetz vom 5. April 1868 und ist auf ein Effectiv von 100.000 Mann berechnet. Sie steht unter dem Oberbefehl des Königs und ist grundsätzlich zur Verteidigung des Gebiets gegen feindliche Angriffe und zur Wahrung der Neutralität des Landes bestimmt, welche die seine Unabhängigkeit garantierenden Mächte demselben auferlegt haben. Die Friedensstärke beträgt einschließlich der Stäbe, der Verwaltungs- und der Gendarmerie 46.277 Mann, 10.014 Pferde, 204 Geschütze und umfaßt 18 Linienregimenter Infanterie, das Carabiniersregiment, 8 Regimenter Kavallerie, 4 Feld-Artillerieregimenter, 3 Festungs-Artillerieregimenter, 1 Genieregiment nebst 5 Spezialkompagnien Genie, 1 Trainbataillon. Der Kriegsetat beziffert sich auf 108.688 Mann (ohne Offiziere), 10.014

Pferde, 204 Geschütze, aus welchen die mobile Armee und die Armee von Antwerpen gebildet werden sollen. Letztere ist zur Besetzung des verhängten Lagers von Antwerpen, des großen nationalen Reduits, bestimmt. Neben der Armee besteht die Garde civique von etwa 120.000 Mann, die aber ohne eine gründliche Reorganisation wesentliche Dienste kaum leisten dürfte. Nach dem Gesetz vom 18. Sept. 1873 findet die Rekrutierung der Armee durch freiwillige Verpflichtungen und durch jährliche Appells statt; die Dienstzeit beträgt 8 Jahre. Stellvertretung ist erlaubt. Das von den Kammern festzusetzende Jahrescontingent beträgt in neuester Zeit 12.000 Mann. An Schulen bestehen: die Schule der Solbatenkinder und die Schulen der Solbaten ohne Schulbildung, sowie Abendkurse, die Regimentschulen, die besondern Kurse der Unteroffiziere in den Regimentern, die Spezial-Unteroffizierschule, die Militärschule und für die höhere Bildung der Offiziere die Kriegsschule. Ferner wirken für die Ausbildung: die Schießschule der Artillerie, die Equitationschule, die Schule für Schanzarbeiten der Infanterie und eine Verbindung des preuß. Lehrbataillons mit einer Infanterie-Schießschule unter der Benennung Ecole de tir et de perfectionnement pour l'infanterie. Die technischen Militär-etablissemens sind: das Konstruktionsarsenal und die Hyrotechnische Schule zu Antwerpen, die Geschützgießerei und die Waffenfabrik zu Lüttich. Eine Kriegsmarine besitzt B. nicht. Haupt- und Residenzstadt ist Brüssel (s. d.). Von Ritterorden bestehen der Leopoldsorden für Civil und Militär, gestiftet 1832 von König Leopold I., und der Orden für Civilverdienste, gestiftet 1867 von Leopold II. Das Wappen des Königreichs ist der belg. Löwe mit der Umschrift «L'union fait la force». Die Landesfarben sind rot, gelb, schwarz.

Ältere Geschichte bis 1830. An der Grenze von Gallien und Deutschland bildeten zur Römerzeit die südl. Niederlande, unter dem Namen Gallia belgica, einen Teil Galliens. Ihre Bevölkerung war aus keltischen und einigen deutschen Stämmen gemischt, während in Batavien und Friesland das german. Element überwog. Unter der fränk. Herrschaft ward letzteres im 5. und 6. Jahrh. auch in den südl. Gebieten vorherrschend. Im Vertrage von Verdun (843) fiel Flandern an Karl den Kahlen, die Landschaften östlich von der Schelde dagegen an das Reich Lothars. Nach dem Ausgange Lothars II. gewann das westfränk. Reich im Vertrag zu Merse (870) zwar alles Gebiet im Süden und Westen der Maas, während die Grafschaften rechts von der Maas zum ostfränk. (deutschen) Reiche kamen, doch schob der deutsche König Heinrich I. die Grenzen der letztern wieder bis zur Schelde vor (925), während Flandern bei Frankreich blieb. Seit der Auflösung des karolingischen Reichs breitete sich bis Ende des 11. Jahrh. das Lehnwesen immer mehr aus. Die einzelnen südl. Provinzen wurden Herzogtümer oder Grafschaften. Die Grafschaft Flandern, die vor allen durch Gewerbe und Handel an Macht und Reichtum zunahm, verteidigte in langem Kampfe ihre Selbständigkeit gegen die Verschmelzung mit Frankreich. Sie kam nach dem Aussterben des Mannstammes der flandr. Grafen (1384) an das Haus Burgund, das 1406—73 durch Felrat, Erbschaft, Kauf und Vertrag auch alle andern niederländ. Provinzen vereinigte, nachdem schon 1288 die brabant. Herzöge durch die Vereinigung

Limburgs mit Brabant den Grund zu einer ausgedehnten Herrschaft gelegt hatten. Die burgund. Regenten verfolgten den Plan der Gründung eines mächtigen Zwischenstaats zwischen Deutschland und Frankreich und bekämpften darum im Innern den vorstrebenden demokratischen Geist der rasch aufblühenden Städte. Das durch Philipp den Guten begonnene Werk der Herstellung einer unumschränkten Fürstengewalt, durch das Unterliegen Karls des Kühnen und die teilweise Zerstübelung seiner Herrschaft unterbrochen, ward durch Kaiser Karl V. (geb. zu Gent 1500) fortgesetzt, den Enkel Kaiser Maximilians I. und Mariens, der Erbin von Burgund, durch deren Vermählung (1477) die Niederlande an das Haus Habsburg gekommen waren und seit 1512 den Burgundischen Kreis des Deutschen Reichs bildeten.

Mit der Thronentsagung Karls V. (1555) fielen sämtliche Niederlande an Philipp II. und sollten fortan nach Primogeniturrecht mit Spanien vereinigt bleiben. Kaum hatte der Friede von Cateau-Cambresis 1559 den Angriffen Frankreichs ein Ziel gesetzt, als die religiösen Bewegungen der Reformation und die despotischen Eingriffe Philipps in die Rechte der Stände und Provinzen den langen Bürgerkrieg entzündeten, der mit der Unabhängigkeit der nördl. Niederlande endete, während in den südlichen, in B., mit der Herrschaft Spaniens auch die des Katholicismus behauptet und befestigt wurde. Für kurze Zeit ward B. durch die Cession Philipps II. 1598 an seine Tochter Isabella und deren Gemahl, Erzherzog Albrecht VII., ein selbständiges Reich. Es geschah manches unter dieser Regierung für die Ordnung der innern Zustände, wie z. B. durch die Sammlung der die Justizpflege betreffenden Verordnungen in dem 1611 publizierten *Edict perpétuel*, sowie für Hebung der durch die Politik Philipps II. zerrütteten Industrie. Die Ehe Albrechts blieb kinderlos. Das seit Albrechts Tode (1621) durch Statthalter regierte B. fiel also an Spanien zurück, wurde in den Verfall dieser Monarchie hineingerissen und in den Kriegen gegen Frankreich und Holland den ersten Angriffen bloßgestellt. Meist auf B.s Kosten ward der Friede erkauft. Im Pyrenäischen Frieden von 1659 unter Philipp IV. kamen die Grafschaft Artois, Diederhofen und andere Gebiete an Frankreich. Neue Eroberungen der Franzosen, anerkannt durch den Frieden von Nachen von 1668, rissen Lille, Charleroi, Dudenarde, Courtrai, Tournai ab, die zwar teilweise im Nimwegener Frieden (1679) an B. zurückfielen, wogegen dieses aber andere Gebietsteile mit Valenciennes, Kieuport, Cambrai, St.-Omer, Ypern, Charlemont verlor und im Ryswicker Frieden von 1697 nur teilweise wiedererhielt. Nach dem Abschlusse dieses Vertrags, in den letzten Jahren Karls II. von Spanien, suchte die Regierung dem gesunkenen Wohlstande durch eine neue Zollgesetzgebung sowie auf andere Weise aufzuhelfen, und namentlich dem Nachtheile der im Interesse Hollands stipulierten Schließung der Schelde durch Anlage von Kanälen zu begegnen. Allein diese Verbesserungen blieben infolge des langwierigen Spanischen Successionskriegs, welcher erst 1713 durch den Utrechter Frieden endigte, ohne Erfolg. Durch diesen Friedensschluß kam B. an Oesterreich, das jedoch im sog. Barrierevertrag 1715 den holländ. Generalstaaten ein Vetsagungsrecht in den wichtigsten Festungen an der franz. Grenze nebst andern Befugnissen einräumte,

namentlich auch die fortwährende Schließung der Schelde anerkannte. Auch die 1722 von Karl VI. gegründete Handelsgesellschaft zu Ostende wurde 1731 dem holländ. Einflusse wieder geopfert. Die Einsetzung der österr. Verwaltung ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich, und der Widerstand der brüsseler Zünfte gegen die Steuererordnungen des Marquis de Brié, der im Namen des Statthalters Prinzen Eugen von Savoyen in B. an der Spitze der Regierung stand, wurde nur durch gewaltsame Maßregeln gebrochen. Die Hinrichtung des Junkers Anseeffens (20. Sept. 1719), welcher der unerbittlichen Strenge Briés zum Opfer fiel, bildete eine düstere Episode der österr. Herrschaft. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege eroberten die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen fast das ganze Land (Schlacht bei Fontenoy), das erst durch den Nachener Frieden (1748) wieder in den Besitz Oesterreichs gelangte.

In der langen Friedensperiode seit dem Frieden von Nachen hob sich der Wohlstand unter der milden österr. Regierung, die namentlich die noch bestehenden ständischen Gerechtsame in den einzelnen Provinzen geraume Zeit unangestastet ließ. Verdienste um eine verbesserte Verwaltung erwarb sich unter Maria Theresia der Statthalter in den belg. Provinzen, Prinz Karl von Lothringen (gest. 1780). Maria Theresia hob namentlich den Unterricht (sie ist unter anderm die Gründerin der belg. Akademien der Wissenschaften). Die Regierung Josephs II. begann unter Zwistigkeiten mit Holland, das sich zur Aufhebung des Barrierevertrags verstand, worauf mehrere der wichtigsten Festungen geschleift wurden. Dagegen scheiterte Joseph in seinen Versuchen, die Freiheit der Schelde zu erzwingen. Noch folgenreicher wurden seine Eingriffe auf dem Gebiete der innern Politik. Durch seine Neuerungen verletzte er sowohl die religiösen Empfindungen des Volks als die ständischen Gerechtsame, deren von ihm angelobte Aufrechterhaltung die in der Joyeuse entree für Brabant, Limburg und Antwerpen ausdrücklich festgesetzte Bedingung des Gexhoriams war. Die Unruhen begannen mit einem gewaltsam unterdrückten Aufstande der Studenten auf der streng katholischen und ihrer Privilegien beraubten Universität zu Löwen. Darauf folgten Eingriffe in die Provinzialverfassungen, Verminderung der Abgaben von seiten der brabant. Stände und schwankende Maßregeln der Regierung, wonach die beabsichtigten Reformen bald gewaltsam durchgesetzt werden sollten, bald wieder die früheren Zustände teilweise hergestellt wurden. Zahlreiche Verunglückte wanderten aus und organisierten sich militärisch in Holland und im Niderrhein. Ein abermaliger Rückschritt, die Wiedereinsetzung der 1788 förmlich aufgehobenen Universität zu Löwen, steigerte nur den Mut der Insurgenten, deren Haupt, Abbot van der Root (gest. 1827), erklärte, daß Brabant Josephs II. Herrschaft nicht mehr anerkenne. Die Ausgewanderten fielen in B. ein, überrumpelten mehrere Forts und brachten den Oesterreichern bei Turnhout eine Niederlage bei. Am 11. Dez. 1789 brach in Brüssel selbst der Aufstand aus, und die österr. Garnison ward durch Kapitulation zur Räumung gezwungen. Am 26. Dez. erklärten sich die brabant. Stände für unabhängig. Die übrigen Provinzen folgten, konstituierten sich 11. Jan. 1790 als vereintes B. zu einem eigenen Staate und stellten einen Kongress an

die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten, der die von Oesterreich gemachten Vorschläge der Ausöhnung juristisch. Nur Luxemburg, wo sich die österr. Truppen unter General Bender zusammengezogen hatten, wurde im Gehorsam gehalten. Unter dem Einflusse der ersten Bewegungen der Französischen Revolution spalteten sich mehr und mehr die belg. Jünglingen in eine aristokratische und demokratische Partei, deren Zerwürfnisse dem General Bender die Wiederbesetzung der Provinz Limburg erleichterten. Nach Josephs II. Tode erließ Leopold II. am 3. März 1790 eine Erklärung, worin er die Herstellung und Garantie der frühern Verfassungen versprach. Da sein Antrag verworfen wurde, schlug er, aber ebenso erfolglos, die Vermittelung der Streitpunkte durch einen im Haag zu haltenden Kongreß vor. Jetzt fiel das verstärkte österr. Armeekorps gegen Ende des Nov. 1790 in B. ein und unterwarf dieses ohne bedeutenden Widerstand. Die staatsrechtlichen Zustände zu Ende der Regierung Maria Theresias wurden hergestellt, eine Amnestie verkündet und der abnormale Widerstand der Stände durch strenge Maßregeln gebrochen. Aber die kurze Frist der Ruhe ging schon mit dem Ausbruche des franz. Revolutionskriegs zu Ende. Die Schlacht von Jemappes (7. Nov. 1792) machte die Franzosen zu Herren des Landes sowie des Fürstbistums Lüttich. Zwar wurden die Franzosen nach Dumouriez' Niederlage bei Neerwinden (18. März 1793) wieder zurückgedrängt und Erzherzog Karl übernahm als kaisertl. Generalsstatthalter die Regierung, aber die Schlacht von Fleurus setzte endlich der österr. Herrschaft für immer ein Ziel, und Biedegru zog 9. Juli 1794 in Brüssel ein. Bald darauf wurde B. in Frankreich einverleibt und in neun Departements eingetheilt. Der Friedensschluß von Campo-Formio und später der von Lunéville bestätigte die Eroberung. B. theilte hiernach alle Schicksale der Französischen Republik und des Kaiserreichs, erhielt den Code Napoléon und ward in Hinsicht der ganzen Verwaltung auf franz. Fuß organisiert. Der Sturz Napoleons und der erste Pariser Friede vom 30. Mai 1814 brachten Holland und B. nach mehrmonatlicher Verwaltung des letztern durch einen österr. Generalgouverneur (Baron Vincent), unter die Herrschaft des Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, der 23. März 1815 den Titel eines Königs der Niederlande annahm, worauf der Londoner Vertrag vom 19. Mai 1815 und später die Beschlüsse des Wiener Kongresses vom 31. Mai und die Schlussakte vom 9. Juni 1815 die Verhältnisse des neuen Königreichs regulierten. Hiernach wurden Lüttich und einige Gebietsteile an der Maas damit vereinigt, während Luxemburg, als besonderes Großherzogtum, zum Deutschen Bunde kam. Der zweite Pariser Friede von 1815 verstärkte die Südgrenze der Niederlande durch einige neu hinzugekommene Bezirke mit den urchen Philippville, Marienbourg und dem Herzogtum Bouillon.

Am 24. Aug. 1815 wurde die neue niederländ. Konstitution verkündet und König Wilhelm I. 7. Sept. auf dem Königsplatze zu Brüssel darauf eidigt. Die schwer versöhnlichen Gegensätze in Nationalität, Sprache, Glauben und Lebensweise zwischen dem reformierten holländ. Handelsvolke und den streng katholischen, Ackerbau und Gewerbe lebenden Belgiern, deren parlamentarische Sprache aus von den gebildeten Klassen gesprochene Fran-

zösisch ist, traten schon bei der Einführung der neuen Verfassung aufs schärfste hervor. Zu den Bestimmungen dieser Konstitution, die in B. lebhafteste Opposition erweckten, gehörten hauptsächlich die dem Könige ausschließlich zugewiesene Leitung der Kolonien und die Verteilung des der Zustimmung der Generalstaaten bedürftigen Budgets der Ausgaben und Einnahmen in der Art, daß die fixen Ausgaben sowie die Mittel und Wege dafür nur alle 10 Jahre, jährlich aber nur die außerordentlichen Ausgaben votirt werden sollten. Die Beteiligung B.s an der gesamten holländ. Schuldenlast, die Anerkennung der vollen Freiheit des Kultus, die Unverantwortlichkeit der Minister, die auf die bloße Urteilsfällung beschränkte Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, endlich die Art der Verteilung der Repräsentation zwischen den nördl. und südl. Provinzen, wonach die Zahl der Abgeordneten für beide Haupttheile des Königreichs die gleiche war, während nach dem Verhältnisse der Bevölkerung von den 110 Deputierten auf das stärker bevölkerte B. nicht weniger als 68 gekommen sein würden, erregten ebenfalls großes Mißvergnügen. Ueberhaupt entsprach diese Verfassung, namentlich auch in dem Institut der Provinzialstände, die zugleich Wahlkollegien für die Ernennung der Mitglieder der Zweiten Kammer der Generalstaaten abgaben, nach allen wesentlichen Bestimmungen nur den Interessen und der Geschichte des öffentlichen Lebens der nördl. Provinzen. So kam es, daß der einer Versammlung der holländ. Generalstaaten und der belg. Notabeln vorgelegte Konstitutionsentwurf einstimmig von den holländ. Abgeordneten angenommen, von der Mehrzahl der belgischen (796 gegen 527) verworfen ward. Nur durch eine willkürliche Deutung des negierenden Votums eines Theils der verwerfenden Notabeln sowie durch eine Fiktion, wonach die nicht Mitstimmenden als abwesend angenommen wurden, konnte man eine erlängte Majorität für die Annahme der Konstitution zu Stande bringen. Diese wurde daher von Anfang an von den meisten Belgiern als ausgedrungen betrachtet, und die Opposition war um so stärker, als der durch die Gleichstellung der Konfessionen verletzte Alerus, unter Führung des Bischofs von Gent, Fürsten Noth von Broglie, an ihrer Spitze stand.

Allerdings geschah unter der holländ. Regierung auch in B. nicht wenig für die Förderung des materiellen Wohlstandes. Andererseits nahmen aber auch die Ausgaben sowie das jährliche Defizit immer mehr zu, und man sah sich zur Erhöhung der Verbrauchssteuern, bald auch zur Einführung der verhassten Schacht- und Maßsteuer (1821) genöthigt, die in dem landwirtschaftlichen B. verhältnismäßig noch drückender als in Holland empfunden ward. Hierzu kam das 1822 neu organisierte, mit großen Gerechtsamen ausgerüstete und in seinen ersten Operationen wohl auch heilsame Amortissementsyndikat, das aber bei dem Mangel aller Kontrolle immer mehr den Charakter eines gefäßigen fiskalischen Instituts annahm. Diese Neuerungen wurden in den Generalstaaten durchgängig durch die große Mehrheit der holländ. Abgeordneten, in Verbindung mit einer ministeriellen Fraktion der belg. Deputierten, durchgesetzt. Die Regierung gab der Opposition dadurch noch größere Stärke, daß sie sichtlich auf eine Verschmelzung der beiden Landes- teile im holländ. Sinne hinarbeitete. Vor allem suchte sie den Widerstand des Katholizismus zu

brechen, stieß aber gerade bei der Behandlung der geistlichen Angelegenheiten und derjenigen des Unterrichts auf wachsende Schwierigkeiten. Schon wegen der verweigerten Eidesleistung eines Theils des Klerus auf die Konstitution hatte sich zwischen der kath.-belg. und der holländ. Presse ein immer heftiger werdender Streit erhoben. Die gegen einzelne Geistliche angewandte Strenge, wonach mehrere gerichtlich verfolgt wurden und der Fürst-Bischof zu Gent selbst (1817) in eine infamierende Strafe verfiel und der geistlichen Jurisdiktion beraubt ward; der Einfluß, den sich die Regierung auf den Religionsunterricht in den kath. Schulen durch Beschränkung desjenigen der Geistlichkeit zu verschaffen suchte; die Aufhebung der von den Bischöfen errichteten kleinen Seminarien; endlich die Errichtung des der geistlichen Beaufsichtigung gänzlich entzogenen sog. Philosophischen Kollegiums in Löwen, dessen Besuch den künftigen Kandidaten des geistlichen Amtes zur Pflicht gemacht wurde u. s. w.: rissen die Kluft zwischen der Regierung und der kath. Partei immer tiefer. Andere Maßregeln trieben auch die Liberalen in immer schärferen Gegensatz gegen die Regierung. Dahin gehörten namentlich die in den J. 1818, 1819 und 1822 gemachten Versuche, den Gebrauch der holländ. Sprache in allen gerichtlichen und administrativen Verhandlungen auch in den Provinzen gemischter Zunge obligatorisch zu machen; dann die Zurücksetzung der Belgier im Staatsdienste, so daß z. B. Anfang 1830 unter 7 Ministern nur 1, unter 117 Beamten des Ministeriums des Innern nur 11, unter 102 Beamten des Kriegsministeriums nur 3, unter 1573 Infanterieoffizieren nur 274 den südl. Provinzen angehörten.

Die Unzufriedenheit fand in der Presse d. s. zahlreiche Organe und vergrößerte sich noch mehr, als die verfassungsmäßige Pressfreiheit durch besondere Verfügungen und harte Beurteilungen in den immer zahlreicher werdenden Pressproessen fast illusorisch gemacht wurde. Jede zeitweise Nachgiebigkeit ward nur als Schwäche ausgelegt und steigerte die Ansprüche; selbst die endliche Einigung mit dem päpstl. Stuhle über das Konkordat vom 18. Juli 1827, auf der Grundlage des zwischen Napoleon und Pius VII. abgeschlossenen, beschwichtigte nur für kurze Zeit die kath. Partei. Auf neuen Anlaß zu Beschwerden kam eine Koalition zwischen der kath. und liberalen Opposition zu Stande, welche letztere beredete und eifrige Verteidiger, wie de Potter, Tielemans u. a., an ihrer Spitze hatte. Diese sog. Union vereinigte in den Generalstaaten beinahe die Hälfte aller Stimmen. Die Regierung verstand sich jetzt zu bedeutenden Konzessionen, namentlich zur Abschaffung der Schlacht- und Mahlsteuer, zur Aufhebung der den Gebrauch der holländ. Sprache betreffenden Gebote und zur Abänderung der Bestimmungen über die Organisation des Philosophischen Kollegiums zu Löwen. Trotzdem wurde das Budget bloß mit Einer Stimme Majorität votiert. Obgleich dieses Votum mehreren Abgeordneten ihre Ämter kostete, sah sich doch die Regierung zu weiterer Nachgiebigkeit veranlaßt, während die Presse, besonders der von den Advokaten Claes, van de Weyer, Nothomb, Ducpétiaux und Jottrand redigierte «Courrier des Pays-Bas», mit wachsender Kühnheit die Abstellung aller Beschwerden forderte. Auch hatte der 1828 verhaftete Publizist de Potter von seinem Gefängnisse aus den Anstoß zu einer Menge Petitionen gegeben, womit die Kammer 1829 über-

häuft wurde, und in demselben Jahre hatten sich in einem großen Teile d. s. zahlreiche konstitutionelle Vereine organisiert. Dies alles erwiderte die gereizte Regierung 11. Dez. 1829 mit einem strengern und von einer Volkshaft an die Kammern begleiteten Pressgesetzentwurfe, nachdem der von den Deputierten in freisinnigern Geiste beantragte Entwurf verworfen worden. Die Erklärung des Königs bezeichnete die Konstitution als die freiwillige Beschränkung der monarchischen Gerechtsame, die ganze Opposition aber als das Werk einiger Schwärmer und Irregeleiteten. Diese königl. Volkshaft machte von den Beamten aller Grade, unter Androhung der Entlassung, binnen zweimal 24 Stunden unterzeichnet werden, und mehrere Beamte, die sich als Anhänger der Opposition zu erkennen gaben, wurden wirklich abgesetzt.

Neuere Geschichte. Bei dieser Lage der Dinge brach die Julirevolution in Frankreich aus. Zahlreiche Emigranten fanden sich aus Paris in Brüssel ein, welche direkt auf eine revolutionäre Bewegung hinwirkten. Am 24. Aug. 1830 sollte der Geburtstag des Königs durch Illumination und Feuerwerk gefeiert werden, aber beides unterblieb. Die Auführung der Oper «Die Stimme von Vortice» gab am folgenden Tage den nächsten Anlaß zu einer ernstlichen Bewegung. Starke Volkskufen zertrümmerten die Druderei des ministeriellen Journals «National», zerstörten und verbrannten oder verwüsteten die Häuser des verhassten Journalisten Libry-Vagnano, den Justizpalast, das Haus des Justizministers van Maanen und des Polizeidirektors. Nach mehreren Tagen der Unordnung wurde die inzwischen organisierte Bürgergarde Meister des Aufstandes, nachdem die königl. Wappen abgerissen und die brabanti. Fahnen aufgefahrig worden waren. Ähnliche Ausbrüche, in deren Folge sich überall die Bürger bewaffneten und Sicherheitskommissionen errichteten, hatten in Lüttich, Brüssel, Brügge, Löwen und andern größern belg. Orten statt. Aus vielen Städten gingen hierauf Deputationen nach dem Haag ab. Noch war keine Rede von der Gründung eines selbständigen belg. Staats; man beschränkte sich auf das Verlangen einer administrativen Trennung der nördl. und südl. Landesteile und forderte die Abstellung der Beschwerden. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen begaben sich die Söhne des Königs mit 6–6000 Mann Truppen nach Wilvorde (2 Stunden vor Brüssel) und nahmen daselbst ihr Hauptquartier. Aber weder die dortigen Zusammenkünfte mit den Notabeln der Hauptstadt, noch das Erscheinen des persönlich populären Prinzen von Oranien in Brüssel selbst, mitten unter den Barricaden, noch die von ihm eröffnete Aussicht auf administrative Trennung führten die Beschwichtigung der Gemüther herbei, zumal bekannt wurde, daß das versöhnliche Benehmen des Thronerben im Haag und am Hofe nur Mißbilligung gefunden hatten.

Am 13. Sept. traten die Generalstaaten zusammen, an denen sämtliche belg. Abgeordnete teilnahmen, um über die beantragten Abänderungen der Konstitution zu berathschlagen. Die holländ. Deputierten aber wußten einen definitiven Beschluß der über zu verzögern, und einer der belg. Abgeordneten, Baron de Staßart, kam mit einer dem mütterl. äußerst entflammenden Erklärung über vergebliche Verhandlungen mit der Regierung aus dem Haag nach Brüssel zurück. Ein neuer Aufstand,

durch das Gerücht eines beabsichtigten Angriffs holländ. Truppen veranlaßt, gab den untern Vollsassen und ihren Führern die Waffen und Gewalt in die Hand, worauf 20. Sept. die Behörden abgesetzt und eine provisorische Regierung gebildet wurde, die übrigens nicht in Wirksamkeit treten konnte. Während es nun zu Angriffen von Seiten des militärisch organisierten Volks gegen die Vorposten der unter dem Prinzen Friedrich in Antwerpen versammelten Truppen kam, luden andererseits einige Bürger in Brüssel, welche die Herrschaft des Böbels fürchteten, den Prinzen zu der als leicht ausführbar geschätzten Besetzung der Stadt ein. Der König gab die Genehmigung, und Prinz Friedrich erließ 21. Sept. eine Proklamation, worin er unter anderem die Hauptanstifter der Unruhen und die unruhigen Fremden mit der Strenge der Gesetze bedrohte, auch der Bürgergarde die Ablegung der von ihr angenommenen Farben anbefahl. Dies war die Lösung zum Kampfe. Am 23. Sept. griff der Prinz, der am 21. von Antwerpen mit 13—14000 Mann aufgebrochen, mit der Hälfte seiner Truppen Brüssel an, bemächtigte sich des obern Theils, konnte sich aber in der untern Stadt nicht behaupten. Den Insurgenten in Brüssel, mit denen sich eine Schar Lütticher unter der Anführung des spätern Ministerpräsidenten Rogier vereinigt hatte und die an dem span. Flüchtlinge Juan van Halen und dem franz. General Mellinet tüchtige Führer gefunden, kam aus der Nachbarschaft während des Gefechts immer mehr Hilfe zu, sodaß nach vieritägigem Kampfe der Prinz genöthigt war, sich mit sehr hartem Verluste nach Mecheln zurückzuziehen. Nach diesem Siege, der gegen 600 belg. Freiwilligen das Leben gekostet hatte, bereitete sich der Aufstand rasch über ganz B. aus. Am 24. Sept. hatte sich eine zunächst aus Rogier, d'Hooghvorst, Kommandanten der Bürgergarde, Jolly, ehemaligem Genieoffizier, und den Sekretären Vanderlinde und de Coppin bestehende provisorische Regierung im brüsseler Rathaus gebildet, der sich am 26. Graf Felix de Mérode, Genesbien, van de Weyer, Nicolai (als Sekretär), dann am 28. der eben im Triumphzuge aus Frankreich zurückgekehrte de Potter beigesellten. Am 4. Okt. erklärte diese Regierung die Unabhängigkeit der belg. Provinzen und kündigte die Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs, sowie die Zusammenberufung eines Nationalkongresses von 200 Deputierten an. In den folgenden Tagen ward Freiheit des Unterrichts, der Presse, des Kultus, der gesellschaftlichen Verbindungen u. s. w. ausgesprochen. Zugleich erklärte man das Großherzogthum Luxemburg für einen Theil des neuen Staats.

Jetzt war das Band zwischen Holland und B. zerrissen, und erfolglos blieb der Versuch des Prinzen von Oranien, B. dadurch seinem Hause zu erhalten, daß er sich bereit erklärte, es als unabhängiges Reich zu regieren und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen (16. Okt.). Der König von Holland selbst erklärte diesen Schritt des Prinzen für ungültig und proklamierte 24. Okt.: er werde B. bis zur Entscheidung des in London versammelten Ministertongresses der Großmächte sich selbst überlassen, doch inzwischen die Festungen Antwerpen, Maastricht und Denloos besetzt halten. Indessen rückten (27. Okt.) belg. Truppen in Antwerpen ein und brachen die früher mit dem Kommandanten der Citadelle, General Chassé (s. d.), abgeschlossene

Kapitulation, worauf dieser die Stadt bombardiren ließ. Dies erweiterte die Kluft zwischen B. und Holland noch mehr und rief zugleich lebhafteste Reklamationen der beteiligten Kaufleute des Auslandes gegen Holland hervor. In B. selbst kam es hier und da zu anarchischen Böbelszenen. Doch erhielt bald im ganzen die für die Einführung einer unabhängigen konstitutionellen Monarchie gestimmte Mehrheit des Klerus, des Adels, der reichen Grundbesitzer und Kaufleute das Übergewicht, sodaß ebenso wohl die republikanische Partei, mit de Potter an der Spitze, als die einer Vereinigung B.s mit Frankreich Geneigten in den Hintergrund traten. Der 10. Nov. versammelte und von de Potter eröffnete Nationalkongress proklamierte theils einstimmig, theils mit sehr großer Majorität die Unabhängigkeit B.s, mit Vorbehalt der wegen Luxemburgs mit dem Deutschen Bund einzugehenden Beziehungen, und, unter Ausschließung des Hauses Oranien vom belg. Throne, die konstitutionelle Monarchie nach dem Zweikammersystem. Unter 187 Stimmen lauteten nur 13 für republikanische Verfassung.

Inzwischen konstituierte sich die Londoner Konferenz, entwarf 4. Nov. 1830 in einem ersten Protokoll den von beiden Theilen angenommenen Waffenstillstand, und erkannte 20. Dez. die Auflösung des bisherigen Königreichs der Vereinigten Niederlande an. Weitere Protokolle vom 20. und 27. Jan. 1831 setzten die allgemeinen Bedingungen der Auseinandersetzung fest, aber diese vom haager Kabinett angenommenen Trennungsgrundlagen (Grenzverhältnisse des J. 1790 mit Belassung des gleichfalls insurgierten Luxemburg unter holländ. Scepter und im Verbande mit Deutschland) wurden vom belg. Nationalkongresse verworfen und hierauf von der Konferenz bedeutend modifiziert. In dieser veränderten Gestalt sind sie unter dem Namen der 18 Artikel bekannt geworden. Im belg. Kongresse wurde 3. Febr. zur Wahl eines Königs geschritten, bei welcher der Herzog von Nemours mit 97 Stimmen unter 192 den Sieg über die Kandidatur des Herzogs von Leuchtenberg davontrug; aber schon am 7. verwahrte sich die Konferenz gegen die Thronbewerbung sowohl des einen als des andern Kandidaten und Ludwig Philipp lehnte seinerseits entschieden die Wahl seines Sohnes ab. Dies veranlaßte die Ernennung des Präsidenten des Kongresses, Baron Surlet de Chotier, zum provisorischen Regenten des Landes (23. Febr.), an Stelle der bisherigen provisorischen Regierung. Die Konstitution war seit dem 7. Febr. zum Abschlusse gebracht. Auf Empfehlung Englands trat das belg. Ministerium mit dem Prinzen Leopold (s. d.) von Sachsen-Koburg wegen Übernahme der Krone in Unterhandlung, und 4. Juni wurde derselbe mit einer Stimmenzahl von 152 unter 196 vom Kongress zum König der Belgier erwählt. Der Prinz willigte ein unter der Bedingung einer Annahme jener 18 Artikel durch den belg. Kongress, und als diese Annahme 9. Juli 1831 erfolgt war, hielt er am 21. seinen Einzug in Brüssel und leistete den Eid auf die Verfassung. Jetzt verwarf aber Holland die 18 Artikel und ließ zu Anfang des Aug. 1831 eine Armee unter dem Prinzen von Oranien in B. einrücken, welche die noch dürftig organisierten belg. Truppen bei Hasselt und Löwen schlug und zersprengte. Selbst die Eroberung Brüssels wurde nur durch das schnelle Einrücken einer franz. Hüfsarmee unter Marschall Gérard

verhindert, worauf sich, auf Andringen der Gesandten Englands und Frankreichs, die holländ. Truppen wieder über die Grenze zurückzogen. Nach neuen Unterhandlungen erhielt zwar Holland viel vorteilhaftere Bedingungen durch die nun von der Konferenz (6. Okt.) beschlossenen und für unumstößlich erklärten 24 Artikel, nach welchen Luxemburg und Limburg teilweise zu B., teilweise zu Holland geschlagen wurden, und B. jährlich 8400000 Fl. als Zinsen seines Anteils an der holländ. Staatsschuld bezahlen sollte. Da jedoch Holland diese Bestimmungen gleichfalls zurückwies, während B. sie annahm, erfolgte der Beschluß von Zwangsmaßregeln gegen Holland, die Blockade der Schelde und der holländ. Küste durch eine engl.-franz. Flotte sowie das abermalige Einrücken eines franz. Heeres (15. Nov. 1832) unter Marschall Gérard. Dasselbe eroberte nach 24tägiger Belagerung die von den Holländern noch besetzte Citadelle von Antwerpen, die B. 1. Jan. 1833 übergeben wurde. Ein Präliminarvertrag vom 21. Mai 1833 zwischen England, Frankreich und Holland machte sodann den Zwangsmaßregeln ein Ende. Bis zum Definitivtraktat blieb Holland im einstweiligen Besitz der die Schelde beherrschenden Forts Lillo und Diefensboel, B. in dem von Luxemburg, mit Ausnahme der Festung und ihres Raons, sowie Limburgs. Dieser Statusquo dauerte fünf Jahre und wurde von B. zur Vollenbung seiner Organisation und zur Hebung seines Wohlstandes gut benützt.

Von besonderer Wichtigkeit waren die Geseze über Gemeindewesen und Provinzialverfassung, deren Vollenbung 1836 erfolgte. Das Gesez über die Gemeindeverfassung erhielt 1842 Modifikationen, von denen die wichtigste war, daß der König auch außerhalb des von den Gemeindewählern ernannten Gemeinderats die Bürgermeister ernennen könne. Diese Befugnis wurde jedoch später beschränkt, und es blieb der Autonomie der Gemeinderäte und Provinzialräte sowie dem Wirkungskreife der von letztern gewählten ständigen Ausschüsse (députations permanentes) eine weite Grenze gesteckt. Von nicht geringerer Bedeutung war die Aufstellung eines einheitlichen Unterrichtssystems, das bei den auseinandergehenden Interessen der strengen Katholiken und der Liberalen nur schwer zu Stande kam. Das 1842 von beiden Kammern genehmigte Gesez über den Elementarunterricht ordnete die Verbindlichkeit der Gemeinden zur Errichtung von Elementarschulen in den Orten, wo nicht durch freie Schulen hinlänglich für den Unterricht gesorgt ist, und regelte zugleich die Stellung der Geistlichen zu den Schulen, indem ihnen das Recht der geistlichen Inspektion förmlich zugesprochen wurde. Die Hauptpunkte, die Universitäten betreffend, fanden schon 1835 ihre Erledigung. Allein die Organisation des mittlern Unterrichts gelangte erst 1850 zum Abschluß, und zwar nicht zur Befriedigung des dabei in seinem Einfluß wesentlich geschwächerten Klerus.

Am 9. Aug. 1832 kam eine Vermählung des Königs Leopold mit der ältesten Tochter Ludwig Philipps, der Prinzessin Luise von Orléans, zu Stande. Der erstgeborene Sohn aus dieser Ehe starb, doch die spätere Geburt zweier Prinzen (1835 und 1837) sicherte der loburg. Dynastie die Succession auf dem belg. Throne. Durch die Verheiratung des Königs war die Stellung des neugegründeten Königreichs im europ. Staatensysteme noch

mehr beseitigt worden. Um so leichter konnte nach der Übergabe der Citadelle von Antwerpen (Jan. 1833) die auf den Wiederbeginn des Kriegs gegen Holland bringende Partei niedergehalten werden. Schon nach Auflösung der Repräsentantenkammer im April 1833 zeigte sich die Mehrheit derselben dem Friedenssysteme der Regierung geneigter. Eine Ministeränderung im August desselben Jahres beseitigte das doktrinaire Ministerium Lebeau-Rogier und setzte es durch ein vorwiegend katholisches (de Theux-Weelenaere), wodurch in der Verwaltung wie in den Kammern das kath. Element bald ein Übergewicht gewann. Die kurze Herrschaft der Tories in England, vom Ende des J. 1834 bis zum April 1835, machte die Aussicht eines Kriegs wieder wahrscheinlicher und zwang B. zu fortgesetzten diplomatischen Künsten. Hieraus folgte eine Zeit der Ruhe, in welcher die Industrie einen raschen Aufschwung nahm. Die Ruhe schien gefährdet, als zu Ende des J. 1837 die holländ. Regierung durch Ausbeutung des gränzwälder Forstes Souveränitätsrechte im Luxemburgischen auszuüben versuchte. Protestationen und militärische Demonstrationen, sowie die entschiedene Sprache Frankreichs und Englands ließen jedoch das haager Kabinett von seinem Vorhaben absehen, und die belg. Truppen verließen die von ihnen besetzten Positionen.

Nach Feststellung des Statusquo im Mai 1833 hatte die Londoner Konferenz nur noch schwache Versuche zur Fortsetzung der Unterhandlungen gemacht, die im Aug. 1833 abgebrochen wurden und geraume Zeit ruhten. Erst 18. Aug. 1836 gab der Deutsche Bund seine Zustimmung zu der in den 24 Artikeln festgesetzten Austausch von Limburg gegen einen Teil des Luxemburgischen unter der Bedingung, daß in diesem letztern von belg. Seite keine Befestigungen angelegt würden. Von der öffentlichen Meinung des holländ. Volks und seiner Vertreter gedrängt, blieb endlich dem haager Kabinett keine andere Wahl, als sich (14. März 1839) zur definitiven Annahme der 24 Artikel bereit zu erklären. Die nächste Folge ihrer Vollstreckung mußte von belg. Seite die Räumung von Limburg und eines Teils des Luxemburgischen sein, wogegen nun in B. lebhafteste Reklamationen erhoben wurden. Repräsentanten und Senat votierten einstimmig Adressen an die Regierung, die Integrität des Gebiets um jeden Preis zu bewahren. Seitens Hollands wie B.s wurde gerüstet, während auch Frankreich Truppen zusammenzog, um dem definitiven Konferenzprotokoll vom 22. Jan. 1839, das an der Gebietsabtretung festhielt, Nachdruck zu geben. Dies entflammte den kriegerischen Eifer in B. noch mehr, wo der ehemalige polnische General Strzynecki zum Divisionsgeneral ernannt wurde. Gegen diese Ernennung reklamirten die Gesandten Oesterreichs und Preußens, welche sogar Brüssel für einige Zeit verließen. Der Ginnmütigkeit der Großmächte gegenüber gab König Leopold bald nach. Strzynecki kam außer Aktivität; die beiden kriegerisch gesinnten Minister Ernst und d'Huart gaben ihre Entlassung und wurden durch Raileux und Desmaisières ersetzt. Nach heftigen Debatten erklärten auch die 16. Febr. 1839 berufenen Kammern ihre Zustimmung zum Abschlusse des Vertrags. Hieraus erfolgte dessen Unterzeichnung 19. April von seiten B.s und der übrigen Mächte, nachdem dies von Holland schon 4. Febr. geschehen war. Auf dieser Grundlage kam endlich auch die

Liquidation mit Holland und die Erledigung der daran sich anknüpfenden Nebenpunkte durch den Vertrag vom 19. Okt. 1842 zu Stande.

Als die Kämpfungen Frankreichs infolge der Orientalischen Frage Europa im J. 1840 mit einem Kriege bedrohten, beschloßen die belg. Kammern zur Bewahrung der Selbständigkeit im erforderlichen Falle die Vermehrung der Armee um 30000 Mann, also bis zu 80000 Mann, ohne jedoch eine Erhöhung des Kriegsbudgets wirklich eintreten zu lassen. Das Kriegsbudget, das 1839 auf 49 Mill. sich belief, fiel 1840 auf 38 Mill. herab, und neue Reduktionen wurden als Forderung gestellt. Im Innern brach der bis zur Erledigung der äußern Fragen vertagte Kampf der Liberalen und Katholiken nunmehr offen aus. Jene drangen auf Lösung einer Menge von materiellen und moralischen Fragen, denen die katholische, um ihren Einfluß besorgte Partei bisher aus dem Wege gegangen war. Endlich trat zwischen beiden Parteien (der sog. Union) ein vollständiger Bruch ein. Die Angriffe der Katholiken, zumal der Geistlichkeit, mit dem Bischofe von Lüttich an der Spitze, richteten sich besonders gegen die Freimaurer. Die Liberalen dagegen, in der Presse am besten vertreten durch die von Devaux geleitete «Revue nationale», machten die Wahlreform, die Gleichstellung des Censüs zwischen Stadt und Land sowie die Kennntnis des Lesens und Schreibens als Bedingung des Wahlrechts zu ihrem Lösungsworte. Nach dem Austritt des kath. Ministeriums de Theux im März 1840 war das von Lebeau-Rogier an dessen Stelle getreten, das ein neues Amnestiegesetz erließ und teils zur Deduktion von Schulden, teils für industrielle Unternehmungen ein Anlehen von 82 Mill. Frs. negociierte. Bald aber fand dieses Ministerium lebhafteste Opposition in den Kammern von Seiten der kath. Partei.

Eine 17. März 1841 vom Senat beschlossene Adresse forderte den König auf, die zur Beseitigung des Zwiespalts im Schoße der Nationalrepräsentation dienlichen Mittel zu ergreifen, was von der liberalen Presse als eine Herausforderung bezeichnet wurde und Protestationen vieler Gemeinderäte hervorrief. Als der König die Auflösung beider Kammern oder wenigstens des Senats verweigerte, gab das Ministerium (April 1841) seine Entlassung, und nach einiger Zögerung kam ein neues zu Stande, das als gemäßigt liberal bezeichnet wurde, in der That aber ein Transaktionskabinet im Sinne der alten Union war. Dieses von Wuelenaeere und Rothomb geleitete Ministerium erließ bei seinem Intritte ein Circular an die Provinzialgouverneure, worin es die Grundsätze eines Transaktionsystems entwickelte. Die aufgestellten Versöhnungsprinzipien hinderten jedoch nicht, daß der Kampf der beiden Parteien um den Sieg in den am 8. Juni 1841 vorgenommenen Wahlen, durch welche die Zusammensetzung der Kammer nicht wesentlich verändert wurde, einen leidenschaftlichen Charakter annahm. Inzwischen wurde eine orangistische Konspiration entdeckt, an deren Spitze General Vandermere und General Wandersmissen standen. In dem 28. Febr. 1842 vor den brüsseler Assisen eröffneten Prozeß konnte die Jury gegen mehrere Beteiligte auf Lebensstrafe, die vom König in 20jährige Haft verurteilt wurde, der sich Wandersmissen im Nov. 1842 durch die Flucht entzog, worauf im Febr. 1843 auch Vandermere, unter dem Versprechen,

nach Amerika zu gehen, nebst einigen andern freigelassen wurde. Im besondern Interesse der flandr. Industrie kam 1842 ein 16. Juli zu Paris unterzeichnet, 1845 auf vier Jahre verlängerter Handelsvertrag zu Stande, wonach die belg. Einnahmen bei ihrem Eingange in Frankreich von der kurz zuvor angeordneten Zollserhöhung befreit blieben, dagegen auch eine Verminderung der belg. Eingangsgeldern auf franz. Weine, Seidenwaren und Salz statthaben sollte. Ein Beschluß vom 28. Aug. desselben Jahres dehnte die Frankreich zugestandenen Zollreduktionen, in Erwartung des Resultats der mit dem Deutschen Zollverein eröffneten Unterhandlungen, provisorisch auch auf deutsche Weine und Seidenwaren aus. Endlich trat 1. Sept. 1844 ein Handelsvertrag mit dem Deutschen Zollverein ins Leben, der die Handelslage B.s im allgemeinen sehr verbesserte, wenn auch der belg. Eisenindustrie hierdurch mancher Eintrag geschah. Diesem Vertrag folgten andere mit den Vereinigten Staaten (10. Nov. 1845) und mit Holland (29. Juli 1846), welche dem 1844 mühsam zu Stande gebrachten Differentialzollgesetze gewaltige Risse versetzten.

Der wichtigste Akt des von Rothomb präsidirten Kabinetts war die Durchführung des Gesetzes über den Primärunterricht, das fast einstimmig von den Kammern genehmigt wurde. Die Wahlen vom 1848 fielen nach dem Beispiel Brüssels in mehreren größern Städten B.s, die bisher ultramontan gewählt hatten, zu Gunsten der Liberalen aus. Infolge dessen wurde das Kabinet Rothomb entsprechend modifiziert. Allein dieses Ministerium überdauerte die Wahlen von 1846, bei denen der Liberalismus abermals Siege errang, nicht lange. Van de Weyer von der liberalen Partei trat im Juli 1846 an die Spitze der Verwaltung und versuchte die Union neu zu befestigen. Doch als er in der Frage des mittlern Unterrichts die Prärogative der civilen Staatsgewalt mit Entschiedenheit geltend machte, zerfiel er mit seinen von der Priesterpartei beherrschten Amtsgenossen, besonders Malou und Dechamps, und kehrte auf seinen diplomatischen Posten nach London zurück. So entstand im März 1846 eine rein kath. Verwaltung unter der Leitung de Theux'. Zur Beratung einheitlichen Handelns trat 15. Juli 1846 ein Kongreß der Liberalen in Brüssel zusammen, auf dem 360 Mitglieder erschienen und an dem der spätere Minister Advokat Frère aus Lüttich sich besonders beteiligte. Zu derselben Zeit feierte man in Lüttich mit allem Aufwand kirchlichen Pommers den 600jährigen Jahrestag der Einführung der Fronleichnamsprozession durch die heil. Julia. Die versammelten in- und ausländischen Bischöfe hatten hierbei Gelegenheit, die neue Gestaltung der Verhältnisse zu besprechen und neue Mittel zur Entfernung der drohenden Schwierigkeiten zu beraten.

Die Wahlen von 1847 brachten die Liberalen wieder an Staatsruder. Rogier, d'Hoffschmidt, de Haussy, Beydt, Chazal und Frère-Orban, sämtlich gemäßigte Männer, übernahmen die Verwaltung. Die Lage des neuen Ministeriums war zwar eine schwierige, denn in der Repräsentantenkammer hing der Ausschlag von sieben oder acht Stimmen ab; andererseits hatte die Erste Kammer, deren Wahlerneuerung erst später eintrat, noch nicht die Wirkungen des neuen Unschwungs erfahren. Die materielle Blüte des Landes indessen entwickelte sich

verhindert, worauf sich, auf Anbringen der Gesandten Englands und Frankreichs, die holländ. Truppen wieder über die Grenze zurückzogen. Nach neuen Unterhandlungen erhielt zwar Holland viel vorteilhaftere Bedingungen durch die nun von der Konferenz (6. Okt.) beschlossenen und für die holländ. Provinzen erklärten 24 Artikel, nach welchen Limburg und Verviers teilweise zu B., teil-

lan
als
sch
Bel
fie
ma
und
som
(15.
erol
Hol
die
limi
lant
Zwe
trakt
Sch
hoel
der
Die
vor
zu

ihre Stimme wieder lauter erhob und manchen heftigen Kampf veranlaßte. In der Sitzung vom 1850 ward endlich die Frage wegen Organisation des mittlern Unterrichts erledigt. Am 11. Okt. 1850 starb die durch treffliche Eigenschaften ausgezeichnete Königin Luise, wobei das Volk eine Teilnahme und eine Hingebung an die Dynastie an den Tag legte, welche diesen Trauerfall zum polit. Ereignis machten. Das Ministerium erlitt seit Mitte 1850 mehrfachen Personenwechsel, der jedoch die Richtung des Ganzen nicht störte. Namentlich schwierig gestaltete sich seine Lage, als 1851 die Reduzierung des Militärbudgets verhandelt wurde. Das Ministerium entschloß sich jedoch, der Ansicht der bedeutendsten Majoritätsfraktion beizustimmen und die Militärausgaben auf 25 Mill. Frs. zu beschränken. Der Kriegsminister, welcher gegen die Beschränkung war, nahm seine Entlassung. Zu den hervorragendsten Maßnahmen des Kabinetts Rogier-Frère gehörten noch, außer den bereits erwähnten, Aufhebung der Gewerbesteuer für einzelne niedrige Kategorien von Gewerben, Herabsetzung der Briefzins im Innern (10 und 20 Cent.), Gründung der Nationalbank, Aufstellung einer Steuergebühr auf Erbschaften in direkter Linie, zu deren Verwirklichung die Krone sich 1851 zur Auflösung des Senats entschließen mußte.

mehr befestigt. Nach dem Reich vom 2. Dez. 1851, welches eine große Anzahl franz. Flüchtlinge auf belg. Boden, traten erhebliche Gefahren ein für die Fortdauer der freundlichen Beziehungen zum südlichen Nachbarlande, insbesondere infolge der Aufregung, welche die Konfiszierung der Orleanischen Güter hervorgerufen hatte, und der Gründung mehrerer, von Flüchtlingen geleiteter antinapoleonischer Journale. Die besonnene Haltung der Regierung, die jeden Anstoß, die franz. Regierung zu erhitzen, vermied und namentlich die polizeiliche Aufsicht über die Flüchtlinge mit Vorsicht und Strenge handhabte, trug entschieden dazu bei, die Befürchtungen des Publikums hinsichtlich napoleonischer Erwerbsgelfüste zu beseitigen. Immerhin hielt es die Regierung für ratsam, das Heerwesen in guten Stand zu setzen und für die Errichtung eines verschanzten Lagers bei Antwerpen ein erhebliches Kreditgesuch einzureichen. Die Wahlen von 1852 veranlaßten das Ministerium, seine Entlassung nachzusuchen. Der König willigte nur in die des Finanzministers Frère (17. Sept. 1852); eine Niederlage bei Anlaß der Wahl des Kammerpräsidenten führte indessen schon wenige Tage nach dem Rücktritt des Kabinetts herbei. Herminet-Brouderre trat nun an die Spitze einer neuen, aus gemäßigten liberalen und meist nicht der Kammer angehörigen Elementen bestehenden Verwaltung (Brouderre Auswärtiges, Piercot Inneres, Justiz, Pledts Finanzen, van Hoorebeek Eisenbauten, Anoul Krieg), deren erster polit. Akt die Vorlage eines Gesetzes, betreffend die Bekämpfung der Injurien gegen fremde Machthaber, war, welches angenommen wurde. Außerdem trat dieses Ministerium namentlich einen Handelsvertrag mit Frankreich ab sowie eine Konvention bezüglich der Abschaffung des bisher auf gesetzl. Fuße betriebenen belg. Buchernachdrucks. In der Zeit seiner Amtsführung fielen als wichtige Ereignisse, namentlich für die auswärtigen Beziehungen, die Vermählung des Kronprinzen, Herzogs von Brabant, mit einer österr. Prinzessin (Aug. 1853), der Besuch des Prinzen Napoleon am belg. Hofe (Febr. 1854) und die Zusammenkunft Leopolds mit dem Kaiser der Franzosen im Lager von Boulogne (Sept. 1854).

Infolge der Wahlen von 1854 berief die Krone im März 1855 ein aus gemäßigten liberalen und konservativen zusammengesetztes Kabinett, an dessen Spitze persönlich beliebten Deputierten de Deder (Frère) und Graf Vilain XIIII (Auswärtiges) standen. Ihr den Einschüchterungen der franz. Regierung gegenüber entschieden patriotisches Auftreten war im Stande, die Intoleranz der bischöflichen Partei zu zügeln, noch die andrängende Flut des Liberalismus zu hemmen. Das Gesetz eines Kredit von 9 Mill. zur Bervollständigung der Festungswerke um Antwerpen wurde nur mit beschränkten Beschränkungen gewährt. Schließlich trat die Regierung aus der Debatte hervor, die der Gesetzentwurf veranlaßte, wonach ein auswärtiger Souverän dem belg. Reich bestraft werden sollte (März 1856). So veranlaßte die Regierung durch liberale Maßregeln und Widerstand gegen clerikale Zumutungen die Popularität gewann, die sich vorzüglich bei der Begehung des 25jährigen Regierungsjubiläums des Königs Leopolds aussprach (21. Juli 1855). War ihr doch nur eine kurze Frist vergönnt, so

„Höste Kampf der Parteien entspann sich, 1864 vorgelegte, nunmehr aufs neue vom Justizminister Alph. Noirene Gesetzentwurf über Organisationswesen und der Wohlthätigkeitsverwaltung gelangte. Der Antrag gegen das Gesetz erging dahin, daß dasselbe den Einflüssen des ohnehin im Zunehmenden neuen Verfassungs-Ministeriums neue Verstärkungen hatte sich die Mißliebigkeit in allen Schichten des Volks verbreitet, daselbe nur noch als „Loi des couvenances“ betrachtet wurde. Die Aufregung stieg auf, als 20. Mai die beiden Hauptartikel mit 60 gegen 41 Stimmen angenommen wurden. Es folgten tumultuarische Auftritte in Brüssel und mehreren andern Orten, die militärisches Einschreiten und das Aufbieten der Bürgergarde nötig machten. Infolge dessen wurden die Kammern geschlossen und das Ministerium trat nach den nächsten Gemeinderatswahlen, die einen Protest des Volks gegen das Noirene Gesetz bedeuteten, 30. Okt. 1867 zurück.

Das nun gebildete liberale Kabinett (Rogier Innenres; Joch Justiz; de Brèrie Außenres; Frère Finanzen; Baroës, später Vanderkijelen, Staatsbauten; General Bertin, später Cayal, Krieg) schritt sofort zur Auflösung der Zweiten Kammer (10. Dez.), in Folge deren das Verhältnis der Liberalen zu den Katholiken von 45 zu 63 auf 70 zu 38 abgeändert wurde. Einen harten Stand hatten die Minister mit der Vertretung des von ihren Vorgängern überkommenen Gesetzentwurfs über die Vergrößerung und die Neubefestigung Antwerpens. Der Gedanke, die Stadt Antwerpen zum Hauptstützpunkt der belg. Landesverteidigung zu erheben und zugleich durch die Erweiterung ihres Gebiets den begründeten Forderungen ihrer Einwohner zu genügen, war auf mannigfachen Widerspruch gestoßen. Die einen bekämpften ihn mit Berufung auf die dem Lande garantierte Neutralität, andere aus strategischen Rücksichten, andere, namentlich die Antwerpener, weil der Plan nicht umfassend genug sei. So geschah es, daß bei der Abstimmung die Regierung nur 39 zustimmende Stimmen (gegen 53 negative und 9 Enthaltungen) vereinigte. Die Minister hatten jedoch die Fortexistenz des Kabinetts nicht an die Annahme des Projekts geknüpft. Im Juni 1869 wurde die königl. Familie und das Land durch die Geburt eines Prinzen (das erste Kind des Herzogs von Brabant war eine Tochter, geb. 1868) erfreut, welchem der König den Namen eines Grafen von Hennegau beilegte. Bei den Deputiertenwahlen von 1869 verstärkte sich, trotz der inzwischen beschlossenen Vermehrung der Deputiertenzahl um acht, die liberale Partei nicht, und die Minorität stieg von 38 auf 46 (im Senate ergaben sich jedoch 31 Liberale gegen 27 Katholiken, statt 25 gegen 29). In demselben Jahre kam ein neuer Gesetzentwurf bezüglich der Befestigung Antwerpens, mit Berücksichtigung der von den antwerpener Deputierten so hartnäckig betriebenen großen Einzeinte, zur Verhandlung und wurde nach stürmischer Debatte (28. Aug.) mit 57 gegen 42 Stimmen und 7 Enthaltungen angenommen.

Eine der wichtigsten, vom Finanzminister Frère bewerkstelligten Reformen war die Aufhebung der sog. Octrois communaux oder Stadthölle (Gesetz vom 18. Juli 1860). Der dadurch für die städti-

chen Einnahmen erwachsende Ausfall wurde durch Gründung eines Kommunalfonds gedeckt, zu dessen Unterhaltung staatliche Mittel bewilligt wurden. Außerdem erwarb sich die Verwaltung Frère-Rogier durch die 1868 zu Stande gebrachte Ablösung des durch den Friedensschluß mit Holland zu Gunsten des letztern stipulierten Schmelzolls ein bleibendes Verdienst. Weiter konnte sie sich rühmen, daß, ungeachtet des Festungsbaues, der Abschaffung der Octrois, der Ablösung des Schmelzolls, umfassender Staatsbauten und namentlich der 1863 bewilligten Erhöhung sämtlicher Staatsdienerbeholdungen, die Staatsschuld innerhalb der letzten sechs Jahre nur um 45 Mill. vermehrt und die Steuern und Abgaben fast unverändert gelassen wurden. Das Gesetz vom 4. Juni 1861, welches dem franz. Golde den gesetzlichen Kurs einräumte und das von der Initiative der Kammer ausgegangen war, hatte den Finanzminister Frère bewogen, seine Entlassung einzureichen. Doch kehrte derselbe 27. Okt. 1861 auf seinen Posten zurück. Zu gleicher Zeit trat auch für den aus persönlichen Rücksichten ausgeschiedenen Minister des Außen, Baron de Brèrie, der bisherige Minister des Innern, Rogier, ein, der seinerseits durch A. Vandenspeereboom ersetzt wurde.

Obwohl die Regierung in allen Gebieten des Staatslebens, namentlich in den auswärtigen Beziehungen, eine erspriessliche Thätigkeit entwickelte, wurden ihr dennoch von seiten der bischöflichen Presse die bittersten Angriffe nicht erspart. Die Anerkennung des Königreichs Italien sowie die Entwürfe betreffend die Verwaltung der zu Gunsten der frühern Staatsuniversität Löwen erlassenen Studienanstaltungen und die Kontrolle der Verwaltung des Kirchenguts riefen die heftigsten Klagen hervor, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Die Wahlen von 1861 ließen dem Kabinett noch eine Majorität von 18 Stimmen übrig; die von 1863, in Folge des Abfalls von Antwerpen, brachten sie auf 6 herab. Als eine Neuwahl in Brügge noch weitere Verluste ergab, reichten die Minister 16. Jan. 1864 ihre Entlassung ein, die jedoch der König nicht annahm. Bei Wiedereröffnung der Session 31. Mai beantragte der Abgeordnete Nothomb ein Mißtrauensvotum gegen die Minister, das 18. Juni mit 57 gegen 56 Stimmen verworfen wurde. Als jedoch 30. Juni der liberale Abgeordnete Orts einen Gesetzentwurf einbrachte, der eine neue, der Vermehrung der Bevölkerungszahl entsprechende Verstärkung der Volksvertretung verlangte, brach der Sturm los. Die fast schon in den Besitz der Majorität gelangte liberale Opposition sah in dem Antrage mit Recht die ausdrückliche Absicht einer Verstärkung ihrer Gegner und erklärte, sich an den Verhandlungen nicht länger beteiligen zu wollen, wenn die Regierung jenen Entwurf unterstütze. Da dies dennoch geschah, so führte die Rechte ihre Drohung aus und zog sich zurück, so daß die Kammer beschlußunfähig wurde. Am 18. Juli erfolgte die Auflösung der Kammer. Der Senat hatte kurz vorher dem Ministerium ein Vertrauensvotum mit 29 gegen 22 Stimmen erteilt. Die liberale Partei bot alles auf, um bei den Wahlen (11. Aug.) den Sieg zu erringen, aber diese ergaben eine Majorität von 12 Stimmen für die liberale Regierung.

In der neuen Kammer, auf den 28. Aug. 1864 zu außerordentlicher Sitzung berufen, stieß die Kreditforderung von 5½ Mill. Frs. zur Vollendung

unter dieser Verwaltung in außerordentlicher Weise. Durch die Errichtung zahlreicher Ackerbau- und Gewerbeschulen, Musterwerkstätten, Volksbibliotheken, Rückzugsklassen sowie durch andere, dem Arbeiterstand zugute kommende Maßregeln wurden die Grundlagen des allgemeinen Wohlstandes befestigt. Den Kampf mit dem Klerus führte das Ministerium in der endlich erledigten Reorganisation des höhern Unterrichts mit Besonnenheit und Würde.

Durch die Revolutionsstürme, welche mit dem Febr. 1848 über Europa hereinbrachen, leitete das Ministerium Rogier B. glücklich hindurch. Schon vor 1848 hatte die äußerste Linke angeichts eines bedenklichen Defizits auf Beschränkung der Staatsausgaben, besonders des Militärbudgets, gedrungen. Diese und andere Forderungen wurden jetzt im Fluge bewilligt. Der König stellte beim Her einbruch der Katastrophe in Frankreich seine Krone der Nation zur Verfügung. Die Erklärung brachte eine ungemeine Wirkung zu Gunsten des Bestehenden hervor, entwarfnete die Mißvergnügten und stärkte das Vertrauen und die monarchische Gewalt. Die Kammern bewilligten eine außerordentliche Steuererhebung von acht Zwölfteln der Grundsteuer, ein Zwangsanlehen von 25 Mill. Frs., desgleichen die Staatsgarantie zur Ausgabe von 80 Mill. Frs. Banknoten. Die Minister legten Gesekentwürfe vor, denen zufolge der Wahleinschuss auf das Minimum von 20 Fl. herabgesetzt, die Unverträglichkeit des Staatsamts mit dem Kammermandat erklärt und der Zeitungsstempel aufgehoben ward. Die revolutionären Elemente schlugen unter solchen Reformen theils in das Gegenteil um, theils wurden sie neutralisiert und unschädlich gemacht.

Infolge der neuen Wahlgesetze wurde die Kammer aufgelöst, und es trat eine neue zusammen, in der das liberal-konstitutionelle Element bei weitem die Oberhand hatte. Im Verein mit diesem neuen Parlament vermochte das Ministerium nun in den nächsten Jahren sein Programm mit Entschiedenheit durchzuführen, obgleich die Gegenpartei mit dem Verschwinden der Revolutionsgefährten auch ihre Stimme wieder lauter erhob und manchen hitzigen Kampf veranlaßte. In der Sitzung von 1850 ward endlich die Frage wegen Organisation des mittlern Unterrichts erledigt. Am 11. Okt. 1850 starb die durch treffliche Eigenschaften ausgezeichnete Königin Luise, wobei das Volk eine Teilnahme und eine Hingebung an die Dynastie an den Tag legte, welche diesen Trauerfall zum polit. Ereigniß machten. Das Ministerium erlitt seit Mitte 1850 mehrfachen Personalwechsel, der jedoch die Richtung des Ganzen nicht störte. Bismarck schied sich seine Lage, als 1851 die Reduzierung des Militärbudgets verhandelt wurde. Das Ministerium entschloß sich jedoch, der Ansicht der bedeutendern Majoritätsfraktion beizustimmen und die Militärausgaben auf 25 Mill. Frs. zu beschränken. Der Kriegsminister, welcher gegen die Beschränkung war, nahm seine Entlassung. Zu den hervorragendsten Maßnahmen des Kabinetts Rogier-Frère gehörten noch, außer den bereits erwähnten, Aufhebung der Gewerbesteuer für einzelne niedrige Kategorien von Gewerken, Herabsetzung der Briefzins im Innern (10 und 20 Cent.), Gründung der Nationalbank, Aufstellung einer Steuergebühr auf Erbschaften in direkter Linie, zu deren Verwirklichung die Krone sich 1851 zur Auflösung des Senats entschließen mußte.

Mit dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851, welcher eine große Anzahl franz. Flüchtlinge auf belg. Boden warf, traten erhebliche Gefahren ein für die Fortdauer der freundschaftlichen Beziehungen zum südl. Nachbarstaate, insbesondere infolge der Aufregung, welche die Konfiszierung der Orléans'schen Güter erweckt hatte, und der Gründung mehrerer, von Flüchtlingen geleiteter antimonarchistischer Journale. Die besonnene Haltung der Regierung, die jeden Anstoß, die franz. Regierung zu erbittern, vermied und namentlich die polizeiliche Aufsicht über die Flüchtlinge mit Vorsicht und Strenge handhabte, trug entschieden dazu bei, die Bestürzungen des Publikums hinsichtlich Napoleonischer Eroberungsgelüste zu beseitigen. Immerhin hielt es die Regierung für ratsam, das Heerwesen in guten Stand zu setzen und für die Errichtung eines verschauelten Lagers bei Antwerpen ein erhebliches Kreditgeschuld einzureichen. Die Wahlen von 1852 veranlaßten das Ministerium, seine Entlassung nachzusuchen. Der König willigte nur in die des Finanzministers Frère (17. Sept. 1852); eine Niederlage bei Anlaß der Wahl des Kammerpräsidenten führte indessen schon wenige Tage darauf den Rücktritt des Kabinetts herbei. Heinrich de Brouckere trat nun an die Spitze einer neuen, aus gemäßigten liberalen und meist nicht der Kammer angehörigen Elementen bestehenden Verwaltung (Brouckere Außenwärtiges, Pierrot Inneres, Jander Justiz, Liebis Finanzen, van Noorebeke Staatsbauten, Anoul Krieg), deren erster polit. Akt in der Vorlage eines Gesetzes, betreffend die Bekämpfung der Injurien gegen fremde Mächthaber, bestand, welches angenommen wurde. Außerdem schloß dieses Ministerium namentlich einen Handelsvertrag mit Frankreich ab sowie eine Konvention bezüglich der Abschaffung des bisher auf großem Fuße betriebenen belg. Wächernachdrucks. In die Zeit seiner Amtsführung fielen als wichtige Ereignisse, namentlich für die auswärtigen Beziehungen, die Vermählung des Kronprinzen, Herzogs von Brabant, mit einer österr. Prinzessin (Aug. 1853), der Besuch des Prinzen Napoleon am brüsseler Hofe (Febr. 1854) und die Zusammenkunft Leopolds mit dem Kaiser der Franzosen im Lager von Boulogne (Sept. 1854).

Infolge der Wahlen von 1854 berief die Krone im März 1855 ein aus gemäßigten kath. Männern zusammengesetztes Kabinett, an dessen Spitze die persönlich beliebten Deputierten de Veder (Inneres) und Graf Vilain XIII (Auswärtiges) standen. Ihr den Einschüchterungen der franz. Presse gegenüber entschiedenes patriotisches Auftreten war nicht im Stande, die Intoleranz der bischöf. Partei zu zügeln, noch die andrängende Flut des Liberalismus zu hemmen. Das Gesetz eines Kredits von 9 Mill. zur Vervollständigung der Befestigungswerke um Antwerpen wurde nur mit bedeutenden Beschränkungen gewährt. Glücklich ging die Regierung aus der Debatte hervor, welche ein Gesekentwurf veranlaßte, wonach ein Attentat gegen einen auswärtigen Souverän dem Morde gleich bestraft werden sollte (März 1856). So sehr die Regierung durch liberale Maßregeln und kühnen Widerstand gegen klerikale Zumutungen an Popularität gewann, die sich vorzüglich bei der feierlichen Begehung des 25jährigen Regierungsjubiläums König Leopolds aussprach (21. Juli 1856), so war ihr doch nur eine kurze Frist beschieden. Der

leidenschaftlichste Kampf der Parteien entspann sich, als der bereits 1854 vorgelegte, nunmehr aufs neue mit Änderungen vom Justizminister Alph. Nothomb aufgenommenen Gesetzentwurf über Organisation des Stiftungswesens und der Wohlthätigkeitspflege 1857 zur Verhandlung gelangte. Der von der liberalen Opposition gegen das Gesetz erhobene Einwurf lautete dahin, daß dasselbe den Geldmitteln und dem Einflusse des ohnehin im Zunehmen begriffenen Mönchswesens neue Verstärkung biete. Inzwischen hatte sich die Mißliebigkeit des Gesetzes in allen Schichten des Volks verbreitet, so daß dasselbe nur noch als «Loi des convents» bezeichnet wurde. Die Aufregung stieg aufs höchste, als 20. Mai die beiden Hauptartikel mit 60 gegen 41 Stimmen angenommen wurden. Es folgten tumultuarische Auftritte in Brüssel und mehreren andern Orten, die militärisches Einschreiten und das Aufbieten der Bürgergarde nötig machten. Infolge dessen wurden die Kammern geschlossen und das Ministerium trat nach den nächsten Gemeinderatswahlen, die einen Protest des Volks gegen das Klostergesetz bedeuteten, 30. Okt. 1857 jurid.

Das nun gebildete liberale Kabinett (Rogier Inneres; Jelsch Justiz; de Briere Aupäres; Frère Finanzen; Barroes, später Vanderstichelen, Staatsbauten; General Berten, später Chazal, Krieg) schritt sofort zur Auflösung der zweiten Kammer (10. Dez.), in Folge deren das Verhältnis der Liberalen zu den Katholiken von 45 zu 63 auf 70 zu 38 abgeändert wurde. Einen harten Stand hatten die Minister mit der Vertretung des von ihren Vorgängern überkommenen Gesetzentwurfs über die Vergrößerung und die Neubefestigung Antwerpens. Der Gedanke, die Stadt Antwerpen zum Hauptstützpunkte der belg. Landesverteidigung zu erheben und zugleich durch die Erweiterung ihres Gebiets den begründeten Forderungen ihrer Einwohner zu genügen, war auf mannigfachen Widerspruch gestoßen. Die einen belächelten ihn mit Berufung auf die dem Lande garantierte Neutralität, andere aus strategischen Rücksichten, andere, namentlich die Antwerpener, weil der Plan nicht umfassend genug sei. So geschah es, daß bei der Abstimmung die Regierung nur 39 zustimmende Stimmen (gegen 53 negative und 9 Enthaltungen) vereinigte. Die Minister hatten jedoch die Fortexistenz des Kabinetts nicht an die Annahme des Projekts geknüpft. Im Juni 1859 wurde die königl. Familie und das Land durch die Geburt eines Prinzen (das erste Kind des Herzogs von Brabant war eine Tochter, geb. 1858) erfreut, welchem der König den Namen eines Grafen von Hennegau beilegte. Bei den Deputiertenwahlen von 1859 verstärkte sich, trotz der inzwischen beschlossenen Vermehrung der Deputiertenzahl um acht, die liberale Partei nicht, und die Minorität stieg von 38 auf 46 (im Senate ergaben sich jedoch 31 Liberale gegen 27 Katholiken, statt 25 gegen 29). In demselben Jahre kam ein neuer Gesetzentwurf bezüglich der Befestigung Antwerpens, mit Berücksichtigung der von den antwerpener Deputierten so hartnäckig betriebenen großen Enceinte, zur Verhandlung und wurde nach stürmischer Debatte (23. Aug.) mit 57 gegen 42 Stimmen und 7 Enthaltungen angenommen.

Eine der wichtigsten, vom Finanzminister Frère bewerkstelligten Reformen war die Aufhebung der sog. Octrois communaux oder Stadthölle (Gesetz vom 18. Juli 1860). Der dadurch für die städti-

schen Einnahmen erwachsende Ausfall wurde durch Gründung eines Kommunalfonds gedeckt, zu dessen Unterhaltung staatliche Mittel bewilligt wurden. Außerdem erwarb sich die Verwaltung Frère-Rogier durch die 1863 zu Stande gebrachte Ablösung des durch den Friedensschluß mit Holland zu Gunsten des letztern stipulierten Scheldegolls ein bleibendes Verdienst. Weiter konnte sie sich rühmen, daß, ungeachtet des Festungsbaues, der Abschaffung der Octrois, der Ablösung des Scheldegolls, umfassender Staatsbauten und namentlich der 1863 bewilligten Erhöhung sämtlicher Staatsdienerbeholdungen, die Staatsschuld innerhalb der letzten sechs Jahre nur um 45 Mill. vermehrt und die Steuern und Abgaben fast unverändert gelassen wurden. Das Gesetz vom 4. Juni 1861, welches dem franz. Golde den gesetzlichen Kurs einräumte und das von der Initiative der Kammer ausgegangen war, hatte den Finanzminister Frère bewogen, seine Entlassung einzureichen. Doch kehrte derselbe 27. Okt. 1861 auf seinen Posten zurück. Zu gleicher Zeit trat auch für den aus persönlichen Rücksichten ausgeschiedenen Minister des Aupärens, Baron de Briere, der bisherige Minister des Innern, Rogier, ein, der seinerseits durch A. Vandenspeereboom ersetzt wurde.

Obwohl die Regierung in allen Gebieten des Staatslebens, namentlich in den auswärtigen Beziehungen, eine erprießliche Thätigkeit entwickelte, wurden ihr dennoch von seiten der bischöflichen Presse die bittersten Angriffe nicht erspart. Die Anerkennung des Königreichs Italien sowie die Entwürfe betreffend die Verwaltung der zu Gunsten der frühern Staatsuniversität Löwen erlassenen Studienstiftungen und die Kontrolle der Verwaltung des Kirchenguts riefen die heftigsten Klagen hervor, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Die Wahlen von 1861 ließen dem Kabinett noch eine Majorität von 18 Stimmen übrig; die von 1863, in Folge des Abfalls von Antwerpen, brachten sie auf 6 herab. Als eine Neuwahl in Brügge noch weitere Verluste ergab, reichten die Minister 16. Jan. 1864 ihre Entlassung ein, die jedoch der König nicht annahm. Bei Wiedereröffnung der Session 31. Mai beauftragte der Abgeordnete Nothomb ein Mißtrauensvotum gegen die Minister, das 18. Juni mit 57 gegen 56 Stimmen verworfen wurde. Als jedoch 30. Juni der liberale Abgeordnete Orts einen Gesetzentwurf einbrachte, der eine neue, der Vermehrung der Volksvertretung entsprechende Verstärkung der Volksvertretung verlangte, brach der Sturm los. Die fast schon in den Besitz der Majorität gelangte liberale Opposition sah in dem Antrage mit Recht die ausdrückliche Absicht einer Verstärkung ihrer Gegner und erklärte, sich an den Verhandlungen nicht länger beteiligen zu wollen, wenn die Regierung jenen Entwurf unterstütze. Da dies dennoch geschah, so führte die Rechte ihre Drohung aus und zog sich jurid., so daß die Kammer beschlußunfähig wurde. Am 18. Juli erfolgte die Auflösung der Kammer. Der Senat hatte kurz vorher dem Ministerium ein Vertrauensvotum mit 29 gegen 22 Stimmen erteilt. Die liberale Partei bot alles auf, um bei den Wahlen (11. Aug.) den Sieg zu erringen, aber diese ergaben eine Majorität von 12 Stimmen für die liberale Regierung.

In der neuen Kammer, auf den 23. Aug. 1864 zu außerordentlicher Sitzung berufen, stieß die Kreditforderung von 5½ Mill. Frs. zur Vollendung

des Festungsbaues in Antwerpen auf ernstem Widerstand und wurde nur mit 54 Stimmen gegen 48 bewilligt. Die Kämpfe, welche die nächste Session 1864—65 mit sich brachte, betrafen vorzüglich das Kriegsbudget, das unter 101 anwesenden Mitgliedern nur von 64 genehmigt wurde; ferner die mehrmals im Widerspruch mit den Ansichten der Regierung gestellten Anträge, die bestehenden Wahlgesetze dahin abzuändern, daß neben dem Census auch der Bildungsgrad zur Grundlage des Wahlrechts erhoben werde; endlich die Verlängerung des Fremdenausweisungsgesetzes von 1835, hinsichtlich dessen die Opposition nur die Ermäßigung erwirkte, daß künftig die Ausweisung eines Fremden im Ministerrate entschieden werden müsse. Nach dem freiwilligen Rücktritt des Justizministers Lesch vertraute die Regierung das vakante Portefeuille dem entschiedensten Gegner des Klerikalismus, Abvocat Bara, Deputierten von Tournai, an (12. Nov. 1865), infolge dessen die Rechte in corpore, 6. Dez., das Budget des neuen Kabinettsmitgliedes verwarf.

Am 10. Dez. 1865 starb der Gründer der belg. Dynastie, Leopold I., dessen umsichtiger Staatsführung B. seine polit. und materielle Entwicklung zum großen Teil verdankte; 17. Dez. legte Leopold II. den Eid auf die Verfassung ab. Dessen einziger Sohn Leopold starb 22. Jan. 1869. Eventueller Thronfolger ist daher der Bruder des Königs, der Graf von Flandern. Derselbe ist seit 1867 mit der Tochter des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen vermählt, aus welcher Ehe der Prinz Balduin, geb. 3. Juni 1869, stammt.

Leopold II. ließ die Minister in ihren Ämtern, und halb entbrannte der Streit der Parteien wieder; denn die konservativ-liberalen Minister hatten es nicht nur mit der Rechten, sondern auch mit der immer dringender werdenden äußersten Linken zu thun. Letztere betrieb mit zunehmendem Eifer ihre Bestrebungen auf Reform der Wahlgesetze (wobei die Katholiken sie aus taktischen Rücksichten unterstützten), ferner auf Abschaffung des Volksschulgesetzes von 1842, namentlich aber auf Verminderung der Militärausgaben. Was die Wahlreform betraf, so konnte sich dieselbe verfassungsmäßig nur auf die Ernennung der Provinzial- und Gemeinderäte erstrecken, und mit dieser Beschränkung brachte im März 1866 die Regierung einen Gesetzesentwurf ein, wonach für gewisse Stellungen jeder Census wegfallen und für diejenigen, die sich für den dreijährigen Besuch einer Mittelschule ausweisen können, die bestehende Steuerquote auf die Hälfte herabgesetzt werden sollte. Die Annahme dieses Gesetzesentwurfs verschob sich bis zum Frühjahr 1870. Zur Lösung der Militärfrage und in der Absicht, die Heerverfassung mit dem neuerdings adoptierten Landesverteidigungssystem und den Fortschritten der Kriegswissenschaft in Einklang zu bringen, wurde im Dez. 1866 vom Kriegsminister General Goethals eine besondere, aus Offizieren und Mitgliedern der beiden Kammern bestehende Kommission eingesetzt. Die hauptsächlichsten Beschlüssen derselben bestanden in der Erhöhung des Effectivbestandes von 80000 auf 100000 Mann und des Jahreskontingents von 10000 auf 13000 Mann. In diesem Sinne wurde im Nov. 1867 eine Gesetvorlage eingereicht, welche eine starke Opposition hervorrief. Noch bevor das Militärprojekt zur Beratung gelangte, trat 4. Jan. 1868 infolge innerer Zwistigkeiten eine Veränderung im

Personal des Ministeriums ein. Rogier gab sein Portefeuille des Äußern an den Minister der öffentlichen Arbeiten Vanderkylhelen ab, welchen der brüsseler Abgeordnete Namar ersetzte. An Stelle der Minister des Kriegs und des Innern, Baron Goethals und Vandenpeereboom, traten General Renard und Abgeordneter Birmez (aus Charleroi) ein. Der neue Kriegsminister änderte das Projekt seines Vorgängers dahin ab, daß die Präsenzzeit statt 30 nur 27 Monate dauern und das Jahreskontingent nur 12000 Mann betragen sollte. In dieser Fassung wurde das Gesetz endlich 14. März 1868 mit 69 (darunter 9 Katholiken) Stimmen gegen 39 (darunter 3 Liberale) gutgeheißen. Das auf Grund dieses Gesetzes aufgestellte Kriegsbudget belief sich auf nahezu 37 Mill. Frs.

Die Bestrebungen der Fortschrittspartei, das Elementar- und Schulgesetz von 1842 einer Revision zu unterziehen und die durch dasselbe dem Klerus gewährte Mitwirkung an der Leitung des Volksschulunterrichts auf das notwendigste Maß zurückzuführen, waren fortwährend im Schoße der Kammern, der Gemeinde- und der Provinzialräthe ein Gegenstand des Zwiespalts. Bei der im April 1868 darüber entstandenen Debatte erklärte der Chef des Kabinetts, Frère-Orban, persönlich ein Gegner des zu revidierenden Gesetzes, daß er seine Kollegen zur Vornahme einer Revision nicht zu bewegen vermöge, und es sei vorläufig unmöglich, ja gefährlich, die Volksschule der religiösen Sphäre zu entziehen. Selbst die vom Minister Vandenpeereboom eingerichteten Volksschulen für Erwachsene sollten den Bestimmungen des allgemeinen Schulgesetzes, somit ebenfalls der Aufsicht des Klerus unterworfen werden. Die Mißliebigkeit dieser Maßregel brachte jedoch Uneinigkeit ins Cabinet und bestimmte den Minister zum Rücktritt. Sein Nachfolger Birmez verfügte, daß die genannten Schulen je nach dem Vorfürhalten der Gemeindebehörden der Mitwirkung der Geistlichkeit unterworfen oder entzogen werden sollen. Unter den legislativen Arbeiten, welche unter der Leitung des liberalen Ministeriums während des letzten Jahres seines Bestehens erledigt wurden, sind die wichtigsten: die Reorganisation des Justizwesens; die Regulierung des den Gemeindebehörden zukommenden Anteils an der Verwaltung des Kirchenguts; ein neues Gesetz über die Militärpflichtigkeit, wobei zwar das Konstriptionsystem beibehalten, aber die neue Einrichtung einer Leibrente für den ausgedienten Soldaten getroffen wurde; endlich ein Finanzgesetz, betreffend die Abschaffung der Salzsteuer, die Erhöhung der Branntweinaccise und Herabsetzung des Briefportos.

In den Beziehungen zum Auslande während derselben Zeit sind zunächst die vielfachen Rundreisen der zwischen B. und England obwaltenden freundschaftlichen Verhältnisse hervorzuheben, wie die massenhafte Beteiligung engl. Rissmen bei den Nationalsschützenfesten in Brüssel und Lüttich (1866 und 1869), die festliche Aufnahme, welche den zahlreichen belg. Bürgerwehren im Lager von Wimbledon und in London zuteil wurde, und die Fuldigungen und Ergebenheitsadressen, womit König Leopold gelegentlich seiner Reisen nach England, namentlich Ende 1869 beehrt wurde. Der Deutsche Krieg von 1866 wirkte auf die belg. Verhältnisse ebenso wenig als im folgenden Jahre das Hervortreten der sog. Luxemburger Frage. B., welches

die hinsichtlich Luxemburgs abzuändernden Thatsache von 1839 unterzeichnet hatte, war natürlich be-
rufen, an der Konferenz der Mächte teilzunehmen,
und erhielt demnach auch vom König-Großherzog
eine Einladung. Während durch den Traktat vom
11. Mai 1867 sämtliche unterzeichnende Mächte sich
zur Garantie der Neutralität Luxemburgs verpflichteten,
blieb B. als neutraler Staat von dieser Be-
stimmung ausgeschlossen.

Einen ernsten Charakter hatte der zwischen B.
und Frankreich im Febr. 1869 ausgebrochene sog.
Eisenbahnkonflikt. Ein von der Regierung einge-
brachtes Gesetz verfügte, daß künftighin Eisenbahn-
koncessionen nur mit Ermächtigung der Regierung
abgetreten werden dürfen, und hatte den unmittel-
baren Zweck, die Gesellschaft des Grand-Ducem-
bourg zu verhindern, einem bereits vereinbarten
Kontrakt gemäß, ihre Bahn an die Compagnie de
l'Est français abzugeben. Das für bringlich er-
klärte und politisch wie volkswirtschaftlich wohlbe-
gründete Gesetz fand in beiden Kammern willige
Annahme, veranlaßte aber eine bedenkliche Span-
nung zwischen den beiden Regierungen. Auf Grund
persönlicher Unterhandlungen zwischen der franz.
Regierung und dem belg. Finanzminister Frère-
Orban wurde die Sache durch ein Protokoll vom
27. April vor eine von beiden Theilen besetzte Kon-
ferenz verwiesen. Diese brachte Mitte Juli die all-
mählich auf eine rein ökonomische reduzierte Ange-
legenheit durch die Herstellung eines geregelten, auf
einseitige Tarifansätze zurückgeführten Eisenbahn-
dienstes zwischen der Schweiz und der niederländ.
Grenze zu gütlichem Ausgleich. Die Anstrengun-
gen der Katholiken und deren Verbindung mit den
Rabulanten, sowie die Unzufriedenheit vieler Libe-
ralen mit der Abneigung des Ministeriums gegen
mancherlei Reformen bewirkten endlich, nach fast
13jährigem Bestehen, den Fall des Ministeriums
Frère-Orban. Die Wahlen von 1870 reduzierten
seine Majorität fast auf Null und nötigten
es zum Rücktritt. Am 2. Juli trat ein rein kath.
Kabinet an seine Stelle, in welchem Baron d'An-
ethan den Vorsitz erhielt und die Portefeuilles also
vertheilt wurden: Äußeres, d'Anethan; Inneres,
Kerwyn de Lettenhove; Justiz, Cornesse; Krieg,
Guillaume; öffentliche Arbeiten, Jacobs; Finan-
zen, Lad, nach wenigen Wochen ersetzt durch Ja-
cobs, dessen Departement von Wasseige übernom-
men wurde. Der erste Schritt der neuen Regie-
rung war die Auflösung der beiden Kammern und
die Anordnung neuer Wahlen (2. Aug.). Durch
diese Wahlen erwarb sie eine Majorität von 78
(einige unter Empfehlung der Katholiken gewählte
Progressisten eingerechnet) gegen 51 in der Zweiten
und von 88 gegen 29 in der Ersten Kammer. Was
nicht wenig zu diesem fast unverhofften Resultat
beitrug, war der wenige Tage nach der Bildung des
neuen Kabinetts ausgebrochene Deutsch-Franzö-
sische Krieg. Vor den Gefahren, die von außen
drohten, verstummte der innere Hader. Die polit.
Fraktion, zu welcher sich die neuen Minister bisher
gehalten hatten, erstrebte zwar möglichst starke Ver-
minderung der Militärausgaben, aber der Druck
der Umstände nötigte sie, hiervon vorläufig abzu-
sehen, und ihr erstes Postulat an die 16. Aug. 1870
vereinigten Kammern war ein Kredit von 15 Mill.
Frk. für die durch die Mobilmachung der Armee
entstandenen Bedürfnisse. Gleich beim Ausbruch
des Kriegs hatte B. den beiden kriegsführenden Mäch-

ten die Mitteilung gemacht, daß es die Neutralität
seines Gebietes aus allen Kräften zu schützen geson-
nen sei, und dagegen von jeder derselben die Ver-
sicherung erhalten, daß auch sie diese Neutralität so
lange achten werde, als sie von der Gegenpartei
nicht verletzt würde. Aberdies nahm England B.
noch in seinen besondern Schutz, indem es durch
einen mit Deutschland und Frankreich abgeschlosse-
nen Vertrag vom 9. Aug. der Aufrechterhaltung der
belg. Neutralität eine neue Garantie gab. Diese
Unterhandlungen waren noch nicht beendet, als
die belg. Armee schon unter Waffen stand. Die be-
festigten Plätze, vor allen Antwerpen, die Basis des
belg. Defensivsystems, befanden sich vollständig im
Verteidigungszustande, die Eisenbahnlinsen und
übrigen Verkehrswege waren in gehöriger Weise
bewacht. Als Ende August MacMahon seine Ar-
mee in die Ardennen führte, standen an 80000
Mann belg. Truppen in den Grenzbezirken zwischen
Arlon und Charleroi zur Sicherung des belg. Ge-
bietes. Die Ereignisse um Sedan wie später die
Übergabe der Festungen Montmédy, Thionville und
Mézières warfen Tausende von franz. Militär-
flüchtlingen über die Grenze, die alle sofort ent-
waffnet und (mit Ausnahme der Offiziere, welche
auf Ehrenwort frei verkehren durften) im Lager
von Beverloo und später in den Festungswerten
von Antwerpen, Lüttich und Diest als Kriegsgefan-
gene interniert wurden. Zu den Opfern, die sich
B. auferlegte, gehörte auch das Verbot der Aus-
fuhr von Waffen und sonstigem Kriegsmaterial.
Das Bestreben der Regierung, die Pflichten der
Neutralität in loyaler Weise zu beobachten, hat
allerseits Anerkennung gefunden.

Sinhichtlich der innern Politik stellte die neue Regie-
rung zuvörderst einen Gesetzentwurf über die Wahl-
reform auf, wonach hauptsächlich der Censur für die
Kommunalwahlen durchgängig auf 10, für die Pro-
vinzialwahlen auf 20 Frk. herabgesetzt wurde. Den
von der progressistischen Fraktion eingebrachten
Entwurf auf Mobilisierung des durch die Verfas-
sung fixierten Wahlcensur für die beiden Kammern
belämpfte die Regierung aufs entschiedenste, und
war in Übereinstimmung mit den Konservativen
der beiden Parteien. Bezüglich des Streits zwi-
schen Italien und dem röm. Stuhle gab das kath.
Kabinet, trotz der vom Episkopat unterstützten ul-
tramontanen Aufregungen zu entgegengesetztem
Vorgehen, dem ital. Gesandten in Brüssel eine offi-
zielle Erklärung dahin ab, daß ihm die belg. Neu-
tralität, verbunden mit der in B. bestehenden Tren-
nung von Staat und Kirche, die Pflicht auferlege,
sich jeder Gemischung in diese Angelegenheit zu
enthalten. Ebenso vorsichtig verhielt sie sich in der
Behandlung der Flüchtlinge, welche der Ausgang
des pariser Aufstandes 1871 auf belg. Boden ver-
schlagen hatte und denen sie das Asylrecht versagte.

Die Ernennung des bei den bankrotten Lan-
grandschen Bankinstituten kompromittierten Grui-
niffers de Dedert zum Gouverneur von Limburg
brachte das Kabinet d'Anethan zu Falle. Auf stür-
mische Debatten, welche dieselbe in der Kammer
sitzung vom 28. Nov. 1871 hervorgerufen, folgten
in Brüssel tumultuarische Straßentumultuierungen,
welche mehrere Tage dauerten und schließlich, als
auch der freiwillige Rücktritt de Dederts nichts fruch-
tete, den König veranlaßten, seine Minister zu ent-
lassen. Es folgte nun (7. Dez.) das Kabinet de
Theux-Malou (der Konseilspräsident Graf de Theux,

1874 gestorben, blieb ohne Nachfolger), welches vorzugsweise bemüht war, allen aufregenden Parteifragen auszuweichen und namentlich, den kirchlichen Wirren des Auslandes gegenüber, eine dem belg. Staatsrechte wie dem Bedürfnis freundschaftlicher internationaler Beziehungen gleich entsprechende Haltung zu beobachten. Den Anforderungen der Liberalen, den Gesandtschaftsposten beim röm. Stuhl abzuschaffen, sowie (Febr. 1872) den Grafen von Chambord auszuweisen, weil seine Gegenwart in Antwerpen Unruhen erregt hatte, widerstand es nicht weniger als den Forderungen seiner eigenen Partei, welche allzu sehr der Propaganda des Vatikan's das Wort redeten. Die Kammerwahlen im Juni 1872 verstärkten seine Majorität um 4 Stimmen, aber zwei Jahre später sank diese von 22 auf 14 herunter. In der Militärorganisierungsfrage zeigte sich das Ministerium Malou der Einführung der persönlichen und allgemeinen Wehrpflicht nicht minder abgeneigt als die liberale Verwaltung Frères; der Kriegsminister Guillaume sah sich deshalb genötigt, seine Entlassung zu nehmen (Dez. 1872). Sein Nachfolger Thiebauld verzichtete für den Augenblick auf durchgreifendere Reformen im preuß. Sinne und bezweckte zunächst das Stellvertretungssystem so unschädlich als möglich zu machen, indem die Beschaffung der Ersatzleute der Privatbesetzung abgenommen und der Regierung selbst übergeben wurde. Zu dem hierauf bezüglichen Gesetz vom 18. Sept. 1873 kam 1875 ein weiteres Gesetz, wonach die 1870 noch von den Liberalen als Entschädigung für geleistete Wehrpflicht festgestellte Leibrente von 150 Frs. in eine während der Dienstzeit des Milizen den Eltern des Letztern zu verabreichende monatliche Gratifikation von 10 Frs. umgewandelt wurde. Bedenklichere Schwierigkeiten als die liberale Opposition bereitete dem konstitutionell-kath. Kabinett die immer kühner auftretende Agitation der vom Episkopat unterstützten, den Syllabus als einzige Richtschnur erkennenden Ultramontanen. Nicht nur im Innern erregten sie aufs neue gegen Recht und Gesetz endlose Streitigkeiten, sondern scheuten sich nicht, in öffentlichen Schriftstücken gegen die Bismarck'sche Kirchenpolitik sich auszulassen. Das kundgebundene, an den Erzbischof von Paris gerichtete Anerbieten des Kesselschmieds Duchesne aus Seraing, den deutschen Reichskanzler zu ermorden (Febr. 1875), gab zu einem Notenwechsel zwischen der deutschen und der belg. Regierung Anlaß, welcher letztere veranlaßte, zur Ergänzung einer Lücke in der Strafgesetzgebung, das Gesetz vom 7. Juli 1875 einzubringen, wodurch Strafbestimmungen gegen das Anerbieten, ein mit Todesstrafe oder Zwangsarbeit belegtes Verbrechen zu begehen, erlassen werden. Die immer traster um sich greifende, namentlich auf Censursfälschung zielende Wahlkorruption der klerikalen nötigte Malou, derselben durch eine Gesetzesvorlage zu steuern, welche, nachdem ein die Beeinflussung der Wahlen im Reichstuhle für zulässig erklärender Paragraph daraus gestrichen worden, in der Zweiten Kammer mit starker Majorität zur Annahme gelangte. Unter den wichtigsten Akten des Kabinetts vom 7. Dez. 1871 verdienen noch besondere Erwähnung: Aufhebung des Zolls auf Lebensmittel, der Ankauf der verschiedenen Eisenbahnlinien des Grand-Duché (März 1873), die Erneuerung des Handelsvertrags mit Frankreich (23. Juli 1873), die Regulierung des Ge-

brauchs der släm. Sprache im Prozeßverfahren vor der Kriminal- und Korrektionaljustiz, und eine Staatsanleihe von 240 Mill. Während das Kabinett Malou maßvoll und vorsichtig seine Ziele verfolgte, sammelten sich alle Fraktionen des Liberalismus zu einer sämtlichen Bejürthe des Landes umfassenden Verbindung, die sich die Losreißung des öffentlichen Volksunterrichts von jeglicher Aufsicht und Mitwirkung der geistlichen Behörde zur Aufgabe machte. Konfessionslosigkeit oder Neutralität der öffentlichen Schule, lautete fortan das Losungswort der Liberalen.

Die Wahlen vom 11. Juni 1878 fielen für die Liberalen günstig aus. Während zuletzt die lat. Rechte in der Zweiten Kammer um 5, in der Ersten um 4 überzog, erhielt die Linke in der Zweiten eine Mehrheit von 12, im Senat von 6 Stimmen. Der König berief sofort Frères-Orban, und am 19. Juni wurde folgende Ministerliste veröffentlicht: Foris und Aukeres, Frères-Orban; Finanzen, Graux, Professor an der Universität Brüssel; Krieg, General Renard (nach dessen Tod [1879] Liagre, und seit 6. Nov. 1880 Gratre); Inneres, Kolin-Jacquemyns, Nationalökonom und neu gewähltes Kammermitglied für Gent; Justiz und Kultus, Bara; öffentliche Arbeiten, Sainctelette, Deputierter von Mons; öffentlicher Unterricht (neugeschaffenes Departement), Van Humbeel, Deputierter von Brüssel. Die Bildung eines besondern Ministeriums des Unterrichts bekundete von vornherein die Absicht des neuen Kabinetts, die Reform des Unterrichtswesens mit Entscheidung durchzuführen, und in der That war der Eintritt des Kabinetts vom 19. Juni 1878 der Ausgangspunkt eines erbitterten Kampfes, der nicht nur im Parlament zwischen den polit. Parteien, sondern auch infolge der Agitationen des Klerus bis in die kleinste Gemeinde zwischen den Freunden und Feinden der neutralen Schule geführt wurde. In der außerordentlichen Session des Juli wurde das Budget des neuen Unterrichtsdepartements mit 63 gegen 50 Stimmen genehmigt. Die am 12. Nov. gehaltenen Thronrede kündigte die erwarteten Vorlagen über Säkularisation des öffentlichen Unterrichts, sowie Projekt über Reorganisation des Militärwesens, Berichtigung des Wahlgesetzes und über die wirtschaftliche Krisis an und erregte gewaltige Stürme im klerikalen Lager. Das neue Schulgesetz, welches zwar den Religionsunterricht aus der Zahl der obligatorischen Fächer entfernt, dabei aber dem Klerus die Schulpflicht einräumt zur Erteilung desselben vor und nach den Schulstunden, wurde nach leidenschaftlicher und langwieriger Debatte 11. Juni 1879 in der Zweiten Kammer und kurz darauf im Senat unter dem Widerspruch der gesamten Rechten angenommen. Vor, während und nach der Beratung wurde die Reform, welche der Kirche je nach dem Aufstiege über die Schule entriß und der Folge jede Gemeinde mit einer öffentlichen, konfessionslosen Volksschule ausstattet werden sollte, der Gegenstand der heftigsten Angriffe und Berathungen von seiten des Klerus; die Geistlichen ergriffen zu den gehässigsten Mitteln, um ihre Pflichten vor jeder Beteiligung an den neuen Schulen Gott zurückzusprechen. Die Aufregung der Ultramontanen Presse bewirkte die offene Widerständigkeit zahlreicher Gemeinde- und Provinzialverwaltungen, und niemals, seit 1830, hat der Gegensatz zwischen Parteien einen so schroffen Charakter angenommen.

als infolge des 109. «Unglücksgesetzes», welches die ungläubigen Freimaurer dem Lande aufgedrungen haben. Die Regierung hielt stand, nahm mit Energie die Durchführung ihres Werts in Angriff, trat der Widerseßlichkeit der feindlichen Bürgermeißter und Provinzialbehörden mit Schärfe entgegen und suchte das Oberhaupt der Kirche zu veranlassen, den Widerstand des Episkopats wo nicht zu brechen, doch in den Schranken der Geseßlichkeit und des Anstands zurückzuhalten.

Der Papst zeigte sich willig, das Auftreten der Bischöfe jügeln zu wollen und mißbilligte die von den 1. Aug. zu Mecheln versammelten Bischöfen gegen die Ausführung des Gesetzes beschlossenen Maßnahmen; der sanitische Bischof von Tournai wurde sogar zur Niederlegung seines Amtes gezwungen. Als jedoch im Verlauf der Unterhandlungen es sich herausstellte, daß die Kurie falsches Spiel getrieben und die Auslehnung des Klerus gegen die Schulreform nichts weniger als zu dämpfen gesucht habe, trug die Regierung kein Bedenken, die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan abzubrechen, ihren Gesandten aus Rom zurückzurufen (5. Juni 1880) und dem päpstlichen Runtius Banutielli seine Pässe zuzustellen. Zur Aufhellung der Fragen, die sich an die Einführung der neuen Staatschulen und die derselben Klerikalseits entgegengeßetzten Hindernisse knüpfen, sowie zur Ermöglichung einer richtigen Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den offiziellen und den freien Klerikalen Anstalten wurde durch ein Gesetz vom 3. Mai 1880 eine parlamentarische Untersuchungskommission eingesetzt, an welcher die kath. Opposition jede Beteiligung verweigerte und deren Arbeit die trästhen Enthaltungen über Thun und Treiben der Diener der Kirche ergab.

Mitten in diese polit. Wirren fiel im Aug. 1878 die Feier der Silbernen Hochzeit des belg. Königs-paars und die durch den ganzen Sommer 1880 sich hinziehende festliche Begehung des 50jährigen Jubilaums der belg. Selbständigkeit. Das Schmollen der Bischöfe, welche die Einladung zu einer festlichen Kirchenfeier ablehnten, und die Verstimmung der Ultramontanen blieben unbemerkt vor dem Glanz, der patriotischen Begeisterung, den lauten Rundgebungen innigster Ergebenheit an die Dynastie und die 1830 geschaffenen Staatseinrichtungen, welche diese Festlichkeiten hervorriefen. Die nationale Industrie- und Kunstausstellung legte das glänzendste Zeugnis ab sowohl von dem raschen Aufschwung des Landes auf dem Gebiete des gewerblichen, artistischen und wissenschaftlichen Schaffens, als von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit seiner Vobenerzeugnisse. Auch die Verlobung und Vermählung des österr. Thronerben mit der Prinzessin Stephanie (10. Mai 1881), zu deren Aussteuer die Kammern einen Beitrag von 250 000 Frs. bewilligten, fand freudige und ungeteilte Teilnahme an ganzen Völle.

Außerhalb der Reform des Primärschulwesens hat das Kabinett Frère-Orban auch die des mittlern Unterrichts vorgenommen und durch das Gesetz vom 15. Juni 1881 die Anzahl der vom Staate unterhaltenen Gymnasien (Athénées) und Mittelschulen in erheblicher Weise vermehrt, sowie die Errichtung von 50 konfessionslosen Föchterchulen beschlossen. Ferner hat es sich angelegen sein lassen, mit Rücksicht auf Beseitigung der betrügerischen Zensusangaben und der Einschmuggelung von Un-

berechtigten in die Wählerlisten, mehrere Steuer-gesetze abzuändern, sowie durch Herabsetzung der 4 $\frac{1}{2}$ proz. Staatschuld auf 4proz. Zinsfuß und durch Erhöhung einiger indirekten Steuern das vom Klerikalen Regiment überkommene Staats-besitz zu beseitigen. Eine ernstliche Krisis drohte dem Ministerium, als im Juli 1881 die äußerste Linke, die bisher seine Bestrebungen eifrig unterstützt hatte, bei Gelegenheit der Beratung des Gesetzes über die Provinzialdeputationen, die Anforderung stellte, daß das Wahlrecht bei Gemeinde- und Provinzialwahlen, ohne Rücksicht des Censuz, auf alle geschulten Staatsbürger ausgedehnt werde (adjonction des capacités). Die Regierung sträubte sich gegen diese Maßregel; aber schließlich wurde der bedrohliche Zwiespalt durch das vom Kabinett gegebene Versprechen, die Sache in kurzer Frist der Prüfung des Centralausschusses zu unterbreiten, beigelegt. Das in der Mitte August an die Bischöfe ergangene päpstl. Schreiben, worin dieselben aufgefordert wurden, die innerhalb der freien Universität Löwen entstandenen Differenzen zwischen den Anhängern des Syllabus und denen des streng nationalen Staatsrechts im Sinne des leptern zu heben, berechtigte zu der Hoffnung, daß die Kirche auch im Eifer gegen die Schulreform einlenken und es der Regierung gelingen werde, ihr nicht auf Schwächung des religiösen Gefühls, sondern nur auf Befreiung der Jugendzergelung von der geistlichen Herrschaft der Kirche gerichtetes Wert zu glücklichem Ende zu fördern. Nachdem die parlamentarische Session von 1881—82 am 14. Mai 1882 geschlossen worden war, wurden für den 13. Juni Wahlen für die Erneuerung von 33 Eitzen im Senat und 66 Eitzen in der Repräsentantenkammer, sowie für die Besetzung der infolge der Bevölkerungsvermehrung neugeschaffenen 8 Senatoren- und 6 Repräsentantensitze anberaumt.

Litteratur. «Exposé de la situation du royaume, publié par le ministre de l'intérieur» («Période décennale de 1841 à 1850», Brüssel 1852, «Période de 1851 à 1860», Brüssel 1864, «Période de 1861 à 1875», Brüssel 1878 fg.); «Documents statistiques, recueillis par le ministère de l'intérieur» (Bd. 1—14, Brüssel 1857—70); Scheler, «Annuaire statistique et historique belge» (Brüssel 1854—68); Rothomb, «Essai historique et politique sur la révolution belge» (4. Aufl., 2 Bde., Brüssel 1876; deutsch von Michaelis, 1836); Juste, «Histoire de la Belgique» (4. Aufl., 2 Bde., Brüssel 1868); derselbe, «Histoire du congrès national ou de la fondation de la monarchie belge» (3. Aufl., 2 Bde., Brüssel 1880; deutsch, Brüssel 1854); derselbe, «Les fondateurs de la monarchie belge» (Bd. 1—25, Brüssel 1866—81); ferner: «La révolution belge de 1830 d'après des documents inédits» (2 Bde., Brüssel 1872); Thonissen, «La Belgique sous le règne de Leopold I.» (2. Aufl., Löwen 1862); Horn, «Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus B.» (Bd. 1, Lpz. 1854); Löbell, «Reisebriefe aus B.» (Berl. 1837); Luise von Blönnies, «Reiseerinnerungen aus B.» (Berl. 1845); Kuranda, «B. seit seiner Revolution» (Lpz. 1846); Höffen, «Blämisch-B.» (2 Bde., Brem. 1847); Helfferich, «B. in polit., kirchlicher, pädagogischer und artistischer Beziehung» (Pforzh. 1848); Jourdain, «Dictionnaire de géographie historique du royaume de Belgique» (Brüssel 1868—69); Reulemans, «La Belgique, ses ressources agricoles,

industrielles et commerciales» (Gent 1865); van Brüssel, «L'industrie et le commerce en Belgique» (Brüssel 1868); derselbe, «Histoire du commerce et de la marine en Belgique» (3 Bde., Brüssel 1861—64); «Annuaire statistique de la Belgique» (amtlich, Jahrg. 1—11, Brüssel 1870—81); «Patria Belgica», herausg. von E. Van Bemmel (3 Bde., Brüssel 1873—75); Van Bemmel, «Belgique illustrée» (Brüssel 1878 fg.); Genonccaux, «La Belgique physique, politique, industrielle et commerciale» (Brüssel 1878); Gynmans, «La Belgique contemporaine» (Monst 1880); derselbe, «Histoire parlementaire de la Belgique 1831—80» (5 Bde., Brüssel 1878—80); Becamer, «Histoire du peuple belge et de ses institutions» (Brüssel 1880); Namèche, «Histoire nationale» (Bd. 1—3, Löwen 1880—82); E. Pouillet, «Histoire politique interne de la Belgique» (Löwen 1879); Detter, «Belg. Studien» (Stuttg. 1876); Gatti de Gamond, «Histoire de Belgique» (3. Aufl., Brüssel 1880); Baedeker, «B. und Holland» (15. Aufl., Lpz. 1880); Rips, «Guide to Belgium» (Lond. 1881); Joanne, «La Belgique» (Par. 1881); Rodenberg, «B. und die Belgier» (Berl. 1881); Mote, «Histoire de Belgique» (7. Aufl., fortgesetzt von E. Hubert, Brüssel 1881).

Belgiojoso, Stadt in der ital. Provinz und im Distrikt Pavia (Lombardei), in fruchtbarer Ebene zwischen dem Po und der untern Olona, an der Eisenbahn Pavia-Cremona-Brescia, 13 km östlich von Pavia gelegen. B. ist gut gebaut, zählt (1880) 4514 E. und hat einen von Herzog Galeazzo II. von Mailand gegen 1460 errichteten Aquadukt und einen von prächtigen Gärten umgebenen eleganten Palast, der von den im 15. Jahrh. mit dem zu einem Fürstentume erhobenen B. belehnten Grafen Barbiano d'Este erbaut wurde und jetzt der milanesischen Fürstenfamilie von B. gehört. König Franz I. wurde nach der Schlacht bei Pavia (1525) in diesem Schlosse gefangen.

Belgiojoso (Cristina, Fürstin von), geistvolle Schriftstellerin und ital. Patriotin, geb. 28. Juni 1808 als die Tochter des Geronimo Nidoro, Marquise Trivulzio, wurde im Kloster erzogen und 1824 mit dem Fürsten Emilio von Barbiano-B. verheiratet. Da die Ehe sich nicht glücklich gestaltete, wandte sich die Fürstin der Politik zu, nahm Partei zu Gunsten der polit. Kompromittierten und wurde die Beschützerin der Carbonari. Als die Bewegungen von 1830 in der Romagna erfolglos verliefen, ging sie nach Paris, begründete 1843 die «Gazzetta italiana» und 1845 die Wochenchrift «Ausonia», desgleichen schrieb sie für den «Constitutionnel» und die «Démocratie pacifique». Auch übersetzte sie Vicos «Scienza nova» und veröffentlichte anonym den «Essai sur la formation du dogme catholique» (4 Bde., Par. 1846). Als Pius IX. die Hoffnungen der Italiener erweckte, eilte die Fürstin in ihr Vaterland zurück, reiste von Ort zu Ort und förderte mit hinreißender Beredsamkeit zum Kampfe für die Freiheit auf. Nach Ausbruch der Revolution zu Mailand im März 1848 errichtete sie auf eigene Kosten ein Freikorps und landete mit demselben zu Livorno, um es in das piemont. Lager vor Mantua zu führen. Nach der Einnahme von Mailand durch die Österreicher (6. Aug. 1848), welche ihre Verbannung und die Einziehung ihrer Güter nach sich zog, suchte sie in Paris und in Turin für die ital. Sache zu wirken. Anfang 1849

begab sie sich nach Rom und nahm hier thätigen Anteil an den Ereignissen. Nach der Einnahme der Stadt durch die Franzosen begab sie sich über Malta nach Athen, ging von dort über Smyrna nach Konstantinopel und nahm gegen zwei Jahre ihren Aufenthalt in dessen Nähe, wo sie die interessantesten «Souvenirs d'exil» schrieb, die im «National» erschienen. Nachdem sie durch die Amnestie vom Mai 1856 wieder in Besitz ihrer Güter gelangt, wandte sie sich abermals nach Paris, wo sie unter anderem in «Emina. Récits turco-asiatiques» (2 Bde., Par. 1856) und «L'Asie mineure et Syrie» (2 Bde., Par. 1858; 2. Aufl. 1861) über ihre Erlebnisse und Eindrücke auf Reisen in Kleinasien, Syrien und dem Heiligen Lande berichtete. Das Jahr 1859 brachte ihr die Erfüllung ihrer patriotischen Wünsche. Im Einverständnis mit der turner Regierung durchkreuzte sie ganz Italien, in allen Städten zu Gunsten der Pläne Cavour's wirkend. Nach dem Frieden von Villafranca gründete sie zu Mailand das Journal «Italia», mit dem sie später nach Turin übersiedelte; ebenso wirkte sie bei der Begründung der mailänder «Persoeranza» mit. Seit 1860 lebte die Fürstin, die 1858 Witwe geworden war, in vollständiger Zurückgezogenheit und starb zu Mailand 5. Juli 1871.

Belgorod, s. Bielgorod.

Belgrad, die feste Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Serbien, liegt auf und an einem gegen die Donau sich erstreckenden Vorgebirge auf der Südseite dieses Stroms an der Stelle, wo die Save sich mit ihm vereinigt. Auf der bis in den Mündungswinkel vorragenden Felsenstein erhebt sich die Citabelle; sie wird in baulichem Zustande erhalten, entspricht aber den Ansprüchen der heutigen Befestigungskunst nicht. Die gegenwärtige Lage der Werke stammt vom Prinzen Eugen, der den Platz als österr. Grenzfest gegen die Türken einrichtete und demnach die Hauptfront der Festung, d. h. der Stadt B. zuwandte. Während im Norden und Nordosten die Festungsmauern sich gleich über dem Wasserspiegel der beiden Ströme erheben, werden dieselben östlich, südlich und westlich von einem breiten Glacis umgürtet, welches durch Parkanlagen in eine Promenade verwandelt worden ist. Dem Glacis schließt sich als zweiter, weiterer Gürtel die Stadt an, in der die auf der Fortsetzung des Höhenzugs vor der Citabelle gelegene Altstadt und die beiden alten Vorstädte, die Serbenstadt (Savamahala, Savequartier) im Westen an der Save, und die Türkenstadt (Dorcol, d. h. Kreuzweg) im O. in der Donauumarmung zu unterscheiden sind. Die Altstadt, selbst noch mit (nunmehr abgetragenen) Schanzwerken versehen, war von alters her Sitz der belgrader geschäfttreibenden Bürgerschaft, sowie auch die altmarktstraßen sich dort befinden. Die größere Uferquellstraße des Save-Ufers für die Anfuhr der Schiffe zog allmählich einen Teil des Handels in die hauptsächlich von Serben bewohnte westl. Vorstadt, während die östliche, fast ausschließlich von Türken bewohnte sich als eine orient. Gassenstadt gestaltete. Eine neue Vorstadt bildete sich im 12. Jahrh., dem Plateau folgend, als Fortsetzung der altstädtischen Hauptstraße einer türk. Wasserleitung entlang, der sie den Namen Terasia (Terazi, Terasierwaage) entlehnte.

Die Bevölkerung von B. beläuft sich (1880) auf 26 651 E., darunter 4160 Katholiken (Deutsche 220

meistens germanisirte Ungarn), 468 Protestanten (Deutsche, Slowaken u. s. w.) und 2049 Juden; die übrigen hängen dem orthodoxen Bekenntnis an und sind vorwiegend serb. Nationalität; jedoch befinden sich darunter viele Bulgaren, welche als Arbeiter und Handwerker aus ihrer Heimat einwandern, ohne in der Regel sich dauernd niederzulassen. Unter den Gebäuden sind das königl. Palais an der Terasia, das daranstoßende Ministerium des Aßern, die Hochschule, das Ministerium des Innern, das Nationaltheater, die Residenz des Metropolitens und die Kommandantur der Citabelle bemerkenswert. Von Sehenswürdigkeiten ist vor allem das Museum zu nennen, in welchem auf die frühern und jüngsten Entwicklungen des Landes bezügliche Denkmäler und namentlich in Serbien aufgefundenen interessante Antiquitäten sich niedergelegt finden, die Festungswerke der Citabelle und der Park von Loptschibere mit der Stelle, wo 10. Juni 1868 Fürst Michael ermordet wurde. Seit dem Abzuge der türk. Bevölkerung verliert B. rasch den ihm sonst angerühmten orient. Charakter der Straßen. Von den Moscheen ist nur noch eine erhalten. Bei den Neubauten ist der europ. Geschmack ausschließlich maßgebend. Als Handelsstadt vermittelt B. den Vertrieb serb. Rohprodukte nach Ungarn u. s. w., sowie denjenigen von europ. Industrieerzeugnissen und Kolonialwaren nach dem serb. Binnenlande; für den Transitverkehr zwischen den obern Donauländern und der innern Balkanhalbinsel hat es dagegen nicht die Wichtigkeit erlangt, die man nach seiner Lage an den gewaltigen Strömen erwarten sollte. Nach Vollenbung der Eisenbahnlinie B. — Banja und die dadurch erzielte Verbindung mit Saloniki, wird sich der Transithandel heben. Die Industrie ist nur durch fremde Handwerker vertreten, deren Leistungen dürftig sind und dem Handel wenig zugute kommen. Dagegen besitzt B. eine Gelehrtengeellschaft (Srpsko učeno društvo), eine Rationalbibliothek, enthaltend fast sämtliche serb. Drude; mehrere Normalschulen, ein Gymnasium, ein Lyceum (Hochschule mit drei Fakultäten), ein theol. Seminar, eine Militärakademie, eine Realschule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine höhere Lärchschule und ein der Pflege einzelimischer Dramatik gewidmetes Theater. Zugleich ist es die Residenz des serb. Königs, der Sitz der höchsten Regierung- und Verwaltungsbehörden, eines Erzbistums (Metropolie), eines Kassations-, Appellations-, Stadt- und Handelsgerichts, der bei dem Könige accreditierten polit. Agenturen und Generalkonsulate u. s. w. Die prot. Einwohner bilden eine unter dem Schutze der Landesgesetze befindliche Gemeinde, während die Katholiken sich der österr.-ungar. Konsulargemeinde anschließen.

Die strategischen Vortäge der Lage B.s wurden früh erkannt. Schon zur röm. Zeit war die Stadt, damals Singidunum genannt und zu Obermähren gehörend, Standort einer Legion. Im Mittelalter wird sie Alba Bulgarorum, Bologradum, Ballegrada genannt. Vom 7. bis 9. Jahrh. gehörte sie den Avarn, im 10. den Bulgaren, im 11. und 12. Jahrh. stand sie wieder unter der Herrschaft des byzant. Kaisers. Im 14. Jahrh. war B. im Besiz der Serben. Als ungar. Grenzfest (seit 1423) ging sie 1521 an die Türken verloren, denen die Deutschen und Oesterreicher sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte dreimal, 1688, 1717 (Eugen) und 1789 (Laudon) wieder abnahmen, ohne sich

dauernd darin behaupten zu können, nur in den J. 1718—39 gehörte B. mit einem großen Teile Serbiens zu Oesterreich. Infolge der serb. Erhebung im Anfange des 19. Jahrh. wurde die Stadt B. Hauptstadt des neubegründeten Fürstentums, während die Citabelle in den Händen der Porte blieb, bis letztere 1867 auf diplomatischem Wege genöthigt wurde, auch diese Zwingsburg an die serb. Krone abzugeben, nachdem 1862 ein türk. Kommandant zum Schutze einer damals noch in B. vorhandenen, seitdem aber ausgewanderten türk. Kolonie die offene Stadt bombardiert hatte.

Belial (bibl.), ein hebr. Wort, «Nichtswürdigkeit, Verderben» bedeutend, erscheint 2 Kor. 8, 15 (Beliar) als Name des Teufels, der personifizierte Nichtswürdigkeit, des Verderbers.

Belidor (Bernard Forest de), franz. Ingenieur, geb. 1697 in Catalonien, studierte die Mathematik und ward dann in Frankreich an der neuerrichteten Artillerieschule zu Laferre als Professor angestellt. Als Adjutant wohnte B. 1742 dem Feldzuge in Bayern bei, rückte schnell zum Oberlieutenant vor und war 1744 mit dem Prinzen von Conti in Italien, 1745 in den Niederlanden, wo er wegen seiner Verdienste bei der Eroberung von Charleroi zum Oberst befördert ward. Nachdem er 1768 Direktor des Arsenal und bald darauf Brigadier und Generalinspektor der Minierer geworden, starb er zu Paris 8. Sept. 1761. Seine «Architecturo hydraulique» (4 Bde., Par. 1787—81) wird in der Geschichte dieser Wissenschaft immer eine glänzende Stelle einnehmen. Unter seinen übrigen Schriften sind «Le bombardier français» (Par. 1731) und «Traité des fortifications» (2 Bde., Par. 1736) die bedeutendsten.

Bella (François Alphonse), franz. Orientalist, geb. 31. Juli 1817 zu Paris, studierte am Collège de France und auf der Ecole des langues orientales wurde 1848 Dolmetsch beim franz. Konsulat in Erzerum, kam 1846 in gleicher Eigenschaft nachairo und 1862 als interimistischer Geschäftsführer nach Konstantinopel, wo er 1868 zum franz. Generalkonsul ernannt wurde. Seine Forschungen betreffen besonders die Sprachen der Araber, Perser und Türken, sowie die Geschichte und Gesetzgebung des Orients. Außer vielen Aufsätzen im «Journal asiatique» schrieb er «Histoire de l'église latine de Constantinople» (Par. 1872).

Belifar (slaw. Belihar, d. i. der weiße Fürst), ein ausgezeichnete Feldherr, dem der Kaiser Justinian I. einen großen Teil des Glanzes seiner Regierung verdankte, von unbekannter Herkunft, geb. um 505 n. Chr. vielleicht in Dardanien. Er diente anfangs in Justinians persönlicher Leibwache, und ward nach seinen ersten Waffenthaten gegen die Perser zum Feldherrn des Orients (529 oder 530) erhoben. Als solcher bekämpfte er König Kosru I. mit glänzendem Erfolge, bis ein halber Mißerfolg B.s bei Rastinon den stets mißtrauischen Kaiser bestimmte, B. gegen Ende des J. 531 nach Byzanz zu berufen. Hier rettete er gleich nach seiner Rückkehr dem Kaiser Thron und Leben. Die Bevölkerung Konstantinopels, durch Justinians Exzessen und Härten erbittert und durch religiösen Haß aufgeregt, erhob sich 532 in einem furchtbaren Aufstande, dem sog. Nika-Aufstand. Schon war, nachdem für einen Augenblick alle Elemente des Volks sich gegen Justinian vereinigt, ein Gegenkaiser gewählt, als B. am 19. Jan. 532 mit einer Schaar

Heruler und mit seiner got. Leibwache in die Rennbahn, wo die Empörer versammelt waren, eindrang und die Ruhe herstellte, indem er 30 000 Byzantiner niederhauen ließ. Hierauf wurde B. vom Kaiser nach Afrika gegen die Vandalen gesandt. Im J. 533 landete er mit nur 20 000 Mann in Afrika und nahm nach zwei Schlachten den König Gelimer gefangen. In Konstantinopel ward ihm dafür die Ehre eines Triumphes zuteil. Im J. 535 setzte B. dann nach Sicilien über, eroberte in schnellem Gesetze im Sommer 536 Unteritalien, nahm Neapel mit Sturm und gewann 10. Dez. 536 auch Rom durch Einverständnis mit den Einwohnern. Zu schwach, um den Goten im freien Felde die Spitze zu bieten, ließ er sich hier von diesen einschließen und verteidigte die umfangreiche Stadt mit geringer Mannschaft ein Jahr lang, bis die Goten selbst die Belagerung aufhoben. Zwistigkeiten, die zwischen ihm und Narfes, der im Juni 538 ein Hilfsheer nach Italien geführt hatte, ausbrachen, verhinderten jedoch beide Feldherren, das vortrefflich zu Justinian übergetretene Mailand zu erobern, das darum zu Anfang 539 von Braias, dem Neffen des Gotenkönigs Vitiges, erobert und zerstört ward. B. hatte nicht nur mit unzureichenden Truppen gegen die Goten, sondern auch gegen Intriguen am kaiserl. Hofe zu kämpfen. Zwar brachte er es dahin, daß Narfes abgerufen wurde; aber Vitiges hatte inzwischen mit dem Kaiser unmittelbar Unterhandlungen angeknüpft, und es kam ein für Justinian ungünstiger Vertrag zu Stande, dessen Ausführung B. auf eigene Gefahr hin aufschob. Die in Ravenna (539) hartbedrängten Goten boten ihm in solcher Lage die Herrschaft über Italien an. B. ging scheinbar darauf ein, bemächtigte sich zu Anfang des J. 540 der Stadt und nahm sie für den Kaiser in Besitz. Noch ehe er jedoch die feindlichen Scharen in Oberitalien besiegen konnte, ward er von Justinian abgerufen und kehrte, den Vitiges und die vornehmsten Goten sowie den königl. Schatz mit sich führend, nach Konstantinopel zurück. Hierauf zog er 541 gegen die Perser, die Antiochia erobert hatten und Jerusalem bedrohten. Doch auch von diesem Kriege ward er von dem mißtrauischen Justinian Ende 542 zurückgerufen. Als die Goten unter Totilas sich Italiens von neuem bemächtigt, wurde er 544 wieder gegen diese gesandt, obwohl mit unzulänglicher Macht. Dennoch wußte er sich fünf Jahre lang gegen dieselben zu halten, ja es gelang ihm sogar, sich 547 Rom zu bemächtigen. Da ihm trotz aller Bitten der Kaiser keine Hilfe sandte, verlangte er Ende 548 seine Zurückberufung, und Narfes ward sein Nachfolger.

Nach 10jähriger Ruhe sollte B. noch einmal der Retter des Reichs werden. Das wilde Volk der kurgurischen Hunnen und viele Slawen hatten die gefrorene Donau überschritten und bedrohten im März 559 selbst die Hauptstadt, wo ein panischer Schrecken entstand. Der alte Feldherr raffte schnell aus einigen Veteranen, Palastgarden, Bürgern und flüchtigem Landvolke ein Heer zusammen und schlug den Feind vollständig. Trotz seiner Verdienste wurde B. im Dez. 562 der Teilnahme an einer Verschwörung beschuldigt und seiner Würden und der Freiheit beraubt. Zwar erlangte er, nachdem er seine Unschuld erwiesen, im Juli 563 seine Freiheit wieder, starb aber bald darauf 13. März 565. Die Geschichte B.s hat sein Zeitgenosse und Sekretär Protop geschrieben; doch enthalten dessen

Schriften Widersprüche und lassen manchem Zweifel Raum. B.s Feldherrntalent steht unangefochten. Dichter haben die Geschichte B.s später vielfach entstellt. So sollen ihm nach Marmontel die Augen ausgestochen worden sein und er auf den Straßen von Konstantinopel sein Brot erbettelt haben. Nach Lzebes, einem Schriftsteller des 12. Jahrh., soll B. sogar, als ihn Justinian ins Gefängnis hatte setzen lassen (in Wahrheit hatte er nur sechs Monate Gewahrsam in seinem eigenen Palast zu erdulden), einen Beutel herabgelassen und die Vorübergehenden angesprochen haben: «Gebet dem Belisar, den die Tugend erhob, der Reiz unterdrückt hat, einen Obolus.» Doch gebent diese Umstände kein gleichzeitiger Geschichtsschreiber. Auch Mahon in «Life of B.» (Lond. 1829) hat die Blendung und das Bettlertum B.s nicht überzeugend nachweisen vermocht. Ein ausgezeichnetes Gemälde des blinden B. lieferte der franz. Maler Gerard (gestochen von Desnoyers). B.s Geschichte wurde von G. von Schenk zu einem Trauerspiel, von Donizetti zu einer Oper benutzt.

Belize, brit. Kolonie in Amerika, s. Belize.
Bell (Curren, Ellis und Acton), engl. Schriftstellerinnen, s. Brontë.

Bell (Alexander Graham), geb. in Edinburgh, Professor der Physiologie der Sprechwerkzeuge in Boston, bemühte sich seit 1872 ein «sprechendes» Telephon herzustellen, und gelangte zum Ziel, indem er im Gegensatz zu seinen Vorgängern «undulatorische» Ströme anwendete, d. h. solche, deren Stärke unter Ausschluß jeder vollständigen Stromunterbrechung ganz allmählich zu und abnimmt, ganz ähnlich wie die Geschwindigkeit der Bewegung der Luftteilchen während der Hervorbringung eines Tons. Sein erstes Patent in Amerika datiert vom 6. April 1875. B.s Telephon dient zugleich zum Sprechen und zum Hören und bedarf, da es mit magnetischen Strömen arbeitet, keiner Batterie als Stromquelle. Im J. 1880 erford. B. im Verein mit Sumner Tainter auch das Photophon, mittels dessen ein Lichtstrahl oder Lichtbild, das im Absendungsapparate durch gesprochene Worte gewissen regelmäßigen Unterbrechungen, beziehungsweise Schwächungen unterzogen wurde, am Empfangsorte jene gesprochenen Worte deutlich wieder hervorbringt.

Bell (Andrew), ein durch die nach ihm genannte Unterrichtsmethode bekannter Schotte, geb. zu St. Andrews 1753, ging als Geistlicher der Hochkirche erst nach dem brit. Amerika, später nach Madras in Ostindien, wo er, seit 1789 als Kaplan zu St. George und Prediger bei der Kirche St. Mary angestellt, den Unterricht in dem «Hof der Waisenkinder» übernahm. Hier fand er Veranlassung, die bereits in den schülerreichen Missionsschulen für Kinder der Einheimischen angewandte Methode des gegenseitigen Unterrichts kennen zu lernen und weiter auszubilden. Sein Versuch, eine Schuleinrichtung zu gründen, bei welcher aller Unterricht der einzelnen Schülerabteilungen durch die dazu aufgestellten bessern Schüler (Monitors) unter bloßer Aufsicht des Hauptlehrers erteilt wird (Monitorial system of tuition; s. Bell-Casterisches Unterrichtssystem), gelang ihm. Er erwartete, und vom 1. Juni 1796 wurde die Schule zu Madras einzig von Schülern selbst gehalten. Da er nach seiner Rückkehr die Regierung für das «Unterrichtssystem

Madras» zu interessieren, nicht in Erfüllung gehen sah, zog er sich auf das Land zurück. Von 1796 an bekleidete er eine einträgliche Pfründe in der Westminsterabtei. Als aber 1807 das vom Quäker Jos. Lancaster (s. d.) in den Armenthulen Londons zuerst angewendete ähnliche Unterrichtssystem namentlich in den Dissidentkreisen außerordentlichen Anklang fand, wurde W. von der durch Lancasters Erfolg beunruhigten höhern Geistlichkeit mit der Einführung seines Systems in den hochkirchlichen Armenthulen beauftragt. Außer einer Anzahl von Hilfsmitteln für den Unterricht stellte er sein System zuerst in der Schrift *«An experiment in education made in the asylum of Madras»* (Lond. 1797) dar. Später veröffentlichte er in Bezug auf dasselbe *«Elements of tuition»* (Lond. 1812) und *«The wrongs of children»* (Lond. 1819). W. starb 27. Jan. 1832 zu Cheltenham und vermachte von seinem Vermögen 120000 Pfd. St. an Rationalinstitute und Wohlthätigkeitsanstalten.

Well (John), ausgezeichneter Anatom und Wundarzt, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 12. Mai 1763 in Edinburgh, widmete sich daselbst dem Studium der Medizin und eröffnete 1790 auf seinem anatom. Privattheater vielbesuchte Vorlesungen. Mit seiner ersten schriftstellerischen Arbeit, dem *«System of the anatomy of the human body»* (2 Bde., Götting. 1798—98; 6. Aufl. 1836; deutsch von Heintz und Rosenmüller, 2 Bde., Lpz. 1806—7), welchem sein Bruder Charles W. einen 3. und 4. Band (1828) hinzufügte, erschienen gleichzeitig die *«Discourses on the nature and cure of wounds»* (2 Bde., Götting. 1798—98; deutsch von Leune, 2 Bde., Lpz. 1798), denen die *«Principles of surgery»* (3 Bde., Lond. 1801; neue Aufl. von Charles W., 1826) folgten. Nachdem er noch eine Reihe von anatom. Kupferwerken veröffentlicht, welche durch Sauberkeit und Genauigkeit in der Ausführung Epoche machten, legte er sein Lehramt nieder und starb 15. April 1830 zu Rom auf einer Reise durch Italien. Aus seinem während derselben geführten Tagebuche gab seine Witwe später *«Observations on Italy»* (Götting. 1825) heraus.

Well (Charles), Wundarzt, der jüngste Bruder der beiden vorigen, geb. zu Edinburgh 1774, erhielt daselbst seine Bildung und schrieb noch vor der Aufnahme in das edinburgher College of Surgeons ein *«System of dissections»* (Tl. 1, Götting. 1799). Bald erwartete er sich den Ruf eines geschickten Operateurs und ging 1806 nach London, wo er in Hunters Hebignischer Schule über Anatomie und Wundarzneikunde Vorlesungen hielt und ein *«System of operative surgery»* (Lond. 1807) herausgab. Letzteres erschien später umgearbeitet als *«A system of operative surgery founded on anatomy»* (2 Bde., Lond. 1814; deutsch von Rossmey, 2 Bde., Berl. 1815). Ferner veröffentlichte er *«Essays on the anatomy of expression in painting»* (Lond. 1806), die später von neuem unter dem Titel *«The anatomy and philosophy of expression as connected with the fine arts»* (Lond. 1844) erschienen; *«On the diseases of the urethra»* (Lond. 1810; 2. Aufl. 1822), *«Idea of a new anatomy of the brain»* (Lond. 1811) und *«Engravings from specimens of the morbid parts»* (Lond. 1818, mit Zeichnungen). W. wurde 1812 Mitglied des Royal College of Surgeons in London, bald darauf Wundarzt am Middlesex-Hospital und Professor an der damit in Verbindung stehenden Alnischen Schule.

In den *«Surgical observations»* (2 Bde., Lond. 1816—17) erstattete er über die im Middlesex-Hospital vorkommenden interessantesten Fälle Bericht. Seine Hauptwerke aber, die ihm einen europ. Ruf verschafften, waren *«An exposition of the natural system of the nerves of the human body»* (Lond. 1824) und dessen neue Bearbeitung *«The nervous system of the human body»* (Lond. 1830; 3. Aufl., Götting. 1844; deutsch von Romberg, Berl. 1832), worin er das von ihm entdeckte Doppelverhältnis der Nerven nachwies, das nach ihm Lex Belliana genannt wurde. Von König Wilhelm IV. erhielt er 1832 die Ritterwürde, schrieb hierauf für die Bridgewater-Tractate seine schöne und fesselnde Abhandlung *«The human hand»* (Lond. 1834; deutsch, Stuttg. 1836) und nahm 1836 eine Professur der Chirurgie an der edinburgher Universität an, in welcher Eigenschaft er die *«Institutes of surgery»* (2 Bde., Götting. 1838) und *«Practical essays»* (2 Tle., Götting. 1841—42) herausgab. Er starb in Worcesterhire 23. April 1842. Eine vortreffliche Lebensbeschreibung v. s. Ueferste Annabae Bischof (*«Vie et travaux de Sir Charles B.»*, Par. 1859).

Well (Robert), fruchtbarer engl. Schriftsteller, geb. 10. Jan. 1800 zu Cork in Irland, betrat früh die literarische Laufbahn, schrieb Schauspiele, von denen *«The double disguise»* und *«Comic lectures»* zur Aufführung kamen, und rief den *«Dublin Inquisitor»* wieder ins Leben, ging dann nach London, wo er im *«New Monthly Magazine»* eine Reihe von *«Romaniscones»* veröffentlichte und die Redaction des polit.-belletristischen Wochenblattes *«Atlas»* übernahm, welches er vortrefflich leitete. Später übernahm er für Lardners *«Cabinet Cyclopaedia»* die Bearbeitung einer *«History of Russia»* (3 Bde., Lond. 1836—38), ferner *«Lives of the English poets»* (2 Bde., Lond. 1839), *«Lives of the English dramatists»* (2 Bde., Lond. 1837) und den letzten Band von Southey's *«Naval history of England»* (Lond. 1837). Nachdem er die Redaction des *«Atlas»* ausgegeben, gründete er um 1840 mit Bulwer und Lardner die *«Monthly Chronicle»*, deren Eigentümer er nachmals wurde. Daneben dichtete er drei mit Beifall aufgenommene Schauspiele: *«Marriage»* (Lond. 1842), *«Mothers and daughters»* (Lond. 1845) und *«Temper»* (Lond. 1847), schrieb den Roman *«The ladder of gold»* (3 Bde., Lond. 1850) und verfaßte auch mehrere selbständige histor. Werke. Zu letztern gehören, neben den *«Outlines of China»* (Lond. 1845), sein panegyrisch gehaltenes *«Life of George Canning»* (Lond. 1846), die *«Memorials of the Civil war»* (2 Bde., Lond. 1849) und andere. Außerdem gab er die *«Fairfax correspondence»* (Lond. 1849) sowie eine *«Annotated edition of the British poets»* heraus, die bis auf 29 Bände annähernd, veröffentlichte eine Anthologie engl. Dichtungen: *«Golden leaves»* (Lond. 1863; neue Aufl. 1872) und gab die *«Poetical works of Butler»* (Lond. 1867) heraus. W. starb zu London 19. April 1867.

Well (Thomas), namhafter engl. Naturforscher, geb. 11. Okt. 1792 zu Poole in Dorsetshire, studierte die Heilkunde in London und wurde 1815 Mitglied des Royal College of Surgeons. Er begann 1816 seine Vorlesungen in Guy's-Hospital, in denen er sich namentlich mit den Zahnkrankheiten beschäftigte und die er bis 1860 fortsetzte. Vorzugsweise aber widmete er sich naturwissenschaftlichen Forschungen und erhielt 1832 den Lehrstuhl

der Zoologie am King's-College in London. Von 1848 bis 1858 wirkte er als Schriftf. der Royal Society und ward dann zum Präsidenten der Linnean-Society erwählt, welches Amt er 1861 niederlegte. Er starb 13. März 1880. Von seinen Werken sind besonders die *• Natural history of the British quadrupeds •* (Lond. 1837, 2. Aufl. 1874) und *• Natural history of British reptiles •* (Lond. 1839) zu erwähnen, ferner *• Monograph of the testudinates •* (Lond. 1836) und *• History of the British stalk-eyed crustaceans •* (Lond. 1853). Auch besorgte er 1862 eine neue Ausgabe von Whitte's *• Natural history and antiquities of Selborne •*.

Well (William Abraham), engl. Naturforscher und Reisender, studierte zu Cambridge Medizin und schloß sich 1857 einer Expedition der Royal Asiatic-Societäts-Gesellschaft unter Leitung W. J. Palmers an, welche den Weg für eine ind. Bahnstrecke nach der Küste des Stillen Ozeans finden sollte. W. betriebe von St. Louis aus eine fast noch ganz unbekannte Strecke von 8000 km zwischen den Tälern und Ausflüssen des Rio Grande und Colorado, in den Territorien der Cheyennes, Arapagos, Kiapchen und anderer Indianerstämme, sowie in Neu-Mexiko, wo er viele aztekische Ruinen fand. Seine besonders in botanischer und ethnographischer Hinsicht wichtige Reise beschrieb er in *• New travels in North-America •* (Lond. 1869, 2. Aufl. 1870).

Wella (ital.), die Schöne, auch Lausname.

Wella, Städtchen in der ital. Provinz Basilicata oder Potenza, im Distrikt Melfi, 45 km südlich von Melfi, mit (1880) 3689 Q. Das starke Erdbeben am 3. 1867 hat in diesem Gebiete Hügel gebildet und Täler entstehen lassen.

Wella, Stadt im franz. Depart. Oberrhein, Hauptort eines Arrondissements, 39 km im NNO. von Limoges, an der Eisenbahn Limoges-Ledort, in 242 m Höhe auf dem Abhange eines Hügel bei der Vereinigung der Dufine und des Vincou, welche die Gartempe bilden, die in die Creuse geht, zählt (1876) 3232 (Gemeinde 4014) Q., hat ein Tribunal erster Instanz, eine Fischschterei, betreibt Fabrication von Tuch, Dedern, Leinen, landwirtschaftlichen Maschinen, Leder und Häuten, sowie Handel mit Wein, Buch, Holz und Kaffeebohnen. W. besitzt eine hübsche romanische Kirche und schöne Promenaden, wird schon im 10. Jahrh. erwähnt und war einst die Hauptstadt der Vasse-Marche. Nahebei liegt ein enormer Dolmen.

Welladonna, Pflanzengattung, f. *Atropa*.

Welladonna, ein Maloid, das in den Blättern und Wurzeln von *Atropa Welladonna* vorkommen soll, aber noch wenig bekannt ist, vielleicht ist es eine amorphe Modifikation des Atropins.

Wella *garant alii tu, felix Austria, aude!* (• Kriege mögen andere führen! Du, glückliches Österreich, warte! •), der oft citierte Beginn eines Distichons, dessen Pentameter lautet *• Nam quae Mars alio, dat ubi regna Venus •* (• Denn dir verleiht Venus Reiche [d. h. Jumsucht an Herrschaft], welche andern Mars [kriegt] •). Als Verfasser des Distichons wird in William Shakespeares *• Monarchie's Kaiser Karls V. •* König Matthias Corvinus genannt, welchem dann jedenfalls der Vers *• Wella garant alii! Proteuslaus amot •* in Doud's *• Heroiden •* (13. 66) vorkam.

Wellaggo oder **Wellaggio**, Städtchen mit (1880) 3232 Q. in der ital. Provinz Como, 216 m über dem Meere an der schönsten Stelle des Co-

seleggen, wo derselbe am Vordamm (• bi Wellaggio •) sich in zwei Arme (N. See von Como, südlich See von Varese) zerlegt, hat zahlreiche prächtige, vornehmliche unter denen namentlich hervorgehoben werden laßt, unmittelbar am See gelegen (Eigentum der herzogl. Familie gleichen Namens mit vielen Kunstwerken und herrlichen Gärten), die Villa Serbelloni (auf der Höhe des Berges gelegen, mit reizender Aussicht über den See auf- und abwärts und nach dem N. am Hotel und Pension), die Villa Scaria (früher im Besitz des Königs der Belgier, jetzt dem Grafen von S. S. S.), die Villa Belmonte, die Villa Frigoni (am Hotel B) u. s. w. Auf dem westl. Ufer des Sees, A. gegenüber, liegt bei Cadriano (d. h. in der Nähe) die Villa Carlotta oder Commanini.

Wellang (Jakobus), ausgedehnter niederl. Dichter, geb. zu Vlissingen 12. Nov. 1717, kam erst zu einem Vater in die Lehre, studierte dann seit 1739 in Utrecht Theologie und verließ 1742 zu Amsterdam unter dem Namen J. J. J. die vorherrschend sentimentalen und anstrengenden *• Gemengen myner jeugd •* (2. vermehrte Aufl. mit dem wahren Namen des Verfassers, Jan W. D. D. folgten (ebenfalls unter dem Namen J. J. J.) die begeisterten *• Vaderlandsche gezangen •* (2. Aufl. 1746), an welche sich eine dritte Sammlung *• Gemengen •* (1746) anschloß. W. starb schon 1746. Eine Gesammtausgabe der Gedichte ist erschienen (Hartl 1816, 2. Aufl. 1842) besorgt von H. H. H. gerade keine berühmteste Dichtung, in der eine Erzählung *• Rooyen •*, welche in der Form vor der vorstand, den amant an der Hart (W. 1784) erschienen war und von J. J. J. (H. 1834) und Deutsche überf. wurde. W. war es vorzugsweise, der mit und neben van Nijl und Krüger noch wirkend als Dichter, die niederl. Literatur aus ihrem und langem Verfall zu neuen Leben weckte. Als Kunstkenner und Verfechter suchte er sich in dem zu Amsterdam (1744) erschienen *• Podischen spectators •*, wozu er eine literarische Theorie entwickelte. *• Twee negen leerraden •* (Vlissingen 1750) hat W. (H. 1750) herausgegeben. Nachrichten über den Dichter sind in Oeder's und Meigs *• Gedenken •* (H. 1813) und in J. H. (Hartl 1813).

Wellange (Hippolyte), namhafter franz. Schilftrunkler, geb. 17. Jan. 1800 zu Paris, erhielt seine künstlerische Ausbildung unter Leitung von Gros, schloß sich jedoch später der Richtung von Horace Vernet an. Sein Hauptwerk ist die Schlacht bei Bagration, das sich in Versailles befindet und von Garnier gestochen wurde. Außerdem hat er zu erwähnen. Die Erschöpfung des Souveräns, Die Schlacht bei Landau, Napoleon I. Rückzug von Alba, Die Schlacht bei Jena, Die Schlacht an der Alma, Übergang über den Rhein, Episode aus der Schlacht von Magenta. Ist W. ein Vertreter des Genres in der Kunstmalerei und schildert Szenen aus dem Schicksal mit Genie und Humor. Zu den Gemälden zählen Der Abchied des Kaisers von seiner Familie, Episode aus der Belagerung von Sewastopol u. a. W. s. Darstellungen sind durch gute Zeichnung, natürliche Auffassung und treffende Beobachtung aus. W. starb am 10. April 1866. Vgl. Madeline, *• Hippolyte •* (Paris 1881).

Bellarmin (Rob.), der berühmteste Polemiker der röm. Kirche und der gelehrteste Theolog des Jesuitenordens, geb. 4. Okt. 1542 zu Monte Pulciano in Toscana, trat 1560 in den Jesuitenorden und zeichnete sich schon früh als Lehrer der Humaniora und Astronomie sowie als Prediger aus. Nachdem er zwei Jahre lang in Padua Theologie studiert hatte, ward er 1569 auf die Universität Löwen geschickt, wo er über die *Summa* des Thomas las und seine hebr. Grammatik schrieb. Im J. 1576 erhielt er von Gregor XIII. den Auftrag, zu Rom in dem neu gegründeten Collegium Romanum über die Kontroversen zu lesen. Aus diesen Vorträgen ging sein berühmtes polemisches Werk hervor: *Disputationes de controversiis fidei adversus hujus temporis haereticos* (8 Bde., Rom 1581 u. öfters; neu herausg. von Sausen, Mainz 1842; deutsch von Gumpelsh, Augsb. 1842). Unter Clemens VIII. schrieb er die Vorrede zur neuen Ausgabe der *Vulgata*, ward 1593 Rektor des Collegium Romanum, 1598 Kardinal, 1603 Erzbischof von Capua, wo er auch seinen Aufenthalt nahm. Unter Paul V. lehrte er als Protectors des Jesuitenordens und Inspektor des Collegium Germanicum nach Rom zurück. Die Streitigkeiten mit England veranlaßten ihn zur Abfassung des *Tractatus de potestate summi pontificis in rebus temporalibus*. Außerdem verdient Erwähnung *Christianae doctrinae applicatio* (Rom 1603). Er starb 17. Sept. 1621 zu Rom. Seine Werke erschienen zu Benebig (5 Bde., 1721) und zu Köln (7 Bde., 1719), sein Leben beschrieb der Jesuit Fulgenti (Rom 1624), seine Selbstbiographie erschien zu Ferrara 1761. B. ist derjenige Theolog, welcher die röm. Lehre mit dem größten Scharfsinn systematisch dargestellt hat. Seine Behauptungen über die weltliche Gewalt des Papstes gehen dahin, daß derselbe freilich keine direkte Gewalt über die Fürsten ausübe wie über die Bischöfe, daß er aber mittelbar das Recht habe, Königreiche aufzuheben und kaiserliche Befehle für ungültig zu erklären, sobald die Sorge für das Seelenheil es fordere.

Bellary (ind. Malahari), ein Distrikt der indobrit. Präsidenschaft Madras, nördlich durch die Lumbudra von dem Gebiete des Nizam von Hyderabad getrennt, östlich von den engl. Distrikten Kurnul und Gubbapah, südlich von dem Basallenstate Mysore und westlich von einem Teile der Präsidenschaft Bombay begrenzt. B. umfaßt 28607 qkm eines Hochlandes, in welches sich der Ostabhau der westl. Ghats und das Plateau von Mysore fortsetzen. Obgleich von der Lumbudra, dem Bedavatti und dem Pennar bewässert, zeichnet sich das Klima von B., infolge des äußerst geringen Regensfalls daselbst, durch eine ganz besondere Trockenheit aus. Die Bevölkerung beträgt (1871) 1 668 006 Seelen, wovon ungefähr 100 000 Mohammedaner. In der östl. Hälfte ist das Telugu oder Telugu, in der westlichen die Canaraprade herrschend. B. wird von der großen, von Bombay nach Madras führenden Eisenbahn durchschnitten. Es gelangte 1800 in den Besitz der Engländer, als diese und der Nizam von Hyderabad sich nach dem Falle von Tipput-Sahib in das Gebiet desselben teilten.

Die Hauptstadt Bellary, 12° 8' nördl. Br. und 76° 20' östl. L. (von Greenwich), 480 m über der See gelegen, Sitz der Civil- und Militärbehörden, zählt 51 766 E. Das sog. obere Fort daselbst ist ein 140 m hoher Granitberg, auf dessen abgeplat-

eter Höhe sich das eigentliche, jetzt als Gefängnis dienende Fort befindet. Ein zweites, das untere genannte Fort enthält das Zeughaus, verschiedene Magazine, eine prot. Kirche, die Wohnungen der Civilbeamten, einiger Offiziere und anderer Europäer. Südöstlich von letzterem liegt die Pettah oder Stadt der Eingeborenen, wohin diese, welche früher innerhalb der Forts gewohnt hatten, 1816 verwiesen wurden. Die Stadt ist gut gebaut und besitzt viele Hindutempel, einige Moscheen, eine Mission- und Bibelgesellschaft, Schulen u. s. w.; 28 km im NW. von B. liegen die Ruinen von Visnagur und 76 km im O. von ihm, an der Eisenbahn, die Militärsation Enty, Outti oder Outsburg, eine Anzahl besetzter Pögel, welche ein Fort und eine Stadt mit 6780 E. einschließen. An ihrem nördl. Ende liegt auf einem ungeheuern, 620 m über das Meer erhehenden, isolierten Felsblode eine nur durch Hunger oder Verrat einnehmbare, gegenwärtig zum Aufenthalte von Staatsgefangenen dienende Festung.

Bellad, Stadt in der ehemaligen portug. Provinz Chremadura, Distrikt Eissabon, unfern der Mündung des Tejo, oben in einem schönen Thale, zwischen Eissabon und Cintra gelegen, hat (1878) 2645 E. und eisenhaltige Quellen, welche als Bad benutzt werden; ein Schloß und Willen schmücken das Thal, in welchem die berühmte Wasserleitung Agos Livres ihren Anfang nimmt, welche Eissabon mit Wasser versorgt.

Bellatrix (lat. *„Kriegerin“*), Name des Sterns γ im Orion.

Bellay (du), altes franz. Adelsgeschlecht aus Anjou, besonders berühmt durch drei Brüder, Guillaume, Jean und Martin, welche in der literarischen und polit. Geschichte Frankreichs unter Franz I. einen ausgezeichneten Rang einnahmen. — Der älteste, Guillaume, geb. 1491, begleitete den König schon auf dessen Kriegszug nach Mailand 1515 und zehn Jahre darauf nach Pavia, wo er mit diesem gefangen wurde. Im J. 1527 nahm er an der Verteidigung Roms, wohin er in diplomatischen Angelegenheiten gekommen war, gegen Bourbon teil, knüpfte seit 1529 in London die Freundschaft zwischen Heinrich VIII. und Franz I. feher und war bis 1536 als Gesandter abwechselnd in England und Deutschland bemüht, Bundesgenossen zu dem neu sich vorbereitenden Kampf gegen Karl V. zu werben. Als der Krieg 1536 wieder ausbrach, hielt B. als Gouverneur von Turin, dann als Generalleutnant von Piemont die Stellung Frankreichs in Italien gegen die Spanier in Mailand mit Gluck aufrecht. Er starb auf der Rückkehr nach Frankreich in St. Symphorien 9. Jan. 1543. Als Schriftsteller war B. ein Hauptvertreter des franz. Humanismus. Seine Werke, von denen jedoch das Wenigste erhalten ist, waren histor. polit. (Briefe und Reden) und kriegswissenschaftlichen Inhalts und meist lateinisch geschrieben. Auch verfaßte er lat. Gedichte in dem Geschmack der Zeit. Weltförmig angelegt waren die *„Ordones“*, acht Bücher der Geschichte Franz' I., deren erstes, mit einer Einleitung über die ältere Geschichte Frankreichs bis 1536, im Manuscript erhalten ist.

Jean du B., geb. 1492, wurde 1526 zum Bischof von Bayonne ernannt, erwarb 1533, ohne auf jene Würde zu resignieren, den Erststuhl von Paris, 1535 den Kardinalshut und nach und nach noch vier Bischofsitze nebst mehreren der reichsten

Abteien im Lande. In der Politik vertrat er die gleiche Richtung wie sein Bruder, die auf die Entfaltung der Macht Frankreichs nach außen gegen Habsburg, Verbindung mit England und den deutschen Protestanten und Schonung der freien religiösen Strömungen im Innern hinbrachte. Er war der Führer dieser Partei und daher zu Zeiten der allmächtige Minister des leichten Königs. Mehrfach hatte auch er Missionen nach England, so 1527 und 1528, und 1532 in Begleitung seines Bruders. Im J. 1533 war er an des Königs Seite bei der Zusammenkunft mit Clemens VII. in Marseille, wo die alte Koalition gegen den Kaiser neu belebt wurde. Der Wiederausbruch des Kriegs erhöhte noch den Einfluß V. A. Als der König 1536 ins Feld ging, blieb er als Gouverneur von Paris und mehrerer Provinzen zurück. Seit dieser Zeit gewann auch er für den deutschen Protestantismus Bedeutung. Mit Melancthon hat er Briefe gewechselt; besonders nahe stand er den Straßburger Kreisen: Bucer, Joh. Sturm, Joh. Sleidan, der jahrelang als Sekretär in seinen Diensten stand und noch länger mit ihm korrespondierte. Im J. 1544 bestimmte, eine Gesandtschaft nach Speier zu führen, welche die Protestanten von der Hülfsleistung an den Kaiser gegen Frankreich abbringen sollte, ward V. von einem kaiserl. Heroldsman an der Grenze zurückgewiesen. Ebenso vergeblich versuchte er im Spätherbst dieses Jahres Heinrich VIII., der mit Karl gegen Frankreich gekämpft hatte und den Krieg allein fortsetzte, zum Frieden zu bewegen. Der Tod Franz I. machte die Stellung V. A. am Hofe unhaltbar. Er ging nach Rom, wo er als Kardinalbischof von Ostia die Interessen Frankreichs durch eine verschwenderisch glänzende Hofhaltung (seine röm. Festlichkeiten hat sein Leibarzt Nabelais berühmt gemacht) bis an seinen Tod (16. Febr. 1560) vertrat.

Martin du B. (gest. 9. März 1569), der dritte Bruder, wie Guillaume als Offizier und meist bei denselben Gelegenheiten im Dienst, zuletzt 1545 gegen England, ist litterarisch von dem größten Ruf durch seine „Memoires historiques“, ein Meisterwerk der ältern franz. Historiographie, das er auf dem Stammschloß der Familie Glatigny in den letzten Jahren seines Lebens ausarbeitete und das, zuerst gedruckt 1669, bis 1600 vielfach aufgelegt und ins Lateinische übersetzt, die meistbenutzte Quelle über die Kriege Franz I. ist.

Velle-Alliance, ein Meierhof im Arrondissement Nivelles der belg. Provinz Südrabant, ungefähr 20 km südsüdöstlich von Brüssel, zwischen Waterloo und Genappe, an der Straße nach Charleroi gelegen. Nach demselben benannten die Preußen die Schlacht von Waterloo (s. d.).

Bellegarde heißen neun Orte in Frankreich. Der bedeutendste darunter ist ein Flecken im Depart. Gard, Arrondissement Nîmes, 12 km südwestlich von Beaucaire, am Kanal von letzterm nach Nîmes-Mortes und Station der Eisenbahn Tarascon-Cette, mit (1876) 2392 (Gemeinde 2689) E. Dabei befindet sich eine röm. Wasserleitung. Der Ort hat wichtige Steinbrüche. Unweit liegt am Kleinen Rhône der Weiler Argence, einst der Argenteus Pagus. — Bei V. im Depart. Ain, Arrondissement Nantua, am Rhône, bei der Mündung der Valserine, in 374 m Höhe, mit 650 E., beginnt die Schifffahrt auf dem Rhône, wo dieser und die Valserine Papier- und Schneidemühlen treiben. Der Rhône wirkt

hier mit 6000 Pferdekraft. Hier, bei der sog. Berte du Rhône, die nur bei niedrigem Wasserstande sichtbar ist, öffnen sich die mächtigsten wilden Schluchten; der Fluß selbst hat sich ein Bett zwischen 25 m hohen steilen Kalkwänden ausgegraben. Hier und da verschwinden die Wasser in den Spalten, deren längste, die Berte de la Valserine, etwa 400 Schritt Länge hat. — V. im Depart. Loiret, Arrondissement Montargis, an dem zum Löng gehenden Jossard und an der Eisenbahn Orléans-Châlons, liegt in 121 m Höhe und hat 1200 E., die mit Safran, Wachs und Honig Handel treiben. Früher hieß es Choisy-aux-Loges, und wurde 1640 für den Herzog von V. zu einer herzogl. Pairie umgeschaffen. Das ehemals vorhandene Schloß diente der Montespan und der Pompadour zum Aufenthalt.

Bellegarde (Heinr., Graf von), österr. Feldmarschall und Staats- und Konferenzminister, geb. 28. Aug. 1766 zu Dresden, trat zuerst in kais., dann in österr. Kriegsdienste, kämpfte mit Auszeichnung im Türkenkriege (1788) und wurde 1799 Generalmajor. In den ersten Feldzügen gegen Frankreich wirkte er besonders als Generaladjutant Wurmser am Oberrhein; 1796 Feldmarschall-Lieutenant, stand er unter dem Erzherzog Karl im Feldzuge von 1796, und folgte demselben 1797 nach Friaul, wo er den Waffenstillstand von Leoben abschloß. Im Dez. 1797 wurde er mit besondern Aufträgen an den Kongreß zu Rastatt gesandt. Dann führte er 1799 den Befehl über das Korps, welches die Verbindung zwischen Erzherzog Karl und Suworow erhalten sollte, behauptete sich gegen Decourbe 20. März bei Finstermünz, unterlag aber in der Schlacht bei Cassina Grossa (20. Juni) gegen Moreau. Nach dem Feldzuge von 1800 in Italien, in welchem er Chef des Generalstabes war, erhielt er eine Stelle im Hofkriegsrat, in dem er seit 1806, nach dem Abgange des Erzherzogs Karl, das Präsidium führte. Im Feldzuge von 1806 befehligte V. in der Schlacht von Caldiero den rechten Flügel der Österreicher und fungierte als Generalgouverneur im Venetianischen. Im folgenden Jahre versah er denselben Posten in Galizien und wurde Feldmarschall. Im J. 1808 wurde er zum Oberhofmeister des Kronprinzen Ferdinand ernannt. Im Feldzuge von 1809 befehligte er das 1. und 2. Armeekorps, aus von Böhmen aus auf dem linken Donauufer operierte, und nahm dann als Kommandant des 1. Armeekorps an den Schlachten von Aspern und Wagram teil. Nach dem Abschlusse des Wiener Friedens (14. Okt. 1809) ging er wiederum als Generalgouverneur nach Galizien, wo er verblieb, bis er 1813 abermals zum Präsidium des Hofkriegsrats berufen ward. Im Herbst schon übernahm er jedoch in Italien den Befehl über die österr. Streitkräfte, brang bis Vignasca vor und schloß 16. April 1814 mit dem Napoleon eine Militärkonvention ab. Nach dem ersten Pariser Frieden wirkte er als Generalgouverneur der österr. Länder in Italien für Wiederherstellung der alten Ordnung, kämpfte 1815 gegen Murat, dessen Heer er wiederholt schlug und endlich zerstörte. Nach dem zweiten Pariser Frieden hielt sich V. längere Zeit in Paris auf, trat 1820 an Schwarzenbergs Stelle wieder an die Spitze des Hofkriegsrats, welches Amt er zugleich mit der Würde eines Staats- und Konferenzministers bis 1825 bekleidete; dann zog er sich zurück, blieb aber bis 1832 Österr.

hofmeister des Kronprinzen. Er starb zu Wien 22. Juli 1845.

Velle-Isle (Belle-Ile-en-mer, breton. Guer-voir), eine franz. Depart. Morbihan gehörige Insel, die größte und wichtigste an der Südküste der Bretagne, vom Festlande durch die Passe d'Ouessant getrennt, 18 km südwestlich von der Halbinsel Quiberon, 60 km westnordwestlich von St.-Nazaire und der Loiremündung gelegen. Die Insel bildet einen Canton des Arrondissements Lorient, hat eine Länge von 18 km, eine Breite von 4—10 km, einen Umfang von etwa 48 km und zählt, einschließlich der Inseln Houat und Haëdic, 11 000 E. in den vier Kommunen Le Palais, Bangor, Sauzon und Locmaria, von denen die drei ersten Häfen besitzen. Man gewinnt auf der Insel Getreide und Futter, zieht Schafstvieh und Ziegen, treibt Sardinen- und Thunfischfang und handelt mit diesen Produkten sowie mit Seefalz. Hauptstadt ist der Hafenort Le Palais, ein Kriegssplatz dritter Klasse, mit einer 1572 gebauten und von Bauban vollendeten Citadelle, sowie einer neuen befestigten Ummauerung und (1876) 2933 (Gemeinde 4885) E., die beträchtliche Fischerei und Dampfschiffverbindung mit Nantes und Lorient unterhalten. Es befindet sich hier ein Zellengefängnis (Nouvelle Force), welches als Central-Detentionshaus dient. — Die Insel hat einige Denkmale aus der Druidenzeit und hieß im Altertum Vinidilis. Im Anfang des 11. Jahrh. tritt sie unter dem Namen Guedel auf. Sie wurde von Gottfried I., Herzog von Bretagne, an die Mönche von St.-Sauveur-de-Rédon geschenkt und kam 1029 an den Grafen von Cornouailles (in Niederbretagne), der sie der Abtei Ste.-Grox zu Quimperle schenkte. Die Mönche veräußerten sie 1572 an die Familie Rez unter Bestimmung Karls IX., der sie 1578 zum Marquisat erhob. Der Kardinal von Rez verkaufte sie 1658 an den Finanzintendanten Fouquet, welcher die vom Kardinal begonnenen Befestigungen fortsetzte. Schon 1578 hatte eine den Hugenotten zu Hilfe kommende engl. Flotte unter Montgomery die Insel überfallen und kurze Zeit besetzt gehalten. Eine holländ. Flotte unter Tromp mit 6000 Mann landete 1678, wich aber infolge der tüchtigen Verteidigung des Schlosses von Le Palais wieder jurüd. Ludwig XIV. ließ die Werke der Insel 1687—92 durch Bauban vollenden. Der Marschall Belleisle (s. d.) trat die Insel 1719 für die Grafschaft Gisors und andere Befestigungen an Ludwig XV. ab, der sie später als Domäne mit der Bretagne vereinigte. Nachdem die Engländer unter Hawke 20. Nov. 1759 zwischen der Insel und Quiberon dem franz. Admiral Conflans eine Niederlage beigebracht, griffen sie dieselbe unter Admiral Keppel und den Generalen Hodgson und Lambert mit 21 000 Mann im April 1761 an und zwangen die Franzosen, nach tapferer Gegenwehr unter dem Chevalier Ste.-Grox, 7. Juni zur Kapitulation. Im Frieden von 1763 wurde sie an Frankreich zurückgegeben. Der engl. Kommodore Clifton belagerte dieselbe im J. 1795. Napoleon I. begann eine neue Befestigung der Insel, die aber nicht vollendet wurde.

Belleisle (spr. Bellisl), Charles Louis Auguste Fouquet, Graf von), Marschall von Frankreich, der Enkel des Finanzintendanten Fouquet, geb. am 22. Sept. 1684 zu Billefranche, wurde nach der Belagerung von Velle 1708, bei der er sich auszeichnete, Brigadier. Am Ende des Spanischen Erbfolgekriegs

ging er mit dem Marschall Villars 1714 nach Rastatt und war dort bei dem Friedensschluß thätig; 1719 beteiligte er sich am Feldzuge in Spanien und wurde Marschal-de-Camp, 1732 Generallicutenant. Unter dem Marschall Berwick nahm er 1734 Trier und Trarbach und beteiligte sich mit Auszeichnung an der Belagerung von Philippsburg. Der Frieden von 1735, in dem die Abtretung Lothringens an Frankreich erfolgte, war grotzenteils das Werk B. A. Der Kardinal Fleury schenkte ihm sein volles Vertrauen; Ludwig XV. gab ihm das Gouvernement von Metz und der drei lothring. Bistümer, das er bis an seinen Tod behielt. Im Österreichischen Erbfolgekriege, wo er sowohl diplomatische als militärische Talente entfaltete, stand er im Anfang neben Broglie an der Spitze der franz. Armee, die gegen Maria Theresia kämpfte, eroberte 26. Nov. 1741 Prag, geriet aber, nachdem Preußen den Frieden von Breslau eingegangen, in große Bedrängnis, in welcher er 17. Dez. 1742, mitten durch die Truppen des Feindes, den Rückzug nach Eger antrat. Im J. 1744 wurde er auf einer Gesandtschaftsreise zu den deutschen Höfen in Hannover angefallen und als Gefangener nach England gebracht; erst nach einem Jahre wurde er freigegeben. Im J. 1746 wurde er General-en-Chef der Armee gegen Italien, in welcher Stellung er die franz. Grenze mit Gind gegen die Österreicher und den König von Sardinien verteidigte. Hierauf erhob ihn 1748 der König zum Herzog und Pair; 1753 trat er auch an die Spitze der Kriegsverwaltung, der er bis an seinen Tod (26. Jan. 1761) vorstand.

Vellême, Velle s me, Stadt im franz. Depart. Orne, Arrondissement Mortagne, am Fuße von Anhöhen von 200—250 m Höhe, nahe den Quellen der Nême gelegen, ist gut gebaut, hat ein ehemals sehr festes Schloß und zählt (1876) 2985 E., die hauptsächlich Bonneterie, Glasfabrikation, Kallbrennerei sowie Handel mit Holz, Getreide, Wein, Vieh u. s. w. betreiben. Vor der Stadt, im schönen Walde von Vellême, einem Überreste des altherühmten Saltus Verticus, befinden sich Riesensteine (Dolme) von der Table des Marchands und gemauerte, sehr ausgedehnte Souterrains von 8 m Breite. Ferner eine Mineralquelle, die Fontaine de la Herse, mit röm. Inschriften, aus denen hervorgeht, daß derselbe der Venus (gallisch Herse oder Erje) geweiht war; dabei eine röm. Straße und drei röm. Lager. Die Quelle war lange vergessen, kam erst seit Ende des 17. Jahrh. wieder in Ruf und wird jetzt stark besucht; die Wasser ähneln denen von Spaa. B. ist ein sehr alter Ort und gab einem berühmten Geschlechte den Namen, dessen Geschichte sich in die der Grafschaften Perche und Alençon verwebt. Mit dem Prinzen Karl II. von Balois, der die Grafschaft 1322 erhielt, begann die Geschichte des spätern Herzogtums Alençon (s. d.). Der zweite Sohn Wilhelms I. von B. Mar. wurde der Stammvater der Grafen von Perche (s. d.).

Vellenz, deutscher Name von Vellingona (s. d.).
Vellermann (Joh. Joachim), Theolog und Altertumsforscher, geb. 23. Sept. 1764 zu Erfurt, studierte erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Göttingen und lebte seit 1778 einige Jahre in Rußland. Nach seiner Rückkehr habilitierte er sich 1782 zu Erfurt, wo er 1784 Professor am Gymnasium und bald darauf auch Professor an der Universität wurde. Im Febr. 1804 folgte er dem Rufe als Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster

in Berlin, wo er nach Gründung der Universität an dieser auch zum außerord. Professor der Theologie und zum Konfessor ernannt wurde. Nachdem er 1828 als Schulrektor in Ruhestand getreten, starb er 26. Okt. 1842. Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders von Bedeutung: »Handbuch der biblischen Literatur« (4 Bde., Berl. 1787, 2. Aufl. 1796), »Versuch einer Erklärung der pantischen Stellen im Völkertum des Plautus« (3 Progr., Berl. 1806—6), »Geschichtliche Nachrichten aus dem Altertum über Esset und Therapont« (Berl. 1801), »Ursin und Thummin, die ältesten Germanen« (Berl. 1804, mit Kupfern), »Vermutungen über phöniz. und punische Rängen« (4 Progr., Berl. 1812—16), »Über die Germanen der Alten mit dem Abrazadbild« (3 Progr., Berl. 1817—19) und »Über die Elacaden-Germanen« (2 Progr., Berl. 1820—21).

Wellermann (Christian Friedr.), Theolog, Sohn des vorigen, geb. 2. Juli 1798 zu Erfurt, studierte zu Berlin und Göttingen Theologie und verließ 1818—25 das Pfarramt der deutschen evang. Gemeinde zu Eshabau. In den J. 1829—38 wirkte er als Prediger der presb. Gesandtschaft und der deutsch-franz. evang. Gemeinde zu Neapel. Er wurde hierauf Pfarrer der St. Paulusgemeinde in Berlin, trat 1838 in Ruhestand und lebte dann in Halle, zuletzt in Bonn, wo er 24. März 1868 starb. Außer mehreren theol. Schriften veröffentlichte er das Werk »Die Katakomben zu Neapel« (Hamb. 1839), durch welches er sich um die Geschichte der ältesten christl. Kunst und Sitte verdient machte. Außerdem lieferte er in den Schriften »Die alten Lieberbücher der Portugiesen« (Berl. 1840) und »Portug. Volkslieder und Romane« (Epp. 1864) schätzbare Beiträge zur Kenntnis der älteren portug. Literatur. Interessantes bieten auch seine »Erinnerungen aus Südeuropa« (Berl. 1851).

Wellermann (Joh. Friedr.), Philolog, Bruder des letzten, geb. 2. März 1795 zu Erfurt, studierte zu Berlin und Jena Philologie und Theologie, und wirkte seit 1819 erst als Hilfslehrer, dann als ordentlicher Lehrer und Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster zu Berlin, welcher Anstalt er seit 1847 als Direktor vorstand. Michaelis 1867 trat er in den Ruhestand und starb 5. Febr. 1874 zu Berlin. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Die Hymnen des Dionysius und Melomedes« (Berl. 1840), »Anonymi scriptio de musica et Nachli senioris introductio artis musicae« (Berl. 1841), zum erstenmal nach Handschriften herausgeg. und erläutert, »Die Tonleitern und Musiknoten der Griechen« (Berl. 1847), »Griech. Schulgrammatik« (Berl. 1852, 3. Aufl. Epp. 1872), eine Ausgabe von Sophokles' »König Odyssus« (Berl. 1857).

Wellermann (Heinr.), Musiker, Sohn des vorigen, geb. 10. März 1832 zu Berlin, studierte unter Grells Anleitung Musik und übernahm 1863 die Stelle eines Musikdirektors und Gesanglehrers am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Im J. 1866 wurde er auch zum außerord. Professor in der philos. Fakultät der Berliner Universität ernannt. Von seinen Schriften sind zu nennen »Die Mensuralnoten und Taktzeichen des 15. und 16. Jahrh.« (Berl. 1868), »Der Kontrapunkt« (Berl. 1862, 2. Aufl. 1877), »Über die Entwicklung der mehrstimmigen Musik« (Berl. 1867), »Die Größe der musikalischen Intervalle« (Berl. 1873). Von 26 Kompositionen sind mit Anerkennung aufge-

führt worden seine Klavier zu den Sophokleischen Tragödien »König«, »König Odyssus« und »Odyssus auf Kolonos«.

Welleröphen war nach der griech. Sage der Sohn des Ixion, Königs Okeanos und der Eurymedea.

et
er
zu
ge
A
B
w
w
de
J
w
A
B
f
te

den. W
Hocher
erwähnt
er habe in
Sohn, der
in Kriegen
Herr der
Welt war
erwähnt
Lafel von
Hocher
behielt ihn
zu Kriegen
er erwähnt
den in

denen ihn Iobates gegen die Solymer, dann gegen die Amazonen; als er auch diese besiegte und in lokalen Kriegen, welche ihn aus einem Dämonen hervor erstanden sollten, alle getötet hatte, gab ihn seiner Tochter Philonoe zur Gemahlin, in der den Hektor, Hektorachos und die Euboeer zu hat. Nach Euripides rächte er sich auch an Euboea, die er mit sich auf den Begios nahm und dann ins Meer stürzte. Allein B. ward dem Okeanos verhaftet und schweremüde, und Kros von Hektor, Artemis die Euboeer, nach Ende mit andern wollte er sich auf dem Begios zum Olymp emporheben, aber das Röh warf ihn ab, und er, lahm und blind geworden, lebte unheimlich, bis er umkam. B. ist ursprünglich eine Verkörperung der Sonne, ähnlich Perseus. Auch von der alten Kunst sind die meisten Sagen von B. erzählt dargestellt worden so namentlich die von der Bildung des Begios, die von der Erlegung der Chimära und die von seinem Verhältnisse zu Hektor und Euboea. Vgl. Fischer, »Welleröphen« (Epp. 1851) und Engelmann in den »Annalen des Archäologischen Instituts« (Rom 1874).

Welleröphen (»Schöne Literatur«, von der hellen. *littera*) ist der Name für denjenigen Teil der poetischen und prosaischen Literatur, welcher das Gebiet der Epik, des Romans, des Novells und des Dramas, sowie die Belletristik, das Humour und die ästhetische und literarische Kritik umfasst. Die Verfasser derartiger Werke des Alltags werden Welleröphen genannt.

Wellsville, früher ein Vorstadthaus in der Nähe von Paris, nördlich vom Friedhof St. Charles gelegen, seit 1860 als Vorstadt mit der Hauptstadt gezogen, s. unter Paris.

Wellsville, Hauptstadt der Grafschaft St. Clair im Staate Illinois, 23 km südlich von St. Louis liegt in einer fruchtbaren Ebene und zählt (1870) 10642 E. Die St. Louis-Alton- und Terre-Haute (Wellsville) und Southern-Illinois-Eisenbahn und St. Louis- und South-Eastern-Eisenbahn laufen hier. B. ist hauptsächlich durch den Handel mit deutschen Einwanderern, die seit 1830 sich hier niederließen und mit ihrem Nachkommen viel Handel: Bevölkerung ausmachen, rasch emporgewachsen. B. enthält drei Eisenwerke und vier Fabriken: Holzgerätschaften, eine Mollerei- und Leinwandfabrik, eine Nagelfabrik, verschiedene Metallwerke und Holzgeräten sowie acht Brauereien. Auch B.

Beaufortung der Gasse St.-Alair & überaus schön beleuchtet.

Bellevue (N.), k. k. (ehem. Kaiserl.), ein bei ital. Belvedere (s. d.) hiesiger wichtiger (kaiserl. Hof-) Ort und Schloss. — Es führt diesen Namen ein weitläufiges herrschaftl. Schloß in Ruine mit einem großen Park am Fuße des Montmartre, das 1811–12 die Residenz des Königs Jérôme war, später von der Kaiserin Eugénie (geb. 1841) bewohnt wurde und eine gute Bildergalerie enthält. — Das kaiserl. Schloss B. steht fast ganz bei Paris, links an der Seine, an der Rochette des Louvre, enthält hiesigen Namen durch den Prinzen August Joachim, der das Grundstück 1785 kaufte und den Verkauf von zwei Hingeln (1785–89) bewerkstelligte, auch mit großen Anlagen des Gartens so überdeckt, daß es unerschaffen noch jetzt besteht. Inzwischen hatte sich hier auch schon Friedrich d. Gr. ein geschmackvolles Landhaus erbauen lassen, das jetzt den sog. Spandauhof bildet. Nach dem Tode Augusts Joachim wurde auch und bewohnt das Schloß dessen Sohn, Prinz August, mit dessen Nichte es 1840 an Friedrich Wilhelm IV. fiel, der hier eine Bildergalerie neuerer Maler eröffnete, welche zum Teil an die Nationalgalerie abgegeben worden sind. — Am berühmtesten wurde das wegen Schloss B. in der Nähe von Paris, an der jungen Einfahrt-Oberbahn nach Versailles, auf dem Bergplateau, der sich von St.-Alair nach Norden zieht. Von dem Komplexion ließ es in vollständiger Länge für 10. Juni 1748 bis 20. Nov. 1750 mit großer ungeheurer Aufwands aufgeführt, und das es von Lage nach der Gegend, was von der Lage und der Gegend, daß es es für sich selbst, keine jedoch gestiftet, es zu bewahren. Die hier seiner Zeit tragen zur Verschönerung des Schlosses bei, und allgemein galt es das eleganteste Lustschloß in ganz Europa. Nach der Revolution fiel das Schloß in die Hände der sog. Rande noire, die es abbrechen ließ, jedoch es eine Ruine ward. Der letzte Rest dieses Palastes ist die Villa Branderon, ein wichtiger strategischer Punkt während der Belagerung von Paris (1870–71). Im J. 1893 kaufte ein Herr Guisance das Terrain und parzellierte es. Damit entstand eine Anzahl schöner Villen und anderer Häuser, die jetzt des zur Kommune Meudon gehörige Dorf B., eine der am weitesten Ortlichkeiten in der näheren Umgebung von Paris, bilden. Rechts vom Bahnhof befindet sich die kleine got. Kapelle Notre-Dame des Nonnards, errichtet zum Gedächtnis der 1842 bei einem großen Eisenbahnunglück der umgekommenen Personen. — B. zieht auch das kleine Landschloß an der Straße von Sedan nach Verdun, welches am 2. Sept. 1870 unmittelbar nach Unterzeichnung der Kapitulation von Sedan die Zusammenkunft zwischen König Wilhelm I. und Kaiser Napoleon III. stattfand.

Bellard, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Ais, in einem überaus ermutigen, vom Jura durchflossenen fruchtbaren Boden zwischen zwei Hügeln gelegen. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und eines Tribunals erster Instanz, hat eine Kathedrale, ein bischöfl. Palais, ein kleines Seminar, ein College, ein Museum und Antiquitätenkabinett, eine öffentliche Bibliothek und eine Handelsgesellschaft und zählt (1876) 4100 (Gemeinde 2970) Q., die Seidenzucht, Industrie und Metallverarbeitung, Holzhandel sowie denoch

den Handel mit Eisen, Holz, Erbsen und Getreide treiben. B. hat überaus röm. Tempelgebäude und wurde im 6. Jahrh. Bischofssitz (Belica). Kaiser Friedrich I. erbaute dem heil. Katholikus und seinen Nachfolgern den Titel eines Fürsten des heiligen Römischen Reichs, des Königs und die Herrschaft über die Stadt. Diese war Hauptstadt der im Osten der Provinz, zwischen Aisne und den folgenden Landschaften, welche ursprünglich zum Bistum gehören, dann an die Grafen von Champagne kam und 1601 von diesen an Frankreich abgetreten wurde. Die Landschaft bestand aus dem eigentlichen Bistum, Bel-Romey und La Rochelle und hatte die zur Revolution ihre eigene Stadt. In der Nähe der Stadt befindet sich eine alte Mineralquelle. Berühmt ist B. durch die große Menge interessanter Funde in seiner Umgebung die Ruinen der römischen Siedlung, die Ruinen von Glanville, von Sarraville u. s. w., die intermittierende Quelle des Orvins, der Berg Colombier, die Ruinen der Kartause Arment, die alte Kartause und jenseit Glanville Fortes (unter Napoleon I. Sanitätskaserne), die Grotte von Sarraville und Chavigny u. s. w. Die in der Umgebung befindlichen Steinbrüche liefern die besten lithographischen Steine von ganz Frankreich.

Belli (Giacopo Stanislao), röm. Volksdichter, geb. zu Rom 10. Sept. 1791, war zuerst ein armer Schreiber, bis ihm eine reiche Heirat gestattete, sich der Dichtung zu widmen. Er schuf eine große Zahl von Gedichten in der ital. Schriftsprache und mehr als 2000 Sonette im röm. Dialekt, welche in lebhaften Farben oft satirisch angehauchte Schilderungen des röm. Volkslebens enthalten. Viele dieser Sonette haben die Form eines Jargonvortrags. Später wurde B. päpstlicher Beamter und schied nun religiöse Dichtungen und bemühte sich, seine Jugendgedichte zu unterbrechen, aber diese liefen beständig im Volksmunde um und waren im Munde aller Römer. Eine Auswahl davon lieferte Muratori: „*Donzetti sonetti in dialetto romanesco*“ (Flor. 1870). B. starb zu Rom 21. Dez. 1863.

Bellard (Augustin Daniel, Graf), franz. Generalleutnant, geb. zu Fontenay la Comte in Norm. 25. März 1769, trat als Freiwilliger zu Anfang der Revolution in die franz. Armee und wurde 1791 von dem Freiwilligen der Bande zum Hauptmann ernannt. B. zeichnete sich bald darauf bei der Korderner unter Darnovitz, dessen Generaladjutant er war, bei Jemappes aus, war 1796 Generaladjutant bei Hoche und ging noch in demselben Jahre zur ital. Armee ab. Nachdem er auf dem Schlachtfelde von Arcate zum Brigadegeneral ernannt worden war, nahm er unter Joubert teil an den wichtigsten Gefechten in Tirol, folgte 1798 der Expedition nach Ägypten, wohin unter Deshay dem Juge nach Oberägypten bei und wurde danach zum Gouverneur von Kairo, später zum Divisionsgeneral ernannt. Er mußte im Juni 1801 in Kairo internieren, schied aber freien Abzug nach Frankreich bewilligt. Im Feldzuge von 1806 schloß er als Generalleutnant Deshay bei Preyßlau die Kapitulation mit dem Fürsten von Hohenlohe, 1. Nov. die Kapitulation von Magdeburg. Nachdem er 1807 der Schlacht von Friedland beigewohnt, ging er 1808 mit dem Kaiser nach Spanien und erhielt bald das Gouvernement von Madrid. Der Krieg mit Rußland ließ ihn als Aide-major-general der Kavallerie zur Großen Armee; er trug wesentlich

zur Entscheidung der Schlacht von Borobino bei. Als Napoleon die Armee verließ, wurde B. zum Generalobersten der Kavallerie ernannt und reorganisierte die Kavallerie auf dem preuß. Gebiete. In der Schlacht bei Dresden und dann bei Leipzig war er Aide-major-général der Armee. Eine Kugel zerquetschte ihm bei Leipzig einen Arm. Kaum geheilt, wurde er 1814 nach der Schlacht von Craonne Oberbefehlshaber der Kavallerie und entwickelte nun bis zur Abbanlung Napoleons eine außerordentliche Thätigkeit. Sodann unterwarf er sich Ludwig XVIII. und wurde von diesem zum Pair ernannt. Nach der Rückkehr Napoleons schickte ihn dieser als Gesandten nach Neapel zu Murat, doch kam B. zu spät, die Fehler Murats wieder gut zu machen, und beeilte sich, nach Frankreich zurückzukehren, um das Kommando der 3. und 4. Militärdivision zu übernehmen. Nach der Schlacht von Waterloo unterwarf er sich Ludwig XVIII. aufs neue, der ihn jedoch von der Liste der Pairs strich und im Nov. 1815 festnehmen ließ, angeblich, weil er eines Komplotts zur Befreiung Neapls verdächtig sei. Schon 1816 wurde er wieder freigelassen und auch die Pairswürde erhielt er 1819 zurück. In der Ersten Kammer unter der Restauration kämpfte er gegen die Reaktion des Hofs, und bei der Julirevolution war er unter der Zahl der wenigen Pairs, die im Hause Lassittes die Absetzung der ältern Linie der Bourbons erklärten. Hierauf wurde er nach Wien geschickt, um die Anerkennung Ludwig Philipps zu bewirken, und im März 1831 nach Belgien, um durch seine diplomatische Thätigkeit den neuen Thron Leopolds besetzen zu helfen. B. starb zu Brüssel 28. Jan. 1832. Seine «Mémoires» (3 Bde., Par. 1842—43) gab Binet heraus.

Bellci (im Altertum Hyspa), Fluß im westl. Teil von Sicilien, entspringt auf dem Madonia-gebirge in der Provinz Palermo, fließt in südsüdwestl. Richtung, bildet im untern Laufe die Grenze zwischen den Provinzen Trapani und Sirgenti und mündet nach einem 82 km langen Laufe südsüdlich von Mazzara in das Mitteländische Meer.

Bellstos (frz.), kriegerisch, streitbar.

Belling (Wilh. Sebastian von), Husarengeneral Friedrichs d. Gr., geb. 15. Febr. 1719 zu Paulsdorf in Ostpreußen, wurde im Kadettenkorps erzogen und trat 1737 als Fähnrich in ein Garnisonbataillon zu Kolberg. Auf Befehl Königs Friedrich Wilhelm I. ward er 1739 seiner Kleinheit wegen als Kornett zu dem litauischen Husarenkorps des Prinzen von Anhalt-Deßau versetzt. Bei der Vermehrung der Husaren 1741 kam B. zum Zieten'schen Regiment, in welchem er bis zum Schwadronschef aufrückte und bis 1747 blieb. Im J. 1749 wurde er Major bei den braunen Husaren (Regiment Wechmar), kämpfte auch im Feldzuge von 1757 mit Auszeichnung, wurde 1758 Oberstlieutenant und zum Führer eines neuerrichteten Husarenbataillons ernannt und führte mit diesem viele kühne Unternehmungen in der Oberpfalz aus. Am 15. April 1759 nahm B. als Oberst und Regimentschef bei Basberg zwei kais. Regimenter gefangen. Den größten Ruhm erwarb er aber in Pommern, wo er mit seinem schwarzen Husarenregiment und weniger Infanterie der ganzen schwed. Armee die Spitze bot und drei sehr glückliche Feldzüge führte. Er kämpfte sodann 1762 in Sachsen unter dem Prinzen Heinrich bei Freiberg und wurde zum Generalmajor befördert, 1776 zum Generalleutnant;

sein Husarenregiment war seit 1761 drei Bataillone mit zusammen 2060 Mann stark. Im Bayerischen Erbfolgekriege that sich B. abermals hervor. Nach dem Frieden von Teschen starb er in seiner Garnison zu Stolp 28. Nov. 1779. Durch B. wurde Blücher, der als schwed. Kornett beim Kavelpah in Medlenburg 29. Aug. 1760 gefangen worden war, bewogen, in preuß. Dienste zu treten.

Bellingshausen (Fabian Gottlieb von), russ. Admiral und Seereisender, geb. 9. (20.) Sept. 1778 auf dem Gute Hohenheide auf der Insel Osel, kam mit acht Jahren in das Seeladettenkorps nach Kronstadt und wurde 1797 als Offizier an die bei Arenal stationierte Flottenabteilung entsandt. B. machte 1803 die erste russ. Weltumsegelung unter Krusenstern (s. d.) mit und kreuzte 1809 als Korvettenkapitän gegen die schwed. Flotte. Am 4. (18.) Juli 1819 trat er im Auftrag der russ. Regierung eine Expedition in die Südpolargegenden an, auf welcher er im Dez. 1819 die Zwergen-Inseln entdeckte, im August 1820 bis zum 70. Breitengrad vordrang und die Peters-Insel und Alexanders-Land auffand. Über Rio de Janeiro und Lissabon kehrte die Expedition nach Kronstadt zurück, wo sie 24. Juli (5. Aug.) 1821 ankam. Die Beschreibung dieser Reise durch B. in russ. Sprache wurde auf kais. Kosten gedruckt (Petersb. 1831). Nach seiner Rückkehr wurde B. zum Kommandanten der Okeanflotte ernannt, unterstützte 1828 die Operationen der russ. Truppen gegen Barna, wofür er zum Vizeadmiral befördert wurde, blockierte während des poln. Aufstandes die Küste von Aukland, wurde hierauf Admiral, schrieb 1831 in russ. Sprache eine Abhandlung «Über das Richten der Geschütze auf der See», wurde 1839 Kriegsgouverneur von Kronstadt und Oberkommandant des Hafens und starb 13. (25.) Jan. 1852 in Kronstadt. Seine Brongzestatue, von Schröder modelliert, von Norand gegossen, wurde 1869 in Kronstadt enthüllt. Vgl. Kupfurm., «Nachrichten über die adelige und freiherrliche Familie von B.» (Neual 1870).

Bellini, eine ausgezeichnete Malerfamilie zu Venedig. Der älteste Künstler dieses Namens ist Giacomo B., geb. zu Beginn des 15. Jahrh., gest. um 1464, ein Schüler des Gentile da Fabriano. Er lebte zu Florenz, Verona und Venedig. Sein bedeutendstes Werk ist die für den Dom in Verona gemalte Kreuzigung; in Venedig soll er für die Kirchen San-Giovanni e Paolo und San-Baccaria gearbeitet haben. — Sein ältester Sohn, Gentile B., war 1427 oder 1428 geboren und starb 23. Febr. 1507. Auch von ihm sind nur einige, doch figurreiche Bilder vorhanden. Er war zugleich als Rebaillieur ausgezeichnet und ging als solcher 1479 nach Konstantinopel zu Mohammed II. Dort zeichnete er unter anderm die Reliefs der Theodosianischen Ehrensäule, die nur in diesen Zeichnungen erhalten blieben. Seine hervorragendsten Gemälde sind: in der Brera zu Mailand die Predigt des heil. Markus, in der Akademie der bildenden Künste in Venedig die figurenreiche Darstellung eines Kampfes; beide Bilder interessant durch die Aufschneidungen der Straßen und Kostüme im alten Venedig. Das Porträt des Sultans Mohammed II. befindet sich im Privatbesitz zu London. Freier im Stile als der Vater, ist er doch noch wesentlich in der Färbung der frühvenetian. Malweise befangen, bedeutender aber durch seinen großartigen histor. Stil. — Berühmter als Gentile ist dessen Bruder, Giovanni

B. (Gianbellini oder Sambellini), geb. 1426, gest. 29. Nov. 1516. Dieser wurde das Haupt der ältern Venetianischen Schule, der vorzüglichste Begründer derjenigen Richtung, in welcher diese Schule ihre hohe Bedeutung hat. Wärme der Naturauffassung, naive und doch seine Charakteristik, Kraft und Intensität des Colorits sind schon in hohem Grade sein Eigentum. Er bildete zahlreiche Schüler, unter denen Giorgione und Tizian die berühmtesten; doch verdanken auch Bonifazio Veneziano und Sebastiano del Piombo ihm vieles. B. veranlaßte durch Aufnahme der Reformen Mantegna's (s. d.) die neue Richtung der venetian. Malweise. Nach 1470 erhob sich der Genius seines großen Schülers Tizian und beeinflusste selbst den Lehrer. In der frühern Zeit bediente er sich häufig noch des Goldgrundes. Vorzügliche Werke befinden sich in den Galerien des Louvre, der Akademie in Venedig, London, Wien, Berlin; außerdem in vielen Kirchen Venedigs, wie in San-Baccaria, San-Giovanni e Paolo u. a. Die breitere Gallerie besitzt von ihm das schöne Porträt des Dogen Leonardo Loredan von 1502.

Bellini (Lorenzo), berühmter Anatom und Physiolog, geb. 8. Sept. 1648 zu Florenz, seit 1668 Professor der Anatomie zu Pisa, sehr verdient durch seine Untersuchungen über den Bau und die Einrichtungen der Nieren und als Entdecker der nach ihm benannten geraden Harnkanälchen der Nieren (tabuli Belliniani, Bellinische Nöhren). Auch als Dichter, namentlich durch seine «Bucchareide» (Flor. 1729), ist B. bekannt. Er starb 8. Jan. 1704. B. schrieb unter anderm: «De structura et usu renum» (Flor. 1662, Amsterd. 1665 u. öfter) u. a. Seine «Opera omnia» erschienen Venedig 1708 (2 Bde.) u. öfter.

Bellini (Vincenzo), ital. Opernkomponist, geb. zu Catania in Sicilien 3. Nov. 1802, erhielt seine musikalische Bildung im Conservatorium zu Neapel. Seine Oper «Bianca o Fernando», 1826 im San-Carlo-Theater zu Neapel mit Beifall gegeben, eröffnete ihm die Pforten der ital. Bühnen. Im J. 1827 schrieb er für die Scala in Mailand die Oper «Il Pirata», 1828 «La Straniera». Die «Zaira», 1829 für Parma komponiert, hatte keinen Erfolg, dagegen enthusiastischen wieder «I Capuleti ed i Montecchi» (1830 in Venedig) und «La Sonnambula» (1831 in Mailand). Ebenfalls im J. 1831 trat er mit der «Norma» (für Mailand) hervor, eine Schöpfung, welche seine vorhergegangenen Opern an dramatischer Lebendigkeit noch übertrugte. «Beatrice di Tenda» hatte dagegen 1832 in Mailand geringen Erfolg. Darauf ging er 1833 nach Paris und dann nach London, wo er eine glänzende Aufnahme fand, lehrte aber 1834 wieder nach Paris zurück. Hier schrieb er seine für die dortige ital. Bühne bestimmte Oper, die «Puritani», welche um so mehr Beifall fand, als B. in diesem Werke neben dem Sinnlich-Keizenden seiner Melodien mehr als früher auf dramatische Wahrheit, gewählte Instrumentierung und Sorgsamkeit im Ausbau der einzelnen Musikstücke Bedacht genommen hatte. B. starb bereits 24. Sept. 1835 zu Puteaux bei Paris. Die Bahn, in welche Rossini die Oper in Italien gelenkt, wurde von B. ebenfalls betreten. Doch wußte er sich immer eine gewisse Eigentümlichkeit zu bewahren und die von Rossini gegebene Form mit einem selbständigen Inhalt auszufüllen. Seine Komposi-

tionen sind zwar nicht von so übersprudelnder Genialität und reicher Mannigfaltigkeit wie die von Rossini, aber er fesselt oft durch eine bezaubernde Weichheit und Zartheit, während er freilich auch wieder in übergroße Sentimentalität und Weichlichkeit verfällt. Dieser letztere Umstand, verbunden mit zu großer Einförmigkeit der rhythmischen Bildungen, hindert B. an einer scharfen dramatischen Charakterisierung und der reichen Entfaltung eines bewegten Seelenlebens; dagegen ist seine Kantilene oft meisterhaft. Vgl. Bougin, «B., sa vie, ses œuvres» (Par. 1868).

Bellinzona, deutsch **Bellenz**, Hauptstadt des Schweiz. Kantons Tessin mit (1880) 2436 E., liegt in äppiger romantischer Gegend auf der linken Seite des vom Ticino durchflossenen Rivierathals am Fuße dreier Hügel, von denen die beiden östlichen die Ruinen der alten Burgen Castello di Rezzo (Schwyz) und Corbario (Unterwalden) und der westliche das Castello Grande (Uri), jetzt Strafanstalt und Arsenal des Kantons, tragen. Die eng gebaute Stadt zeigt durchaus ital. Charakter; das anschnlichste Gebäude ist die Hauptkirche zu St. Peter und Stephan, ein Bau des 16. Jahrh. mit moderner Marmorfassade. Das ehemalige Augustinerkloster ist jetzt Sitz der Regierung. Ein großer 700 m langer Damm schützt die Stadt vor den Überschwemmungen des Ticino, aber den sich hier mit 14 Bogen eine 260 m lange, 7 m breite, aus Granitquadern erbaute Brücke spannt. Als Schlüssel der Gotthardstraße und Bahn, von welcher hier die Zweiglinie nach Locarno und unweit die Straße über den San-Bernardino und die Monte-Cenerabahn abzweigen, hat B. große militärische Bedeutung und besitzt deshalb eine große Kaserne und einige Festungswerke.

Bellis L., Pflanzengattung aus der Familie der Compositae, Abteilung der Corymbiferae, aus einjährigen und perennierenden kleinen Kräutern bestehend, welche in Europa und den Mittelmeerländern wild wachsen. Die häufigste und bekannteste Art dieser durch doppelreihigen Hüllblätter, kegelförmigen, nackten Fruchtknoten, weiße Strahl- und gelbe Scheibenblüten und zusammengebrückte, kronenlose Akenen ausgezeichneten Gattung ist das Gänseblümchen oder die Mäsliebe (*B. perennis* L.), eine überall auf Wiesen, Grasplätzen, an Wegen u. f. w. wachsende und fast das ganze Jahr hindurch blühende perennierende Pflanze, welche durch Gartenkultur auch zu einer hübschen Zierpflanze, dem bekannten Tausendschön oder Samtröschchen geworden ist. Diese, meist zu Einfassungen verwendete Zierpflanze ist nichts weiter als ein (uneigentlich so genanntes) gefülltes Gänseblümchen, bei dem die unscheinbaren gelben Hüllblätter der Scheibe entweder lang ausgezogen oder wie die des Strahls blattartig entwickelt sind. Die Blumen sind weiß, rosafarbt, rot, blutrot, auch gestreift und bald unvollkommen, bald dicht gefüllt. Sehr interessant ist *B. perennis*, var. *prolifera*, die sprossende Mäsliebe, dadurch ausgezeichnet, daß sich im Umkreise des ziemlich großen Blütenköpfchens ein Kranz kleinerer bildet, die sich nach und nach entwickeln. Man vermehrt diese Zierpflanze, welche am besten in einem leichten Boden gedeiht, einfach durch Zerteilung der Stöcke. Diese Vermehrung muß, wenn die Blumen in der Fällung nicht zurückgehen sollen, mindestens alle zwei Jahre vorgenommen werden.

Well-Bancastersches Unterrichtssystem ober die Methode des gegenseitigen Unterrichts nennt man dasjenige Lehrsystem, nach welchem vorgerücktere Schüler unter Oberraufsicht eines Lehrers schwächere unterrichten, so daß es möglich wird, mit ungewöhnlich geringen Kosten eine ungewöhnlich große Anzahl von Schülern in einem Lehrzimmer unter einem Lehrer zu gleicher Zeit zu beschäftigen. Schon in ältern Zeiten finden sich Spuren von gegenseitigem Unterrichte. Durchgebildet und in ein

altem Halbtrefse stehend, vor sich. Die geübtesten oder moralisch zuverlässigsten Schüler führen wieder als Obergehilfen die Aufsicht über die Unterlehrer und deren Klassen. Andere Schülern halten auf die äußerliche Ordnung. Das ganze Triebwerk vollendet seine Aufgabe in genau abgemessener Aufeinanderfolge der Geschäfte. Ein streng gehandhabtes System der Strafen und Belohnungen, die teils körperlich, teils auf das Ehrgefühl berechnet sind, hält die Masse der Kinder in guter Zucht. Der Lehrer unterrichtet nur die Gehilfen, wacht über den planmäßigen Gang des Ganzen und handhabt die Zucht. Die Gegenstände, welche in der angeführten Weise getrieben wurden, waren Lesen, Rechnen, Schreiben und Religion.

Zur Verbreitung der Wellischen Unterrichtsmethode in England, Wales, Schottland und Irland trug viel bei der 1811 von der kirchlichen Partei für die Zwecke der Wellischen Schulen gegründete „Nationalverein zur Beförderung der Erziehung der Armen nach den Grundsätzen der herrschenden Kirche“. Dem gegenüber standen die seit 1798 von Lancaster eingerichteten Schulen unter den Dissenters großen Anhang; zu ihrer Unterstützung wurde 1814 der „Schulverein für Großbritannien und das Ausland“ gestiftet. Von England aus verbreitete sich das Lancasterische Unterrichtssystem in außereurop. Erdteile und durch die Länder Europas, nach Frankreich, Rußland, Dänemark, Italien, die Schweiz, am wenigsten wurde es in Deutschland heimisch. Die Methode des gegenseitigen Unterrichts hat ihre Förderer und ihre Tadler gefunden. Unter den erstern ist G. C. W. Herrennuer, unter den letztern K. Dietrichweg hervorzuheben. Unbedingt zu empfehlen ist das Prinzip des gegenseitigen Unterrichts für Schulen, in denen ein Lehrer eine große Zahl von Schülern verschiedenen Alters zu unterrichten hat. Die Anwendung des Prinzips aber muß je nachfalls eine freiere sein, als sie ursprünglich war. Die neuere Zeit hat von der Methode nur den Helferdienst der Schüler beibehalten.

Litteratur. Außer den unter „Well“ und „Lancaster“ angeführten Schriften sind zu nennen: Hartopp, „Well und Lancaster“ (Essen 1817), Harnisch, „Ausführliche Darstellung und Beurteilung des Well-Bancasterschen Schulwesens in England und Frank-

reich“ (Dresd. 1819); Dietrichweg, „Einsamungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise nach den drei Staaten im Sommer 1826“ (Berl. 1826); Herrennuer, „Über das Wesen und den Wert der wechselseitigen Schuleinrichtung“ (Magdeb. 1822); derselbe, „Die wechselseitige Schuleinrichtung nach ihrem innern und äußern Wert, mit Beziehung auf das Sentimentalitäts-De-Dehewegs Urteil über dieselbe“ (Magdeb. 1827); Adenau, „Beleuchtung des Dietrichwegischen Urteils“ (Altona 1827); derselbe, „Reflexionen und Aphorismen über das Wesen, die Vorzüge, die Verwirklichung und den Fortgang der wechselseitigen Schuleinrichtung“ (Altona 1829).

Wellman (Karl Michael), einer der bedeutendsten schwed. Dichter, geb. 4. Febr. 1740 zu Stockholm, trat nach Vollendung seiner Studien bei der Bank und bei dem Zollwesen in Stockholm ein und zog durch seine Gedichte die Aufmerksamkeit des Königs Gustav III. auf sich, der ihm eine Hofbibliothekar bei der Nummerlotterie und 1776 den Titel eines Hofsekretärs verlieh. W. befand sich fast ununterbrochen in ökonomischer Lage. Namentlich seine letzten Jahre sehr verdüstert. Er starb 11. Febr. 1796. Die meisten seiner Dichtungen sind Improvisationen. Bei frühigen Belagen, inmitten aus Streiften vertrauter Freunde ergriff er die Lyra und sang, selbst nur mäßig trübend, oft ganze Nächte hindurch, bis ihn Erschöpfung ergriff. Die Worte entstanden mit der Musik, und die Elemente stehen miteinander in unauflöslicher Wechselwirkung. Auch die Melodien sind größtentheils sein eigenes Werk. Zwar sang er auch nach ihm und schon bekannten Weisen, drückte aber denselben stets sein eigenständiges Gepräge auf. Er dichtete namentlich „Trink- und Liebeslieder“, humoristische Schilderungen des hochholmer Volkslebens u. s. w. W.'s gehaltvollste Dichtungen stehen in den von ihm selbst veranstalteten Sammlungen „Dacchamallens Ordenskapitels Handlingar“ (1783), „Frodo's Epistlar“ (1790) und „Frodo's Sönger“ (1791). Nach seinem Tode sind mehrere Ausgaben seiner „Samlade Skrifter“ (z. B. 6 Bde., Stockh. 1820–26) erschienen, unter denen die mit erläuternden Bemerkungen und Illustrationen versehenen Ausgabe von Carlén (4 Bde., Stockh. 1855–61, von 1 Bb. Musik) besonders hervorzuheben ist. Die Auswahl von 24 Gedichten hat Winterfeld (Berl. 1856) ins Deutsche übertragen; doch reicht die Übersetzung nicht an das Original heran. Am 26. Febr. 1829 ward ihm im Tiergarten zu Stockholm ein Denkmal (von Nyström) errichtet, und der Jahrestag der Errichtung ist seitdem für die Bewohner der schwed. Hauptstadt ein Volksfest geworden. Auf der Felsenbad wurde ihm 1872 im Längten eine Statue errichtet.

Wellonet (Dominique François Louis, Baron Roger de), franz. Archäolog, geb. 1796 zu Bergheim im Elsaß, war 1814 Kavallerieoffizier, nahm 1831 seinen Abschied und widmete sich histor. und archäol. Studien, besonders über Burgund. Er starb 2. Aug. 1872 zu Nizza. Seine Hauptwerke sind: „Quelques renseignements“ (Dijon 1846), „Origines dynastiques“ (Dijon 1851) und besonders „Épigraphes galloises“ (4 Bde., Par. 1858–75).

Wellons (in älterer Form Duellona) war eine der altindischen Krios (oder Krios) die Kruppentin der Römer, welcher die griech. Krios entspricht. Die Göttin wird als die Gemahlin der

auch als die Tochter des Mars bezeichnet. Ihr war 236 von Appian Claudius Caecus während einer Schlacht mit den Gestrüßern ein Tempel gelobt und nachher auch auf dem Marsfelde errichtet worden. In diesem gab der Senat den Gesandten fremder Völker, welche die Stadt nicht betreten durften, sowie den Konsuln, die auf einen Triumph Anspruch machten, gewöhnlich Audienz. Zu unterscheiden von dieser altitalischen B. ist die asiatische Göttin, welche unter diesem Namen auch Romana in Kappeaden zur Zeit Sulla nach Rom eingeführt ward. Die Priester dieser Göttin, die Bellonarii, verwundeten sich zu Ehren derselben an Leiden, Ruten und Armen. — B. ist auch der Name des 28. Merkurten. (S. Planeten.)

Bellonion, ein von Kaufmann und Sohn in Dresden 1812 erfundenes musikalisch-mechanisches Kunstwerk, welches mit 24 Trompeten und 2 Pausen verschiedene Stadien Militärmusik ausführt.

Bellotstraße heißt der enge, kurze Kanal im nördlichen Nordamerika, welcher nördlich von der Booths-Halbinsel, südlich von der Insel Nordamerica, in 72° nördl. Br. und 77° westl. L. von Herrn den Booths mit der Franklinstraße verbunden. Er ist von seinem Entdecker, dem Kapitän Kenneby, nach dem franz. Marineleutnant Joseph René Bellot (geb. 1826 in Paris) benannt, welcher sich 1862 der Expedition Kenneby zur Aufsuchung Franklins angeschlossen hatte, 1868 auch die zu gleichem Zwecke unternommene Inglesfeld-Expedition begleitete und dabei im Eise umkam. Im Greenwich-Hospital ist ihm ein Denkmal errichtet worden. [Letzte.]

Bellotto (Bernardo), ital. Maler, f. Cana. **Bellotäfer**, zu Cäsars Zeit einer der mächtigsten belgischen Stämme, der angeblich gegen 100000 Krieger aufbringen konnte. Nördlich von der untern Seine, zwischen Oise, Somme und der Meeresküste wohnend, wurden sie im N. von den Ambianern und Viromanduern, im O. von den Eusebonen begrenzt. Sie gehörten, wie die übrigen belgischen Völker, zu den tapfersten und zähesten Gegnern der Römer in Cäsars Tagen. Ihre Hauptplätze waren Bratuspantium und Cäsaromagus, welches letztere jetzt Beauvais heißt.

Bellows (Henry Whitney), amerik. Geistlicher, geb. 11. Juni 1814 in Boston, wurde 1838 Pfarrer der Allerheiligenkirche in Newyork, wo er seitdem seinen ständigen Wohnsitz hat. B. ist ein Redner und Schriftsteller von ungewöhnlicher Schärfe und Frische der Auffassung und gehört der liberalen, mehr rationalistischen Seite der amerik. Theologen an. Außer verschiedenen religiösen Schriften hat er eine Reihe von Vorträgen unter dem Titel «Treatment of social diseases» (1857) und ein Reisevermerk über Europa: «The old world in its new face» (2 Bde., Newyork 1869) veröffentlicht. Während des Bürgerkriegs war er Präsident der berühmten und wirksamen United States Sanitary Commission, sowie Mitglied der Union League und erwarb sich als solcher große Verdienste um die Armee und das Land.

Bellows-Falls, Stromfälle des Connecticut im County Windham des amerik. Staates Vermont. Der unweit oberhalb derselben über 100 m breite Strom brängt sich hier durch Felsen, die nur 6 m auseinander stehen. Die B. werden durch einen in den Felsen gesprengten für kleine Dampfboote schiffbaren Kanal mit neun Schleusen umgangen.

Bellon (Auguste, Marquis de), franz. Dichter, geb. 1816 zu Paris aus altadeliger Familie, lebte ohne Anstellung nur seinen poetischen Neigungen und starb 15. April 1871 zu Dromesnil (Depart. Somme). Seine erste Dichtung war eine poetische Übersetzung des Buches Ruth (1848); ihr folgten die Dramen «Karl Dujardin» (1844), «Pythias et Damon» (1847), «Mal'aria» (1856) und «Tante à Sorrente» (1857), die Gedichte «Orpheus» (1858), «L'Églogue fleurie» (1864) u. s. w. Besonders hervorzuheben sind die Übersetzungen der Komödien des Terenz (1862) und des Plautus (1870).

Bellon (Pierre Laurent Duvette de), einer der ersten franz. Dramatiker, welche mit Erfolg statt der griech. und röm. oder ausländischenhelden vaterländische auf die franz. Bühne brachten, geb. 17. Nov. 1737 zu St.-Flour in Auvergne, kam schon als Kind nach Paris, wo er nach seines Vaters Tode an seinem Oheim, einem berühmten Advokaten, eine Stütze fand, der ihn zum Rechtsgelehrten bestimmte. Da er aber Neigung zur dramatischen Kunst zeigte, so entfernte er sich heimlich, trat unter dem Namen Dormont als Schauspieler auf mehreren nördlichen Bühnen auf, verlebte namentlich mehrere Jahre zu Petersburg, wo die Kaiserin Elisabeth sich sehr für ihn interessierte, kehrte jedoch 1768 nach Frankreich zurück, um seine Tragödie «Titus» aufzuführen zu lassen. B. hoffte durch den Erfolg des «Titus» seine Familie zu verschöneren; aber das Stück fiel durch (1768), und so kehrte er wieder nach Petersburg zurück. Erst nach seines Oheims Tode kam er abermals nach Paris, wo nun seine Tragödie «Zelmira» (1763) den entscheidenden Beifall fand. Ihr folgte 1766 «Le siege de Calais», ein Trauerspiel, das noch immer geschätzt wird. Das Stück «Gaston et Bayard» (1771) verschaffte ihm die Aufnahme in die französische Akademie. Am längsten hat sich sein «Pierrot-le-Cruel» (1779) auf der Bühne gehalten; «Gabrielle de Vergy», bei seinen Lebzeiten gedruckt (1770), wurde erst nach seinem Tode aufgeführt (1777). B. starb 5. März 1775 zu Paris. Seinen Stücken ist eine gewisse Kraft und dramatischer Effekt nicht abzusprechen, doch leiden sie an großer Inkorrektheit. Seine «Oeuvres» gab Gaillard (6 Bde., Par. 1779), eine Auswahl Auger (2 Bde., Par. 1811) heraus.

Bell-Rod, d. i. Gudenfelsen, ober Inch-Cape, eine für die Schiffer höchst gefährliche Felsenbank von 780 m Länge und etwa 100 m Breite an der Ostküste der schott. Grafschaft Forfar, 22 km östlich von der Mündung des Tayflusses, soll daher seinen Namen erhalten haben, daß die Mönche der nahe Abtei von Arbroath ehemals eine Glocke (bell) aufgehängt hatten, die sie zur Warnung für die Schiffer beim Steigen und Fallen der Flut läuteten. Der Felsen bleibt bei gewöhnlicher Flut vom Wasser bedeckt; nur bei der niedrigsten Ebbe ragt er 1,5 bis 2 m hoch über die Meeresfläche hervor. Im J. 1808 entschloß man sich, da viele Schiffe hier scheiterten, zu der sehr schwierigen Erbauung eines Leuchtturms nach dem Muster des von Gubbrone, der unter der Leitung des berühmten Baumeisters Stephenson 1811 vollendet wurde. Derselbe ist ein kreisförmiges, 32 m hohes Gebäude in 56° 28' nördl. Br. und 15° 17' östl. L. (von Greenwich), dessen Unterseite sich 27,5 m über dem Hochwasser befindet und welches bei Springfluten 5 m hoch unter Wasser gesetzt ist. Die Signale bewirkt eine Maschine; sie bestehen in weißem und rotem

Zeite, alle 2 Minuten wechselnd und abwechselnd mit Dunkelheit, und bei Nebelwetter im Läuten zweier großer Gloden jede halbe Minute.

Bellum (lat.). Krieg; B. omnium in omnes oder contra omnes (=Krieg aller gegen alle), ein Ausspruch des Philosophen Hobbes zur Bezeichnung des natürlichen Zustandes der Menschen, wie er war, bevor die Gesellschaft gebildet wurde.

Belluno, eine der nördlichsten Provinzen des Königreichs Italien, Compartimento Venetien, 3270,7 qkm mit (1881) 174 162 E. umfassend, liegt zu beiden Seiten der Piave und ganz im Bereiche der wilden Verzweigungen der südtiroler Dolomitalpen. Der Getreidebau ist sehr beschränkt, reicher schon der Terrassenbau auf Wein und Obst, ausgezeichnet die Viehzucht und Alpenwirtschaft, unterstützt durch kräftige Bergweiden, nur gering der Ertrag des Bergbaues aus Eisen und Blei, ein Hauptreichtum aber der herrliche Waldbestand. Das Bauholz bildet einen Haupthandelsartikel, welcher besonders nach Venedig geht und teils auf der Piave, teils auf dem Tagliamento verflößt wird, da beide Flüsse im obern Laufe durch den Flößkanal von Sepada miteinander verbunden sind.

Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt auf einer hohen, von der Piave und dem hier einmündenden Ardo gebildeten Landzunge, 60 km im Norden von Treviso, in 334 m Höhe. Die Stadt ist Sitz der Delegation und eines Landesgerichts, eines Distriktskommissariats, eines Bischofs und Domkapitels mit reicher Bibliothek. Unter den 14 Kirchen zeichnet sich die nach dem Modell des Palladio erbaute Kathedrale aus. Außerdem hat B. zwei Klöster, eine Akademie für Wissenschaften und Künste, ein Obergymnasium, eine Handels- und Gewerbeschule, ein schönes Theater und eine merkwürdige, die Stadt mit klarem Gebirgswasser versiehende Wasserleitung, Marmorfontänen und einen Triumphbogen. Der Ort zählt (1881) 15 660 E., welche Seiden Spinnerereien, Strohflechtereien, Gerberei, Wachsbleichereien und lebhaften Handel mit Holz, Weinen und Früchten betreiben. Dabei entspringt eine natronhaltige Schwefelquelle. Von B. aus gehen drei Straßen, eine nördlich über den Pustellsteiner Paß ins Pusterthal, eine zweite an der Piave abwärts und eine dritte über den maulerschen Paß von Serravalle nach Conegliano an der Bahn Triest-Venedig. B. ist der Geburtsort Gregors XVI. Nachdem bereits Ende Juni und Anfang Juli 1873 in B. heftige Erdererschütterungen stattgefunden hatten, litt die Stadt 8. Aug. 1873 durch ein starkes Erdbeben, durch welches viele Gebäude beschädigt wurden und auch ein Teil der Kathedrale einstürzte. [Victor-Berrin (s. d.).]

Belluno, Herzog von, Titel des franz. Markgrafen **Bélye**, Dorf im ungar. Komitat Baránya, 7 km von Sfé, an der Moravica, mit 1300 E., welche Deutsche und Magyaren, zur Hälfte römisch-katholisch, zur Hälfte protestantisch (reformiert) sind, hat ein herrschaftliches, vom Prinzen Eugen von Savoyen erbautes Schloß und zahlreiche sonstige Herrschafts- und Wirtschaftsgebäude. B. ist Vorort einer großen Privatbesitzung des Erzherzogs Albrecht, der hier blühende Musterwirtschaften eingerichtet hält. Die Besitzung zerfällt in sechs Distrikte und wird auch von der Eisenbahnlinie Mohács-Fünfkirchen durchschnitten. Außer den sehr einträglichen Ackerfeldern und einer großartigen Viehzucht hat der Erzherzog hier auch ausgedehnte Wäldungen.

Belmontet (Louis), franz. Dichter und Publizist, geb. 26. März 1799 in Montauban, war von ital. Herkunft; er besuchte das Lycée zu Toulouse, studierte dann daselbst Jurisprudenz und wurde Advokat. Als er infolge satirischer Gedichte mit dem Magistrat von Toulouse in Unversöhnlichkeit geriet, ging er nach Paris, wurde hier in dem romantischen Dichterkreis freundlich aufgenommen und erhielt eine Hauslehrerstelle. In dieser Stellung verfasste er seine drei Hauptwerke: «Les Triens» (1824), eine Sammlung Elegien, «Le souper d'Auguste» (1828), ein größeres Gedicht, und, gemeinschaftlich mit seinem Landsmann Soumet, «Une fête de Néron», eine Tragödie, welche 1829 im Odeontheater mehr als hundert Vorstellungen erlebte. Infolge eines Aufenthaltes in der Schweiz bei Avenenberg, dem Landhause der ehemaligen Königin Hortense, der Mutter Napoleons III., wurde er ein leidenschaftlicher Bewunderer des Napoleonismus. Er gründete 1830 den «Tribun du peuple», ein Wochenblatt, in dem er die Anrechte des Königs von Rom vertrat. Später arbeitete er an dem bonapartistischen Organ «Le Capitole», und 1839 besorgte er den Druck der Memoiren der Königin Hortense. Nach der Februarrevolution von 1848 wirkte B. eifrig für die Wiederherstellung des Kaiserreichs, begleitete den Präsidenten der Republik auf dessen Agitationsreisen in der Provinz und wurde 1852 von dem Depart. Tarn-et-Garonne in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Sein poetisches Talent verwandte er namentlich auf die Verherrlichung der Napoleonischen Dynastie in einer großen Anzahl von emphatischen Oden. Er starb zu Paris 14. Okt. 1879.

Belmontin, ein Paraffin, welches vornehmlich bei der Destillation des Erdöls von Mangon gewonnen und in England zur Fabrikation der Belmontin-Kerzen verwandt wird.

Belo ... in slaw.-geogr. Namen, s. Bel...

Belohorobáter (b. i. Weiße Kroatien), ein ehemals zahlreicher Volksstamm am Westabhange der Karpaten in Schlesien, Mähren und Kleinpolen (Galizien). Ein Teil der B. zog im 7. Jahrh. nach Dalmatien, besiegte dort die Avarn und ließ sich taufen. Der zurückgebliebene Teil gehörte im 9. Jahrh. dem Großmährischen Reich an und ging später nebst den angrenzenden Beloser bei in den übrigen schlesischen und polnischen Slawen auf.

Belopassagen heißen die Nachkommen des russ. Bauern Sussanin, welcher dem Stifter der Dynastie Romanow, Michail Feodorowitsch, bei einem Überfall durch die Polen mit Selbstaufopferung das Leben gerettet hatte. Sie wohnen im Dorf Korobowa im Gouvernement Rostroma und sind durch kaiserliches Privilegium für alle Zeiten von Abgaben und persönlichen Leistungen befreit, so lange sie im Bauernstande bleiben.

Belonite (von βελόνη, die Nadel) hat eine feine und zarte, nadel- oder pfriemenförmige, farblose Krystallgebilde von mikroskopischer Kleinheit genannt, welche in einer außerordentlichen Menge in den natürlichen Glasgesteinen, wie Obsidian, Bimsstein, Pechstein, Perlit vorkommen, und dort oft zu dichten Schwärmen oder Strängen zusammengefasst sind, deren welliger und gewundener Verlauf sich aus den Strömungen erklärt, die in der noch nicht vollends erstarrten Schmelzmasse erfolgten.

Belot (Abolphe), franz. dramatischer Dichter und Romanschriftsteller, geb. 6. Nov. 1829 in Pointe-à-Pitre auf Guadeloupe, kam nach Frankreich, wo er Jura studierte und Abolot in Nancy wurde. Seine literarische Laufbahn begann B. 1855 mit einem Bande Novellen, der unbemerkt blieb; auch ein zwei Jahre später gegebenes kleines Lustspiel: «A la campagne», ließ keineswegs den außerordentlichen und dauerhaften Erfolg vorhersehen, den sein zweiter dramatischer Versuch, das gemeinschaftlich mit Billelard verfasste dreistellige Lustspiel «Le testament de César Girodot», 1869 erleben sollte. Dasselbe ist im Stile der alten Charakterkomödie gehalten; es erinnert an Molières und Regnards Stücke. Später gab B. diese Richtung auf; seine übrigen Dramen sind meist auf bloß äußerlichen Effekt berechnete Mißstände. Dazu gehören «Les mariés à systèmes» (1863), «Le passé de M. Jouanne» (1865) u. a. Auch «Le drame de la rue de la Paix» (1868), ein fünfaktiges Schauspiel nach seinem im Feuilleton des «Figaro» erschienenen Romane, hatte geringen Bühnenerfolg. Eine ganz entschiedene Bühnenwirkung hatte das dreistellige Drama «Mim Malton», nach dem engl. Roman «East Lynne» von Mrs. Henry Wood. Seine übrigen Dramen, die aber sämtlich geringern Wert haben, sind: «La sévère du jour», «La femme de feu», «La Marguile», «L'article 47» (1871), «Fromont jeune et Risler aîné» (1876, mit Alphonse Daubet). Man hat von B. auch mehrere Bände Novellen und einige große Feuilletonromane, die er zu Dramen verarbeitet, z. B. «La Vénu de Gordes» (1867), «Mademoiselle Giraud ma femme» (1870), «La femme de feu» (1872), «Les mythes mondains», «Folies de jeunesse» (1876) u. f. w.

Belovar, königl. Freistadt in Kroatien, hat ein Priesterseminarium, eine Unterrealschule, ist Sitz eines Gerichtshofs und eines Bezirksgerichts und zählt 2126 Croat. und serb. G., welche Wein, Seiden- und Getreidebau treiben. Früher war B. der Hauptort des St. Georger und Kreutzer Grenzregiments, wurde aber nach der Auflösung der Militärgrenze (1872) die Hauptstadt des Belovarer Komitats, das 3474 qkm mit (1880) 185 962 G. hat.

Below (Balt. Friedr. Eugen von), preuß. General, Sohn des Landstallmeisters von B., geb. 1791 zu Trakehnen in Ostpreußen, wurde 1806—7 im Kadettenkorps zu Berlin erzogen und trat 1807 als Leutnant in die Armee. Als Adjutant im Pommerschen Korps nahm er teil an den Feldzügen der J. 1812 und 1813, und erhielt in der Schlacht an der Rahbach eine schwere Kopfwunde, die seine Wirksamkeit bis nach der Schlacht bei Leipzig unterbrach. Dem Feldzuge von 1814 wohnte B. im Hauptquartier Pommers bei und wurde zum Rittmeister ernannt. Im Feldzuge von 1815 ward er als Generalstabsoffizier zum Wollowschen Korps versetzt und nahm an der Schlacht von Belle-Alliance teil. Nach dem Frieden kam B. in den Großen Generalstab und 1830 als Chef des Generalstabes zu dem vom Kronprinzen befehligten 2. Armeekorps. In diese Zeit fällt die Abfassung seiner vom Kronprinzen angeregten Denkschrift an den Kriegsminister, welche die Errichtung einer preuß. Seewehr befürwortet. Im Juli 1848 übertrugte B. dem Großherzog Johann nach Wien die Zustimmung Preußens zur Übernahme der Reichsverweserschaft und zur Errichtung der Deutschen Centralgewalt und erhielt im Aug. 1848 von dem Großherzog

als Reichsverweser die Vollmacht für Preußen zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit Dänemark, welcher im Sept. 1848 zu Kalmück zu Stande kam. Im November 1848 wurde B. Kommandeur der 1. Division in Königsberg und im folgenden Jahre Generalleutnant; er wirkte dort auch auf andern als militärischem Gebiete und namentlich für Straßenbau im Interesse der heimatischen Provinz. Vom Okt. 1849 bis Febr. 1850 wohnte er den Sitzungen der Ersten preuß. Kammer bei, ebenso wurde er in das Erfurter Parlament sowie in die Erste preuß. Kammer gewählt, wo er jedoch im Jan. 1851 gleichzeitig mit den Generalen Rohr und Häser sein Mandat niederlegte. B. starb 30. Nov. 1852 in Königsberg.

Belpass, Flecken in der ital. Provinz Catania auf Sicilien, 10 km im NW. von Catania, auf der Südseite des Ätna, 5 km nördlich von der 1669 durch einen Ausbruch des Ätna zerstörten ältern Stadt B. sehr regelmäßig wieder erbaut, zählt (1880) 7704 G., welche reiche Erträge an Getreide, Wein und Flachs gewinnen.

Belpier (früher Beaupoire), Stadt in der engl. Grafschaft Derby, 11,5 km nördlich von der Stadt Derby, rechts am Derwent, der zum Trent fließt, und an der Midland-Eisenbahn gelegen, zählt (1881) 9875 G., welche Baumwollspinnerei, Bonneterie, Posamenterie, ferner Fabrikation von Kugeln und braunem irbenen Geschirr betreiben.

Belsazar war einer der letzten Könige von Babylon. Sein Name ist in dem Buche Daniel erwähnt, welches erzählt, daß er von einem gewissen Darius dem Weber, vielleicht einem Untertänig des Cyrus, entthront worden sei. B. hatte alle Großen seines Reichs zu einem großen Gelage versammelt, da erschien plötzlich auf der Wand eine Hand, die Worte in unlesbaren Zeichen schrieb, die keiner der Magier zu deuten vermochte, bis endlich Daniel, auf Veranlassung der Gemahlin des Königs befragt, sie Menäh, Menäh, Tekel Ufarsin (d. h. Geprüft, gewogen und geteilt) las und sie auf den Untergang des Reichs und das Verderben des Königs deutete (Daniel, Kap. 5). In derselben Nacht wurde B. getötet, und Darius der Weber übernahm das Reich. Nach den Keilschriften war B. der Sohn des Königs Nabonid, des letzten Herrschers, der, wie die Griechen und die Inschriften beglaubigen, bei der Einnahme Babylons durch Cyrus seinen Thron verlor; nach Daniel selbst regierte B. vor Cyrus; Nebuladnezar wird wol nur biblisch sein Vater genannt. In Nabonids Inschriften figurirt B. als eine Art Mittkönig. Gewiß ist, daß er seines Vaters Sturz nicht erlebte, auch scheint der Schauplatz des Gelages wie der Katastrophe im Buche Daniel nicht Babylon gewesen zu sein. Denn die erste Empörung nach der Einnahme Babylons durch Cyrus, die 17 J. später stattfand, sowie eine spätere gingen von Verräthern aus, die sich nicht für B., den Erstgeborenen und Mittkönig Nabonids, sondern für Nebuladnezar, jüngern Sohn Nabonids, ausgaben. Die Geschichte der letzten babylon. Könige ist dunkel; doch läßt sich die Geschichte B.s nicht anders erklären, als wenn man ihn als einen Mittkönig seines Vaters aufstellt. Der babylon. Name Daniels, Belsazar, ist das assyr. Baltasur («Beschütze sein Leben»); von ihm hat sich die Form Balthasar der Septuaginta entwickelt, die auch für B. angewandt wurde und in dieser Form sich in einem der heiligen Dreikönigsnamen wiederfindet.

Welt (im Reltischen das Wasser oder Meer), heißen die beiden Meerengen, welche nebst dem Gunde (s. d.) die Ostsee mit dem Kattegat verbinden. Der Große Welt (dän. Store Veltet) trennt die dän. Inseln Seeland und Fünen, in seiner südl. Verlängerung, dem Langelands-Welt, auch die Inseln Laaland und Langeland. Ohne den Isthmus ist er von Hjørrhoved, der Nordspitze Fünens, bis Frantellint, der Nordspitze Langelands, 60 km lang, meistens 30, an der schmalsten Stelle zwischen Knudshoved (bei Nyborg) und Halskov (im N. von Korsør) nur 16,5 km breit. Infolge der vielen Sandbänke, Untiefen und kleinen Inseln (Reerød, Brejen, Eggholm, Aggerød, Omø u. a.) sowie der starken Strömungen zeigt sich der Große W. für die Schifffahrt sehr gefährlich, wird aber dennoch benutzt, z. B. von Kriegsschiffen, für welche der Sund nicht genug Tiefe hat. Der Kleine Welt (dän. Lille Veltet) zwischen Fünen einerseits, Schleswig und der Südbotische Zütländs andererseits, ist von Fredericia südwärts bis zur Insel Als 52 km lang, 630 m bis 18,5 km breit, 9—26 m tief und wird wegen der heftigen Strömungen und vielen Krümmungen nur wenig benutzt. Der nördlichste Teil, auch Middelfart-Sund genannt, ist sehr tief, aber so schmal, daß er wie ein Fluß erscheint. Im südl. Zeile hat er ein sehr tiefes, etwa 7 km breites Fahrwasser. Die bemerkenswertesten Inseln sind Fand, Brändsø, Aggholm, Waagø, Nard und Varsø. Kriegsgeschichtlich berühmt ist der Übergang des Schwedenkönigs Karl X. über das Eis der W. Dieser ging 30. Jan. 1658 von Heils, einem Dorfe 15 km im SO. von Kolbing, nach der Insel Brändsø, von da zur Landspitze Vebelsborghoved auf Fünen, wo es, wie bei dem Lybringer Walde, zu Gefechten kam. Von Nyborg auf Fünen wandte er sich 5. bis 6. Febr. über das Eis des Großen W. nach Langeland, von dort über Laaland und Faltster nach Vordingborg auf Seeland.

Weltame (spr. Weltän) oder Weltein (von Wel oder Beal, dem kelt. Lichtgott, und Lin, Feuer), ein altkelt. Fest, das durch Anzünden großer Feuer und durch Opfer Anfang Mai und wahrscheinlich auch zu Anfang November gefeiert wurde. Spuren davon finden sich noch in Schottland und Irland.

Weltrami (Giovanni), berühmter Steinschneider, geb. 1779 zu Cremona als der Sohn eines Juweliers, erlangte durch eigene Studien und Versuche eine solche Fertigkeit im Gemmenschnitt, daß er zur Zeit der franz. Herrschaft an Eugen Beauharnais einen Gönner fand, für den er unter andern eine Kette von 16 Rameen, die Geschichte der Psyche darstellend, arbeitete. In den Jahren 1820—26 war er meist für den Grafen Sommariva beschäftigt. Er starb 1854 in Cremona. Seine bedeutendsten Kunstwerke sind: ein 18 mm großer Stein mit etwa 20 Figuren nach dem Bilde Charles Lebruns, das Belt des Darius darstellend, und ein 27 mm großer Topas mit dem Abendmahl von Leonardo da Vinci. Vgl. Meneghelli, «Insigne glittografico Gio. B.» (Padua 1839).

Weltramo, eine lombische Maskenfigur der commedia dell'arte, s. unter Arlecchino.

Weltschiffstän, s. Valutshifstän.

Weluga, Fischart, s. unter Delphin. W. ist auch der russ. Name des Hauken (s. d.).

Welungenstein, ein jetzt nicht mehr zur Verwendung kommendes Medikament, besteht aus Konfektionen, welche sich in der Kloake des Hais, Aci-

penser huso, bilden, enthält, neben nicht untersuchter organischer Substanz, vorzugsweise phosphorsäuren Kalk, nach Wöhler von der Zusammensetzung $\text{CaHPO}_4 + 2\text{H}_2\text{O}$.

Velus, selt. Ram an (d. h. der Lieblüch), ein etwa 9 km langes Fläbchen in Syrien, das im NO. des Karmel fließt und nahe südlich von Akko in die Bai von Akko mündet. An seinem sandigen Ufer sollen die Phönizier das Glas erfunden haben. Der Name Velus ist nach Movers von dem alten Baal abzuleiten.

Velvedere (ital.), gleichbedeutend mit dem franz. Velleue (s. d.), d. h. schöne Aussicht, ist die Benennung für Punkte, von welchen aus man eine schöne Fernsicht hat, wurde dann aber auf die an solchen Punkten errichteten, meist nicht zur Wohnung bestimmten Bauwerke, welche dann gewöhnlich einen turm- oder tempelartigen Charakter haben, übertragen. Zuweilen befinden sich diese V. auch auf andern Gebäuden. Schließlich ist dieser Name auch verschiedenen Lustschlössern, welche an besonders schönen Punkten liegen, gegeben worden, z. B. einem Teile des Vatikanischen Palastes zu Rom, in dem sich die berühmte Statue des Apollo vom V. befindet (s. Apollon); ferner einem Palaste in Wien (in dem sich bis 1882 die kais. Gemäldegalerie befand), Lustschlössern bei Weimar, Kuststrelitz und sonst. Im Mittelalter nannte man solche Stellen oder die an ihnen errichteten Türme meist «Luginsland»; so z. B. in Augsburg, Nürnberg.

Velvedere Marittimo, Stadt in der ital. Provinz Cosenza (früher Calabria citeriore), im Distrikt Paola, nahe der Küste des Tyrrhenischen Meeres, zählt (1880) als Gemeindegemeinde 4963 E., welche namhaften Rosinen- und Weinbau treiben.

Velz, Stadt im nördl. Teile von Ostgalizien, Bezirkshauptmannschaft Sokal (im ehemaligen poln. Kreis), mit (1880) 4126 E., größtenteils Ruthenen, die neben den städtischen Gewerben Viehwirtschaft und Viehzucht treiben. V. war einst der Hauptort eines russ. Fürstentums, das der Polenkönig Kasimir der Große zugleich mit Rotenburg eroberte und dem Masowenfürsten Semowit schenkte. Unter dem Jagellonen Kasimir (1462) kam es mit dem Fürstentum Masowien an Polen.

Velzebus, s. Veelzebus.

Velzen, s. unter Oulsteren.

Velzig, Kreisstadt und Hauptort des Kreises Rauch-W. (1922 9 km mit (1880) 79 406 E.) im Regierungsbezirk Potsdam der preuss. Provinz Brandenburg, am nördl. Fuße des Fläming und an der Berlin-Breslauer Eisenbahn, ist Sitz des Landratsamts, eines Amtsgerichts, der Kreisasse, einer Steuerkasse, hat in der Nähe ein altes Schloss, Eisenhart genannt, drei Kirchen und zählt mit Einschluß des Vorstadtdorfs Sandberg 3543 E., welche Weberei, Brauerei, Möbelpfennerei, Leder- und Gartenbau treiben. V. ist Geburtsort des Dichters Aug. Gottlob Oberhard und des Komponisten Kelliger. Die Stadt wurde 11. April 1635 von den Schweden geplündert und verbrannt. Ungefähr 3,5 km westlich-südlich der Stadt und 2 km südlich vom Dorfe Lübnitz liegt das Dorf Hagelberg, nach welchem das sehr bedeutende Gefecht genannt wird, in welchem nach der Schlacht von Großbeeren 27. Aug. 1813 der preuss. General Pirschel mit kaum 12000 Mann Landwehr und 600 Kosaken unter Tschernitschew die ebenso starke franz. Division Girard vollständig aufrieb. Zur Erinnerung an

dies Gefecht wurde unweit Hagelberg ein Denkmal (Kolossalstatue der Borussia in Sandstein) errichtet.

Belzoni (Giovanni Battista), berühmte durch seine Reisen und Entdeckungen, geb. 6. Nov. 1778 zu Padua, ward in Rom zum geistlichen Stande erzogen, wandte sich jedoch bald den mechan. Künsten, besonders der Hydraulik zu. Von Rom ging er um 1800 nach Holland, von da 1803 nach England, wo er durch öffentliche Darstellungen aus der Hydraulik, nachher durch athletische Künste seinen Unterhalt zu gewinnen suchte. Im J. 1812 kam er nach Lissabon, später nach Madrid und nach Malta. Hier ward er 1815 nach Ägypten eingeladen, um eine hydraulische Maschine für den Pascha zu bauen. Nachdem er sich dieses Auftrags entledigt, bewog ihn Burchardt und Salt, sich der Erforschung ägypt. Altertümer zu widmen. Es gelang ihm, die Hälfte des sog. jüngern Memnon aus der Nachbarschaft von Theben nach Alexandria zu schaffen und zuerst in den Tempel von Abu-Simbel einzubringen. Im Thale der Königsgräber (Wibael-Kolus) bei Theben entdeckte er mehrere wichtige Katalomben mit Mumien. Er eröffnete auch unter andern 1817 das berühmte Königsgrab des Psammetich oder Necho, aus welchem er den prächtigen alabasternen Sarcophag fortzuschaffe, der jetzt, mit der erwähnten Memnonssäule und den meisten übrigen von ihm nach Europa mitgebrachten ägypt. Alterthümern, das Britische Museum schmückt. Ds. glänzendste Unternehmung war jedoch die Eröffnung der Pyramide des Chephren. Ein Aufschlag auf sein Leben veranlaßte ihn, Ägypten zu verlassen. Zuvor unternahm er noch eine Reise nach der Küste des Roten Meers, auf der er die Smaragdgruben von Jubara und die Überreste des alten Berenice auffand, und von hier nach der Dase Siwah, um die Trümmer des Ammontempels zu untersuchen. Im Sept. 1819 schiffte er sich mit seiner Gattin, die auf allen Fahrten und Reisen seine mutige Begleiterin gewesen, nach Europa ein. Die Resultate seiner Forschungen veröffentlichte er unter dem Titel: «Narrative of the operations and recent discoveries etc. in Egypt and Nubia» (Lond. 1821, nebst einem Band mit 44 illum. Kupfern). Gegen Ende 1822 unternahm er eine Reise nach Simbultu ins Innere Afrikas. In Benin ward er jedoch von einer gefährlichen Ruhr befallen, die ihn nötigte, nach Oato zurückzukehren, wo er 3. Dez. 1823 starb. Die Originalzeichnungen des von ihm eröffneten ägypt. Königsgrabes wurden von seiner Gattin herausgegeben (Lond. 1829). Vgl. Renin, «Cenni biographici» (Mail. 1836).

Dem (Jof.), berühmter poln. General, geb. 1791 zu Krakau aus adeliger Familie, wurde 1810 in die von Napoleon zu Warschau gegründete Artillerieakademie aufgenommen. Dem Feldzuge von 1812 wohnte er als Lieutenant der reitenden Artillerie bei, kam beim Rückzug der Franzosen nach Danzig und lehrte nach der Übergabe der Festung nach Polen zurück, wo er in die 1816 reorganisierte Armee eintrat, 1819 zum Artilleriehauptmann aufstieg und tüchtige Schriften über Organisierung der Artillerie, über Congrevesche Brandraketen (Weim. 1820), Pulververzeugung u. s. w. herausgab. Wegen seiner patriotischen Gesinnung erhielt er jedoch 1825 den Abschied, worauf er sich auf den Gütern Franz Potockis mit Bauten und litterarischen und technischen Arbeiten beschäftigte. Als 1830 die poln. Re-

volution ausbrach, eilte B. nach Warschau, wurde zum Major einer Batterie, nach der Schlacht bei Jaganie zum Oberlieutenant, nach dem Gefecht von Ostroza zum Obersten, bald nachher zum Kommandanten der poln. Artillerie und, als die poln. Streitmacht sich bei Warschau konzentrierte, zum General ernannt. Nach dem Fall von Warschau trat er mit einem Teil der poln. Armee auf preuss. Gebiet über, lebte einige Zeit als Leiter der Emigration in Deutschland und seit 1832 in Paris. Wissenschaftliche Arbeiten, dann Reisen in Portugal, Spanien, Belgien und Holland füllten die folgenden Jahre aus.

In den Märztagen 1848 kam B. aus Frankreich nach Lemberg, 14. Okt. nach Wien, wo er sich in hervorragender Weise an der revolutionären Erhebung beteiligte und während der Einschließung der Stadt durch Windischgrätz verkleidet nach Preßburg entkam. Dort erteilte ihm die ungar. Regierung den Auftrag, an der Spitze eines selbständigen Korps Siebenbürgen zu erobern. Nachdem er sich rasch eine Armee von 8000 Mann geschaffen, brach er Ende 1848 in Siebenbürgen ein, lieferte 19. Dez. bei Deß den Österreichern das erste erfolgreiche Gefecht, trieb seinen Feind unter Gefechten aus dem Norden des Landes in die Bulowina und zog die herbeiströmenden Helfer an sich. Hierauf wandte er sich gegen die österr. Hauptmacht unter Buchner und griff, nachdem er ihn zum Rückzug nach Hermannstadt genötigt, diesen Ort 21. Jan. 1849 an. Er wurde jedoch zurückgeschlagen und erlitt 4. Febr. von Buchner zu Bialna eine bedeutende Niederlage. Dennoch wußte er sich 7. Febr. durchzuschlagen und lieferte, durch ungar. Truppen verstärkt, am 9. Febr. die blutige Schlacht an der Brücke zu Bläsi, eroberte 11. März Hermannstadt, nahm Kronstadt und trieb die Österreicher sowie die seit dem Februar herbeigerufenen russ. Hülfsstruppen 16. März durch den Rotenturmpaß in die Walachei. So Herr des Landes geworden, suchte er durch Amnestie und Milde die deutsche Bevölkerung, namentlich aber die Walachen für sich zu gewinnen. Auf Befehl der ungar. Regierung begab er sich hierauf ins Banat und nötigte den dort eingebrungenen Buchner zur Räumung auch dieses Gebietes. Sodann lehrte er nach Siebenbürgen zurück, wo inzwischen die Russen mit Übermacht eingebrungen waren und die Ungarn geschlagen hatten, wurde aber 31. Juli bei Schäßburg von dem dreifach stärkern Gegner entscheidend geschlagen. Er erklärte noch 5. Aug. Hermannstadt, mußte jedoch den Platz bald wieder räumen. Auf dringendes Verlangen Rostuths eilte er nach Ungarn, wo er am 9. an der Schlacht bei Temesvár sich beteiligte. Nach einem vergeblichen Versuch zu Zugos, den Kampf wieder aufzunehmen, mußte er nach Siebenbürgen zurückweichen, wo er sich bis zum 19. Aug. gegen eine erdrückende Übermacht wehrte. Endlich rettete auch er sich auf türk. Gebiet, trat dort zum Islam über und wurde unter dem Namen Amurat-Pascha im türk. Heere angestellt. Auf Österreichs und Rußlands Einsprache wurde B. im Febr. 1850 mit den zum Islam übergetretenen Ungarn nach Aleppo geschickt, wo er im November an der Spitze türk. Truppen den blutigen Aufstand der arab. Bevölkerung gegen die Christen niederschlug. Sein durch Strapazen und viele Wunden zerrütteter Körper wurde indeß von einem Fieber ergriffen, dem er 10. Dez. 1850 erlag. Als Feldherr zeichnete sich B. durch geschickte

Benutzung der Artillerie und große Schnelligkeit der Bewegungen aus. Außer andern Schriften erschien von ihm »Exposé général de la méthode mnémotique polonoise etc.« (Par. u. Lpz. 1839). Vgl. Egeh, »B.s Felszug in Siebenbürgen« (Hamb. 1850); Palady, »B. in Siebenbürgen« (Lpz. 1850).

Bema (griech.), in den griech. Kirchen der umgitterte Raum für die Geselligkeit und besonders der in letztem befindliche Sitz für den Bischof.

Bembo (Pietro), ital. Gelehrter, geb. zu Venedig 20. Mai 1470 aus vornehmer Familie, erlernte früh die lateinische, dann zu Messina unter Vaskaris die griech. Sprache, worauf er in seine Vaterstadt zurückkehrte und eine kleine Schrift über den Altna herausgab. Nach dem Willen seines Vaters Bernardino B. trat er in den geistlichen Stand, fand aber bald Mißbehagen daran und widmete sich den Wissenschaften. Nachdem er in Ferrara philos. Studien gemacht, kam er wieder nach Venedig, wo er bald eins der vorzüglichsten Mitglieder der im Hause des Buchdruckers Albus Manutius gebildeten gelehrten Akademie wurde. Für die Druderei des Albus besorgte er in jener Zeit eine kritische Ausgabe der ital. Gedichte Petrarca's (1501) und der Göttlichen Komödie (1502). Dann wandte er sich nach Rom und 1506 an den Hof von Urbino; 1512 folgte er Julian de' Medici nach Rom, wo ihn Julians Bruder, Papst Leo X., zu seinem Sekretär ernannte und ihm seinen Freund Sabotolo zum Amtsgenossen gab. In Rom lernte B. seine Geliebte Morosina kennen, die er in seinen Gedichten feiert und die ihm zwei Söhne und eine Tochter gebar. Nach Leos X. Tode begab er sich nach Padua, wurde 1529 zum Geschichtschreiber der Republik Venedig und zum Bibliothekar der St. Markusbibliothek ernannt. Papst Paul III. erteilte ihm 1539 den Kardinalshut, zwei Jahre später das Bistum Gubbio und bald darauf das von Bergamo. B. starb 18. Jan. 1547. Seine ital. und lat. Dichtungen («Carmina») zeichnen sich weniger durch Originalität als durch hohe Formvollendung aus; seine lat. Prosaschriften, namentlich seine Briefe, gelten mit Recht als Muster. Unter seinen (auch vielfach einzeln gedruckten) Werken (4 Bde., Vened. 1729) sind am wichtigsten: »Rerum Veneticarum libri XII« von 1487 bis 1513 (Vened. 1551), die er selbst ins Italienische übersezt hatte (Vened. 1552; beste Ausgabe von Morelli, 2 Bde., Vened. 1790). Ferner sind zu erwähnen: »Prose« (Vened. 1525 u. d.), Dialoge, in welchen die Regeln der toscan. Sprache aufgestellt werden; »Gli Asolani« (Vened. 1505 u. d.), Dialoge über die Natur der Liebe, Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara, gewidmet; »Rime« (Vened. 1530 u. d.), eine Sammlung von Sonetten und Kanzonnen; seine Briefe, sowohl die italienisch als die lateinisch geschriebenen.

Bemmel, eine zahlreiche Malerfamilie, deren Stammvater der 1630 in Utrecht geborene Wilhelm von B. ist, wohn in sich seine Familie aus Burgund wegen Religionsbedrückung gewandert hatte. Wilhelm lernte bei Corn. Saftleevan die Landschaftsmalerei, ging dann nach Italien, reiste in England und Deutschland und trat endlich in den Dienst des Landgrafen von Hessen-Kassel, bei dem er sechs Jahre weilte und viele treu und geschmackvoll aufgefaßte Landschaften meist nach Motiven aus Livoli malte. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er in Nürnberg. Er starb 20. Dez. 1708 zu Wöhrd bei Nürnberg. — Johann Georg

von B., sein ältester Sohn, geb. zu Nürnberg 30. Nov. 1669, gest. 18. Juni 1728, lernte zuerst vom Vater, widmete sich aber dann hauptsächlich der Tiermalerei bei J. Sandrart. Er hatte eine schwächliche Gesundheit und konnte zuletzt wegen des Chiragra nur zwei Finger gebrauchen, was ihn aber vom fleißigen Arbeiten nicht abhielt. — Peter von B., der jüngere Bruder des vorigen, geb. 1685 zu Nürnberg, gest. 1754 zu Regensburg, wurde, wie der Vater, Landschaftsmaler, wich aber von dessen Manier ab. Am besten gelangen ihm Winter- und Wettertiefen. Vorzüglich ist sein Baumschlag, wobei er eine besondere Vorliebe für Birken an den Tag legte. Peter wurde besonders vom Fürstbischof von Bamberg, Franz Konrad von Stadion, beschäftigt, dessen Schloß er mit Gemälden schmückte. — Joel Paul von B., der ältere Sohn von Joh. Georg, geb. zu Nürnberg 1713, war teils im Militärdienst, teils mit Landschafts- und Gesichtsmalerei beschäftigt. Sein jüngerer Bruder, Johann Noah von B., geb. 1716, wurde ein Schüler von Rupecht, dessen Manier er in seinen Arbeiten (Wildnisse, Jagden, Aia- und Genrestücke) nachahmte. — Christoph von B., Peters erster Sohn, geb. 1707, ein Landschaftsmaler, malte in Mannheim und später in Strassburg. Johann Christoph von B., sein Bruder, ebenfalls Landschaftler, wohnte zu Bamberg, wo er zum luth. Glauben überging. Er malte ziemlich gewöhnlich. — Karl Sebastian von B., Sohn des vorigen, geb. 1. April 1743, gest. zu Nürnberg 26. Nov. 1796, bildete sich in der Schule der Brüder Lang in Nürnberg und malte vorzüglich Landschaften in Gouachefarben. Am liebsten stellte er Genstüde, Stürme, Feuersbrünste, Morgen- und Nachtszenen dar. Die Perspektive gelang ihm vorzüglich; Baumschlag, Himmel und Wasser gab er mit großer Naturwahrheit wieder. Er trat 1766 zum luth. Glauben über. — Johann Kaspar von B., Bruder des vorigen, fiel auf der Wanderung 1778 preuß. Werbfern in die Hände und kam dann in einem kläglichen Zustande nach Bamberg zurück. Eine Zeit lang war er Laienbruder zu Regensburg, dann in das preuß. Militär, desertierte von Weich aus und wandte sich nach Leipzig, wo er 1799 starb. Er lieferte Landschaften.

Ben heißt im Hebräischen und Arabischen Sohn. In beiden Sprachen wird zu näherer Bezeichnung der Person dem Namen auch der des Vaters beigefügt, daher B. in solcher Verbindung soviel als Sohn des bezeichnet, z. B. David Ben-Salomo, Ali Ben-Hassan. Bei jüd. Familien in arab. Ländern wird B. auch dem Familiennamen vorgesetzt, z. B. Ben-Jaïsch (Baruch), Ben-Melech (Salomo). Daher haben, analog den deutschen Namen auf —sohn, manche Juden neuerer Zeit aus der Namensetzung des B. und des väterlichen Namens neue Familiennamen gebildet, z. B. Benary, Benken, Bendavid, Benlewi u. s. w. Neben Ben kommt unter Arabern, Persern und Türken auch die Form Ybn (Ebn), unter den Juden in arab. Ländern Aven, Aven vor, z. B. Ybn Esra, resp. Aven Esra.

Ben oder **Bhein** heißt im Galiläischen »Berggipfel«. Die bedeutendsten Berggipfel Großbritanniens, deren Namen damit zusammengekehrt sind, heißen Ben-Nevis (s. d.); Ben-Gracchan, Grafschaft Argyll, am Loch Awe, 1119 m; Ben-Lawers, Grafschaft Perth, am Loch Tay, 1214 m; Ben-Lomond, Grafschaft Stirling, zwischen dem Lomond und

Ben-Lous laous, röm. Name des Gardasees.

Benares oder **Varanasi** (im Sanskrit **Varanasi**), Hauptstadt der gleichnamigen Division der Lieutenant-Gouverneurtschaft der Nordwestprovinzen des Indo-Britischen Reichs, das Rom der Hindu, die heiligste Stadt derselben und der Hauptsitz brahmanischer Gelehrsamkeit und Orthodorie, liegt etwa 8 km lang, unter 25° 17' nördl. Br. und 83° 4' östl. L. (von Greenwich), amplitheatralisch auf dem linken Ufer des Ganges, der daselbst eine bafenartige Einbucht in das Land bildet und eine nach der Jahreszeit wechselnde Breite von 550—850 m bei einer Tiefe von 25—30 m besitzt. D.

Die Zahl der Bevölkerung beträgt (1881) 207 570, wechself aber sehr wegen der Menge täglich nach. Es sitzen der Dallsaher und andere Fremden, welche zur Zeit des Nam-Ela, des größten, und des Nam-wa, des glänzendsten aller zu B. gefeierten religiösen Feste mehr als 100 000 betragen. Unter ihr befinden sich mehr als 20 000 Brahmanen, eine sehr

Die Division Benares zählt auf 47 431 qkm 8179 307 C., worunter 1½ Mill. Rohammeebaner, und besteht aus den sechs Distrikten: B., Mirzapur, Chajapur, Buxi, Gorakhpur und Aimgarh.

Senary (Franz. Herb.), Orientalist und Grege-
geb. 22. März 1806 zu Kassel, studierte zu Bonn,
Halle und Berlin 1824—29 Theologie und Philo-
sophie und orient. Sprachen und habilitierte sich
1829 an der berliner Universität, wo er das altind.
Runstgebieth «*Nalodaya*» (Berl. 1830) herausgab;
1831 ward er zum außerord. Professor in der theol.
Fakultät ernannt. Auf seine Schrift «*De Hebraeo-
rum Ioviratu*» (Berl. 1835) erhielt S. in Halle die
theol. Doktormürde. Biblische Litteratur und Gre-
ge, semit. Sprachen und Paläographie bildeten
den Gegenstand seiner Vorlesungen sowie vieler

seiner Abhandlungen und Kritiken, die besonders in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik enthalten sind. Er starb 7. Febr. 1880 in Berlin. — Sein Bruder, Albert Goethe B., geb. 17. Jan. 1807 in Kassel, widmete sich 1824–27 in Göttingen und Halle der Philologie, seit 1827 behufs Sprachvergleichender Forschungen zu Berlin dem Sanskrit. Als Ergebnisse seiner Studien veröffentlichte er das Werk: *Adm. Lautlehre* (Wb. 1, Berl. 1837), sowie viele kleinere Schriften und Auflagen in Zeitschriften. Seit 1831 war er Professor am Könl. Gymnasium in Berlin und hielt als Privatdozent an der dortigen Universität Vorlesungen über griech. und röm. Literatur sowie über Sanskrit. Durch seine im demokratischen Sinne sich äussernde Wirksamkeit auf polit. Gebiete, welche er namentlich im Sommer 1848 betätigte, zog sich B. manche Anfeindungen zu. Er starb 5. Dez. 1880.

Benadque, befestigte Stadt mit 1600 B. in der span. Provinz Puerca (Aragonen), 980 m über dem Meere an der Sierra gelegen, einer der höchsten Orte in den Pyrenäen, das Silberbergwerke und Mineralquellen. Nördlich davon führt der 2417 m hohe Paß Puerto de Benadque in das Thal von Luchon.

Benavente, Stadt in der span. Provinz Zamora im ehemaligen Bisthum Leon, in 700 m Höhe links vom Flusse Orbigo, einem linken Nebenflusse der Guila, 66 km nördlich von Zamora, zählt (1877) 4107 B. und hat Seidenwebereien und neun Kirchen. Zwischen der Stadt befindet sich der alte verfallene Palast der herzogl. Familie Pimentel, welcher B. ehemals gehörte.

Benavente (das Atrium praetorium des Römer), Stadt im portug. Distrikt Santarem der ehemaligen Provinz Estremadura, am linken Ufer des Tago oder Sorraia, eines linken Nebenflusses des Tago, zählt (1878) 2048 B. und hat ein königl. Schloss.

Benderinla, eine zur Gruppe der Hebriden oder Western-Islands gehörige Insel, an der Nordwestküste Schottlands, zwischen Nord- und Süd-Orkney, östlich durch den Little Minch von der Insel Skye getrennt, gehört zur Schott. Grafschaft Inverness, umfasst ein Areal von 110 qkm und zählt (1871) 1663 B., theils Fischer, theils kleine Landwirthe, welche den Meeres mit hier gebranntem Aetz dängen. Die nicht sehr fruchtbare Insel ruht auf einer Unterlage von Gneis, hat mehrere kleine stehende Süßwasserseen und eine sehr gebrochene Küstenlinie, welche auf der Ostseite einen guten Hafen darbietet.

Beuch (engl.), Beul, f. Ring's Beuch.

Beudenendorf, ein Zweig einer brandenburg. Familie, der im 16. Jahrh. in Pommern ansiedelte und erst um die Mitte des 18. Jahrh. das livl. und estländ. Indigenat erlangte. Christoph von B., geb. 1740, diente unter Friedrich II. in der Garde und starb 1823 als General der Infanterie. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter.

Alexander von B. in
Mailand geboren, erhielt
Angelhardtschen Privata
Jünglingsalter nach
wurde er 1797 vertrau
litten. Er trat als 4
nahm an den russ. K

Frankreich mit Antheilnahme teil und wurde 1813 Generalmajor, 1815 General der Kavallerie und Adjutant des Großfürsten Nikolai. Zur Unterdrückung der Militärrevolution bei Nikolaus' Thron-

besteigung trug B. wesentlich bei und gewann ihn durch die Freundschaft des Kaisers, der ihn zum Mitglied der Kommission ernannte, welche zum Ausschreibung zu unterbreiten hatte. Im Jan. 1826 wurde er Chef der Genarmee und Kommandant des kaiserl. Hauptquartiers. Seine Macht und ein Einfluß ward endlich beträchtlich vergrößert, nachdem die eigene Armee der Maj. des Kaisers eine dritte, unter seiner Leitung stehende Division erweitert worden war. Diese Abtheilung bildete den Konzentrationspunkt jenes von B. organisierten Geheimpolizeisystems, welches nicht nur in Rußland selbst, sondern auch auf allen wichtigeren Punkten Europas seine Agenten hielt. Am 20. (3.) Febr. 1830 wurde B. in den erblichen Grafenstand erhoben und zum Mitglied des Reichsraths ernannt. Bei der Rückkehr von einer Badereise nach Deutschland übernahm ihn 22. (11.) Sept. 1844 der Leutnant des Kriegsdampfers Hercules. — Konstantin von B., der jüngere Bruder des vorigen, geb. 4. Jan. 1784, verließ die anfänglich eingenommene militärische Laufbahn, um 1812 als Major in die Artillerie zu treten. Als Führer einer Reserveabtheilung war er unter den ersten, welche bei der Befreiung der franz. Rheinprovinz nach Deutschland zurückkehrten. B. wurde 1813 Oberst, 1814 Generalmajor und 1820 Generalleutnant in Stuttgart. Wieder in die Armee eingetreten, ward er am 27. Febr. 1826 in die Modade von Grimaud und ein glücklicher Erfolg gegen die Kurden 1827 zum Generalleutnant befördert. Als Generaladjutant des Kaisers folgte er diesem später in den Türkenkrieg, nahm 12. Febr. 1828 Granada ein, und starb vor Baku 6. Febr. 1828 am Nervenfieber. — Sein Sohn, Graf Konstantin B., geb. 1817, folgt unter Wrangel und Woronzow im Kaukasus, wurde später verwundet, avancierte bis zum Oberst, wurde 1856 Graf und kam 1848 als russ. Militärattaché nach Berlin. Er verließ 1855 seinen Posten, um an Orientkriegen teilzunehmen, ging nach dem Frieden von 1856 mit einer außerordentlichen Mission nach Spanien und 1857, zum Generalleutnant befördert, als General nach Stuttgart. Er starb an den Folgen seiner Wunden in Paris 28. Jan. 1872. Seine Vertheilung im Kaukasus hat er in dem von seinem Lebe erschienenen: *Souvenir d'un des campagnes au Caucase* (Par. 1868) geschildert. — Von den Töchtern Christoph von B. war die älteste in der diplomatischen Welt bekannte Frau Dorothea von Bienen (f. d.).

Vendo, deutsche Musikfamilie. Der älteste Künstler dieses Namens, Franz V., der Sohn einer eigenen Violinschule in Deutschland, am 28. Nov. 1708 zu Mährenthal im böhm. Bistum Prag als der Sohn eines Brauereibesizers geboren, kam als Chorist an die Nikolaikirche zu Prag. Später trat er einer wandernden Musiktruppe bei, der er durch einen kleinen Juden Namen Vito im Geigenspiel unterrichtet wurde. Im 17. Jahre ging er wieder nach Prag, hierauf nach Wien, wurde dann Kapellmeister bei dem Kaiserlichen Hofe, des ihn 1746 der Kronprinz von Preußen (Friedrich II.) in seine Dienste nahm. An dieser Stelle wurde V. 1771 königl. Kompositionsrath und starb als solcher zu Potsdam 7. März 1786. Von seinen vielen Kompositionen sind nur sehr wenige herausgegeben worden. — Sein noch lebender Bruder, Georg V., geb. 1721, wurde 1742 ebenfalls in der Kapelle Friedrichs II. als Violoncello-

angestellt, trat aber 1748 als Kapellmeister in die Dienste des Kurfürsten Friedrich III. von Gotha, der ihn 1765 aus Kriege nach Jena versetzen ließ. Er nahm 1787 seinen Abschied in Gotha, wurde einige Zeit als Musikdirektor am Schillerischen Theater in Jena und lebte dann in Wien, Gotha, Ohrdruf, Ronneburg, zuletzt in Köslitz, wo er d. Nov. 1798 starb. B. war ein Mann von vielen Eigenschaften, namentlich suchten sich an seine überaus große Fortschrittlichkeit zahlreich Knospen. Große Verdienste erlangte er durch das Melodram *„Die Ahne auf Ragot“* (1774), welches nach Rousseaus Vorgang eine neue Gattung in die deutsche Bühnensucht einführte und viele Nachahmungen hervorrief. Mehrere seiner Instrumentalstücke komponierte er auch eine Reihe von Opern, von denen sieben *„Der Dorfbarbier“*, *„Rufus“*, *„Romeo und Julia“*, *„Der Holzhauer“*, *„Gulst und Bäcker“*, *„Das Händchen“* sehr beliebt waren. — Der älteste Sohn des Benda war Franz und Georg, Johann B., geb. 1712, gest. 1766 als Kammermusikus zu Berlin, und Joseph B., geb. 7 März 1736, seit 1766 Konzertmeister ebenfalls zu Berlin, gest. 22. Juni 1804, welches ebenfalls als Violoncellist gerühmt. — Der jüngere Sohn von Franz, Carl Heinrich Bendemann B., geb. 2. Mai 1746 zu Potsdam, gest. 15. März 1824, wurde sehr jung von Friedrich II. seines Violoncellspiels wegen unter die Hofkammermusiker aufgenommen und erhielt bald die Stellung eines kgl. Konzertmeisters. Er kam seinem Vater im Vortrage des Violoncell am nächsten. — Sein ältester Bruder, Friedrich Wilhelm Heinrich B., geb. 12. Juli 1745 zu Potsdam, gest. 19. Juni 1814 als Kammermusikus in Berlin, war ein guter Violine- und Klarinettenspieler und hat sich als Komponist von Kantaten und Opern (*„Der Hain“*, *„Das Blumenmädchen“* u. s.) einen Namen erworben. — Johann Wilhelm Otto B., Sohn des letztgenannten, geb. 20. Okt. 1770, gest. nach einem sehr beschwerlichen Leben 20. März 1829 als Regierungsrat zu Oppeln, ist literarisch durch seine Uebersetzung des Schopenhauer (12 Bde., 1808–10) bekannt geworden. — Hans Franziska B., die einzige Schwester von Franz B. und dessen Stiefbruder, geb. 1738, war eine der besten Sängertinnen ihrer Zeit. Sie verheiratete sich an den Kammermusikus Jantich in Gotha und starb daselbst 1780.

Benda, in Berlin die hohe Würde der Dorothea.
Bendemann (Eugenius), Philosoph und Mathematiker, geb. 12. Okt. 1768 zu Berlin von jüd. Eltern, wurde Musikschüler, widmete sich aber daneben mit Eifer und Erfolg wissenschaftlichen Studien und machte namentlich in der Mathematik solche Fortschritte, daß er 1786 zu Berlin eine *„Lehrvorlesung über die Geometrie“* hielt. Nachdem B. das dort *„Das mathem. Vocabular“* (Berl. 1789) veröffentlicht, auch in Berlin öffentlich mathem. und physik. Vorlesungen gehalten, wandte er sich 1790 nach Göttingen, wo er unter Eichberg und Gmelin Physik und Chemie, unter Bland Naturgeschichte lernte. Inzwischen von der Königl. Philosophie beauftragt, ging er nach Wien und hielt hier eine allgemeine Vorlesung über die jüd. Philosophie und Ethik. In allgemeines Versehen gegen die Fremden nötigte ihn jedoch 1797 der Kaiser nach Berlin, wo er in seinen mathematischen Vorlesungen und schriftstellerischen Arbeiten fortwährte und sich als Direktor des jüd. Freiwilleigen Vereins emvies. Zur Zeit des Fran-

zosenkriegs beschäftigte er sich mit großer Umsicht die *„Spezielle Geometrie“*. Er gab 22. Unter seinen philol. Schriften sind her-
„Versuch über das Vocabular“ (1794), *„Vorlesungen über die Kritik der Vernunft“* (Wien 1796, 2. Aufl. Berl. 1808), *„Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft“* (Wien 1796), *„Vorlesungen über die Kritik der Urteilskraft“* (Wien 1796), *„Versuch einer Schopenhauer'schen“* (Berl. 1796), *„Versuch einer Nachlese“* (Berl. 1808) und die *„Verleumdung“* *„Über den Ursprung unserer Erkenntnis“* (Berl. 1808).

Bendemann (Eugenius), einer der ausgezeichnetsten Meister der Dessauerer Schule, geb. 2. Dec. 1811 zu Berlin, widmete sich seit 1830 in Dessau unter H. Schadow der Malerei. Schon in seinen Jugendarbeiten, z. B. in *„Rosa und Paul“*, betraute er ein bedeutendes Talent, und bereitete ihn 1833 ein großes Gemälde *„Die trauernde Jüdin“* (nach dem 187. Psalm), wurde als Bildhauer anerkannt. Dieses Werk befindet sich gegenwärtig im kgl. Museum zu Berlin und ist durch den Stich von Schadow und die Lithographie von Weich und Schreiner sehr bekannt gemacht. Ein weiteres größeres Bild, *„Zwei Mädchen am Brunnen“* (1833), ein lieblicher Kontrast entgegengesetzter weiblicher Charaktere, gelangte in Privatbesitz zu Berlin und wurde von Heine gelobt. Allgemeine Bewunderung erweckte das 1837 entstandene große Gemälde *„Jermolow auf dem Tschernomors von Jerusalem“*, welches König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ankauft und das in einer sehr schönen Lithographie von Weich verbreitet worden ist. Einen geistlichen Charakter trug: *„Die Gräfin“* (von Gierke gezeichnet), *„Der Herr und die Hirtin“*, in der Sammlung des Grafen Hatzfeldt, und *„Die Leber des jüd. Jünglings“*, nach einem jüd. Holzschnitt. Inzwischen war B. 1838 als Professor der Kunstgeschichte und Mitglied des Akademischen Rats nach Dresden berufen worden. Hier schenkte er dem Thronsaal sowie dem Saal. und Konzertsaal im kgl. Schloss zu Berlin. Im Thronsaal bilden drei große Wandbilder aus dem Leben Kaiser Heinrichs des Stauferkaiser, nämlich *„Der Kaiser“* mit dem *„Berufsstelle des jüd. Jünglings“*, die *„Hauptstücke der Kasse“*. Gegenüber umgeben in 16 großen Gemälden weltgeschichtliche Bilder und Gesessener des Thronsaals. Oben links ein weltlicher Fries um den ganzen Saal, der in einer Reihe von Bildern den ganzen Kreis menschlichen Lebens und Schicksals durchläuft. Der Saal. und Konzertsaal zeigt, außer einer Darstellung der sieben Künste, eine Anhangfolge von Gegenständen der griech. Sage und Geschichte. Der Fries enthält, im Gegenstand zu dem des Thronsaals, Bilder aus dem Privatleben der alten Griechen. Von einem großen Teil der Fresken hat Bartsch gelungenes Abbildungen geliefert. Auch sind von Bildhauern, die B. in Dresden malte, auch der Kaiser Lothar II. für den Kaiser zu Frankfurt, die Kaiserin für König Friedrich Wilhelm IV. und Ulysses und Penelope im Museum zu Berlin hervorgehoben. Im J. 1850 folgte B. dem Kaiser als Direktor der Akademie zu Düsseldorf, legte dieses Amt jedoch 1857 wieder nieder. Bald dem übertrug er die Wandgemälde im Schwanenbergergebäude zu Neumburg, den Tod des Abel (in weißer Farbe), 1856 den Fries für die Realakademie zu Düsseldorf (Allegorien und 30 Bildnisse großer Deutscher), außerdem die Porträts Wilh. von Schadow (1857

die Akademie zu Antwerpen) und des Fürsten von Hohenollern-Sigmaringen, endlich 1879 das große Bild: Die Wegführung der Juden in die Babylonische Gefangenschaft, für die Nationalgalerie in Berlin. Für den Corneliusaal der Berliner Nationalgalerie malte er 1875 die Gewölbekappen, zwei Jahre später entstand das von der antwerpener Akademie erworbene Ölgemälde: Penelope, 1880 drei größere Bilder, die Fahrt durch die Wüste gleichartig darstellend. B.'s künstlerische Richtung ist im allgemeinen diejenige, welche überhaupt die

(s. d.), König von Schweden, auf. Sein Haus ist nur noch in Mauerresten vorhanden, die mit Gras überwachsen sind. Im Kreise B. sind viele Deutsche und bulgar. Kolonisten angesiedelt, die sich mit Seidenbau und Gärtnerei beschäftigen.

Bender-Abbas, d. h. Abbas-Hafen, ein Hafenort an der Südküste Persiens, Provinz Kirman, Landschaft Moghistan, nördlich der zum Persischen Meerbusen führenden Straße, der Insel Ormus gegenüber gelegen, besteht aus Hütten und wenigen schlechten Häusern mit einer aus Persern, Baluchern, Arabern, Kurden und Armeniern gemischten Bevölkerung von 8000 Köpfen. Die Ausfuhr besteht in Teppichen, Tabak, Baumwolle, Opium, Henna, Asa foetida und trockenen Früchten aus Persien, die Einfuhr in Städtgütern, ind. Luch und Porzellan. Doch ist der Handel und die Bedeutung des Ortes sehr gesunken. Bender-Abbas hat in regelmäßiger wöchentlicher Dampfschiffverbindung mit Bombay, Rarratschi, Buschir und Baku. Die Portugiesen hatten hier von Ormus aus 1612 das Fort Komoran, auch Gomran genannt, angelegt, nach dessen Zerstörung 1614 und ihrer Vertreibung 1623 durch Schah Abbas I. und die Engländer der Hafen dadurch aufblühte, daß der Schah den Handel von Ormus hierher verlegte. Schon zu Ende des 17. Jahrh. hinderten die Unruhen im Lande den Verkehr, und die Waren mußten die mehr im Innern des Persischen Golfs gelegenen Häfen aufsuchen. Unter Nadir-Schah (1736—47) lag der Handel, insbesondere der britische, nach Abuscher (s. d.). Da das Klima sehr heiß und den Persern unzutraglich ist, wurde der Landstrich gegen jährlichen Tribut an den Imam von Maskat verpachtet. Als jedoch dieser 1854 den Tribut verweigerte, nahmen die Perser die Stadt ein. Im J. 1870 wurde zwar der Tribut und hiermit auch der Vertrag erneuert, jedoch schon 1875 wieder aufgehoben. Auper B. führen noch andere Hafenplätze des Persischen Meerbusens, des Schwarzen und Aser Meeres, an der Küste Indiens u. s. w. den Namen «Bender» (d. i. Hafen).

Bender-Buscher, pers. Stadt, s. Abuscher.

Bendorf, Stadt in der preuss. Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Kreis Koblenz, auf dem rechten Ufer des Rheins und an der Rheinischen Eisenbahn, zählt (1880) 8986 E. und hat eine höhere Bürgerschule, vier Irrenanstalten, Wollspinnerei, Seidenhaspellei, zwei Eichorienfabriken, eine Eisenfabrik, zwei Mühlfabriken, eine Bleiweißfabrik, drei Fabriken für feuerfeste Steine, sehr regen Bergbau (eine Eisensteingrube liefert Eisen von guter Qualität), in nächster Nähe drei große Eisenwerke (die Concordiahütte und zwei Krupp'sche Hüttenwerke in Sayn und Rulhofen), viel Obst- und Weinbau, ferner Holz-, Obst- und Fruchtmarkt. Unweit von B. liegt die Ruine der Burg Sayn und das moderne Schloß Sayn.

Bendj, ment Bet von der G worunter Kirche, eine Draß mühlen,

Wassermühle. Bemerkenswert sind die Ruinen des alten Schlosses aus der Zeit des poln. Königs Stanislaus d. Kr., die auf dem Berge liegen, welcher die Nordwestseite der Stadt bildet.

durch eine Ebene von der Stadt getrennt, auf welcher der sog. Sumorowskische Kurgan (Grabhügel) liegt, und hat, wie auch das in ihrem östl. Teile auf dem hohen Flußufer gelegene alte Schloß mit seinen hohen, runden Thürmen, ein imposantes Ansehen. B. zählt 24625 E., größtenteils Juden, außer diesen Russen, Moldauer, Armenier und Tataren. Die Stadt hat eine luth. und drei griech. Kirchen, ein Bethaus für Kosakoffen, eine Moschee und vier Synagogen. Die Gewerbsthätigkeit (Tabak- und Lichterfabrikation) der Bevölkerung ist gering, von mehr Bedeutung der Handel. Die Hauptgegenstände des Verkehrs sind Getreide, Wein, Wolle, Rindvieh, Talg, namentlich aber Holz, das auf dem Dnjestr herabkommt und im Dubschal auf Seeschiffe geladen wird. Der Ursprung der Stadt B. ist unbekannt. Die Genuesen hatten hier noch im 12. Jahrh. eine Niederlassung. Jedenfalls entstand die Stadt erst im Mittelalter, seit dem 14. Jahrh. Unter dem General Panin ward B. 26. Sept. 1770 durch die Russen erstürmt, in Brand gesteckt und die Besatzung nebst Einwohnern, gegen 30000 Menschen, niedergehauen; doch erhielten es die Türken im Frieden zu Rutschul-Kainardschi 1774 zurück. Mit geringer Anstrengung eroberten es die Russen unter Potemkin abermals 15. Nov. 1789; doch auch diesmal ward es im Frieden an die Türkei zurückgegeben. Nachdem es die Russen unter Repenborff 1806 zum dritten mal erobert und 1811 wieder besetzt hatten, ward es im Frieden von Wularest 1812, gleichwie das übrige Bessarabien, mit Rußland vereinigt und 1818 zur Kreisstadt erhoben. Im nahen Dorfe Warniqa, von den Schweden Neu-Stockholm genannt, hielt sich von 1709—12 Karl XII.

Bene (lat.), gut, wohl; sich bene thun, sich gütlich thun; bene qui latuit, bene vixit, eine Sentenz Ovids (*«Tristia»*, III, 4, 26), welche gewöhnlich in folgender Fassung citirt wird: Bene vixit, qui bene latuit (wohl hat gelebt, wer wohl verborgen war, d. h. das stille Privatleben ist der öffentlichen Thätigkeit vorzuziehen).

Benedek (Ernst Wilh.), verdienstvoller Geolog, geb. 16. März 1838 in Berlin, studierte die geolog. Disciplinen auf den Universitäten Halle, Würzburg, Berlin und Heidelberg, arbeitete dann unter Oppels Leitung in den paläontolog. Sammlungen zu München und machte wiederholt geolog. Studien in den Südalpen. B. habilitierte sich 1866 in Heidelberg, wurde daselbst 1869 zum außerordentl. Professor, 1872 zum ordentl. Professor in Straßburg und bald darauf zum Mitglied der Kommission für die geolog. Untersuchung der Reichslände ernannt. Die meisten Publicationen B.s betreffen die Trias der Südalpen und Süddeutschlands. Außerdem gab er eine geolog. Karte der Gegend von Heidelberg (mit Cohen) und einen *«Abriß der Geologie von Elsaß-Lothringen»* (Straßb. 1878) heraus, und ist seit 1879 Mitredacteur des *«Neuen Jahrbuchs für Mineralogie u. s. w.»*.

Benedek (Georg Friedr.), namhafter Germanist, geb. 10. Juni 1762 zu Röschsrode im Fürstenthum Döttingen, wurde in Hörden und Augsburg erzogen und studierte seit 1780 zu Göttingen. Hier bekam er auf Heynes Empfehlung eine Anstellung an der Universitätsbibliothek, wurde 1814 ordentl. Professor der Philosophie, 1820 Hofrat und 1829 Bibliothekar. Er starb 21. Aug. 1844. B.s Studien erstreckten sich hauptsächlich auf die engl. und altdeutsche Sprache und Litteratur. Er machte zuerst die altdeutsche Litteratur zum Gegenstande akademischer Vorlesungen und ist als ein feiner und scharfsinniger Erklärer mittelhochdeutscher Dichter, besonders in sprachlicher Hinsicht, ausgezeichnet. Seine *«Beiträge zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Litteratur»* (2 Bde., Göt. 1810—32) enthalten Ergänzungen zu der Bodmerischen Ausgabe der Minnesänger und im zweiten Bande die Gedichte des Reinhard von Neuenthal und den *«Waffen Armis»* des Strickers. Er besorgte 1816 eine Ausgabe von Boners *«Edelstein oder Fabeln»* (Berl.), von Rudolfs von Ems *«Barlaam»* (Königsb. 1818) und von Wirts von Grafenberg *«Bisgalois»* (Berl. 1819) mit einem brauchbaren Wörterbuche. Dann gab er in Gemeinschaft mit Zachmann Hartmanns von der Aue *«Zwein»* (Berl. 1827; 2. Aufl. 1842) mit erläuternden Anmerkungen und später ein musterhaftes *«Wörterbuch»* (Göt. 1833; 2. Aufl. 1874) dazu heraus. Ein von ihm entworfenes und begonnenes *«Mittelhochdeutsches Wörterbuch»* wurde aus seinem Nachlaß herausgegeben und vervollständigt durch B. Müller und Jarnde (3 Bde., Lpz. 1847—66; mit 8 Supplementbänden von Zeyer, Lpz. 1870—78).

Bened., bei zoolog. Namen Abkürzung für Pierre Joseph van Beneden (s. d.).

Benedicere (vom lat. benedicere), preisen, segnen, segl. sprechen.

Benedek (Ludw., Ritter von), österr. Feldzeugmeister, geb. 14. Juli 1804 zu Odenburg in Ungarn, erhielt seine Ausbildung in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt, aus welcher er 1822 als Fähnrich austrat. Zwei Jahre später wurde er Offizier, 1835 Hauptmann, 1840 Major und 1846 Oberst.

Noch in demselben Jahre wurde er durch sein energisches Auftreten gegen die poln. Insurgenten, die er bei Gdow und Bielitzka auseinanderprengte, bekannt. Er kämpfte 1848—49 in Italien, wo er sich in den Gefechten bei Curtatone und Solto sowie bei Novara und Mortara hervorthat, und als General in Ungarn bei Raab und Ezergebin, und wurde wiederholt verwundet. Hierauf kam er als Chef des Generalquartiermeisterstabes zur zweiten Armee an die Seite Radetzky nach Italien, wurde 1858 Feldmarschallleutnant und erhielt das Kommando des 4. Armeekorps der Observationsarmee, welche während des Krimkriegs in Galizien aufgestellt war. Im Frühjahr 1859 kam er als Kommandant des 8. Armeekorps nach Italien und zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Solferino aus, wo er die Piemontesen bei San-Martino zurückwarf. Am 27. Nov. 1859 zum Feldzeugmeister befördert, wurde er 30. Jan. 1860 zum Chef des Generalquartiermeisterstabes, 19. April 1860 zum Civil- und Militärgouverneur von Ungarn ernannt, doch 20. Okt. 1860 als Oberkommandant der österr. Armee in Venetien und den Alpenländern versetzt. Er gehörte seit 18. April 1861 zu den Mitgliedern des Herrenhauses, auf Lebensdauer ernannt, blieb aber dessen Beratungen fern. Im Mai 1866 übernahm B. das Oberkommando der gegen Preußen in Böhmen und Mähren aufgestellten Nordarmee, führte jedoch den siebenwöchigen Krieg so unglücklich, daß nach der Schlacht bei Königgrätz (3. Juli 1866) seine Enthebung vom Kommando notwendig wurde. Der oberste Militärjustizsenat verhängte über ihn die kriegsgerichtliche Untersuchung, die aber auf Befehl des Kaisers (vom 4. Dez. 1866) eingestellt wurde. B. lebte seitdem in größter Zurückgezogenheit in Graz, wo er 27. April 1881 starb. Er hat weder Memoiren noch sonstige auf seine militärische Vergangenheit bezügliche Aufzeichnungen hinterlassen.

Beneden (Pierre Joseph van), belg. Zoolog, geb. 19. Dez. 1809 zu Mecheln, wurde 1831 Konservator am naturwissenschaftlichen Museum zu Löwen, 1836 Professor an der Universität zu Gent, 1836 an der kath. Universität zu Löwen. Seit 1842 Mitglied der belg. Akademie der Wissenschaften, wurde er 1860 zum Direktor der Classe des sciences und 1881 zum Präsidenten der Akademie gewählt. Außer zahlreichen Abhandlungen in den Veröffentlichungen der Akademie schrieb B. namentlich: *«Zoologie médicale»* (in Gemeinschaft mit Gervais; 2 Bde., Par. 1859), *«Iconographie des helminthes ou des vers parasites de l'homme, veracétoïdes»* (Löw. 1860), *«Ostéographie des cétacés vivants et fossiles»* (in Gemeinschaft mit Gervais; Par. 1868 fg.), *«La vie animale et ses mystères»* (Brüss. 1863), *«Les fouilles au trou des Nutons de Furfooz»* (Brüss. 1865), *«Les Chauves-Souris de l'époque du mammoth et de l'époque actuelle»* (Lond. 1871), *«Die Schmarotzer des Tierreichs»* (Bd. 18 der *«Internat. Wissenschaftlichen Bibliothek»*, Lpz. 1876). Bgl. *«Manifestation en l'honneur de M. le professeur van B.»* (Gent 1877).

Benedetti (Vincent, Graf von), franz. Diplomat, geb. 29. April 1817 zu Bastia auf Corsica, widmete sich der diplom. Laufbahn und war unter Ludwig Philipps Regierung einige Zeit franz. Konsul in Aegypten. Im Mai 1848 wurde B. zum franz. Konsul in Palermo ernannt, 1851 zum Legationssekretär in Konstantinopel, 1855 zum Direktor der

polit. Angelegenheiten im Ministerium des Auswärtigen und war 1856 als solcher Sekretär auf dem Pariser Friedenscongreß. Anfang 1860 schickte ihn Napoleon in besonderer Mission an den turiner Hof, wo er den Vertrag bezüglich der Abtretung von Savoyen und Nizza zu Stande brachte. Darauf wurde B. 1861 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Turin ernannt, gab aber 1862 seinen Posten auf und zog sich ins Privatleben zurück. Doch schon 1864 wurde B. an die Stelle des Barons von Tallegrand-Périgord als Botschafter nach Berlin gesandt. Nach dem Ausbruch des Kriegs zwischen Preußen und Österreich erhielt B. den Auftrag, in Nikolsburg in franz. Interesse zu wirken und in Berlin Rheinbavern und Rheinhessen nebst Mainz für Frankreich zu verlangen. Weitere Verhandlungen wegen Belgiens und Luxemburgs hatte er 1867 zu vermitteln, ohne bei Bismarck je irgendetwas ausrichten zu können. Als Anfang Juli 1870 Prinz Leopold von Hohenzollern für den span. Thron kandidierte, stellte B. 4. Juli im Auswärtigen Amte in Berlin eine Interpellation und hatte 9., 11. und 18. Juli Unterredungen mit König Wilhelm zu Ems, welche wegen des diplomatischen Auftretens B.s und wegen der unannehmbaren Forderungen Frankreichs eine histor. Berühmtheit erlangt haben. (S. Deutsch-Französischer Krieg.) Am 14. Juli reiste B. von Ems nach Paris zurück. Um das Intriguenspiel, welches schon seit Jahren in Paris und durch B. zu Berlin aufgeführt worden war, vor der Welt bloßzulegen, teilte Bismarck 24. Juli dem engl. Gesandten, Lord Loftus, Dokumente mit, durch welche konstatiert wurde, daß schon seit Jahren Frankreich die Erwerbung von Belgien und Luxemburg beabsichtigt und dazu die Mitwirkung Preußens verlangt hatte. B. suchte dieses in seiner Schrift »*Ma mission en Prusse*« (Par. 1871) zu widerlegen. Nach dem Sturze der kais. Regierung in Paris infolge der Proklamierung der Republik wandte sich B., der von Napoleon III. 1869 in den Grafenstand erhoben worden war, nach Italien, wo er seitdem als Privatmann lebt.

Benedict als Vorname und in Zusammensetzungen, s. Benedikt u. s. w.

Benedict (Sir Julius), namhafter Pianist, Komponist und Musikdirigent, geb. 27. Nov. 1804 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, vervollkommnete sich 1820 zu Weimar unter Hummel im Klavierpiel, ging 1821 nach Dresden, wo er Schüler Karl Maria von Weber's in der Komposition wurde, erhielt 1824 die Stelle eines Musikdirektors am Körntnerthor-Theater in Wien und folgte 1825 einem Rufe nach Neapel als Kapellmeister an den Theatern San-Carlo und Del Fondo. In letztem Theater brachte er 1827 seine erste Oper »*Ernesto e Giacinta*« zur Aufführung. Während der folgenden Jahre reiste er in Italien, Deutschland und Frankreich als Klavierspieler und ging 1835 nach London, wo er, von der Malibran eingeführt, als Klaviervirtuos wie als Komponist und Musiklehrer auftrat und sich bleibend niederließ. Er wirkte hier eine Zeit lang als Kapellmeister an der ital. und engl. Oper, dirigierte seit 1845 Musikfeste in verschiedenen Städten Englands, leitete seit 1856 die Vocal-Association und begründete 1860 die Monday-Popular-Konzerte. Später war er Kapellmeister des Coventgarden und 1876–80 Dirigent der Philharmonischen Gesellschaft in Liverpool.

Die Königin Victoria verlieh ihm 1870 die Ritterwürde. Als Pianist entwickelte B. in seiner Blütezeit neben einer durchgeübten Legnität Feuer und Ausbruch. Als Komponist ist ihm manches gelungen, was wenigstens vorübergehend Erfolg hatte. Außer drei ital. Opern hat er verschiedene in engl. Sprache geliefert, als: »*The gipsy's warning*« (1838), »*The brides of Venice*« (1844), »*The crusaders*« (»*Der Alte vom Berge*«, 1846), »*Undine*« (1860), »*The Lily of Killarney*« (1861), »*Richard Coeur-de-Lion*« (1863), »*The bride of song*« (1866); außerdem die Kantate »*St. Cecilia*« (1866), das Oratorium »*St. Peter*« (1870), zwei Symphonien, verschiedene Konzert-Ouverturen, Klaviersachen mit und ohne Begleitung, Lieder und Gesänge u. s. w.

Benedictis (Jacobus de), gewöhnlich Jacoponus genannt, der Verfasser des *Stabat mater* (s. d.), geb. zu Lodi um die Mitte des 12. Jahrh., war ein gelehrter Jurist, der, durch den Tod seiner Gattin bewogen, 1268 in den Orden der Terziarier trat, sich Aufkündigungen ergab und 1306 starb. Seine *Canticis* nebst Biographie gab G. Mobio (1588) heraus.

Benedictus (lat. »gebenedeit«), der Lobgesang des Zacharias (Canticum Zachariae, Lul. 1, 68–79), der in der lath. Kirche täglich im Dreiviertelgebete gebetet und an Festtagen im Chöre gesungen wird.

Benedikt von Aniane, Wiederhersteller der Klosterzucht, 750 in Languedoc geboren, kam am fränk. Königshofe am Anfang einer glänzenden Laufbahn, als er 774 aus Anlaß der für ihn selbst gefährlichen Rettung seines Bruders aus einem Flusse der Welt entsagte und Mönch ward. Im J. 779 gründete er auf seinem väterlichen Erbe ein eigenes Kloster, dessen Abt er ward. Von Karl d. Gr. und besonders von Ludwig dem Frommen mit hohem Vertrauen beehrt, hat er nicht bloß auf die kirchlichen und polit. Angelegenheiten seiner Zeit großen Einfluß ausgeübt, sondern auch zur Besserung der verfallenen Klosterzucht eine Ordensregel aufgestellt, welche im wesentlichen eine Erneuerung und Verbesserung derjenigen B.s von Russia war und auf dem Reichstage zu Aachen 817 zum Gesetze erhoben ward. Er starb 821 und sein Werk verfiel bald wieder.

Benedikt von Russia, der heilige, Reformator des abendländischen Mönchtums, war 480 in Russia geboren. In Rom wissenschaftlichen Studien ergeben, aber abgestoßen durch das lasterhafte Leben seiner Genossen, ging B. schon in seinem 14. Lebensjahre in die Einsamkeit, um in einer niedrigen Höhle der frommen Betrachtung zu leben. Als Heiliger und Wunderthäter verehrt, ward B. 510 von den Mönchen des Höhlenklosters von Nicovaro zum Abte gewählt, welches Amt er jedoch bald wieder aufgab, als den Mönchen strenger Gehorsam und ein zwischen Gottesdienst und Arbeit getheiltes Leben nicht zusagte. In die Einsamkeit zurückgekehrt, sammelte sich um ihn eine Anzahl von Anbetern, welche er in Cönobien von je 12 Mönchen in der Umgegend von Subiaco ansiedelte. Nachdem so allmählich in ihm der Plan gereift war zur Neuordnung des Mönchslebens, begründete er 688 auf dem Monte-Casino bei Neapel ein neues Kloster mit eigener Ordnung, von wo aus die neue Regel des B. immer weitere Ausbreitung und im Abendlande fast allgemeine Annahme fand. Als strenge Abtse in Bezug auf Kleidung und Lebensweise abgegrenzt, forderte sie neben den geistlichen Übungen des Gebets, Lesens geistlicher Schriften und des

Gottesdienstes auch körperliche Arbeit, vorzüglich in Kultivierung des Bodens, sowie Unterweisung der Jugend. Die eigentlich wissenschaftliche Beschäftigung, durch welche die Benediktiner (s. b.) sich um die Erhaltung der lateinischen Literatur so sehr verdient gemacht haben, ist erst durch Cassiodor (s. b.) eingeführt worden. Gregor d. Gr. und Bonifatius, der Apostel der Deutschen, haben besonders mitgewirkt, die Regel im Abendlande zu allgemeiner Durchführung zu bringen. B. starb 21. März 543, die Beschreibung seines Lebens bei Gregor d. Gr. ist bereits voll von Wunderberichten.

Benedikt ist der Name von 14 Päpsten. — B. I., 574—578, war bemüht, die durch die Einfälle der Longobarden verursachte Not zu mildern. — B. II., ein geborener Römer, 683—685, erhielt vom Kaiser Konstantin Pogonatus das Zugeständnis, daß der röm. Bischof gleich nach der Wahl konsekriert werden dürfe, ehe die laic. Bestätigung eintreffe. — B. III. war Papst von 855 bis 858. — B. IV., 900—908, einer der besten Päpste des 10. Jahrh., krönte den König Ludwig von Niederburgund zum röm. Kaiser (als solcher Ludwig III.). — B. V., 964 von den Römern gewählt als Gegenpapst Leo VIII., des Papstes Ditos I. Letzterer verwies ihn nach Hamburg, wo er 966 starb. — B. VI., von Otto I. 972 anerkannt, ward vom Usurpator Crescentius 974 im Kerker erdrosselt. — B. VII., 975—984, von der laic. Partei nach der Flucht Bonifatius' VII. zum Papst gewählt, zeigte sich in allen Dingen Kaiser Otto II. ergeben. — B. VIII., 1012—24, Sohn des Grafen von Tusculum, wurde von seiner Familie auf den päpstl. Stuhl erhoben und von Kaiser Heinrich II. anerkannt, während die Crescentier den Römer Gregor wählten. Im J. 1014 krönte er Heinrich II. als treuen Schutzherrn der Kirche, entriß in blutigen Kämpfen Sardinien und Unteritalien den Arabern und Griechen und wirkte auf mehreren Synoden für die Reformation der Kirche im Geiste Eugens. Er starb 27. Febr. 1024. — B. IX. (Theophylact), Neffe des vorigen, als Knabe durch Befechung 1053 zum Papst gemacht, wurde 1058 wegen sittenlosen Lebens vertrieben, durch Konrad II. wieder eingesetzt, 1044 durch die Partei des Konstans Ptolemaus und den Gegenpapst Sylvester II. förmlich abgesetzt, nach drei Monaten aber durch Selb wieder als Papst angenommen. Er verkaufte hierauf seine Würde an den röm. Erzpriester Johannes Gratianus (als Papst Gregor VI.), blieb aber nichtsdestoweniger Papst. Zugleich mit Sylvester und Gregor durch Kaiser Heinrich III. auf der Synode zu Sutri 1046 abgesetzt, gelangte er nach dem wahrscheinlich durch Gift 1047 erfolgten Tode Clemens' II. auf acht Monate durch Selb abermals auf den päpstl. Stuhl, bis er 1049 durch Leo IX. beseitigt wurde. Nach dessen Tode, 1054, machte er noch einen letzten vergeblichen Versuch, sich wieder zum Papste zu erheben. Er starb 4. Mai 1056. — B. X., durch Befechung der toscan. Partei 1058 Papst, mußte nach neuem Monarchen Einflüsse der Synode zu Siena und namentlich Hildebrands (des spätern Gregor VII.) weichen. — B. XI. folgte 1058 auf Bonifatius VIII. (s. b.) und wußte durch Milde und Demut die ihm von seinem Vorgänger überkommenen Händel mit den ital. Staaten und mit Frankreich zu einem befriedigenden Ende zu führen. Er starb bereits 7. Juli 1064, wahrscheinlich an Gift. — B. XII., 1334—42, aus Languebec gebürtig und von niederer Herkunft, ver-

mochte dem franz. Einfluß gegenüber die Mäßigkeit nach Rom nicht durchzusetzen. Um eine strengereucht der Klöster und Mönchsorden bemüht, von Nepotismus durchaus frei, hat B. im ganzen zum Segen der Kirche gewirkt; nur in dem Konflikt mit König Ludwig dem Bayern zwang ihn der franz. Einfluß zu einer Halsstarrigkeit, welche zur Folge hatte, daß die deutschen Kurfürsten auf dem Tage zu Hense 1338 erklärten, der von ihnen zum römischen König Erwählte bedürfe der päpstl. Bestätigung nicht. — Den Namen B. XIII. führen zwei Päpste. Der eine, Peter de Luna aus Aragonien, ward 1394 in Avignon zum Papst gewählt, aber 1409 vom Koncil zu Pisa, 1417 vom Koncil zu Rom als Schismatiker abgesetzt, doch lebte er bis 1424 auf seiner Bergfeste Peniscola im Königreich Valencia, von vier Karдинаlen umgeben, als wäre er allein rechtmäßiger Papst. Der andere, Petrus Frangiskus, aus dem Hause Desini-Gravina, ward als Erzbischof von Benevent 1734 zum Papst gewählt. Mehr Gelehrter als Politiker, zeigte er wenig Geschick, den weltlichen Mächten gegenüber die Rechte der Kirche zu wahren. Er starb 21. Febr. 1730. — B. XIV. (Prosper Lambertini), der merkwürdigste dieses Namens, geb. 1675 zu Bologna, studierte die Kirchenväter, das kanonische und bürgerliche Recht und ward zu Rom Konfistorialadvokat. In der Folge wurde er Promotor fidei und schrieb ein geschätztes Werk über die bei den Seligsprechungen üblichen Gebräuche (4 Bde., Bologna 1784). Er wurde 1727 zum Bischof von Ancona, 1728 zum Kardinal und 1729 zum Erzbischof von Bologna ernannt und bestieg nach Clemens' XII. Tod 1740 den päpstl. Stuhl. Durch weise und maßvolle Politik gelang es ihm, selbst unter ungünstigen Verhältnissen, nicht nur die lat., sondern auch die prot. Fürsten zufrieden zu stellen. Die Wissenschaften waren ein besonderer Gegenstand seiner Sorgfalt. Er stiftete Akademien zu Rom, erhöhte die Blüte der Akademie zu Bologna, ließ einen Grad des Meridians messen, den Obelisk auf dem Marsfelde aufrichten, die Kirche St. Marcellin nach einem selbst entworfenen Plane erbauen, die schönen Gemälde in St. Peter in Mosai ausführen und die besten engl. und franz. Werke ins Italienische übersetzen. Auf seinen Befehl begann man auch, ein Verzeichnis der Handschriften der Vaticanischen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 8300 vermehrt hatte. Den Jesuiten war er durchaus abgeneigt, ernannte keinen derselben zum Kardinal, verbot ihre äußerliche Missionspraxis und bereitete kurz vor seinem Tode ihre Aufhebung vor durch das Gebot einer Reform und die Beschränkung ihrer Rechte. Ihm zur Seite stand als Minister der Kardinal Valentin. B. starb 8. Mai 1758. Seine wichtigste Schrift ist die von den Synoden. Eine Ausgabe seiner Werke besorgte der Jesuit de Azevedo (12 Bde., Rom 1747—51; vollständiger 16 Bde., Bened. 1777). Seine Lebensbeschreibung erschien zu Rom 1787.

Benediktbeuern, eine reiche und berühmte, jetzt säkularisierte Benediktinerabtei im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, zum Verwaltungsbezirk und Landgericht Lößl gehörig, liegt in 625 m Höhe am Nordrande der Tirolisch-bayrischen Alpen, 48 km südlich von München und 16 km südwestlich von Lößl, unweit der Loisach, die 4 km weiter aufwärts aus dem Kochelsee tritt. Die 740 gegründete und vom heil. Bonifatius eingeweihte Abtei hat eine prächtige, unter dem Abt Placidus erbaute und

1686 eingeweihte Kirche. Bei Aufhebung der Klöster in Bayern (1803) kam auch B. zum Verkauf und wurde 1805 von Utschneider erworben, der dasselbst 1806 eine Kunstglashütte errichtete. Als diese aber 1819 nach München verlegt wurde, gründete die bayr. Regierung daselbst einen Fohlenhof; 1869 wurden auch die Veterinäranstalt von Donaumünch und das Invalidenhaus von Fürstfeld bei Brud dahin verlegt. Das jetzt entstandene Dorf Benediktbeuern zählt ungefähr 1000 E. Im Osten der Abtei, zwischen Rottsee und Isar, erhebt sich die 1804 m hohe steile Benediktenwand, welche gewöhnlich von dem Dorfe Rottel aus in 5 Stunden erstiegen wird und eine weite Aussicht über Bayern und Schwaben und deren zahlreiche Seen gewährt.

Benediktenkraut, auch Kardobenedikten- und Bernhadinerkraut und Heilbistel, wird *Cnicus benedictus* L. genannt, eine zur Familie der Kompositen gehörige bistelähnliche, einjährige, in Südeuropa und dem Orient einheimische, in Deutschland bisweilen als Arznei- und Zierpflanze angebaute Pflanze mit fleischhaarigem, bis 60 cm hoch werdendem, fast doldentraubig verästeltem Stengel, länglich-lanzettförmigen, buchtig-fieberspaltigen, bis 15 cm Länge erreichenden Blättern, welche am Rande dornig gezähnt und beiderseits zottig sind, und endständigen, einzelnstehenden, von großen, häutigen, dorniggezähnten Deckblättern umhüllten Blütenkörben voll gelber Röhrenblüten. Das Kraut ist als *Herba Cardui benedicti* officinell; es besitzt frisch einen eigentümlichen Geruch, getrocknet einen sehr bitteren Geschmack und wird zu Dekokten als lösendes und tonisches Mittel bei Wechselfiebern und bei Krankheiten des Pfortadersystems verwandt. Dasselbe enthält eine eigentümliche Substanz, das *Cnicin*, welches geruchlos ist, aber bitter schmeckt und in seibenglänzenden, nadelförmigen Prismen krystallisiert. — B. und Benediktenwurzel werden oft auch das Kraut, resp. die Wurzel einiger Arten der zu der Familie der Rosaceen gehörenden Gattung *Geum* (s. d.) genannt.

Benediktiner heißen alle Mönche, welche die Regel des Benedikt von Nursia (s. d.) annahmen. Die unerlässliche Rücksicht auf das rauhere Klima des Abendlandes und die weisse Verbindung von Gebet und Handarbeit verschaffte dieser Regel die weiteste Verbreitung, so daß seit Mitte des 6. Jahrh. die B. der zahlreichste Mönchsorden waren. Ohne feste Gliederung und monarchische Spitze im ganzen Abendlande verbreitet, haben sie auf die allgemeine Christianisierung und fortschreitende Kultivierung der abendländischen Völker den segensreichsten Einfluß ausgeübt, zumal schon durch Cassiodorus (538) die Pflege wissenschaftlicher Studien eingeführt ward. In ihren Schulen zu St. Gallen, Fulda, Reichenau, Korvei, Hirschau, Hersfeld u. a. haben sie die Schätze des klassischen Altertums spätern Zeiten bewahrt. Die zunehmenden Reichthümer, verbunden mit der Regel, nur Aeliche aufzunehmen, und dem schon von den Karolingern geübten Brauch, die Abteien als gute Pfründen an Laien zu vergeben, führten bald zu tiefgehendem Verfall. Dagegen wurden Reformen eingeführt, wie diejenige von Benedikt von Aniane (s. d.), von Berno, Abt von Clugny (910), welches Kloster im 12. Jahrh. der Mittelpunkt einer Kongregation von 2000 franz. Klöstern wurde, von Wilhelm, Abt von Hirschau (1071), u. a. Aber der schwärmerisch-vollstämliche Geist jener Zeit fühlte sich abgestoßen von den vornehmen und gelehrten B.,

und im Gegensatz gegen sie entstanden eine Reihe anderer Orden, wie die von Camaldoli, Chartreux, Cîteaux, Vallombrosa, Grammont u. a., welche sich auf die einfache Regel Benedikts wieder zurückzogen. Damit hatten die B. ihre einflußreiche Stellung als fast alleiniger Orden verloren, und bald traten die «schwarzen Mönche», wie die B. um ihrer Tracht willen meist genannt wurden, wegen fortgehender Sittenverderbnis in der Achtung des Volks hinter den übrigen zurück, bis im 18. Jahrh. die Beistimmung (s. d.) alle in den Hintergrund drängten. Von geringem Erfolg waren die Bemühungen der Päpste Clemens V. und Benedikt XII., durch Einführung einer engeren Organisationucht und Sitte zu bessern; auch die Kirchensammlungen von Konstantin und Trient vermochten nicht viel mehr, als die Beschränkung der Aufnahme auf Aeliche abzuweichen und den Zusammenschluß aller vereinigten Klöster zu Kongregationen zu befehlen. Derartige Verbindungen waren zum Teil schon früher begründet und hatten wesentlich mitgewirkt, die B. zu engerer Zucht und größerm wissenschaftlichen Eifer zurückzuführen, z. B. die Bursfelder Kongregation, begründet von Johann von Witten (1436) in Norddeutschland, die Kongregation von Monte-Cassino in Italien, von Valladoli in Spanien u. a. In Frankreich war die Verwilderung der B. am größten, zugleich aber bildete sich in Paris 1618 unter Lorenz Benard die Kongregation von heil. Maurus, welche den wissenschaftlichen Ruhm der B. am sichersten begründet hat. Die Mauriner haben den histor. Wissenschaften und der kath. Kirche sehr große Dienste geleistet. Im 15. Jahrh. besaßen die B. über 15000 Klöster; die Reformation ließ ihnen davon kaum 5000, die Französische Revolution und Joseph II. haben ihre Zahl sehr verringert, jetzt sind es kaum mehr als 500. In Oesterreich haben sie ihren Hauptstich an der großen Abtei Moll, in der sich Kremsmünster, Mariasell, das Schottenkloster in Wien u. a. halten. In vielen der Frauenklöster dieses Ordens, deren Entstehung nicht vor dem 7. Jahrh. nachgewiesen werden kann und deren Zucht vorzugsweise früh verwillerte, hat ausschließlich der Adel Anteil, weil die Stellen darin zu den einträglichen Pfründen gehörten. Hierher sind zu rechnen die gegen Ende des 16. Jahrh. streng reformierte Kongregation Unserer Lieben Frauen von Calvaria in Frankreich, 1622 von Gregor XV. bestätigt, und die 1614 und 1676 ebenfalls in Frankreich entstandenen beiden kleinen Kongregationen der Benediktinerinnen von der beständigen Anbetung des heiligen Sakraments. Vgl. Ziegelbauer, «Historia rei literariae Ordinis S. Benedicti» (4 Bde., Augsb. 1754).

Benediktion (lat.) oder Segnung nennt man diejenige gottesdienliche Handlung, durch welche entweder auf Personen für ihren besondern Beruf oder für besondere Lebensverhältnisse der göttliche Segen herabgerufen oder Segenhande für den gottesdienstlichen Gebrauch eingeweiht werden, z. B. Friedhöfe, Kirchen, Orgeln u. s. w. Zu den ersten Handlungen gehören Trauung, Weerdigung, Ordination. In der kath. Kirche gehört zur B. außer den Segensformeln die Beprengung mit Weihwasser, Aushörung, Salbung u. s. w. Die B. im weitern Sinn wird nicht bloß von der Konsekration (s. d.) und Dedikation, sondern auch als bloß sakramentale Handlung von den sakramentlichen unterschieden; doch ist dieser Unterschied nicht streng festgehalten. Auch die unter dem Zeichen des Kreuzes von Papst

Kardinäle, Bischöfen oder Nuntien erteilte Segnung wird *B.* genannt. Der Papst gibt dreimal im Jahre feierliche *B.* (*urbi et orbi*), nämlich am Grünen Donnerstage, am Ostersfeite und am Himmelfahrtstage. Dieser allgemeine kirchliche Segen wurde von jeher am besten in der mosaischen Formel aus 4 Mos. 6. 24—25 erteilt. — *Benedictio vaticana* oder auch das *Vaticum* heißt der Segen, welcher den stehenden Kranken erteilt wird, und *Benedictio sacerdotalis* die priesterliche Segnung oder Trauung verlobter Personen.

Benedig (Jul. Roderich), beliebter deutscher Lustspielbildner, geb. 21. Jan. 1811 zu Leipzig, erhielt seine Bildung auf der Järschenschule zu Grimma, dann auf der Thomasschule zu Leipzig, wandte sich aber 1831 nach Vollendung des Gymnasialstudiums der Bühne zu. Er fand zuerst eine Anstellung bei der Bethmannschen Truppe, die in Dessau, Köthen, Bernburg, Weimern und Rudolstadt spielte, war dann seit 1833 als Tenorist an verschiedenen Theatern Westfalens und des Rheinlandes thätig und lernte so alle Leiden und Freuden eines künstlerischen Wanderlebens kennen. Später kam er nach Mainz und Wiesbaden, dann als Regisseur an das Wintertheater in Wesel. Hier brachte er sein Lustspiel *«Das demoonste Haupt»* (1841) auf die Bühne, das mit dem entschiedensten Beifall die Runde über alle Theater Deutschlands machte und für *B.* Leben entscheidend wurde. Hierauf entsagte er der Bühne als ausübender Künstler und übernahm zunächst zu Wesel die Redaction des *«Sprecher»*, einer Volkszeitschrift. Von dort siedelte er 1842 nach Köln über, wo er sich teils mit literarischen Arbeiten, teils mit Vorträgen vor größeren Kreisen beschäftigte. Nachdem er im Winter 1844—45 die Leitung des neuen Theaters in Silberfeld geführt, wirkte er 1847—48 als Oberregisseur des hiesigen Stadttheaters und erhielt 1849 eine Lehrerstelle an der von Hiller eingerichteten Rheinischen Musikschule. Im J. 1855 ging er als Intendant des Stadttheaters nach Frankfurt a. M., legte jedoch Ende 1858 diese Stelle nieder und wandte sich wieder nach Köln, 1861 nach Leipzig, wo er die literarische Thätigkeit wieder aufnahm und nach längerem Leiden 26. Sept. 1878 starb. Als Lustspielbildner hat *B.* glänzende und dauernde Erfolge geerntet, und viele seiner dramatischen Arbeiten sind Lieblingsstücke des deutschen Volks geworden. Außer dem *«Demoonste Haupt»* haben von seinen zahlreichen Lustspielen namentlich folgende vorzüglichen Beifall gefunden: *«Doktor Wespe»*, *«Der Stedbrief»*, *«Der alte Magister»*, *«Der Wetter»*, *«Eigensinn»*, *«Der Kaufmann»*, *«Die Hochzeitsreise»*, *«Die Eifersüchtigen»*, *«Der Prozeß»*, *«Das Gefängnis»*, *«Das Lügen»*, *«Ein Lustspiel»*, *«Der Wenzelsried»*, *«Die Diensthoten»*, *«Gegensüber»*, *«Sammelwut»*, *«Äschenbrödel»*, *«Die zärtlichen Verwandten»*, *«Das Stiftungsfest»*. Auch sein Schauspiel *«Rathilde»* ward mit Beifall gegeben. Manche seiner Stücke sind auch ins Französische, Englische, Schwedische, Russische, Ungarische, Böhmische übersetzt worden. *B.* Lustspiele, die sich mit Vorliebe in der Sphäre des höhern Bürgerstandes bewegen, charakterisieren sich durch geschickte Anlage sowie durch gewandte, spannende Durchführung und erheiternde Wirkung. Die Sprache in denselben ist zwar theils trivial, aber rein und ungekünstelt. Die große Mehrzahl seiner dramatischen Arbeiten findet sich in *«Gesammelte dramatische Werke»* (27 Bde., Eyz. 1846—74). Eine Sammlung kleiner Lustspiele für

gesellige Kreise stellte er im *«Haustheater»* (Eyz. 1862; 8. Aufl. 1890) zusammen. Außer zahlreichen, in Zeitschriften zerstreuten Erzählungen veröffentlichte er *«Deutsche Volksagen»* (6 Bde., Wesel 1839—40) und eine Geschichte der Freiheitskriege unter dem Titel *«1813, 1814, 1816. Ein Volksbuch»* (6 Hefte, Wesel 1841). Auch gab er den *«Rheinischen Volkskalender»* von 1836—42 mit vielen eigenen Beiträgen heraus. Voll frische und Leben, weil auf eigener Erfahrung beruhend, ist sein Roman *«Bilder aus dem Schauspielersleben»* (2 Bde., Eyz. 1847; 2. Aufl. 1861). Hierzu kamen die Gedichtsammlung: *«Die Mutter. Bilder aus dem Leben»* (Eyz. 1867) und einige wertvolle biblische Werke, wie *«Die Lehre vom mündlichen Vortrag»* (Köln 1852), *«Der mündliche Vortrag»* (3 Bde., Eyz. 1860; 3. Aufl. 1872—76), *«Das Wesen des deutschen Rhythmus»* (Eyz. 1862), *«Rhetorik des Redekunst»* (3. Aufl., Eyz. 1881) und *«Rhetorik des deutschen Vortrags»* (Eyz. 1872). Nach seinem Tode erschien die Schrift: *«Die Shakespeare-manie. Zur Abwehr»* (Stuttg. 1874), in der *B.* gegen die übertriebene Bewunderung des brit. Dichters auftritt. Eine Auswahl seiner Lustspiele erschien im *«Volks-theater»* (20 Bde., Eyz. 1882).

Benedigieren (vom lat. *benedicere*), segnen; *benedicite* (=sprecet den Segen), Aufruf zum Tischgebet in Altären; *benedicamus Domino* (=laßt uns den Herrn preisen), Formel, womit der lat. Gottesdienst in der Fastenzeit und an einigen andern Tagen statt des gewöhnlichen *Ita, missa est* geschlossen wird.

Benefactor (lat.), Wohlthäter; **Benefaction**, das Wohlthun, die Wohlthätigkeit.

Beneficia non obtruduntur (lat.), Wohlthaten werden nicht aufgedrungen, d. h. man kann niemand zwingen, Wohlthaten anzunehmen.

Beneficium ist der Inbegriff von Vermögensrechten, welche zur Besoldung eines Geistlichen dauernd bestimmt sind. Es steht deswegen in Wechselbeziehung zu dem geistlichen Amte, sobald kein Amt ohne *B.*, kein *B.* ohne Amt verliehen werden soll. Doch wird gegenwärtig auch das Amt selbst mit dem Ausbrude *B.* bezeichnet. Die Beneficien werden folgendermaßen eingeteilt: 1) höhere Beneficien (*Beneficia majora*), welche eine Teilnahme am Kirchenregimente (*jurisdictio*) gewähren und welche auch Prälaten genannt werden (Papst, Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe [*praelati principales*]), mit selbständiger Jurisdiktionsgewalt, und Kardinäle, Legaten, Nuntien, Ordensgenerale, Äbte, Stiftspropste (*praelati secundarii*) mit einer mandirten, d. h. durch Auftrag übertrommenen Jurisdiktio; 2) niedere Beneficien (*Beneficia minora*), welche nur zur Ausübung der Lehr- und Weibgewalt (*potestas ordinis*) befähigen, *Beneficia secularia* für Weltgeistliche, *Beneficia regularia* für Ordensgeistliche; 3) *Beneficia simplicia*, welche nur zu Altar- und Chordienst verpflichten (*Ranonitate*, *Raplantien*); *Beneficia duplicia*, mit welchen weitere Verpflichtungen, beziehentlich Berechtigungen verbunden sind; zu diesen letztern gehören die Seelsorgebeneficien (*quas curam animarum habent annexam*), die Personate (einzeln Ehrenstellungen in den Kapiteln [Rantor, Sakristan u. f. w.]), die Dignitäten (die Vorsteher der Kapitel [Propst und Dekant]) mit beschränkter Jurisdiktio; 4) *Beneficia incompatibilia*, welche Hefigung erfordern, d. h. die persönliche Anwesenheit

das Benefizium am Orte des Amtes und deshalb nicht in Mehrzahl befaßt werden können; darum tritt bei Annahme eines zweiten B. incompatibilia entweder ohne weiteres (ipso jure) der Verlust des ersten ein (Beneficia incompatibilia primi generis) oder es wird das zweite durch Richterspruch aberkannt (Beneficia incompatibilia secundi generis); 5) Beneficia compatibilia, welche

ein Abhängigkeitsverhältnis (Mutter-Tochter) zu dem andern tritt (subiectio). Die Aufhebung und Eingehung eines B. durch den Staat nennt man Säkularisation. Ferner ist B. noch eine technische Bezeichnung für das Lehn. Endlich werden im röm. Recht die Privilegien als Beneficia juris (Rechtswohlthaten) bezeichnet, d. h. also die Bestimmungen, durch welche für große Massen von Personen, Sachen oder Rechtsverhältnissen etwas festgelegt wird, was für andere Personen u. s. w. nicht gilt. (S. Beneficium competentiae und Beneficium inventarii.)

Beneficium competentiae (Rechtswohlthat des Notbedarfs) bezeichnet das Recht eines Schuldners darauf, daß ihm die zum nothdürftigen Unterhalt (Kompetenz) erforderlichen Mittel gelassen werden. Gemeinrechtlich steht dieses höchst persönliche Recht den Soldaten gegen alle Forderungen zu; dem Schuldner, der bonis rebus hat und dem aus der väterlichen Gewalt Entlassenen gegen Ansprüche aus der Zeit vorher; dem Vater gegen den Sohn, Ehegatten untereinander; dem Schwemane, seinem Vater und den Kindern gegen die Totalklage, dem Schwiegervater gegen Klage auf Verheißung einer Mitgift, Gesellschaftern gegen Klagen aus dem Gesellschaftsverhältnis, dem Schenker gegen die Schenkungsklage. Auch die partikularen deutschen Gewichte (mit Ausnahme des sächsischen) kennen ein beneficium competentiae in verschiedenem Umfang. Nach der Preussischen Zivilprozeßordnung sind gewisse körperliche Sachen (wie z. B. die unentbehrlichen Kleider und Betten, das notwendige Haus-, Küchen- und Arbeitsgerät, §. 715) und Forderungen (wie z. B. der noch nicht verdiente Arbeits- oder Dienstlohn nach Reichsgesetz vom 21. Juni 1869, in bestimmtem Umfang Beamtengehälter und Pensionen, §. 749) der Pfändung (und also auch dem Konkurs, s. Konkursordnung §. 1) nicht unterworfen. Angemessenen Unterhalt aus der Konkursmasse kann nach der Preussischen Konkursordnung (§. 1) der Gemeinschuldner an sich nicht, sondern nur aus den Ausgaben beanspruchen, welche ihm etwa während der Dauer des Konkurses kraft gerichtlichen Nießbrauchs an dem Vermögen seiner Ehefrau oder seiner Kinder zu fallen, es kann ihm aber eine Unterstützung bewilligt werden (Konkursordnung §§. 119, 120).

Beneficium inventarii (Rechtswohlthat des Inventars) bezeichnet die im ältern röm. Rechte bloß den Soldaten und den gezwungen antretenden

Erben gewährte Bevorzugung, für die Schulden der Erbschaft nur soweit diese reicht zu haften, die später von Justinian im J. 529 auf jeden Erben ausgedehnt wurde, falls er vorgerichtsbüchig und rechtzeitig ein Nachlassverzeichnis (inventarium) bei Gericht einreichte. Hiermit bewirkte der Erbe, daß er während der Frist sich über die Annahme der Erbschaft nicht zu erklären, für die Erblichkeitsschulden nur in Höhe der Erbschaft zu haften brauche, die Erbschaftsgläubiger, Legatäre und Fideicommissare ohne Rücksicht auf deren Rang berücksichtigen konnte und namentlich sich auch das Recht der leg. Falcidischen und Trebellianischen Quarta reservierte. Der Erbe konnte zum Eide darüber, daß er nichts inventarisiert habe (Offenbarungseid), gezwungen werden und mußte bei etwa Unterschlagung des Verheimlichtem sich den doppelten Wertersatz gefallen lassen. Ersteres hat unter den neuern Volksgesetzgebern das sächsische rücksichtlich des Inventars festgehalten, während das preuss. Recht sogar gerichtliche Inventare auf ausdrückliches Verlangen der Interessenten unter Umständen nicht bestätigen läßt. Durch Verheimlichung von Nachlassgegenständen geht dagegen nach frem. Recht der Erbe sogar der Rechtswohlthat verlustig.

Während das röm. Recht keine ausdrückliche Eintrittserklärung unter Vorbehalt der Rechtswohlthat des Inventars forderte, ist die gemeinrechtliche Praxis im Anschluß an die Ausbildung der freiwilligen Gerichtsbarkeit in Deutschland dahin gelangt, eine solche von dem Erben dem Gläubiger gegenüber zu verlangen. In eine solche tritt in Preußen die Gerichte die Regulierung preussischer Erbschaften von Amts wegen zu betreiben zu einem, dem franz. Recht z. B. unbekannt, abschließlichen Liquidationsprozeß einzuleiten. Der Prozeß beginnt mit gerichtlicher Verschlagnahme, Beschreibung und Verzeichnung, auch wohl Vertheilung des Nachlasses, der sich dann die Befriedigung der Interessenten nach gesetzlicher Rangfolge durch den Gericht selbst oder unter dessen Leitung entscheidet. Andererseits gibt es aber unter den deutschen Ländern auch solche, die, wie z. B. das sächs., den deutschrechtlichen Grundsatz beibehalten haben, daß der Erbe von Rechts wegen nur mit dem ihm gute haftet, in den Gebieten dieser Recht ist die Inventarerrichtung so überflüssig, wie sie es nach älterm röm. Recht z. B. für Soldaten war.

Benefit land and building society (vgl. s. unter Baugesellschaften und Baugewesellschaften).

Benefit, Benefizvorstellung, ein theatralische oder musikalische Aufführung, deren Zweck entweder einem Mitglied der Gesellschaft, oder das V. gibt, oder einem wohlthätigen Zweck zu gute kommt.

Benefizienz (lat.), Wohlthätigkeit.

Benefizial (lat.), auf Pfanden bezüglich.

Benefiziant (lat.), Schauspieler, für welchen eine Benefizvorstellung aufgeführt wird.

Benefiziar (lat.), Pfandhaber.

Benefiziat (lat.), Benefizempfänger, Pfandhaber, Stipendiat als Reutrum auch soviel wie Pfand.

Benefizieren (lat.), Wohlthaten erweisen.

Beneficium, s. Beneficium.

Benefizvorstellung, s. Benefit.

Beneke (Friedr. Eduard), deutscher Pädagoge, geb. zu Berlin 17. Febr. 1798, besuchte das Friedrichswerdersche Gymnasium daselbst, machte 1816

den Freiheitskrieg als freiwilligen Jäger mit und studierte dann in Halle zuerst Theologie, darauf in Berlin Philosophie. Im J. 1830 habilitierte er sich an der Universität zu Berlin und hatte sich neben Hegel ein nicht unbedeutendes Auditorium erworben, als ihm 1832 die Fortsetzung seiner Vorlesungen untersagt wurde, weil der Minister von Münster seine philos. Ansicht der Hegelschen gegenüber nicht dulden mochte. Er ging hierauf 1834 als Privatdozent nach Göttingen, erhielt aber 1837 die Erlaubnis zu Vorlesungen an der Berliner Universität zurück und wurde 1839 zum außerord. Professor der Philosophie daselbst ernannt. Seit 1853 von schweren körperlichen Leiden ergriffen, verschwand er plötzlich i. März 1854 und sein Leichnam wurde erst nach Jahresfrist im Wasser gefunden. Der Mittelpunkt der philos. Ansicht H.'s liegt in seiner Überzeugung, daß die wahre Begründung der Philosophie nur durch ein unbefangenes und strenges Nachdenken an die Thatsachen unserer Selbstbewußtseins zu ermöglichen sei. Es ist demnach die empirische Psychologie, gegründet auf die seit Bacon von Verulam in den Naturwissenschaften herrschende Methode, welche er als philos. Haupt- und Grundwissenschaft auszubilden vorzugsweise beabsichtigt gewesen ist. Von eigentlicher Speculation und einer darauf gegründeten speculativen Psychologie und Naturphilosophie war und blieb er ein entschiedener Gegner. Von seinen zahlreichen Schriften sind die wichtigsten: »Erfahrungslehre«, die Grundlage alles Wissens, in ihren Hauptthesen »angestellt« (Berl. 1830), »Erkenntnislehre nach dem Bewußtsein der reinen Vernunft, in ihren Grundlagen dargestellt« (Jena 1830), »Psychol. Studien« 2 Bde., Göttingen 1835—37, »Über das Verhältniß von Seele und Leib« (Göttingen 1836), »Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft« (Berl. 1838; 4. Aufl. 1877). Daraus schließt sich eine Reihe von räuberischen Aufsätzen unter dem Titel: »Die neue Psychologie« (Berl. 1845), »Erhebung« und »Unterricht« (3 Bde. Berl. 1835—36; 4. Aufl. von Dreßler, Berl. 1876), »Grundlinien des natürlichen Systems der praktischen Philosophie« (3 Bde., Berl. 1837—41), »System der Metaphysik und der religionsphilosophie aus dem natürlichen Grundverhältnissen des menschlichen Geistes abgeleitet« (Berl. 1840), »System der Logik als Kunstlehre des Denkens« (2 Bde., Berl. 1842), »Pragmatische Psychologie oder Seelenlehre in der Anwendung auf das Leben« 2 Bde., Berl. 1850). Zur weiteren Ausführung des in der letzten Schrift Behandelten: »Es sei 1851 in vierteljährlichen Heften eine Zeitschrift: »Lehrbuch für die pragmatische Psychologie u. s. w.«, erscheinen. Ein unbestreitbares Versehen hat sich H. durch seine Lehre von den Begriffen der Vorstellungsreihen und durch seine auf Herbert basirte Kritik der bisher von der Psychologie als wahr angenommenen abstrakten Existenzvermögen, besonders für die Pädagogik, erworben, wiewohl seine anseitigen Anschauungen über die Entwicklung der Gefühle und Willensrichtungen nicht ohne Nachteil in der Seelenwelt wirken, in der sie sich verheerend betheiligen. Vgl. Haase, »H.'s neue Seelenlehre« (h. Aufl., bearbeitet von Dreßler, Leipzig 1876).

Monoplaisto (ital.), Wohlgeschaffen, Belieben; **monoplaisto** (in der Kunst), nach Belieben.

Monofon, Hauptstadt des gleichnamigen Venedig im Böhmen, an der Znojmer Gabelung

der Franz-Josephs-Bahn, Sitz einer Handelskammer, manufaktur und eines Bezirksgerichts, hat ein Blaserkollegium und zählt (1880) 4413 Q., die Seidenfabrikation und Handweberei treiben. B. wurde 1420 von dem Hussitenführer Jiskra erobert und teilweise zerstört. Unweit von B. liegt das Kloster Sanct Gabriel und das Dorf Broditz mit Baumwollspinnerei. — Die Bezugs-hauptmannschaft Monofon zählt auf 800 qkm (1880) 89222 Q.

Venedig (ital. Venevent), Provinz des Königreichs Italien, früher mit einem Teil zum Kirchenstaate gehörig, zählt auf 1761,4 qkm (1881) 238620 Q. und zerfällt in drei Kreise. Die Gegend ist im Bereiche der weßl. Küsterrassen des neapolitanischen Apennin eben und fruchtbar und bietet zur Ausfuhr Rindvieh, Getreide, Wein, Öl, Obstfrüchte und Wildpret. In den frühesten Zeiten gehörte das damals weit ausgebreitete Gebiet zum Lande der Samniten und hieß Malerontum. Erst als nach dem Siege der Römer über Pyrrhus 278 v. Chr. und nach Eroberung dieses Landstriches durch die Römer 263 v. Chr. eine Kolonie hierher geschickt wurde, erhielt derselbe den Namen Veneventum. Unter der Regierung des Kaisers Augustus, welcher neue Kolonisten hierher sandte, wurde es Col. Julia Augusta Felix genannt, erhielt aber später seinen früheren Namen wieder. Der Longobarden erhoben B. 571 in einem Herzogtum, das noch lange nach dem Fall des Langobardischen Reichs seine Unabhängigkeit behielt. Im J. 840 ward es in zwei und 860 in drei besondere Staaten, B., Solerno und Capua, getheilt, und 1077 fiel es in die h.

deren L. Kaiser Leo IX. herüber hatte. Konstantin zu einer und Kai

gegen jenen herübergekauft hatte; Manfred fiel und Karl bemächtigte sich jetzt Unteritaliens und Siciliens. Im J. 1418 kam B. an Neapel, aber Ferdinand I. gab es wieder an Papst Alexander VI. zurück, von welchem es dessen Sohn Johann als ein Herzogtum auf kurze Zeit überlassen wurde. Nachdem B. 1798 durch die Franzosen erobert worden war, ward es an Neapel abgetreten, dann 1806 durch Napoleon dem Minister Talleyrand geschenkt, der dann dem Titel eines Fürsten von B. annahm, und im Frieden 1815 an den Papst zurückgegeben. Der Aufstand, welcher hier 1848 ausbrach, wurde bald beschwichtigt. Bei der Revolution von 1848—49 blieben B. und Pontecorvo dem Papste treu. Bei der Annexion Neapels an das Königreich Italien wurde auch B. mit dem letztern vereinigt und sein Territorium durch mehrere Gebietsstücke von Neapel vergrößert.

Die Hauptstadt Venevent, zwischen den Flüssen Sado und Calore, an der Bahn von Neapel nach Foggia, hat (1881) 21631 Q., ein Episcopium, welches 959 gestiftet wurde, viele Kirchen und Klöster und mehrere Fabriken für gold- und silberplattirte Waren, Leder und Pergament. Der Getreidehandel ist beträchtlich. Unter dem Namen des Mierturns in B., wo beinahe jede Mutter aus Venedig von Mierturn, Gumbertum, Sölen

der die Stadt und
tera verschont, weil
1068 dem Papste
in einiger abgetre-
Franken überlassen
wurden hier vor
m es 26 Febr. 1806
in zwischen Manfred
Papst Clemens IV.

und Gebäuden besteht, zeichnet sich der wohlerhaltene, 114 n. Chr. erbaute Triumphbogen Trajans (15½ m hoch) aus, welcher jetzt unter dem Namen des Goldenen Thors (Porta aurea) ein Stadthor von B. ausmacht. Er besteht aus einem einfachen, sehr wohl erhaltenen Bogen von parischem Marmor mit einer auf beiden Seiten gleichen, noch lesbaren Inschrift; daneben sind Darstellungen aus Trajans Leben, in halberhabener Arbeit. Bemerkenswert ist auch der Dom aus dem 12. Jahrh. mit bronzenen Thüren und schönen Gemälden, sowie die ägypt. Obeliskien auf verschiedenen Plätzen.

Beneventieren (lat.), bewillkommen.

Bene vixit, qui bene latuit, f. u. Bene.

Benevolent (lat.), wohlwollend; Benevolenz, das Wohlwollen.

Benevolus (lat.), wohlwollend; lector benevole (Superlativ benevolentissime), geneigter (sehr geneigter) Leser.

Bensfeld, Hauptort eines Kantons im Kreise des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, links an der Ill und an der Eisenbahn Straßburg-Basel, 26 km südsüdwestlich von Straßburg, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat starken Tabak- und Hansbau, Baumwollspinnerei, Wandweberei und Färberei (bis 1871 auch eine Staatsstabatmanufaktur), eine Wasserheilanstalt und zählt (1880) 2795 E., darunter ungefähr 2100 Katholiken. Den Bischöfen von Straßburg gehörig, wurde B. 1394 von dem Bischof Wilhelm von Diest an die Stadt Straßburg verpfändet, welche B. besetzten ließ, dann 1528 von den Bischöfen zurückgekauft und wieder katholisiert. B. wurde 1632, nach langer, von Born von Bülach geleiteter Verteidigung durch Gustav Horn erobert, ein Hauptwaffenplatz der Schweden, die es 1650 nach dem Frieden von Münster wieder dem Bischof von Straßburg übergaben (bis 1789). In der Nähe von B. liegen Hütenheim mit großer Baumwollspinnerei, und Ehl, das Helvetum der Römer, bis ins 5. Jahrh. eine wichtige Stadt, röm. Waffenfabrik und Münzstätte, angeblich Begräbnisort des heil. Maternus, des ersten Apostels des Elsaß, jetzt Vorort von B. mit einer Glasfabrik.

Bensley (Theob.), ausgezeichnete Orientalist und Sprachforscher, geb. 28. Jan. 1809 zu Nörten, besuchte 1816–24 das Gymnasium zu Göttingen und studierte auf der dortigen Universität und in Münch. Philologie. Er lebte dann wiederum in Göttingen, 1830–34 in Frankfurt und Heidelberg, und lehrte 1834 nach Göttingen zurück, wo er zum Professor in der philol. Fakultät ernannt wurde. Auch wurde er Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und vieler anderer gelehrten Gesellschaften. Er starb 26. Juni 1881 zu Göttingen. Seinen Ruf als Sprachforscher begründete B. durch die Untersuchung »über die Monatsnamen einiger alter Völker« (mit Stern, Berl. 1836), welcher ein »Griechisches Wurzellerikon« (2 Bde., Berl. 1839–42) und die Schrift »über das Verhältnis der ägypt. Sprache zum semit. Sprachstamm« (Lpz. 1844) folgten. Außerdem veröffentlichte er eine Reihe von ausgezeichneten Werken über die Sanskritsprache. Dahin gehört, außer einer Ausgabe der Hymnen des »Samaveda« (mit Übersetzung und Glossar, Lpz. 1848), vor allem die »Vollständige Grammatik der Sanskritsprache« (Lpz. 1852), der sich eine »Chrestomathie« (mit Glossar, 2 Tle., Lpz. 1853–54) angeschlossen, ferner

»Kurze Grammatik der Sanskritsprache« (Lpz. 1855), »A practical grammar of the Sanskrit language« (Berl. 1863; 2. Ausg., Lond. 1868), das große Wörterbuch »A Sanskrit-English Dictionary« (Lond. 1866) und die wichtige »Geschichte der Sprachwissenschaft und orient. Philologie in Deutschland seit Anfang des 19. Jahrh.« (Münch. 1869). Daneben begann B. mit den Erläuterungen zu seiner Übersetzung des »Panchatantra« (2 Bde., Lpz. 1859) eine Reihe eingehender Untersuchungen über den Ursprung und die Verbreitung der orient. Märchen- und Fabelstoffe nach dem Abendlande, die er seitdem auch in zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften, wie dem »Zuversicht«, den »Göttinger gelehrten Anzeigen« und dem von ihm selbst herausgegebenen Sammelwerk »Orient und Occident« (Bd. 1 u. 3, Göttingen 1863–65) fortsetzte. Von seinen übrigen Schriften sind noch der Artikel »Indien« in Ersch und Grubers »Allgemeiner Encyclopädie« und »Die pers. Keilschriften mit Übersetzung und Glossar« (Lpz. 1847) zu erwähnen. Ferner veröffentlichte er in den Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, sowie in den von derselben herausgegebenen »Nachrichten« mehrere Abhandlungen und Aufsätze, welche sich vorzugsweise mit sprachwissenschaftlichen Fragen und den Veden beschäftigen. Die wichtigsten darunter sind die seit 1874 erschienenen Untersuchungen über die »Quantitätsverschiedenheiten in den Samhita- und Veda-Texten der Veden«. Auch schrieb B. die Einleitung zu Wiegands Ausgabe und deutscher Übersetzung von »Rasikag und Dammag« (Lpz. 1876).

Bengalen (engl. Bengal) ist, in weitester Bedeutung, der Name der umfangreichsten, am häufigsten bevölkerten und wichtigsten von den drei Präsidien des Indo-Britischen Reichs. (S. Ostindien.) Dasselbe umfaßt nämlich nach dem Census von 1881 ein Areal von 1674279 qkm mit 162607990 E. An ihrer Spitze steht der Königl. Generalgouverneur mit dem Indischen Rat (Governor-general of India in Council). Sie enthält gegenwärtig 10 Hauptabteilungen oder Provinzen, nämlich: 1) die Untere Provinzen oder B. im engeren Sinne; 2) die Nordwestprovinzen mit Oude (engl. Oudh); 3) das Benbischab; 4) die Centralprovinzen; 5) Mysore; 6) Curg; 7) Britisch-Birma; 8) Assam; 9) Assamir und Mairwara; 10) Berar. Dazu kommen noch die Tributärstaaten mit 455423 qkm und 9445563 E. In dem Benbischab, den Untern und den Nordwestprovinzen stehen Lieutenant-Gouverneurs an der Spitze der Civilverwaltung; in Birma, Assam und den Centralprovinzen dagegen Oberkommissäre (Chief-Commissioners). Assamir und Mairwara, Berar, Mysore und Curg stehen unter direkter Verwaltung des Generalgouverneurs von Indien.

B. im engeren Sinne, d. h. die gegenwärtige Lieutenant-Gouverneurchaft B. oder der Untere Provinzen (Lower Provinces), umfaßt, seitdem 1874 Assam davon getrennt und zu einem besondern Oberkommissariat erhoben worden ist, 404541, mit den Tributärstaaten 502926 qkm. Seine Grenzen sind im N. Nepal, Sikkim und Bhutan; im O. Assam und das Reich Birma; im S. das letztere, Britisch-Birma, der Meerbusen von B., die Präsidien Madras und die Centralprovinzen; im W. die Centralindien gehörende Agentenschaft Bhagalpur und die Division Benares der Nordwestprovinzen.

Sich von 19° 15' bis 26° 15' nördl. Br. und 82° bis 92° östl. L. (von Greenwich) ausbreitend, umfaßt B. die Landchaften und frühern Provinzen (Soubahs) B., Behar, Orissa und Chota-Nagpur. Mit Ausnahme seines südl. Theils, der Division Chota-Nagpur, einer sich wellenförmig bis gegen 1000 m über den Meeresspiegel erhebenden Bergchene, und des östlich an dieselbe angrenzenden, Gattad-Nahals genannten Theils der Division Orissa sowie der im W. des Golfs von B. gelegenen Division Chittagong besteht B. fast ganz aus einem sehr niedrig gelegenen Flachlande. Der Himalaja, durch Nepal, Sikkim und Bhutan von B. getrennt, erstreckt sich in letzterem kaum noch mit seinen untersten Stufen hinein. Die Niederung von B. bildet die untere Stromgebiete des Ganges (s. d.) und des Brahmaputra (s. d.). Der erstere tritt dort, wo auf seiner nördl. oder linken Seite die Bhagghra oder Sardschu in ihn einmündet, aus den Nordwestprovinzen in B. ein; der andere, nachdem er eine Strecke lang die Grenze zwischen letztern und Assam gebildet hat, südlich von der zu Assam gehörenden Division Goalpara. Der unterste Theil des Brahmaputra verbindet sich mit dem östl. Hauptarme des Ganges und ergießt sich unter dem Namen Megna in das Meer. Zwischen der vor seiner Mündung gelegenen Insel Madhabad und der vor der Mündung des westlichen, hugel genannten Armes des Ganges liegenden Insel Sagor erstrecken sich, als Ende der Deltabildung beider Ströme, namentlich aber der des Ganges, in der Breite von 260 bei einer Länge von 75 km und ein Areal von 17674 qkm enthaltend, die Sunderbunds (Sanskrit. Sundarivana), ein Labyrinth von Meeresbuchten sowie größern und kleinern mit Wald und Dschungelgebüsch bedeckten Inseln, Sand- und Schlammbanken, zwischen denen sich zahlreiche schmälere oder breitere, teilweise selbst für größere Schiffe fahrbare Wasserwege durchwinden. Die Sunderbunds bilden eine besondere Division. Sie sind sparsam bevölkert, nur zum kleinen Theile in Anbau gebracht und die Brutstätte miasmatischer Krankheiten. Durch die Vereinigung des Brahmaputra mit dem Ganges, die vielen und mächtigen Nebenflüsse zu beiden Seiten des letztern, die zahlreichen, häufig miteinander in Verbindung stehenden Arme, durch welche er sich in das Meer ergießt, ist B. eins der am besten bewässerten und an Wasserwegen reichsten Länder auf der Erde. Dagegen war dasselbe, bis es in verschiedenen Richtungen von Eisenbahnen durchzogen wurde, sehr arm an Landwegen, und aller Verkehr geschah und geschieht auch jetzt noch hauptsächlich zu Wasser.

Bei der hohen, 26,7° C. betragenden mittlern Jahrestemperatur, welche während des kältesten Monats (Januar) nur auf 18,7 sinkt, in dem heißen Monate (Mai) aber bis auf 81,5° C. steigt, ägt der Ganges dadurch, daß er fortwährend eine mächtige Masse Schlammes mit sich nach unten führt und diesen auf die von ihm durchströmten Uferungen absetzt, sobald er während der periodischen Regengelt über seine Ufer tritt, in hohem Maße zu der außerordentlichen Fruchtbarkeit von B. bei. Diese jährlichen, sich weit über das Delta hinaus erstreckenden Überschwemmungen sehen namentlich das zwischen dem Ganges und dem Brahmaputra gelegene Land aus Hunderten von Quadratkilometern unter Wasser. Die große Feuchtigkeit der Luft in B. wird theils durch die Menge der Flüsse, theils aber durch den starken, jährlich 1,5 bis 2,5 m

betragenden Regenfall bedingt. Was die Erzeugnisse betrifft, so finden sich daselbst Eisenerze, Steinkohlen, Salpeter, ein roter, vortreffliches Baumaterial gebender Sandstein und, wiewohl in geringerer Menge, zu Sumbalpur in Orissa Gold und Diamanten. Salz wird in Menge in den Sunderbunds bereitet. Aus dem Tierreich kommen daselbst Elefanten, Rhinocerosse, wilde Schweine, Antilopen, Hirsche, Rehe, wilde Büffel und wilde Ochsen (Gopal), von Haustieren Tiger, Panther, Bären, Wölfe, Luchse und Füchse sowie mehrere Arten wilder Hunde vor. Von Affen wimmelt es in allen Wäldern. Von Haustieren finden sich daselbst, außer dem gezähmten Elefanten, Büffel, Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen. Die Pferde sind theils aus Arabien und Persien eingeführt, theils in B. von einheimischer Rasse gezeugt. Letztere stehen bedeutend hinter den erstern zurück. An Geflügel ist allenthalben Überflus. Seidenwürmer und Biene, letztere namentlich des Wachses wegen, werden in großer Menge gezogen. Haupterzeugnisse des Pflanzenreichs sind Reis, das Hauptnahrungsmittel, in einer Menge von Spielarten, Weizen, Gerste, mehrere Arten von Sorgbohnen, Mais, verschiedene Öl- und Hülsenfrüchte, die Nymphaea- und Siam-pflanze, Ingwer und Spanischer Pfeffer, die meisten europäischen und viele einheimische Gemüsesorten. Von Fruchtbäumen werden hauptsächlich Mangas, der ganzblättrige Brotfruchtbaum (Artocarpus integrifolia), viele Arten von Citronen- und Orangebäumen, Lamarinben, Kokos-, Dattel- und Arekpalmen, Bananen, Guavos und Maulbeerbäume gezogen. Vorzugsweise für den Handel und die Ausfuhr angepflanzte Gewächse sind Baumwolle, Indigo, Kaffee, Saffor, Hanf, Flach, Tabak, Zuckerröhre und für die Gewinnung des Opiums Mohn.

Die Lieutenant-Gouverneurchaft B. besteht aus den neun Divisionen: Bhagalpur, Bardwan, Chittagong, Chota-Nagpur, Dacca, Orissa, die Präsidentschaftsdivision mit Kalkutta, der Hauptstadt des ganzen Indo-Britischen Reichs, Patna und Madchah mit Auch-Bihar, welche wieder in 44 Distrikte zerfallen. In jeder Division steht ein Beamter mit dem Titel Kommissar an der Spitze der Civilverwaltung. Die Bevölkerung ist außerordentlich zahlreich und belief sich 1881 auf 68 750 747 Seelen, so daß durchschnittlich auf jeden Quadratkilometer 169 Seelen kamen. Die Tributärstaaten zählen außerdem noch 2 328 440 E. Die ungeheure Dichtigkeit der Bevölkerung in einzelnen Gegenden ist eine der Ursachen von der in B. trotz seiner überschwenglichen Fruchtbarkeit so häufig vorkommenden Hungersnot, durch welche noch in den J. 1866 und 1873—74 viele Hunderttausende um das Leben kamen. Etwa ein Drittel der Bevölkerung (82 Proz.) besteht aus Mohammedanern, 64 Proz. sind Hindus, der Rest Buddhisten und Christen. Die Mohammedaner sind aber nur zum kleinsten Theile Nachkommen der alten Mohammed. Großerer von Hindostan, sondern hauptsächlich im Laufe der Zeit zum Islam konvertierte Hindu der niedrigsten Kasten. Dieselben, ungleich verteilt, leben auch keineswegs vorzugsweise an den früheren Hauptsitzen der mohammed. Nachhaber. Ihre Zahl ist auch im Zunehmen. Hauptsprachen sind das Hindustani oder Urdu, das Bengali und das Orissa oder Uropa. (S. Indische Sprachen.) Zwei Drittel der Bevölkerung sind Landbauer. Die inländische Industrie hat durch die massenhafte, stetig zunehmende Einfuhr aller nur

denkbaren engl. Manusfakte außerordentlich gelitten. Die früher so berühmten, ausgebreiteten Musselinwebereien in Dacca sind gleich den Baumwollwebereien zu Calasore fast gänzlich zu Grunde gegangen. In und um Kalkutta bestehen jedoch noch ziemlich bedeutende Fabriken von groben Baumwollstoffen, Segeltuchwebereien, Seilerien, Zuckerraffinerien, Rumbrennereien und Gerbereien. In Cossipur, auf dem linken Ugluflufer, befindet sich eine Stülgieberei, wo jährlich gegen 200 Kanonenrohre verfertigt werden können. Der Handel von B. ist sehr beträchtlich. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Baumwolle, Rum, Reis, Indigo, Zuder, Salpeter, Lak, Seide, Opium, Kaffee und Tabak, die Einfuhr hauptsächlich in engl. Baumwollmanusfakten, Salz, Eisen, Kupfer, Stahl und Eisenwaren. Die Ausfuhr wie die Einfuhr finden fast ausschließlich über Kalkutta (s. d.) statt. Für den innern, sehr ausgebreiteten Handelsverkehr sind der Ganges mit seinen zahlreichen Armen, Nebenflüssen und den Verbindungen derselben untereinander noch immer die Hauptstraßen. Landwege vermitteln den Verkehr mit Nepal, Sikkim, Whutan und Tibet. Durch Eisenbahnen steht B. mit allen Theilen der vorerw. Halbinsel in Verbindung. Innerhalb der Lieutenant-Gouverneur-schaft sind die East-Indian- und die Eastern-Bengal-Bahn in Betrieb.

Geschichte. Von der ältesten Geschichte von B. ist nur wenig bekannt, und dieses Wenige besteht zum großen Theil in halb mythischen Legenden. Erst mit den Einfällen der Mohammedaner in Indien werden die Überlieferungen zuverlässiger. Im J. 1203 wurde B. von letztern erobert und 1225 mit dem Reiche Delhi vereinigt. Später, 1279, versuchte es der Gouverneur von B., Lograh, sich unabhängig zu machen. Er nahm den Königstitel an, unterlag aber in dem zwischen ihm und seinem Gebieter entstandenen Kriege. Auch die spätern Statthalter wiederholten mit größerm oder geringerm Erfolge den Versuch, sich von der Herrschaft von Delhi zu befreien, jedoch die Geschichte von B. während des Mittelalters nur in einer Reihensolge von Revolutionen und Usurpationen für kürzere oder längere Zeit bestand. Erst dem Großmogul Albar (s. d.) gelang es, B. wieder fest mit dem Reiche von Delhi zu vereinigen. Seit 1585 wurde es von Subahdars oder Vizekönigen verwaltet. Als die Engländer 1638 die Erlaubnis erhalten hatten, in B. Handel zu treiben, errichteten sie daselbst Faktoreien und breiteten sich mehr und mehr aus. Unter ihren Faktoreien waren die zu Hugli und Cossimbazar die bedeutendsten. Im J. 1698 erhielten sie das Recht, dieselben zu besetzen. Vier Jahre später verlegten sie die Faktorei von Hugli nach dem gegenwärtigen Kalkutta, nachdem sie diesen Ort sowie Tschatanutti und Gooindpur angekauft hatten. Im J. 1756 vertrieb der Statthalter von B., Suradschu-Daula, ein erbitterter Feind der Engländer, dieselben aus Cossimbazar und rüdte vor Kalkutta, welches sich nach kurzer Verteidigung übergeben mußte. Die gefangenen Engländer wurden in die so berüchtigt gewordene Schwarze Höhle geworfen, wo der größte Theil von ihnen umkam. Der Generalgouverneur Clive aber nahm 1757 Kalkutta wieder ein. Der Friede wurde geschlossen, aber sehr bald kam es zu neuen Feindseligkeiten, welche zu der die Macht der Engländer in Indien begründenden Schlacht von Plassy führten. Wenige Jahre später, 1765, wurden von dem Großmogul Schah-Alam die Provinzen

(Subahs) B., Behar und Orissa an die Englisch-Ostindische Compagnie übertragen.

Litteratur: Wgl. Dalton, «Descriptive ethnology of Bengal» (Kalk. 1872); Barton, «Bengal. An account of the country from the earliest times» (Lond. 1874); Hunter, «Statistical account of Bengal» (5 Bde., Lond. 1875).

Bengali, s. unter Indische Sprachen.

Bengali nennen die Vogelhändler verschiedene Arten afril. oder selbst austral. kleiner Finken mit kurzem, bidem oder schlantem Schnabel, die häufig bei uns als Hervoegel gehalten werden und sich durch ihre schönen Farben wie durch ihre Härlichkeit zu einander auszeichnen. Sie setzen sich stets in Reihen nebeneinander, singen abwechselnd, freilich nicht sehr angenehm, sind sehr feind, verträglich mit andern Vögeln und lassen sich sehr leicht mit denselben bei gewöhnlichem Futter im Bauer halten. Man hat sie unter dem Namen *Brachisina* (*Spermestina*) zusammengefaßt und eine Menge von Untergattungen, Arten und Varietäten unterschieden, die bei den Händlern mannigfache Namen führen, wie Wandfink, Cordon blau, Kalkfink, Feuervögelchen u. s. w.

Bengalischer Feuer ist ein in der Kaiserwerkerlei sehr gebräuchlicher Feuerwerksatz, welcher wegen seines intensiven Weißen, fast die Helle des Tages erreichenden Lichts zur Beleuchtung von größern Räumen, Gebäudesacaden, Pannpartien u. s. w. benutzt wird. Der Satz besteht aus einer innigen Mischung von 7 Theilen Salpeter, 2 Theilen Schwefel und 1 Theil Schwefelantimon, oder auch aus 16 Theilen Salpeter, 6 Theilen Schwefel und 4 Theilen Schwefelantimon. Durch Zusatz gewisser Stoffe kann man dem Bengalischen Feuer auch verschiedene andere Färbungen geben. Salpetersaures Baryt gibt eine grüne, schwefelsaures Kupferoxyd-Ammoniak eine blaue, salpetersaures Natrium eine gelbe, salpetersaures Strontian eine rote Flamme. Die bunten Feuer erhalten statt des Salpeters in der Regel chlorsaures Kali. Ein dem weißen Bengalischen Feuer ähnlicher Satz wird für den Kriegsgebrauch in den Leuchtfeuern und in der Befestigung der Raketen verwendet. Auch die bunten Feuer finden in Signalfeuern mehrseitige Anwendung.

Bengalischer Golf heißt der Vorder- und Hinterindien voneinander trennende Theil des nördl. Indischen Ozeans (s. d.). Er enthält besonders an den Küsten mehrere Inselgruppen, bildet außer den Flussmündungen wenige Buchten, hat daher auch wenig gute Häfen, wird aber von zahlreichen Schiffen belebt, da an seiner Nordküste der Weltmarkt Kalkutta liegt. Auf diesem Meeresheil herrschen regelmäßige Winde, sog. Monsun, und zwar von April bis Oktober aus Südwest, während der übrigen sechs Monate aus Nordost. [Sanskrit]

Bengalische Sprache und Litteratur, s. Bengali. Den Häzi, Hauptstadt von Patna ober des tärk. Vilajets B., nächst Tripolis der wichtigste Hafen der unmittelbaren Besitzungen der Pforte in Afrika, liegt an der Mündung der Großen Syrte oder des Golfs von Sidrah auf einer Sandbänne, welche durch einen salzigen Strandsee (Schäbel) vom Festlande getrennt ist. Die Stadt bietet an der Seeite aus einem traurigen Kalkid, man dieser Stadtteil, von der Brandung unterworfen, jährlich mehr und mehr zusammenkrumpft, während die Seebänne auf der andern Seite keine Unter-

zung gehalten. Auf der Spitze der Sandbunge, die den Hafen vom Meere trennt, liegt das Kastell, in großes Gebäude mit vier Thürmen, aber baufällig. Auf der entgegengesetzten Seite wird die Stadt von einem Hügel mit dem Friedhofe und zwei Grabstätten begrenzt. Im Innern liegt das Regierungsgebäude und die Kaserne für die Besatzung von 500 Mann. Ein einziges Minarett überragt die niedrigen Häuser, die aus weichem Sandstein aufgeführt sind. Das hervorragende Gebäude ist das erst neuerdings erbaute Franziskaner-Kloster, in dem sich auch die luth. Kirche befindet. Die Brunnen der Stadt haben nur brackisches Wasser, und das Trinkwasser muß aus dem Dorfe Sautani hergeholt werden. Der Hafen ist nur noch kleinen Schiffen zugänglich und verlandet immer mehr. Die Stadt hat mit Einschluß der nächsten Umgebung ungefähr 7000 arab. und südl. E. und ist Sitz eines Kaimakams, der an die Pforte eine Abgabe von 4000 Beuteln (etwa 4 Mill. Frs.) zahlt. Die Bazar's sind ziemlich gut versehen, obgleich der Handel, seit keine Karawanen mehr aus dem Süden eintreffen, gänzlich darniederliegt. Die Bevölkerung lebt jetzt meist vom Ackerbau und führt Getreide und Schlachtvieh nach Malta aus. B. ist das alte Hesperides oder Veronae (in Cyrenaita), von welchem sich noch mehrere Ueberreste finden.

Bengel (Joh. Albr.), bedeutender württemb. Theolog, geb. 24. Juni 1687 im Städtchen Binsenden, besuchte 1699—1708 das Gymnasium zu Stuttgart, bezog 1708 die Universität Tübingen, ward mit 17 Jahren Magister, 1707 Bilar zu Weingen bei Ulm, 1708 Repetent am Tübinger Stift, 1713 Prediger und Klosterpräceptor, d. h. Professor am Seminar zu Dudenhof, 1741 Propst u. Herbrechtingen, 1747 Mitglied des landständischen Ausschusses, 1749 Rat im Konfistorium und Prälat zu Albstadt. Er starb 2. Nov. 1752. B. ist Begründer des sog. «biblischen Realismus», d. h. derjenigen Richtung in der Theologie, welche nicht sowohl das aus der persönlichen Erfahrung des reinen Gemüths oder aus dem symbolischen Schrift in jeder Konfession oder aus der religiösen Spekulation gewonnene System durch einzelne Sprüche der Schrift bekräftigen, sondern auch der als organischen Ganzes betrachteten Schrift ein System unbedingt geltender religiöser Wahrheit erst gewinnen will. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Erklärte Offenbarung Johannis» (Stuttg. 1740; Reutl. 1856 u. öfter), «60 erbauliche Reden über die Offenbarung» (Stuttg. 1747), «Verstärkter Zeugnis der Wahrheit» (Stuttg. 1748), «Ordo impiorum a principio per periodos oeconomiae iuxta historiam atque prophetiam» (Züb. 1741), die kritische Ausgabe des Neuen Testaments (Züb. 1754). In seinem «Gnomon Novi Testamenti» (Züb. 1742 u. öfter; neu herausg. von Studel, Bde., Stuttg. 1860) gibt er keinen eigentlichen Kommentar, aber in der Form von «Hingereigenen» Fälle noch sehr beachtenswerthe Bemerkungen zum Verständnis der Schrift. Der «Abriss der Abergemeinde» (Stuttg. 1751) wendet sich gegen deren einseitige Nat. und Wundertheologie. Vgl. huzl. «B. Leben und Wirken» (Stuttg. 1881) und B.'s literarischer Briefwechsel» (Stuttg. 1886); Biograph. «Johann Albrecht B.» (Stuttg. 1885). — Ernst Gottlieb von B., Graf von B., vort. en, geb. 8. Nov. 1769 zu Javelstein auf dem Schwarzwalde, bis 1808 Pastor zu Marbach, starb

28. März 1826 als Prälat, Professor der Theologie und Propst an der St. Georgenkirche zu Tübingen. B. gab seit 1815 das «Archiv für Theologie» heraus, in welchem sich zahlreiche Abhandlungen aus seiner Feder befinden. Nach seinem Tode erschienen die «Reden über Religion und Christentum» (Züb. 1881; 2. Aufl. 1889) und die «Opuscula academica» (Hamb. 1894).

Bengler, s. Flagellanten.

Benguela oder die Kimbunda-Länder heißt die südl. an Angola stoßende Region Niederbruguina, die sich etwa 450 km lang von der Mündung des Goanza von 10° 6' bis 14° südl. Br. erstreckt und sich im Innern bis zu den Wäldern zwischen den Quellen des Cunene, Cubango und Goanza ausdehnt. Der Flächenraum läßt sich auf 400.000 qkm abschätzen. Der Boden steigt von der flachen Küste terrassenartig zur Höhe von 2000 m auf, und das Innere trägt vorwiegend Gebirgscharakter, hat daher auch reine und gesunde Luft, während die Küste, besonders während der Regenzeit (Mai und Juni), äußerst ungesund ist. Aus den Bergen kommen zahlreiche Flüsse, unter denen der Cuvo, Catumbella und der Rio San-Francisco die bedeutendsten; sie bilden zahlreiche, herrliche Wasserfälle, und unter diesen ist der im ganzen 100 m hohe des Mubshindshi der schönste, am Abhange des Gebirgszugs von Homa; doch leidet das Land Mangel an gutem Trinkwasser. Man gewinnt Silber, Kupfer und Eisen, Steinsalz in Fülle. Das Pflanzenreich liefert in üppiger Vegetation Apfelsinen, Weintrauben, Bananen, Mais, verschiedene Arten von Palmen, Gebern, Kaktus, Raniotpflanzen. Auch gedeihen die europ. Gemüße vortreflich, und Indurrohr wächst an den Ufern des Catumbella. Daneben ist das Land voll von wilden Thieren. Drei Arten von Hyänen, Löwen, welche dreist bis an die Stadt B. kommen, Elefanten, Büffel, Zebras, Antilopen, Berghühner, Nachttauben finden sich in Menge. Die Viehzucht ist im ganzen gering. Die Einwohner gehören zum Congo-Stamm und bedienen sich der Bundo-Sprache. Sie stehen auf einer niedern Stufe der Gefeittung und sind meist noch Fettschbiener. Der portug. Sklavenhandel, durch den noch 1888 an 20.000 Sklaven aus der Hauptstadt B. ausgeführt wurden, hat die Hebung der Bevölkerung verhindert. Die Portugiesen verwalten das Land zugleich mit Angola. Gegenwärtig bildet B. eine portug. Kolonie mit dem Titel eines Königreichs neben den Königreichen Angola und Mossamedes, die unter dem zu Loanda residierenden Generalgouverneur von Angola stehen und eine Bevölkerung von vielleicht 2 Mill. Seelen, darunter nur 3000 Weiße und Mulatten, haben.

Die Hauptstadt Benguela oder San-Jeillipe de Benguela, in einem reizenden, aber ungesunden Thale weitläufig erbaut, zählt etwa 3000 E., wovon drei Viertel freie Schwarze, während die etwa 100 Mann starke Besatzung das Hauptkontingent der weißen Bevölkerung liefert. Der Hafen ist vortreflich, doch nicht bequem zugänglich. Von den wilden Bessaggas 1886 zerstört, hat sich die Stadt zwar wieder erholt, trägt aber im ganzen die Spuren des zunehmenden Verfalls. Die Kirche von B. steht unter dem Bischof von Loanda, doch fehlt regelmäßiger Gottesdienst und aller Schulunterricht. Von Industrie ist keine Spur vorhanden, und alle Bedürfnisse der Art werden der Bevölkerung durch einige meist portug. und brasil.

Handelschiffe zugeführt. Auch eine regelmäßige Postverbindung mit Europa besteht nicht. Nur als Stoppplatz für die aus dem Innern kommenden Karawanen, wie Skizzen, Wachs u. s. w. hat B. einige Bedeutung. Die Stadt B. wird von den Portugiesen selbst als „Hölle“ bezeichnet. Doch in der Umgegend herrschende Kistenfieber und die Dysenterie rufen die Anstrengungen und treten hier jeder weiteren Kolonisation hindernd in den Weg. Dagegen hat das V. 10
Cacanda, 200 km ostnordöstlich von B., e 11
den Handelsverkehr nach Südosten wichtiger 12
als mit etwa 3000 Q., nördlich der n 13
Umgebung. Circa 160 km im NO von B 14
im Bundes-Lande das Presidio Novo-Rel 15
mit einem Fort und etwa 100 Regiments 16
schwerer Infanterie, in einer an allen seiten 17
sehr reichen Umgebung und immer noch ein 18
platz für die Sklavenausfuhr. Circa 200 L 19
SSW von B., an der kleinen Fischb., liegt das 20
Presidio Mossamedes mit 3000 Q., jetzt Sitz des 21
Gouverneurs von Südbenguela, erst 1840 angelegt 22
und wohl gedeihend, in einer an Bitterquellen rei- 23
chen Gegend. Vgl. Lams, „Die portug. Besitzungen 24
in Südwestafrika.“ (Hamb. 1845). Ruyter, „Reisen 25
in Südafrika in den J. 1849–57“, aus dem Unge- 26
rissen von Duntz (Bd. 1, Heft 1850).

Bent (Bent), Strom in der südamerik. Repu-
lik Bolivia entspringt in mehreren Quellflüssen
deren hauptsächlichster der Rio de la Paz im
Nordwesten von Cochabamba auf den Ostabhängen
der Anden von Bolivia, von denen herab mehrere
wasserreiche Nebenflüsse auf seinem linken Ufer in
ihn einmünden fließt in vorwiegend nördl. Rich-
tung durch das Depart. La Paz, wendet sich im
Depart. Beni nach Nordosten und mündet nach
einem Laufe von etwa 1500 km bei einer Tiefe
von zuletzt 50 m in den Rio Mamoré, der von hier
ab den Namen Madeira annimmt. Die Verein-
igung des B. und des Mamoré bildet nach R. und
O. den Grenzpunkt von Bolivia gegen Bra-
silien. — Das Departement Beni, das größte
der Republik Bolivia, bildet den nördl. Teil dieses
Staates, grenzt im W. an Peru, im N. und O.
an Brasilien im S. an die bolivian. Departements
La Paz, Cochabamba und Santa-Cruz, zählt auf
über 700000 qkm aber nur etwa 64000 E., ab-
gesehen von den nomadischen wilden Indianern
(Mojos u. a.). Das zu einem großen Teile noch
unerforschte Departement B., welches in die vier
Provinzen Sanpolicana, Mojos, Duraceros und
Guarapoto zerfällt, ist aus im SW gebirgig (Sierra
von Apolobamba und andere Ausläufer der Cor-
dilleren), im übrigen eben und von kumpfigen und
feuchten Urwäldern fast ganz bedeckt. Hauptort
des Departements ist Trinidad mit 4170 E.

Bent-Hassan, ein nomadischer mohammed.
Hirtenstamm in dem nördlich von Abessinien ge-
legenen Lande Barla (j. d.) und in der nordöstlich
davon liegenden Arabischen Sahel oder Sahel.
Die B. deren Zahl auf höchstens 20000 geschätzt
wird, reden teils die Bedja-, teils die Tigre Sprache
und bestehen aus dem unterworfenen Galla und
Madaua und den herrschenden Redja und Belou.
Oberster Herr ist das Familienhaupt der Redja,
Dagel genannt, doch sind sie dem Gebiete von
Agypten tributpflichtig.

Bentavilla, Seestadt am Mittelmeere in der
span. Provinz Castellon de la Plana im spanisch-

gen Königreich Valencia, Station der Bahn Va-
lencia-Taragona, hat Mingmaura, ein altes Ro-
m. eine schöne Kirche und zählt (1877) 1723 E.
Die Stadt ist ein berühmter Hafenplatz, besonders
als Verfrachtungsort des nach ihr benannten sehr
beliebten Rotweins, der in ihrer Umgebung in sehr
großer Menge gewonnen wird. Neben Wein geht
hauptsächlich nach Frankreich und England, wo
man ihn zur Verfeinerung des Portweins
und Claret verwendet.

Bentria, Hauptstadt des County Salento
früher des ganzen nordamerik. Staates Kalifo-
rnia, liegt auf einer baumlosen Ebene auf der westl.
Seite der Straße Carquinez, welche die Inseln
San-Pablo und Suisun miteinander ver-
bindet, 48 km nordöstlich von San-Francisco, wo
welches es eine regelmäßige Dampferverbindung
unterhält, zählt (1870) 1566 E. Die Stadt ist
einem vorzüglichen Hafen, der Flag für die größ-
ten Schiffe bietet, und ein Vereinigte-Staaten-
Arsenal mit ausgedehntem Maschinen-, Kupfer-
sack- und Porzellanwerk.

Bentria (lat.) Wüste.

Bent-Hassan, Dorf in Mittelägypten, auf dem
link. Ufer des Nils, berühmt durch seine sehr alten
Thakwand eingebaute Festungsmauer. Zahl-
reiche Höhlen zu den nach Westen gerichteten An-
gängen, die, aber dreifach an Zahl, in gleiche Höhe
hinaufgehen und durch einen schmalen Fluß mit
einander verbunden sind. Die Anlage der Stadt
fällt in die späteste Dynastie der Pharaonen, in
die des Alten Reichs (2800–2167 v. Chr.). Die
Stadt, in der sie gehörten, hat keine Ruinen mehr
gelassen. Wahrscheinlich wurde sie von den Pharaonen
während der folgenden Dynastie Ägypten
zerstört, zerstört, und ihre Ruinen sind jetzt
Zeit durch den seinen Lauf hier östlich verlaufenden
Strom verschlungen worden. Die
ältesten Ruinen sind die ältesten und am besten
erhaltenen. Sie enthalten, außer den üblichen
Metropolen von Memphis, die wichtigsten
monumentalen Reste, Darstellungen und Inschriften,
die überhaupt aus dem Altertum Ägyptens
hervorgehen. Die Säulenordnung ist
die dem Festbau eigentümlichste. Auch im
einfachen Meiler, der ohne alle Abgrenzung
von gleichem Breite, auf dem sie stehen
ruht, übergeht, erstreckt sich durch die
Mauern, dann die 16seitige Säule, deren
winkelige Kanten durch sehr flache Konkavitäten
herausgehoben wurden. Diese ganz
langeweise findet sich in B. Von den
pharaonischen eine oder zwei oder vier gegenüber
und ganz gelassen zu werden, welche den
hieroglyphischen Inschriften bestimmt waren. In
dem ursprünglichen Meiler ist die
schmale Straße ohne B.
nun den glatt in den
als vermittelndes
und dem kanalisiert
runden, flachen und
glatte zwischen Schiff
den sehr Gräbern von
lenordnung auf, deren Form auf der
eines Pflanzenbüschels beruht. Der Baum
Zotodolomus sind unter den Ägypten
den zusammengebunden. Der Ägypten
form, oben abgestumpft, tragen Ägypten
Ägypten, die Gasse B. dieselbe wie die der

Säulenordnung. Diese Ordnungen vermischen sich in Ägypten nie; ihre einzelnen Elemente sind in den griech. Säulenordnungen wiederzuerkennen. An die Pflanzensäule von B. mit vierteiligem Stamm schließt sich die aus acht Bogenstützen zusammengebundene, sowie die in einen einzigen runden Schaft verbundene Säule an, die im neu-ägypt. Reiche die vorherrschende Ordnung bildet. Der geschlossene oder offene Reich unter dem Abakus, der die Breite des Architravs behält, und die fünf Bänder unter dem Reichkapitäl fehlen nie; der Schaft ahmt meist die am untern Teile sichtbare Schwellung der Sumpfpflanze nach. Der ausgezeichneten Stelle, welche B. in der Geschichte der Architektur einnimmt, kommt das Interesse der bildlichen Darstellungen an den Wänden der Gräber gleich, welche in reicher Fülle das Privatleben der Ägypter jener Zeit vollständiger als irgend eine Monumentengruppe des Alten Reichs vor Augen führen. Sie sind in den neuern Denkmälerwerken über Ägypten teilweise wiedergegeben, aber noch bei weitem nicht erschöpft. (S. Tafeln: Ägyptische Architektur, Fig. 1. und Bildnerel I. 3.)

Beni-Regab, Beni-Regab oder W'gabiten, ein friedlicher Völkerstamm am Rande oder bereits innerhalb der Sahara, das südlichste Volk, welches (seit 1853) die Herrschaft der Franzosen in Algerien anerkannt und vier Daseen 600 km südlich bewohnt, von welchen die von B. gegen O. gestreckte Dase des Wabi-W'gab die größte ist. Außer dem Fluß W'gab hat die Dase zahlreiche Brunnen, und auch an Regen fehlt es keineswegs. Wo es Wasser gibt, da sind Gärten und Palmenpflanzungen angelegt. Das Plateau selbst ist eisblöcher Fels, wo einige Gräser spärlich fortkommen. Tropen dem Süden dort das Rauson und das Guinea-schwein ihre Nahrung. Die B. zählen mit Ausschluß der 2000 im Zell anässigen Kaufleute und Arbeiter 50—60000 Köpfe und wohnen in sieben mit Mauern umgebenen Städten. Sie sind aus dem süd. Teile von Tunis wegen Religionsverfolgungen nach ihrem jetzigen Wohnsitz eingewandert, wo sie gegen einen Jahrestribut von 60000 Frs. an den Kommandanten von Laghat den Schutz der Franzosen genießen. In Algerien gelten sie als der rührigste und handelsehätigste Volksstamm. Viele W'gabiten wandern nach der Stadt Algier, wo sie meist in den maurischen Bädern als überaus rüstige Dabehnichte thätig sind. Andere finden dort ihren Erwerb in Schlächtereien und im Mäulbetriebe oder im Handel für die Heimat, indem sie deren Hauptprodukt, die Datteln, hier verkaufen und dafür besonders Getreide einkaufen. Meist kehren sie nach einigen Jahren mit den Ersparnissen in ihre Dase zurück. Die W'gabiten zählen zu keiner der vier orthodoxen oder sunnitischen Sekten, sondern haben denselben Glauben wie die arab. W'gabiten. Hauptstadt und wichtigster Handelsplatz des Landes ist Gharbaja am W'gab mit 15 000 G., zwischen drei Bergen, etwa 165 km im S. von Laghat und im WNW. von Margla gelegen, von den Franzosen zum Arrondissement Nedeah in der Provinz Algier gerechnet.

Benin war früher der Name für den ganzen östl. Teil von Oberguinea, von der Mündung des Volta (an der jetzigen Grenze der Reiche Dahomeh und Adant) ostwärts über das Delta des Niger hinaus bis an den Nimbil oder Rio del Rey (Königsfluß) im innersten Hintergrund des Meeresaus-

von Guinea. Dies ausgedehnte Küstengebiet, in welchem das vielmarmige Nigerdelta seawärts mit dem Kap Formosa bis 4° 19' nördl. Br. vorspringt und den Golf von Benin im W. von dem Golf von Biafra im O. scheidet, war früher der Hauptsitz des Sklavenhandels. Es wurde deshalb auch die Sklaventüste genannt, welchen Namen man später auf den westlichsten Teil beschränkte. Durch die Bemühungen der Engländer, welche die Küsten bewachen, den Niger durch Dampfer befahren und beherrschen, ist an die Stelle des Menschenhandels allmählich der Handel mit Palmöl in großem Maßstabe getreten. Im engern Sinne verstand man früher unter B. ein despotisches Regierreich, das sich vom Mündende der Lagune Krabu, an deren Westeingange Lagos (s. d.) liegt, über das Nigerdelta hinaus bis zur Mündung des Alt-Galabar erstreckte und das mächtigste dieser Küste war.

Ein Reich Benin oder der Beni-Regier besteht noch jetzt, aber das Nigerdelta gehört nur noch in seinem westlichsten Teile dazu. In den übrigen Teilen des Deltas haben sich eine Menge unabhängiger Reiche gebildet. Der Niger selbst bildet jetzt nur auf eine Strecke von 185 km die Osgrenze von B., die erst 185 km oberhalb der in der Spitze des Deltas gelegenen Stadt Ibo beginnt und bis gegenüber Idha hinaufreicht, zu beiden Seiten des rechten Nebenflusses Odu oder Ibo, nach welchem oft auch das Reich B. benannt wird. Von dort zieht sich daselbe gegen SW. zum Meere, grenzt im N. an die Reiche Swanbu und Yoruba, im W. an Dahomeh, im S. an verschiedene Deltareiche. Die Küste von B. ist vielfach zerstückt durch eine Menge versumpfter Flußarme, flach, und nur im Innern steigt das Land allmählich auf. Der Boden ist fruchtbar und erzeugt in äppiger Fülle Palmen, Reis, Dams, Juder und überhaupt alle Produkte Guineas, wie es denn auch dieselbe Fauna hat. Das Meer und die Flüsse sind fischreich. Die Bevölkerung ist sehr dicht. Die Sprache von B. gehört zu der vielgliederigen Sprachfamilie der Benin-Völker oder der Regierstämme des Nigerdeltas, westwärts bis zu den Dahomeern, nordwärts bis Yoruba einschließlich, ostwärts bis zum Bonny.

Die Hauptstadt Benin liegt am westlichsten Mündungsarme des Niger, dem an seiner Mündung 3 km breiten Beninstrom oder Formosa, der, früher als ein selbständiger Strom geltend, dem ganzen Lande den Namen gegeben hat. Die Stadt erstreckt sich an dem rechten Ufer des erst 60 km weiter abwärts schiffbaren Stroms in großer Ausdehnung, zählt 15 000 G. und hat lebhaften Verkehr, obwohl derselbe, seit Aufhebung des Sklavenhandels, von Bonny, am östlichen Arme des Deltas, überflügelt worden ist. In der Nähe der Stadt liegt die Residenz des Königs. Die nächste bedeutende Stadt ist Warri oder Warreh, 185 km südlicher, an dem Nigerarm Warri oder Forcados, der Hauptort eines, wie es scheint, vom König von B. abhängigen Regierstaats. Europ. Niederlassungen gibt es an der Küste von B. jetzt nicht. Auch der Hafenort Gatto (Kgatton), 75 km unterhalb B. am Formosa gelegen, soll volkreicher als B. selbst sein. B. wurde 1484 von dem Portugiesen Diego Cam, den der Nürnberger Martin Behaim begleitete, entdeckt und 1486 von Alfonso de Albuquerque besucht; 1786 gründeten die Franzosen an der Mündung des Flusses Niederlassungen, die 1792 von den Engländern zerstört wurden.

Benincasa Savi, eine zur Familie der Cucurbitaceen gehörige Pflangengattung, von welcher nur erst eine einzige Art, die in den Tropengegenden Afriens einheimische *B. oerifera Savi* bekannt ist. Es ist eine einjährige Pflanze, die auf der Erde hinstreckt und gelbe monöcische Blüten besitzt; sowohl weibliche wie männliche Blüten haben einen glodenförmigen fünfklappigen Kelch und eine fünftheilige Blumentrone, die erstern drei Narben, die letztern drei Staubgefäße. Die Frucht ist groß, fleischig und enthält sehr viele Samen, sie ist auf ihrer Außenseite mit einer ziemlich dicken Wachsthum überzogen. Das Kraut hat einen moschusartigen Geruch. Die Pflanze wird sowohl in ihrem Heimatlande Ostindien als auch im tropischen Afrika und Amerika kultiviert.

Beni-Suëf, Provinz im untern Mittelägypten mit (1877) 140848 E., grenzt im N. an Gizeh und Fayum, im S. an Minia; nach S. reicht sie bis an das Abu-Gebirge. Die Hauptstadt Beni-Suëf, einer der Haupthandelsplätze des Landes, am linken Ufer des Nils und an der Eisenbahn Gizeh-Siut, 110 km südlich von Kairo, liegt in einer fruchtbaren Gegend, ist der Hafenplatz für das Fayum, hat eine große Staatsbaumwollmanufaktur und zählt 5—6000 E. In der Nähe wird zu Ehren des Heiligen Schiskani jedes Frühjahr eine stark besuchte Messe gehalten.

Benjamin (hebr. Sohn des Glücks, richtiger: Sohn der Rechten, mit Bezug auf die geogr. Lage des Stammgebietes der Benjamingiten «rechts», d. i. südlich von Ephraim), nach der hebr. Sage der jüngste Sohn Jakobs und der Rahel, war der einzige leibliche Bruder Josephs und der Liebling seiner Eltern. Sein Stamm, die Benjamingiten, gehörte zu den weniger zahlreichen der zwölf israel. Stämme und erhielt sein Gebiet in Mittelpalästina zwischen den Gebieten der Stämme Ephraim, Dan und Juda und dem Jordan. Die Hauptorte waren Jericho, Bethel und Jerusalem, letzteres an der Grenze gegen Juda gelegen. Im Zeitalter der Richter in einen Krieg mit den übrigen Stämmen verwickelt, wurde der Stamm B. ganz vernichtet worden sein, wenn man nicht den Besiegten vorkam. Rattet hätte, sich in ähnlicher Weise, wie die Römer durch den Raub der Sabinerinnen, mit Frauen zu versehen. Der Stamm B. gab Israel seinen ersten König Saul und blieb auch dessen Sohne Jabboseth treu. Nach Salomos Tode bildete er mit Juda das Königreich Juda und den Kern des spätern Judentums. Der Prophet Jesaja und der Apostel Paulus waren Benjamingiten.

Benjamin aus Tulela unternahm teils in Handelsgeschäften, teils um die Lage der zerstreuten Juden kennen zu lernen, zwischen 1159 und 1173 eine Reise von Saragossa über Italien und Griechenland nach Palästina und Persien, und kehrte über Ägypten und Sicilien nach seiner Heimat zurück. Die schätzbaren, aber mit Vorsicht zu gebrauchenden Reisenotizen, die er in hebr. Sprache hinterlassen, sind öfter gedruckt und in das Lateinische, Englische, Holländische und Französische übersetzt worden. Die Ausgabe von Asher («The itinerary of Rabbi B.») (2 Bde., Lond. 1841) enthält den volatilierten Text nebst engl. Übersetzung und gelehrten Anmerkungen.

Benjowsky (Mor. Aug., Graf von), durch seine Abenteuer merkwürdig, war 1741 zu Werbowa im Komitat Neutra in Ungarn geboren, diente

als kaiserl. Lieutenant im Siebenjährigen Kriege bis 1758, und ging dann auf Reisen, und war zunächst nach Hamburg, wo er Schiffsfahrtskunde studierte, und hierauf nach Amsterdam und Plymouth, wandte sich dann nach Polen, trat der Konföderation gegen die Russen bei und wurde Oberst, Befehlshaber der Kavallerie und Generalquartiermeister. Von den Russen 1769 gefangen, ward er 1770 nach Kamtschatka verwiesen. Auf der Reise dahin rettete er in einem Sturme das Schiff, das ihn trug, und dieser Umstand, sowie sein ausgezeichnetes Schachspiel verschafften ihm bei dem Statthalter Nilow eine gute Aufnahme, dessen Kinder er in der franz. und deutschen Sprache unterrichtete. Er veranlaßte daselbst die Erbauung eines öffentlichen Schulhauses, machte den Vorschlag, mit seinen Mitverbannten die sibir. Landschaft Kamtschatka anzubauen, und erhielt dafür nicht nur seine Freiheit, sondern auch die Hand Aphanasios, der Tochter Nilows. Inzwischen hatte er aber schon den Plan entworfen, mit mehreren Mitverbannten zu entfliehen. In Begleitung Aphanasios verließ er Kamtschatka im Mai 1771 mit 36 Personen, nachdem es ihm gelungen war, nicht nur das gegen ihn abgeschickte Kommando zurückzuschlagen, sondern auch sich der Festung Botsherej und bei in derselben befindlichen Geldes, 1 1/2 Mill. Rubel, zu bemächtigen. Er segelte nach Formosa, dann nach Macao, wo viele von seinen Begleitern starben, unter ihnen auch Aphanasia. Darauf verkaufte er sein Fahrzeug nebst allem, was darauf war, und verdingte sich auf ein franz. Schiff. So kam er nach Frankreich, erhielt daselbst ein Infanterieregiment und dann den Auftrag, auf Madagaskar eine Niederlassung zu gründen. Im Juni 1774 kam er in Madagaskar an, begründete die Niederlassung zu Foul-Point und wußte sich zugleich das Vertrauen verschiedener einheimischer Stämme zu gewinnen, die 1776 ihn zu ihrem König ernannten. Als er, nach Europa zurückgekehrt, um der Königin neue Unterstützung zu verschaffen, in Frankreich auf Seiten des Ministeriums kein Gegenkommen fand, trat er wieder in österr. Dienste, in welchen er 1778 im Geseht von Gabelsberg gegen die Preußen kommandierte. Im J. 1783 suchte er in England eine Expedition nach Madagaskar zu Stande zu bringen und reiste, nachdem er bei Londoner Privatleuten und vorzüglich bei einem Gabelshause zu Baltimore in Amerika die nötige Unterstützung gefunden, im Okt. 1784 ab. Als er bei hier 1785 Feindseligkeiten gegen die Franzosen begann, schickte die Regierung von Madagaskar aus Truppen gegen ihn. In einem Gefecht mit denselben, 23. Mai 1786, ward er tödlich verwundet. Seine französisch geschriebene Autobiographie wurde von Nicholson herausgegeben (2 Bde., Lond. 1790) und von Forster (2 Bde., Lpz. 1791) ins Obelg. (2 Bde., Hamb. 1791) übersetzt. Kaplan hat in seiner «Verschwörung in Kamtschatka» B. auf die Bühne gebracht.

Bendendorf, s. Bendendorff.

Bentulen, holländ. Bentoeelen (engl. Bencoolen), in der Landessprache Bangsalulu, ist der Name einer niederländ. Residentchaft auf der Insel Sumatra. Dieselbe besteht aus 25087 qkm enthaltenden, schmalen, nördlich dem Gouvernement der Westküste Sumatras, südlich von der Residentchaft der Lampongischen Distrikte begrenzten, niedrig gelegenen, teilweise

sumpfen und ungesund, zugleich aber fruchtbaren Streifen Uferlandes. Nur in der Richtung gegen seine östl. Grenze, das Riesengebirge, durch welches B. von der Residentenschaft Palembang getrennt wird, erhebt sich derselbe allmählich. Die Bevölkerung betrug 1879, die sich auf 6000 Seelen belaufende der Insel Engano mitbegriffen, aus 159 Europäern, 142 760 Eingeborenen, 546 Chinesen, 1 Araber und 1 andern asiat. Fremdling. Die Eingeborenen sind sich durch Trägheit und Indolenz auszeichnende, dabei rachsüchtige, unzuverlässige und verrätherisch gekannte Malaien. Northalen, auch an Europäern vertriebt, kommen bei ihnen häufig vor. Viehzucht und Ackerbau sind in B. unbedeutend. Haupterzeugnisse sind Reis, Pfeffer, Kaffee und Ausfuhrstoffe. Reis wird nicht in einer dem Bedürfnisse entsprechenden Menge gewonnen, so daß jährlich 8—10 000 Vikus davon eingeführt werden müssen. Die Bemühungen der niederländ. Regierung, die Bevölkerung zu der Anpflanzung von Kaffeestauden und Pfefferranken in umfangreicherer Weise zu bewegen, sind bei der Trägheit derselben ziemlich erfolglos geblieben.

Die Hauptstadt Denloew, am gleichnamigen Flusse gelegen, mit 6870 E. ist Sitz des Residenten. Die Engländer ließen sich 1686, nach ihrer Vertreibung von Bantam auf Java 1682, in B. nieder, breiteten sich von hier an der Westküste von Sumatra aus und erhoben B. zum Hauptort ihrer Besitzungen auf jener Insel. Sie erbauten daselbst 1714 das noch jetzt bestehende großartige Fort Marlborough, gelegen unter 8° 48' nördl. Br. und 102° 16' östl. L. (von Greenwich). In den J. 1798 und 1808 führten sie daselbst aus den Molukken Gewürznelken und Ausfuhrstoffe ein. Besonders viel geschah für B. 1818—24, wo Sir Stamford Raffles Vizekonsul-Gouverneur dieser seit 1808 zu der engl. ind. Residentenschaft Bengalen gehörenden Besitzung war. Im J. 1824 wurde B. von England an die Niederlande abgetreten. Die wachsende Blüte des nördlich gelegenen Padang, die allmähliche Verandern der Meere, infolge deren größere Schiffe, wie z. B. auch die Raubdampfer, entweder in der 15 km südlich von B. gelegenen Balobai oder an der ihm gegenüberliegenden Insel Puloxitus anuern müssen; der Umstand, daß zugleich mit der engl. Regierung die meisten der dort ansässigen wohlhabenden Engländer B. verlassen, und namentlich, daß von der niederländ. Regierung wenig mehr für B. gescheh, sind die Ursache, daß die Stadt, seitdem sie in den Besitz der Holländer gelangte, sich in einem leis zunehmenden Verfall befindet.

Denloew (Louis), Sprachforscher, geb. 15. Nov. 818 zu Erfurt, studierte in Berlin, Leipzig und Jöttingen, wurde 1841 Lehrer der neuen Sprachen an Nantes, 1843 in Bourg, kam dann als Konservator der Bibliothek der Sorbonne nach Paris und 849 als Professor der alten Pitteratur nach Dijon. Er schrieb: *«De l'accentuation dans les langues indo-européennes»* (Par. 1847); *«Aperçu général de la science comparative des langues»* (1858; Aufl. 1872); *«Théorie générale de l'accentuation latine»* (mit Weil, 1856); *«Précis d'une théorie des rythmes»* (2 Bde., Par. 1862—63) u. s. w.

Bennet (Friedr. Aug. Otto), Archäolog, geb. 3. Sept. 1808 zu Greiz, besuchte das Gymnasium zu Plauen, studierte 1827—32 in Erlangen und Bonn Philosophie, war 1833—64 Adjunkt an der Landesschule zu Schulpforte, 1864—68 als

Stipendiat des Deutschen Archäol. Instituts auf Reisen in Italien und Griechenland, habilitierte sich 1868 für Archäologie in Göttingen, wurde 1869 Professor in Järich, 1871 in München, 1872 in Prag und 1877 in Wien. Er ist Mitglied des Deutschen Archäol. Instituts und der Akademie der Wissenschaften in Wien. Mit Rich. Schöne zusammen beschrieb B. *«Die antiken Bildwerke des Lateranensischen Museums»* (Erg. 1867). Ferner publizierte er *«Griech. und sicil. Vasenbilder»* (Erg. 1—3, Berl. 1869—77), *«Die Metopen von Sellinunt»* (Berl. 1873), *«Die Antiken von Järich»* (in den *«Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Järich»*, 1872) und *«Antike Gesichtsbilder und Sepulchralmasken»* (Wien 1878). Als Teilnehmer an der zweiten archäol. Expedition nach Samothrake (1876) gab B. mit Gouze und Sauer *«Neue archäol. Untersuchungen auf Samothrake»* (Wien 1880) heraus. In den J. 1881 und 1882 unternahm er archäol. Expeditionen nach Kleinasien (Lykien und Karien).

Bennetshaus, Stadt in der preuss. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Nordhausen, 30 km im NNO. von Nordhausen, im Oberharze, in einer Gräbe, zählt (1880) 3335 E. Der Ort hat Eisenerzgruben, fabriziert Eisen- und Blechwaren, Nägel und Handhölzer, mit denen die Bevölkerung zum Teil auswärts haufieren geht.

Bennet, eine engl. in Berlin ansässige Familie, aus welcher namentlich Henry B., Mitglied des Cabal-Ministeriums unter Karl II., berühmte ist. Derselbe, geb. 1618, trat in der Revolution auf die Seite Karls I., kämpfte in dessen Heer und wurde in Oxford zum Geheffen des Staatssekretärs Digby ernannt. Wie dieser, trat auch er zum Katholizismus über. Nach der Katastrophe Karls I. war er im Auslande für die Stuart's thätig. Karl II. nahm ihn nach der Restauration in sein Kabinett. Der Titel eines Barons von Arlington, den er 1664 erhalten, wurde 1672 in den eines Grafen von Arlington umgewandelt, der auf die Nachkommenschaft seiner mit dem Herzog von Grafton, natürlichem Sohne Karls II., vermählten Tochter überging. Seine Hauptthätigkeit entwickelte der eifrige und gewandte Staatsmann als Mitglied des Cabal-Ministeriums 1669—73, bei dem Versuche Karls, durch das Bündnis mit Ludwig XIV. erst Holland, dann den Protestantismus und Parlamentarismus in England niederzuwerfen und die Monarchie auf die Krone und den Katholizismus zu gründen. Als durch den Widerstand Hollands gegen die Verbündeten und des engl. Parlaments gegen den König das Unternehmen mißlang, entging B. mit Not der Verurteilung. Im J. 1676, bei einer neuen antilath. Wendung der Politik Karls, verließ er mit diesem selbst. Er wurde 1679 noch einmal Mitglied des Geheimen Rats und erhielt sich am königl. Hofe bis an seinen Tod, 28. Juli 1685. Für die Geschichte jener Zeit sind von Wichtigkeit seine *«Letters to Sir W. Temple»* (2 Bde., Lond. 1701). — John B., des vorigen Bruder, gest. 1688, erhielt 1682 die Würde eines Barons von Oshilton, welche er auf seinen Sohn Charles B., geb. 1674, vererbte. Letzterer wurde nach dem Tode seines Schwiegervaters, des durch seine Teilnahme an dem Aufstande verurtheilten Monmouth's bekannten Lord Greg von Wente, Grafen von Lanterville, 1714 zum Grafen von Lanterville erhoben und starb 21. Mai 1722.

Bennett (James Gordon), amerik. Publizist, geb. 1. Sept. 1796 in New-Mill in der Schott. Grafschaft Banffshire, erhielt seine erste Erziehung auf einem luth. Priesterseminar in Aberdeen, wanderte 1819 nach Amerika aus und gründete, nachdem er sich fast 16 Jahre erfolglos in Halifax, Charleston, Philadelphia und andern Orten als Journalist und Zeitungsdirecteur versucht hatte, 6. Mai 1836 den „New York Herald“, den er durch Geist, Fleiß und

Hilfsmittel allmählich zu reichsten Blättern der Zeit brachte, welcher 1837 errichtet in die amerik. auf bisher unbenutzten den Telegraphen und ankommenden Schiffen boote Die erste größere Telegraphen vermittelte Calhoun'sche über den

meistl. Krieg und erschien am andern Morgen vollständig im „Herald“. Das Geheimnis seines Erfolgs lag in der consequenten Durchführung des Grundgedankes, daß er ohne jede Rücksicht auf Kosten stets das Neueste am schnellsten und vollständigsten brachte. Diesen Gesichtspunkt hat sein Beispiel allmählich in die ganze amerik. Presse hineingetragen. Im J. 1871 sandte B. eine Expedition zur Auffindung Ewing'sones aus, der denn auch von Stanley, seinem Reporter, gefunden wurde. So großer Verdienst sich B. auch durch Verbesserung und Ausbeutung aller technischen und finanziellen Hilfsmittel zur Herstellung einer großen Zeitung erworben hat, so wenig leistete er für die moralische Hebung der Presse. In der Politik war er gesinnungslos und nur darauf bedacht, mit allen Mitteln Reclame und Geld zu machen. Sein Blatt warf ihm bis zu seinem am 1. Juni 1872 in New-York erfolgenden Tode etwa 750.000 Dollars jährlichen Nettogewinn ab, es wird seitdem mit denselben Mitteln und in derselben Richtung von seinem gleichnamigen Sohne fortgesetzt.

Bennett (John Hughes), engl. Arzt, geb. in London 31. Aug. 1812, studierte in Edinburgh, wo er 1837 mit der Schrift „Physiology and pathology of the brain“ mit Auszeichnung promovierte. Später brachte er zur Fortsetzung seiner Studien zwei Jahre in Paris und zwei Jahre in Deutschland zu. Allgemeiner bekannt wurde er durch seine Empfehlung des Lebertheins, dessen Wirksamkeit als Heilmittel für Skrofeln, Schwindel und verwandte Krankheiten er seit 1840 in London beantwortete. B. wurde in dem Royal Infirmary in G. und 1848 Professor der Medizin an der Universität. Hier entdeckte er die bekannte Bluthrantheit, die „Leucocythaemia“ oder „white“ (1852) beschrieb, und veröffentlichte eine Reihe von Werken über Lungen- und Nervenkrankheiten, wie „Inflammation of the nervous centres“, „Pathology and treatment of molecular consumption“, „Treatment of pulmonary consumption“, „Pneumonia“ u. s. w., die verdiente Beachtung fanden. Sein Hauptwerk „Clinical lectures on the principles and practice of medicine“ (Oxford 1860, 5. Aufl. 1868) wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Später erschien von ihm „Researches into the action of mercury, podophylline and taraxacum on biliary secretions“ (Oxford 1869; 2. Aufl. 1874). Er starb 26. Sept. 1875.

Bennett (William Hoy), engl. Dichter und Publizist, geb. 1820 in Orermsch, führte nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Uhrmachers, dessen Geschäft fort und beschäftigte sich mit lebhaftem Interesse an den lokalen Angelegenheiten seiner Geburtsort. Die Gründung einer literarischen Instituts auf breiterer volkstümlicher Grundlage, die Herstellung einer höheren Volksschule für die gebildeten Mittelklassen, sowie billige öffentliche Bäder und Waschhäuser in Orermsch waren im großen Teil seinen eifrigen Bemühungen zu danken. Während der Agitation für die Abschaffung der Spielsteuer und des Zeitungsteuerns fungierte B. als Beamter der Association for the repeal of taxes on knowledge, später wurde er Sekretär im gegenwärtigen Zweigverein der National Education League. Nachdem er schon 1843 an einem Band Gedichte herausgegeben und zu verschiedenen Zeitschriften poetische Beiträge geliefert hatte, erschienen von ihm „Poems“ (London 1850, 1. Aufl. 1852), „Verses“ (London 1852), „War songs“ (London 1855), „Queen Eleanor's requiem and other poems“ (London 1857), „Songs by a new writer“ (London 1859, 2. Aufl. 1876), „The wedding ring“ (London 1861), „Our glory and national poems“ (London 1866), „Songs for school“ (London 1872) und „Sea songs“ (London 1873). B. dichterisches Talent ist wesentlich lyrisch, hat er am besten gelingt ihm die Gedichte und das schmerzreiche patriotische Lied. In den J. 1860–70 war er Mitredakteur der Zeitschrift „Weekly Dispatch“.

Bennett (William Sterndale), namhafter Komponist und Pianist, geb. 13. April 1813 in Sheffield, wurde Sängerknabe am King's College zu Cambridge, und kam dann nach London an die Royal Academy of Music. Im J. 1834 ging er zu weiterer Ausbildung nach Deutschland. In Bonn komponierte er die Ouvertüre „Die Walddämonie“ (eines seiner besten Werke), welche 1839 zum ersten Mal unter großem Beifall aufgeführt wurde. An darauf kehrte er nach London zurück, ging 1840 wieder auf längere Zeit nach Deutschland, gründete 1842 in London die Bach-Society, die er bis 1848 leitete. 1856 wurde er Dirigent der Philharmonischen Society, wurde 1856 von der Universität Cambridge zum Professor der Musik ernannt, 1860 zum Vizepräsidenten (Director) der Royal Academy of Music gewählt und erhielt 1870 von der Königin von England die Ritterwürde. B. starb 1. Febr. 1870 in London. Sein Leichnam wurde in der Westminster Abbey zu London beigesetzt. B.'s Kompositionen, an denen ungefähr in die 40 Werke im Druck erschienen sind, schließen sich ziemlich eng an romantische Weise an, zeigen Feinsinnigkeit, mitunter auch interessante harmonische Kombinationen und große Klangwirkungen, sind aber oft monoton und langweilig. Hervorzuheben sind: das Oratorium „The woman of Samaria“, die Kantate „The morning“, eine Symphonie, die Ouvertüren „Die Walddämonie“, zu Moore's „Paradise and Peri“ und Byron's „Parisina“, vier Klavierstücke für Klavier mit und ohne Begleitung und verschiedene andere Kammermusikstücke, einige legendenähnlichen, Aider u. s. w.

Ben-Nevis, höchster Berg Schottlands (1344 hoch), in der Grafschaft Inverness, nahe am See, 6 km östlich vom Fort William. Seine Höhe ist 10 km Umfang. In 118 m Höhe trägt er eine See, oberhalb dessen der Berg ohne Vegetation ist.

Bennetwig, Mechaniker und Astronom, (s. Kpl. a. 113 (Petrus)).

Bennigsen, ein altes niederländ. Adelsgeschlecht, welches sich wahrscheinlich am Ende des 13. Jahrh. von der noch blühenden Familie von Feinen abzweigte und sich nach der von ihr erbauten Burg W. benannte. Die Ruinen der letztern finden sich bei dem Pfarrdorfe Bennigsen (mit 800 G.) im Amte Ralsenburg der preuss. Landdrostei Hannover. Hier erscheinen die W. urkundlich zuerst 1311 als Vasallen der Grafen von Schaumburg. Sie besaßen frühzeitig auch mindere Güter in W. und Böhmen hervorgingen. Dazu kamen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. die Rittergüter Banteln, Gronau und Dohum im Bistum Hildesheim. Mit den Söhnen Johanns von W., gest. 1618, entstanden die beiden noch gegenwärtig blühenden Linien des Hauses, die ältere Linie zu Banteln und die jüngere zu Bennigsen. Der Linie zu Banteln gehörte der russ. General Levin Aug. Theophil von Bennigsen (s. d.) an, welcher 1813 in den russ. Grafenstand erhoben ward. Sein Sohn ist Graf Alexander Levin von Bennigsen (s. d.), ehemaliger hannov. Minister. Zur jüngeren Linie zu Bennigsen gehört der kurländ. Generalleutnant Gustav Adolf von W., welcher im bayr. Successionskriege die kurländ. Armee in Böhmen befehligte. Der gegenwärtige Besitzer des Ritterguts Bennigsen ist Rudolf von Bennigsen (s. d.).

Bennigsen (Levin Aug. Theophil), russ. Feldherr, geb. 10. Febr. 1745 zu Braunschweig, wurde 1755 Page am kurländ. Hofe, 1769 Fähnrich in der hannov. Fußgarde, und avancierte im Lauf des siebenjährigen Kriegs, erst 17 J. alt, zum Capitän, nahm aber schon 1764 den Abschied. Zerüttete Familienverhältnisse veranlaßten ihn, russ. Dienste zu suchen. Er wußte es dahin zu bringen, daß ihm zu diesem Behuf ein hannov. Oberlieutenantspatent verliehen wurde. Darauf hin wurde er 1773 als Premiermajor in der russ. Armee angestellt, und focht 1774 unter Rumänow gegen die Türken, 1788 als Oberst unter Potemkin bei dem Sturm von Ochakow. Als Brigadier zeichnete er sich 1792 in Sitauen im kleinen Kriege aus; 1794 wieder in Sitauen verwendet, wurde er nach einem Defect, daß er bei Soli selbständig und siegreich gegen eine Insurgentenschar bestand, zum Generalmajor befördert. In dem Treffen bei Wilna führte er einen erfolgreichen Reiterangriff aus; später gelang es ihm, bei Olita eine Insurgentenschar vollständig zu sprengen. In dem Kriege gegen Persien, 1796, trug er wesentlich zur Eroberung von Derbent bei. Unter Kaiser Paul wurde er 1796 Generalleutnant, fiel dann aber in Ungnade und es sich infolge dessen von den gegen das Leben des Kaisers Verschworenen anwerben. Er führte in der Nacht vom 28. März 1801 die Verschworenen in das Schlafzimmer des Kaisers und trug trotz seiner Energie das meiste zum Gelingen der That bei. Alexander I. ernannte ihn 1802 zum General der Kavallerie. In den beginnenden Kämpfen mit Frankreich erhielt W. das Kommando der sog. Nordarmee, die aber 1805 nicht zur Verwendung kam; 1806 bildete dieses Corps wieder unter W.s Befehlen einen Teil der Armee in Preußen. Während Kamensky, der wahnsinnig geworden war, die russ. Armee in den verwirrtsten Rückzug zwickelt hatte, gelang es W. am 26. Dez. 1806 bei

Poltsk die Angriffe des Marschalls Jannes zurückzuschlagen. Bald darauf wurde W. an Buthobens Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt. Als solcher hielt W. am 7. und 8. Febr. 1807 dem Feinde bei Eylau (s. d.) Stand zur Schlacht, welche ihm den Ruhm verschaffte, zum erstenmal den Hauber der Unüberwindlichkeit Napoleons gebrochen zu haben. Im Frühjahr 1807 that W. nichts, um das bedrängte Danzig zu entsephen, dann aber zog er sich am 14. Juni bei Friedland eine entscheidende Niederlage zu, und darauf war er es, der vor allen zu dem Tilsiter Frieden drängte.

Nun lebte W. einige Jahre auf seinen Gütern in Sitauen; 1812 erschien er ohne Amt wieder bei der Armee, wo er den thätigsten Anteil an den Intriquen gegen Barclay nahm. Doch gelang es ihm nicht, sich an dessen Stelle einzudrängen. Unter Kutusow wurde er Chef des Generalstabes. Als solcher focht er 7. Sept. in der Schlacht bei Borodino. Am 18. Okt. erfocht er bei Tarutino einen namhaften Erfolg über Murat. Er war von Kutusow nur mangelhaft unterstützt worden. Darauf klagte er Kutusow bei Krassischew und beim Kaiser an: er habe Moskau ohne alle Notwendigkeit dem Feinde überlassen und am 18. Okt. den Erfolg absichtlich hinterrieben. Der Kaiser sendete W.s Denunciationen Kutusow selber zu, und W. erhielt darauf von diesem den Befehl, die Armee augenblicklich zu verlassen. Nach Kutusows Tode wußte es aber W. wieder dahin zu bringen, daß er das Kommando der in Polen gebildeten Reservearmee erhielt. Mit dieser »Polnischen Armee« marschierte er im Aug. 1813 nach Böhmen, und von dort mit der Hauptarmee nach Sachsen. In der Schlacht bei Leipzig am 18. Okt. führte er die dritte Hauptkolonne, 59000 Mann stark, focht siegreich wie die gesamte Heeresmacht der Verbündeten und wurde am Abend dieses Tags vom Kaiser Alexander in den Grafenstand erhoben. Dann wurde ihm die Belagerung Hamburgs aufgetragen, das die Franzosen aber erst nach dem Frieden räumten. Nach dem Frieden erhielt er 1816 das Kommando der zweiten Armee im südl. Rußland; Kränklichkeit nötigte ihn, 1816 seine Entlassung zu nehmen. Er starb 3. Okt. 1826, erblindet, auf seinem Stammgut Banteln bei Hannover. W. ist auch als militärischer Schriftsteller aufgetreten in »Gedanken über einige Kenntnisse, die einem Offizier der leichten Kavallerie nötig sind« (Wilna 1806). Wichtiger sind indeß die Memoiren, die er handschriftlich hinterlassen hat.

Bennigsen (Alexander Levin, Graf von), hannov. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 21. Juli 1809 zu Ratze bei Wilna, kam 1818 nach Hannover, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte seit 1826 zu Göttingen Jurisprudenz, trat dann in den Staatsdienst und ward 1835 dem Ministerium des Innern zugeteilt, nahm aber 1840 aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung. Von der Provinziallandtschaft der Fürstentümer Ralsenburg, Göttingen und Grubenhagen zum Schatzrat gewählt, trat er in die Erste Kammer der hannov. Ständeversammlung und wurde Ende Juni desselben Jahres zum Mitgliede des Obersteuerallegiums und der Generaldirection der indirekten Steuern ernannt. Im J. 1848 beauftragte ihn der König mit der Bildung eines neuen Ministeriums, in dem er außer dem Präsidium das Portefeuille des auswärtigen und des königl. Hauses übernahm. Mit

Stäbe vertrat er in demselben gemäßigt liberale Anschauungen. Nachdem das Ministerium 28. Okt. 1850 zurückgetreten war, wurde B. 1851 zum Präsidenten der Ersten Kammer gewählt, welcher er seit 1849 angehörte. Als infolge der Ökrogerungen vom 1. Aug. 1855 unter dem Ministerium Borries ein abeliges Oberhaus wiederhergestellt und Stäbe 1856 der Urlaub zum Eintritt in die Zweite Kammer verweigert worden war, nahm B. an dessen Statt das Mandat für Osnabrück an, worauf ihn die Kammer ebenfalls zum Präsidenten wählte. Infolge seines energischen Auftretens gegen die Regierung wurde jedoch seine Teilnahme an der Ständeverammlung von 1857 auf Grund der Verordnung, welche auch die pensionierten Staatsminister der Dienstherrlichkeit des Königs unterordnete, mittels Urlaubsverweigerung gehindert. Im J. 1864 nahm indes B. als Abgeordneter der Hauptstadt wieder seinen Sitz in der Zweiten Kammer, die ihn abermals zum Präsidenten wählte. Seit 1866 lebt B. in Zurückgezogenheit, der welfischen Partei zugethan, die ihn als Reichstagskandidaten aufzustellen pflegt.

Bennigsen (Hud. von), hervorragender Politiker, wurde 10. Juli 1824 zu Eibenburg geboren, wo sein Vater, Generalmajor Karl von B., in Garnison stand. Nachdem er das Lyceum zu Hannover besucht und 1842—45 zu Göttingen und Heidelberg die Rechte studiert hatte, bekleidete er verschiedene Stellungen im hannov. Justizdienste (1846 Amtsauditor in Löhne, später in Osnabrück, 1850 Justizlangel-Affessor in Aurich und Osnabrück, dann Vertreter des Staatsanwalts beim Obergericht in Hannover), bis er 1854 als Richter an das Obergericht nach Göttingen kam. Im J. 1855 ward B. von der Stadt Aurich in die Zweite Kammer gewählt, doch verweigerte ihm der Justizminister den Urlaub. B. trat hierauf von seiner amtlichen Stellung zurück, widmete sich der Landwirtschaft und unterzog sich später der Bewirtschaftung seines väterlichen Gutes Bennigsen. Bei den Neuwahlen von 1857 mit großer Mehrheit zu Göttingen und Dannenberg zugleich gewählt, trat er für Göttingen in die Kammer und stellte sich hier an die Spitze der wenigen Oppositionsmitglieder. In dem Bestreben, einen Vereinigungspunkt für die polit. nationalen Bestrebungen zu schaffen, entwarf er 1859 mit Miquel und andern eine Erklärung, worin das Bedürfnis eines deutschen Parlaments sowie einer starken Centralgewalt und Preußens Ansprüche auf die Vormachtstellung betont waren. Nachdem dieses Programm von einer Versammlung von 35 hervortragenden Liberalen (14. Juli 1859) zu Hannover unterzeichnet war, fand unter B.s Leitung eine größere Versammlung zu Eisenach (14. Aug.) statt, die eine Vereinigung der Konstitutionellen und Demokraten zu einer einzigen nationalen Partei als Forderung aufstellte, und am 15. und 16. Sept. wurde in Frankfurt zur Durchführung jenes Programms der Deutsche Nationalverein gegründet. B. ward zum Präsidenten des Geschäftsleitenden Ausschusses gewählt. In dieser Stellung entwickelte B. eine weitgreifende Thätigkeit, die trotz der Gegenwirkung, welche die Bestrebungen des Nationalvereins anfangs seitens der preuß. Regierung fanden, die Bewegung Deutschlands nach dem nationalen Ziele wieder in Fluss brachte.

Außerdem wirkte B. in seinem engern Vaterlande trotz aller Anfechtungen als Abgeordneter fort und betheiligte sich auch als Vertrauensmann

bei dem Ausschusse von Geistlichen und Laien, welcher die Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung anstrebte und die große kirchliche Versammlung zu Celle 22. April 1868 veranstaltete. Diese kirchliche Bewegung, welche den äußern Anlaß zu dem Sturze des bereits politisch erkrankten Ministeriums Borries gab, fand ihren Höhepunkt in der von der Borsynode beschlossenen Synodal- und Presbyterialverfassung der luth. Kirche Hannovers, auf deren Zustandekommen B. als vom Fürstentum Osnabrück gewähltes Synodalmitglied wesentlichen Einfluß übte. In den J. 1862—66 Führer der Kammermehrheit gegenüber den beiden späteren, im Innern zwar gemäßigten, aber in der Politik großdeutsch gesinnten Ministerien, machte B. vor dem Ausbruche des Kriegs von 1866 mit seinen polit. Freunden vergeblich den Versuch, die Neutralitätsstellung Hannovers zu retten. Auf der Einverleibung Hannovers in Preußen hielt sich noch im Laufe des J. 1866 unter B.s Führung in Hannover die nationalliberale Partei, welche sich die Ausbildung Deutschlands zu einem parlamentarischen Bundesstaate zur Aufgabe machte. In den Norddeutschen Reichstag und in das preuß. Abgeordnetenhaus durch den 19. hannov. Wahlkreis (Otterndorf-Neubaus) gewählt, nahm B. als Vizepräsident dieser Körperschaften und einer der Führer der nationalliberalen Partei an der parlamentarischen Thätigkeit lebhaften Anteil. Ende 1868 wurde er von den Provinzialständen der Provinz Hannover zum Landesdirektor gewählt. Während des Deutsch-Französischen Kriegs war B. mehrmals in Süddeutschland, um im Auftrage seiner polit. Freunde sich über die eventuelle Haltung gegenüber der deutschen Verfassungsfrage mit den süddeutschen Liberalen zu verständigen. Im J. 1870 wurde er nebst noch einigen polit. Katholiken in das deutsche Hauptquartier nach Versailles berufen, um an den Beratungen mit den Vertretern Süddeutschlands über die Verträge zwischen den süddeutschen Regierungen und dem Norddeutschen Bunde teilzunehmen. Seit 1871 vertritt er den Wahlkreis Otterndorf-Neubaus ununterbrochen im Deutschen Reichstage und im preuß. Abgeordnetenhaus, als dessen Präsident er 1872—75 fungierte. Ende Dez. 1877 fanden zwischen B. und Bismarck über den Eintritt des erstern in die preuß. Ministerium persönliche Verhandlungen zu Wargin statt, welche, im Frühjahr 1878 länger fortgesetzt, daran scheiterten, daß B. nicht nur aus Bedenken gegen einzelne finanzielle Reformpläne allen gegen das Tabaksmopol des Reichstages äußerte, sondern namentlich auch die Bedingung stellte, daß zugleich mit ihm noch mehrere andere Mitglieder der nationalliberalen Partei in das Ministerium eintreten sollten. Die Ablehnung dieser Forderung rief eine gewisse Spannung zwischen B. und Bismarck hervor, die noch durch die eifrige Opposition des nationalliberalen Lagers gegen den ersten Entwurf des Sozialistengesetzes wesentlich verstärkt wurde. Trotz dieser Entfremdung blieb B. seiner bisherigen gemäßigten Haltung treu. Dies zeigte sich namentlich 1890 in dem Austritt des linken Flügels der nationalliberalen Partei aus dieser Fraktion, bei welcher Gelegenheit er die unbestrittene Führerschaft der Partei übernahm. Als parlamentarischer Redner wirkte B. besonders in ruhiger, staatsmännischer Haltung.

Dennington, Countyhauptort im nordamerik. Staat Vermont, hat bedeutende Porzellanfabriken und zählt 5760 G. Hier schlug der amerik. General Stark 16. Aug. 1777 an der Spitze der Willigen von New-Hampshire die Engländer unter General Bourgoigne und Oberst Baum.

Benisch oder **Bensch**, Stadt in Österreichisch-Schlesien, in der Bezirkshauptmannschaft Freudenthal, mit (1880) 4900 G. deutscher Junge, die neben den häßlichen Gewerben Ackerbau treiben. Ehemals wurde in der Umgebung auf Silber gebaut, jetzt ist daselbst die Baumwoll- und Seinenindustrie bedeutend. Der Name der Stadt erinnert an die Herren von Beneschau, von denen sie im 12. Jahrh. gegründet wurde.

Bennis der Heilige, zehnter Bischof von Meissen, geb. 1010 als Sohn des Grafen Berner von Wolkenberg, erhielt durch den ihm verwandten Bischof Bernward zu Hildesheim eine gelehrte Erziehung, ward 1036 Römisch, 1056 Diakon, 1040 Priester, 1061 Domherr zu Goslar und 1066 durch Heinrich IV. Bischof von Meissen. Wegen heimlicher Teilnahme an der Verschwörung der Sachsen ward er 1076 nach neuem Gelübdis der Treue in seine Diocese entlassen, aber 1078 wiederum gefangen genommen und 1086 seines Bistums entsetzt. Erst nach völliger Demüthigung erhielt er daselbst 1087 zurück und wirkte jetzt, von weltlichen Händeln sich fern haltend, den Grundsätzen Gregors VII. treu, mit Eifer für Hebung des kirchlichen Lebens, für Beseitigung der heidnischen Sitten und für bessern Anbau der meißener Gegend. Er starb 16. Juni 1107 und wurde 31. Mai 1523 von Hadrian VI. heilig gesprochen. Dagegen schrieb Luther: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meissen soll erhoben werden“. Seine Gebeine wurden 1576 nach München gebracht, wo er als Patron der Stadt und des Landes verehrt wird; ein Teil derselben ward von Karl VII. der kath. Gemeinde zu Dresden geschenkt. Vgl. Umfers fabelhafte „Vita Bennonis“ (Epy. 1512) und Esparfs kritisches „Omilegium S. Bennonis“ (München. 1765).

Benoît de Sainte-More, altfranz. Dichter des 12. Jahrh. aus der Normandie, lebte und dichtete unter der Regierung Heinrichs II. von England. Seinen vollständigen Namen hat er nur in einem seiner Werke, dem „Roman de Troie“ (herausg. von Joly, 2 Bde., Par. 1870—71) genannt, welches Werk er nach der lat. Bearbeitung des sog. Dares unter Benutzung des sog. Dictys und anderer Quellen, wie Ovids „Metamorphosen“, um 1184 verfasste. Nur Benoît nennt er sich in der genannten „Chronique des ducs de Normandie“ herausg. von F. Michel, 8 Bde., Par. 1836—44), er aber ungewiss, ob von demselben Verfasser herrührt und die er auf Veranlassung Heinrichs II. nach 1180 nach lat. Quellen, hauptsächlich nach Guillaume von Poitiers, schrieb. Aber noch ein drittes Werk, welches ohne Namen überliefert ist, auf ihm beigelegt werden, der „Roman d'Enéas“ (noch unediert), der auf Virgil beruht, aber den Stoff ins ritterliche Gewand des Mittelalters kleidet; auf dies frühere Werk beruft er sich in dem ältern „Roman de Troie“. Während der „Enéas“ in Feutr. von Sebaste nach im 12. Jahrh. ins deutsche übertragen wurde, unternahm im Anfang des 13. Jahrh. der hess. Dichter Herbart von Fritze eine deutsche Bearbeitung des „Roman de

Troie“. Schon diese Thatsache bekundet das Ansehen und die Verbreitung, welche das Werk genossen, und wirklich gehört er zu den ersten Dichtern Frankreichs, die gefällige und gewandte Darstellung zeigen, wenn auch sein „Trojanertrug“ etwas breit ausgegossen ist und sein Geschichtswert einen trodenen Chronikensstil an sich trägt.

Benoît (Peter), belg. Musiker, geb. 17. Aug. 1834 zu Harlebeke in Flandern, im Konservatorium zu Brüssel gebildet, erhielt 1857 für die Kantate „Die Tötung Abels“ ein staatliches Reisestipendium, ging nach Deutschland und wurde hier ein Anhänger der durch Wagner und Liszt vertretenen Richtung. Im J. 1861 begab er sich nach Paris; in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er der Leiter der sog. nationalen oder vlämischen Bewegung und als solcher auch 1867 Direktor des neuerrichteten Konservatoriums in Antwerpen. Mit seinen Opern, Oratorien („Lucifer“, „Die Schelde“, „Die streitende, leidende und triumphierende Kirche“) und Kantaten („Der Krieg“) und sonstigen Werken hat er nur wenig Erfolg gehabt, weil dieselben bei ihrem großen Aufwand der Mittel und dem dadurch verursachten Lärm einen zu geringen Kunstgehalt besitzen.

Benoîtson (frz.) bezeichnet eine den bessern Klassen angehörige Person, die im Handeln und Sprechen die Demimonde nachahmt. Der Ausdruck ist Sardous Stüde „La famille Benoîtson“ entlehnt.

Benrath, Dorf in der preuss. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Düsseldorf, mit sechs andern Ortschaften zu einer Bürgermeisterei vereinigt, liegt unweit des Rheins, 10 km oberhalb Düsseldorf an der Rhän-Mindener Eisenbahn und zählt (1880) 2392 G. Das schöne, vom Kurfürsten Karl Theodor nach dem Plane des Generalbaudirektors von Sigage 1756—60 erbaute Schloß mit lebenswerter Orangerie, früher Residenz des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, des Kandidaten auf den span. Königsthron (1870), ist jetzt unbewohnt.

Bensberg, Dorf mit 1690 (Bürgermeisterl. [1880] 10851) G. im Kreise Rülheim am Rhein des preuss. Regierungsbezirks Köln, Sitz eines Amtsgerichts, Endpunkt der Zweiglinie Rülheim-B. (14 km) der Bergisch-Märkischen Bahn, liegt in schöner Gegend am Rande des Berglandes, unfern des Königsforstes. In dem 1710 vom Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz im türk. Stile erbauten Schloße befindet sich seit 1840 eine preuss. Kadettenanstalt. Das Belvedere gewährt eine prächtige und weite Aussicht. Im J. 1855 hat der Kaiser von Österreich am Fuße des Schloßbergs eine got. Denkhäule errichten lassen für die nach der Schlacht von Jemappes in dem damals zum Kaiserthum eingerichteten Schloße gestorbenen Österreicher, deren Zahl sich auf gegen 2000 belief. In der Nähe liegen mehrere bedeutende Blende- und Bleigruben, von denen die Grube Ederich der Sage nach schon in der heidnischen Zeit ausgebeutet worden sein soll.

Benschen (Bentschen, Ausdruck des Juden-deutsch, verberbt aus lat. benedicere), segnen, den Segen sprechen, besonders das Gebet nach Tisch sprechen.

Benzerade (Jhaat de), beliebter franz. Dichter am Hofe Ludwigs XIV., geb. 1612 zu Lyons-la-Forêt in der Normandie, kam früh in die Hauptstadt und zeichnete sich durch seine im geizerten Stil verfaßten Gedichte, meist erotischen Inhalts, aus, weniger durch die libattischen Rondeaux und Sonette aus seiner Feder, und durch seine

dramatischen Dichtungen. Im J. 1674 wurde er Mitglied der Akademie; er starb 17. Okt. 1691. Eine Auswahl aus seinen Poesien erschien 1697 in Paris und erlebte mehrere Auflagen.

Densheim, Kreisstadt in der hess. Provinz Starkenburg an der Bergstraße, an der Route und

1. von der hier eine Zweig-
vignabahn nach Worms ab-
und eine prot. Kirche, ein
Schullehrerseminar, eine
theol. und eine prot.
Lehrerzelle, Tabakfabriken,
2. Wein- und Tabakbau

engl. Botaniker, geb. 1500
studierte in London Juris-
jurist. Laufbahn bald auf,
2 Botanik zu widmen. Er
2 Gartenbaugesellschaft und
Linnaean Society in Lon-
3 Interesse seiner Wissen-
Seine bedeutendsten Werke

sind: „*Labiatarum genera et species*“ (Lond.
1692—98), „*Handbook of the British Flora*“
(1666 und 1668), „*Flora Hongkongensis*“ (1861),
„*Flora Australiensis*“ (mit Ferd. Müller, 1863—70)
und „*Genera plantarum ad exemplaria imprimis
in herbariis Kewensibus servata descripta*“ (mit
Hooker, 1862 fg.).

Bentham (Jeremy), der Begründer des Utilita-
rismus, wurde als Sohn eines reichen Anwalts zu
London 15. Febr. 1748 geboren. Ein frühreifes
Talent, bezog er schon im 12. Jahre die Universität
Oxford und promovierte 1764 als Baccalaureus.
Er wurde 1772 Advokat, aber die Mißbräuche des
engl. Gerichtswesens verleiteten ihn den Beruf, so-
bald er ihm entlagte. Als Schriftsteller trat er zu-
erst mit seinem gegen Placitone gerichteten „*Fragment
on Government*“ (Lond. 1776) auf, durch
welches er die Freundschaft Lord Shelburnes er-
warb, der ihn mit den Häuptern der Whigs in Ver-
bindung brachte. Im J. 1785 unternahm er eine
Reise über Konstantinopel nach der Ukraine zu sei-
nem Bruder, der in russ. Diensten stand, und lebte
1788 über Polen und Deutschland nach der Heimkehr
zurück. Seitdem widmete er sich der Aufgabe, die
Theorie einer vernunftgemäßen Gesetzgebung aus-
zuarbeiten und für deren Verwirklichung zu sorgen.
Er starb 6. Juni 1832. Da B. mit einem voll-
kommenen Systeme der Gesetzgebung nicht zum Abschluß
gelangen konnte, so übernahm es sein Freund und
Schüler, der Genfer Etienne Dumont, auf Grund
der zahlreichen Schriften und der vorhandenen Ma-
nuscripte B., seine Lehre in ein System zu brin-
gen, und gab dieses Werk in franz. Sprache
heraus, das später von Venetia unter dem Titel
„*Grundzüge der Civil- und Criminalgesetzgebung
aus den Handschriften J. B., herausgegeben von
E. Dumont*“ (2 Bde. Venet. 1830) ins Deutsche
übertragen wurde. Ausgehend von den Grund-
sätzen der franz. und engl. Empiristen, konstruierte
sich B. aus deren Systemen für seine Zwecke einen
eigenthümlichen Sensualismus (= Utilitarismus).
Seine Bemühungen in Bezug auf die Gesetzgebungs-
politik sind von bedeutenden praktischen Folgen ge-
wesen, namentlich haben seine Erläuterungen über
das Prozeßverfahren, über die Organisation der
Gerichte, über die Beweisführung, über die Taktik
der Gesetzgebenden Versammlungen u. s. w. einen

weitreichenden Einfluß ausgeübt. Wichtigste Be-
achtung fand B. auch durch seine Schrift „*Penal-
tation, or the improvement of the law*“ (Lond. 1791), in

mittelt,
in der 1
Turme o
gleich 18
von der
besonder
war, die
Prinzip
nung vo
1894 zu

war bestimmt, seine Lehren in England zu ver-
breiten. In Frankreich gewann B. den ersten und
nachhaltigsten Einfluß. Er schickte schon bei der
konstituierenden Versammlung seine „*Principes de
Gouvernement*“ ein, die von ihr vollständig angenom-
men wurden. Kurz vor der Julirevolution fand ein
von den Kommunisten die Lehre B. s. Anhang, was e-
klärte das Regimentsprinzip für die „*vernünftige
philosophie*“ und gründete in ihrem Interesse 1830
das Journal „*L'Utilitaire*“. Im J. 1821 schickte
der Senat Neuyork ein zum Teil nach B. s. Schrif-
ten ausgearbeitetes Gesetzbuch an, welches im
Jahre 1834 in South Carolina und 1830 in Louisiana
in Kraft trat. Eine Gesamtausgabe seiner Werke mit Bi-
ographie veröffentlichte Bowring (11 Bde. Lond.
1843). Vgl. Bartsch, „*Modern utilitarianism, or the
systems of Paley, Bentham and Mill*“ (Lond. 1870).

Bentheim, Grafschaft im äußersten Westen in
preuß. Provinz Hannover, zur Landdrostie Osn-
brück gehörig, mit 923 qkm Flächenraum und
(1875) 30213 E. In administrativer Beziehung
zerfällt das Land in die zwei Ämter B. und Lüne-
burg. In letzterem liegt die Stadt Bentheim,
an der Eisenbahn Arnheim-Salzgitter, mit dem
alten städtischen Residenzschloß, einem Markt-
platz und 2387 E. Ein Teil des Bodens besteht
aus Moorland und hat nur Viehweiden und La-
grabereien, der übrige Teil ist fruchtbar an Ge-
treide, Hülsenfrüchten, Flachs und Holz. Früher
war B. in die obere und in die untere Grafschaft
geteilt, von der jene nebst der sog. Herrschaft Lüne-
burg ein Reichslehn bildete, diese aber vorhin
von dem Bischof von Utrecht, später von der Pro-
vinz Osnabrück und dann, infolge ihrer Vereinigung
von dem Prinzen Nassau-Oranien in Besitz ge-
nommen wurde. Die alten Grafen von B. stammten
1421 mit Graf Bernhard I. aus. Der erste
Grafschaft, der Dynast Eberhard von Osnabrück
(1421—54), Großneffe des Grafen Bernhard, o-
heiratete durch seine erste Vermählung mit der
Hilke von Steinfurt die Grafschaft Saxe-
(72 qkm mit 3540 E.), durch seine zweite mit
Agnes von Bronckhorst die Solms-Ottensheim-
sche, und dessen Lehnesherr Eberhard IV. (gest. 1488)
die Grafschaft Lüneburg und Lüneburg mit Lüne-
burg. Des letzteren Sohn Arnold III. (gest. 1606)
brachte durch seine Gemahlin Katharina
von Neuenahr nach Hohen-Lüneburg, Agnes o-
heiratete an sein Haus. Er hinterließ drei
Söhne, die 1609 das Erbe teilten und sich in drei
Linien, von denen zwei schon in der Person der Söhne
erloschen. Nur die von Adolf und Arnold hiesigen
Linien erhielten sich und bestehen noch jetzt.

Die ältere Linie aber B. Lüneburg
Lüneburg, gestiftet von dem genannten Grafen

(gest. 1625), besaß Zedlenburg-Nehda, Hohen-Limb-
burg u. s. w., doch mußte Graf Johann Adolf von
B. (gest. 1701) infolge eines vom Hause Solms-
Braunfels erhobenen Prozeßes drei Viertel von
Zedlenburg und ein Viertel von Nehda abtreten.
Das Haus Solms-Braunfels überließ jedoch seine
Rechte an Preußen, welches 1707 ganz Zedlenburg
in Besitz nahm, dagegen von dem Antheile an Nehda
abfiel. Die Wiener-Kongreß-Akte überwies Nehda
an die Krone Preußen als Standesherrschaft und
überließ auch Preußen das Protektorat über Hohen-
Limb- und Limburg. Beide Besitzungen werden jedoch auf
Grund k. k. Rabinetsordre vom 19. Dez. 1816
als Standesherrschaften betrachtet. Am 20. Juni
1817 ward das damalige Haupt der ältern Linie,
Graf Emil Friedrich Karl von B. (geb. 11. Mai 1766,
gest. 17. April 1837), in den preuß.
Fürstenstand erhoben. Der Sohn des Fürsten
Emil, Fürst Franz von B. (geb. 11. Okt. 1800),
ist das gegenwärtige Haupt der ältern Linie. Er
residiert zu Hohen-Limb- und besitzt außer den
Standesherrschaften Hohen-Limb- und Nehda
auch die nicht landesherrl. Herrschaften Gronau
und Bewesinghofen. Da derselbe unvermählt ist,
so wird ihm sein Neffe, Prinz Gustav, geb. 4. Okt.
1849, succedieren.

Die jüngere Hauptlinie, B. v. Bentheim
und B. v. Steinfurt, wurde von dem Grafen Ar-
nold von B. (gest. 1643) begründet und erhielt
17. Jan. 1817 in der Person des Grafen Ludw.
Wilh. von B. (gest. 20. Aug. 1817) den fürstl.
Rang. Gegenwärtiges Haupt der Linie ist Fürst
Ludwig von B. (geb. 1. Aug. 1812), Sohn des
Fürsten Alexius von B. (geb. 20. Jan. 1781, gest.
3. Nov. 1866), etliches Mitglied des preuß. Her-
zenhauses. — Der Bruder des Fürsten Alexius,
Wilhelm von B. v. Bentheim, Offizier-Feldmar-
schallieutenant (geb. zu Steinfurt 17. April 1782),
dient in der Lauf, da die Generalstaaten von
Holland Patheustelle bei ihm vertraten, den Bei-
namen Belgicus. Nachdem er auf dem väterlichen
Schlosse die erste Bildung erhalten, trat er 1799 in
das österr. Heer ein und wurde 1809 auf dem
Schlachtfelde von Aspern zum Obersten ernannt.
Mit der Fahne in der Hand führte er bei Wagram
ein zurückgeworfenes Regiment von neuem dem
Feinde entgegen. Nicht minder ruhmvoll focht er
1813 bei Dresden und Kulm. Bald darauf ward
General, erhielt dann den Auftrag, eine deutsche
Legion zu errichten, die gegen Ende des franz. Kriegs
in südl. Frankreich noch wesentliche Dienste leistete.
Nach dem Pariser Frieden beschäftigten ihn die In-
teressen der mediatisirten deutschen Fürsten, als
deren Bevollmächtigter er auftrat. Im J. 1827
ward er Feldmarschallieutenant und kam als solcher
nach Italien, wo er 1831 zur Unterdrückung der
Bewegung im Kirchenstaate beitrug. Als Komman-
dant des 2. Armeekorps in Italien starb er zu Villa-
franca 12. Okt. 1839. Vgl. Möller, „Geschichte der
ehemaligen Grafschaft B.“ (Bingen 1879).

Ventind, ein Geschlecht, das schon im 14. Jahrh.
Geldern ansässig war, später auch nach England
nach Oldenburg verpflanzt wurde. Die ältere Li-
nie ward begründet und nach England übergeführt
durch Johann Wilhelm von B., geb. 1648,
L. 23. Nov. 1709, den dritten Sohn Hendrik v. B.
zu Diepenha in Overijssel. Derselbe war ein Ju-
stizfreund und Liebhaber König Wilhelms III.,
der von diesem vielfach in Staatsgeschäften ver-

wendet und 1689 als Baron von Cirencester, Vis-
count Woodstock und Graf von Portland zur engl.
Peerage erhoben. Sein ältester Sohn, Henry B.,
erhielt 6. Juli 1716 den Titel eines Herzogs von
Portland und Marquis von Litchfield und ging
1721 als Gouverneur nach Jamaica, wo er 4. Juli
1726 starb. Dessen Sohn und Erbe William B.,
geb. 1. März 1708, vermählte sich mit der reichen
Margaret Cavendish, der einzigen Tochter Edward
Harleys, Grafen von Oxford, und Erbin der Her-
zoge von Newcastle, welche zu Vulkstrode ein Mu-
seum errichtete, dem auch die berühmte Portland-
vase (s. d.) angehörte. Er starb 1. Mai 1762. —
William Henry Cavendish-B., der älteste
Sohn William B.s aus der Ehe mit Margaret Ca-
vendish, geb. 14. April 1788, succedierte seinem am
1. Mai 1762 verstorbenen Vater. Im Oberhause
gehörte er während des nordamerik. Kriegs unau-
sgesetzt zur Opposition. Nachdem er 1788 zum ersten
Lord des Schatzamts ernannt worden, mußte er
schon 27. Dez. desselben Jahres dem Pittschen Mi-
nisterium weichen, gegen das er nun ebenfalls in
Opposition blieb, bis 1792, wo er den Kampf gegen
die französische Revolution und somit die Regierung
zu unterstützen begann. Hierauf ward er 11. Juli
1794 Staatssekretär des Innern, in welcher Stel-
lung er bis zur Resignation Pitts 1801 blieb. Bei
Auflösung des Whigministeriums im Frühjahr
1807 wurde er, trotz seines hohen Alters und seiner
mittelmäßigen Geistesgaben, zum zweiten mal als
erster Lord des Schatzes an die Spitze der Regierung
berufen. Als solcher starb er 30. Okt. 1809.

Lord William Henry Cavendish-B., des
vorigen zweiter Sohn, geb. 14. Sept. 1774, stieg
in der Armee sehr rasch empor und ward schon
1803 Gouverneur von Madras. Einige Jahre spä-
ter zurückgerufen, wirkte er erst diplomatisch, dann
an der Spitze einer brit. Brigade in Spanien.
Hierauf wurde er als Oberbefehlshaber der brit.
Hilfsstruppen und Bevollmächtigter an den Hof
König Ferdinands nach Sicilien geschickt, wo sein
hochsahrendes Wesen die stolze Königin Karoline
so verletzete, daß diese 1811 nach Wien abging, um
mit ihrem Todfeinde Napoleon in Verbindung zu
treten. B. griff nun in die Verhältnisse der Insel
um so entschiedener ein und verlieh 1812 sogar den
Siciliern eine Konstitution, die von der engl. Po-
litik nach Napoleons Sturze freilich fallen gelassen
ward; 1813 landete B. von Sicilien aus in Cata-
lonen, mußte jedoch nach der unglücklichen Schlacht
von Villafranca sich wieder einschiffen. Glücklich
war er 1814 bei einer Landung in Livorno, von
wo er sich nach Genua wandte, das er besetzte, des-
sen Anfall an Sardinien er aber weder durch das
früher der ehemaligen Republik Genua gegebene
Versprechen der Selbstständigkeit noch durch eine spä-
tere Protestation zu hindern vermochte. Im J.
1827 wurde er Generalgouverneur von Ostindien,
wo er das Verbrennen der Witwen streng verbot,
die Finanzen ordnete und die Pressfreiheit einführte.
Doch mußte er 1835 sein Amt an Lord Auckland ab-
treten, weil während seiner Verwaltung die Afghan-
en und andere nördl. Völker gefahrdrohend ge-
worden waren. Er begab sich nach Paris, wo er
17. Juni 1839 starb. — William Henry Ca-
vendish-Scott-B., des vorigen ältester Bruder,
vierter Herzog von Portland, geb. 24. Juni 1768,
war 1837 kurze Zeit Präsident des Geheimen Raths
und starb 27. März 1854. Aus seiner Ehe mit der

Tochter des Generals Scott von Balcomie, einer Schwägerin Cannings, hatte er vier Söhne, von denen, da der älteste schon 1824 gestorben war, der zweite, William John Cavenish Scott, geb. 17. Sept. 1800, gest. im Dez. 1879, in der Herzogswürde folgte. Da dieser unverheiratet war, folgte ihm sein Neffe John William Arthur Charles Cavenish, geb. 1857, als sechster Herzog von Portland. — Lord William George Frederic Cavenish, der dritte Sohn William Henry Cavenish Scott, bekannt als Parlamentsmitglied unter dem Namen Lord George, geb. 27. Febr. 1802, trat im Alter von 18 J. in die Armee und erhielt bald Majorrang. Hierauf wendete er sich der polit. Laufbahn zu und wurde Privatsekretär bei seinem Oheim Canning. Als ihm 1826 der Sitz für den Wahlkreis Lynn Regis zufiel, hielt er sich zu den gemäßigten Whigs. Doch schon in den Verhandlungen über die Reformbill neigte er sich den Tories zu, bis er sich endlich 1834 bei Gelegenheit des Rücktritts Stanleys, Graham's u. a. von der Verwaltung auch entschieden von seiner Partei los sagte. Seitdem bewies sich W. im allgemeinen als ein Anhänger Peels. Als aber dieser sich vom Schutzzollsystem abwendete, nahmen die Protectionisten W. zu ihrem Haupte, und dieser bekämpfte nunmehr, von Disraeli unterstützt, seinen bisherigen Führer aufs heftigste und vereinigte sich 1846 mit der Opposition zu seinem Sturze. W. ward 21. Sept. 1848 in der Nähe seines väterlichen Schlosses Balbed in Nottinghamshire vom Schläge getroffen; man fand wenigstens seinen Leichnam unberaubt und unversehrt am Wege liegend. Er starb unvermählt. Vgl. Disraeli, „Lord George B., a political biography“ (Lond. 1851; deutsch von Eufemühl, Rastel 1853).

Die jüngere Linie der W. ward begründet von einem jüngern Sohn des oben erwähnten Grafen von Portland, Wilhelm von W. (geb. 17. Nov. 1704, gest. 13. Okt. 1773), Herrn zu Rhooon und Bendrecht, Präsidenten der Staaten von Holland und Westfriesland, der 29. Dez. 1732 zum Reichsgrafen erhoben wurde, sich 1733 mit Charlotte Sophie, der Erbtochter des letzten Grafen von Aldenburg, Antons II., vermählte und dadurch das gräflich Aldenburgische Fideikommiß an sein Haus brachte. Dieses Fideikommiß bestand aus der freien Herrschaft Kniphausen und der edeln Herrschaft Barel nebst Gütern im Oldenburgischen und war von Anton Günther, dem letzten Grafen von Oldenburg-Delmenhorst, für seinen unehelichen, aber von Kaiser Ferdinand III. legitimierten und zum Reichsgrafen von Aldenburg erhobenen Sohn Anton gestiftet worden. Der Reichsgraf Wilhelm von W. hinterließ zwei Söhne, durch die sich die jüngere Hauptlinie wieder in zwei Zweige spaltete, Christian Friedrich Anton, dem die westfäl. Fideikommißherrschaften zufielen, und welcher der Stifter der westfäl. Linie ward, und Johann Albert, geb. 29. Dez. 1737, der in engl. Seebienste trat, dadurch der Stifter einer zweiten engl. Linie ward und 23. Sept. 1775 starb. Christian Friedrich Anton (gest. 1. April 1768) hatte wieder zwei Söhne, Wilhelm Gustav Friedrich und Johann Karl, durch die sich die westfäl. Linie von neuem in den ältern und jüngern Zweig teilte. Der erstere, Wilhelm Gustav Friedrich, geb. 21. Juli 1762 im Haag, kam 1768 in den Besitz der Fideikommißherrschaften und war in erster Ehe mit einer Freiin von Reede verheiratet, die 1799

starb und ihm eine Tochter und einen Sohn hinterließ, welcher letztere 1813 starb. Dann lebte er seit 1800 mit Sarah Margarete Serbes, der Tochter eines oldenb. Landmanns in Rodhorn, in einer sog. Gewissensehe bis 1816, wo er sich förmlich mit ihr trauen ließ. Von ihr hatte er mehrere Kinder, darunter drei Söhne, Wilhelm Friedrich (geb. 1801, gest. 1867), Gustav Adolf (geb. 1809, gest. 5. Mai 1876) und Friedrich Anton (geb. 1812). Dem ältesten trat der Vater schon 1827 die Mitregentschaft über die Fideikommißherrschaften ab, die während der franz. Invasion eine Zeit lang zu Holland, dann als bloße Privatgüter zum franz. Kaiserreich gehört hatten, 1818 aber unter oldenb. Hoheit gekommen waren und zuletzt durch das Berliner Abkommen von 1825 als mediatisierte Herrschaften mit vielen Rechten und Privilegien ihrem vormaligen Landesherren zurückgegeben wurden. Als jedoch der älteste Sohn auf die Nachfolge in allen väterlichen Gütern verzichtete, sich nach Missouri in den Vereinigten Staaten begab und sich daselbst ankaufte, wurde seinem zweiten Bruder 1834 die Mitregentschaft der Fideikommißherrschaften vom Vater eingeräumt, der 22. Okt. 1835 als brit. Generalmajor starb. Der Bruder des letztern, Johann Karl, geb. 1763, gest. als brit. Generalmajor in London 1. Dec. 1833, hatte ebenfalls drei Söhne hinterlassen, Wilhelm Friedrich Christian (geb. 15. Nov. 1797, gest. 8. Juni 1855), Karl Anton Ferdinand (geb. 4. Mai 1792, gest. 28. Okt. 1864) und Heinrich Johann Wilhelm (geb. 8. Sept. 1796, großbrit. General, gest. 29. Sept. 1878).

Schon bei Lebzeiten des Grafen Wilhelm Johann Friedrich hatte, nachdem dieser die Fideikommißherrschaften auf seinen Sohn übertragen, der Bruder des erstern, Johann Karl, die Successionsfähigkeit seiner Neffen bestritten, deshalb Einspruch bei der Bundesversammlung erhoben und 1829 förmliche Klage bei dem Oberappellationsgerichte zu Oldenburg eingereicht. Nach seinem und Graf Wilhelms Tode setzten seine Söhne den Streit gegen ihre Vettern fort. Gegenstand desselben waren die beiden Herrschaften Kniphausen und Barel. Die Agnaten behaupteten vornehmlich: zu dem gräflich Aldenburgischen Fideikommiß seien bloß legitime Nachkommen aus standesmäßiger Ehe berufen, da Beklagten gehe aber diese Eigenschaft ab, da sie Söhne einer Leibeigenen und nur durch nachfolgende Ehe legitimierte Mantelkinder wären, also schon nach dem gemeinen Rechte des deutschen Rechts Abels nicht succedieren könnten. Dem allen war von dem Beklagten widersprochen und besonders bestritten, daß die Grafen von Aldenburg, zu welche das Fideikommiß gestiftet worden, zum Abels gehört hätten, da sie weder Anteil an einer reichsgräflich Kuriatsstimme auf den Reichstagen noch Kreislandschaft gehabt hätten. Für alle Fälle lag auch in der Stiftung des Aldenburgischen Fideikommißes durch Anton Günther zu Gunsten seiner nur mittels Recripts legitimierten Söhne ein vornherein ein Ausschluss alles Erbfolge-Agnatismus. An dem Rechtsstreite nahmen mehrere angesehenen Rechtsgelehrte teil. Für die Kläger waren Claus in Frankfurt und Heffter, ferner Laber, Wilda, Mühlendruck und Zacharia; gegen sie Laber, Dietz, Oldenberg, Michaelis, Wafferschele, Boden. Pöhl und Bluntzsch wollten die Sache als eine Frage des öffentlichen Rechts der gerichtlichen Kompetenz ganz entzogen wissen. Für die zwei

des Proceßes hatte die österr. Regierung den Besitzstand des Grafen Gustav Adolf vorläufig anerkannt, ihm jedoch aufgegeben, nichts von den Gütern zu seinen Gunsten zu verwenden. Nachdem der Mitkläger Graf Karl Anton Ferdinand 16. Okt. 1836 den vergeblichen Versuch gemacht, sich mit Eitz und Gewalt in den Besitz zu setzen, fiel 1842 ein Urtheil der Juristenfacultät zu Jena, an welche die Akten versendet worden, für die Beklagten aus, allein die Kläger wendeten dagegen Appellation ein, über welche die Juristenfacultät zu Gießen entscheiden sollte. Während der Jahre, welche die Abfassung der umfangreichen Schriften zur Begründung und Widerlegung des Rechtsmittels und die Entscheidung selbst in Anspruch nahmen, suchten die Kläger ihre Sache namentlich diplomatisch zu fördern, wobei sie in ihren Beziehungen zur engl. und niederländ. Regierung den nötigen Rückhalt finden konnten. Sie erlangten 12. Juni 1846 bei der Bundesversammlung die Erklärung, daß der Familie B. nach ihrem Standesverhältnisse zur Zeit des Deutschen Reichs (was noch Gegenstand gerichtlicher Erörterung war) die Rechte des hohen Adels im Sinne des 14. Art. der Bundesakte zukämen. Hierauf traten sie 23. Aug. 1847 bei dem Bunde mit dem Antrage hervor, dem Grafen Gustav Adolf B. die Successionsfähigkeit abzusprechen und die von diesem angemaßte Landeshoheit auf die rechtmäßigen Nachfolger zu übertragen, erwirkten auch bei der provisorischen Centralgewalt 8. Nov. 1849 einen entsprechenden Beschluß. Der Besizer protestierte dagegen unter dem 10. März 1850 bei der Bundescentralcommission, und da auch die österr. Regierung darauf bestand, die gerichtliche Entscheidung abzuwarten, so blieben die weiteren Schritte der Kläger am Bunde vorerhand ohne Erfolg. Endlich schlug Oldenburg 1854 einen Vergleich vor, worin es sich zum Ankauf des B'schen Fideikommisses um einen Preis von etwa 2 Mill. Thlr. und zur naturweisen Verteilung dieser Summe unter die freilebenden Teile erbot. Der Vergleich ward in der That von dem Beklagten, dem Grafen Gustav Adolf, unter Abtretung seines Besitzes angenommen, ebenso von dem Grafen Wilhelm (gest. 8. Juni 1855 im Haag) und 1856 vom Grafen Karl (gest. 3. Okt. 1864 zu Bergheim in Waldeck), der sich nach 200 000 Thlr. auf die Vergleichssumme von Oldenburg zahlen ließ. Der Sohn des letztern, Graf Wilhelm, geb. 28. Nov. 1848, ist gegenwärtig Haupt der Familie; seine Residenz ist Schloß Liddachten bei Arnheim.

Vgl. Boden, »Zur Kenntnis und Charakteristik Deutschlands in seinen Rechtszuständen u. s. w.« 1. Aufl., Frankfurt, 1858; Bafferschleben, »Juristische Abhandlungen« (Gießen 1856). Eine vollständige Angabe der früher über den B'schen Erbschaftsreiter erschienenen Schriften der obengenannten Rechtslehrten enthält das ebenfalls oben angeführte, 1842 gefällte Urtheil der Juristenfacultät zu Jena. Bentley (Richard), einer der genialsten Philosophen und Kritiker, geb. 27. Jan. 1669 zu Dulton i. Wiltshire in Northshire, besuchte die Schule seiner Stadt und studierte seit 1676 zu Cambridge. Nachdem er seit 1688 als Lehrer zu Spalding thätig gewesen, ward er 1684 Erzieher des Sohnes d. Dr. Stillingfleet (nachmaligen Bischofs von Worcester) und begleitete jenen 1689 nach Oxford, ihm die Bodleianische Bibliothek ein reiches Feld d. Sammelns und Schaffens eröffnete; später

wurde er Handskripta des Dr. Stillingfleet. Seinen Ruf begründete B. 1691 durch eine Epistel an Dr. Wall, worin er die ersten Proben seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines kritischen Scharfsinns in der Erklärung schwieriger Stellen der alten Klassiker ablegte. Im Auftrage der Direction der von Boyle gemachten Stiftung lieferte er 1692 in acht »Sermons« eine gründliche und scharfsinnige Widerlegung des Atheismus; 1693 erhielt er die Aufsicht über die königl. Bibliothek zu St. James. Nachdem B. bereits 1697 in einer eigenen Schrift die Unrechtheit der »Epistolae« des Phalaris nachgewiesen hatte, begründete er seine Ansicht noch eingehender in der berühmten »Dissertation upon the epistles of Phalaris, Themistocles, Socrates, Xenophanes and the fables of Aesop« (1699 u. öfter; lat. in B.S. »Opuscula philologica«, Epp. 1781; deutsch von Ribbes, Epp. 1857). B. wurde 1700 Master des Trinity-College zu Cambridge, 1701 Archidiaconus von Ely und 1717 Professor der Theologie zu Cambridge. Inzwischen hatte er 1710 seine kritischen Bemerkungen über zwei Aufsätze des Aristophanes und unter dem Namen »Philolaus Lysianus« seine Verbesserungen der Bruchstücke des Menander und Philemon erscheinen lassen. Diesen Arbeiten folgte die Ausgabe des Horaz (Cambr. 1711; 3. Aufl., Amsteb. 1738; abgedruckt, 2 Bde., Epp. 1826; Berl. 1839), sein vorzüglichstes Werk, die des Terenz und des Phädrus (1726), welche aber von Hare in einer berühmten »Epistola critica« scharf getadelt wurde, und die des Manilius (1739). In der Ausgabe des »Paradise lost« von Milton hat B. eigenmächtig Veränderungen vorgenommen und dadurch manche Eigentümlichkeit und Schönheit des Werks verwirkt. Auch in seinen Verbesserungen der alten Dichter gab er sich vorwiegend einer dialektischen Kritik hin. B. starb 14. Juli 1742. Sein ganzes Leben war eine eckelose Hefde. So unbedeutend an sich seine akademischen Streiftigkeiten erscheinen, gibt doch sein fähnes Selbstvertrauen, seine Verachtung der Gegner, seine unbezwingliche Neigung, sich in Schwierigkeiten zu verwickeln, und seine Gewandtheit, sich herauszuheilen, jenen Juxten ein eigentliches Interesse. Eine Gesamtausgabe der Werke B.'s (8 Bde., Lond. 1836) von Dyce ist unvollendet geblieben. Vgl. Roul., »The life of Richard B.« (Lond. 1830); F. A. Wolf in »Literarische Analekten« (Bd. 1, Berl. 1816); Rähly, »Richard B.« (Epp. 1868).

Bentley (Rob.), engl. Botaniker, geb. 1826 in Hitchin, studierte in London Mediz. und wurde 1847 Mitglied des Royal College of Surgeons. Seine Hauptaufmerksamkeit richtete er jedoch auf die Botanik und deren Zusammenhang mit der Mediz., und auf diesen Gebieten hat er sowohl als Lehrer wie als Schriftsteller Bedeutendes geleistet. Nachdem er mehrere Jahre an den mediz. Schulen des London, des Widdleser, und des St. Mary-Hospitals als Lehrer der Botanik gewirkt, wurde er zum Professor der Botanik an King's-College, in der Pharmaceutical Society of Great-Britain und in der London Institution ernannt. Längere Zeit war B. auch einer der Herausgeber des »Pharmaceutical Journal«, zu dem er zahlreiche Beiträge lieferte, 1866 und 1867 fungierte er als Präsident bei dem Britisch Pharmaceutical Congress. Abgesehen von seiner Mitarbeit an der engl. Ausgabe von Pereira's »Materia medica et therapeutica«, sind seine Hauptwerke »A

manual of Botany» (Lond. 1861; 3. Aufl. 1873) und das reich illustrierte Werk über «Medicinal plants», das seit 1875 in Lieferungen erscheint.

Benton (Thomas Hart), amerik. Staatsmann, geb. 14. März 1782 zu Hillsborough in Nordcarolina, siedelte später nach Tennessee über und ward hier Rechtsanwalt und Mitglied der Staatsgesetzgebung. Im Kriege von 1812 gegen England warb er ein Freiwilligenregiment, erhielt den Titel als Oberst und diente im Stabe Andrew Jacksons. Nach Beendigung des Kampfes ließ er sich als Rechtsanwalt in St. Louis nieder und wurde zum Bundes senator für den neuen Staat Missouri erwählt. In dieser Stellung erwarb er sich den Ruf eines der bedeutendsten amerik. Staatsmänner. Die Idee einer Ausbreitung der Zivilisation über die Landstriche zwischen dem Missouri und dem Stillen Meere wurde durch seine Verehrsamkeit in das amerik. Volksbewußtsein eingeführt. B. war es auch, der zuerst die unentgeltliche Verteilung des Bundesdomaniallandes an Anpfler vorzuschlag, eine Maßregel, die, von der Sklavenhalterpartei aufs heftigste bekämpft, erst fünf Jahre nach seinem Tode sich verwirklichte. Die geogr. Erforschung des Nordwestterritoriums wurde vorzugsweise von ihm angeregt. Der Plan einer großen Heerstraße (später einer Eisenbahn) quer über den Kontinent bis zum Stillen Meere stammt ebenfalls von ihm. In den dreißiger Jahren war B. in der Kontroverse über die Finanzpolitik des Landes der tonangebende Leiter seiner Partei. Als treuester Anhänger Jacksons war B. der bitterste Feind der schon damals auf eine Zerreißung der Union abzielenden Calhounschen Fraktion der demokratischen Partei. Im J. 1850 gelang es dieser Fraktion in Missouri, durch eine Koalition mit den Whigs die Wiedererwählung B.s zum Bundes senat zu verhindern. Dafür nahm er 1852 die Wahl zum Repräsentantenhaufe an und fand hier Gelegenheit, das ganze Gewicht seines Namens und Einflusses gegen die von der Calhounschen Fraktion versuchte Einführung der Sklaverei in Kansas und Nebraska in die Wagschale zu werfen. Im J. 1854 unterlag B. bei der Wahl zum Kongresse seinen vereinigten Gegnern, ebenso 1856, als ihn seine Freunde zum Kandidaten für das Gouverneursamt bestimmt hatten. Sie nun gänzlich aus dem aktiven Parteileben zurückziehend, benutzte er seine Muße zur Ausarbeitung seiner Erinnerungen («Thirty years' View of the Senate», 2 Bde., Neugot 1854—56) und zur Herausgabe aller seit der Errichtung der Republik stattgehabten Kongreßdebatten in gedrängter Fassung. B. starb 10. April 1858 zu Washington. An markiger Kraft, die freilich nicht selten in Verbtheit ausartete, Selbstständigkeit der Anschauungen, Schärfe und Klarheit der Darstellung, Ideenreichtum und vor allem an Ehrenhaftigkeit und Reinheit der Motive seines Denkens und Handelns hat B. unter den amerik. Staatsmännern der zweiten Generation kaum seinesgleichen.

Bentonville, Dorf westlich von Goldsborough im County Wayne des nordamerik. Staates Northcarolina. Hier wurden Mitte März 1865 die Secessionisten unter Johnston in mehreren Gefechten durch die Unionstruppen unter Sherman geschlagen.

Benischen (jüd.), s. Benischen.

Benischen, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Meseritz, an der Odra und dem Benischer See, 74 km von Posen,

ist Sitz eines Amtsgerichts, Station der Pörsch-Pörsener Bahn, hat ein herrschaftliches Schloß mit Park und zählt (1880) 2677 E., worunter 250 Juden und 1216 Katholiken. In der ganzen Gegend wird viel Hopfen gebaut; die Stadt selbst hat den Hopfenmarkt.

Benzel-Sternau (Christian Ernst, Graf von), deutscher Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Mainz 9. April 1767, wurde 1791 kurfürstl. mainzischer Regierungsrat zu Erfurt und 1803 Geh. Staatsrat. Er trat 1806 in bad. Dienste als Direktor des Ministeriums des Innern, und 1812 ernannte ihn der Großherzog von Frankfurt zu seinem Staats- und Finanzminister. Nach der Auflösung dieses Staates lebte er teils in der Schweiz zu Mariabalden am Zürichsee, teils auf seinem Gute Emrichshofen bei Alschaffenburg. Am ersten Dec. starb er 18. Aug. 1849, nachdem er mit seinem Bruder Gottfried 1827 zum Protestantismus übergetreten war. Aufsehen erregten schon seine «Novellen für das Herz» (2 Bde., Hamb. 1795—96; 2. Aufl. 1806); aber erst durch sein Werk «Das goldene Kalb, eine Biographie» (4 Bde., Gotha 1802—3; 2. Aufl. 1804) erwarb er sich den Ruhm eines ausgezeichneten humoristischen Schriftstellers. Letzteres Werk, welches 1797—98 entstanden, bildet den Anfang einer Roman-Tetralogie, zu welcher noch «Der steinerne Gast» (4 Bde., Gotha 1808), «Der alte Adam» (4 Bde., Gotha 1819—20) und der ungedruckt gebliebene «Meister vom Stuhl» gehören. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «Lebensgeister aus dem Klarfeldschen Archiv» (4 Bde., Gotha 1804), «Gespräche im Labirinth» (3 Bde., Gotha 1805—6), «Brutus» (Regensb. 1806), «Titania» (Regensb. 1807), «Athen» (Regensb. 1806), «Pygmalion» (2 Bde., Gotha 1808). Von 1808—11 redigierte B. die Zeitschrift «Jafon». Auch lieferte er eine Anzahl dramatischer Arbeiten, in denen sich jedoch das satirische Talent stets bedeutender zeigt als das eigentlich dramatische. Am originellsten erscheinen auf diesem Gebiete seine geistreichen Sprichwortspiele, die er unter dem Titel «Das Hoftheater von Dantaria» (4 Bde., Ppz. 1828) herausgab. Ferner schrieb er die Lustspiele «Weiß und Schwarz» (Jär. 1826) und «Mein ist die Welt» (Hanau 1831). Durchweg, besonders in seinen satirischen Romanen, bekundet er sich als einen tiefen und originellen Denker, voll Scharfsinn, Witz, feiner Beobachtung und tiefer Welt- und Menschenkenntnis. Als tüchtiger Politiker und freimütiger Vorkämpfer für Recht, Freiheit und Wahrheit bewährte er sich in seinem «Bericht über die bayr. Ständeversammlung von 1827—28» (Jär. 1828) und den «Bayr. Briefen» (4 Bde., Stuttgart. 1831—32).

Benné, Nebenfluß des Niger, s. Binue.

Benvenuto (Pietro), Maler, geb. 8. Jan. 1769 in Arezzo, erlangte als routinierter Nachahmer des franz. akademischen Stils rasche Berühmtheit. Sein Hauptwerk sind die Kuppelfresken in der Mediceischen Grabkapelle, sehr reich an Schönheiten, fern die Bilder der Herculesfage im Palaß Pitti. B. lebte seit 1805 in Florenz, wo er als Direktor der Akademie 3. Febr. 1844 starb. Sein Denkmal von Davidson ist in der Kirche San Lorenzo zu Florenz.

Benvenuto (ital.), willkommen; auch Bonum.

Benvenuto Cellini, s. Cellini.

Benzaldehyd, s. Bittermandelöl.

Bengari, s. Bigeria.

Benzonberg (Joh. Friedr.), namhafter Physiker und Publizist, geb. 5. Mai 1777 in Schöller bei Oberfeld, studierte in Marburg Theologie, dann in Göttingen Physik und Mathematik. Hierauf hielt er sich einige Zeit in Hamburg auf, wo er auf dem Michaelisturme Versuche über das Gesetz des Falles, über den Widerstand der Luft und über die Umdrehung der Erde anstellte. Der Kurfürst von Bayern ernannte ihn 1806 zum Professor der Physik und Astronomie am Lyceum zu Düsseldorf; auch wurde ihm die Leitung der Landesvermessung übertragen. B. gründete eine eigene Schule für Landmesser, für die er das «Lehrbuch der Geometrie» (3 Bde., Düsseldorf 1810; 2. Aufl. 1818) schrieb, und entwarf eine Landmesserordnung. Ein heftiger Gegner Napoleons, ging er infolge der Regierungsveränderung im Vergleich 1810 nach der Schweiz. Nach dem Sturze Napoleons wandte er sich nach Paris, später nach Deutschland zurück. Er veröffentlichte: «Wünsche und Hoffnungen eines Rheinländers» (2. Aufl., Dortm. 1815), «Über das Kataster» (2 Bde., Bonn 1818), «Über Handel und Gewerbe, Steuern und Zölle» (Erf. 1819), «Über Provinzialverfassung mit besonderer Rücksicht auf Jülich, Cleve, Berg und Marl» (2 Bde., Hamm 1819—22), «Über Preußens Selbsthaushalt und neues Steuersystem» (Erf. 1820) sowie eine Reihe polit. Gelegenheitschriften über preuß. Verhältnisse, namentlich zwei aus den «Zeitgenossen» abgedruckte Schriften über Fürst Hardenberg und König Friedrich Wilhelm III. (Erf. 1821), durch die er sich und deren Verleger (Brodhaus in Leipzig) die Ungunst der preuß. Regierung zuzog. In seinen letzten Jahren widmete er sich hauptsächlich der Beobachtung und der Theorie der Feuerfugeln, Sternschnuppen u. s. w. und ließ auch noch mehrere physik. Schriften, darunter «Versuche über die Umdrehung der Erde» (Düsseldorf 1845) und «Über die Sternschnuppen» (Hamb. 1839), erscheinen. Er starb 8. Juni 1846 zu Bül bei Düsseldorf. Hier hatte er sich 1844 eine Sternwarte erbaut, die er der Stadt Düsseldorf vermachte.

Benzidam, s. Anilin.

Benziger (Karl), mit seinem Bruder Nikolaus B. Begründer der Verlagsbuchhandlung, Buchdruckerei u. Gebrüder Benziger und Nikolaus Benziger zu Einsiedeln in der Schweiz, geb. 16. Okt. 1799, gest. 4. Mai 1873, war der Sohn von Joseph Karl B. (gest. 1846), welcher letztere 1801 ein Verlagsgeschäft in Einsiedeln errichtete, das seit 1833 von seinen beiden Söhnen unter deren eigenen Namen fortgeführt und bedeutend erweitert wurde. Während Karl B., welcher wiederholt zum Bezirks- und Kantonslandammann gewählt wurde, mehr die Verlagsunternehmungen leitete, begründete oder reorganisierte Nikolaus (geb. 1808, gest. 5. Dez. 1864) die verschiedenen technischen Fächer, wie die Buchbinderei, Steinbruderei, Stereotypie, Kupferstecherei. Im J. 1860 ging die Firma von den Brüdern an deren Söhne Joseph Karl, Nikolaus, Martin, Adolph sen., Adolph jun. (Konful in Cincinnati, gest. 1877) und Louis (in Neuport) über, von denen die beiden letzten die unter der Firma Benziger Brothers in Cincinnati (1860) und Neuport (1868) gegründeten Filialen leiteten. In dem Hauptgeschäft in Einsiedeln erreichte die Buchdruckerei eine Ausdehnung bis auf 16 Schnellpressen, die Steinbruderei bis auf 6 Schnellpressen und 10 Handpressen, die

Kupferbruderei bis auf 7, die Lichtbruderkunst bis auf 3 Pressen. Ergänzend traten hinzu eine xylograph. und eine lithograph. Anstalt, Zeichnerei und Malerei. Die Firma beschäftigt etwa 700 direkt Angestellte und bietet den Arbeitern eine eigene Alters- und Krankenasse, sowie ein Kosthaus für vierzig jüngere Leute. Der Buchverlag dehnte sich aus auf viele illustrierte Prachtwerke und eine illustrierte Zeitschrift («Alte und Neue Welt») neben Hunderten verschiedenen Gebetbüchern. Der Verlag von Heiligenbildern erhob sich zum größten und berühmtesten in dieser Richtung. Im J. 1880 traten Joseph Karl und Adolph sen. aus und des erstern Sohn Karl für Einsiedeln, sowie Nikolaus, Sohn des Regierungsrats Nikolaus B., für Amerila ein, wo 1875 noch eine dritte Filiale in St.-Louis gegründet worden war. Die Häuser in Amerila verlegen auch engl. Gebetbücher und amerik. Schulbücher; das Geschäft in Neuport hat speziell noch eine Werkstätte für kirchliche silberne Gefäße und eine Paramententkonfektion.

Benzin galt früher als gleichbedeutend mit Benzol; in neuerer Zeit bezeichnet man aber mit dem Ausdruck B. in der Technologie wie im gewöhnlichen Leben Substanzen, die häufig keine Spur oder nur minimale Mengen von Benzol enthalten. Das was man gegenwärtig B. nennt, ist der flüchtigste Teil des bei der Retifikation verschiedener Learten gewonnenen Destillates. Stammt der Leer von der trockenen Destillation von Steintohlen, so ist das B. im wesentlichen unreines Benzol, während der Brauntöhlenteer, Schieferleer, Vogelebteer B. liefert, welches flüchtige Kohlenwasserstoffe enthält, die nicht der aromatischen Reihe angehören. B. findet technische Verwendung in der Paraffinfabrikation, ferner zur sog. Chem. Reinigung von getragenen Stoffen und im Haushalt als Fleckwasser wegen seiner Eigenschaft Fett und Schmiere zu lösen. Bei dem Gebrauch des B. ist die größte Vorsicht geboten, da es außerordentlich leicht entzündlich ist.

Benzol (Benzoharz, Resina Benzoe, Asa dulcis), ein Harz, welches im flüssigen Zustande aus verletzten Stellen der Rinde des Benzobaums (s. d.) ausfließt und an der Luft erstarrt. Es besteht aus einem Gemenge verschiedener Harze und Benzoesäure nebst Jimsäure. Im Handel finden sich drei verschiedene Sorten. 1) Siamesische Mandelbenzol, B. amygdaloides, eine braunrote Harzmasse, in welche reichlich weiße Stüde eingesprengt sind; letztere vom umgebenden Harz befreit bilden die B. in lacrymis. Von höchst angenehmem vanilleähnlichem Geruch, schmilzt es bei etwa 30°; sein spezifisches Gewicht ist 1,16—1,17. Offizinelle Sorte. 2) Kalluttabenzol, B. in soria, B. in mamia, große, spröde, rothbraune, auf dem Bruche feinschüppige Harzmassen, in welche zahlreiche kleine hellere Körnchen eingebettet sind. Beide vorübergehende Sorten enthalten reichlich Benzoesäure, dagegen ist die folgende reich an Jimsäure. 3) Penang- oder Sumatrabenzol, hell goldgelbbraun, matt, mit vielen weißen Körnern. Sein Geruch ist dem Storax ähnlich. Diese Sorte ist nicht für pharmaceutische Zwecke brauchbar. B. dient in der Pharmacie zur Darstellung der Benzoe-tinktur (1 Teil B. und 5 Teile Weingeist), wird außerdem in Pillen und Emulsionen als antiseptisches Mittel gegeben, ist das Rohmaterial zur Darstellung der Benzoesäure (s. d.) und findet außerdem

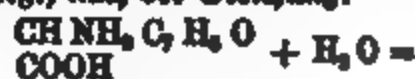
Verwendung zur Darstellung von Räuchermitteln, Parfümstoffen und anderer Kosmetika.

Benzolbaum, der das wohlriechende Benzolharz (s. Benzol) liefernde Baum, welcher als *Styrax Benzoin* von Orban zur Gattung *Styrax* (s. d.) gerechnet wurde, während er nach Hayne eine besondere Gattung (*Benzoin officinale*) bildet. Er wächst in Hinterindien und auf den Molukken und ist ein ziemlich hoher Baum mit dickem Stamm und umfangreicher Krone, welcher elliptisch-lanzettförmige, zugespitzte, ganzrandige, unterseits weiße, abwechselnd gestellte Blätter, blattwinkelständige, zusammengesetzte Blütentrauben und große, kugelige Beeren mit lederartiger Schale trägt. Die regelmäßig geformten Blüten bestehen aus einem glöckigen Kelch und einer fünfteiligen, glöckchenförmigen, weißen Blumentrone und enthalten 10 am Grunde verwachsene Staubgefäße und einen Stempel. Die Beere enthält einen einzigen, großen Samen mit holziger Hülle und fleischigem Eiweiß. Das Benzolharz findet sich im flüssigen Zustande im Baume und wird durch Einschnitten in die Rinde gewonnen.

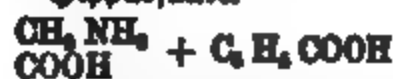
Benzolharz, s. Benzol.

Benzolöl, **Benzolblumen**, **Acidum benzoicum sublimatum**, **Flores Benzoides**, C_6H_5COOH , ist die Monocarbonsäure des Benzols. Dieselbe kommt ungemein verbreitet in der Natur vor, in einer großen Anzahl von Harzen, in ätherischen Ölen, im Kraut und in den Wurzeln vieler Pflanzen, am reichlichsten jedoch in dem Benzolharz, von welchem ihr Name stammt. Sie läßt sich synthetisch aus dem Benzol darstellen und tritt bei vielen verschiedenen Reaktionen der der aromatischen Reihe angehörigen Körper sowie bei der Spaltung der Hippursäure. Zu ihrer Darstellung hat man, wenn es sich um pharmaceutische Zwecke handelt, sich einer ganz bestimmt vorgeschriebenen Methode zu bedienen, der Sublimation des Benzolharzes, wobei man sich am besten der Kalttutabenzol bedient, weil diese am reichsten an B. und außerdem billiger als flammende Benzol ist. Das gepulverte Harz wird in einem flachen eisernen Grapen auf einem Sandbade gelinde erwärmt, wobei es zunächst schmilzt und dann schwere Dämpfe von B. in reichlicher Menge entwickelt, die an kalten Gegenständen sich leicht zu Krystallen verdichten. Zur Sammlung derselben überstürzt man den Grapen mit einer spitzen Papiertüte, oder man bedeckt ihn mit einem Deckel, von welchem sich ein weites Rohr abzweigt, aus dem die Dämpfe auf kürzestem Wege in einen mit Papier ausgeklebten Holzkasten entweichen. Nach beendigter Sublimation, bei welcher jede Überhitzung zu vermeiden ist, findet sich die B. als schneeweiße Krystalle und Flocken in der Papiertüte oder sonstigem Verdichtungsapparat. Die so dargestellten Krystalle zeichnen sich durch einen deutlichen Geruch nach Vanille aus, von einem sehr geringen Gehalt an ätherischem Öl herrührend, welcher aus dem Harze stammt. Eine reichlichere Ausbeute erhält man, wenn man das gepulverte Harz mit Kalkmilch oder kohlensaurem Natron längere Zeit warm digeriert, schließlich bis zum Schmelzen des Harzes kocht und aus der wässerigen Lösung des benzoischen Salzes die Säure durch Zusatz von Salzsäure fällt. Die so bereitete Säure riecht weit weniger stark als die durch Sublimation gewonnene. Für technische Zwecke wird die B. meist aus Hippursäure dargestellt. Zu diesem Behuf wird frischer Harn von Kindern oder Pferden, die

vorzugsweise Cerealienfutter oder Viehhäfen, dagegen kein Kleeheu als Nahrung erhalten, rasch auf ein Fünftel seines Volumens verdampft und nach dem Erkalten mit Salzsäure im Überschuß versetzt, wobei sich Hippursäure sofort als Krystallbrei abscheidet. Nach 24 Stunden trennt man diesen von der Mutterlauge und reinigt die Hippursäure durch häufige Umkrystallisation, bis der ihr hartnäckig anhaftende Harngeruch möglichst entfernt ist. Die Krystalle der reinen Hippursäure werden mit Salzsäure gekocht, wobei eine Spaltung in B. und Glycolol erfolgt, nach der Gleichung:



Hippursäure.



Glycolol Benzolöl.

Die reine B. bildet farblose, lichtbeständige Krystalle, die aus dem Harz sublimierte färbt sich infolge einer Zersetzung des beigemengten ätherischen Öls mit der Zeit gelblich. Sie schmilzt bei 121°C.

säure mit überschüssigem Kalk aufgefunden. Im in Manchester fand 1842 B. im Steinkohlentheer, Mansfield aber war der erste, welcher 1847 die reichliche Vorkommen des B. im Steinkohlentheer nachwies und Mittel und Wege zur Isolierung des B. angab. 100 kg Teer enthalten 1,5 bis 2,5 kg B. In chem. Beziehung ist das B. insofern von höchstem Interesse, als es der Ausgangspunkt einer langen Reihe von Körpern ist, die man unter dem Namen „Aromatische Verbindungen“ (s. d.) zusammenfaßt. Das B. des Handels, wie es in Anilin- und Fuchsinfabriken verwendet, ist eine Gemenge von B. mit Toluol und ähnlichen homologen Kohlenwasserstoffen. Die B. werden zum Ende mit genau bestimmtem Benzolgehalt gezeichnet.

ein B. mit 30—40 Proz. B. eignet sich besonders für die Fabrication von Anilinfarben, ein B. mit 90 Proz. B. dagegen für Blau oder Schwarz. Das im Handel unter dem Namen «Benzol» oder «Benzin» (i. d. vorkommende Bledwasser hat meist mit dem wässrigen B. nichts gemein, sondern ist ein Gemisch flüssiger Kohlenwasserstoffe (Petroleumäther, Steinkohlennaphtha, Photogen u. s. w.). Aus dem reinen B. erhält man durch die Einwirkung einer Mischung von Salpetersäure und Schwefelsäure das Nitrobenzol, $C_6H_5(NO_2)$, als eine schwach gelb gefärbte Flüssigkeit von 1,2 spezifischem Gewicht, die bei 206° siedet und eigenthümlich dem Bittermandelöl ähnlich riecht, weshalb es als künstliches Bittermandelöl (i. d. b.) in der Parfümerie und Seifenbereitung verwendet wird. Durch die Einwirkung oxydierender Mittel, z. B. eines Gemisches von Essigsäure und Eisenfeile, geht es in Anilin (i. d. b.) über, welches den Ausgangspunkt zur Darstellung der Anilinfarben ausmacht. Vgl. die Lehrbücher der organischen Chemie von Kolbe, Kefulé, Jüttig und Wüllner; was ferner den chemischen Teil betrifft, vgl. R. Wagner, «Handbuch der chem. Technologie», sowie «Handbuch der chemischen Chemie» von Kerl und Stofmann (Münchener, 3. Aufl., Art. «Anilin» und «Teer»).

Benzoylchlocohl, s. Hippursäure.

Benzoylwasserstoff, s. Bittermandelöl.

Beobachtung heißt der Zustand der gespannten Aufmerksamkeit, in welchem man die Gegenstände auf sich einwirken läßt, um das Eigentümliche und Unterscheidende derselben genau kennen zu lernen. Die gewöhnliche, d. i. die B. zu nichtwissenschaftlichen Zwecken unterscheidet sich von der wissenschaftlichen dadurch, daß letztere methodisch, d. h. nach bestimmten Grundsätzen angestellt wird und auf das Auffinden allgemeiner Gesetze sowie auf Unterscheidung des Wesentlichen und Zufälligen ausgeht. Auch ist sie verschieden nach den verschiedenen Gegenständen und Gebieten der Erfahrung. In dieser Hinsicht unterscheidet man die äußere B. des Naturforschers und die innere des Psychologen. Beide verbinden sich zu praktischen Zwecken in der B. des Beobachtungsrichters, des Staatsmannes, des Künstlers und aller dergl., welche auf Menschen weisungsfähig einzuwirken streben, oder deren Handlungen und Worte richtig beurteilen wollen. Eine besondere Art der B. wird durch Versuche oder Experimente, d. h. durch solche oft sehr künstliche Veranstaltungen bewirkt, durch welche man den Gegenstand gleichsam nötigt, sich dem Beobachter von einer bestimmten Seite, unter absichtlich gewählten Verhältnissen u. s. w., darzustellen. Deshalb unterscheidet man oft geradezu Versuche von B. und setzt in die letztern voraus, daß der Gegenstand in seinem ruhigen, von dem Beobachter nicht veränderten Zustande betrachtet werde. Die Kunst, gut zu beobachten und zu experimentieren, ist um so schwerer, je genauer und feiner die B. sein soll und je erweiterter die zu beobachtenden Phänomene sind. Die Resultate einer B. können, namentlich wo es sich um numerische Bestimmungen handelt, niemals so völlig genau gelten, da bei der immer nur begrenzten Schärfe der Sinne und der angewandten Instrumente Fehler unvermeidlich sind. Betrachtet man die bei jedem einzelnen Teil einer B. geschehenden Abweichung von der Genauigkeit, summiert die auf diese Art gefundenen Größen und dividirt die Summe durch das ganze gefundene Re-

sultat, so erhält man die Fehlergrenze, d. h. den größten möglichen Betrag des Gesamtfehlers einer B. Durch Wiederholung der B., wo eine solche möglich ist, kann man die Genauigkeit ihres Resultats immer mehr erhöhen, weil dann die begangenen Fehler sich zum großen Theile gegenseitig aufheben. Das richtige, der absoluten Genauigkeit am nächsten kommende Resultat findet man aus der größten Anzahl der B. und Versuche, vorausgesetzt, daß alle gleich genau sind. Man nimmt dann aus den Resultaten der einzelnen B. das arithmet. Mittel, indem man die sämtlichen Größen addirt und ihre Summe durch die Zahl derselben dividirt, oder man wendet nach den von Gauß angegebenen Methoden noch feinere Arten der Wahrscheinlichkeitsbestimmung an.

Beobachtungstheorie nennt man ein Truppentheorie, das in einer seinem besondern Zweck entsprechenden Stärke an bestimmten Punkten aufgestellt wird, um die Maßregeln des Gegners zu beobachten, zu führen und, wenn sie Gefahr drohen, zu vereiteln. Im Frieden dient die Aufstellung eines Beobachtungstheorie oder Observationstheorie an der Grenze zu weilen als polit. Demonstration gegen eine benachbarte Macht, von welcher eine feindselige Haltung zu erwarten ist oder auf deren Handlungen ein Einfluß ausgeübt werden soll. Im Kriege werden B. zu verschiedenen Zwecken gebildet: bei Belagerungen, um die zum Entsatz heranziehenden Truppen des Feindes abzuhalten; bei strategischen Operationen, um dieselben von der Seite, auf welcher sie durch den Feind gebildet werden können, zu bedecken; vorzüglich aber in der strategischen Defensive, bei welcher das vorgeschobene B. die zum Angriff vorrückende Hauptmacht des Feindes so früh als möglich erkennen, deren Annäherung erschweren und nach Kräften aufhalten soll. So stellte als polit. Demonstration Österreich im Orientkriege ein B. an der russ. Grenze auf, Frankreich zu verschiedenen Zeiten an seiner Ostgrenze, Preußen bei der ersten poln. Revolution vier Armeekorps unter Gneisenau. Im Felde war 1815 das Korps von Bielefeld vorgeschoben, um Napoleons Annäherung zu beobachten; 1881 Strjanecki, um die russ. Armee unter Diebitsch aufzuhalten. Ein B. muß aus allen Waffen zusammengesetzt sein, vorzüglich aber viel leichte Kavallerie haben, weil diese zu weiten Erkennungsfahrten am geeignetsten ist. Auf solche wird es mehr ankommen als auf ein ausgedehntes Bortpostensystem oder gar vereinzelte Bortposten. Die wichtigsten Zugänge werden beobachtet, einzelne Defensivpunkte besetzt, die Hauptmacht des Gros ($\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ des Ganzen) muß aber konzentriert bleiben, und zwar in einer Stellung, in der ein Gefecht mit Vorteil angenommen werden kann. Dazu werden nach Umständen auch Selbstbefestigungen angelegt. Schwierig ist es allerdings, ein solches Gefecht gegen die Übermacht abzugeben; der Rückzug wird dann nicht gern auf die Hauptstellung, sondern mehr in einer Seitenrichtung angetreten, von wo der Vormarsch des Feindes nach immer in der Flanke bedroht werden kann.

Dedth (Jyr. Döti, Sigmund), ungar. Dichter, geb. zu Komorn 17. Febr. 1819, studierte zu Pest die Rechte, war 1839—40 Mitglied des ungar. Reichstags, wurde 1848 Konzipist beim ungar. Ministerium des Unterrichts, zog sich nach dem Einmarsch der kaiserl. Truppen nach Komorn zurück, wo er Advokat und später Beamter der

Staatsanwaltschaft wurde. Er schrieb Jugenderzählungen (wie «Koszoru», 1835), Lustspiele («Kóbor Istók», 1840, «Követválasztás», 1843), Gedichte (gesammelt in «Összes költeményei», 1851) und Werke über ungar. Recht.

Béthly (spr. Bóti, Joltán), ungar. Dichter und Kritiker, geb. 4. Sept. 1848 in Komorn, ist Professor an der Realschule und Dozent an der Universität in Pest, Mitglied der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft, zugleich Sekretär der letztern. Als Novellist und Romanchriftsteller zeichnet er sich aus durch psychologische Vertiefung und realistische Darstellung. Er veröffentlichte «Beszélyek», Novellen (1871), «A névtelenek» («Die Namenlosen», 1875), «Kálózi Béla», Roman (1875), «Rajzok», Skizzen (1879), «Kaskai Lea», pontische Erzählung (1881). Seine dramaturgischen Studien und Kritiken erschienen gesammelt unter dem Titel «Színkép és színesek» (Budapest 1882). B. ist auch Verfasser einer trefflichen ungar. Literaturgeschichte, und einer (von der Kisfaludy-Gesellschaft preisgekrönt) Geschichte der ungar. Prosaerzählung.

Beowulf (gewöhnlich durch Wienenwolf, d. i. Specht, erklärt) ist der Name einer nach ihrem mythischen Haupthelden benannten, volkstümlichen epischen Dichtung in angelsächsl. Sprache. Die Siege B.s über das Ungeheuer Grendel und einen landverwüstenden Drachen bilden den Hauptinhalt, wozu noch mehrere größere oder kleinere, in verwandte Sagenkreise übergreifende Episoden kommen. Die Sagen selbst müssen Angeln und Sachsen schon mit sich aus der alten in die neue Heimat gebracht haben. Das Gedicht jedoch, wie es noch erhalten ist, ging wol bald nach dem Beginn des 8. Jahrh. aus der Hand seines letzten (christlichen) Umdichters hervor. Es ist daher das älteste größere Denkmal deutscher Volkspoesie und somit für die Entwicklungsgeschichte der gesamten deutschen Sprache, Poesie, Kultur und Volkstümlichkeit von höchster Wichtigkeit. Zwar hat das Beowulflied seine gegenwärtige Gestalt unter christl. Einflüssen erhalten; doch war dieser noch nicht mächtig genug, um alle heidnischen Züge vollständig zu verwischen. Herausgegeben wurde das nur in einer einzigen Handschrift vorhandene Sprachdenkmal von Kemble (Lond. 1833; 2. Aufl. 1837), welcher auch eine engl. Übersetzung nebst brauchbarem Glossar (Lond. 1837) folgen ließ; dann von Thorpe (Lond. 1855), von Grein in dessen «Bibliothek der angelsächsl. Poesie» (2 Bde., Kassel u. Göt. 1857—59) und in Separatausgabe (Kassel u. Göt. 1867), von Grundtvig (Kopenh. 1861), von Heyne (Paderb. 1863; 4. Aufl. 1879) und von Holzer (Freib. i. Br. 1882). Unter den deutschen Übersetzungen sind die von Grein (in den «Dichtungen der Angelsachsen», 2 Bde., Kassel u. Göt. 1857), von Simrod (Stuttg. 1859), Heyne (Paderb. 1863) hervorzuheben.

Barabra, afril. Volksstamm, s. Barabra.

Véranger (Pierre Jean de), berühmter franz. Piederdichter, geb. 19. Aug. 1780 zu Paris als Sohn eines armen Handwerkers, war zuerst Kellner bei seiner Tante zu Peronne, dann Schriftföher in einer bortigen Druderei, nachher Geschäftsgehölfe seines Vaters. Mit 18 Jahren entwarf er ein episches Gedicht «Clorion», auch versuchte er sich auf dem Gebiete der religiösen Lyrik, aber mit geringem Erfolg. Später fand er einen Gönner an Lucien Bonaparte, und die Verwendung des Tragödiendichters A. Arnault verhalf ihm 1809 zu einer

Schreiberstelle im Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Um diese Zeit begann B. seine ersten Chansons zu dichten. Die ausgelassensten Lieder seiner ersten Sammlung sind aus den J. 1810—14. Gleichzeitig versuchte er auch schon, wiewohl glücklich, die Politik in seinen Kreis zu ziehen. Auber «Le sénateur», worüber der Kaiser selbst gelacht haben soll, und «Le roi d'Yvetot», einer feinen und pikanten Satire auf Ruhmbegier und eitle Bruchsucht, findet sich nichts Politisches in B.s erster Lieder Sammlung, die 1815 unter dem Titel «Chansons morales et autres» herauskam und dem Verfasser einen strengen Verweis von seinen Vorgesetzten zuzog. Der drohende Verlust seiner Staatsanstellung hinderte ihn jedoch nicht, 1821 eine zweite Lieder Sammlung herauszugeben. Eine bedeutende Veränderung war inzwischen mit dem Dichter vorgegangen. Es erklang ein schärferer polit. Ton in den neuen Liedern, wie «Le marquis de Carabas», «Paillasson», «Monsieur Judas», und hierzu kamen noch volksthümliche und religionspösterische Gedichte, wie «Les Capucins», «Les clois du Paradis», «Les Révérends pères» u. s. w. Andere Gedichte dagegen, wie «Le Dieu des bonnes gens», «La Sainte-Alliance des peuples», «Le vieux drapier», «Le 5 Mai», sind frei von jeder Tendenz und zeugen von dem Patriotismus und dem tiefen Gefühl B.s. Die Stimmung der neuen, mit veränderten Meinungen, Interessen, Begriffen, Sitten und Einrichtungen aufgewachsenen Generation in Frankreich fand in B.s Liedern ihren berechneten Ausdruck. Dieselben atmen die heftigste Erbitterung gegen die mit ihren alten Standesvorurteilen und vermeintlichen Vergeltungsrechten zurückgekommenen Dynastie und Aristokratie, und malen aufs anschaulichste die Gefühle, welche damals die große Anzahl der Gemüther befeelte. Durch die Kraft und Gewandtheit, mit welcher B. die schnellende Woge des Wises und der Satire fährte, mußten sein Lieder den größten Eindruck machen, und ihre Wirkung war noch um so größer, als der Sänger in seinen Freimut Verfolgungen zu erdulden hatte. Nach seiner Amtsentsetzung, auf die er verurteilt war, zog ihn der königl. Procurator vor Gericht und bewirkte seine Verurteilung zu 500 Frs. Geldstrafe und dreimonatlicher Haft. Im Gefängnis machte B. sofort den Anfang zu den Liedern seiner dritten Sammlung, die 1825 erschien und gerichtlich nicht belangt wurde. Dagegen wurde die vierte Sammlung (1828) wieder von Staats wegen verfolgt und der Dichter zu neun Monaten Gefängnis und 10000 Frs. Geldbuße verurteilt.

An der Julirevolution nahm B., der durch sein Lieder so viel dazu beigetragen, wirklichen Ansehens und vereinte sich mit seinen Freunden Lafayette u. a. zu dem Zwede, die Thronabstürzung Ludwigs Philipps bei der republikanischen Partei durchzuführen, lebte aber, als sein Ziel erreicht war, alle Ehrenstellen und Reichthümer ab, die ihm angeboten wurden. Seine letzte Sammlung (1838) enthielt, außer den an frühere Gattungen sich anschließenden Gedichten, einzelne in eine neue Ideenrichtung eingehende Stücke, wie «Les contrebandiers», «Jeanne de Rousses», «Le vieux vagabond», d. i. fous, eine Art sozialistischer Lieder. Selbst schrieb er noch mancherlei, gab aber nur noch ein Lieder (1846) heraus. In größter Zurückgezogenheit überraschte ihn die Februarrevolution von 1848. Er wurde mit mehr als 200000 Stimmen

Seine-Departement in die Nationalversammlung gewählt und erhielt in dieser einen warmen Beifall von Frankreichs innigster Bevölkerung, indem die Versammlung 8. Mai ein Entlassungsgesuch feierlich präsentierte und dieses erst dann annahm, als er unerschütterlich darauf bestand. Er starb 16. Juli 1837 in Paris. In Rücksicht auf die allgemeine Stimmung betraf Napoleon III., das Erbschaftsgeld des getrennten Dichters, obgleich dieser sich gegen ein jenseitiges Aufbieten nicht ablenken verhalten sollte, unter großem Zwange auf Kosten der Alliance zu beistehen, indem, da man Demonstrationen scheute, unter Mitwirkung der Polizei und unter einer militärischen Escorte. Die Beerdigung fand auf dem Friedhof Père Lachaise statt. Aus seinem literarischen Nachlaß erschienen: *Ma biographie* (1837), die weniger Neues gewährte, als man erwartete, *Œuvres complètes* (1837), eine Sammlung von 94 in den 3. 1834–51 verfaßten Gedichten, in denen alle seine Ideen, wenn auch mit weniger Kraft, so doch beinahe mit derselben Klarheit, Feinheit und Fertigkeit wie früher vertreten sind, und *Œuvres posthumes* (1874). Eine Publication Boumans, die gesammelte *Correspondance* (B. 4 Bde., 1868–69), veranlaßte mehrere kritische, das Leben und die Werke B. einer neuen Kritik zu unterziehen, aber sein dichterisches Talent und seine poet. Neigung konnten nicht bestritten werden. Als *Œuvres complètes de B.* ist es mehr als 1000 Bände umfassen seiner Werke, von welchen die in 3 Bänden mit 120 Epiken (1835–36) und die in 2 Bänden (1847) erschienenen und vollständigsten sind. Außerdem wurden seine Œuvres, trotz ihres sehr hohen Charakters, in alle europ. Sprachen übersetzt. In Deutsch- und veränderten Übersetzungen Hubers (3 Bde., von 1830–41) und Nathusius (Braunschweig 1839), brend Schmitts und Gaudy (Erl. 1835, 2. Aufl. 1846) gelangene Bearbeitungen lieferten. Vgl. auch *„Beranger“* (Par. 1864); Janin, *„B. et son temps“* (Par. 1866).

Berar oder die Hyderabad angewiesenen Distrikte (die Hyderabad Assigned Districts), eine administrative in eine östliche und eine westliche geteilte Landschaft des nördl. Dehkan in Ostindien. Nördlich von Marhaba und östlich von Nagpur, beides Divisionen der in der Präsidentschaft Bengalen gehörenden Abteilung der Centralprovinzen, südlich von dem Gebiet des Nizam von Hyderabad und westlich von dem Kollektorat Kanara der Präsidentschaft Bombay begrenzt und von 18° bis 21° 40' nördl. Br. und 76° bis 78° 2' l. (von Greenwich) gelegen, nimmt B. mit 70 qkm einen Teil der sich zwischen dem nördl. Indus und dem Satpuragebirge ausbreitenden, sich 400–1000 m über die See erhebenden Hochfläche ein. Von zahlreichen Nebenarmen des Durnah, des Nebenflusses des Tapi, durchströmt, ist B. bewässert, fruchtbar und namentlich für die Art der Baumwollpflanzung, welche nirgends in Indien besser gedeiht und so massenhaft als hier gebaut wird, ganz besonders geeignet. Die Bevölkerung, die sich 1881 auf 2 670 000 Seelen belief, besteht der Mehrzahl nach (88 Proz.) aus hinduistischen Hindu, einer nicht unbeträchtlichen Mahomedan, Abkömmlingen von der arischen Bevölkerung dieser Gegend, und verhältnismäßig wenig (7 Proz.) Mohammedanern. Im nördl. Teile der Sprache ein Gemisch aus Hindi, dem Hindustani und dem Marhattischen. Das letztere wird auch hauptsächlich in den Städten gesprochen, während im Süden das Teluga und im Osten das Urija vorherrscht. Das Land, welches keine Schriftzeichen besitzt, wird von jedem verstanden. Die östl. Abteilung enthält die drei Distrikte Amravati, Chichapur und Nand, die westliche die drei Distrikte Nand, Buldana und Solapur. Hauptstadt ist das am Durnah gelegene Chichapur, wo bis 1850 der Nizam von Hyderabad, ein Vasall des Nizam von Hyderabad, seinen Sitz hatte. Wichtigere als Chichapur in merkantiler Beziehung und als Hauptplatz für die in B. in so großer Menge erogene Baumwolle ist Amravati (vgl. Comravati) an dem vom Ghosamal nach Nagpur führenden Zweige der großen Eisenbahn zwischen Bombay und Allahabad. B. bildet gegenwärtig eine der Hauptabteilungen der Präsidentschaft Bengalen und wird im Namen des Generalgouverneurs von Britisch-Indien durch einen Oberkommissar, der zugleich Resident bei dem Nizam ist, verwaltet.

Geschichte. In älterer Zeit (1847–1853) machte B. unter der mohammedanischen Herrschaft der Bhonsale einen Teil des Reichs Dehkan aus, gelangte später zur Selbstständigkeit, wurde aber 1680 von Akbar dem Reich Delhi unterworfen. Bei dem Verfall von Delhi nach dem Tode von Aurangzeb 1707 kam B. an den Nizam von Hyderabad, wurde aber bald nachher von den Marhatten besetzt. Als das Marhattentum 1740 sich auflöste, entstand aus verschiedenen Teilen desselben, worunter auch B. war, unter der Dynastie Bhonsale, deren Gründer Parbatschi war, das Reich der östl. Marhatten mit der Hauptstadt Nagpur. Dagegen wurde der Name Nagpur neben dem von B. für dieses Reich gebräuchlich. Der dritte Fürst dieser Dynastie, Ragobtschi II., ließ sich 1818 mit dem Scindia der Marhatten in eine Koalition gegen die Engländer ein, infolge deren er bei dem Friedensschlusse vom 30. Dez. 1818 die Landschaft Gattin in Ostindien an der Englisch-Ostindische Kompagnie, das eigentliche B. aber an den Nizam von Hyderabad abtreten mußte. Sein Nachfolger Appa-Sahib verband sich mit dem Veshwa der Marhatten gegen die Engländer und mußte, durch die letzteren besiegt, diesen die Hälfte seines Gebietes abtreten. Ergriffen fiel den Engländern zu, als der Radscha Ragobtschi III. 11. Dez. 1853 ohne männliche Erben gestorben war. Der größte Teil des früheren Reichs Nagpur, mit Ausnahme des eigentlichen B., gehört gegenwärtig zu den Centralprovinzen, einer der Hauptabteilungen der Präsidentschaft Bengalen. Das eigentliche B., welches der Radscha von Nagpur 1860 an den Nizam von Hyderabad hatte abtreten müssen, wurde nach den Distrikten Amravati, Dand und Dharwad von letzterem 1868 den Engländern überlassen, um mit dem Ertrage dieser Landschaften sowohl seine bedeutende Schuld an letzterem zu bedecken, als auch um dieselben durch den Kruppenteufel, das

im e
gibt
ein
auf
und im allgemeinen ein natürliches des Souveräns

und im allgemeinen ein natürliches des Souveräns

ausgestelltes Schriftstück, welches seinem Inhaber gewisse Rechte und Privilegien sichert. So wurden früher durch **V.** bevorzugten christlichen Unterthanen der Pforte Exemtionen von der Kleiderordnung und andere Freiheiten gewährt; nach dem Dokument hießen die Inhaber **Veratly**. Auch die fremden in der Türkei akkreditierten Konsularbeamten werden abweichend von der Regel außer mit dem Exequatur der Pforte mit einem, internationaler Geltung entbehrenden großherrlichen **V.** versehen.

Veratene Rinder heißen Rinder, welche bei Lebzeiten der Eltern durch eine gewisse Summe (**Veratung**) abgefunden werden und deshalb später am Erbe nicht teilhaben.

Veraun (Bern, Verona, Slawosow), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Horowitz, an der Vereinigung der Veraunka und Litamla, an der Linie Furth-Prag der böhm. Westbahn und an der Bahn Ratonic-Protivin, 30 km südwestlich von Prag, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine bedeutende Spinnerei und Baumwollwarenfabrik, Porzellanfabriken, in der Nähe viele Steinbrüche, Hütten und Kalköfen und zählt (1880) 5719 größtenteils jüdische E. Im 13. Jahrh. an einer Stelle, wo eine Furt an der Veraunka bestand, von Deutschen besiedelt, erhielt der Ort vom Könige Wenzel II. die Marktgerechtigkeit und andere Freiheiten, erfreute sich später insbesondere der Gunst des Kaisers Karl IV., der ihn zur Kreisstadt erhob. In der Hussitenzeit (1421) wurde **V.** von den Pragern und Laboriten unter Ziska belagert und nach verzweifelter Gegenwehr 26. März erobert; 1620 fiel es dem sog. Passauer Kriegsvolk zur Beute.

Verausfende Mittel (Inebriantia), diejenigen diätetischen und pharmaceutischen Mittel, welche den unter dem Namen **Rausch** bekannten Zustand der Exaltation und Überreizung der Sinnthätigkeit hervorgerufen vermögen. Zu ihnen gehören vor allen der Alkohol und die alkoholhaltigen Getränke, der Äther und gewisse Narkotika (Opium, Haschisch, Fliegenzwamm u. a.); auch die Kohlensäure in größeren Mengen dem Magen einverleibt, vermag eine leicht berauschende Wirkung zu entfalten (sog. **Brunnenrausch** beim Trinken kohlensäurereicher Quellen). Über die durch gewohnheitsmäßigen Mißbrauch der berauschenden Mittel entstehenden Schäden und Krankheiten s. **Alkoholismus**.

Verber (Var.), Landschaft in Arabien, am Nil gleich unterhalb der Mündung des Atbara. Der Hauptort am Nil, el-Mekkeir, besteht aus ärmlichen Erdhütten, ist aber ein nicht unwichtiger Handelsplatz, der zwei Bazars und über 20 000 E. hat und Sitz eines Distrikts-gouverneurs ist.

Verbera, Hafen- und Handelsplatz, am Golf von Aden an der Somalifüste, 270 km südlich von Aden, im Hintergrunde einer durch eine schmale Landzunge im Norden geschützten und gegen **V.** geöffneten, 7 km langen, 2 km breiten, 20–25 m tiefen Bucht gelegen. Die Umgebung ist flach und sandig, im S. und SO. umsäumt von terrassenartig ansteigenden Ebenen mit Gestrüch und Weideland, hinter denen sich halbkreisförmig malerische Kalkgebirge und weiter am Horizont Tafelberge und zackige Hochgebirge erheben. Die flache Landzunge enthält an der Basis die von den Dünen überfluteten Reste der verfallenen Niederlassung **Hellet-Abbas**. Letztere war wahrscheinlich auf den Trümmern des antiken Malao im Lande Barbarica erbaut, welches die Griechen durch die Handelsfahrten der Ptole-

mäer kennen lernten und bis zum Vorgebirge **Pro-mata**, dem jetzigen **Rap Quarabai**, auch das **Reich-rauchland** nannten. **V.** ist einer der geräumigsten und besten Häfen der ganzen Somalifüste und war früher im ganzen Orient wegen seiner Reste berühmt, welche von Ende Oktober bis zum März dauern. Einige Ruinen und die Reste einer Wasserleitung deuten auf eine schon frühe Bedeutung des Ortes. In neuerer Zeit ist **V.** ziemlich verlassen und verödet, da die **Habrael-Somali**, zu deren Distrikt derselbe gehört, sich behufs ihres Handels jetzt andern Küstenplätzen zuwenden. Außer dem trefflichen Hafen bietet **V.** ein gesundes Klima, süßes Wasser und fruchtbaren Boden. Nachdem **V.** im Sommer 1875 von ägypt. Truppen besetzt worden war und sich auch der Hafen **Sela** unterworfen hatte, ließ der Khedive die umliegende Landschaft als ägypt. Provinz mit **V.** als Hauptort organisieren.

Verber-Baschi, Oberbarber, ist der Titel desjenigen türk. Hofbediensteten, welchem die **Haar** des Pates und Haupthaars des Großherrn obliegt. Der **V.** geht, wie alle um die Person des Sultans dauernd beschäftigten männlichen Diener, aus dem Pagenkorps der **Chass-Oda** (großherzogliche Wohnungsmacher) hervor und nimmt unter den betreffenden 12 Ehrenämtern die 10. Stelle ein. Ihm voran geht der **Tyrnatschi-Baschi**, welcher die **Haar** des Sultans an Fingern und Beinen zu besorgen hat.

Verbererei ist der allgemeine geogr. Name für den vorwiegend von Berbern (s. d.) bewohnten und weßl. Teil von Afrika, zwischen dem Mittelmeer und der Sahara, dessen äußere Gestalt ungemein weit durch das Gebirgssystem des Atlas bekannt wird und das in polit. Hinsicht außer dem franz. Gebiet von Algerien (s. d.) die Staaten **Tunisko**, **Tunis** und **Tripolis** begreift. Als im Jahr des 16. Jahrh. sich die Osmanen der Oberherrschaft auch in diesem Teile Nordafrikas bemächtigten, haben sie **V.** vollständig organisiert hatten, **Land** und **Barbareien** für die einzelnen Stämme, namentlich für die sog. **«Raubstaaten»** **Tunisko** und **Tripolis** auf, indem man dabei an die barbarischen Despotismus, welchen die Herrscher übten, sowie an die grausame Behandlung dachte, welcher oft die Christenflaven ausgesetzt waren (**S. Marokko**, **Tunis**, **Tripolis**).

Verberideen (Berberideae) oder **Saxerideen**, bisotylebonische Pflanzenfamilie aus der Gattung der Polytrachen; ihre wichtigste Gattung ist die **Verberize** (s. d.).

Verberin, $C_9H_7NO_4$, ein Allaloid, stellt sich in der officinellen **Radix colombo**, der **Wurzel** von **Jateorrhiza Columba Miers**, in der Rinde von **Berberis vulgaris** und mehreren andern Wurzeln und Holzarten findet. Aus der **Wurzel** von **Berberis vulgaris** stellt man es dar, indem man das weingeistige Extrakt derselben zur Trockne dampft, den Rückstand mit **Kalkmilch** auskocht und das Filtrat mit überschüssiger **Salzsäure** versetzt; es entsteht dadurch sofort ein amorpher Niederschlag, welcher durch Filtration beseitigt wird und auf nach mehrstädtigem Stehen salzsaures **V.** als gelben Kristallen anschießt. Die Lösung des **V.** mit **Wasser** digeriert, läßt nach dem Abkühlen die freie Basis kristallisieren. Die **gelb** gefärbten Kristallnadeln verlieren bei 150° Kristallwasser, sind in 500 Teilen **Wasser** bei 100° heißem Wasser löslich, schwer löslich in **Äther**.

unlöslich in Äther, Schwefelkohlenstoff, Petroleum-äther. Das B. bildet mit fast allen Säuren schön krystallisierende Salze.

Verberige oder **Sauerborn** (*Berberis L.*) ist eine Pflanzengattung aus der Familie der Berberiden. Alle Arten derselben sind Sträucher mit gelben Blüten, welche einen zweireihigen, sechsblättrigen Kelch, eine sechsblättrige Blumenkrone und sechs Staubgefäße besitzen, die den Blumenblättern entgegengesetzt sind und deren Filamente, wenn sie am Grunde berührt werden, einen bedeutenden Grad von Reizbarkeit zeigen, indem sie sich dann schnell nach dem Stempel hinbiegen und dadurch Ausstreuen des Pollens bewirken. Eine Eigenthümlichkeit dieser Gattung, wie überhaupt der Verberiden, ist auch der Umstand, daß die Staubbeutel mit zwei großen Klappen aufspringen, welche sich inporischlagen. Die Blüten stehen in hängenden Trauben; die Frucht ist eine längliche, zwei- bis achtfachsamige, festsame Beere. Die meist büschelförmig gestellten Blätter sind einfach, ganz, gewimpertgeährt oder ganzrandig. Von den etwa 50 bekannten Arten, welche über die gemäßigten, subtropische und tropische Zone beider Hemisphären verstreut sind, ist die bekannteste die in ganz Europa und im westl. Asien einheimische und bei uns oft in Zäunen und Anlagen angepflanzte gemeine B. oder der gemeine Sauerborn (*B. vulgaris L.*), die sich durch leibliche hängende Trauben, kurzgestielte, vertieft-runde, wimperig-geägte Blätter und breitelliptische Früchte auszeichnet. Ihre ovallänglichen, bei der Reife lebhafte roten Beeren, welche unter dem Namen Verberitzenbeeren bekannt sind, besitzen einen sehr sauren Geschmack, da sie viel freie Apfelsäure enthalten; doch wird auch eine Spielart mit süßen Früchten und eine mit terulösen Beeren kultiviert. Aus den sauren Beeren wird besonders Frankreich Apfelsäure gewonnen. Auch bereitet man aus ihnen einen wohlriechenden Sirup, gleichen Gelee, Marmelade und Eis (Verberitzen-). Den Verberitzenaft verwendet man zur Bereitung der Verberitzenkugel, roter, halbrunder Kugeln aus einem angenehmen sauren, kühlendem Geschmack. Die gelbe Wurzel, vorzüglich der Bast-felben, wie auch der des Stammes und der Äste, ist zum Färben. In gleichem Zwecke werden sie in Südamerika und auf den Südseeinseln heimische Arten verwendet. Der gelbe Farbstoff des Verberin (s. d.). Aber den auf der Unterseite der Blätter häufig vorkommenden gelben marsotherpilz (*Aecidium Berberidis*), welcher dem sog. «Rost» des Getreides in genetischem Zusammenhang steht, s. Rost.

Berberis oder **Berber** ist der allgemeine Name, den seit dem 7. Jahrh. von den Arabern über-erbt und dem Islam unterworfenen Urvölkern des nördl. Afrika, welche von dem Weste der Wüsten über die Sahara und deren en bis zum Atlantischen Ocean einerseits, den Staaten des Sudan und bis zum Mittelmeere andererseits ausgebreitet ist und trotz aller innerhalb n weiten Gebiete auftretenden Verschiedenheiten bezug auf Sprache wie auf Selbstgestalt, Haut-e und Gesichtsbildung doch einen im ganzen ormen Haupttypus repräsentiert und einem einsamen Völkern- und Sprachstamme angehört. weifelhaft sind die gegenwärtigen Berbervölker-iben Stammes wie die im Altertume auf-tre- Maurit oder Mauretanien und Numidien,

Gatuller und Phazanier, Nasamonen und Samamientes, die eigentlichen Libyer um das Syrtens-meer, in Cyrenaica (Baria), Narmarica und den binnenländischen Oasen Augila und Ammonium (Siwah). Der Name B. ist den meisten von den Europäern so benannten Völkern selbst unbekannt. Die wichtigsten Glieder der Berbervölker sind folgende fünf: 1) die sog. Amazighen, welche, 2—2½ Mill. Köpfe stark, das nördl. Marokko, das ganze Rif (als gefährdete Seeräuber oder Risspiraten) und den nördlichen Teil des Atlas bis zur Provinz Tzabla bewohnen, von den marokk. Sultanen meist völlig unabhängig leben und teils unter eigenen Häuptlingen und erblichen Fürsten stehen, teils kleine republikanische Gemeinwesen bilden. 2) Die Schilluh im südl. Marokko, auf 1450000 Köpfe geschätzt, wohnen teils in der großen Ebene längs dem Unm.-er. Rebia und Tensift, teils im südl. Atlas bis zu dessen äußersten Verzweigungen am Atlantischen Ocean. In welchem Verhältnis zu diesen marokk. Berberstämmen 3) die Guanchen (s. d.), die ausgestorbenen Urbewohner der Canarischen Inseln, gestanden haben, ist unbekannt, daß dieselben jedoch berber. Stammes waren, ist gewiß. 4) Die Kabylen (s. d.) in Algerien und dem Gebiete von Tunis, deren Anzahl in ersterm offiziell auf 980000 angegeben wird. 5) Die B. der Sahara leben, als Bewohner der Oasen, meist durch ungeheure Räume voneinander getrennt. Die merkwürdigsten von ihnen sind die Beni-Mezab (s. d.) oder Mozabiten, die B. von Ghadames, von Sonja an der Grenze von Fezzan, von Audschila, von Siwah, vor allem aber das weitverbreitete und weithin herrschende Volk der Imoschagh oder Luareg (s. d.). Letztere, die reinsten und unvermischtesten aller B., erfüllen die Oasen der Wüste zwischen Ghadames, Tuat, Bilma und dem Niger und sind fast ausschließlich Herren des Karawanenhandels zwischen dem Sudan und den Küstenstädten des Mittelmeers. Grammatische Arbeiten über die Sprachen der Kabylen und Luareg lieferte in neuester Zeit Hans-tau. Sämtliche Berbervölker und Berbersprachen bilden die libysche Gruppe des sog. hamitischen Völkern- und Sprachstammes. Vgl. «Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde (linguistischer Teil von Fr. Müller, Wien 1867); Fr. Müller, «Allgem. Ethnographie» (2. Aufl., Wien 1879).

Verbice, die östlichste der drei Grasschaften des brit. Gouvernements Guayana (s. d.) in Südamerika, am Flusse gleiches Namens, zwischen den Grasschaften Demerara und Essequibo im W. und den Corentyne, dem Grenzfluß gegen Niederländisch-Guayana, im N. gelegen, umfaßt, soweit sie wirklich Kolonialgebiet und nicht zum Lande der unabhängigen Indianer des Innern gehört, etwa 4000 qkm und zählt (1871) 30120 E. B. ist eine ursprünglich holländ. Kolonie, die 1626 ein gewisser van Beere begründete, weshalb auch noch jetzt die meisten Weißen daselbst Holländer sind und holländ. Sprache vor Gericht und auf der Kanzel in Gebrauch steht. Nach vorübergehender Besetzung der Kolonie durch die Engländer 1781, durch die Franzosen 1782, wurde sie im Frieden von 1783 an die Niederländer zurückgegeben, aber 1796 von den Engländern wieder genommen und erst im Frieden von Amiens 1802 an die Batavische Republik abgetreten, jedoch schon 1808 abermals besetzt und nebst Demerara und Essequibo durch die zu London 18. Aug. 1814

abgeschlossene und 12. Aug. 1815 vervollständigte Konvention an Großbritannien überlassen. Bis zu der neuen Verfassung vom 21. Juli 1831 bildete B. eine abgesonderte Kolonie mit einem eigenen Gouverneur, seitdem ist dieselbe mit jenen beiden, nun in zwei Grafschaften getrennten Gebieten zu einer Kolonie (Britisch-Guayana) vereinigt.

Der Fluß Berbice entsteht wahrscheinlich unter 8° 30' nördl. Breite und mündet unter 6° 24' nördl. Br. mit zwei Armen ins Meer, welche die Krabbeninsel bilden. Als Seehafen ist er von geringer Bedeutung, da an seiner Mündung eine Barre mit nur 2,5 m Wasser liegt. N. von Schomburgk, der an dessen oberem Laufe die berühmte Victoria-Regia entdeckte, hat ihn mit Booten bis 8° 50' nördl. Br. befahren. Kleine Seeschiffe können bis zu den Ruinen des ehemaligen Fort Nassau, 80 km, hinaufgehen, und ebenso weit hinauf sind auch die Ufer des Flusses bewohnt.

Die Stadt Berbice oder Neu-Amsterdam liegt ungefähr 8 km von der Mündung des Flusses

Berchta (woraus die jetzige Form Bertha; im Althochdeutschen Berahtha, d. i. die Bruchende, Glänzende), eine german. Göttin, wohl nur eine Erscheinungsform der Fria, der Gemahlin Wodans, der schon ihrem Namen nach auf die enge Verbindung mit dem Sonnengott Wodan hinweist. Unter verschiedenen Benennungen lebt sie noch jetzt als geisterhaftes Wesen fort, dasselbe wie Hulda, Frau Holle. Während letztere im Volksglauben des nördl. Deutschlands als freundliches Wesen erscheint, tritt B. im südl. Thüringen, Bayern, Oßach, Schwaben, Österreich, Schweiz als ein fürchterliches, erschreckendes Scheusal auf. Durch die christl. Volkssicht ward die alte heidnische Gottheit im südl. Deutschland tiefer herabgewürdigt als im nördlichen. Als Beschützerin der weiblichen Arbeit führt B. namentlich die Aufsicht über die Spinnerinnen. Was sie an dem ihr geweihten letzten Tage des Jahres unabgesponnen findet, das verdirbt sie. Ihr Fest muß durch ein althergebrachtes Mahl, Schlachten und Fische, begangen werden. Auf ihre rituelle Verehrung gründen sich das noch jetzt übliche Berchterspringen und Berchterslaufen in Salzburg und Tirol, vielleicht auch der Berchtesgauer (s. d.) in der Schweiz. Auch mögen manche Sagen von B. auf berühmte Frauen dieses Namens übertragen worden sein. Die Sagen von der Weißen Frau stehen mit der altheidnischen Göttin B. in Zusammenhang.

[Berchta]

Berchterslaufen oder Berchterslaufen, s. u.

Berchtesgaden (in Urkunden des 13. und 14.

Jahrh. Bertherscadmen und Berthers-

gabem genannt), Landschaft (Verwaltungsgebiet eines Bezirksamtes), umfassend die Amts-

gerichtsbezirke Berchtesgaden im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, mit 899,9 qkm und 829

G. in 12 Gemeinden (Ortschaften), und Reichen-

hall, mit 230,9 qkm und 7982 G. in 12 Gemeinden.

Die Landschaft entstand aus einer um 1122 gestifteten klösterlichen Niederlassung, deren Präboste unter

Kaiser Maximilian I. mit der Reichsunmittelbarkeit des Ländchens, das etwa den Umfang des jetzigen Amtsgerichtsbezirks besaß, Sitz und Stimme

auf der Fürstenbank erlangten. Die gefürstete Propstei wurde 1803 säkularisiert und dem neu errichteten Kurfürstentum Salzburg einverleibt, mit dem sie 1810 an Bayern kam. Das Ländchen bildet ein

wegen seiner Naturschönheiten vielbesuchtes Alpen-

land, das zwischen die Täler der Salzach und Saalach eingeschoben ist und der Formation der Trias angehört. Eine Menge großer, teils kahler, teils scharfgrätiger Bergformen drängen sich so an- und ineinander, daß sie einen ungeheuren

Fels- und Hochgebirgsstrang um die Spalte des berühmten Bartholomäus- oder Königssees (s. d.) zu

bilden scheinen. An der südl. Grenze breitet sich der zerklüftete, 2500 m hohe Maffel des Steinernen Meers mit der 2651 m hohen Schönfeldspitze aus.

Von diesem kolossalen Felsenwall ziehen sich por-

starre Felsgrate nördlich in das Innere des Ländchens (der 2714 m hohe, schön ausspringende Watzmann, der kleine Watzmann 2404 m, und der 2629 m hohe Hochkalter, dessen Südspitze, der Hammerlinghorn, einer der schönsten Aussichtspunkte in den Alpen ist) und umschließen mit dem östl. und westl. Grenzwall die drei Haupttäler des Berchtesgadener Beckens: das Hintersee-, das Vorder-

bachthal und das Thal des Königssees, die sich alle drei in dem üppig grünen Thale der Ammer-

und zählt (1871) 6487 G.

Berceau (frz.), Wiege; in der Baukunst soviel wie Gewölbbogen, Bogenlaube, Laubengang.

Berceuse (frz.), Wiegenlied; auch Schaufelstühl.

Berchem (Ritolaas), Maler, s. Bergheim.

Berches, s. Barches.

Berchet (Giovanni), ital. Dichter, geb. 23. Dez.

1783 zu Mailand, war eins der Häupter der romantischen Schule der „Giovine Italia“, zu deren

Verbreitung er durch die Übersetzung von Bürgers „Lenore“ und anderer Balladen wesentlich beitrug.

In der Napoleonischen Zeit beim Senat für das Königreich Italien angestellt, ward er nach der Restauration abgesetzt, widmete sich der Litteratur, war fleißiger Mitarbeiter des „Conciliatore“, weshalb

nach der gescheiterten Revolution von 1820—21 ein langjähriges Exil ihn traf, das er bis 1829 als

Handlungsbuchhalter in London, dann als Begleiter des Marschalls Giuseppe Arconati abwechselnd in

Frankreich, Belgien, Deutschland und Griechenland verlebte. Erst 1848 lehrte er nach seiner Vaterstadt

zurück und ward von der Provisorischen Regierung in Mailand zum Minister des Unterrichts ernannt.

Nach der Unterdrückung der Revolution begab er sich nach Turin und wurde in die sardin. Zweite

Kammer gewählt, wo er sich zur gemäßigten Partei hielt. Er starb 23. Dez. 1861. Seine polit. Gedichte („Poesie“, vollständige Ausgabe Lond. 1848)

zeichnen sich durch Glut der Leidenschaft sowie durch kräftige Sprache aus und wurden sehr populär.

Sein berühmtestes Gedicht sind „Die Flüchtlinge von Varga“. Eine Gesamtausgabe seiner Werke hat F. Tufani (Mail. 1863) besorgt. — Sein Neffe,

Guglielmo B., geb. 1833, lieferte zahlreiche wichtige Arbeiten zur Geschichte Benedigs.

vereinigten. Diesen gegenüber erhebt sich gegen Norden, der unmittelbar in die Ebene abfallende, 1975 m hohe Unterberg, berührt durch der uralte Sage von Kaiser Karl d. Gr. der, von Bergmännern bedient, im Berge die Hibernaufsichtung des Deutschen Reichs erwartet. Außer dem Reichtum an Salz und Holz bietet das Land Marmor, Stips und Kreide. Die Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung sind Viehzucht, Walderbeit, Holzschneiderei, Holz- und Steinbearbeitung, Marmorarbeit, Arbeit in den Salzbergwerken und Salinen.

Der Marktflecken Versteigergüter, 19 km südlich von Salzburg, am linken oder linken, dem Fuß des Königstoes, im 576 m Höhe gelegen, zählt (1880) 1723 Q. und ist Sitz eines Bezirksamts, Kantonsgerichts, Justiz- und Hauptamts und gehört zum Landgericht Traunkirchen. Unter den Kirchen zeichnet sich nur die Stadtkirche mit ihrem schönen, in der ursprünglichen Anlage des 12. Jahrh. erhaltenen Kreuzgangs, deren geschweiften Chorstühlen und andern Merkmalen aus. Das ehemalige Stiftsgebäude, welches südlich den langen Friedhof umgibt, ist jetzt ein königl. Schloss. An der Südseite des Ortes hat 1868 König Max II. eine Villa bauen lassen. Außerdem bedeckt ein breiter Villenpark die Gegend rings um den Ort. V. ist berührt durch seine herrliche Lage, die Eigentümlichkeit seiner Bewohner sowie durch die hier wie in der Umgegend insbesondere seit Errichtung der Industriehalle (1868) in hoher Hochachtung gehaltenen Holzschneidwaren. Gegenwärtig wohnen sich in V. und Umgegend (besonders in Schönbach) über 400 Familien oder gegen 3000 Personen diesem Industriezweig und verdienen damit gegen 300.000 Mark. Die Salzverwertung und der Salzhandel wird schon seit dem Brand Dietrich 1174 betrieben. Im J. 1878 beschäftigte der Salzbergbau 122 Arbeiter und lieferte 41.070 Qtr. Salz im Werte von 12.891 fl. Die Saline lieferte in demselben Jahre 113.737 Qtr. Kochsalz im Werte von 90.982 fl. und beschäftigte 61 Arbeiter. Die aus den Steinsalzen im Überflusse erzeugte Sole wird durch gewaltige, 120 km lange Röhren über das Gebirge hinweg nach Reichenthal (s. d.), resp., mit der dortigen überflüssigen Quellsale vereinigt, nach Traunkirchen und Rosenbrunn geleitet, um in diesen holzreichen Gegenden versotten zu werden.

Vgl. Koch-Sternfeld, „Geschichte des Fürstentums B.“ (3 Bde., Münch. 1816); derselbe, „Die Gründung und die wichtigsten geschichtlichen Momente der Reichsstadt B.“ (Münch. 1861); Böhler, „B. und seine Umgebungen“ (Reichenhall 1870; 4. Aufl. 1877).

Versteigergüter Hoher Thron, der an der Ostseite gelegene Gipfel des Unterbergs (s. d.).

Verdjansk, früher großes Dorf mit 16.000 Q. im franz. Seine-Departement, unmittelbar im Südosten vor den Thoren von Paris am rechten Ufer der Seine, welche 1 km aufwärts die Marne aufnimmt und von einer Kettenbrücke überspannt wird. Der Ort ist seit 1860 mit Paris vereinigt und innerhalb der Mauerlinie gelegen, er bildet einen Teil des 12. Arrondissements, besitzt viele Destillationen, Fabriken für Öfen und chem. Produkte, Zuckerraffinerien u. s. w. und ist besonders wichtig als das Hauptdepot der für Paris bestimmten Weine und Branntweine, welche zum großen Teil zu Wasser herbeigeführt werden und in den Niederlagen, die sich längs der schönen Rive gauche, in ungeheuren Mengen auf-

gehoben liegen. Das Schloss zu V. wurde gegen Ende des 17. Jahrh. von Louis nach Mansard's Zeichnungen erbaut, es gehörte der Familie Le Malou, dann der Familie Nicolai an, ist aber später niedergefallen worden.

Verdan-Gewehr, ein von dem nordamerik. General Verdun angegebenes und 1871 in Russland eingeführtes Gewehr, auch Verdun Nr. 2 genannt, im Gegensatz zu einer älteren Konstruktion desselben Systems. Das V. hat einen Zylinderrevolver und Schlagbolzenverschluss mit Spiralfeder, ist ein Selbstspanner und bedingt daher nur zwei Ladegriffe. (S. Handfeuerwaffen.)

Verdena, Stadt im Samoilande, s. Barbera.

Verdischem, Verdischem, Kreis- und Handelsstadt des russ. Gouvernements Kiew, am Dnepr und an der Eisenbahn Kiew-Bresl., 146 km südwestlich von Kiew, unweit der Grenze Polens, zu welchem sie geschichtlich gehört, ist Privatbesitz der Fürsten Radziwill und zählt 84.061 Q., darunter 80.000 Juden mit 5 Synagogen, 82 Bräukerkern und 100 jüd. Schulen. Die Stadt hat breite Straßen, große Plätze, stattliche Häuser, einen Anseh, eine Börse, viele Warenlager und Läden, vier russ. Kirchen, eine prot. Kirche, eine luth. Kirche, ein Armenwerk, ein jüd. und ein christl. Hospital und ein Theater. Außer einem blühenden Handwerksbetrieb unterhält die Bevölkerung zehn Zuckerraffinerien, Fabriken in Eisen, Porzellan, Leinwand, Öl, Wachs, Leder u. s. w. Außerdem ist V. der Mittelpunkt des südruß. Handels nach Deutschland über die galiz. Judenstadt Brody (280 km im Westen). Den Handel betreiben nur die Juden, welche Kufäufe in allen Teilen, auf allen Märkten machen und die Waren nach den

und Dörfern des Gouvernements Kiew, in Kiew und Polens ausführen. Der Ort hat zwei Wochen- und fünf Jahrmärkte, die am 12. Juni und 16. I.

Handels sind Pelze, Eisen- und Holzwaren, insbesondere, Hornvieh u. s. w. Der ganze Handelsumsatz 10 Mill. Rubel. V. war Begründer des russischen Reichs. Gegen Ende des 17. Jahrh. von Kiew, in hier ein Schloss und 1627 ein

welchem er 1620 das Schloss sich wurde das Kloster vom Peter genommen und geplündert, die letzten erst 1665 nach V. wurde Kloster, zum Schutz gegen die Tataren und Kosaken, mit Mauern und Gräben. Am Anfang des 18. Jahrh. kam V. in den Besitz der Familie Somow und von dieser durch einen Heiratsvertrag an die Fürsten Radziwill. Während der poln. Herrschaft (bis 1793) gehörte V. zur Kiewischen Wojewodschaft (Kiew). Im Konföderationskrieg legte sich 1768 Kasimir Pulawski, nach der Annahme von Bar, mit 700 Mann im Kloster fest, wuchs aber nach zehntägiger Belagerung kapitulieren.

Verdjansk, aufblühende Hafen- und Handelsstadt im russ. Gouvernements Lauenburg, an der Nordwestküste des Kiewischen Meeres, an dem nach ihr benannten Liman oder am Mündungspunkt der Verdjanka und an der Basis der nach Süden vorspringenden Sandzunge oder Kosa. Verdjansk liegt unter 46° 45' nördl. Br. und 66° 27' östl. L. gelegen, war 1827

noch ein unbedeutendes Dorf, das sich durch die Bemühungen des Fürsten Borongow entwickelte und 1835 zur Stadt, 1842 zur Kreisstadt erhoben ward. Die Stadt hat zwei russ. Kirchen, ein luth., ein jüd. und ein karaitisches Bethaus, eine Kreisschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Zollamt, ein Theater, unterhält 6 Salzfiedereien und 29 Ziegeleien und zählt 14 608 E. Ihre Bedeutung verdankt sie ihrem Hafen, dem besten des Asowschen Meers. Die Reede zwischen der Küste und der Landzunge ist ganz frei von Untiefen, hat guten Ankergrund und unweit vom Ufer 4 m, weiter hinaus 5—7 m Tiefe, ist auch gegen alle Winde, außer dem Süd- und Süd-

hühner u. dgl. Die Flüsse und Sümpfe sind reich an Fischen und Wasservögeln. Früher lieferten die Bergwerke des Komitats auch Gold, jetzt nur Eisen-erze, Porzellanerde und in größter Menge den Alaun, der hier in großartigen Fabriken verarbeitet wird. Der eine Hauptort des Komitats ist Beregszász (ehedem «Campertshaus», eine deutsche Gründung), ein Marktflecken mit 6930 E., an der Ungarischen Nordostbahn und am Fuße einer aus der Ebene isoliert aufragenden kleinen Gebirgskette, die aus trachytischen Gesteinen besteht und berühmte Mauerstein- und Mühlsteinbrüche hat. Der zweite wichtigste Ort des Komitats ist Munkács (s. d.).

von Italien, war ein Sohn von Friaul und Giselas, der 1. des Frommen. Er und Odo gehörten gegen das 1. den mächtigsten Großen im Vertrauen auf seine Verbindungen als Bewerber auftrat, ward B. nach Karis 7) am 1. Jan. 888 zu Pavia gekrönt. Inzwischen lehrte

jährlich an 100 000 Pub Salz gewonnen werden.

Verdurani, Volksstamm im Nordosten von Afghanistan (s. d.).

Verdyzeto, Stadt, s. Verbitschew.

Berecynia, Beiname der Tybele, nach einem von den Berecynthes bewohnten Landstrich in Phrygien, dem Berecynthus tractus.

Bereczk, Stadt im ungar.-siebenbürg. Komitat Hátromszék, unweit der moldauischen Grenze, oberhalb des Besses von Ditoz, zählt 4500 E.; in der Nähe sind Bergteerquellen und ein Gipsbruch.

Berecksamkeit heißt im weitern Sinne die Fähigkeit, sich richtig, fließend und eindrucksvoll in Worten auszudrücken, im engeren Sinne die Kunst, in mündlicher Darstellung auf die Überzeugung und den Willen anderer zu wirken und gewisse Gesinnungen und Entschlüsse in ihnen zu erwecken. (S. Redekunst.) Sie kann als Überredungskunst glänzen, aber die wahre B. will überzeugen. Man teilt die B. ein in die geistliche, welche religiösen Zwecken dient (s. Homiletik), und in die weltliche, und

und die
: B. sich

in Theiß-
Marmara-
lärer, im
stat gren-
727 qkm
869, Ab-
lt in Ru-
Deutsche
N. größ-
im Ader-

Einige
Lokaler
es Ader-
n, Hafer,
rung der
erzeugt
Menge

Brenn- und Bauholz. Die Viehzucht liefert namentlich Schweine und Hornvieh. Die Karpatenwälder sind noch immer ein reiches Jagdgebiet: Bären, Rehe, Füchse, Wölfe, Wildschweine; auch Auer-

Guido von dem verunglückten Zuge nach Frankreich zurück, wurde von B. bei Brescia freilich befreit, dieser aber doch so geschwächt, daß er sich dem deutschen König Arnulf unterwerfen mußte. Anfang 889 gewann jedoch Guido einen großen Sieg an der Trebbia und wurde zum König gewählt, 891 auch als Kaiser gekrönt. Arnulfs Römerzug brachte B. wenig Vorteil; nach Arnulfs raschem Rückzug schloß er mit Lambert, dem Sohne des inzwischen gestorbenen Guido, einen Vergleich, wonach beide die Herrschaft Italiens teilten. Als Lambert 893 durch einen Sturz auf der Jagd das Leben verlor, mußte sich B. in Besitz der ganzen Lombardie setzen. Bald jedoch sank sein Ansehen, da er weder den Raubzügen der Ungarn über die Alpen noch dem Eindringen der Araber in Italien Einhalt thun konnte. Der Abäl rief deshalb den König Ludwig von Niederburgund herbei, der bis Rom vordrang und dort 901 zum Kaiser gekrönt wurde. Allein da dem Wankelmuth, der Habguth und Treulosigkeit der Großen konnte keine Herrschaft Festigkeit gewinnen; B. gelang es, Ludwig zu vertreiben und 915 von Johann X. die Kaiserkrone zu erhalten. Aber die Italiener wollten, wie Ludprand von Cremona sagt, immer zwei Könige haben, um einen durch den andern in Furcht zu erhalten, und so erhoben sich nach einigen Jahren gegen B. abermals viele Großen, an ihrer Spitze sein Schwiegersohn Adalbert von Jurea und der Erzbischof Lambert von Mailand, und riefen (919) den König Rudolf von Burgund zu Hilfe. Rudolf schlug B. 29. Juli 923 so entscheidend, daß letzterer die Ungarn ins Land rief, wodurch er sich die Gemüther aller entfremdete. Er starb 924 durch Mordmord. B. hinterließ von seiner ersten Gemahlin Bertila zwei Töchter, Gisela und Bertha, von denen die erstere mit dem Markgrafen Adalbert von Jurea vermählt war. Vgl. das B. lobende Gedicht eines Zeitgenossen: «Gesta Berengarii imperatoris» (herausg. von G. Dümmler, Halle 1871); Dümmler, «Geschichte des östlichen Reichs» (Bd. 2, Berl. 1865).

Berengar II., König von Italien, Sohn des Markgrafen Adalbert von Jurea und Giselas, folgte seinem Vater 925 unter Vormundschaft seiner Stiefmutter Ermingard im Besitz der Markgrafschaft und heiratete 934 Willa, die Nichte des

damaligen Königs Hugo (Grafen von Provence) von Italien. Willa verleitete ihren Gemahl zur Verschwörung gegen den König, und als dieser V. deshalb verfolgte, floh letzterer nach Deutschland, wo er am Hofe Ottos I. freundliche Aufnahme fand. Als er 946 mit einem kleinen Heere über die Alpen zurückkehrte, fielen ihm die Großen und Städte Oberitaliens zu. Hugo flüchtete nach der Provence und überließ Italien seinem Sohne Lothar, für welchen thatsächlich V. regierte. Erst nach Lothars Tode, der wahrscheinlich vergiftet wurde, ließ sich V. 960 zugleich mit seinem Sohne Adalbert krönen. Um seinen Thron zu besfestigen, wollte er Adelheid (s. d.), die junge Witwe Lothars, mit Adalbert vermählen, und als diese sich weigerte, bemächtigte er sich ihrer und hielt sie in harter Gefangenschaft. Adelheid fand endlich einen Beschützer und Gemahl in dem deutschen König Otto I., der V. zwang, 969 zu Augsburg das Königreich Italien mit Aufopferung der Markgrafschaft Verona und des Herzogtums Friaul als deutsches Lehn anzunehmen. Indessen griff V. sehr bald wieder gegen Otto und dessen Anhänger zu den Waffen, sodas Otto 966 seinen Sohn Rudolf mit einem Heere nach Italien schickte. V. ward besiegt, die Lombardei mit Pavia erobert, aber 6. Sept. 967 starb Rudolf am Fieber. V. riß nun den Thron wieder an sich und herrschte mit solcher Tyrannei, daß die Unterthanen und der Papst Johann XII. sich um Schutz an Otto I. wandten. Letzterer zog 961 nach Italien und nahm es fast ohne Widerstand in Besitz. V., seiner Würde im Okt. 961 entsetzt, floh in die Bergfestung San Leone, wo er sich endlich 964, durch Hunger bezwungen, ergeben mußte. Er ward als Gefangener mit seiner Gemahlin nach Bamberg geschickt, wo er 6. Aug. 966 starb. (Vgl. Koyte und Dämmker, «Kaiser Otto der Große» (Ergl. 1876).

Berengar von Tours, berühmter Scholastiker, in der Schule des Bischofs Fulbert von Chartres gebildet, ward 1081 Vorsteher der Schule von Tours, 1040 Archidiacon von Angers. Ausgezeichnet durch dialektische Gewandtheit, ist V. einer der ersten und bedeutendsten Vertreter verständiger Aufklärung innerhalb der mittelalterlichen Scholastik. Betreffs der Schrift fordert er eine wissenschaftliche Methode der Auslegung. Die Tradition ist unsicher, denn nicht auf der Autorität beruht die Wahrheit, sondern auf der in des Menschen Natur gegründeten Vernunft. Die Anwendung dieses rationellen Denkens auf die Abendmahlslehre brachte V. in schweren Konflikt mit der kirchlichen Gewalt. Die Anschauung des Paschasius Radbertus, daß durch die Konsekration des Priesters Brot und Wein substantiell in Fleisch und Blut Christi verwandelt werden und nur das äußere Aussehen von Brot und Wein behalten, hatte in der Kirche immer allgemeinere Annahme gefunden. V. vertrat ihr gegenüber die Ansicht des Ratramnus, daß nicht das Wesen, sondern nur die Wirksamkeit von Brot und Wein verändert werde durch eine Verbindung mit dem verkörperten Christus, den nicht der Mund, sondern das gläubige Herz genieße. Diese Ansicht, zunächst nur vertraulich ausgesprochen in einem Briefe an seinen Freund Lanfrank von Bec, ward an die Öffentlichkeit gebracht und auf den Synoden zu Rom und Berceili 1050 verdammt. Hildebrand (später Gregor VII.) bemähte sich, V. durch Aufstellung einer unbestimmten Formel Ruhe zu verschaffen. Als aber die Partei des Lanfrank sich als die stärkere

erwies, ließ er es zu, daß die Synoden zu Rom 1059 und 1079 V.s Ansicht verdammten. V. widerrief und lebte seit 1080 unter kirchlicher Aufsicht auf der Insel St. Come bei Tours. Er starb 1088. (Vgl. Subendorf, «Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffender Briefe» (Gotha 1850). Seine Schriften wurden herausgegeben von A. F. und F. Th. Vischer (Berl. 1884).

Berenger (Alphonse Marie Marcellin Thomas), franz. Jurist, geb. 31. Mai 1786 zu Valence, war Advokat in Valence, trat 1815 in die Deputiertenkammer, legte aber sein Mandat bald nieder, hielt in Paris Vorlesungen über öffentliches Recht, wurde 1828 wieder in die Kammer gewählt und war 1831 ein Hauptbegründer des Deputiertenvereins in der Straße Rivoli, welcher liberale Grundsätze vertrat, ohne der Regierung systematisch zu opponieren. V. wurde 1881 Rat am Kassationshof, 1839 Pair und starb im März 1866 zu Paris. Sein bedeutendstes Werk ist «De la justice criminelle en France» (Par. 1818). Außerdem schrieb er «De la répression pénale» (2 Bde., Par. 1866). — René V., Sohn des vorigen, franz. Politiker, geb. 22. April 1830 zu Bourg (Depart. Drôme), wurde 1850 Advokat, 1862 Generaladvokat in Grenoble, später in Lyon, trat 1870 in die Mobilgarde und wurde 28. Dez. 1870 bei Ruhrs verwundet. Im Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, gehörte er daselbst zum linken Centrum. Im J. 1873 war er kurze Zeit (19. bis 24. Mai) Minister der öffentlichen Arbeiten. Seit 1876 ist er Mitglied des Senats, wo er ebenfalls zum linken Centrum gehört und ein Anhänger der Republik ist.

Berenbork (Georg Heinr. von), der Vorgänger Bälows in der Bekämpfung veralteter militärischer Ansichten, geb. 26. Okt. 1788 zu Sandersleben in Anhalt-Dessau, war ein natürlicher Sohn des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. Als Lieutenant trat er 1748 bei dem Infanterieregiment von Anhalt in preuß. Dienste. Schon 1757 ward er Brigademajor im Generalstabe des Prinzen Heinrich von Preußen und 1760 Adjutant Friedrichs d. Gr. Nach dem Siebenjährigen Kriege lebte er am Hofe des Fürsten von Anhalt-Dessau und ging mit diesem, später mit dem Prinzen Johann Georg, auf Reisen nach Frankreich, Italien und England. Er belleidete mehrere Ämter am Hofe, wurde 1780 Oberhofmeister des Erbprinzen und legte 1790 seine Ämter nieder. Er starb 30. Okt. 1814. Sein berühmtes Werk «Betrachtungen über die Kriegskunst, ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit» (Ergl. 1797—99; 3. Aufl. 1827) ist eine bittere Kritik des damaligen Kriegssystems; ein neues System hat er indessen nicht aufgestellt. Auch seine «Aphorismen» (Ergl. 1806) sowie «Aus V.s Nachlaß» (Dessau 1846) verdienen Erwähnung.

Berenice (griech. Berenice, macedon. für Berenice, d. i. Siegbringerin) ist ein häufiger griech. Frauenname, besonders bekannt als Name mehrerer Ptolemäerinnen. — V. I. die vierte Gemahlin des Ptolemäus Lagi oder Soter I. (311—286 v. Chr.), war früher mit einem Macedonier Philippus vermählt und gebor dem Soter des Ptolemäus II. Philadelphus I., der Arsinoe II., Schwester und zweite Gemahlin des letztern, des Argaios und die Philotera. — V. Tochter des Ptolemäus II. Philadelphus I. und der Arsinoe I., der Tochter des Epiroten und ersten Gemahlin des Ptolemäus II., wurde mit Antiochus II. von Syrien

vermählt und nach dessen Tode von Laobile, seiner ersten Gemahlin, ermordet. — B. II., Gemahlin des Ptolemäus III. Euergetes I., war die Tochter des Magas, Königs von Kyrene, des Sohnes der B. I. von Philippus. Dieselbe ließ ihren ersten Bräutigam, den schönen Demetrius, weil er ein ehebrecherisches Verhältnis mit ihrer Mutter anknüpfte, ermorden. Als Weighesent für die großen Siege ihres Gemahls in Asien brachte sie der Aphrodite ihr schönes Haupthaar dar, welches Kallimachos und Catullus besungen haben. Als das Haar am andern Morgen aus dem Tempel verschwunden war, erklärte der Astronom Konon von Samos, es sei von den Göttern als Sternbild an den Himmel versetzt worden. Hiernach wurde eine Sterngruppe in der Nähe des Löwen mit dem Namen der B. bezeichnet. B. überlebte ihren Gemahl und ward von ihrem Sohne Ptolemäus IV. Philopator I. ermordet. — B. III., Gemahlin des Ptolemäus XI. Alexander I., war die Tochter seines ältern Bruders Ptolemäus X. Soter II. (Rathyros) und der Schwester und Gemahlin desselben, Kleopatra IV. Alexander wurde 88 v. Chr. vertrieben und starb bald darauf. Sein Bruder Soter II., der 107 v. Chr. vertrieben worden war, kehrte zurück und regierte bis 81. Darauf folgte zunächst als legitime Thronerbin B. III. Philopator allein als regierende Königin. Dieselbe heiratete ihren Stiefsohn Ptolemäus XII. Alexander II., der sie aber schon nach 19 Tagen ermordete, dann floh und selbst ermordet wurde. Noch in demselben Jahre folgte Ptolemäus XIII. Neos Dionysos (Auletes) in der Regierung. — B. IV., Tochter des Neos Dionysos und der Kleopatra V. Tryphaena, wurde 68 v. Chr. nach der Vertreibung ihres Vaters von ihrer Mutter zur Mitregentin angenommen und regierte von 57—55, nachdem ihre Mutter gestorben, allein, bis ihr Vater Neos Dionysos zurückkehrte und sie hinrichten ließ. — B., Gemahlin des Mithridates, ward, als Lucullus diesen 72 v. Chr. besiegte, ebenso wie dessen andere Gemahlin Monime und dessen Schwestern Roxane und Statira, getötet, damit sie nicht in die Gewalt der Römer fielen. — Der Name B. ist ferner in der Familie des Herodes Magnus häufig, dessen Sohn Aristobulus die B., Tochter seiner Xante Salome, der Schwester des Herodes, heiratete. Aus dieser Ehe stammte Agrippa, dessen Tochter B. seinen Bruder, ihren Oheim, Herodes heiratete, und dessen andere Tochter Mariamne vom Jul. Archelaus wiederum eine B. zur Tochter hatte.

Berenice, verschiedene Städte des Altertums. Die wichtigste davon ist Berenice am Roten Meere, unter dem 24.° nördl. Br., in der Nähe des heutigen Ras Venaf, ungefähr in gleicher Höhe mit Syene, welches von den Alten als genau unter dem Wendekreise gelegen angenommen wurde. Diese Stadt wurde von Ptolemäus II. Philadelphus gegründet und nach seiner Mutter B. genannt. Der heutige Name des Ortes, mit einer Tempelruine aus griech.-röm. Zeit, ist Safait-el-Dibli. Dieses B. war berühmt als einer der bedeutendsten Häfen, zu welchem eine alte Stationsstraße von Koptos (Dust) durch die Wüste führte. Die einzelnen Stationen werden von Plinius und im Itinerarium Antonini angegeben und sind von den neuern Reisenden wieder aufgefunden worden. Nördlich von B. ging von dieser Straße ein Seitenweg zu den von den alten Ägyptern ausgebeuteten Smaragdminen ab, welche am heutigen Dschebel Zebära in

der Nähe des Meers liegen, etwa halbwegs zwischen B. und Leulos Simen, dem jetzigen Koffer.

Berenice in Syrenaisa, nach der Königin Berenice II. genannt, war die westlichste unter den die Pentapolis bildenden Städten und lag am äußersten Ende der Großen Syrte, wohn man die Gärten der Hesperiden verlegte, weshalb es auch Hesperis genannt wurde. B. war meist von Juden bewohnt und ward unter Kaiser Justinian neu besetzt und mit Bädern versehen. Nach B. wurde ganz Syrenaisa dichterisch Bereniceis genannt. Überreste der Stadt finden sich noch bei dem heutigen Bengasi (s. d.).

Berenices Haupthaar (Coma Berenicea), ein nach Berenice II. (s. d.) benanntes Sternbild am nördl. Himmel, nahe am Schwanz des Löwen.

Berent, Kreisstadt in der preuss. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Danzig, am Ursprunge der Ferse, 53 km südwestl. von Danzig, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein lat. Schullehrerseminar und eine höhere Erziehungsanstalt für Mädchen und zählt (1890) 4278 E. gemischter Konfession. — Der Kreis Berent umfaßt 1234 qkm mit (1880) 46245 E.

Beresford (William Carr, Viscount), angl.-zeichneter brit. General, ein natürlicher Sohn des George de la Poer, ersten Marquis von Waterford, geb. 2. Okt. 1768, trat 1785 als Fähnrich in die brit. Armee, diente in Neuschottland bis 1790, wo er bei einer Jagd ein Auge verlor, war bei der Expedition gegen Toulon, dann auf Corsica, 1796 in Westindien, 1799 in Ostindien, wo er an der Spitze einer Brigade des Heeres Sir David Bairds über das Rote Meer nach Ägypten ging. Im J. 1800 wurde B. als Oberst zur Unterdrückung des Aufstandes nach Irland gesendet. Vom Kap der Guten Hoffnung, an dessen Eroberung er 1806 teilnahm, ward er mit dem Range eines Brigadegenerals nach Buenos-Ayres gesandt, nahm die Stadt, konnte sie aber nicht lange halten. Gezwungen zu kapitulieren, blieb er sechs Monate in Gefangenschaft, entwich aber dann und kam 1807 in England an. Er erhielt sogleich das Kommando der Landtruppen bei der Expedition nach Madetra und wurde nach der Eroberung der Insel zum Gouverneur ernannt, jedoch schon 1808 nach Portugal abberufen. Dort regulierte er die Stipulationen der Konvention von Cintra und begleitete hierauf Sir John Moore nach Spanien, wo er der Schlacht von Coruña beizuhelfen, blieb er bei der Einschiffung der fliehenden Truppen bedeckt. Im März 1809 wurde er zum Feldmarschall und Generalissimus der portug. Armee ernannt, in welcher Stellung er sich um die Reorganisation der Truppen sehr verdient machte. Mit 12000 Mann schlug er am oberen Duero das franz. Korps unter Loison und vereinigte sich zur gemeinschaftlichen Verfolgung des Feindes mit dem brit. Korps unter Wellington. In der Schlacht bei Albuera, 16. Mai 1811, zeigte er wenig Feldherrntalent, aber große persönliche Tapferkeit, und auch 1812 und 1813 vollbrachte er teils als erster, teils als zweiter im Kommando (als engl. Generalleutnant) verschiedene glückliche Thaten. Die portug. Regierung verlieh ihm die Herzogswürde (von Glas). Die brit. Regierung übertrug ihm nach Beendigung des Krieges mehrere polit. Sendungen nach Brasilien, von denen B. stets wieder auf seinen militärischen Posten nach Portugal zurückkehrte. Die Revolution entfernte ihn 1820 aus dem aktiven Dienste, und 1823 wurde

er als Kapfinger Dom Niquels verbannt. Seit 1810 repräsentierte B. seine Geburtsgrafschaft Watersford im engl. Unterhause, wo er sich zu den Tories hielt. Im J. 1814 unter dem Titel Baron B. zum Peer von England erhoben, nahm er seinen Sitz im Oberhause. Außerdem ward B. 1828 zum Viscount ernannt, 1825 zum brit. General und 1828 zum General-Feldzeugmeister ernannt, von welchem letztern Amte er jedoch 1830 beim Sturz des Ministeriums Wellington zurücktreten mußte. Im J. 1826 ging er nochmals an der Spitze brit. Hilfstruppen nach Portugal, kam jedoch nicht mehr zur Thätigkeit gegen den Aufstand. Er starb auf seinem Landgute Vedguburg Park in Kent 8. Jan. 1864.

Berefin (Glas Nikolajewitsch), russ. Reisender und Forscher auf dem Gebiete der orient. Sprachen, geb. 19. Juli 1818 im Gouvernement Perm, studierte auf der Universität zu Kasan orient. Philologie und machte 1842–45 im Auftrage der russ. Regierung eine wissenschaftliche Reise durch Persien, Kleinasien, Syrien, Mesopotamien und Ägypten. Nach seiner Rückkehr 1846 zum Professor der türk. Sprache an der Universität zu Kasan ernannt, trat er 1848 zum Zwecke linguistischer und ethnogr. Studien eine größere Reise nach Sibirien an. Seit 1858 hat B. den Lehrstuhl für türk. Sprache und Literatur an der petersburger Universität inne; auch redigiert er den orient. Teil der großen russ. Encyclopädie und fungiert zugleich als Konservator des orient. Manuskriptens zu Petersburg. B. ist kais. russ. Wirkl. Staatsrat. Von seinen grammatischen und kulturhistor. , meist in russ. Sprache geschriebenen Schriften sind zu nennen: ein Supplement zu Kasem-Begs türk. Grammatik (Petersb. 1846; deutsch von Jentler, Lpz. 1848), »Bibliothek orient. Historiker« (3 Bde., Kasan 1849–54), »Reise nach Dagestan und Transkaukasien« (2. Aufl., Kasan 1850), »Grammatik der pers. Sprache« (Kasan 1853), »Recherches sur les dialectes musulmans« (2 Bde., Kasan 1848–53), »Reise in das nördl. Persien« (Kasan 1852), »Bulgar an der Wolga« (Kasan 1853), »Die Invasion der Mongolen in Rußland« (2 Bde., Petersb. 1852–54), »Die griech.-orthodoxe und andere Kirchen in der Türkei« (Petersb. 1855). Ferner gab er Kaschib-Eddins »Geschichte der Mongolen« (Bd. 1–3, Petersb. 1858–65) in pers. Text mit russ. Uebersetzung heraus.

Berefsina, **Berefsina**, Fluß im russ. Gouvernement Winsk, entspringt bei Dolschitz im Kreise Worissow aus einem Sumpfe, durchfließt von N. nach S. ein feuchtes und sumpfiges, durch sandige, meist bewaldete Höhen begrenztes Wiesenthal, wird bei Worissow schiffbar und mündet nach einem 580 km langen Laufe unterhalb Gormal in den Dniepr. Berühmt wurde die B. durch den Übergang des franz. Heers auf dem Rückzuge von Moskau 26. bis 29. Nov. 1812, die sog. Schlacht an der B. Von Kutusow nur saumselig verfolgt, aber von Wittgenstein in der Flanke bedroht und in Gefahr, durch Tschitschagow abgeschnitten zu werden, mußte Napoleon I. seinen Rückzug beschleunigen, soweit es die Unordnung, der Mangel an Pferden und der Frost erlaubten. Am 22. Nov. näherte sich das Heer der B., doch hatte tags zuvor die Division Lambert des Tschitschagowschen Korps Worissow besetzt. Dubinot überfiel 28. Nov. Worissow und trieb die Division Lambert über den Fluß; doch wurde hierbei die Berefinabücke zerstört. Napoleon hatte

unterdessen einen andern Übergangspunkt ermittelt, täuschte Tschitschagow durch Scheinanzügen bei Worissow und ließ 25. Nov. bei Studianla den Bau zweier Brücken beginnen, wozu das Material erst mäßig aus den nächsten Dörfern herbeschafft werden mußte. Zum Glück hatte General Gölz zwei Feldschmieden und acht Wagen mit Rohlen und Handwerkzeug gerettet, auch waren 490 Pontoniere, die Reste von 7 Kompagnien, einige Sappeurkompagnien und Reste des Donaubataillons zur Stelle. Zur Dedung des Brückenbaues wurden 400 Mann auf Fischen abgesetzt, auch etwas Kavallerie war durch den Fluß geschwommen. Eine Vereinigung von Tschitschagow und Wittgenstein würde die franz. Armee, die nur noch 30 000 wirklich Streikfähige zählte, vernichtet haben; aber Wittgenstein blieb nach der Erstürmung von Worissow untätig und suchte vorsichtig Verbindung mit der russ. Hauptarmee. So wurde unter großer Aufregung durch die franz. Artillerie 26. Nov. von morgens 8 bis 1 Uhr die erste Brücke, nachmittags 4 Uhr die zweite vollendet. Es waren Hochbrücken von je 28 Böden, die eine mit Stangen, die andere mit Brettern gedeckt. Über erstere ging sofort das 2. Armeekorps (Dubinot), über die zweite, die für Geschütze und Wagen bestimmt war, zuerst die Gardeartillerie, worauf das Reysche Korps und am 27. Napoleon mit den Garden folgte. Die übrigen Korps sollten nachrücken, das 9. (Victor) die Nachhut bilden. Aber schon drängten auch die Unbewaffneten nach den Brücken, und bald entstand eine grauenhafte Verwirrung. Viele wurden niedergetreten oder ins Wasser gestoßen; andere suchten auf dem Treibeise oder schwimmend hinüberzukommen und fanden größtenteils den Tod; dreimal brachen die Bretter des Brückenbelags und mußten erst wiederhergestellt werden. Unterdessen hatte die Division Partouneaux in Worissow vor Wittgensteins Übermacht die Waffen strecken müssen. Marshall Victor deckte den Übergang noch während des ganzen 28. Nov. mit seinem anfangs nur 1700 Mann starken, dann aber durch eine von Napoleon wieder auf das linke Ufer geschickte Division auf 4000 Mann gebrauchten Korps gegen die fast fünffache Überzahl. Aber die russ. Artillerie fing nun an, die Brücken wirksam zu beschießen, und vermehrte dadurch die Verwirrung. Während Wittgenstein gegen Victor bei Studianla kämpfte, griff der heranziehende Tschitschagow das Dubinotsche Korps, welchem Napoleon die Garden zur Reserve gestellt, bei Stachow an, wurde jedoch abgeschlagen. Abends 9 Uhr begann Victor seinen Abzug. Um denselben möglich zu machen, ließ Gölz durch seine Genietruppen die Masse der Menschen, gestürzten Pferde und Wagen transeeartig durchbrechen, worauf das 9. Korps bis gegen 1 Uhr nachts, mit Zurücklassung einer kleinen Nachhut, die Brücken überschritt. Noch in der Nacht zum 29. Nov. gingen 2 franz. Batterien von je 6 Geschützen ungehindert über den Fluß. Eine Masse von Erschöpften, Kranken und Verwundeten blieb zurück und benutzte, trotz aller Aufforderungen der Generale, nur zum kleinsten Teile die nun völlig frei gewordenen Brücken, die endlich abgebrannt werden mußten. Bald darauf erschienen die Kosaken und machten außer 15 000 Gefangenen eine unermeßliche Beute. Nur Kutusows fehlerhafte Maßregeln, die von Toll vergebens bekämpft wurden, retteten das franz. Heer auf seinem weitem Rückzuge.

das wichtigste Fabrikland Deutschlands, und namentlich das Kupferthal (s. b.) mit Elberfeld (s. b.) und Barmen (s. b.) zeichnet sich durch seine industrielle Thätigkeit aus. Das ganze Land ist bergig, hat Überfluß an Eisen, Blei und Steinkohlen, erzeugt aber lange nicht so viel Getreide, als die Volksmenge bedarf, die nirgends in Deutschland auf gleichem Raume so dicht ist.

Zur Zeit der Römer war das Land von den Tenctern bewohnt, die sich unabhängig erhielten, bis sie in der Zeit der Völkerwanderung unter den ripuarischen Franken verschwanden. Seit dem Anfang des 12. Jahrh. regierten einen Teil des nachmaligen Herzogtums B. besondere Grafen aus dem Geschlechte der Grafen von Teisterband, von denen Adolf und Eberhard, Ritter von Altena genannt, von Kaiser Heinrich V. 1108 zur Belohnung ihrer Kriegsdienste zu Grafen von dem Berge und Altena erhoben wurden. Ihre Nachkommen vermehrten ihre Besitzungen durch Erbschaft, Schenkungen und auf andere Weise, bis Adolfs III. Söhne dieselben teilten; Engelbert erhielt B. und Eberhard Altena. Durch Heirat kam das Land hierauf, nach dem Erlöschen des gräflich-berg. Mannstammes, 1219 zuerst an den Herzog Heinrich IV. von Limburg, und nach dem Aussterben von dessen Geschlecht, 1348, ebenfalls durch Heirat an Eberhard, Prinzen von Jülich, dessen Sohn Wilhelm I. von König Benzel 1380 für B. die Herzogswürde erhielt. Nach dem Tode Herzog Rainalds IV. von Jülich-Gelbern (1423) ließ sich Herzog Adolf von B. von Jülich huldigen, welches letztere von nun an das Schicksal B.s teilte. Als 1609 nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Johann Wilhelm Kaiser Rudolf II. Wiene machte, den Gesamtbesitz des Jülichischen Hauses als erledigtes Reichslehn für Habsburg zu sequestrieren, rief er eine große europ. Koalition hervor, welche es sich zur Aufgabe stellte, die nächstberechtigten Erben, Brandenburg und Pfalz-Neuburg, in ihren Ansprüchen zu unterstützen und überhaupt die Übermacht des Hauses Habsburg zurückzudrängen. Schon hatten die Feindseligkeiten begonnen, als die Ermordung Heinrichs IV. durch Ravallac alles ins Stoden brachte. Brandenburg und Neuburg blieben einweilen im Besitz des jülich-berg. Landes, aber bald verwandelte sich diese Eintracht durch den Anspruch jedes Prätendenten auf das Ganze und den Übertritt der Neuburger zum Katholizismus in den bittersten Haß. Mehrere Vergleichsversuche waren nur Pausen in dem Zwist, den der Große Kurfürst 1651 sogar durch Waffengewalt zu entscheiden unternahm. Erst 1666 kam ein endgültiger Vertrag zu Stande, wonach Jülich mit B. an Pfalz-Neuburg kam. Nach dem Erlöschen der Kurfürstlichen Linie 1742 kam B. an den Kurfürsten Karl Philipp Theodor von der Sulzbachischen Linie und nach dessen Tode 1799 nebst den andern Ländern an den Herzog Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken. Die Verfolgungen, welche die Protestanten unter Ludwig XIV. erlitten, führten viele gewerbthätige An siedler nach B., welche dort den Geschmack der franz. Industrie in Seide und Baumwolle, im Weiden, in Spitzen und feinen Leinen heimisch machten.

Im J. 1806 wurde B. an Frankreich abgetreten. Napoleon bildete nun aus dem eigentlichen B., das ohne die entlavierten Herrschaften 54—55 Q. Mln. mit 295 000 E. umfaßte, dem rechtsrhein. Rheine und andern Gebieten das Großherzogtum Berg (damals 98 Q. Mln. mit 874 285 E.) für seinen Schwa-

ger Joachim Murat, der es nach seiner Berufung auf den neapolit. Thron 1808 an Napoleon abtrat. Dieser überließ das Land 3. März 1809, unter Vorbehalt der vormundtschaftlichen Regierung, dem noch unmündigen, ältesten Sohne König Ludwigs von Holland, Ludwig Napoleon (den Bruder Napoleons III.), und zwar nach einer schon 1808 erfolgten so beträchtlichen Erweiterung (durch das Fürstentum Münster, die Grafschaften Mark, Bentheim-Tecklenburg und Lingen, die Abteien Elten, Essen und Werden), daß es ein Areal von 315 Q. Mln. mit 878 157 E. umfaßte. Dasselbe hatte zur Hauptstadt Düsseldorf und zerfiel in die vier Departements des Rheins (mit den Arrondissements Düsseldorf, Elberfeld, Mülheim a. Rh. und Essen), der Sieg (mit den Arrondissements Dillenburg und Siegen), der Ruhr (mit den Arrondissements Dortmund, Hagen und Hamm und den Städten Duisburg, Ruhrort und Dinslaken) und der Ems (mit den Arrondissements Münster, Coesfeld und Lingen). Ende 1810 jedoch mußte der größte Teil der neuen Erwerbungen an der Ems und nördlich von der Lippe an Frankreich abgetreten werden. Bevor der Großherzog Ludwig volljährig ward, besetzten 1813 die Alliierten das Land und errichteten ein provisorisches Gouvernement zur Verwaltung desselben, worauf es 1815 durch den Wiener Kongreß Preußen zugeteilt wurde. Vgl. Göde, «Das Großherzogtum B. unter Joachim Murat, Napoleon I. und Louis Napoleon 1806—18» (Röln 1877).

Berg, früher Dorf, jetzt Vorstadt von Stuttgart, im württemb. Neckarkreise, am linken Ufer des Neckar, zwischen Cannstatt und Stuttgart, mit welcher letztem es durch Pferdebahn verbunden ist, zählt 3120 E. und hat bedeutende Maschinenfabriken und Kunstmühlen, ferner vielbesuchte Neckar- und Mineralbäder, letztere eisenhaltige und kohlensäure Quellen von 15—17° R. mit zwei Badeanstalten; endlich seit 1882 ein großartiges Pumpwerk, welches die Hauptstadt mit Trink- und Nutzwasser versorgt. B. hat eine schöne, 1853—55 von Gaab erbaute got. Kirche mit vierlich durchbrochenem Turme, ein Sommertheater und eine 1846—53 von Leins im Neoclassicismus erbaute Villa des Königs mit ansehnlichen Gemächsbäusern. In der Nähe des Ortes befindet sich ferner die königl. Villa Rosenstein, 1823—29 im röm. Stile erbaut, mit herrlichen Gemälden und Statuen. — B., Dorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, am östl. Ufer des Starnbergersees, Vergnügungsort der Münchener, zählt 218 E. und hat ein königl. Schloß, Lieblingsaufenthalt Ludwigs II.

Berg, polit. Partei, s. Bergpartei.

Berg (Franziska), Schauspielerin, geb. 1. Jan. 1813 zu Mannheim, wo sie seit 1838 als Choristin und Vertreterin kleiner Rollen wirkte, ging 1829 nach Würzburg und gehört seit 1831 dem breschener Hoftheater an. Schon in ihrem 26. Lebensjahre ging sie in die ältern Rollenfächer der Tragödie, bald auch des Lustspiels über. Ein seelenvolles Organ, ungewundene und plastische Darstellung und ein feiner Humor haben ihr einen Platz unter den besten deutschen Schauspielerinnen erworben. Zu ihren besten Rollen gehören Phädra, Gräfin Orsina, Lady Macbeth und Isabella (in der «Braut von Messina»).

Berg (Friedrich Theodor), schwed. Statistiker, geb. zu Gothenburg 5. Sept. 1806, studierte in Lund Medizin, wurde 1836 Docent der Anatomie daselbst,

1841 Lehrer der gerichtlichen Medizin und Päbiatrit an dem Karolinischen Institut zu Stockholm und 1842 Oberarzt des Kinderhauses. Aus seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Heilkunde sind hervorzuheben: «Om torsk hos Barn» (1846), «Kliniska föreläsningar i Barnsjukdomar I.» (1853) und «Bidrag till Sveriges medicinska Topografi» (1853). Inzwischen war er 1850 zum Mitglied der sog. Tabellkommission berufen worden, deren Leitung er seit 1853 übernahm, bis er 1858 Chef des neuerrichteten statist. Centralbureaus wurde. Im J. 1877 trat er in Ruhestand. Der bei weitem größte Teil der Publikationen dieses Büreaus ist aus B.s Feder geflossen; auch lieferte er bedeutende Beiträge zu der «Statistisk Tidskrift». Unter den dort veröffentlichten Monographien haben namentlich folgende Aufsehen erregt: «Dödligheten i 1st Lefnadsåret» (1869) und «Proportionen mellan könen» (1871).

Berg (Günther Heinrich, Freiherr von), deutscher Staatsmann und oldenb. Minister, geb. 27. Nov. 1765 zu Schweigern bei Heilbronn, studierte 1783—86 in Tübingen die Rechte und ging dann nach Weimar und Wien, um die reichsgerichtliche Praxis kennen zu lernen. Im J. 1793 wurde er nach Göttingen als außerord. Professor der Rechte berufen und zum Besitzer des Spruchkollegiums ernannt, trat dann 1800 als Hof- und Kanzleirat in die Justizkanzlei zu Hannover ein und wurde zugleich Rechtskonsulent des Ministeriums. Bei der Auflösung der hannov. Justizkanzlei durch die westfäl. Regierung trat er als Regierungspräsident in fürstl. Lippe-Bückeburg und 1815 als Oberappellationsgerichtspräsident in Oldenb. Dienste. Bis 1821 vertrat er die 15. Stimme beim Bundesstage, verließ jedoch, mißgestimmt durch die Hindernisse, welche die Reaktion bereitete, Frankfurt und ging nach Oldenburg zurück. Zum Geheimrat und zum zweiten Mitgliede des Kabinetts ernannt, führte er daneben noch bis 1830 den Vorsitz im Oberappellationsgerichte. Im J. 1834 vertrat er neben Oldenburg die anhalt. und schwarzb. Fürstentümer auf den Ministerialkonferenzen in Wien. Auch im hohen Alter noch unausgesezt thätig, wirkte er für die innere Entwicklung des Landes sehr segensreich. B. wurde 1838 in den österr. Freiherrnstand erhoben und starb zu Oldenburg 9. Sept. 1843. Unter seinen zahlreichen, größtentheils das deutsche Staatsrecht behandelnden Schriften sind hervorzuheben: «Das deutsche Polizeirecht» (5 Bde., Hannov. 1801—9) und «Abhandlungen zur Erläuterung der Rheinischen Bundesakten» (Bd. 1, Hannov. 1808).

Berg (Karl Heinrich Edmund, Freiherr von), verdienter Forstmann, des vorigen Sohn, geb. 30. Nov. 1800 zu Göttingen, studierte 1815—17 auf der Forstakademie zu Dreißigacker, bezog dann die Universität Göttingen, verließ dieselbe aber 1818, um in Bückeburg, Lautenthal und in Lauterberg am Harz sich zum Praktiker zu bilden. B. trat im Aug. 1820 als Auditor bei den oberharzischen Berg- und Forstämtern zu Klausthal in hannöv. Staatsdienste; 1821 erhielt er an der dafelbst neuerrichteten Forstschule die Stelle eines Hilfslehrers, wurde 1824 zum Forstschreiber mit Sitz und Stimme im Kollegium und 1830 zum Oberförster, Referenten im Berg- und Forstamte und Kontrolleur im Walde befördert. Nachdem er 1833 als Oberförster und Chef der Forstinspektion nach Lauterberg versetzt

worden, führte er das Privatforstinstitut seines Vorgängers von Uslar zur Ausbildung praktischer Forstmänner fort. Im J. 1845 nahm er den Ruf als Oberforsttrat, Direktor der Akademie für Forst- und Landwirthe zu Tharand und als Mitglied der Forstexaminationskommission im Königreich Sachsen an. Unter seiner Mitwirkung wurden 1843 der Harz und 1847 der sächsische Forstverein gegründet. Nachdem B. 1866 in Ruhestand getreten war, starb er 20. Juni 1874 zu Schanbau. Außer durch zahlreiche Arbeiten in Fachjournalen hat er sich als Schriftsteller einen ehrenvollen Namen erworben durch die Schriften: «Anleitung zum Verholzen des Holzes» (Darmst. 1830; 2. Aufl. 1860), «Über das Verdrängen der Laubwälder im nördl. Deutschland» (Darmst. 1844), «Die Jagdfrage und die Jagdgesetzgebung» (Erg. 1849 u. 1859), «Staatsforstwirtschaftslehre» (Erg. 1860), «Aus dem Ofen der österr. Monarchie» (Dresd. 1860), «Fürsorgang im Dickicht der Forst- und Jagdgeschichte» (Dresd. 1869), «Geschichte der deutschen Wälder» (Dresd. 1871). Ebenso machte er sich verdient durch neue Bearbeitungen von Cottas «Waldbau» (7. u. 8. Aufl., Erg. 1849, 1856) und von Jesters Werk «Die kleine Jagd» (3. u. 4. Aufl., Erg. 1848, 1859). Auch leitete er 1846—64 die Redaktion des «Forstwissenschaftlichen Jahrbuchs der Akademie Tharand» (Bd. 3—16, Erg. 1846 fg.).

Berg, ein altes baltisches Adelsgeschlecht, das sich auch im Innern Rußlands verbreitet hat und von dem sich mehrere Mitglieder im russ. Militär- und Civildienste ausgezeichnet haben. — Magnus von B., russ. General-en-Chef, foßt im Siebenjährigen Kriege und im Türkenkriege 1769—74. — Gregor von B. wurde als Generalmajor 1812 bei Polozk schwer verwundet, kommandierte in den Schlachten bei Lützen und Bautzen den rechten Flügel des Wittgensteinschen Korps, wurde darauf Kommandant von Meval und sieg 1823 zum General der Infanterie auf. — Graf Friedrich Wilhelm Rembert B. (gen. Feodor Feodorowitsch), Statthalter von Polen, wurde 27. Mai 1794 zu Schloß Sagan in Pommern geboren, studierte in Dorpat und trat 1812 als Freiwilliger in die russ. Armee, wo er bald Offizier und nach dem Einzuge in Paris Kapitän im Generalstabe wurde. Im J. 1817 wurde er auf Empfehlung des Grafen Kapizist nach Neapel gesandt, um den Karbonarismus zu beobachten, über welchen er einige, damals vielgelesene Aufsätze schrieb. Hierauf wurde er im Ministerium des Auswärtigen angestellt. Alsdam trat er wieder mit Oberstenrang in die Armee zurück, unternahm 1822—24 mehrere Expeditionen gegen die Kirgisenstämme und 1825 eine Reconnoissance des Aralsees, auf der er von Overmann und andern Gelehrten begleitet wurde, und die auch in wissenschaftlicher Beziehung zu interessanten Ergebnissen führte. Von Kaiser Nikolaus 1826 zum Generalmajor befördert, diente er 1828 und 1829 gegen die Türken und nahm mit großer Auszeichnung an dem Feldzuge von 1831 in Polen teil. Zum Generalleutnant und Generalquartiermeister der Armee unter dem Feldmarschall Fürsten Paslewitsch ernannt, beschäftigte er sich hierauf mit der militärisch-topogr. Aufnahme von Polen, wurde nebenbei zu mehreren diplomatischen Missionen gebraucht und erhielt 1843 mit dem Range als General der Infanterie den Posten eines Generalquartiermeisters des kaiserl. Generalstabes.

Als Oſterreich 1849 die Hilfe Rußlands gegen die Ungarn in Anſpruch nahm, ging B. als ruſſ. Bevollmächtigter nach Wien und ins öſterr. Hauptquartier, wirkte mit vielem Eifer im Intereſſe der Allianz zwiſchen den beiden Kaiſerhöfen, verſeandete ſich aber dabei mit Paſlewski, deſſen Operationen er tabelte. Mit der öſterr. Graſenwürde (25. Sept. 1849) belohnt, lehrte er ſodann nach Petersburg zurück, um die unter ſeiner Leitung begonnenen großartigen topogr. Arbeiten fortzuſehen. Beim Ausbruch des Orientkriegs erhielt B. 1854 den Auftrag, Kewal und Eſtland gegen die weſtmächtiſche Flotte zu verteidigen, welche jedoch keinen Angriff gegen die Punkte unternahm. Hierauf zum Generalgouverneur und Truppencommandanten in Finnland ernannt, beſtand er das dreitägige Bombardement von Sweaborg, 8. bis 10. Aug. 1855, das für die Alliierten ohne Reſultat blieb und worfür ihm Alexander II. an ſeinem Krönungstage, 7. Sept. 1856, den Titel eines ruſſ. Graſen verlieh, dem 1857 der finländ. Graſentitel folgte. In Finnland ſelbſt aber machte ſich B., allen freimüthigen Ideen feindlich, ſo unbeliebt, daß der Kaiſer, der ihm perſönlich wohlwollte, ſich dennoch entſchieden mußte, ihn im Nov. 1861 von ſeinem Poſten abzurufen. Als indes nach Ausbruch der Unruhen in Polen eine energiſche Hand nöthig ſchien, um die Autorität der ruſſ. Regierung herzuſtellen, wurde B. im März 1863 zum Adjunkt des Großfürſten Konſtantin und nach dem Rücktritt deſſelben 31. Okt. zum Statthalter und Oberbefehlshaber der ruſſ. Armee im Königreich ernannt. Es gelang ihm nun bald, den Aufſtand durch Maßregeln der Strenge zu dämpfen. Gleichzeitig beſtand er indeſſen das zugleich ruſſificatorſche und demokratiſche Syſtem des 1866 zum Staatsſecretär für Polen ernannten Geheimraths Miſlutin, wodurch er in Polen eine gewiſſe Popularität errang. Nachdem B. noch 1866 Generalſtammſchall geworden, ſtarb er 18. Jan. 1874 zu Petersburg, während der Kaiſer ihm eben einen Beſuch machte. Da B. kinderlos war, ſiel ſein Vermögen und ſein Titel ſeinem Adoptivſohn Friedrich Georg Magnus aus der Deſcendenz Berg-Sievers zu.

Berg (Wassiliſij Nikolajewiſch), Oberſt im ruſſ. Grenzmännſchen Corps, geb. 1781, geſt. 2. Jan. 1835, bekannt durch eine 1803—6 mit Liſſanſki unternommene Reiſe um die Welt, von der er eine Beſchreibung herausgab. Auch ſchrieb er hiſtor., nauſiſche und archäol. Werke, darunter eine „Geſchichte der Entdeckungstreiſen nach den Nordpolarländern“ (2 Bde.), „Verſuch einer Geſchichte der ruſſ. Flotte“ (4 Bde.), „Geſchichte der Regierung des Jaren Alexei Michailowitſch“ (2 Bde., Petersb. 1830—31), „Geſchichte des Jaren Michael Feodorowitſch“ (2 Bde., Petersb. 1833), „Geſchichte des Jaren Feodor Alexejewitſch“ (2 Bde., Petersb. 1834).

Berga, Stadt im ſachſ.-weimar. Verwaltungsbezirk Naumburg, an der Weißen Elſter und an der Linie Wolfesgärtch-Weiſſig der Sächſiſchen Staatsbahn, 20 km ſüdöſtlich von Gera, hat ein Schloß aus dem 9. Jahrh., ein Hoſpital, eine Streichgarnſpinnfabrik, Sandelmühlen, Sandſtein- und Schieferbrüche und zählt (1875) 1008 E.

Berga, Stadt in der ſpan. Provinz Barcelona, in Catalonien, Bezirkshauptſtadt auf einem der Anſläufer der Sierra del Cabt in 718 m Höhe gelegen, an einem rechten Nebenflüßchen des Lobregat, zählt (1877) 4996 E., welche Baumwollspin-

nerie und Weberei betreiben, beſitzt ein altes Schloß und ein 1290 gegründetes Hoſpital; in den Karliſtenkriegen ſpielte B. eine Rolle.

Bergakademie iſt der Name für höhere Lehranſtalten, in denen junge Leute von wiſſenſchaftlicher Vorbildung in den Bergwerkwissenschaften (ſ. d.) theoretisch und praxiſch unterrichtet und zu Berg- und Hüttenbeamten gebildet werden. Solcher Inſtitute beſitzt unter andern Frankreich in den Bergwerksſchulen (Ecoles des mines) zu Paris und St.-Etienne, England in der Royal School of Mines zu London, die Vereinigten Staaten von Amerika in der School of Mines zu Newyork, Rußland im Berglabettencorps zu Petersburg, Schweden in der Akademie zu Stockholm, Oſterreich in den montaniſtiſchen Lehranſtalten zu Schönnitz in Ungarn (ſeit 1770), Leoben in Steiermark und Pribram (ſeit 1849) in Böhmen, Preußen in der B. zu Klausthal im Oberharz (ſeit 1811) und ſeit 1861 in der B. zu Berlin. Das erſte Statut der berliner B. vom 28. Sept. 1863 iſt aufgehoben und unterm 6. März (8. April) 1875 ein neues erlaſſen und das Inſtitut mit der Geologiſchen Landes-anſtalt verbunden; bedeutende wiſſenſchaftliche Lehrkräfte ſind an ihm thätig. Von alter, hervorragender Berühmtheit und Autorität iſt die 18. Nov. 1765 vom Prinzen Kaver geſtiftete und Oſtern 1766 eröfnete B. zu Freiberg (ſ. d.) in Sachſen. Sie zählte viele der größten Gelehrten und Praxiſtiker, vor allen Abrah. Gottlob Werner (ſ. d.) zu ihren Lehrern, geſtaltete ſich gleichſam zum Mittelpunkt aller berg- und hüttenmänniſchen Wiſſenſchaften und übertrifft noch jetzt an Berühmtheit alle ähnlichen Anſtalten. Von großem Nutzen für die praxiſche Ausbildung der Studierenden ſind die zahlreichen in nächſter Nähe Freibergs liegenden Grubergebäude und bedeutenden Hüttenwerke. Auch beſitzt die Akademie reiche und muſterhafte Sammlungen aller Art.

Bergama, Stadt in Anatolien (Kleinaſien), im türk. Vilajet Bruſſa, gegen 80 km nördlich von Smyrna, in der breiten fruchtbaren Thalebene des Fluſſes Bakyr-tſchak (des antiken Raitos) gelegen, mit etwa 2500 E., die Nachfolgerin des antiken Pergamum (ſ. d.), von dem noch bedeutende Überreſte erhalten ſind.

Bergamaſca, d. i. Landschaft von Bergamo, heißt das im nördl. Theile der ital. Provinz Bergamo gelegene, vom Brembo, Serio und Deggio durchfloſſene Bergland. Die drei Thälſchaften, aus denen es beſteht, Val Brembana, Val Seriana und Val di Scalve, ſind von hoher landschaftlicher Schönheit. Von dem teilweise vergletscherten Hauptkamm der Bergamaſker Alpen (ſ. Alpen, S. 461, 13) bis zur Lombardeiſchen Tiefenebene hinabſteigend, von ſüdn geſenken, 2—3000 m hohen Bergketten umrahmt, vereinigen Val Brembana und Val Seriana die Großartigkeit der Hochalpen mit der äſſigen Pracht der ſüdl. Boralpen. Einsame Hochthäler mit Alpenweiden und Nadelwald, wilde Gurgelſchluchten, weite lachende Thäler mit wohlhabenden Flecken und Dörfern, von Getreidefeldern, Weinbergen, Obſtgärten und Kaſtanienwaldungen umgeben, reißen ſich in buntem Wechſel aneinander. Die Flüſſe Brembo und Serio, welche beide der Adde zufließen, bilden in den Schluchten der obern Thälraufen zahlreiche Stromſchnellen und Waſſerfälle, von denen namentlich die herrlichen

Barbellinofälle des Serio hervorzuheben sind. Val di Scalve, von Val Seriana durch die Kette der Bresolana (2505 m) getrennt, gegen Val Camonica (s. b.) nur durch die schauerliche Felskluft des dem Oglio zuströmenden Dezzo geöffnet, ist ernster und rauher, ein Hochtal mit ausgedehnten Alpweiden, aber wenig anbaufähigem Boden. Zahlreiche Burgstrümmen und Schlösser, zum Teil die Stammsitze edler deutscher Geschlechter, wie der Fürsten Thurn und Taxis u. s. w., zeugen von der geschichtlichen, stilvolle Kirchen mit reichem künstlerischen Schmucke von der Kunsthistor. Bedeutung der V., aus welcher die Maler Cavagna, Ceresa, Lotto, Moroni, Palma, Tulpino, die Bildhauer Fantoni, Cariani u. a. hervorgegangen sind. Marmorbrüche und Erzgruben, Hütten, Schmieden und Eisengießereien, Tuchfabriken, Seiden- und Baumwollspinnereien weisen auf den Gewerbfleiß der Bewohner hin, die als geschätzte Arbeiter über ganz Italien verbreitet sind. Aus der V. und den anstößenden Teilen der Provinzen Brescia und Como stammen auch die «Bergamascher» Graubündens, welche mit ihren großen Herden hochbeiniger, weißgelber Bergamascher, welche zum Teil got. Abkunft sein soll, ist kräftig und schön, nützig und intelligent.

Die wichtigsten Wohnplätze sind in Val Brembana Branzi, 862 m über dem Meere, in der obersten Thalsohle des Brembo, der Mittelpunkt der beträchtlichen Alpwirtschaft, Piazza San Martino, 570 m über dem Meere, 29 km von Bergamo an der Stabina, nahe bei der Vereinigung derselben mit dem Brembo gelegen, der Hauptort des obern Thals, Rogno, im untern Thale. In Val Seriana, welches mit Val di Scalve einen besonderen Bezirk bildet: Bondione, 890 m über dem Meere am Serio, mit Hütten und großer Eisenindustrie, Clusone (s. b.), Gandino, in einem Seitenthälchen des Serio, Mittelpunkt der Tuchindustrie, mit 3700 G.; in Val di Scalve Schilpario und Vilminove. Val Brembana und Seriana sind von Bergamo, letzteres auch vom Iseosee aus auf guten Fahrstraßen (Bergamo-Branzi 48 km, Bergamo-Bondione 51 km, Lovere-Clusone 16 km), vom Veltlin aus auf leicht gangbaren Saum- und Fußwegen zugänglich. Nach Val di Scalve führen zwei Fahrstraßen, die eine von Clusone über das Gastionejoch (1296 m), die andere, ein kühn angelegtes Felsensträßchen mit zahlreichen Galerien, Tunneln und Brücken, von Val Camonica durch Val Angolo und die schauerliche, an großartiger Wildheit der Via-Mala gleichkommende Kluft des Dezzo.

Bergamasca, frj. *Bergamasque*, ein ital. Nationaltanz, aus der Bergamasca (s. b.) stammend und nach derselben benannt, mit anmutiger, munterer Melodie.

Bergamascher Alpen, s. *Alpen* II. B. 13.

Bergame, s. *Tapeten*.

Bergämo, Provinz im Königreich Italien, in der Lombardei, umfaßt 2816,7 qkm mit (1881) 391010 G. Sie zerfällt in drei Kreise und ist in ihrem nördl. Teile sehr gebirgig und reich bewaldet, während der südliche zu der fruchtbaren lombard. Ebene gehört. Die Flüsse Adda, Brembo, Serio und Oglio befördern das natürliche und künstliche Bewässerungssystem, dem der Boden zum

Teil seine Fruchtbarkeit verdankt. Der Iseosee ist einer der schönsten der Lombardei. Die wichtigsten Produkte sind Wein, Korn, Mais, Reis, Seide, Eisen, Marmor, Kohlen, Mineralwasser. Zahlreiche Seiden- und Baumwollspinnereien, Zwirnereien, mechan. Webereien, Kunstmühlen, Papierfabriken, Eisengießereien u. s. w. beschäftigen viele Einwohner und befördern den Wohlstand des Landes.

Die Hauptstadt der Provinz, Bergamo, im Altertume Bergomum, eine Anlage der Gallier, in 365 m Höhe auf steilem Berge, 50 km von Mailand, ist seit der Herrschaft der Venetianer (1428), welche Festungswerke anlegten, in die obere und untere Stadt geteilt; letztere begreift in sich die früheren Vorstädte San-Leonardo und Sant'Antonio. Die obere Stadt ist reizend auf mehreren Höhen zwischen den Flüssen Brembo und Serio gelegen und gewährt mit ihren zahlreichen Türmen und Ruppeln noch ganz das Bild einer mittelalterlichen Stadt. V. ist Knotenpunkt der Oberitalienischen Eisenbahn zwischen Mailand, Brescia und Lecco, der Sitz eines Bischofs und des Präfecten, zählt (1881) 39704 G. und hat eine Maler- und Bildhauerschule, ein Museum, ein Gymnasium, ein Lyceum, eine Technische Schule, eine Handelsschule, mehrere Wohltätigkeitsanstalten, viele Fabriken, besonders in Seide, Tuch, Eisen, Konfekt, Häuten. In Beziehung auf Handel und Industrie nimmt V. unter den ital. Städten eine der ersten Stellen ein. Die Straßen sind durchweg bergig; die in Promenaden umgewandelten Wälle bieten ein herrliches Panorama. Von den 65 Kirchen und Kapellen zeichnen sich durch Alter, Schönheit und ihre Gemälde aus: der Dom, die Kirche Santa-Maria-Maggiore mit der prächtigen Kapelle Coloni, die Kirchen Sant'Alexandro, Sta. Orata, Sto. Spirito, Sant'Agata, San-Bartolomeo. Andere ausgezeichnete Bauwerke und Kunstsammlungen sind: der alte got. Palast Broletto, von 1354, jetzt mit der Bibliothek, die Accademia Carrara mit wichtiger Gemäldesammlung und ein schönes Theater. Früher war die jährlich im August abgehaltene Messe Sant'Alexandro in der untern Stadt berühmt, welche in einem dazu errichteten Gebäude mit über 400 Ständen stattfand. Viele Männer haben V. durch Kunst und Wissenschaft berühmt gemacht, wie die Cardinale Albani, Longo und Mai, die Philologen Calepino und Iraboschi, die Maler Parino, Previtali, Moroni, Lotto, Coghetti, Scuri, die Bildhauer und Architekten Campione, Bono, Fabbello, Quarenghi, der Dichter Lasso und die Komponisten Mayr und Donizetti.

Bergamotten nennt man eine Reihe von Varietäten, deren Früchte durch eine rundliche, vorzugsweise um den meist tief eingesenkten Stiel herum abgeplattete Form und vollkommen schmelzendes Fleisch gekennzeichnet sind. Bei Lucas bilden sie die 3. Klasse seines Systems, die aber auch Früchte von abweichender Bildung einschließt. Die am längsten bekannte Sorte ist wahrscheinlich die Herbstbergamotte, nach Theophrast aus Kleinasien nach Italien eingeführt und als *Pyrum regium* bezeichnet. Außer dieser Herbstbergamotte, deren Name auf die lombardische Stadt Bergamo hinweist, verdienen folgende Sorten allgemeine Verbreitung: Esperens Herrenbirne (Herbst), Bildung von Rotte oder Muldbusch (*Mouille bouche*), rote Dechantbirne (Herbst), Grafsanne (Okt. bis Nov.).

Edel-Grasanne (Jan. bis März), Siperens Bergamotte (Febr. bis März), und mehrere aus Belgien eingeführte Sorten. Die Halbbergamotten unterscheiden sich von den echten B. durch nur halb schmelzendes Fleisch. — B. nennt man auch eine Pomeranzenart (*Citrus Bergamia Bissao*), welche in Südeuropa heimisch ist, und aus deren Fruchtschalen man das Bergamottöl (s. b.) gewinnt.

Bergamottöl, ätherisches Öl, das in den Schalen der Früchte von *Citrus Bergamia* enthalten ist. Es wird in bester Qualität in der Gegend von Messina durch Kaspeln der Fruchtschalen und Pressen gewonnen, eine geringere Sorte ist das Portugalsöl, zu dessen Bereitung meist andere Früchte, wie Apfelsinen, Pomeranzen u. dgl. verwandt werden. B. ist gelb, grüngelb bis dunkelgelb, dünnflüssig, von angenehmem Geruch, bitterem Geschmack; spezifisches Gewicht 0,88—0,89, von starkem Lichtbrechungsvermögen und rechtsseitiger Polarisation; erstarrt beim Gefrierpunkt des Wassers, siedet bei 183°. Es besteht zum größeren Teil aus einem Gemenge von Camphenen $C_{10}H_{16}$, neben denselben kommen sauerstoffhaltige Verbindungen vor. Bei längerem Stehen scheidet es einen gelben festen Bodensatz ab, welcher als Bergapten oder Bergamottöllampfer bezeichnet ist. Das reine Öl löst sich in dem halben Volumen Weingeist zu einer klaren Flüssigkeit, bei Gegenwart von Pomeranzenchalenöl ist die Flüssigkeit trübe. Das B. findet Verwendung in der Pharmacie und Parfümerie.

Bergara (richtiger Vergara), span. Stadt (Villa) in der basq. Provinz Guipuzcoa, in reizendem Thale am Küstenfluß Deva im Nordosten von Vitoria, hat (1877) 6021 E., ein Instituto, zwei Seminare, eine gelehrte (basstische) Gesellschaft, Eisenwaren- und Spinnfabriken. Hier schloß der karlistische General Naroto 31. Aug. 1839 eine Kapitulation mit der Regierung zu Madrid (Espartero) ab, den Vertrag zu Vergara, wonach der Bürgerkrieg eingestellt wurde und Don Carlos nach Frankreich flüchten mußte. Nahe bei B. liegt das Dörfchen Ormaiztegui, Geburtsort des Karlistenführers Zumalacarreui.

Bergasse (Nicolas), franz. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 1760 in Lyon, wo er als Advokat lebte, bis er Parlamentsadvokat in Paris wurde, machte sich zuerst einen Namen in dem berühmten Prozesse Beaumarchais' mit dem Bankier Hornemann. Beim Ausbruch der Revolution wurde er von der Stadt Lyon in die Versammlung der Generalstaaten erwählt, weigerte sich aber später, den Eid auf die neue Konstitution zu leisten, und nahm darum seine Entlassung. Von nun an beschränkte er sich auf publizistische Thätigkeit und verfaßte namentlich mehrere Broschüren gegen die Assignaten und andere Maßregeln der Nationalversammlung. Ohne gerade ein Anhänger der absoluten Monarchie zu sein, näherte er sich doch der Partei des Hofes. Da man 10. Aug. 1792 in den Tuilerien von ihm mehrere Briefe und ein Mémoire an den König, den Plan einer Konstitution, vorfand, so wurde er deshalb festgenommen, und nur der Sturz Robespierres rettete ihm das Leben. Hierauf widmete er sich besonders philos. Arbeiten. Von seinen Schriften sind von Bedeutung: «Sur l'influence de la volonté et sur l'intelligence» (Par. 1807), «Essai sur la loi, sur la souveraineté et sur la liberté de manifester ses pensées» (Par. 1817; 3. Aufl. 1822) und «Essai sur la propriété»

(Par. 1821). Er war einer der eifrigsten Anhänger der Mesmer'schen Lehre vom Magnetismus. Von Karl X. ward er 25. Juli 1830 zum Staatsrat ernannt. Nach der Julirevolution lebte er in Zurückgezogenheit und starb zu Paris 29. Mai 1832.

Bergbau nennt man im engeren Sinne die Aufsuchung und Gewinnung nützlicher Mineralien auf besondern Lagerstätten. Je nachdem die auf und in der Erde vorkommenden nugharen Fossilien auf Gängen oder Flöhen gewonnen werden, unterscheidet man Gangbergbau und Flözbergbau. Es gehören hierher die mineral. Brennstoffe, Stein- und Braunkohlen, die Erze und das Steinsalz.

Vorkommen der nugharen Fossilien. Das Vorkommen von Gängen und Lagerstätten ist sehr verschieden nach Ort und Zeit und fast in allen Formationsglieder nachgewiesen. Mit Ausnahme des Granits, welcher in der Hauptsache nur etwas Sinn führt, enthalten die sog. Urgebirge alle Metalle. Die Übergangsgebirge sind ebenso fast gleichförmig metallreich, mit Ausnahme des Kalksteins, welcher einen größeren Reichtum an Blei und Eisenstein aufweist, während endlich die Flözgebirge, deren Gruppierung das Steinsalz, der Anthracit, die Stein- und Braunkohle u. s. w. zu eigen sind, immer ärmer an Metallen werden, einer je jüngern Bildung sie angehören. Nur der alte Flözalkstein bildet noch ein Hauptdepot für Kupfer-, Silber- und Bleierze, Galmey und Eisensteine. Da ein Teil der festen Erdkruste aus übereinandergeschichteten, zumeist von Wasser zusammengepressten oder geflochten Ablagerungen, sog. Schichtgesteine besteht, so nennt man diese Ablagerungen Flözformationen und die darin auftretenden Mineralhäufungen Vänle oder Flöze. Von den Schichtgesteinen sind es vor allem die Kohle und das Eisen, sowie das Steinsalz, welche sowohl in volkswirtschaftlicher als auch in technischer Beziehung von größter Bedeutung geworden sind. Die Art des Vorkommens der Erze ist eine sehr verschiedene. Bald füllen sie in Verbindungen mit andern Mineralsubstanzen mehr oder weniger weit nach Breite und Tiefe sich erstreckende Spaltungsräume mit annähernd parallelen Wänden aus, abweichend im Fallen und Streichen von den Gebirgsschichtungen; bald sind sie als Lager oder Flöze, als plattenförmige Einlagerungen parallel in Bezug auf die Richtung der Ausbreitung, das Fallen und Streichen mit dem sie umgebenden Schichtenwechsel eingeschichtet; bald treten sie auch als mehr oder weniger massige, unregelmäßige, sich an bestimmte Formen nicht bindende Anhäufungen auf, die je nach ihrer geringern oder größern Ausdehnung als liegende oder stehende Stöcke bezeichnet werden; bald endlich kommen sie ohne irgendwie regelmäßige Begrenzung, oft auf ein großes Verbreitungsgebiet hin als bloße Imprägnationen vor.

Sowohl bei den Gängen als bei den Lagern und Flöhen unterscheidet man das Streichen und Fallen. Unter dem Streichen versteht man diejenige Abweichung, welche eine in der Lagerstätte angenommene gerade Linie von der Mitternachtslinie bildet, und unter dem Fallen die Neigung der Lagerstätte gegen den Horizont, so daß die Falllinie eine gegen das Streichen rechtwinkelig gezogene Linie bildet und das wahre Fallen nach Graben bemessen wird. Lagerstätten, welche von 75—90° fallen, nennt man saigere, von 45—75° tonnläufige, von 15—45° flache und von 15° und darunter schwebende.

Man bezeichnet ferner die Gänge, je nach ihrer Streichrichtung, welche nach Stunden eingeteilt ist, als Stehende von hora 12—8; Morgengänge von hora 8—6; Spätgänge von hora 6—9; flache Gänge von hora 0—12. Auf Tafel Bergbau I. dient Fig. 1 dazu, im Grundriß ein Bild über verschiedene Erzgänge in den verschiedenen Abbau- und Aufschlußhöhlen zu geben; links in der Ecke ist die Kompaßenteilung angegeben. Die verschiedenen Gänge und Lagerstätten eines Grubengebäudes werden zur leichtern Orientierung mit Namen und zwar meist mit Eigennamen versehen, und bei den Grubentriffen die verschiedenen Aufschlußhöhlen (auch Gezeugstreben genannt) in verschiedenen Farbtönen gehalten.

Die Dicke einer Lagerstätte heißt die Mächtigkeit, die Begrenzungsflächen derselben das Hangende und Liegende oder das Dach und die Sohle; das Endigen einer Erzlagerstätte oder eines Flözes an der Oberfläche heißt das Ausbeissen oder das Ausgehende. Die Verteilung der Erze in der Gangmächtigkeit und Fläche ist entweder schichten-, konglomerat- und breccienartig, oder durchnestert, schnuren- und blumenartig, selten aber dorb. Hinsichtlich der Ausfüllungsmassen charakterisieren sich die Gänge in Gestein-, Mineral- und Erzgänge. Das Erz wechselt mit der Gangmasse ab und der Fall tritt häufig ein, daß auf große Längen das Erz gänzlich fehlt; man spricht dann von tauben Mitteln. Oft scharen und schleppen sich zwei Gänge, wenn sie unter einem spitzen Winkel aneinander herangelommen, ein beträchtliches Stück, ehe sie in ihre frühere Streichrichtung zurückkehren. In diesem Falle findet meist eine größere Erzanhäufung statt, eine Vereblung, oder es durchsetzen sich zwei Gänge und man hat zum Teil Erzfülle. Im Zusammenhange hiermit stehen die Verwerfungen, wobei der Verworfene der ältere und der Verwerfer der jüngere Gang ist. Infolge der Verwerfung nimmt die eine Lagerstätte eine veränderte Lage an und ihre Wiederausrichtung ist oft mit Schwierigkeiten verknüpft.

Die Flöze zeigen im ganzen größere Verschiebheiten als die Gänge, auch treten sie viel mächtiger auf als jene und erreichen in Bezug auf das Streichen oben und unten ihre Endchaft. Obwohl die Flöze sich durch vollständigen Parallelismus mit den Schichtungen des Gebirgsgesteins charakterisieren, so treten doch verschiedenartige Modifikationen hervor, zu welchen in der Hauptsache Umlagerungen, mulden- oder wannenförmige Einlagerungen, bedel- oder sattelförmige Auflagerungen, Aufstättel gehören. Ferner können auch die Flöze durch Heben der Kohle stark aufgerichtet, fast saiger, wohl auch gar übergestüpft sein, und auch in Hinsicht ihrer Mächtigkeit sind sie infolge von Verdrängung, Gabelung, Auftreten von Scheren, und dadurch, daß taube Schichten parallel dem Streichen und Fallen des Flözes laufen, sehr schwankend. Treten außerdem noch Verwerfungen und Sprünge hinzu, die bei Flözen viel größer sein können als bei Gängen, so erwachsen dem Bergmann oft in der Auffindung und Bebauung große Verlegenheiten. Im übrigen können Flöze sich oft wiederholen; man hat Gebirge, welche bis zu 100 Kohlenflöze führen. Auf Tafel Bergbau I. zeigt Fig. 2 den Querschnitt durch eine Steinkohlenflözlagerung.

Diese treten gleichfalls in jüngeren und älteren Gebirgsgliedern auf und werden, je nachdem

sie mehr oder weniger aufgerichtet sind, stehende oder liegende Stöde genannt. Das Steinalz, das Eisen und Riese (Kupfer-, Magnet-, Eisenlies) treten zumeist als stockförmige Massen auf; außerdem rechnet man zu den stockförmigen Massen auch noch Ausfüllungskörper von unregelmäßiger Form, welche Nieren, Nester, Buzen, Höhlenausfüllungen u. s. w. genannt werden. Die Imprägnationen, das rein lokale Vorkommen von Mineralien, besonders von Erzen, treten innerhalb gewöhnlicher Gesteine ohne scharfe Umgrenzungen auf; man nennt dieselben selbständige, wenn sie für sich allein ohne andere Lagerstätten auftreten, und unselbständige, wenn sie von Lagern, Gängen oder Stöden an ihren Grenzen begleitet werden.

Unter Seifen versteht man lokale Anhäufungen und Ablagerungen der durch die Einwirkungen des Wassers entstandenen Zerstörungsprodukte vorhandenen gewesener Lagerstätten und ganzer Gebirgsmassen. Dieselben liegen offen zu Tage aus und treten zumeist in flachen Thälern oder auf nachfallenden Gebirgsplateaus auf. Sie führen Metalle und Gesteine. Das meiste Gold liefern die Goldseifen; ferner wird in großen Massen Zinn, Eisenzinn genannt, auch Kupfer in Seifen gewonnen.

Unter Gewinnungs- oder Häuerarbeiten versteht man alle zur Herstellung der unterirdischen Räume und behufs Gewinnung der nutzbaren Stoffen überhaupt notwendigen Handarbeiten. Die Werkzeuge, deren der Bergmann sich zur Ausübung derselben bedient, heißen das Gezäh. In neuerer Zeit sind auch Maschinenkräfte zu diesem Zwecke nutzbar gemacht worden. Die verschiedenen Gewinnungsarbeiten sind 1) die Wegfallarbeit, welche sich ausschließlich auf rollige und milde Massen, wie Dammerde, Sand, Kies, Mergel u. s. w. beschränkt; 2) die Reilhauenarbeit, 3) die Schlägel- und Eisenarbeit, 4) die Hereintreibarbeit, 5) das Bohren und Schießen und 6) das Feuersezen.

Die Reilhauenarbeit für schon zusammenhängende, aber doch milde Gesteine, wird behufs Gewinnung von Letten, Schieferthon, Gips, Steinsalz, Stein- und Braunkohlen in Anwendung gebracht. Sie hat den Namen von dem ihr eigenen Gezäh, der Reilhaue, von denen es einfache (s. nachstehende Fig. 1 u. 2) und doppelte (s. Fig. 3 u. 4) gibt. In Fig. 5 und 6 sind die Gezähstüden der Schlägel- und Eisenarbeit; in Fig. 6, 7, 8, 9, 16 der Bohr- und Schußarbeit; in Fig. 11 der Hereintreibarbeit dargestellt.

Die Reilhaue selbst besteht aus Eisen mit verstärkter Spitze und Schneide; die Größe derselben hängt von dem betreffenden Grubenraume und der Festigkeit des Gesteins ab. Eine Unterart der Reilhauenarbeit bildet das Schrämen oder die Herstellung schmaler Einschnitte in der zu gewinnenden Masse zum Zwecke der Teilung und der leichteren Gewinnung. Da das Schrämen bei wenig mächtigen Flözen eine für den Bergmann sehr beschwerliche und viel Kraft erfordernde Arbeit ist, so hat man hier mit mehr oder weniger Erfolg Schrämmaschinen in Anwendung gebracht und diese mit hauen- oder schneidenden Arbeitszeugen versehen. Eine solche Schrämmaschine, nach der Konstruktion von Garrett, wird mittels hohen Wasserdrucks in Bewegung gesetzt (daher Hydraulische Schrämmaschine genannt, s. Tafel I, Fig. 3 u. 4). Es wirkt hierbei der Wasserdruck auf einen in einem Zylinder gehenden Kolben, welcher gegen

Kohlenablagerung.

10

8. Arbeiter im Stahlfabrik Stein

egopel.

2. Förstenbau.

bergwerk.

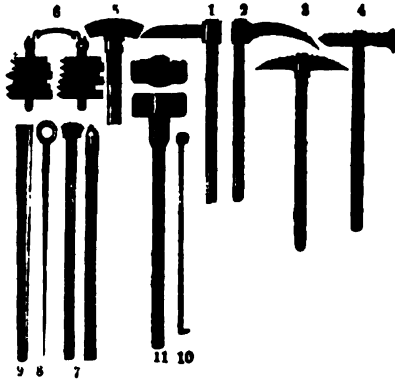
7. Mannschaftsförderung am Seile.

trazeng

4. Arbeiten mit Bohrmaschinen.

Zu Artikel: Bergbau.

das Dach der Stredde preßt und den ganzen Apparat fixiert, und horizontal auf einen zweiten Kolben von nahezu derselben Größe, an dessen Stange drei hebelartige Schneidewerkzeuge angebracht sind, sodas beim Vorwärtsgen des Kolbens die Schneidzeuge gegen die Rohle eindringen. Außer dieser Konstruktion gibt es noch eine größere Anzahl von verschiedener Einrichtung, die sowohl vertikal als horizontal arbeiten und bei denen ebenfalls die angreifenden Werkzeuge durch intensiven Druck wirken.



Die Schlägel- und Eisenarbeit wird bei sog. schneidigem Gestein, bei milden Gebirgsmassen angewendet. Das Geßäl bilden das 2,5 kg schwere Häufel oder Schlägel (s. vorstehende Fig. 5) und das als Spitzteil wirkende Eisen, welches an einem Helm (Stiel) befestigt ist und mit der einen Hand auf das Gestein aufgesetzt wird; 12 Stück solcher Eisen, welche ein Häuer zur Arbeit bekommt, Fig. 6, heißen ein Riemen Vergeisen. Die Schlägel- und Eisenarbeit war vor der Einführung des Sprengpulvers und der Bohr- und Schießmethode eine sehr ausgedehnte und oft sehr mühevollen, und es sind mit ihr selbst im festesten Gestein ganze Schächte und lange Stollen und Streden bearbeitet worden. Ihr zu Hilfe und im Prinzip verwandt trat die Herentreibarbeit, welche das Gewinnen größerer Massen mittels eingetriebener Rellen umfaßt. Die hierbei zur Verwendung kommenden Treibehäufel (s. vorstehende Fig. 11) haben ein Gewicht von 20–50 kg.

Das Bohren und Schießen ist die Hauptgewinnungsmethode. Die neueste Zeit hat erst den B. zu der großartigen Ausdehnung gelangen lassen, in welcher derselbe jetzt besteht. Zu Anfang des 17. Jahrh. wurde die Bohr- und Schießmethode zunächst bei dem freiberger, dann bei dem harzer Silber- und Bleibergraben zur Anwendung gebracht. Der ganze Bohr- und Schießprozeß zur Sprengung des festen Gesteins beruht auf dem Abbohren einer zylinderförmigen Röhre in der zu gewinnenden Masse, welche zum Teil mit Sprengpulver gefüllt, und sodann bis auf einen engen, zur Anzündung nötigen Kanal verrammt wird, sodas das in der Röhre befindliche Pulver bei erfolgter Entzündung genötigt ist, seine Gewalt auf das ringsumher befindliche Gestein zu üben. Die hauptsächlichsten Geßäl sind wie oben (auf S. 802) aufgeführt der Bohrer (Fig. 7), das Häufel (Fig. 8), die Räumnadel (Fig. 9), der Stampfer (Fig. 10), der Kräher (Fig. 11). Die Bohrer, welche aus dem Kopfe und

der Stange bestehen, sind in ihrer Länge und nach dem Kopfe verschieden; es gibt Meißel-, Kolben- und Kronenbohrer. Sie sind aus bestem viertantigen Stahle, dessen Kanten verbrochen sind, hergestellt. Das Verfahren beim Bohren, Feßegen und Schießen ist folgendes: Ist das Bohrloch abgebohrt, so führt man die Patrone, in welche die kupferne Räumnadel eingesteckt ist, in das Bohrloch ein, bringt zunächst über derselben einen Moosstopf an und verrammt dann den übrigen noch freien Bohrlochraum mit quarzfreiem, feingeschlammtem und trockenem Lehm (sog. Lehm- oder Schießlehm). Die Räumnadel, welche währenddem, um nicht festzukleumen, immer fleißig zu drehen ist, wird sodann herausgezogen und an ihrer Stelle ein aus geschlammtem Pulver ausgestrichenes Schießröhrchen in die Spur eingeführt, an dessen oberer Seite ein Stüddchen Schwefelsaden, das Schwefelmännchen genannt, angebracht ist. Dieser Schwefelsaden wird 16–20 cm lang gemacht, sodas der Bergmann, welcher den Schuß wegzuthun hat, Zeit gewinnt, sich in Sicherheit zu bringen.

In neuerer Zeit hat man fast überall die Bid-fordschen Sicherheitsänder der größten Gefahrllosigkeit halber angewendet. An Punkten, wo gleichzeitig viele Bohrlöcher wegzuthun sind, bedient man sich mit Erfolg des elektrischen Funken als Zündmittel. Außer dem gewöhnlichen Sprengpulver ist in neuerer Zeit das Nitroglycerin und in noch ausgedehnter Weise der Dynamit zur Anwendung gelangt, ebenso wie die Schießbaumwolle, welche sämtlich in ihrer Wirkungsweise das gewöhnliche Sprengpulver weit übertreffen und einen forcierten Betrieb ermöglichen.

Wenig wie bei der Schrämarbeit bedient man sich auch beim Abbohren der Bohrlocher in festem Gestein mit großem Vorteil der Maschinen, und die großartigen Tunnelanlagen, wie Romb-Genis, St. Gotthard u. s. w., sind sämtlich mit Maschinenbetrieb durchgeführt worden. Unter den Maschinen sind die von Schumann, Lehot, Smeiller, Schwarzkopf, Sachs, Bartlett, Burell, Brandt u. s. w. besonders hervorzuheben. Sie sind teils für Stoßes, teils für drehendes Bohren arrangiert; auch hat man hohen Druck zum Zermalnen des Gesteins wirksam gemacht. Als Kraft wird teils komprimierte Luft, teils Wasser von hohem Drucke in Anwendung gebracht. Diese Kräfte wirken auf einen hin- und hergehenden Kolben, an welchem der Bohrer befestigt ist, und treiben letztern in das Gestein ein. Auf Tafel I sind zwei derartige Gesteinbohrmaschinen (Fig. 5 u. 6) und eine in Arbeit befindliche Bohrmaschine (Fig. 7), sowie auf Tafel II, Fig. 4 dargestellt, hierbei auch zugleich zwei von den mannigfachen Befestigungsarten der Maschinen zur Anschauung gebracht.

Die Gewinnungsarbeit des Feuerfessens wird auch gegenwärtig noch an vielen Orten angewendet, wo das Brennmaterial wohlfeil und die Beschaffenheit des Gesteins dazwischen steht, das Abbohren von Bohrlochern sich als zu kostspielig erweisen würde, wie z. B. in Altenberg in Sachsen, zu Goslar am Rammelsberg, zu Fölsobanya in Ungarn und an einigen Orten Norwegens. Die Wirkung des Feuers zerstört bei dieser Methode den Zusammenhang des Gesteins und zerreißt es infolge der Elasticität, welche das Wasser und andere flüchtige Substanzen, die in seinen Spalten enthalten sind, durch die Temperaturzunahme erlangen, und die

durch das Feuer abgetrennten Gebirgssteile lassen sich, durch das Feuer mürbe gemacht, nachher ziemlich leicht zerkleinern.

Abbaumethoden. Während durch die Stollen (horizontale oder mit nur wenig Ansteigen betriebene Strecken) und durch die Schächte (bergmännische Baue, welche sich mit in der Hauptsache regelmäßigen Querschnitte ihrer Hauptausdehnung und Richtung nach in die Tiefe erstrecken) im allgemeinen der Zugang zu den abzubauenen Lagerstätten und Flözen ermöglicht wird, sind es die Abbaue oder Verbaue, welche speziell die Gewinnung der nugharen Mineralkörper zum Zwecke haben. Die Art der Abbaue ist eine sehr mannigfaltige und beeinflusst von verschiedenen Verhältnissen, wozin gehören: 1) Gestalt und Form der Lagerstätte, ob gang-, platten- oder stockförmig u. s. w., 2) die Form der bauwürdigen Mittel in ihr, 3) die Lage der Lagerstätte gegen die Erdoberfläche, 4) das Fallen derselben, 5) die Verteilung der bauwürdigen Mittel in der Lagerstätte, 6) die Größe und Mächtigkeit derselben, 7) die Gesteinsfestigkeit, 8) die Wasser- und Wetternötigkeit u. s. w. Durch diese verschiedenen Verhältnisse werden verschiedene Abbaumethoden bedingt; es gehören hierher der Stroffenbau, der Förstebau, Querbau, Diagonalbau, Pfeilerbau, Strebebau, Stoßbau, Kammerebau u. s. w., von welchen Abbaumethoden die erstern drei auf Gängen, die übrigen aber auf Lagern und Flözen anwendbar sind.

Der Stroffenbau oder Sohlenbau (s. Tafel I, Fig. 8), sowie der Förstebau (Fig. 9) charakterisieren sich beide als stufen- oder treppenartiger Abbau von einer Abbaustrede zur andern und zwar erstler von oben nach unten, letzterer von unten nach oben. Die einzelnen Staffeln werden im erstern Falle Stroffen, im letztern Falle Försternisse genannt. Zur Förderung der gewonnenen Massen aus dem Abbaue werden beim Vorwärtsschreiten desselben sog. Rollschächte mit angelegt. Eine Art von Förstebau bildet der Försterverbau (Fig. 10); derselbe wird bisweilen auf steil aufgerichteten Kohlenflözen in Anwendung gebracht, beansprucht aber der Bruchigkeit der Kohlen halber viel Holz zu seinem Ausbau. In den folgenden Abbildungen auf Tafel I sind verschiedene Abbaumethoden veranschaulicht, welche lediglich auf Flözen und wenig geneigten Lagern in Anwendung kommen. Es sind dies der Strebebau (Fig. 11, 12) und der Diagonalbau (Fig. 13, 14). Bei mächtigen Flözen, d. h. Flözen von über 2 m Stärke, kommt der Pfeilerbau (Fig. 15, 16) in Anwendung; derselbe kennzeichnet sich dadurch, daß man im Streichen des Flözes zwar gleichfalls eine Grundstredtreibt, aber parallel zu derselben in 4–10 m Abstand unter derselben zum Ansammeln der Grubenwasser eine zweite Stredtre, die Sumpfstredtre genannt, anlegt. Von der Grundstredtre aus werden alsdann nach der nächst höher gelegenen Abbaustredtre, Bremsberge, steigende oder diagonale Streden durchgeführt. Nachdem das Flöz in eine Menge von Abbaupfeilern eingeteilt ist, beginnt an den äußersten Enden der eigentliche Abbau. Zur Unterstützung des Dachgesteins läßt man regelmäßig eingeteilte Kohlenpfeiler stehen, welche aber schließlich, wenn das Terrain und die Natur des Gebirgs ein gleichmäßiges Niedergehen garantiert, noch abgebaut werden. Eine Art Pfeilerbau, der sog. Kammer-

oder Schachbrettbau, welcher z. B. auf den mächtigen Steinsalzlagern von Staßfurt verführt wird, ist in Fig. 17 angedeutet; ferner gehört hierher der Stodwerks- und Weitungsbau, welcher letzterer am grösstentheils auf Steinsalz in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien ausgebildet ist. So wird das berühmte Salzager von Wieliczka, das eine Länge von 3300 m, eine Breite von 1200 m und eine Mächtigkeit von 400 m hat, in sieben Stagen gebaut, von denen jede aus vielen labyrinthartigen grossen Weitungen und Korridoren u. s. w. besteht.

Die sog. Sintwerke (Tafel I, Fig. 18) bestehen aus künstlich hergestellten Räumen in mit Salz imprägnirten Gebirgen, die mit Wasser gefüllt und auf diese Weise ausgelaugt werden. Diefelben basieren mithin auf der Gewinnung gesättigter Salzsole mittels hohler Räume. Die hierzu benötigte Wassermenge wird, wenn sie im Gebirge nicht selbst auftritt, durch flache Schächte, »Butten«, zugeleitet, und die gesättigte Sole läßt man entweder durch Ablassroßre zum Stollen C hinaus, oder man schöpft oder pumpt sie heraus. Man unterscheidet Ebenwehre B und Buttenwehre A, oder spricht von liegenden und stehenden Wehren, die in der Hauptsache nur den dichten Abschluß des Sintwerks zum Zwecke haben. Die Salzgewinnung durch Sintwerke ist im oberösterreich. Salzkammergute zu Hallstadt, Fischl und Ebensee, im steiermärk. Salzkammergute bei Aussee und im Salzburgerischen zu Hallein üblich. Ausgedehnte Sintwerke befinden sich ferner zu Berchtesgaden in Bayern, woselbst die Salzsole mittels großer Wasserhebungsmaschinen in einer Länge von 15 Stunden über Reichenhall nach Rosenheim zum Verfeihen geleitet wird.

Der Grubenausbau hat zum Zweck, ein Zubrechgeben von Grubenbauen und Schächten zu vermeiden und eine Gefährdung der Arbeiter zu beseitigen. Es geschieht dies teilweise dadurch, daß man Teile der Lagerstätte stehen läßt oder nachmals wieder die ausgehauenen Flächen durch Bergverlats ausfüllt, theils aber auch dadurch, daß man die betreffenden Grubenbaue in Zimmerung oder Kammierung setzt und so verwahrt. In allen Fällen ist sowohl die Größe, als auch die Richtung und die Verteilung des Drucks, sowie die Beschaffenheit des Gesteins in Betracht zu ziehen; es fragt sich hierbei, ob der Druck auf dem Gesteine gut abzulagern oder der Ausbau derart einzurichten ist, daß er in sich die ganze Kraft aufnimmt, sich selbst das Gleichgewicht hält. Die Zimmerung trennt sich in solche, die aus dem freien Raume fortgeht, z. B. die Abtreibzimmerung, dann in solche, die nur zur Verwahrung dient, und endlich in solche, welche zur Führung, Förderung und Wasserhaltung nötig ist; sie teilt sich ferner je nach dem Raume ein in Streden, Schachtbau- und Maschinenraumzimmerung.

Die Streden-zimmerung besteht in dem Legen von Stempeln (Hölzern, welche dazu dienen, zwischen dem Hangenden und Liegenden einen Druck rechtwinklig gegen seine Länge aufzunehmen) und in dem Sezen von Bölen (Hölzern, welche als Säule wirken und den Druck in der Richtung seiner Länge aufnehmen). Der Stempel wird im Liegenden des Gesteins in ein Loch, das Bohloch genannt, eingesetzt und gegen das Hangende, den Anfall, mit einem Fußpfahle angetrieben. Für weite Streden wendet man wohl auch die Sparrenzimmerung an oder den gewöhnlichen Försterverbau in Verbindung mit Untersügen und Pölsen. Die

Bolzengimmerung wendet man nur an in den Verhauen des Flözbergbaues, wo das ganze Dachgestein hereinzubringen droht, indem man in Distanzen von 1,5 m Unterzüge an der Förste hinzieht und diese mittels Bolzen unterfängt und stützt. Beim Salzbergbau werden sogar ganze Rasten und Pfeiler von Holz in Form von Holzschragen aufgeführt. Wenn es gilt, zwei Flächen einer Strede, also die Förste und eine der Ulmen zu verwahren, so wendet man den Thürstod an (eine Verbindung von zwei Hölzern, s. Tafel I, Fig. 19), bei welchem der eigentliche Thürstod und die Rappe zu unterscheiden ist. Dies ist die einfache Thürstodgimmerung, während die doppelte (Fig. 20, 21, 22) sich aus zwei Thürstodhölzern und der Rappe komplettiert. Sowohl die Rappen als Thürstodhölzer werden nach Befinden verschalt und wie jede andere Zimmerung mit Bergen gut hinterfüllt.

Zu der Streden Zimmerung, die mit dem freien Raum fortgeht, gehört die Abtreibe- oder Getriebezimmerung (Tafel I, Fig. 23). Diese ist eine Verbindung von Hölzern, die aus lauter einzelnen, zusammenhängenden und unter sich gleichen Abteilungen besteht; eine solche Abteilung heißt ein Getriebe und die Arbeit das Abfangen. Diese Art von Zimmerung wird unter oft sehr schwierigen Umständen beim Durchführen von zu Brüche gegangenen Bauern, rolligen Massen oder schwimmenden Gebirgen angewendet. Das Verfahren bei Herstellung eines Betriebes ist folgendes: Es wird zunächst ein Stempel, Anstöder genannt, vor dem Stöße, wo das Abtreiben beginnen soll, gelegt, über denselben sodann mit etwas Ansteigen gut gesäumte, vorn zugespitzte Schwartenpfähle bis etwa 1 m Länge vor den Bruch hineingetrieben, sodann ein zweiter Stempel, der Helfer genannt, gelegt und hierauf die Pfähle auf ihre ganze Länge eingetrieben. Alsdann wird die Pfandung, d. i. ein schwächeres Holz, gelegt und darunter der Anstöder zum zweiten Getriebe und so fort. Das Abtreiben mit ganzen Stredengetrieben ist ganz analog dem Förtstendetriebe, und im ganzen nichts weiter als eine Thürstodgimmerung, wobei jeder Helfer höher als der Anstöder ist. In schwimmenden Gebirge, wo die Sohle ebenfalls schlecht, ist auch das Rüststets wieder zu verwahren, und zwar aus dichtschließenden Pfosten und Zumachbrettern, und die Thürstode sind hier auf Grund- oder Sohlschwällen aufzustellen.

Die Schachtzimmerung (Taf. I, Fig. 24), welche entweder in der Verwahrung fortlaufender Flächen, in dem sog. Stoßvergleichen, oder auch in der Verwahrung aller vier Schachthöhe durch die Joch- oder Gewiertezimmerung bestehen kann, stellt sich gegen die Streden Zimmerung verschieden heraus. Denn während bei letzterer alles für sich auf der Sohle steht, ist bei der Schachtzimmerung aller Druck in der Zimmerung selbst aufzunehmen; dieselbe muß von unten und in gewissen Abständen auf sog. Tragestempeln aufgelagert werden. Ist der Schacht in allen vier Stößen zu verwahren, so kann die Zimmerung je nach der Bruchigkeit oder Flächigkeit des Gesteins in ganzem oder halbem Schrote bestehen. Man nennt den Schrot ganz, wenn Gewierte an Gewierte sich reißt, und halb, wenn die Gewierte in gewissen Entfernungen sich befinden, und man spricht von Bolzenlöschrot, wenn dieselben in den Schachtwinkeln durch Bolzen abgesteift sind.

Ebenso wie man Schächte von vieredigem Querschnitte auszimmerung, werden auch sechs-, achteckige

und runde Schächte in Jochzimmerung gestellt. Eine für runde Schächte beliebige Zimmerung ist die Reifenzimmerung, ganz analog den Felgen eines Rades hergestellt. Bei allen diesen Zimmerungen kommen zur Erhöhung der Festigkeit die Wandruten, d. h. lange, an den Winkeln eingesezte und unter sich verflochtene Hölzer, in Anwendung. Da man ferner, namentlich beim Flözbergbau, durch sehr wasserreiches, infolge dessen sehr bruchhaftes Gebirge Schächte niederzuteufen hat, so ist der betreffende Schachtausbau, zur Verhütung von Unglücksfällen und damit der Schacht nicht zusammengebrochen wird, ganz wasserdicht herzustellen. Ob schon sich dies in Holz durch Verbeizen u. s. w. recht wohl herstellen läßt, so hat man doch in neuerer Zeit, so im Mansfeldischen, in Westfalen, Frankreich u. s. w., auch Eisen in Anwendung gebracht, indem man an Stelle der Jochgewerte eiserne, unter sich dicht abschließende Kränze eingebaut hat. Die Gesamtheit dieser Kränze zum Behufe des wasserdichten Ausbaues wird als Rüvelage oder Rüvelierung bezeichnet.

Als eine zweite Hauptunterstützungsart für jeden beliebigen Grubenraum ist die Mauerung (hierzu Fig. 28, 29, 30, 31 auf Taf. I) zu bezeichnen, eine Unterstützungsweise, welche an sich zwar sehr einfach erscheint, in ihrer Anwendung aber trotz der bei weitem größern Dauerhaftigkeit beim B. noch keineswegs sehr alt ist. Erst im 16. Jahrh. trat dieselbe zuerst in Schneeberg, dann in Freiberg ins Leben, aber auch nur ganz untergeordnet, weil das Holz noch im Überflusse vorhanden, daher sehr billig war. In der Jetztzeit wird dagegen bei der großartigen Ausdehnung und Vielseitigkeit des B. von der Mauerung in der umfassendsten Weise Gebrauch gemacht, zumal man in den Bad- und Ziegelfesteinen ein billiges, leicht zu verarbeitendes und ganz besonders bei wasserdichter Verwahrung verwendbares Material gefunden hat.

Die Förderung der gewonnenen Massen bis zu Tage ausbildet für den Bergmann eine der wichtigsten Aufgaben, welchen seit den letzten Jahrzehnten, seit der Kohlenbergbau seine heutige volkswirtschaftliche Bedeutung erlangt hat, die größte Aufmerksamkeit seitens der Fachleute zugewendet worden ist. In Befolgung des allgemeinen Grundsatzes, nicht mehr Massen zu Tage auszufördern, als unbedingt notwendig ist, wird schon in der Grube, in den Verhauen eine Trennung des Haltigen vom Unhaltigen oder Lauben vorgenommen. Ein öfteres Umschalten, sowie jede Zwischenförderung muß, sobald sie nicht unbedingt erforderlich ist, vermieden werden, da solches nur Geld und Zeit erfordert, bei Kohlen die Qualität verschlechtert und bei reichen Erzen eine Verzettelung desselben unvermeidlich zur Folge hat. Man unterscheidet die Grubenförderung, das ist der Transport der Massen aus den Abbauen und auf den Kommunikationsstreden nach dem Schachte, sowie die Schachtförderung, d. i. der Transport durch den Schacht bis zu der über Tage gelegenen, als Hängebanke bezeichneten Schachtoffnung.

Die Grubenförderung erfolgt in verschiedener Weise, je nachdem die Abbaue nahe oder entfernt, in horizontaler oder geneigter Lage sich befinden, ferner je nachdem die Abförderstreden hoch oder niedrig, weit oder eng sind. Man bedient sich hierbei des Troges, der Karrer, Körbe, Rüssel, Tonnen, der ungar. Humbe und größerer vierräderiger

Wagen, welche auf gußeisernen oder gewalzten Schienen laufen, wo es sich um Fortbewegung großer Massen auf größere Entfernungen handelt, und oft zu größeren Höhen rangiert, von Pferden oder auch Maschinen fortbewegt werden. Das Zufördern aus den Abbauen erfolgt ferner entweder durch Bremsberge, das sind schiefe Ebenen, auf denen die gefüllten Förderwagen bergab rollen und die leeren bergan ziehen, oder durch Rollen, Rollschächte, wie beim Erzbergbau, welche mit dem Vorwärtsschreiten des Auszuges gleichzeitig nachgezogen und von Bergwänden aufgemauert werden. Die Bremsberge, fast nur beim Flözbergbau angewandt, sind oft sehr stark geneigt, treten wohl auch saiger als Bremschächte auf, während das Minimum der Reigung abhängig ist von der Höhe, von der Reibung der Bremsmaschine, von der Größe der Last und der Beschaffenheit der Förderbahn.

Die Einrichtungen zur Schachtförderung

in Schächte, Förderquantitäten, derartige Ge-
richte, die älteste
ganz unter-
kommt, ist
Bergbaupels.
tels Obpels.
ndeten Kraft:
dgöpel, Tur-
mmen hierbei
nter Anwen-
mbahnwagen
in ist gemein-
tm Schächte,
ie andere für
nt ist, mit be-
zen sein müs-
Schachtes, je
owie je nach
lebenslich der
innen. Der

Ort, wo das Füllen der Tonnen u. s. w. erfolgt, heißt das Füllort, die Arbeit des Füllens das Anschlagen und das Entleeren der Fördergefäße an der Hängebank das Stürzen. Die Verbindung der Fördergefäße mit der Maschine erfolgt durch Seile, welche entweder aus Hanf, Wolle, Eisendraht oder Stahldraht bestehen können. Um dem Fortgehen eines Fördergefäßes bei einem etwaigen Seilbruche und den Verwüstungen vorzubeugen, welche das selbe solchenfalls im Schachte anrichtet, hat man, und vorzugsweise in saigern oder stark geneigten Schächten, in Verbindung mit dem Fördergestelle oder der Treibetonne Fangvorrichtungen angebracht, deren es sehr verschiedenartige gibt, welche aber sämtlich mehr oder weniger auf dem Vorhandensein von hölzernen Leitbäumen zu jeder Seite des Fördertrums, d. i. Förderschachtabteilung, basieren. Im allgemeinen lassen sich dieselben nach drei Richtungen hin klassifizieren. Entweder sind an dem Gestelle vorspringende Riegel oder Hebel angebracht, welche im Falle des Seilbruchs an der Schachthimmelung Halt finden sollen, oder es wird der Leitbaum durch den Fangapparat von innen nach dem Stoß zu gedrückt, oder es werden die Leitbäume von zwei Seiten her zugleich gepackt, sei es durch gezahnte Excenter, oder durch Klauen an Hebeln, oder durch vorgestoßene Schneiden und Kelle,

welche im Moment des Seilbruchs durch kräftige Hebern u. s. w. herausgeschneit werden.

Bezüglich der Motoren zur Förderung sind zunächst die Pferdegöpel (s. Tafel II, Fig. 6) als sehr alt und ungemein weit verbreitet zu nennen. Diese haben eine stehende Welle mit cylindrischen Seilrörben zum Auf- und Abwickeln der Seile. Die stehende Welle wird gedreht durch einen langen horizontalen Balken, den Renn- oder Krummbaum, an welchem das Zugseilspann mit einer Deichsel angespannt ist. Man hat ein- und zweispännige Göpel, in Wieliczka sogar solche für vier Paar Pferde. Demnach haben die Rehräder für den ältern B. in tiefen Schächten schon seit dem 15. Jahrh. eine hervorragende Wichtigkeit gehabt, da es mit ihnen möglich war, allein durch Wasserkraft und oft mit Benützung der den Gruben anfließenden Wasser, große Förderlasten zu Tage zu treiben. Es sind dies hohe Wasserräder (14—16 m hoch), die meist in unterirdischen Radstuben hängen und eine doppelte Schaufelung haben, daher ein Rehrad so aussieht, als habe man zwei gleich große Wasserräder mit umgekehrter Schaufelrichtung (s. Tafel I, Fig. 25) verbunden. Indem man durch abwechselndes Ziehen von zwei Schützen auf die eine oder andere Radhälfte Wasser aufschlägt, kann der Treibemeister die Räder rückwärts oder vorwärts laufen lassen und ihre Geschwindigkeit durch die Wassermenge und eine auf dem mittlern Radstrang wirkende Bremse beliebig regulieren. Die Bewegung der Rehräder wird in der Regel von den beiden Ankeln oder Krummjapfen derselben durch hölzernen Gestänge auf die Seilrörbe übertragen, oder es sitzen auch dieselben direkt auf der Wasserradbelle auf, wie dies die Abbildung auf Tafel I, Fig. 25 u. 26 zeigt; die Förderseile werden über sog. Seilscheiben nach den beiden Schachtförderabteilungen übergeführt. Eine andere Benützung der Wasserkraft ist die durch Turbinen oder Wasserfäulenmaschinen, welche beide den Vorteil gewähren, daß man geringe Mengen von Aufschlagewasser verwerten kann, wenn nur das Druckgefälle entsprechend hoch ist. Bei diesen Maschinen gelangt nicht das Gewicht der aufgeschlagenen Wassermenge, sondern der Druck der in eisernen Röhren stehenden Wasserfäule zur Kraftübertragung. Turbinen und Wasserfäulenmaschinen müssen ferner ebenso zum Vorwärts- als Rückwärtslaufen eingerichtet sein; diese Turbinen heißen daher Rehrturbinen.

Die kräftigsten aller Göpel und überall anwendbar sind die durch Dampf betriebenen, die Dampf-göpel. Sie sind die besten Fördermaschinen, da man mit ihnen sehr große Fördergeschwindigkeiten, 6—8 m in der Sekunde, erreichen, dabei aber doch die Maschine vollkommen in der Gewalt haben kann. Die Dampfmaschinen sind stets doppelt wirkend, in der Art ihrer Konstruktion indes sehr verschieden; es sind deren bis zu einer Kraftübertragung von 5—600 Pferdekraften ausgeführt worden. Besonders beliebt sind die Zwillingmaschinen, ein System, das auch bei den Wasserfäulengöpeln in Anwendung gelangt.

Fahrung. Wenn der Bergmann sich auf irgend eine Weise, sei es gehend, kriechend, Kletternd oder schwebend, in die Grube begibt, so fährt er an; er läßt er die Grube, so fährt er aus, und alle Fortführungen, welche diesen Zwecken dienen, machen Gegenstände der Fahrung aus. In tonnlägigen Schächten, Bremsbergen und einsinkenden Strecken

hat man vielfach Treppen, die teils in das Gestein gehauen, teils aus Holz hergestellt sind, in Anwendung, auch hat man wie im Salzkammergut in längern Schächten Wendeltreppen ausgeführt. Rächst den Treppen findet man und dies vorzugsweise bei dem Salzbergbau in Süddeutschland, wie z. B. in Berchtesgaden, die sog. Rutschen oder Rutschbahnen, welche aus einem oder zwei glatten Blechbahnen mit 30–50° Neigung bestehen. Der Fahrende legt sich mit dem um die Lenden geschnitten und hinten bis zu den Waden reichenden Vergleider auf die Rutschbahn und läßt sich hinabgleiten, wobei er zur Führung durch eine mit einem Handhieb versehene Hand ein lose gespanntes Seil laufen läßt. In allen längern Schächten, selbst da, wo für gewöhnlich eine andere Fördermethode angewendet wird, sind Fahrten (gustonstruierte, harte Leitern) im Gebrauch. Hierbei sind die Schächte in mehrere Abteilungen durch die Ruhebahnen, wo der Fahrende sich ausruhen kann, eingeteilt. Auf diesen Bahnen, die auf besonders Austrichshölzern aufliegen, stehen die Fahrten in etwas geneigter Stellung. Zur Sicherheit der Fahrenden ist der Fahrtschacht außerdem durch einen Brettverschlag von dem übrigen offenen Teile des Schachtes getrennt.

Da das Ein- und Ausfahren auf den Fahrten sehr viel Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, sodaß die Häuer schon durch die Fahrt allein ermüdet vor Ort und durch das Ausfahren fast erschöpft zu Tage gelangen, daher auch bald Kurzatmung, bergfertig werden, so hat man seine Zuflucht zu maschinellen Monnschaftstransporten genommen, und treibt die Vergleide entweder mit dem Ödel am Seile unter Anwendung von besonders Sicherheitsvorkehrungen aus und ein, oder baut, wo es die Dimensionen der Schächte erlauben, sog. Fahrtsäulen ein. Man unterscheidet, je nachdem man ein oder zwei Fahrgänge (I. Tafel Bergbau III, Fig. 9) hat, einfache und doppeltrümige Fahrtsäulen. Die Einrichtung derselben besteht darin, daß an einem abwechselnd auf- und niedergehenden Gestänge in Endernungen, welche der Größe des Hubes entsprechen, Tritte zum Auftreten und abtreten Handgriffe zum Anhalten angebracht sind, und an den Stellen des Schachtes, an welchen das Gestänge seine rückgängige Bewegung beginnt, also einem Augenblick still steht, feste Bahnen zum Abtreten sich befinden. Steht man der Aufahrende auf einer der Bahnen, so erwartet er den Moment, wenn der nächste Tritt des Gestänges in gleiche Höhe mit ihm kommt, alsdann tritt er aber und ergreift den Handgriff. Er geht dann mit dem Gestänge um eine Hublänge nieder und tritt auf die nächste feste Bahn ab, die Ankunft eines neuen Trittes bei dem nächsten Hub erwartend. Durch abwechselndes Auftreten und Abtreten gelangt er so nach und nach in die Tiefe. Beim Nachfahren ist das Umgekehrte zu beobachten, indem man immer auf den von oben kommenden Tritt kragt und sich zum Abtreten auf die nächste Bahn heben läßt. Diese Art der Fahrtsäule bewirkt eine kontinuierliche und gestattet nur eine jedesmalige Förderung um eine Hublänge. Die ältere Art sind die zweitrümigen Fahrtsäulen, bei denen die jedesmalige Förderung auf die doppelte Hubhöhe erfolgt. Sie unterscheiden sich dadurch von den vorigen, daß die festen Bahnen fortfallen und gleichfalls durch Tritte ersetzt werden, die an einem zweiten Gestänge in ganz gleicher Weise angebracht sind. Hierbei tritt man

die Einrichtung, daß die abwechselnd auf- und niedergehenden Gestänge, indem man dieselben an sogenannten unter sich verbundene Gegenstränge anschließt, sich gegenseitig balancieren, sodaß sie nur die lebende Last zu heben (I. Tafel III, Fig. 8) nötig haben. Man hat Fahrtsäulen mit so großen Tritten eingerichtet, daß gleichzeitig mehrere Vergleide auf ihnen Platz haben, und hat fernerhin Einrichtungen dahin getroffen, daß dieselben, ohne daß sie sich Begegnenden einander hindern, gleichzeitig zum Ein- und Ausfahren gebraucht werden können. Zur Bewegung der Fahrtsäulen können ebenso gut Wasserräder als Dampfmaschinen in Anwendung kommen, und man hat hier die Umlegung der krummlinigen Bewegung infolge des Krümmungspunktes in die geradlinige vermittelt durch zwei Kunst- oder Gegenstränge. Bei direkter Übertragung der Bewegung von dem Motor auf das Fahrtsäulengestänge werden nur Dampfmaschinen in Anwendung gebracht, wobei für doppelte Fahrtsäulen insbesondere dahin Vorkehrung zu treffen ist, daß die Gestänge ihre wechselseitige Bewegung vollständig übereinstimmend vor sich gehen, was bei der Krümmungsbewegung von selbst geschieht. Hierbei hat man zur Erzielung einer für den Übertritt nötigen Pause Einrichtungen mittels Katalysators nötig, man rechnet auf die Katalysationspause eine Zeit von etwa 3 Sekunden.

Wegen der großen Kostspieligkeit der Fahrtsäulen in ihrer Anlage geht man fast überall mehr und mehr zu dem Seilfahren über, bei welchem die Monnschaften mittels der Fördermaschine auf der Förderseile sowohl ein- als ausgefordert, bei einer zulässigen Geschwindigkeit von 3–4 m in der Sekunde, werden. Die Einrichtungen der Seilfahrt (I. Tafel II, Fig. 7) sind namentlich bei in großer Förderung stehenden Gruben auf großartige hergestellt. Vor allem ist dabei für die Sicherheit der am Seil fahrenden Monnschaften in umfassender Weise gesorgt, insbesondere hat man an den Förderseilen die verschiedenartigsten Hangvorrichtungen für den Fall eines Seilbruchs, sowie über dem Fördergestelle zum besonders Schutz der Fahrenden besondere Blechdächer angebracht.

Weiterführung. Der Bergmann nennt die in den Bergwerken befindliche Luft Wetter, und da es zum unterirdischen Aufenthalt erforderlich ist, da es möglichst gut und atembare bleiben, gesunde Erhaltung derselben durch in der Bergmannssprache Wetterwetterlösung) geboten. Die Schäden sind im wesentlichen Kohlenstaub, welches Kohlenwasserstoffgas, Kohlen in einzelnen Gruben erdölartige n durch das Atmen vieler Menschen, 8 Brennen der Grubenlichter, wo durch der atmosphärischen Luft Sauerstoff entzogen wird, sodaß durch die Sprengarbeit und die Zersetzung organischer Körper, sowie durch das Ausdunsten der Arbeiter wird die Luft verschlechtert. In diesen Fällen pflegt man von matten oder schlechten Wetter zu sprechen, während man unter bösen Wetter diejenige Luft versteht, welche dem Organismus schädliche Gase enthält. Bei einem Gehalte der Luft von 5–6 Proz. Kohlenstaub fangen die Arbeiter bereits an schlecht zu atmen und verlöschen ganz bei einem Gehalte von 10 Proz., während bei dem Krümmungsprozess eine 6 Proz. Kohlenstaub enthaltende Luft bereits höchst gefährlich

ist. Das Grubengas, oder feuriger Schwaden, besteht aus 4 Volumen Wasserstoffgas und 4 Volumen Kohlenstoff zu 2 Volumen Kohlenwasserstoffgas verdichtet. Es bildet im Gemenge mit atmosphärischer Luft die schlagenden Wetter „Schlagwetter“ und detoniert, während es für sich allein nur mit schwachleuchtender blauer Flamme brennt. Dasselbe tritt hauptsächlich häufig in Steinkohlengruben auf, kommt aber auch nicht selten in Steinsalzgruben, in bituminösen Schiefern und kohligem Gesteine vor. Eine Eigentümlichkeit desselben ist seine geringe Dichtigkeit, vermöge welcher das Gas nach oben steigt und obere Räume, welche keinen Ausgange haben, ausfüllt, und sich in Ausbuchtungen der Feste ansammelt. Da, wo sich das Gas aus den Poren der Kohle entwickelt, gibt es ein knisterndes Geräusch von sich. Der natürliche Wetterwechsel ist der beste und billigste und zugleich sicher, da er stetig und umfänglich wirkt. Künstlicher Wetterzug wird durch die Temperaturdifferenz über Tage und in der Grube hervorgerufen und nimmt zu mit der Größe des Temperaturunterschiedes. Der künstliche Wetterzug dagegen ist überall da, wo die Niveauverhältnisse oder gleiche Temperaturen den natürlichen Wetterwechsel ausschließen, unentbehrlich und kommt am häufigsten entwickelt vor beim Kohlenbergbau.

Die künstliche Ventilation ganzer Grubengebäude beruht lediglich in der Vermehrung des Dichtigkeitsunterschiedes der im Wetterwechsel stehenden Säulen. Sie wird entweder durch Vermehrung der Temperaturunterschiede, durch ein Erwärmen des ausziehenden oder durch Abkühlen des einfallenden Wetterstroms, oder direct durch Vermehrung des Dichtigkeitsunterschiedes auf mechanische Weise erzielt. Hierbei wird entweder durch saugende Maschinen der ausziehende Luftstrom verdünnt, oder durch blasende Maschinen der einfallende verdichtet. Zur Erwärmung der Wetter unter Tage bedient man sich der Wetteröfen und benützt den Schacht zugleich als Schornstein. Von größerer Bedeutung und weitestverbreiteter Anwendung sind die Wettermaschinen, die entweder blasend, oder was das noch sicherere ist, saugend eingerichtet sein können. Ihrer Konstruktion nach lassen sich dieselben zergliedern in solche mit intermittierender Bewegung, wozu die Kolbenmaschinen, Pleckenmaschinen und der Harper Wettertag gehören, und in solche welche eine rotierende Bewegung haben, wozu die Ventilatoren, wie Schrauben- und Centrifugalventilatoren, ferner die Wetterräder von Jodry Root und Lemische gehören. Die Kolbenmaschinen sind den einfach wirkenden Plecken- oder Zylindergebläsen nachgebildet, beim Aufgange der Plecken findet eine Depression und beim Niedergange derselben Kompression der Luft statt. Von ihnen unterscheiden sich die Ventilatoren als Wettermaschinen dadurch, daß bei diesen mit wenig Verdrängung große Luftmengen in Bewegung zu setzen sind, während bei jenen das Umgekehrte stattfindet. Die Ventilatoren, welche in verschiedenen Konstruktionen zur Ausführung kommen, sind ebenso für einzelne Grubenschächte, als auch für ganze Grubengebäude geeignet. Im letzteren Falle sind es vorzugsweise die Ventilatoren von Aitinger, Letort, Pelzer und Guibal, mit welchen man jedes beliebige Luftquantum anzusaugen im Stande ist. Es sind Ventilatoren mit Flügelrädern bis zu 12 m Höhe und 3–8 m Weite in Ausführung gebracht worden.

Zur Regulierung des Wetterzugs in den Grubenräumen, beziehentlich zur Absperrung, werden Wetterthüren angehängen, die durch sie von selbst wieder geschlossen, wo Förderung geht, offen. Ferner wird zur Ventilation die Wasserfalle, welche zu diesem Zwecke ist, als Wetterzug, oder es werden, wo eine ist, an der Feste der Strecke Zündleerrohre hingeführt.

Die von den Bergleuten geführten Beleuchtungsmittel sind nach den Lokalitäten sehr verschieden. Man hat Kienröhren, Fackeln, gewöhnliche Lichter, öfen oder geschlossen in Laternen (Kleiden) und für Salz und Öl Lampen von ausnehmender Einrichtung. Nur die Fackel und teilweise die Fördererleuchten werden rationell beleuchtet, während sonst jeder Bergmann seinen Leuchtapparat mit sich führt. Am wichtigsten ist die Beleuchtung derjenigen Gruben, bei welchen man mit schlagenden Wetter zu kämpfen hat. Den hier gebrauchten Leuchtapparaten liegt die Idee der Sicherheitslampe von Davy zu Grunde. (S. Tafel I, Fig. 97.) Dieselbe besteht aus einer runden Lampe, auf welcher ein kegelförmiges oder cylindrisches Drahtgitter aufgesetzt ist, innerhalb dessen die Flamme brennt, ohne daß hierbei die Entzündung auf die das Umgebende, mit schlagenden Wetter erfüllte Luft ausgedehnt wird. Das feine Metallgitter vertritt nämlich die Hitze der Flamme so rasch infolge der großen Abkühlungsfläche, daß das Kohlenwasserstoffgas, welches zu keiner Entzündung eines großen Hitzegrades bedarf, nicht so weit erwärmt wird, daß es brennt. Obwohl die Sicherheitslampe, welche ebenfalls verschiedene Konstruktionen hat, ein sehr sicheres Ventilationsmittel ist, gewährt sie doch nicht völlige Gefahrslosigkeit. Man hat daher stets im Auge zu behalten, daß durch hinreichend frische Wetter die Ansammlung schlagender Wetter verhindert wird.

Als Wasserhaltung bezeichnet der Bergmann alle Mittel und Wege, die den Grubenbau kontinuierlich zuströmendes Wasser, Grundwasser genannt, zu befeuchten und die Grubenbau frei von Wasser zu halten. Die Grundwasser haben alle ihren Ursprung von den auf der Tagesoberfläche fließenden atmosphärischen Niederschlägen und den bereits vorhandenen Wasserläufen, die sich auf Klüften oder Spalten, alten Bauen u. s. w. nach der Tiefe verfallen. Es ist erforderlich, zur Verminderung der Grundwasser Vorrichtungen zu treffen, dieselben, wenn möglich, ganz abzuhalten oder doch wenigstens nur bis auf eine bestimmte Sohle, die Stollensohle, wo der Abfluß frei und ohne Beihilfe von Maschinen geschieht, verfallen zu lassen. Man treibt daher in geeigneten horizontalen Stollen, verläßt oder durchbricht dieselben durchlässiger Sohle, bringt Verklüfterungen, Verwahrungen u. s. w. an oder verpundet die Wasserzüge mittels hölzerner oder eiserner Verpänder. Die künstliche Wasserhebung hat dem B. von jeder Schwierigkeiten bereitet und von den hierzu vorhandenen Mitteln ist in der Regel die Tiefe abhängig gewesen, bis zu welcher man überhaupt vordringen konnte. Die Griechen und Römer hatten für diesen Zweck nur das Ausheben in hölzernen oder lebernen Gefäßen und die mit Zirkelrädern bewegte Archimedes-Schraube, während man

später, als der Gebrauch des Haispels und Seiles aufgefunden war, die Schöpfgefäße, Pulgen oder Pilgen, nicht mehr bis zu Tage zu tragen hatte, sondern am Seile aufzog. Es entstanden die Pulgen- und Heimgentkänste, welche entweder durch Tretpumpen oder Wasserräder in Umltrieb gesetzt wurden. Erst im spätern Mittelalter, etwa um Mitte des 15. Jahrh., kam die Pumpe, die eigentliche Wasserhebungsanordnung für den B. in Gebrauch. Sie ist die einfachste und in der Wirkung die beste Maschine und für jede Wasserhebungsstufe anwendbar. Man unterscheidet einfach- und doppelwirkende Pumpen. Bei der erstern erfolgt der Ausguß des angehobenen Wassers nur bei Zurücklegung des einseitigen Kolbenwegs, also stoßweise, bei letztern dagegen kontinuierlich. Die wesentlichen Bestandteile der Pumpen sind das Kolbenrohr mit dem Kolben, die Saugröhren, die Steigröhren und die Ventile. Je nach der Einmündung der Steigröhren über oder unter dem Kolben unterscheidet man Hub- oder Druckpumpen. Ist gar keine Steigröhre vorhanden, so hat man den gewöhnlichen Saugsaß, welcher sich vom Drucksaß dadurch unterscheidet, daß ersterer einen hohlen mit Klappe versehenen Kolben, letzterer einen völlig geschlossenen massiven Kolben hat, ersterer während des Ansaugens des Wassers zugleich ausgießt, letzterer dagegen abwechselnd ansaugt und ausgießt.

Die Einrichtung eines Saugsaßes, sowie eines doppelt wirkenden Drucksaßes, bezüglichen die Einrichtung eines Saug- und Druckventilgehäuses eines einfach wirkenden Drucksaßes ist auf Tafel III, Fig. 3, 4, 5, zu sehen. Während der Saugsaß aus dem Saugoberstüd und dem Saugunterstüd mit Saugröhre besteht, zwischen welchen die Kolbenröhre, in der der Kolben spielt, luftdicht eingesetzt ist, setzt sich der Drucksaß aus der Nonne mit Stopfbüchse, dem Pumpenkolben oder Rönch, den beiden Ventilgehäusen nebst Ventilen, dem Saugrohr und den Steigröhren, deren Länge man oft sehr bedeutend macht, zusammen. Die Übertragung der Bewegung der Pumpen, welche eine geradlinig auf- und niedergehende ist, erfolgt vom Motor aus durch die Schacht- oder Kunstgestänge. Man bezeichnet die Umltriebsmaschine in Verbindung mit den Pumpen und dem Schachtgestänge als Kunst oder Kunstzeug. Je nach der Anwendung der Betriebskraft hat man Rößkänste, Radkunstzeuge, Wasserschäufelkunstzeuge und Dampfkunstzeuge. Letztere werden jetzt am meisten gebraucht, während Rößkänste oder die Anwendung der Windmühlen zum Heben von Grubenwasser nur ganz untergeordnet noch vorkommen.

Von den Kunstzeugen findet sich ein Radkunstzeug auf Tafel II, Fig. 9, eine Cornische Wasserhaltungsdampfmaschine als Dampfkunstzeug (Fig. 8) und auf Tafel III, Fig. 1 u. 2 eine Wasserschäufelkunst abgebildet, welche letztere sich vorzugsweise zur Bewegung von Pumpen eignen, weil die Bewegung des Wassers in der Maschine genau der Bewegung des Wassers in den Pumpen entspricht. Sie sind daher auch alle direkt wirkend eingerichtet, d. h. die Pumpen sind unmittelbar an das Schachtgestänge ohne irgend ein Zwischenvorlege angegeschlossen. Angewendet werden Wasserschäufelkänste mit Vorteil überall da, wo man bedeutende Druckgefälle zur Disposition hat in Verbindung mit ausreichenden und konstanten Aufschlagwassermassen, wie z. B.

am Harz, im Salzbürgischen, im Mansfeldischen, in Freiberg und zu Schneeberg in Sachsen, wo man die von der Maschine verbrauchten Aufschlagwasser, welche einer ausgedehnten Reichwirtschaft entnommen sind, auf tief gelegenen Stollen zugleich mit den von den Pumpen ausgehobenen Wassern zum Abfluß bringt. Die Wasserschäufelmaschinen, in der Mitte des 18. Jahrh. von dem braunschweig. Artilleriemajor Winterschmidt und dem Oberkunstmeister Höll zu Schmönn gleichzeitig erfunden, sind seitdem wesentlich verbessert und vervollkommen worden. Ihre wesentliche Einrichtung besteht darin, daß auf einem in einem Gefälle befindlichen Rollen der Druck einer Wasserschäufel, welche in den Wassereinschallröhren aufgesammelt ist, wirksam gemacht ist und den Rollen samt der daran hängenden Gestänge- und Pumpenlast emporhebt. Zwischen dem Treibeisylinder und dem Einschallrohr befindet sich, um dem Rollen bei einem bestimmten Hube die rückläufige Bewegung zu erteilen, der Haupteisencylinder mit dem Umlsteuertollenapparat, sowie dem zugehörigen Hilfssteuerrapparat, welcher durch das in Bewegung gesetzte Kunstgestänge bei Rollendung des Hubes in Bewegung gesetzt wird. Zur Regulierung beziehentlich Arrestierung der Bewegung sind ferner sowohl im Einschall- als Austragrohr (d. h. dem Rohr, durch welches das verbrauchte Betriebswasser zum Abfluß gelangt), Hähne oder Drosselklappen angebracht, ebenso wie aus gleichem Grunde zwischen dem Haupt- und dem Hilfssteuereisylinder Hähne eingeschaltet sind. Von größerer Wichtigkeit für die unterirdische Wasserhaltung, zumal beim Kohlenbergbau, sind die Dampfmaschinen, die man, da man bei ihnen nicht wie bei den Wassermotoren an bestimmte Verhältnisse gebunden ist, in jeder beliebigen Kraftäußerung ausführen kann. Diese Dampfmaschinen können ebenso direkt als indirekt wirkend sein. Bei den indirekt wirkenden Dampfmaschinen wird die Kraft auf die Pumpe entweder durch einen auf- und niedergehenden Balancier, oder durch einen rotierenden Krummzapfen, beziehungsweise durch einen Zahnradmechanismus übertragen. Bei den direkt wirkenden Maschinen, welche in der Regel einfach wirkend sind, geht dagegen der Hub des Dampfzylinders unmittelbar auf die Pumpe über, wobei der unter den Rollen tretende Dampf das Pumpengestänge hebt, während das Gestängengewicht den Niedergang des Kolbens nebst Pumpengestänge hervorruft, zu dessen Ausgleichung sowie zur Erzielung eines regelmäßigen, gleichförmigen Ganges ein Gegengewicht erforderlich ist. Sehr verbreitet sind, außer den verschiedenen Dampfmaschinenystemen, die Cornischen Wasserhaltungs- und Dampfmaschinen, welche teils direkt, teils indirekt wirkend ausgeführt werden. In neuerer Zeit hat man auch Dampfmaschinen, denen der Dampf von Tage aus zugeführt wird, in der Grube selbst zur Aufstellung gebracht. Ebenso hat man mit Erfolg für Wasserhaltungszwecke Pulsometerpumpen eingebaut.

Geschichte des Bergbaues. Obschon die Anfänge des B. bis in das graue Altertum zurückreichen und sich von ihm bei den meisten Völkern Spuren finden, so sind doch die geschichtlichen Überlieferungen über den B. sehr lückenhaft. Die Ägypter besaßen schon 2000 v. Chr. Kupferbergwerke in Armenien, an dem obern Laufe des Tigris, die Indier waren von jeher berühmt

megen ihres Reichthums an Gold, Silber und kostbaren Edelsteinen, die Ägypter betrieben schon 3000 v. Chr. bedeutenden B. in Thebais, Oberägypten. Eine hohe Blüte erreichte der ägyptische B. besonders unter den Ptolemäern. Die Kunst, das Kupfer zu schmieden, soll, nach Diodorus, von Nitris in Thebais erfunden sein. Auch die Israeliten waren sehr früh mit Metallen vertraut. Schon Abraham besaß Gold und Silber, und Blei wird in den Büchern Moses und Hiob wiederholt erwähnt. Die Phönizier besaßen sehr früh schon die Kunst, Metalle zu schmelzen. Durch sie kam der B. zuerst nach Griechenland, indem der Phönizier Radamus, nach Strabo und Plinius, die ersten Gold- und Kupferbergwerke am Berge Pangäus in Thrazien eröffnete. Durch die Phönizier wurde ferner der Reichthum des südl. Spaniens an edeln Metallen, wenn nicht früher, so doch bereits um 1100 v. Chr. durch Kolonisierung der Landschaft Tartessus erkannt und ausgebeutet. Zu dem bedeutendsten und vielleicht auch dem ältesten B. der Griechen gehört derjenige von Attika, besonders in dem an der Küste sich hinziehenden Lauriongebirge (s. d.), der auch in neuester Zeit wieder eine Rolle spielt, wo Silber, Blei, Galmei und auch Kupfer gewonnen wurde und dessen Ertrag unter Themistokles ein so ergiebiger war, daß von dem Silber eine Kriegsflotte von 200 Schiffen ausgerüstet werden konnte; auch beruhte auf den Silberbergwerken des Lauriongebirgs der Glanz und die Machtentfaltung Athens. Durch den Peloponnesischen Krieg wurde ihr Betrieb unterbrochen und sie haben seit dieser Zeit nie wieder ihre frühere Bedeutung erlangt. Zur Zeit des Demosthenes war die Zahl der attischen Bergleute so gestiegen, daß er sie in eine besondere Klasse, neben die Ackerbauer und Kaufleute, stellte.

Die alten Römer besaßen ursprünglich gar keine Bergwerke und erst kurz vor den Punischen Kriegen fingen sie an, Silbermünzen, statt der bis dahin üblichen Kupfermünzen zu gebrauchen. Die Eroberung von Mittelitalien, wo die Etrusker B. trieben, und die von Unteritalien brachte sie in Bergwerkbefitz und nach Besiegung der Karthager fielen ihnen die wichtigsten Bergwerke Siciliens, Sardinien und Spaniens in die Hände. Durch ihre folgenden Eroberungen in den östl. Ländern erhielten sie die Gruben in Kleinasien, Griechenland und die ergiebigen Bergwerke in Macedonien, während ihnen die Bergwerke in Asien und Ägypten durch die Feldzüge des Pompejus und Augustus, die in Gallien, Britannien und dem nördl. Spanien durch die Siege des Cäsar und Augustus zufielen. Da die Bergwerke durch Eroberung erlangt waren, so wurden sie Eigentum der röm. Republik und als solches von dem Censor, welchem das Amt der Finanzverpachtung oblag, verpachtet. Auf diese Weise entstand zuerst das noch heute fast überall gültige Eigentumsrecht des Staates auf nutzbare Mineralien und Metalle, das Bergregal. Als Arbeiter in den Minen wurden teils Sklaven, teils die unterjochten Volksstämme verwendet. Nach Strabo sollen in der Nähe von Neu-Karthago in Spanien allein 40 000 Mann beschäftigt worden sein. Der unter den Kaisern sehr blühende B. wurde bald durch die Unruhen an den Grenzen und die wiederholten Einfälle der Barbaren schwer geschädigt. Namentlich litten die Provinzen Dacien, Ägypten, Dalmatien und Thrazien darunter. Mit der Zertrümmerung des Römischen Reichs scheint

der römische B. überall zum Erliegen gekommen zu sein, wenigstens überall da, wo die in der Völkerwanderung sich vorwärts drängenden Stämme hinkamen. Daher mußte mit der Gründung des Frankenreichs der B. fast überall erst wieder neu aufgenommen werden, wo er sich nicht noch kümmerlich erhalten hatte.

In den Ländern des Rheingebietes hatten die Römer Bergwerke im Schwarzwalde, z. B. auf Blei und Silber zu Wiesloch bei Heidelberg, dann auf Kupfer im Speßart. Auf Silber und Eisen bauten nach Tacitus die Soldaten des Curtius Rufus bei Mattium, dem heutigen Marburg, im Lande der Chatten. Ferner waren alte Römerbetriebe auf Blei und Silber im Lahnthale bei Holzappel und Ems. An der mittlern und obern Sieg scheinen die Römer auch die Eisengewinnung betrieben zu haben, wie sie auch in Steiermark, dem Noricum der Römer, wenigstens schon 300 v. Chr. vorzügliches Eisen gewannen und aus ihm die norischen Schwerter, deren Güte Horaz besungen hat, verfertigt haben. Sucht man in dem mittlern Europa einen histor. Anschluß der zweiten Entwicklung des B. an die Römerzeit, so kann man ihn nur bei den sesshaft gebliebenen Volksstämmen der Alamannen, Ostfranken und Thüringer, also in den Thälern des Rheins und des Main an dem Thüringerwalde, dem Frankenwalde, Fichtelgebirge und Böhmerwalde finden. Der deutsche B. tritt nach der Völkerwanderung überall als Kolonisations- und Städtegründer auf, indem er von den Ländern der mittlern und obern Main ausgehend, seine Ausdehnung bis weit nach Norden, Osten und Südosten erlangte. In Erkenntnis der Wichtigkeit desselben zur Hebung des nationalen Reichthums wurde der B. von den Fürsten überall begünstigt und mit besonderer Freiheiten beliehen, sodaß der B. außerordentlich schnell allerorts Wurzel trieb. Daß oft große Ereignisse, Krieg, Pest und Hungersnot den B. beeinträchtigten und zeitweise zum Erliegen brachten, weist die Geschichte in vielen Fällen nach, ebenso wie große Erfindungen, wie namentlich die Erfindung und Anwenbung des Sprengpulvers um 1330, sowie die Anwenbung der Dampfmaschine u. s. w., im Betriebe des B. gewaltige Ummälzungen hervorzubringen im Stande waren.

Zu den bedeutendsten Bergbaubetrieben, welche sich in der Folge in Deutschland entwickelten, gehört der B. am Unterharze unter Otto I. am Rammelsberge bei Goslar, durch fränk. Bergleute eröffnet, und am Oberharze bei Zellerfeld, Clausthal, um das J. 1000, sowie südlich an den Harz angrenzend der Kupferschieferbergbau der Grafschaft Mansfeld, welcher im 15. Jahrh. bereits jährlich 20 000 Etr. Kupfer produzierte. Im J. 1171 wurden die Gränge bei Freiberg und 300 Jahre später die von Schneeberg in Sachsen entbedt und an beiden Orten entwickelte sich der B. wegen großer Ergiebigkeit rasch zu bedeutamer Ausdehnung. Im J. 1471 wurde beispielsweise in der Schneeberger Grube St. Georg eine Silberstufe gefunden, aus welcher allein 400 Etr. Silber geschmolzen worden sind, und die Ausbeute der Schneeberger Gruben soll in den J. 1471—1500 über 3200 Etr. Silber betragen haben. Die Silberbergwerke von Reichenstein und Silberberg, die Goldwäschereien von Goldberg, der Kupferschieferbergbau von Rudolstadt wurden schon im 12. Jahrh. als längst bestehende Fundgruben edler Metalle geschildert. Mitte des 8. Jahrh.

beginnt der B. in Schenitz durch die Röhren und in diese Zeit fällt auch die Entdeckung der reichen und mächtigen Erzgänge vor Przibram in Böhmen.

Den größten Aufschwung erlangte der böhmische B. im 13. Jahrh. unter Wenzel II.; zu jener Zeit blühten die Silbergruben von Kuttenberg und Joachimsthal. Allein nicht bloß Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zinn und Eisen, sondern auch Steinsalz und Steinkohlen wurden Gegenstände bergmännischer Nachforschungen und Gewinnung, und berühmte Salzbergwerke im Salzburgerischen besanden sich schon zu Anfang des 10. Jahrh. im Betriebe.

Der Steinkohlen Englands wird bereits im J. 853 Erwähnung gethan und die Entdeckung der zwidauer Kohlenlager fällt in das 10. Jahrh. Im 12. Jahrh. findet man ferner die Kohlengruben bei Lüttich und im 13. Jahrh. die Kohlengruben von Newcastile, in Wallis und in Schottland, sowie bei Charleroi im Gange. Der Steinkohlenbergbau zu Waldenburg in Schlesien ist etwa so alt wie der in Sachsen, während der Kohlenreichtum im Rheinlande und Westfalen zwar schon früh bekannt war, wegen Billigkeit der Holzkohlen aber ohne Beachtung blieb. Schon Agricola, der Verfasser des Werkes „De rebus metallicis“ (1546), gedenkt des brennenden Bergs bei Dübweiler im Saarbrückenschen, während ein eigentlicher Betrieb auf Steinkohlen erst gegen Ende des 17. Jahrh. begonnen zu haben scheint. Erst im Laufe des 19. Jahrh., nach der Erfindung der Dampfmaschinen und der Verschmelzung der Erze mit Hilfe von Steinkohlen und Coals, sind die mächtigen Kohlenlager in Abbau genommen worden, welche gegenwärtig nebst dem Bergbaubetriebe auf Eisenerze der gesamten Industrie eine so bedeutende Ausdehnung gewähren und den Nationalreichtum begründen. In Europa hat man vom 37.° bis 56.° nördl. Br., in Amerika vom 32.° bis 50.° nördl. Br. Kohlenlager aufgeschlossen, ebenso in Australien, Neuseeland, auf Bornes, in China und Japan. Auf dem europ. Kontinent ist Großbritannien am reichsten mit Kohlen gesegnet. Ihm folgen an Wichtigkeit das belg.-franz. Kohlenbecken, das südfrenzösische, in Deutschland das rhein., westfäl., die sächs., böhm. und schles. Kohlengebiete.

Auch der Steinsalzbergbau hat erst seit Mitte des 19. Jahrh. an Bedeutung zugenommen, und obgleich unermessliche Steinsalzlager zum Aufschluß gebracht worden, sind bei der Wichtigkeit desselben in der norddeutschen Ebene vielfach Bohrversuche im Gange, die auf Entdeckungen neuer Steinsalzregionen abzielen. Die großartigen Stein- und Kalisalzwerke zu Stassfurt und Erfurt sind erst im J. 1857 in bergmännischen Betrieb gekommen, nachdem durch Bohrversuche eine Mächtigkeit des Salzkocks von über 230 m nachgewiesen war. Zu den ältesten Steinsalzbergbauen gehören die Fundorte von Wieliczka bei Krakau, Hallein, Hallstadt, Berz, Cordonna u. s. w.

Die Produktion des Bergbaues. In den wichtigsten Quellen des Nationalwohlstandes der Staaten gehören unstreitig die Produkte des Mineralreichs, namentlich jene, welche, wie Eisen, fossile Kohlen und Salz, den entschiedensten Einfluß auf die gewerbliche Industrie und die Landwirtschaft ausüben und zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen der Menschen zu rechnen sind. Es bildet demgemäß der B., im Vereine mit dem Hütten- und Salinenwesen, in vielen Ländern einen Hauptzweig der Erwerbstätigkeit der Bevölkerung.

Bezüglich der Gewinnung der Edelmetalle produziert das gesamte Europa durchschnittlich jährlich etwa 6900 kg Gold und 300000 kg Silber; das Gold wird in größern Mengen nur in Rußland und Ungarn, das Silber zunächst in Deutschland, Frankreich, Österreich-Ungarn, Spanien und Großbritannien gewonnen. Außerdem sind es Amerika und Australien, welche diese Edelmetalle in bedeutender Menge produzieren. Die wichtigsten Goldwäschungen Australiens liegen in der Kolonie Victoria. Dort allein belief sich die Goldproduktion im J. 1866 auf 2988291 Unzen, im J. 1872 auf 1831877 Unzen und im J. 1879 auf 758947 Unzen. Die Produktion des Platins, welches nur in Rußland und zwar hier in platin- und goldhaltigem Sande des Ural's vorgefunden wird, beträgt etwa 1100 kg jährlich. B. auf Quecksilbererze findet in größern Umfange in Spanien zu Almaden, in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zu Idria und einigen andern Orten statt, und die jährliche Ausbeute beträgt durchschnittlich etwa 45000 Zolcentner. Was ferner das Kupfer und Blei anlangt, so produziert ganz Europa etwa 600000 Zolcentner Kupfer und 540000 Etr. Blei. Während Deutschland gegenwärtig unter allen europ. Staaten das größte Quantum von Kupfer liefert, überragt Spanien in der Weiterzeugung alle andern Staaten. Spanien allein produziert etwa 2000000 Etr. Blei. In Bezug auf die Gewinnung von Zinn und metallischem Zinn ist in Europa Großbritannien maßgebend. Dieser Staat baut in den schon deswegen im Altertum berühmten engl. Grafschaften Cornwall und Devon auf dieses Erz. Die durchschnittliche Produktion beträgt daselbst etwa 200000 Etr. Zinn.

Die Verhüttung der Eisenerze ergibt zur Zeit in sämtlichen europ. Staaten eine Jahresproduktion von etwa 260 Mill. Etr. Roheisen. An dieser Produktion ist Großbritannien mit etwa 140 Mill. Etr., das Deutsche Reich mit 62 Mill. Etr. beteiligt. Das Deutsche Reich nimmt unter den eisenproduzierenden Staaten Europas die zweite Stelle ein. Seit Mitte des 19. Jahrh. hat die Eisengewinnung daselbst, sowohl hinsichtlich der Vermehrung der Produktionsmassen (im J. 1848 belief sich die Roheisenproduktion in Deutschland auf 5 Mill. Etr.), als auch in Betreff der Qualität des Erzeugnisses ganz außerordentliche Fortschritte gemacht.

Mit großen Kohlen figurirt in der Bergstatistik besonders der Kohlenbergbau, indem die gesamte Jahresproduktion der europ. Staaten an fossilen Kohlen mit fast 4400 Mill. Zolcentner zu verzeichnen ist. Das Britische Reich partizipiert mit 2580600000 Zolcentner, das Deutsche Reich mit 960 Mill. Zolcentner, Frankreich und Belgien mit 660 Mill. und Österreich-Ungarn mit 238080000 Etr. an dieser gewaltigen Produktion. Große Lagerstätten von Stein- und Braunkohlen sind in Rußland und Spanien zwar aufgeschlossen und nachgewiesen, aber zur Zeit nur in geringem Maße ausgebeutet und der Beachtung für wert gefunden. Noch sei schließlich der Produktion an Salz gedacht. Das Salz wird teils bergmännisch gewonnen, indem man das Produkt in Klüften aus der Erde gräbt, als Steinsalz, teils aus natürlicher oder künstlicher Sole, durch Verdunstung als Subsalz, teils durch Verbunkung von salzhaltigem Wasser in salzigen Seen, Morästen oder im Moore (Seefalz) dargestellt.

und Leoben» (Bd. 1—23, Wien 1851—75); «Der Bergwerksfreund» (23 Bde., Gisl. 1837—60); Hartmann, «Repertorium der Bergbau- und Hüttenkunde» (2 Bde., Weim. 1839—40); derselbe, «Handbuch der Bergbau- und Hüttenkunde» (Weim. 1857); Bonson, «Traité de l'exploitation des mines» (Lüttich 1854; deutsch von Hartmann, Leipzig 1854).

«Versuchungen im Berg- und Hüttenwesen» (Weim. 1855 fg.), «Der Berggeist» (Köln 1856 fg.), «Kärntner Zeitschrift» (Klagenfurt 1869 fg.), «Der Bergmann» (Prag 1873 fg.), «Annales des mines» (Par.), «Annales des travaux publics» (Brüssel), «Mining Journal» (Lond.).

Bergbaufreiheit oder **Bergfreiheit**, f. Bergrecht.

Bergbauwissenschaft, f. Bergwerkswissenschaft.

Bergbeamte, die für Leitung des Bergbaubetriebes und Beaufsichtigung der Bergleute angestellten Beamten; dieselben führen das Dienstprädikat Betriebs- oder Bergwerksdirektoren, sobald denselben die Oberleitung zusteht, oder auch den Titel Betriebs- oder Bergwerksmeister, während für die Rechnungsführung besondere Beamte als Rechnungsschichtmeister angestellt sind. Zur Leitung des Maschinenbaues, zur Bearbeitung der Bergwerksmaschinenanlagen sind ebenfalls besondere Beamte erforderlich, welche das Dienstprädikat Kunstmeister, Oberkunstmeister oder Maschinenmeister führen.

Bergbehörden sind Behörden, welche die unmittelbare Überwachung und Aufsichtsführung über den Bergbau, sowie die Ausführung aller innerhalb nötigen Verwaltungsgeschäfte auf Grund der Bergwerksverfassung und des zu Lande bestehenden Berggesetzes zu besorgen haben. In den meisten der Bergbau treibenden Staaten sind von der Staatsregierung B. mit kollegialischer Verfassung, denen zum Behuf dieser Geschäftsverwaltung je ein gewisser geographisch abgegrenzter Distrikt (die Bergamtsreviere) sowie ein bestimmter Sitz dauerhaft zugewiesen ist, installiert; dieselben führen die Bezeichnung Bergämter und Oberbergämter. Die Zusammensetzung dieser Behörden ist nun in den verschiedenen Staaten verschiedenartig. Im allgemeinen aber hat jede einen Direktor und zwei bis drei Räte, Assessoren und Referendare: Bergräte, Oberbergäräte, Bergamts- und Oberbergamtsassessoren und Referendare. Die Direktoren heißen Bergmeister, Berghauptleute und Oberberghauptleute. Den Bergämtern sind zum Teil mit Sitz und Stimme Hilfsbeamte beigegeben, welche mit der speziellen Aufsichtsführung über den Grubenbetrieb und mit der Ausführung der bergpolizeilichen

Aus der reichen Litteratur über den B. sind hervorzuheben: «Archiv für B. und Hüttenwesen» (herausg. von Karsten, 20 Bde., Berl. 1818—31; fortgesetzt als «Archiv für Mineralogie, Geognosie, B. und Hüttenkunde», 26 Bde., Berl. 1829—55); «Studien des Göttinger Vereins bergmännischer Freunde» (herausg. von Hausmann, 4 Bde., Göttingen 1824—41); «Kalender für den sächs. Berg- und Hüttenmann» (herausg. von der Bergakademie zu Freiberg, Freiberg 1827—29; fortgesetzt als «Jahrbuch für den Berg- und Hüttenmann», Freiberg 1830—72; neue Folge: «Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen im Königreich Sachsen», auf Anordnung des Finanzministeriums herausg. von Gottschall, Freiberg 1873 fg.); «Berg- und hüttenmännisches Jahrbuch der Bergakademie zu Prag»

Vorschriften betraut sind; dies sind die Obereinsah-
rer, die Berginspektoren oder die Berggeschworenen,
während den Bergamtsmarktscheidern die Ausfüh-
rung aller zur Betriebsaufsicht über den Bergbau
gehörigen rüßlichen Arbeiten und marktscheiderischen
Aufnahmen, Abgabe bezüglicher Gutachten, sowie
die Sorge für Aufbewahrung und Instandhaltung
des bergamtlichen Archivs zunächst obliegt.

Mit dem Charakter einer besondern Behörde sind
ferner die Zehntenämter bekleidet, welche außer der
Einlassierung und Verrechnung der landesherrlichen
Bergwerksabgaben und sonstigen Gefälle auch die
fiskalischen und Revierbergwerksklassen oder auch
die bei ihnen deponierten Kassenvorräte der Privat-
gruben zu verwahren und zu verwalten haben. Sie
werden von einem Rechnungs- und Kassensührer
und einem Kontrolleur nebst dem nötigen Expe-
ditionspersonal gebildet. Die Oberaufsicht führen
die Bergämter.

Bergblau. Das natürliche B., welches ge-
genwärtig im Farbenhandel kaum oder nur zu sehr
hohem Preise zu finden ist, ist fein gemahlener und
geschlämmter Lasurstein. Das künstliche B., auch
bekannt unter den Namen: Mineral-, Englisches-,
Hamburger-, Kalt-, Kupfer-, Kasseler-, Neuwieder-
blau, ist ein basisch-kohlensaures Kupferoxyd mit
oder ohne fremde Beimengungen, als Gips, Schwer-
spat u. a., wird erhalten, indem man eine kalte
Lösung von Kupfervitriol mit SodaaLösung bis
zum Eintritt der gewünschten Färbung versetzt, den
Niederschlag auswäscht und bei gewöhnlicher Tem-
peratur trocknet.

Bergbohrer, Erdbohrer, ein Instrument
von den verschiedensten Konstruktionen und Einrich-
tungen, mit welchem cylindrische Röhren, Bohr-
löcher, in die Erdschichtungen hergestellt werden.
Derselbe dient hauptsächlich zur Auffindung, Unter-
suchung und Nachweisung von Erzlagerstätten und
namentlich der Kohlenflöze. Man bedient sich sei-
ner, weil er bei einem kleinen Querschnitt ein tiefes
Eindringen in der Erdschichtung mit verhältnis-
mäßig geringem Zeit- und Kostenaufwande ermög-
licht. Das Erdbohren selbst ist in seiner Anwen-
dung schon sehr alt und zur Auffindung von Brun-
nen schon den alten Ägyptern und Sgyptern bekannt
gewesen. Die älteste Andeutung fällt in das 12.
Jahrh. und tritt von da an mehrfach in Rußland,
Italien und Frankreich auf (Artesische Brunnen).
Großartig sind die Tiefbohrungen der Neuzeit auf
Steinkohlen, Steinsalz, Sol- und Petroleum-
quellen, welche in der beträchtlichen Tiefe von
1200 m zur Ausführung gebracht worden sind, wie
in dem Salzlager zu Sprottenberg bei Berlin. Die
Bohrwerkzeuge werden teils durch Menschenkraft,
teils durch Dampfkraft bewegt und haben je nach
der in Anwendung kommenden Betriebskraft ver-
schiedene Dimensionen und Einrichtungen. Zur Be-
wegung des Bohrgerätes, zum Aufholen und
Einlassen werden in neuerer Zeit nur Dampfma-
schinen angewendet; man stellt zu ihrer zweckmäßi-
gen Verwendung deshalb über dem Bohrloche einen
hohen Bohrturm mit Bohrgerüst auf. Der gesamte
Bohrapparat, denn als solcher muß er infolge sei-
ner großen Vielseitigkeit genannt werden, besteht
zunächst in den eigentlichen Bohrern und deren
Hilfskäden, dann aber in verschiedenartigsten Hilfs-
vorrichtungen und Gerätschaften. Das Bohren ge-
schieht auf zweierlei Methoden: Bohren mittels
reißer Gefäßes oder Gefäßbohren, und Seil-

Gefäßlast; dann verschiedenartige, am Gefäß

angebrachte, zur Geradsführung desselben dienende Leitungsvorrichtungen, sodann Freifallvorrichtungen, wie sie von Rind, Fabian und Werner angegeben worden sind, welche den Vorteil eines raschen und sicheren Bohrens für sich haben und darin bestehen, daß nicht das ganze Gefänge mit dem Bohrer aufschlägt, sondern letzterer als besonderes Abfallstück für sich allein, sodas das Gefänge den direkten Stößen und so einer Beschädigung nicht ausgesetzt ist. Beim Rindschen Freifallbohrer

Löffelvorrichtungen in Verbindung gesetzt, indem man Wasser in das Bohrloch einführt und entweder im Gefänge oder im Bohrloche den Schlamm in die Höhe steigen läßt.

Da ferner die Bohrgestänge öfters Brüche erleiden, so hat man eine Menge Vorrichtungen und Apparate nötig und zwar um das Bohrloch und die gethane Arbeit nicht verloren zu geben, die Bruchteile aus dem Bohrloche zu entfernen; hierher gehören: die Fanginstrumente, von denen es fast ebenso viele Modifikationen gibt, als Brüche vorkommen können. Ihr Zweck ist zu fassen; ihre Einrichtung richtet sich in Form und Art des Gebrauchs nach dem Stüde, welches zu beseitigen ist. Hierher gehören unter andern der Weisfuß, der Winder (Fig. 15), die Dallschraube (Fig. 16), der Gladschalen (Fig. 17), die Trompete (Fig. 18), der Fangensanghaften (Fig. 19), der Rapsfuß (Fig. 20), die Fallfangschere, Fangschaufel, Teufelstralle u. dgl. mehr. Obriens hat man nicht nur Bohrlöcher, sondern auch ganze Schächte, also Löcher in großen Dimensionen abzuholen versucht und auch mit Glad durchgeführt, ferner in neuester Zeit in festem Gesteine das Bohren mit Diamanten (Major Beaumont) versucht, sowie mit Anwendung von hohem Drucke, das Brandtsche Bohrverfahren bei einem Drucke von 100 Atmosphären und darüber. In beiden Fällen hat man einen Kern gebohrt, der dann zeitweilig abgebrochen und beseitigt wird.

Bergbutter, veralteter mineralogischer Name für natürlich vorkommende eisenhaltige Alaune.

Bergdama, afril. Völkerschaft im nördlichen, gebirgigen Teil des Groß-Namaqualandes, deren anthropolog. Stellung noch unentschieden ist, doch neigt ihr Bau und die Körpergestalt mehr zum eigentlichen Negertypus als zu dem der Bantuvölker. Die B. nennen sich selbst Haulhoi, d. h. Einwanderer, und haben von den Namaqua-Hottentotten, denen sie unterworfen sind, Sprache, Religion und viele Gebräuche angenommen, zeigen aber mehr Neigung zum Ackerbau als diese.

Bergeborn bildet unter der Bezeichnung »Landherrenschaft Bergeborn« einen Teil des hamburg.

Staates, bis 1867 Hamburg und Albed gemeinschaftlich gehörig, umfaßt auf 85,4 qkm 15 000 Q. und enthält außer der am Abzusse Bille und der Berlin-Hamburger Eisenbahn 15 km südlich von Hamburg gelegenen gewerblustigen Stadt B. mit (1860) 4903 Q. und einem Schloß (Sitz eines Amtsgenossen) noch die vier reichen Kirchspiele Kirchwerder, Krumm, Altdamm und Lursted, welche die sog. Bierlande bilden, und das ganz von lauch. Gebiet umschlossene Pfarrdorf Gersdorf. Die Bierlande, vier von Deichen eingeschlossene Niederungslandschaften, von der Bille, der Albe und ihren Armen umflutet, durch die vom Ende des Herbstes bis zum Anfang des Frühlings dauernde Überschwemmung mit fettem Dünger bedeckt, von unthätigen Entwässerungsgräben durchschnitten, sind berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit und üppigen Vegetation. Das Land ist bedeckt von unabsehbaren Beizfeldern und Wiesen, weitläufigen Gemüsen- und Baumgärten, Kirschen-, Pflaumen- und Apfelpflanzungen, Erd- und Himbeerseldern. Besonders wird die Raiblume hier kultiviert und im Herbst in blühbaren Reimen bis nach Amerika verschickt. Das Land hat treffliche Milchläse und liefert auch Geflügel und Schlachtvieh. Überall begegnet man dem freundlichen Bilde der Ordnung und des Fleißes, der Wohlhabenheit und des Überflusses. Die Erzeugnisse der Landwirtschaft gehen nicht bloß nach Hamburg, sondern bis nach England. Die Bewohner, unter dem Namen der Bierländer bekannt, stammen wahrscheinlich von niederl. Kolonisten aus dem 12. Jahrh. und zeichnen sich durch ihre Kleidertracht, wie durch eigentümliche Sitten und Gebräuche aus, sodas sie als ein von den Umwohnern ganz verschiedener Volkstum erscheinen. Jedes Kirchspiel besitzt seine eigene Tracht und Farbe, an die sich jeder Bewohner zu binden hat. Bei B. errocht das Russische Reich 3. Dez. 1813 einen Sieg über die Franzosen.

Bergeigentum, s. Bergwerkeigentum.

Bergell (ital. Bregaglia), Thal im kanton Graubünden und in der Provinz Sondrio des Königreichs Italien, ist vom Malogno (1811 m) bis Chiavenna (s. d.) 25 km lang. Es wird von der wilden Maira oder Mera bewässert, welche 14 km unterhalb Chiavenna in den böhren Lago di Mergola (s. Comersee) mündet. Die obersten Thaltufen mit ihren Weiden und Kadelwäldern zeigen alpinen Charakter, die unter, durch das Felsentritt Porta etwas oberhalb Promontorio scharf abgegrenzt, weisen mit ihren Auen, Kalmienwäldern und Maisfeldern auf ital. Klima hin. Im N. wird das Thal vom südwestl. Teile der Nordrätischen Alpen (Bj. Gallegione, 3145 m, Bj. della Duana, 3183 m), im S. vom westl. Teile der Berninagruppe (Cima di Castello, 3408 m, Bj. Mabile, 3307 m) begrenzt. Beide Gebirgs-

Geir und
hiesig. Teil
s. jährl. in
n. erdener
pa, Bando,
meist prot.
sächlich mit
er auch mit
rte u. s. w.
allgemein
Castellina
bis Chiavenna ist fruchtbarer, aber weniger gut

angebaut, die Dörfer sind ärmlich. Interessant ist in diesem Teile auf dem linken Ufer der Maira der von einem Kastanienwalde überwachsene Bergsturz des Monte-Conto, der 4. Sept. 1618 das reiche Städtchen Blurs mit 2000 G. begrub. Bei Chiavenna schließt sich die Poststraße des Maloja, welche das B. mit dem Oberengadin verbindet, an die Splügenstraße an. Vgl. Lehner, «Das Thal B.» (2. Aufl., Ept. 1874).

Bergen, in Sicherheit bringen, gebraucht man in der Seemannssprache sowohl vom Eingehen der Segel und der Sicherung der Schiffe selbst als auch von den Gütern gescheiterter Schiffe, welche gerettet und für den Eigentümer und die Assuranzgesellschaften aufbewahrt werden. Unter Vergelohn und Vergeloh versteht man die Belohnung oder Entschädigung derjenigen, durch deren Bemühungen Schiffe oder Waren aus Seefahrt gerettet sind. Nach deutschem Seerechte (Handels-gesetzbuch, V, Tit. 9) wird ein Vergelohn und ein Hilfslohn unterschieden. Ersterer wird bewilligt, wenn ein Schiff oder dessen Ladung in einer Seenot ganz oder teilweise, nachdem sie der Verfüng der Schiffbesatzung entzogen oder von derselben verlassen waren, von dritten Personen an sich genommen und in Sicherheit gebracht sind. Unter andern Umständen haben die Berger jedoch nur Ansprüche auf Hilfslohn. Der Schiffbesatzung des verunglückten oder gefährdeten Schiffs steht ein Anspruch auf Vergeloh oder Hilfslohn nicht zu. Ein während der Gefahr geschlossener Vertrag über Vergeloh oder Hilfslohn kann wegen erheblichen Uebermaßes der zugesicherten Vergütung angefochten und durch den Richter auf das den Umständen entsprechende Maß herabgesetzt werden. Der Betrag des Vergelohns darf für gewöhnlich den dritten Teil des Wertes der geborgenen Gegenstände nicht übersteigen und kann nur ausnahmsweise bei ungewöhnlichen Anstrengungen und Gefahren bis zur Hälfte des Wertes erhöht werden. Der Hilfslohn ist stets geringer als der Vergelohn unter gleichen Umständen. Die Verteilung geschieht nach Maßgabe der einzelnen persönlichen und sachlichen Leistungen, in zweifelhaften Fällen nach der Kopffahl. Wird ein Schiff oder dessen Ladung von einem andern Schiffe geborgen, so erhält der Reeder des bergenden Schiffs die Hälfte, der Kapitän ein Viertel und die übrige Besatzung das letzte Viertel des zuständigen Vergeloh oder Hilfslohn. Diese Regeln sind an die Stelle des alten barbarischen Strandrechts getreten. Die öffentlich-rechtlichen Grundsätze über die Vergütung und Hilfsleistung sind enthalten in der Strandungsordnung vom 17. Mai 1874.

Bergen bei Hanau, Marktflecken im Kreise Hanau des preuß. Regierungsbezirks Rassel, 12 km westlich von Hanau, unweit der Straße von Offenbach nach Bilsel, zählt 2546 G., welche Acker-, Obst- und Weinbau treiben. In der Nähe liegt die Berger Warte, von welcher man eine schöne Aussicht genießt. Im Siebenjährigen Kriege wurden hier 13. April 1769 die Verbündeten unter Herzog Ferdinand von Braunschweig von den Franzosen unter dem Herzog von Broglie geschlagen, der für diese Schlacht den Marschallstab erhielt. Vgl. Sodenstern, «Die Schlacht bei B.» (Rassel 1864).

Bergen, Hauptstadt der Insel und des Kreises Rügen im preuß. Regierungsbezirk Stralsund, ziemlich in der Mitte der Insel auf einer wohlangebauten Anhöhe gelegen, ist Sitz des Landratsamts

und eines Amtsgerichts, hat eine im 12. Jahrh. erbaute Pfarrkirche, ein adeliches Fräuleinstift, ein bürgerliches Stift, ein Kreiskrankenhaus, ein Baisenhans, eine höhere Leichtererschule, Lederfabrikation, Färbereien, Druckerei, zahlreiche Windmühlen und zählt (1880) 8662 G., welche vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht treiben. B. wurde urtümlich zu Anfang des 13. Jahrh. angelegt, ursprünglich als «Dorf Östra» bezeichnet, kommt aber bereits in der Roeskilde'schen Matrikel von 1294 als «Villa Bergho» vor und erkaufte 1618 von dem Herzog Philipp Julius von Pommern für 8000 Mark die ersten städtischen Privilegien. Ungefähr 1 km nordöstlich von B. liegt der 98 m hohe Kugarb (der höchste Berg der Insel), mit großen Erdwällen, auf welchem bis 1816 die befestigte Burg der rügenischen Fürsten gestanden haben soll und auf dessen Plateau 26. Dec. 1869 der Grundstein zu dem dort befindlichen Denkmal für Ernst Rorich Arndt gelegt wurde.

Bergen, Stadt an der Westküste von Norwegen, in Betreff der Ausfuhr und der Dampfschiffreederei die erste Handelsstadt Norwegens, liegt rund um Waagen, die innerste Bucht des Ofsfjord, der einen vortrefflichen, von hohen und steilen Felsen umgebenen und gegen Norden durch einen Molo geschützten Hafen bildet. Landeinwärts lehnt sich die Stadt an sieben 250—600 m hohe Felsenberge, die sich im Halbkreise um sie her erheben. Auf der Seeseite wird sie bedeckt durch die alte Feste Bergenshus, die Citadellen Frederiksberg und Sverresborg, das Retrachement Rorlands und drei Batterien. Die Stadt ist im ganzen wohlgebaut, doch sind die Straßen zum Teil eng, krumm und uneben und die Mehrzahl der Häuser, nach der eigentümlichen skandinav. Bauweise, nur von Holz. Der durch die große Feuersbrunst vom 30. Mai 1855 in Asche gelegte unansehnlichste Stadtteil ist seitdem der regelmäßigste und schönste geworden. Die Stadt hat nur zwei Thore, sieben öffentliche Plätze und fünf Kirchen und zählt (1878) 42021 G. Als Hauptstadt des Stifts B. ist die Stadt Sitz eines Bischofs und der Stiftsbehörden. An der Spitze der Unterrichtsanstalten steht die Kathedralschule. Auch befindet sich zu B. eine Seefahrerschule und eine Zeichenschule, mehrere kleine Bibliotheken, ein Kunstverein, ein ganz vorzügliches Museum für Kunst, Altertum und Naturerzeugnisse, ein Schauspielhaus u. s. w. Ferner bestehen eine Filiale der Rationalbank, mehrere private Kreditanstalten, eine Börse, Hospitäler und andere wohlthätige Anstalten und Vereine, ein Juuthaus u. s. w. Die Industrie, obgleich im Zunehmen begriffen, ist nicht von Bedeutung. Außer Schiffbau ist die Wollerei von Erheblichkeit. Die wichtigste Nahrungsquelle der Bewohner ist der Handel. Nach B. bringt die Bevölkerung der nördlichen Küste gewöhnlich zweimal im Jahre ihre Produkte, die vorzugsweise in dem Ertrage der Fischerei bestehen und gegen Getreide, Branntwein, Gerätschaften u. s. w. umgetauscht werden. Diese besonders lebhaften Zeiten werden «Ståvne» benannt. Doch steht B. auch mit den übrigen Teilen Norwegens und mit dem Auslande in lebhafter Handelsverbindung, die jetzt durch viele und bedeutende Dampferlinien gefördert wird. Die eigene Handelsflotte der Stadt bestand 1879 aus 340 Fahrzeugen mit 84906 t Tragfähigkeit. Von diesen waren Dampfschiffe 70 mit 24894 t (nahezu ein Drittel der gesamten norweg. Dampfschiffreederei). Im J. 1878 liefen 787 Schiffe mit

169 898 t ein und 778 mit 169 206 t aus. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr bilden die Fischereiprodukte (Thran, Heringe, Stodfische, Hummer u. f. w.), gegen welche alles übrige unbedeutend ist. Unter den Gegenständen der Einfuhr stehen obenan Getreide aller Art, Fleischwaren, Flach und Hanf, Fabrikate aller Art, Salz, Steinöhlen und Kolonialwaren. — B. erhielt schon 1070 städtische Gerichte. Im J. 1445 errichteten hier die deutschen Hansestädte eins ihrer vier Hauptcomptoirs oder Faktoreien und setzten sich in den ausschließlichen Besitz des ganzen Handels. Auch standen die deutschen Handwerker unter dem Schutze der Hanse. Doch gingen 1558 alle diese Privilegien verloren, indem die Norweger, des Drucks der «Contorischen» müde, diese mit Gewalt vertrieben. Aus jenen Zeiten stammen noch die ehemalige deutsche Kirche, das deutsche Armenhaus und das deutsche Comptoir, das aus 60 Warenspeichern bestand, die jetzt Eigentum der Bürger geworden sind und als Warenlager benutzt werden.

Nach dem Schlosse Bergenhus sind die zwei Ämter Söndre- und Nordre-Bergenhus benannt, von denen (Ende 1878) das erstere auf 15 157 qkm 117 849 E. (mit Ausschluß der administrativ völlig davon getrennten Stadt), das letztere auf 18 243 qkm 87 419 E. zählt. Das Stift Bergen umfaßt 38 511 qkm mit 286 675 E.

Bergen, Dorf im Gerichtsbezirk Alkmaar der niederländ. Provinz Nordholland, 4 km im NW. von Alkmaar, wurde geschichtlich bekannt durch das Gefecht, welches hier nach der Landung des engl. Heeres unter dem Herzog von York 19. Sept. 1799 zwischen dem russ. General Hermann und einer Abteilung der franz.-holländ. Armee unter dem franz. General Brune vorfiel. Der Sieg des letztern hatte die Kapitulation von Alkmaar 10. Okt. zur Folge, worauf das engl.-russ. Heer die damalige Batavische Republik räumte.

Bergen, Stadt in Belgien, s. Mons.

Bergen-op-Zoom, Stadt (ehemals starke Festung) in der holländ. Provinz Nordbrabant, 30 km nördlich von Antwerpen, an der Mündung der Zoom in die Ostseelbde, mit welcher die Stadt durch einen Kanal und guten Hafen in Verbindung steht, und an der Eisenbahn Roosendaal-Bieffingen, zählt (1876) 9839 E., die viele ausgezeichnete feine Töpferwaren liefern, Ziegelbrennereien unterhalten und vorzüglich Anchovis ausführen. Die Stadt hat ein altes Schloß, dessen aufwärts breiter werdender Turm sich im Winde bewegt, ein schönes Stadthaus, drei Kirchen, eine lat. Schule, eine Bau- und Zeichenacademie. — B. wurde im 13. Jahrh. als Hauptort einer Herrschaft des Grafen Gerhard von Wesemaele mit Mauern und Schloß versehen. Das Marquisat B. zog die Statthalterin Margareta von Parma ein. Im J. 1576 trat die Stadt der Vereinigung der Niederländer bei und wurde besetzt, nachdem im folgenden Jahre die span. Besatzung vertrieben worden war. Im J. 1628 wurde auf der Südseite ein verschanztes Lager angelegt und mittels breiter Forts eine Verbindung mit dem östlich gelegenen Steenberg hergestellt. Noch stärker ward B. 1688 und 1727 besetzt. Die Wichtigkeit des Orts reizte die Spanier wiederholt, sich wieder in den Besitz der Stadt zu setzen. Freiwillig öffnete B. 1583 dem Herzog von Alençon die Thore, der es als Freund der Niederländer nebst andern fland. Städten für Frankreich in einstwei-

ligen Besitz nahm. Vergebens belagerte es 1588 der Prinz von Parma. Ein vom Erzherzog Albrecht von Oesterreich 1597 beabsichtigter Überfall kam wegen der Wachsamkeit der Niederländer nicht zur Ausführung. Auch drei Überfälle der Spanier im März, August und Sept. 1606 mißlingen. Ebenso wenig führte die von dem Markese Spinola 1622 unternommene Belagerung zum Ziele, die nach 78 Tagen und einem Verlust von fast 10 000 Mann infolge der Ankunft des Prinzen Moriz von Oranien ausgegeben werden mußte. Glücklich waren die Franzosen 1747, welche 6. Sept. unter Graf Löwenbald nach zweimonatlicher Belagerung den Platz erstickten; doch ward derselbe im Frieden zurückgegeben. Im Winter 1795 nahm Bismegru die Stadt durch Kapitulation. Seit 1810 Frankreich einverleibt, wurde B. 1813 von den Engländern unter Graham blockiert, die in der Nacht zum 9. März 1814 mit 7000 Mann unter Coote einen Überfall versuchten, aber mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Erst nach dem Frieden von Paris wurde es übergeben.

Berger (Joh. Erich von), Philosoph deutscher Schule, geb. 1. Sept. 1772 zu Faaborg auf Fünen, wurde auf den Universitäten Kopenhagen, Göttingen und Kiel gebildet, später bei einem mehrjährigen, nur durch Reisen in seine dän. Heimat, nach Süddeutschland und der Schweiz unterbrochenen Aufenthalt in Jena mit Reinhold, Fichte, Hülsen, Schelling, Steffens u. a. persönlich bekannt und von der großen Bewegung der deutschen Philosophie derart ergriffen, daß er ihr seine Hauptstudien widmete. Während er ein Landgut bei Kiel bewirtschaftete, arbeitete er sein erstes größeres Werk: «Philos. Darstellung der Harmonie des Weltalls» (Altona 1808), aus, welchem eine Anzahl publizistischer, pädagogischer und anderer Gelegenheitschriften (teils dänisch, teils deutsch) vorhergegangen waren und folgten. Nachdem er noch einmal nach Göttingen gegangen war, um unter Gauß zu studieren, wurde er 1814 zum Professor der Astronomie und 1816 nach Reinholds Tode zum Professor der Philosophie an der kieler Universität ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode 22. Febr. 1833 wirkte. Die philos. Anschauung, welche das erwähnte Werk in phantasie- und gemütvoller Weise aussprach, hat er später in abgeklärterer, begrifflicher Form in den «Allgemeinen Grundzügen der Wissenschaft» (4 Bde., Altona 1817–27) durchgeführt; dabei ist er aber von der Hegelschen Phänomenologie und Logik so abhängig geworden, daß er fast als einer der ältesten Schüler Hegels betrachtet werden darf, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß er anfänglich denjenigen Grundgedanken, welche der durch Schellings Identitätssystem charakterisierten Phase der Entwicklung des deutschen Idealismus entsprechen, eine verhältnismäßig originelle Fassung gegeben. Vgl. S. Rathjen, «Johann Erich von B.s Leben» (Altona 1835).

Berger (Joh. Nepomuk), österr. Staatsmann, geb. 16. Sept. 1816 zu Proßnitz in Mähren, besuchte 1827–32 das Gymnasium und die Universität zu Olmütz. Im Aug. 1834 wandte er sich nach Wien, wo er sich für die Rechtswissenschaft entschied, zugleich aber auch Philosophie, Mathematik und Astronomie studierte. Im J. 1844 wurde B. zum Assistenten für die Lehrtätigkeit des Natur- und Kriminalrechts am Theologikum ernannt; 1848 wurde er Advokat in Wien. Damals schrieb er die

Abhandlung «Die Pressefreiheit und das Pressegesetz» (Wien 1848). Von der Stadt Schönberg in Mähren zum Abgeordneten in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, vertrat er auf der Linken mit Klarheit und Schärfe die großdeutsche Richtung. Größtes Aufsehen erregte seine Rede in der Paulskirche (März 1849) gegen Welders Antrag auf Übertragung der Kaiserwürde an Preußen. Nach Aberufung der österr. Abgeordneten schuf sich B. in Wien eine umfängliche Anwaltspraxis. Daneben gab er seine erläuternde «Vergleichung des neuen Wechselrechts mit dem frühern» (Wien 1850) und die «Kritischen Beiträge zur Theorie des österr. Privatrechts» (Wien 1856) heraus. Im Febr. 1861 wurde B. in den Gemeinderat der Stadt Wien, im März desselben Jahres in den niederösterr. Landtag und von diesem wieder 1863 in das Abgeordnetenhaus des Reichsrats erwählt. Großen Aufgenos B. als Anwalt vor dem Strafgericht, neben Mühlfeld war er der hervorragendste Verteidiger. Sein Name erlangte Berühmtheit durch die Vertretung des angeklagten Direktors der Kreditanstalt Richter (1860), in einem Proseß, den er als Lebnzprojek des geschlagenen und durch das Kriegsunglück von 1859 unmöglich gewordenen absolutistischen Regierungssystems bezeichnete. Noch bevor er in den Reichsrat trat, hatte er mit einer Schrift, in welcher er für den Ausgleich mit Ungarn wirkte, großes Interesse nachgerufen. Anfang 1867 von dem wiener Landtage in den Reichsrat entsendet, trat er in das «Bürgerministerium» als Minister ohne Portefeuille. Die Spaltungen im Bürgerministerium führten zu einer vollständigen Trennung nach dem polit. Programm. Im Dez. 1869 setzte B. das sog. Minoritätsmemorandum auf, in welchem der Ausgleich mit den widerstrebenden Nationalitäten auf Grund der Verfassungsrevision und direkten Parlamentswahlen statt der Landtagsdelegation vorgeschlagen ward, und nach dessen Ablehnung B. (17. Jan. 1870) mit den Grafen Taaffe und Potocki aus dem Ministerium trat. B. starb 9. Dez. 1870 zu Wien.

Berger (Ludw. von), ein Opfer der Napoleonischen Fremdherrschaft, geb. 5. Nov. 1768 zu Oldenburg, studierte zu Göttingen die Rechte, praktizierte dann zu Göttingen, später zu Oldenburg, wo er Kanzleirat wurde. Als 1813 die franz. Behörden bei Annäherung der Russen aus Oldenburg flüchteten, setzten sie eine Verwaltungskommission ein, in welche B. und dessen Freund Fink eintraten. Nach der Rückkehr der Franzosen wurden beide mehrerer Auflagen wegen, die sie in deutscher Gefinnung gegen die Fremdherrschaft gethan, nach Bremen vor ein Gericht gestellt, dem Vandamme präsihierte. Wiewohl der Ankläger nur auf Gefängnisstrafe antrag, verurteilte man sie zum Tode, den sie 10. April 1813 durch Pulver und Blei erlitten. Ihre Überreste ließ der Herzog von Oldenburg später in der herzogl. Gruft beisetzen. Vgl. Silbemeister, «Fink und B.s Ermordung» (Brem. 1814).

Berger (Ludw.), ausgezeichneter Komponist, Virtuos und Musiklehrer, geb. 18. April 1777 zu Berlin, studierte unter Kapellmeister Gärlich in Berlin die Komposition und wurde 1804 Clementis Schüler, der ihn 1805 zu einer gemeinsamen Reise nach Petersburg veranlaßte. Hier zeichnete sich B. neben Field und Steibelt als Virtuos auf dem Pianoforte aus. Im J. 1812 verließ er Rußland, ging aber Stockholm nach London und kehrte 1815 nach

Berlin zurück, wo er als Lehrer bis zu seinem Tode, 16. Febr. 1839, wirkte. Zu seinen Schülern gehören Mendelssohn und Wihl. Taubert. Gedruckt erschienen von seinen Kompositionen, außer einigen kleineren Sachen, vier Sonaten, eine Fuge mit Präludium, eine Locata, einige Rondos und Variationenhefte, mehrere Hefte vortrefflicher Studien und einige Liederkompositionen, von denen «Die schöne Müllerin» die meiste Verbreitung gewann. In seinem Nachlasse fanden sich Kantaten, Symphonien und Opern; doch sind daraus bis jetzt nur einige Gesangskompositionen erschienen.

Berger (Louis Konstant), namhafter Politiker, geb. 28. Aug. 1829 zu Witten, wo er, nachdem er größere Reisen durch Europa unternommen die Leitung einer ihm gehörigen großen Gussfabrik übernahm, deren Betrieb er später einer Aktiengesellschaft überließ, um sich ganz dem öffentlichen Leben zu widmen. Seit 1865 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und seit 1874 Mitglied des Reichstags, gehörte er anfangs der Fortschrittspartei an, trennte sich jedoch aus Anlaß der Debatten über das Militärgesetz im April 1874 von dieser Fraktion und legte sein Mandat in die Hände der Wähler zurück, die ihn jedoch im Oktober desselben Jahres mit großer Majorität wiederwählten. Gemeinsam mit dem Abgeordneten Löwe (Halbe) übernahm er hierauf die Führung einer parlamentarischen Gruppe, die in polit. Fragen meist mit der Fortschrittspartei zusammenging, in wirtschaftlichen Fragen aber dieser Fraktion entchieden entgegentrat und namentlich bei der Zolltarifrevision 1879 im Sinne der Majorität thätig war. Bei der Reichstagswahl 1881 unterlag B. ebenso wie Löwe einer Koalition der Fortschrittspartei und des Centrums. B. ist ein gewandter und schlagfertiger Redner.

Bergerac, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Dordogne, auf dem rechten Ufer der Dordogne, über die eine schöne Brücke führt, und an der Zweigbahn Libourne-Buissou der Orleansbahn, hat eine 1866 erbaute got. Kirche (Notre-Dame), einen Justizpalast, ein Handelsgerecht, ein Kommunal-College, ist Sitz eines reform. Konfistoriums, hat Brauereien, Gerberei, Wollerei, lebhaften Handel mit Getreide, Trüffeln, Branntwein, mit den Erzeugnissen der in der Umgegend zahlreichen Papierfabriken, Hüttenwerke, Eisen- und Kupferhämmer, besonders aber mit Wein und zählt (1876) 10 610 (Gemeinde 13 120) E. Der sog. Bergeracwein, häufig auch Petit-Champagner genannt, wird im Depart. Dordogne an den Ufern der Dordogne und der Gironde gebaut, ist weiß oder rot von Farbe und nimmt unter den Bordeauxweinen einen hohen Rang ein. Die geschätztesten Sorten sind die von Montbazillac, St.-Rézans und Sancel. In der Nähe von B. ist die Barrage der Dordogne, wo diese 5 m fällt, und wodurch sie zu allen Jahreszeiten schiffbar gemacht ist. B. verdankt seinen Ursprung der 1080 gegründeten Abtei St.-Martin und war früher eine wichtige Festung, die in den engl. Kriegen eine bedeutende Rolle spielte. Später blühte die Stadt mächtig auf, hatte bedeutende Industrie und dehnte ihren Handel von Bordeaux bis Lyon sowie über die ganze Auvergne aus. Seit 1661 war sie ein Hauptwaffenplatz der Hugonotten und wurde 1621 von Richelieu belagert, zur Übergabe gezwungen und ihrer Festungswerthe beraubt. Die Vernichtung

der blühenden Industrie der prot. Stadt erfolgte durch die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685), wo 40000 Q. sie verließen und seit welcher Zeit sie sich nicht wieder hat emporheben können.

Bergerac (Savinen Cyano de), origineller franz. Schriftsteller, geb. 1619 in Paris, besuchte das College zu Beaumont, hörte später mit Molière den Philosophen Cassandre, wurde Soldat und starb 1655 an den Folgen der Verwundungen, die er bei der Belagerung von Arras (1640) empfangen hatte. Seine Tragödie *«La Mort d'Agrippine»* (1653) ist ein in schwülstiger Bilderprache verfaßtes Stück; beachtenswerth ist dagegen seine 1654 aufgeführte Komödie *«Le Pédant joué»*, als eine der ersten zur Aufführung gelangten Prosa-Komödien in franz. Sprache, und weil sie in ihrer originellen, freilich noch stark karikierend gezeichneten brolligen Hauptfigur zuerst die franz. Komödie auf die reale Gegenwart als Stoffquelle des Lustspiels hingewiesen hat. Mehrere Szenen des Stücks verarbeitete Molière in den *«Fourberies de Scapin»*. Zwei andere seiner der burlesken Litteratur angehö- rigen Prosawerke sind die *«Histoire des états et empires de la lune»* und *«Histoire des états et empires du soleil»*. Außerdem verfaßt er Dichtungen. Außer Molière haben u. a. Swift (in *«Gullivers Reisen»*) und *«Micromégas»* B. benutzt. Eine S. net Werke gab Lacroix (Par. 1858) h. Journal, *«La littérature indépendante vaine oubliée»* (Par. 1869).

Bergère (frz.), Schalerin; bequemer gepolsterter Lehnstuhl. **Bergerotto**, eine Mischung von Wein und Honig; **Bergerio**, Schäferin.

B. unter Strandrecht.

(Nacht zu Berge) nennt man die le stromaufwärts, im Gegensatz zur er Fahrt stromabwärts.

und **Bergfleisch**, s. u. Bergklost. it, s. unter Bergrecht.

war der älteste und zugleich wich-

mittelalterlichen Burg, der Kern der gesamten Anlage. In Frankreich und Eng- land ward er Donjon und Keep-tower genannt. Seine Benennung B. oder Berzreit, lat. barfro- dus oder beifrodus, altfranz. barfroi oder bol-, auch beifroi, bezeichnet sowohl als Bergung oder Schutz des Friedens. In der Zeit vor dem 12. Jahrh. begnügte man sich im Burgenbau gemein- lich nur diesen Hauptturm zu errichten und in dem- selben auch die Wohn- und Wirtschaftsräume un- terzubringen. Dieser Gebrauch blieb in England ge- wöhnlich, findet sich aber auf dem Festlande in späterer Zeit nur noch bei kleinen Burganlagen. Der B. war stets der letzte Zufluchtsort für die Bewohner der Burg, zugleich Wart- oder Wacht- turm und Schild für die dahinterliegenden Burg- gebäude, deshalb auch getrennt von den übrigen Gebäuden und stets der Angriffsseite zugewendet. Der Burgherr und seine Familie bewohnten ihn nur im Augenblick der höchsten Gefahr, während für gewöhnlich sein oberstes Stockwerk dem Wächter zum Aufenthalt diente, der von hier aus die Um- gegend beobachtete und die herannahende Gefahr den Burgbewohnern wie befreundeten Nachbar- burgen durch Horn, Trompete oder Sturmglocke, bei Nacht durch Feuervfannen oder Fackeln anzu- geben mußte. Die Plattform des B. diente zugleich zur Aufstellung von Wurfgeschossen. Vor die Burg

ein breiteres Angriffsfeld, so bestand der B. aus zwei, durch Wehrgänge verbundenen Thürmen. In ältester Zeit ward derselbe rund oder viereckig, spä- ter auch drei- und fünfeckig, dann aber stets mit schrägen Flächen und in seinem Bau den aufstei- genden Geschossen entgegengekehrt. Sein Durch- messer betrug zwischen 20 und 40 Fuß, die Läng- der Mauern zwischen 5 und 15 Fuß, die Höhe bis gegen 90 Fuß. Der Zugang war in älteren Zeiten stets in den obern Stockwerken und geschah entweder vom Boden aus mittels Leitern oder vom benach- barten Herrenhaus durch bewegliche Brücken, die beide nachgezogen wurden, sobald die Burgbewoh- ner sich hierher geflüchtet hatten. In dem untern, sehr stark und ohne Fensteröffnungen angelegten Teil des B. befanden sich das Verlies oder Gefang- nis, in welches die Gefangenen mittels Reutenebel oder Körbe hinuntergelassen wurden, und Vor- raträume, während die obern Stockwerke notdri- tig zum Bewohnen mit Hallen und kleinen Gemä- chern aus Balkenwänden hergerichtet waren. Die Plattform ruhte meistens auf einem Gemölde und war zur Sicherung gegen brennende Geschosse mit ei- nigen Platten oder Estrich überzogen.

Im 11. Jahrh. war der Bau am ein- fachen und fast ganz roh gebaut, rund oder vier- eckig, aber drei Stockwerke hoch, möglichst sta- bil. In der Mitte der Burg, fern Zugang im Rund- wölbe, die Stockwerke durch Leitern oder ie Fensteröffnungen nach außen sehr eng nach innen so breit, daß ein Mann hineintreten konnte, ohne alle Rücksicht auf Bequemlichkeit in Innern. So blieb er wesentlich auch im 12. Jahrh., nur daß in der Mauerbude aufgesetzte Treppen, Abtritte, Rampe, einzelne Gemölde hinzukamen. Im 13. und 14. Jahrh. wurde der B. meistens mit der Ringmauer verbunden, trat auch oft etwas von derselben heraus, war meistens viereckig, mit Ornament an den Fensteröffnungen, Friedbögen unter der Bekrönung, häufiger angelegten Treppen, stets aber noch gegen die Angriffsseite über Eck gestellt. Im 15. Jahrh. herrscht die Rücksicht auf Bequem- lichkeit und Wohllichkeit vor. Der B. wird nun der Angriffsseite abgewendet, im längeren Piereß mit dünnern Mauern gebaut, mit zahlreichen, wohl- gegliederten Fenstern versehen, mit vierfachen Thür- men und Erkern geschmückt, sein Eingang ist jetzt zur ebenen Erde und wird durch Bedachnen, Gie- löcher, Fallgitter u. a. geschützt. Anfang des 16. Jahrh. wird der B. immer seltener und hört nicht mit der got. Bauweise als selbständiger Teil der Burg ganz auf. Vgl. Bes., *«Über Burgenbau in Deutschland»* (in Kammers *«Histor. Taschenbuch»* für 1837), H. Schulz, *«Über Bau und Einrichtung der Hofburgen des 12. und 13. Jahrh.»* (Berl. 1862), Krieg von Hoffelden, *«Geschichte der Mil- itärarchitektur in Deutschland»* (Stuttg. 1860). Ausführliche Beschreibungen engl. Burgen enthält Brittons *«Archaeologia Antiquities»* (Wb. 4).

die Firma Gruson in Budau bei Magdeburg übergegangen ist. Das Johann-Georgen-Bad wurde 1722 von Lillmann auf das stark mineralisierte Wasser des Johann-Georgen-Stollens begründet. Außerdem benutzte man den gleichzeitig entdeckten Friedrichs-Sauerbrunnen, den 1803 gefundenen Schwefel- und den 1818 entdeckten Augustusbrunnen. Am stärksten ist der Schwefelbrunnen, der sowohl zum Trinken als zum Baden, besonders gegen Gicht und Rheumtöbel gebraucht wird. Zu den schönsten Partien der romantischen Umgebung gehören der schattige Poetengang, einst Gellerts und Rabeners Lieblingsweg, die Aussicht auf die Elbe von dem bewaldeten Großhorne, die Badhöfen, die gersdorfer Bräudenfelsen und die Ruine. — Am 21. Aug. 1818 lieferten die Alliierten unter Wittgenstein den Franzosen unter Marschall Saint-Eyr bei B. ein Gefecht, welches dem böhm. Hauptheer die Übergänge über das Erzgebirge öffnete.

Berggreen (Andreas Peter), dän. Musiker und Komponist, geb. zu Kopenhagen 2. März 1801, wurde 1838 Organist an der dortigen Trinitatis-Kirche, 1843 Chordirektor, 1864 Redacteur der Musikzeitung »Heimdal«. Im J. 1832 kam seine komische Oper »Porträtet og Bysten« zur Aufführung; 1876 gab er eine Biographie Weges heraus. Das größte Verdienst erwarb er sich jedoch als Sammler und Herausgeber von Volksliedern: »Follesøiser, Føllesøise og Melodier« (2. Aufl. 1864). B. starb 8. Nov. 1880 zu Kopenhagen.

Berggrün, ursprünglich feingemahlener und geschlemmter Malachit, wird jetzt meist künstlich ebenso dargestellt wie Bergblau (s. d.), wobei man durch Anpassung des Mischungsverhältnisses der Materialien es in der Gewalt hat, blaue oder grüne Farbtöne zu erzeugen. (S. auch Bremergrün.)

Berggrün, s. Kuersberger Grün.

Berg (Pieter Theodor Heloetius van den), niederl. Dichter, geb. 13. Febr. 1795 zu Zwolle, gest. 11. Okt. 1873 im Haag, verfasste eins der besten niederl. Lustspiele der neuern Zeit, das unter dem Titel »De Neven« (Haag 1837; 3. Aufl., Schoonhoven 1850) großen Beifall errang. Seine folgenden Lustspiele: »Hieronimus Jamaar« (Haag 1839) und »De Nichten« (Harlem 1843) stehen hinter dem ersten bedeutend zurück. Auch veröffentlichte B. eine Sammlung »Proza en Poëzy« (Harlem 1858; 3. Aufl., Deventer 1863).

Berg (Johan Edvard), schwed. Landschaftsmaler, geb. zu Stockholm 29. März 1828, bildete sich in Karlsruhe unter Gude und in Genf unter Calames Zeitung zum Maler aus, wurde 1861 außerord. und 1867 ord. Professor an der königl. Akademie der freien Künste zu Stockholm. Er starb zu Stockholm 28. Sept. 1880. B. schuf in Schweden eine neue Schule der Landschaftsmalerei. Größere Naturwahrheit, korrekte Zeichnung, ein volles Kolorit und die Mätlehr zu inländischen Motiven sind die Vorzüge der B.'schen Malerei. Sein Produktivität war bedeutend und viele seiner Darstellungen wilder nordischer Naturszenen fanden ihren Weg nach den Galerien des Auslandes (besonders nach England, Holland und Frankreich).

Berghaus (Heint.), Geograph, geb. 3. Mai 1797 zu Kleve, besuchte das Gymnasium Paulinum zu Münster und war schon seit 1811 als Kondulteur beim Korps für den Bräuden- und Straßenbau im damaligen Lippe-Departement des franz. Kaiserreichs angestellt. Nach der Schlacht bei Leipzig

trat er in den Dienst der Verbündeten und gelangte 1815 mit dem Korps des Generals Lauenzen bis in die Bretagne. Sodann beschäftigten ihn teils kartographische Arbeiten in Weimar, teils Wanderungen, Aufnahmen und Höhenmessungen in Thüringen und Franken. Im J. 1816 erhielt er als Ingenieur-Geograph eine Anstellung im Kriegsministerium zu Berlin und war bei der großen Triangulation des preuß. Staats beschäftigt. Seit 1821 Lehrer an der Bauakademie, übernahm er 1824 die Professur der angewandten Mathematik an derselben, erhielt aber 1836 die Erlaubnis, seinen Wohnsitz in Potsdam zu nehmen. Nachdem er 1855 seine Professur niedergelegt hatte, siedelte er 1862 wieder nach Berlin über. B.' Produktivität sowohl im kartographischen wie im literarischen Gebiete ist außerordentlich. Hervorzuheben sind der von geogr. Mémoires begleitete »Atlas von Asien« (Gotha 1833—43) und der »Physik. Atlas« (22 Lieferungen, Gotha 1837—52), ein großartiges Kartenwerk, von welchem zu Edinburgh von Johnston eine engl. Ausgabe besorgt war. Hieran schließt sich die »Sammlung hydrographisch-physik. Karten der preuß. Seefahrer« (Berl. 1840—43), ein Ereignis der 1838 von B. in Potsdam begründeten, aber infolge der Ereignisse von 1848 wieder eingegangenen Geographischen Kunstschule. Außerdem hat sich B. noch bei andern Atlanten, z. B. dem Stielerischen und Söhrigen, beteiligt. Als Schriftsteller war er ein fleißiger Mitarbeiter an Vertuchs »Geogr. Ephemeriden« und andern Zeitschriften. Selbständig gab er 1825—29 die geogr. Zeitschrift »Hertha« heraus, die in den »Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde« (Bd. 1—24, Berl. 1830—41; Bd. 25—28, Bresl. 1842—43) ihre Fortsetzung erhielt. Anonym erschien »Kritischer Wegweiser im Gebiete der Landartenkunde« (7 Bde., Berl. 1828—35). Außerdem gab er an periodischen Schriften noch den »Almanach den Freunden der Erdkunde gewidmet« (Bd. 1—3, Stuttg. 1837—39; Bd. 4—5, Gotha 1840—41) heraus und ließ seit 1849 unter dem Titel »Geogr. Jahrbuch« vier Ergänzungshefte zu seinem physik. Atlas erscheinen. Von den übrigen Werken, meist für ein größeres Publikum bestimmt, sind noch zu erwähnen: »Allgemeine Länder- und Völkerkunde« (6 Bde., Stuttg. 1837—41), »Grundriß der Geographie« (Bresl. 1842; holländ. im Auszuge von Buddingh, 2 Bde., Harlem 1846—47), »Die Völker des Erdballs« (2 Bde., Bräsl. u. Lpz. 1845—47; 2. Aufl. 1861—62), »Landbuch der Mark Brandenburg und des Markgrafthums Niederlausitz« (3 Bde., Brandenburg. 1854—57), »Was man von der Erde weiß« (4 Bde., Berl. 1857—61), »Deutschland vor hundert Jahren« (4 Bde., Lpz. 1858—61), »Briefwechsel Alexander von Humboldts mit Heinrich B.« (3 Bde., Lpz. 1863), »Landbuch des Herzogthums Pommern und des Fürstenthums Rügen« (9 Bde., Anklam 1862—77), »Port, seine Geburtsstätte und seine Heimat« (Anklam 1863), »Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der Plattdeutschen Sprache« (Brandenb. 1878). — Sein Vater, Johann Isaael B., gest. 1832 als Hofrat und Konsulent der Regierungskassen-Rasse zu Münster, verfasste unter andern eine »Geschichte der Schifffahrtskunde der vornehmsten Völker des Alterthums« (8 Bde., Lpz. 1792).

August B., Sohn von Heinrich B., geb. 10. Aug. 1829, sowie ein Neffe, Hermann B., geb.

16. Nov. 1828, haben sich ebenfalls durch geogr. Arbeiten bekannt gemacht. Der erstere bereiste Amerika, der letztere ist als Kartograph thätig und lieferte, außer vielen Blättern für die Stieler'schen und Sydow'schen Atlanten, die »Karte des Osthaler Gletschergebietes« (Gotha 1861), eine »Allgemeine Weltkarte in Mercator's Projektion« (4 Blatt, Gotha 1859), die verbreitete »Chart of the world« (8 Blatt, Gotha 1863), »Physik. Wandkarte der Erde« (8 Blatt, Gotha 1874), »Physik. Wandkarte von Europa« (9 Blatt, Gotha 1875), »Physik. Wandkarte von Afrika« (6 Blatt, Gotha 1881), Schulatlanten in mehreren Sprachen und eine Reihe von Wand- und Handkarten für ungar. Schulen.

Bergheim, Flecken und Kreishauptort im preuss. Regierungsbezirk Köln, an der Grft, mit 1200 Q. — Der Kreis Bergheim zählt auf 363 qkm (1890) 40 963 Q.

Bergheim, Stadt im Elsass, Bezirk Ober-Elsass, Kreis Hapschtweiler, 3 km nördlich von Hapschtweiler, an einem linken Zuflusse der Ill, in reicher Weingegend am Fuße der Vogesen, zählt 2737 meist katholische Q., welche starken Wein- und Hopfenbau sowie Weberei treiben. Der bereits im 7. Jahrh. erwähnte Ort erhielt 1312 Stadtrecht, war zeitweise freie Reichsstadt und wurde 1632 von den Schweden erobert.

Bergheim oder **Verchem** (Nilolaas), niederländ. Maler, geb. 1624 zu Harlem, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, Peter von Harlem, einem mittelmäßigen Maler, dann setzte er unter van Goyen, Weenix dem Ältern und andern Meistern seine Studien fort. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit. Seine Landschaften und Tierstücke sind eine Zierde der ersten Galerien, und ihr Reiz besteht in einer leichten und heitern Komposition, einem warmen Kolorit und originellen Gruppen. Obgleich er seine Werkstatt fast nie verließ, so hatte er doch bei einem langem Aufenthalt auf dem Schlosse Bentheim die Natur genau beobachtet. Seltener sind seine der Kabinettmalerei angehörigen Bilder, worunter das in der dresdener Galerie befindliche Gemälde Der Mohr und die Batricierstöchter, die erste Stelle einnimmt. Auch hat man von ihm eine Folge von 36 geschnittenen Blättern. B. starb zu Harlem 18. Febr. 1683.

Bergheist, s. Bergregal.

Bergholz, Mineral, s. unter Kalkstein und unter Bergkalk.

Bergk (Theob.), namhafter Philolog, geb. 22. Mai 1812 zu Leipzig, der Sohn des als Übersetzer und populär philol. Schriftsteller bekannten Johann Adam B. (geb. 1773 zu Hagnichen bei Zeitz, gest. 27. Okt. 1834 zu Leipzig), besuchte die Thomasschule zu Leipzig, studierte daselbst Philologie, und wurde 1836 Lehrer der lat. Schule des Waisenhauses zu Halle. Im J. 1838 erhielt er eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Neustrelitz, noch in demselben Jahre eine solche am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin, 1840 am Gymnasium zu Kassel. Im Herbst 1842 wurde er zum ord. Professor der Philologie an die Universität Marburg berufen. Von der Universität 1847 auf den Landtag gewählt, trat B. den Bestrebungen des Ministeriums Scheffer mit Freimuth entgegen. Nach der Märzrevolution war er während des J. 1848 teils in Frankfurt als einer der 17 Vertrauensmänner, teils auf dem kurhess. Landtage in gemäßigter-liberalem Geiste thätig. Anfang 1849 lehrte er

wieder zu seiner akademischen Thätigkeit zurück, übernahm 1852 eine Professur zu Freiburg im Breisgau und ging 1857 in gleicher Eigenschaft nach Halle. Im J. 1869 legte er aus Gesundheitsrücksichten die Professur in Halle nieder und begab sich nach Bonn, wo er litterarisch und als akademischer Dozent thätig war. Er starb 20. Juli 1891 zu Nagay. Besondere Verdienste hat sich B. um die Kritik und Erklärung der griech. Dichter erworben. Seinen Ruf begründete er mit einer Ausgabe des Aeschylus (Lpz. 1834), den »Commentationes de reliquis comoediis atticis antiquae« (Lpz. 1838) und der Sammlung der Bruchstücke des Aristophanes (Berl. 1840). Dessen Arbeit folgte die Ausgabe der »Poetae lyrici Graeci« (Lpz. 1843; 3. Aufl. 1866, nebst der »Anthologia lyrica«, 1853; 2. Aufl. 1868), welche einen wichtigen Fortschritt in der Kritik der griech. Lyriker bezeichnete; ferner eine Untersuchung über des Aristoteles »Libellus de Xenophane, Zonone et Gorgio« (Karb. 1843), »Beiträge zur griech. Monatsrechnung« (Lpz. 1845), die Ausgaben des Aristoteles, Lpz. 1852; 2. Aufl. 1857) und des Lpz. 1857), »Beiträge zur lat. Grammatik« (Halle 1870), »Griech. Literaturgeschichte« (Berl. 1872); »Inscriptiones rom. Scholae« (Lpz. 1876). Von 1843—53 gab er die »Zeitschrift für Altertumskunde« heraus.

! oder Kohlenkalk nennt man die in der Steinkohlenperiode zur Abtragung gelangten Kalksteine, welche ihren marinen Ursprung durch oft außerordentlich zahlreich vorhandene Meeresfauna verraten. Seine Hauptverteilung hat der Kalk in Belgien, Irland, Wales, Schottland und Nordamerika.

Bergknappschaffen, s. Knappschaffen.

Bergkork, Bergleder, Bergpapier nennt man die verworren-faserigen Varietäten des Kork (s. d.) von silbigem Gefüge. Derselbe ist biegsam, matt, weiß, ins Gelbliche und Braune fallend und so leicht, daß er auf dem Wasser schwimmt. Er besteht aus Kieselsäure, Talkerde, Thonerde, Kalk und etwas Eisenorydul und findet sich ziemlich häufig in den Alpen, Sachsen, Schweden, Norwegen u. s. w. Ist die Faser sehr fein und regelmäßig, so heißt das Mineral Bergkalk, ist es durch Talk verunreinigt, Bergkalkstein, enthält es krummblättrige Stellen wie Hornstein, Bergkalk.

Bergkrankheit ist eine bei Besteigung hoher Gebirge und bei Luftschiffahrten in einer Höhe zwischen 2—4000 m über der Meeresfläche beobachtete und in Südamerika mit dem Namen Mal de Punta bezeichnete Krankheit, die zuerst von de Costa im 15. Jahrh. beschrieben wurde. Im Symptome bestehen vorzugsweise in Ubel, Nausea gegen Speisen, Abgespanntheit, starkem Puls, Erbrechen, Herz klopfen, Brustbeklemmung, Ersticken, Schwindel, Kopfschmerz und unbezwingbarer Schlafneigung, w. Haut- und Augenentzündungen sowie aus Mund, Nase und Lungen geflossen. Schiffen treten diese Erscheinungen erst Höhe als bei Bergbesteigungen ein, da Hauptmoment, die Körperanstrengung Ursache dieser Erkrankung scheint in der verdünnten Luft auf den Blutkreislauf, insbesondere darin zu liegen, daß bei der Anwesenheit

ſehr dünner Luſt der beim Aufenthalt in ſolcher Luſt ſchon hohe negative Druck auf das Herz noch geſteigert wird, wobei ſich der Blutzufluß vom Herzen in die großen Blutgefäße vermindert, der große Blutkreislauf ſich von Blut entlaſtet, der kleine Kreislauf aber über die Norm mit Blut überfüllt wird. Für einen Teil der Erſcheinungen mag der Grund, außer im verminderten Luſtdruck, in manchen andern Einwirkungen, z. B. in der Kälte, dem Grade der Trodenheit der Luſt, der heftigern Körperbewegung, ferner im Sauerſtoffmangel der Luſt und dem grellen Sonnenlicht beſtehen. Die Indianer in Braſilien ſuchen ſich bei Erſcheinung hoher Berge durch Kauen der Coca, durch Niesen und Eſſen von Knoblauch vor der B. zu ſchützen. Bei Eintritt der Krankheit wendet man Belegungs- und Niesmittel, Einſchöpfen von Franzbranntwein, von Cremortartari und kalter Limonade an, bei kräftigen Perſonen Blutentleerungen. Zur Vorlehrung nehmen Luſtküſſer Apparate, ſog. Aſpirateurs mit, die mit Sauerſtoff gefüllt ſind; auch benutzt man dabei transportable pneumatiſche Apparate zur Einatmung verdichteter Luſt, wie Waldenburg, Hauke u. a. angegeben haben. Vgl. Meyer: *Ährens*, „Die B.“ (Lpz. 1854); Waldenburg, „Die pneumatiſche Behandlung der Respirations- und Circulationskrankheiten“ (Berl. 1875, 2. Aufl. 1880).

Bergkryſtall heißt die reinſte Modifikation der Kieſelfäure oder des Quarzes. Er findet ſich urſprünglich immer kryſtalliſiert, oft in außerordentlich großen Kryſtallen, die meiſt ſechsſeitige Säulen bilden, welche durch eine ſechsſeitige Pyramide (häufig in Verbindung mit andern kleinern Flächen) zugespitzt ſind, kommt aber auch in runden Kieſeln, ſog. Geſchieben und Geröllen in Flußbetten, im aufgeschwemmten Lande u. ſ. w. vor. Im reinſten Zuſtande iſt er vollkommen wasserhell; iſt er rauchgrau oder nellenbraun, eine Farbe, welche ihm durch die Gegenwart geringer Mengen von flüchtigen Kohlenwaſſerſtoff-Verbindungen zuteil wird, ſo heißt er *Раухтопаз*, auch *Раухquarz*, den ſchon gelben nennt man *Citrin* und den ſchwarzen *Morion*. Der B. iſt durchſichtig, zeigt doppelte Strahlenbrechung, einen durchſichtigen Bruch und ein ſpezifisches Gewicht = 2,65. Bezüglich ſeiner Härte erreicht er die der Edelſteine nicht, iſt aber härter als die meiſten andern Mineralien. Sehr häufig enthält er fremdartige Subſtanzen, wie Chlorit, Strahlſtein, Turmalin, Epidot, Amiant, Autil, Eiſenglanz u. ſ. w., in haarförmigen Kryſtallen eingekloſſen und führt dann den Namen *Haar-* oder *Nadelſtein*. Hiſweilen findet man auch kleine Einklüſſe einer Flüſſigkeit in dem B., welche in den meiſten Fällen aus Waſſer, hiſweilen aber auch aus der ſehr merkwürdigen flüſſigen Kohlenſäure beſtehen. Die Fundorte des B. ſind außerordentlich häufig. Schöne und große Kryſtalle kommen namentlich in Drufenräumen oder Höhlen (Kryſtallkammern) der Hochgebirge vor, in den Alpen, der Dauphiné, den Karpaten, namentlich aber auf der Inſel Madagaſkar und auf Ceylon. Die ſog. Marmaroſcher, Zabeltiſcher, Muſſchenener Diamanten ſind ebenfalls weiter nichts als B. Man verwendet den B. zu Ring- und Nadelſteinen, Ohrgehängen, Peſchäften, Stodknöpfen, Doſen, Gemmen und andern Bijouteriegegenſtänden. Nachdem man ihm die erforderliche Form im Köhnen erteilt, wird er auf einer kuſpernen oder bleiernen Scheibe mit Schmirgel und Waſſer geſchliffen und

auf einer zinnernen mit Tripel, Finnaſche, Bolus u. ſ. w. poliert. Gewöhnlich gibt man ihm die Form der Brillanten, Roſetten oder Tafelſteine, nur die Haarſteine ſchneidet man halbkugelig. Geſaht werden die B. à jour, oder man ſetzt ſie in einen ſchwarzen Kaſten. Der Wert dieſes Minerals hat ſeit der maſſenhaften Einführung aus Madagaſkar beſtandig abgenommen. Für kleinere Stüde bezahlt man kaum mehr als den Schleiferlohn und nur die großen und reinen Stüde, ſowie die Haar- und Nadelſteine haben noch einen ziemlich hohen Preis. Neuerdings fertigt man auch aus B. Gewichtſäſe für chem. Wagen.

Bergleber, Mineral, ſ. Bergkryſtall.

Bergmann (Lorbern Dloſ), Naturforſcher und Chemiker, geb. 20. März 1735 zu Katharinberg in der ſchwed. Provinz Weſtgotland, erregte als Linneſ Schüler in Uppsala ſeit 1752 beſſen Aufmerkſamkeit und wurde 1758 Profeſſor der Phyſik daſelbſt. Um die Profeſſur der Chemie und Mineralogie zu erlangen, ſchrieb er 1767 die Abhandlung über die Fabrication des Alauns, die noch jezt für ein Hauptwerk gilt. Er entdeckte in den mineraliſchen Wäſſern das Schwefelwaſſerſtoffgas und bereitete dieſelben künstlich. Eine Menge Mineralien unterſuchte er chemiſch mit einer ungewöhnlichen Genauigkeit. Dieſelben klaſſifizierte er in den Hauptabteilungen nach ihrer chem. Natur und in den Unterabteilungen nach der Verſchiedenheit ihrer äußern Form. Hierauf hatte ihn beſonders die ſchon vor ihm gemachte Entdeckung über die geometr. Verhältniſſe geführt, welche unter den verſchiedenen Kryſtalliſationen deſſelben Stoffes ſtattfinden, ſich von einer Grundform herleiten laſſen und durch Anſehen ähnlicher Teilchen nach beſtimmten und leicht zu berechnenden Geſetzen geſchehen. Seine Theorie der chem. Verwandtſchaften hat bis auf die neuſte Zeit ihr Anſehen behauptet und durch Berthollets allgemeinere Begründung derſelben zwar nähere Beſtimmungen, aber keinen Umſturz erlitten. Friedrich d. Gr. ſuchte ihn 1776 durch große Anerbietungen nach Berlin zu ziehen, doch blieb B. in Schweden. B. ſtarb 8. Juli 1781 im Bade zu Medewi am Wetterſee. Seine in den Abhandlungen der Akademien zu Stockholm und Uppsala 1756—83 zerſtreuten Aufſätze erſchienen in den „Opuscula physica, chemica et mineralia“ (6 Bde., Uppsala 1779—94; deutſch von Labor, 6 Bde., Frankf. 1782—99) geſammelt.

Bergmann (Bergknappe, Bergleute, Bergarbeiter, Bergvölk) nennt man die beim Bergbau Beſchäftigten, inbeſondere dem Arbeiterſtande angehörigen Perſonen. Der B. hat einen eigenen bedeutungsvollen und verheißenen Gruß „Glück auf“, wie er überhaupt eine beſondere Bergmannsſprache führt für alles, was ſeinen Lebensberuf betrifft. Dieſe Bergmannsſprache zeichnet ſich durch Klarheit und einen gewiſſen Silbenfall aus und iſt mit Verſchmähung aller Fremdwörter durchaus deutſch. Zur Bergarbeit ſelbſt eignen ſich nur geſunde und kräftige Leute männlichen Geſchlechts, da Frauen nur ganz untergeordnete Beſchäftigung finden können. Der Beruf des B. iſt wegen der vielfachen Gefahren, denen er ausgeſetzt iſt, und bei der ſchweren und mühevollen Arbeit kein leichter. Der angehende B. wird, nachdem er die Schule verlaſſen, von der Grubenverwaltung als Klaube- oder Scheidejunge angenommen und wenn er körperlich kräftig genug geworden iſt, zur eigentlichen

Vergarbeit eingestellt. Er fährt alsdann als Lehrhauer zur Gesteinarbeit oder wird als Fördermann bei der Grubensförderung verwendet, während er nach Ablegung eines Probegebirges in die Kategorie der Doppelhauer, welche den höchsten Lohnsatz genießen, übertritt. Die Vergarbeiter einer Grube heißen in ihrer Totalität die Belegschaft derselben und bilden entweder als solche oder im Vereine mit mehreren Gruben zusammen die Knappschaft. Dieselbe hat unter eigener Verwaltung eine Kasse, in welche sowohl der Arbeiter nach einem normierten Prozentsatz des Lohnverdienstes fließt, als auch der Grubeneigentümer einen entsprechenden Beitrag leistet, und welche die Arbeiter in Krankheits- oder Verunglückungsfällen, als auch bei eingetretener Invalidität nach bestimmten Grundsätzen

Die Vergleute werden mehrfach verborbene Stübe des Sonnenlichts, der Temperaturen beim Einberührung mit dem oft Kohlenstaube u. s. w. d. trüchtigen, sodas sie halt werden. Die Bezeichnung Vergleute nach den Verführen, ist eine verschiedene; so hat man Kunstknächte, Arbeiter bei den Pumpwerken zur Bewältigung der Grubenwasser, Grubenzimmerlinge und Bergmänner beim Ausbauen und Instandhaltung der Grubenträume, Anschläger und Stürzer bei der Ausförderung der gewonnenen Massen, erstere beim Fällen, letztere beim Entleeren der Fördergefäße, Haspelknächte bei Bedienung der Berghaspel, Häuer und Doppelhauer bei der eigentlichen Gesteins-, Erz- und Kohलगewinnungsarbeit, sowie endlich Bergschmiede beim Schärpen und Abschmieden des gesamten Geräths u. s. w. und Werkzeugarbeiter bei Ausfuhrung der Maschinenanlagen, überhaupt als Hauptarbeiter beim Maschinenpersonal.

Aus der Kategorie der Arbeiter rekrutiert sich gewöhnlich das Aufsichtspersonal, zu welchem die Wängsteiger, die Untersteiger, Kunst- und Maschinenteiler und die Obersteiger zu rechnen sind. Nach dem Betriebsbeamten als Leiter einer Grube ist der Obersteiger der nächste Grubenunterbeamte; bei diesem wird Bergschulbildung vorausgesetzt. Unter seiner speziellen Beaufsichtigung stehen alle Gruben- und Tagearbeiter; in der Regel geschieht auch die Feststellung der Bedinge und die Auslohnung der Arbeiter durch ihn.

Als eine Eigentümlichkeit der Vergleute ist ferner deren Anzug zu bezeichnen. Die eigentümlichen Stücke der Kleidung sind der Vergittel, eine leichte Bluse von schwarzer oder grauer Leinwand, mit weiten, um das Handgelenk aber geschlossenen Ärmeln, zwei Brusttaschen und fliegendem Kragen, ferner das Berg- oder Arschleder, ein durch einen Gürtel um den Leib zum Schutze des Hintern gegen Nässe gebundenes Leder, dann der Schachtelhut von starkem, grauem, grünem oder schwarzem Filz zum Schutze des Kopfes gegen Nässe, Stoß und beräuhrodelndes Gestein, ferner gehört zur Ausrüstung des Auszugs noch das Fächer- oder Lichtschloß, eine einfache Ledertasche mit ein, beziehungsweise zwei Messern.

Bergmann (Friedr. Wilh.), vielseitiger Philolog, geb. zu Strassburg 9. Febr. 1812, besuchte das dortige Gymnasium und studierte daselbst prot.

Theologie und semit. Sprachen. Nachdem er mit der Dissertation „De religione Arabum ante-Islamica“ (Strassb. 1834) als bachelier en théologie promoviert, setzte er seine philolog. Studien in Göttingen, Berlin und Paris fort, erwarb 1835 mit den Abhandlungen „De linguarum origine et quo natura“ und „Théorie de la quantité prosodique“ in der strassburger philos. Fakultät den Doktorgrad — — — hierauf zum Professor der Landisch — — — daselbst ernannt. Seit 1837 ist B. o an der Universität Strassburg. Von sei n sind allgemein geschätzte schaftliche „L'unité de l'empire linguistique“, „De l'unité et la composition grammaticale et syntaxique des langues différentes familles de langues“ (beide Strassb. 1864), „Caricatures linguistiques“ (Colmar 1865), „Sprachliche Studien“ (Strassb. 1872), „Revue d'études d'ontologie générale et de linguistique générale“ (3. Aufl., Strassb. 1875), „Cours de linguistique“ (Strassb. 1876), „Essai sur l'origine de la langue naturelle“ (Strassb. 1879). Der altind. Philologie gehören an: „De Poëmes islandais“ (Strassb. 1838), „Les chants de Sol“ („Sölarlið“, Strassb. 1858), „La facination de Gull“ („Gylfaginning“, 2. Aufl., Strassb. 1871), „Sämtliche Odbagedichte, kritisch hergestellt, übersezt und erklärt“ (Ep. 1872–79). Dante betreffend: „Dante et ses comédies“ (Strassb. 1863), „La vision de Dante au paradis terrestre“ (Colmar 1864), „Les profondes maîtres de Dante“ (Strassb. 1869), und namentlich „Dante, sa vie et son œuvre“ (2. Aufl., Strassb. 1881) u. a. Von seinen sonstigen Werken sind hervorzuheben: „De l'origine et de la signification des romans du Saint-Grail“ (1840), „Les Scythes“ (Colmar 1858), „Les Gètes“ (Strassb. 1859), „Les Amazones dans l'histoire et dans la fable“ (Colmar 1852), „Les peuples primitifs de la race de Jafet“ (Colmar 1855), „La grammaire (préambule) dans les différentes littératures“ (Strassb. 1868), „Strassburger Volksgeschichte“ (Strassb. 1873) u. s. w.

Bergmann (Gust. Adolf), der Hauptvertreter der elsaß. Autonomistenpartei, geb. 6. Mai 1816 in Strassburg, wurde nach einer längeren Thätigkeit in dem Geschäfte eines Schiffredereis zu Rouen 1841 Kompanion eines Orléaners und Kolonialwaren-Großgeschäfts in seiner Vaterstadt. Am 2. Febr. 1848 infolge der Februarrevolution von 1848 angestrichen Kreditstodung zu steuern, gründete er ein Comptoir national, dessen Grundkapital (1, Mill. Fr.) er selbst mit seinen Freunden zusammenbrachte. Als Delegierter des Finanzministeriums wurde er ferner mit der Organisation eines Majors general betraut, welches dem Kreditbedürfnis des Handels entgegenkam und bis 1852 von B. unentgeltlich geleitet wurde. Im J. 1850 beteiligte er sich an der Gründung der noch bestehenden ersten Bank Autonomisten in Strassburg, in deren Aufsichtsrat er seit 20 Jahren den Vorsitz führt. Dem elsaß. Handel und Gewerbe leistete er durch Gründungen und Unterstützung zahlreicher gemeinnütziger Institutionen die wertvollsten Dienste. Das Jahr 1877 wählte ihn als Vertreter der autonomistischen Partei in den Deutschen Reichstag, wo er mit dem Barnbuler zur Verteidigung eines gemäßigten Schuttsystems eine freie wirtschaftliche Kommission gründete, die anfangs nur 16 Mitglieder zählte, bald aber zahlreiche Nachfolge fand. Auch die

Schöpfung des Volkswirtschaftsrats verbannt seiner Anregung ihren Ursprung. Bei den Wahlen 1878 unterlag er der Protestpartei, wurde jedoch nach Einsetzung der Staatshalterschaft in den Staatsrat der Reichslande berufen. V. veröffentlichte: «Qu'est-ce que le chemin de fer?» (1860), «L'état directeur des chemins de fer français» (1861), «Zur Enquête über ein einheitliches Tariffsystem auf den deutschen Bahnen» (Berl. 1876), «Die zukünftigen Zollverträge auf der Grundlage autonomer Tarife der industriellen Länder des europ. Kontinents» (Straßb. 1879).

Bergmann (Julius), Philosoph, geb. 1. April 1840 zu Ophersbille in Westfalen, besuchte das Gymnasium zu Duisburg, studierte in Göttingen und Berlin Mathematik und Philosophie, wurde 1872 als ord. Professor der Philosophie nach Königsberg und 1875 nach Marburg berufen. Außer zahlreichen Abhandlungen in den von ihm 1868 begründeten und bis 1872 redigierten «Philos. Monatsheften» sind folgende Schriften von ihm hervorzuhellen: «Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins» (Berl. 1870), «Zur Beurteilung des Kriticismus» (Berl. 1876), «Keine Logik» (Berl. 1879), «Sein und Erkennen» (Berl. 1880). Er ist gegenwärtig der bedeutendste Vertreter einer ausgesprochen idealistischen, der Lehre Fichtes nachstehenden Erkenntnistheorie und Metaphysik.

Bergmehl nennt man eine feine und weiße Erde, welche lediglich aus den Kieselpanzern von abgestorbenen Diatomeen (sog. Infusorien) besteht, also hierin mit dem Tripel und der Kieselguhr übereinstimmt. Im hohen Norden Schwedens hat man sie wohl in Hungerzeiten, mit Brotmehl vermischt, genossen, obwohl dieselbe, in ihrer chem. Zusammensetzung einem feingepulverten Kieselstein gleichend, keinen Nahrungstoff in sich enthält.

Bergmilch oder **Montmilch** (irrtümlich auch **Rondmilch** geschrieben), ein freibähnliches, hart anzufühlendes Mineral, welches aus feinen, locker verbundenen Kalkteilchen besteht; es findet sich namentlich in Höhlen und Klüften der Kalksteingebirge (z. B. am Pilatus in der Schweiz), und erscheint entweder als besonderer Niederschlag aus Kalkcarbonat führenden Gewässern oder als Zerlegungsprodukt anderer kalkhaltiger Mineralien.

Bergmispel, Pflanzenart, s. u. *Cotoneaster*.

Bergöl, s. Petroleum.

Bergordnung, s. Bergrecht.

Bergpapier, Mineral, s. Bergkork.

Bergpartei, oder nur **Berg** (Montagne), hieß in der ersten französischen Revolution im Nationalkonvent (s. d.) die Gruppe der radikalsten Revolutionsmänner, weil dieselbe auf den höher gelegenen Bänken des Versammlungssaals ihre Sitze genommen hatte. Zu den Mitgliedern des Bergs (Montagnards) gehörten vornehmlich Danton, Marat, Robespierre, Saint-Just, Collot d'Herbois und andere Anhänger des Terrorismus. Dem Berg entgegen stand die Partei der Ebene (Plaine) oder der Girondisten (s. d.), welche die ebengelegenen Sitzplätze im Fond des Saals innehatten. Nach dem Untergange der Gironde nannte man die Ebene auch den Sumpf (Marais), weil dieser weite Raum, im Gegensatz zum Berge, alle die Persönlichkeiten und Parteitrümmer enthielt, die nicht selbständig stimmten, sondern unter der Herrschaft des Bergs und seiner Häupter handelten. Nach dem Sturze der Schreckensmänner verloren die Reste der B. Ansehen und Be-

deutung. Vgl. Claretie, «Les derniers Montagnards» (Par. 1874).

Bergpredigt heißt die vom Evangelium des Matthäus Kap. 5—7 mitgeteilte Rede Jesu, weil dieselbe nach Matth. 5, 1 auf einem Berge gehalten wurde. Nach derselben Angabe ist sie vor einer großen Menge Volks gehalten, womit indessen ihr Inhalt, welcher zum größten Teil nur an die Jünger gerichtet gewesen sein kann, im Widerspruch steht. Matthäus teilt sie als erste Probe der öffentlichen Lehrthätigkeit Jesu mit, gewissermaßen als die feierliche Inauguration seiner Predigt vom Himmelreich, und dem entspricht auch im allgemeinen der Gedankenkreis, in welchem sich namentlich der Anfang und der Schluß der Rede bewegen. In der Gestalt, wie sie bei Matthäus überliefert ist, bildet sie allerdings, einige Zusätze abgerechnet, ein in der Hauptsache zusammenhängendes Ganzes. Nachdem in den acht Seligsprechungen die rechte, zum Eintritt ins Himmelreich erforderliche Gesinnung einerseits als das tiefste Gefühl der Hilfsbedürftigkeit und der Empfänglichkeit für das göttliche Heil, andererseits als «Gerechtigkeit» im alttestamentlichen Sinne, d. h. als Barmherzigkeit, Reinheit von Frevel, Friedensliebe und Vereitwilligkeit, um der Gerechtigkeit willen Verfolgungen zu leiden, geschildert worden ist (Kap. 5, 1—12), geht die Rede über zur Darstellung des Verhältnisses Jesu zum mosaischen Geseze und der von demselben geforderten Gerechtigkeit und führt den Gedanken aus, daß Jesus, statt das Gesez aufzuheben, vielmehr zu seiner wahren Erfüllung gekommen sei, im Gegensatz zu der nur scheinbaren Gesezsgerechtigkeit der Pharisäer (B. 17—20). Daher wird zunächst an einer Reihe einzelner Beispiele der Gebante durchgeführt, daß die rechte Gesezeserfüllung nicht die sei, welche das Gesez als äußere Rechtsnorm handhabt und auf den Buchstaben seiner Bestimmungen beschränkt, sondern die, welche die bösen Regungen meidet, aus welchen die vom Geseze verbotenen Handlungen hervorgehen (B. 21—48). Sodann wird abermals an einer Reihe von Beispielen gezeigt, daß im Gegensatz zur pharisäischen Heuchelei, welcher es vor allem auf die äußere That und ihre äußere Anerkennung ankommt, die innere sittliche Gesinnung allein jeder Handlung ihren wahren Wert verleiht (Kap. 6, 1—16). Im Folgenden wird (ohne strengen Zusammenhang mit dem Bisherigen) die unbedingte Richtung des Willens auf das göttliche Reich und seine Gerechtigkeit gefordert und jede Halbheit oder Geteiltheit des Strebens im Dienste Gottes verworfen (B. 17—24). Mit Kap. 7 geht die Rede sodann dazu über, das rechte sittliche Verhältnis zu den Nebenmenschen zu erörtern. Die allein berechtigte Norm ist auch hier die Idee der Gerechtigkeit, welche den andern als gleichberechtigtes sittliches Wesen anerkennt und ihm darum alles Gute thut, was man selbst von den Menschen empfangen möchte (Kap. 7, 1—12). Als Bedingung zum Eintritt ins Gottesreich ist die allseitige und thatsächliche Erfüllung des göttlichen Willens, gegenüber dem äußern Lippenbekenntnis, gesetzt (B. 13—23) und die Befolgung dieser Lehren als die rechte Lebenskunst bezeichnet, welche allein die Probe besteht (B. 24—27). Trotz dieser im ganzen wohlgeordneten Gruppierung des Stoffs ist die Rede schwerlich so, wie Matthäus sie wiedergibt, in einem Atemzuge gehalten, sondern kommt in der vorliegenden Gestalt auf Rechnung des Evangelisten, welcher nach seiner auch

sonst (Kap. 13; 18; 21—25) zu beobachtenden Weise größere Redegruppen zu einem künstlerischen Ganzen zusammenfügte. Bei Lukas findet sich (Kap. 6, 20—26) dieselbe Rede in weit kürzerer Gestalt, während der übrige Stoff größtenteils an verschiedenen Stellen zerstreut ist, und überdies in einer eigenartigen Redaction. Nach den Seligpreisungen, die hier auf vier reduziert und dafür durch vier Weherufe ergänzt sind, folgt ein Abschnitt, der sich ausschließlich mit den Pflichten der Nächstenliebe beschäftigt, unter Befreiung der Geseßredenden Jesu und aller polemischen Beziehungen auf die pharisäische Geseßdeutung (V. 27—30), worauf ein zweiter Abschnitt (V. 31—36) auf die Lehrgegensätze der apokalyptischen Zeit Bezug nimmt.

Bergrecht ist der Inbegriff der auf den Bergbau bezüglichen besondern Rechtsvorschriften. Das röm. Recht sprach dem Grundeigentümer das Recht zum Bergbau zu, hat aber nur wenig Vorschriften über den Bergbau aufgestellt, die in Deutschland ohne Bedeutung geblieben sind. Das deutsche B. hat sich in älterer Zeit als Gewohnheitsrecht entwickelt, ist dann durch Privilegien und statutarische Bestimmungen fortgebildet worden und hat später durch Bergordnungen und in neuerer Zeit durch umfassende Berggesetze eine bestimmte Gestalt erhalten. Das ältere deutsche Recht sah die Mineralien als Bestandteile des Grund und Bodens und demnach als im Eigentum und in der Verfügungsgewalt des Grundeigentümers stehend an. Mit dem Auftreten eines kunstgerechten Bergbaues seit dem 12. Jahrh. trennte sich dieser von den Befugnissen des Grundeigentümers und es entstand die Bergbaufreiheit oder Bergfreiheit, d. h. das Recht in fremdem Grund und Boden Bergbau zu treiben selbst ohne Einwilligung des Grundeigentümers, wenn auch unter Entschädigung desselben. Daneben entwickelte sich in vielen Teilen Deutschlands besonders seit der Constitution de regulibus Kaiser Friedrichs I. von 1158, welche die argentariae und salinarum redditus unter den Gegenständen des Regals aufführte, das Bergregal (s. b.) als ausschließliches, d. h. auf nichtfiskalischen Grundstücken sich anzuwendendes. Der Regalher ist ag. auf den Bergrechten und verli. des Bergregals an Private als P. seit (sog. Specialverleihung). es Bergbaues bildete sich vielfach die es Regalien zur Übertragung des Bergbaubetriebs an Private (sog. Freierklärung des Bergbaues). Nach der richtigen Ansicht ist das Bergregal nicht gem. rechtl. geworden, sondern im Zweifel ist die Bergbaufreiheit als bergrechtliches Primat in Deutschland anzunehmen. Von den ältern Berggewohnheitsrechten sind wichtig die von Trient in Südtirol, die der Stadt Jglau in Mähren, die von Scherning in Ungarn, die von Kuttenberg in Böhmen, die von Freiberg in Sachsen, die des Harzes bei Goslar u. s. w. Sie sind sämtlich deutschen Ursprungs und stehen vielfach mit deutscher Einwanderung in Verbindung. Die gemeinsamen Grundzüge der alten Berggewohnheitsrechte, welche mit mehr oder weniger Modifikationen in der Ausföhrung bis ins 19. Jahrh. die Grundlage der deutschen Berggesetzgebungen gebildet haben, sind das Recht des freien Zuhens (Erschens) nach Mineralien und das Recht des ersten Zuhers, oder die Bergbaufreiheit, die Bestätigung und Zumeß-

fung des unterirdischen Besitzums auf Annahme des Vergehenden und erfolgten Nachweis der Unwahrigkeit des Befundenen (Verleihung) teils des Fürsten durch seine Organe (Bergamant, Bergmeister), wogegen dem Fürsten ein Anspruch auf gewisse Abgaben (Urbar, Irons, Zehnte genannt) stand, ferner Verleih und Zurechtstellung des verlehnten Rechts in das Bergfreie, im Falle von Verleihen nicht der vorgeschriebene Gebrauch gemacht wurde, endlich Entschädigung des Verleihenstümers. Erst gegen Ende des 15. Jahrh. nach vollkommener Ausbildung der Landeshoheit und mit zunehmender Blüte des Bergbaues (namentlich in Sachsen) waren die Landesherrn in der Lage, geseßgebend für den Bergbau zu sorgen. Es entstand nach vorherigen mehrfachen Ordnungen und Umarbeitungen (1548) die Joachimsthäler Bergordnung, die sich zur Haupt- und Substanzquelle des gesamten böhmischen, mährischen und schlesischen B. erhob, wieweil schon im 16. Jahrh. fast jede Bergstadt ihre eigene Bergordnung erhielt.

Im 17. und 18. Jahrh. tritt dann für den Bergbau mehr eine Spezialgesetzgebung ein, welche sich nach und nach immer mehr auf das Detail der technischen und ökonomischen Grubenleitung und Aufsichtigung der Behörden bezieht. Zu dieser Vormundung des Bergbaues durch die Staatsbehörden trug auch mit bei, daß der Staat sich selbst durch Ausführung größerer Bergbaubetriebe, namentlich durch Stollen- und Wasserzuführungsanlagen beteiligte. Zu den wichtigsten hierbei einschlagenden Berggesetzen gehören unter andern für die preuß. Staaten die revidierte Bergordnung für das Herzogtum Magdeburg, Fürstentum Halbesadt, die Grafschaft Mansfeld u. s. w. vom 1. Febr. 1772, die revidierte Bergordnung für das Herzogtum Kleve, die Grafschaft Mark vom 29. Febr. 1766, die revidierte Bergordnung für das Herzogtum Schlesien und die Grafschaft Glog vom 17. Febr. die neue Bergordnung für das Markgrafenamt Brandenburg von 1619, neu aufgelegt 1705, deren Inhalt die Joachimsthäler Bergordnung in mehrfacher Umarbeitung bildet. Hiernächst ist der 16. Titel im zweiten Teil des Allgemeinen Landrechts „Vom Bergwerksregal“ dem B. gewidmet, welches jedoch nur subsidiarisch neben den Special Bergordnungen als unmittelbares Gesetz Geltung erlangte, soweit nicht in den auf den hiesigen Rheinländern gelegenen Landesteilen die franz. Berggesetzgebung (Loi concernant les mines vom 21. April 1810) Giltigkeit hatte. Für Sachsen war die Bergordnung des Kurfürsten Christian v. 1549 das frühere Hauptgesetz für den sächs. Bergbau, außerdem galten die Stollenordnung v. 1749, das Bergprojektmantel von 1713 u. s. w. Für den österr. Kaiserstaat galt unter andern die Bergordnung Kaiser Maximilians I. von 1517, die Ferdinandische Bergordnung von 1563, die Rudolphinische Bergordnung Karls VI. von 1713, die Kaiserliche Bergordnung von 1784 für Salzb. und Tirol, für die erzgebirgisch-schlesische Landgruppe (Böhmisches, Mährisches B.) kamen die kurböhrer Bergordnung von 1528, die Joachimsthäler von 1548 und der Rudolphinische Bergbrief für das Herzogtum Schlesien von 1577 in Anwendung, das ungarische, galizische, habsburger und böhm. B. enthält die Bergwerksordnung Maximilians von 1573. Für die bayer. Länder kam die allgemeine Bergordnung vom 6. Mai 1701, für

Württemberg ein Patent von 1586 mit einer Erneuerung von 1597 in Kraft.

So galten fast bis in die neuesten Zeiten in den wichtigsten Bergbaubezirken die größtenteils bereits im 16. und 17. Jahrh. abgeschafften, vielfach lästigen und veralteten Vergordnungen. Die geänderten Zeitverhältnisse, namentlich die vom vierten und fünften Decennium des 19. Jahrh. an im Wege der freien Association außerordentlich gestiegene Industrie- und Speculationsthätigkeit des Volks, sowie die gänzlich umgestalteten Verhältnisse des Bergbaues machten Reformen der neuern B. notwendig, welche sich in mehr oder weniger hervorragenden Punkten von der Grundlage des frühern gemeinen deutlichen B. entfernen. Die leitenden Grundsätze für Verbesserung der Rechtszustände des Bergbaues erstrecken sich wesentlich auf das Prinzip, der Bergwerksindustrie volle Selbstständigkeit in der Wahrung ihrer Privatinteressen zu gewähren, dagegen die Bergbehörde auf die Überwachung der konkurrierenden öffentlichen Interessen zu beschränken. Die neuesten Berggesetze, namentlich das vortreffliche Allgemeine Berggesetz für die preuß. Staaten vom 24. Juni 1865, beschränken sich daher auf das B. im eigentlichen Sinne, also auf diejenigen Gegenstände, welche wegen der eigentümlichen Natur des Bergbaues und seiner besondern Bedürfnisse eine von dem allgemeinen Rechte abweichende rechtliche Behandlung erheischen. Die Mischung von Regalität und Bergbaufreiheit ist beseitigt, das Regal vollständig abgeschafft und das Prinzip der Bergbaufreiheit in der Art befestigt, daß das Bergbaurecht demjenigen verliehen werden muß, der es in gehöriger Weise in Anspruch nimmt. Die den Berggesetzen unterworfenen Mineralien sind: Gold, Silber, Quecksilber, Eisen (mit Ausnahme der Raseisenerze, welche der Disposition des Grundeigentümers überlassen sind), Blei, Kupfer, Zinn, Zink, Kobalt, Nickel, Arsenik, Mangan, Antimon und Schwefel, gediegen und als Erze; ferner Alaun- und Bitriolerze, Steintohle, Brauntohle und Graphit, Steinsalz nebst den mit demselben auf der nämlichen Lagerstätte vorkommenden Salzen, und die Solquellen. Die Auffuchung dieser Mineralien auf ihren natürlichen Ablagerungen (das Schürfen) ist einem jeden gestattet. Das Gesuch um Verleihung derselben als Bergwerkseigentum in einem gewissen Felde (die Mutung) wird bei der Bergbehörde angebracht, welche ein Verleihungsverfahren erhebt, die Verleihungsurkunde ausstellt und eine amtliche Vermessung und Verlochungsteinung des Feldes einleitet. Der Grundbesitzer muß den für den Bergbau nötigen Platz (mit gewissen Ausnahmen) gegen Entschädigung für die entzogene Nutzung und die Wertverminderung vorläufig abtreten und kann eventuell verlangen, daß der Unternehmer das Eigentum an diesen Grundstücken erwerbe. Der Betrieb darf nur auf Grund eines Betriebsplans, den die Bergbehörde prüft, geführt werden; die Betriebsführung selbst ist lediglich den Bergwerksbesitzern überlassen und bergpolizeiliche Präventivmaßregeln werden nur im öffentlichen Interesse gehandhabt. Das Rechtsverhältnis zwischen dem Bergwerksunternehmer und dem zum Betriebe des Bergbaues nötigen Personal unterliegt der vertragmäßigen Regulierung; jedoch bestehen im öffentlichen Interesse besonders zu Gunsten der Bergleute bestimmte Vorschriften, die durch Vertrag nicht abgeändert oder umgangen werden

sollen, insbesondere hinsichtlich der Qualifikation der Betriebsbeamten, über die Führung von Arbeitsbüchern und Arbeitszeugnissen, über die bare Auslohnung der Arbeiter, über das Unterstützungsweisen. Aus Fürsorge für das Wohl der Bergarbeiter und ihrer Angehörigen sind vielfach die sog. Knappschaftsvereine ins Leben gerufen. Dieselben sind durch Statut geregelt. Sowohl die Arbeiter als die Werkbesitzer haben Beiträge zu leisten. Den Arbeitern wird dafür gewährt freie Kur und Arznei in Krankheitsfällen, ein Krankenlohn, Beitrag zu den Begräbniskosten, Invalidenunterstützung, Unterstützung der Witwen u. s. w. Die Repräsentation der Arbeiter bei diesen Vereinen geschieht durch sog. Knappschaftskassisten. Die Kompetenz der Bergbehörden (Revierbeamte, Bergämter oder Oberbergämter, Minister) erstreckt sich auf die Verleihung von Bergbaurechten und die damit zusammenhängenden Geschäfte, die Gewerkschaftsaufsicht, die Mitwirkung in Expropriations- und Bergschädensachen. Hierher gehören auch die Marktscheider, welchen die Vermessungsarbeiten und Anfertigung der Grubenrisse obliegt. Die von der Bergbehörde auszuübende polizeiliche Aufsicht (Bergpolizei) des Bergbaues erstreckt sich auf die Sicherheit der Baue, die Sicherheit des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter, auf den Schutz der Oberfläche im Interesse der persönlichen Sicherheit und des öffentlichen Verkehrs und endlich auf den Schutz gegen gemein-schädliche Einwirkungen des Bergbaues. Der Abbau kann durch Eigenlöhner, d. h. solche, die mit eigener Hand arbeiten, geschehen, ferner durch Gesellschaften solcher Eigenlöhner (Zehnschaften, Gesellenbau), die nicht über acht Teilnehmer haben und als Societäten gelten, endlich durch die Vereinigung einer größern Anzahl von Teilnehmern, Gewerken, die sog. Gewerkschaft. Die Gewerkschaft alter Verfassung beruhte auf dem Societätsprinzip, wonach die Teilhaber Miteigentümer des Bergwerks sind. Dabei hat sich ein korporatives Element ausgebildet (Mehrheitsbeschluß, Ausschluß der Teilung). Das Bergwerkseigentum (Zechen) zerlegte sich regelmäßig in 128 Anteile oder Ruxe, deren einzelne Eigentümer im Grundbuch eingetragen sind. Der Rux ist frei vererblich und veräußerlich, unterlag aber bei Veräußerungen und Verpfändungen als Immobilie den für diese geltenden Grundsätzen. Die neuen Berggesetze, besonders das preussische, haben eine reformierte Gewerkschaft eingeführt, die nach Analogie der Aktiengesellschaft gebildet ist und den Charakter der jurist. Person hat. Die Gewerkschaft ist als Ganzes im Grundbuch einzutragen und als solche zur Veräußerung und dinglichen Belastung des Bergwerks befähigt. Der Rux, über den ein Gewährschein ausgestellt wird, gilt jetzt als Mobilität und kann nach den für diese geltenden Grundsätzen veräußert und verpfändet werden. Dem Inhaber des Ruxes liegt die Verpflichtung zu Zuschüssen ob. Die Zahl der Ruxe beträgt 100, durch Statut kann sie auf 1000 festgesetzt werden. Es bestehen Repräsentanten der Gewerkschaft und eine Gewerkenversammlung.

Das preuß. Berggesetz ist in Bayern (Gesetz vom 20. März 1869), Württemberg (Gesetz vom 7. Okt. 1874), Braunschweig (Gesetz vom 7. April 1867), Hessen (Gesetz vom 28. Jan. 1876), Meiningen (Gesetz vom 17. April 1868), Gotha (Gesetz vom 16. Aug. 1868), Altenburg (Gesetz vom 18. April 1872), Elßaß-Lothringen (Gesetz vom

16. Dez. 1873) im wesentlichen unverändert angenommen worden.

Für das Königreich Sachsen gilt gegenwärtig das Allgemeine Berggesetz vom 16. Juni 1868; es enthält eingreifende Reformen für den Bergbau. Für die österr. Staaten gilt das liberale Berggesetz vom 23. Mai 1854; es beseitigte die früher bestandenen verschiedenen Bergordnungen für einzelne Teile der Monarchie, die nur den Gangbergbau im Auge hatten, hat aber das Bergregal beibehalten. Eine ziemlich selbständige Entwicklung zeigt die Berggesetzgebung in Frankreich; sie hat zwar dem deutschen B. verwandte Prinzipien zur Grundlage, trug aber vor 1791 den Charakter der Monopolisierung und Spezialverleihung und führte zu vielen Willkürlichkeiten und Überschreitungen. Das Gesetz vom 12. Juni 1791 unternahm insofern eine Reform, als das Bergwerkeigentum als ein der Verfügung und Aufsicht der Nation unterstelltes Gemeingut aufgefaßt wurde. Das Gesetz vom 21. April 1810 (Loi concernant les mines) hat ein Konzeptionsystem ohne Anspruch des Inters auf Verleihung. Eine Revision des genannten Gesetzes enthält das Gesetz vom 27. Juli 1880 (Loi portant révision de la loi du 21 avril 1810). Die franz. Gesetzgebung erstreckt sich auch auf Belgien, wo sie mit der franz. Herrschaft eingeführt wurde. Auch in England bestand ursprünglich ein dem Bergregal entsprechendes Institut in der sog. Royalty; dieselbe ging aber, anfangs in Spezialverleihungen und Privilegien, seit Ende des 17. Jahrh. jedoch vermöge der fester Bestimmung der dortigen Verhältnisse, allein mit Ausnahme des Goldes und Silbers u. a., z. B. der Zinnbergwerke in Cornwallis, der Bleibergwerke in Derbyshire, auf die Gutbesitzer über. Das Recht zum Bergbau beruht nur auf freier Vereinigung zwischen dem Grundeigentümer (Lord) und dem Bergwerksunternehmer (Adventurer). Die engl. Gesetze vom 10. Aug. 1842, 15. Aug. 1850, 17. Aug. 1855 und 28. Aug. 1860 regeln die Verhältnisse.

Litteratur. Smelin, «Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues» (Halle 1783); Wagner, «Corpus juris metallici» (Ppz. 1791); Gale, «Kommentar über das B.» (Gulzb. 1823); von Hingebau, «Handbuch der Bergrechtskunde» (Wien 1855); Brassert, «Bergordnungen der preuß. Länder» (Köln 1858); Achenbach, «Lehrbuch des gemeinen deutschen B.» (Bd. 1, Bonn 1870); Klostermann, «Lehrbuch des preussischen B.» (Berl. 1870); derselbe, «Das allgemeine Berggesetz für die preuß. Staaten» (3. Aufl., Berl. 1874); «Zeitschrift für B.», herausgegeben von Achenbach und Brassert (Bonn 1860fg.).

Bergregal heißt ursprünglich das ausschließliche Recht des Fiskus, auf nichtfiskalischen Grundstücken gewisse Fossilien sich anzueignen. Vermöge des B. ist dem Grundbesitzer die Verfügung über den unterirdischen Gehalt des Bodens entzogen (s. unter Bergrecht). Das B. ist regelmäßig an Private zur Ausübung verliehen worden und so allmählich aus einer unmittelbaren Verfügungsbezugnis des Staates in ein Hoheitsrecht desselben umgewandelt worden, wonach er den Erwerb des Bergwerkeigentums seitens der Privaten gesehlich regelt, gewisse Abgaben erhebt und eine allgemeine polizeiliche Aufsicht über das Bergwesen ausübt. Die Konsequenz dieser Entwicklung ist die Beseitigung des B. in der neuern Gesetzgebung, die dem Staate nur die Berghoheit zuerkennt.

Bergreichenstein, königl. Bergstadt im südwesl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Schüttenhofen, mit (1880) 2340 E. deutscher Zunge, die neben den städtischen Gewerben sich vorzüglich mit Feldwirtschaft und Viehzucht befassen. Die Stadt, in einem nach Süd und Ost von bewaldeten Höhen geschlossenen Thale liegend, war in der Mitte des 14. Jahrh. der Mittelpunkt jener schwungvoll betriebenen Montanindustrie, durch welche das Gold aus den Quarzadern des Gneis teils bergmännisch gewonnen, teils aus den Flüssen und Bächen des Böhmerwaldes gewaschen wurde. An den felsigen Abhängen gegen den Zollerbach zwischen Lutter-Neichenstein und dem Jolumberg findet sich noch eine zahllose Menge von Halben, stollenartigen Eingängen und Löchern, am Tage selbst weit ausgebehte Seifenhügel, auch Ruinen von ehemaligen Hochwerken und Quidmühlen. Unter König Johann waren 300 Quidmühlen zur Goldgewinnung hier im Gange. Von diesem Könige erhielt die Stadt 1345 ihre ersten Freiheiten. Karl IV. bewilligte ihr die Handelsstraße durch den Böhmerwald (1366), die noch jetzt unter dem Namen «Gelbener Steg» bekannt ist. Kaiser Maximilian II. verlieh ihr das Stadtwappen (1572); Rudolf II. erhob sie (1584) zur königl. Bergstadt. Während der nachfolgenden Kriege und namentlich im Dreißigjährigen Kriege gerieten die Werke ins Stoden und wurden seither nicht mehr aufgenommen. Jetzt besteht der Reichtum der Stadt in großen Badungen.

Bergreien (auch **Bergreien** und **Bergreien**) heißen Lieder, die von Bergleuten und für Bergleute gedichtet sind, also bergmännische Volkslieder. Sie sind weltlichen und geistlichen Inhalts und schildern die Freuden und Leiden des Bergbaues meist in lyrischer, zuweilen auch in epischer, an bestimmte Ereignisse anknüpfender Weise. In vorherrschender Grundton aller ist gläubiges Gottvertrauen. Neben vielem Trivialen, Handwerksmäßigen findet sich darunter doch auch manche zarte, tiefempfundene, echt volkstümliche Liebes- und eigentliche Heimat der B. ist Sachsen und Thüringen. Dort erschien auch die erste Sammlung «Bergreien, eltsche geistlich und weltlich» (Zwickau 1531 u. 1533). Eine neue vermehrte Ausgabe dieser Lieder wurde um 1534 in Nürnberg veranstaltet und in neuem Abdruck durch D. Schade unter dem Titel «B., eine Lieder Sammlung des 16. Jahrh.» (Weim. 1854) veröffentlicht. Die besorgfältigste Sammlung echter alter B. ist die von Reinhold Köhler, «Alte Bergmannslieber» (Weim. 1858). Neuere Sammlungen teils altüberlieferten, teils neugebildeter Bergmannslieber sind: R. Döring, «Sächsische B.» (2 Hefte, Grimma 1839–40); «Grubenlängen» (Mähls. a. b. Ruhr 1840); W. Kolbe, «Neuestes Bergreienbuch» (Halle 1843); «Hilarius Gladauf, der fröhliche Berg- und Hüttenmann» (Eisl. 1843); «Gladauf! 66 Bergmannslieber mit Melodien» (Mähls. a. b. Ruhr 1857); Bogl, «Aus der Zeuse» (Wien 1856).

Berggruß, s. Bergstürze.

Bergschliff, s. unter Erbsall.

Bergschöppenstein, ein uralt, aus dem 13. Jahrh. stammendes Berggericht, vor welchem wichtige Bergrechtsfälle zum Spruch kamen (Bergurteil) und bergrechtliche Fragen erledigt wurden (Bergurteil von Bergrecht wegen). Die alten Schöppenstein zu Freiberg, Clausthal und Joachimthal spielten noch im 18. Jahrh. eine wichtige

Rolle, machten aber später geordneten Berggerichten Platz, denen für Justiz- und Hypothekensachen ein Bergrichter und ein Bergschreiber beigegeben waren. Die Kompetenz für Streitige Bergwerksachen (Berggerichtsbarkeit) liegt nach den neuesten Organisationen bei den Bergbehörden und den ordentlichen Gerichten, welche auch die Berghypothekensachen (Grundbücher) führen.

Bergschulen sind Lehranstalten niederer Ordnung, bestimmt, junge, körperlich kräftige und befähigte Männer aus dem Arbeiterstande zu unterrichten, Steigern, Obersteigern und Wertmeistern für den Erz- und Kohlenbergbau heranzubilden. Der Vorbildung der jungen Leute entsprechend kann der Unterricht daher nur ein ganz elementarer sein, der sich zumeist nur auf die Praxis stützt; außer in der Bergbaukunst und der niederen Mathematik wird Unterricht im Zeichnen, in der niederen Mathematik, Geometrie, Mineralogie und Physik sowie in der Buch- und Registerführung erteilt. Der Kursus auf den B. dauert meist vier Jahre. Die Bergschüler haben neben dem Bergschulunterricht, welcher ihnen frei gewährt wird, gegen Löhnung auf einer Grube als wirkliche Bergarbeiter ihre Schichten zu versahren. Es gibt daher B. nur an solchen Orten, wo Bergbau in unmittelbarer Nähe betrieben wird.

Bergseife ist ein pechschwarzes oder bläulich-schwarzes, undurchsichtiges, sehr weiches und mildes thonartiges Mineral, welches sich fettig anföhlt, nicht abfärbt, aber wie schwarze Kreide schreibt und an der Zunge klebt. Es findet sich in Orlus; in Polen, Böhmen in Böhmen, auch bei Waltershausen in Thüringen, hier in 15 cm mächtigen Lagern zwischen Lehm und Thon und wird unter dem Namen *Wod. seife* zum Waschen grober Zeuge benutzt. Die meiste B. ist wohl nur ein von Vitumen oder Kohle gefärbter fetter eisenhaltiger Letten oder Thon.

Bergsøe (Wihl. Jörgen), dän. Schriftsteller, geb. 3. Febr. 1836 zu Kopenhagen, studierte seit 1864 auf der dortigen Universität erst Medizin, später Naturwissenschaften, besonders Zoologie, und ging 1862 nach Italien, um die Fauna des Mittelmeers zu erforschen. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er die Monographie: «*Philichthys Xiphias*» (Kopenh. 1864) und «*Über die ital. Tarantel und den Tarantismus im Mittelalter und in neuerer Zeit*» (Kopenh. 1866). Durch den anhaltenden Gebrauch des Nitrofolys zog er sich ein Augenleiden zu, infolge dessen er einige Zeit erblindete. In seiner unruhigen Ruhe trat er als Lyriker und Novellist auf und diktierte zunächst seinen Novellencyklus: «*Fra lianza del Popolo*» (Kopenh. 1866; 4. Aufl. 1880; deutsch von Strodtmann, 3 Bde., Berl. 1870, und on Buch, 3 Bde., Brem. 1871), welchem seine Gedichtsammlung: «*I Ny og Næ*» (Kopenh. 1867; 2. Aufl. 1878) folgte. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom (1868), wo sein Augenleiden teilweise gehoben ward, verfasste er den Roman: «*Fra den gamle Fabrik*» (Kopenh. 1869; 3. Aufl. 1879; deutsch von Strodtmann, Berl. 1872), die Gipsenstern: «*Uen*» (Gjengangerfortællinger) (Kopenh. 1873; deutsch von Strodtmann, Berl. 1873) und die «*Ita-*

lienske Noveller» (1874, deutsch, Berl. 1876). Im Frühling 1872 ging er zum dritten mal nach Italien, um die letzten Studien zu seinem großen Werke: «*Rom under Pius IX.*» (Heft 1—10, Kopenh. 1874—75) zu machen, welches Rom als den Herd des Ultramontanismus schildert. Seine Romane zeugen von scharfer Beobachtung, lebhafter Phantasie und großer Formvollendung und überragen auch an Originalität seine lyrischen Produkte bei weitem.

Bergst., bei zoolog. Namen Abkürzung für J. A. B. Bergsträßer (Entomolog, geb. 21. Dez. 1782 zu Idstein im Nassau-Wingischen, gest. 24. Dez. 1812 als Rektor des Lyceums in Hanau).

Bergstraße heißt im engeren Sinne die ungefähr 52 km lange, auf dem rechten Rheinufer am Fuß des Odenwaldes sich hinziehende Kunststraße, welche bei Bessungen in der Nähe von Darmstadt beginnt und bis Heidelberg reicht, im weiteren Sinne aber der ganze fruchtbare Strich der nächsten Umgebung derselben. Die Straße wurde wahrscheinlich schon von den Römern angelegt und ist zum Teil mit Bäumen und Obstbäumen besetzt. Unter den die B. begleitenden Bergen des Odenwaldes ragt der 540 m hohe Melibocus bei Zwingenberg empor. Längs der B. führt die Main-Neckarbahn von Darmstadt über Zwingenberg, Bensheim und Heppenheim bis Weinheim. Natur und Kunst haben sich vereinigt, die Umgebung zu einer der reizendsten Gegenden Deutschlands zu machen. Die B. ist reich an Burgruinen und andern merkwürdigen Bau- und Denkmälern und war im Mittelalter größtenteils in den Händen der Geistlichkeit, weshalb sie im Munde des Volks auch jetzt noch zuweilen die Pfaffenstraße genannt wird. Vgl. Brand, «*Die Burgen der hess. B.*» (Darmst. 1868).

Bergstürze und Berggrutsche haben verschiedene Ursachen: Störung des Gleichgewichts von Felsmassen durch Unterwaschung; Eoderung durch Frosthaltung, indem das Wasser in Gesteinsklüfte einbringt und sich durch Gefrieren ausdehnt; unterirdische Stauung von Wasser auf undurchlässigen Schichten und Erweichung der letztern, so daß die darüber lagernden Schichten ihren Halt verlieren und herabgleiten (Berggrutsche). Je nach der Verschiedenheit dieser Ursachen und nach der Beschaffenheit des in Bewegung versetzten Materials lassen sich unterscheiden: Felsstürze, bei denen Blöcke gespaltenen und geloderten Gesteinsmassen die Hauptrolle spielen; Erdschlipse (Berggrutsche), bei denen leicht verwitterbare Steine und Erdbarten auf schiefer Basis ins Gleiten geraten; Schlammströme, erweichte Schichtentkomplexe durch das Gewicht der auflagernden Massen herausgequetscht; und endlich gemischte Bergstürze, aus Felsblöcken, Erde und Schlamm bestehend. Nur die größten derartigen Erscheinungen verdienen die Namen Bergsturz oder Berggrutsche. Vgl. Walther, «*Über die Bergstürze in den Alpen*» (Zür. 1876); Helm, «*Über Bergstürze*» (Zür. 1882). Besonders denkwürdig sind die Bergstürze von Plurs im Bergell unweit Chiavenna, wo 4. Sept. 1618 durch den Sturz des Berges Conco der ganze reiche Flecken verschüttet wurde. Sodann der gemischte Berggrutsche von Goldau 2. Sept. 1806, wo sich vom Roshberge dem Rigi gegenüber Hagelstuhnbänke ablösten und mit Felsblöcken und Schlamm das blühende Thal mit 450 Menschen begruben; ferner die Stürze von Felsberg in Graubünden 1842 und 1843, an der Südseite des Diablerets 1714 und 1749, bei

16. Dec. 1873) im wesentlichen unverändert angenommen worden.

Für das Königreich Sachsen gilt gegenwärtig das Allgemeine Berggesetz vom 16. Juni 1868, es enthält einschneidende Reformen für den Regalbergbau. Für die übrigen Staaten gilt das liberale Berggesetz vom 23. Mai 1864, es beseitigte die früher bestandenen verschiedenen Bergordnungen für einzelne Teile der Monarchie, die nur den Bergbau im Auge hatten, hat aber das Bergregal beibehalten. Eine ziemlich selbständige Entwicklung zeigt die Berggesetzgebung in Frankreich. Sie hat zwar dem deutschen B. verwandte Prinzipien zur Grundlage, trug aber vor 1791 den Charakter der Monopolisierung und Spezialverleihung und führte zu vielen Willkürlichkeiten und Überschreitungen. Das Gesetz vom 19. Juni 1791 unternahm insofern eine Reform, als das Bergwerkeigentum als ein der Verfügung und Aufsicht der Nation unterstelltes Gemeingut aufgeführt wurde. Das Gesetz vom 21. April 1810 (*Loi concordante*) hat ein Konzeptionsystem ohne Anspruch des Nutzes auf Verleihung. Eine Revision des genannten Gesetzes enthält das Gesetz vom 27. Juli 1880 (*Loi portant révision de la loi du 21 avril 1810*). Die franz. Gesetzgebung erstreckt sich auch auf Belgien, wo sie mit der franz. Herrschaft eingeführt wurde. Auch in England bestand ursprünglich ein dem Bergregal entsprechendes Institut in der sog. *Royalty*, dieselbe ging aber, anfangs in Spezialverleihungen und Privilegien, seit Ende des 17. Jahrh. jedoch vermöge der festen Bestimmung der dortigen Rechtsverhältnisse, allein mit Ausnahme des Goldes und Silbers u. a., in der Zinbergwerke in Cornwallis, der Bleibergwerke in Derbyshire auf die Güterbesitzer über. Das Recht zum Bergbau beruht nur auf freier Vereinbarung zwischen dem Grundeigentümer (*Lord*) und dem Bergwerksunternehmer (*Adventurer*). Die engl. Gesetze vom 10. Aug. 1842, 15. Aug. 1850, 17. Aug. 1855 und 28. Aug. 1860 regeln die Verhältnisse.

Litteratur: Osmelin, „Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues“ (Halle 1783); Wagner, „Corpus juris metallicum“ (Epp. 1791), Halle, „Kommentar über das B.“ (Sulzb. 1800); Handbuch der Bergrechtssachen (Brassert, Bergordnungen der pre 1868); Adenbach, „Lehrbuch des B.“ (2 B. 1. Bonn 1870), Kloster des preussischen B. (Pretl 1870), allgemeine Berggesetz für die preuss. Staaten (3. Aufl. Pretl 1874), „Zeitschrift für B.“, herausgegeben von Adenbach und Brassert (Bonn 1860ff.).

Bergregal heißt ursprünglich das ausschließliche Recht des Fiskus, auf nichtschollischen Grundstücken gewisse fossilen sich anzuverleihen. Vermöge des B. ist dem Grundeigentümer die Verfügung über den unterirdischen Gehalt des Bodens entzogen (s. unter Bergrecht). Das B. ist regelmäßig an Private zur Ausübung verlichen worden und so allmählich aus einer unmittelbaren Verfügungsbezugnis des Staates in ein Hoheitsrecht desselben umgewandelt worden, wonach es den Erwerb des Bergwerkeigentums seitens der Privaten gesetzlich regelt, gewisse Abgaben erhebt und eine allgemeine polizeiliche Aufsicht über das Bergwesen ausübt. Die Konsequenz dieser Entwicklung ist die Verstaatlichung des B. in der neuern Gesetzgebung, die dem Staate nur die Berghoheit zuerkennt.

Bergschöppenstein, Königl. Bergstadt im hess. Kreis Hofheim, Bezirkshauptmannschaft Schöppenstein mit (1880) 2340 d. deutscher Jungs, die in den hessischen Gewerben sich vorzüglich mit Feldwirtschaft und Viehzucht betheiligen. Die Stadt, in einem nach Süd und Ost von bewaldeten Höhen geschlossenen Thale liegend, war in der Mitte des 14. Jahrh. der Mittelpunkt einer schwungvoll betriebenen Montanindustrie, durch welche das Eisen aus den Quarzadern des Quarz teils bergmännisch gewonnen, teils aus den Flüssen und Bächen des Hainbühlwaldes gewaschen wurde. An den schiefen Abhängen gegen den Zellerbach wuchsen unter-irdischen und dem Zellerbach hinunter liegende eine zahllose Menge von Gold-, Silber-, Kupfer-, Zinn- und Eisen-, am Bache selbst von antiken Seitenhülsen, auch Ruten von eisernen Bohrerwerk und Querschnitten. Unter König Johann waren 300 Querschnitten zur Goldgewinnung hier im Gange. Von diesem Könige erhielt die Stadt 1345 ihre ersten Freiheiten. Karl IV. bewilligte ihr die Handelsstraße durch den Hainbühlwald (1366), die noch jetzt unter dem Namen „goldener Steg“ bekannt ist. Kaiser Maximilian II. verlieh ihr das Stadtwappen (1572), Rudolf II. erhob sie (1584) zur Königl. Bergstadt. Während der nachfolgenden Kriege und namentlich in den hessischen Kriege gelitten die Werke und Stätten und wurden seither nicht mehr aufgenommen. In besteht der Reichtum der Stadt in großen Waldungen.

Bergreisen (auch Bergreisen und Bergreisen) heißen Lieder, die von Bergleuten und Bergleuten gedichtet sind, also bergmännische Volkslieder. Sie sind weltlichen und geistlichen Inhalts und schildern die Freuden und Leiden des Bergbaues meist in lyrischer, poetischer und in epischer, an bestimmte Ereignisse anknüpfender Weise. In vorherrschender Grundton aller ist gläubiges Vertrauen. Neben vielem Ironischen, Satirischen, mähigen findet sich darunter doch auch manche partei, tiefempfundene, echt volkstümliche. In eigentliche Heimat der B. ist Sachsen und Thüringen. Dort erschien auch die erste Sammlung „Bergreisen, ethische geistlich und weltlich“ (Jena 1531 u. 1533). Eine neue vermehrte Ausgabe dieser Lieder wurde um 1584 in Nürnberg veranstaltet und in neuem Abdruck durch C. Schütz unter dem Titel „B.“, eine Liederammlung des 16. Jahrh. (Weim. 1854) veröffentlicht. Die sorgfältigste Sammlung echter alter B. ist von Reinhold Köhler, „Alte Bergmannslieder“ (Zürich 1858). Neuere Sammlungen teils altüberliefert, teils neugebildeter Bergmannslieder sind R. Döring, „Sächsische B.“ (2 Bände, Gießen 1884-40), „Grubenklänge“ (Mühlh. a. d. Ruhr 1884), H. Kolbe, „Neuestes Bergmannsbuch“ (Halle 1884), „Hilarius Wilsdorf, der frohliche Berg- und Hainmann“ (Gießen 1843), „Wald auf 66 Bergmannslieder mit Melodien“ (Mühlh. a. d. Ruhr 1887), Vogl, „Aus der Leuse“ (Wien 1886).

Bergrecht, s. Berggesetz.

Bergschöppenstein, s. unter Erdfall.

Bergschöppenstein, ein uraltes, aus dem 11. Jahrh. stammendes Berggericht, vor welchem seitliche Bergrechtssache zum Spruch kamen (Berz. 1871) und bergrechtliche Fragen erledigt wurden (Berz. 1871 von Bergrecht wegen). Die Bergschöppenstein in Freiberg, Clausthal und in Schöppenstein waren noch im 18. Jahrh. eine wichtige

Rolle, machten aber später geordneten Berggerichten Platz, denen für Justiz- und Hypothekensachen ein Berggericht und ein Bergschreiber beigegeben waren. Die Kompetenz für streitige Bergwerthsachen (Berggerichtsbarkeit) liegt nach den neuesten Organisationen bei den Bergbehörden und den ordentlichen Gerichten, welche auch die Berghypothekensbücher (Grundbücher) führen.

Bergschulen sind Lehranstalten niedriger Ordnung, bestimmt, junge, körperlich kräftige und befähigte Männer aus dem Arbeiterstande zu unterrichten, Steigern, Obersteigern und Wertmeistern für den Erz- und Kohlenbergbau heranzubilden. Der Vorbildung der jungen Leute entsprechend kann der Unterricht daher nur ein ganz elementarer sein, der sichumeist nur auf die Praxis stützt; außer in der Bergbaukunst und der niederen Mathematik wird Unterricht im Zeichnen, in der niederen Mathematik, Geometrie, Mineralogie und Physik sowie in der Buch- und Registerführung erteilt. Der Kursus auf den B. dauert meist vier Jahre. Die Bergschüler haben neben dem Bergschulunterricht, welcher ihnen frei gewährt wird, gegen Löhne auf einer Grube als wirtliche Bergarbeiter ihre Schichten zu verfahren. Es gibt daher B. nur an solchen Orten, wo Bergbau in unmittelbarer Nähe betrieben wird.

Bergseife ist ein pechschwarzes oder bläulich-schwarzes, unburchsichtiges, sehr weiches und mildes thonartiges Mineral, welches sich fettig anföhlt, nicht abföhrt, aber wie schwarze Kreide schreibt und an der Zunge klebt. Es findet sich in Oltusz in Polen, Bilin in Böhmen, auch bei Waltershausen in Thüringen, hier in 15 cm mächtigen Lagern zwischen Lehm und Thon und wird unter dem Namen *Boa* Seife zum Waschen grober Zeuge benutzt. Die meiste B. ist wohl nur ein von Bitumen oder Kohle zersärbter fetter eisenhaltiger Letten oder Thon.

Bergsde (Wilh. Jörgen), dän. Schriftsteller, geb. 3. Febr. 1836 zu Kopenhagen, studierte seit 1854 auf der dortigen Universität erst Medizin, später Naturwissenschaften, besonders Zoologie, und ging 1862 nach Italien, um die Fauna des Mittelmeers zu erforschen. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er die Monographie: „*Philichthys Xiphias*“ (Kopenh. 1864) und „*Über die ital. Tarantel und den Tarantismus im Mittelalter und in neuerer Zeit*“ (Kopenh. 1866). Durch den anhaltenden Gebrauch des Mikroskops zog er sich ein Augenleiden zu, infolgedessen er einige Zeit erblindete. In seiner unruhigen Ruhe trat er als Lyriker und Novellist auf und diktierte zunächst seinen Novellencyclus: „*Fra lianza del Popolo*“ (Kopenh. 1866; 4. Aufl. 1880; deutsch von Strodtmann, 3 Bde., Berl. 1870, und von Busch, 3 Bde., Brem. 1871), welchem seine Gedichtsammlung: „*I Ny og Nu*“ (Kopenh. 1867; 4. Aufl. 1878) folgte. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom (1868), wo sein Augenleiden teilweise hoben ward, verfasste er den Roman: „*Fra den gamle Fabrizi*“ (Kopenh. 1869; 3. Aufl. 1879; deutsch Bde., Epj. 1870; 2. Aufl. 1874); darauf folgte der Triestroman: „*I Sabinerbjergene*“ (Kopenh. 1871; deutsch von Peters, 2 Bde., Brem. 1872), die Gedichtsammlungen: „*Hjemvee*“ (Kopenh. 1872) und „*Blomsterovimmet*“ (Kopenh. 1873), sowie die Erzählung „*Bruden fra Nörvig*“ (Kopenh. 1872; deutsch von Strodtmann, Berl. 1872), die Gipsenstornellen: „*Gjengangerfortællinger*“ (Kopenh. 1873; deutsch von Strodtmann, Berl. 1873) und die „*Ita-*

lienske Noveller“ (1874, deutsch, Berl. 1876). Im Frühling 1872 ging er zum dritten mal nach Italien, um die letzten Studien zu seinem großen Werke: „*Rom under Pius IX.*“ (Heft 1—10, Kopenh. 1874—75) zu machen, welches Rom als den Herd des Ultramontanismus schildert. Seine Romane zeugen von scharfer Beobachtung, lebhafter Phantasie und großer Formvollendung und überragen auch an Originalität seine lyrischen Produkte bei weitem.

Bergst., bei zoolog. Namen Abkürzung für J. A. B. Bergsträßer (Entomolog, geb. 21. Dez. 1782 zu Jöhlein im Nassau-Usingen, gest. 24. Dez. 1812 als Rektor des Lyceums in Hanau).

Bergstraße heißt im engeren Sinne die ungefähr 52 km lange, auf dem rechten Rheinufer am Fuß des Odenwaldes sich hinziehende Kunststraße, welche bei Bessingen in der Nähe von Darmstadt beginnt und bis Heidelberg reicht, im weiteren Sinne aber der ganze fruchtbare Strich der nächsten Umgebung derselben. Die Straße wurde wahrscheinlich schon von den Römern angelegt und ist zum Teil mit Balnen und Obstbäumen besetzt. Unter den die B. begleitenden Bergen des Odenwaldes ragt der 540 m hohe Melibocus bei Zwingenberg empor. Längs der B. führt die Main-Neckarbahn von Darmstadt über Zwingenberg, Bensheim und Heppenheim bis Weinheim. Natur und Kunst haben sich vereinigt, die Umgebung zu einer der reizendsten Gegenden Deutschlands zu machen. Die B. ist reich an Burgruinen und andern merkwürdigen Bau- und Denkmälern und war im Mittelalter größtenteils in den Händen der Geistlichkeit, weshalb sie im Munde des Volks auch jetzt noch zuweilen die Pfaffenstraße genannt wird. Vgl. Brand, „Die Burgen der hess. B.“ (Darmst. 1868).

Bergstürze und Berggrutsche haben verschiedene Ursachen: Störung des Gleichgewichts von Felsmassen durch Unterwaschung; Lockerung durch Frostwirkung, indem das Wasser in Gesteinsklüfte eindringt und sich durch Gefrieren ausdehnt; unterirdische Stauung von Wassern auf unburchlässigen Schichten und Erweichung der letztern, sobald die darüber lagernden Schichten ihren Halt verlieren und herabgleiten (Berggrutsch). Je nach der Verschiedenheit dieser Ursachen und nach der Beschaffenheit des in Bewegung versetzten Materials lassen sich unterscheiden: Felsstürze, bei denen Blöcke gepoltener und geloderter Gesteinsmassen die Hauptrolle spielen; Erdschlipse (Berggrutsche), bei denen leicht verwitterbare Stein- und Erdarten auf schiefer Basis ins Gleiten geraten; Schlammströme, erweichte Schichtenkomplexe durch das Gewicht der auflagernden Massen herausgequetscht; und endlich gemischte Bergstürze, aus Felsblöcken, Erde und Schlamm bestehend. Nur die größten derartigen Erscheinungen verdienen die Namen Bergsturz oder Berggrutsch. Vgl. Walzer, „Über die Bergstürze in den Alpen“ (Zür. 1876); Heim, „Über Bergstürze“ (Zür. 1882). Besonders denkwürdig sind die Bergstürze von Plurs im Bergell unweit Chiavenna, wo 4. Sept. 1618 durch den Sturz des Berges Conto der ganze reiche Flecken verschüttet wurde. Sodann der gemischte Berggrutsch von Golbau 2. Sept. 1806, wo sich vom Rossberge dem Nigt gegenüber Nagelschubhänge ablösten und mit Felsblöcken und Schlamm das blühende Thal mit 450 Menschen begruben; ferner die Stürze von Felsberg in Graubünden 1842 und 1843, an der Südseite des Diablerets 1714 und 1749, bei

Witten in Marus 1888, am Böttstein in Kargau 1876, bei Raub am Rhein 10. März 1876 und bei Elm (s. d.) in Marus 11. Sept. 1881.

Bergtalg, Mineral, s. Bergflöz.

Bergteer, s. unter Bitumen.

Bergues oder **Berghen**, Stadt und Festung zweiter Klasse im franz. Norddepartement, Arrondissement Dünkirchen, an der Vereinigung des Colmelanals und der beiden nach Dünkirchen und Furnes gehenden Kanäle und an der Linie Hazebrouck Dünkirchen der Nordbahn, 10 km südlich von Dünkirchen und 56 km nordwestlich von Lille gelegen, hat einen alten interessanten Turm (Beffroi), ein neuerbautes Stadthaus (mit Museum), Fabrikation von Leder, Hüten, Öl, Seife u. s. w., Getreide- und Viehhandel und zählt (1876) 5368 Q. Vier detachierte Forts, von denen zwei die Straße nach Dünkirchen beherrschen, machen den Ort zu einem ziemlich starken. Auf dem Hügel, der ehemals die Abtei des heil. Winoc trug, stehen zwei neue Signaltürme für die Schiffer. B. wurde 1667 von Ludwig XIV. erobert, kam im Racher Friede an Frankreich und wurde 1793 von den Engländern vergeblich belagert.

Bergän (roman. Bravogin), Dorf im Bezirk Albula des Schweiz. Kantons Graubünden, an der Albula und der gleichnamigen Bahnstraße, 1389 m über dem Meere gelegen, besitzt eine alte roman. Kirche und zählt (1880) 428 Q. Unterhalb des Dorfs durchbricht die Albula die grobkörnige Felsenschlucht des Bergänersteins. Nach dem Hauptort B. wird oft auch das ganze Thal vom Albula: passe bis zur Mündung des Davoser Landwassers B. benannt; dasselbe wird im W. von der Kette des Bi d'Ala (3320 m), im O., wo die Seitenthäler Val Tsch, Val Tuors und das Stulserthal liegen, durch die nördl. Ausläufer des vergletscherten Bi Risch (3417 m) eingeschlossen, ist reich an wilden, romantischen Scenerien und zählt als Kreis B. in fünf Gemeinden (1880) 1112 meist prot. Q., von welchen 75 Proz. romanisch, 25 Proz. deutsch sprechen und deren Hauptbeschäftigung die Alpenwirtschaft ist. Auf ehemaligen Bergbau weisen die verlassenen und verfallene Ruinen an der Mündung d.

Bergwachs (Ordn. **Bergtalg** nennt man es und biegsame Massen, grüner Farbe, welche an zwischen den Fingern gelbemisch sind es dem linslich zusammengesetzte Massen; sie werden durch Reismelzen im Feuer wie endlich mit einer nicht vollkommen in Steinsalzlage wie zu Glas in Human ausdarstellt), in Galizien

Bergwaage ist ein Instrument zur Bestimmung der Neigung der Bergabhänge. Nach der ältern Form besteht die B. aus einer geraden Latte, in deren Mitte ein Brett befestigt ist; auf dem Brett ist ein Halbkreis gezeichnet und in Grade geteilt; ein um den Mittelpunkt leicht drehbarer Zeiger stellt sich allemal vertikal und gibt so den Winkel an, welchen der Abhang mit dem Horizont macht. In neuerer Zeit hat man die B. etwas angemessener gebaut (s. nachstehende Figur). Zwei starke Latten AC, BC von etwa 70 cm Länge werden mit zwei

ihrer Enden zu einem rechten Winkel ACB verbunden; die freien Enden werden mit starken Bleilen Aa, Bb versehen, welche dem Instrumente als Stütze dienen; zwischen den Schenkeln des rechten



Winkels wird ein Bogen DE von Holz oder Metall eingelegt, auf dem man die Teilung des rechten Winkels in Grade anbringt; diese Teilung hat ihren Mittelpunkt in der Mittellinie, in der die beiden Schenkel zusammenstoßen. Die Mitte des Bogens wird der Nullpunkt der Teilung, die von da aus nach beiden Seiten bis 45° läuft. Die Teilung und zugehörigen Ziffern werden mit Ölfarbe auf den Bogen aufgetragen. Oben im Centrum, von dem aus der Bogen beschrieben ist, wird ein starker, aber nicht zu dicker Faden befestigt, an dessen Ende sich ein Bleilot CF befindet, das noch etwas über den Bogen hinausreicht. Um nun die Neigung des Bergabhanges zu bestimmen, schlägt man Plöcke in die Erde, die gerade so weit voneinander abstehen, daß man die Fußplatten der B. daraufsetzen kann; gibt man ihnen gleiche Höhe über dem Boden, so stellt ihre Verbindungslinie ebenfalls die Neigung oder Böschung des Bergs dar. Setzt man die B. auf die Plöcke, so hängt das Pendel vertikal; auf horizontalem Boden stellt es sich auf Null, auf geneigtem auf irgendeinen von Null abweichenden Punkt der Teilung, die hier abzulesende Gradzahl gibt die Neigung des Abhangs an.

Bergwardein (Bergguardein), Bergbeamter, welcher den Gehalt der Erze, die zur Hütte angeliefert werden, probiert und bestimmt und dem Kaiser gegenüber kontrolliert. Dem B. entgegen steht der Hüttenwardein, welcher in gleicher Weise die Interessen der Hütte als Käuferin vertritt.

Bergwerk, s. Bergbau.

Bergwerksabgaben erscheinen im Mittelalter und vielfach auch noch in der neuern Zeit als eine Ausnutzung des Bergregals (s. d.), gewissermaßen als Entschädigung für den Fürsten oder Staat, der dem Unternehmer das Bergwerkseigentum (s. d.) verliehen hat. Daher wurden sie größtenteils als Anteil des Staates am Rohertrag festgesetzt, wesentlich als Bergzehnten, zu dem oft noch ein Stollenneuntel (für die Benutzung des Erzrollens) kam, außer andern Abgaben, wie Casembergelde (Aufsichtsgebühr), Hützelgelde, Schlagschatz, Hüttenzins u. s. w. Im span. Amerika mußte lange Zeit hindurch von allem gewonnenen Gold und Silber sogar ein Fünftel (der Quinto) des Rohertrags an die Krone entrichtet werden, und erst nachdem die Ergiebigkeit der Bergwerke stark nachgelassen, trat eine Ermäßigung auf einen Zehnter mit verschiedenen Nebenabgaben ein. In Brasilien mußte im 18. Jahrh. von der Goldproduktion ebenfalls der Quinto bezahlt werden. Jetzt sind die B. einfach als Steuern aufzufassen und die Bemessung derselben nach dem Rohertrag erscheint daher als durchaus irrational. Sie hat sich in Preußen erhalten in der Form einer Steuer von 2 Proz. des

Wertes der abgesetzten Produkte, wobei 1 Proz. als Aufsichts- und 1 Proz. als Bergwerkssteuer gilt. In Sachsen, Österreich und Frankreich findet eine prozentmäßige Besteuerung des Reinertrags neben der Erhebung einer geringen nach der Größe des Grubenselbes bemessenen Abgabe statt.

Bergwerksanteile, s. unter **Altie** und **Altien** gesellschaft und **Kuz**.

Bergwerkeigentum begreift alles dasjenige, was zum Zwecke des Bergbaues Gegenstand des Eigentums geworden ist. In den meisten Ländern ist auf Grund des Bergregals (s. d.) das B. von dem Rechte des Grundeigentümers getrennt und wird daher durch eine besondere staatliche Verleihung begründet. In England jedoch ist dieses nicht der Fall, das Recht des Grundeigentümers reicht unbeschränkt bis in jede Tiefe; nur hat der Theorie nach die Krone das ausschließliche Recht der Gewinnung von Gold und Silber, woraus später ein Vorlaufsrecht auf die edelmetallhaltigen Erze wurde, das aber nicht mehr geltend gemacht wird. In den Staaten, welche ein gesondertes B. anerkennen (das wie Eigentum an unbeweglichen Sachen behandelt wird), besteht eben dadurch prinzipiell Bergbaufreiheit; in den näheren gesetzlichen Bestimmungen über den Erwerb des B. weichen jedoch die Gesetzgebungen von einander ab, und man kann hier namentlich das franz. und das deutsche System unterscheiden. Nach dem erstern, wie es durch das Berggesetz vom 21. April 1810 festgestellt ist, bleibt es im wesentlichen dem Ermessen der Staatsbehörde überlassen, ob, wem und unter welchen Bedingungen eine Bergwerkskonzession und damit das B. erteilt werden soll; in den deutschen Berggesetzen dagegen ist der von alters her angenommene Grundlag festgehalten, daß dem ersten Finder ein Vorrecht auf die Verleihung zusteht und daß durch die in der gesetzlichen Form erfolgte Mutung ein Rechtsanspruch auf die Verleihung begründet werde. Das B. kann dem Inhaber entzogen werden, wenn er dem allgemeinen Interesse zuwider den Betrieb unterläßt; es kann ferner auch aufgehoben werden durch Verzicht, und in beiden Fällen sind die Hypothekengläubiger berechtigt, die Subhaftation zu beantragen. Die deutschen Berggesetze zählen genau die im Gegenstand des B. vorkommenden Mineralien auf (s. unter **Bergrecht**).

In Frankreich nahmen früher die sog. minières (Gräberien zum Zweck der Gewinnung von Kaseisenerzen, gewissen Riesen, Alaunerde und Torf) eine Mittelstellung zwischen den Mines und den unbedingt dem Grundeigentümer zustehenden Carrières ein, eine Unterscheidung, die durch ein Gesetz von 1866 vom J. 1876 an aufgehoben wurde. Der Tagebau auf Eisenerze ist im Anschluß an das franz. Recht auch in dem Berggesetz für Elsaß-Lothringen im allgemeinen dem Grundeigentümer vorbehalten worden.

Bergwerkswissenschaften bilden den systematischen Inbegriff aller derjenigen Kenntnisse, welche die Gewinnung und Zugutemachung aller nugharen Mineralkörper ermöglichen. Die Bergbaukunst, welche sich als eine Wissenschaft aus den verschiedenen Teilen der Bergwerkswissenschaften zusammensetzt, beschäftigt sich mit der Beurteilung der Gebirge und der Erdoberfläche bezüglich der Aufsuchung und Auffindung bauwürdiger Lagerstätten und sonstiger nugharer Fossilien und Mineralkörper, mit der Veranstaltung der dazu nötigen Unter-

suchungsarbeiten, sowie mit der Veranstaltung und dem Betriebe aller derjenigen Grubenbaue und anderer Anlagen, die teils die Auffsuchung, teils ihre Gewinnung, ihre Ausförderung bis zu Tage, teils die Überwindung aller sich hierbei entgegenstellenden natürlichen Hindernisse und Schwierigkeiten, und endlich teils die mechan. Scheidung und Zubereitung der gewonnenen Fossilien betreffen. Zu ihrer Ausübung macht sich die Erlernung vielfacher Hilfswissenschaften erforderlich; sie verbindet Theorie und Praxis auf das engste. Die bergmännische Technologie umfaßt die Kenntnisse der Geognosie, Geologie und Paläontologie, der Mineralogie sowie der Physik, Chemie und Probierkunst; ferner die Lehren der Mathematik, der Mechanik und der Maschinenbaukunst, sowie die Geodäsie und die Kartographie oder die Kunst der unterirdischen Vermessung und Orientierung. Zu dem ökonomischen Teile der Grubenbaue, welcher sich mit der zweckmäßigen Veranstaltung der Gruben und der erforderlichen Tagebaue, mit der wirtschaftlichen Anschaffung, Aufbewahrung und Verwertung der Produkte und Materialien und mit dem Grubenrechnungsweisen, mit der Lehre vom Gelbe und mit den Handelsgeschäften befaßt, während der juristische Teil die Bergrechtslehre, die Berggesetzgebung in sich schließt. Auch bildet die Bergstatistik ein weites Feld für den Wissensbereich eines jeden Bergbautreibenden, welche Lage, Umfang, Betriebsverhältnisse, Produkte, Arbeiterzahl und sonstige mit der Bergwerksgeschichte und Nationalökonomie in Verbindung stehende Verhältnisse betrafen.

Die Aufbereitungskunde, die Kunst, die den Fossilien beigemengten wertlosen Gemengteile durch mechan. Hilfsmittel zu beseitigen und die wertvollen und nugharen Teile so rein als möglich abzuscheiden, ist ein nicht minder wichtiger Zweig der Bergbaukunst, während es endlich Aufgabe des Hüttenmannes ist, nach den Regeln der Hüttenkunde die Erze zu Gute zu machen und die Metalle aus denselben zu gewinnen. (S. **Metallurgie**.)

Bergzabern (lat. Tabernae montanae), Stadt im bayr. Regierungsbezirk Rheinpfalz, am Erlsbach und am Fuß des Hardtgebirgs, 16 km im Südwesten von Landau gelegen, durch Zweigbahn nach Winden mit der Pfälzischen Maximiliansbahn verbunden, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein Schloß (seit teilweise Hospital), zwei evang. und eine kath. Pfarre, eine Lateinschule, Feld-, Hopfen- und Weinbau, Lohpferei, Gerberei, Labals-, Öl-, Seifen- und Holzschuhfabrikation und zählt (1880) 2332 E. Die im 14. Jahrh. angelegten Befestigungen konnten 1525 den empörten Bauern nicht widerstehen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde B. ebenfalls hart mitgenommen, 1676 von den Franzosen gebrandschatzt und niedergebrannt und erst 1714 wiedererbaut. Das zerstörte Schloß, vom Herzog Gustav Samuel 1719—25 wieder aufgeführt, blieb fortan Witwenstift der herzogl. Frauen bis zur Französischen Revolution, wo es verwüstet wurde.

Veriberi, bei den Japanern **Kal-te**, ist der Name einer ihrem Wesen nach noch wenig bekannten Krankheit, welche sich durch eine von den untern Extremitäten aus über den ganzen Körper fortschreitende Lähmung und Gefäßlosigkeit sowie bisweilen durch Ansammlung von Wasser an verschiedenen Körperteilen charakterisiert, sich endemisch in Japan, Australien und Indien, besonders auf

der Insel Ceylon und der Küste von Malabar findet und oft schon nach 6-10 Stunden häufig jedoch auch erst nach drei bis vier Wochen aber durch Malaria tötet. Die Krankheit befällt sowohl Eingeborene als Fremde, letztere jedoch erst, wenn sie sich bereits einige Monate an jenen Orten aufgehalten haben. Sie herrscht besonders während der Abnahme der periodisch wehenden Winde und kommt endemisch wie epidemisch fast nur an Meereställen vor. Man sieht neuerdings die Krankheit als eine chronisch-konstitutionelle Erkrankung der Blutbildungsorgane und des Gefäßsystems auf, zu deren Entstehung namentlich plötzlicher Temperaturwechsel, Nahrungsmangel, gedrückte Gemüthsstimmung beizutragen scheinen. Spezifische Heilmittel gegen B gibt es nicht. Vgl. Wernich, »Geographisch-medizinische Studien« (Berl. 1978).

Bericht (im kaufmännischen Sinne), s. Notiz.

Bericht bedeutet in der Geschäftssprache die (möglichst objektive) Darstellung eines Sachverhalts, welche auf besondere Aufforderung oder, unter bestimmten Voraussetzungen, von Amts wegen, einer übergeordneten Behörde von einer untergeordneten (u. B. auf eine Beschwerde hin, über den Geschäftsgang im allgemeinen, über den Stand einer Angelegenheit), oder einem Kollegium (u. B. einem Gericht, einer Ständeverammlung) von einem dazu bestellten Mitgliede oder Ausschuss (Kommissionsbericht) gemacht wird. Im christlichen Prozessverfahren wurde regelmäßig vor der Entscheidung dem Richterkollegium von dazu bestellten Mitgliedern (Referent, Korreferent) über den Inhalt der Akten Bericht erstattet (Relation). Jetzt ist die Bestellung eines Berichterstatters in Strafprozeß von der Deutschen Reichs-Strafprozeßordnung (§§ 363, 391) vorgeschrieben für die Verurteilung und Revisionssachen; seine Aufgabe ist es nach Beginn der Hauptverhandlung (§ 242) die Ergebnisse des bisherigen Verfahrens vorzutragen. S. ferner Bericht-verfassungsgesetz § 199, Civilprozeßordnung § 364.

Berichterstatter, eine Bezeichnung, die im öffentlichen Leben in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird. In parlamentarischen Versammlungen nennt man B. oder Referent (frz. Rapporteur) diejenigen, welcher entweder im unmittelbaren Auftrage der Versammlung, oder im Namen eines mit der Vorberatung des betreffenden Gegenstandes betrauten Ausschusses die Verhandlungen über eine Frage dadurch einleitet, daß er der Versammlung nicht nur das thatsächliche Material für deren richtige Beurteilung, sondern auch die nach der Ansicht des Ausschusses für den er Bericht erstattet, vorzugsweise dabei in Betracht kommenden allgemeinen Gesichtspunkte vorlegt und bestimmte Anträge oder Vorschläge für eine Beschlußfassung der Versammlung formuliert. Der geschäftliche Gang ist dabei gewöhnlich der, daß der Ausschuss zuerst einen B. erwählt, der ihm selbst die Sache vorträgt und die an die Plenarversammlung zu stellenden Anträge vorbereitet. In der Regel wird sodann dieselbe Person auch mit der Berichterstattung für die Plenarversammlung betraut, es wäre denn, daß die Ansichten und Vorschläge dieses vorläufigen B. sich keiner Mehrheit im Ausschusse zu erfreuen hätten. Gibt es eine Minderheit und eine Mehrheit im Ausschusse, so ist auch die erstere durch einen B. vertreten. Bei schwierigen und umfassen den Verhandlungen wird dem B. noch ein B. (Korreferent), dem die Beleuchtung eines Teils der

Frage obliegt, beigegeben. Der B. hat in vielen parlamentarischen Versammlungen das Recht, in jeder Zeit das Wort zur Aufklärung einer Berichtigung zu ergreifen, jedenfalls steht ihm das Schlusswort zu, wo jener B. fand, spricht zuerst der B. in Minderheit, dann der B. der Mehrheit, sodas letztere gegen erstern im Vorteil ist. — Eine andere Art von B. sind die der Presse (engl. Reporter, frz. Rapporteur), welche den Zeitungen Mitteilungen über Tagesereignisse liefern.

Berlische Fägel, Monti Dorel, im südlichen den schweizerischen Alpen und dem Gebirge der Engadiner, 67 km westlich von Venedig, gehört zur Ebene zwischen dem Pustertal und der Pustertalgruppe erlöschener Dolomiten. Im E. von Venedig sind sie, durch eine 11 km breite Ebene von den Alpen getrennt, im höchsten Punkte etwa 600 m hoch. Auf die geschlossenen Krater deuten die vorhandenen Ergüsse von Trachyt und Basalt und die umhergestreuten Pumsteinmassen.

Berlische Fägel, ein Verfahren des Zugsdrucks, bei welchem erhabene farbige Muster durch Aufdrucken auf Stärke verbleibter Latexharben, ohne nachträgliche Befestigung des Bindungsmittels, erzeugt werden, s. Zugsdruck.

Bering (Vitus), bekannt durch seine Entdeckungen im Arktischen Ocean, geb. 1680 zu Horsens in Dänemark, wurde, als geschulter Seemann von dem d. Kr. als Seelapide bei der neugebildeten Flotte zu Kronstadt angestellt. Wegen seiner Tapferkeit und seiner Unerfahrenheit, die er in den Kämpfen gegen Schweden bewies, erhielt er die Beförderung eines Kapitänleutnants und Meeres von Amstern. Er untersuchte 1725 die nördl. Küsten Sibiriens, glaubte 1727 auf einer andern Reise die nördl. Spitze Sibiriens unter 67° 18' nördl. Br. berührt zu haben, durchfuhr die nach ihm benannte Beringstraße und brachte zur Gewissheit, daß Asien mit Amerika zusammenhängt. Da es aber zu jener Zeit noch war, zu entscheiden ob die nördl. Küsten Sibiriens gegenüberliegenden Küsten auch wirklich Asien des letzten Landes oder nur dazwischen liegender Inseln seien so ließ er d. Zum 1741 abmals mit zwei Schiffen von Ochotsk aus und untersuchte die nordwestl. Küste Sibiriens bis 60° nördl. Br. Stürme und Krankheit hinderten ihn weitere Entdeckungen. Erst als auf die währ. Insel Alutka verdrungen, starb er daselbst 12. Sept. 1741, weshalb diese Insel später Beringinsel genannt wurde. Sie liegt 195 km in 56° 17' nördl. Br. und 165° 4' Oestzeit, gehört zum russ. Sibir 1598 qkm groß, waldlos und reich an frischen Quellen und wirt. Die amerik. Wollschaffkompanie hat die Insel und unterhält hier ein Lager, welche die Einwohner, etwa 300, u. und Manu'aktoren versieht und dafür bezahlt werden, besonders von einer Art Seehund, aufzuheben. Die früher häufigen Polarfüchse und Seottern sind jetzt fast ausgerottet. Nach B. wurde auch der Beringsee (s. d.) benannt.

Beringerbad heißt die Salzbadanstalt im Ort Suderode in Preußen, Regierungsbezirk Posenburg, Kreis Altherten, 7 km östlich von Cammerburg, am Nordrande des Harzes. In dem alten Gebirgsbade liegen nahe die Ruinen der Strebburg und Lauenburg.

Beringinsel, s. unter Bering.

Beringmeer (Ramtſchattifches Meer), der nördlichſte Teil des Stillen Oceans zwiſchen der Nordweſtküſte von Nordamerika und der Nordoſtküſte von Aſien. Das B. ſteht durch die Beringſtraße mit dem Nördlichen Eiſmeer in Verbindung. Dieſe Straße, zwiſchen dem Oſtſap Aſiens und dem Prinz-Waleſſap Nordamerikas, iſt 75—92 km breit und 40—60 m, in der Mitte 50—90 m tief. Mitten im engſten Teile derſelben liegen die drei Diomedes-Inſeln, und ſüdl. davor liegt die große St. Lorenz-Inſel. Eine Strömung geht von S. nach N. durch die Mitte der Straße. Die an der Seite läuft von N. nach S. Die ſteilen, tief zernagten Küſten ſind unbewohnt. Die Straße und das nördlich davorgelegene Meer, wo der nördl. Polarkreis hindurchzieht, ſind im Winter mit Eis bedeckt. Im J. 1728 entdeckte Bering die nach ihm benannte Straße, aber ſchon 1648 war dieſelbe durch den Koſaken Deſchneff auf der Jagd nach Pelztieren aufgefunden worden, auf welcher er von der Nordſeite am Meere hin bis zur Anadyr-Mündung ging.

Beringſtraße, ſ. unter Beringſmeer.

Berthold, deutſcher Dichter, Pseudonym für Rob. Robertſon (ſ. d.).

Bériot (Charles Auguſte de), ausgezeichnete Violinſpieler, geb. 20. Febr. 1802 zu Löwen, kam mit 19 Jahren nach Paris, ſpielte vor Biotti und nahm Unterricht bei Baillot, ging indes bald ſeinen eigenen Weg mit ſo viel Erfolg, daß er gleichzeitig mit Paganini bei deſſen erſtem Erſcheinen in Paris aufzutreten wagen konnte. B. bildete mehrere, früher nur ſelten angewendete Stricharten zu der größten Vollkommenheit aus, und er war der erſte, Paganini ausgenommen, welcher die Flageoletttöne (sons harmoniques) in Aufnahme brachte. Zu ſeiner Schule gehören Bieurtemps, Ohys, Brume, Kontſch, Léonard u. a. In England gab B. mit dem größten Erfolge Konzerte, gleichfalls in den Niederlanden, wo ihn der König als Kammervirtuoſen in ſeinen Dienſt nahm. Die Revolution von 1830 raubte ihn dieſer Stellung, und nun unternahm er wieder Kunſtreiſen, meiſt im Verein mit der Malibran (ſ. d.), die 1835, nach der Scheidung vom hrem Manne, ſeine Gattin wurde. Nach dem frühen Tode ſeiner Gattin ließ er ſich 1836 in Bräſſel nieder. Erſt 1840 unternahm er wieder eine Kunſtreiſe nach Deutſchland und 1843 wurde er Profeſſor des Violinſpiels am Konſervatorium in Bräſſel. Eine plötzlich eingetretene und unheilbare Erblindung nötigte ihn 1852 ſeine Stelle niederzulegen; er ſtarb 8. April 1870 zu Bräſſel. Seine Kompoſitionen, Konzerte, viele Aires variées, Studien, Duette, einige Klaviertrios, viele Duos für Violine und Klavier (meiſt über Opern motive) und in Gemeinſchaft mit Pianisten wie Osborne, Benedict, Wolff ſ. w. verfaßt) ſind elegant und graziös, auch techniſch höchſt wertvoll, ſelbſt da, wo der muſikaliſche Gehalt gering iſt.

Berſlaw, beirksloſe Stadt im europ. ruſſ. Gouvernement Cherson am rechten Ufer des Dniepr, hat 3 Kirchen, 1 Synagoge, 1 Kloſter, 4 Lichtbrillen, 3 Ölmühlen und 8278 E., die ſich hauptſächlich mit dem Bau von Flußkähnen beſchäftigen. Durch B. führt die große Straße nach der Krim. Der Handel mit Getreide und Holz iſt bedeutend.

Berſt, bei der deutſchen Kavallerie ein Teil des Zugs, der für Zwecke des innern Dienſtes einem Unteroffizier zur ſpeziellen Beaufſichtigung zugegeben wird.

Berta, Amtsſtadt im ſachſen-weimar. Verwaltungsbezirk Weimar, an der Elm, 12 km ſüdwärts von Weimar, von bewaldeten Bergen und Wieſengründen umgeben, hat ein Schloß, ein Jagdzeughaus, Sandſtein-, Gips- und Kalkbrüche, Mühle und Walzwollfabrikation und zählt 1747 E. Im J. 1812 wurde hier eine Schwefel- und eine Stahlguelle entdeckt und ſogleich von Karl Auguſt unter lebhafter Beteiligung Goethes die nötigen Vabereinrichtungen hergerichtet. Doch kam B. erſt ſpäter ſeit Einführung von Kiefernadelbädern und Sandbädern, beſonders auch als klimatiſcher Kurort für Bruſttrante in Aufnahme, ſodaß der Beſuch des Ortes auf jährlich 1000—1200 Perſonen geſtiegen iſt. Vgl. Pfeiffer, »Thüringens Baderorte« (Weim. 1872). — B., Stadt im ſachſen-weimar. Verwaltungsbezirk Eisenach, an der Werra und am nördl. Abhange eines Ausläufers des Thüringerwaldes, 6 km ſüdwärts von Gerſungen, zählt 1080 E.

Berlan, Berlan, Barlan, Baralan, Barralan (frz. bouracan, engl. barracan), urſprünglich arabiſch ein aus Ziegenhaar und Wolle oder aus Kamelhaar gewirktes Zeug, jetzt allgemein ein ſehr dichtes und ſchweres, leinwandartig gewebter Stoff mit Kette aus ſeſtem zweifädigen und Einſchlag aus drei- bis ſechsfädigem Kammwollwurm, der, mittels des Kalenders (ſ. Appretur) mit einem wollenartigen Schimmer (Moirierung) verſehen, namentlich als Möbelſtoff Anwendung findet; doch kommen unter dieſer Benennung auch leichtere, aus ungezwirntem Kammgarn verfertigte und ſelbſt baumwollene Gewebe vor.

Berfel, Fluß, entſpringt in der preuß. Provinz Weſtſalen, Regierungsbezirk Münſter, unweit Bilerbe auf den Baumbergen, durchfließt das Senngebiet von Roſefeld, wird bei Breden ſchiffbar, geht 4 km unterhalb dieſer Stadt beim Orte Oldenkott in die niederländiſche Provinz Gelderland und mündet bei Zutphen in die Iſſel. Der größte Tiefgang der B. iſt 0,33 m.

Berkeley, Marktflecken in der engl. Graſſchaft Glouceſter, am rechten Ufer des Little Avon, 2,5 km öſtlich von deſſen letztem Mündung in das Äſtuarium des Severn, 5 km von der Briſtol-Birminghambahn entfernt, zählt (1881) 6004 E. B. liegt in einem ſchönen Thale, welches hauptſächlich aus ſeſtem Weideland beſteht, und führt rühmlichſt bekannte Butter und Käſe, den hier fabrizierten »Double Glouceſter«, aus. Von Sharpneſ-Point, nahe B., geht der Berkeley-Glouceſter-Kanal aus, welcher für Schiffe bis zu 600 t ſchiffbar iſt. Der Erfinder der Vaccination, der aus B. gebürtige Dr. Jenner, impfte hier zuerſt im J. 1796 die Schafpocken ein; ſein Grabmal befindet ſich in der hieſigen Pfarrkirche St. Mary. Das ſüdöſtlich der Stadt gelegene Berkeley-Caſtle beſtand ſchon vor 1150, um welche Zeit es durch König Heinrich II. vergrößert wurde; daſſelbe war der Schauplatz der Ermordung Edwards II. 1327. Im Bürgerkriege unter Karl I. wurde es nach neuntägiger Belagerung durch Parlamentsſtruppen genommen.

Berkeley (George), Biſchof von Cloyne in Irland, berühmt durch ſein Syſtem der ſpiritualiſtiſchen Philoſophie, geb. 12. März 1684 zu Kilcricin bei Thomastoown in Irland, beſuchte die Uni-verſität Dublin, ward 1707 Mitglied des Trinity-College daſelbſt und unternahm 1718 und 1714 eine Reiſe nach Italien, das ſowie Sicilien und Frankreich er ſpäter nochmals als Begleiter der

Söhne des Bischofs von Clogher bereiste. Im J. 1721 wurde er Hosprediger des Statthalters in Irland, Herzogs von Grafton, und bald darauf Dekan von Derry. Nachdem er durch ein Vermächtnis der durch ihre Liebe zu Swift berühmten Banessa Vanhomrigh in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt war, machte er den Vorschlag, auf den Bermudas-Inseln zur Befehrung der Wilden Nordamerikas eine Lehranstalt zu errichten, ein Plan, der anfangs nicht nur in den angesehensten Kreisen, sondern auch im Parlament solche Unterstützung fand, daß B. 1728 seine Stelle niederlegte und mit mehreren Gleichgesinnten sich nach Rhode-Island einschiffte, um die Sache in Gang zu bringen. Doch wie die Gelbbewilligung des Parlaments blieben später auch die Subskriptionen aus, und B. verlor bei dem Unternehmen einen beträchtlichen Teil seines Vermögens. Durch die Fürsprache der Königin Karoline 1734 zum Bischof von Cloyne ernannt, starb er 23. Jan. 1753 zu Oxford. Er wird als ein fast in allen Fächern des menschlichen Wissens bewandeter Mann geschildert, dessen edler Charakter jedem, der ihn kannte, Verehrung einflößte. Seine philos. Ansichten entwickelten sich teils im Gegensatz zu dem in seiner Zeit herrschenden Realismus und Materialismus, teils doch in Abhängigkeit von Lockes Sensualismus und dem in der Konsequenz desselben liegenden Phänomenalismus. Das Wirkliche, behauptete er, ist nur der Geist; die Körperwelt ist nur ein Schein, der aus unsern Vorstellungen entspringt; das Unwillkürliche dieses Scheins hat seinen Grund in ursprünglichen Vorstellungen, welche von dem Geiste aller Geister, Gott selbst, bewirkt sind. Dieser Spiritualismus gab zu vielfachen Mißverständnissen Anlaß und wurde weber von den Philosophen noch von den Theologen gebilligt. Seine berühmtesten philos. Schriften, in welchen er denselben vortrug, sind: «Treatise on the principles of human knowledge» (Lond. 1710), «Three dialogues between Hylas and Philonous» (Lond. 1713; deutsch, Lpz. 1781) und «Alciphron or the minute philosopher» (Lond. 1732). Unter seinen physik. Schriften erregte das meiste Aufsehen «Theory of vision» (Lond. 1709; neue Ausg. mit Anmerkungen von Cowell, Lond. 1860), in der er zuerst genau die Betastungs- und Gesichtseindrücke unterscheidet. Seine «Works» erschienen später gesammelt (2 Bde., Lond. 1784; neu herausg. von Wright, 2 Bde., Lond. 1843, und von Frazer, 4 Bde., Lond. 1871). Vgl. Frederichs, «über B.s Idealismus» (Berl. 1870).

Berkeley (Miles Joseph), engl. Botaniker, geb. 1803 in Biggin, empfing seine Schul- und Universitätsbildung in Rugby und in Christ's-College zu Cambridge, wurde hierauf Pfarrverweser in Margate, dann in Weldon, endlich 1868 Vikar in Sibbertoft. Daneben war er vor allem mit botanischen Arbeiten beschäftigt. Seinem ersten Werke «Gleanings of British algae» (1833) folgte der von ihm bearbeitete Schlußband der «English Flora» (1836), sowie die «Introduction to cryptogamic botany», «Outlines of British fungology» und das «Handbook of British mosses». Außerdem lieferte B. für die «Encyclopaedia of agriculture» Artikel über «The diseases of plants», für «Gardeners Chronicle» Abhandlungen «On vegetable physiology» nebst zahlreichen Beiträgen zu den «Transactions» der Linnäischen Gesellschaft und anderer Fachzeitschriften.

Berthampstead (Great-), Stadt in der engl. Grafschaft Hertford, 41,5 km im Nordwesten von London, am Bulborn, und zum Colne fließt, am Grand-Junction-Kanal und der Nordwestbahn, zählt (1881) 7103 E., welche Strohflechterei, Tischlerei und Holzwarenindustrie betreiben. Erwähnenswert sind die schöne got. St. Peterskirche und die Ruinen eines in der engl. Geschichte berühmten Schlosses. Zu B. fand 697 ein Koncil statt; 1731 wurde hier der Dichter Comper geboren.

Berthel (Joh. Lefrancq van), holländ. Naturforscher und Dichter, geb. zu Leiden 23. Jan. 1729, studierte Medizin und Naturwissenschaften und ließ sich 1761 als praktischer Arzt zu Amsterdam nieder. Doch gab er diesen Beruf bald wieder auf, um auf einem Landhause bei Harlem und später zu Leerdam bei Leiden der Naturwissenschaft und der Dichtkunst zu leben. Er erhielt 1773 den Lehrstuhl der Naturgeschichte an der Universität zu Leiden und neben Alamanb die Aufsicht über das naturhistor. Museum. In diese Zeit fällt sein Hauptwerk, die «Natuurlijke historie van Holland» (11 Hefte, Amsterd. 1769–79, mit Kupfern), welches höhere Wert hat als die «Natuurlijke historie van het rundvee in Holland» (6 Hefte, Amsterd. 1806–11, mit Kupfern). Außerdem schrieb er mehrere verdienstliche, meist auf holländ. Verhältnisse bezügliche naturwissenschaftliche Abhandlungen. Er lebte darauf in Haag, dann bei seiner Familie zu Leiden, wo er 13. März 1812 starb. Von seinen zahlreichen Gedichten fand namentlich «Het verheerlijkt Leyden» (1774) großen Beifall. Vgl. Zoosjes, «De geest der geschriften van J. Lefrancq van B.» (Harl. 1813).

Berthelmsen (Joh und Gerhard), zwei Brüder und Maler von Harlem. Der ältere, Joh, wurde daselbst 1628 geboren, beobachtete früh und fleißig die Natur, besonders die Rheingegenden, und gab sie mit vielem Geschick in landschaftlichen Darstellungen, dem Innern von Kirchen, Städteansichten und Porträts wieder. Auch gelangen ihm ländliche Feste im Geschnittenen. Er unterrichtete seinen weit jüngern Bruder Gerhard (geb. 1643), der ihm in treuer Freundschaft anhing und der auch nach Köln und Heibelberg in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz begleitete. Die Brüder malten dort Hoffeste, Jagden, Lustpartien u. s. w. kamen sehr in Gunst und lehrten nach einigen Jahren, mit Belohnungen überhäuft, in ihr Vaterland zurück. Der jüngere Bruder starb zu Köln 2. Nov. 1693. Er ist besonders als Architekturmaler in Ruf gekommen und kann als solcher ein guter Nachahmer von Jan van der Heyden genannt werden. Dresden besitzt von ihm die Ansicht des amsterdamer Stadthauses, das Louvre die Ansicht der Trajanssäule und die Loretokirche von Rom. Joh. ertant im Juni 1698 in einem Kanal.

Berlowitz, russ. Schiffspfund, hat 10 Pud = 400 russ. Pfd. = 163,805 kg.

Berkshire, abgekürzt Berks, Grafschaft in mittleren England, umgeben von den Grafschaften Surrey, Hampshire, Wiltshire, Gloucester, Oxford und Buckingham, von letztern dreien durch die Thems geschieden, zählt auf 1826 qkm (1881) 218888 E., wird von den Kreide- und Kalkbergen der Berkshire-Downs durchzogen und war einst im S. von dem großen, 1226 abgeholzten Walde von Windsor bedeckt. Noch jetzt finden sich schöne Waldungen von Eichen, Buchen, Haseln, Eschen und Erlen im S. und O. der Grafschaft, welche durch die schattigen

Themse und ihre Zuflüsse, den ebenfalls schiffbaren Kennet mit Lambourn und Auburn, den Lobdon und Od, vorteilhaft bewässert ist. Hierzu kommen noch der Wilts- und Berkskanal und der Kennet- und Avonkanal. Bei gesundem Klima und sehr mannigfaltigem Boden bildet unter anderem das White-Horsethal einen der fruchtbarsten Bezirke Englands an Korn, während sich längs der Themse ein Gürtel der schönsten Wiesengründe hinzieht. Das Thal des Kennet, mit weniger fruchtbarem Boden, ist jedoch trefflich kultiviert. Südlich von Newbury wird das Land dürrer und endlich zur braunen Heide. Zwar kommt der Osten dem Westen an Fruchtbarkeit nicht gleich, doch besitzt er reiche landschaftliche Schönheiten, und die Höhen von Egham bis nach Bray, bedeckt mit Ältern und mit jüngern Anpflanzungen, bilden hier den feiner malerischen Scenerie wegen vielgenannten Windsor Great Park. Etwa 42 Proz. der Oberfläche bestehen aus Ackerland, 40 Proz. aus Gras- und Heide land, 11 Proz. aus Wald. Der Ackerbau ist Haupterwerbsquelle der Einwohner. Außer umfangreichem Gartenbau bei Reading, welcher geachteten Spargel und Zwiebeln, sowie einigem Obstbau, der Äpfel nach London liefert, ist die Kälberzucht im Osten beträchtlich und die Schweinezucht eine der vorzüglichsten in England. Hauptstadt der Grafschaft ist Reading (s. b.).

Verlab, Stadt im rumän. Kreise Lutova in der untern Moldau, am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, der in den Sereth mündet, ist Sitz der Präfektur, hat ein Obergymnasium, ein Schullehrerseminar, ein Theater, starken Getreidehandel, ist im Vergleich mit andern rumän. Städten ziemlich regelmäßig gebaut und zählt (1881) 28 000 E. D. ist durch eine Zweigbahn nach Jekusch mit der Eisenbahn Bukarest-Roman verbunden. Im 13. Jahrh. soll Stadt und Gebiet von D. eine Bauernrepublik gebildet haben; 1440 wurde die Stadt von den Tataren niedergebrannt.

Verlage (Ant.), namhafter lath. Theolog, geb. 1. Dez. 1806 zu Münster, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte seit 1824 zu Münster, Bonn und Tübingen Theologie. Nachdem er 1831 zu München die theol. Doktorwürde erlangt, trat er als Privatdocent und Repetent bei der Akademie u. Münster ein, wurde 1835 zum außerord. und als darauf zum ord. Professor der Moralthologie ernannt. Diese Professur vertauschte er jedoch später mit dem Lehrstuhle der Dogmatik. Er starb 1. Dez. 1881 zu Münster. B. erste bedeutendere wissenschaftliche Arbeit war eine „Apologetik der Kirche“ (Münst. 1835), dem sein Hauptwerk, die „Kath. Dogmatik“ (7 Bde., Münst. 1839—68), folgte, welche sich durch Gründlichkeit der Forschung, erschöpfung des Stoffs und Klarheit der Darstellung auszeichnet und überhaupt zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern lath. Litteratur in Deutschland gehört. Seine Verdienste erlangte der Papst durch die Ernennung zum Hausprälaten an. In inner „Dogmatik“ wie in seinen kleinern theol. Schriften betont D. überall die Selbstständigkeit der Philosophie und ihre innere Unabhängigkeit von jeder Autorität, indem er von der Voraussetzung ausgeht, daß nur eine in sich selbständige, lediglich auf Erfahrung und Evidenz des Denkens sich stützende Philosophie die ihr im Dienste der Theologie gestellte Aufgabe zu lösen im Stande sei, nämlich: nterseits die rationalen Unterlagen des theol. Of-

senbarungsglaubens zu prüfen und seine Wahrheit und Vernünftigkeit zu erweisen, sowie anderseits den Glaubensinhalt selbst zu beleuchten und sein tieferes Verständnis nach Möglichkeit zu vermitteln; aber er will nicht, daß die Philosophie auf dem spezifisch übernatürlichen Glaubensgebiete die Herrscherin sei und selbst über die Wahrheit der einzelnen Glaubenssätze in letzter Instanz das Richteramt übe. Als lath. Theolog hält er die Kirche allein für die kompetente Richterin in Glaubenssachen und verlangt unbedingt, daß die Wissenschaft ihren Entscheidungen sich unterordne.

Verle, Pflanzenart, s. unter Berula.

Verleburg, Hauptstadt des Kreises Wittgenstein, in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Wittgenstein, auf einem Abhange des Rothaargebirgs in 452 m Höhe über dem Meere, auf dem rechten Ufer des Odebornbaches, welcher letzterer 2 km südlicher in die Wer mündet, in bewaldeter und rauher Gegend, ist Hauptort der Standesherrschaft Sayn-Wittgenstein-B., Sitz des Landratsamts für den Kreis Wittgenstein, eines Amtsgerichts und der fürstl. Wittgensteinschen Rentkammer, zählt (1880) 1886 meist evang. G., die bedeutenden Handel mit Holz, Kohlen und in der Umgegend gefertigten Holzwaren betreiben, sonst größtenteils aber von Ackerbau und Viehzucht leben. Die drei Schiefergruben fördern jährlich 110 000 Ctr. Schiefer. D. ist seit dem Mittelalter der Hauptort der Grafschaft Sayn-Wittgenstein, gehörte nach der Rheinbundsakte zum Großherzogtum Hessen, seit 1816 zu Preußen und ist jetzt Residenz des Fürsten von Sayn-Wittgenstein-B., dessen Schloß (Mittelbau im Renaissancestil) mit prächtigem Park mitten in der Stadt liegt.

Verleburger Bibel heißt die 1726—42 in acht Folioabänden unter Protektion und Mitarbeit des Grafen Kasimir zu Sayn-Wittgenstein-Verleburg im Verlage von Haug in Verleburg erschienene deutsche Übersetzung der Bibel. Als Leiter des Unternehmens erscheint der aus Straßburg vertriebene H. Haug; von den Mitarbeitern sind die bekanntesten Dippel, Edelmann, Seebach. Die Übersetzung ist eine Verichtigung der Lutherischen auf Grund des Urtextes und engl. und franz. Übersetzungen. Der Zweck des Ganzen ist, den schwärmerisch-mystischen Anschauungen jener Zeit, welche zu Verleburg gefäht und gepflegt wurden, weitere Verbreitung zu verschaffen. Vor allem dienen diesem Zweck die erläuternden Anmerkungen, welche aus den Schriften der Mystiker Jane Leade, Bourignon, Guyon, Dippel, Peterfen, Böhme u. a. bis auf Origenes zurück zusammengearbeitet sind. Vgl. S. Hepppe, „Geschichte der quietistischen Mystik“ (Berl. 1875).

Verlichingen (Göb oder Gottfried von) mit der eisernen Hand, der tapfere Ritter des 16. Jahrh., den man mit Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen als einen der letzten edeln Repräsentanten des im Untergehen begriffenen mittelalterlichen Rittertums betrachten kann, war 1480 zu Jagdhausen im Württembergischen auf dem Stammschlosse seines Geschlechts geboren. Sein Oheim Konrad von V. leitete seine Erziehung und nahm ihn unter anderm auch 1495 mit auf den Reichstag nach Worms und 1497 auf jenen von Emden. Dem Kriegsgeschäft aus Reizung und Gewohnheit zugehan, diente er anfangs dem Markgrafen Friedrich IV. von Brandenburg-Ansbach; hierauf

trat er, als zwischen Rupert von der Pfalz und Albrecht V. von Bayern. München der landshuter Successionskrieg ausbrach, zu Albrechts Partei. In diesem Kampfe verlor er bei der Belagerung von Landshut die rechte Hand, die künstlich durch eine eiserne (s. unten) ersetzt wurde. Als durch Kaiser Maximilian I. 1495 der Ewige Landfriede zu Stande gekommen war, zog sich B. auf sein Schloß zurück. Trotzdem geriet er bei dem unruhigen Geiste der damaligen Zeit mit seinen Nachbarn, den Reichs-Äbten am Redar und den Burgrittern am Roher, auch jetzt wieder in immer sich erneuernde Handel und Fehden, in denen er stets ebenso viel Tapferkeit als ritterlichen Viersinn zeigte. B. stand 1519 dem Herzog Ulrich von Württemberg gegen den Schwäbischen Bund bei und verteidigte Möckmühl.

Urteil gefällt, der Gefangene losgesprochen und entlassen, nachdem er vorher den Eid abgelegt, auf Schloß Hornberg gleichsam sein eigener Gefangener zu sein. Er sollte die Wartung nie verlassen, nie mehr ein Pferd besteigen, keine Nacht außer dem Schlosse zubringen, sich an niemand des Gefangnisses halber rächen, auch seine Freunde nie dazu brauchen, im Falle der Verletzungen dieser Bedingungen aber sich zu einer Geldbuße von 25 000 fl. anheischig machen. Zudem sollte er wegen des zugefügten Schadens Mainz und Würzburg Genugthuung leisten. Viele seiner Freunde verbürgten sich mit Hab und Gut für Erfüllung des Vertrags. So lebte nun Götz von B. 11 Jahre und wurde erst nach Auflösung des Schwäbischen Bundes begnadigt. Kaiser Karl V. forderte 1541 den tapferen

Ritter auf, mit 100 Reitern zu den kaiserl. Fahnen zu stoßen, um gegen Sultan Soliman zu kämpfen. Götz sammelte auch einige hundert wohlgerüstete Krieger, darunter viele vom Adel, die um die Ehre wetten, unter seiner Führung zu kämpfen. Drei Jahre darauf zog er mit den Kaiserlichen gegen König Franz I. nach Frankreich, half St. Dier in der Champagne belagern und rühte bis Chateau-Thierry. Nach Abschluß des Friedens von Crespy (18. Sept. 1544) zog er sich auf Schloß Hornberg zurück, wo er seine letzte Lebenszeit in Ruhe verbrachte. Er starb 23. Juli 1562. Obwohl er der Reformation zugewandt war, wurde er doch im Begräbnis der Familie im Kreuzgange des Klosters Schöntal beigesetzt, wo er auch ein schönes Denkmal hat. Er hinterließ eine von ihm selbst verfaßte Lebensgeschichte (zuerst von Bistorius, Nürnberg. 1731, seitdem sehr oft herausgegeben), die ein treues Gemälde des Lebens und der Sitten jener Periode des Mittelalters ist. Goethe entnahm daraus den Stoff zu seinem „Götz von B.“, wiewohl aber von der histor. Wahrheit manniß ab.

Fig. 2.

Fig. 7.

Fig. 2.

Nach tapferster Gegenwehr bebingte er sich freien Abzug, der ihm auch zugesagt wurde. Allein verräterischerweise wurde er überfallen, gefangen genommen und nach Heilbronn geschleppt, 1522, nach Ausstellung einer Urfehde und Zahlung eines Lösegeldes, erhielt er seine Freiheit zurück. Auch am großen Bauernkriege, 1525, nahm er, wie er selbst sagt, gezwungen thätig teil und wurde, weil er bekannt war als ein Freund der Freiheit und Beschützer der Rechte des Volks, zum Hauptmann gewählt und Oberstfeldhauptmann der Bauern genannt. Als solcher verhängte er viel Unglück, indem er mit persönlicher Aufopferung dem Morden und Brennen der ägellofen Schar Einhalt that. Bei dem unglücklichen Ausgange dieses Krieges war er zwar anfangs entkommen. Als er aber sodann, auf Einladung des Schwäbischen Bundeshauptmanns Truchseß, nach Stuttgart ritt, überfielen ihn unterwegs Bändische, warfen ihn nieder und nahmen ihm das Gelübde ab, sich vor dem Bunde zu stellen, sobald er gefordert werde. Er stellte sich auch wirklich, trotz des Abtraten seiner Freunde, nach Augsburg, woselbst er zwei Jahre in Haft blieb. Endlich, am Freitag nach St. Kunigundentag 1530, wurde das

Die erwähnte eiserne Hand wird noch jetzt in Jagstfeld gezeigt. Sie ist in nebenstehender Abbildung in Fig. 1 von innen, in Fig. 2 von der Seite gesehen dargestellt. Der Mechanismus gestattet folgende Bewegungen: Die vier Finger können durch Aufstützen oder mit Hilfe der natürlichen Hand in ihren drei Gelenken einzeln oder zusammen jede Biegung annehmen, durch einen Druck auf den Knopf b springen alle in die ausgestreckte Richtung. Der Daumen kann auf dieselbe Weise einwärts gebogen und durch einen Druck des Knopfes c wieder gestreckt werden. Die Hand selbst kann in ihrem Gelenk ebenso gebogen werden und behält gleich den Fingern jede ihr gegebene Lage fest bei. Die Gelenke A, B und C in Fig. 3 sind durch Stifte vereinigt, die Verbindung der Finger mit der Hand r durch den Bolzen s bewirkt. Um diese Stifte werden Bolzen sind die Federn r und s (Fig. 3 und 7) gelegt. Die Federn drücken mit ihrem oberen Ende gegen die Sperrungshebel o und h. Bei o und h (Fig. 7) haben die Hebel schräge Haken, welche beim Biegen der Finger durch im Gelenkwinkel befindliche Öffnungen herausgehen. Das andere Ende der Sperrungshebel greift in die Zähne der Gelenkwirbel und verhindert dadurch das Zurückspringen.

der Glieder. Demselben Zweck dienen die in Fig. 5 ersichtlichen Hebel i k , welche durch die Stifte v verbunden sind, wie auch die Spannhaken m l (Fig. 6), während die Federn n dieselben Dienste wie die oben beschriebenen r und s leisten. z in Fig. 5 ist eine Welle, an welcher die Hebel a und in der Mitte noch ein nach unten gehender Hebel befestigt ist. Werden die Finger zusammengehoogen, so erhalten die Federn r und s Spannung und üben einen Druck auf die Hebel o und h aus; dieselben werden alsdann bei o und h (Fig. 7) mit dem schrägen Hals in die Öffnung treten und mit dem andern Ende in die Zähne einfallen. Wenn man auf den Knopf b drückt, so wird durch eine schräge Erhöhung desselben der Welle z eine drehende Bewegung erteilt, wodurch die Hebel a auf die Sperrungshebel i k drücken, welche infolge dessen aus den Zähnen der Gelenkwirbel heraus-treten. Hierdurch wird die Spannung in den Federn n aufgehoben; diese werden wieder auf die Sperrungshaken l m (Fig. 8 und 6) drücken, die Glieder c um den Bolzen s bewegen und so dieselben in die ausgestreckte Stellung bringen. In ähnlicher Weise findet die Ausstreckung der übrigen Glieder statt. Bei dem Daumen ist die Bewegung eine ähnliche, nur einfachere. Der Sperrungshebel p (Fig. 6) greift in die am Daumen befindlichen Zähne und wird durch die Feder z angedrückt. Die Feder e preßt mit dem Ende in ein Loch des Daumens. Biegt man den Daumen einwärts, so ritt der Sperrungshebel p in die Zähne und stellt den Daumen fest; drückt man den Knopf e , so tritt der Hebel p aus den Zähnen heraus und die Feder e schnell den Daumen in die gerade Richtung. Die Bewegung des Handgelenks ist sehr einfach. Die a der Hand befestigte Feder n (Fig. 8) hat an ihrem Ende einen Stift, welcher in verschiedene Löcher des Arms paßt und so eine Feststellung der Hand bewirkt, durch einen auf den an der Feder befindlichen Knopf ausgeübten Druck tritt der Stift wieder aus dem Loch heraus, worauf man denselben in ein anderes Loch treten lassen und so der Hand verschiedene Stellungen geben kann.

Das Geschlecht der Herren von B. blüht noch in zwei Linien, in der zu Jagsthausen und der zu Rossach, von denen die letztere Gg von B. die erstere dessen Bruder, Hans von B. (geb. 1766, gest. 1853), zum Ahnherrn hat. Die Linie Jagsthausen wird gegenwärtig durch Gg Otto von B., geb. 27. Nov. 1875, repräsentiert, während die Linie B.-Rossach den Freiherrn Karl Gustav Gg von B., geb. 20. Nov. 1819, königl. irrtomb. Kammerherrn, zum Haupt hat. Der Bruder des Letztgenannten, Friedrich Wolfgang Gg von B., geb. 26. Juni 1826, Abgeordneter des grundherrlichen Adels und zweiter Vizepräsident der bad. ersten Kammer, wurde 17. Juli 1859 den württemb. Grafenstand erhoben und hat sich ebenfalls durch eine urkundliche „Geschichte des Hauses Gg von B. und seiner Familien“ (Lpz. 1861) ann gemacht.

Verlische-Verlode (frz. brolique-broloque, d. i. r Hals über Kopf), Zauberformel, namentlich Handwurfs im Puppenspiel, sowie des Taschenspiels, welche eine blizschnelle Wirkung übt. **Berlin**, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Preußen und des Deutschen Reichs, liegt er 52° 30' 17" nördl. Br. und 13° 28' 47" . L. (von Greenwich) in einer von geringen An-

höhen umsäumten sandigen Ebene, 34—35 m über dem Spiegel der Ostsee, zu beiden Seiten der sich in mehrere Arme und Kanäle teilenden Spree (Höhe des Nullpunkts des Pegels 30 m). Schon in sehr alter Zeit befand sich auf der zwischen den Hauptarmen der Spree gelegenen Insel das Fischerdorf Kölln, welches bereits 1232 das Magdeburger Stadtrecht erwarb; in der Gegend der jetzigen Petrikirche befand sich ein uraltes wendisches Heiligtum. B., rechts der Spree und gegenüber von Kölln, war ebenfalls ein Fischerdorf, welches zuerst in der Gegend des jetzigen Molkenmarktes bebaut war und 1244 zum ersten mal genannt wird; wenige Jahre später erhielt B. ebenfalls das Magdeburger Stadtrecht. Beide Städte wurden zum Schutze der deutschen Ansiedelungen gegen die Wenden gegründet und früh befestigt, traten vorübergehend dem wendischen Quartier des Hansabundes bei und wehrten sich, 1307 vereinigt und 100 ha bedeckend, mit Erfolg wider Ritter und Fürsten, bis Friedrich II. 1442 zu Kölln eine Zwingsburg an der Stelle des jetzigen königl. Schlosses erbaute, die Städte wieder trennte und alle Gelfaste nach Selbständigkeit unterdrückte; Johann Cicero nahm hier seine bleibende Residenz (1491). Im Dreißigjährigen Kriege durch Brandschagungen, Feuerbrünste und Krankheiten hart mitgenommen, wurden die vereinigten Städte vom Großen Kurfürsten wiederhergestellt, der bisher zum Tiergarten gehörende Friedrichswerder, die Spandauer Vorstadt, die Dorotheenstadt, die Georgen-, Köllnische und Stralauer Vorstadt und Neutölln am Wasser 1658—81 angelegt und durch Aufnahme von Holländern und besonders von vielen Flüchtlingen die Einwohnerzahl von 6000 auf 20000, den Stand vor dem Kriege, zurückgebracht. König Friedrich I. fuhr in der Verschönerung der Hauptstadt fort, erweiterte die Vorstädte und sorgte gleich seinem Vater für die Hebung der Gewerthätigkeit. Unter Friedrich Wilhelm I., welcher über 1000 neue Häuser vielfach zwangsweise aufführen ließ, wurde die Friedrichstadt bis zum jetzigen Dönhofs-, Belle-Alliance- und Pariser Plage erweitert, und die Einwohnerzahl vermehrte sich von 50000 Civil- und 5000 Militärpersonen 1709, dem Jahre der Bereinigung sämtlicher Einzelgemeinden, bis auf 102400, worunter 81100 Civilpersonen, bei seinem Tode. Friedrichs d. Gr. Bedeutung verhalf auch seiner Hauptstadt zu schneller Entwicklung, und 1756 wurden in ihr 126661 E., worunter 100008 vom Civil, gezählt. Während des Siebenjährigen Kriegs erpreßte der österr. General Sabil 16. Okt. 1757 eine Kontribution von 250000 Thln., und 9. Okt. 1760 mußte die Stadt abermals vor den Osterreichern und Russen kapitulieren und bedeutende Opfer bringen; die 1768 nur 119219 E. zählende Stadt erholt sich aber nach dem Kriege unter dem Merkantilsystem und wuchs bis 1790 auf eine Bevölkerung von 150803 Personen, worunter 121873 Civilpersonen. Durch Friedrich Wilhelms II. glänzende Hofhaltung, die Förderung der Webereien und die Ausdehnung des Staats nach Osten und Westen wurde die Vergrößerung der Stadt so sehr begünstigt, daß 1804 in ihr 156661 Personen der Civil- und 25496 der Militärbevölkerung gezählt wurden; dann trat freilich im Gefolge des ersten Kriegs mit Napoleon ein Rückschlag ein, welcher 1810 B. nur 153070 Civil- und 9901 militärische Bewohner ließ, aber schon während der nächsten Kriegsperiode

durch den Zuzug der geängstigten Landleute und durch die mit dem Kriege verknüpfte Arbeitsthätigkeit wieder überwunden ward), sodaß 1816 bereits 195 200 Bewohner einschließlich 15 716 der Militärbevölkerung gezählt wurden. Während der nächsten Periode großen Geldmangels und durch überreiche Ernten gesteigerter Landarbeiten vermehrte sich die Bevölkerung nicht erheblich; desto günstiger wirkte das Ausfließen der Gewerthätigkeit seit der Errichtung des Zollvereins ein; 1826 wurde Gasbeleuchtung eingeführt, 1838 die erste Eisenbahn (nach Potsdam) eröffnet, und 1840 beim Tode Friedrich Wilhelms III. zählte man in der Civilbevölkerung 303 891 und in der Militärbevölkerung 18 739 Personen. Unter Friedrich Wilhelm IV., welcher persönlich besonders den Kirchenbau pflegte, durch seinen Kunstsinne jedoch in weitere Kreise wirkte, trug die von Schinkel hervorgerufene eblere Architektur zur Verschönerung der Stadt, namentlich der vor dem Potsdamer und Anhalterischen Thore belegenen neuen Teile wesentlich bei, und die Maschinen- und Möbelindustrie setzten sich in dem lebhaftesten bebauten Köpenicker Felde und im Norden S.s fest; man zählte 1858, obgleich inzwischen Teuerung und wirtschaftliche Krisen die Entwicklung einigermaßen aufgehalten hatten, 438 934 Civil- und 19 676 Militärbewohner.

Seitdem ist die Bevölkerung S.s gleich andern Großstädten, und fast alle europäischen noch weit überragend, überaus schnell angewachsen, bergestalt, daß ernste Gefahren für Wohlstand und Behaglichkeit der Bewohner kaum vermieden werden konnten; volle Freizügigkeit, die Wohlfeilheit des Reisens, die mit den notwendigen Bauten und mit der gesteigerten Nachfrage unmittelbar verbundene Heranziehung von Arbeitern, in nicht geringem Maße auch die den Staat vergrößernden und das Deutsche Reich begründenden Kriege förderten mächtig die Erweiterung der Stadt. Das Weichbild von 14 919 Morgen mußte Anfang 1861 auf 23 185 Morgen oder 5919 ha (worunter 177 auf Wasserläufe entfallen) erweitert werden; die Gemeinden Moabit und Wedding nebst Teilen von Charlottenburg, Schöneberg, Tempelhof und der Hafenheide, woselbst 1852 erst 6238, 1858 schon 29 951 und 1864 bereits 52 263 Personen wohnten, sind damals mit der Hauptstadt vereinigt worden. Mehr und mehr erwies sich die 15 km lange und 5 m hohe Stadtmauer, welche 1743—1802 erbaut worden war und nur an 19 Thoren die Verbindung mit der Außenwelt gestattete, als unerträgliches Gemüß, sodaß sie 1867 und 1868 beseitigt wurde. Am 3. Dez. 1861 belief sich die Zollabrechnungs-Bevölkerung auf 547 571 (einschließlich 22 626 vom Militär); 1864 auf 632 379; 1867 die ortsanwesende auf 703 120; am 1. Dez. 1871 auf 824 580; am 1. Dez. 1875 auf 964 240 und am 1. Dez. 1880 auf 1 122 504 Personen, worunter 20 123 aktive Militärpersonen, 320 des diplomatischen Korps und 2543 Personen der Strombevölkerung. Trotz der namhaften Garnison sind jetzt 36 678 weibliche Personen mehr als männliche vorhanden, während noch 1871 die Zahl der letztern um 8523 Köpfe stärker gewesen ist. Im J. 1846 waren sogar 52,17 Proz. der Bewohner männlichen Geschlechts. Die Volksvermehrung, welche 1709—55 in geometr. Progression jährlich 1,88, dann bis 1804 jährlich 0,88, weiter bis 1840 jährlich 2,08 und dann bis 1861 jährlich 2,11 Proz. betragen hatte,

stieg nun 1861—71 auf jährlich 4,20 Proz.; die Verdoppelung der Bevölkerung von 1709 erfolgte binnen 39 Jahren, der von 1740 binnen 63 Jahren, der von 1790 binnen 49 Jahren, der von 1816 binnen 29 Jahren, der von 1840 binnen 26 Jahren, und die Bevölkerung von 1880 ist mehr denn doppelt so groß als die im J. 1861 zuvor gezählte. Die Bevölkerung S.s verzehrt jetzt alljährlich 800 000 Doppelcentner Fleisch (ohne Fischfleisch, aber mit Anrechnung von Wildbret und Geflügel). Der Fleischkonsum betrug 1879 auf den Kopf 146 Pfd.; daneben wurden von jedem Bewohner durchschnittlich 417 $\frac{1}{2}$ Pfd. Brot, 100 Pfd. Kartoffeln, 38 $\frac{1}{2}$ Pfd. Hülsenfrüchte, 47 $\frac{1}{2}$ Pfd. Obst, 20 Pfd. Eier, 140 Pfd. Milch, 24 Pfd. Fische, 30 Pfd. Butter, 10 Pfd. Käse, 23 Pfd. Wein, 208 Pfd. Bier (davon $\frac{1}{2}$ importiertes) und 6 Pfd. Branntwein verzehrt.

Für die Topographie S.s sind die Wasserläufe maßgebend. Von Stralau und Rummelsburg her tritt die Spree mit breiter Fläche in das Stadtgebiet ein, behält ihre nordnordwestl. Richtung auf langer Strecke bei, wendet sich westwärts unter der Waisenbrücke und dem breiten Überbau des Mühlendamms, welcher die Schiffsahrt unterbricht (Nullpunkt des Pegels 30,87 m über der Lspsee), dann nordwestlich unter der 1692—95 erbauten und 1703 mit dem prächtigen erzernen Reiterstandbilde des Großen Kurfürsten von Schlüter geschmückten Kurfürstenbrücke und wieder westlich in mehreren Bogen nach Moabit und Charlottenburg hinüber. Die ganze Osthälfte dieses langen Laufs mitten durch die Stadt ist von Hinterhäusern, Speichern, Schuppen und Holzplätzen besetzt, selten unterbrochen durch ansehnliche Gebäude (neue Münze); erst die Burgstraße in Altberlin tritt d.h. Dome gegenüber als durchweg schöne Uferstraße hervor. Von den Abzweigungen des Hauptstroms tragen die alten innern einen ähnlichen öden Charakter, wogegen die äußern fast durchweg zu beiden Seiten von mehr oder minder breiten Uferalleen zum Teil allerdings noch jungen Ursprungs, eingefast sind. Eine als Flutgraben und zur Hofsfäherei dienende Abzweigung geht oberhalb der Sächsischen Badeanstalt links aus dem Strome und vereinigt sich mit der 10,3 km langen wichtigsten Abzweigung, dem Landwehr- oder Schiffsahrtkanal, welcher etwas unterhalb (Oberschleuse) südwestwärts die Spree verläßt, sich später nach Nordnordwesten bis zur Rottbuscher Brücke wendet und auf dieser Strecke das Weichbild begrenzt; dann geht derselbe im Bogen westlich weiter, nimmt den Luisenkanal auf, fließt unter der 1874—77 umgebauten Belle-Alliance-Brücke und nordwestlich unter der Schöneberger Brücke, wo der Kanal zu einem geräumigen Hafen ausgeweitet ist, und wendet sich alsdann in mehr westl. Laufe zwischen der Augustastraße und dem Schöneberger Ufer der Charlottenburger Gemarkung zu, woselbst er sich jenseit der Unterschleuse wieder in die Spree ergießt. Der vorgenannte, 2019 m lange Luisenkanal verläßt der Hauptstrom unter der Schillingsbrücke, wendet sich in südwärts gelehrtem Bogen westlich bis zum Gabelbeden und geht dann unter der Wasserthorbrücke, welche das Thorbeden begrenzt, in den Schiffahrtkanal. Unterhalb der Jannowbrücke, von wo im Sommer Dampfschiffe die Spree hinauffahren, zweigte sich aus dem Strome in nordnordwestl. Richtung der 1880 zugestützte Königsgraben ab, überbrückt von der 12 Sandsteingruppen tragenden

Königsbrücke, dann westwärts gelehrt und hinter der Herculesbrücke unter dem Namen Zwirngraben sich wieder mit dem Hauptarme vereinigen.

Unterhalb der Weidenbrücke, wo der Strom ein natürliches breites Beden bildet, verläßt den Hauptarm in südwestl. Richtung an der Friedrichsgracht der Vorflutgraben mit der Stadtschleuse, welcher sich alsdann nordnordwestlich unter der 1822—24 massiv erbauten, 33 m breiten Schloßbrücke, welche seit 1853 acht Marmorgruppen auf Granitblöcken trägt (die Erzählung und den Lebensgang des Kriegers unter Leitung von Pallas und Rite schildern, von Bläser, Wredow, A. und C. Wolff, Wichmann, Drake, A. Möller und Schiesselbein), wieder dem Hauptarme zuwendet. Diesem schiffbaren Nebenarme im allgemeinen parallel, aber mit vielen ein- und auspringenden Winkeln zieht der kurz oberhalb der Weidenbrücke aus der Spree gespeiste Festungsgraben entlang, nur auf 700 m Länge als »Grüner Graben« bis zur Walzmühle schiffbar, hinter der Wallbrücke sich verengend und an mehreren Stellen fast überbaut; derselbe mündet in den Vorflutgraben. Außer diesen größeren Wasserläufen kommen im Innern der Stadt noch einige unwichtige vor, wie der Mählengraben auf einer kurzen Strecke rechts vom Kupfergraben, welche besonders Anstalten dienen oder zu meistens völlig überdeckten Kloaken geworden sind, wie denn die Absicht dahin geht, bei den Arbeiten für die Wasserableitung alle zur Schifffahrt ungeeigneten offenen Rinnale ganz zu beseitigen. Zu letztern gehört die schon jetzt teilweise überbaute Panke, ein durch seine Ausbuchtungen berücksichtigtes Fläßchen, welches durch Gesundbrunnen und Wedding nach Süden zu unterhalb der Weidenammer Brücke rechts in die Spree fließt. Von großer Wichtigkeit ist dagegen der am 1. Mai 1859 eröffnete Spandauer Schifffahrts- oder Nordkanal, welcher hinter der Unterbaumbrücke die Spree verläßt, nordnordwestlich bis zum Nordhafen zieht und sich westwärts über die Grenze des Reichsbildes wendet; mit ihm und unter der dreigetheilten schönen Alsenbrücke mit der Spree steht der Humboldt-Hafen in enger Verbindung. Die Massenhaftigkeit des Wasserverkehrs beweist die 1879 auf 71117 angewachsene Zahl der beladen ein- und ausgegangenen Schiffsgefäße, vorunter sich 69622 Segel- und 469 Schleppschiffe zehenden. Neuerdings ist einer engl. Gesellschaft die Ketten- oder Seilschleppschifffahrt auf der Havel und Spree gestattet worden.

Das vorzugsweise dem Handel gewidmete Centrum der Stadt wird von den ein Viertel zwischen dem ehemaligen Königs- und dem Festungsgraben einnehmenden alten Stadtteilen Altberlin, Altrind Neutölln a. W. und Friedrichswerder gebildet; es leben hier 373 Bewohner auf 1 ha. Altberlin liegt zwischen dem jugeschilderten Königsgraben und der Spree, zu beiden Seiten der von der Kurfürsten- und Königsbrücke führenden, 735 m langen Königsraße, welche zu den belebtesten der Stadt zählt. Mehr als die Hälfte des Viertels wird von der abezu rechtwinklig gekrümmten Neuen Friedrichsraße eingerahmt, deren nordwestl. Ende gleich dem alten Molkenmarkt im Süden als Kreuzungspunkt der drei Hauptverkehrswege zu den gefährlichsten Stellen für Fußgänger und Wagen gehört. Glanzpunkt des Viertels ist das vom Baurat Wäsemann 1861—69 im oberital. Stil aus dunkelroten Baderinen auf einer Basis von grauem Granit auf-

geführte Rathaus, welches ein Viereck von 97 m Länge und 89,5 m Breite bildet, und dessen 88 m hoher Turm weithin sichtbar wird; an den 36 Balustradenbrüstungen werden unter Calandrellis Leitung Reliefs um die Stadt verdienstlicher Männer angebracht; die humoristischen Wandinschriften des Ratstellers sind häufig nachgeahmt worden. Nahebei liegt das 1856 erweiterte Amts- und Landgericht, welches aber schon ebenso wenig wie das Rathaus dem Bedürfnisse genügt, nicht weit davon am Molkenmarkt die gleichfalls zu eng gewordene Stadtvoogt mit dem Polizeipräsidenten; nördlich von der Königstraße das umfangreiche Hauptpostamt, in der Poststraße die Oberpostdirektion und an der Spree die neue Börse. Letzteres Prachtgebäude ist 1859—63 nach den Plänen des Geh. Baurats Hitzig im venet. Stil errichtet; der 70 m lange, 27 m breite und 20 m hohe Börsengang ist durch einen Säulengang in zwei Hälften für die Fonds- und Getreidebörse geteilt und von v. Klobner mit allegorischen Freskogemälden geschmückt; in der Vorhalle befindet sich Siemerings Marmorstatue des Kaisers Wilhelm; der kühle Hof dient als Sommerbörse, der Keller als Restauration. Die älteste berliner Kirche ist die schon im 12. Jahrh. erbaute, 1244 zum erstenmal genannte, 1817 von Langerhans im Innern renovierte Nikolaiskirche mit Ades Altarbild: die Verkündigung Christi, Grabdenkmälern von Pufenberg, Dikelmeyer, Spener, Spalding u. a. Dieselbe ist 1880 im Innern und Außen nach dem ursprünglichen Plane (zwei Türme) erneuert worden und hat einen mit Spitzbogen verzierten Stufengiebel. Die Marienkirche wird 1292 zum ersten mal genannt, ihre Kanzel 1708 nach Schlüters Entwurf in Alabaster ausgeführt, das Innere 1818 geschmackvoll renoviert; der Turm ist 90 m hoch; hier liegen der Feldmarschall von Sparr und Canstein, der Stifter der Bibelanstalt, begraben; in der Halle Wandgemälde (Totentanz) von 1450. Die Klostertkirche, gleich jenen beiden im einfachsten Spitzbogenstil, wurde 1290 erbaut und 1844 gänzlich restauriert. Außer der mit einem holländ. Gladienspiel durch Friedrich Wilhelm I. geschmückten Parochialkirche ist noch die turmlose Garnisonkirche zu erwähnen, welche Vegas' Altarbild: Christus am Ölberge, enthält und ihrer Größe halber zur Aufführung geistlicher Musikwerke benutzt wird. Die darunter befindliche Gruft bewahrt die wohl erhaltenen Leichen mehrerer Marschälle (unter andern Reiths) und anderer Standespersonen. Unter den Bildungsanstalten ragen hervor: die 1810 von Scharnhorst errichtete Kriegsakademie; die 1820 gestiftete ehemalige Gewerbeakademie (jetzt, wie die Bauakademie, ein Teil der Technischen Hochschule) mit Bibliothek von 30000 Bänden und reichen Sammlungen an Maschinenmodellen, technolog. Gegenständen, Gefäßen und Gipsabgüssen; das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster, 1574 gestiftet, mit wohl erhaltenen Konvent- und Kapitelsälen des ehemaligen Klosters und mit einer Bibliothek von 35000 Bänden. Andere bemerkenswerte Gebäude dieses Stadtteils sind: das bis 1451 als kurfürstl. Residenz dienende Lagerhaus (worin das Rauch-Museum, eine fast vollständige Sammlung der Modelle des Künstlers, und das Geheime Staatsarchiv einstweilen Unterkunft fanden), das kurfürstl. Landschaftshaus, das Proviantmagazin und das Friedrichs-Weissenhaus nebst Filialhospital des Arbeitshauses.

Das langgestreckte Hauptstrasse und der E. (süd) Teile eng und mini. Viertel zu beiden Seiten folgt die 1846—53 nach Hoff im got. Stile aus. Kirche mit ihrem 96 m h. Gebäude der Stadt hinauf. Das Schindlerische B. der umfangreiche Königl. Feuertürme, gegenüber der Museum u. i. w. umgeben. Mäßen, ein unter dem. kannten Versteckhaus. Die. (bis 32 m hoch) zwischen. plätze und dem vielfach. H. Wolffs Reiterstatue Friedrich Wilhelm III. geschmachten Lustgarten, in vier Reichhöfen mehr als 600 Zimmer enthaltend, es bildet ein Viertel von 160 m Länge und 117 m Breite mit vier Höfen, im äußern steht die Rühliche Erzgruppe, der Karl. Georg mit dem Einwurf. Von der Burg des Kurfürsten Friedrich II. ist nur der runde Turm, welcher wegen seines Kupferdachs den Namen Grüner Hut führt, erhalten geblieben, von dem von Kaspar I. unter Joachim II. erbauten Schloß nur die Erker und Türme an der Wasserseite, das jetzige Schloß wurde 1699—1716 durch Schinkel, Corander von Götze und Böhmke erbaut. Unter den Prachtgemäthern ragen hervor der Thron. oder Ritteraal mit dem Thronstuhl von getriebenen Silber und andern Kostbarkeiten, die Bildergalerie mit ausgezeichneten Gemälden neuerer Meister und der 1857 umgebaute Weiße Saal, unter der Arkade beim Treppenhause steht man Rauchs stehende Viktoria in carrarischem Marmor, an der Terrasse nach dem Lustgarten zwei Gruppen aus Erz aus Baron Clont, die Koffhändler, ein Geschenk des Kaisers Nikolaus. Über dem schönen Portale der Schmalfont nach der von re. (süd) Ecken eingetragenen Schloßfront wird der Prachtbau gekrönt durch die 1845—53 von Schinkel und Schadow erbaute Schloßkapelle mit ihrer großen, 34 m hohen Kuppel, 64 m über dem Straßenniveau, das Innere der Kapelle bietet für 1500 Personen Raum und wirkt ergreifend durch seine gediegene Pracht. An der Wasserseite des Lustgartens liegt der Dom mit einem großen und zwei kleinen Kuppeltürmen, 1747 errichtet und 1817 von Schinkel veredelt, im Innern die Monumente Johann Guericke im Harnisch von dem burgund. Gewerbet. Dietrich und Joachim I. von Preußen Bischof, unter dem Dome die 1749 dahin verlegte und jetzt in einen Prachtbau umgestaltete Hohenzoll. Kryptenruhm.

Im Norden des Lustgartens auf ursprünglich diesem Sumpflande findet man die herrlichsten Kunstmuseen der Hauptstadt nahe beisammen. Vor dem 1821—24 in rein griech. Stile von Schinkel erbauten Alten Museum steht eine Graustühle von 75 Ctr. Gewicht, auf den Wangen der Treppentreppe stehen die bronzenen Kolossalgruppen von A. Rib. Kampf einer Amazone mit einem Tiger, und A. Wolff Kampf eines Reiters mit einem Löwen, in der Treppenvorhalle die Marmorbilder Rauchs (von Drake), Schinkels (von J. Tisch), Windelmanns (von J. Wichmann) und Schadows (von Hagen), die Freskomalereien an den Wänden der von 18 von. Säulen getragenen Vorhalle stellen

die Entstehung des Weltalls, die Völkergeschichte der Menschheit, die Thaten des Hercules und des Theseus dar. Man gelangt von der Treppenvorhalle in die Galerie antiker Skulpturen, oben in die Gemäldegalerie für ältere Schulen bis zum Ende des 18. Jahrh., während sich im Erdgeschoss die Sammlungen von Münzen und Naturalien (Münzen, Namen, Terracotten, Vasen und Thongefäße) befinden. Mit diesem 87 m langen, 34 m hohen und 36 m hohen Alten Museum ist durch einen bedeutenden Bogenweg das Neue Museum verbunden, welches 1843—56 nach Friedrich Wilhelm IV. Entwürfe und Schinkels Pläne ausgeführt wurde. Der Mittelbau mit dem Hauptportale und dem großartigen Treppenhause, das Rauchs Wandgemälde (Turmbau zu Babel, die griech. Welt, Zerstörung Jerusalems, Hunnenschlacht, Kreuzfahrer, Reformation mit allegorischen Jünglingen u. i. w.) enthält, ist 31 m hoch von der Vorhalle kommt man in das Ägyptische Museum, dann die Sammlung nordischer und vaterländischer Altertümer, das Ethnographische Museum für die vier fremden Erdteile und die Sammlung der Gipsabgüsse von antiken, mittelalterlichen und neuen Skulpturen, oben in das Kupferstichkabinett. Zwischen dem Neuen Museum und der Spree befindet sich die nach Schinkels Entwürfen von Strack 1811 vollendete Nationalgalerie, welche die Wagenische Gemäldesammlung und andere Werke neuerer deutscher Meister enthält, sie hat auf hohem Unterbau die Form eines ionisch. Tempels mit acht Säulen Vorhalle. Dabinter ist die pflanzenphysiol. Sammlung, in der nord. Ecke des Stadtteils der Spree.

Neulöwen am Waller, der kleinste Saal mit 19 ha Fläche, nimmt den Raum zwischen der Schleusenbrücke und dem Ardennergraben zu beiden Seiten der Wallstraße bis einschließlich des Erdmarktes ein. Hier liegen das 1824 gegründete Könlische Gymnasium in einem geschmackvollen neuen Gebäude und die Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln. Zwischen denselben Gebäuden steht von Neulöwen erstreckt sich der Friedrichswerder als architektonisches Mittelglied zwischen Neulöwen und der Dorotheen- und Friedrichsstadt, welcher letztern der Hausvogteiplatz einen natürlichen Übergang bildet. In der Nähe befinden sich die Gewerbeschule, der 1766 als königliche Kunstgründete und 1869—77 nach Hütters Plänen gänzlich umgebaute und sehr erweiterte Prachtbau der Kunstbank, das Werderische Gymnasium, die Königl. Ränge, das 1863 vollendete Haupt. Leographenamt, die Bank des Berliner Kassensystems und die Werderische Kirche, letztere 1823—30 nach Schinkels Entwürfen im got. Stile mit zwei hohen abgeflachten Türmen errichtet und mit Gemälden von Poggendorf, B. von Schadow und Schinkel geschmückt. Nahe dabei steht die 1835 von Schinkel in eigenem modernen Stil aus Backstein erbaute Bonatsademie mit dem Beuth-Schulmuseum für Bauzeichnungen und Skizzen, auf der Plaza davor stehen die Denkmäler Thiers von Rauch und Hagen (1860 enthält), Beuth von 18 mit Reliefs von Drake (1861) und Schinkels Drake (1869). Am Zeughausplatz, der zwischen von Unter den Linden vor der Schloßbrücke, ist das Kronprinz Palais, 1687 von Kerring errichtet, 1793—1840 von Friedrich Wilhelm III. als Kronprinz und König bewohnt, 1856—58 von Strack umgebaut, sehr geschmackvoll und modern.

ingerichtet, mit einer patriotischen Gedenhalle, nach hinten zu durch einen bedeckten Bogenangang mit dem Prinzessinnenpalais in Verbindung gebracht; die Kommandantur (das erste auf dem Friedrichswerder errichtete Haus, welches der Große Kurfürst 1653 dem Ingenieur Rembarth (Schente) ; gegenüber das königliche Zeughaus, ein Quadrat von 88 m Front, 1695—1706 von Nering und Jan de Wobd im Kolossalstil erbaut und von Schlüter mit den Masken sterbender Krieger im Hofe versehen; über dem Hauptportale das vergoldete Brustbild des ersten Königs und über den Fenstern antike Helme, im Innern mit Trophäen- und Waffensammlungen; seit 1880 mit einem schönen, den innern Hof überdachenden Kuppelbau versehen. Daneben die 1818 von Schinkel in Form eines röm. Castrums aufgeführte Neue Königswache, vor ihr Rauchs Marmorstatuen von Balow und Scharnhorst (1822); hinten am Festungsgraben das Finanzministerium und die 1826 von Ottmer mit schöner Säulensafaade im griech. Tempelstil errichtete Singakademie, das Gebäude eines 1791 von Fasch gegründeten und durch Zelter zu hohem Rufe gebrachten Musikvereins.

Um die innere Stadt gruppiert sich der innere Gürtel von sieben Stadtvierteln: das innere Stralauer Viertel, die Königsstadt, das Spanbauer Revier und die Friedrich-Wilhelmstadt rechts, die innere Luisenstadt, die (innere) Friedrichstadt und die Dorotheenstadt links der Spree. Das innere Stralauer Viertel reicht von oberhalb der Schillingstraße bis unterhalb der Provinzialamtsbrücke bis nordwärts zum Landsberger Thore. In diesem von vielen Weibern bewohnten Stadtteile liegen die engl. Gasanstalt, eine städtische Wäsch- und Badeanstalt, die Militärbäderet, das Jouragemaazin der Garnison und das von Gölische Witwenhaus, drei Theater und die Martinskirche, letzere 1848—55 in roman. Stil nach Stälers Plänen unter Erblam erbaut, mit 47 m hoher Kuppel und 60 m hohem vieredigen Glodenturm. Das Wallnertheater für Lustspiele, Operetten und speziell Berliner Poffen faßt 1400 Zuschauer, ist von Tischwedmähig erbaut und von Wegas mit Dedeneremälen verziert; in seiner Nähe liegen das königstädtische und das Residenztheater. Nordwestlich davon erstreckt sich strahlenförmig vor der Königsstraße von dem weitläufigen und stets belebten Alexanderplaze aus bis zu dem frühern Landsberger und Brenslauer Thore die Königsstadt. Hier liegen folgende öffentliche Gebäude: das Arbeitsaus, das Hospital zu St. Georg, das Domhospital, das Kornmesserische Waisenhaus, das Männerstol, das Polizeigewahrsam, die königstädtische Lealschule, die Wadze-Anstalt, das Ordonnanzaus zur Aufnahme durchmarschierender Truppen und das Schützenhaus; ferner die Georgenkirche na an der Neuen Königsstraße die got. Bartholomäuskirche, 1854—58 nach Stillers Entwurfe aus Backsteinen erbaut, mit Glasmalereien an den hofenstern und einem 68 m hohen, vieredigen, in urchbrochener Pyramide endigenden Turme.

Westlich hängt die Königsstadt mit dem dichtestbevölkerten (auf je 18 qm ein Bewohner) Spanauer Revier zusammen, dessen Nordgrenze von der frühern Stadtmauer zwischen dem Brenslauer und jenseit des Oranienburger Thors, die Abgrenze vom ehemaligen Königsgraben und der Spree gebildet wird, und dessen Westgrenze nahe der Pante verläuft. Die schönste Straße dieser

Gegend ist die Oranienburger, welche den Nordwesten der Stadt mit dem alten B. verbindet, einer der belebtesten Punkte der Haandsche Markt nahe der Neuen Promenade; den Koppelpfah zieren Baumanlagen, und Denkmäler enthält der alte Garnisonkirchhof (Kleis von Rollendorf, Bülow, der Dichter Fouquet) an der Linienstraße, deren mehrfach gebrochene Linie den größten Teil des Straßengewirrs aufnimmt. Während die beiden Kirchen des Stadtteils nichts Bemerkenswerthes bieten, zählt die Neue Synagoge zu den ausgezeichnetsten Bauwerken der Stadt; 1859—67 von Knoblauch und Stüler in maurischem Stile mit einer hohen und zwei kleinen Kuppeln erbaut, gewölbt sie in der farbenreichen Hauptsynagoge, zu welcher man durch Rotunde, Vorhalle und kleine Synagoge gelangt, für 3000 Andächtige Plaz. Das Gotteshaus der jüd. Reformgemeinde ist durch seine Kuppelanlage von Stüler (1856) sehenswert. Das Schloß Ronbison mit der engl. Kapelle und dem historisch wertvollen Hohenzollern-Museum liegt an einem schönen Garten, der sich bis an die Spree hinzieht; daneben die große Landesloge von Deutschland. Das besonders für große Ausstattungsstücke eingerichtete Victoria-theater, ein imponantes Gebäude mit halbrunder Fafaade an der Mänsstraße, ist 1856—59 nach Langhans' Entwurfe 94 m lang und 88 m breit gebaut, besitzt ausgezeichnete Maschinieren und besteht aus Winter- und Sommertheater für 1400, beziehungsweise 1200 Zuschauer mit geteilter Bühne, die vereinigt zu einem großen Festsaale von 63 m Länge und 35 m Breite umgeformt werden kann. In diesem Stadtteile befinden sich ferner das Seminar für Stadtschulen, das Domtanbibatenstift, das Sophien- und das Friedrichsgymnasium, beide mit Realschule, die Luisenschule für Töchter in einem neuen Hause an der Spree und das Taubstummeninstitut mit 34 Jassissen, sowie folgende milde Anstalten: das Frauenasyl, die jüd. Altersversorgungsanstalt, das jüd. Waisenhaus, das kath. Hospital und vorzügliche Krankenhaus (1854 eingerichtet), das jüd. Krankenhaus (1861 von Knoblauch erbaut), die zweite evang. Herberge zur Heimat, das Wilhelmine-Amalienstift und das franz. Hospital und Waisenhaus. Westlich vom Spanbauer Revier bis zum Spanbauer Kanal und innerhalb der frühern Stadtmauer am Neuen Thore, wohin von der Marschallbrücke her die Luisenstraße führt, liegt nordwärts der Spree die Friedrich-Wilhelmstadt. Man trifft daselbst die Markthalle, ein mißlungenes, jetzt als Cirtus benutztes Unternehmen, und das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater; letzteres wurde von Tisch 1850 für 1600 Zuschauer erbaut, ist mit Dedengemälden geschmückt, dient vorzugsweise zur Auführung von Lustspielen und Operetten und findet in einem besondern Sommertheater Ergänzung. Der nördl. Teil des Viertels erhält durch Sanitätsanstalten einen eigentümlichen Charakter: das Gebäude der 1798 gestifteten Militärärzney- (Leiarznei-)Schule wurde 1840 von Hesse neu aufgeführt, und in seinem Parte 1864 aus naturfarbenen Backsteinen das Anatomische Theater; gegenüber die 1785 errichtete königliche Charité, das größte Krankenhaus der Stadt, mit Entbindungsanstalt und Morque. Im Garten der Charité befindet sich ein 22. Mai 1882 enthaltendes Brongestandbild des berühmten Augenarztes Albr. von Graefe von R. Siemering, gegossen von Glabenbed.

Artillerie- und Ingenieurschule erbaut), das Ministerium des Innern, das Aquarium (Schöpfung des Naturforschers A. Brehm, in genialer Weise 1867—69 als hervorragendstes Institut dieser Art mit Vogelhaus u. s. w. bei 245 m langen Schaugängen erbaut; ein Aktienunternehmen) und die 1699 und 1700 errichtete Akademie der Künste und Wissenschaften. Dem Opernplatze gegenüber liegt das Universitätsgebäude, 1754—64 von Boumann Vater als Palast des Prinzen Heinrich mit zwei vorspringenden Flügeln erbaut, 1810 seiner gegenwärtigen Bestimmung übergeben, 1844—45 gänzlich umgebaut; im linken Flügel befindet sich das sehr reichhaltige Anatomische Museum, dahinter ein kleiner botan. Garten, das Kastanienwäldchen

gebaut; Säulengänge führen von zwei Straßen her hinein. Außerdem liegen hier das Heroldsamt, die Freimaurerloge Royal-York, das Maison d'Orange, das Domstift und das großartige, mit Wintergarten ausgestattete, 1879 vollendete Centralhotel, sowie ein Bahnhof der Stadtbahn (Centralstation).

Im Süden der Dorotheenstadt und im Südwesten des Friedrichswerders erstreckt sich die innere Friedrichstadt bis zu dem kreisrunden mit Gartenanlagen geschmückten Belle-Allianceplatze, (hier die 19 m hohe granitene Friedenssäule [1843 errichtet] mit marmorner Sockel und Kapital, eine eiserne Victoria von Rauch tragend, sowie vier Marmorgruppen, welche die an der Schlacht von Belle-Alliance beteiligten Völker charakterisieren, in welchem die Linden-, Friedrich- und Wilhelmstraße schräg zusammenlaufen, und westwärts bis zum Tiergarten und den Hinterhäusern der Königsgräber Straße. Dieses Viertel fast ausnahmslos langer, gerader, rechtwinklig sich kreuzender Straßen verdankt seine Entstehung zum großen Teil den Grundstücksentlungen Friedrich Wilhelms I. Hier liegen das Militär-Examinationsgebäude, das von Joachim I. 1516 gestiftete Kammergericht mit dem Marmorrelief Coccejus auf dem Hofe, das 1873 erweiterte Preuß. Statistische Bureau, die 1484 von einem Bürger gegründete, 1880 prächtig umgebaut

Jerusalemers Kirche, die Hauptfeuerwache (alle diese Gebäude in der Lindenstraße), die Methodistenkirche, das Luisenstift, in der Verlängerung der Charlottenstraße die 1835 von Schinkel erbaute Sternwarte mit dem großen Fraunhofer'schen Refraktor und dem Normalnullpunkte der deutschen Landesvermessung, das Bräderergemeindehaus, die Bethlehemskapelle, das Volkstheater Balhalla, das 1797 gestiftete Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Augusta- und Elisabethschule, die königliche Realschule, die 1787 ganz ähnlich erbauten böhmische und Dreifaltigkeitskirche; das gegenüber der Kochstraße in der Wilhelmstraße belegene Palais des Prinzen Albrecht mit schönem Park wurde 1882 von Schinkel neu eingerichtet. Im Zuge der breiten und ausschließlich des achtzigjährigen Leipziger Plages (auf dem in der Mitte die Denkmäler des Grafen von Brandenburg und des Grafen Wrangel, auf der Nordseite die kais. Admiralität, auf der Südseite das landwirtschaftliche Ministerium sich befinden) 1250 m langen Leipzigerstraße liegen die Generalinspektion der Artillerie, das Herrenhaus und das 1871 unter Leitung Sibigs hergerichtete provisorische Reichstagsgebäude, das Kriegsministerium (1847 nach Stüler's Plänen neu ausgebaut, mit lebensgroßen Kriegergestalten an beiden Portalen), der 1871—73 von Schwanke ausgeführte Prachtbau des Generalpostamts mit dem Postmuseum, das Konzerthaus, das Civiltabinett und das Abgeordnetenhaus am Dönhofsplatz; gegenüber von letztem steht seit 1875 die von Schivelbein modellierte, durch Hagen vollendete, in Bronze gegossene Statue des Freiherrn vom Stein. Im nordöstl. Teile des Viertels haben ihren Sitz: die Generalwittwenkasse, die 1830 angelegte Universitätsbibliothek mit fast 100 000 Bänden (einschließlich der Böchhens), die 1772 als Geldinstitut gegründete Seehandlung, Lotteriedirektion, das Magazin der königl. Schauspiele und die Preussische Bodencreditbank, im ital. Renaissancestil von Ende und Bödmann erbaut; die 1747—73 nach dem Vorbilde des Römischen Pantheon erbaute kath. Heiliggeistkirche am Opernplatz, deren mächtige Kuppel von Boumann Vater errichtet, verbrannt ihr Portal und die Marmorgruppe am Hochaltar dem Kardinal Quirini. Den Mittelpunkt des Viertels bildet der Schillerplatz oberhalb der Gendarmenmarkt von 150 m Breite und doppelter Länge mit dem königlichen Schauspielhaus, welches an Stelle des älteren abgebrannten 1818—21 von Schinkel im griech. Stil errichtet und 1853 im Innern restauriert wurde; an der 86 m langen Fassade des 38 m hohen Gebäudes führt eine 27 m breite Freitreppe gegenüber Schillers Marmordenkmal von Begas (1871 enthüllt) zu einer Vorhalle von sechs ion. Säulen; über dem Nischensfeld des Peristyls steht ein Apollon mit dem Dreifingerring von Rauch und Tied. Die Treppengänge zieren zwei Brongesgruppen (von Tied und Fischer): Genien mit Flöte und Lyra auf Löwen und Panther reitend. Im Theater selbst haben 300 Personen Platz, und der größere Konzertsaal, dessen Vorhalle Schinkels und Jfflands Bänken zehen, bietet mit seinen Galerien ebenso vielen zuhörenden Raum. Zu beiden Seiten des Schauspielhauses befinden sich die Neue Kirche (südwärts, 1708 vollendet, 1881 umgebaut) und die Französische Kirche (nordwärts), beide nach dem Muster der auf der Piazza del Popolo in Rom stehenden Marienkirchen erbaute stattliche Dome mit unver-

hältnismäßig großen Türmen. Der Wilhelmplatz wird durch die nach Riß' Modellen 1862 aufgestellten Grabdenkmäler von sechs Feldern des siebenjährigen Kriegs (Reith, Zieten, Seydlitz, Schwerin, Prinz Leopold von Dessau, Winterfeld) geschmückt; ihn umgeben auf drei Seiten: das Auswärtige Amt des Deutschen Reichs (II. Abteilung), ein in altflorentiner Stil von Neumann erbauter Palast aus mächtigen Sandsteinquadern, das kolossale Altienhotel Kaiserhof mit sehr großem Weinlager im Keller, das Ritterchaftsgebäude und das 1828 von Schinkel umgebaute Palais des Prinzen Karl mit einer reichen Waffensammlung. An der Nordhälfte der überhaupt 1660 m langen Wilhelmstraße, während die Friedrichstraße im ganzen 2500 m lang ist, liegen noch das Justizministerium und das von Ebe und Benda 1873 erbaute Bringsheim'sches Haus, letzteres mit einem Fries in Glasmosaik, nach Entwürfen Anton von Werners ausgeführt von Salviati in Venedig, auf der andern Seite der Straße zwischen Linden und Leipzigerstraße das Palais der englischen Botschaft (ehemals Haus des bekannten Dr. Stroussberg) mit schönem Treppenhause, erbaut von Orth, das Palais der Prinzen Alexander und Georg von Preußen, das Ministerium des königlichen Hauses, das Reichsanlagenamt, das Auswärtige Amt des Deutschen Reichs (I. Abteilung), das Palais des Reichsanlagen, wo 1878 der Kongress zur Regelung der Orientalischen Frage tagte, nebst den um 6 Mill. Mark für Reichszwecke angekauften früher Radziwillschen Grundstücken, das Palais des Fürsten Pleh, nach Plänen des franz. Baumeisters Destailleurs im franz. Renaissancestil mit reichen Steinmetzarbeiten, und das Handelsministerium.

Weit ärmer an großartigen Gebäuden, jedoch gleichfalls meistens freundlich gebaut ist die den innern Gürtel schließende Luisenstadt zwischen der Hinterfront der Lindenstraße, dem Festungsgraben, der Spree, dem Luisenstädtischen und Landwehrkanal. Hauptlinie dieses Viertels ist die Prinzenstraße (mit ihren Verlängerungen Reander- und Bräudenstraße, bis zur Jannowbrücke), welche sich an dem sehr belebten Moritzplatz mit der Damiensstraße rechtwinklig schneidet; den meisten Verkehr aber haben die ins Innere der Stadt führenden Dresdener und Kommandantenstraße, welche letztere mit großen Opfern der Gemeinde verbreitert werden mußte und nun durch die ausgebehten Geberischen Industrie- und Handelsgebäude geschmückt ist. Unter mehreren evang. Kirchen ist die 1845 im Basilikenstil aus Backsteinen mit einem säulenumgebenen Vorhof und freistehendem Turme von Stüler erbaute Jakobikirche erwähnenswert; aber als schönstes und am besten belegenes Gotteshaus der Stadt gilt die zu einem Stadtbezirke der äußern Luisenstadt gehörige kath. Michaelskirche, 1850—56 von Soller und nach dessen Tode durch Stüler im Rundbogenstil erbaut, des Heiligen vergoldete Statue von Riß über dem Hauptportal, mit Begas' Altarbild: Die Kreuzabnahme, und einer 57 m hohen Kuppel. Von öffentlichen Baulichkeiten sind zu erwähnen: das königliche Salzmagazin, die Altienbrodbäckerei, die Victoriafschule, die Luisenstädtische Gewerbeschule, die Städtische Turnhalle, die Realschule, die Reichsdruckerei für Papiergeld u. s. w., die große Wasserheilanstalt, das evang. Vereinshaus zur Heimat, das Luisenstädtische Gymnasium, die Luisenstiftung, das

Friedrichstift, das Siedenhaus, endlich Gasbereitungs-Anstalten der Stadt und der Englischen Gesellschaft. Außerdem liegen hier die von Fremden mehr als von Einheimischen besuchten großen Vergnügungslotale, zum Teil prachtvoll ausgestattet: Orpheum mit dem Reuniontheater, Villanova, Odeon, Bauhall und Luisenstädtisches Theater.

Den Außengürtel S. bilden auf der rechten Spreeseite, von Osten angefangen, das äußere Stralauer Revier, der vor der frühern Stadtmauer belegene Teil der Königsstadt, das äußere Spandauer Revier (mit dem Vogtlande, wo Friedrich II. säß). Weber ansiedelte), der Wedding und Moabit; gegenüber diesem der am linken Stromufer belegene Teil der Dorotheenstadt und der Tiergarten. Links liegen ferner, vom Eintritte der Spree ins Weichbild angefangen, die äußere Luisenstadt, das Tempelhofer und Schöneberger Revier und die äußere Friedrichstadt. Das äußere Stralauer Revier liegt noch größtenteils innerhalb der alten Stadtmauer bis zum Landsberger Thore. Draußen befindet sich das große Druck- und Pumpwerk (mit 12 kolossalen Dampfesseln und einem Reservoir) der 1873 von der Gemeinde übernommenen, im Juli 1855 von den Engländern Fox und Cramp-ton in Thätigkeit gesetzten Wasserleitung, welche den Zweck hat, bis in die obersten Stadwerke der in der Ebene belegenen Häuser hinauf die Bewohner mit filtriertem Trink- und Verbrauchswasser aus der Spree zu versehen. In neuester Zeit sind indessen diese Wasserwerke durch ein großes Pumpwerk am Tegeler See ergänzt worden, welches das Wasser durch eine lange Röhrenleitung quer durch die Jungfernheide und unter der Spree hinweg nach dem Wasserturm bei Westend treibt, von wo das Wasser in die südlichen Stadtteile von Berlin geleitet wird. Einen freundlichen Eindruck macht die mit Linden bepflanzte Frankfurter Straße; die Bahnhöfe der Niederschlesisch-Märkischen und der Ostbahn (1867 von Geiseler erbaut) und eine städtische Gasanstalt sind die hervorragendsten Anlagen des Viertels. Im übrigen sind außer der 1854—56 von Estrad erbauten Andreaskirche als Eigentümlichkeit des Viertels mehrere Hospitäler bemerkenswert: das Nikolaus-Bürgerhospital, das Weddingersche Stift, das Friedrich-Wilhelmshospital, das Gefindepital und das Städtische Pockenhaus. Auf dem hügeligen Boden südöstlich vom Landsberger bis zum Prenzlauer Thore breitet sich die äußere Königsstadt aus. Hier wurde 1840 der 30 ha große Friedrichshain mit einer Wüste Friedrichs d. Gr. und dem gemeinsamen Grabe der am 18. März 1848 im Straßenkampf Gefallenen als Erholungspark für die Bevölkerung des Vorstossens angelegt und hinter ihm 1870—73 das Allgemeine städtische Krankenhaus für 600 Kranke von Gropius und Schminke in 14 Pavillons erbaut. Am Eingang des Parks befindet sich das vom fünften berliner Distrikt seinen 1864, 1866, 1870—71 gefallenem Söhnen errichtete Kriegerdenkmal, eine schöne Bronzegruppe, modelliert von Calandrelli. Ebenfalls außerhalb der alten Stadtmauer bis zur Brunnenstraße erhebt sich die Rosenthaler Vorstadt, nahe der Weichbildgrenze von der Ringbahn durchschnitten, welche den Güter- und Personenverkehr zwischen den Bahnhöfen rings um die Stadt und Charlottenburg mit der Stadtbahn vermittelt. Am Gierzierplatz liegt die 1866—73 von Orth im rein got. Stile mit

durchbrochenem Maßwerke erbaute schöne Zionkirche, auf dem Windmühlenberge das Refektorium der Wasserleitung mit einem hohen Turm zur Regulierung der Druckkraft, nahebei der jüd. Begräbnisplatz mit G. Meyerbeers Ruhestätte. Das renommierte National-, Vorstädtische, das Norddeutsche und Baudevilletheater, Berliner Prater und mehrere ansehnliche Brauereien sorgen überreich für das Vergnügen der Bewohner, während der Bohlthätigkeit das Elisabeth- und das Männersehenhaus und die evang. Nagerherberge Rathshof gewidmet sind.

Im Westen schließt sich die südlich von dem neu angelegten Humboldt-Haine belegene Oranienburger Vorstadt an, die über die Garten- und Chausseestraße hinaus bis zum Panke, deren westl. Ableitungsgaben und dem Spandauer Schiffahrtskanal reicht. Hauptviertel der Maschinenindustrie und in vielen sog. Familienhäusern tätige Familien zusammendrängend, erhält die Vorstadt doch an mehreren Stellen ein freundliches Aussehen durch Kirchhöfe, von denen einzelne die Denkmäler berühmter Personen bergen: unter andern sind der Schauspieler Seydelmann, der Abgeordnete Obertribunalsrat Walbed und P. von Cornelius auf dem neuen katholischen, Ludw. Deorient, Fr. Ancillon und P. L. Ravené auf dem französischen, Fichte, Hegel, Huselant, Schinkel, Schadow, Beuth, Borfig, Rauch, Böck, Stüler und Joh. Schalle auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof begraben. Östlich von dem die Mittellinie bildenden Bahnhofs der Berlin-Stettiner Eisenbahn liegen das Lazarustrankenhaus (für unheilbare Kranke), das 1875 erbaute Humboldt-Gymnasium und am Humboldt-Hain der alte Berliner Viehhof, 1871 eröffnet, mit elegantem Vorfensaale, Verlaufsghallen, Schlachthäusern und einer Eisenbahnstation, durch welche das Unternehmen in unmittelbare Verbindung mit der Station Gesundbrunnen der Ringbahn geist ist. Westlich vom Bahnhofe liegen das Wilhelm (ehemals Woltersdorffs) Theater und das große öffentlichen Bauwerken (Landwirtschaftliches Museum und Akademie, Bergakademie und Geologische Landesanstalt, Naturwissenschaftliches Museum) gewidmete Grundstüd der ehemaligen königl. Eisen-gießerei. Im Westen der Panke liegen endlich das Augustahospital, die Militärturnanstalt, das nördliche Garnisonlazarett und das Invalidenhaus. Letzteres 1748 von Friedrich d. Gr. für seine verstorbenen Soldaten errichtete Gebäude hat in den Seitenflügeln eine evang. und kath. Kirche; auf seinem Kirchhofe befinden sich die Grabstätten der Generale Winterfeld, Tauenzien, Wogen, Schornhorst, Raven (gestorben 1864 bei Düppel), Bipleben, Hiller von Gärtringen (gestorben 1866 bei Königgrätz), des Rühmschen Jägers Fr. Fricke u. s. w., im Park der Obelisk zum Andenken an die 114 mit der Korvette Amazona im November 1861 untergegangenen Seeleute und das von Brundow 1854 ausgeführte, vom Vergisch-Märkischen Unterstützungsverein gestiftete Nationalkriegerdenkmal zur Erinnerung an die in den Revolutionskämpfen 1848—49 gefallenem 475 Krieger; eine korinthische, hohle, gußeiserne Säule von 32 m Höhe steht auf 6 m hohem Granitpostament mit allegorischen Reliefsgruppen von Albert Wolff, und über ihr auf dem Kapitäl (von der Galerie, auf 189 Stufen zu steigen, lohnende Aussicht) breitet ein Adler seine Schwingen 8 m weit aus. Im äußersten Nord-

westen des Weichbildes bis zu den Rehbergen, an das äußere Spanbauer Revier und den Spanbauer Schiffahrtskanal grenzend, erstreckt sich der Webding nebst der früheren Kolonie Luisen- oder Gesundbrunnen, 860 ha groß, aber ungeachtet eines beträchtlichen Anbaues in neuester Zeit noch ziemlich schwach bevölkert. Pante und Gettiner Eisenbahn durchschneiden den östlichen, die Ringbahn den südl. Teil dieses Viertels. Erwähnenswert sind hier nur die Paulskirche am Park, das Luisenbad, eine städtische Gasanstalt und die Abbederei.

Noahit, der am meisten westwärts vorgeschobene Stadtteil, war dem Webding ursprünglich an Armfeligkeit gleich, hat sich jedoch seit dem Bau der Porzellan- und Eisenwerke (Marmorloggia mit Wandmalereien von Paul Meyerheim, sieben Tableaus, die Geschichte der Lokomotive darstellend), der Berliner Porzellan-Manufaktur (Aktiengesellschaft), des Berlin-Hamburger und besonders des prächtigen Lehrter Bahnhofes, welchem die Anlage habsburger Landhäuser folgte, wesentlich verschönert. Auf dem 601 ha großen Lande zwischen der Spree im Süden, dem Spanbauer Kanal im Osten und Norden, dem Magdalenenflusse und Martinidenfelde im Westen wechselten früher sterile Flächen fliegenden Sandes und Lämpel miteinander ab, und noch immer ommt der sog. kleine Tiergarten im Innern der alten Kolonie wegen Wassermangel nur selten zur rechten Blüte; aber die frische Luft aus der nahen Jungfernhöhe und die Wohlfeilheit des Lebens haben einen Mittelstand hierher gezogen, der den sozialen Charakter des Viertels allmählich verändert. Von öffentlichen Gebäuden befinden sich hier eine Artillerielaserna, eine Ulanenlaserna, das 847 nach Russes Plan für 800 Sträflinge mit einer Centralhalle und vier strahlenförmigen Flügeln errichtete Zellengefängnis, die Filialstrafanstalt, eine Bodenheilstätte, das Frauenstiefenhauses Jethesda am Nordkanal, das Dominikanerfloster ebst lath. Waisenhaus, die Johannisikirche, 1836 von Schinkel aus Backstein erbaut, und das 1881 ollendete neue Kriminaljustizamt. Gegenüber Noahit am linken Stromufer bis zu dem nahen iergarten liegt die zur Niederlassung des reichsten eodlerungssteils ausersehene Fortsetzung der orotheenstadt. In der Mitte des Königs-ages ragt das gewaltige Siegesdenkmal, von trad erbaut und 2. Sept. 1873 enthüllt, auf ner achstufigen runden Terasse von 50 m Durch-esser aus grauem schlef. Granit empor; darauf ht ein quadratischer Sodel von 9 m Höhe und 1,5 m Breite, zwischen dessen Giebeln schöne onzereliefs eingelassen sind (Ausmarsch der ruppen und Duppelturm von Galanbrelli, die glacht bei Königgrätz von Moriz Schulz, die glacht bei Sedan von Reil, Einzug in Berlin von bert Wolff); aus dem Dache einer runden Säulen-alle (die von 16 je 5 m hohen Säulen getragen wird) n gleicher Höhe, 15,7 m Durchmesser und gleich em aus rotem schwed. Granit, worin ein nach von Werners Zeichnungen von Salviani in Bedig in Glasmosaik ausgeführtes Rundgemälde ne allegorifizierende Darstellung des Kriegs von 70—71), wächst dann der 5 m im Durchmesser stende, 27 m hohe Rundturm aus graugelbem indstein in die Höhe, in den Rannelierungen in i Reihen 60 eroberte Geschütze (unten dänische, der Mitte österreichische, oben französische) hal- b; ein achteitiger Aufsatz mit Ablergesims von

Schiffelmann überdeckt den Austritt der innern Treppe von 246 Stufen zur Plattform (von hier herrliche Rundschau) auf fast 50 m Höhe über dem Boden, wo sich Drafes bronzene Victoria von 8,1 m Höhe (bis zur Spitze der Standarte 11,1 m hoch) erhebt. Am Königsplatz liegt das Napoleonische Palais, welches eine Gemäldegalerie von bedeu- tenden Werken aller Schulen einschließt, gegen- über in einem gefälligen Garten das Krollische Theater; dieses, nach einem Brande 1862 von Lih wieder aufgebaut, ist 115 m lang, bis 80 m tief und in den beiden massiven Türmen ebenso hoch; es faßt einschließlich des Tunnels 5000 Personen und enthält unter anderm den schöngedachten Königsaal im Renaissancestil. Nahebei liegen die Oberfeuerwerckerkschule, das städtische Generalstabs- gebäude, das 1880 erbaute Nationalpanorama (Sturm auf St.-Privat) und die unter dem Na- men der Feste beliebten Bierlokale. Als Grünase zwischen Tiergarten, Spree und Charlottenburger Feld gehören noch die Schöneberger Wiesen zu die- sem Viertel.

In der südl. Hälfte des Außengartels nimmt die äußere Luisenstadt den Osten zwischen Spree, Landwehr- und Luisenstädtischen Kanal ein. Aus älterer Zeit stammt nur die Köpenickerstraße, an welcher das Fourageamt, Proviantamt, Festungs- modellhaus und Traindepot liegen; die übrigen, zum Teil recht wohlgebauten und meistens sehr langen Straßen sind neuern Ursprungs, viele von ihnen von der an Stelle der frühern Stadtmauer zwischen Oberbaum und Wasserthor getretenen Staligerstraße durchschnitten. Gleichwohl ist das umfangreiche Viertel beinahe ausgebaut, nur an der Görtzger Eisenbahn, deren Bahnhof in demselben liegt, erinnert eine große Kalkbrennerei an den ländlichen Charakter des ehemaligen Köpenickerfeldes. Öffentliche Bauwerke außer den vorgenan- ten sind noch die 1864—69 von Adler in roman. Renaissancestil erbaute Thomaskirche am Marian- nenplatz, mit Kuppel und zwei abgeflachten Türmen, sowie das ebendort befindliche Diakonissenhaus Bethanien mit einem großen Garten; letzteres ist von Friedrich Wilhelm IV. nach Zeichnungen von Perius erbaut, 1847 eröffnet und zur Ausbildung von 110 evang. Diakonissen bestimmt, welche noch 33 auswärtige Stationen bedienen. Nahe am Görtzger Bahnhof hat das Deutsche Reichstheater seine Bühne aufgeschlagen; sehenswert sind die Rundabhl- schen Industriehallen an der Rottbusser Brücke. Der von der Luisenstadt durch den Landwehrkanal ge- trennte südliche Stadtteil, welcher vom Rottbusser Damm bis jenseit der Schöneberger Brücke zur Potsdamer Eisenbahn reicht, wird als Tempel- hofer Revier bezeichnet. Seine Hauptader ist die breite Welle: Alliancestraße mit dem Wolffschen Welle-Alliancetheater; rechtwinklig zu ihr verläuft die großartig entworfene, aber vorläufig noch hinter den Erwartungen zurückgebliebene Gärtelstraße un- ter verschiedenen Namen (Gneisenau-, Yorkstraße u. s. w.). Südöstlich vom Halleschen Thore führt die Pionierstraße nach der Hasenheide, in welcher sich rechts von der Landstraße die Infanterieschieß- stände der berliner Garnison und der große (der erste von Jahn begründete öffentliche) Turnplatz befinden; auf letztem wurde 10. Aug. 1872 ein von Ende modelliertes Bronzestandbild des »Turn- vaters« Jahn enthüllt; links von der das Kie- ferngehölz nördlich begrenzenden Chaussee liegen

zahlreiche Bier- und Kaffeezarten für Volksbelustigungen. Am Urban und an der Halenbrücke liegt die Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, nahe dem Kanal das Variété-Theater, das Elisabeth-Kinderhospital, die Roßter-Stiftung für Beamtenwittwen und eine Anzahl schöngelegter Kirchhöfe mit Denkmälern bedeutender Männer, an der Bismarckstraße die Kaserne des Kaiser Franz-Grenadierregiments Nr. 2 und die des 2. Garderegiment. An der Bergmannstraße liegt die kaiserliche chemische Fabrik und zwei große Brauereien an der Villenkolonie Wilhelmshöhe. Neben der größten berliner Brauerei Tivoli mit ihrem ausgedehnten Garten steht auf dem in Verschönerung begriffenen Kreuzberge (66 m) das 1818–21 von König Friedrich Wilhelm III. errichtete Monument zur Erinnerung an die Kriegsjahre 1813–15, dasselbe besteht nach Schinkels Entwurf aus einer 19,5 m hohen got. Spitzsäule mit Kreuz und in den Rippen mit 12 die Hauptschlachten darstellenden Szenen von Rauch, Lütz und Bülow; die fast 200 Qtr. wiegende gubernerne Masse ruht auf einer Unterlage von Granitplatten, zu welcher Treppen emporführen. Westlich von der Anliegerstraße Kriegerstraße am Stadberge liegt der Plathauskirche mit den Grabstätten der Brüder Jol. und Wilh. Grimm, des Kultusministers von Raumer und Dierckweg. Außerdem befinden sich in diesem Stadtteil das königl. Glasmaler-Institut (1843 gegründet), das neue wohltätiggerichtete Verwundtenhospital, der Außenbahnhof der Anhalterischen Eisenbahn und der Berlin-Treppen Bahnhof.

Im Westen der Potsdamer Eisenbahn erstreckt sich das Schöneberger Revier am linken Ufer des Landwehrkanals bis an den Zoologischen Garten, von der Genthiner Straße ab nach die nördl. Häuserreihe der Kurfürstentrafé umfassend und in seiner Bauart den modernen Neubauten anderer deutschen Großstädte am meisten ähnelnd, das Schöneberger Ufer ist eine Lieblingspromenade der Bewohner. Von öffentlichen Gebäuden liegen in dem Stadtteil das Elisabeth-Krankenhaus für Frauen, das Hebammen-Institut und Centralbureau der europ. Gradmessung, das 1874–76 von Oddering erbaute Ingenieurbürogebäude, das Statistische Amt des Deutschen Reichs und die 1871–74 errichtete Zwölfapostel Kirche. Der 11 ha große Botanische Garten vor dem Torfe Schöneberg beherbergt in 25 Gewächshaus Abteilungen und im Freien an 2400 Pflanzenarten, das aus Eisen und Glas erbaute Palmenghaus ist 53 m lang und 12 m breit. Als außer Friedrichstadt endlich wird der Stadtteil westlich der inneren Friedrichstadt bezeichnet, der von der Königgräberstraße, dem Landwehrkanal und dem Tiergarten begrenzt ist, zum Teil eins der neuesten und das wohlhabendste Viertel der Stadt. Seinem südl. Hauptteil vor dem Anhalterischen und Potsdamer Thore geben hohe Miethshäuser, dem westlichen, welcher unter anderem die ruhigen Vergnügungsgärten Odium, Hofjäger, Albrechts- und Moritzpark vertheilt hat, dagegen prächtige Villen ein ganz verschiedenes Gepräge. Die 1864 vom engl. Missionvereine unter Israel erbaute Christuskirche (im got. Stil) ist als Kappel des beliebten Prof. Paulus Casel erwähnenswert, die Lutherkirche wurde 1859–62 im byzant. Stile aus rothen Ziegeln mit Säulenhalle und die Matthäuskirche 1846 im byzant.-gemuthem Stile von Stüler erbaut; vor letzterer, deren Fenster schönes Glas-

malereien enthalten, steht ein großes Gemälde des Evangelisten nach Albert Wolffs Modell. Ein Pracht- und Musterbau ist der 1870–72 errichtete Personenbahnhof der Potsdamer Eisenbahn, eines der 1875–80 von Schmechten gänzlich umgebaute Berlin-Anhalterische, einer der stattlichsten des Continents, mit 61 m breiter Halle. Von sonstigen öffentlichen Anstalten in diesem Stadtteil sind zu erwähnen der 1881 beendete monumentale Neubau des Kunstgewerbemuseums, von Grapow und Schmieden ausgeführt, mit polychrom behandelte Fassade in Sandstein und Terracotta und einen statischen von Arkaden umgebenen inneren Hof. Es umfasst nach Material und Herstellung geordnet, kunstgewerbliche Arbeiten aller Zeiten und Länder und ist die größte verartige Sammlung im Deutschen Reich. Auch haben die von Schumann ausgegrabenen tropischen Altertümer hier Aufstellung gefunden. Mit dem Museum sind eine Modell- und Zeichenschule (800 Schüler) sowie eine reiche Bibliothek verbunden, ferner sind zu erwähnen das 1875 eröffnete Könlische Gymnasium, das Gebäude des Evangelischen Oberkirchenraths und das Wilhelmsgymnasium.

Zwischen der äußern Dorotheenstadt und der Unterferree nördlich, den Schöneberger Wiesen und Charlottenburg westlich, dem süd. Schöneberger Kanal und der äußern Friedrichstadt südlich und der inneren Dorotheenstadt und Friedrichstadt östlich breitet sich $\frac{1}{2}$ Stunden lang und im Durchschnitt $\frac{1}{2}$ Stunde breit der etwa 250 ha große Tiergarten aus, der größte und schönste Park St. von König Friedrich I. als Park begründet und unter Friedrich Wilhelm III. durch Ernst gänzlich umgestaltet und dem Publikum übergeben. Die Charlottenburger Chaussee durchschneidet in einer Breite von 20 m den Tiergarten in gerader Linie von Osten (Brandenburger Thor) nach Westen (Friedrichsdenkmal).

seit 1876 der von Hagen modellierte in Bronze gegossene Wrangel-Brunnen), wo sich Bellevue und Klee (nach Schloss Bellevue) mit der Tiergarten-, Bismarck- und Victoriastraße kreuzen, ist der Königplatz mit der kolossalen Siegessäule ein Augenpunkt in der Richtung von Süden nach Norden die breite Siegesallee, welche während der letzten in den Stunden des Nachmittags die Hauptpromenade der eleganten Welt ist. In der Mitte ist der Tiergarten in seinem westlichen Theile dem Seerpark und in der Gegend der Nonneninsel, wo im Winter die beliebteste Schlittschuhbahn befindet. Hier in der Nähe erhebt sich das 14 m hohe auf Kosten der berliner Bürgerchaft errichtete Bismarckdenkmal Friedrich Wilhelms III. von Stein mit einem den 5,5 m hohen Sockel umgebenden Relief, welches die Segnungen des Friedens darstellt. Unweit davon auf der Nonneninsel das 1880 errichtete Denkmal der Königin Luise von Preußen. Ostwärts des Tiergartens das ebenfalls 1880 errichtete Standbild Goethes von Schaper mit griechischen Figuren (Lyris, Tragik, Wissenschaft) auf einem Sockel. Auf dem vom Brandenburgischen

----- *Pfordorfer* -----

wirklichen Länge

407 4 13 42 12 100% Maß

Anstalt Leipzig.

nach der Luiseninsel führenden Hauptwege erhebt sich eine in Bronze gegossene Tiergruppe: ein Löwe, die verwundete Löwin schänkend, von Albert Wolff. Dem vorhin erwähnten Seepark gegenüber auf dem linken Ufer des Schiffahrtskanals breitet sich der 1844 begründete Zoologische Garten aus, welcher sich unter der Leitung des Dr. Bodinus seit 1869 zu einem Institut ersten Ranges in seiner Art und zum besuchtesten Vergnügungsorte der Berliner entwickelt hat. Hervorzuheben sind das Antilopenhaus in maur. und das Elefantenhaus in Bagodenstil. Südlich vom Zoologischen Garten, in der Feldmark des Nachbarkortes Wilmersdorf, befindet sich der Neubau (1875—80) des 1650 nach V. verlegten Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums mit Bibliothek von 40 000 Bänden, Alumnat, Turn- und Schwimm-Anstalt. (Hierzu eine Karte: Berlin und Umgegend, und eine Tafel: Berliner Bauten.)

Die öffentlichen Bauten haben namentlich seit 1870 einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß B. in dieser Beziehung kaum einer andern Stadt nachsteht. Der Privatbau ist übrigens Jahrhunderte hindurch von der Bodenbeschaffenheit eher abgesehen, als begünstigt worden; besonders auf dem spät in Angriff genommenen Höhenlande im Norden besteht der Baugrund aus gutem Lehm, neben welchem ein nachgiebiger Sandboden, ja sogar mächtige Lager von Infusorienpanzern, deren seitliches Abweichen zuweilen Häusereinstürze bewirkte, und anderswo Moorboden oder locker überwachsene Gräben vorwalteten. Mit der zunehmenden Bebauung, die das Fortschaffen vielen Erbreichs u. s. w. auf das Acker- und Wiesenland bedingte, hat sich jener übelstand vermindert, und die völlige Beendigung des Ausbaues der Kanalisation wird allmählich das schlechte Grundwasser beseitigen. Die durchgängig aus Backsteinen mit Kalkbewurf errichteten Wohnhäuser sind meistens vier- bis sechsstöckig, einschließlich Keller und Dachstuben; niedrigere Gebäude von 2—3 Stockwerken treten erst bei Neubauten wieder auf. Am 1. April 1882 waren 19 463 bewohnte Gebäude in B. vorhanden.

Bei der Vorliebe des Berliners für das Grüne, welche Wohnungen mit Gartenbenutzung beträchtlich verteuert, haben sich Gartenstücke und zuweilen selbst größere Gärten in der Umfriedigung der Wohngrundstücke weit zahlreicher erhalten, als man bei oberflächlicher Umschau glauben sollte; 1592 Häuser haben sowohl Vor- wie Hintergarten, 861 nur einen Vor- und 3360 nur einen Hintergarten; in den am südl. Kanal belegenen Vorstädten, ferner in der Rosenthaler Vorstadt, Moabit und Wedding findet man solche Gärten an den meisten Wohnhäusern. Die Stadt besitzt, abgesehen von dem neuerdings sehr verschönerten Tiergarten, vier große Parks und 39 mit Gartenanlagen gezielte Plätze, sowie 136 mit Bäumen bepflanzte Straßen und Plätze; drei städtische Baumschulen und die Baumschule der Tiergartenverwaltung liefern das für die Anpflanzungen erforderliche Material, welches sich jährlich auf 140 000 Stüd Beshäge beläuft.

Bei der Berliner Feuerfocictät, einer auf Zwangsversicherung beruhenden Anstalt, waren 1843 erst 321, am 1. Okt. 1879 dagegen 1904 Mill. Mark als Wert von 17 937 Gebäuden versichert; die Mobiliarversicherung bei Privatgesellschaften, welche schwerlich auf drei Viertel des ganzen beweglichen Vermögens sich erstreckt, umfaßte 1858 nur 280, im J. 1879 dagegen 1678 Mill. Mark. Durch eine 1851 von

Hindelsberg errichtete und in neuester Zeit von Branddirector Witte geleitete Feuerwehr von 823 Mann wird die Feuergefahr in musterhafter Weise auf ein Minimum beschränkt, sodaß die Versicherungsprämien in der Regel nur $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Promille betragen.

Die Zusammenfassung der Bevölkerung einer Großstadt weicht natürlich von derjenigen des ganzen Landes erheblich ab. Von dem am 1. Dez. 1880 als ortsanwesend gezählten 1 122 504 Bewohnern B. lebten 15 622, davon zwei Drittel weibliche, in Einzelhaushaltungen und 81 716, davon ein Fünftel weibliche, in 655 Anstalten; 1 075 166 Personen lebten damals in 240 961 Familienhaushaltungen. Als Haushaltsangehörige wurden, abgesehen von den Familienmitgliedern, gezählt: 6263 männliche und 58 345 weibliche Diensthoten, 16 881 männliche und 2124 weibliche Gewerbs- und Arbeitsgehilfen, 3301 männliche und 3782 weibliche Pflinglinge und Pensionäre, 19 351 männliche und 2664 weibliche Chambregarnisten, 3601 männliche und 6221 sonstige, im Besitze eigener Möbel befindliche Astermieter, endlich 41 514 männliche und 14 796 weibliche Schlafgänger, sowie 909 einquartierte Soldaten. Auffällig könnte die geringe Zahl der in den Armenhäusern verpflegten Personen sein; dieser Umstand hängt jedoch damit zusammen, daß aus Gemeindemitteln sehr viel für Unterstützung der Hinfälligen und Gebrüchlichen, der Waisen und Arbeitslosen in deren Wohnungen geschieht, indem sich z. B. zu Ende des J. 1879 teils inner-, teils außerhalb der Stadt 5599 Waisen in privater Pflege auf Gemeinbekosten befanden. Die Pflegekosten betrugen durchschnittlich pro Kind und Monat 5,50 Mark. Behörde für diese Angelegenheiten ist die Armenadministration, deren Plenum aus 10 Stadträten, 13 Stadtverordneten, 10 Bürgerdeputierten und 4 Assessoren besteht; eine Abteilung sorgt für die Verwaltung des Arbeitshauses (mit 458 Detinierten) und der städtischen Irrenverpflegungs-Anstalt, eine andere für die Verwaltung der Erziehungsanstalten zu Berlin und Rummelsburg (mit 488 Waisen) und für die Leitung der 223 Waisensäler, deren Bezirke mit den Armenkommissionen zusammenfallen; 58 Armenärzte, 1 Wundarzt, 2 Ohren- und 6 Augenärzte funktionieren im Dienste der Armenpflege. Die Kosten der öffentlichen Armenpflege betrugen im J. 1879 durchschnittlich 5,50 Mark auf den Kopf der Zivilbevölkerung oder monatlich 11,50 Mark für einen der 12 879 Almosenempfänger. Beruht schon diese Organisation auf dem Gemeinfinne der Bürger, so besteht daneben noch eine durchaus private Armenpflege, welche teils vorbeugend wirkt und in dieser Richtung namentlich von dem Verein gegen Verarmung und Bettel (der jährlich etwa 4000 Personen mit Darlehen und Geschenken unterstützt) repräsentiert wird, teils in zahlreichen Vereinen für besondere Zwecke (z. B. dem Asylverein, der durchschnittlich 220 Personen Unterkunft für die Nacht verschafft) die wirkliche und unrettbare Armut minder drückend macht. Ubrigens verfügte die Stadt im J. 1875 über 328 milde Stiftungen und Legate mit 81 $\frac{1}{2}$ Mill. Mark Gesamtvermögen, welches seitdem durch namhafte Zuwendungen vermehrt worden ist. Daß die Armenpflege so bedeutende Anstrengungen erfordert, wird durch die B. mit andern vorzugsweise gewerbthätigen Städten gemeinsame Erscheinung erklärlich, daß die Geburtsstätte der meisten Einwohner außerhalb der

Gemeinde liegt; nur in der Rosenthaler Vorstadt und im Wedding überwiegen die eingeborenen Berliner, wogegen sie in der Dorotheen- und äußeren Friedrichstadt nur ein Drittel der Bewohner ausmachen.

vierärzten: 16 Hospitäler (wovon 4 städtische mit 1068 Kranken und Siechen), 39 meist private Krankenanstalten, Kliniken und Siechenhäuser, die lath. Frauen Schwestern und die evang. Diakonissen, 39 Kranken- und Sterbefällen, 5 städtische, 18 private Badeanstalten und 7 Flussbäder vervollständigen den hygienischen Apparat. Auf städtische Kosten wurden Ende März 1879 teils in der eigenen, teils in Privatanstalten 1156 Jere verpflegt, im Dollendorf ist seitens der Stadt ein großes Jerehaus nach dem Baillon'schem erbaut worden, welches Ende März 1879 bereits 1119 Geisteskranken Pflege gewährte. In die 20 Leichenhäuser der Begräbnisplätze wurden 1874 zusammen 5852 Leichen eingestellt. Die Straßenreinigung beschäftigt außer den Spritzenmännern 660 Personen, und an einen Privatunternehmer wurden 435 300 Mark für Abfuhr des Straßenlechts bezahlt. Zur allmählichen Beseitigung der mehr als 700 großenteils gesundheitswidrigen Schlachtgelegenheiten sind auf dem Viehhofe genügende Vorkehrungen getroffen. Die festen und flüssigen Abgangsstoffe werden durch ein grobhartiges Kanalisationssystem, von welchem zu Ende des J. 1879 bereits 57 000 m Thonrohrleitung vollendet waren, auf im Besitz der Stadt befindliche Mischfelder (z. B. bei Lüdorf) abgeleitet, auf welchen seit 1877 grobhartige Gemüselkultur eingerichtet ist, einem nach den lebhaftesten Kämpfen durchgesetzten Plane Hohnbrecht gemäß. Von den auf 30 Mill. Mark gewerteten städtischen Wasserwerken werden jährlich 16 Mill. cbm filtriertes Altkwasser durch Rohrleitungen in die Straßen und Gebäude geleitet.

Bei dem enormen Fremdenverkehr und dem ständigen starken Wechsel der Bevölkerung steht die öffentliche Sittlichkeit auf einer ziemlich niederen Stufe. Prostitution und Geistesverlegungen aller Art sind in B., obgleich nicht in Zunahme begriffen, doch schwer zu beschränken, und namentlich die frisch zugezogenen Elemente tragen um so mehr zur Verschlechterung der sittlichen Zustände bei, als man dem nachlässigen Treiben in zahlreichen Kellerwirtschaften u. s. w. mit Rücksicht auf die Wohnungsverhältnisse und die Verschiedenartigkeit der Arbeits- und Genusszeit der Einzelnen nicht leicht wirksam entgegenzutreten vermag. Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit dient die dem königl. Polizeipräsidenten untergebene, 3339 Mann

(darunter 240 berittene) starke Schutzmannschaft, andererseits das vom Magistrat abhängige Nachwachpersonal, dessen Umgestaltung unter Wegfall des ihm anvertrauten Häuerverrichtnisses erstrebt wird. Das Polizeipräsidenten selbst besteht in sechs Abteilungen: 1) Polizeiverwaltung und Beaufsichtigung öffentlicher Institute und gewerblicher Anlagen, Sanitätspolizei und Prüfung der Bauhandwerker; 2) Gewerbepolizei, Straßen- und Strampolizei, öffentliches Fuhrwesen; 3) Bauabteilung; 4) Kriminalabteilung und Kommission für Sittenpolizei; 5) Bau- und Fremdenwesen nebst Bauwohnermeldeamt; 6) Abteilung für Übertretungen und Polizeianwaltschaft.

Das Glaubensbekenntnis wurde bei der Volkszählung von 1880 von den Anwohnern in folgender Weise bezeichnet, als evangelisch 351 159, als lutherisch 23 942, als reformiert 6712, als uniert 47, als altreformiert 1, als aldlutherisch 693, als mennonitisch 87, als herrnhutisch 139, als römisch-katholisch 80 616, als griechisch katholisch 202, außerdem wurden 675 Freigemeindler, 349 Baptisten, 2517 Dissidenten, 42 Methodisten, 2 Quäker, 63 andere Sekten, 53 949 Juden und 67 Bekenner anderer Religionen (Mohammedaner, Buddhisten u. s. w.) gezählt, für 246 Personen lagen nur unbestimmte, für 996 Personen überhaupt keine Angaben über das Religionsbekenntnis vor. Die Katholiken erreichen jetzt 7,%, die Juden 4,%, Proz. der ganzen Einwohnerschaft, nachdem gerade diesen Bekenntnissen ein harter Zugzug zugute gekommen ist. Wie wenig störend übrigens das Bekenntnis auf das Zusammenleben einwirkt, ist daraus zu ersehen, daß sehr viele Mischehen bestehen. Die Evangelischen gehören 5 Personal-, 13 Anstalts- und 29 örtlichen Parochialgemeinden mit 58 Gotteshäusern an, unabhängig von der Landeskirche halten sich 8 prot. Gemeinden. Die Katholiken sind in 4 Kirchen mit 2 Kapellen eingepfarrt, die freireligiöse Gemeinde besitzt einen Versammlungssaal, die jüd. Gemeinde 3 Synagogen und die jüd. Reformgemeinde 1 Gotteshaus.

In Bezug auf Schulbildung ergab die Volkszählung von 1871, daß unter den mehr als 10 Jahre alten Personen 4108 männlichen und 9468 weiblichen Geschlechts, d. h. 1,%, beziehungsweise 2,%, nicht lesen und schreiben konnten. Dies wäre ein auffallend günstiges Verhältnis, zumal wenn man berücksichtigt, daß nicht allein Krankheit und Gebrechen den Elementarunterricht unmöglich machen, sondern auch etwa drei Viertel der Bevölkerung jenes Alters aus andern Gegenden stammen, welche teilweise im Schulunterricht weit zurückgeblieben sind. Dem Alter nach waren unter je 10 000 Personen von 10—15 Jahren 48, von 20—40 Jahren 154, von 50—60 Jahren 446, von über 70 Jahren 1523 ohne Schulbildung, zum Teil nicht deshalb weil es ihnen an Unterricht gefehlt hätte, sondern weil sie die Fähigkeit des Lesens und Schreibens wieder verloren hatten, in der Dorotheenstadt beschränkt sich das Verhältnis der Analphabeten auf 73, im alten B. erhebt es sich auf 293 und im Wedding auf 416 unter 10 000. Die Katholiken stellen zu den Analphabeten ein Kontingent von 1364 oder 2,46 Proz., die Juden 626 oder 1,14 Proz., während der Gesamtdurchschnitt 2,06 Proz. beträgt. Nirgends bieten sich für Erziehung und höhere Ausbildung mannigfaltigere Formen dar als in der Hauptstadt des Deutschen Reichs. Die meiste

Stufe nehmen 50 Kleinkinder-Bewahranstalten und 19 Kindergärten nach Fröbels System ein. Den eigentlichen Elementarunterricht gewähren unentgeltlich 82 wohlausgestattete Gemeindeschulen in 919 Klassen und 5 private Elementarschulen; diese Anstalten werden von 55 aus der Bürgerschaft deputierten Schulkommissionen in 12 Schulinspektionen beaufsichtigt, welche wieder der aus Stadträten, Stadtverordneten und Bürgerdeputierten gebildeten städtischen Schuldeputation unterstehen. Es folgen 4 Stiftungsschulen und folgende, von den kirchlichen Parochialvorständen abhängige Anstalten: 15 Elementarschulen, 38 Mittelschulen, 6 höhere Knaben- und 38 höhere Mädchenschulen, ferner 1 Handelschule und 5 jüdische. Unter unmittelbarer Aufsicht der Schuldeputation stehen noch 4 städtische höhere Töchterschulen, während unmittelbar vom Magistrat ressortieren: 6 Real-, 2 Gewerbeschulen und 10 Gymnasien; das königl. Provinzialschulkollegium leitet: 3 Knabenschulen, 2 Waisenhäuser, die Blindenanstalt, das Taubstummeninstitut, das Lehrerinnenseminar mit höherer Töchterchule, das Seminar für Stadtschulen mit Seminarchule, das lat. Progymnasium und 4 Gymnasien nebst einer Real-, einer Vor- und 2 höheren Töchterchulen. Den genannten Bildungsanstalten treten außer 9 Erwerbschulen hinzu: 69 Klassen von Vorbereitungschulen, 4 städtische Fortbildungsanstalten für aus der Schule entlassene Personen, 3 öffentliche Knabenspielplätze und 3 städtische Turnhallen. Zu Ostern 1881 wurden die berliner Schulen (mit Ausschluß der Hochschulen) von 64 881 Knaben und 60 718 Mädchen besucht; davon entfielen 101 530 auf öffentliche und 24 069 auf Privatschulen. Als allgemeines Bildungsmittel wirken 21 städtische Volksbibliotheken mit (1880) 84 632 Bänden, zu deren Gunsten der Wissenschaftliche Verein alljährlich Vorlesungen veranstaltet.

Von einer regsamen, mit scharfem Verstande und schneller Auffassung begabten Bevölkerung bewohnt, ist B. durch die Vorzüge seines geistigen Lebens eine der einflußreichsten Städte der Welt geworden, welche den modernen Zeitgeist auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, wie der Industrie und der allgemeinen sozialen Bildung bestens repräsentiert. Es gibt wenig besondere Fächer menschlichen Wissens, welche nicht mit Eifer in B. gepflegt würden, und mit dem Aufschwunge des Deutschen Reichs in polit. Beziehung ist das Bestreben des preuß. Staats, den Sitz der Reichsgewalt zum Mittelpunkt aller Geistesbätigkeit zu gestalten, Hand in Hand gegangen. An der Spitze steht die 1810 errichtete Universität, an welcher in allen Fakultäten Gelehrte von Weltruf in unabhängiger Forschung gewirkt haben und wirken und deren Sammlungen trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens zu den reichhaltigsten ihrer Art gehören. Im Wintersemester 1881/82 lehrten an ihr 72 ord. Professoren, 3 Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, 10 außerord. und 88 Privatdozenten; immatrikuliert waren 8666 Preußen, 485 andere Deutsche, 195 andere Europäer und 78 Nichteuropäer, und war 374 Theologen, 1441 Juristen, 640 Mediziner und 1966 Philosophen. Außerdem waren um Hören der Vorlesungen verpflichtet oder beechtigt: 213 Eleven der Medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär, 920 Studenten der technischen Hochschule, 92 der Bergakademie, 57

der Landwirtschaftlichen Hochschule, 50 der Kunstakademie und 155 vom Rektor ohne Immatrikulation Zugelassene, so daß die Gesamtzahl der Berechtigten 6908 betrug. Den genannten Instituten und den mit der Universität verbundenen Seminaren (dem theologischen, philologischen, mathematischen sowie der praktischen Unterrichtsanstalt für Staatsarzneikunde und dem Institut für pathol. Anatomie) treten als höchste Bildungsanstalten des Staates für Spezialfächer hinzu: die Kriegsschule mit (1882) 21 militärischen und 14 Zivillehren, sowie 300 studierenden Offizieren, die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule in Charlottenburg, das Pädagogische Seminar für gelehrte Schulen, das Statistische Seminar des preuß. Statistischen Büreaus, die militärärztlichen Bildungsanstalten (Friedrich-Wilhelms-Institut und Medizinisch-chirurgische Akademie), die Bergakademie und Geologische Landesanstalt, die Akademie der bildenden Künste, die Hochschule für Musik, die königliche Kunstschule, die Tierarzneischule, das Hebammen-Lehrinstitut, und es schließen sich als Privatanstalten an: die von der Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen gegründete Akademie für moderne Philologie, die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, das Rabbinerseminar für das orthodoxe Judentum, das Theologische Seminar der franz. Kolonie, das Seminar für Missionare und das Victorialyceum für Damen. Anderweitige Unterrichtsanstalten sind 3 Privatunterrichtsanstalten für das Militär, 3 Handelsschulen für das männliche und 2 für das weibliche Geschlecht, die Akademie für Bierbrauer, 3 Erziehungs- und Rettungsanstalten für verlassene Kinder, 3 Waisenhäuser, 2 Fortbildungsanstalten für Erwachsene, 2 Krankenwärterschulen, die Evangelische Mädchenbildungsschule, das Stenographische Institut, die Klugeische Turnanstalt, das Berliner Reitinstitut und die Schwimmschule. Unter den von Vereinen geleiteten Anstalten wirken die des Deutschen Gewerbemuseums und des Berliner Handwerkervereins besonders für wissenschaftliche, Geschmacks- und Kunstbildung der Gewerbetreibenden.

An die Spitze der wissenschaftlichen Sammlungen sind die Bibliotheken zu stellen: die königliche Bibliothek, die der Universität, des Großen Generalstabs, des preuß. Statistischen Büreaus, der Bergakademie, des Reichstags, des kaiserl. Statistischen Amtes, der Polytechnischen Gesellschaft, der Gesellschaft für Erdkunde, des landwirtschaftlichen Ministeriums, des Joachimsthalschen Gymnasiums, des Gewerbemuseums, der Berliner Medizinischen Gesellschaft, des Vereins für Beförderung des Gartenbaues in den preuß. Staaten, des Vereins für die Geschichte d. s., der Akademischen Lesehalle u. s. w. Die Universität besitzt einen archäol. Apparat, ein anatom. Theater, eine anatom. Sammlung, einen physiol. Apparat nebst Laboratorium, ein chem. Laboratorium, eine chirurgisch-geburtshilfliche Instrumenten- und Bandagensammlung, ein zoolog. Museum, eine physiol. Apparatsammlung, ein mineralog. Museum, eine pharmatolog. Sammlung, einen Universitätsgarten, ein Herbarium und ein pflanzenphysiol. Institut. Andere wissenschaftliche Anstalten sind: die königliche Anatomie, die königliche Sternwarte, das Astronomische Rabinett nebst Privatsternwarte, die Geologische Landesanstalt, der Botanische Garten, die Vorflüglichen Gärten und Treibhäuser, das Centralbüreau der europ. Grad-

messungen, das Kartographische Institut, drei private chem. Laboratorien, das Festungsmodellhaus, das Geodätische Institut, das Zeughaus (Ruhmeshalle), das Märkische Provinzialmuseum, das Landwirtschaftliche Museum, das Hohenjoller-Museum, das städtische Schulmuseum (mit Lehrerbibliothek), das Postmuseum und das Technologische Institut.

Durch die vielen gelehrten Vereine wird die Wissenschaft zugleich zu einem geistigen Bindemittel des geselligen Verkehrs und dadurch immer unmittelbarer in die Kreise des Lebens hinübergeführt. Unter diesen Vereinen sind außer schon genannten zu erwähnen: die Königliche Akademie der Wissenschaften, der Akklimatisationsverein, die Afrikanische, die Anthropologische, die Archäologische, die Gesellschaft für Erdkunde, die Berliner Medizinische Gesellschaft, die Berliner Philosophische Societät, die Berliner Militärärztliche Gesellschaft, die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache, der Berliner Verein für öffentliche Gesundheitspflege, der Botanische Verein für die Provinz Brandenburg, der Klub der Landwirte, die Deutsche Chemische, Geologische, Ornithologische Gesellschaft, der Entomologische Verein, der Architektenverein, der Elektrotechnische Verein, die Gesellschaften der Charitéärzte, der Gartenfreunde v. s., für Gynäkologie, für Heilkunde, für Verbreitung von Volksbildung (mit vielen Zweigvereinen in Deutschland), naturforschender Freunde, zur Beförderung der evang. Missionen unter den Heiden, zur Beförderung des Christentums unter den Juden, die Hufelandische Medizinisch-chirurgische, die Italienische, die Juristische Gesellschaft, der Litterarische Sachverständigenverein, der Medizinisch-ästhetische, der Medizinische, der Pädagogische, der Palästiniische Verein, die Philosophische, die Physikalische Gesellschaft, die Preussische Hauptbibelgesellschaft, der Verein für die Geschichte v. s., die Volkswirtschaftliche Gesellschaft zu v. s. u. s. w.

Auch das Kunstleben, welches seit Friedrich Wilhelm IV. aufmerksamste Förderung gefunden hat, wird durch die mannigfaltigsten Einrichtungen nach allen Richtungen hin unterstützt. Von der königlichen Akademie der Künste werden Übungen und Vorlesungen sowohl in der Abteilung für bildende Künste wie in der akademischen Hochschule für Musik (Abteilung für musikalische Komposition) veranstaltet; die königliche Kunstschule dient in der ersten Abteilung zugleich als Seminar für Zeichenlehrer, das Institut für Kirchenmusik zur Ausbildung von Organisten und Gesanglehrern, und Malerei und Bildhauerkunst werden durch die alle geraden Jahre wiederkehrenden Ausstellungen im Akademiegebäude offiziell gepflegt. Neben der Akademie bestehen folgende Unterrichtsanstalten für Musik: die Singakademie mit der Felterischen Liedertafel, der königliche Domchor, die Kullafische neue Akademie der Tonkunst, der Braunsche Chor als Hochschule für vokalen Kunstgesang, das Sternsche Konservatorium der Musik, das Schwangersche Musikinstitut für alle Fächer, 11 andere bedeutendere Institute; von Gesellschaften für Pflege der Musik sind zu nennen: der Tonkünstler-, der Bach-, der Akademische Wagner-Verein, der Märkische Centralsängerbund, 24 andere ebenfalls tüchtige Gesangsvereine neben vielen unbedeutenden und der Musikalische Sachverständigenverein. Unter den Sammlungen von Erzeugnissen der bildenden Künste sind die königl. Museen, die Schätze der

königl. und prinzlichen Schlösser, die christlich-archäol. Kunstsammlung der Universität, das Deutscheschinkel-Museum, das Rauch-Museum, die Sammlungen des Deutschen Gewerbemuseums, die Gemäldeausstellungen des Preussischen Kunstvereins, des Vereins Berliner Künstler und des Vereins der Kunstfreunde im preuss. Staate, sowie die von Sachse u. Komp., und unter den zahlreichen Privatgalerien namentlich die Ravensche mit 150 neuern Gemälden, des Grafen von Redern, die gräflich Raczynskische u. s. w. hervorzuheben. Außer den eben genannten Vereinen beschäftigen sich mit der Pflege der Kunst: der Architektenverein, der Kunstverein Germania für Olfarben-druckgemälde, der Artistische Sachverständigenverein, der Photographische Verein, der Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche, der Wissenschaftliche Kunstverein u. s. w. Zur Pflege der dramatischen Kunst dienen vor allem die königliche Oper und das Schauspielhaus. Unter den theatralischen Privatunternehmungen stehen das Friedrich-Wilhelmstädtsche, das Wallners, das Victoria-theater und durch seine sittlich-ästhetische Richtung das Belle-Alliancetheater obenan; seit Einführung der Theaterfreiheit sind viele Bühnen aufgeführt, und verschwanden sie auch teilweise bald wieder, so führt das Berliner Adreßbuch für 1882 doch 19 gewerbliche Privattheater auf.

Teilt man die Gesamtbevölkerung der Stadt in große Berufsclassen, so findet man von der Landwirtschaft ernährt 0,6 Proz., von der Industrie 53,9 Proz., von Handel und Verkehr 17,9 Proz., von persönlichen Dienstleistungen 10,7 Proz., von gelehrten oder amtlichen Beschäftigungen 7,1 Proz., Militär 2,6 Proz. und von Renten u. s. w. lebend und ohne Berufsangabe 8,1 Proz. Hiernach ist die Gewerbetätigkeit der Stadt eine sehr bedeutende. In Seiden-, Baumwollwaren, Polamentwaren, Cigarren, Maschinen, Lampen, Wagen, Möbeln, Tapeten, Instrumenten, Phonographen, Kleidungsstücken (namentlich Mänteln), Papieren und kunstgewerblichen Produkten aller Art, welche hier erzeugt worden sind, findet eine sehr erhebliche Ausfuhr statt. Nach den Ermittlungen des Fabrikationsinspektors waren im Dez. 1879 seiner geleglichen Revision 2230 gewerbliche Anlagen unterworfen; dieselben beschäftigten 46794 Männer, 14224 Frauen, 1745 Knaben und 634 Mädchen unter 16 Jahren. Nach dem Gesetze vom 17. Juli 1878 wurden während des J. 1879 in B. Arbeitsarten an 31114 Männer und 16834 Frauen, Arbeitsbücher an 209 Knaben und 42 Mädchen ausgestellt. Von diesen Arbeitssuchenden haben jedoch in den der Kontrolle unterliegenden Anlagen nur 6508 Männer, 5844 Frauen, 15 Knaben und 4 Mädchen Beschäftigung gefunden. In den Maschinenfabriken lagen 83 Unfälle vor, von denen 56 der Unachtsamkeit des verletzten Arbeiters zugeschrieben werden mußten. In Getreide, Spiritus und Wolle sowie im Geld- und Wechselgeschäft ist B. Weltmarkt geworden; der eigene Verbrauch seiner großen Bevölkerung bietet den Handelshäusern immer einen großen Nachschub bei ihren Speculationen. In dem Eigen- und Kommissionshandel mit gewerblichen Erzeugnissen strebt B. rüchig mit neuerdings sehr veredeltem Geschmade fort; in manchen Straßen ist Haus bei Haus von glänzend ausgestatteten Läden besetzt. Im deutschen Buchhandel nimmt B. als Verlagsort eine hervorragende

BERLINER BAUTEN.

1. Altes Museum; Ansicht vom Lustgarten. Erbauer: Schinkel.

2. Palais Borsig. Erbauer: Lucie.

Villa Monplaisir. Erbauer. Kyllmann und Heyden.

4. Villa Ende. Erbauer. Ende.

Stelle ein. Anfang 1882 erschienen in B. 478 Zeitschriften, davon 50 täglich; 43 waren amtliche, 66 befaßten sich mit Politik und sozialen Angelegenheiten, 293 mit Wissenschaft, Kunst und Gewerben, 21 mit Religion und 55 mit schöner Literatur.

Die Gunst der Wasserwege und die Verzweigung der 14 (einschließlich der Stadtbahn und der Ringbahn) von B. ausgehenden Eisenbahnen (die Niederschlesisch-Märkische nach Breslau, die Ostbahn nach Königsberg, die Berlin-Stettiner, die Nordbahn nach Stralsund, die Berlin-Hamburger, die Lehrter Bahn nach Hannover und Köln, die Westphäler Bahn, die Berlin-Potsdam-Magdeburger, die Berlin-Anhaltische nach Rötzen, Leipzig und Dresden, die Militärbahn nach dem Artilleriechießplatz bei Hohen, die Berlin-Dresdener und die Berlin-Grieger; die Berliner Stadtbahn und deren Anschlüsse an die Berliner Ringbahn) haben den Handel der Stadt überaus gehoben. Die Stadtbahn ist viergleisig und wurde 7. Febr. 1882 zunächst nur für den lokalen Personenverkehr, im Mai 1882 auch für den durchgehenden Verkehr eröffnet; sie verbindet den Schlesischen Bahnhof mit dem Charlottenburger Bahnhof und schließt an beiden Endpunkten an die Ringbahn an. Stationen der Stadtbahn befinden sich an der Jannowitzbrücke, am Alexanderplatz, an der Börse, Friedrichstraße (Centralstation), am Lehrter Bahnhof, bei Schloß Bellevue und am Zoologischen Garten. Zwei Gleise der 11,25 km langen Stadtbahn sind ausschließlich für den lokalen Verkehr; die beiden andern für den Durchgangsverkehr der in dieselbe einmündenden Bahnen bestimmt; im Lokalverkehr folgen die Züge in Abständen von je fünf Minuten in beiden Richtungen und verweilen nur je eine Minute auf den Stationen. Glocksensignale zum Ein- und Aussteigen werden nicht gegeben, ebenso wenig Signale mit der Dampfseife zum Halten und Abfahren der Züge; auch haben die Fahrgäste selbst die Wagenthüren beim Verlassen des Zugs zu öffnen. Die Billettkontrolle endet beim Betreten und Verlassen der hochgelegenen Perrons statt.

Ende 1879 standen für den öffentlichen Verkehr 348 Pferdeisenbahnwagen, 166 Omnibus, 266 Thormwagen, 1508 Droschken erster und zweiter Klasse, mit zusammen 9053 Pferden, 539 890 Droschken erhielten im Laufe des Jahres Fuhren auf den Bahnhöfen B.s. — Viele Pferdebahnhöfe durchziehen die Hauptstraßen und verbinden das Innere der Stadt mit den benachbarten Ortsschaften; die Berlin-Charlottenburger Pferdebahn besitzt 55 Wagen und 19 700 m Gleise, und die Große Berliner Pferdebahn 293 Wagen und 124 188 m Gleise. Dieselben beförderten durchschnittlich täglich 9473, beziehungsweise 21 767 Personen; im J. 1879 kamen auf ihnen insgesamt nur 520 Betriebsstörungen und 98 Unfälle von Personen vor.

Die Berliner Dampfschiffahrts-Gesellschaft hatte 379 12 Dampfer im Betrieb, welche 228 245 Personen beförderten und 17 768 Meilen im Lokalverkehr zurücklegten. Von Mitte Dezember bis Mitte März war die Schifffahrt durch Frost unterbrochen. Die Eisenbahnen beförderten im J. 1879 nach B.: 312 082 Personen, 87 110 Döfen, 39 087 Röhre, 765 Rälber, 548 205 Schafe, 352 387 Schweine, 44 Ferkel, 1124 115 Gänse und 3259 Puten, wie 303 247 878 Doppelcentner andere Güter. Die gewaltig sich im Jahrzehnt 1870—80 der Ver-

kehr in B. gesteigert hat, zeigt folgende Tabelle der Betriebsergebnisse der Post- und Telegraphenverwaltung:

	1870	1880
Postanstalten	80	97
Telegraphenanstalten	18	50
davon mit Postanstalten vereinigt	3	44
Telegraphenapparate	130	368
Postpostämter	—	23
Amthliche Verkaufsstellen für Postwert-		
zeichen	—	112
Postbriefkasten	196	477
Gesamtpersonal	2 664	5 215
davon Beamte	1 234	2 030
„ Unterbeamte	1 430	2 815
Postillon	102	370
Postpferde	224	503
Postwagen und Schritten	483	791
durchschnittliche tägliche Fahrten	499	1 264
eingegangene Briefsendungen	29 639	86 430
ausgehende Briefsendungen	2 266	4 063
„ Telegramme	698	1 318
„ Postpostsendungen	68 593	196 099
ausgehende Briefsendungen	2 855	7 384
„ Telegramme	819	1 757
„ Postpostsendungen	—	511

Hinsichtlich des moralischen, intellektuellen und polit. Kulturzustandes der Stadt und ihrer Bewohner tritt in erster Linie das Vereinswesen, resp. die soziale Selbsthilfe, hervor. Das Vereinswesen ist in dem Leben B.s ein mächtiger Faktor, der an jeglichem Ringen menschlicher Kraft nach irgendeinem Ziele regen Anteil nimmt. Außer den schon erwähnten gelehrten Vereinen für Wissenschaft, Kunst und Erziehung, deren es im J. 1882 in B. 172 gab, zählt man 287 Vereine für gemeinnützige, mildthätige und gesellige Zwecke, 36 Turn-, Ruder-, Schützen- und Fechtvereine, 38 Vereine für Darlehns-, Kredit- und Vorschußkassen, 3 Konsumvereine, 51 Bezirksvereine mit politisch-kommunaler Tendenz und 137 Vereine für gewerbliche Zwecke.

Außer den Gemeindebehörden haben die Ministerial-Militär- und Baukommission, das königl. Polizeipräsidium und der Oberpräsident für B. in der städtischen Verwaltung große und wichtige Befugnisse. Man beabsichtigt eine Dezentralisation der städtischen Verwaltung dadurch herbeizuführen, daß im Anschlusse an die histor. und topogr. Stadttheile Verwaltungsbezirke mit eigenen selbstverwaltenden Deputationen geschaffen werden, welche lehren den mit allerlei nur örtlich wichtigen Angelegenheiten überaus belasteten Centralbehörden gewisse Lasten abnehmen, ohne daß die wirtschaftliche und kommunale Einheit der Stadt Einbuße erleide. Jetzt fungieren nicht weniger als 48 gemischte Deputationen mit zusammen 541 Mitgliedern, von denen die Armendirection 36, die Schuldeputation 29 und die Steuerdeputation 36 Mitglieder enthalten, während der Magistrat nur aus 34 Mitgliedern besteht. Seit dem 1. April 1881 ist B. auf Grund des Gesetzes vom 26. Juli 1880 über die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung aus dem Verbande der Provinz Brandenburg ausgeschieden und bildet fortan einen Verwaltungsbezirk für sich, welcher in gewissem Sinne die Eigenschaften eines Stadtkreises, eines Regierungsbezirks und einer Provinz in sich vereinigt; doch sind wenigstens vorläufig das Oberpräsidium, das Konsistorium, das Provinzial-Schulkollegium und Medizinalkollegium noch der Provinz Brandenburg und dem Verwaltungsbezirk B. gemeinsam geblieben.

Die direkten Staatsabgaben der Bevölkerung von B. waren für das Rechnungsjahr 1880/81 auf 17 807 260 Mark (15,56 Mark auf den Kopf) veranschlagt, von denen nahe an 6 1/2 Mill. auf die klassifizierte Einkommensteuer, über 3 1/2 Mill. auf die Klassensteuer, über 5 1/4 Mill. auf die Gebäudesteuer, fast 2 1/4 Mill. auf die Gewerbesteuer und nur wenig über 13 000 Mark auf die Grundsteuer entfallen. Für stehende Gewerbe waren im Jahre 1878/79 54 537, für Gewerbe im Umherziehen 1891 Personen zur Gewerbesteuer herangezogen worden. Einkommensteuer zahlten 81 704, Klassensteuer 778 500 Personen. An indirekten Staatsabgaben entfielen im Rechnungsjahre 1878/79 auf B. 10 961 818 Mark (10,51 Mark auf den Kopf), davon fast 8 1/2 Mill. an Zöllen von ausländischen Gegenständen, 1 1/2 Mill. an Brausteuern und je 1/2 Mill. an Salzsteuer und Branntweinsteuer.

Die städtischen Gemeindeabgaben waren für das J. 1880/81 auf nahebei 23 Mill. Mark (20,46 Mark auf den Kopf) veranschlagt, und zwar fast 8 1/2 Mill. Haussteuer, 9 1/2 Mill. Mietsteuer, fast 1/2 Mill. Hundsteuer, über 9 1/2 Mill. Gemeinde-Einkommensteuer und 330 000 Mark Braumalzsteuer. Hundsteuer wurde im J. 1878 für 24 397 Hunde erhoben; daneben waren steuerfrei 2018 Kettenhunde, 677 Zughunde, 37 Wächterhunde, 60 Treiberhunde und 64 Hunde der Gesandtschaften.

Litteratur. Außer den Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte B.: «*Berlinische Chronik nebst Urkundenbuch*» (Berl. 1868 fg.) und «*Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt B.*» (Heft 1—18, Berl. 1865—81), sind hervorzuheben: «*Statistisches Jahrbuch der Stadt B.*», herausg. vom Direktor des städtischen Statistischen Büreaus (Berl. 1874 fg.); Spiser, «*B. und seine Umgebungen im 19. Jahrh.*» (Berl. 1833, mit Kupfern); Jbidicin, «*Geschichte der Stadt B.*» (Berl. 1841); Klöden, «*Erwiderung auf die Schrift des Herrn Jbidicin*» (Berl. 1841); Geppert, «*Chronik von B. seit Entstehung der Stadt*» (Berl. 1841—43); Ramgo, «*Neue berliner Stadtchronik*» (Berl. 1841); Bräse, «*Chronik von B.*» (Berl. 1841); Stredfuß, «*B. seit 500 Jahren*» (4 Bde., 1863—65); derselbe, «*B. im 19. Jahrh.*» (4 Bde., Berl. 1865—69). Ferner: «*B. und seine Entwickelung*» (ein städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik von Schwabe, 6 Bde., Berl. 1867—72); Schwabe, «*Die berliner Volkszählung von 1867*» (mit 24 graphischen Darstellungen, Berl. 1869); Neumann, «*Die berliner Volkszählung von 1861*» (Berl. 1868) und «*Die berliner Volkszählung von 1864*» (Berl. 1866); Schwabe, «*Die königl. Haupt- und Residenzstadt B. in ihren Bevölkerungs-, Berufs- und Wohnungsverhältnissen. Resultate der Volkszählung von 1871*» (Berl. 1874); Bödh, «*Die Bevölkerungs-, Gewerbe- und Wohnungsaufnahme vom 1. Dez. 1875 in der Stadt B.*» (Berl. 1878); Boltmann, «*Die Baugeschichte B.s bis auf die Gegenwart*» (Berl. 1872); «*B. und seine Bauten*» (Bruchwerk vom Architektenverein herausgegeben, Berl. 1877); Sebalb, «*B.s Denkmäler der Bau- und Bildhauerkunst*» (Berl. 1844); «*B. und seine Kunstschätze*» (Epz. 1855); «*Die öffentlichen und Privatsammlungen*» (Berl. 1861); Schasler, «*B.s Kunstschätze: die königl. Museen*» (10. Aufl., Berl. 1874); Reuter, «*Das militärische B. Zusammenstellung der militärischen Einrichtungen und Etablissements von B. in ihrer histor. Entwicke-*

lung» (Berl. 1873); Rigler, «*Das medizinische B.*» (Berl. 1873); Cotta, «*Heimatskunde von B.*» (2. Aufl., Berl. 1873); R. Fischer, «*Heimatskunde von B.*» (Berl. 1879); «*Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt B. 1861—76*» (8 Hefte, Berl. 1881); Friedel, «*Die deutsche Kaiserstadt B. Stadtgeschichte, Sehens- und Wissenswertes aus der Reichshauptstadt und deren Umgebung*» (Epz. 1882); Schwebel, «*Kulturhistor. Bilder aus der deutschen Reichshauptstadt*» (Berl. 1882); ferner die Führer von Rapp (5. Aufl., Berl. 1874) und Sächlich (Berl. 1878), sowie Kiehlings «*Berliner Vorträge*» (Berl. 1882).

Berlin (Rub.), Augenarzt, geb. 2. Mai 1838 zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte in Göttingen, Würzburg, Erlangen und Berlin Medizin, an letztem Orte unter Gräfe namentlich Augenheilkunde, war dann ein Jahr Assistentarzt Bogenstechers in Wiesbaden, ging hierauf als Assistentarzt an die chirurgische Klinik der Universität Tübingen und errichtete 1861 in Stuttgart eine Augenklinik, welche sich bald eines zahlreichen Besuchs erfreute. Seit 1870 ist B. außerdem Privatdocent für physiol. Optik an der Technischen Hochschule, seit 1875 Professor für vergleichende Augenheilkunde an der Tierarzneischule in Stuttgart. B. hat in verschiedenen Fachzeitschriften, namentlich in Gräfes «*Archiv für Ophthalmologie*», in den «*Klinischen Monatsblättern für Augenheilkunde*», im «*Medic. Korrespondenzblatt des württemb. ärztlichen Vereins*», in der «*Berliner klinischen Wochenschrift*» eine umfangreiche literarische Thätigkeit entwickelt. Seine Arbeiten betreffen unter anderem die in den Glaskörpern eingedrungenen Fremdkörper, die Exstirpation des Thränenlades, den Einfluß der Konvergenzlinsen auf das excentrische Sehen, die Sehnervendurchschneidung, die sog. commotio retinae, Netzhautablösung beim Pferde, die Pathologie und Anatomie der Thränenröhre, die Refraktion von Tieraugen u. s. w. Außerdem bearbeitete er für den vierten Teil der von Gräfe und Sämisch rebigierten «*Handbuch der gesamten Augenheilkunde*» (Epz. 1880) die «*Krankheiten der Orbita*». B. ist der erste, welcher systematisch die Augenheilkunde in vergleichender Weise betrieben hat, und gibt seit 1882 eine «*Zeitschrift für vergleichende Augenheilkunde*» heraus, in der er zunächst eine Arbeit «*Über den physiol. optischen Bau des Pferdeauges*» veröffentlichte.

Berlingen, Stadt in der preuss. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O., am Solbin, am Ausfluß der Plöne aus dem Ruppiner See, 32 km nördlich von Landsberg a. W., zählt (1880) 4973 überwiegend evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Stärkefabriken, eine Glasporei, eine Fabrik landwirtschaftlicher Geräte, Weißgerberei, Färberei, Getreide-, Spiritus- und Holzhandel, jährlich fünf bedeutende Pferdemeilen und ansehnlichen Versand hier gefangener Aechel.

Berline, in Berlin erfundener vierfüßiger Reiterwagen mit zurückschlagbarem Verdeck; Coupletter Klasse (in Frankreich); Moquiersstuhl (Gesellschaftsspiel; ital. berlina, wörtlich Pranger).

Berlinerblau, ein wichtiges Farbmateriale, welches eine dunkelblaue, auf dem Bruch leuchtend glänzende Farbe und einen matten Bruch hat, zerfällt und geschmacklos ist und durch die Auflösungen änderer Alkalien, nicht aber durch schwache Säuren zerlegt wird, besteht im reinen Zustande aus einer

Verbindung von Eisen und Cyan (früher für eine Verbindung von Eisencyanür mit Eisencyanid gehalten, nach neuern Forschungen aber komplizierter zusammengesetzt); wird aber gewöhnlich mit Thon oder mit Schwefelsäure verdünnt, um hellere, unter dem Namen Mineralblau im Handel sich findende Sorten herzustellen. Erfinden wurde es 1704, nach andern 1707, von dem Farbefabrikanten Diesbach in Dippels Laboratorium zu Berlin und bis 1724 die Bereitung als ein Geheimnis bewahrt. Man stellt es durch Fällen von Eisenlösungen mit Blutlaugensalz, Auswaschen und Trocknen des erhaltenen blauen Niederschlags dar. Sein Gebrauch ist sehr ausgedehnt, sowohl in der Öl- und Wasseranmalerei als in der Färberei und Druckerei, sowie zur Bereitung von blauer Tinte. Die sehr verschiedenen Sorten unterscheiden sich durch die Namen B., Preussischblau, Erlangerblau u. s. w. Das Pariserblau ist dieselbe chem. Verbindung, jedoch ohne Beimengung von Thon u. s. w. Das in der Färberei auf Garnen und Geweben erzeugte Blau dieser Art führt den Namen Kaliblu oder Rayonblau, das auf Seide hervorgebracht den Namen Bleu de France.

Berlinerbraun, s. unter Berlinerrot.

Berliner Friebe, s. Berliner Kongreß.

Berlinergrün, der in den Mutterlaugen der Blutlaugensalzfäbrication entstehende grüne Niederschlag, welcher durch Filtration abgefondert als Nebenprodukt in den Handel gebracht und als Malerfarbe, wiewohl selten, Verwendung findet. Auch werden Mischungen von Berlinerblau mit gelben Farbstoffen mit diesem Namen belegt.

Berliner Konferenz heißt die im Sommer 1880 zu Berlin abgehaltene Konferenz europäischer Bevollmächtigter zur Regelung der türk.-griech. Grenze. Nachdem die Verhandlungen zwischen Griechenland und der Pforte bezüglich der Abtretung türk. Gebietes zu keinem Resultat geführt hatten, trat 16. Juni 1880 im Auswärtigen Amt zu Berlin die Konferenz zusammen. Deutschland war vertreten durch den Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst und Oberst Blume, Österreich-Ungarn durch Graf Széchenyi, Generalkonsul von Wien und Oberst Ripp, Frankreich durch Graf St.-Ballier und Oberst Perier, England durch Lord Odo Russell und General Vintour Simons, Rußland durch von Saburov und Oberst Bobritow, Italien durch Graf de Launay und General Sironi. Fürst Hohenlohe wurde zum Vorsitzenden der Konferenz, Oberst Blume zum Vorsitzenden der abgefondert beratenden «Delegierten» gewählt. Bevollmächtigte Griechenlands und der Türkei wurden nicht zugelassen, was letzterer Anlaß zu der Erklärung gab, daß sie die Konferenzbeschlüsse nicht als für sie bindende ansehen könne. Doch übergab der griech. Abgesandte Brailas der Konferenz eine Denkschrift, in welcher unter genauer Motivierung eine neue Grenzlinie vorgeschlagen war. Die von Frankreich beantragte Grenzlinie, welche von der Mündung des Flusses Maurologos bis zu der des Flusses Kalamas sich hinzog, wurde von den Bevollmächtigten angenommen und 1. Juli die Schlussakte unterzeichnet, nachdem noch eine Kollektivnote an die türk. und die griech. Regierung vereinbart worden war. Die Entscheidung der Konferenz wurde von Griechenland angenommen, von der Pforte abgelehnt, und dieser türk.-griech. Konflikt erst im folgenden Jahre beigelegt. (S. Osmanisches Reich.)

Berliner Kongreß heißt der 13. Juni bis 13. Juli 1878 in Berlin abgehaltene Kongreß von Vertretern der sechs Großmächte und der Türkei zur Erörterung des zwischen Rußland und der Pforte 3. März 1878 abgeschlossenen Vertrags von San-Stefano. Derselbe hatte den Protest Englands und die Mißstimmung Österreichs erregt. Letzteres beantragte die Berufung eines europ. Kongresses; jenes erklärte sich erst dann zur Beschickung desselben bereit, nachdem es 30. Mai 1878 mit Rußland sich über die wichtigsten Differenzpunkte geeinigt hatte. Darauf lud Fürst Bismard sämtliche Signatarmächte der Verträge von 1856 und 1871 ein, sich zu einem Kongreß in Berlin zu versammeln, um die Abmachungen des Präliminarfriedens von San-Stefano zu erörtern. Am 13. Juni 1878 wurde im Reichslanslergebäude zu Berlin der Kongreß eröffnet. Zu Kongreßbevollmächtigten wurden folgende Minister und Botschafter von ihren Regierungen ernannt: für das Deutsche Reich Fürst Bismard, Staatsminister von Bismarck, Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, Botschafter in Paris; für Österreich-Ungarn Graf Andrassy, Graf Károlyi, Botschafter in Berlin, Baron Haymerle, Botschafter in Rom; für Frankreich Minister Waddington, Graf von St.-Ballier, Botschafter in Berlin; für Großbritannien Lord Beaconsfield, Marquis von Salisbury, Lord Odo Russell, Botschafter in Berlin; für Italien Minister Graf Corti, Graf de Launay, Botschafter in Berlin; für Rußland Fürst Gortischalow, Graf Schumalow, Botschafter in London, Baron Dubril, Botschafter in Berlin; für die Türkei Karatheodori-Pascha, Mehemed-Ali-Pascha, Sabullah-Bei, Botschafter in Berlin. Außerdem erschienen für Griechenland der Minister Delianis, für Rumänien die Minister Bratiano und Logolniceanu, für Serbien der Minister Nikitch, für Montenegro der Senatspräsident Bozjo Petrowitsch, auch armenische Erzbischöfe und der persische Gesandte Malcom Chan. Die Vertreter dieser kleinern Staaten wurden nur zu denjenigen Sitzungen zugezogen, in welchen es sich speziell um die Angelegenheiten ihres Staates handelte. Dem Fürsten von Bismard wurde das Präsidium übertragen. Die Erlebigung der schwierigsten Fragen wurde übrigens durch die den einzelnen Sitzungen vorausgehenden vertraulichen Besprechungen der leitenden Minister angebahnt. Am schwersten zu entscheiden war die bulgarische und die armenische Frage. Beschlossen wurde die Teilung Bulgariens in zwei Teile, ein selbstständiges, aber tributpflichtiges Fürstentum Bulgarien (s. b.) und eine unter der Vormächtigkeits des Sultans stehende, von einem mit Zustimmung der Großmächte zu ernennenden Gouverneur verwaltete Provinz Osttrumenien (s. b.). Die armenische Frage wurde dahin geregelt, daß die Pforte die Gebiete von Karz, Ardaban und Batum an Rußland, die Stadt und das Territorium von Khotur an Persien abtreten und sofort Reformen in Armenien einführen solle. Österreich-Ungarn wurde auf den Antrag Englands das Mandat erteilt, die Provinzen Bosnien und Herzegowina zu besetzen und zu verwalten. Rumänien, Serbien, Montenegro wurden für unabhängig erklärt, den beiden letztern ein Gebietszuwachs zugesprochen, Bessarabien an Rußland juradgegeben und dafür die Dobrußka mit Rumänien vereinigt. Griechenland wurde hinsichtlich einer Gebietsvermehrung auf eine direkte Verständigung mit der Pforte, unter

Vorbehalt einer Vermittelung der Großmächte, verwiesen. Die ungehinderte Schifffahrt auf der Donau wurde als Prinzip festgestellt, die Schleifung aller Festungen und Forts, welche sich am Laufe der Donau von dem Eisernen Thore ab bis zu ihren Mündungen befinden, beschlossen, die Errichtung neuer Befestigungen daselbst verboten. Die Bestimmungen des Pariser Vertrags von 1856 und des Londoner Vertrags von 1871 über die Meerengen wurden aufrecht erhalten. Die Pforte verpflichtete sich, in allen Teilen des Reichs Religionsfreiheit und bürgerliche Rechtsgleichheit durchzuführen. Die genaue Regelung mehrerer Detailfragen, namentlich der Organisation Bulgariens und Ostrumeliens wurde besonders, nach einzuführenden Kommissionen vorbehalten. Am 18. Juli wurde der aus 64 Artikeln bestehende Friedensvertrag (Berliner Friede) von sämtlichen Bevollmächtigten unterzeichnet. Die engl.-türk. Konvention vom 4. Juni, wodurch England die Befesung Cyperns und der Schutz von Türkisch-Asien übertragen wurde, wurde durch den Berliner Vertrag nicht berührt.

Berlinerrot oder **Pariserrot** ist geglähtes Eisenoryd, dient als Malerfarbe; Sorten von besonders tiefer Färbung werden auch **Berlinerbraun** genannt.

Berlingot, Halbberline (ohne Rücks), f. **Berlioz**.
Berlioz (Sector), ausgezeichnete franz. Komponist und musikalischer Schriftsteller, geb. zu La Côte-St.-André 11. Dez. 1803 als Sohn eines Arztes, der ihn ebenfalls für diesen Beruf bestimmte und ihn deshalb nach Paris sandte. Der Sohn, leidenschaftlich der Musik anhängend, gab jedoch das Studium der Medizin auf und trat in das Konservatorium ein, wo Reicha sein Lehrer in der Komposition wurde. Indes behagte ihm der Schulzwang und die strenge Zucht dieses Mannes nicht, und er verließ nach kurzer Zeit das Konservatorium wieder und suchte sich autodidaktisch fortzubilden. Er komponierte fleißig und wandte sich in der Musik den romantisierenden Bestrebungen zu, welche damals in der Litteratur Eingang zu finden begannen. Die erste Arbeit, mit welcher B., damals ein Jüngling von 22 Jahren, öffentlich hervortrat, war eine Messe, die in den Kirchen St.-Aoch und St.-Eustache zur Aufführung kam, aber gar kein Gefallen erregte. Er trat 1826 wieder ins Konservatorium und betrieb nun unter Lesueur mit Fleiß die freie Komposition. In den J. 1828—30 veröffentlichte er wieder verschiedene Sachen, darunter die Ouverturen zu «Waverley» und «Die Fienrichter» sowie Symphonie fantastique («Episode de la vie d'un artiste»). Diese Werke machten Aufsehen, ohne Beifall zu finden. Seit 1828 begann sich B. auch in verschiedenen Blättern nicht ohne Erfolg als musikalischer Schriftsteller zu bethätigen, und erhielt nach mehrmaliger vergeblicher Bewerbung 1830 für die Kantate «Sardanapale» den vom Institut de France ausgesetzten großen Kompositionspreis, besuchte infolge dessen Italien, kehrte aber schon nach 18 Monaten, gegen ital. Musik eingenommen, wieder nach Paris zurück; er brachte eine Ouvertüre zu «König Lear» und eine Art Symphonie, «Le retour à la vie» (von ihm «Melolog» genannt, eine Mischung von Instrumentalem, Votalem und Rhetorisch-Deklamatorischem) mit. B.' Stellung in Paris hob sich seit 1834, wo er als Mitarbeiter bei der neugegründeten «Gazette musicale de Paris», bald darauf bei dem «Journal des Débats» eintrat. Namentlich in letzterer Stellung,

die er erst 1864 aufgab, machte er sich in einem gefährlichen Kritiker. B. wurde 1839 Bibliothekar des Konservatoriums, 1856 Mitglied der Akademie und starb 9. März 1869 in Paris.

Von seinen vielen Kompositionen sind besonders hervorzuhellen: die Symphonie «Harold en Italie» (1834), ein Requiem (1837), die Oper «Benvenuto Cellini» (1838), die Symphonie «Roméo et Juliette» (1839), die «Symphonie funèbre et triomphale» (1840, bei Enthüllung der Julisäule), die Legende «La damnation de Faust» (1846), die Dramatorientrieologie «L'enfance du Christ» (1854), ein doppelchöriges «Te Deum» (1856), die tomische Oper «Béatrice et Bénédict» (1862), die Oper «Les Troyens à Carthage» (1864). Zu den letztern beiden Opern, ferner zum «Faust», zur «Enfance du Christ» u. s. w. hat B. auch den Text verfaßt. Hieran schließen sich die Schriften: «Voyage musical en Allemagne et en Italie» (Par. 1845), «Les soirées de l'orchestre» (Par. 1853; 2. Aufl. 1854), «Les grotesques de la musique» (Par. 1859), «A travers chant» (Par. 1862) und «Traité d'instrumentation» (Par. 1844). Über B. als Tonbildner sind die Urteile deshalb so weit auseinandergegangen, weil er von Anfang an als Parteimann auftrat. Er berührte sich eng mit den neuen deutschen Richtungen, bereiste Deutschland um 1844 und wurde hier lange Zeit mehr beachtet als in Frankreich. Nach seinem Tode ist er bei seinen Landsleuten als der «franz. Wagner» vorübergehend in die Mode gekommen. Die künstlerische Bedeutung von B. liegt in der meisterhaften Behandlung der Instrumente, denen er zuerst mancherlei neue Effekte abgemann, wie denn auch sein Lehrbuch der Instrumentation das verbreitetste und allgemein anerkannteste seiner Werke ist. Nach seinem Tode erschienen die kurz vorher von ihm verfaßten, auch Briefe enthaltenden «Mémoires» (Par. 1870). Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in deutscher Übersetzung von Rich. Böhl (4 Bde., Lpz. 1863—64).

Berlotten (Berloquen, frz. Breloques), kleine Kleinigkeiten von Metall, Eisenblei, Porzellan u. dgl., besonders zum Anhängen an die Uhrkette.

Berne, Abfals an einer Erdböschung, welcher den Erdbruck auf den unterhalb der B. gelegenen Teil der Anfschüttung ermäßigt und somit zur Haltbarkeit der ganzen Böschung beiträgt.

Bermejo (Rio) oder **Bermejo**, rechter Nebenfluß des Paraguay (f. d.).

Bermuda-Inseln, auch **Bermudas**, oder **Somerset-Inseln**, eine isolierte oceanische Gruppe von mehr als 300 kleinen Eilanden, Riffen und Klippen im Atlantischen Ocean, die zusammen nur 50 qkm groß und 28 km weit ausgebreitet sind, jedoch ein eigenes brit. Gouvernement bilden. Die Inseln liegen 1050 km im NÖD. vom Kap Hatteras des nordamerik. Staates Nordcarolina und auf der großen Segeßstraße, die von Europa nach Westindien führt, unter 32° 20' nördl. Br. und 47° westl. L. (von Ferro). Sie bestehen aus niedrigen Korallenbildungen an der Südoßseite eines großen Korallenriffs, des nördlichsten der Erde, und sind nur durch schmale Meerengen voneinander getrennt. Das Einlaufen in die sonst guten Häfen ist daher äußerst gefährlich. Nur die 19 größern Inseln sind bewohnt, nämlich die Militärstation St. George. Bermuda, etwa 23 km lang und 1—2,5 km breit, mit der starkbefestigten Hauptstadt Hamilton und dem Sitze des Gouverneurs, Somerset, Waigoo,

Gates und Irland. Obwohl außerhalb der Tropen gelegen, haben die B. doch ein sehr mildes Klima und eine stets grüne Vegetation. Durch ihr Klima empfehlen sich die B. als Gesundheitsstation und Kurort. Der angenehmste Monat ist der Juni (bis 31° C.); vom Juli bis Oktober, besonders im August und September, herrscht bräunende Hitze. An der Grenze der Passate liegend, werden die B. von Stürmen heimgesucht, doch nie so heftig wie die westind. Inseln. Krankheiten sind selbst in der heißen Zeit selten. Ein Uebelstand ist der Mangel an Quellen; in großen Eisternen wird der Regen als Trinkwasser gesammelt. Der Boden, nur eine dünne Schicht Dammerde auf felsigem Grunde, ist im ganzen fruchtbar und erzeugt Arrowroot in großer Menge, Hafer, ind. Korn, Kartoffeln, Kunkelrübren, Melonen, Tomates (Liebes- oder Goldäpfel), Drangen u. s. w. Auch gedeiht Zuderrohr und Kaffee, freilich in geringer Menge. Das bermudische Cedernholz (*Juniperus Bermudiana*), das auch auf den Bahama-Inseln wächst, eignet sich trefflich zum Schiffbau und wird, wie die virgin. Eeder, auch zur Fassung von Bleistiften benutzt.

Von den Inseln sind nur 19 bewohnt. Die Bevölkerung beläuft sich (1879) auf 13956 E. (darunter 4500 Farbige). Hauptbeschäftigungen sind Gelbbau, Leinwand- und Segeltuchweberei, der Bau von kleinen Schiffen aus Cedernholz, Stroh- und Palmstosflechterei, Fischerei und vom März bis Juni Walfischfang. Der Handel mit Britisch-Amerika und den Vereinigten Staaten ist bedeutend; 1877 liefen ein und aus Schiffe von 163 282 t, wovon 38057 nicht britische. Ausgeführt werden Arrowroot, Tomates, Kartoffeln, Salz, Quadern zum Häuserbau; eingeführt Kleiderstoffe, Hornvieh, Mehl, Getreide, Gemüse, Obst. Der Export belief sich 1879 auf 70000, der Import auf 17000 Pfd. St. In der Regel werden die Unterhaltungskosten der Kolonie durch die öffentliche Einnahme nicht gedeckt. Die Einnahmen betrugen 1879: 81000 Pfd. St., die Ausgaben 30000 Pfd. St., die öffentliche Schuld 11000 Pfd. St. Aber der Archipel hat als Handels- und Erfrischungsstation, Ruhe- und Vermittlungspunkt für die Westindienfahrer sowie namentlich in strategischer Hinsicht als militär. und Flottenstation, als Observationsposten den Vereinigten Staaten gegenüber eine so außerordentliche Bedeutung, daß die brit. Regierung unheimere Summen auf ihre Befestigung, auf die Gründung eines Gibraltar der Westwelt verwendet. Zugleich sind die Inseln Detentionsorte für trübselige. Die hierher Deportierten müssen ansehnlichen Bauten arbeiten, namentlich an dem oßen Dockwerft der Hauptstadt Hamilton, die mit der Citabelle und ihrem Marinearsenal eine der wichtigsten Militärstationen der brit. Kolonien ist. Die Regierung besteht aus einem Gouverneur und dem Rat (council) von acht Mitgliedern, die der Gouverneur ernannt und die mit letztem das verhaus bilden. Das Unterhaus (assembly) besteht aus 36 von den Grundbesitzern gewählten Mitgliedern. Die B. wurden 1522 durch den Spanier Juan Bermudez entdeckt und 1612 von den Engländern von Virginien aus kolonisiert. Der erste Bewohner 1609 war ein schiffbrüchiger Engländer mit Namen Somers. Vgl. nes, «The Naturalist of Bermudas» (Lond. 1859); Gobet, «Bermuda, its history, geology, etc.» (Lond. 1860).

Bern, der zweite und nach Graubünden der größte Kanton der Schweiz, umfaßt einen Flächenraum von 6889 qkm und wird von Basel-Land, Solothurn, Aargau, Luzern, Unterwalden, Uri, Schwyz, Thurgau, Freiburg, Neuchâtel, Genève, Depart. Doubs und Haut-Rhin (Vesfort) und dem Elsaß begrenzt. Nach seiner Höhenstellung zerfällt der Kanton in die drei Gebiete des Jura im N. und NW., der Alpen im S. und der Hochebene zwischen beiden in der Mitte. Der Jura, ein waldb. und weidereiches Kalksteingebirge, nach SO. steil abfallend, besteht aus parallelen, nach NO. streichenden, mauerartigen Ketten von ziemlich gleichmäßiger Höhe, die durch einförmige Längentäler, seltener durch Quertäler oder Klüften voneinander geschieden werden und sich nach N. und NW. in breiten Plateaus allmählich abdachen. Seine wichtigsten Gipfel sind der ausrichtsreiche Chasseral (1609 m) zwischen dem Bielersee und dem St. Immerthal, der Montoj (1332 m), der Moron (1340 m), der Mont-Raimour (1306 m), der Mont-Terrible und der Blauenberg (s. d.). Die Hochebene trägt am Fuße des Jura den Charakter eines wellenförmigen Hügellandes, welches nach S. gegen die Alpen in ein Bergland übergeht; die Bergformen sind meist abgerundet, die herrschenden Gesteine Sandstein und Nagelfluh der Molasse. Nur wenige Gipfel steigen zu mehr als 1000 m Höhe an (Gurten 860 m, Bantiger 959 m, Batschegg 1058 m, Blasenfluh 1117 m). Die Alpen nehmen den Süden des Kantons ein; über den teils felsigen, teils bewachsenen Boralpen der Emmentaler Saane- und Simmegruppe erheben sich die vergletscherten Hochalpen der Berner- und Urneralpen auf der Wasserscheide zwischen Aare und Rhône, von den Diablerets im W. bis zum Dammastod im O., beherrscht von den Hochgipfeln der Jungfrau (4167 m), des Finsteraarhorns (4275 m) u. s. w. (S. Alpen). Das Alpengebiet bildet das Berner Oberland, der Jura, früher unter der Herrschaft der Fürstbischöfe von Basel, wird oft als Bistum bezeichnet; in der Hochebene liegen die Landschaften Mittelland, Emmenthal, Oberrargau und Seeland. Mit Ausnahme des äußersten Nordwesten, dessen Gewässer durch den Doubs mit der Aa dem Rhône zufließen, gehört der ganze Kanton zum Gebiete des Rheins; direkt geht demselben die Aa aus dem Jura zu; alle andern Gewässer werden ihm von der Aare zugeführt. Von der Bodensfläche entfallen 19,5 Proz. auf Waldungen, an welchen namentlich die Juragegenden reich sind, 58,7 Proz. auf Äcker, Gärten und Nebland, Wiesen und Weiden, 6 Proz. auf Gletscher und Seen, 15,5 Proz. auf Wohnplätze, Straßen, Schienenwege, fließende Gewässer, Felsen, Schutthalben u. dgl.

Der Kanton zählt (1880) 532164 E. (77 auf 1 qkm); davon gehören 463163 (87 Proz.) der reformierten, 65828 (12,4 Proz.) der kath. Konfession an; die Zahl der Israeliten beträgt 1316, die der Angehörigen anderer Konfessionen 1857; 452081 E. (84,9 Proz.) sind deutsch, 78639 E. (14,9 Proz.) franz. Junge, 1061 E. bedienen sich der italienischen, 443 anderer Sprachen. Im großen und ganzen sind das Alpengebiet und die Hochebene deutsch und reformiert, der Jura französisch und katholisch. Haupterwerbszweig ist in allen tiefern Gegenden der Ackerbau, verbunden mit Viehzucht, Obstbau und an den Ufern des Jüners

und des Bielersees und der untern Birse mit Weinbau. Er liefert namentlich Getreide, Kartoffeln, Flachs und Raps, deckt jedoch den Landesbedarf nicht. In allen Berggegenden, besonders im obern Emmenthal und im Oberland, wird er ganz oder teilweise durch die Alpenwirtschaft verdrängt, welche jährlich mehr als 100 000 metr. Str. Käse im Werte von ungefähr 14 Mill. Frs. und außerdem viel Butter und Milchwurde produziert. Die geschätztesten Käseorten liefern das Emmenthal und das Saanenland; die schönsten Rinder züchtet das Emmenthal, die besten Schafe das Randerthal. Die Pferdezüchtung ist nur im Jura (Freiburg) und im Simmenthal (Glenbach) von Belang. Nach der Zählung von 1876 besaß der Kanton 28 601 Pferde, 216 072 Rinder, 76 088 Schweine, 78 889 Schafe, 83 220 Ziegen und 39 236 Bienenstöcke. Der Bergbau gibt im Jura Bohnerz, aus dem ein vorzügliches Eisen gewonnen wird, Kalkstein und Gips, in der Hochebene Sand- und Luffsteine, in den Alpen Schiefer und Gips. Granit geben hauptsächlich die von den Alpen bis zum Jura zerstreuten erratischen Blöcke. Der Jura und das Seeland sind reich an Torf. Von Mineralquellen sind zu erwähnen die Schwefelquellen des Gurnigel am Fuße der Stodhornkette, des Heustrichbades am Fuße des Niesen und der Leuf, die Gipsquellen von Weissenburg im Simmenthal und die erdige Eisenquelle von Blumenstein. Sehr groß ist namentlich im Oberlande die Zahl der klimatischen und Höhenkurorte. Die wichtigsten Industriezweige sind die Eisengewinnung und Verarbeitung und die Glasfabrikation des Jura, die Uhrenindustrie des Jura und des Seelandes, die Leinwandindustrie des Emmenthals und des Mittellandes, die Seiden- und Baumwollfabrikation des

nach O. und NW. die Bernische Jurbahn, welche einerseits durch das Emmenthal und das Gullibuch nach Luzern, andererseits über Biel durch das Schup- und Wirsthal nach Basel führt. Bei Yff- zweigt von derselben die Brogebahn nach Murten und Lausanne ab, bei Biel die Linie B.-Neuchâtel, bei Sonceboz die Linie durch das St.-Imierthal nach Chaux-de-Fonds, bei Delémont die Bahn nach Bruntrut und Delle zum Anschluß an das franz. Bahnnetz. Die beiden Hauptlinien der Jurbahn und der Centralbahn sind untereinander durch zwei Längslinien verbunden, von denen die eine von Biel über Solothurn und Wangen nach Olten, die andere von Yff über Solothurn nach Herjogenbuchsee führt. Die wichtigsten Ortschaften sind außer der Hauptstadt Bern im Oberlande Interlaken, Frutigen (4040 G.) im Randerthale, Saanen und Thun; im Mittellande Burgdorf, im Emmenthale Langnau und Sumiswald (5870 G.), im Oberaargau Langenthal (3784 G.) und Herjogenbuchsee (2334 G.), im Seelande Biel, im Jura St. Imier (7033 G.) in dem gleichnamigen Thale und Porrentruy (Bruntrut).

Die Verfassung (von 1848) ist demokratisch. Der Große Rat, je 1 Mitglied auf 2000 G. vom Volk in 62 Wahlkreisen gewählt, ist gesetzgebend, der Regierungsrat, 9 Mitglieder vom Großen Rat gewählt, vollziehende Behörde. Die Amtsdauer beträgt bei beiden vier Jahre. Für Gesetz und Ausgaben über 500 000 Frs. ist das Referendum obligatorisch. Über Abberufung der Behörden innerhalb der Amtsdauer entscheidet das Volk auf das Begehren von 8000 stimmberechtigten Bürgern. In administrativer Hinsicht zerfällt der Kanton in 30 meist nach den Hauptorten benannte Amtskreise, von denen je 7 im Oberland, Mittelland und Jura, 5 im Seeland, je 2 im Emmenthal und Oberaargau liegen. Jede Gemeinde hat einen Gemeinderat, jeder Bezirk einen Regierungsrathalter. Den Gemeinden steht das Recht zu, einen Friedensrichter zu wählen; jeder Bezirk besitzt ein Amtsgericht, bestehend aus einem Präsidenten und 4 Beisitzern. Höchste Instanz ist das aus 15 Mitgliedern bestehende Obergericht in Bern, das sich in das Appellationsgericht, die Polizeikammer und die Kriminalkammer gliedert, welche letztere unter Hinzuhaltung von Geschworenen über strafrechtliche Fälle urteilt. In eigendssischen Angelegenheiten bildet jede der sechs Landschaften einen besondern Wahlkreis. In kirchlicher Hinsicht ist der Kanton paritätisch; die reform. Kirche steht unter einer Synode und 7 Delanen; die christl. oder altkatholische unter dem schweiz. Nationalbischof; die röm.-katholische gehört seit der Absetzung des Bischofs von Basel (1873) durch die Diözesankonferenz in Solothurn faktisch keinem Bistumsverbande mehr an. Klöster existieren noch zwei in Bruntrut. Das Schulwesen steht trotz aller dafür gebrachten Opfer nicht auf hoher Stufe; bei den Rekrutenprüfungen von 1881 nahm der Kanton den 20. Rang unter 25 ein. Der Unterricht ist obligatorisch und in den Primärschulen unentgeltlich. Sekundärschulen besitzt der Kanton (1881) 60, Progymnasien 4 in Thun, Biel, Neuenstadt und Delémont, Gymnasien 8 in Bern, Burgdorf und Bruntrut, Seminare 4 in Münchenbuchsee und Bruntrut (für Lehrer), Hindelbank und Delémont (für Lehrerinnen). Die Universität in Bern zählt (1881) 86 Lehrkräfte und über 400 Studierende, hat außer den üblichen mit

Kanton haben (1882) nur zwei hochgelegene Alpenhöhen noch keine Fahrverbindung. Das Eisenbahnnetz hat auf bernischem Gebiete eine Schienenlänge von ungefähr 440 km. Von der Hauptstadt B. strahlen nach fünf Richtungen Eisenbahnen aus: nach NO. die Linie B.-Olten der Schweizerischen Centralbahn, welche bei Burgdorf von der Emmenthalbahn Langnau-Solothurn getrennt wird; nach SO. die Centralbahnlinie B.-Thun, welche in Verbindung mit den Dampferlinien des Thuner- und Brienzsees und der zwischen den Seen gelegenen Bodensee den Verkehr mit dem Oberlande vermittelt; nach SW. die Linie B.-Freiburg-Lausanne der Schweizerischen Westbahn;

eine fünfte Fakultät für altlat. Theologie und steht in Verbindung mit einer Tierarzneischule. Neben den staatlichen und Gemeindefunktionen bestehen in B. auch Privatschulen und Seminarien der orthodox-pietistischen Richtung. In militärischer Hinsicht bilden das Oberland, Mittelland und Seeland den Stammbezirk der 3. Division, der Jura gehört zum Bezirke der 2., Oberaargau und Emmenthal zu dem der 4. Division. Die Staatseinnahmen und Ausgaben halten sich, jene mit (1880) 10945000 Frs., diese mit 10894000 Frs. knapp das Gleichgewicht, und das reine Staatsvermögen beträgt 49299000 Frs., wovon jedoch 38986000 Frs. in wenig rentierenden Eisenbahnen angelegt sind. Das Wappen ist ein schwarzer schreitender Bär auf goldenem Schrägbalten im roten Felde.

Geschichte. Wie die zahlreichen Überreste von Pfahlbauten und röm. Ansiedelungen beweisen, war das jetzt bernische Gebiet schon im Altertum bewohnt. Nach dem Sturze der röm. Herrschaft wurde es von Alamannen und in den westl. Grenzstrichen von Burgundern besiedelt. Beim Untergange des Alamannenreichs 496 kam das Land unter burgundische, 584 unter fränk. Herrschaft; 888 fiel es an das zweite burgund. Königreich und mit diesem 1082 an das Deutsche Reich, von welchem seit 1128 die Herzöge von Jähringen das Rektorat von Burgund zu Lehn trugen. Berthold V. von Jähringen gründete 1191 auf Reichsboden die Stadt B. und schloß mit derselben die Reihe der festen Plätze ab, welche die Jähringer zur Sicherung ihrer Herrschaft gegen den widerspenstigen Adel von den Alpen bis zum Jura quer durch das Land gezogen hatten. Durch den Tod Bertholds 1218 erlangte die junge Stadt die Reichsfreiheit, und damit begann ihre Blüte. Der kleine Adel und die freien Bauern der Umgegend suchten hinter den Stadtmauern Schutz vor den Annäherungen der Dynasten. Klöster und Stifte, benachbarte Städte und Landschaften bewarben sich um den Schirm oder das Bündnis der Stadt. Schon 1288 war B. stark genug, um zwei Belagerungen durch König Rudolf von Habsburg ungeschädigt bestehen zu können, und durch die Siege am Donnerbühl 1298 und bei Laupen 1339 brach es die Macht des burgund. Adels und der mit demselben verbündeten Stadt Freiburg. Im J. 1363 trat es dem Bunde der Eidgenossen bei, an deren Kriegen gegen Österreich, Burgund u. s. w. es ruhmvollen Anteil nahm. Seine ebenso staatskluge wie lähne und kräftige Politik war beständig auf Vergrößerung des eigenen Gebiets durch Eroberung oder Kauf von den verarmten Dynasten und auf Erweiterung der Eidgenossenschaft durch neue Bündnisse gerichtet. B. eroberte 1415 den Aargau bis zur Reuß; 1536 entriß es den Herzögen von Savoyen die Waadt, und sein Gebiet erstreckte sich nun von den Quellen bis fast zur Mündung der Aar, von den Grenzen Savoyens und Hochburgunds bis zu den Waldfstätten. Bei der Reformation, welche die Hauptstadt 1528 annahm und bis 1537 im ganzen Gebiete einführte, vermehrte sich das Staatseigentum durch die Säkularisation von Klöstern und Stiften.

Ursprünglich herrschte in B. demokratische Rechtsgleichheit. Die Regierung bestand aus dem Schultheißen, dem Kleinen Rat, dem Rat der 200 (1294 eingeführt) und der gesamten Bürgerschaft,

die sich in vier Quartiere unter je einem den Häupten entnommenen Benner gliederte. Mit der Erwerbung auswärtiger Gebiete ging diese Gleichheit nach und nach verloren. Das erkaufte und eroberte Land trat, allerdings unter Wahrung seiner besondern Rechte und Gewohnheiten, der Stadt gegenüber in ein Unterthanenverhältnis und wurde durch Landvögte aus städtischen Geschlechtern regiert. Die Erwerbung des Bürgerrechts wurde vom 16. Jahrh. an erschwert, die Zahl der regimentsfähigen Geschlechter im «Roten Buche» von 1687 endlich auf 360 beschränkt. Aber auch innerhalb dieser Geschlechter trat Ungleichheit ein. Die Räte, in welchen von jeher der Adel und die alten Geschlechter die meisten Stellen besetzt hielten, rissen immer größere Machtbefugnisse an sich, und die Zweihundert wurden der eigentliche Souverän. So schrumpfte die ursprüngliche Demokratie erst zur Aristokratie, endlich zur Oligarchie ein. Nach außen stand B. mächtig da; in der Eidgenossenschaft nahm es neben Zürich, an dessen Seite es in den Religionskriegen von 1655 und 1712 focht, die erste Stelle ein. Im Innern war der Staatshaushalt wohlgeordnet, die Verwaltung im allgemeinen milde und gerecht, der Wohlstand namentlich unter der Bauernschaft beträchtlich; Militärwesen, Straßenwesen und öffentliche Sicherheit standen nach damaligen Begriffen auf hoher Stufe. Dagegen wurden der öffentliche Unterricht, Handel und Gewerbe systematisch vernachlässigt. Der Mangel an polit. Rechten der Landschaft, die Mißgunst und Eifersucht des Patriziats, welches jedes Emporkommen der Unterthanen zu hindern suchte, der Druck des oligarchischen Regiments weckten trotz der materiellen Wohlfahrt namentlich in den Municipalstädten und im Waadtland, aber auch in der Hauptstadt selbst große Unzufriedenheit. Zwar gelang es der Regierung, die Freiheitsbestrebungen des Landvolks im Bauernkriege von 1653 blutig zu unterdrücken, und der Versuch Major Davels 1723, die Waadt von B. loszureißen, blieb ebenso erfolglos wie die Verschwörung Samuel Henjis 1749 zum Sturz der Oligarchie, aber den Stürmen der französischen Revolution konnte das äußerlich städtische, innerlich morische Staatsgebäude nicht widerstehen. Im Aargau und dem Waadtland entstanden 1790 und 1791 Unruhen, im Jan. 1798 fiel die Waadt von B. ab, noch in demselben Monat rückten die Truppen der französischen Republik ins Land und 5. März, nach tapferer Gegenwehr des bernischen Heeres bei Neuenegg, Fraubrunnen und im Grauholz, in die Hauptstadt ein, wo sie enorme Brandschatungen auslegten und den großen Staatschatz wegnahmen. Das Gebiet des Staats fiel nun für die Dauer der Helvetischen Republik in die Landschaften Waadt, Aargau, B. und Oberland, von denen die letztern 1803 durch die Mediationsakte wieder vereinigt wurden, die erstern jedoch selbständige Kantone blieben und als solche auch nach der Aufhebung der Mediationsverfassung vom Wiener Kongreß anerkannt wurden. B. erhielt 1815 zur Entschädigung den größten Teil des ehemaligen Bistums Basel samt den Städten Biel und Neuenstadt.

In diesem neugefalteten Kanton B. wurde nun die frühere aristokratische Verfassung wiederhergestellt, doch wurden dem Rat der Zweihundert 99 Mitglieder aus den Städten und Landschaften des

ganzen Kanton beigegeben. Aber diese geringe Konzeption vermochte die Gründe der früheren Unzufriedenheit nicht zu beseitigen, und diese kam zum Ausbruch, als die franz. Julirevolution der Schweiz den Anstoß zu neuen Bewegungen gab. Eine Volksversammlung aus allen Landesteilen trat 12. Jan. 1831 in Mänfingen zusammen und verlangte Revision der Verfassung; die Regierung dankte ab, und 31. Juli nahm das Volk die neue repräsentativ-demokratische Verfassung an. Zu selbe beilegte alle Vorrechte der Hauptstadt und übergab die gesetzgebende Gewalt einem Großen Rat von 240 Mitgliedern, die vollstehende dem aus 16 Mitgliedern bestehenden Regierungsrat. Diese Verfassung stand hinsichtlich der Rechte, die sie dem Volke einräumte, weit hinter den Verfassungen der übrigen regenerierten Kantone zurück. Das indirekte Wahlrecht, der Censur, von dem die Wahlbarkeit abhing, der schwerfällige Geschäftsgang hatten schon längst eine Abänderung im freisinnlichen Sinne wünschenswert erscheinen lassen, als endlich unter dem Einfluß der durch die Jesuitenfrage in der Schweiz verbreiteten Meinung, namentlich nach dem verunglückten zweiten Freischarenzuge nach Luzern (1845), bei welchem die Regierung eine zweideutige Rolle gespielt hatte, das Volk die Revision durch einen besondern Verfassungsrat beschloß und 31. Juli 1846 die von demselben entworfene neue Verfassung mit überwältigender Mehrheit annahm.

Durch diese Konstitution, welche jetzt noch zu Recht besteht, wurden das indirekte Wahlrecht und der Censur für die Wahlbarkeit in den Großen Rat abgeschafft, das Stimmrecht erweitert, die Zahl der Regierungsräte auf 9 herabgeleitet, das Institut der Geschworenen eingeführt, dem Volke das Vorschlagsrecht für die Berufsbeamten und das Abberufungsrecht den Behörden gegenüber gewährleistet und das Stimmrecht umgestaltet. 1869 wurde dieselbe durch Einführung des Referendums teilweise abgeändert. An der Stelle der altliberalen Partei, welche die Umwälzung von 1831 herbeigeführt hatte, trat seit 1846 die radikale in die Regierung ein, und unter ihrer Leitung nahm der Kanton in den Wirren der Sonderbundzeit und bei der Einführung der Bundesverfassung von 1848 den ersten Platz unter den eigensinnig gesinnten Kantonen ein. Weniger glücklich war die radikale Regierung auf wirtschaftlichem Gebiete, und schon 1850 wurde sie deshalb bei der Erneuerung des Großen Rats und der Regierung von der konservativen Partei wieder verdrängt. Tiefe Veränderung war indes, wie auch die seither erfolgten Änderungen in der Regierung, in der Hauptsache nur ein Personenwechsel, da auch die konservative Partei sich auf den Boden der Verfassung von 1846 stellte. Bei den Revolutionen von 1854 fand ein Kompromiß zwischen den Parteien statt, und die Regierung wurde aus den hervorragendsten Männern beider Lager bestellt. Auch seither wurde das ausschließliche Parteiregiment meist ferngehalten, und das Referendum wurde 1869 mit Übereinstimmung beider Parteien eingeführt. Von den polit. und staatswirtschaftlichen Leistungen, welche unter der Verfassung von 1846 zu Stande gekommen sind, verdienen Erwähnung die Einführung des Territorialprinzips im Armenwesen, die Aufsumpfungsbearbeitung des Bodentals, des Seelandes u. s. w., der Ausbau des Eisenbahnnetzes und des

Straßennetzes, die Entwicklung des Schulwesens und der Übergang zur reinen Demokratie durch die Einführung des Referendums. Bei beiden Bestimmungen über die Revision der abgeänderten Verfassung von 1872 und 1874 trat der Kampf mit harter Majorität für die Revision an. Seit 1870 ist auch hier der Kampf zwischen der Staatsgewalt und der röm.-kath. Hierarchie ausgebrochen und vom Staate durch Abweisung der Bischöfe und der renitenten Geistlichen und durch Gründung einer altkath. Fakultät an der Universität geführt worden.

Litteratur. Ruge, „Das Berner Oberland“ (2 Bde., Bern 1838–40); Zeller, „Geschichte des abgemessenen Berner Oberlandes“ (2 Bde., Bern 1838–40); „Geschichte der alten Landsgemeinden“ (Bern 1842); „Statist. Jahrbuch für das Berner Oberland“ (Bern 1868 fg.); „Geschichte des Berner Volks“ (2 Bde., Bern 1869–70); von Wattenwyl, „Geschichte der Stadt und Landschaft Bern“ (2 Bde., Schaffh. 1867–72); Leuninger, „Studien über bernische Rechtsgeschichte“ (Bern 1873); Kummer, „Geschichte des Schulwesens im Kanton Bern“ (Bern 1874); Mälinen, „Beiträge zur Berner Geschichte des Kanton Bern“ (Bern 1879 fg.); „Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dez. 1880 im Kanton Bern“ (Bern 1881).

Bern, die Hauptstadt des gleichnamigen Kantons, seit 1848 die Bundesstadt der Schweiz, liegt 506 m über dem Meere (Münster-Platz) an einer Halbinsel am linken Ufer der Aare und zählt (1880) mit ihrer ausgedehnten Gemarkung 44.657 E., worunter 39.942 Reformierte, 3456 Katholiken, 355 Israeliten und 806 Angehörige anderer Bekenntnisse. B. ist eine der bedeutendsten Städte der Schweiz; die Straßen und Plätze sind breit, regelmäßig von O. nach W. und von N. nach S. angelegt und werden in regelmäßigen Abständen vom Stadtbach durchflossen. Die isolierte burgartige Lage auf dem von der Aare umflossenen, 30–40 m hohen Felsplateau und die massive Bauart der Häuser, welche meist aus Sandstein erbaut und mit Arkaden versehen sind, verleihen der Stadt einen ernsten, stolzen Charakter. Von mittelalterlichen Bauten hat B. infolge des großen Brandes von 1405, welcher fast die ganze Stadt zerstörte, wenig aufzuweisen, die meisten Gebäude der Altstadt gehören dem 17. und 18. Jahrh. an. Unter den älteren Bauwerken haben das 1421–1612 erbaute Münster, ein imposanter spätgot. Bau mit 62 m hohem unbedeckten Turm, wertvollen Glasgemälden und einer Orgel. Der südlich daranstoßende Kirchhof (Platz), eine große Terrasse auf 30 m hohen Stützmauern ruhend, mit Baumreihen bepflanzt und mit der Statue des Gründers der Stadt, Verthold V. von Zähringen, geschmückt, dient als Promenade und bietet eine herrliche Aussicht auf die Alpen. Vor dem reichen Hauptportal der Westseite der Kirche erhebt sich das Reiterbild des Siegers von Laupen (1339), Rudolf von Erlach. Das Rathaus und der Zeughausbau mit seinem künstlichen Uhrwerk wurden unmittelbar nach dem großen Brande erbaut, die prächtigen Brunnen, zum Teil gute Renaissancearbeiten, deren herrliche Säulenschäfte originale Bildwerke tragen, gehören meist dem 16. Jahrh. an. Aus dem 18. stammen die 1726–28 erbaute

Heilgeistkirche, das palastähnliche Bürgerhospital, das Infirmitätspital, die Ränge, das Kornhaus mit seinen großen Kellern und Lagerfässern, das Theater, die Stadtbibliothek mit ungefähr 1500 Handschriften, wertvollen Intunabeln und 75000 Bänden, einer antiquarischen und einer ethnogr. Sammlung, das Regierungsgebäude (Stift) und der Erlacherhof, der Sitz der städtischen Behörden. Von den neuern Gebäuden sind zu erwähnen der Bundespalast, ein mächtiger massiver Bau im florentin. Baustil, 1857 vollendet, das Naturhistorische Museum und das Kunstmuseum, zwei reiche Renaissancebauten, jenes 1881, dieses 1879 vollendet, das Gesellschaftsmuseum, die Gebäude der Kantonal- und der Eidgenössischen Bank, das Verwaltungsgebäude der Jurabahn, die roman.-got. latholische Kirche, die neuen Militäranstalten (Kaserne, Zeughaus u. s. w.), 1 km, und die Irrenanstalt Balbau, 8 km nordöstlich von der Stadt.

Auf drei Seiten von der Aare eingeschlossen, hat sich die Stadt, seitdem ihr Schanzengürtel teils abgetragen, teils in Promenaden umgewandelt worden ist, hauptsächlich am westl. Ende ausgedehnt, wo fünf Vorstädte fächerförmig von der Altstadt auslaufen. Über die Aare führen fünf Brücken: eine Eisenbahnbrücke und eine Kettenbrücke im N., eine Gitterbrücke im SW. und die beiden steinernen Rybedbrücken im O. der Stadt. Die untere von diesen wurde 1461, die obere, welche sich mit einem lühnen Bogen von 30 m Höhe und 60 m Spannweite über den Fluß wölbt, 1841—44 erbaut; an ihrem östl. Ende liegt als Wahrzeichen von B. der Bärengraben, in welchem von alters her das Wappentier der Stadt und des Kantons gehet wird. Eine sechste Brücke, die Kirchenselbbrücke im S. der Stadt, ist im Bau und soll bis 1884 vollendet werden. Jahrhundertlang Residenz einer kriegerischen, mächtigen Aristokratie, jetzt Sitz der Bundes- und Kantonsbehörden und der fremden Gesandtschaften, ist B. viel mehr eine Regierungs- und Beamten- als eine Gelehrten-, Fabrik- oder Handelsstadt. Von Schulen besitzt es außer den Primärschulen und mehreren Privatanstalten zwei Knaben- und Mädchenschulen, eine höhere Töchter- und eine höhere Knabenschule, ein Gymnasium mit Progymnasium, literar., real- und Handelsschule und die 1834 gestiftete Universität, mit welcher eine Tierarzneischule, eine Sternwarte und ein botan. Garten in Verbindung stehen; außerdem gibt es eine Handwerker-, eine Kunst- und eine Musikschule. Unter den wissenschaftlichen Vereinen sind hervorzuheben die Naturforschende, die Historische, die Geographische und die Ökonomische Gesellschaft. Von den wohlthätigen Vereinen sind die wichtigsten der Armenverein und der Hilfsverein. B. ist überhaupt reich an wohlthätigen Anstalten, unter welchen außer den erwähnten Spitälern zu nennen sind das Frauen- und das Kinderhospital, das Gemeindepital, nach seinem Stifter gewöhnlich Zieglerhospital genannt, das Greisenasyl und die Blindenanstalt. Gewerfleiß und Handel sind im Aufblühen begriffen. Ein 350 m langer Schwellendamm, über den die Aare als ungefähr 8 m hoher Wasserfall hinabschießt, zerlegt von derselben einen Kanal für den Betrieb der städtischen Wasserwerke ab. Die Fabriken liefern Woll-, Seiden- und Baumwollwaren, Maschinen, mathem. und physik. Instrumente, Schokolade u. s. w. Der Handel

wird durch die Kantonalbank, die Hypothekarkasse und mehrere andere Geld- und Kreditanstalten, sowie durch fünf Schienenwege nach Olten, Thun, Langnau-Euzern, Biel-Zürich und Freiburg-Saconnan gefördert. Nicht unbedeutend sind auch die beiden Messen und die Vieh- und Pferdemarkte.

Die Umgebung der Stadt ist ungemein anmutig; hohe schattige Baumgänge führen nach allen Richtungen zu den herrlichsten Fernsichten; die schönsten und besuchtesten Punkte sind das Schänzli, die Enge, in deren Nähe der Hirchgarten liegt, und der Gurten (860 m), dessen Gipfel ein Panorama der Hochebene bis zum Jura und den Alpen, vom Pilatus bis zu den Savoyerbergen gewährt.

Litteratur. Außer den ältern Chroniken von Justinger, Valerius Anshelm, Tschachtlan u. s. w. vgl. Tschärner, «Historie der Stadt B.» (2 Bde., Bern 1765—66); Walther, «Description topographique et historique de la ville de B.» (Bern 1827); «Berner Taschenbücher» (Bern 1850—82); Durheim, «Histor.-topogr. Beschreibung der Stadt B.» (Bern 1859); von Wattenwyl, «Geschichte der Stadt und Landschaft B.» (2 Bde., Schaffh. 1867 u. 1872).

Bern (Belsch-Bern), alter Name von Berona (s. d.), daher Dietrich von Bern (s. d.) der Name des Ostgotenkönigs Theodorich.

Bern., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Bernarb (Claude).

Bernabotte (Fürst von Ponte-Corvo), s. Karl XIV. Johann.

Bernard (du Grail de La Villette, Charles de), franz. Romanschriftsteller, geb. 24. Febr. 1804 zu Besançon, gest. 6. Mai 1854 zu Sablonville. Er war ein Freund und Schüler Balzac. Seine besten Romane sind: «Une aventure de magistrat», «Le noëud gordien», «Le pied d'argile», «La chasse aux amants», «Geraut», sein Meisterwerk (1838), «Les ailes d'Icare» (1839), «Le Paravent», «La peau du lion», «Le gentilhomme campagnard». Sein Stil ist rein, lebendig, gebräunt, oft ironisch; die Gesellschaft hat B. scharf beobachtet und sein geschildert.

Bernard (Claude), ausgezeichneter franz. Physiolog, geb. 12. Juli 1813 zu St.-Julien (Depart. Rhône), studierte in Paris Medizin und wurde 1854 an der dortigen Universität zum Professor der allgemeinen Physiologie, 1855 zum Professor der Experimental-Physiologie am Collège de France ernannt. Seine ersten wissenschaftlichen Untersuchungen betrafen die Ausleerungen des Verdauungskanal und ihren Anteil an der Verdauung. Die «Gazette médicale» brachte 1844 von ihm eine Abhandlung über die Art und Weise, wie der Magen sich absondert und die Nahrungstoffe vermittelt dieser Flüssigkeit sich umgestalten. Andere Abhandlungen über den Speichel, den Darmsaft und den Einfluß der Nervenpaare auf die Verdauungsorgane erschienen als Beiträge zu den «Comptes rendus de la Société de biologie». Größern Ruhm erlangte er durch seine in den «Comptes rendus de l'Académie des sciences» (1856) abgedruckten «Recherches sur les usages du pancréas», worin er nachwies, daß die Bauchspeicheldrüse die Verdauung fetter Körper bewirkt. Gleichzeitig machte er seine ersten Entdeckungen über die Zucker erzeugende Eigenschaft der Leber bekannt. In den J. 1851 und 1853 erhielt er nochmals den großen Preis für Experimental-Physiologie, kurz nachher in die

Académie der Wissenschaften (1854). Seit 1856
 ließ er seine am Collège de France gehaltenen Vor-
 lesungen regelmäßig im Druck erscheinen. Unter
 dem zweiten Kaiserreich gehörte er dem Senat an
 (1865—70), auch war er Mitglied der Französi-
 schen Akademie. B. starb 10 Febr. 1873 zu Paris.

Bernard (Pierre Joseph), auch unter dem Namen **Gentil**, **Bernard** bekannt, den ihm Voltaire, seine Dichtungen charakterisierend beilegte, geb. 1710 zu Grenoble als Sohn eines Bildhauers, erhielt seine Bildung am Jesuitenkolleg zu Lyon, lebte einige Zeit in Paris in dürftiger Lage als Schreiber bei einem Notar, nahm 1734 am ital. Feldzuge teil und gelangte erst in der Stellung eines Generalsekretärs der Kavallerie, die er der Günst des Marschalls de Sogno verdankte, in günstige Verhältnisse, die ihm die Ruhe für seine nicht zahlreichen, aber ihrer Zeit geschätzten Dichtungen gewährten. Er starb 1. Nov. 1773 als königl. Bibliothekar zu Choisy-sur-Seine. Seine Hauptwerke sind die Oper *«Rastor und Bolluz»* (1737), die *«Art d'amour»* und die Berberzählung *«Phrosimo et Melidoro»* (1772). Gesammelt erschienen seine Werke in 2 Bänden (Par. 1803).

Bernard (Rosine), f. Bernhardt (Sarah).

Bernard (Léon), franz. Dichter und Gelehrter, geb. 15. Mai 1821 in Paris, war 1846—49 im Kriegsministerium angestellt und widmete sich dann den Studien und der Poesie. Er starb in Paris 10. Jan. 1878. Er schrieb »Études sur les variations du polythéisme grec« (1853), »Histoire de la poésie« (1864), die Romane »Couronno de saint Etienne« (1863) und »Les rêves du commandeur« (1865), »Poèmes pastoraux« (1866), »Poèmes nouvelles« (1867) und »Poèmes mystiques« (1868).

Bernardino (San) oder **Sankt Bernhart**,
die Bergpfad im Schweiz Kanton Graubünden,
einer der ältesten Alpenpässe, 1819—23 fahrbar
gemacht. Die Poststraße, 4—7 m breit, die Bel-
lingona 75 km lang, zweigt sich beim Dorfe Splä-
gen, im Rheinwaldthale, von der Splägenstraße
ab, erreicht in vielen Windungen die Wasserscheide
zwischen den Gebieten des Rheins und des Tessin,
die 263 m hohe Pashöhe und das Berghaus am
kleinen Lago-Mosola, der Mosja entlang zieht
sie sich nun hinunter in das Tessinertal Mesocco
oder Mesol, dessen oberstes Dorf San Bernardino
(1626 m) wegen seines kräftigen Stahlsauerlings
und seiner reinen Luft häufig als Kurort besucht
wird. In zahllosen Windungen erreicht die Straße
die zweite Thalstufe, in der der Hauptort Gremes
(781 m) und die großartigen Ruinen der Burg
Mesocco liegen, und bei Soazza (620 m) die unterste
Thalstufe, wo die Landschaft, im oberen Teile
entschieden alpin, ein ital. Gepräge annimmt.
Unweit der Station Calzone, 4 km nordöstlich
von Meslingona, schließt sich die Straße an die
Gotthardstraße und Bahn an.

Vernardou war die von dem Schauspieler **Jos. von Ruz** geschaffene komische Figur, welche mit dem Handwark seines wiener Nebenbuhlers **Prohauier** rivalisirte. **Jos. von Ruz** aus **Wien** gebürtig, trat zuerst 1737 als Schauspieler auf, 1754 wieder in **Wien**, 1770 zum dritten mal dafelbst, er starb 1786. Er schrieb: *• Eine neue Tragödie, betitelt W., die getreue Prinzessin Pumbbia und Handwerk der tyrannische Lutar Kulikan. Nebst einer Kinder Pantomime, betitelt Kolesie, der glücklich gewordene Bedrügung, von J. R., Comicus W. •* (1736).

• Die Judenhochzeit oder D. der betrogene Ankömmling. Singesp. (Wien 1770) und • A. oder der ohne Holz lebendig verbrannte Zauberer. (Wien 1770).

Beromünster, Stadt in der preuss. Provinz Pommern, Regierungsbeyrath Borkum, Kreis Rügenbarnum, unfern des Ursprungs der Saale. Stunten der Berlin-Stettiner Eisenbahn. 23 km nördlich von Berlin, zählt (1924) 4500 meist evang. E. hat eine 1519 vollendete got. Kirche und betreibt mit Landwirtschaft bedeutende Seidenweberei- und Schuhfabrikation, Baumwollweberei und Buchmalerei. B. besitzt einen großen Park am Dapzsee. Die Stadt ist um 1142 von Markgraf Albrecht dem Bären angelegt worden und durch ihre tapfere Verteidigung gegen die Russen 1432 bekannt geworden. Am 16. Mai 1432 kam es auf dem sog. roten Felde vor B. zu einem Kampfe der Danenburger gegen die Russen, letztere wurden so entscheidend geschlagen, daß sie seitdem nicht mehr in die Mark einfielen. Am 16. Mai 1807 wurde im 460-jährigen Gedenkstag dieses Sieges in B. sehr feierlich begangen. Auf dem Rathause werden auch die Russen abgenommene Waffen und andere Trophäen gezeigt. Im J. 1842 wurde hier der Dichter Georg Rollenhagen geboren.

Verwunderter (Agnes) war nach der Sage die schönste und tugendhafte Tochter des Bayers Kaisers H. v. Augsburg Herzog Albrecht, einziger Sohn des regierenden Herzogs Ernst von Bayern-München, die Jungfrau zuerst bei Belagerungen der ihm zugehörigen Orten von den Adelsgeschlechtern zu Augsburg gegebenen Turnierfeierlichkeiten und ertheilten Befehlen in der Liebe zu ihr. Er vermählte sich damit mit ihr und führte sie auf sein Schloss Rastatt. Ernst kam erst hinter das Geheimnis, als er sich dem Willen des Vaters, ihn mit Anna, Tochter von Braunschweig zu heiraten, beharrlich widersetzte. Infolge dessen wurde Herzog Ernst, gewaltthätig eingegriffen. Zu erbot er an, daß seinem Sohne die ihm zugehörigen Speerbrüder zu Regensburg, als auch die Turnierordnung mit einer Jungfrau zuzugehen, die Schranken verschlossen werden. Albrecht schwur vergebens, Agnes in ein Gemach zu nehmen, und ließ sie als Herzogin von Bayern öffentlich ehren, gab ihr zahlreiche Dienerschaften gleich einer Fürstin und die Burg Straubing zu Wohnsitz. Sie, voll schwermüthiger Muth, wurde hier im Kreuzzug bei den Karmeliten Rastatt und Arabitten. Solange Albrechts Oheim, Herzog Wilhelm, am Leben war, wurde gegen Agnes nichts weiter unternommen. Aber nach dessen Tode ließ Herzog Ernst in Albrechts Abwesenheit Agnes verhaften und befahl ihre schnelle Beerdigung. Der Zauberer beschuldigt, mit der sie es hatte, Albrecht angethan, wurde sie 12. Okt. 1435 hingerichtet von Henkershänden zur Donau drückend geschleudert und vor allem Volke in den Strom geworfen. Die Fluten trugen sie schwimmend wieder ans Ufer. Da erfuhr einer der Henker das, erfaßte er sie mit einer Stange ihr Haar und drückte sie damit unter die Wellen nieder, sodas sie ertrank. Begränzt diese That, griff Albrecht zu den Waffen gegen seinen Vater und verwüstete, mit den Fürsten desselben verbunden, weithin das Land. Dem Willen des Kaisers Sigismund und den Fürsten und Freunden gelang es nicht erst, Albrecht an den Thron seines Vaters zurückzuführen, wo er denn endlich auch mit Anna von Braunschweig sich vermählte.

ließ. Um die verlorene Liebe des Sohnes wiederzugewinnen, befahl Herzog Ernst selbst, über dem Grabe der Ermordeten eine Kapelle aufzubauen, und Albrecht stiftete ihr noch 1436 tägliche Messen bei den Karmelitern zu Straubing und ließ 1447 die Gebeine der «ehrsamen Frau» in die von ihr ausgesene Ruhestätte tragen und mit marmorern Grabstein bedecken. Neuere histor.-kritische Forschungen haben indes ergeben, daß Agnes weber eines Baders Tochter, noch eine Augsburgerin war und auch nicht B. hieß, sondern daß sie wahrscheinlich zu Biberach (in Württemberg) geboren war und als Knab bei einem Bader in Augsburg diente und daß der Herzog sie nicht bei einem Turnier, sondern in der Baderanstalt ihres Dienstherrn kennen lernte. Auch hat eine Träumung wahrscheinlich erst stattgefunden, nachdem Albrecht von dem Turnier zu Regensburg zurückgewiesen worden war. Den Stoff bearbeitete Graf Lörring in einem Trauerspiele (Münch. 1780; neue Aufl., Mannh. 1791), so auch Jul. Körner (Epp. 1821), A. Böttger (Epp. 1846; 3. Aufl. 1850), Hebbel (1855) und Melchior Meyr in seinem «Herzog Albrecht» (1863).

Bernay, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Eure (Normandie), am linken Ufer der Charentonne und der Westbahn von Paris nach Cherbourg, einer der bedeutendsten Reporte Frankreichs. Die Stadt zählt (1876) 6087 (Gemeinde 7643) E., hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, ein Kommunal-College, eine Bibliothek, Mineralquellen, zahlreiche Mühlen, Woll- und Baumwollspinnereien, Garnbleichen, Gerbereien, Papierfabriken, Eisengießerei, Glasfabrikation, sowie auch Handel mit Getreide, Vieh, Leder, Wolle, Leinen, Wändern, Garn und andern Mannschaften. Der Pferdemarkt oder die sog. Foire fleurie zieht oft an 40000 Menschen herbei. Außer dieser ist noch eine zweite, die Leinwandmesse, von großer Wichtigkeit. Bemerkenswert sind die Kirchen Ste.-Croix und Notre-Dame de la Couture, beide aus dem 15. Jahrh. B. war früher der Hauptstadt der Landschaft Ouche; 1000 gründete hier Judith, die Gemahlin Herzog Richards II. von der Normandie, eine Benediktinerabtei, und im 12. Jahrh. wurde der Ort befestigt. B. ward 1418 von den Engländern und 1568 von Coligny erkömt und nebst der Abtei verbrannt. Auch 1589, nach Befiegung der Bayern durch den Herzog von Montpensier, erfolgte die völlige Zerstörung der Stadt und der Festung. Erst 1628 wurde die Abtei wiedererrichtet. Ihre Räume dienen jetzt als Sitz der Arrondissements- und Ortsbehörden. Die erhaltene Abteikirche, ein interessanter Bau im roman. Stil des 11. Jahrh., wird zur Getreide- und Leinwandhalle benutzt. Aus dem Mittelalter besitzt die Stadt noch eine berühmte Wallfahrtskirche.

Bernays (Jal.), Philolog, geb. 18. Sept. 1824 zu Hamburg, stammte von israel. Eltern, besuchte 1840—44 das Johanneum und akademische Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte 1844—48 zu Bonn Philologie und Philosophie. Er habilitierte sich daselbst 1849, wurde 1853 als Lehrer der klassischen Altertumskunde an das Jüdisch-Theologische Seminar zu Breslau berufen, wo er gleichzeitig Vorlesungen an der Breslauer Universität hielt, und folgte 1866 einem Rufe als außerord. Professor der Philologie und Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek nach Bonn. Hier starb er 27. Mai 1881. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: eine

Textausgabe des Lucretius (Epp. 1852), «Joseph Justus Scaliger» (Berl. 1855), «über das Phosphorische Gedicht» (Berl. 1856), «Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie» (Bresl. 1857), «über die Chronik des Sulpicius Severus» (Berl. 1861), «Die Dialoge des Aristoteles» (Berl. 1863), «Theophrastos' Schrift über Frömmigkeit» (Berl. 1866), «Die Heraklitischen Briefe» (Berl. 1869), «Lucian und die Rhetorik» (Berl. 1879), «Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Drama» (Berl. 1880). Außerdem übersetzte er die drei ersten Bücher der «Politik» des Aristoteles (Berl. 1872) und die unter Plilons Werken stehende Schrift «über die Unzerstörbarkeit des Weltalls» (Berl. 1876).

Bernays (Michael), Litteraturhistoriker, Bruder des vorigen, geb. 27. Nov. 1834 zu Hamburg, besuchte das dortige Johanneum und studierte 1858—66 zu Bonn und Heidelberg Litteraturgeschichte. Nachdem er sich 1872 zu Leipzig als Privatdocent habilitiert hatte, folgte er 1878 einem Rufe als außerord. Professor der Litteraturgeschichte nach München und wurde 1874 daselbst zum ord. Professor ernannt. Von seinen formvollendeten Litteraturhistor. Arbeiten sind zu erwähnen: «über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes» (Berl. 1867), «Goethes Briefe an Friedr. Aug. Wolf» (Berl. 1868), «Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeares» (Epp. 1872), die umfangreiche Einleitung zu dem aus den Schätzen der Stitzschen Goethe-Bibliothek zusammengestellten Werke: «Der junge Goethe» (3 Bde., Epp. 1875) und die neue Ausgabe der ältesten Böhschen Übersetzung von «Homers Odyssee» (Stuttg. 1881). Außerdem hat B. die Schlegel-Liedische Übersetzung Shakespeares revidiert herausgegeben (Berl. 1871—72).

Bernbrunn (Karl, Freiherr von), bekannt unter dem Pseudonym Karl Carl, geb. 7. Nov. 1787 zu Kralau, nahm als Fähnrich in österr. Diensten am Feldzug von 1809 teil, geriet in franz. Gefangenschaft und sollte zu Mantua erschossen werden, wurde aber auf einflußreiche Fürsprache und gegen Ehrenwort, nicht wieder gegen Frankreich zu setzen, freigegeben. Bald darauf trat er im Josephstädter Theater zu Wien als Schauspieler auf und ging dann nach München an das Hartthortheater. Als Regisseur desselben führte er hier die wiener Lolalposse (die sog. Staberliaden) ein, in denen er selbst als Komiker mit großem Erfolg auftrat. Nach dem 1836 erfolgten Tode des Königs Max Joseph wurde B. pensioniert und siedelte dann mit seiner Gesellschaft nach Wien über, wo er auf dem Theater an der Wien und dem Leopoldstädter Theater spielte. Im J. 1838 kaufte er das letztere, leitete aber auch das erstere noch bis 1845 als Pächter. An Stelle des Leopoldstädter Theaters erbaute er dann das «Carl-Theater», welches 20. Dez. 1847 eröffnet wurde. B. erworb ein sehr bedeutendes Vermögen und ließ in Fiebing aus eigenen Mitteln eine neue Straße, die «Carl-Straße», anlegen. Er starb 14. Aug. 1864 zu Fischl. Bgl. Kaiser, «Theaterdirektor Carl» (3. Aufl., Wien 1864); Gämmerler, «Theaterdirektor Carl» (Wien 1864).

Bernburg, Hauptstadt des anhaltischen Kreises B. und bis 1863 des herzogtums Anhalt-Bernburg, Sitz eines Amtsgerichts, liegt zu beiden Seiten der Saale und an der Linie Aschersleben-Röthen der Magdeburger Eisenbahn, jenseits in die Stadt Waldbau

am linken Ufer und der Bergstadt am hohen rechten Ufer, welche durch eine teilweise massive Brücke verbunden sind. Von den ansehnlichen Gebäuden ist das zum Teil noch sehr altertümliche Schloß mit schönem Garten und herrlicher Aussicht in der Bergstadt am bemerkenswertesten. Unter den vier Kirchen zeichnet sich die im got. Stil erbaute Stadt- oder Marienkirche sowie die Schloß- oder Agnienkirche aus. Die Stadt hat ein Gymnasium, eine höhere Bürgerische, eine höhere Töchterschule (die Herzogin Friederikensschule), eine Bürgerschule, Volksschulen, ein Theater, eine 1872—75 erbaute große Irrenanstalt und zählt (1890) 18602 fast ausschließlich evang. E., welche Fabriken in Papier, Spiritus, Zucker, Kupfer- und Zinnwaren, Eisenzeug, Wagen, Cigarren, Bier und Maschinen betreiben.

Berncastel, s. Bernkastel.

Bernsd (Christian Samuel Theob.), Heraldiker, geb. zu Meining 12. April 1775, besuchte die Gymnasien zu Guben und Gotha und bezog 1794, um Theologie zu studieren, die Universität Jena, mußte dieselbe aber schon 1796 Familienverhältnisse halber wieder verlassen und sein Fortkommen als Hauslehrer suchen. Er wendete sich nun sprachlichen Studien zu, wurde mit J. H. Campe bekannt und folgte 1804 einer Aufforderung des letztern, nach Braunschweig zu kommen und an der Bearbeitung des »Wörterbuch der deutschen Sprache« teilzunehmen. Doch fiel bald die Ausarbeitung fast ganz allein B. zu, welcher dieselbe 1807—11 bewerkstelligte. Im Herbst 1811 verließ er Braunschweig, um bei der neuen Organisation der Bibliothek und des Archivs zu Breslau eine Stellung anzunehmen, die er im Mai 1813 mit einer Professur am Gymnasium zu Rastach und im Okt. 1815 mit einer solchen am Gymnasium zu Bosen vertauschte. Im Herbst 1818 wurde B. zum Bibliotheksrat an die neugegründete Universität Bonn berufen, woselbst er auch im Dez. 1822 als außerord. Professor für Diplomatik, Epigraphik und Heraldik angestellt wurde. Er starb woselbst 26. Aug. 1854. Am bekanntesten ist B. durch seine gründlichen Arbeiten über Wappenkunde geworden, von denen zuerst die »Allgemeine Schriftenkunde der gesamten Wappenwissenschaft« (3 Bde., Bonn 1831—35, Nachtrag, Bonn 1841) erschien. Darauf veröffentlichte er das »Wappenbuch der preuß. Rheinprovinz« (2 Tle., Bonn 1835, Nachtrag 1842), welchem endlich seine Hauptwerke »Die Hauptstädte der Wappenwissenschaft« (2 Bde., Bonn 1841—49) und nach seinem Tode das »Handbuch der Wappenwissenschaft« (Bonn 1856) folgten. Die Bewegung von 1848 gab B. Gelegenheit zu einer Untersuchung über »Die deutschen Farben und ein deutsches Wappen« (Bonn 1848).

Bernsd von Gusek, s. Bernsd.

Bernsd (Karl Gust.), deutscher Schauspieler, geb. 2. Nov. 1830 zu Berlin, genoss nach abgeschlossnem Gymnasialbesuch den dramatischen Unterricht des Schauspielers Hoppe und trat 1848 als Cleve beim berliner Hoftheater ein. Schon 1849 verlor er durch ein Mißverständnis seine Stellung; er setzte nun seine Laufbahn auf dem Liebhabertheater Urania fort und wurde 1851 für Königsberg engagiert, 1852 ging er nach Stettin und wurde 1854 abermals Mitglied des berliner Hoftheaters, an dem er erst jugendliche Helden und Liebhaber spielte. Später ging er in das Fach der Heidenwälder und Charakterrollen über, in dem er

nach heute mit verdientem Erfolg thätig ist. B. hat nur wenig gastiert, gehört zu den gebildetsten und fleißigsten deutschen Schauspielern, versteht vortrefflich zu deklamieren und leitet Trastisches als Tell, Berry, Dumas, Odo, als Burlingh, Odo, Oranien, auch als Hofrat Reinhold, Dr. Zacher u. s. w. Die Grenzen seines Talents bezeugen das wahrhaft Romische und das Dämonische. Mehrfach nahm B. Stellungen als Lehrer der Deklamation an und ist noch heute in dieser Eigenschaft bei der kgl. Akademischen Hochschule in Berlin thätig. Im 1879 ist B. zugleich Präsident der Deutschen Bühnengenossenschaft. B. schrieb »Ansichten über Einrichtung einer dramatischen Hochschule« (Berl. 1876).

Bernsd, Stadt im bayer. Regierungsbezirk Oberfranken, 14 km nordnordöstlich von Bayreuth, 6 km südlich von der Eisenbahnstation Markt Schöngast, am Fuße des Fichtelgebirgs, romantisch in dem engen Thale des Fichtelbaches Elsenz gelegen, unterhalb B. in den Berchen Nam erperrt, ist ein Beyerleamt und eine kleine Stadt. B. treibt Ackerbau, Glaschleifern, Baumwollwarenfabrikation, Holz- und Eisenindustrie und zählt 1442 E. Elsenz und Mosel, die teilweise den orientalischen gleich und von denen die kgl. Verwaltungen jährlich ungefähr 60 Stüd einseiden. Im J. 1851 wurde eine Rollenskuranstalt mit Fuchsbau, wasser- und Fichtennadelbädern errichtet, 1875 ein neues Kurhaus erbaut. Die Umgebung hat schon zu lagen mit bequemen Spaziergängen in nahen Wäldern und Tannenwäldern, die reine Bergluft und das milde, gesunde Klima machen die Stadt zu einem klimatischen Kurort. Die Stadt rührt in ihrer sieben Hügel (Berge) und sieben Flüsse, in Ruinen zweier Burgen und einer dazwischenliegenden Kapelle, von denen eine 33 m hoch, sehr gut erhaltenen Turm schöne Aussicht in Thale und die bewaldete Berge gewährt. Oberherren der Stadt und Burg waren die Grafen von Paderberg ab 1003, das Bistum Bamberg bis 1168, die Grafen von Radeck, nachherige Herzöge von Meiningen, ab 1248, dann abwechselnd die Burggrafen von Kumburg und Grafen von Orlamünde bis 1357, dann ausschließlich bis 1417, dann bis 1791 die Markgrafen von Brandenburg Kulmbach. Die Stadt von Walpurg, Erbauer der unteren Burg, hatte in Mitte des 14. Jahrh. Stadt und Burg in Keden, die Wallenrothe, nach welchen die obere Burg benannt waren nur Burgodgite. Vgl. Jördisch, »B. Kurort mit Badeanstalten« (Reichenbach 1874).

Bernsd (Karl Gust. von), Militärhistoriker und Romanist, als letzterer pseudonym Bernsd von Gusek, geb. 28. Okt. 1803 zu Kirchhagen in der Niederlausitz, wurde 1820 preuß. Offizier, 1827 Lehrer an der Divisionschule in Frankfurt a. O. 1848 als Rittmeister und Lehrer am Kadettenkorps nach Berlin versetzt und 1855 zum Major befördert. 1862 nahm er seinen Abschied und starb 8. Jan. 1871 zu Berlin. Eine Anzahl seiner verfaßten »Novellen und Erzählungen« erschienen gesammelt (3 Bde., Bp. 1837), andere sind in seinen »Vollen vom Borne der Zeiten« (3 Bde., Berl. 1846), »Widener« (2 Bde., Berl. 1846), »Sagen der Gegenwart« (Bunzl. 1838), »Steine« (Bunzl. 1838) enthalten. Von seinen Romanen sind zu nennen: »Die Stedinger« (Bp. 1837), »Das Erbe von Sandshut« (2 Tle., Rottb. 1847), »Der Sohn der Mark« (Frankf. a. M. 1848), »In

hand des Fremden» (2 Bde., Lpz. 1857), «Der erste Raub an Deutschland» (4 Bde., Lpz. 1862) und «Deutschlands Ehre. 1813» (3 Bde., Lpz. 1864), «Unter dem Krummstabe» (3 Bde., Hannov. 1865), «Der Graf von der Pignatelli» (3 Bde., Jena 1866). Außerdem lieferte er die Texte zu Krügers Opern «Die Hochländerin» und «König Romadin» sowie Übersetzungen aus dem Italienischen und Englischen, wie von Dantes «Göttlicher Komödie» (Stuttg., 2. Aufl. 1858) und mehreren Werken Lord Byrons für die Stuttgarter Gesamtausgabe (2. Aufl. 1845). Seine militärischen Werke sind: «Elemente der Taktik» (6. Aufl., Berl. 1870), «Geschichte der Kriegskunst» (3. Aufl., Berl. 1867), «Buch der Schlachten» (Lpz. 1856), «Grundriß der Geschichte des Kriegswesens» (Berl. 1854), «Die Schlachten bei Leipzig» (Lpz. 1855), «Atlas des Kriegswesens» (2. Aufl., Lpz. 1875, herausg. von Jos. Schott).

Berner (Alb. Friedr.), namhafter Kriminalist, geb. 30. Nov. 1818 zu Straßburg in der Ulrmart, studierte in Berlin Jurisprudenz und Philosophie und wurde 1848 außerord., 1861 ord. Professor der Rechte an der berliner Universität. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Grundlinien der kriminalistischen Imputationslehre» (Berl. 1843), «Die Lehre von der Teilnahme am Verbrechen und die neuern Controversen über Dolus und Culpas» (Berl. 1847), «Wirkungskreis des Strafgesetzes nach Zeit, Raum und Personen» (Berl. 1853), «Grundsätze des Preuß. Strafrechts» (Lpz. 1861), «Die Strafgesetzgebung in Deutschland» (Lpz. 1867), «Lehrbuch des Deutschen Strafrechts» (Lpz. 1857; 12. Aufl. 1882), «Lehrbuch des Deutschen Völkerrechts» (Lpz. 1876).

Berner Alpen, s. unter Alpen (I, 462).

Bernerlanse (Chinusa di Verona) heißt der Engpaß 18 km nordwestlich von Verona, durch welchen die Etsch sich den Weg aus Val Lagarina nach Val Policella durch das Rastgebirge gebahnt hat. Von hohen, senkrecht abfallenden Felswänden eingeschlossen, bietet die großartige Schlucht kaum Raum für den reißenden Strom und die teilweise in den Fels gesprengte Straße und Bahnlinie von Roveredo in Südtirol nach Verona. Im J. 1155 sperrten hier die Veronesen dem heimkehrenden Heere Friedrich des Rothbarts den Weg, wurden aber von Otto von Wittelsbach umgangen und geschlagen. Über den Felsen des rechten Ufers liegt das Plateau von Rivoli, bekannt durch den Sieg der Franzosen unter Bonaparte und Massena über die Österreicher unter Alvincy, 14. Jan. 1797.

Berner Oberland, s. unter Bern (Kanton).

Bernese, in der Manier des Dichters Berni (f. d.); burlesk.

Bernhard (Sankt) heißen mehrere bedeutende Gebirgshöhe in den Alpen. Der Große Sankt Bernhard im Schweiz. Kanton Wallis, auf der Grenze des piemont. Aostais, scheidet die Westalpen von den Mittelalpen. Der Weg über denselben, 84 km lang, verbindet die Thäler des Rhône und der Dora-Baltea. Von Martigny bis zur Cantine de Broz oberhalb Orfieres führt eine Fahrstraße, von da das Val d'Entremont hinauf zum Joch und auf der ital. Seite hinab in das Val du Grand St. Bernhard ein Saumweg, an dem sich von St. Remy bis Aosta wieder ein Fahrweg anschließt. Auf der Höhe des Übergangs liegt

neben einem kleinen düstern See das berühmte Sankt Bernhardskloster, urkundlich zuerst 1125 erwähnt, dessen Gründung aber ins J. 963 gesetzt und dem Bernhard von Reithon zugeschrieben wird. Dasselbe liegt 2478 m hoch und ist die höchste Winterwohnung in den Alpen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt $-1,3^{\circ}$ C. und kommt derjenigen am Südkap Spitzbergens (75° nördl. Br.) gleich, die Regenmenge 1121 mm. Der Schnee liegt gewöhnlich neun Monate lang. Das jetzige Kloster, um 1680 erbaut, 1822 erweitert, besitzt eine gute Bibliothek, ein Naturalien-, Altertümer- und Münzkabinett. Für Fremde stehen 80 Betten bereit, im Notfall können mehrere hundert untergebracht werden. Weibliche Gäste logieren nicht im Hospiz selbst, sondern in der gegenüberliegenden Dependenz St. Louis. Die Mönche, Chorherren des Augustinerstifts von St. Maurice, haben die Verpflichtung, alle Reisende, ohne Rücksicht auf Stand und Glauben, zu beherbergen und zu versorgen und in der gefährlichen Jahreszeit entweder selbst oder durch die dienenden Brüder (Maronniers) des Hospitiums den auf dem Wege verunglückten oder in Gefahr schwebenden Reisenden Hilfe zu bringen, wobei sie durch besonders abgerichtete Hunde (Marons oder Bernhardsiner) unterstützt werden. Die Erkrankten behält man bis zu ihrer Genesung im Kloster, ohne dafür mehr als eine freiwillige Gabe anzunehmen. Jährlich werden 16—20 000 Menschen, meist Italiener, hier versorgt. Die Unterhaltungskosten betragen jährlich etwa 60 000 Frs., von denen der bei weitem größte Teil aus den Zinsen des Hospitalvermögens bestritten, der Rest durch im Lande gesammelte Beiträge und die freiwilligen Gaben der Gäste gedeckt wird. Die aufgefundenen Verunglückten werden in einer an der Ostseite des Klosters stehenden Kapelle, in Leichentücher gehüllt, nebeneinander aufgestellt, wo die feine, scharfe Luft sie zu Mumien trocknet. Der Große Sankt B. ist an sich der am wenigsten lohnende von den Pässen, welche die Schweiz mit Italien verbinden; jedoch gewährt er von den leicht ersteigbaren Gipfeln aus, die sich über der Paßhöhe erheben (Glenalette, 2889 m, und Pointe de Dronay, 2949 m, im W., Mont-Mort, 2866 m, im O.) prächtige Aussicht; schwieriger ist die Besteigung des Mont-Belan (3792 m). Sowohl von den Römern seit Augustus als auch im Mittelalter sind Heereszüge über den B. ausgeführt worden. Am merkwürdigsten ist der Übergang des 30 000 Mann starken franz. Heeres mit Geschütz und Reiterei unter Bonaparte 15. bis 21. Mai 1800, das dabei die größten Hindernisse überwinden mußte. In der Kapelle des Klosters wurde der General Desaix, der in der Schlacht bei Marengo fiel, beigesetzt und ihm von Bonaparte daselbst ein Denkmal errichtet, das, sowie eine schwarze Marmortafel zum Andenken des Übergangs, noch gegenwärtig zu den Merkwürdigkeiten des Klosters gehört.

Der Kleine Sankt Bernhard, 2186 m hoch, an der Grenze des franz. Depart. Savoyen und der ital. Provinz Turin zwischen den Savoyer- und den Graischen Alpen gelegen, scheidet das Gebiet der Isère von demjenigen der Dora-Baltea und ist unzweifelhaft der Paß, über welchen Hannibal nach Italien zog. Die jetzige Poststraße, 1871 vollendet, von Bourg St. Maurice in der Tarentaise nach Courmayeur im Aostathale 82 km lang, bietet

prächtige Ausichten auf die Berggruppen des Montblanc und des Rutor (3474 m). Auch hier liegt etwas unterhalb der Pashöhe, die von der Granitfäule Colonne de Jour und einem Kreis roher Steinblöcke, dem Cirque d'Annibal, bezeichnet wird, ein Hospiz, welches wie auch dasjenige des Simplon, von einigen Mönchen des Großen Sanct B. verwaltet wird.

Bernhard von Clairvaux, der Heilige, geb. 1091 zu Fontaines bei Dijon, stammte aus abeligem Geschlecht, trat 1113 in den strengen Orden der Cistercienser und ward 1115 erster Abt der Mönchscolonie zu Clairvaux in Burgund. Die Erhebung zu höhern kirchlichen Würden lehnte er ab, aber kraft seines persönlichen Ansehens gewann er den größten Einfluß als der freimüthigste Sittenrichter der Geistlichkeit, der treue, aber ernste Rathgeber der Päpste, unter denen ihm Innocenz II. seine Anerkennung in Deutschland verankerte, der Schiedsrichter der Fürsten und Bischöfe. Seine begeisterte Predigt entflammte das Abendland 1146 zu einem Kreuzzug. Der kalten Speculation und Dialektik der scholastischen Philosophen hielt seine strenge Rechtgläubigkeit und wohl bisweilen schwärmerische, doch immer auf thätiges Christentum dringende Mystik ein heilsames Gegengewicht. Luther sagt von ihm: »Ist jemals ein gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war's Sanct Bernhard, den ich allein viel höher halte denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden.« B. starb 20. Aug. 1153 und wurde von Alexander III. 1174 heilig gesprochen. Die beste Ausgabe seiner Schriften besorgte Mabillon (2 Bde., Par. 1690; 2. Aufl. 1719; neuer Abdruck, Par. 1839—40). Vgl. Reander, »Der heilige B. und sein Zeitalter« (Berl. 1813; 3. Aufl. 1865); Ellendorf, »Der heilige B. und die Hierarchie seiner Zeit« (Essen 1837); Morison, »The life and times of Sanct Bernhard, Abbot of Clairvaux« (Lond. 1863; 2. Aufl. 1868).

Bernhard, Graf von Anhalt und Herzog von Sachsen, der Stammvater der jetzigen Herzöge von Anhalt, geb. 1140, war der Sohn Albrechts des Bären, erhielt bei der Teilung nach dem Tode seines Vaters (1170) zunächst Anhalt, bei der Teilung der Lande Heinrichs des Röwen auch noch einen Teil des Herzogtums Sachsen und nannte sich seitdem Herzog von Sachsen. Er starb 1212 (s. unter Anhalt). Nach seinem Tode erhielt sein ältester Sohn Heinrich das Stammland Anhalt, Albrecht dagegen das Herzogtum Sachsen. B. ist der Erbauer von Wittenberg.

Bernhard, Herzog von Weimar, einer der berühmtesten Feldherren im Dreißigjährigen Kriege, geb. 6./16. Aug. 1604, war der jüngste der 11 Söhne des Herzogs Johann III. von Sachsen-Weimar. Bereits im ersten Lebensjahre verlor er seinen Vater, im 13. Jahre auch seine Mutter Sophie Dorothea, die im Verein mit Hortleder seine Erziehung trefflich geleitet hatte. Er bezog eine kurze Zeit die Universität zu Jena und widmete sich dann am Hofe seines Vaters, des Herzogs Johann Kasimir zu Coburg, ritterlichen Übungen. Beim Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs machte B. 1622 die bei Stadtlohn mit, ging hierauf auf Reisen nach Holland und England, diente als Oberst unter Christian IV. von Dänemark und erwarb nach dessen Niederlage die kais. Begnadigung, jedoch nur um alsbald wie-

der unter Friedrich Heinrich von Oranien vor Herzogenbusch mitzulämpfen. Als Gustav Adolf in Deutschland erschien, war B. einer der ersten deutschen Fürsten, die sich ihm zuwandten. Gleich nach seiner Ankunft beim schwed. Heere erhielt er ein Reiterregiment und zeichnete sich in dem Treffen bei Werben 28. Juli 1631 so aus, daß ihn der König mit drei Reiterregimentern nach Hessen detachierte. Danach zog B. mit dem König gegen Mainz, machte teils selbständig, teils mit andern siegreiche Streifzüge im fränk., schwab. und bayr. Kreis und vereinigte sich, zum Generallieutenant befördert, mit dem König erst wieder im Lager vor Nürnberg, wo er an den Kämpfen gegen Wallenstein (24. bis 25. Aug. 1632) ruhmvollen Anteil nahm. Nach Gustav Adolfs Ausbruch blieb B. zur Deckung Frankens zurück, stieß aber von neuem zum König, als dieser im Oktober gegen Wallenstein nach Sachsen zog. In der Schlacht bei Lützen, 6. Nov. (16. Nov. u. St.) 1632, befehligte er den linken Flügel der Schweden, übernahm nach dem Tode des Königs das Kommando und errang, obgleich selbst schwer verwundet, durch beispiellose Anstrengung den Sieg.

Zu Anfang 1633 übertrug ihm der Kaiser Orensierna neben Horn den Befehl über die Armee. B. nahm Bamberg, Kronach, Hochstadt und Höchstädt ein und errang von Orensierna (mit Zustimmung der durch den Heilbronner Vertrag verbundenen oberdeutschen Stände) das schon vom König ihm zugesicherte Herzogtum Franken als schwed. Lehn. Nach Stillung einer gefährlichen Meuterei rückte er an der Donau Altringer entgegen, welcher kais. Truppen nach Schwaben führen wollte. Altringer vermied aber jede Schlacht, und B. zog Regensburg durch eine furchtbare Beschießung zur Kapitulation (4./14. Nov. 1633). Er drang hierauf in Bayern ein, unterhandelte mit Wallenstein und machte nach dessen Ermordung 1634 einen vergeblichen Versuch, dessen Truppen zu gewinnen. Um Nördlingen zu entsetzen, wagte B., dem Widderspruche Horns, mit dem er in stetem Zwist lebte, zum Troß, eine Schlacht mit dem weit härteren österr. Heere unter Gallas und König Ferdinand 27. Aug. (6. Sept.) 1634, erlitt aber eine schwere Niederlage, durch welche ihm sein Herzogtum Franken verloren ging. Nur langsam konnte er eine neue Armee sammeln, mit der er vor der Übermacht bis zum Rhein zurückweichen mußte. Die spätere Thätigkeit B.s ward durch das Eingreifen Frankreichs in den deutschen Krieg bestimmt. Nach längern vergeblichen Verhandlungen nötigte endlich B. 17./18. Okt. 1635 Richelieu zu St.-Germain einen Vertrag ab, durch welchen ihm 1 Mill. Livres jährlicher Hilfsgeelder zur Erhaltung eines Heeres von 12000 Mann deutscher Fußvölker und 6000 Reitern nebst der nötigen Artillerie, die er unter franz. Befehl befehligten sollte, ein sehr bedeutender Jahresgehalt aus Lebenszeit und insgeheim als Belohnung die Landgrafschaft Elsaß und die Balli Haguenau garantierte wurden. Um die Erfüllung der gemachten Versprechungen zu betreiben, reiste B. Frühjahr 1636 und 1637 selbst nach Paris. Er eroberte 1636 Elsaß-Zabern und andere feste Plätze, weil den mit einem Heere von 40000 Mann in Frankreich eindringenden Gallas bei Dijon auf, nach als dieser um die Mitte des November das kampfbereite Gebiet verlassen mußte, die Stadt Joinville, kurz im nächsten Jahre noch mehrere Plätze und brachte endlich im Juni 1637 die Kaiserlichen unter Her-

Karl von Lothringen so entscheidend, daß ihm jetzt der Weg zum Rhein offen stand. Durch gute Winterquartiere gestärkt, brach er 1638 schon im Januar gegen den Strom auf, eroberte Sickingen, Lauffenburg und Waldbühn und belagerte Rheinfelden. Savelli und Johann von Werth entsetzten zwar die Stadt, aber drei Tage darauf, 21. Febr., überfiel B. sie und schlug sie bei Rheinfelden. Die Generale Savelli, Johann von Werth, Entsefort und Sperreuter nebst 3000 Mann wurden gefangen, Rheinfelden, Röteln, Neuburg und Freiburg mußten sich ergeben und Breisach ward belagert.

Um den Besitz dieser Festung drehten sich die folgenden Kämpfe. Während der kais. General von Göß sich zum Entsatz näherte, griff ihn B., unterkühlte durch 3000 Franzosen unter Lurenne, an, schlug ihn und Savelli 30. Juli bei Wittenweiber, dann den Herzog von Lothringen 5. Okt. bei Thann im Sundgau und nötigte wenige Tage darauf Göß ebenfalls zum Rückzuge. Nach einer viermonatlichen Belagerung ergab sich Breisach 7. Dez. 1638. B. hatte die Kapitulation in seinem eigenen Namen abgeschlossen, ließ sich als alleinigen Herrn huldigen und bald nachher eine Münze mit Breisachs und Weimars Wappen schlagen. Richelieu ließ kein Mittel unversucht, die Festung in franz. Hände zu bringen; er trug sogar dem Herzog die Hand seiner Nichte, der Herzogin von Aiguillon, an. Aber B. verwarfte seine Forderungen möglichst, besetzte sie mit deutschen Soldaten und zeigte sich einer Vermählung mit der verwitweten Landgräfin Amalie von Hessen geneigt, um durch sie zu einer Macht zwischen dem Kaiser und dessen Feinden zu gelangen. Nach der Einnahme von Landskron im Sundgau, Pontarlier und Schloß Joux in Hochburgund war er eben im Begriff, über den Rhein nach Bayern vorzubringen, als ihn der Tod ereilte. Er starb zu Neuburg am Rhein 8. Juli (18. Juli n. St.) 1639, nach einigen an einer pestartigen Lagerseuche, nach seiner eigenen und anderer Meinung an Vergiftung durch seinen angeblich von Frankreich befohlenen Arzt Bianchini. Meri hat indes in seiner Schrift «Der Tod des Herzogs B. von Weimar nach einem authentischen Altenstüde aus dem kais. Regimentsarchiv zu Colmar dargestellt» (Colmar 1873) nachgewiesen, daß B. eines natürlichen Todes gestorben ist. B. hatte verordnet, daß die von ihm eroberten Länder bei dem Deutschen Reiche verbleiben sollten, und den Wunsch ausgedrückt, seine Brüder möchten dieselben unter schwed. Schutze übernehmen; wenn leider sich dazu verstände, so sei es billig, daß Frankreich mit eigenen und des Herzogs Truppen dieselben erwache und nach geschlossenem allgemeinen Frieden an das Deutsche Reich herausgebe. Der Cardinal Richelieu aber wartete den Entschluß der Brüder nicht ab, sondern gewann die Anführer und ommendanten durch Bestechung und mit ihnen Truppen und Festungen. Vergeblich bemühte sich der Herzog Wilhelm, das Elsaß für Deutschland zu retten. Bloß das Eine erlangten die weimar. Truppen, daß die Leiche B.s 1655 von Breisach nach Weimar in die Familiengruft geführt werden durfte. an darf in B. nicht lediglich die selbstlose Eingabe, das prot. Bekenntnis suchen. Stets verstand er, mit den religiösen Interessen die eigenen zu verbinden, und oft mußten ihm jene vor diesen in Schaden der allgemeinen Sache vordringen. Es teilte er mit allen Politikern der Zeit, zumal Gustav Adolf selbst. Dennoch aber vereinigte

sich in ihm innige Religiosität mit einem höchst lebendigen reichsfürstl. und nationalen Pflicht- und Selbstgefühl, und unter den Felden des deutschen Protestantismus wird er immerdar eine große Stellung behaupten. Vgl. Röse, «Herzog B. der Große von Sachsen-Weimar» (2 Bde., Weim. 1828—29). Rosen, Genast und Gottschall haben das Schicksal B.s dramatisch behandelt.

Bernhard (Karl), Herzog von Sachsen-Weimar, der zweite Sohn des Großherzogs Karl August, geb. 30. Mai 1792, trat sehr jung in die preuß. Armee und wohnte 1806 im Korps des Fürsten Hohenlohe der Schlacht bei Jena bei. Nach dem Anschlusse seines Vaters an den Rheinbund trat er in die sächs. Armee, nahm dann als Generalstabs-offizier im sächs. Kontingent teil an dem Feldzuge von 1809 gegen Österreich und socht mit Auszeichnung bei Wagram, wofür er zum Major ernannt ward. Um nicht gegen Rußland zu kämpfen, nahm er auf den Wunsch seines Vaters bei Ausbruch des russ. Kriegs von 1812 Urlaub und bereiste Frankreich und Italien. Erst nach dem Beitritt Sachsens zur Koalition, Ende 1813, kehrte er zu seinem Regiment zurück. Unter seinem Vater, der ein Armeekorps der Verbündeten befehligte, wohnte er als Oberst dem Winterfeldzuge von 1814 in den Niederlanden und Flandern bei, ging 1815 als Oberst und Regimentsinhaber in den Dienst des Königs der Niederlande über und nahm an den Schlachten von Quatre-Bras und Waterloo thätlichen Anteil. Nach Wiederherstellung des Friedens blieb er in holländ. Diensten, wurde 1816 General und 1819 Provinzialkommandant von Ostfriesland mit dem Wohnsitz in Gent. In den J. 1825—26 unternahm er eine Reise nach Amerika, deren Beschreibung von Luben (2 Bde., Weim. 1828) veröffentlicht ward. Seit 1829 Divisionär, mußte B. bei Ausbruch der Belgischen Revolution der Übermacht weichen, Gent aufgeben und sich nach Antwerpen zurückziehen. Als Generalleutnant und Befehlshaber des linken Flügels unter dem Prinzen von Oranien schlug er 1831 die Insurgenten bei Löwen in die Flucht. Die ihm in den folgenden Jahren vergönnte Ruhe benutzte er zu wissenschaftlichen Studien und Reisen, unter anderm auch nach dem Orient. Auch hielt er sich zeitweise in Mannheim auf und verkehrte viel mit den wissenschaftlichen Notabilitäten in Heidelberg. Seit 1848 wirkte er als General der Infanterie und Oberbefehlshaber der holländ.-ind. Armee in Java, von wo er 1853 seiner angegriffenen Gesundheit halber zurückkehrte. Seitdem nahm er abwechselnd im Haag und in Weimar seinen Aufenthalt. Er starb 31. Juli 1862 in Bad Liebenstein. B. hat eine wertvolle Monographie «Précis de la campagne de Java en 1811» (Haag 1834) herausgegeben. Vgl. Starck, «Das Leben des Herzogs B.» (2 Bde., Gotha 1865—66).

Bernhard, Stammvater des noch jetzt regierenden Fürstenhauses von Sachsen-Meiningen, war ein Sohn des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha und der alten. Prinzessin Elisabeth Sophie. Er war geb. 10. Sept. 1649, studierte in Lützen und Gief und vermählte sich 1671 mit der Prinzessin Maria Hedwig von Hessen-Darmstadt. Als sein Vater starb (1676), führte B. anfangs, nach der väterlichen Anordnung, mit seinen sechs Brüdern die Regierung gemeinsam. Aber nachdem bereits 1680 Teilungsverträge zwischen mehreren Brüdern zu Stande gekommen waren,

ward am 20. Juni 1681 ein Haupttreß geschlossen, vermöge dessen auch B. ein besonderes Herzogtum mit der Residenz Meiningen erhielt. Als dann 1699 sein Bruder Albrecht von Coburg starb, ward B. in einen Erbstreit mit seinen überlebenden Brüdern verwickelt. B. starb 27. April 1706, nachdem es ihm gelungen war, sein Gebiet durch einige Erwerbungen zu vergrößern.

Bernhard Erich Freund, Herzog von Sachsen-Meiningen, geb. 17. Dez. 1800, verlor schon 24. Dez. 1803 seinen Vater, den Herzog Georg, dessen einziger Sohn er war und dem er nun unter Obervormundschaft seiner Mutter, Luise Eleonore, geborener Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg (gest. 30. April 1837), folgte. Nachdem er unter der Leitung des Oberkonsistorialrats Mosengeil auf den Hochschulen zu Jena und Heidelberg und durch Reisen nach den Niederlanden, der Schweiz, Italien und England seine Bildung vollendet, übernahm er 17. Dez. 1821 die Regierung selbst, worauf er sich 1825 mit Maria, der Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, vermählte. Schon 1823 ließ er eine neue Organisation der Landesbehörden und 4. Sept. 1824 das Grundgesetz landständischer Verfassung ins Leben treten. Als infolge des Aussterbens der Sachsen-Gothaischen Linie ihm die Fürstenthümer Hilburgshausen und Saalfeld, die Grafschaft Rumburg und die Herrschaft Kranichfeld zufielen, unternahm er eine abermalige Organisation des nun aus sehr verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzten Landes, die 1829 zu Stande kam. Schon Anfang März 1848 gestand er die Forderungen des Volks zu, ehe diese noch in unmittelbarer drängender Weise laut geworden waren. Außerdem erkannte er die frankfurter Reichsverfassung unbedingt an, trat später der Union bei und beharrte auch nach deren Aufgeben bei den Bestrebungen für Deutschlands Einheit. Im eigenen Lande wandte sich indes der Fürst, verstimmt durch manche Erscheinungen, seit dem Herbst 1849 mehr und mehr einer durchaus nicht von konstitutionellem Geiste beseelten Regierungsweise zu, die namentlich durch häufigen Wechsel seiner Minister auffiel. Beim Ausbruch des preuß.-östr. Konflikts 1866 stellte er sich auf die Seite Österreichs, und war das einzige Mitglied der 12. Kurie, welches in der verhängnisvollen Bundestagsitzung vom 14. Juni für den östr. Mobilisierungsantrag gegen Preußen stimmen ließ. Am 25. Juni notifizierte daher Preußen an die meining. Regierung, daß ihre feindliche Haltung den Kriegszustand herbeigeführt habe. Es erfolgte zunächst die Besetzung der Grafschaft Rumburg, und als der Herzog während der Friedensverhandlungen in seinem Widerstande beharrte, rückten 19. Sept. preuß. Truppen in Meiningen selbst ein. Aber schon 20. Sept. dankte der Herzog zu Gunsten seines Sohnes, des Erbprinzen Georg (f. d.), ab, worauf dieser 8. Okt. mit Preußen den Frieden abschloß.

Bernharb (Karl), beliebter dän. Novellist, ein Pseudonym für Andreas Nicolai de St. Aubin (geb. 18. Nov. 1798, gest. zu Kopenhagen 25. Nov. 1865), ließ 1835 seine erste Novelle: «Ein Jahr in Kopenhagen», erscheinen und veröffentlichte seitdem eine Reihe von Novellen und Romanen, die ungeachtet ihrer Mängel in planvoller Anlage und Durchführung nicht nur in Dänemark, sondern auch in Deutschland und andernwärts viele Leser fanden. B. zeichnete sich

aus durch anziehende Darstellungsweise und das Talent, die Schwächen und Verkehrtheiten der gesellschaftlichen Zustände aufzufassen und das Leben in den höhern Kreisen mit schlagender Wahrheit, Laune und Leben zu schildern. Seine Werke, die in dän. Sprache unter dem Titel «Samlede Noveller og Fortællinger» (Bd. 1–12, Kopenh. 1856–57) erschienen, hat er teils selbst, teils in Verbindung mit R. L. Rannegießer und O. L. B. Wolff auch deutsch herausgegeben. Zu denselben gehören die Novellen «Die Hospitalverlobung», «Eine Familie auf dem Lande», «Der Eilwagen» u. i. w., die 1836 unter dem Titel «Lebensbilder aus Dänemark» (6 Bde., Lpz. 1840–41; 2. Aufl. 1849) herauskamen. Hieran schlossen sich die «Schöpfung» (Lpz. 1850) und die «Gemeine Minder» (1840), welche letztere Schrift als «Christian VII. und sein Hof» (3 Bde., Lpz. 1847) deutsch erschien. Weniger glücklich war B. in seinen an Trostlosigkeit und Breite leidenden Romanen «Christian II. und seine Zeit» (1847) und «Chroniken aus den Zeiten König Erik von Pommeren» (1850). Letzteres Werk trägt große Feindseligkeit gegen alles Deutsche zur Schau. Seine «Gesammelten Werke» sind deutsch (10 Bde., Lpz. 1840–41; 2. Aufl., Bd. 1–15, 1849–50) erschienen.

Bernharb (Aug. Ferb.), deutscher Schriftsteller, geb. 24. Juni 1770 zu Berlin, Schüler des Joachimsthalschen Gymnasiums unter Meierotto, studierte zu Halle unter F. A. Wolf Philologie. Seit 1791 Lehrer am Werderschen Gymnasium in seiner Geburtsstadt, kam er in Verbindung mit Tied, den beiden Schlegel, Schleiermacher und Richter, von denen namentlich der erstere auf seine Richtung und Geschmacksbildung von Einfluß wurde, wurde Theaterkritiker und veröffentlichte mit Tied die «Bomhociaden» (3 Bde., Berl. 1797–1800), komische Erzählungen und dramatische Darstellungen. Von Bedeutung für ihre Zeit waren die von B. herausgegebenen «Anfangsgründe der Sprachwissenschaft» (Berl. 1805) und die «Sprachlehre» (2 Bde., Berl. 1801–3). Seit 1808 Direktor des Werderschen Gymnasiums, bewährte B. seine pädagogische Tätigkeit in glänzender Weise. Die Grundzüge, die er bei Leitung der Anstalt befolgte, entwickelte er später in «Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen» (Jena 1818). Im J. 1811 Privatdozent 1816 Konsistorialrat, ward er im März 1820 zum Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums ernannt, starb aber schon 2. Juni 1820. B. war seit 1799 mit Sophie, einer Schwester Tieds, verheiratet, von der er sich jedoch 1805 scheiden ließ. Aus dem Nachlaß beider gab ihr Sohn Wilhelm B., Schaffparesenkenner und Dramatiker, geb. 1800, gest. 24. Aug. 1879 zu Berlin, «Anekdoten, Erzählungen und Dichtungen» (3 Bde., Berl. 1838 u. 1847) heraus.

Bernharb (Karl Christian Sigismund), Oberbibliothekar zu Kassel, geb. 5. Okt. 1799 zu Otter in Kurhessen, studierte 1816–19 Theologie und Philologie zu Marburg, war dann Hauslehrer, wurde 1826 zum Universitätsbibliothekar in Bonn ernannt und 1829 als Nachfolger J. Grimm zum Oberbibliothekar der Museumsbibliothek nach Berlin berufen, wo er 1831 die Zeitschrift «Der Bibliothekar» gründete. Er wurde von mehreren Akademien zum Abgeordneten für die Ständeverammlung gewählt, doch verweigerte ihm die Regierung stets den Urlaub. Im Mai 1848 trat er ab

Abgeordneter für den Wahlbezirk Schwab in die deutsche Nationalversammlung, wo er sich den polit. Freunden B. von Cagerus angeschlossen. Hier gab er die „Kriegsblätter aus der deutschen Nationalversammlung“ heraus. Im J. 1867 wurde er im Wahlkreise Pommern-Ziegenhain in das preuß. Abgeordnetenhaus und im Wahlkreise Jüterbog-Pommern-Ziegenhain in den Norddeutschen Reichstag gewählt, wo er sich der national-liberalen Partei angeschlossen, doch legte er vorgerückten Alters halber 1870 seine Mandate nieder. B. starb 1. Aug. 1874 zu Kassel. Neben vielen in Zeitschriften und Sammelwerken erschienenen Aufsätzen und der gedruckten Predigt „De exordio regni judaei“ (Eben 1854) veröffentlichte er eine Uebersetzung von Duguid's „Der Fortschritt der Menschheit in Beziehung auf die Entwicklung des Arbeiterstandes“ (Kassel 1843), „A. Schomburgk's Nachlass und Briefwechsel, mit biographischen Andeutungen“ (Kassel 1843), „Spracharten von Deutschland“ (Kassel 1844, 2. Aufl. von Stricker, 1849), „Die jüdische Frankreich und Deutschland“ (Eben 1852), „Die Jugendchriften“ (Eben 1852, 2. Aufl. 1853).

Bernhardi (Theodor von), 1. und Diplomat, geb. 6. Nov. 11, lebte seine Jugend in Ostland und Petersburg, studierte in Heidelberg unter Schloffer Geschichte und brachte dann längere Zeit auf Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien zu. Darauf lehrte B. in mehrjährigem Aufenthalt nach Russland zurück und nahm schließlich seinen dauernden Aufenthalt auf seiner Besitzung zu Runstedt bei Hirschberg in Schlesien. Im J. 1866 zum preuß. Legationsrat ernannt, nahm B. am Kriege 1866 als preuß. Militärbevollmächtigter bei der kgl. Armee teil, mit dem Auftrage, Samarmore in einer erfolgreichen, den preuß. Interessen ersichtlich dienenden Kriegsführung zu bestimmen, war dann in diplomatischen Aufträgen in Italien und 1869–71 in gleicher Eigenschaft in Spanien. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und kleines Grundeigentum angeführt werden“ (Petersb. 1849), worin B. die Grundtheorien der Manchester-Schule einer kritischen Prüfung unterwirft, „Geschichte Russlands und der europ. Politik von 1814–61“ (2 Bde, 1–3, Epp. 1860–77), in welchem Werk er ein reiches, bisher zum Teil ganz ungenutztes Quellenmaterial verwertet hat, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen von Tolstoj“ (4 Bde, Epp. 1866–68, 2. Aufl. 1868), „Vermischte Schriften“ (2 Bde, Berl. 1879), „Friedrich d. Gr. als Feldherr“ (2 Bde, Berl. 1881) u. a.

Bernhardi (St.), 1. Bernardino (San).

Bernhardin von Clava, der heilige, ein Sproß der altadeligen Familie der Albrechts, geb. 8. Sept. 1280 zu Massa Carrara, trat, nachdem er sein Vermögen an die Armen vertheilt hatte, im Alter von 17 Jahren in die Bruderschaft der Disciplinaren Marias ein. Mit Lobesverachtung pflegte er 1400 die Fasten und ging 1404 in den Franziskanerorden über. Unzufrieden mit der hier herrschenden Laxheit, aber außer Stande, allgemeine Reformen durchzuführen, sondern sich B. mit einigen Gefolgsgegnern ab und gründete fern von den Städten kleinere Niederlassungen, wo sie streng nach der Regel des Ordens lebten. Unter Eugen IV. zum Generalvikar ernannt, benutzte er diese Stellung,

um wenigstens einen Teil des Ordens zur alten Strenge zurückzuführen. Schon zu seinen Lebzeiten gab es 500 Klöster mit Brüdern der strengen Observanz. B. starb 20 Mai 1444 und ward schon 1460 von Nikolaus V. heilig gesprochen. Als vollkommener Prediger gewann B. außerordentlichen Beifall. Seine Schriften sind herausg. von Peter Rudolf, Bischof von Sinigaglia (4 Bde, Vened. 1691) Bgl. Loussaint, „Das Leben des heil. B.“ (Regensb. 1873).

Bernhardiner, 1. Cistercienser.

Bernhardinereule, 1. Benediktinerleule und Carabenedille.

Bernhardinereule, 1. Bernhardineule.

Bernhardineule, 1. unter Dogen.

Bernhardineule oder Bernhardineule

(Pagurus Bernhardus), Name eines Meeresthieres mit weichen, kalkartigen Hinterleibe und einer großen Schere am ersten Fußpaare, meist am rechten Fuße, während die andere verkümmert und klein ist. Die B. gehören zu den sog. Mittelkreben (Anomura), die zwischen den kurzschwänzigen Krabben und den langschwänzigen Krebsen eine vermittelnde Stellung einnehmen. Die Krebse fressen Schneckenmuscheln aus, die ihrer Größe entsprechen, setzen sich darin mit dem weichen Hinterleibe, der seitliche Haken hat, fest und schleppen dann die Gehäuse mit sich herum. In ihnen ein solches zu sein geworden, so suchen sie ein größeres und verlassen das alte Haus. Bei Gefahr ziehen sie sich so zurück, daß nur die große Schere den Ausgang deckt. Sie kommen in allen Meeren in zahlreichen Arten vor und halten sich sehr gut in Wasserkübeln, in welchen sie dem Publikum durch ihre seitlichen, wogenden Bewegungen des Vergnügens gewähren. Ihre jugendlichen Formen oder Larven sind höchst eigenartig gebildet. Höchst sonderbar ist die Fortbewegung, welche einige Arten der Gattung mit gewissen Ceranomonen (Adamsen) halten, die sich nur auf solchen Schneckenmuscheln entwickeln, die von B. bewohnt sind. Auf andern von B. bewohnten Gehäusen, und nur auf diesen, entwickelt sich ein Schwamm (Spongia), der durch Überwuchern endlich die Öffnung schließt und den Krebs tödtet (Surgu Abbildung auf Tafel Aquarium, Fig. 14).

Zu derselben Familie gehört der große, auf den Molukken lebende Bontelkrebs (Baryx latro), der in Felsenlöchern lebt, nachts auf das Land geht und auf Bäume klettert und sogar unversehrte Kolossalsteine mit den Scheren aufsteigen soll.

Bernhardi (August), verdienter Forstmann, geb. 28. Sept. 1831 zu Söberrheim a. d. Nahe, studierte als preuß. Forstjäger 1846–57 auf der Forstakademie Neuhaldensleben, wurde 1866 Oberforstmeister in Pöhl in Westfalen und 1869 Mitglied der Prüfungskommission in Berlin. Nach Beendigung des Deutsch-Französischen Kriegs fand er als Forstinspektionsbeamter Verwendung in Metz, übernahm 1871 die Stellung als Forstmeister des forstlichen Versuchswesens in Oberwalde, zugleich als Lehrer die Vorträge über Geschichte und Statistik an dieser Akademie. 1873 wurde er zum Forstmeister und 1878 als Oberforstmeister zum Direktor der Forstakademie Wenden ernannt. Er starb daselbst 14. Juni 1879. B. war seit 1873 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, wo er der national-liberalen Partei angehörte. Von seinen literarischen Arbeiten verdient namentlich hervorgehoben zu werden: „Geschichte des Waldesigentums,

der Waldbwirtschaft und Forstwissenschaft in Deutschland» (3 Bde., Berl. 1872—75). Ferner sind erwähnenswert: «Die Haubergswirtschaft im Kreise Siegen» (Münster 1867), «Die Waldbwirtschaft und der Waldschutz mit besonderer Rücksicht auf die Waldschutzgesetzgebung in Preußen» (Berl. 1869), «Die forstlichen Verhältnisse in Deutsch-Vöhringen» (Berl. 1871), «Forststatistik Deutschlands» (Berl. 1872), «Eichenkämmling-Rateschismus» (Berl. 1877), «Chronik des deutschen Forstwesens», welche B. begründet und von der er bis 1878 vier Jahrgänge herausgab.

Bernhardt (Rosine Bernarb, genannt Sarah), hervorragende franz. Schauspielerin, wurde zu Paris 22. Okt. 1844 geboren. Ihre Mutter war eine holländ. Jüdin, ihr Vater aber ließ sie taufen und in einem Kloster erziehen. Sie trat 1858 ins pariser Konservatorium, wo sie mehrere Preise erhielt, und wurde, nachdem sie im Gymnase, dann in der Porte-Saint-Martin und im Odéon gewirkt hatte, Mitglied der Comédie française, wo sie sich durch ein zur höchsten Vollkommenheit entwickeltes Darstellungstalent die Gunst des Publikums in reichstem Maße erwarb. Ihre Rollen (Phèdre, Andromaque, Zaire, Chérubin in «Le Mariage de Figaro», Doña Sol in «Hernani» u. s. w.) gehören zu den rührendsten und ergreifendsten, die je auf dem Théâtre français gegeben worden sind. Im April 1880 gab sie ganz unerwartet ihre Dimission und verließ Paris; sie ging zunächst nach Amerika, wo sie viel Beifall erntete, und unternahm dann Gastreisen durch ganz Europa. Im April 1882 verheiratete sie sich mit dem Schauspieler Daria (ursprünglich Jacques d'Amala). Sarah B. hat ihr Talent auch als Schriftstellerin und Bildhauerin bewährt. Ihre Magerkeit ist sprichwörtlich geworden; ihrem Deutschenhaß hat sie bei verschiedenen Gelegenheiten in schroffster Weise Ausdruck gegeben.

Bernhardt (Gottfr.), namhafter deutscher Philolog, geb. 20. März 1800 zu Landsberg in der Neumark, besuchte das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin und bezog im 17. Jahre die dortige Universität, wo er sich vorzugsweise philol. und philol. Studien, letztern besonders unter Wolf und Böckh widmete. Schon nach wenigen Jahren machte sich B. durch eine gelegene Schrift, die «Eratothenica» (Berl. 1822), auf das vorteilhafteste bekannt, habilitierte sich 1823 bei der Universität und wurde zwei Jahre später zum außerord. Professor an derselben ernannt. Seit 1829 ord. Professor zu Halle, erhielt er daselbst 1844 auch die Stelle eines Oberbibliothekars der Universität und 1862 das Prädikat eines Geh. Regierungsrats. B. starb 14. Mai 1875 zu Halle. Während seines Wirkens in Berlin beschäftigten ihn namentlich zwei größere Arbeiten, die Ausgabe der «Geographi Graeci minores», wovon jedoch nur der erste Band (Lpz. 1828), Dionysius Periegetes enthaltend, erschienen ist, und die «Wissenschaftliche Syntax der griech. Sprache» (Berl. 1829; dazu «Paralipomena», Halle 1862). In letztem Werke versuchte er, die Gliederung der griech. Syntax als eines organischen Ganzen auf histor. Wege nach Gattungen und Zeiträumen noch über die klassische Periode hinaus zu entwickeln. Dieselbe Richtung auf die tiefere Erkenntnis des innern Zusammenhangs der histor. Erscheinungen bekunden von seinen spätern Arbeiten vor allem der «Grundriß der röm. Literatur» (Halle 1830; 5. umgearbeitete Aufl., Braunschw. 1869) und der «Grundriß der griech. Literatur» (Bd. 1, Halle 1836; Bd. 2,

1845; 3. umgearbeitete Aufl. 1861—72), zwei treffliche Werke, welche die allgemeinste Anerkennung gefunden haben. Von seinen übrigen gelehrten Arbeiten sind, außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften und zu Ersch und Grubers «Encyclopädie» (z. B. über Epicharmos, Euripides, Eratosthenes), noch die Ausgabe des Suidas (4 Bde., Halle 1834—53) und die «Grundlinien zur Encyclopädie der Philologie» (Halle 1832) hervorzuheben.

Berni (Francesco), ital. Dichter, geb. zu Samporecchio in Toskana um 1496, lebte bis zu seinem 19. Jahre in Florenz und kam hierauf zu Leos X. Günstling, Kardinal Bibbiena, nach Rom, dann als Sekretär zu Biberi, Bischof von Verona, verließ jedoch diese Stelle und wurde Mitglied der Gesellschaft der Signajoli, d. h. Winger, deren Ziel die Pflege des heitern Lebensgenusses war. Um 1533 lehrte er nach Florenz zurück, wo er ein Kanonikat erhalten hatte, lebte dort in der nähern Umgebung des Herzogs Alexander Medici und starb 26. Juli 1536. Er schrieb: «Catinia, Alto scenico rusticale» (Flor. 1567), «Opere burlesche» (2 Bde., Flor. 1548—55; 3 Bde., Lond. 1723 fg.), «Orlando innamorato» (Vened. 1541, seither sehr oft gedruckt; beste Ausg. in 2 Bdn., Flor. 1827—28), lat. Geschichte in Cattedi's Stil u. s. w. Der «Orlando innamorato», B. 3 Hauptwerk, eine Umbichtung des gleichnamigen Epos Bojardos ins Burleske, zeichnet sich durch Eleganz der Sprache und Leichtigkeit des Versbaues aus und hat den «Orlando innamorato» Bojardos fast vollständig verdrängt. Durch diese Umbichtung wurde B. der Vater der nach ihm benannten «Poesia Bernesca». Die Epifode, in welcher B. sich selbst schildert, ist Übersetzung von Regis in dessen «Bojardo». Vgl. Virgili, «Francesco B.» (Flor. 1851).

Bernina, ein mächtiger vergletschter Gebirgsstock im Schweiz. Kanton Graubünden, bildet die südwestliche Gruppe der Rhätischen Alpen und gipfelt mit dem Piz Bernina (4052 m) im NO., der sich zwischen den Gletschern Tschieroa, Morteratsch und Scerscen erhebt; die Spitze wurde zuerst 18. Sept. 1850 vom eidgenössischen Geometer Com. dann 3. Okt. 1858 von Sarraz, Jenni und Ruedi und seither öfters bestiegen. Das Gletschergebiet des B., das an Ausdehnung kaum dem Mont-blancgebiet nachsteht, schickt seine größten Gletscher (Forno, Foleg, Morteratschgletscher) nach N. zur Verzell und Oberengadin. Quer durch das Rasso führt vom Malojapasse nach Sondrio im Veltlin der rauhe Murettopf (2626 m) und scheidet die Gruppe des Monte della Disgrazia (3680 m) und der Vergellerberge (Cima di Castello, 3403 m) von dem eigentlichen Berninagebirge. (S. Alpen. S. 460, 10.) Über das Joch am Ostende des Stads führt die ungefähr 50 km lange Kunststraße des Berninapasses (2336 m) aus dem Oberengadin in das Pustlav und Veltlin. Unterhalb der Fashöhe liegen die beiden Seen Lago Nero und Lago Bianco, von denen der erstere zum Gebiet des Inn, der letztere zu demjenigen der Adna gehört. Auf dem Nordabhange bieten die Berninabänke (2049 m), auf der ausfichtreichen Pashöhe der Ospizio Bernina Unterkunft.

Bernini (Giovanni Lorenzo), berühmter ital. Bildhauer, Architekt und Maler, geb. 7. Dez. 1598 zu Neapel, führte bereits im Alter von 10 Jahren einen Kindertopf in Marmor aus. B. bildete sich in Rom aus und arbeitete, noch nicht 18 J. alt, an der Daphne in Marmor, die durch die große Zartheit

der Ausführung sich auszeichnen. Den Gipfel seines Ansehens erreichte er unter Papst Urban VIII., unter dem er zur Ausstattung der Peterskirche das kolossale Labernafel über dem Grabe des Petrus errichtete, zu dessen Ausführung die Brongen von der Einbedung der Vorhalle des Pantheon entnommen wurden, sodann den Baldachin mit dem Stuhle des heil. Petrus. Außer Urban VIII. wurde B. besonders durch Innocenz X. begünstigt; unter beiden beehrte er das röm. Kunstleben. In seinen berühmtesten Arbeiten gehören die Grabmäler Urban's VIII., Alexander's VII. und der Gräfin Mafilde. Im Fache der Architektur ist der kolossale Säulengang vor St. Peter sein bedeutendstes Werk. Auf Einladung Ludwigs XIV. ging B. 1665 nach Paris, wo er sich vornehmlich mit Entwürfen zum Ausbau des Louvre beschäftigte; doch kam nachmals ein Entwurf des Franzosen Claude Perrault zur Ausführung. Nach Rom zurückgekehrt, starb er am 28. Nov. 1680 und ward in der Kirche Sta.-Maria-Maggiore beerdigt. B., der geistvolle Begründer des Weltstils, welcher als Barocke in den folgenden Jahrhunderten ein Hauptfaktor des modernen kulturellen Umsturzes wurde, ist erst in neuerer Zeit, nachdem eine akademisch-befangene Theorie ihn lange als ästhetischen Übelthäter verurteilt hatte, wieder nach Verdienst als einer der größten Genien der Kunst gewürdigt worden.

Bernis (François Joachim Pierre de), Cardinal und Minister Ludwigs XV. von Frankreich, geb. zu St.-Marcel de l'Ardeche 22. Mai 1715 aus einem alten Geschlechte, widmete sich dem geistlichen Stande und studierte zu Paris im Seminar von St.-Sulpice. Im 18. Jährig trat er als Abbe in die vornehme Welt, wo sein einnehmendes Äußere, sein liebenswürdiges Wesen und das Talent, gefällige Verse zu machen, sein Emporkommen begünstigten. Die Marquise Pompadour stellte ihm Ludwig XV. vor, der in sie verliebt war und ihm eine Wohnung in den Tuileries nebst einer Pension von 1500 Livres gab; 74 ward er Mitglied der Academie. Im Anfang der fünfziger Jahre erwarb er sich als Gesandter in London durch die Ausgleichung eines zwischen dem Kaiser und der venet. Regierung obwaltenden Zwistes Gunst und Ansehen bei der Republik wie bei dem Papste und der eigenen Regierung. Nach Paris zurückgekehrt erhielt er 1755 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und trug mit zur Herstellung des Bündnisses mit Oesterreich bei, das Frankreich in den Siebenjährigen Krieg verwickelte. Nie gebeugt von den Unfällen im Kriege, suchte B. treue Dienste für den Frieden zu wirken, überwarf sich jedoch mit der Marquise Pompadour und ward 58 von Choiseul gestürzt, in demselben Augenblicke, wo er von Benedict XIV. den Cardinalschut erhielt. Vom Hofe verwiesen, blieb er in Ungnade bis 1764, wo ihn der König zum Erzbischof von Bay ernannte. Im J. 1769 wurde er Gesandter in Rom, wo er seine Regierung prächtig zu repräsentieren suchte. Die Revolution, welche er nicht verkannte, vernichtete seine Stellung sowie seinen Ruhm. Er blieb in Rom bis an seinen Tod, 2. Nov. 94. Seine Poesien sind von geringem Wert. Das Gedicht *«La religion vengée»* wurde nach seinem Tode von Hara (Parma 1796) und Rigne (1848) herausgegeben. Gesamtausgaben seiner Werke erschienen 1797 und 1825.

Bernkastel (Berncastel, Beronis castellum, Brenncastellum), Kreisstadt im preuss. Regierungs-

bezirk Erier, am rechten Moselufer romantisch in einem engen Thale gelegen, durch eine Zweigbahn mit der Moselbahn verbunden. Sitz eines Amtsgerichts, wird von den Ruinen eines alten Schlosses überragt, hat bedeutende Zobel- und Cigarrenfabrikation, trefflichen Weinbau (von dem namentlich der *«Bernkasteler Doctor»* als einer der feinsten Moselweine gilt), Schieferbrüche, Eisen-, Blei- und Kupfergruben, Schifffahrt, Handel mit Wein und Schiefer und zählt (1880) 2462 meist kath. E. Von B. fährt eine feinerne Brücke (die erste stehende zwischen Erier und Koblenz) auf das linke Moselufer. B. gehörte früher zum Erzbistum Erier, erhielt 1291 vom Kaiser Rudolf I. Stadtrechten. Die Burg, jetzt im Besitze des Kaisers Wilhelm, wurde im 7. Jahrh. vom Grafen Dero erbaut, 1017 vom Erzbischof Poppo als Raubnest zerstört, 1277 vom Erzbischof Heinrich wieder aufgebaut, galt im Mittelalter als sehr fest, wurde 1639 und 1650 von den Franzosen erobert, 1674 vergeblich belagert und 1692 durch Feuersbrunst zerstört. Die Burg bietet einen reizenden Blick auf das Mosel- und Liesenbachtal. — Der Kreis Bernkastel umfaßt 668,9 qkm mit (1880) 44 722 E. (etwa zwei Drittel Katholiken).

Bernolák (Anton), slow. Sprachforscher, geb. 4. Okt. 1762 im Dorfe Slanica im ungar. Komitat Arva, kamnte aus einer geadelten slowakischen Familie, wurde kath. Geistlicher und wirkte als solcher an verschiedenen Stellen; er starb 16. Jan. 1818 in Gräf-Allhoar als Dechant und Schuldirektor. B. ist nach einigen weniger bedeutenden Vorgängern der hauptsächlichste Begründer einer besondern, von der czech. unterschiedenen slowakischen Schriftsprache und Litteratur. Sein wichtigstes Werk ist das große slowakisch-czech.-lat.-deutsch-ungar. Wörterbuch (6 Tle., Ofen 1825—27); Erwähnung verdient auch seine *«Grammatica slavica»* (Preßb. 1790), in deutscher Sprache unter dem Titel: *«Slowakische Grammatik»* (Ofen 1817).

Bernoulli, Name einer Reihe ausgezeichneter Männer, die fast sämtlich die mathem. Wissenschaften zum Gegenstande ihrer Studien wählten und von einem Jakob B. (gest. 1683) abstammen, der, um den Bedrückungen des Herzogs Alba zu entgehen, von Antwerpen nach Frankfurt auswanderte. Ein Enkel desselben, ebenfalls Jakob B. genannt, geb. um 1598, siedelte sich 1622 in Basel an und starb daselbst 1684. — Leon B., welcher Olearius auf der holstein. Gesandtschaftsreise nach Persien begleitete und dessen Schicksale Barnhagen von Ense in seinen *«Biographischen Denkmälern»* (Bd. 4, Lpz. 1872) in der Biographie Paul Flemmings erzählt, starb zu Leiden 1672 und gehörte dem frankfurter Zweige der Familie an. In Basel gehörte die Familie bald zu den angesehensten, und viele ihrer Mitglieder bekleideten die höchsten Staatsämter. — Nikolaus B., der älteste Sohn des letztgenannten Jakob B., geb. 19. Nov. 1623, gest. 8. März 1708, Kaufmann und Mitglied des Großen Rats in Basel, hinterließ 11 Kinder, von denen das fünfte, Jakob, und das zehnte, Johann, berühmte Mathematiker wurden. — Jakob I. B., geb. 27. Dez. (a. St.) 1654 zu Basel, Professor der Mathematik daselbst seit 1687, gest. 16. Aug. 1706, wendete die von Leibniz und Newton erfundene Rechnung des Unendlichen auf die schwierigsten Fragen der Geometrie und Mechanik an, berechnete die logarithmische Spirale und die Evolute verschiedener krummer Linien

und erfind die Bernoullischen Zahlen, worunter man die Koeffizienten des niedrigsten Glieds in den Formeln für die Summen der geraden Potenzen aller ganzen Zahlen von 1 bis x versteht, von denen er jedoch nur die fünf ersten angegeben hat, ihr Wesen wurde erst von Moivre gefunden und von Euler einfacher dargestellt. Eine Sammlung seiner Werke erschien in Genf (2 Bde., 1744).

Sein Bruder **Johann I. B.**, geb. 27 Juli (a. St.) 1667 zu Basel, war ebenfalls einer der größten Mathematiker seiner Zeit. Anfangs zum Kaufmannstande bestimmt, wendete er sich später den Wissenschaften zu, studierte von 1688 an besonders Medizin und Mathematik und machte 1690–92 verschiedene Reisen, namentlich auch nach Frankreich, wo er den Marquis de l'Hopital kennen lernte. Nachdem er 1694 zu Basel in der med. Fakultät promoviert, ging er 1695 als Professor der Mathematik nach Göttingen. Nach seines Bruders Jakob Tode übernahm er in Basel dessen Stelle, die er bis zu seinem Tode, 1. Nov. 1748, bekleidete. Er erfind während seines Aufenthalts in Paris den *calculus exponentialis*, den er 1697 bekannt machte, noch vor Leibniz bearbeitete mit seinem vorgenannten Bruder die Differentialrechnung und wurde der Erfinder der Integralrechnung. Seine sämtlichen Schriften erschienen in Genf (4 Bde., 1742) und sein Briefwechsel mit Leibniz ebendasselbst (2 Bde., 1746). — Ein Neffe der beiden vorigen, **Nikolaus B.**, geb. zu Basel 10 Okt. (a. St.) 1687, studierte die Rechte vorzugsweise aber die Mathematik, namentlich auch in Göttingen, von wo er 1706 mit seinem Onkel Johann II. nach Basel zurückkehrte. Er ward auf Leibniz' Empfehlung 1716 Professor der Mathematik in Padua, 1722 Professor der Logik in Basel, 1731 Professor des Rechts daselbst und starb 29 Nov. 1759. B. bereicherte mit mehreren Entdeckungen die Wahrscheinlichkeits- und die Integralrechnung.

Nikolaus B., der älteste Sohn Johanns I., geb. zu Basel 27 Jan. (a. St.) 1696, war seit 1723 Professor der Rechte zu Bern, seit 1725 Professor der Mathematik in Petersburg, wo er 26 Juli 1738 starb. — Sein jüngerer Bruder, **Daniel B.**, geb. 29 Jan. 1700 zu Göttingen, studierte in Basel Medizin und Mathematik. Nach Reisen durch Deutschland und Italien folgte er 1725 einem Rufe nach Petersburg, 1733 lehrte er nach Basel zurück, wo er die Professur der Anatomie und Botanik, 1750 die der Physik erhielt und 17. März 1749 starb. Er war einer der größten Physiker und Mathematiker seiner Zeit. Mehrmal erhielt er den Preis der pariser Akademie. Mit seinem Vater trit er 1734 einen doppelten Preis bei der genannten Akademie für die Abhandlung „Über die Ursachen der verschiedenen Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnenaquator“. In den Akten der petersburger, pariser, berliner und anderer Akademien, deren Mitglied er war, sind viele seiner Abhandlungen gedruckt. Sein Hauptwerk ist die „Hydrodynamik“ (Straßb. 1738). — **Johann II.**, der Neffe des vorigen, geb. zu Basel 4 Nov. 1744, starb als k. k. Astronom 13 Juli 1807 zu Berlin, wohin er 1764 berufen worden war, nachdem er fast alle Länder Europas besucht hatte. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: „Rocueil pour les astronomes“ (3 Bde., Berl. 1772–76), „Sammlung kurzer Reisebeschreibungen“ (15 Bde., Berl. 1782–98), „Archiv zur neuen Geschichte,

Geographie, Natur- und Menschenkenntnis“ (10 Bde., Berl. 1782–88). — Von seinen beiden Brüdern war **Daniel B.**, geb. 31 Jan. 1751 zu Basel, gen. daselbst 21 Okt. 1824, Doktor der Medizin und Professor der Beredsamkeit, während **Jakob B.**, geb. 17. Okt. 1769 zu Basel, nach Petersburg ging, sein Onkels vermählte und lehrte der Mathematik und

des letztgenannten **Daniel** zu Basel, besuchte das College er 1799 im Barron des zu Luzern, dann in Leuzerig erhielt. Seit Okt. 1801 studierte er in Göttingen Naturwissenschaften und 1802–4 war er in Halle ord. Lehrer am Pädagogium. Sodann ging er nach Berlin und Bonn, lehrte nach kurzem Verweilen an der Schule in Aarau nach seiner Vaterstadt zurück, wo er 1806 eine Privatlehranstalt eröffnete, die er aber 1817 eingehen ließ, worauf ihm die Professur der Naturgeschichte an der dortigen Universität übertragen wurde. Nachdem er sich 1861 vom Lehramte zurückgezogen, starb er 6 Febr. 1863. B. gehört zu den fleißigsten Schriftstellern in Bearbeitung der rationalen Technologie, und seine Schriften bilden den Übergang von der ältern Behandlungswerte der Technologie zu der neuern rationalen Methode. Von diesen sind zu erwähnen: „Über den nachteiligen Einfluss der Junktverfassung auf die Industrie“ (Bas. 1832), „Anfangsgründe der Dampfmaschinenlehre“ (Bas. 1834), „Nationale Darstellung der gelehrten mechanischen Baumwollspinnerei“ (Bas. 1835), „Bademmerum des Mechanikers“ (Bas. 1839), „Handbuch der Technologie“ (2 Bde., Bas. 1833–34, 2. Aufl. 1840), „Handbuch der Dampfmaschinenlehre“ (Stuttg. 1833, 3. Aufl. 1865), „Handbuch der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik“ (2 Bde., Stuttg. 1834–35), „Handbuch der Populationslehre“ (Ulm 1840), „Technolog. Handencyklopädie“ (Stuttg. 1850). — Sein Sohn **Johann Gustav B.**, geb. zu Basel 1811, gest. 2 Nov. 1877, machte sich durch Bearbeitung des von seinem Vater herausgegebenen „Bademmerum des Mechanikers“ (16 Aufl., herausg. von Autenheimer, Stuttg. 1878) literarisch bekannt. **Johann Jakob B.**, geb. 18 Jan. 1831 zu Basel, war erst Lehrer der Geschichte am obern Gymnasium und an der obern Realschule zu Basel und wurde dann zum außerord. Professor an der dortigen Universität ernannt. Seine Schriften behandeln meist Gegenstände der antiken Plastik, wie: „Über die Laokoongruppe“ (Bas. 1863), „Über die Winterverstatuen“ (Bas. 1871), „Die Bildnisse des alten Scipio“ (Bas. 1875), „Die Bildnisse berühmter Griechen“ (Bas. 1877) und namentlich: „Ephebe“ (xvi. 1874). — **Karl Gustav B.**, Bruder des vorigen, geb. zu Basel 24. Jan. 1834, studierte Medizin und Naturwissenschaften und unternahm dann Untersuchungsreisen in Guatemala, deren Resultate gemeinlich in Petermanns „Mitteilungen“ niedergelegt sind. Er starb 18. Mai 1879 zu San Francisco. B. beschrieb auch: „Die Geokryptogamen der Schweiz“ (Bas. 1867).

Bernstadt in Schlessen, Stadt im preuss. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Ols, an der Station der Reichs-Oberufer-Bahn, Sitz des Amtsgerichts, zählt (1880) 4160 E., hat Lederberei, Schuhmacherei, Tischlerei, in der Umgebung bedeutende Schafzucht, ferner ein Schloß, in der f. z.

das die großen Wäldungen der Umgebung verwaltende herzogl. braunschweig. Forstamt befindet.

Bernstadt in Sachsen, Stadt in der königl. sächs. Kreisbauernmannschaft Bautzen, Amtsbauernmannschaft Löbau (Oberlausitz), an der Blicznitz, 8 km nordöstlich von Herrnhut, Station der Bahn Löbau-Zittau, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1545 E., die meist Landwirtschaft treiben. Der Amtsbezirk B. umfaßt mit seiner prot. Bevölkerung den sog. «Eigenschen Kreis» und gehört zu den Besitzungen des Klosters Marienstern.

Bernstein oder **Agstein** (Electrum), ein fossiles Harz, welches in weißer und in honiggelber bis braunroter Farbe vorkommt; es ist durchsichtig oder schwach durchscheinend bis undurchsichtig, fett- oder wachsglänzend, hart und bei allmählicher Erwärmung biegsam. Dasselbe ist ein Gemenge verschiedener Harze, denen eine geringe Quantität eines schwefelhaltigen Körpers beigemischt ist, schmilzt bei 270°, verbrennt mit hellleuchtender Flamme und besitzt ein spezifisches Gewicht von 1,000 bis 1,200. Es enthält mannigfache Einschlüsse von Pflanzen und Tieren, von denen manche noch heute vorkommen, während die meisten der Vorzeit angehören. Göppert stellte eine eigene Bernsteinfauna und Flora auf; letztere umfaßt nicht weniger als 24 Familien mit 64 Gattungen und 162 Arten.

Fundorte sind vorzugsweise die baltischen Gesteine und die norddeutsche Tiefebene, namentlich die preuß. Ostseeküste von Danzig bis Memel, wo die Produktion gewerbmäßig, und zwar in verschiedener Weise durch Strandfischerei, Laucherei, Bränereien und Baggern betrieben wird. Die Strandfischer, welche namentlich nach heftigen Stürmen und bei herrschendem Nordostwinde arbeiten, untersuchen den auf den Strand geworfenen Seegang und schöpfen oder lesen einzeln angepülte Stücke auf. Im J. 1878 wurden an der Ostseeküste zwischen Palmniden und Schwarzort 139 700 kg B. gewonnen. Das Bergwerk Palmniden erbrachte davon 7500 kg, die Dampfbaggerei bei Schwarzort 6200 kg, während 6000 kg durch Schöpfen mit Lehen, durch Stechen und Auflesen gewonnen wurden. Die Zahl der Familien, welche dort bei der Bernsteinergewinnung Unterkunft finden, beläuft sich auf 1000 mit mehr als 3000 Köpfen. Im J. 1879 erforderte das Bergwerk Palmniden 71 000 kg, die Baggerei Schwarzort 66 000 kg, durch Auflesen, Schöpfen u. s. w. wurden 14 000 kg gewonnen, zusammen 140 000 kg. Im J. 1880 lieferte das Bergwerk Palmniden 90 000 kg, die Baggerei Schwarzort 64 000 kg, durch Auflesen, Schöpfen u. s. w. wurden 12 500 kg gewonnen, zusammen 65 000 kg. Zu diesen Quantitäten treten noch die der übrigen Ostseeküste gesammelten und weiter Lande gegrabenen nicht unbedeutenden Mengen B. Der B. findet in unreinen Sorten und Allen bearbeiteter Stücke Verwendung zu Räucherkerzen, Bernsteinsäure, Bernsteinad u. s. w., in feiner Ware und größten Städten zur Fabrication von perlen- oder korallenartigen und andern Schmuck- und Rippesachen, außerdem zu Amuletten. Die Preise sind je nach der Qualität, Reinheit und Größe einzelner Stücke sehr verschieden. Unreine und fallware kostet ungefähr 60—80 Pf. das Pfund, reine Stücke zu Korallen und Perlen (100 Stück f. das Pfund) werden mit etwa 4. größere reine Aden (9 auf das Pfund) mit 60—75 Mark pro und bezahlt; große Kabinettstücke gelten noch mehr.

Das größte bisher (im J. 1803 bei Gumbinnen) aufgefundenen Stück wiegt 13 1/2 Pf. und befindet sich im königl. Mineralienkabinett zu Berlin. Abnehmer des B. sind namentlich Deutschland, Rußland, Österreich, die Türkei und Levante, Frankreich, England, Indien, China und Japan. Schmucksachen aus B. werden neben Quincaillerien aus Meerschaum, Schildpatt u. dgl. am besten in Wien, Paris und Konstantinopel verfertigt; Danzig, der Haupthandelsplatz des Rohartikels, liefert gröbere Waren.

Der B. war schon den ältesten Völkern bekannt und kommt bei Homer unter dem Namen Electrum vor. Die Griechen erhielten ihn wahrscheinlich durch die Phönizier. Von ihnen stammt unstreitig auch die Sage, daß die in Pappeln verwandelten Schwärmer des Phaëthon am Eridanus den B. ausschwielen und ins Meer trüfeln. Daß man in sehr frühen Zeiten den B. an Preußens Küste holte, erzählen sowohl Diodor von Sicilien wie Tacitus und Plinius. Man gebrauchte denselben als Räucher- mittel, vorzüglich aber zu Schmucksachen; schon die Frauen zur Zeit des Trojanischen Kriegs tragen bei Homer Hals- und Armbänder von Electrum. Im Mittelalter diente er als Heilmittel, und der Aberglaube empfahl Amulette von B. zur Sicherung gegen viele Gefährlichkeiten. Eine sehr schöne Sammlung von Bernsteinarbeiten besitzt die Universität zu Erlangen, für welche sie vom Markgrafen Friedrich von Baden gekauft wurde.

Bernstein, Städten in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Soldin, 20 km im S. von Döblich am Jungfernssee gelegen, mit einem ehemaligen Cistercienserkloster, zählt (1880) 2347 E., die Landwirtschaft und Viehhandel treiben.

Bernstein (Maron), namhafter polit. und naturwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 1812 zu Danzig, erhielt eine wesentlich talmudisch-biblische Erziehung und eignete sich seit 1832 in Berlin eine vielseitige sprachliche und naturwissenschaftliche Bildung an. Seine unter dem Namen Nebenstein veröffentlichte Übersetzung und Bearbeitung des Hohen Liedes (Berl. 1834) sowie eine literarhistor. Arbeit: «Das junge Deutschland», führte ihn in die literarischen Kreise Berlins ein. Er wurde infolge dessen Mitarbeiter an belletristischen Zeitschriften; einige der in ihnen veröffentlichten Aufsätze gab er unter dem Titel «Literarische Studien» (Berl. 1838) heraus. Diesen folgten «Novellen und Lebensbilder» (Berl. 1840), eine Abhandlung: «Rotation der Planeten», und die anonyme finanzpolit. Schrift: «Zahlen frappieren» (1. u. 2. Aufl., Berl. 1843). Die freien religiösen Bewegungen der vierziger Jahre regten 1845 auch B. an, in Gemeinschaft mit Stern u. a. die erste jüd. Reformgemeinde in Berlin zu begründen. Über seine Thätigkeit in dieser Hinsicht handelt er in der Schrift: «Über die Prinzipien der jüd. Reformgemeinde zu Berlin» (Berl. 1865). Im J. 1849 begründete er das demokratische Volksblatt «Wahlrecht», das bald große Ausdehnung und Einfluss gewann, ihm mehrere Prozeße, 1861 auch eine mehrmonatliche Gefängnisstrafe zuzog, 1863 aber ganz unterdrückt wurde. Hierauf rief er die «Volkszeitung» mit gleicher Tendenz ins Leben, für welches Blatt er noch jetzt die meisten Leitartikel liefert. Die naturwissenschaftlichen Aufsätze, welche er in dieser Zeitung veröffentlichte, gab er unter dem Titel heraus: «Aus dem Reiche der Naturwissenschaft» (Berl. 1866), welche Arbeiten wegen ihrer Gediegenheit

und Formvollendung in fast alle europ. Sprachen überseht wurden. Sie erschienen später als „Naturwissenschaftliche Volksbücher“ (4 Aufl., 21 Bde., Berl. 1880, neue Folge, Berl. 1880 fg.) Interessante Schilderungen aus dem jüd. Volksleben gab er in den Novellen „Bärgle der Maggid“ (Berl. 1860 u. 1864) und „Mendel Gubbior“ (Berl. 1860, neue Ausg. 1872). Einen für die Bibelliterat. wichtigen Beitrag lieferte B. in der Arbeit „Ursprung der Sagen von Abraham, Isaac und Jakob“ (Berl. 1871). Seine geschichtlichen Skizzen „Die Römer“ (2 Aufl., Berl. 1873), „Aus dem Jahre 1848“ (Berl. 1873), „1849. Verfassungskämpfe und Kabinettintrigen“ (Berl. 1873), „Wie nach Olmutz“ (Berl. 1873 u. 1874) und „Die Jahre der Reaktion“ (Berl. 1881) zeichnen sich durch lebendige Schilderungen aus. Ferner sind zu nennen die Schriften „Alexander von Humboldt und der Geist zweier Jahrhunderte“ (Berl. 1869), „Naturkraft und Geisteshalten“ (Berl. 1874) und „Natur und Kultur“ (Köln. 1880).

Bernstein (Julius), ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Dez. 1839 in Berlin, seit 1871 außerord. Professor der Medizin an der dortigen Universität, seit 1873 ordentl. Professor für Physiologie in Halle, hat sich durch seine Studien über die Ermittlung der Entstehungszeit und des Verlaufs der elektrischen Ströme in den Nerven bekannt gemacht und ein größeres Werk „Untersuchungen über den Erregungsvorgang im Nerven und Muskelsystem“ (Heidelb. 1871), sowie „Die fünf Sinne des Menschen“ (Bd. 12 der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“, Leipzig 1875) veröffentlicht.

Bernstein (Georg Heinz), berühmter deutscher Orientalist, geb. 12. Jan. 1789 zu Gospeba im Weimarschen, studierte 1806–11 in Jena, Leipzig und Göttingen orient. Sprachen, habilitierte sich 1811 in Jena als Privatdocent, wurde 1812 außerord. Professor der orient. Sprachen, wurde nach Berlin und 1821 Breslau berufen und starb 1827 in Breslau. Er wiederholt unternommenen Reisen, Cambridge, Oxford, Rom und Neapel hat in diesen Bibliotheken ein gewaltiges Material gesammelt, namentlich an Denkmälern der syrischen Literatur und Sprache, um deren Erklärung er sich bahnbrechende Verdienste erworben hat. Die Zahl der von ihm publizierten Schriften ist eine sehr große. Als die hauptsächlichsten sind die auf das Gebiet des Syrischen sich beziehenden, und zwar folgende zu bezeichnen: „Gregorii Bar-Hebraei chronici syriaci e codicibus manuscriptorum emendati specimen I.“ (Leipzig 1822); ferner besorgte er eine zweite Auflage von Kirisch „Chrestomathia syriaca“ (Bd. 1 u. 2, Leipzig 1832–36). Von seinem großen syrischen Wörterbuche erschien nur das erste Heft (Berl. 1837). Er hat ferner zu wiederholten malen Teile von dem großen exegetischen Werk des Gregorius Bar Hebraeus, dem „Horreum mysteriorum“, teils selbst publiziert, teils durch seine Schüler aus den von ihm mit größter Gewissenhaftigkeit gemachten Abschriften bearbeitet lassen. Ferner sind zu erwähnen seine Ausgabe der Chalkensischen Übersetzung des Evangeliums Johannis (Leipzig 1853), sowie die „Commentatio de Chalkensi Novi Testamenti translatione syriaca“ (Bresl. 1837, 2. Ausg. 1854). Außerdem publizierte B. einen Teil des „Itopodetia“ (Bresl. 1823), das arab. Lobgedicht des Saffi el-din (Leipzig 1816) und das arab. Werk eines ungenannten Verfassers: „De

initio et originibus religionum in oriente disparatarum“ (Berl. 1816).

Bernsteinsäure, eine Lösung von Bernsteinkolophonium in Terpentinöl, deren Konzentration dem beabsichtigten Zwecke angepasst wird. Es man einen dickflüssigen, tiefschwarzen Sirup, in trägt man in schwach erwärmtes Terpentinöl lange Bernsteinkolophonium ein, als dieses aufgelöst wird, und erteilt dem Sirup durch Jotaus Terpentinöl jeden beliebigen Grad von Flüssigkeit. Mit Leinölfirnis gemischter B. wird als Bernsteinlack bezeichnet.

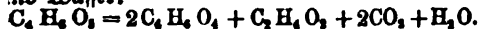
Bernsteinkolophonium nennt man den durch Erhitzen und Schmelzen veränderten Bernstein. Durch diese Operation erleidet der Bernstein an gleiche Weise wie manche andere Harze eine wesentliche Umwandlung seiner Eigenschaften, in besteht, daß das im natürlichen Zustande als flüchtigen Elen unlösliche Harz sich nun mit Löslichkeit in Terpentinöl u. dgl. löst und damit zu B. Sirups- und Lackbereitung vorzügliches Material liefert. Zur Darstellung wählt man die besten und geringwertigsten Sorten des Bernsteins. Die Abfälle von der Verarbeitung u. dgl. Material wird in einer eisernen mit Helm und wasserföhrliche versehenen Destillierblase vorgesetzt, in der man es erhitzt und dann so lange im flüssigen Zustande belassen, bis das anfangs aufswollen nachläßt und das Harz nicht Blasen zu werfen, sieht. Es dann eine genaue Regulierung der Temperatur, da die fertig geschmolzene Masse bei zu großer Wärme verdorben wird. In dem von Schmelzung erreicht, so läßt man das Material durch ein Abflußrohr in einen eisernen Kasten laufen, in welchen es nach dem Abkühlen zu einer pechschwarzen, glänzenden, auf dem Bruche muscheligen Masse erstarrt. Während der Schmelzung entweichen reichliche Dämpfe, die sich teils im Helm und Abflußrohr zu feinem Bernsteinäure (s. d.), teils zu Öl (s. d.) und Wasser von

Bernsteinöl, 1 Samland. (s. d.)
Bernsteinöl, ätherisches, wird gewonnen, indem man das bei der Bereitung des Bernsteinsäurephosphors (s. d.) entstandene ölige, grünlich-schimmernde, undurchsichtige Destillat, das eine rheumatische B., vom beigemischten Wasser trennt und aus gläsernen Retorten so oft rektifiziert, bis es völlig farblos erscheint. Die Farblosigkeit ist wahrhaftig das Öl jedoch nur, wenn es vor der Wirkung von Luft und Licht auf sorgfältigster bewahrt bleibt, die Fabriken, welche sich mit der Herstellung dieses Präparates befassen, pflegen das Öl unmittelbar nach seiner Bereitung in Gang davon erfüllte Flaschen zu verteilen, in dem es später zum Verkauf kommt, die Ausbeute erfolgt an einem dunkeln Orte. Trotzdem ist es im Handel selten farblos zu treffen, meist ist das rektifizierte Öl ein Gemenge von mehreren Camphenen $C_{10}H_{16}$, von denen das eine bei 110° das andere bei 260° siedet. Obgleich die Siedepunkte der beiden Öle so weit voneinander liegen, so ist eine scharfe Trennung derselben durch mehrere Destillationen nicht möglich, es scheint der flüchtige Anteil aus dem schwerer siedenden während der Destillation durch Zerlegung hervorgehen.

Bernsteinsäure, $C_8H_8O_4$ oder $C_8H_6O_4$, eine organische Säure, deren Vorkommen in der

sein schon 1550 von Agricola erkannt wurde. Sie findet sich außerdem vielfach verbreitet im Pflanzenreich wie auch im Tierkörper. Bei der Darstellung geht man meist von Bernstein aus und erhält die im unreinen Zustande als Nebenprodukt bei der Fabrikation des Bernsteinolophoniums (s. d.). Die rohe Säure wird, soweit es thunlich ist, mechanisch vom beigemischten Öl befreit, in siedendem Wasser gelöst, siedend heiß durch Papier filtriert, worauf beim Erkalten eine reichliche Krystallisation einer durch gelöstes und verändertes Öl tief braun gefärbten, unangenehm riechenden Säure erfolgt. Diese wird von der tief gefärbten Mutterlauge getrennt, von neuem in heißem Wasser gelöst, unter Zusatz von gepulverter Holzkohle gelocht, krystallisiert und diese Umkrystallisation wird so oft wiederholt, bis die Krystalle nur noch schwach gelb gefärbt sind. In diesem, noch durch Öl verunreinigten Zustande bildet sie das als *Acidum benzoicum officinale* Präparat der Deutschen Pharmacopöe. Will man sie chemisch rein erhalten, und sie von den durch Krystallisation kaum entfernten Anteilen von Öl befreien, so läßt man der partiell gereinigten Säure in lösender Lösung etwas Salpetersäure zu und löcht damit bis die Flüssigkeit entfärbt erscheint und sich das Öl in ein röthliches Harz verwandelt hat. Läßt man nach dem Filtrieren dann erkalten, so erhält man meist vollkommen farblose und geruchlose Krystalle; ist dies beim ersten Male nicht erreicht, so löcht man zum zweiten Male mit Salpetersäure und läßt wieder krystallisieren.

Eine andere Darstellungsweise, die jedoch für die Bereitung des officinellen Präparates nicht geeignet ist, gründet sich auf die Zersetzung, welche der apfelsaure Kalk durch Gärung erleidet. Apfelsaurer Kalk (s. Apfelsäure) wird mit Wasser angerührt, kann mit faulendem Käse als Fermentträger versetzt, worauf man die Mischung 8–14 Tage lang in einem warmen Orte, am besten bei einer Temperatur von 20–30° stehen läßt. Die Apfelsäure gähet sich dabei bei normalem Verlauf der Gärung in Bernsteinsäure, Essigsäure, Kohlensäure und Wasser:



Nach beendeter Gärung hat sich ein körnig krystallinischer Niederschlag, ein Gemenge von bernsteinsäurem und kohlen-säurem Kalk gebildet, der mit Wasser ausgewaschen und mit Schwefelsäure zersetzt wird. Die vom schwer löslichen schwefel-säurem Kalk abfiltrirte Flüssigkeit liefert nach dem Verdampfen unreine Krystalle von B., die durch wiederholte Krystallisation gereinigt werden.

Die reine B. krystallisiert in großen gut ausgebildeten, farblosen, rhomboëdischen Prismen von intensiv saurem Geschmack. Sie ist löslich in 23 Theile kaltem, in etwa 1 Theil heißem Wasser, leicht in Alkohol, schwierig in Äther, schmilzt bei 180°, edet bei 226° unter Verbreitung eines erstickend wirkenden Dampfes, und geht dabei zugleich in bernsteinsäure-Anhydrid über, das durch Kondensation des Dampfes als Sublimat erhalten wird. Mit Basen verbindet sich die B. zu bernsteinsäuren Salzen oder Succinaten; da sie eine zweibasische Säure ist, so bestehen zwei Reihen, neutrale und saure Salze; die neutralen Salze der Alkalien und der Magnesia sind löslich und krystallisierbar, die übrigen Basen fast ausnahmslos unlöslich.

Bernstorff, eine alte deutsche Familie, deren Mitglieder seit dem 12. Jahrh. als Erbherrn auf

Bernstorff und Tetschow in Mecklenburg bekannt sind. Andreas Gottlieb von B., geb. 1640, der zur Erlangung der Rurwürde für Hannover und zur Erhebung Georgs I. auf den engl. Thron beigetragen, wurde 8. Okt. 1715 in den Reichsfürstenthumstand erhoben und starb 1726 als hannö. Staatsminister. Da er keine Söhne besaß, so vererbte er das von ihm gestiftete Familien-Fideikommiß Gartow-Wotersen auf seinen Schwiegersohn und Neffen, den kurfürstl. Kammerherrn und außerordentlichen Gesandten Freiherrn Joachim von B. auf Rüting (geb. 1678, gest. 1737). Die beiden Söhne des Letztgenannten, der berühmte dän. Minister Joh. Hartwig Ernst von Bernstorff (s. d.) auf Wotersen und Andreas Gottlieb von B. auf Gartow (geb. 1708, gest. 1768 als kurfürstl. Land-, Kriegs- und Schatzrat), wurden 14. Dez. 1767 mit ihren sämtlichen Descendenten in den Lehnsgrafenstand des dän. Reichs erhoben. Joh. Hartwig Ernst starb ohne Nachkommen; sein Bruder Andr. Gottlieb hinterließ jedoch zwei Söhne, welche die Stifter der beiden noch blühenden Linien des Geschlechts wurden: die ältere oder Gartowske Linie wurde von Graf Joachim Bechtold von B. (geb. 1734, gest. 3. Dez. 1807 als königl. großbrit.-hannö. Geheimrat) begründet und von dessen Sohn, dem Grafen Ernst von B. (geb. 12. Juli 1768, gest. 2. Mai 1840), fortgeführt. Der Sohn des Letztern, Graf Bechtold von B., geb. 25. Okt. 1803, vormals erbliches Mitglied der hannö. Ersten Kammer und Mitglied des Staatsrats, ist das gegenwärtige Haupt der Linie sowie auch Senior des Hauses. Die jüngere oder Wotersenske Linie hatte den zweiten Sohn des obengenannten Andr. Gottlieb, den Grafen Andr. Peter von Bernstorff (s. d.), ebenfalls bekannt als dän. Minister, zum Stifter. Letzterer hinterließ fünf Söhne. 1) Der älteste, Johann Hartwig Ernst, wurde Begründer der Speziallinie Gylbensteen-Wotersen, welche gegenwärtig durch dessen Enkel, den Grafen Johann von B., geb. 18. Jan. 1815, königl. preuß. Wirkl. Geheimrat und dän. Kammerherrn und Hofjägermeister, repräsentiert wird. 2) Der vierte, Graf Friedrich von B. (geb. 24. Juli 1773, gest. 3. April 1833), stiftete die Speziallinie Dreglähow-Stintenburg, an deren Spitze gegenwärtig sein Enkel, Graf Hermann von B., geb. 12. Sept. 1856, steht. Ein Onkel des Letztern war der preuß. Minister Graf Albrecht von Bernstorff (s. d.). 3) Graf Magnus Karl von B., Erbherr auf Bernstorff in Seeland und dän. Oberst, gest. 8. Dez. 1836, von welchem noch ein Enkel, Magnus, geb. 15. Sept. 1841, preuß. Hauptmann, lebt. 4) Graf Christian Günther von B., geb. 8. April 1769 zu Kopenhagen. Derselbe kam nach vollendeten Studien zur dän. Gesandtschaft in Berlin, dann als Gesandter nach Stockholm, worauf er ohne Anstellung in Kopenhagen lebte. Nach dem Tode seines Vaters, 1797, wurde er Minister des Auswärtigen, trat jedoch 1810 von seinem Posten zurück und ging als dän. Gesandter an den Hof nach Wien, wo er auch 1814 dem Kongreß als dän. Bevollmächtigter beizuhobte. Hierauf kam er in gleicher Eigenschaft nach Berlin, während sein Bruder ihm in Wien als Gesandter nachfolgte. Er trat 1818 in den preuß. Staatsdienst und übernahm als Wirkl. Geh. Staatsminister das Departement der auswärtigen Angelegenheiten; in dieser Stellung neigte er mit Entschiedenheit dem Metternichschen Reaktionsystem zu. Seit 1831 in

Ruhestand versetzt, starb er 28. März 1835. 5) Graf Joachim Friedrich von B., geb. 5. Okt. 1771, starb 26. Okt. 1835 als dän. Geh. Konferenzrath und Gesandter am österr. Hofe.

Bernstorff (Joh. Hartwig Ernst, Graf von), dän. Staatsmann, „das Orel von Dänemark“, wie ihn Friedrich d. Gr. nannte, geb. zu Hannover 13. Mai 1712, trat in den dän. Staatsdienst und kam schon 1737 als Gesandter an den Reichstag zu Regensburg, wo er die Aufnahme Holsteins unter die alternierenden altfürstl. Häuser erwirkte, und 1744 nach Paris, ward 1749 Staatssekretär und Geheimrath und 1751 Minister des Auswärtigen. Die Vorsicht, Klugheit und Standhaftigkeit, mit welcher er die unter und nach dem Siebenjährigen Kriege wegen Holstein-Gottorp entstandenen Mißhelligkeiten zwischen Rußland und Dänemark auszugleichen wußte, belohnte König Christian VII. mit der Erhebung B. und seiner Familie in den Grafenstand. Wie des Königs Friedrich V., so genoß er auch die Gunst Christians VII., bis es dessen neuem Günstlinge Struensee (s. d.) gelang, ihn 1770 aus seiner Stellung zu verdrängen, worauf er in Hamburg lebte. Nach Struensees Fall wurde er auf die ausgezeichnetste Art zurückgerufen; doch im Begriff, nach Kopenhagen zurückzukehren, ereilte ihn der Tod 19. Febr. 1772. Für den Wohlstand des dän. Staats sorgte B. auf jede Weise. Fabriken und Manufakturen hoben sich, und der Handel erhielt durch ihn neuen Aufschwung. Dabei war B. zugleich Kenner und Beförderer der Kunst und Wissenschaft. Während er die Reise einer gelehrten Gesellschaft nach dem Morgenlande veranstaltete, deren Resultat in Niebuhrs Beschreibung vorliegt, zog er gleichzeitig eine große Anzahl deutscher Gelehrten nach Dänemark, darunter Klopstock, der bei ihm die gastlichste Aufnahme fand. Außerordentliche Thätigkeit zeigte er für die Wilberung der Armut. Die Errichtung des Pflugebaues in Kopenhagen erfolgte nach seinem Plane. Zu dem allgemeinen Hospital in Kopenhagen legte er 1766 den Grundstein und die erste Hebammenschule in Dänemark verdankte ihm ihre Entstehung. Unter die Armen verteilte er jährlich den vierten Teil seiner Einkünfte, und selbst nach seinem Weggange aus Dänemark ließ er jährlich 3000 Th. an dän. Arme verteilen. Auch gab er, von seinem Neffen, Andr. Peter Bernstorff (s. d.), angeregt, durch die Befreiung der Bauern seines Guts von den Fesseln der Leibeigenschaft und Feudallasten ein vortreffliches Beispiel.

Bernstorff (Andr. Peter, Graf von), der Brudersohn des vorigen, der sich als Staatsminister in mancher Beziehung noch größere Verdienste als dieser um den dän. Staat erwarb, geb. 28. Aug. 1735 zu Gortow im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, kam nach Vollendung seiner Universitätsstudien zu Leipzig und Göttingen und Reisen in England, der Schweiz, Frankreich und Italien 1759 in dän. Dienste. Schon war er 1767, zugleich mit seinem Oheim, in den Grafenstand erhoben und 1769 zum Geheimrath ernannt worden, als auch er bei Struensees Eintritt ins Ministerium seine Entlassung erhielt. Nach Struensees Fall ebenfalls zurückgerufen, stieg er bald zum Minister auf. Er brachte im Vertrag von Zarskoje-Selo vom 31. Mai 1773 die schon von seinem Oheim begonnenen Unterhandlungen wegen Austausch des gottorpischen Anteils von Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst sowie die Erneuerung der freundschaftlichen

Verbindung zwischen England und Dänemark zu Stande und bewirkte (9. Juli 1780) den Bund zwischen Dänemark, Rußland und Schweden zum Schutz der bewaffneten Neutralität. Da aber seine Ansichten mit denen der verwitweten Königin Juliane und des Ministers Guldberg nicht übereinstimmten, so nahm er (Nov. 1780) seine Entlassung; doch wurde er 1784 in seine frühere Stellung zurückgerufen. Er unterstützte die Einführung eines neuen Finanzplans, vollbrachte die von seinem Oheim und einigen Gleichgesinnten auf dem Wege der Freiwilligkeit begonnene Befreiung des leibeigenen dän. Bauernstandes (Gesetz vom 20. Juni 1788) und bereitete die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein vor, die (19. Dec. 1804) nach seinem Tode erfolgte. Auch war er ein standhafter Beschützer der bürgerlichen Freiheit und erklärte sich stets gegen eine Einschränkung der Pressefreiheit. Ein eifriger Förderer des innern Wohlstandes Dänemarks, ebenso für den Handel wie für die Industrie und den Ackerbau besorgt, verursachte sein Tod 21. Juni 1797 allgemeine Trauer. Vgl. Eggert, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Staatsministers von B.“ (Kopenhagen. 1800).

Bernstorff (Albr., Graf von), preuß. Diplomat und Minister des Auswärtigen, geb. 22. März 1809, stammte aus der Linie Drensläghow-Stintenburg. Er begann seine diplomatische Laufbahn als Attaché der preuß. Gesandtschaft in Hamburg, kam dann in gleicher Eigenschaft nach Petersburg und Paris und wurde 1837 zum Legationsrath ernannt. Nachdem er 1840 in besonderer Mission nach Neapel, 1841 nach Paris gesandt worden, erfolgte 1845 seine Ernennung zum Gesandten am Hofe in München, wo er gegen die damals übermächtige ultramontane Partei den Charakter der prot. Macht, die er vertrat, kräftig zu wahren wußte, sich aber dabei doch das Vertrauen des Königs Ludwig erwarb. Im J. 1848 wurde er als Gesandter nach Wien geschickt. Hier war er bemüht, das gute Verhältnis zwischen Preußen und Oesterreich herzustellen. Nach der Konvention von Olmütz auf Veranlassung des Fürsten Schwarzenberg, dessen Politik er bekämpfte, zurückberufen, vertrat er im Winter 1851—52 Berlin als Mitglied der Ersten Kammer und schloß sich in der selben der Fraktion Alvensleben an. Als preuß. Gesandter kam er 1852 nach Neapel, 1857 nach London. Im Okt. 1861 wurde B. Minister des Auswärtigen, und ging, als 1862 das liberale Kabinett zurücktrat, in das konservative Ministerium von der Heydt-Roon über. Er schloß die Handelsverträge mit China und Japan ab, und seine Thätigkeit war es auch wesentlich zuzuschreiben, daß der Handelsvertrag mit Frankreich zum Abschluss kam. Nach dem Rücktritt des Herrn von der Heydt im Sept. 1862 reichte auch Graf B. seine Entlassung ein und kehrte auf seinen Botschafterposten nach London zurück, wurde Ende 1867 zum Botschafter des Norddeutschen Bundes baselstätt ernannt und 1871 in gleicher Eigenschaft für das Deutsche Reich bestätigt. B. starb zu London 26. März 1873.

Bernuth (Aug. Mor. Ludw. Heinr. Wilh. v.), ehemaliger preuß. Justizminister, Kronprinzlicher Mitglied des Herrenhauses, geb. 11. März 1808 zu Münster in Westfalen, studierte 1825—28 in Göttingen und Berlin die Rechte und trat gleich darauf in den Staatsdienst. Nachdem er verschiedene kaiserliche Stellen in Westfalen bis 1845 bekleidet wurde, wurde er als Hilfsarbeiter in das Geheimde-

tribunal nach Berlin berufen und 1849 zum vor-
tragenden Rat im Justizministerium ernannt. In
den J. 1849 und 1860 wurde er in Weiskalen zum
Mitgliede der Ersten Kammer gewählt, in der er
sich lebhaft bei den Beratungen der Revision der
Verfassungsurkunde im Sinne der liberalen Partei
betheiligt. Diese Haltung schuf für die amtliche
Stellung B.s als Ministerialrat Schwierigkeiten,
welche ihn veranlaßten, aus der polit. Thätigkeit zu
scheiden. Er lehrte 1866 zur richterlichen Laufbahn
zurück und wurde zum Vicepräsidenten des Appella-
tionsgerichts zu Glogau, 1869 zum Vizepräsidenten
des Appellationsgerichts in Posen ernannt. Nach-
dem im Herbst 1860 seine Berufung als lebensläng-
liches Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndikus
erfolgt war, wurde er 17. Dez. 1860 an die Stelle
von Simons zum Justiz- und Staatsminister er-
hoben und trat als solcher namentlich für die Un-
abhängigkeit der Gerichtshöfe ein. Als das Mini-
sterium Schwerin in Folge der Opposition des Abge-
ordnetenhauses gegen die Militärreorganisation im
März 1862 zurücktrat, legte auch B. sein Amt nieder
und unterstützte die Bestrebungen der liberalen Mi-
norität im Herrenhause, wo er insbesondere die
Prekordomnanz vom 1. Juni 1863 einer scharfen
Kritik unterzog. In den J. 1873 und 1874 wurde
B. zum ersten Vizepräsidenten des Herrenhauses
gewählt. Seit 1867 gehörte er auch als Abgeord-
neter für den Wahlkreis Ostpreußen-Halbherbst
dem Norddeutschen, seit 1871 dem Deutschen Reichs-
tage an, wo er 1874 der nationalliberalen Partei
beigetreten ist.

Bernuth (Otto Friedr. Karl von), Regierungs-
präsident zu Köln, Vetter des vorigen, geb. 2. Dez.
1816 zu Berlin, studierte die Rechte, wurde 1860
Landrat des Blegninger Kreises, war 1849—52 und
1858—61 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses,
wo er mit den Konservativen stimmte, und wurde
1862 zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannt.
Er bekleidete diese Stellung bis 1867 und wurde
dann Präsident der Regierung zu Köln.

Bernward, Bischof von Hildesheim von 993—
1022, ist nach Angabe seines Lehrers und Lebens-
beschreibers, des Scholastikus Langmar in Hildes-
heim, einem edeln sächsl. Geschlechte entsprossen.
Er erhielt eine vielseitige Bildung und wurde zum
Erzieher und Hofkaplan des unmündigen Kaisers
Otto III. berufen. Am kaiserl. Hofe gewann er rasch
eine angesehenere Stellung, aber schon 998 wurde er
zum Bischof von Hildesheim erwählt. B. umgab
den bis dahin offenen Ort mit Mauern und Thürmen
und wurde hier der Begründer eines kräftigen Bür-
gerstandes. Wiederholt bekämpfte er die andrängen-
den Normannen und Slawen. Bis zu seinem Tode
bauerte aber auch der erbitterte Streit mit seinem
Vorgesetzten, dem Erzbischof von Mainz, welcher
das Stift Gandersheim in Anspruch nahm. Dieser
Streit führte B. auch nach Rom, wo er vom Kaiser
Otto III. und dem Papste mit größter Auszeichnung
aufgenommen wurde. Nach Hildesheim zurückge-
kehrt, gab er durch zahlreiche Unternehmungen, ins-
besondere durch die Ausschmückung des Doms und
den Bau der herrlichen (1867 hergestellten) Michaelis-
kirche allen Kunstzweigen die bis dahin fehlende
Anregung, die für den gesamten deutschen Norden
zum Ausgangspunkte einer großartigen Kunstent-
wicklung diente. B. starb 20. Nov. 1022 und wurde
1198 heilig gesprochen. Die von Langmar verfaßte,
für die Geschichte und fast mehr noch für die Kultur.

geschichte wichtige Lebensbeschreibung B.s findet sich
in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 6).
Vgl. auch Lünig, «Geschichte der Diöcese und Stadt
Hildesheim» (2 Bde., Hildesh. 1858).

Bereoa oder **Berrhoia**, alte bedeutende Stadt
der Bottiäer in der macedon. Landschaft Emathia
am östl. Fuße des Berges Bermios, ungefähr
10 km nördlich vom Flusse Gallatmos (jetzt Mi-
striza) gelegen, das jetzige Beria, Berria oder
Karasteria im türk. Vilajet Salonichi, mit 10 000 E.
und einigen antiken Überresten.

Bersäus, ein Priester zu Babylon, der mit der
griech. Sprache und Wissenschaft vertraut war und
um 260 v. Chr. gelebt zu haben scheint, schrieb in
griech. Sprache drei Bücher babylonisch-chaldäischer
Geschichten, wobei er das uralte Tempelarchiv von
Babylon als vorzüglichste Quelle benützt haben soll.
Die Arbeit stand bei den griech. und röm. Histori-
kern in großem Ansehen. Es finden sich von dem
Werke nur noch Bruchstücke bei Josephus, Euse-
bius, Syncellus u. a., die aber auch als solche von
hoher Bedeutung sind, weil sie über die dunkelsten
Teile der ältesten Geschichte des vorderen Asien wich-
tige Aufschlüsse geben. Eine Sammlung derselben
veranstaltete Richter in «Berooi Chaldaeorum his-
torias quas supersunt» (Erg. 1826); eine vollstän-
digere findet sich in den «Fragmenta historicorum
graecorum» der «Collection Didot» (Bd. 2, Par.
1848). Die zu Rom zuerst 1498 von Eucherius
Silber in lat. Sprache bekannt gemachten und häufig
wieder abgedruckten «Antiquitatum libri quinque
cum commentariis Joannis Annius» des B. sind ein
Nachwerk des Dominikaners Giovanni Ranni zu
Viterbo.

Berguin (Arnaud), mit dem Beinamen «Der
Kinderfreund», geb. 1749 zu Langoiran bei Bor-
deaur, machte sich zuerst durch seine lieblichen Föhl-
len und Romane bekannt und bearbeitete hierauf
unter dem Titel «Tableaux anglais» (1776) meh-
rere Bruchstücke aus der engl. Litteratur. Dauernben
Auf verdankt er indessen erst seinen trefflichen Kin-
dererzählungen «L'ami des enfants» (6 Bde., Par.),
mit denen er 1784 den Preis der Akademie davon-
trug. Der größte Teil der Erzählungen ist zwar
nach Christian Friedr. Weiße und nach Miß Zim-
mer bearbeitet, doch hat B. den leichten, anheimeln-
den Ton, den diese Gattung erfordert, so glücklich
zu treffen gewußt, daß sein Werk als Originalwert
gelten kann und als solches selbst wieder ins Deutsche
übersetzt wurde. Mit Grouvelin gab er die «Fenille
villageoise» heraus, die viel zur Aufklärung der
untern Volksklassen Frankreichs beigetragen hat.
B. starb zu Paris 21. Dez. 1791. Seine sämt-
lichen Werke erschienen 1808 in 20 Bänden und in
Auswahl in 4 Bänden (Par. 1886).

Berre, Seestädtchen im franz. Depart. Bouches-
du-Rhône, Arrondissement Aix, 26 km westlich von
Aix, am Nordufer des Etang de Baine, einer Bucht
an der Ostseite des Etang de Berre, mit (1876) 1548
(Gemeinde 2086) E. Es ist Station der Lyoner
Bahn, Warenentrepot, hat wichtige Salinen, Gem.
Fabriken und nicht unwichtige Fischeret, produziert
ferner Feigen und seine Öle («von Aix»). Die nahe-
gelegenen Sümpfe veranlassen periodische Fieber. —
Der 72 km im Umfang, 22 km in der Länge und
bis 14 km in der Breite haltende Etang de
Berre steht mittels des 6 km langen Etang de
Caronte oder Passé des P^{aux} mit
dem Mittelmeere in B.

Schiffen von 1 m Tiefgang die Einfahrt erlaubt. Er nimmt eine Fläche von 15 000 ha ein und hat 8—10 m Tiefe. In ihn ergießen sich namentlich die Touloubre und der Arc-Fluß. Die Wasser setzen ringsum Seefahrt an den Händen ab. An diesen liegen kleine Ortschaften, wie Les Martigues, deren Fahrzeuge, indem sie den Fischreichtum ausbeuten, unablässig den Stang kreuzen.

Berrettini (Pietro), Maler, s. Cortona (Pietro da).

Berri, **Berry** (Biturica), ein ehemaliges Lehnsherrzogtum und später ein Gouvernement im Innern Frankreichs, von 14 340 qkm Fläche mit ungefähr 475 000 E., vom Cher in Oberberri (reich an Eisen) und Unterberri (reich an Getreide) geteilt, bildet jetzt die Depart. Indre und Cher und ist berühmt durch die feine Wolle seiner Schafe. Hauptstadt ist Bourges (s. d.). Die Einwohner hießen Berriçons oder Berrupers. Das Land erhielt seinen Namen von den gallischen Bituriges. Die fränk. Grafen machten es zu einem Erblehn; ihnen folgten 917—1100 Bizegrafen, deren letzter es an König Philipp I. verkaufte. Seitdem häufig Apanage königl. Prinzen, wurde es 1360 zum Herzogtum erhoben und mehrmals, z. B. 1466, mit der Krone vereinigt. Der Kanal du B. geht bei Selles aus dem Cher und 150 km weit über Vierzon und Bourges zum Canal-lateral, den er unterhalb Nevers erreicht.

Berri (Charles Ferd., Herzog von), zweiter Sohn des Grafen von Artois, spätern Königs Karl X. (s. d.) von Frankreich, und der Maria Theresia von Savoyen, geb. zu Versailles 24. Jan. 1778, wurde zugleich mit seinem ältern Bruder, dem Herzog von Angoulême, erzogen. Mit seinem Vater floh er infolge der Revolution 1792 nach Turin und suchte dann mit diesem und unter Condé gegen das republikanische Frankreich. Später ging er mit seiner Familie nach Rußland und 1801 nach England, wo er abwechselnd in London und Schottland lebte und sich mit einer jungen Engländerin morganatisch vermählte. Aus dieser, von Ludwig XVIII. nicht anerkannten Ehe hatte er zwei Töchter, die später an den Marquis von Charette und den Prinzen von Faucigny vermählt wurden. Nach dem Sturze Napoleons landete er 13. April 1814 zu Cherbourg. Nachdem er 21. April seinen Einzug in Paris gehalten, ward er 15. Mai zum Generalobersten ernannt und erhielt bei der Landung Napoleons I. im Frühjahr 1815 von Elba von Ludwig XVIII. den Befehl über die Truppen in und um die Hauptstadt übertragen. Allein schon in der Nacht vom 19. zum 20. März mußte er sich mit den Truppen des königl. Hauses nach Gent und Alost zum König zurückziehen, bis die Schlacht von Waterloo ihm den Rückweg nach Paris öffnete. Am 16. April 1816 vermählte er sich mit der ältesten Tochter des nachmaligen Königs beider Sicilien, Franz' I., Karoline Ferdinande Luise (geb. 5. Nov. 1798). Auf dieser Ehe beruhte wesentlich der Fortbestand des ältern Zweigs der Bourbonen, da sein Bruder, der Herzog von Angoulême (s. d.) kinderlos war. Ein polit. Fanatiker, Louvel (s. d.), der die Bourbonen als die Feinde Frankreichs ausrotten wollte, faßte darum den Entschluß, den Herzog von B. zu ermorden. Als dieser 13. Febr. 1820 seine Gemahlin aus dem Opernhause nach dem Wagen geleitete, erhielt er von Louvel einen Messerstich, an dem er tags darauf

starb. Vgl. Châteaubriand, «Mémoires touchant la vie et la mort du Duc de B.» (Par. 1820).

Der Herzog hinterließ von seiner Gemahlin Karoline Ferdinande Luise nur eine Tochter, Luise Maria Theresia von Bourbon, Mademoiselle de France (geb. 21. Sept. 1819; seit 1846 vermählt mit dem spätern Herzog Karl III. von Parma; gest. 1. Febr. 1864). Desto größer war die Freude des königl. Hauses, als die verwitwete Herzogin 29. Sept. 1820 von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Heinrich, Herzog von Bordeaux erhielt. Als die Julirevolution von 1830 den Herzog von Orléans auf den Thron erhob, folgte die Herzogin von B. mit ihren Kindern Karl X. nach Holyrood. In Frankreich aber arbeitete eine zahlreiche Partei im Süden und in der Vendée für die Interessen ihres Sohnes, als des zufolge seiner Abstammung rechtmäßigen Königs (Heinrich V.) von Frankreich. Um mit dieser Partei, den sog. Henriquinisten, in nähere Verbindung zu treten, begab sich die Herzogin von B. 1831 nach Italien. Hier fanden sich sehr bald Anhänger der vertriebenen Linie bei ihr ein, die den Plan zu einer Landung in Frankreich entwarfen, um die Fahne Heinrichs V. daselbst aufzupflanzen. Ein Dampfschiff, Carlo Alberto, führte die Herzogin nebst einigen ihrer Anhänger April 1832 von Viareggio nach Marseille, in dessen Nähe sie am Abend des 28. landete. Ein Aufstand der Legitimisten in Marseille am 30. ward jedoch unterdrückt, und als der Carlo Alberto 3. Mai bei La Ciotat angehalten wurde, wo er wegen Haverei einlaufen mußte, entdeckte die Behörde, daß die Herzogin auf demselben sich befunden habe. Sie war indes in die Vendée entflohen, wo nun hier und da der Aufruhr auslörbte. Die Herzogin trat als Regentin auf, erließ Proklamationen im Namen ihres Sohnes Heinrichs V., wurde indes von einem Anhänger, dem zum Katholizismus übergetretenen Juden Desv., verraten und 8. Nov. in Nantes verhaftet. Von hier brachte man sie als Staatsgefange in die Citadelle von Blaye. Die Regierung wollte wegen fernerer Maßregeln gegen sie die Kammer entscheiden lassen; doch die lebhafteste Teilnahme, die sich für die Gefangene darlegte, erzeugte nicht geringe Belegenheit. Da erhob sich im Januar plötzlich das Gerücht, daß die Herzogin guter Hoffnung sei. Es folgten Wochen größter Aufregung in ganz Frankreich, bis am 22. Febr. die Herzogin eine Erklärung abgab, welche die Nachricht durch die Aussage bestätigte, daß sie in geheimer Ehe mit dem neapolit. Marschese Lucchese-Palli, aus der Familie der Fürsten von Campo-Franco, vermählt sei. Die Bestätigung dieser Nachricht brachte sie sofort um ihren polit. Bedeutung, so daß die Regierung, nachdem die Herzogin 10. Mai eine Tochter geboren, kein Bedenken trug, sie ihrer Haft zu entlassen. Sie starb sich im Juni 1833 zunächst nach Sicilien ein und zog sich dann nach Venedig zurück, wo sie längere Zeit mit ihrer neuen Familie zubrachte. Nach dem Tode ihres Gemahls bezog sie das Schloß Brannitz bei Graz, wo sie 17. April 1870 starb.

Berruguete (Alonso), einer der berühmtesten span. Bildhauer, Maler und Architekten, geb. zu Varedes de Nava (nach andern in Toledo) 1491, gest. zu Alcalá 1561 (nach andern 1562), studierte 1503—20 in Italien, anfänglich in Rom, wo er viel in der Schule Michel Angelos arbeitete und besonders Proportionsstudien betrieb, dann in

Florenz, wo er an B. Bandinelli und A. del Sarto Freunde fand. Nach der Rückkehr in sein Vaterland hielt er sich zuerst einige Zeit in Saragossa auf, wo er das prächtige Städtchen des Biszeraners von Aragonien ausführte. Daraus wandte er sich nach Castilien und wurde von Karl V. sehr ausgezeichnet und durch verschiedene Arbeiten, auch als Architekt, am Palaste Barbo und an der Alhambra beschäftigt. Seine berühmtesten Bildhauerarbeiten sind in der Kathedrale zu Toledo; seine besten Gemälde zu Valladolid, Toledo und Salamanca. B. steht an der Spitze jener span. Künstler, welche den Stil Buonarrotis nach Spanien verpflanzten, während er als Architekt eine einfachere Bauweise einführte.

Berrper (Pierre Antoine), berühmter franz. Advokat und legitimistischer Politiker, geb. 4. Jan. 1790 zu Paris und im Kollegium der Oratorianer von Juilly erzogen, war für den geistlichen Beruf bestimmt, wandte sich aber später der Rechtswissenschaft zu. Anfangs Parteigänger Napoleons I., ging er später zu den Bourbonen über, ohne jedoch seinen freimüthigen Ansichten zu entsagen. Er war seit 1814 als Sachwalter thätig und hatte bereits einen glänzenden Ruf als solcher erlangt, als er 1829 vom Depart. Oberloire zum Abgeordneten in die Deputiertenkammer gewählt wurde, wo er sich als hervorragender Vertreter seiner Partei erwies. Nach der Julirevolution von 1830 leistete er der neuen Dynastie und Verfassung den Eidswur, belämpfte das Julidiktum aber aufs schärfste mit den Waffen des Liberalismus, denen es selbst sein Dasein verdankte. In dieser Stellung tonate B. 17 Jahre lang seine parlamentarische Geltung; Haupten und dabei das Banner seiner legitimistischen Meinung aufrecht halten. Er übernahm wiederholt die Verteidigung namhafter Körperden der republikanischen Partei, ja nach dem Voulagner Vorfall (1840) selbst die Verteidigung des Prinzen Ludwig Napoleon. Im Frühjahr 1848 vom Depart. Rhône-und-Saône zum Abgeordneten ernannt und 1849 auch wieder gewählt, zählte er zu den Hauptern der Majorität, die sich aus der Vereinigung aller übrigen monarchischen Parteien ergab. Während des Napoleonischen Staatsstreichs von 1851 übernahm er eine thätige Rolle bei der Zusammenkunft auf der Mairie des zehnten Arrondissements, wo die Absehung des Präsidenten im Namen der Nationalversammlung ausgesprochen wurde. Später bemühte er sich eifrig um die Ausgleichung und Versöhnung zwischen den beiden Linien des Bourbonischen Hauses. Erst bei den Wahlen im Mai 1863 trat wieder als Kandidat in Marseille auf und wurde zum Abgeordneten in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Im J. 1864 war er zum Mitgliede der Französischen Akademie ernannt worden. B. starb 29. Nov. 68 auf seinem Landgute zu Angerville im Depart. Eure. Am 25. April 1875 wurde sein Standbild in dem Justizpalaste in Marseille enthüllt. Nach seinem Tode erschienen seine *Discours parlementaires* (5 Bde., Par. 1872—74). Vgl. Diction, *«B. ses contemporains»* (Par. 1874).

Bersaba, s. Beerseba.

Bersaglietti (vom ital. bersaglio, Ziel) heißen in Italien die Scharfschützen. Sie wurden 18. Juni 1836 im sarbin. Heere durch den General granbro Ferrero della Marmora in Stärke von Kompagnien, die 1848 auf 1 Bataillon vermehrt wurden, errichtet. Im J. 1848 gab es 2, 1860 3 Ba-

taillone, 1862 bereits deren 10. Sie erhielten einen ausgewählten Ertrag und zeigten sich bald durch ihre Leistungen aus. Mit Errichtung des Königreichs Italien wurden die B. auf 7 Regimenter (zu 6 Bataillonen mit 4 Kompagnien) verstärkt und nach dem Organisationsgesetze vom 30. Sept. 1873, das mit dem 1. Jan. 1874 in Wirksamkeit trat, bestehen 10 Regimenter B. (zu 4 Bataillonen) mit einer Friedensstärke von 16900 Mann und einer Kriegsstärke von 32641 Mann. Die B. sind Elite-truppen; alle Hauptleute sind beritten; die Mannschaft trägt dunkelblaue, mit roten Auszeichnungen verzierte Kleidung und breitkrempige Filzhüte mit währenddem Federbusch.

Berserker (von ber, d. h. der Bär, und serkr, d. h. das Hemd, Fell) war nach der Erzählung Snorris ein Enkel des achtbändigen Starladr und der schönen Alfhilde und ein gefürchteter Kriegsheld. Nach einer falschen Etymologie des Wortes (von ber, d. h. bloß oder nackt) läßt ihn Snorri Panzer und Helm verachten, indem seine Wut ihm die Schutzwaffen ersetzte. Zu dieser Sage haben die *«Berserker»* die Veranlassung gegeben, wilde, ungeschlagte und wütende Menschen, welche ursprünglich in Bärenfelle gehüllt (daher oft auch Ulfhednarr, d. h. die in Wolfsfell gekleideten, genannt), sich auf den Feind losstürzten. Von ihrer toben- den Kampfesweise heißt jede wilde Kampfeswut Berserkerwut.

Bersaglio (Vittorio), ital. Dichter und Publizist, geb. 1830 in Beveragno bei Cuneo, studierte seit 1845 in Turin die Rechtswissenschaften, machte 1848 den Feldzug gegen Oesterreich mit, wurde sodann Advokat, welchen Beruf er jedoch bald wieder aufgab, um sich ganz der Literatur und Publizistik zu widmen. Seit 1852 veröffentlichte er die Dramen: *«Pietro Micca»*, *«Travets»*, *«La bolla di sapone»* und mehrere andere, nebst Novellen, Romanen u. dgl. Am bemerkenswertesten sind von seinen novellistischen Arbeiten: *«Il novelliere contemporaneo»*, *«La famiglia»*, *«L'amor di patria»* und *«Corrutela»*. Zehnter Roman ist in deutscher Übersetzung unter dem Titel *«Korruption»* erschienen (2 Bde., Wien 1877). Außerdem ist zu nennen das Geschichtswerk *«Il regno di Vittorio Emanuele II: trent' anni di vita italiana»* (Bd. 1, Tur. 1878). B. ist der Gründer der *«Gazzetta Piemontese»*, die er seit ihrem Beginn redigiert und welcher er später die Wochenschrift *«Gazzetta Letteraria»* beigelegt hat.

Bersot (Pierre Ernest), franz. Publizist, geb. 22. Aug. 1816 zu Surpères im Depart. Charente inférieure, besuchte seit 1836 die Normalschule, und war später Lehrer der Philosophie in Rennes, Paris, Bordeaux, Dijon und Versailles. Beim Staatsstreich des 2. Dec. 1851 reichte er seine Entlassung ein, 1859 wurde er Mitarbeiter des *«Journal des Débats»*, 1866 Mitglied des Instituts, 1871 Direktor der Normalschule. Er starb zu Paris 1. Febr. 1880. B. war ein feiner, geschmackvoller Schriftsteller und hat sich um das franz. Unterrichtswesen große Verdienste erworben. Seine bekanntesten Schriften sind: *«Essai sur la Providence»* (1858; 2. Aufl. 1856), *«Mesmer et le magnétisme animal»* (4. Aufl. 1879), *«Etudes sur le XVIII^e siècle»* (2 Bde., 1856), *«Littérature et morale»* (1861), *«Essais de philosophie et de morale»* (2 Bde., 1864), *«Morale et politique»* (1868), *«Libro philosophies»* (1868) u. f. w.

Bert (Paul), franz. Gelehrter und Politiker, geb. zu Auxerre im Depart. Yonne 17. Okt. 1833, wurde Doktor der Medizin (1863) und der Naturwissenschaft (1866), auch Licentiat der Rechte, 1867 zum Professor an der Fakultät zu Bordeaux, 1869 zum Professor der Physiologie an der Sorbonne ernannt. Nach dem 4. Sept. 1870 wurde er Generalsekretär der Präfektur des Depart. Yonne und im Jan. 1871 Präfekt des Depart. Nord, legte aber dieses Amt nach dem Rücktritt Gambettas nieder. Im J. 1874 trat er als Abgeordneter des Depart. Yonne in die Nationalversammlung, gehörte zu der Gruppe „Union républicaine“ und nahm an allen das Unterrichtswesen betreffenden Debatten lebhaften Anteil. Namentlich trat er bei der Beratung der Ferry'schen Gesetze über das Volksschulwesen lebhaft für Laienunterricht, Schulzwang und Unentgeltlichkeit des Unterrichts ein. Inzwischen war er Mitglied des Generalrats der Yonne und des Oberstudienrats geworden und trat im Nov. 1881 als Minister des öffentlichen Unterrichts und des Kultus in das Ministerium Gambetta, dessen Rücktritt auch den seinigen zur Folge hatte. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „De la greffe animale“ (1868), „De la vitalité des tissus animaux“ (1866), „Revue des travaux d'anatomie et de physiologie publiés en France pendant l'année 1864“ (1866), „Notes d'anatomie et de physiologie comparées“ (2 Bde., 1867–70), „Recherches sur le mouvement de la sensitive“ (1867–70), „Leçons sur la physiologie comparée de la respiration“ (1869), „La pression barométrique. Recherches de physiologie expérimentale“ (1877; von der Akademie preisgekrönt), „La morale des Jésuites“ (1880), „Leçons, discours et conférences“ (1880) u. a.

Bert., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Bertoloni (Antonio).

Berth., bei zoolog. Namen Abkürzung für Berthold (Arnold Adolf).

rahta, d. i. die berühmter, in uen des Mittelalters die kath. schöne und göttlich Charibert Helbert, König ehrung des letzten Verbreitung Sachsen außer dem Karlsagen: Nichten des auch Berthrada grand pied) ge- Charibert von en und Mutter der Tafelrunde d. Gr., welche lebar, den Kaiser B., die Gebert und Mut-

der von Bertholden Bertholden Nithard. — Bekannt ist B., die Tochter des Alamannenherzogs Burchard und die Gemahlin Rudolfs II., Königs vom transjurischen Burgund, die nach des letzten Tode 937 die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Konrad führte, sich später mit König Hugo von Italien vermählte und gegen Ende des 10. Jahrh. starb. Diese Königin war eine sehr

sorgsame Hausfrau und wird auf gleichzeitigen Denkmälern (Siegel u. dgl.) auf ihrem Thron sitzend dargestellt. Vgl. Simrod, „B. die Spinnerin“ (Frankf. a. M. 1858).

Berthe (frz.), kleiner Kragen, Befestigung am Leibchen eines Frauenkleides.

Bertheau (Ernst), verdienster Geograph und Orientalist, geb. 23. Nov. 1812 zu Hamburg, besuchte das dortige Johanneum und widmete sich hierauf seit 1832 erst zu Berlin, dann zu Göttingen theol., vorzugsweise aber orient. Studien. Seit Richards 1836 Repetent zu Göttingen, habilitierte er sich 1839 daselbst als Privatdocent in der philos. Fakultät, erhielt 1842 eine außerord. und 1843 eine ord. Professur zu Göttingen, wo er vorzugsweise über Exegese des Alten Testaments, Archäologie und Geschichte der Israeliten, biblische Theologie sowie auch über Arabisch, Chaldäisch und Syrisch lehrte. Seinen Ruf als Geograph und Bibelforscher begründete er durch „Die sieben Gruppen mosaischer Gesetze“ (Gött. 1840) und „Zur Geschichte der Israeliten“ (Gött. 1842), in denen er sich als ein Schüler Ewalds bekundet. Geschätzt sind seine Kommentare zu den Büchern Richter und Ruth (Ept. 1847), Psalmen Salomos (Ept. 1847), den Propheten (Ept. 1854; 2. Aufl. 1874), Jeremia und Ezechiel (Ept. 1862), in Untersuchungen über arab. hebr. Geschichte und Alterthümer in Gelegenheitschriften, gesammelten veröffentlichten, ist noch z. B. Grammatik des Bertheaus nennen.

Berthelot (Marcellin Pierre Eugène), franz. Chemiker, geb. 29. Okt. 1827 zu Paris, war anfangs Préparateur de Chimie, später Professor am Collège de France und Mitglied des Instituts, und wurde 1881 als lebenslangliches Mitglied in den Senat gewählt. B. lieferte eine ungemein große Zahl von Untersuchungen, teils rein chem., teils chem.-physik. Inhalts und schrieb „Essai de Mécanique chimique fondée sur la Thermochimie“ (2 Bde., Par. 1879).

Berthelsdorf, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Bautzen (Oberlausitz), Amtshauptmannschaft Löbau, 2 km im NO. von Herrnhut, mit (1880) 1837 E. meist Anhängern der Sekte der Herrnhuter oder der Mährischen Brüder, deren Konferenz der Ältesten hier residiert und von hier aus ihre zahlreichen Kolonien und Missionen in allen Erdteilen regiert. Der Ort hat Leinen- und Zwirnfabrikation, Weberei und Brauerei und ein vom Grafen Zinzendorf erbautes großes Schloß. In der Regel findet hier alle 12 Jahre eine Synode der Herrnhuter statt.

Berthelsdorf, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Dresden, Amtshauptmannschaft Freiberg, an der Freiburger Mulde und der Linie Freiberg-Dienstadt der Sächsischen Staatsbahn, 6 km südlich von Freiberg, zählt 1627 E., in der Nähe Silbergruben und ein großer, tiefer Bergteich.

Berthelsdorf, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Leipzig, Amtshauptmannschaft Döbeln, an der kleinen Striegeln, 2 km südlich von Hainichen, zählt 1026 E., die Wollspinnerei, Bleichen und Steinbrüche betreiben, hat Steinbrüche und Zorilam.

Berthet (Elie Bertrand), franz. Romanautor, geb. 9. Juni 1815 zu Limoges, lebte von 1834 als Schriftsteller in Paris. Unter seinen zahlreichen Romanen sind hervorzuheben: „La belle de

Gévaudan», «La falaise Sainte-Honorine», «Les Catacombes de Paris», «Le gentilhomme verrier», «La belle drapière», «Les houlleurs de Polignies», «Le bon vieux temps», «Le réfractaire», «Le séquestré».

Verthier (Alexandre), Fürst von Wagram, Herzog von Neuchâtel, Marschall und Vizeconnetable des franz. Kaiserreichs, Majorgeneral der Armee, wurde 20. Nov. 1753 zu Versailles geboren, besuchte die Militärakademie, trat dann in das Geniecorps und wurde 1770 als Lieutenant in den Generalstab versetzt. Im J. 1778 ging er mit Rochambeau nach Amerika, von wo er mit dem Grade eines Obersten zurückkehrte. Dann trat er in den Generalstab des Marschalls Ségur, wurde 1790 Generalkommandant der Nationalgarde von Versailles, 1792 Brigadegeneral und Generalstabschef in der Armee des Generals Luchner und 1795 Divisionsgeneral und Chef des Generalstabes bei der Armee in Italien. Als dort 1796 Bonaparte den Oberbefehl übernahm, trat B. zu demselben in ein sehr vertrautes Verhältnis. Es wurde ihm der Oberbefehl des Heers anvertraut, als sich Bonaparte nach Raftast begab. Um die Ermordung des Generals Dughot zu rächen, rückte er im Jan. 1798 in das päpstl. Gebiet ein, besetzte 18. Febr. Rom, verkündete daselbst die Republik und vertrieb mit großer Strenge die franz. Emigranten. Das Direktorium war in dessen mit der von ihm geschlossenen Konvention nicht zufrieden, und B. trat das Kommando an Masséna ab. Der Expedition Bonapartes nach Ägypten und Syrien schloß sich B. als Chef des Generalstabes an, kehrte mit dem Obergeneral zurück und trug zur Entscheidung des 18. Brumaire 1799 bei, an welchem Tage er Kriegsminister wurde. B. begleitete 1800 als Generalstabschef Bonaparte nach Italien und machte sein Geschick ganz besonders beim Zuge über die Alpen und in der Schlacht bei Marengo geltend. Er setzte nach dem Friedensschlusse in Piemont eine provisorische Regierung ein und war als außerord. Votschafter in Spanien erfolgreich thätig, übernahm dann jedoch wieder das Kriegsministerium. Im J. 1806 begleitete er den Kaiser zur Krönung nach Mailand, dann als Chef des Generalstabes in den Krieg gegen Osterreich, unterzeichnete 17. Okt. die Kapitulation von Ulm, 6. Dez. den Waffenstillstand von Austerlitz, wohnte 1806 und 1807 den Feldzügen gegen Preußen und Rußland bei und vollzog im Juni den Waffenstillstand von Tilsit. Schon bei der Thronbesteigung war er zum Marschall des Reichs und Großoffizier der Ehrenlegion ernannt worden; nach der Abtretung der beiden Fürstentümer Neuchâtel und Valengin von seiten Preußens erhielt er 20. März 1806 von Napoleon die souveräne Herrschaft über dieselben. Überdies wurde er zum Mitgliede des Senats und zum Vizeconnetable des Reichs erhoben. B. vermählte sich 1808 auf Wunsch des Kaisers mit Marie Elisabeth Amalie, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern-Birtenfeld (geb. 1784, gest. 1849), obgleich sein Herz seit einem Jahrzehnt einer Widoconti gehörte. Im Feldzuge von 1809 gegen Osterreich Majorgeneral der Armee erhielt er nach der Schlacht von Wagram, in der er glänzende Dienste geleistet, den Titel eines Fürsten von Wagram. Der Kaiser sandte ihn 1810 nach Wien, um daselbst seine Vermählung mit Marie Louise, der Tochter Franz' I., zu vollziehen. In dem Feldzuge von 1812 wie in

denen von 1813 und 1814 war B. wiederum Napoleons Majorgeneral der Armee und Chef des Generalstabes. Napoleon ließ B.s hoher Begabung für diese Stellung die gerechteste Anerkennung widerfahren, obgleich er ihm die Fähigkeit selbständiger Kommandoführung nicht zutraute. Nach dem Sturze Napoleons mußte B. das Fürstentum Neuchâtel aufgeben und unterwarf sich Ludwig XVIII., von welchem er die Würde eines Pairs und Marschalls von Frankreich sowie den Titel eines Kapitäns der Garde erhielt. Napoleon, der an der innern Ergebenheit B.s nicht zweifelte, machte ihm von Elba aus Eröffnungen, die B. jedoch weder beantwortete noch Ludwig XVIII. hinterbrachte, was ihn beiden verdächtigte. Die Ereignisse im März 1815 stürzten ihn in gänzliche Ratlosigkeit. Nach langem Zaudern begab er sich nach Bamberg zu seinem Schwiegervater; sein Geist war zerrüttet. Am 1. Juni sah er von dem Balkon des Schlosses herab eine Abteilung russ. Truppen nach der franz. Grenze vorüberziehen; von diesem Anblicke erregt, stürzte er sich auf die Straße herab und fand den Tod. Er wurde in der Kirche zu Wang begraben. B. hinterließ drei Kinder. Zu Paris erschienen 1826 seine «Mémoires». — Victor Leopold B., Bruder des vorigen, geb. 12. Mai 1770 zu Versailles, trat ebenfalls früh in die franz. Armee, wurde 1795 Generaladjutant, machte als solcher die Feldzüge gegen die Osterreich und Russen mit, erhielt 1798 den Grad eines Brigadegenerals, versah dann den Dienst eines Chefs des Generalstabes in verschiedenen Armeekorps und wurde 1806 zum Divisionsgeneral erhoben. Er zeichnete sich in der Schlacht bei Austerlitz und im Feldzuge von 1806 bei Lützen aus. B. starb 21. März 1807 zu Paris. — César B., geb. 4. Mai 1766, ein anderer Bruder des Marschalls, diente lange im Kriegsdepartement und machte nur durch seinen Namen Karriere. Er wurde 1799 Brigadegeneral und befehligte 1806 das Küstenkorps in Holland. Im J. 1811 wurde B. zum Divisionsgeneral und in den Grafenstand erhoben; auch erhielt er das Gouvernement von Tabago und dann von Corsica; 1814 trat er auf die Seite Ludwigs XVIII. Er starb 17. Aug. 1819 zu Grosbois. — Napoleon Alexandre B., Fürst von Wagram, der Sohn des Marschalls, geb. 11. Sept. 1810, wurde 26. Jan. 1852 Senator und zählte zu den eifrigsten Anhängern Napoleons III.

Verthierit oder Eisenantimon (nach dem franz. Mineralogen Pierre Verthier), ein dunkel stahlgraues, oft bunt angelauenes metallisches Mineral, das stengelige und faserige Aggregate von unbekannter Krytallform bildet und chemisch eine Verbindung von Schwefeleisen mit Schwefelantimon, wie es scheint nach verschiedenen Verhältnissen, ist; es findet sich zu Bräunsdorf bei Freiberg und auf mehreren Gruben in der Auvergne, wo es zur Gewinnung von Antimon benutzt wird.

Berthold, Bischof von Chiemsee, hieß mit seinem Familiennamen Wirtfinger, wurde 1466 zu Salzburg geboren, ward 1508 Bischof von Chiemsee und war als solcher eifrig bemüht, der immer mehr zunehmenden Sittenverderbnis, besonders des Klerus, entgegenzuarbeiten. Auch schrieb er ein anonymes Buch: «Onus ecclesiae» (Landsh. 1524), welches das Verderben der Kirche an Haupt und Gliedern heftig tadelt und eine durchgreifende Reformation fordert, jedoch mit Weibehaltung der

Sierarchie. Im J. 1525 legte B. sein Bistum nieder und schrieb in der Zurückgezogenheit außer einigen Schriften zur Messe die „*Lewtische Theologes*“ (Münch. 1528; in lat. Übersetzung, Augsb. 1531; neu herausg. mit Anmerkungen, Wörterbuch und Biographie von W. Reithmeier, Münch. 1852), eine Verteidigung der röm.-lath. Lehre vom Standpunkte der speculativen Mystik aus. B. starb 19. Juli 1543 zu Saalfelden im Pinzgau.

Berthold (Arnold Adolf), Physiolog, geb. 26. Febr. 1803 zu Soest, gest. 3. Jan. 1861 zu Göttingen als Professor an der dortigen Universität, schrieb unter anderm „*Lehrbuch der Physiologie der Menschen und Tiere*“ (3. Aufl., 2 Bde., Göt. 1848) und „*Lehrbuch der Zoologie*“ (Göt. 1845).

Berthold von Holle, einer der wenigen namhaften Dichter niederdeutscher Zunge im Mittelalter, aus einer adeligen, noch heute blühenden Familie Niedersachsens stammend, dichtete in den J. 1260–70 und war wahrscheinlich der Sohn eines Bertoldus de Holle Truchseß des Bischofs Konrad von Hildesheim, der von 1219–45 in Urkunden öfter als Zeuge erscheint. Von den drei epischen Dichtungen, die man bis jetzt von ihm kennt, „*Demantinn*“, „*Crane*“, „*Darifant*“ (herausg. von Barisch, Nürnberg. 1858), ist die erste mit Ausnahme von einigen Schlussversen ganz (über 12 000 Verse), die zweite zum größten Teile (gegen 5000 Zeilen), die dritte nur in ein paar spärlichen Fragmenten erhalten. Alle drei haben das Gemeinsame, daß die Stoffe Anklänge an die Geschichte, an histor. Persönlichkeiten und Ortschaften enthalten. Das eine dieser Gedichte, der „*Crane*“ (Rranich), hat im großen und ganzen denselben Inhalt wie der ebenfalls nur in Bruchstücken auf uns gekommene Roman vom Grafen Rudolf (herausg. von W. Grimm, Göt. 1844), welcher den Kreuzzügen seinen frei behandelten Stoff entnommen hat. Die Abweichungen in den Namen und andern erklären sich daraus, daß B. nach seinem ausdrücklichen Geständnis nicht nach einer schriftlichen Quelle, sondern nach der mündlichen Erzählung des jungen Herzogs Johann von Braunschweig (geb. um 1238, gest. 1277) dichtete. Auch „*Demantinn*“ beruht auf mündlicher Mitteilung, die der Dichter von einem „*Herren*“ empfangen hatte. B.s Vorbild in allen drei Werken ist Wolfram von Eschenbach, aus dem er zahlreiche Wendungen und Ausdrücke entlehnt hat. B. ist kein dichterisch bedeutender Geist, aber Lebendigkeit der Darstellung und Naivetät sind ihm nicht abzusprechen.

Berthold von Regensburg, der größte deutsche Volksprediger des Mittelalters, ward ums J. 1220 wahrscheinlich zu Regensburg geboren und erhielt im dortigen Minoritenkloster unter dem berühmten David von Augsburg seine Ausbildung. Nachdem er schon zu Regensburg seinen Ruf als Redner begründet hatte, zog B. seit 1250 als Reiseprediger von Ort zu Ort, zuerst in Niederbayern, 1253 in Landshut, in Speier, alsdann rheinaufwärts durchs Elsaß über Kolmar nach der Schweiz, 1257 durch Schwaben nach Augsburg, 1261–62 nach Österreich, Böhmen, Mähren, sogar bis Ungarn hinab. Während seiner letzten Lebensjahre wirkte B. in Bayern und starb 18. Dez. 1272 zu Regensburg, wo in der Minoritenkirche noch jetzt sein Grab gezeigt wird. B.s Predigten stehen hoch über allem, was im Gebiete der deutschen Homiletik im Mittelalter bekannt geworden ist, ja sie ge-

hören zum Vorzüglichsten, was die deutsche Beredsamkeit alter und neuer Zeit aufzuweisen hat. Noch lange lebte das Andenken an den unvergleichlichen Prediger in der Erinnerung des Volks fort, und noch im 15. und 16. Jahrh. besuchte das Volk nicht bloß aus Regensburgs Umgebung, sondern auch von fern her, selbst aus Ungarn, die Ruhestätte des „*guten seligen Landpredigers*“ wie das Grab eines Heiligen. Seine Gebeine, während des Dreißigjährigen Kriegs aus dem Grabe gehoben und bald dahin, bald dorthin gebracht, befanden sich jetzt in einem kostbaren Schrein in der Schatzkammer des regensburgsburger Doms. Von B.s in zahlreichen Handschriften erhaltenen Predigten hat Franz Pfeiffer (2 Bde., Wien 1862–80) eine kritische Ausgabe besorgt. In's Neuhochdeutsche übertragen wurden sie von Göbel (3. Aufl., Regensb. 1873). Vgl. Stromberger, „*Berthold von Regensburg*“ (Gütersloh 1877).

Berthold (Leonhard), namhafter prot. Theolog, geb. 8. Mai 1774 zu Emskirchen im Bayreuther Unterlande, studierte 1792–96 zu Erlangen Theologie und orient. Philologie, ward 1802 Abhandl. 1805 außerord. Professor in der philos. Fakultät, 1806 ord. Professor der Theologie und Universitätsprediger und starb am 22. März 1822. Seine Bearbeitung des Propheten Daniel („*Daniel*, aus dem Hebräisch-Aramäischen neu übersetzt und erklärt, 2 Bde., Erl. 1806–8) war für die Auffassung desselben bedeutungsvoll, da B. nicht bloß die prophetischen, sondern auch die histor. Stüde in die Zeit des Antiochus Epiphanes verwies. Der Versuch dagegen, das Buch in eine Reihe von Fragmenten verschiedener Verfasser zu zerlegen, hat keinen Beifall gefunden. Noch jetzt ist von B. seine „*Christologia Judaeorum Jesu apostolorumque aetate in compendium redacta observationibusque illustrata*“ (Erl. 1811). Die ausführliche „*histor. kritische Einleitung in die sämtlichen kanonischen und apokryphischen Schriften des Alten und Neuen Testaments*“ (6 Bde., Erl. 1812–19), ungleich durch die Anordnung, welche alt- und neutestamentliche Schriften untereinanderstellt, ist nicht bedeutend durch eigene kritische Forschung, aber immer noch brauchbar durch fleißige Zusammenstellung fremder Ansichten. Seit 1809 leitete B. anfangs mit Ammon zusammen, seit 1814 allein, die Redaction des „*Kritischen Journals der neuesten theol. Litteratur*“. Von geringer Bedeutung ist die „*Theol. Wissenschaftskunde oder Einleitung in die theol. Wissenschaften*“ (2 Bde., Erl. 1821–22) und das „*Handbuch der Dogmengeschichte*“ (2 Bde., Erl. 1822–23).

Berthollet (Claude Louis, Graf von), einer der vorzüglichsten theoretischen Chemiker seiner Zeit, geb. zu Talloire in Savoyen 9. Nov. 1748, studierte in Turin und ging 1772 nach Paris, wo er 1780 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1794 Professor an der Normalschule wurde. Er hatte 1796 den Auftrag, in Italien die Denkmäler auszuwählen, die nach Frankreich geschafft werden sollten; dann folgte er Bonaparte nach Ägypten, mit dem er 1799 zurückkehrte. Nach dem 18. Brumaire ward er Mitglied des Erhaltungsenats, dann Graf und Großoffizier der Ehrenlegion. Durch den Kaiser erhielt er 1804 die Senatorie von Montpellier. Dessenungeachtet stimmte er 1814 für die Absetzung desselben. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair. Er starb zu Arcueil bei Paris 6. Aug.

1822. Unter den Erfindungen und neuen Verfahrungsarten, womit er die Wissenschaften und Künste bereicherte, sind die wichtigsten das Ausziehen der Gase zur Aufbewahrung des Wassers auf Schiffen, das Appretieren des Leinwand u. s. w., vorzüglich aber das Bleichen von Pflanzenstoffen durch Chlor, welches seit 1786 in Frankreich im Großen mit Erfolg angewendet wurde. Unter seinen Schriften war der «Essai de statique chimique» (2 Bde., Par. 1808; deutsch von Bertholdy, Berl. 1811) von besonderer Wichtigkeit. Großen Anteil hatte er auch an der Reformation der chem. Nomenclatur und Herausgabe der «Méthode de nomenclature chimique» (Par. 1787). Das von ihm erfundene Knallsilber hat den Namen Berthollets Knallpulver erhalten.

Bertholletia, eine von Humboldt, Bonpland und Kunth zu Ehren des franz. Naturforschers Berthollet benannte Baumgattung des tropischen Südamerica aus der Familie der Myrtaceen, welche sich durch große, kugelige Kapseln mit holziger Fruchtschale auszeichnet, die sich an der Spitze mit einem kleinen Dedel öffnet und viele große, breitanfuge, hartschalige Samen enthält. Die Blüten besitzen einen halbunterständigen Fruchtknoten, einen zweitheiligen, abfallenden Kelch, sechs Blumentronenblätter und viele, am Grunde trugförmig verwachsene Staubgefäße. Die einzige bekannte Art, *B. excelsa* H. B. K., ist ein prächtiger, bis 30 m Höhe erreichender, immergrüner Baum mit großen, lederartigen Blättern, großen, weißen Blumen und Kapseln von der Größe eines Menschenkopfs, welche mit lautem Knall aufspringen und die zahlreichen großen Samen austreuen. Letztere, einen dreieckigen, mandelförmig schneidenden Kern enthaltend, kommen unter dem Namen Parandisse oder ameritanische Nüsse in den Handel und werden in Südamerica als Nahrungsmittel sowie zur Ölbereitung benutzt. Die B. wächst namentlich in den Urdwäldern des Orinocogebietes und Brasiliens. Das Holz der B. ist sehr hart und dauerhaft, weshalb es vielfach in Südamerica zu Bauten benutzt wird.

Berthollets Knallpulver nennt man das im J. 1768 von Berthollet erfundene Knallsilber. Dasselbe ist eine Silberverbindung, welche beim Digestieren von frisch gefälltem Silberoxyd mit Ammoniak, oder in einer ammoniakalischen Silberlösung auf Zusatz von Kali entsteht und die Eigenschaft besitzt, gewaltfam zu explodieren, sobald sie den geringsten äußern Anstoß erhält. Der getrocknete Niederschlag braucht nur mit einer Federfahne berührt zu werden, um mit gewaltigem Knall und Vertrümmerung alles Umgebenden zu explodieren; es sind sogar schon Explosionen der feuchten Materie vorgekommen. Die ungemein große, nicht zu regulierende Explosionsfähigkeit ist Veranlassung gewesen, von der Verwendung dieses Präparats gänzlich abzusehen, um es teils durch Brugnattell's Knallsilber, teils durch Knallqued Silber zu ersetzen.

Berthoud (Samuel Henri), franz. Schriftsteller, geb. 19. Jan. 1804 zu Cambrai, gründete 1828 die «Gazette de Cambrai», ließ sich 1832 in Paris nieder, wo er Mitarbeiter an vielen verbreiteten Journalen und 1835 Redacteur des «Mercure» wurde. Später übernahm er die Redaction der «Presse», die er 1848 niederlegte. Von seinen Werken sind zu nennen: «Chroniques et traditions surnaturelles de la Flandre» (8 Bde., 1831–34), die Romane «Pierro Paul Rubens» (1840), «El Houdi»

(1848), «Le Zéphyr d'El Arouch» (1850) u. s. w. Seine für die «Patrie» geschriebenen Aufsätze gab er gesammelt unter dem Pseudonym Sam heraus in «Fantaisies scientifiques» (4 Bde., 1861) und «Petites chroniques de la science» (10 Bde., 1867–71). Auch als Jugendschriftsteller trat B. mit Erfolg auf.

Berti (Domenico), ital. Staatsmann, Philosoph und Litterat, geb. 17. Dez. 1820 in Cumiana bei Pinerolo, studierte in Turin, war mehrere Jahre Gymnasiallehrer in Novara und Casale, wurde 1849 Professor der Philosophie an der Universität zu Turin. Seit 1849 gehörte er, mit Ausnahme der Jahre 1857–60, dem sardin. und ital. Parlament an. Er wurde 1860 Referendar im Staatsrat, war 31. Dez. 1865 bis Februar 1867 Minister des Unterrichts, 1871–77 Professor der Philosophie in Rom, und übernahm 29. Mai 1881 das Ministerium des Ackerbaues und des Handels. Außer zahlreichen pädagogischen und polit. Broschüren und Artikeln schrieb er: «Vita di Giordano Bruno» (Tur. 1868), «Copernico e le vicende del Sistema Copernicano in Italia» (Rom 1876), «Il Processo di Galileo Galilei» (Rom 1876; 2. Aufl. 1878), «Cesare Alfieri» (Rom 1877), «Di Cesare Cremonino e della sua controversia con l'Inquisizione» (Rom 1878), «Giovanni Valdes e i suoi discepoli» (Rom 1878), «Vita ed opere di Tommaso Campanella» (Rom 1878). In der Politik sowohl als auch in der Litteratur vertritt B. die gemäßigte konservativ-liberale Richtung.

Bertin (Antoine, Chevalier de), franz. Dichter, geb. 10. Okt. 1752 auf der Insel Bourbon, wurde seit seinem neunten Jahre in Frankreich erzogen. Er trat in den Militärdienst und stieg bald bis zum Capitän empor. Seine ersten Verse erschienen 1777. Seine leichten Liebesgedichte und versifizierten Briefe, seine Reisebeschreibungen in Versen und Prosa machten ihn schnell bekannt und sichern ihm einen Platz neben seinem Landsmann und Freunde Barny. Zu den ausgezeichnetsten Erzeugnissen seiner Muse gehören seine Elegien «Les amours» (1780). Gegen Ende 1789 reiste B. nach San-Domingo, wo er wenige Tage nach seiner Vermählung mit einer jungen Mulattin 24. Juni 1790 starb. Seine «Oeuvres» (2 Bde., 1785) gab Boissonade am besten heraus (1824).

Bertin, zwei Brüder, vorzüglich bekannt als Stifter und Eigentümer des «Journal des Débats». Der jüngere, Louis François B. de Baug, geb. 1771 zu Paris, B. le Superbe genannt, betrieb eine Zeit lang ein Bankiergeschäft, unterstützte aber zugleich seinen Bruder bei Herausgabe der Zeitung, und erhielt unter der Julimonarchie, wie alle Mitglieder seiner Familie, eine polit. Rolle, indem er zum Gesandten in Haag und nach seiner Rückkehr 1822 zum Pair ernannt wurde. Er starb 28. April 1842. — Sein älterer Bruder, der ebenfalls Louis François hieß, geb. zu Paris 14. Dez. 1766, führte zum Unterschiede den Namen B. aîné. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, wählte er infolge der Revolution die Journalistenlaufbahn und erwarb 1800, gemeinschaftlich mit seinem Bruder, von dem Drucker Daudouin das Eigentum des seit 1789 bestehenden Journal des Débats et des Décrets, das fortan unter seiner Leitung als «Journal des Débats» herauskam. Es war eins der wenigen Blätter, die nach dem 18. Brumaire am Leben blieben. Die royalistische

Lebens, die es durchschimmern ließ, erregte jedoch das Mißfallen der Staatsgewalt, und als der Erste Konful sich zum Kaiser krönen ließ, mußte das Journal, um fortbestehen zu können, sich zum *«Journal de l'Empire»* umbenennen und zum Echo des officiellen *«Moniteur»* hergeben. Im J. 1814 ließ B. den ersten Titel des Blattes wieder auflieben und schrieb für die royalistische Sache, wofür ihm während der Hundert Tage sein Blatt weggenommen und an einen willfährigen Journalisten verschenkt wurde. Unter der Restauration hatten die verschiedenen Staatsverwaltungen an den *«Débats»* eine Stütze, bis Chateaubriands Uebertritt zur Opposition B. und sein Blatt in dieselbe hineinzog. Nachher wirkte er zu Gunsten der maßvollen Verwaltung Martignacs, schloß sich aber, als dieser zurütrat, von neuem der Opposition an und polemisierte gegen das letzte Ministerium der alten Monarchie. Als die Revolution gesiegt hatte, stellte er sich mit der Macht seines Journals auf die Seite der neuen Dynastie und leistete dieser anhaltend treuen Beistand, obwohl er immer eine gewisse Unabhängigkeit bewahrte. Er starb 13. Sept. 1841. — Sein jüngerer Sohn, Louis Marie Armand B., geb. 22. Aug. 1801 zu Paris, übernahm nach dem Tode seines Vaters die Leitung des Journals. Ein geistreicher und feingebildeter Mann, wußte er in die Redaction des Blattes jene Einheit zu bringen, die wesentlich zum Erfolge der *«Débats»* beigetragen hat. Er starb 12. Jan. 1854. — Edouard François B., geb. zu Paris 1797, der zweite Sohn des ältern B., übernahm nach dem Tode seines Bruders Armand B. die Leitung des *«Journal des Débats»*, welche er mit sicherm Blick und großer Geschicklichkeit führte. Ursprünglich Landschaftsmaler in akademischer Manier, hatte er in einer langen Reihe von Jahren Italien, Sicilien, Griechenland, Kleinasien, Aegypten bereist und von da eine außerordentliche Menge Studien mitgebracht. Seine Zeichnungen, besonders die mit Rißstiche, sind durchweg gut, seine Gemälde dagegen verfehlt. Er starb zu Paris 13. Sept. 1871. — Die Schwester der beiden Brüder, Mademoiselle Louise Angélique B., geb. 15. Jan. 1805 in Les Roches bei Vézère, widmete sich anfangs der Malerei, nachher der Musik und lieferte 1827 dem Theater Feydeau die kleine komische Oper *«Le loup-garou»*, die mit Beifall aufgenommen wurde. Eine zweite Oper, *«Fausto»* (1831), war nicht ohne Originalität. Ihr späteres Werk, *«Esmeralda»*, wozu ihr Freund Victor Hugo das Libretto gedichtet, fand 1836 in der französischen Großen Oper eine kühle Aufnahme. Sie gab 1842, unter dem Titel *«Les Glanes»*, einen Band Gedichte heraus, der von der Französischen Akademie gekrönt wurde. Sie starb zu Paris 26. April 1877.

Bertinazzi (Carlo Antonio), ein unter dem Namen Carlo Linco bekannter ital. Schauspieler und Improvisator, geb. 1713 zu Turin, ergriff wie sein Vater das Waffenh Handwerk und erwarb sich später seinen Unterhalt durch das Ertheilen von Ficht- und Tanzunterricht. Später kam er in Bologna als Arlecchino auf die Bühne und zeigte sich in dieser Charaktermaske, für die er ein ausgesprochenes Talent besaß, auch auf andern Theatern Italiens. Seit 1741 war er Mitglied des ital. Theaters zu Paris und starb daselbst 7. Sept. 1783. B. war eine hervorragende schauspielerische Kraft. Auch hat er eine Komödie *«Nouvelle métamorphoses d'Arle-*

quin» (Par. 1768) verfaßt; unecht ist die von Latouche herausgegebene Korrespondenz *«Clément XIV à Carlo B.»* (Par. 1827).

Bertini (Henry), Klaviervirtuos, Schüler seines von Clementi gebildeten Bruders Benoît August, geb. 28. Okt. 1796 in London, gest. 1. Okt. 1876 auf seiner Villa bei Grenoble, lebte meistens in Paris und ist besonders durch seine *«Etüden»* allgemein bekannt geworden.

Bertoloni (Antonio), einer der ausgezeichnetsten ital. Botaniker, geb. 8. Febr. 1776 zu Saryana in Ligurien, studierte zu Padua Medizin und Botanik, ließ sich dann als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wurde 1811 Professor der Naturwissenschaften am kais. Liceum zu Genua und 1816 an der Universität zu Bologna, wo er 17. April 1869 starb. B.'s Hauptwerk ist die *«Flora Italica»* (10 Bde., Bologna 1833—54), welcher sich eine *«Flora Italica cryptogama»* (Bd. 1 u. 2, Bologna 1858—62) anschließt. Außer zahlreichen Abhandlungen, die in den *«Commentarii»* und *«Memorie»* der Akademie der Wissenschaften zu Bologna und andern periodischen Schriften erschienen, sind von seinen übrigen Werken noch die *«Amenitates Italicae»* (Bologna 1819), *«Praelectiones botanicae»* (Bologna 1827), die *«Miscellanea botanica»* (24 Tle., Bologna 1842—65) und die *«Plantae novae asiaticae»* (Bologna 1864—65) zu nennen.

Berton (Charles François), namhafter franz. Schauspieler, geb. 16. Sept. 1820 zu Paris, besuchte unter Samsons Leitung das Konservatorium und debütierte 1837 am Théâtre français. Jedoch vermochte er sich zunächst an diesem Institut nicht zu halten und nahm ein Engagement am Boulevardtheater an. Er trat dann abermals und mit mehr Erfolg am Théâtre français auf, wandte sich, nachdem er von Duprez im Gesang unterrichtet worden war, nach Wien, wo er als Sänger glänzte, von hier 1846 nach Petersburg, wo er bis 1853 mit großem Erfolge wirkte. Darauf wurde er am Theater des Gymnasie zu Paris engagiert, wandte sich sodann zum zweiten mal nach Petersburg, wurde 1860 Mitglied des Gaittheaters zu Paris, 1863 des Odéon und 1869 des Theater der Porte St. Martin. Ein Gemüthsleiden wurde später zur Ursache seiner Entfernung von der Bühne. B. starb 18. Jan. 1874 zu Paris. Er war einer der vorzüglichsten schauspielerischen Vertreter des modernen franz. Konversationsstücks. Seit 1842 war B. mit der Roman- und Jugendschriftstellerin Karoline Samson, Tochter seines Lehrers, vermählt. Sein Sohn Pierre, geb. 1843, ist ein tüchtiger Darsteller von Liebhaberrollen und seit 1872 Mitglied des Théâtre français.

Berton (Henri Montan), franz. Komponist, geb. 17. Sept. 1767 zu Paris, der Sohn Pierre Berton B.'s, geb. 1727, gest. 14. Mai 1780, der ebenfalls viele Opern komponiert hat, erhielt schon im Alter von 15 Jahren eine Violinistenstelle im Orchester der Großen Oper. In der Komposition war An (Orchesterdirigent der Großen Oper) sein erster Lehrer, und später gewährte ihm noch Sacchini Unterweisung. Seine ersten aufgeführten Kompositionen waren Oratorien und Kantaten, die *«Promesses de mariage»* das erste Stück, welches er 1787 auf Theater brachte. Bei Errichtung des Konservatoriums wurde er als Harmonieprofessor an dasselben angestellt. Von 1807 bis 1809 war er Musikdirektor an der Italienischen Oper (damals Opera bati-

genannt), und von 1809 bis Ende 1815 wirkte er als Chef du chant (Chordirektor und Korrepetitor) an der Großen Oper. Bei der Neuorganisation des Konservatoriums 1816 erhielt er eine Kompositionsprofessur an diesem Institut, nachdem er kurz vorher schon Mitglied der musikalischen Section der Akademie geworden. Er starb zu Paris 22. April 1844. B. hat gegen 40 größere und kleinere Opern komponiert, mehrere darunter mit andern gemeinschaftlich, z. B. «Blanche de Provinces» (1821) mit Boieldieu, Cherubini und Paër, «Pharamond» (1825) mit Boieldieu und Kreuer, «L'Oriflamme» (1814) mit Mehul, Paër und Kreuer. Auch hat er Ballette, Gelegenheitskantaten, Romane sowie theoretische und kritische Musikschriften geschrieben. Als seine besten Opern gelten: «Ponce de Léon» (1794), wozu er auch das Libretto verfaßt, «Montano et Stéphanie» (1799), «Le défilé» (1799) und «Aline, reine de Golconde» (1808).

Berton (Jean Baptiste, Baron), franz. Brigadegeneral, geb. 15. Juni 1769 zu Grandval bei Sedan im Depart. Ardennen, trat als Lieutenant 1792 in die Legion der Ardennen, zeichnete sich namentlich seit 1807 in Spanien aus und erwarb sich allmählich den Grad eines Brigadiers. Nach der Restauration der Bourbons wurde er aus der Armee entfernt, weil er einen Kommentar über das Werk des Generals Larapre «De la force dans les gouvernements», sowie eine Flugschrift gegen den Direktor der Polizei, Rounier, veröffentlicht und mehrere Petitionen im Sinne polit. Freiheit an die Kammer gerichtet hatte. Er ließ sich nun in Komplotte gegen die Regierung ein, erhob 24. Febr. 1822 zu Thouars die Fahne des Aufsturus, proklamierte eine provisorische Regierung und marschierte mit 100 Mann Fußvolk und 25 Reitern auf Saumur; doch zerstreute sich seine Schar schon vor der Stadt. Man glaubte, B. sei nach Spanien entflohen, aber 14. Juni nahm ihn bei St. Florent ein Unteroffizier Wolfel gefangen. Nebst seinen Mitschüligen ward er den oberständlichen Richtern entzogen und vor die Assisen zu Poitiers gestellt, mit drei andern um Tode verurteilt und 6. Okt. 1822 hingerichtet. Vgl. Baumier, «Relation circonstanciée de l'affaire de Thouars et de Saumur» (Poitiers 1822) und «Procès de la conspiration de Thouars et de Saumur» (Poitiers 1822).

Bertram (deutscher), Pflanzenart, s. unter *chillia*.

Bertramstrant, s. unter *Parthénium*.

Bertramswurzel, s. *Anacyclus*.

Bertrand (Friedr. Oskar), namhafter Landwirt, geb. 1824 in Heilbronn, besuchte die landwirtschaftliche Akademie zu Hohenheim, war dann zwei Jahre als Otonomieverwalter in Württemberg thätig und wurde 1847 Verwalter des großen Gutes Ofin bei Namur, das er namentlich durch Einführung der bisher auf dem Kontinent unbekannten Drainage mit Thonröhren zu einer Musterwirtschaft erhob. Im J. 1849 wurde zu Ofin eine raktische Ackerbauschule errichtet und B. die Leitung derselben übertragen; auch wurde er 1853 in den Verwaltungsrat des Landwirtschaftlichen Hauptvereins für Belgien berufen. Nachdem 355 Ofin in andere Hände übergegangen war, nahm er 1857 die Stelle als Oberverwalter des zum Herzog Alfred von Croÿ gehörigen Gutes Arthaus-Wedden in Westfalen an, welches er ebenfalls schnell emporbrachte. Auch gab B. den

Konstz zur Gründung von Ackerbauschulen in Westfalen. Seit 1869 steht B. an der Spitze der Domänenverwaltung des Herzogs von Croÿ. Außer zahlreichen Abhandlungen über landwirtschaftliche Gegenstände schrieb B. ein mit dem Koppe-Preis gekröntes Werk: «Ackerbau und Viehzucht für den kleinen Landwirt» (3. Aufl., Müsst. 1871), und «über landwirtschaftliche Pachverträge» (Bresl. 1870).

Bertrand (Henri Gratien, Graf), franz. General, einer der treuesten Anhänger Napoleons I., geb. 28. März 1778 zu Châteauroux im Depart. Indre, widmete sich dem Ingenieurwesen und trat während der Revolution in die pariser Nationalgarde, später in das Genietorps, in dem er 1795 Kapitän wurde. Im J. 1796 kam er zur ital. Armee, wohnte dann der Expedition nach Ägypten bei und stieg, nachdem er die Befestigung von Alexandria geleitet, zum Brigadegeneral auf. B. erwarb sich 1806 durch Tapferkeit in der Schlacht von Austerlitz die besondere Günst Napoleons und wurde zum Adjutanten des Kaisers ernannt. Im J. 1806 brachte er die Kapitulation von Spandau zu Wege, und 1807 zeichnete er sich als Divisionsgeneral bei Friedland aus. Im Feldzuge von 1809 erwarb er sich nach der Schlacht von Aspern durch die Herstellung der Übergangsbrücken über die Donau großes Verdienst, wofür ihn Napoleon zum Grafen und an Harmonis Stelle zum Gouverneur von Ägypten ernannte. Mit gleicher Auszeichnung foht B. in den Feldzügen von 1812 und 1813, und nach Durocs Tode ward er Großmarschall des Palastes. Er befehligte damals das Reservetorps, foht bei Lützen und Bauten, konnte zwar bei Wartenburg Blüchers Übergang nicht hindern, behauptete aber in der Schlacht bei Leipzig den für den Rückzug so wichtigen Punkt von Lindenau gegen Gulas und bedte nach der Schlacht bei Hanau den Rheinübergang des franz. Heeres bei Mainz. Nach der Rückkehr nach Paris wurde er zum Aide-major-général der Nationalgarde ernannt, kehrte aber bei der wachsenden Gefahr bald wieder zur Armee zurück und folgte dem Kaiser nach Elba. B. war Napoleons innigster Vertrauter bei dessen Plänen betreffs der Rückkehr nach Frankreich. Nach der Schlacht bei Waterloo folgte B. mit seiner Familie dem Kaiser nach St. Helena und gab hier, unter den größten Opfern und Beschwerden, mit den Seinen ein denkwürdiges Beispiel treuer Ergebenheit. Erst nach Napoleons Tode kehrte er nach Frankreich zurück, wo er von Ludwig XVIII. wieder in alle seine Würden eingesetzt wurde. Nach der Revolution von 1830 wählte ihn das Departement Indre in die Kammer, wo er sich der liberalen Partei anschloß und namentlich für die Freiheit der Presse und die Abschaffung der Kammern sprach. Da er 1834 nicht wiedergewählt ward, zog er sich auf sein Landgut zu Châteauroux zurück und starb daselbst 31. Jan. 1844, nachdem er noch vorher, 1840, bei der Überführung der Asche Napoleons thätig gewesen war.

Bertrich, Dorf und Badeort im Kreise Rothen des preuß. Regierungsbezirks Koblenz, 165 m über dem Meere, in einem reichbewaldeten, von 250 m hohen Bergen eng eingeschlossenen Thale, welches der dem linken Moselarmfluß Alf zufließende Aßbach durchschneidet. Die beiden 26° R. warmen (Chlornatrium, schwefelsaures Natrium, schwefelsauren Kalk u. s. w. enthaltenden) Quellen, welche dem kleinen, nur 382 E. zählenden Orte jährlich

zahlreiche (1677 987) Badegäste aufziehen, entspringen an der südwestl. Seite des Thals am Fuße der interessanten Fuchshöhe (ober des Balmsbergs) und versorgen das nahe Ruchaus, Armenbad und den Zehnbrunnen. Das Wasser ist besonders wirksam gegen Rheumatismus und Gicht, chronischen Magenkatarrh, Menstruationsstörungen, Haut- und Drüsenkrankheiten. Die Römer kannten bereits die Heilkraft dieser Quellen. Zweckmäßige Einrichtungen trafen erst die Erzbischofe von Triest, unter deren Herrschaft der Ort 1399 kam. 1656 wurden die ersten Badeeinrichtungen hergestellt. Das merke hat aber B. dem Erzbischof Clemens Wenzeslaus zu danken, welcher 1770 unter anderm auch das mit dem Bildnis seines Gründers geschmückte Ruchaus bauen ließ. Die Umgegend ist merkwürdig durch vulkanische Bildungen: so die 606 m hohe Jallener mit dem halb eingestürzten Krater und die von Basaltbänken getragene Adlegrotte mit dem durch den Erweisbach gebildeten, 15 m hohen Wasserfall, über welchen die fast 11 m lange Wilhelmabrücke (Schwebt. Bgl. Böhm, Bericht über das Bad B. (Berl. 1860).

Veruch (Friedr. Justus), ein um deutsche Literatur, Kunst und Industrie vielfach verdienter Mann, geb. 20. Sept. 1747 zu Weimar, studierte seit 1766 in Jena erst Theologie, dann die Rechte und wurde 1769 Erzieher der Söhne des auch als Dichter bekannten Herzogs von Sachse auf Coburg bei Kitzburg, der ihn für das Studium der span. und portug. Literatur gewann. In diese Zeit fallen B. s. *„Diegenalderthen“* (Altenb. 1772), denen er in den nächsten Jahren verschiedene portug. Arbeiten, darunter das Trauerspiel *„Gefriede“* (Weim. 1773, 1780) und das Monodrama *„Poligreno“* (Erg. 1775) folgen ließ. Inzwischen hatte er sich 1773 in Weimar niedergelassen, half Wieland bei der Redaction des *„Mercur“*, und wurde 1775 zum weimar. Kabinetsekretär, 1776 zum herzogl. Rat und 1783 zum Legationsrat ernannt. Außer andern Übertragungen aus dem Französischen und Spanischen veröffentlichte B. eine deutsche Bearbeitung des *„Don Cuyote“* von Cervantes mit der Fortsetzung von Kallanachs (6 Bde., Erg. 1775–76, 1780–81) und gab auch mit von Sodenstorf und von Jantner das *„Magazin der span. und portug. Literatur“* (3 Bde., Teßau 1780–82) heraus. Mit Wieland und Schlegel entwarf er den Plan zur *„Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung“*, welche 1785 ins Leben trat und für die literarische Aufzuehlung Deutschlands von großer Bedeutung wurde. Außerdem begann B. 1786 mit Strauß die Herausgabe des *„Journal des Luxus und der Moden“*, des ersten aller deutschen Modenblätter, das bis 1827 erschien und für die Geschichte der Sitte und Kultur im Zeitalter der Französischen Revolution und des Kaiserreichs noch jetzt von histor. Interesse ist. Zu diesen Unternehmungen kamen 1790 die *„Blaue Bibliothek aller Nationen“* (11 Bde., Gotha 1790–97) und das seinerzeit in vielen tausend Exemplaren verbreitete *„Bilderbuch für Kinder“* (120 Hefte, Weim. 1790–1823), welches der Vorgänger vieler späterer Werke dieser Art wurde. Zur Herstellung und zum Vertriebe aller dieser literarischen Produktionen begründete B. 1791 das *„Landesindustrie-comptoir“*, welches mit seinen Zweiganstalten ein Mittelpunkt für Schriftsteller und Künstler wurde. In einer derselben, dem *„Geographischen Institut“*, erschienen unter andern die *„Geogr. Ephemeriden“*, die B. zuerst mit

vi

—

so

be

ch

B

in

in

E

E

ge

bi

en

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

B

(1780

1810

1820

1830

1840

1850

1860

1870

1880

1890

1900

1910

1920

1930

1940

1950

1960

1970

1980

1990

2000

2010

2020

2030

2040

2050

2060

2070

2080

2090

2100

2110

2120

2130

2140

2150

2160

2170

2180

2190

2200

2210

2220

2230

2240

2250

2260

2270

2280

2290

2300

2310

2320

2330

2340

2350

2360

2370

2380

2390

2400

so hat es zugleich ein anderes an seine Stelle zu setzen; nur so weit aber darf das unterrichterliche Urteil abgeändert werden als eine Abänderung beantragt ist. In die erste Instanz zurückerweisen zum Zweck weiterer Verhandlung muß das Berufungsgericht die Sache nur aus den in der Zivilprozeßordnung §. 500 aufgeführten Gründen, und kann dies, wenn es wegen eines wesentlichen Mangels des Verfahrens Urteil und Verfahren (soweit es von dem Mangel betroffen) aufhebt.

Eingelegt wird die Berufung durch Zustellung eines Schriftsatzes seitens des Berufungsklägers (Appellanten) an den Berufungsbeklagten (Appellaten); notwendig muß die Berufungsschrift enthalten die Bezeichnung des angefochtenen Urteils, Berufungserklärung, Ladung des Gegners zur mündlichen Verhandlung über die Berufung, soll aber auch (als vorbereitender Schriftsatz) das zur Vorbereitung der mündlichen Verhandlung Erforderliche (Civilprozeßordnung §. 480) enthalten. Die Frist für die Einlegung (Berufungsfrist) ist Klotzfrist, und beträgt einen Monat, von Zustellung des Urteils gerechnet (Civilprozeßordnung §§. 477, 478). Auch nach Ablauf der Berufungsfrist und ungeachtet seines Verzichts auf die B. bis zum Schluß der mündlichen Verhandlung kann sich aber der Berufungsbeklagte der B. anschließen (Abhäsion), die Abänderung des Urteils zu seinen Gunsten beantragen; Anschließung innerhalb der Berufungsfrist (Prinzipalabhäsion) gilt selbständiger Einlegung gleich; die accessoriſche wird hinfällig, wenn die B. zurüdenommen oder als unzulässig verworfen wird. — Als unzulässig verworfen wird die B., wenn es an einem ihrer Erfordernisse mangelt; ob diese vorhanden, hat das Berufungsgericht von Amte wegen zu prüfen. Die B. ist behandelt in der Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, Buch 8 (Rechtsmittel), Abschn. I, §§. 472—506.

II) Strafprozeßualisch ist die B. das gegen noch nicht rechtskräftige Gsurteile erster Instanz zulässige Rechtsmittel, durch welches dieselben in tatsächlicher und rechtlicher Beziehung angefochten werden können. Die Deutsche Strafprozeßordnung gestattet dieses Rechtsmittel (§§. 354 fg.) nur gegen Urteile der Schöffengerichte beziehungsweise Urteile der Amtsrichter ohne Zuziehung der Schöffen (§. 211, Abs. 2) und die österr. Strafprozeßordnung vom 23. Mai 1873 in den §§. 288, 345 nur gegen Gsurteile der Gerichtshöfe erster Instanz und der Schwurgerichte hinsichtlich des Auspruchs über die Strafe und über privatrechtliche Ansprüche. Es ist dies eine Konzeßion denen gegenüber, welche in einem auf dem Prinzip der Mündlichkeit (Unmittelbarkeit) beruhenden Strafverfahren, welches auch keine bestimmte Beweisheorie mehr kennt, die B. entweder für sinnlos oder als des Charakters eines Rechtsmittels entbehrend erachten. Denn während der erste Richter auf Grund sorgfältiger mündlicher Verhandlung geurteilt hat, kann der zweite Richter dies nur auf Grund der Akten, oder aber er urteilt, falls in der zweiten Instanz die Beweisannahme ganz oder teilweise wiederholt wird, über etwas anderes, als der erste Richter, zumal vielseltig inwischen Zeugen verstorben sind oder sich nicht mehr so genau, wie früher, auf die Einzelheiten des Falls besinnen können, abwesend sind u. s. w. Doch wird in neuester Zeit (s. B. auf dem Deutschen Anwaltstage von 1881) für Ausdeh-

nung der B. auch gegen Urteile der Landgerichte die Stimme erhoben.

Die rechtzeitige Einlegung (binnen einer Woche zu Protokoll des Gerichtsschreibers oder schriftlich bei dem Gericht §. 356) bewirkt, daß das Urteil, soweit es angefochten ist, nicht rechtskräftig wird. Die Aufsehtungsgründe sind, wegen Beschränkung anderer Rechtsmittel, sehr umfangreich und verschiedenartig. Die Geltendmachung neuer Thatſachen und Beweismittel zur Unterstützung wie zur Widerlegung der B. ist unbeschränkt. Eine Rechtsfertigung der B. ist nicht erforderlich; sie kann aber binnen einer Woche nach Ablauf der Einlegungsfrist gerechtfertigt werden. Sind nicht bestimmte Beschwerdepunkte angegeben, so gilt der ganze Inhalt des Urteils als angefochten (§. 359). Der Amtsrichter kann durch Beschluß die B., wenn sie verspätet eingelegt scheint, zurüdenweisen, wogegen der Beschwerdeführer binnen einer Woche nach Zustellung des Beschlusses auf die Entscheidung des Berufungsgerichts antragen kann, was jedoch die Vollstreckung nicht hemmt. Weist das Berufungsgericht die B. nicht durch Beschluß zurüden, so ist dieselbe durch Urteil zu erledigen. Sie wird verworfen, wenn weder der Beschwerdeführer, noch der Angeklagte erscheinen. Die in erster Instanz vernommenen Zeugen müssen wieder geladen werden, soweit nicht diese wiederholte Vernehmung zur Erklärung der Sache nicht erforderlich erscheint. Die Verlesung von Protokollen über Aussagen von Zeugen und Sachverständigen in erster Instanz ist ohne Zustimmung der Staatsanwaltschaft und des Angeklagten nicht zulässig, wenn wiederholte Vorladung erfolgt oder rechtzeitig beantragt ist (§. 366). Die für begründet erachtete B. bewirkt, daß das angefochtene Urteil ganz oder teilweise durch ein neues zu ersetzen ist. Dieses wird vom Berufungsgericht oder aber von dem untern Gerichte erlassen. Ist die B. nur vom Angeklagten eingelegt, soll (§. 372) das Urteil nicht zum Nachteile desselben abgeändert werden dürfen (Verbot der reformatio in pejus), was auch gemeinrechtlich Rechtens war.

Litteratur: Schwarz, «Die zweite Instanz im mündlichen Strafverfahren» (Wien 1862); derselbe in von Holtenhorſ «Handbuch des Deutschen Strafprozeßrechts» (Bd. 2. Berl. 1879); von Rries, «Die Rechtsmittel des Civilprozeßes und des Strafprozeßes» (Bresl. 1880); Geper, «Lehrbuch des gemeinen Deutschen Strafprozeßrechts» (Lpz. 1880).

Beruhigende Mittel (Sedativa) sind diejenigen Heilmittel, welche krankhafte Erregungszustände des Nervensystems herabstimmen oder ganz beseitigen. Man nennt diese Mittel auch besänftigende, lalmierende, lindernde. Die Mittel wirken bald vorzugsweise auf die Gefäßnerven als schmerzstillende (Anodyna) oder empfindungs lähmende (Anästhetische Mittel), bald auf die Bewegungsnerven als trampfstillende (Antispasmodica), bald auf das Gehirn als schlafmachende (Hypnotica) und betäubende (Narcotica) oder berausende (Inebriantia). Es gehören hierher teils chemisch und physikalisch, teils psychisch wirkende Mittel. Zu den chemisch wirkenden zählt man eine große Anzahl narlotischer Arzneien (besonders Belladonna, Wilsenkrant, Opium und Morphinum), dann die ätherartigen oder anästhetischen Mittel (Schwefeläther und Chloroform, vor allem aber Chloralhydrat und Krotonchloral), die spiritusösen (berausenden) Mittel einzelne alkalische Mittel

(Bromkali), gewisse ätherisch-ölige Substanzen (Kamille, Baldrian; Asa foetida, Moschus). Als physikalisch wirkende dienen teils die Kälte, insofern durch sie die entzündliche Spannung der Gewebe und die hierdurch bedingten Schmerzen vermindert werden, teils die Wärme in der Form feuchtwärmer Umschläge, welche einen regern Blutumlauf und eine wirksame reflektorische Ableitung zur Folge

aber später Lehrer der Komposition am Konservatorium in Stockholm. Er starb 3. April 1868 in Stockholm. B. hat in beinahe allen Zweigen der Musik tüchtige Kompositionen geliefert. Seine Oper »Estrella di Soria« kam in Stockholm und Wien zur Aufführung, die Operette »Der Verräter« in Berlin; auch komponierte er mehrere von Frische und Originalität zeugende Symphonien, Kantaten,

Verle, ist ein Sumpfgewächs mit buschigem Wurzelstock, aufrechtem, bis 1 m hohem, röhrigem Stengel, lanzettlichen Blättchen.

Verun (Alt.), Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Pleß, an der Straße Breslau-Krautau, zählt (1880) 1946 meist lath. und polnisch sprechende G., welche hauptsächlich Landwirtschaft betreiben, hat eine Sprengstoff- (Dynamit-) und eine Zündwarenfabrik. — Etwa 7 km südöstlich von Alt-B. liegt Neu-Verun, Station der Oberschlesischen Eisenbahn (Linie Wroclaw-Oswiecim), ein zu drei Gemeinden gehöriger Häuserkomplex mit Rittergut Koczniowiz, 2 km von der österr. Grenze, zählt 230 meist lath., poln. G., welche Handel, Gewerbe und Ackerbau betreiben.

Berville (Charles Clément), einer der größten Kupferstecher der Französischen Schule, geb. 23. Mai 1756 in Paris, war ein Schüler von J. G. Wille und wurde 1784 Mitglied der Akademie. Er starb 23. März 1822. Seine Werke sind nicht zahlreich und gehören zu den gesuchtesten der Französischen Schule. Seine berühmteste Arbeit ist das Bildnis Ludwigs XVI. in ganzer Figur nach einem Gemälde von Callet. Da die Platte hierzu in den Revolutionskämpfen 1793 zerschlagen wurde, so sind Abdrücke derselben äußerst selten. Die Richtigkeit seiner Zeichnung, die Reinheit und der Glanz seines Grabstichels geben seinen Arbeiten klassischen Wert.

Bertwald, schwed. Musikerfamilie, aus welcher namentlich hervorzuheben sind: Johann Fredrik B., geb. 4. Dez. 1787 in Stockholm, bildete sich unter Abt Vogler als Komponist, Violin-, Klavier- und Orgelspieler aus, unternahm 1817–19 große Konzertreisen, wirkte 1823–49 als Kapellmeister in Stockholm und starb daselbst 26. Aug. 1861. Er komponierte Symphonien, Konzerte, Streichquartette u. s. w. — Sein Vetter Franz Adolf B., geb. zu Stockholm 23. Juli 1796, war 1835–40 Vorstand eines orthopädischen Instituts in Berlin, betrieb nachher in Norrland eine Glashütte, wurde

Bergdistrikte, auf urbar gemachtem Moorgrund und in den geeigneten Teilen der Ebenen auf meist kleinen, aber sehr wertvollen Besitzungen betrieben wird. Vortreffliche Rindviehzucht, unterstützt durch die Bergtriften, Schaf- und Schweinezucht, Ackerbau und der Handel mit den Landeserzeugnissen sind die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung, die sich (1881) auf 85883 Köpfe beläuft. Hauptstadt ist Greenlaw mit 800 G.

Bertold (James Fitzjames, Herzog von), ausgezeichnete Feldherr Ludwigs XIV. von Frankreich, geb. 21. Aug. 1670, war der natürliche Sohn des Herzogs von York, des nachmaligen Königs Jakob II., und der Arabella Churchill, der Schwester des Herzogs von Marlborough, und führte anfangs den Namen Fitzjames. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, und die ersten Kriegsdienste that er unter dem Herzog Karl von Lothringen gegen die Türken in Ungarn. Im J. 1687 nach England zurückgekehrt, erhielt B. von seinem Vater den Herzogstitel und mußte, als 1688 der Prinz von Oranien landete, mit jenem nach Frankreich entfliehen. Von hier aus beteiligte er sich an der Expedition Jakobs nach Irland, bei der er verwundet wurde, trat dann in franz. Dienste, focht 1691 und 1692 unter Luxemburg in Flandern, später unter Villeroi, und wurde von Ludwig XIV. zum Generallieutenant erhoben und naturalisiert. Im Spanischen Erbfolgekriege führte er 1704 die franz.-span. Armee auf der Pyrenäischen Halbinsel, mußte aber schon im folgenden Jahre zurückweichen und das Kommando in Languebec gegen die Engländer übernehmen, die er mit großer Härte behandelte. Noch 1705 wurde er Kommandeur der franz. Truppen in Savoyen und eroberte 4. Jan. 1706 Nizza. Hierauf zum Marschall ernannt, befehligte er wieder in Spanien, wo er 25. April 1707 die Schlacht von Almanza gewann, welche die bourbonische Herrschaft auf dem span. Thron begründete. Philipp V. erhob ihn dafür zum Herzog von Sessa und Lerica. Zu Anfang 1708 befehligte B. an Rhein und folgte dann dem Prinzen Eugen nach

sd
sd
bi
ei
S
bi
bi
ei
W
je
B
bi
u
R
B

Gräf
: Gräf
: d. Reg.
: gland
: n. gkm
: ch im
: 860 m
: n. Lan-
: en, in
: strecken
: garten
: er ganz
: ng den
: ch und
: he, hat
: t. Das
: er dem
: an der

Flandern, wo er sich mit dem Heere unter Vendôme vereinigte. Infolge von Zwistigkeiten mit letztem übernahm er jedoch wieder das Kommando in Savoyen und besetzte Provence und Dauphiné. Im J. 1714 war er in Spanien und vollzog hier den letzten Akt des Erbfolgekriegs durch die Einnahme von Barcelona 11. Sept. 1714. Bis dahin der Gehilfe Philipps V., führte er 1718 die franz. Armee über die Pyrenäen, um im Namen der Quadrupelallianz Spanien in die Grenzen des Utrechter Friedens zurückzuführen. Nach einer langen Unthätigkeit übernahm er noch einmal 1733, beim Ausbruche des poln. Erbfolgekriegs, den Oberbefehl am Rhein. Nachdem er Rehl genommen, belagerte er 1734 Philippsburg, wo er 12. Juni durch eine Kanonenkugel seinen Tod fand. B. war ein besonnenener, maßvoller, dabei sehr energischer Charakter und besaß alle Eigenschaften eines tüchtigen Feldherrn. Aus der Ehe mit seiner ersten Gemahlin, Tochter des Grafen Claricarde, kamen die Herzöge von Liria in Spanien. Im J. 1699 vermählte er sich zum zweiten male mit Miss Bulkeley, durch die er Vater des ersten Herzogs von Fitzjames wurde. Die «Mémoires du Maréchal de B.» (2 Ae., Haag 1737—38) sind nicht von ihm; doch veröffentlichte später der Herzog von Fitzjames B.s eigenhändige «Mémoires» (2 Ae., Par. 1778). Vgl. «The life of James Fitz-James, duke of B.» (Lond. 1838).

Berwick-on-Tweed (spr. Berriod-on-Twee), Borough, Municipal; und besetzte See- und Hafenstadt der engl. Grafschaft Northumberland, innerhalb der schott. Grafschaft B. gelegen, an der Mündung des schott. Grenzflusses Tweed in die Nordsee, Knotenpunkt der North-British- und der North-Eastern-Eisenbahn, ist gut gebaut, besitzt sechs Kirchen und hat auch in dem Guildhall ein stattliches Gebäude mit Turm und Glockenspiel. Die Zahl der Bevölkerung beträgt (1881) in den Vorstädten Tweedmouth und Spittal, beide südlich des Tweed, 13,995 E. Die Stadt war als wichtiger Grenzort früher eine feste Festung. Die alten Festungswerke stehen noch und sind in gutem Stande. Wegen die Landseite erheben sich fünf Bastionen und von diesen vertheilten Batterien. Die Einfahrt auf dem Tweed ist durch einen großen Steinbamm mit einem Leuchtturm gesichert. Schiffe von 500 t egen an den Quais an. Über den Tweed führen drei Brücken und ein großartiger, von Stephenson erbauter Viadukt für die London-Edinburgher Eisenbahn. Der Fluß ist fischreich, und in Eis verpackte Salme bilden nebst Krabben, Hummern, Korn, Kohlen und Whisky die Hauptausfuhrgegenstände. Die Stadt besitzt Schiffswerke, Eisengießereien, Dampfmaschinen-, Hut- und andere Fabriken.

Bergkrist, ein Edelstein, von den Juwelieren Aquamarin genannt. Derselbe findet sich in schönen Krystallen, die häufig als große, sechsseitige Prismen mit senkrechter Streifung erscheinen, in denen außer der Basis auch wohl Pyramiden zeigen und in Granit, in Glimmerschiefer, auf Eisenkugeln u. s. w. vorkommen. Seine Bestandteile sind 66—68 Proz. Kieselsäure, 16—18 Proz. Thonerde, 12—15 Proz. Bergkrist (Be, Al, Si, O₂), neben sich geringe Mengen von Chromoxyd und Eisenoxyd finden. Die Farbe des B. geht von Bergkristan und Apfelgrün einerseits ins Himmelblaue, andererseits ins Honiggelbe und Weingelbe. Er ist gewöhnlich glasglänzend durchsichtig oder halbdurchsichtig, als gemeiner B. nur durchscheinend.

Der B. bildet eine Varietät vom Smaragd, welcher dieselbe chem. Zusammensetzung hat, aber seiner Farbe und seines Glanzes wegen als Edelstein mehr geschätzt wird. Der B. findet zu den verschiedensten Schmuckgegenständen Anwendung, namentlich zu Ring- und Nadelsteinen, Ohrgehängen u. s. w. Gewöhnlich gibt man ihm die Form eines Brillants, da er wegen seines geringen Glanzes viele Facetten erhalten muß. Die besten edeln B. liefert der Ural (Mursinka, Schaitanka, Kiasl) und Altai; die trüben gemeinen B. finden sich in Deutschland namentlich bei Bodenmais in Bayern; sie erreichen mitunter sehr beträchtliche Größe, wie denn zu Limoges in Centralfrankreich armbide Krystalle nicht selten sind; ja zu Grafton in New Hampshire trifft man 1,5 bis 2 m lange, aber fußbide, bis 1500 kg schwere Riesentrystalle.

Bergkrist, f. Bergkristium (Verbindungen). **Bergkristium**, auch Glycium genannt (chem. Zeichen oder Symbol Be, Atomgewicht 9,3), ist ein Metall, welches sich als Bergkrist (einem Oxyd des B.) in mehreren Mineralien, wie dem Bergkrist, Chrysoberyll, Smaragd, Aquamarin, Gussas und Xenatit findet. Das B. wurde zuerst 1828 von Wöhler im reinen metallischen Zustande dargestellt. Man erhält es, wenn man Chlorberyllium in einem Platintiegel mit Natriumstücken schmelzt und dann das Ganze anfangs gelinde erwärmt, später aber stark glüht. Dadurch entsteht Chlorberyllium und B., welches als Pulver oder in Form kleiner Kügelchen zurückbleibt, wenn man das Chlorberyllium mit Wasser auflöst. Zusammen geschmolzen ist es zinkweiß, schmelzt und hämmertbar und oxydirt nicht an der Luft und im Wasser. Sein spezifisches Gewicht ist 2,1. Es zerfällt das Wasser selbst in der Weißglühhitze nicht; durch verdünnte Säuren wird es mit Leichtigkeit gelöst.

Die Bergkristium-Verbindungen haben manche äußere Ähnlichkeiten mit den Aluminiumverbindungen, weshalb man früher das B. in die Aluminiumgruppe einreichte; neuere Forschungen haben aber gezeigt, daß seine Verbindungen vielerlei Eigenschaften von jenen haben, und daß namentlich eine Alaunbildung, welche der Aluminiumgruppe charakteristisch ist, hier nicht vorkommt. Gegenwärtig wird das B. allgemein als zweiertheil betrachtet, seine Verbindungen sind demnach BeO Bergkristiumoxyd oder Bergkristerde, Be(OH)₂ Bergkristiumoxydhydrat, BeCl₂ Bergkristiumchlorid u. s. w. Allgemeineres Interesse hat weber das Metall noch seine Verbindungen.

Beritos, alte Hafenstadt an der phöniz. Küste, jetzt Beirut (s. d.).

Bergava (Bergawa), Fluß in Südungarn, entspringt auf der Nordwestseite des Berges Kapuschin im Komitat Krassó-Szörény, durchfließt im Oberlaufe eine romantische Thalenge, tritt bei Gattaja in die Ebene, teilt sich sofort in mehrere Arme, die zum Teil im Alibunärer Sumpfe (s. d.) und im Bercheger Moraste verschwinden oder von Rändern aufgefangen werden. Der Hauptarm durchfließt in vielen Windungen und fortgesetzten Teilungen das Land und mündet schließlich unterhalb Kanak in die Temeß, deren größten Zufluß die B. bildet. Der Fluß ist nicht schiffbar, ruft aber häufige Überschwemmungen hervor.

Bergkrist, ein nach Bergkrist benanntes höchst seltenes Mineral von Långbanshytta. Es ist weiß, gelblichweiß und honiggelb, fettglänzend und etwas

durchscheinend, unschmelzbar, hat Härte 5,5, spezifisches Gewicht 2,52, in chem. Hinsicht besteht es wahrscheinlich aus einem normalen Arseniat von Kalk und Magnesia, von der Formel $(CaMg)_2As_2O_8$, worin auch ganz wenig Manganoxydul.

Berzelius (Joh. Jak., Freiherr von), einer der bedeutendsten Chemiker der neuern Zeit, geb. 29. Aug. 1779 zu Wexterlösa im Kirchspiel Wästerlunda unweit Linköping in Ostgotland, besuchte das Gymnasium zu Linköping, und kam 1796 auf die Universität zu Upsala, um sich der Medizin und Chemie zu widmen. Die erste Frucht seiner Studien und eines einjährigen Aufenthalts als Assistent des Brunnenarztes im Badeorte Medevi war die «Nova analysis aquarum Mediviensium» (Ups. 1800). Seit 1802 als Arzt und Docent der Medizin und Pharmacie in Stockholm thätig, wurde B. 1806 Lehrer der Chemie an der Kriegsakademie und im folgenden Jahre Professor der Medizin und Pharmacie in Stockholm. Hier begründete er 1807 mit mehreren andern Ärzten die Schwedische Gesellschaft der Ärzte. Im J. 1808 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Stockholm ernannt, ward er bereits 1810 zu deren Vorstand und 1818 zu deren beständigem Sekretär erwählt. Letzteres Amt verwaltete er bis zu seinem Tode, der ihn 17. Aug. 1848 ereilte. Im J. 1818 war B. in den Adels-, 1835 in den Freiherrnstand erhoben worden. Als Abgeordneter in der Ständeverammlung sowie seit 1838 als Reichsrat entwickelte B. nur eine unbedeutende Thätigkeit. Dagegen sind seine Verdienste um die Wissenschaft von höchster Bedeutung. Die Gestaltung der anorganischen Chemie beruht größtenteils auf B. Entdeckungen. B. entdeckte das Selen, Cer und Thorium, stellte Calcium, Baryum, Strontium, Tantal, Silicium, Zirkonium zuerst als Elemente dar und untersuchte ganze Klassen von Verbindungen, so die der Flußsäure und der Fluormetalle, der Platinmetalle, des Tantals, Wolframs, Vanadins, die Schwefelsäure u. s. w. Er stellte eine neue oder wenigstens ganz umgeänderte Nomenklatur und Klassifikation der chem. Verbindungen auf, die sich immer allgemeiner Eingang verschaffte. Als die atomistische Theorie Daltons und die Entdeckung der Alkalimetalle eine Umwälzung in der Chemie hervorbrachten, wandte B. die Lehren des erstern auf die Konstitution der Verbindungen an. Er stellte ein chem. Mineralsystem auf. Die Ausbildung der Lehre von den chem. Proportionen wird immer als der wichtigste Dienst betrachtet werden müssen, den B. der Wissenschaft geleistet. Als besonderes Verdienst ist zu erachten, daß er sich nie bloß mit Auffuchung vereinzelter Thatfachen begnügte, sondern stets so durchgreifende Untersuchungen über größere Gebiete anstellte, daß die Chemie als Ganzes dadurch Gewinn erhielt. Abgesehen von seiner großen journalistischen Thätigkeit, veröffentlichte B. zahlreiche Schriften, darunter die zuerst mit Bisinger, dann in Gemeinschaft mit mehreren andern schwed. Gelehrten herausgegebenen «Afhandlingar i fysik, kemie och mineralogie» (6 Bde., Stockh. 1806–18), die «Foreläsningar i djurkemien» (2 Bde., Stockh. 1806–8) und die «Öfversigt on djurkemien framsteg» (Stockh. 1812; deutsch von Siegwart, Nürnberg. 1815). Andere bedeutende Schriften sind: «Überblick über die Zusammensetzungen der tierischen Flüssigkeiten» (deutsch von Schweigger-Seidel, Nürnberg. 1815), «Neues System der Mineralogie» (deutsch von

Smelin und Pfaff, Nürnberg. 1816), «Versuch über die Theorie der chem. Proportionen» (deutsch von Blöde, Dresden. 1820), «Om blåsörörets förändring i kemien och mineralogien» (Stockh. 1820; deutsch von Rose unter dem Titel: «Von der Anwendung des Sötrohrs in der Chemie und Mineralogie», Nürnberg. 1821; 4. Aufl. 1844), «Über die Zusammensetzung der Schwefelalkalien» (deutsch von Palmstedt, Nürnberg. 1822). Sein Hauptwerk bleibt jedoch sein «Lärobok i kemien» (8 Bde., Stockh. 1808–18; 2. Aufl. 6 Bde., 1817–30), das ins Französische (von Jourdan, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers, Par. 1829), Englische, Italienische, Holländische und ins Deutsche (von Blöde, Palmstedt und Wöhler, 4 Bde., Dresden. und Pp. 1825–31; 4. Aufl. 10 Bde., 1835–41; 5. Originalausg., Dresden. und Pp., 10 Bde., 1843–47) übersezt wurde. Als Sekretär der Akademie der Wissenschaften gab B. die «Arsberättelser om framstegen i fysik och kemien» (27 Jahrg. Stockh. 1820–47) heraus, die von Smelin, Wöhler u. a. als «Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie und Mineralogie» (Bd. 1–27, Tab. 1821–48) auch in Deutschland übersezt erschienen. Im J. 1855 wurde B. zu Stockholm ein ehernes Standbild (von Quarnström) errichtet.

Berzelius-Lampe, eine mit doppeltem Luftzug und Argand'schem Rundbrenner versehene Spirituslampe, f. unter Lampe.

Berzeuhy (Daniel), einer der vorzüglichsten ungar. Lyriker, geb. 6. Mai 1776 zu Setze im Komitat Eisenburg, besuchte erst die evang. Schule, dann das Lyceum zu Odenburg, und beendete schon hier seine poetische Begabung. Von seinem Vater zum Landwirt bestimmt, bildete er sich durch Selbststudium weiter und nahm sich namentlich den Horaz zum Vorbild. Bis zu seinem 25. Jahre verfasste er die meisten und besten seiner Gedichte. Eine Sammlung derselben wurde später von Helmeczy veröffentlicht (Pest 1813), die ihm in ganz Ungarn die allgemeinste Anerkennung verschaffte. Eine zweite Auflage (1816) besorgte der Dichter selbst. Er starb 24. Febr. 1836 zu Killa im Somogger Komitat, wo ihm 1869 ein Denkmal errichtet wurde. Ausgaben seiner Werke veranstalteten Dobrentei (neue Aufl., Pest 1862) und Szoldy (2 Bde., Pest 1864).

Bes., bei ornitholog. Bezeichnungen Abkürzung für Besele (Joh. Melchior Gottlieb).

Besan., f. Segel.

Besançon, Hauptstadt der ehemaligen französ. Comité (Freigrafschaft Burgund) sowie des jetzigen franz. Depart. Doubs, Kriegspiaz erster Klasse, wichtiger Knotenpunkt der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zwischen Besoul, Belfort, Basel, Pontarlier, Lyon, Dole und Gray, 407 km von Paris, liegt zu beiden Seiten des Doubs, welcher sie in die durch eine steinerne Brücke verbundene Ober- und Unterstadt teilt, und ist eine der am besten gebauten Städte Frankreichs. Ludwig XIV. ließ sie durch Bauban sehr stark befestigen. Der 368 m hohe Fels neben der Stadt trägt die Citabelle; jenseit des Flusses liegt auf dem 294 m hohen Charmont bei 1595 gebaute Fort Griffon und in weiterm Abstande die Forts Valente und Rosemont. Die von Bauban vergrößerte Citabelle liegt auf einer vom Fluße umflossenen Halbinsel, deren steile Felsufer zwei in den Fels gesprengte Thore haben, die zur Stadt führen. Sie umgibt ein Kreis höherer Berge; im S. schließt ein Jura sie an den 381 m hohen

Trochäten, welcher seit 1792 zwei Schanzen trägt. Der Doubs trennt sie im O. von dem 442 m hohen Bregille und dem daranstoßenden, 816 m hohen Beuregard, von denen jeder durch ein Fort getrennt ist (1880 und 1881); im W. vom 410 m hohen Chaudanne, welcher seit 1887 ebenfalls mit einem Fort versehen ist. Während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 wurden die Werke noch mehr verstärkt (Fort Est-des-Buis und Ouest-des-Buis); späterhin sind noch Forts auf dem Mont-faucon, bei Fontain und Arguel auf dem linken Ufer, sowie auf der Côte de Planoise, auf Mont-Vaucons und Mont-Chailly auf dem rechten Ufer des Doubs erbaut und bis 1882 fertig gestellt worden. Unter den Gebäuden der Stadt sind die merk-

W. ist das alte Vesontio und war schon zu Cäsars Zeiten, der 58 v. Chr. die Sequaner daraus vertrieb und in der Gegend nach dem Rhein hin den Ariovist schlug, ein ansehnlicher Ort mit einer Berg-feste. Es wurde dann ein bedeutender röm. Waffen-platz, in der spätröm. Kaiserzeit Hauptstadt der Provinz Maxima-Sequanorum, kam im 5. Jahrh. an die Burgunder, 1068 mit der Franche-Comté an das Deutsche Reich und ward durch Kaiser Friedrich I., der hier 1169, 1178 u. f. w. Reichstage hielt, 1184 freie Reichsstadt (deutsch: Bisanz). Granvella, der hier geborene Minister Kaiser Karls V., wurde 1584 Erzbischof von B. und als solcher deutscher Reichsfürst. Derselbe gründete hier eine Universität, die bis zur Französischen

würdigsten die Kathedrale aus dem 11. Jahrh., die St. Johannis- und die Magdalenenkirche, die Präfektur von 1697, das halb gotisch, halb römisch gebaute Palais des Cardinals Granvella und mehrere röm. Bauwerke, von denen einige wohl erhalten sind. B. hat (1881) 57 089 E. ist Sitz eines Erzbischofs, der Departementsbehörden, eines Appellationsgerichts, hofs für die drei Depart. Doubs, Jura und Ober-Sabne, eines Civil- und eines Handelsgerichts sowie des Generalkommandos des 7. Armeekorps. Auch bestehen daselbst eine Artillerieschule, ein großes Arsenal, sehr bedeutende Kasernen. Seit 1762 hat die Stadt eine Akademie für Mathematik und schöne Wissenschaften, seit 1801 ein Lyceum, ferner eine Gesellschaft der Künste und des Aderbaues, ein Priesterseminar, eine medizinisch-chirurgisch-pharmaceutische Lehranstalt, eine Zeichen- und Modellier-, eine Musikschule, eine Uhrmacherschule, eine öffentliche Bibliothek von 100 000 Bänden und 1800 Manuscripten, mit einer Münzsammlung, Museen, mehrere gelehrte Gesellschaften, eine Taubstummenanstalt und ein Theater. Die sehr bedeutenden Fabriken liefern Adergeräte, Eisen-, Stahl- und Kupferwaren, Waffen, Maschinen, Bijouterien, Billards, Bürsten, Stühle, Fayence, Leinwand, Woll-, Baumwoll- und Seidenzeuge, Tabak, Buntpapier, besonders aber Taschen- und Stuhlhülsen, in welchen beiden Artikeln 13 000 Arbeiter jährlich für 14 Mill. Frs. Ware liefern. Außerdem sind hier Bierbrauereien und Gerbereien. Die Hauptgegenstände des Handels sind Getreide, Holz, Bretter (3 Mill. Stck), Käse, Eisenwaren, Luch, Uhren, Leder, Wein.

Maßstab 1: 50,000.

Besançon, seine Fortifikationen und seine Umgebung zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges von 1870-71.

Revolution bestand. Nach Abtretung an Spanien, 1648, verlor die Stadt 1664 ihre Freiheiten. B. ward 1679 an Ludwig XIV. abgetreten, welcher die Stadt 1668 und 1674 erobert hatte. Im Feldzuge von 1814 wurde sie vom 8. Jan. bis zum April von den Österreichern unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg vergeblich blockiert und beschossen. Bei den im Dez. 1870 und Jan. 1871 stattfindenden Operationen der franz. Ostarmee unter Bourbati gegen das Korps des Generals Werder und gegen die Südararmee unter Manteuffel bildete B. einen wichtigen Stütz- und Rückzugspunkt der ersten. Mehrere Straßen und Plätze in B. führen noch alte röm. Namen, und unter den vielen Überresten der röm. Zeit haben sich besonders die eines Triumphbogens des Kaisers Aurelian, einer Wasserleitung und eines Amphitheaters erhalten. In neuerer Zeit hat man bei B. auch ein großartiges röm. Theater entdeckt. Vgl. Guenard, „Besançon“

(1843); Delacroix u. Gastan, «Guide de l'étranger dans B. et en Franche-Comté» (1860); Droz, *Recherches historiques sur la ville de B.* (1862); «Besançon et la vallée du Doubs» (1874).

Besatzung einer Festung nennt man diejenigen Truppen, welche zur Bewachung und Verteidigung in dieselbe gelegt werden. Den Hauptbestandteil der B. bildet die Infanterie, deren Zahl auf Grundlage des Bedarfs für die Bewachung der Festung berechnet wird. Dieser Bedarf verdreifacht ergibt die Stärke der Bezirksbesatzungen, zu denen noch ein Drittel als Generalreserve tritt, so daß die gesamte B. an Infanterie das Vierfache der zur Bewachung unmittelbar nothwendigen Anzahl umfaßt.

der St. als zu terrai nehm. vier G. Hiern. Feldb. werde kompo ab; m.

teidigungsgeßchß 7 Kanoniere, auf 10 Kanoniere 1 Unteroffizier und auf 5 Unteroffiziere 1 Offizier. Der Bedarf an Pionieren und speziell Mineuren richtet sich nach der Größe und Beschaffenheit der Festung. Die gesamte B. steht unter einem Gouverneur oder Kom-

Besatzungsrecht ist die Befugnis, in einem Orte Truppen einzulegen. An und für sich enthält das B. niemals andere Rechte als solche, welche zu seiner Verwirklichung absolut notwendig sind. Or-

entlichkeit (staatsrechtlich) ist dieses Recht tigung des gen, insbe. Rechts der nsofern von rechtlich) einen Ort, den Staats- in Beispiel en Frieden

wegenen Frieden (1679) von demselben auch ausgeübt. B. in der Festung Philippsburg. Diese Art von B. fällt unter den Begriff der Staatsdienbarkeit, ist also nicht allein strengstens anzulegen, sondern auch nur insoweit zulässig, als die Souveränität des belasteten Staats damit nicht gänzlich unvereinbar wird. Dieses B. wird durch Staatsverträge, insbesondere durch Friedensschlüsse begründet und setzt in konstitutionellen Staaten als eine höchst lästige Beschwerung des Landes, beziehungsweise als eine teilweise Veräußerung eines wesentlichen Hoheitsrechts oder als eine Modifikation der Gebietsintegrität, die Zustimmung der Landesvertretung voraus. Einige Staatsverfassungen sagen

dies ausdrücklich, andere bestimmen, daß fremde Truppen nur in Kraft eines Gesetzes das Staatsgebiet betreten oder durch dasselbe ziehen dürfen. Zwischen dem entschieden staatsrechtlichen und dem rein völkerrechtlichen Begriff des B. liegen aber mehrere weniger entschiedene Fälle des B. in Mitte. Hierher gehört: 1) das seiner Natur nach provisorische, lediglich auf dem Kriege beruende B. einer Kriegspartei an Teilen und Orten des gegnerischen Gebietes; 2) das infolge eines reinen Schutzes und Truppbündnisses nur für den Kriegsfall einem Alliierten im Lande des andern Alliierten zustehende B., beziehungsweise die ihm aus der Allianz erwachsende Besatzungspflicht; 3) das B. eines zuziehenden Staats im Gebiete des Vasallenstaats, wie ein solches z. B. der Türkei früher in der Festung Belgrad zugestanden hatte; 4) die eigentümlichen Erscheinungen des B., wie sie infolge dauernder, auf gemeinsamen Schutz gerichteter Verbindungen mehrerer Staaten einzutreten pflegen und je nach dem entweder überwiegend völkerrechtlichen oder überwiegend staatsrechtlichen Charakter dieser Verbindungen, bald mehr unter den Begriff der Staatsdienbarkeit fallen, bald mehr als Konsequenzen einer militärhoheitlichen Gewalt zu betrachten sind. Vgl. Heffter, «Das europ. Völkerrecht» (7. Ausg., Berl. 1881).

Besaya, Küstenfluß in der spanischen Provinz Santander, entspringt am Südhange der Sierra de Izar nördlich von Reinosa in einem Thale, das durch einen nur 18 m hohen Rücken von dem des Ebro nach Süden getrennt ist, durchbricht, nach Norden fließend, das Cantabrische Gebirge, wird hierbei von der Eisenbahn Valencia-Santander lange Zeit verfolgt und ergießt sich, nachdem er bei Torrelavega den Fluß Saja aufgenommen hat, durch die Ria de San-Martin de la Arena de Suances in den Golf von Biscaya.

Besborodko (Alexander Andrejewitsch, Fürst), russ. Staatsmann, geb. 1742 in Kleinrußland, begleitete als Sekretär den Feldmarschall Rumjanzow auf dessen Feldzügen gegen die Türken, wurde dann bei der Reichskanzlei angestellt und 1780 Staatssekretär im Kollegium des Auswärtigen. Seitdem, und noch mehr seit Panins Tode, 1783, genoß er das ganze Vertrauen der Kaiserin Katharina II. Von Joseph II. 1784 zum deutschen Reichsgrafen erhoben und im Besitze großen Reichthums, verband er sich mit der Familie Woronzow und wurde infolge dessen ein Gegner Potemkins. Um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, die Potemkin abgebrochen, sandte ihn Katharina 1791 nach Jassy, und B. schloß den Frieden zu ihrer Zufriedenheit ab. Nach der Rückkehr stieg sein Ansehen immer mehr. Später verdrängte ihn der Günstling Platon Zubow, ohne daß er geradezu in Ungnade fiel. Nach Pauls I. Thronbesteigung ward er zum Reichskanzler und in den Fürstenstand erhoben und 1798 beauftragt, ein Bündnis zwischen Rußland und England gegen Frankreich zu schließen. Er starb 9. Aug. 1799 in Petersburg. B. war ein großer Kunstliebhaber und sammelte eine bedeutende Gemäldegalerie. Von der mit dem Admiral Grafen Ruskolew vermählten Tochter seines Bruders, des Grafen Ilja B. (gest. 1814), stammen die Grafen Ruskolew-B.

Beschäbigung fremden Eigentums, s. Beschäler, auch Dedhengste, nennt man diejenigen Hengste, welche zur Zucht benutzt werden.

Man unterscheidet: Hauptbeschäler, welche in Staatsgestütten für die in denselben bestimmlen Stuten zur Verwendung gelangen; Landbeschäler, welche in vom Staate unterhaltenen Hengst-Depots oder Beschäleranstalten für die Stuten des Landes gehalten werden, und Privatbeschäler, welche im Besitz von Privaten für deren eigene oder fremde Stuten bestimmt sind, in welchem letztem Falle sie in den meisten Staaten einer Körnung, d. h. einer Untersuchung durch Sachverständige, unterworfen werden. Gesundheit und regelmäßiger Bau, namentlich Freiheit von sog. Erbschleppern sind notwendige Bedingungen für jeden B., während Größe, Form und Masse sich zuvörderst nach der Qualität der zu bedeckenden Stuten und demnachst nach den gewünschten Eigenschaften der zu erzielenden Produkte richten müssen. Es ist dies eine unabweisliche Anforderung, deren ungenügende Beachtung oft blühende Gestüte zu Grunde gerichtet und brauchbare Pferdeestämme völlig entwertet hat.

Beschauung oder Kontemplation heißt zunächst die Betrachtung und Auffassung eines Gegenstandes, welche das Bild desselben sich anzueignen bestrebt. Vorzugsweise wird dann dadurch derjenige Zustand bezeichnet, in welchem der Geist, allen äußern Eindrücken entzogen, mit seinen eigenen Vorstellungen, Begriffen und Gefühlen sich beschäftigt. Wo dieser Zustand anhaltend ist, da spricht man vom **Beschaulichkeit**, als der beharrlichen Neigung, sich in das eigene Innere zu versenken. Hier liegt nicht nur die Gefahr der Abwendung von dem thätigen Leben sehr nahe, sondern auch die der Verirrung zur Gefühlsschwärmerei, die bis zu Visionen und Ekstasen steigen kann. Die meisten orient. Völker sahen die Kontemplation für das wesentliche Element der Religion an. Von denselben wurde auch das beschauliche Leben mit den gnostischen und neuplatonischen Ideen der Erhebung über die Sinnenwelt bereichert und im 3. Jahrh. in das Christentum übergetragen, wo es sich durch das Mönchswesen verlorperte. Doch ist auch andererseits nicht zu vergessen, daß alle großen Erfinder in Wissenschaften und Künsten dieses nur durch die Pflege einer beschaulichen Anlage in sich geworden sind. (S. Betrachtung.)

Besch-Barmatz, Fünffingerberg, russ. St. Ilija, von den Eingeborenen auch Schaitanta und Giclar-Sinda genannt, ein Berg in der kaukasischen Gebirgskette im lubinskischen Kreise des Gouvernements Waku in Transkaukasien, ist 528 m hoch und hat seinen Namen von den fünf Felsengaden, die seinen Gipfel bilden. Die höchste Spitze besteht aus zwei gewaltigen Steinen, von denen der eine schmal und spitz, der andere breit und stumpf ist. Auf dem Gipfel des Bergs befindet sich eine den Persern heilige Höhle, in welcher der Sage nach der Prophet Elias sich vor Ahas verborgen hatte.

Bescheld (decretum) ist die jetzt technisch nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung für gerichtliche Urteile, wie prozeßleitende Verfügungen aller Art. Die deutschen Reichsprozeßordnungen bedienen sich dafür des allgemeineren Ausdrucks «Entscheidungen».

Bescheldbarkeit bezeichnet die Charaktereigenschaft, welche verlangt, daß man sich nicht größere Kräfte, Leistungen und Verdienste beimißt, als man wirklich besitzt, und infolge davon auch nicht größere Ansprüche macht als solche, welche damit in Verhältnis stehen. Von der wahren B. unterscheidet sich die falsche oder übertriebene B., welche sich

durch einen Mangel an Selbstgefühl charakterisiert, und die erheuchelte B., welche den Dackmantel der B. benutzt, um selbstliche Zwecke zu verfolgen.

Beschelnigung (jur.), s. unter Beweis und Glaubhaftmachung.

Beschereille (Louis Nicolas), franz. Grammatiker, geb. 10. Juni 1802 zu Paris, wurde 1825 am Archiv des Staatsrats angestellt und 1828 Bibliothekar des Louvre. Er schrieb: «Le participe passé ramené à sa véritable origine» (1820), «Revue grammaticale ou réutation des principales erreurs des grammairiens» (1829), «Réfutation complète de la grammaire de Noël et Chapsal» (1868), «Grammaire nationale» (2 Bde., 1834—38; 5. Aufl. 1862), «Dictionnaire national» (2 Bde., 1843—46), «Grammaire pour tous» (1865) u. s. w.

Beschleien, zunächst gleichbedeutend mit gattieren, möllern, oft auch logieren, nennt man die Arbeit, welche vorgenommen werden muß, wenn behufs weiterer Behandlung Erze, Häutenprodukte, Metalle entweder unter sich oder mit Substanzen gemengt werden sollen, die für die Verarbeitung derselben notwendig sind. Ferner bezeichnet man auch mit B. das Eintragen oder Aufgeben der beschickten Massen in den Apparat, in welchem die Verarbeitung vorgenommen wird.

Beschik, Stadt im europ.-türk. Vilajet Saloniki, am See Beschik. Süd an der Nordgrenze der Chalcidischen Halbinsel, zählt etwa 2500 E.

Beschik-Tasch (deutsch Wiegenstein), die nordöstlichste Vorstadt von Konstantinopel, nimmt, am europ. Ufer des Bosporus auf einem schmalen Vorlande sich entlang ziehend, den ganzen Raum ein zwischen der an Top-Hane angrenzenden Vorstadt Finikili und dem Dorfe Ortakoi. Hier liegen die beiden Hauptpaläste, das vom Sultan Abd-ul-Medschid erbaute Dolma-Baghdsche-Palais und der Palast von Ischeraghan, den sein Nachfolger, Sultan Abd-ul-Azis, errichten ließ, beide mit weitgebreiteten Hauptfronten sich der Meerenge zuwendend. Die Vorstadt hat nur eine dem Ufer parallel laufende Hauptstraße, welche von einer Pferdeisenbahn durchzogen wird. B. ist fast nur von Türken bewohnt. Im Gegensatz zu Pera herrscht in B. der Holbau noch vor. In einer der Dependenzien des Ischeraghan-Palastes hat der, seit 31. Aug. 1876 der Regierung entsetzte Sultan Murad V. seine Wohnung; in dem unter dem Namen Ferié bekannten Teile desselben Palais wurde im Juni 1876 Sultan Abd-ul-Azis ermordet. Mit dem weit rückwärts auf den Höhen von Oglu Hamur gelegenen Palais von Filbis steht der Ischeraghan-Palast durch den ausgedehnten Park in Verbindung. Im Altertum soll bei B. die griechische Stadt Jasonium gestanden haben.

Beschimpfung des Akutenens Verstorbenen, s. unter Veleibigung.

Beschlag, **Beschlagnahme** (civilprozeßualisch), s. unter Arrest und Pfändung.

Beschlag ist in der Chemie und Technologie die Bezeichnung für vier verschiedene Dinge. B. ist 1) ein Überzug, mit welchem man gewisse Utensilien umhüllt, um sie widerstandsfähiger gegen Hitze zu machen oder die Poren ihrer Wandungen zu verstopfen. Gläserne Netorten, welche man bei freiem Feuer großen Wärmegraden aussetzen will, beschlägt man mit einem dünnen Thonbrei, der nach dem jedesmaligen Erhitzen in mehreren Schichten aufgetragen wird. Thonröhren werden, um sie für Gase

undurchlässig zu machen, auf ihrer Innenfläche mit einem leicht schmelzenden Glaslag beschlagen; 2) der Anflug von aus der Luft kondensierter Feuchtigkeit, welcher sich auf allen Gegenständen bildet, deren Temperatur unter dem Taupunkt der umgebenden Atmosphäre liegt, 3) eine spontan entstehende Veränderung der äußern Oberfläche verschiedener Gegenstände. Blanke Metalle beschlagen durch Oxidbildung, feuchte Mauern durch Auswintern von Salzen, die Kruste des Brotes durch sich darauf ansammelnde Schimmelpilze; 4) in der Löthrohr-Probierkunst ein auf der Unterlage der Probe sich bildender Anflug von Metallorpd, dessen Farbe Auskunft über die Art des vorhandenen Metalls gibt. Der B. ist i. B. weiß bei Gegenwart von Zink, gelb den-
läßt Cadmium erkennen.

Pferde, s. Fußbeslag.

s. von Erlesen, s. unter

g, s. Acceleration und Fall.
die berittene Reibwache des

), s. unter Urteil.

der Schnitt des Obstkraums,
st.

(Circumcisio) heißt die bei verschiedenen Völkern herrschende Sitte, die Vorhaut des männlichen Gliedes abzuscheiden. Die Sitte findet sich bei den alten Ägyptern, besonders unter den dortigen Priestern, den Arabern, Äthiopiern, Kolchiern, Phöniciern, Hebräern und einigen syr. Stämmen, und noch jetzt bei den Juden, Ägypten, christl. Abessinern und Mohammedanern, auch bei vielen afrik. Völkern. Durch den Islam ging sie auch zu Türken, Persern und Indern über. Bei den Ägyptern geschah sie im 14., bei den Völkern des Islam erfolgt sie nach dem 13. Lebensjahre; die Juden vollziehen sie am achten Tage nach der Geburt. Bei letztern hat sie auch eine hohe religiöse Bedeutung erhalten, als ein schon dem Abraham gegebenes göttliches Gesetz. Die B. ist das Bundeszeichen, und durch sie wird der Beschchnittene in den Bund Gottes mit Israel aufgenommen. Ein jeder Israelit, nötigenfalls auch eine Frau, darf sie verrichten; sie geschieht jedoch in der Regel von eigens dazu geübten Männern, genannt Mohel, d. i. Beschneider. An einigen Orten ist ein Wundarzt dagegen. Gewiß gründet sich der Ursprung dieses Gebrauchs, der die Keuschheit befördert und die in

verhindert,
die der B. ist
m. Die Be-
its am Ende
gefeiert, ur-
et als Tren-
Oktave, mit
Circumcision

der Israeliten beleuchtet vom mediz. und humanen Standpunkte von einem Arzte (Wien 1874).

Beschöres (jüd.), unerlaubter Gewinn.

Beschreibung (descriptio) heißt im weitesten Sinne die sprachliche Darstellung eines Gegenstandes durch Angabe mehrerer, sowohl wesentlicher als zufälliger Merkmale desselben. Die B. eines Gegenstandes gibt das Eigentümliche seiner Erscheinung, verfinnlicht, individualisiert ihn, während die Erklärung abstrakter Natur ist, den Gegenstand generalisiert. Der Stoff oder Gegenstand der B. kann jedes wirkliche oder auch nur als wirklich ge-

dachte Ding sein; doch gehören vorzugsweise hieher die Werte der Natur und Kunst, sowie körperliche und geistige Zustände und Charaktere. Die ersten beiden Merkmale müssen nicht nur richtig gewählt, sondern ganz besonders auch zu einem wohlgeordneten Ganzen verbunden sein. Besondere Vorzüge der B. sind Deutlichkeit, Anschaulichkeit und Treue. Da der Zweck der B. gewöhnlich darin besteht, entweder zu belehren oder auf das Gemüt einzuwirken, so hat man sie in Lehrbeschreibung oder B. schlechtweg und in Schilderung eingeteilt. Die poetische B. oder Schilderung will durch Zusammenfassung mannigfaltiger, die Phantasie anregender Merkmale zu einem Ganzen das Gefühl auf eine bestimmte Weise in Bewegung setzen, und löst ihre Aufgabe um so sicherer, je lebendiger und geistreicher sie zu individualisieren versteht. Ein Gedicht, dessen Zweck die ästhetische B. eines Ganzen ist, heißt ein beschreibendes Gedicht, im engeren Sinne gebraucht man jedoch diese Bezeichnung für ein Gedicht, das einen Naturgegenstand zum Stoff hat. Die malerisch-beschreibende Poesie ist eine sehr untergeordnete Dichtgattung. Sie hat sich vornehmlich bei den Engländern ausgebildet. Auch den Einfluß der engl. Literatur aber beherrscht sie von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrh. ganz Europa; Lessings „Laocoon“ machte ihrer Herrschaft ein Ende. [Bjätigorsk]

Beschtau (Bjätigorsk), Gebirgsgruppe, s. unter

Beschtauer, jüd. Sekte, s. unter Chasidim.

Beschwerde (civilprozessualisch) ist nach der Deutschen Zivilprozessordnung das Rechtsmittel (s. d.), durch welches die Aufhebung oder Veränderung einer der Berufung und Revision unterliegenden gerichtlichen Entscheidung begehrt wird. Sie kann sich also nicht gegen Endurteile richten; sie findet statt gegen solche Entscheidungen, welche ein das Verfahren betreffendes Gesetz oder obligatorische mündliche Verhandlung voraussetzen, und in den durch das Gesetz besonders bezeichneten Fällen. Sie trägt nicht notwendig einen Fehler des Gerichts, sie kann sich auch auf neue Thatfachen und Beweismittel stützen. Es entscheidet darüber das im Instanzenzuge zunächst höhere Gericht, gegen die Entscheidung des Beschwerdebereichs kann, wenn ein neuer selbständiger Beschwerdebegrund dann enthalten ist, weitere B. eingelegt werden. Es achtet das Untergericht die B. für begründet, so hat es jedoch selbst derselben abzuhelfen. (Zuletzt vertritt die B. die frühere gemeinrechtliche „Reimonstration“.) Die Vollziehung der angefochtenen Entscheidung wird der Regel nach durch die B. an sich nicht gehemmt, kann aber durch Einstellung des Untergerichts wie des Beschwerdebereichs ausgelegt werden. Die „Anlegung“ der B. geschieht durch Schriftsatz, in bestimmten Fällen durch Erklärung zu Protokoll des Gerichtsschreibers, dem Untergericht, in dringenden Fällen beim Beschwerdebereich; die Entscheidung bedarf nicht vorgängiger mündlicher Verhandlung.

Von der einfachen unterscheidet sich die so bestimmte Fälle gegebene sofortige Beschwerde dadurch, daß sie an eine vierzehntägige Frist, die einfache dagegen an eine Frist überhaupt nicht gebunden ist, auch in nicht dringenden Fällen dem Beschwerdebereich eingelegt werden kann, und das Gericht, dessen Entscheidung angefochten wird, zu eigenen Abänderung derselben nicht befugt ist. Vgl. „Zivilprozessordnung für das Deutsche Reich“.

Buch 3, Abschn. 3. — In andern Sinne bezeichnet B. (gravamen) den für eine Partei in einer gerichtlichen Entscheidung enthaltenen Nachteil, dessen Beseitigung sie durch ein Rechtsmittel erstrebt.

Beschwerde in Strafsachen. Gegenüber der sog. Aufsichtsbeschwerde, welche bei Verzögerungen, angeblichen Vernachlässigungen einzelner Beamter u. s. w. an die vorgesetzte Dienstbehörde gerichtet werden kann, wird von B. (im Sinne von Justizbeschwerde) geredet, soweit ein gerichtliches Verfahren angeordnet ist, in welchem Beschwerdepunkte durch ein bestimmtes Gericht untersucht und entschieden werden. Die Deutsche Reichs-Strafprozeßordnung faßt die B. als ein ordentliches, zur Aufhebung der außerhalb der Urteile ergehenden Entscheidungen bestimmtes Rechtsmittel auf. Derselben sind entzogen Entscheidungen und Verfügungen der Oberlandesgerichte und des Reichsgerichts, sowie solche Beschlüsse, welche mit dem Urteil in innerm Zusammenhange stehen. Der Kreis der Personen, denen sie zusteht, ist ein weiter, nicht minder das Anwendungsgebiet ein weites, da B. eingelegt werden kann wegen bereits ergangener oder aber angeordneter, benachteiligender Verfügungen. Eine besondere Form ist (vielleicht abgesehen von §. 412 der Strafprozeßordnung) nicht vorgeschrieben, ebenso wenig (abgesehen von der an eine Präklusivfrist von einer Woche gebundenen sofortigen B.) eine besondere Frist zur Einlegung, welche bei dem Gericht erfolgt, von welchem oder von dessen Vorständen die angefochtene Entscheidung ausgegangen ist. Suspensiveffect hat die bis zu ihrer Entscheidung zurücknehmbare B. nur, wenn sie gegen den Beschluß der Unterbringung des Angeschuldigten in einer öffentlichen Irrenanstalt sich richtet (§. 81 a. a. O.). Aber es kann (§. 349) Aufschub des Vollzugs angeordnet werden. Die Rechtsfertigung der B. kann auf neue Thatfachen und Beweise gestützt werden. Die Entscheidung erfolgt nach §. 351 ohne vorgängige mündliche Verhandlung, in geeigneten Fällen nach Anhörung der Staatsanwaltschaft und ist, den Fall des §. 352 ausgenommen, eine endgültige. Die Eigentümlichkeit der sofortigen B. beruht in der obenerwähnten besondern Frist derselben, in der ausnahmsweisen Zulassung derselben und darin, daß das Gericht hier zu einer Abänderung seiner durch die B. angefochtenen Verfügung nicht berechtigt ist. Vgl. von Kries, „Die Rechtsmittel des Civilprozeßes und des Strafprozeßes“ (Bresl. 1880); Meves in Holtenendorfs „Handbuch des deutschen Strafprozeßrechts“ (Bd. 2, Berl. 1879); Geiger, „Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafprozeßrechts“ (Lpz. 1880).

Auf dem Gebiete der Verwaltung heißt B. das Rechtsmittel, welches dem durch einen Akt der Verwaltungsbehörde Benachteiligten zusteht und welches durch Anrufung der höhern Instanz die Beseitigung jenes Aktes bezweckt. Während früher die B. auf diesem Gebiete nur eine formlose Anrufung höherer Behörden war, hat die neuere Verwaltungs-Gesetzgebung sie mit dem Charakter einer Rechtsbeschwerde versehen und sie als Verwaltungsklage bezeichnet.

Beschwören, durch einen Schwur oder Eid bekräftigen, s. unter Eid.

Beschwörung, die Anwendung gewisser Wörter, Formeln und Gebräuche, einerseits um übernatürliche Wirkungen hervorzubringen, andererseits um solche zu bekämpfen. Der Glaube an derartige

Wirkungen der B. geht in das tiefste Altertum zurück und findet sich noch jetzt, auch unter den civilisirten Völkern, vielfach verbreitet. Er bildet einen Teil des Aberglaubens, dem auch die Amulette, die Besprechungen, das Abgraben, Abbinden, Abschreiben u. s. w. ihre Entstehung verdanken. Im Altertum waren vor allem die Chaldäer und Babylonier als Beschwörer berühmt. Unter den Juden fand die Sache eine weitere Ausbildung durch die Kabbala und wurde auf den König Salomo zurückgeführt, dessen Siegelringe besonders eine zauberkräftige Macht zugescrieben wurde. Auch die Griechen und mehr noch die Römer, vorzüglich in den spätern Kaiserzeiten, als die religiösen Anschauungen des Orients einbrangen, huldigten diesem mystischen Treiben. Von ihnen aus und verschmolzen mit dem nordischen Aberglauben verpflanzte sich die Sache ins Mittelalter. Berühmt ist besonders die Formel des Abrahambab, die mit Abraxas, welches die Zahl 365, nämlich die Summe der Geisterreiche nach der Annahme der basilidianischen Gnostiker, enthält, zusammenhängt und häufig namentlich gegen Fieber angewandt wurde. Jetzt noch ist eine Menge von Zauberschriften vorhanden, welche unter Katholiken wie Protestanten weit verbreitet sind. „Hausts dreifacher Höllezwang“ erschien mit der falschen Jahreszahl 1404 oder 1407, stammt aber aus dem Ende des 16. Jahrh. Es gibt verschiedene Ausgaben desselben. Ein handschriftliches Exemplar, mit dem nötigen Apparat, einem sog. Orbspiegel und Binden und Streifen aus Jungfernpergament (von ganz jungen Mädchen) verfertigt, befindet sich im Welfenmuseum zu Hannover. Dahin gehört ferner das sog. Romanus-Büchlein (gedruckt zu Venedig ohne Jahreszahl) mit vielen Zaubersformeln. Andere derartige Werke werden auf Albertus Magnus, Salomo, geheimnisvolle Benetianer, die Kabbala u. s. w. zurückgeführt. Eine andere Entstehung hat die kirchliche B. oder der Georismus (s. d.). Die kirchlichen Formeln verbreiteten sich indessen in mißbräuchlicher Weise zu abergläubischen Zwecken auch unter dem Volke: gegen Wetterschlag, Blutungen, Kriegs- und Feuersgefahren u. dgl. und veranlaßten, besonders in katholischen Ländern, verkehrte Anschauungen und Ausbeutung derselben durch Betrüger. Vgl. H. Buttle, „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart“ (Berl. 1869).

Bethdin (hebr., eigentlich Beth-Din, „Haus des Gerichts“), jüd. religiöses Tribunal, das von Rabbinern gebildet wird und über religiöse und rituelle Angelegenheiten entscheidet.

Befele (Joh. Melchior Gottlieb), Ornitholog, geb. 26. Sept. 1746 in Burg bei Magdeburg, gest. als Prorektor des akademischen Gymnasiums in Riga 19. Okt. 1802.

Befeler (Wilh. Hartwig), einer der Führer der schlesw.-holstein. Bewegung in den J. 1848—51, geb. 2. März 1806 auf dem Schlosse Marienhäusen in der Grafschaft Jever (Oldenburg), kam 1808 mit seinem Vater nach Rübemith bei Husum in Schleswig, besuchte die Domschule in Schleswig und studierte 1823—26 in Kiel und Heidelberg die Rechte. Hierauf ließ er sich als Advokat in Schleswig nieder, vertrat eifrig die Untrennbarkeit und Selbstständigkeit der Herzogtümer und deren deutsche Interessen und wurde 1844 von der Stadt Lönbern zum Vertreter in die schlesw. Ständeversammlung gewählt, als deren Präsident er 1846 fungierte. Auf seine

Initiative konstituierte sich 24. März 1848 die provisorische Regierung der Herzogtümer, deren Präsident er wurde. Im März 1849 trat er in die von Deutschland eingesetzte Statthalterchaft der Herzogtümer ein. Als Abgeordneter der Deutschen Nationalversammlung wurde er zum ersten Vizepräsidenten der Versammlung gewählt. Als im J. 1851 Österreich und Preußen Kommissare zur sog. Pacifikation der Herzogtümer nach Kiel sandten und mit einer Invasion der Herzogtümer drohten, zog sich B., da er die Mächte nicht als Rechtsnachfolger der Centralgewalt anerkannte, nach der Unterwerfung der schlesw.-holstein. Ständeversammlung aus der Statthalterchaft zurück und ging nach Braunschweig, wo ihm der Herzog einen Zufluchtsort angeboten hatte. Im J. 1861 trat er in den preuß. Staatsdienst und übernahm als Geh. Oberregierungsrat das Amt eines Kurators der Universität Bonn.

Befeler (Karl Georg Christoph), Rechtsgelehrter und Politiker, Bruder des vorigen, geb. 2. Nov. 1809 zu Rödemiş bei Husum im Herzogtum Schleswig, besuchte die lat. Schule in Husum, später die Domschule in Schleswig, studierte 1827–31 in Kiel und München die Rechte und ging 1833 nach Göttingen, wo er den ersten Band seiner «Lehre von den Erbverträgen» (Gött. 1835) ausarbeitete. Ostern 1835 wandte er sich als Privatdocent nach Heidelberg und noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Professor nach Basel. 1837 ward B. Professor in Rostock. Hier verfaßte er den zweiten und dritten Band der «Lehre von den Erbverträgen» (Gött. 1838–40), dann die Broschüre «Zur Beurteilung der sieben göttlicher Professoren und ihrer Sache» (Rost. 1838), und gab das von Uwe Lornsen hinterlassene Werk «Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins» (Jena 1841) heraus. Im J. 1842 ward B. nach Greifswald berufen. Hier schrieb er «Vollrecht und Juristenrecht» (Lpz. 1843). Diese Schrift, in welcher er die Savignische Auffassung, daß das Recht in dem Juristenstande seine ausschließliche Vertretung finde, bekämpfte, verwickelte ihn in einen heftigen Streit mit der histor. Schule. Ferner beteiligte er sich an der Redaction der «Zeitschrift für deutsches Recht» und begann sein «System des gemeinen deutschen Privatrechts» (Bd. 1. Lpz. 1847). In Greifswald zum Abgeordneten für die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wurde er hier ein Führer des rechten Centrums. Er bekämpfte den Einfluß Österreichs im Reichsministerium, wirkte für die preuß. Erbkaiferpartei und war Mitglied der Deputation, welche dem Könige von Preußen die Kaiserkrone antrug. Sodann beteiligte er sich an der Parteiversammlung in Gotha, wo die Unterstützung der preuß. Unionspolitik beschlossen wurde. Im Aug. 1849 wählte ihn der Mansfelder Kreis zum Abgeordneten für die Zweite preuß. Kammer, wo er seinen Platz auf der Linken nahm. Später gab B. einen «Kommentar über das Strafgesetzbuch für die preuß. Staaten» (Lpz. 1851) heraus und vollendete das «System des gemeinen deutschen Privatrechts» (2. Abteil, 3. Aufl. 1873). Ostern 1859 kam er als Professor an die Universität zu Berlin, wo er deutsches Recht und Staatsrecht vortrug. Er war 1861 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und nahm in Beziehung auf die Militärreorganisation eine vermittelnde Stellung ein. Im J. 1874 wurde er von dem sechsten schlesw.-holstein. Wahlkreise (Pinneberg-Steinburg-Segeberg) in den

Reichstag gewählt, wo er sich der nationalliberalen Partei angeschlossen. Auch ward er 1875 auf Präsentation der berliner Universität, an der er dreimal das Rektorat bekleidet hat, als lebenslängliches Mitglied ins preuß. Herrenhaus berufen. Von seinen kleineren Schriften sind noch hervorzuheben: «Zur Geschichte des deutschen Ständerechts» (Berl. 1860), «Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852» (Berl. 1863), «Die engl.-franz. Garantie vom Jahre 1790» (Berl. 1864), «Über die Befestigung der Kapitularen» (Berl. 1871).

Befemer, **Wesmer**, **Wismar**, auch dän. oder schwed. Wage genannt (franz. balance romaine à contre-poids fixe, engl. Danish balance), eine Art Schnellwage, bei welcher der zu wägende Gegenstand an einen Haken an dem einen Ende des als Wageballen zu bezeichnenden, an dem andern Ende einer Gewichtskloben tragenden Stabs befestigt wird. Indem sich der Wageballen in seiner den Aufhängepunkt bildenden, mit Zunge und Handhabe versehenen Hülse bis zur Gleichgewichtslage verschieben läßt, kann an der an demselben angebrachten Skala das Gewicht des Gegenstands abgelesen werden.

Befengrüster, Pflanzenart, s. unter Sarothamnus.

Befenkrant, Getreibegattung, s. Rohren.

Befenfreimen, Pflanzenart, s. unter Sarothamnus.

Befenyö (spr. Bessenjő, auch: Bessenjő, Bessenova, Besanovo) heißen mehrere Ortschaften und Pukten in Ungarn, Siebenbürgen und Syrmien. Der Name wird von dem Wolke der Bessenjagen (magyar. Bessenjő) hergeleitet. Die bedeutendsten Orte sind: Alt-Bessenova (D-Befenyő), Marktsteden im Torontaler Komitat am Aradflusse und an der österr. Staatsbahn Václav-Berjamos, mit (1880) 6386 E., durchweg Bulgaren luth. Konfession, in fruchtbarer Gegend. Neu-Bessenova (auch «Deutsch-Bessenowa», Uj-Befenyő), Dorf im Zemer Komitat, mit 2500 E., durchweg Deutsche luth. Konfession, die Ackerbau und Viehzucht treiben.

Besermianen oder Bessermjānen, Volksstamm im russ. Gouvernement Wjatka, ein Fischlingvolk, dessen Ursprung nicht genau ermittelt ist. Sie leben, 1500 Seelen stark, unter den Botjaken, von denen sie sich fast nur durch ihr mohamed. Bekenntnis unterscheiden.

Befessene, daemoniaci, obsessi, oder wegen der gewöhnlich für einflußreich gehaltenen Mondzeit (luna) auch lunatici, d. h. (nach jüd. Ansicht) von einem bösen Geiste oder (nach griech. Ansicht) von den Geistern Verstorbenen in Besitz Genommene, nannten vornehmlich die Juden die in Pestilenz und Phönizien häufig vorkommende Klasse der epileptisch Kranken, sowie auch die von gewaltiger Verkrümmung, von gänzlicher Taubheit, Blindheit, von Wahnsinn, Zornsucht und Melancholie Heimgesuchten. Es ist eine durchgehende Ansicht der Alten Welt, daß außerordentliche Zustände und Thätigkeiten des Menschen, welche auf die gewöhnlich zur Erscheinung kommenden Kräfte nicht zurückgeführt werden können, der Einwirkung eines oder mehrerer höherer Geister zugeschrieben werden müssen. Diese Meinung findet sich schon bei Homer, Herodot, Euripides und Spätern, und hat sich zum Teil bis tief in das Mittelalter erhalten. So wurden noch im 14. und 15. Jahrh. die sog. danzatores (Tänzer), d. h. von religiöser Targwut Ergriffenen, unter Anrufung des

Heil. Geist (daher Geiststanz) beschworen. Die das Gute, das außerhalb der Schranken gewöhnlicher Kraft von großen Männern oder ungewöhnlich gesteigerter Erregung geleistet wurde, auf die namentbare Wirksamkeit des Heiligen Geistes, auf die Inspiration der Mufen, auf die unmittelbare Mittheiligkeit, wohl selbst Insularation der guten Götter zurückgeführt zu werden pflegte, so wurden auch krankhafte Zufälle, denen keine Willenskraft und kein Mittel der gewöhnlichen Heilkunst zu widerstehen vermochte, ganz entsprechend auf die bösen Geister zurückgeführt. Zauberformeln, Beschwörungen traten daher an die Stelle der Heilkunst, und die jüd. Gortjisten (Zufelanstreiter) behaupteten (nach Josephus), die nötigen Formeln, Wunderwurzeln und Steine von Salomo her zu besitzen. Die guten Geister schienen so, der Idee der Heilung als des natur- und gottgemäßen Zustandes entsprechend, ihr Amt der Dämonung und Vernichtung böser Geister zu vollziehen. Auch Jesus hat, auf diese Volksansicht fußend, nach den synoptischen Evangelien D. geheilt, während das Johannevangelium diese Art der Wunder Jesu nicht erwähnt. Aber Jesus greift nicht zu magischen Beschwörungen, sondern übt durch die Macht seiner Persönlichkeit eine rein geistige Macht auf die Kranken aus, die gerade deshalb um so mehr als eine wunderbare, seine Messiaswürde bezeugende erscheinen mußte. Daß es noch in neuester Zeit nicht an Verteidigern der Lehre vom Wesen sein der Menschen durch Dämonen gefehlt hat, zeigt namentlich das Beispiel von Justinus Kerner und vieler am Buchstaben glauben festhaltender Theologen. Vgl. Delisch, «Biblische Psychologie» (2. Aufl. 1861).

Wesistan (pers.), soviel wie **Wajar** (s. d.).

Wesichtigung (ocularis inspectio) bezeichnet die gerichtliche Untersuchung der körperlichen Beschaffenheit einer Sache oder eines Menschen. Sie erfolgt meistens unter Beiziehung von Sachverständigen, wie Ärzten, Technikern, Lapatoren, Veterinär- und Warenkundigen, und zwar im Civilprozeß zur Ermittlung des Sachverhalts, bei Grenzverwirrung und Streitigkeiten aus dem Wasser- und Nachbarrechte, sowie bei Besitzstreitigkeiten zur Feststellung der örtlichen Verhältnisse und des einer Person oder Sache zugefügten Schadens, bei der Anfechtung von Käufen wegen Mangelhaftigkeit des gelieferten Gegenstandes u. s. w. Noch häufiger machen sich D. im Strafprozeß erforderlich zur Feststellung des Thatbestandes bei Tödtung mittels Leichenschau und Leichenöffnung, bei Verwundung, Abtreibung, Brandstiftung u. s. w., desgleichen zur Entdeckung von Spuren eines Verbrechens und seiner Urheber. Sachverständige geben hierbei ihre Wahrnehmungen entweder zu Protokoll oder tragen sie in einem ausgearbeiteten Gutachten (Fundschein, *visum repertum*) vor. Wo Sachverständige nicht zugezogen werden, erfolgt die D. gewöhnlich im Wege kommissarischer Beweiserhebungen, d. h. durch einen Richter und einen Protokollführer, welche sich, wenn eine Lokalbesichtigung erforderlich wird, im Civilprozeß unter Zuziehung der Parteien, an Ort und Stelle begeben und über ihren Befund ein Protokoll aufnehmen.

Wesichtigung der Waren ist die Bezeichnung für die Untersuchung der dem Käufer zugehenden Waren, um festzustellen, ob dieselben die versprochenen Eigenschaften und keine positiven Mängel besitzen. Die Wesichtigung ist durch den

Käufer selbst oder durch gerichtlich zu bestellende Sachverständige vorzunehmen, und zwar sobald dies im ordnungsmäßigen Geschäftsgange nach Empfang der Waren thunlich ist. Erzielt sie ein ungünstiges Resultat, so muß dem Verkäufer hiervon sofort Nachricht gegeben und unterdessen für gehörige Aufbewahrung der Güter gesorgt werden (Handelsgesetzbuch Art. 347, 348). Über die Wesichtigung vgl. bei oder nach Abschluß des Kaufvertrags und sonstiger Warenumsatzgeschäfte vgl. die Werke über Handelsrecht von Höhl (6. Aufl., 1879) und Endemann (8. Aufl., Heibel, 1876); Garreis, «Das Stellen zur Disposition» (Würzb. 1870).

Wesigheim, Oberamtsstadt im württemb. Nedarkreis, im Einfluß der Eng in den Nedar und an der Untern Nedarbahn (Wesigheim-Jagstfeld), 24 km nördlich von Stuttgart, ist Sitz der Oberamtsstellen und eines Amtsgerichts, hat zwei Lateinschulen, eine gewerbliche Fortbildungsschule und eine weibliche Arbeitsschule, Olfabrikation, Tritotwarenfabrik, eine Kunstmühle, drei Wassermühlen, Ackerbau, Weinbau und Weinhandel und zählt (1880) 2706 E. Die Stadt steht an der Stelle des von dem Kaiser Probus erbauten Castrum Valerianum, kommt im Mittelalter unter dem Namen Bassinheim vor, gehörte seit 1153 zu Baden und kam 1595 durch Kauf an Württemberg. — Das Oberamt Wesigheim umfaßt 167,4 qkm mit 27 473 E.

Wesikabi, eine Bucht des Ägäischen Meeres, an der Westküste Kleasiens, der türk. Insel Tenedos gegenüber und südlich vom Kap gleiches Namens. Die Bai ist nicht tief und bietet einen gegen Nord- und Nordostwinde geschützten, guten Ankerplatz in 12—18 m Wasser auf 1,2 km Abstand von der Küste; sie war 1858 der Stationsort der brit.-franz. Flotte, ehe dieselbe nach Konstantinopel und in das Schwarze Meer segelte.

Wesitz und Besitzrechtsmittel. Vom Standpunkte des Privatrechts betrachtet, ist **Wesitz** (possession) die tatsächliche Verwirklichung eines Rechts, welches der Inhaber gegen jeden, der sich einer Störung unterfangt, mit Klagen verfolgen kann, wie z. B. Eigentum, Pfandrecht, Servitut. Derartige Realrechte lassen sich nicht durch den bloßen Willen des Erwerbers (*animus rem sibi habendi*) und eine allenfallsige Verständigung mit dem bisherigen Inhaber erzeugen, denn der Wille an sich ist nicht wahrnehmbar, und Verträge gehen nur die Kontrahenten an. Vielmehr kann die Gesamtheit zur Anerkennung der Absicht einer solchen Aneignung nicht eher verpflichtet werden, als bis der betreffende Wille auf gemeinverständliche Weise offenbart ist. Es gehört dazu die Herstellung eines äußern Verhältnisses der Person zu der, den Gegenstand des Rechts bildenden körperlichen Sache, vermöge dessen jene im Stande ist, auf die letztere zu ihren Zwecken jederzeit einzuwirken (*corpus*). Diese Beziehung wird begründet oder «der **Wesitz erworben**» an beweglichen Sachen je nach den Umständen durch Ergreifen, Bezeichnen, Behalten, bei wilden Tieren durch Ergreifen oder Fangen, wenn man von einem Vorbesitzer erwirbt durch Annahme der übergebenen Sache oder des Schlüssels zu dem Orte ihrer Aufbewahrung u. s. f. Der **Wesitz** an unbeweglichen Sachen hebt an von dem Beschreiten derselben in der Absicht der Aneignung, dem Anbringen von Zeichen und Marken, der Übernahme von Wirtschaftshandlungen, dem Eingeführtwerden durch den Vorbesitzer, der Behandlung

der Schlüssel zu Schänden. In der Vorzeit gehörten hierzu gewisse symbolische Handlungen, wie Darreichen einer Erbscholle, Ausstechen eines Stroh Rasens, Ausschneiden eines Spans aus der Thür. Wer bereits in fremdem Namen besitzt, erlangt den eigenen Besitz ohne weiteres, sobald ihn sein Gewährsmann zum Besitz in eigenem Namen ermächtigt (*traditio brevi manu*), z. B. wenn der Verpächter an den Pächter verläuft. Dergleichen läßt sich der Besitz durch Stellvertreter, wie Haussohne, Anwälte, ingleichen in der Weise erwerben, daß der bisherige Besitzer die Sache im Namen desjenigen fortbehält, auf welchen er sie überträgt (*constitutio possessoria*), z. B. wenn der Schenker noch auf Zeit einen vorbehaltenen Nießbrauch ausübt. Falls mehrere gemeinsam den Besitz an derselben Sache erlangen, z. B. als Miteigentümer, Miterben, so entsteht Mitbesitz, *compossessio*.

Allerdings kann ein wahres Realrecht in dem Besitze nur dann gegenständlich und wirklich werden, wenn alle sonstigen Voraussetzungen der Entstehung eines derartigen Rechts damit zusammenfallen, nämlich der Wille, ein solches zu schaffen, die Rechtmäßigkeit dieses Willens und, dafern ein sog. ableitender Erwerb stattfindet, das Vorhandensein des Eigentums oder des sonst zu begründenden Realrechts in der Person des veräußernden Vorbesizers. Ohne nur zufällige Erlangung des Besizes ohne alle Absicht der Aneignung entbehrt daher aller rechtlichen Bedeutung, indem sich hier für den Fall, daß ein anderer danach begehrt, kein Widerspruch und Streit erheben wird. Ferner gilt der Besitz im Namen eines dritten (*Detention*), z. B. eines Vermieters, Exponenten, dem Publikum gegenüber nicht als Besitz des Inhabers (*Detentor*), der bei dem fraglichen Vertragsabschlusse die Sachen nicht zu eigen bekommen wollte, sondern als Besitz des dritten, welcher durch diesen Stellvertreter ideell fortbesitzt. Indessen gestatten die Gesetze dem Pfandgläubiger, Sequester, Erzinsmann und Superhyar, obgleich dieselben in fremdem Namen innehaben, doch eine selbstreigene Vertretung ihres (sog. abgeleiteten) Besizes. Ein Mittelverhältnis wird erzeugt, wenn jemand den Besitz in dem guten Glauben, ein Recht zu begründen, für sich erlangt (*bonae fidei possessio*), ohne daß die vorerwähnten Bedingungen des vollen Rechts vorhanden oder erweislich sind, z. B. wenn er eine vermeintlich he-
oder wenn er läuflich e-
tum des Verkäufers ni-
auch der Inhaber ein I-
zuschreiben, so hat er
Erwerbs eine Befugnis
die gegen eigenmächt-
schützt ist. Die langen
Besizes ohne alle all-
d. h. ohne daß die Auf-
oder seines Stellvertre-
Absicht des Jurischhabens jemals aufgehört hat, läßt
sogar vermöge der Ersitzung (i. Verjährung) das
Recht, welches in dem Besitze nur anscheinend vor-
handen war, unverselhaft und unbestreitbar wer-
den. Erbringt der Ersitzende den Beweis nicht bloß
seines fortgesetzten Besizes, sondern auch eines
rechtmäßigen Grundes für dessen Anfang (*justa
causa possidendi*, *Besitztitel*), so genügt für die
Regel eine längere Verjährungsfrist.

Der Besitz verleiht überhaupt schon an sich mit
außerhalb seiner Beziehung zu einem unmittel-
ten Realrechte gewisse Vorteile (*jura possessoria*),
die schon jedem, welcher eine Sache in eigenem Na-
men und selbst ohne guten Glauben besitzt (*jura
Besitz*), bis zum Beweise der Unrechtmäßigkeit in
solch Verhältnissen zugute kommen und bei Spruch
wort „Glücklich wer besitzt“ (*boni possidentis*)
rechtfertigen. Es beruht z. B. auf dem Besitze die
vorteilhaftere Rolle des Beklagten im Eigentums-
prozeß, sodann die Thatsache, daß der Herrschaft-
wille (*animus domini*), wenn man durch Besit-
nahme zur tatsächlichen Herrschaft gelangt ist, in
erwiesener Herrenlosigkeit der Sache obdient
Recht (*Eigentum*) gibt, in allen andern Fällen so
nighens relatives insofern, daß man nur dem an-
wiesenen Eigentume oder sonstigem Rechte zu we-
chen braucht, bis dahin aber die Herrschaft unbe-
gestört noch entzogen werden darf, man also we-
tern durch seinen Besitz mehr Recht hat, als der
Nichtbesitzer (*hoc ipso quod quis possidet, plu-
jura habet, quam ille qui non possidet*). Im
Besitzende kann nicht gezwungen werden, seinen
Titel anzugeben, und wer ihm sein Recht bestritt,
muß, da jede Selbsthilfe verboten ist, ordentliche
Klage erheben, ein besseres Recht darthun und der
Beklagten für die ganze Dauer des betreffenden
Prozesses im Besitze und Genuße der streitigen Sache
lassen. Bei einem Mißlingen des vom Kläger an-
suchten Beweises gewinnt Beklagter den Prozeß
ohne weiteres (*actoris non probante absolutus
rout*), einen gelungenen Beweis darf er aber im-
mer noch mittels Gegenbeweises entkräften. Be-
sucht ein Prätendent, alle diese Vorteile durch
außergerichtliche Störung oder Entziehung des Be-
sises auf seine Seite zu bringen und damit der
Besitzer zur Anstellung der Klage und zur Ent-
nahme der Beweislast zu nötigen, so braucht letz-
terer nicht darauf einzugehen, sondern er kann,
wenn er seinen Besitz und die eigenmächtige Beherr-
schung dieses Verhältnisses durch den Gegner be-
schränkt, ganz einfach die sofortige Wiederherstel-
lung des bisherigen Zustandes und die Verurteilung
des Gegners auf den Rechtsweg verlangen. Im
Ginwand des auf diese Weise Belangten, daß er
mit jener Störung eben sein Recht ausgräbt (*co-
ceptio juris*), wird im Besitzprozeß nicht insich-
ten, sondern zur Ausführung mittels der Rechts-
verweisung. Dagegen ist dem Nachweise Bedingung
zu schenken, daß der Besitz selbst gewaltsam oder
heimlich oder nur auf Widerruf von dem andern
(*vi, clam vel precario*) erlangt sei, und daß kein
„unrechtmäßiger“ (*vitiosus*) Besitz nicht genügt in, zu
Grundlage für ein Besitzrecht zu bilden.

Rechtsmittel zum Schutze im Besitze sind, außer
der Verteidigung gegen gewaltsame Angriffe durch
Anwendung einer ebenmäßigen Privatgewalt (*vim
vi repellere licet*) und der außergerichtlichen Pro-
testation gegen besitzstörende Bauunternehmungen
(*novi operis denunciatio*), noch röm. Rechte im
terbille, nach kanonischem und gemeinem Rechte
das *remedium spolii* zur Wiedererlangung ent-
zogenen, sowie das *possessorium summum*
und *ordinarium* zur Behauptung eines bloß ge-
störten Besizes. Bei dem *possessorium sum-
mum* oder *summariissimum* gründet man die Be-
mutung für das Recht bloß auf den Besitz in der
lehterwähnten Zeit (jüngster Besitz, *possessio
viuima*); bei dem *possessorium ordinarium* wird

man einen längern Besitz oder seinen Titel nach. Das Erkenntnis im Besitzprozeß stellt immer nur ein Provisorium her und behält die endgültige Entscheidung dem Streite über das Recht selbst (Petitorium) vor. Die Deutsche Zivilprozeßordnung läßt diesen Rechtszustand bestehen und verbietet nur (§. 232) die Verbindung von Besitzklage und Klage, durch welche das Recht selbst geltend gemacht wird, in einer Klage.

Insofern in dem Besitze eine Beziehung zu der Gesamtheit liegt, wird nicht allein das Innehaben von körperlichen Sachen im Sinne eines Realrechts, sondern auch jedes allgemein wahrnehmbare, dauernde Verhältnis zu bestimmten Personenkreisen mit dem gleichen Namen belegt, und so können auch Familienrechte, gemeinde- und staatsbürgerliche Rechte, Monopole, Wärbere, öffentliche Gewalten und Hoheitsrechte als Gegenstand eines Besizes erscheinen (juris quasi possessio, Quasibesitz). Die Lehre vom Besitze ist in neuerer Zeit vielfach durchsichtigt worden, seitdem von Savigny's „Recht des Besizes“ (Vieh. 1803; 7. Aufl. von Rudorff besorgt, Wien 1865) die Untersuchung angeregt und nicht zu unterschätzende Einwendungen hervorgerufen hatte, so besonders die von Gans in der Schrift „Über die Grundlage des Besizes“ (Verl. 1837). Vgl. Bruns, „Das Recht des Besizes im Mittelalter und in der Gegenwart“ (Züb. 1848); derselbe, „Die Besitzklagen des röm. und heutigen Rechts“ (Weim. 1874); Jhering, „Über den Grund des Besitzschutzes“ (2. Aufl., Jena 1869; Besser, „Das Recht des Besizes bei den Römern“ (Erg. 1880). Dieselbe Bedeutung, aber auch dieselbe Schwierigkeit wie die Lehre vom Besitze nach röm. Rechte hat im ältern deutschen Rechte die Lehre von der Gewere (§. b.).

Beskid oder die Beskiden, der höchste Teil der Kleinen Karpaten, auf der Grenze des Komitats Arva; die bedeutendste Höhe ist hier die Babia-Gura (§. b.). Die Abhänge der Beskiden sind mit Nadelhölzern dicht bewachsen, die Bergespitzen deckt zsländisches Moos. Das Gebirge besteht vorwiegend aus Granit, Gneis, Kalk und Sandstein, aus deren Schichten stellenweise laible Felsenjaden emporragen. Der wichtigste Steig ist in dieser Gebirgskette der Jablunka-Paß, welcher das Thal der Waag mit dem der Ober verbindet. Über ihn führt die Raschau-Oberberger Eisenbahnlinie.

Beskow (Bernh. von), namhafter schwed. Dichter, geb. 19. April 1796 zu Stockholm, trat nach Beendigung seiner Studien in die kgl. Kanzlei, erwarb sich das Vertrauen des damaligen Kronprinzen Oskar und wurde 1825 dessen Privatsekretär. Nachdem er 1826 in den Adelsstand erhoben worden, wurde er 1827 Kammerherr, 1832 Hofmarschall, 1843 in den Freiherrnstand erhoben und 1861 Oberkammerjunker. Er starb 18. Okt. 1868 zu Stockholm. Seinen Ruf begründete B. mit der Dichtung „Karl XII.“ (1819), die ihm die Bekanntheit und Freundschaft Tegners verschaffte. Im J. 1824 erhielt er durch das Gedicht „Sveriges anor“ (deutsch, Lübeck 1838) den großen Preis der Schwedischen Akademie, die ihn 1828 zu ihrem Mitglied und 1834 zu ihrem beständigen Sekretär erwählte. Bedeutender als B.'s lyrische Gedichte: „Vitterhetsförelöf“ (Stockh. 1818—19), sind indes seine Leistungen als dramatischer Dichter. Von seinen Trauerspielen, die von warmem Gefühl und Vaterlandsliebe beseelt sind, aber in Bezug auf Komposition und Charakterzeichnung manche Män-

gel haben, wurden „Erik den Fjortonde“ (1827—28), „Torkel Knutsson“ (1830), „Birger och hans Att“ (1836—38) und „Gustaf Adolf i Tyskland“ (1838), die als „Dramatiska Studier“ (3 Bde., Stockh. 1836—38) erschienen, von Öhlenschläger ins Deutsche übertragen (3 Bde., Epp. 1841—43). „Torkel Knutsson“ gilt für das beste unter den bühnengerechten Trauerspielen, welche die schwed. Litteratur besitzt. Die Oper „Ryno oder der wandernde Ritter“ ist von Ebn. Brendler und dem (nachmaligen) König Oskar (I.) in Musik gesetzt worden. Von B.'s übrigen Schriften sind noch „Vandrings-minnen“ (2 Bde., Stockh. 1833—34) und „Minnesbilder“ (2 Bde., Stockh. 1860—66) hervorzuheben. Als Sekretär der Schwedischen Akademie hat B. eine Reihe wertvoller Retrologe geliefert. Besonders aber hervorzuheben ist seine letzte größere Arbeit, eine umfassende panegyrisch gehaltene Betrachtung der Geschichte Gustavs III. („Om Gustaf den tredje såsom konung och menniska“, I—V) in den Verhandlungen („Handlingar“) der Schwedischen Akademie (Bd. 32 [1860], Bd. 34 [1861], Bd. 37 [1863], Bd. 42 [1867] und Bd. 44 [1869]). Eine Arbeit verwandter Art ist seine Monographie „Karl den tolfte. En minnesbild“ (2 Bde., Stockh. 1868—69). Im J. 1870 erschienen B.'s Lebenserinnerungen: „Levnadsminnen“, die aber nur die Kindheit des Dichters bis 1809 umfassen.

Beslow, Stadt, s. Beeslow.

Besogna (frz.), Arbeit, Geschäft, Verrichtung. **Besoin** (frz.), Not, Bedürfnis; au besoin oder en besoin, im Nothfalle.

Besoldung ist die mit der Verwaltung eines öffentlichen Amtes verbundene Rente, mittels deren der Staat, die Gemeinde oder eine Korporation dem Beamten seinen standesgemäßen Lebensunterhalt gewährt. Die Höhe der Besoldung richtet sich nach der Bedeutung der Ämter und steigt meistens auch mit dem wachsenden Dienstalter des Beamten in einem und demselben Amte. In neuerer Zeit wird die B. regelmäÙig in barem Gelde gewährt und besteht in einer festen Summe. Früher bezog der Beamte häufig noch Naturalien und ungewisse Einnahmen, Gebühren u. s. w. für besondere Dienstleistungen, wie dies z. B. bei den Pfarrbesoldungen noch vielfach der Fall ist. Neben der Besoldung werden dem Beamten häufig noch gewährt: Pauschsummen für Bureaubedürfnisse, Repräsentationskosten, Tagegelber (Diäten) und Fuhrkosten, Umzugskosten, Funktionszulagen, Wohnungsgeldzuschuß. Die B. der Beamten kann von den Gläubigern derselben nur teilweise mit Beschlagnahme belegt werden. (S. Gehalt, Remuneration, Wartegeld, Pension.)

Besprechen (von Krankheiten u. s. w.), s. Beresprechen.

Bessarabien, Gebiet im südwestlichsten Teile des europ. Rußland, zwischen dem Schwarzen Meere, dem Dniestr, dem Pruth und der untern Donau gelegen und begrenzt von den russ. Gouvernements Cherson (im O.) und Podolien (im O. und N.), von Galizien, der Bulowina (im W.) und Rumänien (im W. und S.), umfaßt gegenwärtig 45655 qkm, auf denen in sieben Kreisen 1205932 E. leben. B. leidet zwar Mangel an Holz und Quellen, eine untergegangene Waldzone hat jedoch über den kahlen Felsplatten eine schwarze, fetten Bodenkrume zurückgelassen, auf der in weiten Steppen ellenhohes Gras wuchert, und in deren Bereich bedeutende

Biehzucht betrieben wird. Das kontinentale Klima läßt hier Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Hafer, Flachs, Tabak, Melonen, Gemüse und Fruchtbäume gedeihen. Der Weinbau wird ausschließlich in dem südl. Teile B.s getrieben. Unter den Haustieren werden Rindvieh, Pferde, Schafe und Schweine am meisten gezogen. Wild gibt es wenig, dagegen in den Gewässern viele Fische. Aus dem Mineralreiche ist nächst dem Gewinn an Salpeter, Marmor und Kalk der des Salzes wichtig, besonders aus den Salzseen des Distrikts von Aſſerman. Die Industrie ist nicht sehr schwunghaft, sie beschränkt sich fast nur auf Gerberei, Branntweinbrennerei, Seifensiederei und Ritzgießerei. Der Handel ist in den Händen der Juden, Griechen und Armenier und erstreckt sich meist auf die Ausfuhr der Produkte der Biehzucht und des Ackerbaues nach Österreich-Ungarn. Der einzige Hafen von Bedeutung ist Aſſerman. Die Einwohner sind Moldauer, Kleinarmer, Rußniaken (aus Galizien), Bulgaren, Armenier (43 Kolonien), Juden, Griechen, Zigeuner und Tataren; doch haben sich nach und nach seit 1814 auch 25 deutsche, meist prot. Kolonien im Aſſermanschen Kreise angesiedelt. Protestanten zählt man etwa 30000, Juden über 100000, letztere meist in den Städten. Hauptstadt ist Kiſſenew, Sitz des Civilgouverneurs, der unter dem Generalgouverneur von Neußland steht. Am Dniestr liegen die Festungen Chotin und Bender oder Bendor, an der Mündung desselben Aſſerman.

B. spielt als das Übergangsland aus den südruss. Steppen in die Donauniederungen in der Geschichte der Völker- und Kriegszüge aller Zeiten eine wichtige Rolle. Die frühesten bekannten Bewohner waren scythische Nomadenstämme. Im 2. Jahrh. v. Chr. finden sich daselbst die kriegerischen Geten. Seit 106 n. Chr. bildete das Land den östlichsten Teil der röm. Provinz Dacien, die Kaiser Trajan erobert hatte. Im 3. Jahrh. wurde das Land von den Goten besetzt, im 5. von den Hunnen verwüstet, dann folgten die Völkerzüge der Avarer, Bulgaren und Slawen, die hier ihre Städte (Bjelgorod) erbauten. Im 7. Jahrh. bemächtigten sich desselben die Wefen, von denen es seinen Namen trägt, im 9. die Ugrer, im 10. die Petschenegen, im 11. die Rumanen, Ugen und Polowzer, im 13. die Mongolenhorden des Batu-Chan. In demselben Jahrhundert errichteten die Genuesen Handelsniederlassungen an den Ufern des Dniestr. Von 1367 an war B. ein Teil der Moldau. Im J. 1503 geriet der südl. Teil B.s in die Gewalt der Türken, 1560 fielen 30000 Mann Nogai in das Land ein und verwüsteten dessen nördl. Teil. In allen Türkenkriegen seit dem 18. Jahrh. wurde B. eine gewöhnlich leichte Beute der Russen: so 1711, 1736—39, 1787—91, 1806—12. Durch den Frieden von Bukarest (28. Mai 1812) fiel B. an Rußland. Die im Pariser Frieden vom 30. März 1856 an die Moldau abgetretenen Gebiete, wie das Stadtgouvernement Jsmail und der größte Teil des Ragulischen Kreises sind durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 von Rumänien wieder an Rußland zurückgefallen. Vgl. Rakto, «Geschichte B.s von den ältesten Zeiten an» (Odessa 1873).

Bessarion (Johannes oder Basilus), aus Trapezunt, geb. 1395, einer der ersten, die im 15. Jahrh. altgriech. Philologie und Philosophie ins Abendland verpflanzten und eine freiere, der Scholastik entgegengelegte Forschung anregten, hatte Ge-

metios Plettho zum Lehrer, dem er namentlich die Vorliebe für Plato verdankte. Als Bischof von Nicäa begleitete er den Kaiser Johannes VII. Paläologus nach Italien und wirkte auf dem Konzil zu Florenz 1439 eine freilich nicht nachhaltige Union der griech. und röm. Kirche. Später trat B. zur röm. Kirche über, ohne damit die glühende Liebe für sein Vaterland aufzugeben. Papst Eugen IV. hatte ihn zum Kardinal ernannt, Nikolaus V. erhob ihn zum Bischof von Sabina, dann von Frascati und übertrug ihm die Legation von Bologna, die er 1450—55 bekleidete. Nach dem Falle Konstantinopels suchte er in Deutschland auf den Reichstagen zu Nürnberg, Worms und Wien, später auch in Frankreich einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen und nahm sich seiner künftigen Landsleute thätig an. Seine Stellung im Streite über den Vorzug des Plato oder Aristoteles war vermittelnd, indem er bei aller Vorliebe für jenen diesen nicht einseitig verwarf. Der Markus-Bibliothek zu Venedig, in welcher Stadt er gern verweilte, vermachte er bei seinem Tode, der zu Ravenna 19. Nov. 1472 erfolgte, seine 600 wertvollen griech. Handschriften. Seine Schriften, teils lat. Übersetzungen griech. Autoren, teils Streitschriften zur Verteidigung des Plato, teils Reden und Briefe, sind nur vereinzelt herausgegeben worden. Die bedeutendste derselben führt den Titel: «Adversus calumniatorem Platonis» (Rom 1469).

Bessaſſadir, Ortschaft auf Island (f. d.).
Bessèges, Stadt im franz. Depart. Gard, Arrondissement Nîmes, am rechten Ufer der zum Rhône gehenden Cèze, 34 km nördlich von Nîmes, mit dem es durch eine Zweigbahn verbunden ist, inmitten des sehr wichtigen Steinkohlenbeckens der Cèze, zählt (1876) 7953 (Gemeinde 10668) E., hat gemein tiefe Steinkohlen- und Eisengruben und bedeutende Hütten und Glashütten. Die Schächte von Lalle haben 1861 und 1869 durch Eindringen der Wasser schreckliches Unglück veranlaßt.

Bessel (Friedr. Wilh.), ausgezeichneter Astronom, geb. 22. Juli 1784 zu Minden, kam als Lehrling in ein bremer Handlungshaus. Hier eignete er sich mathem. Kenntnisse an und sehr bald interessierte ihn vorzugsweise die Astronomie. Eine astron. Arbeit verschaffte ihm Olbers' Bekanntschaft, auf dessen Empfehlung er 1806 nach Altona zu Schröter kam, wo er vier Jahre die Stelle eines Inspektors und Observators auf dessen Privatsternwarte versah. Von hier 1810 nach Königsberg berufen, baute er 1811—13 die dortige Sternwarte, die, anfangs mit engl. Instrumenten ausgerüstet, 1819 mit neuen Reichensbach'schen Instrumenten und später mit Fraunhofer'schen und Repsold'schen von der höchsten Vollkommenheit versehen wurde. Zu seinen frühesten Schriften gehören die Abhandlung: «Über die wahre Bahn des im J. 1807 erschienenen Kometen» (Königsb. 1810) und die «Fundamenta astronomiae deducta ex observationibus J. Bradley» (Königsb. 1818), welche letztere die Resultate aus Bradleys Beobachtungen enthält. Klassischen Wert haben seine «Unter suchungen über die Länge des einfachen Sekundenpendels für Königsberg» (Berl. 1828), denen sich später die Untersuchung über die «Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels in Berlin» (Berl. 1837) anschloß. Sehr verdienstlich waren ferner die von ihm herausgegebenen «Astron. Beobachtungen auf der Sternwarte zu Königsberg»

welche bis Zeit von 1815 bis mit 1855 umfassen (91 Abthl., Königsb. 1815—44; fortgesetzt von Busch), die *Tabulae regiomontanae reductionum observationum ab a. 1750 usque ad a. 1850 computatae* (Königsb. 1850), die mit Poncelet aufgenommene und herausgegebene *«Grundmessung in Ostpreußen»* (Berl. 1859), die *«Darstellung der Untersuchungen und Maßregeln, welche in dem J. 1855—58 durch die Anstalt des preuß. Längenmaßes veranlaßt worden sind»* (Berl. 1859) und *«Astron. Untersuchungen»* (3 Bde., Königsb. 1841—42). In den J. 1854—59 vollendete er eine Reihe von 75011 in 526 Jonen gemachten Beobachtungen über die Gegend des Himmels zwischen dem 46. nördl. und dem 15.° südl. Declination, welche alle Sterne bis zur neunten Größe umfassen. Eine seiner interessantesten Arbeiten ist die *«Messung der Entfernung des 61 Sterns im Sternhaufen des Schwans»* in Schumachers *«Jahrbuch»* (1859), in der er die Entfernung dieses Sterns von der Sonne auf 357700 Halbmesser der Erdbahn bestimmt. In den letzten der abermals zahlreichen, das gesamte Gebiet der Astronomie umfassenden Arbeiten B's gehört eine 1844 gelieferte Abhandlung, welche die genaueren Untersuchungen über die Veränderlichkeit der eigenen Bewegungen einiger Fixsterne enthält, woraus er schloß, daß sich in der Nähe dieser Fixsterne große, aber unsichtbare Massen befänden, die mit dem sichtbaren Stern zusammengekommen ein Partialsystem bilden. Diese Vermutung hat sich nach seinem Tode durch fortgesetzte Untersuchungen und durch die Auffindung eines schwachen Begleiters beim Sirius bestätigt. B. starb 17 März 1846. Sein Freund Schumacher gab *«Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände»* (Jamb. 1848) heraus, die B fast sämtlich 1832—44 in der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg gehalten hatte. Seine sämtlichen *«Abhandlungen»*, welche in den verschiedenen Jahrgangsschriften erschienen, wurden von Engelmann gesammelt und herausgegeben (3 Bde., Epp. 1876), ebenso die interessantesten *«Correspondenzen»*, welche B. geschrieben hat (Epp. 1878).

Bessel (Gust.), Naturforscher, geb. 1847 in Helldorf, widmete sich dem Studium der Mathematik und der Zoologie. Nachdem B. 1869 auf Veranlassung seine erste Nordpolfahrt angetreten, auf derselben das östl. Eismeer zwischen Komaja-Semlja untersucht und die Existenz des Wolfstroms östlich von Spitzbergen nachgewiesen hatte, begleitete er die von den Vereinigten Staaten Amerikas im J. 1871 unter der Führung von Hall zur Polaruntdeckung ausgesandte Expedition des Schiffes *«Polaris»* als Schiffarzt und als Chef der wissenschaftlichen Abteilung. Das Schiff mußte nach dem am 8 Nov. 1870 eingetretenen Tode des Führers und nachdem man bis 69° 5' nördl. Br. gekommen war, am 12. Aug. seine Rückfahrt antreten, und hatte in dem gefährlichen Treiben der Eisklößen am 16. Okt. eine schreckliche Katastrophe zu befehen, infolge deren 19 Personen der Schiffsgesellschaft auf der Scholle, wozu sie einen Teil des Schiffsinhalts gerettet, von den übrigen fortgetrieben, sich dem Meere überlassen sahen. Diesen kam erst am 30 April 1873 Rettung, wo ein Schiff sie aufnahm. B. blieb mit 12 andern Personen bei dem zu Grunde gerichteten Schiffe bei der Eisklößen-Insel im Smith-Sunde zurück, wo sie sich zur Überwinterung ein Haus bauten. Am 3. Juni 1873

schifften sie sich in ihren zwei Booten ein, wurden am 21. Juni von einem schott. Dampfer aufgenommen und landeten am 18. Sept. in Schottland. Eine zweite Polarexpedition, welche B. mit Dork und Weyprecht geplant, ihm nicht zur Ausführung, und B. sich selbst genötigt, in amerik. Dienste zu treten. Er schrieb *«Die amerik. Nordpolexpedition»* (Mag. 1879). Von B. redigiert ist ferner (Washington 1879) Band 1 des *«Berichts über die wissenschaftlichen Resultate der Polaris-Expedition»* erschienen.

Bessemer (Henry), geb. 1813 in Staffordshire, Erfinder zahlreicher Verbesserungen auf dem Gebiete der Mechanik und Metallurgie und hier insbesondere des Stahlgießens. Seine nach ihm benannte Frischmethode, das Bessemer's (unter Stahl), d. i. Umwandlung von Roheisen in Stahl ohne Anwendung jeglichen Brennmaterials durch Einblasen von Luft in flüssiges Roheisen, ermöglicht die Darstellung großer Quantitäten Stahl in kürzester Zeit und hat seit ihrer Einführung (1856) zu einer völligen Umwälzung der Stahlindustrie geführt. [Stahl.]

Bessemerstahl (Bessemermetall), s. unter **Bessemer** (Georg), ungar. Schriftsteller, geb. 1740 zu Berzei im Szathmárer Komitat, studierte in Szárospatak, kam aber bald nach Wien, wo er in die ungar. Leibgarde eintrat und 1779 Oberstleutnant an der Hofbibliothek wurde. Im J. 1784 zog er sich auf sein Gut Berettyó-Kovács im Bihar-Komitat zurück, wo er im Mai 1811 starb. Das Jahr seines Auftretens als Schriftsteller, 1778, gilt als das Geburtsjahr der neuern ungar. Literatur. Er schrieb Trauerspiele *«Ludovikus Hungarus»*, *«Agila»*, *«Huda»*, ein Lustspiel *«Der Philosoph»* (1777), das noch neuerdings auf der Bühne Vorfall fand, und zahlreiche ästhetische, historische und allgemeine literarische Schriften. Er ist der Begründer des franz. Geschmacks und das Haupt der franz. Schule in der ungar. Literatur. Auch der erste umfassende Plan zur Gründung einer ungar. Akademie der Wissenschaften (1790 gedruckt) stammt von B. her.

Besser (Joh. von), deutscher Dichter, geb. in Frauenburg in Curland 8. Mai 1664 als Sohn eines Predigers, studierte in Königsberg Theologie und begleitete seit 1675 einen jungen Landmann auf Reisen. Nachdem derselbe zu Leipzig in einem Duell getödtet war, studierte B. noch Rechtswissenschaft in Berlin eine Anstellung als kurfürstl. Rat. Er suchte sich durch seine, dem damaligen Geschmacke nach angelegten Dichtungen so sehr zu empfehlen, daß er 1684 als kurfürstl. Rath eingezogen wurde. 1687 Regierungsrat am preuss. Hof zu Magdeburg, 1690 bei der Erbhaltung des preuss. Erbprinzen, späteren Königs Friedrich I., Cerimonienmeister und Geheimschatz, 1701 Obercerimonienmeister und Geheimrat. Nach dem Tode Friedrich I., 1713, von dessen spärlichem Nachfolger entlassen, geriet er in große Not, bis er 1717 von August dem Starken als Kriegsrat und Cerimonienmeister nach Dresden berufen ward. Hier starb er 10 Febr. 1729. Er fuhr in der Diplomatie, im Staatsrecht, der Geschichtswissenschaft, besonders aber im Hofscerimonienwesen, beschäftigte er sich nebenbei mit deutscher Poesie. Seine Gedichte bestehen zum größten Teil aus höflichen Versen und Gelegenheitsgedichten im besondern Geschmacke Hofmannswaldau's. Die vollständige Sammlung seiner *«Schriften»* gab König

heraus (mit Biographie, 2 Bde., Lpz. 1732); eine Auswahl seiner Gedichte enthält die »Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.« (Bd. 14, Lpz. 1838). Eine treffliche Biographie v. S. findet sich in dem 4. Band von Barnhagen von Enslin »Biographischen Denkmale« (3. Aufl., Lpz. 1872).

Besser (Joh. Heinr. und Rud.), Buchhändler, s. unter **Berthel**.

Besserung, Besserungstheorie, Besserungsanstalten. Die ersten Reime der Auffassung, daß der Zweck der Strafe in der Besserung der Verbrecher bestehe, lassen sich schon in einzelnen Aufstellungen griech. Philosophen, z. B. Platon, nachweisen; namentlich aber war es die Kirche, welche durch ihre Lehre von der Buße und Besserung die Grundlagen der alten Anschauungen über Strafe allmählich umwandelte und die Penitentiarsysteme der heutigen Zeit wirksam vorbereitete. Pennsylvan. Quäker strebten gegen Ende des 18. Jahrh. dahin, die innere, durch Buße und Glauben vermittelte Umkehr der Verbrecher als Ziel der Strafe thätkräftig zu vermitteln und dies Ziel durch völlige Isolierung der Verbrecher in den Strafanstalten hast zu verwirklichen. Ihre Strafbewegungen Buhäuser (penitentiaries) war ein neuer, auf Europa fortwährende Umgestaltung der Strafanstalten vorher hatten die europ. Staaten das Interesse der öffentlichen Sicherheit und für die Besserung der verurteilten Schicht, insbesondere der Verbrecher, Arbeitsscheuen und Prostituierten besondere Anstalten in Angriff zu nehmen. Canada-Buhäuser errichtet, deren Unterhalt.

Die Besserungstheorie, welche die Besserung der Verbrecher im Gegensatz zur Abschreckung als ausschließlichen Grund und ausschließliches Ziel der Strafe hinstellte und damit das philos. Problem, warum und wozu der Staat strafen darf, gelöst zu haben glaubte. Die Besserungstheorie ist eine unter den sehr zahlreichen Strafrechtstheorien. Wenn auch auf diesem Wege die alte Lehre von der Abschreckung wirksam bekämpft wurde, gelangte jene Auffassung dennoch nicht zu allgemeiner Anerkennung. Vielmehr hielt die Mehrzahl der Gesetzgebungen und der Strafrechtslehrer daran fest, daß die Strafe ihr höchstes Ziel und ihren letzten Grund in der Gerechtigkeit habe, aus welcher die Besserung herzuleiten und zu begründen sei.

Unabhängig vom Staate und dessen strafenden Zwangsrechten kann die Besserung auch von der Kirche oder freien Vereinigungen erstrebt werden, teils zur Ergänzung dessen, was in den Strafanstalten unternommen wurde, und um entlassenen Verbrechern gegen drohende Verführung vorübergehend ein Asyl zu gewähren, teils zur bessernden Einwirkung auf diejenigen, welche zwar sittlich verdorben sind, aber doch keine strafbaren Vergehungen sich haben zu Schulden kommen lassen. Zu diesen Privat-

besserungsanstalten gehören insbesondere: Magdalenenstifter zur Besserung gesessener Frauen und die Rettungsanstalten für verirrte Kinder oder jugendliche Verbrecher. Letztere ist die Aussperrung in eigentliche Strafanstalten verderblich ist, erkennen wenigstens teilweise diejenigen Gesetzgebungen an, welche, wie die französische, englische und deutsche, die Unterbringung jugendlicher Verbrecher in Privatbesserungsanstalten auf richterlichen Befehl an Stelle der Strafe gestatten. In England werden solche Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher (bis zu 16 Jahren) sogar vom Staate unterstützt und beaufsichtigt. Zu den berühmtesten Anstalten dieser Art gehören: Mettray in Frankreich, Heilandschule Mettray bei Jütphen, Aussichts in Hannover, Red-Hill in England, das Asch in Hamburg.

Litteratur. Rastner, »Das Recht in der Strafe« (Lpz. 1872) S. 121–122. — **Besserungstheorie** als Grundriss der Strafrechtstheorie. — **Besserungstheorie** als Grundriss der Strafrechtstheorie. — **Besserungstheorie** als Grundriss der Strafrechtstheorie.

Bessieres (Jean Baptiste), Herzog von Istria, Marschall, einer der besten Reitergenerale Napoleons I., geb. 6. Aug. 1768 zu Bragha in Dept. Lot, trat 1790 in die konstitutionelle Garde Ludwig XVI., wurde nach Auflösung dieser 1792 in die Legion der Ehrenkinder eingereiht, nahm am Feldzuge gegen Spanien teil, ging 1796 in ital. Armee und zog durch seinen Mut die Aufmerksamkeit Bonapartes auf sich, der ihm den Befehl der Guidoneskadron übertrug. Im J. 1798 begleitete er Bonaparte nach Ägypten, wo er sich in St. Jean d'Acre und dann in der Schlacht bei Abukir 20. Juli 1799 auszeichnete und zum Brigadegeneral ernannt wurde. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, unterstützte er denselben am 18. Brumaire und erhielt, zum Divisionsgeneral befördert, den Befehl, die neue ital. Armee zu organisieren. Bei Marengo entschied er durch die Kavallerieattacke mit Kellermann den Ausgang des Kampfes. Bei der Thronbesteigung Napoleons 1804 wurde B. zum Marschall und Großkammerherr der Ehrenlegion befördert. Im Krieg gegen Österreich 1805 befehligte er außer der Kavallerie der Kaisergarde noch eine Kavalleriedivision. Er durchbrach auf der Brunn-Dünitzer Straße den russ. Nachhut und trug in der Schlacht bei Austerlitz viel zum Erfolg des Tages bei. Auch im Krieg von 1806 kommandierte er die Gardebataillon in Jena, kämpfte 1807 bei Eylau und Friedland und wurde zum Herzog von Istrien erhoben. In Spanien befehligte er 1808 ein Armeekorps und lagerte selbständig 14. Juli in der Schlacht bei Arden del Rio Seco. Als zu Anfang des November Napoleon selbst den Oberbefehl der Armee in Spanien übernahm, erhielt B. den Befehl über die Reservekavallerie. Zugleich mit dem General, den er umgingen, rückte er 9. Nov. in Burgos ein. Am 4. Dez. befand er sich bei der Einnahme von Madrid und verfolgte dann das span. Heer unter General Castaños. Im österr. Kriege von 1809 führte er wieder die Reservekavallerie, an deren Spitze er in Landshut und Schmölln siegreich kämpfte. In der

Schlacht von Aspern, 21. Mai, ließ Napoleon durch B. die großen Reiterangriffe unternehmen, durch welche er das österr. Centrum zu sprengen hoffte. Bei Wagram wurde B. verwundet. Nach dem Frieden mußte er an Bernabottes Stelle den Oberbefehl in Holland übernehmen. Nachdem er 1811 Gouverneur von Altsassien und Leon gewesen, wohnte er 1812 wieder an der Spitze der Kaisergarde dem Feldzuge in Rußland bei. Bis zur Schlacht an der Moskwa hatte er wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen; auf dem Rückzuge zeigte er große Umsicht. Am 7. Sept. warf er ein Korps von 8000 Kosaken zurück, die den Versuch machten, das Hauptquartier bei Wiasma zu überfallen. Zu Anfang des Feldzugs in Deutschland 1813 erhielt er den Oberbefehl über die franz. Kavallerie. Am 1. Mai, dem Tage vor der Schlacht bei Wägen, ritt er an die Spitze der Truppen vor, welche Wüningesrodes jenseit der Rippach aufgestellte Kavallerie vertreiben sollten, und wurde hierbei durch einen Schuß in die Brust getödtet.

Beßin, franz. Landschaft, s. unter Bayeux.

Beßungen, großes Dorf von (1890) 7563 E. bei Darmstadt, mit dem es völlig zusammenhängt, bildet aber eine eigene Gemeinde mit besonderer Verwaltung. Es hat eine Artillerielafarne, ein prinzliches Palais mit Garten und zwei großherzogl. Gärten. B. ist älter als Darmstadt, es wird schon 1002 in Urkunden erwähnt.

Beß (William Thomas), bedeutender engl. Orgelspieler, geb. zu Carlisle 13. Aug. 1826, wurde bereits 1840 in Liverpool Organist und hat dort seit 1854 an der Hauptkirche sowie an dem großen Konzerthause (St. George's Hall) die ersten Stellen inne. Außer Kompositionen für sein Instrument und Kirchenstücken publizierte B. mehrere instruktive Werke für die Orgel, besonders „The modern school for the organ“ (Lond. 1858) und „The art of organ playing“ (Lond. 1870 begonnen), und viele Orgelarrangements aller Art herausgegeben. Als Konzertspieler auf der Orgel nimmt B. einen hohen Rang ein; durch die unentgeltlichen Nachmittagskonzerte, die er in seiner Kirche veranstaltet, ist seine große Kunst in weitesten Kreisen bekannt geworden.

Bestallung bedeutet die Verleihung einer Anstellung als Diener oder Beamter, sowie das dem Angestellten hierfür gewährte Geld oder Einkommen. Bei Beamten namentlich wird über die B. ein Dekret oder Patent ausfertigt, welches Titel und Rang, die Dienstbezüge u. s. w. angibt. Die B. kann auch mündlich geschehen, in welchem Fall über den Akt ein Protokoll aufgenommen wird.

Bestand (in der Handelsprache), s. Saldo.

Bestätigungsrecht (Recht der Genehmigung, Konfirmation, Ratifikation, Ratifikation) ist, abgesehen von denjenigen Fällen, in denen es sich lediglich um eine juristisch nicht nötige Bestätigung oder um eine bloße Garantie gegen mögliche Aufhebung handelt, im allgemeinen die rechtliche Befugnis, vermöge welcher alle oder nur gewisse rechtliche Wirkungen eines bereits gegebenen Rechtsverhältnisses oder Rechtsgeschäfts, also dessen Gültigkeit ganz oder teilweise von der Genehmigung seitens des Berechtigten abhängig sind. Im engeren Sinne kann man jedoch folgende Arten des B. unterscheiden: 1) Die Ratifikation, d. h. die ausdrückliche oder stillschweigende Genehmigung eines von einem andern ohne Auftrag vollzogenen Akts oder Geschäfts, vorzüglich von privatrechtlichem

Charakter (s. Ratifikation); 2) die vom Staats- oberhaupt, beziehentlich vom Regierungsnachfolger erteilte Anerkennung bestimmter öffentlicher Rechtszustände, resp. der Regierungssakte des Regierungsvorgängers (Konfirmation), wodurch man namentlich in früheren Zeiten das öffentliche Recht und seine Kontinuität gegen Verwechslung der Regierungssakte mit Privatsakten und gegen den Wechsel in den Regierungsansichten sicherzustellen, bisweilen wohl auch Einnahmen zu erzielen suchte. Gegenwärtig ist an Stelle derselben die Verpflichtung des Thronfolgers auf die Verfassung getreten (s. Beeidigung), da einerseits zweifelhafte und strittige Punkte des Verfassungsrechts nicht mehr einseitig durch den Souverän entschieden, andererseits Regierungs- und Privatsakte des Regenten nicht mehr verwechselt werden können, jeder Regierungsnachfolger aber von selbst durch alle verfassungsmäßigen Regierungssakte des Vorgängers rechtlich gebunden ist. Übrigens kommt auch noch für gewisse richterliche Urteile ein B. des Souveräns vor, welches jedoch nicht mit der Gesetzesanerkennung verwechselt werden darf; 3) gerichtliche Bestätigungen. Biewohl seltener als ehemals und jedenfalls nicht mehr aus staatslichen, sondern aus polit. Gründen hängt die Perfektion vieler an sich privatrechtlicher Geschäfte und Verhältnisse auch heute noch von einer Bestätigung des zuständigen Gerichts ab. Diese ist von einer bloßen Protokollierung oder Legalisierung durch das Gericht zu unterscheiden; sie setzt stets eine *causa cognita* voraus, erfolgt durch förmliches richterliches Dekret, kommt noch vor bei den Gerichten belassenen Akten der nicht streitigen Gerichtsbarkeit, z. B. Bestellung von Vormündern, Hypotheken, und bedingt dann in der Regel die ganze jurist. Wirksamkeit des Verhältnisses oder Geschäfts; 4) administrative Bestätigungen kommen da vor, wo die Rechtswirksamkeit gewisser polit. Akte von der Genehmigung der Staatsverwaltung abhängt, z. B. bei Gemeindevorstandswahlen, Genehmigung gewisser der staatlichen Kontrolle unterworfenen Verufe und Anstalten u. s. w.; 5) konstitutionelle Bestätigungen sind diejenigen, welche verfassungsmäßig den Landesvertretungen zugehen, z. B. bei Begnadigung eines wegen Verfassungsverletzung verurteilten Ministers (wenigstens nach mehreren Gesetzen), dann bei Staatsverträgen, deren Gegenstand in das Mitwirkungsrecht der Stände fällt, bei sog. provisorischen Gesetzen u. s. w.; 6) Ratifikation, d. h. Genehmigung eines kraft Auftrags vollzogenen Akts oder Geschäfts, vorzüglich von völkerrechtlichem Charakter, also Genehmigung eines durch diplomatische Agenten abgeschlossenen Vertrags durch die betreffenden Souveräne.

Bestattung der Toten ist von jeher sowohl in religiöser als in ceremonieller und rechtlicher Hinsicht bei allen einigermassen gebildeten Völkern ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit gewesen, indem sich hierbei teils die im Leben gehegte Liebe noch einmal zu betätigen sucht, teils aber auch der Glaube an die Herkunft und Zukunft des Toten sich geltend macht. Je lebendiger der Glaube eines Volks an die persönliche Fortdauer ist, desto sorgfältiger pflegt der Leichnam behandelt zu werden. Schon in einer sehr frühen Zeit, in der der vorgeschichtliche Mensch zugleich mit dem Reentier das sächs. Frankreich bewohnte, zeigt sich in der Behandlung der Dahingegangenen das erwachte Gefühl der Pietät. So enthielt eine Totengrotte bei

heraus (mit Biographie, 2 Bde., Lpz. 1732); eine Auswahl seiner Gedichte enthält die »Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.« (Bd. 14, Lpz. 1838). Eine treffliche Biographie B.'s findet sich in dem 4. Band von Barnhagen von Enslens »Biographischen Denkmälern« (3. Aufl., Lpz. 1872).

Besser (Joh. Heinr. und Rud.), Buchhändler, s. unter Berthes.

Besserung, Besserungstheorie, Besserungsanstalten. Die ersten Reime der Auffassung, daß der Zweck der Strafe in der Besserung der Verbrecher bestehe, lassen sich schon in einzelnen Äußerungen griech. Philosophen, z. B. Platon, nachweisen; namentlich aber war es die Kirche, welche durch ihre Lehre von der Buße und Besserung die Grundlagen der alten Anschauungen über Strafe allmählich umwandelte und die Penitentiarysteme der heutigen Zeit wirksam vorbereitete. Pennsylvan. Quäker strebten gegen Ende des 18. Jahrh. dahin, die innere, durch Buße und Glauben vermittelte Umkehr der Verbrecher als Ziel der Strafe thätkräftig zu vermitteln und dies Ziel durch völlige Isolierung der Verbrecher in den Strafanstalten und Einzelhaft zu verwirklichen. Ihre Strafanstalten hießen deswegen Bußhäuser (penitentiaries). Damit war ein neuer, auf Europa fortwirkender Anstoß zur Umgestaltung der Strafanstalten gegeben. Schon vorher hatten die europ. Staaten begonnen, im Interesse der öffentlichen Sicherheit und polizeilichen Fürsorge die Besserung der verwahrlosten Gesellschaftsschichten, insbesondere der Bettler, Landstreicher, Arbeitscheuen und Prostituierten, durch besondere Anstalten in Angriff zu nehmen und zu diesem Zwecke »Zuchthäuser« errichtet, deren Entstehung in das 16. Jahrh. fällt. Besserung und Strafen bestanden daher ursprünglich nebeneinander als durchaus verschiedene Aufgaben der staatlichen Thätigkeit. Jene erstere galt als Aufgabe der Landespolizei, während Strafen im engeren Sinne dem richterlichen Amt zufielen. Seit der Mitte des 18. Jahrh. begannen indessen die Strafrechtswissenschaft an der Vereinigung der Besserungszwecke und der Strafzwecke ernstlich zu arbeiten.

Hieraus erwuchs die sog. Besserungstheorie, welche die Besserung der Verbrecher im Gegensatz zur Abschreckung als ausschließlichen Grund und ausschließliches Ziel der Strafe hinstellte und damit das philos. Problem, warum und wozu der Staat strafen darf, gelöst zu haben glaubte. Die Besserungstheorie ist eine unter den sehr zahlreichen Strafrechtstheorien. Wenn auch auf diesem Wege die alte Lehre von der Abschreckung wirksam bekämpft wurde, gelangte jene Auffassung dennoch nicht zu allgemeiner Anerkennung. Vielmehr hielt die Mehrzahl der Gesetzgebungen und der Strafrechtslehrer daran fest, daß die Strafe ihr höchstes Ziel und ihren letzten Grund in der Gerechtigkeit habe, aus welcher die Besserung herzuweisen und zu begründen sei.

Unabhängig vom Staate und dessen strafenden Zwangsrechten kann die Besserung auch von der Kirche oder freien Vereinigungen erstrebt werden, teils zur Ergänzung dessen, was in den Strafanstalten unternommen wurde, und um entlassenen Verbrechern gegen drohende Verführung vorübergehend ein Asyl zu gewähren, teils zur bessern Einwirkung auf diejenigen, welche zwar sittlich verdorben sind, aber doch keine strafbaren Vergehungen sich haben zu Schulden kommen lassen. Zu diesen Privat-

besserungsanstalten gehören insbesondere die Magdalenenstifter zur Besserung gesunkenen Mädchens und die Rettungsanstalten für verwaiste Kinder oder jugendliche Verbrecher. Daß für letztere die Einsperrung in eigentliche Strafanstalten verderblich ist, erkennen wenigstens teilweise diejenigen Gesetzgebungen an, welche, wie die französische, englische und deutsche, die Unterbringung jugendlicher Verbrecher in Privatbesserungsanstalten auf richterlichen Befehl an Stelle der Strafe gestatten. In England werden solche Privatbesserungsanstalten für jugendliche Verbrecher (bis zu 16 Jahren) sogar vom Staate unterstützt und beaufsichtigt. Zu den berühmtesten Einrichtungen dieser Art gehören: Mettray in Frankreich, Nidderländisch-Mettray bei Brüssel, Rugeley bei Nottingham, Red-Hill in England, das Rauhe Haus bei Hamburg.

Litteratur. Laistner, »Das Recht in der Strafe« (München. 1872). Am eifrigsten und zwar in einheitlicher Weise, ist das Besserungsprinzip als Strafzweck in Deutschland von Röder verfolgt worden. Vgl. dessen beide Schriften: »Besserungsstrafe und Besserungsstrafanstalten als Rechtsforderung« (Lpz. 1864) und »Die herrschenden Grundlehren der Verbrechen und Strafen in ihren inneren Widersprüchen« (Weissb. 1867).

Bessières (Jean Baptiste), Herzog von Istrien, Marschall, einer der besten Reitergenerale Napoleons I., geb. 5. Aug. 1768 zu Braxiac im Depart. Lot, trat 1790 in die konstitutionelle Garde Ludwig XVI., wurde nach Auflösung dieses Corps 1792 in die Legion der Pyrenäen eingereiht, wohin dem Feldzuge gegen Spanien bei, ging 1796 zur ital. Armee und zog durch seinen Rat die Aufmerksamkeit Bonapartes auf sich, der ihm den Befehl der Guidonestadion übertrug. Im J. 1798 begleitete er Bonaparte nach Ägypten, wo er sich bei St. Jean d'Acree und dann in der Schlacht bei Abukir 25. Juli 1799 auszeichnete und zum Brigadegeneral ernannt wurde. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, unterstützte er denselben am 18. Brumaire und erhielt, zum Divisionsgeneral befördert, den Befehl, die neue ital. Armee zu organisieren. Bei Marengo entschied er durch eine Kavallerieattacke mit Kellermann den Ausgang der Osterreicher. Bei der Thronbesteigung Napoleons, 1804, wurde B. zum Marschall und Großoffizier der Ehrenlegion befördert. Im Kriege gegen Österreich 1805 befehligte er außer der Kavallerie der Kaisergarde noch eine Kavalleriedivision. Er durchbrach auf der Brunn-Dimäyer Straße Kutsofs Nachhut und trug in der Schlacht bei Austerlitz viel zum Erfolg des Tages bei. Auch im Kriege von 1806 kommandierte er die Gardesavallerie bei Jena, kämpfte 1807 bei Eylau und Friedland und wurde zum Herzog von Istrien erhoben. In Spanien befehligte er 1808 ein Armeekorps und hielt selbständig 14. Juli in der Schlacht bei Medina del Rio-Secco. Als zu Anfang des November Napoleon selbst den Oberbefehl der Armee in Spanien übernahm, erhielt B. den Befehl über die Reservekavallerie. Zugleich mit dem Feinde, den er umgingen, rückte er 9. Nov. in Burgos ein. Am 4. Dez. befand er sich bei der Einnahme von Madrid und verfolgte dann das span. Heer unter Castanos. Im österr. Kriege von 1809 führte er wieder die Reservekavallerie, an deren Spitze er bei Landshut und Gmühl siegreich kämpfte. In der

Schlacht von Aspern, 21. Mai, ließ Napoleon durch B. die großen Kolterangriffe unternehmen, durch welche er das österr. Centrum zu sprengen hoffte. Bei Wagram wurde B. verwundet. Nach dem Frieden mußte er an Bernadottes Stelle den Oberbefehl in Holland übernehmen. Nachdem er 1811 Gouverneur von Altcastilien und Leon gewesen, wohnte er 1812 wieder an der Spitze der Kaisergarde dem Feldzuge in Rußland bei. Bis zur Schlacht an der Moskwa hatte er wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen; auf dem Rückzuge zeigte er große Umsicht. Am 7. Sept. warf er ein Korps von 8000 Kosaken zurück, die den Versuch machten, das Hauptquartier bei Wiasma zu sprengen. Zu Anfang des Feldzugs in Deutschland 1813 erhielt er den Oberbefehl über die franz. Kavallerie. Am 1. Mai, dem Tage vor der Schlacht bei Lützen, ritt er an die Spitze der Truppen vor, welche Witzingerode's jenseit der Rippach aufgestellte Kavallerie vertreiben sollten, und wurde hierbei durch einen Schuß in die Brust getödtet.

Bessin, franz. Landschaft, s. unter Bayeux.

Bessungen, großes Dorf von (1880) 7663 E. bei Darmstadt, mit dem es völlig zusammenhängt, bildet aber eine eigene Gemeinde mit besonderer Verwaltung. Es hat eine Artilleriekasernen, ein königliches Palais mit Garten und zwei großherzogl. Gärten. B. ist älter als Darmstadt, es wird schon 1002 in Urkunden erwähnt.

Bess (William Thomas), bedeutender engl. Orgelspieler, geb. zu Carlisle 13. Aug. 1826, wurde bereits 1840 in Liverpool Organist und hat dort seit 1854 an der Hauptkirche sowie an dem großen Konzerthause (St. George's Hall) die ersten Stellen inne. Außer Kompositionen für sein Instrument und Kirchenstücken publizierte B. mehrere instructive Werke für die Orgel, besonders »The modern school for the organ« (Lond. 1868) und »The art of organ playing« (Lond., 1870 begonnen), und viele Orgelarrangements aller Art herausgegeben. Als Konzertspieler auf der Orgel nimmt B. einen hohen Rang ein; durch die unentgeltlichen Nachmittagskonzerte, die er in seiner Kirche veranstaltet, ist seine große Kunst in weitesten Kreisen bekannt geworden.

Bestallung bedeutet die Verleihung einer Anstellung als Diener oder Beamter, sowie das dem Angestellten hierfür gewährte Geld oder Einkommen. Bei Beamten namentlich wird über die B. ein Dekret oder Patent ausgefertigt, welches Titel und Rang, die Dienstbezüge u. s. w. angibt. Die B. kann auch mündlich geschehen, in welchem Fall über den Akt ein Protokoll aufgenommen wird.

Bestand (in der Handelsprache), s. Saldo.

Bestätigungsrecht (Recht der Genehmigung, Konfirmation, Ratifikation, Ratifikation) ist, abgesehen von denjenigen Fällen, in denen es sich lediglich um eine juristisch nicht nötige Bestätigung oder um eine bloße Garantie gegen mögliche Aufsehung handelt, im allgemeinen die rechtliche Befugnis, vermöge welcher alle oder nur gewisse rechtliche Wirkungen eines bereits gegebenen Rechtsverhältnisses oder Rechtsgeschäfts, also dessen Gültigkeit ganz oder teilweise von der Genehmigung seitens des Berechtigten abhängig sind. Im engeren Sinne kann man jedoch folgende Arten des B. unterscheiden: 1) Die Ratifikation, d. h. die ausdrückliche oder stillschweigende Genehmigung eines von einem andern ohne Auftrag vollzogenen Akts oder Geschäfts, vorzüglich von privatrechtlichem

Charakter (s. Ratifikation); 2) die vom Staatsoberhaupt, beziehentlich vom Regierungsnachfolger erteilte Anerkennung bestimmter öffentlicher Rechtszustände, resp. der Regierungsalte des Regierungsvorgängers (Konfirmation), wodurch man namentlich in früheren Zeiten das öffentliche Recht und seine Kontinuität gegen Verwechselung der Regierungsalte mit Privatalten und gegen den Wechsel in den Regierungsansichten sicherzustellen, bisweilen wohl auch Einnahmen zu erzielen suchte. Gegenwärtig ist an Stelle derselben die Verpflichtung des Thronfolgers an die Verfassung getreten (s. Beerdigung), da einerseits zweifelhafte und kritische Punkte des Verfassungsrechts nicht mehr einseitig durch den Souverän entschieden, andererseits Regierungs- und Privatalte des Regenten nicht mehr verwechselt werden können, jeder Regierungsnachfolger aber von selbst durch alle verfassungsmäßigen Regierungsalte des Vorgängers rechtlich gebunden ist. Übrigens kommt auch noch für gewisse richterliche Urteile ein B. des Souveräns vor, welches jedoch nicht mit der Gesetzesanktion verwechselt werden darf; 3) gerichtliche Bestätigungen. Obwohl seltener als ehedem und jedenfalls nicht mehr aus fiskalischen, sondern aus polit. Gründen hängt die Perfektion vieler an sich privatrechtlicher Geschäfte und Verhältnisse auch heute noch von einer Bestätigung des zuständigen Gerichts ab. Diese ist von einer bloßen Protokollierung oder Legalisierung durch das Gericht zu unterscheiden; sie setzt stets eine *causa cognita* voraus, erfolgt durch förmliches richterliches Dekret, kommt noch vor bei den Gerichten belassenen Akten der nicht streitigen Gerichtsbarkeit, z. B. Bestellung von Vormündern, Hypotheken, und bedingt dann in der Regel die ganze jurist. Wirksamkeit des Verhältnisses oder Geschäfts; 4) administrative Bestätigungen kommen da vor, wo die Rechtswirksamkeit gewisser polit. Akte von der Genehmigung der Staatsverwaltung abhängt, z. B. bei Gemeindegemeinderatswahlen, Genehmigung gewisser der staatlichen Kontrolle unterworfenen Verufe und Anstalten u. s. w.; 5) konstitutionelle Bestätigungen sind diejenigen, welche verfassungsmäßig den Landesvertretungen zugehen, z. B. bei Begnadigung eines wegen Verfassungsverletzung verurteilten Ministers (wenigstens nach mehreren Gesetzen), dann bei Staatsverträgen deren Gegenstand in das Mitwirkungsrecht der Stände fällt, bei sog. provisorischen Gesetzen u. s. w.; 6) Ratifikation, d. h. Genehmigung eines kraft Auftrags vollzogenen Akts oder Geschäfts, vorzüglich von völkerrechtlichem Charakter, also Genehmigung eines durch diplomatische Agenten abgeschlossenen Vertrags durch die betreffenden Souveräne.

Bestattung der Toten ist von jeher sowohl in religiöser als in ceremonieller und rechtlicher Hinsicht bei allen einigermaßen gebildeten Völkern ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit gewesen, indem sich hierbei teils die im Leben gehegte Liebe noch einmal zu betheiligen sucht, teils aber auch der Glaube an die Herkunft und Zukunft des Toten sich geltend macht. Je lebendiger der Glaube eines Volks an die persönliche Fortdauer ist, desto sorgfältiger pflegt der Leichnam behandelt zu werden. Schon in einer sehr frühen Zeit, in der der vorgeschichtliche Mensch zugleich mit dem Renntier das fühl. Frantreich bewohnte, zeigt sich in der Behandlung der Dahingegangenen das erwachte Gefühl der Pietät. So enthielt eine Totengrotte bei

Nurignat (Depart. der Oberrhein) 17 menschliche Skelette mit äußerst roh bearbeiteten Instrumenten aus Stein und Hirschgeweih, vor der Höhle aber entdeckte man die Reste eines Leichenmahls, zerfallene Knochen des Mammut, Rhinoceros, Höhlenbären, Rennthiers u. s. w. Ähnliche Höhlengräber aus der ersten Steinzeit fand man im Thale der Lesse in Belgien; auch hier kamen die Überbleibsel der Gastmähler zum Vorschein, die man beim Bestatten der Leichen gehalten, wie noch heute bei vielen Völkern Totenschmause veranstaltet werden. Aus der zweiten Steinzeit, die sich durch geglättete Steinwerkzeuge charakterisiert, stammen die zu Ehren der Toten errichteten Grabstätten, die sog. Ganggräber in Dänemark und Schleswig, die Hümngräber in Norddeutschland, die Allées couvertes (bedeckte Steintreihen) in Frankreich. Die Grabesbeigaben und Totengeschenke, welche man in diesen oft außerordentlich umfangreichen Leichenhöhlen vorfindet und die in Schmuck und Waffen bestehen, deuten darauf hin, daß man den Verstorbeneu ehren und vielleicht für ein weiteres Leben ausstatten wollte.

Hinsichtlich der Hochhaltung des Leichnams stehen unter den Völkern des Alterthums die Ägypter mit ihrem ausgebildeten Glauben an Seelenwanderungen und Totengerichte obenan. Daher ihre riesenhaften Totengebäude (Pyramiden) und ihre Mumiens. Ihnen schließen sich die Griechen und Römer an, in der Verpflichtung und Hochachtung, die Art der Bestattung auf den Zustand der Verstorbenen. Die Griechen und Römer bestatteten die Abgeschiedenen nicht auf den Ufern des Styr (s. d.) umherstreuen mußte, und hielten es daher für eine Pflicht der Humanität, jedem irgendwo gefundenen Toten wenigstens durch Aufstreuen von drei Hand voll Erde zur Ruhe zu verhelfen. Der Untergang durch Schiffbruch erschien ihnen daher als ein entsetzliches Schicksal. Außer den Spartanern, die ihren Gesetzen gemäß die Toten auf den Schilden hinaus-trugen, bestatteten die Griechen, vornehmlich die Athener, ihre Toten feierlich und öffentlich, je nach dem Reichtum des Verstorbenen in längerer oder kürzerer Zeit nach dem Tode, je nach dem Alter zu verschiedenen Tageszeiten und unter dem Beileite der in schwarze Gewänder gekleideten Verwandten und Freunde, einer Klagefrau (κλιδεύουσα, bei den Römern praefica), von Musikchören und seit Solons Zeit auch von Lobrednern. Die Demarchen wachten in Athen über die gesetzmäßige Bestattung und schlossen nur Staatsschuldner, Tempelräuber, Landesverräther, Tyrannen, Selbstmörder von dieser Ehre aus. Vor der Bestattung ward der Tote dreimal gerufen, dann zur Erde gesetzt, sein Antlitz von liebender Hand bedeckt und seine Augen geschlossen. Auch wurde der zur Schau ausgestellten Leiche ein Stück Geld (ὀβολός, bei den Römern auch trionna) als Fährlohn für den Totenfährmann Charon in den Mund, und ein Stück Kuchen, aus Mehl und Honig bereitet, zur Beischwichtigung des Totenhundes Cerberus in die Hand gelegt. Vor dem Trauerhause aber brachte man ein Opfer für die Totenkönigin Proserpina. Am den Verwandten im Hause bereitete Leichenmahl (κατάδειπνον, bei den

Römern silicernium, verbunden mit Spielen an das Volk, visceratio) beschloß die Trauerfeier.

Die Römer bestatteten ihre Toten mit einem ähnlichen Aufwande und bekränzten dieselben ebenfalls mit Laubwerk und Blumen. Nur hielten die Römer (wie auch die ältern römern Griechen mit ihren Helden, Krieger, Sklaven, Kriegergefangene, Waffen und Schätze verbrannten) außerdem, und zwar erst später, grausame Fechterspiele und einen Archimimus hinzu, der den Verstorbenen nachzuahmen hatte. Die bei Vornehmern meist erblichen Begräbnisse lagen, trotz wiederholter Verbote, nicht mitten in der Stadt, teils und vorzugsweise vor den Thoren an den Landstraßen, auf den Berggipfeln und in Gärten. Die Grabstätten mit ihren oft kostbaren Monumenten waren unversenklich und Zufluchtsstätten für Flüchtlinge, so später für verfolgte Christen. Die Gräber der Toten wurden in der Nähe vermutet. Der ursprünglich griech. Wunsch ihrer Inschriften: Sit tibi terra levis (du Erde sei dir leicht), beruhte auf dem Glauben, daß die Seele Verstorbenen mit ihrem Leibe in gleichmässiger Verbindung bleibe.

Singen die Grundansichten dieser Völker von der Hochachtung und der Verpflichtung gegen die Toten aus, so ist dagegen das Grundgefühl der Jäher, Perser und Hebräer Schrecken vor dem Tode. Bestimmend wirkt hier der orient. Gedanke, daß der Leib eine nichtige, abzustreifende Hülle des Geistes ist, auch das Klima, welches bald Gefahr bringende Verwesung über sich auf diese Ansicht ergießt. Man bestattete die Hindostaner, vornehmlich Kasten, die Birmanen und Völker ihre Toten nicht ohne Jammern und zum Teil mit großem Aufwande. Die meist schnell vorgenommene Leichenbestattung beruht auf der Meinung, daß der Leichnam das Haus verunreinige. Die Perser meinen geradezu, daß ein böser Geist (Dew) in dem Leichnam und selbst in dem Sterbenden schon seinen Sitz aufgeschlagen habe und deshalb die Jähren eintrete. Bei den alten Hebräern galten nicht nur alle menschlichen Leichname, sondern auch die der Verstorbenen oder ihnen Nahenden, ferner die im Hause befindlichen, nicht bedeckten Gefäße auf sieben Tage für levitisch unrein. Man eilte daher, um der Gefahr des Begrabens von Schemelot, mit der Bestattung und legte die Totenäder möglichst gesondert von den Lebenden an. Das Verbrennen ebenso wie das Verbrennen der Toten kam bei den alten Hebräern nur ausnahmsweise vor. Sie hatten zum Zweck der Totenklage besondere Pfeifer und Klageweiber, umwickelten ihre Toten vom Haupt bis zu den Füßen mit schmalen Laken, verbargen das Gesicht, dessen Abbild verurungte, mit dem Schweifstruche und schütteten alles Wahr im Hause auf die Straße. Brennende Wachskerzen, zu den Haupten oder zu den Füßen aufgestellt, weiheten die letzten Stunden, und die nächsten Verwandten erachteten es als Pflicht, ihn zum Begräbnisse zu tragen oder doch zu begleiten. Die neuern Juden weichen indessen von der alten Sitte vielfach ab.

Die Christen aller Parteien ließen von jeher, wie die Juden, nur das Begraben, nie das Verbrennen ihrer Toten zu. Der unter ihnen weit ausgebreitete Glaube der Auferstehung der Leiber trat, trotz der jüd. Tradition, der Verbrennung entgegen.

entgegen, weshalb die Heiden bei den Verfolgungen der Christen die Leichname derselben dem Aufstehungsglauben zum Hohn theils verbrannten, theils den Kaniblieren vorwarfen. Im allgemeinen hielt sich das ausleimende Christentum an die geistigern Gebräuche der alten Juden. Die Religion der ewigen Hoffnung, nachdem sie aus ihrem Zufluchtsorte, den Krypten und Katakomben, hervorgetreten, verlangte mehr und mehr eine feierliche Leichenbestattung, in Gegenwart des Priesters und unter dem Gesange erhebender Hymnen auf Tod und Auferstehung. Aber auch unter den Christen erhielten sich hier und da Volksgebräuche bei Leichenbestattungen, die unsäglich der vordrissl. Zeit angehören, z. B. das sog. Leichenmahl und das dreimalige Streuen von Erde auf den Sarg, das noch jetzt in Deutschland und England Sitte ist. Die röm.-kath. Kirche hat die Liturgie der Totenbestattung besonders reich ausgebildet. Die brennenden Kerzen, Symbol des ewigen Lichts, das kleine Kreuz zwischen den auf der Brust gefalteten Händen, das Voraustragen eines mit Flor umhüllten großen Kreuzes als des Symbols der in Christi Tode gewonnenen Erlösung, die je nach der Stellung des Toten verschiedenen Weihen der Kirche durch ihre Priester, die reiche Symbolik, welche selbst die Unschuld der verstorbenen Kinder durch ein weißes Sargtuch der missfühlen Gemeinde zu versinnbildlichen weiß: alles dies ist geeignet, einen tiefen Eindruck auf das Gemüth hervorzurufen. Eine solche Bestattung wurde von jeher nur versagt den Ungetauften (auch den ungetauften Kindern), den Nichttrömischkatholischen, Exkommunizierten, notorischen Religionspötlern und Lasterhaften, denen, welche nicht wenigstens einmal im Jahre, zu Ostern, das Abendmahl genossen, denen, die ohne Reue verstorben, den Hingerichteten, Selbstmördern, im Zweikampfe (Duell) Gefallenen. Doch hat sich auch hier die Praxis bedeutend gemildert. Die Gebräuche der griech.-kath. Kirche sind denen der römischen ähnlich, nur aber, wie alles hier, mehr veräußert. Die Russen pflegen ihre Toten bloß des Morgens zu beerdigen. Die prot. Kirche, und vornehmlich die reformierte, hat auch das Begräbniß zu einer größern Einfachheit zurückgeführt. Sie unterscheidet öffentliche Beerdigung (sepultura solennis) mit Geläute, feierlichem Leichengeleit, Gesang, Predigt oder Leichenrede und Segensspruch des Geistlichen, und die bei weitem überwiegend gewordene stille Bestattung (sepultura minus solennis), ohne dieses Ceremoniell. Das ältere strengere Ceremoniell, in einzelnen Ländern, z. B. England, eifrig gepflegt, wird gewöhnlich nur bei außerordentlichen Todesfällen, wie beim Tode des Landesherrn, durch Glockengeläute, Enthaltung von Festlichkeiten u. s. w. angewandt. Die Brüdergemeinden zeichnen sich mehr als andere prot. Genossenschaften durch Teilnahme und Sorgfalt für die Bestattung ihrer und selbst fremder, unter ihnen verbliebener Toten aus.

Außer den Juden und Christen sind es die Ägypter, Persen, die amerik. und afrik. Urvölker sowie die den Christen sich anschließenden Mohammedaner, welche ihre Toten ausschließlich begraben. Das Verbrennen der Toten, welches religiös wohl auf die reinigende Kraft des Feuers, hygienisch auf die hierdurch völlig beseitigte Verpestung der Luft durch die Fäulnis der Leichname zurückgeführt werden muß, war nebst Sammeln und Beisetzen der Asche

in einer Urne bei den Germanen und ist noch bei den Japanesen im Gebrauch. In einem großen Teile Europas wurden, wie die Gräberfunde ergeben, während der Steinzeit die Toten entweder in der flachen Erde, oder unter einem freistehenden Bau aus gewaltigen Steinblöcken, oder in einer Steinkiste beigesetzt, welche dann mit Steinen oder Erde überdeckt wurde, manchmal einen Zugang von außen hatte (Ganggräber), häufig auch von einem Steinkreis umgeben war. Diese Bestattungsweise in Hüfengräber (s. d.), in welchen man die Leichen nicht selten in hockende Stellung brachte, änderte sich mit der Verwendung der Metalle, indem man ziemlich allgemein von da an die Leichen verbrannte und die Aschenbestandteile in Urnen beisetzte, die anfangs in Hügeln, später reihenweise an einem gemeinschaftlichen Platze vergraben wurden. Doch fand bisweilen eine nur teilweise Verbrennung des Leichnams statt. Solche „Urnenfriedhöfe“, die man in Deutschland an sehr vielen Stellen findet und fälschlich wohl als „Slawen- oder Wendengräber“ bezeichnet, reichen bis in die ersten Jahrhunderte n. Chr., wo dann wiederum mit Einführung des Christentums allmählich die Beerdigung der Leichen in Aufnahme kam. Die Gräber enthalten vielfach bald reichere, bald ärmlichere Grabgeschenke, je nach dem Wohlstande des Beerdigten: neben dem Manne ruht die Waffe, sein Mantelschmud und Gefäße von Thon, Erz oder Glas mit der nötigen Begelekt; auch die Frau wurde mit vollem Schmud ins Grab gelegt, mit Perlenknäuten, Ketten und Ringen, Schnallen und am Gürtel mit langem Hängeschmud. Diese Gegenstände sind gemeinlich Handelsware, eingeführt von Händlern aus den südl. Kulturländern. Selbst weiter nördlich bis über den Kanal und in Skandinavien zeigt sich in den Grabaltertümern diese Verbindung mit dem Süden, den Struätern und Römern. Die ind. Völkerstämme schwanken zwischen Begraben und Verbrennen, und die Griechen und Römer sind allmählich vom Begraben zum Verbrennen der Toten fortgeschritten. In Griechenland wurde das Verbrennen seit dem Anfange des 4. Jahrh. v. Chr., in Rom erst seit dem Falle der Republik bis zum 4. Jahrh. n. Chr., im letztern aber so allgemein, daß nur noch vor dem Jahren gestorbene Kinder und vom Blitze Erschlagene beerdigt wurden. In sanitätspolizeilicher Hinsicht ist das Verbrennen als völliger Schutz gegen die schädlichen Ausdünstungen verwesender Körper bei weitem vorzuziehen. Über die in neuerer Zeit gemachten Vorschläge, statt der Beerdigung die Verbrennung einzuführen, s. Leichenverbrennung.

Das ganze Beerdigungswesen muß insbesondere aus Rücksichten auf die Gesundheit der Bevölkerung in jeder Hinsicht streng beaufsichtigt werden. Abgesehen von der Notwendigkeit, die seit dem 6. Jahrh. eingerissene, von vielen Kirchenversammlungen vergeblich bekämpfte Unsitte zu verbüßen, die Toten in der Kirche, unter den Füßen der zum Gottesdienste Versammelten und auch um die Kirche herum auf dem Kirchhofe und in den sogenannten, außerordentlich gefährlichen Gräften und Schwißbögen beizusetzen, wobei möglichst luftdichte, oft mehrfach ineinandergeschachtelte Särgen aus Holz, Metall und Stein in Anwendung kamen, welche dennoch keineswegs die Aushauchung giftiger Dünste verhüten konnten, hat bei der gegenwärtigen Art der Bestattung die Sanitätspolizei namentlich für folgende

Vorkehrungen zu sorgen. Zunächst dürfen Toten-äcker nur außerhalb der Stadt und niemals in der Nähe von Wohnungen liegen. In Italien soll die Entfernung der Begräbnisplätze von den Wohngebäuden 100 m, in Sachsen 126, in Österreich und Frankreich 200 m betragen; der hygienische Kongreß zu Brüssel 1862 forderte 400 m Entfernung. Neu anzulegende Friedhöfe sollen nach Ansicht einiger Hygieniker mindestens 1000 m von dem Orte entfernt angelegt werden. Man soll zur Anlage eines Friedhofs womöglich thonhaltigen Sandboden wählen; Thonboden hindert den Zutritt der Luft, während Riechboden ein zu geringes Absorptionsvermögen hat, so daß unter Umständen schädliche Fäulnisprodukte aus demselben entweichen könnten, bevor sie vom Sauerstoff der Luft völlig oxydiert und zerstört sind. Der Boden sollte 8 m tief drainiert, das Drainwasser auf eine Wiese geleitet werden. Die Vorstadt gebietet, nicht einen Platz zu wählen, dessen Grundwasser nach einem in der Nähe liegenden Orte oder gar nach einer städtischen Wasserleitung abfließen. Ferner muß der Sarg mit einer $\frac{1}{4}$ m dicken Schicht Erde bedeckt sein; ein Grab darf nicht früher als nach 30 Jahren wieder benutzt werden. Schließlich würde es sich empfehlen, in die Särge eine Schicht Eisengroß und Kalk zu bringen. Vielen größeren Städten ist aus den Gräbern ihrer Toten, durch Anhäufung der schädlichen Produkte der fauligen Zersetzung in der Luft und im Brunnenwasser, Seuche und Tod gekommen. Die schnelle Bestattung der Leichen der gefallenen Soldaten nach großen Schlachten bietet nicht geringe Schwierigkeiten dar. Die Grube muß möglichst tief sein und darf eine nicht zu große Menge Leichen aufnehmen; jede Grube muß zwei Hand breit mit Kalk, Kohle oder Asche bedeckt und endlich die ganze Grube mit 2 m Erde fest angefüllt werden; als Desinfektionsmittel benutzt man Leer und ähnliche Stoffe; auch werden die Leichen der Gefallenen mittels Leers und Petroleums oder mittels Siemensschen Ofens verbrannt. Ein zweiter, nicht minder ernster Gegenstand der Sanitätspolizei ist die zweckmäßig organisierte Leichenschau und die Errichtung von Leichenhäusern oder Leichenhallen zur Vermeidung des Begräbnis von Scheintoten. Bei der Eile, womit im Altertum die Beerdigung, besonders bei Armen, vor sich ging, erwachten, nach des Plinius Bericht, nicht wenige sogar auf dem Scheiterhaufen im Augenblicke des Verbrennens. (S. Friedhof.)

Litteratur. Jeydeau, «Histoire générale des usages funébres et des sépultures des peuples anciens» (3 Bde., Par. 1858, mit 100 Taf.); Weinhold, «Die heidnische Totenbestattung in Deutschland» (Wien 1859); Grotefend, «Das Leichen- und Begräbniswesen im preuß. Staate» (Arnberg 1869); Wernher, «Die Bestattung der Toten in Bezug auf Hygiene, geschichtliche Entwicklung und gesetzliche Bestimmungen betrachtet» (Gießen 1880).

Bestäubung nennt man in der Botanik bei den Phanerogamen die Übertragung der Pollenkörner auf die Narbe. Da die aus den Pollenkörnern hervordringenden Schläuche durch die Narbe und den Griffel hindurch zu den Samenanlagen gelangen müssen, wenn eine Befruchtung (s. d.) der Lepteren erzielt werden soll, so ist die B. bei allen Phanerogamen für das Zustandekommen einer geschlechtlichen Fortpflanzung unumgänglich notwendig. Die Übertragung des Pollens auf die Narbe kann in

verschiedener Weise geschehen; zunächst durch einfaches Ausstreuen der Pollenkörner von den Antheren auf die Narbe in derselben Blüte, soann durch Vermittelung des Windes oder des Wassers, ferner durch Einwirkung von Tieren, vorzugsweise von Insekten, und schließlich auch durch die Hand des Menschen. Da in den meisten Fällen keine sog. Selbstbestäubung oder Selbstbefruchtung stattfindet, d. h. die in einer Blüte gebildeten Pollenkörner nicht die Narbe derselben Blüte oder einer andern Blüte derselben Pflanze befruchten, so muß die B. durch äußere Einflüsse bewirkt werden. Aus zahlreichen Versuchen hat sich ergeben, daß die Selbstbestäubung zwar gewöhnlich zur Bildung von Samen führt, daß aber entweder diese Samen eine geringe Keimfähigkeit besitzen oder die daraus entstandenen Pflanzen in allen Teilen schwächer ausgebildet werden wie die Stammpflanze, zumal wenn die Selbstbestäubung schon durch einige Generationen hindurch stattgefunden hat. Eine Ausnahme hiervon machen allerdings die sog. Kleistogamen Blüten. (Näheres s. unter Kleistogamie.) Deshalb ist es für die Fortpflanzung der Pflanzen und für die Erhaltung der Arten von Vorteil, wenn Wechselbestäubung stattfindet, d. h. wenn die Pollenkörner aus den Antheren der einen Pflanze auf die Narben einer andern Pflanze derselben Art gelangen. Diese ist nur möglich, wenn Wasser, Wind oder Tiere die Übertragung der Pollenkörner auf die Narbe bewirken.

Eine derartige Wechselbestäubung findet nun in der That auch bei den meisten Phanerogamen statt und es sind die mannigfaltigsten Einrichtungen in den Blüten vorhanden, um eine solche zu ermöglichen. Das Wasser übernimmt nur in sehr wenigen Fällen die Vermittelung zwischen Pollen und Narbe und nur bei echten Wasserpflanzen, wie z. B. bei *Vallisneria spiralis*, bei der die weiblichen Blüten sich bis an die Oberfläche des Wassers erheben und hier durch den heranschwimmenden Pollenstaub der männlichen Blüten befruchtet werden. In den weitaus meisten Fällen dagegen besorgen Windströmungen oder Tiere die B. Die Pollenkörner sind von so geringen Dimensionen und von so geringem Gewicht, daß sie, wenn sie nicht zu größeren Massen verflocht sind, mit Leichtigkeit vom Winde hinweggeführt werden können. Außerdem sind jedoch die Blüten derjenigen Pflanzen, die auf B. durch den Wind angewiesen sind, mit derartigen Einrichtungen versehen, daß eine Übertragung des Pollen auf die Narbe sehr erleichtert wird. Hierher gehören unter andern die Gräser, bei denen die Antheren an langen, leicht beweglichen Stielen sitzen und so vom Winde hin- und hergeweht werden können, auch sind die Narben infolge ihrer feder- oder pinselförmigen Gestalt sehr geeignet, den in der Luft herumfliegenden Pollenkörnern aufzufangen. Ferner gehören hierher die sog. Rachenpflanzen, wie die Birken, Erlen, Haselnüsse, t. d. denen die männlichen Blüten in langen herabhängenden und leicht beweglichen Röhren angeordnet und die Narben der weiblichen Blüten ebenfalls pinselförmig ausgebildet sind. Auch die bei vielen Blüten, z. B. bei denen der *Verbena vulgaris*, der Gattung *Parietaria*, vorhandenen Einrichtungen zum Ausstreuen der Pollenkörner, die meist darin bestehen, daß die Antheren bei ihrer Reife infolge eines komplizierten Mechanismus eine schnellende Bewegung machen, dienen

BEFRUCHTUNG UND BESTÄUBUNG.



1a. Blüte von *Listera ovata*, von einem Insekte besucht. 1b. Kopf des Insektes mit den daran haftenden Pollinien (P). 2a, b, c. Verschiedene Blütenformen von *Lythrum Salicaria*. 3a. Blüte von *Salvia pratensis*. 3b. Das Androeum derselben Blüte. 3c. Blüte, von einer Hummel besucht. 4. Blüte von *Erica tetralix* im Durchschn. 5. Blütenstand von *Marcgravia nepentholides*, von einem Kolibri besucht. 6. Pollenkörner. 7. Pollenkorn, welches einen Pollenschlauch treibt. 8. Schematischer Längsdurchschnitt durch Griffel und Fruchtknoten einer angiospermen Pflanze zur Zeit der Befruchtung a. Pollenkörner. b. Pollenschläuche. c. Embryosack.

bazu, die Befähigung des Pollens durch Windströmungen zu erleichtern. Bei den Nadelhölzern (Coniferen) sind ebenfalls die Blüten auf B. durch den Wind angewiesen; auch hier sind die Antheren dem Winde leicht zugänglich und außerdem besitzen die Pollenkörner noch zwei mit Luft gefüllte Anhängel, die als Flugorgane dienen.

Alle Pflanzen, bei denen die B. durch den Wind erfolgt, haben keine lebhaft gefärbten Blüten, das Perigon fehlt oft ganz oder ist nur sehr unscheinbar ausgebildet; es sind keine Pflanzen, deren Blüten dasjenige darstellen, was man im gewöhnlichen Leben unter «Blumen» versteht. Ganz anders ist es bei der großen Gruppe von Pflanzen, bei denen die Tiere, vorzugsweise die Insekten, das Geschäft der Wechselbestäubung übernehmen. Hier sind die Blüten zu Blumen geworden, sie besitzen lebhafteste Färbung, oft einen starken Geruch und sind so geeignet, schon aus einiger Entfernung wahrgenommen zu werden. Daß viele Insekten durch die Färbung so wohl als auch durch den Geruch sich anlocken lassen, ist durch zahlreiche Versuche nachgewiesen worden. Aber Farbe und Geruch sind nur dazu da, um den Insekten den Weg zu zeigen, in den Blumen selbst suchen sie die in den verschiedenartigsten Behältern und Drüsen, den sog. Nectarien (s. d.), abgesonderte zuckerhaltige Flüssigkeit. Außer den Insekten sind es nur wenige Tiere, von denen bekannt ist, daß sie B. vollziehen können. Für einige Aroideen, wie z. B. für die in Deutschland einheimische *Calla palustris* ist es ziemlich sicher, daß die B. durch Schnecken, welche von Blüte zu Blüte kriechen, bewirkt werden kann. Ferner sind in einigen Fällen kleine Vögel, wie Kolibris, die Vermittler der B., so bei der brasil. Pflanze *Marcgravia nepenthoides*. (Vgl. Tafel: Befruchtung und Bestäubung, Fig. 5.) Die Blüten sind hier strahlig gebildet und besitzen ziemlich lange, nach unten gebogene Stiele, die Achse des herabhängenden Blütenstandes ist etwas verlängert und schließt mit einer Anzahl frugartigen Nectarien, in denen sich eine zuckerhaltige Flüssigkeit ansammelt, ab. Die Kolibris suchen dieses Sekret auf, streifen dabei mit ihrem Rücken die Staubfäden ab und bringen die an den Federn nur leicht haften Pollenkörner beim Besuch anderer Blüten an die Narbe.

Bei denjenigen Blüten, welche vorzugsweise auf Insektenbestäubung angewiesen sind, herrscht eine sehr große Mannigfaltigkeit in den Einrichtungen, welche den Besuch der Insekten und das Abstreifen der Pollenkörner oder Pollenmassen herbeiführen oder wenigstens erleichtern. Bei der großen Familie der Orchideen, deren farbenprächige Blüten vorzüglich zur Anlockung von Insekten geeignet sind, finden sich in den meisten Arten ganz besonders günstige Einrichtungen für die B. durch Insekten. Infolge des eigentümlichen Baues der Blüten ist in sehr vielen Fällen eine Selbstbestäubung unmöglich gemacht. Die sog. Pollinien, die nichts anderes als die zu größeren Massen verklebten Pollenkörner sind, besitzen bei vielen Arten kleine, mit Klebstoff behaftete Säckchen an ihrem untern Ende und lassen sich sehr leicht aus den Antheren entfernen. Kommt nun ein Insekt an die Blüte herangeflogen, so stößt es mit dem Kopf an jene Säckchen, nimmt beim Wegfliegen die daran haften Pollinien mit, um sie in einer andern Blüte auf der Narbe wieder abzustreifen. So ist es z. B. bei den meisten in Deutschland wachsenden Orchideen

(vgl. die Tafel, Fig. 1a, *Listera ovata*). Die Insekten, welche hier die B. vollziehen, sind meistens Schlupfwespen oder Hummeln. Einen ganz eigentümlichen Mechanismus besitzen die Blüten der Salbeiarten. Die Staubgefäße besitzen hier sehr stark verlängerte Konnective, die um ihre Anheftungspunkte drehbar sind. Bei *Salvia pratensis* z. B. liegt die eine, feinen Pollen bildende Antherenhälfte gerade vor dem Eingange in die Blütenröhre, während die andere pollenbildende an den längern Schenkeln der Konnective in die Oberlippe vorragt. Kommt ein Insekt, z. B. eine Hummel, an die Blüte heran, um den im Grunde der Blütenröhre vorhandenen Honig zu holen, so stößt sie an die beiden untern Antherenhälften, die vor dem Eingange liegen, und bewirkt so eine Drehung der Konnective um ihre Anheftungspunkte; die Folge dieser Drehung ist, daß die obere Antherenhälfte sich auf den Rücken des Insekts legen und hier ihren Pollenstaub abstreifen lassen.

Auf der hierzu gehörigen Tafel ist in Fig. 3a, 3b, 3c dieser Vorgang dargestellt. Fig. 3c zeigt eine Blüte, die von einer Hummel besucht wird, die Antheren haben sich auf den Rücken des Insekts gelegt und geben hier ihren Pollenstaub ab. In Fig. 3a stellt „a“ die Lage der Antheren vor Eindringen des Insekts, „a“ dieselbe während des Besuchs dar. Fig. 3b zeigt die Einrichtung der Staubgefäße, f bezeichnet das Filament, o den obern Ast und u den untern Ast der Konnective. Da sich der Griffel bei der Reife ebenfalls so weit herunterneigt, daß er den Rücken des besuchenden Insekts berührt, so kann der an letztem haftende Pollenstaub sehr leicht an die Narbe einer andern Blüte gelangen (vgl. Fig. 3a, „a“ Lage des Griffels vor der Reife, „a“ während der Reife). An die Narbe derselben Blüte kann das Insekt deshalb die Pollenkörner nicht abstreifen, weil zur Zeit der Antherenreife die Narbe noch nicht geschlechtsreif und nicht so weit heruntergebogen ist, um das Insekt berühren zu können. Eine ähnliche Einrichtung der Staubfäden findet sich bei einigen Grilaceen. Bei *Erica tetralix* sind an jeder Anthere zwei dornartige Fortsätze, welche bis an die Wand der Blütenröhre reichen; die besuchenden Insekten, welche den am Grunde der Blütenröhre befindlichen Honig holen, stoßen an die Dornfortsätze der Antheren und bewirken so ein Ausschütteln des Pollenstaubes auf den Kopf oder Rücken. Da das Insekt auch regelmäßig an die Narbe anstößt, so wird beim Besuche einer andern Blüte B. erfolgen (Vgl. Fig. 4 der hierzu gehörigen Tafel.)

Außerst merkwürdige Verhältnisse finden sich bei dem Weiberrich (*Lythrum Salicaria*). In jeder Blüte besitzen die Geschlechtsorgane dreierlei Länge; entweder hat die eine Hälfte der Staubgefäße die größte, die andere die mittlere, der Griffel dagegen die geringste Länge, oder die eine Hälfte der Staubgefäße die größte, die andere die geringste, der Griffel die mittlere Länge, oder endlich die eine Hälfte der Staubgefäße die mittlere, die andere die geringste, der Griffel dagegen die größte Länge. (S. die Tafel, Fig. 2a b c.) Jede dieser Blütenformen kommt auf gesonderten Stöden vor, sodaß also Blüten desselben Stodcs dieselben Längenverhältnisse der Geschlechtsorgane besitzen. Merkwürdig ist nun, daß je nach der Länge der Staubgefäße auch die von ihnen produzierten Pollenkörner verschiedene Dimensionen haben — die Pollenkörner der längsten Staubgefäße sind die größten, die der kürzesten die kleinsten — und daß Befruchtung nur stattfinden kann zwischen gleich

langen Geschlechtsreife, also nur zwischen der längsten Griffel- und längsten Staubgefäßform u. s. f. Die besuchenden Insekten sind vorzugsweise größere Bienen und Fliegen, deren Körperlänge bei ausgestrecktem Rüssel mindestens 15 mm beträgt. Dieselben berühren während des Aufsaugens des Honigs, der sich am Grunde der Blüthenröhre befindet, mit dem Rüssel oder Kopf, die kürzesten mit einer etwa 4—6 mm weiter hinten liegenden Stelle ihres Körpers die mittellangen, und mit einer noch weiter zurückliegenden die längsten Geschlechtsreife, und können so die Pollenkörner verschiedenlanger Staubgefäße zugleich abstreifen. Bei aufeinanderfolgendem Besuche verschiedener Blütenformen werden dann die entsprechenden Pollenkörner auf jede der drei Griffelarten übergeführt und so eine regelmäßige Befruchtung bewirkt. (S. Lythrum.)

Interessant und für das Zustandekommen der Wechselbefruchtung äußerst wichtig sind auch diejenigen Einrichtungen, die eine Selbstbefruchtung unmöglich machen. Hierher gehören unter anderm die Ercheinungen der Protogynie und der Protogynie. Die erstere besteht darin, daß die Pollenkörner bereits ihre volle Reife erlangt haben und aus den Antheren entfernt worden sind, ehe die Narbe geschlechtsreif geworden ist, unter Protogynie dagegen versteht man das umgekehrte Verhältnis, wenn nämlich die Narbe bereits ihre Empfanglichkeit eingeübt hat, ehe die Pollenkörner ihre volle Ausbildung haben. Ein Fall von Protogynie ist das bereits besprochene Beispiel von *Salvia pratensis*, wo die Narbe erst dann ihre Geschlechtsreife erlangt und sich bogenförmig abwärts krümmt, nachdem die Antheren bereits durch Besuch von Insekten entleert sind. Protogynie so wohl als Protogynie finden sich an sehr vielen Blüten. Eine interessante Einrichtung besitzen die Blüten des in Deutschland einheimischen Osterluzids (*Aristolochia Clematidis*), die protogynisch sind. Das Innere der röhrenförmigen Blumenkrone ist dicht mit schräg abwärts gerichteten Haaren besetzt, welche ziemlich steif sind, solange die in der Blumenkrone eingeschlossenen Antheren ihre Reife noch nicht erlangt haben. Die Richtung der Haare gestattet kleinen Fliegen das Hineinkriechen, verhindert aber, solange sie noch steif sind, das Heraus kriechen, erst wenn die Antheren geschlechtsreif geworden sind, verkrümpfen jene Haare und die betreffenden Insekten können nunmehr ihr zeitweiliges Gefängnis wieder verlassen, nehmen aber auf ihrem Wege reife Pollenkörner mit. Besuchen sie sodann andere Blüten, deren Narben bereits reif, deren Antheren jedoch noch nicht ihre volle Ausbildung erlangt haben, so bewirken sie B der Narbe mit dem ihnen anhaftenden Pollenstaub und kriechen zugleich wieder in das Innere der Blüte hinein. Hier müssen sie ebenfalls so lange verweilen, bis die Antheren reif sind, um sodann mit frischem Pollenstaub beladen zu andern Blüten fliegen zu können. Diese Beispiele zeigen die große Mannigfaltigkeit in der Art und Weise der B. und in den dieselbe fördernden Blüteneinrichtungen.

Die Literatur über die Befruchtung und Wechselbefruchtung ist ziemlich umfangreich, die wichtigsten Werke sind Sprengel, »Das entdeckte Geheimnis der Natur im Bau und der Befruchtung der Blumen« (Berl. 1793), Darwin, »Über die Einrichtungen zur Befruchtung heim. und ausländischer

Orchideen durch Insekten« (überliefert von H. B. Bronn, Stuttg. 1862); Herrn. Müller, »Die Befruchtung der Blumen durch Insekten und die gegenseitigen Anpassungen beider« (Lpz. 1878).

Bestechung ist eine Unterart des Amtmißbrauchs, und zwar ein Vergehen, resp. Verbrechen, welches sowohl von dem Beamten, der sich dazu verleiten läßt, als von demjenigen, der ihn dazu verleitet, begangen wird. Ein Beamter macht sich der B. schuldig, wenn er Geschenke oder andere Vorteile für eine die Amtspflicht verletzende Handlung annimmt oder auch nur fordert oder sich versprechen läßt. Ebenso ist aber auch derjenige der B. schuldig, welcher einem Beamten, um ihn zu einer solchen Handlung zu bestimmen, r andere Vorteile gewährt oder anbietet. Das Deutsche Reichsgesetz in dieser Weise den Thatsache übereinstimmend mit den §§ 331—336 festgen. pflichtwidrigen Beamten ab es die B. selbst des ehen ansieht und daher mit den Umständen sogar noch mit Geldstrafe bedroht. Will aber jemand einen Richter zu parteiischem Urteil durch Geschenke oder andere Vorteile bestimmen, so wird auch er, und zwar ohne Zulassung mildernder Umstände, mit Zuchthaus bestraft. Hiernach setzt das Verbrechen der B. unter allen Umständen eine Handlung voraus, welche eine Verletzung der Amtspflicht enthält. Läßt sich ein Beamter nur für die Vornahme von Amtshandlungen, welche solche Verletzung nicht enthalten, Geschenke u. s. w. geben oder versprechen, so wird er wegen Amtsmißbrauchs mit Geldstrafe oder Gefängnis bestraft, derjenige aber, der in diesem Falle die Geschenke u. s. w. gibt oder anbietet, bleibt strafflos. Unter Beamten im Sinne dieses Strafgesetzes sind (nach §. 359) nur die unmittelbaren und mittelbaren Reichs- und Staatsbeamten, einschließlich der Notare, zu verstehen.

Besteck (chirurgisches), ein Stuhl oder eine Ledertasche, in welcher der Chirurg die zu verschiedenen Untersuchungen und kleineren Operationen nötigen Instrumente bei sich trägt.

Besteck (nautisches), die Bestimmung des richtigen geogr. Ortes eines Schiffes durch Beobachtung und Rechnung. Man unterscheidet altes und geistes (geschütztes) B. Erstes findet man durch Westirnsbeobachtungen, aus denen man Breite und Länge ableitet. Gestirnen Ermittelungsverhältnisse solche Beobachtungen nicht, so berechnet man auf dem Wege der ebenen Trigonometrie den Schiffsort aus der seit einem bestimmten Zeitpunkte zurückgelegten Fahrt, welche man mit dem Log (s. d.) mißt, und aus den während der gesteuerten Kursen. Das geistes B. ist natürlich ungenauer als das astronomische und muß selbst wie möglich durch letzteres verifiziert werden.

Besteuerung, s. Steuern.

Bestiarium (lat.; frz. *Bestiaire*), im Mittelalter der Name einer Schrift in Prosa oder Versen, worin die vierfüßigen Tiere (wirklich existierende oder fabelhafte) nach ihrem Körperbau und ihren Eigenschaften beschrieben werden. Das älteste lat. Bestiarium liegt wahrscheinlich ein ant. Original, der »Physiologus«, zu Grunde. Die bekanntesten Verfasser von Bestiaires sind Walter de Chan (Anfang des 12. Jahrh.), Guillaume (Ende des 12. Jahrh.), dessen Bestiaire von Hippocrate 1533

(Paris), und Richard de Journéal, dessen «Bestiaire d'amour» 1860 (Paris) veröffentlicht wurde.

Bestie (lat.), wildes Tier; bestialisch, tierisch, roh; bestialisieren oder bestifizieren, zur Bestie machen, vertieren; Bestialität, rohes, tierisches Betragen.

Bestimmung (determination) im logischen Sinne ist die Angabe eines Merkmals, wodurch sich ein Begriff vom andern unterscheidet. Gedanken, Urteile und Ansichten bestimmen, heißt demnach überhaupt, das Eigentümliche, sie von andern Unterscheidende zum Bewußtsein bringen und neben andern ihren Inhalt und ihre Bedeutung sich vergegenwärtigen. B. heißt aber auch die Angabe des Zwecks, wozu ein Ding da ist. So spricht man z. B. von der B. eines Schiffs für Seereisen u. s. w. Endlich wird der Begriff der B. auch im lausalen Sinne für die Ursache angewendet, welche der Thätigkeit eines andern Dinges die Richtung gibt. Da B. in diesem Sinne ein Bestimmendes voraussetzt, so erscheint die B. eines Dinges als die Folge gewisser Ursachen, und wo diese Ursachen unbestimmt sind, gleichwohl aber stillschweigend vorausgesetzt werden, wird der Begriff der B. gleichbedeutend mit Schicksal und Schidung. Durch den Ausdruck: «Es war nun einmal seine B.», deutet man daher die Wirkung und den Erfolg unbestimmter Ursachen an, denen sich der einzelne nicht habe entziehen können. Wo aber die Ursachen, die gewisse Wirkungen haben, in der eigenen Gewalt dessen sind, nach dessen B. man fragt, wo folglich die B. zugleich den Zweck und die ursachliche Kraft angeben soll, wie z. B. bei der Frage nach der B. des Menschen: da ist zu untersuchen, wozu jemand sich selbst bestimmen solle oder könne. Die B., die der Mensch sich geben soll, hängt ab von der Klarheit, Entschiedenheit und Festigkeit seines sittlichen Willens, daher die Feststellung dieser B. nur der Ausdruck für die Gesamtheit der höchsten und letzten Zwecke des menschlichen Willens sein kann. In diesem Sinne hat z. B. Cicero seine Schrift «De finibus» und Fichte seine «B. des Menschen» (Berl. 1802) geschrieben. Daß die B. des Menschen die Glückseligkeit sei, war die einstimmige Annahme aller Philosophen im Altertum bei großer Meinungsverschiedenheit über die Wege, welche zu ihr führen. Die Epuretiker suchten sie im sinnlichen Vergnügen, die Epitürer in schmerzloser Heiterkeit der Seele, die Aristoteliker und Platoniker in Bildung und intellektueller Kultur, die Stoiker in der moralischen vervollkommenung durch grundsätzliches Rechtthun. Die letztere Theorie ist sodann vermöge der Übereinstimmung des Christentums mit dem Stoizismus in diesem Punkte zur allgemein herrschenden geworden. Insbesondere hat Kant dieselbe weiter gebildet dadurch, daß er das zwischen moralischer Vollkommenheit und Glückseligkeit bestehende Verhältnis genauer bestimmte. Denn während die Stoiker beide Begriffe untrübsal miteinander vermengten und sich dadurch in die äble Lage brachten, trotz aller augenblicklichen Widerwärtigkeiten eine ungetrübte Glückseligkeit und Seelenheiterkeit affektieren zu sollen, beschränkte Kant die menschliche B. allein auf die moralische Vervollkommenung, und ließ die Glückseligkeit nur noch als zu hoffende Folge, nicht aber mehr als integrierenden Bestandteil derselben zu.

Bestockung heißt bei den Gramineen das Hervortreten von Seitentrieben neben dem aus dem

Samenlorn erwachsenen Haupttriebe, was zur Folge hat, daß aus einem Samenlorn eine größere Anzahl von Halmen entstehen können. Die Seitentriebe erzeugen ebenso wie der Haupttrieb Blüten und Samen, und hierauf beruht die große Fruchtbarkeit der Gramineen. Je weiter voneinander entfernt die Samenlörner in den Boden gebracht werden, desto stärker ist die B. eines jeden einzelnen, und umgekehrt. Während die B. beim Anbau der Körnerfrüchte bis zu einem gewissen Grade erwünscht und notwendig, ist ein Übermaß wieder schädlich, da die Samen der Seitentriebe sich später ausbilden als die des Haupttriebes, was eine ungleichmäßige Reifung derselben zur Folge hat.

Bestreichen heißt zunächst in der Militärsprache, einen Annäherungsweg des Feindes durch entsprechende Aufstellung, beziehentlich Verwendung von Feuerwaffen seiner größten Ausdehnung nach unter wirksames Feuer zu nehmen, z. B. einen Damm, einen Weg u. s. w. In der Fortifikation bezeichnet B., eine Befestigungslinie derartig zu einer andern stellen, daß das von ersterer ausgehende Feuer die andere verteidigt und eine Annäherung an dieselbe ohne Passieren dieses Feuers unmöglich macht. Man erreicht dies am einfachsten dadurch, daß man die zur Bestreichung (Pflanzung) bestimmte Linie unter einem rechten Winkel zu der zu bestreichenden anlegt, bei voneinander getrennten Werken durch eine richtige Anordnung der gegenseitigen Lage in diesem Sinne.

Bestrichener Raum ist derjenige Teil der Flugbahn eines Gesch. oder Geschw. in welchem sich letzteres in der Höhe der zu beschießenden Truppe, also in oder unter Manns- oder Reiterhöhe befindet. Innerhalb des bestrichenen Raums wird die Flugbahn bestreichend oder rasant genannt. Der bestrichene Raum verringert sich mit der Zunahme der Entfernung des Ziels und der dadurch bedingten stärkeren Krümmung der Flugbahn; er vergrößert sich umgekehrt mit der Abnahme der Entfernung. Die technischen Mittel zur Erreichung flachgespannter Flugbahnen, also großer bestrichener Räume, sind vor allem die Herbeiführung einer großen Anfangsgeschwindigkeit des Gesch. mittels einer großen Pulverladung und einer geringen Abnahme dieser Geschwindigkeit durch den Luftwiderstand mittels einer günstigen Gestaltung des Gesch. (Langgesch.). Bei den früher üblich gewesenen kugelförmigen Gesch. vergrößerte man den bestrichenen Raum durch das sog. Rollen, indem man die Kugel verschiedene Aufschläge auf den Boden machen ließ, also die Flugbahn in mehrere niedrige oder flache Sprünge brach. Je größer der bestrichene Raum, desto unabhängiger ist man von einem genauen Schätzen der Entfernung, was im Gefecht sehr wichtig ist.

Unbestrichener Raum ist bei Befestigungslinien mit auspringenden Winkeln der Raum vor der Spitze der letztern, welcher von den Schußlinien der beiden Schenkel, Facen, nicht bestrichen wird, da die Anschlagslinien der Gewehre winkelfrecht zur Flucht der Feuerlinie angenommen werden. Abstumpfung oder Abrundung der Spitze, Aufstellung eines Gesch. in der Winkelspitze, welches über dem mit Kartätschen feuert, galten früherhin als die Mittel, den unbestrichenen Raum zu vermindern oder unter Feuer zu nehmen; jetzt sucht man mehr durch recht stumpfe Saillants die unbestrichenen Räume auf ein Minimum zu rebugieren.

Bestrichener Raum (militärisch), s. unter **Bestreichen**.

Bestuschew (Alexander), russ. Dichter und Novellist, geb. 1795, war Rittmeister beim Generalstabe und Adjutant des Herzogs Alexander von Württemberg. Mit seinem Freunde Krolew in die Verschwörung von 1825 verwickelt, wurde er nach Jakuksk verbannt, erhielt aber im Sommer 1829 nach langem Bitten die Erlaubnis, als gemeiner Soldat in die Kaukasusarmee zu treten. Hier fiel er im Juni 1837, nachdem er kurz vorher wieder zum Offizier befördert worden, in einem Gefechte unweit Jekaterinodar. Vor seiner Verbannung hatte er mit Krolew, der 1826 hingerichtet wurde, den ersten russ. Almanach, «Der Polarstern» (Petersb. 1823), herausgegeben. Auf seine spätern Arbeiten, die in Novellen und Skizzen bestehen und unter dem Namen *Roska Marinskij* erschienen, waren sein Lebensgang und seine Umgebungen am Kaukasus nicht ohne Einfluß. Es gibt sich in denselben ein ungemeines Talent für Natur Schilderungen, ein geringes für Darstellung von Charakteren kund; zugleich ist die Darstellung poetisch und wüßig, wenn auch manchmal im rohen Soldatenton gehalten. Außer der Erzählung «Mullah-Mur» ist sein Hauptwerk der Roman «Ammalat-Beg», welcher pittoreske Beschreibungen kaukas. Gegenden enthält. Gesammelt erschienen seine Schriften in Petersburg 1839—40 in 12 Bänden (deutsch, 4 Bde., Lpz. 1845), nachdem schon 1835 «Novellen und Erzählungen von Marinskij» veröffentlicht und von Seebach in den «Russ. Novellen und Skizzen» (Lpz. 1837) überetzt worden waren. Anziehende Details über ihn finden sich in Ermans «Reise um die Erde» (Bd. 2), welche Chamisso zu einem schönen Gedicht benutzt hat. Seine interessante Privatkorrespondenz wurde 1860 von Semewskij herausgegeben. — Seine Brüder, Nikolaus B., Kapitänleutnant, poetischer Dilettant und Verfasser von «Erinnerungen aus Holland», und Michael B., Kapitän beim Garderegiment Moskau, sowie Peter B., Marineleutnant und Adjutant des Viceadmirals Moller, waren ebenfalls an der Militärverschwörung von 1825 beteiligt und wurden nach Sibirien verbannt. Nur Michael erlebte die am Krönungstage Alexanders II. (7. Sept. 1856) gewährte Amnestie, die ihm die Rückkehr nach dem europ. Rußland, mit Ausnahme von Petersburg und Moskau, gestattete. Nikolaus war nicht lange vorher, 1855, in Selenginsk verstorben. Aus seinem Nachlaß erschienen seitdem «Rasskazy i powjesti starawo morjaka» (Mosk. 1860). Peter begleitete seinen Bruder Alexander nach dem Kaukasus, wo er im Wahnsinn starb. — Der Vater dieser vier Brüder und eines fünften, Paul, war der Wirkl. Staatsrat Alexander B., ein gouvenernementaler Publizist unter Alexander I., der schon vor 1825 starb.

Bestuschew-Mjumin (Alexei Petrowitsch, Graf), russ. Reichsfürst und Feldmarschall, zu Moskau 2. Juni 1693 geboren, wurde in Berlin und Hannover erzogen und kam erst 1718 nach Rußland zurück, wo Peter I. ihn zum Gesandten am dän., dann am türk. Hofe, die Kaiserin Anna zum Geheimrat und Kabinettsminister ernannte. Nach dem Sturze Birons, dessen Anhänger er zu sein schien, wurde er 1740 verhaftet; doch setzte ihn die Kaiserin Elisabeth wieder auf freien Fuß, erhob ihn in den Grafenstand und machte ihn zum Reichsvizekanzler. B. brachte 1746 ein Bündnis mit dem österr. Hofe

zu Stande, sandte 1748 ein Korps von 30000 Mann an den Rhein und stürzte L'Esclapart, den Günstling der Kaiserin. Nachdem er 1756 das Bündnis mit Österreich erneuert, leitete er den Krieg gegen Preußen ein. Als eine Unpäßlichkeit der Kaiserin ihn deren Tod fürchten ließ, rief er, im Einverständnis mit der Großfürstin Katharina, die russ. Armee plötzlich aus Preußen zurück. Doch die Kaiserin erholte sich wieder, und B. wurde 1758, als des Hochverrats schuldig, aller seiner Würden entsetzt und nach dem ihm gehörigen Fledern Sorelows verwiesen. Erst Katharina II. ließ ihn 1762 wieder an den Hof kommen und ernannte ihn zum Feldmarschall, verwandte ihn aber nicht in Staatsangelegenheiten. Er starb 21. April 1766. Seinen Namen führt ein von ihm 1725 entdecktes arzneiliches Eisenpräparat, die *Tinctura tonico-nervina Bestusowi*, eisenhaltiger Schwefeläthergeist. — **Nikolai B.-A.**, aus der Familie des vorigen stammend, geb. 1803, leitete als Lieutenant mit Sergei Murawjew vorzugsweise nach Pestels Verhaftung den Ausbruch der Militärrevolution von 1825 im Süden Rußlands. Er hatte mit Pestel an der Spitze der geheimen Vereine Rußlands gestanden, namentlich deren Zusammenwirken im panslaw. Sinne mit den poln. Vereinen erstrebt und im Sommer 1825 die Fusion der «vereinigten Slawen» im Lager von Leischtschin (Polynien) zu Stande gebracht. Nach Unterdrückung der Militärrevolution im Süden wurde er nach Petersburg gebracht und 25. Juli 1826 mit Pestel, Krolew und Sergei Murawjew gehängt. Vgl. Herzen, «Die russ. Verschwörung und der Aufstand vom 14. Dez. 1825» (Hamb. 1858) und «Aus den Memoiren eines russ. Delabriten» (2. Aufl., Lpz. 1874).

Bestuschew's Eisenlatur, *Tinctura ferri chlorati aetherea*, *Liquor anodyni martiatis*, *Spiritus ferri chlorati aethereus*, ein Heilmittel aus alchimistischer Zeit, dessen Darstellung die Deutsche Pharmatopöe folgendermaßen vorschreibt. Mit 14 Teilen Ätherweingeist (Gemisch von 1 Teil Äther und 3 Teilen Weingeist) wird 1 Teil Eisenchloridlösung (spezifisches Gewicht 1,400) gemischt; die Flüssigkeit wird in hellen verschlossenen Flaschen dem Sonnenlicht ausgesetzt, bis sie farblos geworden ist, dann kommt sie an einen schattigen Ort und verbleibt daselbst unter mehrmals wiederholtem Öffnen der Stöpsel, bis sie eine gelbliche oder bräunlichgelbe Farbe angenommen hat.

Besult, eine der östlichsten Residentchaften der niederländ. Insel Java in Hinterindien, wird nördlich vom Meere, nordöstlich ebenfalls von letztem, südöstlich von der Residentchaft Banjwangi und westlich von der Residentchaft Probolinggo begrenzt. Sie enthält 4113 qkm mit einer Bevölkerung (1879) von 502 Europäern, 405 976 Javanern, 920 Chinesen und 481 Arabern. B. besteht aus den drei Abteilungen B., Panarutan und Bondowoso mit zusammen 18 Distrikten und 575 Döfken (Dörfern). Diese Residentchaft ist im allgemeinen gebirgig, der Boden in den Ebenen, hauptsächlich aus verwittertem vulkanischen Gestein bestehend, fruchtbar. Haupterzeugnisse sind Tabak, Kaffee und Zucker. Hauptort und Sitz der Provinzialbehörden ist der an der Nordküste gelegene Hafenplatz B., dessen Schifffahrt aber auf die die Landesprodukte abführenden Fahrzeuge beschränkt ist.

Beta (β, β), der zweite Buchstabe des griech. Alphabets, s. **B** (Buchstabe).

Beta, von Linne benannte Pflanzengattung aus der Familie der Chenopobiaceen, besteht aus zweijährigen und perennierenden Kräutern mit einfachen, wechselständigen, etwas biden Blättern und unscheinbaren, grünen, in eine beblätterte, schweifartige Rispe gestellten Blüten, welche von drei Deckblättern gestützt, mit halb oberständigem, fünfteiligem Perigon, fünf Staubgefäßen und zwei Griffeln versehen sind und eine kleine, einsamige, leberartige, vom dem verhärteten Perigon umschlossene Frucht hervorbringen. Die wichtigste Art dieser Gattung ist *B. vulgaris* L., deren zahlreiche, durch die Kultur hervorgebrachte Abarten unter verschiedenen Namen, Beta, Rangoß, Runkelrabe, Rote Rübe u. s. w. bekannt sind. Manche halten die am Ufer des Adriatischen Meers, der Nord- und Ostsee wachsende *B. maritima* L. für die Stammart dieser wichtigen Kulturpflanze; doch unterscheidet sich die genannte Strandpflanze außer ihrer schwächtigen, holigen Wurzel und ihren kleinen Blättern auch durch den Umstand, daß sie eine perennierende Pflanze ist, während alle Varietäten der *B. vulgaris* im zweiten Lebensjahre nach der Fruchtbildung absterben. Die verschiedenen, einander zum Teil sehr wenig ähnlichen Abarten der *B. vulgaris* lassen sich in zwei Hauptvarietäten zusammenfassen, welche manche Botaniker als eigene Arten betrachten, nämlich: 1) *B. vulgaris* var. *Cicla* (*B. Cicla* L.), mit schwächtiger Wurzel, aber veredeltem Blattwerk, welches den allein genießbaren Teil der Pflanze bildet, und 2) *B. vulgaris* var. *rapacea*, mit fleischig-saftiger, dicker, veredelter Wurzel und wertlosem, höchstens als Viehfutter benutzbarem Blattwerk. Zur Varietät 1 gehören die unter dem Namen Beikohl, Römischer Kohl, Beta und Rangoß bekannten Gemüsearten, deren bidene Blattstiele und Blattrippen, geschält, wie Spargel zubereitet und gegessen werden. Man baut Sorten mit weißen, gelben und roten Blattstielen und Rippen. Letztere zwei werden auch zur Herbe als Blattdekorationspflanzen in Gärten gezogen. Zur Varietät 2 gehören die gemeine Runkelrabe, die Juderrabe und die Rote Rübe. Erstere zwei Abarten werden in zahllosen Rassen von verschiedenem Kulturwert gebaut, die erstere vorherrschend als Viehfutter, die zweite zur Gewinnung des Rübenzuckers. Die durch ihr zartes Fleisch, ihre dünne Schale und ihren purpurroten Saft ausgezeichnete Rote Rübe, in manchen Gegenden auch *Bete* genannt, wird vorzugsweise als Salatpflanze kultiviert. Es gibt davon auch eine gelbe Abart. Die gemeine Runkelrabe dient, in wärfelige Stücken geschnitten, an der Luft oder auf dem Ofen getrocknet und sodann wie Kaffeebohnen gebrannt, als Kaffeesurrogat.

Betain $C_2H_5NO_2$ oder $CH_3N(CH_3)_2COO$, eine organische Basis, welche von Scheibler 1869 im Saft der Juderräben aufgefunden, von Liebreich gleichzeitig als *Oxynetrin*, unter den Spaltungsprodukten des Lecithins, einer Gehirnsubstanz, entdeckt und von beiden synthetisch durch Einwirkung von Trimethylamin auf Monochloressigsäure dargestellt wurde. Zur Darstellung geht man am besten von der Melasse der Rohzuckerfabriken aus. Dieselbe wird mit Bleisäure von allen dadurch fällbaren Stoffen befreit, im Filtrat das Blei durch verdünnte Schwefelsäure gefällt, worauf das B. durch Phosphorwolframsäure als Niederschlag abgeschieden wird. Letzterer wird nach dem Waschen durch

Kochen mit Kalzmilch zerlegt, worauf die freie Base nach dem Einbunkeln beim Erkalten in schönen, zerfließlichen Krystallen anschießt. Die Basis vereint sich mit Salzsäure, Oxalsäure, Phosphorsäure zu schön krystallisierenden Salzen, während ihre Salze der Weinsäure, Citronensäure und Apfelsäure zu sirupähnlichen Massen eintrocknen.

Betángoß, Distrikthauptstadt in der span. Provinz la Coruña (Galicien), 84 km südöstlich von la Coruña, auf einem Hügel rechts am Rande, der in die Ría de Betángoß mündet, an der Eisenbahn Lugo la Coruña, zählt (1877) 8122 E., die Wein- und Getreidehandel treiben.

Betäubung nennt man gewöhnlich die mehr oder minder vollständige Bewußtlosigkeit (i. h.), welche durch starke mechan. Einwirkungen auf das Gehirn, z. B. durch Stoß, Fall, Druck (Gehirnerschütterung), durch den Genuß oder das Atmen von Stoffen, die lähmend auf die Ganglienzellen des Gehirns wirken (Opium, Blausäure, Belladonna, Schwefeläther, Chloroform, Kohlenoxydgas, Alkohol u. s. w.), oder endlich durch beständige sinnliche oder psychische Einwirkungen (Kanonen Donner, Schreck u. s. w.) hervorgerufen wird. In der Medizin bedient man sich mit großem Vorteil der betäubenden (narkotischen) Mittel, um in einzelnen Körperteilen oder dem ganzen Körper für eine gewisse Zeit mehr oder minder vollständige Gefühlslosigkeit hervorzubringen. (S. Anästhesieren.)

Bête (fr., vom lat. bestia), Tier, Vieh; auch dumme Person, unvernünftiger Mensch; *Bête noire* («schwarzes Tier»), sowie wie Gegenstand des Abscheus. Im Kartenspiel bedeutet B. den Einsatz, namentlich für ein verlorenes Spiel; daher jemand *bête* oder *laßt* machen: ihn das Spiel verlieren. *Bête*, Gemüseart, f. unter Beta.

Beteigeuze, ein Name, welchen die Araber dem zweithellsten Stern im Orion (α Orionis) gegeben haben. Der Stern gehört zu den 18 Sternen erster Größe, welche in unsern Klimaten sichtbar sind, und zeigt eine auch schon dem bloßen Auge auffallende rötliche Farbe und im Spektroskop ein interessantes Spektrum mit vielen Linien, während der noch hellere südl. Stern desselben Bildes, Rigel, einen rein weißen Lichtpunkt bildet. Mit Sirius und Procyon, den Hauptsternen des Großen und des Kleinen Hundes, bildet B. ein glänzendes, gleichseitiges Dreieck, jede Seite etwa 26 Grade umfassend. Er ist etwas veränderlich und rückt in einem Jahrhundert um 5 Sekunden nach Osten, sodaß diese sehr geringe Eigenbewegung ihn nach 72 000 Jahren um Einen Grad weiter nach Osten gerückt zeigen wird.

Bét el-Hafiz, arab. Stadt, f. Beit.

Betelnüsse, f. unter Areca.

Betelpfeffer, f. unter Pfeffer.

Beten, Steuern, Auflagen, f. Beden.

Betfahrten, f. Wittgänge.

Beth (Baith, Bait), ein hebr., syr. und arab. Wort, «Haus, Hütte», auch «Tempel» eines Gottes und «Familie, Nachkommenschaft» bedeutend, dient in Zusammensetzung mit andern Begriffswörtern zu geogr. Bezeichnungen.

Bethania, ein kleiner Ort in Palästina, der 3 km ost-südöstlich von Jerusalem am Fuße des Ölbergs lag und in den biblischen Berichten über die Geschichte Jesu öfter genannt wird. Es wohnten daselbst die beiden Schwestern Maria und Martha, deren verstorbenen Bruder Lazarus Jesus wieder ins Leben gerufen haben soll, sowie Simon der

Ausführung, in dessen Hause Jesus von der Maria mit kostbarem Öl gesalbt wurde. Gegenwärtig ist D. ein unbedeutendes Dorf, das wegen des Wunders der Auferweckung des Lazarus bei den Arabern „Lazarjeh“ (El Karijeh) heißt und etwa 200 meist mohammed. Einwohner zählt. Man zeigt dasselbst noch die Grabhöhle des Lazarus sowie die Ruinen der Häuser jener Schweltern und des Simon.

Verhanden (engl. Bethany) befinnen drei Missionsstationen in Südafrika, die eine im Oranienburglande wurde 1814 gegründet und gehört der Rheinischen Missionsgesellschaft an, die andere im Cronje-Troostaat wurde 1834 von der Berliner Mission angelegt, die dritte im Transvaal, 9 km östlich von Mafeking, ist eine Gründung der Hermannsburg'schen Gesellschaft (1864).

Bethel, d. h. Gotteshaus, ursprünglich Luz
geheßen, eine alte langamit Königsstadt auf dem
Gebirge Ephraim, an der Straße von Jerusalem
nach Sichem (Nabulus) gelegen, dem israël Stamme
Benjamin zugehörend, aber von den Ephraimiten ein-
genommen. Dasselbst befand sich in der Richterzeit
vorübergehend das israël Centralheiligtum, die
Einkishütte mit der Bundeslade, eine Gerichts-
stätte und später eine Prophetenschule, auch wurde
dasselbst nach der Reichspaltung durch Jerobeam I
ein goldenes Stierbild Jachos (= die Säule von
Bethel) zur Verehrung aufgestellt. Auf die Heilig-
keit, welche B nachmals erlangte, weist schon die
Patriarchenlage des 1 Buchs Mose, besonders Ja-
kobs Traum von der Himmelsleiter, hin. Die Lage
des alten B wird heute noch durch die umfangreiche
Ruinenstelle bei dem Orte Beitlin (100 Q.), 4½
Stunden nördlich von Jerusalem, bezeichnet

Bethesda, d. i. Haus der Barmherzigkeit oder Gnadenort, hieß ein Teich in Jerusalem, welcher nur in dem Evangelium des Johannes (Kap. 5) erwähnt wird. In den fünf Hallen oder bedeckten Gängen, von denen er umgeben war, hielten sich viele (Wieder) Kranke auf, welche nach des Johannes Bericht, auf die Bewegung des Wassers warteten, um sich darin zu baden. Wahrscheinlich nach einer jüd. Volkssage läßt jene Erzählung diese Bewegung durch einen Engel bewirken, der zu einer gewissen Zeit in den Teich steigt und den Kranken, welcher nach dieser Bewegung zuerst in das Wasser kommt, gesund macht. Ohne Zweifel war es eine intermittierende Quelle. Schon die Kirchenväter, namentlich Konstantin der dichterische Paraphrast des Johannes, erklären die Erscheinung auf natürliche Weise. In neuerer Zeit schrieb man die Wirkung dieses Wassers entweder der mineralischen Kraft desselben oder dem Umstande zu, daß das Blut der im Tempel geopfertem Tiere in den Teich floß. Noch sehr weit ist die Sage den ausgebrochnen Bethesda-Teich in der Nähe des heutigen Stephansthors nach, wahrscheinlicher jedoch ist derselbe in dem unterirdischen Teiche El Obral am westl. Fuße des Tempelbergs zu suchen. (S. Jerusalem.)

Oethroba, Tort in Bolet, 1 unter Bangor.

Beitharam oder **Beitharan**, d. h. **Gedehausen** oder **Berghausen**, eine ursprünglich amonit. Stadt des israel. Stammgebietes Gad im östl. Theile des Jordanthales, Jericho gegenüber, wurde von Herodes Antipas erweitert und verschönert und zu Ehren der Kivia Julia, der Gemahlin des Kaisers Augustus, **Kivias** oder **Julias** genannt. Später erscheint sie als Sitz eines christl. Bischofs.

Bethhoron, etwa 4 Meilen von Jerusalem, eine alte Doppelstadt Ephraim, ungefähr 8 Stunden nordwestlich von Jerusalem an der alten Straße gelegen, welche vom Jerusalem über Gibbon nach der Meerestaste führte. Unter Bethhoron (et. Lachin) an der Straße, im Thale Ober. West et. Jotai) auf einem Berg mit seinem Haupt. Position und ist an der Spitze zu sehen daher ist in der Kunst. in der Vor.

w. 11. lichen, d. i. Brühl),
 h. 11. Best. Ealm (d. i. Wall)
 als Königs David (aber als
 Königsstadt genannt) und Christi, eine Stadt o.
 Valadina, 10 km südlich von Jerusalem, an einem
 mit Weinpflanzungen und Olivenbäumen bedeckten
 Berge, wohnen eine Wasserleitung führt, gibt ge-
 genwärtig 5000 griech. lat. und armen. Bewoh-
 ner, welche hölzerne Kistenträge und ein Vor-
 muster angelegte Kreuzwege für die Pilger verfertigt
 und sehr guten weissen Wein bauen. Über dem
 Orte, wo angeblich Christus geboren sein soll (s. unten
 Grotte), steht ein betretbares, hölzernes Kloster
 mit einer Kirche, die angeblich die Kothma (Höhle,
 in Wahrheit aber Justinian erbaut hat. Der Kinde
 ist der Maria zur Rechten (d. i. präcipio) geschenkt.
 Das Jannet derselben tragen 48 korinthis. Säulen
 von 6 m Höhe, die Decke besteht aus Holz. In der
 darunter befindlichen Krypta oder der heiligen
 Grotte (s. oben) 15 Stufen hinab. In einer aus-
 gehauenen Nische steht ein Marmortisch in der
 Nähe des Taufbeckens Jesu, 12 Becken, welche
 den noch Wert und Schönheit, erheben die Grotte.
 Gemälde bedecken die Wände. Eine andere Grotte
 wird als die des heil. Hieronymus gezeigt, in der
 hier die Vulgata verfasst haben soll. Die Grotte
 verhältnismäßig arm an Wasser, gutes Quellwasser
 wird durch eine alte Leitung von den 5 km (Weg)
 wärts gelegenen Salomondischen herbeigeführt.
 Gleichwohl erscheint die ganze Umgebung als sehr
 fruchtbar und liefert reichlich Getreide, Oliven, Oli-
 ven, Erbsen und Weizen.

Geistlichen, die Hauptüberlassung der Congregationalen Brüdergemeinde in Nordamerika, an Stadt in der pennsylvan. Grafschaft Northampton am Einfluß des Manasistz in den Lehigh und in der Kreuzung der Lehigh-Thal- und Lehigh-Eisenbahn mit der Nordpennsylvanischen Bahn, nordwestlich von Philadelphia, wurde 1741 gegründet. Sie ist der Sitz eines Bischofs und der (episcopalen) Lehigh-Universität, hat eine luther. Kirche und zählt (1840) 5193 Q., die namentlich Eisen- und Zinnschmelzungen betreiben und den ganz Verberreien unterhalten. Die drei verschiedenen Häuser für unvorbelebte junge Männer, für Männer und für Witwen zeichnen sich durch fast köstliche Zucht aus. In die damit verbundenen, ganz untrefflichen Kostschulen werden auch Kinder armer christl. Glaubensverwandten aufgenommen. In d. gebirgen der Herrnhuterhöflet Gnadenhof, Pflanzungsbrunn Gnadenhöflet und Schönerd auch noch neuen Mährische Brüder in den nahegelegenen Ortschaften Pity und Nazareth. Der Ort bietet bei herrl. schönen und gesunden Lage vornehmlich den Bewohnern der benachbarten großen Städte (Newport und Philadelphia) als Sommerfrische.

Bethlehemitischer Kinderdord, die auf Befehl Herodes' d. Gr. vollzogene Ermordung aller Knaben unter zwei Jahren in und um Bethlehem (Matth. 2, 16 fg.). Die latth. Kirche feiert diese Kinder als «Unschuldige Kindlein» am 28. Dec.

Bethlehemitischer Orden, s. Kreuzherren. **Bethlen**, Dorf in Siebenbürgen, Komitat Egnol-Dobola, am Großen Szamos, in gebirgiger Lage, hat Spiritus- und Hissfabriken und 2000 G., Magyaren und Rumänen reform. und griech. Kirche. Die Grafen B. haben hier drei Schlösser, schöne Parks, große Familiensammlungen und ein Gestüt.

Bethlen Sabor (d. i. Gabriel B.), der berühmteste Sproß eines altungar., in Ungarn und Siebenbürgen reichbegüterten Geschlechts, geb. 1580, warf sich nach mehrjährigen wechselvollen Kämpfen 1613 gegen seinen frühern Parteigenossen, den Fürsten Gabriel Báthory, mit türk. Hilfe zum Beherrscher Siebenbürgens auf. Es gelang ihm zunächst, die Türken aus dem Lande zu bringen und mit Österreich ein leidliches Verhältnis anzubahnen. Als aber nach dem Tode des Kaisers Matthias Böhmen dem Nachfolger Ferdinand II. den Gehorsam auftrug, jögerte B. seinen Augenblick, sich den Feinden Habsburgs zuzugesellen. Im Aug. 1619 brach er, von den Türken begünstigt, in Ungarn ein, eroberte weite Striche des Landes und neben andern Plätzen 20. Okt. das feste Preßburg mit der Stephanskrone, bedrohte Wien und ließ seine Wahl zum König Ungarns durch dessen Stände 27. Aug. 1620 zu. Die Niederlage der Böhmen am Weißen Berge bei Prag (8. Nov. 1620) wirkte jedoch lähmend auf seine Aktion; allein nicht im Stande, seine Ansprüche zu behaupten, schloß er 31. Dec. 1621 den Frieden zu Nikolsburg, der ihm gegen Verzicht auf Ungarn und den künftl. Titel sieben oberungar. Gespanschaften nebst Raßchau, Tolay und Munkacs, ferner die Herzogtümer Opatzin und Ratibor brachte. Diesen Vorteilen zum Troz eröffnete B. schon im Herbst 1622 wieder den Krieg, ward jedoch, wie früher, durch die Siege der Kaiserlichen im Reich zum Wiener Frieden bewogen (8. Mai 1624), in dem er zwar auf die schlef. Herzogtümer verzichtete, dafür aber das nahegelegene Geseß erhielt. Im J. 1626 ward er als Gemahl Katharinas von Brandenburg (seine erste Gemahlin war 1622 kinderlos gestorben) noch einmal in den Mittelpunkt einer großen prot., antihabsburg. Koalition gestellt, in der England, Dänemark, Holland und die deutschen Protestanten mit ihm sich zu einem allseitigen Angriff auf die habsburg. Mächte anschickten. Die Niederlagen Christians von Dänemark bei Lutter am Barenberge und Mansfelds an der Dessauer Brücke gegen Tilly und Wallenstein durchkreuzten auch diesen Plan und bewogen B. zum Frieden von Leutschau (Dec. 1626), der jene beiden ersten bestätigte. Schon war B. in die neue große Angrißsbewegung gegen Habsburg eingeweiht, die von seinem Schwager Gustav Adolf ausgehen sollte, als ihn eine Krankheit hinwegraffte (5. Nov. 1629). Seinem Fürstentum ist B. trotz der unaufhörlichen Kriege durch seine auf die Entwidlung der natürlichen Hilfsquellen und des geistigen Lebens gerichtete Verwaltung zum Segen gewesen. An seiner Universität in Weizenburg wirkten namhafte deutsche Lehrer, unter andern eine Zeit lang Martin Opiz.

Demselben Geschlechte gehören an: Johann B., Kanzler von Siebenbürgen, gest. 1687, bekannt durch sein inhaltsreiches Geschichtswerk «*Rerum*

transilvanicarum libri IV» (Hermannst. 1665), das die Geschichte Siebenbürgens von 1629—68 enthält. Der Verfasser ließ die Fortsetzung dieses Werks bis 1674 in der Handschrift zurück, die von Horányi (Wien 1783) herausgegeben wurde. — Wolfgang B., ebenfalls siebenbürg. Kanzler, gest. 1679 im 40. Lebensjahre, schrieb in 16 Büchern die Geschichte Siebenbürgens von der Rohácscher Schlacht bis 1609, welche von Benkö unter dem Titel «*Wolgangi de B. historia de rebus transilvanicis*» (6 Bde., Hermannst. 1792) herausgegeben ward und eine Hauptquelle für die ungar. siebenbürg. Geschichte bildet.

Bethmann (Friederike Auguste Konradine), ausgezeichnete deutsche Schauspielerin, geb. 24. Jan. 1760 zu Gotha, wo ihr Vater, Namens Flittner, herzogl. Beamter war, nach dessen Tode sich ihre Mutter mit dem Schauspieler Großmann verheiratete. Nachdem dieser die Direktion des kurfürstl. Theaters in Bonn, auch des in Mainz übernommen, betrat die junge Flittner 1779 in Bonn die Bühne. Wegen ihrer angenehmen Stimme versuchte sie sich zuerst in der Oper, die sie auch später nie ganz aufgab. Bald erwarb sie sich sowohl durch ihren Gesang als durch ihr Spiel in munteren und naiven wie in tragischen Rollen großen Beifall. Sie heiratete 1785 den Komiker Ungelmann, mit dem sie drei Jahre später nach Berlin ging, wo sie der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde, ließ sich 1808 von ihrem Gatten scheiden und verheiratete sich 1806 mit dem Schauspieler Heinrich Ewald Bethmann (1774—1857); sie starb in Berlin in der Nacht vom 15. zum 16. Okt. 1815. Ihr Talent war nach allen Seiten hin zur Vollendung entwickelt.

Bethmann, eine angelebene Familie zu Frankfurt a. M., die aus den Niederlanden stammt, und deren Vorfahren, durch Religionsverfolgungen vertrieben, sich in dem Städtchen Nassau niederließen. Simon Moriz B., geb. 26. März 1687 und gest. als fürstl. nassauischer Amtmann 6. Juni 1725, hinterließ vier Kinder: Johann Philipp, Johann Jakob, Katharina Elisabeth und Moriz, die alle beim Ableben des Vaters noch sehr jung waren. Ihr Oheim von mütterlicher Seite, der in Frankfurt lebende, sehr vermögende Handelsherr Jakob Adamy (geb. 8. Dec. 1670), nahm die Knaben zu sich und ließ ihnen eine sorgfältige Erziehung geben. Der älteste, Johann Philipp B., geb. 30. Nov. 1715, wurde von Adamy frühzeitig in dessen damals schon blühendes Handelsgeschäft aufgenommen und endlich durch testamentarische Verfügung zum Erben desselben eingesetzt. Nach dem Tode des Oheims (28. Dec. 1745) führte Johann Philipp das Geschäft noch einige Zeit unter dem Namen Jakob Adamy fort. Als er aber Johann seinen jüngsten Bruder Simon Moriz, geb. 6. Okt. 1721, gest. 1782, zum Gesellschafter aufnahm, gaben beide mit dem 2. Jan. 1748 ihrer Handlung die Firma Gebrüder Bethmann. Der andere Bruder, Johann Jakob, geb. 20. Juni 1717, etablierte sich in Bordeaux. Den Brüdern Johann Philipp und Simon Moriz gelang es durch Thätigkeit, Geschick und strenge Rechtlichkeit, ihren Geschäften einen außerordentlichen Aufschwung zu geben und den großen Wohlstand ihrer Familie zu begründen. Johann Philipp B., kaiserl. Rat und Bankier, starb 27. Nov. 1793. Sein einziger Sohn, Simon Moriz B., geb. 31. Okt. 1768, wurde nun Chef der Handlung, die durch die stets wachsende Ausdehnung ihrer Bankgeschäfte sowie durch die Negociation

großer Nutzen für Österreich, Dänemark u. s. w. ihren höchsten Flor erreichte und ihren Ruf nach allen Weltgegenden verbreitete. Simon Moriz wurde vom Kaiser Franz von Österreich 1808 in den Adelsstand erhoben und vom Kaiser Alexander von Rußland zum Generalconsul und Staatsrat ernannt. Er war ein Wohltäter der Armen, ein Beförderer der Künste und Wissenschaften, vor allem aber seiner Vaterstadt Frankfurt ein weiser Berater und werthätiger Beschützer. Er starb 28. Dez. 1820. Seine Witwe, Luise Friederike Boode, aus einer angesehenen holländ. Familie (geb. 12. April 1792), verband sich in zweiter Ehe 1828 mit Matthäus Franz Borgnis, nachherigem Associé der Gebrüder B. Von seinen drei Schwestern, die ihn sämtlich überlebten, ist zu erwähnen Susanna Elisabeth (geb. 4. Sept. 1763, gest. 1. Jan. 1831), vermählt 1780 mit Joh. Jak. Hollweg (geb. 7. Jan. 1748, gest. 21. Jan. 1808), Associé von Gebrüder B., der Namen und Wappen der Familie annahm und Stifter der Luise Bethmann-Hollweg wurde. Der älteste Sohn Simon Moriz B., Philipp Heinrich Moriz Alexander Freiherr von B., geb. 8. Okt. 1811, gest. 2. Dez. 1877, war früher königl. preuß. Generalconsul und wurde 31. Jan. 1864 in den bad. Freiherrnstand erhoben. Dessen Sohn Simon Moriz, geb. 12. Okt. 1844, ist jetzt Chef der Familie und des Bankhauses. In der Bethmann'schen Villa vor dem Friedberger Thore zu Frankfurt, welche im Innern mit feinem Geschmack eingerichtet und mit Kunstschätzen aller Art bereichert ist, gehört das sog. Museum, und in diesem befindet sich die berühmte Ariadne, auf dem Panther ruhend, von Danneberg in Marmor ausgeführt.

Bethmann-Hollweg (Mor. Aug. von), namhafter Jurist sowie preuß. Staatsminister, geb. 8. April 1796 zu Frankfurt a. M., Sohn J. J. Bethmann-Hollwegs, des zweiten Chefs des Bankhauses Gebrüder Bethmann (s. d.) hieselbst, hatte Karl Ritter zum Erzieher, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Göttingen und Berlin die Rechte und habilitierte sich 1819 an der letztern Universität als Privatdocent. Ein Jahr darauf wurde ihm eine außerord. Professur, drei Jahre später die ord. Professur für Civilrecht und Civilproceß übertragen. Er wurde 1820 nach Bonn versetzt, legte 1842 die Professur nieder und übernahm das Rectorat der Universität, das er bis 1848 führte. Nachdem er 1845 zum Mitglied des Staatsrats ernannt worden war, nahm er 1846 als Deputierter der Rheinischen Provinzialsynode an der Generalsynode zu Berlin teil. Parlamentarisch thätig war B. als Mitglied der ersten preuß. Kammer von 1849—60 und 1861—62 sowie als Mitglied der zweiten Kammer von 1862—65. Im Herbst 1868 ward ihm vom Prinz-Regenten von Preußen in dem neuen liberalen Ministerium (Schmoller-Kaerwald) das Portefeuille der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten übertragen, von welchem Ministerposten er im Frühjahr 1869, gleich seinen Kollegen infolge des beginnenden Verfassungskonflikts, zurücktrat. Von B.'s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: „Grundriss des Civilproceßes“ (3. Aufl., Bonn 1892), „Versuche über einzelne Teile der Theorie des Civilproceßes“ (Berl. 1827), „Gerichtsverfassung und Proceß des kais. Römischen Reichs“ (Bonn 1834), „Ursprung der lombard. Städtefreiheit“ (Bonn 1846), „Über die Germanen vor der Völkerwanderung“

(Bonn 1860), „Der Civilproceß des römischen Rechts in geschichtlicher Entwicklung“ (Bd. 1—4, Bonn 1864—74), „Christentum und jüdische Kunst“ (Bonn 1875) und „Über Gesetzgebung und Rechtschaffenheit als Aufgabe unserer Zeit“ (Bonn 1876). „Das jüdische Buch der Banden“ erläutert (Bd. 1, T. 1, Bonn 1877). B. wurde 1840 bei der Krönung Friedrich Wilhelms IV. als einer der bedeutendsten rhein. Grundbesitzer in den Reichstag erhoben. Unter anderem war er Besitzer des Schlosses Althorn am Rhein, welches er neu aufbauen und mit vielen Kunstgegenständen sowie mit jüdischen Ausstattungsgegenständen (s. d.) ausstatten ließ, und wo er 12. Juli 1877 starb.

Bethonme oder vollständig Bemeleis (d. i. hebr. Beth-jam-schalom, Ort des Wohlwollens) ist Name einer Stadt, die wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Siris (d. i. Schalich) zu suchen ist. Von Siris, das die angestammte (Hebr.) ist, die ihre Bewohner an der See, Betschmeleis war die letzte Station in Alexander Jannai's (s. d.) der pharisäischen und mit welcher er jüdische Verhinderung in seine Gewalt bekam und sie dann zu Jerusalem bringen ließ.

Bethoncourt, Dorf mit 800 E. im Arrondissement Montbéliard des franz. Depart. Doubs, an der Eisenb., 11 km südwestlich von Vesoul, am während der Schlacht bei Vesoul (s. d.) im Jan. 1871 der Schauplatz heftiger Kämpfe.

Bethphage, d. i. Feigenhausen, ein bei Jerusalem auf dem Ölberg, und zwar an der Stelle gelagerter Feigen, wo der Pilgerweg von Bethan nach Jerusalem über den Sattel zwischen dem östlichen Ölberg und dem südlichen Berg des Tempels (Dschebel Batten el-Dawa) führt und die heilige Stadt für die von Jericho herkommenden Pilger zuerst sichtbar wird. Von hier aus begann auch Jesus seinen feierlichen Einzug in Jerusalem.

Bethsaida (d. i. Ort des Fischfangs) in Galiläa, die Heimat der drei Jünger Jesu: Petrus, Andreas und Philippus, ein Fischerdorf am Ufer des Sees Genesareth, bei dem jetzigen Chm. Risch, oder etwas weiter nördlich bei Ain et-Labghat, oder noch weiter nordwärts bei Tell Hüm, wo früher die Stadt Philoteria stand. — Ein anderes B., von Lazarus Philippus zu einer schönen Stadt aufgebaut und zu Ehren der Tochter des Kaisers Augustus Julia genannt, lag am Ostufer des Jordan, etwas oberhalb der Mündung desselben in den Genesarethsee, auf dem jetzt St. Tell genannten Hügel in der fruchtbaren Ebene Baidah.

Bethsemeß (Bethsemes), d. i. Sonnenort, ist der Name von drei Orten Palästinas in den Stammgebieten Juda, Naphtali und Issachar. Am bekanntesten ist die jüdische Stadt, an der Grenze des Philistienlandes, die auch Trisemeß (Sonnenstadt) hieß und zur Richterzeit vorübergehend der Aufenthalt der israel. Bundeslade war. Sie lag 8—9 Stunden westlich von Jerusalem, in dem alten und schönen Thalgrunde des Wadi es-Samir, westwärts nahe bei den Ruinen eines antiken arab. Dorfs, Ain-Schems, d. i. Sonnenort, wo viele Grundmauern noch die alte Ortslage bezeugen.

Bethsean, Bethsai, d. i. Haus der Ruhe (oder Haus der Ruhe), eine kanaan., nachher philistäische Stadt, welche erst David unter dem

Notmäßigkeit gebracht zu haben scheint. Sie hieß seit der griech. Herrschaft in Palästina Scythopolis (oder Scytopolis = Schußstadt?); doch hat sich die alte Bezeichnung im Namen des heutigen Dorfs Beilan erhalten, welches auf der Westseite der Jordansau (des Shor), 1½ Stunden vom Jordan entfernt, in wasserreicher, fruchtbarer Gegend, wo die Berge Gilboas sich ins Jordantal hinablenken, an der ehemaligen Handelsstraße zwischen Ägypten und Damaskus gelegen ist. B. ist der Geburtsort des Gnostikers Basilides und war im 4. Jahrh. christl. Bischofsitz.

Béthune, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Pas-de-Calais, in der alten Grafschaft Artois, an der Blanche und dem Bèthune-Kanal, bei der Vereinigung des Lame- und Bassée-Kanals, Knotenpunkt der Nordbahn zwischen Arras, Lille, Calais und St.-Pol, Sitz eines Civilgerichts erster Instanz, hat eine schöne got. Kirche, 1633–45 erbaut, ein Kommunal-College und (1876) 9315 E., welche Leinwandbleichen, Leinwandwebereien, Zuder-, Salz- und Ol Raffinerien, Gerbereien u. s. w. unterhalten und ansehnlichen Handel mit Leinwand, Getreide, Steinfahlen und Lohf sowie mit Leinsaat- und Rübsl treiben. Die Stadt entstand um das feste Schloß der Herren von B., war im 12. Jahrh. schon ein ansehnlicher Ort, kam durch Heirat an die Grafen von Flandern und stand dann unter eigenen Grafen, die um die Mitte des 17. Jahrh. erloschen. Gaston von Orléans nahm die Stadt 1645, Prinz Eugen von Savoyen 1710; im Utrechter Frieden 1713 kam B. an Frankreich. In der Nähe liegt das von Gräben umgebene Schloß des Herzogs von Roquelaure. Die Sage läßt hier im 12. Jahrh. die Artesischen Brunnen erfunden sein, deren die Stadt eine Menge besitzt. Vgl. Dequien, «Notice sur la ville de B.» (1838); Beghin, «Histoire de la ville de B.» (Douai 1874).

Die alte Familie Bèthune leitet ihren Ursprung von Robert Faissaur her, der um 970 geboren ward. Einer seiner Nachkommen, François de B., Baron de Rosny, trat zum Calvinismus über und wurde in der Schlacht von Jarnac gefangen. Durch seine beiden Söhne wurden zwei Linien, eine ältere und eine jüngere, gestiftet. Die erstere gründete Maximilian von B., der spätere Herzog von Sully (s. d.); sie erlosch 20. Sept. 1807 mit Maximilien Alexandre von B., Herzog von Sully. Der Bruder des bekannten Sully, Philipp von B., welcher unter Heinrich III. und Heinrich IV. als Militär und Staatsmann eine hervorragende Stellung einnahm und 1649 starb, wurde Stifter der zweiten, jüngeren Linie, die 1806 erlosch. Die Glieder derselben führten erst den Titel Marquis von Charost und seit 1690 den der Herzöge von Charost. Zu ihr gehörte Armand Joseph von B., Herzog von Charost (s. d.). Die noch jetzt in Frankreich blühende Familie B. des Planques stammt von Michel des Planques, Seigneur von Hébignen und Lieutenant der Stadt und des Schlosses von B. um 1522.

Bèthune (David), schott. Kardinal, s. Beaton.

Bethusy-Onc (Eduard Georg, Graf von), deutscher Politiker, geb. 3. Sept. 1829 auf dem Stammsitz Bankau im schles. Kreise Kreuzburg, besuchte die Gymnasien in Dresden und Halle, studierte zu Bonn, Breslau und Berlin die Rechte und übernahm 1853 die Besitzungen Bankau und Kalbrechtshof (im Kreise Rosenburg). Im J. 1866 wurde er

Kreisdeputierter, vier Jahre später Landesältester und Abgeordneter zum Provinziallandtage. Im J. 1862 wurde er vom Wahlkreise Kreuzburg-Rosenburg für das Abgeordnetenhaus gewählt, dem er seitdem bis 1880 ununterbrochen angehörte. Er schloß sich der konservativen Fraktion an, um energisch die Armee-reform zu vertreten, schied aber 1863 aus dieser Fraktion und schloß sich zunächst keiner Partei an, bis er im Aug. 1866 mit dem Grafen Renard und Hrn. von dem Knefsebed die Fraktion der «Freikonservativen» gründete. Seitdem war er im Abgeordnetenhaus wie im Norddeutschen und Deutschen Reichstage, in welchen ihn ebenfalls der Wahlkreis Kreuzburg-Rosenburg wählte, der Führer dieser Fraktion, welche im Reichstage den Namen «Deutsche Reichspartei» annahm. In der Winter-session 1874 wurde B. zum zweiten Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt und behielt dieses Amt bis zum J. 1877. Im Januar 1880 erlosch sein Mandat infolge seiner Ernennung zum Landrat des Kreises Kreuzburg, und um sich den übernommenen Berufs-geschäften ganz widmen zu können, verzichtete er bis auf weiteres auf jede parlamentarische Thätigkeit.

Bethsacharia, ein Ort Judas zwischen Jerusalem und Bethzur, 8½ Stunden von letzterem, etwas westlich von der Straße von Jerusalem nach Hebron, auf einem zwischen zwei tiefen Thälern nordwestwärts vorspringenden, nur von Süden her zugänglichen Berge gelegen, das heutige Beit Sallatieh mit alten Ruinen. Hier ward 163 v. Chr. der Ral-labäer Judas von Antiochus Supator besiegt.

Bethzur, d. h. Felsenhaus, eine Stadt auf dem Gebirge Juda, die stärkste Festung zur Zeit der Makkabäer-riege, 6 Stunden von Jerusalem, etwas westlich von dem Wege nach Hebron gelegen und diese Straße beherrschend, das heutige Beit Sür, wo noch die Reste eines sehr alten Turms auf einem niedrigen Hügel stehen.

Betting ist ein Vord von Schiffen ein aus zwei senkrechten und einem horizontalen hölzernen oder eisernen Balken bestehendes Gerüst, welches hauptsächlich den Zweck hat, zur Befestigung der Ankertetten von verankerten Schiffen zu dienen. Da oft große Kraft und heftige Stöße bei Wellenbewegung auszuhalten sind, muß die B. sehr gut versichert sein. Ihr Platz ist gewöhnlich zwischen Bod- und Großmast (s. d.), je nach der Größe des Schiffs auf dem obern oder zweiten Deck.

Bèttse (frz.), Dummheit.

Beton (frz.), Concret (engl.) oder Grobmörtel, ein aus groben Steinbroden, Ziegelstücken, Kies, Sand und hydraulischem Kalk oder Cement gebildeter Mörtel, der nicht als Bindemittel, sondern zur Bildung selbstständiger Baukörper, insbesondere zu Grundsichten, Fußböden, Mauern, Gewölben sowie ganzen Gebäuden verwendet wird. Zu Gründungen unter Wasser oder in feuchtem Boden muß stets Cement oder hydraulischer Kalk, Trass, Puzzolane u. s. w. verwendet werden, wogegen im Trocknen ein gewöhnlicher Grautalk oder schwach hydraulischer Kalk hinreicht. Nach der Verwendung richtet sich auch das Mischungsverhältnis des Bindemittels mit den andern Materialien, sowie die Zubereitung des B. In der Regel nimmt man auf 1 Volumen Kalk und Sand 2–3 Volumen Steinbroden. Man macht dieselben mit Wasser entweder zu einer dickflüssigen Masse an, die gegossen werden kann (Gussmörtel),

oder zu einem streifen Brei, der gestampft werden muß. Letzteres geschieht bei trockenem Zusammenschaukeln der Gementteile und allmählichem Besprengen mit Wasser auf einem Brettboden. Bei Gründungen unter Wasser wird der B. in Kästen, Säcken oder Körben bis auf den Boden versenkt und unter dem Wasser ausgeschüttet; Betonfußböden erhalten eine Unterlage von Ziegelpflaster oder festgestampfter Erde; Gewölbe gießt man auf eine von glattgehobelten Brettern gebildete Verschalung der Lehrgerüste, welche nach dem Erhärten des B.s entfernt wird; Mauern (Wände) formt man durch Gießen oder Einstampfen zwischen in zweckmäßiger Entfernung voneinander aufgerichteten Bohlen, die bis nach genügender Erhärtung des Mörtels stehen bleiben. Der B. erhärtet nach und nach zu einer zusammenhängenden Masse oder zu einem einzigen Block und erlangt die Festigkeit guter Bruchsteine. Darauf beruht die vorteilhafte Eigenschaft des B.s, bei Gründungen ein gleichmäßiges Setzen, bei Fußböden eine größere Dichtigkeit und bei Gewölben möglichst geringen Seitenschub auf die Widerlager zu bewirken. Neuerdings baut man auch mit Betonsteinen, welche durch Stampfen oder Gießen von B. in regelmäßige Formen hergestellt werden. Concret ist die in England übliche Bezeichnung für Grobmörtel. Man versteht darunter aber auch einen aus gewöhnlichem Luftmörtel gebildeten B. Vgl. Mikalil, „Praktische Anleitung zum Betonbau“ (3. Aufl., Wien 1864).

Betonica heißt eine von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, aus perennierenden Kräutern bestehend, welche gekerbte Blätter, in walzige Ähren zusammengebrängte Blütenquirle, einen fünfzähligen, innen big haarlosen Kelch und eine zweilippige Blumenkrone mit langer, gekrümmter Röhre und flacher Oberlippe besitzen. Berühmt war ehemals als Heilpflanze die in ganz Deutschland und einem großen Teil des übrigen Europa auf Waldwiesen und unter Gebüsch, namentlich in Gebirgsgegenden vorkommende *B. officinalis* (von Bentham zu *Stachys* als *St. Betonica* gezogen), eine Staude mit starkem, wogerechtem Wurzelstock, langgestielten, rauhaarigen, am Grunde herzförmigen Blättern, fast einfachem, vierkantigem, rauhaarigem, wenig beblättertem Stengel und purpurroten Blüten. Ihre Wurzeln, Blätter und Blüten (*Radix*, *herba*, *flores Betonicae*), welche einen Erbrechen erregenden und purgierend wirkenden Stoff enthalten, waren früher officinell. Verschiedene ausländische Arten der Gattung *B.* werden bisweilen als Ziergewächse im freien Lande kultiviert. Dahin gehören die in den Pyrenäen wachsende *B. alopecuroides* L. mit einer Quirlähre gelber Blumen, die im Kaukasus heimische *B. orientalis* L. mit purpurroten, die aus Sibirien stammende *B. grandiflora* Willd. mit großen, purpurvioletten Blumen.

Betrachtung, soviel als eingehende Beobachtung, wird vorzüglich von derjenigen Verstandesthätigkeit gebraucht, worin wir einen Gedanken, welcher uns noch dunkel ist, immer aufs neue der Aufmerksamkeit unterwerfen, um ihn allmählich zu verdeutlichen und aufzuklären. Während in Beziehung auf Erfahrungsgegenstände leicht ein einziges Experiment oder ein neues histor. Zeugnis stärker orientiert als langes Nachdenken, so verhält es sich mit rein philos. Gegenständen anders, welche man schwer durch bloße äußere Mitteilung sich an-

eignen kann und in ihrer vollen Deutlichkeit nur gewinnt, wenn man sie durch innere B. aus sich selbst zu erzeugen versteht.

Betriebskapital ist im volkswirtschaftlichen Sprachgebrauch gewöhnlich gleichbedeutend mit „umlaufendem Kapital“, im Gegensatz zu dem „stehenden“ oder Anlagekapital (s. d.). Während das letztere diejenigen Produktionsmittel umfaßt, die bei ihrer wirtschaftlichen Verwendung nur benutzt und langsam abgenutzt, nicht aber unmittelbar verbraucht werden, gehören zu dem B. diejenigen Produktionsmittel, die als solche durch den Produktionsprozeß unmittelbar vernichtet werden und nur ihrem Werte nach in dem Produkt erhalten bleiben, oder die, sei es durch Einverleibung in das Produkt oder auf andere Weise, aus der produzierenden Wirtschaft austreten, um in anderer Gestalt ihrem Werte nach zurückzukehren. In der ausgebildeten Volkswirtschaft erscheint das B. zunächst als eine Geldsumme,

die durch die Arbeit der Arbeiter und die Kosten der Produktion, um den Wert des Produkts zu erhalten, auf Lager in Wechseln, in einem den Hauptzweigen, da in geringere der Land- den Unter- das das B. in dem richt. l. bei einer um die volle t, Bauulich

Die zweckmäßigste Industrie und Handel und Bankredit der ei der Landwirtschaft längere Kredite erwer- ch dem gewöhnlichen je landwirtschaftliche obwohl es teilweise, stehenden Kapital ge- diesem weiteren Sum- esprochen. Während belb periodisch immer

erscheint, muß das selbe, wenn man die Volkswirtschaft als Ganzes betrachtet, zum stehenden Kapital derselben gerechnet werden, es sei denn, daß es im auswärtigen Handel verwendet wird.

Betriebssystem, landwirtschaftliches, oder Wirtschaftssystem nennt man die Summe der Regeln und Grundsätze, nach welchen ein bestimmter Boden bewirtschaftet wird, um auf demselben die größtmögliche Menge Pflanzensubstanz hervorzubringen. Das B. ist demnach der besondere Charakter, welchen eine Landwirtschaft annimmt infolge der Einwirkung von äußern, allgemeinen und lokalen Einflüssen. Bis zu gewissem Grade sind die B. abhängig von den beiden Hauptfaktoren der Vegetation, Klima und Boden. Diese zu regeln und zu modifizieren, wie es dem jeweiligen Zwecke des Betriebs entspricht, ist Aufgabe der Wirtschaftskunst. Gewöhnlich macht man einen Unterschied zwischen extensivem Betrieb und intensivem Betrieb; bei dem exten-

wird mit den möglichst geringen, bei letztem mit den möglichst großen Mitteln der höchste Reinertrag oder die größte Bodenrente zu erzielen gesucht. Natürlich kann jedes System einer Wirtschaft ebenso wohl extensiv als intensiv betrieben werden. Neben Boden, Klima und Lage influirt auf die Bildung eines B. s am meisten der Absatz oder die thunlichst vorteilhafte Verwertung der gewonnenen Produkte. Die Aufstellung und Befolgung eines B. s ist keineswegs Bedingung der Produktion, im Gegenteil wird letztere auf dem weitaus größten Teil der Erde ohne ein solches erzielt. Die Bodenkultur auf ihrer niedrigsten und auf ihrer höchsten Stufe hat keine Systeme; diese bilden gewissermaßen nur den Leitfaden, mittels welchem sich die mündel Vorgesetzten endlich bis zur völligen Freiheit des Betriebs hinanarbeiten. Die verschiedenen, gegenwärtig bestehenden landwirtschaftlichen B. lassen sich in folgende Gruppen bringen:

1) Die Brandwirtschaft. Die Vegetation eines Bodens wird in bestimmten Zeiträumen durch Feuer zerstört, das durch die Asche gekräftigte Erdreich als Acker bestellt, solange es sich hinreichend ertragsfähig zeigt, sodann wiederum dem Wildwuchs überlassen. Diese in uncivilisierten Gegenden häufige Kulturmethode ist auch in Deutschlands Waldgebirgen noch hier und dort mit regelmäßiger Wiederkehr üblich. Als verbesserte Brandwirtschaft ist zu betrachten die im nordwestl. Europa noch vielfach durchgeführte Moorbrand-Flaggenwirtschaft. Sie ist auf dem Terrain der Heiden und Moore heimisch; die oberste Kruste des Bodens mit samt der Pflanzendecke wird abgeschält, die „Flaggen“ genannten Stücke werden in Haufen gesetzt, langsam schwelend verbrannt, die Asche verteilt und untergeändert. Hierauf wird das Reuland, vielleicht mit einiger Düngernachhilfe, mehrere Jahre hindurch mit Buchweizen, Roggen oder Hafer bestellt, alsdann der Natur überlassen, abermals überziehen es Heidekräuter oder Moorgräser, bis es wiederum reif ist zum Flaggenhauen. Diese Betriebsart verursacht den Höhenranch (s. d.); sie ist schon den alten Römern bekannt gewesen, wie eine Stelle in Virgils „Georgica“ zeigt. Zur Urbarmachung jungfräulicher Territorien ist überall die Hilfe des Feuers unentbehrlich. Nicht zu verwechseln mit der Moorbrandwirtschaft ist die in der neuesten Zeit so häufig erfolgreich eingeführte Melioration der „Moor-kultus“ (s. d.) nach Rimpau u. a.

2) Die Weidewirtschaft. Ein kleinerer Teil oder auch die Hälfte des Areal kommt unter den Pflug und wird jährlich mit Kuppflanzen bestellt, der andere Teil bleibt zur Weide, aber im Wechsel mit dem ersten, liegen, und der Reinertrag wird aus der Viehzucht gewonnen. Die zupel- oder Dreierwirtschaft stellt sich in der Kategorie. Bloße Gras- oder reine Viehwirtschaft hat mit Ackerbau so wenig zu thun, System; sie beschränkt sich auf die tierischen Produkte. Die Alpenwirtschaft, welche ihre Tiere auf den Alpen weidet, ist als Koppelwirtschaft zu betrachten, wobei die Koppeln oder Almen (s. d.) die Alpen sind dabei die Koppeln oder Almen (s. d.).

3) Die Körnerwirtschaft. Ausschließlich dem Anbau der Cerealien mit dem Wechsel zwischen Winter- und Sommerfrucht aufeinanderfolgen, die hierdurch unausbleibliche Erschöpfung des Bodens wird auszugleichen gesucht durch die Brache, ein Jahr der Ruhe ohne

Bestellung. Die Körnerwirtschaften heißen auch Felder-Systeme, und zwar nach der Anzahl der Felder oder Abteilungen eines Landguts, die nebeneinander mit verschiedenen Kuppflanzen bestellt sind; sonach hat man Zwerfelderwirtschaft, Dreifelderwirtschaft u. s. f. Später, schon bei den alten Römern allgemein und durch sie nach Deutschland gebracht, war und ist noch das verbreitetste aller B. Sie bringt nach Brache zweimal Getreide und muß das zur Produktion des Düngers notwendige Futter von außen, d. i. von Wiesen beziehen, ohne welche letztere sie nicht haltbar ist. Durch die Einführung des Klee und der Kartoffeln wurden die Körnerwirtschaften in ihrem Wesen erschüttert; die letztern erbrachten als in der Brache bestellt werden zu reinen Brache, welche dem Pfluge den Namen also bei der verbesserten oder besätmerten Brache eine oder verbesserte, bei dem Anbau, die Ausbeute des Bodens ohne Gewinn sie nicht, was immer ein bedeutendes Areal durch besonders günstige Umstände unterstützt werden.

Die Brache beruht auf dem Auspflanzen dem Boden die gleiche Menge von Nährstoffen entziehen, sondern bald des einen, bald des andern in größerem Maße bedürfen, sodas, wenn z. B. der Acker durch den Bedarf einer Getreideernte die Fähigkeit verloren hat, eine zweite Getreideernte zu liefern, er immer noch im Stande ist, eine gute Ernte an Hackfrüchten oder Futterkräutern zu gewähren. In diesem Falle hatte die Körnerfrucht den Gehalt des Bodens an Phosphorsäure, dessen sie zu ihrer Entwicklung bedarf, erschöpft, nicht aber demjenigen an Kali, den die nachfolgende Bestellung dann vorwiegend in Anspruch nahm. Das Wesen der Wechselwirtschaft besteht demnach darin, daß sie das Areal zur Hälfte mit Handelspflanzen, zur andern Hälfte mit Futtergewächsen bestellt. Allein auch diese Kombination schließt die Bodenererschöpfung keineswegs aus, sie verlangsamt sie nur. Der Fruchtwechsel (wie diese Wirtschaft ebenfalls häufig genannt wird) verstatet durchaus nicht eine völlige Wiedergabe aller dem Boden entzogenen Bestandteile der Pflanzennahrung; das verkaufte Getreide, die Wolle und die Milch der Tiere, der Zucker der Rübe, der Spiritus aus der Kartoffel, sie gehen meistens verloren für den Boden, der sie erzeugte. Gewisse Bestandteile dieser Produkte werden dem Erdbreich durch die Atmosphäre nicht zugeführt; es muß daher eine Zeit kommen, wo der Boden daran darbt und dies in

Produktionsvermögen deutlich ist die Wechselwirtschaft reservativ gegen die Bodenproblematik. Möglicherweise ist wenig Wert zu legen, bestehen unter Beihilfe der Brache, welcher dem Acker die Energie wiedergibt, welche ihm zur Erhaltung durch eine gute Vorbehandlung bleiben, des Areal dem Futter, die Viehzucht die Hälfte. Die Wechselwirtschaft ist

Abhängig nicht, wie vielfach angenommen, eine Ertragsentscheidung der Neuzeit, sie ist gleichfalls schon den alten Römern bekannt gewesen und von ihnen geübt worden; sie schied die für das Frumentum (Getreide) und die für die Leguminosen (Futterkräuter) bestimmten Feldabteilungen voneinander und ließen dieselben in der Regel alternieren. Die richtigen Gesetze der Wechselwirtschaft datieren aber erst seit den von Liebig aufgestellten Grundsätzen der Pflanzenernährung.

Die freie Wirtschaft ist kein eigentliches System; dieselbe bindet sich an keine andern Normen, als an diejenigen des Gleichgewichts zwischen Erschöpfung und Ertrag; sie produziert nicht was sie kann, sondern was sie will. Möglich ist sie aber nur mit Erfolg, sobald genügende Betriebsmittel zu Gebote stehen und Intelligenz sie leitet. Das Wesen der freien Wirtschaft besteht darin, daß eine bestimmte Fruchtfolge niemals im voraus festgesetzt ist, ebenso die Schlageinteilung des Ackerlandes wegfällt. Sie ist ein Industriebetrieb, dessen Produktion sich der jeweiligen Nachfrage anzubehalten weiß; sie ist der Gipfel der Hochkultur. Die geogr. Verbreitung der Wirtschaftssysteme nachzuweisen, ist eine schwierige, bis jetzt nur mangelhaft gelöste Aufgabe. Der größte Teil der produktiven Erdoberfläche wird gegenwärtig noch gar nicht systematisch bewirtschaftet, sondern nur benutzt; den nächstgrößten Raum nimmt wahrscheinlich die freie Wirtschaft ein, welche in China, Japan, Indien, Nordamerika vollkommen einheitlich ist. Die Verbreitungskreise der Körnerwirtschaft und der Weidewirtschaft halten sich so ziemlich die Waage; die Brandwirtschaft findet sich nur in beschränkter Ausdehnung vor.

Aus der Literatur über die W. sind hervorzuheben: Kopp, „Revision der Ackerbausysteme“ (Berl. 1818); Krichig, „Ökonomisch-physik. Beleuchtung der wichtigsten Feldbau- und Wirtschaftssysteme“ (Epp. 1833); Schwerz, „Natur, Wahl und Wert aller bekannten Fruchtfolgen und Feldsysteme“ (Stuttg. 1813); Schöber, „Grundzüge zur Theorie der Wirtschaftssysteme“ (Anklam 1846); von Wulfsen, „Entwurf einer Methode zur Berechnung der Feldsysteme“ (Berl. 1847); Götz, „Die in Württemberg üblichen Feldsysteme und Fruchtfolgen“ (Tüb. 1848); Glubel, „Betrachtungen über die Wirtschaftssysteme“ (Brag 1851); Raron, „Extensio oder Intensio? Ein Kapitel aus der landwirtschaftlichen Betriebslehre“ (Oppeln 1859); Themann, „Der Fruchtwechsel und seine Bedeutung“ (Bonn 1864); Walz, „Landwirtschaftliche Betriebslehre“ (Stuttg. 1867); Themann, „Die Wirtschaftsregulierung und Verkopplung im nördl. Deutschland“ (2. Aufl., Oldenb. 1869); Trechler, „Die Statistik des Landbaues“ (Gött. 1869); Komers, „Die landwirtschaftliche Betriebsorganisation“ (Brag 1870); Delius, „Die Reinerträge der Wirtschaftssysteme“ (Glogau 1871); Settegast, „Die Landwirtschaft und ihr Betrieb“ (Bd. 1, Bresl. 1875); Thaer, „System der Landwirtschaft“ (Berl. 1877); Krafft, „Landwirtschaftliche Betriebslehre“ (3. Aufl., Berl. 1881).

Betrug (fraus, dolus malus, falsum im weiteren Sinne) hat im allgemeinen die Bedeutung einer absichtlichen Täuschung oder der Aneignung eines schon vorhandenen Irrtums, um widerrechtliche Vorteile zu erlangen oder andern zu schaden. Im Privatrechte erwächst daraus ein Aufhebungsgrund für Verträge und andere Rechtsgeschäfte, wenn deren

Urheber wider die Wahrheit in den Glauben setzt wurde, daß die wesentlichen Anlagen, wovon welcher er sich zu dem Geschäfte betheiligt, in den Thatumständen ihre Befriedigung finden. Zudem kann der B. sowohl bei als außer einem Vertragsverhältnisse den Anlaß zu einem Streitvergehen geben. Die Bedingungen der Strafbarkeit der Täuschung lassen sich freilich spekulativ nicht feststellen, und die Bemühung, durch allgemeine Definitionen die von dem positiven Rechte verbotenen Täuschungen kurz kenntlich zu machen, bringt nur die Gefahr, auch allgemein für unbestimmt erklärte Vorkommnisse wider alle Absicht mit unter das Gesetz zu ziehen. Mit einem durchgängigen Zwangsrecht auf Wahrheit wäre am Ende niemand geholt, und so ist es immer nur ein Kreis von bestimmten Vertrauensverhältnissen, für welche, aber eine besonders gefährliche Form der Entstellung, gegen welche Schutz begehrt wird. Im röm. Rechte bedroht zunächst die lex Cornelia de falsis § 1. Ch. Testament- und Münzfälschungen mit Deposition und Vermögenskonfiskation. Bei Täuschungen anderer Art konnte der Verletzte anfangs nur mit der actio de dolo malo auf Ertrag des ihm zugefügten Schadens, weiterhin aber auch auf willkürliche Befristung antragen, vorausgesetzt, daß ihm ein besonderer Verschmähtheil, stallionatus, ein nicht

Während einzelne neuere Gesetze B. nicht nur bei Vermögensschädigungen, sondern auch bei Verletzung anderer Rechte annehmen, hat sich das Deutsche Strafgesetzbuch auf jene beschränkt, in denen meist besondere Delikte darstellen. Es bestraft den (gewinnstüchtigen) B. in §. 263. „Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines andern dadurch beschädigt, daß er durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstellung der Unterdrückung wahrer Thatfachen einen Irrtum erregt oder unterhält, wird wegen B. mit Gefängnis bestraft, neben welchem auf Geldstrafe bis zu 300 Mark sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann.“ Im Falle widerlicher Umstände läßt es ausschließlich auf Geldstrafe erkennen und straft den B. gegen Angehörige, Verwandten und Erzieher nur auf Antrag. Dagegen kann bei wiederholtem Rückfalle auf Gefängnis bis zu 10 Jahren und Geldstrafe erkannt werden. Als besonderes Verbrechen wird nach §. 203 bestraft

mer in betrügerischer Absicht eine gegen Feuer-
gefahr versicherte Sache in Brand setzt oder ein
Schiff, welches als solches oder in seiner Ladung
oder in seinem Frachtlohn versichert ist, sinken oder
strandet macht. Aber das, was ausnahmsweise Fälschung
heißt, ist Fälschung. Auch das engl. Recht unter-
scheidet F (cheat) und Fälschung (forgery), ebenso
das französische encoquarrie und faux.

Literatur: Eiser, „Die Lehre vom Strafbaren
F. und der Fälschung“ (Jah 1840), Orloff, „Fälschung
und F.“ (Jena 1842), Orloff, „Studien über den Strafbaren F.“ (Bern 1870), Merkel,
„Kriminalistische Abhandlungen“ (Bd 2, „Die
Lehre vom Strafbaren F.“, 1867), Merkel in
Hofendorffs „Handbuch des deutschen Strafrechts“
(Bd 2 u. 4, Berl 1874—77).

Bettstühle, ein Bildwerk aus Stein oder Holz in
architektonischem Aufbau, das in kirchlichen und
profanen Gebäuden, auch im Freien, namentlich
an Wegen, zur Verrichtung der Andacht an dem-
selben aufgestellt wurde. In der Zeit des got. Bau-
stils wurden solche Werke besonders reich mit Bild-
werk, Säulen, Baldachinen und Aulen ausgestattet.
In der Mitte ist vorzugsweise Christus als Ecce
homo oder die Passionsszene angebracht. Um-
wandelt ist die Marien- oder Passionsskulptur mit den
Beileidenswerkzeugen Christi.

Bettstühlen, nach Bleek richtiger (ohne das
Verst. Br.) Tschuanen, der Name eines starken
und ausgebreiteten, den Rassen verwandten Volks-
stammes (s. Vantuviller), welcher in Südostafrika
von dem Bai-Gorop oder dem Weißen Strom nörd-
lich und nordöstlich bis jenseit des Wendekreises des
Stroms wohnt ihre Sprache, das Tschuanen,
nähert sich teils dem Gongo, teils dem Kafir. Sie
zerfallen in die Westtschuanen und in die Ost-
tschuanen, und diese beiden Hauptstämme wis-
senschaftlich in folgende teilweise unabhängige Unter-
stämme, die sich häufig untereinander bekämpfen.
A Westtschuanen (von Süden nach Norden
die Ba-kapi, Ba-rolong, Ba-matloru, Ba-mari,
Ba-mantshi, Ba-kaala, Ba-kwena, Ba-mangwato,
Ba-talala (oder Ba-lala), Ba-tololo, Ba-talalari,
B. Chetichuanen (ebenfalls von Süden nach Nor-
den) die Ba-futo, Ba-tou, Ba-puti, Ba-tolokue,
Ba-potting, B. Hoya, Ba-mapela, Ba-cloung, Ba-
puti, Ba-kahe. Die östlichen B gehören dem Ge-
biet der beiden südafrik. Freistaaten an und sind, so
weit sie nicht ausgewandert sind, diesen unterworfen.
Ihr Gebiet ist im Süden besonders von dem Kalapa-
fluss bewässert und von dem schönen Thaler bilden-
den Kammingebirge durchzogen. Das Gebiet liegt
innerhalb der Grenze der europäischen süd. Getreide-
arten, und es wird daher Ackerbau, noch mehr aber
Widwacht betrieben. Die Bearbeitung des Eisens,
Kupfers, Silberns, der Lurche hat zu Bildung
von großen Ortschaften geführt, in denen jedes
Haus mit einem Wall geschützt ist, so daß sie also
nicht, wie die Rassen, nur in kleinen Kasten,
sondern in Ortschaften bis 8000, selbst bis 12 000 B.
besammenwohnen. Von religiösen Ansichten gibt
es nur geringe Spuren. Die europ. Missionare
haben seit 1816 in Kuruman oder Neu-Kitaku,
etwa 150 km nördlich von der Grenze des Kap-
landes, ihre Hauptstation. Etwa 300 km im Nord-
nordosten davon liegt das jetzt verlassene Kolo-
bang, die ursprüngliche Station Livingstones. Viele
Städte sind Residenzen von Häuptlingen der Um-
gebungen. Vgl. A. Griseb, „Die Eingeborenen

Südafrikas“ (Weil 1877); Solub, „Sisden Jahre
in Südafrika“ (2 Bde., Wien 1880—81).

Bettstühle, s. Bettstühle.

Bette, Name zweier Städte in Ungarn, s. Bette.

Bettstühle, ungar. Ortschaften, s. Bettstühle.

Bettstühle wird der Sonntag Rogate (s. d.)

genannt, weil an ihm in der luth. Kirche die Bett-
stühlswoche beginnt.

Bett bezeichnet zunächst jeden zubereiteten Ruhe-
oder Lagerplatz, insbesondere aber die mit Vollkorn
Deden u. dgl. versehene Vorrichtung, welche den
Menschen zur Schlafstätte dient. Das Bestreben, sich
für die Ruhe, besonders in der Nacht, bequeme Lager-
stätten zu beschaffen, läßt sich wie etwas Selbstver-
ständliches unter den alten und neuen Kulturvölkern
und selbst bei wilden Völkern beobachten. Sehr be-
queme und zum Teil mit prächtigen Vollkorn belegte
Lagerstätten, an der Kopfseite mit hoher Lehne, auf
Lurche ruhend, findet man bereits bei den alten
Ägyptern, die sich erhöhter Bequemlichkeit halber
(zur Schonung des Halses) noch besonderer
Kopfstützen aus Stein oder Holz oder Metall be-
dienten. Das meist höckerartige Lager bestieg man
vermittelst eines hölzernen Treites. Bevor man
sich zur Ruhe legte, schloß man das Lager zum Schutz
gegen Insekten mit einem Röhrennetz einigermä-
ßen geschlossen. In ähnlicher Weise versorgten sich die
Römern. Das Bettel bestand aus Holz mit auf-
oder eingelegten Zieraten von Metall, Marmor,
Porzellan u. dgl., der Vollkornüberzug aber in bun-
ten, gefärbten und gewirkten assyr. babylonischen
Leppichen. Ähnlich waren die Ruhebetten der Ma-
der, Perier und Kleinasiaten. Homer beschreibt das
B. des Odysseus als ein herrlich verziertes Ruhe-
gemach auf vier Säulen, mit Rinnen von purpur-
schimmernder Stierhaut bespannt. Aber diese wa-
ren Hölzer geformt, darüber lastbare Leppiche ruhten
einem inneren Überzug und darüber endlich, als
Oberboden, ein dichter wolliger Mantel. Von den
Engländern der Hebräer, die zugleich die Stelle
des B. vertreten, heißt es Spr. Sal 7, 15 u. 17:
„mein B. schon geschmückt mit bunten
aus Ägypten. Ich habe mein Lager mit
Kissen und Ikonen besprengt.“ Auch
Röhrenpolster kamen zur Anwendung.

Die Vorrichtungen dienten bei den genaun-
ten namentlich aus den Röhren, die weniger
in mühen sich wohl auf einfachere Weise
behielten. Dies gilt auch für die Griechen und Rö-
mer bezüglich derselben Luxus. Bei ihnen findet
man auf einem aus Holz oder auch Metall (Bronze)
verfertigten, gemauertem verzierten Bettel ein mit
Wurten bespanntes Rahmenwerk, darauf eine Art
von Matras, in älterer Zeit mit vegetabilischen
Stoffen (Fen, Stroh u. dgl.), später vorzugsweise
mit Vollkorn oder Federn gefüllt. Ihr Über-
zug war entweder von Linnen oder von Leder. Die
Kissen erhielten, namentlich als Kopfkissen (nur
ausnahmsweise war am Kopf und ebenso am Fuß-
ende des Bettels eine Lehne angebracht), zum Teil
eine runde, als Röhrenpolster vordringend eine
viereckige Form. Zu ihren Bezügen und so auch zu
den Leppichbehangen wählte man gern orientalisches
gemustertes Stoffe. Vollig ähnlich erschienen die
B. der Römer, nur daß sie in Rücksicht auf die ver-
schiedenen Zwecke in der Form, namentlich den Leh-
nen, und in der Höhe des Bettels einzelne Abän-
derungen zeigen. Man unterscheidet das Schlaf-
bett (lectus subicularis) vom Ehebett (lectus

gonialis) und ferner das eigentliche Krankenlager, das niedrige scimpodium, und das Paradebett des Toten (lectus funebria) von dem bei der Mahlzeit hauptsächlich benutzten lösbaren lectus triclinarius. Die Gestelle sowohl wie die Vorkerstoffe wiesen bei den Römern in den Zeiten der höchsten Macht die größte Prachtentfaltung auf. Die nordischen Völker fanden in den ältesten Zeiten die nützlichste Ruhe auf Tierfellen oder einer Streu.

Die spätern B. der Gallier und Franken glichen den spätrömischen mit ihrem Gestell von Holz oder Metall und den nötigen Unterpolstern und Decken, und ebenso fand die des frühern und spätern Mittelalters von ganz verwandter Art. Das Bettgestell ist meist sehr hoch und steht auf künstlich gedrehten und mit bunten Farben, oft mit Gold und Silber verzierten Stollen; das Rückenbrett wird oft durch zierliche Pfosten mit Querstangen ersetzt und die niedrigen Seitenbretter lassen das meiste der darin liegenden «Bettmat» übersehen. Vorhänge, wie die der wohl erst im spätern Mittelalter entstandenen und bis jetzt vorhandenen Himmelbetten, scheinen an den ältern Bettgestellen nicht befestigt gewesen zu sein. Allmählich werden die Stollen kleiner und die Seitenbretter größer, so daß ein kastenartiges Bettgestell oder eine «Bettlade» entsteht. Sie ist massiver und weniger verziert; das Dedbett, welches im ganzen Mittelalter kein schweres Federbett, sondern nur eine leichte Dede ist, verhängt in der Regel dieselbe bis zu den Füßen.

Im 16. Jahrh. werden im ganzen, namentlich in vornehmen Häusern, die mit Schnitzwerk verzierten Bettgestelle wieder häufiger, weil man in dieser Zeit die Holzschnitzkunst mit besonderer Vorliebe pflegte und sowohl zur Verzierung des äußern Hauses, wie auch der Tafelung und des Hausgeräths anwandte. Alle verschiedenen Formen der mittelalterlichen Bettgestelle haben nun das Hohe und Kolossale gemein, so daß die Bettstade darin aufgestellt werden konnten und der Ruhende oft mehr darin saß als lag. Erste Unterlage war das Pflumit oder Federbett, an dessen Stelle aber auch wohl bloß Stroh eingelegt wurde. Das Hauptstück darüber war der Mutter (lat. culictra, frz. coultre), eine stark gepolsterte Matratze, mitunter auch eine leichtere Steppbede. Auf diesen legte man das Leilachen, die linde Wat («Linten»), das Bettlaken. Den Kopf stützte man durch das kleine zierliche «Wangenlaken» und das letzte Stück war das «Dedlachen», eine leichte Dede von «Wellel» (Baumwollzeug, Seide, Pelzwerk oder mit Pelzwerk verbrämter Seide). Schwere Federbetten als Dede erfand erst die Weichlichkeit des 18. Jahrh.

In Scandinavien bildete das Nachtlager der Armen meist nur eine Streu oder ein mit Heu und Gras angefüllter Lebersack, welcher umfangreich genug war, um den darin Schlafenden bis zum Halse zu verhallen. Die begüterten Stände hingegen besaßen eigene, vom Wohnhause abgesonderte Schlafkammern mit wohl eingerichteten B. Diese, gewöhnlich zweischläferig und häufig von beträchtlicher Größe, bestanden aus einer hölzernen Bettstatt und, da diese hochbettnig war, aus einem davor angebrachten Tritt. Die Bettelalagen waren im ganzen ähnlich den deutsch mittelalterlichen.

Bett (frz. table, plateau, bâti, engl. bed, table, frame), im Maschinenbau, speziell bei den horizontal angeordneten Dampfmaschinen, den Metallhobelmaschinen, den Drehbänken u. s. w. soviel wie Gestell.

Betttag, s. Bußtag.

Bettelei, s. Bettelwesen.

Bettelmonche oder Mendicanten hießen in der kath. Kirche diejenigen Mönche, welche ihrer alten Regel zufolge kein Eigentum besitzen durften, sondern von milden Gaben leben sollten, die ihnen entweder zu bestimmten Zeiten verabreicht oder von ihnen außerhalb des Klosters eingesammelt wurden. Der Ursprung der B. fällt zusammen mit dem zu Anfang des 13. Jahrh. überall in der kath. Kirche gegenüber der überhandgenommenen Verweltlichung sich regenden Streben nach Rückkehr zu apostolischer Strenge und Sitteneinfalt. Dieselbe ernste, religiöse Strömung der Zeit, welche der in Ungleich und Wohlleben versunkenen Hierarchie und den in totem Mechanismus erstorbenen Formen kirchlicher Frömmigkeit in den Waldensern, Katharern und andern Parteten eine so gefährliche Opposition erweckte, wurde mittels der Bettelorden in eine der etablierte Kirche nicht länger bedrohende, sondern dieselbe fördernde und verjüngende Bahn gelenkt. Statt einen Franz von Assisi und Domingo Guzman mit ähnlicher Raubheit von sich zu stoßen, wußten seine Vorgänger die Armen von Lyon, war Innocenz III. darauf bedacht, die Begeisterung der Zeit für ein «apostolisches Leben» in den Dienst des Papsttums zu ziehen und dadurch zugleich der antikirchlichen Bewegung der Geister einen Damm zu setzen. Hierdurch erklärt sich das überaus schnelle Emporblühen der B. Schnell nacheinander entstanden im 13. Jahrh. die Dominikaner, Franziskaner, Carmeliter, Augustiner und Serviten-Bettelorden. Schon 1274 sah sich die Kirchensynode in Lyon wegen der störenden Eingriffe der B. in die regelmäßige Seelsorge zu der Bestimmung genötigt, daß außer den bestehenden weiter kein Bettelorden gegründet werden dürfe. Gleichsam zur Entschädigung für ihre strenge Ordensregel, vorzugsweise aber wegen ihrer Bedeutung für die Kirche, erhielten sie ein wichtiges Privilegium. Freiheit von aller weltlichen Abhängigkeit, hatten die Bettelmonche von jedem Almosen selbst, später jedoch Rücksicht auf Parochialbedürfnisse, Beichte hören, Lässe verkaufen. Außer dem auch unter hartem, der theol. Lehrstellen eiferten hier bald Bedenbelohnte. Die Mönche, die Almosen zu besorgen. Das Betteln selbst nannte man Terminieren, und zum Zwecke desselben unterhielt man in den Städten eigene Terminhäuser. Bald zählte jeder B. auch weibliche Mitglieder, welche mit den Mönchen Gelübde und Bindung teilten und nur von der priesterlichen Disziplin ausgeschlossen blieben. Für die Privilegien des päpstl. Stuhls blieben die B. nicht unerwähnt, sie waren wenigstens größtenteils die treuesten Anhänger und eifrigsten Verteidiger der röm. Kurie, freilich nur soweit ihr Ordensinteresse mit den päpstlichen zusammenfiel. Einzig und allein von Rom abhängig, bewährten sie die Stärke ihrer hierarchisch-militärischen Verfassung mit großem Erfolg, wurden aber auch ebendeshalb sowie wegen Mißbrauchs ihrer Gewalt von andern Mächten der Kirche noch im 13. Jahrh. zum Teil auf das schärfste

angegriffen. Trotzdem war ihr Einfluß das ganze spätere Mittelalter hindurch im Steigen begriffen. Erst in der Reformationszeit, wo die Strenge ihrer Regel nachgelassen hatte und neue kirchliche Bedürfnisse dem Papsttume in dem Jesuitenorden eine neue „Armee“ schufen, sank ihr Ansehen, und auch ihre Privilegien wurden mehrfach beschränkt. Die zahlreichen Klosteraufhebungen in der Aufklärungszeit (Ende des 18. Jahrh.) und in der Gegenwart (z. B. im Königreich Italien sowie in Preußen) haben namentlich die Bettelorden hart betroffen.

Bettelwesen. Die Ansichten der Moralisten über das B. haben sehr vielfach geschwankt und stehen noch gegenwärtig im Widerspruch mit der Auffassung der Volkswirtschaftslehre. Wo die Armut als Unglück betrachtet wird und von Seiten des Staates keinerlei Vorsorge zum Unterhalt Darbender getroffen worden ist, wird die Pflicht der Almosenspendung von Religionsstiftern und Sittenlehrern als freies Werk gepredigt. Zwischen der Armut und der Almosenspendung steht alsdann das B. als natürliche Vermittlerin, als Selbsthilfe des Bedürftigen in der Mitte. Das Judentum, die christl. Lehre, der Islam betonen gleichmäßig die Pflicht der Almosenspendung. Insbesondere rechtfertigte die mittelalterliche Kirche die Anhäufung riesiger Gütermassen in ihren Händen mit ihrem Verufe, für die Armen und Bedürftigen zu sorgen. Das B. ward sogar als verdienstlich in gewissen kirchlichen Orden (s. Bettelmönche) anerkannt. Die Folge der kirchlichen Armenpflege war die Vermehrung der Bettler und die Abstumpfung des Schamgefühls bis zu dem Punkte, auf welchem öffentliches Betteln nicht mehr als schimpflich gilt. In rein lath. Ländern, wie in Italien und Spanien, sind diese verberblichen Erfolge der alten kirchlichen Armenpflege und der Ausbreitung massenhaften B. am augenscheinlichsten. Im ursächlichen Zusammenhange stand damit von jeher das Landstreichertum und die Eigentumsgefährdung durch kleinen Diebstahl oder betrügerische Vorspiegelung körperlicher Leiden. Die Reformatoren änderten zwar grundsätzlich an der Pflicht der Almosenspendung nichts, betonten aber, im Gegensatz zur mittelalterlichen Auffassung, den sittlichen Wert der Arbeit. Man begann infolge dessen zwischen verschuldeter und unverschuldeter Armut zu unterscheiden und die Bettelerei der Trägen und Faulen als schimpflich dem Volksbewußtsein vorzuführen. So entstanden denn seit dem 16. Jahrh. Polizeiordnungen oder gar eigene Bettelordnungen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, wobei vielfach daran festgehalten wurde, daß es zur Bettelerei obrigkeitlicher Genehmigung bedürfe. So ward das B. zum konfessionierten Gewerbe der Müßiggänger und Hülfslosen. Unberechtigte Bettler und Landstreicher wurden vielfach den alten Zuchthäusern, Spinnanstalten u. s. w. zur Besserung überwiesen.

Das B. ist eins der interessantesten Kapitel der Kulturgeschichte. In den modernen Staaten ist gegenwärtig überall die im Widerspruch zur alten Kirche stehende Anschauung geltend geworden: daß Betteln unter keinen Umständen gestattet werden darf, weil die Volkswohlfahrt durch Abstumpfung des wirtschaftlichen Sinnes geschädigt wird. Für wirklich Hülfslose ist nach den Grundsätzen einer festen, verwaltungsrechtlichen Ordnung teils durch alimentationspflichtige Verwandte, teils aus Mitteln der Kommune oder eigener Armenpflugschafts-

verbände zu sorgen. Der Fortbestand des B. zumal in größern Städten wurzelt wesentlich in dem gutmütigen Wahne kurzfristiger Almosenspendung, in der Leichtgläubigkeit, welche ohne sorgfältige Prüfung Gaben verabreicht, ohne die nachteiligen Folgen zu bedenken, welche die Unterstützung Unwürdiger nach sich zieht. Erst neuerdings haben sich in deutschen Städten, insbesondere nach dem Vorgange von Berlin, Vereine gebildet, deren Mitglieder sich durch feste, planmäßig verwendete Beiträge gegen die Hausbettelei schützen und grundsätzlich kein Almosen ohne vorangegangene Untersuchung der Bedürfnisse verteilen lassen. Nach dem Vorgange aller modernen Gesetzgebungen bedroht das Deutsche Strafgesetzbuch §. 361, 4 das Betteln mit Strafe

(f
u
fi
a
9
fi
k
u
2
b
2
ti
n
o
b
f
fi
2
b
p
k

Krankenhaus.

Bettfedern-Reinigungsmaschine, eine zum Entfetten, Entkäuben, Auslodern u. s. w. gebrauchter Bettfedern dienende Vorrichtung, die am zweckmäßigsten in folgender Weise konstruiert ist: den untern Teil des Apparats bildet ein Ofen mit einem kleinen Dampfessel, in welchem der zur Reinigung der im obern Teil der Maschine befindlichen Federn benutzte Dampf erzeugt wird. Dem zu diesem Zweck zugeführten Wasser sind verschiedene Chemikalien zugesetzt, welche, indem sie sich verflüchtigen, alle dem Material anhaftenden organischen Stoffe zerstören, während der dasselbe durchdringende Dampf den Staub aufweicht und die Trennung der zusammengeballten Federn vorbereitet. Die vollständige Auflösung der Federballen wird durch eine in einem lastenförmigen Behälter rotierende, mit Stäben besetzte Welle oder in einer im Innern mit Daumen besetzten drehbaren Trommel bewirkt. Um die Federn zu trocknen, wird durch Röhren ein Strom der im Ofen erhitzten Luft zugeleitet. Von den völlig trocknen Federn kann der Staub leicht abgelöst werden, während die schweren Schmutzteile in ein Sieb fallen und so aus der Maschine entfernt werden. Bei den besten derartigen Konstruktionen erfordert der gesamte Reinigungsprozeß nur zehn Minuten und können je nach der Größe der Maschine 100—200 kg Federn in einem Tage gereinigt werden.

Betti (Bernardino), berühmter ital. Maler, s. Pinturicchio.

Bettina, s. Arnim (Elisabeth von).

Bettinelli (Saverio), ital. Dichter und Schriftsteller, geb. zu Mantua 18. Juli 1718, trat 1736 in den Jesuitenorden, lehrte abwechselnd zu Brescia, Parma und Verona Geschichte und schöne Wissenschaften, machte 1756–59 größere Reisen in Deutschland und Frankreich und zog sich nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 nach Mantua zurück, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte und 18. Dez. 1808 starb. Die bedeutendsten seiner Werke (Gesamtausgabe in 8 Bänden, Vened. 1780) sind: *«Il Risorgimento d'Italia»* (2 Bde., Bassano 1775), eine Kulturgeschichte Italiens vom Jahre 1000–1500, *«L'entusiasmo delle Belle Arti»* (2 Bde., Mail. 1769; deutsch von Werthes, 2 Bde., Bern 1778), *«Tragedie»* (Bassano 1771), *«Lettere Virgiliane»* (öfters gedruckt), welche letztere gegen den Dante-Kultus gerichtet sind und deshalb nicht geringes Aufsehen erregten.

Betting (engl.), das Wetten, die Wette, namentlich bei Wettrennen.

Bettlerthaler nennt man alle diejenigen thalerförmigen Münzen, die auf der Rückseite die Legende vom heil. Martin zum Gegenstand haben, wie nämlich dieser zu Pferde sitzend mit dem Schwerte ein Stück von seinem Mantel abschneidet, um einen am Wege sitzenden Bettler damit zu bekleiden. V. ließ J. B. die gräfliche Familie von Hoorn im 16. Jahrh., der Erzbischof von Mainz 1568, der Graf von Schwarzbürg 1606 und 1608, die Republik Lucca 1600–1750 prägen.

Betula und **Betulina**, f. Birke.

Betulaeae (Betulaceae), zur Klasse der Amentaceae gehörige Bäume und Sträucher, (Birken und Erlen). Die Blätter sind meist ungeteilt, die Blüten einhäusig, vereinzelt oder paarig oder rispenförmig, auf verzweigten Stielen stehende Kähnen. Die männlichen Kähnen sind meist hängend und einfach; die dicht um eine Spindel gedrängten Blüten bestehen aus einem gestielten äußern Deckblatt und zwei bis vier innern Deckblättern; außerdem sind auf dem Stiele des Deckblattes drei Perigonblätter, jedes mit zwei Staubblättern (Betula), oder drei vierteilige oder dreiblättrige Blütenhüllen, jede mit vier Staubblättern (Alnus), die weiblichen Kähnen stehen zur Zeit der Blüte meist aufrecht; jede Blüte besteht aus einem dreilappigen Deckblatt mit drei Fruchtknoten oder aus einem fünfteiligen Deckblatt mit zwei Fruchtknoten. Bei der Fruchtreife fallen die Deckblätter mit den Früchten ab (Betula) oder verholzen und bleiben an der Spindel (Alnus).

Betuwe, holländ. Landschaft, f. u. Gelbern.

Beh (Franz), vorzüglicher Baritonist, geb. in Mainz 19. März 1839, war seit 1856 an deutschen Bühnen thätig, ist seit 1859 ununterbrochen an der königl. Oper in Berlin in Wirksamkeit und hat sich besonders in Werken der Wagnerschen Richtung hervorgethan.

Beud., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Beubant (François Sulpice).

Beubant (François Sulpice), ausgezeichnete Mineralog und Physiker, geb. 5. Sept. 1787 zu Paris, besuchte die Polytechnische und Normalschule, wurde 1811 Professor der Mathematik am Lyceum zu Avignon, 1813 Professor der Physik zu Marseille, 1815 Unterdirektor der Mineraliensammlung Ludwigs XVIII. zu Paris, wo er einige Jahre darauf die Professur der Mineralogie an der Universität erhielt und 1824 zum Mitglied der Akade-

mie der Wissenschaften erwählt ward. Seit 1840 Generalinspektor der Universität, starb er 9. Dez. 1850. B. hat für die verschiedenen Zweige der mineralog. Wissenschaft Ausgezeichnetes geleistet. Sein Hauptwerk ist der *«Essai d'un cours élémentaire et général des sciences physiques»* (Par. 1828), welcher in den *«Traité élémentaire de physique»* (6. Aufl., Par. 1838; deutsch, Epy. 1839) und *«Traité élémentaire de minéralogie»* (2. Aufl., Par. 1830; deutsch, Epy. 1826) zerfällt, von denen namentlich der letztere großes Aufsehen erregte. Viel Wichtiges enthielt auch seine *«Voyage minéralogique et géologique en Hongrie, pendant l'année 1818»* (Par. 1822; deutsch Epy. 1825). Als selbständiger Forscher benutzte sich B. früher schon in seinen Untersuchungen über das Verhältnis zwischen chem. Zusammenfassung und Krystallisation, über die Möglichkeit des Fortlebens der Reeremollusken in süßem Wasser, sowie über das spezifische Gewicht der Mineralien und die chem. Analysen der Mineralkörper.

Beugung des Lichts, f. Inflexion.

Beule (Willem), f. Bötel.

Beule nennt man eine umschriebene, hügelartige Erhebung der Haut, sofern dieselbe durch krankhafte Ansammlung von Flüssigkeit unter der Haut entstanden ist. Man unterscheidet die mit Eiter gefüllten B. als Eiterbeulen von den Blutbeulen, welche Blut enthalten. Erstere entstehen infolge von entzündlichen Drüsenanschwellungen oder durch Eiteransammlung, letztere durch Zerreißung eines Blutgefäßes und den dadurch bedingten Austritt des Blutes in das umgebende Zellgewebe. Auf diese Art entstehen die B. nach einem Stoß oder Schlag auf eine dem Knochen nahe anliegende Hautstelle, z. B. am Kopf oder Schienbein. Das übliche Mittel, eine solche B., so lange sie noch im Wachsen begriffen ist, mit einer Messerklinge oder dergleichen flach zu brühen, ist daher ganz zweckmäßig, weil es den weitem Bluterguss hemmt. Ebenso zweckmäßig sind Eis- und Kaltwasserumschläge. Mit der Zeit wird das Blut aus den Blutbeulen gewöhnlich wieder aufgesaugt, und der zurückbleibende Blutfarbstoff entfärbt sich allmählich aus Rot in Violett, Blau, Grün, Gelb. Daher die Farbenänderungen an der Haut nach Stoß und Schlag. Über die Eiterbeulen f. Abscess.

Beulé (Charles Ernest), franz. Archäolog und Staatsmann, geb. 29. Juni 1826 zu Saumur, besuchte seit 1845 die Normalschule zu Paris und wurde 1849 als Mitglied der Französischen Schule nach Athen gesandt. Hier nahm er mit Eifer an den bereits vorher begonnenen Ausgrabungen an der Akropolis wieder auf und machte bei dieser Gelegenheit Entdeckungen, welche in der gelehrten Welt Aufsehen erregten, wurde, nach Paris zurückgekehrt, 1854 Professor der Archäologie an der Nationalbibliothek und begründete seinen Ruf als gelehrter Altertumsforscher durch eine Reihe wertvoller Schriften: *«L'Acropole d'Athènes»* (2 Bde., 1854), *«Etudes sur le Peloponnèse»* (1855), *«L'architecture au siècle de Pisistrate»* (1856), *«Les monnaies d'Athènes»* (1858), *«L'art grec avant Périclès»* (1864; 2. Aufl. 1870), *«Fouilles et découvertes»* (2 Bde., 1865–73), eine Zusammenstellung der jüngsten archäol. Nachgrabungen in Italien, Griechenland, Ägypten, Mesopotamien. Sein Werk *«Procès des Césars»* (deutsch von Döhler, 4 Bde., Halle 1873–75) behandelt in selbständigen Ab-

lungen: «Auguste, sa famille et ses amis» (1867), «Tibère et l'héritage d'Auguste» (1868), «Le sang de Germanicus» (1869), «Titus et sa dynastie» (1870) und enthält zahlreiche Anspielungen auf das zweite Kaiserreich. Im J. 1860 wurde B. in die Akademie der Inschriften aufgenommen und 1862 zum beständigen Sekretär der Akademie der Künste ernannt. Seine polit. Laufbahn datiert vom 8. Febr. 1871; vom Depart. Maine-et-Loire zum Abgeordneten der Nationalversammlung gewählt, nahm B. seinen Sitz im rechten Centrum und war Bericht-erstatler über wichtige Vorlagen, unter andern über die wegen der Verlegung der Nationalversammlung nach Versailles. Als Mac-Mahon 25. Mai 1873 zum Präsidenten der Republik erwählt worden war, wurde B. Minister des Innern, mußte aber 26. Nov. sein Portefeuille an den Herzog von Broglie abtreten und lehrte als einfacher Deputierter in die Reihen des rechten Centrums zurück. Getäuscht über die und finanzieller Ruin, durch verfehlte Börsenspekulationen veranlaßt, vermehrte die schwermütige Stimmung, die er angeblich schon längst über ein sehr schmerzliches, unheilbares Brustleiden empfand, in einem solchen Grade, daß er Hand an sein Leben legte. Am 4. April 1874 fand man ihn tot im Bette. Vgl. Jdeville, «B. Souvenirs personnels» (1874).

Beurig, Wasserheilanstalt bei Saarburg (s. b.).
Beurlaubtenstand umfaßt nach der Deutschen Wehrrordnung vom 28. Sept. 1875 alle dienstpflichtigen Personen, welche weder im aktiven Heere dienen, noch der Ersatzreserve angehören. Er umfaßt daher: die Offiziere, Ärzte, Beamten und Mannschaften der Reserve, Landwehr und Seewehr, die vorläufig in die Heimat beurlaubten Reservisten und Freiwilligen, die zur Entscheidung über ihr ferneres Militärverhältnis zur Disposition der Ersatzbehörden entlassenen Mannschaften und die vor erfüllter aktiver Dienstpflicht zur Disposition der Truppenteile beurlaubten Mannschaften.

Beurmann (Karl Mor. von), deutscher Afrikaner, geb. 28. Juli 1835 zu Potsdam, besuchte die Ingenieurschule zu Berlin und diente 1857—59 als Leutnant in der preuß. Armee. Im J. 1860 unternahm er eine wissenschaftliche Reise durch Rußland, den ägypt. Sudan und die Länder der Bogos. (Vgl. seine Berichte darüber in Petermanns Mitteilungen, 1861 u. 1862, und Ergänzungsb. 2, Nr. 7.) Bald nach seiner Rückkehr im folgenden Jahre entschloß er sich zu einer Reise nach Wadai, zunächst in der Absicht, um über das Schicksal Bogos Erkundigungen einzuziehen. Er ging im Frühjahr 1862 von Benghasi aus nach Murzuz und von hier durch die Wüste nach Kuta, der Residenz des Sultans von Bornu, wo er Ende Aug. 1862 wohlbehalten ankam und gut empfangen wurde. Da die polit. Verhältnisse in dem benachbarten Kanem außerordentlich die Weiterreise nach Wadai verhin-derten, ging er Ende September nach Jaloa, der Hauptstadt der südwestlich von Bornu im Soloto-reiche gelegenen Provinz Bauchi, hielt sich daselbst einige Zeit auf und kehrte dann im November auf einem andern Wege nach Kuta zurück, wo er mit zerrütteter Gesundheit 13. Dez. eintraf. Dennoch entschloß er sich 26. Dez. zum Aufbruch nach Wadai, da inzwischen die Straße durch Kanem wieder frei geworden war. Schon nach zwei Tagemärschen wurde er von zweien seiner Diener beraubt und ver-lassen. Infolge dessen in großer Verlegenheit nach Kuta zurückgekehrt, rüstete er sich mit Hilfe eines

arab. Kaufmanns von neuem für die beabsichtigte Reise aus, die er auch noch im Laufe des Jan. 1863 wirklich antrat. Allein schon im Februar wurde er in Mao im Grenzgebiet zwischen Kanem und Wadai ermordet. Auf seiner ersten afrik. Reise hatte B. ein «Glossar der Tigresprache», wie sie im Mas-saua gesprochen wird, gesammelt, welches nach sei-nem Tode Kert in deutscher (Erg. 1868) und engl. Sprache (Halle 1868) herausgab.

Beurnonville (Pierre de Ruel, Marquis de), franz. Marschall und Staatsmann, geb. 10. Mai 1752 zu Champignolles in Bourgogne, trat 1775 in das Regiment von Isle-de-France, wurde bald Major und focht unter Suffren in Ostindien von 1779—81. Den Reformideen der Revolution zu-gewandt, ward er 1793 als Marschall-de-Camp und Adjutant dem Marschall Luder beigegeben und ihm der Auftrag erteilt, die Nordarmee zu organi-sieren, an deren Spitze er an dem Kampfe bei Balmg teilnahm. Darauf wurde ihm die Verteidigung von Lille übertragen, wo er die Aufhebung der Belage-rung bewirkte; er wurde dafür zum Generalleuten-ant ernannt. Er focht bei Jemappes, hatte Miß-erfolge bei Luxemburg und Trier, wurde trod-dem von der Gironde unterstützt, 8. Febr. 1793 zum Kriegsminister ernannt, zog sich aber den Haß der Jakobiner zu und trat bald wieder zurück. Als Dumouriez den Plan seines Abfalls faßte, teilte er diesen auch B. mit. Letzterer zeigte das Vorhaben dem Nationalkonvent an und wurde 1. April 1793 mit den Konventsmitgliedern Camus, Lamarque, Bancel und Quinette abgesandt, um Dumouriez gefangen zu nehmen. Dumouriez ließ hingegen die Kommissare festnehmen und überlieferte sie den Österreichern, die B. zu Olmütz gefangen hielten. Nach seiner und seiner Gefährten Auswech-selung (im Nov. 1795) wurde er zum Befehlshaber der Nordarmee ernannt. Doch legte er 1798 das Kom-mando nieder, worauf er vom Direktorium als Ge-neralinspektor der Infanterie angestellt wurde. Er wirkte 1800 als außerordentlicher Gesandter am berliner Hofe, 1802 am Hofe zu Madrid. Napoleon ernannte B. 1804 zum Großoffizier der Ehrenlegion, 1806 zum Senator, 1809 zum Grafen des Kaiser-reichs. Dennoch stimmte B. 1814 für die Absetzung Napoleons, und als Mitglied der provisorischen Re-gierung sprach er gegen die Thronerhebung Napo-leons II. und wurde nach der Restauration von Ludwig XVIII. zum Staatsminister und Pair von Frankreich ernannt. Während der Hundert Tage von Napoleon geächtet, besand er sich beim Könige in Gent. Nach der zweiten Restauration erhielt er seine Würden zurück und wurde im Mai 1816 zum Marschall, 1817 zum Marquis ernannt und starb zu Paris 28. April 1821.

Beurten (niederländisch; b. h. Gesellschaften, Gilden) heißen die Vereinigungen der Schiffseigner, welche sich für verschiedene Flüsse, namentlich in Holland, aber auch in Deutschland für den Rhein, die Elbe, die Weser, die Oder, die Spree, dann für die Route von Köln nach dem Nedar und für die Route Heilbronn-Amsterdam gebildet haben, um in dem Dienste der Segelschiffe eine gewisse Regel-mäßigkeit der Fahrten zu erzielen und einer ange-blich nachtheiligen Konkurrenz unter den Schiffseig-nern entgegenzutreten. Unter der Obhut dieser Schiffergilden finden die Reisen der betreffenden Fahrzeuge als Rang-, Reihe- oder Beurtschiffahrt statt, indem die nämliche Flußstrecke von dem

Schiffen der Berechnigten der Reihe nach befohren wird
Zeit in Ladung
folgenden (dem
er einem solchen
Weurtmann
eine nennen sich
ni hier und da
s für die meisten
und Norwegen,
s und Bremen,
and Petersburg
a besteht eine
Aerдам, Ham-

burg, Bremen, Vort und Halle fahrende Schiffer
angehören muß, nach welchen Plätzen wöchentlich
eine bestimmte Zahl Schiffe in der Weurt (nach der
Reihe) segelt. Diese Associationen verfehlen zwar
in der Regel nicht den Zweck, die Konkurrenz unter
den Schiffern abzuwachen, wohl aber den an-
dern, auf welchen es schließlich doch abgesehen, den
Gesellschaftern zu angemessenem Verdienste und ge-
nügendem Einkommen zu verhelfen. Wenn es den
in neuerer Zeit überall auf schiffbaren Strömen
und selbst in der Küstenschifffahrt auftretenden Dampf-
schiffschiffahrt's Unternehmungen verhältnismä-
ßig da am leichtesten geworden ist, den sog. Kahn-
schiffern vernichtende Konkurrenz zu machen, wo die
Lehtern sich in V vereinigt haben, so liegt der
Grund dieser Erscheinung gewiß zum Teil darin,
dass in den V und durch dieselben die einzelnen in
eine gewisse Schicksalhaftigkeit verfielen, sowie darin,
dass es den Ladungsinteressenten selbstverständlich nicht
zulagen kann, sich immer nur der Schiffer bedienen
zu dürfen, welche eben im Augenblicke des Bedarfs
Bungliege sind. Bei den Weurtchiffen auf dem Nie-
derrhein kommt es häufig vor, dass sie nur teilweise
beladen sind.

Weuß, eine alte, angesehene, aus der Mark
Brandenburg stammende Familie, welche jetzt in
den sächs. Ländern und in Schlesien begütert ist.
Johannes von V wurde 1427 Bischof von Havel-
berg, starb aber nach wenigen Monaten. Heinrich
von V blieb 1553 in der Schlacht bei Sievershau-
sen. — Bekanntes ist als Gelehrter und Staats-
mann Joachim von V, der Bruder des lehtern,
geb. zu Rodern 19 April 1522. Derselbe ging
1544, nachdem er seit 1539 in Leipzig studiert, nach
Italien, wo er sich 1548 zu Bologna des jurist. Do-
ktorswürde erwarb. Nach seiner Rückkehr 1550 zum
kaiserl. Rat ernannt, übernahm er 1561 eine Pro-
fessur zu Pottenberg, wurde 1580 Konfultoraleat
zu Dresden und 1591 Aufseher der Bringen. Im
J. 1592 nahm er an der Generalvisitation der sächs.
Kirchen und Schulen teil. Er starb 4 Febr. 1597
auf seinem Gute Plauitz bei Zwickau. Mehrere
seiner theol. Schriften wurden vielfach aufgelegt.
— Friedrich von V, ein Nachkomme des vori-
gen, hatte zwei Söhne: Joachim Friedrich von
V, geb. 1696, gest. 1771 als hies. Wirkl. Geheim-
rat und Generalsalineninspektor, der in den Frei-
herrnstand erhoben wurde, und Karl Leopold
von V, der 4 Jan. 1777 die Reichsgrafenwürde
erhielt. Diese beiden Brüder wurden die Begrün-
der zweier Linien des Geschlechts, einer ältern,
freiherrlichen, und einer jüngern, gräflichen. Der
Enkelsohn des ersten Freiherrn, Friedrich Karl
Leopold von V, starb 20 Dez. 1840 als sächs.
Kammerherr und Oberhofgerichtsrat und hinterließ
aus seiner Ehe mit einer Tochter des 1806 gestor-

benen sächs. Ministers von Carlowitz zwei Söhne:
Konstantin von Weuß (s. d.) und Friedr. Ferdinand
Graf von Weuß (s. d.).

V
ju
li
W
M
1
1
w
ji
bi
li
E
ju

bekannt gemacht. Außer Beiträgen zu solchen
Blättern veröffentlichte sie unter andern: „Die Fa-
milie Wismar“ (Bresl. 1823). 2) Graf Karl
Leopold von V., geb. 26. Sept. 1780, gest.
12. Juni 1849 als großherzogl. sachsen-weimar-
und herzogl. sächs. Wirkl. Geheimrat und vorüber-
geh. Gesandter der sächs. Herzogtümer am Kaiser-
hofe. 3) Graf Traugott Friedrich von V.,
aus Gerbo, geb. 19. Juni 1782, gest. 10. April
1852 als herzogl. sachsen-altenb. Kammerherr und
Oberhofgerichtsrat, Vater des Grafen Karl Ernst
von V (s. d.). Endlich 4) Graf Ernst August
von V., geb. 21. Nov. 1783, Herr auf Reulshaus
und Vangel bei Rumpshaus in Schlesien, gest. 6. Febr.
1859, früher preuss. Oberbergbaupräsident und Di-
rektor der Abteilung für Bergwesen im preuss. Mi-
nisterium. Gegenwärtiges Haupt des ältern gräf-
lichen Zweigs der Familie V ist Graf Friedrich Ber-
mann von V, Sohn des genannten Grafen Karl
Leopold von V, geb. 20. Okt. 1812 großherzogl.
sachsen-weimarischer Oberhofmarschall, Kammer-
lieutenant und Generaladjutant des Großherzogs.
Das neuere gräfliche Haus listete Friedr. Ferdinand
von Weuß (s. d.).

Weuß (Friedr. Ferd., Graf von), sächs. und
österreich. Staatsmann, geb. zu Dresden 12. Jan.
1800 als der zweite Sohn des sächs. Oberhofmar-
schalls Friedr. Karl Leopold von V, besuchte 1818–20
die Kreusschule zu Dresden und studierte 1820–22
in Göttingen und Leipzig die Staatswissenschaften.
Nach Dresden zurückgekehrt, erlangte er 1821 den
Accessit im Ministerium des Auswärtigen, trat 1823
als Assessor in die Landesdirektion ein und wurde
nun gleichzeitig in diesem Kollegium und in dem
Auswärtigen Amt beschäftigt. Nachdem er 1831
eine Reise nach der Schweiz, Frankreich, England
u. s. w. unternommen, wurde er 1836 zum Legation-
sekretär in Berlin, 1838 zum Legationssekretär
in Paris und 1841 zum Geschäftsträger in München
ernannt, wo er Gelegenheit bekam, an wichtigen
Verhandlungen, namentlich in Bezug auf
die Eisenbahnverbindungen, thätig zu wirken. In
München vermählte er sich mit der Tochter des
verstorbenen königl. bayr. Generalleutnants von
Jordan. Beim Ausbruch der Revolution von 1848
lebte er in London, wo er seit 1846 als Minis-
terresident fungierte, ging aber im Mai als sächs.
Gesandter nach Berlin. Nach dem Rücktritt des Mini-
sters von Beun übernahm er 24. Febr. 1849 unter
dem Vorbehalt der Verwaltung der auswärtigen
Angelegenheiten. (S. Sachsens Königl. Anz.) Eine
der ersten Handlungen des Ministeriums, an welcher

auch B. teilhatte, war die Publikation der von der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt beschlossenen Grundrechte des deutschen Volks. Dagegen widerriet B. dem Könige die Anerkennung der Reichsverfassung vom 28. März 1849, wodurch die Sprengung des Ministeriums herbeigeführt wurde. Wegen den darauf in Dresden ausgebrochenen Aufstand rief B. 8. Mai preuß. Hilfe an, welche, mit der Aufforderung, die Reichsverfassung nicht anzuerkennen, von Preußen bereits angeboten worden war.

In dem nach Niederwerfung des Aufstandes neugebildeten Ministerium, an dessen Spitze Dr. Schmölder trat, übernahm B. zu dem Departement des Auswärtigen noch das des Kultus (14. Mai). Am 30. Mai ward der Abschluß des sog. Dreikönigsbündnisses mit Preußen oder der «Union» durch eine von B. mitunterzeichnete königl. Proclamation verkündigt, und zwar als der «allein noch Heil für Deutschland führende Weg», und alle gute Patrioten wurden aufgefordert, der Regierung auf diesem Wege zu folgen. Aber schon nach wenigen Monaten trat B. auf Grund eines früher geheimgehaltenen, gleichzeitig von Stäube für Hannover gemachten «Vorbehalts», wonach im Fall des Nichtbeitritts des Südens neue Verhandlungen eröffnet werden sollten, tatsächlich von der Union wieder zurück, rief den Gesandten aus dem Verwaltungsrate der Union ab und verweigerte die Besichtigung des Unionsparlamentes zu Erfurt. In beiden Kammern des Ende 1849 zusammenberufenen neuen Landtags ward er deshalb auf das stärkste angegriffen, noch weit stärker, als er, nach dem fruchtlosen Versuche eines Bierkönigsbündnisses (einer engeren Vereinigung der vier Königreiche außer Preußen mit Anschluß an Österreich), die Wiederherstellung des alten Bundesstages im Bunde mit Österreich betrieb. Infolge dessen fand 1. Juni 1850 die Auflösung des Landtags und unmittelbar darauf die Wiedereinberufung der 1848 aufgehobenen alten Stände, zugleich mit dem Erlaß äußerster strenger Verordnungen über die Presse und das Vereinsrecht, statt. B. galt für den Haupt Urheber dieser Maßregeln wie überhaupt für die Seele der seitdem mit immer größerer Entschiedenheit hervortretenden Reaktionspolitik, welche in der Begünstigung feudaler Interessen, durch Beschränkungen der Presse, des Vereinswesens, der Selbstverwaltung der Gemeinden u. s. w., durch entschiedene Hinneigung zu Österreich (z. B. in Kirchessen und Holstein sowie auf den Dresdener Konferenzen) sich ankündigte. Als Kultusminister machte B. eine positivere religiöse Richtung in Kirche und Schule geltend, veranlaßte die Berufung Harleß zum Oberhofprediger sowie das Gesetz vom 8. Mai 1851, welches die Volksschullehrer einer strengen Beaufsichtigung unterwarf, aber zugleich ihnen ein Minimaleinkommen sicherte. Im Frühjahr 1853 gab B. das Kultusministerium an von Falkenstein ab und übernahm dagegen das durch den Rücktritt von Friesens erledigte Ministerium des Innern. Nach dem Tode des Ministerpräsidenten Schmölder ward B. auch dem Namen nach der Leiter des Kabinetts, was er faktisch längst gewesen war. Wegen das Drängen Österreichs auf Teilnahme des Bundes an dem Auftreten gegen Rußland im Krimkrieg schloß B. im Namen Sachsens mit den andern Mittelstaaten eine Sondervereinigung (die Bamberger Konferenz), während er im ital. Kriege von 1859 für eine Unterstützung Österreichs durch den Bund wirkte.

Der nationalen Strömung gegenüber, welche seit 1859 in Deutschland sich wieder regte, erklärte sich B. bei der Beratung der deutschen Frage in der sächs. Kammer von 1860/61 bereit, eine Bundesreform vorzuschlagen, und löste dieses Versprechen alsbald nach dem Schlusse des Landtags ein, indem er Vorschläge zu einer Umgestaltung der Bundeseinrichtungen machte, besonders zur Einberufung einer Volksvertretung, welche freilich nur in Landtagsdelegationen bestehen sollte. Für das von Wien aus 1863 angeregte Bundesreformwerk zeigte B. lebhaftes Interesse. In den innern Angelegenheiten kam er namentlich auf gewerblichem Gebiete den Forderungen der Zeit zum Teil entgegen. Eine hervorragende Rolle spielte er 1864 gegenüber den im Holsteinischen Kriege alliierten Vormächten, als Führer der Mittelstaaten, da er vom Bundesstage die Mission erhielt, den Bund als eine besondere Macht, unabhängig von den beiden deutschen Großmächten, auf der Londoner Konferenz zu repräsentieren. B. sah damit zugleich einen längst von ihm gehegten Lieblingsplan, die sog. Triasidee, d. h. den Gedanken, neben Preußen und Österreich die übrigen deutschen Staaten als dritte Gruppe gleichberechtigt hinzustellen, wenigstens für den einzelnen Fall verwirklicht. Seine Politik machte Sachsen 1866 zum Verbündeten und Schicksalsgenossen von Österreich.

Nach der Schlacht von Königgrätz ging B. im Gefolge des Königs nach Wien. Hier bemühte er sich während der Nitolsburger Verhandlungen für Anschluß Sachsens an einen Süddeutschen Bund, wollte, zum Zweck der Friedensunterhandlungen zwischen Sachsen und Preußen, selbst nach Berlin reisen, mußte aber, da Bismarck sich weigerte, ihn als Unterhändler zu empfangen, seine Entlassung aus dem sächs. Staatsdienste nehmen. Darauf trat er im Okt. 1866 als Minister des Auswärtigen in österr. Dienste, wurde nach dem Sturze Belcredi (7. Febr. 1867) Ministerpräsident, erhielt 23. Juni 1867 die seit Metternich erloschene Würde eines Reichskanzlers und ward 5. Dez. 1868 in den erblichen Grafenstand erhoben. In wenigen Monaten erwirkte B. die Reaktivierung der Februarverfassung von 1861, die Berufung des verfassungsmäßigen Reichsrats diesseits, die Wiederherstellung der Verfassung von 1848 und ein parlamentarisches Ministerium jenseit der Leitha, endlich die Krönung Franz Josephs in Ofen. Die Einführung der dualistischen Staatsform, das Ausgleichsgesetz sind sein Werk; auch veranlaßte er die Verfassungsrevision vom Dez. 1867 und die Berufung des «Bürgerministeriums», das er zwei Jahre lang unterstützte, die Sanktion der konfessionellen Gesetze bei der Krone vermittelnd. In der auswärtigen Politik suchte er die Errichtung eines Süddeutschen Bundes zu ermöglichen, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß jede Beziehung desselben zu Österreich ausgeschlossen sein müsse, kündigte 1870 das Konordat mit Rom, nachdem er schon vorher dessen faktische Beseitigung ohne Bruch mit Rom herbeigeführt hatte, und verließ die traditionelle Politik Österreichs als Anwalt der Pforte. Vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 arbeitete er an dem Zustandekommen eines österr.-franz.-ital. Bündnisses und ließ in seiner Depesche vom 20. Juli 1870 dem Kaiser Napoleon sagen: «Wir betrachten die Sache Frankreichs als die unsrige.» Nach Ausbruch des Krieges betrieb er eifrig Rüstungen und wurde nur durch Rußlands Haltung und durch den

enischen Sieg
aktiven Theil
abgehalten.

Reichs ging er
die Herrschaft
schen jenen
Sturze des so
trug er, der
partei sich ni
mern sollte, d
Gründen de
mische Staat
Kaiser in ein
außwärtigen
Organisation
nicht jenseitig
Politik gewa
Niederholungen

des kaiserl. Hauses seines Amtes enthoben und zum
Herrenhausmitgliede und Botschafter in London er-
nannt. An seine Stelle trat Graf Andrassy als
Minister des Aushern und des kaiserl. Hauses an
die Spitze des Reichsministeriums. Im Okt. 1878
wurde W. zum österr. ungar. Botschafter in Paris
ernannt, wo er im Jan. 1882 bei einer Versamm-
lung der Association Littéraire das bedeutliche Wort
«Mon amo est reconnaissant, mon cœur est
français» aussprach. Seiner Bitte um Enthebung
vom Botschafterposten wurde in einem seine Dienste
sehr anerkennenden kaiserlichen Handschreiben vom
19. Mai 1882 entsprochen und W. in den Ruhestand
versetzt. (S. Österreichisch-Ungarische Mon-
archie.) Vgl. Adeling, «Friede Ferdinand, Graf
von W. Sein Leben und vornehmlich staatsmän-
nisches Wirken» (2 Bde., Lpz. 1870—71).

Weust (Friedr. Konstantin, Freiherr von), älterer
Bruder des vorigen, ein um Sachsen und später
um Österreich verdienstl. Berg- und Hüttenmann,
geb. 13. April 1806 zu Dresden, erhielt seine Er-
ziehung im elterlichen Hause und kam 1822 auf die
Bergakademie zu Freiberg, um sich für das berg-
männische Fach auszubilden. Nachdem er hierauf
seit 1826 zu Göttingen und Leipzig allgemeinen,
namentlich aber auch jurist. Studien obgelegen,
arbeitete er mehrere Jahre in den Bergämtern Frei-
berg und Schneeberg sowie im Hüttenamte zu Frei-
berg, bis er an letztem Orte 1835 zum Bergamts-
assessor ernannt wurde. Darauf erfolgte 1836 seine
Beriefung als Bergmeister nach Marienberg, von
wo er 1838 als Bergrat nach Freiberg zurückkehrte.
Im J. 1842 mit der Direktion des Oberbergamts
beauftragt, ward er 1843 zum Berghauptmann
und Vizeforstkommissar und 1851 zum Ober-
berghauptmann befördert. In dieser Stellung
erwarb sich W. große Verdienste um die Hebung
und Regelung des sächs. Bergbaues. Ende 1857
wurde W. zum Generalinspektor des sächsischen
Berg-, Hütten- und Salinenwesens mit dem
Charakter eines Ministerialrats ernannt. Als sol-
cher war er vorzugsweise bemüht, die großen Fort-
schritte, welche im Laufe der letztern Zeit im Ge-
biete der Metallurgie in Deutschland, zum Theil
unter seiner eigenen Leitung, gemacht worden, auf
den österr. Hüttenwerken einzubürgern und durch
zeitgemäße Wiederaufnahme alter sowie durch Ver-
förderung neuer Bergbauunternehmungen ein fr-
höheres Leben in den österr. Metallbergbau zu brin-
gen. Auch veröffentlichte W. eine Reihe gebräuchl.
wissenschaftlicher Arbeiten, darunter die «Kritische

Beleuchtung der Wernerischen Gangtheorie» (Frei-
berg 1840) und die «Gegensatz Skizze der wichtig-
sten Vorphorgebilde zwischen Freiberg, Marien-
stein, Tharand und Rostock» (Freiberg 1853). An-
mer sind mehrere seiner kleineren Schriften, wo über
die Erzgänge, über den Entwurf des sächs. Berg-
gesetzes, über die Anlage von Grubenbahnen im obern
Erzgebirge und über Gegenwart und Zukunft des
freiberger Bergbaues beachtenswert.

Weust (Karl Louis, Graf von), ehemaliger kur-
sächs. sachsen-altenburg. Staatsminister, geb. 12.
Febr. 1811 zu Friedrichstannod im Herzogthum
Sachsen-Altenburg, besuchte die Hüttenschule zu
Grimma, studierte zu Halle, Leipzig und Berlin
die Rechte, trat 1834 in den preuss. Justizdienst und
wurde 1836 Regierungsreferendar. Im J. 1838
nach Altenburg zurückgekehrt, wurde er Assessor bei
der Regierung daselbst, 1841 Regierungsrat und
1842 Reichshauptmann des Altenburger Distrikts,
welche Stellung er bekleidete, bis er im Nov. 1848
vom Herzog ins Staatsministerium berufen und
mit dem Vorfig in demselben betraut wurde.
Zwar nahm er bei der Resignation des Herzogs
Joseph B. Nov. 1848 seine Entlassung aus dem
Staatsdienste, trat jedoch nach dem Regierungs-
antritt des Herzogs Georg in das vom Schumacher
von der Gabelenk neugebildete Ministerium, in
welchem er nach dem freiwilligen Aufstufen des
letztern abermals den Vorfig erhielt. Im Mai
1850 wurde W. zum Wirkl. Geheimrat ernannt.
In seiner amtlichen Laufbahn suchte Graf W. ge-
meinmäßig und vermittelnd zu wirken. Den demo-
kratischen Ausschreitungen, die sich in den J. 1848
und 1849 auch im Altenburgischen lebhaft geltend
machten, trat er mit Entschiedenheit entgegen. Un-
ter seiner Leitung kam auch mit der Volksvertretung
ein neues, dem preussischen nachgebildetes Ver-
fassungsgesetz zu Stande, welches 3. Aug. 1850 an die Stelle
des im April 1848 erlassenen trat. Anfang 1853
nahm W. seine Entlassung aus dem altenb. Staats-
dienst, ward aber noch in demselben Jahre zum
großherzogl. sächs. Gesandten in Berlin ernannt,
in welcher Eigenschaft ihm auch die Vertretung in
andern thüring. Höfen daselbst übertragen wurde.
Diese Stellung hatte W. bis 1857 inne, seit welcher
Zeit er in Altenburg zurückgezogen lebt.

Weute (lat. praeda) im allgemeinen Sinne ist
alles, vorzugsweise aber das bewegliche Gut, wel-
ches im Kriege von der bewaffneten Macht des
feindlichen Staates oder den feindlichen Kriegern
mit Gewalt abgenommen wird. Die alten Römer
betrachteten die Feinde als rechtlos und hielten den
Erwerb des Eigentums durch Erbeutung für un-
berechtigt. Eine Ermäßigung hat die V. schon in
den Römern dadurch erfahren, daß dieselben den
Besitzern überliefert werden mußte, der sie an-
teufte. Auch im Mittelalter und bis nach dem Drei-
ßigjährigen Kriege wurde die feindliche Beute
noch oft willkürlicher Zerstörung und Erbeutung
ausgesetzt. Seit der Einführung der Lehensform
wurde das Weutemachen mehr beschränkt oder gar
verboten und es trat zum Unterhalte des Heeres
die besser geordnete Requisition, bestehend

in der Stelle. Im Land
Grundbesitz anerkann-
tlich der Weute als
müßig und nur so
en untersteht, wird
Kampfes und an

TIERE.

4. (MURRUM).



8. Fuchskusu (Phalangista vulpina).



6. Nasenbeuteldachs (Perameles nasuta).

Petrogale xanthopus



18. NIVETIBUS.

9. Beutelwolf (Thylacinus cynocephalus).

Zu Artikel Beuteltiere.

unentbehrliche Bedingung der Kriegsführung sind. Nur das feindliche Staatsgut, und auch dieses nicht in seinem Kapitalbestande (Domänen, Sammlungen, Bibliotheken), sondern nur soweit es für die Kriegsführung dient (Kriegsflotte, Magazine von Waffen, Munition, Uniformstücke) und die Landessteuern, soweit sie nicht zunächst für Landesbedürfnisse erforderlich sind, werden als B. weggenommen, aber ebenso die Waffen und Ausrüstung der feindlichen Soldaten (Kanonen, Flinten, Säbel, Kavalleriepferde u. s. w.). Die Plünderung ist nicht mehr gestattet nach civilisiertem Kriegsvölkerrecht, auch nicht der erlösbaren Städte. Dagegen ist heute noch im Seekriege die Seebeute in Übung, da sich England noch nicht hat entschließen können, auf dieses Machtmittel zu verzichten. Die übrigen europ. und ameril. Staaten waren geneigt, auch hier die nötige Reform durchzuführen. (S. Seebeute, Contrebande und Prise.) Ein Beutemachen ohne Ermächtigung durch marschierende Soldaten oder durch Räuber (Hyänen der Schlachtfelder) wird als schweres Kriegsvergehen betrachtet und unter Umständen mit dem Tode bestraft. Vgl. Höffner, „Das europ. Völkerrecht“ (7. Aufl., Berl. 1881); Bluntschli, „Das moderne Kriegsvölkerrecht der civilisierten Staaten“ (2. Aufl., Nordl. 1874); derselbe, „Das Beuterecht im Kriege und das Seebeuterecht insbesondere“ (Nordl. 1878).

Beutel (Ris, Reiser) ist in der Türkei und Ägypten eine Rechnungseinheit für bedeutende Zahlungen, deren Namen die Ette veranlaßt hat, daß in den Schatz des Großherrn niederzuliegende Geld in lederen Beuteln zu immer gleichen Summen zu verpacken. Der B. Silber bedeutet 600 türk. Lira, hauptsächlich ägypt. Piaster, der bei Geschenk des Sultans vorkommende B. Gold 30 000 türk. Piaster. Demgemäß ist der B. Silber in der europ. und asiat. Türkei ein Wert von 80 Mark 85 Pf. deutsche Goldwährung, in Ägypten ein Wert von 101 Mark 25 Pf. deutsche Goldwährung (wenn sog. „ägyptisches Geld“ gemeint ist), oder von 67 Mark 50 Pf. deutsche Goldw. (wenn sog. „Courant“ gemeint ist). Der türkische B. Gold ist ein Wert von 6682 Mark 45 Pf. deutsche Goldw.

Beuteltasche, **Müllertasche** (frz. gazo à blutoir, engl. silk-gazo), s. Beuteltasche.

Beuteltasche, s. unter Bernhardstasche.

Beutelmarder, s. Dasgus.

Beutelsack, Marktsiedel im württemb. Jagstkreise, Oberamt Schorndorf, 11 km östlich von Schorndorf, nahe bei der Mündung der Beutel in die Rems, zählt (1880) 1463 Q. und hat Labadendruck, Obst- und Weinbau. Die sehr alte Kirche des 13. J. nach Stuttgart verlegten Heiliggeiststifts enthält die Grabstätten der alten Grafen von Württemberg bis 1830. Auf dem Kapellenberge befindet sich die Ruine der Beutelsburg, der 1811 zerstörten Feste des württemb. Königsheuses.

Beuteltiere, Krähenstärklinge (Cassia, Antinops) hat man schlanke Vögel von Störgröße genannt, welche Südamerika bewohnen, lange, kegelförmige, spitze Schnäbel, starke Füße mit langen Zehen und scharfen Krallen haben, lange Flügel und Schwänze haben und sich durch einen besonders künstlichen Nestbau auszeichnen. Der bekannteste Vertreter ist der Schapn der Brasilianer (C. cristatus) mit einem kräftigen Schopfe auf dem Hinterhaupt, einfarbig schwarz bis auf fünf citronengelbe Federn jederseits am Schwanz. Die langen, beutel-

förmigen, sehr künstlich gewebten Nester, die man nicht unpassend mit Schrotbeuteln vergleichen hat, werden gefügt an Zweige von Werdbäumen, oft sehr nahe über dem Wasserspiegel der Flüsse aufgehängt. Die B. sind lebhaft Vögel, sehr lärmig gegen Raubvögel, ahmen allerlei Töne nach, jagen gesellig nach Insekten und kleinen Tieren, aber auch nach Früchten und Beeren und werden dadurch den Pflanzungen oft schädlich.

Beuteltiere (Marsupialia) nennt man eine Reihe niederer Säugetiere, die sich durch drei wesentliche Charaktere von allen übrigen Säugetieren unterscheiden durch regelmäßige Frühgeburten, infolge deren die Jungen höchst unentwickelt zur Welt kommen und erst ihre Entwicklung vollenden, indem sie noch lange an den Brüsten der Mutter festhängen; durch zwei Knochen, die sog. Beutelnägel, welche, auf der vorderen Seite des Bodens aufstehend, in den Brustboden des Bauchs verborgen sind, so steht man

jetzt dieselben als eine Unterklasse der Säugetiere an, die, mit dem Schnabeltier und Ameisenigel zusammengefaßt, als Dibelphen bezeichnet werden und den übrigen Säugetieren, den Monodelphen, parallele, ähnlich gebaute Ordnungen besitzen. Die Füße sind bei allen B. unten am Bauche angebracht und meist von einem Beutel umgeben, zu weilen aber ganz frei oder nur von einer vorspringenden Hautfalte umsaumt. Sie sind meist sehr lang und passen in das röhrenförmige Maul der Jungen. Diese werden von den Müttern unmittelbar Geburt mit dem Munde gefaßt und hängt, wo sie erst monatelang an der Brust saugen, später aber, wenn sie, noch den Beutel als Zuflucht, in den sie mit großer Bequemlichkeit zu kriechen pflegen. Es ist dies ein ansehnliches Merkmal, das man jetzt häufig bei Kangurus in Australien findet. Die unentwickelten die Jungen gehen daraus hervor, daß das neugeborene Junge des Riesenkangurus, das 2 Gr. schwer wird, nur 2 Unzen wiegt.

Man unterscheidet bei den B.: echte Fleischfresser (Carnivora) mit großen Schnäbeln, wie bei dem einem Messerhunde ähnliche Beutelmarder (Thylacinus cynocephalus) (vgl. Beuteltiere, Fig. 9), die Raubbeutler (Fig. 8) und Beutelsäuger (Phascogale) die mehr marderartig in Bäumen klettern; Insektenfresser (Entomophaga), zu denen die Ratten (Didalphys, Fig. 1) gehören, die hinten, Hände an den Hinterfüßen haben, klettern und als Hühnerdiebe den ameril. unter dem Namen Opossum (s. d.) bekannt sind, während sie in Australien durch die Beutelmarder (Perameles, Fig. 6), die Ameisenbeutler (Myrmecobius, Fig. 4), Fruchtesser (Carpophaga), nächtliche Klettertiere mit Daumen an den Hinterfüßen, die von Baumfrüchten leben, darunter die Flugbeutler (Petaurus), die Beutelsäuger oder Koalas (Fig. 2) und die Fingerbeutler oder Rufe (Phalangista, Fig. 3) auf den Sundainseln; Grassfresser (Podophaga), denen die Kangurus (Macropus, Fig. 5) und Känguru-Platt-

(Hypsiprymnus) angehören, die mit ihren gewaltigen Hinterfüßen und dem langen Balancierchwanz in gewaltigen Sprüngen die Grasebenen Australiens durchfliegen; endlich Beutelnager (Rhizophaga) mit nagerähnlichem Gebiß, wozu der in der Weise eines Murmeltiers lebende Bombat (Phascolumys, Fig. 7) gehört, den man jetzt häufig in zoolog. Gärten sieht. Neun Zehntel der bekannten Arten leben in Australien und den benachbarten Inseln, die übrigen in Amerika und auf den asiat. Inseln. In den Tertiärschichten einiger europ. Länder hat man ebenfalls ausgestorbene Arten entdeckt, und vielleicht gehören alle in neuester Zeit im Jura und der Kreide entdeckten ältesten Säugetiere dieser Unterklasse an, welche offenbar die Stammgruppe sämtlicher höherer Säugetiere darstellt. Dieses ist um so wahrscheinlicher, als man in Australien Reste von einstigen fossilen B. entdeckt hat, die den Dicksäutern ähnliche Charaktere aufweisen.

Beuteltuch, Siebtuch (frz. toile à blason, engl. bolting-cloth), ein in Kette und Einschlag aus starkem, festgedrehtem Rammgarn, Baumwollgarn, Leinen, Rohhaar oder Seide bestehendes, lockeres und durchsichtiges Gewebe, das hauptsächlich als Material zu Sieben für mannigfache Zwecke, namentlich in der Mälerei zur Herstellung der das Mahlgut in Kleie und die verschiedenen Mehlsorten sondernden schlauchartigen Beutel oder zum Beschlagen der Siebcylinder der Mählmäschinen, Beutelmäschinen (s. Mehlfabrikation) Anwendung findet, in einzelnen Sorten auch in der Räherei und Stiderei, zu Modelltuchern, zum Beziehen von Arbeitsrahmen sowie als Fenstergaze benutzt wird. In den gewöhnlichen Mählen ist allgemein das wollene B. in den amerik. oder Kunstmählen die aus roher (gelber oder weißer) Seide hergestellte, die höchsten Feinheitssnummern vertretende Beuteltgaze in Gebrauch. Das eigentliche B. muß in der Art gewebt sein, daß je zwei zusammengehörige, einander kreuzende Kettenfäden einen Einschlagfaden umschlingen, wodurch quadratische Öffnungen von genau gleichmäßiger Größe gebildet werden, welche wohl die runden Mehlkörner, nicht aber die platt und länglich geformten Kleienteile durchlassen. Während jedoch die besten Sorten in der Kette ganz aus gekreuzten Doppelfäden bestehen, enthalten geringere Sorten nur in Abständen von 2—3 m doppelte gekreuzte, im übrigen einfache Kettenfäden, ja die wohlfeilsten, allerdings auch am wenigsten tauglichen Sorten sind durchgängig mit einfachen Kettenfäden leinwandartig gewebt.

Beuth (Peter Christian Wilh.), ein um die gewerbliche Entwicklung Preußens hochverdienter Beamter, geb. zu Kleve 28. Dez. 1781, Sohn eines Arztes, erhielt seine Schulbildung zu Kleve und Berlin und studierte seit 1798 auf der Universität Halle die Rechte und Staatswissenschaften, worauf er 1801 in den preuß. Staatsdienst trat. Er war anfänglich bei der kurländ. Kriegs- und Domänenkammer, dann beim Manufaktur- und Kommerzkollegium beschäftigt, ward 1806 Assessor bei der Kammer zu Bayreuth, 1809 Regierungsrat zu Potsdam und 1810 Geh. Obersteuerrat zu Berlin. B. arbeitete hier im Bureau des Staatskassiers und wirkte als Mitglied der Kommission für die Reform der Besteuerung und des Gewerbewesens an den großen Entwürfen mit, welche die Reorganisation des preuß. Staats und namentlich die Hebung der Finanzen und der Industrie herbeiführen sollten.

Im J. 1818 trat B. als Gemeiner in die Kavallerie des Pühowschen Freikorps ein, wurde aber bald Offizier. Nach dem Frieden von 1814 kam er als Oberfinanzrat in die Abteilung für Handel und Gewerbe des Finanzministeriums, betätigte sich bei der Abfassung der Steuergesetze von 1817 und übernahm 1818 die Leitung dieser Abteilung. Seit 1821 Mitglied des Staatsrats, trat er auch durch das von ihm hervorgerufene Gewerbeinstitut in die nächsten Beziehungen zu den Gewerbetreibenden Berlins und Preußens, wurde 1828 dirigierender Oberfinanzrat, 1830 Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, 1844 Wirkl. Geheimrat. Während dieser Zeit leitete er nicht nur als Direktor die Abteilung für Handel, Gewerbe und Bauwesen, sondern wirkte auch als Direktor der technischen Deputation für Gewerbe, des Gewerbeinstituts, der allgemeinen Bauerschule und der Baugewerbeschule. B. mußte 1845 aus Gesundheitsrücksichten aus dem Staatsdienst ausscheiden. Er starb 27. Sept. 1853 in Berlin. Der Aufschwung, den Preußen seit dem Frieden von 1815 in gewerblicher Richtung genommen, ist wesentlich B. zu verdanken. Mit scharfem Urteil, praktischem Blick, umfassendem Wissen und Energie des Willens verband er Kraft und großartige technische Talente. Ebenso wichtig als seine amtliche war seine außeramtliche Thätigkeit, die mit der Gründung des Gewerbeinstituts begann.

E

f

C

E

u

so

b

E

b

zu

ti

u

ei

g

k

J

Z

ei

T

n

se

ti

se

st

o

a

4

b

ir

b

wertvollsten Zinkerguben; von besonderer Wichtigkeit ist indes auch der Bergbau und Hüttenbau auf Eisen, Blei, Silber und Steinkohlen; in geringer Entfernung befinden sich drei große Eisenerze im Umkreise von 7 km sieben große Steinkohलगruben mit einer jährlichen Förderung von 12 2500 Mill. kg Kohlen. Etwa 8 km südwestlich, in »Beuthener Schwarzwalde«, liegen ebenfalls Erzhüttenwerke, Zinkwerke und Kohlengruben. In B. befinden sich noch eine Gießanstalt, zwei Dampf

mahlmühlen, eine Dampfschneidemühle, eine Marmor- und Sandsteinwarenfabrik, eine Kunstschlosserwerkstatt mit Dampfbetrieb und eine Fabrik gebogener Holzmöbel. Der Sage nach soll um 1020 ein poln. König an der Stelle, an welcher jetzt B. liegt, ein Jagdschloß erbaut haben, um welches im Laufe der Zeit ein Ort entstand. Ursprünglich gehörte B. zu Polen, wurde 1179 von Kasimir II. von Polen an Herzog Miecislav von Oppeln abgetreten, erhielt 1264 deutsches Recht, fiel 1289 als Lehen an die Krone Böhmen, dann gleich den übrigen schles. Herrschaften an Österreich und 1741 an Preußen. Der Bergbau auf Blei und Silber blühte um B. bereits seit dem 11. Jahrh., bis er Mitte des 14. Jahrh. wegen der Wasser erlag. Seit 1697 ist es Standesherrschaft der Grafen Hensel von Donnersturm. Erst im Laufe des 18. und noch mehr im 19. Jahrh., wo außer Blei und Silber noch Zink, Kohle und Eisen Gegenstand des Betriebs wurden, kam B. wieder in Aufschwung und wurde 1818 Mittelpunkt des Kreises.

Der ehemalige Kreis Beuthen wurde bald nach der Besignahme Schlesiens durch Preußen gebildet und umfaßte nach der Reorganisation von 1817 noch 13,47 Quadratmeilen (757,00 qkm) mit 25692 E., zählte indes 1860 bereits 124252 E. und wurde, nachdem die Bevölkerung 1873 auf 235800 E. angewachsen war, durch Gesetz vom 28. März 1873 in die vier Kreise B. (125,0 qkm mit [1880] 113694 E.), Ratibitz, Larnowitz und Zabrze geteilt. In diesem neuen Kreise B. liegt auch noch die bedeutende Berg- und Hüttenstadt Königshütte mit (1880) 27432 E. Vgl. Solger, „Der Kreis B.“ (Bresl. 1860); Trief, „Topogr. Handbuch von Oberschlesien“ (Bresl. 1865); Grawert, „Chronik der Stadt B. in Oberschlesien“ (Beuthen 1868); Franke, „Über die geogr. Lage und Entwicklung der Stadt B.“ (Beuthen 1877).

Beuthen an der Ober oder Niederbeuthen, Stadt im Kreise Freystadt des Regierungsbezirks Liegnitz, an der Breslau-Rüstrin-Stettiner Eisenbahn, am linken Ufer der Ober, Sitz eines Amtsgerichts, ist der Hauptort des mediatisierten Fürstentums Karolath-B., hat ein Schloß, eine großartige gußeiserne Röhrenwasserleitung, Wein- und Obstbau, Schifffahrt und Kohlenbergbau und zählt (1880) 3704 meist evang. E.

Beutler, Handwerker, welche aus samisch- und weißgarem Leder Beutel, Handschuhe, Beinkleider, Degengehenke, Hosenträger und ähnliche Waren anfertigen.

Beuvray (Mont.), ein 810 m hoher Gipfel des Morvangebirgs im franz. Depart. Saône und Loire unweit der Grenze des Depart. Nièvre etwa 12 km westlich von Autun gelegen, zwischen den Flüssen Arroux und Aron, die zur Loire gehen. Auf diesem Berge, der eine prächtige Rundschau bietet, wird Anfang Mai eine nicht unwichtige Messe gehalten. Unfern davon steht das megalithische Druidenbendmal Auchette-Pertuse. Im Mittelalter lag hier eine Priorei, ein besuchter Wallfahrtsort. Neuere Ausgrabungen haben die charakteristischen Reste einer gallischen Ortschaft aufgedeckt und ergeben, daß hier die Stadt der Aduer, das alte Bibracte (s. b.) lag, dies also nicht identisch war mit Augustodunum (s. b.), wie man lange Zeit irrthümlich annahm.

Bebagna, Stadt in der ital. Provinz Perugia (Umbrien), Kreis Spoleto, am Clituno (Clitum-

nus), 35 km im Südosten von Perugia, zählt (1880) als Gemeinde 5008 E., die mit dem reichen Überfluß ihrer Bodenprodukte und den berühmten Hanf- und Leingeweben Handel treiben, sowie mit Braunkohlen und den trefflichen Landweinen, dem Pignatello und dem Cornata. Auf den Weiden von B., dem alten Movania, von welchem noch Ruinen

(S
n
n
n
v
n
T
m
u
B
E

b
v
if
b
fl
b
b
T
g
1
E
b

Ursprung von B. verliert sich bis ins 8. Jahrh.; bis 1870 entsandte die Stadt zwei Mitglieder ins Parlament.

Beverloo, Ortschaft von 1100 E. in der belg. Provinz Limburg, 22 km nordöstlich von Hasselt, bei welcher sich seit dem J. 1835 das ständige, 2400 ha große Übungslager des belg. Heeres befindet. Von der Gesamtfläche entfallen 360 ha auf Gebäude, Wege und Anpflanzungen. Die Baracken bestehen aus einem Infanterielager für 12 Bataillone, einem Kavallerielager für 6 Schwadronen und einem Artillerielager für 3 Batterien. Außerdem sind Spitäler, Magazine und Wädereien, sowie Pavillons für den König, den Kriegsminister und die Generalität vorhanden. Das Lager war ursprünglich nur zu taktischen Übungen im größern Truppenverbande und mit gemischten Waffen bestimmt und wird auch jetzt noch in diesem Sinne verwertet, außerdem aber zu Versuchsschießen mit Infanteriegewehren.

Bevern, Marktflecken im Kreise Holzminden des Herzogtums Braunschweig, an der Bever, 5 km nordöstlich von Holzminden, zählt 2100 E., wurde 1666 Residenz der apanagierten Nebenlinie Braunschweig-Bevern, welche 1786 zur Regierung des Herzogtums gelangte. Im ehemaligen Schloße befindet sich jetzt eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, das „Wilhelmsstift“.

Bevern (Aug. Wilh., Herzog von Braunschweig-Lüneburg), preuß. General der Infanterie im Siebenjährigen Kriege, geb. 10. Okt. 1715 zu Braunschweig aus der apanagierten Nebenlinie des Hauses Wolfenbüttel, trat frühzeitig in preuß. Kriegsdienste und machte 1734 den Feldzug am Rhein mit. Im ersten und zweiten Schlesischen Kriege foßte er als Oberst und Kommandeur eines Infanterieregiments

mit großer Auszeichnung und ward bei Mollwitz verwundet. Bei Hohenfriedberg führte er als Generalmajor eine Brigade und wurde 1747 Gouverneur von Stettin. Im Siebenjährigen Kriege erwarb er sich neue Lorbeeren, trug zur Entscheidung der Schlacht bei Lomowitz, 1. Okt. 1756, wesentlich bei, schlug 21. April 1757 den Grafen von Königs-
 ed bei Reichenberg und nahm an den Schlachten bei Prag und Kolin teil. Während darauf Friedrich d. Gr. gegen Soubise zog, befehligte er die gegen Daun in der Lausitz zurückgelassene Armee. Mit derselben mußte er sich nach dem Gefecht bei Mays 7. Sept. nach Schlesien zurückziehen, wo er, in der ungünstigen Stellung bei Breslau durch den bestimmten Befehl des Königs zur Schlacht festgehalten, 22. Nov. 1757 vollständig geschlagen und am folgenden Morgen bei einer Kognoszierung von den österr. Vorposten gefangen wurde. Der König gab ihm, nachdem er im Mai 1758 aus der Gefangenschaft entlassen war, das Gouvernement von Stettin, wo er gegen die Schweden und Russen gute Dienste leistete. Nachdem er wieder in das Feld berufen worden, erhielt er nach einem siegreichen Gefecht bei Reichenbach 7. Aug. 1762 abermals das Oberkommando in Schlesien bis zum Frieden von Hubertusburg. B. starb 2. Aug. 1781 zu Stettin.

Beverungen, Städtchen in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Hörter, 12 km südlich von Hörter, links an der Weser, wo die Bever in diese einmündet. Sitz eines Amtsgerichts, Station der Bahnen Arnsherg-Holzmin-den und Soest-Nordhausen, zählt (1880) 1829 meist kath. E., welche meist Ackerbau und Viehzucht, ferner Schuhmacherei betreiben, und hat eine Cigarren-fabrik. B. wird als villa schon zu Karls d. Gr. Zeit erwähnt, gehörte später zum Bistum Paderborn und erhielt 1417 Stadtrecht. Die früher hier be-deutende Flußschiffahrt (Verschiffung von Getreide) ist jetzt sehr zurückgegangen.

Beverwijk, Marktflecken in der niederländ. Pro-vinz Nordholland, 11 km nördlich von Harlem, an der Eisenbahn von Harlem nach Helber, war im Mittelalter ein blühender Handelsplatz, der schon 1298 Stadtrecht besaß. Nachdem B. im 16. Jahrh. dreimal verheert worden, verlor es allmählich an Bedeutung, namentlich auch infolge der Versandung des Hafens. Trotzdem ist es mit (1876) 3605 E. noch jetzt ein wohlhabender Ort, dessen lange, mit Bäumen geschmückte Hauptstraße einen freundlichen Eindruck macht. Neben der zierlichen reform. Kirche besitzt B. eine luth., mennonit. und kath. Kirche. 3 km südlich am Nordseekanal liegt Valsen, wo der heilige Bonifatius eine Zeit lang lebte und wirkte.

Bevölkerung nennt man die Summe der in einem Staate oder in einem andern bestimmten Ge-biete zu einer gegebenen Zeit lebenden Menschen. Das Wort hat eine mehr numerische Bedeutung, im Gegensatz zu «Volk», das eine Gesamtheit von Menschen bedeutet, sofern sie durch Abstammung, Sprache oder gemeinsame staatliche Organisation innerlich verbunden ist. Die Größe der B. eines Landes und ihrer wichtigsten Unterabteilungen zu ermitteln, ist Sache der Volkszählungen (s. d.). Es können dabei verschiedene Abgrenzungen des Be-griffs zu Grunde gelegt werden, wie die faktische, die rechtliche, die Wohnbevölkerung und auch noch Mischungen dieser Hauptarten. Die Differenzen dieser verschiedenen Komplexe erweisen sich übrigens in der Regel als verhältnismäßig weit größer in

der B. einzelner Orte oder Landesteile, als in der eines größeren Landes im ganzen. Gewöhnlich ver-steht man gegenwärtig unter B. kurzweg die faktische. Die durch die Zählung festgestellte Ziffer wird als die absolute B. eines Landes bezeichnet im Gegen-satz zu der relativen oder spezifischen B., unter welcher das Verhältnis jener Zahl zu der Größe des betreffenden Gebiets zu verstehen ist. Dieses Verhältnis, das auch die Dichtigkeit der B. ge-nannt wird, gibt also an, wie viele Menschen durch-schnittlich auf der Flächeneinheit, z. B. auf 1 qkm, des Gebiets vorhanden sind. Es zeigt sich in dieser Beziehung in den verschiedenen Staaten nach Alter, Kultur- und Wohlstandsentwicklung eine große Verschiedenheit, wie sich aus der folgenden Uebersicht ergibt, in der unter A. die absoluten Volks-ziffern in Millionen und unter B. die Einwohner-zahl auf 1 qkm nach Zählungen oder Berechnungen aus der neuesten Zeit für die wichtigsten Länder zusammengestellt sind:

	A.	B.
Belgien (1879)	5,84	188
Niederlande (1880)	4,06	123
Großbritannien u. Irland (1881)	35,25	112
Italien (1879)	28,44	96
Deutsches Reich (1880)	45,25	84
Frankreich (1881)	37,22	71
Schweiz (1880)	2,85	69
Österreich-Ungarn (1880)	37,22	61
Dänemark (1880)	1,97	61
Portugal (1878)	4,25	48
Rumänien (1878)	5,22	41
Serbien (1879)	1,22	34
Spanien (1878)	16,24	33
Griechenland (1879)	1,22	33
Europ. Türkei und Bulgarien ...	9,22	26
Europ. Rußland und Finland ...	74,22	14
Schweden (1879)	4,22	10
Norwegen (1875)	1,21	6
Europa	315,44	32
Vereinigte Staaten (1880)	50,44	5
Amerika	99,22	3
Australien	4,22	0,4
Asien	835,22	19
Afrika	206,22	7
Die Erde	1460,22	11

Die Zahlen für Asien sind höchst unsicher, und die für Afrika beruhen vollends nur auf ganz vagen Schätzungen.

Für die größeren Staaten des Deutschen Reichs sind die nachfolgenden Ziffern nach der Zählung vom 1. Dez. 1880 folgende:

	A.	B.
Preußen	27,25	78
Bayern	5,27	69
Sachsen	2,27	188
Württemberg	1,27	101
Elßaß-Lothringen	1,27	108
Baden	1,27	104
Hessen	0,24	122

Übrigens ist die Vergleichbarkeit der Dichtigkeits-ziffern doch nur eine beschränkte. Wenn die ab-soluten Verhältnisse gar zu große Verschiedenheiten aufweisen, so hat die Vergleichung jener Zahlen keinen Sinn. Staaten z. B., die mehr den Charakter von Stadtgebieten haben, werden mit einer ganz enormen Dichtigkeitsziffer auftreten, wie das selbst denn für Bremen etwa 600 und für Hamburg

über 1000 beträgt. Dasselbe gilt von manchen kleinen Inseln mit überwiegend städtischer B. Umgekehrt berechnet sich die relative B. für Staaten wie die skandinavischen und Rußland außergewöhnlich niedrig, weil in diesen Ländern weite Gebiete wegen ihrer natürlichen Beschaffenheit fast gänzlich unbewohnbar sind.

Die sich zuerst darbietende und wichtigste Einteilung der B. eines Landes ist die nach dem Geschlecht. Im großen und ganzen findet man überall ein annäherndes Gleichgewicht der beiden Geschlechter; jedoch zeigt sich in vielen Ländern ein ziemlich konstanter, wenn auch an sich mäßiger relativer Überschuss der weiblichen, in andern dagegen ein ähnliches Übergewicht der männlichen Individuen. So betrug in der neuern Zeit die Zahl der Frauen auf je 1000 Männer in Norwegen 1060, in Großbritannien und Irland 1058, in Schweden 1054, in der Schweiz 1046, in Deutschland 1036, in Österreich-Ungarn 1035, in Rußland 1022, in den Niederlanden 1018, in Frankreich 1008. Ein Übergewicht der Männer dagegen zeigt sich in Europa nur in Italien (auf 1000 Männer 989 Frauen), in Belgien (985) sowie in Serbien, Rumänien und Griechenland. In den außereurop. Ländern aber bildet es fast die Regel, und zwar nicht nur in den noch dünn besiedelten neuen (in den Vereinigten Staaten z. B. kamen 1870 auf 1000 Männer 978 Frauen), sondern auch in Ländern alter Kultur, wie Britisch-Indien und Japan (mit resp. 944 und 971 Frauen auf 1000 Männer).

Von großer Wichtigkeit ist ferner die Gliederung der B. beiderlei Geschlechts nach dem Alter. Zu statistischen Zwecken, namentlich zur Berechnung von Sterbetafeln, ist es wünschenswert, daß bei den Volkszählungen das Alter aller Lebenden nach einzelnen Jahren erhoben werde. Aus solchen Daten läßt sich dann auch das Durchschnittsalter der gleichzeitig Lebenden mit genügender Genauigkeit bestimmen, eine Mittelzahl, die mit den unten zu erwähnenden verwandten Ziffern nicht zu verwechseln ist. Sie wird natürlich um so kleiner sein, je mehr die jugendlichen Altersklassen überwiegen, d. h. im allgemeinen je größer die Fruchtbarkeit der B. ist. Sie beträgt z. B. für Frankreich 31 Jahre, für Großbritannien aber nur 26½ J., und für die Vereinigten Staaten nur wenig über 23 J. Wichtiger ist die Gruppierung der B. nach den produktiven und den nicht produktiven Lebensperioden. Die erstere kann man mit Engel in den Altersabschnitt von 15 bis 65 J. setzen, während sowohl die Kinder unter 15 wie die Greise über 65 J. gewissermaßen eine Belastung der wirtschaftlich produktiven B. bilden. So sind nach Engel die Prozentsätze der gesamten B., die auf die Jugend (J.), die Produktiv- (P.) und die Altersperiode (A.) in den erwähnten Grenzen kommen, z. B. in

	J.	P.	A.
Deutschland	34,08	60,96	4,36
Österreich	33,25	62,70	3,45
Ungarn	37,22	60,34	2,54
Frankreich	27,06	66,18	6,77
England	36,14	59,62	4,36
Italien	32,47	62,60	4,33
Vereinigte Staaten ..	39,20	57,79	2,99

Sehr bedeutsam ist auch die Verteilung der B. nach dem Familienstande. So kamen im Deutschen Reiche 1875 auf 10000 männliche Per-

sonen über 15 J. 5247 Verheiratete und 525 Witwer, während die entsprechenden Verhältnisse zählen für die weibliche B. über 15 J. 4974 und 1202 betragen. In Frankreich berechnen sich dieselben für das männliche Geschlecht auf resp. 5637 und 778, für das weibliche auf 5496 und 1471, in England und Wales für die Männer auf 5587 und 573, für die Frauen auf 5223 und 1163.

Besondere Beachtung verdient ferner das Verhältnis der städtischen zu der ländlichen B. Im J. 1875 z. B. kamen in Deutschland auf die Orte von weniger als 2000 E. 61,0 Proz., auf die Städte von 2000 bis 100000 E. 32,7 Proz., auf die Städte mit mehr als 100000 E. 6,2 Proz. In allen Ländern zeigt sich ein starker Zubrang der B. zu den großen Städten. Berlin z. B. nahm von 1867 bis 1875 um 40 Proz. an B. zu, Hamburg um 20 Proz., Breslau um 41 Proz., München um 15 Proz., Dresden um 29 Proz., Leipzig um 42 Proz., Stuttgart um 43 Proz., Hannover um 45 Proz. Von 1875 bis 1880 wuchs Berlin dann weiter um 16 Proz., sodaß es nach der letzten Zählung bereits 1 122 385 E. aufwies.

Außer Berlin haben mit Sicherheit nur folgende Städte eine B. von über 1 Million: London (1881: 8832 441), Paris (1881: 2226 910), Wien (1880 mit Vororten: 1 108 867), Newyork (1880 ohne Vorstädte: 1 209 561), Kanton (circa 1 500 000). Für einige andere chines. Städte wird schätzungsweise etwa 1 000 000 E. angenommen.

Die Verteilung der B. nach Beruf und Beschäftigung läßt sich ebenfalls im Anschluß an die Volkszählung ermitteln, jedoch sind die bisher in den verschiedenen Staaten vorgenommenen Erhebungen dieser Art wegen der Verschiedenheit der Einteilungsprinzipien nicht wohl vergleichbar. Im Deutschen Reiche belief sich am 1. Dez. 1875 die gewerblich thätige B. beiderlei Geschlechts auf 6 470 680 oder 15,14 Proz. der Gesamtzahl; darunter befanden sich 2 945 084 Geschäftsleiter, 3 071 107 Gehilfen und Arbeiter und 454 489 Lehrlinge.

Neben dem Stande der B. in ihrer mannigfaltigen Gliederung, wie er periodisch durch Zählung festgestellt werden kann, ist aber auch die unausgehebt sich vollziehende Veränderung, die sog. Bewegung der B. durch eine fortlaufende Einteilung möglichst genau zu verfolgen. Die innerliche Veränderung der B. entsteht durch Geburt und Tod, daneben wirkt die Ein- und die Auswanderung (s. d.) ein, jedoch werden diese letztern Faktoren nur ausnahmsweise mit den erstern nach ihrer Bedeutung vergleichbar. Die Zahl der Geschlechtsungen steht mit der Volksvermehrung in engem Zusammenhange, und ist auch außerdem, namentlich mit ihren Zerlegungen, von vielfachem Interesse. Die numerischen Verhältnisse der Bewegung der B. charakterisierenden Zahlen zeigen meistens eine gewisse Konstanz, die um so größer erscheint, je größer die zu Grunde liegenden Ziffern sind. Die Ursache dieser sogenannten Gesetzmäßigkeit liegt darin, daß die Ursachen, die in einer großen Masse von Menschen für gewisse Erscheinungen irgendein numerisches Gesamtverhältnis hervorrufen haben, eben wegen der großen Menge der Einzelfälle, in denen sie wirken, sich in der Regel nicht rasch durchgreifend ändern, sondern nur allmählichen Modifikationen unterworfen sind.

Zur Charakteristik der Fruchtbarkeit einer B. gibt man gewöhnlich die Zahl der Geburten an, die in

einem Jahre durchschnittlich auf 1000 Lebende kommen. Eine streng wissenschaftliche Bedeutung ist dieser »Geburtenziffer« jedoch nicht beizulegen, da sie keineswegs eine für verschiedene Länder genau vergleichbare Größe darstellt. Sie betrug (mit Ausschluß der Totgeburten) im Mittel aus den 13 Jahren 1865—77 in Preußen 38,8, in Bayern 39,8, in Österreich 40,8, in England und Wales 40,8. Von Jahren, in denen nur Durchweg Zahlen gegeben sind, und zwar horenen i Jahr ein größtmög von irge noch erre Zahl der geburten England 1042, in 1051. In Knaben r hältnis b das allge in Preuß Frankreich Bei den 1 benüberschuß konstant geringer als bei den ehelichen; die Verhältniszahl beträgt z. B. in Preußen (inkl. Totgeburten) 1048, in Bayern 1040, in Frankreich (exkl. Totgeburten) 1036.

Zur allgemeinen Kennzeichnung der Sterblichkeitsverhältnisse einer V. pflegt man sich noch vielfach des Verhältnisses der Zahl der Gestorbenen eines Jahres zu der Volkszahl zu bedienen, obwohl diese sog. Sterblichkeitsziffer, namentlich wegen der verschiedenen Einwirkung der Kindersterblichkeit, von noch zweifelhafterem Werte ist als die Geburtenziffer. So kamen auf 1000 G. in den J. 1865—77 durchschnittlich (exkl. Totgeburten) in Preußen 27,4, in Bayern 31,0, in Sachsen 28,8, in Württemberg 32,0, in Österreich (Eisl.) 31,5, in Ungarn 38,4, in England und Wales 22,2, in Italien 29,9, in Frankreich 24,0 Sterbefälle. Detaillierte Erhebungen über das Alter der Gestorbenen sind sehr zu wünschen, wenn die betreffenden Zahlen auch unmittelbar keine genügend brauchbaren Aufschlüsse geben, sondern erst zur Konstruktion von Sterblichkeitsstabellen zu verwerten sind. Aus den letztern läßt sich z. B. erst die mittlere und die wahrscheinliche Lebensdauer der V. bestimmen, während die Jahreslisten unmittelbar nur das Durchschnittsalter der Gestorbenen ergeben (S. Mortalität.) Daß die Sterbefälle sich nicht ganz gleichmäßig auf die einzelnen Monate des Jahres verteilen, ist aus naheliegenden Erwägungen zu schließen und wird durch die Statistik bestätigt. Bei den Geburten treten solche Ungleichmäßigkeiten in geringerem Grade hervor.

Die jährliche Zahl der Eheschließungen bezieht man ebenfalls, um einigermaßen vergleichbare Relativzahlen zu erhalten, auf die gleichzeitige Ziffer der V. Die so sich ergebenden Verhältniszahlen zeigen jedoch größere Schwankungen als die Geburten- und Sterbeziffern, da die Gunst oder Ungunst der

allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse auf die Eheschließungen der Heiratslustigen begreiflicherweise einen tiefgehenden Einfluß ausüben. So kamen in Deutschland 1872 auf 10000 Seelen 103, 1877 aber nur 80 Heiraten und in Frankreich betrug diese Verhältniszahl in dem erstern Jahre 98, in dem letztern 75. Sehr ungleichmäßig ist aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen, in lath. Ländern namentlich wegen kirchlicher Vorschriften, die Verteilung der Trauungen auf die einzelnen Monate des Jahres. Größere Gleichförmigkeit zeigt sich in den relativen Zahlen der Eheschließungen der verschiedenen Altersklassen, und vollends eine sehr große hinsichtlich der Kombinationen der verschiedenen Civilstandsklassen. So kommen z. B. in England und Wales mit geringen Schwankungen auf 1000 Eheschließungen 817 zwischen Junggesellen und Jungfrauen, 44 zwischen Junggesellen und Witwen, 86 zwischen Witwern und Jungfrauen und 53 zwischen Witwern und Witwen.

Aus den jährlichen Geburten und Sterbefällen, nebst den Einwanderungen und Auswanderungen, setzt sich nun die Gesamtänderung der V. zusammen, die in allen Ländern mit normalen Zuständen eine positive Größe, also eine Zunahme darstellt. Diese Zunahme betrug z. B. durchschnittlich jährlich in Preußen von 1830—61: 1,10 Proz., von 1861—77: 0,80 Proz.; in Bayern von 1818—61: 0,88 Proz., von 1861—76: 0,81 Proz.; in Sachsen von 1820—61: 1,41 Proz., von 1861—77: 1,14 Proz.; in Österreich (Eisl.) von 1880—60: 0,41 Proz., von 1860—77: 0,48 Proz.; in Ungarn von 1860—75: 0,84 Proz.; in Großbritannien und Irland von 1801—61: 0,97 Proz., von 1861—77: 0,82 Proz.; in Frankreich von 1800—60: 0,48 Proz., von 1860—76: 0,97 Proz. Daß Deutsche Reich nahm von 1871—76 durchschnittlich um jährlich 417142, von 1875—80 aber um jährlich 493300 Seelen zu, oder um resp. je 1,19 und 1,80 Proz. der jeweiligen mittlern V. In den Vereinigten Staaten betrug die Gesamtzunahme der V. (mit Einschluß der Einwanderung) von 1790—1800 86 Proz. und von 1870—80, nachdem das vorhergegangene Jahrzehnt ein weniger günstiges Ergebnis gehabt, wieder 30 Proz. Eine erhebliche Abnahme der V. zeigt uns Irland, das 1841 noch 8199863, 1851 aber nur 6514473 und 1881 nur 5159839 G. zählte.

Die Bestrebungen der Regierungen, auf die Bevölkerungsverhältnisse einzuwirken, fassen sich als Bevölkerungspolitik zusammen. Seit Colbert war bis gegen Ende des 18. Jahrh. die Tendenz der praktischen Staatsmänner darauf gerichtet, durch Beförderung der Heiraten und der Kindererzeugung — sogar durch Aussetzung von Prämien — eine möglichst große Volksvermehrung herbeizuführen, in der auch die Theoretiker, wie Malthus, von Juv. und von Sonnenfels, das Hauptmerkmal der Staatswohlfaht erblickten. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. aber trat ein Umschwung der Anschauungen ein, der theoretisch namentlich durch das Werk von Malthus (s. d. und Bevölkerungstheorie), praktisch aber durch die gebrachte Lage der Masse der Arbeiter in der Periode des Übergangs zu der modernen Maschinenindustrie verursacht wurde. Man hielt es jetzt vielfach für nicht die Auswanderung zu begünstigen, und in einem deutschen Staaten namentlich wurden die Eheschließungen der Unbemittelten durch die Besteuerung wesentlich erschwert. Das Nachdruck

Bundesgesetz vom 4. Mai 1868 beseitigte jedoch diese Beschränkungen vollständig. Dasselbe wurde auch in Württemberg und Baden eingeführt, nicht aber in Bayern, wo zwar auch die früheren Bestimmungen über den obrigkeitlichen Ehesens aufgehoben wurden, aber durch das Gesetz vom 16. April 1868 den Gemeinden in bestimmten Fällen ein Einspruchsrecht gegen eine beabsichtigte Eheschließung vorbehalten ist. Als Gebiet zur praktischen Betätigung der Bevölkerungspolitik können gegenwärtig wohl nur noch die Angelegenheiten der Auswanderung (s. d.) in Frage kommen, da die öffentliche Gesundheitspflege selbständig zu betrachten ist.

Litteratur. Quetelet, *«Sur l'homme ou essai de physique sociale»* (2 Bde., Par. 1835; deutsch von Riede, Stuttg. 1838; neu bearbeitet unter dem Titel: *«Physique sociale»*, 2 Bde., Brüss. und Par. 1869); Bernoulli, *«Handbuch der Populationsstatistik»* (Wlm 1841, Nachtrag 1843); Guillard, *«Éléments de statistique humaine ou démographie comparée»* (Par. 1855); Wappäus, *«Allgemeine Bevölkerungsstatistik»* (2 Bde., Epj. 1859—61); Gerstner, *«Bevölkerungslehre»* (Wurz. 1864); Knapp, *«Theorie des Bevölkerungswechsels»* (Braunschw. 1873); Lertz, *«Einleitung in die Theorie der Bevölkerungsstatistik»* (Straßb. 1875); Behm und Wagner, *«Die Bevölkerung der Erde»* (Ergänzungshefte zu Petermanns *«Mittheilungen»*, I—VI, Gotha 1872—80); *«Movimento dello stato civile, anni 1862—77. Introduzione»* (Rom 1878).

Bevölkerungstheorie. Man hat vielfach versucht, die Veränderungen der Bevölkerung auf einfache allgemeine Formeln zurückzuführen, die den Charakter von Naturgesetzen haben sollen. Die am nächsten liegende Formel dieser Art ist offenbar die Annahme der geometrischen Progression der Bevölkerung mit längern oder kürzern Verdoppelungsperioden. Wenn in irgend einem noch überflüssigen Boden besitzenden Lande aus 1 Mill. Einwohnern z. B. nach 25 Jahren 2 Mill. geworden sind, so ist die Vermutung begründet, daß, wenn keine besonderen Hemmungsurachen auftreten, nach abermals 25 Jahren für jede Million wiederum 2, im Ganzen also 4 Mill. Seelen vorhanden sein werden; nach 75 Jahren vom Anfangspunkt aus wären 8, nach 100 Jahren 16 Mill. zu erwarten u. s. w., und das so resultierende Gesetz der Vermehrung wäre auch für die Zwischenzeiten (in der Form einer Potenz mit der Zeit als Exponenten) als geltend anzunehmen. Wenn daher Malthus (s. d.) den Satz aufstellte, daß die Bevölkerung die Tendenz habe, sich diesem Gesetze gemäß immer weiter zu vermehren, so läßt sich derselbe als Prinzip kaum bestreiten, wenn man auch über die Größe der Verdoppelungsperiode diskutieren mag. Daß aber die Vermehrung in geometrischer Progression wirklich stattfindet, ist Malthus weit entfernt zu behaupten; eine solche Erscheinung wird höchstens in neu kolonisierten Ländern zeitweise zu beobachten sein, solange den Bewohnern noch völlig freie Expansion möglich ist. Malthus sieht den der Völkervermehrung entgegenwirkenden Faktor in der Unzulänglichkeit der Nahrungsmittel, die, wie er annimmt, sich nur in arithmetischer Progression, also wie 1, 2, 3, 4 u. s. w. vermehren lassen, während die Bevölkerung die Tendenz hat, wie 1, 2, 4, 8 u. s. w. zu steigen. Das natürliche Wachstum der Bevölkerung wird daher nach Malthus notwendig durch natürliche Repressivmittel, Hunger, Not, Glend, die namentlich auf die

Kindsterblichkeit einwirken, zurückgehalten, wenn sich die Menschen nicht freiwillig zur Anwendung von Präventivmitteln, namentlich Vorsicht in der Eheschließung und zur Enthaltfamkeit entschließen. Gegen diese Malthus'sche V. ist zunächst einzuwenden, daß das für die Vermehrung der Nahrungsmittel aufgestellte Schema ein ganz willkürliches ist, das übrigens auch Malthus eigentlich nur beispieelsweise angenommen hat. Ferner kann aber überhaupt auf viele Jahrhunderte hinaus nicht von einem objektiven Mangel an Nahrungsmitteln die Rede sein, solange ungeheure Strecken der Erde noch gar nicht oder nur sehr ungenügend ausgenutzt

sind. Jede momentane Besserung ihrer Lage nur benutzen, um leichtsinnige Heiraten zu schließen und sich proletarisch zu vermehren, so ist nicht abzusehen, wie jenes Uebel auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung gehoben werden könnte. Aber auch wenn man sich irgendeine sozialistische oder kommunistische Idealorganisation verwirklicht denken wollte, so würde auch diese eine uneingeschränkte Vermehrung der Bevölkerung, wie sie der natürlichen Tendenz entspricht, auf unbegrenzte Dauer nicht ertragen können, es müßte schließlich doch wieder die menschliche Vernunft dem zügellosen Naturtriebe entgegentreten. Daß diese Zügelung ohne Mitwirkung des menschlichen Willens von selbst durch ein automatisch wirkendes organisches Naturgesetz erfolge, wie Doublebay, Sadler, Spencer, Carey, Proudhon u. a. meinen, ist eine ganz willkürliche, meistens auf theologisierenden Mysticismus oder bodenlosen Optimismus gestützte Behauptung, die Fruchtbarkeit im so mehr ab, je besser sie veruft sich dafür auf die belebten Vieh. Sadler hat ähnliche andern genannten meinen, erdensystems und die geistige umgekehrten Verhältnis zur t; je mehr der Mensch sich so weniger werde er sich ver- nisch sich nicht in so starkem kann wie die niedern Tiere, je stellen, aber seine wirkliche Vermehrbarkeit kann recht wohl mit Rücksicht auf die gegebenen wirtschaftlichen und sozialen Existenzbedingungen der einzelnen zu einer tatsächlichen Überbevölkerung führen, die dann auf empfindliche und schmerzliche Weise ihr Heilmittel aus sich selbst erzeugt. Daß in dieser Thatsache ein Widerspruch mit den sonst herrschenden Naturgesetzen

liege, wird angeflücht der heute zur Anerkennung gelangten Lehre vom Kampfe ums Dasein in der Natur wohl niemand mehr behaupten wollen. Wenn die fortschreitende geistige Entwicklung der Menschheit Hilfe bringen soll, so wird dies sicherlich nicht auf automatisch-organischem, sondern auf dem Wege der bewußten Selbstbeherrschung geschehen. Auf absehbare Zeit aber ist Übervölkerung nur eine von der Volkszahl unabhängige, also nur relative Erscheinung, die mit wirtschaftlichen und sozialen Mißverhältnissen zusammenhängt und durch Herstellung eines bessern Gleichgewichts von Produktion und Konsumtion, unter Umständen auch durch Auswanderung beseitigt werden kann. Vgl: Malthus, «An essay on the principle of population» (Lond. 1798; 7. Aufl. 1872, deutsch, Altona 1807); Doubleday, «The true law of population» (Lond. 1840); Sadler, «The law of population» (2 Bde., Lond. 1830); Spencer, «Theory of population» (Lond. 1852); Garnier, «Du principe de population» (Par. 1857); Rautsky, «Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft» (Wien 1880).

Bewaffnen, s. Armerien.

Bewässerung, s. Wassen.

Bewässerung oder **Irrigation** ist das Mittel, dem Boden und durch ihn der Vegetation die ihm mangelnde Feuchtigkeit, eine der Bedingungen frischen und ergiebigen Pflanzenwachstums, zu verschaffen; sie ist dasselbe im großen Maßstabe, was das Begießen bei der Gärtnerei im kleinen ist, und muß, gleich diesem, zu passender Jahreszeit mit Wasser von entsprechender Beschaffenheit und auf einem Boden, welcher schon im voraus dafür empfänglich gemacht worden ist, vorgenommen werden. Da in warmen Klimaten oder auf sonst sterilen Flächen häufig die Zufuhr von Wasser die einzige Bedingung der Fruchtbarkeit eines Bodens ist, so ist die B. schon seit den ältesten Zeiten zu einer der bedeutendsten Meliorationen in der Landwirtschaft und demgemäß auch in systematischer Weise zu einer Kunst ausgebildet worden, welche die eine Hälfte der Aufgabe der landwirtschaftlichen Kulturtechnik bildet. Schon die Bibel erwähnt an mehreren Stellen die Leitung von Wasser über die Saaten; das Land zwischen Euphrat und Tigris, Mesopotamien, galt im grauen Altertum seiner zu Bewässerungszwecken durchgeführten Kanalisation halber für ein Vorbild landwirtschaftlichen Fortschritts; die Länder der ältesten Kultur, China, Indien und Ägypten, haben von jeher und bis heute die B. in jeglicher Weise zur Belebung ihrer Saaten benützt. Das letztere Land begnügt sich keineswegs mit den periodischen Überschwemmungen des Nilstroms, sondern leitet dessen Gewässer vermittelst eines in der Neuzeit durch großartige Dampfwasserhebwerke unterstützten, weitverzweigten Kanalsystems durch sein ganzes Ertragsgebiet bis zum Rande der Wüste.

In Europa waren die Etrusker die ältesten Bewässerungskünstler. Von den riesigen Werken, welche sie ausschließlich zum Zwecke der Wasserzufuhr für die Felder errichteten, geben noch gegenwärtig die kolossalen Reste der philistinischen Kanäle zwischen Abige und Po Zeugnis. Sie übertrugen ihre Kunst auf die Römer. Am höchsten entfaltete sich die Organisation der B. in der Lombardei. Seit den Römerzeiten unablässig entwickelt und ausgebaut, erstreckt sich deren Kanalnetz für landwirtschaftliche Bewässerungszwecke gegenwärtig über 430 000 ha.

Die Hauptkanäle wurden zum Teil schon im frühesten Mittelalter von den Städten Mailand, Brescia, Cremona unter der Herrschaft der Visconti, Forza, Pallavicini, Maggi, im Mantuanischen durch die Gonzaga angelegt, unter Benennung der vorhandenen Wasserbauten der Alten. Das Wasser liefern ihnen teils die Flüsse Adda, Tessin, Brembo, Serio, Oglio, Mella, Eliso und Mincio, teils in geringerem Maßstabe die Fontanili, gefasste Quellen, von welchen insbesondere diejenigen geschätzt werden, welche auch in der rauhen Jahreszeit ein warmes Wasser von durchschnittlich 10° R. ergießen, zur Anlage und B. der herrlichen Winterweiden, Marcite, die sich außer der Lombardei nur noch in Spanien vorfinden. Die Abflüsse der B. münden sämtlich in den Po, der durch sie große Mengen an Schlamm und Befruchtungsstoffen zugeführt erhält. Die Länge aller lombard. Bewässerungskanäle beträgt über 7000 km. Die Wasserzufuhr, zu 1 l per Sekunde und Hektar, beläuft sich auf 428 cbm in der Sekunde. Der größte Bewässerungskanal der Lombardei ist der Naviglio grande, welcher, aus der Adda gespeist, die Wiesen, Hanf-, Wein- und Getreidefelder, auch einige Reispflanzungen im östl. Teile des Mailändischen und in der Provinz Lodi, im ganzen ein Gebiet von 98 000 ha bewässert; er ist 50 km lang und zugleich schiffbar. Noch größer ist als Kanal die 57 km lange Muzza, welche jedoch bloß auf zwei Dritteln ihres Laufs zur B. eines Gebietes von 16 400 ha benützt wird, welches die Sera d'Adda und Crema einschließt. An den großen Naviglio schließt sich der Kanal von Bereguardo, an die Muzza mehrere von Brembo, Serio und Oglio gespeiste Kanäle im Bergamaskischen; ihnen reihen sich an die von Pavia, Cremona, Savarzo, Martesana (mit dem Naviglio interno, der die Spülwasser der Stadt Mailand aufnimmt), Fusa; die Wasserleitungen Vailata, Ritorto, Pallavicino, Lonata, Calcinata, Aquanegra, Marchionale, Pozzola u. a.

Winder ausgebildet als in der Lombardei ist das Bewässerungswesen im Piemontesischen, doch hat dasselbe seit Erbauung des großen Canourkanals, der den Po mit dem Ticino verbindet, einen größeren Aufschwung genommen. Letzteres große Werk, 1862 begonnen, 1869 vollendet, ist 82 km lang und hat samt dem Zweigkanal Domellina 53 Mil. Lire gekostet. Der Canourkanal dient zugleich für die ältern piemont. Bewässerungskanäle von Rotto, Jorea, Calusa, Cigliano, Sesia u. s. w. als Füllwasser und das gesamte System bewässert eine Fläche von etwa 250 000 ha. (Vgl. Hammi, «Die Meliorationen in Italien», Wien 1875.)

Aus der Lombardei gelangte durch heimgekehrte Söldner im 18. Jahrh. die Kunst der B. nach Deutschland, zunächst an den Niederrhein, wo sie sich besonders im Siegerner Lande festsetzte und ausbildete. England, dessen Klima sie nicht bedarf, hat wenig an Bewässerungsanlagen aufzuweisen, desto mehr Frankreich, das in seinem Süden noch mehr darauf angewiesen ist als die Lombardei; die bedeutendsten Bewässerungseinrichtungen finden sich hier in den Thälern der Loire und Garonne, ferner in den Depart. Savoie und Haute-Savoie, Bouches du Rhône, Herault, Gard u. s. w. In Spanien haben schon die Mauren die B. eingeführt; ihr verdankt die Huerta di Valencia einzig ihre üppige Fruchtbarkeit. Aber auch die Urvölker der Neuen Welt wußten sie zu gebrauchen, wie die überbleibsel

der vor den Äypten in Ägypten ausgeführten großartigen Bewässerungsanlagen noch heute beweißen.

Die gegenwärtig in Anwendung befindlichen Bewässerungssysteme lassen sich in drei Gruppen bringen, je nachdem sie gewöhnliches Wasser verwenden oder zugleich eine Erdbewegung oder eine Düngung bezwecken. Zwar ist stets der wichtige Nebenzweck jeder B. eine direkte oder indirekte Befruchtung; allein es kommt darauf an, welche Stoffe dem Wässerungswasser aufgegeben werden. Die reine B. umfasst die folgenden Systeme: 1) Einföderung oder Infiltration. Sie besteht darin, daß das in Gräben oder natürlichen Läufern zugeführte Wasser auf den Boden nur durch Eindringen vor der Böschungseite her wirkt, weshalb sich nicht über den Rand der Leitungen zu erheben braucht. Eine solche B. ergibt auf leichtem, durchlassendem Terrain, insbesondere auf Moorland, ausgezeichnete Resultate; sie wird angewendet bei der Dammkultur der Moore und vorzugsweise in Lagen mit schwachem Erdbreich, deren Pflanzenwachstum viele Feuchtigkeit erheischt, also bei den Plantagenwirtschaften der warmen Zone. Eine hohe Temperatur unterstützt wesentlich die Wirkung der Infiltration. 2) Stauung (Submersion) oder Überflutung. Es wird dabei ein Boden seiner ganzen Ausdehnung nach mit Wasser überflutet, welches so lange darauf stehen bleibt, bis er sich genügend vollgesogen hat. Die Zuleitung erfolgt gewöhnlich mittels Schwellung eines Wasserlaufs durch Wehren oder Schleusen; das Wässerungsgrundstück muß in den meisten Fällen eingedämmt werden. Die Stauung erfolgt nur im ersten Frühjahr oder im Spätherbst. 3) Rieselung (Irrigation proprement dite). Bei diesem System wird der zu bewässernde Boden von laufendem Wasser unaufhörlich überrieselt, weshalb er ein Gefälle haben muß. Je nachdem dieses natürlich ist oder künstlich hergestellt werden muß, spricht man von natürlicher B. oder von Kunstbau. Läufe des Rieselungswassers bloß nach einer Seite hin, also auf einseitig schiefer Fläche hinab, so nennt man diese Bewässerungsart Hangbau; werden auf künstliche Weise zwei geneigte Flächen dachförmig aneinandergesetzt, so daß das Wasser von ihrer First aus beide überrieselt, so ist dies ein Dach- oder Rückenbau. Eine Vermittelung zwischen Stauung und Rieselung bildet die Bewässerungsmethode von Petersen in Wittfel (Holstein) in Verbindung mit der Drainierung (s. d.); die drainierten Flächen werden mittels besonderer Stauapparate unter Wasser gesetzt, wobei eine energische Zirkulation mit gesicherter Abfuhr des verbrauchten erzielt wird. 4) Röhrenbewässerung. Die Zufuhr des Wassers geschieht in Röhren, die Verteilung mittels mechan. Vorrichtungen. Man hat dazu etwa Spritzen von besonderer Konstruktion (Schweiz) oder läßt sogar das Wasser aus durchlöchernten Röhren von oben herab gleich einem Regen auf die Felder strömen (England). Mit diesem seltener angewendeten System der B. läßt sich auch zugleich aus der flüssigen Düngung verbinden.

B. mit Erdbewegung. In vielen Gegenden findet diese in natürlicher Weise statt, z. B. in Ägypten durch die Überschwemmungen des Nils, welche stets eine, wenn auch äußerst geringe Schlammhochzeit zuzulassen und auf diese Weise das Bodenniveau allmählich erhöhen. Diesen Effekt erzielt man aber auch auf künstliche Weise durch eine B., deren Hauptzweck nicht die Zufuhr von Wasser,

sondern von Erde in feingeriebter Gestalt ist, wodurch eine Niveaueränderung und Verbesserung des Bodens herbeigeführt wird. Ist die erstere das Ziel, so heißt diese Melioration Anfrischung (Colmatage), wird bloß eine befruchtende Wirkung beabsichtigt, Aufschwemmung (Limonage). Mittels der Colmatage (dies ist der gebräuchliche technische Ausdruck) ... die größten Korrektionsarbeiten mit überausenden Erfolgen durchgeführt, z. B. Valbichina, todem Maremma u. s. w. in Italien; Colles de l'Arce (Haute-Savoie), de l'Arc et de l'Yère (Savoie) u. s. w. in Frankreich. B. mit Düngung. Hierbei hat die B. den Zweck, eine gleichmäßige Zufuhr von befruchtenden Stoffen über größere Flächen zu vermitteln. Dies geschieht entweder mittels Druck durch stärkere Motoren (Dampfkraft u. s. w.) oder im natürlichen, resp. künstlichen Gefälle. Die B. selbst ist eine Rieselung. Man unterscheidet die Grubendüngerbewässerung (Sewage) zur vorteilhaften Verwertung, resp. Zufuhr der städtischen Abfälle, und das schott. System der flüssigen Düngung mittels unterirdischer Röhren und Schläuche, nach Kennedy.

Bei der B. wirkt nicht bloß die kühlende und erfrischende Feuchtigkeit, sondern auch noch die Eigenschaft des Wassers, die unorganischen Pflanzennährstoffe im Boden löslich und den Gewächsen assimilierbar zu machen; ferner von andern Boden dergleichen befruchtenden Stoffe herbeizuführen, diese den Pflanzenwurzeln zu überliefern, der Boden locker zu erhalten, wohlthätige und-nährende Gasarten in denselben zu bringen, kurz, ihre großen Erfolge resultieren aus der Vereinigung und Konzentration aller Kräfte des Bodens, der Luft, der Wärme, des Lichts und der Feuchtigkeit, welche sie den Pflanzen zugänglich macht. Über das ideale Associationswesen in der B., s. unter Wasser-genossenschaften.

Litteratur: Pagis, „Der praktische Rieselwies“ (Erg. 1857); derselbe, „Verbesserung der Wiesen durch B.“ (Erg. 1858); König, „Die Ent- und Bewässerung der ländlichen Grundstücke“ (Münch. 1859); Fürstenthaupt, „Praktisches Handbuch der Bodenkultur durch Entwässerung, B. und Umwandlung“ (Berl. 1860); Barral, „Drainage, Irrigation, Engrais liquides“ (Par. 1860); Feyer, „Die hamov. Gesetzgebung über Ent- und Bewässerung der Grundstücke“ (Gießen 1861); Erdmann, „Das ländliche Wasserrecht“ (Raffel 1862); Vargus, „Irrigations et prairies“ (Mons 1861); Gers, „De l'irrigation dans les contrées montagneuses“ (Par. 1861); Rabaud de Buffon, „Hydraulique agricole“ (Par. 1862); Hauptvert, „Servis-Rangon, „L'emploi des eaux dans les irrigations“ (Par. 1863); Laffont, „Guide pratique de l'ingénieur agricole, hydraulique, irrigations“ (Par. 1865); Trendelenburg, „Ent- und Bewässerung der Ländereien“ (Hannov. 1865); Saag, „Das Gesetz über die Ent- und Entwässerungsunternehmungen zum Zwecke der Bodenkultur“ (Münch. 1866); Bed, „Über Ent- und Bewässerungsanlagen“ (Trier 1866); Willerow und Müller, „Mamel des irrigations“ (Par. 1867); Reinsch, „Das Wasser und seine Bedeutung für das Leben der Pflanze“ (Erlangen 1868); Dapongel, „Hydraulique agricole“ (Par. 1868); Caveleye, „La Lombardie et la Suisse, études d'économie rurale“ (Par. 1869); Fegebeutel, „Die Kanalwasserbewässerung“ (Danz. 1870); Perels, „Handbuch des landwirtschaftl. Wasserbaues“ (Berl. 1877).

Bewbley (spr. Bjuhbley), Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, 22 km im NW. von Worcester, auf einer Höhe am Severn, zählt (1881) 3088 (als Parlamentssiedlung 8677) E., zählt ein Mitglied ins Parlament, hat Gerbereien, Hornwarenfabrikation (Kämme) und Selbgießereien. Nahe der Stadt befindet sich ein großer Park.

Bewegliche Güter, s. Mobilien.

Bewegung nennt man die Ortsveränderung eines Körpers im Raume. Ob ein Körper in Ruhe oder ob er in B. ist, darüber können wir nur urteilen, wenn wir seine Lage mit derjenigen anderer Körper vergleichen, die wir als ruhend betrachten; unser Urteil über die B. eines Körpers ist deshalb auch stets ein relatives. Das Haus steht fest, es ist in Ruhe im Vergleich zu dem umgebenden Boden, zu den benachbarten Bäumen, Felsen, Bergen u. s. w. Aber das Haus ist nicht in absoluter Ruhe, denn es teilt mit der ganzen Erdoberfläche die tägliche Umdrehung um die Erdschale und durchläuft mit der Erde die Bahn, welche dieselbe um die Sonne beschreibt. Ein fallender Stein, eine geworfene Bombe, ein dahinbrausender Eisenbahnzug ist aber auch in Beziehung auf die benachbarten festen Gegenstände der Erdoberfläche in B. Die B. der Körper kann eine höchst mannigfaltige sein, je nachdem ihre Richtung und ihre Geschwindigkeit sich ändert. Wenn ein Körper sich in unveränderter Richtung bewegt, so ist die von ihm zurückgelegte Bahn eine gerade Linie, wie dies z. B. bei einem frei fallenden Körper oder bei einem Eisenbahnzuge der Fall ist, der eben auf einem geradlinigen Bahnstück dahinfährt. Findet dagegen eine stetige Änderung in der Richtung der Bahn statt, wie z. B. bei einem geworfenen Körper, bei der Bahn des Mondes um die Erde oder der Erde um die Sonne, so ist die Bahn eine krummlinige. In Beziehung auf Geschwindigkeit unterscheidet man gleichförmige Geschwindigkeit, wenn der Körper in jedem folgenden Zeiteilchen einen ebenso großen Weg zurücklegt wie in dem vorangehenden, wie dies z. B. bei einem Eisenbahnzuge der Fall wäre, welcher in jeder Sekunde genau eine gleich lange Strecke fahren würde. So beschreibt ein Schnellzug, im Mittel genommen, in jeder Sekunde einen Weg von 20–22 m; ein Fußgänger geht gewöhnlich mit einer mittleren Geschwindigkeit von 1,3 m in der Sekunde. Ein Beispiel gleichförmiger kreisförmiger B. liefert das Schwungrad einer Dampfmaschine, welches nicht allein für jeden vollständigen Umlauf gleich viel Zeit braucht, sondern auch $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$... $\frac{1}{10}$ seines Umlaufs in $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$... $\frac{1}{10}$ der Umlaufszeit zurücklegt. Ein Körper bewegt sich mit beschleunigter oder verzögerter Geschwindigkeit, wenn er in jedem folgenden Zeiteilchen einen größeren oder einen kleineren Weg zurücklegt als in dem vorhergehenden. Ersteres findet bei einem frei fallenden, letzteres bei einem vertikal aufwärts geworfenen Körper während seines Steigens statt.

Die wahren Gesetze der B. waren den Alten unbekannt, deren mechan. Kenntnisse sich auf die wenigen von Archimedes erkannten und bewiesenen Sätze der Statik (Hebel, Schwerpunkt und Gewichtsverlust von Körpern, welche in Flüssigkeiten untergetaucht sind) beschränkten. Was Aristoteles über B. gelehrt hat, ist größtenteils unrichtig. So unterscheidet er z. B. zwischen «natürlicher B.» (freier Fall) und «gezwungener B.» (B. geworfener Körper). Er behauptete, daß ein Körper um so schneller fallen

musse, je gewichtiger er sei u. s. w. Solange überhaupt das Gesetz der Trägheit noch nicht erkannt worden war, suchte man die krummlinige B. durch die Annahme einer Kraft zu erklären, welche den Körper gleichsam in der Kurve fortrifft, wie denn auch Kepler noch der Meinung war, daß die Richtung der Trägheit, welche die Planeten in B. setzen, nach der Tangente ihrer Bahn wirken müßten. Erst Galilei kann als Begründer der Bewegungslehre bezeichnet werden. Das erste Gesetz der B., welches er aufstellte (1638), ist dasjenige, welches gewöhnlich als «Gesetz der Trägheit» bezeichnet wird. Nach diesem Gesetze muß sich ein Körper, welcher einmal in B. ist, in gerader Linie mit gleichförmiger Geschwindigkeit fortbewegen, solange keinerlei Kräfte auf ihn einwirken. Die Erkenntnis dieses Gesetzes war sehr schwierig, weil wir nicht im Stande sind, einen bewegten Körper dem Einflusse bewegender Kräfte und Bewegungshindernisse zu entziehen, weil also eine geradlinige und gleichförmige, nur unter dem Einflusse der Trägheit vor sich gehende B. gar nicht stattfinden kann. Bei allen B., welche man zu beobachten Gelegenheit hat, tritt also die Wirkung der Trägheit nie rein für sich auf, sondern stets modifiziert durch beschleunigende Kräfte und Bewegungshindernisse; es gilt also, die Wirkung der Trägheit in diesen Kombinationen zu erkennen und sie bei allen in der Wirklichkeit vorkommenden B. nachzuweisen, wie dies Galilei in der That beim freien Fall, der Wurfbewegung u. s. w. nachgewiesen hat. Das zweite von Galilei aufgestellte Gesetz der B. heißt: Die Bahn eines unter dem Einflusse einer beschleunigenden Kraft sich bewegenden Körpers ist in jedem kleinen Zeiteilchen die Resultierende derjenigen Bahnen, welche der Körper einerseits vermöge der bereits erlangten Geschwindigkeit nach dem Gesetze der Trägheit und andererseits unter dem alleinigen Einflusse der beschleunigenden Kraft in diesem Zeiteilchen zurücklegen würde. Die B. wird eine geradlinige sein, wenn, wie beim freien Fall, in jedem Punkte der Bahn die Richtung der beschleunigenden Kraft mit der Richtung der bereits erlangten Geschwindigkeit zusammenfällt. Die Bahn des Körpers wird eine krummlinige sein, wenn in jedem Punkte derselben die beschleunigende Kraft einen Winkel mit derjenigen Richtung macht, in welcher sich der Körper nach dem Gesetze der Trägheit vermöge seiner Geschwindigkeit tangentialiter fortzubewegen strebt, wie dies bei der Wurfbewegung und bei der Planetenbewegung der Fall ist. Die beschleunigende Kraft, welche die Planeten treibt, ist stets gegen die Sonne gerichtet, während dieselben in jedem Moment nach dem Gesetze der Trägheit in tangentialer Richtung von ihrer Bahn sich zu entfernen streben. Die Gesetze der B. werden in der Kinematik und Dynamik behandelt. Eine wissenschaftliche Übersicht der Bewegungsgesetze vom neuesten Standpunkte gibt Maxwell, «Substant und Bewegung» (Braunschw. 1881).

Die B. lebender Organismen ist ein Akt der das Wesen des Lebens ausmachenden Selbstthätigkeit (oder Selbstregierung) und als solche eine Haupteigenschaft des Lebens, und zwar insbesondere der tierischen. Hier, bei den Tieren, gilt sie zugleich als das wesentliche Kriterium des Lebens, indem man alle Körper, bei welcher sie nicht konstatirt werden kann, als tot ansieht. An und für sich ist freilich keine bestimmte Grenze zwischen der Molekularbewegung infolge der Zersetzung des toten Körpers

und der Molekularbewegung der Ernährung zu ziehen, sowie diese wieder, bei Beteiligung größerer Gruppen von Elementarteilen, in sichtbare *B.* übergeht. Übrigens ist diese letztere eine Eigenschaft der organischen Substanz selbst, des Zelleninhalts, und existiert selbst bei den niedrigsten Organismen, wo keine Spur von Scheidung von Organen oder Elementarteilen vorhanden ist. Die formlose Substanz der niedersten Organismen (Protisten) und der Zelleninhalt der höhern, Pflanzen wie Tiere, ist ursprünglich kontraktile. Aber bei den höhern Tieren, wo die Arbeitsteilung der Organteile weiter vorgeschritten ist, erfolgt alle organische *B.*, sowohl die ortsverändernde des ganzen Körpers und einzelner Glieder, als die innere, den Umlauf der Ernährungs- und Bildungsäfte bedingende *B.*, z. B. des Verzehs und der Gedarme, durch Zusammenziehungen gewisser kontraktiler Fasern, welche Muskel-fasern (s. Muskeln) genannt werden.

Den Anstoß hierzu gibt in dem lebenden Organismus das Nervensystem, welches zu diesem Behufe nach allen der Zusammenziehung fähigen Gebilden (Muskeln) des Körpers hin seine Nervenfasern, die Bewegungs- oder motorischen Nerven, von dem Centrum (dem Gehirn und Rückenmark) ausfendet und vermittelt der sog. Nerven-erregungen, welche wahrnehmlich im Wesen mit der elektrischen Reizung zusammenfallen, die Verkürzung der Muskelfasern auslöst. Durch diese Auslösung wird auch die *B.* für den Physiologen das Maß der Empfindung. Sogar in dem frischgetödteten Tiere erfolgt durch Reizung dieser Nervenfasern (z. B. mittels Stoß, Quetschung, Hitze, chem. Substanzen, Elektrizität) eine Zusammenziehung der Muskeln, in welche jene Fäden ausmünden. Man unterscheidet gewöhnlich zwischen willkürlichen *B.*, welche durch einen vom Centralorgan ausgehenden, direkten Reiz, eine Willensäußerung, ausgelöst werden, und Reflexbewegungen (s. d.), welche auch ohne Bewußtsein, infolge von Reizungen der sensiblen Nerven ausgeführt werden, also eine direkte Übertragung des Reizes auf die Bewegungsnerven darstellen. Diese Übertragung geschieht in den Centralorganen und am leichtesten, wenn das Sensorium entfernt ist, also z. B. bei schlafenden oder geköpften Tieren. Eine wesentliche Rolle spielen dann noch diejenigen *B.*, welche, wie die Herz- und Darmbewegungen, gänzlich dem direkten Einflusse des Willens entzogen sind und wo die Quelle der Reizung, welche die *B.* veranlaßt, nur teilweise in dem Centralorgan, teilweise aber auch in den zerstreuten Nervencentren liegen, welche Ganglien (s. d.) genannt werden. Bei den niedern Tieren, besonders bei den Infusorien, Polypen, Quallen, einem Teil der Würmer, sowie bei den Eiern und Embryonen vieler, auch höherer Tiere, wird die Ortsbewegung und vielleicht auch gleichzeitig der mechan. Stoffwechsel durch die Zusammenziehung des die weiche Leibmasse dieser Organismen bildenden sog. tierischen Protoplasma bedingt, sowie durch seine haarförmige Fortsätze aus Protoplasmasubstanz (die sog. *Filimmer- oder Wimperzellen*), welche sich auf der äußern Leibesoberfläche befinden und während des Lebens entweder stets oder zeitweise in schwingender, nämlich unter dem Einflusse des Willens stehender *B.* begriffen sind.

Im Pflanzenreiche finden sich Spuren der organischen *B.*, besonders bei einer Reihe von mikroskopischen Pflanzen, wie den Algen, welche ge-

wisse regelmässige *B.* ausführen, oft sogar mittels *Filimmerhaaren* oder Geißeln umherschweben, sowie bei den sog. Reizbewegungen vieler Pflanzenteile, wie der Sensitiven (*Mimosa pudica*), in den Staubfäden der Berberitze, bei leiser Berührung mancher auflagernder Samenkapfeln u. s. w. Diese *B.* wird aber weder durch Nerven noch durch besondere Muskeln vermittelt, sondern teils durch die Kontraktilität des Inhalts (Protoplasma) der Zellen, welche den bezüglichen Pflanzenteil zusammensetzen, teils durch physik. Momente, insonderheit durch den Einfluß der Schwerkraft und der Lichtbestrahlung sowie durch eine rasch erfolgende, auf dem Wechsel der Inhibition beruhende Veränderung in den Spannungsverhältnissen der pflanzlichen Zelhäute, wie dies besonders bei den eben genannten größern Reizbewegungen gewisser Pflanzenteile der Fall ist. Neuerdings hat Darwin durch höchst sinnreiche Beobachtungen nachgewiesen, daß alle Pflanzen, namentlich an den Wurzelenden, *B.* ausführen, denen eine gewisse, dem überlegenden Willen ähnliche Zweckmäßigkeit nicht abzuspochen ist, welche aber so langsam vor sich gehen, daß sie ohne besondere Vorrichtungen nicht wahrnehmbar sind.

Bewegungsmechanismen (frz. *mécanismes de mouvement*, engl. *moving-mechanisms*) heißen in der Kinematik (s. d.) Verbindungen widerstandsfähiger Körper, deren Bewegungen in bestimmtem Verhältnis zueinander stehen; in der Maschinenlehre diejenigen Bestandteile einer Maschine, durch welche eine bestimmte Art der Bewegung hervorgebracht, resp. in eine andere Art derselben umgekehrt wird. Die einzelnen Organe, mittels deren ein *B.* funktioniert, heißen Elemente. So ist das Sägeblatt der Bandsäge ein Element eines *B.* für den geradlinigen Fortgang, die Kolbenstange der Dampfmaschine eins für den geradlinigen Hin- und Hergang, das Rad ein Element eines *B.* für den drehenden Fortgang, der Balancier der Dampfmaschine eins für den drehenden Hin- und Hergang. Elemente von *B.*, welche dazu dienen, eine Form der Bewegung in eine andere umzusetzen, sind: die Kurbel, die Gerabführung, die Schraube, die unrunde Scheibe. Elementenpaare nennt man zwei zueinander gehörige, einen *B.* bildende Körper, die durch die Form ihrer Oberfläche verbunden sind, zusammen eine andere als die vorgeschriebene Art der Bewegung hervorzubringen. Beispiele sind: der Zapfen mit Lager, die Schraubenspindel mit Mutter, Voll- und Hohlzylinder, Voll- und Hohlprisma.

Bewegungsspiele sind im Gegenfaze zu den «Ruhespielen» solche, welche zur Förderung der Beweglichkeit und Gewandtheit des Körpers dienen. Sie wurden schon im Altertume gepflegt, und die ritterlichen Übungen des Mittelalters gehörten gleichfalls zu ihnen. Als die vorzüglichsten und beliebtesten modernen *B.* gelten das Ballspiel in seinen verschiedenen Formen und vor allem das Barlaufen.

Beweis (logisch) heißt die Darlegung der Wahrheit oder Unwahrheit einer Sache aus Gründen. Sein Zweck ist, etwas zur Gewißheit zu bringen. Dies geschieht durch die logisch korrekte Ableitung eines Satzes aus unbezweifelten Voraussetzungen. *B.* beruhen ihrer Form nach auf Schlüssen, deren Prämissen die Beweisgründe (*argumenta*) sind. Unter ihnen ist derjenige Satz, worauf bei dem *B.* alles ankommt, der Hauptgrund (*nervus probandi*). Die Wahrheit eines *B.* beruht daher auf der Wahrheit der Vorderfaze und auf der Richtigkeit des logischen

Schlussverfahren. Jeder B. schreitet von den Prämissen zu den Schlussätzen fort und ist insofern synthetisch; sucht man jedoch zu einer schon ausgesprochenen Behauptung rückwärts die Gründe, so nennt man dieses Verfahren analytisch. Gewährt der B. vollkommene Gewissheit, welche die Möglichkeit des Gegenteils ausschließt, so heißt er apodiktisch; bleibt aber das Gegenteil noch möglich, so ist er nur Wahrscheinlichkeitsbeweis, wozu Induktion (s. h.) und Analogie (s. h.) gehören. In Hinsicht auf die Quelle der Beweisgründe sind die B. rationale (a priori), oder empirische (a posteriori), oder gemischte. Die B. a priori entstehen, wenn die Überzeugung, welche durch den B. herorgebracht wird, als ein Ergebnis aus der Einsicht in den Zusammenhang allgemeiner Begriffe und Grundsätze betrachtet werden muß; B. a posteriori beruhen auf der Erfahrung, mithin auf eigener Wahrnehmung oder Zeugnissen, wozu auch der historische B. gehört. Wenn ein B. a priori aus bloßen Begriffen geführt wird, so ist er ein dogmatischer (diskursiver, dialektischer oder spekulativer B. Wird aber der Begriff zugleich für die äußere Anschauung konstruiert, wie z. B. in der Geometrie, so heißt er anschaulich, und sein Resultat anschauliche Gewissheit oder Evidenz, deren zwingende Gewalt aber gleichwohl nicht auf der äußeren Anschauung, sondern darauf beruht, daß eben durch die Anschauung für das Denken die Möglichkeit des Gegenteils abgeschnitten wird. Die B. sind ihrer Form nach ferner entweder direkte oder indirekte. Wenn man nämlich die Wahrheit einer Sache geradezu aus den sie bedingenden Gründen darthut, so ist dies ein direkter oder offensiver B.; wenn aber aus der Falschheit des Gegenteils auf die Wahrheit des Gegebenen der Schluss gemacht wird, so ist dies ein indirekter oder apagogischer B. Dieser letzte B. setzt immer ein disjunktives Urteil voraus und enthält mehr eine Erzwingung der Anerkennung als eine Einsicht in die Begründung. In Ansehung des nächsten Zwecks, den man sich bei B. vorsetzt, werden diese in B. ad veritatem und ad hominem eingeteilt. (S. Argument.) Logische Fehler des B. sind falsche Voraussetzungen oder solche, die bezweifelt werden können, mithin selbst erst des B. bedürfen; oder die Aufnahme des zu Beweisenden in eine der Voraussetzungen, welche bewußt oder unbewußt versteckt sein kann (petitio principii); ferner der Sprung im Beweisen, wenn zwischen den Beweisgründen und dem zu Beweisenden kein bündiger Zusammenhang stattfindet und wesentliche Beweisglieder fehlen, die sich nicht von selbst verstehen; dann das zu wenig oder zu viel Beweisen, was auf Unvollständigkeit der Beweisgründe oder auf Mangel an Bündigkeit beruht, oder darauf, daß man das zu Beweisende nicht genau kennt oder beim Beweisen nicht im Auge hat; endlich der Ertelbeweis, wenn man etwas aus Gründen beweist, die erst aus dem zu beweisenden Satz folgen. Zu unterscheiden ist endlich der gemeine B., wie er im gewöhnlichen Leben vorkommt, von dem wissenschaftlichen, der auf Prinzipien zurückgeht. Die Lehre vom B. ist durch Aristoteles in ähnlicher Art sichergestellt worden wie die Elemente der reinen Geometrie durch Euklid. Aristoteles vollbrachte dieses dadurch, daß er unter den im lebendigen Denken spielenden Begriffsverbindungen die, welche zur Gewissheit führen, von denen, welche bloße Vermutungen begründen, und welche im lebendigen

Verkehr häufig mit jenen verwechselt werden, genau unterschied und in bestimmte Schlussfiguren (s. Syllogismus) ordnete. So kamen zuerst die Grundsätze deutlich an den Tag, auf denen alles Beweisen beruht: das Gesetz der Übereinstimmung und des Widerspruchs. In den B. der zusammengefügten Art wirken beide Gesetze zusammen, während in denen der einfachsten Gattung das erste für sich allein thätig ist, wie z. B. in den Gleichungen der Algebra, wo verschiedene Formeln nur immer als Ausdrücke für dieselben Wertbestimmungen auftreten.

Beweis (civilprozessualisch). Beweisen ist diejenige Parteithätigkeit, durch welche der Richter von der Wahrheit ungewisser relevanter thatsächlicher Behauptungen überzeugt wird. Unter B. versteht man bald diese Thätigkeit (Beweisführung), bald deren Resultat (die durch die Beweisführung bewirkte richterliche Überzeugung oder auch die durch die Beweisführung herbeigeführten Gründe für dieselbe). Gegenstand des B. sind nur Thatfachen, nicht Rechtsätze (Jura novit curia, das Recht kennt das Gericht), nur von einer Partei behauptete, vom Gegner bestrittene, nicht zugestandene, nur angewisse, nicht offenkundige (s. Dissenkundigkeit), nur relevante, nicht für die Entscheidung unweissentliche Thatfachen. Die Parteien beweisen dem Richter, nicht darf der Richter selbst Beweismittel aufsuchen, nicht seine eigene außerordentliche Wahrnehmung vorwerten, nicht von Amt wegen die Wahrheit erforschen; denn Gegenstand des Civilrechtsstreites sind nur privatrechtliche Ansprüche, private Interessen. Die Beweislast ist verteilt unter den Parteien: jede Partei muß diejenigen Thatfachen beweisen, welche sie zur Begründung ihres Antrags behaupten muß; diese bilden ihr Beweis thema (den B. desselben nennt man Hauptbeweis, den B. des Gegenteils Gegenbeweis). Dem Kläger liegt also ob der B. des Klagergrundes, d. h. der speziellen Entstehungssachfachen seines Anspruchs, dem Beklagten der B. der Einrede thatfachen u. s. w. Die Erkenntnisquellen, aus welchen der Richter seine Überzeugung schöpft, sind die Beweismittel: Augenscheinobjekte, Zeugenaussagen, außergerichtliches Geständnis, Urkunden, Eid der Parteien. (S. die betreffenden Artikel.) Natürlich ist der B., wenn die Beweismittel die Wahrheit des Beweisthemas unmittelbar ergeben; er ist künstlich oder Indizienbeweis, wenn er andere Thatfachen zum Gegenstand hat, aus welchen auf das Beweisthemas geschlossen wird.

Der Inbegriff gesetzlicher Regeln, nach welchen eine Thatfache dem Richter für wahr oder nicht wahr gelten soll, ist die gesetzliche Beweis theorie. Sie ist positiv, insofern sie dem Richter gestattet, unter bestimmten Voraussetzungen (dem Vorliegen bestimmter Beweismittel) eine Thatfache als bewiesen anzusehen; negativ, insofern sie ihm verbietet, eine Thatfache als bewiesen anzusehen, wenn nicht bestimmte Voraussetzungen (ein Minimum bestimmter Beweismittel) vorliegen. Die Civilprozessordnung für das Deutsche Reich stellt als Prinzip auf die freie richterliche (nicht durch abstrakte Normen gebundene) Beweiswürdigung: «Das Gericht hat unter Berücksichtigung des gesamten Inhalts der Verhandlungen und des Ergebnisses einer etwaigen Beweisaufnahme nach freier Überzeugung zu entscheiden, ob eine Thatfache

liche Behauptung für wahr oder für nicht wahr zu erachten sei. In dem Urtheile sind die Gründe anzugeben, welche für die richterliche Überzeugung leitend gewesen sind. An gesetzliche Beweisregeln ist das Gericht nur in den durch dieses Gesetz bezeichneten Fällen gebunden (§. 259).

Die Bezeichnung der Beweismittel durch die Parteien ist die Weisantrietung, Beweis- aufnahme der Vorgang, durch welchen sie der richterlichen Wahrnehmung unterbreitet werden; Weisantrietung und Beweis aufnahme bilden das Beweisverfahren. Im frühern gemeinrechtlichen Prozeß beruhte dasselbe auf dem das Hauptstadium abschließenden rechtskräftigen Beweisurteil (Beweisinterlokt), einem bedingten Enburtel, da es unabänderlich vom dem Seligen oder Nislingen der Parteien auferlegten B. den Ausgang des Prozesses abhängig machte; nach der Reichs-Civilprozeßordnung wird die Weisantrietung mit den Behauptungen verbunden (Beweisverbindung im Gegensatz zur frühern Beweis trennung) und die Beweis aufnahme angeordnet durch frei abänderliche prozeßleitende Verfügung (Beweis beschluß). (Besonderes bezüglich der Anordnung des Eides s. u. Eib.)

Im Strafverfahren ist gegenwärtig die gesetzliche Beweis theorie fast überall abge schaff und der Richter hat stets zu beurteilen, welchen Glauben er jedem einzelnen ihm vorgelegten Beweis mittel, wozu auch das Geständnis zu rechnen ist, beimes sen dürfte. Die Deutsche Strafprozeß ordnung bestimmt in §. 218, daß, wenn der Ange klagte die Lebung von Zeugen oder Sachverständigen oder die Herbeischaffung anderer Beweismittel zur Hauptverhandlung verlangt, er unter Angabe der That sachen, über welche der B. erhoben werden soll, seine Anträge bei dem Vor sitzenden des Gerichts zu stellen hat. Die hierauf ergehende Verfügung ist ihm bekannt zu machen. Beweis anträge des Angeklagten sind, soweit ihnen stattgegeben ist, der Staatsanwaltschaft mitzutheilen.

Beweiseinreden nennt man (im Civilprozeß) That sachen, welche der Zulässigkeit oder Glaubwürdigkeit gegnerischer Beweismittel entgegen stehen.

Beweis zum ewigen Gedächtnis, s. Sicherung des Beweises.

Bewick (Thomas), ausgezeichneter Formschneider, der Wiedererweder der Holzschnitkunst bei den Engländern, geb. zu Cherrysburn 12. Aug. 1753, war im Kupferstechen ein Schüler von Biehl, im Formschneiden Autodidakt. In letzterer Kunst trat er zuerst 1756 mit einem in Holz geschnittenen Jagdhunde auf und gewann damit den Preis von der Londoner Gesellschaft der Künste. B. blieb nun bei der Holzschnitkunst, und lieferte eine Naturgeschichte der vierfüßigen Tiere, welche nach eigenen trefflichen Zeichnungen 1790 zu Newcastle und 1811 in London erschien. Vorzüglich wie diese ist die Naturgeschichte der brit. Vögel, die von ihm (Lond. 1809) herausgegeben wurde. Er lieferte außerdem Bignetten zu engl. Klassikern und manches berühmte gewordene einzelne Blatt aus dem Leben der Tierwelt, wie Chillingham-Bull, das kranke Pferd u. s. w. Seine Verbesserungen in der Technik beziehen sich auf eine Aufstellung der Holzaseloberfläche, wodurch beim Druck um so leichter Verschiebenheit der Linien bewirkt wird, und auf die Vervollkommenung der Instrumente, die er dem Grabstichel der Kupferstecher näherete. Er starb zu Newcastle 8. Nov. 1828.

Bewind (holländ.), Verwaltung, Aufsicht; Bewindhaber, Vorsteher einer Schiffsausrüstung oder sonstigen gemeinschaftlichen Unternehmung im Bewurf, s. Abzug. [Seehandel]

Bewußtlosigkeit ist Aufhebung des Selbstbewußtseins, jener höchstentwickelten Form des Bewußtseins, welche dem gesunden Menschen im völlig wachen Zustand zukommt und sich kundgibt in der Fähigkeit, richtige Vorstellungen von der Außenwelt zu bilden, innere Vorgänge (Gedanken, Gefühle u. s. w.) als solche zu erkennen und willkürlich die Aufmerksamkeit innern (insbesondere Antrieben zu Bewegungen) oder äußern Vorgängen zuzuwenden. Während der gewöhnliche Sprachgebrauch unter B. im wesentlichen Zustände versteht, wo keinerlei Zeichen von Wahrnehmung äußerer Einbrüche, insbesondere keine des Charakter der Willkür tragende Bewegungen und Handlungen vorhanden sind, wendet die mediz., besonders die gerichtliche Psychologie diesen Ausdruck auch an für Zustände, bei welchen noch Vorgänge im Bewußtsein (Phantasievorstellungen, Gefühle, Halluzinationen) stattfinden und sich in eventuell selbst komplizierten Handlungen äußern, bei denen aber die Fähigkeit sich eine richtige Vorstellung von den jeweiligen innern und äußern Erlebnissen zu bilden und die Kontrolle der Gedanken durch äußere Wahrnehmungen aufgehoben ist und demnach die Fähigkeit zu freiem, zweckmäßigem Handeln fehlt. Das Prototyp der B. im erstern Sinn und gleichzeitig die einzige im normalen Leben vorkommende Form von B. ist der völlig traumlose tiefe Schlaf. Hier fehlt nach dem Erwachen jede Erinnerung an innere (Träume) oder äußere Vorgänge während der Zeit des Schlafens, was das wesentlichste, aber keineswegs immer völlig zuverlässige Merkmal für stattgehabte B. ist. Die zweite Form wird z. B. repräsentiert durch den von lebhaften Träumen beunruhigten Schlaf, in welchem den willkürlichen gleichenden Handlungen (aus dem Bett springen, Nachwandeln) ausgeführt werden können. Dem letztern ähnliche, aber dem Wesen nach keineswegs immer gleiche Zustände kommen vielfach vor bei krankhaften Zuständen des Nervensystems, besonders des Gehirns, als des Organs, welches das Selbstbewußtsein vermittelt, z. B. bei Entzündungen im Schädelinnern, bei Epilepsie, Hysterie, bei Vergiftungen durch im Körper entstandene (Harn-, Galle-, Leberbestandteile) oder von außen eingeleitete Gifte, besonders Arsen, Alkohol u. s. w., bei fieberhaften Krankheiten, wie Typhus u. s. w., endlich auch schon bei Einwirkungen, welche heftigen Schmerz (Geburt) oder hochgradige Affekte (Schreck, Angst) mit sich bringen. Die meist als Delirien bezeichneten Zustände beeinträchtigen Selbstbewußtseins, bei welchen nach dem Erwachen (Gefahren) die Erinnerung völlig fehlt oder lückenhaft ist, gehen ohne scharfe Grenzen über in die B. mit Abwesenheit aller Zeichen von Bewußtseinsvorgängen, welche sich bei Einwirkung der nämlichen Schädlichkeiten, sofern selbige eine höhere Intensität erreichen, einstellen, besonders aber nach Hirnerschütterung, bei hochgradiger Blutarthrose des Hirns, bei Blutungen in demselben u. s. w. Diese Form von B. ist z. B. Teilerlöschung der gewöhnlichen Ohnmacht und wird von der klinischen Medizin meist als Coma bezeichnet. Eine besondere Modifikation von B. findet sich beim hypnotismus (oder animalischen Magnetismus). Es handelt

sich hier um einen schlafähnlichen, aber keineswegs mit dem normalen Schlaf identischen Zustand, welcher teils durch unmittelbare seelische Einwirkungen, teils vielleicht auch durch anhaltende schwache Reizung empfunden werden wird. Schlaf und den sich äußerlich beobachtenden willkürlichen Muskelbewegungen des letzteren gespannt erst das Wesen des Hypnotismus verloren geht, die Wille auf innere oder äußere B. noch die Artifel. Ohnmacht, Schlafsucht, Trunkenheit, Nachtwandeln, Ekstase, Morbose, Hypnotismus u. s. w.

Bewußtsein ist in der Sprache der Psychologie und der Philosophie der verhältnismäßig vieldeutige Ausdruck für diejenige Grundbestandtheil des geistigen Lebens, vermöge deren die Inhaltsbestimmungen und die Prozesse derselben in der Form der Vorstellung auftreten. Diese eigentümliche, auf nichts weiter zurückführbare und deshalb seiner Definition fähige Form kann nun entweder einem an sich unbewußten seelischen Zustande, resp. Vorgange begleitend hinzutreten oder sie kann der betreffenden seelischen Funktion selbst so wesentlich sein, daß dieselbe nur in bewußter Form möglich ist. Das erstere ist da der Fall, wo der ursprüngliche Erregungszustand, in welchen das seelische Wesen durch sinnliche Reize versetzt worden ist, als Empfindung, als Gefühl oder als Trieb zum B. kommen, das letztere liegt überall da vor, wo zwei oder mehrere solcher Elemente sich innerhalb des seelischen Lebens zu neuen Gebilden vereinigen, und dabei ist es das charakteristische Wesen des B., diese gegebenen Elemente gleichzeitig und in demselben, unteilbaren Akte von einander zu unterscheiden und mit einander in Beziehung zu setzen. Diese zugleich unterscheidende und verbindende Funktion ist dem B. so wesentlich, daß auch alle jene einfachen Elemente, die zunächst nur für sich zum B. kommen, sogleich mit andern in Beziehung gesetzt und dadurch vielfach umgebildet werden, wie das in der Lehre von den Empfindungen (s. d.) und Trieben (s. d.) im besondern untersucht werden muß. Jedes fertige, seelische Gebilde kann nun die Form des B. wieder verlieren und in den unbewußten Zustand zurückfallen, wenn dann die Form des B. neu hinzutritt, so wird dieser Prozeß als Reproduktion oder Erinnerung bezeichnet. Den Prozeß, nach welchem die Inhaltsbestimmungen des seelischen Lebens sich derartig im B. abspielen, nennt man Ideenassoziation (s. d.). Die Notwendigkeit dieser Ablösung aber beruht darauf, daß im menschlichen B. nur eine beschränkte Masse von Inhaltsbestimmungen gleichzeitig vorge stellt oder, was dasselbe bedeutet, auf einander bezogen werden können. Diese Thatsache heißt die Enge des B. Dieselbe ist je nach Race, Bildungsstand u. s. w. bei den verschiedenen Menschen, und je nach Alter, Disposition u. s. w. bei demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten innerhalb gewisser Grenzen variabel. Alle diese Vorgänge vollziehen sich, soweit man schließen darf, bei dem Tiere in einer analog geistlichen Weise wie beim Menschen, immer tritt das begleitende B. zugleich in den Prozeß des bezeichnenden B. ein, und man nennt diesen Vorgang die Apperception. Beim Menschen aber steigert sich derselbe von einem ge-

wissen Alter an durch das Auftreten des Selbstbewußtseins als desjenigen höchsten Apperceptionsprozesses, vermöge dessen die Inhaltsbestimmungen und die Funktionen des seelischen Lebens auf das Ich als ihren Träger und Besitzer bezogen werden. Das Selbstbewußtsein verhält sich zum B. so, daß ohne vorübergehendes B. kein Selbstbewußtsein möglich ist, daß ein des Selbstbewußtseins einmal fähig gewordenes Wesen zwar jedes Inhalt seines Lebens auf das Selbst beziehen kann, aber es nicht fortwährend wirklich thut. Es haben wir viele Inhaltsbestimmungen im B., ohne uns dabei unser selbst bewußt zu sein, aber doch so, daß wir jeden Augenblick uns unser selbst bewußt werden können. Diese verwinkelten Verhältnisse und die mannigfachen Abhängigkeiten, in welchen sich das B. bei normalen wie bei pathologischen Zuständen von dem leidlichen Organismus befindet, sind in neuerer Zeit von vielen Seiten in fruchtbarer Weise untersucht worden, aber eine zusammenfassende und die Theorie des B. für allgemeinste Anerkennung feststellende Arbeit darüber steht noch aus. Jedes Lehrbuch der Psychologie (s. d.) gibt in seiner Weise darüber Aufschluß.

Beg (spr. Beh), Flecken im Bezirk Nideggen des Kantons Basle, am Rheingebirge, unweit des Rheins, mit (1880) 3921 meist prot. E. In der Nähe befinden sich die ansehnlichen Salzwerke von Bexier, die jährlich 20—30000 Ctr. Salz liefern. In Sole und Mutterlauge von B., die Schwefeltherme des nahen Lancy, das milde Klima (mittlere Jahrestemperatur 9,5° C.), die malerische und gesunde Lage, sowie die neuerdings vervollständigten Annehmlichkeiten haben B. auch als Bade- und Pensionort in Aufnahme gebracht. Auf dem Friedhofe befindet sich ein erratischer Stein als Grabmal des Naturforschers und Salzwassersichters von Charpentier. Durch die rechtsufrige Rhodenebahn steht B. in Verbindung mit den Städten des Genfersees und des unteren Valais, nach Sitten führt außerdem ein Eauxmines über den Pas de Chevillon (2036 m) am Fuße des Diablerets, nach dem Alpenhause der Crmona der Col de la Croix (1739 m). Vgl. Lambert, „A et des environs“ (Paris 1871); Lebert, „B. als Kurort“ (Berl. 1874).

Begbach (Mittel-, Nieder- und Ober-) drei nahe beieinander liegende Dörfer im bay. Regierungsbezirk Biele, Bezirksamt Homburg, an der Biele, Station der Bieleischen Ludwigbahn (Kreuzfichen, Worms), mit sehr ergiebigen Steinkohlengruben und Bergbau auf Eisen, zählen 177. 581 und 1270 E.

Bev., der paläontologischen Namen Abkürzung für Beyer (Heim Ernst).

Bev (türk. Titel), s. Beg.

Beyer (Gust. Friedr. von), preuß. General der Infanterie, geb. 26 Febr. 1812 zu Berlin, trat 1830 in das preuß. 19. Infanterieregiment, besuchte 1836—38 die Allgemeine Kriegsschule, wurde dann im Jahre zur Artillerie und zu den Pionieren kommandiert und 1841—44 im topogr. Bureau des Generalstabes verwendet. Im J. 1849 nahm B. an Divisionadjutant am Feldzuge in Baden teil und wurde im September als Hauptmann in den preuß. Generalstab versetzt. Von 1850—55 war er Mitglied des Kriegsministeriums, von 1855 ab Chef der Centralabteilung. B. wurde 1859 in den Adelsstand erhoben und 1860 zum Kommandeur der

31. Infanterieregiments, 1864 zum Kommandeur der 22. Infanteriebrigade und der preuss. Besatzungstruppen in Frankfurt a. M. ernannt. Als 1866 Preussens Aufforderung zur Neutralität von Aussen abgelehnt wurde, erhielt B. Befehl, mit einer hauptsächlich aus den bisherigen Bundesfestungsgarnisonen gebildeten Division in Cassel einzurücken. Der Aufbruch wurde auf Wilhelmshöhe zum Kriegsgefangenen gemacht und das Land besetzt, wobei sich B. durch seine Mäßigung und Schonung allgemeine Anerkennung erwarb. Sodann verlegte B. den Hannoveranern, welche zur Vereinigung mit den Bayern durchbrechen wollten, bei Orléans den Weg und trat mit seiner Division in der Mainarmee unter General Vogel von Falckenstein. An dem Feldzuge theilte B. rühmlichen Antheil. Er siegte 10. Juli bei Hammelburg, besetzte Jülich und Bonn, kämpfte 24. Juli glücklich an der Lahn, 25. bei Helmstadt und bewog 26. bei Roldbrunn durch seinen Anmarsch gegen die Flanke des im Vortritt stehenden Feindes diesen zum Rückzuge. Nach dem Frieden wurde B. Kommandant von Frankfurt a. M. Nachdem er im Dez. 1866 zum Generalleutnant befördert worden, wurde er im Mai 1867 als Militärbotschafter nach Karlsruhe entsendet und trat im Febr. 1868 mit Genehmigung des Königs als Kriegsminister in bad. Dienste, wo er die Reorganisation des Heeres nach preuss. Muster vollzog. Als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, übernahm B. den Befehl der bad. Felddivision, die mit der württembergischen zu einem Armeekorps unter General von Werder zusammenrückte. Nach der Schlacht bei Wörth wurde er gegen Strassburg entsendet, das er zunächst einschloß. Er erkrankte indes und mußte das Kommando der Division abgeben, übernahm jedoch dasselbe nach seiner Genesung. Nach der Eroberung von E. B. mit den Bayern am Oignon Dijon. Hiernach leitete B. nach langen Posten als Kriegsminister zur Frieden mit Frankreich trat B. 1871 Dienst zurück und wurde zum Gouverneur und Ehrenritter, 22. März 1873 zum General der Infanterie befördert und vier Jahre darauf zum Chef des süddeutschen Infanterieregiments Nr. 30 ernannt. Im J. 1879 vertrat B. zwei Monate hindurch den kommandierenden General des 8. Armeekorps von Coblenz und wurde gegen Ende 1880 zur Disposition gestellt. B. lebt seitdem in Berlin.

Wegggott, in der nordischen Mythologie Diener des Frey und Gemahl der Bryla, welche ebenfalls unter die Dienstleute des Frey gerechnet wird. Er bedient die Götter bei ihren Gelagen, wird aber vom Loki als feig bezeichnet.

Deyle (Marie Henri), franz. Schriftsteller, unter dem Pseudonym de Stendhal bekannt, geb. 23. Jan. 1783 zu Grenoble, widmete sich seit 1799 in Paris anfangs unter Regnault der Malerei, erhielt aber bald eine Anstellung im Bureau des Couverts, neurs der Lombarden, die er nach kurzer Zeit mit einer Offizierstelle in der Armee vertauschte. Als Adjutant des Generals Michoud machte er die Feldzüge in Italien mit, nahm nach dem Frieden von Amiens seine Entlassung, gelangte 1810 als Auditor in den Staatsrat und wurde bald darauf zum Inspektor des kais. Mobilars und der Krongebäude ernannt. Im Feldzuge von 1812 begleitete er das franz. Heer nach Russland. Nach dem Sturze des

Kaisers wandte sich N. nach Mailand, um der Kunst und Wissenschaft zu leben. Von den Österreichern 1821 ausgewiesen, lebte er sodann in Paris, bis er nach der Julirevolution zum franz. Generalkonsul in Triest ernannt wurde. Da ihm jedoch das österr. Kabinett das Exequatur verweigerte, ging er in gleicher Eigenschaft nach Civita-Vecchia. Er starb zu Paris 23 März 1842. Die ersten Früchte seiner ästhetisch-kritischen und kunsthistor. Studien waren die *«Lectures sur Haydn»* (1814) und *«Vie de Haydn, Mozart et Beethoven»* (1817), die er unter dem Pseudonym *Bombet* herausgab. Für sein gediegenstes Werk in dieser Richtung gilt *«Vie de Rossini»* (2 Bde., Par. 1829), neben welchem noch *«Racine et Shakespeare»* (Par. 1825), eine interessante Skizze, die besonders von der romantischen Schule lebhaft begrüßt wurde, und *«Du romantisme nelle arti»* (Florenz 1819) hervorzuheben sind. Die Reisebeschreibungen *«Rome, Naples et Florence»* (1817, 3 Aufl. 1836) und *«Promenades dans Rome»* (2 Bde., 1829, neueste Ausg. 1873) gehören zu den geistreichsten Büchern über Italien. Unter seinen Romanen erregte *«Le Rouge et le Noir»* (2 Bde., 1830, 6 Bde., 1831) das größte Aufsehen. In *«La Chartreuse de Parme»* (2 Bde., 1830—46) gibt er eine anziehende Schilderung des Lebens an einem kleinen ital. Hofe. Eine Gesamtausgabe von 8 Bänden (18 Bde., Par. 1865—66) sowie eine Ausgabe der *«Correspondances inédites»* (2 Bde., 1857) hat Prosper Mérimée besorgt. Vgl. Baton, *«Henry B., a critical and biographical study»* (Lond. 1874).

Sehmer (Karl Friedr., Graf von), preuss. Staatsmann und Minister, geb. 10. Juli 1708 zu Königsberg in der Neumark als der Sohn eines Feldschatruten, studierte die Rechte zu Halle und wurde allmählich im Justizfache bis zum Kammergerichtsrat befördert. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. wurde er herangezogen, um bei den neuen Reformen mit thätig zu sein, und als 1800 der Geh. Rabinetsrath Menden sich zurückzog, zu dessen Nachfolger im Kabinett ernannt. Die wichtigsten Entscheidungen gingen zu jener Zeit nicht von den Ministerien, sondern vom Kabinett aus, und B.'s Stellung war deshalb eine überaus einflussreiche. Sein klarer und überzeugender Vortrag gewann ihm das Vertrauen des Königs. Weber, Stein und Hardenberg liebten ihn, zum Teil wegen seiner persönlichen Schroffheit und seiner Abneigung gegen den Adel, jedenfalls aber auch wegen der dominanten Stellung des Kabinetts dem Ministerium gegenüber. Nach dem Austritt Hardenbergs wurde B. Ende 1806 zum Großkanzler im Justizministerium ernannt, nachdem er seit 1807 als Präsident des Kammergerichts fungiert hatte. Auch in Beziehung auf diese letztere Stellung ist er vielfach getadelt worden. Er trat oft dem Gange der Justiz hemmend in den Weg, nahm die Beamten übermäßig in Schutz und widerlegte sich allen wesentlichen Verbesserungen in seinem Ressort. Nach dem Wiedereintritt Hardenbergs in die Regierung nahm B. 1810 seine Entlassung, fungierte in der Folge eine Zeit lang als Zivilgouverneur von Pommern und trat erst 1814 wieder in den regelmäßigen Dienst als Mitglied des Staatsrats für Justizsachen. Bald darauf wurde er Chef der Kommission zur Prüfung der Justizverwaltung, daneben hatte er Sitz und Stimme im Staatsministerium. Obwohl er lange Zeit den ihm vom König angetragenen Adel

auszuschlag, wurde er dennoch 1816 in den Grafenstand erhoben. Nachdem er 1819 zugleich mit den Ministern Bogen und W. von Humboldt aus dem Staatsdienst getreten war, weil er der wachsenden Reaktion nicht mehr Gehalt thun konnte, lebte er zurückgezogen auf seinem Schloß Steglitz bei Berlin, wo er 8. Dez. 1838 starb.

Heinrich (Ferd.), chem. Techniker, wurde 25. Nov. 1812 in Berlin geboren, widmete sich der Pharmacie, etablierte sich 1838 in Berlin als Apotheker, wandte aber später sein Interesse der Photographie und speziell der Fabrikation photographischer Chemikalien für den damals im Aufschwunge begriffenen und rasch zur Herrschaft gelangenden Kollodiumprozeß zu, dessen Bedarfsartikel bis dahin fast ausschließlich von Frankreich geliefert wurden. H. wurde dadurch der Begründer der jetzt blühenden photographisch-chem. Industrie Deutschlands. Später kultivierte er die Fabrikation aller photographischen Utensilien und zog sich 1861 gänzlich von der Pharmacie zurück. Besondere Verdienste erwarb er sich durch Mitbegründung des photographischen Vereins (1864) und des Vereins zur Förderung der Photographie in Berlin (1869). Er starb 29. Aug. 1869 zu Berlin.

Heinrich (Heinr. Ernst), namhafter Geolog und Paläontolog, Bruder des vorigen, geb. 31. Aug. 1815 zu Berlin, fungiert als Professor der Geologie an der Universität daselbst; gleichzeitig ist er Mitdirektor der Preussischen Geologischen Landesanstalt. In seiner Stellung als akademischer Lehrer hat er sich viele Verdienste um die Belebung der exakten geol. Forschungen im Sinne und Geiste Leopold von Buch erworben. Auch ist unter seiner wissenschaftlichen Leitung die „Geologische Karte von Preußen und den thüring. Staaten“ (im Maßstabe 1:25 000 in der Ausführung begriffen. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: „Beiträge zur Kenntnis der Versteinerungen des rhein. Übergangsgebirgs“ (Berl. 1837), „Über einige böhm. Trilobiten“ (Berl. 1845), „Untersuchungen über die Trilobiten“ (Berl. 1846), „Conchylien des norddeutschen Tertiärgebirgs“ (6 Hefte, Berl. 1853—57), „Über die Crinoiden des Muschelkalks“ (Berl. 1857), „Über einige Cephalopoden aus dem Muschelkalk der Alpen und über verwandte Arten“ (Berl. 1867). Außerdem veröffentlichte H. eine Reihe von geol. Abhandlungen in Poggenbörffs „Annalen“, in Karstens „Archiv“, in den „Monatsberichten der Akademie der Wissenschaften“ sowie in der „Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft“.

Heinrich (Joh. Heinr. Christoph Wilibald), prot. Theolog, geb. zu Frankfurt a. M. 5. Sept. 1823, besuchte das dortige Gymnasium, studierte 1840—44 zu Bonn und Berlin Theologie, lebte darauf mehrere Jahre in seiner Vaterstadt und wurde nach kurzem Vikariat zu Koblenz 1850 als Hilfs- und Anstaltspfarrer nach Trier berufen. Hier wirkte er zugleich als Religionslehrer sowie als Begründer und Leiter einer höhern Töchterschule, und schrieb „Evang. Beiträge zu den alten und neuen Gesprächen (des Generals von Radowich) über Staat und Kirche“ (Berl. 1852). Im J. 1856 als Hofprediger nach Karlsruhe berufen, nahm H. als Verteidiger des Kirchenregiments gegen die liberale Agitation an dem 1858 wegen Einführung der neuen Agenda ausbrechenden bad. Kirchenstreit lebhaften Anteil. Hier setzte er auch

seinem jüngern Bruder Franz ein Dentmal in der Schrift: „Aus dem Leben eines frühvollendeten“ (2 Hef., Berl. 1859; 5. Aufl., Halle 1879). Im J. 1860 wurde H. als Professor der praktischen Theologie an die Universität Halle berufen. In dieser Stellung schrieb er eine Reihe von Abhandlungen in den „Studien und Kritiken“ und gab mehrere Predigtsammlungen heraus. Auf dem Kirchentag zu Altenburg 1864 hielt H. einen Vortrag über die Frage: „Welchen Gewinn hat die evang. Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu?“ (Berl. 1864). Zur Rechtfertigung der darin ausgesprochenen Zeugnung der Gottheit Christi schrieb H. die „Christologie des Neuen Testaments“ (Berl. 1866). Als seit 1873 die synodale Verfassung der altpreuß. Landeskirche ins Leben gerufen ward, begründete H. mit mehreren halleischen Freunden und besonders mit dem Oberkonsistorialrat von der Goltz die große Mittelpartei, durch deren Unterstützung auf der außerordentlichen Generalsynode von 1875, der H. als Vertreter der halleischen Fakultät angehörte, das Verfassungswerk im Sinne der Regierung vollendet wurde. Nach der Synode gründete H. mit Wolters die Monatschrift: „Deutsch-evang. Blätter“. Von H.s Schriften sind noch zu nennen: „R. J. Kisch, eine Lichtgestalt der neuern Kirchengeschichte“ (Berl. 1872), „Zur Erinnerung an D. Albrecht Wolters“ (Halle 1879), „Zur deutsch-christl. Bildung“ (Halle 1880), eine Sammlung populär-theol. Vorträge.

Bezze (Théodore), eigentlich de Beze, neben und nach Calvin Haupt der reform. Kirche zu Gené, geb. 24. Juni 1519 zu Bezelay, stammte aus einem alten burgund. Adelsgeschlecht, ward auf Petrus seines Oheims, Claudius von Beze, Abt des Cistercienser Klosters zu Froimont, 1528 dem deutschen Humanisten Melchior Wolmar zur Erziehung übergeben und von diesem nicht bloß in die lat. und griech. Litteratur, sondern zugleich in die Grundzüge einer echt evang. Frömmigkeit eingeführt. Wolmar wurde 1534 als kirchlicher Neuerer Frankreich verlassen, und H. bezog 1535 die Universität zu Orléans, um die Rechte zu studieren. Im J. 1539 ging H. nach Paris, um seine juristische Thätigkeit zu beginnen. Im Besitz reicher Pfanden, zugleich durch die Herausgabe seiner „Juvenilia“ als humanist. und Dichter berühmt, sah sich H. am Eingang einer glänzenden Laufbahn, als ihm in einer schweren Krankheit die Erkenntnis des Heils in Christus aufging. Er beschloß, alles hinter sich zu lassen und sich ganz dem Dienst der reform. Kirche zu widmen. Im J. 1548 traf er in Gené ein und übernahm 1549 eine Professur der griech. Sprache an der Akademie zu Lausanne. Während der 14-jährigen Verwaltung dieses Amtes schrieb H. gegen den berüchtigten Ketzerrichter Peter Eget die ungeliefene Spottschrift „Passavantius“, mehrere polematische Bearbeitungen alttestamentlicher Geschichten, von denen das „Sacrifice d'Abraham“ das wichtigste, und vor allem eine Übersetzung der Psalmen, welche in den franz.-reform. Gottesdiensten allgemein gesungen wurden. Auch las er über 20 Briefe an die Römer und die Briefe Petri und beteiligte sich an den kirchlichen Kämpfen durch Verteidigung der Calvinischen Prädestinationslehre gegen Vossius und der Verbrennung Servetus; 1567 berief ihn das Vertrauen der Genfer, neben Farel in eine Gesandtschaft, welche die großen Kantone der Schweiz und die evang. Fürsten Deutschlands

bestimmen sollte, der franz. Regierung Vorstellungen zu machen zu Gunsten der bedrohten Waldenser in Piemont und der verfolgten Brüder in Paris. Welche Reisen benutzte B., um in Deutschland für eine Union der Evangelischen zu wirken.

Im J. 1559 überließ B. als Prediger und Professor der Theologie nach Gens über, und verließ die Stadt nur auf 22 Monate, als es den Anschein gewann, daß in Frankreich der Protestantismus den Sieg davontragen werde. Dem König Anton von Navarra entwickelte B. auf dem Schlosse Nérac die prot. Grundsätze, war auf den Religionsgesprächen zu Poissy (Aug. 1561) und zu St. Germain (Jan. 1562) der Sprecher der Reformierten und wirkte durch Rundschreiben und Reisen voll Eifer für die Sache der Fugativen, bis durch daß von Condé angenommene Pacifikationsekt vom 12. März 1563 ihre Niederlage entschieden war. Darauf lehrte B. nach Gens zurück und ward nach Calvin's Tode 1564 dessen Nachfolger in der Leitung der genfer Kirche. Er leitete die Synoden der franz. Reformierten zu Rochelle 1571 und zu Nîmes 1572, wo er sich Morals Antrag auf Abkürzung der Kirchengenicht widerlegte und den Beschluß durchsetzte, daß im Abendmahl der Leib Christi seiner Substanz nach empfangen werde, ging 1574 in Geschäften des Prinzen Condé an den pfälz. Hof und maß sich 1586 bei dem Religionsgespräch zu Mömpelgard mit den württemb. Theologen, besonders mit Joh. Armin. Das von den Jesuiten verbreitete Verdict, er sei zum Katholizismus zurückgekehrt, widerlegte er in einem Gebicht voll jugendlichen Feuers und wies die Versuche des heil. Franz von Sales, ihn zu bekehren, sowie die losenden Anekdooten des Papstes standhaft zurück. Noch 1600 begrüßte er im genfer Saale den König Heinrich IV. B. starb 18. Okt. 1605.

Durch entschiedenes Eingehen in die strengen Grundsätze Calvin's, in dessen Geiste er der genfer Kirche kräftig und thätig vorstand, hatte B. sich zum Haupte seiner Partei emporgeschwungen und vierzig volle Jahre das hohe Ansehen eines Patriarchen genossen, ohne dessen Zustimmung kein wichtiger Schritt geschah. Im Einhalt, Dauer und Festigkeit in seiner Kirche zu erhalten, opferte er seine eigenen Meinungen den einmal angenommenen Calvin's auf und leistete ihr durch seine vielseitige Gelehrsamkeit, seinen beharrlichen Eifer, seinen gewandten Geist, seine glänzende Beredsamkeit und selbst durch den Eindruck seiner Persönlichkeit die wichtigsten Dienste. Er verteidigte ihre Lehren mit geübter Kunst, Bestimmtheit und genialer Feuer, oft auch mit einbringender Schärfe und Deutlichkeit. Unter seinen vielen Schülern schätzt man noch jetzt die erregtsten und eine «Geschichte der Reformierten in Frankreich von 1521—63», welche auf gründlichen Forschungen beruht, die aber, da sie ohne Namen erschienen ist, von vielen nicht für sein Werk erachtet wird. Sein Briefwechsel mit Calvin befindet sich in der Bibliothek zu Gathä.

Bgl. Schloffer, «Leben des Theob. d. B. und des Bet. Mari. Vermili» (Selbsth. 1809); Baum, «Theob. B.» (2 Bde., Lpz. 1843—51); Hepp, «Theob. B., Leben und ausgewählte Schriften» (Elberf. 1861).

Beßm, Marktsteden im Komitat Bács-Bodrog in Ungarn, zählt (1880) 7715 E., Magyaren, die namentlich den Hanf- und Kartoffelbau sühnungsvoll betreiben. B. ist Landungsplatz für die Donaudampsschiffe.

Bezetten, Bezetta, Lournesal, Lappchen, sind mit Farbstoffen verschiedener Art imprägnierte Weinwandlappchen, welche vorzugsweise zum Schminken benutzt werden. Besonders geschätzt sind die blauen B., welche in Gallargues bei Nîmes hergestellt werden, indem man Weinwandlappchen im Saft von Chrysophora tinctoria trankt und diese dann so lange dem Dampfe von faulem dem Pferdeweiß aussetzt, bis sich die richtige Farbe entwickelt hat; zur Verschönerung der Farbe werden sie dann nochmals in mit Urin verdünntem Saft der Pflanze getränkt und endlich getrocknet.

Die roten B. (auch Rosentuch oder Schminz-Lappchen genannt) waren ursprünglich des feinen Geponlappchen, auf welchen bei der Bereitung des Karmins dieser getrocknet worden war. Jetzt werden dieselben meist eigens aus Gepon oder seiner holländischer Weinwand dargestellt und mit Cochenille gefärbt. Sie dienen zum Schminken, zur Färbung von Liqueuren, Konfitüren u. s. w.

Bétarra (Beterrae), Hauptstadt eines Arrondissements und früher Bischofssitz im franz. Depart. Hérault, in Languedoc, unweit des Mitteländischen Meers und an der Linie der Bahn-Route der Südbahn, welche hier von der Héraultbahn getrennt wird, liegt in einer außerordentlich schönen, zugleich fruchtbaren, trefflich angebauten und gesunden Gegend am Küstenfluß Orb, unfern von dessen Vereinigung mit dem Canal du Midi. Die Stadt hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, ein Kommunal-College, eine ökonomische und eine archäol. Gesellschaft (früher eine Akademie der Wissenschaften und Künste, die 1723 gestiftet war), eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater, eine Kathedrale und eine mit Türmen versehene Mauerung aus alter Zeit und zählt (1880) 42185 E., welche Wollspinnereien, Seiden- und Wollmanufakturen, Branntwein- und Spirituosen, Weinsteine, Grünsapfen, Meisessig und viele andere Fabriken unterhalten und vorzüglichen Weinbau und ansehnlichen Handel mit Getreide, Rapen, Honig, Mandeln, Seide, Öl u. s. w. treiben. B. ist das Beterrae der gall. Lactogonen, wird als röm. Kolonie und Station der stehenden Legion Beterrae Septimanorum genannt und hat unter andern Alerstämern noch überreste eines röm. Amphitheaters aufzuweisen. Es bildete besonders im 4. Jahrh., wurde im folgenden von den Westgoten erobert und zweimal fast ganz zerstört. Die fränk. Grafen von Septimanie, welche in B. residierten, machten sich im 10. Jahrh. unabhängig und stellten sich später unter die Grafen von Barcelona, welche ihnen auch die Grafschaft Carcassonne zu Lehen gaben. In den Abigensertzeien wurde B., die Hauptstadt Rogers, des Kessen Raimunds VI. von Toulouse, von dem Kreuzheere unter dem Legaten Milo und dem Cistercienserkabt Arnold 22. Juli 1209 erobert, dabei 7000 E. in der Magdalenenkirche verbrannt und 20000 ermordet. Im Frieden von 1229 kamen die Länder des Bischofs von B., Carcassonne und Albi, an die Krone Frankreich. Die Festungswerke wurden 1633 geschleift.

Bezifferung (auch Generalabzählung, Signatur oder Tabulatur) nennt man die Anbeutung des harmonischen Inhalts eines Tonstücks mittels Zahlen und anderer Zeichen über oder unter den Noten des Basses heftens der Begleitung auf Tasteninstrumenten (Klavier und Orgel). Die B. besteht darin, daß man die Intervallen desjenigen

Accords, den sich der Consequer bei dieser oder jener Note des Basses gedacht hat, ohne ihn in Noten hinzuschreiben, mittels der sie bezeichnenden Zahlen anschaulich macht. Das ganze Verfahren ist wesentlich eine Abkürzung der Notenschrift und zur leichtern Übersicht des Begleiters erfunden. — Beim elementaren Singunterricht werden mitunter ebenfalls Ziffern gebraucht, um die Notenkenntnis zu umgehen.

Bélique 18. Jahrh
Kartenspiel
men ist, je
nahme kan
in Deutsc
e geschrieben, ein im
sehr beliebt gewesen
zußer Gebrauch gelom-
ingland wieder in Auf-
re danach von dort aus
gefunden hat. Am
zweckmäßigsten wird B. von zwei Personen gespielt
und zwar mit zwei Piquetspielen, welche unterein-
andergemischt sind. Jeder Spieler erhält zunächst
acht Karten; die folgende Karte wird offen hingelegt
und bezeichnet die Trumpffarbe. Nach jedem Stich
nimmt jeder Spieler eine von den noch nicht ver-
teilten Karten. Wer in seinen Karten gleichzeitig
die Piquebame und den Carreaububen besitzt, sagt
B. an und legt dafür 40 an; wer zwei Piquebamen
und zwei Carreaububen gleichzeitig besitzt, legt für
double B. 500, den bei diesem Spiele höchsten Ge-
winn, an. Auch andere Kartenzusammenstellungen
bringen dem Besitzer besondern Gewinn, und zwar
Sequenz 250, vier Asse 100, vier Könige 80, vier
Königinnen 60, vier Buben 40, König mit Königin
in der Trumpffarbe 40 und in jeder andern Farbe
20, sieben Trümpe 10, jedes As mit der Zehn 10,
der letzte Stich 10, Trumpffieben, wenn dieselbe
ausgespielt oder zum Eintauschen des aufgelegten
Trumpfes verwendet wird, ebenfalls 10. Zum An-
legen der Zahlenwerte bedient man sich gewöhnlich
kleiner Täfelchen, Béliqueregister genannt, welche
durch Stellung dreier Zeiger auf uhrartig einge-
teilten Zifferblättern den Betrag des Gewinns nach
Zehnern, Hundertern und Tausendern bezeichnen.

Bezirksverwaltungsgericht, s. unter Ver-
waltungssachen.

Bezjaken, jetzt Spottname für die Kroaten um
Agram (das serb.-kroat. Wort bezjak heißt »Toll-
pel«), war früher Benennung südslaw. Stämme;
so kommen in den Vorreden der kroat. prot. Bibel-
übersetzung von Georg Dalmatin und Stephan
Consul (in den sechziger Jahren des 16. Jahrh.)
neben Kroaten, Dalmatinern u. s. w. auch B. vor,
mit welcher Bezeichnung, wie es scheint, ein Teil
der heutigen Slowenen oder Provinzialkroaten ge-
meint ist. Die italienisch redenden Bewohner des
Landes am untern Isonzo in der Grafschaft Görz
nennen sich Bizjaki.

Bezoarsteine heißen rundliche, verschiedenartig
gefärbte, aus mehreren schaligen Lagen bestehende
Konkretionen, die sich in dem Darne verschiedener
Tiere, besonders der Bezoarziegen, einiger Gazellen,
des Guanaco und Vicogne u. s. w. bilden. Sie
haben sehr verschiedene Zusammensetzung, manche
bestehen aus Kalk- und Magnesiumsalzen, Phospha-
ten oder Oxalaten, andere aus organischen Sub-
stanzen, Lithofellinsäure oder Glagssäure, wieder
andere sind durch irgend ein Bindemittel verkittete
Haare oder Futterreste. Man teilt sie in gemeine,
in occidentalische und in orientalische ein. Die
orientalischen, welche für die kostbarsten gehalten
werden, haben eine sehr glatte und glänzende Ober-
fläche, eine schwärzlichgrünliche, gräuliche oder bläu-
liche Farbe und sehr dünne und zarte Lagen, die
fast wie die Schalen der Zwiebeln übereinander-
liegen. Die Alten legten den B. allerlei wunder-
bare Heilkräfte bei. Jetzt weiß man, daß sich bei
den meisten pflanzenfressenden Säugetieren solche
Konkretionen im Magen und Blinddarm bilden
können, sowie, daß ihre Bildung von der Nahrung
der Tiere abhängt. So kommen z. B. bei Mül-
perden sehr häufig dergleichen Steine vor und er-
reichen zuweilen eine außerordentliche Größe. Als
Heilmittel lassen sich die B. nicht verwerten.

Bezoarwurzel, auch Giftwurzel, war die
Bezeichnung, unter welcher sonst der gewürzhafte
bitter schmedende Wurzelstock von *Dorstenia Con-*
trayerva L. in den Handel kam.

Bezogene oder Trassat heißt im Wechsel-
handel derjenige, welcher nach der Absicht des Aus-
stellers den Wechsel bezahlen soll, an den daher der
Wechselbrief gerichtet ist.

Bgo., bei botan. Namen Abkürzung für Bunge
(Alexander von).

Bhagalpur, s. Bhagelpur.

Bhagavad-Gitā (b. h. die von der Gottheit
gesungenen Offenbarungen) ist der Titel eines re-
gionsphilos. Lehrgebichts, das als Episode in der
sechste Buch des großen ind. Epos Mahābhārata
(s. b.) verflochten ist. Die beiden feindlichen Heere
der naheverwandten Kuruiden und Panduiden stehen
gerüstet in Schlachtordnung sich gegenüber, die Trom-
peten geben das Zeichen zum Beginn des Kampfes
und der Panduide Arjuna besteigt seinen Krieg-
wagen, den die Gottheit selbst in der menschlichen
Gestalt des Krischna als Wagenlenker fährt. Ar-
juna aber Arjuna im feindlichen Heere seine Verwand-
ten, die Freunde seiner Jugend und seine Lehrer er-
blickt, zögert er, sich in den Kampf zu stürzen, vor-
dem Zweifel gequält, ob es, um eines irdischen Vor-
teils willen, wie hier die Wiedereroberung des väter-
lichen Reichs, erlaubt sei, die geheiligten Lehren
des ganzen Staatsorganismus zu verletzen. Hieran

Infanteriebrigadebezirke; jeder der letztern besteht
aus den B. der zugehörigen Landwehrbataillone.
Die 275 Landwehrbataillonsbezirke sind in Rück-
sicht auf die Erfordernisse in Aushebungs-
bezirke eingeteilt, deren Umfang und Größe von
der Einteilung in Civilverwaltungsbezirke abhängt.
In den Staaten mit Kreiseinteilung bildet in der
Regel jeder Kreis einen Aushebungsbezirk, in den
andern Staaten werden die Aushebungsbezirke der-
gestalt gebildet, daß sie in der Regel nicht weniger
als 30 000 und nicht mehr als 70 000 Q. umfassen.

Bezirksrat, s. unter Provinzialordnung.

setzt nun Krishna ihm in einer Reihe von 18 Gesängen die Notwendigkeit des Handelns, unbestimmt um den Erfolg, aufeinander, woraus sich im weiteren Verlaufe des Gesprächs ein vollständiges System ind. Religionsphilosophie entwickelt, in welchem mit ebenso vieler Klarheit der Gedanken als Eleganz der Darstellung die höchsten Probleme des menschlichen Geistes zu lösen versucht wird. Wann und von wem das Gedicht verfaßt wurde, läßt sich bis jetzt nicht genau bestimmen. Doch kann es nicht in die Zeit der ersten Versuche des philosophierenden Geistes der Indier gesetzt werden, vielmehr ist es elaktischer Natur und setzt philos. Schulen voraus. Wahrscheinlich fällt seine Abfassung in die ersten Jahrhunderte nach Christi. In Indien genießt das Werk ein unbedingtes Ansehen und ist daher auch oft kommentiert (der beste Kommentar von Srihara-Sudama erschien Kalkutta 1837) und in die verschiednen Sprachen Indiens überlegt worden. Die besten Ausgaben des Sanskrittextes lieferten A. W. von Schlegel (2. Aufl. Bonn 1846) und Thomson (Hertford 1866), der letztere auch eine engl. Übersetzung (Hertford 1866), in das Deutsche wurde das Gedicht überlegt und kommentiert von Benzer (Erg. 1834), Lorinser (Bresl. 1869) und Borberger (Berl. 1870). In geistreicher Weise hat W. von Humboldt den philos. Gehalt des Gedichts dargestellt in einer Abhandlung „Über die unter dem Namen B. bekannte Episode des Mahabharata“ (Berl. 1837).

Shagelpur, eigentlich Shagilapur (engl. Shagulpore geschrieben), die unter 25° 11' nördl. Br. und 87° östl. L. (von Greenwich) auf dem rechten Ufer des Ganges gelegene Hauptstadt des Distrikts B. (11064 qkm mit 1836 290 Q.) und der gleichnamigen Division (52 968 qkm mit 7 289 784 Q.) der ind.-brit. Provinz-Bengalen, ein unansehnlicher Ort mit 69 678 Q., von denen ein Viertel Mohammedaner sind. B. hat mehrere Bazar, verschiedene Tempel, einige Moscheen, eine kath. Kapelle, eine Kavallerie-Kaserne u. s. w. Die hervorragendsten Gebäude sind die Wohnhäuser der engl. Beamten und anderer Europäer. Vor der Stadt befinden sich zwei Monumente zur Erinnerung an den Engländer Cleveland, welcher sich 1780—84 als Oberichter und Magistrat große Verdienste um diesen Distrikt erworben, das eine von der Ostindischen Kompanie, das andere, in der Gestalt einer Pagode, von der eingeborenen Bevölkerung errichtet. Erwähnungswert sind auch noch zwei runde, 22 m hohe Türme, sog. Vortehen, wie sie in Afghanistan, Persien und Syrien gefunden werden und deren Erbauer sowohl als die Zeit und der Zweck ihrer Erbauung gänzlich unbekannt sind. Einige vermuten, daß B. nicht aber Ganga (die Hauptstadt des Distrikts Bihar) das alte Patliputra oder Pataliputra, das Patibatra der Griechen, die Hauptstadt des alten Reichs Magadha gewesen sei.

Shagilpur, Quellstrom des Ganges (s. d.).

Shams, Stadt in Birma, s. Bama.

Shandera, ein Distrikt der zu dem Chef-Kommissariat (Chief-Commissionership) „Centralprovinzen“ der brit. ind. Präsidentschaft Bengalen gehörenden Division Nagpur, nördlich von dem Distrikt Eron, östlich vom Distrikt Balaghat, südlich vom Distrikt Chanda und westlich vom Distrikt Nagpur begrenzt, zählt (1872) auf 10 168 qkm 564 813 Q. Der mit dem Distrikt gleichnamige Hauptort Shandera liegt unter 21° 11' nördl. Br. und

70° 41' östl. L. (von Greenwich), 200 m hoch auf dem rechten Ufer des Flusses Wainganga. Der Ort selbst ist unbedeutend und zählt 11 433 Q., hat aber einen aus der Umgegend lebhaft besuchten Bazar.

Shardul, geschätzter ind. Dichter aus der spätern Zeit der Kunstpoesie (ebenfalls vor dem J. 1000 n. Chr.), Verfasser des berühmten Epod. „Kishkinjini“ (Der Kampf Arjuna mit dem Riesen), dessen Stoff frei nach dem „Mahabharata“ bearbeitet ist. Die beiden ersten Brände dieses Gedichtes sind von E. Schlag (Bielef. 1846) überlegt und mit einer Einleitung versehen worden, welche eine Analyse des Ganzen gibt.

Shardul, s. Shurpur.

Shardul ist der Name eines berühmten ind. Sprachdichters, von dessen Lebensumständen nichts Genaueres bekannt ist. Die Sage macht ihn zum Bruder des Königs Vikramaditya und berichtet von ihm, daß er seine Jugend wild und ausschweifend zugebracht, in spätern Jahren aber als Einsiedler dem asketischen Leben sich gewidmet habe. Seinen Namen trägt eine Sammlung von 300 Sprüchen, die er entweder wirklich verfaßt hat, oder die, was wahrscheinlicher, eine Anthologie ist, welche nach ind. Sitte einer im Volke durch Sagen und Märchen bekannten Version zugeschrieben wurde. In diesen Sprüchen wechseln anmutige Schilderungen der Natur und reizende Bilder der Liebe mit klugen Bemerkungen über allerlei Verhältnisse des Lebens und tiefen Gedanken über die Gottheit und Unsterblichkeit der Seele. Die in vollendet schöner Form abgefaßten Sprüche gab kritisch heraus von Böhlen (Berl. 1830, dazu „Varia lectionum“, Berl. 1850). Derselbe lieferte auch eine gelungene metrische Übersetzung (Hamb. 1836). Die neueste kritische Ausgabe mit Scholien erschien in Bombay (1874), sämtliche Sprüche in berichtigtem Texte und treuer Übersetzung haben sich in Böhlings „Indischer Sprüche“ (2. Aufl. 3 Bde., Petersb. 1870). B. ist der erste ind. Schriftsteller, welcher in Europa bekannt wurde, indem der Missionar Abraham Roger 200 Sprüche beilegte in seinem gelehrten Werke „Osterns Thar zum verborgenen Judentum“ (Nirn. 1668) überlegte, von denen namentlich Herder in den „Jenischen Blättern“ viele nachgebildet hat.

Shastara, berühmter ind. Astronom und Mathematiker aus dem 12. Jahrh. n. Chr., Verfasser des Lehrbuchs „Siddhanta-sikromani“ (herausgegeben zu Benares 1866).

Shat, eine eigenthümliche, erbliche, eine Art Rasse bildende Gemischtheit von Völkern in der Welt.

hi

de

sa

le

te

te

te

te

te

te

te

te

te

te

te

te

te

te

te

te

te

te

te

und daher stammende niedrige Gestattung der betreffenden Personen beziehen. Allmählich, wenn ein B. sich besonders empfindlich durch einen Häuptling

getränkt süßt, besetzt er das Stübchen desselben, zugleich aber auch einen alten Schuh oben an einer Stange und zieht hiermit von Dorf zu Dorf, allenthalben Spott- und Schmähslieder auf jenen vortragend, bis dieser selbst oder die Unverwandten desselben den B. durch reiche Geschenke versöhnen. Einen B. zu töten gilt für das aller schlimmste, auf keine Weise zu sühnende Verbrechen.

Hyatgang, bedeutende Stadt in dem selbstständigen Staate Nepal in Ostindien in den süd. Abhängen des Himalaja, liegt unter 27° 37' nördl. Br. und 85° 22' östl. L. (von Greenwich) und ist Lieblingsaufenthalt der in diesem Lande lebenden Brahmanen. B. ist gut gebaut und die Straßen sind reiner als die der Hauptstadt Kathmandu. Der Palast, eine Anzahl von Tempeln und andern stattlichen Gebäuden geben dieser Stadt ein ungemein imponirendes Ansehen, als Kathmandu besitz.

Hyatt, ind. Dichter aus dem 6. oder 7. Jahrh. n. Chr. Verfasser des Kuntaposa „Hyattitona“, dessen Stoff der Geschichte Ramas entlehnt ist. Gesang 1—5 sind ins Deutsche übersetzt von E. Schütz (Bielef. 1837).

Hyatthant, berühmter ind. Dramendichter aus dem 8. Jahrh. n. Chr.; von dem drei Stücke erhalten sind: „Mālatīmādhava“ (ein Liebesdrama), „Mahāvīracarita“ und „Uttarārcamācarita“, welche die Abenteuer des Rama zum Gegenstande haben. Nur das zweite dieser Dramen ist in Europa herausgegeben worden (von Erithen, Lond. 1848); die beiden andern liegen erst in ind. Ausgaben vor. Doch gibt es bereits Übersetzungen von allen drei Dramen in europ. Sprachen, und zwar eine des ersten von Wilson in den „Select specimens of the theatre of the Hindus“ (Vd. 2, 3. Aufl., Lond. 1871); deutsch von Wolff in „Theater der Hindus“ (Weim. 1828 u. 1831); des zweiten von Neve (Löwen 1880), des dritten von Bidford (Lond. 1871). B. ist gekünstelter und nicht so elegant als Kalidasa, übertrifft diesen aber an dramatischer Schwung und schärferer Charakteristik der Personen.

Hyawapur, Vasallenstaat in Britisch-Indien, f. Bahamapur.

Hyels, ein Volksstamm in Ostindien, der mit vieler Wahrscheinlichkeit für einen Überrest der Urbevölkerung des westl. Theils der vorberind. Halbinsel vor der arischen Einwanderung gehalten wird. Hauptstämme derselben sind der mildeste Theil des Vindhya-Gebirgs, die Ufergegenden der mit diesem parallel verlaufenden Nerubudda und der nördlichere Theil der westl. Ghats an seinen beiden Abhängen, doch kommen sie auch in andern Gegenden, namentlich in allen denen, die das frühere Reich Guzerate bildeten und jetzt zu der brit.-ind. Präsidenschaft Bombay gehören, wie namentlich in dem Kollektrat Rhandesh zahlreich vor. Ein diesen B. in den westl. Ghats ganz ähnlicher Volksstamm soll aber auch in dem nördl. Theile der östl. Ghats leben. Jedenfalls sind sie in älterer Zeit weiter wie jetzt verbreitet gewesen. Die B. stehen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, am meisten die, welche die entlegenen Gebirgsgegenden bewohnen, sind aber bildungsfähig. Sie stehen außer Verkehr mit den civilisierteren Hindu, haben aber manches von diesen übernommen mit Bezug auf Sitten und Religionsgebräuche. Die Mehrzahl verehrt Mahadeva, außerdem aber eine große Menge von Namits oder Gebirgsgöttern, auch die niederen Hindu-gottheiten. Nach Elphinstone sollen die B. Rind- und Schweine-

fleisch essen, auch Weiz und Pathwein trinken. Den Brahmanen bezeigen sie keine Ehrfurcht. Sie haben keine Tempel; statt ihrer dienen gewisse Bäume, die durch unter ihnen aufgestellte Steine als Gegenstand der Verehrung bezeichnet werden. Ihre Widwen dürfen sich wieder verheiraten. Sie begraben ihre Taten. Bei dem Tode ihrer Häuptlinge machen die B. aus Erz das Bild eines Pferdes oder Stiers, mit dem eine Art von bei ihnen bestehendem, Kälves genannten Priester jährlich eine Rundreise machen und sie unter Verehrung gewisser Ceremonien der Bewohner der verchiedenen Ortschaften zeigen. Außerdem haben sie Wahrsager, Barod, die zugleich Ärzte sind. Zweifel, ob ihre Sprache eine eigenthümliche oder aber bloß eine rohere Dialektverfälschung der in der Gegend, wo sie leben, herrschenden Idiome ist, sind die Meinungen geteilt. Die B. werden als klein, schwarz, schlank und mager, aber küstig, mehr behende und thätig als stark, zugleich als drebisch, falsch und verrätherisch, aber nicht blutgierig beschrieben. Doch besteht große Verschiedenheit zwischen den B., welche in der Nähe der Städte, und denen, die in den abgelegenen Gebirgsgegenden leben. Die letztern wohnen in Hainen kleiner Hütten unter Rayas genannten Häuptlingen, tragen selbst Kleidung, einen schmalen Lendengürtel ausgenommen, und sind mit Pfeil und Bogen bewaffnet. In neuerer Zeit sucht die engl. Regierung zu Bombay einen höhern Grad von Kultur unter ihnen zu verbreiten. Eins der hierfür angewandten Mittel war die Bildung eigener Korps von aus ihnen gebildeten Polizisten, die gute Dienste leisten.

Hyelisa bedeutet im Sanskrit einen religiösen Bettler brahmanischer oder buddhistischer Glaubens, welcher der Welt entsagt hat und ein herumstreifendes asketisches Leben führt, auf fremde Mithätigkeit angewiesen und von allen Genüssen ausgeschlossen.

Hyisa, ein Ort in Britisch-Ostindien, unter 23° 30' nördl. Br. und 77° 50' östl. L. (von Greenwich) in dem Oberkommissariat Centralindien (Central-India-Agency) und speziell in der polst. Affikant-Agentenschaft Bhopal gelegen, bildet mit dem unliegenden gleichnamigen Distrikt (Bergumma) einen Teil der Besitzung des Maharadscha Scindia von Gwalior, eines maharattischen Vasallenfürsten der Engländer. B. liegt auf dem rechten Ufer des Flusses Betwa auf einem Trappfels, ist nur klein, hat etwa 25000 E. und enthält ein Fort, umgeben von einer Steinmauer und einem Wallgraben und verstärkt durch viereckige Thürme. In der Vorstadt von B. befindet sich eine 5 m lange, 2,5 m weit gehöhrte, reich verzierte, der Sage nach auf Befehl des Großmoguls Dschangir aus Erz gegossene Kanone. Etwa 6 km südwestlich von B., auf dem linken Ufer des Betwa, befinden sich bei dem Ort Saneli Rauchera großartige buddhistische Tempelruinen. B. wurde 1230 von Samudra Raja, Souverän von Delhi, den Hindu abgenommen, gelangte aber bald nachher an dieselben zurück, worauf durch einen Offizier des Beherrschers von Delhi Dschaladdin Jeroe vernichtet, befand sich 1528 wieder in Besitz der Hindu. Schließlich wurde es 1570 durch Akbar dem Reich von Delhi einverleibt. Der in der Umgegend von B. angepflanzte Tabak wird für den besten in Indien gehalten.

Hyima, der bedeutendste ind. Nebenfluß v. Krishna (auch Rishna) im mittlern Vorderindien

entspringt auf dem Ostabhange der Westghats und mündet nach einem Lauf von 600 km bei Jherospur.

Shima oder **Shima Shora**, Wallfahrtsort der Hindu in Britisch-Indien, liegt unter 29° 58' nördl. Br. und 78° 14' östl. L. (von Greenwich) in dem Distrikt Saharanpur der zu der Lieutenant-Gouverneurschaft der Nordwestprovinzen gehörenden Division Mirat (Meerat), ungefähr 1½ km nordwestlich von Hurdwar. Dasselbst befindet sich, etwa 350 m über dem Meere, eine enge Bergspalte, in der sich eine Kunda oder ein Teich befindet, der sein Wasser aus einem schmalen Arme des Ganges empfängt. Waschungen mit demselben sollen rein von allen Sünden machen.

Sholapass oder **Sholapass**, die das Salagebirge in Balutschistan überschreitende Straße der großen Heerstraße, welche von dem nördl. Teile der zu der Präsidentschaft Bombay gehörenden Landschaft Sindh über Schitarpur und Dadar nach Balutschistan und Afghanistan führt, somit diese Länder und die pers. Hochebene mit dem untern Gebiete des Indus verbindet. Der Eingang des Passes liegt oberhalb Dadar, unter 29° 30' nördl. Br. und 67° 35' östl. L. (von Greenwich), 270 m über dem Meere. Die Länge des P. beträgt 860 km, seine mittlere Erhebung 150 m mit je 7,5 km. Sein Ausgang, 1767 m über dem Meere, führt auf das in gleicher Höhe gelegene Plateau Dehsh-i-Behaulat. Hier, bei dem Orte Quetta, auch Kōta genannt, teilt sich die Straße in einen südwestlich nach Kelat und in einen nordwestlich nach Kandahar führenden Arm. Im J. 1839 passierte eine engl. Armee mit zahlreichem schweren Geschütz diesen Pass ohne große Mühe in sechs Tagen. Wie wichtig derselbe im allgemeinen auch ist, so hat derselbe für den Handelsverkehr zwischen dem westl. Indien, Afghanistan und dem innern Asien nicht die Bedeutung wie der nördlicher unter 32° 6' nördl. Br. über das Sulimangebirge führende Gomalpass.

Shopal, ein 18390 qkm enthaltender mohamed. Vasallenstaat des Indo-Britischen Reichs. B. in administrativer und polit. Hinsicht einen Teil der Präsidentschaft Bengalen, und zwar eine Assistent-Agentenschaft des zu jener gehörenden Oberkommissariats Centralindien bildend, wird südlich von der Nerubudda, östlich von Dschabalpur, einer Division des Oberkommissariats der Centralprovinzen, westlich von Malwa, nördlich von Guma und Gwalior, Assistent-Agentenschaften von Centralindien, und nordwestlich von der zu dem Oberkommissariat Radschutana gehörenden Assistent-Agentenschaft Haraoti begrenzt. Der südlichste Teil von B. gehört dem Hethale der Nerubudda an. Von hier erhebt sich Land nach der Kette des Bindhyagebirgs hin, dessen Nordseite dasselbe, ein Plateau bildend, in der größern Hälfte gelegen ist. B. wird von 5 Affen Nerubudda, Dhaka, Belwa, Bhubatti wui bewässert. Die Einwohner, sich 1873

200 belausend, bestehen zur größern Hälfte aus Hindu, zur kleinern aus unter Aureng-Zeyb selbst eingewanderten Patanis aus Afghanistan. Wie, wie der Staat, B. genannte, 24° 14' nördl. Br. und 77° 33' östl. L. (von Greenwich) gelegene, von nem gemauerten Walle umgebene Hauptstadt hat reite, gerade Straßen, besitzt ein Fort, zeigt aber, wie auch die fürstl. Residenz, das südwestlich von r Stadt auf einem Felsen erbaute, besetzte Schloss Juttigurh, allenthalben Spuren des Verfalls. Südwestlich von letztem befindet sich ein

künstlich angelegter, 7,5 km langer und halb so breiter, mit Fischen und Krotodilen erfüllter tiefer Teich. Ein ähnlicher, halb so großer Teich liegt östlich von der Stadt.

Das Reich B. wurde von einem Afghanen gegründet, der, früher in Dienst von Aureng-Zeyb stehend, sich unabhängig machte und 1728 starb. Stifter der gegenwärtigen Dynastie war Bajir-Mohammed, der seine Unabhängigkeit wiederholt gegen die Angriffe der Maharatten, namentlich 1809—12, mit ebenso viel Tapferkeit als Glück verteidigte. Er starb 1816. Sein Sohn Nagar-Mohammed schloß 1818 einen Vertrag mit den Engländern, wodurch seinem Reiche die Unabhängigkeit garantiert wurde, unter der Bedingung, daß derselbe ein Kontingent von 400 Fußsoldaten und 600 Reitern zu der engl.-ind. Armee stelle. Als der Nabob bald nachher starb, hinterließ derselbe eine einzige Tochter, Siltander-Begum, welche, verheiratet mit ihrem Neffen, eine Schah-Jehan genannte Tochter gebar. Siltander-Begum leitete die Verwaltung von B. mit so vieler Geschicklichkeit und Kraft, daß sie zur Herrscherin über dieses Reich und ihre Tochter zu ihrer Nachfolgerin ernannt wurde. Für ihre guten Dienste 1857 bei Gelegenheit des Scaopog-Auffandes erhielt sie von den Engländern eine Vergrößerung ihres Grundgebietes. Als sie 1863 auf der Pilgerfahrt nach Mekka starb, folgte ihr ihre Tochter unter dem Titel Nabob Schah-Jehan. Die Einkünfte von B. betragen jährlich 137 625 Pfd. St.; die Armee besteht aus 3428 Fußsoldaten, 723 Reitern und 223 Artilleristen mit 70 Geschützen.

Shot oder **Shotipah**, ein Volksstamm, hauptsächlich in dem südl. Himalajalande Bhutan in Ostindien, einer der ältesten Zweige der turanischen oder mongol. Völkerrfamilie, in welchem sich aber eine schon von alters her bestehende Vermischung mit mannigfachen ethnolog. Elementen des Hinduismus erkennbar macht. Sie erscheinen auch verwandt sowohl mit den Bewohnern von Tibet als auch mit den Kewars, den eigentlichen Bewohnern von Nepal. Die B. sind den körperlich schwachen und sanftmütigen Bewohnern von Bengalen in physischer Beziehung durchaus unähnlich. Sie sind hoch und kräftig gebaut, von großer Körperstärke und von dunkler Hautfarbe, aber doch röter im Gesicht als die Bengalen. Ihre Gesicht- und Schädelbildung erinnert lebhaft an die typisch mongolische, namentlich durch die stark hervorstehenden Wangenbeine und die kleinen, schwarzen, meistens schiefstehenden, enggeschlitten Augen. Ihr Haar ist schwarz, ihr Bartwuchs schwach und erst spät zum Vorschein kommend. Äußerst häufig sind bei ihnen Kropfgeschwülste. Dessungeachtet aber sind sie gesund und erreichen oft ein sehr hohes Alter. Ihre Sprache zeigt mannigfache Übereinstimmung mit den Idiomen in Tibet und Nepal; auch findet sich eine Menge von ursprünglich dem Sanskrit angehörenden Wörtern in ihrer Sprache. Sie stehen auf einer ganz niedrigen Stufe der Kultur, was sich schon daraus ergibt, daß die Buchdruckerkunst schon seit Jahrhunderten bei ihnen besteht und sich Bücher über die herrschende Religion, den Buddhismus, in den Händen des geringsten B. befinden. Ihr Alphabet ist von dem Devanagari abgeleitet.

Shotau, s. **Bhutan**.

Shrigu (eigentlich «strahlend, funkelnd»), Bezeichnung einer Art von Halbgöttern der ind. Mythologie, welche das Feuer auffinden und den Menschen

Tibet, zum Frieden zwischen dem engl. Generalgouverneur Warren Hastings und dem Nadir von B. Dieser gelobte die Einstellung aller Einfälle in Rurich-Bihar. Erst viele Jahre später, namentlich nach ihrer Annexion von Assam 1838, hatten die Engländer wieder Veranlassung, sich über B. zu beklagen. Die Sendung Kapitän Pemberton's 1837—38 behufs Vorstellungen gegen wiederholte Raubeinfälle der Bhutias in Assam blieb erfolglos. Die Engländer besetzten deshalb 1840 die Feste von B. nach den Distrikten Kachar und Doring der Provinz Assam führenden Pässe, die sog. Assam-Duars. Im J. 1863 wurden der Gesandte der engl. Regierung an den Nadir von B., Ashley Eden, und dessen Begleiter, Kapitän Edwin Austin, zu Panatja schimpflich behandelt und gefangen gesetzt. Man versuchte den Gesandten Eden zur Unterzeichnung einer Schrift zu zwingen, durch welche die Assam-Duars von England wieder an B. abgetreten wurden. Ein für England nicht ganz glücklicher Krieg, dem der Friedensschluß zu Dura, 11. Nov. 1865, folgte, wurde hierdurch veranlaßt. Die Engländer behielten die Duars gegen die Bezahlung von jährlich 60000 F. gelobte hiergegen die Einkünfte engl. Grundgebiet. Die britischen Bura und Demangl Unterpfänder des Friedens den J. 1872—73 wurde gefragt, die Grenze zwischen nehmen und durch in Abstel Stein aufgemauerte Pfeiler Grenzlinie wurde so gewangiri auf engl. Gebiet zu wurden die Duars wieder an B. abgetreten. Eine Karte von dieser Grenzbestimmung sandte die engl. Regierung dem Nadir von B. mit der Instanz, sich hieran zu halten.

Litteratur: Turner, „An account of an embassy to the court of Tshoo Lama in Tibet“ (Lond. 1800; deutsch, Weim. 1801), Dose, „Some account of the country of B.“ (Asiatic Researches, 1825, Bd. 15); D'Ochoa, „Ambassade au B.“ (Nouvelles Annales des voyages, 1840, Bd. 7); Griffith, „Journal of the mission which visited B. in 1837—38“ (Asiatic Society of Bengal, 1840, Bd. 8); derselbe, „Journals of travels in Assam, Burma, B., Afghanistan etc.“ (Koll. 1847); „Reports of missions to B.“ (Lond. 1865), Renne, „B. and the story of the Doar War“ (Lond. 1866).

Di, chem. Zeichen oder Symbol (Abkürzung von Diamanthum) für Widmat. [zweifach.]

Di..., lat. Vorstufe, bedeutet doppelt, zweimal.

Diabassak, Oasengruppe in der pers. Wüste, nördlich von Isf, umfaßt acht Dörfer; Hauptort ist Chur mit 400 von Persern und Arabern bewohnten Häusern. Der engl. Oberst Mac Gregor war der erste Europäer, der die Oase im Mai 1875 besuchte.

Diafrabat heißt der östliche Einschnitt im Hintergrunde des Guineabusens, zwischen den Kap Formosa und San-João, die Bai begrenzt ein halb-kreisförmiger Küstenstrich von etwa 900 km Ausdehnung. Der nördl. Teil, bis zum Rio del Rey, etwas östlich von Mt. Calabar, ist niedrig, flach, halb über-schwert, überall durchschnitten von hier ein-laden den Armen des Niger-Deltas und hat ein sehr un-gesundes Klima. Weiterhin folgt der mächtige Gebirgsstock der Camernun-Berge und die Küste wendet sich nach S.O. Hier dehnt sich hinter der gefährlichen

Barre im Meer ein mit Wärdern besetzter Rader, hier und da felsiger und steiler Küstenstrich hin, jen-seit dessen sich die Stufen der Serra do Cristal der alten Portugiesen übereinander erheben, nur 10—15 km vom Ufer entfernt. Die hier hausenden Negerstämme, welche sich Mafra nennen, auf der niedrigsten Stufe lebende Menschenstämme, sind viel-leicht die den Affen ähnlichsten aller Menschen. Ihre Bestialität spricht sich aus in der zurücktretenden Stirn, den langen Ohren, den aus dem Munde hervorstehenden Zähnen, ihren hageren Beinen, ihren lang herabhängenden Armen. Sie wohnen den Wärdern der Gorillas benachbart.

Dialement (fr.), das Abweichen von der ge-radeten Linie, Binklung; diaisieren, von der ge-radeten Linie abweichen.

Diala, Hauptstadt eines Bezirks im österr. Kron-lande Galizien, und zwar im Herzogtum Auschwitz (s. d.), am rechten Ufer der in die Weichsel fließen-den Diala, welche die Grenze zwischen Galizien und Österreichisch-Schlesien bildet und über die eine steinerne Brücke nach der österr. schlesischen, durch eine Zweigbahn mit der Kaiser-Ferdinands-Nord-bahn verbundenen Stadt Bielitz (s. d.) ein gewerbefleißiger Ort von (1880) 7 deutende Tuch- und Leinwandwebere-lation, Nagel- und Hufschmieden im Handel. Auch ist D. nächst Brody Expeditions- und Transitohandelsort.

Dialla, Stadt in der preuß. Wi-sen, Regierungsbezirk Gumbinnen, alsburg, 17 km ostwärts von i nahe der russ. Grenze, ist Sitz eines hat eine Spiritusfabrik und zählt (1880) 1000 w. (davon etwa 700 Polen), die ansehnlichen Flach-bau treiben.

Dialowiczepolische, [Dielowischer Heide.]

Djalyskof polnisch, Wjelszok russisch, west-lichste Kreisstadt des russ. Gouvernements Grodno, im Bereich des alten Polnischen, an der Diala, 80 km im S.W. von Grodno und 187 km im N.O. von Warschau gelegen, wichtiger Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Warschau, Königsberg, Ve-terburg und Brest-Litowsk, zählt 17 658 Q., dar-unter mehr als die Hälfte Juden. Die Stadt hat eine russ., eine luth. und eine prot. Kirche, zwei Synagogen, 16 jüd. Bethäuser, ein Gymnasium, ein adeliges Fräulein-Institut, 30 Fabriken und Manufakturen, darunter zwei Ölmühlen, Zement- und Seife. Die Häuser st-keinen aufgeführt und voneinander absteckend und gut gepflastert. D hält eine betürmte Re-schönes, dem Grafen E herrlichem Park. D. u bedeutenden Handel in falken hauptsächlich n im 14. Jahrh. gegrün-

und ist seit 1842 Kreisstadt. — Der Kreis Djalys-kof kam mit den zunächst anstößenden Teilen der poln. Wojwodschaften Polnischen und Trost, von Masowien und Samogitien durch die dritte Teilung Polens 1795 an Preußen und bildete das Kammer-departement Djalyskof in der Provinz Neu-Ostpreußen. Im Tilsiter Frieden wurde 1807 etwa ein Drittel dieses Kammerdepartements, der zwis-schen Bug und Memel gelegene Teil von Polnischen

Siard (François), franz. Genremaler, geb. zu Lyon 27. Juni 1800, besuchte die Kunstschule seiner Vaterstadt und begab sich nachher auf Reisen, die ihn nach Malta, Cypern, Syrien und Ägypten führten. Überall sammelte er Skizzen und Entwürfe zu Gemälden, die er nach seiner Rückkehr ausfuhrte. Im J. 1835 ließ er sich in Paris nieder und gründete hier in kurzer Zeit seinen Ruf; 1839 unternahm er eine Reise nach Grönland und Spitzbergen, 1856 nach Brasilien. Über letztere Reise berichtet er in der Schrift *«Deux ans au Brésil»* (1862). Die trodene und kalte Manier, die er von der Lyoner Schule sich angeeignet, gereicht seinen Reisebildern nicht zum Vorteil, welche aber durch die Neuheit und Fremdbartigkeit der teilweise noch nie behandelten Gegenstände anziehen. Noch mehr Anhang fanden seine komischen Genrestücke, die aus dem Gebiete des alltäglichen Lebens gegriffen sind. Zu seinen bekanntern Werken gehören: Folgen eines Maskenballs, Das Familientanzfest, Sklavenmarkt an der Goldküste Afrikas, Kampf mit den Gissären, Die Ohrenbeichte, Reisende Komödianten auf der See. — Seine Gattin Léonie, geborene d'Aunet, geb. 1820, gestorben 1845, gest. 21. März 1879 zu Paris, veröffentlichte unter ihrem Familiennamen die Romane: *«Un mariage en province»* (2. Aufl. 1857), *«Une vengeance»* (2. Ausg. 1858), das Drama *«Jane Osborn»* (1856) und *«Voyage d'une femme au Spitzberg»* (3. Aufl. 1867).

Siarmia (von den Scandinaviern Siarmar oder Siarmaland, von den Byzantinern Permia und von den russ. Chronisten Welskaja-Berm genannt), bildete noch vor Kuris Zeit den östl. Teil des finn. Gebietes, dem jetzigen Gouvernement Perm entsprechend und ein Areal von ungefähr 332 000 qkm umfassend. Zuerst kamen die unternehmenden Nowgoroder mit B. in Berührung und erhoben schon im 11. Jahrh. Tribut von den Bewohnern B.s; im 13. Jahrh. erscheint B. bereits als ein zu Nowgorod gehörendes Gebiet. Mit dem Sturze Nowgorods 1471 wurde B. dem moskowit. Reiche einverleibt und tritt nun unter dem Namen Perm auf. Die ersten Kolonisatoren des Landes waren die Grafen Stroganow, die von Iwan dem Graufamen Ländereien zur Ausbeutung von Metallen erhielten.

Siarris, ein Fischerhafen und berühmter Badeort im franz. Depart. Niederpyrenäen, Arrondissement Bayonne, am Golf von Biscaya, 8 km südwestlich von Bayonne, Station der Eisenbahn von Bordeaux nach Irun, liegt in der Mitte von Hügel und über 80 m hohen, durch die mächtige Flut und starke Brandung merkwürdig zerklüfteten Klippen. Der Fleden, mit ganz versandetem Hafen, besteht aus zerstreut und malerisch auf den Felsbänken am Meere gelegenen Häusern, Villen, Cafés, einem 47 m hohen Leuchtturm u. s. w., ist in rascher Zunahme begriffen und zählte 1876 bereits 3848 (Gemeinde 5507) E. Die neue Kirche ist eine einsache Kapelle von althypant. Bauart. Man badet am Strande an verschiedenen Stellen, vorzugsweise in einer kleinen Bucht, Port-vieux genannt, an welcher ein Badehaus mit 100 Kammern erbaut worden ist. Eine andere Anstalt mit warmen See- und Fußbädern befindet sich an der Côte de Moulin, wo auch im Freien gebadet wird. Der früher nur von den Bewohnern der Umgebung als Seebad benutzte Ort hat infolge der regelmäßigen Besuche Napoleons III. und seiner Familie europ. Ruf erhalten und die 1856 vom Kaiser erbaute

Villa Eugénie war öfters Vereinigungspunkt der Diplomatie und Zeuge wichtiger Verhandlungen.

Sias, einer der Sieben Weisen, aus Priene in Jonien, lebte zur Zeit des lydischen Königs Alyattes und dessen Sohnes Kroösus, um 625–540 v. Chr. Er sprach vor Gericht für Angeklagte, von deren Unschuld er überzeugt war, und war berühmt durch die Weisheit seiner eigenen Richtersprüche. Als Priene von den Persern erobert worden war und die Einwohner auf der Flucht soviel als möglich von ihrem Eigentum mitnahmen, soll er gegen einen seiner Mitbürger, der sich wunderte, daß er es nicht auch so machte, den Ausspruch gethan haben: *«Ich trage alles, was mir gehört, bei mir»*, Worte, die in der lat. Fassung *«Omnia mea mecum porto»* sprichwörtlich geworden sind. Er starb in seiner Vaterstadt, wohin er mit den andern vor den Persern geflohenen Einwohnern zurückgeführt war, in hohem Alter. Die unter seinem Namen auf uns gekommenen Sittensprüche des B. sind gesammelt von Orelli in *«Opuscula Graecorum veterum sententiosa et moralia»* (Lpz. 1819) und von Mullach in den *«Fragmenta philosophorum Graecorum»* (Vb. 1, Par. 1860), und überfetzt in Diltzeys *«Fragmente der Sieben Weisen»* (Darmst. 1836); ein erhaltenes lyrisches Bruchstück steht bei Bergt in den *«Poetae lyrici»* (Vb. 3). Vgl. Böhren, *«De septem sapientibus»* (Donn 1867).

Siadca, Fleden mit (1890) 2280 E., Hauptort des Bezirks Riviera im schweiz. Kanton Tessin, liegt von Weingärten umgeben 810 m über dem Meere, 20 km nördlich von Bellinzona, am Eingang in das Gleniothal, bei der Vereinigung des Brenno mit dem Ticino, an der Gottthardstraße und -Bahn, an welche sich hier die Zulinierrampe anschließt. Der Ort besteht aus dem auf der linken Thalflanke gelegenen eigentlichen B. und dem ½ km weiter westlich gelegenen Ponte bei der Steinbrücke über den Brenno und besitzt zwei alte Kirchen und eine zu der hochgelegenen Petronillakapelle führende Via Crucis, neben welcher der Bach Froda einen prächtigen Wasserfall bildet. B. ist häufigen Überschwemmungen durch den Brenno und den Ticino ausgesetzt, und wurde namentlich 1514, 1745 und 1868 stark verwüstet.

Siaffe (fr.), rohe levantinische Seide.

Sibactat (lat.), Trunksucht; von *Sibar*, Vieltrinker, Zecher.

Sibakten (lat.), Trinkelgelage, auch Trinkelgelde, Sporteln.

Sibamus (lat.), Laßt uns trinken!

Sibân (Plural von *Sib*, also die Thore), ein berühmtes Defilee in Algerien, am Westende der Provinz Konstantine, auf der Straße von Algier nach Setif. Das Große Thor öffnet sich in 438 m Höhe zwischen mehr als 700 m hohen, steilen Felswänden, und ist so enge, daß sich der zum Bugia-Flusse ergießende Neb.-Amahrit kaum hindurchzwängt. Die Türten, welche den Paß «Gifernes Thor» nannten, fürchteten ihn sehr; wenige Menschen können hier einer großen Armee Widerstand leisten. Jetzt führt eine große Straße hindurch. Nahe liegt der 3000 ha umfassende Sibân-Wald aus Aleppo-Fichten, pöbnt. Juniperus, Oliven und Lentislen.

Sibân-el-Moluf, d. h. Königsthor, ist eine der interessantesten Lokalitäten des ägypt. Theben (s. d.) auf der linken Seite des Nils, bei den Königsgäbern, etwa 3,5 km im WNW. von Kurnah.

Vibbiena, Stadt in der ital. Provinz Neapel, Compartimento Lodiense, 10 km nordnordwestlich von Neapel auf einem Hügel in 367 m Höhe am Arno herrlich gelegen, zählt (1881) als Gemeinde 6186 E., welche regen Handel treiben. Die Kirche San-Lorenzo besitzt zwei große Vasebilder von der Hand der Künstler della Robbia. In der Umgebung sind Wein-, Oliven- und Maulbeerplantagen, Gärten, Wiesen und Wälder.

Vibbiena, eigentlich Bernardo Dovizio, ital. Dichter, geb. 4 Aug. 1470 in Vibbiena, von niedriger Herkunft, ward Privatsekretär des Kardinals Giovanni de' Medici (des nachmaligen Papstes Leo X.), in dessen Wahl zum Papste V. besonders beigetragen haben soll. Leo X. ernannte ihn zu seinem Schatzmeister und bald darauf, 1513, zum Kardinal. Im J. 1518 ging er als päpstl. Gesandter nach Frankreich und starb bald nach seiner Rückkehr, 9. Nov. 1520, wie man glaubte an Gift. Sein Lustspiel „Calandro“ (Siena 1521, später sehr oft wieder gedruckt) dem Plautus nachgebildet, längere Zeit ein Lieblingsstud der ital. Hofbühnen, ist durch viele Schlußfragmente ersetzt. Vgl. Bondini, „Vita di Bernardo Dovizio B.“ (Livorno 1878).

Vibbe (lat.), trinke

Bibel (vom griech. *βιβλία*, d. h. die Bücher, gleichsam das Buch der Bücher, das vornehmste Buch) heißt die Sammlung derjenigen heiligen Schriften, welche von den Christen als Urkunden ihrer göttlich geoffenbarten Religion angesehen und verehrt werden. Nach der Sprache sowohl als nach dem Inhalte sind diese Bücher in zwei sehr ungleiche Teile geteilt, in das Alte und das Neue Testament, d. i. in den Alten und Neuen Bund; denn testamentum ist nur eine der spätern Latinität angehörige Übersetzung (aus dem 2. Jahrh.) für das griech. διαθήκη, d. h. Bund.

1) Das Alte Testament ist die Sammlung der 39 (nach den Buchstaben des hebr. Alphabets geordnet auf 22 festgestellten) von den Juden seit dem 12. und danach auch von der christl. Kirche als die inspirierten Urkunden der göttlichen Offenbarung an das alte Bundesvolk Israel heilig gehaltenen Bücher. Es ist Ausnahme einiger aramäisch g. Sprache abgefaßt; aus der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. in Jesu (griech.), die Heilige Inhalte: das Gesetz, die Psalmen, oder die übrigen (heiligen) Schriften. Hiermit ist zugleich die sehr alte, bereits vor dem Neuen Testament vorhandene Einteilung des Alten Testaments in Gesetz, Propheten und andere (heilige) Schriften gegeben. Das Gesetz umfaßt die fünf Bücher Moses. Die Propheten aber werden wiederum eingeteilt in die sog. früheren, unter welche die Bücher Josua, der Richter, Samuels, der Könige gehören, und in die spätern. Der Name der erstern erklärt sich aus der theokratischen Geschichtsbetrachtung, welcher die Wirklichkeit der in diesen Büchern erwähnten Propheten Samuel, Nathan, Elia, Elia u. s. f. für die Hauptsache galt. Die letztern zerfallen in die großen Propheten Jesaias, Jeremias, Ezechiel, denen die Christen nach der alexandrinischen Übersetzung auch den Daniel hinzufügen, und in die übrigen Propheten, welche als die kleinen den großen gegenüberstehen. Die dritte Abteilung, deren Schriften

man auch mit dem griech. Namen Hagiographa bezeichnet, enthält, außer den poetischen Büchern Hiob, Sprichwörter und Psalmen, das hohe Lied, Prediger, Ruth, Klageklagen und Esther. In Ansehung der Folge der einzelnen Bücher weichen die alexandrinischen Übersetzer, die lat. und die lutherische V. von der hebräischen ab.

Die Entstehung der Sammlung im allgemeinen betreffend, so datieren erst seit den Prophetenschulen Samuels, wahrscheinlich sogar erst seit Salomo, die ersten Aufzeichnungen von Gesetzen und Orakeln sowie einiger Niedersammlungen. Seit dem 8. Jahrh. v. Chr. entstanden allmählich die schriftlichen Orakel der Propheten, die ältesten Grundschriften der Bücher Moses und Josua, der Bücher Samuels und des Buches der Richter, fernere Annalen der Könige von Israel und Juda, im 5. Jahrh. v. Chr. das fünfte Buch Moses. Erst nach dem 4. Jahrh. wurde die Sammlung der fünf Bücher Moses und die Texte der übrigen älteren histor. Bücher abgeschlossen, ebenso entstanden im 4. Jahrh. v. Chr. die ebenfalls auf älteren Quellen beruhenden Bücher der Könige. Mit dem 4. Jahrh. war daher die erste Abteilung, das Gesetz, und die erste Hälfte der zweiten Abteilung, der Propheten, zu Stande gekommen. Nach dem 4. Jahrh. und nach dem Tode des letzten Propheten Malachi (gegen Ausgang des 5. Jahrh. v. Chr.) entstand die Sammlung der zweiten Hälfte der zweiten Abteilung, welche bereits abgeschlossen war, als die Bücher der Chronik (frühestens um J. 300) und das Buch Daniel (gegen die Mitte des 2. Jahrh.) entstanden waren. Am spätesten entstand die dritte Abteilung, die der Hagiographa, welche nicht vor der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. abgeschlossen war, da das um diese Zeit erst geschriebene Buch Daniel noch aufgenommen wurde. Einzelne der darin aufgenommenen Schriften sind allerdings älter. So enthält das jetzige Vielmehr Buch Psalter von David an bis zur makkabäischen Zeit, und wurde allmählich aus früheren Niedersammlungen zusammengestellt, von denen die älteste wohl schon bald nach der Rückkehr aus dem 4. Jahrh. in Gebrauch war. Noch älter ist die „Sammlung Salomonischer Sprüche“, die vollständig schon im 8. Jahrh. veranstaltet ist, und das ungefähr gleichzeitige Buch Hiob. Die älteste Aufzeichnung der alttestamentlichen Sammlung als eines Ganzen findet sich im Prolog des Jesus Sirach (umgründet 130 v. Chr.), womit jedoch die damalige Schließung der dritten Abteilung noch nicht erwiesen ist. Diese erhärtet sich vielmehr nicht einmal aus den Einführungen des Neuen Testaments (Matth. 23, 34, 35, Matth. 23, 35), sondern wird erst nach der Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. durch die Schriften des Josephus vollständig bezeugt. Über einige Schriften, wie über den „Prediger Salomo“ und das Buch Esther, schwankt das Urteil bei Juden und Christen noch weit später. Die Aufnahme in die Sammlung war bei dem „Gesetz“, dem heiligsten Bestandteile derselben, von selbst gegeben, bei den übrigen älteren Schriften sowohl durch ihren theokratischen Geist und Gehalt als auch durch die unbedingte Ehrfurcht des spätern Judentums vor diesen Denkmälern der religiösen Vergangenheit veranlaßt. Von den Schriften aus der pers. und syro-macedon. Zeit haben einige, wie Chronik und Esther, als willkommene Schilderungen der herrlichen vergangenen Tage, andere (wie das hohe Lied, Prediger, Daniel) wegen ihrer angelegenen alten Verfasser, andere endlich, wie Qbra und

Rehemia, als geschichtliche Nachrichten von der Wiederherstellung des Gottesdienstes und Gesezes, Aufnahme gefunden. Scharfe Kritik ist hierbei in keiner Beziehung geübt worden. Während aber die Samaritaner, gegen die neuere Entwidlung des jüd. Gesezes, der diese Sammlung ihren Ursprung verbanke, sich feindlich verschließend, nur die fünf Bücher Moses als kanonisch anerkannten und außerdem überhaupt nur noch eine späte Bearbeitung des Buchs Josua besaßen, nahmen die ägypt. Juden mit ihrer alexandrinischen (griech.) Übersetzung wenigstens teilweise andere (apokryphische) Bücher zum Alten Testament hinzu, welche die Palästinenser teils streng ausschrieben vom Alten Testament, teils gar nicht lasen. Die christl. Kirche blieb durch den innigen Zusammenhang des Alten Testaments mit dem Neuen auf ersteres beim Gottesdienste und bei dogmatischen Beweisführungen um so mehr angewiesen, als das Neue Testament nur sehr allmählich gesammelt und erst seit dem Ende des 2. Jahrh. dem Alten als göttlich eingegebene Schrift gleichgestellt wurde. Die Sprache, in welcher das Alte Testament in kirchlichen Gebrauch bei den Christen kam, war selbst bei der Mehrzahl der Juden griechisch, daher die alexandrinische Übersetzung der Septuaginta (s. d.) auch in der christl. Kirche wie bei den griechisch redenden Juden nicht nur zu normativem Ansehen gelangte, sondern ausdrücklich als inspiriert galt. Die Folge hiervon war, daß mit den kanonischen Büchern der palästinensischen Juden auch die bei den griechisch redenden Juden im Umlauf befindlichen sog. Apokryphen von der christl. Kirche in Gebrauch genommen wurden. Doch blieben die Ansichten der Kirchenlehrer über das Ansehen dieser Apokryphen lange geteilt, und noch gegenwärtig lehren die luth. und die prot. Kirche darüber verschieden. (S. Apokryphen.) Jedenfalls sind jedoch die Apokryphen sehr bedeutende Denkmäler der jüd. Nationalliteratur und bilden als Ausdruck des spätern religiösen Bewußtseins der Juden gewissermaßen die Brücke vom Alten zum Neuen Testament.

Das ursprüngliche Judentum hielt an der unbedingten Gültigkeit des Alten Testaments auch in seinen ceremoniellen Bestandteilen fest und schrieb namentlich der Sabbat- und Festfeier, der Beschneidung und dem Speisegesezen bleibende religiöse Notwendigkeit zu. Dagegen verurteilte Paulus die Aufhebung des Gesezes durch den Kreuzestod Christi, und erwies diese aus dem Gesez selbst, welches seinen eigenen Untergang weisage. Da aber selbst der Heidenapostel in seinem religiösen Bewußtsein an die göttliche Autorität des Alten Testaments sich gebunden fühlte, lesteres auch in seiner Prophetie auf Christus einen bleibenden Wert besah, so kam bald überall in der christl. Kirche eine allegorische Deutung desselben empor, welche hinter dem vergänglichem oder gar nur mißverständlich von den Juden festgehaltenen Wortsinne einen pneumatischen, von Gott eigentlich gemeinten Sinn aufsuchte und dadurch, daß sie alles auf Christus und seine Gemeinde bezog, die tatsächliche Losrennung des Christentums vom jüd. Gesez mit der göttlichen Eingebung der alttestamentlichen Schriften vereinbarte. Die christl. Kirche hat damit, unter gleichzeitiger Ablehnung jüdischen Gesezsdienstes und ultrapaulinischer oder gnostischer Feindschaft gegen das Alte Testament, ihre geschichtliche Stellung zu letztem in einer dem damaligen Bedürfnis voll-

kommen genügenden Weise bezeichnet. Andererseits hatte schon Paulus nicht daran gedacht, die sittlichen Anforderungen des Gesezes, wie sie namentlich in den zehn Geboten zusammengefaßt waren, für abgeschafft zu erklären, und die nachapostolische Zeit sahte noch bestimmter das Christentum als neue Gesezgebung auf, in welcher die alttestamentliche ihre Vollenbung finde. Wenn daher auch die Forderungen des jüd. Ceremonialgesezes im Christentum nicht mehr als verbindlich galten, so mußte doch die bleibende Anerkennung des Alten Testaments im Christentum mancherlei Schwankungen und fortwährende Rückfälle in jüdisch-gesezliches Wesen erzeugen, welche nicht bloß bei kleinern schwärmerischen Parteien aller Zeiten, sondern der Grundrichtung nach auch in der Hierarchie und dem Traditionswesen der luth. Kirche und teilweise selbst im Calvinismus und in dem modernen Orthodoxismus zu Tage traten. Hierzu kam, daß die willkürlich allegoristische Behandlung des Alten Testaments eine wahrhaft geschichtliche Einsicht in den Stufengang der göttlichen Offenbarung unmöglich machte und jeden Unterschied zwischen Altem und Neuem Testament verwischte. Daher war die freiere Theologie der neuern Zeit, namentlich auch unter Schleiermachers Einfluß, umgekehrt zur Unterschätzung des Alten Testaments geneigt. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß die hist. und philos. Kritik des 18. und 19. Jahrh. sich früher und mutiger an die alttestamentlichen Religionsurkunden wagte, und hier unter ziemlich allgemeiner Anerkennung Grundsätze zur Geltung brachte, deren Anwendung auf das Neue Testament in denselben Kreisen noch auf beharrlichen Widerstand stieß. Sprach sich schon in der verschiedenen Ausnahme, welche die Resultate der Kritik des Alten und des Neuen Testaments fanden, bei aller Gedankenverwirrung, die hierbei mitunterlief, das niemals in der Kirche völlig verbunkelte Bewußtsein von dem Unterschied beider Testamente aus, so ist jedenfalls seit Schleiermachers die Einsicht zum Gemeingut der neuern theol. Wissenschaft geworden, daß die religiöse Bedeutung des Alten Testaments für die Christen durch das Neue Testament bedingt und vermittelt ist, und erstern nur insoweit bleibende Geltung zukommen kann, als es in letztem als Voraussetzung und Grundlage erhalten ist.

2) Das Neue Testament ist die Sammlung der Urkunden der christl. Religion oder der von der christl. Kirche für inspiriert, heilig und apostolisch geachteten Schriften der urchristl. Zeit, in welchen die Geschichte Jesu Christi und der Gründung seiner Kirche erzählt und zugleich der ursprüngliche Ausdruck des christl. Heilsbewußtseins niedergelegt ist. Die Sammlung zerfällt nach ihrer Entstehung und nach ihrem Inhalte ebenfalls in drei Teile. Der erste Teil begreift die hist. Bücher: die Evangelien, und zwar die synoptischen, d. h. wegen ihrer großen gegenseitigen Ähnlichkeit in Worten und Inhalt oft »zusammenfassenden« Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas, das Evangelium des Johannes und die Apostelgeschichte des Lukas. Der zweite Teil enthält die brieflich-biblischen Schriften: zunächst die Paulinischen Briefe an die Galater, Korinther und Römer (die sog. vier Hauptbriefe des Paulus); ferner je einen an die Epheser, Philipper, Kolosser, zwei an die Thessalonicher, die Pastoralbriefe (zwei an den Timotheus und einen an den Titus), den Brief an den Philemon und den

an die Hebräer: Johann die »katholischen« Briefe: zwei Briefe des Petrus, drei des Johannes, je einen des Jakobus und Judas. Der dritte Teil ist der prophetische und umschließt nur die Offenbarung Johannis (Apokalypse). Diese gegenwärtig vorliegende Sammlung ist indessen weder ursprünglich mit dem Christentum selbst in allen Teilen hervorgetreten, noch in ihren einzelnen Teilen den Zweifeln alter und neuer Kritik entzogen geblieben. Die ersten Christen kannten und brauchten nur das Alte Testament als Religionsurkunde. Neben häufiger Aufzählung des Alten Testaments finden sich bis in die Mitte des 2. Jahrh. nur sehr selten sichere Beziehungen auf apostolische (namentlich Paulinische) Briefe. Noch unsicherer aber sind, trotz zahlreichen Citaten von »Sprüchen des Herrn«, die Beziehungen auf unsere kanonischen Evangelien, neben welchen noch lange Zeit hindurch Evangelien Schriften (wie das Hebräer Evangelium, das Ägypter Evangelium) in Gebrauch waren, welche später als apokryphisch ausgeschieden wurden. Erst in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. treten allmählich bestimmtere Aufzählungen der Evangelien (namentlich auch des Johannes Evangeliums) und der meisten neutestamentlichen Briefe hervor. Die früheste Spur einer Sammlung neutestamentlicher Schriften findet sich um die Mitte des 2. Jahrh. bei dem Gnostiker Marcion, welcher das Evangelium des Lukas und zehn Paulinische Briefe in der Absicht, die urchristl. Lehre wiederherzustellen, bearbeitet, resp. verstimmt hat. Nach dem Geiste der Zeit war solches Verfahren weder unerhört noch verwerflich. Die neuerdings versuchte Scheidung eines jüdisch-christl. und eines paulinischen Kanons läßt sich nicht durchführen. In Marcions Zeiten haben vielleicht noch nicht einmal alle Schriften des heutigen Kanons existiert, jedenfalls kamen manche, wie das Evangelium Johannis, ziemlich spät, und auch dann erst nur in einzelnen kirchlichen Kreisen in Ansehen. Die Notwendigkeit, einen neutestamentlichen Canon zusammenzustellen, ergab sich aus dem Bedürfnis der werdenden kath. Kirche, der Verfassung der Gnostiker auf eine angebliche apostolische Geheimlehre eine Sammlung echt apostolischer Lehrschriften als Urkunden des echt apostolischen, in allen Kirchen der ganzen Welt übereinstimmend festgehaltenen Glaubens gegenüberzustellen. So begann man zu Ende des 2. Jahrh. aus der Menge in kirchlichem Gebrauche befindlicher Schriften einen festen Kern kanonischer und für inspiriert geachteter Bücher auszuscheiden außer 4 Evangelien die Apostelgeschichten, 13 Paulinische Briefe, den ersten Brief des Petrus und den ersten des Johannes. Abgesehen von den Evangelien, welche als Sammlung »der Worte des Herrn« besonderes Ansehen genossen, galt als Kriterium für die Aufnahme in den Canon lediglich die apostolische Verfasserschaft. In dieser Sammlung unterschied man zwei Bestandteile des instrumentum evangelicum (τὸ εὐαγγέλιον), die vier Evangelien umfassend, und das instrumentum apostolicum (τὸ ἀποστολικόν) mit den Paulinischen und übrigen Briefen. Dagegen blieb hinsichtlich einer Reihe anderer Schriften das Urtheil der Kirche über ihre apostolische Echtheit schwankend. So bezweifelt noch Origenes den Brief an die Hebräer, den Brief Jakobi, Judas, den zweiten Brief Petri, den zweiten und dritten Brief Johannis. Der Brief an die Hebräer wurde im Abendlande bis ins 4. Jahrh. als nichtpaulinisch vom Canon ausgeschlossen; um-

10
 11
 12
 13
 14
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100
 101
 102
 103
 104
 105
 106
 107
 108
 109
 110
 111
 112
 113
 114
 115
 116
 117
 118
 119
 120
 121
 122
 123
 124
 125
 126
 127
 128
 129
 130
 131
 132
 133
 134
 135
 136
 137
 138
 139
 140
 141
 142
 143
 144
 145
 146
 147
 148
 149
 150
 151
 152
 153
 154
 155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163
 164
 165
 166
 167
 168
 169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200
 201
 202
 203
 204
 205
 206
 207
 208
 209
 210
 211
 212
 213
 214
 215
 216
 217
 218
 219
 220
 221
 222
 223
 224
 225
 226
 227
 228
 229
 230
 231
 232
 233
 234
 235
 236
 237
 238
 239
 240
 241
 242
 243
 244
 245
 246
 247
 248
 249
 250
 251
 252
 253
 254
 255
 256
 257
 258
 259
 260
 261
 262
 263
 264
 265
 266
 267
 268
 269
 270
 271
 272
 273
 274
 275
 276
 277
 278
 279
 280
 281
 282
 283
 284
 285
 286
 287
 288
 289
 290
 291
 292
 293
 294
 295
 296
 297
 298
 299
 300
 301
 302
 303
 304
 305
 306
 307
 308
 309
 310
 311
 312
 313
 314
 315
 316
 317
 318
 319
 320
 321
 322
 323
 324
 325
 326
 327
 328
 329
 330
 331
 332
 333
 334
 335
 336
 337
 338
 339
 340
 341
 342
 343
 344
 345
 346
 347
 348
 349
 350
 351
 352
 353
 354
 355
 356
 357
 358
 359
 360
 361
 362
 363
 364
 365
 366
 367
 368
 369
 370
 371
 372
 373
 374
 375
 376
 377
 378
 379
 380
 381
 382
 383
 384
 385
 386
 387
 388
 389
 390
 391
 392
 393
 394
 395
 396
 397
 398
 399
 400
 401
 402
 403
 404
 405
 406
 407
 408
 409
 410
 411
 412
 413
 414
 415
 416
 417
 418
 419
 420
 421
 422
 423
 424
 425
 426
 427
 428
 429
 430
 431
 432
 433
 434
 435
 436
 437
 438
 439
 440
 441
 442
 443
 444
 445
 446
 447
 448
 449
 450
 451
 452
 453
 454
 455
 456
 457
 458
 459
 460
 461
 462
 463
 464
 465
 466
 467
 468
 469
 470
 471
 472
 473
 474
 475
 476
 477
 478
 479
 480
 481
 482
 483
 484
 485
 486
 487
 488
 489
 490
 491
 492
 493
 494
 495
 496
 497
 498
 499
 500
 501
 502
 503
 504
 505
 506
 507
 508
 509
 510
 511
 512
 513
 514
 515
 516
 517
 518
 519
 520
 521
 522
 523
 524
 525
 526
 527
 528
 529
 530
 531
 532

apostolischen Namen ausgeglichen wurden.

Schneller als der Orient entfloß sich der konservativere Occident zu einem kirchlichen Abschluß. Nachdem noch das (orientalische) Konzil zu Laodicea (zwischen 360 und 364) in seiner Bestätigung des Kanons die Apokalypse ausgeschlossen hatte, erkannten die Synoden zu Hippo Regius (393), zu Carthago (397), der röm. Bischof Innocenz I. im Anfange des 5. Jahrh. und das Concilium Romanum unter Gelasius I. (494) den gesamten gegenwärtigen Canon des Neuen Testaments an. Nur vereinzelt ragten sich später noch beschreibende Zweifel. Erst die Reformation brachte die alten Zweifel bezüglich einiger erst später in den Canon aufgenommenen Bücher von neuem zum Vorschein, wie denn Luther selbst den Hebräerbrief und die Apokalypse als „Apokryphen“ zu bezeichnen wagte, und die ältere luth. Dogmatik ließ die sieben Antilegomena der alten Kirche (2 Petri, 2 und 3 Johannis, Jakobus, Judas, Hebräer und Apokalypse) nur als „deuterokanonische“ Schriften gelten. Die Richtung indes, welche seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und im Verlaufe des 17. bis zu der Mitte des 18. Jahrh. die prot. Kirche beherrschte, ließ eine freie wissenschaftliche Entwicklung nicht aufkommen. Im freisinniger Ratholiz., Richard Simon (gest. 1712), war es, welcher zuerst die Idee einer das Alte und Neue Testament auseinanderhaltenden „historisch-kritischen Einleitung“ in die B. geltend machte. Erst der Rationalismus, welcher den Inspirationsglauben durchbrach, eröffnete der prot. Theologie die Möglichkeit einer unbefangenen Schriftkritik. Nachdem schon Herder die B. von ihrer menschlich-menschlichen Seite aufzufassen gelehrt hatte, begannen mit Semler, Griesbach, Michaelis und Eichhorn die umfassendsten und eindringendsten kritischen Arbeiten über Echtheit, Integrität und Glaubwürdigkeit der biblischen Schriften. Zwar stellte sich nicht bloß der übertriebenen Hypothese suchende, sondern auch zum Theil dem beschränkten Gehalte dieser wissen-

schäftlichen Forschungen seitens der Katholiken die konservative Kritik Jahn und Hugs, seitens der Protestanten das orthodoxe Revisionsstreben Hengstenbergs, Havernicks, Guerikes, Delitzschs, Casparis u. a. entgegen. Allein Berthold, de Wette, Credner, Neuf u. a. führten, abgesehen von den Kommentatoren einzelner alt- und neutestamentlicher Bücher, muthig das Begonnene weiter. Als anerkanntes Ergebnis dieser Forschungen darf der nichtapostolische Ursprung des Hebräerbriefs und des zweiten Briefs Petri und die Verschiedenheit der Verfasser der nach Johannes benannten Schriften betrachtet werden. Noch viel weiter gehende Zweifel hatten Eichhorn, Credner und de Wette angeregt, ohne daß jedoch bei dem vorwiegend an Auserklichkeiten haftenden und von subjektiver Willkür nicht freien Verfahren dieser Kritik eine Aussicht auf festere Resultate sich eröffnete. Die Arbeiten F. Chr. Baur's (f. d.) und der Tübingen Schule begründeten auch hier eine neue Epoche. Statt einseitig bei der sog. äußern Kritik stehen zu bleiben, schritt Baur zu der innern fort, welche die einzelnen Schriftbenedicten aus dem lebendigen Prozesse der Zeitgeschichte und den einander theils befehdenden, theils gegenseitig neutralisierenden Gegensätzen zu begreifen suchte. Die Folge dieser Betrachtungsweise war, daß auch die Echtheit einer Reihe von bisher unbezweifelten Schriften in Zweifel gezogen und, was namentlich die histor. Bücher betraf, die Auswahl, Auffassung und Gestaltung des Stoffes als durch die „Lebendigkeit“, d. h. durch den bestimmten Standpunkt und Ideenkreis ihrer Ver-

Petri und des ersten Briefs Johannis) als ausgemacht gelten. Trotz dieser, in die herkömmlichen kirchlichen Anschauungen allerdings tief einschneidenden Ergebnisse besteht der neutestamentliche Kanon immer noch zu Recht. Denn wenn durch die kritischen Arbeiten der Neuzeit der Ursprung und die Komposition der einzelnen Schriften weit genauer als früher ermittelt werden konnte, so ist der Wert derselben als Geschichtsurkunden der urchrstl. und (im engern und weitern Sinne) apostolischen Zeit sicher dadurch nicht verringert worden, daß der Hergang dieser Geschichte auch ihrer menschlichen Seite nach aus eben jenen Schriften jetzt weit sicherer erkannt werden kann.

Was aber die religiöse Bedeutung der biblischen Bücher betrifft, so bleibt diese völlig unabhängig von dem kritischen Urtheile über die menschlichen Entstehungsverhältnisse der einzelnen Schriften bestehen; denn auf alle Fälle bleibt das Neue Testament auch so die Geschichtsurkunde über die Ursprünge und die erste Entwicklung der chrstl. Religion. Wenn nun der chrstl. Glaube nicht umhin kann, diese Religion in ihrem geistigen Gehalte auf göttliche Offenbarung zurückzuführen, so wird er auch dabei bleiben, jene Schriften als Urkunden über die göttliche Offenbarung zu betrachten, welche in dem persönlichen Selbstbewußtsein Jesu und in dem urchrstl. Glauben an Jesus als den Christus in die Welt getreten ist. Und wenn auch die ältern Vorstellungen von dieser Offenbarung als einer übernatürlichen göttlichen Belehrung und als einer Reihe übernatürlicher oder schlechtthin wunderbarer Ereignisse nicht mehr festgehalten werden können, so wird eine Frömmigkeit, welche die Hauptsache im Christentum in das durch Christus offenbarte neue religiöse Verhältnis und in das dadurch bedingte Selbstbewußtsein setzt, in ihrer Werthschätzung der Geschichtsurkunden dieses religiösen Bewußtseins um so weniger irre werden, als sie die religiös belebende und erneuernde Macht, welche die biblischen Bücher auf ihre Leser üben, an sich selbst erfahren hat.

Bibelanstalt, i. u. Bibelgesellschaften.

Bibelausgaben und biblische Textgeschichte. Wie bei andern aus dem Alterthum überlieferten Schriften, so ist auch bei den biblischen Büchern die Herstellung des ursprünglichen Textes eine Hauptaufgabe der wissenschaftlichen Forschung. Nachdem daher die Vorstellung, als sei der biblische Text fehlerfrei auf uns gekommen, sich als unrichtig erwiesen hatte, entstand eine eigene Wissenschaft der biblischen Textkritik.

1) Das Alte Testament. Hier handelte es sich zunächst um den Text der, in der samaritanischen und in der griech. Übersetzung enthaltenen, von dem Hebräischen oft sehr stark abweichenden Textüberlieferung. Im allgemeinen ergab sich, daß die letztere den Anspruch auf ungleich größere Treue hat, wenngleich einzelne Berichtigungen des Textes nach den Übersetzungen nicht ausgeschlossen sind. In den jüd. Rabbinenschulen, die um Christi Zeit in Jerusalem, und nach dessen Zerstörung in Palästina und später in Babylon blühten, wachte man mit peinlicher Sorgfalt über die unverfälschte Erhaltung des hebr. Textes. Abgesehen von den erst später hinzugekommenen Vocal- und Interpunktionszeichen lasen die Juden im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. schon fast völlig denselben Bibeltext, welcher gegenwärtig im Gebrauche ist. Die Sammlung „der abendland. und

Bischof, Adler und Molkenhauer veranstalteten Sammlung (Kopenh. 1788), die er durch eigenen rastlosen Fleiß erheblich vermehrte, brachte er den bis dahin reichhaltigsten Apparat zusammen (Hauptausg., 2 Bde., Halle u. Lond. 1796—1806). Griesbach unterschied drei Recensionen von Handschriften: die occidentalische, die alexandrinische, die konstantinopolitanische, und wog den Wert derselben sorgfältig gegeneinander ab, blieb aber bei der Elzevierschen Lesart überall stehen, wo nicht zwingende Gründe zu Abweichungen nötigten. Die Ausgaben von Matthäi (1782—88, 12 Bde.), auf Grund von mehr als 100 doch ziemlich jungen moslauer Handschriften, und von Scholz (1830; 2. Ausg. 1836, 2 Bde.) legten in der Hauptsache den konstantinopolitanischen Text zu Grunde, welcher unter allen der jüngste und dem Elzevierschen verwandteste war. Erst Lachmann wandte die strengen Grundsätze der neuern philol. Kritik mit wissenschaftlicher Konsequenz auf das Neue Testament an. Indem er unter Verzicht auf die Ausmittelung des ursprünglichen Textes nur den ältestbezeugten herzustellen suchte, ging er unter Zurückstellung der occidentalischen und konstantinopolitanischen Recension lediglich auf den alexandrinischen Text zurück, den er nach einigen wenigen, aber durch ihr Alter ausgezeichneten Handschriften konstituierte (Stereotypausgabe 1831; große Ausgabe von Lachmann und Buttmann, 2 Bde., Berl. 1842—50). Hatte Lachmann noch auf Grund eines sehr lückenhaften Materials gearbeitet, so ist es namentlich Tischendorf's Verdienst, den bis jetzt reichhaltigsten handschriftlichen Apparat zusammengebracht zu haben. In den kritischen Grundsätzen schloß sich Tischendorf besonders in der ersten Ausgabe (Lpz. 1841) in der Hauptsache an Lachmann an, hat sich aber in den folgenden Ausgaben, namentlich der zweiten leipziger (1849), der sog. ed. septima (2 Bde., Lpz. 1859) und der (8.) Ausgabe letzter Hand (Lpz. 1869—72), dem Griesbach'schen Texte schrittweise genähert und die Lachmann'schen Prinzipien durch eine Reihe anderweiter kritischer Gesichtspunkte durchkreuzt. Gegenwärtig ist infolge dieser neuesten Bemühungen der neutestamentliche Text in größerem Schwanken gekommen als je zuvor. Die neueste hervorragende kritische Ausgabe ist die mit einer gelehrten Introduction, ausermählten Citaten und orthogr. Noten versehene von Westcott und Hort (2 Bde., Cambridge u. Lond. 1881).

Unter den Handschriften sind die ältern (seit dem 4. Jahrh.) mit Majuskeln oder sog. Uncialschrift, die jüngern (vom 10. Jahrh. an) mit Minuskeln oder Kursivschrift geschrieben. Die wichtigsten sind der Codex Vaticanus aus dem 4. Jahrh., der, bis

vor kurzem sorgfältig den Blicken der Gelehrten entzogen, erst neuerdings vollständig verglichen worden ist, der von Tischendorf entdeckte, wohl ebenfalls aus dem 4. Jahrh. stammende Codex Sinaiticus (von welchem nachstehend eine Textprobe folgt).

ΔΙΔΑΧΑΙΣ ΠΟΙΚΙ
ΛΑΙΣ ΚΑΙ ΖΕΝΑΙΣ ΜΗ
ΠΑΡΑΦΕΡΕΣ ΘΕΚΑ
ΛΟΝΤΑΡΧΑΡΙΤΙΒΕ
ΒΛΙΟΥΣ ΒΕΤΗΝ ΚΑ
ΔΙΑΝΟΥ ΒΡΩΜΑΝ
ΕΝ ΟΙΣ ΟΥΚ ΩΦΕ
ΛΗΘΗΣΑΝ ΟΙ ΠΕΡΙ
ΠΑΤΟΥΝΤΕΣ

Codem Sinaltions. (October 13, 9.)

**Διδάσκας υπαίτιος και ξένος μη περιφρασθε καλόν τῶν
χαρίων βαρύνουθε τὴν κερδίαν τοῦ βρωμίου ἐν οἷς
ωφεληθήσαν οἱ περιεπαιγόμενοι (περιπατηκότες)**

ber in London aufbewahrte Codex Alexandrinus (5. Jahrh.) und der Codex Ephremit (ein sog. Codex rescriptus oder palimpsestus mit darüber geschriebnem Texte des syr. Kirchenvaters Ephrem), welche sämtlich (mit größern oder kleinern Lücken) die ganze griech. Bibel Alten und Neuen Testaments enthalten. Hierzu kommen noch zahlreiche Handschriften, welche nur einzelne Schriften umfassen, so der Codex Cantabrigiensis oder Bezae (Evangelien und

2
 3
 4
 5
 6
 7
 8
 9
 10
 11
 12
 13
 14
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100
 101
 102
 103
 104
 105
 106
 107
 108
 109
 110
 111
 112
 113
 114
 115
 116
 117
 118
 119
 120
 121
 122
 123
 124
 125
 126
 127
 128
 129
 130
 131
 132
 133
 134
 135
 136
 137
 138
 139
 140
 141
 142
 143
 144
 145
 146
 147
 148
 149
 150
 151
 152
 153
 154
 155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163
 164
 165
 166
 167
 168
 169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200
 201
 202
 203
 204
 205
 206
 207
 208
 209
 210
 211
 212
 213
 214
 215
 216
 217
 218
 219
 220
 221
 222
 223
 224
 225
 226
 227
 228
 229
 230
 231
 232
 233
 234
 235
 236
 237
 238
 239
 240
 241
 242
 243
 244
 245
 246
 247
 248
 249
 250
 251
 252
 253
 254
 255
 256
 257
 258
 259
 260
 261
 262
 263
 264
 265
 266
 267
 268
 269
 270
 271
 272
 273
 274
 275
 276
 277
 278
 279
 280
 281
 282
 283
 284
 285
 286
 287
 288
 289
 290
 291
 292
 293
 294
 295
 296
 297
 298
 299
 300
 301
 302
 303
 304
 305
 306
 307
 308
 309
 310
 311
 312
 313
 314
 315
 316
 317
 318
 319
 320
 321
 322
 323
 324
 325
 326
 327
 328
 329
 330
 331
 332
 333
 334
 335
 336
 337
 338
 339
 340
 341
 342
 343
 344
 345
 346
 347
 348
 349
 350
 351
 352
 353
 354
 355
 356
 357
 358
 359
 360
 361
 362
 363
 364
 365
 366
 367
 368
 369
 370
 371
 372
 373
 374
 375
 376
 377
 378
 379
 380
 381
 382
 383
 384
 385
 386
 387
 388
 389
 390
 391
 392
 393
 394
 395
 396
 397
 398
 399
 400
 401
 402
 403
 404
 405
 406
 407
 408
 409
 410
 411
 412
 413
 414
 415
 416
 417
 418
 419
 420
 421
 422
 423
 424
 425
 426
 427
 428
 429
 430
 431
 432
 433
 434
 435
 436
 437
 438
 439
 440
 441
 442
 443
 444
 445
 446
 447
 448
 449
 450
 451
 452
 453
 454
 455
 456
 457
 458
 459
 460
 461
 462
 463
 464
 465
 466
 467
 468
 469
 470
 471
 472
 473
 474
 475
 476
 477
 478
 479
 480
 481
 482
 483
 484
 485
 486
 487
 488
 489
 490
 491
 492
 493
 494
 495
 496
 497
 498
 499
 500
 501
 502
 503
 504
 505
 506
 507
 508
 509
 510
 511
 512
 513
 514
 515
 516
 517
 518
 519
 520
 521
 522
 523
 524
 525
 526

Verzeichnis

der

Abbildungen und Karten

zum zweiten Bande.

A. Tafeln und Karten:

	Seite
Asien, Physikalische Übersichtskarte.	52
Nord- und Mittelasien. (Karte.)	54
Westasien. I. (Karte.)	56
Westasien. II. (Karte.)	57
Asiatische Menschenstämme	58
Asien, Politische Übersichtskarte.	60
Ägyptische Altertümer	86
Athen, Akropolis	118
Athen. (Karte.)	123
Atlantischer Ocean. (Karte.)	139
Auge des Menschen	198
Australien und Neuseeland. (Karte.)	259
Australische Rasse und Kultur	266
Balkanhalbinsel. (Karte.)	399
Bänder des Menschen	425
Bären	462
Baucheingeweide des Menschen	565
Baumwollindustrie	592
Baustile. I. Ägyptischer, assyrischer, persischer und indischer Stil.	608
Baustile. II. Griechischer Stil.	608
Baustile. III. Römischer Stil. 1.	608
Baustile. IV. Römischer Stil. 2.	608
Baustile. V. Byzantinischer Stil.	608
Baustile. VI. Arabischer Stil.	608
Baustile. VII. Romanischer Stil.	608
Baustile. VIII. Gotischer Stil.	608

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum zweiten Bande.

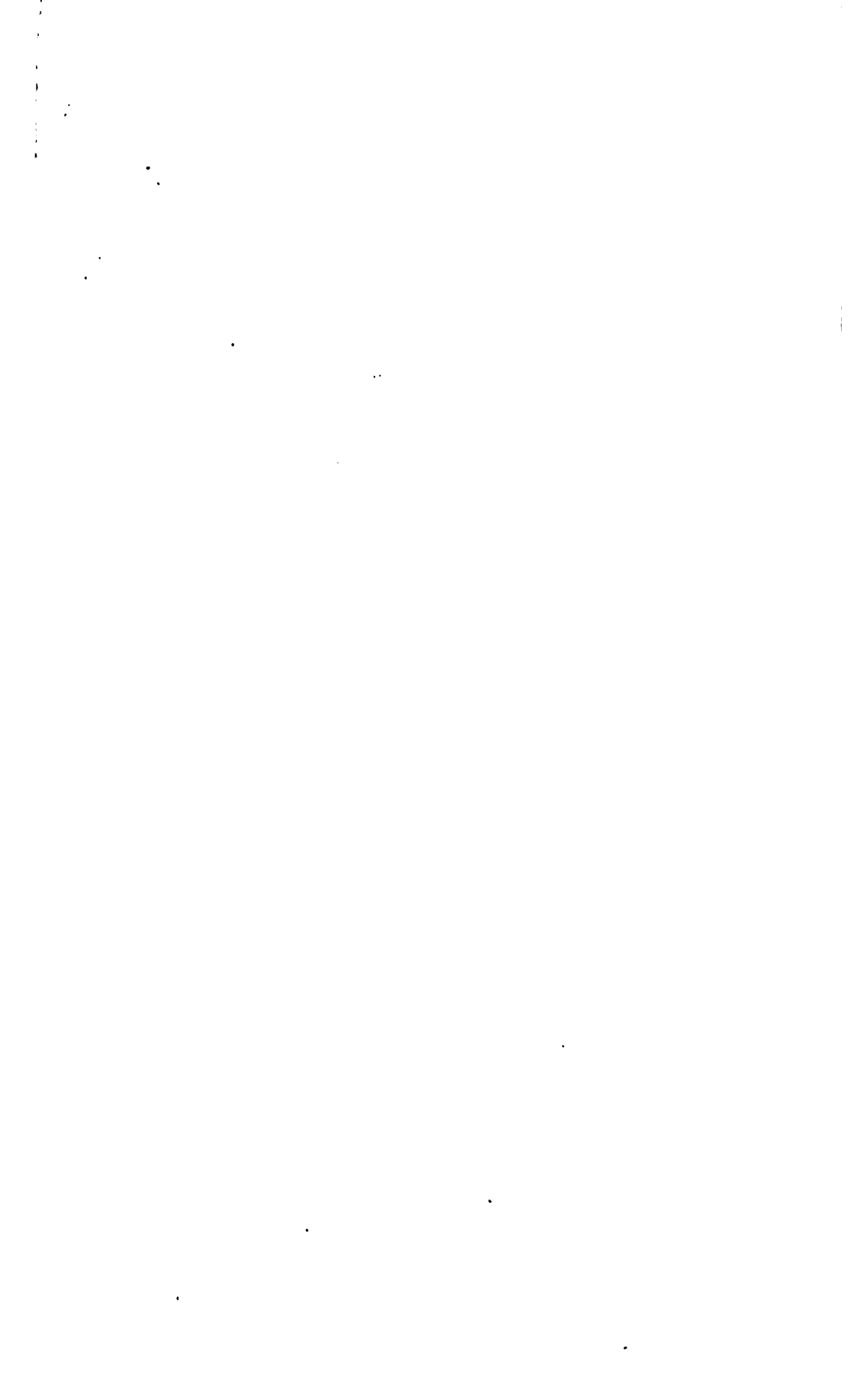
	Seite
Baustile. IX. Italienische Renaissance.	608
Baustile. X. Deutsche und französische Renaissance.	608
Baustile. XI. Rokoko- und Bopffstil.	608
Baustile. XII. Stil des XIX. Jahrhunderts.	608
Bayern. (Karte.)	618
Bergbau. I.	802
Bergbau. II.	802
Bergbau. III.	804
Berlin und Umgebung. (Karte.)	844
Berliner Bauten	848
Befruchtung und Befruchtung	902
Beuteltiere.	923

B. Abbildungen im Texte:

Artesische Brunnen	19
Aspern und Eßling	70
Aspirator	72
Asterophyllen	91
Astrolabium	101
Astrophotometrie	108
Äther	126
Atmosphärische Eisenbahnen. (2 Figuren.)	146
Ätna	150
Auge. (6 Figuren.)	197. 198. 200
Augenspiegel. (2 Figuren.)	208
Augit	210
Ausdehnung. (6 Figuren.)	235. 236
Ausfluß	237
Austerlip	255
Arinit	298
Baculometrie. (3 Figuren.)	335. 336
Bagger. (4 Figuren.)	365
Bajonettverschluß. (2 Figuren.)	384
Balancier. (2 Figuren.)	390
Ballen und Ballenlage. (2 Figuren.)	400
Balliste	405
Ballon	406
Bandwurm. (9 Figuren.)	429. 430. 431
Barometer. (4 Figuren.)	495. 496
Basculenschloß. (3 Figuren.)	526
Batterie (elektrische). (2 Figuren.)	560. 561
Bänken. (2 Figuren.)	566
Baumwollindustrie. (5 Figuren.)	594. 595
Becher. (4 Figuren.)	664

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum zweiten Bande.

	Seite
Belemniten. (2 Figuren.)	711
Belfort.	715
Bergbau. (11 Figuren.)	803
Bergbohrer. (28 Figuren.)	813
Bergwage	828
Berlichingen. (8 Figuren.)	834
Besançon	887



Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum zweiten Bande.

	Seite
Belemniten. (2 Figuren.)	711
Belfort.	715
Bergbau. (11 Figuren.)	803
Bergbohrer. (28 Figuren.)	813
Bergwage	828
Verlichingen. (8 Figuren.)	834
Besançon	867



